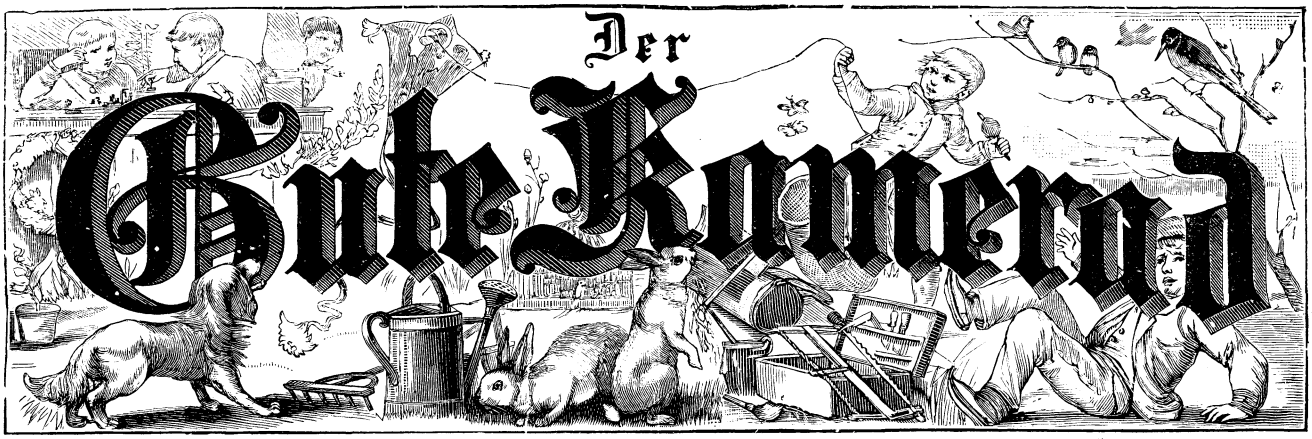


3. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 1.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Vom Leben der Schule zu sein befreit,
Scheint Dir ein würdig Ziel des Strebens?
Sei sicher, Du sehnst in der Schule des Lebens
Dich oft noch zurück nach der Jugendzeit.

Alb. Roderich.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

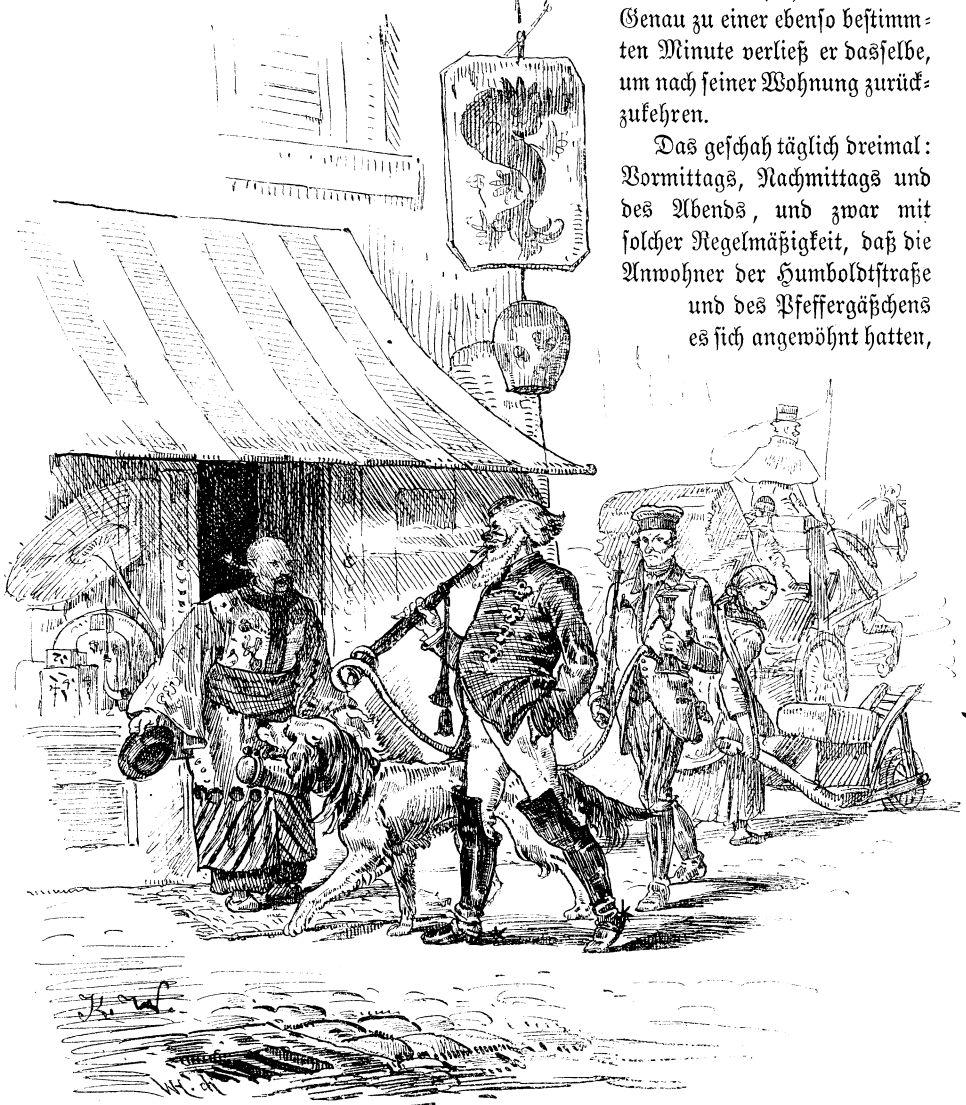
Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

Mein lieber, guter Kamerad, hast du vielleicht den „blauroten Methusalem" gekannt? Ganz gewiß, nämlich wenn du in der betreffenden Universitätsstadt geboren bist oder, wenn auch nur für einige Tage, als Gast dort geweilt hast. Er war das lebendige Wahrzeichen der dortigen Alma mater. Niemand konnte an ihm vorüber sehen, und wer ihn einmal erblickt hatte, dem war es unmöglich, ihn jemals wieder zu vergessen.

Er wohnte seit wer weiß wie vielen Semestern in der Humboldtstraße und studierte — ja, wer konnte das wohl sagen! Wem es eingefallen wäre, ihn danach zu fragen, dem hätte er mit der Klinge geantwortet, und er war als der beste Schläger bekannt und gefürchtet.

Zur ganz bestimmten Minute trat er aus dem Hause, in dessen Parterre der chinesische Theehändler Ye-Kin-Li einen prächtig eingerichteten Verkaufsladen besaß, schritt, gefolgt von seinem Wichsier, die Straße entlang, bog rechts in das Pfeffergäßchen ein und verschwand dort in der Thüre des „Geldbriefträgers von Ninive". So nämlich nannten die Studenten dieses viel besuchte Bierlokal. Genau zu einer ebenso bestimmten Minute verließ er dasselbe, um nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Das geschah täglich dreimal: Vormittags, Nachmittags und des Abends, und zwar mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Anwohner der Humboldtstraße und des Pfeffergäßchens es sich angewöhnt hatten,



– „Tsching tsching, mein lieber Ye-Kin-Li! Wollen Sie ausgehen?" – – „'s sche tsche Ttschu – ja, Herr. Auf die Polizei."

ihre stehen gebliebenen oder falsch gehenden Uhren nach ihm zu richten.

Eines Tages aber warteten sie vergeblich auf sein Erscheinen. Man wunderte sich; man schüttelte den Kopf. Als er auch am nächsten Tage nicht erschien, begann man, bedenklich zu werden. Am dritten Tage beschloß man, seine Wirtin zu interviewen, und erfuhr auf diesem Wege, daß er die Miete auf zwei Jahre vorausbezahlt habe und dann verschwunden sei. Wohin? Das war nicht zu erfahren. Erst später sprach es sich herum, daß er den Sohn der Wirtin mitgenommen habe. Diese mußte das Ziel der Reise kennen, und da sie sich nicht ein darauf bezügliches Wort entlocken ließ, so handelte es sich jedenfalls um ein Geheimnis, dessen Enthüllung man der Zukunft überlassen mußte.

An jenem Vormittage, an welchem der „blaurote Methusalem" zum letztenmal im „Geldbriefträger von Ninive" gesehen worden war, hatte er selbst keine Ahnung davon gehabt, daß er am Nachmittage nicht wiederkommen und sogar für viele Monate sich fern von hier befinden werde.

Wie gewöhnlich schritt er in gravitätischer, bärenhafter Langsamkeit die Humboldtstraße zurück und ergötzte sich im stillen über die Aufmerksamkeit, welche er heute wie stets erregte. Seine Erscheinung war freilich auffallend genug.

Er war von hoher, breiter, wahrhaft hünenartiger Gestalt und trug sein Hektoliterbäuchlein mit dem Anstande eines chinesischen Mandarinen erster Klasse. Sein Gesicht war von einem dunklen, wohlgepflegten Vollbarte eingerahmt und zeigte die Fülle und Farbe eines braven Germanen, der sich darüber freut, daß die deutschen Biere längst ihren Triumphzug um die Erde vollendet haben. Quer über dieses Gesicht zog sich eine breite Narbe, die Nase in zwei ungleiche Hälften teilend — aber was für eine Nase! Ursprünglich war sie wohl das gewesen, was man eine Habichtsnase nennt; nach und nach aber hatte die Schärfe ihres Schnittes sich gemildert, um einer Fülle zu weichen, die von Semester zu Semester bedenklicher geworden war. Dazu war eine Färbung getreten, welche mit der Zeit alle zwischen dem lieblichen Fleischrot und einem tiefen Rotblau liegenden Nuancen durchlaufen hatte. Der Besitzer dieser Nase behauptete freilich, daß die Säbelwunde an dieser Färbung schuld sei; seine Corpsbrüder hingegen waren anderer Meinung. O Jugend, bewahre dich vor ähnlichem Ungefähr!

Mag dem nun aber sein, wie es wolle; dieser Nase und der Anzahl seiner Semester hatte er den Namen der „blaurote Methusalem" zu verdanken.

Er trug einen blausamtenen Schnürenrock, eine rote Weste, weiße Lederhosen und hohe, lacklederne Stulpenstiefel, an denen ungeheure Sporen klirrten, welche mexikanischen Ursprunges waren und deren Räder einen Durchmesser von drittehalb Zoll besaßen. Auf den lang herabwallenden, dichten Locken saß ein rotgoldenes Cerevis.

Die Hände trug er weltverächtlich in den Hosentaschen. Zwischen den Zähnen hielt er das Mundstück einer persischen Wasserpfeife, deren Rauch er in dicken Schwaden von sich stieß.

Vor ihm her schritt gewichtig ein riesiger Neufundländer, welcher das zwei Liter fassende Stammglas seines Herrn im Maule trug.

Hinter dem letzteren folgte der Wichsier, in der linken Hand die Wasserpfeife tragend, deren Kopf wenigstens ein Pfund Knaster faßte. Ihr vier Ellen langer Gummischlauch führte nach dem Munde des qualmenden Studenten. In der rechten Hand, geschultert wie ein Schießgewehr, hielt der Wichsier einen langen, dünnen Gegenstand, in welcher die Begegnenden zu ihrem Erstaunen eine — — Oboe erkannten.

Dieser Pfeifen- und Oboenträger schien, ganz ebenso wie sein Herr, ein Original zu sein. Er hatte eines jener Gesichter, deren Alter sich nicht bestimmen läßt. Es war von unzähligen kleinen Runzeln und Furchen durchzogen, so daß von eigentlichen Zügen keine Rede sein konnte. Sah man ihn in stolzem Ernste, nur auf seinen Herrn achtend, hinter diesem herschreiten, so war man versucht, ihn weit über vierzig Jahre alt zu halten. Fand man jedoch privatim die Gelegenheit, das listige Blinzeln seiner kleinen Aeuglein zu beobachten, seine gewandten Bewegungen zu bemerken und sich von seiner stets schlagfertigen geistigen Munterkeit zu überzeugen, so schätzte man ihn nicht viel über zwanzig Jahre. Auf darauf bezügliche Fragen antwortete er nie. Er hielt sein Alter ebenso wie die Semester seines Herrn und Gebieters in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Seine lange schmale Gestalt war fast genau so gekleidet wie der „Methusalem", nur daß ihm anstatt des Cerevis eine weißleinene schirmlose Mütze, wie Köche und Konditoren sie tragen, auf dem kurz geschorenen Haupte saß.

So schritten sie die Humboldtstraße entlang, voran der Hund, dann der Herr und hinter diesem der Wichsier, einer gerade so würdevoll und gemessen wie der andere. Lächelnd blickte man ihnen nach.

Eben als sie in den Flur des heimatlichen Hauses einbiegen wollten, wurde die Thür des chinesischen Ladens geöffnet und der Besitzer trat heraus, in die weite, originelle Tracht des „himmlischen Reiches" gekleidet. Er hatte mit dem Studenten Freundschaft geschlossen, von ihm sich in der deutschen Sprache, die er, als er sich hier niederließ, nur gebrochen sprach, unterrichten lassen und ihm dafür so viel vom Chinesischen beigebracht, daß der „Methusalem" desselben recht leidlich mächtig war.

„Tsching!" grüßte der Theehändler, indem er sich verneigte.

„Tsching tsching, mein lieber Ye-Kin-Li!" antwortete der Student in seinem tiefen Bierbasse. „Wollen Sie ausgehen?"

„'s sche tsche, Tschu — ja, Herr. Auf die Polizei."

„Zur Polizei? Was haben Sie denn mit den Herren dort zu thun? Haben Sie einen verlorenen Hausschlüssel gefunden? Oder sollen Sie wegen gefälschten Thees in Strafe genommen werden?"

Der Chinese ließ seinen Zopf zärtlich durch die Hände gleiten, zog die haarlosen Brauen empor und antwortete in verbindlichem Tone:

„Es gefällt Ihnen, zu scherzen! Ye-Kin-Li wird niemals Strafe zahlen, denn alle Waren sind echt, rein und spottbillig. Ich habe einen Brief aus der Heimat erhalten, den ich abgeben soll. Da der Name des Empfängers nicht im Adreßbuche steht, so muß ich mich im Einwohneramt erkundigen."

„Dessen bedarf es nicht, mein Verehrtester. Das zuverlässigste Adreßbuch ist hier vorhanden" — er deutete nach seiner Stirn — „ich bin nicht umsonst Methusalem genannt. Viele wurden geboren, und viele starben; Tausende kamen als grüne Füchse und gingen fort als bleiche Philister; ich allein blieb stehen als Fels im fliegenden Sande, und ihre Namen sind eingetragen in den noch ungedruckten Annalen meines Genius. Wie lautet denn die Adresse?"

„So!“

Der Theehändler zog einen Brief aus seinem weiten Aermel und zeigte denselben hin.

Die Chinesen benutzen bekanntlich die Aermel als Taschen. Der Brief trug weder Marke noch Stempel; er war also jedenfalls als Einlage nach Deutschland gelangt. Die nicht mit Feder, sondern mit Pinsel geschriebene Adresse lautete:

„Dem Volksschullehrer Joseph Ferdinand Stein oder dessen Verwandten, früher wohnhaft Obergasse 12 parterre.“

Der Student blickte nachdenklich und kopfschüttelnd auf das Papier.

„Hm!“ sagte er. „Der Mann ist also nicht im Adreßbuche zu finden?“

„Nein.“

„Auch ich weiß, daß kein Lehrer dieses Namens hier angestellt ist. Wahrscheinlich ist der Adressat verstorben und — — ah! Heureka! Vielleicht ist meine Wirtin seine Witwe! Vertrauen Sie mir den Brief auf einige Augenblicke an, lieber Freund! Ich reite im Galopp hinauf und bringe Ihnen dann per Extrazug Bescheid.“

Er eilte davon, ins Haus hinein. Hund und Wichsier waren mit ihm stehen geblieben. Beide waren auf diesen plötzlichen Aufbruch ihres Herrn nicht gefaßt gewesen. Der Neufundländer sprang rasch zur Seite; der Wichsier aber war weniger geistesgegenwärtig. Der „Methusalem“ hatte während der Unterredung den Pfeifenschlauch ergriffen und nun beim Forteilen die Spitze desselben wieder in den Mund gesteckt. Wäre der Wichsier sofort nachgesprungen, so hätte er das folgende Unglück vermieden, so aber zögerte er einen Augenblick, der Schlauch wurde angespannt und ihm dadurch die Wasserpfeife aus der Hand gerissen. Er wollte, um sie zu retten, nach ihr greifen, gab dadurch aber ihrem Falle eine solche Richtung, daß sie auf den Neufundländer flog und dann zur Erde stürzte, wo das Wasserbassin in Scherben zerbrach. Der Kopf hatte seinen glühenden Inhalt auf den Kopf des Hundes ergossen; der übrige Teil wurde von dem eilfertigen Studenten mit bis zur halben Treppe gerissen. Dann bemerkte der letztere, daß hinter ihm nicht alles in Ordnung sei. Er blieb stehen und drehte sich um.

„Frau Stein,“ fragte er, „haben Sie früher einmal Obergasse zwölf parterre gewohnt?“

Da sah er, daß er nur den Schlauch mit dem Fuße der Pfeife im Besitze hatte. Der Hund heulte laut, denn seine Kopfhaare begannen zu glimmen, und der Wichsier war über ihn weggestürzt und lag mit der Oboe an der Erde. Dabei stand der Chinese, schlug die Hände zusammen und rief erschrocken:

„O Nieou-nieou-nieou! Chi-tchin! Chi-nieou!“

Das alles machte einen so drolligen Eindruck, daß der Student gar nicht an den Verlust der teuren Pfeife dachte, sondern lachelnd von der Treppe herabrief:

„Aber, Gottfried von Bouillon, was hast du da angerichtet!“

Der Wichsier des „Methusalem“ wurde nämlich aus später zu erwähnenden Gründen von sämtlichen Studenten „Gottfried von Bouillon“ genannt. Er sprang von der Erde auf und antwortete mehr zornig als verlegen:

„Wat ich anjerichtet hab'? Als wie ich? Da hört mir Allens off, Allens, und die Umdrehung der Erde dazu! Wer hat mich denn die wässerige Hukah aus der Hand jerissen und mir mit samt der Oboe parterre jebracht, so daß sogar der Pelz des Neufundländers in sechs Scheunenbrände jeraten ist? Da jeht man in aller Würde und Feierlichkeit von Jott Bachussen zu seine heimischen Penaten, und kaum ist man in das Ostium jetreten, so steht ein Mann des Zopfes da und schreit einen mit Nieou an! Wat hat des zu bedeuten?“

Diese zornige Frage war an den Chinesen gerichtet. An dessen Stelle antwortete der Student:

„Nieou heißt zudeutsch Ochse. Dreimal hintereinander bedeutet es also dreifacher Wiederkäuer.“

„Schön! Und Chi-tchin?“

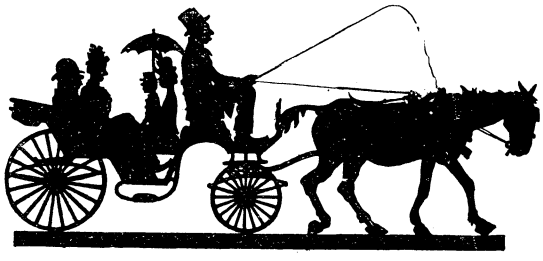
„Ein Tölpel, ein langsamer Sancho Pansa.“

„Noch schöner! Herr Ye-Kin-Li, Sie wollten sich soeben zur Polizei bejeben; det haben Sie nicht nötig, denn ich werde Ihnen hinführen lassen. Sie werden arretiert. Vorher aber will ich Sie zeigen, wie ein musikalisch approbierter Europäer auf solche Beleidigungen mit seinem Lieblingsinstrumente antwortet.“

Er hob die Oboe vom Boden auf, fällte sie wie ein Gewehr und drang dann mit derselben auf den Chinesen ein. Dieser

war keineswegs ein Held und hielt es für das beste, das Hasenpanier zu ergreifen. Er floh in seinen Laden und riegelte die Thür desselben hinter sich zu.

„So, da ist er mit jütiges Verschwinden hinter seine Coulissen retiriert," lachte Gottfried von Bouillon. „Ich habe jesiegt, verzichte aber darauf, Viktoria schießen zu lassen und werde mir lieber bemühen diese Überreste einer seligen Vergangenheit einem glücklichen Vergessensein entgegenzuführen."



Schattenbilder.

Er suchte die Scherben zusammen. Sein Herr warf ihm den Wasserschlauch zu und ging nach oben, um bei seiner Wirtin einzutreten.

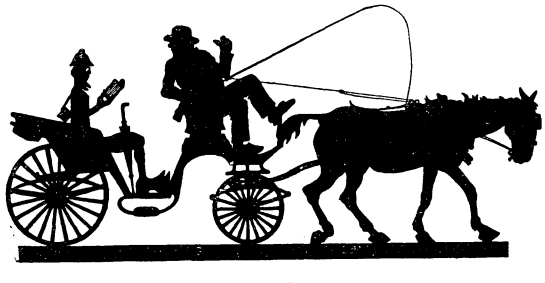
Diese bewohnte ein Stübchen, an welches ein kleines Schlafgemach stieß. Die anderen Räume ihrer Wohnung hatte sie an den Studenten vermietet, um dadurch ihre dürftige Lage ein wenig zu verbessern. Sie war die Witwe eines Lehrers und bezog eine sehr kärgliche Pension, welche nicht einmal für Salz und Brot ausreichte. Darum mußte sie manche Nacht hindurch am Nähtischchen oder Stickrahmen sitzen, um die Not von sich und ihren drei Kindern fern zu halten.

Erst von dem Tage an, an welchem der „Methusalem" zu ihr gezogen war, hatte ihre gedrückte Lage eine Aenderung zum Besseren erfahren. Die vorherigen Mieter waren keine guten Zahler gewesen und hatten der braven Frau manche schwere Sorge bereitet; er aber war reich und besaß ein sehr gutes Herz. Er bezahlte nicht nur seine Miete sehr regelmäßig, sondern ließ seiner Wirtin auch sonst manche unerwartete Einnahme zufließen. Er hatte gar bald eine herzliche Zuneigung zu den wohlgesitteten Kindern gefaßt, hörte es gern, wenn sie ihn in zutraulicher Weise Onkel nannten und schien sich im stillen die Aufgabe gestellt zu haben, wie ein wirklicher Verwandter für ihr Wohlergehen Sorge zu tragen.

Richard, der älteste Sohn der Witwe, war ein sehr begabter Knabe. Seine Lehrer liebten ihn und rieten seiner Mutter, ihn studieren zu lassen. Leider aber war sie dazu zu arm. Das stimmte sie traurig. Sie wußte sehr wohl, daß das Handwerk einen goldenen Boden habe, doch empfand ihre Mutterliebe es mit stillem Kummer, daß sie dem Knaben nicht eine seinen Anlagen entsprechende Erziehung und Zukunft bieten könne.

Da war eines Abends der „Methusalem" zu ihr gekommen und hatte sich mit ihr über dieses Thema in seiner kurzen, bestimmten Weise ausgesprochen. Sie hatte seinen Antrag, obgleich derselbe sie mit Entzücken erfüllte, bescheiden abgelehnt; er aber hatte das vertrauliche Gespräch zum Schlusse gebracht, indem er in entschiedenem Tone erklärte:

„Meine liebe Frau Stein, Sie werden bemerkt haben, daß ich nicht gern von mir und meinen Verhältnissen spreche; heute will ich einmal von dieser Gepflogenheit abweichen. Mein Vater war ein reicher Brauer. Er hatte den Ehrgeiz, sich eines gelehrten und berühmten Sohnes rühmen zu wollen. Ich sträubte mich dagegen, denn ich wollte nichts anderes werden, als was auch er geworden war, ein Brauer. Mein Sträuben half nichts. Ich mußte Faba, die Bohne, deklinieren, obgleich mir der Hopfen über alle Bohnen ging. Ueber das Weitere will ich schweigen. Der Vater verwandelte seine Brauerei in ein Aktienunternehmen und hinterließ mir ein bedeutendes Vermögen. Ich aber habe es nur bis zum bemoosten Haupte gebracht, das heißt, zu einem akademischen Schlachtenbummler, welcher dem wirklichen Streiter verächtlich erscheint. Ich beginne nun nachgerade die ganze Leere dieses zwecklosen Daseins schmerzlich zu empfinden. Ich schäme mich meiner selbst. Ich will nicht länger ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein. Ich will Thaten thun, und meine erste That soll darin bestehen, daß ich in Ihrem Sohne Ersatz biete für meine verlorene Studienzeit. Er soll studieren, und ich zahle für ihn. Das ist das Wenigste, was ich thun kann. Und das darf Sie nicht bedrücken, denn nicht Sie werden mir dadurch etwas schuldig, sondern ich tilge eine Schuld, welche mir schwer auf dem Herzen liegt. Es ist meine Ueberzeugung, daß Sie kein Recht besitzen, mich mit meinem Antrage abzuweisen. Indem Sie Ihren Sohn glücklich machen, leisten Sie mir einen hohen Dienst, den ich Ihnen niemals vergessen werde. Also sagen Sie ja; schlagen Sie ein, und damit mag die Sache beschlossen und genehmigt sein!"



Schattenbilder.

Seit jener Zeit besuchte Richard das Gymnasium und der „Methusalem" wachte über ihn, wie eine Henne über ihr einziges Küchlein wacht. Dieses Küchlein war jetzt siebzehn Jahre alt geworden und gab sich alle Mühe, die Hoffnungen der Mutter und des „Onkel Methusalem" zu erfüllen.

Als der letztere jetzt eintrat mit dem Briefe aus China in der Hand, fiel sein Blick auf ein Bild stillen Familienfleißes. Frau Stein war mit einer Plätterei beschäftigt. Der Gymnasiast saß tief auf eine Landkarte gebeugt, deren Linien er mit der Spitze seines Bleistiftes folgte. Seine jüngere Schwester war an der Nähmaschine beschäftigt, welche der Student ihr am letzten Weihnachtsfeste beschert hatte, und der kleine sechsjährige Walther saß mäuschenstill hinter dem Ofen und mühte sich ganz ebenso mit einem Christgeschenke ab. Er hatte sich nämlich heimlich des Wichsapparates bemächtigt, um seinem ledernen Hanswurste die Stiefel blank zu machen. Das kostete ihm gar sauren Schweiß, und weil er sich die perlenden Tropfen nicht mit der Hand, sondern mit der Bürste abwischte, so hatte er bald den ganzen Inhalt der Wichsschachtel im Gesichte kleben.

Der „Methusalem" nahm sich kaum Zeit, zu grüßen. — „Frau Stein," fragte er, „haben Sie früher einmal Obergasse zwölf parterre, gewohnt?"

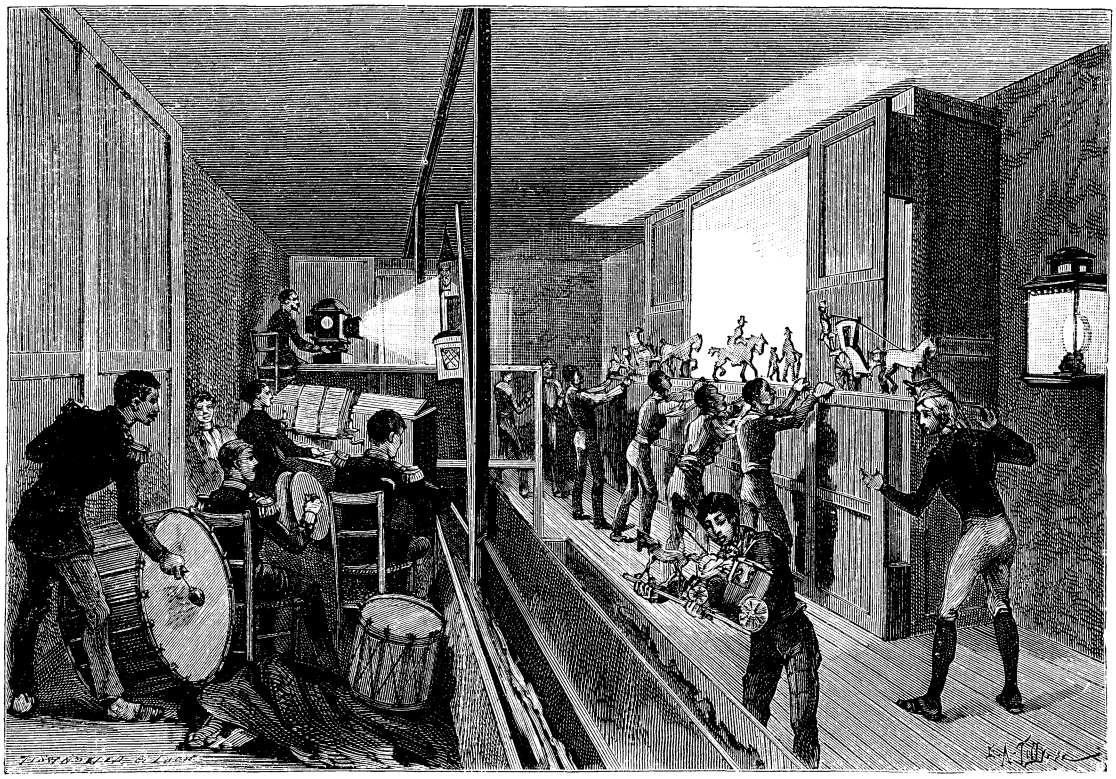
„Ja," antwortete sie. „Hieß Ihr Mann Joseph Ferdinand?"

„Ja." (Fortsetzung folgt.)

Das Schattenbildtheater.

Wir wollen heute wenige Worte von einem jungen Künstler berichten, dessen Name weiter nichts zur Sache thut. Es hat derselbe sein Talent und seine reiche Phantasie dazu aufgewendet, ein Theater einzurichten, in welchem dem schaulustigen Publikum von ihm selbst ersonnene und gezeichnete Silhouetten vor Augen geführt werden. In der That sollen diese Schattenbilder so außerordentlich fein, scharf und kunstvoll ausgeführt und mit so viel gesundem Humor ersonnen sein, daß sie auf alt und jung die gleiche Anziehungskraft ausüben. Die zwei kleinen Nachbildungen der in Wirklichkeit 50 cm hohen Bilder werden unseren lieben Kameraden sicherlich auch gefallen. Es sind dies zwei allerliebste kleine Szenen aus dem Reiseleben, wie sie des Sommers zur Reisezeit in Badorten und Bahnhofgegenden genugsam beobachtet werden können.

Mit welcher stillen, lebensmüden Ergebenheit die alten Mähren vor dem Wagen dahinstolpern, und welche Charakterverschiedenheit sich nur in den beiden lebenswahren Figuren ihrer Lenker ausdrückt! Der eine, mit rückwärts gewendetem Gesicht, erzählt lebhaft seinem wissensdurstigen Engländer, mit dem unvermeidlichen roten Reisehandbuch, von den Sehenswürdigkeiten der Stadt oder des Städtchens, der andere fährt seine Spießbürger mit philosophischer Gelassenheit ihrem Heim zu. Es eilt ihm ebensowenig wie seinen Fahrgästen oder seinem Pferde und alle drei scheinen auch genau das



Das Schattenbildtheater. Hinter dem Schirme, zur Erläuterung des Experiments.

gleiche Interesse für ihre Umgebung zu besitzen. Doch das können unsere Kameraden alles selber aus den Bildern lesen, und wir wollen sie lieber noch einen Blick hinter die Koulissen dieses amüsanten Schattenspieltheaters werfen lassen und ihnen zeigen, auf wie einfache Weise alle die großartigen Bühneneffekte hervorgerufen werden können.

Die zu diesen Schattenspielen nötigen Figuren werden natürlich nicht wie sonst üblich durch Hand- und Fingerstellungen zuwege gebracht, sondern sie werden aus dünnen Zinkblättern sorgfältig ausgeschnitten; sie sind stellenweise mit entsprechenden Durchbohrungen zu versehen, die mit bunten, durchsichtigen Papieren wieder verklebt werden. Auf diese Weise ist es möglich, daß z. B. bei den großen Truppenrevuen die Federbüsche der Helme und die Pferdesättel bei den Husaren oder Dragonern oder den höheren Offizieren sich bunt von dem Schwarz der übrigen Figur abheben. Die schwarzen Schatten, welche im Zuschauerraume sichtbar sind, werden durch die hell beleuchteten Zinkfiguren, welche vor dem Schirme, der den Zuschauerraum von der Bühne trennt, in besonderen Rinnen bewegt, auf eben diesen Schirm geworfen; sie sind von der Bühne aus natürlich nicht sichtbar, denn auf dieser Seite des Schirmes liegt alles in dem hellen Lichte der Knallgaslampe, für welche mit Vorteil auch eine elektrische Bogenlampe Anwendung finden kann. Bei unserem großen Theater, wie wir solches in obenstehender Figur sehen, genügen vier oder fünf Personen, die Figuren in ununterbrochener Reihenfolge vorüberziehen zu lassen, um z. B. dem Publikum eine große Revue vorzuführen, wozu die Regimentsmusik sogar einen flotten Marsch spielt; in Wirklichkeit aber steckt natürlich auf der Bühne ein Orchester. Dieser Art von Täuschungen unterliegt der Zuschauer aber besonders leicht dann, wenn z. B. eine große Schlacht vorgeführt, wenn eine starke Schanze genommen wird, oder wenn die Gewehrsalven knattern und der Donner der Kanonen rollt, während sich der Himmel auf dem Bilde sogar mit Rauchwolken füllt.

Wie ist das möglich? Auf sehr einfache Weise. Die Gewehre der Soldaten nämlich hat unser junger Künstler in geschickter

Einige Taubenspielarten.

Weise an den Zinkfiguren mit einem kleinen Hebel montiert und durch die Bewegung eben dieses Hebels, der an einem Fädchen spielt, liegen plötzlich alle Gewehre im Anschlag. Man kann also sehr wohl einen Sturmangriff darstellen. Die ebenfalls aus Zink ausgeschnittenen Kanonen sind mit einem kleinen Zünder versehen, den einer der Mitwirkenden entflammt; die große Trommel besorgt das Donnern der Kanone und eine große Knarre bringt das Knattern der Gewehrsalve hervor. Die leuchtenden Bogen, welche die Granaten in der Luft beschreiben, werden durch einen geschickt bewegten, glimmenden Pfropfen von Schießbaumwolle hervorgerufen, und der Rauch, den der Zuschauer nach jeder Salve aufsteigen sieht, wird — wie? — ja ganz richtig, junger Freund — der Rauch, der wird durch die brennende Zigarrette unseres Papas oder Onkels erzeugt.

Unsere guten Kameraden sehen also zum mindesten, mit wie wenigen und mit welchen einfachen Mitteln unser junger Künstler ein gutes Schattenbildtheater errichtet hat, welche Effekte sich auf dem einfachen Wege erreichen lassen. Es gehört dazu nur Eines: *man muß alles richtig anzupacken wissen.*

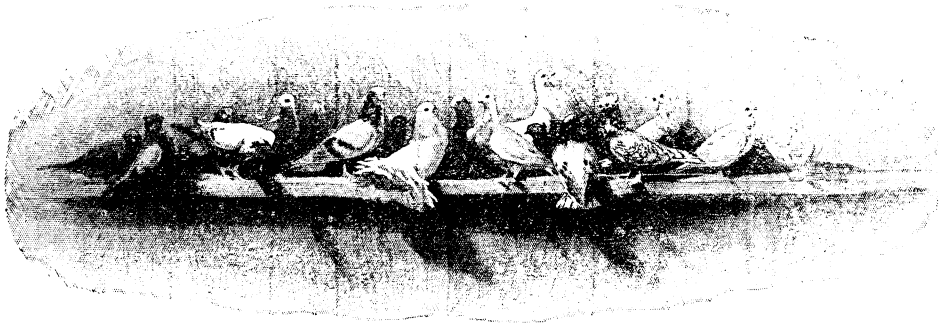
Unsere Tauben.

Unsere lieben jungen Kameraden wissen längst, wie sehr wir den Brauch empfehlen, daß sich junge Leute in ihren Freistunden gern und viel mit der sog. „stummen Kreatur" beschäftigen, d. h. sich mit den Tieren abgeben, sich dieselben angewöhnen, dieselben beobachten, verstehen und lieben lernen. Dies bildet das Gemüt, macht es weich und empfänglich und erschließt den tieferen inneren Blick in das unendliche Reich der Schöpfung und übt einen sittigenden Einfluß auf das ganze Wesen des Menschen aus. Sehen wir uns aber unter den Tieren unserer Umgebung um, so gibt es gewiß kaum ein liebenswürdigeres und zuthunlicheres Geschöpf als die sanfte, schmucke, reinliche und anmutige Taube, die sich leicht und fest an ihren Pfleger und ihre Behausung anschließt, eine Menge der schönsten Spielarten darbietet, den geringen Aufwand, den ihr Unterhalt verursacht, reichlich wieder vergilt und eine der reinsten, unschuldigsten und innerlich lohnendsten Unterhaltungen für Mußestunden gewährt. Wir haben es uns daher vorgenommen, unsere jungen Kameraden in wenigen Spalten mit den beliebtesten Arten der Feld-, Haus- und Ziertauben, ihrer Wartung, Pflege und Zucht bekannt zu machen, wie sich unsere jungen Kameraden selbst einen Taubenschlag machen können und wie sie den Taubensport möglichst wohlfeil und lohnend betreiben können, indem sie dabei den vernünftigen Entwickelungsgang vom Notwendigen zum Nützlichen und dann erst zum Angenehmen einhalten. Diese Beschäftigung für Erholungs- und Mußestunden wird auf unsere jungen Freunde lebenslang eine gute und allseitig vorteilhafte Wirkung ausüben.

Unsere jungen Leser wissen ohne Zweifel bereits, daß man die verschiedenen Taubenarten nach ihrer Lebensweise zunächst in wilde Tauben, in Feld- und Hoftauben teilt, daß die bei uns vorkommenden drei Arten von Wildtauben (nämlich Ringel- oder große Holztaube, Columba palumbus; kleine oder blaue Holztaube, C. Oenas; und Turteltaube, Col. Turtur) nur der Jagd angehören, obwohl man das hübsche, zierliche Turteltäubchen manchmal auch gezähmt trifft, und daß man von den Feldtauben (welche ihre Nahrung auf weiten Flügen ins Feld hinaus selbst suchen) und von den Haus- oder Hoftauben (welche eine Fütterung beanspruchen), durch künstliche Zucht eine ungemein große Zahl der mannigfachsten und schönsten Spielarten (Varietäten) gewonnen hat, so daß wir nun eine unendliche Menge „Schmuck- oder Ziertauben" von konstanter Art besitzen. Von dieser unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit der Arten können sich unsere jungen Kameraden einen Begriff machen, wenn wir ihnen sagen, daß es außer den Hauptrassen der Schwalben-, Trommler-, Schleier- oder Perücken-, der Möwchen-, Kropf-, Pfauen-, Tümmler- oder Purzel-, der Brieftauben, Monats-, Kölnischen- und Berbertauben, der Eulchen- und Elstertauben ꝛc. noch zahllose Arten anderer, aus künstlicher Zucht hervorgegangenen Ziertauben gibt, auf deren Einzelaufzählung wir hier aus Raummangel verzichten müssen.

Unsere jungen Taubenfreunde werden nun voraussichtlich ihre Versuche in der Taubenzucht zunächst mit einigen Paaren von Feldtauben beginnen, die man sich am leichtesten und wohlfeilsten verschaffen kann. Und um ihre Neugier über den Ursprung derselben zu befriedigen, wollen wir gleich von vornherein bemerken, daß unsere heutigen Feldtauben schon in grauer Vorzeit den Menschen bekannt waren und von denselben gehegt wurden, daß Aegypter, Griechen und Römer schon verschiedene Taubenarten hatten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in Indien gewonnen worden waren, und zwar aus der Urmutter

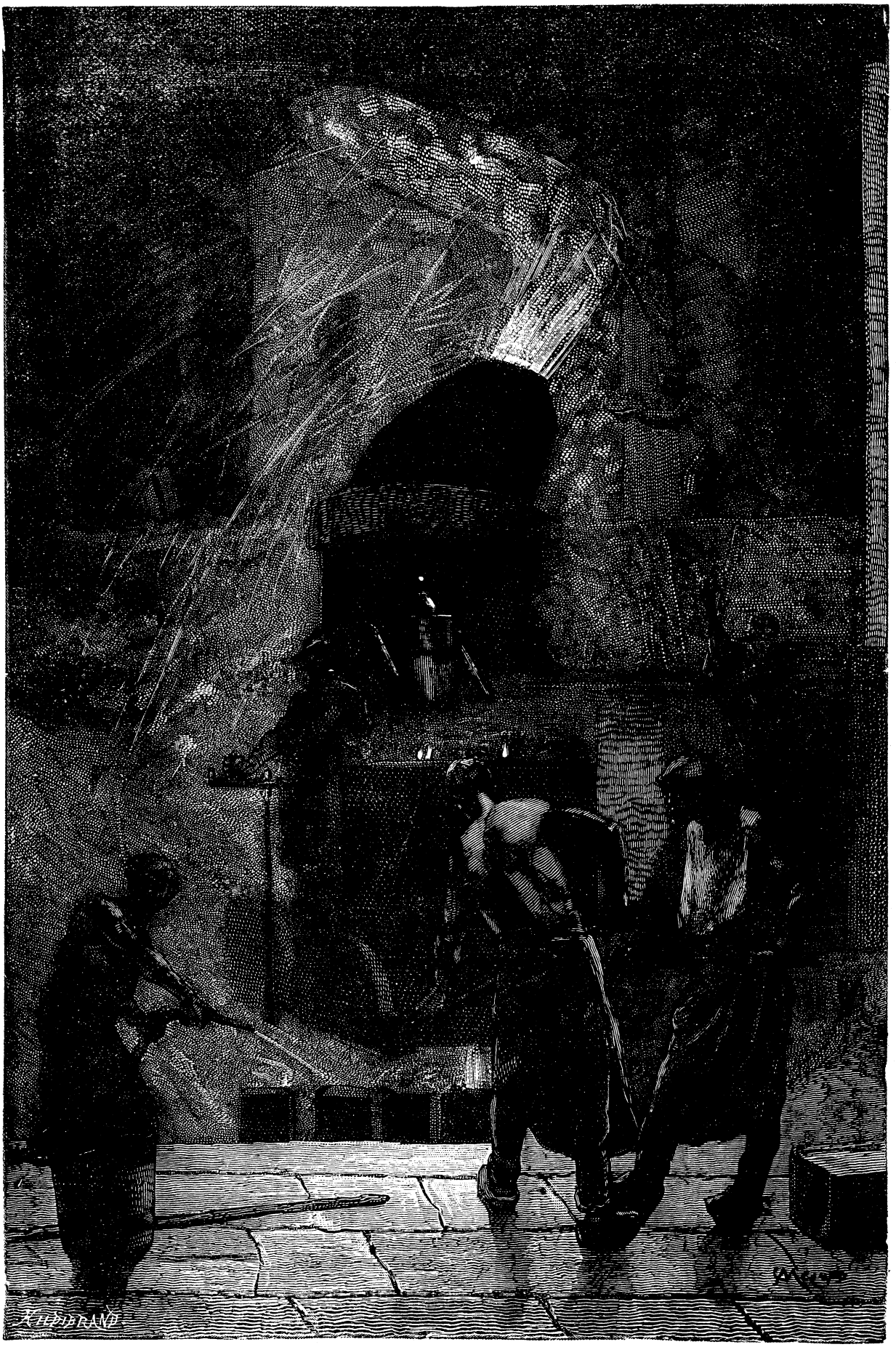
aller unserer heutigen Taubenarten, nämlich der asiatischen Felsentaube, Columba livia. Wir lassen es unerörtert, wie viel daran Wahres ist, und wollen nur erwähnen, daß in Indien die Taubenzucht ein allgemein beliebter Zeitvertreib war und noch geblieben ist, und daß die Tauben bei mehreren Völkern der Alten Welt gewissermaßen heilige Tiere waren und unter einer Art religiösen Schutzes standen, und daß unsere heutigen Haus- und Ziertauben unverkennbar durch Zuchtwahl und künstliche Kreuzung aus den Feldtauben gewonnen wurden. Diese Zuchtwahl ist wesentlich erleichtert durch die sog. monogame Lebensweise der Taube, nämlich dadurch, daß jeder Täuber nur ein einziges Weibchen erwählt und mit diesem paarweise in rührender Eintracht und Zärtlichkeit lebt, bis der Tod beide trennt. Wird ein solcher Ehebund gewaltsam getrennt und dem überlebenden Teile sein verlorener Gefährte nicht ersetzt, so verkümmert jener allmählich und überlebt den Verlust nicht lange, während doch im übrigen die Tauben sehr langlebige Tiere sind und bei gutem Obdach und genügender Nahrung ein Alter von 15 bis 18 Jahren leicht erreichen können. Die Taube legt bei guter Pflege und Ernährung jährlich im Durchschnitt acht- bis neunmal je zwei Eier, die sie unter treuer Mithilfe des Täubers sorglich ausbrütet und aus welchen meist ein männliches und ein weibliches Junge mit Sicherheit hervorgehen. Wenn man nun eine neue Taubenspielart gewinnen will, braucht man nur einen Täuber und eine Taube in einen kleinen, mittels eines leichten Drahtgitters in zwei Fächer geschiedenen Verschlag einige Wochen einzusperren und aneinander zu gewöhnen; dann nehmen sie sich gegenseitig vollkommen an, und aus den beiden Eiern, welche die Taube legt, gewinnt man dann ein Paar von einer neuen Varietät, in welcher sich die hervorragendsten Eigenschaften und Eigentümlichkeiten der Eltern in der interessantesten Weise und in mehr oder minder hervortretendem Grade kundgeben und ungemindert wieder auf ihre eigenen Nachkommen vererben. Dies bildet im Verein mit der einfachen und leichten Pflege, welche die Taube beansprucht, einen der größten Reize der Taubenzucht. (Forts. folgt.)



Siesta

Im Hüttenwerk.

Wenn an unsere jungen Kameraden die Wahl eines Berufs herantritt, wird manchem von ihnen angeraten, Berg- und Hüttenmann zu werden und viele verschmähen diesen Beruf einfach nur darum, weil sie nicht wissen, welch ein hochinteressanter und lohnender derselbe ist, und weil sie an die armen Häuer und Bergleute denken, welche unter harter Arbeit und Gefahr die wertvollen Metallerze und die nützliche Steinkohle im tiefen unterirdischen Stollen gewinnen und fördern, oder weil sie, wie die halbnackten Hüttenarbeiter auf unserem umstehenden Bilde Tag um Tag ihre Schichte in der glühenden Atmosphäre eines Schmelzwerkes oder Puddelofens zubringen müssen. Allein das ist ein gut Stück Mißverständnis, über welches wir unsere lieben Kameraden aufklären möchten. Die Arbeit des Bergmannes, der aus der Erdrinde die Metallerze und nützlichen Mineralien fördert, und diejenige des Hüttenmannes, welcher diese Mineralien in nützliche Metalle verwandelt, ist zweierlei Art: Handarbeit und Kopfarbeit. Zur rohen Handarbeit im Berg- und Hüttenwesen nun sind die wenigsten unserer jungen Kameraden bestimmt und erzogen, wenn sie dieselbe im Verlaufe ihrer Lehrzeit auch vorübergehend praktisch kennen lernen müssen, um sie zu verstehen. Nein, für unsere jungen Kameraden, welche sich dem Berg- und Hüttenwesen widmen wollen, ist der bessere und anregendere Teil, die Kopfarbeit ausersehen, welche sich aus den interessantesten und fesselndsten Fächern der Wissenschaften und Künste zusammensetzt. Der wissenschaftliche Berg- und Hüttenmann muß viel, sehr viel, lernen. Naturgeschichte, namentlich Mineralogie, Geognosie und Geologie, Mathematik und Geometrie bis zu den höchsten theoretischen Gebieten, Physik, Chemie, Mechanik und Ingenieurwesen. Der Bergmann muß vor allem Mathematiker, Baumeister, Ingenieur sein; er muß ein weites Gebiet des Wissens in sich aufnehmen, theoretisch und praktisch beherrschen. Der Hüttenmann muß alle diese Kenntnisse sich ebenfalls aneignen und daneben aber auch sich noch mit der praktischen Metallurgie befassen, d. h. mit der Kunst, mittels Maschinen, Wasser und Feuer aus den Erzen die verschiedenen Metalle darzustellen und diejenigen, welche darin mehrfach gemischt oder gemengt vorkommen, von einander zu scheiden. Das wichtigste Element, welches der Hüttenmann sich dienstbar macht, ist das Feuer, das ihm die erforderlichen hohen Hitzegrade liefert, um den Regulus, d. h. das reine Metall, von dem Gestein zu trennen. In welchem Maßstabe er dieser Feuerhitze bedarf, das zeigt unser umstehendes Bild, die Szene aus einem Hüttenwerke, in welchem das rohe Metall verfeinert wird, dessen Gewinnung auf einem der höchsten Triumphe des Menschengeistes beruht. Die Vervollkommnung der Verhüttungsprozesse, um Menschenkraft, Brennmaterial und Zeit zu ersparen und möglichst vieles und reines Metall zu gewinnen, geht unaufhörlich fort und ist das Ziel des Strebens bei jedem Fachmanne. Unsere jungen Kameraden mögen es sich gesagt sein lassen, wer ein tüchtiger und brauchbarer Berg- und Hüttenmann werden will, der muß nicht nur viel lernen und das Gelernte praktisch zu verwerten wissen, sondern er wird auch niemals ausgelernt haben. Aber gerade hierin liegt ja für den Fleißigen und Strebsamen ein großer Sporn und hoher Lohn, denn neben dem Bewußtsein, einem nützlichen und unentbehrlichen, ehrenvollen Berufe anzugehören, erfüllt ihn auch der Gedanke, daß er als tüchtiger Mann dann nicht an die Scholle gebunden ist, sondern daß ihm auf Grund seines Wissens und Könnens, ausgerüstet mit mannhaftem Selbstgefühl, die ganze Welt offen steht.



Im Hüttenwerk.

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von F. Meister.

Rosabella.

Als zu Anfang der fünfziger Jahre die deutsche Reichsmarine unter den Hammer gekommen und in alle Winde zerstreut worden war, ergriff ein Teil der ehemaligen Offiziere derselben die Gelegenheit, eine gesichertere Existenz in der englischen Marine zu suchen. Ich hatte von dem „Reichsminister der Marine", Generallieutenant Jochmus, als „Seejunker" meinen Laufpaß erhalten, immerhin also als angehender Offizier, und so gelang es mir, auf dem englischen Kriegsschooner „Leopard", der zu dem afrikanischen Sklavengeschwader gehörte, eine Stelle als überzähliger Unterlieutenant zu erhalten.

In denjenigen maritimen Kreisen Großbritanniens, welche die Seefahrt praktisch ausüben und daher imstande sind, sich aus eigener Erfahrung ein Urteil zu bilden, hat man von jeher eine Vorliebe für deutsche Seeleute gehegt, insofern nämlich, als man dieselben vor allen anderen gern in englische Dienste nahm. Diese Thatsache gilt sowohl für die britische Kauffahrteischiffahrt, als auch für die Marine. Im allgemeinen ist dieselbe allerdings nicht an die große Glocke gehängt worden, das läßt der englische Nationalstolz nicht zu, hin und wieder aber hat es dennoch auch jenseits des Kanals an Leuten nicht gefehlt, die offen, und sogar in der Presse, auf diese Erscheinung hingewiesen und dieselbe dadurch zu erklären gewußt haben, daß der deutsche Seemann nicht nur in allen Stücken dem britischen ebenbürtig, sondern auch zuverlässiger, weil nüchterner, sei, als jener. Und da der Deutsche bekanntlich von alter Zeit her stets bereit gewesen ist, für fremde Herren Landsknechtsdienste zu thun, was in seinem kräftigen Thatendrang und in seiner Abenteuerlust die vollste Erklärung findet, so hat es auch, besonders in früheren Jahren, der englischen Seefahrt an deutschen Kräften nie gefehlt. Heute hat Deutschland selber eine stattliche Marine und obendrein so zahlreiche überseeische Verbindungen, daß der Dienst auf den Schiffen jener fremden Macht unsern jungen Seeleuten nicht mehr so verlockend erscheint.

Anders war's vor etwa dreißig Jahren.

Die Romantik des Seelebens blühte dazumal für uns Deutsche nur in englischen Diensten, und kein Seemann galt bei uns für voll, der nicht auf englischen Schiffen gefahren hatte und die englische Sprache radebrechen konnte. Zum Teil ist diese Ansicht allerdings auch heute noch nicht ausgestorben.

Im fünften und sechsten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatten die Bestrebungen Englands, dem an der Westküste Afrikas in unerhörtem Maße betriebenen Sklavenhandel ein Ende zu machen, eine Anzahl abenteuerlustiger Seefahrer aller Nationen zum Eintritt in das Geschwader bewogen, welches zur Ausübung dieses sogenannten Präventivdienstes im Atlantischen Ozean, zwischen Westindien und Afrika, zu kreuzen hatte. Daß das deutsche Element hierbei nicht fehlen konnte, liegt auf der Hand; dasselbe war zeitweise und besonders nach der schmählichen Auflösung der Reichsmarine sogar so stark vertreten, daß einzelne Fahrzeuge des Geschwaders eine fast durchweg deutsche Besatzung hatten.

Der Dienst an Bord des „Leopard" war ein höchst beschwerlicher, und ich begrüßte daher einen ganz unerwartet eintreffenden Befehl des Admirals der westindischen Station, der mich in den persönlichen Dienst desselben nach Kingston auf Jamaika rief, mit großer Freude, um so mehr, als ganz in der Nähe von Kingston ein Verwandter von mir als Besitzer einer kleinen Plantage lebte. Ich besuchte den alten Herrn, so oft mein Dienst dies gestattete, und in seinem Hause lernte ich eine junge Dame kennen, die, der Himmel wollte es, durch eine zufällige Warnung meine Lebensretterin wurde. Innige Dankbarkeit band mich an sie, in dessen Folge sich zwischen uns bald ein herzlicher und unverbrüchlicher Freundschaftsbund herausgestaltete; es war die dunkeläugige Virginie Tellemache, so hieß sie, gut ein halbes Dutzend Jahre älter als ich und seit langem mit einem holländischen Kapitän, einem Herrn van Hochstraaten verlobt. Bald darauf führte mich ein Kommando wieder an Bord. Als ich nach etwa Jahresfrist in den persönlichen Dienst des Admirals zurückkehrte, war Virginie verheiratet und Herrin einer reizenden Besitzung unweit des Hafenortes Port Royal.

Eines Abends befand ich mich mit meinem Onkel auf dem Rückwege von einem geselligen Mahle bei einem benachbarten Plantagenbesitzer. An dem tiefschwarzblauen, westindischen Nachthimmel waren bereits Mond und Sterne in unbeschreiblicher Pracht aufgegangen, und wie ein schwacher Widerschein der Himmelslichter glühten unzählige Leuchtwürmer rings in dem duftenden Grase und allenthalben im Laube der Gesträuche. Ich schritt in Gedanken versunken vor mich hin und mein Onkel, ein alter, lustiger Hagestolz, trällerte ein übermütiges Liedchen, als wir uns bei einer Biegung des Weges ganz unerwartet einer Gesellschaft von Damen und Herren gegenüber sahen, die aus entgegengesetzter Richtung kamen. Mit vieler Freude erkannte ich den Pflanzer Tellemache und seine Gattin, nebst Mynheer, den Kapitän van Hochstraaten, und die schöne Virginie, jetzt Frau van Hochstraaten. Es stellte sich heraus, daß die Herrschaften von der Besichtigung eines Landhauses zurückkamen, welches der Kapitän hier in der Gegend gekauft hatte, und daß sie im Begriffe waren, ihren in einem Gasthause eingestellten Wagen wieder aufzusuchen. Ich hatte Virginie seit länger als fünfzehn Monaten nicht gesehen; die Herrschaften begrüßten uns sehr freundlich, der Kapitän machte sogar meinem Onkel einige Komplimente über gewisse kleine Auszeichnungen, die sein Neffe sich auf der letzten Kreuzfahrt zu erwerben das Glück gehabt hatte, Virginie reichte mir die Hand, während sie mir mit einer mütterlich-gönnerhaften Miene, die ihr entzückend stand, Vorwürfe darüber machte, daß ich sie in ihrem neuen Haushalt noch nicht ein einziges Mal besucht hätte, und wir seien doch schon so alte Freunde. Die Begegnung war selbstverständlich nur eine ganz kurze; wir setzten alsbald unsern Heimweg fort.

Wir hatten, während wir dahinschlenderten, über manches geplaudert, als mein Onkel plötzlich ausrief:

„Apropos, ist dir ein gewisser Collins bekannt, der da draußen am Yallah wohnt?"

„Dem Namen und seinem Rufe nach. Wenn ich nicht irre, ist er Eigentümer der Brigg ‚Delphin', auch soll er ein ganz abgefeimter Sklavenschmuggler sein. Es sollte mich freuen, wenn er einmal dem ‚Leopard' in den Wurf käme, denn es thut wahrlich not, daß solchen heimlichen Sündern einmal die Maske abgerissen wird."

„Mach dich doch nicht lächerlich, Junge!“ rief der Onkel unwillig. „Euch Man-of-wars-Leuten steckt die thörichte Ansicht im Kopfe, daß neun Zehntel von allen Fahrzeugen, die hier in Westindien zu Hause gehören, entweder Sklavenschmuggler sind oder aber mit den Sklavenschmugglern unter einer Decke stecken. Ihr irrt euch aber. Und nun merke auf, Neffe: was die Klatschbasen von Kingston auch über Aaron Collins zu sagen haben mögen, so viel steht fest, daß er ein reicher und in seinen Kreisen angesehener Mann ist; außerdem hat er das Verdienst, der Vater einer einzigen Tochter zu sein, die als eine der schönsten jungen Damen von Jamaika gilt, und deren Mitgift nach vielen Tausenden und Tausenden zu berechnen sein dürfte.“

„Dann wäre ihr Zukünftiger ja unter Umständen gar nicht übel daran,“ entgegnete ich.

„Das wollt' ich meinen! Unsereiner ist leider schon zu alt, allein“ — und hier blickte mich der Onkel schelmisch und forschend von der Seite an — „vielleicht erlebt man noch Freude an seinen jungen Verwandten. Ich habe übrigens noch eine kleine Geschäftsangelegenheit mit Collins zu erledigen, und wenn du willst, dann kannst du ja morgen früh hinunterreiten und die Sache für mich ordnen. Auch Frau van Hochstraaten hat, wenn ich nicht irre, eine Botschaft für Mrs. Collins, und so könntest du dir auch zugleich von jener Seite Dank erwerben.“

„Was? Frau Kapitän van Hochstraaten korrespondiert mit Collins Frau?“

„Aber, Junge, warum denn nicht? Wenn man dich hört, dann sollte man fast meinen, diese junge Hochstraaten sei zum mindesten die Frau des Gouverneurs von Britisch-Westindien und nicht einfach die Gattin eines pensionierten holländischen Orlogsmannes!“

„Möglich. Allein wie kommst du zu der Annahme, daß auch sie eine Bestellung für die Leute da unten haben könne?“

„Weil ich so etwas hörte, als ich gestern dem Kapitän gegenüber äußerte, daß du vielleicht in den nächsten Tagen für mich einen Besuch dort machen würdest. Es handelt sich um folgendes: Du wirst dich vielleicht eines hübschen, jungen Mulattenmädchens erinnern, das früher im Dienste der Madame Tellemache stand und für welches Virginie damals eine große Vorliebe hatte. Nicht? Nun, gleichviel. Ungefähr sechs Monate vor Virginies Hochzeit sah Madame Tellemache sich genötigt, das Mädchen wegen irgend eines Vergehens fortzuschicken. Die junge Person ging nach Cuba, fiel dort einem spanischen Sklavenhändler in die Hände und wurde von diesem an Collins, der, wie du weißt, in Cuba ebenfalls Besitzungen hat, verkauft. Dies kam später zu Ohren der jungen Frau van Hochstraaten, und da dieselbe jetzt die unbeschränkte Herrin über die Börse eines reichen Güterbesitzers ist, so hat sie die kleine Rosabella, wie das Niggermädel heißt, für eine sehr anständige Summe von Mr. Collins wieder zurückgekauft, was ja, trotz der Aufhebung der Sklaverei in diesen englischen Besitzungen, unter gewissen Umständen noch immer geschehen kann. Und nicht genug damit, sie hat auch noch einen jungen Mulatten, der ebenso hellfarbig ist, wie das Mädchen, von Collins erstanden, weil die beiden sich gut sind und einander demnächst heiraten wollen. Julius Cäsar, so heißt der junge Mensch, soll dann, wie ich glaube, Hochstraatens Gärtner, Rosabella aber der jungen Frau Kammerzofe werden.“

„Das macht den guten Herzen der Hochstraatens alle Ehre,“ bemerkte ich.

„Mag sein. Es hat sich aber als notwendig herausgestellt, daß die beiden Mulatten noch einige Wochen bei Collins bleiben. Dieselben sind bezahlt und soweit ist alles in Ordnung, aber ihre neue Herrschaft hat wider Erwarten eine Reise nach Antigua zu unternehmen, und deshalb verzögert sich die Uebersiedelung. Das ist die Nachricht, deren Träger, wenn du willst, sein wirst. Frau van Hochstraaten fürchtete, daß sich Rosabella diesen Aufschub sehr zu Herzen nehmen wird; das junge Ding soll sich vor Sehnsucht nach ‚Mademoiselle Virginie‘ fast verzehrt haben, auch munkelt man, daß Collins seinen Negern gegenüber noch ein Mann der sogenannten ‚alten Schule‘ sei. Ja nun, tröste das Mädel nur nach Kräften, Frau van Hochstraaten wird dir's danken.“

„Unter der ‚alten Schule‘ versteht man hier ja wohl den Pfahl und die Peitsche, nicht, Onkel?“ fragte ich.

Der Alte zuckte die Achseln.

„Es wird nicht so schlimm sein,“ sagte er. „Die englischen Gesetze bestrafen die Mißhandlungen von Farbigen genau so streng, wie die von Weißen.“

Ich überlegte eine Weile und rief mir alle die Gerüchte ins Gedächtnis zurück, die mir über Aaron Collins zu Ohren gekommen. Endlich sagte ich:

„Gut, Onkel. Ich habe noch einige Tage Urlaub, und da es mich interessiert, den alten Sklavenhändler — denn das ist er, du magst reden, was du willst — in seiner Behausung kennen zu lernen, so bin ich bereit, deine und auch der Frau van Hochstraaten Angelegenheit bei ihm zu besorgen. Den Brief der letzteren kannst du ja durch einen deiner Leute morgen beizeiten zur Stelle schaffen lassen.“

„Nun, das ist hübsch von dir, daß du unsere Angelegenheiten besorgen willst. Wahrscheinlich findest du Collins zu Hause, denn in den Schiffsnachrichten von Port Royal stand der ‚Delphin‘ gestern unter den Angekommenen.“

„Das habe auch ich gelesen, anderenfalls hättest du mich schwerlich so bereitwillig gefunden.“

* * *

Gegen vier Uhr nachmittags am folgenden Tage bekam ich von einer Erhöhung des über den welligen Boden sich dahin schlängelnden Landweges den Sitz der Familie Collins zu Gesichte, ein hübsches Landhaus, welches inmitten eines blühenden Gartens anmutig am Ufer des Yallahflusses, unweit der Mündung desselben lag. An der Pforte empfing mich Mr. Collins in eigener Person; er mochte gegen fünfzig Jahre alt sein, hatte einen dicken, struppigen Kopf, mit kurzem gleichfalls struppigem Bart, eine gelbgraue Gesichtsfarbe und kleine, graue Augen, seinem Anzug nach hätte man ihn sowohl für einen Seemann, als auch für einen Pflanzer halten können. Das also war der gute Samariter, der, wie eine Anzahl harmloser Leute meinte, aus purer christlicher Liebe fast ein Geschäft daraus machte, entlaufenen Sklaven fortzuhelfen, und dabei seine Person wie seine Tasche so mancherlei Gefahren und Opfern aussetzte! Mein erster Eindruck war, daß dieses Schafskleid den Wolf darunter nur recht kümmerlich deckte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Robinson

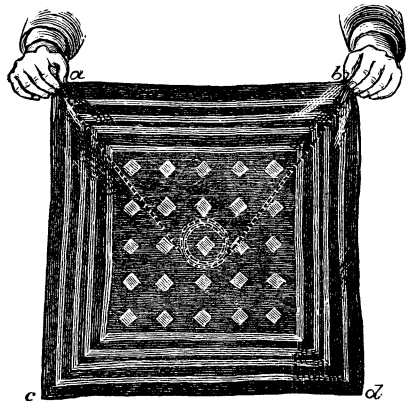
im mittleren Colorado besitzt ein sehr wertvolles Straßenpflaster. Als vor Jahren dort die erste Schmelzhütte errichtet wurde, die das Erz aus dem nahen Silberbergwerke bearbeitete, wurde eine der Haupt-

straßen der neuen Ansiedelung mit Schlacken aus diesem Schmelzwerke gepflastert. Da aber kaum mehr als die Hälfte des Silbers aus dem Erze gewonnen wurde und die andere Hälfte in der Schlacke verblieb, so hat man neuerdings Proben mit dem Straßenpflaster gemacht und aus ihm 50 bis 100 Dollars Silber auf die Tonne gewonnen. Jetzt wird das Pflaster aufgerissen und die Stadtverwaltung hat Aussicht, daraus einen großen Gewinn zu ziehen.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei.

Ein ziemlich neues und überraschendes Taschenspielerkunststückchen ist das Verschwindenlassen eines Glases Wasser, zu welchem folgende Erfordernisse nötig sind. 1. Zwei Weingläser ($^1/_8$ l haltend) von ganz gleichem Aussehen (einfache Weingläser von dünnem Glas sind die besten). 2. Ein Kautschukdeckel für eines derselben. 3. Ein doppeltes (d. h. aus zwei an den Ecken aufeinander genähten Stücken bestehendes) farbiges baumwollenes oder seidenes Taschentuch mit einem Drahtring von gleichem Umfange wie der obere Rand der Weingläser, welcher zwischen den beiden Tuchflächen leicht angenäht ist. Eines der beiden Gläser wird beinahe mit Wasser gefüllt, mit dem Kautschukdeckel bedeckt und in eine passende Tasche gesteckt. Der Taschenspieler tritt dann mit dem zweiten Glase vor, füllt es öffentlich mit Wasser und trägt Sorge, daß die Wassermenge soviel wie möglich derjenigen in dem versteckten Glase gleiche. Indem er nun dieses Glas auf seinen Tisch stellt, so ziemlich an den hinteren Rand desselben, erklärt er, daß er des Beistandes irgend eines jungen Mannes mit einer steten Hand bedürfe. Sobald sich ein Freiwilliger gefunden und über seine allgemeine Stetigkeit befriedigende Auskunft gegeben hat, sagt ihm der Taschenspieler, er wolle ihm die Aufsicht über das Glas Wasser anvertrauen, aber um dasselbe vor dem Verschütten zu schützen (oder aus irgend einem anderen Grunde, welcher ihm etwa einfallen mag), wolle er es erst bedecken. Damit schüttelt er das Taschentuch aus, zeigt es von der Vorder- und von der Rückseite und zieht es sorgfältig über das Glas auf dem Tische herein, und zwar in solcher Weise, daß der Drahtring gerade über den Rand des Glases hereingebracht wird. Er erfaßt dann mit der linken Hand den Ring, hält ihn wagrecht durch das Tuch und hebt es allmählich in die Höhe, während er gleichzeitig mit der rechten Hand heimlich das Glas entfernt und es auf irgend eine Weise zur Seite stellt. Das Tuch hängt in Falten um den Rand des Ringes herab und sieht für das uneingeweihte Auge ganz so aus, als ob das Glas noch immer darunter wäre, und der Taschenspieler bestärkt die Zuschauer noch in diesem Glauben, indem er sich anscheinend besondere Mühe gibt, das Glas stetig zu halten und das Wasser nicht zu verschütten, indem er gleichzeitig mit demselben vom Tische hinwegtritt.

Die Illusion kann noch erhöht werden, wenn man ein kleines Stückchen nassen



Ansicht des Taschentuches für das Verschwindenlassen eines Glases Wasser.

Schwamm an der Serviette hat, worauf die rechte Hand, nachdem sie das Glas niedersetzte, dieses Schwämmchen aufrafft und, nachdem man von dem Tische hinweggetreten ist, daran drückt, so daß die Zuschauer glauben, die kleine Menge Wasser, welche ausschwitzte, rühre vom Verschütten des Glases her; hierdurch wird bei den Zuschauern jeder Zweifel (falls dieselben irgend einen solchen zu hegen geneigt wären) bezüglich des Vorhandenseins des Glases unter dem Tuche vollständig entfernt. Der Taschenspieler wendet sich dann an den jungen Mann mit den Worten: „Darf ich Sie jetzt bitten, dieses Glas jener (von ihm bezeichneten) Dame zu bringen? Geben Sie aber acht, daß Sie nichts verschütten."

Sobald er nun seine Hand ausstreckt um das Glas zu ergreifen, erfaßt der Taschenspieler mit der rechten Hand ein Ende des Tuches und zieht es mit einem Ruck gegen jenen hin ab. Der Gehilfe ist verblüfft, denn das Glas ist verschwunden. „Gehen Sie doch! Auf was warten Sie noch?" drängt der Taschenspieler. — „Auf das Glas," versetzt der andere. — „Das Glas? das habe ich Ihnen ja in diesem Augenblicke gegeben; was haben Sie denn damit gemacht?" — Diese Szene wird so lang fortgesetzt, als sie die Zuschauer noch zu belustigen scheint; dann sagt der Taschenspieler: „Je nun, ich habe Ihnen das Glas gegeben, folglich muß es noch irgendwo bei Ihnen sich finden. Gestatten Sie mir daher, daß ich Sie untersuche. Ihre Augen haben ein ganz eigentümliches Aussehen — sollten Sie etwa schon an ‚Wasserkopf' gelitten haben? — Nicht? — Das ist doch sonderbar, denn es will mich bedünken, daß Sie gerade hieran leiden. Aber wir wollen ja sogleich sehen. Sie müssen mir nur erlauben, daß ich Sie für einen Augenblick in Dunkelheit versetze, indem ich Ihnen den Kopf mit diesem Taschentuch bedecke." Damit schüttelt der Taschenspieler das Tuch aus und wirft es leicht über den jungen Mann hinein, und zwar den Mittelpunkt (und daher auch den Ring) gerade über den Scheitel. Dann fährt er einigemal leicht mit der Hand über das Tuch hin und sagt endlich: „Ja, ganz wie ich erwartete; Ihr Kopf hält entschieden Wasser, erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Glas voll entziehe — aha, da haben wir's schon!" Damit erfaßt der Taschenspieler den Ring in dem Taschentuche wieder horizontal und die Wirkung ist so, als ob man das vermißte Weinglas auf dem Scheitel des jungen Mannes aufhebe. Die durch diese unerwartete Erscheinung hervorgerufene Aufregung gibt dem Taschenspieler reichliche Gelegenheit, mit der ledigen Hand das bedeckte Glas aus der Tasche hervorzuholen und unter das Taschentuch zu bringen, von wo man es dann sogleich zum Vorschein bringt.

Die Thatsache, daß der Drahtring in der Mitte des Taschentuches festgenäht ist, erweist sich einigermaßen als ein Nachteil. Es ist daher eine passendere Vorrichtung, die beiden Taschentücher nicht nur am Rande, sondern auch in einer Linie, die sich von zwei Ecken nach dem Mittelpunkt erstreckt, mit einer Reihe von Stichen so zusammenzunähen, wie es die punktierten Linien in unserer Figur anweisen, so daß in dem so umschlossenen dreieckigen Raume der Ring sich frei hin und her bewegen kann. Die beiden Ecken a und b sollten (mit farbigem Zwirn oder in irgend einer anderen Weise) so bezeichnet werden, daß

der Taschenspieler sie leicht erkennen kann. So oft er das Tuch an diesen beiden Ecken hält, wird der Ring natürlich durch sein eigenes Gewicht in die Mitte gleiten; hält er aber das Tuch in irgend einer anderen Weise, so wird der Ring in die zeitweilig tiefste Ecke rutschen, worauf man das Taschentuch strickartig durch die Hände ziehen und anscheinend seine Unschuld an speziellen Vorbereitungen erweisen kann.

Das Briefmarkensammeln.

I.

Es sind jetzt über dreißig Jahre her, daß man in Deutschland anfing, Briefmarken zu sammeln, und immer noch wird diese Beschäftigung, die, wie kaum eine zweite Sammelart, Nützliches und Angenehmes in sich vereint, von gar vielen Seiten als eine Spielerei betrachtet, welche auch nicht den geringsten Nutzen in sich berge. Das ist nun freilich ein großer Irrtum, der höchstens dann entstehen kann, wenn man die unreinlichen Hefte mancher Schüler sieht, in welchen kunterbunt häßliche, beschmutzte und zerrissene Marken neben besseren und schöneren sich befinden, in denen oft die verschiedensten Länder bei einander kleben, ohne daß der Besitzer sich nur die Mühe nimmt, bei anderen Kameraden, die auch Sammler sind, zu fragen, ob er denn wirklich die einzelnen Stücke richtig einreihte oder nicht. Nimmt man aber ein gut geführtes und reinlich gehaltenes Album zur Hand, darin der glückliche Besitzer schon 2000 oder gar gegen 3000 Marken nach und nach angesammelt hat, so bekommt man doch bei eingehendem Studium desselben eine andere Meinung von der Sache, und an der Hand einer derartigen Sammlung dürfte es nicht allzu schwer sein, den Nutzen und Wert des Briefmarkensammelns auch dem eingefleischten Gegner desselben nachzuweisen. Es mag ja auch gelten, daß bei einzelnen Schülern der Sammeleifer auf Kosten des Schulstudiums viel zu weit geht. Nun da ist es Pflicht der Eltern und Aufsichtspersonen, diesen Uebereifer, der schon mehr den Namen der Sammelwut verdient, zu rügen und auf ein gesundes Maß zurückzuführen.

Doch wir wollen von dem Nutzen und Wert des Briefmarkensammelns sprechen.

Zunächst hat das Briefmarkensammeln, ähnlich wie das von Pflanzen, Mineralien und anderen Gegenständen die Eigenschaft, daß es die Aufmerksamkeit und Achtsamkeit für die Sache selbst in Anspruch nimmt und als Folge hiervon den Sammler lehrt, selbständig zu denken und zu beobachten; der Ordnungssinn, der Sinn für Reinlichkeit und Schönheit wird, wenn nur maßvolle Nachhilfe von seiten der Erwachsenen stattfindet, in hohem Grade gefördert.

Ein gut angelegtes Briefmarkenbuch ist eine Miniaturbildergalerie, wie

Briefmarken, eine Bildergalerie.

man sie sich hübscher und anziehender für einen selbstsammelnden Knaben kaum denken kann. Diese Galerie zeigt uns ihre kleinen Kunstwerke in Lithographie, Kupferstich, Stahlstich und noch in manchen anderen Herstellungsarten. Eine sehr bedeutende Anzahl von Porträts regierender Fürsten, hervorragender Generale und Staatsmänner ist darin vertreten und jedes halbwegs gute Album oder Handbuch nennt auch gleich ihre Namen. Gar mancher unserer Marken sammelnden jungen Freunde kennt die Bildnisse hervorragender Personen genau, von deren Existenz viele Erwachsene kaum eine Ahnung haben, so z. B. das der Prinzessin und Ministerin Kamamalu von den Sandwichsinseln oder diejenigen der verschiedenen Herrscher dieses Staates von Kamehameha III. an bis zum regierenden König Kalakaua. Nicht minder bekannt ist dem Sammler das Porträt des greisen Fürsten der Tonga- oder Freundschaftsinseln, Georg I., oder das von Ehula-Longkorn, dem König von Siam, das des Schah Nassr-ed-din von Persien, des Fürsten Nikita I. von Montenegro, des Maharadschah von Holkar, welcher Tukaji heißt u. s. w.; die Marken der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sowie die von Argentina enthalten fast durchweg, wenigstens in den letzten Jahren, nur die Abbildungen von Präsidenten, Staatsmännern, Generalen und anderen bedeutenden Personen, welche sich um den Staat ein Verdienst erworben haben. So zeigen uns die der Vereinigten Staaten unter anderen die fein ausgeführten, wohlgetroffenen Köpfe von Washington, Franklin, Jackson, Lincoln, Garfield, Grant u. s. w., die von Argentina den General Artigas, den Präsidenten Rivadavia u. s. w. Daß auf den Mexikomarken der Priester Hidalgo, der Befreier des Landes vom spanischen Joche, auf denen von Venezuela der General Bolivar, der dieselbe Rolle in Mittel- und Südamerika spielte, sich befindet, darf uns nicht erstaunen.

„Tipp-topp, Tipp-topp!“

Kameraden! Hört mal — eine Geschichte! Und zwar eine wahre. Als, es war just im vorigen Herbst, ein gewisses Bataillon eines gewissen deutschen Infanterieregiments in einem kleinen Dörfchen Quartier nahm, bekam ein Bäuerlein drei Mann ins Haus, die aufs herrlichste bewirtet wurden. Einige Tage später, als die Soldaten weitermarschiert waren, wollte der Mann bei der Gemeindekasse die Verpflegungsgelder, dreimal achtzig Pfennig, erheben, mußte aber ohne Geld wieder abziehen, weil er von den Soldaten die Quartierbillets zu fordern vergessen hatte. „Ihr müßt Euch legitimieren können, lieber Freund!“ bemerkte ihm der Schreiber des Amtmanns in entschiedenem Tone. Aergerlich heimkehrend, hatte das Bäuerlein plötzlich einen Gedanken. Auf seiner Hausthür war vom Kompaniefourier mit großen Kreidebuchstaben gemalt: „3 Mann, 4. Komp. 13. Inf.-Rgt.“ Das war denn doch ein glänzendes Beweismittel! Unser Schlaukopf packte die mächtige Thür auf den Rücken und stand nach einer Stunde wieder vor der Amtsstube. Zum Unglück hatte es aber unterwegs geregnet, die Buchstaben waren ausgelaufen, und so mußte denn unser Landmann ohne Geld und ärgerlicher als zuvor seine Thür wieder mit heimnehmen. Aus dem Fenster aber sah ihm lachend der Schreiber des Amtmanns nach und rief ihm zum Abschied zu: „Ja, so geht's, wenn man sich nicht legitimieren kann!“ —

Diese wahre Geschichte fiel unlängst dem Redakteur des „Guten Kameraden“

ein, als er saß vor einem gewaltigen Haufen eingelaufener Postkarten und Briefleins, in denen die „Kameraden“ von nah und fern über allerlei mögliche und unmögliche Dinge Auskunft begehrten, und zwar meist „recht bald“, „so bald als möglich“, oder gar „umgehend“. Zwei Dutzend Fragen hatte der Redakteur bereits nach bestem Wissen und Gewissen beantwortet, als er ein Brieflein öffnete, worin mit einer greulichen Handschrift die Frage aufgeworfen wurde:

Gibraltar 1886.

„Verehrte Redaktion, wie heißt es nuneigentlich, mir oder mich?“ Unterzeichnet war das kurze Brieflein mit den Anfangsbuchstaben K. M. — „Das kann doch unmöglich,“ sagte sich halb ärgerlich, halb belustigt der Redakteur, „ein Guter Kamerad, d. h. ein Abonnent von Spemanns Knaben-Zeitung, gefragt und geschrieben haben! Ein Guter Kamerad, und säße er erst auf Sexta, muß doch wissen, daß man je nachdem mir oder mich sagt, — daß bald das eine, bald das andere durch eine Präposition oder ein Verbum erheischt wird . . . Nein, ein Abonnent unserer Knaben-Zeitung kann der sonderbare Fragesteller nimmer sein! Und vielleicht sind unter diesem vor mir liegenden Haufen von Postkarten und Briefleins noch mehrere, noch viele Schriftstücke, die nicht von Abonnenten geschrieben sind . . . Und ich sitze hier und zerbreche mir den Kopf darüber, wie ich diese kuriosen Fragen beantworten soll . . . Ja, wenn sich ein Fragesteller doch jedesmal als ‚Abonnent‘ von Spemanns Knaben-Zeitung: ‚Der Gute Kamerad‘ legitimieren könnte! . . . Ihr müßt Euch legitimieren können, lieber Freund!‘ so sagte auch der Schreiber des Amtmanns zu dem Bäuerlein, das die Verpflegungsgelder einkassieren wollte.“—

Während noch der Redakteur des „Guten Kameraden“ über solchen Gedanken brütete, erhielt er durch den Postboten ein neues Brieflein zugestellt, das er seiner Nettigkeit und Sauberkeit wegen sofort eröffnete. Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß der Inhalt des Briefleins ebenfalls die Legitimationsfrage zum Gegenstande hatte. Ein Abonnent des „Guten Kameraden“ (diesmal aber ein wirklicher, da er dem Redakteur persönlich bekannt ist) schrieb also:

„Sehr geehrter Herr Redakteur! Gestatten Sie mir die ergebene Mitteilung, daß ich in diesen Tagen das Opfer eines sehr dummen Streiches geworden bin. Ich hatte, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, in einer früheren Nummer der Knaben-Zeitung unseren Kameraden meine Bereitwilligkeit angezeigt, ihnen bei der Beschaffung von weißen Mäusen behilflich sein zu wollen. Ich hatte mich auf das Einlaufen von acht bis zwölf Aufträgen gefaßt gemacht, denn ich setzte voraus, daß unter den deutschen Knaben und Jünglingen die Anzahl der Verehrer weißer Mäuse nur eine ganz bescheidene sein würde — sintemal unsere Vorfahren mit edlerem Wilde, nämlich mit Auerochsen und Bären umgingen. Aber prosit Mahlzeit! Anfangs ging zwar alles gut: ich erhielt nach und nach vier bis fünf Briefe, die ich auch alle mit Vergnügen erledigte. Aber eines Morgens, als ich gerade in-

Rumänien 1885–86.

Cuba 1881

mitten unserer ganzen Familie beim Kaffeetrinken saß, brachte mir der Postbote einen ganzen Stoß Briefe —, zweiundzwanzig Briefe! — worin weiße Mäuse, weiße Mäuse, und nichts als weiße Mäuse in allen Tonarten begehrt wurden. Es krimmelte und wimmelte mir vor den Augen förmlich von weißen Mäusen.

„Mein Vater lachte und bemerkte: ‚Da hast du dir eine nette Last auf den Hals geladen!‘

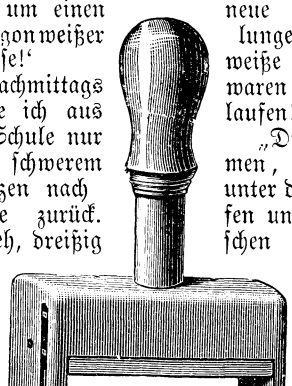
„Aergerlich warf ich die Briefe in die Tischlade und ging zur Schule.

„Als ich mittags nach Hause kam, lagen schon dreißig neue Briefe für mich da, und aus allen schallte mir das Wort entgegen: ‚Mäuse! Mäuse! Weiße Mäuse!‘

„‚Du scheinst das Opfer eines Ulkes geworden zu sein,‘ sagte der Vater.

„‚Wenn ich nur wüßte, ob wirkliche Abonnenten des ‚Guten Kameraden‘ mir diesen Streich gespielt haben!‘ seufzte ich.

„Während des Essens brachte mir der Postbote eine telegraphische Depesche: ‚Bitte doch um einen Waggon weißer Mäuse!‘


Ein Geschenk des „Guten Kameraden“ an seine Abonnenten.

Nachmittags kehrte ich aus der Schule nur mit schwerem Herzen nach Hause zurück. O weh, dreißig neue Bestellungen auf weiße Mäuse waren eingelaufen!

„Die Namen, welche unter den Briefen und Depeschen standen, ließen sich zu meinem Ärger überdies sofort als fingierte erkennen, denn ich glaube nicht, daß die Welt so voller ‚Pumpernickels‘, ‚Nasenstößer‘, ‚Fiebelschützen‘ und ‚Brettköpfe‘ steckt, wie unter den eingelaufenen Schriftstücken zu lesen waren.

„Es war auffallend, daß sämtliche Briefe und Depeschen den Poststempel L. trugen.

„Nun habe ich in L. einen Vetter, welcher dort im Kadettenhause ist. Sollte Vetter Arnold, so frage ich mich, vielleicht seine Kameraden, die lustigen Kadetten, zu einem tollen Streiche veranlaßt haben, dessen Opfer ich geworden bin? Vetter Arnold ist allerdings, wie ich bestimmt weiß, nicht Abonnent des ‚Guten Kameraden‘, aber es kann ihm ja eine Probenummer in die Hände gefallen sein. Er fand darin meinen Namen — und der Ulk war fertig. Daß die Absender der zahlreichen Briefe und Depeschen keine guten Kameraden sind, glaube ich sicher annehmen zu dürfen, denn gute Kameraden werden nimmermehr einen Kameraden zum Besten halten.

Portugal 1884.

„Aber, verehrteste Redaktion, wäre es, um in Zukunft solche Streiche zu vereiteln, nicht höchst zweckmäßig, wenn wir Abonnenten von Spemanns Knaben-Zeitung in unserem gegenseitigen Briefwechsel — der sowohl freundschaftlichen Charakters ist, als auch Tauschangelegenheiten, Auskünfte u. s. w. betrifft — uns gegenseitig legitimieren könnten?

„Je mehr ich mich über den mir gespielten Streich ärgere, um so lebhafter ist mein Wunsch nach einer solchen Legitimation.

„Wie dieselbe zu bewerkstelligen sei, das muß ich freilich dem findigen Kopfe des ‚Guten Kameraden‘ überlassen. Der weiß ja für alles Rat. Ich verbleibe, herzlich grüßend, u. s. w.“

Der Empfänger dieses Briefes stützte sein Haupt in die Hand und sprach also zu sich:

„Welch seltsames Zusammentreffen! Vorhin wünschte die Redaktion, daß die Zusender von Briefen und Postkarten sich ihr, der Redaktion gegenüber, als Abonnenten von Spemanns Knaben-Zeitung: ‚Der gute Kamerad‘ legitimieren könnten — und in diesem Augenblicke wünscht ein Abonnent mit triftiger Begründung eine gleiche Legitimation in dem gegenseitigen brieflichen Verkehr der Abonnenten untereinander.

„Die Wünsche der Redaktion und der Abonnenten begegnen sich.

„Diese Begegnung sei für die Redaktion entscheidend: es werde eine Legitimation geschaffen!

„Aber wie?“

Der Redakteur schmiegte sein Haupt noch fester in die Hand und sann und sann. Nach einer kurzen Spanne Zeit öffnete sich sein Mund zu einem frohen: „Heureka!“

„Ein Kautschukstempel, wie nebenstehend abgebildet mit Farbfläschchen, in guter Verpackung, mit Beginn des neuen Jahrgangs an alle Abonnenten des ‚Guten Kameraden‘ versandt — das wird beiden Teilen helfen, den Abonnenten sowohl wie der Redaktion! Auf dem Kautschukstempel sollen die Worte stehen:

Abonnent von
Spemann's Knaben-Zeitung
„Der Gute Kamerad“.

„Wenn nun ein Abonnent seinen Vor- und Hausnamen unter ein Schriftstück setzt, das an die Zeitung oder an einen Kameraden gerichtet ist, so drückt er diesem Namen als Legitimation den Stempel bei:

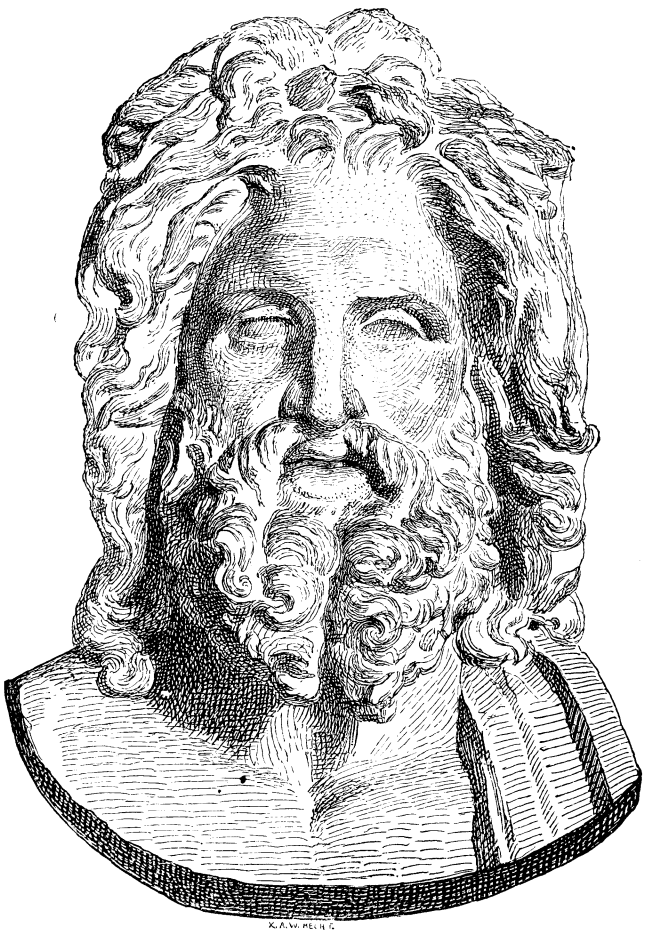
Abonnent von
Spemann's Knaben-Zeitung
„Der Gute Kamerad“.

„Damit wird uns allen hoffentlich geholfen sein!“ — —

So dachte und sprach unlängst der Redakteur — und mit einer der nächsten Nummern, liebe Kameraden, übersendet euch die Verlagshandlung von W. Spemann den betreffenden Stempel — unentgeltlich — als Widmung zum neuen Jahrgang. Gebraucht den Stempel fleißig auf euren Briefbogen und allen Mitteilungen, auch überall und auf allem, das ihr in die weite Welt hinaus gehen lasset, auf daß sich unsere Kameradschaft kläre, auch vergrößere und immer mehr festige!

Physikalische Spielerei.

Der Kampfer, verschiedene wohlriechende, feste Substanzen, und die mit flüchtigen Flüssigkeiten getränkten porösen Körper zeigen, wenn sie auf die Oberfläche des Wassers gebracht werden, eigentümliche drehende und fortschreitende Bewegungen, welche die Gelehrten der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vielfach beschäftigten. Man wollte dieselben, wie fast alle unerklärlichen Phänomene einer besonderen Elektrizitätserscheinung, oder aber einer einfachen mechanischen Abstoßung zuschreiben, welche durch die von dem Körper entwickelten Dämpfe auf das Wasser ausgeübt werden sollten. Schließlich kam man dazu, eine besondere an der Oberfläche der Flüssigkeiten wirkende Kraft anzunehmen.



Zeus. Nach der im Vatikan befindlichen, zu Otricoli gefundenen Büste.

Heutzutage weiß man, daß eine solche Kraft, die Oberflächenspannung, thatsächlich vorhanden ist, und da eine Kenntnis dieser Kraft zum Verständnis des Folgenden erforderlich ist, will ich unseren guten Kameraden einiges über dieselbe mitteilen.

Wir wollen eine Seifenblase betrachten, welche am Ende der Röhre, mittels welcher sie geblasen wurde, sich selbst überlassen ist; wir sehen dann, daß ihr Volumen sich fortwährend vermindert, bis sie schließlich plötzlich verschwindet. Gleichzeitig aber wird aus der Oeffnung der Röhre die Luft, wie durch einen inneren Druck, ausgetrieben und zeigt sich an dieser Stelle ein merkbarer Zug. Die Physik lehrt, daß die den Druck hervorrufende Kraft ausschließlich in den beiden Oberflächen der Seifenblase, der inneren und äußeren, ihren Sitz hat. Die Oberflächen verhalten sich wie zwei elastische, durch den Druck der Luft gespannte, sehr dünne Membranen.

Aber auch ein Wassertropfen, der nicht zwei freie Oberflächen, sondern nur eine hat, die der äußeren Fläche der Seifenblase entspricht, zeigt diese Spannung an der Oberfläche. Und schließlich kann sich durch einen einfachen Versuch jeder unserer lieben Kameraden von dem Vorhandensein dieser Kraft an der ebenen Oberfläche einer größeren Flüssigkeitsmasse überzeugen. Er muß nur eine Nähnadel durch Bestreichen mit dem Finger etwas fettig machen und dieselbe dann in wagerechter Richtung auf die ebene Fläche des Wassers in einem Glase oder einer Schüssel legen. Die Nadel wird dann von der dünnen, elastischen Oberflächenschicht getragen werden und auf dem Wasser schwimmen. Wenn aber der Experimentator ein klein wenig unvorsichtig ist und die Nadel in etwas schräger Lage mit der Spitze zuerst auf das Wasser bringt, wird dieselbe die Oberflächenschicht durchbohren, und die Nadel wird untersinken.

Wir wissen also, daß die Oberfläche jeder Flüssigkeit der Sitz einer gewissen Kraft ist, und wir wissen weiterhin, daß diese Kraft die Ursache der Kapillaritätserscheinungen ist. Aber die Größe jener Kraft ist je nach der betrachteten Flüssigkeit verschieden; man erkennt das am deutlichsten, wenn man ein und dieselbe feine (kapillare) Röhre der Reihe nach in verschiedene Flüssigkeiten taucht, welche dann innerhalb der Röhre bis zu ganz verschiedenen Höhen steigen werden. Es genügt aber auch z. B. schon, eine ganz geringe Menge irgend einer Flüssigkeit auf dem Wasser auszubreiten, um dadurch seine Oberflächenspannung zu verändern. In der Regel ist diese Aenderung eine Verminderung, weil die Spannung an der Oberfläche des Wassers größer ist, als diejenige bei fast allen übrigen Flüssigkeiten.

Gestützt auf diese theoretischen Grundbegriffe war es möglich, die im folgenden abgebildeten wissenschaftlichen Spielzeuge zu ersinnen, welche jeder unserer guten Kameraden leicht nachmachen kann.

Figur 1 zeigt ein mit der Schere aus einem Stückchen Zinnfolie ausgeschnittenes Schiffchen, das an der Rückseite etwas ausgeschnitten ist; es schwimmt natürlich auf dem Wasser. Sobald wir nun an das Hinterteil des Schiffchens mit der Pinzette vorsichtig einen Tropfen Alkohol bringen, so daß er gerade mit dem Wasser zusammenkommt, zeigt sich eine plötzliche und heftige Vorwärtsbewegung des Schiffchens. Eine Erklärung hierfür läßt sich leicht geben: Das Boot ist von vorn und an den Seiten von reinem Wasser umgeben, welches einen weit größeren Zug auszuüben vermag, als das mit dem Alkohol gemengte Wasser an der Rückseite des Bootes; letzteres wird sich infolge dieser Druckdifferenz in der Richtung der größeren Kraft vorwärts bewegen.

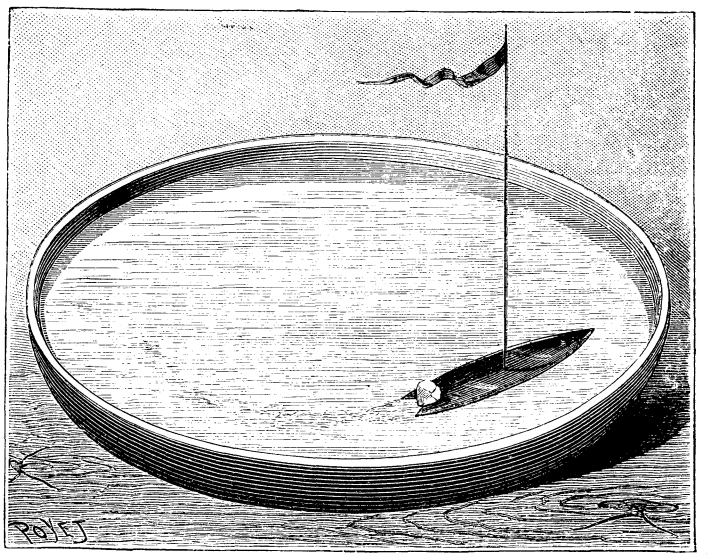
Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch, wenn wir statt des Alkohols andere flüchtige Substanzen anwenden, z. B. Aether, Chloroform, Oele u. s. w. Die Bewegung wird je nach der Art der Substanz eine mehr oder weniger energische sein.

Es ist bemerkenswert, daß die Dämpfe des Kampfers diese Wirkung in sehr starkem Maße zeigen, und es läßt sich daraus schließen, daß sie auch das Boot in Bewegung setzen können, gerade wie die vorerwähnten Körper. Das Experiment zeigt sogar, daß sie das Boot nicht nur in Bewegung setzen, sondern daß sie ihm auch einen oft stundenlangen, regelmäßigen Gang zu verleihen vermögen. Unsere jungen Freunde mögen besonders mit diesem Mittel ihre Experimente anstellen, da dieselben sich damit am sichersten und leichtesten ausführen lassen; man kann die Bewegung einer größeren Zahl

von Zuschauern sichtbar machen, indem man auf dem Schiffchen einen kleinen Mast (aus einem Strohhalm) anbringt und denselben mit einem Fähnchen versieht.

Wir kennen jetzt wohl die Ursache der Bewegungen des Kampfers und ähnlicher Körper, nicht aber den Grund des Aufhörens dieser Bewegungen. Vielfache Versuche haben die Thatsache ergeben, daß das Aufhören der Bewegungen immer dann stattfindet, wenn das Wasser mit einem, wenn auch noch so dünnen, fettigen Häutchen überzogen ist. Aus diesem Grunde mögen die Kameraden, welche die Experimente wiederholen wollen, stets das Wasser an der Oberfläche dadurch reinigen, daß sie ein großes Löschpapier darauflegen und dasselbe, nachdem es sich vollgesaugt, wieder entfernen. — Das Ende der Bewegung findet bei dem Vorhandensein einer Fettschicht auf dem Wasser jedenfalls wieder wegen der verringerten Oberflächenspannung statt. Auch hiefür läßt sich der Beweis durch ein einfaches Experiment bringen.

Man bildet aus einem mit Wachs überzogenen Zwirnsfaden einen Ring, indem man die Enden verknüpft. Auf das Wasser gebracht, wird derselbe schwimmend ganz unregelmäßige Konturen annehmen und es genügt, einen Tropfen Oel in das Innere des Ringes zu bringen, damit derselbe sich anspanne und einen mehr oder weniger vollkommenen Kreis bilde, der den Oeltropfen umschließt. Umgekehrt bewirkt der Oeltropfen, wenn er an die Außenseite des unregelmäßigen Ringes gebracht wird, ein dichtes Zusammenliegen desselben.



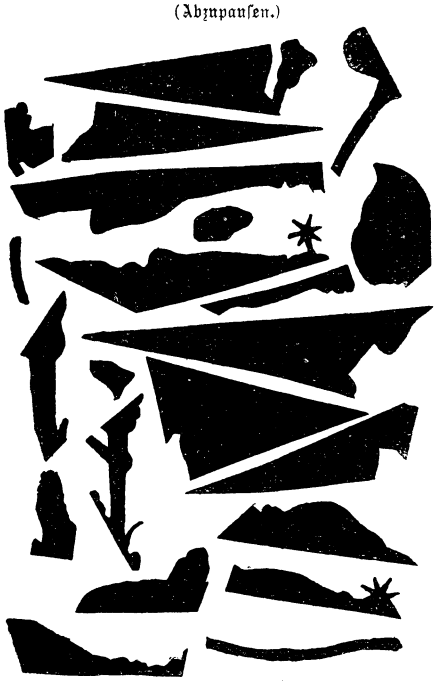
Experiment mit einem Kampferschiffchen. (Fig. 1.)

Wie stark die durch den Unterschied der Oberflächenspannungen hervorgerufene Wirkung ist, geht aus dem Experiment hervor, das wir unseren guten Kameraden zum Schlusse in Bild und Wort mitteilen wollen (Fig. 2). Wir bringen auf das Wasser in der Schüssel ein großes Uhrglas als Schwimmer, stellen zwischen dem Rande dieses Schwimmers und unserem durch Kampfer betriebenen Schiffchen eine starre Verbindung durch einen leichten Messingdraht her und werden sehen, daß die Bewegung des Bootes unterhalten bleibt, wenn sie auch natürlicherweise etwas verlangsamt wird. Ja, man kann den Schwimmer noch weiter belasten, das vom Schiffchen gezogene Gesamtgewicht mag 50, 100 g, ja sogar 1 kg betragen und die Bewegung wird erhalten bleiben!

Jedenfalls wird es auf Grund ähnlicher Versuche auch glücken, für die schon den Alten bekannte, rätselhafte Wirkung des Oeles auf die Meereswellen durch die Veränderung der Oberflächenspannung eine glaubhafte Erklärung zu finden.

Zusammenlegaufgabe.

(Abzupausen.)



Vokalrätsel.

Ein aus der griechischen Geschichte bekannter Ausruf hat folgende Vokale:

—e—e—e—e—e—a—e—e—

und von Konsonanten kommt r darin am meisten vor, nämlich viermal, wie lautet derselbe?

Kapsel-Rätsel.

In Duft gehüllt liegt eine Stadt,
Die ein Oval zur Mitte hat.

Rätsel.

O— ist ein Kunstwerk aus Schöpfers Hand,
U— ist ein Werk, das der Mensch erfand.

Fragen und Antworten.

E. L. in Elberfeld. Welche Kenntnisse von einem Reichstagsstenographen gefordert werden? Es muß derselbe im stande sein, den im schnellsten Tempo gehaltenen Reden wörtlich zu folgen und sie vor allem auch mit dem Geiste aufzufassen; es ist deshalb außer der manuellen Fertigkeit auch eine bedeutende umfassende Bildung unbedingt erforderlich. — Die Reichstagsstenographen sind diätarisch beschäftigt und zwar nur während der Dauer der Session; sie beziehen für jeden Sitzungstag 18 M., für den sitzungsfreien Tag (während der Session) 9 M. In der sessionsfreien Zeit ist die Beschäftigung aufgehoben; nur der Vorsteher und zwei Stenographen sind festangestellte Beamte.

Taubenfreund X. Y. in Z. Die vorliegende Nummer bringt ja was Du wünschest; das ist vom „G. K." hübsch erraten, wie?

Franz von W. in L. Das ist mal ritterlich gesprochen, Bravo, es soll gelten, die Hand drauf!

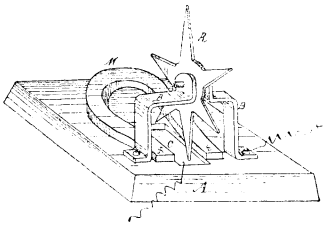
August, Dr. in P. Ja, so ein Rehbock ist ein zierliches, prächtiges Tier. Glauben's gern, daß Du Freude an ihm hast. Uebrigens nimm Dich in acht, sie sind ob ihrer Bosheit nicht ungefährlich. Ob Du ihm Kunststücke beibringen kannst? Schwerlich. Durch richtige Pflege und Behandlung recht zutraulich machen, das wird schon genug sein. — Ob wir den Fischköder kennen, mit dem bei Euch die Zigeuner jüngst so ungeheure Fische fingen? Nein, Freund, das ist etwas viel verlangt. — Wende Dich an das Kadettenkorps in München; nur von diesem wirst Du zuverlässige Auskunft erhalten. Bayern hat seine eigenen gesetzlichen Bestimmungen.

L. in M. Dafür können Sie doch nicht den „G. K." verantwortlich machen, im Gegenteil; tempora mutantur, nos et mutamur in illis.

Ferdinand L. in Brünn. Solcher Schnick-Schnack ist uns ganz willkommen; vielleicht hat Mama noch mehr in ihrer Mappe. Gruß.

Albert K. in M. Entweder, Du hast einen Schreibfehler gemacht, oder Du bist ein gar sonderbarer Kauz. Dein Bello hat sich das Bein verletzt und Du willst ihn nun — heulen lassen. Uebrigens, wenn wir recht verstehen, was soll der „G. K." dazu; habt Ihr keinen Tierarzt im Städtchen?

B. in Barel; Otto Hewald in Delitzsch; K. M. in W. Also ein elektrischer, schon wieder ein elektrischer Motor soll es werden! Die Dampfmaschinchen und Wassermotoren scheinen bei Euch ganz in Ungnade gefallen zu sein; nun vielleicht habt Ihr die letzteren schon und sie sollen zum Vergleiche alle nebeneinander bestehen; ist es nicht so? Nun denn, der „G. K." will auch hier wieder seinen Ruf als Universalratgeber wahren und Euch einen elektrischen Motor beschreiben, sogar aufzeichnen, zu dessen Betrieb schon ein Bunsenelement genügt, der dafür aber allerdings sehr wenig Kraft besitzt. (NB. Leydener Flaschen, wie Kamerad Hewald meint, können für derartige Apparate nun doch nicht benützt werden.) Also die Hauptsache für diesen Motor ist ein starker Hufeisenmagnet M, leicht zu verschaffen, der mit Kitt auf ein trockenes Holzbrettchen A zu befestigen wäre. Zwischen seinen Polen N und S höhlt man im Brettchen sodann eine 1 cm tiefe Grube aus, in welche, nachdem sie zuvor mit Wachs oder Siegellack dicht gemacht worden, Quecksilber eingegossen wird. In dieses Quecksilber, dessen Oberfläche immer ganz blank sein muß, taucht mit den Spitzen ein 6 bis 8zackiges Messingrädchen R aus 2 mm dickem Messingblech, das



Modell eines elektrischen Motors.

sich mit seiner Achse sehr leicht in den beiden Lagern B — B (ebenfalls aus Messingblech) dreht. Verbindet man nun den einen Poldraht des Elementes mit dem Quecksilber, den anderen mit B, so wird der Motor seine Umdrehung beginnen, doch — wie gesagt — Maschinchen lassen sich damit nicht betreiben; dafür müßte man stärkere Motoren haben, die zu ihrem Betrieb 2 bis 3 Bunsen erfordern und nicht leicht selbst herzustellen sind. Den eben beschriebenen Motor nennt man in der Wissenschaft das Barlow'sche Rädchen, nach seinem Erfinder Barlow.

Großes Preisausschreiben für Weihnachts-Handfertigungsarbeiten.

Also lautet der Titel unseres Preisausschreibens, nachdem der „Gute Kamerad" über die zu stellende Aufgabe nunmehr schlüssig geworden ist. Dieselbe soll darin bestehen, auf einem der unten näher gekennzeichneten Handbeschäftigungsgebiete einen Geschenksgegenstand *selbst* anzufertigen, der einen Wert betragen soll, daß der Ankaufspreis des dazu aufgewendeten rohen Materials keinesfalls zwei Mark übersteige. Höherer Aufwand wird von der Konkurrenz von vornherein ausgeschlossen. Die Wahl des Gegenstandes soll ferner der Schlußbestimmung entsprechen, also möglichst eine praktische Anwendung gestatten. Die besten Arbeiten werden unter Berücksichtigung der Altersstufe preisgekrönt, das Preisrichteramt durch die Redaktion und zuzuziehende sachverständige Mitarbeiter ausgeübt.

Die in Betracht kommenden Handfertigungsgebiete, unter denen beliebig gewählt werden kann, sind:

selbstgefertigte Papparbeiten,
„ Holzarbeiten (Hobelbank, Drehbank, Laubsäge- und Kerbschnittarbeit, Holzschnitzerei),
„ Gegenstände in kombinierter Holz- und Papparbeit.
„ Apparate und Maschinchen zur Darstellung physikalischer Experimente, versehen mit selbstverfaßter Gebrauchsanweisung.

Es werden für die besten Arbeiten die nachfolgenden Preise festgesetzt:

Erster Preis. **Ein photographischer Apparat mit Stativ und allem Zubehör.**
Zweiter Preis. „Der Naturfreund" von Dr. Otto Dammer. Anleitung für die naturwissenschaftliche Beschäftigung im Hause und im Garten.
Dritter Preis. Ein Elektrophor mit ganzem Kabinet. (1 Leydener Flasche, 1 Auslader, 1 elektrisches Gliedermännchen, 1 elektrische Schlange, 1 elektrisches Flugrad u. s. w.).
Vierter Preis. Eine Laterna magica.
Fünfter und sechster Preis. Je ein „Neues Universum", die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.
Siebenter Preis. Eine Camera obscura.
Achter bis fünfundzwanzigster Preis. Je eine hübsche Erzählung, elegant gebunden.

Bestimmungen nur die Teilnahme überhaupt und die Form der Einsendung, die bei Gefahr der Ausschließung genau beobachtet werden müssen:

1. Alter unter 18 Jahren. — 2. Abonnementsnachweis, entweder durch Quittung oder Stempelaufdruck. — 3. Schriftliche Bestätigung der Eltern, Lehrer oder Aufsichtspersonen, daß der Konkurrent nicht schon in einem Handwerksberuf steht, der ihn zur Lösung dieser Aufgabe besonders befähigt, und daß er die Arbeit *selbst* entworfen und gefertigt habe. — 4. Die Gegenstände sind spätestens bis zum 1. Dezember d. J. an die Redaktion „Der Gute Kamerad" in Stuttgart, Reinsburgstraße 21, franko einzusenden. — 5. Jede Arbeit ist mit einem Zettelchen zu versehen, darauf ein Motto und die Alterangabe vermerkt ist. — 6. Die volle Briefadresse und die oben bezeichnete Beglaubigung ist der Arbeit in geschlossenem Kouvert beizufügen; die Adreßseite dieses Kouverts hat das gleichlautende Motto und die Altersangabe (wie auf dem Zettelchen vermerkt, das auf den Gegenstand geklebt oder gebunden wird) aufzuweisen.

Sämtlich eingegangene Konkurrenzarbeiten werden, soweit sie dieser Bestimmung entsprechen, den Verwaltungen von Waisenhäusern und Armeninstituten übergeben, um jüngeren Waisenknaben und armen Schulkindern unter den Weihnachtsbaum gelegt zu werden.

Und nun, Kameraden, Glück *auf* zum friedlichen Kampfe!
Mit kameradschaftlichem Gruße

Der Gute Kamerad.

F. R. in **Stolp.** Dein Gedanke, eine Dampfmaschine durch den elektrischen Strom auf dem Wege der Galvanoplastik fertigen zu lassen, ist zwar recht *originell*, doch dürfte derselbe bei seiner Ausführung auf beträchtliche Schwierigkeiten stoßen, wenn nicht geradezu unmöglich sein. Bedenke doch nur, welch komplizierte Matrize z. B. für den Dampfcylinder nebst Dampfwagen nötig wäre, und wie lange Zeit das Niederschlagen der erforderlichen Kupfermenge in Anspruch nehmen würde. Bedenke ferner, daß die der Abnützung unterliegenden kupfernen Teile wie Gleitschienen, Kolbenstange u. s. f. auch viel zu *weich* sind. —

Robert, der Obertertianer. O Du Schäker! Das willst Du uns glauben machen? Diesen Scherz hat uns Großmütterchen erzählt, als wir noch kurze Höschen trugen.

Wilh. H. in **Bremen.** Kadettenanstalten gibt es in Kulm, Wahlstadt, Bensberg, Potsdam, Plön, Oranienstein. Dies sind *Voranstalten*, die von Sexta bis Obertertia führen. Sämtliche für Untersekunda reifen Kadetten kommen in die Hauptanstalt zu Lichterfelde bei Berlin. Außer diesen Anstalten gibt es noch Kadettenhäuser zu Dresden und München. Für Karlsruhe ist eine solche Anstalt bewilligt und wird in circa 2 Jahren eröffnet werden. Man kann mit 10 bis 11 Jahren in die Sexta einer *Voranstalt* eintreten, doch kann man auch bei entsprechendem Alter (immer ein Jahr weiter gerechnet für jede folgende Klasse) in höhere Klassen kommen. Für den Eintritt in Lichterfelde ist bei einem Alter von 15 bis 16 Jahren das Reifezeugnis für Untersekunda eines Gymnasiums oder Realgymnasiums erforderlich. Wer eine Kadettenanstalt von Sexta bis Prima absolvieren will, braucht dazu 8 bis 9 Jahre. Meldung zur Aufnahme ins Kadettenkorps ist zu richten: an das Kommando des Kadettenkorps zu Berlin. Die jährliche Pension im Kadettenkorps beträgt *ungefähr* 780 M. Für Söhne aktiver Militärs gibt es einige sogen. Freistellen zu 380 M. Söhne von Witwen genießen häufig noch größere Ermäßigungen. — Ja, Einbanddecken zum „G. K." sind zum Preise von 90 Pf. vorrätig.

Der Quälgeist in **Worms** schreibt: „Da wir heute auf der Kisselswiese das Sedansfest feiern und von unserem Herrn Rektor die Erlaubnis haben, die daselbst aufgeschlagenen Buden zu besuchen, gestatten Sie, daß ich Ihnen einen ‚Ganzen' vorkomme." — Sehr angenehm! Prost! Löffeln uns auf dem Cannstatter Volksfeste.

Tertianer in **O.** Ungeschliffen schneidet nicht!

D. und **H. Poststempel** in **München.** Die Kurse der Kriegsakademie zu Berlin beginnen gewöhnlich am 1. Oktober und dauern 9 Monate. Im Juli tritt meist der Urlaub ein. Genau bestimmt werden die Kurse vom Chef des Generalstabes, Grafen von Waldersee — Stimmt! Der Witz ist sehr respektswidrig.

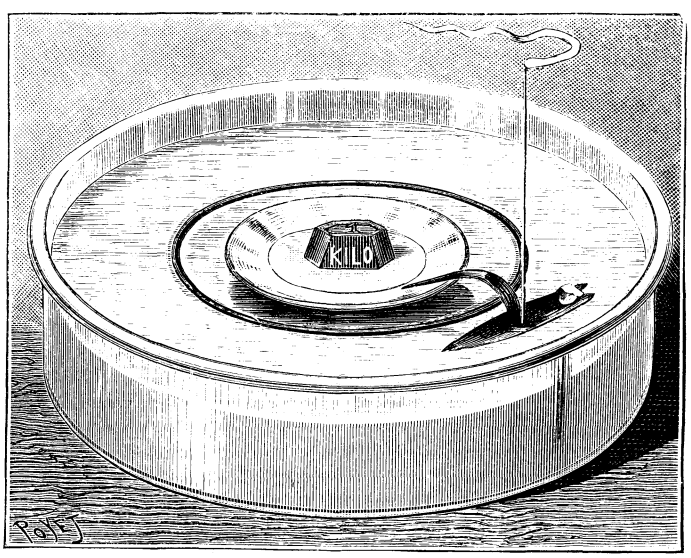
L. M. in **R.** Da sind Sie aber recht sehr von Vorurteil befangen. Eine für dieses Gebiet maßgebende Autorität und erfahrener Arzt sagt über diesen Punkt: „Wenn das Turnen, Schwimmen, Fechten u. s. w. bei unsern Knaben Gewandtheit im Gebrauche der Glieder, Mut, Entschlossenheit, Ausdauer, Fröhlichkeit, Selbstvertrauen erzeugt, so fördert die Handarbeit Fleiß, Beharrlichkeit, Ordnungsliebe, Sauberkeit, Schaffenslust, Geschicklichkeit, Schönheitssinn und Achtung und Schonung dessen, was menschliche Arbeit erzeugt hat. Rechnen wir hiezu noch die Gefühle der Liebe, welche in manchem kleinen Geschenke an Freunde und Verwandte ihren Ausdruck finden, die Freude und den Dank der Empfänger und das im Knaben bald sich geltend machende Bestreben, sich im Hause nützlich zu erweisen, so wird der Wohlwollende und Einsichtige erkennen, daß auch die Handarbeit erhebend auf den Geist des Knaben einwirken kann." Möchten Sie sich zu dieser Anschauung bekehren lassen.

Leopold K. in **Wien.** Warum gar so streitbar? Der Fall liegt so schlimm nicht. Merke: nur in kein Wespennest stechen. Kommen die stachligen Dinger dann angesummt und gar zu nahe, das juckt hinterher böse.

A. B. in **K.** Dein Bilderrätsel ist recht hübsch. Die beiden wasserfarbenen Grenzsoldaten sind Prachtskerle. Gleich drucken? Gleich?? Ei, das geht nicht!

C. Sch. in **Frankfurt a. M.** Versuch es doch! Probieren geht über Studieren!

Alfred Gerber zu **Kindberg** in **Schteiermark.** (S. Seite 784, Spalte 1, zweletzte Zeile, nämlich unten.) „Denkste denn wirklich, daß ich mich gegen so eene kleene „Hoch vom Dachschteenwespe aus Pappmaschschee" verteidigen werde? Da wärschte sehre schief gewickelt! Es is übrigens Dein Glück, daßte meine Person nur zum Schpaß anrembelst. Wenns Ernst wäre, so wollte ich Dich schöne ad Rotte Coram nehmen! So aber is es mir tout egal, ob Deine Klarinette Marzipan oder Eisig pfeift. Den „eingebildeten Tropf" will ich aus internationaler sächsischer Höflichkeet einstweilen hinter den Schpiegel stecken. Wennste dann so ungefähr nach hundertfuffzig Jahren fraktionsfähig geworden bist, dann meinetwegen „raus mit der Plempe!" Bis dahin aber laß mir meine vielbewährte Konterpunktion in Ruh, und reibe Dir Logik ein, täglich dreimal vier Schtunden lang mit Wagenteer und Himbeersaft. Das soll selbst den gröbsten Gerber-Fred genießbar machen. Im übrigen aber küßt Dich väterlich-hoheetsvoll Dein teurer Onkel *Hobble-Frank* auf Villa „Bärenfett"."



Experiment mit Kampferschiffchen und Schleppfloß. (Fig. 2.)

Tauschmarkt.

Hugo Steiner in **Königshütte, Kreuzstraße 4,** hat zu tauschen: 1 photographischen Apparat, 1 Ventilluftpumpe, 1 Gasometer, 1 Schmetterlingssammlung, 1 Markenalbum; sucht 1 Stirnsche Geheimcamera.

Roman Puschnig in **Klagenfurt, Römerbad,** gibt einen kompletten Zauberapparat ab; wünscht Bücher oder Bilder zur Laterna magica.

Julius Laier zu **Leitmeritz** in **Böhmen, Wallstraße,** tauscht seltene amerikanische Stempel gegen einen elektrischen Apparat.

F. Brennson jun., Moskauerstraße, Ambaren-Wachthaus, Riga, Rußland, bietet russische Marken zum Tausch.

Max Gellert in **Chemnitz, Aeußere Johannisstraße 24,** hat viele Mineralien zu tauschen, ebenso 3 große und 1 kleinen zahmen Feuersalamander. Sucht Steine, Käfer, Schmetterlinge, Münzen, Siegel, Pflanzen. Erbittet Angebot und Verzeichnis.

A. Luther, per Adresse: Herrn Th. Luther, Gymnase classique, Orel, in **Rußland,** will Briefmarken und Ganzsachen tauschen.

Theodor Huber in **München-Haidhausen, Ismaningerstraße 7 b I,** sucht ein neues Album mit 160 Marken gegen ausl. Schmetterlinge zu tauschen.

Franz Düring in **Breslau, Klosterstraße 10 I,** versendet gegen eine Sachsen 3 Pf. rot 500 div. bestimmte Käfer aus ganz Europa, wohlverpackt und portofrei. Gibt gegen Briefmarken auch eine Camera obscura ab.

☞ **Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.**

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

3. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 2.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Mißtraue Dem, der Dir verheißt, Dich „spielend“ zu unterrichten. Das Lernen soll kein Spiel, es soll immer Ernst sein, denn es ist die erste Vorbereitung auf den Ernst des Lebens.

Wilhelm Oncken.

„– Wollen Sie mir also jetzt Ihr Kong-Kheou geben? –“

III. 2.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

„So stimmt es. Der Brief ist an Sie! Hier ist er.“

Er reichte ihr denselben hin. Sie nahm und betrachtete ihn, las die Adresse und fragte im Tone der Verwunderung:

„Nicht von der Post! Wo ist er her?“

„Aus China. Ye-Kin-Li gab ihn mir.“

„Aus — — China! Wer könnte mir von dorther schreiben? Es ist ja ganz unmöglich, daß dort ein Bekannter von uns existiert. Dieser Brief kann nicht für mich bestimmt sein.“

„Er ist für Sie! Die Adresse stimmt ja genau.“

„Bitte, Mutter, zeig' einmal her!“ sagte Richard, indem er herbeitrat und nach dem Briefe griff. Er betrachtete die Adresse und entschied sodann:

„Er ist an den Vater gerichtet. Dieser lebt nicht mehr, folglich hast du das Recht, den Brief zu öffnen. Das ist gar nicht zu bestreiten.“

Dabei hatte er auch schon das Kouvert mit dem Federmesser aufgeschnitten. Er nahm den eng beschriebenen Bogen, den es enthielt, heraus und warf, nachdem er ihn entfaltet hatte, einen Blick auf die Unterschrift.

„Vom Onkel Daniel!“ rief er schnell.

„Der war doch in Amerika und ist verschollen,“ antwortete seine Mutter.

„Er ist nicht tot, wie wir bisher geglaubt haben. Welch eine Freude, daß er noch lebt! Hört, was er schreibt! Ich will den Brief vorlesen.“

Der „Methusalem“ wollte sich entfernen, wurde aber aufgefordert, zu bleiben. Vor ihm gab es keine Familiengeheimnisse.

Der Inhalt des Briefes mußte von großer Wichtigkeit sein, denn der Student blieb weit über eine Stunde bei seiner Wirtin, und als der Wichsier einmal an der Thüre vorüberging und infolge eines frohlockenden Rufes, welcher drinnen ausgestoßen wurde, stehen blieb, hörte er, obgleich er die einzelnen Worte nicht verstehen konnte, daß jedenfalls eine Beratung abgehalten wurde, deren Verlauf ein sehr erregter zu sein schien.

„Wat da drinnen losjelassen worden ist, dat scheint so eine Art von Kriegsrat zu sind,“ murmelte er vor sich hin. „Ich ziehe mir zurück, sonst könnte ich der Avantgarde unter die Pferde geraten.“

Er that sehr klug daran, denn kaum hatte er sich entfernt, so kam sein Herr in höchster Eile heraus, eilte in seine Wohnung, packte den Wichsier, als er ihn dort erblickte, an den beiden Schultern und rief in freudigem Tone:

„Gottfried, das Schlaraffenleben hat ein Ende! Wir verreisen!“

„So! Wohin? Vielleicht wieder mal nach Jüterbogk, um den dortigen Wein zu probieren?“

Er machte ein sehr saures Gesicht.

„Nein, nein, weiter, viel weiter! Bist du zur Seekrankheit geneigt?“

„Unjeheuer sehr!“

„Woher weißt du das?“

„Weil mein echt jermanischer Magen kein Wasser vertragen kann. Er will immer noch eins, ehe er jeht, aber natürlich nur kein Wasser!“

„So bleibst du da, dann gehe ich zur See!“

„Dat ist ja nicht jefährlich. Zur See kann man jehen, ohne die Seekrankheit zu bekommen. Man muß nur am Wasser stehen bleiben.“

„Aber ich will über die See, über das Meer hinüber, nach Asien!“

„Alle juten Jeister!“ rief Gottfried, die Hände zusammenschlagend.

„Nach China!“

„Da sind wir ja schon!“

Er zeigte in dem Zimmer herum und hatte dabei nicht gar so unrecht, denn der „Methusalem“ war infolge seiner mit dem Theehändler geschlossenen Freundschaft ein passionierter Sammler für chinesische Erzeugnisse geworden. An den Wänden hingen und auf den Tischen lagen Geräte, Gefäße, Waffen, Musikinstrumente und eine ganze Menge ähnlicher Dinge, welche aus dem „Reiche der Mitte“ stammten.

„Das ist Talmi-China; ich aber will das echte sehen,“ antwortete der Student. Die Erregung hatte ihm das Gesicht hochrot, die Nase aber ultramarinblau gefärbt. „Du sollst mitkommen. Fürchtest du dich aber vor der See, so bleibst du da und kannst, um dir die Langeweile zu vertreiben, Mücken vergolden.“

Da stemmte der Wichsier beide Hände in die Seiten, pflanzte sich gerade vor seinem Herrn auf und meinte:

„Wat? Wie? Wo? Warum? Ich, als der berühmte Jottfried von Bouillon und ausjesprochener Erbfeind aller Sarazenen soll mir vor das bißchen See fürchten! Wat mache ich mich aus so einem alten Heringsteich! Und etwa von wegen die Haifische? Denen wollte ich mit persisches Insektenpulver ins Jewissen reden! Uebrigens muß ich auf alle Fälle mit, denn Sie brauchen mir. Wer soll Ihnen die Stibbel wichsen, die Kleider klopfen, die Pfeife stopfen, die Uhr aufziehen, tausend andere Sachen versorjen und beim Essen jesegnete Mahlzeit wünschen? Doch ich! Also ich fahre mit, nämlich wenn diese Reise nach China nicht etwa nur ein Ulk ist, den sich Ihr treuer Jottfried streng verbitten muß!“

„Es ist kein Ulk, sondern Ernst, wirklicher Ernst. Ich habe keine Zeit, es dir zu erklären, denn morgen früh geht es mit dem ersten Zuge fort, zunächst nach der Residenz, der Gesandtschaft wegen. Jetzt muß ich zum Bankier, zur Polizei und in hundert Läden, um tausend notwendige Sachen einzukaufen. Richard fährt auch mit, und — — —“

„Rich — — —!“ unterbrach ihn der Wichsier, brachte aber vor Erstaunen nur die erste Silbe dieses Namens über die Lippen.

„Ja! Er ist es ja, um dessentwillen die Reise überhaupt unternommen wird. Wenn ich nicht so sehr eile, daß wir morgen bereits über alle Berge sind, wird aus dieser famosen Reise gar nichts. Ich habe seine Mutter förmlich überrumpelt, und wir müssen reisen, bevor sie sich anders besinnen kann.“

Er eilte fort. Gottfried schüttelte den Kopf, kratzte sich mit beiden Händen hinter den Ohren, richtete seinen Blick auf einen großen chinesischen Laternendrachen, welcher an der Decke hing und sagte:

„Da hängst du nun, altes Jötzenbild, und kuckst mich höhnisch ins Jesicht! Dir hab' ich nie so recht jetraut. Deine Ehrbarkeit und Moralität ist mich immer ein bißchen problematisch vorjekommen! Wat willst du sind? Tao-lung willst du jenannt sind, wat soviel heißt, wie Drache der Vernunft? Ich sage dir, daß du höchst unvernünftig bist! Seit du hier unsern Zenith jepachtest hast, ist bei uns China und der Teufel losjewesen. Ich habe dir sogar im Verdacht, daß du um Mitternacht als Jespenst und Jeisterspuk hier umherfliegst. Du erscheinst dem Methusalem im Traume; du hast es ihm anjethan und ihm sogar den Jedanken einjeblasen, die traute Heimat zu verlassen, um am Strande des gelben Meeres bei die halben Antipoden jebratene Regenwürmer, jeschmorte Tausendfüße, jebackenen Seetang, marinierte Salamander und jekochte Rattenschwänze zu verspeisen. Schäme dir! Aber du sollst dir doch nicht rühmen können, ihn ins Verderben jeführt zu haben. Ich werde ihn begleiten als sein Morjen- und sein Abendstern. Wir werden siegreich gegen deine Vettern und Basen kämpfen, gegen Drachen, Molche und Chinesen, und wenn wir wiederkehren, so hängen wir sie hier als Trophäen auf, um dir zu ärjern, so wie du mir jeärjert hast. Ich verachte dir!“

Er ging mit einer theatralischen Geberde ab, um sich bei der Wirtin zu erkundigen, wie sein Herr auf den Gedanken gekommen sei, nach China zu gehen.

Inzwischen war der „Methusalem“ gar nicht weit gekommen. An der Ladenthür des Chinesen hatte er sich besonnen, daß er diesem doch sagen müsse, daß der Brief an die richtige Adresse gelangt sei. Darum trat er bei ihm ein.

„Nun?“ fragte der Sohn der Mitte. „Sie bringen den Brief nicht wieder?“

„Nein. Meine Wirtin ist die Adressatin. Sie brauchen sich also nicht weiter zu bemühen. Aber, bitte, wie ist er in Ihre Hände gekommen?“

„Durch meinen Lieferanten in Kuangtschéu-fu (Kanton), bei dem er für mich abgegeben wurde.“

„Hat dieser Herr Ihnen mitgeteilt, wer der Absender ist?“

„Nein. Er hat mir die Weisung ge-

geben, den Adressaten oder dessen Erben hier ausfindig zu machen, ihnen den Brief zu übermitteln und dafür zu sorgen, daß sie sofort antworten. Die Stelle, an welche die Antwort zu richten ist, sei in dem Briefe angegeben."

„Das stimmt. Aber es ist beschlossen worden, keine briefliche Antwort zu erteilen. Wir reisen selbst hin, nämlich Richard Stein, ich und mein Gottfried von der Oboe."

Jetzt war es an dem Chinesen, zu erstaunen. Er erging sich in den fremdartigsten Ausrufewörtern, wobei er die Hände mit weit ausgespreizten Fingern gen Himmel hielt und dabei den Kopf von einer Seite auf die andere warf, so daß sein Zopf wie ein Perpendikel abwechselnd herüber und hinüber flog.

„Sie selbst, Sie selbst wollen nach Tschung-kuo, dem Reiche der Mitte, nach Tschung-hoa, der Blume der Mitte!" rief er aus. „Sie werden Tien-tschao, das himmlische Reich sehen! Sie gehen nach Ki-tien-teh, dem Hause der himmlischen Tugenden, nach Schan-hoang-ti, dem Berge des erhabenen Herrschers! Wie ist das gekommen? Wodurch wurden Sie auf diesen Gedanken gebracht?"

„Durch die Teilnahme, welche ich für die Familie meiner braven Wirtin und insbesondere für Richard hege. Um es Ihnen kurz zu sagen, hat der verstorbene Volksschullehrer Stein einen Bruder gehabt, welcher in seiner Jugend, getrieben von seiner Lust zu Abenteuern, in die weite Welt gegangen ist. Er ist lange Jahre erst in Süd- und dann in Nordamerika gewesen, ohne es zu etwas Sonderlichem zu bringen. Später wollte er nach Java; das Schiff ging aber in der Nähe der chinesischen Küste unter, und er war einer der Wenigen, welche gerettet wurden. Unter den Chinesen erging es ihm zunächst herzlich schlecht, da er ja ihrer Ansicht nach ein Y-jin war, ein fremder Barbar. Er wurde wie ein Gefangener gehalten. Nach und nach lebte er sich in die dortigen Verhältnisse ein. Er erlernte die Sprache, trug chinesische Kleidung, nahm die dortigen Gewohnheiten an und brachte es dadurch so weit, daß er endlich wie ein Eingeborener behandelt wurde. Nur das Land durfte er nicht verlassen; der Versuch dazu schon sollte mit dem Tode bestraft werden. Um seiner ganz sicher zu sein, wurde er in das Innere geschafft, wo er es bald so weit brachte, daß er unter die Klasse der Ansässigen aufgenommen wurde. Er entdeckte zufälligerweise im Gebirge eine Petroleumquelle. Da er die Art der Ausbeutung und Verwertung des Oeles in den Vereinigten Staaten kennen gelernt hatte, so griff er die Sache auf amerikanische Weise an, dabei aber natürlich die chinesischen Verhältnisse in Rechnung ziehend. Er wurde ein reicher Mann und breitete seine Verbindungen nach und nach bis an die Küste aus. Durch diesen letzteren Umstand ist es ihm ermöglicht gewesen, einen Brief, eben den, welchen Sie zur Besorgung erhielten, in die Heimat zu senden. Er ist unverheiratet und ohne Erben, dabei so kränklich, daß er mit dem baldigen Tode rechnet. Er will sein Vermögen nicht in fremde Hände kommen lassen. Darum bittet er seinen Bruder, sofort nach China zu reisen. Falls dieser Bruder tot ist, soll dessen ältester Sohn, von dessen Geburt er aus früheren Nachrichten weiß, zu ihm kommen. Nur so ist es möglich, die chinesischen Gesetze zu umgehen und die Früchte seines Fleißes in die Hände seiner Verwandten gelangen zu lassen. Er bittet um augenblickliche Antwort, worauf er Geld zur Reise anweisen will. Da ich mir aber sage, daß dabei Monate verschwendet werden, während welcher Zeit der kränkliche Herr wohl gar sterben könnte, habe ich unter Aufbietung meines ganzen Einflusses erreicht, daß Frau Stein ihren Richard sofort reisen lassen will, natürlich nur unter der Bedingung, daß ich ihn begleite. Die Kosten der Reise trage ich auch. Das ist alles so plötzlich gekommen und muß auch sofort ausgeführt werden, sonst steht zu erwarten, daß die Wirtin ihre Zusage wieder zurücknimmt. Es ist für eine Mutter kein Spaß, ihr Kind in solche Ferne und in ein solches Land gehen zu lassen. Sie ist von dem Ereignisse, sozusagen, übermannt und betäubt worden. Ich darf sie nicht zur ruhigen Ueberlegung kommen lassen. Morgen mit dem ersten Zuge reisen wir."

Der Chinese stand mit offenem Munde und starren Blickes vor ihm. Er bewegte kein Glied seines Körpers.

„Was ist mit Ihnen?" fragte der „Methusalem" besorgt. „Sie sind ja wie vom Schlage getroffen! Wie kann meine Erzählung einen solchen Eindruck auf Sie hervorbringen?"

Er faßte den „Sohn des Himmels" bei den Schultern und schüttelte ihn. Dies gab dem Chinesen die Herrschaft über sich selbst zurück. Er eilte zur Thüre, riegelte dieselbe zu, um von keinem Käufer gestört zu werden, ergriff den Studenten beim Arme, führte ihn nach dem kleinen, hinter dem Laden liegenden Privatraume und drückte ihn dort auf einen aus Bambus geflochtenen Sessel nieder.

Dies that er so eilfertig und zeigte dabei so ein Gesicht, als handle es sich um ein höchst wichtiges Geheimnis, um eine Angelegenheit, in welcher ein Aufschub den größten Schaden bringen könne.

„Freund!" rief er, in der Folge bald chinesisch, bald deutsch sprechend. „Sie reisen wirklich, wirklich, wirklich nach Tschina, meinem heißgeliebten Vaterlande?"

„Ja, morgen schon."

„O, Herr des Himmels, Glanz der Sonne, Ursprung der Zeit und des Raumes! Welch ein Glück, welch eine Schickung! Freund, mein Leben gehört Ihnen; mein Vermögen ist Ihr Eigentum. Alles, alles sollen Sie haben, nur die Namen meiner Vorfahren kann ich Ihnen nicht schenken. Sie können mir einen Dienst erweisen, der so groß, so unendlich groß ist, daß selbst der größte Dank zu gering dafür sein würde."

„Gern, sehr gern, wenn ich kann!"

„Vielleicht können Sie!"

„Versuchen wir es wenigstens. Was ist es, was ich thun soll?"

„Bringen Sie mir mein Weib, bringen Sie mir meine Kinder mit!"

„Mit dem größten Vergnügen!" lachte der Student. „Wenn es weiter nichts ist!"

„Sprechen Sie nicht so! Was ich von Ihnen verlange, ist schwer, ist fast unmöglich auszuführen. Die Behörde wird sich widersetzen."

„O, mit den Herren Mandarinen werde ich wohl fertig werden!"

„Kein Chinese würde es fertig bringen. Sie aber sind selbst hier ein ungewöhnlicher Mann. Sie schrecken vor keinem Wagnisse zurück. Sie werden beides anwenden, List und Gewalt, um mich glücklich zu machen. Darum vertraue ich Ihnen. Wenn es überhaupt ein Mensch vermag, so sind Sie allein es, der mir meine Frau, meine Kinder und mein Vermögen, welches ich vergraben habe, weil ich es bei meiner Flucht nicht mitnehmen konnte, bringen kann!"

„Wie? Ihr Vermögen haben Sie vergraben? Warum haben sie es Ihrer Frau nicht gelassen?"

„Ihr hätte man es abgenommen."

„Sie haben ihr aber doch gesagt, wo es versteckt ist?"

„Nein, auch das durfte ich nicht. Sie ist gefoltert worden und hätte den Ort sicherlich verraten. Wissen Sie, ich bin ein — — —“

Obgleich sie ganz allein und unbelauscht waren, bog er sich bis an das Ohr des Studenten und flüsterte ihm zu:

„— — — Ein zum Tode Verurteilter. Ich hatte das Unglück, unter Empörern betroffen zu werden. Was das in Tschina heißt, das wissen Sie. Ich war wie der junge Kia-niao, wie der kleine Sperling im Neste; aber ich wurde bei ihnen gesehen, und so war ich verloren, wenn nicht die augenblickliche Flucht mich rettete. Ich fand kaum so viel Zeit, mich von den Meinen zu verabschieden und meine Gold- und Silberbarren einzupacken, um sie dann heimlich zu vergraben. Nur einen kleinen Teil dieses Metalles konnte ich mit mir nehmen, um mir im Auslande eine Existenz zu gründen.“

„Höchst interessant!“ bemerkte der Student. „So soll ich also den Schatzgräber machen?“

„Ja. Sie sehen, welch ein großes Vertrauen ich zu Ihnen habe. Sie werden mich nicht betrügen. Das weiß ich gewiß.“

„Da sei Gott vor! Was ich finde, wenn ich überhaupt etwas finde, das erhalten Sie. Aber wo liegt es? Und wo treffe ich die Ihrigen?“

„Wo das Gold und Silber liegt, darüber können Sie sich leicht orientieren, denn ich habe einen genauen Plan gezeichnet, nach welchem Sie sich nur zu richten brauchen, um die Barren zu entdecken. Aber wo Sie mein Weib und meine Kinder treffen werden, das weiß ich leider nicht.“

„Ich werde nicht eher ruhen, als bis ich sie finde, vorausgesetzt, daß sie noch leben,“ versicherte der Student, herzlich gerührt von dem Ausdrucke aufrichtigen Schmerzes, welcher im Gesichte des Chinesen zu erkennen war.

„Sie können getötet worden sein,“ meinte dieser, „denn die Rechtspflege meines Vaterlandes ist keine so humane wie die hiesige. Dort müssen sehr oft die Verwandten des Schuldigen dieselbe Strafe tragen wie er.“

„Nennen Sie mir den Ort, an welchem Sie sich von ihnen getrennt haben! Ich werde mich an denselben begeben und, wenn ich sie dort nicht finde, ihre Spur verfolgen wie der Indianer seine Fährte. Ich hoffe doch, Ihnen zum wenigsten eine sichere Nachricht zu bringen.“

„Ja, ich weiß, daß Sie alles Mögliche thun, kein Opfer scheuen und selbst vor keiner Gefahr zurückschrecken werden, um mir die Ruhe meines Herzens zurück zu geben. Ich werde Ihnen alles aufschreiben, was Sie wissen müssen, und diese Notizen Ihnen heute abend einhändigen. Dabei werden sich auch einige Empfehlungsschreiben an frühere Freunde befinden, an welche Sie sich mit allem Vertrauen wenden können. Sie wissen, daß ich unschuldig bin, und werden Ihnen gern allen möglichen Vorschub leisten. Also Sie sind entschlossen, diese Sendung zu übernehmen?“

„Vollständig.“

„So betrachte ich Sie von diesem Augenblicke an als meinen Kié-tschéi, als meinen außerordentlichen Bevollmächtigten, und frage Sie, ob Sie bereit sind, mir Ihr Kong-Kheou zu geben, Ihr unverbrüchliches Ehrenwort?“

„Sie sollen es haben, hier meine Hand!“ antwortete der „Methusalem“, indem er dem Chinesen die Hand entgegenstreckte.

„Warten Sie!“ bat Ye-Kin-Li. „Ich werde Ihnen Ihr Wort nach der Sitte meines Landes abnehmen.“

Er holte ein Päckchen Tsan-hiang herbei. Das sind wohlriechende Räucherstäbchen, deren die Chinesen sich bei Ausübung gewisser religiöser Gebräuche bedienen. Der Student mußte eins davon in seine linke Hand nehmen; der Theehändler that ebenso, worauf er die beiden Stäbchen anbrannte. Dann, als der duftende Rauch emporstieg, ergriff er mit seiner Rechten diejenige des jungen Mannes und sagte in feierlichem Tone:

„Sie sind mein Kié-tschéi. Als solcher haben Sie genau so zu handeln, als ob Sie ich seien. Sie dürfen keinen Hintergedanken hegen, und Ihr Herz muß gegen mich ohne Arg und Falschheit sein. Wollen Sie mir also jetzt Ihr Kong-Kheou geben, daß Sie meinen Auftrag nach Kräften ausführen und gegen mich und die Meinen ehrlich sein wollen?“

„Ja,“ antwortete der Student. „Ich denke nicht, daß ich mit dieser Zeremonie ein heidnisches Werk begehe. Sie hätte unterbleiben können, denn mein Ehrenwort ist wie der heiligste Schwur. Aber da es Sie zu beruhigen scheint, so mag es so geschehen, wie Sie es wünschen. Ich verspreche Ihnen, so zu handeln, wie Sie selbst nicht anders handeln würden. Das ist ein ehrliches deutsches Versprechen, auf welches Sie sich verlassen können!“

„Ich glaube und vertraue Ihnen. Und dieses Vertrauen soll zwischen uns bestehen, bis diese beiden Tsan-hiang an meinem Sarge wieder angezündet werden.“

Er verlöschte die Stäbchen und legte sie dann, sorgsam eingewickelt, in ein Ebenholzkästchen, in welchem er nur Gegenstände von ganz besonderer Wichtigkeit aufzubewahren pflegte.

So war das Ehrenwort gegeben, welches für den Studenten so reiche und seltsame Folgen haben sollte. Er entfernte sich jetzt, um die notwendigen Vorkehrungen zur baldigen Abreise zu treffen.

Erstes Kapitel.

„Tsching tsching tschin!“

Unter denjenigen unserer lieben Kameraden, welche in einer der an der Nord- und Ostsee liegenden Hafenstädte wohnen, gibt es sicher welche, die den Namen Turnerstick gehört oder wohl gar diesen braven, weitbefahrenen Seemann von Angesicht zu Angesicht gesehen haben.

Kapitän Heimdall Turnerstick, ein echter friesischer Seebär, hatte lange Jahre im Dienste eines New-Yorker Reeders gestanden, es da zumeist mit amerikanischen Topgasten zu thun gehabt und es darum gelitten, daß man seinen allerdings seltsamen deutschen Namen Drechslerstock in das englische Turnerstick verwandelte. Dennoch aber war er ein Deutscher vom reinsten Wasser geblieben.

Er war in allen Meeren bekannt als ein tüchtiger, kühner, gewandter und erfahrener Schiffsführer, welcher außerdem die höchst lobenswerte Eigenschaft besaß, daß er sich stets bemühte, seinen Untergebenen mehr ein freundlich besorgter Vater als ein strenger Vorgesetzter zu sein.

Darum hatte er stets nur zuverlässige und tüchtige Mannen an Bord, die sich alle Mühe gaben, seine Zufriedenheit zu erlangen, und unter Umständen mehr thaten, als die bloße Pflicht von ihnen forderte. Sie liebten und achteten ihn und sahen über manches hinweg, was andere wohl nicht mit denselben Augen betrachtet hätten.

Kapitän Turnerstick besaß nämlich einige Eigentümlichkeiten, welche sehr geeignet waren, die Ironie seiner Untergebenen herauszufordern. Daß man dennoch nicht heimlich über ihn lachte, hatte seinen Grund nur in dem kindlichen Respekt, den man ihm widmete.

Daß er zu allerhand Sonderlichkeiten geneigt sei, war schon seinem Aeußeren

anzumerken. Er besaß trotz seiner bedeutenden seemännischen Kenntnisse kein sehr geistreiches Angesicht. Mitten in demselben saß das, was der Seemann eine Vorlukennase nennt. Sie war höchst vorwitzig nach oben gerichtet und war durch einen Faustschlag, den der gute Kapitän in seiner Jugend erhalten hatte, ansehnlich weit zur Seite getrieben worden, was seiner Physiognomie ein höchst ordnungswidriges Aussehen gab. Ein gewaltiger Schnurrbart lies dieses Stumpfnäschen doppelt naiv und lächerlich erscheinen, ein Umstand, welcher keine Verbesserung dadurch erlitt, daß Turnerstick einen ungeheuren indischen Schutzhelm als Kopfbedeckung zu tragen pflegte.

In einem Kampfe mit malayischen Seeräubern hatte er das rechte Auge eingebüßt und trug an dessen Stelle ein künstliches. Doch mußte man ihn sehr genau ansehen, um dies zu bemerken.

Kein Mensch hatte ihn jemals anders als in hohen, geteerten Wasserstiefeln gesehen, welche ihm bis an den Leib reichten. Ebenso unvermeidlich war der mit vergoldeten Ankerknöpfen geschmückte Südkarolinafrack, ohne den er gar nicht leben zu können schien. Dazu trug er unendlich hohe Vatermörder, um welche ein knallrotes Halstuch gelegt und vorn in eine riesige Schmetterlingsschleife geschlungen war.

Dazu kam ein goldener Klemmer, welcher an einem breiten, schwarzseidenen Bande hing, eine sehr begründete Vorsichtsregel, denn die Brille konnte sich niemals länger als einen einzigen Augenblick auf dem ihr angewiesenen Posten erhalten. Sie fiel immer wieder herab, und darum war die eine Hand des Kapitäns unausgesetzt und allezeit damit beschäftigt, den herabgefallenen Klemmer wieder auf das unpraktikable Näschen zu quetschen.

Aufrichtig gestanden, war der gute Heimdall Turnerstick ein ganz klein wenig eitel, auch in Beziehung auf sein Schiff, welches stets, so weit thunlich, ein Muster der Sauberkeit und Ordnung war. Das konnte natürlich auch auf sein Aeußeres nicht ohne Einfluß sein.

Seine Sprachkenntnisse reichten für seine Bedürfnisse vollständig aus. Mehr konnte nicht von ihm verlangt werden. Und dennoch gab es einen, welcher in ihm ein wahres Sprachgenie erblickte, und dieser eine war — — er selbst.

Er hatte alle möglichen Küstenländer angesegelt und überall einige Worte der betreffenden Sprache mit davon genommen. Diese Reiseergebnisse lagen in seinem Kopfe so wirr durch einander wie ungefähr die Trümmer eines verunglückten Eisenbahnzuges. Dennoch war er vollständig überzeugt, so einige Dutzend Sprachen und Dialekte zu beherrschen, und brachte bei jeder passenden Gelegenheit diese unglückseligen philologischen Trümmer herbeigeschleppt. Wehe demjenigen, der es wagte, darüber zu lächeln! Er hatte es für immer mit dem Kapitän verdorben und wurde niemals wieder zu Gnaden angenommen.

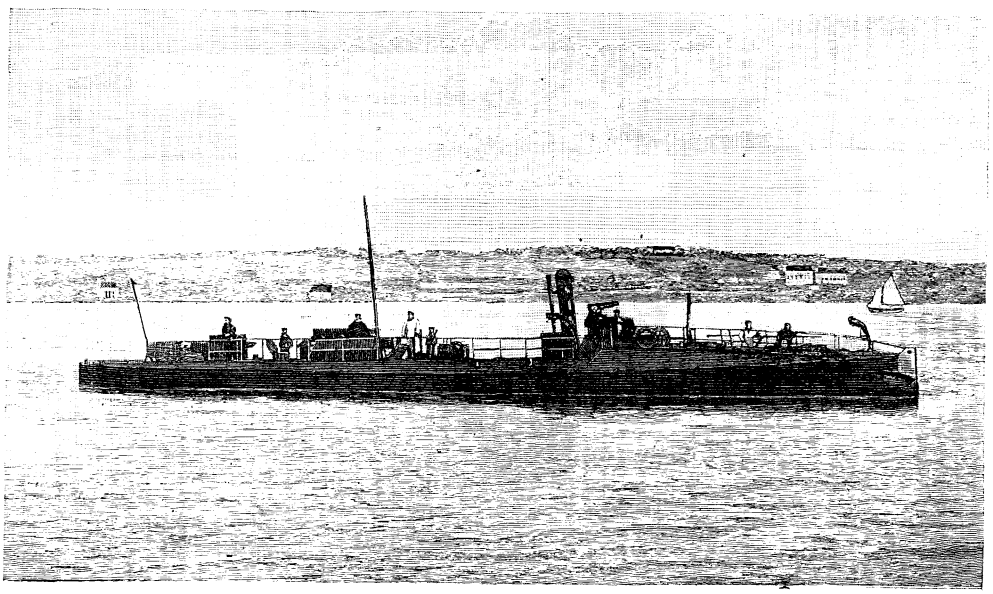
Heut befand sich Heimdall Turnerstick in einer wahrhaft rosigen Stimmung, und er hatte allen Grund dazu. Unter seinen Füßen lagen die Planken des schnellsten Klipperschiffes, welches er jemals befehligt hatte. Ein prächtiger Backstagswind füllte die Segel. Der Horizont lag als scharf gezeichnete Linie auf der See, und der Himmel lächelte wolkenlos auf die frohen Gesichter der Mannen herab.

Dazu kam, daß man sich dem Hafen nahe befand und daß der Kapitän Kajütengäste bei sich führte, die es verstanden hatten, sich sein ganz besonderes Wohlwollen zu erwerben. Er hatte sie in Singapore aufgenommen und sollte sie nach Kanton bringen.

Das waren prächtige Tage für ihn gewesen. So eine Unterhaltung hatte er seit Jahren nicht an Bord haben können. Die drei Passagiere paßten zu ihm wie Brüder, und die Absicht, welche sie nach Kanton führte, war ihm so sympathisch, daß er beschlossen hatte, sich nicht allsogleich von ihnen zu trennen. Er konnte ihnen eine längere Zeit widmen, denn sein Steuermann war höchst zuverlässig; ihm durfte er das Schiff und die Besorgung aller Angelegenheiten ruhig anvertrauen.

Diese drei Passagiere waren Fritz Degenfeld, der bisherige Student, genannt der blaurote Methusalem, sein Wichsier Gottfried Ziegenkopf, stets Gottfried von Bouillon geheißen, und endlich Richard Stein, der Gymnasiast, welcher sich unterwegs befand, um die chinesische Erbschaft anzutreten.

(Forts. folgt.)



Der „Vulkan". Typus der neueren deutschen Torpedoboote.

Das Torpedoboot.

Ein junger Seekadett von unserer gedeihlich emporblühenden deutschen Kriegsflotte, Hans von Suckow mit Namen, war von einer Fahrt um die Welt glücklich zurückgekehrt und mit Urlaub von Wilhelmshaven in seine Heimat im deutschen Binnenlande abgereist, um seine Eltern und Geschwister zu besuchen und einen kurzen Urlaub zu genießen, denn er stand auf dem Punkte, zum Leutnant zur See befördert zu werden. Als er eines Abends in einen Kreis von jungen Leuten trat, der aus seinen jüngeren Brüdern und Vettern und deren Kameraden bestand, war er in seiner schmucken dunkelblauen Uniform und mit seinem von tropischer Sonne gebräunten Gesicht natürlich das Ziel der Bewunderung aller der jungen

Kameraden, denn ein junger Mensch, nur wenige Jahre älter als die Mehrzahl der anderen, der schon alle Weltteile gesehen, Stürme und Orkane erlebt, mit den braunen Königstöchtern auf Samoa getanzt und mit chinesischen und malayischen See-

Schmuck und Ziertauben.

räubern ernstlich gekämpft hatte, war natürlich ein Wunderding für die Tertianer und Sekundaner und ein Gegenstand stillen Neides für die Primaner. Dabei war Hans ein kerntüchtiger, ritterlicher Jüngling, stramm und mannhaft, karg von Worten wie ein echter Seemann, aber freundlich und aufgeräumt und artig, wie ein gebildeter deutscher Jüngling sein soll. Mit großer Gefälligkeit und Geduld, aber in kurzen sachlichen Worten beantwortete er die zahllosen, oft höchst naiven Fragen seiner jüngeren Zuhörer, um sie über seemännische und andere Dinge aufzuklären, und nahm oft zu deutlicherer Veranschaulichung dessen, was er äußerte, ein Stück Kreide zur Hand und zeichnete den fraglichen Gegenstand leicht auf den Gartentisch, um durch Verbindung von Wort und Bild sich verständlicher zu machen, so daß er seinen ganzen Kreis von Zuhörern zu fesseln wußte.

„Höre, Hans," fragte einer seiner Vettern, ein geweckter Junge aus Obertertia, „hast du auch schon einen Torpedo gesehen?"

„Na, ob? ich bin schon auf einem Torpedoboot gefahren und habe verschiedene Torpedos lancieren helfen!" meinte Hans mit überlegenem Lächeln.

„Torpedo? was ist denn das?" fragte ein jüngerer Kamerad neugierig.

„Das weißt du nicht?" rief ein anderer; „na, eine schwimmende Seemine."

„Jetzt weiß ich so viel wie zuvor," erwiderte der Frager; „bitte, Vetter Hans, erkläre du es mir, denn du weißt es ja doch besser als Vetter Erwin."

„Je nun, meinetwegen," entgegnete Hans, „aber ich will es kurz machen, damit ihr mich besser versteht. Torpedo ist ein spanisches Wort und heißt eigentlich Krampffisch oder Zitteraal, aber heutzutage versteht man darunter ein fisch- oder zigarrenförmiges Ding aus einer Art Bronze, welches in seinem vorderen Teile mit Schießpulver, Schießwolle oder irgend einem anderen Sprengstoff, in seinem hinteren Teile mit komprimierter Luft und einem Mechanismus versehen ist, der ein oder zwei archimedische Schaufelruder in Bewegung setzt, welche den Torpedo auf oder unter dem Wasser in einer bestimmten Richtung und mit solcher Gewalt vorwärts treibt, daß, wenn der Torpedo an dem feindlichen Schiffe anprallt, gegen welches derselbe „lanciert" wird, der an der Spitze angebrachte Stoßzünder die Sprengladung im Vorderteil entzündet und eine solch furchtbare Explosion verursacht, daß auch das stärkste Panzerschiff dadurch in der erheblichsten Weise verletzt und unter Umständen sogar in die Luft gesprengt wird. Die Wirkung ist also diejenige einer riesigen Mine von mehreren Zentnern Pulver, deren Sprengkraft nichts widerstehen kann!" Und damit zeichnete Hans seinen Zuhörern einen der neuesten Whitehead'schen oder Fischtorpedos auf den Tisch und suchte ihnen dessen Bauart, Mechanismus und Ladung zu erklären.

„Diese ungemein wirksame Vorrichtung ist die furchtbarste Waffe des heutigen Seekrieges," fuhr Hans fort, „und ist nur langsam zu dem geworden, was sie heute ist, zu demjenigen Teil einer Kriegsflotte, in dessen Beschaffung, Vervollkommnung, fortschreitender Entwickelung und geschickter Anwendung die Seemächte jeden Rangs ihr Heil für Schutz und Trutz suchen."

„Aber man hat ja doch Panzerschiffe mit einem fußdicken Eisenpanzer, denen diese Torpedos wohl nichts anzuhaben im stande sein werden?" meinte einer der Zuhörer fragend.

„Fehlgeschossen!" versetzte Hans. „Die Panzerschiffe und die Torpedos sind so ziemlich zu gleicher Zeit entstanden und haben sich als Gegensätze entwickelt, denn das eben ist das größte Wunder im menschlichen Geiste, daß er jede auch noch so wichtige neue Erfindung gewissermaßen zu übertrumpfen versteht und jedem neuen Mittel ein Gegenmittel gegenüber zu stellen weiß. Nur gegen die vervollkommneten Torpedos und die Wirksamkeit der Torpedoschiffe hat man seither noch kein Gegenmittel erfunden. Ihr werdet das leicht ermessen können, meine Freunde, wenn ich euch einen kurzen Ueberblick über das Torpedowesen gebe. In den Seekriegen der drei letztvergangenen Jahrhunderte hat man sich schon der sogen. Seeminen zu Schutz und Trutz bedient und Brander oder Zünd- und Sprengschiffe verschiedener Art angewendet, die man durch Räder oder Strömung gegen feindliche Schiffe treiben ließ, um diese zu vernichten, und viele dieser Versuche sind auch gelungen, andere aber mißglückt, weil sie rechtzeitig entdeckt und zurückgewiesen wurden, oder ihr Ziel verfehlten. Man hatte unterseeische Minen zur Sicherung von Häfen und Einfahrten zum Schutz gegen feindliche Schiffe angebracht, welche mit verschiedenen sogen. „Kontaktszündern" versehen waren, und zwei Amerikaner, David Bushnell und Robert Fulton, haben schon vor mehr als hundert Jahren und im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Versuche mit unbeweglichen und beweglichen Seeminen zu Verteidigung und Angriff gemacht, welchen nur wenig zur Vollkommenheit fehlte. Seither machte man wichtige Fortschritte in der Benützung der Elektrizität und lernte den elektrischen Funken zur Entzündung von Seeminen verwenden, die durch die Bemühungen verschiedener Männer: des amerikanischen Obersten Colt (Erfinder des Revolvers), der Professoren Himly in Kiel und Jakobi in Königsberg u. a. m. sehr vervollkommnet und mit Sprengstoff von mehreren Zentnern geladen wurden. Schon Fulton hatte die Idee gehabt, Schiffe, welche gegen Kano-

nenschüsse gesichert seien, zu erbauen und mit langen Schienen zu versehen, an deren Enden Torpedos angebracht und unter das feindliche Schiff geschoben und dort entzündet werden sollten, — eine Idee, welche schon den ersten Keim zu den Panzer- und Torpedoschiffen enthielt, zu deren Verwirklichung man aber erst unter Benützung anderer neuer Erfindungen gelangen konnte. So mußte die Dampfschiffahrt zur See erst allgemein geworden, mußten Schießbaumwolle und die anderen neuen Sprengstoffe erst erfunden und die Anwendung des elektrischen Funkens und der chemischen Zündung vervollkommnet sein, ehe man zu dem heutigen Standpunkt des Torpedowesens gelangen konnte."

„Und wann geschah denn dies?" fragte einer der Zuhörer.

„Zur Zeit des großen Sezessions- oder Bürgerkrieges der Vereinigten Staaten," erwiderte Hans; „ganz um dieselbe Zeit, in welche auch die Anfänge der Schiffspanzerung fielen. Auch hier war die Not die Mutter der Erfindungen. Die nordamerikanischen Südstaaten hatten sich der Mehrzahl der Schiffe der Flotte der Vereinigten Staaten bemächtigt, ehe ihr lange vorbedachter Abfall von der Union stattfand, und die Nordstaaten waren in einer großen Gefahr, da ihre Häfen und die Mündungen ihrer großen Ströme nun fast wehrlos den Angriffen der Südstaatlichen preisgegeben waren. Man mußte dieselben nun durch Seeminen zu sichern und die wenigen übrig gebliebenen Kriegsschiffe der Nordstaaten durch Eisenpanzerung unverwundbar zu machen suchen; man mußte sogen. Monitors, d. h. gepanzerte schwimmende Batterien bauen, um die südstaatlichen Kriegsschiffe und Häfen anzugreifen, die Häfen und Flußmündungen der Nordstaaten vor Blokade zu bewahren. In dem allgemeinen Wetteifer für die Hebung des Seeminenwesens kam der in den Nordstaaten lebende schwedische Ingenieur John Erécsson auf den genialen Gedanken, Angriffstorpedos mit eigener (sogen. automatischer) Bewegung zu bauen, bestehend in einem Gefäß aus Eisenblech von 3 m Länge und 0,2 m Durchmesser, deren vordere Hälfte die Ladung enthielt, während die hintere Hälfte für die Maschine und die Steuervorrichtung bestimmt war."

„Was war denn das für eine Maschine? Doch nicht wohl eine Dampfmaschine?" fragte einer.

„Nichts weniger als das, sondern eine durch komprimierte Luft getriebene Maschine, welche den am Schwanzrade des Torpedo befindlichen Schraubenpropeller in eine äußerst rasche Umdrehung versetzt, während ein Steuerruder dem Torpedo die gewünschte Richtung auf sein Ziel gab." (Forts. folgt.)

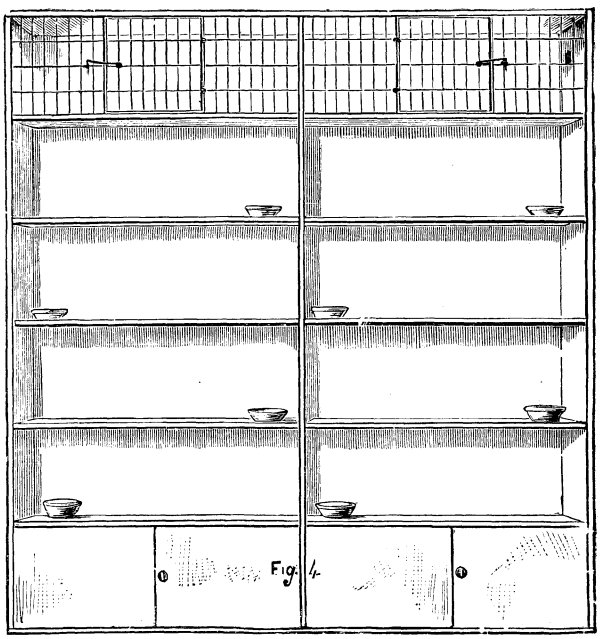
Unsere Tauben.

(Fortsetzung.)

Kein Vogel aus unserem Hausgeflügel ist verhältnismäßig so genügsam und so anhänglich an seine Heimat und seine Behausung als die Taube, und darum leichter zu pflegen und zu züchten, wenn man ihr nur Wärme, Reinlichkeit, Ruhe, Schutz und viel Wasser geben kann. Und selbst an ihr Obdach macht sie nicht allzu große Ansprüche, wie wir unseren lieben Kameraden zeigen werden.

Bevor wir in die nötigen Weisungen über die Pflege der Tauben eintreten wollen, müssen wir aber unseren lieben Kameraden eine allgemeine Vorausbemerkung ans Herz legen, nämlich: wer Tiere halten und pflegen will, der muß vor allem sich erst darüber klar werden, ob er denselben auch ein sicheres entsprechendes Obdach und genügende passende Nahrung geben kann. Können diese beiden Bedingungen nicht erfüllt werden, dann, meine lieben Freunde, ist es eine grausame Selbstsucht und Tierquälerei, Tiere halten zu wollen, nur daß sie langsam verkümmern und verhungern.

Also ein trockenes warmes Obdach müssen wir den Tauben geben, wenn sie gedeihen sollen, sei dies nun ein eigenes Taubenhaus auf einem hohen Pfosten, ein Kasten, den man an einer Haus- oder Scheunenwand anbringen kann, oder ein Taubenschlag, welcher in jedem unbenützten Hausgiebel leicht einzurichten ist. Wie dieses Obdach auch beschaffen sein mag, es muß folgende Bedingungen erfüllen: Schutz vor Wind und Wetter, vor allzu strenger Kälte, vor Raubzeug wie Katzen, Marder, Wiesel und Iltis, auch vor Ratten und vor Raubvögeln, Reinlichkeit, Zugänglichkeit von frischem Wasser zum Trinken und Baden und von ziemlich grobkörnigem Sand, Nähe eines Hofes oder Rasenplatzes. Ein Taubenschlag in einem Hausgiebel ist leicht einzurichten, indem man ihn zunächst nach der Speicherseite mit einem Bretterverschlage abschließt, worin eine kleine verschließbare Thür angebracht ist. Gut und sogar am besten ist es, wenn die Dachsparren innen mit gut gefalzten Brettern ausgeschlagen sind und das Dach ein solides dichtes Ziegeldach ist. In Ermangelung der Holzverschalung (unter einem Schieferdache ist eine solche selbstredend entbehrlich) kann man auch eine Verschalung von Asphaltpappe an die Innen- oder Unterseite der Dachsparren anbringen. An der vorhandenen Fensteröffnung bringt man ein Glasfenster von dickem Glase an, läßt an diesem eine untere Scheibe frei und versieht diesen Einflug mit einem Flugbrett, das etwa 30 cm weit in den Luftraum hinausragt und zwei ebenso lange runde Holzstangen zum Aufsitz trägt. Ein Taubenschlag darf möglichst hell sein, und der Einflug sollte womöglich nach einem geräumigen Hofraum oder Grasplatz mit einem Brunnen oder wenigstens Wasserbassin münden. In diesem Taubenschlag bringt man Borde von Brettern an und setzt auf diese kleine leichte Holzkästchen von weichem Holze, und zwar für jedes Taubenpaar ein Kästchen.

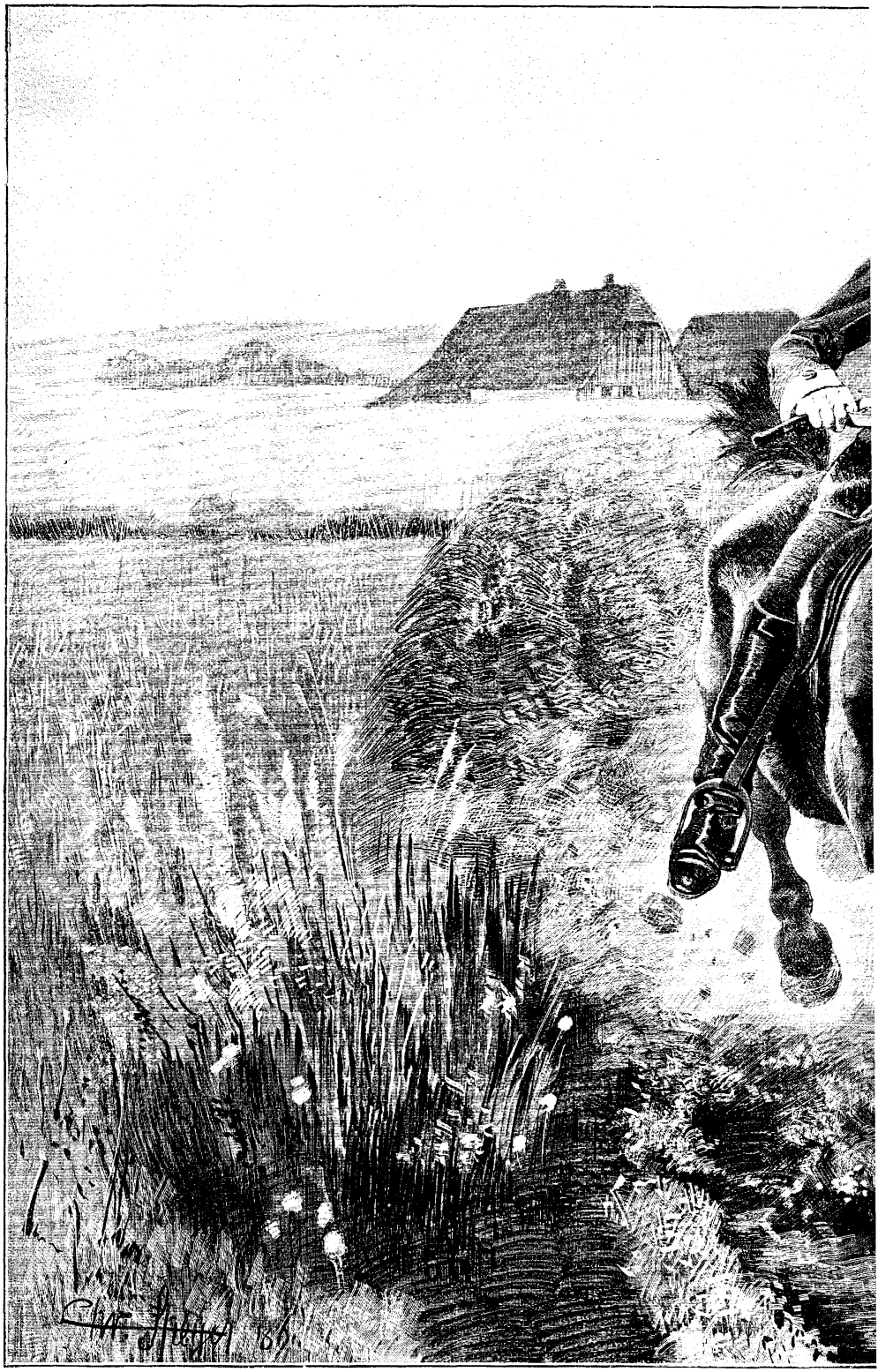


Innere Einrichtung des Taubenkastens.

Außerdem muß in dem Schlage noch ein flaches Wassergefäß angebracht werden, das groß genug ist, daß die Tauben sich darin baden können. Den Verschluß des Taubenschlages nach der Luftseite bildet eine Schieberthür oder ein Fäller, mit

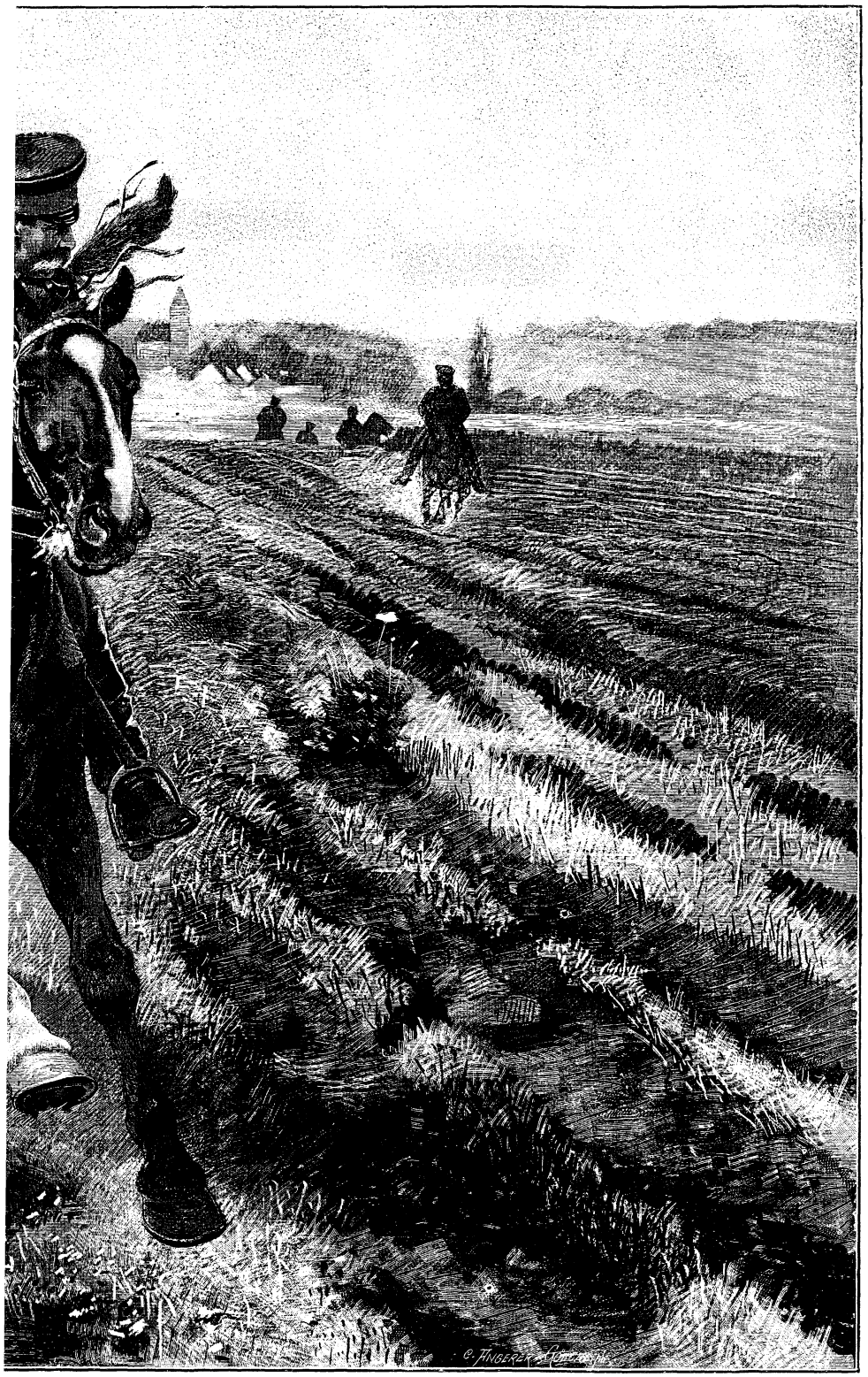
einer Schnur zu bewegen, die von außen gehandhabt wird. Die Schieberthür oder der Fäller, welcher am besten aus starkem Drahtgeflecht besteht, muß jeden Abend nach Sonnenuntergang, wenn die Tauben eingeflogen sind, geschlossen werden, um Nachtraubvögel abzuhalten, und am Morgen wieder geöffnet werden, was mittels der genannten Schnur und Rolle von außen geschehen kann.

Den Taubenschlag kann man aber auch in jeder Remise, auf jedem Heuboden, über einem Stalle und in jedem entbehrlichen Raume anlegen, wenn derselbe auch gerade senkrechte Wände, aber ein Fensterchen hat und von innen so gut mit Brettern verschalt ist, daß der abgegrenzte Raum warm und vor dem Eindringen von Katzen, Mardern und Wieseln hinreichend gesichert ist. Ist dieser Raum hergestellt und in der Weise mit einem Fenster versehen, wie wir es im obigen Absatz geschildert haben, so fertigt man sich einen sogen. Taubenkasten an, welcher in den Raum hineingestellt wird und für den Anfang vollkommen genügt, da er für sechs bis acht Paar Unterkommen bietet. Dieser Taubenkasten, den jeder findige und geschickte Junge unter unseren Kameraden selbst anfertigen kann, hat im Aufriß die vorstehende Gestalt. Man verschafft sich eine länglichte oder ganz viereckige alte Packkiste von weichem Holz, welche aber gut gefugt und verzängt sein muß, und sägt von ihrem Boden ein Stück ab, welches im Lichten 30—33 cm hoch ist. In diesem Rahmen wird nun aus halbzölligem Holze eine aufrechte Scheidewand und rechts und links von dieser je fünf horizontale Bretter oder Borde so eingefügt, daß sie je 18—20 cm voneinander entfernt sind, auf Leisten ruhen und mit Stiften an die Rückwand befestigt sind. Auf dem obersten Brett werden zwei Käfige mit verschließbaren Thürchen und hölzernen oder Drahtstäben angebracht, welcher man sich zum sogen. Einwerfen von Bruttauben oder zur Angewöhnung neuer Paare oder zu anderen Zwecken und Gelegenheiten mit Nutzen bedienen kann. Unter dem untersten Brett sind zwei Schrankfächer oder Schubladen, welche zur Aufbewahrung des Futters oder anderer Dinge dienen. Die mittleren Fächer, seien dies nun vier oder acht (was natürlich vom Raum der Kiste abhängen wird), dienen zum Aufenthalt der Taubenpaare, deren jedes dann ein Fach für sich hat. Wie unser Holzschnitt zeigt, wird in jedes Fach ein gut glasierter Napf oder auch ein Nistkorb gestellt, welcher aber schwer genug



„Fu ch

sein muß, daß er nicht umkippt, wenn die Taube sich auf den Rand setzt; der Napf dient abwechselnd zur Aufnahme der brütenden Täubin, welche bei diesem Geschäft einiger Zurückgezogenheit bedarf; um ihr nun diese zu verschaffen, muß der Napf (die Nistpfanne oder das Nistkörbchen) mit einem kleinen Schirm umgeben werden, der aus dünnen Holzbrettchen rechtwinklig zusammengefügt wird und im Grundriß umstehende Gestalt hat; a bezeichnet die Nistpfanne oder den Nistkorb, b den Schirm, c die senkrechte Scheidewand der Abteilungen.



rch t.

Ein solcher offener Taubenkasten hat viele Vorteile, und wir ziehen ihn den ganz oder halbverschlossenen Taubenfächern vor, weil er heller, luftiger und dadurch den Tauben gesünder und weil er leichter rein zu erhalten ist, was den sehr auf Reinlichkeit bedachten Tauben auch zuträglicher ist und ihnen den Aufenthalt lieber macht, und endlich, weil man das Treiben der Tauben darin leichter beobachten und zu jeder Taube gelangen kann, welche man untersuchen oder füttern will. Außerdem kann man den Taubenkasten bei etwaigem Wohnungswechsel ohne Mühe mit sich nehmen, ohne ihn zerlegen zu müssen. Ein Hauptvorzug desselben aber ist der, daß unser junger Taubenzüchter ihn mit geringem Geldaufwand eigenhändig verfertigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

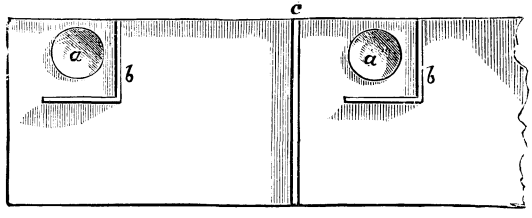
Zwei neue Erdteile.

Seit Jahren schon sind von Geographen und Polarfahrern Vermutungen über die Existenz zweier neuer Erdteile ausgesprochen worden, welche am Nord- und Südpol liegen sollen. Wie wir einer Mitteilung der Zeitschrift „Naturforscher“ entnehmen, haben sich die Anzeichen für das Vorhandensein der zwei Festlande in letzter Zeit so vermehrt, daß an der Thatsache selbst kaum noch gezweifelt werden dürfte. Im Jahre 1854 hatte der Nordpolfahrer Kane unter 80 Grad n. Br. den Humboldtgletscher entdeckt, der sich viele Tagreisen weit nach dem Nordpol ausdehnen soll, wie Kane annahm; 22 Jahre später, 1876, fand Weyprecht, der Führer der österreichisch. Nordpol-Expedition, in derselben Gegend ein Stück Festlandes, das er Franz-Josefs-Land taufte. In neuerer Zeit hat Professor Neumayer, der Direktor der Seewarte in Hamburg, nun auch für den Südpol die Auffindung eines Festlandes in Aussicht gestellt. Man hat am Nord- und Südpol von zwei Seiten aus schon Land gefunden, so daß die Vermutung nahe liegt, daß es Küsten von Festlanden sind, die vielleicht noch nicht bis an die Oberfläche des Meeres erhoben sind.

Die Fuchsjagd.

Wohl die Mehrzahl unserer lieben jungen Kameraden bringt den Wettrennen, wie allem Pferdesport überhaupt, ein großes Interesse entgegen, welches auch sehr begreiflich ist, denn das Pferd und insbesondere das sogen. Rassepferd, d. h. ein Pferd von edler Zucht, ist ein solch schönes Tier, daß man es natürlich sehr gern in seiner vollsten Kraftentfaltung beobachtet. Nun haben die Wettrennen, diese vorwiegend englische Nationalliebhaberei, auch bei uns eine solche Verbreitung und solchen Beifall gefunden, daß es manchen unserer lieben Kameraden willkommen sein wird, wenn wir ihnen einige orientierende Bemerkungen über diesen Sport hier mitteilen. Der Aufschwung der Pferderennen steht bei uns in einigem Zusammenhang mit dem Aufschwung der Pferdezucht, welche neuerdings neben guten Arbeitspferden für alle möglichen Zwecke auch auf die Erzielung von vorzüglichen Halb- und Vollblutpferden bedacht ist, welche nicht bloße Luxuspferde, sondern auch für militärische Zwecke sehr wichtig sind. Eine der sichersten Proben für den Wert, d. h. die Schnelligkeit, Ausdauer und Kraft dieser edlen Pferde aber sind die Wettrennen. Diese sind also, besonders vom militärischen Gesichtspunkt aus, unanfechtbar und eine Notwendigkeit, ein unerläßlicher Prüfstein für die Tüchtigkeit der Pferde wie der Reiter. Aus diesem Grunde und in diesem Sinne werden daher auch seit einigen Jahrzehnten die Wettrennen besonders von den Offizieren der Kavallerie gepflegt, und so sind die großen Armee-, die Divisions-, und die Brigade-Rennen entstanden, welche alljährlich in den einzelnen Staaten abgehalten und von seiten der Staatsbehörden nach Kräften durch Aussetzung von Prämien u. s. w. unterstützt werden. Unter die Schattenseiten der Pferderennen und besonders der großen öffentlichen Rennen gehört in erster Reihe der Unfug des Wettens, der sich von England aus bei uns eingebürgert und als eines der gewagtesten und unkontrollierbarsten Glücksspiele schon so viele ins Verderben gestürzt hat.

Zu den ansprechendsten, sowie nützlichsten und gerechtesten Pferderennen gehören insbesondere die Wettrennen unter den Offizieren einzelner Regimenter oder Garnisonen, welche von den Vorgesetzten unterstützt werden und am besten ein Urteil über die Leistungsfähigkeit der Pferde und der Reiter des jeweiligen Kreises gewähren. Bei denselben sind meist nur kleine Preise ausgesetzt, die Wetten aber verboten. Die interessantesten und lehrreichsten Vorübungen zu diesen genannten Wettrennen aber sind die beliebten Fuchs- und Schnitzeljagden, deren eine unser Bild veranschaulicht. Es handelt sich dabei nicht um eine englische Fuchshetze, bei welcher ein armes lebendes Füchslein mittelst einer Meute edler Hunde über Stock und Stein zu Tode gejagt wird, sondern um einen schönen, humanen und ritterlichen Ersatz. Die mitreitenden Herren losen, wer der Fuchs sein muß; der vom Lose Betroffene erhält einen Fuchsschwanz oder eine grellfarbige Bandschleife an die linke Schulter gebunden, und reitet nun vom bestimmten Ziele mit kleinem Vorsprung ab, verfolgt von den anderen Reitern, die sich im Wetteifer bemühen ihn einzuholen und durch Abreißen des Fuchsschwanzes oder der Schleife Sieger zu werden. Trifft das Los, der Fuchs zu sein, einen gewandten, umsichtigen, schneidigen und gutberittenen Offizier, so ist eine solche Fuchsjagd nicht nur eine vorzügliche Uebung und Probe für Roß und Reiter und ein unvergleichliches Vergnügen für letzteren, sondern gewährt auch für den Nichtbeteiligten ein äußerst anregendes und interessantes Schauspiel. Es erregt die höchste Spannung, den tüchtigen Fuchs alle Vorteile ausbeuten zu sehen, welche ihm das vorliegende Terrain darbietet: jetzt sprengt er auf offenem Felde, bald auf ansteigendem, bald auf abfallendem Gelände dahin, setzt über Gräben, Hecken und andere Hindernisse, bald verschwindet er in einem Hohlwege, bald in einer Bodensenkung, erscheint dann in unerwarteter Richtung wieder auf einer Hügelwelle, bald sprengt er in den Wald, in sogen. coupiertes Terrain, immer bestrebt, eine möglichst große Strecke zwischen sich und seinen Verfolgern zu lassen und unter kluger Benützung aller Vorteile der Oertlichkeit seine Verfolger zu necken und diese durch Absprünge und Widergänge zu überraschen, wenn sie ihm endlich näher kommen. Es entsteht ein sichtlicher und höchst interessanter Wetteifer an Reiterkunst, Umsicht, Geschicklichkeit und weiser Benützung des Terrains und der Vorzüge des Pferdes, welcher auch die Zuschauer in der größten Spannung erhält. Niemand kann verkennen, daß dies ein herrliches, mannhaftes, ritterliches Vergnügen, ein edler Sport ist, und wenn einer unserer jungen Kameraden dieses Schauspiel nur ein einziges Mal gesehen hat, so wird es ihm eine unvergeßliche Erinnerung hinterlassen. Der fesselndste und aufregendste Augenblick einer solchen Fuchsjagd aber ist derjenige, welchen unser vorstehender Holzschnitt darstellt, wo der „Fuchs“ in Sicht seiner Verfolger ist und der eigentliche Wettkampf von Gewandtheit, Kühnheit, List und Ausdauer erst beginnt, und wo jeder von den Reitern nur darauf bedacht ist, aus seinem Pferd die möglichste Leistung herauszupressen und wo die edlen Tiere selbst etwas wie das Feuer eines Wetteifers und eines Ehrgeizes ergreift und sie ohne Sporn und Peitsche sich bemühen ihr Bestes zu thun. Das ist denn auch für den Reiter der Moment des höchsten Genusses!



Innere Einrichtung der Taubenfächer.

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von **F. Meister.**

(Fortsetzung.)

Er bewillkommnete mich, nachdem ich ihm meinen Namen und meinen Beruf genannt hatte, laut und demonstrativ, und dann lief er mir eilfertig voran ins Haus.

„Liebe Frau“, so rief er schon in der Vorhalle, „komm' doch! Rebekka, liebe Tochter, wo steckst du? Leutnant Ramien, vom ‚Leopard‘, der Adjutant des Hafenadmirals ist da, der sich in der letzten Affäre mit den Sklavenschmugglern so auszeichnete; wir lasen's in der Zeitung, erinnert ihr euch nicht? Sie sind willkommen, Herr Leutnant, und doppelt willkommen als der Neffe des hochachtbaren Herrn Ramien, meines alten Bekannten!“

Mit solchen und ähnlichen Ueberschwänglichkeiten stellte er mich seinen Damen vor, die auf seinen Ruf herbeigekommen waren. Mr. Collins erschien mir wie eine zweite, verkleinerte Auflage ihres robusten, starknochigen Gatten; Miß Rebekka aber war ganz ohne Zweifel eine auffallende und imponierende Schönheit, groß, von prächtigem Ebenmaß und mit einem Paar dunklen Augen in dem schön gezeichneten Ant-

litz. Ihr Temperament, der eigentümliche Ausdruck des Auges hatte aber für mich etwas Abschreckendes. Dazu war ihre Stimme so voll und sonor, daß die unseres Bootsmannes an Bord des „Leopard" daneben kaum zur Geltung gekommen wäre. Ich konnte den Geschmack meines Onkels nicht begreifen.

Mutter und Tochter entwickelten unverzüglich die gastfreundlichste Geschäftigkeit; der Tisch bedeckte sich mit den ausgesuchtesten Erfrischungen und mit einem Ueberfluß der besten Weine und bald waren wir redlich bei der Arbeit; besonders that Aaron Collins dem Mahle alle Ehre an, da er, wie er mir mitteilte, erst vor einer Stunde nach mehrtägiger Abwesenheit wieder bei den Seinen eingetroffen war. Erst nach der Beendigung dieser wichtigen Empfangsformen konnten meine Aufträge zur Erörterung gelangen. Meines Onkels Angelegenheit, die Zahlung einer Rechnung, war bald erledigt; danach zog ich den Brief für Mrs. Collins hervor, den diese Dame aber uneröffnet ihrem Eheherrn überantwortete. Kaum hatte Collins von dem Inhalt des Schreibens Kenntnis genommen, als ein wölfisches Grinsen sein borstiges Gesicht überflog.

„Sie kommen noch nicht fort, Backy", rief er seiner Tochter über den Tisch zu. „Rosabella und der Cäsar sollen noch bei uns bleiben, noch — laß mal sehen — noch mindestens einen ganzen Monat!"

Bei dieser Ankündigung zeigte sich auch auf den Gesichtern der beiden Damen eine unverkennbare, triumphierende Befriedigung. Dann aber warf Miß Rebekka ihrem Vater einen, wie es mir schien, warnenden Blick zu, der denselben veranlaßte, sein Vergnügen zu unterdrücken und wieder ein ruhiges, unauffälliges Wesen anzunehmen. Dies gelang ihm aber nicht ganz, er verfiel nun vielmehr in das andere Extrem, schraubte seine raspelnde Stimme in eine melancholische Tonlage hinunter und sagte, zu mir gewendet:

„Sie wundern sich, Leutnant Ramien, aber sehen Sie, dieser Cäsar ist seit Kindesbeinen in unserer Familie, und wir hängen an dem Jungen, es wird uns recht schwer, ihn von uns zu lassen. Wenn es aber dennoch geschieden sein muß, so ist es wenigstens ein Trost, wenn man ihn später in guten Händen weiß. Wenn ich diese Gewißheit nicht gehabt hätte, dann wäre er mir für Berge Goldes nicht feil gewesen."

„Der Cäsar ist wirklich ein guter Bursche," fiel Miß Rebekka ein, „aber das nichtsnutzige Ding, die Rosabella, wird ihn verderben."

„Rosabella? Ein nichtsnutziges Ding?" fragte ich. „Sie setzen mich in Erstaunen, werte Miß. Man hat sie mir als das sanfteste, beste Geschöpf geschildert."

„Sie ist ein ganz durchtriebenes Geschöpf, Herr Leutnant," sagte Collins eifrig, „ein höchst durchtriebenes Geschöpf; falsch wie eine Schlange und heuchlerisch wie ein Krokodil. Die Hochstraatens sollen ihr nur scharf auf die Finger sehen, das kann ich ihnen nur raten, sonst schlägt sie über die Stränge. Noch eins, Herr Leutnant, und ich bitte Sie, sich zur rechten Zeit dieser meiner Worte zu erinnern: obgleich ich gern bereit bin, auf den ausdrücklichen Wunsch des Kapitäns van Hochstraaten und seiner Gemahlin die beiden Nigger noch bei mir zu behalten, so kann ich doch in keiner Weise eine Verantwortung für die sichere Bewachung derselben übernehmen!"

„Wie Sie selber sagten, Mr. Collins, ist Cäsar in Ihrem Hause aufgewachsen," entgegnete ich, „der läuft also sicherlich nicht weg; und da Rosabella, wie ich annehme, auch keine Meerjungfer ist, so sehe ich nicht ein, auf welche Weise sie die Insel verlassen könnte."

„Das ist für Sklaven, die, wie dieses Mädel, etwas eigenes Geld haben, gar nicht so schwer, wie Sie meinen, und Haiti ist ein sicherer Zufluchtsort. Aber ich will ihnen die Neuigkeit doch wenigstens mitteilen, damit sie sich mit dem Packen ihrer Siebensachen nicht unnütz überstürzen."

Damit ging er, gefolgt von seiner Tochter, hinaus, und ich sah die beiden, lebhaft gestikulierend, über den Hof und einem von dichtem Bananengebüsch umgebenen Schuppen zuschreiten. Gleich darauf ertönte aus jener Richtung ein schriller, durchbohrender Klageruf, der aber augenblicklich durch eine schnell geschlossene Thür gedämpft wurde und dann in einem undeutlichen Gejammer endete. Mrs. Collins, die an dem offenen Fenster saß, wurde dunkelrot im Gesicht, trotzdem aber sagte sie ganz kühl:

„Dacht' ich's doch, daß das unausstehliche Ding, die Rosabella, wieder ungeberdig werden würde! Wenn das abscheuliche Geschöpf doch nur erst aus dem Hause wäre!"

Ich verhielt mich ganz still und unterdrückte die in mir aufgestiegenen unbehaglichen Empfindungen. Nach einer Weile kehrten Vater und Tochter in das Zimmer zurück; beide sahen unwirsch und erregt aus, bis der nunmehr unaufhörlich kreisende Wein die ganze Gesellschaft in eine andere Stimmung brachte. Von Cäsar und Rosabella wurde kein Wort mehr erwähnt, dagegen begann der alte Sklavenhalter, dessen Zunge sich immer mehr löste, rückhaltslos die englischen Bestrebungen zur Unterdrückung des Menschenhandels zu schmähen, wobei er sich jedoch hütete, das Präventivgeschwader zu verunglimpfen. Einmal im Zuge, ließ er sich auch durch die Blicke und Winke der Damen nicht mehr zurechtweisen. Schon lange habe er sich mit der Absicht getragen, so erzählte er in trunkener Prahlerei, sich dem Bereiche der muckerhaften Negerfreunde und ihrer Gesetze zu entziehen, und das solle nun auch ausgeführt werden, und zwar früher, als gewisse Leute dies dächten. Dann aber wolle er .... Weiter gelangte er nicht, denn jetzt nahmen ihn Frau und Tochter energisch in Beschlag und führten ihn ohne weiteres hinaus, weil es Zeit sei, daß er nach den Strapazen der Reise sein Lager aufsuche.

Ich saß später noch eine Weile mit Miß Rebekka auf der Veranda, eine etwas gezwungene Unterhaltung führend, das mir natürlich nicht sonderlich angenehm war. Endlich erschien ein kohlschwarzer Negerknabe, um mir mein Schlafgemach zu weisen. Ehe der Bursche sich wieder zurückzog, schob er mir grinsend ein Stück Papier in die Hand, auf dem ich beim Scheine des angezündeten Lichtes folgende, in netter Frauenhand geschriebene Zeilen las: „Werter Sir! Um der Liebe Gottes willen beschwöre ich Sie, morgen bei Tagesanbruch an der Pforte zwischen dem Garten und der Baumwollenpflanzung einer Unglücklichen Gehör zu leihen!" Die Schreiberin konnte keine andere als Rosabella sein, und die sollte nicht vergebens gebeten haben — um Virginiens willen.

Noch flimmerten am nächsten Morgen die erbleichenden Sterne am Firmament, da schlich ich bereits aus dem Hause, und nach wenigen Minuten sah ich mich der zitternden Rosabella gegenüber. Dieselbe war ein bildhübsches Kind von ungefähr sechzehn Jahren, schüchtern wie eine Taube und furchtsam wie ein Häschen. Ihre Hautfarbe ließ sich mit dem zarten Gelb vergleichen, welches die Damen an den echten Spitzen so zu lieben pflegen. Ich

war nie ein besonderer Freund der Farbigen, allein ich mußte mir gestehen, daß dieses niedliche Mädchen auf jedem kubanischen oder amerikanischen Markte einen sehr namhaften Preis erzielt haben würde. Die Kleine konnte vor Schluchzen anfänglich kein Wort hervorbringen, und nur mit Mühe verstand ich nach und nach, daß sie ganz bestimmt wüßte, daß sie ihre geliebte Herrin „Mademoiselle Virginie" niemals wiedersehen würde, wenn ich sie jetzt nicht mit mir nähme.

„Deine Furcht ist sicherlich übertrieben, liebes Kind," entgegnete ich der Weinenden. „Mr. Collins ist allerdings ein gewissenloser Mensch, der im letzten Jahre allein, wie ich weiß, gegen zwanzig Neger, denen er eine Zuflucht anbot, verräterisch nach den amerikanischen Südstaaten geschleppt und dort verkauft hat, allein Kapitän van Hochstraaten hat für dich und Cäsar bereits den Preis erlegt, und er ist nicht der Mann, der sich von Mr. Collins einen Streich spielen ließe."

„O, Herr Offizier, der Sie doch Mr. Collins so genau kennen . . . ."

„Gewiß kenne ich ihn, er steht längst auf der schwarzen Liste des Präventivgeschwaders. Ich kenne ihn genauer, als er oder seine brave Familie ahnen. Hat er nicht vor kurzem wieder eine Besitzung auf Cuba gekauft?"

„Ich habe davon gehört. Aber, o Herr Offizier, erbarmen Sie sich meiner! Gestern nachmittag kam Mr. Collins und Miß Rebekka zu mir und drohten mir und sagten, ich solle mir die Sehnsucht nach Mademoiselle Virginie nur vergehen lassen, die wolle mich noch lange nicht holen. Und sie wüßten sehr wohl, daß ich sie immer belauscht hätte und hinter alle ihre Geheimnisse gekommen sei, und deswegen sei es ihnen gerade recht, daß ich noch hier bleiben solle. O, Herr Offizier, Mr. Collins und Miß Rebekka werden mich töten, das habe ich ihren Blicken gestern angesehen, oder aber sie schleppen mich von der Insel, mich und Cäsar, und dann können weder Kapitän van Hochstraaten noch alle Präventivschiffe mir helfen, denn Mr. Collins ist sehr schlau . . . . . o, lassen Sie mich mit Ihnen gehen . . . ."

„Höre mir zu, Kind, und fürchte dich nicht. Du bist ein verständiges und, wie ich sehe, auch wohlerzogenes und nicht ungebildetes Mädchen; du wirst mich daher verstehen, wenn ich dir sage, daß ich, als Offizier des Präventivgeschwaders, die Pflicht habe, zu versuchen, einem Menschen, wie dieser Collins, das ungesetzliche Handwerk zu legen. Wenn du mir hierin behilflich sein willst, so gebe ich dir mein Ehrenwort, daß dir kein Haar gekrümmt werden soll, auch wirst du dann, eher als du glaubst, mit deinem Cäsar deine gute ehemalige Herrin wiedersehen. Und nun sage mir, was du von den Geheimnissen und Plänen der Leute dort drinnen erlauscht hast."

„Mr. Collins will in den letzten Tagen dieses Monats die Insel für immer verlassen und nach Cuba übersiedeln. Diese Plantage wird inzwischen verkauft sein. Die Farbigen sind bereits alle, mit Ausnahme von Cäsar und mir und dem kleinen Jimmy an Bord des ‚Delphin' nach der neuen Besitzung gebracht worden, die aber, wie ich verstanden habe, keine Plantage ist; wenn ich nicht irre, hörte ich Miß Rebekka von einem Niggerdepot sprechen. Und bis zur Abreise wollen sie mich und Cäsar in das Boothaus sperren, das dort unten an der Mündung des Yallah liegt. Miß Rebekka sagte gestern, daß sie dort schon für Arbeit sorgen würde, damit uns die Langeweile und die Gedanken an Mademoiselle Virginie vergingen."

Ich ließ mir die Lage des Boothauses genau beschreiben, verabredete noch einige Einzelheiten in Bezug auf den schnell in mir reif gewordenen Plan zur Vereitelung des schurkischen Vorhabens des alten Collins, hieß das Mädchen guten Mutes sein und begab mich dann in das Haus zurück. Niemand hatte etwas bemerkt, und als ich einige Stunden später, nach dem Frühstück und einer höflichen Verabschiedung von den beiden Alten und der schönen Rebekka, wieder heimwärts

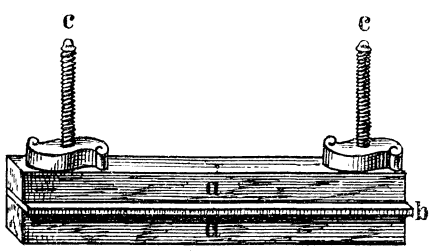


Fig. 1. Die Elemente der Buchbinderkunst. Die Beschneidepresse.

ritt, da zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß Mr. Collins trotz seiner Schlauheit in die Falle gehen würde, die ich ihm zu stellen gedachte.

Schon am nächsten Tage hatte ich eine Unterredung mit dem Admiral, der mein Vorhaben billigte und mich mit den nötigen Vollmachten versah. Auch wurde von nun an der „Delphin" unausgesetzt heimlich beobachtet.

Drei Wochen vergingen, ohne daß etwas Bemerkenswertes vorfiel, eine Anzeige in den Zeitungen der Insel abgerechnet, laut welcher Mr. Aaron Collins bekannt machte, daß zwei in seiner Obhut befindlich gewesene, dem Kapitän van Hochstraaten kontraktlich zugeeignete farbige Diener, Julius Cäsar und Rosabella Cameron, flüchtig geworden seien und allem Anschein nach die Insel verlassen hätten. Die Bekanntmachung schloß mit der Personalbeschreibung der Genannten und der gebräuchlichen Warnung für alle Schiffseigner und Kapitäne.

Dank den Mitteilungen Rosabellas durchschaute ich diese Finte auf den ersten Blick.

Endlich lief im Hafenbüreau die Meldung ein, daß der „Delphin" für Cuba ausklariere. Unverzüglich gab ich meinem Onkel die Absicht kund, Mr. Collins einen zweiten Besuch zu machen und mich dabei zugleich mit dem sauberen Herren ein für allemal auseinanderzusetzen.

Die Sonne versank soeben hinter dem westlichen Horizont, als der „Delphin" um das Vorland rechts von der Mündung des Yallah herumsteuerte und mit aufgegeieten Segeln etwa eine Seemeile vom Lande vor Anker ging, sehnsüchtig erwartet von mir und meinen Leuten vom „Leopard", die wir schon seit der grauen Morgenfrühe mit unserer Pinnaß unter dem dichten Mangogebüsch des sumpfigen Strandes im Hinterhalt gelegen hatten. Jetzt war es an der Zeit, der armen Rosabella das verabredete Signal zu geben, auf welches dieselbe sicherlich schon seit Wochen mit hoffender und angstvoller Seele gelauscht hatte. Das Boothaus, in welchem sie und Cäsar von einem der Collinsschen Helfershelfer und zwei cubanischen Bluthunden bewacht wurden, lag jenseit des Ufermorastes am Rande eines Bambusdickichts, etwa einen Pistolenschuß von uns entfernt. Ein langer, durchdringender Triller der Bootsmannspfeife vibrierte durch die stille Abendluft, beendet durch einen hallenden Büchsenschuß; die Gefangenen hatten's vernommen, denn aus der Richtung des Bootshauses erschallte antwortend der gellende Aufschrei einer Frauenstimme. Eine solche Unvorsichtigkeit war nun allerdings nicht verabredet worden, allein die plötzliche Freude mochte die Harrende überwältigt haben, so daß

sie den Ruf nicht zu unterdrücken vermochte. Ob der Wächter Argwohn geschöpft hatte oder nicht, konnten wir nicht erst lange untersuchen, denn vom „Delphin" stieß soeben ein vierruderiges Boot ab, in welchem ich unter dem Mangogebüsch hervor mit dem Teleskop Aaron Collins deutlich wahrnehmen konnte. Das Boot hielt auf die Flußmündung zu; als es dieselbe erreicht hatte, war die dem Sonnenuntergang fast unmittelbar folgende tropische Nacht bereits angebrochen, so daß wir das Fahrzeug sehr bald aus den Augen verloren.

Jetzt war für uns der Augenblick des Handelns gekommen. Die Pinnaß wurde unter den hängenden Zweigen hervorgeschoben, die acht Riemen fielen leise in ihre Dollen, und nun ging es vorwärts, lautlos und pfeilgeschwind, direkt auf den „Delphin" zu. Wir kamen bis auf zwanzig Schritt heran, ehe man uns von Bord aus gewahr wurde und anrief.

„Boot ahoy!" gröhlte ein Mann, der hinter der Großwant über die Regeling schaute. „Was ist das für ein Boot?"

„Boot Seiner Exzellenz des Gouverneurs!" antwortete ich. „Und nun das Maul gehalten da droben, und keinen Lärm gemacht, sonst werfen wir Euch ins Wasser. Fallreep klar!"

„Ach so," brummte der Mann. „Na, dann ist der Spaß ja wohl zu Ende."

Damit hing er dienstbereit die Fallreepsleiter über die Seite. Wir waren im Nu an Bord; meine Leute sprangen wie die Katzen in den Rüsten empor.

„War mir gleich so, als ob's heute schief gehen würde," fuhr der Mann mürrisch fort. „Na, mir kann's gleich sein, mich geht's nichts an, unsereiner hat zu gehorchen und nicht zu fragen. — Wer ich bin, will der Herr Leutnant wissen? Ich bin der Bootsmann, und Jenkins ist mein Name."

„Schön. Nun, Mr. Jenkins, das Ding könnte Euch doch mehr angehen, als Euch lieb sein würde, wenn das Boot, das vorhin von hier aus an Land ging, nicht alles an Bord bringt, was es bringen sollte. Ihr versteht mich. Also keine heimlichen Signale oder dergleichen, wenn ich bitten darf!"

Die Pinnaß wurde an der dem Lande abgekehrten Seite des Schiffes festgelegt und dann streckten sich meine Leute längs der Regeling nieder, um von außen her nicht gesehen zu werden. Die Nacht war klar und der Mond kam eben über die Kimmung. Wir warteten zwei volle Stunden, ehe das Boot des „Delphin" wieder in Sicht kam. Es war voll von Menschen, näherte sich aber nur zögernd, als ob es Verdacht geschöpft hätte. Noch in ziemlicher Entfernung richtete es die Riemen auf und blieb liegen.

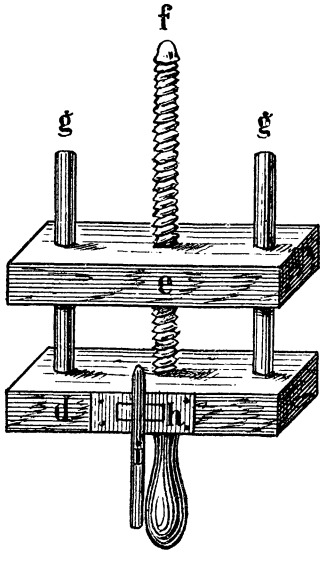


Fig. 2. Die Elemente der Buchbinderkunst.
Der Beschneidehobel.

„Ruft das Boot an, Jenkins," befahl ich dem Bootsmann, „vergeßt aber nicht, daß die Bucht hier von Haien wimmelt."

„Boot ahoy!" rief der in Furcht gesetzte Mann. „Warum kommt ihr nicht heran?"

„Alles in Ordnung, Jenkins?" rief Collins zurück, der im Stern des Bootes aufgestanden war.

„Alles in Ordnung!" antwortete der Bootsmann. Dann setzte er leise hinzu: „Kommt nur heran, werdet euch wundern, wie alles in schönster Ordnung ist, so schön, wie ihr's gar nicht erwartet!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Elemente der Buchbinderkunst.

I.

Die allmählich anrückende rauhe Jahreszeit wird unsere Kameraden wohl nur zu bald zwingen, die größeren Ausflüge in Flur und Wald einzustellen. Die Abende werden schon, wie man zu sagen pflegt „immer länger". Der Winter steht vor der Thüre, nur eine kurze Zeitspanne noch und — wir haben es gar nicht bemerkt — auf einmal hat der gestrenge Herr seinen Einzug gehalten. Nun, mag er kommen; wir sind tüchtig ausgelüftet und werden ihn wohl überdauern. Und so sehr schlimm steht sein Ruf auch nicht. Hat er uns auch die Wege verschneit, viel Gutes und Schönes kam dafür mit ihm ins Haus gezogen. Wie traulich und heimlich ist es nur an den langen Winterabenden, wenn die Schularbeiten fix und fertig sind, wenn wir dann im behaglich erwärmten Wohnzimmer mit Brüdern und Schwestern Spiele und allerlei Kurzweil treiben. — Aber ein tüchtiger, aufgeweckter Junge, der mal was Rechtes werden will, begnügt sich damit allein nicht; er wird auch zu häuslichen Beschäftigungen greifen, um in denselben eine ebenso angenehme, wie nützliche, Geist und Körper gleich konservierende Erholungsarbeit zu suchen. Leimtopf und Schneidemesser, Hammer, Säge und Hobel, die seit langer Zeit ruhten, werden wieder hervorgeholt und tüchtig damit herumhantiert.

Da will auch Euer „Guter Kamerad" mit seinen Anleitungen nicht länger säumen und zunächst dem vielfach ausgesprochenen Wunsche entgegenkommen, die schon im ersten Jahrgange begonnenen Buchbinderarbeiten fortzusetzen. Eure Ziehmappe für diese Blätter haben wir damals schon angefertigt, wir lernten dann auch die verschiedenen Bücherformate kennen, und welche Arbeiten verrichtet werden müssen, um in regelrechter Weise eine Broschüre und einen gewöhnlichen Pappband herzustellen. Da uns nun die Verwendung der meisten Werkzeuge und auch die Arbeiten: das Falzen, Heften und Leimen der Buchrücken, das Abpressen und Ansetzen der Deckel, wie auch das Ueberziehen des Buches noch recht gut geläufig sind, so dürfen wir diesmal schon von vornherein dreister sein und gleich die Anfertigung eines dauerhaften und womöglich auch schönen Einbandes zu unternehmen. Beginnen wir also mit dem Steif- oder Pappband und dem Halb- und Ganzleinenband.

Bis auf wenige, fast unwesentliche Abweichungen, welche sich zumeist auf das Ueberzugsmaterial beziehen, sind sich die Anfertigungen dieser Einbände gleichförmig.

Außer den schon in der Anleitung im ersten Jahrgange des „Guten Kameraden" erwähnten technischen Ausdrücken wendet der Fachmann noch einige andere an, die in kurzen Bezeichnungen der Buchteile bestehen. Nehmen wir irgend ein beliebiges Buch zur Hand, so bemerken wir zur linken Hand den Rücken, sei er nun gerade und flach oder gerundet, zur rechten gegenüber den Vorderschnitt, oben und unten den Ober-, beziehungsweise den Unterschnitt. Der Oberteil des Rückens wird der Kopf, der untere der Schwanz, der auf dem Rücken angegebene abgekürzte Inhalt des Titelblattes, meist den Namen des Buches und des Verfassers angebend, der Rückentitel oder auch nur einfach der Titel genannt.

An dem mit steifen Deckeln gebundenen Buche bemerken wir ferner die vorstehenden Ränder; seitlich die Vorder- und oben und unten die Ober- und Unterkanten.

Im Verlaufe der nachfolgenden Erklärungen werden wir nunmehr diese einfachen technischen Ausdrücke gebrauchen.

Die stattfindenden Vorgänge bei der Anfertigung eines Papp- und Leineneinbandes sind der Reihenfolge gemäß:

Das Falzen, Kollationieren und Einpressen, das Schlagen oder Walzen (Satinieren), das Vorrichten des Vorsetzpapieres, das Einsägen der Bünde am Buchrücken, das Kollationieren, das Heften, das Aufschaben der Bünde nach dem Heften, das Niederkleistern der inneren schmalgebogenen Fälze und der Bünde, das Leimen des Rückens, das Abpunktieren des Vorderschnittes und das Beschneiden desselben, das Rundklopfen des Rückens und das Abpressen, das Beschneiden des Ober- und Unterschnittes und das Abputzen der vorgeschossenen Bogen am Vorderschnitte, das Schnittsprengen oder Färben und das Glätten nach letzterem, das Ansetzen der vorgerichteten Deckel, das Kantenformieren, Ausreißen und Einschneiden der inneren Papierfälze, das Zuschneiden und Aufleimen des Hohlrückens, das Ueberziehen mit Papier oder Leinwand und das Anpappen des Vorsetzpapieres, endlich das Vergolden des Rückens und der Deckel.

Viele der vorerwähnten Arbeiten sind schon aus den früheren Abschnitten bekannt. Auf das Schlagen oder Walzen des Buches, welches nach dem Falzen und Einpressen vorgenommen wird und dazu dient, um das Papier kompakter zu machen, werden wir wohl auch verzichten und dasselbe durch längeres Einpressen ersetzen. Das Schlagen ist eine sehr anstrengende Arbeit und wird auf einem großen Steinwürfel, dessen obere horizontale Seite glatt geschliffen ist, mittelst des Schlaghammers vorgenommen; letzterer hat eine cylinderische oder auch viereckige Form und variiert dessen Gewicht zwischen 4 — 5 k. Bei fabrikmäßigem Betriebe wird das Buch, anstatt des Schlagens, lagenweise durch ein Walzwerk (Satiniermaschine) gezogen und hierauf wieder eingepreßt.

Das Vorrichten des Vorsetzpapieres, das Einsägen der Bünde, für welches ebenfalls Maschinen bestehen, das Heften und die hiermit verbundenen Manipulationen und das Leimen des Rückens sind ebenfalls schon in den vorhergehenden Abschnitten erklärt worden.

Das Beschneiden der Buchschnitte wird in größeren Werkstätten mittelst der Beschneidemaschine, in welcher sich ein horizontales Messer befindet, in kleineren aber mit der Beschneidepresse und dem Beschneidehobel vorgenommen, und bilden beide, wenn keine Maschine zur Verfügung ist, ein unentbehrliches Werkzeug. Es ist selbst für den geübtesten Arbeiter unmöglich, nur mittelst Messer und Lineale einen wenn auch dünnen richtigen Buchschnitt herzustellen.

Die Beschneidepresse, Fig. 1, unterscheidet sich von der gewöhnlichen Presse durch die zwischen den beiden Preßbalken a a eingelegte bewegliche Falzleiste oder Schiene b, durch die meistens bedeutendere Länge und kürzere Spindeln c. Der Beschneidehobel, Fig. 2, besteht aus dem unteren Teile d und dem Oberteile e, der mittleren Schraubenspindel f mit einer unten befindlichen Handhabe und den beiden seitlichen glatten Führungsspindeln, welche rund oder auch viereckig sein können, und im Unterteile d befestigt sind. Am letzteren ist auch das sogenannte Schloß h eingelassen, in welches die stählerne lanzettförmig geschliffene Zunge i geschoben wird. Fig. 3 zeigt die seitliche Ansicht des Schloßes h. Aus derselben ist zu bemerken: die an den Seiten abgeschrägte Rinne l, welche zum Einschieben der Zunge i dient, der Schlüssel k, eine Flügelmutterschraube zum Befestigen der Zunge, dessen Ende ein kleines viereckiges Plättchen l trägt. Diese Flügelschraube befindet sich gegenüber dem angeschraubten Schlosse und ist daher in Figur 2 nicht ersichtlich.

Beschneidepresse und Hobel nennt man einfach den Beschneidezeug.

Bei dem Beschneiden des Buches wird die Presse aufrecht in etwas schräger Richtung und mit den Spindeln nach rechts vor sich hingestellt und zwar derart, wie Fig. 1 zeigt, und das obere Ende derselben an den Unterleib gelegt, das untere am Boden angestemmt. Die Handhabung des Hobels geschieht folgenderweise: Der unten befindliche Griff der Spindel d wird in die rechte, das obere Ende desselben in die linke Hand genommen und der Hobel durch eine leichte Schwenkung nach rechts in Umdrehung versetzt, womit so lange fortgefahren wird, bis der Zwischenraum vom Ober- und Unterteile die genügende Weite erreicht hat, um das eingepreßte Buch beschneiden zu können. Dann legt man den Hobel derart flach auf, daß das Schloß mit der Zunge auf dem rechten Preßbalken, das Oberteil hingegen am linken an der Falzschiene anliegt, worauf derselbe nach abwärts unter gleichmäßigem Zudrehen mittelst der Handhabe und dem oberen Spindelende in Bewegung gesetzt wird. Dieses Zudrehen darf jedoch allmählich und kaum merklich nur nach abwärts geschehen, denn unten angelangt, wird der Hobel ohne Zudrehung nach aufwärts gezogen, ohne ihn von der Presse emporzuheben und erst hierauf bei dem Hinuntergleiten wieder um weniges zugedreht. Hiermit wird so lange fortgefahren, bis das Buch beschnitten ist. In das untergelegte Beschneideholz, den Spalten, mehr als nötig hineinzuschneiden, vermeide man möglichst, da hierdurch die Schärfe der Zunge vorzeitig abgenutzt, oft sogar die Spitze derselben abgesplittert wird. Auch gehe man bei dem Beschneiden nicht zu hastig vor, weil hiermit oft mehr geschadet als genutzt wird. Durch Uebung und aufmerksames Beobachten wird man auch hierin bald die nötige Fertigkeit erlangt haben.

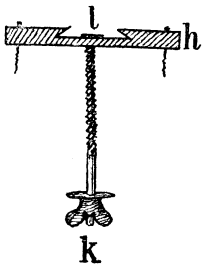


Fig. 3. Schloß zum Beschneidehobel.

Figuren aus Weinreben.

Viele unserer guten Kameraden haben an den Weinreben, die sich an ihren Wohnhäusern oder in der Nähe derselben finden, eine unerschöpfliche Fundgrube von seltsam geformten, knorrigen Aestchen und Rebenteilen, aus denen sie mit einiger Phantasie und ganz geringer Mühe allerlei Männchen und Figuren fertigen können.

Die Figuren der drei Musikanten, welche unsere Abbildung zeigt, stammen von einem fernen Künstler, der sich fast ausschließlich mit der Herstellung eben solcher Männchen aus Weinreben beschäftigt, und sind genau nach der Natur gezeichnet. Sie sind aber auch fast genau so, wie sie sich jetzt fertig unserem Auge präsentieren, von der Natur allein gebildet worden. Denn der erwähnte Künstler versteht es, seine Weinreben so zu ziehen und seinen Wünschen so gefügig zu machen, daß sich ihm eine ganze Welt von kleinen Persönchen, Künstlern, Musikern und allerlei Leutchen, die mit den Beinen festgewachsen sind, an seinen Reben darbietet. Den Leib bildet ein dickerer Zweig, während die Arme und Beine durch die in ihrem Wachstum mit großem Geschick beeinflußten eigentlichen Reben gebildet werden. Die Figürchen werden dann mit wenigen Messerschnitten, die hauptsächlich zur Verbesserung des Gesichts und der Hände dienen, völlig fertig gestellt. Bis zu welchem Grad der Vollendung ihre Herstellung geführt werden kann, das zeigt besonders der Violinist auf unserer Abbildung. Begeistert leuchten seine Augen unter der bedeutenden Stirne hervor, und er hat sich jedenfalls nur aus besonderer Gnade seiner armen und hohlwangigen Gefährten, des Flöten- und des Klarinettenspielers, angenommen.

Auf welche Art der Künstler seine Weinreben dirigiert, das bewahrt er als sein tiefstes Geheimnis. Vielleicht kommt einer unserer guten Kameraden hinter dieses Geheimnis und teilt es dann den übrigen zu Nutz und Frommen mit.

Die Vogelstuben des Kronträgers Ferdinand von Bulgarien.

Das Palais Koburg birgt eine der reichsten und interessantesten ornithologischen Sammlungen, die der Prinz schon als neunjähriger Knabe mit einer Kollektion von 30 Stück lebenden Vögeln begonnen hatte. Wie eine Lokalkorrespondenz mitteilt, hat der Prinz angeordnet, daß die Sammlung, welche schon wiederholt die Bewunderung der Fachmänner und Laien hervorgerufen hat, nach wie vor in gutem Stande erhalten bleibe. Die alte, im Palais unter dem Namen die „Vogelmutter Marie" bekannte Frau, deren Wartung die Vögel anver-

traut sind, versieht nach wie vor ihren Dienst. Auch die früher vom Prinzen bewohnten Räume werden so gehalten, als ob der Prinz dieselben noch inne hätte. Die Herzogin Klementine, die Mutter des Prinzen Ferdinand, ließ in denselben, seitdem er die Wohnung verlassen, nicht die mindeste Veränderung vornehmen. Von Zeit zu Zeit hört man aus den angrenzenden Räumen den klagenden Ruf: „Ferdinand! Ferdinand!" Es ist der Lieblingsvogel des Fürsten, ein prächtiger Papagei.

Aufgabe.

Ein Herr hat einen Bankier, ihm für 700 Thaler 5 andere Münzsorten zu geben, nämlich Doppelkronen, Kronen, goldene Fünfmarkstücke, silberne Fünfmarkstücke und Zweimarkstücke, und zwar wünschte er von allen diesen Münzsorten gleich viel Stück. Wie viel Stück bekam er von jeder Sorte? Welchen Wert in Mark hatten die Stücke jeder Sorte zusammen?

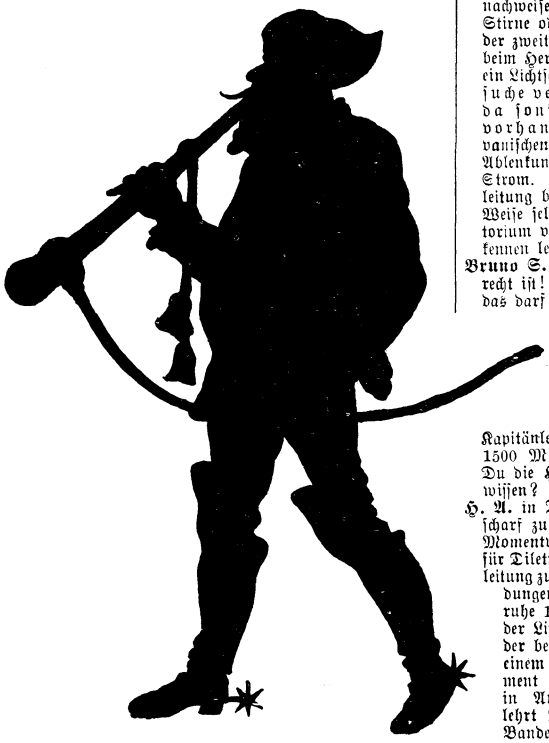
Reimrätsel.

Im Bergwerk mancher kommt zu —
In Süd-Arabien liegt —
Der Kaufmann lebt meist in dem —
In vielen Früchten sitzen —
Die Anfangsbuchstaben ergeben einen feinen Fisch.

Rätsel.

M— ist voll Hoffnung, H— ist voll Gier,
B— ist voll Wasser — wer nennt sie mir?

Auflösung der Zusammenlegaufgabe in Nr. 1.



Auflösung des Vokalrätsels in Nr. 1.

Herr gedenke der Athener.

Auflösung des Rätsel in Nr. 1.

Ohr, Uhr.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 1.

Aroma, Rom, o.

Fragen und Antworten.

A. Beuecke in Harburg. Zur Vermeidung der Risse im Harzkuchen des Elektrophors dürfte sich der Zusatz von etwas Wachs empfehlen. Nachfolgend zwei Anweisungen zur Herstellung des Harzkuchens, die vielleicht ihren Zweck erfüllen.

I. Anweisung.

10	Teile	Schellack,
3	„	Harz,
2	„	venetian. Terpentin,
2	„	Wachs,
½	„	Pech,

II. Anweisung.

8	Teile	Kolophonium,
1	„	Schellack,
1	„	venetian. Terpentin,
½	„	Wachs.

Am besten eignet sich an Stelle des Harzkuchens eine Platte aus vulkanisiertem Kautschuk, die jedoch etwas teuer kommen dürfte. (Sie müßte sodann anstatt mit dem Fuchsschwanze mit einem wollenen Lappen gerieben werden.) — Auch eine Blitzröhre willst Du für Deinen Elektrophor fertigen? Wir wollen Dir gerne eine Anleitung dazu geben, doch glauben wir nicht, daß der Elektrophor hierfür kräftig genug sein wird. Immerhin versuch es einmal, die Kosten sind nicht groß. Auf einen geraden Lampencylinder wird ein circa ½ cm breiter Stanniolstreifen in schraubenförmigen Windungen aufgeklebt, welcher nach dem Trocknen in einzelne spitze Stückchen, die nur ½ mm voneinander entfernt sind, zerschnitten wird. Das eine Ende des Glases wird durch einen mit Stanniol beklebten runden Pfropf geschlossen, das andere Ende zum isolierten Anfassen mit Siegellack überzogen. Mit dem Stanniolpfropf berührt man nur den Deckel des Elektrophors, mit der Hand aber die Spirale aus Stanniol; im Dunkeln wirst Du sodann die einzelnen Zwischenräume der Spirale schwach leuchtend erblicken — wie gesagt, wenn der Elektrophor kräftig genug ist. — Was Deine 3. Frage anlangt, so ist diese insofern weniger befriedigend zu beantworten, als ein Element die Erscheinungen, die der galvanische Strom hervorbringt, in den meisten Fällen nur schwach zu zeigen vermag. Allenfalls kannst Du den galvanischen Strom, indem Du den einen Poldraht über, den anderen unter die Zunge bringst, durch den sauren oder laugenhaften Geschmack nachweisen. Berührt man mit dem einen Poldraht Stirne oder Wange in der Nähe des Auges, während der zweite Poldraht in der anderen Hand ruht, so ist beim Herstellen und beim Verschwinden des Stromes ein Lichtschein wahrzunehmen. NB. Zu diesem Versuche verwende nie mehr als zwei Elemente, da sonst leicht eine Gefährdung des Auges vorhanden sein könnte. Leitet man ferner den galvanischen Strom um eine Magnetnadel, so erfolgt eine Ablenkung derselben, die um so größer ist, je stärker der Strom. Der „G. K." wird nächstens wieder eine Anleitung bringen, wie man sich Elemente in einfachster Weise selbst herstellt; dann kannst Du Dein Laboratorium vergrößern und sollst die schönsten Versuche kennen lernen.

Bruno S. in Berlin. Na, na, Jungens, alles was recht ist! Daß der „G. K." viel in seinem Kopfe hat, das darf er, ohne unbescheiden zu sein, wohl selber sagen. Aber daß ihr ihm überschwengliche Titulaturen gebt, wie „Allwissender" u. dergl., Jungens, das müßt ihr bleiben lassen. — Die Besoldung des Vizeadmirals beträgt 13 200 M.; des Konteradmirals 9900 M.; Kapitäns z. See 8400 M.; Korvettenkapitäns 6300 M.; Kapitänleutnants I. Kl. 4500 M.; Kapitänleutnants II. Kl. 3120 M; Leutenants z. See 1500 M.; Unterleutnants z. See 1200 M. Willst Du die Höhe des Wohnungsgelds, Servis ꝛc. auch noch wissen?

H. A. in Düsseldorf. Um bewegliche Gegenstände gut scharf zu bekommen, ist es nötig, Momentplatten und Momentverschluß zu benutzen. — Ein sehr gutes Werk für Dilettanten der Photographie ist: Pizzighelli, Anleitung zur Photographie für Anfänger. — Mit 70 Abbildungen. Preis 3 M., von Alb. Glock und Cie. in Karlsruhe 1 B zu erhalten. — Du willst über das Wesen der Lithographie belehrt sein? In diesem Falle ist der beste Unterricht die direkte Anschauung. Gehe zu einem Lithographen und bitte ihn, sein Etablissement an der Hand eines sachkundigen Begleiters in Augenschein nehmen zu dürfen. Eine Stunde lehrt Dich mehr, als die Lektüre eines ganzen dicken Bandes.

L. Rademacher. Wie kommst Du denn zu dieser Frage? Das hat unser junger Heidelberger Schiffsbaumeister in seinem Artikel: „Wie macht man sich mit wenig Kosten ein kleines seetüchtiges Schiff" doch längst und sehr hübsch beantwortet. S. Nr. 18 v. J.

E. W. in A. bei H. Ob diese Arbeit eine häusliche ist, das wissen wir nicht; kaum; es wird auch wahrscheinlich ganz auf die Entschließung der betreffenden Prüfungskommission ankommen. — Wir halten das Gabelsbergersche und Stoltzesche System einstweilen trotz allem immer noch für die empfehlenswertesten. Schon darum, da sie die meiste Verbreitung haben.

C. Z. Z. C. Deinem Wunsche steht nichts entgegen. Es wäre Deinem „G. K." interessant gewesen, zu wissen, wie alt Du bist. Hier:

Die Linde.

Es rauschte die alte Linde
Wohl über dem träumenden Haupt
Des Wandrers, die Herbsteswinde
Hatten sie bald schon entlaubt.
Sie wiegte bedächtig die Krone
Umspielt vom drängenden West,
Und still in traulichem Tone
So flüstert es durch das Geäst:
„Was einst ich gefühlt und empfunden,
Oh, Wandrer, thu' ich dir kund,
Sah fröhlich und traurige Stunden,
Auf diesem Wiesengrund.
Einst saßen in meinem Schatten
Zwei Kindlein wunderhold,
Sie saßen auf weichen Matten,
Die Löckchen schimmerten Gold;
Sie spielten mit glänzenden Käfern
Mit Moos und Blumen viel,
Was sind doch alle Schätze
Gegen das kindliche Spiel.
Und Jahre vergingen, da saßen
Im Moos am Stamme mein,
Eine wunderholde Jungfrau,
Ein Bursche schmuck und fein.
Der Jüngling wollte wandern
Eine schwierige, mühsame Bahn,
Und sie ward seine Gefährtin
Von jener Stunde an.
Nach Jahren ruhten sie wieder
Die einst hier gespielt als Kind,
Zu Füßen mir, ihre Locken
Wie silberweiß sie sind.
Siehst Wand'rer dort das Kreuzlein?
Dort ruhen, die einst hier gespielt,
Hab ihr Lieben und Leben gesehen,
Ich habe mit ihnen gefühlt."

Ferdinand K. in M. Um Eure Fragen zu beantworten, muß man schon tüchtig beschlagen sein. Du fragst: wie lange man noch Bernstein finden dürfte. Nun — bist Du etwas Geologe, daß Du uns auch verstehst? — nach Ansicht der Gelehrten gehört der Bernstein einer verhältnismäßig jungen Periode der Bildung unserer Erdrinde, nämlich der Tertiärformation an, direkt über der Kreide. Aus ihr wuchsen die Wälder empor, deren Hauptbestand Tannen bildeten, welche das „Bernstein" genannte Harz erzeugten. Zu ihnen kommen zahlreiche andere Nadelhölzer, sowie verschiedene Laubhölzer, Gesträuche und Kräuter. Dieses Waldland nahm wahrscheinlich das Gebiet ein, welches heute den östlichen Teil der Ostsee bildet, und des Küstenrandes derselben von Memel etwa bis Danzig. Ein ungeheures Waldland ist durch verschiedene geologische Veränderungen untergegangen und von Wasserfluten überspült und überwachsen. Professor Göppert in Breslau hat berechnet, wie groß die Menge des noch auf dem Meeresgrund liegenden Bernsteins ist. Die mit jedem Jahre durch die Baggereien an den Tag geförderte Bernsteinmenge beträgt etwa 300 000 Pfund. Nach Göpperts Ansicht kann der Bernstein, den die See in Verwahrung hat, noch für 28 000 Jahre ausreichen.

Schneidiger Untertertianer. Dein kleines Brüderchen frug Dich, ob es in Eurer Nachbarstadt Eisleben Eisbären gäbe. Nun bei einer solchen Frage kann einem wohl ganz eisig werden, aber auslachen und wie Du sagst „uzen" soll man ein kleines Brüderchen darum doch nicht. Im Gegenteil Du sollst es als gebildeter und unterrichteter Untertertianer geziemend aufklären.

Georg Sucker in Breslau. Bis dahin wirst Du ja im Besitz unseres Kameradschaftsstempels sein; dem Briefe diesen aufgedruckt, das gilt so viel als die Abonnementsquittung.

Ludwig L. in **Stuttgart.** Ja, soll auch mit konkurrieren; nur recht hübsch machen.

L. L. in **Wien, V, Pilgramgasse 3.** Wie gern würde der „G. K." Deinen Wünschen entsprechen; doch Du gibst ja keine Briefadresse an. Die Post kann Sendungen, die nur die Anfangsbuchstaben der Namen tragen, doch nicht befördern. Bewege Deinen Partner den Termin weiter hinauszulegen.

„**Liebe Kameraden!** Bitte, saget mir durch die Redaktion doch bald einmal, ob es wahr ist, daß in dem geöffneten Magen eines Kamels für Menschen trinkbares Wasser vorhanden ist. Ich habe davon in Büchern gelesen, kann es aber kaum glauben. Euer Kamerad M. Sch. in Gotha." (Antwort an die Redaktion.)

„**Lieber guter Kamerad!** Ich möchte gerne meinen Kameraden mitteilen, wie sie sich selbst einen vorzüglichen Porzellankitt ohne Kosten herstellen können, ein ein ganz wichtiges Hausmöbel, denn dem Geschicktesten kann das Malheur passieren, mal was zusammen zu schlagen. Bitte, sei deshalb so gut und drucke folgendes Rezept in das Blatt: Man nehme ein Stückchen ungelöschten Kalk, zerstoße diesen zu einem ganz feinen Mehl und lösche ihn durch das Dicke der Dickenmilch, auch Siebkäs genannt. Bestreicht man nun die Bruchstelle mit diesem Brei und legt das abgebrochene Stück darauf, so wird nach einiger Zeit der Kitt trocken sein, und das angefügte Stück wieder die frühere Festigkeit erweisen, ja selten nur an derselben Stelle wieder zerbrechen. — Jetzt hätte ich aber auch eine Bitte, nämlich die, daß doch meine lieben Kameraden so gut sein möchten und mir schreiben wie man sich ein Element machen kann; auch einige Versuche mit demselben bitte mir mitzuteilen. Es grüßt Euch Euer treuer Kamerad Victor Kühne in Frankfurt a. M., Mörfelderlandstraße 40."

Rud. Lohmann in **Hagen i. W.,** schreibt: Da ich in Nr. 49 des zweiten Jahrgangs unter Fragen und Antworten die Beschreibung eines Fadentelephons fand, so machte ich mich an die Verfertigung eines solchen, was mir auch vortrefflich gelang. Ich hatte aber auch sehr bald herausgefunden, wie dies damals auch bemerkt wurde, daß die Schnur, welche die beiden Cylinder miteinander verbindet, nicht aufliegen, auch nicht um eine Ecke gespannt werden darf. Unter solchen Umständen hat freilich dieses Telephon keinen hohen Wert. Diesem Uebelstande habe ich jedoch durch eine kleine Verbesserung abgeholfen und möchte dies gern allen lieben Kameraden, die noch nicht auf diese Idee gekommen sein sollten, mitteilen. An jeder Ecke nämlich, um welche die Schnur gespannt werden soll, wird je nach Notwendigkeit eine Anzahl kleiner Cylinder angebracht. Diese können etwa 6 cm lang sein und einen Durchmesser von ungefähr 4 cm haben. Im übrigen, in Bau und Form gleichen sie ganz den beiden großen Cylindern. Wird nun die Schnur durch solche kleine Cylinder gezogen so ist die Leitung ganz und gar praktikabel, sie funktioniert ausgezeichnet. — Für den Rat freundlichen Dank und Gruß.

G. K. in **F.** Du willst Deine Kameraden fragen, ob Dir nicht einer derselben einen jungen großen Hund, am liebsten eine Dogge schenken möchte. Freund, wie sollen sie Dir Anträge machen, wenn Du Deine Briefadresse nicht angibst?

Kameraden! Wer kann und will mir Auskunft geben? Welches Land ist die Heimat der weißen Möpse? Mit freundlichem Gruß Euer G. Langer, Quartaner zu Krems a. d. Donau.

„**Liebe Kameraden!** Einer meiner Freunde hat folgende interessante Entdeckung gemacht, um deren Vervollständigung wir unsere Kameraden freundlichst ersuchen. Es gilt nämlich Datum und Monat eines Geburtstages zu erraten. Jemand aus der Gesellschaft nimmt sich einen beliebigen Tag im Jahre in den Sinn. Ich bitte den Herrn, den betreffenden Datum im Kopfe doppelt zu nehmen, zu dieser Zahl 5 hinzuzuzählen, das kacit zu multiplizieren und alsdann die Zahl des Monats (Januar 1, Februar 2 rc.) hinzuzurechnen; hat er es, frage ich ihn, welche Summe herausgekommen ist; ich ziehe rasch im stillen 25 ab, nehme die Einer als Zahl des Monats, die Zehner, eventuell Hunderter als Datum, und siehe da, ich habe den in den Sinn genommenen Geburtstag gefunden.

Beispiel: 27. Januar.

$27 + 27 = 54 + 5 = 59 \times 5 = 295 + 1 = 296$

$296 - 25 = 271$; ergo 27. Januar.

Dieses Kunststück erregt großes Erstaunen, gelingt jedoch mit Sicherheit leider nur in den ersten neun Monaten: bei den 3 letzten kommen wir mit der Zahl 25, welche wir zum Abziehen benützen, nicht aus. Einer unter uns vielen Kameraden, oder ein Papa von solchen, der's gut um diese Sache meint, könnte uns gewiß zu der ganz richtigen Lösung verhelfen, wofür wir dem betreffenden Helfer in der Not im voraus schon unseren herzlichen Dank gesagt haben möchten. Kameradschaftlichen Gruß von Hermann von Rotenhan und seinem Freunde." Adresse: Eyrichshof, Post Ebern, Bayern.

Carl M. in **K.** Meinst Du? Du sollst eines anderen belehrt werden. Der „G. K." weißt auch das ganz genau. Der sogenannte „Zapfenstreich" rührt aus der Zeit des 30jährigen Krieges her und wurde von keinem andern als Wallenstein eingeführt, um den nächtlichen Zechgelagen, denen die Soldaten von damals in maßloser Weise fröhnten, zu steuern. Zu einer bestimmten Stunde mußten auf ein gegebenes Signal die Marketender ihre Schankfässer verspunden und durften keine Getränke mehr verabreichen. Das Zuschlagen (Streichen) der Zapfen in den Fässern gab der Retraite den Namen. Bei besonderen Gelegenheiten wurde der „Zapfen nicht gestrichen", d. h. es war Freinacht, alsdann das Lager sich nach Belieben die Faßhahnen laufen lassen durfte. In dieser Hinsicht waren sie mehr als trinkbare Gesellen, die Herren Landsknechte.

Tauschmarkt.

H. F. 8 I Bergedorf, postlagernd, ersucht die Kameraden in Baden, Bayern, Schweiz, Württemberg, Oesterreich, Ungarn, Luxemburg und Frankreich um gebrauchte Freimarken, Streifbänder, Kouverts und Postkarten.

Willy Benjamin in **Köln a. Rh., Steinstraße 21,** wünscht für drei Feuersalamander (zwei ausgewachsene von 20 cm und ein junger, 9 cm lang) ein junges Pärchen gefleckter Meerschweinchen einzutauschen.

A. S. (Briefe ausnahmsweise an die Redaktion) möchte zu gern einen hübschen jungen Hund. Kann und will ihm einer der Kameraden diesen Wunsch erfüllen?*)

Rudolf Horrak in **Prag, Kleinseite, Fünfkirchengasse 5 I,** hat seltene Briefmarkendubletten und möchte mit ausl. Kameraden tauschen; bittet Kamerad H. K. in St. Louis zu diesem Zweck um nähere Adresse; gibt gegen seltene Marken auch ein neues Album mit 272 Marken ab.

Drei lustige Musikanten. (Figuren aus Weinreben.)

Albert Klensch, Gymnasiast in **Luxemburg,** wünscht mit überseeischen Kameraden in Briefmarkentauschverbindung zu treten.

Theodor Huber in **München, Ismaningerstraße 7 b I,** hat einige seltene Schnecken zu tauschen; gibt für eine Sachsen 3 Pf. rot ein Album mit 100 Marken.

L. Mayring in **Eichstätt** gibt 1 Niederl.-Indien gegen 1 Chile.

„**Liebe Kameraden!** Bin mit einem meiner Freunde eine Wette eingegangen, wer zuerst 60000 Marken aller Länder habe. — Bitte Euch, mir Marken, ganz egal was es für welche sind, zuzusenden; zu Gegendiensten stets bereit. Mit Gruß Euer G. Ollendorf, per Adresse: F. Marle in Ratibor, Langestraße 10."

Hermann Orth in **Alzei** gibt Siegelstempel und einen Lichtdruckapparat gegen Käfer.

„**Liebe Kameraden!** Da ich mit einem Freunde die Wette gemacht habe, bis Neujahr 1889 circa 100 000 Briefmarken beisammen zu haben, so bitte ich Euch, durch Zusendung von Marken (deutsche oder andere) beitragen zu wollen, daß ich die Wette gewinne. Wenn ich 100 000 Marken beisammen habe, so werde ich Euch mitteilen, wie viel Pfund sie wiegen. Die Marken bitte direkt an mich zu senden. Mit kameradschaftlichem Gruße Euer August Wolf, Gymnasiast in Rastatt, Herrenstraße 97 a." (Der „G. K." wird solche Gesuche, soweit sie sich nicht in bescheidenen Grenzen halten, nicht mehr aufnehmen. Wie lange wird's dauern und die Kameraden würden nur noch um Millionen wetten; ja, wenn er sicher wäre, daß darüber keine Schulaufgaben versäumt werden; wie stehts damit??!)

*) Anmerkung der Redaktion. Aber, daß uns nicht am Ende eine ganze Meute solcher Köter ins Haus geschickt wird. Nur die brieflichen Anträge nehmen wir entgegen.

Alfred Baß in **Wien, IX, Lichtensteinstraße 17 II,** tauscht einen Stereoskopapparat mit 14 Bildern.

Max Edlinger, Quintaner zu **Groß-Strelitz,** bittet seine Kameraden um ausl. Ganzsachen, Postkarten; sucht eine deutsche Postkarte mit dem Stempel 8. 8. 88. — Jede sechste Sendung erhält 1000 alte deutsche Briefmarken.

Untersekundaner Hermann Sunder in **Bückeburg, Herderstraße 15,** sucht gegen einige Geschichtenbücher eine Retorte, eine Pipette und andere ähnliche Apparate zu erhalten.

Ed. van den Kerkhoff in **Krefeld, Dionysiusstraße 19,** hat ausl. Freimarken und möchte dafür Mineralien oder Stempel.

D. 5 postlagernd Duisburg bittet seine Kameraden, ihm von ihren doppelten Wappen und Siegeln freundlichst abzulassen.

S. Hartmann in **Dresden-A., Pragerstraße 46 III,** tauscht Briefmarken und Ganzsachen.

Karl Schmoll von E. in **Wien, II, Czerningasse 3,** gibt seltene Marken gegen Totenkopfschwärmer, blaues Ordensband, Nachtpfauenauge und Bärenspinner.

Arno Staberow in **Dortmund, Heilig. Weg 7,** fängt an, Marken zu sammeln, und bittet großmütige Kameraden um Dubletten.

„**Liebe Kameraden!** Durch die Güte meines Onkels erhielt ich ein großes Schaubechsches Markenalbum. Wer hilft mir, um mit meiner Sammlung in den Gang zu kommen, durch gütige Ueberlassung von Dubletten. Heinrich Jacobs in Hameln, Kaiserstraße 8."

S. Löbell zu **Freiburg i. Baden, Steinstraße 5,** ladet seine Kameraden zum Briefmarkentausch ein.

Adam Pusch in **Offenbach a. M., Bernhardstraße 3,** hat gewettet, bis 23. Okt. 1000 ausl. Marken gesammelt zu haben. In dessen Brief jedesmal die 200ste Marke ist, erhält eine seltene.

W. Eberhardt in **Stuttgart, Alleenstraße 27 I,** gibt viele Siegel gegen Briefmarken; auch eine Etikette von Odessa und eine vom Deutschen Reichstag.

Ernst Török, per Adresse: Herr Jean Schneider in **Bukarest,** tauscht seltene Briefmarken, Schmetterlinge und Käfer, darunter 5 Sachsen 3 Pf. rot; erwünscht eine photographische Camera oder eine Dampfmaschine.

Robert Erhardt hat Rußland verlassen. Jetzige Adresse: St. Moritz — Dorf, Engadin, Schweiz, Pension Rhaetia.

Oskar Kordin in **Graz, Franzensplatz 2 III. Stock,** ist Briefmarkendublettenbesitzer (seltene) und will tauschen.

Walter Rect in **Wiesbaden, Luisenplatz 7,** tauscht Schmetterlinge und Pflanzen; erbittet Adressen für Briefwechsel.

Otto Budinsky in **Wien, II, Taborstraße 68,** gibt Stempelvignetten von Schulanstalten gegen Briefmarken. Hat von letzteren auch Dubletten.

Karl Ament in **Bamberg, Jakobsplatz 1,** hat 28 Blatt haltbar gefilbertes Brillantpapier von Alb. Glock und Cie. und wünscht dasselbe gegen seltenere Briefmarken zu vertauschen.

Kurt Cassirer, Adresse: Herr L. Jungmann in **Oppeln,** sucht für seine fast neue Dampfmaschine einen Induktionsapparat mit oder ohne Element einzutauschen; auch andere Angebote erwünscht.

A. Kämpffer in **Dresden-A., Räcknitzstraße 5 III,** bittet großmütige Kameraden um Zusendung von Briefmarkendubletten. In dessen Brief die 49. Marke ist, erhält eine schöne Ganzsache.

S. Radziejurski in **Berlin, Luisenstraße 19,** sucht seltene Briefmarken.

Hans Frese in **Hamburg, Borgfelderstraße 84,** vertauscht seine gut erhaltene Druckpresse mit vielen Lettern.

L. von Wurmb, Tertianer in **Gießen,** ladet seine Kameraden zum Briefmarkentausch ein.

Karl Winkler in **Brünn, Großer Platz 21,** tauscht seltene Briefmarken. Dublettenanzahl 750 Stück.

„**Liebe Kameraden!** Habe deutsche Marken und Ganzsachen gegen ausl. zu vertauschen. Sehr erwünscht: Oesterreicher, Italiener und Schweizer. Georg Nagel in Breslau, Paulstraße 15 III."

Adolf Nizze, Ribnitz in **Mecklenburg,** teilt mit, daß er ein Herbarium von 56 bestimmten und mehreren unbestimmten Pflanzen und eine Siegelsammlung von 777 Siegeln gegen ausgestopfte Vögel, Muscheln, Schmetterlinge, Weingeist- oder Spirituspräparate und andere Naturalien zu vertauschen habe.

Walther Guradze, per Adresse: Herr Dr. Malberg in **Breslau, Tauenzienstraße 44 c,** möchte gern Briefmarken tauschen.

Diejenigen Kameraden, welche mir Marken, Postkarten, Kouverts etc. ihrer Privatpost senden, erhalten eine gleichwertige Sendung von Dresdener Privatpostsachen. Bitte ein offiz. Kouvert zu benutzen, werde dasselbe thun. Gruß S. Hartmann in Dresden, Pragerstraße 46.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Maurenturm Giralda.

Sevilla, nach Madrid die bedeutendste Stadt Spaniens, besitzt in seiner Kathedrale die herrlichste und größte Kirche des Reiches. Daneben befindet sich der 114 m hohe von den Mauren aus bunten Ziegeln hergestellte Turm Giralda, mit einer sanftansteigenden Wendeltreppe, deren Bau so merkwürdig konstruiert ist, daß man bis zur Spitze heraufreiten kann.

Eine Legende erzählt von demselben, daß bei einem Erdbeben im 16. Jahrhundert die beiden Schutzheiligen von Sevilla, Justa und Rufina, das herrliche Werk vom Boden erhoben und so lange festgehalten hätten, bis die Erschütterungen vorüber waren, worauf sie den Turm wieder auf seine Stelle setzten.

Unter den Jubelfeiern des Jahres 1888

darf eine der ersten Stellen diejenige zur Erinnerung an die Pflanzung und Einführung der ersten Kartoffeln in Deutschland vor 300 Jahren in Anspruch nehmen. Der gelehrte Botaniker und kaiserliche Hofgärtner Clusius pflanzte sie, wie die „Voss. Ztg." erzählt, im Frühling des Jahres 1588 in Wien als seltenes Gewächs, dessen wahrer Name ihm sogar noch unbekannt war. Wie er selbst erzählt, hatte er die zwei seltenen Knollen durch Sivry, Herrn von Waldheim und Präfekten von Bergen in Belgien, erhalten. Dieser hatte sie von einem Freunde des päpstlichen Gesandten in den Niederlanden im Jahre vorher unter dem Namen Taratouffoli zum Geschenk erhalten und dem Hofgärtner Clusius im Anfange des Jahres 1588 nach Wien geschickt. Clusius ließ sich dann die Verbreitung der Kartoffel nach Kräften angelegen sein, indem er besonders auf die große Fruchtbarkeit derselben hinwies. Fast zwei Jahrhunderte verstrichen aber noch, ehe der Segen der Kartoffel zu allgemeiner Anerkennung kam.

Willst Du lernen, — sieh auf die Bücher;
Willst Du „Lehren ziehen," — sieh auf die Menschen.

Hermann Hirschfeld.

日 艹

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Sie saßen miteinander auf der Kampanje und schauten vergnügt nach dem vordern Horizonte, an welchem sich mehrere Segel sehen ließen. Aber eigentümlich war die Ordnung, in welcher sie saßen. Die drei Feldstühle, auf denen sie Platz genommen hatten, standen nämlich nicht nebeneinander. Das wäre dem guten Gottfried gegen alle gewohnte Subordination gewesen. Er war jahrelang hinter seinem „Methusalem" hergelaufen und konnte es unmöglich zugeben, daß jetzt eine andere Ordnung eingeführt werde. Darum saß er in der altgewohnten Entfernung von drei Schritten hinter ihm und hielt die Wasserpfeife, deren Schlauchspitze der Student im Munde hatte, in den Händen. Sie war vor der Abreise mit einem neuen Glasballon versehen worden.

Beide, der Herr sowohl wie auch sein Wichsier, waren ganz genau noch so gekleidet, wie man sie daheim in der Humboldtstraße zu sehen gewohnt gewesen war. Richard saß neben dem „Methusalem"

„Darum ergriff er jetzt einen der bereitgestellten Wassereimer nach dem anderen und schüttete den Inhalt derselben auf die Köpfe der zudringlichen Handelsleute."

und einige Fuß vor demselben der bekannte Neufundländer, welcher es sich also ebenso angelegen sein ließ wie Gottfried, die heimatliche Reihenfolge beizubehalten.

Fritz Degenfeld blies die gewohnten dicken Rauchschwaden aus dem Munde und nickte dem Kapitän freundlich zu, welcher soeben von vorn kam und zu ihnen auf die Kampanje stieg.

„Nun, Kommodore, wie steht's?" fragte er. „Werden wir bald die Küste des himmlischen Reiches zu sehen bekommen?"

„Will es meinen," antwortete der Gefragte. „Wir werden bereits am Nachmittage vor Hongkong zu Anker gehen. Bald werden sich da vorn die Segel mehren, welche die gleiche Richtung haben."

„So haben wir eine feine Fahrt gemacht!"

„Unvergleichlich! Wir machen siebzehn Knoten. Das will etwas sagen. In nicht ganz vier Tagen von Singapore bis hierher, das soll dem Heimdall Turnerstick ein anderer nachmachen! Es wird es jeder bleiben lassen!"

„Ja, Sie und Ihr gutes Schiff, da läßt sich etwas erreichen. Ich hätte nicht geglaubt, China so schnell begrüßen zu können."

„Wissen Sie denn auch, wie man dieses gelobte Land der Zöpfe begrüßt?"

„Nun, wie?"

„Tsching tsching! muß man rufen. Das ist der echt chinesische Gruß."

„Ach! Sie sprechen wohl auch ein wenig chinesisch?"

Turnerstick setzte den Klemmer auf die Nase, hielt ihn dort fest, weil er sonst gleich wieder herabgefallen wäre, warf Degenfeld einen mißbilligenden Blick zu und antwortete:

„Wie können Sie so fragen! Ein bemooftes Haupt wie Sie hat doch an der Universität ein genug langes Garn gesponnen, um zu wissen, daß man dem Kapitän Turnerstick so nicht kommen darf. Ein wenig chinesisch! Da liegen Sie vor Topp und Takel bei und treiben wohl bis sieben Striche ab! Wenn ich einmal ein Tau in die Hand nehme, so nehme ich es ganz."

„So sprechen Sie vollständig chinesisch?"

„Natürlich! Wie anders?"

Das war in einem Tone gesprochen, als ob er gefragt worden sei, ob er Wasser trinken könne.

„Das ist mir neu!" gestand Degenfeld. „Sie haben darüber noch kein einziges Wort verloren!"

„Wozu sollte ich davon reden? Von etwas, was sich ganz von selbst versteht, macht man doch kein Geschrei."

„Nun, desto wertvoller ist mir die Entdeckung, welche ich da an Ihnen mache. Sie haben zugesagt, sich uns für einige Tage anzuschließen. Da ist es für uns natürlich vom größten Vorteile, daß Sie geläufig chinesisch sprechen."

„Pah! Nicht der Rede wert! Eine wahre Kleinigkeit! Sie haben doch auch chinesisch getrieben, wie Sie mir sagten."

„Nur zwei Jahre lang."

„Das ist mehr als genug, denn diese Sprache ist die leichteste, die ich kenne."

„Und ich habe ihre Erlernung für höchst schwierig gehalten."

„Da haben Sie freilich ein sehr falsches Segel gesetzt. Sie natürlich müssen mit dem obligaten Latein und Griechisch den richtigen Kurs verlieren. Wem der Kopf mit so klassischer Ware vollgestaut wird, der hat eben zuletzt für das Leichteste keinen Platz mehr übrig. Dann segeln solche überstudierte Leute in der Welt herum und können kein Panzerschiff von einer Heringskuff unterscheiden. Ich sage Ihnen, das Chinesische ist mir geradezu angeboren gewesen. Es ist ganz von selbst gekommen."

Der „Methusalem" kannte die Achillesferse des Kapitäns. Darum hütete er sich sehr wohl, den geringsten Zweifel hören zu lassen. Er sagte im ernstesten Tone:

„Das kann eben nur Ihnen passieren. Sie sind ein wahrer Walfisch im Meere der Dialekte. Sie schwimmen spielend drin herum und blasen die schwierigsten Paradigmen nur so aus der Nase."

Turnerstick hielt den Klemmer empor, warf durch denselben einen forschenden Blick auf den Sprecher und fragte sehr ernst:

„Durch die Nase! Soll das etwa eine Hindeutung auf meine Gesichtszüge enthalten?"

„Was fällt Ihnen ein! Ich spreche vom Walfisch, und daß der bläst, das wissen Sie wohl!"

„Ja, und zwar aus der Nase. Sie haben recht. Wie der sich im Wasser wälzt, so wälze ich mich in den Sprachen herum. Und gerad das Chinesische ist mir völlig wurst."

„Für mich ist es im Gegenteile ein sehr harter Knochen gewesen, an welchem ich mir die Zähne locker gebissen habe. Bedenken Sie nur die Dialekte! Es sind ihrer neun!"

„Das ist wenig genug! So ein Dialekt läuft bei mir hinunter wie ein steifer Grog. Die Hauptsache ist, daß man sich eben an die Hauptsache hält, und das sind im Chinesischen die Endungen."

„So? Ich bin stets der Meinung gewesen, daß das Chinesische gar keine Endungen habe."

„Was! Keine Endungen! Ja, nun ist's mir freilich sehr erklärlich, daß Sie es trotz zwei voller Jahre zu nichts gebracht haben! Wenn Sie nichts von den Endungen wissen, so ist das gerade so, als wenn Sie ohne Wasser schwimmen oder ohne Flügel fliegen wollen. Ich sage Ihnen, daß ich im stande bin, Ihnen das ganze Chinesische mit allen neun Dialekten in fünf Minuten beizubringen!"

„Unglaublich!"

„Sie werden es gleich glauben müssen. Nennen Sie mir doch einmal die Namen von einigen chinesischen Städten oder Flüssen!"

„Das ist sehr leicht. Da haben wir zum Beispiel Jang-tse-kiang, Ma-seng, Pe-king, Hong-kong, Wu-sung — —"

„Halt!" unterbrach ihn der Kapitän. „Das genügt vollständig. Da haben Sie ja gleich fünf Endungen!"

„Endungen? Wohl nicht!"

„Was denn? Sie haben sie ja genannt, ang, eng, ing, ong und ung! Wenn das keine Endungen sind, dann bin ich nicht Heimdall Turnerstick! Diese Endungen sind die wirklichen Kaninchen! Mit ihrer Hilfe schüttelt man das Chinesische nur so aus den Aermeln. Das ist der wahre Jakob. Die Endungen, die Endungen, die geben den Speck zu den dicken Erbsen. Sie freilich mit Ihrem Griechischen und Lateinischen haben gar keine Ahnung von einer anständigen, brauchbaren und bequemen Endung! Ich glaube, auf allen Ihren Universitäten ist keine einzige ordentliche und mundgerechte Endung zu finden wie so ein chinesisches ing, ang oder ung! Mit fünf solchen Endungen stecke ich ganz China in den Sack. Das werde ich Ihnen in kurzer Zeit beweisen. Da draußen hält ein Kutter auf uns zu. Es ist eine Lotse. Ich werde ihm sogleich das Signal geben, daß er an Bord kommen soll. Dann werde ich chinesisch mit ihm sprechen, und Sie sollen Ihre Freude daran haben. Sie werden sich wundern, daß Sie nicht ganz von selbst auch darauf gekommen sind."

Er gab den betreffenden Befehl, und bald wehte vom Vortop des Klippers das Zeichen „PT" des internationalen Signalbuches.

Der Lotse sah die Aufforderung und folgte derselben. Er hatte kein chinesisches

Boot. Sein Fahrzeug war sehr scharf auf den Kiel gebaut, und der Vorsteven stand fast rechtwinkelig auf. Es führte eine sehr hohe Stenge, horizontal liegendes Bugspriet, Gaffel- und Gaffeltopsegel, Stackfock und großen Klüver. Es war eine Lust, zu sehen, wie schnell und anmutig es herbeigeschossen kam. Es gab den Lotsen an Bord und hielt dann mit der Bedienung von dem Klipper ab.

Der Lotse ging chinesisch gekleidet und trug einen ungeheuer breiten Grashut, welcher sein Gesicht so beschattete, daß es kaum zu erkennen war, auf dem Kopfe.

„Jetzt passen Sie auf!" sagte der Kapitän zu Fritz Degenfeld. „Jetzt geht es los mit dem Chinesischen."

Er trat auf den Lotsen zu und grüßte:

„Tsching, tsching, tsching — —"

„Insaneness!" unterbrach ihn der Mann grob. „Sagt einfach welcome, Sir! Ein Amerikaner hat es nicht nötig, mit dem chinesischen Zopfe zu wedeln!"

„Ihr seid kein Chinese, loadsman?"

„Nein. Ich bin ein guter Schottländer aus Greenock am Clyde, wißt Ihr, wo die famosesten eisernen Schiffe gebaut werden. Wir können uns also Eurer Muttersprache bedienen."

„Ich wollte chinesisch mit Euch reden," meinte Turnerstick enttäuscht.

„Ach was, chinesisch! Die schlitzäugigen Kerls sind es gar nicht wert, daß man sich um ihre Sprache kümmert. Sorgt lieber dafür, daß ich einen guten Rum zum Willkommen erhalte, sonst gehe ich wieder von Bord, und Ihr könnt Euch dann meinetwegen den Bug an der Lammainsel einrennen."

Er ging nach der Kapitänskajüte, und Turnerstick mußte ihm wohl oder übel folgen.

„O weh!" sagte Richard Stein. „Da hat er sein Chinesisch leider nicht anbringen können!"

„Ein Glück für uns!" antwortete Degenfeld. „Wir hätten es wohl nicht fertig gebracht, dabei ernst zu bleiben, und dann wäre es um unseren Kredit bei ihm geschehen gewesen."

„Was er nur mit seinen Endungen wollte!"

„Es dämmert eine leise Ahnung in mir auf; aber die Sache ist so ungeheuerlich, daß ich sie gar nicht für möglich halten kann. Er wird doch nicht etwa ein mit seinen berühmten Endungen versehenes Deutsch sprechen wollen! Das wäre allerdings im höchsten Grade drollig. Und dennoch ist's ihm zuzutrauen. Ich sehe lustige Scenen kommen. Gottfried — — ho su!"

Diese beiden chinesischen Worte bedeuten „gib Feuer!" Seit sich die Drei unterwegs befanden, hatte der Student die beiden anderen in die Lehre genommen. Besonders der Wichsier erhielt seine Befehle und Anweisungen alle in chinesischer Sprache, was manches spaßhafte Mißverständnis hervorgerufen hatte.

„Ki eulh — ich höre!" antwortete er sehr ernsthaft, indem er einen Fidibus aus der Tasche zog, ihn in Brand steckte und sodann seinem Herrn half, die ausgegangene Pfeife wieder anzuzünden. Dann setzte er sich wieder hinter demselben nieder.

Nach kurzer Zeit kehrte der Pilot mit dem Kapitän aus der Kajüte zurück. Er übernahm das Kommando des Schiffes, und Turnerstick hatte also Zeit, sich mit seinen Passagieren zu beschäftigen.

Die Segel, welche rings zu sehen waren, wurden zahlreicher. Weißblaue Rauchstreifen zeigten Dampfer an, welche nach Kanton wollten oder von dort kamen. Die See belebte sich mehr und mehr mit Fahrzeugen, und dann tauchten die Felsenmassen Hongkongs und der anderen vor dem Perlenflusse liegenden Inseln langsam auf.

„Höchst ärgerlich, daß der Lotse kein Chinese ist," meinte der Kapitän. „Aber wir haben nur noch kurze Zeit zu warten, dann werden wir von Booten förmlich umringt sein und ich kann Ihnen zeigen, wie ich die Sprache der Himmelssöhne beherrsche. Es wird übrigens Zeit, daß Sie Ihre Koffer öffnen."

„Warum?" fragte Degenfeld.

„Um Ihre chinesischen Anzüge hervorzuholen."

„Wir haben keine."

„Was? Sie wollen an das Land gehen und sich mitten in das Treiben der Chinesenstadt begeben, ohne sich nach der Sitte dieses Landes zu kleiden? Sie wollen gerade so gehen, wie Sie hier sitzen, mit der bunten Studentenkappe auf dem Kopfe?"

„Warum nicht?"

„Weil dies grundfalsch ist. Man wird Sie anstaunen und auslachen. Man wird Sie belästigen und einen fremden Barbaren schimpfen. Sie werden allerhand Aergerlichkeiten erleben und vielleicht sogar in wirkliche Gefahr geraten."

„Pah! Wer will es mir verbieten, mich so zu kleiden, wie es mir beliebt?"

„Der gesunde Menschenverstand. Wenn Sie China und die Chinesen richtig kennen lernen wollen, so dürfen Sie möglichst wenig verraten, daß Sie kein Chinese sind. Sie kennen dieses Volk noch nicht. Man hat sie gezwungen, uns ihre Häfen zu öffnen, aber sie hassen uns als Fremdlinge, welche mit Gewalt bei ihnen eingedrungen sind. Sie werden als Ausländer nicht einmal im Bereiche der Konsulatgewalt vollständig sicher sein. Begeben Sie sich aber gar darüber hinaus, wie es doch Ihre Absicht ist, so werden Sie nur auf Feinde stoßen."

„Wollen sehen. Ich habe wenig Lust, aus reiner Angst meine deutsche Abstammung zu verleugnen."

„Das ist sehr ehrenwert und sehr national gedacht, aber — — hm, streng genommen haben Sie freilich nicht unrecht. Denn selbst wenn Sie sich genau wie ein echter Chinese kleiden, wird man an Ihrer Unkenntnis der Sprache sofort den Ausländer erkennen, während ich für einen Eingeborenen gelten werde. Aber es ist trotzdem besser, wenn Sie sich den hiesigen Gebräuchen fügen."

„Nun, was das betrifft, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß wir Drei uns auch nach Landessitte kleiden. Zunächst jedoch mag es so bleiben, wie es ist. Wie lange werden Sie von Ihren Pflichten in Hongkong zurückgehalten?"

„Gar nicht. Ich werde dem Steuermann Vollmacht geben. Nur einige kleine Formalitäten sind zu erfüllen, die mich aber kaum eine Stunde lang beschäftigen werden. Den amerikanischen Konsul, welchen ich aufsuchen muß, treffe ich in Kanton."

„Das ist mir lieb, weil wir uns sonach nicht erst zu trennen brauchen. Ich werde mich nämlich gar nicht in Hongkong verweilen, welches mir gar nichts bietet. Es ist eine auf chinesischen Boden gesetzte europäische Stadt, an welche ich keine Stunde meiner Zeit verschwenden möchte."

„Mir auch ganz recht. Wir können uns eines Dampfers der China Navigation Compagnie bedienen, aber auch, um uns sofort ins hiesige Leben zu stürzen, auf einer chinesischen Dschunke nach Kanton fahren."

„Ich ziehe das erstere vor, da ich möglichst schnell dort ankommen möchte. Dann ist es ja noch vollauf Zeit, mit dem chinesischen Drachen anzubinden. Unsere Koffer lassen wir an Bord zurück, da wir uns nicht allzulange in Kanton aufhalten werden."

Inzwischen hatte sich der Klipper schnell

der Mündung des Tschu-kiang (Perlenfluß) genähert. Alle Mannen standen an ihren Plätzen, um die Befehle des Lotsen augenblicklich auszuführen. Das Schiff lenkte in die westliche Lamma-Straße ein, bog um die grüne Insel und steuerte dann dem Hongkong-Kai zu, in das dichte Gewühl der Dampfer, Segelschiffe, Ruderboote und Dschunken hinein. Dort ließ es die Segel fallen, und der Anker ging auf Grund.

„Tsching tsching!" rief Turnerstick, indem er begeistert die Arme ausbreitete, als ob er ganz Hongkong umarmen wolle. „Jetzt sind wir da und werden zeigen, was für Kerls wir sind."

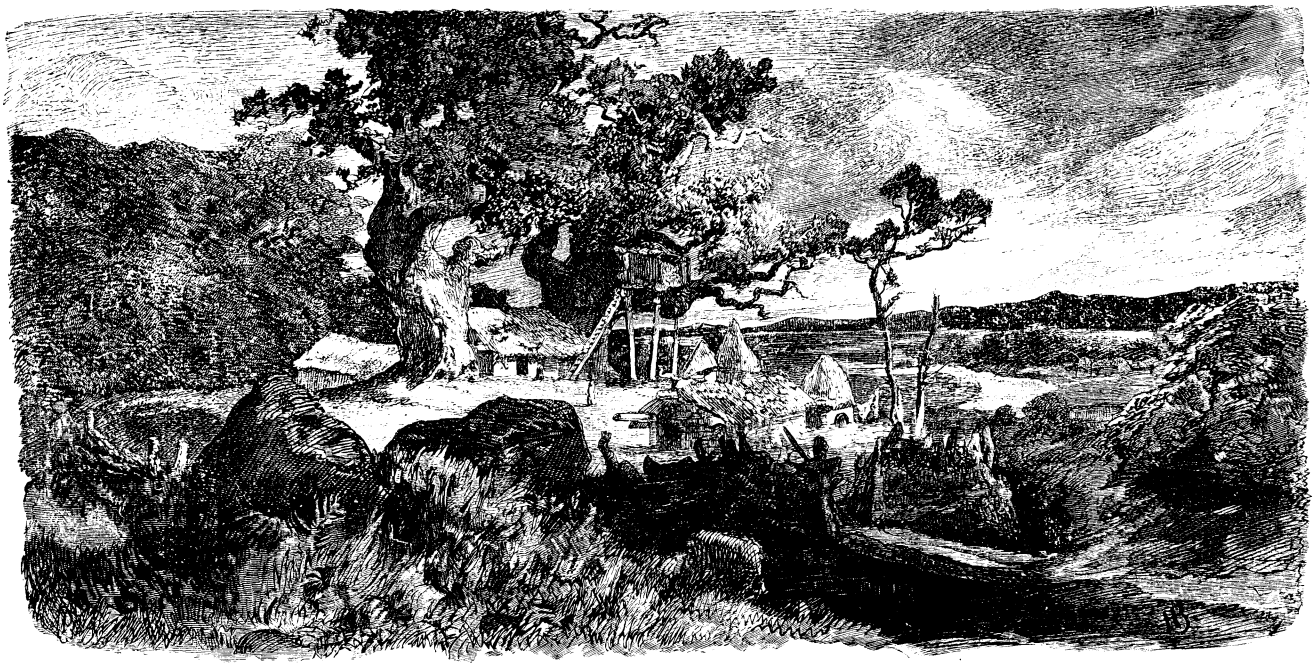
Der Hafen bot trotz des europäischen Charakters der Stadt immerhin ein genügendes Bild ostasiatischen Verkehrslebens. Von dem wohl 1200 Fuß hohen Viktoriaberge blickte das neben der Flaggenstange stehende Wachthäuschen herab. An seinem Abhange zog sich die Promenade der Kennedywoad hin. Darunter die belebte Stadt mit der von Schiffen bedeckten Bai. Jenseits das chinesische Bergland, ziemlich gut angebaut, und links davon die vielen, sich bis nach Macao hinziehenden, leider kahlen Felseninseln.

Am Landeplatze wimmelte es von Europäern aller Nationen, von Chinesen, Japanesen, Malayen, Hindus, Parsen, Singhalesen, portugiesischen Mestizen und tiefdunkel gefärbten Afrikanern.

Und in der Nähe des Schiffes schossen eine ganze Menge von Kähnen und Flössen durcheinander, beladen mit frischen Erzeugnissen des Landes und allerhand chinesischem Krimskrams. Jeder der Bootsführer wollte der Erste sein, der den Neuangekommenen seine Ware anbot, um den mit den hiesigen Preisen nach Unbekannten die gewöhnliche mehrfache Bezahlung abzunehmen.

Das war ein Schreien, Rufen, Brüllen, Zanken, Fluchen, Loben und Anpreisen, daß einem die Ohren gellten.

„Nur nichts kaufen!" warnte der Kapitän. „Hier wird man riesig übers Ohr gehauen. Am besten ist's, man läßt die Kerls gar nicht heran, sonst wimmeln sie



Altgermanischer Edelhof.

förmlich an Bord, und man ist sein eigener Herr nicht mehr. Ich verstehe, mit diesem Volke zu sprechen. Das sollen Sie gleich sehen."

Er ließ schnell einige Wassereimer füllen und hart an die Schanzkleidung stellen. Dann bog er sich über die letztere hinaus und brüllte mit laut schallender Stimme in das Bootsgewühl hinein:

„Zurück hier! Wir werdeng nichts kaufang! Fort mit Euch, Ihr Hallunking! Augangblickling fort mit Euch, forteng, forting, fortung! Travaillez, travaillong, travaillang!"

Nicht diese Worte waren es, welche wirkten, sondern seine gewaltige Stimme und seine wilden, drohenden Gesten hatten den Erfolg, daß unten das Geschrei für einige Augenblicke verstummte. Die Blicke der Händler richteten sich erstaunt auf ihn. — „Habt Ihr's gehörengt!" rief er weiter. „Wir können nichts gebrauching! Wir habeng kein Geld. Ihr könnt Euch von danneng trolling!"

Noch waren die erstaunten Kulis still. Sie wußten nicht, was sie denken sollten. Gottfried von Bouillon sah das riesige Sprachrohr in seiner Nähe lehnen. Er ergriff es, hielt es dem Kapitän hin und sagte im ernstesten Tone:

„Alle tausend Teufling, Kapitäng! Da hört mang freiling, daß Sie in den neun Dialecteng etwas los habing. Bitte, das Sprachrohr zu nehmang! Das wird ungeheure Wirking machung!"

„Was höre ich da!" antwortete Turnerstick. „Sie sprachen ja ein ganz unvergleichliches Chinesisch. Sehen Sie, wie schnell meine Lehre von den Endungen gewirkt hat! Gratuliere herzlich! Mit dem Sprachrohre haben Sie recht. Das wird doppelten Effekt machen. Geben Sie mal her!"

Die Bootsinsassen hatten ihre Ruder wieder in Bewegung gesetzt und drängten von neuem herbei. Da hielt Turnerstick ihnen das Sprachrohr entgegen und donnerte sie an:

„Augenblickling halteng, Ihr Schurkang, Ihr Hallunking. Wollt Ihr gleich folgeng und gehorchung! Zurück, zurück mit Euch! Flink, flunk, flank, flink, flink!"

Das Sprachrohr sandte diesen Befehl weit hin über das Wasser. Hunderte wurden aufmerksam auf den Klipper und die sich an denselben drängenden Boote. Turnerstick fühlte, welche Bedeutung seine Per-

son in diesem Augenblicke habe. Er wollte zeigen, daß er auch der Mann sei, seinen Worten Nachdruck zu geben. Darum ergriff er jetzt einen der bereit gestellten Wassereimer nach dem anderen und schüttete den Inhalt derselben auf die Köpfe der zudringlichen Handelsleute.

Diese mußten nun erkennen, daß man hier nichts von ihnen wissen wolle, und zogen sich unter zornigem Geschrei zurück. Geschadet hatte das Wasser ihrer Kleidung nichts. Viele von ihnen trugen nichts als kurze Leinen- oder Kattunhosen, und in Beziehung auf ihr unsauberes Wesen konnte ein solches Sturzbad nur wohlthätig wirken.

(Fortsetzung folgt.)

Der altgermanische Edelhof.

Wenn unsere lieben jungen Kameraden heutzutage durch die wohlbebauten Gauen unseres Vaterlandes wandern und inmitten fruchtbarer Felder und Obstgärten ein Rittergut erblicken mit seinem stattlichen und behaglichen Herrenhaus, seinen Oekonomiegebäuden, seinen Gewächshäusern, seinen Gärten und seinem Park und hören, daß dieser Edelhof diesem oder jenem Freiherrn gehöre, der sein Geschlecht bis nahezu von Hermann dem Cherusker herschreibt, so machen sich unsere jungen Freunde wohl keinen Begriff, wie der Edelhof eines jener Urväter aus dem urältesten germanischen Adel ausgesehen hat. Unsere lieben Leser mögen sich das nebenstehende Bild betrachten und sie haben dann eine deutliche Vorstellung von jener fernen Vorzeit, und mögen daraus Schlüsse ziehen auf damalige Sitten und Lebensverhältnisse. In der ältesten germanischen Zeit kannte man noch kein persönliches Besitztum an Grund und Boden. Dieser gehörte der Gemeinde oder dem Stamm zu gemeinsamem Eigentum. Jeder freie Mann bebaute davon so viel, als er mit seinen Söhnen, seinen unfreien Mannen und seinen Hörigen, welche vielleicht ursprünglich Kriegsgefangene waren, bebauen konnte. Keines Einzelnen Feld war vermarkt und abgegrenzt; er bebaute, so viel er brauchte und konnte. Als später das Stammes- und Gemeindeverhältnis sich änderte und das Gebiet von den Fürsten und Herzögen als Eigentum beansprucht wurde, erhielten nur die einzelnen Freien zum Lohne für treue und tapfere Kriegsdienste Grundeigentum verliehen, entweder als ganz freies Besitztum, was man Alod nannte, oder zu Lehen auf längere, oft unkündbare Fristen, was dann Feod hieß und jeder Generation von einem neuen Fürsten wieder bestätigt werden mußte. Denken wir uns nun einen solchen „Freien" oder Edeling aus einem der ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung, der zu jener Zeit, wo unser schönes Vaterland noch beinahe ein fortlaufendes, von Bergen und Flüssen durchschnittenes Waldgebiet war, in treuer Heeresfolge seinem Herrn wichtige Dienste geleistet hatte und nun zur Belohnung einen Strich Landes zu ewigem freiem Eigentum oder Alod erhielt. Derselbe benützte dann die erste Zeit der Waffenruhe, um sein erworbenes Land in Besitz zu nehmen und sich darauf anzusiedeln. Er nahm seine Familie, seine unfreien und hörigen Leute mit, erkor sich inmitten seines Landgebiets einen schönen, günstig gelegenen Punkt, womöglich mit freier Aussicht, und begann sich nun hier anzusiedeln. War irgendwo ein Waldbrand oder Windbruch zu finden, so wurde dem neuen Grundherrn große Mühe erspart, denn er hatte dann prächtige Baumstämme als Bau- oder Nutzholz; im anderen Fall mußte er ein Stück Wald roden, um eine Hofstätte zu schaffen; aus den gefällten Stämmen zimmerte er sich sein bescheidenes Haus, die Aeste verwandte er, etwas in Verbindung mit Findlingsblöcken und Feldsteinen, zur Einfriedigung, umgab das Ganze allmählich auch mit einem Graben und sicherte sich und sein Feld und Haus so vor wilden Tieren und menschlichen Feinden. Sein bescheidenes Herrenhaus und ein Haus für seine Familie erbaute er womöglich im Schutze uralter Bäume, welche dem Germanen besonders lieb und wert waren. Auf den Aesten eines dieser alten Baumriesen errichtete er eine leichte Hütte, zu welcher man nur mittels einer rohen Leiter aus einem gekerbten Baumstamm gelangen konnte und das dem Grundherrn als luftiges Sommerhaus und als Warte und Auslug diente. Innerhalb der Umwallung waren ferner auch die ärmlichen Hütten seiner Hausdiener und Knechte, seine Scheunen und Viehställe, und außerhalb der Einfriedigung, wenige Speerwürfe von derselben entfernt, durften seine unfreien und hörigen Mannen sich anbauen und Felder bebauen, so lange sie nicht dem Herrn fronen mußten. So lebte der Edeling jener fernen germanischen Urzeit; seine Beschäftigung außer dem Kriege waren Waffenübung, Jagd, Fischfang, etwas Viehzucht, namentlich von Pferden, und etwas Ackerbau, welchen seine Leibeigenen für ihn besorgen mußten. Als dann die christliche Kultur sich allmählich über Deutschland verbreitete und nach den Stürmen der Völkerwanderung eine bessere Zeit kam, da erstand statt der Hofstätte und des Edelhofes die ritterliche Burg mit dem steingebauten Palast, dem mächtigen Wehrturm und den hochstrebenden Schutzmauern, welche in ihren Trümmern heute noch von dem kriegerischtrotzigen Geist des früheren und späteren Mittelalters zeugen.

Das Torpedoboot.

(Fortsetzung.)

„Warum schoß man denn die Torpedos nicht aus großen Kanonen?" fragte Vetter Udo.

„Weil es damals noch keine Kanonen von solcher Länge gab, daß man Torpedo von hinreichender Wirksamkeit und Größe daraus hätte werfen können," gab Hans zur Antwort, „und weil der Stoß, welchen die Explosion der Pulverladung dem Geschoß gibt, so heftig ist, daß die Ladung des Torpedo selbst sich dadurch entzündet haben würde, gleichviel ob dieselbe aus Schießpulver, Schießwolle oder irgend einem anderen Sprengstoffe bestand. Um ein Geschoß zu werfen, das mit 400 Pfund Schießwolle oder 600 Pfund Schießpulver geladen war, hätte man ja ein ungeheures Geschütz besitzen und dieses mit einer riesigen Pulverladung versehen müssen, deren Explosion durch die erzeugte gewaltige Hitze jede Sprengladung entzündet und somit die Abfeuernden und ihre Umgebung am meisten bedroht hätte. — Die Ericssonsche Erfindung selbst genügte zwar den an sie gestellten Anforderungen nicht ganz, aber sie gab den Anstoß zum ganzen Torpedowesen, in welchem nacheinander verbesserte Torpedos von Lay (1872), in Zigarrenform von Smith (1872) und Howard und endlich der von Whitehead in Fiume schon um 1867 erfundene Fischtorpedo auftraten, welch letzterer in wesentlich verbesserter Gestalt bis auf den heutigen Tag, als der beste und erprobteste der sogen. automatischen Torpedos, den Platz behauptet hat. Er hat eine Länge von 3 bis 4 m und je nach der Größe eine Sprengladung von 100 bis 300 kg Sprengstoff und mehr, und eine Fahrgeschwindig-

keit von 16 bis 18 Knoten (Seemeilen) in der Stunde je nach der zu durchlaufenden Strecke, welche übrigens ohne Beeinträchtigung ihrer Wirkung nicht über anderthalb Kilometer betragen darf."

„Und der Torpedo läuft aus eigener Kraft so weit?" fragte Erwin.

„Allerdings, vorausgesetzt daß der im Torpedo enthaltene Vorrat von komprimierter Luft richtig bemessen ist, denn man kann dem Torpedo keinerlei äußeren Anstoß zur Bewegung und keine Anfangsgeschwindigkeit geben; er muß sich seine Bewegung ganz selber schaffen, d. h. automatisch sein. — Ihr begreift nun, meine lieben Freunde," fuhr Hans fort, „daß die Anwendung von Torpedoschiffen mit der Entwickelung der Torpedos Hand in Hand ging. Mit der Verbesserung der Panzerschiffe und der Einführung der gezogenen Kanonen konnte nicht mehr viel Wirkung von den sogen. Spieren- und Schraubentorpedos erwartet werden, welche wie riesige Raketen aussahen und auf Booten und Dampfbarkassen an die großen Fahrzeuge herangeführt werden mußten, was nur bei Nacht und Nebel mit Erfolg geschehen konnte, denn bei Tag mußte ja ihre Annäherung von den bedrohten Schiffen aus zeitig bemerkt werden, und dann konnte man das Torpedoboot mit Kartätschenschüssen in den Grund bohren, ehe es seine Wirkung beginnen konnte. Die ersten kleinen Torpedoboote, von denen aus man die Torpedo gegen den Feind lancierte, hatten eine Fahrgeschwindigkeit von ungefähr vier Seemeilen in der Stunde, die Panzerschiffe und schnellen Korvetten dagegen eine solche von zwölf bis vierzehn Seemeilen, und folgerichtig konnten die letzteren mindestens das Doppelte von den ersteren leisten und denselben nicht nur ausweichen, sobald sie dieselben bemerkten, sondern sie auch leicht in den Grund bohren, ehe sie noch in wirksame Nähe herankamen. Das Bestreben der Marineingenieure ging daher dahin, niedrige lange schnellgehende Schiffe zu erbauen, welche mindestens gleiche Fahrgeschwindigkeit mit den großen Seeschiffen haben würden, und so wurden nacheinander seit 1864 sechs oder sieben verschiedene Arten von Torpedobooten erbaut (worunter auch die 1876 erbauten deutschen Schiffe ‚Ziethen' und ‚Ulan'), welche aber ihren Zwecken nicht oder nur teilweise entsprachen, bis der Schiffbauer Thornicroft in Cheswick eine Art von Torpedobooten ersann, welche bei einer Länge von 81 und einer Breite von 10½ englischen Fuß und geringem Tiefgang eine Fahrgeschwindigkeit von 16 Knoten oder Seemeilen in der Stunde erreichten. Diese Thornicrofts wurden allmählich bei verschiedenen Kriegsflotten teils eingeführt, teils verbessert oder nach verbesserten Prinzipien umgestaltet und sind heutzutage der wichtigste Bestandteil aller Kriegsflotten und zu Hunderten vorhanden. Zum Stolze unserer deutschen Flotte aber darf ich sagen, daß unsere Torpedokreuzer und einfachen Torpedoboote heutzutage zu den solidesten, wirksamsten und geschwindesten Fahrzeugen unserer Marine gehören und von den geübtesten, tapfersten und tüchtigsten unserer Seeleute bedient werden, und daß es für einen deutschen Seemann eine Auszeichnung ist, zum Torpedodienst zugelassen zu werden."

„Ah, ich möchte einmal solch ein Torpedoschiff sehen," meinte der kleine Franz, einer der jüngeren Brüder von Hans.

„Im Bilde kann ich dir eines zeigen, wenn auch nur in einer Photographie," sagte Hans und holte aus seiner Brieftasche das Lichtbild hervor, nach welchem der Holzschnitt zu Anfang unseres Aufsatzes gefertigt ist. „Sieh, Brüderchen, dies ist der ‚Vulkan', der Typus unserer neuen deutschen Torpedoboote, von denen viele eine Fahrgeschwindigkeit von 22 bis 23 Seemeilen in der Stunde haben. Sie sind gedeckt, haben nur eine kleine Bemannung von höchstens 10 bis 12 Köpfen im ganzen, aber lauter auserlesene Leute: da ist zuerst der Ingenieur oder Maschinist, welcher mit kundiger Hand seine Maschine von tausend Pferdekraft leitet und überwacht, und seine vier tüchtigen Heizer; dann sind noch vier Matrosen da, welche unter der Aufsicht eines Unteroffiziers die gefürchteten Geschosse lancieren, und endlich noch zwei Steuerleute und ein Offizier. So ausgerüstet liegen die Torpedoschiffe im Ernstfalle entweder in einem Hafen, um nötigenfalls die feindlichen Schiffe an einer Blockade zu hindern und in die Luft zu sprengen, oder sie begleiten die Geschwader der größeren Schiffe auf die hohe See und leisten hier für dieselben genau einen ähnlichen Dienst wie die Reiterei dem Landheere; sie besorgen den Aufklärungsdienst und können sich ungehindert in die Nähe der feindlichen Flotte wagen, denn keines der größeren Kriegs- und Panzerschiffe ist in der Lage, sie einzuholen, wenn sie vollen Dampf aufsetzen, und so sind sie die wichtigsten Späher und Plänkler vor dem Geschwader, und wenn der Befehlshaber ein tüchtiger, schneidiger Seemann und das Torpedoboot gut mit Kohlen versehen ist, so ist ein solches Boot ein wahrer Ueberall und Nirgends, vor dessen gefährlicher Nähe und wirksamer Gefechtsleistung die größten und stärksten Panzerschiffe zittern müssen."

„Aber wenn die Panzerschiffe mit ihren großen Schiffen darauf feuern?" wandte Udo ein.

(Schluß folgt.)

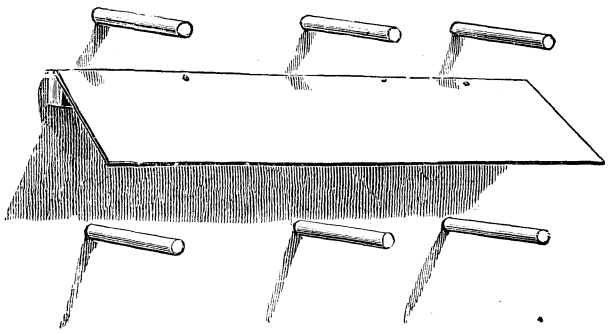
Unsere Tauben.

(Fortsetzung.)

Viele unserer jungen Kameraden, welche gern Tauben halten möchten, werden aber kein eigenes Taubenhaus und keine Räumlichkeit zur Verfügung haben, worin sie sich einen Taubenschlag einrichten können, und diese können sich mit einem solchen Taubenkasten behelfen, wenn sie denselben in einer größeren Kiste anbringen, indem sie die folgende Anweisung zu deren innerer Einrichtung benützen und sich zu [illegible] wenig ihres eigenen Scharfsinns [illegible] Erfindungsgabe bedienen. [illegible] den Fall an, unser lieber junger [illegible] der sich einen solchen Taubenkasten [illegible] fertigen will, könnte sich eine alte, [illegible] noch wohlerhaltene und gutverzängte Kiste [illegible] von weichem Holz verschaffen, welche [illegible] Lichten etwa 1 m hoch, ebenso breit und etwa 1,20 m bis 1,30 m lang ist, so wird es ihm ein Leichtes sein, davon einen Aufriß der inneren Einteilung zu machen, die wir jüngst angegeben haben. Er wird dann allerdings unter dem untersten Brett die Schrankfächer oder Schubladen weglassen müssen, weil er für seinen Schrank nicht die nötige Höhe hat, welche bei einem Taubenschlag mindestens 2 m im Lichten betragen soll, aber er wird leicht finden, daß er eine kleine Anzahl von Taubenpaaren hübsch warm und behaglich unterbringen kann. Hat er nun seinen Aufriß gemacht und demgemäß die Borde [illegible] Löcher auf den Boden der Kiste [illegible] angezeichnet, so handelt es sich darum, [illegible] Deckel der Kiste die Vorder-

wand des Taubenkastens zu verfertigen. Hier ist nun ins Auge zu fassen: daß unser junger Kamerad ein oder zwei Fenster und eine Thür, sowie ein oder zwei Fluglöcher in dem Deckel anbringe, denn hell muß das Innere des Taubenkastens sein, damit man es immer sorgfältig reinigen könne, und er muß zu diesem Zweck auch eine verschließbare Thür haben, in welcher etwa die Fluglöcher angebracht sind. Wenn nun unser junger Kamerad nicht aus eigener Kraft etwas seinem Geschmack und Zweck Entsprechendes ersinnen will, so thut er vielleicht am besten, die Breite des Kastens in drei Teile einzuteilen, die beiden äußeren Drittel als solide Holzwand aufzunageln und das mittlere Drittteil als ein bewegliches, gut schließendes und in Angeln laufendes Fenster zu behandeln, in dessen oberer Hälfte eine starke Glastafel eingelassen ist, während in der unteren ein oder zwei Fluglöcher von 13 cm Breite auf 18 cm Höhe im Holze ausgeschnitten und mit einem beweglichen Gitter oder Fäller von starkem Eisendraht versehen sind. Wird unter dem Flugloch noch ein Flugbrettchen mit zwei horizontalen Sitzstangen (wovon wir die Maßverhältnisse schon angegeben haben), angebracht, so ist der Taubenkasten fertig und kann auf einer Veranda, oder einem andern geschützten Orte aufgestellt oder aber auf hölzernen Trägern (Bögen) an der Außenwand eines Hintergebäudes, einer Scheune, eines Magazins, Schuppens ꝛc. in einer Höhe von 3—4½ m angebracht und mit Bankstiften befestigt werden. Ragt dann der Taubenkasten aber frei in den Luftraum hinaus, so ist es unerläßlich, über demselben ein schräges Schutz- oder Pultdach von rohen Brettern anzubringen, welches um eine Spanne über die Vorderwand des Kastens hervorragt und am besten mit Asphaltpappe benagelt wird, um Regen und Schneewasser abzuleiten. Werden über oder unter diesem Kasten noch einige Sitzstangen mit Schutzdach nach Maßgabe der nebenstehenden Figur angebracht, daß die Tauben bei schönem Wetter wie bei Regen im Freien aufsitzen können, so ist für einen zweckentsprechenden Aufenthalt der Tauben gesorgt und die Vorfrage für das Halten von Tauben erledigt.

(Fortsetzung folgt.)



Sitzstangen mit Schutzdach für Tauben.

Ein Verschmachteter.

Wir waren unserer drei mit der gewöhnlichen Begleitung von des Landes kundigen Buschmännern, mit Wagen und Pferden und meinem treuen, wachsamen Hunde auf einer Expedition im Kalaharylande Südafrikas und hatten in einer Gegend, welche an Straußen reich war, Halt gemacht, um eine Jagd auf diese, wegen ihres Gefieders wertvollen Tiere zu unternehmen.

Während meine Leute noch mit Herrichtung des Lagers beschäftigt waren, trieb mich die Luft zur Jagd, in das steppenartige Land hinauszustreifen, ohne daß ich jedoch die Absicht hatte, mich weit zu entfernen. Ich ging allein, mit meiner Büchse auf der Schulter, und hatte meinen Leuten nichts weiter über meine Entfernung gesagt; selbst meinen Hund nahm ich nicht mit mir, weil ich auf meiner neugierigen Streife ihn nicht gebrauchen konnte.

Es war früher Tag und die Sonne plagte mich noch nicht sehr. Grenzenlos lag das wüste, ebene, nur mit Grasbüscheln und zuweilen kleinem Strauchwerk und Dünenpflanzen bedeckte Land da. Es kam mir vor, als watete ich auf einem Meergrund. Der harte Sand und die Grasbüschel erschwerten mir das Laufen bedeutend, und ich wollte eben, nachdem ich wohl eine Stunde querfeldein gegangen war, zu unserem, durch den weißen Zeltwagen mir noch erkennbaren Lager zurückkehren, als plötzlich ein Straußenpaar mir in den Weg kam. Es floh freilich, als es mich gewahrte; aber zu spät, daß ich nicht noch einen Schuß auf eines der flüchtig hineilenden Tiere abzugeben vermochte, der es auch zu Tode traf. Im Eifer der Verfolgung des anderen lief ich über Stock und Stein wohl eine Stunde lang, erlegte es endlich auch und plünderte ihm seine Federn. Dann kehrte ich dahin zurück, wo ich den ersten Strauß getötet hatte, um auch ihn seines kostbaren Schmuckes zu berauben.

Auf diesem Rückwege kam nach der gehabten Aufregung schnell die Erschlaffung über mich. Es war längst die Höhe des Tages überschritten und die Glut der Sonne ermattete mich vollends. Ich machte eine Rast und erquickte mich etwas durch einen Schluck aus meiner Feldflasche, die ich zum Glück bei mir hatte; aber gegen den quälenden Hunger, der sich eingestellt, besaß ich nichts. Wieder setzte ich mich in Marsch und stolperte mit müden Beinen, mit aller Anstrengung bei meiner immer fühlbareren Erschöpfung, über die endlose Dünensteppe. Doch den Platz, wo ich den getöteten Strauß wähnte, fand ich nicht, und ebensowenig sah ich das weiße Zeltdach in unserem Lager. Die Sonne sank schnell und die Farben in der Ferne wurden unbestimmter. Ich erschrak, als mir nun erinnerlich wurde, wie ich bei der Verfolgung des Straußes in Kreuz und Quere die Richtung meines Laufes so oft verändert hatte, daß ich, auch nicht nach dem Stand der untergehenden Sonne mich mehr darüber zurechtfinden konnte, wo das Ziel meines Rückwegs lag. So weit ich blickte, überall dasselbe einförmige Land, auf dem nirgends ein Hügel, ein Baum, gar eine Ortschaft oder Menschen wahrnehmbar waren. Es wurde dunkel, und da es doch unmöglich gewesen wäre, mich nach dem Lager zurückzufinden, so beschloß ich, die Nacht zu verbringen wo ich war, und meinen Hunger im Schlaf zu überwinden. Ich trank noch einen Schluck aus meiner Flasche und schlief dann vor großer Müdigkeit auch gleich ein.

Als ich am frühen Morgen, eben stieg die Sonne über die Ebene empor, erwachte und mich, noch vom Schlafe schwer, etwas in die Höhe richtete, um eine Umschau zu halten, faßte mich Entsetzen ob des Anblickes eines häßlichen, verzerrten, schwarzen Menschengesichts mit fletschenden weißen Zähnen im geöffneten großen Munde, und auf dem kahlen, dürren, knochigen Kopf nichts als einen hochstehenden Büschel Haare, wie ihn die Buschmänner zu tragen pflegen. An einem Strauche vor mir liegend, starrte mich dies Ungeheuer unverwandt mit seinen glotzenden, unbeweglichen Augen an, als

liege es auf der Lauer und sei bereit, wie ein mordgieriger Räuber auf mich loszuspringen.

Ich rückte und regte mich nicht minutenlang; dieser Satan vor mir ebensowenig. Was sollte dies heißen? Ich rief ihn an. Er gab keinen Laut von sich. Nun hob ich meine Büchse, die ich schon abends zuvor wieder geladen, und drohte, auf ihn zu schießen. Er blieb starr in seiner lauernden Lage am Boden, nur den scheußlichen Kopf erhoben; da kam mir der Mut zurück, ich sprang auf und lief drohend auf ihn zu. Er rührte sich nicht. Ich trat dicht an ihn heran und erkannte jetzt in ihm eine Leiche, die von der Sonne mumienhaft gedörrt worden war. In der einen Hand hielt dieser Tote einen Busch Straußfedern; der große Vogel, dem er sie genommen, lag unweit von ihm unter dem Strauch, längst verwest, und daneben auch die Flinte des Jägers, der, so viel wurde mir klar, hier verschmachtet war und in dieser Erschöpfung den Tod gefunden hatte. Ich nahm nun seine Straußfedern an mich und auch seine Flinte. Damit ging ich meines Weges.

Aber kaum hatte ich einige hundert Schritte gemacht, als ich stillstand und ein Gefühl von Angst mich lähmte, denn ich wußte ja gar nicht, wohin ich meinen Weg nehmen mußte, um zu meinen Leuten zu gelangen. Ging ich ihnen näher, oder nahm ich die entgegengesetzte Richtung? In dieser weiten Wüstenei gab es kein Zeichen, was mich belehrte, von wo ich gestern ausgegangen war. Jeder Ruf verhallte in der unendlichen Oede ungehört, dazu quälte mich Hunger und Durst, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Meine Flasche war leer; keine Spur von Wasser in dieser dürren Steppe. Ich dachte an den verschmachteten Buschmann, dessen scheußliche Gestalt ich noch sehen konnte, und mir war, als grinse er mich an, weil ich bald in derselben Lage sein werde, wie er. Verzweiflungsvoll stolperte ich fort, um doch von dieser Stelle des Grausens wegzukommen. Ich sah eine Pflanze, deren Wurzeln mir geeignet schienen, meinen Hunger in etwas zu stillen. Ich verzehrte in der That mit wilder Gier die knollige, bittere Wurzel, und lief dann weiter in Hitze und Sonnenbrand. Bald empfand ich ein Brennen im Magen und meine Zunge ward trocken. Ich nahm einen Metallknopf von meinen Kleidern in den Mund, um dadurch einige Erfrischung zu verspüren. Vergeblich. Immer brennender wurde der Schmerz in meinem Magen, immer trockener mein Mund. Ich wurde schwach von Sinnen und an Kräften, warf die Beute an Straußfedern und die Flinte des Buschmannes fort, dann brach ich zusammen.

Gegen den Tod in dieser Wüste wehrte ich mich noch mit letzten Anstrengungen. Eine Bockherde sprang dicht an mir vorbei. Im Nu riß ich mein Gewehr empor und knallte die zwei Schüsse darin ab. Der erlegte Bock sollte mir gegen meinen Durst sein Blut, gegen meinen furchtbaren Hunger sein Fleisch geben. Ich sah ihn auch vor mir zusammenbrechen und raffte mich auf. Umsonst, ich fühlte mich wie mit Zentnern belastet und sank ohnmächtig zurück.

Noch weiß ich, daß ich in diesem Zustande der Lähmung, in den ich nicht nur durch die große Erschöpfung, sondern noch viel mehr durch die von meinem Wurzelessen herrührende Vergiftung versetzt worden war, die Fähigkeit zu denken, zu fühlen und auch zu hören besaß, aber nicht mich bewegen und nicht sprechen konnte. Mit geschlossenen Augen, steif und starr, lag ich da, und sah in Vision das gräßliche, schwarze, ausgedörrte Haupt des verschmachteten Buschmannes. So zu enden war also auch ich bestimmt. Dieser quälende Gedanke mit dieser Vision beherrschte mich lange. Dann glaubte ich, es schnüffle eine Hyäne oder ein Schakal an mir herum, als stoße aus der Luft ein Geier auf mich nieder und beginne an mir mit seinem Schnabel zu hacken. Ich wollte schreien, doch ich brachte keinen Ton hervor; ich wollte mit einem gewaltigen Entschluß mich erheben aus meiner Starre, vergebens. Ich fühlte, daß ich regungslos verblieb, nicht die Lippen zu bewegen, nicht einen Finger zu rühren vermochte. So wurde ich denn bei lebendigem Leibe als Toter von wilden Tieren aufgefressen. Das war mein Los; dazu war ich also verdammt. Und immer rasender jagte mir darüber das Blut durch die Adern; ich meinte, im Inneren zu verbrennen und von außen gefressen zu werden.

Gewiß, gewiß! Ich merkte den warmen Atem der schnüffelnden Bestie an meinem Gesicht; ich hörte sie heulen dicht bei mir. Ach, es war schrecklich! da, da, jetzt schnüffelte sie wieder, wohl, weil sie gefunden, daß ich noch kein Leichnam war. Und sie heulte wieder, als sei es zum Jubel darüber, mich noch mit warmem Blut verzehren zu können. O, nur eine Bewegung machen, um sie zu schrecken! Doch nein, nein; das würde sie erst recht reizen und sie blutgierig über mich herfallen, um mich zu töten.

Da war mir, wie wenn ich Stimmen vernahm, Menschenstimmmen. Hohoihoi! noch in der Ferne. Das war unser eigenartig klingender Zuruf bei den Jagden und in den Buschstreifen, um uns wiederzufinden. Sollten das meine beiden Genossen und unsere Leute sein, die da nahen, um mich zu suchen, zu retten? Oder war dies auch nur eine Vision, eine Fieberphantasie? Es schwirrte mir im Hirn, wie wenn ein brennendes Feuerwerksrad sich da abdrehte.

Wieder eine Stimme, es war die meines schwarzen Dieners, ich erkannte sie wohl, und ganz nahe bei mir.

„O, der Herr ist tot!“ stieß sie hervor.

„Was?“ schrie eine andere Stimme von fern; es war die meines alten Jagdgefährten White.

„Er ist tot!“

Ich hätte dem Burschen wohl darauf antworten mögen, aber ich war unfähig, einen Luftschnapper zu machen. In einer Starre, wie eine Blindschleiche, lag ich da. Ich fühlte, wie mir erst ein Bein, dann ein Arm emporgehoben wurde und davon jedes dieser Glieder schwer und steif wieder auf den Erdboden fiel.

„Tot!“ sagte dieselbe Stimme wieder.

Ich entsetzte mich bei dem Gedanken, von meinen eigenen Leuten nun wohl lebendig begraben zu werden.

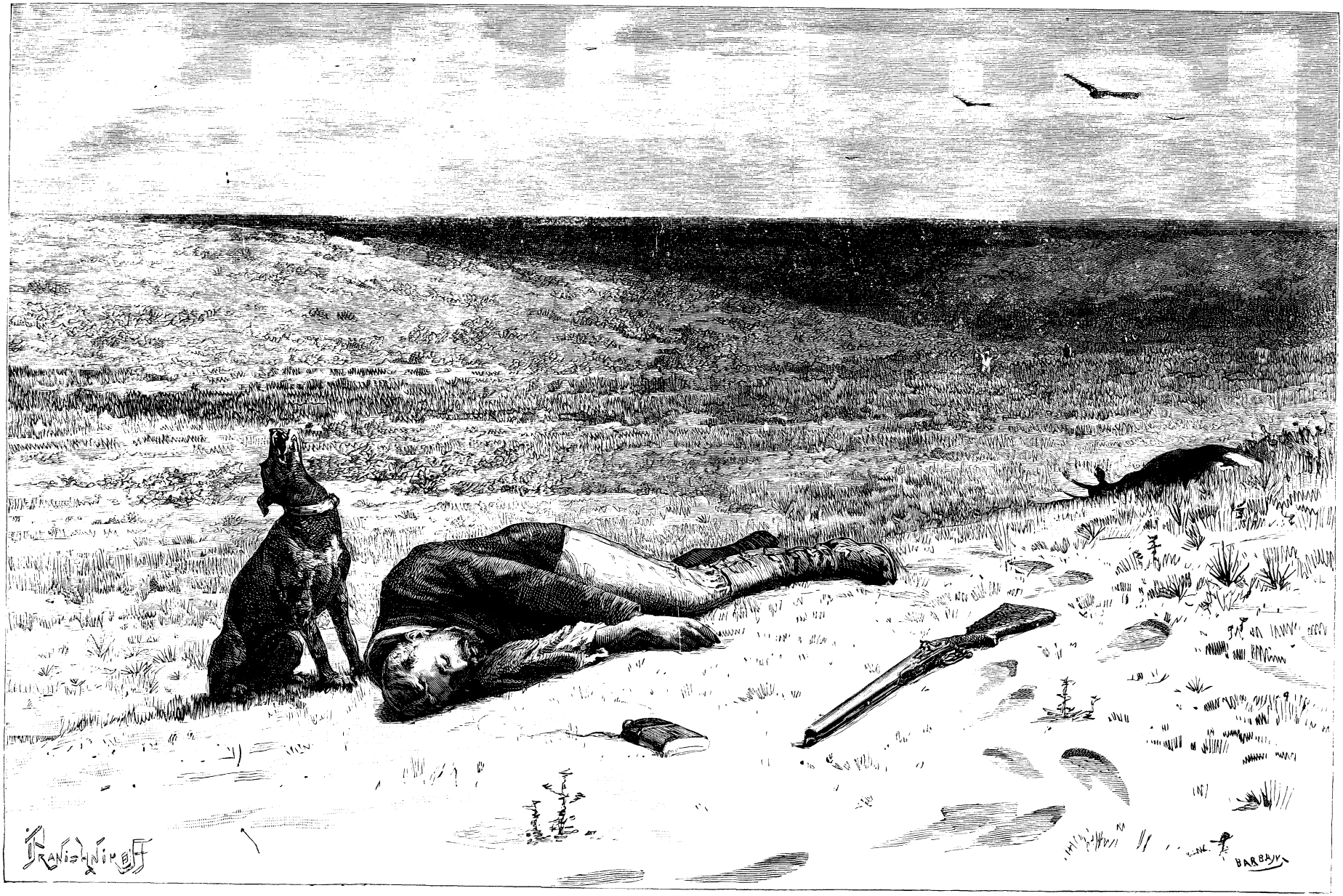
Da schnüffelte es auch wieder an mir herum. Dann, so wähnte ich, riß eine Tatze meine Kleider auf der Brust auf und eine Bestienschnauze kam an mein bloßes Fleisch dort. Oh! Und diese scharfen, spitzen Zähne, die sich nun in mein Bein, in meinen Arm setzten! Also wirklich auch noch gefressen werden!

„Dummkopf!“ hörte ich meinen Freund White sagen. „Er ist nicht tot! Verschmachtet nur, und höchste Zeit, daß wir ihn fanden.“

Oh, wie wohl thaten mir diese Worte!

„Da liegt seine Feldflasche, leer,“ rief er wieder. „Verdurstet ist er!“

Ich spürte, daß man mir Branntwein zwischen die Lippen flößte und meine Glieder zu reiben begann. Jetzt begriff ich auch, daß die vermeintliche Tatze vorher auf meiner Brust Whites Hand, die Bestienschnauze sein Ohr gewesen sein mußte, um mein Herz zu behorchen, und der



„— Ich merkte den warmen Atem der schnüffelnden Bestie an meinem Gesicht; ich hörte sie heulen, dicht bei mir! —“

Schmerz nicht von Hyänenzähnen, sondern von mir eingestochenen Nadeln hergerührt hatte, wodurch man ein Lebenszeichen bei mir erregen wollte.

Bald schlug ich auch die Augen auf und sah den braven White über mich gebeugt.

„Wir werden dich schon wieder aufkitzeln!“ sagte er in seiner Freude zu mir, und setzte seine Belebungsversuche eifrig fort. In der That, ich erholte mich und erhielt den Gebrauch erst meiner Sprache, dann auch meiner Gliedmaßen nach und nach zurück. Ich konnte um ein Brechmittel bitten, wie wir für alle Fälle auch dergleichen in unseren Apothekenbüchsen immer bei uns führen. Die bittere Pille, die mir White nun gab, wirkte schnell und kräftig. Das Wurzelgift wurde ich damit aus dem Magen los, ein Schluck Branntwein brachte mich vollends wieder auf. Freilich, zum Gehen war ich zu schwach; man mußte mich tragen bis in unser Lager, was wohl drei Stunden weit entfernt war. Dort kurierte ich mich innerhalb eines Tages durch Portwein, Trank, Speise und Schlaf vollständig.

Man hatte mich, als ich auch in der Nacht nicht zurückgekehrt war, vom frühesten Morgen an nach allen Richtungen hin gesucht, Schüsse abgegeben, meinen Hund, den findigen, streifen lassen. Was endlich White mit seinen Leuten auf meine Spur gebracht, waren die zwei Schüsse gewesen, die ich zuletzt noch auf den Ziegenbock abgegeben hatte. Er hatte sie gehört und nach der Richtung, von wo sie hergekommen, meinen Hund und meinen Diener vorausgesandt. Mein braver Köter war es dann, der mich beschnüffelt und zum Zeichen seiner Trauer, als er mich leblos liegen sah, so fürchterlich für mich geheult hatte, bis mein Diener und endlich auch als Retter mein Freund mit seinen Leuten herankam.

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von **F. Meister.**

(Fortsetzung.)

Das Boot schoß heran und knirschte eine Minute darauf gegen die Schiffsseite unter dem Fallreep; zuerst kam Collins an Bord, ihm folgten seine Leute, die Cäsar und Rosabella gebunden und geknebelt über die Regeling an Deck bündelten.

„So, Jenkins. Nun Anker auf und die Geitaue los. Ich müßte mich sehr irren, wenn das Präventivgesindel nicht Wind gekriegt hat und . . .“

„Hoffentlich meinen Sie mich nicht, Mr. Collins, wenn Sie einen solchen Ausdruck gebrauchen . . .“

Weiter vermochte ich nicht zu reden, denn in diesem Augenblick warf sich mir Rosabella, der inzwischen einer der Leute die Hände gelöst hatte, mit einem dumpfen Laut des Entzückens so krampfhaft um den Hals, daß sie mich fast erwürgte. Collins war im ersten Moment wie vor einem Gespenst zurückgewichen, als er mich aber in dieser Weise gefesselt sah, zog er ein Pistol und zielte nach meinem Kopf, ehe er aber abzudrücken vermochte, war er rücklings zu Boden gerissen, und zwar von meinen „Leoparden“, die bisher vergeblich auf mein Kommando gewartet hatten, nun aber sehr zur rechten Zeit herzusprangen. Der Schuß ging in die Luft und die Affäre erreichte damit ohne weiteres Blutvergießen ihr Ende, da die kleine Mannschaft des „Delphin“ angesichts der Man-of-wars-Leute keinen Widerstand versuchte. —

Eine ganze Woche lang galt ich wegen dieses kleinen Erfolges unter meinen Bekannten in Kingston für den Helden des Tages, nur mein Onkel zuckte etwas geringschätzig die Achseln.

Aaron Collins wurde zu zweijährigem Gefängnis verurteilt, wegen Betruges und Menschenraubes; für den Sklavenhandel des abgefeimten alten Sünders konnten nicht genügend Beweise erbracht werden.

Frau van Hochstraaten dankte mir in einem liebenswürdigen Schreiben für alles, was ich für sie gethan — sie wußte also, daß das alles nur für sie galt; welche Genugthuung! — und bedauerte schmerzlich die Hartnäckigkeit, mit der ich mich weigerte, ihren Dank persönlich entgegenzunehmen.

Um aber allem aus dem Wege zu gehen, bat ich den Admiral wieder um ein Kommando für den aktiven Dienst, und da es sich fügte, daß die bald darauf einlaufende Fregatte „Bellerophon“ ihren zweiten Offizier an der Guineaküste durch das Fieber verloren hatte, so wurde ich für diesen Posten designiert und konnte bald darauf Jamaika für eine Kreuzfahrt auf unbestimmte Zeit verlassen.

Der Seeräuber.

Meine Abwesenheit von Kingston, meiner zweiten Heimat, dauerte drei volle Jahre. Diese Zeit war reich an Abenteuern, aber auch an Strapazen, denn die Geschichte der Marinen aller Nationen vermag nirgends zum zweiten Mal einen so aufreibenden Dienst aufzuweisen, wie damals dem Präventivgeschwader zugemutet wurde. Den englischen Seeleuten, besonders den Offizieren, war nicht viel an dem Dienst in diesem Geschwader gelegen, und daher konnte den englischen Seebehörden die Entstehung der im Eingang unserer Geschichte erwähnten „Fremdenlegion“ nur willkommen sein. Die Sterblichkeit im Geschwader war erschreckend, man verstand damals noch nicht, dem ungesunden Klima und namentlich den Landwinden, welche vielfach an der afrikanischen Küsten wehen, und die reichlich Krankheitserreger mit sich führen, die nötigen Vorsichtsmaßregeln entgegenzusetzen.

Auch ich hatte dem Fieber auf die Dauer nicht zu widerstehen vermocht, und nach einem längeren Krankenlager im Hospital zu Sierra Leone, unserer Hauptstation auf der afrikanischen Küste, schiffte ich mich endlich als Rekonvaleszent auf dem Raddampfer „Clio“ nach Kingston ein. Mein alter Onkel empfing mich mit herzlicher Freude; die Last der Jahre war ihm während meiner langen Abwesenheit recht fühlbar geworden und das Klima von Jamaika hatte auch endlich angefangen, seine eiserne Konstitution zu untergraben. So war schließlich der Entschluß in ihm gereift, in die alte, deutsche Heimat zurückzukehren und dort seine Tage in Ruhe zu beschließen.

Und auch noch andere Umstände hatten dazu beigetragen, ihm den ferneren Aufenthalt in der Fremde zu verleiden. Die Zeiten waren damals schlecht auf Jamaika; Handel und Wandel lagen danieder, und er hatte ganz besonders unter der Ungunst

der Verhältnisse zu leiden gehabt. Die Emanzipation der Neger war ein schwerer Schlag für die Grundbesitzer gewesen, und wenngleich die englische Regierung die Summe von zwanzig Millionen Pfund Sterling als Entschädigungszahlung an dieselben hergegeben hatte, so wurde dennoch die Lage der ehemaligen Sklavenhalter mit jedem Jahre schlechter. Der Wucher bemächtigte sich der Ländereien der meisten Pflanzer und auch meines Onkels Besitz drohte seinen Händen entwunden zu werden. Dazu konnten die Kaffee-, Zucker- und Baumwollenpflanzungen wegen mangelnder Arbeitskräfte nur unvollkommen bestellt werden, die Ernten wurden geringer, und der einzige Freund, der ihn ab und zu noch mit Geldmitteln unterstützt hatte, Kapitän van Hochstraaten, hatte Jamaika verlassen und war nach Havana übergesiedelt.

Monsieur und Madame Tellemache waren am gelben Fieber gestorben, und Frau van Hochstraaten hatte sich den Verlust ihrer Eltern so zu Herzen genommen, daß eine Veränderung des Ortes und des Klimas für sie dringend notwendig geworden war, um so mehr, als auch ihr ältestes Töchterchen ein Opfer jener Geißel Westindiens wurde. Jetzt galt es, die arme Frau selber und ihr zweites Kindchen, die kleine Virginie, aus dem Bereich des tückischen Feindes zu schaffen, und Kapitän van Hochstraaten hätte beide am liebsten sofort nach Amsterdam, in seine Heimat gebracht, wenn der Zustand seiner Gemahlin dies gestattet hätte. Die Gesundheitsverhältnisse auf Cuba sind von jeher sehr günstige gewesen, und deshalb hatte der Kapitän sich entschlossen, zunächst dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Julius Cäsar und dessen Weib, Rosabella, waren ihrer Herrschaft in das neue Heim gefolgt.

Nach langen, unablässigen Bemühungen gelang es uns endlich, einen Käufer für die Plantage zu finden, und wenn auch, nach Abwickelung aller Verbindlichkeiten dem Onkel nicht mehr blieb als die kleine Summe von zweitausend Pfund, so empfand er dennoch diese Veränderung seiner Verhältnisse als ein Glück. Zweitausend Pfund als Erträgnis eines langen, arbeitsvollen Lebens sind nicht viel, für westindische Ansichten sogar herzlich wenig, allein in der deutschen Heimat würde dieses Kapital, so meinten wir, mehr als ausreichend sein, den Lebensabend eines sechzigjährigen Junggesellen zu einem behaglichen zu gestalten.

Allein, der Mensch denkt, die Macht über den Sternen aber lenkt; ein anderes, ebenso wahres Sprichwort sagt: Unglück kommt selten allein. Der alte Herr hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Geld einer hochangesehenen Bank in Kingston zu übergeben und sich dafür Wechsel auf Bremen ausstellen zu lassen. Genau acht Tage vor seiner geplanten Abreise schoß der Hauptinhaber jener Bankfirma sich eine Kugel vor den Kopf, und mein Onkel erhielt durch ein Zirkular die Mitteilung, daß seine Wechsel nur wenig besser als Makulatur seien, da die Bank bereits seit Jahren so gut wie insolvent gewesen wäre.

Mein Onkel war zerschmettert; nach all den vorhergegangenen Sorgen und Aufregungen waren sein Geist wie sein Körper nicht mehr imstande gewesen, einem solchen Schlage Widerstand zu leisten. Eine Zeitlang fürchtete ich sogar für seinen Verstand. Still und in sich gekehrt schlich er umher und erwähnte seines Verlustes mit keinem Worte. Dann aber bemächtigte sich seiner eine nervöse Rastlosigkeit und ab und zu ließ er unter allerlei unverständlichen Reden auch die Andeutung fallen, daß er damit umgehe, das verlorene Geld wiederzugewinnen. Sein Benehmen und besonders seine häufige Abwesenheit aus unserer Wohnung erfüllten mich mit Besorgnis, ich beobachtete ihn, folgte ihm auf seinen Ausgängen und entdeckte gar bald, daß der sonst so rechtlich denkende Mann begonnen hatte in Spelunken zu verkehren, die allgemein als Schlupfwinkel lichtscheuer Existenzen bekannt waren. Ich erfuhr ferner, daß ein gewisser Perkins, ein Mensch, der sich Kapitän nennen ließ, dabei aber des übelsten Rufes genoß, sich aus irgend einem, mir unbegreiflichen Grunde wie eine Klette an den alten Herrn gehängt hatte und einen dämonischen Einfluß auf denselben ausübte. Perkins galt für einen Seemann, man hielt ihn für einen ehemaligen Sklavenschmuggler, über die Verworfenheit seines Charakters aber war niemand im Zweifel. Als er die Bekanntschaft meines Onkels machte, war er gänzlich heruntergekommen und ohne jegliche Mittel.

Vergebens bat und beschwor ich den alten Mann, von dem Verkehr mit diesem Menschen abzustehen; er antwortete mir verworren und unwirsch und meinte, daß er wohl wisse, wer es gut mit ihm meine.

Eines Tages, es mochte ungefähr ein Monat nach dem Zusammenbruch der Bank vergangen sein, kam er, wie immer in der letzten Zeit, spät, aber ungewöhnlich heiter und gesprächig nach Hause, und ich erfuhr mit frohem Erstaunen, daß jener Bankrott kein so totaler gewesen sei, wie man zuerst gefürchtet hatte, und daß die Gläubiger der Firma fünf Schillinge auf das Pfund herausgezahlt erhalten sollten. Wir redeten noch über diese Wendung der Dinge, als der Ausläufer des „Silbernen Hai", einer Weintaverne, meinem Onkel die Mitteilung überbrachte, daß der Kapitän Perkins ihn in einer wichtigen Angelegenheit sogleich zu sprechen wünsche. Der alte Mann folgte dieser Aufforderung mit zitterndem Eifer und ich sah ihn an jenem Abend nicht wieder. Drei Tage vergingen, ohne daß ich Gelegenheit fand, mit ihm anders als während des flüchtig eingenommenen Frühstücks beisammen zu sein. Am vierten Tage, ganz in der Frühe, brachte mir unsere alte Hausnegerin einen Zettel, auf welchem mein Onkel mir eröffnete, daß er mit seinem Freunde Kapitän Perkins und einigen anderen Bekannten an Bord des Schoners „Iphigenia" die Insel verlassen und eine Reise angetreten habe, die, wie er hoffe, ihm und seinen Gefährten einen guten Verdienst bringen werde.

Ich war starr vor Schrecken. An Bord der „Iphigenia," eines elenden, baufälligen Fahrzeuges von kaum siebzig Tonnen, und mit diesem Schurken Perkins und dessen wüsten Raubgesellen! Ich konnte es nicht glauben. In fliegender Eile machte ich mich auf, um die Wahrheit zu erfahren. Es bestätigte sich alles. Perkins hatte mit dem Gelde, welches meinem Onkel noch zu gute gekommen war, den alten, verrotteten Schoner gekauft, in aller Eile eine Mannschaft von vierzig oder fünfzig bewaffneten Strolchen angeworben, das Fahrzeug nach Cuba ausklariert und am vergangenen Abend der Insel den Rücken gekehrt.

Was konnte er im Schilde führen? Für den Sklavenschmuggel war der Schoner viel zu klein; selbst die günstigste Fahrt hätte kaum die Löhnung für die ganz übermäßig große Mannschaft eingebracht. Es blieb nur eine Möglichkeit. Perkins hatte den armen, fast schwachsinnig gewordenen Mann unter allerlei falschen Vorspiegelungen mit auf einen, jedenfalls längst geplanten, Raubzug geschleppt.

Zur Zeit dieser Geschichte, in der Mitte der fünfziger Jahre, wurde der Seeraub

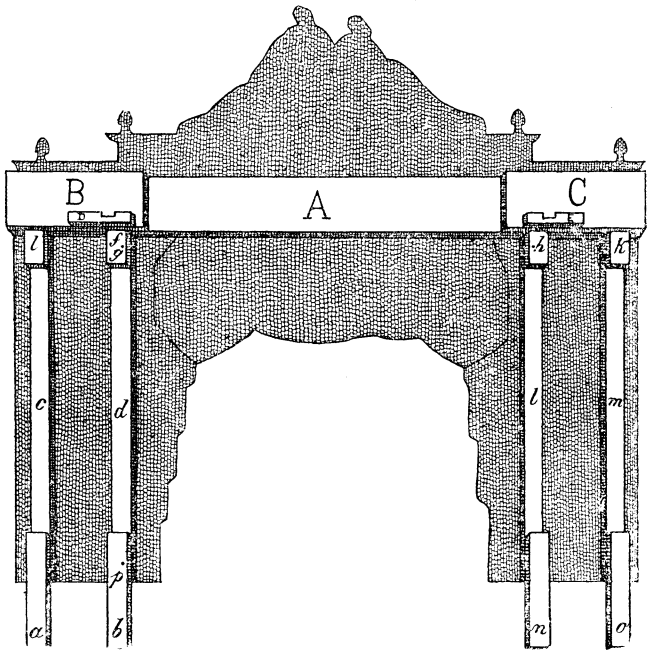
noch viel häufiger betrieben, als man hätte glauben sollen, und wenn dies verbrecherische Treiben nur sehr selten vor die Gerichtshöfe und damit an die Oeffentlichkeit gelangte, so lag dies einfach daran, daß von den überfallenen Schiffen und ihren Mannschaften überhaupt nichts mehr gehört wurde. Die Leute mußten ohne Erbarmen über die Klinge springen, das Schiff erhielt einen anderen Namen und wurde auch sonst unkenntlich gemacht, dann führte man dasselbe in einen entlegenen Hafen, wo es mit Hilfe gefälschter Papiere samt der Ladung veräußert wurde, und nach Ablauf einiger Jahre führten es die Schiffslisten seiner Heimat unter den Verschollenen auf.

Einige Monate nach dem Auslaufen der „Iphigenia" aus Port Royal, dem Hafen von Kingston, kam die Korvette „Essex" daselbst binnen, und ich war einigermaßen überrascht, als der erste Offizier derselben, Leutnant Morley, mir unmittelbar darauf seinen Besuch machte. Ich hatte denselben in Sierra Leone kennen gelernt. Meine Ueberraschung aber stieg aufs höchste, als er mir mitteilte, daß sich mein Onkel an Bord der „Essex" befände und unverzüglich ans Land gesetzt und nach Hause geschafft werden würde.

Die „Essex", so erzählte Leutnant Morley, hatte auf der Höhe von Bahia eine große Barke, die „Santa Trinidad", in Sicht bekommen, welche die rot und gelbe Flagge Spaniens führte, aber auf den ersten Blick den Verdacht erregte, ein Sklavenschmuggler zu sein. Schon hatten sich die Boote der Korvette der Barke bis auf eine Viertelmeile genähert, als eine frische Brise aufsprang, welche dem verdächtigen Fahrzeuge Gelegenheit gab, der nicht sehr schnellen Korvette und ihren Booten zu entrinnen. Aber während der Flüchtling sich unter dem ersten Druck der einsetzenden Brise elastisch nach See überneigte, und seine Mannschaft ein triumphierendes Hohngeschrei ertönen ließ, sah man plötzlich einen Mann über das Heck in die See springen und dann mühsam auf die Boote zuschwimmen. Sogleich verstummte das Geschrei an Bord des Spaniers, und sein Achterdeck füllte sich mit Leuten, die Schuß auf Schuß auf den Schwimmer abgaben, ohne denselben jedoch zu treffen. Die Boote ruderten schnell auf den nur schwächlich mit den Fluten Kämpfenden zu und es gelang ihnen, den Mann aufzufischen, ehe seine Kräfte ihn verlassen hatten.

„Der Gerettete," schloß Leutnant Morley seine Mitteilung, „war ein alter Mann mit spärlichem, ergrautem Haupthaar; wir durchsuchten seine Taschen nach einer Legitimation und ersahen aus einigen Briefen, daß er der Pflanzer Ramien von Jamaika sei. Sie können sich denken, daß mein Interesse für den bedauernswerten alten Herrn sich noch viel höher steigerte, als ich auf diese Weise erfuhr, daß wir Ihren Onkel vor uns hatten, von dem Sie mir in Sierra Leone so manches erzählt hatten."

(Fortsetzung folgt.)



Der Theaterbau. Fig. 1. Das Proszenium mit seinem ineinandergreifenden Strebebau. Rückenansicht.

Der junge Theatertechniker.

I. Vom Theaterbau.

Jetzt, liebe Kameraden, wollen wir 'mal ein kleines Theater bauen, um darauf mit Figuren, die wir uns aus Bilderbogen ausschneiden werden, allerlei Theaterstücke aufzuführen; Theaterstücke, wie wir solche schon gedruckt zu kaufen bekommen, auch solche, die wir uns selbst aus dem Stegreif zusammenstellen werden.

Gewiß habt ihr schon kleine Bühnen gesehen, wie sie bei Spielwarenhändlern zur Schau gestellt sind, deren schauderhaft geklecksteste Dekorationen, deren minimale Größenverhältnisse kaum die Parodie von dem genannt werden darf, was der „Gute Kamerad" euch als Kindertheater vorführen will. Mit derlei wollen wir uns nicht weiter befassen.

Das, was wir wollen, ist, unseren jungen Freunden die Mittel an die Hand zu geben, im kleinen ein Theater herzustellen, das alle, wohlgemerkt alle jene Effekte zu erzielen vermag, welche uns bei wirklichen Bühnen in so hohem Grade entzücken. Wir werden die Sonne aufgehen, die Alpen glühen sehen, wir werden den Mond seine Bahn ziehen und die Wellen des Sees glänzen lassen; wir werden Regen und Hagel, Sturm und Donner hervorzaubern, den Blitz leuchten, das Nordlicht glühen sehen, die erstürmte Ritterburg wird zuerst von glühender Flammenpracht umflossen werden, um dann krachend zusammenzustürzen, nichts übrig lassend, als einen rauchenden Trümmerhaufen.

Der „Gute Kamerad" sieht eure erstaunten und ebenso erwartungsfrohen Mienen, er hört, wie ihr fragt, wo ihr diese Herrlichkeiten zu kaufen bekommt — Geduld! — Zu kaufen bekommt ihr derlei Herrlichkeiten nirgends. Wir müssen uns das alles höchst selber machen, was uns freilich etwas Mühe kosten wird, aber dafür wird der Lohn, die laute Bewunderung eures Theaterpublikums auch nicht ausbleiben. Doch zur Sache. Das Material, dessen wir bedürfen, das allerdings kann gekauft und soll euch allsogleich bekannt gegeben werden; man erhält es sogar in jeder Buch- oder Papierhandlung und zwar in zweierlei Größen, um große oder kleine Bühnen zu bauen.

Um späteren Wiederholungen vorzubeugen, merkt euch also ein für allemal, daß wir zu unserem Theaterbau, der „Schreiberschen Theater-Dekorationen*)"

*) Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen bei Stuttgart. Diese „Schreiberschen Theaterdekorationen" sind in einzelnen Bogen, in prächtigem Farbendruck in jeder Buch- oder Papierhandlung zu haben, wo auch die Textbücher mit den Figurenbogen zu sehr geringen Preisen vorrätig sind. Die Verzeichnisse der Dekorations- und Modellbogen werden von der genannten Firma gerne unentgeltlich zugestellt.

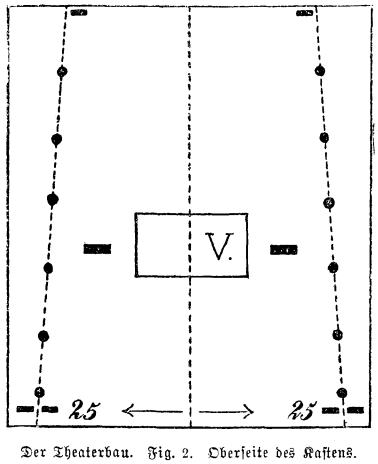
bedürfen. Es ist dasselbe in zwei Formaten zu haben; für große Theater und für kleine. Erstere sind auf Papierbogen von 43 cm Höhe und 53 cm Breite, letztere auf solchen von 36 cm Höhe und 43 cm Breite gedruckt. Der „Gute Kamerad" rät euch entschieden das große Format zu wählen, denn ihr werdet mit diesem leichter arbeiten, und mit ganz gleichen Mitteln entschieden glänzendere Wirkungen erzielen, was namentlich bezüglich der Beleuchtungseffekte gesagt sein will.

So wollen wir denn den Bau beginnen. Um ein Gebäude — und ein solches ist doch immerhin auch unser Theater — aufführen zu können, bedarf es des Fundamentes, das die eigentliche Bühne zu tragen und die Unterbühne zu verbergen hat. Dieses Fundament ist der Bühnenkasten. Es muß derselbe zu dem Schreiberschen Proszenium großen Formates folgende Größenverhältnisse, von außen gemessen, haben: Die Länge von der Rampe bis hinten mißt 90 cm, die Breite 82 cm und die Höhe 15 cm.

Wenn wir den Bühnenkasten von vorn, das heißt von der Seite betrachten, von welcher ihn der Zuschauer sehen wird, so ist dessen rechte Seite durch einen Schieber geschlossen, der später während des Spieles offen bleiben muß, um die Versenkungen und die anderen Apparate der Unterbühne dem Spieldirigenten stets zugänglich zu erhalten. Die Oberseite des Bühnenkastens bildet den Boden der eigentlichen Bühne. Die dem Zuschauer zugewendete Vorderseite wird durch den Unterrand des Proszeniums bekleidet, wir wir später sehen werden. Ist das Theater aber abgebrochen, dann dient der Hohlraum des Theaterkastens zu unserem „Dekorationsmagazin".

Wie aber Fig. 2 zeigt, ist die Oberfläche des Theaterkastens mit verschiedenen Bohrlöchern versehen, die wir zunächst anzubringen haben. Noch aber sei bemerkt, daß dieser Bühnenboden auch seine eigentümliche matte Farbe erhalten muß, da die rohe Holzfarbe zu grell, die Politur zu glänzend und daher unnatürlich wirken würde. Wir kaufen uns daher in der nächstbesten Droguenhandlung um wenige Pfennige etwas Umbraun (Umbra); dieses lösen wir, nachdem wir es mit Weingeist ein wenig befeuchtet, in Wasser auf, verrühren es so lange, bis es keine Körnchen mehr zeigt, und bestreichen nun damit den Theaterboden mehrere Male, bis er etwa die Farbe von Nußbaumholz zeigt. Man könnte zu diesem Zwecke beim nächsten Schreiner nußbraune Holzbeize kaufen, doch — wir müssen mit unseren Pfennigen sparen und alles selber machen, so weit unser Können reicht und darum machen wir also, wie angegeben, unsere Holzbeize selber.

Die punktierte Linie in Fig. 2 teilt den Bühnenboden, oder das Podium von vorn nach hinten in zwei gleiche Teile, um danach die Seitenmaße bestimmen zu können. Vorn an der Rampe sehen wir rechts und links je zwei rechteckige Stemmlöcher, bestimmt die Stützlatten des Proszeniums aufzunehmen. Es muß wohl kaum erst besonders betont werden, daß alle diese Stemmlöcher streng winkelrecht gearbeitet sein müssen, um einerseits den Bau nicht windschief erscheinen zu lassen, andererseits daß ihm damit auch die nötige Festigkeit gegeben sei. „Wackeln" darf nichts, das laßt euch gesagt sein, denn wenn der Grund nichts taugt, wenn der schleuderhaft gearbeitet wäre, dann — gute Nacht Theater! — Also aufgepaßt! Die größere Mühe beim Fundamentlegen bringt größeren Genuß bei der Vollendung; so im Spiel, so im Leben. Also von der Mittellinie genau 25 und 35 cm nach rechts und links wird je ein solches rechteckiges Stemmloch eingelassen, in welches die Holzstreben, welche das Proszenium zu tragen haben, genau passen müssen. Wir werden davon später noch sprechen. Zwei ähnliche, aber etwas kleinere rechteckige Stemmlöcher kommen etwa



Der Theaterbau. Fig. 2. Oberseite des Kastens. V. Versenkungsstück.

beim Mittelpunkt der punktierten Linie, je eines rechts und links zu stehen. Diese sind bestimmt, die Stützen für den Hintergrund gewöhnlichen Bedarfes aufzunehmen. Da aber für besondere Fälle der Hintergrund ein beträchtliches tiefer gelegt werden muß, sind noch zwei weitere ähnliche Stemmlöcher ganz rückwärts, am Hinterrande des Podiums anzubringen.

Dieser tiefere Standpunkt für den Hintergrund wird bei Verwandlungen nötig werden, wenn an Stelle des gewöhnlichen Hintergrundes der Mittelprospekt treten soll, der entweder Durchblicke auf den tieferen Hintergrund gestatttet, oder durch plötzliches Entfernen dem überraschten Zuschauer ein anderes Bild bietet. Doch auch davon später; wir sind noch lange nicht so weit! Außerdem sind noch rechts und links je sechs runde Bohrlöcher zur Aufnahme der Kulissenhalter anzubringen, deren Maße und Standpunkte nach der beigegebenen Zeichnung genau einzuhalten sind. (S. die Punkte.)

Bei V in Fig. 2 ist die Versenkung angebracht, um Erscheinungen aus der Tiefe der Erde, oder auch das Verschwinden von Personen darstellen zu können. Es ist eine Klappe, welche sich nach der Unterbühne zu leicht öffnen läßt und mit einem Riegel verschlossen ist.

Sind wir mit unserem Theaterbau so weit gediehen, stecken die Stützleisten genau senkrecht, so können wir zur Aufstellung des Schreiberschen Proszeniums schreiten. Dieses muß vorerst schön und sorgsam auf einen starken Pappendeckel gespannt und ausgeschnitten worden sein, wobei ihr euch an die Regeln zu halten habt, welche der „Gute Kamerad" in seinen Anleitungen zu Papp- und Buchbinderarbeiten an anderer Stelle aufstellte. Den unteren Teil des Proszeniums, auf dem das Kinderorchester dargestellt ist, schneidet ihr nun an den beiden Seitenpfeilern in einer Höhe von 15 cm von unten gemessen ab, und bekleidet damit den Vorderteil des Bühnenkastens, ohne jedoch diesen Teil daran festzukleben; das wäre arg gefehlt. Ihr müßt ihn gut und sicher, doch abhebbar dort anzubringen suchen, um ihn nach Beendigung der Vorstellung abheben, und im „Dekorationsmagazin" aufbewahren zu können.

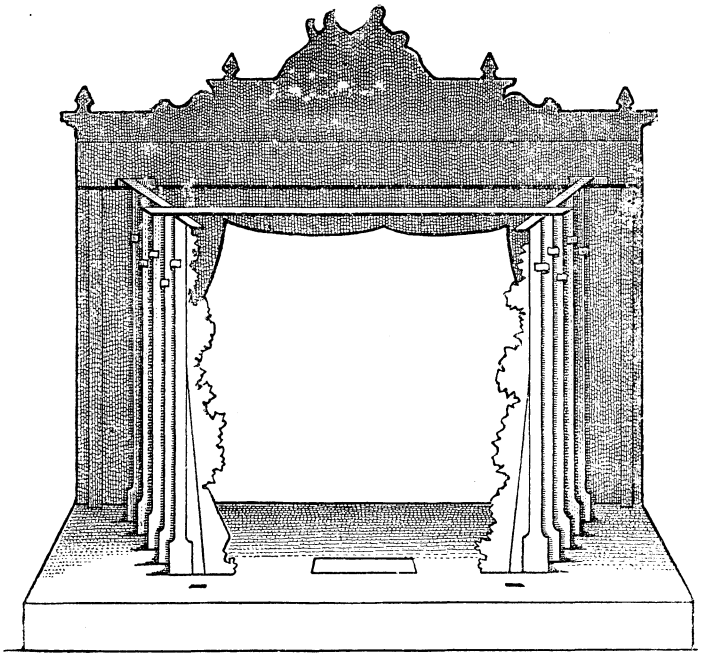
Den Oberteil des Proszeniums, den unsere Illustration von rückwärts gesehen zeigt (Fig. 1), verstärkt ihr nun durch je zwei Stützen an jeden Pfeiler, welche mit ihren unteren Enden genau in die Zapflöcher des Podiums passen müssen. Sind diese Holzleisten mit Leim gut an die Pfeiler geklebt, so wird oben horizontal die Stützlatte A darüber geleimt, in welche die Streben c, d, l, m gut eingelassen sein müssen. Um die Latte A

aber nicht durch dieses Einlassen zu sehr zu schwächen, verstärkt man sie durch die kurzen Lattenstückchen B und C, welche darüber geleimt werden. Nun bringt man oben die beiden Holzklötzchen f und h an, in welche der Vorhang oder die „Kurtine" eingezapft wird, und darüber die beiden anderen Klötzchen E und D, in welche die Kulissenführungsleisten einzusenken sind, wie aus der Zeichnung hervorgeht.

Somit wäre der Vorderbau des Theaters, das Proszenium, zur Aufstellung fertig; ja es steht schon, denn wir haben mit Fleiß gearbeitet, und mit Vergnügen lassen wir unsere Blicke durch den Rahmen des Proszeniums auf die noch leere Bühne fallen. Jetzt kommt der Vorhang, die Kurtine an die Reihe. Denkt euch, liebe Kameraden, der Schreibersche Theatervorhang ist auf Leinwand gedruckt! Wie prächtig wird sich der rollen! Eine Holzwalze welche die nötige Länge hat ist bald gefunden. — habt keine? — Nun, auch dafür weiß euch der „Gute Kamerad" Rat. Gewiß findet ihr irgendwo eine alte Besenstange; ein Stück von dieser abgesägt erfüllt den Zweck. In das eine Ende schlagt ihr einen Drahtstift ohne Kopf, der in das Bohrloch des Klötzchens f paßt, und dort die Achse für die Vorhangwelle zu bilden hat; in das andere Ende der Walze steckt ihr dann einen kurbelförmig gebogenen langen Drahtstift durch das Bohrloch des Klötzchens h, um mit diesem den Vorhang in die Höhe rollen zu können. Läßt sich die Vorhangrolle sicher drehen, hat sie die Probe gut bestanden, dann nehmen wir sie nochmals aus ihren Lagern f und h und leimen den Vorhang mit seiner oberen Kante genau an. Das erfordert große Genauigkeit, denn nur ein wenig genügt, um ihn schief rollen zu lassen. Darum empfiehlt es sich, vorher den Vorhang, ehe wir ihn festleimen, mit Stecknadeln probeweise zu befestigen, und erst dann, wenn er sich tadellos rollt, endgültig zu befestigen. Endlich rollt er tadellos! Jetzt bestreichen wir die beiden Drahtstifte, den geraden wie den kurbelförmigen, mit etwas Leim, und senken sie durch die Achsenlöcher bei f und h in die Enden der Welle, und das Proszenium ist nun auch vollendet.

Nun kommen die zwölf Kulissenhalter an die Reihe. Diese werden linealartig geschnitten und oben wie unten mit je einem Zapfen versehen; der untere Zapfen muß in die Bohrlöcher des Podiums, der obere in die der Kulissenführungsleiste passen. Nun fertigen wir das Gerüste für den Mittelprospekt und jenes für den eigentlichen Hintergrund. Beide sind rahmenförmig zu arbeiten und gut in die Stemmlöcher des Podiums, wie in die Bohrlöcher der Kulissenführungsleiste einzupassen.

Das Gerüste unseres kleinen Musen-



Der Theaterbau. Fig. 3. Das Gerüste unseres Musentempels. Rückenseite.

tempels steht nun fix und fertig da, wie solches Fig. 3. teilweise zur Anschauung bringt. Allerdings stehen dort schon Waldkulissen aufgestellt, doch von diesen werden wir noch später sprechen.

Wenn nun auch die Beleuchtung des Theaters einem späteren Kapitel vorbehalten bleibt, so haben wir doch schon jetzt auf diese Rücksicht zu nehmen. Da wir aber als echte Theaterdirektoren überall die Dinge mit den Namen nennen wollen, die auf der Bühne üblich sind, sprechen wir sofort kühnlich von „Bühnenlampen". Also unsere Bühnenlampem werden Christbaumkerzchen sein, doch, da diese der Zuschauer nicht sieht, braucht er's auch nicht zu wissen woraus sie eigentlich bestehen. Wir wählen sparsamkeitshalber weder Wachs- noch Paraffinkerzchen, sondern Stearinkerzchen kleinster Sorte, nämlich die, von denen 60 Stück auf 1 K gehen. Für diese lassen wir uns beim Klempner aus Weißblech kleine Leuchter machen. Diese Ausgabe wird eure Sparbüchse doch wohl vertragen, obwohl wir zwölf solcher Leuchterchen benötigen; sie sind sehr einfach, daher gewiß nicht teuer. Auf einer Blechscheibe von der Größe eines Doppelthalers, lötet der Meister Klempner eine Blechhülse von der Höhe eines Centimeters, gerade groß genug, um solch ein Kerzchen hineinstecken zu können. Das ist unsere Theaterlampe. Hinter jede Kulisse nun wird eine solche gestellt, was für gewöhnliche Szenen genügend Licht gibt und den lästigen Schatten, der gerade bei Kindertheatern so störend wirkt, glücklich und fast gänzlich beseitigt.

Damit wäre der Aufbau unseres Theaters in der Hauptsache beendet und wir können nun zur Herstellung der Dekorationen schreiten. Davon das nächste Mal.

Ein Froschteich auf dem Experimentiertisch.

Noch ein Experiment mit Kampfer will euch der „Gute Kamerad" beschreiben, das zugleich sehr amüsant ist. Ganz ähnliche Erscheinungen, wie in Nr. 1 dargestellt, zeigen sich nämlich, wenn man für das Kampferexperiment statt des Wassers Queckfilber nimmt. Das Queckfilber muß dabei möglichst rein sein; es empfiehlt sich schon beim Eingießen desselben in das zum Versuche bestimmte Gefäß die (dunkelgrauen, nicht glänzenden) Unreinigkeiten an der Oberfläche möglichst zu entfernen; das Gefäß oder den Becher stellt man in einen Teller, damit nichts von dem Queckfilber verloren gehe oder im Zimmer liegen bleibe. Sollte sich die Oberfläche an einzelnen Stellen nicht ganz rein und metallisch glänzend zeigen, so wäre es angezeigt, dieselbe ein oder mehrere Male mit dem Rande eines Glasplättchens zu überstreichen, um auf diese Weise die Verunreinigungen zu entfernen. Nachdem dies geschehen ist, wirft man einige ganz kleine Stückchen Kampfer auf die Oberfläche, nachdem man letztere durch Anhauchen des Kampfers ein wenig gelöst oder verflüchtigt hat. Es werden sich auf dem Queckfilber eine Unzahl von kleinen, Kaulquappen ähnlichen Tierchen mit unglaublicher Schnelligkeit zu bewegen scheinen; der dicke Kopf

Abonnent von Spemann's Knaben-Zeitung „Der Gute Kamerad".

Tipp-topp! Tipp-topp! Tipp-topp!

Die in der ersten Nummer dieses Jahrganges angekündigte und zu Legitimationszwecken ersonnene Dedikation*) des „Guten Kameraden" wird mit der vorliegenden dritten Nummer zur Versendung an die betreffenden Buchhandlungen gelangen. Die Heftabonnenten erhalten dieselbe mit dem in dieser Woche zur Ausgabe kommenden ersten Heft. Unsere jungen Leser wollen sich wegen richtiger und rechtzeitiger Zustellung immer an jene Stelle wenden, von der sie den „Guten Kameraden" beziehen.

Und nun, liebe Freunde, gebraucht dieses für uns sehr wichtige Instrument recht fleißig, immer und überall, wo Ihr Euch als Abonnenten der Knabenzeitung zu legitimieren oder auf dieselbe aufmerksam zu machen gedenket. Es soll uns, also gewappnet, auch nicht wieder vorkommen, daß, wie geschehen, jeder beliebige Spaßvogel kurzweg einen Waggon voll weißer Mäuse von uns verlangen kann! Kameradschaftlich und herzlich grüßt Euch

Der Gute Kamerad.

Alle in dem ersten Quartal dieses Jahrganges neu eintretenden Abonnenten erhalten diese sonst nicht käufliche Dedikation auf Verlangen gratis nachgeliefert.

*) Ein in einem Schächtelchen wohlverpackter Kautschukstempel mit Farbfläschchen, Auftragpinsel und Gebrauchsanweisung.

Abonnent von Spemann's Knaben-Zeitung „Der Gute Kamerad".

dieser Tierchen ist durch das Kampferstückchen oder seine Dämpfe gebildet.

Unsere lieben Kameraden, welche dieses einfache und ergötzliche Experiment ausführen werden, können sich leicht überzeugen, daß auch hier eine Differenz der Oberflächenspannungen die Bewegung verursacht. Es genügt von der einen Seite her anhaltend sanft auf die Oberfläche des Queckſilbers zu blasen, damit die Tierchen sich in Menge gegen den Luftzug wenden und sich mehr und mehr dem Beobachter nähern, bis sie sich schließlich an dem konvexen Rande des Queckſilbers sammeln. — (Denn unsere guten Kameraden werden wohl wissen, daß das Wasser an den Wänden eines Glasgefäßes einen konkaven Rand bildet, d. h. sich in die Höhe zieht, während das Queckſilber an den Wänden eines Glasgefäßes herabsinkt und so einen konvexen Rand bildet.) — Während dieser Bewegung nach einer Seite sind die übrigen Bewegungen der Tierchen weit lebhafter als zuvor, besonders wenn man die Vorsicht gebraucht, das Queckſilber ein wenig zu erwärmen.

Aufgabe.

Eine Familie, aus Vater, Mutter, zwei Söhnen und drei Töchtern bestehend, erbte 35 000 Mark mit der Bestimmung, daß die Mutter doppelt so viel als der Vater, jeder Sohn doppelt so viel als die Mutter, und jede Tochter doppelt so viel als ein Sohn erben sollte. Wie viel bekam jedes Familienmitglied?

Buchstabenrätsel.

Der bekannte Ausruf eines Griechen in Asien hat sechsmal denselben Vokal und sechsmal denselben Konsonanten, außerdem noch einen andern zweifach, wie lautet er?

Auflösung des Rätsels in Nr. 2.

Mai, Hai, Bai.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 2.

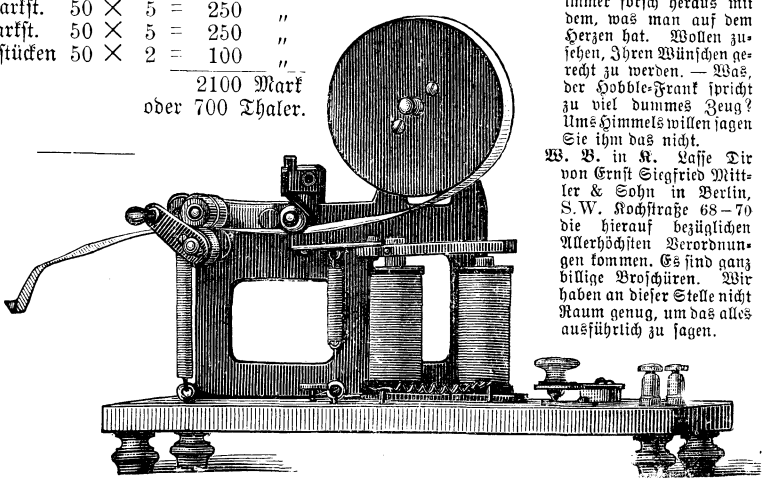
Der Herr bekam 50 Stück von jeder Sorte und hatte also

in Doppelkronen	50 × 20	=	1000	Mark,
in Kronen	50 × 10	=	500	„
in gold. 5 Markst.	50 × 5	=	250	„
in silb. 5 Markst.	50 × 5	=	250	„
in Zweimarkstücken	50 × 2	=	100	„
			2100	Mark

oder 700 Thaler.

Auflösung des Reimrätsels in Nr. 2.

Schaden,
Aden,
Laden,
Maden,
Salm.



Apparat zum Erlernen des Telegraphierens

Fragen und Antworten.

Adolf D. in **Osnabrück.** Man merkt's, Freund, daß Du ein Frischling bist. Ob es wahr ist, daß wir ein großes Jubelfest abhalten? Jawohl, Hobble-Frank wird ja sogar die Festrede halten! Wann? Sobald wir, wie seiner Zeit abgesprochen, den 100 000sten Abonnenten haben. — Und nun die Höschen; Du hast darin Harzflecken, die soll Dir der „G. K." herausmachen helfen. Gerne! Du sollst Fließpapier darüber breiten und ein heißes Bügeleisen daraufsetzen; die Flecken werden weich und gehen in das Papier zum Teil über. Nun reibe mit Benzin (Vorsicht!) Terpentin oder Alkohol, solang nötig, kräftig nach. — Und die „dummen Witze?" Laß hören!

Benno Arndt. Etwas Lustiges? Wie alt seid Ihr denn? — Nun vielleicht paßt: „Hänsel und Gretel oder das Pfefferkuchenhäuschen;" „Tischlein deck dich, Eselein streck dich, Knüppel aus dem Sack"; oder vielleicht: „Das tapfere Schneiderlein"; „Lumpazivagabundus"; „Max und Moritz". Lasse Dir von J. F. Schreiber in Eßlingen einen Prospekt kommen. — Zum Fest viel Vergnügen! kein Lampenfieber, vielen Beifall!

Fr. Th. in **Mödling.** Für die wohlgemeinten „unverfälschten" Worte unseren freundlichen Dank. Nur immer forsch heraus mit dem, was man auf dem Herzen hat. Wollen zusehen, Ihren Wünschen gerecht zu werden. — Was, der Hobble-Frank spricht zu viel dummes Zeug? Ums Himmels willen sagen Sie ihm das nicht.

W. B. in **K.** Lasse Dir von Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin, S.W. Kochstraße 68–70 die hierauf bezüglichen Allerhöchsten Verordnungen kommen. Es sind ganz billige Broschüren. Wir haben an dieser Stelle nicht Raum genug, um das alles ausführlich zu sagen.

Kamerad in Konstantinopel. Wir können Dir den Telegraphenapparat der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider, der sehr wohl geeignet ist, sich die für das Telegraphieren nötige handliche Fertigkeit anzueignen, nun auch im Bilde vorführen (siehe S. 47). Wäre ein hübsches Weihnachtsgeschenk, wie? Der Apparat wird mit einem Kohlezinkelement in Verbindung und in Thätigkeit gesetzt. Willst Du nun telegraphieren, drehst Du an der im Bilde links ersichtlichen Kurbel recht gleichmäßig und gibst mit dem Taster (rechts unten auf dem Fuße) die Schriftzeichen, die farbig auf dem Papierstreifen erscheinen. Nach längerem Gebrauche ist das über dem Papierstreifen liegende Filzchen mit gewöhnlicher Stempelfarbe etwas zu tränken; ebenso ist nach jedesmaligem Gebrauch das Element aus der Flüssigkeit zu nehmen. — Die Morse-Schrift besteht in einer Kombination von Strichen und Punkten; erstere entstehen durch längeres, letztere durch kürzeres Niederdrücken des Tasters während des Durchgangs des Papierstreifens unter dem Schreibrädchen.

a . —	o — — —	3 . . . —
b — . . .	p . — — .	4 . . . . —
c — . —	q — — . —	5 . . . . .
d — . .	r . — .	6 — . . . .
e .	s . . .	7 — — . . .
f . . — .	t —	8 — — — . .
g — — .	u . . —	9 — — — — .
h	v . . . —	0 — — — — —
i . .	w . — —	Punkt . . . . .
j . — — —	x — . . —	Anruf — . — . —
k — . —	y — . — —	Verstanden . . . — .
l . — . .	z — — . .	Schluss . — . — .
m — —	1 . —	
n — .	2 . . —	

Julius L. in Leitmeritz. Wenn man das Deckgläschen aufsetzt und der Kanadabalsam quillt hervor, so muß man die ausgetretenen Teile eben recht sorgfältig entfernen. Führst Du den Balsam in einem verkorkten Fläschchen? Am besten Du befestigst an den Kork nach unten zu ein dünnes Glasstäbchen, das man einfach in den Kork einzieht. Das Stäbchen ist unten häkchenartig gekrümmt und so lange, daß die Krümmung gerade noch in den Balsam eintaucht. Entnimmst Du den Balsam (um ihn an der Spirituslampe zu erwärmen und auf den Objektträger zu übertragen), indem Du einfach den Kork, an dem das Stäbchen sitzt, hebst, so wird an dem Häkchen nur sehr wenig und doch genug haften. Ob es für mikroskopische Präparate nicht auch andere Einbettungssubstanzen gibt? O ja, für sehr zarte nimmt man Phenol, zu solchen die eine Behandlung durch Alkohol und flüchtige Oele vertragen und stark aufgehellt werden dürfen, ohne daß sie undeutlich werden, kann man Kopallack, Dammarlösung oder auch Terpentin nehmen. Statt des reinen Kanadabalsams benutzt man auch Lösungen desselben in Chloroform- oder Terpentinöl, man erspart sich damit das Erwärmen. Es kommt eben ganz darauf an, ob das Präparat diese oder jene Behandlung, und welche am besten verträgt, denn undeutlich darf es nicht werden und haltbar soll es doch auch bleiben. Nimm ein anleitendes Buch zur Hand. — Ueber die Speisung Deines Glühlichtlämpchens demnächst an anderer Stelle.

Franz von R. Das machst Du sehr gut: Du willst uns auch einmal ein Vergnügen bereiten, indem Du uns einen Haufen Rätsel einschickst, wir möchten sie lösen. Sehr lieb von Dir; dazu haben wir aber nun doch keine Zeit.

R. R. R. Manche Uhr zeigt anders als sie schlägt; du lieber Himmel, dagegen läßt sich nichts machen!?

Karl R. in Berlin. Du willst eine eingehende Beschreibung der Villa „Bärenfett". Das wird dem berühmten kleinen Westmann sehr schmeicheln. Wollen uns das jedenfalls notieren.

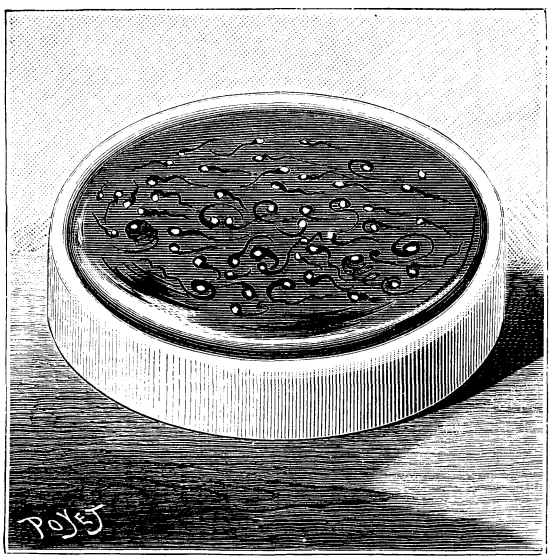
Paul B. in Leipzig. Darüber wird Dich der Prospekt über die Aufnahmebedingungen des dortigen Konservatoriums, Abteilung Schauspielkunst, am besten belehren. Nicht selten pflegt man aber auch — wir möchten Dich darauf aufmerksam machen — Unterricht bei einem Künstler von Ruf zu nehmen. — Talent hast Du? Lasse dasselbe durch Leute von berufenem Urteil auf die Probe stellen. — Die Gagen der Schauspieler sind zum Teil sehr hoch, die Mehrzahl jedoch nagt, wie man zu sagen pflegt, am Hungertuche. Es kommt eben sehr darauf an, ob und was man kann und daß man Glück, viel Glück hat. Sei, wenn Du diesen Beruf wählst, nicht allzu optimistisch; der Schauspieler kann es zu hohen Ehren und Auszeichnungen bringen, kann aber auch herbe bittere Enttäuschungen erleben müssen.

F. und E. in Celbau. Euch interessieren die Panamakanalbauten. Wir werden Eure Wünsche vielleicht schon in allernächster Zeit befriedigen, in Bild und Wort.

Karl B. in Hannover. Dir ist der Setzerlehrling im Wege. Freund, mit dem binde nicht an, mit diesem vorlauten Burschen ist nicht gut Träubchen essen. — Uebrigens freundlichen Dank, daß Du uns auf den Druckfehler aufmerksam machst.

W. B., Obertertianer in H. Der „G. K." soll Dir raten und zeigen, was Du Deinen Verwandten zum Weihnachtsfeste arbeiten könntest. Geduld, lieber Freund, — das, was Du wünschest, werden schon die nächsten Nummern des „G. K." in Hülle und Fülle bringen.

R. Patzig in Neuhaldensleben. Das Beste, das wir auf diesem Gebiete kennen, sind die deutschen Sprachbriefe von Daniel Sanders. Jede Buchhandlung kann Dir dieselben zur Ansicht vorlegen. Gruß freundl. erwidert.



Ein Froschteich auf dem Experimentiertisch. Kampfer- und Quecksilber-Experiment.

Pechvogel. So, die neuen schönen Sonntagshöschen sind kaput. Freund, das bedauern wir, doch was soll eigentlich der „G. K." dazu? Davon Akt zu nehmen obliegt Deinem Herrn Papa uno dem Schneider; ersterer mit Schelte, der andere mit Nadel und Zwirn.

Tauschmarkt.

W. Prossor in Altona, Palmaillenstraße, gibt etwa 500 Monogramme gegen afrikanische und australische Briefmarken.

Karl Cords in Olszewice bei Inowrazlaw, Provinz Posen, hat 300 Stempel (16., 17., 18. Jahrhundert), sucht dafür Briefmarken (Mecklenburg, Lübeck, Bremen, und Schleswig-Holstein).

L. Lam, postlagernd Hauptpost Düsseldorf, sucht einen photographischen Apparat. Erbittet Angabe der Gegenleistung.

Wilh. Amont in Bamberg, Jakobsplatz 1, bittet seine lieben Kameraden um Uebersendung einiger Markendubletten. Ist jetzt leider noch nicht im stande, sich zu revanchieren.

Emil Schiller in Brünn, Mähren, II. Josephsstadt 16, ladet seine lieben Kameraden zum Briefmarkentausch ein.

Erich Broot in Halle a. S., Ulestr. I., bietet einen jungen zahmen Kolkraben gegen andere Vögel oder ausgestopfte Tiere.

Julius Kaspar in Hannover, Fahrstraße 2, möchte mit einigen Kameraden Mineralien austauschen.

H. Jenßen in Hannover, Leopoldstraße 12 p., bittet großmütige Kameraden um Ueberlassung von Briefmarkendubletten, um damit den Grundstock einer Sammlung zu bilden.

Victor Zawrel, per Adresse: Herrn Hager in Baja, Ungarn. Wer kann mir ein Bunsenelement abgeben und was will er dafür?

Ich habe eine photographische Camera, Bildgröße 8 × 11 cm, nebst allen Chemikalien und Lösungen für den Negativ- und Positivprozeß zu vertauschen. Ich wünschte einen Induktions- oder andere elektrische Apparate. Offerten erbeten postlagernd E. CH. 9 in Mülhausen i. E.

Leopold Lepman in Stuttgart, Kasernenstraße 35 I, sucht und tauscht Stadtpostganzsachen.

O. Ballin in Gandersheim, Herzogtum Braunschweig, schreibt: „Habe wieder Briefmarkendubletten und möchte tauschen; wer hat Lust?"

Wer von meinen lieben Kameraden sendet mir 20₰, 25₰ und 50 Pfennigmarken. In dessen Brief sich die 1000ste befindet, bekommt eine Ganzsache, Braunschweig 1 Groschen gelb, sehr selten. Mit kameradschaftlichem Gruß H. Grote in Hildesheim, Binderstraße 11.

Ch. Eisenmann in Koblenz, Hotel Riesen, hat einen Zauberkasten (12 Stücke); wünscht dafür Briefmarken oder Camera obscura.

Willy Mack in Montabaur, Hessen-Nassau, sucht alte deutsche Marken, Kouverte und Postkarten. Gibt dagegen überseeische, darunter Seltenheiten aller Herren Länder, event. auch Stempelmarken. Hat über 1000 Dubletten. Franko gegen Franko.

Remigius Drexel, per Adresse: Frau Major Heerdt in Frankfurt a. M., Ginnheimerstraße 54, sucht Ganzsachen; hat 3000 sehr seltene Dubletten abzugeben.

„Wer von meinen lieben Kameraden ist so freundlich, mir sämtliche Briefmarken, die er nur irgend auftreiben kann, 3₰, 5₰, 10₰, 20₰, 25₰ und vor allem 50 Pfennigmarken zu senden? Einen großmütigen Kameraden in der Schweiz bitte ich um mehrfache Zusendung der Marke zu 3 Centimes. Euch allen im voraus besten Dank von dem Obertertianer Walter Schneider, Königsberg i. Pr., Vorderroßgarten 55."

„Liebe Kameraden! Sammle seit einiger Zeit Zirkulare und Empfehlungen und soll davon in einer bestimmten Zeit 1000 Exemplare haben. Bitte euch herzlich, mir solche zu schicken. Ich werde demjenigen, in dessen Brief sich die 100ste Empfehlung befindet, eine seltene Marke schicken. Auch möchte ich wissen, wie billig ein durchsichtiger Lack und ein Holz sowohl wie Pappe bindender Leim herzustellen ist. Grüßend Euer E. Gärtner in Hamburg, Eilbeck, Hagenau 7."

Karl Wöhler in Schwäbisch Gmünd, Württemberg, Schmidgasse 138, hat gewettet, bis zum 15. November 1000 außerdeutsche, verschiedene Briefmarken zu besitzen und bittet um Hilfe.

Camil Albert Hoffmann in Eckwersheim (bei Vendenheim i. E.), tauscht eine wertvolle Sammlung (über 600 Stück) von Marken und Stempel gegen eine Sammlung von Briefmarken oder gegen eine entsprechende Zahl seltener Briefmarken; sendet auch zur Ansicht.

Kameraden! Hilfe! Habe mit einem Freunde gewettet, früher 100000 Stück Marken zu haben als er, und bitte daher um Zusendung von ganz gewöhnlichen. Adresse: Adolf Essigmann jun., Wien, VII, Mariahilferstraße 18.

H. Müller in Hannover, Wiesenstraße 24, möchte gerne 8 bis 10 zahme Feuersalamander gegen Briefmarken vertauschen.

Dammarlack, Dammarlack!

Die Lösungen des Preisrätsels, das unser berühmter Westmann und geschätzter Mitarbeiter Hobble-Frank auf Villa „Bärenfett" an der Elbe, in der letzten Nummer des vorigen Jahrganges unseren jungen Freunden aufgegeben, sind, wenn sie an der Preiskrönung überhaupt teilnehmen sollen, bis spätestens den 31. Oktober d. J. an die Redaktion des „Guten Kameraden", Stuttgart, Reinsburgstraße 21 einzusenden. — Bei den außerordentlich vielen Posteinläufen, die die letztere alltäglich erhält, dürfte nicht unbescheiden sein zu bitten, das betreffende die Lösung enthaltende Briefkouvert mit der Notiz „Dammarlack, Dammarlack!" zu versehen.

Der Gute Kamerad.

Gelinde Winter.

Im Jahre 1186 war der Winter fast ganz ohne Frost. Im Dezember hatten Raben und andere Vögel bereits Junge; im Januar blühten die Obstbäume und im Februar hatten die Apfelbäume schon kleine Früchte; zu Ende Mai erntete man schon das Getreide, und zu Anfang August kelterte man schon Trauben. Die Folge dieser Witterung war leider eine furchtbare Pest, welche in Deutschland viele Menschen hinwegraffte. — Im Jahre 1538 pflückte man zu Neujahr Veilchen. — 1624 blühten um Weihnachten Rosen- und Pflaumenbäume, 1720 fast den ganzen Winter hindurch die Kirschbäume. — Einer der gelindesten Winter unserer Zeit war der von 1795—1796. Es fror im November nur einige Nächte hindurch dünnes Eis; auch schneite es nur einigemal ganz wenig, so daß der Erdboden kaum weiß ward. Im Dezember, Januar und Februar hat man gar keinen Frost wahrgenommen. Eine Menge Feldblumen blühten vom Herbste her ununterbrochen fort, und einige frühzeitige Frühlingsblumen waren fast den ganzen Winter hindurch vorhanden. Erst im März trat ungefähr 14 Tage lang eine heftige Kälte jedoch ohne Schnee, ein. Das Frühjahr war angenehm, und die Ernte des Jahres 1796 fiel sehr reichlich aus. — Der Januar des Jahres 1804 war so milde, daß Erlen und Haselstauden am Rhein in voller Blüte standen, Fliegen und andere Insekten aus ihrem Winterschlafe erwachten und im Sonnenschein umherflogen.

Farbige Kreide,

die in vielen Schulen zu Zeichnungen verwendet wird, hat sich als schädlich herausgestellt. Da die Farben aus Bleiglätte, Mennig, Chromgelb und auch aus Quecksilbersulfid zusammengesetzt sind, und nach dem Ziehen der Linien auf der Tafel diese oft mit einem trockenen Schwamme abgewischt werden, so entsteht ein gefährlicher Staub, der Blei-, Chrom- oder Quecksilber-Vergiftungen veranlassen kann. Die Fabrikanten sollen daher zur Anfertigung dieser Kreidestifte andere unschädliche Farben verwenden.

口ナ十

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Jetzt wendete der Kapitän sich zu Degenfeldt und fragte in triumphierendem Tone:

„Nun, Freundchen, was sagen Sie dazu? Bin ich nicht von den Kerls verstanden worden, Wort für Wort und ganz genau?"

„Allerdings," antwortete der Gefragte ernst. „Ich habe das zu meiner lebhaften Bewunderung erfahren."

„O, zu bewundern gibt es da nichts. Es ist ganz außerordentlich einfach. Die Endungen sind's, die Endungen allein, mit denen man so etwas fertig bringt. Freilich gehört ein gewisses angeborenes Talent dazu. Wer das aber hat, dem ist das bißchen Chinesisch die reine Buttermilch. Merken Sie sich das! Ich meine es gut mit Ihnen. Wir bleiben ja noch beisammen, und wenn Sie da gut auf mich aufpassen, so werden Sie es in kurzem soweit bringen, daß Sie mit dem Kaiser von Peking in allen Dialekten seines Reiches reden können!"

Da legte der Lotse, welcher dabei gestanden und alles gehört und gesehen hatte, ihm die Hand auf die Achsel und sagte lachend:

„Sir, soll das etwa heißen, daß Sie sich einbilden, chinesisch sprechen zu können?"

„Was beliebt?" fragte Turnerstick schnippisch, indem er den Klemmer emporn ahm und den Sprecher geringschätzend musterte.

„Ich frage, ob Sie denken, da mit den Kulis chinesisch gesprochen zu haben?"

> Bleib' treu Deinem Worte und Deinem Volke!
>
> Eugen Ritter v. Mor Sunnegg.

„Natürlich. Was sonst?"

„All devils! Das ist lustig! Redet der Mann ein Kauderwelsch, daß man meint, es ziehe einem alle Zähne aus, ein dummes Deutsch mit allerlei fing, feng, fung, fang dahinter, und das gibt er für Chinesisch! Da kön-

– „Warum nicht?" lachte der Gefragte. „So gescheit wie ein chinesischer General-Major bin ich allemal!" –

nen einem ja alle Haare zu Berge fahren! Mein bester Sir, ich bin so ziemlich der hiesigen Mundarten mächtig, nämlich des Pun-ti, Hakka, Fuh-kian, Fu-tscheu, Nantschang und Hoei-tscheu, denn ich treibe mich nun bereits an die fünfzehn Jahre hier herum, aber was Sie da zusammengereimt haben, das würde mir unverständlich gewesen sein, wenn ich nicht zugleich auch nebenbei ein wenig deutsch verstände. Wenn Sie sich mit Ihrem Chinesischen einpökeln lassen und dann die Salzlake weggießen, so bleibt nichts übrig als ein Rippenstück, welches man nicht einmal räuchern kann."

Turnerstick ließ den Klemmer fallen, spreizte die Beine nach Seemannsart weit aus und öffnete bereits den Mund zu einer geharnischten Entgegnung, da aber schnitt ihm der Lotse dieselbe mit den Worten ab:

„Bitte, keine Rede halten! Ich habe keine Zeit, sie anzuhören. Zahlen Sie mir meine Gebühr, und ich gebe Ihnen meine Quittung; dann scheiden wir in Frieden voneinander."

„Ja," stieß der Kapitän hervor, „machen wir uns schleunigst voneinander los, sonst geraten Sie auf Leegerwall und können sich nicht wieder abarbeiten. Wäre ich nicht Kapitän Heimdall Turnerstick, ein Gentleman vom Kopfe bis zur Sohle, so müßten Sie jetzt einen Vorgang mit mir machen, der Ihnen beweisen sollte, daß ich das feinste Mandarinen-Chinesisch nicht nur in dem Kopfe, sondern auch in den Fäusten habe. Ich soll ein Chinesisch reden, welches einem die Haare zu Berge treibt und die Zähne aus dem Munde reißt! Das ist geradezu unerhört! Ja, kommen Sie mit mir! Ich werde Sie bezahlen, und dann, wenn Sie es wieder wagen sollten, sich bei mir an Bord erblicken zu lassen, blase ich Sie samt Ihren Dialekten in die Luft, daß Sie in den Wolken hängen bleiben! Warum haben Sie vorhin nicht mit mir chinesisch reden wollen? Weil Sie es nicht können. So ist es! Da ist es Ihnen natürlich ganz unmöglich, einen solchen Sprachgelehrten, wie ich bin, zu verstehen."

Er ging wie ein beleidigter, seiner Ueberlegenheit wohl bewußter Held nach der Kajüte ab. Der Lotse folgte ihm und kehrte bald darauf zurück, um das Schiff zu verlassen.

Turnerstick ließ sich noch nicht sehen. Nach Verlauf von fast einer Stunde, während welcher der Steuermann das Bergen der Segel und anderes Notwendige angeordnet und beaufsichtigt hatte, hielt Fritz Degenfeld es doch für geboten, einmal nach dem Beleidigten zu sehen.

Eben als er an die Kajütenthüre klopfen wollte, wurde dieselbe geöffnet und heraus trat — — ein Mann, den der Student für einen Vollblutchinesen gehalten hätte, wenn nicht der goldene Klemmer gewesen wäre, welcher demselben soeben von dem schiefen Stumpfnäschen herabrutschte.

„Kapitän!" rief Degenfeld. „Fast hätte ich Sie nicht erkannt!"

„Nicht wahr!" antwortete Turnerstick, indem er eine höchst befriedigte, selbstgefällige Miene zeigte. „Ja, ich bin der reine Chinamann! Nicht?"

„Allerdings! Gerade wie im kaiserlichen Lustschlosse zu Yuan-ning-yuen geboren und erzogen! Lassen Sie sich doch einmal ansehen!"

Er faßte ihn bei den Achseln und drehte ihn nach allen Seiten, um die Verwandlung, welcher Turnerstick sich unterworfen hatte, genau in Augenschein zu nehmen.

„Fein, sehr fein! Meist alles aus Seide!" erklärte der Kapitän, indem er die Obergewänder öffnete, damit Degenfeld auch die Unterkleider sehen könne.

Er trug eine außerordentlich weite Hose aus roter, weiß geblümter Seide, welche unten über den Knöcheln mit breiten Bändern zusammengebunden war, und darüber eine Weste von demselben Stoffe, welche ihm bis auf die Hälfte der Oberschenkel reichte. Darüber kam ein weißes, ärmelloses Hemd von Seide. Dann folgte ein ziemlich enges, schlafrockähnliches, blaues Gewand, welches fast bis zur Erde reichte. Die Aermel desselben wurden nach unten außerordentlich weit und hingen bis über die Hände herab. Sie konnten als Taschen gebraucht werden. Um die Hüfte war ein langer, golddurchwirkter Gürtel gebunden, dessen Enden bis über das Knie niedergingen. An demselben hingen nebst der Taschenuhr allerlei Futterale mit den verschiedensten Gegenständen, wie man ihrer in China in jedem Augenblick bedarf. Darüber hatte er noch ein weites, burnusartiges Gewand gezogen, welches etwas kürzer war als das vorige. Es zeigte auf grünem Grund rote Raupen und gelbe Schmetterlinge und hatte Aermel, welche nicht ganz bis zum Ellbogen gingen.

An den Füßen trug er absatzlose rotseidene Schuhe, deren Spitzen weit nach oben gebogen waren. Die Sohlen, welche aus festem, unten mit Leder belegtem Pappdeckel bestanden, waren gut drei Finger breit hoch.

Den Kopf beschützte ein aus Rohr geflochtener und mit einem weichen Stoffe gefütterter Hut, welcher einer riesigen, umgekehrten Schüssel glich. Er war verziert durch einen großen Busch rot gefärbter Pferdehaare und eine aus dünnem, goldig schimmerndem Blech gefertigte Drachengestalt.

An einem über die Schulter gehenden Wehrgehänge waren zwei krumme Säbel befestigt, deren einer etwas kürzer war, während der andere auf dem Boden rasselte.

Und um die Hauptsache nicht zu vergessen, trug er in der Hand einen Fächer, hinter dem er, als er ihn jetzt entfaltete, seinen ganzen Oberkörper wenigstens zweimal verstecken konnte. Dieses notwendige Stück, welches keinem Chinesen fehlen darf, war mit einer blutigen Kriegsscene bemalt, über welcher in goldenen Zeichen eine chinesische Inschrift prangte.

Die Gewänder waren alle von guter Seide. Der Kapitän hatte kein Geld gespart.

„Nun, wie gefalle ich Ihnen?" fragte er.

„Ausgezeichnet!" antwortete Degenfeld. „Aber wo haben Sie denn diese Kleidung her?"

Die Wahrheit zu sagen, mußte Turnerstick nach chinesischen Begriffen einen höchst stattlichen Eindruck machen.

„In Singapore gekauft," erklärte er. „Dort habe ich mir auch die Aufschrift auf den Fächer machen lassen. Es war gerade noch Zeit dazu."

„Können Sie sie lesen?"

„Nein. Mit der chinesischen Schrift stehe ich nicht auf bestem Fuße. Bitte, lesen Sie."

Degenfeld betrachtete sich die Zeichen genau und erklärte:

„Die Chinesen haben kein r; sie sprechen dasselbe wie l aus. Es ist darum schwer, hier die erste Silbe zu enträtseln. Jedenfalls soll man anstatt Tul Tur sagen?"

„Natürlich. Es ist ja mein Name, ins Chinesische übertragen."

„Ah, da ist der Zweifel gelöst. Die Inschrift lautet also ‚Tur-ning-sti-King Kuo-ngan-ta-fu-tsiang'. Stimmt es so?"

„Ich denke. Können Sie es übersetzen?"

„Ja. Es lautet: ‚Turnerstick, der große Generalmajor Exellenz'. Sind Sie denn des Teufels, Kapitän! Ein Generalmajor wollen Sie sein, und noch dazu ein großer, das heißt doch wohl ein berühmter?"

„Warum denn nicht?“ lachte der Gefragte. „So gescheit wie ein chinesischer Generalmajor bin ich allemal.“

„Aber wenn Sie nun beweisen sollen, daß Sie es wirklich sind?“

„Demjenigen, der dies von mir verlangt, werde ich es sofort beweisen, und zwar mit meinen beiden guten Fäusten. Das ist eine Legitimation, welcher sicherlich kein Chinese zu widerstehen vermag. Und was meinen Sie schließlich nun zu diesem da?“

Er lüpfte den Hut ein wenig, und sofort schlängelte sich ein allerliebster Zopf herab, welchen er bisher unter demselben verborgen hatte.

„Ein Pen-tse,“ lachte der Student; „wahrhaftig ein richtiger Pen-tse, ein Zopf, wie er im Buche steht. Wie haben Sie ihn denn befestigt?“

„Er hängt an einem äußerst feinen, fast unsichtbaren Netze, welches ich über mein eigenes Haar ziehe. Sie sehen, daß ich vollständig vorbereitet bin, eine Wanderung zu den Himmelsföhnen anzutreten.“

„Wenn Sie dabei nur nicht zu viel wagen!“

„Wagen? Nicht, daß ich wüßte! Kapitän Heimdall Turnerstick weiß stets, was er thut. Denken Sie nur an meine Sprachfertigkeit, an meine Endungen und Dialekte! Was kann mir geschehen? Uebrigens bin ich geborener Deutscher und amerikanischer Staatsbürger. Was kann mir geschehen, wenn ich mich als Gentleman betrage? Nichts, gar nichts! Ich habe mir einen Titel beigelegt, damit die Herren Chinesen nicht etwa denken sollen, daß ich nur von Hollundersuppe lebe. Was können sie dagegen haben? Und wenn ich mich den Kaiser von Lappland nenne, so müssen sie es sich gefallen lassen! Also ich bin zum Aufbruche bereit. Will nur dem Steuermann noch einiges sagen. Wie steht es mit Ihnen? Haben Sie Ihre Vorbereitungen getroffen?“

„Große Vorbereitungen habe ich nicht zu treffen. Wenn Sie mit dem Steuermann fertig sind, werden wir drei uns Ihnen anschließen können. Gepäck nehmen wir ja nicht mit; also sind wir schnell bereit.“

„Nun, ganz so schnell, wie Sie denken, wird es doch nicht gehen. Da kommt das Polizeiboot, dessen Insassen wir Rede und Antwort zu stehen haben. Ein Glück, daß wir nicht aus einer verseuchten Gegend kommen und keine Kranken an Bord haben, sonst würde man uns zu einer Quarantäne zwingen, welche bis zehn Tage währen könnte. Eigentlich hätte uns dieses Boot schon weit draußen ansegeln sollen.“

Das Boot legte an, und der Polizeikommissar kam mit dem Arzte und einem Unterbeamten an Bord. Das waren Engländer, denn Hongkong ist ja englische Besitzung. Sie erstaunten nicht wenig, als Turnerstick sich ihnen als Kapitän vorstellte; aber als sie einige Redensarten mit ihm gewechselt hatten, erkannten sie, wes Geistes Kind er sei, und gaben sich Mühe, ihre amtlichen Fragen in ernster Höflichkeit an ihn zu richten. Sie fanden alles in Ordnung, und da der Steuermann alles Weitere zu besorgen hatte, so stand, als sie sich entfernt hatten, dem wackern Heimdall nichts im Wege, an das Land zu gehen.

Während der letzteren Verhandlung war es dem Besitzer eines der vielen Boote, welche sich vorhin herbeigedrängt hatten, doch gelungen, am Fallreep anzulegen und an Bord zu kommen. Er war ein alter Chinese in schmutzigem Gewande, barfuß und mit einem riesigen Binsenhute auf dem Kopfe. Hinten hing ihm ein mageres, kurzes Zöpfchen wie ein Rattenschwanz herab, und vorn balancierte eine riesige Brille auf dem mongolischen Stumpfnäschen. Als er bemerkte, daß der Kapitän ihn zornig fortweisen wollte, kam er ihm zuvor, indem er ihn in höflichem Tone und zwar in dem hier gebräuchlichen Pitchenenglisch fragte:

„Money, money! To want You money? I am money-exchanger; to be banker. I will exchange!“

Er hatte einen Teil der Unterredung Turnersticks mit den Beamten mit angehört und wußte also, daß der Kapitän trotz seiner kostbaren chinesischen Kleidung kein Eingeborener sei. Sein Anerbieten beseitigte sofort den Unwillen Turnersticks, welcher überzeugt war, daß ein wenig Kleingeld in der Tasche stets von Vorteil sei. Darum hellte sich die finstere Miene des Kapitäns auf; er zog einen langen, dicken, wohlgefüllten Lederbeutel aus der Tasche seiner weiten Hose, öffnete ihn, nahm ein Geldstück heraus und sagte — aber nicht etwa englisch, o nein, denn er wollte ja als Chinese gelten:

„Ja, ja! Ich brauching Moneteng, kleinang Moneteng. Wechslung Sie mir eineng Dollaring!“

Er hielt das Geldstück dem Wechsler entgegen. Dieser öffnete die Augen doppelt weit, starrte ihn ob dieses Chinesisch ganz betroffen an und antwortete:

„I can not to understand. I shall exchanger this dollar?“

„Ja, yes, oui! Ich habing doch deutling genung gesprocheng!“

Der Chinese schüttelte dennoch leise den Kopf; aber da er wenigstens das Yes verstanden hatte, so erkundigte er sich:

„Which money to wish You?“

Turnerstick wendete sich an den Methusalem, welcher die Szene mit stillem Vergnügen beobachtete:

„Bitte, wie heißt denn eigentlich die hiesige Scheidemünze? Ich will möglichst Kleingeld haben.“

Um die Lippen des Gefragten spielte ein nicht zu unterdrückendes Lächeln, als er antwortete:

„Die kleinste Münze ist die Sapeke, hier Li genannt. Zehn Li sind ein Fen, zehn Fen ein Tschun und zehn Tschun ein Liang.“

Turnerstick bedankte sich mit einem Kopfnicken für die Auskunft und befahl dem Wechsler:

„Gebeng Sie mir Li, lauter Li! Ich will Li, nichts als Li bekomming!“

Dabei gab er ihm den Dollar in die Hand. Der Wechsler blickte drei, vier Male zwischen dem Dollar und dem Gesichte des Kapitäns hin und zurück, öffnete den Mund noch weiter als vorher, zog die Stirn in solche Falten, daß ihm die Brille über das Näschen rutschen wollte, und meinte bedenklich:

„Li, li, li! I have li, li, li!“

Er trat an die Regeling und rief den beiden Burschen, welche in seinem Boote saßen, einige chinesische Worte zu, worauf sie einen Holzkasten heraufgeschleppt brachten, den sie vor ihn hinstellten. Er legte den Zeigefinger an die Nase, machte in halblautem Tone seine Berechnung und öffnete dann den Kasten.

„Gebeng Sie mir für zwei Dollaring, für drei Dollaring!“ gebot Turnerstick, indem er noch zwei Dollars aus dem Beutel zog und sie dem Wechsler reichte. Dieser wiederholte die schon erwähnte Grimasse, griff dann in den Kasten und zog drei Schnüre hervor, an welche je 600 Li gereiht waren.

Es sind dies jene chinesischen Scheidemünzen, welche in der Mitte ein viereckiges Loch haben, durch die man die Schnur steckt. Man pflegt sie wie Ketten um den Hals zu tragen.

„Potztausend!“ rief der Kapitän. „So viel soll ich bekommeng für drei Dollaring?“

„Yes, yes!“ nickte der Wechsler, der zwar nicht seine Worte, desto besser aber seine Miene verstanden hatte. „I am reasonable. Good bye, Sir!“

Er steckte die drei Dollar ein und eilte das Fallreep hinab. Die beiden Burschen folgten ihm mit dem Kasten in derselben Eile. Turnerstick hielt die Schnüre in den Händen und sagte zu dem Methusalem:

„Sollte man es glauben, daß man für drei Dollar so eine Masse von Geld bekommt?“

„Viele Stücke sind es, jawohl,“ lachte der Student; „aber Sie hatten noch mehr zu erhalten.“

„Wieviel denn?“

„Drei Dollar geben 1965 Li. Der Mann hat 165 weniger gegeben, was also neunthalb Prozent Gewinn für ihn macht.“

„Neunthalb Prozent in fünf Minuten! Das ergibt für das Jahr über hunderttausend Prozent! Der Kerl muß zurück! Er muß mir mehr zahlen, sonst hänge ich ihn an der Raa auf, daß er baumelt!“

Er trat an die Regeling und rief zornig hinab:

„Wolleng Sie sofortong wieder heraufkomming, Sie Schurkung, Sie Spitzbubang! Ich kann höchstenfallsing nur zwei Prozentang erlaubeng!“

Aber das Boot war schon vom Schiff gestoßen. Die beiden Bursche ruderten aus Leibeskräften, und der alte Chinese winkte freudegrinsend herauf und antwortete:

„Tsching leao! I have been noble, extraordinary noble. Tsching leao tsching!“

(Fortsetzung folgt.

Etwas von der Buchdruckerkunst.

Wenn man euch fragte, wer die Buchdruckerkunst erfunden, so würdet ihr unbedenklich antworten: Johann Gutenberg von Mainz, denn dies ist die gewöhnliche Annahme, und sie ist auch berechtigt, wenn auch in mehrfacher Hinsicht nicht ganz genau.

Als erste Erfinder müssen die Chinesen angesehen werden. Sie druckten schon zu Ende des neunten oder zu Anfang des zehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Bücher ihres Religionsstifters Kong-Fu-Tse (Konfucius). Sie kannten jedoch den Buchdruck schon vor Christi Geburt. Ihr Verfahren war aber mehr eine Art Holzschnitt, denn sie bedienten sich dabei geschnittener hölzerner Tafeln. Ueber diese breiteten sie, nachdem letztere mit Schwärze bestrichen waren, angefeuchtetes Papier und betupften dasselbe mit einem Haarpolster (Reiber). Nebenbei bemerkt, ist das Papier ebenfalls eine chinesische Erfindung, die im Jahre 123 v. Chr. gemacht sein soll.

Eine Handdruckpresse aus dem 16. Jahrhundert. (Alter Holzschnitt.)

Wegen der bei diesem Verfahren entstehenden tiefen Eindrücke der Typen auf dem weichen Papier konnten diese Drucke nur auf einer Seite hergestellt werden. Die Rückseite blieb stets leer. Sie waren auch oft nicht viel besser als unsere sog. Bürstenabzüge, die man zuweilen einfach durch das Aufschlagen einer Bürste anfertigt, wenn man nicht warten kann, bis der Letternsatz in die Druckmaschine kommt.

In dieser Weise druckte man auch in Europa vor Gutenberg, der endlich Wandel schaffte und zwar gründlich, indem er die Kunst mit einem Schlage auf eine Höhe brachte, die sie im wesentlichen heute noch nicht überschritten hat. Er erfand gleichzeitig die Druckerpresse, die den zweiseitigen Druck ermöglichte (natürlich eine Seite nach der anderen) und die bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hinein mit nur geringen Verbesserungen im Gebrauch war, sowie den Typen-(Lettern-)Guß, wodurch erst eine genaue Ebenmäßigkeit der Buchstaben erreicht wurde und vermöge dessen er Druckwerke zustande brachte, die sogar die Bewunderung der Jetztzeit erregen.

Unter Berücksichtigung der angeführten Umstände kann man also Gutenberg in demselben Sinne den Erfinder der Buchdruckerkunst nennen, wie man James Watt als den Erfinder der Dampfmaschine betrachtet.

Die beiden Erfindungen Gutenbergs fallen in die Zeit zwischen 1448 und 1450. Auf ihnen fußen alle späteren Geister, die sich um diese Kunst verdient gemacht haben. Im 16. Jahrhundert verbesserte der Buchdrucker Damer zu Nürnberg die hölzerne Presse, indem er eine messingene Spindel an Stelle der leicht sich abnützenden hölzernen einführte; 1620 verbesserte sie der Holländer Blome durch die sog. holländische Schraube, 1800 erfand der Engländer Stanhope die eiserne Presse; es war aber der Form nach immer noch die alte Gutenbergsche Presse, bis endlich der Deutsche Friedrich König, unterstützt durch den Techniker Bauer, 1810—12 die Schnellpresse schuf und dadurch die Leistungsfähigkeit des Druckens auf das sechsfache, also von etwa 250 Bogen in der Stunde auf 1500 Bogen steigerte.

In der Mitte der sechziger Jahre wurde dann in Nordamerika die Rotationspresse erfunden, welche die zehnfache Leistungsfähigkeit der Königschen Schnellpresse hat. Diese ungeheure Steigerung wird dadurch ermöglicht, daß einesteils beide Seiten des Bogens gleichzeitig bedruckt werden, andernteils die Maschine einen weit rascheren Gang hat. Der wichtigste Teil dieser Presse besteht in den beiden Cylindern, bestimmt, den Letternsatz nicht mehr wie früher in flacher Ebene, sondern in cylindrischer Form aufzunehmen. Es wird also zunächst von den Lettern (Satzform) ein entsprechender cylindrischer Bleiabguß gemacht und zum Zwecke des Druckes auf

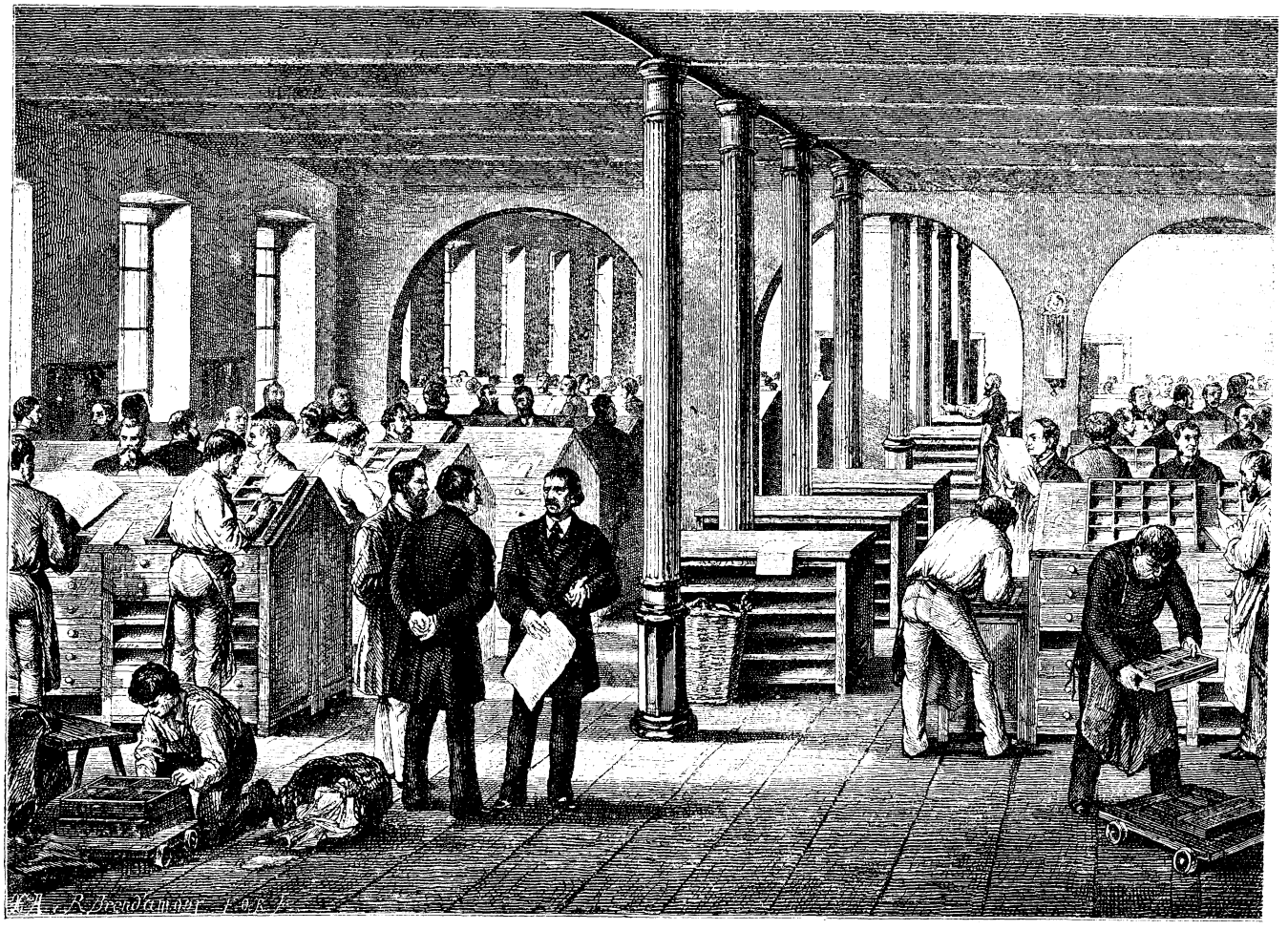
diese beiden Cylinder aufgespannt. Diese letzteren rotieren, also drehen sich gegeneinander, der eine rechts, der andere links herum, wobei sie das durch den Gang der Maschine sich abwickelnde endlose Papier zwischen sich durchziehen. Dieses Papier ist am vorderen Teil der Maschine auf einer Spindel aufgerollt. Es heißt endlos, weil es nicht, wie gewöhnlich, in Bogen abgeteilt ist, sondern einen Streifen bildet, dessen Länge oft eine deutsche Meile übersteigt und ein Gewicht bis zu 600 Pfund hat. Eine hinter den Druckcylindern angebrachte Schneidevorrichtung trennt die gedruckten Bogen genau ab, die dann am entgegengesetzten Ende der Maschine nur so herausregnen, bei den meisten Maschinen gleich auch gefalzt. Eine solche Rotationsmaschine druckt 10 000 Bogen in der Stunde, macht in der Minute fast 200, also beinahe so viel, als die Gutenbergsche Presse in einer Stunde zuwege brachte. Dabei erforderte die Bedienung der letzteren Druckerpresse mehr Personen als die Rotationsmaschine, bei der, abgesehen von einigen Hilfsleistungen, alles automatisch, wie bei einem Uhrwerk, vor sich geht.

Solche Maschinen befinden sich heute in allen größeren Zeitungsdruckereien. Wer in seinem Wohnorte Gelegenheit hat, eine solche Maschine in Augenschein zu nehmen, der versäume es ja nicht; sie ist eines der größten technischen Kunstwerke, die bis jetzt hervorgebracht wurden. Unsere Abbildung gibt einen ungefähren Begriff davon; aber das Wesen dieses wunderbaren Mechanismus kann man nur ganz erfassen und würdigen, wenn man ihn im Betrieb sieht.

Um die Verbesserung und Verschönerung der Druckschrift haben sich vom 15. bis 18. Jahrhundert besonders die Franzosen verdient gemacht; die Lettern werden, das wißt ihr ja, gegossen. Eine brauchbare Gießmaschine stellte zuerst der Amerikaner Bruce her. Dieselbe wurde durch den Engländer Johnson zur Komplettmaschine erweitert, welche die Buchstaben nicht nur gießt sondern auch schleift und fertig macht. Die in den Schriftgießereien jetzt unentbehrliche Galvanoplastik wurde 1837 von dem Deutschen M. H. Jacobi zu Petersburg erfunden.

Ein Deutscher, der Prediger J. Müller, erfand mit dem Holländer van der Mey die Gipsstereotypie, d. h. die Fertigkeit, von den Lettern mittels einer Gips- oder Papiermatrize, Bleiabgüsse zu machen, die ebendieselben Dienste leisten, als der Originalsatz. Es kann dieser Bleiabguß, Stereotypplatten genannt, immer wieder geschmolzen und zu neuen Abgüssen verwendet werden, während die Originalbuchstaben, die unter dem Drucke doch sehr leiden, geschont bleiben. Die Gipsstereotypie ist auch schon früher von den Chinesen angewendet und daher jedenfalls auch von ihnen erfunden. Lord Stanhope verbesserte sie 1804 so, daß sie allgemein in Gebrauch kam; 1829 erfand ein Franzose die seitdem überall bevorzugte Stereotypie mittels Papiermasse.

Die erste praktisch verwendbare Setzmaschine erfand der Oesterreicher Tschulik; die Lettern sollten also nicht mehr durch Handgeschicklichkeit, sondern auch durch die Maschine zur Druckform zusammengestellt werden. Ein Deutscher, Karl Kastenbein, verbesserte sie wesentlich, außerdem sind in Nordamerika noch Verbesserungen durch Mergenthaler erfunden worden. Gleich-



Typus eines heutigen Setzersaales.

wohl ist die Satzherstellung durch die Maschine noch wenig eingeführt und diese Frage keinesfalls als gelöst zu betrachten.

Glücklicherweise hielt mit den Fortschritten der Druckherstellung und den wachsenden geistigen Bedürfnissen die Papierfabrikation gleichen Schritt. Im Jahre 1799 erfand der Franzose Louis Robert die später vielfach verbesserte und vervollkommnte Papiermaschine, ohne welche die heutige Ausdehnung der Buchdruckerkunst undenkbar wäre, da man ohne sie nicht soviel Papier hätte beschaffen können; oder es wäre unverhältnismäßig teurer geworden, was in diesem Sinne wiederum als ein Hindernis betrachtet werden kann.

So haben denn alle großen Kulturvölker ihren Anteil an dieser wichtigsten Erfindung, die, wie keine andere, die Kulturbewegung in bestimmte Bahnen wies, zum Segen und Wohle der in ihrem Können stetig vorwärtsschreitenden Kulturmenschheit. Die Palme aber gebührt einem Deutschen.

Das Torpedoboot.

(Schluß.)

„Bah, nicht jede Kugel trifft — kaum jede zehnte," entgegnete Hans lächelnd. „Ueberdies muß ein Soldat und ein Seemann zunächst nur an seine Pflicht und seinen Zweck denken, und nicht an seine Gefahr. Und dann stehen ja die Torpedoboote nicht unverrückt stille wie die Scheiben am festen Lande, sondern sind in steter und rascher Bewegung, wenden dem Feinde nicht ihre niedrige Breitseite, sondern ihre kaum drei Meter breite Schmalseite zu und erschweren dem Gegner nicht nur das Zielen, sondern rücken ihm, so bald es die Entfernung erlaubt, selbst mit einem Torpedo auf den Leib. Mit den schweren Geschützen ist daher den Torpedobooten nicht leicht beizukommen, um so mehr als ihr Deck nur etwa einen Meter über der Meeresfläche liegt und das Wasser an ihrem Bug in die Höhe läuft und ein sicheres Zielen nicht erlaubt. Trifft aber je eine feindliche Kugel das Torpedoboot, so geschieht dies meist unter einem so kleinen Winkel, daß die Geschosse wenig oder gar keinen Schaden anrichten. Der Steuermann des Bootes ist aber dann gewarnt, und ehe das Jagdgeschütz des großen Schiffes wieder geladen hat, ist das Boot aus seinem Schußbereich. Weil nun die Torpedoboote von den groben Geschützen verhältnismäßig wenig zu fürchten haben, so findet man auf allen Kriegsschiffen Revolverkanonen von Hotchkiß und Nordenfeldt auf Deck, um etwa in lästige Nähe herankommende Torpedoboote unter ein scharfes Feuer zu nehmen. Allein das Feuer dieser Revolverkanonen ist am wirksamsten auf eine Entfernung von 400 bis 600 m, und ist ein Torpedoboot dem größeren Gegner auf letztere Entfernung nahegekommen, so ist auch die günstige Distanz für den Torpedoschuß vorhanden, und wenn dieser abgegeben wird, muß sich bald zeigen, wie die Entscheidung ausfällt."

„Was wird denn das Torpedoboot in diesem Falle thun?" fragte Erwin.

„Das einfachste Ding von der Welt!" versetzte Hans mit mutig blitzenden Augen; „wenn der Kommandant des Torpedoboots auch ein blutjunger Leutnant, aber sonst ein quicker Junge ist, der da hinter dem Steuermann in dem eisernen Turme steht, der etwas über das Deck emporragt und dessen Lichtöffnungen ihm eine Umschau nach allen Seiten erlauben, und in welchem er die einzelnen Knöpfe zu den verschiedenen elektrischen Kommandos nah zur Hand hat — wenn also ein solcher deutscher Seeoffizier das feindliche Schiff auf einige hundert Meter vor sich sieht und die Hotchkißkugeln schon rings um ihn zischend in die Wogen schlagen, dann wird ihm das Herz voll Mut und Kampflust pochen, der Gedanke: ‚alles oder nichts' wird ihm durch den Sinn ziehen, fest wieder nach seinem Gegner hinausblicken, stracks die Richtung nach ihm nehmen, mit fester Hand ans Steuerrad greifen und durch das Sprachrohr in den Heizraum das Kommando „Volldampf" und in den Torpedoraum das Kommando „fertig" hinunterrufen, und nun drauf und dran! Nur noch fünfzig Sekunden können die Revolverkugeln ihn treffen, die um ihn einschlagen, dann ist der Torpedo aus dem Rohre und saust Tod und Verderben bringend gegen die Wände des feindlichen Schiffs, und mit dem erschütternden Knall des explodierenden Torpedo wendet er sein Boot, — stolz, denn er hat seine Pflicht gethan und die Gelegenheit ausgenützt, um das höchste Ziel jedes jungen Seemanns, Anerkennung, Ehre und Ruhm, zu erwerben."

„Und wenn es ihm mißlingt? wenn die Kugeln ihn treffen?" fragte Udo, der einzige unter den Zuhörern, dem die Augen nicht heller glänzten ob den Worten des jungen Seemanns.

„Dann darf er keine Schonung erwarten; im Bewußtsein, daß er seine Schuldigkeit gethan hat, empfiehlt er seine Seele dem lieben Gott und — wie es in dem schönen Liede heißt:

„Blickt hinunter in den Schlund
Und fährt mit dem Schiff zu Grund!"

er und seine Schiffsgenossen müssen aus der ‚großen Tasse trinken', wie der Seemann sagt, allein hinter ihm kommen die anderen Boote, für welche er die Kugeln aufgefangen hat, und sie werden ihn und seine Kameraden rächen!"

Die Zuhörer atmeten hoch auf und ihre Brust hob sich, wenn sie an das kühne mannhafte Leben eines Seekriegsmannes gedachten, das manchen als ein lockender Lebensberuf erschien, dem sie sich gern widmen wollten. Eine Pause entstand, in welcher jeder das Gehörte nachwirken ließ.

„Giebt es denn kein Mittel gegen die Angriffe von Torpedobooten?" fragte dann der bedächtige Willi.

„Bis jetzt noch nicht," gab Hans zur Antwort. „Wer ein sicheres Mittel erfände, wäre eines hohen Lohnes gewiß. Man hat Schutznetze aus Stahldraht konstruiert und um die bedrohten Schiffe gehängt, aber der hierdurch erzielte Schutz ist ein sehr fragwürdiger und gilt nur für einzelne Schiffsteile. Man hat durch bauliche Einrichtungen im Schiffsinnern, dem man möglichst viele einzelne Räume mit hermetischem Abschluß voneinander gab, der Gefahr zu begegnen gesucht, daß der ganze Schiffsrumpf bei der Explosion eines Torpedo zerrissen und zersprengt werde, aber man hat noch keine praktischen Erfahrungen von dem Nutzen dieser Anordnung. Man hat versucht, eine neue Klasse von Schiffen, sogen. Torpedojagdschiffe zu bauen, nämlich Dampfer von sehr großen Raumverhältnissen und ungewöhnlich großer Maschine behufs einer außerordentlichen Fahrgeschwindigkeit; aber ein solches Schiff wird gewaltige Herstellungskosten verursachen, und wie will man es verwenden? Die Torpedoboote liegen entweder im Hafen oder in seichten Gewässern und nähern sich vorzugsweise nur nachts den feindlichen Schiffen, um sie in die Luft zu sprengen, nötigen aber dadurch diese auch, nachts der Küste mindestens auf hundert Seemeilen fern zu bleiben, oder sie gehen mit den Schlachtschiffen in die See, versehen den Auf-

klärungsdienst und beteiligen sich am Kampf. Im einen wie im andern Fall wird das Torpedojagdschiff dem seichten Fahrwasser wie den Geschützen eines Geschwaders fern bleiben müssen. Aus all diesen Gründen wird man in der nächsten Zukunft wenige größere Schlacht- und Panzerschiffe mehr bauen, dagegen aber ein Hauptgewicht im Seewesen auf die Vermehrung und Verbesserung der Torpedoboote und die weitere Vervollkommnung der Torpedos legen. Habt ihr mich verstanden und genügt auch dies?" —

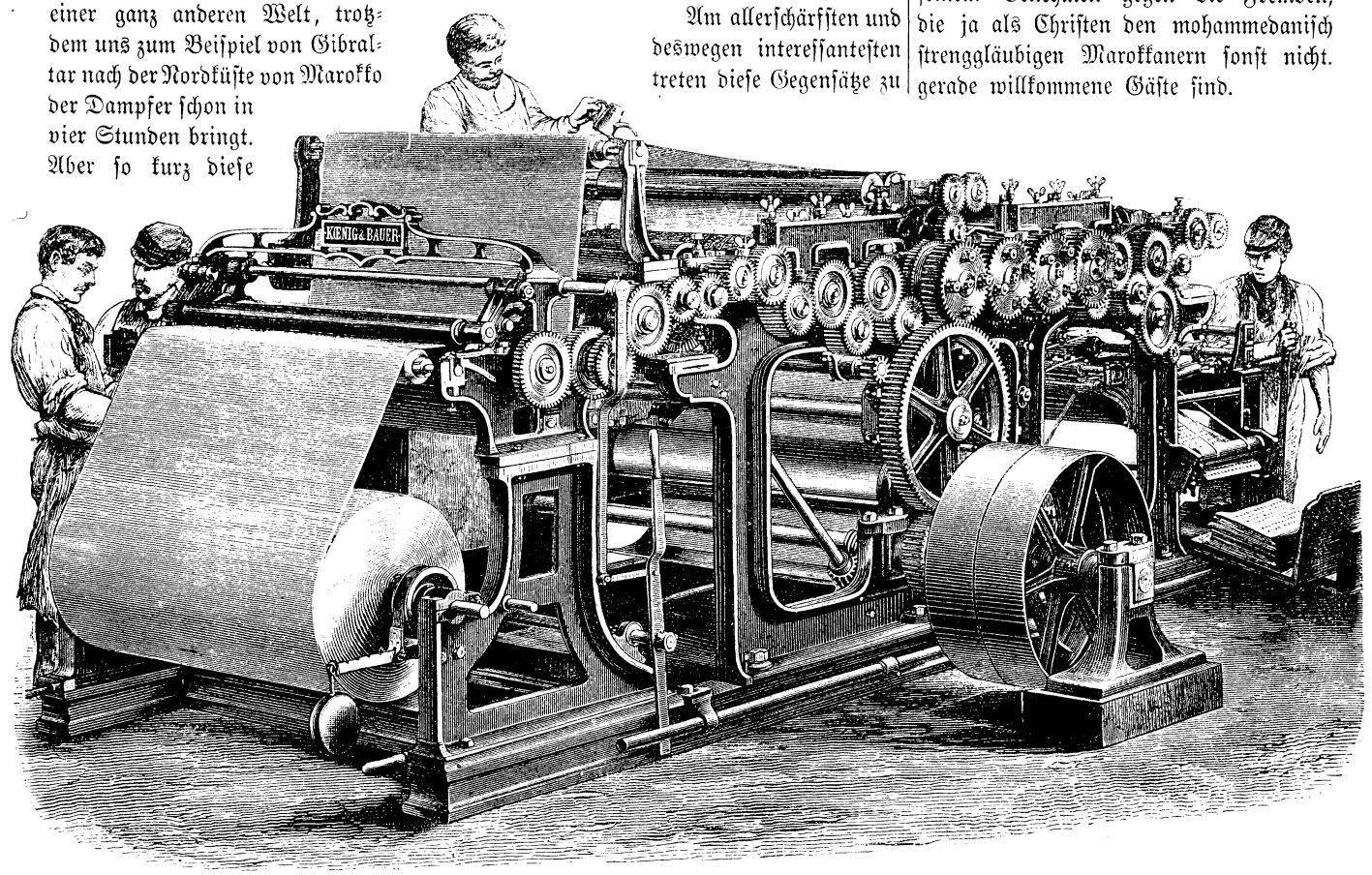
Alle bejahten und dankten lebhaft.

„Na, laßt uns dann zum Schlusse mein Lieblingslied anstimmen, nämlich das alte Seemanns- und Volkslied: ‚Auf dem Meer bin ich geboren!'" Und das sangen denn alle mit tiefem Gefühl und Begeisterung mit.

Ein Gastmahl beim Kriegsminister von Marokko.

Wenn man von Europa nach Nordafrika kommt, so ist man wirklich in einer ganz anderen Welt, trotzdem uns zum Beispiel von Gibraltar nach der Nordküste von Marokko der Dampfer schon in vier Stunden bringt. Aber so kurz diese neue Welt doch keineswegs so wildfremd und anders an, als die afrikanische.

Am allerschärfsten und deswegen interessantesten treten diese Gegensätze zu



Endloses Papier auf seinem Wege nach dem rotierenden Druckcylinder. — Die Farbwalzen, welche über verschiedene Uebersetzungen hinweg die Druckcylinder konstant mit Farbe versorgen. — Die weitere Bogenführung. Der Falzapparat. — Die fertig gedruckt, zerschnittene und gefaltete Zeitungsnummer.

Die moderne Rotationszeitungspresse. Maschine von König und Bauer.

Entfernung auch sei, sie erscheint euch auf afrikanischem Boden darum ungeheuer zu sein, weil alles, was ihr da an Menschen und ihren Sitten, an Leben und Treiben in Städten, in Dörfern oder in der Wüste seht, durchaus anders als in dem doch so nahen Europa ist. Man fährt über den Großen Ozean zweitausend Seemeilen bis nach Nordamerika, und ist man in New York oder Boston, so sieht euch diese unserer Kulturwelt in dem alten Maurenreich Marokko hervor, ein Land, in welches heute im wesentlichen noch alles in dem Zustande sich befindet, wie seit tausend Jahren. Es näher kennen zu lernen, ist schwer und wird von europäischen Reisenden auch selten unternommen. Man muß als solcher schon an die Machthaber im Lande gut empfohlen sein, oder im Auftrage eines befreundeten Staates mit dem Minister in Marokko und auf seine Zustimmung etwas zu verhandeln haben, wenn man weiter ins Land kommen und sich darin umschauen will.

Vor mehreren Jahren war eine italienische Gesandtschaft in solcher Art zuvorkommend vom Kriegsminister des Sultans in der Hauptstadt Fez empfangen worden und wurde gastfreundlich auch zu Mittag bei ihm geladen. Sidi-Abdallah-ben-Hamed hieß der Gewaltige, der in Wirklichkeit für den Sultan regierte. Er war ein Neger, etwa sechzig Jahre alt, klein, mager, wackelte auf dünnen Beinen, war überhaupt ein schwächlicher Mann, doch freundlich und gewandt, ja diplomatisch listig in seinem Benehmen gegen die Fremden, die ja als Christen den mohammedanisch strenggläubigen Marokkanern sonst nicht gerade willkommene Gäste sind.

Sidi-Abdallah empfing die Herren in seinem Palast, zunächst in einem kleinen, dunklen Hof desselben, von dem aus er sie durch eine niedrige Pforte, so daß sie tief gebückt gehen mußten, in einen anderen, größeren und freundlicheren geleitete, an dessen Mauern sich offene Galerien befanden und dessen Boden mit Mosaik reich und schön belegt war. Diesen Palast, erzählte ihnen der Minister in weißem Bur-

Ein Gastmahl beim Kriegsminister von Marokko.

nus und mit einem großen Turban auf dem Kopf, der ihm die Hälfte seines lächelnden Gesichts verdeckte, hatte ihm der Sultan in seiner Gnade geschenkt, und dabei neigte er sein Haupt und schloß die Augen zum Zeichen seiner Ehrerbietung beim Namen seines Gebieters.

In einem Winkel des Hofes hielt sich eine Gruppe Offiziere in weißen Mänteln und Turbanen; auf der anderen Seite stand eine Schar von Dienern, die um Haupteslänge ein hübscher junger Mann überragte, welcher in algierische Tracht von blauer Farbe ersichtlich mit Sorgfalt gekleidet war und in dessen breitem Gurt ein Paar mit Silber beschlagene Pistolen blinkten, auf denen er unbeweglich seine rechte Hand ruhen ließ, als sei er jeden Augenblick zum Schießen bereit. Dieser junge Riese, der wie eine Bildsäule dastand und mit seinen schwarzen brennenden Augen unverwandt die Fremden betrachtete, war der Leibdiener Sidi-Abdallahs.

Die Gäste wurden eingeladen, an einem kleinen Tisch Platz zu nehmen, auf welchen die Diener dann Gläser und Karaffen mit Wasser stellten. Der Minister setzte sich zu seinen Gästen; mit afrikanischer Lebhaftigkeit legte er seinen schwarzen, nackten, aus dem Pantoffel gehobenen rechten Fuß auf das linke Knie, so daß derselbe fast an den Rand des Tisches stieß, auf dem das Mittagessen verzehrt werden sollte, und um den italienischen Herren diese Fremdartigkeit diplomatischer Höflichkeit noch auffälliger erscheinen zu lassen, rieb Seine Exzellenz mit wildem Ungestüm seinen Fuß fortwährend.

Soldaten trugen nun die Speisen auf, ein Gericht nach dem anderen, ihrer achtzehn nach und nach, Ragouts, Hammeliges, Hühnerbraten, Fische, Wild, Reis, Kuskus, dieses Lieblingsgericht der Berber und Araber, aus Grütze oder Maismehl mit Hammelfett, Hühnerbrühe und Pfeffer, was allerdings den Herren aus Italien ebensowenig munden mochte, wie es mit den meisten der anderen Leckerbissen, die ihnen zu Ehren in der Küche des Ministers bereitet worden, der Fall war. Sie sind eben von ganz anderer Art als in der europäischen Kochküche und die Gäste machten unter sich denn auch ihre Glossen und Späße darüber, was sie zwanglos thaten, da sie wußten, daß der Minister kein Wort Italienisch verstand und die Unterhaltung mit ihm nur mittels ihres mitgebrachten Dolmetschers möglich war.

Noch mehr ließen sie ihre heitere Laune schießen, als sie an einem anderen Tische die Offiziere Seiner marokkanischen Exzellenz zu gleicher Zeit mit ihnen speisen sahen. Allerdings bewunderten sie auch in diesen Bemerkungen die Geschicklichkeit und Ruhe, mit welcher diese Söhne des Landes nach ihrer Sitte alle Speisen ohne Gabel und Messer zu sich nahmen, während ihnen als Fremden wenigstens doch kleine, löffelartige Stäbchen zum Abheben der Bissen aus der Schüssel gegeben wurden. Sie hantierten damit oft ungeschickt genug. Dagegen schnitten die Marokkaner so einen Hühnerflügel oder von einem Hammelrücken mit ihrem Fingernagel ab, als hätten sie es mit dem schärfsten Messer gethan, und immer genau nur so viel, als sie dann aufaßen. Sie tunkten ihre Finger in die Fettbrühen und würzigen Beigüsse, drehten sich aus dem Kuskus kleine Kugeln, die sie in ihren Mund warfen, langten den Salat mit den Händen heraus aus seinem Bad von Olivenöl, alle immer zugleich, zehn, zwölf Hände allemal an oder in einer der Schüsseln. Kein Tropfen oder Speisestückchen fiel bei ihrer Hantierung auf den Tisch und man sah nicht einen Fleck, den sie sich auf ihre weißen Kleidungen gemacht hätten. Von Zeit zu Zeit reichte ein Diener ein Wasserbecken mit einem Handtuch bei ihnen herum, und nachdem sie sich ihre Finger gewaschen, holten sie damit von der neuen Schüssel wieder die Speise. Dabei blieben sie stumm wie die Fische, hoben keine Augen auf, kümmerten sich um die Nachbarschaft der Fremden gar nicht und dachten gewiß nicht, daß dieselben solche Art zu essen merkwürdig und komisch finden konnten und in witzigen Worten zu einander darüber sprachen, wenn der Minister seinen Fuß minutenlang zu jucken beliebte.

Aber wenn er sich gedrungen fühlte, an seine Gäste wieder ein Wort zu richten, so that er es in der verbindlichsten Weise.

„Sie sind mir angenehm," sagte er zum Beispiel mittels des Dolmetsch zu dem neben ihm sitzenden Italiener, indem er diese Versicherung ihm noch durch ein lebhaftes Jucken des auf seinem Knie ruhenden Fußes bekräftigte.

Natürlich ließ ihm der Geschmeichelte dieselbe Artigkeit zurücksagen.

„Kaum," fuhr Sidi-Abdallah dann fort, „hatte ich Sie gesehen, so schenkte ich Ihnen mein Herz."

Abermals bedankte sich der geehrte Gast.

„Man kann seinem Herzen nicht widerstreben, und wenn es uns befiehlt zu lieben, ohne daß wir selbst den Grund dafür kennen, so lieben wir."

Der Fremde reichte ihm dafür die Hand und der Mohr drückte sie innig gegen seine Brust. Dann erholte er sich davon durch ein kleines Schlummern unter zartem Streicheln seines Fußes.

Dies alles war den Herren mit Europas Bildung so neu und überraschend, daß sie immer wieder ihre italienischen Scherze darüber losließen und einer von ihnen dem anderen auch stets neue Anregungen dazu gab, indem entweder das Wasser in den Karaffen Gegenstand so spaßiger Kritik wurde, weil es wohlriechend und mit Honig süß gemacht worden war, oder das Geschirr, weil es sich ungleich in seinen verschiedenen Stücken zeigte, oder die Stühle, weil sie wackelten, oder der Wirt selber, weil er sich juckte. Der hörte ja gar nicht in seiner Träumerei mit geschlossenen Augen darauf, oder hörte er auf die heitere Unterhaltung, so verstand er doch keine Silbe davon. Einmal warnte die Spötter heimlich der Dolmetsch vor dem blauen Riesen mit den Pistolen, der vielleicht etwas italienisch verstehe, weil er aus Tunis war. Derselbe hielt aber nach wie vor steif von seinem Platze aus seine dunklen Glühaugen auf die Fremden gerichtet; da er ebenso keine Miene auch bei ihren lustigsten Auslassungen verzog, so gaben sie nichts weiter auf die Warnung und ließen sich in ihren respektwidrigen Witzen über die Ragouts, die Finger als Löffel und die schwarzen Füße als Zugabe, nicht stören.

Nach beendigtem Mahl ließ sich der freundlich lächelnde Minister noch die Namen seiner fremden Gäste in sein Taschenbuch schreiben und verabschiedete sich dann aufs höflichste von ihnen.

Der junge Riese gab ihnen das Geleit bis zum Hofthor. Ehe sie wieder in gebückter Haltung es durchschritten, sagte plötzlich der Diener, indem er ein boshaftes Lächeln in seinem braunen Gesicht spielen ließ, mit gedämpfter Stimme im schönsten Italienisch:

„Leben Sie wohl, meine Herren!"

Die noch immer sehr lustigen Italiener waren darob nicht wenig verblüfft. Der Riese hatte also alles verstanden, was sie in ihrem Uebermut gewitzelt. Die Scham zog ihnen die Gesichter lang und sie beugten tief ihr Haupt, um aus dem niederen Thor des Palastes von Sidi-Abdallah zu schreiten.

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von F. Meister.

(Fortsetzung.)

„Aber konnte er Ihnen denn nicht selber über seine Persönlichkeit Auskunft geben?“ fragte ich.

„Nein. Ich vergaß zu erwähnen, daß sein Verstand zerrüttet ist, hoffentlich nur vorübergehend. Er muß fürchterliche Dinge erlebt haben; in seiner Einbildung sieht er nichts als Mord und Blutvergießen um sich herum, und seine Reden lassen erkennen, daß sein Inneres voll von grausigen Schreckbildern ist. Unser Doktor aber meint, daß Ruhe, liebevolle Pflege und der Einfluß Ihrer ihm doch so lieben und bekannten Stimme und Gestalt ihn wohl geistig und vielleicht auch körperlich wieder gesunden lassen könne. Vorläufig aber, das darf ich Ihnen nicht verhehlen, ist er sehr, sehr krank und innerlich wie äußerlich vollständig gebrochen.“

— — — — — — — — —

Gebrochen! Und wie! Trotzdem erkannte er mich. Seine feuchtkalte Hand hielt die meine so krampfhaft fest, als klammere er sich an mich, um nicht wieder hinausgerissen zu werden in den Wirbel der Todesschrecken, denen er kaum erst entflohen, und den Blick seiner Augen, so angstvoll beschwörend, so hilfeflehend und doch so zärtlich und vertrauend, werde ich bis zu meiner letzten Stunde nicht vergessen. An eine Genesung war nicht mehr zu denken, seine Lebensuhr war nahezu abgelaufen und mußte bald stillstehen, vielleicht schon nach wenigen Stunden, vielleicht auch erst nach einigen Tagen. Alles, was ich von dem Lenker der so verworrenen Menschengeschicke noch erbat, war, daß er dem unglücklichen Manne noch die Kraft verleihen möge, mir mitzuteilen, durch wen und auf welche Weise er zu einem so jammervollen und unzeitigen Ende gebracht worden war. Und meine Bitte war nicht vergebens. Einige Stunden vor seiner Auflösung erlangte der Kranke wieder seine volle geistige Klarheit, und mit großer Entrüstung im Herzen lauschte ich der abgerissenen, bruchstückweisen Erzählung der schwachen, zitternden Stimme, deren letztes Wort ein Wort der Vergebung war für den Teufel in Menschengestalt, für den treulosen Mordgesellen, für Perkins, den Seeräuber. —

Die Pläne dieses Menschen waren umfassender gewesen, als ich angenommen hatte. Meinen armen Onkel gewann er durch die Vorspiegelung, daß die „Iphigenia“ direkt nach der afrikanischen Küste segeln solle; das Fahrzeug sei so klein, daß es keinerlei Verdacht erregen würde, und nichts wäre demnach leichter, als einen der zahlreichen Sklavenschmuggler unter irgend einem Vorwande zu überrumpeln, die Mannschaft desselben auf einer einsamen Küste auszusetzen, und dann die Prise in einen brasilianischen oder cubanischen Hafen zu schleppen. Der Erlös der Sklaven würde dann die Verluste des alten Mannes ohne Frage dreifach ersetzen.

Allein, kaum hatte man das Land aus Sicht verloren, als dem Betrogenen die Augen aufgingen, und mit Entsetzen gewahrte er, in welche desperate, blutgierige Gesellschaft er geraten war.

In der Nähe der Großen Bahamabank änderte sich das Wetter, und das seeuntüchtige Fahrzeug hatte einen mehrtägigen Sturm zu bestehen, aus welchem es als ein vollständiges Wrack hervorging, das sich selbst bei ruhigster See nur noch wenige Stunden über Wasser halten konnte. Das Gesindel, welches jetzt den sicheren Tod vor Augen sah, ließ die Pumpen im Stich und machte sich über die Branntweinfässer her, um wenigstens betrunken in den Abgrund zu fahren, und schon war das Deck ein Schauplatz der wüstesten, lästerlichsten Szenen geworden, als die Stentorstimme des Kapitäns ein Segel über dem Leebuge verkündete. Dieser Hoffnungsstrahl führte die Bande zum Gehorsam zurück; man stellte sich von neuem an die Pumpen, um den Schoner bis zur Ankunft der Retter flott zu halten. Der fremde Segler, eine schöne holländische Brigg, gewahrte die Notsignale und hielt ab, und als die Sonne unterging, drehte er, nur noch eine Kabellänge von dem Wrack entfernt, bei und brachte die Boote zu Wasser, um die Schiffbrüchigen zu sich an Bord zu holen.

Perkins hatte die tief geladene Brigg scharf beobachtet, und während die Boote derselben sich näherten, rief er seine Leute zusammen und gab denselben eilfertige Anweisungen, die mein Onkel nicht verstand, die aber von den Raubgesellen mit wilder Genugthuung aufgenommen wurden.

Die Boote kamen längsseit und die ganze Schar verließ den sinkenden Schoner. Der holländische Kapitän empfing die Geretteten mit treuherzigem Bedauern an Bord seiner Brigg und versicherte Perkins seiner bereitwilligsten Gastfreundschaft; ehe er aber noch auszureden vermochte, fiel er, ein Opfer des höllischen Verrates unter dem Messer des Piraten, und in demselben Augenblick stürzten sich die übrigen Verbrecher auf die wehrlose Mannschaft, die sie soeben erst dem Tode entrissen hatte. Die Feder sträubt sich das Gemetzel zu beschreiben, dem nicht einer der Unseligen entrann. Mein Onkel, halb von Sinnen beim Anblick dieser namenlosen Schandthat, warf sich zwischen die Mörder und ihre Opfer, rief in ohnmächtigem Zorn die Rache des Himmels auf sie herab und schwur, sie alle an den Galgen zu bringen. Da streckte ihn Perkins mit einem Schlage seines Pistolenkolbens zu Boden und von diesem Augenblick an schwand ihm die Erinnerung, auf wie lange aber, das wußte er nicht zu sagen.

Mehrere Tage, vielleicht auch Wochen, mochten vergangen sein, während welcher er, seiner Meinung nach, wie im Halbtraume herumgewankt war; da brachte ihn ein lautes Kampfgetöse wieder zu hellerem Bewußtsein. Schüsse knallten, Tritte stampften über das Deck, und hundertfältiges Stimmengewirr fluchte, heulte, schrie und stöhnte. Später, als alles wieder ruhig war, hörte er Perkins Stimme nach „dem Alten“ rufen. Die Furcht raubte ihm aufs neue die Besinnung; nach einer Weile aber sah er sich an Deck eines großen, dreimastigen Schiffes, welches jedoch wiederum von der alten Bande bemannt war. Das Schiff hatte eine Anzahl Neger an Bord und befand sich, wie er nach und nach merkte, an der Küste von Afrika. Von Zeit zu Zeit wurden neue Negerscharen vom Lande hergebracht und als der Raum mit den Schwarzen ganz angefüllt war, steuerte man seewärts und, wie er erlauschte, nach Bahia. Da kam eines Tages die Präventivkorvette „Essex“ in Sicht, und dieser tröstliche An-

blick war es, der den alten, an seiner Kopfwunde schwer leidenden Mann mit dem Mute der Verzweiflung erfüllte; er wußte, daß seine Stunden in der Genossenschaft jener Mörder gezählt waren, wenngleich man ihn bis dahin unbegreiflicherweise am Leben gelassen hatte; und als daher der Wind den Verbrechern zu Hilfe kam, sprang er angesichts der rettungsverheißenden Boote des Präventivkreuzers über Bord.

* * *

Unmittelbar nach dem Begräbnisse meines Onkels erstattete ich dem Admiral Bericht über das Treiben des Seeräubers und meldete mich gleichzeitig wieder als genesen zum Dienst. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß unverzüglich die Verfolgung der „Santa Trinidad" aufgenommen werden mußte, außerdem aber gab mir mein Eifer für die Sache das Recht, die Verfolgung persönlich zu leiten. Und so geschah es, daß ich bereits fünf Tage später zum dienstthuenden Kommandanten der Klipperkorvette „Triton" ernannt worden war, eines prächtigen, neuen Schiffes von vierzehn Kanonen und einer Besatzung von hundertundzwanzig auserwählten Leuten. Besser hätte ich es gar nicht treffen können.

Pfauentauben.

Trotzdem vergingen unter unaufhörlichem Kreuzen im Atlantischen Ozean, und besonders in und vor dem Golf von Guinea, fast drei Monate, ohne daß ich die leiseste Kunde von Perkins oder der „Santa Trinidad" hätte erlangen können. Dann aber bekamen wir eines Tages ein großes Schiff in Sicht, dessen Bau und Mastenstellung mich auf das lebhafteste an die Beschreibung erinnerte, die mir mein Onkel von dem Fahrzeuge des Seeräubers entworfen hatte. Das eigentümlich steil aufstrebende Bugspriet war gar nicht zu verkennen. Das war der Seeräuber und kein anderer. Ich ließ dem „Triton" alle Leinwand geben, die er schleppen konnte und hielt auf den Fremden ab, der sich auch sogleich zur Flucht anschickte. Obgleich wir immer mehr an Terrain gewannen, so konnten wir dennoch kaum hoffen, ihn noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, und schon machten wir uns darauf gefaßt, unsere Beute wieder aufgeben zu müssen, als uns der Zufall zu Hilfe kam.

Die Brise war eine so steife, daß die Korvette nur soeben noch die Bramsegel vertragen konnte; die Stängen des Fremden mochten von weniger dauerhaftem Holze gewesen sein, denn plötzlich bemerkten wir, wie ihm die Vorbramstänge dicht über dem Eselshaupt abbrach und mit allem Segel- und Takelwerk, Klüver und Außenklüver mit eingerechnet, nach vorn herunterstürzte. Dies geschah gegen sechs Uhr nachmittags, auf der Höhe von Kap Lopez; wir waren nur noch vier Seemeilen von dem Flüchtling entfernt, an dessen Heck wir inzwischen den Namen „Don Sebastian" gelesen hatten. Diese Maske täuschte mich nicht. Jetzt konnte der Seeräuber uns nicht mehr entgehen. Während der Jagd war uns ein kleiner Schoner entgegengekommen, der aber, sobald er unserer ansichtig wurde, über Stag ging und in der Nähe auf und niederkreuzte, nachdem er mit dem „Don Sebastian" einige Signale gewechselt hatte. Ich war überzeugt, daß ich es hier mit einem Gefährten des anderen zu thun habe; ich ließ die Barkasse aussetzen und sandte den jüngsten Leutnant an Bord des Schoners, um das „Wer" und „Woher" desselben zu erkunden.

Nur noch eine Meile trennte uns von dem „Don Sebastian", als derselbe plötzlich seinen Kurs änderte und direkt auf die nahe Küste abhielt, deren Strand deutlich zu sehen war. Jetzt setzte das verfolgte Fahrzeug seine Boote aus, die Mannschaft sprang hinein und ruderte aus Leibeskräften dem Lande zu, da sie mit Recht hoffen mochte, eher bei den Wilden, als bei uns Gnade zu finden. Das Schiff, sich selbst überlassen, lief in den Wind auf und die Segel schlugen back, und nun bemerkten wir, wie eine Schar von fünfzig oder sechzig Schwarzen aus den Luken an Deck stürzte und daselbst mit lautem Jammergeschrei hin und herrannte. Zugleich gewahrten wir aber auch, daß das Schiff in schnellem Sinken begriffen war. Die fliehenden Schurken hatten es leck gehauen, in der Voraussicht, daß die Boote des „Triton", anstatt die Verfolgung bis ans Land fortzusetzen, zunächst an die Rettung der unglücklichen Neger gehen würden.

Der Plan war eines Perkins würdig. Wir konnten selbstverständlich die armen Afrikaner nicht vor unseren Augen ertrinken lassen; das Rettungswerk aber nahm uns bis in die sinkende Nacht in Anspruch, und so erreichten die Schuken sicher und ungehindert das Land.

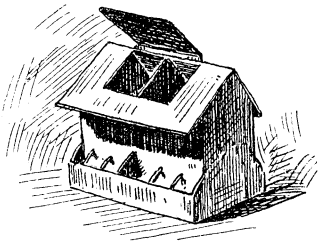
Ich ließ den „Triton“ an Ort und Stelle zu Anker gehen, fest entschlossen, die Jagd in der Frühe des nächsten Morgens am Lande fortzusetzen.

Die Barkasse hatte den Schoner geborden und gefunden, daß er 30 Schwarze mit sich führte; seine Papiere wiesen ihn jedoch als einen Amerikaner aus und da die englischen Kreuzer vertragsmäßig jeden Yankee unbehelligt lassen mußten, so konnten wir auch diesem Spitzbuben nicht an den Kragen.

Ich wußte mich vor Unmut über diesen Fehlschlag nicht zu fassen. Stundenlang lief ich an Deck auf und ab und grübelte und schmiedete Plan auf Plan. Da, unwillkürlich über die See hinausblickend, bemerkte ich in Kanonenschußweite die Segel des Schoners. Was hatte der sich hier noch herumzutreiben? Sofort fielen mir die zwischen ihm und dem gesunkenen „Don Sebastian“ gewechselten Signale wieder ein, und wie ein Blitz kam mir der Gedanke, daß er hier an der Küste lauere, um Perkins und dessen Mannschaft während der Nacht an Bord zu nehmen. Jetzt richtete ich mein Nachtteleskop auf die nahe Küste, und ich mußte mir gestehen, daß der Seeräuber den Ort für die Ausführung eines solchen Planes auf das geschickteste ausgewählt hatte. Zwei kleine Landzungen bildeten eine Bucht von der Breite einer halben Seemeile. Gerade vor dem Eingange, in der Mitte, lag der „Triton“ vor Anker. Trotz der zunehmenden Finsternis würde Perkins es nimmermehr wagen, aus dieser Bucht wieder auszulaufen; das scharfe Ohr meiner Wachtmannschaft hätte selbst das vorsichtigste Rudern erlauschen müssen. Es konnte daher nur seine Absicht sein, die Boote über eine der schmalen und flachen Landzungen zu schleppen, denn jenseits derselben war er ganz außer Gefahr, von der Korvette aus gesehen oder gehört zu werden. Wenn diese meine Voraussetzungen eintrafen, dann erhob sich aber noch die Frage, welche der beiden Landzungen er wählen würde. Ich rief den ersten Offizier an Deck, und eine Viertelstunde genügte, um unseren Aktionsplan festzustellen.

Die Mannschaft des „Triton“ bezifferte sich, wie bereits erwähnt, auf 120 Köpfe. Wenn wir 50 Mann zur Sicherheit an Bord ließen, so konnten noch immer vier Boote bemannt werden; zwei, unter dem Kommando des Leutnant Brett mußten sich an der einen Landspitze, die übrigen zwei, unter meinem Kommando, an der andern Landspitze auf die Lauer legen.

Wie gesagt, so gethan. Die Boote setzten geräuschlos von der Korvette ab, und ich steuerte mit den meinen der Richtung zu, in der ich zuletzt den Schoner



Futterkasten für Tauben.

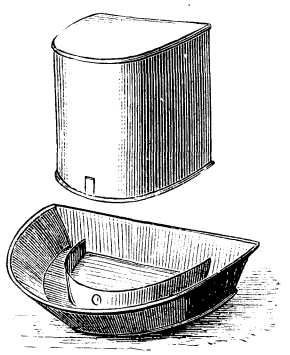
wahrgenommen hatte. Die Nacht war inzwischen so finster geworden, daß nichts außer den Laternen des „Triton“ zu sehen war. Die Brise war gänzlich abgeflaut, und so hörte man auch in der ganzen nächtlichen Weite kein Geräusch.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Tauben.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir unseren jungen Kameraden die Anleitung gegeben haben, wie sie für ihre Tauben eine Behausung schaffen können, wollen wir nun auf eine zweite Vorfrage ihrer Pflege übergehen, nämlich auf ihre Fütterung. Wir müssen hier ausdrücklich wiederholen: wer lebende Tiere halten wollte, ohne ihnen die nötige Unterkunft und Nahrung verschaffen zu können, der wäre ein Barbar, ein Tierquäler. Zuerst aber wollen wir unseren jungen Freunden noch einige allgemeine Winke an die Hand geben. Obwohl man Tauben auch in großen Flugkäfigen (Volieren) halten kann, ist dies nur ein Notbehelf und die Tauben gedeihen darin nicht gut, denn sie wollen ins Freie fliegen, sich Bewegung verschaffen und in ihren Bewegungen nicht gehindert sein,



Trinktrog für Tauben.

namentlich die hochfliegenden Arten und die sog. Feldtauben, auf welche wir noch zu sprechen kommen werden. Wenn daher unsere lieben Kameraden nicht wenigstens einen geräumigen Hof zur Verfügung haben, mit einem laufenden Brunnen oder einem Wasserbassin, worin die Tauben sich gelegentlich baden und dann wieder in der Sonne wärmen können, so mögen sie lieber auf das Taubenhalten verzichten. Die Nähe von Wasser und von sonnigen Stellen ist ein Haupterfordernis für das Gedeihen dieser Geschöpfe.

Ein anderes Erfordernis ist, wie schon gesagt, genügende Nahrung; die Tauben sind gefräßige Vögel und müssen wenigstens zeitweise gefüttert werden; die Hoftauben und die in Volièren sogar immer, weil namentlich letztere nicht im stande sind, ihr Futter auswärts zu suchen. Wo z. B. ein Hühnerhof vorhanden ist und man nur Feldtauben hält, welche sich ihr Futter selbst suchen, da kommen die Tauben nicht teuer zu stehen, da sie meist mit den Hühnern fressen; allein auch wer seine Tauben ganz füttern muß, der kann bei sorgfältiger und verständiger Auswahl des Futters ein Paar Tauben mit einem wöchentlichen Aufwand von 25 bis 30 Pfennigen ernähren.

Gewöhnliche Feldtauben, die ihren freien Flug haben, werden wohl im stande sein, ihre erforderliche Nahrung zum größten Teil selber zu suchen; allein gleichwohl muß man ihnen nachmittags oder gegen Abend etwas Futter streuen, schon um sie ans Haus zu gewöhnen, und damit sie regelmäßig heimkehren und sich nicht verfliegen. Auch ist es von Wichtigkeit, sie richtig zu füttern, da sie jedenfalls zur Winterszeit etwas mehr und etwas substanzielleres nahrhafteres Futter brauchen als im Sommer, da eine reichlichere Nahrung ihnen mehr Körperwärme gibt und daher auch mehr vor Erkältung schützt. Wenn die Tauben zuzeiten wegen Schnee und Kälte sich ihr Futter im Freien nicht suchen können, so müssen ihnen unsere Kameraden ebenfalls gutes Futter reichen, welches am besten aus einem Gemeng von Wicken, geschroteten Pferdebohnen und grauen Erbsen besteht, dem man gelegentlich etwas Weizen oder Gerste beifügt. Zur Brutzeit dagegen und im Sommer muß man den Tauben ein etwas weicheres Futter reichen, nämlich mehr graue Erbsen und sonstiges Körnerfutter mit einem guten Gemeng von Gerste, Weizen, Mais, Hirse und anderen Sämereien, indem man anstatt der

geschroteten Pferdebohnen dann etwas Bruchreis beifügt. Man darf aber nicht zu plötzlich vom Sommer- zum Winterfutter und umgekehrt übergehen, sondern durch gemischte Nahrung im Uebergang die Tauben allmählich an das betreffende Futter der Jahreszeit gewöhnen.

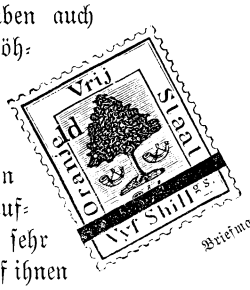
Die Tauben sind vorwiegend Körner- oder Samenfresser und ihre Hauptnahrung sollte daher auch nur aus Samen und Körnern bestehen, namentlich aus denen der Hülsenfrüchte. Gewöhnliche und Pferdebohnen sind ein sehr gesundes Futter, das man den großen Tauben ganz reichen kann, den kleinen aber nur in geschrotetem oder zerstoßenem Zustande. Wenn man den Tauben ganze Bohnen reicht, so sollte man dazu immer nur die kleinsten auslesen, die großen Bohnen aber nur in geschrotetem Zustande verfüttern. Kann man sich letztere nicht verschaffen, so gibt man den kleinen Tauben im Winter lieber Wicken und kleine Erbsen mit einem Zusatz von Hirse, im Sommer mit einem Zusatz von Dari (indische Hirse, Setaria italica) oder von Kanariensamen (Phalaris canariensis). Das angemessenste Futter für die Tauben sind Erbsen und Wicken, von denen man immer nur die besten Qualitäten wählen sollte; man reiche sie aber den Tauben weder zu frisch, weil diese sonst den Durchfall davon bekommen, noch zu alt und zu hart, weil sie dann in rohem Zustande zu unverdaulich sind, weshalb man eingeschrumpfte und zu trockene Samen lieber zuvor in warmem Wasser etwas quellen läßt. Man kann die Tauben auch leicht an Brotkrumen gewöhnen, welche sie dann gern fressen und außerdem geben noch Hafer, Mohn, Lein-, Rüb- und Hanfsamen (der letztere ist ein sehr aufregendes, erhitzendes und sehr nahrhaftes Futter, man darf ihnen nicht zu oft und zu reichlich davon geben) ein treffliches Taubenfutter ab. Hanfsamen hier und da, namentlich mit Hirse und Kanariensamen gemischt und gereicht, ist ein vorzügliches Mittel um verwahrloste und alte Tauben rasch wieder herzustellen, was manchmal nach der Brutzeit notwendig wird.

Alles Futter, welches man den Tauben reicht, soll von der besten Qualität, reinlich aufbewahrt sein und in sauberen Gefässen gereicht werden. Da erfahrungsmäßig viel Futter verloren geht, wenn man es den Tauben auf den Boden streut, so möchten wir den geschickteren unter unseren Kameraden den Rat geben, sich nach nebenstehender Abbildung einen Futterkasten zu zimmern, welcher etwa 40 cm lang, 30 cm hoch und 28 cm breit ist und zwei geräumige Futterbehälter im Innern enthält, an den beiden Langseiten aber mit Futtertrögchen und Sitzstangen

Briefmarkengalerie aus dem Tier- und Pflanzenreich

versehen ist, aus denen die Tauben ihr Futter picken, ohne viel zu zerstreuen. In diesen Freßtrögchen kann man den Tauben gleich das für sie zurecht gemachte Futtergemeng reichen. Die Mühe und Kosten der Verfertigung eines solchen Futterkastens machen sich bald durch Futtererspamis bezahlt.

Außer dem gewöhnlichen oder Nährfutter verlangen die Schlagtauben aber auch noch eine Art Würzfutter oder Beikost, wovon sie picken sollen, und sie werden dann mit Appetit fressen. Dieses Würzfutter muß ihnen die mineralische Nahrung ersetzen, welche die Tauben sich im Freien aneignen und die ihnen zu ihrem Wohlbefinden unentbehrlich zu sein scheint und die man ihnen daher künstlich darreichen muß.



Briefmarkengalerie aus dem Tier- und Pflanzenreich

Man reicht den Tauben diese Beikost, welche aus einem Gemeng von Flußsand, Lehm, altem Mörtel, abgelöschtem Kalk, Viehsalz und etwas Kümmelsamen besteht, entweder trocken oder in feuchter Mischung in einem gut glasierten niedrigen irdenen Napf, den man in die Nähe ihres Futterkastens stellt.

Den Hof- und Schlagtauben, welche nicht ins Freie fliegen können, hängt man im Sommer hier und da etwas frischen Klee oder sonstiges Grünfutter im Schlag oder der Volière auf, da sie dies zu ihrem Wohlbefinden ebenso bedürfen, wie das Würzfutter. Außerdem muß man den Hof- und Schlagtauben von Zeit zu Zeit etwas weiches Futter in Gestalt von gekochten Kartoffeln, gesottenen Maiskörnern, mit Milch oder Wasser gequelltes Schwarzbrot 2c. als heilsame Abwechslung in der Diät reichen, wenn sie gesund bleiben sollen. Bei Feldtauben ist dies jedoch unnötig.

Eine genügende Menge von reinem Trinkwasser ist zur Gesundheit der Tauben unerläßlich. Man sorgt hierfür am besten durch einen blechernen Trinktrog von der Form der nebenstehenden Abbildung, welcher leicht gereinigt werden kann und verhindert, daß die Tauben ihn zum Baden benutzen. Das Wasser zum Baden darf nämlich in keinem Taubenhause oder dessen nächster Umgebung fehlen, und wenn man daher keinen Brunnen oder Wasserbassin im Hof oder Garten hat (was immer das ratsamste ist, weil dann der Fußboden im Schlage nicht immer naß gemacht wird), so setzt man in den Taubenschlag entweder einen großen runden irdenen Napf mit starkem Rande und 10 cm Tiefe, den man bis zu 7 cm mit Wasser füllt, oder einen Blechkasten von 60 bis 80 cm ins Gevierte, in dessen Mitte man einen Backstein legt, damit die jungen Tauben sich darauf setzen können, wenn sie sich puddeln wollen; der Rand muß ebenfalls 10 bis 11 cm hoch und das Gefäß auf 7 cm Tiefe mit Wasser gefüllt sein. Selbstverständlich muß das Wasser im Trink- wie im Badetrog jeden Tag sorgfältig erneuert werden.

Da für die Gesundheit und das Gedeihen der Tauben die größte Reinlichkeit unerläßlich ist, so belege man den Fußboden des Taubenhauses oder Schlags etwa 3 cm hoch mit reinem Flußsand oder mit frischen Sägespänen, die man mit etwas Terpentinöl oder Karbollösung oder mit einem Gemeng von beiden leicht besprengt hat, um das Ungeziefer, und besonders Hauswanzen, abzuhalten, welche sich gern in Taubenschlägen einnisten. Den Taubenmist kann man leicht von den Sägespänen entfernen und so diese rein halten. Niemals lasse man im Taubenschlage Unrat umherliegen und scheuere namentlich jedes Brett in demselben wöchentlich zweimal. Auf den Boden des Tauben-

schlages stellt man zunächst die schon früher erwähnten rechtwinkeligen Holzschirme und hinter diesen die irdenen Nistnäpfe oder die aus Weiden geflochtenen Nistkörbe auf, deren man sich in Süddeutschland vorwiegend bedient und die immer recht rein gehalten werden müssen.

Sobald man bemerkt, daß Tauben nisten und Eier legen wollen, was dadurch angezeigt wird, daß sie Stroh und Grashalme, Federn 2c. in den Schlag tragen, so streut man ihnen kurze Halme von Stroh oder Heu, Birkenreiser oder Heidekraut, damit sie sich ihr Nest bauen können, und reicht ihnen abends etwas mehr Futter als bisher. Bald darauf legt die Täubin ihr erstes schönes schneeweißes Ei in das Nest und am folgenden Tage das zweite. Denn nur äußerst selten legt die Täubin mehr als zwei Eier, und alsbald beginnt die Arbeit des Brütens, bei welcher der Täuber pflichtlich mithilft.

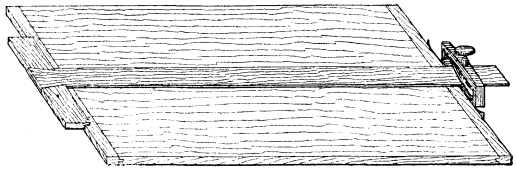
(Fortsetzung folgt.)

Der Briefmarkensammler.

II.

Sehr niedlich präsentieren sich andere Marken, welche durch Bilder aus dem Tier- und Pflanzenreich die Galerie schmücken: auf einigen Kanadamarken sehen wir den Biber, auf solchen von Tasmania das dort vorkommende Schnabeltier, der Schwan ist auf allen Werten von Westaustralien, ein Lama auf manchen von Peru, der prachtvolle Kopf eines Hundes auf der ½ Cent von Neufundland, auf der 2 Centmarke ist ein Kabeljau, auf einem anderen Stück ein Seehund. Die sehr hübschen Marken von Samoa zeigen in neuerer Zeit einen Palmenbaum, ebenso die Postkarten vom Congostaat; die Jamaika-Briefmarken der ersten Ausgabe haben als Wasserzeichen eine Ananasfrucht, die von Ostindien einen Elefantenkopf, während ein Streifband von Neusüdwales als solches ein Emu und ein Känguruh aufweist. Kleine Berglandschaften befinden sich auf den Marken von Bolivia, San Salvador und der schwarzen 3 Cent von Liberia, eine Seeküste auf solchen von Costarica und einem andern Werte von Liberia u. s. w. Am kompliziertesten in dieser Beziehung sind die ältesten Neusüdwales mit Ansicht von Sidney, eine Marke der Vereinigten Staaten mit der Landung des Kolumbus, eine andere mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten im Jahre 1776 u. s. w.

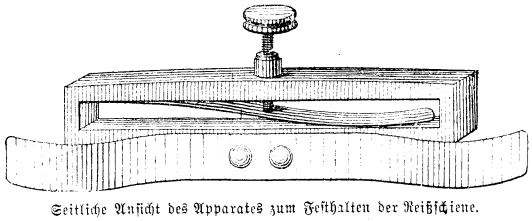
Unbestritten und selbst von den Gegnern der Postwertzeichenkunde anerkannt ist der Einfluß, welchen das Briefmarkensammeln auf die Erweiterung der geographischen Kenntnisse der Jugend ausübt; gibt es doch eine erkleckliche Anzahl von kleineren Staaten, oder gar von einzelnen Provinzen, die in den Sammelbüchern sich vertreten finden, über deren Vorhandensein aber der Schulunterricht keine Belehrung gibt, da sie eben für denselben von geringerem Belang sind. So lernt der jugendliche Anhänger der Briefmarkenkunde leicht aus seinem Album, daß z. B. Sirmoor ein britischer Vasallenstaat am Fuße des Himalaya ist, ebenso Rajpeepla, zwischen den beiden Flüssen Nerbudda und Tapty gelegen, oder Bhopal, Alwar, Bhore, Pounch, Holkar und andere zum indobritischen Kaiserreich gehörigen Landesteile, die früher unabhängig waren. Daß die Republik Kolumbia in Südamerika eigentlich mehr ein republikanischer Staatenbund ist, als ein Einheitsstaat, weiß der Sammler recht gut, da einzelne Staaten dieses Bundes für den Inlandverkehr ihre eigenen Marken haben, nämlich Antioquia, Bolivar, Cundinamarca, Panama und Santander. Von der kleinen Insel Labuan, welche nördlich von Borneo gelegen und eine englische Besitzung ist, dürfte nur der Philatelist (Anhänger der Postwertzeichenkunde) wissen, ebenso wird es anderen Knaben unbekannt sein, daß in Afrika außer der Transvaal- und Orange-Republik noch ein dritter Freistaat von Boeren existiert, nämlich die sogenannte Neue Republik, welche bald nach der Besitzergreifung der Republik Stellaland (durch England) von den dort auswandernden Boeren gegründet ward. Um die für den Kabeljaufang so wichtigen zwei französischen Inseln St. Pierre und Miquelon in der Nähe von Neufundland, um das Fürstentum Sarawak auf der Insel Borneo, um Britisch Bechuanaland in Afrika und so manche andere Kolonien oder kleinere Staaten weiß derjenige sehr wohl, der einiges Interesse für Briefmarken hegt, andere Kameraden von ihm aber schwerlich.



Apparat zum Festhalten der Reißschiene auf dem Reißbrette.

Apparat zur Befestigung der Reißschienen auf den Reißbrettern.

Wer viel mit großen Reißbrettern und langen Schienen zu thun hat, der weiß recht gut, mit welcher Beharrlichkeit die letzteren gerade jene Lage nicht einnehmen oder beibehalten wollen, welche der Zeichner von ihnen wünscht. Die nebenstehende Klemme ist eine sinnreiche Vorrichtung zur Fixierung derselben. Der Rahmen der Klemme nimmt das Ende der Schiene in sich auf und preßt sich zu gleicher Zeit in senkrechter Richtung durch die S-förmige Feder im Rahmen und die Schraube und in wagrechter Richtung durch die zweite Feder an den Rand des Brettes an; die Einrichtung der Klemme wird aus der einen nebenstehenden Figur deutlich ersichtlich, während die andere, die auf dem Brett festgestellte Schiene zeigt.



Seitliche Ansicht des Apparates zum Festhalten der Reißschiene.

Versuch über die Lage des Schwerpunkts.

Unsere guten Kameraden sehen in der umstehenden Figur ein ebenso einfaches als lehrreiches Experiment. Wer es nachmachen will, der stelle sich, etwa ½ m von der Wand entfernt, auf und stütze dann den Körper durch den an die Wand gelehnten Kopf unter Zuhilfenahme eines Stuhles (mit oder ohne Lehne). Dann hebe er den Stuhl so, daß er nicht mehr den Boden berührt, und versuche nun sich selber in die Höhe zu richten, ohne daß der Stuhl wieder den Boden berührt. Das geht mit dem besten Willen nicht; denn der Schwerpunkt des ganzen Körpers ist bei der gezeichneten Stellung, wenn der Stuhl den Boden nicht berührt, bis in die Gegend zwischen dem Kreuz und den Schulterblättern vorgerückt, und der größte Teil des Körpergewichtes ruht auf dem Kopfe, wie unsere guten

Kameraden bei der Anstellung des Versuches recht bald spüren werden.

Wer vielleicht meint, er könne sich durch eine kräftige, stoßartige Bewegung aufrichten, ohne den Stuhl aufzustellen, dem wird das zwar nicht gelingen — aber Beulen kann er sich holen und davor habt acht.

Aufgabe.

Ein Herr beteiligte sich an einer Korsofahrt. In den ersten der ihm begegnenden Wagen warf er den vierten Teil der Blumen, welche er mitgebracht hatte. Die Insassen des Wagens warfen ihm so viel Blumen zu, daß seine Zahl um die Hälfte stieg. In den nächsten Wagen warf er ein Drittel seines ganzen Vorrates, und ihm wurde so viel zugeworfen, daß der Rest um ein Fünftel wuchs. Nachdem er in den dritten Wagen die Hälfte geworfen, behielt er noch 18 Blumen. Wie viel hatte er zu Anfang?

Rätsel.

Bei jeder feierlichen Handlung hörst Du mein ernstes Wort,
Bekräftigend der eindrucksvollen Rede edle Mahnung;
Setzest ein **n** du vor, wie ganz anders wird es dann sofort,
Alltägliches Leben tritt ein, von Hohem keine Ahnung.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 3.

Der Vater bekommt	1000	Mk.
Die Mutter „	2000	„
Der 1. Sohn „	4000	„
Der 2. Sohn „	4000	„
Die 1. Tochter „	8000	„
Die 2. Tochter „	8000	„
Die 3. Tochter „	8000	„
	35000	Mk.

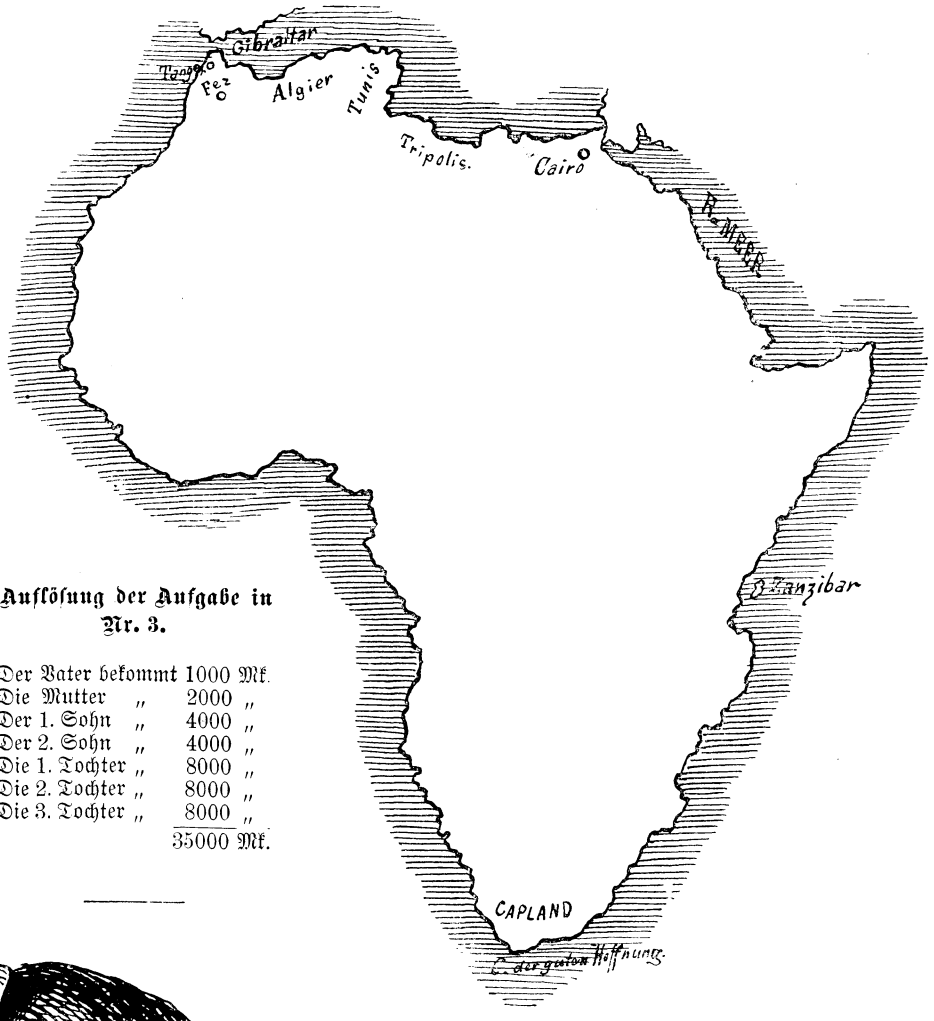
Homonym.

Wir tragen Verderben in feindliche Reih'n
Und helfen zu Boden sie schlagen.
Gar lieblich wir glänzen in rötlichem Schein
Und werden als Zierde getragen.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 3.

Θάλαττα, Θάλαττα.

Ein weiteres Blatt aus Karlchens kartographischer Mappe: „Afrika."



Karlchens geographische Randglosse zur Karte von Afrika.

Fragen und Antworten.

P. D. Z . . . . n. Natürlich ist das erste Quartal nachzubeziehen, entweder durch Deine Buchhandlung oder direkt von uns. Preis 2 M.

P. Wunschmann. Den Titel dieses Buches wird Ihnen jede Ladenbuchhandlung nennen oder ein ähnliches vorschlagen können. Fragen Sie mal nach.

Max Körner in G. Marineingenieur zu werden erfordert, wie wir schon öfter bemerkten, vierjähriges Fachstudium, am besten an der Hochschule zu Berlin, da diese für die Diplomprüfung vorgeschrieben ist. Man wird dann Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbauingenieuraspirant, praktiziert zwei Jahre auf einer kaiserlichen Werft, erhält während dieser Zeit einen kleinen Gehalt und macht sodann die zweite Staatsprüfung; je nach Vakanz kann man nun als Ingenieur angestellt werden. — Was man in diesem Berufe alles werden kann? Ingenieur II. Klasse, Gehalt durchschnittlich 2400 M., Ingenieur I. Klasse, durchschnittlich 3750 M., Oberingenieur 4500 bis 5400 M., Direktor 6000 bis 7200 M., Admiralitätsrat 7500 bis 10000 M., außerdem Wohnungsgeld, Servis, Zulagen. — Ueber diese Verhältnisse im speziell sächsischen Eisenbahndienst erkundigen Sie sich am besten bei einem in diesem Berufe stehenden Beamten. Als Techniker haben Sie jedenfalls die Hochschule zu besuchen und beide Staatsprüfungen abzulegen. Gruß freundlich erwidert.

Otto B. in Wien. Rezepte zur Bereitung von schwarzer und blauer Tinte haben wir doch schon so oft angegeben. Wollen Sie sich nicht davon überzeugen?

W. Aßen in H. Wir gratulieren! Eine prächtige photographische Leistung! Wahrscheinlich Ihre Klasse? Stramme Jungens, potztausend! — Und nun zu Ihren Schmerzen. Nehmen Sie Pfeifenerde und kaltes Wasser und machen Sie daraus einen Brei. Diesen tragen Sie nun, ohne zu reiben, auf den fettigen Teil der Tapete und lassen ihn etwa 24 Stunden darauf liegen. Ist der Fleck dann (Sorgfalt beim Abwischen!) noch nicht ganz verschwunden, wiederholen Sie das Verfahre — Die Fettflecken im Fußboden (wovon?) überstreichen Si mit Kalkbrei, lassen ihn entsprechende Zeit, aber ja nicht

zu lang, darauf liegen und waschen dann mit Lauge und Wasser nach.

Auch ein Rätseliger. Wer Dammarlack war? Ja wenn wir das wüßten — dann sagten wir Dir's vor dem 31. Oktober erst recht nicht.

Kletterfritz. Ei, das Wetter! wer wird aber so ungeschickt sein! Das ist noch gut abgegangen. Wünschen baldige und völlige Genesung. Wunsch notiert.

R. Rommel. Du wünschest einige Bücher zum Bestimmen von Insekten und Mineralien. Lasse Dir von der Lehrmittelanstalt Dr. Oskar Schneider in Leipzig den Katalog: „Januar 1883, Inhalt: Zoologie, Botanik und Mineralogie" kommen. Darin findest Du eine große Anzahl dieser Bücher zu allen Preisen.

B. R. Verbringe die Tierchen an einen mäßig erwärmten Ort und gib ihnen von Zeit zu Zeit reichliche Strohunterlagen; sieh dabei aber ja auf Sauberkeit. Gruß.

A. Kniest und **Ostcn** in **Bremen.** Für den sinnreichen Apparat schönen Dank. Werden zu der Beschreibung hübsche Zeichnungen machen lassen und dann bei Gelegenheit veröffentlichen. Wird den Kameraden viel Freude machen. Seid Tausendkünstler! Gruß!

Ludwig H. in **Rostock.** Gewiß, Toussaint-Langenscheidt ist sehr zu empfehlen.

L. von W. in **Gießen.** Das Rätsel ist fein erdacht. Freund. Gruß.

W. H. in **Hamburg.** Daß jener Kamerad nicht antwortet, ist sehr bedauerlich.

A. G. und **P. E.** in **Hamburg.** Für die Beschreibung Eures selbsterfundenen Dampfspringbrunnens besten Dank. Werden hübsche Zeichnungen dazu machen und diese grandiöse Erfindung dann den Kameraden gelegentlich mitteilen.

Ludwig Zw. in **Breslau.** Du teilst uns das Menu eines Abendbrotes im Hotel Brittania zu Drontheim in Norwegen mit. Wozu? Willst Du uns den Mund wässerig machen?

Alois Zimmermann. Jetzt, da ab und zu schon Schneeluft zu verspüren ist, wollen wir das für heuer doch lassen; aber im nächsten Frühjahr soll es daran kommen. Gruß freundl. erwidert.

Alfred L . . . . . in **Triest.** Tabakwasser, mit einem Zerstäubungsapparat aufgetragen, soll diesen Zwecken sehr dienlich sein. Du freust Dich auf die Lösung des Hobble-Frank-Rätsels? Wir auch; eine böse Nuß das!

G. Gr. in **Düsseldorf.** Sobald die Nummer des „Guten Kameraden" jeweils kommt, verschlingst Du sie. Wohl bekomm's! — Du hast auch einen schneidigen Jubiläumsmarsch komponiert? ei potz tausend! Den mußt Du uns einsenden, den müssen wir kennen lernen! Gottfried von Bouillon soll ihn uns auf seiner Oboe vorblasen.

Ernst Breslau. Dank für den neuen Abonnenten. Du hast vergessen, in der Adresse den Wohnort zu nennen. Bitten um Angabe.

Waldemar G. in **Hamburg.** Wünschest Du, daß diese Amphibien ihren Winterschlaf halten oder nicht? Wir haben übrigens in letzter Zeit wiederholt angegeben, was in diesem und jenem Fall zu beobachten ist.

Gr. K. v. H. in **Kiel.** Ja, solche Kristallisationsprozesse zu beobachten ist lehrreich und interessant.

A. M. S. in **Hamburg.** Hübsche Erfindung; soll den Kameraden gelegentlich mitgeteilt werden. Danken und grüßen.

Wilh. H. in **Kassel, Gustav R.** in **Hamburg.** Wie man Frösche überwintert, das haben wir doch wiederholt und ausführlich beschrieben?!

M. F. in **Rostock.** Stolze.

F. M. S. in **Harburg.** Freund, verlier den Mut nicht! Die besten Auskünfte wird Dir „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates" geben können in dem Artikel: „Der Beruf". Das Buch ist weit verbreitet, sicherlich kann es Dir einer Deiner Bekannten zur Verfügung stellen.

Ludwig Curtius per Adr. Gebrüder Curtius in **Augsburg, Ludwigsstraße D 171,** frägt: „Möchte nicht einer meiner lieben Kameraden mit mir in Korrespondenz treten? Er sollte ungefähr 14 Jahre alt, nicht zu prosaisch und am liebsten recht weit entfernt sein, etwa in Rom oder Konstantinopel." — Ob wir uns gefreut haben, endlich einen Brief von Dir zu bekommen? Ei freilich; wären wir noch etwas jünger und mehr elastisch, wir hätten vor Vergnügen sicherlich einen Purzelbaum geschlagen.

Walter H. in **Hamburg.** Das Hamburger Wappen führt ein offenes Thor, doch nur in seinem unteren Teile; nach oben zu, in der Bogenführung, zeigt sich ein Gitter.

Richard Küßner in **Altona** fragt: Kann und will mir ein Kamerad in Köln a. Rh. die vollständige Inschrift auf dem dortigen Stadttheater mitteilen? Wäre ihm sehr dankbar.

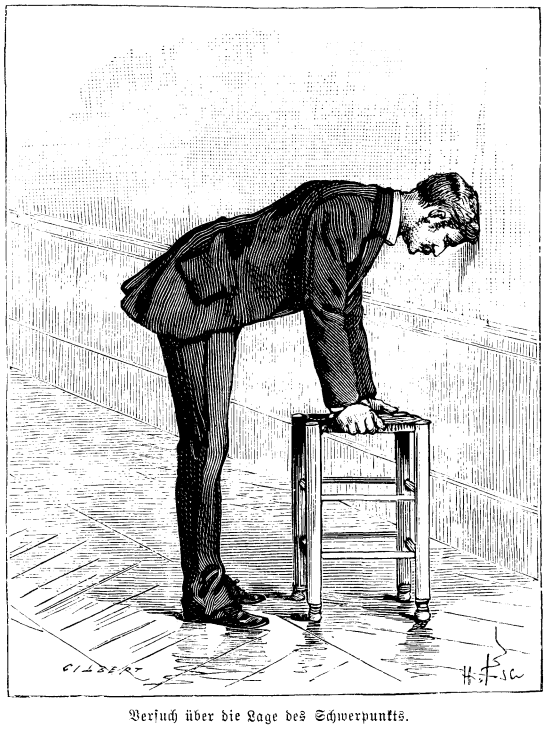
Heinrich Lachenmeyer. Du willst Schneeschuhe? Frage 'mal bei der oftgenannten Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig an. Wenn Dir diese Handlung das Gewünschte auch nicht liefern kann, so wird sie Dir jedenfalls eine Bezugsquelle angeben. Viel Vergnügen, das ist eine gesunde Uebung; nur im Anfang acht geben, daß es keinen Leibschaden setzt!

E. Krßmnn. Nein; es werden diejenigen Weihnachtsarbeiten preisgekrönt, die eben am hübschesten erfunden und ausgeführt sind, gleichviel aus welchen der bezeichneten Materialien sie gefertigt sind.

Tierfreund und Waldläufer. Um Deine ausgestopften Vögel vor Motten u. s. w. zu schützen, mußt Du diese unter Glas stellen, möglichst so, daß sie stets in kühler Temperatur, staubfrei, luftig, sogar dem öfteren Luftdurchzug ausgesetzt sind. Im Frühjahr sollst Du dieselben mittels Insektenpulver tüchtig einpudern, was Du mittels eines weichen Haarbesens leicht bewerkstelligen kannst. Täglich frische Luftzufuhr ist unter allen Umständen wesentlich.

K. M. in **Gr.** Du willst also ein schneidiger Offizier werden und hast Deinem Berufe nach jedenfalls die Karriere des Avantageurs im Auge. Die Ausbildung bis zur Offiziersbeförderung dauert etwa 18 Monate, die Kosten betragen etwa 1600 Mark. — Die erste Ausrüstung des Offiziers verursacht für Infanterie und Artillerie einen Aufwand von 600 Mark, bei berittenen Truppen weit mehr.

Alfred Reichelt in **Berlin.** Wenn Du nur wüßtest, wie Du es anzufangen hättest, eine Camera obscura fertig zu stellen. Freund, darüber haben wir unsere Kameraden schon öfter beraten und werden es auch heute zuwege bringen. Also ein Vergrößerungsglas von größerem Umfange hast Du gewiß, aus einem „Guckkasten", einer „Laterna magica" oder selbst aus einem „Theaterperspektiv". Mache aus Pappe einen viereckigen Kasten, der Größe der Linse (Vergrößerungsglas, Lupe) entsprechend, in dessen Vorderwand eine Linse so eingepaßt werden muß, daß das durch dieselbe nach der Rückwand des Kastens geworfene Bild scharf erscheint, wie in einem Photographenapparat, dem der Pappkasten entsprechen soll. Damit nicht einzelne Lichtstrahlen das Bild undeutlich machen, schließe alle seine Fugen dicht und streiche ihn von innen mit Kienruß oder Lampenschwarz an. In der Rückwand lasse eine genügend große Oeffnung, über welche ein Blatt Seidenpapier faltenlos gespannt wird, auf welchem, natürlich verkehrt, das aufgefangene Bild deutlich sichtbar erscheint. Es kann auch statt des Seidenpapieres eine mattgeschliffene Glasplatte verwendet werden, deren glänzende Seite nach innen, die rauhe nach außen gerichtet sein muß. Soll nun die Aufnahme irgend eines Gegenstandes stattfinden, fange das Bild mit Deiner „Camera obscura" — denn eine solche einfachster Konstruktion ist Dein Pappkasten — auf und zeichne dasselbe mit einem feinen Pinsel auf dem Seidenpapier oder mit Bleistift auf der Glasplatte nach. Vom Seidenpapier oder der Glasplatte nehme Dir dann eine Pause ab, und das Bild ist fertig. Zu empfehlen ist, daß Du während des Zeichnens im Apparat diesen und Dich selbst, wie es der Photograph macht, mit einem schwarzen Tuch bedeckst, um nicht geblendet zu werden; Du hast dann auch das Bild schärfer vor Augen. — Dank für die Liste. — Wenn Du Briefmarken tauschen willst, mußt Du Deine ganze Briefadresse angeben.



Versuch über die Lage des Schwerpunkts.

W. B. in **Z.** Die Frage, wie die Zahl der Kugeln in einem Kruge zu ermitteln sei, läßt sich, zumal wenn die letzteren ungleich groß sind, nur durch Zählen derselben beantworten. Was die Berechnung des Inhalts eines Kruges, d. h. des von dem Kruge umschlossenen Raumes anbetrifft, so erfordert sie, wenn die Form des Kruges sich nicht auf die Form des Cylinders, des Kegels oder eines Teils der Kugeloberfläche zurückführen läßt, die Kenntnisse eines studierten Mathematikers. Du wirst also, lieber Freund, noch ein paar Jährchen warten, und während derselben fleißig Mathematik studieren müssen.

L. G. in **O.** Rotkehlchen lieben sehr kriechende und sitzende Insekten, Schnecken, Heuschrecken, Heidel- und Preißelbeeren, Traubenkirschen, den schwarzen Holunder. — Gib nur acht, daß Dir das Tierchen im Winter aus Nahrungsmangel nicht zu Grunde geht!

Tauschmarkt.

Karl Preitner in **München, VIII., Kirchenstraße 3 II,** tauscht Briefmarken gegen Münzen.

O. Steffens, Sekundaner in **Bergedorf, Töpferwiete 2,** gibt 40 chemische Sachen, darunter: 3^{0} Platinchlorat, 10^{0} Jodkalium, 10^{0} Natriumphosphat, Natrium u. Kalium m. viele Quecksilbersalze und Retorten mit eingeschliffener Vorlage, Kochflaschen, Becherglläser, Mörser gegen physikalische Apparate oder Freimarken.

Alfred Eisenlohr in **Karlsruhe, Friedrichsplatz 13,** besitzt ein Herbarium von ca. 500 gepreßten Pflanzen der deutschen und Schweizer Flora, welches er gern gegen Mineralien oder ausgestopfte Tiere umtauschen möchte

Karl Kolesa jun., Postrestante VIII., Mariatreugasse in **Wien,** hat gewettet, bis zum 24. Dezember d. J. 2500 Postkarten oder deren Ausschnitte gesammelt zu haben, und bittet um kameradschaftliche Hilfe.

H. Lander in **Bonn, Wenzelgasse 23,** gibt für blaues Ordensband, Oleanderschwärmer, Totenkopf, Abendpfauenauge, Schillerfalter, eine entsprechende Anzahl seltene Briefmarken.

W. Kästner, Burg a. Fehmarn, tauscht sehr langes Drachenband am liebsten gegen sächsische oder türkische Briefmarken.

W. Heims in **Kiel Dammstraße 56 I,** gibt eine seltene silberne Münze (Kaiserin Faustina) gegen eine Bayern 1 Kreuzer schwarz und 18 Kreuzer gelb.

Siegmund Michelsen in **Hamburg, Marktstraße 15 II,** gibt gegen einen Photographieapparat Erze und Muscheln, und gegen ein Bunsensches Element eine Leydener Flasche.

Sekundaner H. W. G. S., postlagernd Duderstadt a. H., möchte eine fast neue Dampfmaschine (ca. 25 M. Neuwert) gegen seltene Versteinerungen oder einen photographischen Apparat vertauschen.

Erich Dammann, per Adresse: Herrn Schulinspektor Dammann in **Halle a. S., Frankeplatz 1,** hat eine Presse zum Drucken, 60 verschiedene Münzen und ein lebendes Eichhörnchen gegen seltene ausl. Marken zu tauschen.

A. Thannenberger in **Salzburg, Kaigasse 1, IV.** hat Stempel zu vertauschen. Für einen Stempel von St. Petersburg, Wien oder München gibt er zehn andere.

S. Radcjewski in **Berlin, Luisenstraße 19 II,** bittet um ausländische oder alte deutsche Ganzsachen.

Karl Fenzel in **München, Damenstiftsstraße 8 II. r.,** wünscht für seinen fast neuen Nebelbilderapparat (Neuwert 25 M.) eine Dampfmaschine einzutauschen. Etwaiger Mehrwert der letzteren würde durch eine Pflanzenpresse und ein Gesellschaftsspiel ausgeglichen.

Arthur Werner in **Danzig, Lostodin 23 I,** tauscht viele seltene Briefmarkendubletten.

Friedrich Lunge in **Zürich** erbittet Briefmarken von Südamerika (besonders von Chile, Bolivia, Paraguay 2c.) und will dafür hübsche Bilder geben.

Otto Waldschütz in **Wien, VII., Hermannsgasse 17,** sammelt Briefmarken; bittet seine lieben Kameraden, ihn durch Zusendungen von ihrem Ueberfluß zu unterstützen.

Johannes Dietrichs, Sekundaner, per Adresse: W. Dietrichs Glasfabrik in **Bergedorf,** tauscht Briefmarken.

Robert Haller in **Burgdorf, Kanton Bern, Kirchbergstraße,** möchte für seine Briefmarkensammlung von 520 Stück entweder einen einfachen Gasometer oder zwei Kugelröhren und ein Kochfläschchen, oder ein Lötrohr von Metall und einige Stücke Flußspat eintauschen.

Ludwig Curtius in **Augsburg, Ludwigsstraße D 171,** gibt einem Anfänger im Briefmarkensammeln 100 meist gewöhnliche Marken gegen größere Lettern zu einer Druckerpresse.

Konrad Adenauer in **Köln, Schafenstraße 3,** tauscht gegen einen jungen Kanarienvogel (Männchen) ein Edelweiß, zwei Alpenrosen, eine alte römische Münze von Kaiser Vespasian, $\frac{1}{2}$ Stüber (Bergisch-Jülichland), eine seltene alte holländische, eine alte friesische Münze und eine One Cent United States of Amerique. Briefe mit Altersangabe des Vogels erbeten.

Walter Osborne in **Dresden, Eliasstraße 8,** möchte 25 Stempel gegen gut aufgespannte Schmetterlinge oder gegen Briefmarken vertauschen.

Das umfangreiche Terrarium

oder „Vivarium“ des Humboldthaines bei Berlin, das größte der Welt, ist in der für Lehrzwecke besonders eingerichteten Abteilung des Haines im September 1888 eröffnet worden. Die Einrichtung besteht aus einem runden, etwa 12—15 m im Durchmesser haltenden, 2 m in den Erdboden hineinreichenden und mit einer 80 cm hohen Mauer umgebenen Becken und einem darin enthaltenen Aufbau von porösen Steinen, auf denen sowohl alle möglichen Alpenpflanzen als auch nach Möglichkeit alle heimischen Arten unschädlicher Amphibien und Reptilien gehegt werden. Der felsige Hügel, der die Mitte und fast den ganzen Raum des Beckens einnimmt, ist von Wasser umflossen. Dieses Freilandgehege fehlte bis vor kurzem in allen zoologischen und botanischen Gärten. Es wurde von dem Leipziger Buchdrucker Frank zuerst versucht, und der Versuch wurde mit Hilfe Franks von der Leipziger Universität mit Erfolg fortgesetzt. Auch das vorliegende Berliner Terrarium ist von Frank eingerichtet. Die hier angesiedelten Alpenpflanzen sind sonnenliebende Pflanzen, weshalb man die Einrichtung nicht an das stark beschattete Humboldtdenkmal bringen konnte, zu welchem es eigentlich gehört. Die eingehegten Tiere, unter denen sich zwei prächtige meterlange Aeskulapschlangen (die größte in Deutschland lebende Art) befinden, bleiben Winter und Sommer in ihrem Asyl. Behufs Ueberwinterung ist der Steinhügel mit unterirdischen, aus Holz gezimmerten, gegen das Eindringen von Feuchtigkeit geschützten, mit Heu u. s. w. gepolsterten, frostfreien Kammern versehen, in welche die Tiere im Winter schlüpfen können. Stadtverordneter Weiß hat sich besonders um die Beschaffung der Tiere verdient gemacht, welche dem Publikum und besonders der Jugend Gelegenheit bieten sollen, die heimische Amphibienwelt kennen zu lernen. Das Entfliehen der Schlangen ist durch die Bekleidung der Wände mit Zinkblech verhindert. Auch ist das Eindringen der lieben Jugend in diese kleine Alpenwelt und das in den meisten botanischen Gärten vielfach beklagte Entwenden der teuren Pflanzen durch ein die Mauer nach innen überragendes Geflecht von Stacheldraht unmöglich gemacht. Der betreffende, am Direktionsgebäude liegende Teil des Humboldthaines ist eingefriedigt und nur für Belehrung Suchende geöffnet.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Turnerstick schritt langsam und würdevoll, wie ein chinesischer Mandarin hinüber. Ihm folgten die drei anderen — —

„Da segelt er hin, der Spitzbube!“ zürnte Turnerstick. „Hätte ich ihn, wie wollte ich ihn, nämlich verhauen, und zwar mit dem stärksten Tauende! Und dabei ruft er mir noch ein Tsching tsching zu! Wenn der erste Gruß dieses Landes gleich in einem Betruge besteht, so können diese Chinamänner mir alle gestohlen werden. Aber ich will mir diese Lehre zu Herzen nehmen, und es soll mir so etwas gewiß nicht zum zweitenmale geschehen! Aber was mache ich nun mit diesem Gelde? Ich kann es doch unmöglich in den Beutel stecken!“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ lachte der Student. „Diese

Scheidemünze wiegt wenigstens zehn Pfund. Sie müssen die Schnüre um den Hals hängen."

„Daß sie mich erwürgen! Sind Sie des Teufels?"

„Man trägt sie hier nicht anders."

„Wirklich?"

„Ja, und wenn Sie für einen echten Chinesen gelten wollen, so müssen Sie sich diesem Gebrauche anbequemen."

„Gelten wollen!" meinte der Kapitän zornig, wobei er den Klemmer verlor. „Von gelten ist keine Rede. Ich bin ein, ein wirklicher, wahrhaftiger Chinese. Sehen Sie mich doch an! Und denken Sie an meine Sprachkenntnisse!"

„Aber der Wechsler wollte Sie doch nicht verstehen!"

„War auch ganz und gar nicht nötig! So ein Spitzbube soll und braucht mich nicht zu verstehen. Uebrigens war ihm das Chinesische vollständig fremd; er sprach englisch, aber wie! Geradezu haarsträubend. Er war ein Hottentotte oder ein Pescherä. Kein Chinesisch kann so deutlich und so einfach sein wie das meinige. Wer das nicht versteht, der hat mitten im Sommer den Kopf und den Verstand erfroren, und kein Chirurg und Physikus kann ihm mehr helfen. Sobald wir an das Land kommen, werden Sie sehen und hören, welche Anerkennung meine Philologie findet. Die achtzehnhundert Li will ich umhängen und dann gehen wir von Bord. Wir wollen unsere kostbare Zeit nicht hier an Deck versäumen."

Er hing sich die drei Geldschnüre um den Hals und armierte sich mit den Schießwaffen, welche er mitnehmen wollte. Diese bestanden in zwei Revolvern und einer Doppelbüchse. Auch der Methusalem und Gottfried von Bouillon waren mit denselben Waffen versehen, nur daß sie anstatt der Doppelbüchse gute Hinterlader mitgebracht hatten. Die kriegerische Ausrüstung Richard Steins bestand in einem langen Messer und einer Drehpistole. Ein Gewehr verstand er noch nicht zu handhaben.

Die Landebrücke wurde vom Bord aus auf die Höhe des Kais gelegt, und dann verabschiedeten sich die vier Abenteuerbeflissenen von der Schiffsmannschaft.

Turnerstick schritt langsam und würdevoll wie ein chinesischer Mandarin hinüber. Ihm folgten die drei andern, ganz genau in derselben Reihenfolge, wie man den Studenten und seinen Wichsier in der Heimat täglich dreimal nach dem „Geldbriefträger von Ninive" hatte hin- und zurückgehen sehen können.

Voran stolzierte der riesige Neufundländer. Er trug wahrhaftig auch hier das große Stammseidel im Maule! Außerdem war ihm eine Art Tornister sattelartig auf den Rücken geschnallt, welcher allerlei notwendige Gegenstände enthielt. An diesem Tornister befand sich ein Futteral, welches bei längeren Touren das Bierglas aufzunehmen hatte.

Hinter dem Hunde schritt in ernster Gravität der Methusalem. Er trug seinen heimatlichen Studentenanzug, hatte beide Hände in den Hosentaschen und die Spitze des Pfeifenschlauches im Munde, dicke Rauchwolken vor sich hinstoßend.

Ihm folgte Gottfried von Bouillon, genau drei Schritte Distanz haltend. Quer über dem Rücken hingen ihm die beiden Hinterlader. In der linken Hand trug er die Wasserpfeife, deren Spitze sein voranschreitender Herr im Munde hatte, und in der rechten Hand hielt er — sollte man es für möglich halten! — seine „Oboe", welche aber eigentlich ein Fagott war. Das Instrument war aber so überblasen, daß es nur noch quiekende Töne von sich gab, weshalb er es mit dem Namen der höher tönenden Oboe bezeichnete. Der wackere Gottfried war so unzertrennlich von der alten Pfeife, daß es ihm gar nicht in den Sinn gekommen war, sich zu fragen, ob das Instrument ihm in China nützlich oder lästig sein werde. Er hatte es eben ganz selbstverständlich mit eingepackt, und seinem Herrn war es gar nicht eingefallen, eine Bemerkung darüber zu machen.

Hinter diesem Schild- und Pfeifenträger kam Richard Stein. Er trug die grüne Gymnasiastenmütze und war in Beziehung auf seine übrige Bekleidung das getreue Abbild des Methusalem, der ihn vor der Abreise in genau denselben „Wichs" geworfen hatte.

Als sie die Landungsbrücke überschritten hatten, wendete sich Turnerstick nach rechts, wo er das Dampfschiff vermutete, mit welchem sie nach Kanton fahren wollten. Aber der Methusalem rief ihm zu:

„Halt! Wohin, Master?"

„Zum Steamer natürlich," antwortete der Kapitän, indem er stehen blieb.

„Jetzt noch nicht. Erst muß eins getrunken werden. Wir müssen unsern Einzug feiern. In der Sahara trinkt man Wasser, nämlich wenn man welches hat; im Reiche der Mitte aber muß sich das Spundloch befinden, welches ja bei jedem Fasse in der Mitte liegt. Wollen also sehen, welchen Stoff man hier verzapft!"

„Aber wir verlieren Zeit!"

„Pah! Man verliert überall und bei allem Zeit, beim Fahren und Sitzen, beim Kneipen und Arbeiten, beim Lachen und beim Weinen. Uebrigens muß ich unbedingt unseren hiesigen Konsul aufsuchen, um mich ihm vorzustellen und mir verschiedene Auskünfte zu holen. Ich führe euch also nach dem Hongkonghotel, wo ihr warten könnt, bis ich zurückkehre."

„Well! Ist mir auch recht. Aber wie kommen wir durch dieses Gedränge? Was diese Leute nur von uns wollen!"

„Was sie wollen? Ich will Ihnen mit einem schönen Studentenverse antworten und dabei nur den Namen ändern, nämlich:

„Da kommt ein Untier hergerannt,
Turnerstick wird es genannt,
Und's steht ein Haufe Volks davor,
Wie die Kuh vor dem neuen Thor!'"

Das Bild, welches er anwendete, war gar nicht so übel gewählt, nur daß er anstatt den Namen des Kapitäns seinen eigenen hätte nennen sollen, da man ihn, Gottfried und Richard weit mehr anstaunte als Turnerstick.

Drei so gekleidete Menschen hatte man hier noch nie gesehen. Sobald sie über die Landebrücke waren, hatten sich alle im Gesichtskreise befindlichen Männlein und Weiblein beeilt, herbei zu kommen und einen Halbkreis um sie zu bilden. Männer in allen Farben und Trachten, untermischt mit schmutzigen Kuliweibern und noch viel schmutzigeren Kindern, standen da und starrten die unerhörten Erscheinungen an. Aber ihr Staunen war ein respektvolles. Man sah, daß sie die drei Personen für ganz besondere, hochstehende Leute hielten, wozu die würdevolle Haltung derselben das meiste beitrug.

Während diese thaten, als ob sie die von ihnen erregte Aufmerksamkeit gar nicht bemerkten, erweckte dieselbe den Stolz des Kapitäns. Er war überzeugt, daß die Bewunderung vorzugsweise ihm gelte, und so kam ihm der Gedanke, sich als hohen Mandarin zu zeigen. Darum sagte er zu den andern:

„Es schickt sich nicht für uns, nach dem Hotel zu gehen. Leute wie wir, mit achtzehnhundert Li um den Hals, müssen fahren oder sich wenigstens eines Palankin bedienen. Dort sehe ich Sänftenträger stehen, mieten wir sie!"

Er deutete auf eine Gruppe von Kulis

welche mit ihren Sänften in der Nähe hielten.

„Habe keine Luft," antwortete der Methusalem. „Bin so lange auf dem Schiffe gewesen, daß ich mich ordentlich darauf freue, mir die Beine einmal vertreten zu können."

„So fehlt es Ihnen an der standesbewußten Segelkunst. Was mich betrifft, so bin ich Generalmajor und laufe nicht."

„Ganz wie Sie wollen, Sir. Lassen Sie sich also vorantragen! Wir folgen Ihnen zu Fuße und treffen Sie im Hotel."

„Schön! Sie werden sich selbst die Schuld zuzuschreiben haben, wenn man Sie dann nicht mit der Hochachtung behandelt, welche uns gebührt."

Der Methusalem antwortete nicht darauf. Er fragte einen der Kuli nach dem Hongkonghotel, und als er auf die in englischer Sprache ausgesprochene Erkundigung eine in derselben Sprache gegebene Auskunft erhalten hatte, schritten die drei mit dem Hunde in der bisherigen Reihenfolge davon.

Dabei spielte um die Lippen des Studenten ein eigenartiges Lächeln. Er war vielleicht der Ansicht, daß er zu Fuße das Hotel wohl besser erreichen werde als der Kapitän in seiner Sänfte. Und daß er sich da nicht geirrt habe, sollte er schon nach wenigen Augenblicken erkennen.

Turnerstick war nämlich zu der Gruppe der Kulis getreten und hatte zu zweien derselben, welche die hübscheste Sänfte besaßen, gesagt:

„Was kosting es, mich von hier bis zum Hotelung Hongkong zu trageng?"

Sie sahen ihn verwundert an, schüttelten die Köpfe und einer antwortete:

„Yes, Sir; You are in Hong-kong."

Er hatte nur das Wort Hongkong verstanden und war der Ansicht, Turnerstick wolle wissen, ob er sich in Hongkong befinde. Daß er ihn Sir nannte, war ein sicheres Zeichen, daß er ihn trotz der chinesischen Kleidung nicht für einen Sohn der Mitte hielt. Das erregte den Zorn des Kapitäns; er setzte den Klemmer auf sein Vorlukennäschen, warf dem Kuli durch denselben einen möglichst impertinenten Blick zu und sagte:

„Ich muß mir ausbitting, daß Ihr mit mir chinesisch sprechengt! Ich bin ein Mandaring der obersten Klassong und habe keine Luft, fremde Dialekting zu duldung! Also was habe ich von hier bis ins Hotel zu zahleng?"

„Hotel?" fragte der Kuli, welcher jetzt dieses eine Wort verstanden hatte.

„Ja, Hotel Hongkong."

„Ah, we shall to bear to Hongkong-Hotel?"

„Ja, dorthing will ich getrageng seiang. Wieviel habeng ich dafür zu bezahlong?"

Da er bei dem „Ja" zustimmend nickte, so wurde er verstanden. Bei seiner letzten Frage machte er die Pantomime des Geldzählens, welche in aller Herren Länder ganz dieselbe ist. Darum wußte der Kuli, was er meine, und antwortete:

„Fifteen Fen or Candarins."

„Fünfzehn Fen sind hundertfünfzig Li, also eine ganze Mark; das ist zu viel!" brummte der Kapitän vor sich hin. Und laut setzte er hinzu: „So viel zu bezahling kann mir nicht einfalleng. Ich bin chinesischer Mandaring und lasse mich von keinem Kuli überteuerong. Ihr sollt hundert Li bekommung, aber keinen Pfennig mehr!"

Er knüpfte eine der Schnüre auf, zählte hundert Li ab und gab sie dem einen der Kuli. Dieser zählte nach, schüttelte den Kopf und sagte:

„Hundred-fifty Li, not hundred!"

„Ich gebe hundert; dabei hat's zu bleibing," beharrte Turnerstick.

Der Kuli sah aus der Miene des Kapitäns, was dieser meinte, und entgegnete:

„Sir, do You are a miser, a niggard, a churl?"

„Was, ich solling ein Geizhals seiung? Ein Knicker? Das ist stark! Das ist im höchsteng Grade beleidigingd! Gebt mir mein Geld zurück! Ich werde mich von andern trageng lassung!"

Er rief das so laut und zornig, daß die zahlreichen Zuschauer sich in Erwartung einer Szene näher herandrängten. Die beiden Kulis wechselten einige halblaute chinesische Sätze, musterten Turnerstick noch einmal, und zwar genauer als vorher, und wollten ihm dann Bescheid sagen. Er aber kam ihnen zuvor, indem er, um ihnen zu imponieren, seinen riesigen Fächer öffnete und, auf die goldenen Zeichen deutend, sie anherrschte:

„Solltet ihr mir nicht ansehen, wer ich eigentlich bing, so lest hier meine Visitingkartong! Turningsticking, kuongan ta-fu-tsiang! Ich bing Generalmajoring! Verstanding? Euch soll der Teufling holang, wenn ihr nicht pariereng wollt! Ihr tragt mich für hundert Li, sonst werde ich euch bei den Ohreng nehmang!"

Um dieser seiner Drohung Nachdruck zu geben, faßte er den Kuli beim Ohre und schüttelte ihn. Die Umstehenden ließen ein Gemurmel des Unwillens hören. Der Kuli aber beruhigte sie mit einigen chinesischen Worten, welche Turnerstick nicht verstand, und sagte unter einer tiefen Verbeugung zu ihm:

„Well, hundred Li; get into, Sir!"

Dabei öffnete er die Thür der Sänfte und lud durch eine Handbewegung den Kapitän ein, sich hineinzusetzen. Turnerstick freute sich über den Sieg, welchen er errungen zu haben meinte. Er beachtete die schadenfroh erwartungsvollen Blicke nicht, welche auf ihn gerichtet waren, und stieg ein.

Kaum hatte er es sich auf dem Polstersitze bequem gemacht, so hoben die beiden kräftigen Kulis die beiden Tragstangen auf ihre Schultern. Zugleich sprangen zwei andere Kulis herbei, einer an die rechte und der andere an die linke Seite der Sänfte. Der Boden der letzteren war beweglich; er konnte, wohl der bequemeren Reinigung wegen, nach unten geöffnet werden, indem man rechts und links je einen Haken aus seiner Oese zog. Die zwei letzterwähnten Kulis thaten dies; der Boden der Sänfte klappte nach unten auf; Turnerstick rutschte natürlich nach und kam auf die Beine zu stehen.

„Alle Teufel!" schrie er. „Was soll das heißing? Die Senftang ist anstatt des Bodengs mit einer Fallthür versehang! Ich will — — —"

Weiter kam er nicht, denn die beiden Träger setzten sich, ohne auf ihn zu achten, in Bewegung. Sie rannten nach dortiger Weise in raschem Trabe davon. Turnerstick steckte in der Sänfte und mußte mit traben, er mochte wollen oder nicht; aber sein Brüllen und Zetern war noch aus der Ferne zu hören. Die Zeugen dieses für ihn nicht sehr ehrenvollen Vorkommnisses lachten im stillen über den gelungenen Streich, ohne aber ihre Befriedigung laut werden zu lassen. Man mußte ja so thun, als ob der Unfall des „Generalmajors" gar nicht bemerkt worden sei.

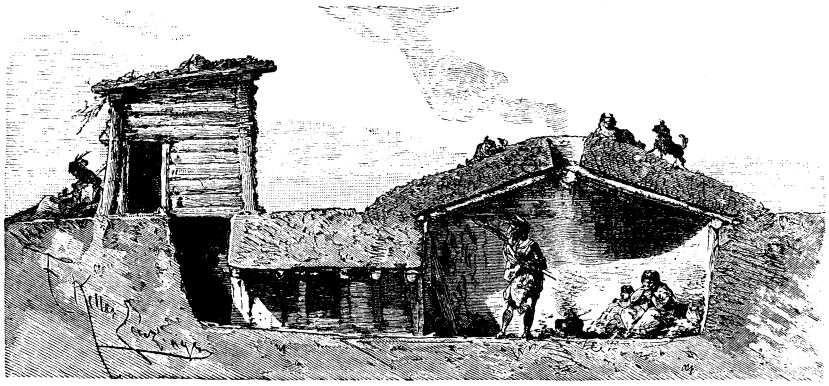
Jedermann an dem der seltsame Transport vorüberkam, blieb stehen. Man sah zwei Kulis mit einer verhängten Sänfte daherstürmen, deren Boden niederhing. Unten erblickte man zwei Beine, deren mit rotseidenen Schuhen bekleidete Füße konvulsivisch thätig waren, mit den Kulis

gleichen Schritt zu halten. Dabei brüllte der unglückliche Besitzer dieser Beine in einem fort:

„Halt, Halt! Wollt ihr gleich anhalteng! Donner und Doria! Ich kann nicht mehr laufing; der Atheng geht mir aus! Halt, sage ich, ihr Schurking, halt, stopp, au — oh — ah!"

Der Anblick dieses eigenartigen Transportes mußte den ernstesten Menschen zum Lachen bringen. Ein Haufe Jungens und sonstiger müßiger Leute rannte schreiend, johlend und pfeifend hinterher. Am drastischsten wirkten die beiden ernsten Gesichter der Kulis, welche so große Eile zeigten und dabei gar nicht thaten, als ob sie wüßten, daß ihr Passagier zum Laufen gezwungen sei.

Sie mußten auch an dem Methusalem, Gottfried von Bouillon und Richard Stein vorüber. Diese drei hörten hinter sich die scheltende Stimme ihres Gefährten. Sie blieben stehen und blickten zurück. Da sahen sie, in welcher Lage sich ihr Turningsticking kuo-ngan ta-fu-tsiang befand; aber ehe es ihnen möglich war, einzuschreiten, waren die Kulis mit der Sänfte an ihnen vorübergesaust. (Forts. folgt.)



Unterirdische Behausung der Ingeleten im äußersten Nordwesten Nordamerikas.

Die Winterbehausungen der Eskimos und Ingeleten.

Wem durch eine Reise die Gelegenheit gegeben ist, aus dem Kreise der Kultur hinauszutreten in die Urwüchsigkeit der Naturvölker, der wird sich öfters höchlich zu verwundern haben, wie doch die Bewohner jener versteckten Erdenwinkel in ihren Lebens- und Wohnungsbedürfnissen so sehr anspruchslos sind. Wer einen bestimmten Genuß nicht kennt, verlangt auch nicht nach ihm und von wem sollten beispielsweise die Feuerländer eine Kenntnis der europäischen Kultur und speziell der Baukunst in ausreichendem Maße überkommen haben? Und wäre das aber auch der Fall, würde sich erst noch erweisen müssen, ob diese oder jene Völkersippe ihrer Natur nach und der klimatischen Verhältnisse wegen, die europäische Verweichlichung überhaupt zu ertragen vermöchte.

In das interessante Kapitel seltsamer irdischer Menschenwohnungen gehören nun auch u. a. diejenigen der Eskimos und Ingeleten im Nordosten Amerikas, die unsere lieben Leser nebenstehend naturgetreu abgebildet finden. Heinrich Klutschack gibt uns in seinem Buche „Als Eskimo unter den Eskimos" über den „Iglu" der letzteren interessante Aufklärungen; er sagt:

„Ein enger Tunnel, etwa 1 m hoch und $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{2}$ m lang bildet den Eingang. Auf allen vieren kriecht man durch und muß nur froh sein, nicht auf halbem Wege vorn und hinten von Hunden angefallen zu werden, in welcher Situation dann nichts anderes übrig bleibt, als um Hilfe zu schreien, bis der Insasse und Hausherr die Tiere beruhigt hat. Endlich findet man tappend eine Thür, kriecht durch und ist in der Hütte. Dieselbe ist gewöhnlich rund, hat einen Durchmesser von etwa $3\frac{1}{2}$—$4\frac{1}{2}$ m und um die Wand eine breite Bank, auf welcher die Familie im Verein mit jungen Hunden liegt, sitzt, schläft und ißt. Da die Ventilation beinahe gänzlich fehlt, eine Seehundthranlampe brennt und weibliche und männliche Bewohner aus kurzen Thonpfeifen dänischen Tabak rauchen, so kann man sich wohl vorstellen, welche Atmosphäre in diesen Räumen herrscht. Obschon die Temperatur im Innern selten über den Gefrierpunkt steigt, so erscheint, wenn man aus dem Freien kommend, den Raum betritt, die Wärme fast drückend. Die Eskimohütte in ihrer Urform ist also eben kein beneidenswerter Wohnplatz, doch variieren diese Iglu in ihrer Ausstattung je nach dem Reichtum des Bewohners, und einige derselben vereinigen die alte Eskimoeinfachheit mit europäischem Komfort, soweit er nämlich bis dorthin gedrungen ist. Im Hause des Piloten Peter fanden sich auch Spiegel und Bilder, unter anderem ein freilich sehr rohes Bild des Seegefechtes von Helgoland. Sonst ist und bleibt das wichtigste Hausgerät die steinerne Thranlampe, welche Licht und Wärme spendet. Darüber hängt gewöhnlich an einem Riemen aus Rohhaut der eiserne Kochtopf. Unter den wenigen Werkzeugen nimmt das Messer aus Bein, Eisen oder Kupfer den ersten Rang ein. Die Eskimo Amerikas bauen auf der Wanderschaft jeden Abend eine frische Schnee- oder Eishütte, die sich übrigens bloß durch die kleineren Dimensionen von den auf längere Dauer berechneten unterscheidet. Eine solche Hütte ist ein Kuppelgewölbe aus 1 m langen, 50—75 cm breiten und 15 cm dicken Schneetafeln, die nicht schichtenweise, sondern so aneinander gereiht werden, daß sie eine in Spiralform fortlaufende ununterbrochene Linie bilden. Von Jugend auf in der Herstellung dieser ebenso primitiven als genialen Behausung geübt, gibt der Eskimo dem Ganzen eine recht schöne Form und setzt auch die horizontale Schlußtafel ebenso passend ein. Ist das Gebäude fertig, so wird die zum Auflegen von Betten dienende Plattform hergerichtet, in die nach Süden liegende Seite eine 60 cm hohe und ebenso breite Oeffnung als Eingang geschnitten, und während es den Frauen überlassen bleibt, für die weitere innere Einrichtung zu sorgen, bauen die Männer vor dem Eingange eine kleine Vorhalle, die zugleich bei Stürmen den Hunden als Aufenthaltsort dient und eine zweite, ebenfalls knapp am Hauptgebäude liegende, als Warenhaus, um die Fleischvorräte zu schützen." — Nach dieser Darlegung und dem obenstehenden Bildchen wird es unseren lieben Freunden nicht schwer werden, sich von den Annehmlichkeiten und dem Komfort der Ingeletenwohnung ebenfalls eine annähernde Vorstellung zu machen.

Sonderlinge in der Pflanzenwelt.

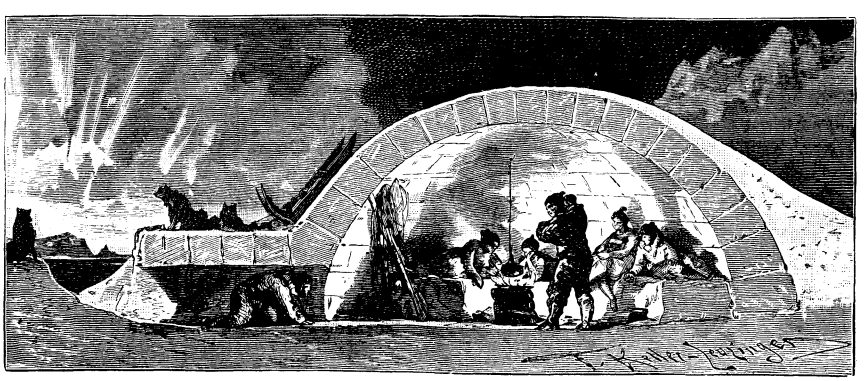
Unter den vielen tausenden die Erdoberfläche schmückenden Pflanzenarten gibt es einzelne, die sich einerseits durch ihre eigentümliche Gestalt, anderseits durch ihre merkwürdigen Eigenschaften vor allen andern auszeichnen, so daß sie gar nicht übersehen oder mit andern verwechselt werden können. Wer solche Pflanzen nur einmal gesehen hat, wird sie nicht mehr vergessen, sie bleiben seinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt. Mit einigen solch merkwürdigen und höchst interessanten Pflanzen will ich euch bekannt machen.

Zuerst sei hier der zu den Mimosengewächsen (Mimosaceen) gehörigen Sinnpflanze, Mimosa pudica, gedacht. Dieselbe wird beiläufig 50 cm hoch, besitzt doppelt gefiederte Blätter, ähnlich denen der Akazie (Robinia pseudoacacia) und hübsche, zarte, rosarote Blütenköpfchen. Berührt man nun ein einzelnes Blatt oder erschüttert man die ganze Pflanze durch einen schwachen Stoß, so faltet sich im ersteren Falle das berührte Blatt, im letzteren jedoch alle Blätter zusammen und sinken gegen den Boden, als wären sie abgestorben. Dieser Zustand ist jedoch nicht von langer Dauer, nach kurzer Zeit erheben sich die Blätter, falten sich auseinander und die ganze Pflanze steht wieder so frisch da wie zuvor. Woher mag nun diese rätselhafte Erscheinung kommen? Betrachtet man die Pflanze etwas näher, so sieht man, daß die einzelnen Fiederblättchen mit dem Blattstiel und die einzelnen Blätter mit dem Stengel durch ein angeschwollenes Gelenk verbunden sind. Bei Berührung ziehen sich die Zellen auf der Unterseite dieses Gelenkpolsters zusammen, lassen einen Teil ihrer Zellflüssigkeit fahren, die Spannung wird dadurch eine geringere und, da dies bei den oberen Gelenkpartien nicht der Fall ist, wird das Blatt infolgedessen zum Sinken veranlaßt. Nach gewisser Zeit beginnt wieder die ursprüngliche Saftzirkulation und die Blätter richten sich auf.

Als eine der merkwürdigsten Pflanzen bezeichnet der berühmte englische Botaniker Hooker die in Madagaskar heimische und daselbst in fließendem Wasser wachsende, Ouvirandra fenestralis, die Gitterpflanze. Diese Bezeichnung ist vollkommen zutreffend, wie wir aus folgendem sehen werden. Aus den tief in die Erde reichenden, stark stärkemehlhaltigen Wurzeln erheben sich die beiläufig 10 cm langen und 5 cm breiten Blätter, welche nur aus den Blattrippen bestehen. Die Blüte ist unscheinbar und klein. Es ist dies die einzige Pflanze, bei welcher das Blattparenchym fehlt und nur die Blattrippen vorhanden sind; ein solches Blatt ist etwas so unendlich Zartes, Feines, wie es hübscher nicht gedacht werden kann. Eine solche im Wasser wachsende Pflanze sieht aus, als wenn auf dem Wasserspiegel ein wunderbar feines Gewebe ruhen würde. Trotz der Zartheit der Pflanzen ist es den Gärtnern gelungen, sie zu kultivieren, freilich nur mit großen Schwierigkeiten; dank ihrer Unermüdlichkeit ist dieselbe in jedem größeren botanischen Garten anzutreffen. Niemand, dem die Gelegenheit geboten ist, sollte es versäumen, sie anzusehen; ich bin überzeugt, jedermann wird mit dem Urteile Hookers einverstanden sein.

Eine hochinteressante Pflanze ist ferner Welwitschia mirabilis. Dieselbe wurde vor mehr als 25 Jahren im tropischen Afrika von Dr. Welwitsch, einem Oesterreicher, entdeckt und ihm zu Ehren von Hooker so getauft. Eigentlich ist es ein Baum, aber von so absonderlicher Form, wie selbe nicht mehr anzutreffen ist. Denken wir uns einen Baum, dessen Stamm sich nicht mehr als 50—60 cm über dem Erdboden erhebt und dessen oberes Ende in eine runde, plattenförmige, in der Mitte muldenartig eingesenkte, bis zu 4 m Umfang messende Gestalt endigt, deren Ränder sich wulstartig emporheben. Am Stamme sehen wir ferner noch zwei gegenüberstehende, 3 bis 4 m lange, 50 cm breite Blätter, welche die Pflanze während ihres ganzen Lebens (sie wird 80—90 Jahre alt) nicht verliert. Die Blüten entwickeln sich aus oben genanntem plattenförmigen Teile und haben mit Tannenzapfen große Aehnlichkeit. Aus dem Gesagten ist leicht zu ersehen, wie eigentümlich diese Pflanze ist, sie kann mit Recht ein Sonderling genannt werden.

Zum Schlusse will ich noch der größten Blume auf der Erde Erwähnung thun. Es ist die zu den Cytineen gehörige, von Dr. Arnold in Sumatra entdeckte Rafflesia Arnoldi. Sie ist ein Schmarotzer im vollsten Sinne des Wortes, denn sie wächst nur auf den Wurzeln andrer Pflanzen, besonders auf denen der Cistusarten. Im Gegensatze zur Größe der Pflanze ist ihr Same sehr klein; er ist, ähnlich den Sporen der Pilze, staubartig fein. Gelangt nun ein solches Samenkorn auf die Wurzel seiner Nährpflanze, so beginnt es zu keimen. Es erscheinen zuerst kleine, erbsen- bis haselnußgroße Kügelchen, die bis Kohlkopfgröße anschwellen, worauf sich die Blüte entfaltet. Dieselbe besteht aus fünf großen, fleischigen, rosaroten Lappen, die überall mit Warzen bedeckt sind. Diese Lappen umgeben die mit Blüten besetzte Scheibe. Der Durchmesser dieser Blume beträgt 1 m, nach andern, wohl übertriebenen Berichten sogar 3 m. Ein eigentlicher Stamm ist hier nicht zu sehen, es hat vielmehr den Anschein, als bestünde die ganze Pflanze nur aus der Blüte. Eines Nachteils muß ich noch erwähnen, es ist dies der garstige Aasgeruch, den die ganze Pflanze aushaucht, was aber trotzdem kein Hindernis sein kann, der Natur unsre vollste Bewunderung für ihre großartigen Schöpfungen zu zollen.



Längenschnitt durch einen Iglu (Winterbehausung) der Eskimos.

Scherzfragen.

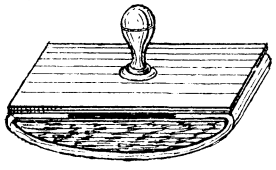
Welches ist das stärkste Tier? Die Schnecke, sie trägt ihr Haus. — Wer schämt sich nach dem Tode? Der Krebs, er wird rot. — Was für Landsleute sind die Vögel? Freisinger. — Welches Fabrikat hat die meisten Abnehmer? Der Hut. — Welcher Handelsmann schlägt am wenigsten auf seine Ware? Der Glashändler. — Was ist das Teuerste an einem Turme? Die Spitze, weil sie am höchsten zu stehen kommt.

Daß es wirklich Heinzelmännchen gibt, die zur Nachtzeit aus ihren Verstecken hervorkommen und Arbeiten verrichten, ist in unsren Märchenbüchern haarklein bewiesen, auch uralte Leute behaupten dieses sehr fest und schütteln über die ungläubige Menschheit des aufgeklärten Zeitalters bedenklich die Köpfe. Meine Urahne erzählte öfters, daß ihr Großvater von der Mutter des Urgroßvaters mütterlicher Seite ganz gewiß wußte, dieselbe sei mit den Heinzelmännchen bei dem Brotbacken in vertraulichem Verkehre gewesen. Nicht wahr, Kameraden, auch ihr schüttelt darüber die Köpfe und könnt ein ungläubiges Lächeln kaum unterdrücken? Nun will ich euch aber ein rätselhaftes Erlebnis erzählen, zu welchem ihr dann selbst einen Reim machen könnt auf die Gefahr hin, ob ihr es glauben wollt oder nicht.

Unlängst sitze ich in vorgerückter Nachtstunde an meinem Arbeitstische und grüble, den Kopf in beide Hände gestützt, darüber nach, womit ich euch eine besondere Freude bereiten könnte. Vielerlei Gedanken und Bilder schwirrten durch meinen Sinn, ohne etwas Bestimmtes herausgreifen zu können; schon wollte mich die Müdigkeit überfallen und sich der Schlummer über meine Augen senken. Da knisterte es auf einmal hinter der Ofenecke und trippelte hin und her, als ob ein paar Mäuschen mir einen Besuch abstatten wollten. Aufblickend gewahrte ich zu meinem Erstaunen aus der dunkeln Ecke ein unbestimmbares Etwas hervortauchen, sich nach mir hinbewegen und endlich knapp vor mich hinpflanzen. Im Lichtkreise der Lampe gewahrte ich nun ein leibhaftiges Heinzelmännchen, genau so beschaffen, wie es in den Büchern beschrieben ist, und mit einem Rückenkorbe belastet.

„Ich habe bemerkt," sprach es mit einem feinen, glockenhellen Stimmchen, „daß viele arbeitslustige Knaben sich schon jetzt fast den Kopf darüber zerbrechen, womit sie ihren lieben Eltern, Geschwistern und sonstigen Angehörigen für kommende Christnacht Ueberraschungen bereiten könnten; als Freund der Jugend bin gern bereit, mit Rat und That mitzuhelfen, da dir solches bis jetzt noch nicht gelang."

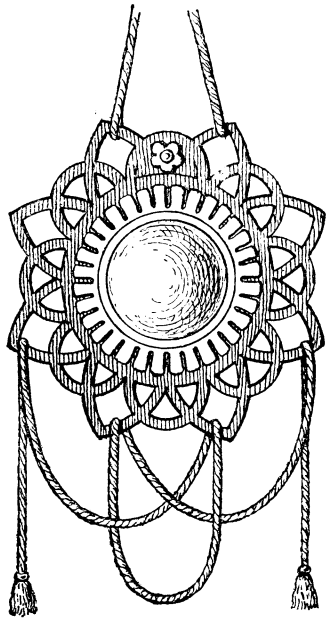
Nun kletterte das allerliebste Kerlchen



Weihnachtsarbeit: Fig. 2. Tintenlöscher, Holzarbeit.

wie der geschickteste Turner auf meinen Stuhl, von da auf den Arbeitstisch, setzte flugs den Rückenkorb ab, stellte sich breitspurig vor mich hin, spreizte die Fingerchen auseinander und zählte an diesen eifrigst alle Kostbarkeiten her, welche es in seinem Korbe in Bereitschaft hatte. Hierauf entnahm es demselben die niedlichsten Sächelchen und legte sie auf der Platte fein säuberlich zur Schau; es wollte hiermit fast kein Ende nehmen, der Tisch glich einer bestausgestatteten Weihnachtsbude.

„Das ist alles recht schön," sprach ich,



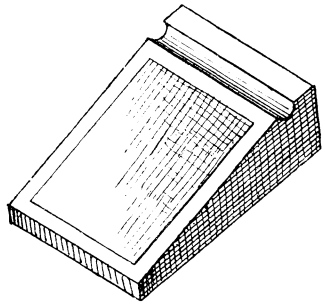
Weihnachtsarbeit: Fig. 1. Taschenuhrkissen, Laubsägearbeit.

nachdem ich die reizenden Dinger genugsam bewundert hatte, setzte aber aufseufzend hinzu: „leider viel zu klein, — kaum groß genug zur Ausschmückung von Puppenstuben."

Ein strafender Blick lohnte meine unbesonnene Rede, und ohne weitere Entgegnung begann das zornige Männlein seine Siebensachen eilfertig wieder einzupacken.

„Nicht doch," wehrte ich bereuend ab; „es war gewiß nicht böse gemeint." Auf weiteres Zureden ließ sich der Beleidigte endlich besänftigen, legte alles wieder behutsam auf die Tischplatte und erklärte bei jedem Stücke ganz genau, zu welchem Zwecke es diene, wie es gemacht werden müsse u. s. w. Mit größter Aufmerksamkeit zuhorchend, vergaß ich alles andre und freute mich schon im Gedanken darin, daß endlich das Richtige gefunden sei, wonach ich so lange vergeblich suchte. Plötzlich verstummte das Stimmchen, und als ich emporblickte, war das gesprächige Heinzelmännchen mitsamt den schönen Sächelchen verschwunden. Nun war mir wohl zu Mute, als ob mir die lebhafte Phantasie einen tollen Streich gespielt habe, — aber da liegen ja die Abbildungen der Wundersächelchen vor mir! — Mögt ihr daher sagen, was ihr wollt: Ich glaube jetzt steif und fest an das Heinzelmännchen, habe alles ganz genau aufgeschrieben und lege euch dies samt den Bildern vor, damit ihr daraus Nutzen ziehen und ebensolche schöne Sächelchen anfertigen könnt, wie ich solche gesehen habe. Freilich sind die Bildchen etwas klein und also keine genauen Muster, nach denen man in aller Bequemlichkeit arbeiten kann, dieses hat aber nicht so viel zu besagen, da in den Erklärungen jedesmal die Größenverhältnisse und Anfertigungsarten genauestens enthalten sind. Auch ist bei der Fülle der zur Auswahl gestellten Gegenstände selbst auf geringeres Können Rücksicht genommen worden, so daß ein jeder ihm Zusagendes und Passendes herausfinden kann. Wenngleich die Gegenstände in vier Gruppen zusammengefaßt sind, ist es selbstverständlich nicht notwendig, sich streng an diese Einteilung zu halten, und kann hierin beliebige Verfügung getroffen werden. Daß Pappgegenstände den Laubsägearbeiten gegenüber besonders bevorzugt werden, findet darin seine Begründung, weil für erstere im allgemeinen nur äußerst wenig Muster existieren, während für letztere solche in allen Papier- und Kunsthandlungen in übergroßer Anzahl zu bekommen sind.

In betreff des Zeichnens und Vergrößerns der Muster wird bei der Einfachheit derselben ein jeder, der auch nur wenig Uebung im Zeichnen besitzt, auf keine Schwierigkeiten stoßen; bezüglich der aufzuwendenden Kosten wurde ebenfalls Bedacht genommen, daß an die Sparbüchse möglichst geringe Anforderungen gestellt werden. Für viele Laubsägearbeiten findet Zigarrenkistchenholz beste Verwendung und kann auch dann genommen werden, wenn bei den Erklärungen andre Holzarten angegeben sind. Ferner besitzt der Schreiner vielmals verschiedene Holzabfälle, für welche er in seinem Geschäfte keine Verwendung mehr findet, und die er daher gern für etliche Pfennige in großer Anzahl ablassen wird. Pappestücke und Buntpapierabfälle erhält man bei dem Buchbinder, ganze Papierbogen, mit welchen man bei sparsamer Verwendung sehr viel überziehen kann, wie auch



Weihnachtsarbeit: Fig. 3. Notizblock, Holzarbeit.

Pappe und Kartonbogen in den Papierhandlungen; Wachstuch-, Seiden- und Samtreste, Schnüre u. dergl. enthält gewiß der Nähtisch der Mutter oder Schwester, welche hierum nur gebeten zu werden brauchen, um sie gern herzugeben; die nötigen wenigen Werkzeuge endlich

besitzt ohnehin jeder von euch, der sich mit Laubsäge- und Papparbeiten beschäftigt. Die vier Gruppen enthalten die Arbeiten: I. Für den Vater, Großvater und Onkel; II. für die Mutter, Großmutter und Tante; III. für die Schwestern; IV. für die Brüder.

Nun frisch ans Werk, Kameraden, und zeiget, daß ihr etwas leisten könnt.

I.

Gegenstände für den Vater, Großvater und Onkel.

1. Taschenuhrkissen, Laubsägearbeit.

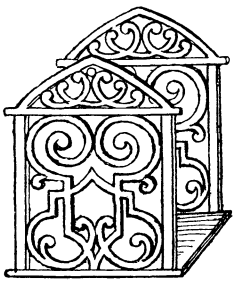
Zur Anfertigung dieses Gegenstandes nimmt man ein Ahornbrettchen von 12 cm und ein Nußholzbrettchen von 7 cm, beide 2 cm dick und im Quadrat gemessen. Diese Brettchen sollen mit Glaspapier gut geschliffen sein; das Muster kann direkt auf das Holz gezeichnet werden. In Mitte des großen Brettchens zieht man eine horizontale und eine senkrechte Linie und trägt, am Kreuzungspunkte einsetzend, einen Kreis mit 3½ cm Zirkelöffnung auf, der dann in 16 gleiche Teile geteilt wird, die man abwechselungsweise mit den Buchstaben a und b bezeichnet. Die Weite eines Bogens a b wird in den Zirkel genommen und mit dieser auf den Punkten a je ein Kreis gezeichnet; hierauf nimmt man den Abstand zwischen a a in den Zirkel und beschreibt hiermit wieder von jedem a-Punkte aus Bogen, die sich oberhalb b schneiden. Die Breiten für die Rund- und Spitzbogen erhält man, indem an vorbezeichneten Punkten eingesetzt und mit 4 mm geringerer Zirkelöffnung Bogen geschlagen werden.

Das zweite Brettchen erhält drei Kreise, von welchen der erste 25 mm, der zweite 27 mm und der dritte 32 mm Halbmesser hat. Der äußere Kreis wird in 32 gleiche Teile geteilt, welche mit den gegenüberliegenden Punkten, das Zentrum durchschneidenden Linien verbunden werden. Die Zähnung wird hergestellt, indem man vorerst den größeren Kreis aussägt und dann mit einer dickeren Laubsäge an den gezeichneten Stellen bis zum nächsten Kreise Einschnitte macht, worauf endlich der innere Kreis herausgesägt wird.

Mit Ausnahme des oberen Halbkreises werden am größeren Brettchen alle Zwischenpartien der Bogen ausgesägt, dann beide Holzteile nochmals geschliffen und der Zahnring auf die Rosette geleimt. Die Mitte erhält ein flaches Samtkissen; im obersten, nicht ausgesägten Kreise wird ein Uhrhäkchen eingeschraubt, welches in jeder Eisenhandlung erhältlich ist; die Vorderseite des Brettchens kann auch lackiert werden, die Seiden- oder Wollschnüre zum Aufhängen des Uhrbrettchens, dann die unteren, sind nur verzierende Nebensache und können auch wegbleiben.

2. Tintenlöscher, Holzarbeit.

Hierfür benötigt man zwei Brettchen mit 12 cm Länge und 6 cm Breite, von welchen das obere 5 mm und das untere 3 cm Dicke hat; letzteres wird nach den Schmalseiten hin oval abgehobelt. Falls man nicht selbst drechseln kann, oder nicht



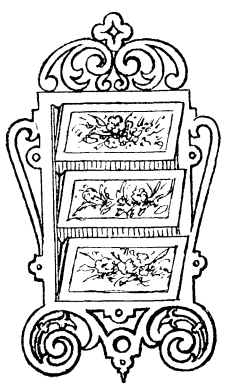
Weihnachtsarbeit: Fig. 4. Zeitungsständer, Holz- und Papparbeit.

irgend einen außer Gebrauch gesetzten Schirm oder Stockgriff von ähnlicher Form besitzt, läßt man den Griff vom Drechsler aus einem Stück Hartholz drehen und zugleich schwarz oder braun polieren. Unten muß ein 1½ cm hohes Schraubengewinde angedreht und in Mitte der beiden Holzklötzchen eingesetzt werden. Beide Holzbrettchen werden an den ersichtlichen Seiten schwarz oder braun gebeizt und dann lackiert.

Zum Bezuge des Tintenlöschers schneidet man 10 oder 12 rote Saugpapierstreifen in genauer Breite des Unterbrettchens, aber seitlich je um beiläufig 3—4 cm länger zu, damit sie an den Schmalseiten übergebogen werden können. Nun wird das Oberbrettchen darauf gelegt und der Griff fest eingeschraubt.

3. Notizblock, Holzarbeit.

Zu diesem sehr praktischen Gegenstande nimmt man ein Ahorn-, Buchen- oder Nußholzklötzchen von 12 cm Länge, zu



Weihnachtsarbeit: Fig. 5. Korrespondenz-Wandtasche, Papparbeit.

9 cm Dicke und 4 cm Höhe. An der oberen Seite wird zum Einlegen eines Griffels oder Bleistiftes im Abstande von ½ cm eine 1 cm breite Rinne ausgehoben und hierauf in der Entfernung von 5 mm der Klotz gegen unten hin bis zur Höhe von 1 cm schräg abgehobelt. Zum Notieren wird auf dieser schiefen Fläche ein Schiefer- oder Marmorplättchen eingelassen. Da aber das Ausstemmen der Vertiefung zum Versenken des Plättchens ziemlich schwierig und anstrengend ist, so sägt man ein der Dicke des Plättchens gleichkommendes Holzrähmchen aus, leimt es auf den Klotz und setzt die Platte ein. Das Sägen von Schieferplatten kann mittels der Laubsäge geschehen oder man ritzt die Linien mit einem Messer ziemlich tief vor und klopft dann mit einem Hämmerchen der Linie entlang auf den Schiefer, worauf sich das Abfallstück anstandslos abtrennt. Das Einsetzen des Täfelchens geschieht mit Leimkitt (heißer Leim mit Buchenholzasche vermengt) und müssen vorher hierbei die Kittflächen des Klotzes und Schiefers recht gut erwärmt werden.

4. Zeitungsständer, Holz- und Papparbeit.

Das Brett für den Boden erhält eine Länge von 25 cm, Breite von 12 cm und Dicke von 5 mm; die beiden Seitenteile von gleicher Dicke und Breite des Bodens bekommen eine Mittelhöhe von 20 cm und eine seitliche mit 15 cm. Bei dem Zeichnen des Musters wird für die Seitenteile in letztbezeichneter Höhe eine Horizontallinie gezogen und von beiden Endpunkten aus je ein Zirkelbogen geschlagen, deren Schneidepunkte in der mittleren Höhe von 20 cm kreuzen; die rahmenförmigen Seiten erhalten die Breite von je 1 cm, die Gitter zu diesen Rahmen werden aus steifen Pappestreifen hergestellt.

Behufs Anfertigung des Musters wird die Lichtweite eines Rahmens (Viereck mit Spitzbogen) auf Papier gezeichnet, bei dem Entwerfen der Gitterformen folgenderweise vorgegangen: die Höhe des Vierecks teilt man mittels Zirkel und Bleistiftlinien in fünf gleiche Teile, die Breite vorerst in zwei gleiche Hälften, und von diesen eine Seite in drei gleiche Teile; die Netzlinien werden nun am Rande in der Höhe von oben nach unten mit a, b, c, d, e, f horizontal, oben mit g, h, i und unten mit k, l, m bezeichnet. Nun wird es nicht schwer fallen, in die Rechtecke von a, b, c bis g, h, i die obere, in jene von d, e, f bis k, l, m die untere Schneckenlinie samt den geraden Verbindungslinien einer Hälfte einzuzeichnen, und, ist dieses richtig ausgeführt, auf der zweiten Hälfte durch Pausen symmetrisch zu übertragen.

Da der obere Spitzbogen ohnehin nur einfache Schneckenwindungen hat, so ist hierfür eine weitere Erklärung der Zeichenarbeit nicht nötig.

Nun werden aus einem langen mittelstarken Pappestücke mittels Messer und Lineal 5 mm breite Streifen und diese in Länge der getrennten Linien zuge-

schnitten und unter Beihilfe des Falzbeines in die Formen des Gittermusters gebogen, wobei die scharfen Ecken bis zur halben Pappedicke mit dem Messer eingeritzt werden. Größere Biegungen kann man über einer 2 bis 3 cm dicken Holzrolle, kleinere selbst über einem Bleistifte vornehmen, indem man den Streifen um selben wickelt. Das Gitter des Vierecks kann beliebig in zwei oder vier Stücken gemacht werden, zur Ausfüllung eines Spitzbogens benötigt man vier Teile. Bei Durchschneidungsstellen, wie solche im Gitter des Vierecks vorkommen, werden die Pappestreifen bis zur halben Breite und in Dicke derselben eingeschnitten, die Teile dann übereinander gesteckt und nach Vollendung der Form in die Rahmen geleimt; zuletzt nagelt man die Seitenwände am Bodenbrette fest.

Zur Verschönerung lackiert man schließlich sowohl Bodenbrett und Rahmen sowie das Gitterwerk an allen ersichtlichen Seiten mit schwarzem Eisenlack, den man in jeder Materialienhandlung zu kaufen bekommt, überstreicht dann die schmalen Gitterkanten nach dem Halbtrocknen mit in farblosem Lack angerührtem Bronzepulver.

In gleicher Weise können auch die in den späteren Erklärungen unter Nr. 5, 8, 9, 10, 12 und 41 aufgeführten Gegenstände mit einigen wenigen Abänderungen verziert werden.

5. Korrespondenz-Wandtasche, Papparbeit.

Bei diesem Gegenstande können 2, 3 oder 4 Fächer angebracht werden, und richtet sich hiernach selbstverständlich auch die Höhe der Rückwand. Bei dem Entwerfen des Musters zeichnet man, wie schon in Nr. 4 angegeben wurde, vorerst eine und dann die zweite Hälfte. Die Höhe der übereinander gestellten drei Fächer beträgt ungefähr 15 cm, jene des oberen Aufsatzes und des Fußes je 8 ½ cm, die Breite der Fächer 15 cm. Vorerst wird auf steifer Pappe das Rechteck für die Fächer mit 27 cm Höhe und 15 cm Breite gezeichnet und in Mitte der oberen Querlinie mit 13 ½ cm Zirkelweite der Halbbogen für den Aufsatz geschlagen, hierauf der Zirkel bis zu 14 ½ cm Weite geöffnet, ein zweiter Bogen aufgetragen und von den Endpunkten des letzteren je eine dem Rechtecke parallele Linie gezogen, welche unten an den letzteren im Abstande mit 1 cm durch eine Horizontallinie abgeschlossen werden. An diese Linien sind dann oben die in der Abbildung ersichtlichen Rosetten und unten die Abschlußkreise anzufügen, welches mit Hilfe des Zirkels leicht auszuführen ist.

Die Vorderwände der Fächer, die separat zu zeichnen sind, erhalten die schon erwähnte Länge von 15 cm und Höhe mit 8 cm, die sechs Seitendreiecke die gleiche Höhe und an der Basis 3 ½ cm. Das Ausschneiden der geraden Linien geschieht mittels Messer und Lineal, jenes der geschweiften am bequemsten mit geradem und schwach gebogenem Stecheisen.

Vorerst werden die Dreiecke an die Vorderwände, dann auf die Rückwand an die mit Bleistift angedeuteten Stellen geleimt und hierauf das Ueberzugs- und Futterpapier zugeschnitten. Zum Ueberziehen der Vorderseite nimmt man schönes Holzpapier, für die Rückseite und zum Ausfüttern der Fächer braunes oder graues Naturpapier. Die Ränder der Rückwand werden mit schwarzer Tusche ausgestrichen oder bronziert; in den halbrunden Aufsatz klebt man ein passendes Farbendruckbildchen, in die untern Ecken und die Mitte dunkle Papierverzierungen, welche bei einem Buchbinder erhältlich sind. Will man die vorgenannten Teile nach in Nr. 4 erklärter Art verzieren, so werden diese Stellen durchbrochen und mit hübschen Arabeskenstreifchen ausgefüllt. Geschickte Laubsäger können diesen Gegenstand auch aus Holz herstellen. (Fortsetzung folgt.)

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von **F. Meister.**

(Fortsetzung.)

An der Landspitze angelangt, wurden die Riemen leise in die Boote gelegt, und dann verhielten wir uns ganz still und warteten. So verging eine volle Stunde. Schon fürchtete ich, daß ich mich getäuscht hätte, daß gar kein Schoner in Sicht gewesen wäre, und daß demzufolge auch keine Boote vom Lande her zu erwarten wären, als plötzlich in der Richtung des Strandes ein Licht sichtbar wurde.

„Das ist 'ne Bootslaterne, Kapitän," raunte mir der Bootssteuerer meiner Pinaß zu. „Und dort draußen" — er deutete nach der Richtung, in der ich den Schoner gesehen — „zeigen sich zwei Lichter; der Yankee signalisiert."

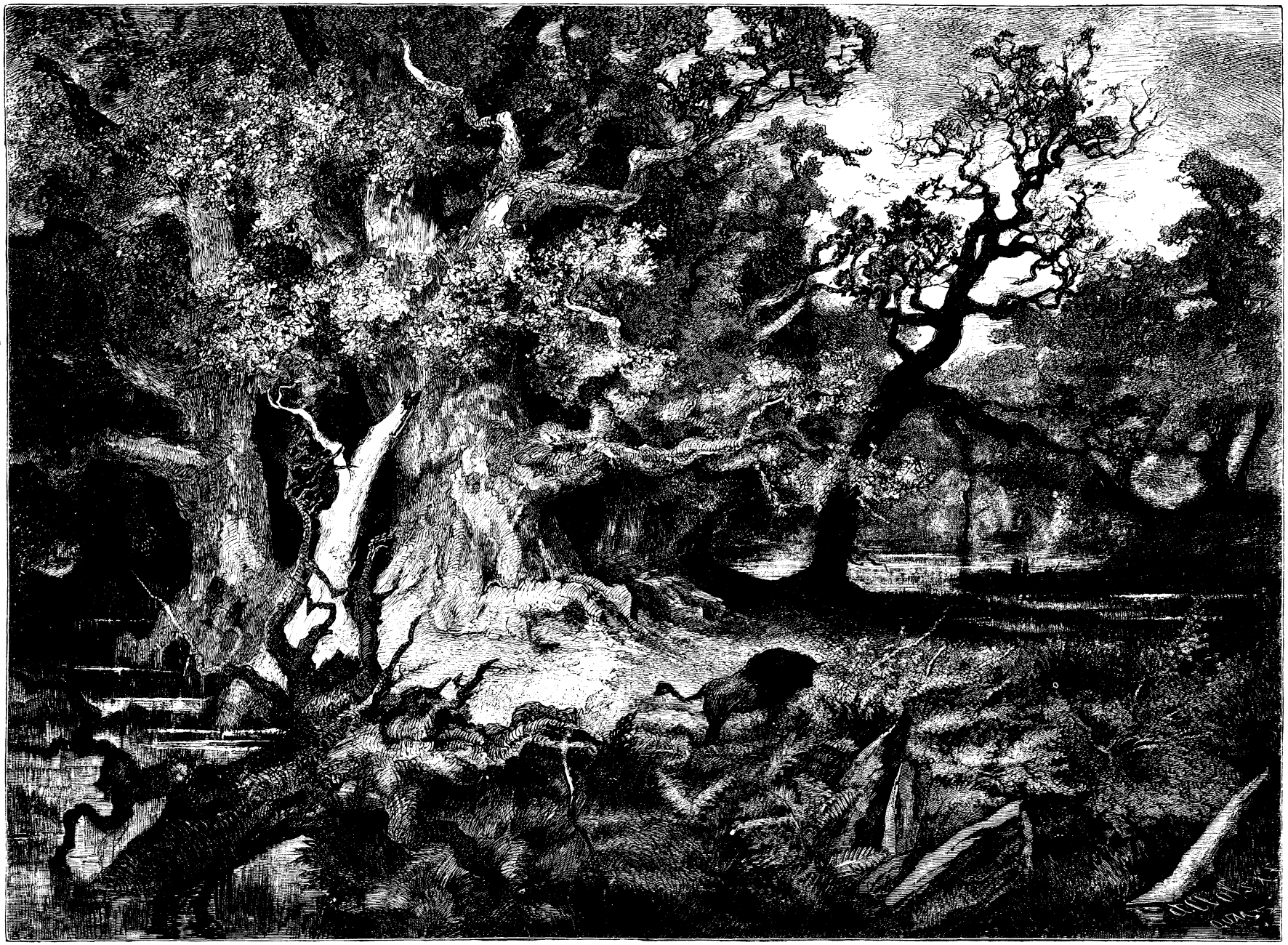
Die Lichter des Schoners blieben an einer Stelle fest, das Licht vom Lande her aber kam näher; wir lagen genau in der geraden Linie zwischen beiden.

Ich verhehlte mir keinen Augenblick, daß uns eine ganz desperate Affäre bevorstand. Die Bemannung meiner beiden Boote zählte nicht mehr als 34 Mann, mich selber eingerechnet, während die Mannschaft des „Don Sebastian", welche beim Verlassen des sinkenden Schiffes fünf Boote gefüllt hatte, 80 oder 90 Köpfe stark sein mußte, darunter die Raubgesellen von der „Iphigenia", die sicherlich wie die Tiger kämpfen würden, weil sie bereits den Strick am Halse fühlen mußten. Die Chancen waren fürchterlich ungleich, und dazu quälten mich die peinigendsten Selbstvorwürfe darüber, daß ich, angestachelt von persönlicher Rachsucht, die mir anvertrauten braven Seeleute, ohne andern Erwägungen Raum gegeben zu haben, in eine so verzweifelte Lage gebracht hatte. Was hätte ich nicht darum gegeben, jetzt den Leutnant Brett mit seinen Booten herbeirufen zu können! Allein, in unserm übermäßigen Eifer war die Verabredung eines solchen Signals gänzlich vergessen worden.

Webb, mein Bootssteuerer, ein vorzüglicher Seemann, mochte wohl meine Gedanken erraten haben, denn er neigte sich zu mir herüber und sagte mit unterdrückter Stimme:

„All right, Sir, all right, das Ding wird sich schon machen. Leutnant Brett kommt, wenn er uns feuern hört, und er wird schon zur rechten Zeit hier sein. Wir haben den Vorteil, daß wir die Bluthunde überraschen und dadurch haben wir schon halb gewonnen. Laßt sie nur erst eine Musketensalve aus jedem Boote kriegen, wenn sie's am wenigsten erwarten! Wir stehen einer gegen drei, dürfen daher keinen Schuß umsonst thun. Die von der „Iphigenia" sind mordverbrannte Kerle, meistens alte Seeleute, wahre Menschenbestien, mit denen man nicht erst lange parlieren kann. Da sind sie schon. Wie die Hallunken riemen (rudern), wie richtige Man-of-wars-Leute! Der und jener soll sie holen!"

Webbs Rat war gut, aber ich durfte demselben nicht folgen. Wenngleich wenig



Deutſcher Urwald.

oder gar keine Aussicht vorhanden war, daß die Piraten auf meine bloße Aufforderung die Waffen strecken und sich ergeben würden, so war ich doch durch meine Dienstvorschriften verpflichtet, eine solche Aufforderung ergehen zu lassen.

Der dumpfe, taktmäßige Ruck der Riemen kam näher und näher, und bald sahen wir deutlich die Boote, eins immer im Kielwasser des anderen, fünf an der Zahl. Das vorderste führte die Laterne.

Der Augenblick zum Handeln war gekommen. Noch einmal fiel mir die augenscheinliche Hoffnungslosigkeit des tollkühnen Unterfangens schwer auf die Seele, dann aber schüttelte ich alle Bedenken ab, denn ich befand mich dem ruchlosen Mörder meines guten alten Onkels gegenüber. Ich zog den Degen, richtete mich hoch auf und rief dem kaum noch hundert Schritte entfernten ersten Boote entgegen:

„Im Namen Ihrer Großbritannischen Majestät ergebt euch!"

Trotz unserer Nähe hatte man uns bis dahin noch nicht gesehen, mein Anruf wirkte daher wie eine fallende Bombe. Die Boote stellten ihre Fahrt ein, wir vernahmen ein wirres Durcheinander unterdrückter Stimmen und dann das Klirren von Waffen. Jeder Versuch, noch weiter zu verhandeln, wäre Wahnsinn gewesen. Webb ergriff aller Disziplin entgegen, meinen Arm und flüsterte:

„Laßt feuern, Kapitän, ich beschwöre Euch!"

Seine Mahnung war unnötig gewesen.

„Feuer!" schrie ich.

Meine Leute hatten schon längst die Finger an den Abzügen gehabt; die Schüsse krachten, und ein wildes Geheul bewies uns ihre verheerende Wirkung. In der nächsten Minute befanden wir uns im wütendsten Handgemenge. Pistolen, Enterbeile und Säbel verrichteten blutiges Werk. Die Piraten, ihrer großen Uebermacht sich bewußt, fielen uns an wie eine Meute toller Wölfe. Meine Pinasse wurde von drei Seiten zugleich angegriffen. Die Tritonleute fochten mit der Ruhe und Unerschrockenheit alter, erprobter Seefahrer, trotzdem aber würde es bald mit uns zu Ende gewesen sein, wenn Webb nicht zu einer ganz außerordentlichen Maßregel gegriffen hätte. Sein Gesicht war von einem Säbelhieb zerfleischt worden und gleich darauf hatte ihn der Schlag mit einem Pistolenkolben niedergeworfen. Brüllend vor Wut aber raffte er sich wieder empor, faßte mit seiner ganzen herkulischen Kraft einen der sechzehn Fuß langen, schweren eschenen Riemen und schmetterte denselben mit fürchterlichem Schlage auf den dichten Knäuel von Leuten in dem Boote nieder, das sich quer vor unseren Bug gelegt hatte. Die Wirkung war eine schreckliche. Einige der kräftigsten unserer Leute folgten diesem Beispiel, und so schien es, als ob sich der Sieg auf unsere Seite neigen wollte. Allein nur für wenige Minuten. Die Piraten verstanden sich, wie sich sehr bald herausstellte, auf dieses Spiel ebensogut als wir, und so kämpften wir schließlich nur noch zu dem Zweck, unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Da, in der höchsten Not ertönte, wie Himmelsmusik, ein lautes Hurra in unseren Ohren. Leutnant Brett, von den Schüssen und dem Kampfgetöse herbeigerufen, erschien zu unserem Entsatze auf der Walstatt.

Jetzt war das Schicksal der Seeräuber besiegelt. Wohl wissend, daß ihr Heil nun allein noch darin bestand, daß sie den Schoner erreichten, der noch immer die beiden Signallichter zeigte, machten sie verzweifelte Anstrengungen, zu entrinnen. Allein vergebens. Sämtliche fünf Boote fielen uns zur Beute, und ich hatte das Glück, mit meiner Pinasse das Fahrzeug zu nehmen, in welchem Perkins sich vorfand.

Die Verluste meiner Bootsmannschaften waren so groß, daß mir noch das Herz blutet, wenn ich daran denke. Eine Beruhigung aber gewährte mir das Bewußtsein, daß ich auch nicht anders verfahren sein würde, wenn es sich lediglich um den Präventivdienst, und nicht auch zugleich um meine persönliche Rache gehandelt hätte.

Eine Stunde nach dem Kampfe waren die überlebenden Raubgesellen wohl verwahrt an Bord des „Triton" untergebracht. Mit Tagesanbruch gingen wir unter Segel, landeten die aufgefischten Neger in Sierra Leone und machten uns dann ohne Aufenthalt mit unseren Gefangenen auf die Reise nach Jamaika. —

Perkins und fünfzehn seiner Genossen wurden vor den nächsten Assisen als schuldig des Raubes und Mordes auf hoher See zum Tode verurteilt. Eine wertvolle goldene Uhr, die man bei ihm fand, führte zu der Entdeckung, daß die Brigg, deren Besatzung so unmenschlich von ihm hingeschlachtet worden war, in Amsterdam zu Hause gehörte. Die Herbeischaffung der Zeugen von dorther erforderte eine lange Zeit, allein endlich kam doch der Tag heran, an welchem der Bösewicht und seine Spießgesellen ihre Freveltaten zu Kingston am Galgen büßen mußten.

III.

Ein alter Bekannter.

Die im vorigen Kapitel geschilderte Bootsaffaire zog mir nicht nur schwere Vorwürfe von seiten des Admirals der westindischen Station, sondern auch die dauernde Ungunst der Lords der Admiralität in London zu. Sonst hätte ich es vielleicht noch so weit gebracht, als englischer Postkapitän in meine Heimat zurückkehren zu können. So aber kam ich über den Leutnant nicht hinaus. Unmittelbar nach meiner Berichterstattung enthob man mich der Stellung als dienstthuender Kommandant des „Triton", und es fehlte nur sehr wenig, so hätte man mich auch noch für eine That, die ich wenigstens für eine militärisch ehrenvolle hielt, vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Vernichtung des „Don Sebastian", alias „Santa Trinidad", und die Gefangennahme der Piraten erachtete man allerdings für verdienstlich genug, man sah darin aber keine Entschuldigung für den Mangel von Urteil und Vorsicht, den ich bewiesen.

„Wenn Sie annehmen mußten," so meinte der Admiral, „daß die Kerle in dem amerikanischen Schoner entfliehen wollten, weshalb gingen Sie dann nicht ‚Anker auf' und drehten in der geeigneten Entfernung von dem Schoner bei?"

Ich erwiderte respektvollst, daß ich dadurch den Piraten meine Absicht verraten haben würde.

„Zugegeben. Aber weshalb begaben Sie sich dann nicht mit allen vier Booten in die Nähe des Schoners? Die Nacht war so dunkel, daß derselbe Sie nicht wahrgenommen haben würde, und Sie wären Ihrer Sache dort ebenso sicher gewesen, als an der Landspitze."

Hierauf wußte ich in der That nichts zu entgegnen, und der Admiral fuhr fort: „Sie haben durch Ihre rücksichtslose Unbedachtsamkeit die Hälfte der Bootsmannschaften geopfert, Leutnant Ramien, und ich habe keine Entschuldigung für Sie, obgleich mir Ihre persönlichen Motive bekannt sind. Persönlicher Mut und Tapferkeit fallen hier nicht in die Wagschale, die besitzt jeder in unserer Marine, vom jüngsten Midshipman bis zum ältesten Admiral, und daher wiederhole ich: was Sie gethan haben, ist ganz unqualifizierbar."

Ein solcher Vorwurf von solch einem Manne war eine sehr ernste Sache, und schon zog ich mich tief niedergeschlagen zurück, als der Admiral mir einen Diener nachsandte. Als ich wieder vor ihm stand, sagte er: „Lieber Ramien, ich habe soeben als Admiral und wie es der Dienst erheischte, zu Ihnen geredet; als Ihr Freund aber, der Sie kennt und schätzt, bitte ich Sie, heute bei mir zu dinieren. Um fünf Uhr nachmittags, pünktlich. Ich hoffe, Ihnen dann einen Auftrag geben zu können, der besser für Ihre unverwüstliche germanische Verwegenheit paßt als das Kommando einer Korvette."

Trotz dieser gütigen Worte des trefflichen Mannes wußte ich später doch kaum, ob ich auf dem Kopfe oder auf den Füßen nach Hause gekommen war. Die verworrensten Zukunftsgedanken wimmelten mir durchs Gehirn, und es währte eine ganze Weile, ehe ich einigermaßen wieder Kurs steuern konnte. Endlich warf ich mich auf den rohrgeflochtenen Diwan, konnte die erwünschte Ruhe nicht finden und machte mich dann „fenkbar" für das Diner beim Admiral.

Dasselbe verlief, wie solche Diners gewöhnlich verlaufen; hinterher aber zog mein Chef mich in sein Privatkabinett.

„Sie reden spanisch, wenn ich nicht irre," begann er ohne weitere Vorrede, „wenigstens das Kauderwelsch, was auf Cuba für spanisch gilt, nicht wahr? Gut. Würden Sie geneigt sein, in Ihrer Majestät geheimem Dienst eine Reise dorthin zu machen?"

Eine Reise nach Cuba? Ich erklärte dem Admiral, daß ich gern bereit sei, eine solche Mission zu übernehmen. Würde ich doch auch meine alten Freunde wiedersehen.

„Sie gehen also zunächst nach Havana, von dort aber werden Sie die ganze Insel bereisen, und zwar zu folgendem Zweck. Daß England große Opfer zur Unterdrückung des Sklavenhandels gebracht hat und noch bringt, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Auch mit Spanien besteht ein Vertrag, durch den wir uns zur Zahlung einer großen Entschädigungssumme an jenes Land verpflichteten, wenn es sich unseren Ideen willfährig erwiese. Es ist aber alles in allem genommen trotzdem beim alten geblieben. Cuba wird nach wie vor durch den Sklavenschmuggel mit schwarzen Arbeitern für seine Zuckerpflanzungen versorgt. Die Generalkapitäne der Insel fördern heimlich den Schmuggel, während sie öffentlich thun, als hielten sie den Vertrag auf das gewissenhafteste. Und dabei betreiben sie das Ding so geschickt, daß von uns aus noch nicht ein Fall konstatiert werden konnte, der einen unwiderleglichen Beweis für die Vertragsverletzungen lieferte. Aus diesem Grunde soll ein zuverlässiger und geschickter Mann nach Cuba entsendet werden, mit dem Auftrage, die Erlangung solcher positiven Beweise anzustreben, und für solch einen Mann halte ich Sie, obgleich Sie mit nur zwei Booten und dreißig Leuten fünf Boote und nahezu hundert der verwegensten Seeräuber zum Gefechte herausgefordert haben. Sie werden ohne Titel und Uniform, als einfacher Mr. Ramien reisen, sollten Sie aber in Schwierigkeiten irgend welcher Art geraten, so können Sie sich des vollsten Beistandes der britischen Regierung und auch der westindischen Marinestation versichert halten."

Ich empfing noch weitere, sehr eingehende Instruktionen, und als ich den Admiral verließ, hatte ich mich verpflichtet, mit dem nächsten Dampfer nach Cuba abzureisen und daselbst so lange zu verweilen, als die Regierung für nötig erachten würde. —

Wenige Tage darauf in Havana angelangt, nahm ich zunächst meinen Aufenthalt in dem eleganten Hotel „La Fonda de Espana". Das erste, das ich erfuhr, war, daß meine Freundin Virginie, Frau van Hochstraaten, inzwischen verwitwet sei. Ich nahm mir natürlich vor, sie, sobald es anging, zu besuchen und ihr meine aufrichtige Teilnahme auszudrücken. Der Wirt des Hotels, ein äußerst höflicher Franzose, wußte mir noch allerlei Einzelheiten über den Tod des holländischen Kapitäns zu berichten. Derselbe hatte auf der Plaza de Armes, der fashionabelsten Promenade der Stadt, das Unglück gehabt, mit seinem Pferde zu stürzen, wodurch sein vorzeitiges Ende herbeigeführt worden war.

„Die Prüfungen der bedauernswerten Dame, der hinterlassenen Gemahlin des Kapitäns, sollten aber noch härter werden," fuhr der Wirt in seinen Mitteilungen fort. „Denn bald nach diesem ersten Schlage wurde ihr von einem ihrer Bediensteten, einem Mulatten mit Namen Julius Cäsar, das einzige Kind, eine Tochter, gestohlen und fortgeführt. Ueber die Gründe, die den schändlichen Nigger zu seiner That veranlaßten, erzählt man sich mancherlei. Frau van Hochstraaten aber soll durch diese erneute Heimsuchung fast um ihren Verstand gebracht worden sein. Ganz Havana wetteifert in Beweisen der innigsten Sympathie, und die Behörden thun alles mögliche zur Entdeckung des Kindes, bis heute allerdings umsonst."

Ich dankte dem höflichen Manne, eilte auf mein Zimmer. So unglücklich und bedauernswert diese Nachrichten klangen und mich tief betrübten, so empfand ich doch einen gewissen Grad von Befriedigung, wenigstens darüber, daß ich in diesem kritischen Augenblick in Havana eintreffen mußte. Und, war ich Frau van Hochstraaten, meiner Lebensretterin, nicht noch großen Dank schuldig? Konnte, war es mir nicht vielleicht vergönnt, ihr das geliebte Kind wieder in die Arme zu führen? Der Halunke mit dem sehr ungeeigneten Namen Julius Cäsar hatte es gestohlen. Die Mutter war natürlich untröstlich. Den Behörden war die Auffindung des Kindes bis jetzt noch nicht gelungen, warum sollte es nicht mir vorbehalten sein, dieser verehrten Frau das Glück ihres Lebens wiederzugeben? Und ich war dazu im stande, wie kaum eine einheimische Behörde. Die englische Regierung hatte mich mit den weitgehendsten Vollmachten und unerschöpflichen Mitteln ausgerüstet, um die ganze Insel nach allen Richtungen durchstreifen und durchsuchen zu können, und während ich das geheime Treiben der Sklavenhändler und Schmuggler erforschte, mußte es mir sicherlich auch gelingen, dem Mulatten und dem geraubten Kinde auf die Spur zu kommen. Was in aller Welt aber war diesem anscheinend doch so braven Menschen in den Kopf gestiegen, das ihn zu solcher That bewogen hatte? Nun, wie dem auch sei, entgehen sollte er mir nicht. Ich war entschlossen, mit aller Energie und mit allen den Mitteln, die mir zu Gebote standen, Jagd auf den Mulatten zu machen.

Am nächsten Morgen war ich schon so voll von Plänen und Kombinationen, daß ich kaum ein wenig Frühstück zu mir nehmen konnte; um mich etwas zu zerstreuen, griff ich zur Zeitung, der „Cronica de Cuba", noch ganz frisch aus der Druckerei. Unter den angekommenen Fremden figurierte auch mein Name: Mr. Ramien aus Kingston, Jamaika, abgestiegen in „La Fonda de Espana".

(Fortsetzung folgt.)

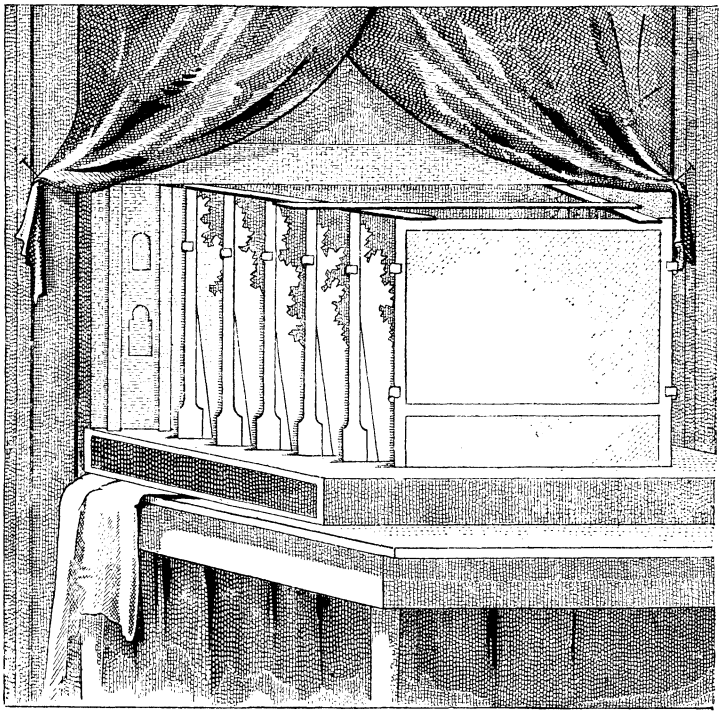
Der junge Theatertechniker.

II. Die Dekorationen.

Das Langweiligste des Theaterbaues, wenn auch gerade nicht das Mühevollste liegt hinter uns; von jetzt ab, liebe Kameraden, ist jeder Schritt vorwärts ein immer tieferer Blick in das Geheimnisvolle des Bühnenmechanismus, in jene geheimnisvolle Welt der Täuschung, die den unbefangenen Zuschauer durch ihren eigentümlichen Reiz so hoch entzückt, so maßlos fesselt.

Die Dekoration besteht in ihren Hauptteilen für die gewöhnliche Szene aus dem Hintergrund, den Kulissen und den Soffiten sowie den allenfalls nötigen Setzstücken. Bei besonderen Anlässen kommt noch an Stelle des Hintergrundes der Mittelprospekt, hinter dem dann noch nach Bedarf Kulissen und der eigentliche Hintergrund aufgestellt werden.

Der Hintergrund, das eigentlich abschließende Vollbild am Schlusse der Bühne, wurde ehemals steif und fest auf Pappe gespannt; das thun wir nun nicht. Warum? — Geduld! — Der „G. K." hat euch doch ein Kapitel über Beleuchtungseffekte versprochen, und darüber werdet ihr staunen! Jetzt schon müssen wir damit rechnen. In neuerer Zeit wird das Bild des Hintergrundes, ehe es auf Karton gespannt wird, in seinen Hauptlinien auf denselben durchgepaust. Zum Beispiel bei einer Gebirgslandschaft, obenher die Kontur der Berge, dann die Fenster der Häuser und Kirchen, die Wellen der Flüsse und die Sturzflut des Wasserfalles. Diese angedeuteten Umrisse werden nun aus dem Karton herausgeschnitten, so daß der Himmel wegfällt, die Fenster durchbrochen erscheinen und auch der Fluß, der Brunnen, der Wasserfall herausgeschnitten sind. Erst auf diesen ausgeschnittenen Karton wird nun das Bild des Hintergrundes genau geklebt, so daß, wenn wir diesen gegen das Licht halten, alles dunkel erscheint, der Himmel, das Wasser und die Fenster aber erleuchtet sind. Diese Manier, den Hintergrund zu präparieren, erlaubt brillante Beleuchtungseffekte anzuwenden, doch erfordert sie viele Mühe und peinliche Genauigkeit. Wird die Kontur nicht genau abgenommen, oder wird das Bild schlecht aufgezogen, was bei großen Papierflächen nur zu leicht geschieht, so treffen die Konturen des Bildes mit denen des ausgeschnittenen Kartons oder Pappendeckels nicht zusammen, und die Wirkung ist gestört. Wir wenden dieses Verfahren daher nur bei den Kulissen an, auf welche wir später zurückkommen werden.



Der Theaterbau. Fig. 4. Rückenansicht zur Veranschaulichung des Hintergrundes und der Kulissen.

Der Gute Kamerad spannt seine Hintergründe daher durchweg auf starke Papprahmen, welche aus etwa 1 cm breiten Pappstreifen gebildet sind, so daß das ganze Bild durchscheinend ist. Dann legt er das Bild an die Fensterscheibe und zeichnet, oder besser gesagt pauft auf der Rückseite die Hauptkonturen nach. Nun nehmen wir tiefschwarze Farbe, am besten die sogenannte „Schablonierfarbe", und bestreichen jene Stellen damit, welche undurchscheinend sein sollen. Diese „Schablonierfarbe" muß satt und dick und selbstverständlich sehr gleichmäßig aufgetragen werden, denn sonst ist der Zweck verfehlt. Durch diesen Deckanstrich arbeitet man leichter, genauer, und kann dort, wo das Ausschneiden des Kartons zu große Schwierigkeiten bieten würde, leichter und graziöser die beabsichtigte Wirkung erzielen. Man denke sich nur, wie schwer, wie mühsam wäre es, den halbdurchsichtigen Wald, der einen Bergkamm bekrönt, oder das durchsichtige Gezweige eines einzelnen Baumes auszuschneiden, durch das wir die Abendröte durchschimmern oder den Mond durchscheinen lassen wollen!

Bei der größten Mühe, die wir uns geben würden, nach mehrstündiger Arbeit müßten wir sehen, daß die Sache steif, unschön, und trotz aller Pedanterie kaum Kontur auf Kontur passen würde. Wie leicht dagegen bewältigt sich diese Schwierigkeit, namentlich bei zarteren Partien mit dem Pinsel. Wenn ihr aber mit Farbe und Pinsel schon besser vertraut seid, dann könnt ihr statt des Schwarz mit Farben untermalen, um das ganze Bild transparent zu gestalten; es ist dies Beginnen einfacher, als man glauben möchte, und weit anregender. Statt des Schwarz nehmt ihr dann „Neutraltinte", mit dem ihr die tieferen Schatten andeutet; die lichteren Stellen, das sogenannte Helldunkel, markiert ihr mit „Indigoblau", dem ihr hier und da etwas „Karmin" oder „Krapplack" beisetzt, so daß es zuweilen in den helleren Partien in ein leuchtendes Violett spielt. Wenn ihr Farbensinn besitzt, dann wird es euch leicht, eine Gebirgs- oder Waldlandschaft auf diese Art brillant zu beleben. Die ganz tiefen Schatten setzt ihr dann mit „Lampschwarz" oder der oben besprochenen „Schablonierfarbe" auf.

Ist das Bild auf diese Art auf der Rückseite untermalt, so werdet ihr schon eine kleine Vorahnung von dem haben, welche Wirkung die Beleuchtungseffekte erzielen werden. Das Dekorationsbild von vorn beleuchtet erscheint unverändert; laßt ihr nun aber das Licht von vorn

und rückwärts gleichzeitig wirken, dann werdet ihr sehen, wie es an Kraft und Plastik gewonnen hat. Laßt ihr nun das Licht nur von rückwärts wirken, indem ihr das Bild von vorn in den Schatten stellt, so werdet ihr den Eindruck der Nachtbeleuchtung empfangen. Noch aber seid ihr nicht befriedigt; das Firmament ist matt wie die Lichtstellen, nur die Schatten sind kräftig. Auch dem soll abgeholfen sein, doch werden wir davon später sprechen, wenn wir zu den Beleuchtungseffekten kommen werden. Genug davon einstweilen, wenn ihr alle lichten Partien des Bildes weiß gelassen und nur die Schattenstellen, wie angegeben, hintermalt habt. —

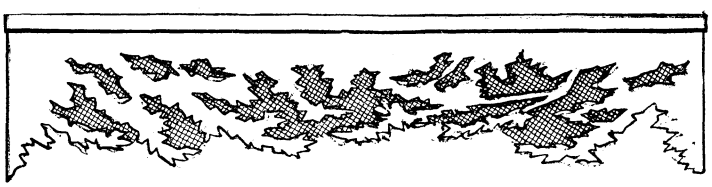
Die Kulissen, welche wir jetzt herzustellen haben, sind jene schmalen hohen Seitendekorationen, welche beiderseits die Bühne flankieren und perspektivisch den Blick des Zuschauers zum Hintergrund leiten. Sie werden auf guten dünnen Karton gespannt und dann sorgsam mit der Schere ausgeschnitten, wobei zu beachten ist, daß sie mit der geraden Außenkante bis hinauf zur Kulissenführungsleiste (siehe Fig. 4) reichen müssen. Hört die Zeichnung der Kulisse schon unter dieser Höhe auf, so lasse man bis zur Höhe hinauf so viel vom Himmel daran stehen, um damit den Kulissenhalter verdecken zu können. Ist die Kulisse ausgeschnitten, so verstärke man ihre gerade Außenkante durch ein aufgeklebtes Pappdreieck, das oben etwa 1½—2 cm, unten aber etwa 4 cm breit ist. Sind auch bei den Kulissen Beleuchtungseffekte nötig, z. B. Fenster, so schneide man diese vorher aus dem Karton nach der Durchpausung aus, wie wir oben bei dem Hintergrund gezeigt haben, und hintermale, wie bei diesen, die feineren Partien mit Schwarz oder mit den besprochenen Farben.

Jetzt haben wir allerdings schon den Hintergrund und die Kulissen fertig; wie aber sie befestigen? — Nichts einfacher als das! Wir gehen zu Meister Klempner und lassen uns etwa drei Dutzend Weißblechstreifen schneiden; jeder 5—6 cm lang und 1 cm breit. Diese biegen wir uns klammerförmig zusammen und heften mit diesen Klammern sowohl die Dekoration als auch die Kulissen an ihre Stützen fest, wie wir dies auf Fig. 4 deutlich angegeben sehen. Jetzt steht unser Theater schon halbfertig da. Halbfertig, weil wir noch oben hinausblicken können, hinauf in den „Schnürboden". Auch der muß verhüllt werden, damit der Zuschauer nicht sieht, wie im Himmel die Wolken geschoben werden.

Diese Verhüllung besorgen die Soffiten. Das sind schmale, den Kulissen ähnliche Dekorationsstücke, bestimmt wie diese den Blick perspektivisch nach dem Hintergrund zu leiten, doch stehen sie nicht senkrecht wie diese, sondern hängen über den Kulissen wagrecht, je zwei derselben verbindend. So groß die Abwechslung nun auch bei den Kulissen ist, so gering ist jene bei den Soffiten. Es gibt nur zweierlei Luftsoffiten, nämlich rein blau und Wolkensoffiten, dann Waldsoffiten und endlich Zimmersoffiten von zweierlei Art. Die eine stellt Gebälk vor, die andere rot gezogene Draperien. Erstere finden Anwendung für Küchen-, Bauernstuben- und ähnliche Hintergründe, letztere für Prunkgemächer-, Kirchen-, Zimmer- und ähnliche Dekorationen. Die Soffiten sind leicht befestigt. Man klebt, nachdem sie ausgeschnitten sind, an deren oberer Kante ein dünnes Holzstäbchen an, das an beiden Seiten einige Zentimeter vorsteht, mit welchem Vorsprung sie dann auf der Kulissenführungsleiste aufliegen, und zwar so, daß sie knapp vor den zu ihnen gehörenden Kulissen zu hängen kommen. Nur zwei Arten von Soffiten, die Wolken- und die Waldsoffiten, sind etwas schwieriger darzustellen.

Die Wolkensoffiten, die an ihrer Unterkante natürlich wolkig und nicht gerade abgeschnitten sind, müssen vorerst, wie wir oben bei den Kulissen sahen, auf den Karton sorgfältig durchgepaust werden. Nun schneidet man die lichten Wolkenränder zierlich aus, worauf man die Wolken erst aufklebt. Dies ist nötig, um bei Mondschein oder Sonnenaufgang diese durchscheinenden Wolkenränder dementsprechend farbig beleuchten zu können. — Wie das machen?! — Nur Geduld, ihr jungen Herren! — Schneidet nur vorerst die Soffiten fein säuberlich aus; wir werden rechtzeitig auch daran kommen.

Die Waldsoffiten können auf zweierlei Art hergerichtet werden. Entweder wir lassen sie voll, d. h. wir schneiden nur die untere Zeichnung in Hauptkonturen ab und lassen den blauen Luftton, der zwischen den Aesten und Blattgruppen sichtbar ist, stehen, oder wir halten sie luftig, indem wir überall den blauen Luftton herausschneiden. Durch dieses Herausschneiden des Lufttones jedoch wird die Waldsoffite derart durchbrochen und naturgemäß gebrechlich, daß sie einer Unterstützung und engere Verbindung ihrer einzelnen zarten Teilchen dringend bedarf, soll sie nicht bald zerrissen sein. Wir kleben darum rückwärts auf die ausgeschnittene Waldsoffite hellgrauen feinen Tüll oder Mull, den wir nach dem Trocknen an der unteren Hauptkontur genau abschneiden. Ihr werdet sehen, liebe Kameraden, wie prächtig plastisch sich dann diese Waldsoffiten ausnehmen werden, um wie vieles täuschender die Wirkung der luftigen gegen die volle Waldsoffite ist. Fig. 5 zeigt euch solch eine luftige Waldsoffite, auf Tüll gespannt.



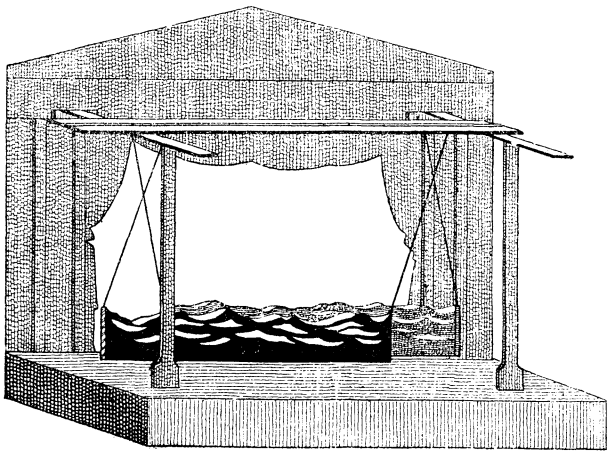
Der Theaterbau. Fig. 5. Ausführung der Waldsoffiten.

Nun sind wir fertig! So meint ihr? Noch lange nicht! Jetzt kommen erst die Setz- oder Versetzstücke an die Reihe, und zwar die stabilen und die beweglichen.

Es sind dies Dekorationsstücke, welche auf der Bühne verteilt aufgestellt werden, um das Bild zu vollenden. Einzelne Bäume, Gebüsche, Felsenstücke, Kreuze, Kapellen, oder Zimmermobilien, wie wir solcher bedürfen nach Maßgabe der Anforderung der Szene. Diese werden einfach auf schwächeren Karton aufgeklebt, ausgeschnitten und rückwärts durch ein aufgeleimtes Holzklötzchen zum Aufstellen eingerichtet. Das ist sehr einfach. Aber mit der Herstellung der beweglichen Versetzstücke betreten wir schon das geheimnisvolle Reich des Theatermaschinisten. Wie unschön wäre es z. B., wenn wir einen Seesturm darstellen wollten, und die Wellen stünden da steif und unbeweglich wie Grenadiere und das vom Sturm gebeugte Schiff bliebe starr wie Pisas schiefer Turm! Die Wellen sollen rollen, das Schiff schlingern und stampfen, anders thun wir's nicht, und sonst wäre es auch aus mit der Illusion.

Beginnen wir mit der „Wellenbewegung". In den Schreiberschen Dekorationen finden wir auf Bogen 27 drei solche Wellenversetzstücke, welche wie umgekehrte Soffiten gebildet sind. Wir behandeln

sie wie die Wolkensoffiten, indem wir die Lichtstellen und das Schaumgischt der Wellen nach der Pause aus dem ziemlich starken Karton ausschneiden und dann erst die Wellenbilder aufkleben, um auch die Wellen nach Bedarf im entsprechenden Farbenlicht leuchten lassen zu können. Ist dies geschehen, dann verstärken wir den geradlinigen Unterrand rückwärts durch eine aufgeleimte schwerere Holzleiste, und womöglich beschweren wir noch das Ganze durch ein Bleiklümpchen, das wir in der Mitte der Holzleiste anbringen. Wie Fig. 6 zeigt, werden nun diese Wellendekorationen schaukelartig durch dünne schwarze Schnürchen an der Kulissenführungsleiste aufgehangen und fortwährend in schwingender Bewegung von rechts nach links erhalten. Je nach der Stärke des Seeganges, den wir darstellen wollen, wird diese Schwingung langsamer oder rascher, regelmäßig oder unregelmäßig sein müssen.



Der Theaterbau. Fig. 6. Die Ausführung der Wellendekoration.

Aber auch das Schiff (Bogen 63, 64, 65 der Schreiberschen Dekorationen) wie die Wrackstücke, Tonnen 2c. müssen sich bewegen. Diese schneiden wir am Unterrand nicht gerade ab, wie vorgezeichnet, sondern rund ausgebogen, wie etwa ein Schaukelpferd. Dann nehmen wir Holzleisten, die länger sind als die Breite des Bühnenkastens beträgt, und etwa die Form eines starken „Walzenlineals" haben. In der Mitte dieser Leiste kleben wir rechts und links aus starker Pappe geschnitten je ein Dreieck, das an der oberen Spitze rund eingekerbt ist, etwa wie das Lager einer Kanonenlafette. Dieser lafettenartige Apparat darf natürlich nicht höher sein als die Wellenversetzstücke, denn der Zuschauer darf ihn nicht sehen.

Durch die ausgeschnittenen Schiffe, Wrack- und Trümmerstücke wird nun ein starker Draht gesteckt, der an der Rückseite des Versetzstückes durch ein starkes Pappstück derart befestigt sein muß, daß er fest und unbeweglich steckt. Dieser Draht bildet nun die Achse, welche in die beiden ausgekerbten Lager der lafettenartigen Versetzstückführung eingelegt wird, genau wie die Arme einer Kanone. Damit nun aber das eingehängte Versetzstück sich schön und regelmäßig schaukeln kann, müssen wir es mit einem oder zwei Bleistückchen am Unterrande beschweren. Ein Bleistückchen kommt unter die Stelle, wo der Draht durch das Versetzstück durchgesteckt ist, zwei Bleistücke jedoch werden so weit als möglich voneinander am Versetzstück angeleimt. Bei zwei Bleiklümpchen ist die Schaukelbewegung schöner, ruhiger und von längerer Dauer. Selbstverständlich ist es eure Sache, das Gleichgewicht, beziehungsweise den Schwerpunkt, derart zu bestimmen, daß das Versetzstück im Momente der Ruhe gerade und nicht widernatürlich schief steht. Wenn ihr dann durch die bewegten Wellen auf der beschriebenen Führungsleiste diese schaukelnden Versetzstücke über die Bühne führt, dann könnt ihr aber auch des lautesten Beifalles sicher sein. Begreiflicherweise werden dann noch Sturm, Donner, Blitz und die Lichteffekte der Gewitterstimmung oder des Sonnenunterganges das Ihrige thun, um die Täuschung vollkommen zu machen.

Nachdem wir nun schon so oft von den Lichteffekten gesprochen haben, kann der Gute Kamerad nicht anders, als euch schon das nächste Mal mit den Herrlichkeiten der Bühnen-Lichtwirkungen und deren Vorbereitung vertraut zu machen.

Der Induktionskreisel.

Wenn eine Metallmasse sich in der Nähe eines Magneten, in einem magnetischen Felde, wie man zu sagen pflegt, bewegt, so übt das magnetische Feld eine Wirkung auf die Metallmasse dahin aus, daß es ihre Bewegungen aufzuhalten sucht. Diese Wirkung ist zur Verbesserung verschiedener wissenschaftlicher Meßinstrumente in außerordentlich sinnreicher Weise verwendet worden. Hier soll jedoch nur ein einfacher Versuch angeführt werden, der durch sein paradoxes Resultat alle unsere guten Kameraden, die denselben wiederholen, von dem Vorhandensein jener eigentümlichen Wirkung, der Induktionswirkung, überzeugen werden.

Wir versetzen einen Kreisel mit einer Scheibe aus weichem Eisen mittels eines Fadens auf bekannte Weise in Bewegung. Während er noch in Ruhe war, wurde er von einem Magneten in seiner Nähe angezogen; wenn wir jetzt aber dem sehr rasch rotierenden Kreisel den Magneten so nähern, daß die Schenkel desselben senkrecht stehen auf der Ebene der Scheibe, werden wir eine lebhafte Abstoßung bemerken, welche um so deutlicher auftritt, je stärker der Magnet und je geringer seine Entfernung von der Eisenscheibe ist. — Wenn nun aber nach und nach die Schnelligkeit der Rotation unter eine gewisse Grenze sinkt, zeigt sich allmählich wieder eine Anziehung, bis schließlich der Kreisel an dem Magnet hängen bleibt.

Die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinungen ist nach dem oben Gesagten sehr einfach. Wenn die Scheibe sich mit großer Schnelligkeit in der Nähe des Magneten bewegt, ist sie der Sitz von Induktionsströmen. Zwischen diesen Induktionsströmen nun und dem Magneten selbst findet eine Abstoßung statt, deren Größe mit der abnehmenden Geschwindigkeit der Rotation des Kreisels auch abnimmt. Und wenn dann eine bestimmte Grenze der Geschwindigkeitsabnahme erreicht ist, findet eine Wiederanziehung statt.

Daß an diesem Verhalten des Kreisels wirklich nur die Induktionsströme schuld sind, zeigt sich auch aus dem Versuche, daß auch der sehr rasch rotierende Kreisel von dem Magneten angezogen wird, wenn der letztere mit seinen beiden Schenkeln parallel und nahe dem Rande der Scheibe liegt. In diesem Falle können aus Gründen, deren theoretische Erörterung hier zu weit führen würde, keine Induktionsströme in der Scheibe entstehen.

Frühe, schädliche Winter

sind in der Chronik seltener als strenge, kalte Winter, die bis in den Frühling hinein dauern. 1046 fiel schon im September Schnee, drei Tage lang; doch folgte ein schöner Herbst nach. 1237 fing es

Lösung des Preisrätsels.

Wenn unser rätseliger Hobble-Frank ein Rätsel stellt, so hat dasselbe natürlich einen Haken; wer von unsern jungen Freunden die Bekanntschaft dieses wackeren früheren Forschtgehilfen aus Moritzburg in Sachsen gemacht hat, der wird diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, ohne weiteres zugeben. Alles was von ihm kommt, das hinkt. Es findet also auch hier wieder einmal eine seiner Verwechselungen statt und darin liegt die Pointe. Er meinte nämlich nicht den Dammarlack, sondern den Eroberer Tamerlan oder Timur lenk, welcher auch hinkte. Die Lösung lautet also:

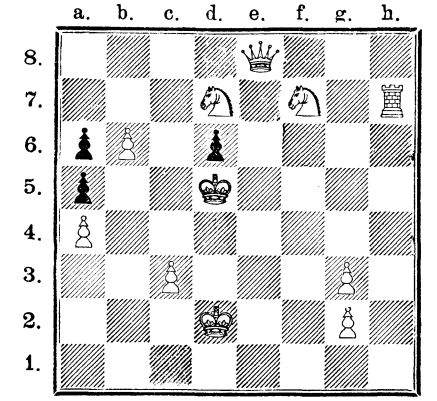
„se hinken alle beede".

am 4. Oktober an zu schneien und zu frieren; der Frost dauerte bis Allerheiligen und richtete viel Schaden an. 1308 gab es ebenfalls im Norden Deutschlands Mitte Oktober so viel Schnee, daß Schlittenfahrten veranstaltet wurden. Die Chronik meldet, daß im Jahre 1416 am Lukastage eine große Menge Schnee fiel, daß die Früchte in Feld und Garten bedeckt waren. 1433 folgte Ende Oktober Schnee und starke Kälte, und 1541 froren anfangs November die Teiche zu. 1583 und 1593 fing es Ende Oktober an zu schneien und zu frieren und hörte erst um Weihnachten wieder auf. Es war in diesem letzteren und dem folgenden Jahre große Teurung.

Welches ist das häufigste Wort der deutschen Sprache?

Auf diese Frage gibt Johannes Rindermann im „Archiv für Stenographie" die folgende Antwort: Bevor du, verehrter Leser, die richtige Beantwortung erfährst, möchte ich auch dir dieselbe Frage vorlegen: „Welches ist das häufigste Wort der deutschen Sprache?" Es ist nämlich vorgekommen, daß solche, denen die richtige Antwort gesagt wurde, hinterher meinten: „Das hätte ich schon im voraus gewußt, dazu bedurfte es nicht großer Erzählungen." Sehr bedeutende Stenographen haben auf diese Frage die Wörter: wie, und, so, oder, sogar, er, sie, es u. s. w. geraten, eins immer falscher wie das andere, bis schließlich die Antwort „die" oder „der" herauskam. Und diese beiden letzteren sind es auch. Beide Partikel kommen je etwas über 2000 mal auf 100 000 Silben vor, während das nächsthäufige Wort „und" nur etwas mehr als halb so oft vorkommt. Für die Stenographie leitet der genannte Autor aus diesem Ergebnis den Satz ab: „Dem häufigsten Wort das kürzeste Zeichen!"

Schachaufgabe Nr. 1.



(10 + 4 = 14)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabe.

Zwei befreundete Radfahrer, von denen der eine in A, der andere in dem 17½ Meilen nördlich von A gelegenen B wohnt, verabredeten sich brieflich, an einem bestimmten Tage sich entgegenzufahren und die Fahrt um 8 Uhr morgens zu beginnen. In einer Stunde legte der Fahrer aus A 2 Meilen zurück, der aus B 3 Meilen. Um wieviel Uhr treffen sie zusammen und wieweit sind sie beim Zusammentreffen von A entfernt?

Reimrätsel.

Ein Kleid ohne —
Ein Meer ohne —
Ein Park ohne —
Ein Schlaf ohne —
Ein Haus ohne —
Gliche einem Fähnrich ohne —

Rätsel.

Ich hab' eine Wand, doch sie ist nicht von Stein,
Mir fehlen die Füße, doch hab' ich ein Bein,
Ich hab' einen Rücken, doch kann ihn nicht biegen,
Ich hab' zwei Flügel, doch kann ich nicht fliegen,
Ich hab' eine Spitze, die aber nicht sticht,
Beständiger Luftzug — der schadet mir nicht,
Man geht hinter mir so gar häufig einher —
Jetzt ist dir das Raten gewiß nicht zu schwer.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 4.

40 Blumen.

Auflösung des Homonym in Nr. 4.

Granaten.

Auflösung des Rätsels in Nr. 4.

Amen — Namen.

Fragen und Antworten.

G. S. in St. Du scheinst ein kleiner Hygieiniker zu sein und das ist recht! Das einfachste und beste Mittel die Reinheit der Zimmerluft zu prüfen ist tägliches fleißiges Ergehen im Freien. Deine Atmungsorgane werden sich dadurch dermaßen an die Aufnahme und das Bedürfnis frischer und gesunder Luft gewöhnen, Du wirst hierin gewissermaßen ein Feinschmecker werden, daß Du nur mit Widerwillen ein Zimmer betrittst, geschweige zum Aufenthalt wählst, das mit schlechter oder verbrauchter Luft erfüllt ist. Für die Messungen der Temperatur und des notwendigen Feuchtigkeitsgehaltes gibt es heutzutage eine Reihe sehr empfindlicher Meßinstrumente, die Du Dir von jedem Optiker zeigen und erklären lassen kannst. — Die beste Heiztemperatur ist die von 14 bis 16° R. Weniger wird sich bei ruhigem Verhalten empfindlich geltend machen, denn der Körper erführe dann einen zu großen Wärmeverlust, ein Mehr wirkt erschlaffend und verweichlicht. Immer soll auch darauf gesehen werden, daß auf dem Ofen oder in dessen Nähe eine Schale Wasser aufgestellt werde, daß die Luft nicht zu trocken sei. — Ob diejenigen Bäume, die Du mit Beilschlägen gezeichnet vorgefunden, zum Fällen bestimmt sind? Ja, richtig geraten! — Du fragst ferner: Wie wird man auf die Dienstauglichkeit geprüft? Durch den Militärarzt, der Dich vom Scheitel bis zur Zehe untersuchen wird, ob Dein ganzer Organismus so entwickelt und ausgebildet ist, wie dies bei einem völlig gesunden und normal gebauten jungen Mann der Fall sein soll. Vielleicht interessiert Dich das Minimalmaß kennen zu lernen, das für die Körpergröße bei den verschiedenen deutschen Truppengattungen gefordert wird:

	nicht über	nicht unter
	Zentimeter	
Gardekorps	—	1,70.
Jäger	1,75	1,57.
Kürassiere, Ulanen	1,75	1,67.
Dragoner, Husaren	1,72	1.62.
ausnahmsweise	–	1,57.
Reitende Artillerie	1,75	1,62.
Fußartillerie	—	1,67.
Infanterie	—	1,57.
Pioniere und Eisenbahnregiment	—	1,62.
Train	1,75	1,57.

Und noch etwas, Freund! Daß Du Deinem Briefchen den Tipp-Topp-Stempel aufdrückst, das ruft uns ein seltsames Begebnis in Erinnerung, so wir dieser Tage erlebten. Gehen wir gemächlich die Reinsburgstraße entlang — Du kennst sie, denn Dein Briefchen trägt ja den Poststempel „Stuttgart" — und sehen da einen himmelblauen Jagdhund umherschnuppern. Wir trauen unseren Augen kaum, aber da gab es nichts zu bestreiten, der Köter war blau, — blau wie die

Nase Methusalems. Wir sind natürlich Naturforscher genug um solch seltsame Erscheinungen nicht unbeachtet an uns vorüberziehen zu lassen und rufen und schnalzen mit der Zunge: Bello! Karo! Pst! Cäsar! Minko! Tiras! Marko! — laß dich 'mal näher ansehen. — Kaum hört das kluge Tier den letzten Namen, kommt es schwanzwedelnd auf uns zu und blickt uns mit seinen großen schönen Augen so sonderbar an, als wüßte es um seinen verwunderlichen Habitus. Also Marko hieß er, das stand fest und himmelblau war er, wenn auch nicht von Natur, wie wir alsbald bemerken sollten. Er war ursprünglich zweifellos weiß, an seinem glatthaarigen Körper saß aber von oben bis unten der Abdruck unseres Tipp-Topp-Stempels, unzählige Male stand da zu lesen:

Abonnent von
Spemann's Knaben-Zeitung
„Der Gute Kamerad".

Weißt Du, wer das gethan hat? Wir möchten den Schelm kennen lernen. — Gruß freundlich erwidert!

G. W. S. in **Duderstadt a. Harz.** Wenden Sie sich, um in allen Beziehungen ganz sicher zu gehen, direkt an das Kommando der Luftschifferabteilung. Es können bei solchen Truppengattungen Bestimmungen maßgebend sein, die der Oeffentlichkeit bislang nicht bekannt gegeben wurden.

Karl N. in **Odessa.** Ob man Fische mit den Händen fangen kann? Hm! wer geschickt und flink genug dazu ist, — warum nicht. Versuch's mal, wir denken Du wirst es bald bleiben lassen.

Gotthard von Bissing. Gotthard, altdeutsch: der hart oder fest an Gott hält.

A. M. S. in **Hammonia.** Seewasseraquarium? Soll nicht vergessen werden.

Kiel, Dammstraße 56 I. Arnulf von Kärnten, deutscher Kaiser, wurde um das Jahr 850 geboren; † 8. Dezember 899 zu Regensburg. Der Geburtstag Kaiser Konrads I. ist ebensowenig genau bekannt; sein Todestag ist der 23. Dezember 918.

K. Piatschek. Das Zeugnis der Reife aus der Prima eines deutschen Realgymnasiums berechtigt wie jenes des Gymnasiums also zum Studium aller Wissenschaften auf Universitäten, technischen Hochschulen, Berg- u. Forstakademien 2c. (mit Ausschluß der theologischen, medizinischen und juristischen Fakultät). Es ist also für die höhere Bergkarriere das Abiturientenzeugnis unbedingt nötig. — Du wünschest ferner die Gehalte kennen zu lernen, welche die Beamten der Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung beziehen. Es hat ein Ministerialdirektor (Durchschnittsgehalt ohne Dienstwohnung und Wohnungsgeldzuschüsse) 15000 M.; Vortragende Räte 8700 M.; Bergwerksdirektoren 5100 M.; Betriebsinspektoren 3300 M.; Rendanten 4500 M.; Berghauptleute 10500 M.; Oberbergräte 5100 M.; Direktor I. Klasse 5100 M.; Direktor II. Kl. 3900 M.; Bau- und Maschineninspektor 3900 M.; Faktor 2775 M.; Schichtmeister und Sekretäre 2175 M.; Assistenten 1575 M.; Kanzlisten 1500 M. Die letzteren Stellen fallen in die niedere Beamtenkategorie.

Alfred B. Querpfeifen erhältst Du in jeder Handlung für Blasinstrumente. Die letzteren weist das Adreßbuch nach. (Sind Papa und die Nachbarschaft damit einverstanden?)

Hans Schmidt. Liest Du den „G. K." denn nicht? Das steht doch in dem Artikel des 2. Jahrganges Seite 423, 437, 453, 476, „Etwas vom Süßwasseraquarium", ganz genau beschrieben. Habe die Gefälligkeit und lies nur mal nach. — Briefmarken und Stempel sollen Dir die Kameraden senden? Freund, zu diesem Zwecke müssen sie auch Deine volle Briefadresse wissen.

Egon, der tapfere Held. Es wäre uns interessant gewesen, zu erfahren, womit Du Deine Tapferkeit und Deinen Heroismus bewiesen hast! — Wunsch notiert. — Hier in Stuttgart werden die Nummern regelmäßig Freitag versendet.

L. K. in **N.** Du bist der Meinung, daß das Hobble-Frank-Preisrätsel keiner der Kameraden lösen könne? — Das wäre nicht übel, da würde uns der berühmte Forstgehilfe a. D. schön auslachen.

Rudolf P. in **N.** Freund, wenn Du wieder schreibst, dann schicke ein Paar Handschuhe mit*).

Unleserlicher. Diese Buchstaben soll man entziffern? Dazu muß die Optik erst das Augenglas erfinden**).

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. Das waren gewiß Ihre weißen Mäuse, die auf Ihrem Brieflein das Speckfrühstück abgehalten haben.

**) Anmerkung des Setzerlehrlings. Auch Ihr Brieflein wandert in mein Raritätenkabinett; wenn ich später einmal erzähle, daß auf diesem Stückchen Papier vorzeiten ein Hahnenkampf stattgefunden, deren Sporen ab und zu in Kopiertinte getaucht wurden, das bezweifelt kein Mensch.

O. v. B. Lieber Freund, wer wird denn so sehr mißmutig sein und ein solches Lamento anschlagen, wenn Sie doch zugleich einsehen, daß nur volle Hingabe und Ausdauer zu jenen lichten Höhen führt, auf denen der durchgekommene Primaner stolz dahinwandelt. Setzen Sie also an Stelle des Lamentos Lust und Liebe und Sie werden noch einmal so leicht „ochsen". Mut, Mut, dreimal Mut! Und der besagte Wettbewerb, müssen Sie ihn denn mitmachen? Nein, das müssen Sie nicht und sollen Sie nicht. Nur derjenige mag es, der Lust dazu hat und dem Zeit dazu bleibt, der an den jetzigen langen Winterabenden in einer solchen Arbeit Erholung sucht und findet. Die Schulpflichten und Schulaufgaben, die aber gehen allem voran! Gruß!

H. W. in **Livorno.** Sie gratulieren dem „Guten Kameraden" zu seinem dritten Geburtstage. Das hat seinem Herzen unendlich wohlgethan. Besten und schönsten Dank!

Fritz Bartsch in **Pforzheim, Rennfeldstraße 3,** wünschte mit zwei Kameraden, einem Belgier und Spanier, in Korrespondenz zu treten. Da derselbe die beiden Sprachen erlernen will, so soll die Korrespondenz französisch und spanisch geführt werden. Kameraden, welche dazu Lust haben, werden um ihre Adresse gebeten.

P. Chr. in **D.** „Du trittst uns heute zum erstenmal in die Augen" — so zart und fein, wie Du das diesmal anzustellen wußtest, so einen Tritt kann man sich schon einmal gefallen lassen; daß Du uns aber ein zweites Mal — Freund, das macht uns bedenklich! — Ob jeder von Euch beiden Brüdern eine Arbeit schicken und mitkonkurrieren darf. Brüder? Ei das ist ganz selbstverständlich!

H. M. in **Stuttgart.** Der „G. K." soll Dir die Ausrüstung einer Afrikaexpedition beschreiben, da Du den festen Entschluß gefaßt hast, einst nach Afrika zu gehen.

Versuch mit einem Induktionskreisel.

Freund, daß wir uns jetzt schon mit solchen Fragen plagen, ist müßiges Beginnen, denn jeder Tag bringt Neuerungen und wer weiß, wie sich die Lebensbedürfnisse und -bedingungen der Afrikareisenden gestaltet haben werden, bis die Zeit da ist, da auch Du flügge geworden bist. Vorläufig, Freundchen, wollen wir jene Ausrüstung kennen lernen, die man nötig hat, um mit sicherem Erfolg ins Abiturientenexamen zu steigen. Diese Ausrüstung ist vorläufig die Hauptsache. Meinst Du nicht auch?

Eugen Fischer. Ob uns Deine Abhandlung über die Anfertigung eines noch besseren und zusammenlegbaren Photographenapparats als der vom „G. K." beschriebene erwünscht und angenehm sein wird? Sehr angenehm. Sende so bald Du den Schlußpunkt gesetzt hast. — Ohne Deine Briefadresse werden Dich die tauschlustigen Kameraden nicht finden können. Gruß freundlich erwidert.

M. Rosenberg. Durch Besuch der technischen Hochschule oder einer privaten technischen Lehranstalt, die sich ganz speziell mit Elektrotechnik beschäftigt. Im ersteren Fall ist das Reifezeugnis des Gymnasiums, Realgymnasiums oder Oberrealschule notwendig.

Gustav L. B. aus **Hamburg.** Nicht alle die Holzarbeiten sind zu machen, sondern nur eine davon. Du kannst also ganz nach Belieben wählen.

Tauschmarkt.

F. Gräntz in **Chemnitz, Reitbahnstraße 16,** bittet seine lieben Kameraden, ihm von ihren doppelten Wappen, Siegeln und Stempeln einiges zukommen zu lassen; wird sich später dankbar erweisen.

Fr. G. in **N.** bittet seine lieben Kameraden um Angebot einiger kleiner Theaterstücke, Anleitung zu Zaubervorstellungen und Geistererscheinungen, wie im II. Jahrgang Nr. 50 beschrieben. Briefe erbeten an Herrn Claudin Schmitt, Bildhauer in Geisenheim a. Rh.

Adolf Schauenburg in **Hamburg, St. Georg, Gurlittstraße 33,** will sein Bicycle (140 M. Neuwert, 108 cm Radhöhe) abgeben.

Z. Neumann, per Adresse: Stein in **Prag, Postgasse 37,** vertauscht eine Marke Panama, Em. 1888, Landkarte, gelb, 10 C., und erbittet Angebote.

Erich Sengenwald zu **Zabern i. E., Mauerngasse 10,** hat bloß Wappen zu vertauschen, keine Briefmarken.

Ich tausche Mineralien und Versteinerungen gegen andere Mineralien; auch nehme ich dafür seltene Briefmarken oder schöne Muscheln und Korallen. Grüßend Euer Jos. Arn. Freyn in Buchbergsthal, Post Würbenthal — Oesterr. Schlesien.

Wilh. Nikolai in **Braunschweig** hat seine Dampfmaschine bereits vertauscht.

Wilhelm Kothe in **Braunschweig, Elmstraße 14,** tauscht eine Elektrisiermaschine (Induktion mit Bechers Flaschenelement) gegen Marken; wünscht besonders alte Sachsen, Preußen, Thurn und Taxis u. s. w.

Franz und Paul Beck zu **Pitesci** in **Rumänien** bitten um Briefmarken; geben dagegen alte und neue Rumänien und außereuropäische.

Julius Herz in **Köln, Elisenstraße 7,** fragt: Wer gibt mir für eine neue Briefmappe oder ein hübsches Buch (der schweizerische Robinson) ein Pärchen Meerschweinchen?

Ringold Kalning in **Riga, Gr. Jakobistraße 4,** besitzt zum Tauschen 124 russische Postkarten, mehrere Kouverts und Ganzsachen; erbittet Angebote.

W. von Bray zu **Bonn, Münsterstraße 17, per Adresse: Herrn Professor Fisch,** sucht Schmetterlinge und Briefmarken; gibt dagegen einige römische Münzen und ein Buch.

W. Meucke in **Lüneburg, Sand 23,** wünscht Briefmarken zu tauschen.

Liebe Kameraden in **Konstantinopel.** Habe eine Wette gemacht, bis 1. Februar 1889 75 türkische Marken zu besitzen; es können auch Paraaufdrücke auf anderen europäischen Marken sein. Ich wollte Euch herzlich bitten, mir beim Gewinnen dieser Wette behilflich zu sein und mir türkische Marken zu senden. Jeder, in dessen Brief sich die 10, 20, 30, 40, 2c. Marke befindet, erhält eine schöne Ganzsache, in dessen Brief die 75 ist, zwei Ganzsachen, und in dessen Brief sich die 5, 15, 25, 2c. Marke befindet, je eine Marke vom Kap. Es bittet nochmals herzlich darum Euer Kamerad S. Hartmann in Dresden, Pragerstraße 46.

Robert Brüggemann, per Adresse: Frau Nanny Eggers in **Rostock, Augustenstraße 72 I,** tauscht seine kleine Dampfmaschine mit Spiritusheizung; nimmt dagegen nicht: Herbarien, Briefmarken, Käfer, Siegel u. dergl.

K. Fersen in **Reval,** Haus von **Namm, Raderstraße, Rußland, Esthland,** hat seltene russische und finnische Briefmarken zum Tausch.

Hugo Lander in **Bonn, Wenzelgasse,** bittet seine Kameraden um Zusendung gewöhnlicher Freimarken; wer die 1000ste schickt, bekommt drei seltene. Außerdem besitzt er 40 verschiedene Wechsel- und Stempelmarken und möchte dagegen seltene Schmetterlinge haben.

G. Posselt in **Dresden, Ferdinandstraße 7,** ist eifriger Briefmarkensammler und bittet gutmütige Kameraden um Zusendung von ihrem Ueberfluß.

Wer von euch will mit mir Marken und Siegel tauschen gegen Schmetterlinge. Habe viele Finnland und Russen. Am liebsten wären mir Apollo, Oleander- und Pappelschwärmer. Adresse: St. Petersburg (Rußland) Willy Murmann, Erbsenstraße 5. (Магазинъ К. Штуде, для передачи В. Мурману, въ Ст-Петербургѣ, Гороховая улица домъ № 5.

Friedrich Lunge zu **Zürich, Hottingen,** gibt ein interessantes Buch gegen Marken von Guatemala, Bolivia 2c.

Georg Hacker in Hannover, Volgersweg 19 b I, sucht eine junge Dohle, Elster oder auch einen Star zu kaufen. (Schicke das Bewußte, doch mit diesem ausdrücklichen Vermerk. Die Red.)

„Liebe Kameraden! Habe zwei fast ungebrauchte Danielsche Elemente abzugeben und Abdrücke eines alten Klostersiegels gegen Marken (womöglich von alten deutschen Staaten) zu vertauschen. Auch bitte ich freigebige Kameraden, da meine Markensammlung noch ziemlich unbedeutend ist, mir von ihren Dubletten zukommen zu lassen. Ich werde mich, sobald ich kann, revanchieren. Briefe direkt erbeten an Fritz Föhrenbach, Gymnasiast in Rastatt (Baden)."

Die Redensart „Etwas aus dem ff verstehen“

wird zwar von vielen angewandt, nur wenige aber kennen die eigentümliche Abstammung derselben. Auch die mehrfach verbreitete und selbst von dem gelehrten Daniel Sanders im ersten Heft seiner „Deutschen Sprachbriefe“ geteilte Vermutung, daß die Redensart mit dem fortissimo der Musik in Verbindung zu bringen sei, scheint unzutreffend, da ein solches ff wohl für die Stärke, aber nicht für die Gründlichkeit irgend einer geistigen Thätigkeit in Anwendung gebracht werden könnte. Der Ursprung des ff stammt vielmehr aus der Praxis der Rechtsgelehrten und verdankt sonderbarerweise auch hier nur der Unwissenheit mittelalterlicher Skribenten seine Entstehung. Der Hauptteil des Corpus juris wird mit einem aus dem Griechischen stammenden Namen „Pandekten“ genannt und wurde von alten Zeiten her beim Citieren in Abkürzung durch den Anfangsbuchstaben, das große griechische Pi (Π) bezeichnet. In jener Zeit aber, als die Pflege der griechischen Sprache und Schrift im Abendlande nicht mehr geübt wurde, wußten sich die Schreiber jenen Buchstaben nicht zu deuten und hielten ihn für ein lateinisches FF. Doppel-F (ff), bei welchem der Strich zu hoch hinauf geraten war. Diese Verwechslung ist eine so allgemeine geworden, daß selbst noch heute jeder Jurist die Abkürzung ff für Pandekten als etwas Bekanntes und Selbstverständliches hinnimmt. Aus der Juristerei hat nun die Redensart „Etwas aus dem ff verstehen“, d. h. etwas aus den Pandekten, dem wichtigsten und maßgebendsten Teile des alten Gesetzbuches, begründen können, seinen Weg in die Sprache des Volkes gefunden, ohne daß irgend jemand beim flüchtigen Sprechen mehr an die ursprüngliche sonderbare Bedeutung der Redewendung denkt.

口廾

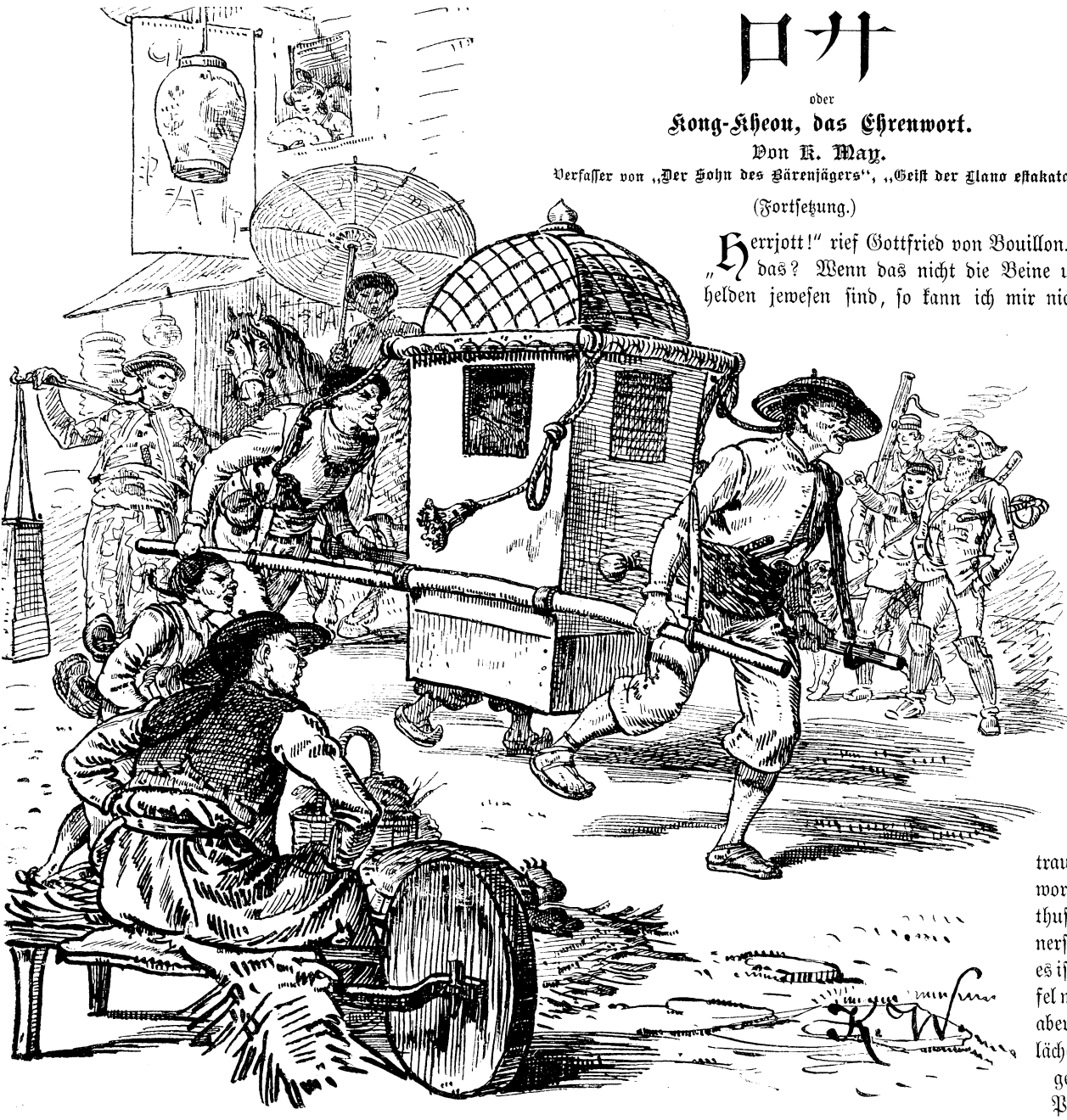
oder

Kong-Kheon, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)



„Herrjott!“ rief Gottfried von Bouillon. „Wat war das? Wenn das nicht die Beine unseres Seehelden jewesen sind, so kann ich mir nicht mehr auf meine eigenen Augen verlassen. Und seine Stimme war es auch. Wie kommt er dazu, in dieser Weise an uns vorüberzujondeln?“

„Herrjott!“ rief Gottfried von Bouillon. „Wat war das? Wenn das nicht die Beine unseres Seehelden jewesen sind, –“

„Man möchte allerdings seinen Augen nicht trauen,“ antwortete der Methusalem. „Turnerstick war es; es ist kein Zweifel möglich. Wie aber ist er in diese lächerliche Lage gekommen? Pyramidale Blamage!“

„Dat is richtig. So eine Palankin-Spinde zu bezahlen und dennoch laufen, dieser Jedanke ist jrad so bodenlos wie die Sänfte selber. Ich habe mal einen Elefanten jesehen, welcher in ähnlicher Weise transportiert wurde. Bei so einem Tiere hat das seine Jründer, bei einem Menschen aber ist es jrundlos zu nennen."

„Wer weiß, welche Dummheit er begangen hat. Wir werden es ja hören. Wollen uns beeilen, damit er nicht etwa im Zorne noch ärgeres unternimmt."

Sie schritten schneller aus als bisher und nahmen sich nicht Zeit, auf die Aufmerksamkeit, welche sie erregten, zu achten. Glücklicherweise lag das Hotel in ziemlicher Nähe.

Hongkong hat keine guten Gasthäuser. Das Einkehrhaus gleichen Namens ist das einzige, welches einigermaßen die Bezeichnung Hotel verdient; aber es ist doch nur ein riesiger Kasten, in welchem man sich nicht wohl zu fühlen vermag. Die Zimmer sind ohne allen Komfort; alles andere läßt ebenso zu wünschen übrig, und dennoch hat man ganz außerordentliche Preise zu bezahlen.

Hongkong heißt bei den Chinesen Hiang-Kiang und ist eine bergige Insel, welche rechts vor dem Eingange des Mündungsgolfes des Tschu-kiang liegt. Es besitzt einen der besten Hafen des chinesischen Reiches und kann als das englische Gibraltar des Ostens angesehen werden. Die Hauptstadt ist Viktoria. Sie ist fast ganz europäisch gebaut, hat breite Straßen, schöne große Häuser, großartige Warenspeicher und elegante Villen. Derjenige, welcher chinesisches Leben kennen lernen will, wird sich hier nicht verweilen, sondern die erste Gelegenheit benutzen, nach Kanton zu gehen, was ja auch die Absicht des „blauroten Methusalem" war.

Als dieser mit seinen Begleitern das Hotel erreichte, hörten sie aus dem Innern die laute, zornige Stimme Turnersticks erschallen. Sie traten in die Restaurationsstube und sahen da den Kapitän, umgeben von dem Wirte, dessen in langen, blauen Gewändern steckenden Kellnern und mehreren Polizisten. Diese letzteren stammen meist aus Vorderindien, tragen dunkelblaue Uniformen und rote Turbane und sind mit kurzen Keulenstäben bewaffnet.

Diese Leute hörten die Erzählung des Seemannes an, konnten aber nichts verstehen, da er nicht dazu zu bringen war, englisch zu sprechen. Er war nun einmal darauf versessen, sein Chinesisch hören zu lassen, und da keiner von ihnen deutsch verstand, so konnten sie sich unmöglich in den vorgebrachten Unsinn finden. Darum war er froh, als er die drei Ankömmlinge erblickte. Er stieß die ihm im Wege stehenden beiseite, eilte auf den Methusalem zu und sagte:

„Es ist unerhört, wirklich unerhört! Erst zwingt man mich, in der wohlbezahlten Sänfte zu laufen, und dann, als ich mich darüber beschweren will, kann kein einziger dieser Eingeborenen chinesisch verstehen. Es ist geradezu zum Verzweifeln!"

„Sie irren sich, Kapitän, wenn Sie diese Leute für Eingeborene halten," belehrte ihn der Angeredete. „Sprechen Sie doch englisch, so wird man Sie verstehen."

„Englisch? Fällt mir gar nicht ein! Wenn ich mich in China befinde, so bediene ich mich der Sprache des himmlischen Reiches. Ich kann verlangen, daß man mich versteht, mich, einen Mandarin von achtzehnhundert Sapeken!"

„Sie sind noch nicht in China, sondern in England, Hongkong ist englische Besitzung."

„Das weiß ich wohl; aber ich verlange, daß man auch hier sich meiner Sprachkenntnisse erfreue. Wissen Sie, was mir passiert ist?"

„Ja."

„Nun, was?"

„Es hat Ihnen beliebt, in einer Portchaise Dauerlauf zu üben."

„Beliebt? Wollen Sie mich auch noch foppen? Gezwungen hat man mich, hinterlistig gezwungen!"

„Und Sie haben sich nicht gewehrt?"

„Konnte ich mich etwa wehren?"

„Warum nicht?"

„Weil man mir den Kopf eingestoßen hätte, wenn ich nicht mitgelaufen wäre. Ich nahm vergnügt in der Sänfte Platz; da schwand der Boden unter mir, und ich geriet mit den Beinen in die Unterwelt. Das wäre noch gar nicht schlimm gewesen, denn der Boden konnte leicht wieder eingehakt werden; aber anstatt das zu thun, rannten die Kerls wie besessen von dannen, und mir blieb nichts anderes übrig, als mitzurennen."

„Vielleicht haben die Leute gar nicht bemerkt, daß Sie aus dem oberen Stockwerke ins Parterre geraten waren?"

„Oho! Die haben es gar wohl gewußt. Ich wollte ja stehen bleiben; sie schoben aber aus Leibeskräften; ich bekam Stoß auf Stoß. Mein Kopf brummt mir noch jetzt wie eine Baßgeige; mein Rücken muß in allen Farben schillern, und in den Beinen habe ich eine Empfindung, als ob ich auf dem hohen Turmseile tanzte. Mir zittern alle achtundneunzig Glieder; es ist mir ganz schwindelig zu Mute, und der Schweiß marschiert mir in dicken Strömen und Kolonnen vom Leibe. Soll ich mir das gefallen lassen?"

„Sagen Sie mir vor allen Dingen, wo die beiden Kulis sind!"

„Wo die sind? Ja, wo sind sie denn? Ich weiß es nicht."

„Aber gerade Sie müssen doch am besten wissen, wo sie sich befinden. Sie haben sich ja von ihnen tragen lassen."

„Tragen lassen! Tragen lassen! Welch eine Schlechtigkeit von Ihnen! Ich sage Ihnen ja, daß ich nicht getragen, sondern gelaufen worden bin! Ich danke für dieses chinesische Reich, wo man hundert Li bezahlen muß, um Sänfte rennen zu dürfen! Das ging so atemlos rasch, daß ich gar keine Zeit fand, einen rettenden Gedanken zu fassen. Ich weiß nur noch, daß ich gebrüllt habe wie ein Tiger; aber geholfen hat es nichts, denn die Kerls verstanden kein Sterbenswort chinesisch. Und als sie endlich hier vor der Thür anhielten, so schütteten sie die Sänfte um, daß ich dick auf die Mutter Erde zu sitzen kam, und rannten von dannen. ‚Tsching leao' haben sie mir noch zugerufen. Was bedeutet das?"

„Es ist der chinesische Abschiedsgruß."

„Danke für solchen Gruß! Ich bin natürlich sofort hier hereingegangen und habe nach Polizei und dem Staatsanwalt verlangt. Statt dessen aber kamen diese Blaukittels, welche nichts thun, als die Mäuler aufsperren. Ist das etwa Zucht und Sitte?"

„Nein, jedenfalls geschieht es aus Bewunderung Ihrer Sprachkenntnisse."

„Wenn das der Fall wäre, so wollte ich es mir gefallen lassen."

„Leider scheinen diese braven Leute sich noch zu wenig mit der chinesischen Sprache beschäftigt zu haben. Man bedient sich hier vorzugsweise des Pitchenenglisch. Wollen Sie verstanden werden, so müssen Sie englisch sprechen."

„Leider scheinen Sie da recht zu haben. Aber ist es nicht eine Schande, hier in Hongkong nicht verstanden zu werden? Freilich ist es gerade wie im Deutschen. Der Plattdeutsche kann den Hochdeutschen nicht verstehen, und weil ich nur das reinste Hochchinesisch mit eleganten En-

dungen spreche, so können sich diese Menschen nicht in meine Linguistik finden. Ich werde mich also des Englischen bedienen müssen, wenn ich Genugthuung haben will. Denn bestraft müssen die Halunken werden, exemplarisch bestraft. Man muß sie mir ausliefern. Ich transportiere sie auf mein Schiff und lasse sie da auspeitschen, daß sie für ewig und noch länger an mich denken sollen!"

Er hatte noch immer im zornigsten Tone gesprochen. Die Polizisten und Hotelbediensteten standen wartend da, neugierig, wie die Angelegenheit sich weiter entwickeln werde. War das Erscheinen des Kapitäns für sie ein ungewöhnliches gewesen, so doch noch viel mehr das Auftreten der drei studentisch gekleideten Personen. Sie wußten nicht, was sie aus denselben machen sollten, doch zeigten ihre respektvollen Mienen, daß sie keine geringe Meinung von ihnen hatten. Sie verstanden zwar nicht die Worte des Methusalem, aber der Ton, in welchem dieselben gesprochen wurden, und seine ernste, selbstbewußte Haltung imponierte ihnen.

Er hielt es für angezeigt, den Kapitän vor Weiterungen abzuhalten. Darum zog er ihn am Arme zur Seite und sagte zu ihm:

„Auf das Auspeitschen wollen wir doch lieber verzichten, mein lieber Freund."

„Verzichten? Was fällt Ihnen ein! Wenn Sie mich um meine Satisfaktion bringen wollen, so brauchen Sie mich gar nicht Ihren ‚lieben Freund' zu nennen. Mein Freund ist nur derjenige, welcher in meinem Interesse handelt."

„Das thue ich ja!"

„So? Inwiefern dient es denn zu meinem Wohle, wenn ich auf die Bestrafung dieser beiden Schlingels verzichte?"

„Insofern, als Sie dabei auf die Gelegenheit, sich abermals zu blamieren, verzichten."

„Blamieren — — abermals? Habe ich mich denn schon blamiert?"

„Riesig sogar."

„Oho, Herr Degenfeld! Wie kommen Sie mir vor! Wollen Sie mich beleidigen? Sie würden mich da zwingen, die Angelegenheit durch scharf geschliffene Säbels mit Ihnen auszumachen!"

„Das könnte für Sie nur eine schlimme Wendung nehmen, denn ich darf wohl sagen, daß man mich daheim für den besten Schläger hielt. Ihr hochgeehrtes sterbliches Gehäuse würde jedenfalls eine ebenso intime wie unliebsame Bekanntschaft mit meiner Klinge machen. Zu einem solchen Verfahren ist übrigens nicht der geringste Grund vorhanden, da ich es nicht bös, sondern herzlich gut mit Ihnen meine. Wenn Sie zweifeln, sich blamiert zu haben, so ist nur zu wünschen, daß Sie Zeuge des allgemeinen Aufsehens, welches Sie erregt haben, hätten sein können. Es sah doch gar zu absonderlich aus, Ihre Beine in so angestrengter Thätigkeit zu beobachten. Konnte doch ich selbst mich kaum des Lachens enthalten."

„So! Also haben Sie mich gesehen?"

„Ja."

„Und es fiel Ihnen nicht ein, mir zu helfen, mich aus dieser fatalen Lage zu befreien!"

„Natürlich hatte ich diese Absicht; aber ich konnte sie nicht ausführen, da Sie so außerordentlich schnell vorüber waren. Die Kulis haben unbedingt gewußt, daß der Boden der Sänfte offen war; es muß für sie also ein Grund vorhanden gewesen sein, sich so zu verhalten, als ob sie es nicht bemerkt hätten."

„Natürlich! Die Kerls haben sich für die fünfzig Li, welche ich ihnen abzog, rächen wollen. Ich sollte nämlich hundertfünfzig bezahlen."

„Ah! Und Sie haben nur hundert gegeben? Sie haben ihnen lumpige dreißig Pfennige abgezogen? War das eines Mandarins, der Sie doch sein wollten, würdig?"

„Etwa nicht?"

„Nein. Ein General geizt nicht mit fünfzig Li. Durch diese übel angebrachte Sparsamkeit haben Sie verraten, daß Sie weder Chinese noch Mandarin sind. Hätte man Sie für einen solchen Beamten gehalten, so hätte man es sicherlich nicht gewagt, Sie Sänfte wandeln zu lassen. Dringen Sie nun auf die Bestrafung dieser Leute, so wird das für Sie jedenfalls fatale Ereignis noch bekannter, als es jetzt ist; man wird Sie behördlicherseits auffordern, sich als Generalmajor zu legitimieren, und da Sie das nicht können, so dürften Sie in eine Lage kommen, die ich wenigstens mir nicht wünschen mag."

Turnerstick fuhr sich mit beiden Händen hinter die Ohren, um sich da zu kratzen.

„Sapperlot!" brummte er. „Daran habe ich nicht gedacht. Soll ich etwa als Angeklagter vor diesen Tsching-Tschang-Tschongs stehen? Dazu habe ich freilich keine Lust. Lieber will ich die Halunken laufen lassen."

„Das ist es eben, was ich Ihnen raten will. Sie meinten, es schicke sich nicht für uns, nach dem Hotel zu gehen Sie sind dennoch nicht nur gegangen, sondern gelaufen. Sie sprachen davon, daß man mich nicht mit der nötigen Hochachtung behandeln werde. Welche Hochachtung hat man denn Ihnen erwiesen? Ich empfehle Ihnen, sich ferner lieber auf meinen Rat als auf Ihre Eingebungen zu verlassen."

„Ja, nun können Sie wohl dicke thun! Aber es soll mir so etwas gewiß nicht wieder passieren!"

„Dasselbe sagten Sie, als Sie von dem Geldwechsler geprellt worden waren!"

„Hm, ja! Es ist kein angenehmes Tsching-tsching, mit welchem mich das Reich der Mitte begrüßt, aber ich werde den ‚Söhnen des Himmels' schon noch die Ehrerbietung abzwingen, auf welche ein Mann von meinen Sprachkenntnissen Anspruch hat. Als guter Diplomat will ich auf die Verfolgung der Kulis verzichten. Aber wehe dem Chinesen, dem es einfallen sollte, sich fernerhin einen ähnlichen Spaß mit mir zu erlauben! Ich würde ihn an seinem eigenen Zopfe aufhängen! Also diese Angelegenheit ist erledigt. Was thun wir jetzt?"

„Das, wozu mein Hund uns das Beispiel gibt: Wir trinken eins."

Das Zimmer, welches auch als Speisesaal benutzt zu werden schien, war ganz nach europäischer Art mit Tischen und Stühlen möbliert. Der Neufundländer war gleich nach seinem Eintritte nach einem der Tische gegangen und auf einen Stuhl gestiegen; das Glas hatte er vor sich hingesetzt. Da saß er nun, mit dem Tornister auf dem Rücken, sah unverwandt in das leere Bierseidel und ließ dabei ein ungeduldiges Knurren hören. Er war vom „Geldbriefträger von Ninive" her gewöhnt, daß das Glas sofort gefüllt werde.

Der Methusalem erklärte den Polizisten, daß man ihrer Hilfe nicht bedürfe, worauf sie sich entfernten. Dann nahmen die vier Reisenden an dem Tische Platz, den der Hund für sie eingenommen hatte. Degenfeld erkundigte sich, ob man Bier bekommen könne, und erhielt eine bejahende Antwort.

„So bringen Sie uns vier gute Schlucke!" befahl er. „Wir haben Durst."

Die Kellner rannten alle von dannen, um dieser Weisung Gehorsam zu leisten. Nur der Wirt blieb zurück. Er postierte

sich in ehrerbietiger Entfernung und verwandte kein Auge von den vier Leuten, deren Herkommen und Lebensstellung selbst ihm ein Rätsel war.

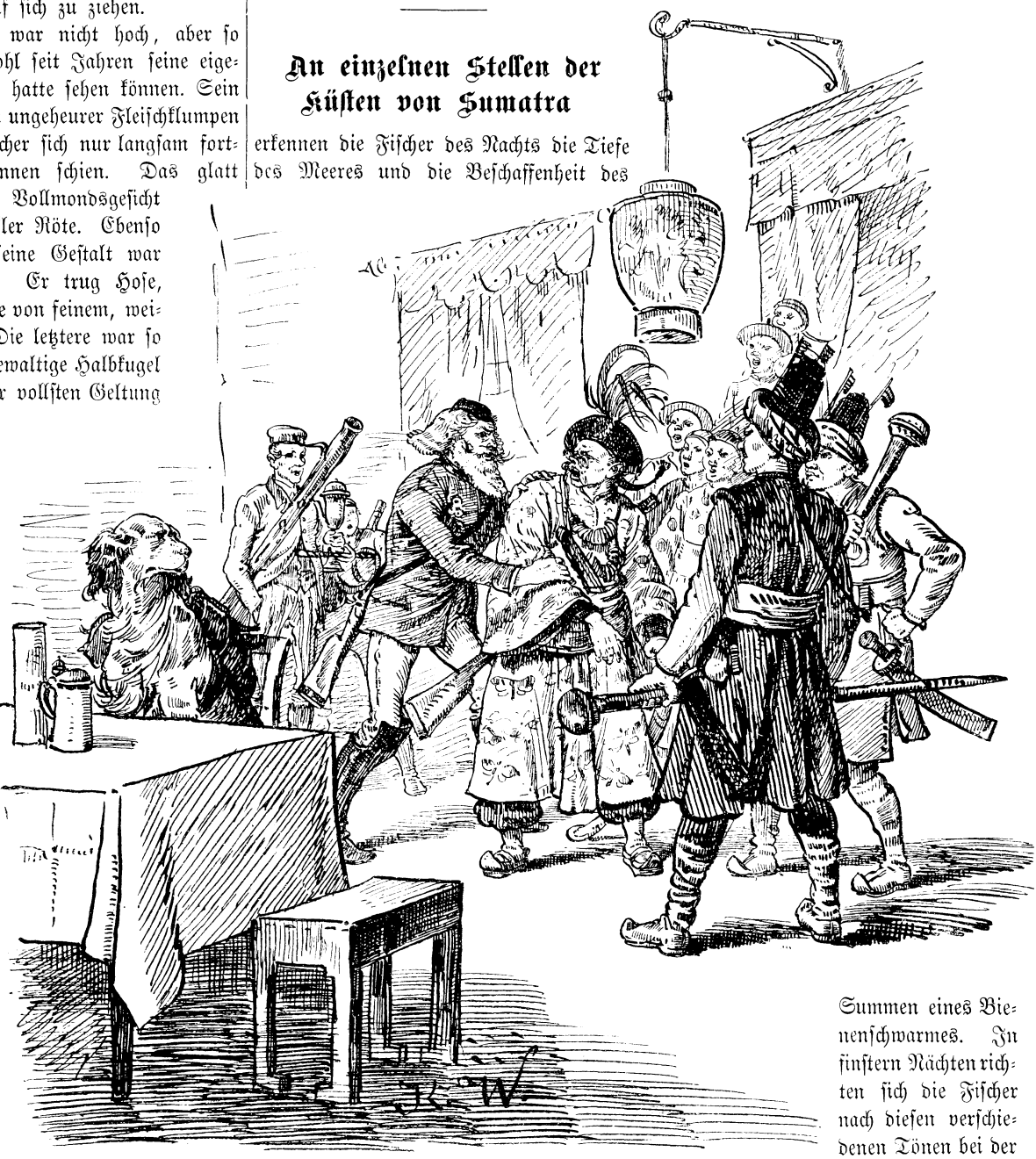
Da trat ein neuer Gast herein, dessen Person ganz geeignet war, die Blicke der Anwesenden auf sich zu ziehen.

Der Mann war nicht hoch, aber so dick, daß er wohl seit Jahren seine eigenen Füße nicht hatte sehen können. Sein Körper war ein ungeheurer Fleischklumpen zu nennen, welcher sich nur langsam fortbewegen zu können schien. Das glatt rasierte, runde Vollmondsgesicht glänzte in dunkler Röte. Ebenso auffällig wie seine Gestalt war seine Kleidung. Er trug Hose, Weste und Jacke von feinem, weißem Linnen. Die letztere war so kurz, daß die gewaltige Halbkugel des Bauches zur vollsten Geltung kam. Die Füße steckten in niedrigen chinesischen Schuhen mit vier Zoll hohen Filzsohlen. Um den Bauch — denn Taille konnte man unmöglich sagen, und von Hüften war auch keine Rede — trug er eine rotseidene Schärpe, aus welcher der eingelegte, kostbare Griff eines malaiischen Kris hervorblickte. Der Schädel bildete eine einzige große haarlose Platte, welche kaum halb von einer kleinen, schwarz und weiß karrierten schottischen Mütze bedeckt wurde, von der zwei lange, breite, ebenso gefärbte Schleifen bis auf den Rücken herabhingen. Zwei lange Flinten, welche sich hinten und deren Riemen sich vorn über der Brust kreuzten, hingen ihm auf dem Rücken. Ueber die beiden Läufe dieser Gewehre war eine schwarze, wohlgefüllte und sorgfältig zugeschnallte Ledertasche gehängt, und in der Rechten trug er einen chinesischen Sonnenschirm von solcher Größe, daß eine ganze Familie unter demselben Platz finden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

An einzelnen Stellen der Küsten von Sumatra

erkennen die Fischer des Nachts die Tiefe des Meeres und die Beschaffenheit des Meeresgrundes an dem Schalle, welchen das an die Korallenriffe anschlagende Wasser erzeugt. Auf zwanzig Fuß oder weniger gleicht der Schall dem Prasseln des Salzes, das man auf glühende Kohlen wirft; auf 50 Fuß ist es das Ticktack einer Uhr, mehr oder weniger stark, je nachdem der Grund ausschließlich aus Korallen oder abwechselnd aus Korallen und Schlamm oder aus Korallen und Sand gebildet wird. Wenn der Meeresgrund nur aus Sand besteht, ist der Schall klar und rein; besteht er nur aus Schlamm, dann ist der Schall dumpf und gleicht dem Summen eines Bienenschwarmes. In finstern Nächten richten sich die Fischer nach diesen verschiedenen Tönen bei der Wahl ihrer Fischplätze. Um die Schallunterschiede besser hören und schätzen zu können, legen sie das eine Ende des Ruders an das Ohr, während das andere Ende ins Wasser taucht.



„Oho Herr Degenfeld! Wie kommen Sie mir vor Wollen Sie mich beleidigen?“

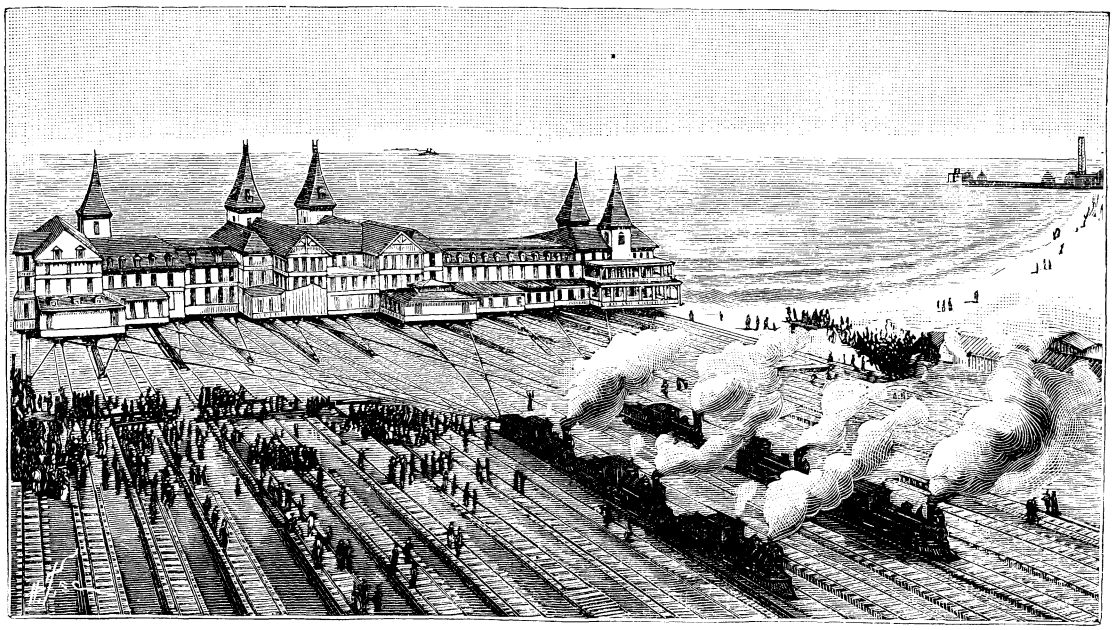
Der Transport des Hotels „Brighton Beach“.

Zu Coney-Island, einem der besuchtesten Seebäder in der Nähe von New-York, hatte man das Kurhotel „Brighton-Beach“, einen Riesenbau aus Fachwerk von 150 Meter Fassadenlänge und 15 Meter Tiefe, dicht am Strande (beach) des Ozeans auf einem Unterbau von Pfählen und Grundpfeilern aufgeführt. Gegen den Herbst vorigen Jahres nun hatte das Meer die sandigen Ufer zernagt, und zu Ende des Winters zeigte sich die dringende Notwendigkeit, energische Maßregeln zu treffen, da die Wellen bis unter das Hotel vordrangen.

Zuerst dachte man daran, den ganzen Bau in einzelne Teile zu zerlegen und diese zu transportieren, mußte aber das Projekt der Höhe der Kosten wegen aufgeben. Dann kam Herr M. L. Morrow, der Direktor der Brooklyn-Flatbush-Coney-Island-Eisenbahngesellschaft, welcher das Hotel gehört, auf den Gedanken, den ganzen Bau zu transportieren und führte diesen abenteuerlich scheinenden Plan auch glücklich durch.

Die Operation umfaßte die Hebung der ganzen Masse um sie auf die Transportwägen niederzusetzen; diese letzteren mußten dann in Bewegung gesetzt und erhalten werden, bis das Gebäude an seinem Bestimmungsorte angelangt war. Dortselbst mußte es dann wieder von den Wägen abgehoben und auf sein neues Fundament gesetzt werden.

Bis jetzt ist nur der erste Teil dieser sehr interessanten Operation ausgeführt



Der Transport des Hotels „Brighton Beach“

worden, und zwar auf die folgende Weise:

Man begann damit, daß man unter das Hotel eine Bohlendecke von 0,05 Meter Dicke legte, auf welcher 24 gewöhnliche Schienengeleise konstruiert wurden, die nur um 0,015 Meter breiter waren als die normalen Schienengeleise, um auf diese Weise im Notfall eine gewisse seitliche Verschiebbarkeit darzubieten. Dann legte man die Sohle des inneren Gebälkes des ganzen Fachwerks auf hydraulische Schraubenwinden und durchsägte die Stützen, so daß der Bau nach Vollendung dieser Operation, welche in Abteilungen von je 6 Meter Breite vorgenommen wurde, mit seiner ganzen Last auf den Winden ruhte. Durch völlig gleichzeitiges Arbeiten aller dieser Winden wurde darauf der ganze Bau gehoben, so daß es möglich war, die Transportwägen unter denselben zu bringen. Es waren dies einfache Eisenbahnwaggons, von denen je fünf auf ein Geleise gebracht wurden; im ganzen brauchte man 120 Waggons. Jeder derselben trug starke Balken, mit denen er sich gegen die entprechenden Wägen der beiden benachbarten Schienengeleise stützte, und war außerdem mit den beiden benachbarten Wägen auf seinem eigenen Geleise fest verkuppelt und zwar auf solche Weise, daß der Zwischenraum zwischen je zwei Wägen sich nicht ändern konnte.

Es hätte zwar das große Gewicht des Fachwerks allein genügt, die Wägen in ihrer gegenseitigen Lage festzuhalten; aber man wollte lieber sehr sicher gehen, um jeden Stoß und jede Erschütterung in jenem Momente zu vermeiden, wo die ganze Masse in Bewegung gesetzt werden würde. Man wendete übrigens keine seitlichen Verstrebungen mehr an, da schon die Balken auf den Wägen als Querversteifungen in ausreichender Weise dienten. Unsere zweite Illustration zeigt uns eines der unter dem Fachwerk des Hotels angebrachten Geleise mit den mit Balken versehenen und verkuppelten Transportwägen.

Jetzt mußte die ganze Masse in Bewegung gesetzt werden. Man dachte zuerst an die Verwendung von großen Winden; aber abgesehen von der Schwierigkeit, welche das gleichzeitige Arbeiten derselben verursacht hätte, war noch zu befürchten, daß die Zugkabel auf den Windetrommeln gleiten, und dadurch ein ungleichmäßiges Vorwärtsrücken hervorrufen würden. Deshalb wandte Herr Morrow Lokomotiven als Zugorgane an.

Dieselben, deren jede ein Gewicht von 35 Tonnen besaß, waren in Gruppen zu je dreien auf den Geleisen Nr. 11 und 14 angebracht, wie das unsere obige Figur deutlich zeigt. Dieselbe läßt auch erkennen, daß die letzte Lokomotive jeder der beiden Gruppen die Enden von 6 starken Zugkabeln aufnimmt, und daß diese letzteren sich weiter gegen das Gebäude zu gabeln, auf diese Weise 2 Gruppen zu je 12 Kabeln bildend. Je

eines dieser 24 Zugkabel ist für eine der 24 Wagenreihen bestimmt und wird erst um den Haken des vordersten Waggons einer Reihe geschlungen, um dann an einer starken Langschwelle, die zwischen den Schienen angebracht ist und einen der Stützpunkte bildet, seine Befestigung zu finden.

Um jede Ungleichheit, die vielleicht infolge der etwas ungleichen Zugkräfte der beiden Lokomotivengruppen auftreten könnte, nach Möglichkeit zu beseitigen, sind die Kabel, welche von den verschiedenen Teilen des Gebäudes aus zu den Lokomotiven führen, kreuzweise angeordnet, so daß jede Lokomotivenreihe ihre Bewegung auf mehr als die Hälfte des Baues überträgt. Auch das läßt sich deutlich aus unserer Figur erkennen.

Nachdem alle bisher erwähnten Vorarbeiten beendet waren, wurde am 3. April das Signal zur Vorwärtsbewegung gegeben. Die Lokomotiven spannten die Kabel an und dann setzte sich die ganze Masse ohne jeden Stoß in Bewegung. Nach einem Wege von einigen Metern hielt man wieder an, um den Zustand des Fachwerks und Gebälkes nachzusehen, und als alles in gutem Zustande befunden worden war, nahm man die Operation am 4. April mit nur 4 Lokomotiven wieder auf und führte das Ganze ohne jeden Unfall in eine Entfernung von 72 Meter von seinem ursprünglichen Standorte.

Soweit waren die Arbeiten im Frühjahr gediehen. Es mußten nun zunächst die 24 Geleise noch verlängert werden bis zu jenem Punkte, wo das ebenfalls noch fertig zu stellende neue Fundament sich befindet. Dort mußte von neuem der ganze Bau gehoben werden, damit man die Transportwägen unter demselben entfernen konnte, und schließlich mußte man den Fachwerksbau auf sein neues Fundament niederlassen.

Nach den bisherigen Erfolgen ist es wohl kaum zweifelhaft, daß ein vollkommener Erfolg dieses kühne und interessante Unternehmen krönen wird.

Die Monate.

Der Kreislauf des Mondes, welcher sich in 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten 2⅘ Sekunden vollzieht, war den Menschen von jeher ein Maßstab der Zeit. Den Römern gebührt das Verdienst, zuerst eine Art Kalender geschaffen zu haben. Aus diesem hat sich unser heutiger Kalender entwickelt, wie denn auch unsere Monatsnamen den römischen Ursprung verraten. Das Jahr 753 vor Christi Geburt, dem angeblichen Zeitpunkt der Gründung der Stadt Rom, wählten die Römer als Beginn ihrer Zeitrechnung. Das älteste römische Jahr, das nur 10 Monate oder 304 Tage umfaßte, begann mit dem nach ihrem Kriegsgotte Mars benannten Monat März; der zweite Monat, April, leitet seinen Namen her von dem lateinischen Worte aperire, öffnen, weil er Knospen und Blüten zum Aufbrechen brachte, während Mai und Juni den römischen Göttinnen Maja und Juno ihre Benennung verdankten. Der später zu Ehren des Julius Cäsar benannte fünfte Monat hieß ursprünglich nach seiner Reihenfolge Quintilis; der Name des folgenden Monats Sextilis (der Sechste) wurde dem Kaiser Augustus zu Ehren in August umgeändert. Die Monate September, Oktober, November, Dezember tragen noch heute die Namen der betreffenden römischen Ordnungszahlen 7, 8, 9 und 10, während sie beziehungsweise der 9., 10., 11. und 12. Monat sind. Gegen 700 v. Chr. soll der (übrigens sagenhafte) römische König Numa die Zahl der Monate um zwei vermehrt haben; den Januar, geweiht dem doppelgesichtigen Janus, dem Gott alles Anfangs in Raum und Zeit, von janua, die Thür, und den Februar, nach dem lateinischen Worte februa, Sühnmittel, der also der Sühn- oder Bußmonat war.

Das Mondjahr stimmte aber nicht mit dem durch den Umlauf der Erde um die Sonne in 365 Tagen 6 Stunden 9 Minuten und 11⅒ Sekunden gebildeten Sonnenjahr; es blieb dagegen um etwas mehr als 10 Tage jährlich zurück. So kam es, daß die römische Zeitrechnung allmählich in heillose Verwirrung geriet, bis Julius Cäsar im Jahre 45 v. Chr. den Knoten durchhieb, das vorhergehende Jahr um 80 Tage verlängerte und die Sonnenjahrsrechnung einführte. Nach diesem Kalender folgte auf drei Jahre von 365 Tagen ein Schaltjahr mit 366 Tagen. Irrtümlicherweise aber hatte Cäsar das Jahr, bezw. die Umdrehung der Erde um die Sonne — oder wie man damals glaubte, den Umlauf der Sonne um die Erde — um 11 Minuten und 12 Sekunden zu lang berechnet, so daß sich jetzt allmählich ein immer größerer Vorsprung in der Zeitrechnung herausstellte, der im Jahre 1582 auf 10 Tage angewachsen war, so daß die Frühlings- Tag- und Nachtgleiche auf den 11. statt auf den 21. März fiel. Bekanntlich nahm Papst Gregor XIII. die notwendig gewordene Verbesserung des Kalenders vor, infolge deren man vom 4. Oktober 1582 gleich auf den 15. desselben Monats überging. Die Protestanten sträubten sich lange gegen die Annahme der päpstlichen Neuerung, bis sie endlich von dem 17. Februar 1700 auf den 1. März übersprangen. Die Russen aber, wie überhaupt die Anhänger der Griechischen Kirche, rechnen heute noch nach dem alten Julianischen Kalender, sind daher mit ihren Datierungen gegen uns um 12 Tage im Rückstand.

Bei einem afrikanischen König.

Seit einem Jahrzehnt ist Afrika, der „dunkle“, der „schwarze“ Weltteil, kreuz und quer von weißen Reisenden durchwandert, welche uns mehr und mehr Kenntnis von Land und Leuten auch des so lange geheimnisvoll gebliebenen Innern verschaffen. Ein Afrikareisender ist heute gar nichts Ungewöhnliches mehr, und soviel Gefahren auch das heiße Klima und die Wildheit und Feindseligkeit der Bewohner bieten, so führt der wissenschaftliche Forschungstrieb doch immer neue kühne Wanderer in unzugänglich gewesene Länder dieses Weltteils.

Erfahrene Leute müssen es sein, die sich dahin wagen und vor allen Dingen müssen sie trachten, sich mit den Häuptlingen, Unter- und Oberkönigen derjenigen Gebiete, welche sie durchwandern wollen, auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, um den Schutz derselben genießen zu können. Daher nehmen sie allerlei Dinge mit, die uns oft von wenig Wert oder als gewöhnliche Spielereien erscheinen, aber unter den Wilden die Begierde nach deren Besitz erregen und wenn man sie damit beschenkt zu Dank und Gefälligkeit verpflichten. Außerdem ist es Brauch, bei dem Besuch eines Häuptlings ihn durch Geschenke zu ehren, und er erwidert dies

dann auch ebenso gegen den Fremdling. Mit Glassachen, Feuerzeug, Messern, Waffen, Gewehren und besonders auch mit Zeugstoffen greller Farben gewinnt man leicht die Gunst der kleinen schwarzen Könige, zumal die noch nicht öfter europäische Besuche erhalten haben, noch nicht anspruchsvoller, listiger und habgieriger dadurch geworden sind, gegen die Fremdlinge außerdem noch keine Feindseligkeit planen, ihnen sich vielmehr gastfreundlich und gutwillig bezeigen.

So gut erging es dem jungen, englischen Doktor Brown mit dem Sova, oder dem Unterkönig Mavanda, tief im Innern des südlichen Afrika. Er hatte ihm von einem schwarzen Nachbar Empfehlungen gebracht und wurde darum schon freundlich aufgenommen. Mavanda war eine so hünenhafte Negernatur, wie sie der Doktor noch nicht gesehen hatte, und wie dieser Riese seiner Rasse als tapferer Krieger galt, so zeigte er sich im friedlichen Verkehr als ein gutmütiger Mensch. Er stand in der Kraft des Mannesalters und war Vasall eines mächtigen Königs. Als er Brown empfing, geschah es mit der Eitelkeit eines Herrschers und der Liebenswürdigkeit eines Gastfreundes. Er fragte nach vielem, hörte mit großer Aufmerksamkeit, was ihm der weiße Fremde von seinem Heimatlande, seinen Absichten in Afrika und seinen Erlebnissen bisher erzählte, und war entzückt über die Geschenke, die er von dem Gast erhielt, die in Streichholzschachteln und buntem Kattun bestanden.

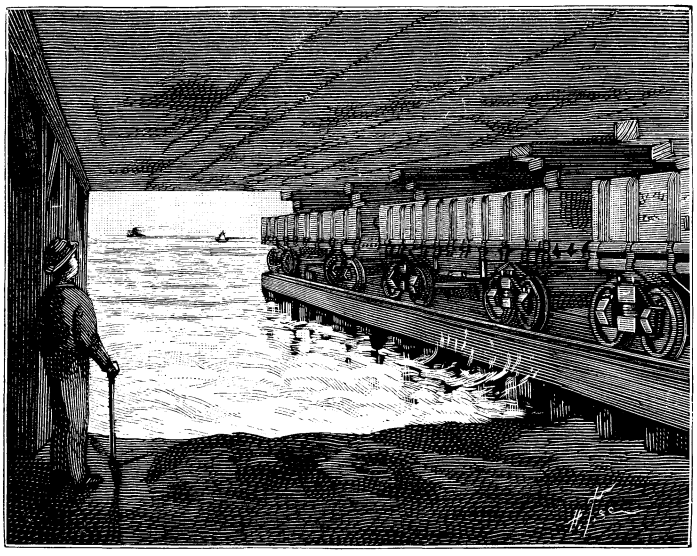
Als er sich in seinen Kral zurückzog, nachdem er Brown seines Schutzes versichert, sprach er dem Besuch zu Ehren zu dem um ihn versammelten Hof- und Kriegsstaat folgendes:

„Ihr seht von fern einen Vogel, der aus den Lüften nach einem Baum späht, um sich da niederzulassen. Ihr denkt, es sei eine Taube. Ihr geht ihm näher und erstaunt, wie groß er ist. Denn dieser Vogel war ein Adler. Ebenso ging es mit dem Manjaro“ (damit meinte er den fremden Gast). „Als er fern war von uns, nahmen wir ihn für eine Taube; nun er unter uns ist, finden wir, daß er ein Adler.“

Gewiß für einen Neger eine artige Begrüßungsrede an einen Fremdling der weißen Rasse!

Brown war noch nicht lange in der Hütte, die man für ihn im Dorfe aus Palmenblättern und Weidenlaub errichtet, als der König zu ihm schickte, und ihn fragen ließ, ob er ihm nicht eine Hose schenken könne.

Eine Hose! Der Engländer wußte recht gut, daß es nicht eine sein sollte, wie diejenige, die er an sich trug; sondern eine bunte, weite, mehr etwas wie eine Schwimmhose. Er hatte keine. Aber er wollte doch seinem schwarzen, königlichen Freund und Gönner gerne gefällig sein. Also machte er sich selbst daran, ein Schneider zu sein, und indem er von seinem mitgebrachten



Der Transport des Hotel „Brighton Beach“. Ansicht der unter dem Fachwerk angebrachten Geleise.

gelben Kattun einige Meter abschnitt und diesem Stück die für eine Kniehose entsprechende Form verlieh, sagte er sich lächelnd, daß ein Afrikareisender alles mögliche noch außer Geographie und Astronomie verstehen müsse, um besser durch die Welt der Schwarzen zu kommen, und Schneidern nicht zu allerletzt. Zum Glück verstand er es für den Zweck leidlich genug und auch das Nähen, wozu sich ja überhaupt jeder richtige Tourist im Notfall fähig zeigen muß. Er brachte die Hose für Seine Majestät fertig und schickte sie in seinen Kral, worüber Höchstdieselbe ganz außer sich vor Freude geriet und sich sofort damit vor allen seinen Würdenträgern zu deren Bewunderung putzte.

Solches sollte nach allerhöchstem Beschluß dem Manjaro aber auch fürstlich belohnt werden. Mavanda war hochherzigen Sinnes und erkenntlich. Eine Liebe ist der anderen wert, dachte auch er, und ließ dem Engländer die Einladung zum anderen Tage zugehen, einem Feste vor dem gesamten Hofstaat beizuwohnen, wobei Seine Majestät ihm zu Ehren sich selbst in ihrer feierlichsten Gestalt als Solotänzer zeigen werde.

Richtig stellte sich Brown mit seinen Begleitern und Dienern auf dem Platz, wo dies eigenartige und für ihn ebenso ehrenvolle als neue Schauspiel stattfinden sollte, ein. Die Volksmenge hatte sich auch bereits dazu versammelt, die Krieger, die Trommler, welche es in der Armee Mavandas gab, dahinter die Weiber und Kinder.

Lange ließ der König warten. Dann kam er in seiner Riesengröße daher, ganz allein, und wahrlich wie ein Ungeheuer anzuschauen. Er hatte über seinen Kopf einen großen, ausgehöhlten Kürbis als Maske gestülpt, die schwarz und weiß charakteristisch genug bemalt war, um ein phantastisches Götzengesicht darzustellen. Dazu hatte er seinem mächtigen Leib noch eine wunderliche Umhüllung aus Weidengeflecht und darin eingesteckten Büscheln gegeben und auch dieser Brustkorb war grell bemalt. So war es allerdings eine seltsame, wildgräßliche Erscheinung, die da auftrat und wohl geeignet, auf die Zuschauer einen packenden Eindruck zu machen. Die weitere Ausschmückung mit Pferdeschwänzen erhöhte denselben noch, wenn der Sova in lebhafte Bewegung kam und diese Haarbüsche dann oben und unten an seinem Körper hin- und herflogen.

Sobald er da war, bildeten die Krieger ohne Waffen eine lange, gerade Linie, wie sie selbst bei einer Paradeaufstellung Potsdamer Gardetruppen nicht besser hätte sein können. Am einen Ende dieser Linie hockten sich die Trommler mit ihren langen tonnenartigen Instrumenten nieder. Ein eintöniger Gesang erscholl aus allen Kehlen, auch von der hinter den Kriegern befindlichen Menge der Hofleute und Frauen; die Trommeln ließen dazu ihre dumpfen Schläge hören und im Gleichtakt klatschte das ganze schwarze Publikum in die Hände.

Seine Majestät nahm etwa dreißig Schritt vor demselben ihre Aufstellung und

begann nun vor dem weißen Gast, der sich auf seinen Feldstuhl niedergelassen hatte, mit wahrhaft königlichen Sätzen seinen Tanz. Es war eine Idee darin, nicht nur wildes Gespringe. Mavanda suchte ein wildes Tier in seiner Wut darzustellen. Er fuhr mit seinen gewaltigen Beinen rechts und links, nach hinten und vorne in großen Schritten aus, warf sie in die Luft und drehte sich dabei in erstaunlicher Geschwindigkeit herum, wobei ihn der rasende Beifall der Menge zu immer kühneren Sprüngen aufreizte. Wohl eine halbe Stunde trieb er es so mit seinen Solis, um die ihn ein königlicher Groteskkänzer an europäischen Hoftheatern beneidet hätte. Dann entfloh er plötzlich mit aller Schnelligkeit und hinter ihm her liefen seine Leute. Nicht lange, so kam er aus seinem Hüttenpalast wieder heraus, in der ihm sonst gewöhnlichen Kleidung, d. h., beinahe nichts auf seinem Leibe und holte sich bei seinem Besuch die ihm gebührenden Lobsprüche und Bewunderung für seine Ballettkünste und auch für seine liebenswürdige, zugleich höchst anstrengende Höflichkeit.

Es war der erste König nicht, der sich als Tänzer öffentlich sehen ließ. Auch ein römischer Kaiser wie Nero hatte dafür eine Liebhaberei. Wohl aber mochte sich noch kein gekröntes Haupt dazu lediglich aus Freude über eine Hose verstanden haben, die noch überdem nur aus gewöhnlichem Kattun, nur eine halbe, und nun sagen wir es, die eigentlich nur eine Schwimmhose war.

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von **F. Meister.**

(Fortsetzung.)

Es war gegen ein Uhr nachmittags geworden. Ich saß auf meinem Zimmer, mit der Beantwortung eines für mich vom Admiral eingelaufenen Briefes beschäftigt, als der Aufwärter mir eine Karte überbrachte. Die Señora und ihre Begleiterin seien unten in der Halle und warteten.

„Señora Virginia van Hochstraaten!" so las ich auf der Karte.

„Ich werde glücklich sein, die Señora empfangen zu dürfen," sagte ich. „Führe die Damen herauf."

Man kann sich denken, mit welchen gemischten Gefühlen ich dem Erscheinen der Frau van Hochstraaten entgegenblickte. Seit jenem Abend, als ich der damals vor kurzem erst verheirateten jungen Frau, nebst ihrem Gatten und ihren Eltern, mit meinem Onkel in der Nähe von des letzteren Plantage begegnet war, hatte ich sie nicht wieder gesehen. Inzwischen waren Jahre vergangen, und von der ganzen Gesellschaft lebte, außer uns beiden, niemand mehr.

Jetzt öffnete sich die Thüre.

Bleich wie eine Lilie, in schwarzer Witwenkleidung, erschien sie auf der Schwelle. Sie war fast nur noch ein Schatten ihres früheren Selbst . . .

Ich that einen Schritt ihr entgegen — da aber hing sie schon an meinem Halse und küßte mir Stirn und Wangen, wie eine Mutter einen lang entbehrten Sohn geküßt hätte. Und dabei rief sie unter strömenden Thränen: „O, ich wußte es ja, daß Sie kommen würden, sobald Sie von meinem Unglück gehört! Gott segne Sie für Ihre Freundschaft! Und Sie werden mir nun meine Virginie, mein armes Kind, wieder zurückbringen . . . o, ich wußte es ja, ich wußte es ja, daß Sie kommen würden, mein einziger, mein bester Freund! Wie soll ich Ihnen danken! Man hat mir mein Kind genommen, aber Sie werden es retten . . . gleich heute, gleich heute. . . ."

Die Aufregung und der Schmerz überwältigten sie und sie sank ohnmächtig in meine Arme.

Mit Hilfe der nach ihr eingetretenen Gesellschafterin, einer jungen, ebenfalls in Trauer gekleideten Kreolin, legte ich die Dame auf den Diwan.

„Aengstigen Sie sich nicht, Señor," sagte die junge Person, während sie sich mit allerlei wohlriechenden Essenzen um ihre Gebieterin beschäftigte, „meine Señora wird gleich wieder zu sich kommen. Ihre Nerven sind sehr zerrüttet, aber wenn solch ein Anfall vorüber ist, dann wird sie ganz ruhig, auch denkt und spricht sie dann klarer als zuvor. Sie hat eine hohe Meinung von Ihrer Klugheit und Ihrem Mute, und wenn Sie wirklich nur gekommen sind, um der Señora zu helfen, dann sagen Sie ihr dies ohne Verzug, es wird ihr wohlthun."

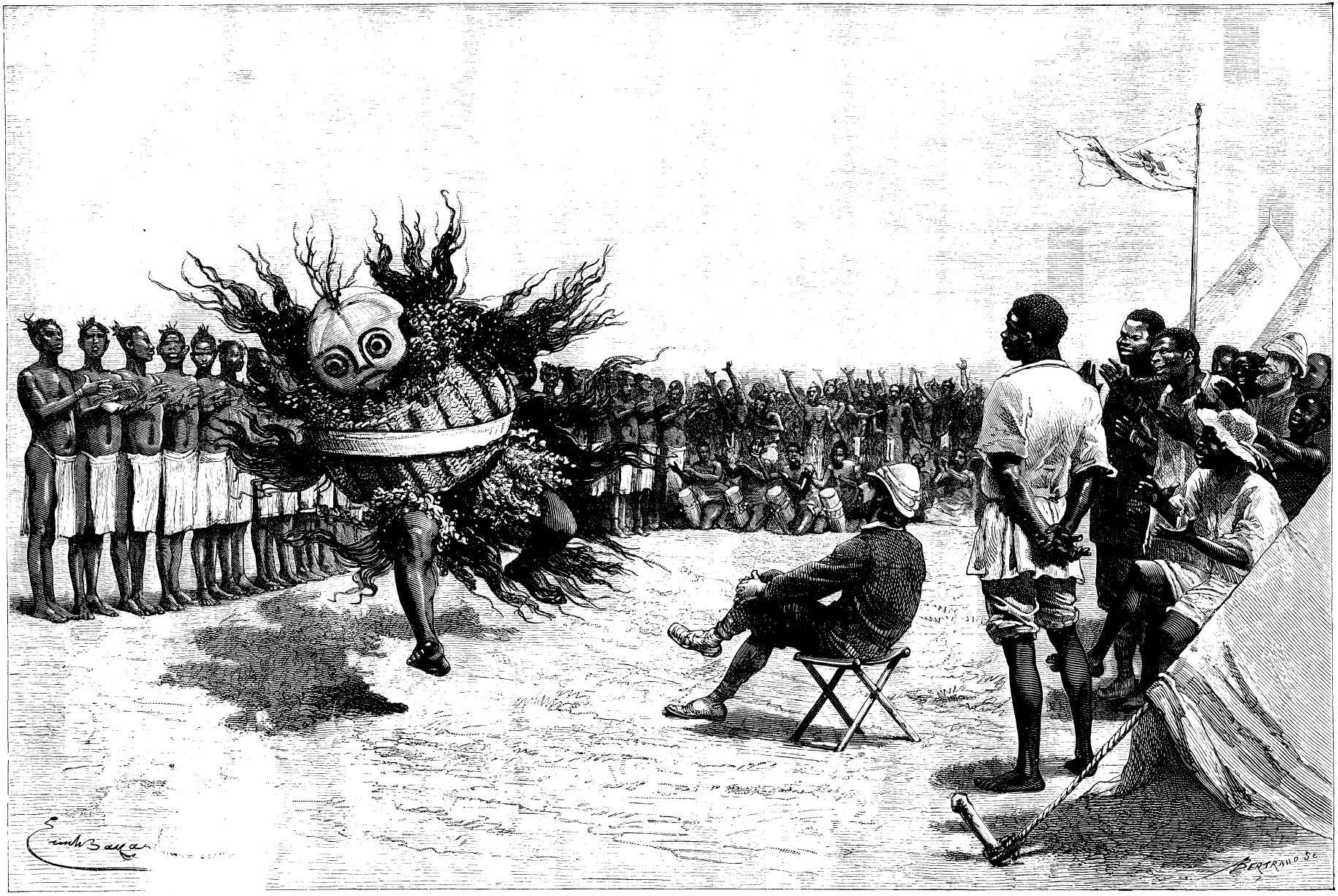
Ich war zuerst keines Wortes mächtig; thränenden Auges kniete ich vor dem Diwan nieder und gelobte ihr dann, das Kind zu finden und zurückzubringen, wenn dies irgend in der menschlichen Macht läge. Sie dankte mir mit dem rührendsten Lächeln und mit Worten kindlichster Zuversicht; ihre Schwäche aber war noch so groß, daß ich, um ihr weitere Aufregungen zu ersparen, sie nach kurzem Aufenthalt die Treppe hinunter und zu ihrem Wagen geleitete, nachdem wir noch verabredet hatten, daß Theresa, die Gesellschafterin, mich gegen Abend wieder aufsuchen sollte, um mich über alles Nähere zu unterrichten.

Die junge Kreolin erschien zur bestimmten Stunde. Sie teilte mir mit, daß ihre Herrin sich so wohl und ruhig fühle, wie noch nie seit der Entführung der Kleinen.

„Sie glaubt so fest an Sie, Señor," fuhr sie fort, „wie ich an die allerheiligste Madonna glaube, und sie ist überzeugt, daß sie schon in den allernächsten Tagen ihr Kind wieder haben wird."

„Señora van Hochstraaten kann darauf rechnen, daß ich kein Opfer scheuen, daß ich mein Leben daran setzen werde, das Kind zu entdecken. Ich stehe mit Leib und Seele in ihrem Dienst. Nun aber erzählen Sie mir die näheren Umstände, unter denen die Entführung stattfand. Ich muß einen Ausgangspunkt gewinnen."

„Wie Sie wohl wissen," hub Theresa an, „ist die Señora ihrer Gesundheit wegen nach Cuba gekommen, und damit es derselben nie an Unterhaltung und Zerstreuung fehle, führte mich der selige Kapitän bald nach der Uebersiedelung in seinen Haushalt ein. Und das war wohlgethan, denn die Person, die vorher das Vertrauen der Señora genossen hatte, die Mulattin Rosabella, die Ihnen ja auch bekannt ist, war eines solchen Vorzuges gänzlich unwürdig gewesen. Sie mag ja im Anfang, als halbes Kind, noch ihre guten Seiten gehabt haben, die aber verlor sie bald, wie es die Art solcher Nigger ja immer



„[illegible] begann nun vor dem weißen Gaste, der sich auf seinen Feldstuhl niedergelassen hatte, mit wahrhaft königlichen Sätzen seinen Tanz —“

ist. Die Señora sagte oft, daß die Heirat mit dem Menschen, dem Cäsar, das Frauenzimmer verdorben haben müsse. Ich habe sie nur als ein eitles, träges und unehrliches Geschöpf kennen gelernt; sie stahl die Pomaden und die Parfümerien der Señora und trug auch, wo es anging, die Wäsche und die Kleider derselben. Natürlich sah ich ihr scharf auf die Finger, und deswegen haßte sie mich auch mit dem ganzen Gifte ihrer afrikanischen Natur."

„Da muß die Rosabella sich ja seit der Zeit, wo ich sie kannte, ganz merkwürdig verändert haben," warf ich ein.

„Jedenfalls, Señor, wenn sie überhaupt jemals etwas getaugt haben sollte. Doch urteilen Sie gefälligst selber. Cäsar, ihr Mann, früher Gärtner auf dem Landsitz des Kapitäns, hier in Havana aber die überflüssigste Person im Hause, war ebenso leichtsinnig und träge, dabei aber auch noch tückisch und rachsüchtig, was ich oft gewahrte, wenn ich die Diebereien seines Weibes der Señora angezeigt hatte. In seinem Müßiggang gewöhnte er sich auch den Trunk an, und schließlich betrug er sich so, daß der Kapitän ihm oft drohte, ihn wegzujagen. Mein Rat war, ihn zu verkaufen, und wenn man mir gefolgt hätte, dann wäre das Unglück nicht passiert. Genug: eines Tages wagte er in der Trunkenheit eine Aeußerung, die zu Ohren des Kapitäns kam; da nahm Señor van Hochstraaten die Peitsche und gab dem Nigger eine Lektion, die er in seinem ganzen Leben nicht vergessen wird, und dann warf er ihn zum Hause hinaus. Das geschah ungefähr eine Woche vor dem Tode des Herrn, der, Sie wissen's ja, durch einen Sturz vom Pferde so plötzlich verunglückte. Drei Tage nach dem Leichenbegängnis wurde Rosabellas Kind — ich vergaß dasselbe bisher zu erwähnen — von Krämpfen befallen und starb, und wiederum vier Tage später war das Mulattenweib verschwunden und mit ihm Virginia, der Señora einziges Kind, ein reizendes Mädchen von fünf Jahren. Am Nachmittag desselben Tages sind Rosabella und Cäsar auf der Landstraße, die nach San Cristoval führt, gesehen worden. Sie trugen einen großen Korb zwischen sich, worin sie jedenfalls das Kind davonschleppten. Und nun wissen Sie alles, Señor Ramien."

So schwer ich mich an den Gedanken gewöhnen konnte, daß das große Herzeleid der Frau van Hochstraaten ihr von denen verursacht sein sollte, die, wie ich doch selber am besten wußte, soviel Liebes von ihr erfahren hatten, so wußte ich andererseits doch auch, daß es ganz unmöglich war, den Charakter der Farbigen nach dem ersten Eindruck, besonders nach der zu Tage liegenden anscheinend harmlosen Gutmütigkeit derselben zu beurteilen. Das System der Sklaverei konnte die natürlichen Fehler der Rasse eben nur noch verschlimmert haben.

„Noch eins, Señor," fuhr Theresa fort. „Ich sehe, es wird Ihnen schwer, an Rosabellas Schlechtigkeit zu glauben. Das Frauenzimmer hing mit einer wahren Affenliebe an ihrem braunen Balg, was ihr natürlich keiner übelnehmen konnte. Als derselbe aber gestorben war, schob sie der Señora und mir die Schuld zu."

„Und welchen Grund hatte sie dafür?"

„Gar keinen. Reine Niggerbosheit. Als das Kind krank wurde, verlangte sie, daß sofort der Hausarzt gerufen werden sollte. Ich sagte, das sei nicht nötig und gab ihr ein Hausmittel für das Kind, was ich heute allerdings von Herzen bedauere. Die Señora war zu angegriffen, als daß sie sich um die Sache hätte kümmern können, und damit man dieselbe weiter nicht störe, gab ich der Mulattin zu verstehen, daß auch die Herrin den Arzt nicht im Hause zu sehen wünsche. Zum Unglück starb das Kind. Wie konnte ich aber diese schrecklichen Folgen voraussehen?"

„Sie meinen also, daß die beiden die kleine Virginie aus Rache entführt haben?"

„Ja. Der Mann, weil er die schwere, aber gerechte Züchtigung erhalten hat, und das Weib, weil sie sich einbildet, daß ihr Kind nicht gestorben wäre, wenn man ihr nicht den Hausarzt verweigert hätte."

„Und man hat bis jetzt keine Spur von ihnen entdeckt?"

„Seit man sie auf der Straße nach San Cristoval gesehen hat, keine. Sie werden sicherlich versuchen, das Kind für ihr eigenes auszugeben und es zu verkaufen. Gesunde Kinder stehen gegenwärtig in hohem Preise auf Cuba. Sie sind beide ziemlich hell von Farbe, und viel gefragt wird bei solchen Geschäften nicht."

Sie teilte mir noch mit, welche Maßregeln getroffen waren, um den Flüchtlingen das Verlassen der Insel zu verwehren, sowie, daß Frau van Hochstraaten zweitausend Dollar auf die Rettung des Kindes gesetzt habe, und dann machte sie sich wieder auf den Rückweg zu ihrer Herrin, um derselben, in der Versicherung meiner bereitwilligsten Hilfe, neue Hoffnung und Trost zu bringen. —

Am nächsten Morgen suchte ich zwei englische Herren auf, für welche mir der Admiral mit seinem letzten Schreiben einführende Briefe übersendet hatte. Beide gaben mir wertvolle Ratschläge und waren der Meinung, daß die Suche nach dem Kinde meiner offiziellen Mission eher förderlich als hinderlich sein könne; jedenfalls ließe sich beides auf das günstigste vereinigen. Einer der Herren stellte mich sogar dem Präsidenten der Audienza, wie der oberste Gerichtshof von Havana genannt wird, vor und bewog denselben, mir ein Zirkularmandat auszufertigen, laut dessen allen Sicherheitsbeamten der ganzen Insel die Pflicht auferlegt wurde, mir auf meinen Wunsch jeglichen Schutz und Beistand zu gewähren. —

Es stellte sich in der That sehr bald heraus, daß die Forschungen nach der kleinen Virginie, die ich mit Hilfe dieses Mandates betrieb, mir auch meine geheimen Aufgaben ganz außerordentlich erleichterten. Noch vor Ablauf des ersten Monats war ich zu drei verschiedenen Malen ein ganz unverdächtiger Zuschauer bei der Landung von geschmuggelten Negern gewesen, und jedesmal hatte ich die betreffenden Ortsbehörden im vollsten Einverständnis mit den Schmugglern gefunden. Ich notierte mir die Namen der Schiffe und der Kapitäne, die Zahl der gelandeten Schwarzen und, soweit dies anging, auch die Plantagen, auf welche die Sklaven verteilt wurden. Diese Beweise genügten, und nunmehr konnte ich meine ganze Zeit und Kraft an die Einlösung meines der Frau van Hochstraaten gegebenen Versprechens setzen.

Ich hatte verschiedentlich schon von zwei vagabundierenden Personen gehört, die der Beschreibung nach sehr wohl Rosabella und Julius Cäsar sein konnten; dieselben strichen, so hieß es, bettelnd von Ort zu Ort und führten auch ein Kind mit sich, welches jedoch noch niemand auf seine etwaige europäische Abkunft angesehen hatte, mit Ausnahme eines Laienbruders in einem Kloster, an dessen Pforte die beiden Almosen erbeten hatten. Die Schilderung, welche mir dieser Laienbruder, der den Pförtnerdienst versah, von den beiden Leuten und dem Kinde gab, nahm mir jeden Zweifel. Seiner Aussage nach befand sich das kleine Mädchen in einem ganz jämmerlichen Zustande; es

war so verschüchtert, daß es kein Wort zu reden wagte und nur immer bittend die gefalteten Händchen emporhielt, bis man ihm eine Gabe darreichte. Die Thränen des armen Wesens waren das wirksamste Hilfsmittel für das bettelnde Paar, da die öffentliche Mildthätigkeit auf Cuba nur selten die Hand für farbige Notleidende öffnet. Der fromme Bruder wurde durch meine Eröffnungen tief bewegt, um so mehr, als das Kind ihn ganz besonders interessiert hatte. Er rief sich alle Einzelheiten des Benehmens und der Reden und Fragen der Bettler wieder ins Gedächtnis zurück und gelangte zu der festen Ueberzeugung, daß das Kind nur gezwungen mit denselben gegangen war und daß es, trotz des Schmutzes auf seinem Gesichtchen, eher nach weißer als nach farbiger Abkunft ausgesehen habe. Seiner Meinung nach hatten die Vagabunden den Weg nach San Jago de Cuba eingeschlagen, welches von dem Kloster aus durch eine Fußwanderung von vier Tagen zu erreichen war.

Ich brauche nicht erst zu versichern, daß diese Mitteilungen meine Verfolgung beflügelten. Das Glück war mir günstig und mein Pferd ein wackeres, ausdauerndes Tier. Etwa zwanzig englische Meilen diesseits von San Jago de Cuba kam mir ein Reiter entgegen, der den Flüchtlingen vor einer Stunde begegnet war, als dieselben im Schatten eines Mangobaumes Rast machten. Auch ihn hatte das Kind um eine Gabe angefleht; das unglückliche Geschöpfchen war ihm so hinfällig erschienen, als ob es sich kaum noch auf den Füßen hätte erhalten können.

Ich dankte dem Manne, stieß meinem Renner die Sporen in die Flanken und zog die Zügel erst wieder an, als ich bei einer scharfen Biegung der Landstraße die Stadt San Jago dicht vor mir liegen sah. Ich mußte an den Flüchtlingen vorübergejagt sein, oder aber dieselben waren von der Straße abgewichen. Vor einem Hause am Wege saß ein spanischer Artillerieoffizier und rauchte seine Cigarre. Er versicherte mich, bereits seit zwei Stunden auf demselben Flecke zu sitzen und niemand gesehen zu haben, auf den meine Beschreibung passen könnte.

Ich warf mein Pferd herum und ritt den Weg wieder zurück. Vergebens. Von dem Bettlerpaar und dem Kinde war nirgends etwas zu hören oder zu sehen. Ich durchstreifte die Gegend nach allen Richtungen, bis in die späte Nacht, und endlich waren wir beide, mein Roß und ich, so erschöpft, daß wir froh waren, in einer kleinen, abgelegenen Posada noch Unterkunft zu finden.

In der Frühe des nächsten Morgens rief ich den Wirt herbei, und kaum hatte ich mit meinen Fragen begonnen, da merkte ich, daß der Mann unsicher und verlegen wurde. Ich nahm nunmehr einen energischen und autoritativen Ton an, zeigte ihm das Mandat des Oberrichters der Audienza und erfuhr infolgedessen sehr bald zu meiner unsäglichen Freude, daß er die fraglichen Personen gesehen habe. Als er dann aber wieder ins Stocken geriet, holte ich ein gedrucktes Plakat hervor, auf welchem die Belohnung von zweitausend Dollar für denjenigen ausgeboten wurde, der die Wiederherbeischaffung des Kindes bewirke, und dies wirkte entscheidend.

„Kommt mit mir in mein Schlafzimmer, Señor," sagte der Mann, den die Möglichkeit, eine solche Summe zu erlangen, in die höchste Aufregung versetzt hatte; „gehet leise, Señor, denn in solchen Sachen kann man nicht vorsichtig genug sein."

In dem engen, dumpfen Raume angelangt, verriegelte er sorgfältig die Thür und dann begann er mit gedämpfter Stimme: „Der Mann und das Weib kamen gestern an meine Hausthür und bettelten ein Stück Brot. Ich reichte ihnen zu essen und zu trinken und ließ mich dann, weil gerade kein Gast zu bedienen war, mit dem Manne in ein Gespräch ein. Er sagte mir, daß sie sich von hier aus zu einem amerikanischen Gentleman begeben wollten, der eine Stunde entfernt, in der Nähe der Küste, wohnt und ein großes Geschäft mit schwarzer Ware macht. Er ist ein guter Kunde von mir und wir arbeiten nach Möglichkeit Hand in Hand. Und deswegen, Señor, darf mein Name in dieser Sache nicht genannt werden. Wenn Señor Benson erführe, daß ich ihn hintergangen, so würde mein Leben keine Kokosnuß mehr wert sein, denn unter uns, Señor, der Mann ist der desperateste Raufbold auf der ganzen Insel. Versprecht mir daher, mich nicht ins Unglück zu bringen."

„Ich verspreche es Euch."

„Das ist das Wort eines Caballero, der die Hochachtung des Oberrichters der Audienza zu Havana besitzt; ich vertraue Euch, Señor. Der Kerl, der Mulatte, hat die Absicht, das Weib und das Kind zu verkaufen; wenn Benson aber wüßte, was Ihr mir erzählt habt, Señor, so würde er den Hallunken ohne Umstände gleich mit den andern in Sicherheit bringen. Ihr habt aber keine Zeit zu verlieren, Señor. Das Schiff, welches den neuen Transport abführen soll, liegt in Signalweite von Bensons Haus vor Anker und kann jeden Augenblick in See gehen."

„Seid Ihr ganz sicher, daß die Flüchtlinge sich jetzt bei Benson befinden?"

„Ganz sicher, Señor. Uebrigens, wenn ich mir's recht überlege, möchte ich auch behaupten, daß Benson den Mulatten auch so wie so nicht mehr aus den Fingern lassen wird. Wenn er den Kerl heranfüttert, kann er immer noch seine tausend Dollar aus ihm herausschlagen. Er wird sich also gar nicht erst lange auf einen Kauf von dem Weibe und dem Kinde einlassen, sondern sogleich alle drei festhalten und an Bord schaffen. Benson läßt sich nicht umsonst solch eine Gelegenheit in die Finger laufen. Das Kind wird er Euch gern für eine kleine Summe verkaufen, daran ist nicht zu zweifeln. Und was den Mann und das Weib anlangt, so werdet Ihr die wohl ruhig ihrem Schicksal überlassen, das wird für sie die größte Strafe sein."

„Nicht einen Finger rührte ich, und wenn ich sie vom Galgen damit retten könnte. Jetzt aber beschreibt mir genau die Lage von Bensons Haus."

Der Wirt zögerte und drehte sich eine Weile und dann meinte er, daß die Sache ein geschäftsmäßigeres Ansehen erhalten würde, wenn ich ihm einen kleinen Teil der verheißenen Belohnung als Ermutigung schon jetzt auszahlen wollte; er würde das Geld ohne Weigern zurückgeben, wenn das Kind sich nicht als das rechte herausstellen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie lang das deutsche Heer ist.

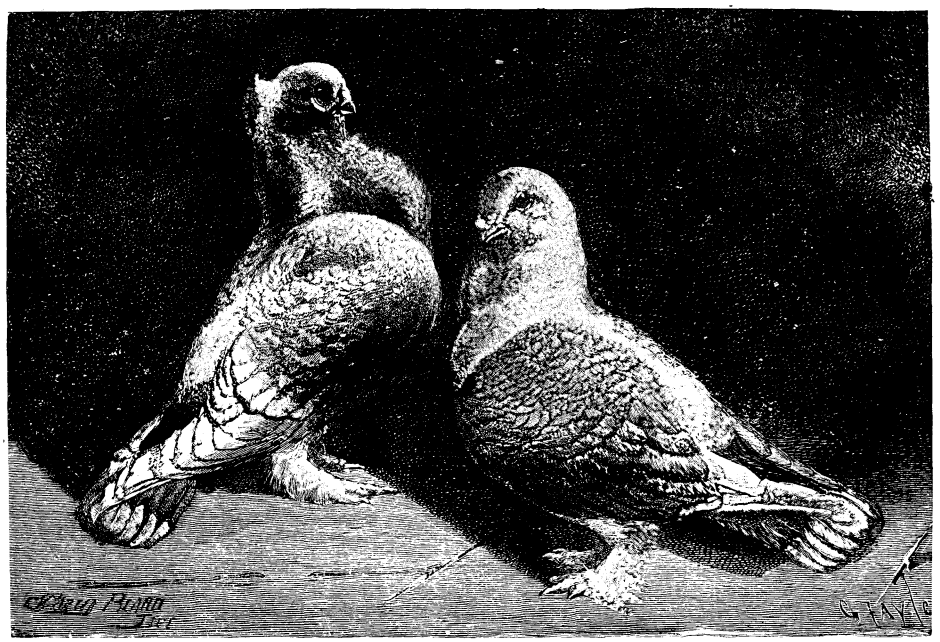
Interessant ist folgendes. Das deutsche Heer, als eine eng aufgeschlossene Marschkolonne gedacht, wäre so lang, daß, wenn seine Spitze in Mainz einrückte, das letzte Glied eben erst Eydtkuhnen an der russischen Grenze verließe. — Wenn es unaufhörlich Tag und Nacht durch ein Thor marschierte, so würde es zum Durchzuge eines vollen Monats bedürfen.

Unsere Tauben.

(Fortsetzung.)

Mit dem Brüten der Tauben beginnt der interessanteste Teil der Taubenzucht, welche für unsere jungen Kameraden viel Anziehendes und Unterhaltendes haben wird. Nichts ist anmutender als die Zärtlichkeit und liebevolle Fürsorge, mit welcher der Täuber während der 16 bis 18 Tage der Brütezeit die Täubin behandelt, und sie im Bebrüten der Eier ablöst, damit diese nicht kalt werden. Während der ersten Tage füttert die Täubin die ausgeschlüpften Jungen allein und wird ihrerseits vom Täuber gefüttert, wenn man ihr nicht genügend Nahrung reicht, was in diesem Zustande für die Mutter doppelt nötig ist. Die Täubin nährt nämlich ihre Jungen anfangs mit der sogen. „Taubenmilch", einer beinahe milchartigen Flüssigkeit, welche im Kropf abgesondert oder wohl auch aus den genossenen Nahrungsmitteln sich umsetzt; später werden die Jungen von beiden Eltern gemeinsam und mit den Nahrungsmitteln gefüttert, welche die Alten selbst im Kropfe vorbereitet haben. Die Täubin faßt beim Füttern den Schnabel der Jungen, welcher mehrere Wochen lang ganz weich und knorpelig bleibt, von der Seite und flößt ihnen so die Nahrung ein. Auch sitzt sie versorglich über den zarten halbnackten Vögelchen und bedeckt sie mit ihren Brustfedern und Flügeln, um sie warm zu erhalten. Beide Eltern beteiligen sich an der Erziehung und Fütterung ihrer Jungen und führen dieselben auch noch außer dem Nest so lange, bis die Jungen für sich selber zu sorgen im stande sind.

Wenn die Zeit der Ausbrütung, die 16 bis 18 Tage dauert, um ist und das Ausschlüpfen der Jungen erwartet werden darf, muß man denselben oft helfen die Schale zu verlassen, weil diese meist so hart ist, daß die Täubin, welche gewöhnlich dies Geschäft besorgt, es nicht gut zerbrechen kann. Man geht daher sicherer, wenn man der Täubin zuvorkommt, indem man horcht, ob man das Junge im Ei nicht hört, in welchem Fall man die Stelle zu erraten sucht, wo der Schnabel des Jungen sich befindet, und dann mit einer starken Steck- oder Stopfnadel vorsichtig ein Loch in die Schale bricht, welches die Täubin erweitern kann. Ist dann nach



Orientalische Kraustauben.

einigen Stunden das Junge noch nicht ausgeschlüpft, so muß man das Loch in der Schale vergrößern, um dem Jungen vollends herauszuhelfen.

Die ausgeschlüpften Jungen sind solch kleine, arme, beinahe nackte und nur mit einigen gelben Federstoppeln bedeckte Geschöpfe, daß man an ihrem Davonkommen zweifeln möchte; allein sie haben ja ihre Eltern und erhalten von diesen in der Regel die sorglichste Pflege, welche der Züchter dadurch unterstützen muß, daß man den Eltern genug Nahrung reicht. Die Jungen fressen nämlich am ersten Tage, an dem sie ausschlüpfen, noch nicht, sondern verkriechen sich still unter die Schwingen ihrer Mutter, welche sie warm hält und mit ihrer eigenen Wärme abtrocknet. Vom zweiten bis etwa zum siebenten Tage werden sie von der Täubin mit der schon erwähnten Taubenmilch gefüttert, und damit die Täubin diese reichlicher produziert, reicht man ihr in dieser Zeit weicheres Futter, namentlich möglichst viel Brot oder Semmel, die man in Milch hat quellen lassen. Vom siebenten oder achten Tage an genießen die Jungen schon alles, was die Alten in ihrem Kropfe eingetragen haben, worunter sogar Sand, kleine Kiesel und Lehm. Nach neun Tagen werden die Jungen sehend und nun beginnen auch ihre Stoppelfedern zu wachsen, so daß sie nach etwa vierzehn Tagen schon ganz mit solchen bedeckt sind. Jetzt verlassen die Jungen auch das Nest, bedürfen der Erwärmung durch die Mutter nicht mehr, laufen im Schlage herum und picken selbst hier und da ein Körnchen auf, obwohl sie von beiden Alten gefüttert werden. Sind sie gesund und hinreichend genährt, so wachsen sie auch schnell und sind mit vier Wochen beinahe so schwer wie die Alten.

Da es aber auch Täubinnen gibt, welche ihre Jungen nicht gut ernähren können oder wollen, oder da es vorkommen kann, daß denselben einige Tage nach dem Ausschlüpfen der Jungen etwas zustößt, was sie an der Ernährung der Jungen hindert, so muß man zuweilen die Jungen künstlich ernähren, um sie vor dem Verhungern zu bewahren, und dies geschieht folgenderweise: entweder quillt man Semmel oder Zwieback in ziemlich vieler Milch oder zerdrückt die Masse mit dem Löffel zu einem dünnen Brei, füllt diesen in eine gläserne Spritze mit ziemlich langer und weiter Spitze, steckt diese dem jungen Vogel zwischen den Schnabel und drückt ihm das Futter langsam in den Schlund. Oder man nimmt etwas Milch in den Mund, zerkaut damit den Zwieback oder die Semmel und füttert den Vogel so aus dem eigenen Mund mit der Zunge. Beide Arten von Aetzung müssen täglich mehrmals wiederholt und namentlich am Abend gereicht werden,

denn der Kropf des Jungen darf niemals leer sein. Selbst wenn die Tauben ihre Jungen füttern, geschieht es bisweilen, daß das eine Junge nicht so gut gedeiht wie das andere, und dann muß man das schwächere durch künstliche Aetzung zu kräftigen suchen. Wenn dann der Schnabel der Jungen zu erhärten beginnt, so muß man ihnen auch statt der Semmelmilch ein härteres Futter geben, z. B. Erbsen, welche man in Milch gequellt und mit etwas Milch befeuchtet hat, und die man ihnen nur einzeln in den Schlund stopft. Ist die Fütterung auf diese Weise bewerkstellig, werden sie ins Nest gelegt, damit sie von diesem erwärmt werden.

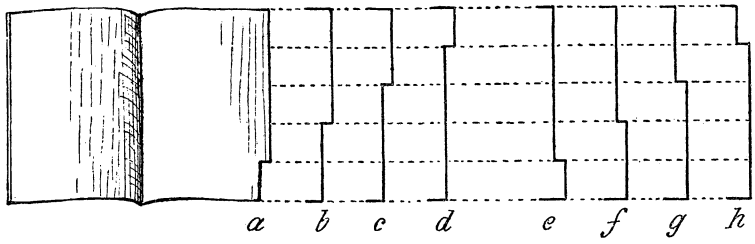
Wir haben nun unseren jungen Kameraden das Wesentlichste von dem mitgeteilt, was man die Vorfrage der Taubenzucht nennen kann, aber unsere Kameraden werden trotzdem damit nicht ganz ausreichen, wenn sie sich Tauben halten wollen, und werden gut thun, sich nebenbei noch den Rat erfahrener Züchter einzuholen, wenn sie auf Schwierigkeiten stoßen.

Die nächste Frage nun, welche sich der angehende Taubenzüchter unter unseren jungen Kameraden wird vorlegen müssen, wird sein: Mit was für Tauben soll ich beginnen? — Darauf antworten wir ihm nach bestem Wissen und Gewissen: mit einem oder zwei Paar Feldtauben, an denen er erst lernen möge, wie man mit Tauben umgeht und sie züchtet, ehe er sich wertvollere Sorten von Zier- und Hoftauben anschafft. Wir raten zu Feldtauben, teils weil dieselben wohlfeiler zu erstehen und wohlfeiler zu erhalten sind, da sie sich einen Teil ihrer Nahrung selbst im Freien suchen, teils weil sie gesünder und leichter zu ernähren sind und unter Umständen ihrem Besitzer noch einen kleinen Gewinn tragen, weil man sie nur winters zu füttern braucht und im Frühling nur in der Saatzeit, wo sie nicht ins Freie gelassen werden dürfen. Es gibt auch unter den Feldtauben viele schöne Arten, und sie sind im allgemeinen gesellig, schlau und scheu, von sehr raschem Flug und nervösem Temperament, machen jährlich höchstens vier Bruten vom April bis zum August und ziehen in den Schlägen die höhlenartigen Fächer und Verschläge gewöhnlich den offenen Nistkästchen vor, werden bald anhänglich ans Haus und verlangen nur einen stillen, ruhigen Wohnsitz; werden sie dagegen in ihrem Schlage oft beunruhigt, namentlich nachts, so wandern sie aus und suchen sich ein anderes Quartier. Sie lieben Schläge in hohen Häusern und Giebeln und gewöhnen sich ungern und schwer an Wohnungen, welche nahe am Erdboden sind und worin man besser Hoftauben verwahren kann. Man darf eben nicht vergessen, daß die Feldtauben beinahe noch halbwild sind.

Bevor sich unsere jungen Kameraden aber praktisch mit der Taubenzucht befassen, sollen sie sich aber auch theoretisch mit den Merkmalen und Eigentümlichkeiten bekannt machen, nach denen die einzelnen Taubensorten unterschieden werden, und die meist von äußeren Kennzeichen wie Farbe, Gestalt und Zeichnung herrühren, welche dann in ihrem Namen ausgedrückt werden. Man unterscheidet glatt- und spitzköpfige Tauben, deren Federn auf dem Hinterkopf eine verlängerte Spitze bilden; Haubentauben, deren Federn am Hinterkopf gegen vorn aufgebogen sind und deren Wert sich nach der Größe und Schönheit der Haube bemißt; Strauftauben, die über dem Schnabel einen straußartigen Federbusch und keine Haube haben; Pfauentauben, welche mit dem Schwanz ein Rad schlagen können; Kropftauben mit sehr aufgeblähtem und vorragendem Hals u. a. m. Bei der Einteilung spielt ferner die Gestaltung der Füße eine bedeutende Rolle und so scheidet man die Tauben in glattfüßige, in rauhfüßige wenn die Füße bis an die Zehen befiedert sind, und in latschfüßige, an deren Zehen die Federn breite Latschen bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Fig. 1



Das magische Bilderbuch.

Fig. 2

Das magische Bilderbuch.

Das magische Bilderbuch.

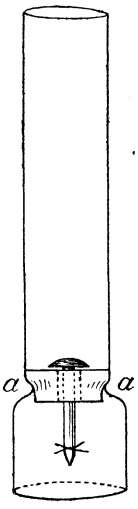
Vermittelst dieses Buches ist man im stande, ein anscheinend leeres Buch mit weißen Blättern zu zeigen, auf welchen, nach dem Wunsche der Zuschauer, oder nach Angabe des Künstlers unerwartet die Abbildungen der verschiedenartigsten Gegenstände erscheinen. So z. B. fragt der Künstler, welche Bilder das Buch enthalten soll, ob Vögel, Briefmarken, vierfüßige Tiere, Häuser, Blumen, Damen oder Herren u. s. w., und im selben Augenblicke ist das so eben noch mit weißen Blättern versehene Buch mit den erwünschten Gegenständen angefüllt.

Die mechanische Herstellung des Buches ist keinesfalls sehr schwierig, zumal wenn man in der Zeichenkunst etwas bewandert ist. Nur die Beschreibung der Anfertigung hat seine Häkchen, die wir jedoch zur Befriedigung unserer jungen praktischen Kameraden zu überwinden hoffen.

Zuerst also zur mechanischen Herstellung des Buches.

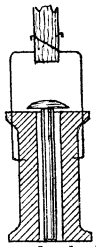
Falte sechs Bogen kräftiges weißes Schreibpapier in Oktav zusammen und lasse dieselben wie ein gewöhnliches Notizbuch mit biegsamem aber festem Kartonumschlag binden und mit diesem beschneiden, so daß du also ein Buch mit 48 Blättern erhältst. Das für den Kartonumschlag im Innern erforderliche weiße Blatt ist besonders hinzuzufügen. Umschlag und Blätter sind, wie schon erwähnt, gleichmäßig und sehr gerade zu beschneiden, der Rücken des Buches wird nicht gerundet, sondern bleibt flach. Ist das Buch soweit fertig, so teilt man den vorderen Schnitt, wenn das Buch zusammengedrückt ist, in fünf gleiche Teile, welche mit Bleifeder angezeichnet werden, wie bei Fig. 2 angedeutet ist. Alsdann schlägt man den Umschlag des Buches nach links auf und schneidet von dem ersten Blatte,

in der Breite von cirka 4 mm die unterste der fünf Abteilungen aus. Siehe Fig. 1 a. Sodann schneidet man von dem folgenden zweiten Blatte b die erste und zweite Abteilung in gleicher Breite hinweg, verfährt so in gleicher Weise bei dem dritten Blatte c, von dem man drei Abteilungen und ferner bei dem vierten Blatte d, von dem man vier Abteilungen stets in gleicher 4 mm Breite hinwegschneidet. Der obere Vorsprung dieses vierten Blattes bleibt stehen. Nun geht man zu dem darauffolgenden fünften Blatte e über, bei dem man die vier oberen Abteilungen hinwegschneidet und den unteren Vorsprung stehen läßt. Darauf läßt man bei dem folgenden sechsten Blatte f zwei zusammenhängende Abteilungen nach unten stehen. Bei dem siebenten Blatte g bleiben drei zusammenhängende Vorsprünge, und bei dem achten Blatte h in gleicher Weise vier desgleichen stehen, wie aus umstehender Zeichnung, bei welcher der Ausschnitt jedes einzelnen Blattes angegeben, ersichtlich. Bei dem neunten verfährt man alsdann wieder wie bei dem ersten Blatte, schneidet die unterste erste Abteilung in der angegebenen Breite hinweg und behandelt die sämtlich übrigen Blätter fortgesetzt in derselben Weise, wie oben angegeben. Es muß bei dieser Operation natürlich einige Sorgfalt und Genauigkeit beim Ausschneiden der Abteilungen beobachtet werden, damit dieselben stets die Breite von 4 mm haben.



Pumpwerk A.

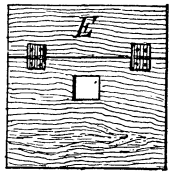
Will man jetzt zum Bezeichnen oder Bemalen der Blätter übergehen, so läßt man die erste Seite, welche dem Umschlage gegenübersteht, frei und beginnt mit der folgenden zweiten und dritten Seite, auf welche man z. B. vierfüßige Tiere, auf der vierten und fünften Seite Vögel, auf der sechsten und siebten Seite Gebäude, auf der achten und neunten Seite Briefmarken oder dergl. anbringt. Von da ab hat man das Buch umzudrehen, so daß die bisher gemachten Zeichnungen auf den Kopf zu stehen kommen und fährt fort auf der zehnten und elften Seite z. B. Damen, auf der zwölften und dreizehnten Seite Herren, auf der vierzehnten und fünfzehnten Seite Blumen anzubringen, die sechzehnte und siebzehnte Seite läßt man dann wieder leer, dreht das Buch um, zeichnet genau in derselben Reihenfolge die Bilder weiter und achtet darauf, zur rechten Zeit die beiden leeren Blätter jedesmal frei zu lassen, um das Buch auch als leer zeigen zu können.


Durchschnitt.
Pumpwerk C

Um genau die Reihenfolge zu beobachten, verfährt man am besten, auf einem besonderen Blatte die Zahl der Seiten von 2 bis 48 zu notieren und bei jeder Seite sich das Erforderliche zu bemerken, so daß alsdann kaum ein Irrtum möglich ist.

Da nun aber manche unserer jungen Kameraden in der Zeichen- und Malkunst nicht so bewandert sein möchten, um das Buch in der erforderlichen Weise auszuschmücken, so wollen wir diesen noch einen anderen Weg angeben, um zum Ziele zu gelangen. Zuerst also ist die Schablone zu entwerfen. Alsdann kauft man sich die nötige Anzahl geeigneter Bilderbogen, welche häufig schon entsprechend abgeteilt sind, und schneidet die erforderlichen Blätter davon ab, wobei man zu beachten hat, daß je zwei zusammenhängende Seiten denselben Gegenstand vertreten. Die daran befindlichen leeren Rückseiten müssen in obengedachter Reihenfolge mit entsprechenden Einzelbildern beklebt werden. Gesetzt, das ausgeschnittene Bild enthielte für die zweite und dritte Seite vierfüßige Tiere, so müßten auf der darauf folgenden vierten und fünften leeren Rückseite separat Bilder mit Vögeln geklebt werden. Die folgende sechste und siebente Seite würde dann wieder aus einem zusammenhängenden Bilde, z. B. Gebäude u. s. w. bestehen, und fährt so weiter fort.

Sind nun die sämtlichen Bilder fertig und geordnet, so übergibt man sie dem Buchbinder zum Binden und befiehlt ihm an, die Lage und Ordnung der Bilder ja nicht zu ändern. Wenn alsdann das Buch gebunden ist, schneidet man zu Hause die gedachten kleinen Abschnitte aus.



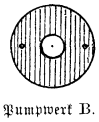
Pumpwerk E.

Es sind jetzt nur noch einige kurze Anweisungen hinsichtlich der Anwendung des Buches nötig. Zunächst hat man sich die Reihenfolge der Bilder im Gedächtnis einzuprägen, sowie zu beachten, daß man das Buch jedesmal umzudrehen hat, wenn sämtliche Bilder in der Reihenfolge gezeigt werden sollen.

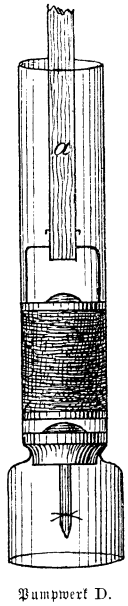
Man nimmt also das Buch mit dem Rücken in die linke Hand, Fig. 2, erfaßt mit dem Daumen der rechten Hand die obere erste Abteilung und läßt die Blätter nach der Linken hinüberspringen, wodurch sich das Buch als leer präsentiert. Rückt man nun mit dem Daumen auf die folgenden Abteilungen herunter, so kommen die darauf befindlichen Bilder zum Vorschein. In einer größeren Gesellschaft macht es einen überraschenden Effekt, wenn man einer Person das Buch als leer zeigt, sich dann zu einer zweiten begibt und diese fragt, ob sich das so verhalte und was sie etwa sehe. Alsdann begibt man sich zu einer dritten — vierten Person u. s. w. und jede wird erklären, einen anderen Gegenstand gesehen zu haben.

Der entsprungene Gefangene.

Eine recht hübsche Erfindung unter dem Namen „der entsprungene Gefangene" ward in den letzten Jahren in unseren Spielwarenbuden massenhaft verkauft und ist von der allereinfachsten Art, so daß unsere lieben Kameraden sich dieses Spielzeug leicht selbst verfertigen können. Es besteht aus einem papierenen kolorierten Männchen, wie es unsere Figur zeigt, und aus einem ganz gewöhnlichen Schusser oder Marmel. Unser Bild zeigt die Anordnung des „entsprungenen Gefangenen" hinreichend, um uns einer eingehenden Erklärung zu entbinden. Man hat nur zu beachten, daß der Hut des Männchens um ein kleines weniger hoch ist, als der Durchmesser des Schussers, so daß dieser sich leicht in dem Hute drehen kann, in dem er durch einen Ring von Papier, der im Innern hohl ist und die Krämpe des Hutes darstellt, festgehalten wird. Diese Krämpe erlaubt dem Schusser, sich auf einer ebenen Fläche, z. B. einer Pappe, auf die man die kleinen Papiermännchen setzt (Fig. 3), frei zu bewegen.


Pumpwerk B.

Das Männchen, in Gestalt eines mit Händen und Füßen Kletternden, wird auf starkes Papier gezeichnet, angemalt, ausgeschnitten und mit Hütchen und Schusser versehen. Setzt man es auf einen Karton oder ein Stück glatter Pappe und gibt diesem eine unbemerkliche Neigung, so setzt sich der Schusser nach jeder Richtung hin in Bewegung, gefolgt von dem Männchen, dessen Treiben und launenhafte Wendungen die mit diesem Kunstgriff nicht vertrauten Personen in großes Erstaunen versetzen.



Pumpwerk D.

Der schlaue Sohn.

Vater: „Sieh mal, mein Sohn, wie gefällt dir dies Tuch zum neuen Rock?"

Sohn (die verkehrte Seite des Tuches betrachtend): „Sehr schön, lieber Vater!"

Vater: „Dummer Junge, du siehst dir ja die linke Seite an!"

Sohn: „Nun ja, Vater — ich kriege den Rock doch erst, wenn er gewendet ist!"

Reim-Scharade.

Zwei Reime bilden im Vereine
Des Rätsels Wort, das heut' ich meine.
Davon der zweite wird genossen,
Doch mit dem ersten wird geschossen,
Das Ganze mit Behagen ißt,
Wer Vegetarianer ist.

Gedichträtsel.

Wie oft lassen sich in dem Lied von der Glocke durch die Anfangsbuchstaben der Zeilen die Worte Schiller und Glocke bilden, ohne daß eine Zeile doppelt vorkommt?

Auflösung der Aufgabe in Nr. 5.

Um 11½ Uhr. — 7 Meilen.

Auflösung des Reimrätsels in Nr. 5.

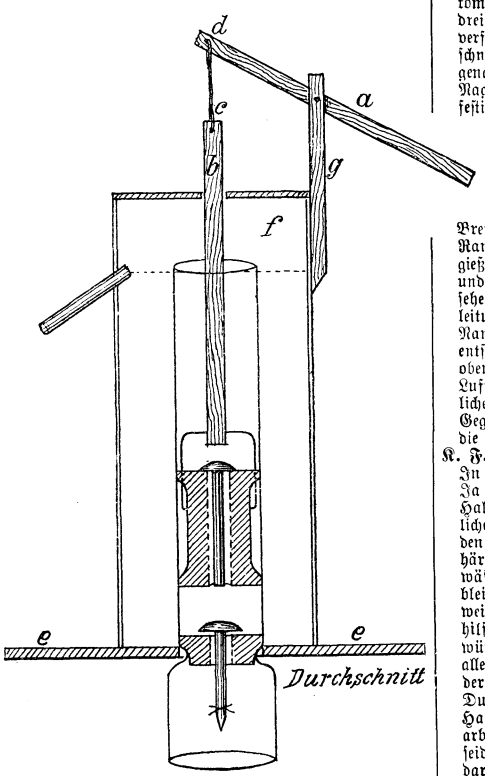
Saum — Schaum — Baum — Traum — Raum — Flaum.

Auflösung des Rätsels in Nr. 5.

Die Nase.

Fragen und Antworten.

A. Kniest und Osten. Ihr habt eine Pumpe ersonnen und gebaut und nun soll dieses epochemachende Werk auch den lieben Kameraden mitgeteilt werden. Der „G. K." hat nichts dagegen einzuwenden, im Gegenteil, „Man nimmt" — schreiben unsere beiden Wasserbauingenieure — „einen Lampencylinder und befestigt in der Einschnürung a a (siehe Abbildung A) ein kreisrundes Stück Holz mit einem Loch in der Mitte (etwa der obere Teil einer Rolle), indem man dasselbe von oben hineinschiebt. Man umgibt es mit weichem Wachs, damit es luftdicht schließt. In das Loch steckt man einen Nagel mit großem, glattem Kopfe (Teppichnagel). Dieser muß halb so dick wie das Loch sein und der Kopf muß es vollständig bedecken. Den Nagel feilt man unten ein und befestigt, nachdem man ihn in das Brettchen gesteckt hat, einen Draht an der eingefeilten Stelle. Dann nimmt man eine Garnrolle, die man mit Bequemlichkeit in den Cylinder bringen kann. Durch den oberen Rand der Rolle bohrt man zwei Löcher, wie Abbildung B zeigt, und befestigt in denselben zwei starke Drähte (siehe Abbildung C). In das Loch steckt man einen zweiten Teppichnagel, welcher so kurz gefeilt wird, daß er unten aus der Rolle nicht hervorragt. An den beiden Drähten befestigt man einen Holzstab (vierkantig) vielleicht 1½ mal so lang wie der Cylinder) 2 cm über der Oeffnung der Rolle. Letztere umwickelt man mit Werg oder Baumwollfaden und bringt sie in den Cylinder. Die Pumpe sieht jetzt wie Abbildung D aus. Nun verfertigt man einen quadratischen, ungefähr 5 cm hohen Kasten, dessen Ritzen man mit Wachs wasserdicht verkittet. In die Mitte des Bodens sägt man ein Loch, in welches der Cylinder genau paßt. Man steckt letzteren durch das Loch, so, daß er nur mit einem kleinen Teile (etwa 1 mm) herausragt, weshalb es ratsam ist, recht dickes Holz zu nehmen. An der einen Seite des Kastens bringt man ein Ausflußrohr (Glasröhre) an, und über dasselbe nagelt man ein Brettchen mit einem viereckigen Loch in der Mitte, in welches der an der Rolle befestigte Stab a (Abbildung D) genau paßt. Neben dem eben erwähnten Brettchen bringt man eine Klappe an (mit Hespen (?) oder Lederstreifen), wie es in E leicht zu ersehen ist. Um der Pumpe ein besseres Aussehen zu geben, umkleidet man Kasten und Cylinder mit Brettchen (Zigarrenkasten). Die Umkleidung darf nur den schmalen Teil des Cylinders bedecken. (Siehe Abbildung F.) Wir kommen jetzt zur Verfertigung des Schwengels a. Aus drei dünnen, zwei längeren und einem kürzerem Brettchen verfertigt man einen Stab wie G. Durch den Einschnitt e steckt man ein anderes langes Brettchen, welches genau in den Einschnitt paßt und befestigt es mit einem Nagel. (Siehe Abbildung F g und a). Dies befestigt man an die Holzumkleidung, a und b verbindet man durch einen starken Draht, welcher in c und d beweglich ist. Nun stellt man die Pumpe auf ein mit Wasser gefülltes Gefäß, so daß der aus der Holzumkleidung hervorragende Teil des Cylinders das Wasser, nicht aber den Boden des Gefäßes berührt. Deshalb ist auch das Brett e der Abbildung F so lang, damit es auf dem Rande des Gefäßes aufliegt. Will man pumpen, so gießt man durch die Klappe Wasser in den Kasten f und setzt dann den Schwengel in Bewegung. Ihr sollt sehen, wie dieses Pumpwerk, wenn alles unserer Anleitung gemäß gemacht ist, prächtig funktioniert." — Namens der Kameraden freundlichen Dank. — Der Tau entsteigt nicht der Erde, sondern ist ein Niederschlag von oben, eine Kondensation des Wasserdampfes, den die Luftteile mit sich führen, herbeigeführt durch die nächtliche Wärmeausstrahlung der Pflanzen und sonstiger Gegenstände, die sich dadurch selbst abkühlen und auf die nächste Umgebung abkühlend wirken.



Pumpwerk F.

Rösselsprung.

der	still	el	Gast,	Dann	mü-	Ver-	Wun-
ein,	im	kehrt	sen	band.	den	sein!	de,
und	rech-	und	Eng-	der	müs-	le	den
tie-	und	stil-	Wir	fin-	nicht	fin-	ler
ler	legt	te	legt	Wir	stil-	Und	al-
end-	fen	müs-	ter	im-	de,	Herz,	und
mit	sein!	nern	Rast.	sen	sag'	auf	nein!
In-	lich	sanf-	O	Hand	mer	still	mein

K. F. in L. Du schreibst: „Jetzt kommt die Hauptsache. In meiner Klasse trage ich leider den Namen ‚Schwarzer'. Ja, man heißt mich sogar den ‚Kaffebruder'. Mein Hals ist nämlich braun, das Gesicht zeigt eine fast gelbliche Farbe und dieses Aussehen hat mir sogar schon den Namen ‚Neger-Chinese' eingetragen. Aber am härtesten ist es anzuhören, wenn es heißt: ‚Er wäscht sich nicht.' Ich darf rübbeln und kratzen, es bleibt eben beim alten, es geht nix weg und wird nicht weißer. Daher bitte ich Dich inniglich, sei so gut und hilf mir —". Lieber Freund, enthalte Dich scharf gewürzter Speisen und alkoholischer Getränke, vermeide alle Störungen der Verdauung, empfehlenswert ist auch der Gebrauch von Zinksalbe. Im übrigen aber sollst Du Dich über den reichlichen Farbstoffgehalt Deiner Haut beruhigen. Ein Herzog, der einst an einem arbeitenden Färber vorbeiritt, fragte denselben: „He! seid Ihr auch imstande, meinen Schimmel zu färben?" darauf der Meister zurückgab: „Ei wohl, Durchlaucht, wenn er's Sieben vertragen kann!" Wenn Deine Mitschüler, was übrigens recht unfein ist, über Dich spotten, gib ihnen wie dieser Meister eine überlegene Antwort! Nur Geduld, Freundchen, später, wenn auch der Schnauzbart dazu gewachsen ist, wird man Deinen Teint pikant und beneidenswert finden.

G. W. in Gumbinnen. Du hast Dir das erste Glied des Zeigefingers der linken Hand abgehackt und Du befürchtest, daß damit Dein größter Wunsch — Offizier zu werden — zu nichte ist. Wir sind nicht der Meinung, daß die Militärärzte darin einen hindernden Defekt erblicken, da doch die übrigen Gelenke dieses Fingers durch Uebung geschickter und leistungsfähiger werden und den Mangel so ausgleichen.

Otto Schl. in Berlin, Maienstr. Ja, gelegentlich; liegt schon lange in unserer Bildermappe.

L. in M. Du schreibst: „Eben habe ich den Kautschukstempel erhalten und muß ihn doch gleich mal zur Anwendung bringen — —" da hat sich der „G. K." in eine schöne Patsche hineingesetzt. Jungens, habt Ihr denn kein Erbarmen? So wie Du denken — nun das wäre ja gar nicht so schlimm — aber so wie Du machen's Hunderte anderer Kameraden, und auf unserem Schreibtische türmen sich die Fragebriefe berghoch. Da muß einem ja himmelangst werden!!

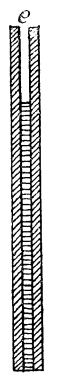
Treuer Wiener Abonnent. Obwohl Du zweckmäßiger über die Einrichtung einer Hausapotheke Deinen Haus- oder Fabrikarzt zu Rate gezogen hättest, so wollen wir Dir doch den Gefallen thun und all die Mittel aufzählen, die als erste Hilfe für plötzliche Unfälle bereit zu halten wären. Also 1. Salmiakgeist für Ohnmachten u. dgl.; 2. Essigäther, ebenso und bei Verblutungen, beide Mittel öfter zu verwenden; 3. Mischung von Oel und Kalkwasser bei Verbrennungen; 4. Karbolöl, 3%, zum Bedecken von Wunden; 5. Zinksalbe zum Verbande leichter Wunden und Geschwüre; 6. entfettete Verbandbaumwolle; 7. Salicylwatte zu Wundverbänden; 8. salicyliertes Heftpflaster; 9. nahtlose Leinen-, Gaze- und Flanellbinden; 10. einige Drahtschienen für Arme und Beine; 11. einige dreieckige Tücher nach Esmarch; 12. Esmarchs Schlauch oder Hosenträger zur Unterbindung der Gefäße bei Blutungen; 13. gebrannte Magnesia bei ätzenden Vergiftungen; 14. Kamillen- und Pfefferminzthee. Empfohlen sei auch Dr. M. Dyrenfurth, Hausapotheke, Bielefeld und Leipzig, 1882.

Darwin H. in F. Ja, schicke nur!

K. S. Leobschütz. Also die Füllung Deines Elementes verbraucht Dir zu viel Zink; ja das ist fatal, aber schwer zu ändern, wenn das Element kräftige Wirkungen geben soll. Es ist dies der eigentliche Grund, weshalb man, wo immer möglich, die Batterien durch Dynamomaschinen ersetzt. Etwas verbessern jedoch kannst Du die Sache, wenn Du nämlich das Zink (nachdem es mit Salzsäure rein gebeizt ist) mit einem dünnen Ueberzug von Quecksilber versiehst. Im übrigen mußt Du Dich eben mit Rücksicht auf Dein Taschengeld mit schwächeren Wirkungen des Elementes begnügen.

Wilhelm Köhler in Br. Für Deinen Beitrag schönen Dank. Soll gelegentlich darankommen. Gruß freundlich erwidert!

August Schmierfinke und Gottlieb Klexmeyer. Seid ein nettes Pärchen! Thut Ihr, wie Ihr heißet, möchte der „G. K." nicht zwischen Euch auf der Schulbank hocken. — Trockenplatten 9 × 12 cm gibt es zu M. 1. 50. bis M. 3. 20 das Dutzend bei Glock & Cie., Karlsruhe. Die Belichtungszeit richtet sich nach der zur Verwendung kommenden Linse und nach der Schnelligkeit der Platten. Für einfache Landschaftslinsen 42 mm, die M. 9. — (ohne Fassung M. 5. —) kosten, und für Schleußnerplatten, je nach Anwendung kleinerer oder größerer Blende und je nach Licht, sind drei bis zehn Sekunden Belichtung nötig. — Ein sehr empfehlenswertes Lehrbuch ist: Pizzighelli, Anleitung für Anfänger mit vielen Illustrationen, M. 3. — ebenfalls von der obengenannten Firma zu beziehen.



Viktor Tochamber in Innsbruck. Das Bromsilberpapier muß eben von der Rückseite statt Schichtseite kopiert werden, wodurch Du dann richtige Bilder erhältst.

Viktor von Giese in Wiesbaden. Das Pumpwerk G. sogen. nasse Verfahren mit Kollodiumplatten wird von Photographen fast gar nicht mehr angewendet und ist für Dilettanten umständlich und schwierig. Warum willst Du denn nicht mit den bequemen Trockenplatten arbeiten, die doch den feuchten in nichts nachstehen?

Fάδσχυτς "Οττο, τροπάνεφ. Du hältst „Hobble-Frank" und „Gotifried von Bouillon" für ein und dieselbe Person. Freund, wie kann denn das sein; dieser residiert zur Zeit auf „Villa Bärenfett" und jener rauft sich in Hongkong, wie Du weißt, mit dem dicken Holländer herum. Das stimmt nicht!

K. L. in M. Sind das Witze! J du meine Güte!

Christ. M. in Düsseldorf. Ei sieh da, wir sind also schon Kameraden; Gruß an Mama und Papa bestens erwidert.

Gustav l. B. in Hamburg. Unternehmungsgeist ist Dir nicht abzusprechen; willst wohl 'mal ein tüchtiger Ingenieur werden? Möchten Dir aber doch raten, Dein technisches Talent zuerst an einem einfachen Gegenstande

zu erproben. Eine Dynamomaschine zu bauen, die wirklich etwas leisten soll, also im vorliegenden Falle eine Glühlampe zu speisen, — es ist das ein Kunstwerk, das Dir unüberwindbare Schwierigkeiten bereiten würde, auch wenn Dir der „G. K." die Anleitung und die vielen dazu nötigen Zeichnungen gäbe. Das Maschinchen käme auf mindestens 80 bis 100 M. zu stehen. Du beabsichtigst auch eine Rotationsinduktionsmaschine zu bauen und hast es schon probiert, aber mit schlechtem Erfolge. Hm, das ist leicht erklärlich, wenn Du mit 40 m Draht auskommen willst. Bedenke, es steigert sich bei einem derartigen Apparat die Wirkung 1) mit der Stärke des Magneten; 2) mit der Länge des Drahtes und 3) mit der Geschwindigkeit der Umdrehung. Sieh Dir darauf hin Deine Leistung nochmals an, probiere nochmals, es wird dann wohl gehen. — Soeben erhalten wir Deinen zweiten Brief. Du willst verzweifeln, wenn Du nicht gleich Antwort bekommst? Freundchen, thu das nicht; Gruß!

G. W. in **Fam., M.** Dank für Deine freundliche Einsendung; dieses Instrument müssen wir uns gelegentlich näher ansehen und wollen dann die Kameraden damit bekannt machen. Das ist ja ganz prächtig. Gruß!

Erich Hildebrandt in **Stettin.** Du willst für den Weihnachtsabend ein Transparent anfertigen. Freund, nimm dunkles und helles oder farbiges Papier, letzteres vielleicht auch geölt, lies den Aufsatz Seite 76 dieses Jahrganges über die Theaterdekorationen, dann mußt Du bei einigem Verständnis und Geschick ganz wohl zurecht kommen.

G. R., R. a. W., M. R. in **Elmshorn, Oskar T.** in **Plauen, K. B.** in **R., Otto Holzer.** Ja, das soll gestattet sein.

Fritz T. in **St. G.** Lies die Schilderung: „Der Schmetterlingsfang" Seite 589 des zweiten Jahrganges und Folge.

Wolfgang Tertow in **Breslau** und **L. G.** in **G.** Zum Nachstudium der Geometrie sei Euch empfohlen „Lehrbuch der ebenen Geometrie" von Dr. von Nägele. Ulm, Wohlers Verlag; für Arithmetik das Werk von Professor Hauck (der entsprechende Band); für Algebra: „Beispiele und Aufgaben aus der Algebra" von Dr. Wöckel in Nürnberg, Friedr. Kornsche Buchhandlung.

H. Eberhardt in **Breslau.** Wie man sich in einfachster Weise eine Camera obscura macht, haben wir erst wieder in einer der letzten Nummern beschrieben. Nun Du wirst diese Anleitung inzwischen gelesen haben. Guten Erfolg und Gruß!

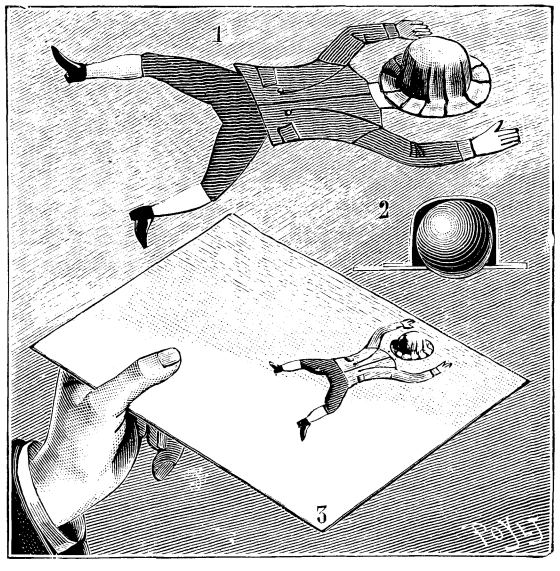
U. Jeffen: 1) Bald wird der „G. K." eine Beschreibung und Schilderung des Terrarium bringen, in welcher alle derartigen Fragen, wie die Deinige gründliche Erledigung finden sollen. 2) Alle Reptilien und Amphibien, also auch Molche, Salamander und Eidechsen kannst Du in zweierlei Weise überwintern. Entweder richtest Du das Terrarium mit einer Moosdecke und zahlreichen Schlupfwinkeln so ein, daß Du es samt den Tieren in den Keller an einen nicht zu kalten Ort stellst, wo alle Bewohner dann in ihren Schlupfwinkeln in den Winterschlaf verfallen und bis zum Frühjahr, also je nach der Witterung bis Ende Februar oder auch Mitte März, verbleiben können. Oder Du behältst das Terrarium mit den Tieren in einem warmen Zimmer, und in diesem Fall müssen immer Futtertiere, also am besten Mehlwürmer in einem flachen, einglasierten Blumentopfuntersatz, bereit stehen. Wenn das Terrarium recht dicht ist, so kannst Du auch lebende Schaben hineinsetzen. Wenn im Winter die Futtertiere knapp werden, gewöhnen sich Molche und Salamander und selbst Eidechsen leicht an geschabtes, rohes, mageres Fleisch. 3) Frösche mit Einschluß des Laubfrosches überwintert man, wie wiederholt schon gesagt, ganz in derselben Weise. Du bringst das Terrarium in den Keller, sobald es anfängt, kalt zu werden, also im Dezember oder auch schon im November. Willst Du sie jedoch auch durchfüttern, so gelten hierfür dieselben Regeln wie oben aufgestellt. Dem Laubfrosch wird es sehr angenehm sein, wenn Du so viel Stubenfliegen als irgend möglich durch die Futterklappe in das Terrarium bringst. 4) Das Verfahren, einen Axolotl aus dem Wasser zu gewöhnen, wie Du schreibst also zur Verwandlung aus der Larve zum vollkommenen Tier zu bringen, ist nicht so leicht, es gehört dazu vielmehr Kenntnis, Umsicht und Ausdauer. Es wird wohl am besten sein, wenn der „G. K." gelegentlich eine ausführliche Anleitung bringt. Also etwas Geduld! Gruß!

Wie kommt man auf billige Weise zu einem guten photographischen Objektiv? Vielfach habe ich in unserer Zeitung Preise von achromatischen Gläsern zu photographischen Zwecken erwähnt gefunden. Manchem von meinen Kameraden werden jedoch nicht die Mittel zu Gebote stehen, sich einen derartigen teuren Gegenstand anzuschaffen. Nach einigem Nachsinnen, wie man wohl auf billige Weise ein solches Glas sich verschaffen könnte, kam mir bald ein guter Gedanke. Jede Familie besitzt wohl einen Opernguckер, dieser ist bekanntlich aus mehreren Gläsern, welche vermittelst eines Schraubengewindes in der Fassung befestigt sind, zusammengesetzt. Von diesen schraubt man das achromatische Glas (in der Regel das erste der großen) heraus und fertigt eine Papphülse an, in die das Glas hineinpaßt; diese Röhre sei mit a bezeichnet. Um nun dem Glase einigen Halt in a zu verschaffen, macht man aus Papier (Aktendeckel) eine zweite Röhre b, die sich in a einschieben läßt. Darauf wird b geteilt, d. h. in der Mitte so durchgeschnitten, daß zwei gleiche Röhren entstehen. Von diesen wird die eine vor das Glas, die andere hinter demselben in die Röhre a eingeschoben. So wird das Glas in keiner Weise geschädigt, und man kann es sowohl zum Opernguckер als auch zum photographischen Apparate benutzen. Um nun aber gleichmäßige Schärfe von dem Glase erzielen zu können, bedarf man einer Blende. Am einfachsten stellt man sich eine her, indem man über den einen Teil der Röhre b eine Scheibe leitet, in die man ein Loch von ungefähr $^3/_4$ cm Durchmesser gesägt hat. Nach dieser Anleitung muß unbedingt jeder zu guten Resultaten kommen. Denn eine gewöhnliche Linse kann nicht tieffassende Bilder geben, da sie nur aus einem einzigen und nicht wie die achromatischen aus zwei Gläsern, dem Flint- und Browmglas, zusammengesetzt ist. Grüßend Euer Walther Schmidt, Brandenburg (Havel).

R. v. M., in **Luzern.** Herzlichen Dank für die freundlichen anerkennenden Worte. Ja, die jungen Herren mit ihren abertausend Wünschen machen uns tüchtig zu schaffen; wir thun das aber gerne; sicherlich werden sie dankbare Erinnerungen mit ins Jünglings- und Mannesalter hinübernehmen, manches Wort wird auf fruchtbaren Boden gefallen, zu herrlicher Frucht aufgegangen sein und das ist unser schönster Lohn

Paul Weber. Das empfohlene Buch ist gut; doch wie sollen wir wissen, welche Ansprüche Du stellst. Lasse Dir dasselbe von einer Buchhandlung zur Einsicht vorlegen. Wir werden übrigens in den nächsten Nummern noch mehrere solcher Lehrbücher nennen. Gruß freundlich erwidert.

Käfernimrod in **Breslau.** 1) Man ordnet die Käfer



Der entsprungene Gefangene.

paarweise ein, also je ein Männchen und ein Weibchen. Es liegt ganz im Belieben des Sammlers 1, 2, 3, oder 4 Pärchen zu nehmen. Jedenfalls müssen aber außer der gewöhnlichen Art auch solche Stücke mit in die Sammlung gesteckt werden, die sich durch besondere Größe, Form- oder Farbenabänderung auszeichnen. 2) Handbuch für Käfersammler von A. Bau; Magdeburg, Kreutz'sche Buchhandlung, Preis 6 M.; enthält 2619 deutsche Arten in zweckmäßiger, zum Selbstbestimmen geeigneter Anordnung. 3) Alexander Bau, Berlin, S. 59, Hermannsplatz 4, versendet Katalog gratis und franko; Emile Deyrolle und Cie., Paris, Place Denfert Rochereau; Eugen König, St. Petersburg, Offizier St. 10.

Tauschmarkt.

A. Winkler in **Reval, Raderstraße, Haus Ramm, Quartier 2,** hat viele seltene russische Briefmarken und möchte tauschen.

Johannes Dietrich, per Adresse: Wilh. Dietrich, Glasfabrik in **Bergedorf,** tauscht Briefmarken.

„Kameraden! Habe gewettet, von Kameraden im Auslande eine Anzahl Postkarten (an mich gerichtet und mit dem Kameradenstempel versehen) zu bekommen. Schickt mir nun bitte die Postkarten Eurer Länder und gebt Eure Adressen dabei an. Mit Gruß Erich Dammann, per Adresse: Herrn Schulinspektor Dammann in Halle a. S., Waisenhaus."

Ich habe sehr viele Briefmarkendubletten und möchte daher gerne tauschen. Sehr erwünscht wäre mir Sachsen 3 Pf. rot und die neuen Chinesen. Mit Gruß Otto Neuhaus in Hannover, Verl. Packhofstraße 26.

Ernst Schlegel zu **Hagen i. W.** fragt: Wer kann mir für mein Aquarium eine Schildkröte geben? Biete dafür Briefmarken, Käfer, Schmetterlinge, Steine, Mineralien und Muscheln.

Ludwig Hamburger in **Guben N. L., Herrenstraße 12,** gibt für Münzen seine Druckpresse.

Julius Misch in **Berlin, Königsstraße 45 I,** gibt seltene Briefmarken gegen eine Dampfmaschine, Induktionsapparat, photographische oder elektrische Apparate; auch andere Angebote erwünscht.

Franz Hummel in **Berlin, Courbièrestraße 17,** gibt einen Zauberkasten gegen elektrische Apparate (auch Elemente).

Alfred Roggy in **Saarlouis, Paradeplatz 32,** muß infolge Wette bis 1. Dezember 1000 ausländische Briefmarken haben; bittet um Hilfe; jedesmal die 100ste bekommt eine seltene Marke.

Hans Ziegler in **Karlsruhe, Westendstraße 74,** schreibt: Ich bekomme eine Sommerreise bezahlt, wenn ich bis 1. Februar so viele Zigarrenbändchen zusammenbekomme, daß man eine Verzierung für einen Sofa davon machen kann. Kameraden, helfet mir, bittet Euren Papa, Euch die Bändchen zu geben, die Ihr dann mir schickt.

Richard Grühn, per Adresse: Herrn Dr. Hasberg in **Kiel, Kooperweg 28 I,** gibt eine kleine Druckpresse ab.

Obertertianer Fritz Bothe, Moltkestraße 27, Görlitz in **Schlesien,** legt eine Siegelsammlung an und ersucht großmütige Kameraden, ihm von ihrem etwaigen Ueberfluß an doppelten Siegeln freundlichst zukommen zu lassen.

M. Ligniez in **Saarlouis** will eine Freimarkensammlung anlegen und bittet seine lieben Kameraden einige Marken zu senden. Derjenige, in dessen Brief sich die hundertste findet, erhält eine schöne Münze.

Ferdinand Kirchhof in **Gablonz a. N., Krankenhausgasse 2,** vertauscht gegen einen elektrischen Apparat 50 Stück Steinerze, Silbererze, Schwefelkies und verschiedene Kalkarten.

H. Lücke in **Atzendorf, Provinz Sachsen,** wünscht Terrarientiere und gibt dafür Münzen, einige Ganzsachen, auch Seidenhasen mit weißroten Augen.

Remy Drexel. (Du gibst den Wohnort nicht an.)

A. Borchardt, per Adresse: Herrn Oppenheim in **Berlin, W., Maaßenstraße 33,** gibt eine Buchbinderpresse ab gegen historische, naturwissenschaftliche oder erzählende Bücher; gibt ferner ein Herbarium des Berninagebirges für einen Druckapparat.

F. Steger in **Hamburg, Grindelberg 79,** hat eine Sachsen, 3 Pf. rot 1850 zu vertauschen.

Fritz Meuke in **Antwerpen, Avenue du Commerce 144,** tauscht alte belgische Briefmarken.

„Liebe gute Kameraden! Wer von Euch kann mir bis 13. November l. J. ungestempelte Korrespondenzkarten verschaffen und welche andere Marken will er dafür? Freundlich grüßend Franz Kramer, Adresse: Graz, Beethovenstraße 20."

Clemens Rueff Müllhausen i. E., Ziegelgasse 14, sucht alte, deutsche Marken und Ganzsachen in Tausch gegen: 1) Eine Briefmarkensammlung von 800 Stück; 2) eine Laubsäge (ganz neu); 3) ein ausgestopfter Papagei; 4) 200 bestimmte Käfer (verschiedene); 5) ca. 20 Schmetterlinge, darunter Doritio Apollo; 6) ca. 30 Stück verschiedene Briefmarkenzeitungen (deutsche, französische, niederländische, norwegische und englische; 7) eine Postkarte, die die Reise um die Welt gemacht hat über Bombay und Kalkutta; 8) verschiedene Bücher, seltene Marken und Wappen.

„Liebe Kameraden! Wer mir von Euch Steine gibt, bekommt von mir Postkarten, Kouverte, Streifbänder und Briefmarken. Rudolf Unger in Dresden, Strehlenerstraße 61, III."

Otto Holzer jun. in **Augsburg, Ludwigsstraße 190 D,** wünscht seinen kleinen elektrischen Apparat gegen eine Laterna magica oder Camera obscura zu tauschen.

Hermann Schick, Obertertianer in **Mannheim C. 2. 24.,** hat verschiedene Ganzsachen und möchte gegen einige Bilder zur Laterna magica oder gegen andere Ganzsachen tauschen.

E. Kleemann in **Wien I., Lothringerstraße 1,** könnte ein oder zwei Bunsenelemente abgeben; hätte auch Lust seinen fast neuen Induktionsapparat gegen eine gut funktionierende Dampfmaschine zu vertauschen.

Karl Mogk, Realschüler in **Nordhausen, Neustraße 5,** gibt einen Fischabdruck, mehrere Farnabdrücke und andere Steine gegen ein Markenalbum oder seltenere Marken.

. . Schiffer in Basel hat einen Igel zu vertauschen gegen andere lebende Tiere oder irgend einen Apparat.

Oskar von Hagen in **Nordhausen, Bahnhofstraße 4,** tauscht Stempel und Marken gegen Briefmarken.

Erich Büschert in **Hildesheim, Binderstraße 11,** vertauscht seinen Storchschnabel gegen Briefmarken.

Walter Borsche in **Leopoldshall** bei **Staßfurt, Provinz Sachsen,** gibt zum Teil seltene Käfer gegen Totenkopfschwärmer, Wassersalamander oder einige andere Tiere für das Aquarium.

Ein schönes Zusammentreffen.

In dem letzten deutsch-französischen Kriege waren mehrere verwundete und gefangene Deutsche, Offiziere wie gemeine Soldaten, im Schlosse einer französischen adeligen Dame untergebracht worden. Die Besitzerin des Schlosses, eine bejahrte Witwe, ließ ihren Gästen die liebevollste Pflege angedeihen, überzeugte sich häufig in eigener Person vom genauen Vollzuge ihrer Anordnungen, reichte ihnen selbst Speise, Trank und andere Gaben, tröstete bei ihren Besuchen die der französischen Sprache Mächtigen durch beruhigende Worte, die Sprachunkundigen durch freundliche Blicke und Gebärden, und löste ihre Dienstboten in der Pflege der verwundeten Krieger in eigener Person ab. Die Gefangenen verehrten sie wie eine Mutter. Manch heißes Gebet für das Wohlergehen dieser seltenen Menschenfreundin stieg zum Himmel empor.

Ein junger Offizier fragte sie einst: „Warum, gnädige Frau, überhäufen Sie gerade die Feinde Ihres Vaterlandes mit so viel Güte und Wohlthaten?"

Die Gefragte antwortete wehmütig: „Mein Sohn ist französischer Offizier, ward leicht verwundet und geriet in Kriegsgefangenschaft. Da erbarmte sich seiner eine deutsche Mutter. Den Verwundeten pflegte sie mit Aufopferung, den Gefangenen nahm sie unter ihr gastliches Dach auf, nicht für kurze Zeit, sondern für die Dauer seiner Gefangenschaft. Durch die zarteste Schonung, durch die aufmerksamste Behandlung milderte sie sein hartes Los, fern vom Vaterlande, fern von der Mutter leben zu müssen; ich handle nur nach dem Vorbild dieser braven deutschen Mutter."

Thränen glänzten in den Augen der Sprechenden. Der Offizier schwieg. Seine Gedanken entführten ihn in seine Heimat zu seiner guten Mutter, für welche er auch im fremden Lande liebevoll Ersatz gefunden.

Da trat ein Diener ein und überreichte seiner Gebieterin einen Brief. „Aus Deutschland; es ist gewiß eine Photographie darin," sagte der Diener. Die Dame schaute flüchtig auf die Adresse und löste hastig das Siegel. „Gottlob!" rief sie freudig erregt, „meine und meines Sohnes Wohlthäterin hat meine Bitte erfüllt und mir ihre Photographie gesandt."

Der Offizier hatte kaum einen Blick auf das Bild geworfen, als er in die Worte ausbrach: „Das Porträt meiner Mutter!"

„Ihrer Mutter?" wiederholte die Dame mit zitternder Stimme. Dann sank sie auf die Knie und betete: „Gott, du hast mir den Sohn meiner Wohlthäterin anvertraut! Ich danke dir aus tiefster Seele!"

Nur was Du erlernt, ist Dein;
Glück und Reichtum kann verweh'n,
Nur was Du erlernt allein,
Dir nie kann verloren geh'n.

Guido List.

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

„Goeden dag, mijne Heeren!" grüßte er in breiter, holländischer Sprache. „Het is tijd, dat wij aan tafel gaan!" Das heißt zu deutsch: „Guten Tag, meine Herren! Es ist Zeit, daß wir zu Tische gehen!"

Das war eine ganz eigene Art und Weise, zumal er die Anwesenden dabei gar nicht anblickte und, ohne sie zu beachten, mit kleinen, gewichtigen Blikken auf den nächsten Tisch zusteuerte. Der Wirt schien ihn zu kennen, denn er stürzte dienstfertig herbei, schob unter mehreren tiefen Verbeugungen zwei Stühle zusammen, da der Gast auf nur einem nicht genügend Platz gefunden hätte, nahm ihm die Tasche, die beiden Flinten und den Regenschirm ab und plazierte diese Gegenstände mit zarter Sorgfalt in die Nähe des Gastes.

Ueber das Gesicht des Methusalem war beim Anblicke und bei dem Gruße dieses Mannes ein heiteres Lächeln geglitten. Er erhob sich, machte eine Verneigung und antwortete in lustigem Tone:

„Neemt plaats; maakt geene Kompli-

„— Goeden dag, mijne Heeren!" grüßte er in breiter, holländischer Sprache.

menten; doet als of gij thuis waart — setzen Sie sich; machen Sie keine Umstände; thun Sie, als ob Sie zu Hause wären!"

Jetzt erst blickte der Dicke zu den Vieren herüber. Er musterte sie einige Sekunden lang, zog dann die haarlosen Brauen zusammen und sagte zu dem höflichen Methusalem:

„Zij zijn een ongelukkige nijlpaard — Sie sind ein unglückliches Nilpferd!"

Dann krachte er seufzend auf die zwei Stühle nieder und gähnte, als ob er die halbe Atmosphäre einschlucken wolle.

„En zij zijn een dick stekelvarken — und Sie sind ein dickes Stachelschwein!" rief der Student ihm lachend zu.

„Zij schaap — Sie Schaf!" antwortete der Dicke verächtlich.

„Zij neushoorn — Sie Nashorn!" warf der Methusalem zurück.

„Zij — zij — zij papegaai — Sie Papagei!" donnerte der Dicke.

„Zij hooi-hofd — Sie Heukopf!" lachte Degenfeld.

Da stand der Dicke auf, streckte beide Fäuste vor und brüllte mit überschnappender Stimme:

„Zij dor vlammetje, zij droogen kleermaker — Sie dürres Streichhölzchen, Sie trockener Schneider. Zij — zij — zij — — —"

Er kam nicht weiter. Der Neufundländer hatte das feindselige Verhalten des Dicken bemerkt, war von seinem Stuhle gestiegen und kam langsam auf ihn zugeschritten. Bei ihm angekommen, richtete er sich auf, legte ihm die Pfoten auf die Achseln, zeigte die Zähne und knurrte ihm warnend in das rote Gesicht, als ob er sagen wolle:

„Du, nun ist's genug, sonst bekommst du es mit mir zu thun!"

Dem Bedrohten blieb das beabsichtigte Schimpfwort im Munde stecken. Er ließ sich auf seine Stühle niedersinken, wodurch der Hund wieder vierfüßig zu stehen kam, und rief wider alles Erwarten dem Wirte zu:

„Ik heb honger; gevt mij eene soep en kalfsvleesch — ich habe Hunger; geben Sie mir eine Suppe und Kalbfleisch!"

Das sah so komisch aus und klang so drollig, daß die vier anderen in ein lautes Gelächter ausbrachen. Der Hund zog die Oberlippe in Falten, als ob er in dieses Lachen einstimmen wolle, und kehrte schweifwedelnd zu seinem Herrn und auf seinen Stuhl zurück. Als der Dicke sich nicht mehr von dem Tiere bedrängt sah, wendete er sich um und rief in zornigem Tone:

„Mijne heeren, ik zoude mij schaamen, zoo dom de lagchen. Eet gij liefst een vleesch of en eyeren-koek; dit is buiten twijfel beter dan dit ondeugende foeikzen — meine Herren, ich würde mich schämen, so dumm zu lachen. Essen Sie lieber ein Fleischernes oder einen Eierkuchen; dies ist ohne Zweifel besser als dieses nichtsnutzige Feixen!"

Diese geharnischte Rede hatte nur ein vermehrtes Gelächter zur Folge, was den Dicken so erboste, daß er, vorher tief Atem holend, die Lachenden mit wahrer Donnerstimme anfuhr:

„Mijne heeren, gij zijt slecht, gij zijt slechter, gij zijt de allerslechtsten; gij zijt myne vyanden; gij — gij — gij zijt vier zuuren aapen — meine Herren, Sie sind schlecht, Sie sind schlechter, Sie sind die allerschlechtesten; Sie sind meine Feinde; Sie — Sie — Sie sind vier saure Affen!"

Es läßt sich denken, daß die Lacher durch diese Donnerworte nicht in eine ernstere Stimmung versetzt wurden.

„Herrlich, herrlich!" rief Gottfried von Bouillon; dat ist jradezu kostbar; dat ist jöttlich! Sie sind der ausjezeichnetste Mijnheer, der mich jemals vorjekommen ist! Aber ich bitt Ihnen, schonen Sie Ihre fette Konstitution, sonst könnten Sie gar leicht zerplatzen. Man sieht den Leberthran Ihnen schon jetzt aus allen Poren schwitzen!"

Der Holländer wollte auf diese Beleidigung antworten; da aber brachte einer der Kellner ihm die verlangte Suppe, und er zog es vor, dieser seine Aufmerksamkeit zu widmen. Er knurrte nur noch:

„Eene soep is beter dan zoo een bedorven schaap — eine Suppe ist besser als so ein verdorbenes Schaf!"

Er warf dem Gottfried eine verächtliche Handbewegung zu, knüpfte sich die Serviette um den Hals und begann dann, seine Suppe mit so schmatzendem Wohlbehagen zu essen, daß es klang, als ob ein halbes Dutzend „Varken" (Ferkel) am Troge säßen.

Dann wurde das Kalbfleisch gebracht. Er griff mit beiden Händen nach dem Teller, roch die Portion prüfend an, gab durch ein freundliches Nicken zu erkennen, daß der Duft ihm behage, und befahl:

„Gevt mij een stuk ossevleesch met erwten en zuurkool — geben Sie mir ein Stück Ochsenfleisch mit Erbsen und Sauerkraut!"

Den vier Zuschauern war es zweifelhaft, ob man hier in China Erbsen oder gar Sauerkohl bekommen könne. Der Holländer schien aber die Leistungen der Hotelküche genau zu kennen, denn eben als er das Kalbfleisch verzehrt hatte, wurde ihm der verlangte zweite Gang gebracht. Er beroch auch diesen, nickte wieder freundlich und bestellte:

„Gevt mij een gebraden varkenvleesch met mierook en gebaken peeren — geben Sie mir Schweinebraten mit Meerrettich und gebackenen Birnen!"

Als auch dies dann gebracht wurde, verlangte er „hamelsbout met salade", Hammelsbrust mit Salat, dann „eend met spinazie en knoflook", Ente mit Spinat und Knoblauch, später „zeevisch met gebaken pruimen", Seefisch mit gebackenen Pflaumen. Dann zuletzt begehrte er zum Nachtische „zeekreeften, boter, kaas en een grooten kelk brandewijn", Seekrebse, Butter, Käse und einen großen Kelch Branntwein.

Die Portionen waren so reichlich, daß eine einzige derselben hingereicht hätte, einen gewöhnlichen Esser zu sättigen; dieser Dicke aber machte, als er fertig war, ein Gesicht, als ob er noch immer Appetit verspüre. Er legte die Hände an den Leib und betastete denselben prüfend. Und wirklich schien er eine noch leere Stelle entdeckt zu haben, denn er begehrte nach kurzem Nachdenken noch „een brood met worst en mostaard", ein Brot mit Wurst und Senf.

Die Mahlzeit hatte ihn so in Anspruch genommen, daß seine Aufmerksamkeit nur ein einziges Mal von derselben abgewichen war. Dies geschah, als den vier anderen Gästen das verlangte Bier gebracht wurde.

Der Methusalem hatte für jeden einen guten Schluck bestellt, infolgedessen der Kellner vier ganz kleine Fläschchen brachte, welche nicht einmal ein drittel Liter faßten. Der dienstbare Geist glaubte, seine Sache gut gemacht zu haben; Degenfeld aber öffnete eines, goß den Inhalt desselben in sein Studentenglas, führte dasselbe an den Mund, leerte es in einem Zuge bis auf die Nagelprobe, setzte es ab und befahl, indem er mit der Zunge schnalzte:

„Nicht ganz übel! Das genügte aber nur zur Probe. Bringen Sie für jeden eine solche Portion! Fünf Personen."

„Fünf?" fragte der Kellner, welcher nach nochmaliger Umschau nur vier Individuen herausbrachte.

„Ja, ich sage es doch!"

„Aber Sie sind nur vier!"

„Wir sind fünf. Dieser da hat auch seinen Durst."

Bei diesen Worten deutete er auf den Hund. Der Kellner zog eine dumm verwunderte Grimasse und fragte, um ganz sicher zu gehen, in seinem Pitchenenglisch:

„Also zwanzig Flaschen, Sir?"

„Ja doch!"

„Aber, Sir, kennen Sie den Preis des Bieres hier in Hongkong?"

Da stieß der Methusalem sein Glas auf den Tisch, daß letzterer krachte, und wetterte den Frager an:

„Kerl, willst du etwa meine Moneten vorher okularinspizieren? Lauf Philister! sonst brenne ich dir zehntausend Füchse auf den Leib!"

Der Kellner rannte erschrocken fort und zwei andere hinter ihm drein, da er nicht zwanzig Flaschen allein tragen konnte. Sie brachten dieselben. Der Methusalem goß abermals viere in sein Glas, schwenkte dasselbe gegen den Kapitän und sagte:

„Ich komme Ihnen dieses Tröpfchen!"

„Wie? Was?" fragte Turnerstick. „Sie kommen? Mir? Wieso? Das nennen Sie ein Tröpfchen!"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so hatte der Methusalem schon ausgetrunken. Dieser füllte das Glas von neuem mit vier Flaschen, schob es dem Kapitän zu und antwortete:

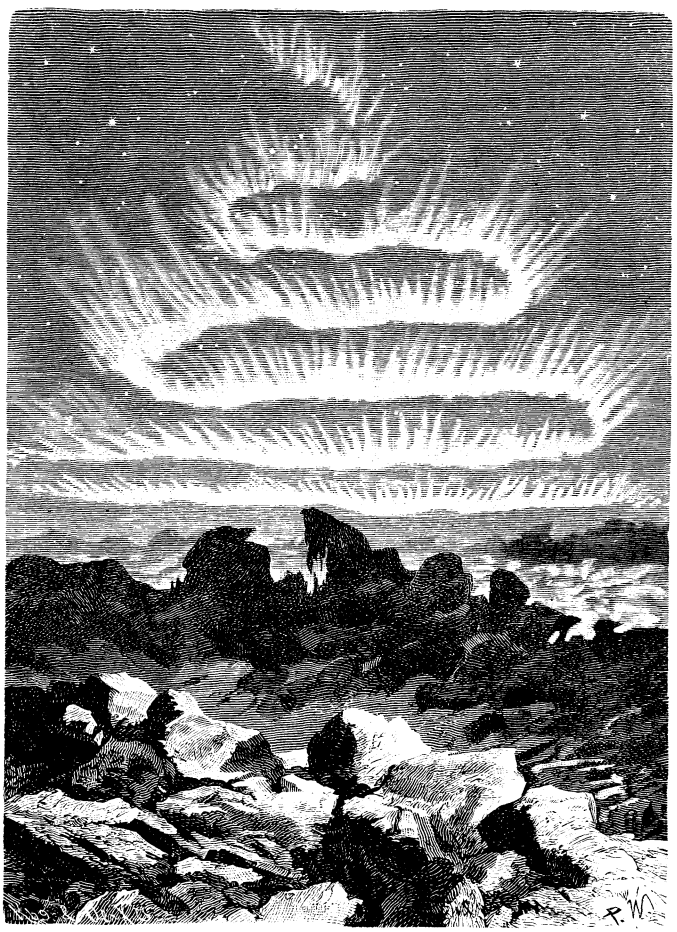
„Natürlich ist es nur ein Tropfen. Mir wäre es eine große Schande, ein halbes Tröpflein im Glase zu lassen, Sie kommen mir nach, und ich hoffe, daß Sie sich nicht vor uns und diesen staunenden Kulis blamieren werden!"

„Blamieren? Pah! Sind Sie schon einmal durch eine Seemannsgurgel gekrochen? Da sind Sie gewiß nicht stecken geblieben. Ihr Gläschen macht mir keine Angst. Prosit, mein lieber Freund von Bouillon!"

„Re!" nickte der Namensvetter des Eroberers von Jerusalem.

Turnerstick bewies, daß er nicht zuviel gesagt habe. Er trank das Glas aus. Gottfried nahm es ihm sofort aus der Hand, füllte es für sich und leerte es ebenso wie die beiden anderen.

Der Wirt und die Kellner standen von fern und warfen sich große Blicke zu. Solche Trinker sahen sie noch niemals. Der dicke Holländer hatte, obgleich sehr intim mit seinem „Vleesch" beschäftigt, den Vorgang dennoch bemerkt. Er war ein tüchtiger Esser; jetzt sah er Leute, welche im Trinken wenigstens ebensoviel leisteten wie er im Essen. Das imponierte



Nordlicht im arktischen Amerika beobachtet.

ihm; das ließ seinen Groll sofort verschwinden. Er fühlte sich getrieben, ihnen seine Anerkennung auszusprechen. Darum erhob er sich von seinen zwei Stühlen, kam herbei, wischte sich mit der Serviette den Mund und sagte:

„Mijne Heeren, gij zijt braave en dappere makkers. Gij drinkt tamelijk goed. Ik ben uw vriend en uw broeder; gij wordt het begrijpen. Ik bidd, gevt mij uwe handen — meine Herren, Sie sind brave und tapfere Gesellen. Sie trinken ziemlich gut. Ich bin Ihr Freund und Bruder; das werden Sie begreifen. Ich bitte, reichen Sie mir Ihre Hände!"

Er schüttelte jedem von ihnen die Hand und kehrte dann an seinen Tisch zurück, um weiter zu essen.

Was Richard Stein betrifft, so wagte er sich nicht an das volle Stammglas. Er ließ sich ein kleineres bringen und eignete sich auch nur eine Flasche an. Gottfried griff augenblicklich nach den drei übrigen, leerte sie in das Glas und trank dasselbe aus, nachdem er vorher sich selbst zugerufen hatte:

„Prosit Magen! Es ist zwar kein Wolkenbruch, doch ein angenehmes jelindes Plätscherchen."

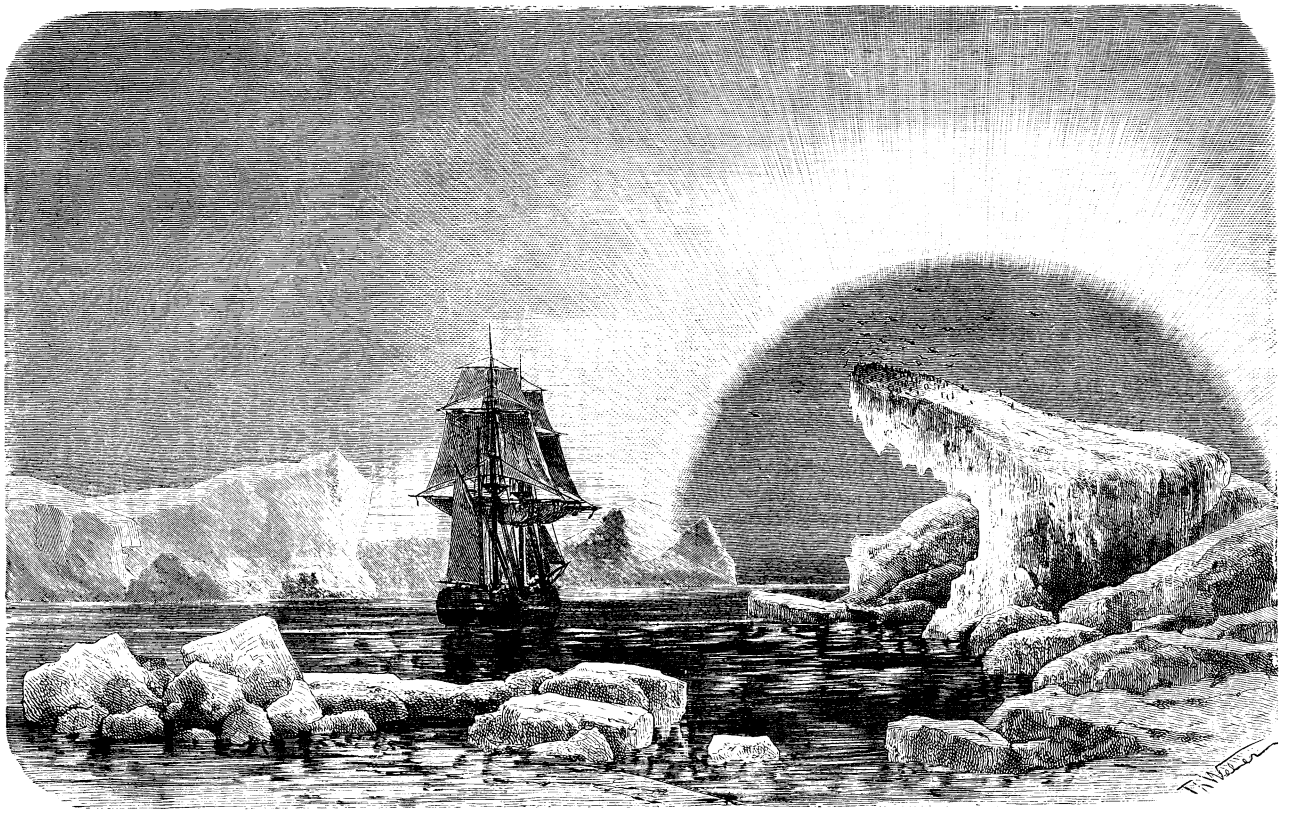
Dann nahm er seine weiße Mütze, welche wasserdicht gefüttert war, vom Kopfe, legte sie verkehrt, also offen auf den Tisch, gerade vor den Neufundländer hin und goß diesem die letzten vier Fläschchen nacheinander hinein. Der Hund nahm den Gerstensaft mit großem Wohlbehagen zu sich und leckte zuletzt die Mütze sehr sorgfältig aus, welche Gottfried sich wieder auf sein Haupt stülpte, um dann zu fragen:

„So! Jeprobt hätten wir. Wat aberst nun? Wollen wir uns nach so langem Entbehren noch een loyales Seidel leisten?"

„Was fällt dir ein, entgegnete Methusalem. „Wir befinden uns hier nicht im ‚Geldbriefträger von Ninive', von welchem aus wir nur um die Ecke zu gehen brauchten, um heim zu steigen. Ich vor allen Dingen muß zum Konsul. Auch habe ich eine Anweisung zu präsentieren und mich mit dem unvermeidlichen Mammon zu versehen. Wartet hier, bis ich wiederkomme! Habt ihr Lust, so trinkt meinetwegen inzwischen noch eins, aber nicht mehr! Ich werde es bezahlen."

„Halt!" fiel da der Kapitän ein. „Das Zahlen ist meine Sache. Wir befinden uns noch in der Hafenstadt, und ich muß Sie also bitten, meine Gäste zu sein."

„Habe nichts dagegen," lächelte der



Nordlicht, beobachtet bei Nowaja Semlja.

Methusalem. „Aber wird Ihnen nicht die Zeche zu hoch sein?"

„Was denken Sie! Sehen Sie doch meine Schnuren! Die reichen jedenfalls noch wochenlang."

Der Bemooste ließ ihn bei diesem Glauben und entfernte sich, die Pfeife und auch den Hund zurücklassend, welche er unmöglich mit zum Konsul nehmen konnte. Turnerstick bestellte zu den bisherigen vierundzwanzig Flaschen noch sechs, um eine runde Dreißig zu bekommen. Gottfried rümpfte zwar die Nase dazu, sagte aber nichts, weil der Kapitän der Zahlende war und, um einer allzu schnellen Konsumtion vorzubeugen, zwei kleine Gläser kommen ließ.

Mittlerweile hatte der Holländer seine Mahlzeit vollendet. Er band die Serviette ab, trocknete sich mit derselben das von der Anstrengung des Essens schwitzende Gesicht und machte auf seinen Stühlen eine Wendung, daß er die drei anderen nun gegenüber hatte.

Es war ihm anzusehen, daß er nun ein kleines Gespräch im Interesse der Verdauung für nützlich hielt. Er hatte gehört, welcher Sprache sich die anderen bedienten, und sagte daher in leidlichem Deutsch:

„Ik verzoek — ich bitte, mijne Heeren, sind Sie nicht Deutsche?"

„Ja," antwortete Gottfried.

„Dachte es mir. Auch ich bin in Deutschland gewesen, als Kommis in Köln am Rhein; damals war ich noch jünger als jetzt."

„Wahrscheinlich!"

„Nein, wirklich! Damals zählte ich twintig Jaaren, und jetzt bin ich fast vijf en veertig. Damals war ich een ongelukkige nijlpaard, en jetzt bin ich een zwaare (schwerer) Mann mit gezouten (gesalzenen) Erfahrungen. Damals habe ich die deutsche Sprache erlernt, und das freut mich jetzt, weil ich mich mit Ihnen unterhalten kann."

„Die Freude ist beiderseitig, Mijnheer."

„Sehr schön! Gefalle ich Ihnen?"

„Außerordentlich!"

„Sie mir auch. Ich bin nämlich Mijnheer Willem van Aardappelenbosch und komme von Java, wo ich Pflanzungen von Ryst (Reis) und Tabak hatte. Ich habe verkauft und will nun sehen, ob ich hier in China etwas Aehnliches finde."

(Fortsetzung folgt.)

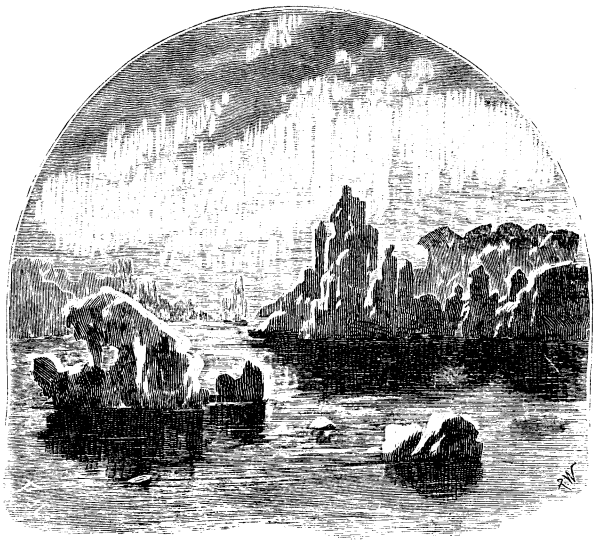
Einiges über das Nordlicht.

Zu den merkwürdigsten Himmelserscheinungen gehört das Nordlicht, welches zwar in unseren Gegenden nicht sehr häufig auftritt, aber doch auch hier bisweilen die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich lenkt. In der That gewährt das Aufschießen farbiger Lichtstrahlen am Nordhimmel, das ruhelose Hin- und Herwandern leuchtender Flecke an der nächtlichen Sternendecke ein Schauspiel, das sich tief dem Beschauer einprägt. Um die Erscheinung in ihrer ganzen Großartigkeit zu sehen, müßte man sich freilich hoch nach Norden begeben, vor allem auf eine der Inseln im sibirischen Eismeere, nahe bei Nowaja Semlja. Dort hat Weyprecht in der That das Nordlicht in einer Herrlichkeit gesehen, wovon wir hierzulande keine Ahnung haben und seine Schilderung der Erscheinung ist unnachahmlich schön und lebendig. „Für einen Moment," so malt Weyprecht die Erscheinung, „stehen nur einzelne Strahlenbüschel am Himmel, aber im Süden liegt, dicht am Horizont

ein schwaches Band, das wir kaum beachten. Auf einmal hebt es sich rasch und breitet sich gegen Ost und West aus. Die Lichtwellen beginnen durchzuhüpfen, einzelne steigen gegen das Zenith empor. Kurze Zeit hält es sich stationär; da kommt plötzlich Leben hinein. Von Ost gegen West jagen lebhaft die Lichtwellen durch, die Ränder färben sich intensiv rot und grün und tanzen auf und ab. Schneller fließen die Strahlen in die Höhe und werden kürzer, näher und näher kommen sie dem magnetischen Pole. Rascher und rascher folgen die Wellen aufeinander; schon überstürzen sie sich gegenseitig, kreuzen sich, laufen übereinander weg. In rasender wilder Jagd wetteifern sie, wer zuerst von ihnen den Pol erreiche. Doch es sind nicht mehr einzelne Strahlen, es sind ganze Büschel, die gleichzeitig in toller Hast am ganzen südlichen Firmamente emporjagen. Jetzt haben sie den Punkt erreicht, den sie alle anstreben und jetzt schießt es auf und ab nach allen Seiten, nach Nord und Süd, nach Ost und West. Gehen die Strahlen nach oben oder unten? Wer kann es unterscheiden!

Um das Zentrum herum leckt ein Flammenmeer, ist es rot, weiß oder grün? Wer weiß es! Es sind alle drei Farben zu gleicher Zeit. Fast bis zum Horizont herab reichen die Strahlen; der ganze Himmel steht in Flammen. Das Band ist zu einem Bogen geworden, der über den Pol läuft und zu beiden Seiten auf dem Horizont ruht. Es ist ein einziger feuriger Fluß, indem die breiten Lichtwellen mit rasender Geschwindigkeit von einer Seite zur anderen hinüberjagen. Die Natur führt uns ein Feuerwerk vor, wie es die kühnste Phantasie nicht herrlicher zu denken vermag. Unwillkürlich horchen wir auf; ein solcher Vorgang scheint uns undenkbar ohne Getöse, aber es herrscht lautlose Stille, nicht das leiseste Geräusch trifft unser Ohr. Ueber dem Eise ist es hell geworden; die Spitzen und Zacken der Eishöcker sind scharf markiert; klar und deutlich grenzt sich in weiter Ferne das Weiß der Eisfläche gegen den dunklen Horizont ab. Die emporragenden Eistrümmer werfen Schatten, man kann die feinste Schrift in der Beleuchtung des Nordlichts lesen. Doch schon ist alles abgeblaßt. Mit der gleichen, unbeschreiblichen Geschwindigkeit, mit der es gekommen, ist es auch wieder verschwunden. Nur dort, am nördlichen Horizont steht jetzt ein Band; langsam durchhüpfen es die Lichtwellen. Unter dem Eise hat die dunkle Nacht wieder alles mit ihrem Schleier verhüllt. Das war das Nordlicht des kommenden Sturmes, das Nordlicht in seiner vollen Pracht! Keine Farbe und kein Pinsel vermag es zu malen, keine Worte vermögen es in seiner ganzen Großartigkeit zu schildern."

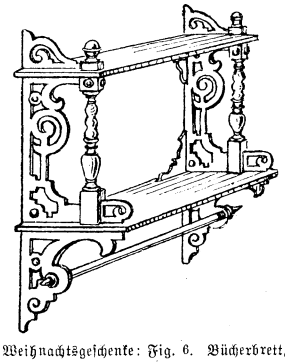
So prachtvoll erblicken wir, wie bemerkt, in unsern Gegenden das Nordlicht niemals, doch kommt es auch hier bisweilen zu großartigen Erscheinungen. Alsdann färbt sich tief am Horizont gegen Norden hin der vordem heitere Himmel und es bildet sich dort gleichsam eine dicke Nebelwand, die allmählich höher und höher steigt. Dieser dunkle Raum wird dann aber von einem Lichtbogen eingefaßt, der unruhig hin und her wallt und bald mehr oder weniger zerrissen erscheint. Endlich schießen aus diesem Lichtbogen helle Strahlen auf, schmal, groß, gleich Lanzen, in bläulich weißen, violetten und rötlichen Farben strahlend. Bald hier, bald dort, bald an verschiedenen Punkten gleichzeitig, züngeln sie empor und streben sich in einer gewissen Höhe zu vereinigen. Wenn der gleichzeitig aufschießenden Strahlen viele sind, so treffen sie oben mit ihren Endpunkten zusammen und bilden gewissermaßen ein strahlendes Himmelszelt. Diese Erscheinung nennt man die Krone des Nordlichts. Bei uns kommt es nur selten bis zu diesem Gipfel der Entwicklung, ist er aber erreicht, so neigt sich das Schauspiel seinem Ende zu, die Strahlen werden heller, kürzer und lichtschwächer und allmählich hört die Erscheinung auf. Wenn auf unserer Erdhälfte am nördlichen Himmel Nordlichter auftreten, so erblickt man auf der südlichen Hemisphäre Südlichter. Deshalb faßt man die Erscheinung zusammen unter der Bezeichnung „Polarlicht", weil nämlich diese Himmelslichter stets in der Nähe der Pole oder in der Richtung gegen einen der Erdpole hin aufzutreten pflegen.



Nordlicht, beobachtet bei König Wilhelm Land.

Die Polarlichter spielen sich in der Höhe der Atmosphäre ab und es liegt zunächst die Frage nahe, wie hoch über dem Erdboden mag wohl der Sitz der Erscheinung sein? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten und gehen die Meinungen darüber noch sehr auseinander. So viel ist jedoch sicher, daß in unseren Gegenden die Nordlichtstrahlen stets in sehr bedeutender Höhe über dem Boden auftreten, selbst hoch über dem höchsten Gipfel der Berge. Ja man darf behaupten, daß manche Nordlichter in Höhen von mehreren Meilen sich bilden. Anders gestaltet sich die Sache für die nördlichen Gegenden unserer Erde. Nach den Berichten der Reisenden scheinen dort die Nordlichtstrahlen häufig bis in die Wolkenregion hinabzusteigen. Der berühmte Nordpolfahrer Skoresby berichtet sogar, daß bei Nordlichtern, die er unter 65 Grad nördlicher Breite beobachtete, die Strahlen bisweilen die Spitzen der Masten seines Schiffes zu berühren schienen. Franklin erzählt von seinen Beobachtungen am Bärensee in Nordamerika, daß er in mehreren Fällen Nordlichter unter den Wolken gesehen habe; ja einst sah Richardson sehr deutlich ein hellstrahlendes Nordlicht, während 4 Meilen davon Kendal, der die Wache hatte und auf das Erscheinen von Nordlichtern aufmerken mußte, keine Spur davon wahrnahm. Jenes Nordlicht kann also nur ein paar tausend Fuß über dem Erdboden gewesen sein. Gegenwärtig dürfte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß das Nordlicht in hohen nördlichen Breiten bis in die Wolkenregion hinabsteigt, ja noch tiefer, bisweilen selbst bis auf die Gipfel der norwegischen Berge. In unseren Gegenden bleiben dagegen die Nordlichtstrahlen immer sehr hoch in der Atmosphäre, bisweilen mehrere Meilen hoch.

Auch über die Frage, ob die Nordlichter von Geräusch begleitet werden, hat man viel gestritten und sie ist vielleicht auch jetzt noch nicht völlig erledigt. Beobachter, welche lang im hohen Norden, hauptsächlich in Skandinavien und in Grönland gelebt haben, behaupten, oft beim Nordlicht ein seltsames Brausen in der Luft vernommen zu haben. Gmelin in seinen „Reisen durch Sibirien" erzählt, es hätten ihm viele Personen versichert, das Nordlicht sei in Sibirien mit einem so heftigen Zischen, Platzen und Rollen verbunden, daß es scheine, als höre man das oft wiederholte Knallen des allergrößten Feuerwerks, weswegen die Leute zu sagen pflegten, der rasende Geist gehe vorüber. Würden die Jäger der weißen und blauen Füchse an den Ufern des Eismeeres von diesen Nordlichtern überfallen, so erschräken ihre Hunde in außerordentlichem Grade.



Weihnachtsgeschenke: Fig. 6. Bücherbrett, Laubsägearbeit.

Dieser Behauptung stehen andere vollständig entgegen. Wrangel und Kapitän von Anjou, welche mehrere Jahre die Nordlichter unter den höchsten je im sibirischen Polarmeere erreichten Breiten beobachteten, hörten nie weder ein Krachen, noch überhaupt ein Geräusch, und nur dann, wenn sie ungewöhnlich stark waren, glaubte ersterer ein schwaches Blasen, wie das des Windes in eine Flamme, wahrzunehmen. Thienemann hörte bei den vielen von ihm auf Island gesehenen Nordlichtern nie ein Geräusch, auch sagten ihm solche, die mehrere Jahre auf jener Insel verlebt hatten, das Gleiche, weswegen er die Existenz eines solchen Geräusches gänzlich in Abrede stellt; ebensowenig hörte Keilhau bei den vielen von ihm in Finmarken beobachteten Nordlichtern jemals selbst ein Geräusch, auch leugneten die meisten Einwohner dessen Existenz, wenn gleich viele dasselbe gehört haben wollten.

Parry und seine Begleiter horchten während ihres Winteraufenthalts im Hafen der Insel Melville auf das Geräusch, welches die Nordlichter begleiten soll, konnten aber nie eine Spur desselben wahrnehmen, und ebenso versichern dieselben, daß sie zu Port Bowen eine gleiche Aufmerksamkeit darauf verwandt, aber ein gleiches verneinendes Resultat erhalten hätten. Aus allen diesen Mitteilungen folgt so viel mit Sicherheit, daß ein etwaiges Geräusch des Nordlichts höchstens nur schwach sein kann und deshalb entweder leicht zu überhören ist oder auch bisweilen mit Geräuschen aus anderen Quellen verwechselt werden mag.

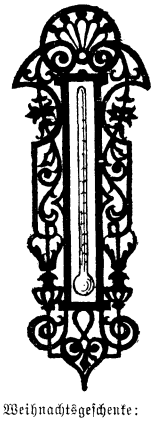
Wir kommen nun zu der Frage: Welches ist denn eigentlich die Ursache des Nordlichts oder vielmehr des Polarlichts? Auf welche Weise entsteht dieses wunderbar schöne Schauspiel und weshalb ist es stets nur in der Richtung gegen den nächsten Erdpol hin zu sehen? Hier stehen wir nun noch vor mehreren Rätseln und das, was wir davon wissen, gehört fast ausschließlich der allerneuesten Zeit an. Es ist auch schwer, euch jungen Lesern eine genaue Vorstellung davon zu geben, wie man sich die Entstehung des Nordlichts denken muß. Um dies zu verstehen, dazu gehören sehr viele Vorkenntnisse in der Lehre von der Elektrizität, Vorkenntnisse, die man nur durch ein ganz spezielles Studium in reiferen Jahren erwerben kann. Es möge genügen, wenn unsere jungen Leser wissen, daß das Nordlicht eine elektrische Erscheinung ist. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist von einem schwedischen Gelehrten, dem Professor Lemström durch einen überaus merkwürdigen Versuch nachgewiesen worden, der von vollständigem Gelingen gekrönt wurde. Er versuchte nämlich künstlich ein Nordlicht hervorzurufen. Ein künstliches Nordlicht! Vor mehreren Jahrzehnten wäre auch nur der Gedanke davon absurd erschienen. Die Versuche sind im nördlichen Finnland auf zwei Bergen von 800 und 1100 m Höhe mit Erfolg angestellt worden. Die Veranstaltungen von Prof. Lemström haben im besonderen darin bestanden, daß er die betreffenden Hochflächen mit einem System von mehreren hundert nach aufwärts gekehrten metallischen Spitzen versehen hat, welche in Abständen von halben Metern auf einem Netz von Kupferdrähten aufgelötet waren; letzteres Netz war zwei bis drei Meter über dem Erdboden angebracht und durch einen ebenso vom Erdboden isolierten, den Abhang hinabführenden Draht am Fuße des Berges mittels einer Erdplatte aus Zink mit einer tieferen, wasserführenden Erdschicht verbunden. Sobald die Verbindung jenes Netzes mit der Erde hergestellt war, wurden in der Drahtleitung unabläßige elektrische Ströme beobachtet; gleichzeitig erhob sich über dem mit Spitzen armierten Drahtnetz in der Höhe ein gelblichweißes Leuchten, welches die charakteristische Beschaffenheit des Polarlichtes zeigte. Ueber einer der beiden mit diesen Veranstaltungen armierten Bergspitzen wurde besonders deutlich ein Polarlichtstrahl von 120 m Länge beobachtet, von welchem mit Sicherheit festgestellt wurde, daß er sich nur während der Dauer der Veranstaltungen und gerade über der armierten Bergspitze bildete. Leider konnten diese Einrichtungen immer nur ganz kurze Zeit ausgenutzt werden, weil sich das Drahtnetz immer sehr schnell mit enormen Mengen von Eiskristallen bedeckte und sehr bald durch deren Gewicht zerrissen wurde. Später hat man jedoch diese Versuche wiederholt und dieselben sind wiederum vom vollständigsten Gelingen gekrönt worden. Solche Experimente sind freilich sehr umständlich und sehr kostspielig und man kann sie leider nicht etwa im kleinen oder zum Vergnügen anstellen.

Weihnachtsboten.

(Fortsetzung.)

6. Bücherbrett, Laubsägearbeit.

Hierfür nimmt man 3 oder 4 mm dicke Ahorn-, Eichen- oder Nußholzplatten; die Länge und Höhe des Gegenstandes ist der Verwendung gemäß zu richten; in den meisten Fällen dürfte für das Brett eine Länge von 30 cm und eine Breite von 14 cm genügen. Man kann dabei nur den unteren Absatz in Betracht ziehen, das Mittel- oder obere Stück ganz ausfallen lassen; freilich wer geschickt genug ist, wird das Ganze machen wie es die Figur zeigt. Indessen wollen wir nur über den unteren Absatz, bis zu den beiden gedrechselten Strebestützen gerechnet, sprechen. Von den zwei Stützen erhält dann jede eine Höhe und Breite mit 12 cm. Es ist keinesfalls schwer, die Stütze gemäß der Abbildung, sei es nun durch Quadratnetz oder auch aus freier Hand, in der geforderten Vergrößerung zu zeichnen; sie kann auch für ein Eck- oder ein flaches Wandkonsol zum Daraufstellen einer Gipsfigur Verwendung finden und



Weihnachtsgeschenke: Fig. 7. Thermometerbrett, Laubsägearbeit.

wird dann im ersten Falle eines der zwei Teile an der Wandkante um die Holzdicke kürzer geschnitten, auf dem andern rechtwinklig angeleimt und mit Drahtnägelchen befestigt; zur Deckplatte wird dann ein im Viertelkreis gesägtes Brettchen genommen. Im zweiten Falle setzt man zwei gleiche Muster der Stütze mit den Rückseiten zusammen und sägt sie in einem Stücke; eine andere einfache Stütze wird dann ebenfalls, wie schon angegeben wurde, verkürzt und in Mitte der Doppelwand geleimt; zur Deckplatte dient dann ein halbkreisförmiges Brettchen.

Weihnachtsgeschenke: Fig. 8. Block- oder Abreißkalendergestelle, Laubsäge- oder Papparbeit.

Behufs Aufhängens an die Wand bekommt das Deckbrett zwei nach Form der Bildrahmenösen gebogene Eisendrahtschlingen.

Die ausgesägten Stücke werden nochmals geschliffen, mit Leim und Drahtstiften zusammengefügt und zuletzt mit Leinöl eingerieben.

7. Thermometerbrett, Laubsägearbeit.

Wie schon bei Nr. 4 erwähnt wurde, kann dieser Gegenstand auch mit Pappstreifenarabesken verziert werden und hat man dann nur nötig, das Brettchen zum Aufschrauben des Thermometers um 1 bis 2 cm größer zu schneiden und die Ränder mit diesen Pappearabesken zu verzieren. Das Brettchen und letztere werden dann schwarz lackiert, die Ränder bronziert. Bei Laubsägearbeit kann 3 mm starkes Ahorn-, Nuß- oder Eichenholz zur Verwendung kommen und auch ersteres braun oder schwarz gebeizt werden. Die Abbildung ist ungefähr in sechsmaliger Verkleinerung gezeichnet und ist die Vergrößerung dieses Musters bei dessen Einfachheit ebenfalls nicht schwierig, wenn man zuerst eine Längenhälfte zeichnet und dann auf die andere überträgt. Selbstverständlich muß die Größe des Wandbrettes dem aufzuschraubenden Thermometer entsprechen; da diese Instrumente aber von verschiedener Länge sind, kann auch keine genau bestimmte Größe angegeben werden. Diesem ist in leichter Weise durch Verkürzung oder Verlängerung des mittleren Teiles der Zeichnung abzuhelfen. Ueber das Aussägen sind keine näheren Erklärungen notwendig.

8. Block- oder Abreißkalendergestelle, Laubsäge- oder Papparbeit.

Auch von diesem Kalender existieren verschiedene Größen. Bei dem Entwerfen des Musters zeichnet man den Anfang des Kalenders auf dem Papier vor, biegt es in der Längsmitte zusammen und zeichnet die einfachen Konturen einer Hälfte, worauf sie dann auf die andere übertragen werden. Ueber das Aussägen in Holz sind gleichfalls weitere Erklärungen überflüssig. Bei der Anfertigung in Pappe wird die Vorderseite mit lichtem Holzpapier, die Rückseite mit dunklem Naturpapier überzogen, auf letzteres das Muster übertragen und die geraden Linien mit Messer und Lineal, die gebogenen mit dem Stecheisen ausgeschnitten; die Ränder sind mit Bronzelack zu bemalen. Das Anfügen der Stütze geschieht nach der beigegebenen Seitenansicht und wird noch später bei dem Photographierähmchen genauestens erklärt werden.

9. Immerwährender Kalender, Papparbeit.

Zu den notwendigen Monats- und Tagesbezeichnungen können die Blätter eines Blockkalenders vom abgelaufenen Jahre dienen. Man schneidet für die Tageszahlen 16 und für die Monatsnamen 12 gleichgroße Täfelchen aus dünner Pappe und beklebt erstere auf beiden Seiten mit den 31 Nummern, letztere nur auf einer Seite mit den Monatsbezeichnungen. Jedes der beiden Päckchen erhält nun einen an beiden Seiten offenen und vorne mit dem entsprechenden Ausschnitte versehenen Schieber aus dünner Pappe, zu deren Anfertigung der Schieber einer schwedischen Zündholzschachtel als Modell dienen kann.

Die Rückwand wird aus stärkerer Pappe und in solcher Größe zugeschnitten, daß auf derselben beide Schieber bequem Platz finden. Das Rändeln und Ueberziehen wurde schon bei Nr. 7 erklärt; die Rückwand erhält in der Mitte einen Ring zum Aufhängen.

10. Zigarrenständer, Laubsägearbeit.

Als Material wird Nuß- oder Ahornholz von 2 bis 3 mm Dicke genommen und sind folgende Teile herzustellen: ein oben und seitlich offener Schieber zum Einstecken eines Zündholzschächtelchens, ein Unterlagsplättchen hierzu nebst zwei Füßen zum Gestelle, die obere runde Platte, das Zwischenklötzchen, die untere größere Platte und drei Füße.

Für den Schieber werden zwei gleichgroße rechteckige Plättchen von 5 cm Höhe und 3 ½ cm Breite aus Messing- oder Weißblech geschnitten und diese an einem 2 cm hohen Holzklötzchen, welches dem Umfange des Schächtelchens entspricht, mit Messingstiften befestigt. Damit die Blechteile letzteres festzuhalten vermögen, wird das Holzklötzchen an den beiden Breitseiten nach oben hin ein wenig abgeschrägt. Das rechtwinklige Unterlagsplättchen wird um 2 mm größer gesägt und auf dieses das Holzklötzchen angeleimt. Die zwei kleinen Füße erhalten eine Höhe von 5 cm und eine Breite von 3 cm; das Zeichnen derselben ist sehr einfach.

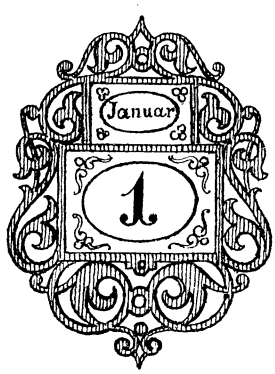
Die obere runde Platte erhält einen Durchmesser von 7 cm, der Kreis wird in zwölf gleiche Teile geteilt, und werden dann von jedem dieser Punkte mittels 8 mm Zirkelweite nach innen zu kleine Halbkreise gezogen und ausgesägt, welche Ausschnitte zum Anlehnen der Zigarre dienen. Das unter diesem Brettchen anzufügende Zwischenklötzchen ist quadratisch zu sägen und erhält eine Höhe von 6 cm mit einer Seitenbreite von 4 cm.

Zum runden Unterboden wird auf einem Brettchen mit 7 ½ cm weiter Zirkelöffnung ein Kreis gezogen, dieser in 24 gleiche Teile geteilt und werden mit solchen Zirkelöffnungen nach außen hin zwölf einander berührende Halbkreise gezogen, dann inmitten dieser Einsätze kleine ganze Kreise mit 5 mm Zirkelöffnung beschrieben, welche, nachdem sie ausgesägt sind, zum Einstecken der Zigarrenspitzen dienen.

Die untersten drei Füße erhalten je eine Höhe von 3 cm und eine Breite von 5 cm. Es werden dieselben nach dem Aussägen in Dreieckform unter das Bodenbrett geleimt. Das Zusammensetzen ergibt sich aus der Abbildung.

11. Zeitungsmesser, Laubsägearbeit.

Für diesen Gegenstand nimmt man 3 mm dickes Ahorn- oder Nußholz, die Länge soll 18 cm haben, wovon 8 bis 9 cm auf den Griff kommen, die Breite 2 ½ cm. Die Umrisse des Musters hierzu schneidet man zuerst aus einem in der Mitte zusammengefalteten Papierstreifen, welcher dann auf das Holz geklebt werden kann; nach dem Aussägen wird die Klinge auf beiden Schneidseiten vorerst mittels der Feile und hierauf mit Glaspapier scharfkantig zugeschliffen.



Weihnachtsgeschenke: Fig. 9. Immerwährender Kalender, Papparbeit.

Bei allen diesen Laubsägearbeiten sollen die Holzteile jedesmal vor dem Zusammensetzen mit Glaspapier geschliffen werden, bis die gewünschte Glätte erzielt wurde. Bei dem Zusammensetzen verwende recht heißen und nicht zu dickflüssigen Leim.

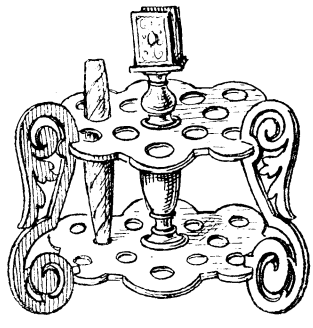
(Fortsetzung folgt.)

Für Feinschmecker.

Wenn wir im Zirkus oder sonst vor dem Elefanten stehen und seine kolossale Körpermasse anstaunen, die leichte Beweglichkeit seines Rüssels und seine klugen Augen bewundern, so denken wir nicht daran, daß das Fleisch dieses Dickhäuters bei den Eingeborenen des fernen Südafrika eine gern genossene Speise, ja ein Leckerbissen ist. Dieses Wissen verdanken wir den kühnen Reisenden, welche jene Ländergebiete durchforschen und uns auch über den Elefanten, über sein Leben in der Freiheit, seine Jagd und die Verwendung seiner Körperteile nach dem Tode interessante Aufschlüsse gebracht haben. Ich will jetzt nicht davon reden, wie der Elefant erlegt wird, sondern davon, wie es die Eingeborenen nach der Jagd, wenn das mächtige Tier tot vor ihnen liegt, beim Zerlegen desselben treiben und wie ein Elefantenbraten mundet.

Wenn ein europäischer Gelehrter eine Forschungsreise durch das heiße Afrika macht, so hat er dazu, außer seinen wissenschaftlichen Begleitern aus der Heimat, noch viele Diener und Gehilfen nötig, die er aus den Eingeborenen jener Länder erwählt. Ein solcher Reisezug besteht oft aus hundert und mehr Personen; er führt alles mit sich, was zur Erforschung des Landes und zum Lebensunterhalte notwendig ist und herbergt des Nachts meistens im Freien unter Zelten.

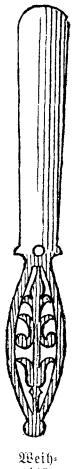
Denken wir uns eine solche bunte Gesellschaft auf weitem Plan um einen erlegten Elefanten. Rings stehen die Wagen und Zelte, die Zugtiere sind angekoppelt oder weiden im Grase, hin und wieder lodern Feuer, an denen Fleischstücke gebraten werden, welche die Jagd auf dem Wege geliefert hat. Da aber, wo der Elefant zum Tode getroffen niedergesunken ist und nun zerlegt werden soll, bietet sich dem Auge ein wunderliches Schauspiel dar. Anfangs umstehen die Eingeborenen schweigend das gewaltige Tier. Dann hält der Chef derselben eine kleine Rede, in welcher er etwa folgendes sagt: „Nach altem Recht gehört der Kopf und das rechte Hinterbein demjenigen, der ihn erlegt oder ihm die erste Wunde beigebracht hat. Das linke Hinterbein gehört dem, der die zweite Wunde lieferte oder das Tier, nachdem es gefallen war, zuerst berührte. Das Fleisch um die Augen herum bekommt der Chef von den Europäern, auch erhält jeder Vorsteher von einer Abteilung der Reisegesellschaft ein besonderes Stück. Die Eingeweide und das Fett verteilen wir später nach meiner Anordnung." Ist diese Rede beendet, dann werden die Eingeborenen ganz außerordentlich lebendig; sie erheben ein wildes Geschrei und schneiden mit ihren Speeren an dem Leichnam herum. Ihre Lebhaftigkeit wächst dabei von Minute zu Minute und erreicht ihren Höhepunkt, wenn sich die ungeheure Masse des Elefantenleibes schön auseinander legt. Einige springen hinein und wälzen sich in ihrer begierigen Lust darin herum, andere laufen laut lärmend mit blutigen Fleischstücken weg, werfen sie ins Gras und eilen schnell zurück, um noch mehr zu holen. Bei der ganzen Arbeit schwatzen und schreien alle fortwährend wild durcheinander, so laut



Weihnachtsgeschenke: Fig. 10. Zigarrenständer, Laubsägearbeit.

sie es nur vermögen. In kurzer Zeit ist der Elefant zerschnitten und sein Fleisch rings auf Haufen gelegt. Nun beginnt das Schmoren und Braten am Lagerfeuer, dem dann die Mahlzeit folgt, bei welcher die Eingeborenen unglaublich starke Portionen mit dem größten Wohlbehagen verspeisen.

Wie nun ein Elefantenbraten schmeckt, das soll uns ein Europäer aus Livingstones Reisegesellschaft sagen, denn er hat selbst mitgegessen und muß es deshalb wissen. Er erzählt: „. . . Den Vorderfuß des Elefanten hatten wir auf einheimische Art für uns selbst gekocht. Es wurde ein großes Loch in den Boden gegraben, in welches ein Feuer gemacht wurde, und als das Innere des Loches durch und durch erhitzt war, wurde der ganze Fuß hineingelegt, mit der heißen Asche und mit Erde überdeckt; über das Ganze wurde ein zweites Feuer gemacht und die ganze Nacht brennend erhalten. Nächsten Morgen hatten wir den so gekochten Fuß zum Frühstück und er schmeckte köstlich. Es ist eine weißliche Masse, schwach gallertartig und süßlich wie Mark. Nach einer Mahlzeit von Elefantenfuß ist ein langer Marsch eine weise Vorsichtsmaßregel, um Gallenfieber zu verhindern. Rüssel und Zunge des Elefanten sind ebenfalls gut und gleichen nach langem, gelindem Kochen sehr dem Buckel eines Büffels und der Zunge eines Ochsen, aber alles übrige Fleisch ist zähe und läßt sich wegen seines eigentümlichen Geschmacks nur essen, wenn man hungrig ist."



Weihnachtsgeschenke: Fig. 11. Zeitungsmesser, Laubsägearbeit.

Nun, was würdest du wählen, junger Kamerad, hättest du die Wahl zwischen einem Stück Kalbsbraten und einem Stück geschmorten Elefantenfuß?

Wie? Elefantenfuß? Puuuh! Wünsche gesegnete Mahlzeit!

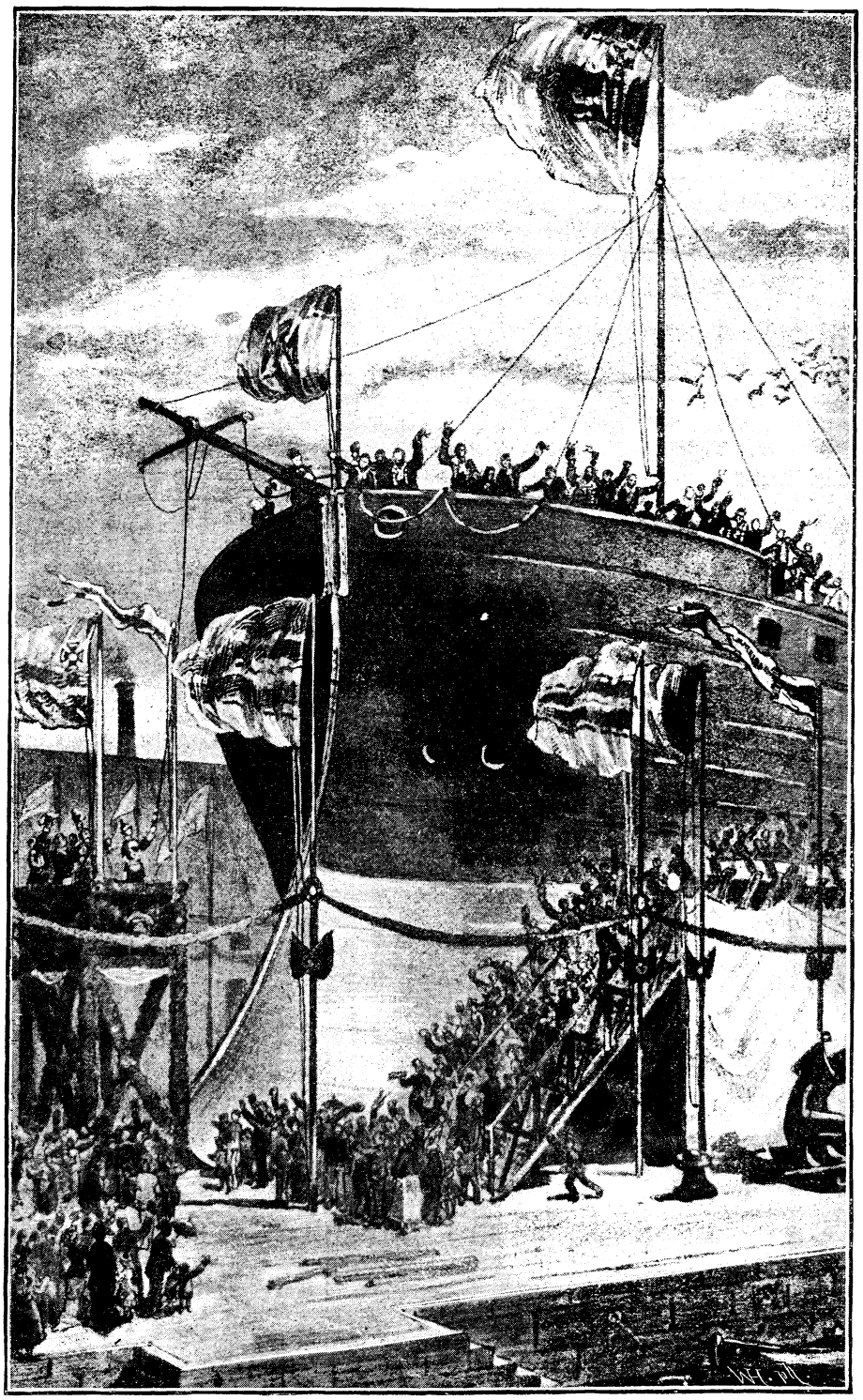
Einen recht treffenden Weihnachtsscherz

hatte einst Kaiser Friedrich III., damals Kronprinz, für einen Kadetten ersonnen, um ihn auf längere Dauer von der vorzeitigen und ihm verhängnisvoll gewordenen Verehrung des verbotenen Tabakskrautes zu heilen. Im Jahre 1863, so erzählen Berliner Blätter, besuchte „unser Fritz" das Lazarett in der damaligen Berliner Kadettenanstalt und fand unter anderen einen Zögling „fieberkrank infolge von Nikotinvergiftung", wie die über dem Bett hängende Tafel nachwies. Anscheinend gleichgültig erkundigte er sich nach der Lebensstellung und dem Wohnort der Eltern, faßte den Patienten noch einmal scharf ins Auge und setzte dann seinen Gang durch die Krankenzimmer fort. Der Fall schien hiermit erledigt, zumal der Kronprinz wohl wußte, daß dem ertappten Sünder nach seiner Entlassung aus dem Lazarett noch eine Arreststrafe blühte „wegen Rauchen in den Räumen der Anstalt". Die Strafe war bald verschmerzt und sechs Wochen später, am heiligen Weihnachtsabend, finden wir den jungen Krieger unter den Seinen im traulichen Familienzimmer der guten Mama — den Vater hatte er schon vor Jahren verloren. Hinter einer dampfenden Punschbowle lehnte er behaglich im Sessel und rauchte eine „ganz bedeutende Giftnudel", womit er die feine Havana des älteren Bruders meinte. Die Lichter am Christbaum waren schon verlöscht, Alfred und Meta, die beiden jüngsten Geschwister, eben zu Bett gebracht und, während der Kadett gerade seiner hübschen sechzehnjährigen Kousine mächtige Heldenthaten aus seinem Kadettenleben berichtete, stellte der Weihnachtsengel sich noch einmal ein und setzte noch schnell eine verspätete Holzkiste vor ihm auf den Tisch. Und was war darin? Eine mächtige — Zigarre! Aber so groß und so hart wie eine Feldgranate und so schwer wie ein Kommißbrot! Sonderbare Sorte! Aha, jetzt hatte er's heraus! Es war nur eine Attrappe, und aus dem Innern derselben zog er eine Milchflasche heraus, eine Saugflasche in — „Lebensgröße" — mit einem Gummisaugpfropfen — und gefüllt mit echter, unverfälschter Kuhmilch. Auf der Flasche aber klebte ein Zettelchen mit einer Aufschrift von wohlbekannter Hand:

Wohl bekomm's!
Friedrich Wilhelm.

Also unser Kronprinz war der Spender? Und das galt ihm, dem sechzehnjährigen Primaner, dem alten erfahrenen Kadetten und dem baldigen Portepeefähnrich Sr. Majestät? Nein, die Blamage war zu groß. Hastig warf er den Rest der feinen Havanna weg, die er plötzlich für einen „gefährlichen Manöverstrunk" erklärte, und stürzte sich dann jählings in sein Schlaf-

zimmer. — — — Sieben Jahre waren seitdem vergangen, es kam eine ernste und bewegte Zeit. Bald nach der ruhmvollen Schlacht bei Wörth war es, da trifft unser Kronprinz, während er, die unvermeidliche kurze Pfeife im Munde, knapp vor Sonnenuntergang durch die Vorposten reitet, den heimlichen Zigarrenfreund wieder. Aus jenem grünen Bürschchen ist ein ernster, stattlicher Offizier geworden. Freudig bewegt begrüßt der hohe Herr den jungen Krieger mit einem warmen Händedruck. Eben will er wieder weiter reiten, da wendet er sich noch einmal um, holt aus seiner Satteltasche ein Päckchen Zigarren und überreicht sie dem Offizier scherzend mit den Worten: „Nun, lieber S....., die Sorte 1863 lagert wohl noch immer? Na, seien Sie nicht mehr böse, jetzt habe ich einen besseren Lieferanten. Probieren Sie mal dieses Kraut, das ist eine andere Nummer." — Die prächtigen Zigarren dampfte der junge Held den Turkos in das kaffeebraune Gesicht, aber die 1863er Sorte lagert noch immer, sie ruht auf einem prachtvollen goldenen Gestell auf dem Schreibpulte des glücklichen Besitzers.



Stapellauf eines Panzerschiffes.

Der Stapellauf eines Panzerschiffes.

Endlich ist der Bau des eisernen Kolosses vollendet. Auf der Werft steht er da, alles andere hoch überragend. Der erste Blick verrät seine Bestimmung schon von weitem. Zwar droht noch kein Riesengeschütz aus seinen Schießscharten, aber das trotzige Aeußere und vor allem der mächtige Sporn am Vordersteven bekundet den kriegerischen Charakter des Riesen.

Seit mehreren Tagen war man mit dem Herrichten von Schaubühnen um den Koloß beschäftigt. Auch diese Arbeit ist beendet. Mehrere Reihen Sitze erheben sich amphitheatralisch, bequeme Treppen führen hinauf, das Ganze ist mit Laubgewinden und Wimpeln geschmückt, um den festlichen Charakter des bevorstehenden Aktes anzukündigen.

Heute, jetzt, soll der Stapellauf des Schiffes stattfinden. Die Tribünen sind mit Zuschauern aus allen Ständen überfüllt, denn ein solches Ereignis bietet sich nur selten, vielleicht nur einmal im Leben.

Vorne, ganz nahe am Bug, stehen auf hohem Gerüst die Taufzeugen, an ihrer Spitze der höhere Marineoffizier, der von Sr. Majestät mit der Vollziehung des Taufaktes betraut worden ist. Auch eine junge Dame befindet sich dabei.

Eben hat der Offizier seine Rede vollendet, womit er in seemännisch-kernigen Worten das Ungetüm seiner künftigen Bestimmung überweist und ihm den Namen gibt. In demselben Augenblick — unsere Abbildung gibt diesen Moment wieder — erfaßt er die an einer Leine aufgehängte Flasche Champagner und schleudert sie mit kräftigem Schwung gegen den Bug des Schiffes, daß sie krachend zerschellt. Geschützsalven und ein aus tausend Kehlen erschallendes Hurra erschüttern die Luft.

Im nämlichen Augenblick sieht man die junge Dame eine kleine Handbewegung machen. Sie drückt auf einen Knopf, von dem ein Telegraphendraht ausgeht. Dieser steht mit einer Vorrichtung in Verbindung, welche die beiden Holme entfernt, die noch allein das Schiff festhielten. Dieses steht auf einem schlittenartigen Gerüst, das auf den etwas geneigten und zu dem gegenwärtigen Zweck mit Teer schlüpfrig gemachten Balken der Helling nun abwärts rutscht.

Seinem eigenen Gewichte folgend, setzt der Koloß sich in Bewegung, erst langsam, bald aber schneller und schneller, bis er plötzlich in seinem künftigen Elemente Widerstand und Halt findet.

Hoch auf schäumt die salzige Flut und bäumt sich mit riesiger Woge empor, die sich mit gewaltiger Brandung am gegenüberliegenden Ufer hinaufwälzt und dann mit wuchtigem Sprunge zurückkehrt, um die eisernen Planken des ungeheuren Rumpfes zu umspielen, der sich nun stolz auf ihrem Rücken wiegt.

Erneute Geschützsalven und Hurrageschrei feiern diesen bedeutsamen Augenblick; denn trotz der wesentlich verbesserten Verfahren beim Stapellauf ist dieser Akt bei dem ungeheuern Gewicht eines Panzerschiffes immer noch ein kritischer, weshalb denn auch viele derselben in Docks gebaut werden.

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von **F. Meister.**

(Fortsetzung.)

Ich händigte ihm zehn Golddublonen ein und stellte ihm außerdem einen Schein aus, durch den ihm die volle Belohnung gesichert wurde, wenn seine Angaben zu einem glücklichen Erfolge führten. Jetzt beantwortete er alle noch nötigen Fragen ganz genau und erschöpfend, dann zog er mein Pferd aus dem Stalle und brachte mich noch ein Stück auf den Weg.

„Benson wird für das Kind nicht viel verlangen," sagte er, während er, die Hand am Steigbügel, neben mir herschritt. „Er darf natürlich nicht merken, daß Ihr großen Wert auf dasselbe legt. Ich in Eurer Stelle würde es so machen: Benson ist Sklavenhändler — per mayor y menor — im ganzen und im Einzelverkauf. Ihr werdet dies an dem Schilde über seiner Thür lesen. Ihr kommt nun zu ihm als ein Käufer, verlangt seinen Vorrat zu sehen, thut, als ob Ihr Mitleid für das kleine Mädchen empfändet und kauft es. Er wird nicht lange handeln, da seine Frau und seine Tochter nicht anwesend sind, die sonst immer dreinzureden pflegen."

Er empfahl mir noch alle Vorsicht an und kehrte dann zu seiner Posada zurück.

Ein viertelstündiger Ritt brachte mich ans Ziel. Bensons Haus stand freundlich innerhalb eines sorgfältig gepflegten Gartens, im Angesicht des sonnigen, blauen Meeres. Eine halbe Meile vom Strande lag eine Brigg vor Anker, in deren Vortopp die Flagge der Vereinigten Staaten im Winde wehte. Die Ankerkette war kurz eingeheivt und mein seemännisches Auge erkannte sofort, daß das Fahrzeug bereit war, jeden Moment in See zu gehen.

Ich sprang aus dem Sattel, schlang den Zügel des Pferdes um einen Pfahl des Gartenzaunes, schritt auf die Hausthür zu und begehrte durch ein lautes Pochen mit dem Knauf meiner Reitgerte Einlaß.

Eine Negerin öffnete.

„Señor Benson anwesend?"

Señor Benson war anwesend. Die Negerin ging, ihn zu rufen.

Ein schwerer, schleppender Schritt nahte sich aus dem Hintergrunde des Hofraumes. Eine Thür wurde geöffnet und zugeschlagen und vor mir stand — Aaron Collins!

Die unerwartete Begegnung nahm uns beiden im ersten Augenblick Atem und Stimme. Wir standen einander gegenüber wie ein Paar Bildsäulen.

„Leutnant Ramien! . . . Hier!" rief Collins endlich, nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte. „Bei Jingo, was besseres hätte mir gar nicht widerfahren können! Wie schade, daß die Alte und das Mädel nicht hier sind! Das wäre auch für die eine Freude gewesen!"

Dabei rieb er sich mit wildem Vergnügen die Hände.

„Kann aber sein," fuhr er fort, „daß sie noch zur rechten Zeit wiederkommen, um dem tapferen Herrn Leutnant — jetzt wohl Kapitän, ich habe so was gehört — zu danken für die große Freundlichkeit von damals! Ja, von damals . . . zwei Jahre Gefängnis mit Zwangsarbeit . . . ja, das vergißt man so leicht nicht, wenn's auch schon lange her ist, Herr Leutnant, oder Herr Kapitän, was Sie nun gerade sein mögen. Dankbarkeit aber kommt nie zu spät . . . heda, Juno!"

Die Negerin lief herzu, Collins sagte ihr einige Worte in einer mir unbekannten Sprache, und dann eilte sie nach dem Hofe.

Inzwischen hatte auch ich mich wieder zusammengerafft; ich führte ein Paar doppelläufige Pistolen im Gurt unter dem Ueberrock, die ich erst am Morgen mit frischer Ladung versehen hatte; ich fühlte mich daher, trotz der Abgelegenheit des Ortes, ziemlich sicher.

„Ich will an einen Menschen, wie Sie, nicht erst lange Worte verschwenden," entgegnete ich. „Ich bin gekommen, um Frau van Hochstraatens kleine Tochter von Ihnen zu verlangen, die der Dame, vielleicht auf Ihr Anstiften, gestohlen worden ist."

„Frau van Hochstraatens Tochter ist's also, die Sie verlangen," sagte Collins lachend und noch immer die Hände reibend. „Ja, ja, die habe ich, und auch die beiden Mulatten, die mir das Kind verkaufen wollten. Haha! habe sie gleich alle drei gekauft, ohne Geld und ohne Quittung! War ein prächtiger Abschluß gestern Abend! Wir geben nämlich das Geschäft hier auf, müssen Sie wissen — wird Sie ja interessieren, da Sie ein alter Freund meines Hauses sind — draußen liegt die Brigg, die bringt uns in ein besseres Land, wo die Humanität nicht ihre Nase in den Niggerhandel steckt, wo keine Präventivleutnants herumschnüffeln und ehrliche Leute, deren Gastfreundschaft sie erschlichen haben, hernach ins Gefängnis bringen!"

Es war mir unmöglich, bei diesem herausfordernden Hohn des alten Schurken noch länger mich zu halten. Ich riß die Pistolen heraus und rief: „Kein Wort weiter! Schaffen Sie mir das Kind zur Stelle, oder ich zerschmettere Ihnen den Schädel!"

„Wirklich?" lachte Collins. „Na, sehen Sie, Leutnant, ich konnte mir denken, daß

Sie zu solchen Späßen aufgelegt seien, und deshalb habe ich ein paar Freunde bitten lassen, uns Gesellschaft zu leisten. Da sind sie schon."

Aus der Thür, auf welche er hindeutete, traten vier bärtige, banditenmäßig aussehende, bewaffnete Kerle, die sich an der Wand aufstellten und in grimmem Schweigen auf weitere Befehle warteten. Ihr Aeußeres verriet sie als Veteranen im Sklavenschmuggel, ihre Heimat mochte Brasilien sein. Wahrscheinlich gehörten sie zur Besatzung der Brigg draußen auf der Reede.

„Sie sehen, Leutnant," fuhr Collins höhnisch fort „— ich wollte sagen Herr Kapitän —, daß Sie das Spiel mit den Pistolen etwas voreilig treiben wollten. Immer noch der alte Feuerkopf, obgleich die Jahre auch Sie schon höllisch mitgenommen haben, wie ich sehe."

Ich biß die Zähne zusammen und schob die Pistolen wieder in den Gürtel, dann sagte ich in möglichster Ruhe, daß es mir auch ganz recht sein würde, das Kind auf gütlichem Wege zu erlangen, und daß ich bereit wäre, eine namhafte Summe für dasselbe zu erlegen. Es blieb mir kein andrer Weg übrig.

„Aha," rief der alte Schmuggler, noch immer lachend, „wir fangen an uns zu verstehen! So ist's recht, immer geschäftlich! Wollen uns hinsetzen und das Ding besprechen. Wollen Sie ein Glas Rum und eine Zigarre haben?"

Damit ließ er sich auf einen Bambusstuhl nieder, der an dem breiten Tisch in der Vorhalle stand, und ich that desgleichen.

„Jetzt ist's beinahe wieder wie damals," fuhr er fort, „wie damals, Sie erinnern sich doch, Herr Kapitän, als Sie sich herabließen, in meinem armen Hause am Yallah vorlieb zu nehmen. Erinnern Sie sich noch? Der Rum hier ist ebenso gut, wie der von damals . . . Sie mögen nicht? Auch gut; manche Leute trinken so früh am Tage noch nichts. Vielleicht nehmen Sie später einen Schluck, wenn das Geschäft abgemacht ist."

Der Schurke machte sich einen Scherz daraus, vergebliche Hoffnungen in mir wachzurufen, das wußte ich genau; dennoch aber konnte es möglich sein, daß die Geldgier schließlich bei ihm doch noch den Sieg über die Rachgier davontrug, und deswegen verhielt ich mich ganz zurückhaltend, bis er sich ausgeschwatzt haben würde.

„Ja, mein edler Herr Kapitän, wir wollen hier ausklarieren," begann er, nachdem er mich eine Weile angestarrt hatte, als könne er noch nicht recht an die Freude glauben, mich wirklich in seiner Gewalt zu haben. „Wir haben das Haus und das Land hier verkauft; unsere Nigger, den guten Cäsar, die liebe Rosabella und das interessante kleine Mädchen mit eingerechnet, sind bereits alle an Bord der Brigg; der Anker ist kurzgehievt, und in Zeit von einer halben Stunde sind wir unterwegs. Sie sind also gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Merkwürdig, nicht wahr?"

Ich schaute ihm fest in die Augen, antwortete aber keine Silbe.

„Schlimmes Ding," fing er wieder an, „schlimmes Ding! Hätte einem solchen Freunde, wie Sie sind, das Kind sehr gern billig gegeben. Kann's aber nicht. Muß viel fordern, sehr viel. Mein Mädel, die Becky — na, Sie wissen schon, Herr Kapitän — die Becky also hat förmlich einen Narren an dem interessanten Töchterchen der guten Frau van Hochstraaten gefressen und möchte sie gern in ihren persönlichen Dienst nehmen, wenn sie alt genug geworden ist, und es fällt meinem Vaterherzen sehr schwer, dem armen Mädel diese Freude zu vereiteln. — Hören Sie, Kapitän, lassen Sie Ihre vorwitzigen Finger von den Pistolen, wenn Sie sich keine Unannehmlichkeiten verursachen wollen!"

Damit warf er einen bezeichnenden Blick auf die vier Kerle an der Thür, die stumm grinsend der Szene beiwohnten, ohne, wie ich glaube, ein Wort von dem Gesprochenen zu verstehen.

„Die Zeit ist kostbar und wir dürfen sie nicht vertrödeln, wenn wir zu einem Resultat kommen wollen. Wie ich also schon sagte, ich möchte das arme Mädel nicht enttäuschen. Wer weiß, wie sehr sie sich das dann zu Herzen nehmen wird. Vielleicht läuft sie am Ende gar ins Wasser."

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Mr. Collins," nahm ich jetzt sehr ruhig das Wort, während ich die in mir kochende Wut mit übermenschlicher Gewalt in Fesseln hielt. „Es gewährt mir ein ungemeines Interesse, zu beobachten, wie Sie eine solche Fülle von nichtswürdigen Unverschämtheiten auszusprechen vermögen, ohne daran elend zu ersticken. Nicht ich vergeude Ihre kostbare Zeit, das thun Sie selber. Nennen Sie Ihren Preis und lassen Sie uns zu Ende kommen."

„Sachte, mein edler Herr Kapitän, nur sachte. Höflichkeit ist überall wohl angebracht, nur vielleicht nicht auf dem Achterdeck von Ihrer Großbritannischen Majestät Schiffen. Sparen Sie also Ihre Grobheiten, bis Sie wieder an Bord des „Triton" sind, wenn Sie jemals wieder dorthin kommen sollten. Wie ich schon sagte, will Becky die kleine Virginie van Hochstraaten zu ihrer Privatsklavin machen. Die Kleine wird es ganz gut bei ihr haben, solange Becky eben in guter Laune ist; das kommt allerdings nicht mehr oft vor, da die Nerven des armen Mädels zerrüttet sind — na, und so wird es denn auch ohne Peitsche für Miß van Hochstraaten nicht abgehen."

Ich starrte den alten Bösewicht an, bis mir die Augen fast aus dem Kopfe sprangen, aber ich sagte kein Wort. Collins kicherte vor innerlichem, satanischem Vergnügen.

„Damit soll nicht gesagt sein," fuhr er fort, „daß ich das Geschäft mit Ihnen von der Hand weise; ich wollte nur andeuten, daß, wenn nichts draus wird, das interessante Kind noch immer froh sein kann, in die Hände meines armen Mädels zu kommen. Sie hätten Beckys Freude sehen sollen, als uns gestern abend die drei so ins Haus geregnet kamen! Und damit Sie alles wissen, will ich Ihnen jetzt auch gestehen, daß ich den Kerl, den Cäsar, zu der Entführung des Kindes angestiftet habe. Ich traf ihn zufällig in Havana, gerade in dem Augenblick, als er einen silbernen Löffel, der das Wappen des Kapitän van Hochstraaten trug, verkaufen wollte. Das gab ihn mir in die Finger. Er ließ sich gar nicht lange zureden, und so befahl ich ihm, das Kind ohne Verzug hierher zu schaffen. Rosabella lief natürlich von selber mit. Beinahe aber hätten sie mir noch im letzten Moment den Spaß verdorben, da ihnen unterwegs eine Ahnung von dem, was ihnen hier bevorstand, in die dicken Schädel kam. Allein der Hunger zwickte sie und so blieb ihnen keine Wahl. Der dumme Junge tröstete sich auch mit der Hoffnung, daß ich ihm das Weib und das Kind abkaufen und ihm dadurch die Mittel zum Verlassen der Insel geben würde. Als er merkte, daß er sich geirrt hatte, fing er an zu heulen und zu schreien — na, er soll noch mehr heulen, wenn er nur erst wieder kräftig genug sein wird, die erste Tracht Peitschenhiebe zu ertragen. Aber da sehen Sie, was diese Nigger

für ein Gesindel sind. Erst heiraten sie sich und hernach verkaufen sie einander. Allerdings, die Aussicht, in einem spanischen Gefängnis zeitlebens die Kette schleppen zu müssen, würde auch andere Leute zahm machen."

In diesem Augenblick trat ein Seemann herein und meldete, daß die Sklaven alle an Bord seien, und daß der Kapitän in See gehen möchte, solange die Luft noch rein wäre.

„All right!" rief Collins und stürzte ein Glas Rum hinunter. Dann sprang er auf. „Also, Herr Kapitän, um noch schnell auf unser Geschäft zu kommen, das Kind kostet fünfhundert Dollar. Kann's nicht billiger machen."

„Einverstanden," sagte ich.

„Haben Sie das Geld bei sich?"

„Ja. Lassen Sie das Kind holen, und ich zähle Ihnen den Betrag auf den Tisch."

„Dazu ist keine Zeit mehr, mein edler Herr. Sie müssen sich schon selber an Bord bemühen und die Kleine holen. Unten am Strande liegt ein Fischer mit seinem Boot, der Sie gern hinbringen wird."

Der Vorschlag gefiel mir nicht im mindesten. Sollte ich freiwillig und mit sehenden Augen in den Rachen des Teufels laufen? Hatte ich, als ehemaliger aktiver Offizier des Präventivgeschwaders, von der brutalen, gesetzlosen Bande von Sklavenschmugglern, die dem leisesten Wink des alten Bösewichtes gehorchte, der mich so tödlich haßte, nicht das Schlimmste zu erwarten?

Collins beobachtete mein Zögern.

„Sie besinnen sich, Herr Kapitän," lachte er. „Sie fürchten, daß Ihre kostbare Persönlichkeit an Bord meines Schiffes zu Schaden kommen könnte. Nun, mir um so lieber, dann lassen wir das Geschäft. Leben Sie recht wohl, mein tapferer Kapitän. Vorwärts, Leute!"

Damit verließen sie das Haus. Ich stand noch immer unentschlossen. Wenn man Böses gegen mich im Schilde führte, warum hatte man da nicht die Gelegenheit benutzt, die sich hier im Hause so günstig geboten? Und konnte ich das arme, hilflose Kind, Virginiens Kind, so ganz im Stiche lassen? Folgte mir nicht die sehnende Hoffnung des verzweifelnden Mutterherzens auf Schritt und Tritt? Sollte Virginie sich in mir täuschen? Nimmermehr! . . .

Ich fand den Fischer, einen alten Kreolen, in seiner Hütte am Strande, und eine Viertelstunde später kletterte ich, unmittelbar hinter Collins und seinen Leuten, die Fallreepsleiter der Brigg empor.

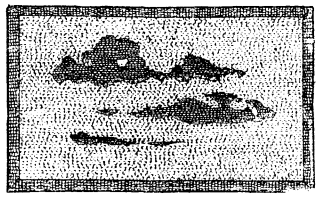
(Fortsetzung folgt.

Der junge Thatertechniker.

III. Die Beleuchtung.

Das Tageslicht ist der Feind jedes Theatereffektes und darum wird auch unser Kindertheater nur bei Lampenlicht aufgeschlagen, gerade so wie das wirkliche Theater.

Nun ist es unsere Aufgabe, mit unseren Theaterlampen, welche hinter den Kulissen stehen (wie sie beschaffen sind, habt ihr euch doch gemerkt?), alle Beleuchtungseffekte nachzuahmen, wie wir solche in der freien Natur oder in geschlossenen Räumen zu allen Tag- und Nachtzeiten zu beobachten vermögen.



Der Theaterbau. Fig. 7. Wolken auf dem durchsichtigen (weißen) Gelatinrahmen.

Da gibt es hellen Sonnenglanz auf Wald und Flur, oder das bleiche Mondlicht scheint die Wolkenränder zu versilbern; die Alpen glühen beim Untergang der Sonne, oder fahle Gewitterstimmung lastet mit ihrer Schwüle auf der Landschaft. Auch im geschlossenen Raum, ob Saal, ob Kerker, ob Kirche, ob Bauernstube, macht sich dieser Unterschied des Lichteffektes fühlbar und muß durch verschiedenfarbige Beleuchtung zum Ausdruck gebracht werden. Die Kirchenhalle, in welche der letzte Sonnenstrahl mit goldigem Licht durch die hohen Fenster fällt, verlangt andere Beleuchtung als der düstere Kerker, den nur einzelne Fackeln erhellen; der tropische Urwald wieder muß in wärmeren Tönen erglühen als die froststarrende Winterlandschaft.

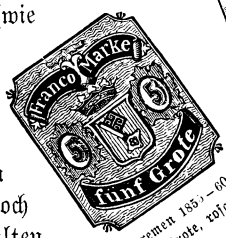
Ja, aber die Kerzen — die Theaterlampen haben doch nur einerlei Licht, so meint ihr?! Nur Geduld!

Vorerst machen wir uns sechs Papprahmen zurecht, welche aus etwa 1½ cm breiten Pappstreifen genau in der Größe der Hintergründe zusammengeleimt werden. Nun kaufen wir in der nächsten Papierhandlung farbige Gelatin- oder Hausenblasentafeln, die wir in sechs Farben benötigen, nämlich: rot, blau, violett, grün, gelb und durchsichtig farblos (weiß). Auch diese Ausgabe gestattet unsere Sparbüchse, denn jede Tafel kostet höchstens 20 Pfennige. Die vorbereiteten Rahmen werden nun mit dickflüssigem Gummi arabikum (weder Leim noch Kleister darf hier in Anwendung kommen) bestrichen, sodann die genau zugeschnittenen Gelatinplatten auf die also vorbereiteten Rahmen gelegt und vorsichtig darauf niedergepreßt, damit keine Falten entstehen. Während diese Gelatinplatten auf ihren Rahmen trocknen, machen wir uns 36 kleinere Rahmen für die zwölf Kulissenlampen, um auf diese rote, blaue und gelbe Gelatintäfelchen aufziehen zu können. Andersfarbige Gelatintäfelchen benötigen wir für die Kulissenlampen nicht, sonst müßten wir 72 Rähmchen anfertigen. Diese Rähmchen müssen 14 cm hoch, 9 cm breit von nur 1 cm starken Pappstreifen gefertigt werden, und erhalten als Basis, wie die Theaterfiguren, rückwärts je zwei Holzbrettchen angeleimt, damit sie rasch aufgestellt und rasch gewechselt werden können. Diese Holzbrettchen sollen etwa 4 cm lang und 2 cm breit und ziemlich dick sein, damit sie die gehörige Belastung bilden. Sie werden mit der 2 cm messenden Seite, je 1 cm vom äußeren Rande des Rähmchens entfernt an dieses geleimt, so daß zwischen den beiden Brettchen ein Zwischenraum von mindestens 3 cm bleibt, denn in diesem Zwischenraum muß unsere Theaterlampe stehen können.

Jetzt nehmen wir dünnes Schreibpapier, das wir auf der einen Seite geschwärzt haben, oder wir verwenden schwarzes Papier, wie solches überall käuflich ist, und schneiden Wolkengebilde aus, die wir dann mit Gummi arabikum auf die durchsichtige (weiße) Gelatintafel kleben, wie solches Fig. 7 deutlich zeigt. Wenn ihr aber Künstler sein wollt, dann schneidet ihr die Wolken aus weißem Seidenpapier aus und klebt sie vorsichtig auf den Gelatinrahmen. Sind sie trocken, dann malt mit Schwarz in Tuschmanier die Wolkenschatten hinein; wenn ihr dies grell, das heißt, mit Uebertreibung von Licht und Schatten vollführt, dann ist die Wirkung eine bedeutend vollkommenere, als die erst angegebene Manier zu erzielen vermag, denn alsdann werden unsere Wolken plastischer

und daher weitaus natürlicher erscheinen. — Sind wir mit der Wolkentafel fertig, so können wir unsere Beleuchtungseffekte schon erproben; was noch fehlt, ist dann bald nachgeholt.

Wir stellen also probeweise unser Theater auf und wählen zu dieser Probe die schon mehrfach erwähnte Gebirgslandschaft. Der Hintergrund ist gut untermalt (wie schon in Absatz II, die Dekorationen, erwähnt). Jetzt, wo wir Abfälle von Gelatinplatten haben, können wir die Untermalung noch dadurch kräftiger gestalten, daß wir die Eisberge des Hintergrundes mit einer doppelten Gelatinschichte überziehen, gebildet aus Karminrot und Gelb. Die Fenster der Bauernhäuschen überkleben oder besser gesagt hinterlegen wir mit roter Gelatine, die Fenster entfernterer Häuschen jedoch mit gelber.



Bremen 1855–60, 5 Grote, rosa.

Schleswig-Holstein 1850, 1 Schilling, blau.

Deutsches Reich 1884, 1 Piaster, blau.

Briefmarken als Wappengalerie.

Spanien 1875, ungez. 5 Cts., blau.

Vorläufig jedoch haben wir die Tagesbeleuchtung im Auge. Unsere Theaterlampen hinter den Kulissen sind angezündet, eine Papptafel deckt von rückwärts den Hintergrund, so daß kein verräterischer Lichtstrahl zur Unzeit die vorbereiteten Lichteffekte kundgibt. Noch sei bemerkt, daß wir nur beiderseits drei Kulissen gestellt haben, demzufolge der Hintergrund in der Mitte der Bühne, knapp hinter der Versenkung, aufgezogen ist.

Der Vorhang rollt nach oben, die Gebirgsgegend strahlt im vollen Licht des Tages. Bis jetzt wirkte nur das Licht von vorn auf die Dekorationen. Nun soll es Abend werden. Die Pappdecke hinter dem Hintergrund wird vorsichtig entfernt und, in einer Entfernung von etwa einem Meter, eine gewöhnliche Petroleumlampe mit Reflektor (die Küchenlampe thut's auch, wenn Mama nichts dagegen hat) auf die Rückseite des Hintergrundes gerichtet. Nun wirkt die Beleuchtung von vorn und von hinten.

Briefmarke mit Schrift und Zeichen. Bhore (1 anna) rot.

Die durchscheinenden mit Karmin und Gelb hinterklebten Bergspitzen werden matt rosafarben erscheinen. Nun bringt ihr die Wolkentafel (Fig. 7) hinter den Hintergrund und klammert selbe mit den Blechklammern fest. Dann nehmt die rote Gelatintafel und legt selbe vor der Küchenlampe mit dem reflektierenden Schirm flach auf den Bühnenboden hinter dem Hintergrund und hebt sie langsam, wie einen Buchdeckel, in die Höhe. Dadurch wird die ungewisse Beleuchtung von rückwärts, die durch die grelle Beleuchtung von vorn noch gedämpft ist, unbestimmt ins Rote spielen. Der Zuschauer merkt die Veränderung in der Beleuchtung, doch vermag er nicht dem Vorgang zu folgen, er wird von der Wirkung gefangen genommen, und die Täuschung ist eine vollständige. Jetzt dämpft man das Licht der Theaterlampen hinter den Kulissen, indem man vor diese die roten Gelatintäfelchen stellt, von welchen wir oben gesprochen haben. Mit den letzten Kulissen beginnend, schreitet man vor, bis auch die Theaterlampen des vordersten Kulissenpaares im roten Lichte leuchten. Jetzt schiebt man die große Lampe von rückwärts langsam vor bis knapp hinter dem Hintergrund. Der Anblick ist nun bezaubernd. Die Berge glühen, die Wolken, die bei der Tagbeleuchtung unsichtbar waren, erscheinen nun mit leuchtend roten Rändern (die Fenster der Häuser sind vorläufig noch durch Pappstückchen verfinstert), die einzelnen Bäume mit ihren Aesten stehen dunkel wie Schattenbilder da und nur die Durchblicke durch ihr Gezweig scheinen das glühende Licht der scheidenden Sonne augenblendend hindurchzulassen.

Das Auditorium bricht in ein staunendes Ah —! aus. Wir aber lassen uns nicht stören; jetzt lassen wir die Nacht anbrechen!

Wir stellen nun hinter die roten Gelatintäfelchen der Kulissenlampen die blauen, wodurch violettes Licht erzeugt wird. Im Gegensatze von vorhin beginnen wir diesmal mit dem vordersten Kulissenpaar und enden mit den rückwärtigen. Nun ziehen wir langsam die Reflektor- (oder Küchen-) Lampe wieder auf eine Entfernung von beiläufig einem Meter zurück, legen ebenso sacht die rote Gelatinplatte um, als wollten wir ein offenes Buch schließen, und heben statt ihr die violette Gelatinplatte in die Höhe, worauf wir die Lampe wieder allmählich etwa bis auf einen halben Meter nähern. Vor dem Aufstellen der violetten Tafel aber haben wir mit einer Stricknadel, oder sonst einem Stäbchen die Pappstückchen entfernt, welche die Fenster verfinsterten, und nun sind auch diese erleuchtet. Jetzt ist es Nacht. Aber was ist eine Nacht ohne Mond!

Ein Theaterdirektor ist allmächtig, das merkt euch! Also her mit eurer Laterna magica, doch erprobt sie vorerst ordentlich. Das Licht in ihr muß möglichst grell sein, und die beiden Linsen so gestellt, daß sie das schärfste Licht werfen. Nun steckt ihr vor die Linsen ein Pappstück mit rundem (Vollmond) oder halbmondförmigem Ausschnitt; doch müßt ihr vorerst genau messen, wie groß ihr dies zu schneiden habt, damit euer Mond nicht zu groß oder zu klein gerate. Er soll auf der Rückseite des Hintergrundes nicht größer als 3 cm und nicht kleiner als 2 cm im Durchmesser erscheinen. Wenn der Mond aufgehen soll, dann müßt ihr die Bühne allmählich verfinstern, was einfach durch das langsame Rückwärtsrücken der Reflektorlampe geschieht. Nun lasset ihr langsam den Mond über den Horizont emporsteigen, hütet euch aber, ihn dort zu führen, wo die Bergspitzen mit Gelatine hinterlegt sind. Er würde dort sichtbar und ihr ausgelacht werden, weil kein Schneeberg so durchsichtig ist, daß man durch ihn hindurch den Mond aufgehen sehen könnte. Führt daher den Mond dort, wo der Waldberg mit dem durchsichtigen Geäst steht. Da wird dann alles entzückt sein. Dann führt ihn weiter durch die Wolken mit ihren hellen Rändern und dann lasset ihn stehen, doch nie mitten im Bilde, sondern stets seitwärts. Dann könnt ihr den Mond hinter die Wolken führen und dort verschwinden lassen. Jetzt kann ein Gewitter losbrechen mit Sturm und Blitz und Donner, es kann regnen und

Briefmarke mit Schrift und Zeichen. Pounch 4 a, rot.

hageln und ein rechtes Hundewetter eintreten ganz nach eurem Belieben, denn — der Theaterdirektor ist allmächtig! Dann könnt ihr die Sonne wieder aufgehen lassen, wobei ihr die Beleuchtungseffekte nur umgekehrt zu verwenden braucht. Zuerst Violett, dann Rot und schließlich Gelb, ehe ihr zum weißen Tageslicht übergeht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Briefmarkensammler.

III.

Sammelt ein Knabe mit nur halbwegs angestachelter Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe, so kann er durch seine Briefmarken sich recht nette Kenntnisse in der Staatswappenkunde erwerben, da so ziemlich vier Fünftel und mehr der über 200 Länder, welche Postwertzeichen verausgabten, auf irgend einer Emission ihrer Briefmarken, Kouverts oder Postkarten das betreffende Landeswappen angebracht haben und zwar meist sehr genau und heraldisch richtig. Die Postwertzeichen sind ja staatlich verausgabtes Papiergeld und werden auch dementsprechend sorgfältig hergestellt. Eine große Zahl von Staaten haben ihr vollständiges Wappen teils auf den Marken, deutlicher aber noch auf den Postkarten angebracht, so z. B. nahezu sämtliche deutsche Staaten, welche je Postwertzeichen in Kurs setzten, dann die meisten Republiken von Südamerika, wie Peru, Ecuador, Bolivia, Uruguay etc. Englands Wappen ist so ziemlich auf allen Postkarten des Mutterlandes und der Kolonien angebracht, die 3 skandinavischen Staaten, Finnland und Rußland haben die ihrigen auf manchen Marken, Rußland speziell als Wasserzeichen noch außerdem in imposanter Größe und prachtvoller Ausführung auf der Vorderseite seiner ältesten Kouverts. Es zeigt sich da der russische Doppeladler mit ausgebreiteten Schwingen, die Reichsinsignien in den Fängen haltend, mit 7 Wappenschildern, welche auf die Brust und auf die mächtigen Flügel verteilt sind. Die Republiken Transvaal und Stellaland in Afrika, ferner Neapel, Parma, Oesterreich, Spanien, Helgoland, China, Japan und noch andere Länder haben gleichfalls ihr ganzes Wappen auf diversen Marken angebracht. Manche Staaten begnügten sich mit der Abbildung einzelner Wappentiere, oder hervorragender Teile des Wappens, so die Oranje-Republik mit einem Orangebäumchen, Toskana mit seinem Löwen, welcher, das Wappenschild haltend, dargestellt ist; der Löwe ist auch bei Paraguay und Bulgarien vertreten, bei Bolivia, Mexiko und anderen Ländern der Adler, bei Braunschweig und Hannover ein galoppierendes Pferd u. dergl. mehr. England hat sehr interessante Wasserzeichen auf manchen Marken, nämlich den Hosenbandorden, der bekanntlich einen Teil des Wappens bildet, die Doppelrose von York-Lancaster, dann Rose, Distel und Kleeblatt zusammen, das Malteserkreuz und den Reichsapfel. Einige dieser Wappenteile finden sich auf den Postwertzeichen verschiedener Kolonien wieder.

Briefmarke mit Schrift und Zeichen. Bikamir 1880. (1/2 anna) rot.

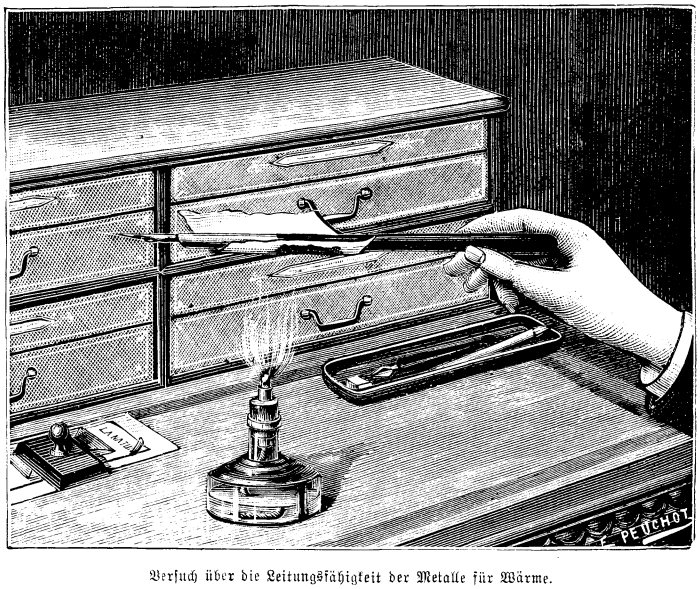
Aus dem Leben Holbeins,

des großen Malers, ist uns die folgende, ebenso interessante als hübsche Anekdote überliefert: Holbein malte in seinem Zimmer einst das Porträt einer Hofdame der Königin, und ein Edelmann, der ihn malen sehen wollte, kam an die Thür, ohne sich von den Dienern abweisen zu lassen. Der Maler ging hinaus, um zu sehen, was es gebe; der Edelmann versuchte jetzt, sich in das Zimmer hineinzudrängen, Holbein widersetzte sich und der Edelmann fiel bei dem Handgemenge die Treppe hinunter. (Nach andern Mitteilungen soll Holbein den Lord die Treppe hinunter geworfen haben.) Der Maler begab sich sogleich zu dem Könige und bat um dessen Verzeihung, die ihm der König unter der Bedingung gewährte, wenn er die reine Wahrheit sage, was Holbein auch that. Kurz darauf erschien der Gegner Holbeins, um die Bestrafung des Malers zu verlangen. Heinrich VIII. von England verlangte ebenfalls eine vollkommen wahre Darstellung des Herganges der Sache; der Lord verschwieg einiges und der König sagte darauf, Holbein solle den Beleidigten um Verzeihung bitten. Damit wollte sich der Lord nicht begnügen, der vielmehr eine weit härtere Züchtigung verlangte. Dies reizte den König, der erklärte, weil jener die Wahrheit nicht gesagt, habe er keinen Anspruch auf Genugthuung, und dann hinzusetzte: „Sie haben es nicht mehr mit Holbein, sondern mit mir zu thun. Versuchen Sie sich an ihm zu rächen, so werden Sie dafür büßen müssen. Bedenken Sie, daß ich, wenn es mir gefällt, sieben Lords aus sieben Bauern machen kann, aber aus sieben Lords kann ich noch nicht einen Holbein machen."

Briefmarke mit Schrift und Zeichen. Nauanagger 1880, (3 docra) gelb.

Ein Versuch über die Leitungsfähigkeit der Metalle für Wärme.

Einen hübschen und lehrreichen Versuch, die Leitungsfähigkeit der Metalle für die Wärme darzuthun, möchte ich meinen lieben Kameraden zu ihrer Unterhaltung besonders empfehlen. Nimm einen mit einer Metallgarnitur versehenen hölzernen Federhalter und klebe an dessen Oberfläche einen Streifen Papier in der Weise an, daß das Papier halb auf dem Holz und halb auf dem Metall haftet. Erhitze nun über einer Weingeistlampe vorsichtig die Oberfläche des am Federhalter haftenden Papiers und du wirst sehen, wie der am Holz klebende Teil des Papiers sich schwär-



Versuch über die Leitungsfähigkeit der Metalle für Wärme.

zen und verkohlen, der am Metall anhaftende Teil aber weiß bleiben wird. Das Metall ist nämlich ein guter Wärmeleiter und wird deshalb die Wärme, die sich dem Papier mitteilt, zum großen Teile fortführen; deshalb bleibt das Papier weiß, während selbst der weiter nach außen liegende Teil der Metallfassung des Halters warm wird. Das Holz aber vermag die Wärme nur sehr wenig zu leiten; deshalb bleibt dieselbe ganz auf dem Papier, welches infolgedessen verkohlen und schwarz werden muß.

Meine lieben Kameraden!

Aber Kinderchens, was habt Ihr nur gemacht, und was habt Ihr nur gedacht! Sinne ich mir Euch zuliebe das schönste Preisrätsel aus und schreibe mir dann an fuffzigtausend Fax-Emilien die Hände wund! Grad ooch so viele Male habe ich mich cum Federhut in Schtahl schtechen lassen, denn ich dachte mir: „Hobble-Frank, von Deinen Kamerrädchens ist jeder einzelne ein Pfiffikus.“ Und was is die Folge? Kommt da der Postbote und bringt mir sage 33 Ufflösungen, anschtatt een halbes Hunderttausend! Und als ich nun meinen Mononkel ins Ooge klemme, um diese Exempels durchzulesen, da finde ich, daß nur sechse richtig sind! Ich war schtarr vor Schreck! Is denn Deutschlands beste Jugend so wenig in der Geschichte derheeme, daß sie nich mal den mongolischen Eroberer Dammarlack kennt, Dammarlack Elias Niebuhrlenk, der die Karthager bei Pultawa, und die La Plata-Schtaaten bei Dennewitz offs Haupt geschlagen hat! Er war mal mit dem Fuße zwischen die Walzen eenes Leierkastens (?) geraten und ging seit diesem Unglücksfalle lahm. Und daß Hobble-Frank e Gelehrter und zwar eener ist, der sehr hinkt, das weeß doch ooch e jeder. Die eenzig richtige Antwort off meine Preisfrage war also:

„Sie hinken alle beede.“

Das war so kinderleicht, und doch nur sechs Löser! Die anderen Einsender scheinen den Helden Dammarlack ganz unbegreiflicherweise mit irgend eener Art von Fußbodenfirnis verwechselt zu haben. Welche Zusammenschtellung und welcher Nonsens! Nu bleibt mir nischt übrig, als die Namen der sechs Löser hiermit öffentlich der Nachwelt zu überliefern, nämlich:

F. Förtsch in Schtraßburg; Rudolf Morgenroth in Neu-Ulm; Heinrich Lachenmeyer in Pirmasens; Joh. Dicke in Hamburg; Felix von Thon Dittmer in Schtraßburg und C. Brodbeck in C.; wovon der letztere hiermit offgefordert wird, seinen Heimatswohnsitz ausführlicher anzugeben, da ich den Ort C. off der Eisenbahnkarte nich finden kann. Lobend erwähnen will ich noch:

Karl Mayer in Pilsen und Eugen Trümpy in Ennenda, welche beede zwar off den Mongolen aber nich offs Hinken gekommen sind.

Den anderen Fuffzigtausend Fehlenden wollte ich eegentlich een ernstliches Testamentum pauvre Datum erteilen, werde es aber diesmal noch nich thun, weil ich sie doch zu lieb habe, als daß ich die braven Boys so tief betrüben möchte. Wenn sie sich von jetzt an fleißiger offs Schtudium legen, werden sie schon soweit kommen, ihren Onkel Hobble-Frank besser zu verschtehen.

Am Schlusse dieses Perpetuum apostolorum nehme ich die Gelegenheit, allen guten Kameraden meinen lieben und teuern Freund Mijnheer Willen van Aardappelenbosch zu empfehlen. Die alte, gute Haut is mir ans Herz gewachsen; ich könnte Euch viel von ihm erzählen und bitte Euch, ihn een bißchen lieb zu haben, wenn Ihr ihn ooch nich gerade so bewundern könnt wie

Euern eenzig daschtehenden
Hobble-Frank,
Villa „Bärenfett“.

Aufgabe.

Ein Herr wurde gefragt, wie alt sein Sohn sei. Er antwortete: „Mein Sohn ist jetzt gerade halb so alt als ich; vor 14 Jahren jedoch betrug die Zahl seiner Lebensjahre nur ein Drittel der meinigen. Nun werden Sie das Alter von uns beiden berechnen können.“

Wie alt waren Vater und Sohn?

Auflösung des Gedichträtsels in Nr. 6.

Nur einmal, denn es gibt nur eine Verszeile, welche mit **C** beginnt, nämlich:

„Concordia soll ihr Name sein.“

Geographierätsel.

. . . d . .
. . r .
. . e .
. . s . .
. . . d . .
. . . e . . .
. . n . . .

Die Punkte sollen so durch Buchstaben ersetzt werden, daß in den wagerechten Zeilen entstehen: ein Fluß in Indien, in Spanien und Böhmen, eine Stadt in Holland, in Baiern, in Schleswig-Holstein und eine preußische Provinz, aber in anderer Reihenfolge, und daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen eine andere Stadt in Sachsen ergeben.

Rätsel.

Auf etwas mich legen, das darf wohl geschehen;
Doch mich zu verüben, das ist ein Vergehen.

Auflösung der Reim-Scharade in Nr. 6.

Schrotbrot.

Arithmogriph.

In der Wälder trauter Stille
Findest du 1 2 3 4 —
Unter 3 4 1 2 nennt sich
Eine hohe Göttin dir. —
Nur noch allzu häufig leider
Blut 3 2 4 1 vergießt;
2 3 1 4 sei dir heilig,
Bis der Tod dein Auge schließt.

Fragen und Antworten.

Bernhard K. in L. Deine Weinachtsarbeit ist bald fertig und Du hoffst damit den „Photographischen Apparat“ zu gewinnen, den Du so gut brauchen könntest. Freund, also werden auch andere Kameraden kalkulieren. Doch sei guten Mutes und sende vor allen Dingen bald die Arbeit. Es soll dem „G. K.“ eine große Freude sein, wenn sie gut, sehr gut ist, und er Dir die Palme des Sieges überreichen darf. Aber so ganz sicher ist das eben nicht. Es wird nach Recht und Gerechtigkeit zu Werke gegangen werden. Bereits sind eine Anzahl sehr hübscher Arbeiten eingetroffen — sprechende Beweise, daß wir in unserem kameradschaftlichen Kreise treffliche Künstler zählen. Gruß!

Frisch gewagt ist halb gewonnen. Schokoladehäuschen unversehrt erhalten; allerliebste Idee, hübsche Arbeit; der stanniolumwickelte Inhalt wird dem glücklichen Beschenkten sicherlich auch nicht unwillkommen sein. Und zu allem dem gibst Du eine Gebrauchsanweisung? Wir denken, der Schlecker wird sich auch ohne eine solche zurechtfinden.

Eine Mutter in Budapest. Ein treffliches Weihnachtsgeschenk, das Ihrem Sohne viele Freude und Anregung geben würde, ist das reich illustrierte „Neue Universum“, eine alljährige Zusammenstellung der interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, mit dem Anhang „Häusliche Werkstatt“, als Anleitung zur Selbstbeschäftigung. Wenn wir Raum finden, werden wir unsere jungen Freunde vielleicht demnächst schon mit diesem Buche bekannt machen. Jede Buchhandlung kann Ihnen den neuesten und die letzterschienenen Bände zur Ansicht vorlegen.

J. T. Schäfer. 1. Der Igel gehört bekanntlich zu den Tieren, welche Winterschlaf halten und wenn Du willst, so brauchst Du ihm nur eine geeignete Winterherberge zu bieten, in die er sich verkriechen kann, ohne daß er Dir dann irgend welche weitere Umstände macht. Du füllst in diesem Falle eine Kiste mit Heu oder Stroh, bringst ein passendes Kästchen oder einen Korb hinein, ebenfalls mit Heu oder Stroh belegt und der Größe des Igels entsprechend, so daß er sich darin verkriechen kann und überläßt ihn nun sich selber. Du kannst das Tier aber auch über den Winter munter erhalten, es wird nicht darunter leiden. Dann muß es aber gleichfalls einen Schlupfwinkel bekommen, in dem es bei Tage ruht und den es nur nachts verläßt, um seiner Nahrung nachzugehen. Der Igel wird also mit seiner Wohnkiste, die aber recht geräumig sein muß, in ein mäßig warmes Zimmer gestellt. Was nun die Nahrung oder Fütterung Deines Igels anbelangt, so muß diese lediglich in lebenden Tieren bestehen; solange Du solche bekommen kannst, also in allerlei Kerbtieren und Gewürm, Maikäfern, Regenwürmern u. a. m.; späterhin mußt Du Dir mit Mehlwürmern, Küchenschaben u. a. zu helfen suchen und ihn dann an rohes, mageres Fleisch gewöhnen. Kannst Du irgendwo eine Maus oder einen toten Sperling erlangen, so nimmt er diese Beute vorzugsweise gern; auch frißt er begierig die Abfälle aus der Küche, Eingeweide von Geflügel u. dgl. 2. Die Schnecken, welche Du Dir aus irgend einem Sumpf holst und in das Aquarium bringst, halten sich darin nicht bloß vortrefflich Jahr und Tag, nicht allein den Winter hindurch, sondern sie vermehren sich auch. — Deine Annahme, die gallertartige Masse, welche gewöhnlich in Streifen an den Glasscheiben des Terrariums haftet, seien die Eier der Schnecken, ist eine richtige. — Die Schnecken bedürfen keiner besonderen Fütterung; im Aquarium gehalten, verzehren sie den Schleim und Unreinigkeiten und sind dadurch außerordentlich nützlich; nur darfst Du nicht zu viele hineinbringen, wenn Du schöne, zarte, namentlich fremdländische Pflanzen darin haben willst; sie fressen den letzteren nur zu gern die Wurzeln ab. 3. Wenn Du späterhin Deine Liebhaberei noch weiter ausdehnen willst, so laß Dir die „Isis“, Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien, herausgegeben von Dr. Karl Ruß, empfohlen sein. Grüßen gleichfalls.

H. K. in **Altona** fragt seine Kameraden: „Womit füttere ich meine weißen Mäuse und wie dressiert man dieselben? Ferner möchte ich wissen, wie man sich schmackhafte Bonbons machen kann?“ — Für Deine Mitarbeiterschaft und Deinen Beitrag besten Dank.

Bycyclist A. N. Dem Bildlein nach muß das ein böser Fall gewesen sein. Nun, wenn nur sonst nichts passiert ist; die Kleider waren ja bald wieder trocken.

P. Chrobak. Wie Du Deine rostigen Schlittschuhe reinigen könntest? Bestreiche sie mit Olivenöl und lasse sie so einige Tage liegen. Dann reibe mit Schmirgel und Olivenöl tüchtig ab, und poliere mit Blutstein vermittelst eines weichen Leders über. — Vielleicht weiß einer der Kameraden ein noch besseres Mittel.

G. M. in **Dresden.** Sie wollen Mittel und Wege kennen lernen, um als Avantageur in die deutsche Armee einzutreten. Lassen Sie sich von C. S. Mittler & Sohn in Berlin, SW. Kochstr. 68—70 die bezügliche Broschüre kommen. Sie kostet wenige Pfennige.

Zerstreuter. Dir soll dergleichen noch nicht passieren; einem alten bemoosten Herren, der seinen Kopf mit allenmöglichen und unmöglichen Dingen vollgepackt hat, ja Freund, das ist ganz was anderes. Da passiert es öfter, daß man wetternd den Bleistift sucht und sieh da, auf einmal macht man die Entdeckung, daß man ihn selber in der Hand hat. Nun, das wäre so arg noch nicht; von einem hochgelehrten Manne erzählt man sich, daß er gewohnt war, mittags nach Tisch ein Pfeifchen zu rauchen. Sitzt er da eines Tages und raucht, brütet über einem Problem und darüber ist der Tabak ganz niedergebrannt. Mechanisch ergreift er die Pfeife, klopft die Asche aus, horcht auf und ruft, überrascht nach der Thüre gewendet, das übliche — „Herein!“

Kamerad August C. Wie man Laubfrösche überwintert, das haben wir in dieser und den letzten Nummern wiederholt gesagt. Nun Du wirst das inzwischen auch gelesen haben. Gruß freundlich erwidert!

H. W. H. in **Hamburg I.** Warte mit der Aussaat Deiner Gewächse bis zum April. Die von Wiesen stammenden Pflanzen säe dann in den Garten und bedecke die Samen 2 cm hoch mit lockerer Gartenerde. Wenn der Boden austrocknet, muß begossen werden. Für Cineraria palustris verschaffe Dir ein paar Torfstücke und lege dieselben in einen großen Blumenuntersatz, der stets mit Wasser halb gefüllt ist. Der Torf saugt sich dann voll Wasser und die darauf gesäten Samen keimen. Die jungen Pflänzchen setzest Du später samt dem Torfstück in einen Boden, der möglichst viel Aehnlichkeit mit dem natürlichen Standort der Pflanze hat. Wegen dem beabsichtigten Pflanzenumtausch erlasse im „G. K.“ einen besonderen Aufruf.

Robert Haller in **B.** Du bist der Meinung, „daß eine so lustige belehrende und erquickende Zeitschrift noch nie ein Briefträger umhergetragen“ — der Meinung sind wir auch.

Franz N. in **Wien.** Warte Du Schäker; daß Dich das Mäusle beiß!

Albert Küllenberg. Bei Glock u. Komp. in Karlsruhe.

W. Peltz. Ei freilich, schicke nur!

Victor von Giese in **Wiesbaden, Blumenstraße 10,** fragt: Wer gibt mir z. B. für die größte Türkei II F oder sämtliche Hamburger Stadtpost ein Pärchen weißer Mäuse?

Fritz Kohn in **Berlin, Königgrätzerstraße 66 I links,** tauscht Briefmarken.

Victor von Reckow in **Mannheim, Lit. O. 5. 13,** sucht ein Paar weiße Mäuse. Gibt dafür einen Totenkopf oder sonstige Gegenleistung.

Hermann Gall in **Klausenburg,** wünscht Briefmarken zu tauschen.

H. Wagner in **Freiberg i. S.,** sucht einen photographischen Apparat. Erbittet Angabe der Gegenleistung.

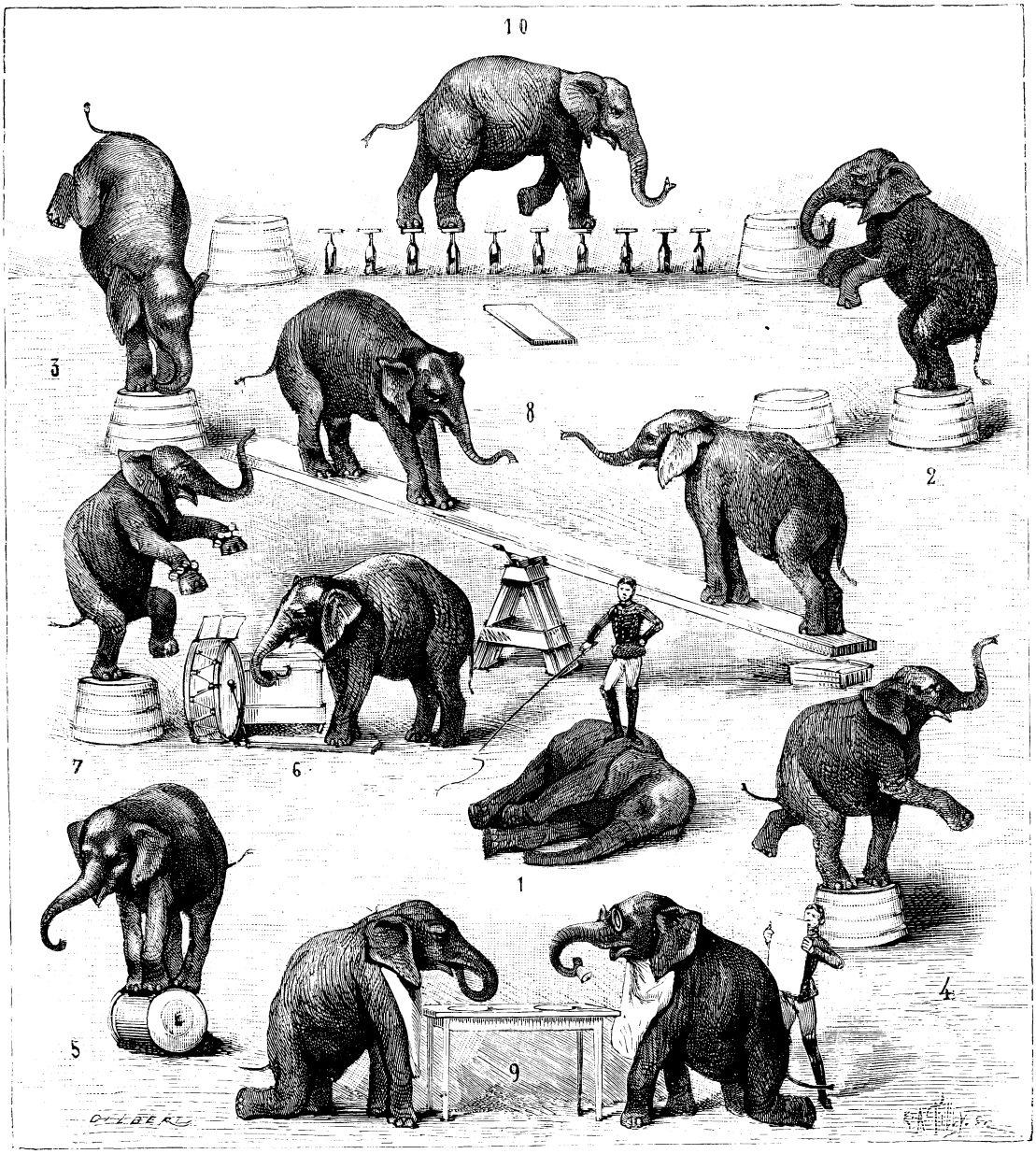
Moritz Hausch jun., Untertertianer in **Pforzheim, Luisenstraße 46,** tauscht Briefmarken, darunter seltene.

Ernst Pollack in **Wien II., Obere Donaustr. 37,** hat jetzt wieder seltene Marken u. tauscht. Parole: Redlichkeit!

Heinrich Polaillon in **Paris, 229 Boulevard St. Germain,** sucht von seinen lieben Kameraden zwei schöne Feuersalamander zu erhalten; er sendet gegen letztere 15 seltene Briefmarken.

Emil Schreiner in **Oedenburg, Kirchstraße 3,** bittet seine Kameraden um Briefmarkenzusendung; hat gewettet, binnen gewisser Zeit 500 verschiedene beisammen zu haben. Wer die 500ste sendet, bekommt eine Korea 2 M. rot.

Julius Kaspar in **Hannover** wohnt nicht Fahrstraße 2, sondern Parkstraße 2.



Bilder aus dem Zirkus.

1) Maufetot! 2) Schön Aufwarten! 3) Nur keinen Purzelbaum! 4) Ein Tänzchen auf der Stelle! 5) Sehr bedenklich! 6 u. 7) Die lustigen Musikanten 8) Auf der Schaukel! 9) Kellner, — die Speisekarte! 10) Bravissimo!

Tauschmarkt.

☞ **Anonyme Aufforderungen zum Tausch können keine Aufnahme finden.** ☜

Ich fange an Briefmarken zu sammeln und bitte meine lieben Kameraden durch ihren Ueberfluß zu beglücken ihren C. Tollens in Göttingen, Bühlgasse 16.

S. D. Arthur in **Wiesbaden, Bahnhofstraße 5,** tauscht Briefmarken gegen Münzen ein.

Ad. Kraus, Lehrling bei **Herrn Th. Klüber** in **Schweinfurt,** schreibt: Liebe Kameraden! Suche verschiedene Marken von der geringsten bis zu der seltensten. Bitte um Eure Offerten.

Wir erhielten wiederholt die Mitteilung, daß einzelnen Abonnenten der mit Nr. 3 und Heft 1 dieses Jahrganges zur Versendung gelangte

Kautschukstempel

nicht zugegangen sei. Unsere lieben Leser wollen sich mit ihren Reklamationen immer an jene Stelle wenden, von der sie den „G. K.“ beziehen.

Heldenhafte Entschlossenheit.

Ueber einen Akt heldenhafter Entschlossenheit eines Knaben wird aus Pudewitz folgendes berichtet: Vor kurzem schnitt ein Knabe mit einer Sichel Gras. Plötzlich fühlte er zu seinem Schrecken einen Stich und bemerkte, daß ihn, der barfüßig war, eine Kreuzotter in das linke Bein gebissen. Da er gehört hatte, daß es, um den verhängnisvollen Folgen des giftigen Bisses zu entgehen, das Ratsamste sei, die betroffenen Fleischteile zu entfernen, so ergriff der mutige Knabe die Sichel und schnitt schnell und entschlossen das durch den Biß vergiftete Fleisch heraus und rettete sich hierdurch das Leben. Da er wegen des großen Blutverlustes und der schweren Verletzung nicht zu gehen vermochte, wurde er von später hinzukommenden Personen in die elterliche Wohnung getragen. Der Knabe befand sich bald außer Lebensgefahr, die Heilung der Wunde nahm einen regelrechten Verlauf.

Der Prinz von Wales

erhielt vor einer Reihe von Jahren ein Schreiben folgenden Inhalts: „Eine Stunde der Verirrung ließ mich das Verbrechen der Fälschung begehen, ich wurde entdeckt und verbrachte fünf Jahre im Kerker. Wer wird an meine Besserung glauben, wer wird mir die Mittel bieten, den Rest meines Lebens ehrlich, meinen Pflichten getreu zu verbringen?“ — Da Form und Abfassung den Mann von feinerem Gefühl verrieten, ließ ihn der Prinz als Verwalter eines seiner Güter anstellen, wo er sich als ein gewissenhafter und pflichttreuer Beamter erwies. Vor kurzem nun erfolgte der Tod des ehemaligen Strafgefangenen; in seinem Testamente ernannte er aus Dankbarkeit den „englischen Thronerben“, „den hochherzigen Retter einer Menschenseele“, zum Universalerben seiner nicht unbedeutenden Ersparnisse. Der Prinz von Wales ließ auf die Bahre des Mannes einen Kranz legen, dessen Schleifen die Worte trugen: „Der Prinz von Wales — dem treuesten aller Diener“.

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

„Etwas Aehnliches? Warum haben Sie dann dort verkauft?“

„Wegen dem Klima, welches mir schädlich wurde. Ich konnte niet mehr essen und niet mehr trinken; ich schwand zusammen, daß ich jetzt nur noch een Gespenst von früher bin.“

„Hallo! Dann möchte ich Sie früher gesehen haben, Mijnheer von Aardappelenbosch!“

„Jawohl!“ seufzte der Dicke, indem er sich mit beiden Händen liebkosend über den Bauch strich. „Damals aß ich für twaalf Männer, jetzt aber esse ich niet mehr für eenen halfen!“

„Schrecklich!“

„Nicht wahr! Ich bin ganz sterfelyk (sterblich) geworden. Was nützt mir mein Zilver (Silber), mein Goud (Gold), mein Rykdom (Reichtum), wenn ich niet essen und niet trinken kann? Nur wer tüchtig essen und trinken kann, darf gelukkig (glücklich) und tevreden (zufrieden) sein. Darum habe ich Abschied von dem dortigen Klima genommen und bin nach China gekommen, um mich wieder dick und fett zu essen.“

„Nun, hoffentlich ist dieses Vorhaben von gutem Erfolge. Aber Ihre Haut, Mijnheer, Ihre Haut!“

„Was ist mit der Haut? Nicht

„— Bei ihm angekommen, richtete er sich auf, legte ihm die Pfoten auf die Achseln, zeigte die Zähne und knurrte ihm warnend in das rote Gesicht. —“

> Jeden Tag eine Kleinigkeit dem Gedächtnisse eingeprägt, macht in 365 Tagen schon Achtenswertes. In 3650 Tagen aber Erstaunliches.
>
> Wannenmacher.

wahr, sie hat ein ganz krankhaftes Aussehen?"

„Das möchte ich nicht behaupten; aber ob sie zulangen, ob sie ausreichen wird!"

„Zulangen? Ausreichen?"

„Ja. Wenn Sie noch dicker werden wollen, so muß sie unbedingt platzen."

„Platzen? O mijn hemelsche Vader! *)

„Da hätten Sie mijne Haut früher sehen sollen! Die glänzte wie eene rosenrote Speckswarte! Wenn ich niet baldige Beterschap **) finde, so sterbe ich im Handumdrehen."

„Und diese Besserung suchen Sie in China?"

„Ja."

„Warum?"

„Weil mijn Geneesheer***) sagte, das Klima sei in Java zu südlich. Er riet mir, nach Norden zu gehen, und was liegt im Norden? Doch China! Vielleicht werde ich hier wieder gesund. Früher glich ich im Gesicht der hellen Sonne; jetzt aber bin ich nur noch die reine Maansverduisterung" †).

„So müssen Sie wohl an einer abzehrenden Krankheit leiden?"

„An einer, nur einer? Dann wäre ich ganz glücklich! O nein, ich leide an twintig, dertig, veertig, an honderd verschiedenen Krankheiten."

„Das ist schlimm. Wo liegen dieselben denn?"

„Wo? Ueberall!"

„Nun, zum Beispiel?"

„Im ganzen Ligcham ††), im Angezigt, im Dogappel, in de Doren und de Oorlapjes, im Kinnebak, in de Keel und Gorgel, im Elleboog und in de Vingers, im Maag und zwischen den Ribben, in den Beenen und den Voetzoolen, in de Long und de Lever, in de Gal und de ganze Romp †††). Ich schwebe stündlich zwischen Leven und Dood, und nur Essen und Trinken kann mij retten. Ich bin ein elendes Schepsel *†) und würde gern honderdduizend Gulden geben, wenn ich einen Offizier van der Gezondheit **†) wüßte, der mich retten kann!"

Er zählte seine Leiden in so traurigem Tone auf, und seine Gestalt stand so in Widerspruch mit diesen Klagen, daß es großer Selbstbeherrschung bedurfte, nicht zu lachen. Gottfried machte sein mitleidigstes Gesicht und fragte in teilnehmendem Tone:

„Glauben Sie etwa, daß die chinesischen Aerzte die Kunst besitzen, Sie herzustellen?"

„Vielleicht. Es ist mijn letzter Versuch, den ich mache. Ich habe gesprochen mit Doktors aus Duitschland, aus Nederland, aus Frankrijk, aus Oostenrijk, aus Spanje, aus Zweden, aus Ostindie, aber keiner hat mij helfen konnt. Jetzt will ich es mit China versuchen. Es soll da Leute geben, welche wahre Wunder wirken."

„Ich hätte zu anderen mehr Vertrauen. Sie sind jedenfalls nur mit Pfuschern zusammengekommen. Hat man Ihnen Arzneien verschrieben?"

„Alle möglichen Boomen und Heesters, alle Bladen und Bloems *), die es nur geben kann."

„Das war verkehrt. Ein einsichtsvoller Arzt würde das unterlassen haben."

„Warum?"

„Weil Ihre Krankheit durch solche Mittel nur verschlimmert wird."

„Wie können Sie das wissen?"

„Ich? Ich bin ja Fachmann."

„Sie? Fachmann?"

„Ja, Student!"

„Student? Was studieren Sie denn?"

„Was ich jetzt studiere? Nichts, gar nichts mehr," antwortete Gottfried, indem er sich in die Brust warf. „Ich habe das nicht mehr nötig, denn ich habe studiert, verstehen Sie, ich habe, habe, habe, also Perfektum; das heißt, ich bin perfekt. Ich habe alles studiert, alles ohne Ausnahme. Ich habe mich auf jedes und alles geworfen und bin schon seit Jahren zur allgemeinen Meisterschaft gelangt. Das soll heißen, ich erfreue mich der außerordentlichsten Omnipotenz. Ich pflanze meinen Kohl wie der reichste Rittergutsbesitzer; ich dirigiere die gefährlichsten Eilzüge wie der erfahrenste Lokomotivführer; ich entwerfe Schlachtenpläne wie der berühmteste Feldmarschall; ich spreche in allen Zungen der Erde wie die Poeten des Erdenrundes am Maifeste; ich schlachte Schweine und Kälber wie der meisterhafteste Metzger; ich halte Parlamentsreden wie ein Palmerston; ich gewinne die verwickeltsten Prozesse, leichter als jeder andere Jurist; ich predige trotz einem Bischof oder Konsistorialrat; ich gerbe alle Häute und Tierfelle, am liebsten mit dem Ziegenhainer; ich baue Brücken über die Thäler und Viadukte über die Flüsse; ich fahre mit dem Luftballon, wohin Sie nur wollen und sogar noch einige Meilen weiter; ich schreibe geognostische Werke über die Algen und Tangen und zoologische Bücher über den Venusdurchgang; ich befohle die Pferde und beschlage die Reiter; ich fertige aus Watte die feinsten Chronometer und bediene mich als Ziergärtner des besten Meißener Porzellans; ich tanze Seil; ich laufe Schlittschuhe; ich heize mir und anderen ohne Holz und Kohlen ein; ich entdecke Naphtha am Nordpole und Eis in Arabien; ich — ich — ich — — nun, ich kann eben alles, alles, alles!"

Der liebe Gottfried hatte sich erhoben und brachte dies alles in so begeisterter Schnelligkeit hervor, daß der Dicke nicht die Hälfte der Lobrede verstand. In solchen Augenblicken pflegte er auf seinen märkischen Dialekt zu verzichten und sich in gutem Hochdeutsch auszudrücken. Dies letztere that er überhaupt stets dann, wenn er imponieren wollte.

Mijnheer van Aardappelenbosch hatte den Mund weit geöffnet und machte Augen, als ob er ein wahres Wunder vor sich sehe. Er hatte der schnellen Rede nicht folgen können und nur das behalten, daß er einen hoch und tief studierten Mann vor sich habe. Aber eins hatte er vermißt, und zwar gerade das, was ihm am liebsten gewesen wäre. Darum sagte er jetzt, als Gottfried ihn erwartungsvoll von oben herab anblickte:

„Solche Schulen sind Sie durch, so außerordentlich viele, Mijnheer?!"

„Ja — freilich!"

„Aber die Medizin, die Medizin, die fehlt!"

„Fehlt? Fällt mir gar nicht ein! Das fehlte noch, daß die fehlt! Die Medizin ist ja gerade mein Lieblingsfach!"

„Wirklich? Ist das wahr?"

„Natürlich!"

„Haben Sie schon kuriert, Kranke gesund gemacht?"

„Und wie! Dem Dalai-Lama habe ich ein Bandwurmmittel gegeben, und als das Tier zum Vorschein kam, war es ein Lindwurm, sehr einfach deshalb, weil ich ihn mit Lindenblütenthee behandelt hatte — — —"

„Wie? Mit Lindeboombloesem?"

„Ja, mit Lindeboombloesem, wie Sie es holländisch nennen. Und dem türkischen Großwesir habe ich den Flamingo operiert. Was sagen Sie dazu?"

*) Himmlischer Vater.
**) Genesung.
***) Arzt.
†) Mondsfinsternis.
††) Leib.
†††) Rumpf.
*†) Geschöpf.
**†) Ausdruck für Militärarzt.

*) Bäume und Sträucher, Blätter und Blumen.

„Fla — fla — fla —, was ist das für ein Wesen?“

„Ein Vogel, eigentlich viel größer als ein Storch. Die Aerzte hatten die Krankheit für den grauen Star gehalten; aber als dann ich den Kerl herausgeschnitten hatte, zeigte es sich, daß es ein roter Flamingo war.“

„Das — das verstehe ich niet!“

„Ist auch nicht notwendig. Das ist nur Sache für den Ophthalmologen.“

„Aber so ein großer Vogel!“

„Thut nichts! In leichten Fällen nennt man es bloß Star, in schweren aber Flamingo; das sind die wissenschaftlichen Ausdrücke.“

„Aber, Mijnheer, wenn Sie sich auf solche Kuren verstehen, so können Sie ja wohl auch mir helfen!“

„Mit Leichtigkeit sogar!“

„So kennen und heilen Sie alle Krankheiten?“

„Alle, nämlich wenn der Patient nicht allzu dick ist.“

„Mijn Hemel — mein Himmel! Warum diese Ausnahme?“

„Sehr selbstverständlich, weil es dann ganz unmöglich ist, ihm in das Innere zu blicken.“

„So sagen Sie, wie steht es da mit mir.“

„Sie sind zu fett.“

„Dit Ongelukk! Ich war erst viel dicker als jetzt! So können Sie mij also niet kurieren?“

„Schwerlich! Aber es ist einer da, welcher Ihnen sicher Hilfe brächte, wenn Sie sich an ihn wenden wollten.“

„Wer ist das?“

„Mein Kommilitone, welcher vorhin fortgegangen ist.“

„Der mit vier Flaschen Bier in drei Minuten?“

„Ja, derselbe. Ich heile alles, aber bei so korpulenten Patienten ist er mir doch überlegen. Wenden Sie sich also nur getrost an ihn!“

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und der Methusalem trat herein. Sofort sprang der Holländer auf, eilte auf ihn zu, ergriff ihn am Arme und fragte hastig:

„Mijnheer, wat leert het Woordenboek van mijn maag en van mijne zenuwen?“

Fritz Degenfeld maß ihn vom Kopfe bis zu den Füßen herab, schüttelte den Kopf und antwortete:

„Was das Wörterbuch von Ihrem Magen und Ihren Nerven lehrt? Um da zu wissen, woran man ist, bedarf es gar keines Buches.“

„Sehen Sie, Mijnheer! Habe ich es Ihnen nicht vorherjesagt!“ rief Gottfried, jetzt wieder in seine Mundart fallend. „Er weiß eben allens, und zwar janz ohne in dat Wörterbuch zu kieken.“

„Du!“ mahnte der Methusalem, ihm mit dem Finger drohend. „Da hast du dich wohl wieder einmal gehen lassen!“

„Nicht die Spur von da! Er ist krank an alle innerliche und äußerliche Extremitäten. Mit die äußerlichen wollte ich's schon gern probieren, aberst zu die innerlichen, was man die internen heißt, kann meine Auskultur nicht jelangen, weil da die sojenannte „Dickt“ im Wege steht. Darum habe ich mir erlaubt, den Mijnheer an Ihnen zu adressieren, weil Ihr Blick sojar durch Fleisch und Knochen jeht. Jestatten Sie mich aberst vor allen Dingen, ihm Sie vorzustellen, nämlich Mijnheer Willem van Aardappelenbosch aus Java. Dat Klima hat ihn dort so abjemagert, daß er nach hier jekommen ist, um sich da wieder emporzuessen. Der Offizier van der Gezondheit hat es ihm jeraten.“

„Wirklich?“ fragte Degenfeld, sich an den Holländer wendend.

„Ja, Mijnheer,“ antwortete dieser. „Ik ben seit einiger Zeit ganz und gar vom Vleesch gefallen.“

„Waren Sie früher noch dicker?“

„Ik was een reus — ich war ein Riese; jetzt aber kann man mij nur mit Mitleid betrachten.“

Er begann, seine Leiden gerade so aufzuzählen, wie er sie vorhin genannt hatte. Degenfeld ließ ihn ruhig sprechen; er merkte sehr bald, wen er vor sich hatte. Dann, als die Aufzählung zu Ende war, fragte er Gottfried:

„Habt ihr euch dem Mijnheer denn auch schon vorgestellt?“

„Namentlich noch keineswegs,“ antwortete er; „aberst daß ich ein jroßes Lumen bin, das hat er bereits jemerkt.“

„So will ich diese Versäumnis nachholen. Mijnheer, hier sehen Sie zunächst den jungen Herrn Richard Stein, einen deutschen Gymnasiasten. Neben ihm sitzt unser Freund Tur-ning sti-king kuo-ngan ta-fu-tsiang — — —“

„Also ein Chinese! Vorhin sprach er doch deutsch!“ meinte der Dicke.

„Von Haus aus ist er allerdings ein Deutscher. Da er aber jetzt aus dem Häuschen ist, so dürfen Sie ihn für einen Chinesen halten. Ferner sehen Sie hier meinen Spiritus familiaris, vom heiligen Femgerichte, eingetragen als Gottfried von Bouillon.“

„Ist das niet een tapperer Ritter?“

„Ja. Vor ungefähr achthundert Jahren hat er einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen unternommen; jetzt aber kriecht er vor jedem Gläubiger zu Kreuze, sintemalen alle ihm zur Zahlung präsentierten Wechsel mit dem schönen Namen Gottfried Ziegenkopf querbeschrieben sind. Was nun mich selbst betrifft, so bin ich einfach der allbekannte Methusalem.“

„Von dem die Bibel verhalt?“

„Ja, von dem die Bibel verzählt, der Sohn Henochs und Vater des Lamech. Da ich aber weder Henoch noch Lamech gekannt habe, so möchte ich zuweilen an mir selbst verzweifeln. In solchen trüben Augenblicken nenne ich mich Fritz Degenfeld und nehme an, daß ich in einem deutschen Brauhause dem irdischen Dasein guten Morgen sagte. Ob Sie mich nun Degenfeld oder Methusalem nennen wollen, ist mir gleich; meine intimen Bekannten ziehen das letztere vor, was ich ihnen aus wohl erwogenen Gründen nicht verdenken kann.“

Mijnheer van Aardappelenbosch sah von einem zum anderen. Er wußte nicht, was er denken solle. Hier ein Patriarch aus dem Alten Testamente und dort ein Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge, beide nach einer ihm unbegreiflichen Art gekleidet! Der dritte nun gar ein unechter Mandarin, der Bier wie Wasser trank Ueber Richard brauchte er sich den Kopf nicht zu zerbrechen; aber die anderen waren ihm rätselhaft, zumal die Ausdrücke des Methusalem und seines Wichsiers so dunkel waren, daß er den Sinn derselben nicht recht zu erfassen vermochte.

Degenfeld sah ihm das an und erlöste ihn aus seiner Pein, indem er ihm wohlwollend sagte:

„Nicht wahr, Sie können nicht recht begreifen, wen Sie vor sich haben? Sie sollen bald Klarheit haben. Wo wohnen Sie?“

„Hier im Hotel, Mijnheer.“

„So nehmen Sie bei uns Platz, denn wir werden auch hier logieren!“

Er schob ihm zwei Stühle zusammen, und der Holländer ließ sich auf dieselben nieder.

„Hier logieren?“ fragte Turnerstick. „Das fällt mir nicht ein! Wir müssen ja nach Kanton. Wir fahren mit dem Dampfboote.“

„Das geht wöchentlich nur zweimal

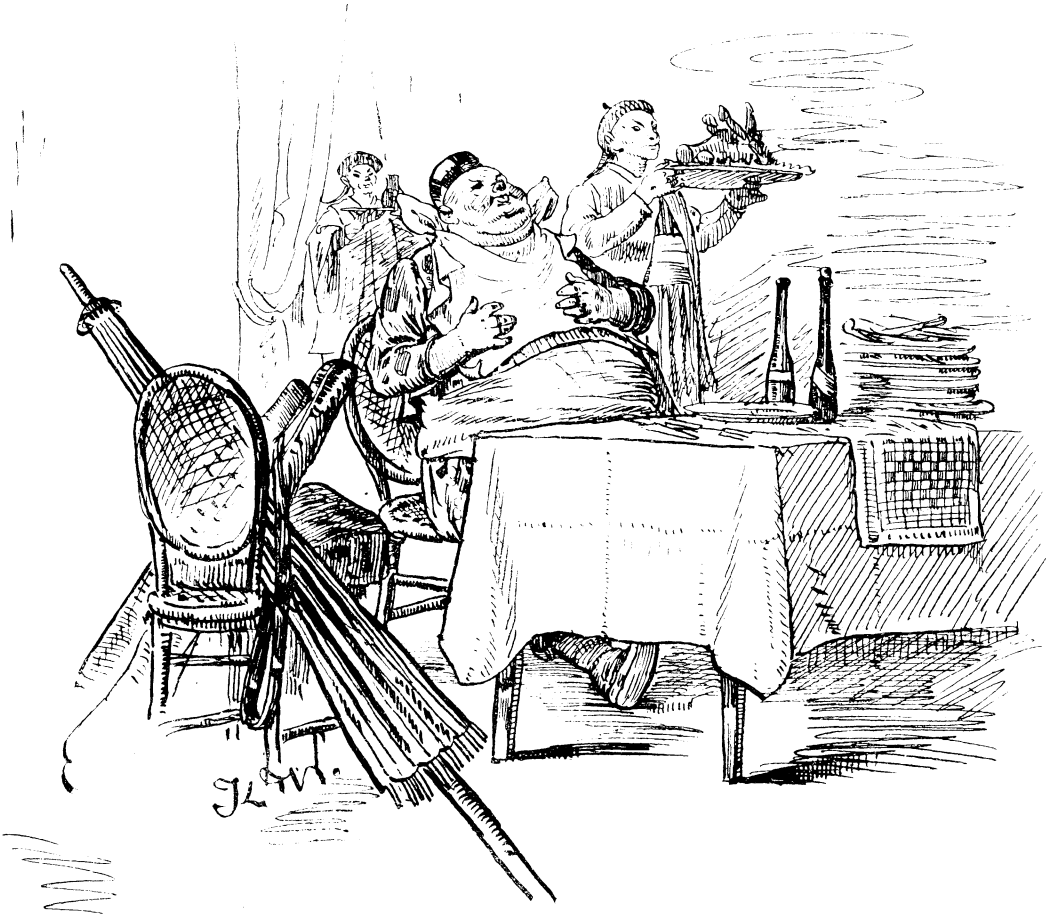
Ich habe mich beim Konsul erkundigt. Das nächste geht erst in drei Tagen ab."

„Was? Wie? Und so lange sollen wir hier warten?"

„Ja, wenn wir es nicht vorziehen, uns auf einer chinesischen Dschunke einzuschiffen."

„So thun wir das, wenn wir da auch viel langsamer vorwärts kommen."

„Nun, eine Dschunke läuft ziemlich schnell, wenn sie guten Wind hat und mit der Flut aufwärts geht. Aber wollen Sie es wirklich wagen, sich einem solchen Fahrzeuge anzuvertrauen?"



„– Jawohl!" seufzte der Dicke, indem er sich mit beiden Händen liebkosend über den Bauch strich. „Damals aß ich für twaalf Männer, jetzt aber esse ich niet mehr für eenen halfen! –"

„Warum nicht? Fürchten Sie sich?"

„Fürchten, nein, obgleich ich gelesen habe, daß man sich möglichst in acht nehmen solle, da es Dschunken gibt, denen nicht zu trauen ist. Aber ich denke an die Unreinlichkeit, welche uns sehr lästig werden könnte."

„Pah! Werde die Kerls schon zur Reinlichkeit bringen. Bin ja Mandarin!"

„Wird man das glauben?"

„Will keinem raten, daran zu zweifeln! Wird überhaupt gar niemanden geben, der mich nicht für einen Mandarin hält. Ich mit meiner Kleidung, meiner persönlichen Würde, meinen tiefen Sprachkenntnissen und vortrefflichen Endungen. Wenn ich diesen Menschen mit meinem Kang-keng-king-kong-kung angesegelt komme, so verkriechen sie sich aus lauter Respekt in alle Löcher. Die Hauptsache ist nur, schnell eine Dschunke zu finden."

„Habe mich auch in dieser Beziehung erkundigt. Mit der morgen Vormittag steigenden Flut segelt eine hier ab. Sie heißt Schui-heu, zu deutsch Königin des Wassers."

„Schöner Name, der etwas verspricht. Eine Königin muß sauber sein. Unreinlichkeit werden wir also nicht zu befürchten haben. Und da eine Regentin sich nicht wohl mit Gesindel befassen kann, haben wir auch Sicherheit vor sonstigen Unbilden. Was hat sie geladen?"

„Allerlei Artikel. Etwas Spezielles konnte ich nicht darüber erfahren. Ich habe sie übrigens schon gesehen."

„Sah sie schmuck aus?"

„Recht leidlich."

„Und haben Sie mit dem Kapitän gesprochen? Das ist ja die Hauptsache."

„Da haben Sie unrecht, obgleich Sie selbst Kapitän sind. Der eigentliche Kapitän oder Pilot, hier Ho-tschang genannt, hat mit der Ladung, mag dieselbe nun aus Gütern oder Menschen bestehen, gar nichts zu schaffen. Er hat sich allein nur mit der Leitung des Schiffes zu beschäftigen. Wer Fracht aufgeben oder selbst mitfahren will, hat sich an den Eigentümer der Dschunke oder dessen Supercargo zu wenden. Und das habe ich gethan."

„Schon mit ihm abgeschlossen?"

„Nein, denn ich wußte nicht, ob ich Ihre Einwilligung erhalten würde. Uebrigens gefiel mir der Mann gar nicht so recht."

„Warum?"

„Das kann ich eigentlich nicht sagen. Er hatte ein Gesicht, welches mir Mißtrauen einflößte, und seine allzu große Höflichkeit stieß mich ab."

„Unsinn! Gesicht! Danach darf man gar nicht gehen. Mancher Schurke hat das einnehmendste Gesicht, und mancher Häßliche ist ein Ehrenmann. Und Höflichkeit muß sein. Ich wollte es keinem Sohne der Mitte raten, es daran fehlen zu lassen. Schließen Sie immerhin ab! Morgen segeln wir. Kennen Sie die Höhe des Passagepreises?"

„Das Fahrgeld wird hier sehr drolliger, aber ganz bezeichnender Weise Schui-kio genannt; das heißt wörtlich „Wasserbeine". Die Geldstücke, welche man bezahlt, sind die Beine, mit denen man über das Wasser läuft. Der Mann verlangte pro Person nur einen Dollar bis Kanton. Auf dem Dampfer hätten wir das Vierfache zahlen müssen."

„So segeln wir. Speisung ist nicht dabei?"

„Nein. Man hat hier eben für alles zu sorgen, auch für die Betten."

„Brauche ich nicht. Schlafe so, wie ich es finde. Soll ich, wenn ich nach China will, etwa vorher zweihundert böhmische Gänse und ebenso viele Gänseriche rupfen und monatelang Federn schleißen,

um dann hier von Gänseleberpastete nur träumen zu können, ohne sie wirklich verspeisen zu können? Das — — —"

„Oh!" unterbrach ihn der Holländer, indem er seufzend die Hände auf die Gegend seines Magens legte. „Eene knusperene gebraden gans of eend is klein, maar goed — eine knusperige gebratene Gans oder Ente ist zwar klein, aber gut!"

„Da haben Sie recht!" stimmte der Methusalem bei. „Leider haben wir es jetzt mit einer Dschunke, nicht aber mit einer gebratenen Martinsgans zu thun. Die „Schui-heu" ist das einzige Schiff, welches morgen aufwärts geht. Es fragt sich, ob wir es benutzen wollen. Der Superkargo gefiel mir nicht, aber ich füge mich den anderen Stimmen."

„Wir fahren," sagte der Kapitän. „Hoffentlich ist Gottfried nicht dagegen?"

„Ich bin dabei," meinte der Genannte. „Warum sollen wir hier hocken bleiben. Je eher wir abjondeln, desto eher werfen wir um, und dat ist doch auch eine jewisse Art von Vergnüjen."

„Ja, Onkel Methusalem," bat Richard. „Wollen hier nicht unsere Zeit verschwenden. Ich möchte gern sobald wie möglich am Ziele sein."

„Gut, so werde ich nachher gehen, um die Passage fest zu machen und Lebensmittel einzukaufen, mit denen wir bis Kanton reichen."

„Das ist meine Sache," fiel Turnerstick ein. „Sie sind ja hier noch meine Gäste, und ich habe noch siebzehnhundert Li, ein wahres Vermögen für die hiesige Gegend."

Der Methusalem lachte heimlich in sich hinein und antwortete:

„Wenn Sie darauf bestehen, so müssen wir uns freilich fügen."

„Natürlich stehe ich fest auf meinem Willen."

„Ohne Rücktritt?"

„Ohne zurückzutreten. Den Anfang will ich jetzt machen. Also wir logieren bis morgen hier im Hotel?"

„Ja, denn es ist das einzige anständige. Die anderen Gasthäuser sind nur Spelunken."

„Gut, es wird hier geblieben! Und damit der Wirt sogleich bemerkt, daß er feine Gäste hat, will ich jetzt das Bier bezahlen. Wir haben dreißig Flaschen."

(Fortsetzung folgt.)

Fossile menschliche Fußstapfen.

Wie alle Staaten Zentralamerikas und in höherem Grade als irgend ein anderer derselben weist Nicaragua heute noch die Zeichen einer lebhaften vulkanischen Thätigkeit auf. Ueberall trifft man aufgeworfenes und jäh zerrissenes Erdreich, erloschene oder noch thätige Krater, ungeheure erstarrte Lavaströme; und das häufig hörbare dumpfe, unterirdische Dröhnen und die zahlreichen Erschütterungen des Erdreichs zeigen deutlich, daß die unheimliche unterirdische Thätigkeit noch lange nicht erstorben ist. Der Vulkan Momotambo warf aus seinem feurigen Innern im Jahre 1852 weißglühende Steine und Metalle aus; dieselbe furchtbare Thätigkeit zeigte der Masaya erst im Jahre 1858 und dann 1872, und zur Zeit dieser letzten Eruption zeigte der glühende Lavastrom, der die Seiten des Berges herabfloß, eine Breite von nicht weniger als zwei Metern.

Naturgetreue Nachbildung fossiler menschlicher Fußspuren, aufgefunden in Nicaragua.

Diese Ausbrüche, die sich schon seit undenklichen Zeiten unaufhörlich wiederholen, und die Unglücksfälle, die sie stets in ihrem Gefolge haben, waren nicht im stande, die Menschen zurückzuhalten; seit vielen, vielen Jahrhunderten, sehr lange vor der Eroberung des Landes durch die Spanier, war der vulkanische Boden bewohnt und die Felsen, welche den Managua- und Nicagarua-See beherrschen, sind heute noch mit merkwürdigen Abbildungen bedeckt. Den in das Land dringenden Spaniern waren schon vor vier Jahrhunderten diese Bilder aufgefallen; aber schon zu jener Zeit war jede Tradition über dieselben verloren gegangen; die vermeintlichen „Indier", die damaligen Bewohner des Landes waren unfähig dieselben zu deuten und noch weit weniger im stande, dieselben nachzuahmen und so zeigte sich gar kein Anhaltspunkt, welcher Klarheit über die Bedeutung der Abbildungen oder über die Epoche gebracht hätte, in welcher sie entstanden waren.

Zu den heute erloschenen Vulkanen gehört auch der Tiziapa. Seine Eruptionen waren unregelmäßig und durch so lange Ruhepausen unterbrochen, daß sich eine reiche Vegetation auf der erkalteten und verwitternden Lava und dem sich allmählich bildenden Tuffstein entwickeln konnte. Die Abdrücke von Pflanzen und die pflanzlichen Ueberreste, die man an mehreren der nach und nach abgelagerten Schichten gefunden hat, geben dafür einen unwiderleglichen Beweis. Bei der Ankunft der spanischen Eroberer mußte die Ruhepause viele Jahrzehnte hindurch gedauert haben; denn sie erzählen viel von dem undurchdringlichen Walde, den sie daselbst vorgefunden.

In unserer Zeit nun hat man unweit der Stadt Managua und etwa 300 Schritte entfernt vom See in einer kalkigen Schicht, die volle 21 Fuß unter der heutigen Oberfläche liegt, Fußspuren jener Urmenschen entdeckt, die wahrscheinlich die rätselhaften Zeichen und Bilder in die Felswände eingruben. Man hat an der bezeichneten Stelle besonders genaue Erhebungen über die Schichtung des Erdreichs angestellt, und fand unter einer starken Lage von Humus, die sich aus den organischen Resten des Waldes im Laufe der Zeit gebildet hatte, vier feste Tuffsteinschichten, die voneinander durch dünne Sandschichten getrennt waren. Die letzte dieser Schichten war zu jener kalkigen Erdart geworden,

deren sich die heutigen Bewohner zum Bau ihrer Wohnungen bedienen; sie ruhte auf einem Aschenlager von 14 Zoll Tiefe. Diese Asche muß jedenfalls über sehr weite Landstriche weggetragen worden sein; denn in jüngster Zeit fand man beim Graben eines Brunnens in Jenetege, in einer Entfernung von 20 Meilen vom nächsten Krater, genau dieselbe Aschenschicht in einer Mächtigkeit von 15 Zoll. Sie rührt jedenfalls aus einer Epoche der lebhaftesten vulkanischen Thätigkeit her, welche die Bodenbeschaffenheit und -erhebung vollkommen änderte; in jene Zeit verlegt man auch die völlige Trennung des Nicaragua-Sees von dem Ozean, von welchem er bis dahin eine tief ins Land sich erstreckende Bucht gebildet hatte.

Die Eruption, welche so wichtige Spuren hinterlassen hat, hat jedenfalls nach einer langen Periode der Ruhe stattgefunden, während welcher die Gewässer Zeit hatten, eine starke Schicht von Thon abzulagern. An jener Stelle, wo die Ausgrabungen vorgenommen wurden, beträgt die Mächtigkeit dieser Schicht kaum mehr als einen Fuß; das ist aber nur eine Ausnahme, denn die Schicht erreicht an anderen, sehr nahe gelegenen Punkten eine Stärke von 10 bis 12 Fuß. Sie ist charakterisiert durch zahlreiche fossile Pflanzen und die Knochen des Mastodin, des einzigen Säugetiers, dessen Gegenwart sich nachweisen läßt. Unter dem Thonbett stößt man auf neue Schichten eines Gemenges von Bimstein, Erden, Sand und vulkanischen Felstrümmern. Und gerade in der obersten Schicht der letzten dieser Ablagerungen, die aus einem kalkigen Tuffstein in einer Stärke von etwa 47 Zoll besteht, wurden die Abdrücke menschlicher Füße gefunden. Unter dem Tuffstein ist eine Lage feinen gelben Sandes, welche zahlreiche kleine Muscheln (Pyrula nicaraguensis) enthält, welche die amerikanischen Conchiologen der quartären Periode, d. h. dem Zeitalter des Mammut und des Urmenschen, zuschreiben wollen.

Die menschlichen Fußspuren sind sehr zahlreich und kreuzen sich nach allen Richtungen. Die Menschen, welche ihre Wohnungen in unmittelbarer Nähe des Sees aufgeschlagen hatten, begaben sich jedenfalls häufig dorthin, um das nötige Wasser zu schöpfen. Unter den Spuren selbst sind einige nur ganz oberflächlich, andere aber fest und tief eingedrückt, je nach der größeren oder geringeren Elastizität des Erdreichs; zwischen denselben liegen hier und da Reste fossiler Blätter, die unzweifelhaft einer ganz anderen Flora angehören als die in der höher liegenden Thonschicht aufgefundenen.

Der längste Abdruck mißt zehn Zoll; jener, den unsere Illustration unseren lieben Kameraden vor Augen führt, gehört dem linken Fuße an und mißt kaum 9½ Zoll; seine Breite beträgt 3 Zoll, zwischen den Zehen aber 4½ Zoll. Nach diesen letzten Maßen dürfte eigentlich die Länge des Fußes kaum 8 Zoll übersteigen; die Abweichung mag wohl zum Teil davon herrühren, daß das plastische Erdreich unter dem Gewichte des ganzen Körpers nachgab und so den Fuß ein wenig nach vorwärts gleiten ließ. Die große Zehe ist breit und hervorstehend; sie überragt ziemlich bedeutend die zweite Zehe; dieser gering scheinende Umstand ist deshalb von Bedeutung, weil in der jüngsten Zeit ein bedeutender englischer Anthropologe das Fehlen desselben als Zeichen der niedrigen Stufe eines Menschenschlags erkannt hat.

Der vordere Teil des Fußes ist weit deutlicher ausgeprägt und tiefer eingedrückt; das ist der Beweis für ein kräftiges und energisches Auftreten.

Man hat auch an anderen Stellen Nicaraguas fossile Fußspuren gefunden. Sie alle zeugen unwiderleglich dafür, daß das Land schon zu einer sehr weit entfernten Epoche bewohnt war. Aber es ist bis jetzt unmöglich gewesen, diese Zeit nur einigermaßen festzustellen. Die Spuren der zahlreichen und an Dauer und Stärke so außerordentlich verschiedenen Erschütterungen, Um- und Neugestaltungen des Bodens in diesen vulkanischen Gegenden und besonders in Nicaragua werden von der mächtigen tropischen Vegetation mit kaum glaublicher Schnelligkeit verdeckt, und Mastodin, das einzige Tier, dessen Knochen man auffinden hat können, ist auch durchaus nicht für eine bestimmte Epoche charakteristisch; wir wissen sogar, daß er in Amerika bis in historische Zeiten gelebt hat. So hat man noch nicht lange her unweit Concordia im Staate Columbia ein vollständiges Skelett dieses Riesentieres in einem mit Salzwasser gefüllten und großen Steinen ausgepflasterten Fischteiche gefunden, das Tier war jedenfalls durch das plötzliche Eindringen der Salzflut überrascht worden.

Wie unsere lieben Kameraden sich entsinnen werden, haben die amerikanischen Gelehrten die Muscheln unter jener Schicht, in welcher die Fußstapfen gefunden wurden, der quartären Periode zugeschrieben. In dieser Epoche, vor den großen vulkanischen Ausbrüchen werden also wohl jene Urmenschen die Ufer des Managua-Sees bevölkert haben, deren Spuren jetzt so unerwartet wieder zu Tage gelegt worden sind.

Der Grünspecht.

Von Dr. Karl Ruß.

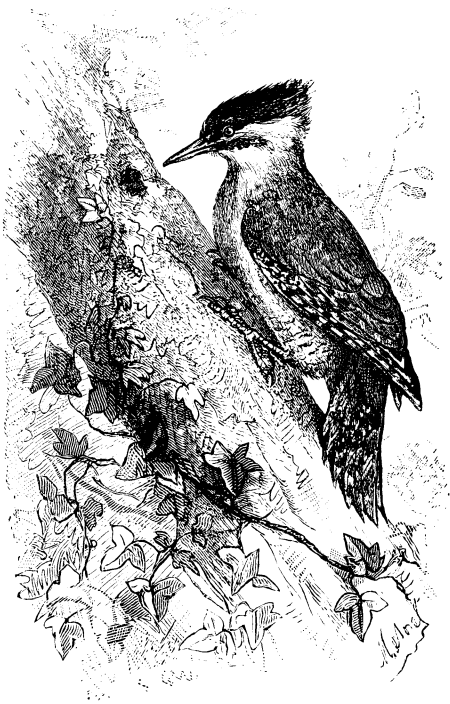
Am kalten Wintertag frühmorgens wandern wir hinaus. Soweit die Blicke schweifen, erscheint die freie Natur eingehüllt in die weiße Schneedecke und rings um uns her ist alles öde, starr und tot; weithin vermögen wir kein Leben zu bemerken. Der warmherzige Freund der Vögel ist aber um so mehr tief betrübt, als gerade jetzt die anmutigsten und lieblichsten und die allernützlichsten unter allen unseren freilebenden Vögeln die härteste Not erleiden.

Vor einigen Tagen war der weiche Schnee massenhaft herabgefallen, die ein wenig laue Luft machte ihn klamm, wie man zu sagen pflegt, so daß er zu tauen begann und das Wasser an den Aesten und Stämmen herabrieselte. Dann aber trat plötzlicher Frost ein und das unheilvolle Glatteis überzog alles Gezweige. Jetzt ist die allerherbste Not eingekehrt bei den Vögeln in Feld und Wald, namentlich aber bei unseren besten Freunden, den Meisen.

Neben der Waldecke stehen wir lauschend und sehen, wie sie trübselig im dichten Gebüsch hocken, lautlos und mit gesträubtem Gefieder, in der Gefahr zu „erklamen" (vor Mattigkeit zu erstarren) und vor Hunger umzukommen. An solchen Tagen kann der thatkräftige Beschützer der gefiederten Welt diesen Vögelchen eine große Wohlthat erweisen, wenn er ihnen einen Futterplatz einrichtet und sie hier mit gequetschtem Hanf, Mehlwürmern, allerlei Abfällen und namentlich an den Zweigen aufgehängten Talgstückchen und aufgeschlagenen Knochen, deren Mark sie besonders gern verzehren, reichlich füttert.

In diese Betrachtungen versunken, wandern wir weiter; dann, gegen die Mittagsstunde hin, brechen die Sonnenstrahlen durch das Gewölk und binnen kurzer Frist schmelzen sie an Baum und Strauch die Eisrinde. Während aber das Wasser hinabrinnt, zeigt sich unseren Blicken ein ganz anderes, neues Bild. Fast plötzlich kommt Leben und Bewegung in die kleinen, struppigen Federkugeln. Mit lustigem Zitt, zitt, — Hä, hä, hä tummeln sie sich im Gebüsch umher, und nun finden sie auch sogleich wieder in den Astgabeln und in der rissigen, jetzt freigelegten Baumrinde reichliche Beute an Eiern und Puppen und hin und wieder sogar ein überwinterndes Kerbtier selbst. Dann beginnt sich der ganze Schwarm weithin zu zerstreuen. In verschiedenen Arten, Sumpf- oder Nonnen-, Tannen-, Blau- und Kohlmeisen untereinander, dabei auch wohl ein Pärchen Baumläufer und ein Kleiber tummeln sich flink und fleißig, wenngleich noch nicht gerade fröhlich, vor uns im Geäst umher, wiegen sich an den Zweigen, Kopf oben und Kopf unten, hämmernd und pickend, und plötzlich schwirrt mit Anflug im weiten Bogen ein Grünspecht unfern von uns an einen Baumstamm.

Für den Neuling, der ihn noch niemals gesehen, ja, aber eigentlich auch für jeden Naturfreund, selbst den erfahrensten, gewährt dieser Vogel ein absonderlich schönes Bild. Er ist am Oberkörper glänzend olivengrün, weißlich und dunkel quergefleckt, am Unterrücken heller gelbgrün mit schwarzbraunem, schwarz und graugrün quergebändertem Schwanz, an der ganzen Unterseite hellgelblich grüngrau; am Oberkopf, weit in den Nacken hinab, zeigt er eine schön glänzend karminrote, zart dunkel getüpfelte Binde und am Hinterkopf können die gelblichroten Federn zu einem kleinen Schopf gesträubt werden. Zügel-, Augenbrauen- und Bartstreif sind schwarz, letzterer ist rot getüpfelt und die Wangen und Kehle sind grünlichweiß. Das Weibchen erscheint fast übereinstimmend, nur matter in allen Farben. Mit den dunkelbleigrauen, scharf und stark bekrallten Kletterfüßen, an denen zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten stehen, fest eingeklammert, vermag er sich selbst am glatten Baumstamm zu halten, während er zugleich die straffen, harten Schwanzfedern als Stütze anstemmt; so hämmert er mit dem schwärzlichen, sehr kräftigen, meißelartigen Schnabel in der Rinde umher und zieht aus und unter derselben vermittelst der weit hervorzuschnellenden Zunge, welche an der Spitze ein Häkchen hat, seine Beute hervor. In der Weise der Spechte sich schwingend, fliegt er unten ziemlich niedrig an einen Baumstamm und läuft dann in Schraubenlinien, sich



Der Grünspecht, im Begriffe sich ein Schlupfloch auszumeißeln.

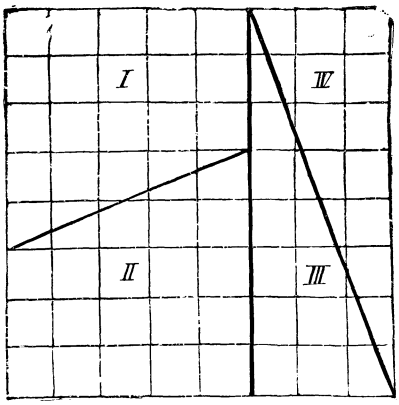
jedoch vorzugsweise an der uns entgegengesetzten Seite des Baumes haltend, bis zur Höhe empor. Abweichend von fast allen übrigen Spechten, kommt er auch zur Erde hinab, um hier, zumal in der Nähe von Ameisenhaufen, oder auf Wiesen an den Maulwurfshügeln u. a., nach Nahrung umherzustöbern. Diese besteht in vielerlei Kerbtieren, in allen deren Verwandelungsstufen, vornehmlich aber in Waldameisen und den sogenannten Ameiseneiern oder richtiger gesagt Ameisenpuppen. Auf den Wiesen sucht er Grashüpfer u. a. Heuschrecken, Maulwurfsgrillen sowie Schnecken, Würmer und dergl. Im Herbst nimmt er auch Ebereschen- oder Vogelbeeren und jetzt in der Winternot späht er emsig nach deren Resten an den kahlen Zweigen, wie nach dem tief in der Rinde verborgenen kleinen Getier.

So wandert der Zug der Meisen mit ihren Begleitern jetzt verhältnismäßig still vorüber, während sie nur Locktöne hören lassen und so schweifen sie im weiten Umkreis umher, indem sie täglich einen großen Bezirk nach Nahrung absuchen, wobei sie auch auf die Baumreihen an den Straßen, in die Obstgärten und selbst ganz nahe an die menschlichen Wohnstätten kommen. In dieser Weise schlagen sie sich recht und schlecht durchs Leben und wenn die Witterung nicht gar zu ungünstig ist, nicht zu lange andauernd Glatteis bringt und wenn liebevolle Vogelfreunde in der erwähnten Weise Futterplätze einrichten, so kommen die meisten von ihnen auch wohl leidlich gut über die harte Zeit der Wintersnot hinweg.

Dann aber, mit den ersten wärmenden Frühlingssonnenstrahlen, beginnt die gefiederte Gesellschaft sich zu zerstreuen. Pärchenweise ziehen sie dahin nach allen Richtungen und suchen Astlöcher oder irgend welche andere Höhlungen auf, in denen sie die Brut vorbereiten. Der Grünspecht aber wählt am epheuumrankten Baumstamm (siehe die Abbildung) in mindestens 5 m Höhe eine geeignete Stelle, wo das Holz morsch oder doch nicht zu hart ist, und hier meißelt er vermittelst des Schnabels eine 25 bis 50 cm tiefe und 15 bis 20 cm weite Höhlung mit engem, rund geglättetem Schlupfloch aus. Dann locken die Alten einander munter zu glück, glück und kib, kib und am Nest lassen sie girrend gäck, gäck hören. Wie bei allen Spechten besteht das Gelege in 4 bis 8 Stück reinweißen Eiern und diese liegen, ohne daß die Alten ein besonderes Nest bauen, auf bloßen, losen, weichen Holzspänen. Sie werden vom Männchen und Weibchen abwechselnd in 16 Tagen erbrütet. Die düster gefärbten Jungen, welche am Oberkopf dunkelgrau und nur zart rot getüpfelt sind, werden auch nach dem Ausfliegen noch lange Zeit von den Alten ernährt und dann zum Nahrungsuchen angeleitet. Alljährlich im Mai beginnt die Brut und zu Ende dieses Monats oder im Juni gewährt eine solche Spechtfamilie eins der schönsten Naturbilder im deutschen Laubwald. Bald aber trennen sie sich und jeder einzelne Specht geht oder fliegt vielmehr einsam, eher in dem Schwarm der Meisen u. a., als mit seinesgleichen zusammen, seiner Nahrung nach, bis im nächsten Frühling die Pärchen sich wieder zusammenfinden.

Denkspruch.

Denkst du dein Alter hoch zu bringen,
So halte Maß in allen Dingen,
Im Essen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit, Ruh und Schlafenszeit!

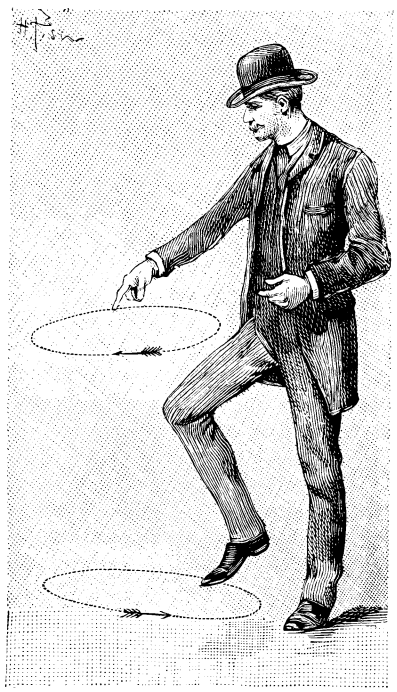


Beweis, daß 64 = 65 ist. Fig. A.

Das Neue Universum.

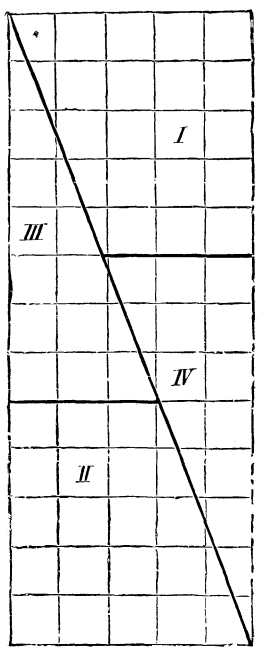
Lieber Kamerad, kennst du das Jahrbuch, das diesen Titel trägt? Es erscheint alljährlich kurz vor Weihnachten; in ihm erzählen Dir eine Reihe Jugendfreunde und Fachleute die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, ihrem Werte nach sorgfältig gewählt, eigens für die männliche Jugend zusammengestellt und durch viele Illustrationen erläutert. In diesem Buche findest du auch alle Jahre einen Anhang, betitelt: „Häusliche Werkstatt"; er gibt dir Anleitung zur Selbstbeschäftigung in allerlei nützlichen Arbeiten. Diesem trefflichen Werke wollen wir heute einmal in unserem „G. K." den wohlverdienten Ehrenplatz einräumen.

Was würde den aufgeweckten deutschen Jungen, der sich mit Liebe und Fleiß darauf vorbereitet, dereinst ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, mehr interessieren und was würde den jugendlichen Ideengang über Beruf und menschliche Schaffenskraft mehr klären, von relativ größerem Nutzen sein, als ein leicht faßliches, klares Bild alles dessen, was die denkende und rastlos schaffende Menschheit in der allermenschlichen Zeitspanne erfunden und entdeckt, errungen und erkämpft hat. Stets doch viele unter euch auch hier berufen, dereinst das Erbe euerer Väter anzutreten, das bisher hochgehaltene Banner der Wissenschaften und ihrer praktischen Anwendung in unentwegtem Vorwärtsschreiten wieder von Sieg zu Sieg zu führen, zur Ehre des Vaterlandes, zum Segen eurer selbst und der gesamten Menschheit. Da gilt es denn schon von jung auf sich die Physiognomie der Arbeitsgebiete anzusehen, noch nicht im Speziellen, doch aber ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und dem Wesentlichen nach, im großen allumfassenden Zuge. Werden doch jeden Tag neue Gebiete des Wissens erschlossen, die geheimsten Naturkräfte erforscht, erprobt und in den Dienst der menschlichen Gesellschaft gestellt; es entstehen wunderbare Maschinen, die Leistungsfähigkeit der Arbeitskraft zu erhöhen oder zu vereinfachen; mit früher ungeahnter Schnelligkeit entwachsen der Erde staunenerregende Bauten, sie durchschneiden ganze Länderstriche, sie überbrücken Flüsse und Seen; aus Sumpf und Oede schafft der Mensch wogende Kornfelder, aus den Eingeweiden der Erde holt er sich den Rohstoff und das Edelmetall, er dringt auf des Meeres Grund und schwebt in schwindelnden Höhen, er eilt auf schnaubendem Dampfrosse durch Berge hindurch und unter Flüssen hinweg, in einem Augenblick fliegt das geschriebene oder gesprochene Wort bis in die entferntesten Erdenwinkel.



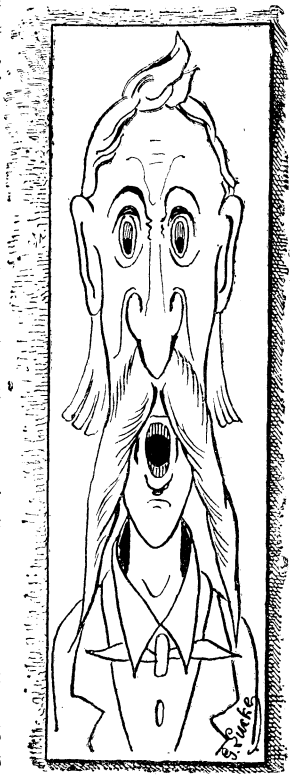
Entgegengesetzte Bewegung.

Mein lieber Kamerad, folge mir, wir wollen uns das „Neue Universum", das uns alles dieses erzählt und schildert, etwas näher besehen und einige interessante Exempel herausgreifen, nichts Kopfzerbrecherisches, denn du sollst wissen, daß das Buch, wenn es auch ganz dem Ernst der Sache sich widmet, doch kein trockenes Lehrbuch, sondern zum guten Teil auch ein Buch der Unterhaltung ist. Kennst du z. B. das Experiment über die „entgegengesetzte Bewegung"? Nimm die in der Figur ersichtliche Stellung ein, erhebe die nach abwärts gerichtete Hand mit nach abwärts gerichtetem und vorgestrecktem Zeigefinger, senke in der Kniebeuge die Spitze des rechten Fußes und beschreibe mit ersterer einen Kreis im Sinne des Uhrzeigers, mit der Fußspitze aber die entgegengesetzte Bewegung. Du wirst nicht imstande sein, beide entgegengesetzte Kreise bei gleichzeitiger Bewegung auszuführen. Interessant in Wort und Bild sind die Ausführungen des „Neuen Universums" über den eisernen Eiffelturm, den die Franzosen für die Pariser Weltausstellung von 1889 bekanntlich zu bauen im Begriffe stehen. Er soll die nie dagewesene Höhe von 300 m erhalten und reckt sich jetzt schon gewaltig empor. Dieser Riesenturm wird, nachdem er seiner vorläufigen Bestimmung als Ausstellungsschaustück genügt hat, sowohl strategischen, als meteorologischen und astronomischen Beobachtungen, ferner der optischen Telegraphie und der elektrischen Beleuchtung dienen.

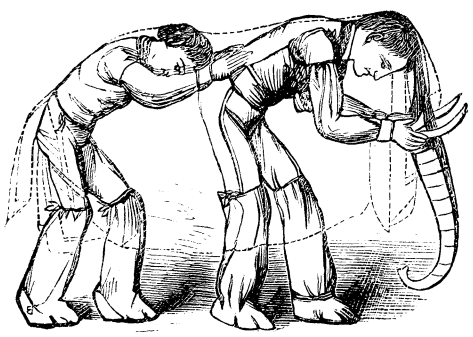


Beweis, daß 64 = 65 ist. Fig. B.

Wie so viele Menschenkinder, wirst auch du, mein lieber Kamerad, dir einbilden, daß 65 eins mehr sei wie 64. Wie obenstehende Ausführungen ergeben, hat es aber der Rechenkünstler des „Neuen Universums" verstanden, den Beweis dafür zu liefern. Figur A, so sagt er, zeigt ein Quadrat, eingeteilt in 64 kleine Quadrate. Figur B zeigt ein Rechteck, eingeteilt in 65 kleine Quadrate. Er setzt ferner voraus, daß die kleinen Quadrate auf A und B ganz gleich groß sind, mathematisch genau, also nicht etwa durch falsche Zeichnung eine Differenz ergeben. Zer-



Das lange Gesicht.



Herstellung des gelehrigen Elefanten.

schneidet man nun Figur A in 4 Teile, wie dies dort vorgezeichnet, und legt solche derart auf Figur B, wie angedeutet, so erhält man 65 der gleichen Quadrate statt 64. Der Rechenkünstler verschweigt, dabei freilich etwas und das will er erst im nächsten Bande mitteilen. So bleibt uns nichts anderes übrig, als selbst nach der Erklärung zu suchen oder uns zu gedulden, bis der nächste Band die Auflösung bringt.

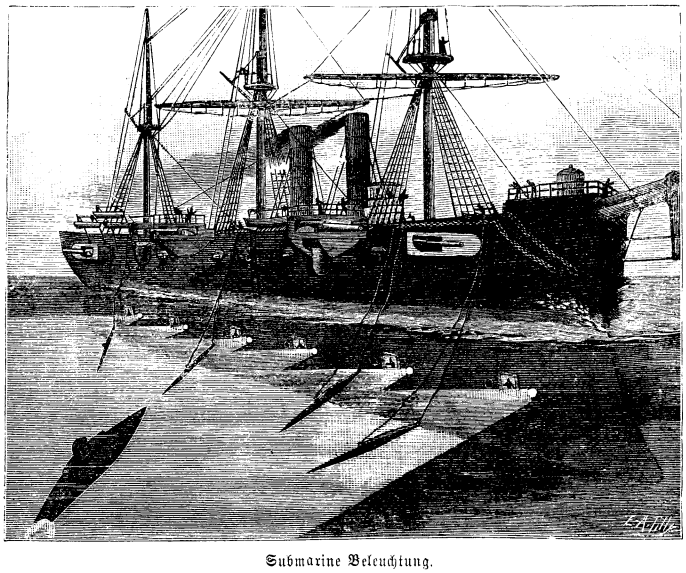
Sehr verwundert wirst du auch sein über das seltsame Doppelgesicht des jungen Mannes unter dem einen Strohhute. Es wird dieses befremdliche Bild namentlich das Interesse jener Kameraden für sich haben, die durch unsere Anleitungen unter die Photographen gegangen sind. Dieser Holzschnitt ist nämlich nichts anderes als die Reproduktion einer Photographie, d. h. eines photographischen Scherzes, und einfach durch Zuhilfenahme eines Spiegelbildes zuwege gebracht.

Wieder an einer anderen Stelle macht uns das „Neue Universum" darauf aufmerksam, daß, wenn wir uns die Gesetze des Hebels veranschaulichen wollen, der Baukasten unseres kleinen Bruders diesen Zwecken dienen kann.

Der 1000 Fuß hohe Turm von Eiffel.

Die Holzklötzchen eines solchen pflegen von gleicher Grundfläche zu sein, und die vierkantigen Stücke sind allermeist recht vielfache. Wir wählen eins der längsten aus und zwar ein solches, in dem der Würfel eine gerade Zahl mal enthalten ist, z. B. eine Zwölf oder eine Zehn; mit diesen bloßen Zahlen sollen hier Holzklötzchen gemeint sein, die das entsprechende Vielfache von dem Würfel sind. Auf dem ausgewählten Stücke markieren wir durch Auflegen und Weiterrücken eines Würfels, die Grundflächen desselben als Einheiten durch Grenzstriche und numerieren dieselben, wie beistehende Figur zeigt. In den meisten Baukästen ist nun ferner ein Bogen vorhanden, wie er auf der Zeichnung ersichtlich ist. Ueber einen solchen legen wir der Länge nach das ausgesuchte, zum Hebel bestimmte Holzstück und zwar genau mit der Mitte, so daß es die Balance hält. Beschweren wir nun beide Seiten des Hebels so, daß hüben und drüben die Summe der „statischen Momente" gleich ist, dann ist auch Gleichgewicht vorhanden. Unter dem statischen Momente versteht man das Produkt aus den beiden Zahlen, welche die Größe der Belastung und die Entfernung von der Mitte des Hebels angeben. An unserem Beispiele sind die statischen Momente auf der linken Seite $1 \times 5 = 5$ und $5 \times 3 = 15$, also zusammen $5 + 15 = 20$; rechts: $4 \times 2 = 8$ und $3 \times 4 = 12$, also zusammen ebenfalls 20. Du kannst dieses Experiment beliebig variieren.

Das Doppelgesicht.



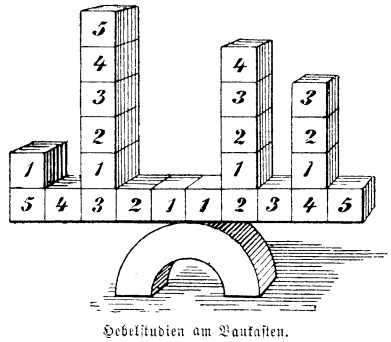
Submarine Beleuchtung.

Beim Anblick des Bildes „Submarine Beleuchtung" erinnert ihr euch gewiß der anschaulichen Schilderung, die uns erst jüngst ein junger Seemann von der vernichtenden Kraft des Torpedos gegeben hat, und daß die Aufgabe der Gegenwirkung, also das furchtbare Geschoß unschädlich zu machen, bislang noch nicht gelöst wurde. Erst in jüngster Zeit ist ein Vorschlag aufgetaucht, bei dem das elektrische Licht die Hauptrolle zu spielen berufen wäre. Es gilt dem unterseeisch nahenden Torpedoboot andere Torpedos entgegenzusenden, um es fern vom Schiffe zu zerstören. Die Abbildung zeigt deutlich die Verteidigungsposten des Kielraumes unterhalb des Wasserspiegels. Wir zählen jedesmal drei Luken. Die erste sendet durch eine starke Linse die Strahlen einer elektrischen Lampe weit hinaus ins Meer und erleuchtet die Wassermassen in der Umgebung des Schiffes. Sobald ein feindliches Torpedoboot in den durchsichtigen Raum tritt, wird es von den Wachtposten, die, mit scharfen Ferngläsern versehen, in jeder zweiten Luke sich aufhalten, bemerkt und sofort werden aus sämtlichen dritten Luken die stets bereit gehaltenen Torpedos dem nahenden Boote entgegengesandt. Diesen Augenblick stellt unser Bild dar. Einen Moment später hebt sich vielleicht schon eine Wassersäule in die Höhe, weit genug vom Schiffe, um ihm nicht mehr schaden zu können, das Zeichen eines unsichtbaren, aber vernichtenden Kampfes.

Vom Turnen.

Vom Schwimmen.

Belustigend ist „Das lange Gesicht". Lege einen langen Streifen Papier in eine beliebige Anzahl horizontaler Falten, so daß derselbe keine Fläche, sondern eine Reihe aus- und einspringender Winkel bildet. Darauf zeichne auf den gefalteten Streifen ungefähr das normale Gesicht. Nun ziehe den Papierstreifen wieder glatt



Hebelstudien am Baukasten.

und fülle die ganze Kontur aus, wie in unserer Figur ungefähr dargestellt und lege dann den Papierstreifen wieder in seine Falten. Hältst du denselben nun jemand vor und ziehst ihn plötzlich glatt, so macht es einen höchst überraschenden, komischen Effekt.

Der „gelehrige Elefant" stellt eine lustige Maskerade dar. Die Abbildung ist deutlich genug, als daß unsere findigen Kameraden unter Zuhilfenahme von Packpapier und eines passenden Fußteppichs diese Vermummung nicht zuwege brächten. Der Schausteller, welcher den Elefanten vorführt, läßt ihn dann verschiedene Kunststücke machen, z. B. zählen, wobei der Vordermann nur die gegebene Zahl durch Stampfen mit dem einen Fuße angibt, — niederknieen, wobei der Vordere nur in die Kniee zu sinken braucht, — sich niedersetzen, wobei der Hintermann sich niederhockt — und dergl. Stückchen, welche immer viel Heiterkeit verursachen.

Diese kleine Lese aus dem überaus reichen Inhalte dieses Weihnachtsbuches dürfte zur Genüge beweisen, wie interessant, belehrend und unterhaltend das „Neue Universum" ist. Wenn du, lieber Freund, heute oder morgen willens oder in der Lage bist, deinen Bücherschrank zu bereichern, laß dir dieses Jahrbuch wärmstens empfohlen sein.

* * *

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von **F. Meister.**

(Fortsetzung.)

Der Skipper oder Kapitän des Fahrzeugs, ein nordamerikanischer „Südstaatlicher," sah mir nicht so aus, als ob er sich zur meuchlerischen Ermordung eines weißen Mannes hergeben würde, besonders da bei einer solchen nichts als die Aussicht auf den Galgen zu erlangen gewesen wäre. Die Mannschaft bestand größtenteils aus Yankees, es mochten auch einige Engländer darunter sein und ich zweifelte nicht lange daran, daß die Brigg zur Führung der Flagge der Vereinigten Staaten voll berechtigt sei.

Kaum hatte ich mich an Deck ein wenig umgeschaut, als Collins, nach einer kurzen Rücksprache mit dem Skipper, mich aufforderte, ihm in die Kajüte zu folgen. Ich fand daselbst Rosabella und ein kleines, in Lumpen gehülltes Mädchen, das ich an der ganz auffallenden Aehnlichkeit sogleich als die Tochter der Frau van Hochstraaten erkannte. Ein Mißverständnis war gar nicht möglich. Ich nahm das zitternde Geschöpfchen in meine Arme und drückte es in tiefer Bewegung an mein Herz; es faßte auch sofort Vertrauen zu mir, denn es schlang seine Aermchen fest um meinen Hals und bat so flehend und innig, daß ich die Thränen nicht länger zurückdrängen konnte:

„Du lieber Mann, bitte, bitte, bring mich nach Hause, bring mich zur Mama!"

Rosabella, die wohl denken mochte, daß ich auch für sie wieder einmal als Befreier käme, war auf die Kniee gesunken und in ein wahres Geheul der Reue und der Freude ausgebrochen; sie sah elend und verkommen aus, und ihr ehemals niedliches Gesicht erfüllte mich jetzt mit Widerwillen. Ich beachtete ihr Geplärr gar nicht und wendete mich jetzt nach Collins um, um ihm das Geld einzuhändigen. Er war nicht mehr in der Kajüte. In der Erwartung, daß er sogleich wieder erscheinen würde, beschäftigte ich mich von neuem mit dem Kinde, das kein Auge von mir abwandte und ab und zu leise und schüchtern die Bitte wiederholte:

„Bring mich nach Hause, bring mich zu meiner Mama!"

Plötzlich legte sich die Brigg auf die Seite . . . sie war unter Segel! Ich eilte zur Thür und fand dieselbe verschlossen. Ein Blick durch das Fenster zeigte mir das vorüberschäumende Wasser und in der Ferne das zum Strande zurückkehrende Fischerboot. Man hatte mich in die Falle gelockt, um mich draußen auf hoher See über Bord zu werfen, den Fischen zum Fraße! Das war mein erster Gedanke, mein zweiter aber der, daß mein Leben nun ganz ohne Nutzen geopfert werden würde, daß das arme, süße Kind trotzdem in die Sklaverei geschleppt, und daß seine Mutter niemals vernehmen würde, wie ich um ihretwillen in den Tod gegangen war! . . .

Die Brigg mochte ungefähr eine Stunde unterwegs sein; ich hatte mich niedergesetzt, das Kind auf den Schoß genommen und versucht, meine Ruhe und Fassung wieder zu gewinnen, während die Mulattin stumm in einer Ecke kauerte; da wurde die Thür aufgeschlossen und herein kamen der amerikanische Skipper und Collins, der letztere mit einem dämonischen Grinsen auf dem graustoppeligen Gesicht.

„Der ehemalige Kommandant der Korvette ‚Triton'", sagte der Skipper kalt und höflich, „muß ein kühner aber unüberlegter Mann sein, da er sich an Bord eines solchen Schiffes, wie diese Brigg hier, begeben konnte. Da Sie aber nun einmal mein Gast sind, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß sowohl Ihr Leben als auch das Eigentum, das Sie bei sich führen, nicht angetastet werden sollen. Auf weiteres kann und werde ich mich mit Ihnen nicht einlassen. Wenn Sie mich verstehen und demgemäß handeln, so werden Sie selber am besten dabei fahren. In dieser Kajüte sollen Sie schlafen und essen. Von morgen ab können Sie auch an Deck gehen, wenn Ihnen dies ansteht."

Er schickte sich an, wieder hinauszugehen, bedeutete aber vorher der Mulattin, sich an Deck zu verfügen. Collins rief ihn zurück.

„Ihr habt seine Pistolen vergessen, Skipper," sagte der Sklavenhändler.

Ich nahm die Waffen aus dem Gürtel und reichte dieselben dem Kapitän, der sie schweigend in Empfang nahm und damit die Kajüte verließ.

Collins blieb unten und betrachtete mit boshaftem Triumph bald mich und bald die Kleine.

„Solange wir die Ehre Ihrer Gesellschaft haben, mein edler Herr Kapitän," fing er endlich an, „will ich das liebe Dingelchen bei Ihnen lassen. Ich sehe, daß es sich zu Ihnen hingezogen fühlt, es wird sich daher bei Ihnen besser herausmustern, als bei Rosabella, und mir liegt viel an seinem Gedeihen."

„Collins," sagte ich, während mir Aufregung und Wut fast die Kehle zuschnürten, „nennen Sie mir Ihren Preis für das Kind. Ich biete Ihnen sechs, acht, zehntausend Dollar!"

„Und dabei machten Sie noch immer ein gutes Geschäft, he?" lachte der Schurke. „Denn wie könnte die reiche Witwe van Hochstraaten dem kühnen Befreier ihres Kindes anders ihren Dank erweisen, als durch ihr halbes Vermögen? Und ich hätte Ihnen dann zu all diesem Glück verholfen, nicht wahr? Nein, mein lieber Ramien, so aufopfernd bin ich nicht ge-

sonnen. Sie kriegen den Balg nicht für zehntausend Pfund Sterling. Ich habe ihn meiner Becky versprochen, und die soll ihn auch haben, so wahr ich lebe!"

Er beugte sich zu dem Kinde nieder und fuhr dem armen, scheu zurückfahrenden Wesen mit seiner harten, schmutzigen Hand über das Gesicht. Das war zuviel. Ich riß die Kleine an mich und versetzte ihm mit meiner rechten, freien Faust einen Schlag ans Ohr, der ihn zu Boden streckte.

„Ich danke Ihnen, mein guter Herr Kapitän," murmelte der alte Menschenräuber mit einem Wolfsblick, nachdem er sich mühsam wieder aufgesammelt hatte; „ich danke Ihnen. Das ist ein neues Vergißmeinnicht — ein neues Vergißmeinnicht! Ich schreib's Ihnen an, und ich werde mit Ihnen abrechnen, trotz des Skippers oben an Deck."

Die Tage vergingen düster und hoffnungslos. Die Brigg steuerte südwärts, nach Brasilien, machte aber infolge des flauen Windes nur geringe Fortschritte. Der Plan, den Collins und der Skipper verfolgten, war leicht zu durchschauen. Niemand an Bord wurde mit seinem rechten Namen angeredet, allenthalben hieß es Dick, Bill, Bob und so fort und den des Schiffes hatte man gleich während der ersten Nacht meines Anbordseins mit Farbe überstrichen. Man wollte mich irgendwo ans Land setzen und dann weitersegeln, und ich war dann gänzlich außer stande, den Behörden auch nur den geringsten Anhalt zu einer Verfolgung zu geben. Frau van Hochstraatens unglückliches Kind war also verloren!

Das kleine Mädchen erholte sich inzwischen zusehends. Es kam fast nicht von meinem Schoß und aus meinen Armen, ausgenommen, wenn ich es zum Schlaf in seine Hängematte gebettet hatte. Sein unschuldiges Geplauder und die unabläßigen Fragen nach seiner Mutter zerrissen mir fast das Herz und steigerten meinen Haß gegen den alten Collins auf eine solche Höhe, daß ich öfter als einmal nahe daran war, mich auf ihn zu stürzen; doch das hätte meine Lage auf alle Fälle nur verschlimmern können.

Wir befanden uns bereits den elften Tag in See und noch waren wir keine zweihundert Meilen von Cuba entfernt. Da machte sich gegen Abend eine steife Brise auf und der alte Kasten gewann es nun wirklich über sich, mit der mäßigen Geschwindigkeit von fünf Knoten durchs Wasser zu schlürfen. Als ich am Morgen des zwölften Tages an Deck kam, war ein Segler in Sicht. Man vermochte den Charakter desselben noch nicht zu erkennen, mein scharfes Auge aber sagte mir, daß es ein Kriegsschiff, und zwar kein kleines, sein müsse. Dasselbe nahm bis jetzt noch keine Notiz von uns, wenigstens verfolgte es ruhig seinen Kurs, der mit dem unserigen parallel zu gehen schien. Gegen neun Uhr vormittags aber hielt es plötzlich ab, und es blieb kein Zweifel, daß es uns zu überholen und in den Weg zu laufen beabsichtige, was ihm auch nicht sonderlich schwer werden konnte. An Bord der Brigg rief dies große Bestürzung hervor; Collins wurde leichenblaß, in meinem Herzen aber regte sich aufs neue einige Hoffnung . . . vielleicht konnte Virginiens Kind nun doch noch gerettet werden!

Das Schiff näherte sich schnell und als sein Rumpf über der Kimmung sichtbar geworden war, erkannte man in ihm eine Korvette von zwanzig Kanonen. An der Gaffel wehte die englische Flagge. Die Korvette hatte sich augenscheinlich vorgenommen, der Brigg auf den Zahn zu fühlen und zu ergründen, ob dieselbe auch ein Recht habe, das für das Präventivgeschwader unantastbare Sternenbanner zu führen. Der Skipper behielt ruhig seinen Kurs bei, einesteils, weil ein Fluchtversuch in dem alten, langsamen Waschtrog eine Lächerlichkeit gewesen wäre, andererseits aber auch, weil, meine Gefangenschaft ausgenommen, an Bord alles in Ordnung war. Sobald er sich über die Nationalität des Fahrzeugs ausweisen konnte, mußte ihn der britische Kreuzer ungehindert seines Weges ziehen lassen.

„Es ist der ‚Black Prince' (Schwarze Prinz), Kapitän Pemberton," sagte Collins in ohnmächtiger Wut. „Ich habe ihn oft in Port Royal gesehen und kenne ihn ganz genau."

Auch ich kannte die Korvette sehr gut und wußte auch, daß Pemberton einer der schneidigsten und entschlossensten Kommandanten des Geschwaders war. Aber was sollte ich beginnen? Man würde mir doch wohl sicher nicht gestatten, mich dem an Bord der Brigg gesendeten Offizier zu nähern.

Der Skipper zog Collins auf die Seite, und nach einer kurzen Besprechung begab sich letzterer in Begleitung einiger Matrosen unter Deck, der Skipper aber kam auf mich zu. Ich stand am Fockrüst und beobachtete die Korvette.

„Ich bin gezwungen, Mr. Ramien," sagte er, „Sie während des Besuches Ihrer Kameraden vom Geschwader an einen Ort zu bringen, wo es Ihnen unmöglich sein wird, sich denselben sichtbar oder hörbar zu machen. Diese Unbequemlichkeit wird für Sie nur von kurzer Dauer sein, da ich von den Britischen nichts zu besorgen habe, wenn Sie und die drei anderen sicher versteckt worden sind. Die Sache eilt übrigens noch nicht, ich lasse den Platz für Sie erst zurechtmachen."

Damit ging er gleichmütig nach dem Achterdeck.

Mut und Hoffnung wollten mich mit einem Schlage wieder verlassen, da aber kam mir ein glücklicher Gedanke. Die Korvette kam mit Schnelligkeit heran und ich konnte erkennen, daß von ihrem Quarterdeck und auch von der Back aus mehrere Teleskope auf uns gerichtet waren. Ich stand, wie schon erwähnt, bei der Fockrüst und dicht bei mir hing an der Nagelbank das rote Wollenhemd eines der Matrosen. Schnell entschlossen ergriff ich dasselbe und hielt es außenbords in die Rüsten, bis ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß man es auf der Korvette gesehen habe. Darauf hing ich es wieder an seinen Ort, tief aufatmend, daß mich niemand beobachtet hatte.

Hier muß ich eine Erklärung einflechten. Das Ueberbordhängen eines Hemdes oder eines sonstigen Kleidungsstückes in der von mir vorgenommenen Weise ist nach altem Seebrauch für jedes englische Kriegsschiff das Signal dafür, daß sich an Bord des betreffenden Fahrzeuges ein britischer Staatsangehöriger befindet, welcher Schutz und Hilfe fordert, und einem solchen Signal muß, einer Verordnung der Admiralität zufolge, unter allen Umständen und nach allen Kräften entsprochen werden. Der Kommandant des Kriegsschiffes hat daraufhin das fremde Fahrzeug anzuhalten und die Person festzustellen, von welcher das Signal ausgegangen ist. Und Pemberton war gerade der Mann dazu, ein Schiff vom Flaggenknopf bis zum Kiel zu durchsuchen und nötigenfalls das Innerste nach außen zu kehren.

„Ihr Asyl ist bereit, Mr. Ramien," rief mir der Skipper zu, „ich muß Sie bitten, mir zu folgen."

(Schluß folgt.)

Die Elemente der Buchbinderkunst.

II.

Einige Vorteile bezüglich des Beschneidens sollen hier angeführt werden: Stets achte man bei dem Einpressen des Buches, daß die Schraubenmuttern der Spindeln in gleichmäßigen Abständen und ziemlich stark (wenn auch nicht bis zum Uebermaß) zugedreht werden; auch setze man das Buch nicht ganz in die Mitte der Presse, sondern etwas näher gegen sich hinauf in dieselbe. Die Zungenspitze soll nur wenig (etwa 3 cm lang) über den Rand des Unterteiles hervorstehen, da sonst bei ungeübtem Vorgehen leicht ein Einreißen des Papieres bei dem Beschneiden stattfindet. Es ist gerade nicht notwendig, daß die Schneide der Zunge in eine genau scharfe Spitze ausläuft, und wegen dem schon bemerkten Einreißen sogar sicherer, wenn sie etwas weniges abgerundet ist. Ferner soll der Zug hinunter nicht ohne Notwendigket mitten im Buchschnitte unterbrochen, sondern bis zu Ende geführt werden. Zu rasches Zudrehen bringt ebenfalls öfters ein Einreißen des Papieres hervor. Ist die Zunge stumpf geworden, so schleife man sie vorsichtig auf der Innenseite, niemals auf der flachen Außenseite, wodurch sie, wenn solches geschieht, nicht mehr auf den Preßbalken richtig aufliegen und hierdurch Ungehörigkeiten verursachen würde, denen nur äußerst schwer abzuhelfen ist. Der bei dem Schleifen entstandene Grat kann auch mittelst eines guten Wetzsteines auf der flachen Seite, aber nur an der Schneide, weggenommen werden. Um einen leichten ruhigen Gang des Hebels zu bezwecken, kann man die Spindeln mit trockener Seife einreiben, wie es auch im allgemeinen von Vorteil ist, solches zeitweilig an den Spindeln und Reibeflächen der Muttern aller Pressen mit Maß vorzunehmen. Das Klappern des Hobels unter dem Beschneiden findet meist dann statt, wenn Ober- und Unterteil desselben nicht gut niedergehalten werden; es erfordert daher auch dieser Umstand seine Aufmerksamkeit, damit der Schnitt gleichmäßig ausfällt. Das sogenannte Steigen des Schnittes, d. h. wenn derselbe eine schiefe Fläche aufweist, liegt meist in einer fehlerhaften Lage der Zunge; man achte daher auf das hierüber schon früher bezüglich der Lage und des Schleifens Erwähnte.

Das Beschneiden des Vorder-, des Ober- und Unterschnittes bleibt sich bezüglich der Hobelführung gleich und bedingt nur eine verschiedene Behandlung bei dem Einpressen des Buches.

a) Der Vorderschnitt: Das Beschneiden des Buches wird noch vor dem Rundklopfen des Rückens nach der Punktur vorgenommen. Man legt das Buch mit der Vorderseite nach oben und trägt mit dem Punkturzirkel vom Rücken aus in gleichem Abstande zwei Punkturen, d. i. am Kopfe und Schwanze auf. Zur Richtschnur nehme man hierbei, daß immer nur so viel Papier in Wegfall kommen soll, als zur Herstellung eines glatten Schnittes unumgänglich notwendig ist. Hierauf legt man das Buch auf einen für diesen Zweck stets in Bereitschaft gehaltenen, schmalen Beschneidespalten aus Hartholz von erforderlicher Länge derart, daß der Buchrücken über dem Spaltenrande vorsteht, gibt oben genau an der Punktur anliegend einen ebenfalls schmalen, aber ziemlich

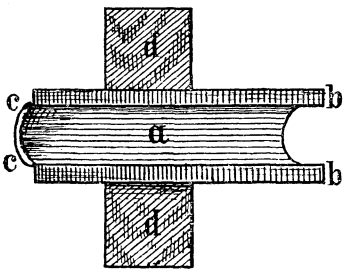


Fig. 4. Lage des Buches nach dem Abpressen in der Presse, vom Oberschnitt aus gesehen.

dicken und geradlinig zugeschnittenen Pappestreifen und setzt das Ganze in die Beschneidepresse, die man zu diesem Zwecke wie bei dem gewöhnlichen Einpressen auf den Tisch stellt. Nun richtet man die Punktur und den aufgelegten Pappestreifen mit dem Oberbalken der Presse genau in eine Linie, dreht die Schraubenmuttern mit den Händen ganz leicht zu, nimmt die Presse vom Tische und stellt sie derart vor sich hin — selbstverständlich mit dem Kopfe immer nach oben —, daß der Buchrücken zu Gesichte steht und überzeugt sich, ob derselbe sich genau in wagrechter Linie befindet. Wird auf diese richtige Stellung schon vor dem Einpressen Rücksicht genommen, so ist letzteres vielmals der Fall, steht er hingegen schräge und ungleich, so klopft man ihn an den zu hohen Stellen so lange mittelst eines Lineales oder des Hammerstieles unter schwachen Schlägen nieder, bis die richtige, wagrechte Stellung erreicht ist. Hierauf wird nochmals auf der Vorderseite die Punktur nebst dem Auflagestücke mit dem Preßbalken in gleicher Linie gerückt und zuletzt ziemlich fest und gleichmäßig zugepreßt. Unterläßt man das soeben beschriebene Richten des Rückens, so kommt es zuweilen vor, daß das Buch durch die ungenaue Lage rückwärts verschnitten, oder man doch wenigstens einen ungleichen Schnitt erhalten wird. Bei richtigem Vorgange muß sich der Abstand der Punktur sowohl am Titelblatte wie auf dem letzten Bogen gleichmäßig herausstellen. Die Führung des Beschneidehobels wurde schon vorhin genau beschrieben.

Hat man das Buch aus der Presse genommen, so erfolgt das aus dem früheren Abschnitte bekannte Rundklopfen des Rückens. Ist die Leimung des letzteren durch längeres Liegen zu trocken geworden, so daß ein Springen der Bogenlagen oder ein Vorschießen zu befürchten steht, so feuchtet man denselben mittelst eines in Wasser getauchten Schwämmchens mäßig an und läßt den Leim anziehen, worauf das Umklopfen anstandslos vor sich gehen wird. Hierauf setzt man das Buch in die gewöhnliche Presse, wobei man die Preßbretter oben und unten am Rücken um so viel zurücksetzt, daß hierdurch der nötige Falz für die Ansetzdeckel gebildet wird. Zuletzt klebt man über die ganze Rückenbreite und -länge, wenn dieses nicht schon früher geschah, einen Streifen weiches Makulaturpapier. Man nennt dieses Vorgehen das Abpressen.

Bei feineren Einbänden, bei welchen der Rücken vorher nicht mit Papier überklebt sein darf, wird derselbe, nachdem das Buch in die Presse gesetzt ist, an den Falzseiten mit dem Hammerkopfe schwach niedergeklopft, dann mit Kleister überpinselt, damit die Leimschichte erweicht und letztere mit der Hammerschneide unter gleichmäßigen Zügen den Bogenlagen entlang abgestreift und zuletzt mit Papierspänen trocken gerieben. Das Buch hat nach dem Abpressen in der Presse, vom Oberschnitte aus besehen, die in Fig. 4 dargestellte Form: a zeigt den Buchschnitt, b b die aufgelegten Preßbretter und c c die beiden Rückenfälze; d d sind die Preßbalken. Nun wird der Rücken mit Makulatur überklebt und das Buch einige Stunden in der Presse belassen.

Auch bei dem Abpressen ist auf die richtige Rückenlage acht zu haben; steht der Rücken schief in der Presse, d. h. hängt er bei dem Beschauen von vorn nach einer Seite über, so würde dieses späterhin viele Unannehmlichkeiten zur Folge haben.

Bei dem Beschneiden des Oberschnittes biegt man vorn das Vorsetzpapier jetzt derart um, daß dessen Vorderkante genau mit dem Rückenfalz eine Linie bildet und markiert mittelst einer Ahle oder des Zirkels oben in der Ecke den Abstand des wegfallenden Papierrandes. An den in dieser Weise erhaltenen zwei Punkturen wird, nachdem man auf der Unterseite ein Beschneidebrett von passender Größe unterlegt hat, welches aber genau am Falze anliegen muß, ein dickeres Pappestück an den Falz gelegt, mit der Punktur gleichgerichtet, in schon bekannter Weise in die Presse gegeben und beschnitten. Der Rücken muß sich hierbei oben befinden. In ganz gleicher Weise wird das Beschneiden des Unterschnittes vorgenommen. Sind mehrere Bücher mit gleicher Punktur zu markieren, so bedient man sich hierbei des Punkturzirkels. Was schon vorhin bei dem Vorderschnitte von der richtigen Rückenlage betont wurde, hat auch hier zu gelten; man schneide nie mehr Papier fort, als unumgänglich notwendig ist; durch unvernünftiges Zuviel wird das Buch geradezu verdorben, durch ungenaue Punktur aber spitzwinklig und unschön.

Bemerkt man nach dem Beschneiden, daß am Vorderschnitte der erste und letzte Bogen vorgeschossen sind, d. h. staffelförmig aussehen, so müssen diese Ungleichheiten mittelst eines scharfen Messers am runden Schnitte geebnet (weggeputzt)

werden. Hierbei ist sehr achtsam vorzugehen, um nicht etwa des Guten zu viel zu thun.

In den seltensten Fällen wird der Buchschnitt weiß belassen, sondern meist farbig verziert. Hierzu gibt es verschiedene Methoden, von denen die gebräuchlichsten sind: Das einfache Schnittsprengen, das Färben, das Marmorieren und das Vergolden. Für gewöhnliche Papp- und Leinenbände fertigt man meistens den einfach- oder auch in mehreren Farben gesprengten Schnitt. Das Färben geschieht fast ausschließlich nur bei Andachtsbüchern, das Vergolden bei letzteren und Prachteinbänden.

Die zum Farbensprengen und Färben der Schnitte bei den Fachmännern am meisten in Gebrauch kommenden Farben sind: Kugellack (rot), Zinnober, Chromgelb, Berggrün, Umbra oder Kasselerbraun und gebrannte Terra di Siena. Sie werden auf einem Farbensteine mittelst eines Reibers oder „Laufer" zu feinem Pulver zerrieben, mit etwas wenigem Kleister vermengt, mit Wasser verdünnt und in kleinen Farbgläsern aufbewahrt. Selbstverständlich können auch andere Farben in Verwendung genommen werden, nur dürfen sie nicht viel Klebestoff oder gar Gummi enthalten, damit nicht etwa die Buchblätter zusammenkleben.

Bei dem einfachen Schnittsprengen wird das Buch (oder der Stoß Bücher) zwischen zwei schmalen Holzspalten, welche oben und unten mit den Seiten des Hohlschnittes in gleicher Linie angelegt werden, in der Presse unter mäßig starkem Drucke eingepreßt, die letztere in horizontaler Lage auf den Tisch gebracht und das Aufsprengen der Farben mittelst eines engmaschigen Gitters und eines steifen Bürstchens in der Weise vorgenommen, wie es bei der allbekannten Spritzmalerei geschieht, indem man das Gitter etwa in Handhöhe wagrecht über den Buchschnitt hält und mit dem mit Farbe benetzten Bürstchen in gleichmäßigen Zügen darüber streicht. Das Sprengen des Ober- und Unterschnittes ergibt sich nach dem Vorerwähnten wohl von selbst. Hat man mehrere Schnitte zu sprengen, so werden hierbei, die Bücher verschränkt gelegt. Streut man auf den weißen Schnitt in nicht zusammenhängenden Partien Kleien oder Sägespäne und besprengt hierauf mit obenbeschriebener Farbe, so kann man hierdurch einen sehr hübschen Schnitt herstellen.

Das Färben der Schnitte geschieht mittelst kleiner Borstpinsel aus freier Hand bei oben und unten aufgelegten Brettchen und wird oft bis zur richtigen Deckung zwei bis dreimal und zwar jedesmal nach dem Trocknen des vorhergehenden Anstriches vorgenommen. Der letzte geschehe nur mit dünner Farbe, damit sie nicht, wenn zu dick aufgetragen, später abblättert. Nach dem letzten Trocknen wird dem Schnitt durch Glätten mit dem Glättzahne eine [illegible] Fläche erteilt. Derselbe besteht aus einem geschliffenen und polierten, in einem langen Holzhefte gefaßten Agatstein [illegible] hat eine gebogene Zahnform, wie sie in Fig. 5 bei a abgebildet ist. Fig. 5 b zeigt einen Glättstein mit ebener Fläche, welcher mit Vorteil zum Ausgleichen der beim ersten Glätten entstandenen Wellenlinien verwendet wird. Das Glätten wird vorher bei dem Vorderschnitte und hierauf erst oben und unten vorgenommen. Behufs des ersteren setzt man das Buch zwischen zwei Holzspalten in die Presse, eben mit den Preßbalken, schraubt fest zu, legt die Spindeln auf die Tischplatte und unterstützt sie am freien Ende mittelst eines die Tischhöhe erreichenden Brettes. Der Schnitt wird leichthin abgebürstet, dann mit einem mit etwas wenigem Wachse angestrichenen Wachslappen abgerieben und mit dem gebogenen Zahne der Länge nach unter gleichmäßigem Druck und Zug so lange überfahren, bis der gewünschte Glanz erzielt ist. Bei dem Glätten des oberen und unteren Schnittes wird das Buch zwischen zwei an den Fälzen anliegenden Preßbrettern gelegt, oben und unten je ein schmaler Brettspalten derart daraufgelegt, daß er vom Vorderschnitte ungefähr 1—2 cm zurücksteht und das Ganze hierauf eingepreßt. Auch hierbei soll der Schnitt mit dem Preßbalken in einer Ebene liegen. Stehen die aufgelegten Preßspalten an den Vorderschnitten vor, so wird letzterer verpreßt, d. h. er verliert den Glanz. Das Glätten wird quer über das Buch hinüber vorerst mit dem krummen und hierauf mit dem flachen Zahne vorgenommen. Bei dem Glätten selbst lehnt man das obere Heftende an die Achsel, um den Druck auf die Glättfläche verstärken zu können.

Domino Patience.

Die meisten Aufgaben in den Spielecken der illustrierten Zeitschriften haben den Fehler, daß sie nicht für die Gesamtheit der Leser Wert haben. Wer nicht gründlich Schach versteht, darf sich nicht an die Lösung einer Schachaufgabe wagen, er wird nie zum Ziele kommen. Ebenso ist es mit den Damenspiel-, Domino-, Rösselsprung- und dergleichen Aufgaben, sie alle sind nur für eine sehr beschränkte Leserzahl geschrieben. Für den, welcher die einzelnen Spiele gar nicht kennt, ist die ganze Spielecke verloren, er überschlägt sie gleichgültig oder gar ärgerlich wegen des vergeudeten Raumes.

Die Dominopatience, womit wir uns im Nachstehenden beschäftigen wollen, leidet nicht an dem genannten Uebelstand. Jeder kann sich damit beschäftigen und sich aufs angenehmste die Zeit vertreiben, er braucht nur addieren zu können. So ganz leicht ist das Spiel nicht, wie man schon beim ersten Versuche sehen wird, aber es [illegible] keine Kenntnisse irgend welcher Spielregeln [illegible] es ist so interessant und fesselnd als Schachaufgaben [illegible] es weckt und stärkt das Kombinationsvermögen in hohem Grade und ist unter allen Umständen unterhaltender und nützlicher als die durchschnittlich recht geistlosen Kartenpatiencen.

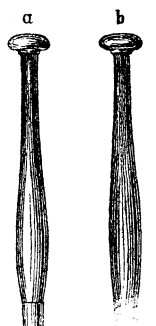


Fig. 5. Buchbinder-Glättzähne mit geschliffener Fläche.

Die Aufgabe der Dominopatience lautet:

Die 28 Steine eines Dominospieles sind derart zu einer in den Umrissen vorgeschriebenen schachbrettförmigen Figur zusammenzustellen, daß die Summe der Augen in jeder der acht wagerechten Reihen, in jeder der acht senkrechten Reihen und in jeder der beiden Diagonalreihen 21 beträgt.

Da die 28 Steine nur 56 Felder ausfüllen, so bleiben von den 64 Feldern des Quadrats, welches die ganze Figur umschreibt, 8 unbesetzt, es entstehen also 8 Lücken von der Größe je eines Feldes. Liegen die 8 Lücken gleichmäßig in den beiden durch die senkrechte Mittellinie gebildeten Hälften, so entstehen Figuren, deren linke Hälfte der rechten gleich ist, wie Figur 6. Verteilt man die Lücken gleichmäßig auf die 4 Eckquadrate, welche durch die senkrechte und wagerechte Mittellinien gebildet werden, so ist die Figur in Bezug auf beide Mittellinien symmetrisch, indem die linke Hälfte gleich der rechten, die obere Hälfte gleich der unteren ist, z. B. Figur 3 und 4. Solcher Figuren lassen sich 66 bilden. Von diesen sind wiederum [illegible] symmetrisch, d. h. [illegible] auf beide Mittellinien [illegible] auf neue Diagonalen z. B. Figur 1.

Durch eine andere Anordnung der vier Eckquadrate lassen sich aus den regelmäßigen Figuren noch ebensoviel andere bilden, deren Muster man als windmühlenartig bezeichnen kann. Bei der regelmäßigen Figur sind die schräg gegenüber liegenden Quadrate kongruent, die

nebeneinander liegenden aber symmetrisch, wie ein linker und ein rechter Handschuh. Bei der Windmühlenform hingegen sind alle vier Quadrate kongruent. So entstehen aus den zweiachsig symmetrischen Figuren 3 und 4 die windmühlenartigen 5 und 2.

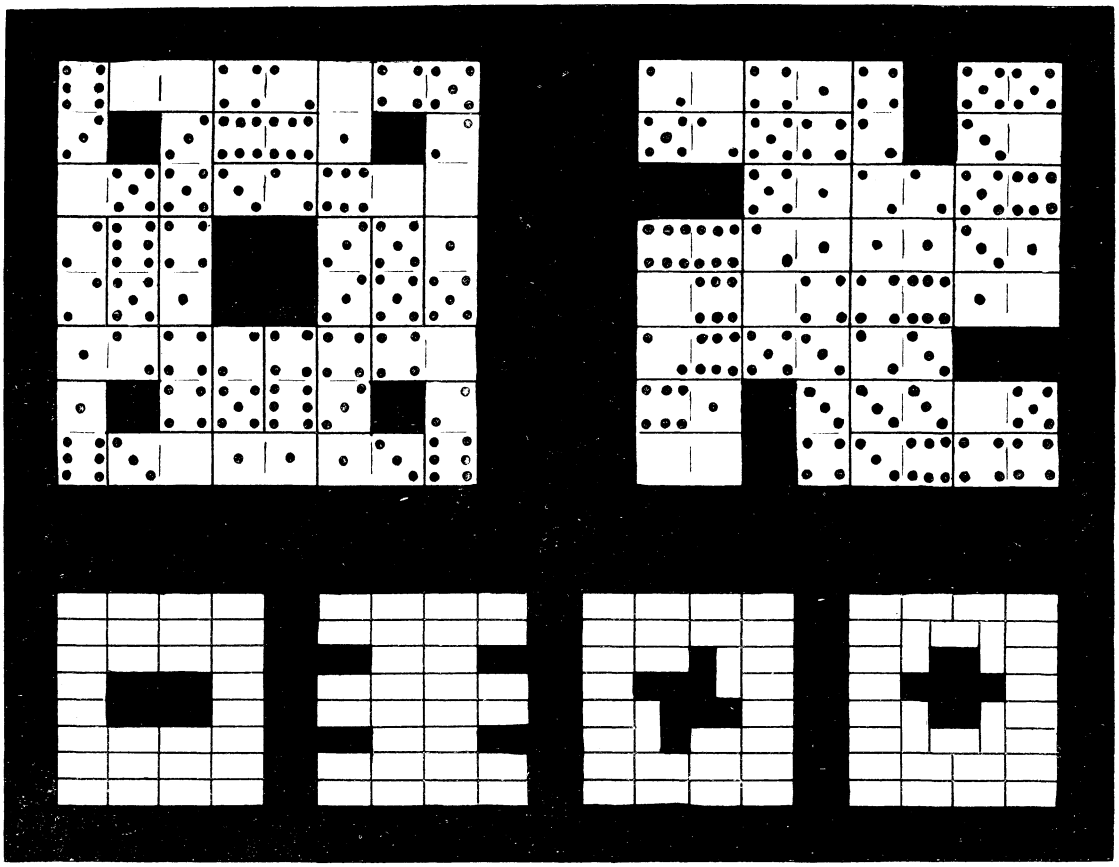
Die Anzahl der Muster, welche man bilden kann, ist, wie man sieht, eine sehr große; sie steigt aber in die Hunderttausende, wenn man die Figuren hinzunimmt, bei welchen die Lücken ohne Rücksicht auf Symmetrie verteilt sind.

Beispiele für gelöste Aufgaben sind in Figur 1 und 2 dargestellt. Addiert man die Augen in jeder Horizontalreihe, so erhält man jedesmal als Summe 21. Dasselbe findet bei den Vertikalreihen statt, und ebenso beträgt die Summe der Augen in jeder Diagonalreihe 21.

Behufs Lösung einer Aufgabe, wie z. B. von Figur 3 oder 4, stelle man zuerst die Figur zusammen, ohne Rücksicht auf die Augen, und vertausche dann die Steine untereinander, von oben beginnend, derart, daß in jeder Horizontalreihe 21 Augen liegen, was meist sehr leicht auszuführen ist. Dann suche man in jede der vier Doppelvertikalreihen 42 Augen zu bringen, wobei aber nur Steine derselben Horizontalreihe vertauscht werden dürfen, weil sonst in den letzteren die Summen nicht mehr stimmen würden. Hat eine Doppelvertikalreihe 42 Augen, so kann man durch Umstellen eines oder mehrerer Steine (z. B. anstatt der Stellung 1 bis 6 gibt man dem Steine die Stellung 6 bis 1) 21 Augen in jede Einzelreihe bringen.

Sind die wagerechten und senkrechten

Figur 1. Figur 2.



Domino Patience.

Figur 3. Figur 4. Figur 5. Figur 6.

Reihen in Ordnung, dann geht man zu den Diagonalreihen über, welche die schwierigsten Teil der Aufgabe bilden. Hier kann man manchmal durch paralleles Versetzen einer ganzen Horizontalreihe an eine andere Stelle zum Ziel gelangen, oder wieder durch Umwenden einzelner Steine. In diesem Falle werden die Vertikalreihen gestört und müssen durch Umwenden neutraler Steine, d. h. solcher, welche nicht zur Diagonale gehören, wieder geordnet werden. Meistens aber wird man einzelne Steine durch gleichsummige ersetzen müssen, z. B. 1 bis 6 durch 2 bis 4 oder 3 bis 3. Auch in diesem Falle müssen die gestörten Vertikalreihen wieder berichtigt werden. Gewöhnlich wird man alle drei Mittel nötig haben, um zum Ziele zu gelangen.

Für jede einzelne Figur sind verschiedene Lösungen möglich. Einzelne Muster bieten mehr Schwierigkeit als andere. Die Figuren 3 und 4 gehören zu den leichteren und wollen wir dieselben unseren Lesern hiermit als Aufgabe empfehlen. Die nächste Nummer wird die Auflösung bringen.

Eine Erinnerung an Kaiser Friedrich.

Vor ein paar Jahren waren im schönen Schwabenland die großen Manöver. Der Kaiser Friedrich war als Kronprinz da. Nun ist ein ganzer Haufe Buben auf einen Baum geklettert und hat sich in den Zweigen festgesetzt, als ob sie angewachsen wären und zum Baum gehörten. Da kommt der Kronprinz her und sieht sich den [illegible] Baum und die großen rotbackigen Äpfel an, die darauf hängen und ruft hinauf: „Soll ich ein-

Meine lieben Kameraden!

Erinnert Ihr Euch der Briefe, aus denen wir erfahren durften, daß auch Kamerädinnen, wie sie in liebenswürdiger Selbsterkenntnis zu sagen pflegten, „ihre Näschen in unser Leib- und Lieblingsblatt stecken und gar nicht wieder herausbekommen." Das zu erfahren, hat dem „G. K." viele Freude gemacht; doch sagte er sich im stillen: „Hm! — sehr hübsch, doch ist das, was in einer Knabenzeitung steht, nicht immer auch die richtige Lektüre für Mädchen; diese sind ohne Nähtisch und traute Häuslichkeit nicht zu denken, indes wir Jungens draußen in der Welt umherstürmen". Er hat weiter darüber nachgesonnen und eines Tages an einen Kreis von litterarischen Freunden die Frage gestellt: „Hört, wie ist's, wollt Ihr nicht auch für die deutschen Mädchen so eine Art „Guter Kamerad" ins Leben rufen?" Und da klatschten die Freunde lauten Beifall, sind herbeigekommen von nah und fern und haben

Das Kränzchen

begründet. Es sollen fürderhin nicht nur die deutschen Knaben, sondern auch die deutschen Mädchen ihr Leibblatt haben. An Euch vielliebe Kameraden aber ist es nun, ritterlich und galant zu sein. Sagt es ihnen, was sich da in aller Stille begeben hat und zeigt ihnen die beiliegende erste Nummer. Sie alle: Schwester, Kousine, Nichte, Tante sollen fortan allwöchentlich ins Kränzchen kommen! Sie werden dasselbe ebenso lieb gewinnen wie Ihr

Euren

Guten Kameraden.

---

mal schütteln?" Da riefen die Buben herunter: „Probieret Sie's, mir fallet nit abi, mer hänget fest!" — „Das ist recht," sagte der Kronprinz, „hängt nur auch so fest am Reich und fallet nicht ab, wenn's geschüttelt wird!" Da hatte einer von den Buben gemerkt, daß es der Kronprinz sei, hat seinen Hut geschwenkt und gerufen: „Der Kronprinz soll leben!" und die Buben alle auf dem Baum haben geschrieen: „Hurra, hoch, hoch, hoch!"

Logogriph.

Ich bin ein flüchtiger Augenblick;
Nimmst du mir Kopf und Fuß,
Künd' ich prophetisch, wie man sagt,
Hier Glück und dort Verdruß.

Reimrätsel.

Bau, Zeder, Geiz, Gnade, Schaden, Schlucker, Spahn, Stein, Wette, Schweiß. Es sollen zu den Worten Reime gebildet werden und zwar lauter geographische Namen (8 deutsche Flüsse, 1 deutsches Land, 1 Stadt), deren Anfangsbuchstaben, wenn man die richtige Reihenfolge dann herstellt, eine Stadt in der Provinz Sachsen ergeben.

Auflösung des Arithmogriph in Nr. 7.

Rehe — Here — Heer — Ehre.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 7.

56 und 28 Jahre.

Auflösung des Rätsels in Nr. 7.

Nachdruck.

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 7.

L i n d a u
E b r o
I s e r
P o s e n
Z a n d a m
I t z e h o e
G a n g e s
Leipzig.

Fragen und Antworten.

Karl Berg in **M.** Du willst wissen, wie die Gladiatoren ausgesehen haben. Wir entsprechen Deinem Wunsch, indem wir sogar ein Bild zum Abdruck gelangen lassen (S. nächste Seite). Unsere Kenntnis dieser phantastischen Rüstung ist namentlich auf das Gemälde an der Rüstungsmauer des Amphitheaters zu Pompeji zurückzuführen. Auch ein Wörtlein darüber „wie es bei diesen Kämpfen zuging" soll Dir der „G. K." sagen. Gut. Sie erschienen in der Arena, reichgeschmückt, und machten einen Paradezug um dieselbe, todesbereit mit gesenkten Waffen, und mit dem Zuruf den Cäsar in seiner Loge begrüßend: morituri te salutant. Das Schmettern der Tuben gab das Zeichen, und unter dem Lärm von Trompeten, Hörnern, Pfeifen und Flöten begann der Kampf. Gestachelt von Ehrgeiz, führten sie die Waffen in wilder Todesverachtung. Lautlos sanken sie zu Boden, wenn sie der Todesstreich getroffen hatte. Das Volk verlangte es so; der Gladiator sollte zu sterben wissen und nicht um Gnade flehen. Es stand in seiner Macht, sie zu gewähren, aber viel lieber gab er mit der Faust, den Daumen nach unten gekehrt, das Todeszeichen. Bald und nach füllte sich der Boden der Arena mit Leichen wie ein Schlachtfeld; von Zeit zu Zeit wurden die Leichen vom Boden umgekehrt, oder frischer Sand auf die Blutlachen gestreut. Während die Sieger ihre Palmenzweige schwenkten, wurden die Toten durch das „Thor der Todesgöttin" hinausgetragen. Schrecklich, nicht?

Antwort an M. Sch. in **Gotha.** Brehm sagt in seiner Beschreibung über das Kamel: „In älteren Reisebeschreibungen findet man die Angabe, daß die Reisenden in der Wüste im allerletzten Notfall in dem Magen ihres Kamels noch Wasservorräte finden könnten. Ich habe, obgleich ich von Haus aus an solchen Geschichten zweifelte, mit aller Absicht alte, in der Wüste ergraute Kamelführer befragt; kein einziger wußte von dieser Geschichte etwas, kein einziger hatte jemals solch eine ungeheure Lüge auch nur erzählen hören. Und später habe ich mich beim Schlachten der Kamele, welche noch am Tage vorher getränkt worden waren, selbst überzeugt, daß es ganz unmöglich ist, Wasser zu trinken, welches tagelang mit den im Magen aufgehäuften Nahrungsstoffen und dem Magensaft vermengt war. Das ganze Kamel hat einen widerwärtigen Geruch; solcher Magenbrei aber muß selbst bei einem Halbverdurteten unüberwindlichen Ekel erregen. Der Gestank eines frisch aufgebrochenen Kamelmagens ist geradezu unerträglich." Mit Gruß Dein Kamerad A. T. in Prag.

Fritz Schr. in **Reichenberg** bei **Reichelsheim.** Nicht alle Blumen behalten bei dem Pressen die Farben. Du mußt im nächsten Jahre die passendsten durch fleißiges Probieren eben heraussuchen. Die gelben halten sich im allgemeinen so gut wie die weißen. Von blauen sammle Delphinium consolida (Rittersporn); die rote Farbe hält sich bei Rosa (Hagebutte) Geranium und Calluna (Heidekraut). Die Hauptsache ist: zuerst schwach pressen und häufig umlegen.

Dicker Fettbauch aus Berlin! Hätte der „G. K." das Talent sich zu ärgern, über Deine Anfrage hätte er springgiftig werden müssen! Vielliebster Dicker, hast Du denn in der Schule noch nichts von Gleichungen gehört? Wozu wäre die Zeichnung gegeben worden, als daß Du mit dem Zirkel die einzelnen Distanzen vom Mittelpunkt jedes Bohrloches zum Mittelpunkt des nächsten genau abmessen und darnach die wirklichen Entfernungen auf Deinem Bühnenkasten berechnen sollst. Die Größe der Löcher muß der Stärke des Holzes entsprechen, das Dir zur Verfügung steht; der eine hat stärkere, der andere schwächere Bretter, um daraus die Streben zu schneiden. Darum werden nur die Entfernungen nach Mittelpunkten berechnet. So z. B. stehen auf unserem Plane die Bohrlöcher für die Kulissenhälter genau 9 mm voneinander ab. Das ergibt folgende Formel nach dem Kettensatz:

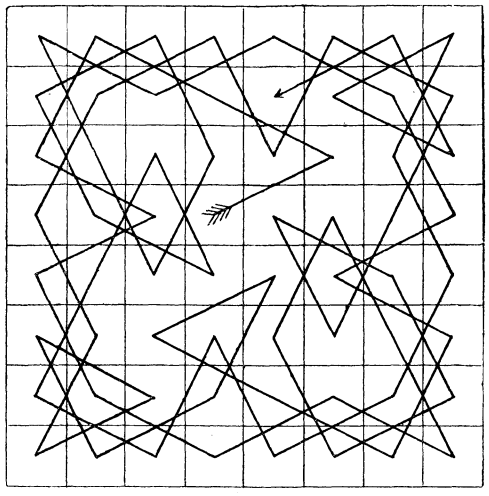
mm Entfernung der Bohrlöcher in Wirklichkeit.	X	9	mm Entfernung der Bohrlöcher auf dem Plan
mm Länge des Bühnenkastens auf dem Plane	55	900	mm wirkliche Länge des Bühnenkastens
	55	8100 = 147.	
		260	
		400	
		25	

Also ist die Frage X folgendermaßen beantwortet: Wenn die Entfernung auf dem Plane von Kulissenbohrloch zu Kulissenbohrloch 9 mm beträgt, so beträgt die Entfernung derselben auf dem wirklichen Bühnenkasten 147 mm oder 14,7 cm; weil sich 55 zu 900 verhält wie 9 zu 147. Also lieber Dicker, nimm Zirkel und Maßstab, Feder und Papier und — rechne. Dein Hauslehrer wird Dir schon behilflich sein, wenn Dir der Kettensatz noch nicht ganz geläufig sein sollte. Nichts für ungut, wenn wir auch Dich ein wenig echauffiert oder gar geärgert haben; dicken Leuten soll das übrigens ja ganz gut thun.

A. L. Quartaner in **O.** 1) Mit Ausnahme von Australien, Kapland, Natal, Oranje, St. Helena, Transvaal gehören sämtliche Länder zum Weltpostverein. 2) Das Postmarkensammeln kam bald nach dem Erscheinen der Marken auf, also ungefähr Anfang der fünfziger Jahre, zuerst in England und Deutschland. ad 3) Die Abbildung der Marke von Sachsen 3 Pf. rot soll gelegentlich gebracht werden. Gruß!

F. Y. in **B.** fragt: „Kann mir einer der Kameraden sagen, ob und wie man sich Tuschfarben und Pinsel selbst herstellen kann? Ferner, wie man Maulwürfe fängt?" —

Auflösung des Rösselsprungs in Nr. 6.



Wir müssen still und stiller sein!
O sag', mein Herz, nicht immer nein!
Und finde, finde, müder Gast,
Im tiefen Innern endlich Rast.
Wir müssen still und stiller sein!
Dann kehrt der rechte Engel ein,
Und legt und legt mit sanfter Hand
Auf alle Wunden den Verband.

Robert Fix. Hast Du den Begleittext der ersten Nummer (Tipp—topp, Tipp—topp!) denn nicht gelesen?

Ein Ratloser in Dortmund. Um das Wasser im Aquarium vor dem Hineinfallen des Staubes zu schützen, legt man zwei Glasplatten, die nur einen fingerbreiten Spalt zwischen sich offen lassen, oben auf das Aquarium. — An der grünen Algenschicht auf den Muscheln ist in erster Linie die Beschaffenheit des verwendeten Wassers schuld: Dasselbe wird nämlich zahlreiche mikroskopische Pflanzenkeime enthalten. Versuche es mal mit anderem Wasser! — Kennst Du übrigens die Reihe von Aufsätzen über das Süßwasseraquarium, welche der „G. K." im vorigen Jahrgang veröffentlichte? Hier findest Du das Nötige über die Instandhaltung des Aquariums eingehend erörtert.

E. Sch. Blankenese in Hamburg. Trockenplatten können, sobald dieselben entwickelt und ausfixiert sind, ruhig dem Tageslicht ausgesetzt werden; sie verderben nicht. In ewiger Treue? Nun, das soll uns freuen. Gruß!

Viktor Z. in Baja. Die Grüße sind ausgerichtet.

K. K. jun. Wien. Laut Entscheidung des Reichspostamtes in Berlin sind Postkarten, gleichviel ob gebraucht oder ungebraucht, als Drucksachen nicht zulässig. Briefmarken sind in Deutschland wie Oesterreich als Drucksachen gestattet, dagegen nicht im Weltpostverein. Nicht selten freilich passiert es, daß sie von den Postbeamten zurückgewiesen werden. In solchem Falle bleibt dem Betreffenden nichts anderes übrig, als bei der Oberpostdirektion Beschwerde einzureichen; es wird ihm dann das etwa zu viel erhobene Porto zurückerstattet werden. Weshalb Postkarten keine Drucksachen sein sollen, Briefmarken aber als solche angesehen werden, welche Gründe dafür maßgebend sind, das wissen wir nicht.

W. v. J. in Berlin. 1) Indianische Ratten kann wahrscheinlich H. Daimer, Berlin SW., Koch-Str. 56 beschaffen; jonstjedenfalls Anton Mulser, Reptilienhandlung in Bozen, Tirol. 2) Käfige bei C. B. Hähnel, Berlin SW., Linden-Str. 67 oder Ad. Stüdemann, Berlin C, Weinmeister-Str. 14. — 3) Das ist schwer zu sagen.

Anton Seibt in Krems. Lieber Freund, Deine zur Beurteilung eingesendete Briefmarke ist eine wertlose Nachbildung von Schleswig-Holstein 2 sh. 1850. Das Orginal ist sehr fein ausgeführt und hat Seidenfaden. Unter diesen Umständen wirst Du die Marke doch wohl nicht zurückhaben wollen oder doch?

Pumke. Ein Schiffchen willst Du machen? Sieh mal die Beschreibung des Heidelberger Schiffbaumeister II. Jahrgang, S. 284. — Ferner willst Du den Wert eines Kouverts von Peru kennen lernen. Die gewöhnlichen 2 und 5 Cts. Kouverts werden mit 25 Pfg. verkauft, die besseren von 1 M. — 10 M. per Stück.

M. Mondro in Pleß. Die gewünschten Membranen kannst Du Dir bei jedem Spengler schneiden lassen und zwar aus Weißblech; die Platte muß aber genau gerade sein; solltest Du die gewünschten Platten demnach nicht bekommen können, so wende Dich an Schäfer & Montanus in Frankfurt a. M., Elefantengasse.

Albert K. in N. So übelnehmerisch bist Du? Ei, das soll man nicht sein. Höre:

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Kleine Rücksichtslosigkeiten.

Freundchen, wir wollen weder zimperlich sein, noch es werden.

E. A. in G. Laubsegevorlagen besorgt jede Buchhandlung und jede größere Buchbinderei. *)

Franz D. in Kr. Dazu schütteln auch wir den Kopf und sagen mit Mephisto: Ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Thoren. Doch soll Dich unsere Zustimmung nicht übermütig machen, sei nachsichtig; schweige lieber; das menschliche Gehirn treibt mitunter eben gar wunderliche Blüten und das können wir beide nicht ändern.

E. M., Obertertianer. Sie wünschen Ihre Mineralien- und Briefmarkensammlung zu vergrößern. Nennen Sie Ihre Briefadresse; werden dann um Hilfe bitten. Es sind sicherlich einige großmütige Kameraden dazu bereit.

Quälgeist — ja ein solcher bist Du! Wenn wir Dir sagen sollen wie man bronziert, so mußt Du uns angeben ob Glas, ob Stein, ob Holz oder sonst ein Material diesem Prozeß unterworfen werden soll. — Villmar, Litteraturgeschichte. — Gruß!

Alfred L. in Amsterdam. Eine Anfrage oder ein Inserat in einem deutschen Fachblatt, deren es eine ganze Reihe gibt, würde sicherlich am besten zu dem erwünschten Resultate führen.

Hans Kemma. Diese Beschwerde mußt Du bei der genannten Lehrmittelanstalt anbringen. Wir können nichts dafür. Gruß aus Schwaben!

Werner Mehlhorn. Ja, jene Figuren aus Weinreben sind genaue Nachbildungen vorhandener Originale.

Ringold K. in N. Sie fragen: „Wie lange wächst der Mensch?" Gegenfrage: Nach dem Metermaß oder dem Zeitmaß? — Das vollendete Wachstum hat sich beim Jüngling gewöhnlich (keine Regel ohne Ausnahme) im 24. Jahre, bei der Jungfrau mit dem 20. Jahre vollzogen.

A. N. in Wien. Freundlichen Dank für diese interessante Leistung; wir haben für die Wiedergabe leider keinen Raum. Zu umfangreich. Gruß freundlich erwidert!

R. P. in A. Du wünschest Dir zu Weihnachten einen kompletten Schmetterlingsfangapparat. — Einen solchen, sehr praktisch und dauerhaft, hübsch von Ansehen hat die Verlagshandlung von Jul. Hoffmann in Stuttgart auf den Markt gebracht. Wir können Dir denselben sehr empfehlen. Lasse Dir von genannter Firma den Prospekt kommen.

W. W. in Görlitz, fragt: „Wer kann und will mir das beste und neueste Volapük-Wörterbuch nennen?"

Ein Wettender schreibt: „Liebe Kameraden! Ich muß binnen einer gewissen Zeit alle Wörter zusammenbringen, die auf „schaft" endigen, also: Gesellschaft, Leidenschaft, Brüderschaft, Schwesterschaft, Mitleidenschaft u. s. w. Wer mir helfen will, der schreibe mir solche auf *) unter der Adresse A. Z. hauptpostlagernd in Mannheim."

W. M. in Lüneburg. Hobble-Frank will ja gelegentlich noch erzählen, wie er zu seinem Goldklumpen gekommen. Vielleicht, daß Du bei dieser Gelegenheit jene Dir so lieb gewordenen Westmänner wieder siehst. Näheres wissen wir nicht; müssen das ihm überlassen. Seit er Villabesitzer wurde, ist er, abgesehen von seinen sonstigen Eigenheiten, auch noch etwas protzig geworden.

Fritz G. in Berlin. Auch Du schickst uns eine ellenlange schwedische Speisekarte. Wozu denn? Ist Dir's recht, werden wir sie mit nächster Levantepost Nardappelenbosch, dem ongelukkigen Mijnheer, mitteilen; das wird die richtige Adresse sein.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Ihre Laubsege kommt auch in mein Raritätenkästlein.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Stiefelschaft!

Kämpfende Gladiatoren in der Arena. (Text siehe unter Fragen und Antworten.)

Tauschmarkt.

Otto Beidt in Koblenz, Fruchtmarkt 2 a, bietet Schmetterlingssammlern mehrere „Apollo" zum Tausche.

P. Guiteau tauscht Münzen gegen Münzen. Grüße an alle Kameraden! Postlagernd Wiesbaden.

Ulrich von Hutten, postlagernd Mülhausen i. E., hat im Tausch viele Käfer, Schmetterlinge, Briefmarken, ein Buch der Natur von Schroeder und ein Zauberbuch, sowie einen photographischen Apparat abzugeben.

Josef Korn, Schüler der III. Gymnasialklasse in **Weißkirchen, Mähren,** ladet Kameraden, die in überseeischen Ländern wohnen, zum Briefmarkentausch ein.

Paul Chrobak, per Adresse: Lehrer Borowka, in **Oppeln, Kalkberg,** sucht einen photographischen Apparat oder ein Aquarium und bittet um Angebot.

Anton Larcher in Innsbruck, Viadukt 73, ist willens eine gut erhaltene „Zoologie" zu vertauschen und bittet um Angebot.

F. Steger in Hamburg, Grindelberg 79, hat gewettet bis 15. Januar 2000 außerdeutsche Briefmarken gesammelt zu haben. Bittet um Hilfe, Hilfe!

Arthur Wiedermann, Hermannshütte bei **Modlau** in **Schlesien,** gibt Trauermantel, Ordensbänder, Admirale 2c. gegen seltene Briefmarken oder wieder Schmetterlinge.

Möchte eine noch sehr gute Druckmaschine vertauschen. Am liebsten gegen ein Elektrophor oder sonstige elektrische und optische Sachen. C. Wolf in Hamburg Bundesstraße 16 II.

A. Luther, per Adresse: Th. Luther, Gymnase classique in Orel, kann nicht mehr tauschen; hat alle Dubletten abgegeben.

Clemens Rueff in Mülhausen i. E., Ziegelgasse 14, sucht einen elektrischen Apparat mit Glühlichtlampe oder eine elektrische Glocke zu erhalten.

Ich gebe Wappen und Siegel für Briefmarken. Auch wünschte ich mit einem Kameraden aus Luxemburg in Korrespondenz zu treten. Herzlich grüßend Gust. Dittrich III., in Prag, Waldsteinpalais 17.

Da ich seit einiger Zeit Briefmarken sammle, aber erst sehr wenige besitze, so bitte ich edeldenkende Kameraden um Zusendung einiger ihrer Dubletten. Ich kann dafür wieder mit Marken von Guatemala dienen. Kameradschaftlich grüßend Paul Dressner in Leipzig, Nürnbergerstraße 42 III.

Jeder Tauschlustige sende seine Adresse mit Retourmarke ehest an Victor Schatteles in Lugos (Ungarn). Nur mit Stempel vom „G. K." versehene finden Berücksichtigung.

W. von Rönne, Quartaner zu Großstrehlitz O. S., tauscht eine gut erhaltene Zeichenschule (großes Format) gegen 6 bis 8 ausgestopfte Vögel oder Tiere.

Hermann Granbacher in Heilbronn hat eine Laterna magica, noch wie neu, zu tauschen. Erbittet entsprechende Angebote. Elektrische Apparate erwünscht. Franko gegen franko.

Willy Hachfeld in Dessau, Askan. Straße 109 will eine Briefmarkensammlung anlegen und bittet edelmütige Kameraden um Unterstützung.

A. Niepelt in Breslau, Höfchenstraße 43, wünscht 30 verschiedene Sorten österreichische und ungarische Briefmarken, gegen Ganzsachen, Schweiz, Italien und Frankreich einzutauschen. Natürlich franko gegen franko.

R. Günther jun. in Wien I., Walfischgasse 1, hat reichlich Briefmarkendubletten und tauscht gegen seltene Ausländer.

Ein Verein der Aquarien- und Terrarienliebhaber

ist im September 1888 in Berlin begründet worden, welcher folgende Ziele verfolgt: Gegenseitige Belehrung durch Mitteilung von Erfahrungen, Förderung der Liebhaberei durch Austausch und Kauf von Tieren und Pflanzen, Verbreitung der Liebhaberei für Aquarien und Terrarien durch Einwirkung auf das große Publikum, Entgegentreten allen in weiten Kreisen herrschenden Vorurteilen und Aberglauben. Der Verein will dies durch folgende Mittel und Wege zu erreichen suchen: Vorzeigung und Besprechung interressanter Tiere und Pflanzen, besonders selbst gezogener; Vorträge zumal über eigene Erfahrungen; Beschaffung einschlägiger Bücher und Zeitschriften; Veranstaltung von Ausstellungen. Alle Freunde der Natur, der Tiere und Pflanzen in der Häuslichkeit — Herren und Damen — werden zum Beitritt eingeladen. Den nicht in Berlin wohnenden Mitgliedern sollen Mitteilungen über die Vereinsverhandlungen, Vorträge u. a. in geigneter Weise zugänglich gemacht werden.

In einem der verlorensten Plätzchen

des Kantons Solothurn wird der Handel mit einem seltenen Hornvieh von einem findigen Manne schwunghaft betrieben, nämlich der Schneckenhandel. Kleinlützel heißt das Dorf und liegt im Leimenthal, an der Grenze des Elsaß. Bei einem Bürger daselbst ist gegenwärtig eine Einfriedigung zu sehen, darinnen sich zur Zeit 18,000 Stück Schnecken herumtummeln. Später, wenn sie eingedeckelt sind, werden sie nach Paris verkauft mit schönem Gewinn. Wie vieles ist also zu verwerten, wenn man's nur anzufassen weiß!

Wem Arbeit Freude macht,
Dem wird sie auch gelingen;
Wer kleiner Leiden lacht,
Wird großen Lohn erringen.

Dr. Otto Dornblüth.

口卄

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Auf den Tisch klopfend und sich nach dem Wirte umdrehend rief er: „Heda, Hoteliering, ich will bezahleng. Was kostang dreißing Flaschong?"

Der Wirt kam langsam herbei. Er hatte Turnerstick nicht verstanden, verbeugte sich tief und fragte:

„What bid you, Sir — was befehlen Sie, Sir?"

„Bezahleng!"

„Ican not understand."

„Was? Sie könning mich nicht versteheng?" rief Turnerstick zornig. „Das ist mir unbegreifling! Ich drückünq mich doch deutling aus. Passeng Sie nur richting auf! Ich will bezahling!"

Der Wirt schüttelte verlegen den Kopf. Da sprang der Kapitän vom Stuhle auf und schrie erbost:

„Habing Sie keine Ohreng? Ich will bezahlang, bezahleng, bezahling, bezahlong und bezahlung!"

„– Turnerstick prallte zurück, als ob er einen Hieb in das Gesicht erhalten habe."

Der Wirt fuhr erschrocken zurück. Sein Gesicht verriet, daß er ratlos sei; darum belehrte ihn der Methusalem in halblautem Tone:

„He will to pay."

„Ja, to pay, to payeng will ich, payeng, verstandung?" rief Turnerstick. „Aber Li, lauter Li will ich geben."

Bei diesen Worten zeigte er auf die Geldschnuren, welche um seinen Hals hingen. Im Gesichte des Methusalem war der Ausdruck lustiger Spannung zu bemerken. Der Wirt verstand den Kapitän jetzt; er gab sich Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, und sagte sehr höflich:

„Thirty bottles, Sir? I beg, ten thousand Li!"

Turnerstick prallte zurück, als ob er einen Hieb in das Gesicht erhalten habe.

„Wa — a — a — a — as?" fragte er. „Zehntausend Li?"

„Jawohl, zehntausend Li!" bestätigte der Methusalem.

„Das ist doch nur ein dummer Witz!"

„O nein, Kapitän, es ist Ernst."

„Unmöglich! Bedenken Sie, zehntausend Li! Das ist ja unbegreiflich!"

„Es ist im Gegenteile leicht erklärlich. Zehntausend Li sind nach deutschem Gelde ungefähr sechzig Mark."

„Also die Flasche zwei Mark?"

„Ja."

„Die daheim fünfzehn Pfennige kostet!"

„Wir sind nicht daheim. Wir haben deutsches Bier getrunken, irre ich mich nicht, aus der Waldschlößchenbrauerei zu Dresden. Dieses Bier muß den Aequator zweimal passieren. Haben Sie denn noch nie so fern von der Heimat unser Bier gekostet?"

„Nein."

„Nun, dann ist es eben kein großes Wunder, daß Sie sich um die betreffenden Preise nicht bekümmert haben."

„Wußten Sie es denn?"

„Ja."

„Und da verlangen Sie vierundzwanzig Flaschen! Das sind achtundvierzig Mark, die in noch nicht fünf Minuten durch die Gurgel gelaufen sind! Ihr Hund allein hat acht Mark vertrunken; das sind zwei Thaler zwanzig Groschen. Welche Verschwendung, da Sie den Preis gekannt haben!"

Der gute Turnerstick war eigentlich ein sparsamer Mann, wenn auch kein Filz. Sechzig Mark, sage zehntausend Li für Bier, das war ihm doch zu viel; darüber hatte ihn der Zorn ergriffen. Der Methusalem berücksichtigte das, indem er in ruhigem Tone meinte:

„Meine Mittel erlauben mir das. Uebrigens war es ein Willkommentrunk, den ich nicht zu wiederholen beabsichtige, und ich konnte nicht wissen, daß Sie diese Zeche auf sich nehmen wollten. Jetzt denke ich, daß Sie die Absicht, zu bezahlen, aufgeben werden?"

Der Kapitän antwortete nicht. Er hatte behauptet, nicht zurücktreten zu wollen, aber die Summe war ihm doch zu hoch. Mijnheer van Aardappelenbosch war der Szene mit großem Interesse gefolgt. Seine Kenntnis der deutschen Sprache ermöglichte es ihm, jedes Wort zu verstehen. Um dem Kapitän, welcher vorher den großen Mund gehabt hatte und nun mit der Bezahlung zögerte, einen kleinen Hieb zu geben, sagte er zu dem Kellner, welcher ihn bedient hatte:

„Oppasser, ik zull mijn gelag betalen, maar in Li — Kellner, ich will meine Zeche bezahlen, aber in Li!"

„Drie duizend en vijf hondert Li," antwortete der Markeur.

„Zijn vijf Dollars, twintig Mark en tachtig feningen — sind fünf Dollars, zwanzig Mark und achtzig Pfennige."

Er griff in die Tasche, zog die fünf Dollars und noch ein Trinkgeld heraus und gab es ihm. Turnerstick hatte alles verstanden, da die holländischen Zahlwörter den deutschen und englischen ähnlich klingen.

„Fast einundzwanzig Mark!" sagte er. „Das nenne ich Preise!"

„Ik heb goed ontbeten en goed gedronken; ik heb mij goed vermaakt en will dus ook gaarne goed betalen — ich habe gut gefrühstückt und gut getrunken; ich habe mich gut amüsiert und will also auch gern gut bezahlen," antwortete der Dicke.

Turnerstick merkte den Stich. Er fühlte sich an der Ehre gepackt, zog seinen Beutel und sagte in spitzem Tone:

„Das will ich auch, obgleich ich gar nicht gegessen und nur einige Schlucke Lagerbier getrunken habe. Hier sind fünfzehn Dollars! Das macht sogar noch mehr als die Zeche. Der Ueberschuß mag Trinkgeld sein. Ein chinesischer Mandarin läßt sich nicht lumpen."

„Ganz recht!" lachte der Methusalem. „Wie lange haben wir uns noch als Ihre Gäste zu betrachten?"

„Bis zu diesem Augenblick; nun aber ist es aus."

„Also treten Sie doch zurück?"

„Ja. Ich habe keine Lust, in China bankerott zu werden. Ich wollte für Sie bezahlen, so lange wir uns in Hongkong befinden; aber wir bleiben bis morgen hier, und wer weiß, wie hoch da die Pension zu stehen kommt."

„Hier an der Wand ist es angeschlagen, pro Mann fünf Dollars ohne die Getränke."

„Das wären zwanzig Dollars, und wenn Sie so forttrinken, wie Sie angefangen haben und sich dabei sogar von dem Neufundländer unterstützen lassen, so müßte ich, Wein und anderes gar nicht gerechnet, nur für Bier dreihundert Mark bezahlen. Danke bestens! Unsereiner hat doch auch eine gute Gurgel, aber bei Euch läuft's ja wie durch Kellerlöcher. Eure Kehle ist das größte Leck, das es nur geben kann. Es zieht die ganze See ein und kann nie verstopft und kalfatert werden."

„Und anstatt am Lecke pumpen wir unmoralischerweise an den Manichäern herum!" stimmte der Blaurote lustig ein.

„So ist es; geht mich aber nichts an. Uebrigens werden Sie am wenigsten an derartigen Pumpen gestanden haben."

„Habens auch nicht nötig," bemerkte Gottfried von Bouillon. „Unsere finanzielle Konstitution hat kein Jebrechen aufzuweisen. In dieser Beziehung sind wir anderen stets über jewesen, wat ich mit aller Fourore hiermit konstatieren muß. Also Ihre Leib- und Lieblings-Fäste sind wir nun nicht mehr. Dat ist jut, denn nun können wir uns nach unserem individuellen Jelüste und müssen uns nicht mehr nach Ihrem Jeldbeutel richten. Wie steht es mit das Fäßchen, oller Methusalem. Von wejen dem Salamander ist es freilich nichts; aberst wir könnten zur Abwechslung doch mal versuchsweise einen Turnerstick reiben."

„Danke!" rief der Kapitän. „Ich mag nicht noch mehr gerieben werden. Ich habe auch ohnedies, wohin ich sehe, meinen grünen Aerger. Habe ich nicht das herrlichste Chinesisch gesprochen, ohne daß der Wirt mich verstehen wollte? Das war die strafwürdigste Auflehnung gegen meine Mandarinenwürde. Aber das Holländische des Mijnheer hat der Kellner gleich verstanden."

„Weil dieser Mann des Niederländischen mächtig ist, wie leicht zu hören war," erklärte Dornfeld. „Ich rate Ihnen, Ihren Spott schwinden zu lassen, aber — —"

„Aberst dat Fäßchen lassen wir nicht schwinden," fiel ihm Gottfried, um Turnerstick zu ärgern, in die Rede. „Dat muß anjeschwommen kommen!"

„Bier gibt es hier nur in Flaschen; von einem Faß kann also überhaupt nicht die Rede sein!"

„So soll ich wohl vor Durst zu meinen Ahnen hinüber schmachten? So pflanze mir eine einsame Ranke Hopfen auf mein frühes Jrab, und denk dabei, an dich sei alles Malz verloren!"

Während dieser Wortfechterei hatte der Mijnheer dem Wirte heimlich einige Worte gesagt. Jnfolgedessen brachten die Kellner dreißig Bierflaschen herbei, welche sie in Reih und Glied auf den Tisch pflanzten.

„Wat ist dat?" rief Gottfried elektrisiert. „So einen halben Zug Garde du Korps lasse ich mich jefallen! Welcher ingeniale Stratege hat diese Helden ins Vordertreffen jeschickt?"

„Jk ben deze veldheer," antwortete der Dicke. „Hier is het slagveld en de belegering, en wij zijn dappere krijgslieden. Jagen wij alzoo onze vyanden buiten veld — ich bin dieser Feldherr. Hier ist das Schlachtfeld und die Belagerung. Wir sind tapfere Kriegsleute. Jagen wir also unsere Feinde aus dem Felde!"

Sein fettes Gesicht strahlte in solcher Freundlichkeit, daß ihm seine Gastlichkeit unmöglich übel genommen werden konnte. Der Kapitän aber hatte ihm den vorhergehenden Stich noch nicht vergeben und sagte:

„Wie, Mijnheer, Sie wollen uns traktieren? Das ist doch nur unter guten Bekannten gestattet. Sie aber sind uns völlig fremd."

„Gerade weil ik Jhnen niet fremd bleiben will, habe ik Sie gebeten," antwortete der Dicke ohne allen Groll. „Jk möcht so gaarne Jhr vriend sein und mit Jhnen nach Kanton reizen, weil ik sonst niet wieder so goede Gezelschap finde. Werden Sie mij das erlauben?"

„Natürlich, natürlich, lieber Freund!" antwortete der Methusalem. „Ich trinke zwar nicht gern aus anderer Leute Beutel, aber in dieser Weise und unter solcher Voraussetzung angeboten, kann ich die Gastfreundschaft nicht zurückweisen. Wollen's heut mal gelten lassen; deutsches Bier kriegt man in diesem Lande der Zöpfe nicht allemal! Hier meine Hand; wollen gute Kameradschaft halten!"

Er schüttelte dem Holländer die Hand. Auch Gottfried ergriff dieselbe, drückte sie begeistert und rief:

„Hier auch die meinigen fünf Fingern; später drücke ich vielleicht sojar Jhr liebes Anjesicht an mein sanft wallendes Herz. Seien Sie einer von uns, und zwar der Dickste von allen! Jch bejrüße Sie als würdige Masche in unserem Strumpfe. Möge Jhr Wohlthun nie erlahmen und Jhre Einsicht nie versiechen. Empfangen Sie im Jeiste meinen Bruderkuß und überdies die heilige Versicherung, daß Sie sowohl in Beziehung auf ihr Jemüt wie auch in Betracht Jhres körperlichen Volumens herrlich jeeignet sind dat jroße Leck zu verstopfen, von welchem unser ruhmesreicher Heimdall Turnerstick vorhin jesprochen hat! Und nun Jläser her, denn dat Jefecht soll bejinnen!"

„Neen, neen," wehrte der Dicke ab. „Niet kleine Gläser! Jk will ook mal aus deze grooten Stamper trinken. Jk will zeigen, daß ik niet bloß essen, sondern ook trinken kann!"

Dieser Vorschlag wurde gern angenommen. Das Stammglas ging, immer wieder gefüllt, von einem zum anderen; nur Richard wurde verschont, und der Neufundländer durfte fasten. Mijnheer van Aardappelenbosch trank gerade so wie die anderen das Glas bis auf die Nagelprobe aus. Er gab in den wunderlichsten Worten seiner Freude Ausdruck, eine so gute „Reizegezelschap" gefunden zu haben.

„So wird aus dem Saulus ein Paulus!" lachte Gottfried vergnügt. „Erst nannten Sie sich unsern Feind und nun haben Sie uns Jhr janzes Herz zum Präsent jebracht. Wat hat Sie denn mit solche Alljewalt in unseren schönen Kreis jetrieben?"

„Daß Sie so wacker Bier trinken, das hat Jhnen mijne Vriendschap zugewandt, denn ik sage mij, daß Sie ook genau so goed essen können."

„So viel Vleeschernes wie Sie? Hm!"

„Und sodann heb ik mij gesagt, daß Mijnheer Methusalem mij vielleicht gezond machen kann."

„Wollen sehen!" nickte der Blaurote. „Dazu aber muß ich Sie erst näher kennen lernen; ich muß Sie beobachten, um den eigentlichen Sitz der Krankheit zu entdecken. Erst dann kann ich sie anfassen und vertreiben."

„Grad soo wie Mijnheer Gottfried den Lindeboomworm," nickte der Dicke.

„Wen? Was? Einen Lindwurm? Gottfried, Gottfried, du scheinst dich in meiner Abwesenheit der Zügel zu entledigen! Jch muß sie straffer anziehen! Also in China wollen Sie bleiben, Mijnheer van Aardappelenbosch? Sich völlig da niederlassen!"

„Ja, das will ik, namelyk mijne Gezondheit wegen. Jk will eene Plantage kaufen, und finde ik niets, so lege ik eene an."

„Aber wo?"

„Das weiß ich nook niet; ich suche derhalve überall."

„Sprechen und verstehen Sie denn Chinesisch?"

„Weniger als niets."

„So ist es sehr gewagt von Jhnen, sich in das Jnnere des Landes zu begeben."

„O, ik heb keene Furcht. Jk nehme eenen Dolmetscher mit. Onze Konsul geft mij eenen goeden. Jk brauche niet Sorgen zu hebben. Vor wen soll ik Angst hebben? Mijn Geld heb ik niet bei mij, und auf dem Rug *) trag ik twe Geweeren; Kruit **) und Kogels heb ik ook genug. Nun werd ik mij noch een Zwaard *) kaufen; das sind Wapens genug, um alle Vyanden in die Flucht zu schlagen."

„Wissen Sie bereits, wohin Sie von Kanton aus gehen wollen?"

„Neen, ik word den Konsul fragen."

„Mir scheint, Jhr Arzt hat Sie ins Blaue hineindirigiert. Hat er ein Jnteresse an Jhrer Entfernung gehabt?"

„Wohl niet, offschoon zijn Schoonvader †) mij die Plantage abgekauft heeft."

„Da haben wir es! Sie sind ein lieber, vertrauensvoller Herr. Haben Sie Familie?"

„Jk heb keine Vrouw und keine Kinderen. Aber mijn Grootvader lebt noch in Nederland. Er wohnt bei mijne Zuster ††) und hat eene sehr goede Unterkunft."

„Wollen Sie denn nicht lieber zu diesen Verwandten in die Heimat gehen?"

„Neen. Nederland ist für mijne Gezondheit niet passend. Jk heb mijn Vaderland lieb, aber es ist dort niet benaauwd †††) genug. Jk kann da niet essen und niet trinken. Mijn geheele Ligchaam *†) wird krank vom Hoofd *††) bis zu den

*) Rücken.
**) Krautpulver.
***) Schwert.
†) Schwiegervater.
††) Schwester.
†††) Warm.
*†) Ganzer Körper.
*††) Kopf.

Voeten*) herab. Was nützt mij het Vleesch, wenn ik es niet essen kann, und de Genever, wenn ik ihn niet trinken darf? Ik werde dünn und immer dünner bis endlich wie eene Breinaald**) und de Armen und Beenen wie een Draad***) so schwach. Ik sehe mijn Tod vorher vor de Oogen. Neen, ik wäre een ongelukkige Nijlpaard, wenn ik nach Nederland gehen wollte. Ik beib hier, weil ik niet sterben will."

„Haben Sie denn alles, was Sie hier zum Reisen brauchen?"

„Ik heb mijn Paspoort†) und überall Krediet. Ik brauche niet mehr."

„Nun, wir sind nicht besser ausgerüstet als Sie und wollen es miteinander versuchen. Da wir nun heut doch nicht abreisen können, so schlage ich vor,

„Ach so! Du willst den Herrn spielen? Habe nichts dagegen, versuche es auf Deine Weise; dann reise ich mit einem anderen Wichsier. Kündigung haben wir nicht, also kannst Du Dich als Regenwurmjäger hier vermieten. Den Vorschuß, welchen Du hast, will ich Dir schenken."

„Wat? Abjegangen soll ich werden? Dat fehlte mich jerade noch, daß ich hier im fremden Lande der Chinesigen als kindlicher Waisenknabe sitzen jelassen werden sollte. Da will ich mir doch lieber mit die jewohnte Bejeisterung über die

„— So wanderten sie langsam und gravitätisch nach dem Quai, um zu der Dschunke zu gelangen. —"

uns Hongkong anzusehen. Bei dieser Gelegenheit werde ich Ihnen die Dschunke zeigen, und Sie mögen dann bestimmen, ob wir ihr uns anvertrauen wollen. Gottfried, stopfe die Pfeife und fülle neues Wasser in den Ballon!"

„Dat könnte eijentlich der Kellner oder der Hausknecht machen. Hier bin ich anjenehmer und anjesehener Voyageur, mit dessen männlicher Würde sich dat Reinigen der ollen Pipe nicht vertragen dürfte."

jute Wasserpipe hermachen! Ich und meine Fagottoboe janz alleine hinter die chinesische Mauer! Davor soll mir dat alljütige Fatum ewig behüten. Ich verbleibe Ihr treuer Jottfried nebst Bouillon in tiefster Erjebenheit nach wie vor!"

Er öffnete eine der noch übrigen vollen Flaschen, trank sie aus und trollte sich dann mit der Pfeife aus dem Zimmer. Kurze Zeit später machte sich die Gesellschaft auf den Weg.

Es war wie immer: Voran der Hund, dann der Herr, die Spitze des Schlauches im Munde, und hinter ihm Gottfried von Bouillon mit Pfeife und Oboe. Ihnen folgte Richard im schmucken Wichs, und nach diesem schritten Turnerstick und Mijnheer van Aardappelenbosch nebeneinander her.

Der Kapitän hatte seinen kleinen, gegen den Holländer gehegten Groll aufgegeben. Der letztere war überhaupt ein Mann, dem man höchstens nur auf Minuten zürnen konnte.

Eigentlich braucht es gar nicht wieder erwähnt zu werden, daß ihr Erscheinen das größte Aufsehen erregte Besonders spaßhaft nahm sich der Mijnheer neben dem Talmi-Mandarin aus. Er hatte sich nicht entschließen können, seine Gewehre und den Tornister im Hotel zu lassen; er trug die drei Gegenstände in der schon beschriebenen Weise auf dem Rücken und hatte darüber seinen Riesenschirm gespannt.

So wanderten sie langsam und gravitätisch nach dem Quai, um zu der Dschunke zu gelangen. Sie entfernten sich dabei aus der Gegend, in welcher die europäischen Schiffe vor Anker lagen.

Die chinesischen Fahrzeuge sind ganz geeignet, das Auge des Europäers, welcher noch keins derselben erblickt hat, auf sich zu ziehen.

Die großen Handelsschiffe sind ungeschlachte Schiffe von bedeutender Größe, deren Vorder- und Hinterdeck bedeutend höher ist als der Mittelbord, was ihnen ein seltsames Aussehen gibt. Sie ragen mit nilpferdartiger Unbeholfenheit aus dem Wasser.

*) Füßen.
**) Stricknadel.
***) Zwirn.
†) Paß.

Ihr Stern ist sehr breit, gleich demjenigen eines altholländischen Linienschiffes, bunt bemalt und zuweilen vergoldet, und das Deck ist mit einem ungeheuren Strohdache, welches das Fahrzeug noch viel schwerfälliger erscheinen läßt, versehen.

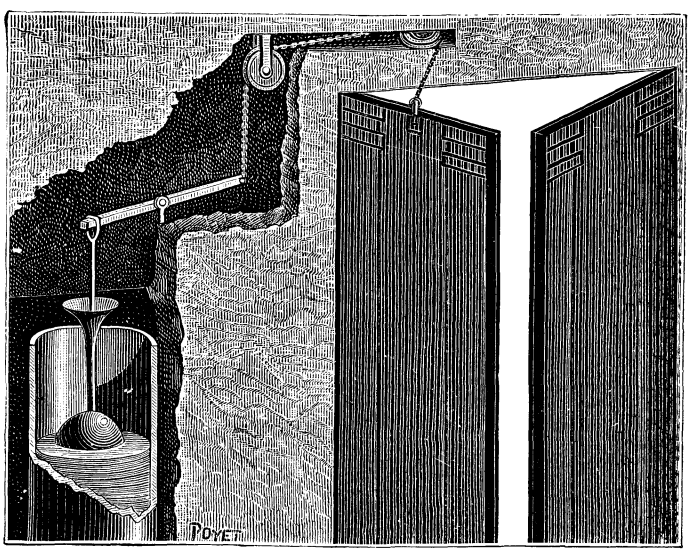
Die Masten, welche ungemein dick sind, aus einem einzigen Stücke bestehen und ine Stengen haben, tragen an der Spitze eine Rolle, durch welche ein schweres, starkes Tau läuft, mit dessen Hilfe das gewichtige Mattensegel aufgehißt wird.

Das Vorderteil ist meist rot bemalt. Rechts und links vom Steven erblickt man je ein Auge, oft vier bis fünf Fuß im Durchmesser haltend und in möglichst grellen Farben gemalt. Von diesen beiden Augen, welche einen eigenartig glotzenden Ausdruck zeigen, haben die Dschunken den allgemein gebräuchlichen Namen „Lungyen" d. i. Drachenaugen erhalten. Sie sollen dem Schiffe jenen drohenden Ausdruck verleihen, durch welchen böse Geister und andere unirdische Ungetüme, welche sich zu gewissen Zeiten zur Erde und besonders in das Wasser niederlassen, vertrieben werden sollen. Das Wort Dschunke bedeutet Schiff und lautet im Hochchinesischen „dschuen", in der Mundart von Kanton aber „dschonk."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wissenschaft im Altertum.

Im Altertum war man in der Mechanik und in der Physik weiter vorgeschritten, als man seither angenommen, und die hauptsächlich im Besitz dieser Wissenschaften waren, benutzten dieselben vorzugsweise zur Befestigung und Aufrechthaltung ihres Ansehens der Menge gegenüber. So besaß man in den Tempeln einen Raum, der nur von Befugten betreten werden konnte und durfte. Dieser Raum, bei den Griechen Adyton, d. h. das Unzugängliche, genannt, war eine Art Laboratorium, welches die Apparate enthielt, deren man sich zu geheimnisvollen Künsten bediente. Dieser Raum stand oft durch geheime Gänge mit den übrigen Teilen des Tempels im Zusammenhang, so daß man sich jederzeit an einen beliebigen Teil desselben begeben konnte, ohne bemerkt zu werden. Es ward dadurch möglich, von überall her Stimmen ertönen zu lassen, die von der Menge natürlich mit großem Staunen aufgenommen wurden. Wir geben heute die Abbildung einer an der Thür eines Tempels angebrachten Vorrichtung, die darin bestand, daß ein trompetenartiger Ton sich vernehmen ließ, sobald die Thür geöffnet wurde. Der Ton wurde durch gepreßte Luft hervorgebracht, die sich in einem im Mauerwerk versteckten eisernen, schwimmenden Ballon befand und ausströmte, sobald die Hebelvorrichtung, die mit dem Oeffnen der Thür in Funktion trat, den Verschluß öffnete.



Die Wissenschaft im Altertum. Musikalische Thüren.

Ein Besuch bei Goethe.

Die Fenster eines Hauses am Frauenplan in Weimar waren festlich erleuchtet. Die meisten der Vorübergehenden blieben stehen und schauten nach dem hellen Licht empor, das weit in die Straße hinausglänzte und die alte Oellaterne beschämte, die an einer eisernen Kette quer über den Weg hing.

„Bei der Exzellenz ist Gesellschaft geladen," meinte einer der vorübergehenden Weimaraner zum andern, „wer doch auch einmal in so unmittelbarer Nähe Goethes sein könnte. Ich stelle mir das herrlich vor."

Dabei that er einen Zug aus seiner langen Pfeife und blickte nachdenklich zu dem Hause empor.

„Ich weiß nicht," begann nach einer Pause der andere, „ob ich mich in der Gesellschaft da oben besonders wohl fühlen könnte. Wenn mir Herr Goethe auf der Straße begegnet, so fühle ich mich beklommen, als ob der Großherzog auf mich zukäme. Der Herr Minister hat so etwas Hoheitsvolles in seinem Wesen, wie ich es noch bei keinem andern Menschen gesehen habe. Wenn ich ein Verbrecher wäre und er mein Untersuchungsrichter, ich glaube, ich müßte alles gleich bekennen, sobald er mich nur mit seinen großen Augen ansähe."

Der andere nickte zustimmend mit dem Kopf, nahm einen neuen Zug aus der Pfeife und schritt dann mit seinem Genossen dem Wirtshause zu, um den Mitgliedern des Stammtisches nicht gar zu lange die Kunde vorzuenthalten, daß bei Goethe Gesellschaft sei. Sie wußten, daß selbst das Kleinste über das Haus am Frauenplan von allgemeinem Interesse war.

Unter den zu heute abend Geladenen befand sich auch der Professor der Tonkunst Karl Friedrich Zelter. Ihm und seinem kleinen Schüler zu Ehren war hauptsächlich die Gesellschaft geladen worden.

Der junge Begleiter Zelters war niemand anders als Felix Mendelssohn, der jetzt, es war im Jahre 1821, sein zwölftes Lebensjahr erreicht hatte. Er sollte vor Goethe spielen, dem Gefeiertsten seines Jahrhunderts. Es war natürlich, daß der Knabe sich etwas befangen zeigte, zumal sein Lehrer Zelter sich nicht viel um ihn kümmerte, sondern sich mit Frau von Goethe unterhielt.

Goethe selbst erschien bei allen Gesellschaften erst, wenn die Geladenen vollzählig versammelt waren.

Bald schwand aber die Blödigkeit des jungen Künstlers und sein lebhaftes Naturell ließ ihn schnell mit den jüngeren Damen Bekanntschaft schließen. Diese beschäftigten sich gern mit dem interessanten Knaben, dessen ausdrucksvolles, kluges Gesicht von langen dunklen Locken eingerahmt würde, so

daß er eher einem schönen Mädchen ähnelte. Bald waren sie so vertraut mit ihm, als kennten sie sich schon seit vielen Jahren und das Lachen und Scherzen nahm kein Ende.

Plötzlich verstummte wie mit einem Schlag das Plaudern und Lachen. Aller Augen wandten sich nach der Thüre, die nach dem Arbeitszimmer des Dichters führte, denn in demselben Augenblick trat Goethe ein.

Der ernste, gemessene Gang, die stolze Haltung, der das Alter nichts anzuhaben vermochte, das volle, weiße Haar, die sonore Stimme, alles vereinigte sich zu einem solchen Ausdrucke von Hoheit, daß der „Guten Abend", den er beim Eintreten der Versammlung bot, nur mit einer stummen, ehrfurchtsvollen Verbeugung erwidert wurde.

Der Altmeister ging auf Zelter zu, seinen langjährigen, treuen Freund, und schüttelte ihm beide Hände. Dann winkte er den kleinen Felix zu sich heran, der mit blitzenden Augen den Dichterfürsten betrachtete. Er hatte ihn zwar schon am Nachmittag begrüßt, allein die hoheitsvolle Gestalt zwang ihn von neuem zu bewunderndem Staunen.

Goethe nahm den Kopf des schüchtern herantretenden Knaben zwischen seine Hände, beugte sich zu ihm herab und sagte in freundlichem Ton:

„Jetzt sollst du mir auch etwas vorspielen."

Felix nickte stumm. Der sonst so lebhafte, ja oft ausgelassen lustige Knabe war so von der Hoheit der Erscheinung des Dichters erfüllt, daß ihm fast der Atem verging.

In herzlicher, ungezwungener Weise begrüßte Goethe die andern Mitglieder der Gesellschaft und bald war eine rege Unterhaltung im Gange. Inzwischen wurde der Flügel geöffnet, die Lichter angezündet und der Hausherr wandte sich nun mit einer Ansprache an seine Gäste.

„Mein Freund Zelter hat mir einen kleinen Schüler mitgebracht," begann er, „der uns Proben seines musikalischen Talentes geben will. Von der Lebhaftigkeit seines Naturells werden Sie sich schon selbst überzeugt haben." Dabei deutete er lächelnd auf Felix, der sich mit den jungen Damen herumneckte, „und wenn nach der Lehre von den Temperamenten jeder Mensch alle vier in sich trägt, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen, so kann man wohl annehmen, daß dieser Knabe vom Phlegma das denkbar mögliche Minimum besitzt."

Zelter winkte nun seinen Schüler zu sich heran und forderte ihn auf, sich an den Flügel zu setzen.

„Was soll ich spielen?" fragte Felix.

„Nun, was du kannst," antwortete sein Lehrer, „was dir eben nicht zu schwer ist."

Zelter wußte sehr wohl, daß sein zwölfjähriger Schüler vor keiner Aufgabe zurückzuschrecken brauchte, hatte er doch schon vor zwei Jahren ein Konzert von Hummel zu dessen größtem Erstaunen vom Blatt gespielt; allein er ging von dem sehr richtigen Standpunkte aus, daß gerade ein solch bedeutendes Talent nicht durch allzu verschwenderische Lobsprüche von der richtigen Bahn abgelenkt werden dürfe.

„Geben Sie mir ein Thema, Herr Professor," wandte sich Felix nach kurzem Nachdenken an seinen Lehrer, „dann will ich darüber phantasieren."

Zelter setzte sich ans Klavier und spielte ein damals beliebtes, sehr einfaches Lied: „Ich träumte einst von Hannchen."

„Da hast du ein Thema," antwortete er, indem er aufstand, um seinem Schüler Platz zu machen, „nun zeige uns, was du kannst."

Felix spielte die Melodie nach, ganz in der einfachen Weise, wie sie ihm Zelter vorgetragen. Doch kaum war sie zu Ende, da begann er mit einem wilden Allegro, in das, wie fernes Donnergerolle, die im Baß gespielte Weise hineinklang. Dann sprang die Melodie plötzlich wieder in die Oberstimme hinüber, um auf einmal ganz zu verschwinden und einem brausenden Gewirr von Tönen Platz zu machen. Doch wie aus weiter Ferne tönte die Weise wieder hervor, es war, als müßte sie einen Kampf bestehen gegen die auf sie einstürmenden Tonmassen, bis sie schließlich in vollen Akkorden den Sieg davontrug.

Eine tiefe Stille herrschte, als Mendelssohn die Hände von der Klaviatur nahm. Niemand wagte zu sprechen, denn alle waren zu ergriffen von der Gewalt des Genius, der aus dem Spiele des Knaben zu ihnen gesprochen. Selbst Goethe verharrte in unbeweglicher Ruhe, und die Stimmung war so feierlich, daß Zelter fürchtete, die Lobsprüche, die seinem Schüler gespendet werden würden, könnten zu überschwenglich ausfallen, wenn er nicht die Stimmung in andere Bahnen lenke.

„Na, du hast wohl von Kobolden und Drachen geträumt?" begann er in seiner derben humoristischen Weise, „das ging ja über Stock und Stein."

Damit war der Bann gebrochen, der alle umfaßt hatte und die Gesellschaft wußte nun nicht genug von dem Gehörten zu schwärmen. Goethe ging auf den Knaben zu, streichelte ihm die Wangen und sagte zu dem vor Freude erglühenden jungen Musiker:

„Aber damit kommst du bei uns nicht durch, du mußt noch mehr spielen, wenn wir dich ganz anerkennen sollen."

Zelter, dem es peinlich war, daß sein Schüler derart gefeiert wurde, rückte unruhig auf seinem Platze hin und her; doch nahm niemand weiter davon Notiz, so daß er sich wohl oder übel in das Unvermeidliche schicken mußte.

„Ich will dir etwas sehr Schweres geben," begann Goethe von neuem, „von meinem Lieblingskomponisten."

Er nahm ein Notenheft, das auf einem kleinen Pulte neben dem Klavier lag und überreichte es dem Knaben.

„Bach'sche Fugen!" rief Felix aus, indem er begeistert in die Hände klatschte.

„Getraust du dich, die eine oder andere vom Blatt zu spielen, oder läßt dich deine Kunst hier im Stich?" fragte Goethe in neckendem Tone.

Statt aller Antwort rückte sich der junge Musiker seinen Stuhl zurecht und begann die gerade aufgeschlagene Fuge zu spielen.

Goethe hatte sich an das Klavier gelehnt und schaute dem jungen Virtuosen aufmerksam zu, wie seine kleinen Hände in den Tonmassen herumwühlten und er mit spielender Leichtigkeit die schwierigsten Stellen überwand, ohne auch nur ein einziges Mal zu stocken. Als er geendet, da vermochten sich die Zuhörer nicht länger mehr zu halten und lauter Beifall lohnte den Künstler.

„Erfreue uns auch mit etwas Heiterem," bat Goethe, als wieder Ruhe eingetreten war. „Kannst du ein Menuett spielen?"

In den Augen des Knaben blitzte es freudig auf, als er fragte:

„Soll ich Ihnen das schönste Menuett vorspielen, das es auf der ganzen Welt gibt?"

„Welches wäre denn das?" lautete die Gegenfrage.

Felix begann zu spielen und in leisen, graziösen Tönen klang Mozarts Menuett aus der Oper „Don Juan" durch das Zimmer. Er wußte so viel Feinheiten in das einfache Tonstück zu legen, daß Goethes

große Augen vor Freude glänzten und er sich nicht enthalten konnte, nach Schluß des Stücks dem jungen Musiker einen herzhaften Kuß zu geben.

Zelter wagte zwar nicht offen gegen die Auszeichnungen, die seinem Zögling zuteil wurden, zu protestieren, doch er brummte allerlei unverständliche Worte vor sich hin, die erkennen ließen, daß er durchaus nicht mit der „Verhätschelung" des Knaben, wie er sich ausdrückte, einverstanden sei. Goethe nahm auf die Mahnungen seines alten Freundes Rücksicht und sagte wieder in dem neckenden Ton, in dem er anfänglich zu dem Knaben gesprochen:

„Bis jetzt hast du uns nur Stücke vorgespielt, die du kanntest, nun wollen wir einmal sehen, ob du auch bei etwas anderem in Ehren bestehst. Ich werde dich auf die Probe stellen."

Er trat in sein Arbeitszimmer und kaum war er verschwunden, so drängten sich die Zuhörer um das Wunderkind, dem selbst der allgewaltige Olympier so viel Verehrung zollte. Der arme Zelter hatte genug zu wehren und zurückzuhalten, sie hätten sonst seinen kleinen Schüler vor Liebe und Bewunderung fast zerdrückt. Zum Glück trat Goethe schon nach wenig Augenblicken wieder ein, ein paar beschriebene Notenblätter in der Hand haltend.

„Da habe ich einiges aus meiner Manuskriptensammlung geholt. Nun fängt die Prüfung an. Glaubst du das hier spielen zu können? Es ist von Mozart, den ich auch einst in seinen Knabenjahren habe spielen hören, sein Vortrag ist mir jetzt noch lebhaft in der Erinnerung, wenn schon ich damals selbst noch ein halbes Kind war."

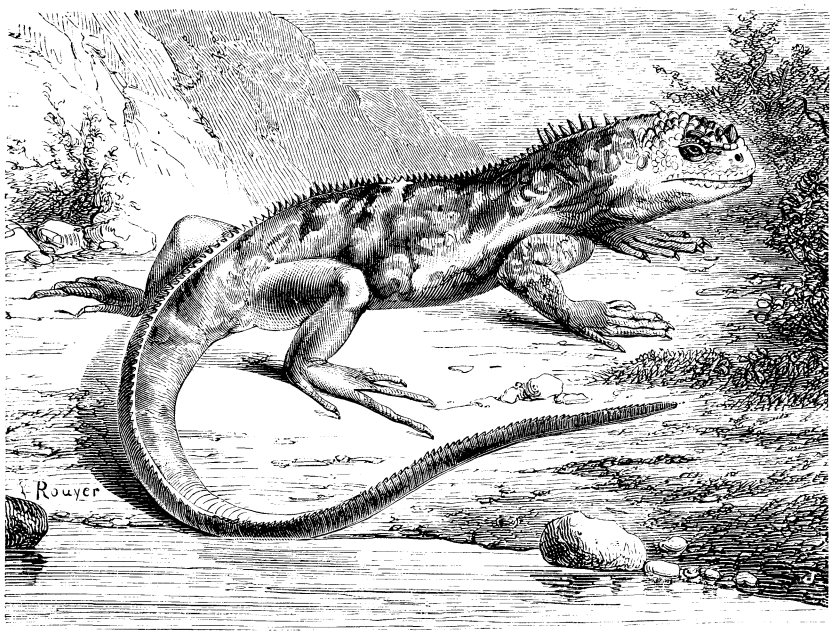
Kaum hatte Felix den Namen Mozart gehört, so überflog er mit einem bewundernden Blick die kleinen, klar geschriebenen Noten; hatte sie ja doch sein Lieblingskomponist selbst geschrieben. Er begann zu spielen und ohne ein einzigesmal fehl zu greifen oder zu stocken, führte er den Vortrag des Adagios mit solcher Feinheit zu Ende, daß es den Anschein gewann, als habe er schon seit Jahr und Tag an dem Tonstück studiert.

„Das ist noch gar nichts," rief Goethe neckend, als der Knabe zu Ende war. „Diese Noten sind so deutlich geschrieben, die kann auch ein anderer lesen. Jetzt aber will ich dir etwas geben, dabei kannst du dich zeigen. Nimm dich in acht."

Er legte das Blatt, das er noch in der Hand hielt vor dem Knaben auf das Pult und dieser hatte kaum einen Blick auf die wie mit Tinte bespritzten Notensysteme geworfen, als er auch schon lachend ausrief:

„Wie ist denn das geschrieben, wer soll denn das lesen?"

„Nun rate einmal, von wem das herrührt," fragte Goethe.



Die gekämmte Meerechse.

Zelter war näher getreten und schaute gleichfalls auf das Blatt.

„Das ist ja Beethovens Handschrift!" rief er begeistert aus, „das kann man auf eine Meile sehen; der schreibt immer wie mit einem Besenstiel und mit dem Aermel über die frischen Noten gewischt."

Der lächelnde Ausdruck war bei dem Namen Beethoven von Mendelssohns Antlitz gewichen und hatte einer heiligen Ehrfurcht Platz gemacht. In stummer Bewunderung betrachtete er das vor ihm liegende Blatt, das von dem unerreichbaren und gleichzeitig so schwer geprüften Beherrscher der Tonwelt herstammte. In dem Chaos von Klexen, Strichen und Punkten suchte Mendelssohn den Gang der Melodie zu verfolgen, doch Goethe, der ihn auf eine recht schwierige Probe stellen wollte, ließ ihm dazu keine Zeit.

Sagte ich es dir nicht," rief er, indem er dem Knaben auf die Schulter klopfte. „Hier mußt du deine ganze Kunst zusammennehmen. Jetzt versuche, was du kannst."

Ohne sich zu besinnen griff Felix in die Tasten und spielte die Komposition. Es war ein einfaches Lied, das er bei einer anderen Schreibweise sofort ohne Fehler hätte vortragen können, doch bei der eigentümlichen Schrift Beethovens mußten die meisten Noten mehr erraten, als gelesen werden. So kam es denn, daß er hin und wieder fehlgriff; doch mit einem schnellen: „Nein, so," zeigte er mit dem Finger die betreffende Note im Manuskript, die meistens ganz wo anders stand, als wo man sie unter gewöhnlichen Umständen gesucht haben würde.

„So, nun will ich's noch einmal spielen," rief er aus, nachdem das Stück beendet war. Ohne jeden Fehlgriff trug er nun die Komposition vor. Dann sprang er vom Klavier auf, schüttelte seine langen Locken aus dem Gesicht und rief:

„Nun darf man nichts mehr spielen; wenn Beethoven gesprochen hat, müssen die andern alle schweigen."

Goethe beugte sich zu dem Knaben herab und drückte einen innigen Kuß auf seine weiße Stirn. Es war ein erhebender Anblick, ihn, den Dichtergreis, dem die Welt die bedeutendsten litterarischen Denkmale verdankt, der das Höchste in seiner Kunst geleistet hatte, in so inniger Berührung mit dem Knaben zu sehen, der bestimmt war, in seiner Kunst gleichfalls Unvergängliches zu schaffen. Wie das Schicksal den Dichterheros fürsorglich in seine Arme genommen, um ihn möglichst weich zu betten, so ward auch Felix Mendelssohn-Bartholdy von der Sonne des Glücks beschienen und sein Leben floß dahin wie ein schöner, poetischer Traum.

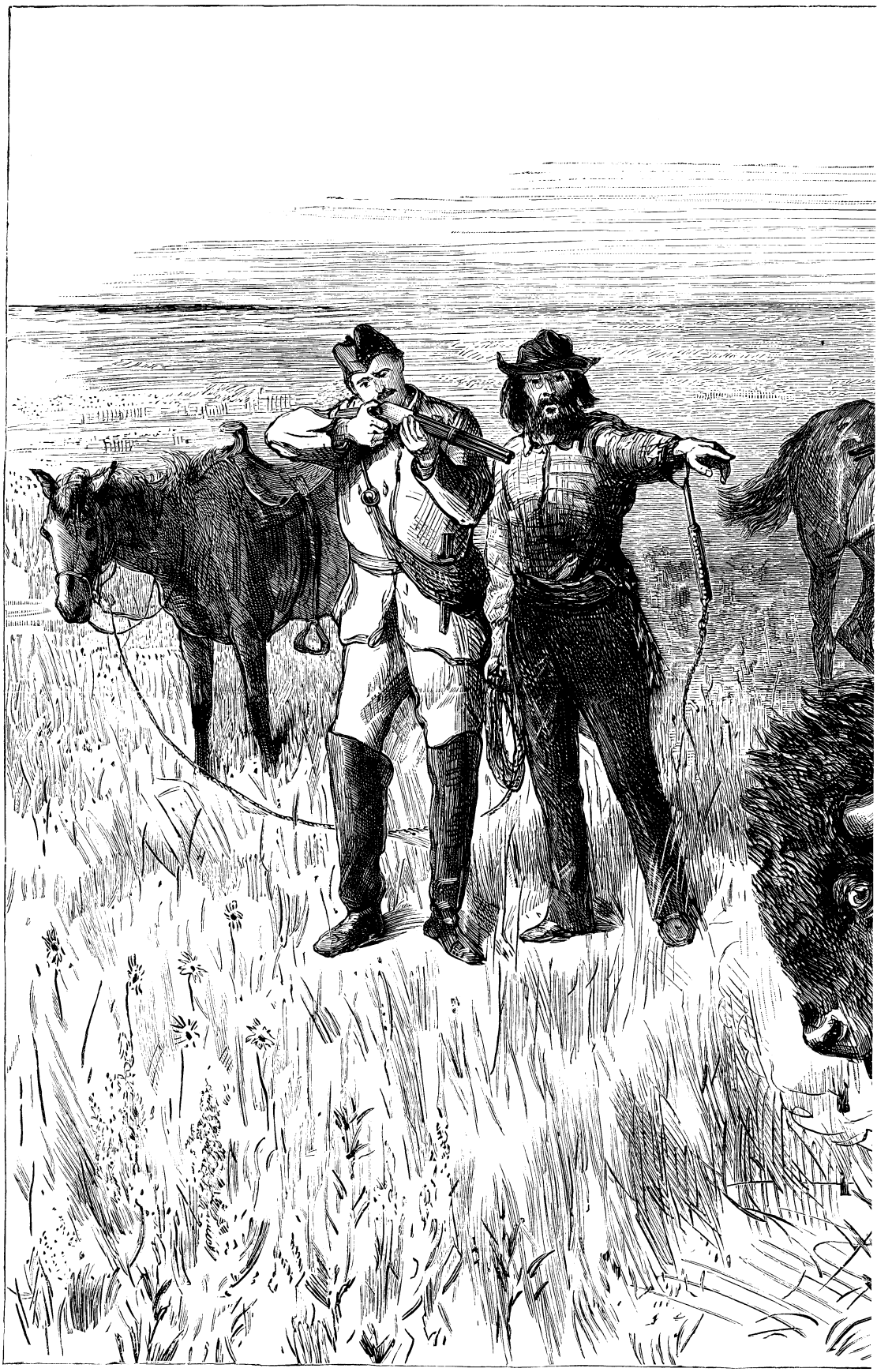
Die gekämmte Meerechse.

(Amblyrhynchus cristatus.)

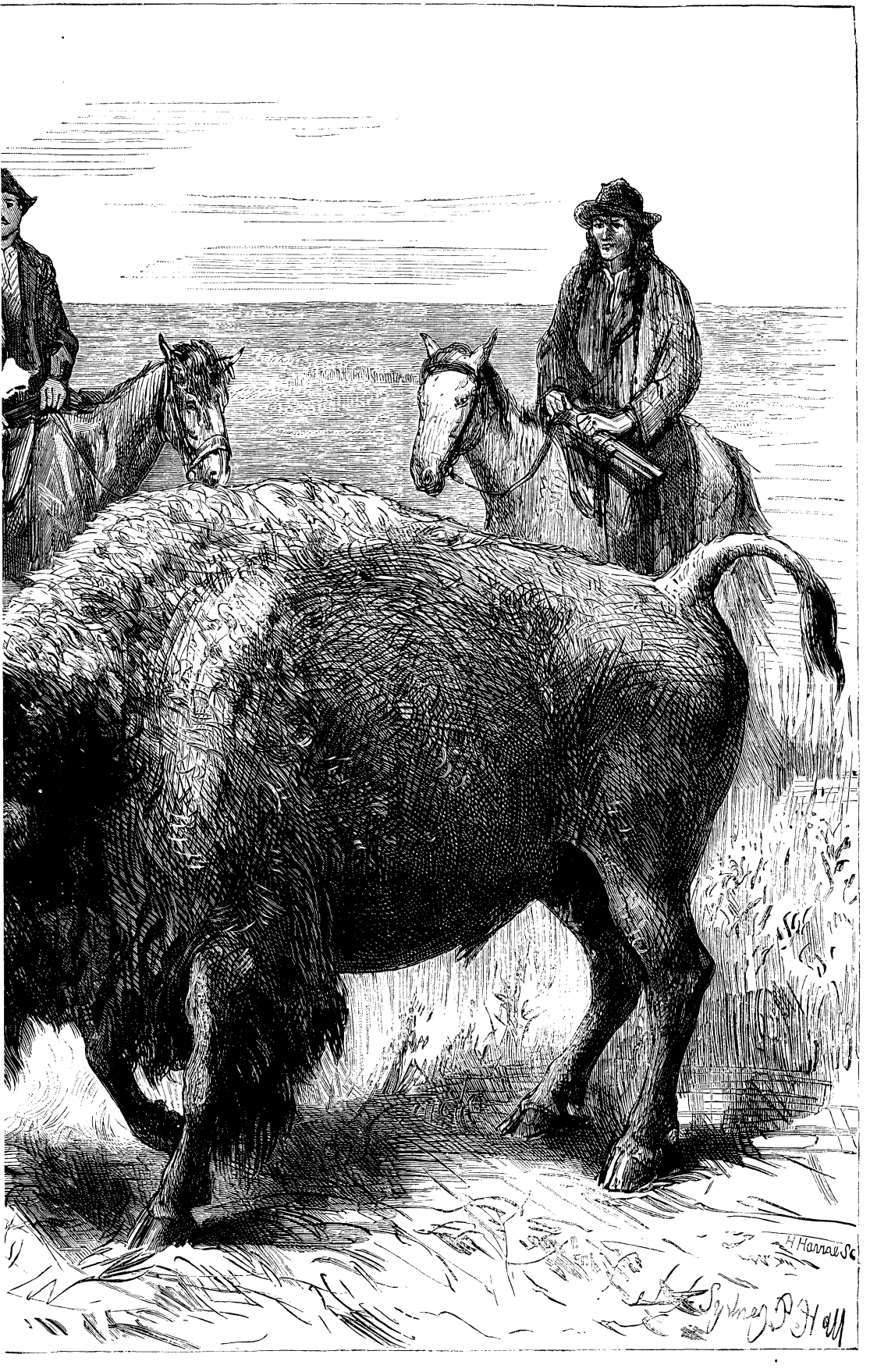
Es ist bekannt, wie ganz eigentümlich die Felsen- und Pflanzenwelt der Galapagosinseln in ihrer so auffallend düsteren Farbenmonotonie von der Pracht der nächstgelegenen Floren absticht. Und so ganz zu diesem eintönigen Charakter dieses Inselgebietes paßt dessen Tierwelt. An ganz erster Stelle, wenn man auf die den Galapagosinseln eigentümlichen Tiere zu sprechen kommt, muß man wohl die Höckerköpfe (Amblyrhynchina) kennen. Es sind merkwürdige Echsen, welche zwischen den Baumorganen und Erdorganen stehen; an die ersteren gemahnt ihr Aeußeres, letzteren stehen sie in ihrer Lebensweise nahe. Als besonders in die Augen fallende Merkmale wollen wir nur den stumpfschnauzigen Kopf, den höckerige Schuppen bedecken, die starken Kopfknochen, die gedrungenen Gliedmaßen, die vielen mehrspitzigen Zähne erwähnen.

Zu dieser Echsenfamilie gehört der Drusenkopf (Conolophus subcristatus) und die vorstehend abgebildete gekämmte Meerechse (Amblyrhynchus cristatus), von welcher letzteren wir hier einiges mitteilen wollen.

Betrachten wir einmal das Aeußere des Tieres, so erinnert uns der Rückenkamm, der besonders bei dem Männ-



— „Ich zielte fest, und mit dem Knall de



e bebte das mächtige Tier zusammen“ —

chen stark entwickelt ist, und die weit nach vorn gerückte seitliche Lage der Nasenlöcher an den bekannten Leguan, mit dem diese Echse auch durch den Besitz sogen. Schenkelporen und in der Form der Zähne übereinstimmt. Der Kopf erscheint kurz, breit, von der Stirn in raschem Bogen zur stumpfen Schnauze herabfallend; er ist mit großen vieleckigen Schildern bedeckt, deren kegelförmige und pyramidenartige Erhebungen besonders bei alten Männchen stark hervorragen. An den Zehen mit kräftigen Krallen bewaffnet, fallen uns die Schwimmhäute auf. Der Kamm beginnt am Hinterende des Kopfes und setzt sich ohne Unterbrechung bis an das Ende des Schwanzes fort; von der Gesamtlänge des Körpers, etwa 85 cm, kommen 53 cm auf den Schwanz. Der Mund zeigt sich reichlich bezahnt; man zählt 44—50 Zähne im Oberkiefer, 40—48 im Unterkiefer; die Zähne sind lang, dreizackig. Die Färbung ist ein schmutziges Rötlichbraun, von welchem Grunde unregelmäßige schwärzliche Flecken sich abheben; junge Tiere erscheinen heller gefärbt, im ganzen stimmt die Gesamtfärbung zu den Farbentönen der Umgebung.

Was uns aber an dieser Echse ganz besonders interessiert, ist ihre Lebensweise, die in zwei Richtungen von den anderen Echsen wesentlich abweicht. Sind wir doch gewohnt, Echsen

als dem Wasseraufenthalte abholde und von tierischer Nahrung lebende Tiere uns zu denken. Hier aber haben wir es mit pflanzenfressenden, echten Meerestieren zu thun. In Herden von 100—150 Exemplaren sieht man sie enge nebeneinander auf passenden Plätzen der wildzerrissenen Felsen lagern; wie man ihnen zu nahe kommt, stürzen sie sich ins Meer und schwimmen vom Ufer ab. Man findet sie in ganz bedeutender Entfernung von den Ufern im Meere schwimmend. Dieses Schwimmen darf man aber nicht mit dem mühseligen Vorwärtsarbeiten unserer Eidechsen vergleichen, die ins Wasser fallend mit allen vier Füßen rudernd ans Land zu kommen trachten; die Meerechsen rudern ganz regelrecht, indem sie die Füße fest an den Körper anziehen und nur mit dem langen, flossenähnlichen Schwanz Ruderbewegungen ausführen und den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, unter Wasser bringen. Ihre Nahrung bilden ausschließlich breitblätterige Meeresalgen.

Meine erste Büffeljagd.

Meine lieben jungen Kameraden haben sicher schon davon gehört, daß der amerikanische Auerochs, Bison americanus, gemeinhin und fälschlich „Büffel" genannt, früher in Millionen von Individuen in den Prärien jenseits des Mississippi heimisch war und den Hauptunterhalt der wilden Indianerstämme im Zentrum des nordamerikanischen Festlandes bildete. Heutzutage aber ist infolge der unsinnigen und grausamen Metzelei, welche die Tagediebe im fernen Westen in dem Bereiche der Verbreitungszone der Büffel jahrelang wiederholt betrieben, dieses edle Wild beinahe ganz ausgerottet, und man findet auf sämtlichen Prärien bis in den fernen Westen hinein nicht mehr so viele Hunderte von Büffeln, wie man vor 40 Jahren Millionen zählte. Ja, die Regierung der Vereinigten Staaten hat sich genötigt gesehen, um das Aussterben dieses edlen Tieres zu verhüten, dasselbe in dem sogen. „Nationalpark" im Yellowstone-Gebiete künstlich zu hegen und Versuche mit seiner Zähmung und künstlichen Zucht zu machen. Ja, selbst in der sogen. „Dominion of Canada", d. h. in dem ungeheueren Gebiete des britischen Nordamerika, das vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean reicht, ist der Bison infolge dieser Ausrottung im Nachbarlande äußerst selten geworden.

Als ich vor zehn Jahren nach dem Westen von Kanada und darüber hinaus nach dem Red-River des Nordens und nach Manitoba kam, war ich ebenso emsig als vergeblich bemüht, einmal eine Büffeljagd mitzumachen, oder wenigstens dieses prächtige Tier in seinem natürlichen freien Zustand zu sehen; allein es war mir nicht möglich. Man versicherte mich an vielen Orten, daß es noch Büffel in der Gegend gebe; allein so viel ich auch auf dieselben pürschte, ich bekam nie einen wilden Büffel zu Gesicht, wohl aber einige zahme auf der Farm des Herrn J. M. Paterson in Manitoba, welcher einige gefangene Bisonkälber aufgezogen und später mit englischen Rindern zusammengehalten hatte. Ich brauche meine lieben jungen Leser nicht erst zu versichern, daß mich diese getäuschte Hoffnung einigermaßen schmerzte, aber meine kanadischen Freunde suchten mich mit dem bekannten Jägerspruch zu trösten: „Es ist zwar alle Tage Jagetag, aber nicht Fangtag", und mich an Geduld und die Zukunft zu verweisen. Je nun, ich geduldete mich, und mein Wunsch ging schließlich doch in Erfüllung, und zwar folgendermaßen:

Im Jahre 1881 begleitete ich einen vornehmen britischen Kavalier, den Marquis of L., auf seinem Ausflug in den fernen Nordwesten, welcher nicht nur der Landeskunde, sondern auch dem „Sport" (Jagdvergnügen) gewidmet war. Wir schossen mancherlei Wild: Elche (Wapitis), virginische Weißschwänze, Schwarzschwänze und Hirsche, Gabelgemsen, Wölfe 2c., aber keinen Büffel. Erst als wir in das Thal des Red-River (Rothirschflusses) gelangten, bekamen wir endlich Büffel zu Gesicht. Es war am Rande eines tiefen Wasserlaufs mitten in der Prärie — zwölf schwarze Punkte, die Köpfe gesenkt, die Schweife halb aufgerichtet, etwa 1½ km weit von uns entfernt. Als Johanny Saskatschewan, unser halbblütiger Führer, sie uns zeigte, wollten wir ihm nicht glauben, denn schon oft hatte man uns Büffel in Sicht gemeldet, die dann wie eine trügerische Luftspiegelung in nichts zerrannen. Allein als wir näher kamen, zeigten uns unsere Feldstecher und Fernrohre doch, daß er recht hatte. Aber wie sollten wir sie zum Schusse bekommen? Es ward verabredet, daß Johanny Saskatschewan, unser andrer Führer, der Cree-Häuptling Poundmaker, Laronde und Oberst H. sie in weitem Bogen umreiten und dem Marquis und seiner Gesellschaft zutreiben sollten. Dies geschah denn auch, aber die listigen Büffel wollten sich nicht dazu bequemen: sie zogen vor, gerade unseren Treibern in die Hände zu laufen. Diese ritten dann an die Büffel heran und begannen auf sie zu feuern. Nur Oberst H. blieb zurück, weil er gestürzt war. Ich ritt in der Richtung auf einen der Schützen zu und fand sie um einen angeschossenen Büffel versammelt — sie hatten nämlich alle ihre Patronen verschossen.

Der Büffel, ein alter Bulle, war angeschossen und wie lahm — er war „gekrellt", d. h. eine Kugel hatte ihm einen der Dornfortsätze des Rückgrats verletzt und so das Tier gelähmt. Es war gestürzt, hatte sich aber wieder aufgerafft und stand nun da, den gesenkten Kopf hin und her schwenkend, den Boden mit dem Vorderhuf scharrend, mit wilden Blicken unter dem zottigen Stirnhaar hervorlugend, den Schweif trotzig erhoben, wie wenn es sich zu einem letzten verzweifelten Angriff sammeln wolle. Johanny Saskatschewan rief mir zu, ich solle absteigen und dem Tiere einen Gnadenschuß geben. Sobald ich aus dem Sattel war, zeigte er mir mit der Peitsche die richtige Stelle für einen tödlichen Schuß. Ich zielte fest und mit dem Knall der Büchse bebte das mächtige Tier zusammen, wankte eine halbe Minute auf den Läufen, brach dann in sich nieder und wälzte sich auf die Seite. Kaum war der Büffel wirklich tot, so sprang Poundmaker herbei, schnitt ihm den Bauch auf, warf die Eingeweide heraus, machte einen Darm aus dem Geschlinge los, schnitt ein langes Stück davon ab und begann dasselbe roh und noch warm in daumenlange Stücke zerschnitten, mit einem Appetit zu verspeisen, als ob er einen Apfel esse. Je nun, de gustibus non est disputandum!

„Na, das war gerade keine Kunst, solch einen Gnadenschuß abzugeben!" werden meine jungen Kameraden sagen. — Ganz gewiß, aber es war doch endlich einmal ein Schuß auf einen Büffel, und jeder an meiner Stelle würde ihn ebenso gethan und sich darüber gefreut haben, denn es kann ja nicht lauter Meisterschüsse geben, und ce n'est que le premier pas qui coûte, wie der Franzmann sagt!

Im Kampfe gegen den Sklavenhandel.

Von **F. Meister.**

(Schluß.)

Man führte mich zu einem dunklen Verschlag mittschiffs im Raume, in welchem, bei Ueberfüllung des Fahrzeugs mit Negern, noch etwa zehn derselben untergebracht werden konnten. Gegenwärtig aber hatte man eine dichte Lage von allerlei Ballen und Fässern von außen gegen die Wände des Verschlages gepackt, so daß, wenn der schmale Eingang auch noch zugesetzt worden war, niemand das Vorhandensein eines solchen Verstecks ahnen konnte.

Ich fand in dem Loche bereits die kleine Virginie, auch Cäsar und Rosabella vor, alle drei gebunden und geknebelt. Collins war, eine Laterne in der Hand, ebenfalls anwesend.

„Es thut mir leid," sagte der Skipper, „zu Gewaltmaßregeln gegen einen Gentleman und ein Kind gezwungen zu sein, allein es bleibt mir keine Wahl. Sie können sich bei Ihren Kameraden für die Unbill, die Ihnen jetzt widerfährt, bedanken. Es ist, bei der bekannten Unverschämtheit der Präventivleute, sehr möglich, daß man mir die Brigg allenthalben durchschnüffelt, und ein Schrei aus dem Versteck hier würde genügen, meinen Freund seines wertvollen Eigentums zu berauben und ihm auch sonst noch Unannehmlichkeiten zu verursachen. Also vorwärts, Bill, rühr dich! Der Gentleman wird sich nicht lange erst widersetzen."

Dieser Zuruf galt einem Matrosen, der mit Stricken und einem Scheidenmesser bereitstand, den ich aber in der Dunkelheit bisher noch nicht bemerkt hatte.

Ich ergab mich in mein Schicksal, und nach zwei Minuten saß ich, fest und sicher, aber auch nicht ohne eine gewisse Rücksicht, gebunden am Boden des Verließes. Ein seidenes Taschentuch steckte mir als Knebel im Munde; ich konnte weder einen Laut hervorbringen, noch mit dem Fuße stampfen, noch sonst eine nennenswerte Bewegung machen, höchstens die Arme, vom Ellbogen an, auf und nieder führen. Meine Lage war hoffnungslos, es sei denn, daß die Man-of-wars-Leute mich ohne mein Zuthun entdeckten, und dazu war keine Aussicht vorhanden.

„Unser Freund hier wird bei Ihnen bleiben," sagte der Skipper, der den andern in meinem Beisein niemals mit seinem Namen, weder Benson noch Collins, angeredet hatte. „Er fürchtet, daß sich einer oder der andre der Britischen seiner erinnern könnte, und eine solche Erkennungsszene möchte er vermeiden. Zu binden brauchen wir ihn nicht," fügte er scherzend hinzu.

„Und außerdem bin ich hier, um jedem, der sich rührt, mit diesem Beil hier den Schädel zu spalten," ergänzte der alte Bösewicht die Rede seines Freundes.

„Soweit wird's nicht kommen," entgegnete der Skipper. „Komm an, Bill; die Präventivleute werden gleich an Bord sein."

Die beiden kletterten über die Ballen, setzten den Eingang zu und gingen an Deck.

Es war Sorge getragen worden, daß auch von Collins' Negern, im ganzen etwa zwanzig, keiner von dem Versteck etwas gewahr geworden war.

Eine Stunde mochte vergangen sein, da vernahm ich näherkommende Stimmen. Ich unterschied die des Skippers und die des englischen Offiziers. Sie redeten heftig aufeinander ein; der Skipper protestierte gegen den Uebergriff des Kreuzers und verschwor sich, die Regierung der Vereinigten Staaten zu Repressivmaßnahmen veranlassen zu wollen. Der Offizier entgegnete, daß er das oben erwähnte Signal gesehen und daher die unabweisbare Pflicht habe, das Fahrzeug zu durchsuchen; er würde sich durch nichts daran hindern lassen und sollte selbst der Präsident der Vereinigten Staaten sich an Bord der Brigg befinden. Die Stimmen gingen vorüber und wurden schwächer, ich hatte aber ganz deutlich jedes Wort gehört.

Kann man sich meinen Zustand vorstellen? So nahe, so unmittelbar nahe der Hilfe, und doch unfähig, dieselbe herbeizurufen! Das Gehirn brannte mir, als müßte ich von Sinnen kommen.

Der Offizier mußte sogleich den Ort wieder passieren; geschah dies, ohne daß ich ihm meine Gegenwart bemerkbar machen konnte, dann war alles verloren.

Collins hatte sich zwischen mir und Rosabella niedergesetzt, da ihm das gebückte Stehen in dem niedrigen Raume lästig geworden war. Die Laterne stand zwischen seinen Beinen, sorgfältig bedeckt mit seinem breiten Hute. Er hielt das Beil in der Hand und bedrohte damit die Mulattin, die einen krampfhaften Versuch gemacht hatte, sich zu befreien. Ich konnte mit meinen Händen seine Beine berühren.

Die Stimmen des Skippers und des Offiziers kehrten wieder zurück. Die Durchsuchung war ohne Erfolg gewesen. In zwei Minuten mußten sie wieder an Deck sein. Gab es denn keine Hilfe . . . keine, keine Rettung?

Da . . . Dank dir, allmächtiger Himmel! Meine hoffnungslos, verzweifelt umhertastenden Hände berührten die kalte Klinge eines Messers . . . des Scheidenmessers, das der Matrose vergessen haben mußte, nachdem er mich gefesselt hatte! Ich faßte es leise, vorsichtig, aber fest, ganz fest. Collins' Aufmerksamkeit war der Mulattin zugewendet. Ich konnte, wie ich schon sagte, seine Beine berühren.

Die Stimmen waren ganz nahe, die Fußtritte erschütterten die Planken unter mir . . . da stieß ich das Messer mit der ganzen Kraft, die mir die beschränkte Bewegungsfähigkeit meiner Arme erlaubte, dem nichts ahnenden Feinde neben mir in die Lende. Ein gellender, kreischender Schrei durchtönte das Schiff. Collins ließ das Beil fallen und sprang wie besessen auf.

Im nächsten Augenblick schrillte draußen das Signal der Pfeife des Bootsmannsmaaten, der den Offizier auf dem Rundgange begleitet hatte. Die Blaujacken kamen wie eine Lawine heruntergepoltert, die Ballen und Fässer wurden im Nu weggerissen . . . wir waren gerettet! —

Kapitän Pemberton erwies der kleinen Virginie und mir alle an Bord der Korvette erdenklichen Freundlichkeiten, nachdem ich ihn von der ganzen Lage der Sache in Kenntnis gesetzt hatte, und dann gab er seine Befehle. Mit der amerikanischen Brigg durfte er sich nicht weiter befassen. Wie der Skipper auch an dem von Collins begangenen Verbrechen beteiligt sein mochte, er befand sich außer dem Bereich der britischen Jurisdiktion. Collins dagegen, Cäsar und Rosabella, als englische Unterthanen, sollten nach Cuba zurückgebracht und daselbst den Gerichten überliefert werden. Alle drei wurden an Bord des „Black Prince" gebracht, der unmittelbar darauf wieder vollbraßte und seinen Kurs auf Havana setzte.

Worte vermögen das hohe, innige Glück nicht zu schildern, welches meine ganze Seele erfüllte, als ich das süße, nunmehr befreite, durch mich befreite Kind auf dem Quarterdeck der Korvette an meine Brust schloß und mit Küssen bedeckte!

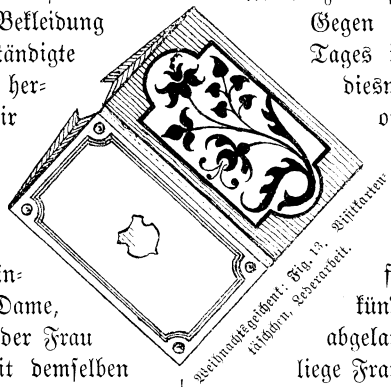
„Jetzt bringst du mich aber bald zu meiner Mama," rief es mir jubelnd zu. „Der böse alte Mann und die böse Rosabella dürfen mich nun nicht mehr einsperren, nicht wahr?"

„Nein, mein Liebling. Warte nur noch eine kleine Weile, dann bist du wieder bei deiner Mama."

Und diese Versicherung mußte ich der Kleinen wohl hundertmal wiederholen. —

Nach einer prächtigen Fahrt lief der „Black Prince" in Havana ein. Kapitän Pemberton ließ mich und das Kind, nach einer herzlichen Verabschiedung an Land setzen, die drei Verbrecher aber übergab er dem englischen Konsul zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens.

Ich eilte mit meinem Schützling in das Hotel „La Fonda de Espana", wo die Dame des Hauses auf meine Bitte bereitwilligst die Bekleidung des Mädchens vervollständigte und es frisch und schmuck herrichtete, was bisher mir und den Offizieren der Korvette doch noch nicht so recht gelungen war. Sodann begab ich mich, auf den Rat der verständigen und erfahrenen Dame, zuerst zu dem Hausarzt der Frau van Hochstraaten, um mit demselben zu verabreden, wie der schwergeprüften Mutter die freudige Botschaft von der Errettung ihres Kindes und schließlich das Kind selber auf die angemessenste und vorsichtigste Weise zu überbringen wäre. Der Arzt teilte mir mit, daß die Gesundheit der bedauernswerten Frau auf das Aeußerste geschwächt sei, und daß die Angst um ihr Kind, die zu einer unablässigen Seelenfolter geworden, auch ihren Geist zuzeiten fast umnachtet hätte. Ein allzu plötzlicher Uebergang aus der Tiefe des Schmerzes auf die Höhe des Glückes konnte daher zu dem verderblichsten Ausgang führen. Es wurde beschlossen, daß er bei seinem heutigen Besuche das Gespräch auf mich bringen sollte; er habe auf indirektem Wege vernommen, daß meine bisherigen Erfolge zu den besten Hoffnungen berechtigten. Am folgenden Tage, wenn diese spärlichen Balsamtropfen gewirkt und das arme Mutterherz ein wenig gekräftigt hatten, sollte die Dosis verdoppelt und sodann in dieser Weise fortgefahren werden, bis das persönliche Erscheinen des Kindes dem Glück nur noch die Krone aufsetzen konnte.



Weihnachtsgeschenk: Fig. 13. Visitkartenhälterin, Lederarbeit.

Einstweilen blieb die kleine Virginie bei mir im Hotel. Bereits am ersten Tage erschien Theresa, die natürlich von

Weihnachtsgeschenk: Fig. 14. Viereckiges Körbchen, Papparbeit.

dem Arzte ins Vertrauen gezogen worden war; ich hegte wirklich Besorgnis, daß dieselbe der Kleinen durch ihre endlosen, leidenschaftlichen Liebkosungen Schaden zufügen würde. Als sie endlich Zeit fand, mir Rede zu stehen, erzählte sie mir, daß ihre Señora durch die Mitteilungen des Doktors eine wohlthuende innere Ruhe erlangt habe und sicherlich bald im stande sein würde, ihr geliebtes Kind in ihren Armen zu empfangen.

Gegen Mittag des nächsten Tages kam Theresa wieder, diesmal aber um auf Anordnung des Arztes das Kind abzuholen. Zwei Stunden später erschien sie zum drittenmal, um mir freudestrahlend zu verkünden, wie prächtig alles abgelaufen sei. Gegenwärtig liege Frau van Hochstraaten in sanftem Schlummer, ihr glückliches Kind fest in ihren mütterlichen Armen.

Ich hatte im Hotel einen Brief des Admirals vorgefunden, auf Grund dessen ich mich noch an demselben Abend nach Jamaika einschiffte. Mein Chef empfing mich mit seinem alten Wohlwollen, welches sich, nach Anhörung meines Berichtes, zur lebhaftesten Anerkennung steigerte. Er veranlaßte mich, meine Erfahrungen unverzüglich in einem schriftlichen Memorandum niederzulegen und dann schickte er mich mit diesem Schriftstück an Bord des „Triton" nach England zu den Lords der Admiralität, die dasselbe im Laufe der Zeit als einen Teil des parlamentarischen Blaubuchs „Ueber den Sklavenhandel und die Mittel zur wirksamen Unterdrückung desselben" veröffentlichten. Ich selber habe meine Arbeit niemals gedruckt gelesen und auch noch keinen Menschen gesprochen, der dies gethan hätte.

Sechs Monate später setzte ich wiederum meinen Fuß auf den Boden der „Perle der Antillen", Cuba. Ich war gekommen, um, zum erstenmal, Frau van Hochstraaten in aller Form einen Besuch abzustatten. Ich hatte dieselbe seit jener Begegnung in der Fonda de Espana nicht wiedergesehen. Sie empfing mich mit einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, enthusiastischen Kordialität. Ihre Dankbarkeit war überschwenglich, grenzenlos, und schwer wurde der Abschied. Jedes Jahr brachte mir dann später Briefe von der teuren Freundin und, nach und nach, auch von der lieblichen Virginie, meinem ehemaligen kleinen Schützling. Ich war längst in die deutsche Heimat zurückgekehrt.

Ueber die Bestrafung der beiden Mulatten ist mir nichts zu Ohren gekommen; gegen Collins aber mußte, wie ich seiner Zeit erfuhr, von seiten der Audienza zu Havana das Verfahren eingestellt werden, weil die Beweisführung zu mangelhaft war, wie es hieß. Unmittelbar darauf verließ er die Insel, und von ihm sowohl, als auch von seiner Frau und seiner Tochter habe ich nie wieder etwas gehört.

Weihnachtsboten.

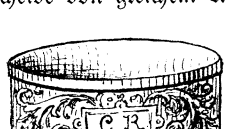
(Fortsetzung.)

II.

Gegenstände für die Mutter, Großmutter und Tante.

12. Serviettenring, Papparbeit.

Das Schließen des Ringes wird am bequemsten über einem cylindrischen Holzklötzchen, einem Trinkgläschen oder dergl. von 5 cm Durchmesser, oder auch aus freier Hand über einer kreisrunden Pappscheibe von gleichem Umfange vorgenommen. Der Streifen soll eine Dicke von 1 mm und die Höhe von 3 bis 4 cm haben, dem Uebereinanderschließen entsprechend, um mindestens 2 cm länger zu sein, als der Umfang des fertigen Ringes erheischt. Die schmalen Ränder werden ausgeschärft und mit Leim zusammengeschlossen. Zum Ueberziehen nimmt man, falls keine Stickerei hierzu in Verwendung kommt, hübsches Buntpapier, zum Ausfüttern weißes



Weihnachtsgeschenk: Fig. 12. Serviettenring, Papparbeit.

Glanzpapier, die Pappekanten werden gold oder schwarz gerändert.

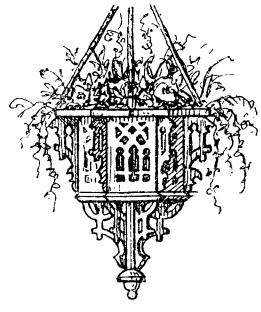
Soll letzteres nicht stattfinden, so schneidet man das Ueberzugspapier um beiläufig 1½ cm breiter und in beiden Fällen um 5 mm länger zu, um die seitlichen Ränder übereinander kleben und die Ober- und Unterränder nach innen einschlagen zu können. Das Papier für innen ist in gleicher Länge, jedoch in der Höhe etwas weniger klein zu schneiden. Außen wird ein kleines viereckiges oder ovales Farbendruckbildchen aufgeklebt und mit einem ganz schmalen schwarzen oder Goldbörtchen eingefaßt.

13. Visitkartentäschchen, Lederarbeit.

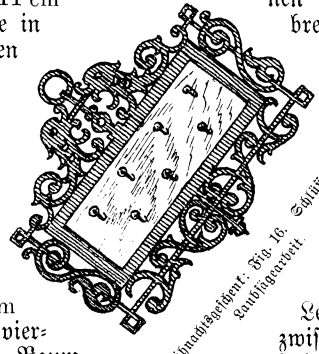
Trotz der Einfachheit des Gegenstandes wird doch einige Genauigkeit erfordert, damit das Täschchen nicht zu plump ausfällt. Anstatt des Leders, als welches dünnes, weiches Glanz- oder Chagrinleder (beim Buchbinder erhältlich) genommen werden kann, ist auch dünnes Wachstuch gut verwendbar; zum Ausfüttern nimmt man Seidenstoff oder dünnen Glanzperkal; hat etwa gar die kunstfertige Schwester zum Täschchen eine passende Stickerei angefertigt, so wird es ein um so schöneres Aussehen bekommen.

Zum Muster schneidet man aus dünnem Zeitungspapier vier rechtwinklige gleiche Teile mit je 6 cm Breite und 11 cm Länge und klebt sie in gerader Linie auf den erwähnten Futterstoff in solcher Reihenfolge, daß zwischen dem ersten und zweiten Teile 1 mm Raum, zwischen dem zweiten und dritten ungefähr 5 bis 6 mm und dem dritten und vierten wieder nur 1 mm Raum offen bleibt. Dieses Aufkleben kann nun ganz oder hohl geschehen. Ersten Falles werden die Papierstücke mäßig mit mittelstarkem Leim so mager wie möglich überstrichen, dann auf den Futterstoff gelegt und mittels Papierauflage mit dem Falzbein angerieben, oder man bestreicht die Papierränder mäßig mit Leim und verfährt wie vor. Ist das Geklebte getrocknet, so wird der Stoff außen herum in Größe der Papierstücke mittels Messer und Lineale zugeschnitten und auf das Lederstück geleimt, wobei zu beachten ist, daß die vom Papier nicht bedeckten Zwischenräume nicht mit Leim oder Kleister überfahren werden, weil sonst der Klebstoff durchschlagen würde. Das Leder wird nach dem Trocknen in Größe dieses Futterteiles zugeschnitten.

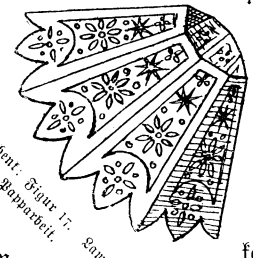
Die einfachste Art ist nun, die zwei Außenflügel nach innen zu schlagen und die nun übereinanderliegenden Lederränder zusammen zu steppen, zu welcher Verrichtung die gefällige Schwester gerne hilfreiche Hand bieten wird. Eine andre, nämlich die in der Abbildung ersichtliche Art ist das Einsetzen von Faltenteilen, sogen. Fröschen, von welchen vier Stück benötigt werden. Sie werden aus Seide oder Kaliko in Höhe eines Faches zugeschnitten und folgenderart angefertigt: man zeichnet zwei im Winkel von 45° divergierende Linien in gleicher Höhe der Taschenteile, und verbindet beide oben durch eine gerade Linie, wodurch ein gleichschenkliges Dreieck entsteht. An den beiden Langseiten wird dann nach außen hin auf jeder Seite ein 1 cm breiter Streifen stehen gelassen und umgebogen. Diese Papierstücke leimt man dann auf den Stoff und formiert daraus nach dem Trocknen die Faltenteile. Das Faltenbrechen geschieht, indem man die Ränder gegen die mit Papier überzogene Seite umbiegt, mit dem Falzbein glatt streicht, dann den Mittelbruch auf der entgegengesetzten Seite macht. Die Außenränder der Taschenteile werden darauf mit Leim bepinselt, die Mittelfalten zwischen die Decke gelegt und die vorstehenden Ränder festgeklebt und gesteppt.



Weihnachtsgeschenk: Figur 15. Blumenampelbrettch für ein Schlinggewächs, Holzarbeit.



Weihnachtsgeschenk: Fig. 16. Schlüsselbrett, Laubsägearbeit.



Weihnachtsgeschenk: Figur 17. Kappenständer, Lampenschirm.

Soll das Täschchen eine Stickerei erhalten, so wird hierfür am ersten Lederteile der passende Ausschnitt gemacht, das Stoffstück darübergeklebt und alles in schon vorbeschriebener Weise zu Ende geführt. Die Stickerei befindet sich nun auf der Innenseite des Täschchens, wodurch sie mehr geschützt ist, als wenn sie von außen angebracht würde.

14. Viereckiges Körbchen, Pappearbeit.

Die rechtwinklige Größe des Bodens beträgt 15:10 cm, die Höhe der Seitenwände 3 oder 5 cm, der Ausschnitt an jeder Ecke nach rechts und links ersten Falles 1 cm, im zweiten aber 2 cm; sie erhalten die Bogenausschnitte der Wände (in Mitte des oberen Randes) bei 3 cm Höhe 1 cm, bei 5 cm Höhe aber 2 cm Tiefe, wobei an jeder Ecke ein geradliniger Abstand von je 3 cm zu verbleiben hat. Das Aufzeichnen, Ausschneiden, Zusammensetzen und Ueberziehen nebst Ausfüttern geschieht in der bei Nr. 4 und 5 erklärten Weise.

Zum Ueberziehen der Seitenteile nimmt man lichtes und dunkles Holzpapier, wobei letzteres, von den Rändern aus gemessen, wie die Abbildung zeigt, als Auflage auf ersterem zu dienen hat, daher an jeder Seite um 5 mm kleiner geschnitten werden muß. Zum Ausfüttern und für den Boden nimmt man weißes oder lichtfarbiges Glanzpapier.

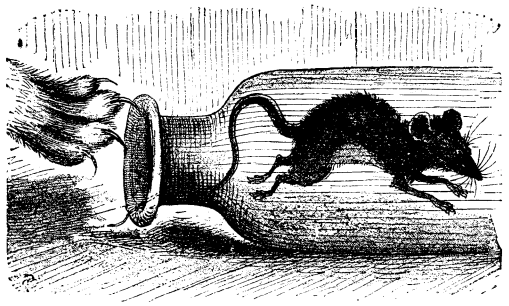
15. Blumenampelbrettchen für ein Schlinggewächs, Holzarbeit.

Dieser Gegenstand ist wohl der einfachste unter allen in den vier Gruppen aufgeführten und besteht aus einer 5 mm dicken, am Rande ausgezackten Holzscheibe; sie kann auch mit einer, nach Wunsch unten anzufügenden Spitze verziert werden; die Größe des Brettchens ist nach der oberen Weite des darauf zu stellenden Blumentopfes zu richten. Angenommen, dieselbe beträgt 7 cm Durchmesser, so dürfte jener der Scheibe gegen 12 cm groß genommen werden.

Man beschreibt in diesem Falle auf dem Brette mittels 5 cm Zirkelweite einen Kreis, teilt vorerst diesen mittels des Halbmessers in sechs gleiche Abstände, und hierauf jeden derselben in 4 gleiche Teile, wodurch 24 Teilpunkte entstehen. Nun nimmt man die Weite zwischen zwei derselben in den Zirkel und beschreibt hiermit 12 an der Peripherie nebeneinander liegende kleine Halbkreise, welche auszusägen sind. Inmitten vom Kreis 1, 5 und 9 wird zum Durchziehen einer Schnur je ein Loch gebohrt.

Für die Zierspitze unter dem Brettchen zeichnet man von der Stütze aus Abbildung Nr. 6 drei Teile in dreifacher Vergrößerung und setzt sie unter den Bohrlöchern zu einer Spitze zusammen, wobei die glatten Kanten in der Mitte aneinanderpassen müssen. Zu diesem Zweck müssen sie mit dem Messer gleichmäßig abgeschrägt oder auf einem Glaspapier so lange abgerieben werden, bis man die richtige Abschrägung erhalten hat. Schließlich kann nach dem Aufleimen der Spitze das Ganze lackiert oder bronziert werden.

Die zum Aufhängen notwendigen farbigen Wollschnüre, welche die freigebige Mutter oder Schwester gerne aus dem Nähtischchen beisteuern wird, werden durch die Löcher gezogen, unten verknüpft und oben an einem Ringe festgeschlungen.



I.

16. Schlüsselbrett, Laubsägearbeit.

Dies besteht aus einem Brettchen von 27 cm Länge und 18 cm mittlerer Höhe unter rechtwinkligen Seiten. Bei dem Entwerfen des Musters wird folgenderart vorgegangen:

Wie aus der Abbildung ersehen werden kann, ist die Zeichnung der inneren vier Ecken gleichartig und nur die obere und untere Mittelverzierung anders gestaltet. Man zeichnet daher auf einem Blatt Papier oder auch auf das Brettchen drei regelmäßige Rechtecke, und zwar das innere mit 22 cm Länge und 11 cm Höhe, ein mittleres mit 24 cm Länge und 13 cm Höhe, das äußere aber mit 28 cm Länge und 17 cm Höhe unter Beobachtung gleichmäßiger Abstände, und bezeichnet von diesen drei Rechtecken das äußere mit a, das mittlere mit b und das innere mit c. Nun trägt man von den Ecken des Rechteckes a nach beiden Seiten je $3\frac{1}{2}$ cm auf und verbindet diese Punkte mit den Kanten des Rechteckes b durch kleine Viertelsbogen. Dann werden auf a oben und unten weitere 4 cm aufgetragen und diese Punkte oben wieder mittels eines Viertelsbogens, unten aber durch eine senkrechte Linie mit b verbunden. Das Zeichnen des oberen Mittelbogens und der unteren Spitze bedarf nun wohl keiner näheren Beschreibung mehr; das wäre die einfachste Art; wer geschickt ist, kann sich die Vorlage dienen lassen.

Hierauf werden beide Stücke ausgesägt und die kleineren Platten auf den größeren an den Ecken mittels Stiftchen befestigt. Kleine Schlüsselhäkchen sind um wenige Pfennige in jeder Eisenwarenhandlung erhältlich; sie werden in benötigter Anzahl auf dem Brette angeschraubt. Zur Verschönerung kann der Gegenstand, wie ja solches jedem Laubsäger bekannt ist, braun gebeizt und zuletzt mit Leinöl schwach eingerieben werden.

17. Lampenschirm, Papparbeit.

Dieser im Haushalte so unentbehrliche Gegenstand muß wegen seiner raschen Abnützung beinahe alle Jahre erneuert werden, und ist es daher sehr dankbar, sich die Anfertigung eines recht hübschen Lampenschirmes angelegen sein zu lassen. Unter den allgemein beliebten Modellierbogen findet man öfters sehr niedliche Schirmmuster; leider haben diese nur zu oft den Nachteil der zu schnellen Abnutzung, und auch, daß selten ein Muster gefunden werden kann, welches zu jeder Lampe paßt; ferner gewähren sie wegen der zu großen Durchsichtigkeit nicht den beabsichtigten Augenschutz. Hierdurch soll aber keineswegs gemeint sein, daß man, falls eine passende Form gefunden wurde, von der Verwendung eines Modellierbogens ganz absehen soll; nur gebrauche man die Vorsicht, vor dem Ausschneiden alle Teile mit starkem Karton zu unterkleben.

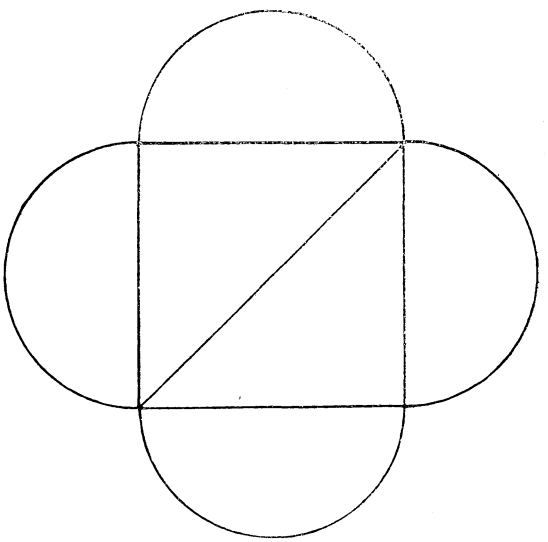
Im Nachstehenden wird die Anfertigung eines sechsteiligen Lampenschirmes gezeigt. Der Umfang des Lampenringes, der Kugel oder Glocke, welche den Schirm zu tragen hat, wird auf Papier gezeichnet, mittels des Zirkels regelmäßig nachgezogen und in sechs Teile geteilt, von welchem einem das Maß der oberen Schirmkante bestimmt wird. Besitzt letzterer beispielsweise eine Breite von 5 cm, so würde für die Mittellänge eines Teiles 16 bis 18 cm, und zur unteren Breite 13 bis 14 cm ausreichen. Um sicher zu arbeiten, schneidet man diesen Maßangaben entsprechend aus wertlosem Papier sechs gleichgroße Teile, klebt sie mit den Seitenrändern aneinander und macht dann hiermit am Lampenschirme ꝛc. die Probe. Wahrgenommene Fehler können auf diese Weise durch Verkürzen oder Verlängern der unteren oder oberen Partien mühelos beseitigt werden. Das Muster wird nun nach der Richtigstellung an der Unterseite ausgezackt; dann sechsmal aneinandergereiht, auf recht steifen Karton übergezeichnet und die eine Seite mit grünem Glanzpapier überzogen, an den Kanten bis zu halber Tiefe eingeritzt und mittels Leim zu einem Ringe geschlossen. Sollen die durchbrochenen Schirmteile Ornamente enthalten, so werden sie auf die Rückseite gezeichnet, mittels einer scharfen Messerklinge ausgeschnitten und dann mit farbigem Seidenpapier unterlegt. Dieses hat alles schon vor dem Zusammensetzen des Schirmes zu geschehen. Ueber das Verzieren des Lampenschirmes das nächste Mal.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Zur Entfernung fremder Körper aus dem Auge.

Vor einigen Jahren fuhr ich, so erzählt ein Arzt, auf einer Lokomotive; als der Führer das Vorderfenster öffnete, flog mir ein Stückchen Asche ins Auge, was mir den heftigsten Schmerz verursachte. Als ich das Auge mit beiden Händen rieb, gab mir der Führer den Rat, nur das nicht betroffene Auge zu reiben. Ich befolgte denselben, und fühlte bald, wie sich das Aschenkorn nach dem inneren Augenwinkel zu bewegte. Nach minutenlangem oder etwas längerem Reiben fand ich, als ich in einen Spiegel sah, das Korn auf meiner Wange. Seitdem habe ich das Mittel manchmal probiert und es vielen andern angeraten und hatte niemals einen Mißerfolg, wenn nicht das Korn so scharf war, daß es in den Augapfel einschnitt und mittels Operation entfernt werden mußte.



Figur, in einem Zuge zu zeichnen.

Logogriph.

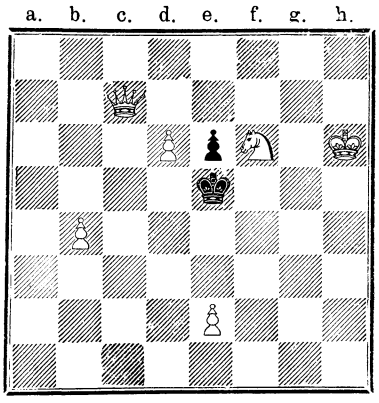
Mit b erregt sein Anblick Trauer,
Es macht mit m das Leben sauer;
Als Titel du mit f es kennst,
Mit u du eine Farbe nennst.
Das Rindvieh sehr mit s es liebt,
Mit z es eine Stadt auch gibt.

Auflösung des Reimrätsels in Nr. 8.

Quedlinburg.

Queiß, Eder, Drau, Lahn, Jade, Nette, Baden, Ucker, Rhein, Greitz.

Schachaufgabe Nr. 2.



(6 + 2 = 8.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 1.

1. D e 8 — g 8 K d 5 — c 6.
2. S f 7 — d 8 ±.

1. . . . . K d 5 — e 6.
2. S f 7 — h 6 ±.

1. . . . . K d 5 — e 4.
2. S f 7 — d 6: ±.

1. . . . . K d 5 — c 4.
2. S f 7 — e 5 ±.

Vokalrätsel.

1. a — e — e — e — a — e — a — e
2 — o — e — i — i — e — a — e — i — e —
3. — e — o — a — i — e — i — e — u —
4. — a — o — e — u — i — e — o — e — i —
5. — e — a — a — e — e — e — i — i —

Citate aus Schillers Gedichten.

6. Der Titel eines Gedichtes von Schiller, das alle 5 Vokale enthält?

Palindrom.

Der Zeichen wen'ge sind's, die nennen dir,
Im fernen Süd gelegen, eine Stadt;
Sie nennen rückwärts dir den Namen des',
Der Erd' und Himmel einst beherrschet hat.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 8.

Moment — Omen.

Fragen und Antworten.

Alfred R. in **K.** Der ongelukkige Mijnheer wiegt zur Zeit 576, Gottfried von Bouillong, der tappere Ritter, samt Oboe netto 101 frühere deutsche pounds. —

W. H. 88. Deine Frage ist weniger schwierig zu beantworten, als gefährlich, insofern, als uns die Raketen und die andren Feuerwerkskörper unter der Nase losgehen könnten. Von Pulver und andren explosiblen Stoffen wollen wir die Hand lassen. Es ist schon namenloses Unglück passiert, trotz aller Vorsicht.

K. E. in **Kassel.** Erst vor wenigen Monaten hat der bekannte Chemiker Kl. Winkler ein Verfahren ausgebildet, Sauerstoff auf sehr bequeme **Weise** darzustellen. Das Präparat, das derselbe zusammenstellte, hat die Form eines Würfels; diese letzteren werden in einem gewöhnlichen Gasentwickelungsapparat, wie er z. B. zur Darstellung der Kohlensäure dient, mit verdünnter Schwefelsäure übergossen, wonach die Entwicklung des Sauerstoffes rasch und regelmäßig vor sich geht. Solche Würfel sind zum Preise von 2 M. per kg bei H. Trommsdorff in Erfurt käuflich zu haben.

Georg Z. in **Lenney.** Solche Stempelfarbe erhält man in jeder Schreibmaterialienhandlung. Siehe auch die auf der Gebrauchsanweisung vermerkte Firma. Der Stempel scheint auch Dir gut zu gefallen; gebrauche ihn nur recht fleißig!

G. Günther. Wegen portugiesischer Litteratur wenden Sie sich an die dortige Brockhaussche Sortimentsbuchhandlung. Lassen Sie sich Kataloge geben. — Sie suchen einen Kameraden, mit dem Sie portugiesisch korrespondieren könnten? Geben Sie Ihre Briefadresse und entsprechendes Gesuch auf.

Ernst Aders. Vorlagen für Metallsägerei erscheinen in der Verlagshandlung Mey & Widmayer in München; auf Ersuchen erhältst Du einen illustrierten Katalog umsonst zugesendet. Derselbe enthält über 800 Nummern und darunter sehr viele Gegenstände für Laubsäge-, Schnitz- und Einlegearbeiten.

Treuer Kamerad in **Hamburg.** Sitzt der Schimmel auf den Tapeten, nimm ein Schwämmchen, tauche dasselbe in eine Mischung von fünf Teilen Weingeist und einen Teil Salicylsäure und betupfe damit jene Stellen.

R. G. in **München.** Diese Frage wird am besten die Direktion der betreffenden Schiffsjungenanstalt beantworten können. — Die Schiffsjungenabteilung der deutschen Kriegsmarine in Friedrichsort (Kieler Hafen) hat den Zweck, seemännisches Unteroffizierspersonal heranzubilden.

Herm. K. in **Breslau.** Sie haben infolge der Geschichte vom Schnurrbart „den Lauf Ihrer Rätseldichtung gehemmt" und schicken jetzt einige Rezepte. Für die letzteren besten Dank. Und die Belehrung — hat der „G. K." dankbar angenommen. Man ist zum Lernen nie zu alt.

Richard H. in **Berlin.** Du möchtest später einmal Deinen außerordentlich entwickelten „Zahlengeist", wie Du es nennst, praktisch und beruflich zur Anwendung bringen. Nun, hast Du nicht Lust, Dich einem mathematischen Arbeitsgebiet zuzuwenden? Ganz in Zahlen versenkt sich der volkswirtschaftliche Statistiker, ein Beruf, der ein Kind der Neuzeit und ein sehr segensreicher ist. Kaufleute und Bankiers müssen ebenfalls tüchtige Zahlen- und Rechenmeister sein. Weißt Du was? Werde Finanzminister; bei dem nehmen die Ziffernkolonnen schon gar kein Ende. — Dank für Deine hübschen Rätsel.

J. St. in **Köln a. Rh.** schreibt: „Würden mir meine lieben Kameraden einige Knabeninstitute für Knaben von 9—10 Jahren nennen? Briefe durch die Gefälligkeit der Redaktion erbeten." (Gib uns Deine Briefadresse an, werden Dir eingehende Briefe zusenden.)

E. W. in **Hamburg.** Wenn Dir die bei dem Apparate befindliche Anleitung nicht genügt, so kaufe die Broschüre „Bühler, Das Heliostop", Preis 60 Pf., Verlag von B. Fr. Voigt in Weimar. Eine weitläufige Erklärung an dieser Stelle ist Raumverhältnisse wegen nicht gut möglich.

Franz Stiller in **Rostock.** Das Gewünschte findest D in dem Buche von J. Bergmeister, „Die vorzüglichst Beschäftigungen des Dilettanten", Preis 2 M. 50 P Verlag von Mey und Widmayer in München. A der „G. K." wird im Laufe dieses Winters noch Anschluß an die bereits erschienenen Anleitungen, Reihe Vorlagen für Laubsägearbeiten bringen. Nützliches findest Du auch in unsrem illustrierte satz „Weihnachtsverboten".

Otto Winkler. Wollen's Hobble-Frank sage vielleicht fühlt er ein menschliches Rühren. Gr lich erwidert.

E. Klitscher in **Stettin.** Wir sollen der einen Umschlag machen. Ei, wozu sich e verpuppen; sieht sich ein freies offenes Ge besser an? Mache eine Sammel- und Se wenn gelesen, lege die Nummern im hinein, bis die Einbanddecke kommt. binder damit und dann wird der hü den Arbeitstisch auf das Bücherbrett übrigen Jahrgängen. Sollst sehen, Zeit für eine hübsche und interessante Gruß!

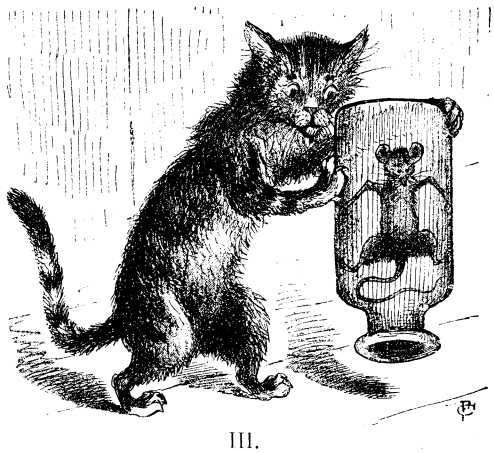
Richard. Natürlich! Dein Namensvette Reise jetzt, von Hongkong ab, in vo

F. R. in **K.** Ja, lieber Freund, da anders; schaffen muß man! Der gott will nicht, daß das Weißbr Bäumen wächst.

Noch ein Quälgeist. Sind das wi Fragen — o mijn hemelscher Vade geht wirklich buiten twijfel of d

A. M. L. Wir zweifeln nicht, raben Deinen selbsterfundenen S kennen lernen möchten; Verbe also bald. — Kamelmagenwasse halten auch nicht mit.

F. S. in **Stuttgart.** Durch hauen der erhöhten Stellen u Abschleifen. Weißt Du keine S einer solchen würde diese Prozed sten und sichersten besorgt.



III.

Heinrich Lohr in **Saargemünd** möchte mit einem Kameraden in Korrespondenz treten. — Wer kann und will ihm das Rezept mitteilen, wie man guten Kleister bereitet? (Hat ja an dieser Stelle oft gestanden.)

Erich N. in **Kl.** Die musikalischen Rätsel erhalten, danken schön; ist was für Gottfrieds Oboe. — Lache nicht! Er weiß auf diesem Instrument wunderbare Triller zu blasen; Du wirst davon noch lesen.

Erich Sengenwald. Du sollst Deine Fragen in der Beschreibung des Terrarium, seiner Anlage und Pflege, welche baldigst im „G. K." erscheinen soll, beantwortet finden. Im weiteren mußt Du aber angeben, welcher Art Deine Schildkröten angehören, wenn wir genaue Auskunft über die Fütterung u. s. w. erteilen sollen. Ein gutes Buch, das Anleitung zur Pflege dieser Tiere gibt, ist „Das Terrarium" von Lachmann (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung).

Hermann Gall in **Klausenburg** und **Biala, Galizien.** Die Spritzmalerei kann mit flüssiger Tusche, Sepia und überhaupt mit den gewöhnlichen Aquarellfarben ausgeführt werden; nur ist dann die vorher geschliffene Holzplatte mittels dünnem Leimwasser 2—3mal zu grundieren, damit die Farbe nicht auseinanderläuft, und dann wieder oberflächlich abzuschleifen. Bekanntermaßen wird das Spritzen der Farben mittels eines Zahnbürstchens durch einen weitgezähnten Kamm oder ein Drahtgitter vorgenommen.

Arthur Junkers, Sekundaner in **Rheydt,** bittet Kameraden, die im Besitze eines Druckapparates sind, um genaue Beschreibung desselben; er ist gewillt, danach selbst ei[illegible]

Ange[illegible] der betreffenden Sek[illegible] [illegible]enfurt oder Vil[illegible]

V.

sehen einen schön roten Kamm hat. Natürlich mußt Du die Hühner gut verpflegen; gib ihnen außer dem Körnerfutter auch möglichst viele Fleisch-, Gemüse- u. a. Abfälle menschlicher Nahrung. Ferner dürfen sie über Winter nicht zu kalt sitzen, sondern verbringe sie in einen Verschlag, am besten in den Kuh- oder Pferdestall. Alles Nähere über Fütterung und Wartung kannst Du aus dem Buche „Das Huhn als Nutzgeflügel für die Haus- und Landwirtschaft" von Dr. Karl Ruß ersehen. Hier an dieser Stelle weiter darauf einzugehen, haben wir leider nicht den Raum. Grüßen gleichfalls bestens.

G. F. in **K.**, Siebenbürgen, schreibt: „Ich habe vor einigen Tagen gehört, daß es unter den deutschen Benennungen der Handwerker nur vier sind, die nicht auf —r auslauten. Nun weiß ich drei: den Zimmermann, den Steinmetz und den Schmied. Welcher ist nun der vierte? Mein Vater meint, es sei der: Bäck, aber der heißt doch eigentlich Bäcker. Hat nun der Vater recht oder gibt es noch einen andern?" Wer weiß das?

Leo Eversheim. Zur Herstellung von Kopien eignet sich am besten das Obernetter Chlorsilberpapier 25 Blatt 11 : 15 cm 2 M. 25 Pf. Hierzu ist noch nötig Tonfixierjalz 1/4 kg 45 Pf. u. 50 g Chlorgärlösung 1 M. 20 Pf. Anleitung gratis bei Alb. Glock & Ko. in Karlsruhe i. B.

Fee auf dem Kuhhofe. [illegible] ergeht? Muß, [illegible] schaffen [illegible]

zu Haustelegraphen verwandt werden, bestehen; meisten teils sind das keine Trockenelemente, sondern gewöhnlich die Leclanchéelemente, von denen 4 bis 5 genügen, eine ganze Hausleitung zu speisen. Die Trockenelemente nun sind verschiedenartig zusammengesetzt; es gibt Gaßnersche, Dunsche, Simonsche u. s. w. Woraus sie bestehen, wissen nur die betreffenden Patenteigentümer und die lassen sich nicht in die Karten gucken. Du aber kannst Dir ein Trockenelement machen, wenn Du ein Leclanchéelement nicht ganz vollfüllst und dann eine Schicht von vielleicht 3 cm flüssiges Paraffin daraufgießt; ist der Rand des Glases erst richtig paraffiniert, so kann hernach nichts herausfließen, und Du erreichst mit einem solchen Element denselben Effekt. Schicke die Beschreibung des Elektromotors bald. Prosit!

A. R. Irrgarten. Dank für diesen Beitrag. Spaziert einstweilen in die Mappe.

Kleiner Abonnent. So klein Du noch bist, Du scheinst aber doch bereits ein Zünglein zu besitzen, das von ganz artiger Schärfe ist. Zur Strafe für den begangenen Uebermut soll es für diesmal den nachfolgenden Satz fünfundzwanzigmal fließend und fehlerfrei aufsagen müssen: „Der Kottbusser Postkutscher putzt den Kottbusser Postkutschkasten."

E. B. in **Oppeln.** Die Antwort an Julius in Leitmeritz beantwortet auch Deine Frage. — Experimente mit Batterien gibt es gar viele: elektrische Klingel, Induktionsapparat, Zersetzung des Wassers, Blitzrad, galvanoplastische Versuche, Versuche mit dem Galvanometer zur Messung des Stromes u. s. w.

Don Carlos in **Lübeck.** Du bist ein Mexikaner, bist schon weit in der Welt herumgekommen und kennst auch die Llano estakado. Am Ende kennst Du sogar den Bloody-for? — Es wäre ganz hübsch und Deinen Kameraden gewiß willkommen, so Du ihnen ein interessantes Erlebnis erzählen würdest. — Daß der betreffende Autor diese Geschichte also getauft hat, ist sehr wohl gestattet; er wollte damit, wenn man so sagen darf, der deutschen Zunge einen Gefallen thun. — Gefällt es Dir in Deutschland?

Alfred L. in **Amsterdam.** Bei der Bereitung der sympathetischen Tinte aus Bleizucker und Schwefelkalium (sogen. Schwefelleber der Apotheken) kommt es weniger auf die Mischungsverhältnisse an. Das Schwefelkalium darf nur nicht zu alt sein und die Lösung desselben muß sofort verwendet werden. Wiederhole den Versuch noch einmal, wir hoffen, daß er dann von Erfolg begleitet ist.

Walter W. in **Berlin.** Die Zentimetereinteilung am Kopfe des Blattes war merkwürdigerweise einer Anzahl Kameraden nicht genehm; da hat der „G. K." als gefälliger Mann sie eben wieder weggelassen. — Münzen reinigen? Welches Metall?

Ein Untersekundaner in **Hamburg.** Zum Besuch eines Polytechnikums berechtigt das Reifezeugnis der Prima eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder Oberrealschule. Eine über Latein abgelegte Ergänzungsprüfung gibt dem Studierenden der Oberrealschule die Rechte des Realgymnasiums. — Ingenieur zu werden, erfordert [illegible]jähriges Fachstudium und die vorgeschriebenen Prüfungen.

K. O. in **Bonn.** Amorphes, wasserfreies Zinn wie solches zum Polieren von Stahl und Glas wird am besten dargestellt durch Erhitzen von [illegible]rem Zinnoxydul, welches durch Fällen von 2 Tl. [illegible], in 12 Tl. Wasser gelöst, mit 1 Tl. Oxal- 6 Tl. Wasser gelöst, erhalten wird.

[illegible] in **Hameln.** Sie schreiben: „Der blaurote [illegible]n ist famoseng!" — Das hören wir gerne [illegible]erfahren, wird auch dem kühnen Chinareischmeichelhaft sein. Nun, und der unge[illegible]eer aus Nederland, mit dem Lindeboom- [illegible]Ihnen der nicht? Das isting doch auch- [illegible]ose Hauteng! Nicht? — Ob der „G. [illegible]ahrsager sei? Insofern als er's stets [illegible]t hält, ja. Das was Dir die Zigeu[illegible]immes Zeug, das Dich hoffentlich nur [illegible]häftigt hat. In der Antwort der [illegible]der immerhin ein beherzi[illegible]enke, mit der Lotterie sei das [illegible]gemeint; einmal in Deinem [illegible]eltstellwagen, das Glück, [illegible]en und dann — im rech- [illegible]sollst Du das Aufsteigen [illegible]ersteht Du? — Dank für [illegible]hweizerischen Telegraphen, [illegible]nal bringen, und Gruß. [illegible]t einen trüb gewordenen [illegible]patt wieder aufpolieren. [illegible]ten Trippel und feines [illegible]ig und überreibe damit [illegible] Schildpatt mittels eines [illegible]eichen Leders so lange, [illegible]ht wird noch mit trok- [illegible]chpoliert. Ist der Ge- [illegible]so wird er vorher mit [illegible]telhalm, an welchem [illegible] sind, geschliffen und

[illegible]ute Anleitung zum [illegible]s öfter genannte Buch [illegible]Der Naturfreund", [illegible]kann. Nächstes Frühjahr will auch der „G. K." sich damit etwas eingehender beschäftigen. Vielleicht hat's so lange Zeit.

R. K. in **A.** Werden uns das für kommende Fälle merken. Bitte, sage den dortigen Kameraden, sie sollen deshalb nicht böse sein. Gruß freundlich erwidert.

Adolf Sch. in **Hamburg.** Das Rätsel ist ganz nett, hast Du's denn auch selber gemacht?

Mein Erstes ist des Lenzes Gabe,
Erschein' ich, o so freust du dich;
Allein der Herbst trägt es zu Grabe,
Im Winter dann entbehrst du mich.

Mein Zweites ruft zu neuem Leben
Des Frühlings Sonne auch hervor,
Es muß alsdann Konzerte geben,
Erst Solo und hernach im Chor.

Das Ganze ist mein Hausprophete,
Die Witterung gibt es mir an,
Seit neulich früh die Margarete
Es zu mir brachte aus dem Tann.

(Lösungen siehe Seite 283 des ersten Jahrgangs.)

Julius S. Leitmeritz. Du fragst, ob Du mit Deinen beiden Zinkkohlenelementen eine Glühlichtlampe speisen kannst? Du drückst Dich damit unbestimmt aus; es gibt gar viele Elemente, die aus Zink und Kohle zusammengesetzt sind; hast Du die sogen. Leclanché- oder die Braunsteinelemente von Gaiffe oder Howell, mit diesen wirst Du wenig Glück haben, sie sind viel zu schwach; hast Du aber ein Bunsensches oder ein Dunsches Element, welche beide auch aus Zink und Kohle und den betreffenden Säuren bestehen, so kannst Du ein Lämpchen von der Größe eines Fingerhutes wohl zum Glühen bringen; lange hält das aber nicht an; der Strom ist im Anfang zwar sehr stark, aber nicht konstant. Die Lämpchen bekommst Du in jedem größeren elektrotechnischen Institute; sie kosten etwa 2 M. bis 2 M. 50 Pfg. Gruß und wünschen guten Erfolg!

Abonnent N. in **Berlin.** Wie eingemachter und kandierter Ingwer zubereitet wird? Bist Du unter die Schlecker gegangen? Wir sollten meinen, daß der Konditor mit dergleichen Dingen besser umzugehen wüßte als wir. Willst Du nicht einen solchen Fachmann oder einfach ein Kochbuch um Rat fragen? Bitte, thue uns den Gefallen: Zur Belohnung schicken wir Dir dann an Weihnachten eine Tüte voll von dem Kandierten.

P. K. in **F.** Willst Gartenbauarchitekt werden? Ein schöner Beruf. Die zuverlässigste Auskunft wird man Dir geben, so Du Dich mit einem artigen Schreiben direkt an die Direktionen einer der nachbenannten Lehranstalten für höhere Gärtnerei wendest: Alt-Goltow und „Am Wildpark" bei Potsdam; K. Hofgarten in Sanssouci; Geisenheim. — In der Regel Reife f. Sekunda eines Gymnasiums oder Realgymnasiums und vorhergegangene praktische Ausbildung in einer Gärtnerei bedingt. Der Kursus ist zweijährig. Ueber die Aufnahme entscheiden die betreffenden Direktoren. Gruß freundlich erwidert.

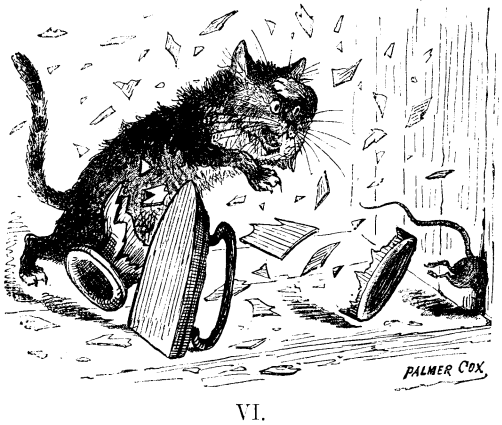
R. B. in **Rostock, Augustenstraße.** Sie möchten wissen, was Sie zu unternehmen haben, um Marinearzt zu werden. Verschreiben Sie sich von E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW. Koch-Str. 68 — 70 die diesbezüglich erschienenen Verordnungen. Kosten nicht viel.

Brodbeck in **C.** Gott Strambach! bifte also ooch e Sakkje! Dei weeches P hat mir viel Schbaß und Bläsier gemacht! Uff Wiedersähn! Dei Hobble-Frank.

Tauschmarkt.

Liebe Kameraden, sendet mir doch schnell Eure Briefmarkendubletten. In dessen Brief sich die 500. (jede verschieden) befindet, erhält einen Satz Samoa. Grüßend Euer Ad. Kraus, per Adresse: postlagernd Schweinfurt unter K 43.

„Liebe Kameraden! Bin eine Wette eingegangen mit einem Freunde, wer von uns zuerst 10 000 Briefmarken hat. Bitte um Hilfe, werde stets wieder zu Diensten bereit sein. John L. Sullivan, postlagernd Wiesbaden.



VI.

Ein Geschenk für den Kaiser Franz Joseph.

Ein gewisser Herr Karl Felbermeyer hat für den Kaiser von Oesterreich ein Geschenk angefertigt, das der Verfertiger selbst also schildert: „In einem 145 cm hohen und ebenso breiten, mit Glas überdeckten Rahmen befindet sich ein aus 15,000 Käfern dargestellter kaiserlicher Doppeladler, zu dessen Seiten, gleichfalls aus Käfern dargestellt, die Namen Franz Josef, Rudolf, Elisabeth, Stefanie, Valerie zu lesen sind; die Randverzierungen, welche den Adler und die Namen umsäumen, sind aus gleichfarbigen Käfern hergestellt, während die Umrisse des Adlers die verschiedenst gefärbten Arten aufweisen.“ Herr Felbermeyer fügt hinzu, er sei vor zwei Jahren Gärtner in Zillingsdorf bei Wiener-Neustadt gewesen, woselbst er Gelegenheit gehabt habe, einen großen Teil der auf dem Bilde vereinigten Käfer selbst zu sammeln, die übrigen habe er von Naturfreunden aus allen Kronländern erhalten; die Zusammenstellung des Käferbildes habe $1\frac{3}{4}$ Jahre in Anspruch genommen. Die Käfer seien derart präpariert, daß er für einen mindestens hundertjährigen Bestand derselben garantieren könne.

Für Briefmarkensammler.

Die mit dem „meistbeachteten“ Tage des Jahrtausends, dem 8./8. 88. abgestempelten Briefmarken sind für die Sammler bereits zu einem geschätzten Gegenstand geworden, denn eine gleiche Säkular-Abstempelung würde erst im Jahre 2888 stattfinden, falls die postalischen Einrichtungen bis dahin keine Veränderung erfahren. Zu den größten Seltenheiten der erwähnten Marke gehören diejenigen Exemplare, welche in der 8. Post-Expedition um 8 Uhr abgestempelt worden sind und somit die 8 sechsmal aufzeigen.

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Die größeren Dschunken haben bis 500 Tonnen Gehalt und sind dreimastig. Sie sind leicht und kunstlos zusammengefügt, so daß sie eine schwere See und die Schüsse von großen Geschützen nicht ertragen können. Dennoch haben selbst Handelsdschunken wegen der mit Recht gefürchteten Flußpiraterie eine oder sogar zwei Kanonen an Bord. Sie können wegen der Einfachheit ihrer Takelage und ihres Segelwerkes nicht lavieren, sondern nur mit günstigem Winde fahren und daher z. B. zwischen China und Java oder Singapore jährlich nur eine Hin- und Rückreise machen, weil dort halbjährige Winde, die sogenannten Monsuns, wehen, welche nur auf einer Tour günstig sind.

Die Kriegsdschunken sind etwas schärfer und besser gebaut, auch nicht so sehr hochbordig. Sie segeln nicht schlecht, eignen sich aber dennoch nur für Flüsse und die Küstenstrecken, da sie schwere See nicht bewältigen können. Sie führen gewöhnlich vier bis sechs Drei- oder Vierpfünder an den Seiten, einen oder zwei Sechs- bis Neunpfünder im Vorderteile und zuweilen auch im Sterne einige kleine Kanonen. Mehrere Gingals oder Wallbüchsen mit einem sechs bis acht Fuß langen Laufe und einer zwei Zoll lichten Mündung drehen sich in Zapfen auf ihren Gestellen, welche an den Seitenborden befestigt sind. Die Mannschaft ist mit Luntenflinten, Lanzen, Säbeln

> Pflanzet und bauet nur frisch,
> Dem eigenen Drang zu genügen!
> Reift auch die Ernte nicht,
> Pflücke die Früchte wer kann!
>
> Otfrid Mylius.

„Het scheep is fraai,“ antwortete der Gefragte. „Ik ben tevreden – das Schiff ist hübsch; ich bin zufrieden.“

und Schilden bewaffnet, doch haben viele auch noch Bogen und Pfeile im Gebrauche. Erst in der allerneusten Zeit erblickt man hier und da einmal ein Gewehr besserer Konstruktion.

Die Segel werden durch fünfundzwanzig bis dreißig Ruder unterstützt. Die Disziplin ist selbst auf den Kriegsdschunken eine echt chinesische. Täglich wird dreimal ein Gebet zu dem Kriegsgotte gehalten, wobei ein wahrhaft ohrenzerreißendes Klingeln und Pauken, Brüllen und Schreien nebst Abbrennen von Schwärmern, Raketen und anderem Feuerwerke stattfindet.

Erst am 8. Juni 1869 lief das erste nach europäischer Weise gebaute Kriegsschiff in Fu-Tschéu vom Stapel. Heutigestags besitzt China eine kleine Anzahl ähnlicher Schiffe, was aber bei einem Reiche, welches 410 Millionen Einwohner zählt, so viel wie gar nichts bedeutet.

Ist es mit der Disziplin auf den Kriegsdschunken nicht gut bestellt, so sieht es auf den Handelsdschunken in dieser Beziehung noch viel schlechter aus.

Der Eigentümer oder Superkargo des Schiffes hat die unumschränkte Herrschaft über die ganze Schiffsladung; er kauft und verkauft zu und von derselben ganz nach Belieben und führt ebenso die Aufsicht über die etwaigen Passagiere, welche ganz in seine Willkür gegeben sind. Ueber das Kommando des Schiffes und das Treiben der Mannschaft hat er kein Wort zu sagen.

Das Kommando führt, wie bereits erwähnt, der Kapitän, Ho-tschang genannt, was wörtlich „bejahrtes Licht" bedeutet und für Pilot zu nehmen ist. Ihm liegt bei Tag und Nacht die Führung des Schiffes ob und die genaue Beobachtung derjenigen Punkte, nach welchen er den Lauf desselben zu richten hat. Das ist ein sehr ermüdender Posten, weshalb es Ho-tschangs gibt, welche es fertig bringen, selbst im Stehen zu schlafen. Obgleich er der Kommandierende ist, gehorchen ihm die Matrosen nur dann, wenn seine Befehle nach ihrem Sinne sind. Im anderen Falle schmähen und schimpfen sie offen auf ihn und thun oder lassen, was ihnen beliebt.

Sein nächster Untergebener ist der Steuermann, To-kung geheißen. Er führt das Steuer und gehorcht bald dem Hotschang, bald den Matrosen, je nachdem es zu seinem augenblicklichen Vorteile ist.

Die Matrosen zerfallen in zwei Abteilungen, die Tau-mu oder Vordermänner und die Ho-keh oder Kameraden. Es ist das eine Unterscheidung ungefähr wie zwischen unseren Voll- und Leichtmatrosen. Von diesen Leuten hat jeder dem anderen zu befehlen, keiner aber will gehorchen. Ist nichts zu thun, so sind sie alle da; soll jedoch eine Arbeit geschehen, von welcher vielleicht vieles abhängig ist, so sind sie verschwunden.

Sodann ist ein Schreiber da, um die Rechnungen zu führen, ein Proviantmeister, welcher den ganzen Tag kaut und schlingt, und diejenigen, denen er nicht wohl will, halb verhungern läßt. In seine Fußstapfen tritt der Koch. Bei seiner Anstellung ist er gewöhnlich spindeldürr; nach kurzer Zeit aber hat er sich gewiß ein ansehnliches Bäuchlein angemästet. Es soll aber auch anderwärts so sein, in anderen Ländern und anderen Branchen. Auch mehrere Barbiere gibt es, unentbehrliche Leute, da der Todestag des Kaisers der einzige Tag ist, an welchem sich kein Chinese rasieren lassen darf.

Um eine Hauptperson nicht zu vergessen, sei noch der Hiang-kung genannt, zu deutsch der Wohlgerüche Streuende. Er ist der Schiffspriester, welcher den Gottes- oder vielmehr Götzendienst versieht. Diese Obliegenheit besteht aber nur darin, daß er an jedem Morgen und Abend eine gewisse Anzahl Räucherstäbchen verbrennt.

Jeder einzelne der Mannschaft betrachtet seine Arbeit als ein Nebengeschäft. Hauptsache dagegen ist für ihn der Handel, welchen er treiben will und zu dessen Zweck er seinen jetzigen Posten eingenommen hat. Jeder darf eine gewisse Quantität Waren an Bord bringen; sobald nun irgendwo gelandet wird, rennen alle mit ihren Waren fort oder locken Käufer herbei, und so liegt jeder seinen eigenen Geschäften ob, ohne sich um anderes zu kümmern. Ob die Dschunke früher oder später ihren Bestimmungsort erreicht, das ist diesen Leuten gleich. Der Ho-tschang muß sich nach ihnen richten; durch Zwang erreicht er nichts, und oft sieht er sich veranlaßt, das, was er eigentlich mit Strenge verlangen könnte, mit kriecherischer Freundlichkeit zu erbitten.

Da kann man sich nun wohl denken, wie Reisende auf so einer Dschunke aufgehoben sind. Ja, es gibt Fahrzeuge, in denen sich die Matrosen sämtlicher Räume bemächtigt haben. Kommt dann ein Passagier, den der Besitzer aufnimmt, so kann er sich nur damit helfen, daß er einen Matrosen überredet, ihm seinen Platz gegen eine Extrabezahlung zu überlassen.

So sind die berühmten Lung-yen beschaffen, und so sah es auch auf der „Schui-heu" aus, mit welcher der blaurote Methusalem und seine Begleiter nach Kanton fahren wollten.

Wehe aber dem Passagier, welcher eine zweideutige Dschunke betritt, um Passage auf ihr zu nehmen! Er glaubt, es mit ganz braven, wenn auch rohen aber doch ehrlichen Leuten zu thun zu haben, und nichts verrät, daß das Gegenteil stattfindet. Unterwegs aber erkennt er zu seinem Schreck, daß er sich an Bord eines Flußpiraten befindet. Dann ist für ihn nur zweierlei möglich; entweder er muß, um sich zu retten, am Räuberhandwerke teilnehmen, oder er wird vollständig ausgeraubt und vielleicht gar getötet, um später nichts verraten zu können.

Und solcher Piratendschunken gibt es noch gar viele. Die Regierung ist fast ohnmächtig gegen sie. Zehn Kriegsdschunken wagen es nicht, eine gleiche Anzahl von Raubdschunken anzugreifen, denn sie wissen, daß die Bemannung jeder Kriegsdschunke, welche kampfunfähig wird und den Piraten in die Hände fällt, über die Klinge springen muß. Man segelt nicht allzuweit hinan, verpafft einige Zentner Pulver, schreit und brüllt sich heiser, wendet um, opfert der Meeresgottheit Mat-su-po einige Tassen Thee und sendet der Behörde den Bericht über einen glorreichen Sieg ein, der gar nicht möglich war, weil überhaupt kein Kampf stattgefunden hatte. So geschieht den Piraten nichts, wenn nicht einmal der Kreuzer einer europäischen Seemacht einige dieser Kiang-lung oder „Flußdrachen", wie sie dort im Munde des Volkes auch heißen, leck schießt, so daß sie mit Mann und Maus zu Grunde gehen. Es scheint aber ganz so, als ob zehn Lebendige dann an die Stelle eines Toten träten. —

Als die Fünf die Seite der chinesischen Fahrzeuge erreichten, sahen sie Dschunke bei Dschunke liegen, eine so fremdartig und grotesk wie die andere. Aber welch ein Unterschied zwischen diesen Schiffen und den europäischen auf der anderen Seite! Während unsere Seeleute eine Ehre darin suchen, ihr Schiff so sauber und nett wie möglich ab- und aufzuputzen und dafür schon längst vor der Landung eifrig thätig sind, sahen diese Dschunken aus, als ob nie ein Tropfen über die

Wasserlinie emporgekommen sei. Von den Borden und Tauen hingen schmutzige Fetzen; von überall blickten schmutzige Männer mit schmutzigen Gesichtern, welche sich mit schmutzigen Händen festhielten. Dabei gab es zwischen Quai und Borden allerlei schmutzigen Verkehr, und auf der Wasserseite hinter den Schiffen machten sich schmutzige Boote mit schmutzigen Insassen zu schaffen. Auf dem Quai selbst gab es schmutzige Verkaufsstände mit schmutzigen Verkäufern, und dazwischen riefen ambulante schmutzige Händler ihre schmutzigen Waren aus.

Ein Zwiebelröster hockte auf der Erde vor seinem kleinen Bratöfchen und schälte Zwiebeln. Der Duft derselben drang ihm in Nase und Augen. Er nieste einen wahren Sprühregen in seine kräftig duftenden Scheiben hinein und brüllte dabei förmlich A — a — abziehhhh, ein Laut, welcher sich auf der ganzen Erdenrunde gleich bleibt. Der Mongole, der Kaffer, der Indianer und der Malaye, die erste Hofdame des Kaisers der Reußen und die koboldartige Frau des Papuaaustraliers, sie alle, alle niesen a — a — abziehhhh. Zuweilen wird eine der beiden Silben aus gesundheitsschädlichem Schicklichkeitsgefühle etwas verkürzt, da ist sie aber stets, wenn auch in Verstümmelung. Hier sollten die Weltsprachfabrikanten der Neuzeit anfassen; ab — zieh oder ha — tzieh sind die beiden Grund- und Ursilben der Menschheit, ihr von der Natur geschenkt, welche, sobald dies einmal vergessen wird, den Vergeßlichen durch einen tüchtigen Schnupfen wieder auf ihren Fingerzeig aufmerksam macht. Was nun speziell diesen Zwiebelröster betrifft, so kam er aus dem Niesen gar nicht heraus, denn so oft ihm die Augen im Wasser schwammen, wischte er sich dieselben, wohl um seine schmutzigen Hände zu schonen, mit einer aufgeschnittenen Zwiebel aus und putzte auch die Nase damit, worauf dann natürlich ein neuer Nieserich explodierte. Die angewischte Zwiebel aber wurde geröstet und dann von den Kunden wohlgemut verzehrt. Käufer hatte er genug.

Solche und noch andere Szenen, welche sich nicht gut in Worte kleiden lassen, konnte man häufig beobachten, doch soll damit nicht ein Urteil über den Chinesen im allgemeinen ausgesprochen sein. In den Hafenorten sammelt sich eben der soziale Schmutz, den beide, das Wasser und das Land, nach der Küste treiben.

Auf einer der schmuckeren Dschunk[illegible] die einen ziemlich scharfen Bau und keinen so hohen Vor- und Achterbord hatte, war kein Mensch zu sehen. Die Masten ragten kahl empor, denn die großen Mattensegel lagen zusammengerollt auf dem Deck. Die Drachenaugen zu beiden Seiten des Vordersteven waren neu gemalt. Auf dem Hinterteile standen einige Kübel mit blühenden Gewächsen; kein schmutziges Wäschestück war zu sehen, und auch sonst ließ sich erkennen, daß der Patron dieses Schiffes etwas mehr auf Sauberkeit und Ordnung halte als andere seinesgleichen.

Ganz ungewöhnlich für ein chinesisches Fahrzeug war ein ebenso hohes wie breites Brett, auf welches blaue Wogen gemalt waren, in denen eine Frauengestalt schwamm, die fünf Pfauenfedern im Haare trug. Darunter waren die beiden Zeichen Schui und Heu mit Silberfarbe in die blauen Wogen gemalt. Diese Dschunke war also „Schui-heu", die „Königin des Wassers". Eine schmale, leiterartige Bambustreppe führte vom Lande aus zum Deck empor.

„Das ist das Fahrzeug, welches ich meine," sagte der Blaurote. „Es scheint kein Mensch zugegen zu sein. Als ich hier war, befanden sich Leute an Bord."

Turnerstick setzte den Klemmer auf das Näschen, musterte das Schiff mit Kennerblick und meinte:

„Hm, nicht übel! Schlank auf den Kiel gebaut, scharfe Brust, kurzes, aber tief greifendes Steuer und schmale, lange Segel. Das Steuer ist der Schwanz, und die Segel sind die Flügel — gleicht einem Albatros, macht also scharfe, ruhige Fahrt, gehorcht dem Steuer leicht und legt sich nicht unter der Bö. Kann mir gefallen. Hat auch sonst einen netten Anguck und ist die adretteste Schwimmerin unter allen, die hier liegen. Will meinen Dollar gern bezahlen und auch noch etwas mehr, wenn das Innenwerk der Außenseite entspricht. Was sagen Sie dazu, Mijnheer van Aardappelenbosch?"

„Het scheep is fraai," antwortete der Gefragte. „Ik ben tevreden — das Schiff ist hübsch; ich bin zufrieden."

„Das denke ich auch, denn ich bin Kenner. Wenn ich zufrieden bin, können andere es auch sein. Die schwimmende Frau soll wohl die Wasserkönigin sein?"

„Ja," antwortete der Methusalem.

„Was bedeuten denn die beiden Krikelkrakel darunter?"

„Das ist die Unterschrift, eben Schui-heu."

„Schui-heu? Unsinn. Das sind doch keine Buchstaben, also keine Worte."

„Buchstaben hat der Chinese nicht, sondern Zeichen. Das erste Zeichen ist der fünfundachtzigste Schlüssel der chinesischen Schrift, besteht aus einer senkrechten Linie, zwei krummen, divergierenden Halbdiagonalen und zwei Quasten an denselben; es ist das Zeichen für Wasser. Das zweite Zeichen besteht aus — — —"

„Um des Himmels willen, halten Sie ein!" rief Turnerstick, sich mit den Händen nach den Ohren langend. „Mir brummt der Kopf schon von diesem einen Zeichen. Wie viele solcher Zeichen hat denn eigentlich die chinesische Schrift?"

„Wohl achtzigtausend."

„Alle guten Geister — —! Da lobe ich mir unsere Schrift mit den wenigen Buchstaben!"

„Aber Sie, der Sie so ausgezeichnet chinesisch sprechen, sollten wenigstens die zweihundertvierzehn Schlüssel dieser Sprache kennen lernen!"

„Wozu der Schlüssel, wenn ich gar nicht hinein will in die Schrift! Meine Schlüssel sind die Endungen; mit ihrer Hilfe bin ich in die Tiefen der Sprache eingedrungen, die Schrift aber ist mir Leberwurst. Lassen wir das also sein, und steigen wir lieber zum Deck der Dschunke empor. Es wird sich wohl ein Marsgast finden lassen, welcher einem Rede und Antwort steht. Aber, Methusalem, ich bitte mir aus, daß Sie schweigen! Ich selbst will sprechen und die Erkundigung führen. Sie mit Ihrem Bücherchinesisch könnten leicht alles falsch verstehen."

Degenfeld nickte bescheiden und schickte sich an, voranzusteigen; aber der Kapitän faßte ihn hinten an dem blausamtnen Schnurenrock, zog ihn zurück und sagte:

„Halt, Musenalmanach! Ich bin der Sprecher und muß also voran. Schauen Sie doch, wie Sie sich hinaufschmuggeln wollen, um mir zuvor zu kommen und das erste Wort zu haben! Ich heiße Turning sti-king und mache meine Rechte als Mandarin geltend."

„Habe ja gar nichts dagegen, alter Seebär! Aber ich muß Sie warnen: Nennen Sie sich einem Chinesen gegenüber ja nicht Mandarin!"

„Warum nicht? Denken Sie vielleicht, man erkenne den Esel unter der Löwenhaut, und ich werde wegen der Führung eines gestohlenen Titels bestraft?"

„Ist auch möglich; aber ich meine nicht das, sondern etwas anderes. Die

Chinesen kennen das Wort Mandarin gar nicht."

„Nicht? Da sind sie dumm genug! Wenn wir es kennen, muß es ihnen doch erst recht geläufig sein!"

„Eben nicht. Mandarin kommt her von dem Sanskritworte Mantri, ein weiser Ratgeber, ein Minister. Die Portugiesen hörten dieses Wort und machten es sich mundrechter, indem sie es in Mandarin umwandelten. Mit diesem Titel belegten sie dann die chinesischen Beamten. Die Chinesen aber wenden dieses ihnen ganz fremde Wort niemals an. Sie nennen ihre Beamten alle Kuan, welches Wort ein Dach bezeichnet, einen Ort, unter welchem viele beisammen sind. Um nun auszudrücken, wer diese Versammelten sind, setzen sie das Zeichen Fu dazu, welches Vater oder Greis bedeutet, einen erfahrenen, weisen Mann, welcher also zum Beamten geeignet ist. Kuan-fu bedeutet also eine Vielheit von klugen Leuten, von Beamten. Hier unterscheidet man nun wieder Zivil- und Militärbeamte. Die ersteren werden Wen-kuan genannt, litterarische Beamte, und die letzteren heißen Wu-kuan, tapfere Beamte. Sie dürfen sich also nie Mandarin nennen, auch nicht Kuan-fu im allgemeinen, sondern weil Sie ein Generalmajor, also ein Militär sind, so gehören Sie zu der Abteilung der Wu-kuan. Merken Sie sich das ja!"

Turnerstick kratzte sich hinten unter dem falschen Zopfe.

„Alle Wetter, ist das eine Not!" seufzte er. „Kuan-tschu, Wäng-Kuan, Wau-kuan. Das ist eine Tschu- und Wäng- und Wau-kuanerei, daß es einem die Ohrläppchen hinten im Genick zusammenzieht!"

„Sie sprechen die Worte ganz falsch aus!"

„Wegen den vielerlei Kuans. Sagen Sie mir noch einmal, was für einer ich bin! Das werde ich mir schon merken."

„Ein Wu-kuan."

„Wu, Wu, Wu, Wu-kuan! Nun werde ich das Wu wohl im Kopfe haben, wenn ich dabei nur das Kuan nicht wieder vergesse. Es ist ein sehr schlechtes Chinesisch. Die richtige Endung fehlt; es muß ein ng hintenan, also Wung-Kuang. Das wäre hochchinesisch. Haben Sie vielleicht einen Bleistift bei sich?"

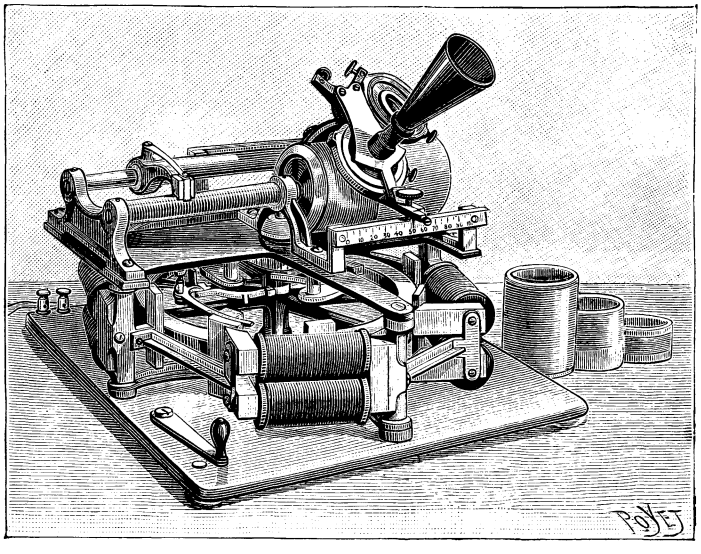
„Ja. Hier ist er."

„Danke! Will mir dieses Wu-kuan, zu welcher Sekte ich doch nun einmal gehöre, doch lieber aufschreiben, und zwar hierher auf den Fächer, wo ich es stets vor Augen habe. Fällt mir es nicht gleich bei, so öffne ich den Fächer und fächle mir meine Kriegerklasse zu. Prächtiger Gedanke! Man sollte sich eigentlich jedes chinesische Wort, welches man leicht vergessen könnte, auf den Fächer notieren."

„Wie groß müßte er dann bei Ihnen sein?"

„Wie groß? Ah, Sie wollen mich wohl foppen? Ich denke, mein Kopf faßt ebensoviel wie der Ihrige!"

„O, noch weit mehr. Ihr Zopf beweist das ja."



Figur 1. Neuer Phonograph von Edison.

„Wieso? Machen Sie sich wirklich über mich zum Lachen?"

„Nein, Kapitän. Wie heißt Zopf in chinesischer Sprache?"

„Jedenfalls Zopfing oder Zopfeng."

„Nein. Dieses Mal sind Sie leider falsch unterrichtet."

„Wie denn?"

„Pen-tse, zu deutsch Sohn des Gehirnes. Die Chinesen gehen von der Ansicht aus, daß aus einem gesunden Kopfe auch ein gesunder, also recht langer Zopf wachsen müsse. Demzufolge muß also ein langer Zopf das sichere Zeichen eines guten Gehirnes, eines klugen Mannes sein. Daher lachen sie über unser geschorenes Haar und halten uns für Dummköpfe. Je höher ein Chinese steht, desto länger und dicker wird sein Zopf sein, ob Natur oder Kunst, das ist Nebensache. Da Sie nun so einen gewaltigen Zopf besitzen, während ich leider keinen Pen-tse habe, so müssen Sie mir geistig ungeheuer überlegen sein."

„Das ist auch gewiß sehr richtig. Wart, den Zopf muß ich mir auch sofort notieren. Also Pen-dse?"

„Nein, denn dse heißt ‚vier'."

„Also Pen-ße?"

„Auch nicht, denn ße oder sse bedeutet den akademischen Grad eines Doktors."

„Wohl Pen-se?"

„Bewahre, denn se heißt Liebe, Farbe, Figur, Malerei. Sie müssen ein hartes t vor das s setzen."

„Folglich Pen-tße?"

„Unmöglich; tße bedeutet nämlich: sich, selbst, Eigenart, innere Beschaulichkeit, Identität und auch Identifikation."

Turnerstick hielt den Fächer in der Linken und den Bleistift in der Rechten zum Schreiben erhoben; aber er schrieb nicht, sondern zog ein ganz merkwürdiges Gesicht und rief erbost:

„Jetzt hören Sie nun mal auf, Sie Deutschverderber! Es braust mir ja um die Ohren, als ob ich den Niagarafall im Kopfe hätte!"

„Ja, mein Lieber, Sie müssen die beiden Konsonanten genau und scharf unterscheiden. Im Chinesischen ist ein großer Unterschied zwischen se, sse, sze, tse, tze, dse und dze."

„Ihr Unterschied kann mir gestohlen werden! Warum bringen Sie mir lauter Worte ohne eine meiner Endungen! Peng tseng wäre richtig; warum soll ich da Pen-tse sagen! Ich schreibe mir den unglückseligen Zopf gar nicht auf. Hier haben Sie Ihr Stückchen Bleistift zurück. Mir brauchen Sie mit Ihrem hölzernen Pantoffelchinesisch nicht zu kommen. Da hat das meinige doch mehr Saft und Kraft. Pang, peng, ping, pong und pung, das ist der wahre Jakob; das klingt wie Glockengeläute! Was würden Sie sagen, Mijnheer van Aardappelenbosch, wenn einer von Ihnen verlangte, sieben- oder achterlei dse und tse zu unterscheiden?"

„Ik zoude ihm sagen: Gij zijt een ongelukkige Nijlpaard!" antwortete der Dicke, indem er so tief und ängstlich Atem holte als ob an ihn das Verlangen ge-

stellt worden sei, den malefikanten Pen-tse zu deklinieren.

„Ja, ein Nilpferd sondergleichen wäre dieser Kerl. Merken Sie sich das, mein bester Methusalem, und sündigen Sie hinfort nicht mehr, sonst zwingen Sie mich, Sie einmal in die linguistische Wäsche zu nehmen. Jetzt aber wollen wir endlich an Bord. Vorwärts!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber eine Eisenbahn in Baumwipfeln

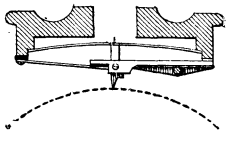
berichtet ein kalifornisches Blatt: „Es mag über unsere Nachbarschaft hinaus nicht bekannt sein, aber wir haben in Sonoma Kounty ein eigenartiges und brauchbares Stück Eisenbahn, wie es in Anlage und Betrieb noch in keinem Buche steht. Im oberen Teil dieser Landschaft, nahe der Küste, kann man eine befahrene Eisenbahn in Baumwipfeln sehen. Zwischen den Klipper-Mühlen und der Stuartsspitze, wo die Straße eine tiefe Schlucht kreuzt, sind die Bäume in gleichem Niveau abgesägt und Schienen und Schwellen auf den Baumstümpfen angebracht. In der Mitte der erwähnten Schlucht stehen nebeneinander zwei gewaltige Rotholz-Bäume (Sequoia sempervirens), die eine zuverlässige Unterstütze bilden und 75 Fuß hoch vom Boden abgesägt sind; über sie passieren schwer beladene Waggons mit derselben Sicherheit, als wenn der Bau nach wissenschaftlichen Methoden errichtet wäre. In anderen Gegenden Kaliforniens könnten die Rotholzwälder in derselben Weise benutzt werden, und es würde eine Baum-Eisenbahn billiger sein, als wenn man durch Entfernung der Bäume den Weg bahnte."

Der neue Phonograph von Edison.

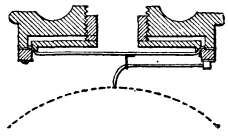
Trotz des außerordentlichen Interesses, das dem Phonographen, der geistvollen Erfindung Edisons, bei seinem ersten Auftauchen vor 10 Jahren entgegengebracht wurde, trotz der zahllosen Versuche, die man angestellt hat, um ihn praktisch verwendbar zu machen, ist der Apparat auch bis heute nur ein interessantes und geistreiches Spielzeug geblieben. Es ist das, wie unsere Kameraden wohl wissen werden, ein Apparat, der die menschlichen Stimmen oder sonstiges Geräusch, das in seinen Schalltrichter gelangt, beliebig oft wiedergibt.

Um so größer war das Aufsehen, als die amerikanischen Blätter die Nachricht brachten, Edison hätte ein Papier erfunden, so homogen und so wenig elastisch, daß es die Eindrücke des phonographischen Schreibstiftes mit bewundernswerter Treue zurückbehielte; man müßte also nur das Blatt auf einen identischen Phonographen bringen und könnte dann die Rede beliebig oft reproduzieren.

In dem ursprünglichen Apparate wurden die in den Schalltrichter gesprochenen



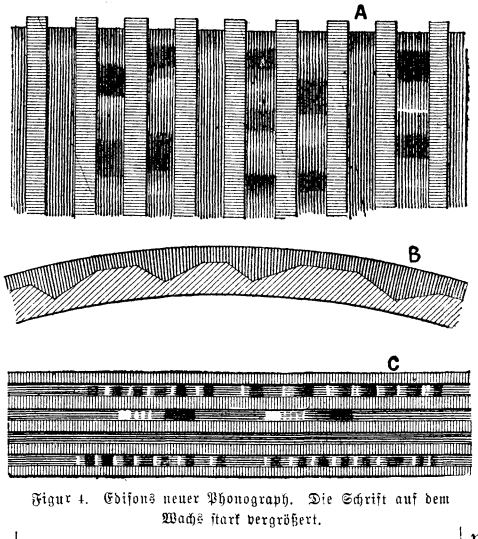
Figur 2. System der Aufzeichnung.



Figur 3. System der Reproduktion.

Edisons neuer Phonograph.

Worte auf einem Stanniolblatt registriert, das auf einem Cylinder befestigt war. Dieser erhielt eine gleichförmig rotierende und fortschreitende Bewegung mittels eines Uhrwerks. Dieselbe Platte und derselbe Schreibstift dienten zur Aufzeichnung und zur Wiedergabe der Rede; dabei aber war es um die Vollkommenheit der Artikulation der Laute noch schlimm bestellt.



Figur 4. Edisons neuer Phonograph. Die Schrift auf dem Wachs stark vergrößert.

Der neue Apparat (Fig. 1) unterscheidet sich im Prinzip nicht von dem ursprünglichen. Seine Hauptachse dreht sich ohne geradlinig fortschreitende Bewegung zwischen zwei Wülsten und endigt in einer verstärkten Nabe, welche einen Cylinder aus gehärtetem Wachs aufnimmt, auf dem die phonographischen Eindrücke verzeichnet werden.

Hinter der Achse und dem Cylinder ist ein Gleitschlitten sichtbar, von dem zur Linken ein mit Muttergewinde versehener Arm sich nach vorne erstreckt und sich auf der mit dem entsprechenden Gewinde versehenen Hauptachse aufrichtet. Es wird dadurch die Bewegung des Schlittens von der Linken zur Rechten hervorgebracht und dadurch bewegt sich natürlich auch der Support, der auf der rechten Seite des Schlittens sitzt, von links nach rechts und mit ihm die beiden Diaphragmen, das für die Aufzeichnung und das für die Wiederholung, die beide an dem Support angebracht sind und abwechselnd zur Wirkung gebracht werden können.

Das System der Aufzeichnung (Fig. 2) besteht aus einer Nadel, die in der Mitte des Diaphragmas befestigt und durch einen Zapfen mit einer Feder verbunden ist, welch letztere ihre Befestigung an dem Support findet.

Das System der Reproduktion (Fig. 3) besteht aus einem zarten Diaphragma, etwa einem Goldschlägerhäutchen, in dessen Mitte eine feine Spitze ist. Diese stützt sich gegen eine umgebogene, stählerne Feder, deren eines Ende auf dem Cylinder ruht, während das andere auf dem Support verschraubt ist. Ein elektrischer Motor, den uns Figur 1 deutlich sehen läßt, und der durch einige Elemente gespeist wird, erteilt dem Wachscylinder eine regelmäßige Rotationsbewegung unter Zuhilfenahme zweier konischer Reibungsräder, von denen das eine unmittelbar vor dem Wachscylinder und unter dem Bogen, der die Hauptwelle stützt, sichtbar wird. Der vordere Rand der Nabe, die den Wachscylinder trägt, ist abgeschrägt und als zweites Kegelrad ausgebildet (Fig 1). Ein sehr empfindlicher Regulator sichert dem Motor eine äußerst regelmäßige Geschwindigkeit. Der Support trägt außer den beiden Diaphragmen noch ein Werkzeug, das bestimmt ist, die Oberfläche des Wachscylinders vor der phonographischen Aufzeichnung zu glätten.

Dieses Glättwerkzeug läßt man zunächst die Oberfläche des Wachses passieren, führt dann den Schlitten auf den Ausgangspunkt (links) zurück und setzt das System in Bewegung, während man auf das Diaphragma durch den Schalltrichter spricht; die Vibrationen der Luft, bezw. des Diaphragmas drücken den auf dem Wachs glei-

tenden Stift in die Oberfläche, entsprechend den Schwingungen der Luft, d. h. den Tönen, ein und verleihen ihr ein Aussehen wie es uns Fig. 4 A von vorn, Fig. 4 B im Querschnitt und Fig. 4 C von oben zeigen (stark vergrößert.) Wenn die Aufzeichnung auf diese Weise beendet ist, wird der Schlitten auf den Anfangspunkt zurückgeführt und das Wiederholungsdiaphragma statt desjenigen der Aufzeichnung eingesetzt. Wenn dann der Cylinder in Bewegung gesetzt wird, gleitet der Stift in die Vertiefungen oder hebt sich bei den Erhöhungen und versetzt dadurch dieses zartere Diaphragma in dieselben Schwingungen, die vorher das andere Diaphragma erfuhr, d. h. es erzeugt wieder dieselben Luftschwingungen und Töne, welche in den Schalltrichter gesprochen wurden.

Bei den Experimenten im Laboratorium Edisons, so berichten die amerikanischen Blätter, konnten sogar die Namen der Personen und der Orte genau verstanden werden, selbst wenn der Hörende den ursprünglichen Zeitungsartikel, der phonographisch reproduziert wurde, nicht gekannt hatte; ja der Apparat soll sogar das Zischen und Flüstern und alle Halbtöne und Modulationen genau wiedergeben.

Diese Vollkommenheit wird der Regelmäßigkeit der Umdrehung, der Empfindlichkeit der die Aufzeichnung empfangenden Materie, des Wachses, und der Feinheit des Empfangsdiaphragmas zugeschrieben. Ueberhaupt hat man diesmal nicht wie früher starke Töne, die ein großes Auditorium hören sollte, zu erreichen, sondern eine genaue Artikulation derselben zu erhalten gesucht.

Die Wachscylinder, auf welchen die Worte aufgezeichnet werden, haben 10 cm Durchmesser und verschiedene Länge (etwa 25 mm für 200 Worte; sie sind sehr leicht und man hat Büchsen gemacht, um sie leichter transportieren zu können. Der Empfänger eines solchen Phonogramms hätte dasselbe nur auf seinen Phonographen zu setzen, den Apparat spielen zu lassen und zuzuhören; er hört dann nicht nur die Worte, sondern auch den Ton, in dem sie gesagt wurden. — Man hat noch gar viele Anwendungen für den neuen Phonographen vorgesehen: so will man für die Lektüre der Blinden in den Hospitälern oberhalb der Membrane eine Anzahl von Schalltrichtern anbringen, um das phonogrammische Wort mehreren Zuhörern zugleich zu Gehör zu bringen; man will Arien und Lieder großer Sänger, Worte großer Redner und Staatsmänner für alle Zukunft aufbewahren, um sie in spätesten Tagen noch jederzeit wieder reproduzieren zu können.

Dabei mag nun freilich nicht übersehen werden, daß man genau dieselben Anwendungen schon vor zehn Jahren im Auge hatte; genau dieselben enthusiastischen Anpreisungen wurden auch damals gehört. Es wird nun die nächste Zukunft zu entscheiden haben, ob die neuere, viel kompliziertere Form des Phonographen dieser ebenso originellen als geistreichen Erfindung Edisons sich bewährt und ob sie sich zur praktischen Anwendung im Publikum Eingang wird verschaffen können.

Eine schwarze Musikkapelle.

In dem französischen Teil des afrikanischen Guinealandes war der noch junge Herr Maret seit einiger Zeit als Missionär thätig und wahrlich in seiner schweren Stellung mitten unter den schwarzen Heiden alles Lobes würdig. Er besaß alle Eigenschaften, deren es bedarf, um mit der christlichen Religion unter wilden Völkern auch Gesittung und einige Zivilisation zu verbreiten, durch Güte sich beliebt, durch sein Wesen und Wissen sich geehrt zu machen.

Wie es die Arbeit einer christlichen Mission erheischt, hatte er mit Hilfe eines Genossen in einem der Dörfer, in dem der Negerstamm der Gabons seßhaft war, Frauen und Männer bekehrt und bald eine Schule für die Kinder angelegt. Mehr als hundert Buben und Mädels unterrichtete er mit der Zeit und sie hingen mit großer Liebe an ihm.

Die Gabons sind kräftige, keineswegs bösartige Menschen, sie sind anstellig und gelehrig. Unter den Kindern und Halberwachsenen dieser Schule fand Maret bald auch eine Anzahl, für die er besondere Zuneigung faßte und mit denen er sich gern beschäftigte. Er trieb zu seinem Vergnügen Musik, hatte selber einige Instrumente spielen gelernt und es zu einer artigen Fertigkeit gebracht. Sein erstes Instrument war die Flöte; dazu war mit der Zeit die Trompete gekommen und die Trommel. Von den Schiffskapitänen, die zuweilen mit ihren Schiffen an der Küste anlegten, den Verkehr des Mutterlandes mit der Kolonie und der Mission zu unterhalten, hatte er sich diese Musikinstrumente besorgen lassen und dann auch seine Schüler damit versehen. Die lernten mit großem Eifer Flöte und Trompete blasen, Trommel und Pauke rühren. Nach und nach hatte Maret eine ganze Musikkapelle gebildet; es war eine Freude für die schwarzen Jungen und ein Vergnügen für die Alten, wenn diese Kapelle aufspielte, wenn Maret die Schule danach marschieren, und bei festlicher Gelegenheit alles Volk springen und tanzen ließ. Maret wurde ein ausgezeichneter Kapellmeister; immer neue Stücke brachte er seinen Spielleuten bei, immer vollständiger gestaltete er aus den fähigen Burschen und Kindern seine Kapelle. Der Paukenschläger war ein wahrer Künstler; er konnte sein Instrument mächtig erdröhnen und auch zart in verhallendem, dumpfem Donnern ertönen lassen; mit einem feierlichen Ernst und im Vollbewußtsein seiner Bedeutung wartete er auf den Takt, wo sein Bum einzusetzen, zwei, drei oder vier Bumbum zu schlagen hatte. Dann der Trommler; das war ein kleiner, geschickter Bengel, der die Klöppel mit Würde rührte. Die Flötenbläser pfiffen mit einer Fertigkeit, die erstaunlich war, und die Trompeter schmetterten auf ihrem kleinen Instrument, daß sie auch in einer militärischen Musikkapelle Europas am Platze hätten sein können. Ein paar spielten die Posaune, und auch die Klarinette war schließlich vertreten. Genug, Maret konnte stolz auf dies Werk sein und gab gelegentlich, namentlich wenn ihn Leute von den Schiffen und der Faktorei besuchten, mit seinen Spielleuten vortreffliche Konzerte. Einer darunter, der kleine, pfiffige George, wie ihn Maret bei der Bekehrung getauft hatte, blies auf seiner Trompete mit viel Geschick sogar Solis.

Ein Beamter der Faktorei, die sich bei dem Dorfe befand, wurde wegen seines kränklich gewordenen Zustandes abberufen und rüstete sich, mit dem nächsten Schiffe nach Frankreich zurückzukehren. Er hatte den kleinen George lieb gewonnen und kam eines Tages zu Maret, um ihn zu fragen, ob er den Knaben nicht mitnehmen solle nach Marseille, wohin er sich begeben würde.

„Ich werde da weiter für ihn sorgen," sagte er. „Aus dem kleinen Kerl wird vielleicht etwas, wenn er aus dieser Welt in die andere, unter die weißen Menschen versetzt wird."

„So wollen wir einmal George fragen," entgegnete der Missionär darauf.

George wurde geholt und Maret teilte ihm den Wunsch des Faktoreibeamten Bonny, so hieß er, mit.

„Du weißt, mein Sohn, wo Frankreich liegt und was es für ein Land ist."

„Jawohl, mein Vater," antwortete der schwarze Knabe.

„Du mußt dahin eine Fahrt auf dem Schiffe über das Meer machen. Fürchtest du dich nicht davor?"

„Nein, mein Vater."

„Warum nicht?"

„Weil Gott über mein Leben wacht, wenn ich an ihn glaube und zu ihm bete."

„Brav, George. Also möchtest du mit Herrn Bonny nach Frankreich reisen?"

„Wenn er mich mit sich nimmt, gewiß und sehr gern."

„Warum? Was denkst du, daß du in Frankreich machst?"

„Was Herr Bonny will; er wird es nur gut mit mir meinen?"

„Ja, George," sagte Bonny, „das soll wahr sein. Ich werde für dich sorgen; wenn du es mir dankst, werde ich für dich wie für einen Sohn sorgen. Deine Eltern werden sich dann aber von dir trennen müssen."

„O, sie haben ja noch mehr Kinder!" rief der Knabe sorglos aus. „Und wenn es mir in Frankreich unter den weißen Christen gut geht, werden sie sich freuen."

„Sie sollen auch von dir hören. Du selbst wirst Herrn Maret recht oft schreiben und er wird deinen Eltern danach berichten, wie es dir geht."

„Ich verliere zwar meinen Solisten und besten Trompeter," bemerkte der Missionär; „aber sein Lebensglück ist mir mehr wert."

Da George also mit Vergnügen in die weite fremde Welt gehen wollte und seine Eltern nach den Reden, die deshalb Maret und Bonny mit ihnen führten, gern einwilligten, so nahm der letztere bei seiner Abreise aus Guinea den Knaben mit sich.

In Marseille erhielt George durch die Fürsorge seines Gönners gründlichen Musikunterricht; er machte darin überraschende Fortschritte. Auch sonst lebte er sich schnell in die neuen Verhältnisse ein, und wäre die Schwärze seiner Haut nicht unvertilgbar gewesen, so hätte man ihn für einen geborenen Franzosen halten können. Er wurde ein stattlicher Jüngling und Bonny bewirkte es, daß er eine Stelle als Trompeter in der Musikkapelle eines Linienregiments bekam, die er zu großer Zufriedenheit seines Vorgesetzten ausfüllte. Er war wirklich glücklich, der Neger aus Guinea, wenn er in der bunten Uniform mitten im Chor der französischen Spielleute vorauf dem Regimente marschierte und die kriegerischen Weisen mitblasen konnte; noch mehr vielleicht, wenn er bei den Konzerten, welche die Kapelle bei öffentlichen Vergnügen abhielt, als Pistonbläser sich allein vor allen Leuten hören lassen durfte und lauter Beifall sein meisterhaftes Spiel belohnte. Bonny hatte redlich für ihn gesorgt und hielt ihn wie seinen Sohn.

Regelmäßig schrieb auch George seine Briefe in die tropische Heimat und eine Folge davon war, daß in der schwarzen Musikantenkapelle des Vater Maret eine heftige Sehnsucht mitspielte, nach Frankreich zu kommen und wie George in buntem Soldatenrock mit roten Hosen aufmarschieren zu können. Der Eifer, eine große Fertigkeit in seinem musikalischen Spiel zu bezeigen, wurde bei jedem der Knaben und mehr noch bei den schon groß gewordenen Künstlern durch jede neue Mitteilung des ehemaligen Kameraden immer wieder gereizt, und Vater Maret war gar nicht beunruhigt darüber. Er trommelte und blies sich dadurch eine immer mehr wachsende Gemeinde christlich gewordener Gabons zusammen und hatte nur Mühe und Not, daß ihm seine Musikkapelle nicht zu groß wurde. Denn jeder kleine Gabon in seiner Schule hatte den Ehrgeiz, unter die Musikantentruppe versetzt zu werden und war sehr betrübt, wenn ihm Vater Maret diesen Wunsch abschlagen mußte, weil er die bestimmte Anzahl der Instrumente nicht vermehren wollte, oder der Neuling besondere musikalische Fähigkeit nicht bewies.

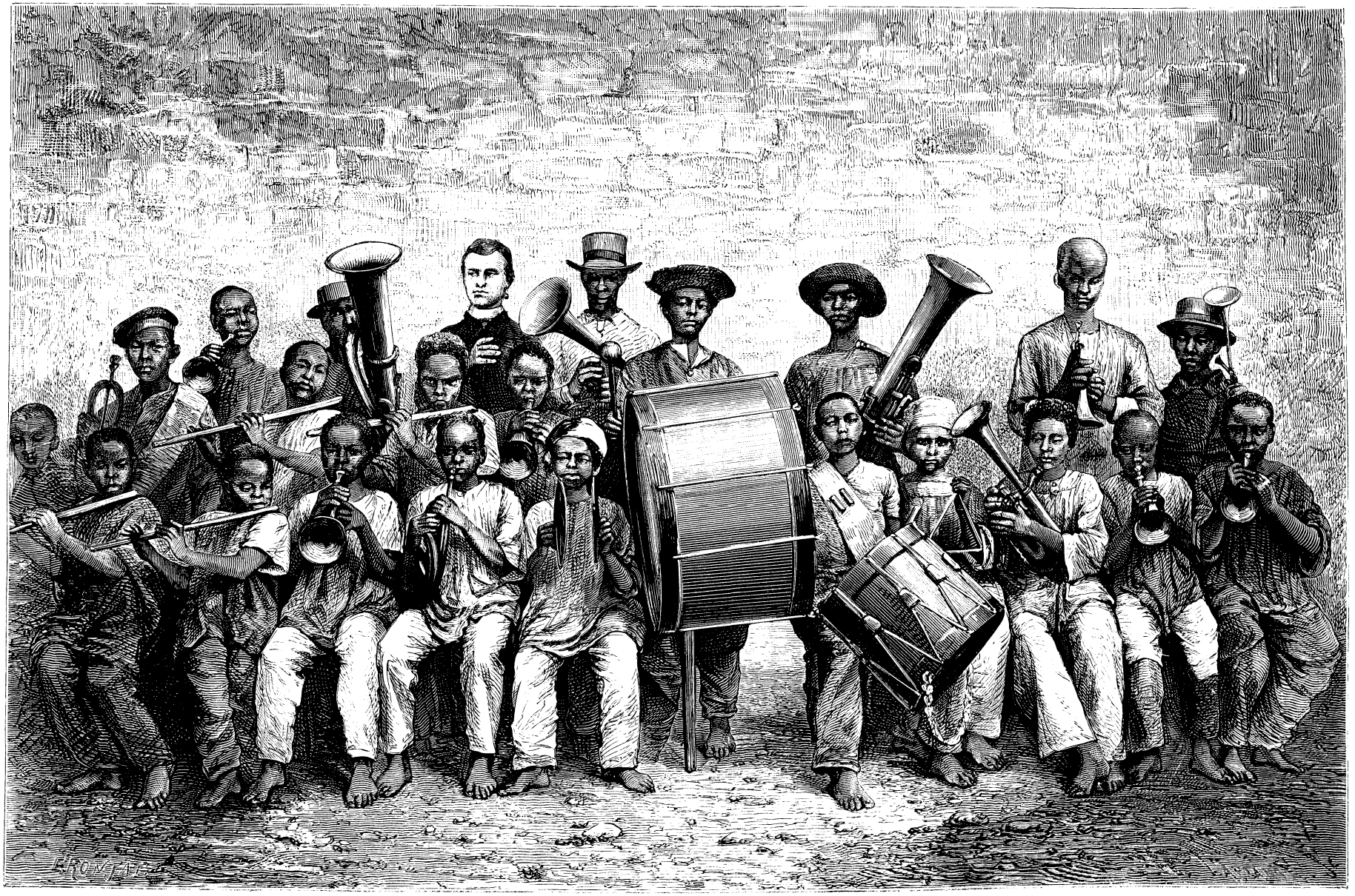
Eigentümlichkeiten großer Männer.

Der seiner Zeit berühmte nordamerikanische General Lee fand ein großes Vergnügen darin, seine Gesellschafter aufzuziehen, ohne gerade die Kunst zu besitzen, feinen Scherz und Witz, die nie beleidigen, damit zu verbinden. Einmal saß er mit einem alten schottischen Major zu Tische. Es wurde wacker gezecht, und als die Köpfe anfingen, warm zu werden, erklärte Lee dem Major, er habe eine Eigentümlichkeit, wegen der er von vornherein um Verzeihung bitten müsse. Er pflege nämlich, sobald er etwas getrunken habe, sich über die Schottländer lustig zu machen. „O," erwiderte der Major, „dagegen läßt sich gar nichts sagen, am wenigsten von mir, denn ich darf dann um so mehr Nachsicht für eine Eigentümlichkeit erhoffen, die ich auch an mir habe und die man mir nicht immer verzeihen will." — „Aber das ist ja Intoleranz," rief Lee, „ich verzeihe Ihnen schon im voraus! Es ist nicht mehr als billig, daß, wo man ausgibt, man auch wieder einstecken muß. Aber worin besteht denn Ihre Eigentümlichkeit?" Ernst erwiderte der Major: „So oft ich nämlich über meine Nation auch nur ein unhöfliches Wort höre, so ist mein erster Griff nach meinem spanischen Rohre; das lege ich dann auf die unsanfteste Weise von der Welt auf den Rücken des Sprechenden und wiederhole diese Handlung, so oft es meine Kräfte gestatten." — Lee war infolge dieser Eigentümlichkeit den ganzen Abend hindurch äußerst höflich gegen den Major und ließ die schottische Nation in Ruhe.

Das Gänsemännchen in Nürnberg.

In mehreren deutschen Städten sieht man auf dem Markt ein Standbild, das einen Bauer mit zwei Gänsen unter den Armen darstellt. Diese Figuren sind aber Nachbildungen, denn das echte Gänsemännchen ist nur in Nürnberg zu finden. Es steht auf dem Brunnen bei der Frauenkirche, auf der Stelle, wo früher ein Heiligenbild stand. Wie sich dies zugetragen, davon erzählt die Ueberlieferung folgendes:

Der Rotgießer Peter Vischer arbeitete mit seinen fünf Söhnen in seiner Werkstätte. Da trat der Ratsherr Johannes Imhoff ein und berichtete, daß von dem Brunnen hinter der Kirche Unserer Lieben Frauen das Standbild der heiligen Magdalis herabgefallen und zerbrochen sei; da werde der Meister wohl für eine neue Figur Sorge tragen müssen. Peter Vischer meinte zwar, er sei jetzt gerade mit Arbeit überhäuft, insbesondere mache ihm das neue Gitter für das Rathaus zu schaffen, doch sagte er ungeachtet dessen zu, und der Tag der Ablieferung wurde festgesetzt. Die Frist war aber zu kurz,



Eine schwarze Musikkapelle in Guinea.

und so eifrig Peter Vischer mit seinen Söhnen auch arbeitete, die bestellte Figur ward nicht fertig. Da sprach der jüngste Sohn zum Vater: „Als du aus Italien kamst, brachtest du ein wunderliches Ding mit, das du in Rom gearbeitet hattest. Wie wär's, wenn wir es einstweilen auf den Brunnen setzten, bis die Heilige fertig ist?"

„Den Mann mit den Gänsen?" rief der Meister. „Da würden die edlen Herren schöne Gesichter machen!" — Endlich aber, weil die Figur doch noch weit zurück war, gab er mit schwerem Herzen nach, indem er meinte: „Die Hauptsache ist, daß der Brunnen nicht so kahl dasteht. Und die hochedlen Herren werden auch wohl ein Auge zudrücken, wenn ich ihnen sage, daß die Heilige bei dieser kurzen Frist keine Arbeit geworden wäre, die Peter Vischers würdig ist."

Und richtig! Der Mann mit den Gänsen unter den Armen ward auf den Brunnen gesetzt. Die Ratsherren kamen und machten freilich verwunderliche Gesichter, wie Peter Vischer vorausgesehen hatte. Der Meister erklärte ihnen, wie es zugegangen, und daß es mit nächstem anders werden solle; doch Herr Johannes Imhoff, dem die Figur gleich gefiel, war der Meinung, daß sie ebensogut stehen bleiben könne. Heiligenbilder gebe es in Nürnberg genug; dies Ding sei einmal etwas Neues. Und so blieb es denn dabei.

„Hört, Meister," meinte Herr Imhoff, „wie nennt Ihr denn das Ding?" — „Edler," sagte Vischer, „das weiß ich selber nicht. Kann es nicht schlechtweg Gänsemännchen heißen?" Das leuchtete allen ein, und so erhielt die Figur denn diesen Namen und hat ihn behalten bis auf den heutigen Tag. Wie viele Geschlechter haben schon zu ihm aufgeschaut und wieviel künftige Geschlechter werden noch das Gänsemännchen in Nürnberg betrachten!

Die Generalkur.

Aus der Mappe eines Klosterzöglings.

Des Nachts um die zwölfte Stunde.

Es war für meinen Vater, der wie alle kleinen Beamten sich durch eine sorgenvolle Existenz zu ringen hatte, eine große Erleichterung, als eines Tages die Nachricht bei uns eintraf, daß ich auf die Empfehlungen unseres Rektors und wegen meiner guten Zeugnisse zum Genuß einer Freistelle in der benachbarten Klosterschule zugelassen sei.

„Gott sei Dank, Junge," meinte der gute Vater beim Empfange des fürstlichen Schreibens mit Thränen in den Augen, „da hat mir der grundgütige Herrgott gerade zur rechten Zeit eine schwere Sorge abgenommen, denn wie hätte ich die Mittel zu deinen nötigen Studien aufbringen sollen? Nun halte dich brav, und es wird dir nicht fehlen!"

Ich selbst war von einem Gefühl der Befriedigung über diese Wendung meines Schicksals erfüllt, denn die alte Klosterschule, eine Art Pädagogium, genoß einen großartigen Ruf; sie war eingerichtet worden, als das Kloster aufgehoben ward, und hatte seitdem jährlich gegen zwanzig junge Leute mit akademischen Zeugnissen der Reife versehen in den Staatsdienst entlassen. So winkte denn auch mir ein schimmernder Stern des Glückes, wenn auch in weiter Ferne!

Die Zöglinge der Anstalt stammten aus den edelsten Familien des Landes; ihrer waren etwa sechzig, die in den ausgedehnten Räumen des Klosters Wohnung und Kost fanden. Alljährlich wurden fünf Freiplätze von der Regierung vergeben und einen derselben war ich also mehr als glücklich gewesen zu erlangen.

Wie froh war ich, daß mit meinem Abgange den lieben Eltern die Lasten der Haushaltung erleichert wurden, denn wo so ein Nest voll munterer, junger Vögelein ist, die alle gesunde Schnäbel und guten Appetit haben, da haben die Alten, wie ihr, meine jungen Kameraden, ja alle wißt, vollauf zu thun, das nötige Futter heranzuschaffen.

Ich zog nun zum Herbste völlig ausgerüstet und mit dem Segen des Vaters wie den Gebeten der liebenden Mutter für mein Wohl ab und wurde „Oblatus" dieser Schule. So wurden wir, ganz wie in alten Zeiten, genannt.

An einem grauen Herbstnachmittage setzte mich der Wagen nebst meinen Habseligkeiten vor den Klosterpforten ab. Da lag der alte Häuserkomplex in düsterer Abgeschiedenheit! Ueberall hohes, massives, graues Gemäuer zwischen halb entblätterten hohen Buchen, Eichen und Kastanien. Hier ein hoher Turm mit der Wohnung des Rektors und der Bibliothek darüber, darangeschlossen ein langer Flügel mit den Lehrsälen, den Wohnungen der Lehrer und des Inspektors; dahinter große Wirtschaftsräume mit der Küche und den Badezimmern, dem alten Refektorium oder Speisesaal und rechts ein Seitenflügel mit den Schlafsälen der Oblaten. Hinter all diesen geräumlichen Baulichkeiten lag der große, selbst im Herbste noch wohlgepflegte Garten. Hier mußte es im Sommer paradiesisch schön sein! Freilich, die Klostergebäude waren düster, winkelig, verzweigt. Hier ein paar Stufen, da eine Wendeltreppe, dort bunte Spitzbogenfenster, an vielen Stellen Wölbungen! Das alles sah ich, als mich der in den Hintergebäuden wohnende Hausverwalter über hallende Korridore in meine Klause brachte, die ich mit fünf anderen Zöglingen teilen sollte. Sie waren teilweise noch nicht zurückgekehrt; in die Ferien gereist, erwartete man sie erst morgen. Auch der Rektor war noch abwesend; an seiner Stelle wurde ich von dem Inspektor, Dr. Krusius, begrüßt und freundlich willkommen geheißen.

Ich war wie im Traume befangen. Die neue Umgebung, das Ungewohnte meiner Lage, die gemeinsame Betstunde am Abend, die Schlafsäle mit zwanzig plappernden Oblaten, alles kam mir so sonderbar vor.

Anderen Tages waren wir vollzählig und am Nachmittage versammelten sich das Lehrpersonal und sämtliche Zöglinge in der als Aula hergerichteten alten Klosterkirche, wo wir auch den Rektor Professor Dr. Ramstetten, einen Herrn mit grauem Kopfe und klugen dunklen Augen zum erstenmal sahen. Er machte auf uns einen ausgezeichneten Eindruck und die Gewalt seiner Rede war geradezu bezwingend für alle Herzen.

Uns fünf, die wir in der Anstalt neu waren, ließ der Herr Rektor antreten, wobei er jedem die Hand reichte, ihn willkommen hieß, von ihm das Gelöbnis des Fleißes und des Gehorsams entgegennahm und uns dann der ganzen Anstalt als Hausgenossen vorstellte.

Am anderen Tage begann der Unterricht; alles ging seinen gewohnten Gang und bald hatte ich mich nicht nur in der Anstalt eingelebt, sondern mich auch in

meiner Klasse ausgezeichnet, so daß das Auge des Rektors oft wohlwollend auf mir ruhte.

Einen Hauptreiz hatten für mich die gemeinsamen, frugalen, aber mit allerlei belehrenden Unterhaltungen gewürzten Mittags- und Abendmahlzeiten im Refektorium, woran stets zwei Lehrer der Anstalt teilnahmen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Eines Tages saß ich in wechselnder Reihenfolge neben dem Sohne eines thüringischen Gutsbesitzers, namens Benno Rudolphi. Der gute Junge renommierte gern ein wenig und erzählte heute neben anderen unglaublichen Abenteuern von einem Kampfe, den er siegreich mit Hirschen in den väterlichen Forsten bestanden haben wollte. Der Rektor, welcher den Vorsitz bei Tische führte, lächelte; er mußte wohl etwas von den Heldenthaten des jungen Herrn gehört haben. Mein Freund Hellwald, der Sohn unseres Pastors, der schon in der Prima saß, zischelte mir deshalb ins Ohr:

„Paß auf, Bruno, ob ich es nicht gesagt habe, an dem macht der Rektor nächstens die „Generalkur!"

„Die Generalkur? Was ist das?" gab ich leise zurück.

Aber Hellwalds Ernst winkte abwehrend mit der Hand:

„Pst, pst, stille; darüber — darf man nicht reden!"

Trotz alles Fragens erfuhr ich nichts. — Es ist eine thörichte Handlung, wenn Ammen, Dienstboten, ja sogar Eltern ihre Kinder und Zöglinge durch Furcht gefügig zu machen suchen. Die Gespensterfurcht ist davon eine Folge, und ich habe in der Klosterschule im Verlaufe weiterer Zeiten Knaben kennen gelernt, die sich im Dunkelwerden keinen Schritt über die Korridore, geschweige denn in andere Teile der weiten Räumlichkeiten getrauten. Mein guter Vater war ein vorurteilsfreier Mann. Er hatte mich ohne Gespensterfurcht erzogen, und so war ich denn beherzt und ging zu jeder Zeit durch das Kloster, wohin man mich schickte. Bald hieß es denn auch unter uns:

„Bruno Eilenberg ist beherzt, der kennt keine Furcht!"

Der Rektor mußte es wohl gehört haben, denn eines Tages, es war schon spät, ließ er mich zu sich kommen. Seine Studierstube lag unter der Bibliothek. Ich wußte nicht, daß eine Wendeltreppe von ihr direkt nach oben führte.

Der Rektor belobte mich, hieß mich so eifrig fortfahren und sagte dann:

„Apropos, Bruno, du bist ja wohl der Ritter ohne Furcht? Gehe einmal im Dunkeln in die Bibliothek; es ist fast Vollmond, also doch ziemlich hell. Auf dem grünen Tische liegt ein Foliant! Den bringe mir; hier ist der Schlüssel!"

Ich nahm ihn schweigend und schritt zur Thür hinaus, über den Korridor und die große Wendeltreppe links hinauf. Den Weg kannte ich auch im Dunkeln genau.

Das fast volle Mondlicht fiel durch die Spitzbogenfenster des Turmes auf den Weg über die Treppe. Mutig steckte ich den Schlüssel in die eisenbeschlagene, dunkle, altertümliche Eichenholzthür und drehte auf.

Ha, was war das?

Links und rechts standen die Bücherrepositorien, geradeaus war ein eichenes Katheder placiert und dahinter die Wand mit allerlei Malerei aus alten Zeiten in lebhaftem Kolorit geziert.

Nach Südwesten waren mehrere Spitzbogenfenster angebracht, durch welche das helle Mondlicht fiel. Und beim Schein desselben — jedes Haar sträubte sich auf meinem Haupte empor, ein Frostschauer lief mir über den ganzen Körper — dort, dort auf dem Katheder stand ein eisgrauer Mönch die Hände wie zum Gebet erhoben! — War einer der alten Bewohner des früheren Klosters wieder lebendig geworden, um unsere Ruhe zu stören? Oder fand sein Geist, der stets nutzlos in den Folianten dieser Bibliothek nach dem Steine der Weisen gesucht, im Grabe nun auch keinen Frieden und ging hier um? — Also gab es doch etwas zwischen Himmel und Erde, was ich und meine Thorheit nicht begriff? — Ich wollte einen Schrei ausstoßen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt! Und jetzt, jetzt regte sich der Mönch nicht und schritt er nicht auf mich zu? — Ach, nein, er stand unbeweglich, es war nur das klopfende Blut meiner Schläfen, welches mir den Spuk vorzauberte.

Ich stand unbeweglich und wiederholte blitzschnell im Geiste alles das, was mein guter Vater mir so oft bei solchen Gelegenheiten vorgehalten. Ich fand meine Ruhe, die Besonnenheit, die Klarheit des Geistes wieder. Beherzt schritt ich gegen das Katheder vor und — sah meine Thorheit schnell ein: Die Spitzbogenfenster hatten allerlei schnörkelhafte Verzierungen. Eines davon warf nun durch den fast vollen Mond einen Schatten auf das Katheder und an die Wand und hier — ja, sollte ich lachen? — fand sich in der Malerei ein Gesicht mit grauem Haar und Bart, welches genau zu dem Schatten paßte. Das Ganze machte den vorher beschriebenen Gesamteindruck in einer so täuschenden Weise, daß ich wohl zu entschuldigen gewesen wäre, wenn ich die Flucht ergriffen hätte. — Geht es nun so, meine jungen Kameraden, nicht bei allen Gespensterercheinungen zu?

Jetzt lächelte ich, nahm meinen Folianten und stutzte — knarrte dort nicht eine Thür? — Ich horchte. — Nichts! Ich eilte hinaus, schloß die Thür ab und brachte Schlüssel und Buch dem Rektor, der mich lächelnd anblickte.

„Hier ist das Buch, Herr Professor!" sagte ich und wollte gehen.

„Halt, Bruno Eilenberg," rief er aus, „halt! Du bist ein wackerer Junge! Ich habe dich da oben beobachtet" — aha, also war das Thürknarren doch natürlich gewesen und es gab noch einen Eingang in die Bibliothek! — „Du verdienst Lob! Wie schnell hast du den Schatten auf seinen Urgrund taxiert! Ich glaube, der Baumeister, welcher einst das Kloster zu Ehren Gottes aufrichtete, war ein Schalk und hat sich da einen kleinen Privatspaß erlaubt! Verstehst du, Bruno, von ihm darfst du auf Ehrenwort den übrigen Oblaten nichts sagen, du bringst mich sonst um meine ‚Generalkur'!

„Ich werde schweigen, Herr Professor!" versicherte ich.

Recht so, bleibe stets so beherzt, bleibe stets unbefangen, prüfe, überzeuge dich selbst und danach — glaube und richte. Gute Nacht!"

Ich ging stille und habe diese Worte meines alten, ehrwürdigen Lehrers nie vergessen, mich auch nie im Leben wieder gefürchtet, selbst dann nicht, als ich, bereits königlicher Beamter, im Nachbarstaat als Landwehrleutnant im Feuer bei Wörth gegen die Zuaven stand.

Aber zurück zur Klosterschule! — Schon zwei Tage nach mir sollte Benno Rudolphi, der „Hirschtöter", wie wir ihn seit jenem Mittage nannten, die „Generalkur" durchmachen. Professor Ramstetten gab mir und Ernst Hellwald geheime Instruktion und so folgten wir dem zitternd zur Bibliothek Schleichenden. Wir hatten Auftrag, beim geringsten verdächtigenden Geräusch einzutreten.

Kaum hatte Benno aber, der Mutige,

sich nie Fürchtende, den Mönch erblickt, als er laut aufschrie und sich zur Flucht wandte, die wir ihm jedoch abschnitten.

„Was ist dir, Benno?“ fragten wir. Er blickte sich scheu durch die offenstehende Bibliotheksthür nach dem „Spuk des Klosters“ um und sagte:

„Da, da!“

Dabei zeigte er auf den Mönch.

Plötzlich stand der Rektor mit der hellen Astrallampe in der Hand, im Schlafrock und Filzschuhen, vor uns:

„Kommt herein!“

Er zog an einer Schnur, ein Vorhang rollte herab, das Mondlicht konnte keinen Schatten mehr auf das Katheder zaubern und seine Lampe beleuchtete die Wandmalerei.

„Thor“, sagte er dann zu Benno, „warum renommierst du so von deinen Heldenthaten, wenn du dich vor — einem Schatten fürchtest?“

Weiter nichts.

Der Vorgang blieb in Geheimnis gehüllt; Benno Rudolphi ward später ein tüchtiger, mutiger Mann, der sich ebenfalls nie mehr gefürchtet hat; die Geschichte der „Generalkur“ des alten Professors aber ward erst bekannt, als bereits ein Hügel sein Gebein deckte und die alte Klosterschule längst aufgehoben war. Wo sie einst blühte und die Wissenschaft die Herzen deutscher Jünglinge begeisterter schlagen lehrte, ist jetzt eine fürstliche Domäne eingerichtet. Ob der Schatten noch existiert, kann ich beim besten Willen nicht sagen.

Der junge Theatertechniker.

III. Die Beleuchtung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ihr seht, liebe Kameraden, daß unser Theater der Vollendung entgegengeht, daß aber freilich noch vieles fehlt. Ihr wollt ja auch donnern und blitzen, stürmen und regnen lassen! Davon will euch der gute Kamerad aber ein nächstes Mal erzählen, wenn er euch in die Werkstätte des Theatermaschinisten führt.

Denn noch sind wir nicht einmal mit der Beleuchtung fertig. Da wäre z. B. gleich die Frage: Wie fängt man es an, ein Zimmer zu beleuchten, eine Stadt oder gar eine brennende, zusammenstürzende Ritterburg?

Nun, merkt auf; auch das ist keine Hexerei.

Zimmerdekorationen, desgleichen solche von Kirchen, Hallen oder sonstigen Innenräumen, werden ebenso hintermalt, wie wir oben bei den Landschaftshintergründen gezeigt haben. Alle jene Stellen, wo Licht einfällt oder Licht, nämlich Sonnenstrahlen auffallen, werden durchscheinend (transparent) gelassen. So wird zum Beispiel ein Fenster genau ebenso durchscheinend behandelt, wie die vom einfallenden Licht durch dasselbe Fenster grell beleuchteten Gegenstände; seien dieselben die Fensterfüllung, die Mauer oder was sonst immer für ein Gegenstand. Dadurch wird es möglich, Sonnenlicht (farblos), Mondlicht (violett blau oder grün), Abend- und Morgenröte (karmin oder gelb) und Feuerröte (karmin mit gelb, wodurch ein düsteres Scharlachrot entsteht) erscheinen zu lassen, ohne für diese Zwecke besonderer Dekorationen zu bedürfen.

Wie aber die brennende Burg herstellen?

Das erfordert allerdings eine größere Geschicklichkeit als um ein Stück Kuchen zu verzehren, aber mit Hilfe des guten Kameraden werdet ihr wohl auch dieses Kunststück zu Ende bringen.

Vorerst schneidet ihr die Ritterburg dergestalt von den Bergen, die hinter ihr zur Höhe streben, ab, daß nur die Bäume, rechts und links von der Burg, bei dieser bleiben. Den so abgetrennten Hintergrund derselben ergänzt ihr nach abwärts durch weißes Papier, auf das ihr die Berge mit dem Pinsel so weit ergänzt, als nötig wird, wie sich aus späterem ergibt. Diesen abgetrennten Hintergrund präpariert ihr nun so, wie wir oben die Gebirgslandschaft hergerichtet haben. Ihr könnt sogar noch weiter gehen. Den Himmel hinterlegt mit blauer, die Berge mit violetter und die grünen Berge mit grüner Gelatine. Dies muß bis etwa in die Mitte des Burggebäudes reichen; weiter abwärts kann alles weiß bleiben oder schwarz bestrichen sein. Ist auf diese Art der eigentliche Hintergrund fertig, dann schreitet man zur Bereitung der Burg.

Diese klebt man nun auf stärkeren Karton, nachdem man die Fenster vorher durch Pausen (wie in Abschnitt II gesagt) bezeichnet, und aus dem Karton ausgeschnitten hat. Nun sind sie nach dem Aufkleben durchscheinend und können durch verschiedenfarbige Gelatine für Beleuchtungszwecke noch interessanter gestaltet werden. Ist dieser Fußteil des Hintergrundes gut getrocknet und hat er sich nicht geworfen, so schneiden wir ihn mit einem scharfen Messer aus und behandeln ihn wie ein Setzstück, von welchen wir auch in Abschnitt II gesprochen haben. Jetzt schneiden wir, ganz nach unserem Geschmack, die Türme, Dächer und einzelne Mauerteile vom Ganzen weg und befestigen dann diese Teile lose mittels Pappriegel wieder mit dem Ganzen. An die abgetrennten Teile befestigt man nun schwarze dünne Zwirnsfäden, welche hinter den Kulissen rechts und links über die Ränder des Bühnenkastens hängen müssen. Ist der Moment gekommen, wo die Burg einstürzen soll, dann genügt es, an den Fäden zu ziehen und ein Turm nach dem andern stürzt ein, Dächer und Mauern folgen, bis nur mehr eine öde Ruine stehen bleibt. Natürlich muß man sehr darauf achten, daß keines der Stücke nach vorn stürzt, denn dann würde man sehen, daß die Burg aus Papier ist, die ganze Illusion wäre zerstört und abfälliges Gelächter der Lohn für unsere Mühe. Man kann daher auch die stürzenden Türme und andere Mauerteile ganz ähnlich behandeln wie die Gliedmaßen von Hampelmännern aus Pappe, sogenannter Zugwurstel, doch müßte für diesen Fall die Burg vor dem Aufkaschieren auf Pappe schon in ihre einzelnen Teile zerlegt werden, damit die für die Gliederung nötigen Verlängerungsstücke gleich an den einzelnen Teilen belassen werden können.

Sind wir soweit, so können wir sehr wirksam die Erstürmung und Ausbrennung einer Ritterburg in Szene setzen.

Die so hergerichtete Burg vertritt dann die Stelle des Mittelprospektes und der abgetrennte Hintergrund wird entweder um eine Kulisse oder gleich um drei Kulissen zurückgeschoben. Die fehlenden drei Kulissen nach rückwärts werden durch die drei Wald- oder durch drei Gebirgskulissen ersetzt. Vorn bringen wir die drei Waldsoffiten, rückwärts die drei Wolkensoffiten in Anwendung. Da nun aber über dem

Mittelprospekt gleichfalls eine Soffite hängen muß, so rücken wir die Waldsoffiten um eine Kulisse zurück und behelfen uns bei der ersten Kulisse mit einer der drei roten gerafften Vorhangsoffiten.

So, jetzt steht unsere dem Brand und der Zerstörung geweihte Ritterburg.

Zur Beleuchtung dienen die karmin und gelben Gelatineplatten, welche eine intensive Feuerröte erzielen; doch wir wollen ja auch Flammen sehen, um die Brandröte zu rechtfertigen.

Hinter der Burg stellen wir kleine Tassen (vom Puppenservice des Schwesterchens) auf, in welchen kleine in Weingeist getränkte Schwämme brennen. Streut man auf den Schwamm einige Messerspitzen Strontian, so leuchtet der Weingeist mit roter Flamme auf; läßt man dann von oben durch die Soffiten herab etwas Hexenmehl (Licopodium) rieseln, so wird die Flamme plötzlich gelb. Geschickt angewandt, erzielt dieser Wechsel im Licht einen ungemeinen Effekt.

Was die Benutzung der einzelnen anderen Farben und deren Verbindungen unter sich anbelangt, bleibt es dem Farbensinn unserer jungen Freunde überlassen, dieselben auf ihre Wirkungen zu erproben und glücklich zu verwerten.

Somit gehabt euch wohl; das nächste Mal geleitet euch der gute Kamerad zur Werkstätte des Theatermaschinisten. Vale!

Der Briefmarkensammler.

IV.

Ein anderes, sonst der Jugend ziemlich fern liegendes Gebiet erschließt sich gleichfalls mit kleiner Mühe und bei einigermaßen aufmerksamer Betrachtung seiner Lieblinge dem Marken sammelnden Knaben, nämlich das der Münzenkunde. Jede Briefmarke, jede Karte, jedes Kouvert zeigt doch, mit verschwindend wenig Ausnahmen, eine Wertangabe, nach welcher es vom Sammler in sein Album richtig eingereiht wird. Da ergibt es sich fast von selbst, daß derselbe in kurzer Zeit sich die Münzsysteme der verschiedenen Länder einprägt und bald weiß, daß z. B. in Ostindien nach Rupien und Annas gerechnet wird, in Aegypten seit kurzem nach Piaster und Millièmes, in Serbien nach Dinar und Paras, in Rumänien nach Lee und Bani, in England nach Schilling und Pence, in Brasilien nach Milreïs und Reïs u. s. f. Zudem ist in jedem Album oder Handbuch der genaue Wert dieser diversen Geldsorten nach unserer Geldwährung angegeben, so daß auch nach dieser Seite dem eifrigen Sammler geholfen ist. Daß manche gleich lautenden Geldsorten von sehr verschiedenem Werte sind, hat der Briefmarkensammler ebenfalls rasch bemerkt, z. B. beim brasilianischen Milreïs, welcher etwa 2 M. 50 Pf. gilt, während sein portugiesischer Namensbruder über 4 M. wert ist, oder beim Cent, welcher in den nordamerikanischen Staaten etwa den doppelten Wert hat, wie in Mauritius oder Ceylon, wo er als hundertster Teil einer Rupie nur 2 Pf. gilt, während er in den amerikanischen Ländern über 4 Pf. ist, als hundertster Teil eines Dollar.

Aegypten 1879, 20 paras blau.

Nicaragua 1862, 2 centavos blau.

Salvador 1867, ½ real blau.

Briefmarken mit Landschaftsbildern.

Sehr interessante Vergleiche drängen sich unwillkürlich dem Sammler auf bezüglich der Ausbreitung der mannigfachen Münzsysteme, und es wird demselben durch seine Briefmarken bald klar, daß nicht etwa der französische Frank, sondern der amerikanische Dollar dazu berufen ist, dereinst die Welt zu beherrschen. Seine Eroberungen in dem letzten Vierteljahrhundert sind geradezu überraschend. Ursprünglich, d. h. noch anfangs der sechziger Jahre, war er nur auf sein Heimatland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, beschränkt; bald jedoch nahm auch Canada, Neufundland u. s. w., d. h. das ganze riesige Gebiet, welches England im Norden der Vereinigten Staaten inne hat, die Dollar-Währung an. Mexiko und die mittelamerikanischen Republiken, denen sich vor wenigen Monaten Britisch Honduras anschloß, thaten ein Gleiches, endlich auch nahezu alle selbständigen Staaten von Südamerika, mit Ausnahme von Brasilien, der französischen und niederländischen Besitzungen in Guyana, während Britisch Guyana sich nicht davon ausschloß. Als erste Etappe in Australien eroberte der Dollar die Sandwichsinseln, als solche in Afrika die Republik Liberia. Größere Erfolge hat er auch in Asien zu verzeichnen, wo er über ganz Japan verbreitet ist, in sämtlichen chinesischen Hafenstädten sich festgesetzt hat und sogar schon die größte Sundainsel Borneo in Besitz nahm, indem er im Fürstentum Sarawak und in Britisch Nord-Borneo eingeführt wurde. Es wäre nach diesen in kaum 25 Jahren erzielten Erfolgen durchaus nicht überraschend, wenn über kurz oder lang der Dollar auch in Europa seinen Einzug hielte.

Briefmarken mit Bildern aus dem Verkehrswesen. Neubraunschweig 1860, 12½ cent, blau.

Als letztes wissenschaftliches Gebiet, welches mit der Briefmarkenkunde in engster Verbindung steht, ist das der Geschichte zu nennen. Eine große Anzahl staatlicher Bewegungen werden ja durch Veränderungen oder Neueinführung von Briefmarken ausgedrückt, so die Eroberung von Landesteilen durch die Postwertzeichen von Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen. Durch das Verschwinden der Marken der italienischen Einzelstaaten (Parma, Modena ꝛc.), sowie fast aller deutschen Kleinstaaten fand die große politische Einigung innerhalb Italiens und Deutschlands ihren Ausdruck, während die Einführung ungarischer Marken die erlangte Selbständigkeit dieses Landes nachwies. Meistens zieht ein Thronwechsel auch die Verausgabung neuer Postwertzeichen nach sich, ebenso die Annahme einer neuen Münzwährung, wofür ja Deutschland als naheliegendes Beispiel dienen kann. In nicht allzu ferner Zeit, vielleicht in 50 Jahren, darf jedes gut angelegte und weitergeführte Briefmarkenalbum als ein Geschichtswerk angesehen werden, welches durch die Porträts von Fürsten und hervorragenden Staatsmännern, sowie durch die zahlreich vertretenen Länderwappen, einen reichen und belehrenden illustrativen Schmuck aufzuweisen vermag. Schon heute können manche Seiten des Briefmarkenalbums als Beweis für dessen spätere historische Bedeutung dienen. Betrachten

Briefmarken mit Bildern aus dem Verkehrswesen. Neubraunschweig 1860, 1 cent, braunlila.

Weihnachtsgeschenk: Schlüsselmarke für Mama.

wir etwa Spanien: Von 1850 bis 1869 zeigen die Marken dieses Landes das Porträt der Königin oder das sehr hübsch ausgeführte spanische Wappen. Nach Verjagung derselben bekamen die Marken, als Andeutung der Umwälzung, einen Aufdruck „Habilitado por la Nacion" und nach Aufbrauch derselben wurden 1870 ganz neue Briefmarken mit dem Kopf der Hispania eingeführt. Von Mitte 1872 ab begegnen wir den Postwertzeichen mit Porträts Amadeus I., ein Beweis, daß dieser italienische Prinz den spanischen Königsthron bestiegen hatte. Wie kurz seine Herrschaft war, entnimmt man leicht daraus, daß bereits Mitte 1873 neue republikanische Marken mit sitzender Hispania in Kurs kamen, welche jedoch nach einer Abänderung der Landesgöttin in die der Gerechtigkeit, im Jahr 1875, neuen monarchischen Postwertzeichen mit dem Bildnisse Alphons XII. weichen mußten. In sechs Jahren hatte somit das Land eine Königin, zwei Könige und zwei republikanische Staatseinrichtungen gehabt. Nicht genug hiermit finden sich im Album neben den genannten Marken seit Juli 1873 auch solche mit dem Kopf des Kronprätendenten Don Carlos, und ihre zweijährige Kursdauer zeigt an, daß die Besetzung mehrerer spanischer Provinzen durch den Infanten keine vorübergehende und leicht zu nehmende war.

Die prächtigen Illustrationen, die wir bei dieser Gelegenheit unsern lieben Freunden vorgeführt haben, sind dem Briefmarkenalbum von H. Schwaneberger, Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig, entnommen. Dieses prächtige Album, das in Ausstattungen zu verschiedenen Preisen vorliegt, sei jungen Briefmarkensammlern warm empfohlen.

Schwingungen eines tönenden Körpers.

Ein Grundsatz in der Akustik lautet: Jeder Körper, der einen Ton von sich gibt, ist in Schwingung. Diesen Grundsatz können unsere lieben Kameraden durch ein sehr einfaches Experiment erproben und konstatieren. Knüpfe an den

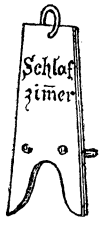
Weihnachtsgeschenk: Schlüsselmarke für Mama.

Fuß eines umgestürzten Glaskelches einen kleinen Pendel aus einem Stück Faden, an den du einen Schuhknopf gebunden hast. Der Knopf muß an den unteren Teil, beziehungsweise den Rand des Glases zu stehen kommen, wie es unsere Figur zeigt. Nun schlage mit einem Bleistift an das Glas, das einen Ton von sich gibt; während der ganzen Zeit, als dieser Ton anhält, wird der Knopf an der Glaswand herumhüpfen und veranschaulicht so die Schwingungen desselben.

Weihnachtsboten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Verzieren eines Lampenschirmes kann aber in verschiedenartiger Weise vorgenommen werden, und zwar: 1) Indem man Blumen oder auch Ornamente auf die Teile zeichnet, und wie schon vorhin erwähnt wurde, mit farbigem Seidenpapier unterlegt; 2) die Ornamente in kleinen unzusammenhängenden Strichen derart einschneidet und einbiegt, daß sie ähnlich einer schattierten Zeichnung wirken; sie werden mit weißem Seidenpapier lose unterklebt und schneidet und sie partienweise mit Farbendruckbildchen mit grellen, entunterlegt, endsprechenden lich 4) mit Rosen Farben übermalt. Von beund Blättern sonders hübscher aus farbigem Wirkung sind Papiere überBlumen und deckt. Da diese Fruchtstücke; Verzierung bei 3) inmitten der leichter AusführSchirmteile rung besonders Ovale aushübsch aussieht, so verdient sie, noch genauer erklärt zu werden.



Weihnachtsgeschenk: Schlüsselmarke für Mama.

Der Schirm wird aus weißem Karton gefertigt (und nicht mit farbigem Papier überzogen). Nun werden auf jedem Teile (bei rundem Schirm in verhältnismäßig gleichen Abständen und richtiger Verteilung) fünf runde Löcher ausgeschnitten, von welchen das mittlere 2 cm und die vier anderen, um ersteres gruppiert, je 1 cm Durchmesser bekommen. Dann schneidet man aus hochrotem und weißem Seidenpapier die Blumenblätter in großer Anzahl und die Laubblätter aus auf beiden Seiten grün gefärbtem Glanzpapier in verschiedener Größe. Als passendes Muster zu den Formen und Größen kann eine Natur- oder auch künstliche Rose dienen; doch ist es nicht notwendig, sich ängstlich an eine genaue Form zu halten; es können fünf und mehr Blätter zugleich mit der Schere ausgeschnitten werden. Erlaubt die Sparbüchse eine größere Auslage, so kann man die grünen Blätter bei einer Blumenmacherin kaufen, im übrigen wird man mit je einem halben Bogen rotem und weißem Seidenpapier und einem Bogen grünem Doppelt-Glanzpapier das Auslangen finden. Die Ausgabe dürfte hierfür auf etwa 10 bis 15 Pfennige zu stehen kommen.

Nun bestreicht man die Spitzen der Blumenblätter mit dickem, aufgelöstem Gummi arabikum, steckt sie einzeln durch das Loch in Gruppierung einer wirklichen Rose und klebt sie auf der Rückseite des Kartons fest. Das Blatt wird nach außen umgeschlagen. Hierbei werden erst die größten Blätter (etwa vier in der Runde) eingeklebt, dann die mittleren und zuletzt die kleinsten, bis die Oeffnung verdeckt ist. Bei roten Rosen wird die Rückseite mit einem rundgeschnittenen weißen Seidenpapierstückchen, bei weißen mit rotem unterklebt. Die am Oberteile des Schirmes noch unbedeckten weißen Flächen werden mit den grünen Blättern ausgefüllt, wobei nur die Spitzen angeklebt werden, da die Blätter lose aufliegen sollen.

Weihnachtsgeschenk: Schlüsselmarke für Mama.

18. Photographierahme, Papparbeit.

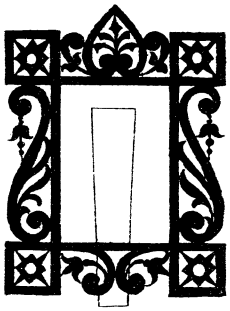
Vorerst wird aus recht glatter, mittelstarker Pappe das viereckige Rähmchen ausgeschnitten, und zwar für Visitbilder im Lichtmaße, in dem inneren Ausschnitte, mit einer Breite von 6 cm und Länge mit 9 cm; die Rahmenbreite soll dann 1 cm betragen; für Kabinettbilder nimmt man zum Lichtmaße 10 cm Breite und 14 cm Länge, zur Rähmchenbreite 2 cm. Ein zweites Rähmchen in gleicher äußerer Größe, im Lichtmaße aber auf jeder Seite um 5 mm größeren Ausschnitte wird ebenfalls zugeschnitten und dann am ersten aufgeleimt. In Größe des hierbei entstandenen Falzes läßt man dann von dem Glaser ein Stück reines weißes Glas zuschneiden.

Die Verzierungen werden, wie schon bei Nr. 4 erklärt wurde, in Nachahmung von Metallfiligran angefertigt, wozu die Kartonstreifen eine Breite von 4 oder 5 mm erhalten sollen. Mit denselben werden auch die inneren und äußeren Kanten des Rähmchens eingefaßt und dann die gebogenen Verzierungen aufgeleimt. Hierauf sind sowohl das Rähmchen, wie auch erstere schwarz zu lackieren oder zu bronzieren, die glatte Rückwand aber auszusparen. Nun wird das Glas mittels schmaler Papierstreifen in den Rähmchenfalz geleimt.

Die Anfertigung der Rückwand erfordert wenig Mühe: Man schneidet in Größe der Rückseite des Rahmens, dann für die Stütze in gleicher Höhe, bei letzterem nur von $2^1/_2$ m Breite, je ein Stück Pappe zu, verbindet beide Teile an der Oberkante mit einem scharnierförmig darüber geleimten Leinwandstreifen, und überzieht die Außenseite der Rückwand und innen die Stütze mit schwarzem

Weihnachtsgeschenk: Schlüsselmarke für Mama.

oder beliebig farbigem Glanzpapier. In Mitte der Höhe wird ein schmaler Einschnitt gemacht und ein Seidenbändchen hindurchgezogen; hierauf werden die beiden Pappstücke soweit auseinandergestellt, als es die schiefe Stellung des Rähmchens bedingt. Nun schneidet man die Bandenden bis auf 1 cm ab, leimt sie auf der Pappe an und überzieht die Außenseite der Stütze mit dem gleichen Papiere der Rückwand. Schließlich wird letztere mit den zwei Lang- und der unteren Schmalseite auf das Rähmchen geleimt. Der oben offen gebliebene Schlitz dient zum Einschieben der Photographie.



Weihnachtsgeschenk: Photographierahmen, Papparbeit.

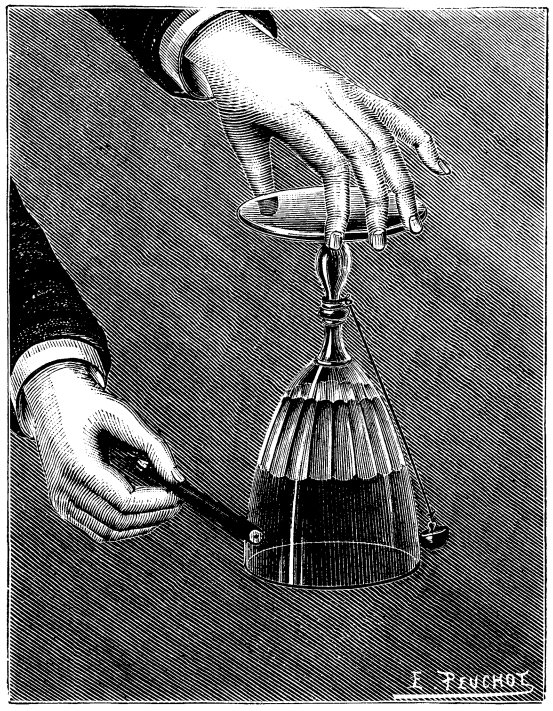
19. Spiegelkasten, Papparbeit.

Die Anfertigung dieses Gegenstandes zählt wohl zu den schwierigsten der vier Gruppen, da er große Genauigkeit erfordert. Indessen wollen wir doch sehen, ob es uns bei genauer Beobachtung der Erklärung nicht dennoch gelingt, ihn ordentlich und nett herzustellen. Es ist hierbei nicht erforderlich, die angegebenen Maße genau einzuhalten, sondern man kann sie auch beliebig verändern, wenn nur die Größenverhältnisse untereinander nicht unrichtig genommen werden.

Aus 2 oder 3 mm starker, glatter Pappe sind für den Kasten zuschneiden: zwei rechteckige Bodenteile von 21 cm Länge und 17 cm Breite, dann zwei Seitenwände mit 21 cm Länge und 5 cm Höhe und zwei kürzere, welche um die doppelte Pappedicke breiter gehalten werden müssen, als die Schmalseite des Bodenstückes beträgt. Nun werden an den Seiten des letzteren die beiden Langteile angeleimt, und rückwärts mit dem kürzeren Teile zu einem vorne offenen Kästchen zusammengesetzt und über alle Verbindungskanten, besserer Haltbarkeit wegen, schmale Papierstreifen geleimt.

Nun werden in Länge und Breite der Innenseite der Wände aus gleicher Pappe 4 cm hohe Streifen zugeschnitten, von denen man drei an den aufrechtstehenden einleimt, den vierten aber für die Schublade beiseite legt. Hierauf ist der schon zugeschnittene Oberboden in den Kasten derart zu leimen, daß er an den eingesetzten Wänden gut aufliegt und vom 5 cm hohen Vorderteile ein 1 cm hohes Streifchen herunterzuschneiden und dieses vorne am offenen Kasten und der oberen Bodenkante anzuleimen. Auch diese Ränder werden mit Papierstreifen überklebt; das 4 cm hohe, übrig bleibende Seitenteil ist ebenfalls für die Schublade zurückzulegen.

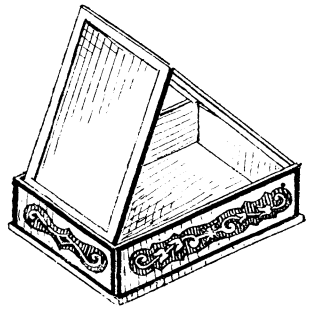
Zur Vervollständigung des Kastens werden nun nochmals zwei Bodenstücke zugeschnitten, welche aber an jeder Seite um 2 mm größer sein und über die Kastenwände hinausstehen sollen. Von diesen wird ein Boden unten aufgeleimt, am zweiten aber vorne, d. h. an der schmäleren Seite ein 4 cm breites Stück heruntergeschnitten und wieder mit dem größeren Teile scharnierförmig verbunden. Hierbei geht man folgenderart vor: die beiden mitsammen zu verbindenden Seiten werden einander bis auf einen 2 mm breiten Zwischenraum nahe gerückt, und über letzteren 1 cm breiter Streifen Buchbinderleinwand geleimt, welcher auf beiden Seiten des Deckels ungefähr 1 cm lang vorstehen muß, dann mit dem Falzbeine fest angerieben. Nun kehrt man den Deckel um, schlägt die vorstehenden Enden ein und streicht sie mit dem Falzbein nieder, wobei der tiefe Falz gut eingerieben werden muß. Schließlich wird ein zweites, um etwa 2 bis 3 mm kürzeres Leinwandstreifchen darüber geleimt und der Falz gut angerieben. Die Scharniere sollen nur nach der äußeren Seite übergeschlagen werden können. Dieser Deckel wird nun mit der größeren Fläche der rückseitigen, geschlossenen schmalen Wand wieder durch ein Leinwandscharnier verbunden, wobei nicht zu vergessen ist, daß das vordere schmale Teil nach außen überzuschlagen ist.



Einfaches Experiment über die Schwingungen eines tönenden Körpers.

Für die Spiegelrahme wird ein Pappestück rechtwinklig in Breite von 16 cm und Länge mit 20 cm, dann eine gleich große Rahme mit 15 mm breiten Seiten zugeschnitten und diese auf ersteres geleimt. In diese Rahme läßt man nun den Spiegel einschneiden.

Zur Schublade richtet man außer den schon vorhandenen Teilen einen Boden von 15 cm Breite und 19 cm Länge vor; zwei Seitenwände erhalten letztere Länge



Weihnachtsgeschenk: Spiegelkasten, Papparbeit.

und $3\frac{1}{2}$ cm Höhe, ferner ein rückseitiges Teil die gleiche Höhe und Breite des Bodens mit Hinzufügung der doppelten Pappedicke. Der schon vorhandene kleinere Streifen wird ebenfalls in Größe des letzteren zugeschnitten. Aus diesen Teilen wird nun die Schublade zusammengesetzt, zur größeren Dauerhaftigkeit an den Kanten mit Einfaßstreifen überklebt und zuletzt das noch vorhandene Vorderteil derart angeleimt, daß die Schublade in den Kasten gut hineinpaßt.

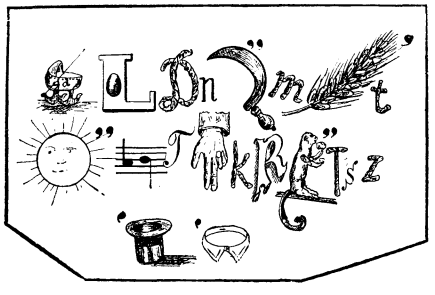
Nun werden alle Kanten des Kastens und die Außenränder der Spiegelrahme mit braunem oder schwarzem Papier gerändert und dann alle Flächen überzogen, bezw. ausgefüttert. Zum Ueberziehen nimmt man dunkles Holzpapier, zum Ausfüttern lichteres Glanzpapier. Das Zuschneiden u. drgl. wurde schon früher, und besonders in der Anleitung zur Buchbinderkunst genauer besprochen. Bei der Rahme wird vorerst der Spiegel mittels Papierstreifchen eingeleimt; die Schublade erhält ein kleines Knöpfchen. Zuletzt leimt man die Spiegelrahme auf das schmälere Scharnierteil des Deckels, wobei zu bemerken ist, daß sie bei dem Zuklappen in der flachen Vertiefung des Kastens liegen muß. Das Ueberzugpapier erhält längere Dauer, wenn man es schließlich mit Buchbinderfirnis lackiert.

20. Schlüsselmarken, Laubsägearbeit.

Die vielbeschäftigte Mutter wird es freudig begrüßen, wenn ihr zur schnelleren Unterscheidung der verschiedenen vielen Schlüssel Marken anfertiget. Man kann diese Zeichen aus leichtem, dünnem Holz oder auch aus Messingplättchen sägen, und soll deren Größe jener der Schlüssel angemessen sein. Diese Zeichen sind für die betreffenden Räume derart zu wählen, daß die Unterscheidung auf den ersten Blick getroffen

werden kann, auch wenn sie keine Aufschriften bekommen; z. B. für das Schlafzimmer einen Stiefelknecht, für die Küche einen Krug, zum Keller ein Fäßchen, zur Vorratskammer einen Schmalztopf, zur Waschküche einen Kübel. Bei einigem Nachdenken können solche Marken für jeden Raum und für jeden Kasten ersonnen werden, nämlich für einen Wäscheschrank ein Plätteisen, zur Holzkammer ein Beil oder eine Säge u. s. w., nur muß man darauf bedacht sein, daß die Formen möglichst einfach sind und nur wenig Ecken haben. Sie können an den Schlüsseln mittels kleiner Ringe angehängt werden.

Bilderrätsel.



Buchstabenrätsel.

Nachstehende 16 Buchstaben bilden vier Worte, und zwar die Namen zweier Flüsse, eines Meerbusens und einer Insel (sämtlich europäisch). Setzt man diese Worte richtig untereinander, so ergeben die Anfangsbuchstaben derselben das erste, die zweiten Buchstaben das zweite, die dritten das dritte und die Endbuchstaben das vierte Wort:

a, a, a, a, a, a, i, y,
b, r, r, r, r, s, s, t.
Wie heißen die Worte?

Weihnachts-Scharade.

(Dreisilbig.)

Bist die Erste du mein Leser,
O, vergiß den Menschen nicht,
Der die Letzten nimmer findet,
Dem da strahlt kein Weihnachtslicht,
Gib ein Kleines nur von deinen Gaben,
Doppelt wirst dann du das Ganze haben.

Logogriph.

Ein Raum mit k,
Werkzeug mit h;
Vor dem mit j
Behüt' uns Gott!

Auflösung des Palindroms in Nr. 9.

Suez — Zeus.

Die Leibgarde des Guten Kameraden.

Ja seht es nur an, das selbstaufgenommene Bildchen; es sind stramme Jungens, die der „G. K." zu seiner Leibgarde erkoren hat. Er wünschte, ihr hättet die Gelegenheit zu sehen, wie flott und exakt sie ihre Exerzitien ausführen, wenn es gilt, seiner Person ein Ehrengeleite zu geben. Dafür hält er aber auch treu zu ihnen in Rat und That, denn wie oft gilt es nach einem unglücklichen Scharmützel, da oder dort noch einen Skalp zu retten, vor „Unkas dem flinken Hirsch" oder „Konanchet dem springenden Panther" einen sicheren Pfad oder ein Versteck zu finden, einen Waffen- oder Leibschaden wieder zusammen zu leimen, der allmorgendlichen Audienzen gar nicht gedacht, da sie in sein Arbeitszimmer stürmen, ihm die seltensten Briefmarken abzubetteln. — Jetzt, da die Blätter von Strauch und Baum gefallen, Garten und Wiese fahl und leer sind, ist das Indianergeschrei draußen im Garten fast ganz verstummt. Die Kriegsbeile sind begraben; Herr Winter malt ja auch schon die ersten Eisblumen an die Fenster. Wenn aber des Morgens, noch im Zwielicht, der Postbote kommt, bepackt, daß er's kaum erschleppen kann, dann ist in der Regel auch jetzt noch die Leibgarde fast vollzählig zur Stelle. Sie kommen die hübschen Arbeiten auszupacken und zu bewundern, die aus allen Weltrichtungen einlaufen und ein lautes „Ah!" — neidlose Rufe der Anerkennung — zollen sie dann dem Fleiße ihrer lieben Kameraden in der Ferne!

Auflösungen des Vokalrätsels in Nr. 9.

1. An der Quelle saß der Knabe.
2. Gott selbst im Himmel hat gerichtet.
3. Gehorsam ist des Christen Schmuck.
4. Was wolltest du mit dem Dolche? sprich.
5. Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.
6. Pegasus im Joch.

Auflösung des Logogriph in Nr. 9.

Grab — Gram — Graf — grau — Gras — Graz.

Fragen und Antworten.

Ernst Modes in D. Die Antwort auf Deine Frage ist heute endlich via Brindisi aus Kanton eingetroffen; der geistreiche Wichsier schreibt: „Nu bitte ick Sie um 1000 Achtjroschenstücke, weeß der Junge nich mal wat ne Oboe ist! — Appelmus is et nich, det stimmt, und zum Gurgeln och nich, wiewohl es wat für die Kehle is, nemlich zum Blasen, verstehste min Jung? aberst nich in die heiße Suppe, sondern in't Konzert. Die Oboe ist also das jrosartigste Blasinstrument, so es gibt. Wenn ick von meine chinesische Reise glücklich zurückkomme, werde ick Dir besuchen und Dich mal wat vortrillern. Es ist nemlich ein Blasinstitut für die beseelijendste Trillermusik; ohne Oboe überhaupt kein Orchester, ohne Oboe keen Kolorit in die Instrumentalmusik, ohne Oboe keen Jottfried von Bouillong."

Eugen T. in E. Ein hübscher Gedanke, den Sie für die Preiskonkurrenz auszuführen beabsichtigen. Wozu wollen Sie sich aber in solch große Auslagen stürzen? Das dankt Ihnen kein Mensch. — Wenn eine Redaktion solche Bedingungen stellt, so wird sie ihre Gründe haben. Es steht ja jedermann frei, davon Gebrauch zu machen oder nicht. Deutsche Briefmarken besorgt Ihnen auf Ersuchen und bei Kostenvergütung gewiß jeder der deutschen Kameraden recht gerne. Gruß.

Quälgeist in Ludwigshafen. Wer harmlosen Leuten einen neunseitigen Brief schreibt, könnte einen passenderen Beinamen allerdings nicht wählen. — Du hast darin auch einen Sprachreinigungsbesen gebunden, der uns sehr wohl gefällt. Aber auch hierin gibt es eine Grenze, wo der Spruch einsetzt: „Allzuviel ist ungesund." Du gibst selbst zu und bist darüber unmutig, daß es Dir nicht gelungen ist, für die altehrwürdigen Fremdwörter wie: Klassiker, Lyriker, Prosaiker u. a. deutsche Worte zu setzen. Freund, hüte Dich, sei maßvoll! Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. — Ob uns die Beschreibung Deines selbsterfundenen Schreibtelegraphen willkommen ist? Und — ob! — Wir sollen Hobble-Frank, Gottfried von Bouillon und den Setzerlehrling hübsch fein grüßen. Danken, werden's ausrichten.

Waldläufer und Wasservogel. Lackmuspapier (feines Filtrierpapier mit Lackmustinktur getränkt, getrocknet, und in Streifen geschnitten) dient als Reagensmittel, um die neutrale, alkalische oder saure Reaktion eines Körpers zu bestimmen. Das rote wird auf dieselbe Weise gewonnen wie das blaue; die Tinktur wird in diesem Falle durch Zusatz von Schwefelsäure gerötet.

Robert Defregger in München. Freut uns sehr Deine Bekanntschaft zu machen. — Unter Ganzsachen versteht der Briefmarkensammler wohlerhaltene Kouverte, Dienstkouverte, Postkarten, Postanweisungen, Fahrpostbegleitscheine u. s. w. — Gruß freundlich erwidert.

Winkelmann. Schwefelsäure.

Liebe gute Kameraden! Bitte, gebet mir die Adressen von Züchtern der edelsten Taubengattungen in Oesterreich-Ungarn und Deutschland an. Der „G. K." wird diese Adressen sodann unter Benno C. in Eisenstadt Ungarn an dieser Stelle nennen.

Franz Pietsch in Laxenburg. Dein Briefchen hat dem „G. K." viel Freuden gemacht. Ob Du endlich der 100 000ste bist. Nein, leider noch immer nicht! Aber Hobble-Frank hat seine Festrede bereits zu Konzept gebracht.

Oskar Vogel. Um Landmesser werden zu können, bedarf es des Abgangszeugnisses der Reife einer Realschule oder höheren Bürgerschule mit siebenjährigem Lehrgang oder des Reifezeugnisses zur Versetzung in die erste Klasse eines (Real-) Gymnasiums. Es folgt die praktische Beschäftigung bei einem geprüften Landmesser, der Besuch des Kursus für Landmesser, wie solche an höheren Lehranstalten bestehen, schließlich die Prüfung vor der Oberprüfungskommission.

Fahnenbergplatz 6. Freiburg. Dein Quadraträtsel hat uns sehr imponiert.

Untersekundaner Molitor in Karlsruhe. Wird bald daran kommen. Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht!

E. P. in Frankfurt a. M. Ja, diese Ausgabe ist gut und vor allen Dingen billig. Willst Du die Klassiker aber in einem schönen festlichen Gewande, laß Dir die bei W. Spemann erscheinende Klassikerausgabe „Deutsche Nationallitteratur" empfohlen sein.

Franz in Greifswald. Deine Ausführungen sind ja sehr interessant. Dem ursprünglichen Fragesteller wird der Appetit auf Kamelwasser aber inzwischen wohl vergangen sein. Gruß!

Hans Ziegler. Dank für Deine Anleitung, sich eine Hobelbank zu machen. Du scheinst ein sehr erfinderischer Kopf zu sein!

Ein eifriger Leser unserer Knabenzeitung bittet seine Kameraden um Angabe einiger Experimente mit einem Rumkorffschen Funkengeber (6 mm Funkenlänge).

C. L. M. H. S. K. L. Der „G. K." lehnt es ab, solche ärztliche Ratschläge zu geben. Frage Deinen Hausarzt; vielleicht genügt ein einfaches äußeres Mittel zum Betupfen oder Einreiben, vielleicht mußt Du aber ein innerliches blutreinigendes Mittel einnehmen. Hier untersuchen und raten kann aber, wie gesagt, nur der Arzt.

Max H. in B. Du willst hoch hinaus; der Bau einer kleinen Dynamomaschine macht, wie wir wiederholt

bemerkten, sehr viele und schwierige Arbeit; bist Du aber im Besitze des nötigen Werkzeuges und einer Drehbank, so kannst Du es ja immerhin versuchen. Kriegst Du sie fertig, sollst Du des „G. K." schönsten Fleißzettel erhalten. — Warum willst Du den Pacinottischen Ring aus zwei Stücken machen; der Drahtspulen wegen? Die kann man mit Leichtigkeit auf andere Art wickeln; bohre in den Eisenkern der Spule ein Loch, schneide Gewinde hinein, dann bohre in den Ring so viel Löcher, als Du Spulen hast, und schraube mit sogen. „Schrauben mit versenkten Köpfen" die Spulen an; auf diese Art zu Werke gegangen, kannst Du letztere leicht herausnehmen und hast sie auch leichter wickeln. Der Draht muß 0,5—0,7 mm Stärke haben, etwa 6—8 Spulen werden für gedachten Zweck genügen. Du fragst ferner, was Du mit den 21 zerbrochenen Kohlen machen könntest; die längsten verwende allenfalls zu Flaschenelementekohle (Grenetsche Tauchelemente mit Chromsäure), viel ist aber auch dabei nimmer los. — Schließlich willst Du einige elektrotechnische Werke empfohlen haben; theoretisch und praktisch zusammen in einem Buch findest Du diese Materie selten, sehr populär und sehr belehrend ist: Dr. Ritter von Urbanitzky, Die Elektrizität im Dienste der Menschheit. Preis gebunden 14 M. — Empfehlenswert ist eine ganze Bibliothek elektrotechnischer Werke, erschienen bei A. Hartleben in Wien. Lasse Dir einen Prospekt senden. Was den Rumkorffschen Induktionsapparat anbetrifft, so wird sich die Gelegenheit zur Beschreibung bald finden. Einstweilen kameradschaftlichen Gruß!

Hamburg, Uhlenhorst, Zimmerstr. Laßt diese selbstersonnene Geschichte mal ansehen! Vielleicht — vielleicht auch nicht! Freundlichen Gruß.

Walther Hirzel in Winterthur. Sehr interessant. Werden wir den Kameraden gelegentlich mitteilen. Besten Dank.

W. H. aus Hg. Lieber Freund, es kommt darauf an, ob Du Beruf mit akademischer Bildung oder ohne solche meinst. Jede Buchhandlung wird Dir raten können.

Herm. Kl. Ueber Deinen Korkritter „Balduin von Ebenholz" und seinen treuen „Korkkötter" hat der „G. K." herzlich gelacht. Seid Tausendkünstler! Schwester Elsa haben wir bereits im „Kränzchen" geantwortet; wir dachten uns gleich, daß das die richtige Poststelle wäre.

E. Sch. in Hagen. Hast Du den Stempel inzwischen erhalten? — Einer Deiner Schulfreunde übersetzte: rosa canina = roles Kaninchen, — feine Uebersetzung!

Ernst B. in Eisenach. Frage doch bei der Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig oder bei der Firma Schäfer & Montanus in Frankfurt a. M., Elefantengasse, an.

Dichterseele in Leipzig. Du erbittest Dir für das nachstehende selbstverfaßte Gedicht ein Plätzchen. Einem so jungen und schon so sattelfesten Reimkünstler sei das gerne gewährt:

Kennt ihr die Frau, sie ist schon alt
Und Silber deckt ihr Haupt,
Und dennoch trägt sie, ewig jung,
Die Schläfe grün belaubt;
Für sie schwärmt alles, jung und alt,
Und liegt zu Füßen ihr,
Mit ihrer Reize Allgewalt
Siegt sie noch für und für.
Trotz ihres Alters, glaubt mir's nur,
Macht alle Welt ihr noch die Cour;
Sie schwärmt mit uns im Mondenschein
In lauer Maiennacht,
Kein Ständchen und kein Stelldichein
Wird ohne sie gebracht.
Doch auch bei froher Tafelrund
Der Männer weilt sie gern,
Wo sie erscheint, preist jeder Mund
Die Frau, des Festes Stern.
Und wenn des Volkes Jugendhort
Zieht in den heißen Kampf,
Dann zieht sie mit von Ort zu Ort,
Scheut nicht den Pulverdampf,
Senkt Mut in des Verzagten Brust,
Wenn's geht zum Schlachtentanz,
Kränzt der Gefallenen Schläfe noch
Mit frischem Eichenkranz.
Und wenn das Volk nach blutgem Sieg
Heim in die Kirche zieht,
Da ist die edle Frau dabei,
Senkt Andacht ins Gemüt!
Und fragt ihr mich: Wer ist die Frau,
Die überall ist da?
Fragt nicht, ihr wißt's ja doch genau —
Es ist Frau Musika! —

Georg L. in Frankenstein. Du willst Deinen Kameraden ein lateinisches Rätsel aufgeben und bist so artig, die Lösung gleich beizusetzen, unter der Bedingung, daß die Kameraden das Blatt nicht allzugleich umdrehen. Gut, es gilt! das Rätsel heißt:

O	quid	tua	te
be	bis	bia	abit

Auflösung.

O superbe, quid superbis, tua superbia te superabit.

O	quid	tua	te
superbe	super	super	super
be	bis	bia	abit

P. v. O. in E. Du bist schon ein großer Nimrod, gratulieren zu solchen Erfolgen. — Lasse Dir von Deiner Buchhandlung einen Katalog geben; Du wirst das Gewünschte leicht finden.

Des Guten Kameraden Leibgarde.

Ghingachgoot, die große Schlange. Untas, der flinke Hirsch. Die giftige Schlange. Der schwarze Adler. Hartherz, der Wolf. Eisenherz. Matorre. der quakende Frosch. Konanchet, der springende Bär. Der grimmige Panther.

verschweigst aber Deinen Namen. Wie sollen wir und die Post damit zurecht kommen?

A. in B. Du stellst fünf Fragen, Freund, das ist erschrecklich viel. ad 1. „Was die paar Tropfen Goldlösung beim Photographieren im Tonbad (Goldbad) für einen Zweck haben?" Das beim Kopieren reduzierte (= Sauerstoff v.rarmte) salpetersaure Silber des Bildes mehr oder weniger weitgehend durch Gold zu ersetzen, das eine lichtere Färbung besitzt. ad 2. Angreift heißt natürlich soviel als schwächer machen, und durch zu langes Verweilen im Bade werden die Bilder eben schwächer, sie bekommen schließlich ein blasses, fahl blaugraues Aussehen. Es rührt das von einer Zersetzung des Goldsalzes her, welche auch dann eintritt, wenn beim vorausgehenden Waschen die Entfernung des beim Kopieren nicht reduzierten salpetersauren Silbers nur unvollständig statthatte. ad 3. „Was wird, wenn ich zu wenig Goldlösung zu dem Goldbad nehme?" Dann bekommst Du einfach die gewünschte andere Färbung der Photographie entweder gar nicht, oder nur sehr langsam heraus. ad 4. „Was wird, wenn ich zuviel Goldlösung nehme?" Dann geht der Tonprozeß einfach schneller von statten, wenn Du gar zu viel nimmst aber so schnell, daß Du die gewünschte mittlere Tonstufe nicht rechtzeitig festzuhalten vermagst und Dein Bild, ehe Du Dich's versiehst, fahlgrau geworden ist. ad 5. „Wenn ich gar keine Goldlösung hinzufüge, schadet dies und muß diese Lösung durchaus beigemischt sein?" Aber, mein Lieber! Auf dem Goldzusatz beruht ja eben selbstverständlich die Wirkung eines Goldbades, durch das Gold gerade bekommen die Bilder den anderen Ton. Setzest Du also kein Gold zu, so schadet und nützt die ganze Lösung nichts.

C. Born in Berlin. Anleitung zur Verfertigung einer Leydener Flaschenbatterie findest Du Jahrgang I. S. 334 mit Abbildung S. 336. — Die Leydener Flasche ist eingläserner, cylinderförmiger Behälter, der innen und außen bis 5 cm vom oberen Rande mit Stanniol belegt ist. Mit dem inneren Belag steht ein außen befindlicher Metallknopf in leitender Verbindung. Eine Batterie bekommt man durch leitende Verbindung aller inneren und ebenso aller äußeren Belege.

Leopold R. in Gr. Geduld, Geduld und Hafergrütze, die sind zu vielen Dingen nütze.

M. L. in M. Dazu gehört vor allem ein Ding und das ist der — Glaube.

H. St. in Tilsit. Schlage mal Nr. 1 des 1ten Jahrganges auf. Die Frau Bürgermeisterin wird, so rundlich sie ist, famos steigen.

Karl P. in Innsbruck. Du bist der Meinung, daß es nicht „Klöße", sondern „Knödel" heißen soll. Freund, wir haben beide recht; die Hauptsache ist doch wohl, daß sie mit allem Bedacht der Kochkunst gemacht, und daß, wenn gut, ihrer nicht zu wenige sind.

C. Sch., Sextaner in B. Die Sage von dem angeblichen Erfinder des Schachspieles wird auf einen indischen Weisen, den Brahmanen Nasir oder Sissa zurückgeführt; der „G. K." hat von seiner „kernigen" Lehre, die dieser seinem grausamen Fürsten und Herrscher in diplomatischer Weise beibrachte, schon einmal erzählt. Besitzest Du den ersten Jahrgang? Seite 118 findest Du das Besagte.

Löfiks kamadels! Kim olas vilom ke obe spodön su volapük? Spod obis oplägof in ate püke. Ladet oba binof: Hermann Bruns, per Adresse: Herrn Oberlehrer Görges in Hameln. Gudikün gidi!

Unleserlicher. Du bist sprunggiftig auf den Setzerlehrling, den „Erzschlingel", der es gewagt hat, Dich zu korrigieren.*) Werden dem vorlauten Bürschchen eine kleine Zwangsjacke anlegen.

C. N. in Plauen. Du forderst den verdienten Lohn,

*) Anmerkung des Setzerlehrlings:
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!

Tauschmarkt.

Julius Marquette, wohnhaft bei Herrn Franz Pientock, Kaiserstraße in Bielitz, wünscht ein Markenalbum mit 240 Marken gegen irgend etwas zu vertauschen.

Fritz Stolle in Charlottenburg, Bismarckstraße 36, schreibt: Ich möchte ein sehr schönes Objektiv vertauschen; das Glas ist ungefähr 1½ cm dick und ungefähr 45 mm breit. Wünschte dafür gern ein Bunsensches Element und zwei Klemmschrauben."

A. Beck stud. litt. Münnerstadt in Bayern, Unterfranken, vertauscht einen nach der Anleitung des „G. K." gemachten und ausgezeichnet funktionierenden photographischen Apparat.

Richard Göße in Naumburg a. S. gibt seine fast neue vernickelte Luftpistole mit Kasten gegen eine Sachsen 3 Pf. rot.

Oskar Titscher jun. zu Plauen i. V. tauscht seinen selbstgefertigten, aber sehr schön gebauten photographischen Apparat nebst Zugehör, womöglich gegen eine galvanische Kette.

Max Gellert in Chemnitz, Aeußere Johannisstraße 24, tauscht Briefmarken und Münzen, eine Laubsägemaschine, Bücher und einen Herkules nebst Sohn, äußerst kraftvolle und gelenkige Kerle. Bittet um Angebote.

O. Steffens, Sek. in Bergedorf, Töpferwiete 2, tauscht Briefmarken; gibt gegen Sachsen 3 Pf. rot oder andere seltene Marken 5 alte Bergedorfer.

Arno Staberow in Dortmund gibt Marken, Steine u. s. w. gegen Münzen.

Pflichtgetreu.

Kurz nach der Schlacht bei den Pyramiden im Jahre 1799 besuchte Napoleon Bonaparte, damals Höchstkommandierender der französischen Armee in Aegypten, die Apotheke eines Soldatenlazaretts in der Umgegend von Kairo. Die mit der Anfertigung der Arzneien beschäftigten Gehilfen unterbrachen ihre Arbeit, um ihre Aufmerksamkeit dem jungen, ruhmbedeckten Führer zuzuwenden und bei seinem Vorüberschreiten geziemend demselben die militärischen Ehren zu erweisen. — Nur einer der jüngsten der Herren, von schlankem Wuchs und feinen Zügen, richtete sich nicht ein einziges Mal empor und fuhr unbekümmert fort, den eben unter Händen habenden Trank zu mischen. — Nun hatte Bonaparte den Stand des jungen Gehilfen erreicht und hielt seinen Schritt bei demselben an, ohne daß der Beschäftigte sich zu weiterer Ehrfurchtsbezeigung als ein tiefes Neigen des Hauptes veranlaßt sah. —

Ein Adjutant des Generals hielt es für angebracht, den augenscheinlichen Mangel an Respekt zu rügen. „Salut, junger Mann!" sagte er laut, — „der Obergeneral steht vor Euch." —

„Und hinter einem seiner Bravsten der Tod!" lautete die unerschrockene Antwort des Getadelten; „erst die Pflicht, dann die Form!" Jener unbeschreibliche Ausdruck des Wohlwollens, mit dem, war es seine Absicht, Napoleon die Herzen zu gewinnen verstand, zeigte sich in dem marmornen Antlitz des künftigen Imperators. — „Brav, junger Mann," sagte er, dem jugendlichen Pharmazeuten auf die Schulter klopfend, — „ich liebe Leute Eures Schlages. — Gehen wir," fügte er zu seiner Begleitung gewendet hinzu, „damit uns nicht der Vorwurf trifft, durch unser Hiersein das Wohl unserer Tapferen vernachlässigt zu haben."

口廿

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Die fünf sonderbaren Personen hatten durch ihr längeres Verweilen an dieser Stelle eine große Anzahl von Neugierigen herbeigezogen. Dennoch zeigte sich oben auf dem Deck der Dschunke kein Mensch. Unser Kapitän schob seinen Fächer zusammen und wendete sich nach der Treppe.

„Vergessen Sie das Tsingtsing nicht!" ermahnte ihn der Blaurote noch. „Wir wollen höflich sein und grüßen."

„Soll geschehen! Tsing ist doch wenigstens chinesisch; es hat eine von meinen fünf Endungen und klingt viel peking-, nanking- und kantongähnlicher als Ihr trauriges Tse-dse-sse, welches sich so anhört, wie wenn Ihr Gottfried in seine Oboe fiebt. Mich laßt aus damit!"

Er stieg die Treppe empor. Hinter ihm folgten Richard Stein, der Wichsier, der Dicke und zuletzt der Methusalem. Diese Ordnung der Personen hatte für den dicken Holländer eine kleine Belästigung zur Folge. Da Gottfried den Kopf der Hukah*) trug und der Methusalem die Spitze des Schlauches im Munde hatte, so führte der letztere an Mijnheer van Aardappelenbosch vorüber und machte ihm das Emporsteigen schwieriger, zumal die Treppe für seine volle Gestalt viel zu schmal war. Er blieb auf der vierten oder fünften Stufe halten, um wenigstens seinen Riesenschirm, welcher ihm sehr beschwerlich wurde, zuzumachen, verwickelte sich aber dabei in den langen Pfeifenschlauch. Der Schirm entging seiner Hand. Um denselben zu ergreifen,

„— Ik ben dood, muisdood. Ik sterv in deze oogenblik. Ik ben een ongelukkige nijlpaard. Wij worden afschied nemen —"

*) Persische Wasserpfeife.

machte er eine schnelle Bewegung, verlor den Halt und rutschte von der Leitersprosse ab.

„Gottfried, halte die Pfeife fest!“ rief der Methusalem, indem er die Spitze derselben fahren ließ.

Der Dicke stürzte auf ihn, und zwar mit solchem Gewichte, daß der Blaurote sich und ihn nicht zu halten vermochte; beide krachten von der Treppenleiter herab und auf die Erde nieder.

Der Methusalem raffte sich augenblicklich wieder auf; der Dicke aber blieb liegen, hielt die Hände und Füße empor, spreizte alle zehn Finger auseinander und schrie:

„Mijn God, mijn hemel, o mijn rug en mijne neus! Daar ligg ik hoe een walvisch in de fontein! Ik ben dood. Goede nacht, gij boose wereld — mein Gott, mein Himmel, o mein Rücken und meine Nase! Da lieg ich wie ein Walfisch im Springbrunnen! Ich bin tot. Gute Nacht, du böse Welt!“

Gottfried hatte die Pfeife fest gehalten, so daß sie ihm nicht entrissen worden war. Er kam herabgestiegen um den beschmutzten Anzug seines Herrn mit dem Taschentuche zu reinigen. Dabei fragte er denselben:

„Wie nennt man eigentlich im Holländischen das Parterre?“

„Gelykvloers,“ antwortete der Bemooste.

„Und Strohsack?“

„Stroozak.“

„Danke!“

Sich nun an den Holländer, welcher noch immer alle vier Extremitäten von sich streckte und die Augen geschlossen hielt, wendend, rief er:

„Mijnheer, wollen Sie hier gelykvloers liegen bleiben wie ein Stroozak? Erheben Sie sich doch in Ihre janze Herrlichkeit!“

„Ik kan niet!“ antwortete der Aufgeforderte im kläglichsten Tone.

„Warum nicht?“

„Ik ben dood, muisdood. Ik sterv in deze oogenblik. Ik ben een ongelukkige nijlpaard. Wij worden afschied nemen!“

„Wat, so mausetot sind Sie, dat Sie Abschied nehmen wollen?“ lachte der Wichsier. „Wer so weich fällt wie Sie, der kann sich jar nie zu Tode fallen. Sollten Sie aber dennoch bereits nach dem Jenseits hinüberjeschlummert sein, so habe ich da meine Posaune des letzten Jerichtes, mit welcher ich Ihnen aus dat Erbbejräbnis blasen werde. Wollen Sie jefälligst auf?“

„Neen! Ik kan niet.“

„Dann werde ich nachhelfen.“

Er hielt ihm die Oboe an das Ohr und blies. Es kam ein so entsetzlicher, lang gezogener Mißton zum Vorscheine, daß sich der Holländer sofort in sitzende Stellung aufrichtete und beide Ohren mit den Händen verschloß.

„Dat hilft! Nicht wahr?“ kicherte Gottfried ihn an. „Weiter! Noch einmal!“

Aber obgleich der zweite Ton noch schrecklicher als der erste war, der Dicke blieb sitzen. Er zog zwar das jämmerlichste Gesicht, welches denkbar ist, hielt sich aber die Ohren zu und bewegte sich nicht.

„Will's nicht weiter wirken?“ fragte Gottfried. „Die erste Fermate hat doch jeholfen! Warum die zweite nicht. Auf, Mijnheer! Es wird schon jehen!“

„Ik kan niet; ik word sterven!“ antwortete der Dicke kopfschüttelnd.

„Laß ihn!“ rief der Methusalem, welcher mittlerweile die Leiter empor gestiegen war. „Man soll jedem Toten seine Ruhe gönnen. Möge ihm die Erde leicht werden! Wir aber haben mehr zu thun. Hier oben an Deck riecht es geradezu zum Entzücken. Ich glaube, es wird an Bord ein feines Diner abgehalten. Ich rieche Rumpsteaks mit Schmorkartoffeln; auch nach Selleriesalat duftet es. Man scheint also schon beim zweiten Gange zu sein. Komm also schnell herauf, Gottfried! Ein chinesisches Essen, das dürfen wir unmöglich versäumen!“

„Gebraden rumpvleesch?“ rief der Dicke, indem er die Hände von den Ohren nahm. „Selrisalade? Een middageten in een chijnedischen scheep? Ik word ook met eten. Ik kom ook met in't scheep — gebratenes Lendenfleisch? Selleriesalat? Ein Mittagsessen in einem chinesischen Schiffe? Ich werde auch mit essen. Ich komme auch mit in das Schiff!“

Was Gottfried mit seiner Oboe nicht fertig gebracht hatte, das war dem Methusalem mit seiner Ankündigung gelungen. Einem Rumpsteak konnte der Dicke nicht widerstehen. Er sprang vom Boden auf, steckte den Tornister, welcher ihm entfallen war, wieder auf die beiden Gewehrläufe, ergriff auch den Familienschirm und kletterte dann mit einer Beweglichkeit, welche ihm vorher niemand zugetraut hätte, an der Leiter empor.

Gottfried stieg hinter ihm her und rief lachend:

„So erfährt man, wie tote Leichen aufjeweckt und zu Verstand jebracht werden! Hängt man diesem juten Mijnheer einen Bahnzug von sechzig Kohlenwagen hinten an und hält ihm vorn eene saftige Kotelette vor, so zieht er die Lowrys im Jalopp über den Sankt Jotthard hinweg. Es jibt eben Menschen, deren Magen jradezu allmächtig ist.“

Als er eben an Bord anlangte, reichte er dem Methusalem vor allen Dingen die Schlauchspitze hin und zündete ein Holz an, um den Tabak in Brand zu stecken. Er hielt es eben für unmöglich, daß sein Herr als „Nichtraucher“ eine chinesische Dschunke besteigen werde, um mit dem Besitzer derselben wegen der Passage in Unterhandlung zu treten.

Zunächst war kein Mensch zu sehen. Das Schiff schien ausgestorben zu sein. Auch von einem Bratengeruche war nichts zu verspüren, was den Dicken zu dem Ausrufe der Enttäuschung veranlaßte:

„Ik ben verschrikt! Hier wordt niets kocht — ich bin erschrocken. Hier wird nichts gekocht.“

Er hielt seine Nase in alle Richtungen der Windrose, und da er von einem Bratenduft keine Spur bemerkte, so stieß er den Schirm zornig auf und rief:

„Ik houd niet van zulk een gedrag; ik loop waarlyk naar mijne herberg — ich halte nichts von so einem Betragen; ich gehe wahrhaftig nach meinem Gasthofe!“

Er wollte sich wirklich wieder nach der Treppe wenden, ließ sich aber durch einen interessanten Anblick, welcher sich ihm bot, daran hindern.

Zunächst war es kein Anblick, sondern ein lieblicher Geruch, welcher plötzlich in seine Nase drang. Es duftete wirklich nach gebratenem Fleische, wodurch der Scherz des „Blauroten“ zum Ernste wurde. In der Stützwand des hohen Hinterdeckes wurde eine Mattenthür geöffnet, und es traten vier Chinesen hervor, welche einen Tisch trugen. Auf diesem standen mehrere Porzellangefäße verschiedener Formen mit gebratenem Fleische, Kuchen, Wein und duftenden Blumen.

„Het middageten komt!“ rief der Dicke, indem sein Gesicht einen freudigen Ausdruck annahm.

„Dat scheint wirklich so!“ nickte Gottfried von Bouillon. „Sollte man unsere Ankunft jemerkt haben und nun mit einem Freundschaftsimbiß feierlichst bejehen wollen? So eine diplomatische Jeschicklichkeit hätte ik bei diese Söhne der Mitte freilich nicht jesucht!“

„Abwarten!“ lachte der Methusalem. „Diese Delikatessen sind jedenfalls nicht für uns.“

„Dann könnten mir diese Kinder des Zopfes immer wieder jestohlen werden.“

Es zeigte sich, daß der Methusalem recht hatte, denn die vier Chinesen machten sehr erstaunte Gesichter, als sie die Fremden erblickten. Sie trugen den Tisch bis zwischen den Mittel- und Hintermast, setzten ihn dort nieder und entfernten sich schleunigst, jedenfalls um die Anwesenheit der Europäer zu melden.

Gleich darauf kamen aus derselben Thür zwei Männer, welche sich in langsamen und würdevollen Schritten näherten. Beide waren lang und hager. Sie trugen die gewöhnliche chinesische Tracht, ohne Abzeichen eines litterarischen oder militärischen Ranges und hatten breitkrempige Basthüte auf den rundum kahlgeschorenen Köpfen. Nur auf den Scheitelstellen waren die Haare nicht entfernt worden; sie hingen von dort aus in Gestalt von Zöpfen unter den Hüten hervor. Waffen waren nicht zu sehen; dennoch aber, und obgleich die beiden Männer in diesem Augenblicke ein höfliches Lächeln zeigten, hatten ihre breiten, mongolischen Gesichter einen Ausdruck, welcher nicht auf weichliche Gesinnung schließen ließ.

Als sie herangekommen waren, blieb der eine einen Schritt hinter dem anderen stehen. Der letztere verbeugte sich tief und sagte in ziemlich gutem Englisch:

„Die hochgeborenen Herren beehren mein schmutziges Schiff mit Ihrer glänzenden Anwesenheit. Welchem glücklichen Umstande habe ich, der allerunwürdigste Ihrer Diener, diese leuchtende Gnade zu verdanken?“

Selbst im Verkehr mit seinesgleichen gebietet nämlich die Höflichkeit dem Chinesen, von sich nur in wegwerfenden, von dem anderen aber in erhebenden Ausdrücken zu sprechen.

Der Methusalem verbeugte sich ebenso tief und öffnete bereits den Mund, um diese Frage zu beantworten; da aber trat Turnerstick schnell vor und rief:

„Tsching, tsching, tsching! Wir kommeng als Passagierings und wollang mit der ‚Königing des Wassers‘ fahrung. Wir hoffeng, gute Wohnung zu finding und werdeng nobel bezahlang. Fünf Personung und ein Hund. Was habeng wir für den Ramsch zu bezahlung?“

Der Neufundländer war nämlich auch mit über die Treppe heraufgeklettert.

Der Chinese warf einen unbeschreiblich verblüfften Blick auf den Kapitän, schüttelte den Kopf und sah die anderen fragend an.

„Nun!“ sagte Turnerstick ungeduldig. „Sie werdeng doch hoffentling Chinesisch verstehang! Ich lasse nur den reinsteng und feinsteng Dialekting hörung. Verstanding? Ich will Antwort habeng!“

Der Chinese stand noch ebenso verwundert wie vorher. Darum fuhr Turnerstick in erhöhtem Tone fort:

„Seid ihr beideng etwa taubstumming? Ich kann verlangung, gehört zu werdeng. Ich bin — bin — bing — — —“

Leider hatte er das Wort nun schon vergessen. Er entfaltete also seinen Fächer, um es abzulesen, und ergänzte:

„Ich bing ein Wu-kuan und heiße Tur-ning sti-king, Schiffskapitäng und chinesischer Obermandaring; ich werde —“

Er wurde unterbrochen. Der Chinese gebot ihm durch eine Armbewegung Schweigen und fragte den Methusalem, sich wieder der englischen Sprache bedienend:

„Wer ist dieser erlauchte Herr? Meine ungehorsamen Ohren vermögen es nicht, seine Worte zu verstehen.“

Der Gefragte antwortete in derselben Sprache:

„Er ist ein Wu-kuan, ein Fu-tsiang seines Vaterlandes, und bedient sich des höchsten Dialektes der Beamten von der Pfauenfeder, welchen andere nicht zu kennen scheinen.“

„So muß es sein, denn ich kenne diese Sprache nicht. Wollen uns also lieber derjenigen der Yan-kui-tse*) bedienen, in welcher ich die weisen Herren wohl verstehen kann. Ich bin der ganz unwürdige Ho-tschang dieses Schiffes, und mein Kamerad hier ist der To-kung desselben. Unsere Tau-muh haben uns gesagt, daß einige erleuchtete Männer an Bord gekommen seien, und so haben wir uns beeilt, unsere ganz demütigen Dienste anzubieten.“

„Hat der Besitzer dieser Dschunke nicht davon gesprochen, daß ein Tao-dse-kue**) hier gewesen ist, um für sich und noch vier andere Platz für Kanton zu bekommen?“

„Er hat es gesagt. Wenn ihr diese vom Himmel gesandten Herren seid, so wird es für uns eine ganz unverdiente Ehre sein, euch bei uns aufzunehmen und nach Kuang-tscheu-fu***) zu bringen.“

*) Engländer.
**) Deutscher.
***) Chinesischer Name für Kanton.

„Wir sind es. Wo ist der Schiffsherr?“

„Er befindet sich bei dem Hiang-kung, um mit demselben für das Gelingen unserer Reise zu beten. Wenn das Gebet vollendet ist, werden wir hier auf dem Deck das Kong-pit vornehmen, um ganz sicher zu sein, daß uns unterwegs kein Uebel widerfahre.“

„Werdet ihr uns erlauben, dieser Zeremonie beizuwohnen?“

„Ja, da ihr mit uns fahren wollt. Aber da muß ich nach euren berühmten Namen und euren glänzenden Würden fragen, damit ich euch die euren hohen Verdiensten angemessenen Plätze anweisen kann.“

„Ihr sollt sie erfahren. Dieser berühmte Held ist, wie bereits erwähnt, ein Wu-kuan. Sein Titel ist auf seinem Fächer verzeichnet: Tur-ning sti-king kuo-nyan ta-fu-tsiang. Mein Name ist Methu-sa-lem-tsiung-wan, woraus ihr ersehen werdet, wen ihr vor euch habt.“

Die Klasse der Tsiung-wan ist nämlich die erste der fünf obersten Klassen des persönlichen Adels, wohin nur die Mitglieder und Abkommen der kaiserlichen Familie gehören. Als die beiden Chinesen diese zwei Silben hörten, verbeugten sie sich so tief, daß ihnen ihre Zöpfe nach vorn über die Köpfe flogen, und der Ho-tschang fragte im Tone tiefster Ergebenheit:

„So sind Sie der Nachkomme eines glänzenden Ahnen?“

„Des glänzendsten, den es gibt. Er hieß A-dam; vor ihm beugten sich alle Geschöpfe der Erde, und er ist der Urvater aller Kaiser und Könige. Mein Name wird also genügen, so daß ich diejenigen meiner anderen Begleiter nicht zu nennen brauche. Jeder von ihnen ist ein Tao-kuang*) in unserem Vaterlande, und wenn wir mit euch fahren, werdet ihr alle ihre zehntausend Vortrefflichkeiten kennen lernen. Vor allen Dingen aber möchten wir wissen, wie viele „Wasserfüße“ wir haben müssen, um mit euch nach Kanton zu gelangen.“

„Der Herr des Schiffes hat mir bereits gesagt, daß er für die Person einen Dollar verlangt hat. Da ihr aber so vornehme Herren seid, denke ich, daß ihr uns beiden außerdem noch ein Kom-tscha**) geben werdet.“

„Ihr sollt pro Mann einen Dollar bekommen.“

„Herr, eure Gnade ist über alles Er-

*) Glanz der Vernunft.
**) Tscha-Thee, Geld für Thee, also Trinkgeld.

warten groß. Wenn ihr das Geld sogleich bezahlt, werdet ihr sofort Zeuge des Kong-pit sein."

Turnerstick und der Mijnheer zahlten je zwei Dollar, der Methusalem für sich, Gottfried und Richard vier Dollar, folglich hatten die beiden Schiffsoffiziere drei Dollar Trinkgeld, worüber sie sich außerordentlich erfreut zeigten.

Während des Gespräches hatte sich das vorher so menschenleere Deck bevölkert. Die Bemannung war unter Deck gewesen und nun heraufgekommen. Die Leute standen in der Nähe des Tisches. Von ihnen lösten sich zwei ab, welche langsam herbeikamen. Der Methusalem erkannte den Schiffseigner. Der andere trug eine mönchsähnliche Tracht. Jedenfalls war er der Hiang-kung, der Priester des Schiffes.

Der erstere erhielt von dem Kapitän das Passagegeld, natürlich aber nicht das Trinkgeld. Die vier Chinesen traten beiseite, sprachen eine Weile miteinander und warfen dabei scharf forschende Blicke auf die Passagiere. Der Schiffseigner hatte, wie von Degenfeld ganz richtig bemerkt worden war, kein vertrauenerweckendes Gesicht, der Priester sah noch finsterer aus. Ihre Blicke glichen denen von Händlern, welche eine Ware scharf abschätzen wollen.

„Die Kerls gefallen mir gar nicht," sagte der Methusalem. „Sie betrachten uns wie Kolli, die in ihren Besitz übergehen sollen. Warum sprechen Sie heimlich miteinander?"

„Das ficht mich nichts an," antwortete Turnerstick. „Ein Kapitän muß wissen, wen er an Bord hat, und daß wir ihr Befremden erregen müssen, versteht sich ganz von selbst. Lassen Sie die Kerls immer reden. Mir gefallen sie, obgleich sie kein Wort von meinem Hochchinesisch verstehen. Lassen Sie uns nur in das Innere des Landes kommen. Da werden Sie sehen, welchen Effekt ich mit meinen Sprachkenntnissen mache! Ueberdies ist diese ‚Schuiheu' ein wahres Prachtschiff, schmuck und sauber im höchsten Grade. Vielleicht läßt man uns auch einen Blick unter Deck werfen. Am liebsten möchte ich gleich hier bleiben. Vielleicht thue ich es auch, wenn sie es erlauben. Warum soll ich im Hotel übernachten und so viel Geld bezahlen?"

Als ob sie die Worte des Kapitäns gehört hätten, kamen die vier jetzt wieder herbei, und der Kapitän sagte:

„Ich habe den Hiang-kung benachrichtigt, daß ihr das Kong-pit mit ansehen wollt. Er würde es gern erlauben, darf aber nicht, weil ihr dann wohl das Schiff verlassen werdet, um erst morgen früh wieder an Bord zu kommen."

„Das beabsichtigen wir allerdings," bestätigte Degenfeld. „Aber warum soll dieser Umstand ein Hindernis sein?"

„Weil dann das Kong-pit nicht zutreffen würde. Wer bei demselben gewesen ist, darf das Schiff vor der Abfahrt nicht wieder verlassen, wie sich ganz von selbst versteht."

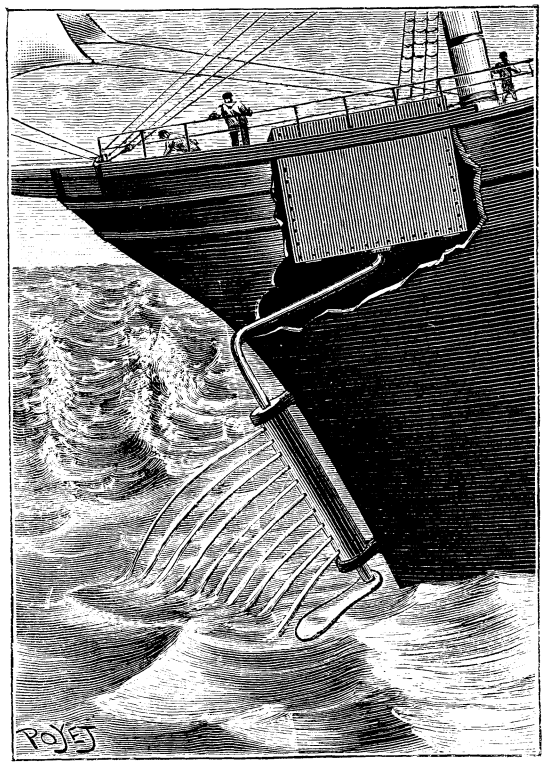


Fig. 1. Die Wirkung des Oels auf stürmischer See. Der Oelverteiler in Thätigkeit.

„Was ist denn dieses Kong-pit für ein Dings?" erkundigte sich Turnerstick in deutscher Sprache. „Kennen Sie es, Methusalem?"

„Ich habe davon gelesen," antwortete der Gefragte. „Kong-pit heißt wörtlich: ‚das Herabsteigen zum Pinsel'. Es ist das Geisterschreiben bei den Chinesen, ähnlich wie bei uns der Unsinn des Tischrückens oder des Spiritismus."

„Geisterschreiben? Das muß ich sehen! Ich habe zeit meines Lebens noch keinen Geist gesehen, auch noch keinen Brief von so einem Wesen erhalten."

„Ik ook nok niet; ik will ook zien schryven dezen Keerl van ginds — ich auch noch nicht; ich will auch diesen Kerl aus dem Jenseits schreiben sehen," meinte der Mijnheer.

Und Richard Stein bat:

„Einen Geist, welcher schreibt? Lieber Onkel Methusalem, den möchte ich auch gern sehen. Können wir nicht gleich hier bleiben?"

„Warum denn nicht?" antwortete Gottfried von Bouillon. „Son 'ne Jeisterjeschichte ist mich zwar immer verdächtig. Jeister können mich eben nie imponieren. Der einzige ehrliche Jeist ist doch nur der auf Flaschen je- und wohljezogene. Aberst ich mochte es mich doch mal jenehmigen, eenen Jeist mit Pen-tse, also mit Zopf zu sehen, und so verhoffe ich, dat unser Methusalem es möglich macht."

„Hm!" zuckte der Genannte die Achsel. „Viel liegt mir gar nicht daran; aber was hindert uns, gleich hier zu bleiben? Das Wenige, was wir am Lande noch zu thun haben, ist bald geordnet, und da ihr mich überstimmt, so will ich mich in eueren Wunsch ergeben."

Er sagte das dem Kapitän. Dieser ließ sich Instruktion erteilen und sandte dann mehrere Leute ab, welche für die Reisenden einkaufen sollten, was der Methusalem als nötig angegeben hatte. Einer von ihnen mußte in das Hongkong-Hotel gehen, um dort dem Wirte zu melden, daß die Gäste nicht zurückkehren würden; der Mijnheer gab ihm eine schriftliche Bescheinigung mit.

Als diese Veranstaltungen getroffen waren, durften die Passagiere das Innere des Schiffes besichtigen und die Koje oder vielmehr Kajüte in Augenschein nehmen, welche ihnen als Aufenthaltsort dienen sollte.

Die Dschunke machte auch in ihrem Innern ihrem Baumeister und den sie regierenden Offizieren alle Ehre. Sie führte nur zwei Deckkanonen, und der Kapitän versicherte, daß keiner seiner Matrosen bewaffnet sei. Er behauptete, vor den Räubern vollständig sicher zu sein, da die „Königin des Wassers" das am schnellsten segelnde Schiff des chinesischen Meeres sei und von keinem anderen eingeholt werden, im Gegenteile aber jedem leicht ausweichen könne.

Nach Kanton sollte das Schiff in Ballast gehen und erst dort Ladung nehmen, da es hier in Hongkong die bisherige

gelöscht hatte. Nur eine Anzahl großer, schwerer Kisten standen im Güterraume. Sie enthielten die Maschinenteile einer großen Brennerei, welche in der Nähe von Kanton gebaut worden war und deren Eigentümer die Maschinen in Europa bestellt hatte. Sie waren von der „Königin des Wassers“ in Singapore in Empfang genommen worden.

So erzählte der Ho-tschang und die Reisenden hatten keine nähere Veranlassung, die Wahrheit seiner Angaben in Zweifel zu ziehen.

Nur eins fiel dem Methusalem auf, nämlich die ungewöhnlich große Anzahl der Matrosen, welche mit der Größe des Schiffes und der Einfachheit des Takelwerkes gar nicht im Verhältnisse stand. Das konnte aber, wie Turnerstick meinte, auf chinesischem Brauche beruhen und war also kein Grund, Mißtrauen zu erwecken. Ein chinesischer Matrose bekommt so wenig Lohn und so wenig Essen, welches nur in billigem Reis besteht, daß ein Reeder oder Kapitän sich schon den geringen Luxus einiger überzähliger Mannen gestatten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirkung des Oels auf stürmischer See.

Schon einmal haben wir unsern Lesern über die überaus merkwürdige und an sich vollständig unerklärliche, d. h. bis jetzt noch unaufgeklärte Wirkung des Oels als Besänftigungsmittel der Meereswogen Bericht erstattet. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, sowohl in praktischer Hinsicht für die Seeschiffahrt, als auch in theoretischer für die Wissenschaft, veranlaßt uns, auf denselben zurückzukommen, um so mehr, als diese wunderbare Wirkung sich inzwischen in vielen auffälligen Gelegenheiten aufs neue bewährt und durch Anwendung von neuen Vorrichtungen Vervielfältigung und weitere Verbreitung gefunden hat.

Bei unserer ersten Besprechung teilten wir mit, daß man schon im frühen Mittelalter die Eigenschaft des Oeles, die Meereswogen zu glätten, gekannt habe. Heute können wir hinzufügen, daß aus ebenso glaubhaften wie sehr interessanten Belegen hervorgeht, daß auch die Weisen des hohen Altertums bereits Kenntnis davon hatten. Schon in den urältesten Zeiten bedienten sich seiner die Taucher, indem sie beim Niedersteigen auf den Meeresgrund Oel in den Mund nahmen und dieses dann tropfenweise fahren ließen, um in der Tiefe ein besseres und ruhigeres Licht zu haben. Das Oel glättete die Wellen, das Licht gelangte in geringerem Maße gebrochen in die Tiefe. Aristoteles, Plutarch, Plinius u. a. beschäftigen sich mit der Thatsache, suchten auch schon nach Erklärungen, ohne aber eine befriedigende finden zu können. Denn die Annahme, daß der Wind auf der glatten durch das Oel gebildeten Fläche seinen Angriffspunkt verliere, kann nicht genügen, denn es bleibt immer die Frage zu beantworten, wo bleibt plötzlich die ungeheure, in den Wogen aufgespeicherte Kraft? Kann dieselbe wirklich durch einige Tropfen Oel im Nu zu nichte gemacht werden? — Wie dem auch sei, die Thatsache bleibt davon unberührt. Auch heute noch bedienen sich die Perlenfischer dieses Mittels zu dem erwähnten Zweck und es ist erfreulich, daß sein Gebrauch auch in der Seeschiffahrt immer mehr sich einbürgert. Weiter unten werden wir an einem Beispiel zeigen, von welch ungeheurer Tragweite das Mittel für die Seeschiffahrt zu werden verspricht.

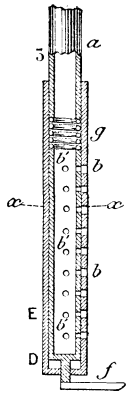


Fig. 3. Der Oelverteiler geöffnet.

Bisher hat man sich gewöhnlich zur gleichmäßigen Verteilung des Oeles eines Sackes aus Segeltuch bedient (oder mehrerer), den man an einer Leine seitwärts vom Schiff, wo der Andrang der Wellen sich geltend machte, nachschleppte. Das Oel war in diesen Fällen dickflüssiger Art. Neuerdings bringt man einen Verteilungsapparat in Anwendung, der aus einer mit verschiedenen Löchern versehenen Röhre besteht, ähnlich einer Flöte. Dieselbe wird, wie (Fig. 1) zeigt, am Vordersteven befestigt und mit dem oben im Schiff angebrachten Oelbehälter durch ein Ausflußrohr in Verbindung gebracht. Unten am Verteiler befindet sich ein ruderartiges Querstück, das drehbar ist und die Bestimmung hat, den Verteiler in Thätigkeit zu setzen. Derselbe ist nämlich in der Regel geschlossen (Fig. 2), öffnet sich aber, wenn das ruderartige Querstück in Umdrehung versetzt wird. Dies geschieht durch die Einwirkung der Wellen, sobald dieselben eine gewisse Stärke und Höhe der Bewegung erlangen. Alsdann schiebt sich nämlich der an dem Querstück befestigte Kolben b' etwas in die Höhe, und zwar, wie angedeutet, in drehender Bewegung. In diesem Kolben ist das Oel enthalten und durch die erwähnte Bewegung treten die in demselben angebrachten Löcher in Verbindung mit den in der Hülse befindlichen (Fig. 3) und es kann also das Oel zum Ausfluß kommen.

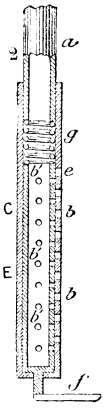


Fig. 2. Der Oelverteiler geschlossen.

Nun zu unserem Beispiel.

Die südamerikanische Kolonisationsgesellschaft in Leipzig hatte, zum Dienst auf dem La Plata, in Kuxhaven einen Dampfer bauen lassen, der natürlich nun an Ort und Stelle geschafft werden mußte. Den Dampfer, der einen Gehalt von 100 Tons hatte, auseinandernehmen und so transportieren, um ihn am Bestimmungsort wieder ineinanderfügen zu lassen, wäre zu umständlich gewesen. Man entschloß sich daher, das Schiff die Ueberfahrt machen zu lassen. Man glaubte dies um so eher wagen zu dürfen, als man sich in der guten Jahreszeit befand. Darin hatte man sich jedoch gründlich getäuscht. Nachdem es schon im Kanal (La Manche) einen recht heftigen Sturm überstanden, wurde es zwischen dem Biscayischen Meerbusen und Madeira von einem zweiten heftigen Sturme überfallen. Der Kapitän E. von Drigalski berichtet darüber aus Madeira, wo das Schiff am 22. Juli v. J. eingetroffen war, wie folgt:

„Die Reise hierher war äußerst anstrengend, da ich während 24 Stunden in schwerem Sturm vom 42. bis 40. Grad nördl. Br. in Gefahr war, das Schiff zu verlieren. Mein Kurs war Südwest, der Wind mit schwerer See Nordost. Was uns durchgebracht hat, war einzig und allein das Oel, indem es verhinderte, daß sich die Wellen am Schiff brachen. Wäre dies nur mit einer derselben der Fall gewesen, so wären wir hinten voll Wasser gelaufen und hinuntergezogen worden. Ich ließ zwölf Säcke anfertigen, welche mit dickflüssigem Oel gefüllt wurden, so daß dieses nur tropfenweise austreten konnte. Sechs Säcke wurden am Hinterteil, die übrigen an den Seiten aufgehängt, so daß dieselben nach Art einer Egge parallele Furchen auf dem Wasser zogen. Der Verbrauch des Oeles, von dem sich absichtlich große Mengen an Bord befanden, war so gering, daß ein

Sack von zwei Fuß Länge und ein Fuß Breite erst nach zwölf Stunden leer wurde. Zur Sicherheit ließ ich jedoch die Säcke alle vier Stunden revidieren und nachfüllen. Der erzielte Effekt war nun der folgende:

„Die von hinten auflaufende See brach sich an den am Hinterteil des Schiffes ausgelegten und nachschleppenden Säcken, das Wasser glättete sich jedoch nicht, nur wurde der See (d. h. den Wellen) der Kopf oder Brecher und damit jede Kraft und Gefahr genommen. Unregelmäßig von der Seite auflaufende Seen brachen sich in gleicher Weise an den seitwärts ausgelegten, an den Spieren (Segelstangen) schleppenden Säcken. Das Schiff lag von dem Augenblick des Oelaushängens in sogenannter toter See und bekam in 48 Stunden nur einmal etwas Spritzwasser auf Deck. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für die gesamte Schiffahrt werde ich meine nunmehr gründlichen Erfahrungen mit detaillierter Anweisung zum Gebrauche des Oeles auf See in zweckentsprechenden Zeitschriften veröffentlichen."

Die Schale des Königs.

Fern in Indien lebte einst ein König, dessen Macht schier unüberwindlich war. Die an den Grenzen seines Reiches wohnenden Völker waren ihm tributpflichtig, die Beamten seines Staates, seine Höflinge und Unterthanen zitterten vor ihm. Nur eines Blickes seiner Augen, eines Winkes seiner Hand bedurfte es, um Tausende auf den Gipfel des Glückes zu erheben oder in den Abgrund des Elends zu schleudern.

Nur einen gab es, der nicht vor ihm zitterte, dessen trotzigen Sinn er nicht zu beugen vermochte, an dem seine alles beherrschende und alles unterjochende Macht abprallte wie der Pfeil vor einem ehernen Schilde: den Erben seines Thrones.

Das Herz des Königssohnes war verstockt und verderbt bis in seine tiefsten Tiefen. Er hatte sich vom Guten abgewendet, er haßte das Edle und Schöne, das Erhabene und Göttliche und liebte das Schlechte und die Laster.

Die Seele des Königs war tief betrübt. Die Himmlischen hatten ihn mit ihren Gaben überschüttet, er besaß alles, was den Neid der Sterblichen wach zu rufen vermag — das Herz des Sohnes besaß er nicht. Seine Macht erstreckte sich über Millionen, nur nicht über den, der seinem Herzen am nächsten stehen, der seine Hoffnung, sein Stolz sein sollte. Oh, wie beneidete er den ärmsten seiner Unterthanen, der einen Sohn hatte, eine Stütze, eine Hoffnung!

Alles hatte er unternommen — ermahnt, gestraft, er hatte das Herz des Sohnes zu rühren versucht und ihm Thränen gezeigt. Umsonst! Da verbannte der König ihn im Zorne von seinem Angesicht; der Königssohn jedoch tröstete sich auch darüber mit den Genossen seiner bösen Thaten. Der König verbannte jene Jünglinge vom Hofe. Darüber wurde der Erbe seiner Krone traurig und sehnte sich nach ihnen und schließlich fand er Mittel, heimlich mit ihnen zu verkehren. Das Herz

Das Neumünsterstift in Würzburg.

des Vaters war ihm nichts, die Gefährten seiner wüsten Tage konnte er nicht entbehren.

Als der König dies erfuhr, ergrimmte er im höchsten Zorne und verurteilte den Sohn zum Tode. Doch gab er ihm noch eine Frist von sieben Wochen, damit er sich zum Sterben vorbereite.

Entsetzt flohen die Freunde den Sohn des Herrschers und überließen ihn ohne Trost seinem harten Schicksal. Denn die Gemeinschaft der Schlechten ist immer nur von kurzer Dauer und auf Selbstsucht gegründet. Sie flohen ihn, denn sie hatten von dem dem Tode Geweihten nichts mehr zu hoffen und suchten in kleinlicher Selbstsucht ihr eigenes Leben vor dem gerechten Zorn des Mächtigen zu retten.

In den Tempeln des Landes aber flehten die Priester zu Brahma, den Sinn des Königs zu erweichen und das Herz des Prinzen zum Besseren zu lenken.

Verlassen von allen, an denen sein Herz gehangen, dem Kummer und dem Harme hingegeben und den gewissen, baldigen Tod beständig vor Augen, siechte der Königssohn dahin. Seine Gestalt verfiel und seine Züge trugen den Stempel des Leidens und der Todesangst.

So erschien er an den Stufen des Thrones, mit schlotternden Knieen und bebenden Lippen, um auf Befehl des Königs aus dessen eigenem Munde noch einmal sein Todesurteil zu vernehmen, bevor er sich anschickte, seinen letzten Gang zu thun.

„Wie ist es zugegangen," redete der König den Jüngling an, „daß du so verändert vor mir erscheinst?"

„Mein König und Vater," antwortete dieser, „wie kann es anders sein?! hatte ich doch sieben Wochen lang Tag für Tag und all die schlaflosen Nächte den gewissen Tod vor Augen!"

„Wenn du dich ernstlich gebessert hast," erwiderte der König milde, „so will ich dir die Strafe erlassen. Aber bewahre dir diesen neuen Sinn hinfort und auf ewig."

Der Jüngling streckte abwehrend die Hände aus und wandte das Gesicht ab. „Nein, nein," rief er, „das ist zu schwer für mich. Wie sollte ich den Reizen und Versuchungen des neugeschenkten Lebens widerstehen können?!"

Da befahl der König, daß man ihm eine Schale und ein Gefäß mit Oel bringe, und als sein Befehl vollzogen, stieg er von seinem Thron und füllte eigenhändig die flache, mit edlen Steinen besetzte Schale von Gold mit Oel bis zum Rande und reichte sie seinem Sohne.

„Nimm diese Schale," sprach er zu ihm, „und trage sie durch alle Straßen der Stadt. Zwei Männer mit gezücktem

Schwert werden dir auf dem Fuße folgen, und wenn du nur einen Tropfen von dem Oel verschüttest, so wird in demselben Augenblick dein Kopf auf den Weg hinrollen."

Der Königssohn erschauerte. Aber er ergriff mit festen Händen die Schale und verließ langsamen, doch sicheren Schrittes den Palast, gefolgt von den Knechten seines Vaters, die mit gezücktem Schwert hinter ihm schritten und jede Minute bereit waren, ihm den Kopf abzuschlagen, sobald nur ein Tropfen des Oels den Boden berührte. Die Augen unverwandt auf die gefüllte Schale gerichtet, durchwandelte er langsam die große Königsstadt und erschien, ohne auch nur einen Tropfen verschüttet zu haben, wieder vor seines Vaters Thron.

„Sag an, mein Sohn," redete dieser ihn an, „wie sieht es aus in meiner Hauptstadt? Was sahen deine Augen bei deiner Wanderung durch die Straßen?"

„Nichts, mein Vater, habe ich gesehen!"

„Nichts? — Und doch herrscht reges Leben in der Stadt!"

„Ich habe dennoch nichts gesehen, denn meine Augen waren unablässig auf das Oel in der Schale gerichtet. Mein Leben hing an der Spitze des Schwertes. Die Henker folgten mir auf dem Fuße und es wäre um mich geschehen gewesen, hätte ich nur einen Tropfen Oel vergossen."

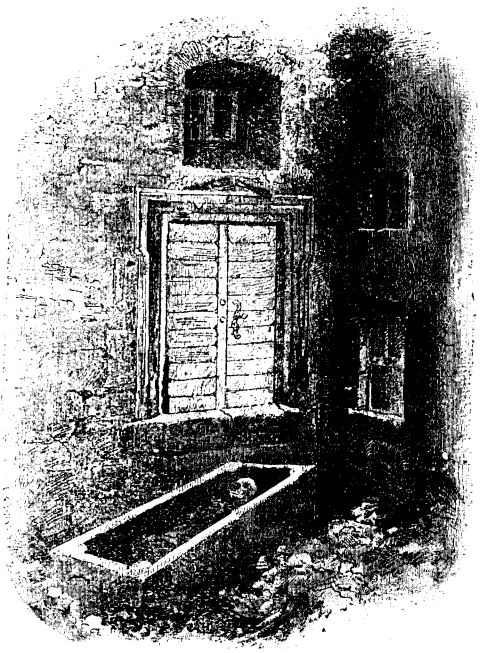
„So beherzige, was du in dieser Stunde gelernt," sagte der König mit ernster Stimme. „Wie die ölgefüllte Schale, so trage beständig deine Seele in deinen Händen. Richte deine Gedanken aus der Zerstreuung der Sinne, die sich in den Dingen dieser Welt ja so leicht verlieren, hin auf das Ewige und Unvergängliche; dies allein hat Wert. Vergiß es nie, daß auch ohne die Henkersknechte der Tod dir stets auf den Fersen folgt und das Schwert über deinem Haupte schwebt. Sei stets dessen eingedenk, was deiner Seele frommt, und hüte dich vor dem alten lasterhaften Wesen, das ins Verderben führt."

Der König stieg herab von seinem Thron und küßte seinen Sohn, der gerührt an seinem Halse hing.

Der Königssohn aber freute sich des wiedergewonnenen Lebens, er merkte sich die Lehre, lebte tugendhaft und wurde glücklich.

Das Grab des größten deutschen Lyrikers des Mittelalters.

Vor einiger Zeit haben in Würzburg, veranlaßt durch die Wiederfreilegung eines uralten, durch prächtige Steinformen ausgezeichneten romanischen Kreuzganges,



Sarkophag Walthers von der Vogelweide.

im Garten des dortigen Neumünsterstiftes, neue Forschungen nach dem lange verloren gewesenen Grabe des größten aller deutschen Minnesänger aus den glanzvollen Tagen der Hohenstaufenzeit stattgefunden und, gewiß zur Freude aller Freunde der großen Vergangenheit unseres Vaterlandes, sind die Nachgrabungen endlich auch von Erfolg gekrönt worden. Es hat etwas Ominöses, daß der große Sänger von Kaiser und Reich, der treueste Freund der Kaiser im Streite gegen die der Reichseinheit widerstrebenden Elemente, der Mahnrufer des Volkes in jener hochbewegten Zeit, heute gleichsam vor unseren Augen wiederaufsteht, als wolle er die Gegenwart wiederum mahnen, ihr wiederbringen, was er einst vor 700 Jahren mit hinabgenommen in die Gruft: den Abglanz deutscher Herrlichkeit. Was Walther sein lebenlang ersehnt und in hehren Klängen besungen, was er schmerzbewegt sinken sah, nachdem er es unter Friedrich dem Rotbart in höchster Blüte gesehen, das freie selbständige, einige Vaterland, das nach ihm Deutschlands Dichter ersehnten und besangen, es ist ja endlich zur Wirklichkeit geworden und erfüllt sind auch die bedeutungsvollen Weisen, mit denen andere Minnesänger einst von dem im Rhein versunkenen Nibelungenhort der Einheit sangen. Es weht darum den, der jetzt den stillen kleinen Lussam- (lustsam) Garten des Stiftes besucht, gar eigen an, wie aus fernen, fernen Tagen, wenn er an den Sarkophag tritt, der nach langem Suchen endlich gefunden wurde und in dem sich die Gebeine des „Herren" Walther, deutlich erkennbar als die eines großen alten Mannes, noch vollständig befanden. Schon ums Jahr 1843 hatte König Ludwig I. von Bayern den Garten durchforschen lassen, da die alte Chronik und Michael de Leones (eines gebornen Würzburgers und bischöflichen Kanzlers) „Manuale" anno 1345 mitteilten: Herr Walther von der Vogelweide, gestorben 1229 oder 1230, sei bestattet im Kreuzgange des Stiftes und auf seinem Grabsteine seien folgende Worte gestanden, deren auch Ludwig Uhland in seinem Werke über Walther gedenkt:

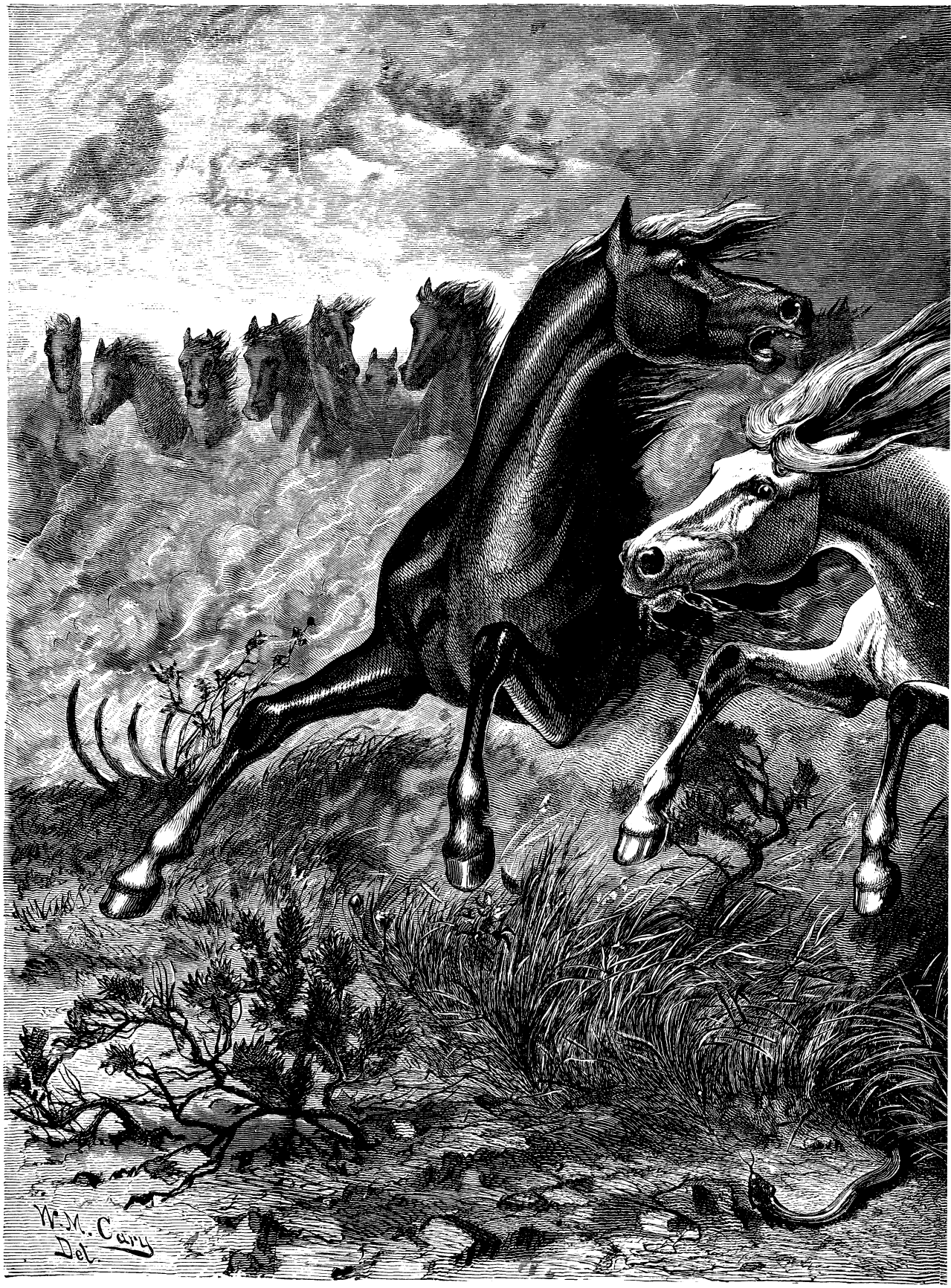
„Pascua qui volucrum vivus, Walther fuisti
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti;
Ergo quod auroblam probitas tua possit habere
Qui legit hic dicat, Deus istius miserere."

auf deutsch:

„Der du im Leben, o Walther, der Vöglein Weide geheißen,
Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du starbst.
Auf daß den himmlischen Kranz nun deine Frömmigkeit finde,
Spreche, wer dieses liest: Deiner erbarme sich Gott."

Wilde Pferde.

Wie die edlen Tiere in wildem Ungestüm daherstürmen, daß der Erdboden von Dampf und Staub verhüllt ist und mächtig erdröhnt unter den Schlägen der Hufe! Es ist ein überraschend schönes und imposantes Bild, das die tatarische Steppe dem Reisenden sehr oft bietet. — „Wie, weit hinten in der Tatarei?" — wird mancher der Kameraden erstaunt fragen. — Ei freilich, junger Freund; nicht allein auf den amerikanischen Prärien, auch in den asiatischen Steppen kannst du das bewegte Schauspiel, das der Stift unseres Zeichners so trefflich wiedergegeben hat, genießen. Hören wir darüber Daniel Schlatter, der sich vom Jahre 1822 bis 1828 unter den nogayischen Tataren aufgehalten. „Man sieht oft," so schreibt er, „zwischen tausend und zweitausend Pferde beisammen, alle wild, doch mit Eigentümern, in stolzer freier



Wilde Pferde der tatari

Steppe, im Unwetter.

Haltung, noch nie von einem Menschen gedemütigt oder gebändigt. Bei Ungewitter, Schneegestöber und Orkanen zerstreuen sich diese Herden oft weit und breit. Der Tatar weiß jedoch, daß die Pferde immer gegen den Wind gehen, so daß er wenigstens die Gegend kennt, wo er die Herde zu suchen hat. — Will der Tatar ein erwachsenes Pferd aus der Herde zum Reiten abrichten, so wird es mit einer langen Schlinge gefangen. Man sucht ihm dieselbe um die Füße zu werfen, um das Tier zu Boden zu bringen. Liegt es, wird ihm Zaum und Spannriemen angelegt. Dieser letztere besteht aus einem Riemen, der an drei Füßen des Pferdes angebunden, dasselbe zwar nicht am Stehen und an sehr kurzen Schritten, aber an schnellem Lauf gänzlich hindert. Alsdann erhält es Leibgurt, und ein entsprechendes Schutzsattelkissen, den Reiter vor dem Ueberstürzen zu bewahren, denn hinter diesem, auf bloßem Rücken, sitzt derselbe auf. Er läßt dem wilden Pferde gänzlich den Zügel und hat vorerst nichts zu thun, als sich auf demselben zu halten. Ein zweiter gut berittener Tatar verhindert durch Peitschenhiebe das Stillstehen des Remonten; im schnellsten Lauf jagt Roß und Reiter vorwärts, gleichviel wohin. Ist es endlich ermattet und ergibt sich, so sucht der Reiter das Tier zu lenken, bis es in weiten Kreisen ins Dorf gelangt, wo man ihm ohne Mühe den Spannriemen anlegt. Es werden ihm nun höchstens ein paar Hände voll Heu gegeben, dann läßt man es so die ganze Nacht durch stehen, tränkt es und wiederholt am Morgen das gestrige Exerzitium, wobei es aber schon mit dem vollständigen Sattelzeug belegt wird. In wenigen Tagen ist das Pferd durch Hunger und Anstrengung gebändigt und gewöhnlich recht fromm geworden."

Eine wahre Begebenheit aus der Zeit der Freiheitskriege.

Als in den Jahren 1810, 11 und 12 in Deutschland das bittere Gefühl über die allzulang ertragene Schmach der französischen Eroberung endlich übermächtig geworden war, als die Furcht vor Napoleon I. und die geduldige Fügung unter seinen despotischen Willen endlich in Haß und Empörung sich wandelte, ward ganz im stillen jene allgemeine Bewaffnung der gesamten männlichen Bevölkerung — vom Jüngling bis zum Greise — vorbereitet, welche einst das Aufstehen des ganzen Landes wie mit einem Schlage ermöglichen sollte.

Unser Großvater hat jene Zeit noch selbst miterlebt, und unvergeßlich haben ihre Einzelheiten sich ihm eingeprägt, trotzdem er noch ein Kind war. Oft und gern erzählt er uns davon. Und es klingt wie eine Mär aus „alter Recken Tagen", wenn er schildert, wie nach den langen Jahren still getragener Unterdrückung selbst in des einfachsten Mannes Brust Vaterlandsgefühl und Heldensinn sich regten. So erzählte er uns jüngst:

„Anno 12, als Napoleon seine ungeheuren Heeresmassen nach Rußland hineingeführt hatte, war ich noch ein dummer Junge von neun bis zehn Jahren, der den Ernst der Tage und die Lage der Dinge natürlich nicht begriff. Im Gegenteil, uns Jungen gefiel es ausnehmend gut, daß so lange wir denken konnten, eine Schwadron französischer Reiterei in unserem kleinen Städtchen ihr Standquartier hatte. Wenn wir untereinander Krieg spielten, wollte jeder „Franzose" sein. Stolzierten und renommierten sie doch Tag für Tag gar zu schmuck und schneidig vor unseren Augen herum, während wir von preußischen Soldaten noch nie etwas gesehen und von ihren Heldenthaten wenig oder nichts gehört hatten. Du lieber Gott! wir waren Kinder, und die Alten hatten Friedrichs des Großen Kriegsruhm über dem gegenwärtigen Elend ganz vergessen. Die verstohlenen Waffenübungen des Landsturmes hielt man natürlich streng vor uns geheim, damit kein unbedachtes Wort sie etwa den Franzosen verriete. Und so brach die Stunde ganz unerwartet über uns herein, welche unsere rothosigen Ideale in den Staub stürzen sollte. Im friedlichen Ladengeschäft meines Onkels Fürstenberg begann das Vorspiel.

Onkel Fürstenberg war damals der erste Kaufmann des kleinen preußischen Landstädtchens Liebenwalde, welches meine Heimat ist. Er war wohlhabend und angesehen, trotzdem aber stand er — der Sitte jener schlichten Zeit gemäß — tags über selbst hinter dem Ladentisch, seine Kunden zu bedienen. Zu den häufigsten derselben hatten allzeit die französischen Soldaten gehört, gleichviel ob mit, ob ohne Geld, sie kamen. Auch an jenem Tage trat einer ein. Der wurde aber in seinen Forderungen bald so unverschämt, daß mein Onkel sie ihm nicht nur verweigerte, sondern über dieses brutale Weiterdringen so in Zorn geriet, daß er den ihm gerade zur Hand stehenden kleinen hölzernen Schemel ergriff und, ihn hoch erhebend, auf den frechen Patron losging. Erschrocken wandte sich der tapfere Sohn der grande nation zum Rückzug, denn er sah der Haltung Onkel Fürstenbergs, eines hochgewachsenen Sechzigers von muskulöser Gestalt wohl an, daß es demselben bitterer Ernst war mit der Wahrung seines Hausrechts. Kaum aber war er in unmittelbarer Sicherheit, als er spornstreichs zum Kommandeur lief, ihm Meldung zu machen von dem Unerhörten. Denn so etwas war noch nie dagewesen. Ein kaiserlich französischer Soldat bedroht! An Leib und Leben bedroht von einem einfachen deutschen Bürger. Bête allemand! Was sollte da geschehen? Eine exemplarische Strafe mußte erfolgen, ein kriegsrechtliches Standrecht gehalten und der Delinquent mindestens füsiliert werden.

Bald schmetterten französische Trompeten an allen Ecken das Signal zum Sammeln in die klare Herbstluft. Auf den Straßen begann sich's zu rühren. Mit vollen Waffen sprengten auf schnell gesattelten Pferden die fremden Soldaten dem Markt als Sammelplatz zu. Hinterher natürlich wir Jungens. Schon das selten gehörte feurige Signal hatte uns elektrisiert: alle Franzosen hoch zu Roß — das versprach ein köstliches Schauspiel.

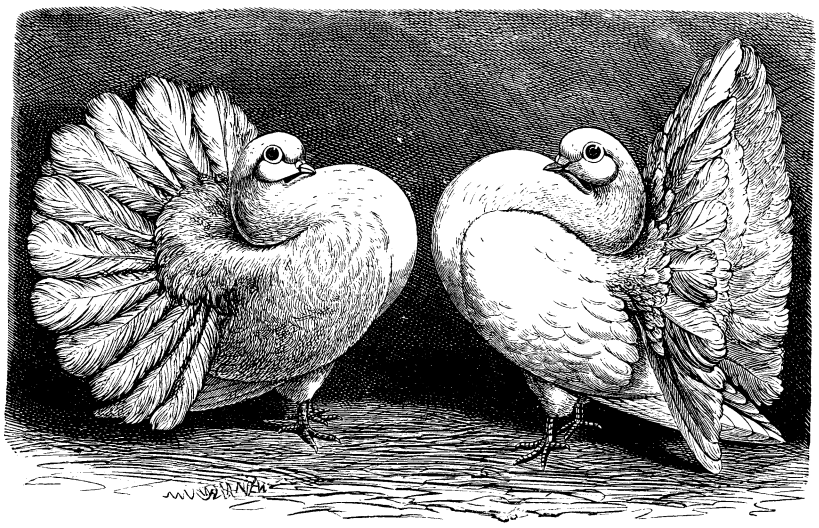
Aber es kam anders. Von unseren Müttern oder den Dienstmädchen wurden wir schnell zurückgeholt. Anfangs sehr geneigt, gegen diesen Eingriff in unsere angestammten Straßenjungenrechte zu protestieren, verstummten wir bald vor dem ungewöhnlichen, unbegreiflichen Etwas, das um uns vorging. Alle Fensterläden wurden geschlossen, die Haus- und Hofthüren fest verrammelt. Unheimliches Zwielicht dämmerte in den Stuben, in denen wir Kinder still und gedrückt herumhockten. Mutter ging mit leisem Weinen hin und her. Und Vater? Vater war gar nicht bei uns, das war das Beängstigendste von allem. Wo war er nur?

Was draußen vorging, erfuhr und begriff ich selbstverständlich erst viel später. In der Stadt war mit dem kriegerischen Aufziehen der Franzosen natürlich auch

gleich der Grund dieser ungewöhnlichen Maßregel bekannt geworden. Jedermann nahm für Onkel Fürstenberg Partei; drohendes Murren wurde laut. Das hatte sich sonst nie hervorgewagt, aber mit den Vorbereitungen des Landsturmes war es, als wehe eine andere Luft durchs Land. Und in den letzten Tagen waren die ersten Gerüchte von Moskaus Brand und Napoleons Rückzug selbst bis in unsere abgelegene Einsamkeit gedrungen. Leise zwar noch und unbestimmt. Niemand wußte, woher sie kamen, aber sie waren doch da. Napoleon der Siegreiche, der unüberwindlich Geglaubte auf der Flucht! Der bloße Gedanke genügte, den Mut der Bevölkerung zu entflammen. Rasch und entschlossen schritt der wackere Ackerbürger Blankenburg, der zum Anführer des Landsturmes in unserer kleinen Stadt bestimmt war, falls derselbe plötzlich einmal einberufen werden sollte, zur That. Schickte schnelle heimliche Botschaft herum, und als die französische Schwadron kaum vollzählig auf dem Markt versammelt war, rückte von der anderen Seite auch schon die Schar der waffenfähigen Bürger Liebenwaldes auf demselben an. Verblüfft von dem Niegesehenen blieben die Soldaten anfangs stumm, und nur ein spöttisches Lachen zuckte über ihre Gesichter, denn die Deutschen waren in Schurzfell und Arbeitskitteln, ja selbst in Hemdärmeln, wie sie eben vom Felde kamen, herbeigeeilt, und ihre Bewaffnung zeigte ebenso große Mannigfaltigkeit. Alte Musketen und Säbel, von ihren ungeübten Händen ungeschickt gehalten, mochten nicht sehr furchterweckend aussehen; anders drohten schon die mitgebrachten Lanzen und Sensen, schnell ergriffene Pflugscharen und die starken Knüppel in den derben Fäusten. Um so zorniger aber wetterte bald der französische Befehlshaber los und drohte ob dieser unerhörten Frechheit alles erschießen und überreiten und die Stadt niederbrennen zu lassen, an allen vier Ecken zugleich. Das alles sprudelte er in seinem fremden Kauderwelsch heraus und fand es nur selbstverständlich, daß die biederen Kleinbürger dies auch sofort begriffen.

Da trat ruhig Meister Blankenburg vor und sprach langsam aber nachdrücklich und gleichfalls in seiner eigenen Sprache: „Herr General, eriwern S' sik nich. Hüt sünd wi dran. De Mercht is nich grot, met ju Pir kähnen S' nicks nischt maken. Hüt hebb'n unsʼ Sensen dat Preh!“ *)

Und sieh! War es die finstere Entschlossenheit in der Haltung der Männer? War's, weil jene Gerüchte auch schon sein



Pfauentauben.

Ohr erreicht? Der Herr Kommandeur, der trotz seines langen Aufenthaltes in Deutschland es immer hochmütig verweigert hatte, anders als durch die Vermittelung eines Dolmetschers mit seinen Bewohnern zu sprechen, er verstand mit einemmal die plattdeutsche Rede des schlichten Mannes. Er verstand ihn, und noch mehr, sah ein, daß derselbe recht hatte. Erblassend wendete er sich nach kurzem Zögern zu seinen Leuten und gab mit stockender Stimme den Befehl, abzuschwenken und in geordneten Zügen die Stadt zu verlassen. Von dem Zehdnicker Thor aus sollte danach gemeinsamer Aufbruch und Weitermarsch erfolgen.

Das war der erste, wenn auch unblutige Sieg, den der preußische Landsturm errungen. Vorsichtig gleich einem geschulten Feldherrn hielt Meister Blankenburg seine Leute versammelt, bis der letzte Franzose die Stadt verlassen hatte und seine ausgeschickten Späher die Botschaft brachten, daß dieselben wirklich ihren Rückzug nach Zehdenick hin angetreten hatten. Da erst gingen die Wackeren nach Haus, stolz den Ihren diesen Erfolg verkünden zu können.

Auch Meister Blankenburg kehrte heim, sich schon im voraus auf den freundlichen Empfang von seiner Hausehre freuend, welche immer mit ganz besonderem Ingrimm die Last der übermütigen Einquartierung ertragen hatte. Statt Freude und Lob aber fand er Thränen, Thränen des Aergers. Der Bursche des Herrn Leutnant hatte, als er alles zum eiligen Rückmarsch zusammenpackte, auch alles Leinen, Bettzeug und Handtücher der Frau Blankenburg mitgehen heißen. Lauter schönes, selbstgesponnenes Leinen, dessen Wert solch windiger Franzose noch nicht mal zu schätzen wußte. Bei dem Gedanken flossen die Thränen noch viel reichlicher.

Bei den bedeutungsschweren Vorgängen des Tages hatte Meister Blankenburg — seiner Verantwortung sich bewußt — unentwegte Ruhe bewahrt. Jetzt aber übermannte ihn der Zorn. Rasch sattelte er eines seiner starken Pferde, machte sich schnell wie der Wind hinter die abgezogenen Franzosen her und holte sie auch richtig noch vor dem nächsten Dorfe ein. Bis zu ihrem Anführer vorsprengend, parierte er hier kurz sein Pferd, und ohne auch nur an die Gefahr zu denken, der er als einzelner Mann gegenüber der ganzen Schwadron ausgesetzt war, und welche noch durch die Gewißheit verstärkt ward, mit welcher die Franzosen in ihm den Anstifter des erfolgreichen tapferen Widerstandes von heute morgen erkennen mußten, forderte er mit lauter Stimme sein Eigentum zurück. Vielleicht imponierte er den Offizieren unwillkürlich, vielleicht wollten sie auch wirklich keinen Dieb unter sich dulden; genug — es wurde Halt gemacht, die Burschen mußten die Mantelsäcke öffnen, und als sich die bezeichnete Wäsche fand, wurde sie ihm ohne weiteres verabfolgt. Gleich einer Siegestrophäe das Bündel schwenkend, sprengte Meister Blankenburg in die Stadt zurück, angestaunt von allen als Held! — Wir Jungens spielten seitdem nur noch „Blankenburg“; keiner wollte mehr Franzose sein. So kam es, daß eines Tages Rektors langer Karl, der immer unser „Napoljon“ gewesen war und sich seiner kaiserlichen Größe durchaus nicht entäußern wollte, von all seinen Ge-

*) „Greifern Sie sich nicht, Herr General, heut sind wir dran. Der Markt ist nicht groß, da können Sie mit Ihren Pferden nichts ausrichten. Heut haben unsere Sensen die Vorhand.“

treuen verlassen in offener „Feldschlacht" die jämmerlichsten Prügel bekam. Heulend und schreiend lief er nach Hause und am anderen Tag mußte die ganze Klasse für ihren Patriotismus nachsitzen.

Unsere Tauben.

(Fortsetzung.)

Im allgemeinen unterscheidet man bei den Haustauben nachstehende Hauptsorten oder Typen, welche durch Kreuzung wieder zahlreiche Unterspielarten aufweisen, und von denen wir einige Typen unseren jungen Kameraden bildlich vorführen. Solcher typischen Sorten zählt man einundzwanzig, nämlich:

1. Mönchs- oder Kappentauben, etwas größer und von stärkerem Oberleib als die Feldtaube, mit einer Haube oder Krause von zurückgebogenen Federn, welche Hinterkopf und Nacken scheidet; entweder ist der Scheitel allein oder auch der Schwanz weiß; Grundfarbe bald rot, blau, blauschwarz oder erbsenfahl, bald auch mit zwei weißen Binden über die Flügel, was als ein besonderes Schönheitszeichen der Mönchstauben gilt; sind ihre Flügel rötlich-weiß und schwarz geschuppt (das einzige Bunte, was bei dieser Sorte zulässig ist), so nennt man sie Karpfentauben.

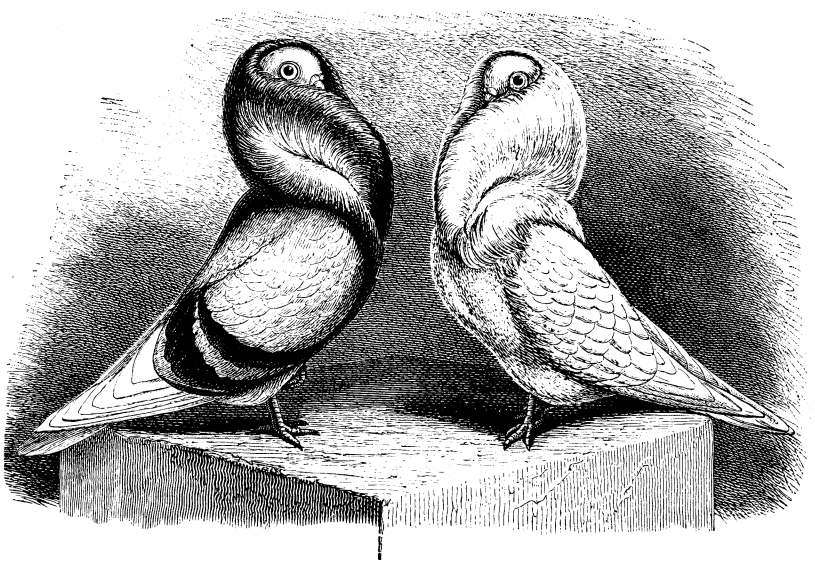
2. Schwalben- oder Nürnbergertauben, glattköpfig, rauhfüßig, rein weiß, nur an den Flügeln und am Scheitel rot, braun, hellblau oder schwarzblau gezeichnet.

3. Schweizertauben oder Starenhälse, Pleureuses; von der Größe einer Feldtaube, meist schwarz, mit zwei weißen Strichen auf den Flügeln in Gestalt eines liegenden Andreaskreuzes (×) und einer weißen Querbinde unten am Hals.

4. Die holländische Muscheltaube, von der Größe einer Feldtaube, aber schlankerem Bau; die vorwärts gebogenen Federn am Hinterkopf reichen an den Seiten hälftig bis zum Hals herab, sind länger als bei der Mönchstaube, stehen aber minder dicht und bilden gleichsam eine Muschel; Farbe rein weiß und nur am Kopf, Vorderhals und Schwanz rot, gelb, braun oder schwarz gezeichnet.

5. Die Maskentaube, von der Größe einer Feldtaube, aber schlanker, glattfüßig, meist mit breiter oder spitziger Haube, weiß, aber durch einen blauen, schwarzen, roten oder gelben Strich über dem Schnabel bis zur Mitte des Kopfes gleichsam maskiert, daher ihr Name; an anderen Orten auch Schnippentaube genannt, wo man jenen Strich eine „Schnippe" nennt; man unterscheidet zweierlei Arten, die eine, welche die Schwung-, die andere, welche die Schwanzfedern von derselben Farbe hat, wie die Schnippe. Sie fliegen vorzüglich, ziehen mit den Feldtauben ins Freie und vermehren sich stark.

6. Die Trommeltaube führt ihren Namen von den trommelartigen Lauten, welche der Tauber im Affekt ausstößt; etwas größer als die Feldtaube, Schnabel und Kopf dicker und größer, Muschelhaube, vorwärtsgeneigter Federbusch auf der Stirn, der oft den Schnabel zur Hälfte bedeckt; stark rauhfüßig, so daß sie oft kaum gehen kann. Die Trommeltaube ist schwerfällig und fett, und fliegt daher weder schnell noch weit; Färbung verschieden, blauschwarz und weißbunt, bald braun und weißbunt, bald ganz weiß oder ganz schwarz, letztere gelten für die schönsten Trommeltauben; ebenso die mit ganzem Schwanz und Unterleib und mit schwarz- und weißgeflecktem Kopf und Flügeln.



Perückentauben

7. Perücken- oder Schleiertaube, auch Jakobiner-, Venus- oder Haubentaube; jedenfalls eine der schönsten und mit Recht beliebtesten Hoftauben, mit hoher Stirn, glattem Scheitel, kurzem Schnabel und sehr langen Schwingen, die sie oft schleppt. Die Federn am Hinterkopfe und an den Seiten des Halses sträuben sich aufwärts und umgeben Kopf und Hals mit einer Krause, in welche die Taube meist den Kopf zurückzieht, und welche ihren besonderen Schmuck bildet. Da sie ziemlich träge ist, selten brütet und ihre Jungen nicht immer aufbringt, so läßt man ihre Eier meist von anderen Tauben ausbrüten. Die schönste Perückentaube ist die sogenannte Mohrentaube, ganz schwarz und nur an Kopf und Flügelspitzen weiß.

8. Die Kropftaube oder der Kröpfer, wovon auch eine hübsche Varietät: Zwergkröpfer; der vorigen Art sehr ähnlich, mit hoher Stirn, kurzem Schnabel, zuweilen einer spitzen Haube, langen Schwungfedern und rauhen Füßen, aber merklich größer und vor ihr ausgezeichnet durch den Kropf, welchen sie, zumal der Tauber, so weit aufblähen kann, daß er den Umfang des ganzen übrigen Körpers erreicht, weshalb der Vogel im Gehen den Kopf zurückbiegen muß, daß man letzteren kaum mehr sieht. Die Kröpfer sind daher auch schwerfällig, fliegen trotz ihrer langen Schwingen ziemlich schwer, namentlich bei Wind, und fallen leicht den Raubvögeln zur Beute. Ihre vorderen Schwungfedern sind in der Regel weiß, der übrige Körper weiß, gelb, kastanienbraun, schwarz oder auch in allen diesen Farben gefleckt, nach deren Zeichnungen man sie benennt. Besondere Farbenzeichnungen der Kropftauben werden von Liebhabern teuer bezahlt.

9. Die türkische (auch arabische oder persische) Taube stammt aus dem Morgenlande, ist stärker als die Trommeltaube, kurzschenkelig und durch eine wulstige, kahle, warzige, rote Wachshaut an der Schnabelwurzel und ums Auge herum gekennzeichnet, von Grundfarbe meist schwarz, dabei dick und schwerfällig und wegen ihrer starken Vermehrung von den Taubenzüchtern sehr geschätzt. Die rotbraunen türkischen Tauben gelten für die schönsten. Auf dem Lande fliegen sie mit den Feldtauben auf das Feld.

10. Die Pfauentaube, etwas größer als eine Feldtaube, mit glattem Kopf und breitem, aus mehr als 20 Federn bestehendem Schwanz, welchen sie nach Pfauen- oder Truthahnsart radförmig entfalten kann, ist mit Recht eine der beliebtesten Haus- und Hoftauben. Im Ruhestand reckt sie den Kopf weit rückwärts und schlägt den Schwanz so weit zurück, daß beide einander beinahe berühren; dabei nickt sie beständig mit Kopf und Rumpf und heißt davon auch Zitter- oder Schütteltaube. Da der breite Schwanz ihr im Fluge eher hinderlich ist, so fliegt sie ziemlich schwerfällig und entfernt sich nie weit vom Hause. Ihre Grundfarbe ist gewöhnlich rein weiß, doch gibt es auch solche mit schwarzem Kopf und Schwanz, die besonders geschätzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zauberkunststück mit Fisch und Tinte.

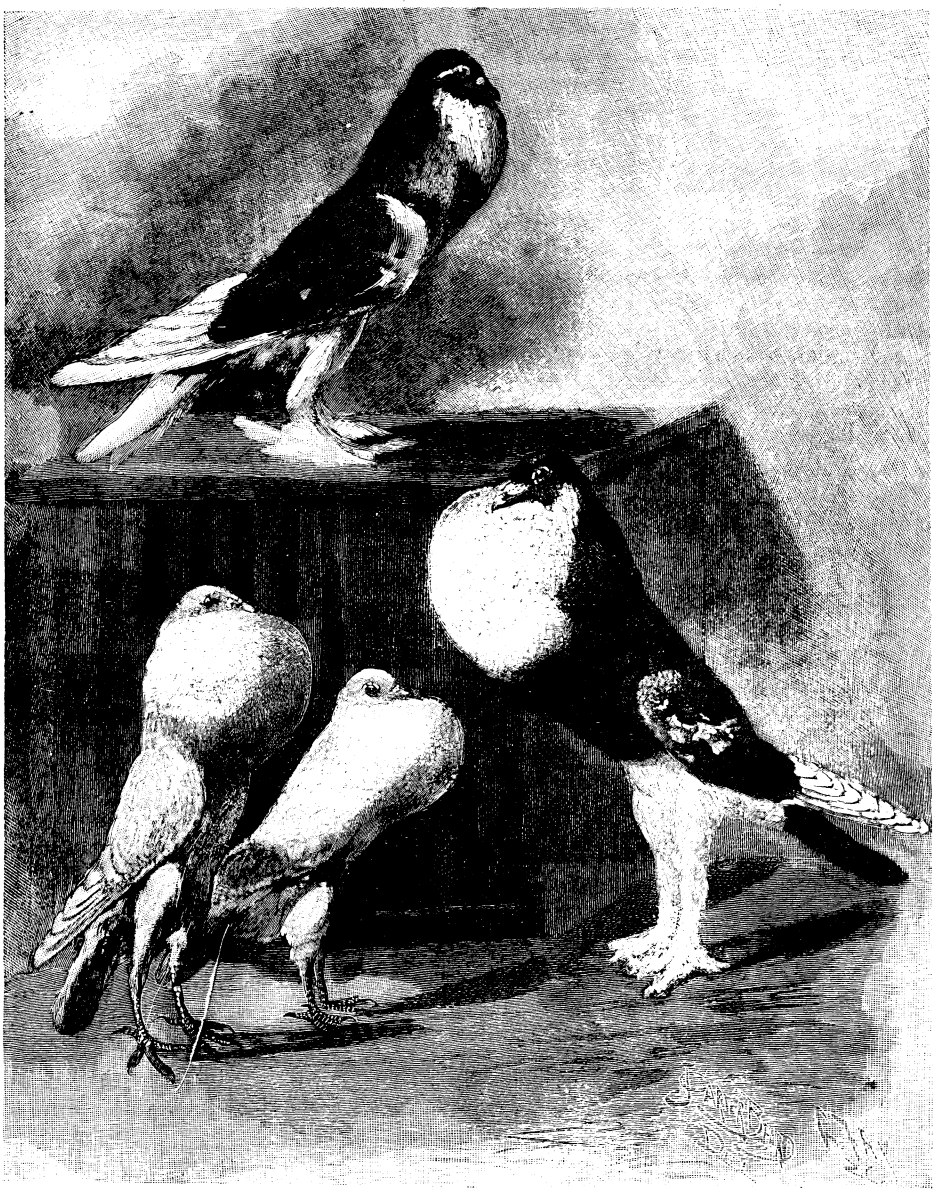
Dies ist eine überraschende Produktion, und für unser fehlustiges Auditorium gewiß so interessant als die Vorstellung mit dem Becken und den Fischen. Der Taschenspieler bringt ein Glasgefäß von der Gestalt eines großen Weinglases mit einem Fuße (siehe Figur nächste Seite) und geraden Seitenwänden herein, welches etwa bis auf einen Zoll zum Rande anscheinend mit Tinte gefüllt ist. Um zu beweisen, daß diese Flüssigkeit wirklich Tinte ist, nimmt er gleichgültig einen Streifen Kartenpapier vom Tisch, taucht ihn in das Glas und bringt ihn am unteren Ende geschwärzt und triefend wieder zum Vorschein. Dann zeigt er an, daß er vermöge seiner geheimnisvollen Kunst die Flüssigkeit im Glase in klares Wasser zu verwandeln sich anschicken werde. Er wirft ein Taschentuch oder ein anderes Tuch über das Glas, schwingt seinen Zauberstab mit irgend einer beliebigen malerischen Formel über demselben und entfernt dann das Tuch, worauf man das Glas mit klarem Wasser gefüllt und Goldfischchen darin herumschwimmen sieht.

Wenn man eine noch vollständigere Wirkung hervorbringen will, so kann man sich zweier Gläser bedienen, wovon das eine anscheinend mit Tinte, wie das oben beschriebene, das andere mit einer blaß strohgelben Flüssigkeit gefüllt ist, welche der Taschenspieler für Kognak oder Whiskey ausgibt. Um zu beweisen, daß es wirklich Kognak oder Whiskey ist, löffelt er ein wenig davon in ein anderes Weinglas heraus und reicht dieses zur Besichtigung herum, daß Geschmack und Geruch diejenigen, welche es zu untersuchen geneigt sind, überzeuge, daß man es mit wirklichem Kognak ꝛc. zu thun habe. Dieses Glas wird dann in ähnlicher Weise zugedeckt, und wenn das Tuch nachher wieder weggenommen worden ist, so wird man finden, daß eine doppelte Verwandlung stattgefunden hat, nämlich, daß die Tinte in dem einen Glase in Wasser und der Kognak in dem anderen in Tinte verwandelt worden ist.

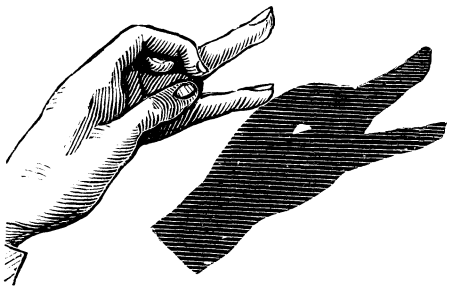
Das Geheimnis dieses Kunststücks ist teils chemischer, teils mechanischer Natur. Das Glas Nr. 1 ist wirklich mit klarem Wasser gefüllt, worin Goldfischchen schwimmen; allein ein leichter Drahtring, welcher gerade das Innere des Glases ausfüllt, wird bündig in die Wasserfläche hinein gehängt, und von diesem Drahtring hängt ein schwarzseidenes Futter herab und reicht gerade bis zu dem Boden des Glases. Das Futter braucht nicht um das ganze Glas herumzugehen, sondern sollte sich nur etwa über zwei Drittel seines inneren Umfanges erstrecken (vergl. die Figur). Man wird finden, daß dies bei Gas- oder Kerzenlicht, vom rechten Punkte aus gesehen, dem Glas das Ansehen geben wird, als sei es mit Tinte gefüllt. Wenn man das Taschentuch hinwegzieht, so taucht man die Finger am hinteren Rande des Glases gerade so tief ins Wasser, daß man den Ring erfassen kann, welcher herausgezogen wird und das Futter mitnimmt, das in dem Tuche verborgen bleibt. Die allgemeine Ueberraschung über die plötzliche Verwandlung wird dem Taschenspieler reichliche Gelegenheit geben, das nasse Futter auf seine Servante fallen zu lassen.

Das zweite Glas wird chemisch vorbereitet; es enthält Wasser, worin so viel Eisenvitriol aufgelöst worden ist, bis es die Farbe von Kognak erhält. Der Taschenspieler ist mit einer kleinen Menge brenzlichter Gallussäure in Kristallen versehen, welche in etwas Muslin oder ein kleines Netz von Zwirn eingeschlossen sind. Dieses wirft er unter dem Schutz des Taschentuches in das Glas mit der Vitriollösung, wodurch er diese in sehr kurzer Zeit in ein dunkles Schwarz, mit dem ganzen Aussehen der Tinte, verwandeln wird. Da aber ungefähr zwei Minuten vergehen müssen, um dem Reagens Zeit zu seiner vollen Wirkung zu lassen, so muß dieses Glas zuerst bedeckt und zuletzt aufgedeckt und zwischen diesen beiden Handlungen die Zuschauerschaft durch eine kleine Anrede unterhalten werden.

Nun wird der scharfsinnige Leser fragen: „Wenn das Glas Nr. 1 nur reines Wasser enthielt, wie kam es, daß dieses den Kartenspan schwärzte? Und wenn im Glas



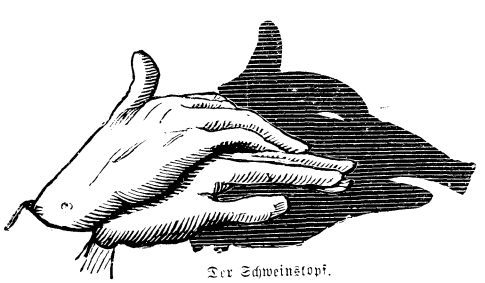
Zwergkröpfer. Englische Kröpfer.



Der Gänsekopf.

Nr. 2 nur Eisenvitriollösung war, wie geschah es, daß kompetente Richter die Flüssigkeit für Kognak erklärten?" Dies ist ein sehr gerechter Einwurf, denn gerade auf diesen beiden Punkten beruht das Wesentliche dieses Kunststücks. Der Kartenspan ist auf der einen Seite etwa zur Hälfte mit Tinte geschwärzt, auf der Rückseite weiß. Der Taschenspieler zeigt zuerst den Kartenspan mit der ungeschwärzten Seite den Zuschauern, taucht ihn dann in die Tinte, wobei er sich den Zuschauern nicht voll, sondern nur mit der Seite zuwendet; er rührt (mittels einer sehr natürlichen Bewegung) mit dem Span in der Flüssigkeit herum und zeigt den Zuschauern dann nur die geschwärzte Vorderseite. Dies ist die überzeugendste Ueberführung: die Karte war trocken und unbefleckt, die untere Hälfte ist jetzt naß und geschwärzt, — ergo die Flüssigkeit in dem Glase ist offenbar eine schwarze Flüssigkeit und wahrscheinlich Tinte, wie angegeben wurde.

Der Beweis, daß die Flüssigkeit in dem anderen Glase Kognak ist, beruht auf einem anderen Prinzip. Das Geheimnis beruht auf der Konstruktion des hierzu benutzten Löffels, dessen Stiel hohl ist und eine kleine Menge echten Kognak enthält; er ist mit einem winzigen Loch versehen, welches die Flüssigkeit in die Schale des Löffels hinauslaufen läßt, wenn man dieselbe gebraucht, und mit einer anderen kleinen Oeffnung oben am Stiel, um Luft einzulassen. Diese Oeffnung ist, wenn man den Löffel ergreift, mit einem kleinen Wachskügelchen verstopft, und in diesem Zustande wird, infolge eines wohlbekannten hydrostatischen Prinzips, die Flüssigkeit nicht ausfließen, allein wenn der Taschenspieler anscheinend im Begriff ist, einen Löffel voll aus dem einen Glase in ein anderes reines herüberzuschöpfen, wird das Wachskügelchen mit dem Fingernagel entfernt, und der Cognac fließt sofort in die Schale des Löffels und wird dann zur Prüfung in ein Weinglas gegossen.



Der Schweinskopf.

Nasse Stiefel.

Gewiß ein jeder von euch, liebe Kameraden, hat es schon empfunden, wie unangenehm es ist, wenn man Stiefel anziehen muß, die naß und darauf am Ofen getrocknet worden sind. Die Stiefel sind in diesem Zustande zu eng, das Leder ist hart und drückt überall. Eine Behandlung, welche diese Uebelstände vermeidet und die uns von einem praktischen Forstmanne mitgeteilt ist, verdient deshalb alle Beachtung. Wenn man die nassen Stiefel abgezogen hat, fülle man sie sofort mit trockenem Hafer. Diese Frucht besitzt nämlich eine große Anziehungskraft für Feuchtigkeit und sie wird rasch die letzte Spur derselben von dem feuchten Leder wegnehmen. Während sie dies bewirkt, schwillt sie zugleich an und verhütet auf diese Weise, daß das Leder einschrumpft und hart wird. Am folgenden Morgen schüttelt man den Hafer aus und hängt ihn in der Nähe eines Feuers oder Ofens zum Trocknen auf, um ihn bei anderer Gelegenheit wieder auf dieselbe Weise benutzen zu können. Je trockener er ist, desto besser ist die Wirkung.

Optische Täuschung bei der Schätzung der Höhe.

Das amüsante Experiment, welches die nebenstehende Figur veranschaulicht, ist zwar wohlbekannt, aber man wird sehen, daß die Zeichnung, welche es reproduziert, eine sehr bemerkenswerte Eigentümlichkeit klar vor Augen führt.

Glas zum Zauberkunststück mit Fisch und Tinte.

Das Experimentbesteht darin, daß man jemand bittet, die Höhe eines Cylinderhutes, den man auf dem Kopfe trägt, abzuschätzen und mit der Hand jenen Punkt am Wandgetäfel zu bezeichnen, welchen der obere Rand des Hutes erreichen würde, wenn man denselben auf den Boden stellte. Die nicht eingeweihten Personen geben immer eine bedeutend zu große Höhe an, zuweilen sogar die zwei- oder dreifache der wirklichen. Es erklärt sich diese auffallende Erscheinung durch die verschiedenartige Abschätzung der Höhe eines Gegenstandes, je nachdem man denselben in Augeshöhe oder aber von oben aus betrachtet. So wissen wohl alle unsere lieben Kameraden, daß von der Höhe eines Turmes oder Monumentes aus die Menschen auf der Straße sich viel, viel kleiner ausnehmen, als wenn wir sie auf der Straße in einer wagrechten Entfernung gleich der Höhe jenes Turmes oder Monumentes betrachtet hätten.

Der Elefantenkopf.

Auch unsere Illustration zeigt uns diesen eigentümlichen Unterschied in der Höhenschätzung: Der Hut ist genau von der Höhe der Wandleiste, obgleich es scheint, daß diese weit niedriger sei. Wenn man aber nicht nur mit den Augen urteilt, sondern einen Zirkel zuhilfe nimmt, kann man sich von der Gleichheit der Höhen überzeugen.

Homonymes Vorträtsel.

Nachdem wir gestern gestürzt sind, wollen wir bei unserer heutigen Fahrt es nicht mehr mit dem alten — —.

(Die beiden Gedankenstriche vertreten zwei Wörter.)

Rätsel.

Mein Leben hängt von deinem Auge ab;
Wenn du es schließt, so ist es auch mein Grab.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 10.

Isar — Syra — Arta — Raab.

Auflösung der Weihnachts-Scharade in Nr. 10.

Christfreude.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 10.

d
Wie(g)e in L Ei D n Sich(el) m ähr(e)
q i g
t Son(ne) a h T die K r a f(fe) T ö z
(H)ut (K)ragen.

Wie Dein Leiden sich mehrt, so naht die Kraft es zu tragen.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 10.

Kammer — Hammer — Jammer.

Der Ziegenkopf.

Dem Fleiße Anerkennung und Lohn!

Wenn eurem „Guten Kameraden" je ein Amt schwer geworden, seit er euer Freund, Erzähler und Ratgeber ist, so war es jenes des Preisrichters, das er dieser Tage, gemeinsam mit einem Kreis von Mitarbeitern, auszuüben hatte. Er sollte darüber richten, welche von den Weihnachtsarbeiten, die in Folge der ausgeschriebenen Konkurrenz eingegangen waren, die guten sind, und welche unter diesen sind wieder die besten. Und der guten und besten Arbeiten waren gar viele!

Schon seit Wochen verging kein Tag, kein Posttermin, daß nicht eine Anzahl von Paketen und Kisten, teils unter schönen und bedeutsamen, teils unter lustigen und neckischen Mottos bei ihm eintrafen, und bald glich sein Heim mehr einem illustren Weihnachtsbazar, denn einer Schreib- und Studierstube. Und ließ er seine Blicke rund umgehen, von der zierlichen Laubsägearbeit zum munter auf und nieder wogenden Schiffskarussell, vom Schokolade-Automaten zur sauber gearbeiteten Sparbüchse, vom bewimpelten Kriegsdampfer zum geschmackvollen Bilderrahmen, vom Webstuhlmodell zum hell klingenden elektrischen Läutewerke — wenn er diese prächtigen Beweise großen Fleißes ansah, da regte es sich mächtig in seiner Brust und er sagte freudeschmunzelnd: „Wenn unsere Jungens sich also anlassen, dann können wir Alten getrost in die Zukunft blicken; wenn sie sich schon in diesen Jahren solche Aufgaben stellen und durch Fleiß und Ausdauer glänzend lösen, dann werden sie dereinst als gereifte Männer, wenn sie erst mit dem vollen Rüstzeug des Wissens und Könnens angethan sind, ebenso thatkräftig und zielbewußt vor ihren Berufs- und Lebensaufgaben stehen und sie lösen, ihnen selbst zur Befriedigung und Ehre, dem Vaterlande und den Nebenmenschen zum Wohle. Denn in dem Maße als ihr jetzt am Kleinen emsig schaffet, werdet ihr damit hineinwachsen ins Große, wie ihr jetzt marschieren lernet, also werdet ihr einst mit mehr oder weniger stolzem Selbstbewußtsein einherschreiten!"

Da ihr euren Fleiß redlich bewiesen habt, Kameraden, so will auch euer Freund, „Der Gute Kamerad" ein Uebriges thun. Dem Fleiße seinen Lohn! Er hat in seiner Herzensfreude beschlossen, nicht nur fünfundzwanzig, sondern

= achtzig Preise =

zur Verteilung gelangen zu lassen. So höret denn — nach bestem Gewissen, Recht und Gerechtigkeit geurteilt, hat zu erhalten den

1. Preis. Ein photographischer Apparat mit Stativ und allem Zubehör: Bernhard Nickel in Burtscheid für einen Webstuhl.

2. Preis. „Der Naturfreund" von Dammer, 2 Bände: Paul Wächter in Stettin für ein getakeltes, geschnitztes Schiff.

3. Preis. Ein Elektrophor mit ganzem Kabinett: Eduard Stößel in Frankfurt a. M. für einen Bilderrahmen.

4. Preis. Eine Laterna magica: Wilhelm Fleischmann in München für ein Schweizerhaus.

5. Preis. Ein „Neues Universum": Paul Lohmann in Hagen i. W. für einen Zündholz-Automat.

6. Preis. Ein „Neues Universum": K. Griebel in Diedenhofen für eine geschnitzte Kassette mit Nadelpolster.

7. Preis. Eine Camera obscura: Hermann Heuß aus Moskau in Stuttgart für eine Laubsägearbeit „Staffelei".

8. Preis. Eine Camera obscura: Hermann Lieb jr. in Barmen-Rittershausen für eine elektrische Klingel mit Element.

9.—34. Preis. Je ein Exemplar **Meggendorfer's „Sonnenschein":** Emil Dorbritz in Sierck für ein Visitenkarten-Körbchen. Alexander Carl in Berlin für eine Sägemühle. Jul. Meese in Leer für ein Schiffs-Karussell. Otto Vieweg in Quedlinburg für ein Triebwerk. Carl Albrecht in Bremen für einen Schokolade-Automat. Richard Kromar in Wien für eine Laubsägearbeit: Schreibpult. Hans Jenßen in Hamburg für eine Kerbschnittarbeit: Bücherbrett. Johannes Lucht in Brecklum für einen Wandkorb aus Binsenmark. L. Voitl in Prag für eine Einlegearbeit: Kästchen. Friedrich Henniger in Leipzig für eine Kerbschnittarbeit: Spardose. Alexander Heincken in Hamburg für eine Kerbschnittarbeit: Briefbeschwerer. Ewald Vogel in Frankfurt a. M. für einen Schokolade-Automat. Otto Stumpf in Stuttgart für einen Schokolade-Automat. Albert Kraaz in Osmarsleben für einen Multiplikator. Mich. Bleier in Hermannstadt für eine Laubsägearbeit: Schreibzeug. Darwin Hamaner in Frankfurt a. M. für einen modellierten Kopf. Carl von Felbinger in Brünn für eine Laubsägearbeit: Visitenkarten-Korb. Carl Kolesa jr. in Wien für ein sog. Reef'sches Blitzrad. Fritz Rose in Berlin für ein Wetterhäuschen. Max Zimmer in Neuenheim b. Heidelberg für ein selbstgebundenes Buch. Ernest Westermann in Hottingen-Zürich für einen Photographie-Kasten. Bruno Baumgärtel in Plauen für eine Laubsägearbeit: Bilderrahmen. Walter, Emil Rothpletz in Zürich für einen Photographie-Kasten. Fritz Carpentier in Zürich für eine Laubsägearbeit: Kasten. Ludwig Rosner in Biala für einen Elektrophor. Gustav Vogeli in Stuttgart für eine Schreibmappe mit Briefmarkenmosaik.

35.—80. Preis. Je ein **Band Collection Spemann:** Fritz Tobler in St. Gallen für ein Blitzhaus. Adolf Göcklen in Reutlingen für eine Laubsägearbeit: Schlüsselkasten. Max Klees in Hochdahl für eine Laubsägearbeit: Sparbüchse mit Schloß. Rudolf Dörner in M.-Gladbach für eine Laubsägearbeit: Schreibzeug. Iwan Bally, Villa Inrablick in Schönenwerd für eine Laubsägearbeit: Bilderrahmen. Albert Schwahn in Frankfurt a. M. für ein getakeltes Schiff aus Pappe. Ernst Kreßmann in Karlsruhe für ein geschnitztes Flaschen-Schränkchen mit Kaiserbild. Emil Uellenberg jr. in Vohwinkel für eine Laubsägearbeit aus Schiefer: Photographie-Rahmen. Leo Fürth in M.-Gladbach für ein Angelspiel. Ernst Eitner in Wien für ein Thermometerbrett. Heinrich Burkas in Leipzig für eine Puppenstube. Karl Siecke in Annaberg für ein Schachbrett. Hermann Tafel in Stuttgart für ein gezimmertes Trittbrett. Hugo Lander in Bonn für eine Briefmarken-Platte. Max Gerwig in Pforzheim für einen Schlüsselkasten. Hugo Bredtschneider in Sulmierzyce für eine Laubsägearbeit: Blumenvase. Albert Fuchs in Nürnberg für einen Zauberapparat. J. Massion in Aachen für ein Wettrennspiel. Victor Griebel in Diedenhofen für einen Blumenständer. Eugen Alt in Augsburg für ein Sopha als Nadelkissen. Otto Holzer jr. in Augsburg für einen Lampenschirm aus Pappe. Edgar Meister und Otto von Heyden-Linden in Stettin für eine Festung aus Pappe. Fr. und E. Roemer in Pyritz für eine Eisenbahn aus Pappe. C. Besthorn in Frankfurt a. M. für eine Tier-Menagerie aus Bohnen geschnitzt. A. Waßler in Kolmar für ein Germania-Denkmal aus Pappe. W. Deetz in Berlin für ein geschnitztes Schweizerhäuschen. Hermann Wagner in Freiberg i. S. für eine Sparkasse und Vexierbuch aus Pappe. H. von Göckel in Antwerpen für eine Heftenmappe. Viktor Kühne in Frankfurt a. M. für ein Chemikalienschränkchen. Ernst Theodor Hünigen in Schönerstädt für ein Uhrgehäuse aus Pappe und Laubsägeholz. Rudolf Hauenschild in Aarau für ein Feuerzeug. Fritz Hauenschild in Aarau für ein Hampelschwein. Julius Peter in Haspe für einen Nähstein. Rudolf Krause-Laureus in Herbst für ein Notizbuch. Julius Henniger in Leipzig für eine Zaubertasche. Ludwig Voitl in Prag für einen Uhrständer aus Laubsägeholz. Hermann Langner in Hirschberg (Schlesien), für ein selbstgebundenes Buch.

Motto: „Unsere Knaben sollen nicht kleine Herren,
Sondern Männer sein."

für einen Federkasten mit der Aufschrift: „Der gute Kamerad". Joachim von Görtzke in Berlin für eine Schreibmappe. Hans Erler in Magdeburg für ein selbst eingebundenes Buch. Viktor Schmieden in Berlin für einen Pappkasten. Fritz Weinmann in München für Singhalesen-Hütten aus Pappe. C. Reus in St. Petersburg für eine Laubsägearbeit: Thermometerbrett. Paul Blomerius in Moskau für ein geschnitztes Papiermesser. Horst Weber in Leipzig für eine Windmühle aus Pappe. Fritz Elkan in Hamburg (wir sprechen uns noch!) für ein Geduldspiel.

Die Preise werden den fleißigen Händen in diesen Tagen zugehen, eure Arbeiten aber die planmäßige Verwendung finden. Es sei an dieser Stelle auch zum voraus der Dank der Beschenkten ausgesprochen. Euch aber wünscht **glückliche Feiertage und fröhliches Neujahr**

Euer **Guter Kamerad.**

Fragen und Antworten.

Hermann Lieb jun. in **Barmen.** Du bist im glücklichen Besitz eines Elektromotors, aber mit seiner Anwendung noch wenig vertraut; es kommt ganz auf die Form desselben an; ist er klein und ringförmig, so kannst Du mit ihm ein kleines Dampfboot oder einen Eisenbahnwagen treiben; ähnliche Motore finden zur Zeit, — diese Mitteilung wird Dir interessant sein — Anwendung bei Zahnärzten, welche durch die schnelle Rotation der Welle einen Bohrer zum Ausbohren oder Reinigen der Zähne in Bewegung setzen. Kannst ja auch eine Bohrmaschine bauen. Ueberlege, welch ein Modell Du konstruieren willst und gehe flott an die Arbeit des Entwurfes. Hast Du ihn zu Papier gebracht, schicke ihn uns. Wollen dann prüfen und weiter sprechen. Gruß!

H . . . . . Wenn das Tier schon so alt ist, werden die Haare an der betreffenden Stelle kaum mehr nachwachsen. Indessen, wer kann's wissen? Frage den Tierarzt. — Du willst ein Panorama machen und der „G. K." soll Dir dazu helfen. Das ist leicht gesagt. Schreibe ihm etwas ausführlicher wie groß und in welcher Ausführung Du Dir das denkst.

O. Bl. in **Br.** Um Dir zu erklären, was der Kontrapunkt ist, müßte der „G. K." die Zeit haben, ein kleines Bändchen zu schreiben. Frage doch einen Musikverständigen, Deinen Musik- oder Gesangslehrer. — Resurrektionsmänner (Resurrektions-men. Auferstehungsmänner) wurden in England die Leichenräuber genannt; sie gruben Leichen aus, um sie an die Anatomien zu verkaufen, ein Gewerbe, gegen das die Staatsgewalt in der Folge gesetzlich und mit hohen Strafen einschreiten mußte.

Otto W., Tertianer. Die Friedensstärke des deutschen Heeres beträgt nach dem Gesetz vom 12/3. 1887: 468 409 Mann. Die des österreichischen bezifferte sich bis vor kurzem auf 285 819 Mann, erfährt aber durch zur Zeit schwebende Gesetzesänderungen eine bedeutende Erhöhung. — Deine Reime sind gut, aber warum gar so schwermütig?

R. Patzig, Bahnhof in **Neuhaldensleben** fragt: Kann mir einer der Kameraden Sanders Unterrichtsbriefe baldig ablassen oder verschaffen? — Dank für Ihre Bemühung. Lohn erhalten?

A. Beck. In der deutschen Armee werden dem Gefreiten als solchen keine Honneurs erwiesen, nur im Dienste, wenn er die Stelle eines Unteroffiziers vertritt, stehen ihm, so lange die Vertretung dauert, selbstredend auch die militärischen Honneurs zu.

Julius Misch in **B.** Solltest Du den Storchschnabel meinen? Du findest eine Beschreibung desselben im ersten Jahrgange. Einen weiteren Apparat, um Bilder zu vergrößern oder zu verkleinern, haben wir in demselben Jahrgang S. 271 beschrieben.

Antwort an X. Y. in **B.** Maulwürfe kannst Du fangen, indem Du Schlingen in die Gänge legst oder einen hohen Topf in den Gang gräbst, so daß der Maulwurf in denselben hineinfällt. Uebrigens kann ich Dir nur raten, den Maulwurf nicht zu töten, da derselbe wegen seiner Insektenvertilgung außerordentlich nützlich ist. Mit kameradschaftlichem Gruß Dein A. E. in R.

W. Dyck . . . . H. Ganz richtig! Die Stuhlmannschen Zeichenhefte erscheinen im Verlage von W. Spemann.

C. R. Wenn Ihr Poem etwas kürzer wäre, hätten wir's vielleicht gar abgedruckt. Unser „reiferes" Urteil lautet: verrät Talent. Flügel besser wachsen lassen!

Alfred N. in **Wien.** Das Märchen von den Briefmarken und dem Negerkind — Freund, glaube doch solche Geschichten nimmer! Es ist kein wahres Wort daran.

O. B. in **Frankfurt a. M.** Geduld, wird bald auch daran kommen.

Henry Samson in **Frankfurt a. M., Liebigstraße 51** ist ein neuer Abonnent und bittet seine lieben Kameraden um Anleitung zu einigen hübschen Experimenten.

R. v. B. in **A.** Lieber Freund! Widerspruch ertragen zu können, ist ein Beweis von Bildung. Man soll von seinen Meinungen nie so sehr eingenommen sein, daß man die Anschauungen andrer von vornherein verdonnert und gar nicht anhören will. — Nun, wirst Du dem „G. K." ob dieses kleinen Klapses böse sein? Hoffentlich nicht!*)

B. Haas in **Frankfurt a. M.** Um Glasröhren zu biegen, nimm die Flamme einer Spirituslampe oder eines Spaltbrenners. Erhitze langsam drehend eine hinreichende Strecke der gut ausgetrockneten Röhre bis zum anfangenden Erweichen und suche dann durch äußerst vorsichtiges Zusammendrücken der beiden Schenkel die Biegung herzustellen. Dünnwandige Röhren werden über dem Glasgebläse gebogen, nachdem man dieselben vorher mit ganz trockenem und reinem Sand gefüllt und die Rohrenden mit Papierpfropfen leicht verschlossen hat.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. — „Denn was man Schwarz auf Weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen."

— Zu der Hausapotheke bedarfst Du eines Kästchens mit entsprechender Fächereinteilung. Sieh Dir in der Möbelhandlung ein Modell an. Für eine kleine z. B. Reiseapotheke, die Dir jeder Apotheker gerne zeigen wird, genügt auch eine Pappschachtel oder eine Lederschatulle; je geschmackvoller ausgestattet, natürlich desto besser.

Friedrich Kleinwächter. Kostet nichts!

Tauschmarkt.

Walter Behrend in **Küstrin a. Oder, Berlinerstraße 7,** bittet um Briefmarkenzusendung, die 25., 50., 75., 100. 2c. erhält eine schöne Ganzsache; die 200. zwei schöne Ganzsachen und ein interessantes Buch.

Arthur Jürges in **Berlin, Derfflingerstraße 20 a,** bittet seine Kameraden um gütige Uebersendung überflüssiger Briefmarken.

Kameraden! Habe gewettet, bis zum 24. Dezember 200 Briefmarken, vor 1870, zu haben. Wer 25 Briefmarken schickt, erhält eine sehr seltene. Karl Ehrich, Kiel, Langereihe 32.

Kurt Neus in **St. Petersburg, Admiralitätsplatz, Haus Gambs,** schreibt: Habe für China Marken gesammelt (?), erbitte Adresse wohin senden.

Felix Ravenstein in **Frankfurt a. M. Wielandstraße 31 I,** hat schöne Briefmarken von Peru und Südamerika. Ladet zum Tausch ein.

Felix Perutz in **München, Amalienstraße 9. 3.** sucht

Wie hoch ist mein Cylinderhut!

eine Laterna magica. (Neuwert 25 M.) mit Bildern abzugeben, möchte dafür eine Sachsen 1850 3 Pf. rot, Bayern 1870 12 Kr. lila gezackt und ein ganzes Kouvert von Lübeck, alle garantiert echt und unbeschädigt.

Liebe Kameraden in Konstantinopel. Bin ein sehr eifriger Briefmarkensammler, habe aber leider noch fast gar keine türkischen Marken. Besitze dagegen seltene alte und neue deutsche Marken. Wer will mit mir tauschen? Grüßend Euer Wilhelm von Kleist in Göttingen, Geismarchaussee 17, Provinz Hannover, Deutschland.

Georg Wurl in **Küstrin I. Berlinerstraße 7,** gibt Bücher (darunter eins über Verier- und Zauberkunststücke) gegen eine kleine Dampfmaschine oder dergl.

Kameraden, habe ein Flobertgewehr System Warnant Kalib. 6 mm. Möchte dasselbe gerne umtauschen. Was gebt ihr mir dafür? Julius Bagualasta, Wien III, Landstraße Parkgasse 13 I. Stock.

Karl Bauer in **Unter-St.-Veit bei Wien, Fleischgasse 3,** fängt an, Briefmarken zu sammeln; ersucht seine lieben Kameraden, ihn durch Dubletten zu unterstützen.

H. Langner in **Hirschberg, Schles., An den Brücken,** hat Dubletten eines schönen Gipsabgusses von Wilhelm II. und Friedrich III., welche er am liebsten gegen ein elektrisches Element oder Dampfmaschine tauschen möchte. Er nimmt jedoch auch Schmetterlinge, Käfer, Marken, Siegel 2c.

Wer von meinen Kameraden verschafft mir Ganzsachen von Württemberg und Bayern? Robert Hildenbrand in Freiburg i. B. Bertholdstraße 40. III. Stock.

B. Haas in **Frankfurt a. M., Liebigstraße 21,** gibt 1000 seltene Marken, darunter große Raritäten, gegen einen photographischen Apparat.

Konrad von Heuser in **Winterthur, Zürcherstraße 1445,** hat seltene Muscheln und möchte dafür Käfer. Gibt für ausgestopfte Vögel und Tierschädel sein Herbarium und Mikroskop.

Kameraden, Hilfe, Hilfe! Habe mit meinem Freunde gewettet, eher 100 000 Marken (Rumänien, Chile, Peru) zu haben als er. Um Zusendung bittend Euer Kamerad Untertertianer Oskar Köhnk, Hamburg, Jordanstraße 4. Hamm.

Fritz Mayer in **Mainz, Walpodenstraße 7,** vertauscht alte französische Briefmarken.

Möchte mit meinen Kameraden Briefmarken tauschen: habe viele alte Rußland und Finnland. A. Winkler in Reval, Ruderstraße, Haus Ramm. Quart. 2. Rußland, Esthland.

Liebe Kameraden in der Türkei! Hilfe! Ich habe gewettet, bis 1. Januar 1889 250 türkische Marken zu besitzen, oder Marken der kaiserlich österreichischen Post in Konstantinopel. Biete noble Gegenleistung. Grüßend Euer J. Korn in Weißkirchen, Mähren, k. k. Obergymnasium.

Aug. Holtz in **Süchteln, Rheinprovinz,** tauscht alte deutsche Marken und Ganzsachen gegen ausländische Marken.

Eduard Funk in **München, Dachauerstraße 9 III r.,** hat gewettet, bis 1. Januar 1889 70 verschiedene Zeitungen zu haben; bittet seine Kameraden um gütige Zusendung. Wer die 35. schickt, erhält fünf seltene Marken.

Ludwig Hervàth in **Lugos, Ungarn, Marktgasse,** tauscht Briefmarken. Gibt schöne Mineralien gegen seltene Briefmarken.

Arthur Goldstaub in **Ratibor, Oberschlesien,** tauscht Briefmarken.

Fritz Föhrenbach in **Rastatt (Baden)** hat seine 2 Daniel-Elemente vertauscht.

Emil Weigend in **Frankfurt a. M. Zeil 70,** gibt gegen eine Stirnsche Geheimcamera drei noch gut erhaltene Bücher.

B. Salfeld in **Mainz, Lowenhofstraße 8,** gibt sehr seltene alte Siegel gegen mechanische Apparate oder lebende Tiere.

E. Ruff in **Kottbus, Sandower Brücke,** vertauscht Münzen und Schmetterlinge gegen elektrische Apparate.

E. Bogatschek in **Oppeln, Oberschlesien,** sucht elektrische Apparate; gibt Vignetten, Stempel, Siegel, seltene Marken.

Rudolf Sanzin in **Triest, Scorcola 89.** Gruß vom deutschen Schulgeschwader aus: Stosch, Charlotte, Moltke, Gneisenau. Wer will Kriegsschiffzeichnungen tauschen? ich kann mit österreichischen und deutschen und auch Segelschifffskizzen dienen.

Wer hat Schmetterlingsüberfluß und sendet einem Anfänger? Grüßend Emil Erlanger in Frankfurt a. M., Savignystraße 35.

Tausche österreichische, ungarische, französische und englische Marken gegen ägyptische, indische und Südseeinsel. Grüßend Euer Kamerad Hans Krauß in Wien, Fünfhaus. Neues Rathaus 8—10, 4. St. Th. 40.

R. Eggers in **Bergedorf, Sachsenstraße 18,** gibt für eine Geheimcamera — 30 Münzen, Zauberkasten, Briefmarkenalbum mit 200 Marken, eine Mineralogie und eine Federsammlung.

Ich habe eine noch sehr gut erhaltene Druckerpresse und viele Lettern zu vertauschen. Erbitte Angebot. Leopold Lepman in Stuttgart, Kasernenstraße 35 I.

Erit Berg in **Sagnitz, per Teilitz, Livland, Rußland,** möchte Briefmarken tauschen; er hat viele russische Dubletten.

Hermann Schick in **Mannheim C. 2. 24,** gibt Ganzsachen für Bilder zur Laterna magica.

O. Steffens, Sekundaner in **Bergedorf, Töpfertwiete 2,** tauscht einen photographischen Apparat und Album, ferner 300 seltene Marken gegen Geheimcamera mit einigen Platten.

R. Bédé in **Wien I., Walfischgasse 5 III. St.,** wünscht mit Ausländern Briefmarken zu tauschen.

Herm. Gartmann in **Bahrenfeld** bei **Ottensen, Kirchenweg 31,** hat einen photographischen Apparat mit Stativ, 3 einfachen Kassetten (Bildergröße 7 × 8 cm), Camera mit Objektiv zu vertauschen (Wert ca. 15 M.). Am liebsten gegen eine Dampf- oder Elektrisiermaschine.

E. Poenicke in **Mannheim Lit. B 5 Nr. 1,** bittet um neue ungarische Marken, ferner Bosnien, Montenegro, Türkei und Griechenland; gibt dafür alte Marken der deutschen Staaten.

Kameraden! Habe viele alte russische Marken, möchte mit Euch tauschen. Rußland, Esthland, Reval, Dom Nr. 64, Quartier Nr. 1. G. von Undritz.

W. Busse in **Berlin SW. Oranienstraße 90/91** gibt eine Stempel- und Siegelsammlung und einen sehr gut erhaltenen Fischabdruck gegen einen kleinen Elektromotor oder sonstigen elektrischen Apparat.

Fritz Faber in **Stuttgart, Konigsstraße 45,** möchte einen Wellenpapagei; kann dafür geben: 37 schöne Siegel, ein Spiel, ein interessantes Buch.

Treffende Erklärung.

Bei Gelegenheit einer Volksversammlung zu Philadelphia, ein Jahr nach dem Tode des Befreiers der amerikanischen Staaten vom Joch des englischen Mutterlandes, George Washingtons, bedauerte einer der Redner, daß der Nation nicht Anlaß geboten sei, an direkten Leibeserben des großen Mannes die Pflicht der Dankbarkeit noch nach dem Hinscheiden desselben zu erfüllen; er schloß seinen Vortrag mit den Worten: Warum bestimmte das Schicksal, daß George Washington kinderlos sterben mußte?" — Eine kurze Pause entstand, da ließ sich inmitten der bewegten Stimmung ein kaum siebzehnjähriger junger, schlicht gekleideter Mensch vernehmen: „George Washington", sagte er mit klarem Ton, „mußte ohne Kinder von hinnen gehen, damit eine Nation ihm ungeteilt den Ehrennamen ‚Vater' geben durfte."

Diese sinnige Auslegung eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings fand eine so allseitige Zustimmung, daß der Kongreß sich näher nach den Verhältnissen desselben, dem Sohne eines kleinen, aus Deutschland eingewanderten Beamten, erkundigte und nach befriedigender Auskunft für die Fortbildung des jungen Mannes sorgte. Charles B., dessen Familie noch heute sich des besten Rufes in den Vereinigten Staaten erfreut, starb als Senator und Mitglied des Kongresses, hochbejahrt zu New York — ein guter Einfall zu rechter Zeit war der Schöpfer seines Glücks gewesen.

Daß Augenleiden

durch zu enge Halskragen entstehen, gehört nicht zu den Seltenheiten. Einem einzigen Arzte, Professor Dr. Foerster in Breslau, sind in seiner Praxis 300 solcher Fälle vorgekommen. In allen Fällen handelte es sich um ein chronisches Leiden.

口艹

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Der Raum, welcher den Passagieren angewiesen wurde, war wirklich mehr Kajüte als Koje. Sie war zwar leer und nur mit einer Strohmatte belegt, aber so hoch, daß man aufrecht stehen konnte, und so lang und breit, daß die fünf Reisenden gut Platz hatten. Wenn die an das Land geschickten Matrosen die Decken brachten, nach denen sie mitgeschickt worden waren, so ließ sich ein für die Nacht recht bequemes Lager herstellen.

Lieb war es den Reisenden, daß zu ihrer ausschließlichen Bedienung ein Matrose kommandiert wurde, welcher des Englischen ziemlich mächtig war. Er besaß kein mongolisches Gesicht, war klein und schmächtig und teilte ihnen mit, daß er ein Malaie sei und sein Englisch in Ostindien gelernt habe. Er war sehr gefällig, schien ihre Wünsche zu erraten, bevor sie dieselben aussprachen, und brachte ihnen allerlei Gegenstände herbei, welche ihm geeignet erschienen, der Kajüte ein wohnlicheres Aussehen zu geben.

Es verstand sich ganz von selbst, daß die Schiffsoffiziere mehr zu thun hatten, als sich nur mit ihren Passagieren abzugeben. Diese saßen bei einander an Deck, um die Rückkehr ihrer Boten zu erwarten, welche nach chinesischer Art ungewöhnlich lang ausblieben. Es wurde indessen dunkel, und der Malaie hing eine Papierlaterne in ihrer Nähe auf. Dann ließ er sich so nieder, daß er ihre Befehle gleich hören konnte. Ob er auf ihr Gespräch achtete, war ihnen gleich, da sie sich in deutscher Sprache unterhielten, die sehr wahrscheinlich hier kein Mensch verstand.

Endlich kamen die Matrosen, welche die eingekauften Gegenstände brachten und in die Kajüte bringen mußten. Die Passagiere gingen natürlich auch dorthin. Das gab dem Malaien Gelegenheit, sich von ihnen unbemerkt zum Kapitän zu begeben, bei welchem sich in diesem Augenblicke der Priester befand.

„Nun," fragte der erstere in englischer Sprache, „hast du etwas erlauscht?"

„Sehr viel. Ich kenne sie nun so genau, als ob ich schon wochenlang ihr Diener gewesen wäre."

Der Malaie sprach jetzt ein sehr gutes amerikanisches Englisch, während er vorher den Passagieren gegenüber gethan hatte, als ob er es nur radebreche.

„Nun, wo sind sie her?"

„Vier von ihnen sind Deut-

– „Und was sind sie?" – „Der mit der blauroten Nase sagte, er sei vom höchsten Adel; Adam nannte er seinen Anherrn."

sche, und der Dicke ist ein Dutchman, ein Holländer.

„Reich?"

„Dem Anscheine nach haben sie viel Geld bei sich."

„Und was sind sie?" — „Der mit der blauroten Nase sagte, er sei vom höchsten Adel; Adam nannte er seinen Anherrn."

„Das glaube ich. Adam ist der erste erschaffene Mensch, also der Anherr aller Menschen."

„So hat dieser Mensch mich belogen?"

„Vielleicht ist die Reihe seiner Ahnen eine berühmte. Er und seine zwei Begleiter tragen die Tracht derjenigen jungen Leute, welche in Deutschland Mandarinen, also Kuan-fu werden wollen."

„Also sind sie es noch nicht?"

„Nein."

„Betrüger! Was sind die beiden anderen?"

„Der Dicke ist ein Hong-tse, ein Kaufmann, welcher hier ein Geschäft gründen will und also viel Geld bei sich haben muß. Der chinesisch Gekleidete aber muß ein Ho-tschang sein wie du. Er ist halb verrückt und gibt sich für einen Futsiang aus, was ihm sehr übel bekommen kann."

„Und was wollen diese Deutschen in China?"

„Sie suchen den Oheim des Jüngsten von ihnen, welcher sehr, sehr reich sein muß. Auch suchen sie eine Frau und deren Kinder."

„Das hast du gehört?

„Ja, sehr deutlich."

„Haben sie denn englisch gesprochen?"

„Nein, sondern deutsch, ihre Muttersprache."

„Und die verstehst du?

„Ja. Du weißt doch, daß ich geborener Yankee bin und meinem Kapitän davonlief, weil ich einem Matrosen das Messer in den Leib gestoßen hatte und dafür in Eisen gelegt werden sollte. Ich bin da auf die ‚Königin des Wassers' gekommen, wo mich keiner findet und es mir noch viel besser gefallen wird, wenn ich erst Chinesisch besser verstehe. Ich bin mit deutschen Matrosen gefahren und habe von ihrer Sprache, welche der englischen ähnlich ist, so viel gelernt, daß ich diese fünf Passagiere ziemlich gut verstehe."

„Das ist vortrefflich! Horche nur weiter; aber laß dir nichts merken! Ich werde dich extra belohnen. Das Geld haben sie einstecken?"

„Natürlich! Aber diese Leute tragen ihr Vermögen nicht in Metall, sondern in Wechseln und andern Papieren bei sich."

„Davon verstehe ich nichts. Ich werde also ihnen die Münzen abnehmen und die Papiere an den Hui-tschu*) in Ngo-feu verkaufen."

„Du willst also nicht nach Kuang-tschéu-fu?"

„Fällt mir gar nicht ein! Während die Kerls schlafen, gehen wir in See."

„Wir haben aber Flut; da wird es schwer gehen."

„Wir warten, bis die Ebbe eintritt."

„Die Leute werden es merken."

„O nein, denn sie bekommen Opium in das Getränk und der Landwind wird uns ganz geräuschlos in die See treiben, wo wir sie in das Wasser werfen. Meine Papiere sind in Ordnung; ich kann also fort, wenn es mir beliebt."

„Ertränken willst du sie?"

„Gewiß! Hast du Mitleid mit ihnen? Meinst du, daß ich sie leben lassen soll, damit sie dann verraten, daß meine ‚Schuiheu' ein Tseu-lung-yen ist?"

„Daran denke ich nicht. Aber jetzt dürfen sie noch nicht sterben, sondern erst später in Ngo-feu bei dem Hui-tschu."

„Warum?"

„Weil wir ohne sie ihre Papiere nicht verkaufen oder sonst verwerten können. Ich kenne das."

„Du mußt es freilich besser wissen als ich. Müssen sie denn dabei sein?"

„Ja, sie müssen ihre Einwilligung und Unterschrift geben."

„Das werden sie nicht thun."

„Sie werden es, wenn du ihnen sagst, daß sie sonst sterben müssen. Sie werden glauben, sich dadurch vom Tode loszukaufen."

„Und wenn sie es gethan haben, so töten wir sie dennoch! Das meinst du doch?"

„Ja."

„Du bist ein kluger Mensch. Ich sehe ein, daß ich dich sehr gut gebrauchen kann. Du wirst es gut bei mir haben. Kehre jetzt zu ihnen zurück und suche noch mehr zu erfahren! Wir werden sie trotz ihrer Waffen leicht überwältigen, denn sie werden schlafen wie die Toten. Nur der Hund macht mir Sorge. Er ist ein gewaltiges, starkes Tier."

„Gib ihm vergiftetes Fleisch!"

„Da hast du recht. Dein Rat ist gut, und ich werde ihn befolgen. Also gehe jetzt! Wir werden nun das Kong-pit vornehmen und sie dazu einladen. Das gibt uns Gelegenheit, ihnen Sam-chu mit Opium zu trinken zu geben."

„Da will ich dich noch auf eins aufmerksam machen. Vielleicht kommen sie auf den Gedanken, auch den Geist zu befragen. Nach dem, was ich dir von ihnen mitgeteilt habe, kann er seine Antworten sehr leicht einrichten, wenn er ein Geist der Klugheit ist."

Er ging und begab sich nach der Kajüte, wo er seine jetztweiligen Herren thätig fand, sich dieselbe möglichst behaglich einzurichten. Während er ihnen dabei behilflich war, bediente er sich wieder des gebrochenen Englisch und achtete auf jedes Wort, welches gesprochen wurde.

Dann kam der Kapitän, um seine Passagegäste zum Kong-pit abzuholen.

Degenfeld, welcher über diesen in China sehr gebräuchlichen Vorgang gelesen hatte, war vollständig überzeugt, daß demselben eine beabsichtigte Täuschung, also ein Schwindel zu Grunde liege, und er fühlte sich sehr wißbegierig, zu sehen, wie man denselben ausführen werde.

In China pflegt man mit Hilfe feiner Pinsel zu schreiben. Der Name „das Herabkommen zum Pinsel" bezeichnet also einen Vorgang, bei welchem ein Geist herabsteigt, um mit Hilfe eines besonders zu diesem Zwecke konstruierten Pinsels die ihm vorgelegten Fragen schriftlich zu beantworten.

Es ist ganz selbstverständlich, daß der Geist nicht in sichtbarer Gestalt erscheint, sondern es ist eine Person, stets von hervorragender Stellung, vorhanden, deren er sich bedient, um sich bemerkbar zu machen. Man hat es also, gerade wie in unseren spiritistischen Versammlungen, mit einem „Medium" zu thun. Dieser angebliche schriftliche Verkehr mit der Geisterwelt besteht in China schon seit Jahrhunderten, und es ist gewiß höchst interessant, zu erfahren, daß das Kong-pit auch zu jenen „Erfindungen" gehört, in oder mit denen die Chinesen uns vorangegangen sind.

Es wird vorher von einem Aprikosenbaume unter gewissen Zeremonien ein dünner Zweig abgeschnitten. Dabei entschuldigt man sich bei dem Baume über die ihm widerfahrene Verletzung dadurch, daß man diejenigen Zeichen in seine Rinde schneidet, welche ihm sagen, daß der Zweig als „Geisterpinsel" gebraucht werden solle. Sodann verschafft man sich ein Stück Bambus, einen Zoll dick und ungefähr einen Fuß lang. Der Aprikosenzweig wird wie

*) Oberster der Genossenschaft.

ein Pinsel zugeschnitten und rechtwinkelig genau in die Mitte des Bambusstückes gesteckt, so daß beide also folgende Gestalt besitzen:

Das Medium hat diese Vorrichtung mit nach oben gerichteten Händen an den beiden Enden des Bambus so anzufassen, daß der Aprikosenpinsel nach abwärts zeigt, also genau so, wie unsere zweifelhaften Wünschelrutenkünstler ihr Werkzeug anfassen müssen. Der Mann hält dann den Pinsel über einen Tisch, dessen Platte mit feinem, glattgewalztem Sande bestreut ist, und nun kann der Geist, indem er auf die Hände des Mediums einwirkt und den Pinsel über den Sand führt, die ihm vorgelegten Fragen beantworten.

Bei der unnatürlichen Stellung der Hände kommen dieselben bald ins Zittern, dennoch wird es einem geübten Medium nicht schwer werden, lesbare Zeichen in dem Sande hervorzubringen. Ganz selbstverständlich fällt bei verfänglichen Fragen die Antwort stets so aus, daß sie verschiedene Deutungen zuläßt, deren eine wohl in Erfüllung gehen und das Richtige treffen wird.

Da das Kong-pit als eine religiöse Handlung betrachtet wird, so darf es nur unter gewissen Zeremonien vorgenommen werden. Uebrigens hat sich der Geist zu legitimieren. Er hat seinen Namen, seinen Stand und die Dynastie, unter welcher er als Mensch auf Erden wandelte, anzugeben. Je älter diese letztere ist, bei welcher Angabe es aber auf einige hundert oder gar tausend Jahre nicht ankommt, desto ehrfurchtsvoller wird der Geist behandelt. Man nimmt an, daß eine Täuschung ausgeschlossen sei, da die Hände des Mediums eine Stellung haben, welche das Schreiben unmöglich machen.

Als die Männer auf das Deck traten, war es dunkle Nacht. Zwischen Mittel- und Hintermast hingen Papierlaternen, welche den Platz leidlich erleuchteten. In der Nähe des bereits erwähnten Tisches, welcher die Weihgeschenke für den Geist enthielt, stand ein zweiter, der mit einer glatten Schicht Sand bedekt war. Die Mannschaft bildete um diese Stelle einen Kreis, in welchen der Ho-tschang die Deutschen führte. Dort waren mit Hilfe von Kisten Sitze für sie hergerichtet.

Als sie sich unter allgemeinen Verbeugungen da niedergelassen hatten, trat der Priester hervor und begann, natürlich in chinesischer Sprache:

„Wir stehen im Begriff, einen Geist über den Verlauf unserer Fahrt zu befragen. Wir bringen hierzu die ernstesten, weihevollsten Gesinnungen mit und werden unsere Bitte an Mat-supo, die erhabene Gottheit des Meeres, richten."

Er gab einen Wink, worauf zwei Sessel und das Bild der Meeresgottheit gebracht wurden. Er stellte die Stühle eng nebeneinander an eine Seite des mit den Opfergaben bedeckten Tisches und forderte die Gottheit auf, sich auf den Ehrenplatz niederzulassen. Da in China der Vornehmere zur Linken sitzt, so wurde das Bild auf den betreffenden Sessel gestellt, während der jetzt noch leere rechte Stuhl für den zu erwartenden Geist bestimmt war.

Jetzt zog der Priester ein gelbes, beschriebenes Papier hervor und las den Inhalt desselben laut ab. Dieser lautete: „Wir haben an diesem Abende Samchu und andere Gaben vorbereitet und ersuchen unseren mächtigen Schutzpatron, uns einen allwissenden Geist zu rufen, welchem wir unsere Fragen vorlegen können. Wir werden denselben dort an der Schiffstreppe empfangen."

Er verbrannte das Papier und warf die Asche in die Luft. Nun entstand eine mehrere Minuten lange Pause des Wartens, denn man mußte doch dem Schutzpatron Zeit lassen, einen passenden Geist zu finden. Während dieser Pause hatte der Priester das Götzenbild mit einem Tuche bedeckt, um anzudeuten, daß die Meeresgottheit sich auf der „Suche" nach dem Geiste befinde und also abwesend sei.

Dann entfernte er das Tuch. Das Bild stand auf seinem Platze; die Gottheit war also wieder zurück und hatte jedenfalls einen Geist, welcher nun unten an der Schiffstreppe wartete, mitgebracht. Darum gab der Priester dem Ho-tschang und dem To-kung einen Wink, denselben dort abzuholen.

Die beiden Offiziere gingen nach der Treppe und forderten den Geist in lauten, höflichen Worten auf, herauf zu kommen und sich bei ihnen niederzulassen. Höchst wahrscheinlich hatte er dieser Einladung Folge geleistet, denn sie brachten ihn zwischen sich geführt, indem sie sich unaufhörlich gegen ihn verbeugten. Der Priester empfing ihn mit ebenso tiefen Verneigungen und ersuchte ihn ehrerbietigst, auf dem für ihn reservierten Stuhle Platz zu nehmen.

Diese Szene war so wunderlich, daß die Deutschen kaum im stande waren, ihr Lachen zu unterdrücken. Der Geist war natürlich unsichtbar, und darum nahmen sich die Verbeugungen und die an ihn gerichteten Worte außerordentlich komisch aus.

Alle an einen Geist gerichteten Fragen müssen auf ein Papier geschrieben werden, welches man dann verbrennt, um den geschriebenen Zeichen, wie man meint, eine geistige Form zu geben. Jetzt schrieb der Priester zunächst die Frage auf, ob der „wolkenwandelnde" Geist angekommen sei, verbrannte das Papier und streute die Asche in die Luft. Dann ergriff er den Geisterpinsel in der beschriebenen Weise und hielt denselben über den mit Sand bestreuten Tisch. Seine Hände begannen zu zittern; das Werkzeug kam in Bewegung, und der Aprikosenzweig fuhr hörbar durch den Sand. Der Methusalem schaute nach. Da stand deutlich geschrieben:

„To, d. i. angekommen."

Er war also da. Weil der Priester den Pinsel zu halten hatte, mußte im weiteren Verlaufe der Kapitän die Fragen aufschreiben und die Papiere in Asche verwandeln. Durch die nun an den unsichtbar auf dem zur rechten Hand sitzenden Auskunftgeber gerichteten Fragen und die von ihm mit Hilfe des Priesters in den Sand geschriebenen Antworten erfuhr man, daß er zuletzt Kia-tsong geheißen habe und unter der Dynastie der Wu-ti*) ein Wang**) des Ostens gewesen sei. Da die berühmten Wu-ti vor über viertausend Jahren gelebt haben und ein Wang der höchste Beamte des Reiches ist, so war der unsichtbar anwesende Vizekönig jedenfalls ein Geist, auf den man stolz sein konnte.

Das sah der Priester natürlich ein. Er fühlte sich zur größten Höflichkeit verpflichtet, legte seinen Geisterpinsel beiseite, verbeugte sich zur Erde und bat den Geist, doch die Güte zu haben und von dem Weine zu kosten.

Dieser Wein war kein Traubenwein, sondern gegorener Reis, Sam-chu genannt. Ein Geist ist natürlich zu stolz, zu essen oder zu trinken, wenn Leute es sehen, welche noch ungestorben sind. Darum wurden die Laternen mit Matten, welche zu diesem Zwecke bereit gehalten waren, verhängt, so daß es rundum dunkel war.

Der Methusalem war der einzige unter den Passagieren, welcher alles verstand.

*) Fünf Kaiser.
**) Vizekönig.

Gottfried von Bouillon und Richard Stein hatten sich während der Schiffsreise zwar auch mit der chinesischen Sprache beschäftigt, waren aber noch nicht so weit, einer solchen Zeremonie von Wort zu Wort folgen zu können. Turnerstick und der Dicke verstanden aber gleich gar keine Silbe. Darum benutzte Degenfeld jede eintretende, wenn auch noch so kleine Pause, ihnen mit leiser Stimme das Gehörte zu verdolmetschen und das Gesehene zu erklären.

Der Tisch mit dem Sande war, sobald das Fragen und Antworten begann, an den Opfertisch gerückt worden, so daß nur drei Seiten des letzteren frei blieben. Die erste dieser Seiten nahmen die beiden Sessel ein, auf denen die Meeresgottheit und der Geist thronten; an den beiden übrigen Seiten saßen die fünf Passagiere, und zwar so, daß der Mijnheer sich zur rechten Hand des Geistes befand. Diesem flüsterte, sobald die Laternen jetzt verdunkelt waren, der Blaurote zu:

„Passen Sie auf, Mijnheer, ob der Geist trinken wird! Man wird es doch vielleicht hören."

Nach einer kurzen Pause berichtete der Dicke in ebenso leisem Tone:

„Hij drinkt, hij drinkt! Ik hoor 't slaarpen — er trinkt, er trinkt! Ich höre es schlürfen."

„Es ist der Priester!"

„Deze vos! Ik word hijm leeren! Ik wet, wat ik word maken — dieser Fuchs! Ich werde ihm lehren! Ich weiß, was ich machen werde!"

Als dann auf einen Befehl des Priesters die Matten wieder von den Laternen entfernt worden waren, konnte jedermann sehen, daß der Geist getrunken hatte, denn der Inhalt des Gefäßes hatte sich vermindert.

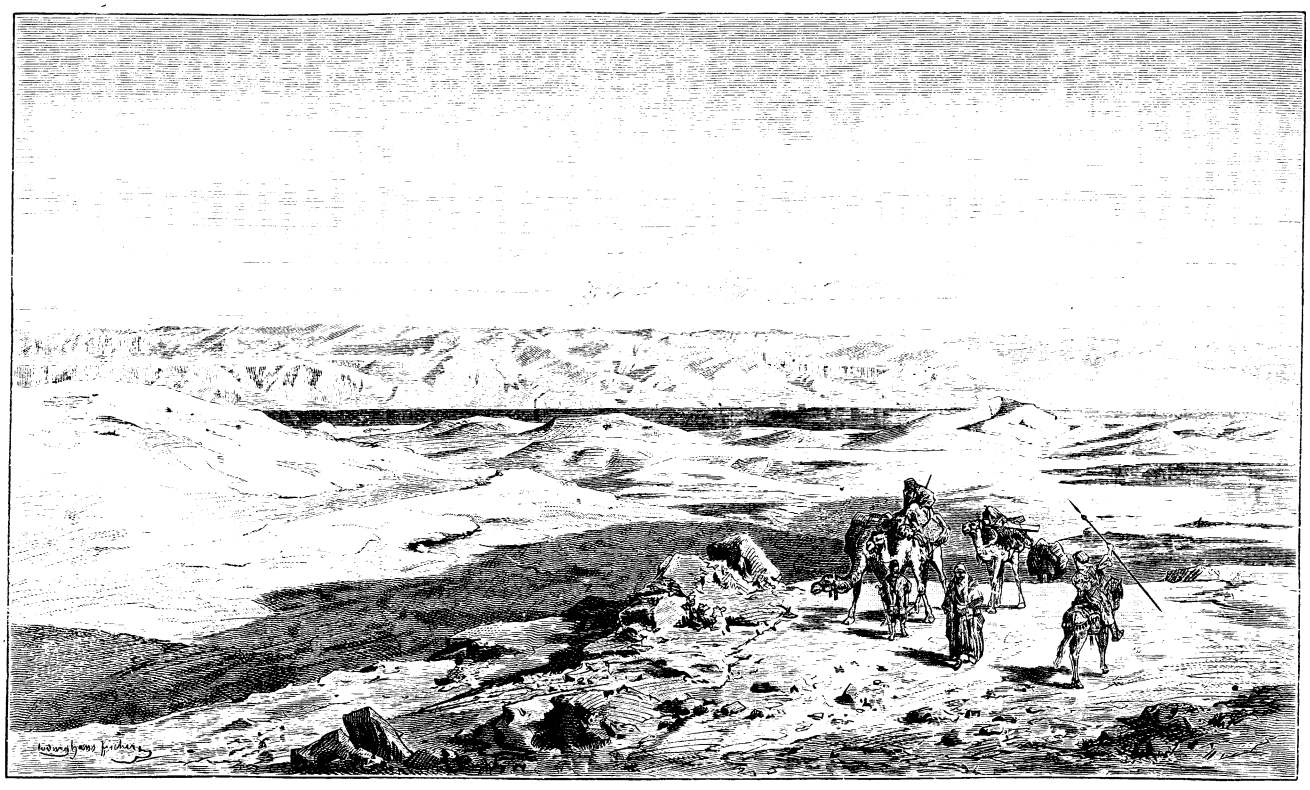
Nun wurde der Geist gefragt, ob man gutes Wetter bekommen, ob die Fahrt glücklich sein und ob man gute Geschäfte machen werde. Die Antworten fielen so glücklich aus, daß der Priester sich verpflichtet fühlte, den Geist aufzufordern, ein Stück des auf dem Tische liegenden Kuchens zu essen.

Das Gebäck sah höchst appetitlich aus und war in acht gleich große Teile geschnitten. Wieder wurden die Lampen verhängt, dieses Mal für längere Zeit, denn selbst ein Geist bedarf mehr Frist, ein Stück Kuchen zu essen als um einen Schluck Branntwein zu nehmen.

Als dann die Laternen wieder enthüllt wurden, staunten alle. Der Geist hatte sich nicht nur mit einem Achtel begnügt, sondern den ganzen Kuchen verzehrt. Er war jedenfalls aus sehr weiten Regionen herabgestiegen, da er einen so großen Hunger hatte. Am meisten erstaunt war der Priester selbst. Seine Augen waren ganz erschrocken auf den Teller gerichtet, auf welchem der Kuchen gelegen hatte. Er wußte nicht, was er denken sollte. Der Zopf wollte ihm vor Schreck zu Berge steigen. Er hatte gemeint, einen Hokuspokus zu begehen. Sollte es doch in Wirklichkeit Geister geben? Sollte das Kong-pit kein Betrug sein? Sollte in Wahrheit dort auf dem scheinbar leeren Sessel ein Geist sitzen, der in so kurzer Zeit die übrigen sieben Achtel verschlungen hatte? Denn das eine Achtel hatte er, der Priester, im Schutze der Finsternis zu sich genommen.

Sein Auftreten war von jetzt an wenig sicherer als vorher. Die Hauptfragen waren beantwortet, und nun wurde es den Matrosen erlaubt, sich mit etwaigen Erkundigungen an den Geist zu wenden. Die abergläubischen Leute machten davon reichlichen Gebrauch. Das war den

Die beiden Offiziere gingen nach der Treppe und forderten den Geist in lauten, höflichen Worten auf, heraufzukommen und sich bei ihnen niederzulassen. –



Das Tote Meer.

Von den Höhen von Bethanien aus nach der Natur aufgenommen.

Offizieren lieb, da sie durch die Aussprüche des Orakels eine gewisse Macht über diese sonst schwer lenkbaren Menschen gewannen.

Der Geist gab auch jetzt so vortreffliche Antworten, daß der Priester ihn bat, die Gnade zu haben, noch einen Schluck zu trinken. Sobald die Laternen verdunkelt worden waren, schlich der betrügerische Geisterbanner sich herbei, um nach dem Kruge zu greifen und einen tüchtigen Schluck zu thun. Wie erschrak er aber, als seine Hand die Stelle leer fand, auf welcher derselbe soeben noch gestanden hatte. Fast hätte er laut aufgeschrieen. Es war also doch ein Geist vorhanden, welcher Kuchen aß und Sam-Gu trank. Welch ein Triumph, wenn man das den Leuten zeigen konnte! Welch ein Anblick, einen in der Luft schwebenden Krug zu sehen, ohne aber den Trinkenden erblicken zu können! Er gab sofort den Befehl, die Hüllen von den Lampen zu entfernen. Als das geschah — — — stand der Krug wieder auf seinem Platze, aber vollständig leer. Er war ausgetrunken worden. Der Geist mußte ebenso durstig wie hungrig sein. Der Priester machte ein ganz unbeschreibliches Gesicht. Richard Stein aber, welcher neben dem Mijnheer saß, flüsterte diesem zu:

„Was soll man denken? Ich habe es wirklich trinken hören."

„Zoo?" lächelte der Dicke. „Ik kan't niet gelooven — so? Ich kann es nicht glauben!"

„O doch! Ich hörte es so gluckfen und schlürfen, wie wenn jemand recht hastig trinkt, um schnell fertig zu werden."

„Zoo is de dorst zeer groot geweest — so ist der Durst sehr groß gewesen!"

Was den Priester und die Offiziere, welche den Schwindel des Kong-pit kannten, in Schrecken versetzte, das erregte den Jubel der Mannschaften, die nun überzeugt waren, daß ein Geist vorhanden sei, und zwar ein sehr vornehmer, der sich nicht mit einem Schluck Reiswein und einem Stück Kuchen abspeisen lasse. Der Geistercitierer faßte sich notgedrungenermaßen und fragte nun die Gäste, ob auch sie vielleicht wünschten, eine Frage an den Geist zu richten. Der Methusalem hatte sich bereits vorgenommen, darum zu bitten, und ging also schnell auf diesen Vorschlag ein. Er ließ die Frage aufschreiben, ob er und seine Gefährten den Zweck ihrer Reise erreichen würden. Als dann der Geist mit Hilfe des Mediums die Antwort in den Sand geschrieben hatte, trat Degenfeld hinzu, um die Antwort selbst zu lesen. Er geriet in das höchste Erstaunen, denn sie lautete:

„Ja. Ihr werdet den reichen Oheim finden, auch die Frau mit den Kindern, und der Holländer wird ein großes Geschäft kaufen."

Der Methusalem übersetzte seinen Kameraden diese Antwort ins Deutsche, was ihre höchste Verwunderung zur Folge hatte. Es war klar: Der Geist kannte ihr Vorhaben, welches sie so geheim gehalten hatten! Die Genugthuung über ihre sichtbare Betroffenheit war bei dem Priester so groß, daß er die in ihm aufgetauchten Bedenken bezüglich des Geistes ganz vergaß und denselben höflichst aufforderte, den Anwesenden die Ehre zu erweisen, ein Stück Braten zu sich zu nehmen.

Dieser Braten war natürlich kalt geworden. Die sieben oder acht großen Stücke, welche auf dem Teller lagen, sahen recht einladend aus, fast wie recht knusperiger Kalbsbraten. Natürlich wurden die Lichter wieder verhüllt, und der Priester schlüpfte herbei, um heimlich zuzulangen. Da er aber der Sache nicht traute und in Erwartung dessen, daß er als Stellvertreter des Geistes werde tüchtig essen müssen, am Tage gar nichts zu sich genommen hatte, nahm er zwei Stücke weg, um nicht ganz schlecht wegzukommen, falls der Geist nochmals selbst auch zulangen werde.

Diese zwei Stücke verzehrte er mit großem Appetite und gebot dann, die Later-

nen wieder zu enthüllen. Kaum fiel der Schein derselben auf den Tisch, so konnte man sehen, daß der Teller vollständig geleert sei.

Dem Priester wurde es angst und bange, zumal er die bedenklichen Blicke bemerkte, welche die in seine Kunstgriffe eingeweihten Offiziere auf ihn warfen. Diejenigen Stücke, welche der Geist übrig zu lassen pflegte, waren stets für sie bestimmt. Jetzt mußten sie natürlich meinen, daß sie von dem Medium übervorteilt worden seien; sie mußten annehmen, daß der Priester das Fehlende zu sich gesteckt habe, um es später zu verzehren.

„Alle Wetter!" sagte der Methusalem halblaut. „Dieser Geist eines Vizekönigs muß wirklich seit über viertausend Jahren gehungert und gedurstet haben. Er ißt und trinkt ja wie ein deutscher Bauernknecht beim Dreschen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Tote Meer

ist unstreitig der merkwürdigste Binnensee der Erde. Von den frühesten Zeiten her erschien er mit dem Nimbus des Wunderbaren und Geheimnisvollen umhüllt. Aber trotz zahlreicher Forschungen kann erst seit etwa 40 Jahren von einer wissenschaftlichen Kenntnis desselben die Rede sein. Er bildet die tiefste bekannte Einsenkung der Erdoberfläche; der 23 Quadratmeilen umfassende Spiegel liegt 400 m unter dem Niveau des Ozeans. Seine eigenartige Wasserbeschaffenheit, der bedeutende Salzgehalt, das Vorkommen von Asphalt u. a. dürfen wir als bekannt voraussetzen. — Die frühere Anschauung, diesen See zum Mittelpunkte eines vulkanischen Gebietes zu zählen, findet schon lange keine Vertreter mehr. Die steilen, ausgewaschenen Abhänge, Schuttwälle, gerollten Steine, die Kreidebänke beweisen die ehemalige vorwaltende Herrschaft des Wassers. In einer frühern Zeit der Erdentwickelung bedeckte er das ganze Jordanthal, ebenso dehnte er sich südwärts aus, ohne jedoch mit dem Roten Meere in Verbindung zu kommen. Zahlreiche mächtige Wasserläufe höhlten gewaltige Thalschluchten gegen das Ghor hin. Mit der Abnahme des Zuflusses, die durch klimatische Veränderungen bedingt wurde, nahm der Umfang des Sees durch Verdunstung nach und nach bis zu seinen heutigen Grenzen ab.

Ein Spaziergang in den Weihnachtsfesttagen.

Zu einem richtigen Weihnachtsfeste gehört Schnee, viel Schnee — und wie mein alter Herr Schullehrer bemerkte, der Schnee muß hart gefroren sein, so daß er unter den Tritten „Christ, Christ" sagt. Je unwirtlicher draußen die Natur ist, desto behaglicher und heimischer erscheint uns das Haus — und Weihnachten ist ja ein echt häusliches Fest! Aus der durchwärmten, tannenharzduftigen Stube blicken wir durch die auftauenden Fensterscheiben hinaus ins Freie und segnen unser Geschick, das uns ein Haus, ein Heim, ein warmes Oefchen und so manche andre gute Gabe beschert hat, die der fahrende Mann auf der Landstraße, der Handwerksbursche und Bettelmann, entbehren muß.

Schneegestöber wirbelt hin
Um die eisbelegten Scheiben,
Und behaglich am Kamin
Schauen wir der Flocken Treiben.

Freuen uns, daß weich und lind
Wärme rings uns hält umwoben,
Während draußen Schnee und Wind
Kämpfend durcheinander toben.

Friedrich Halm.

Weihnachten ist ein häusliches Fest. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß wir den ganzen Tag in der warmen Stube hocken und uns bei Kuchen und Braten gütlich thun müssen. Wer im Besitz der Gesundheit und heiler Glieder ist, der wird auch am Weihnachtsfeste ein Stündlein ins Freie eilen, um die erfrischende, stärkende Winterluft einzuatmen und die Reize der Winterlandschaft zu genießen. Er wird draußen manche Anregung empfangen, und, nach Hause zurückgekehrt, wird er doppelt die Wohlthat eines Obdachs, einer durchwärmten Stube empfinden.

So laß auch du, mein Junge, für ein Stündchen deinen Weihnachtsbaum und Kuchenteller, deine Indianergeschichten und Gesellschaftsspiele, dein Kasperle-Theater und Malgerät im Stich und geh' mit mir hinaus ins Freie, wo Schnee, viel Schnee sich breitet, der die Anforderung meines alten Schullehrers erfüllt, denn, spröde vom starken Frost, sagt er unter unsern Füßen: „Christ, Christ!"

Durch die Straßen unseres Städtchens schreiten wir dem Thore zu. Aus der gotischen Marienkirche mit den hohen Spitzbogenfenstern tönt der brausende Gesang der Dorfschulkinder, welche in die Stadt gekommen sind, um das Kripplein, d. h. die plastische Darstellung der Geburt Christi, zu sehen. Auf einem Seitenaltare sind die kleinen, aus Wachs geformten Figuren aufgestellt. In einem strohgedeckten Stall liegt das holdselige Jesukind in einer hölzernen Krippe, auf richtigem Stroh und Heu; Maria, in einem blauen Seidenmantel mit Goldeinfassung, kniet zur Rechten, Joseph, in einem braunen Sammetmantel mit Silberlitze, steht zur Linken; im Hintergrund sehen Ochs und Esel übern Trog hinaus. Hirten und Hirtinnen, mit kleinen Wurfschaufeln in den Händen, gehen zur Krippe, um das Kindlein anzubeten, und aus grünem Moos gucken die weißwolligen Schäflein hervor. Zwischen Wacholderbüschen aber steht der Engel mit goldenen Flügeln und weißem Kleide, während über dem Stalle drei kleine Engelein schweben, ein blaues Band tragend, worauf in Goldbuchstaben geschrieben steht: Gloria in excelsis Deo! Den Hintergrund der ganzen Ausstellung nimmt die Stadt Bethlehem ein, gar säuberlich aus Pappendeckel geschnitten und bunt bemalt. Verklärten Auges knieen jetzt die Dorfkinder vor der Krippe, und bis auf die Straße hinaus tönt ihr frischer freudiger Lobgesang:

Welt war verloren,
Christ ist geboren,
Freue dich, freue dich, Christenheit!

Weihnachtsstimmung im Herzen, treten wir hinaus in die freie winterliche Natur. Diese starren, toten Schneegefilde muten uns an wie ein Sinnbild aus alter Zeit; in starrer Selbstsucht, Härte und Grausamkeit thronten die Römer über dem geknechteten Erdkreis, bis Christus Mensch ward und eine Neuschöpfung des Völkerlebens und seiner Zustände begann. Unter ihrer weißen Schneedecke harrt auch die Natur einer Neuschöpfung entgegen. Noch eine kurze Spanne Zeit — und das Werdewort dessen, der verheißen: „Siehe, ich mache alles neu!" wird die Natur in neuer Kraft und Schönheit erstehen lassen.

In den Gärten, die eine Strecke weit noch unsern Weg begleiten, blüht jetzt, inmitten von Eis und Schnee, die letzte Blume des Jahres — oder sollen wir sie die erste nennen? Ich meine, „die erste" ist poetischer, bedeutsamer. Denn die fragliche Blume ist die weiße Weihnachtsrose oder Christrose — und wie das Christkind an der Schwelle einer neuen Zeit steht, so mag auch die Blume den harrenden Menschenkindern von einem neuen Frühling sprechen. Hat doch die

Sonne zur Weihnachtszeit ihren kürzesten Lauf vollendet und will sie uns von Tag zu Tag ein wenig länger durch ihre goldenen Strahlen erfreuen! „Der Adventsstern unter den Blumen“ ist die Weihnachtsrose von einer Blumenfreundin*) genannt worden. „Wenn die Herbststürme und der erste Frost und Schnee den falben Blättern und letzten matten Blumen ein Ende gemacht hat, die ganze Pflanzenwelt erstarrend sich zur Ruhe legt, dann blüht, gewöhnlich gegen die Adventszeit, recht wider alle natürliche Ordnung, die liebe Weihnachtsblume auf, alles bietend, was man nur von Blumenart verlangt, so kräftig von glänzendem Laub und saftigem Stengel, so zart und fein gewirkt die Blumenkrone mit den grünen Honiggefäßen und goldenen Staubfäden, und alles weiß man doppelt zu schätzen, weil es eben die einzige Blume ist, die in unserm Norden des Christkindleins Krippe schmückt.“ Die weiße Weihnachtsrose wächst wild in den Wäldern von Oberschlesien und Böhmen; von dort hat man sie in unsere Gärten hinüber genommen, und von Jahr zu Jahr steigt ihre Beliebtheit, teils wegen der ungewöhnlichen Blütezeit, teils wegen der Schönheit der Blüten. Letztere sehen nämlich aus wie kräftige, thalergroße, weiße Anemonen; fünf weiße, von außen bisweilen fleischrot angehauchte Kelchblätter stehen um ein Kränzlein goldgelber Staubfäden. Der Stengel ist saftiggrün; die Blätter, glänzendgrün, sind tief handförmig zerteilt. Vermutlich beruht die Fähigkeit der Christblume, mitten im Schnee sich zu entwickeln, auf eigener Wärmeerzeugung, obschon man äußerlich eine solche mittels des Thermometers nicht nachgewiesen hat. Der wissenschaftliche Name der Pflanze lautet Helleborus niger, schwarzer Nieswurz. Der Zuname „schwarzer“ bezieht sich lediglich auf die Farbe der Wurzel. Diese Wurzel ist giftig, und ein aus der getrockneten Wurzel bereitetes Pulver bewirkt heftiges Niesen — daher der Name „Nieswurz“. Auch die giftige Wurzel scheint uns in die sinnbildliche Bedeutung der Weihnachtsrose zu passen: wie das Christkind über einer sündigen Welt thronte, so thront die weiße Weihnachtsrose über einer giftigen Wurzel.

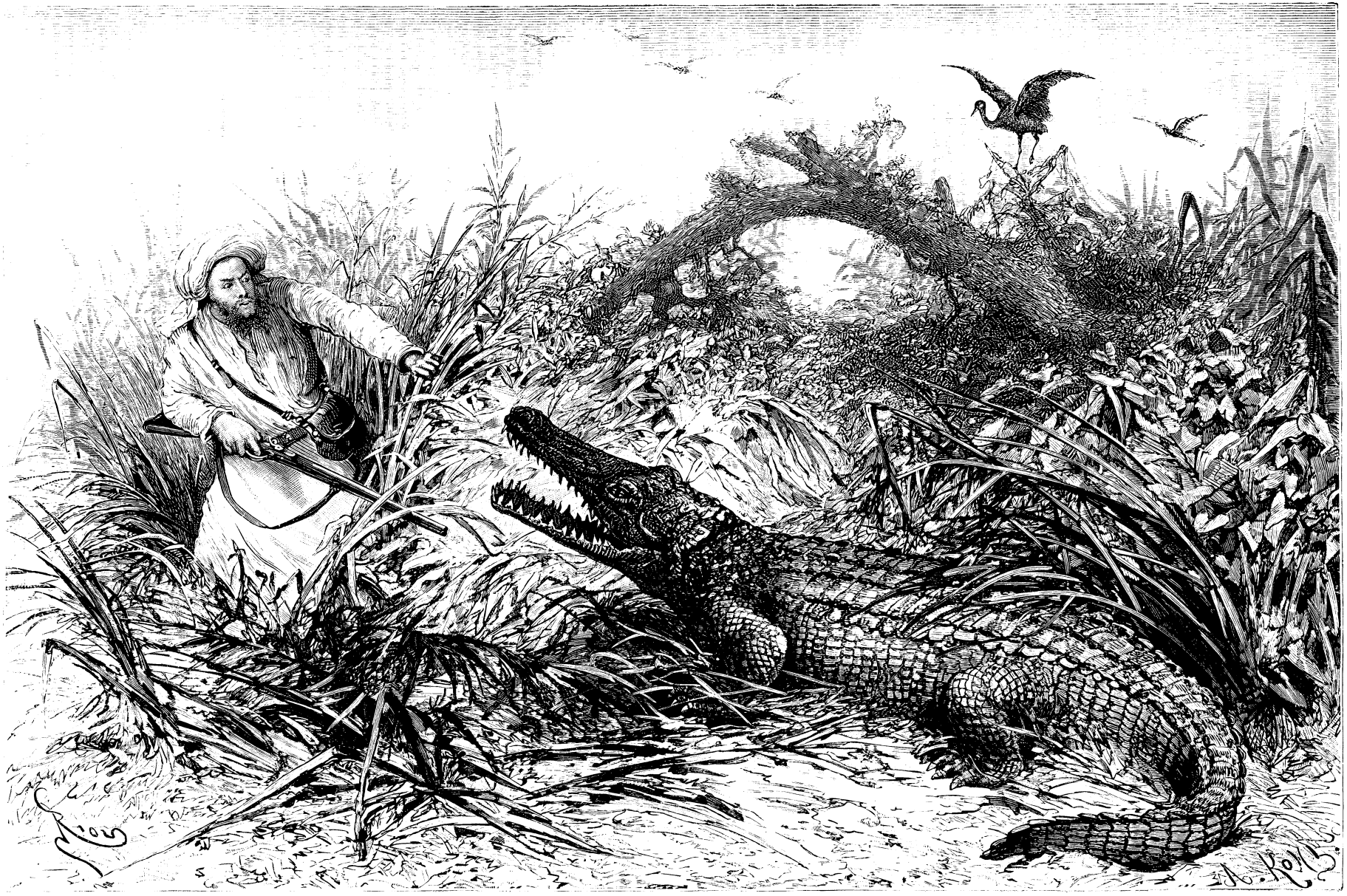
Da, wo die Gärten zu Ende sind, betreten wir einen Feldweg, der nach beiden Seiten von kahlen Gesträuchen umsäumt wird. Gar lustig piept und zirpt, hüpft und fliegt es dort von Strauch zu Strauch: Strichvögel sind's, die nach Nahrung suchen; wir erkennen Kohlmeisen, Schwanzmeisen, Finken, Ammern und den Baumläufer. Jetzt hat die Avantgarde dieser buntgemischten, leichtbeschwingten Schar einen Strauch mit halbverfrorenen roten Mehlbeeren entdeckt: den hungrigen Tierchen ist mit diesem Strauche ein reichbehangener Weihnachtsbaum beschert. Während sie an den Beeren wie an köstlichem Zuckerbrote schnäbeln, rufen sie zwischendurch mit hellen Stimmen die zurückgebliebenen Brüder herbei, um mit ihnen die reiche Gabe der Weihnacht zu teilen. Somit können uns die Vöglein zum Vorbild dienen, daß auch wir, wenn wir mit Gütern reich gesegnet sind, am Weihnachtsfeste den Armen und Elenden etwas zukommen lassen sollen. Vernehmen wir, wie der natursinnige Prediger des Mittelalters, Bruder Berthold von Regensburg, jene liebenswürdige Neidlosigkeit der Vögel auslegt. Er fragt in einer auf freiem Felde gehaltenen „Landpredigt“ seine Zuhörer: „Wovon sind die Vögel also schön und also feist, und haben weder dies noch das, und sind alle müßig?“ Die Antwort lautet: „Das ist davon, so einer genug hat, so läßt er auch die andern essen. Wenn aber ein habgieriger Mensch hat, woran zwanzig genug hätten, so hätte er dennoch gern mehr, woran hundert genug hätten oder fünfhundert. Und davon müsset ihr armen Leute so wenig haben. Denn es hat Gott alles genug erschaffen, und all der Mangel, den wir in der Welt haben, kommt nur von den Abbrechern und von diesen habgierigen Leuten.“

Unser Feldweg hat uns allgemach an den Saum eines Fichtenwaldes geleitet. Die dunkelgrünen Nadelbäume, welche im Sommer, als die Laubbäume im Schmucke frischgrüner Blätter prangten, so wenig Beachtung fanden, jetzt ziehen sie in der allgemeinen Oede unsere Blicke mit stillem Zauber an und aus dem kräftigen Grün gewinnt unser Herz die Hoffnung, daß das Pflanzenleben der Erde in den öden Wintertagen nicht völlig erstorben ist, und daß ein neuer Frühling hinter allem Winterleide steht. Wie wir unsere Blicke so an den dunkelgrünen Pyramiden der Nadelbäume dahinschweifen lassen, wird uns plötzlich ein überraschendes, wunderbares Bild, das unsern Fuß und unsere Blicke bannt. Ist denn hier wirklich ein reichgeschmückter Weihnachtsbaum in der Wildnis aufgestellt? Da steht eine schlanke Tanne, an welcher rote Paradiesäpfel an unsichtbaren Fäden schweben und sich hin und her bewegen! Bei schärferem Zusehen löst sich das Rätsel: was uns als Aepfelschmuck des Weihnachtsbaumes erschien, sind auf und nieder, hin und wieder huschende Vögel mit rotem Gefieder: Fichten-Kreuzschnäbel sind's, die hier mit ihrem kreuzweis gestellten Schnabel die ölichten Samen aus den langen braunschuppigen Fichtenzapfen holen. Da die Kreuzschnäbel diese ihre Nahrung im Winter vollauf finden, so nisten sie oftmals schon im Dezember und Januar. Ihr aus Tannenreisern, Heidekraut, Moos und dürrem Gras geflochtenes Nest steht zwischen den Zweigen der Fichten versteckt und enthält drei bis fünf trübgrüne Eier, welche mit grauen und dunkelbraunen Fleckchen und Strichelchen gezeichnet sind.

Die Fichte mit den Kreuzschnäbeln erinnert uns an einen andern „Weihnachtsbaum der Vögel“, der allerdings nicht so malerisch ist, aber dasteht als eine schöne Erfüllung jener Mahnung aus dem Buche der Sprichwörter: „Der Gerechte erbarmet sich auch des Tieres.“ Der „Weihnachtsbaum der Vögel“, den wir im Sinne haben, erhebt sich in den verschneiten Thälern Schwedens. Am Weihnachtstage steckt der schwedische Landmann auf seinem Felde einen langen Stock in den Boden und oben an diesem Stock befestigt er eine aufgesparte Getreidegarbe mit vollen körnerschweren Aehren. Diese Garbe gibt er den darbenden, hungrigen Vögeln preis. Von nah und fern eilen die Tierchen herbei, setzen sich auf die Garbe, häkeln sich an die Halme, picken nach den Körnern und feiern also fröhliche Weihnacht. Möchten doch unsere Landleute diese schwedische Sitte nachahmen!

Der Fichtenwald, an dessen Saum wir auf verschneitem Pfade dahinschreiten, verliert allgemach seinen reinen Bestand und untermischt sich mit mannigfaltigen Laubbäumen, die selbstverständlich heute kahl in die trübe Luft starren. Nur hie und da hält eine knorrige Eiche oder eine alte Steinbuche noch einen Teil ihres braunen Dürrlaubes mit zähen Fingern fest. Dieses braune Laub, sowie die grauen Eichen- und Buchenstämme nebst den weißen Birkenstämmen bringen eine malerische Farbenwirkung zwischen dem dunkelgrünen, fast schwarzen Nadelbehang der Fichten hervor. An einer Waldecke greift die Krone einer Eiche wie ein schwarzes Gerippe aus dem

*) Die Blumenwelt, von Johanna Nathusius.



Unheimliche Begegnung.

Walde heraus. Auf einem mächtigen Aste, der wie ein Riesenarm in den Wind droht, erblicken wir zu unserer Ueberraschung einen grünen kugeligen Blätterbusch. Bei näherer Betrachtung erkennen wir in diesem Blätterbusche eins der seltsamsten Gewächse unserer einheimischen Pflanzenwelt, die Mistel. Dieselbe ist ein echtes Schmarotzergewächs: ihre Wurzeln kriechen unter der Rinde des Eichenastes dahin und saugen Nahrung aus dem Safte des Eichenholzes. Das Samenkörnlein, aus dem die Pflanze entsproß, wurde von einem Vogel, der Misteldrossel, auf den Eichenast getragen; dieser Vogel ißt die Mistelbeeren mit besonderer Vorliebe; wahrscheinlich haftete nun eins der klebrigen Samenkörner an dem Schnabel der Misteldrossel und wurde von dem Vöglein an dem Eichenaste abgestrichen und gelangte so in seine luftige Wiege. Vom Tau und Regen getränkt, keimte das Körnlein und entwickelte grüne gabelige Zweige, lederartige gelbgrüne Blätter und kleine gelbgrüne Blüten, aus denen weiße Beeren reifen. Die Mistel spielt in der nordischen Mythologie eine bedeutende Rolle, indem ein Pfeil aus Mistelholz den Tod des freundlichen Lichtgottes Baldur herbeiführte; ferner galt die Pflanze als Mittel gegen alle Krankheiten, gegen Gift und Zauberei. Ein Nachklang dieses heidnischen Aberglaubens scheint die Verehrung zu sein, welche die Pflanze noch heute in dem natursinnigen England genießt: zur Weihnachtszeit hängt der Engländer in seinem Wohnraum an der Zimmerdecke einen Mistelzweig auf, unter welchem man sich den Weihnachtskuß als Zeichen der Liebe gibt.

Eine zweite immergrüne Pflanze, welche bei der Weihnachtsfeier der Engländer ihre Verwendung findet, tritt ebenfalls, zwischen den glatten grauen Buchenstämmen wachsend, an unsern Weg: es ist die Stechpalme, ein stattlicher Strauch mit lederartigen, glänzendgrünen, wellig gebogenen und stachelrandigen Blättern, zwischen denen die korallenroten Beerenfrüchte gar lebhaft hervorleuchten. Die natursinnigen Engländer winden aus den Zweigen dieses Strauches Guirlanden, mit denen sie zur Weihnachtszeit ihre Wohnräume schmücken.

So bietet uns die Winterlandschaft auf unsrem Spaziergange noch mancherlei, was auf das liebe Weihnachtsfest Bezug hat, und dieser Gang im Freien dient nur dazu, uns die hohe Bedeutung des Festes kräftiger zu Gemüte zu führen.

Die verlorenen Stiefel.

In einem Vorort Wiens lebte ein sehr armer Flickschuster mit seiner kränklichen Frau und seinen vier Kindern in einer dumpfen Kellerwohnung. Die Familie hatte bessere Tage gesehen, war jedoch durch eine ebenso schwere wie langwierige Krankheit Meister Bolls ins Elend geraten. Allein dieser ließ, wenngleich Schmalhans oft Küchenmeister war, den Mut nicht sinken. Er hatte vor kurzem seine Gesundheit wiedererlangt und glaubte nun Grund zur Hoffnung zu haben, es werde ihm bald gelingen, seine früheren Kunden wieder heranzuziehen. Er war fleißig und besaß ein fühlendes Herz. In Gegenwart seiner Frau zeigte er sich stets guter Dinge; wandte sie aber den Rücken, so verdüsterte manche Unmutswolke die Stirne, rollte manche Thräne in den struppigen Bart. Eines Tages brütete er wieder vor sich hin:

„Wenn unser Jammer nur schon bald endete! Wie bleich und schwach Marie ist! Freilich kommt kein Wort der Klage über ihre Lippen! Und die armen Würmchen! Was könnte nicht aus dem Schani werden, wenn er weiter in die Schule gehen dürfte! Aber das kostet viel mehr als ich erschwingen kann."

Die Hände, die eifrig an einer Sohle gehämmert hatten, sanken wie erschlafft herab und er blickte eine Weile starr vor sich hin. Ein aus einer Ecke kommender Laut erweckte ihn aus der Träumerei. Der Laut, der sich alsbald wiederholte, schien Zauberkraft zu besitzen, denn Bolls Züge erheiterten sich plötzlich; er sprang auf und ging in die Ecke, in der die ärmliche Wiege seines jüngsten, erst wenige Monate alten Kindes stand. Er beugte sich über dieses und unwillkürlich kamen ihm die Worte des Vaterunsers über die Lippen: „Herr, gib uns unser täglich Brot und führe uns nicht in Versuchung." Dann nahm er das mit den Füßchen lebhaft strampelnde Töchterlein auf den Arm und tanzte in der Stube umher. Doch die Kleine wollte sich nicht beruhigen.

„So wart' doch, mei' Trudscherl; 's Mutterl wird glei' kummen mit'n süßen Brei. Gelt, dös willst?"

Allein „'s Mutterl" kam nicht, wohl aber der älteste Sohn des Meisters, der achtjährige Schani.

„Denk' dir amol, Vater," hub er an: „heut' abend is schon Weihnachten! dem Bäcker sein Toni sagt, das Christkindel bringt die Armen nix. Is dös wahr?"

„Na, mein Kind, na," entgegnete Boll mit einem schmerzlichen Zug um die Lippen. „Gott verläßt die Seinen nit . . . . . doch da, Schani, halt's Reserl a bissel, bis die Mutter kummt."

Er machte sich wieder eifrig an die Arbeit, denn die neuen Schäfte und Sohlen des einzigen Stiefelpaares, das er damals in Arbeit hatte, mußten sofort fertig werden — woher hätten denn das Weihnachtsfleisch, das Brot, die Nüsse, Aepfel und „Lebzelten" für die Kinder kommen sollen, wenn nicht von den drei Gulden für diese Reparatur?

Als das Kind eingeschlafen und in die Wiege gelegt worden war, mußte Schani, auf dem Gebiete der Schusterei ein Neuling, dem Vater bei der Arbeit helfen, soweit er es eben vermochte. Plötzlich warf der Knabe den ihm anvertrauten Stiefel in einen Winkel und unterbrach die herrschende Stille mit den heftigen Worten:

„Vater, i mag ka Schuster werden! I will nit immer hier sitzen, wann die andern Bueben draußen am Eis glitschen und schleifen!"

Der Meister hatte für den Unzufriedenen bereits eine zornige Antwort auf der Zunge, als seine Frau, welche im Eintreten Schanis Worte gehört hatte, verweisend sprach:

„Schani! Was is dös für a Sprach? So darfst nit reden! 's Vaterl sitzt ja immer da bei der Arbeit, daß wir a Brot haben, und du magst ihm nit amal dabei helfen?"

Beschämt nahm der Knabe den weggeworfenen Stiefel wieder zur Hand, allein er konnte sich — und doch hatte er sicherlich nie von Galileo Galilei gehört — nicht enthalten, trotzig zu brummen: „Schuster will i doch nit werden!"

Um die Mittagsstunde machte sich Schani mit den fertigen Stiefeln auf den Weg. Im Geiste berechnete er schon, was er der Mutter für das Trinkgeld, dem er entgegensah, kaufen könnte. Bei allem Uebermut und Trotz besaß er ein gutes Herz. Ausnehmend lebhaft und aufgeweckt, war er in der Schule — er besuchte sie freilich nur zwei Jahre — der Liebling der Lehrer gewesen; weniger der seiner Mitschüler, denn er wollte bei allen Spielen kommandieren, und konnte er seinen Willen nicht in der Güte durchsetzen, nun, so übte er Faustrecht. Die ganze liebe Jugend seiner Bekanntschaft hatte einen gewaltigen Respekt vor seinen

energischen Püffen. Ihm einen Streich zu spielen, wagte man nur dann, wenn nicht zu befürchten stand, daß er sich durch Prügel rächen werde. Am wehesten hatte es ihm immer gethan, wenn ihn ein „Kollege“ mit seiner Armut „aufzog“. Heute begegnete ihm ein Junge, der ihm besonders gram war.

„Ei, Schani, warum so lustig?“ rief er dem ein Liedchen trällernden Schustersſohne zu. „Kumm doch mit aufs Eis! Aber du darfst nit, weilst für dein' Vattern Gäng' laufen mußt.“

Schani biß sich auf die Lippen und eilte schweigend weiter. Dadurch schwoll dem anderen der Kamm und er fügte höhnisch zu:

„Hast halt ka Kuraschi! Fürchst di' vor'n Riemen, nit wahr? hahaha!“

Das war zu viel. Jetzt riß dem Stiefelträger die Geduld. An seinem Mut zu zweifeln, — welche Frechheit! Funkelnden Auges antwortete er:

„Fürchten thu' i mi nit, aber mit dir geh' i erst recht nit schleifen.“

„Nit? Weilst di nit traust! Du mußt ja die Stiefeln z'haustragen, sonst kriegst Wichs. I geh' glitschen, — wannst di traust, kumm mit!“

Der herausfordernde Ton des kecken Julius brachte den armen Schani außer sich. Scham und Zorn überwältigten ihn, — er lief dem Spötter nach.

* * *

Im Kellerstübchen saßen Boll und seine Frau beisammen und rechneten hin und her, wie die erwarteten drei Gulden am zweckmäßigsten einzuteilen wären. Drei Gulden! Das sollte eine fröhliche Weihnachtszeit werden! Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß Schani zurückgekehrt wäre. Der Knabe hatte noch nicht einmal zu Mittag gegessen und es war doch längst dunkel! Die Eltern zerbrachen sich die Köpfe darüber, was ihm begegnet sein mochte. Oder sollte die Herrschaft nicht zu Hause sein und Schani ihre Rückkunft abwarten? Möglich, denn Boll hatte ihm eingeschärft, nicht ohne das Geld wiederzukommen. Schließlich dauerte die Sache dem Meister aber denn doch zu lange und er sagte:

„I seh' schon, jetzt muß i selber dazu schau'n.“

„Wann der Bub' nur 's Geld nit verloren hat,“ seufzte Frau Boll ihrem davoneilenden Gatten nach.

* * *

Das Geld hatte Schani nicht verloren, wohl aber — die Stiefel. In blinder Wut war er Julius nachgejagt, um ihm zu zeigen, daß er „Kuraschi“ habe, er hatte ihn denn auch erwischt und in Begleitung folgender Strafpredigt jämmerlich zerbläut:

„So, da hast es! Glaubst jetzt, daß i mi nit fürcht'? I fürcht' mi nit amal vor mein'm Vatter, verstehst? Na, warum lachst denn nit mehr? Dös Lachen is dir schon vergangen, he? I wer' di lernen, mi zu spotten, du Hasenfuß, hahaha!“

Nachdem Julius heulend davongelaufen war, dachte Schani wieder an die Stiefel, aber nur um gewahr zu werden, daß er sie — verloren. Es läßt sich denken, daß sein Entsetzen kein geringes war. Einige Minuten stand er wie vom Blitz getroffen da, dann suchte er straßauf, straßab, allein er konnte die Stiefel nicht finden; sie waren wohl längst aufgelesen und unberufenen Füßen angezogen worden — vielleicht eine willkommene Weihnachtsüberraschung für den Finder. Minder erwünscht war dieselbe unserem jungen Verlustträger. Was sollte er nur beginnen? Da war guter Rat teuer. Ginge er nach Hause und erzählte den Hergang, so würde die Mutter schelten und der Vater würde sicherlich prügeln. Jetzt that es ihm leid, den oft wiederholten väterlichen Rat, sich um den Spott der Gassenjungen nicht zu bekümmern, nicht standhaft beherzigt zu haben; allein es war zu spät. Die Furcht, daß das „Christkindel“, das allen braven Kindern etwas bringt, ihm nunmehr nichts bringen werde, gesellte sich zur Angst über die Folgen des Verlustes der Stiefel. Er durchstreifte ratlos die Stadt und entfernte sich immer weiter von der Gegend, in der Meister Boll wohnte. Es dunkelte bereits; zahlreiche Menschen, die noch die letzten Einkäufe für den Weihnachtsbaum besorgt hatten, beeilten sich, heimzukehren, nur der hungernde und frierende Schani irrte scheu umher; sonst so mutig, konnte er sich kein Herz fassen. Da jeder Passant in Hast war und nur an das bevorstehende Fest oder die fröhliche Kinderschar daheim dachte, blieb Schani unbeachtet. Vor jedem Schaufenster, in welchem Eßwaren prangten, machte er Halt, um die verlockenden Herrlichkeiten wenigstens mit seinen Blicken zu verschlingen. Hunger thut weh und der arme Knabe hatte seit dem überaus kärglichen Frühstück nichts gegessen. Der Magen fordert namentlich in diesen Jahren gebieterisch sein Recht, und was Wunder, daß ein Schusterjunge in solcher Lage in Versuchung gerät? Von einem Obststand, an dem er vorbeikommt, hat sich die „Höckerin“ entfernt; wie wär's, wenn Schani einen Apfel nähme? Einen einzigen Apfel: ihm stillt er das Magenknurren ein wenig und die Frau merkt den Abgang sicherlich nicht! Er sieht sich schüchtern um, schleicht an den Korb heran und ergreift ein Exemplar der edlen Frucht, um derentwillen schon das erste Menschenpaar um sein Paradies kam. Gleich Adam und Eva, bleibt auch Schani die Strafe nicht erspart, denn kaum hat er den verhängnisvollen Griff gethan, fühlt er sich beim Kragen gepackt und vernimmt die keifende Stimme des gerade in dem unglückseligen Augenblick zurückgekehrten Obstweibes:

„Na wart', du Lump, ich wer' dir's Aepfelstehlen schon noch vertreiben! Was glaubst denn, du Nixnutz, unseraner stehlt die Gottesgab' wie du? So a Rangen, am heiligen Abend z'stehlen! Is wem schon so was vorkummen? Marsch mit dir zur Polizei!“

Und dabei traktiert sie ihn mit Püffen. Der sonst so trotzige Junge — sein Stolz hat ihn ja auch veranlaßt, lieber unbemerkt etwas „nehmen“ zu wollen, als es von Fremden zu verlangen, zu „erbetteln“ — läßt sich alles gefallen und steht mutlos und zitternd da wie ein begossener Pudel. Während die Höckerin nach einem Polizeimann ruft, spricht er kein Wort und versucht nicht einmal davonzulaufen. So sehr sie ruft, es läßt sich kein Sicherheitsorgan blicken. Dafür aber erscheint eine ältliche, feingekleidete Dame, die sich durch die angesammelte Gruppe drängt und die lebhafte Verkäuferin anspricht:

„Was gibt es hier? Warum schlagen Sie das arme Kind?“

„Soll i ihn vielleicht hätscheln, weil er mir Aepfel stehlt?“

„Warum hast du das gethan?“ wendet sich die Frau sanften Tones zu Schani, der dankbar zu ihr aufblickt. „Das Stehlen ist eine große Sünde. Was werden deine Eltern dazu sagen? Und fürchtest du nicht, daß das Christkindlein dir böse sein wird? Du darfst so etwas nie wieder thun. Bitte die Frau um Verzeihung und dann sage mir, wie du heißest und wo du wohnst?“

Aber Schani kann nur stammeln:

„I bin ... so hungri' ... und mir is ... so kalt.“

„Warum gehst du dann nicht nach Hause, zu deinen Eltern? In die warme Stube?“

„Weil i kane Eltern nit hab'. Mei' Mutter is vorgestern g'sturben und mei' Vatter is scho' lang tot und's Zimmer is kalt z'Haus und i war so stark hungri'. Drum hab' i den anen Apfel g'nummen,“ lautet die unter Thränen erteilte Antwort.

„Armes Kind! Also einsam stehst du in der Welt? Komm mit mir, du sollst ein gutes Essen und eine warme Stube haben und dann immer bei mir bleiben.“

Dem Apfelweibe thut ihre frühere Härte jetzt leid. Sie drückt ihr Bedauern darüber aus, am „heiligen Abend“ eine arme Waise wegen „a so a Bagatell'n mißhandelt zu haben“ und fügt hinzu:

„Da hast, du Nixnutz, nimm dir a paar Nussen und Lebzelten mit. Wo hast dei' Taschen? Und wannst wiedrum in die Gegend kummst, vergiß die alte Nani nit. O, dös arme Hascherl!“

Die unbekannte Dame winkt einen Fiaker herbei und fährt mit dem ob der unerwarteten Wendung der Dinge nicht wenig verblüfften Schustersſohn davon. Auf dem weichen Polster des Wagens sitzt es sich so schön! So mußte — denkt er — Prinz Wunderhold und Prinzessin Tausendschön gefahren sein. Die Notlüge, die er gebraucht, macht dem Knaben wenig Sorgen, fährt er doch jetzt in einem wirklichen, echten Fiaker durch die belebten Straßen der schönen Stadt! Wie die vielen Gasflammen vor seinen leuchtenden Augen hin- und hertanzen! Mit angehaltenem

Atem und offenem Munde betrachtet er die Ringstraße, die er zum erstenmal sieht. In der klaren, mondhellen Winternacht hebt sich jedes Detail scharf ab. Schani glaubt zu träumen; dann wieder hält er die Dame an seiner Seite für eine der Feen, die in dem Märchenbuche stehen, das er in der Schule als „Prämie" bekommen; er hat es ja mehr als einmal gelesen, daß Feen brave Knaben in ihr schönes Land zu entführen pflegen. Dann brauchte er freilich nicht Schuster zu werden, Gänge zu laufen und sich von den anderen verspotten zu lassen! Seine lebhafte Einbildungskraft gaukelt ihm die anmutigsten Bilder vor. Schließlich aber fällt ihm ein, daß er ja gar nicht „brav" sei, und jetzt denkt er eben an seine Eltern, als ihn ein Ruck aus seinen Schwärmereien weckt; der Wagen bleibt stehen, die „Fee" faßt Schani bei der Hand und spricht freundlich:

„Hier sind wir zu Hause, mein Sohn; da oben im ersten Stock, wo du die vielen Lichter siehst, wirst du wohnen."

Vor Staunen starr, läßt er sich von ihr die Treppe hinaufführen. In der schönen hellerleuchteten Stube, die sie betreten, kommt ihnen ein Herr entgegen, der die Dame begrüßt und dabei einen fragenden Seitenblick auf den kleinen Gast wirft.

„Diesmal, mein Lieber, hat uns das Christkindchen reich beschenkt. Ich bringe dir vom Weihnachtsmarkt einen Sohn heim."

„Du scherzest wohl, Auguste; was bedeutet dieser hübsche Knabe?"

Auguste erzählte ihrem Gatten — der ein hochangesehener und wohlhabender Richter ist — in kurzen Worten das Vorgefallene, wobei Herr Schmander den Neuankömmling, der seine Blicke umherschweifen läßt — gibt's doch so viel Schönes zu sehen! — scharf beobachtet.

„Ei, das ist ein sonderbares Abenteuer," flüsterte Schmander seiner Gattin ins Ohr. „Und du willst ihn adoptieren? Weißt du aber auch, ob er die Wahrheit gesprochen?"

„Aber, Eduard," entgegnete sie fast vorwurfsvoll. „Sieh dir ihn doch an! Sieht er nicht aus wie die liebe Unschuld selber? Dieses offene schöne Auge kann sicherlich nicht lügen. Wir haben uns ja stets vergeblich nach einem solchen Buben gesehnt — vielleicht war's ein Fingerzeig des Schicksals, daß ich mich heute dieses Knaben annahm. Er gefällt mir — wollen wir ihn nicht behalten?"

„Gewiß," meinte Eduard liebevoll, „wenn die Erkundigungen, die ich über ihn einziehen will, günstig ausfallen."

Während die Hausfrau sich nunmehr in der Küche mit den Vorbereitungen zum festlichen Abendbrot beschäftigt, forscht ihr Gemahl unsern kleinen Freund aus: „Wie heißest du?"

„Schani Boll."

„Seit wann ist deine Mutter tot?"

„Seit vorgestern."

„Wo warst du seither?"

„Z'Haus."

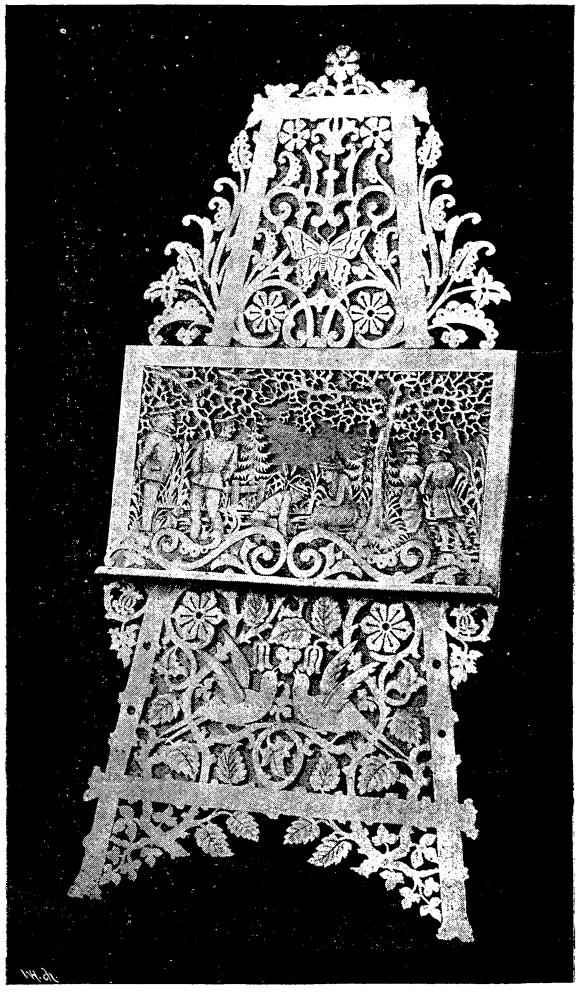
„Ja, aber bei wem?"

Einen Augenblick blickt der Befragte verwirrt auf, dann antwortet er, rasch entschlossen:

„Bei der Hausmeisterin."

„Wie heißt sie und wo wohnt sie?"

„In . . . in . . .," Thränen erstickten seine Stimme.



Preisgekrönte Laubsägearbeit: Staffelei.

„Warum weinst du?" setzt der Richter das Privatverhör milde fort.

„Weil . . . weil . . . i . . . hungri' bin."

Frau Schmander kommt dem verlegenen Schani in diesem Augenblick doppelt erwünscht herein und setzt ihm einstweilen eine Tasse warmer Milch und ein Stück Kuchen vor. Allein er ist zu aufgeregt, um viel essen zu können; das Verhör hat ihn aus der Fassung gebracht. Er schämt sich seiner Lügen, schämt sich aber auch, ein Geständnis abzulegen. Dem geübten Blick des Richters entgeht seine Verwirrung nicht; soviel steht fest: das Kind spricht nicht die Wahrheit. Schmander redet ihm daher geschickt zu Herzen und erfährt denn auch bald den richtigen Sachverhalt.

„Und hast du gar nicht daran gedacht, daß deine Eltern deinetwegen besorgt sein werden?"

„O ja, aber . . . i hab' vor'm Riemen Angst g'habt," stottert unser Held. „Mei' Vatter haut . . . nit oft, aber . . . wann er . . . haut, . . . haut er fest . . . Und wann i . . . ka Geld z'Haus bring' . . . gäbet's Weihnachten ka Fleisch bei uns z'Haus . . . und dann möcht' mei' Mutter wanen . . . und dös kann i nit sehn."

Das Ehepaar blickt gerührt auf den Schluchzenden, erkennend, daß dieser nur aus Gutherzigkeit und verletztem Stolz gefehlt habe. Nachdem sie mit ihrem Manne einige Sekunden geflüstert, eilt Frau Schmander hinaus, um bald zurückzukehren, vom Dienstmädchen gefolgt, das einen großen gefüllten Korb trug.

* * *

Meister Bolls Suche nach seinem Sohn war vergeblich gewesen. Bei der Polizei hatte man ihm keine Auskunft zu geben vermocht. Bei der Herrschaft, die die Stiefel erwartete, hatte Schani dieselben gar nicht abgeliefert. So kehrte denn der betrübte Vater nach Hause zurück, wo er mit seiner Familie dem traurigsten Weihnachtsabend, den er je erlebt, entgegensah. Wenn dem Buben ein Unglück zugestoßen wäre? Und noch dazu am heiligen Abend! Der Gedanke war allzu grausam! Und dabei erwarteten das sechsjährige Klärchen und der vierjährige Toni ungeduldig die Ankunft des Christkindleins, das noch immer nicht kommen wollte! So oft die Kleinen nach Schani fragten, weinten Vater und Mutter. Ueberdies war die Stube kalt und nur durch ein elendes Talglicht einigermaßen erhellt. Bei jedem Geräusch von außen eilte der Meister zur Thüre, doch nur um enttäuscht zurückzukehren. In dieser bangen Erwartung wurden Minuten zu Stunden.

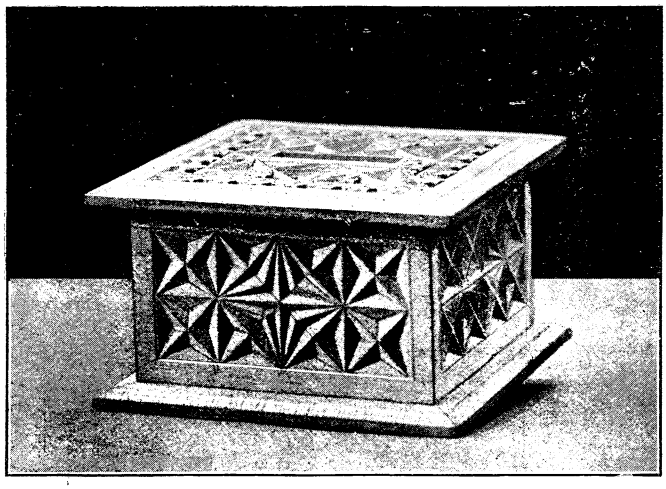
Doch horch! Hält da nicht ein Wagen vor dem Hause? Jawohl, aber in einem Wagen kann Schani ja doch nicht angefahren kommen! Indessen, Tritte nähern sich der Kellerwohnung, ein leises Klopfen wird vernehmbar, Boll öffnet hastig und erschrickt nicht wenig, eine elegante Dame zu erblicken. Unmittelbar hinter ihr erscheint ein vornehm aussehender Herr und dort . . . im Hintergrunde . . . was ist das? Wahrhaftig, Schani wie er leibt und lebt! Das Mutterauge hat ihn zuerst erkannt und —

In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerz und Freude.

Während dann auch der Vater den wiedergefundenen Sohn herzt und überdies ihm die Hände segnend aufs Haupt legt, hat der Kutscher den Korb herbeigebracht, den Frau Schmander nun auspackt. Welche Leckerbissen kommen da heraus! Braten und Kuchen, Aepfel und Nüsse, Wein und Bier . . . Dazu eine tüchtige Lampe und zu allerletzt, ganz unten, ein kleiner Geldbeutel; daß derselbe nicht leer war, werden uns die Leser ohne besondere Versicherung glauben. Erst spät und nach einer langen Besprechung über die Zukunft des Schani verließ das richterliche Paar die beglückte Familie. Das „Christkind" hatte lange auf sich warten lassen — vielleicht weil „gut Ding Weile braucht" — aber es war gekommen und hatte aus dem traurigsten den schönsten Weihnachtsabend in den Annalen des Hauses Boll gemacht.

* * *

Schani hat seinen Willen durchgesetzt: er ist kein Schuster geworden. Herr Schmander nahm sich des begabten Knaben an und ließ ihn studieren. Seither ist genau ein Vierteljahrhundert verflossen und gegenwärtig ist der Held unserer Geschichte einer der angesehensten Advokaten Wiens, und wem hat er dies zu verdanken? Natürlich nur den verlorenen Stiefeln! Gelogen und gestohlen aber hat Schani nie wieder!

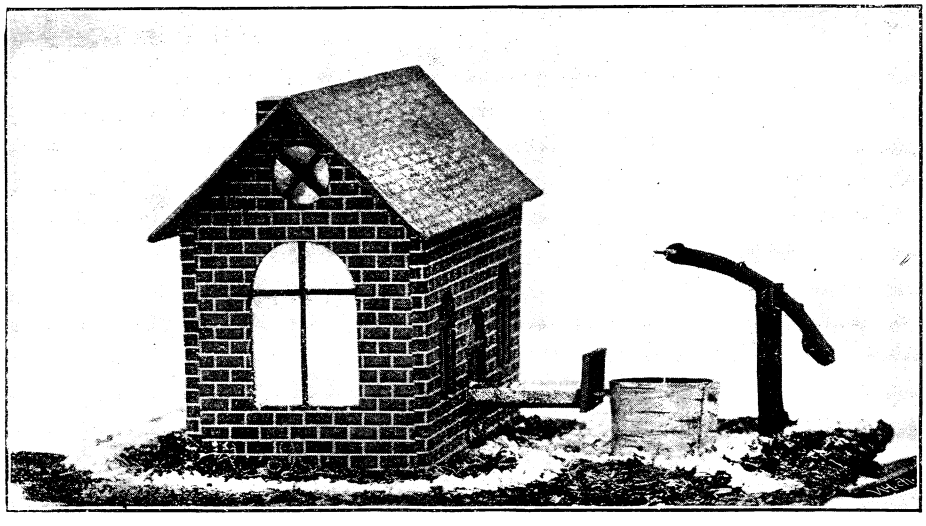


Preisgekrönte Kerbschnittarbeit: Sparbüchse.

Unheimliche Begegnung.

Eine recht unheimliche Ueberraschung, wenn einem Jäger, der arglos auf Sumpfvögel birscht — wie der Araber auf unserem Bilde — wenn ihm plötzlich ein solches Ungetüm gegenüber steht. Das mag dem furchtlosesten Manne, wenigstens im ersten Augenblicke, einen nicht geringen Schrecken einjagen. Der Einheimische hat sich aber schnell besonnen; er weiß es, die Sache sieht sich schlimmer an, als sie ist. Das Krokodil ist nämlich außerordentlich feige, ein lauter Aufschrei, ein blinder Schuß genügt mitunter, den gepanzerten Helden kehrt machen zu lassen. — Alle Arten Krokodile leben vorwiegend im Wasser, sie kommen nur ans Land, um sich auszuruhen, zu verdauen und in der Sonne zu wärmen. Im Wasser sind sie sehr gefährliche und wunderbar behende Tiere, welche unglaublich schnell schwimmen, tauchen und sich bewegen. Am Ufer im tiefen Wasser oder am Grunde verborgen, lauern sie auf alle Tiere und Menschen, welche ins Wasser gehen, schwimmen lautlos, fast unbeweglich heran, erfassen sie mit ihrem furchtbaren Gebiß, ziehen sie unter das Wasser, um sie zu ertränken, schleppen sie dann auf eine Sandbank und verzehren ihre Beute mit einer ekelhaften Gier. Ein Mensch, ein Rind, ein Pferd, ein Kamel wird ihnen auf diese Weise zur leichten Beute. Aber in Gegenden wo es viele Krokodile gibt, werden wilde und zahme Tiere infolge davon vorsichtig und nähern sich dem Wasser nicht eher, als bis sie sich überzeugt haben, daß der tückische Feind nicht in der Nähe ist. Das Krokodil ist reiner Fleischfresser, verschmäht alle Pflanzenkost; es verzehrt alle Leichname, welche im Wasser treiben. Der Ganges z. B. wimmelt deshalb von Gavialen, einmal weil sie den Hindu heilige Tiere sind, welche die Andersgläubigen nicht töten dürfen ohne das größte Aergernis hervorzurufen, und dann weil sie Futter genug an den vielen Fischen und an den Leichen der Hindu haben, die man in den heiligen Strom wirft, anstatt sie zu vergraben oder zu verbrennen.

In anderen Ländern wird das Krokodil nicht für heilig gehalten. Die Furcht, welche die nur mit Speer, Schleuder und Pfeil und Bogen bewaffneten Völker des Altertums vor diesen greulichen Tieren hegten, ist bei allen Völkerschaften geschwunden, welche Schießgewehre besitzen. Man weiß nun, daß eine gutgezielte Flinten- oder noch besser Büchsenkugel den harten Panzer dieser Tiere durchschlägt und sie tödlich verwundet, wenn man auch kein so erlegtes Krokodil bekommen kann, weil das verwundete Tier sich alsbald ins Wasser stürzt, wo es von seinen eigenen Gefährten gefressen wird. Man findet dann nicht einmal mehr Reste von ihm. Der Charakter der Krokodile vom größten bis zum kleinsten ist ein feiger und scheuer und zeigt sich am besten, wenn es auf dem Lande ist. Nie entfernt es sich weiter als höchstens hundert Schritte vom Wasserrande; auch wenn es schläft, ist es ungemein leicht zu wecken, schon durch den Schrei und das Auffliegen seines Begleiters, jenes kleinen Vogels aus der Familie der Regenpfeifer, den man den Krokodilwächter (Pluvianus aegyptius) nennt, von dem wir unseren lieben Freunden schon einmal in Wort und Bild berichtet haben. Die Bewegungen des Krokodils am Lande sind allerdings etwas schwerfällig und langsam, allein immer noch rasch genug, einen laufenden Menschen einzuholen und zu überholen; den es verfolgt, wenn derselbe nicht besonnen genug ist, einen oder mehrere Haken zu schlagen, wie der Hase, da das Krokodil mit seinem ungeschlachten Leibe sich nur schwerfällig und langsam dreht und dann sein Opfer leicht aus dem Gesicht verliert. Um unseren Araber darf uns nicht bange sein. Ein wohlgezielter Schuß aus seiner guten Jagdflinte, von der Seite her, wird das gierige Ungetüm in die Flucht jagen oder unschädlich machen.



Preisgekröntes Schokoladehäuschen.

Der kleine Vogel.

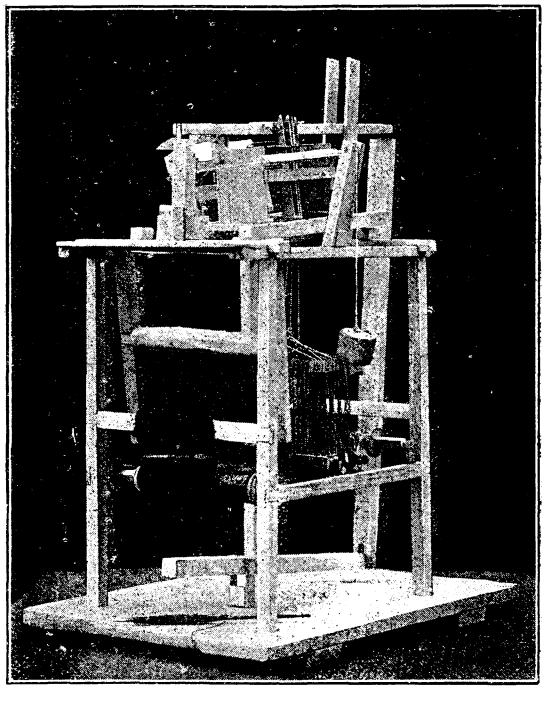
Der kleine Vogel, welchen meine jungen Leser auf seiner Stange hüpfen sehen, entlehnt seine Bewegung einigen Kautschukschnüren, die erst gedreht und dann sich selbst überlassen werden — eine Art von bewegender Kraft, welche gegenwärtig bei den wohlfeileren mechanischen Spielzeugen häufig angewendet wird. Der Querbalken, der den Vogel trägt, ist fest verbunden mit einer senkrechten Achse, welche sich, infolge der Zusammendrehung der Kautschukschnüre, im Fuß des Apparates drehen kann. Der obere Teil der senkrechten Achse bildet einen Kurbelzapfen und wird von einem senkrecht stehenden metallenen Ring festgehalten. Wenn der zusammengedrehte Kautschuk sich aufdreht, würde er der Achse und somit auch dem Vogel eine fortlaufende kreisende Bewegung geben und nicht jene stoßweise Bewegung des Hüpfens, welche man erzielen will. Allein diesem begegnet die Anwendung einer geistreichen Uhrenhemmung, wie sie zuweilen bei Stutzuhren benutzt wird. Eine horizontale Stange, etwas kürzer als der Radius des metallischen Kreises oder Ringes, ist an die senkrechte Achse dem Vogel gegenüber befestigt; an ihrem Ende ist ein ziemlich kurzer Faden angebunden, welcher eine kleine metallene Kugel trägt (in unserem vorliegenden Fall eine Schelle). Die Zentrifugalkraft, welche die Kugel umtreibt, wenn die Achse sich dreht, macht den Faden wagrecht; dieser begegnet einer der Seiten des Ringes und rollt sich infolge der erlangten Geschwindigkeit um den Ring; sobald die Kugel aber einmal in Ruhe ist, fällt sie durch ihr Gewicht herab, und wenn der Faden, welcher augenblicklich den Querbalken an den Ring band, sich ablöst, so zieht die senkrechte Achse das Ganze des Vogels, der Stange und der Kugel mit sich und macht eine andere halbe Umlaufsbewegung. Die Bewegung dauert so lange fort, bis die Kautschukschnüre nicht mehr die genügende Drehung haben.

Ein Riesen-Erdglobus.

In Paris wird gegenwärtig bei Villard für die nächstjährige Pariser Weltausstellung ein großer Erdglobus angefertigt, welcher in einem eigenen Gebäude ausgestellt werden soll. Die Herstellung geschieht im Einmillionstel-Maßstabe. Da die Erde einen Umfang von 40 Millionen Meter besitzt, so wird dieser Erdglobus 40 Meter im Umkreise und einen Durchmesser von nahezu 13 Meter haben. Der Globus wird sich mittels eines eigenen Mechanismus in 24 Stunden einmal um seine Achse drehen.

Unsere Künstler.

Es wird unseren lieben Lesern zweifellos von Interesse sein, im Bilde einige jener Preisarbeiten kennen zu lernen, die auf des „Guten Kameraden Einladung zum friedlichen Wettkampf" bei ihm eingegangen sind und die zu klassifizieren ihm so vielen Kopfschmerz verursacht haben.



Preisgekröntes Modell eines Webstuhles.

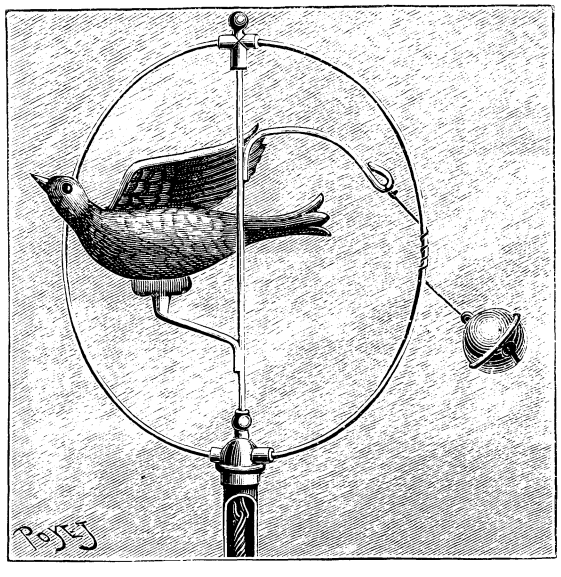
Es war dabei nicht sowohl die mechanische Arbeitsleistung allein, als auch: Geschmack, künstlerischer Sinn, Konstruktionsvermögen, kurzum das Maß der Geistesarbeit in Betracht zu ziehen und nicht zum letzten das Alter der Konkurrenten gebührend zu berücksichtigen. Eine „Galerie der Preisarbeiten," wenn wir diesen Bildercyklus so nennen wollen, wird aber auch manchem unserer lieben jungen Freunde Anregung geben, es den schaffensgewandten und preisgekrönten Kameraden gleich zu thun, die freien Stunden der langen Winterabende gleichfalls mit solchen Beschäftigungen auszufüllen, sei es allein nur in erzieherischer Absicht unternommen, um Auge, Hand und Geist zu schulen, oder verbinde es sich mit dem weiteren Zweck, einem seiner Lieben eine Freude zu bereiten, oder sei es, um der „Bude" einigen Komfort und damit den Reiz der Heimlichkeit zu geben. Und das letztere namentlich möchte der „Gute Kamerad" betont wissen. Wieviel Traulichkeit und erhebendes Selbstbewußtsein spricht uns aus den schmucken Nippsachen entgegen, die wir selbst ersonnen und ausführten, denen wir in unserem Heim mit künstlerischem Sinn da und dort den Platz angewiesen haben; mit welcher Liebe verweilt unser Auge auf diesen selbstgefertigten Gegenständen, auf die wir all unseren Fleiß verwandten, an denen wir das ganze Maß unseres Könnens erprobten; sie werden unseren Augen gleichsam ein unversiegbarer Born, in ihrem Anblick uns selbst kennen zu lernen, Mut und Lust zu schöpfen zu weiterem Schaffen. Dabei haben wir unser Urteil geschärft, unseren Schönheitssinn vertieft, wir lernten das Gebild der Menschenhand achten und schätzen. — Wie ungleich wertvoller ist uns auch das Angebinde des Freundes, wenn wir wissen, er hat es eigens für uns erdacht, eigens für dich geschaffen, tausend freundliche Gedanken mit hineingearbeitet, als wenn wir am Geburtstage einen Gegenstand in Empfang nehmen, bei dem wir unwillkürlich sagen werden: „aha, kenn' ich! Das ist bei diesem und jenem Kaufmann um ein paar Groschen erstanden worden." — Ihr seht, liebe Kameraden, solche Beschäftigung führt nicht

allein zu einer bestimmten Geschicklichkeit, gewährt nicht nur Erholung, mehr als das: sie ist für die allgemeine Bildung des Menschen von einschneidender Bedeutung.

Unsere „Galerie der Preisarbeiten" ist keine nach Rang und Verdienst geordnete, sondern eine mehr zufällige, zufällig wie die Sendungen ankamen. In dem ersten Bilde erkennet ihr eine „Staffelei", selbst entworfen und mit der Laubsäge ausgeführt von Hermann Heuß aus Moskau, z. Z. in Stuttgart. Die Arbeit führt das Motto: „Beharrlichkeit führt zum Ziel" und nicht umsonst, denn groß sind Mühe und Fleiß, die der junge Künstler darauf verwendete. Die Zeichnung ist eine schöne und sehr reiche, der Schnitt ist scharf, das Holz dunkel matt, der Hintergrund aus roter Seide. Das Ganze, etwa 80 cm hoch, wirkt so prächtig und bildet einen so schönen Zimmerschmuck, daß man für den Augenblick bedauern möchte, kein Waisenknabe zu sein. — Im zweiten Bild präsentiert sich uns unter dem schönen Motto: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not" eine von Friedrich Henniger in Leipzig selbst entworfene, in Kerbschnitt ausgeführte „Sparbüchse". Die Form ist einfach und gefällig, der Schnitt ein sehr exakter. Diese Holzarbeit macht einen noblen Eindruck und hat auch allgemein ungeteilte Anerkennung erfahren.

Das folgende Schokoladehäuschen, das das Motto führt: „Frisch gewagt ist halb gewonnen" ist etwas für Schlecker. Es ist sehr hübsch gemacht, die Konstruktion ist sinnreich und die Hauptsache: es ist wohlgefüllt. Meinst Du nicht — Karl Albrecht in Bremen, 13 Jahre alt, verdanken wir diese Schöpfung — daß die Gebrauchsanweisung, die wir hier folgen lassen, fast überflüssig ist? und daß die Schlecker die Schokoladetäfelchen auch ohne eine solche gefunden hätten?

„Nachdem man," schreibt unser Baumeister, „den Schieber in die Thür des Häuschens geschoben hat, werfe man durch den Schornstein ein 10-Pfennigstück darauf, bewege den Hebel des Brunnens nach unten, so wird aus der Thür des Häuschens ein Stück Schokolade hervorkommen; man nehme dasselbe heraus (esse es zunächst natürlich!! die Red.) und (dann erst!! die Red.) bringe den Schieber an seinen alten Platz zurück. In derselben Weise kann man 8 mal ein Stück Schokolade herausnehmen oder herausnehmen lassen. Nachdem der Vorrat erschöpft ist, ziehe man die Stifte, welche sich oben an den beiden Giebeln befinden, heraus und hebe die vordere Seite des Daches ab. Dann fülle man den Schokoladenkasten von neuem mit 8 Stück Schokolade und nehme das Geld, welches sich unter demselben befindet, heraus; dann setze man das Dach wieder auf das Häuschen und stecke die Stifte wieder hinein. Jetzt kann der Automat seine Thätigkeit von neuem beginnen —" und der Schlecker natürlich auch. Wollen hoffen, daß der glückliche Waisenknabe den Automaten nicht allzu interessant findet und sich vor lauter Hantieren und Probieren nicht am Ende den Magen verdirbt.



Der kleine Vogel.

Gar trefflich präsentiert sich eine Bilderrahme aus Naturprodukten, mit vielem Geschmack auf eine breite Holzleiste geordnet, befestigt und vergoldet. So einfach die Sache scheint, so groß ist mit diesen einfachen Mitteln die Wirkung. Wie der Verfertiger zu Werke gegangen, hören wir ihn selber: „Endlich komme ich auch mit meiner Handarbeit! Dieselbe kommt auf 1 M. 50 Pf. zu stehen. Nämlich die Rahme mit Glas 1 M., wie Du aus beiliegender Rechnung sehen kannst, und 50 Pf. für Vergoldung (25 Pf. ein Briefchen Reichgold und 25 Pf. Lack). Alles andere kostet mich nichts und ist meistens Beute, welche ich auf Spaziergängen und Partien gemacht habe. Auf diese Weise habe ich schon Zigarrenbecher, Blumenkörbe, Hängeampeln 2c. hergestellt, welche sich sehr gut zu Geschenken eignen. Mein Motto lautet: ‚Frisch gewagt ist halb gewonnen'. Ich bin 16 Jahre alt geworden. Meine Adresse: Eduard Stöffel in Frankfurt a. M."

Das nächste Bildchen gibt das sauber gearbeitete Modell eines Webstuhles wieder, an dem wir zu unserer Bewunderung sogar schon ein ziemliches Stück gewebten Stoffes vorfanden. Der Aufwand an Geistesarbeit und Ausdauer liegt klar vor, wenn man bedenkt, daß der junge Maschinenbauer aus diesem ungefügen Material eine exakt funktionierende Maschinerie zusammenschnitzte. Auch dieses Modell, das durch den Transport stellenweise etwas gelitten, hat allgemeine Anerkennung gefunden. Die Oeffnung des Kouverts nannte uns als Erbauer: Bernhard Nickel in Burtscheid, dem wir zu dieser Arbeit herzlich gratulieren. (Forts. folgt.)

Doppel-Metamorphosen-Problem.

Würze, Largo, Schnitt, schmerzend, Nacken, Rhede, Tisch, Heine, Meerarm, anonim, Runde, Harun, pochen, erwärmt, Stiel, Wärme, nautisch, Lasso, Schürzende, zanken.

Jedes der obigen 20 Wörter kürze man um zwei Buchstaben. Den Rest jedes Wortes bringe man in die richtige Ordnung und lese diese 20 neuen Wörter der Reihe nach ab, so erhält man eine bekannte Rückertsche Sentenz.

Vokal-Problem.

D — rm — n, sch — st, fr — — g — sch — f, f — n — st, fr — — — nd, w — r, d — r — n, k — t, t — ng —, b — r — n.

Schiller.

Die Striche sind durch Vokale und Umlaute zu ersetzen, die willkürlich getrennten Wortteile in Zusammenhang zu bringen. Geht man im Sinne der richtigen Lösung vor, so erhält man eine bekannte Schillersche Sentenz.

Geographierätsel.

Welche angrenzende Kantons der Schweiz bilden mit ihren Anfangsbuchstaben ein Gewürz, einen Nebenfluß der Weichsel, einen humoristischen Schriftsteller, einen Musikeffekt und einen Baumteil?

Auflösung des homonymen Worträtsels in Nr. 11.

Wagen wagen.

Auflösung des Rätsels in Nr. 8.

Augenblick.

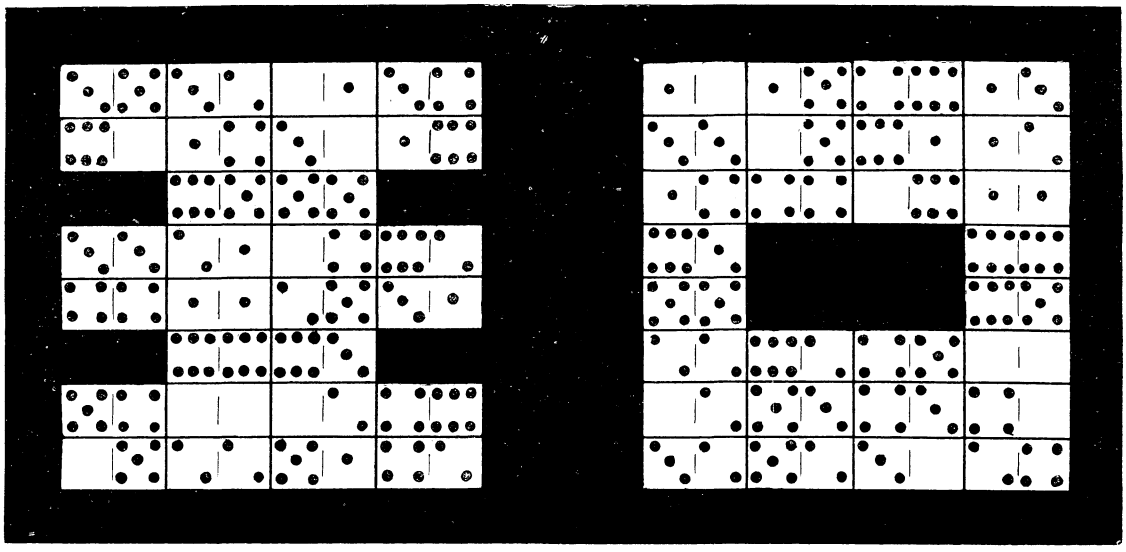
---

erfolg darf nicht abschrecken; überwundene Schwierigkeiten stärken die Kraft und „was andern gelungen, muß auch Dir gelingen", dieser Gedanke verlasse Dich nie.

Arthur Speckkonig, Tertianer in ? schreibt: „Weiß mir einer der Kameraden zu sagen, wie ich Froschlaich behandeln muß, daß die jungen Fröschlein auskriechen?"

Karl v. K. in **Koblenz.** Feines Rätsel. Wünschen baldige Genesung.

einem Induktionsapparat kennen zu lernen. Verbinde die Enden der Induktionsspule mit einem Galvanometer; lege die Drahtenden auf Jodkaliumkleisterpapier, verbinde die Enden mit einem Voltameter, Du wirst dann wunderbare Erscheinungen zu Gesicht bekommen; was Du siehst, teile uns mit, wir wollen dann sehen, ob Du das Richtige gefunden hast. Außerdem kannst Du ja auch die bekannten Versuche mit Geißlerschen Röhren



Auflösung des Domino Patience aus Nr. 8.

Fragen und Antworten.

M. G. in **Ch.** Wo sich Emin Pascha augenblicklich befindet? Ja Freund, wenn wir das wüßten, dann wären wir berühmte Leute. — Ihn aufzusuchen? Das wäre etwas für den blauroten Methusalem, für „Jottfried" und den dicken Mijnheer; potztausend, das hätte einen Schlag!

Th. Förster in **Kempen:** Du bist also im Besitz einer Elektrisiermaschine und willst damit experimentieren, aber wie und was? Du kennst doch wohl die hübschen Experimente mit dem Elektrophor, der Dampfelektrisiermaschine, dem Voltaschen Kondensator, der Leydener Flasche, der Franklinschen Tafel u. a.? Wie sie einzeln ausgeführt werden, Dir das alles an dieser Stelle zu sagen, gebricht es uns an Raum. Wir haben übrigens auf diesem Gebiete schon viel, sehr viel berichtet und werden noch oft daran kommen. Vielleicht würden Dir auf Ersuchen gerne auch einige ältere Kameraden und Abonnenten brieflich anleitend zur Seite stehen. Gib nur Deine volle Briefadresse an. Du sollst sehen, wie gefällig manche sind. Gruß!

An J. S. in Craiowa (Rumänien). Ein Buch, das eine Zusammenstellung von Regeln für das Uebersetzen aus dem Lateinischen, überhaupt aus einer fremden Sprache in die Muttersprache enthielte, ist auch dem „G. K." nicht bekannt. Immerhin will er Dir einige gute Ratschläge geben. Für den Anfang wird wohl jeder Lehrer die Bedeutung der Wörter nennen, die für den gerade zu übersetzenden Abschnitt paßt. In Wörterbüchern herumzusuchen, ist meist verlorene Mühe. Du hast dann immerhin noch mit der Konstruktion der Sätze gehörig zu thun. Gute Dienste leisten auch Spezialwörterbücher, d. h. solche, in welchen den einzelnen Bedeutungen der Vokabeln diejenigen Stellen des Schriftstellers beigefügt sind, bei denen sie zur Anwendung kommen. So gibt es verschiedene Spezialwörterbücher auch für Cäsars Bellum gallicum, der ja gerade Dir so viel Kopfzerbrechens macht. — Freund, verliere den Mut nicht! Und wenn Du nun einmal auch trotz redlichem Bemühen nichts Brauchbares herausbringst, bitte Deinen Herrn Lehrer um Hilfe, denn ohne diesen kann ja auch der beste Schüler nicht immer zum Ziel kommen. Wenn Du mit Fleiß daran bist, wird Dein Wissen jeden Tag ein Stückchen wachsen und bald werden die „Wacken und Klötze," um mit den Worten eines sehr berühmten Uebersetzers zu reden, leichter überstiegen werden und zu großem Teile verschwinden. — Als sehr fördernd ist auch die Retroversion zu empfehlen und zwar gleich von Anfang an. — Möchtest Du doch nie vergessen, daß nur das Dein wirkliches geistiges Eigentum ist, über das Du frei verfügen kannst, das Du, wenn auch mit Anstrengung, doch voll und ganz in Dich aufgenommen hast, und daß das Studium der alten Sprachen insbesondere darin Nutzen bringt, als es den Schüler zu selbständigem Denken und Arbeiten zu führen geeignet ist. — Also nur munter und mutig daran junger Freund, der erste Mißmachen und die verschiedenen Momente beobachten, welche durch die Einführung des Induktionsstromes sich zeigen. Auch den Versuch der Trennung der Aureole vom Funken kannst Du probieren. Kameradschaftlichen Gruß!

Wilhelm Emmerich in **Homburg.** Das Experiment mit unserem einfachen Elektrophor gelang Dir also nicht; an was hat das gelegen? Es ist verschiedenes zu beachten, das man gar leicht übersieht; das Theebrett ist lackiert gewesen, Du hast Dich auch nicht überzeugt, ob es wirklich Weißblech war; die Papierscheibe muß möglichst gerade und vollständig ausgetrocknet sein; die Bürste muß trocken und sehr steife Borsten haben und fest reiben mußt Du! Wenn Du das alles beachtest, wird Dir das Experiment schon gelingen! Gruß!

Spatzenjäger und **Hundeliebhaber.** Ueber „Jottfried von Bouillong," den ausgesprochenen Erbfeind aller Sarazenen, mußt Du nolens volens lachen. Freund, thu Dir keinen Zwang an, das Lachen soll eine der gesündesten Leibesbewegungen sein.

Hermann Sinogowitz. Dein Kompliment ist ein sehr schmeichelhaftes; das soll unter Kameraden gar nicht vorkommen. — Dieser Fußboden wird, soviel wir davon verstehen, ganz frisch ausgekittet werden müssen. — Dank für das Buchstabenrätsel. Hat manchen Seufzer gekostet, wie? Grüßen gleichfalls bestens.

Axel — Albrecht von M. Du willst für Dein Kindertheater einen „guten Blitz und einen natürlichen Donner". Freund, das werden wir schwerlich fertig bringen. Wie Du das aber dennoch unter lautem Beifallssturm Deines Auditoriums zuwege kriegst, das sagt Dir des „G. K." Anleitung: „Der junge Theatertechniker, IV. Die Theatermaschinerie" und zwar schon in der nächsten Nummer. Vielen und großen Erfolg und mach's nicht gar zu arg!

Oskar Usbeck. Es ist verwunderlich, daß die genannten Theaterjenerieen, wenn sie durch graphischen Druck hergestellt wurden, die Firma nicht nennen sollen, die sie hergestellt hat. Sehen Sie doch die Ränder der Farbendrucke daraufhin nochmals genauer an, vielleicht entdecken Sie doch in einer der Ecken die erwünschten Schriftzeichen. Ohne die Bogen zu sehen, können wir den Verleger unmöglich bestimmen. Wir nennen einige Adressen: M. Trentsenski in Wien. I, Domgasse, Joh. Scholz in Mainz.

Emil Danjczek, Tertianer in **Prag,** bittet seine lieben Kameraden, ihm zu sagen, wie er sich eine feine Zauberlaterne (Laterna magica) mit beweglichen Bildern machen könnte.

Offenes Sendkapitel an Mr. Hobble-Frank. Eine solche Spitzfindigkeit hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Wer wird denn ooch statt „Timurlenk" — „Dammarlack" sagen? Weeß Knöppchen!! Brockhaus' Konversationslexikon habe ich von a bis z durchgestöbert und habe dort den Dammarlack ooch gefunden. Da stand: „Es ist ein ausgezeichneter famoser Lack, der alles pappt." „Ausgezeichnet und famos" paßt auf Sie durchaus nicht, aber „pappt" das paßt, denn nur Papp reden Sie. Verstanden! Ich muß Ihnen doch einmal die Leviten lesen, und zwar:

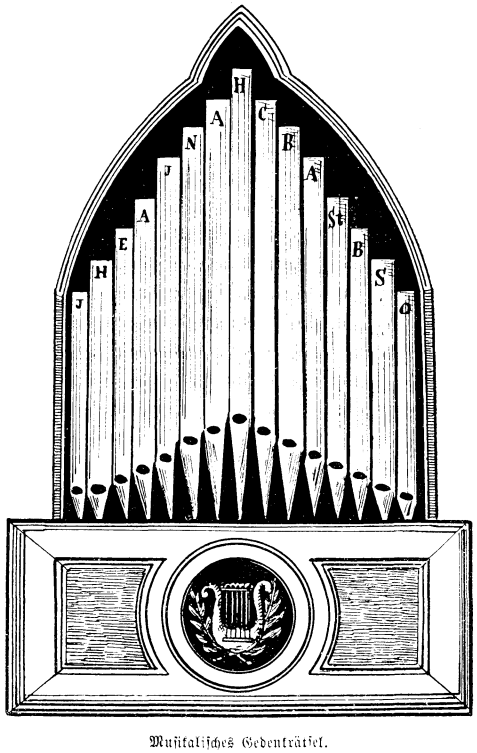
I. Wegen dem „gewesenen Forschtgehilfen". In

Der Abonnent in **Telgte.** Das Kultusministerium durch Erlaß im Reichsanzeiger.

Ein guter Kamerad aus **Leipzig.** Hast Du hinreichend Futtertiere, dann brauchst Du Deine Ringelnatter nicht überwintern lassen. Bist Du jedoch zu letzterem entschlossen, so verfahre, wie an dieser Stelle in letzter Zeit wiederholt erläutert. Der Keller soll nicht kälter als 4 bis 5° R. sein. Selbstverständlich dürfen in die betreffenden Holz- oder Zinkkisten nur gleiche Arten kommen, denn sonst schlafen sie nicht, sondern knappern einander auf. — Futtertiere überwintert man ebenfalls. Man darf sie zur Fütterung nur allmählich in die erwärmten Räume verbringen, anderenfalls sterben sie ab. Du sollst mit nur völlig erwachten Tieren füttern.

Volapük. Schleyers Volapük für Gelehrte und Kaufleute mit Uebungsstücken und Wörterbuch. Preis 75 Pfg. Verlag von A. Schultze Berlin, Friedrichsstraße 12.

Alfred Breit in **Wiesenthal.** Du wünschest, Versuche mit



Musikalisches Gedenkrätsel.

Moritzburg in Sachsen habe ich mich eingehend erkundigt, ob ein „Hobble-Frank“ angeschdellt gewesen sei und bekam die Antwort: ein solcher sei dort unbekannt. Sehen Sie, Sie Schwindler, wie verhält sich das?

II. Wegen Gottfried von Bouillon, für den Sie sich jetzt ausgeben. Wenn das der richtige Gottfried von Bouillon erführe, der würde Sie an Ihren Schlappohren nehmen, so daß Ihnen das Jagen und Herumvakanzieren in Amerika verginge!

Ich will sehen, was Sie auf diese Anschuldigung zu sagen haben, Sie Schwerenöter, Sie! Warum haben Sie die Reise nach China nicht offiziell mitgemacht? Hoffentlich werden Sie daselbst Ihrer Geleertsamkeit wegen als Mandarin angeschtellt, und bleiben immer im „Reiche der Mitte“. Ihr ehrgäbenster

K. Y. Z.

Georg Flohn in **Worms, Marktplatz.** Ja, das glaubt Dir der „G. K.“ gerne, daß Du Freude damit hättest, mit Deiner Laterna magica bewegliche Figuren aufmarschieren zu lassen; aber das kannst Du mit bestem Willen nicht zustande bringen, denn Deine Figuren bleiben unbeweglich in alle Ewigkeit. Um bewegliche Gruppen oder Einzelfiguren darzustellen, werden diese am äußeren Rande einer großen Glasscheibe von mindestens 30 cm Durchmesser gemalt. Die Glasscheibe muß wie ein Rad beweglich eingestellt werden, so daß nur der obere Rand derselben zwischen der Beleuchtung und den Sammellinsen läuft. Auf diesem Rande nun werden die Bilder in den einzelnen Bewegungsphasen gemalt, so wie Du es im „G. K.“ in den Nummern 14 und 16 auf den Seiten 224 und 256 des zweiten Jahrganges beobachten kannst. Ist dies fertig und Du bringst die Glasscheibe in rasche Drehung, dann wirst Du die Bilder auf der Wand beweglich sehen. Aber die Sache ist sehr kostspielig und sehr kompliziert; schwerlich wirst Du es fertig bringen. — Schneefall dagegen ist leichter herzustellen, wenn Du eine zweite Laterna magica besitzest. Diese richte so, daß Du von beiden Laternen auf der Wand nur eine Lichtscheibe siehst, das heißt, beide Laternen müssen auf denselben Punkt gerichtet sein. Während nun die eine Laterne das Landschaftsbild zeigt, führe von oben nach unten bei der zweiten rasch einen Streifen von schwarzem Papier vorbei, der mit unregelmäßigen Nadelstichen durchlöchert ist. Dies ahmt den Schneefall täuschend nach. Am besten eignen sich dazu die sogenannten Nebelbilderapparate. Hast Du aber weder einen solchen, noch eine zweite Laterna magica, so mache Dir eine solche aus Pappe ohne Linsen. Wenn Du diese nur mit stärkerem Licht versiehst, als die Laterna magica, welche das Landschaftsbild zeigt, so kannst Du damit immerhin auch nach vorbeschriebener Art einen leidlich sichtbaren Schneefall erzielen.

Georg von Adelebsen in **Wiesbaden, Adolfsallee 27,** bittet seine Kameraden, ihm ein gutes Lustspiel oder Schauspiel zu empfehlen, mit möglichst wenig Mädchenrollen.

Max Zimmermann, A. Larcher, Max Haller. Die Anleitung zum Schachspiel findet Ihr Seite 118 des ersten Jahrganges. Gruß!

E. D., Tertianer zu **Otterndorf,** wolle, wenn wir seinem Wunsch entsprechen sollen, seine volle Briefadresse mitteilen, auch die betreffende Angelegenheit wiederholen.

Zwei fidele Obertertianer. Hätte der „G. K.“ nicht so viele Fragen zu beantworten, würde er der dritte in Eurem Bunde sein. — Schreibt doch in dieser Sache an die Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig um den betreffenden Katalog. Er wird Euch gern mitgeteilt werden. Profit!

J. O. in **W. S.** Entoparasiten (griech.) = Schmarotzer.

Julius Laier in **Leitmeritz.** Besten Dank für die Beschreibung Deines Telegraphen. Interessant!

Gustav Grodkovszky in **Leibitz, Oberungarn,** fragt: „Wer kann mir ein Buch verschaffen oder nennen, das vom Ausstopfen der Vögel handelt?“

M. Sch. in **Passau.** Sehr liebenswürdig von Dir; interessant. Vielleicht später, im Augenblick verfügen wir nicht über den nötigen Raum. Gruß!

Werner Staberow in **D.** Eine Anleitung zur Drechslerarbeit findest Du im Neuen Universum Band 9.

O. F. J. in **Basel.** Das Gedicht ist gut. Sie sind ein Kamerad? Ja, aber jedenfalls einer, der bereits einen großen Schnauzbart unter der Nase trägt. Stimmt's?

Laus das Lob. Freund, ein solches Rätsel schickt man, wenn man es überhaupt schickt, immer zugleich mit dem betreffenden Desinfektionsmittel.

Hans A. in **Doberan.** Besprich diesen Fall doch mit dem dortigen Musikalienhändler. Wenn wir mal nach Doberan kommen, sollst Du uns dann auf Deinem Klimperkasten was vorspielen.

O. R., Hammen. Die rätselhafte Inschrift von den Aeppeln „is jut“, würde „Jottfried“ sagen. Abreisen oder Abreißen?

Tauschmarkt.

Briefmarken und Steine tauscht: Georg Boß, Dresden, Struvestraße 12 II.

Wer in drei Tagen ein fertiger Zauberer werden will, wende sich an Josef Hanes Znaim, Antonigasse 8. Derselbe gibt 10 bis 15 Apparate mit Vortrag zum Experimentieren; sucht dagegen eine Elektrisiermaschine.

Ich habe sehr viele bosnische Marken, und möchte mit Kameraden des Auslandes tauschen. Wer mir die 100ste schickt, bekommt drei wertvolle Mineralien. Jos. Sitta in Marburg a. Drau, Sparkassa.

Wilhelm Hermann in **Erfurt, Louisenstraße 13 b,** gibt Stempel für eine Bayern 1 Kr. schwarz.

Da liegt die Bescherung!

W. Heims in **Kiel, Dammstraße 56,** gibt ab einen Herkuleskäfer, der größte der Käfer, 10 cm lang, südamerikanische Banknoten und seltene Siegel.

P. Pietzker in **Hamburg — Harvestehude, Mittelweg 115,** vertauscht echte Tongafreimarken, große Seltenheit.

Max Haller in **Innsbruck, Museumsstraße 22 I,** gibt ein Album mit 200 seltenen Briefmarken für eine Dampfmaschine.

Euer Kamerad Max Schropp in **Passau, Aeußere Ludwigsstraße Nr. 59½,** schickt jedem gegen Einsendung einer Zehnpfennigmarke eine Anleitung zum Selbstanfertigen jedes beliebigen Apparates (ausgenommen Dampfmaschinen) aus dem Kataloge der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider.

Jul. Laier in **Leitmeritz, Wallstraße 42,** sucht Druckerpresse oder sonstigen Apparat; gibt Briefmarken und Ganzsachen.

Visarion Roman in **Hermannstadt, Brückenthalgasse 17,** wünscht rumänische, ungarische, bayrische und deutsche Marken gegen andere zu vertauschen.

Robert Court in **Köln, Blumenstraße 7,** tauscht Kölner Privatpostmarken gegen solche anderer Städte.

Stephan Aicher in **Rosenheim, Ellmairstraße 15,** sucht ein Herbarium gegen Mineralien oder Briefmarken zu vertauschen.

Aug. Prettner in **München, Augustenstraße 87 III,** hat ein Geldkouvert mit 2 Goldküstemarken zu 4 Penny und 1 graue zu 2 Penny, die er umzutauschen wünscht.

Bela Tarner in **Klausenburg (Siebenbürgen) Griech. Kirchengasse 6 a,** wünscht mit überseeischen Kameraden Briefmarken zu tauschen.

Ferd. Schohl in **Pirmasens** sucht Dampfmaschine, Photographischen Apparat, Briefmarkensammlung, und gibt dagegen physikalische Apparate und Bücher.

Wilh. Dill in **Moskau, Sadownitschestaja ulitza, Haus Sisoew 88,** sucht Tauschverbindung mit Kameraden in den Staaten der Balkanhalbinsel, in Nordamerika und auf überseeischen, französischen und englischen Besitzungen und wünscht Ganzsachen: gibt andere gute Marken.

Albsfaller in **Rußland, Esthland, Reval, Poststraße 172,** bittet um Zusendung von Münzen und ist zu entsprechenden Gegenleistungen bereit.

H. von Fiesenhausen in **Riga I., Weidendamm 1,** hat russische Marken und Ganzsachen gegen ausländische zu vertauschen.

Georg Polauck, per Adresse: Ad. Pöfner in **Hof, Bayern, Bachstraße 3,** hat viele doppelte Marken und ladet seine Kameraden zum Tausch ein.

Ernst Lehment in **Rostock, Kröpelinerstraße 30,** bittet seine Kameraden im Auslande um Briefmarken und Ganzsachen ihres Landes, gibt dagegen Schweizer Briefmarken und Ganzsachen.

Karl Hoffmeister in **Duderstadt** sucht photographischen Apparat mit Zubehör, gibt dagegen naturwissenschaftliche Bücher.

Oskar Gidion in **Wiesbaden, Rheinstraße 45,** bittet großmütige Kameraden um Ueberlassung von Briefmarkendubletten.

Wer tauscht mit mir mikroskopische Präparate und Chemikalien gegen gleiches? Adresse: **Karl Pickert** in **Leitmeritz** (lange Gasse), Böhmen.

Gustav le Bell in **Hamburg, Johannisbollwerk 21 II,** gibt einen Elektrophor (2 cm lange Funken) und eine Leydener Flasche für eine elektrische Glocke, aber galvanisch.

Biete Tischlerwerkzeug, einen Schmetterlingskasten, eine Steinsammlung (40 Stück) in Holzkasten und Theaterdekorationen zum Tausch gegen chemische Apparate, ausgestopfte Vögel und große Muscheln. Briefe und Angebote an: M. D. 3 postlagernd **Bunzlau.**

Ich bitte großmütige Kameraden um Ueberlassung von türkischen Briefmarken; wer die vierzigste schickt, erhält seltene Schmetterlinge oder Käfer. **A. von Reit zu Freiburg** in **Baden, Hebelstraße 13.**

Karl von Felbinger in **Brünn, Mähren, Bahnring 18 und 20,** gibt einen Hirschkäfer, eine Porzellanschnecke, zwei Steine und Marken gegen andere seltene Briefmarken (alte deutsche, südam. und asiat. Staaten).

Unbekannte Freunde! seid so gut und schicket mir Marken von Württemberg, alte oder neue, bittet euren Papa, euch solche von den Schreiben, die er täglich empfängt, abzulösen. Euer Freund Karl Ettensperger, Untersekundaner in Ehingen a. D.

Bruno Haake, Königl. preuß. Obertertianer (Sekundaner in spe) Berlin, Landsbergerstraße 91, möchte Briefmarken tauschen.

Eugen von Miattiz in **Köln, Hohenzollernring 92,** sucht photographischen Apparat, gibt dagegen ein Briefmarkenalbum mit 700 Marken, eine Laterna magica und ein Buch.

Hubert Ritter von Karnitschnigg in **Graz, Humboldtstraße 3 F. I.,** sucht Briefmarken von Sachsen, Preußen und Portugal, gibt dagegen andere Marken.

J. Gundlach in **Wismar, Lindenstraße 20,** bietet eine fast neue Geige und verschiedene Bücher zum Umtausch und erbittet Angebote.

Josef Jörger in **Freiburg i. Br., Belfortstraße 23,** sucht eine Dampfmaschine gegen viele und seltene Steine oder Schmetterlinge einzutauschen.

Wilh. Götze in **Naumburg a. Saale, Charlottenstraße 3,** sucht Privatpostmarken, bietet dagegen über 300 ausländische Postmarken.

Der Grunewald bei Berlin

steht bei den Botanikern in hohem Ansehen. Die Sumpfgegenden des Waldes sind wahre Fundgruben für den Pflanzenforscher. Häufig findet sich der Sonnentau, aus der Familie der Droseraceae, der fressenden Pflanzen, welche die Fähigkeit besitzen, kleine Insekten, durch die ihre Blätter gereizt werden, zu erfassen. Auch das Sumpfschlangenkraut, die Calla palustris, ist hier heimisch, deren größere äthiopische Schwester als Zierpflanze unsere Zimmer schmückt. Aber auch die sog. boreal-alpinen Pflanzen gedeihen im Grunewald. Freilich sollen dort diese Pflanzen sehr im Verschwinden begriffen sein.

Chinesische Medizinen.

Die amerikanischen Zolloffizianten, die hauptsächlich mit der Regelung der chinesischen Einfuhrwaren betraut sind, haben dem Finanzministerium in Washington eine lange Liste eingesandt, auf der die verschiedenen Medizinen, Medikamente und Geheimmittel vertreten sind, welche seitens der Söhne des Reiches der Mitte zur Beglückung, resp. zur Kur für die in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen und sonstige Leichtgläubige versandt werden und in den Häfen zollamtlicher Behandlung unterworfen sind. Die New Yorker Handelszeitung bringt folgende interessante Auswahl aus der seitenlangen Liste: Tigerknochen, getrocknetes Blut, Bärengalle, Eselsleim, Baumwanzen, Elefantengalle, Fossilkrebse, fossile Zähne, Geflügelmagen, „Insekten mit neuen Gerüchen", „Jobs-Thränen", Kuhhaare, Glas, Rhinozeroshörner, Kuhknie, „Puff-Balls", Drachenzähne, Stroh, Stachelschweinhäute, getrocknete Seidenwürmer, Schlangenhäute, Krebsaugen, Pferdeschwänze, sowie Tausendfüße.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

„Kann mich leid thun, der arme, liebe Nante!" meinte Gottfried von Bouillon. „Bei sonne jesegnete Mahlzeit muß sein Magen platzen, und dann ist es mit seine jute Konstitution vorüber. Wenn er sich mit so einer jrassen Indijestion wieder alleine hinauf in die Wolken findet, so soll man mir jetrost Jottfried von Oleum nennen anstatt von Bouillon!"

„Ich hörte ihn essen," bemerkte Richard. „Das Schnalzen und Schmatzen war ganz deutlich."

„Zoo?" fragte der Dicke. „Heeft hij gesnaalzen en smaazt?"

„Ganz deutlich. Es war so nahe, als ob Sie es seien." — Um aus seiner Verlegenheit zu kommen, forderte der Priester nun auch die Offiziere auf, ihre Fragen vorzubringen. Sie lehnten es ab, und so sah er sich veranlaßt, den Geist zu verabschieden. Er schrieb eine höfliche Danksagung auf einen Zettel und verbrannte denselben. Der Geist aber besaß nicht weniger guten Ton, denn er fuhr in den Priester und zwang ihn, mit Hilfe des Pinsels in den Sand zu schreiben:

„Meine Herren, ich war sehr erfreut, Sie kennen zu lernen und

– Der Geist aber besaß nicht weniger guten Ton, denn er fuhr in den Priester und zwang ihn, mit dem Pinsel in den Sand zu schreiben. –

> Es gibt keine reinere Freude, als die, seinen Nebenmenschen sich nützlich zu machen.
>
> Friedrich von Esmarch.

danke Ihnen innigst für die Gaben, mit denen Sie mich beglückt und gestärkt haben. Ich muß nun schleunigst fort, denn es warten noch viele andere auf meine Hilfe, und so ersuche ich Sie, mich gefälligst nach der Treppe zu geleiten."

Nachdem diese Abschiedsworte vorgelesen worden waren, wurde denselben Folge geleistet. Jeder der Anwesenden bekam ein brennendes, gelbes Papier in die Hand, und dann wurde ein Zug gebildet, um dem Geiste das Ehrengeleit nach der Schiffsleiter zu geben. Er ging wieder so, wie er gekommen war, nämlich zwischen dem Kapitän und dem Steuermanne, und obgleich er nicht zu sehen war, verbeugten sich doch alle unaufhörlich, bis er das Schiff verlassen hatte.

Die Deutschen waren auf ihren Plätzen geblieben. Es fiel ihnen nicht ein, den Hokuspokus mitzumachen und dadurch die Meinung zu erwecken, als ob sie demselben Glauben schenkten. Einiges daran war ihnen freilich unverständlich.

„Ein tüchtiger Esser und Trinker war dieser Jeist," meinte Gottfried. „Er muß sehr lange jefastet haben."

„Unsinn!" sagte Turnerstick. „Der Priester hat alles getrunken und gegessen."

„Dieser dürre, kleine Kerl? Dat will mich nicht in den Kopf. Ich habe von hier aus jerochen, dat der Branntwein nicht janz ohne war. Er duftete wie neunzigjrädiger Spiritus. Und so ein Topf voll? Nein, dat ist der Priester nicht jewesen."

„Ik ben't geweest," erklärte da der Dicke. „Ik heb den Brandewijn dronken."

„Sie?" fragte der Methusalem erstaunt. „Sie haben ihm den Krug wegstibitzt?"

„Ja."

„Und ihn vollständig geleert?"

„Ja; hij was dook zeer klein en de Brandewijn zwak — ja, er war doch sehr klein und der Branntwein schwach."

„Da geht mir freilich ein Licht auf! Dann haben Sie wohl auch den ganzen Kuchen gegessen?"

„Ik heb hij opefreten — ich habe ihn aufgefressen.

„Und das viele Fleisch?"

„Heb ik ook opefreten — habe ich auch aufgefressen."

„Aber Sie haben doch vorher im Hotel so reichlich gespeist! Wie ist es Ihnen denn da zu Mute? Wie befinden Sie sich da?"

„Zeer wel, allerbest; ik heb den koek zeer gaarne en ook het vlesch — sehr wohl, vortrefflich; ich habe den Kuchen sehr gern und auch das Fleisch."

„Nun, dann brate nicht mir, sondern Ihnen einer einen Storch! Ich glaube, Sie würden auch diesen verzehren!"

„Een ooijevaar? Waarom niet, als hij goed gebraden is — einen Storch? Warum nicht, wenn er gut gebraten ist?"

Er sagte das mit einem solchen Ernste und so unbefangen, daß die anderen ein lautes Gelächter aufschlugen. Soeben kehrten die Chinesen von der Begleitung des Geistes zurück. Die Matrosen zerstreuten sich über das Verdeck; die Offiziere aber nahmen den Priester in ihre Mitte und begannen mit ihm ein sehr erregtes Verhör über den außerordentlichen Appetit, welchen der Geist entwickelt hatte. Er beteuerte seine Unschuld; sie aber glaubten ihm nicht und zwangen ihn, seine Taschen zu zeigen. Wie erstaunten sie, als sie dieselben leer fanden! Sie hatten den Priester nicht aus den Augen gelassen; er konnte also den Kuchen und das Fleisch nicht anderweit versteckt haben, und so gaben sie endlich kopfschüttelnd zu, daß heut einmal ausnahmsweise ein wirklicher Geist dagewesen sei.

Der Methusalem hatte sie von weitem beobachtet. Er erriet aus ihren Bewegungen den Gegenstand und Inhalt ihres Gespräches. Jetzt kamen sie herbei, um sich zu erkundigen, welchen Eindruck das Kong-pit auf ihn und seine Gefährten gemacht habe. Sie waren überzeugt, den Fremden außerordentlich imponiert zu haben. Degenfeld hätte ihnen seine Meinung so gern aufrichtig gesagt, aber damit hätte er sich sofort in Mißkredit gebracht, denn die Sitte befiehlt dem Chinesen, in allen Fällen höflich zu sein, und erlaubt ihm keine Ausnahme von dieser Regel. Darum verheimlichte der Blaurote seinen Unglauben und beantwortete aber die an ihn gerichteten Fragen mit möglichster Gleichgültigkeit. Darüber verwunderten sie sich so, daß der Ho-tschang fragte: „Hat euch denn die Anwesenheit des Geistes nicht in Verwirrung gebracht?"

„Nein. Wie könnte sie das?"

„Der Geist ist doch ein höheres Wesen als der Mensch."

„Das sagt ihr; ihr werdet mir aber wohl erlauben, anderer Meinung zu sein."

„Dürfen wir diese Meinung erfahren?"

„Ja. Welches ist das höchste irdische Wesen?"

„Der Mensch."

„Woraus besteht er?"

„Aus dem Leibe und dem Geiste."

„Ganz richtig."

„Wäre der Leib allein auch ein Mensch?"

„Nein."

„Oder der Geist allein?"

„Auch nicht."

„Wenn also weder der Leib allein noch der Geist allein würdig ist, ein Mensch genannt zu werden, so steht ihre Vereinigung, der Mensch, hoch über beiden. Wie könnte daher mich, der ich zu der Klasse der höchsten irdischen Geschöpfe zähle, die Anwesenheit eines Geistes, der unter mir steht, in Verwirrung bringen!"

Diese Logik, gegen welche er nichts zu sagen wußte, verblüffte den Ho-tschang. Dennoch fand er eine Entgegnung, welcher er auch Worte gab.

„Aber dieser Geist ist ein Wang gewesen!"

„Jetzt ist er es nicht mehr, und euer berühmtes Li-king, das Buch, nach welchem ihr euch in allen Lebenslagen zu richten habt, befiehlt euch, jedem die Ehre des Standes zu geben, welchem er augenblicklich angehört. Wie könnt ihr euch vor einem Geiste fürchten, der zwar Wang war, aber nicht mehr ist."

„Vielleicht hat euer Volk recht, vielleicht das unsrige. Wir wollen uns nicht streiten. Aber da uns eine so glückliche Fahrt prophezeit worden ist, müssen wir uns darüber freuen, und diese Freude wollen wir durch ein Mahl feiern, zu welchem wir euch ehrerbietigst einladen."

„Wir danken euch! Wir wissen, was uns die Höflichkeit gebietet, und bitten euch also, euer Mahl allein zu verspeisen."

„Ihr versteht mich falsch. Wir meinen unsre Einladung in vollem Ernste."

„Auch mir ist es völlig Ernst mit meiner Abweisung. Folgte ich eurer Bitte, so müßtet ihr uns für sehr unbewanderte und unhöfliche Menschen halten. Ihr seid so höflich, uns einzuladen, wie dürften wir da so unhöflich sein, euch dadurch zu belästigen, daß wir euern Wunsch erfüllen!"

Der Blaurote hatte nach chinesischen Begriffen vollständig recht. Man darf nur derjenigen Einladung folgen, welche in aller Form und unter Ueberreichung eines großen, farbigen, dazu hergerichteten Papierbogens geschieht.

„Wir meinen unseren Wunsch wirklich aufrichtig," drängte der Ho-tschang. „Wir haben keine gedruckten Einladungen an Bord, und da ich englisch spreche, meine ich meine Einladung nicht chinesisch."

„Darf ich das glauben?"

„Ja, ich bitte sehr darum."

„So will ich es wagen, die Einladung anzunehmen. Wann wird das Essen beginnen?"

„In einer halben Stunde. Ich selbst werde euch abholen. Fleisch kann ich euch leider nicht vorsetzen, denn das hat der Geist verzehrt."

„Ich habe es bisher nicht gewußt, daß Geister Fleisch essen. Vielleicht haben sie eine besondere Vorliebe für denjenigen Braten, welchen ihr ihm vorsetztet. Werdet ihr die Güte haben, mir zu sagen, von welchem Tiere dieses Fleisch gewesen ist?"

„Es war Dschi, das delikateste Essen, welches es nur geben kann. Darum hat der Geist uns leider nichts übrig gelassen."

Indem der Methusalem zu seinen Gefährten zurückkehrte, welche während dieser Unterredung von fern gestanden hatten, lachte er über dieses Dschi still in sich hinein. Er führte sie nach dem Bug zu, da er ihnen eine Mitteilung zu machen hatte, und unbeobachtet sein wollte.

„Dort angekommen, teilte er ihnen mit, daß sie zum Abendessen eingeladen seien, und fügte lächelnd hinzu:

„Aber Mijnheer van Aardappelenbosch wird da wohl nicht viel leisten können."

„Waarom niet?" fragte der Dicke. „Ik ete en drink zeer gaarne."

„Aber Sie haben am Nachmittage schon tüchtig gespeist und jetzt am Abende wieder."

„Immers, doch heb ik evenwel alreeds wederom honger — allerdings, doch habe ich trotzdem schon wiederum Hunger."

„Mijnheer, ist das möglich? Was für einen Magen müssen Sie haben!"

„Ja, mijn maag is goed, maar mijn buik niet. Hij is zoo zwak — ja, mein Magen ist gut, aber mein Bauch nicht. Er ist so schwach."

Er legte mit der traurigsten Miene die Hände an den Bauch und fragte dann den Methusalem in dringlichem Tone:

„Wat zeggt het woordenboek van de buik?"

„Was das Wörterbuch von dem Bauche sagt? Das wollen wir nicht erörtern. Ich halte es für viel interessanter, Sie zu fragen, ob Sie wissen, was für Fleisch Sie gegessen haben."

„Gebraden kalfvleesch."

„Leider nicht. Es war nicht Kalb, sondern Dschi."

„Dschi? Dat weet ik niet."

„Sie wissen nicht, was Dschi ist?"

„Neen."

„So raten Sie einmal!"

„Goed; is't een dier?"

„Ja, es ist ein Tier."

„Kan't vliegen?"

„Nein, fliegen kann es nicht."

„Kan't zwemmen?"

„Ja, schwimmen kann es."

„Kan't ook loopen?"

„Laufen kann es auch."

„Is het geschoten worden van de jager?"

„Nein, es ist nicht vom Jäger geschossen worden. Der Jäger schießt es nie, denn er nimmt es als beste Hilfe mit auf die Jagd."

Das runde Gesicht des Mijnheer wurde zusehends länger.

„O mijn Holland en Nederland!" rief er erschrocken aus. „Is het een hond?"

„Ja, Hund ist es. Dschi heißt Hund. Sie haben Hundebraten gegessen. Wissen Sie nicht, daß man in China gewisse Hunderassen, welche schnell fett werden, mästet, um sie dann zu schlachten und zu verzehren?"

„Hondvleesch, Hondvleesch heb ik gegeten!" schrie der Dicke.

Er raffte sich von seinem Sitze auf und wollte davoneilen, besann sich aber doch eines anderen. Er drehte sich wieder um, schlug sehr energisch mit der einen Hand in die andere und rief:

„Neen, en driemal neen, en duizendmal neen! Wat in de maag is, dat moet ook in de maag blijven — nein, und dreimal nein und tausendmal nein! Was in dem Magen ist, das muß auch in dem Magen bleiben!"

„Selbst wenn es ein Hund ist!" lachte der Methusalem.

„Ja, de Hond moet blijven! Ik et nook een gebraden openop — ja, der Hund muß bleiben! Ich esse noch einen Braten obendrauf."

Alle lachten. Er aber nahm wieder auf seiner Decke Platz, und in seinem fetten, zufriedenen Angesicht war nicht die mindeste Spur des Ekels zu bemerken, den er soeben empfunden hatte.

„So, den Hund haben wir begraben," fuhr der Methusalem fort. „Nun fragt es sich, ob wir das andere ebenso leicht bewältigen. Haben Sie sich nicht über die Antwort gewundert, welche der Geist auf meine Frage gab?"

„Außerordentlich!" sagte Turnerstick. „Erst, als Sie unter so emsigen Verbeugungen den Geist, den man doch nicht sehen konnte, geführt brachten und ihn so höflich einluden, sich niederzusetzen, mußte ich mir alle Mühe geben, das Lachen zu verbeißen. Später aber, als Sie mir die Antwort verdolmetschten, was übrigens nur darum nötig war, weil dieser Geist ein so miserables Chinesisch diktiert hatte, wußte ich wirklich nicht, woran ich war."

„Aber jetzt, nun wissen Sie es?"

„Aufrichtig gestanden, nein."

„Aberst ich weiß jenau, wat ich von die Sache zu denken habe," fiel Gottfried ein. „Dieser Jeist leidet an Schwindel, wat jar nicht zu verwundern ist, da er ja aus die Wolken jekommen ist. Die Schreiberei auf den Sand ist sonner Mumpitz, dat ich dem Priester jewiß wat hinter die Ohren jewidmet hätte, wenn ich nicht als Fremder verpflichtet wäre, nur meine anjenehmen Eijenschaften zu zeijen. Es hat mir die jrößte Mühe jekostet, dem Betrüjer nicht mit die Hände im Jesichte herum zu lustwandeln."

„Aber seine Antwort auf meine Frage!"

„Ja, die ist mich allerdings auch noch eine unentdeckte Himmelsjejend. Ich kann sie nich unmöglich erklären. Sie vielleicht?"

„Ja. Wir sind doch wohl alle darüber einig, daß von einem Geiste keine Rede ist. Der Priester gibt die schriftlichen Antworten nach eigenem Ermessen und nicht infolge der Einwirkung eines überirdischen Wesens. Er muß also wissen, welchen Zweck wir in China verfolgen. Er hat es erfahren; aber von wem?"

„Von mich kein Wort!"

„Van mij ook niet!" beteuerte der Mijnheer."

„Das glaube ich gern. Wer es ihm verraten hat, muß der chinesischen Sprache mächtig sein. Es ist nur die eine Erklärung möglich, daß wir belauscht worden sind und zwar hier auf dem Schiffe. Wann haben wir von unseren Absichten gesprochen? Als wir beim Eintritte der Dunkelheit vor unserer Kajüte saßen. Und wer von der Schiffsmannschaft war da bei uns? Der Malaie, welcher uns bedient. Er also muß es sein, der das Erlauschte dem Priester verraten hat."

„Aberst wie sollte dat möglich sein? Wir haben ja deutsch jesprochen."

„Allerdings. Aus diesem Grunde ist zu vermuten, daß er deutsch versteht."

„Ein Malaie?"

„Kann ein Malaie nicht mit Deutschen

in Berührung gekommen sein? Ist dieser Mann wirklich das, für was er sich ausgibt? Er trägt sein Gesicht zwar rasiert, hat aber dichten Bartwuchs, was bei einem echten Malaien nicht vorkommt. Seine Farbe ist nicht gelbbraun und sein Schädel nicht breit wie bei einem solchen. Von vorstehenden Backenknochen ist keine Rede. Dazu kommt, daß sein Englisch einen eigentümlich amerikanischen Beigeschmack hat. Er spricht gebrochen, bringt aber dabei zuweilen Wortverbindungen, welcher sich nur einer, dem die Sprache geläufig ist, bedienen kann. Auf das alles habe ich vorher kein Gewicht gelegt; nun ich aber Verdacht fasse, denke ich daran. Fast möchte ich ihn für einen Yankee halten, und in diesem Falle wäre es kein Wunder, daß er deutsch versteht, da sich in den Vereinigten Staaten Millionen unserer Landsleute befinden."

„Ein Yankee unter chinesischen Matrosen?" meinte Turnerstick. „Könnte einer sich wirklich so vergessen?"

„Warum nicht. Kann er nicht aus irgend einer Ursache vom Schiffe gelaufen sein?"

„Hm! So etwas kommt freilich öfters vor. Und die Zopfleute nehmen einen befahrenen Matrosen jedenfalls sehr gern bei sich auf. Wenn Sie recht haben, so ist der Kerl ein Deserteur, dem nichts Gutes zuzutrauen ist."

„Das ist auch meine Ansicht. Warum lauscht er? Warum verschweigt er seine Nationalität? Warum sagt er wieder, was er gehört hat? Warum bekennt er nicht offen, daß er uns versteht? Er verfolgt eine Absicht, welche keine gute ist. Warum hat man gerade ihn zu unserer Bedienung kommandiert? Er steht im Einvernehmen mit dem Kapitän gegen uns. Man hat irgend etwas Böses gegen uns vor."

„So schlimm wird es wohl nicht sein. Ist er wirklich ein entlaufener Matrose, so hat er Grund, es uns nicht wissen zu lassen. Es ist da keineswegs gleich zu behaupten, daß man im allgemeinen und er im besondern böse Absichten gegen uns im Schilde führt."

„Mag sein! Aber wir wollen uns gegen ihn beobachtend verhalten und in seiner Gegenwart nicht wieder von unsern Angelegenheiten sprechen. Ich werde ihm auf den Zahn fühlen und zwar so, daß er sich verraten muß. Am liebsten möchte ich das Schiff verlassen. Die Gesichter gefallen mir hier nicht."

„Pah! Wer wird da gleich so Schlimmes denken. Ich habe Sie gar nicht für so ängstlich gehalten, wie ich Sie jetzt finde.",

„Ich bin nur vorsichtig, nicht furchtsam. Vielleicht täusche ich mich; aber ich werde mich sehr aufmerksam verhalten. Wäre ich allein, so würde ich von Bord gehen und mein Passagegeld schwinden lassen. Sie aber sind anderer Ansicht, ich muß mich fügen."

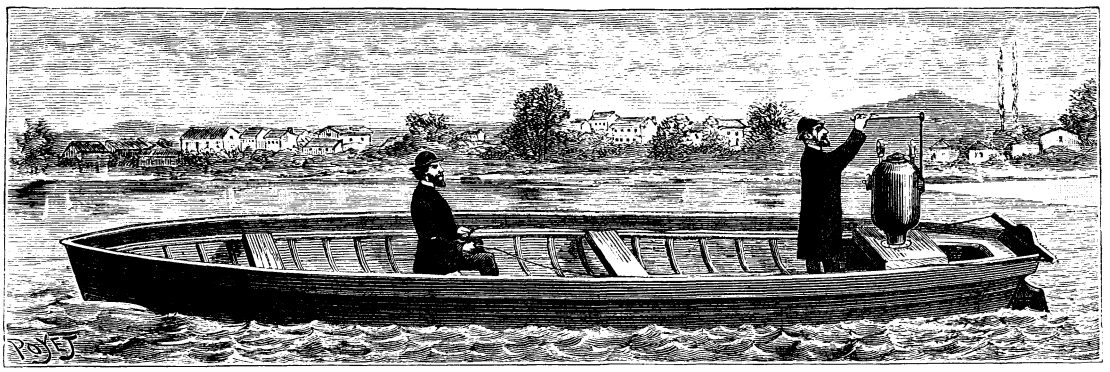
„Wij blijven op uwe scheep," meinte der Dicke. „Wij bekomen een goed avondeten. Zou den wij daar foort gaan, zoo zou den wij zeere ongelukkige nijlpaarde zyn" — wir bleiben auf unserem Schiffe. Wir bekommen ein gutes Abendessen.

– „O mijn Holland en Nederland, hob ik Hondvleesch gegeten!" schrie der Dicke. –

Wollten wir da fortgehen, so würden wir sehr unglückliche Nilpferde sein."

Dies war auch die Meinung der andern, und so mußte der Methusalem sich fügen.

Während dieser Unterhaltung war der angebliche Malaie nicht zugegen gewesen. Bald darauf kam der Hotschang, um seine Passagiere zum Mahle abzuholen.



Probefahrten mit einem Reaktionspropeller. Figur 1.

Die ihnen angewiesene Kajüte lag am Steuerbord des Vorderteiles. Ein direkt am Steven gelegener schmaler Raum wurde zur Aufbewahrung von allerlei Schiffsgerätschaften benutzt. Der daran grenzende breitere Teil des Aufdeckes war in zwei Hälften geteilt, deren jede einen besonderen Eingang hatte. Die rechts liegende Hälfte hatten die Reisenden inne. Ihre Wohnung wurde durch zwei Lukenöffnungen, welche in der Schiffswand angebracht waren, erleuchtet. Diese Fenster waren nicht mit Glas, sondern mit hölzernen Schiebern versehen, um sie bei schlechtem Wetter verschließen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verunglückter Versuch mit einem Reaktionspropeller.

Es war am 16. Dezember 1880, als ein schrecklicher Vorfall die Bevölkerung der französischen Stadt Asnieres nebst Umgegend erschreckte und in Aufregung versetzte. Auf der Seine explodierte nämlich der Betriebsapparat eines Bootes; der Apparat zerflog in tausend kleine Stückchen; das Boot wurde teilweis zertrümmert und seine drei Insassen wurden in das Wasser geschleudert. Zwei davon waren sofort tot und der Dritte schwer verwundet und bös verbrannt an Gesicht und Händen; doch gelang es ihm, wenn auch mit vieler Mühe, das Ufer zu erreichen.

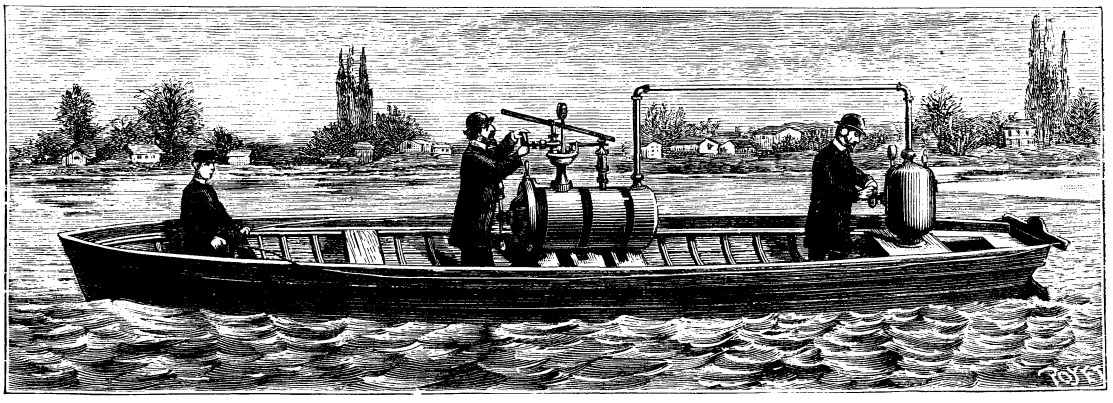
Durch die mit dem Unfall sich beschäftigenden gerichtlichen Untersuchungen wurde der Vorfall in der folgenden Weise aufgeklärt:

Der explodierte Apparat war die Erfindung der mit verunglückten Herren Just Buisson und A. Ciurcu; es sollte mit demselben eine neue Art von Betrieb für Wasserfahrzeuge erzielt werden. Die Wirkungsweise des Apparats sollte auf der Benutzung des Rückstoßes beruhen, welcher sich bei Feuerwaffen geltend macht. Es wird diese Wirkung als „Reaktion" bezeichnet und demnach also das Boot durch einen sogenannten Reaktionspropeller, zu deutsch „Rückstoßtreibapparat" in Bewegung gesetzt werden.

Als erster Apparat dieser Art ist die Reolipile, das ist der Aeolusball Herons von Alexandria bekannt, und noch heute werden nach diesem Prinzip Reaktionsräder als eine besondere Art der als Turbinen bezeichneten Gattung von Wasserrädern oder hydraulischen Motoren in Anwendung gebracht. Auch die Rakete liefert ein Beispiel für die treibende Wirkung der Reaktionskraft, welche im allgemeinen auf dem physikalischen Gesetz der allseitig gleichmäßigen Druckwirkung gepreßter Flüssigkeiten und Gase beruht, wodurch bewirkt wird, daß der Druck als treibende Kraft nach derjenigen Seite hin zum Vorschein kommt, welche entgegengesetzt zu einer Oeffnung liegt, durch welche das gepreßte Medium (Flüssigkeit oder Gas) aus dem dasselbe umschließenden Gefäß [illegible] Das Prinzip dieser Wirkung ist also schon längst bekannt. Neu sollten nur die Mittel sein, welche die oben genannten Erfinder zur Benutzung dieses Prinzips in Anwendung brachten. Dieses Mittel war aber ein sehr gefährliches und die Anwendung erfolgte in unvorsichtiger Weise. Um das volle Verständnis von dem hier in Anwendung gebrachten Mittel zu gewinnen, mag die nachfolgende Darstellung dienen:

Man denke sich eine lange Rakete, welche horizontal an das Hinterende eines Land-, Wasser- oder Luftfahrzeugs befestigt ist, so daß die Gase, welche durch die langsame Verbrennung des schießpulverartigen Brennsatzes der Rakete entstehen, nach hinten zu, das heißt entgegengesetzt zur gewünschten Fahrtrichtung entweichen können. Ein derartig ausgerüstetes Fahrzeug wird sich ohne jeden Betriebsmechanismus, wie solcher sonst in Schaufelrädern, Schrauben u. s. w. zur Anwendung kommen muß, fortbewegen. In der That hat man schon längst Wasserfahrzeuge gebaut, bei denen durch seitlich angebrachte Knierohre Dampf oder mittelst einem Pumpwerk Wasser getrieben wird, um das Fahrzeug entgegengesetzt zu den entweichenden Dampf- oder Wasserstrahlen in Bewegung zu setzen. Im vorliegenden Falle war auf dem Boote ein cylindrischer Behälter angebracht, worin eine von den Erfindern geheim gehaltene, höchst wahrscheinlich aber schießpulverartige Mischung verbrannt wurde, welche eine große Menge Gas hervorbrachte, ohne einen festen Rückstand zu hinterlassen. An der Rückseite des Behälters war eine Oeffnung zum Entweichen der erzeugten Gase angebracht, durch deren Druck die Reaktionswirkung zum Ausdruck kam. Die Größe dieser Oeffnung konnte mittelst eines Ventils durch die Hand geregelt werden. Ein am Behälter angebrachter Druckmesser ließ die Stärke des innerhalb wirksamen Gasdruckes erkennen und nach [illegible]

Stärke wurde das Ventil vor der Oeffnung eingestellt. Das Gas entfuhr der Oeffnung mit einem laut zischenden Geräusch und das Boot wurde in entgegengesetzter Richtung zum Gasstrahl mit gleichmäßiger fortdauernder Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben. Die Fahrt dauerte so zwölf bis fünfzehn Minuten, das heißt so lange fort, bis die gaserzeugende Mischung im Behälter vollständig verbrannt war. Der Vorgang erscheint somit als ein recht einfacher und dem Zwecke ganz entsprechender; derselbe birgt aber auch eine große Gefahr in sich, indem möglicherweise die Gaserzeugung eine so heftige werden kann, daß der Behälter dem mächtig wachsenden Drucke nicht zu widerstehen vermag. Dies wurde in leider sehr trauriger Weise in diesem Falle thatsächlich bewiesen.



Probefahrten mit einem Reaktionspropeller. Figur 2.

Die genannten Erfinder hatten seit Jahren mit Rücksicht auf eine zweckmäßige Anwendung des Reaktionsprinzips zum Betrieb eines Wasserfahrzeugs Versuche angestellt, wobei dampfgepreßte Luft und die unter hohem Druck entstehenden Verbrennungsgase gewisser chemischer Mischungen zur Anwendung gebracht wurden. Schließlich wendeten dieselben aber ihre Bemühungen der Herstellung einer Mischung zu, welche unter Anwendung möglichst einer geringen Menge von brennbarer Substanz bei leichter Entzündlichkeit eine verhältnismäßig sehr große Menge von Verbrennungsgasen ergab, wobei die Verbrennung in einem geschlossenen Gefäße, ohne Zutritt der feuerstoffhaltigen Außenluft vor sich gehen mußte. Um die bei der Verbrennung solcher Mischungen drohende Gefahr kümmerten die Erfinder sich nicht; ihnen war es nur darum zu thun, auf diese Weise ein Boot möglichst rasch und weit vorwärts zu treiben. Es glückte ihnen auch, wie ein Bericht des Herrn Ciurcu meldet, die gewünschte Mischung ausfindig zu machen und zwar so, daß dieselbe sich leicht und mit geringen Geldkosten herstellen ließ.

Es wurde alsdann ein Apparat von den Genannten konstruiert, mit welchem sie glaubten, die erzeugte Betriebskraft vollständig in der Hand zu haben und nach Belieben regeln zu können. Der erste Versuch mit einem durch den neuen Reaktionspropeller betriebenen Boote wurde am 3. August 1880 auf der Seine angestellt und in freudigem Stolze flogen die Erfinder mit Windesschnelle auf dem Wasser dahin, so daß sie an eine glückliche Erfüllung ihres Traumes glaubten.

Vom genannten Datum bis zum 16. Dezember 1880, wo der schreckliche Unfall sich ereignete, wurden fortwährend Probefahrten mit dem Reaktionspropellerboote angestellt, um hier und da noch Verbesserungen vorzunehmen und den Wert der Erfindung in das volle Licht zu stellen.

Eine Idee von diesen Versuchen geben die Abbildungen Fig. 1 und 2.

Die erste Abbildung zeigt ein sechsruderiges Boot von etwa 8 m Länge. Der Betriebsapparat besteht aus einem kupfernen Cylinder von etwa 15 l Inhalt, 50 cm Höhe und 30 cm Durchmesser. Dieser Behälter kann von zwei Männern leicht von einem Orte zum anderen getragen werden. Die brennbare Mischung wurde in einer Menge von 16 bis 20 kg durch eine an der Seite, wo der Maschinist steht befindliche Oeffnung eingeführt, dann entzündet und die Oeffnung dicht verschlossen. An der entgegengesetzten Seite des Behälters befindet sich die Oeffnung, durch welche die durch ihre Reaktion wirksamen Gase entweichen. Unterhalb dieser Oeffnung befinden sich noch zwei seitliche Röhren, um nötigenfalls die Gase durch dieselben mittelst Hähnen entweichen zu lassen. Mit diesem Apparate war es möglich, so lange die Verbrennung der Gase im Reaktionsbehälter dauerte. Wenn aber die Ladung verbrannt war und die Fahrt fortgesetzt werden sollte, so war es nötig, den Behälter von frischem zu füllen, wobei die Fahrt für eine gewisse Zeit unterbrochen werden mußte. Um längere Fahrten zu Land oder zu Wasser zu unternehmen und besonders auch in der Luft anzuwenden, wozu der Betriebsapparat in Verbindung mit einem Luftschiff ebenfalls und zwar hauptsächlich bestimmt war, mußte derselbe aus einem mehr komplizierten Apparate bestehen, wie ihn Fig. 2 zeigt.

Bei dieser Einrichtung sind zwei Cylinder angebracht, von denen der größere, welcher den Gaserzeuger bildet, horizontal, der kleinere aber, der als Gasbehälter oder gewissermaßen als Motor dient, vertikal ist. Dieser letztere versieht denselben Dienst, wie der Cylinder in Figur 1. Dieser Apparat war gegen den früheren etwas verändert worden und diesem Umstande wird der Unfall vom 16. Dezember zugeschrieben. Das bewegliche Ventil war nämlich in diesem Falle nicht wie früher außerhalb, sondern innerhalb angebracht und sollte von außen mittelst eines Handrades durch Schrauben geregelt werden. Der Gaserzeuger bestand aus Stahlblech, derselbe hatte 1 m Länge und 55 cm Durchmesser. Die Blechdicke betrug 20 mm. Außer einem Druckmesser und Sicherheitsventil war der Generator noch mit zwei Entladungsröhren versehen. Die Verbindung zwischen dem Gaserzeuger und dem Motor war durch ein starkes, doppelt rechtwinklig gebogenes Rohr hergestellt.

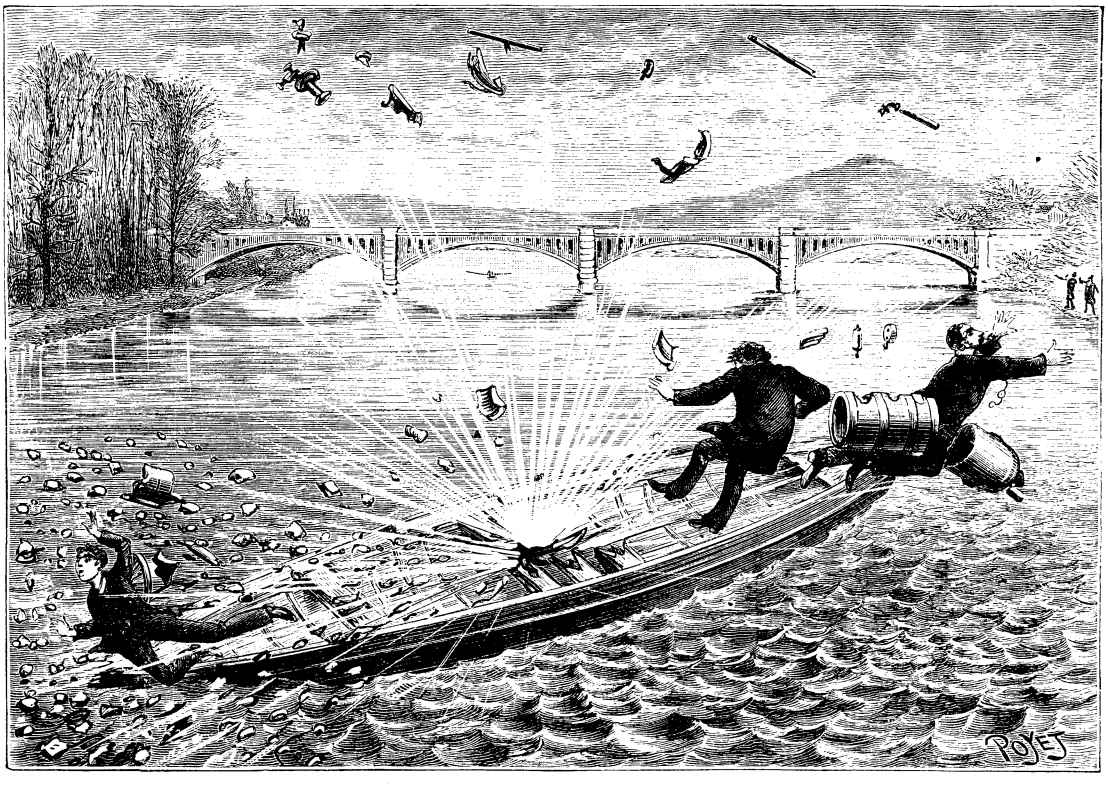
Die Ladungen des brennbaren Materials konnten dem Gaserzeuger leicht durch eine besondere Oeffnung zugeführt werden; dasselbe wurde alsdann entzündet, die Oeffnung geschlossen, der Hahn des Verbindungsrohres nach dem Motor geöffnet und in letzterem das Gas zur Wirkung

worden ist. Der ganze Apparat war aber immerhin nur noch ein Versuchsapparat. Für den praktischen Gebrauch ließe er sich jedenfalls noch vollkommener und sicherer herstellen.

Am verhängnisvollen 16. Dezember sollte ein entscheidender Versuch stattfinden. Die Herren Buisson und Ciurcu nebst einem jungen Menschen, der den Dienst eines Steuermanns versehen sollte, bestiegen das Boot, während einige andere Herren am Ufer den Versuch beobachten wollten. Buisson stand vor dem Motor und regelte den Gasausfluß mittelst des Ventils, während der junge Mann am Vorderteil des Bootes saß und das dicht hinter dem Apparat befindliche Steuerruder mittelst der Leine regierte.

Ciurcu füllte die Ladung in den Gasgenerator, zündete dieselbe an und schloß die Thür, worauf Buisson das Ventil am Generator schloß, um den Druck zum Steigen zu bringen; in der That stieg derselbe bis auf 4½ Atmosphären. Hierauf wurde das Ventil geöffnet und das Gas entwich mit großer Kraft, wobei der Druck bis auf Null sank. Das Ventil wurde dann wieder geschlossen, um den Druck zum Steigen zu bringen, hierauf wieder geöffnet und weil der Druck wieder bis auf Null abnahm, abermals geschlossen. Als nun der Druck rasch stieg, sollte das Ventil abermals geöffnet werden, aber die Schraube versagte nunmehr den Dienst. Als Ciurcu sah, daß der Druck bis auf 10 Atmosphären stieg, öffnete er den Ausströmungshahn, worauf das Gas aus den beiden Seitenröhren mit Gewalt entwich. Es war nun zu erwarten, daß der Druck im Gaserzeuger abnahm; dies geschah aber diesmal nicht, vielmehr stieg derselbe rasch höher und höher, und als derselbe 19 Atmosphären erreicht hatte, erkannte Ciurcu die vorhandene Gefahr, denn der Apparat war nur bis auf einen Druck von 20 Atmosphären sicher. Der Genannte sprang daher mit einem Warnungsruf empor und wollte sich über Bord in das Wasser stürzen, als auch schon die Explosion eintrat. Der Apparat zerbarst mit furchtbarer Heftigkeit gleich einer Granate. Ciurcu wurde von der losgerissenen Thür des Gaserzeugers seitlich gestreift und sein Rock davon zerrissen, der Gasdruck hob ihn in die Höhe und warf ihn hinterrücks in das Wasser. Gesicht und Hände wurden ihm dabei arg verbrannt.

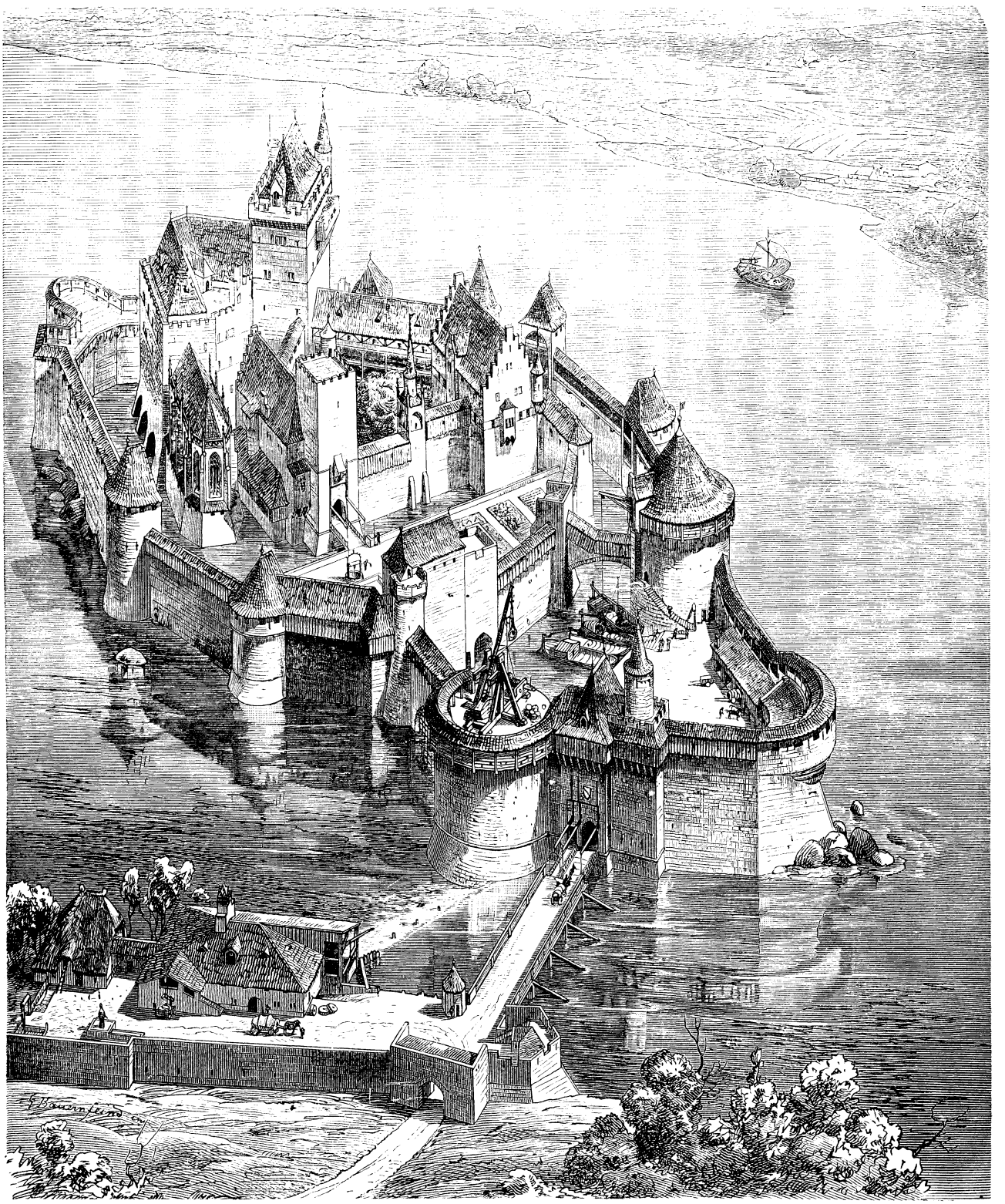
Die weiter fliegende Thür, welcher die ganze Brennmaterialladung und ein Teil des zersprengten Apparats folgten, traf den jungen Steuermann mit voller Kraft in den Rücken, so daß derselbe mit fortgerissen und im Wasser verschwand. Er kam nicht wieder zum Vorschein und trotz alles Suchens konnte sein Körper nicht aufgefunden werden. Buisson wurde durch den nach der anderen Seite fortgeschleuderten Teil des Gaserzeugers in das Wasser geworfen, wobei ihm ein Schenkel gebrochen wurde und er innere Verletzungen erlitt. Die Mannschaft eines vorüberfahrenden Bootes fischte den tödlich Verletzten auf und brachte ihn an das Land, wo er alsbald verschied. Ciurcu, obgleich blutend, verbrannt und geblendet, erreichte noch schwimmend das Ufer. Der ganze schreckliche Vorgang ist in unserem Bilde möglichst wahrheitsgetreu dargestellt.



Die Katastrophe auf dem Reaktionspropeller. Figur 3.

Dressierte Schweine.

Daß das Dressieren der Schweine keine Erfindung der Neuzeit ist, beweist folgende Episode: Als Ludwig XI., König von Frankreich, zu Plessis les Tours krank lag, gab es kein Mittel mehr, das man nicht hervorgesucht hätte, um die schwarzen Gedanken, die Tag und Nacht ihn beherrschten, zu zerstreuen. Bald ließ man junge Schäferinnen mit Bauern nach der Schalmeie unter den Fenstern seines Schlosses tanzen; bald strengten Gaukler, Bereiter und Seiltänzer ihre Kräfte an, um den Monarchen auf dem Totenbette aufzuheitern. Alle diese Versuche waren fruchtlos; eine einzige Erfindung vergnügte den todkranken König bis zur Ankunft des heiligen Eremiten, Franz von Paul, welchen der König aus Kalabrien hatte holen lassen, und von welchem er Heilung und Leben forderte. — Ein erfinderischer Kopf geriet damals auf den Einfall, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten; er be-



Eine Wasserburg.

kleidete diese Tiere vom Fuß bis zum Scheitel, so daß sie in galonierten Leibröcken, in Hosen, mit Degen, rotkarierten Schärpen, mit einem Hute und schönen Manschetten einhergingen. Zu allen Bewegungen waren sie sehr gut abgerichtet, sprangen nach dem Kommando, tanzten allerlei lustige Tänze und machten ihre Komplimente. Das einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang, sobald sie sich auf zwei Pfoten aufgerichtet hatten, fielen sie geschwind unter Grunzen wieder nieder; alsdann erscholl ein allgemeines Quieken, aber auf eine so komische Art, daß der König, trotz seiner schmerzhaften Krankheit, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Wasserburgen.

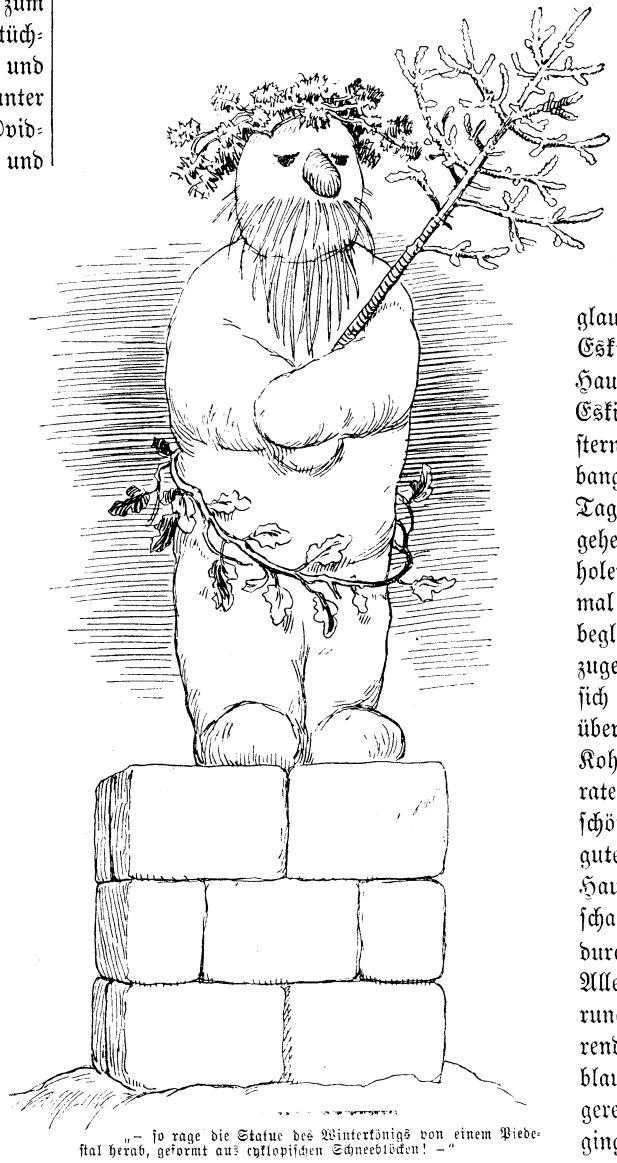
Als im 13. Jahrhundert die ländlichen Adelsgeschlechter je nach Rang und Vermögen ihre festen Wohnsitze errichte-

ten, da war für die Anlage der „Höfe," „Gesäßen" oder „Burgen" natürlich die Bodenbeschaffenheit in erster Linie maßgebend. Im Süden baute man auf steile Höhen und Felszacken; man suchte in der Unzugänglichkeit und Höhenbefestigung Schutz und Wehr. In den Ebenen und Marschen des Nordens mußte naturgemäß der See, der Strom, das Meer den besagten Zwecken dienen und dort baute man sogen. „Wasserburgen", wie unser Bild eine solche veranschaulicht. — Der inneren Anlage und Ausstattung dieser ritterlichen Wohnsitze, die mehr der Zeit, dem Rang und dem Vermögen entsprachen, haben wir schon bei der „Höhenburg" (im vor. Jahrg.) eine eingehende Betrachtung gewidmet.

Schneemänner.

I.

„Juchhe! Juchhe! Da liegt der erste Schnee!" so sprach der Tertianer Felix Piepenbrink freudig vor sich hin, als er eines Morgens im Dezember, mit dem Ankleiden beschäftigt, an das Fenster seiner Schlafstube trat und in den Hausgarten hinunterblickte. Es hatte in der Nacht zum erstenmal geschneit, und gleich recht tüchtig. Wohin Felix blickte, war Schnee und nichts als Schnee. Der Garten unter seinem Fenster hatte eine vollständige Ovidsche Metamorphose erfahren. Wege und Blumenbeete waren unter der dichten Schneehülle verschwunden; nur hin und wieder streckte ein langstieliger Kohlkopf ein krauses grünes Blättchen hervor. Die größeren Pflanzen sahen aus, als hätten sie alle eine weiße Kappe, einen runden weißen Cerevisdeckel bekommen, und als Felix länger hinsah, glaubte er bei einigen sogar Arme und Hände wahrzunehmen. Manche hatten sich unter ihrer Bürde tief gebeugt und schienen dem Zuschauer dort oben am Fenster einen freundlichen Bückling zu machen: „Guten Morgen, Herr Tertianer Piepenbrink! Gut geschlafen? He? Haben Sie auch Ihr griechisches Pensum fertig, das heute morgen abgegeben werden muß? Können Sie auch Ihre Lektion im Cäsar? Haben Sie auch das Gedicht für die deutsche Stunde auswendig gelernt? He? Werden Sie heute in der Klasse auch nicht abbrennen?" Die Bäume und Sträucher nahmen sich unter der glänzenden Zierde recht stattlich aus, wie riesige weiße Korallengebilde. Bei vielen hing das Gezweig bogenförmig herunter, während andere recht frei und stolz aufwärts standen, als wären sie sich ihres Schmuckes wohl bewußt. Die große schwarze Hauskatze schritt langsam und gravitätisch in dem fremden Elemente umher; bei jedem Tritte setzte sie gleichsam vorsichtig und verwundert ein, bis sie plötzlich in den sonderbarsten Sprüngen, wie entsetzt, ins Haus zurückrannte.



„— so rage die Statue des Winterkönigs von einem Piedestal herab, geformt aus cyklopischen Schneeblöcken! —"

Felix lachte, während er sich die blauseidene Krawatte umband; er lachte über die drolligen Sprünge der Katze — er lachte aber auch über das Bild des Vergnügens, das sich gleich beim ersten Anblick des frischgefallenen Schnees seinem geistigen Auge dargestellt hatte und das noch immer vor eben diesem Auge hin und her wogte wie eine Fata Morgana . . . Im vorigen Winter war's gewesen, da hatte der Garten hinter dem Hause des Kaufmanns Piepenbrink — ein großer, weiter Garten, wie man keinen zweiten mitten in der Stadt antraf — fußhoch voll Schnee gelegen, und Felix hatte an freien Nachmittagen seine Freunde von der Schule mit in den Garten genommen, und — Schneemänner und Tiere gebaut, die drolligsten Käuze von der Welt, daß alle Leute, die sie sahen, sich die Seiten halten mußten vor Lachen. Zuletzt war's eine ganze Ausstellung solcher Gestalten gewesen, da die Luft anhaltend kalt blieb und kein Tauwetter eintrat. „Die Schönheitsgalerie des Phidias," hatte Fritz Pieper, ein Hauptkünstler im Schneemännerformen, die Ausstellung genannt. Uebrigens, wenn abends der Mond über dem Garten stand, dann glaubte man ein Nordpolbild mit Eskimos zu sehen. Lisette, die alte Hausmagd, wußte zwar nichts von Eskimos, desto mehr aber von Geistern und Gespenstern; sie war bange, furchtbar bange, zu später Tageszeit allein in den Garten zu gehen, wenn sie grünen Winterkohl holen sollte; Felix mußte sie jedesmal auf ihre dringenden Bitten begleiten, wofür er drei dicke Aepfel zugesichert erhielt. Auch zerbrach sich die alte Lisette den Kopf darüber, wohin doch wohl ihre alte Kohlenschaufel aus der Küche geraten sei, so daß sie jetzt immer die schöne neue gebrauchen mußte; die gute Seele ahnte nicht, daß der Hauptschneekerl die alte Kohlenschaufel im Leibe trug, um hierdurch festeren Halt zu gewinnen . . . Alles dieses tauchte in der Erinnerung des Tertianers Felix auf, während er sich ankleidete. Als die blauseidene Krawatte zu einer „stilgerechten" Schleife gewunden war, ging Felix hinunter in das Wohn-

zimmer, genoß in Eile sein Frühstück, raffte seine Bücher und Hefte zusammen und trabte dann zur Schule — durch den tiefen Schnee.

„Ha, Jungens, ein famoser Schnee!" rief er seinen Freunden zu, als er ins Klassenzimmer trat, wo der Lehrer noch nicht erschienen war. „Ha, Jungens, ein kapitaler Schnee! Frau Holle hat ihr Federbett gründlich ausgeschüttet — der Garten hinter unserem Hause liegt fußhoch von den weißen Daunen voll. Und wenn die Auspizien nicht trügen, die ich aus den grauen Wolken herauslese, wie der beste römische Augur, so kommt im Laufe des Morgens noch eine zweite Ladung Schnee herunter. Fortsetzung folgt, heißt es im ‚Guten Kameraden', und dann ist die Fortsetzung immer noch schöner wie das Vorhergehende. Wißt ihr noch, wie voriges Jahr es in unserem Garten war? Herrjeh, ich dichte! Das macht die pythische Begeisterung, die mich bei der Erinnerung an unsere Schneekerls anwandelt. Jungens, wenn ihr Lust spürt in eurem erhabenen Gemüte, so kommt heute nachmittag, wo wir die Schule frei haben — gaudeamus igitur! — nach unserem Hause und in unseren Garten, damit wir von neuem anfangen, die Statuen eines Phidias in Schnee nachzubilden! Ihr könnt euch als echte alte Griechen dabei fühlen, meinethalben aber auch als Eskimos. Unsere alte Eskimo-Lisette wird uns einen guten Thran kredenzen, ich meine Kaffee — —"

In diesem Augenblick verstummte der lustige Felix, denn Professor Weber, der Lateinlehrer und Ordinarius der Klasse, trat, in seinen langen Pelzmantel gehüllt, in das Klassenzimmer. Die Jungen flogen vom glühenden Ofen, wo sie sich die Finger gewärmt hatten, auf ihre Plätze — wo sie eigentlich von vornherein hätten sein sollen. Der gute Professor sagte für diesmal nichts. Er hing Hut und Mantel an den Pflock, stieg die drei Stufen des Katheders hinan, putzte sich die Brille mit einem rotseidenen Taschentuche und klappte dann den Cäsar auf. Die Stunde begann. Anton Blanke wurde aufgerufen; er las gut, übersetzte flott und wußte auf die meisten Fragen des Herrn Professors nach Sinn und Grammatik Bescheid zu geben. Der Herr Professor schrieb eine Note in sein Notizbuch, wahrscheinlich a. Kein Wunder, denn der Blanke „ochste ganz riesig" — wie die Mitschüler nach außen geringschätzig zu betonen pflegten, ohne dem Fleißigen indes innerlich ihre Hochachtung zu versagen. Nach Blanke wurde der lange Rudolf Meyer aufgerufen. Dieser machte zunächst seinen gewohnten Gestus, indem er nämlich den Kopf und zugleich die langen semmelblonden Haare zurückwarf (welche erhabene Gebärde ihm den Spitznamen „der Olympier" eingetragen hatte), dann las er mit seiner greulichen Stimme, die „am Brechen" war, den folgenden Satz. Hierauf ging's ans Uebersetzen: „Cäsar begab sich — begab sich — Cäsar begab sich" — weiter kam der Olympier nicht. Der gute Professor Weber, der dem Rudolf Meyer wohlwollte, weil dieser bei seinem höchst bescheidenen Talente recht fleißig war, half dem Stockenden auf die Sprünge, worauf die Uebersetzung etwas flotter von statten ging. „Wie langweilig!" dachte dabei — nicht Rudolf Meyer — sondern unser Felix Piepenbrink. Von seinem Buche ließ Felix seine Blicke hinüberschweifen zum Fenster und durch die verkritzelten Scheiben zum grauen Himmel, der sich richtig angeschickt hatte, eine neue Ladung Schnee auf die Erde zu schütten. Welch ein Krimmeln und Bewegen war da draußen! Die ganze Luft, soweit das Auge reichte, war lebendig geworden! Das hüpfte und tanzte, drängte und schob sich, wie ein ganzes Heer beseelter Wesen! Von allen Seiten schwirrten die lockeren Schneevöglein so lustig durcheinander, als ob sie sich an Schnelligkeit überbieten wollten. Und dann ging's plötzlich kopfüber zur Erde hinunter! Das mußte da unten eine nette Schneeschicht geben! Man konnte bei dem Schneemännerformen so recht aus dem Vollen schöpfen! Das mußte Kerle —"

„Felix Piepenbrink!" schnitt hier eine Stimme, die Stimme des Professors Weber, die Träumereien unseres Tertianers ab; „Felix Piepenbrink, fahre fort!"

Felix erhob sich ganz verwirrt. Er wußte im Augenblick nicht, wo es war, d. h. wo die Lektion stand. Glücklicherweise zischelte ihm der kleine Ernst Prümer (genannt „der Zaunkönig") von hinten zu: „Caesar vadis Rubiconem — in der Mitte!" Blitzschnell überflog Felix mit seinen scharfen Augen die Seite des Buches. Da hatte er's gefunden, und mit der unbefangensten Stimme von der Welt las er laut: „Caesar vadis Rubiconem trajecit." Es war nur ein ganz kurzer Satz. „Uebersetzen!" befahl Professor Weber. „Cäsar ging bis an die Waden durch den Rubico," übersetzte Felix. Ein vierzigstimmiges Gelächter schallte durch die Klasse, laut und anhaltend, so daß der Professor, hinter dessen Brille und Bart ein verstohlenes Lächeln zuckte, mit Nachdruck: „Na, Ruhe, Ruhe!" kommandieren mußte. Felix stand im ersten Augenblicke ganz verdutzt und sah nach rechts und links, worüber seine Mitschüler doch so lachen mochten. Im zweiten Augenblick überflog er noch einmal mit den Augen den Satz: Caesar vadis Rubiconem trajecit. Da leuchtete ihm die kolossale Dummheit ein, die er mit seiner Uebersetzung gemacht hatte, und schnell verbesserte er sich: „Cäsar setzte an seichten Stellen über den Rubico." — „Ja, ja, ja, jetzt sind's seichte Stellen," bemerkte der Professor tadelnd, „vorhin waren's Waden! Das kommt davon, wenn man in die Schneeflocken guckt und träumt. Für diesmal will ich dir noch keine schlechte Note anschreiben, aber gib acht, damit du nicht zum zweitenmal solche Dummheiten machst!" Felix setzte sich, innerlich froh, daß die Geschichte noch so glimpflich abgelaufen war; aber das stand auch im selben Augenblicke klar vor seinem Geiste, daß er von seinen Mitschülern mit seiner Uebersetzung schmählich geneckt werden würde. Die Stunde nahm ihren Fortgang. Hahnke, Peters und Brüggemann kamen noch an die Reihe. Brüggemann brannte ab, kolossal, er hatte sich nicht präpariert, und während ihm der Professor eine Strafrede hielt, schlug es vom Türmchen des Gymnasialgebäudes neun Uhr. Draußen läutete das Glöckchen. Professor Weber schlüpfte in seinen Pelz und verließ das Klassenzimmer. Die übliche Pause trat ein. Da blickte alles nach Felix hin, alles drängte sich an Felix heran, alles schrie wie aus einem Munde: „Waden-Cäsar! Waden-Cäsar!" Da, den Spitznamen hatte er weg, und den behielt er auch für viele Jahre — das wußte Felix. Aber er war klug genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; mit seiner lautesten Stimme schrie er seinen Kameraden den Vers aus Homer entgegen: „O weh mir! in was für ein Land der Menschen bin ich geraten!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kampf mit Wespen.

Gefährliche Feinde beim Friedensmanöver traf das Schweizer Bataillon 92 im Herbste 1888 am Inspektionstage bei

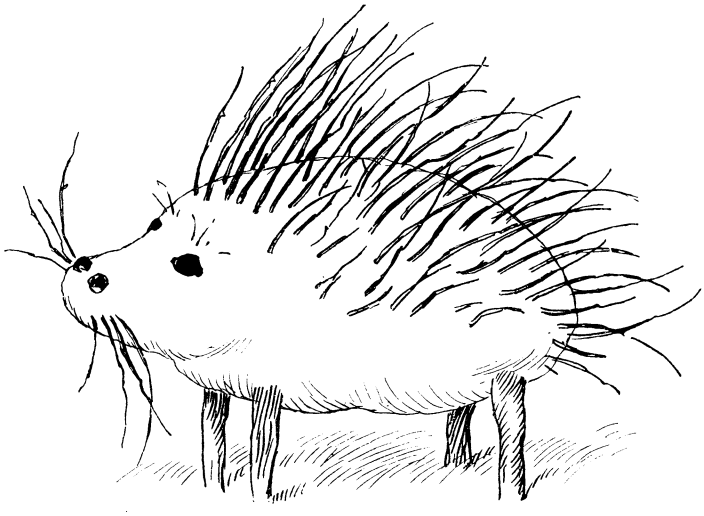
Ettiswyl. Schon stand die Truppe in Reih und Glied und harrte des Inspekteurs. Da machte man plötzlich die unheimliche Entdeckung, daß nicht weit vor der Front ein kolossales Wespennest sich am Boden befand, aus dem es ganz schwarz hervorwimmelte. Zuerst einzeln, dann immer zahlreicher und hartnäckiger flogen die Wespen den Leuten um die Köpfe. Vom Stabe aus bemerkte man eine sonderbare und ordnungswidrige Unruhe im Bataillon 92, und ein Adjutant kam daher galoppiert, um zu schauen, was denn das für Faxen seien. Schon hatte er den Mund geöffnet zum üblichen Schockschwerenot . . ., als zum Unglück sein Pferd gerade mitten in das Wespennest trat. Die Wespen fuhren in wildem Schwarme auf, und das Roß ging mit dem Reiter in rasenden Sätzen durch; man konnte nur noch sehen, wie der Unglückliche verzweifelt mit den Händen um sich schlug, dann Zügel und Bügel verlor und schließlich zu Boden flog. Unmittelbar darauf kommt eine Dragoner-Ordonnanz des Weges geritten, und das Unglück will es, daß das Pferd ebenfalls mitten in den Wespenschwarm tritt. Nun wiederholt sich ganz genau das Schauspiel von vorhin. Jetzt aber wurde die Sache ernst; immer näher rückte der Augenblick, wo der Inspekteur und sein Gefolge kommen mußte, und die Wespen, die ja keinen Respekt kennen, schienen nur darauf zu passen, ihnen das gleiche Schicksal zu bereiten, wie dem Adjutanten und dem Dragoner. Da wurden zwei Pioniere beordert, das Wespennest mit Erde zuzudecken.

Nachdem sie umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Häupter verhüllt und ihre Pfeifen angezündet hatten, rückten sie mit Heldenmut gegen die Stellung des Feindes vor; aber kaum hatten sie einige Schritte gethan, so schwärmte ihnen der Feind in dichten Scharen entgegen, worauf die beiden Heldenmut und Schaufeln fallen ließen und eiligst den Rückzug antraten. Inzwischen war auch unter der Mannschaft die Not immer mehr gewachsen, da die Wespen immer zorniger und kampfeslustiger wurden. Da verfiel endlich ein einsichtsvoller Mann auf ein sinnreiches Mittel: aus einem benachbarten Bauernhofe wurde ein Bund Stroh geholt, mit Petroleum getränkt, angezündet und mittels einer langen Stange auf das Wespenlager geworfen. Das half, und als kurz darauf der Inspekteur mit seinem Gefolge herankam, war alles glatt und in Ordnung, und die Herren hatten wohl keine Ahnung, welcher Gefahr sie soeben entgangen waren.

Der junge Theatertechniker.

IV. Die Theatermaschinerie.

Das Theater ist fertig, der „Gute Kamerad" reibt sich vergnügt die Hände und ihr habt nun eine wahre Augenweide daran, denn alles, was eigener Fleiß uns schafft, gewährt zehnfachen Genuß.



– „Da marschierte ein liebliches Stachelschwein, das kolossalen Effekt machte." –

Nun aber erinnert ihr zur guten Stunde euren „Guten Kameraden" daran, daß er euch neulich gesagt, wie ihr nicht nur für das Auge, sondern auch für das Ohr Bühnentäuschungen erzielen sollt, daß ihr donnern und stürmen, regnen und hageln, die Heerschlacht dröhnen und die Ritterburg zusammenstürzen hören werdet.

Wohlan denn! So will er auch den Schleier des Geheimnisses lüften, der das Reich des Theatermaschinisten so sagenhaft verhüllt.

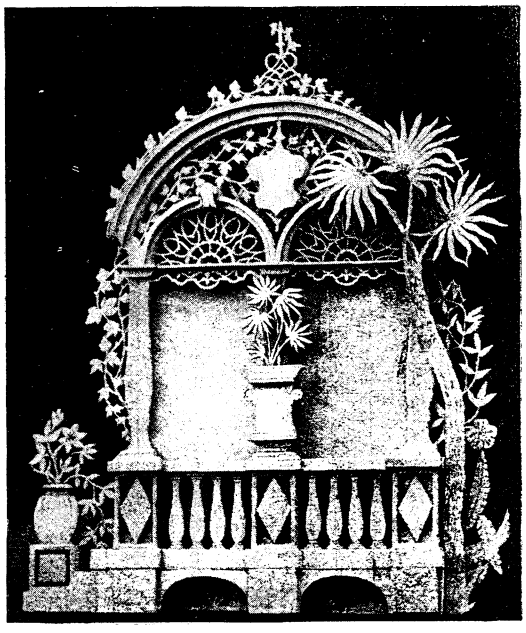
Der Theatermaschinist arbeitet keinesfalls mit Maschinen im eigentlichen Sinne, denn seine Apparate sind meist höchst einfacher Natur, und nichts ist daran bewundernswert als seine Erfindungsgabe, welche ihn befähigt, mit oft lächerlich einfachen Mitteln so gewaltige Täuschungen zuwege zu bringen.

Da nun die Fälle, wo der Theatermaschinist eingreifen muß, unendlich mannigfaltige sind, so nehmen wir von deren Aufzählung Umgang und greifen gleich zu unserem Theater. Da steht es ja, und richtig, die Ritterburg haben wir ja erst neulich für den Einsturz hergerichtet. Das wird prächtig sein.

Also es ist finstere Nacht. Jetzt geht der Mond auf. Das wißt ihr doch noch, wie es gemacht wird? Jetzt lasset Wolken vor den Mond ziehen und ihn verdunkeln. Dazu soll nun ein leiser Wind hörbar werden, der in Sturm und Gewitter ausartet. Jetzt Theatermaschinist an deinen Posten! Der „Gute Kamerad" will heute dessen Aufgabe lösen, also aufgepaßt und ihm abgeguckt für das nächste Mal, wo ihr es allein machen sollt. Ihr lacht!? Was er mit der Zeitung und der Kleiderbürste will!? — Nun, das Blätterrauschen im Wald will er euch hören lassen! Langsam, leise beginnt er die Bürste auf dem Zeitungsblatt zu reiben, ruckweise stärker und wieder schwächer mit kleinen Pausen. Jetzt nimmt er eine starke Rebschnur*) und hängt an diese ein langes Lineal, worauf er die Rebschnur zur soliden Schlinge knüpft, die er sich um das Handgelenke legt, damit sie ihm nicht entschlüpfen kann. Jetzt führt er das Lineal in schwachem Schwung an der Rebschnur durch die Luft. Hört ihr nun den ersten Windstoß? — Wie der sausend durch die Wipfel fuhr! Das Blättergerausche dauert fort und wird heftiger. Der Nachthimmel ist völlig verfinstert und der Mond verschwunden. Dadurch kann dem „Guten Kameraden" einer der Theaterspielenden die Bürste abnehmen, denn jetzt kann er nicht mehr das Blätterrauschen besorgen, denn der Wind wird heftiger. Die anfangs sanften Schwingungen des Lineals werden nun immer rascher und stärker; — der Sturm heult los und pfeift, das Rauschen nimmt zu. Einmal hört man dieses den Sturm übertönen, dann übertäubt dieser wieder das Geräusche. Selbstverständlich müßt ihr euch bemühen, in dies Gelärme Rhythmus zu bringen, es im gewissen Grade

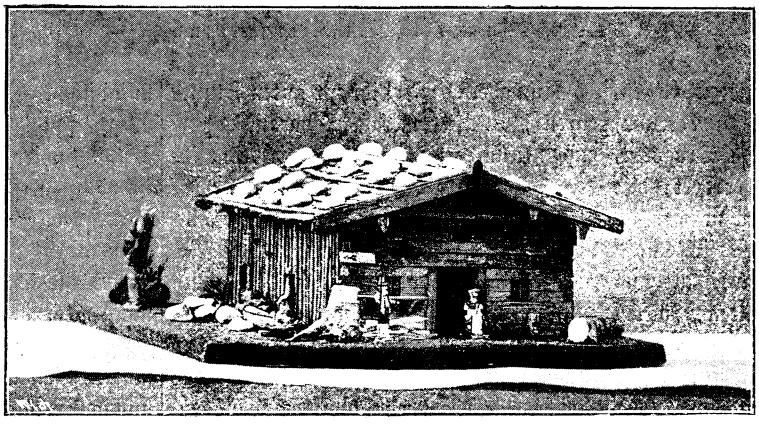
*) Eine Rebschnur, und noch dazu eine sehr starke muß es sein, soll sie nicht reißen und dadurch Unheil entstehen; das merkt wohl! Nur ja keinen Bindfaden.

musikalisch aufzufassen, einmal leiser, dann eine Pause, dann ein kräftiger Windstoß, kurz, ihr müßt die Toneffekte der Natur ablauschen und diese nachzuahmen suchen, denn sonst macht ihr weiter nichts als einen wüsten, sinnlosen Lärm. Merkt euch, auch das will gelernt sein, auch im Spiel muß Methode liegen. Jetzt könnt ihr einen Baum vom Sturm zerspällen und stürzen lassen; der Zuschauer ist schon derart gefangen genommen, daß er's gar nicht zu sehen braucht; es genügt, daß er hört, wie der Baum stürzt, denn er nimmt an, dies geschehe hinter seinem Rücken oder sonst irgendwo, wohin er eben nicht schauen kann. Das ist gerade die Kunst des Theatermaschinisten, im Zuschauer die Täuschung soweit zu treiben, daß derselbe vollständig in die Illusion eingewiegt wird, das, was er auf der Bühne sieht und hört, umgäbe ihn in Wahrheit. Ist dies Ziel erreicht, dann ist alles gewonnen, denn die angeregte Einbildungskraft füllt die Lücken aus und mildert die Härten, die jeder Nachahmung im Vergleiche mit der Wirklichkeit anhaften.



Preisgekrönte Arbeit. Motto: „Im Thätigsein liegt's höchste Glück!"

Also ein Baum soll fallen. Einige Stücke Holz von ziemlicher Länge, aber verschiedener Stärke sind in Bereitschaft, um über dem Knie einzeln abgebrochen zu werden, und zwar im Momente, wo eine Pause nach einem starken Sturmpfiff eintritt. Das Stärkste wird zuerst gebrochen, dann wird der Fall des Baumes dadurch markiert, daß man einen mit Wolllappen umwickelten Holzschlägel — den wir aus der Küche entführten — auf den Boden wirft, während gleichzeitig mehrere schwächere Holzstückchen in rascher Aufeinanderfolge zerknickt werden. Das sind die brechenden Zweige nach dem Stammbruch während des Sturzes. — Jetzt braust der Sturm von neuem. — Von sehr guter Wirkung sind auch Tierstimmen, wenn sie gut nachgeahmt hin und wieder dem Gehör vermittelt werden. Man bekommt selbe in jeder Spielwarenhandlung für wenige Pfennige. Jetzt kann mit den ersten Blitzen begonnen werden, doch auch diese müssen anfangs weniger grell als später aufleuchten, da man die Regel nie vergessen darf, daß man mit den Effekten sparen muß, um nicht den Schlußeffekt von Anbeginn an zu schädigen. Es muß eben stufenweise vorgegangen werden; ein Effekt muß den andern vorbereiten, bis der Höhepunkt erreicht ist. Also lassen wir blitzen. Hinter die Kulissen stellen wir die Petroleumlampe, die ganz herabgedreht ist. Wenn wir sie rasch auf- und dann wieder abdrehen, so huscht ein greller Lichtschein über die Bühne und der Zuschauer empfängt den Eindruck, als sähe er den „Reflex" des Blitzes. Bringen wir vor der Lampe einen der kleinen blauen oder grünen Gelatinerahmen an, so ist zwar der Lichtschein weniger grell, dafür aber in der Lichtfarbe täuschender. Den Blitz sichtbar darzustellen, davon ist man schon längst auch auf der wirklichen Bühne abgegangen, da dies Experiment die Wirkung, namentlich auf unserer Bühne, übertreibt. Man stellt ihn übrigens so her. Ein kleiner Gummiball wird mit einem so großen Loch versehen, daß eine Federspule gerade darin eingeschoben werden kann und festsitzt. Diese Spule muß aber wie folgt zugerichtet sein: man wählt die größte und stärkste Schwungfeder vom Flügel einer Gans und schneidet sie dort ab, wo der Kiel noch hohl und nicht durch die mehlige Materie verstopft ist. Dieses Ende brennt man etwas an, wodurch es einen braunen wulstenartigen Rand gewinnt, welcher verhindert, daß die Federspule aus dem Loche des Gummiballs herausglitscht. Die Spitze der Federspule schneide man jedoch nicht ab, sondern bohre sie mit einer Stricknadel durch, damit dort nur eine kleine Oeffnung entsteht. Nun ziehe man die sogenannte Seele vorsichtig aus der Spule. Dadurch hat man ein Röhrchen gewonnen, das eine weite und eine enge Mündung hat. Den Gummiballen fülle man nun mit Licopodium (Hexenmehl) und stecke dann das Kielröhrchen (Federspule) in den Gummiballen hinein. Wird nun der Ballen gedrückt, so arbeitet er ähnlich wie eine Spritze und wirft strahlartig das Hexenmehl aus dem engen Ende des Röhrchens hinaus. Lenkt man den Strahl durch eine Weingeistflamme, so ist der „Theaterblitz" fertig. So kann man auch die Erdflammen aus der Versenkung steigen lassen, welche bei Geistererscheinungen notwendig sind. Doch wie gesagt, als Blitz möchte der „Gute Kamerad" euch diesen Apparat nicht raten, da dessen Wirkung der des natürlichen Blitzes nicht entspricht und die Täuschung stört. Ist der Blitz verflammt, so folgt nach kurzer Pause der Donner nach; — natürlich entfernt und demgemäß leise angedeutet. Erst nach mehrmaligem Blitz folgt der Donner rascher und lauter, auch anhaltender. Die „Donnermaschine" aber ist weiter nichts als eine große Tafel Pappe, welche an einer der beiden schmäleren Kanten ge-



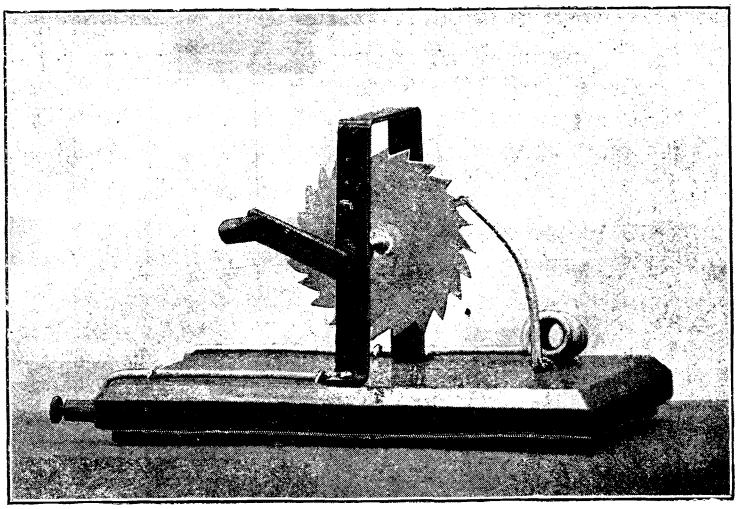
Preisgekrönte Arbeit. Motto: „Auf den Bergen wohnt die Freiheit!"

halten und entsprechend geschüttelt wird. Noch mehr Effekt macht eine Tafel Blech, welcher an der einen Kante eine entsprechende Handhabe angenietet worden war. Einige Uebung genügt, um alle Modulationen des Donnerrollens mit dieser höchst einfachen „Maschine“ zur Geltung zu bringen. Der noch fortdauernde Sturm kann noch dadurch eine andere Tonfärbung erhalten, wenn einer der eben weniger beschäftigten Theaterspieler auf einem feinen Kamme bläst, der mit Seidenpapier überspannt wurde. Jetzt bricht sich das Wetter; es beginnt zu regnen, zu hageln. Dazu gehört die „Regenmaschine“. Habt ihr vielleicht in der Rumpelkammer eine alte Trommel? — O, ja, aber auf einer Seite hat sie ein unkurables Loch. — Bravo! — Her damit! — Der „Gute Kamerad“ hat sein Taschenmesser herausgezogen und, rasch entschlossen, das eine zerrissene Trommelfell herausgeschnitten. Jetzt sieht die Trommel aus wie ein alter Topf, und ungläubig lächeln alle die Trommel an, aus der die Regenmaschine werden soll. Doch schon ist der „Gute Kamerad“ aus der Küche zurückgekehrt, wohin er pfiffig lächelnd geschlüpft ist. Er trägt eine Handvoll harter Erbsen und wirft sie in die abgetakelte Trommel. Diese schwenkt er nun langsam hin und her, dann schneller und schneller, dabei heult der Wind fort, zucken die Blitze und rollt der Donner. Die Zuschauer aber blikken unwillkürlich nach den Fenstern, denn sie glauben, ein Platzregen schlage gegen diese, und schon bedauern sie, ihre Regenschirme daheim gelassen zu haben. Draußen aber ist's wunderschön, nur der Theatermaschinist hat es verstanden, sie so zu täuschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lokomotivkreisel.

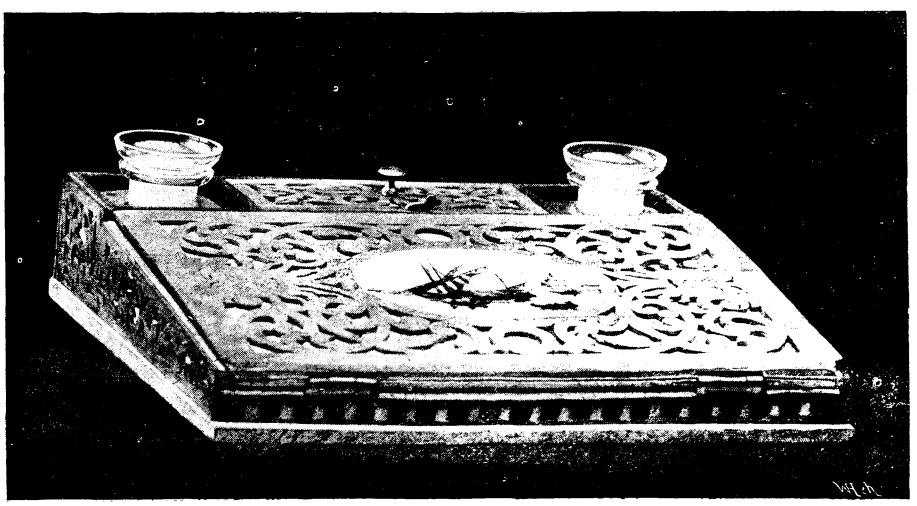
Man kann aus allem etwas lernen, selbst aus den alltäglichsten Dingen, wenn man sie nur genau und mit Nachdenken beobachten will. Diesen Erfahrungssatz wollen sich meine lieben Kameraden fest einprägen und zum Wahlspruch dienen lassen, weil das ihnen für das ganze Leben zum Vorteil gereichen wird. So wollen wir denn unsere lieben Kameraden darauf aufmerksam machen, daß, wie wir auch schon an anderer Stelle angedeutet haben, auch in den gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens und in den einfachsten Dingen sich Grundsätze, Lehren und Gesetze der Naturwissenschaft offenbaren, deren Ermittelung und Verständnis dem denkenden Beobachter nicht nur Vergnügen macht, sondern auch seine Beobachtungsgabe und seinen Verstand schärft. Viele unserer neueren mechanischen Kinderspielzeuge z. B. verdienen von seiten unserer jungen Leser eine größere Beachtung, als ihnen gewöhnlich zu teil wird, und wir möchten daher gerade in diesen Tagen recht sehr raten, wenn ihnen im Kreise ihrer Freunde und Bekannten irgend ein neues Spielzeug zu Gesicht kommt, dasselbe nicht nur einer flüchtigen Musterung oder vergnüglichen Unterhaltung zu würdigen, sondern demselben eine eingehendere Prüfung angedeihen zu lassen, die Ursache seiner Bewegung oder Wirkung zu ermitteln und sich um das „Warum und Weil“ zu bekümmern, das dabei in Frage kommt. Unsere jungen Freunde werden bei diesen Forschungen immer etwas lernen, was ihnen im praktischen Leben irgend einmal nützlich werden kann, jedenfalls aber ihre Urteilskraft und ihren Scharfblick schärfen.



Preisgekrönte Arbeit. Motto: „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.“

Um ihnen hierzu eine kleine lehrreiche Anleitung zu geben, wollen wir von jetzt an öfter einige der neuesten Spielzeuge des heutigen Marktes mustern und die mechanischen Vorrichtungen prüfen, durch welche sie bewegt werden, denen sie vorzugsweise ihre Beliebtheit verdanken.

Da haben wir zuerst den Lokomotivkreisel (welcher auf dem letzten Weihnachtsmarkte zum erstenmal erschien und den Kindern so viel Vergnügen machte.) Ueber einer feststehenden kreisrunden Scheibe bewegt sich eine zweite, ähnlich gestaltete, welche den Eisenbahnzug trägt und auf deren äußerem Rande ein größerer Kreisel läuft. Der Fußstift desselben bringt durch seine Reibung am Rande der oberen Scheibe die kreisende Bewegung hervor. Die Bewegung ist dieselbe, wie wenn der Kreisel ein gezähntes Getriebe hätte und die feste Scheibe gleichfalls mit den Zähnen eines Zahnrads versehen wäre. Diese Bewegung erinnert uns an diejenige der Straßenlokomotive, mit dem Unterschied, daß das Steigrad der Lokomotive sich um eine horizontale Achse dreht. Um nun dem Kreisel ein hinreichendes Gewicht zu geben, hat man sein Inneres mit einem Bleiring versehen; außerdem hat der Kreisel mehrere Löcher, durch welche der Luftzug streicht, so daß, wenn sich der Kreisel dreht, ein Geräusch gleich dem Pfeifen



Preisgekrönte Arbeit. Motto: „Fleiß und Ausdauer führen zum Ziel.“

einer Lokomotive verursacht wird. Der Eisenbahnzug macht natürlich die rotierende Bewegung der oberen Platte, auf der er ruht, mit.

Unsere Künstler.

(Fortsetzung.)

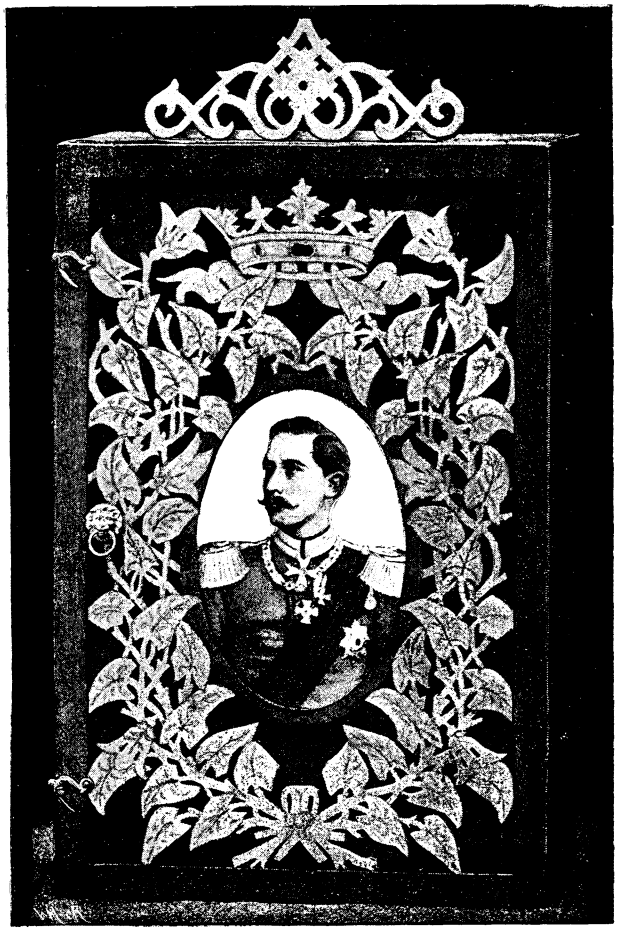
Wir vervollständigen unsere „Galerie der Preisarbeiten" mit der vorliegenden Nummer um weitere fünf Beiträge; sie werden gewiß ebenso den Beifall der lieben Kameraden finden wie die vorausgegangenen. Von sehr vielem Fleiße zeugt eine von Br. Baumgärtel zu Plauen i. V. unter dem Motto: „Im Thätigsein liegt's höchste Glück" eingesendete Laubsägearbeit von etwas feierlichem Eindruck, mit reicher Ornamentierung und vielem Blätterwerk; die abgeteilte glatte Innenfläche dient zur Aufnahme eines oder zweier Bilder, das Ganze ist also als Bilderrahmen gedacht. Der exakte Schnitt, die ganze Arbeit verdient vieles Lob.

Das Motto: „Auf den Bergen wohnt die Freiheit" hat Wilhelm Fleischmann in München — 11 Jahre alt — gewählt für ein in Form und Farbe allerliebstes Modell einer Senn- oder Almhütte aus den bayrischen Bergen. Diese Hütte und ihre Umgebung ist besonders wirkungsvoll durch die Farbe, die auf unserem Bildchen leider gar nicht zum Ausdruck kommt. Die Aufgabe, die sich unser Münchener gestellt, ist mit vieler Liebe und mit großer Geschicklichkeit behandelt; die hübsche dralle Sennerin, die unter der Thüre steht, der „Waldsepp", mit Bergstock und Stutzen, der wohl gerade auf Besuch kommt, um sich „an Butta und an Kas" auszubitten, machen sich als Staffage ganz prächtig.

Karl Kolesa jun. in Wien hat sich unter dem Motto: „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang" in anerkennenswerter Weise mit einem Neefschen Blitzrad eingestellt, das sicherlich viele der Kameraden zur Nachbildung bestimmen wird. Wir wollen darum auch seine Gebrauchsanweisung hier Platz finden lassen. „Verbindet man mein Modell des Neefschen Blitzrades," so schreibt er, „an den beiden ersichtlichen Klemmschrauben mit je einem Pole eines starken Bunsen-Elementes, oder noch besser mit einer Batterie, so ist es klar, daß der elektrische Strom ungehindert zirkulieren kann. Dreht man jedoch an der Kurbel in der Richtung der Zähne, so wird der Strom jedesmal unterbrochen, wenn der federnde Draht von einem Zahn zum andern überspringt. Dies kann man nun benützen, um zu zeigen, daß der galvanische Strom auch physiologische Wirkungen am Menschen hervorbringt. Schneidet man den einen der beiden Verbindungsdrähte mit einer Zange durch und gibt nun je ein Ende in je eine Hand einer Person, so wird dieselbe ein unangenehmes Gefühl haben, das sich bis zur Unerträglichkeit steigert, je schneller man die Kurbel dreht und je stärker die Batterie ist. Die Hände sollte man jedoch immer vorher mit etwas gesäuertem Wasser anfeuchten. Will man sich überzeugen, ob der Apparat sicher funktioniert, probiere man ihn im finsteren Zimmer, wo man helle Funken wird überspringen sehen, wenn man an der Kurbel dreht."

Einen sehr hübschen Eindruck macht auch die Schatulle von Ernst Kreßmann in Karlsruhe. — Motto: „Was ich erdacht, hab' ich vollbracht" — mit dem Porträt des deutschen Kaisers als Mittelstück. Es ist eine sehr anerkennenswerte Leistung. Sein Herr Papa bestätigt uns, daß er dieselbe „ohne jede Beihilfe erdacht und mit frohem Fleiße angefertigt habe. Für die Zeichnung der Laubsägearbeit hat er zwar gegebene Elemente benützt, dieselben aber für seinen Zweck frei kombiniert." Sehr brav! — Richard Kromar in Wien ist seinem Motto: „Fleiß und Ausdauer führen zum Ziel" treu geblieben; er hat nicht eher geruht, als daß er dem „Guten Kameraden" ein prächtiges Schreibpult senden konnte. Es ist eine Kombination von Laubsäge-, Papp- und Tischlerarbeit, der Holzton matt dunkel, mit grünem Stoff unterlegt und ausgeschlagen; es präsentiert sich sehr vorteilhaft. Die schiefliegende obere Deckenpartie ist in Scharniere gelegt und läßt sich nach vorne zu umschlagen, so daß aus dem Schreibzeug mit einer Handbewegung sogar auch ein bequemes Schreibpult zu machen ist. — Bleibe, lieber Kamerad, deinem Motto immerdar getreu; wie dich dasselbe diesmal zu bestem Gelingen führte, so wird es dich auch später dann und in gereiften Jahren zu noch schöneren Zielen führen!

(Fortsetzung folgt.)



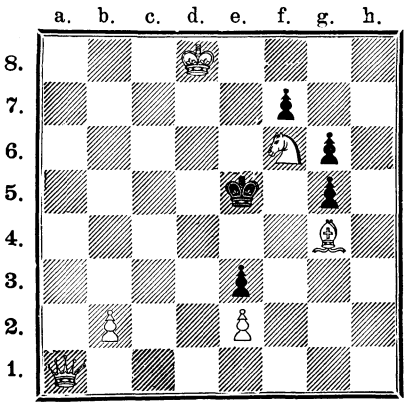
Preisgekrönte Arbeit. Motto: „Was ich erdacht, hab' ich vollbracht."

Ein 3000 Jahre altes Spiel

ist das in Japan zu hervorragender Berühmtheit gelangte Go, das Nationalspiel der Japaner. Es ist um das Jahr 1770 v. Chr. in China erfunden worden und steht seitdem dort sowohl als in Japan, wohin es im Jahre 764 n. Chr. gebracht wurde, in hoher Blüte. In diesen Ländern, hauptsächlich in Japan, spielt jeder Gebildete, namentlich aber jeder Staatsbeamte, Go. Die Meister des Spieles spielen oft 24 Stunden ununterbrochen, umgeben von einem Kreise hierzu Geladener. Vom Taikun Iyeyasu (1603) wurde sogar eine Go-Akademie errichtet und die vorzüglichsten Spieler darin

als recht gut besoldete Professoren und Regierungsbeamte angestellt. Einer der jetzigen besten Go-Spieler, Dr. Korschelt aus Sachsen, sagt von dem Go, daß es ein edles und dem Schach ebenbürtiges Spiel sei. Jetzt hat ein Mathematiker, Richard Schurig, es unternommen, in einer Broschüre (Leipzig, Ruhl) in ausführlicher und faßlicher Weise die Regeln des Go-Spieles zusammenzustellen. Das Büchlein kann allen Schachliebhabern und Dame-Spielern empfohlen werden.

Schachaufgabe Nr. 3.



(6 + 5 = 11.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 2.

1. D c7 — c1 — Ke5 — f6.
2. D c1 — f4 ‡.
1. . . . . — Ke5 — f5.
2. D c1 — g5 ‡.
1. . . . . — Ke5 — d4.
2. D c1 — c5 ‡.
1. . . . . — Ke5 — d6:
2. D c1 — c5 ‡.

Scharade.

(Dreisilbig.)

Gewiß hast du, o Leser,
Die Erste nimmer gern;
Der letzten Paar, gar ängstlich,
Hält sich vom Menschen fern;
Das Ganze ruft der Freund dir zu,
Hast Mißgeschick im Leben du!

Scharade.

(Dreisilbig.)

Die Ersten durchstreifen die Wälder,
Zieh'n fröhlich die Kreuz und die Quer;
Wie wurden mir armem Sextaner
Die Letzten doch anfangs so schwer! —
Bist Freund du von lustigen Schwänken,
Bemüh' zu den Ersten dich hin,
Die werden dir gerne erzählen
Das Ganze mit heiterem Sinn!

Auflösung des Vokal-Problems in Nr. 12.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei und würd' er in Ketten geboren.

Auflösung des Doppel-Metamorphosen-Problems in Nr. 12.

Würze, Largo, Schnitt, schmerzend,
Wer gar nicht scherzen
Nacken, Rhede, Tisch, Heine; Meerarm,
kann, der ist ein armer
anonim, Runde, Harun, pochen, erwärmt,
Mann, und nur noch ärmer
Stiel, Wärme, nautisch, Lasso, Schürzende,
ist, wer nichts als scherzen
zaußen.
kann.

Wer gar nicht scherzen kann, der ist ein armer Mann,
Und nur noch ärmer ist, wer nichts als scherzen kann.

Auflösung des Geographierätsels in Nr. 12.

Solothurn, Aargau, Luzern, Zug: Salz; Bern, Uri, Graubünden: Bug; Bern, Uri, Schwyz: Busch; Tessin, Uri, Schwyz: Tusch; Appenzell, St. Gallen, Thurgau: Ast.

Auflösung des musikalischen Gedenkrätsels in Nr. 12.

Nimmt man die am Kopfe der gleichhohen Orgelpfeifen verzeichneten Buchstaben und setzt sie analog der aufsteigenden Pfeifen paarweise nebeneinander, so erhält man:

Joh. Sebastian Bach.

Fragen und Antworten.

Ich wünschte mit einem Wiener Kameraden, womöglich Bewohner der westlichen Bezirke, in Korrespondenz zu treten. Aber nur mit einem solchen, der im Besitz vom I. Jahrgange des „G. K." ist. Otto Waldschütz Wien VII. Hermanngasse 17. 2. Stock.

Wilhelm Ehle. Ganz recht, das ist zinkographischer Bilddruck. Dieses Verfahren beruht im wesentlichen darauf, daß die Zeichnung auf photographischem Wege und mittels Uebertragen und die letztere sodann geätzt wird. Die Zeichnung bleibt durch einen Asphaltüberzug vor der Säure geschützt, indessen alle übrigen Flächen durch das Aetzmittel vertieft werden. Schließlich steht die Zeichnung allein frei und erhaben da und kann so wie beim Holzschnitt zum Druck gelangen.

Ringold K. in **Riga.** Wir haben Deinen Wunsch bemerkt und werden ihm nach Thunlichkeit zu entsprechen suchen. Aber Du Dich im Winter der Vogelwelt so sehr annimmst, hat der „G. K." gerne vernommen. So sollten es alle Kameraden halten!

Robert G. in **St. G.** Du läßt das am besten vom Glaser machen. Dem ist das eine Kleinigkeit, indes Du selbst verschiedene Instrumente nötig hättest.

Rätselhafte Inschrift.

W. Eggeling in **Edinburgh.** Auch Du scheinst ein Pfiffikus! Schade, daß es nicht mehr langt!

Felix Kohn in **Berlin:** Du möchtest ein zweifenstriges Zimmer mit fünf Braunsteinelementen erleuchten; lieber Kamerad, das geht nicht; um dieses Licht zu erreichen, brauchtest Du mindestens 20—30 Elemente und diese halten nicht lange; überhaupt eignen sich für diesen Zweck die Leclanché-Elemente nicht; am besten nimmt man Chromsäure oder Dunsché-Elemente. Wenn Du von den letzteren vielleicht 8 Stück hast, dann muß diese Beleuchtung, per Abend vielleicht auf 20—30 Minuten, wohl gelingen. Die Chromsäure-Elemente bekommst Du in jedem größeren elektrotechnischen Institute, die Dunschén Elemente aber nur bei Schäfer & Montanus in Frankfurt a. M. Das fertige Element kostet 5 **M.**

Gustav le Bell in **Hamburg.** Du hast eine Scheibenelektrisiermaschine verfertigt und willst Deinen Kameraden eine Beschreibung davon geben. Schicke sie ein! — Deinen Räderdampfer lasse durch einen tüchtigen Mechaniker auseinandernehmen; er wird für gedachten Zweck die Teile schon so ordnen können, daß am Schiffe nichts beschädigt wird.

August P. in **M., Augustenstr.** Ob und wo es in der nächsten Umgebung eurer Stadt kupferrote Sumpfblattläuse gibt, wird Dir Dein Herr Professor für Naturgeschichte sagen können und das auch sehr gerne thun. Er weiß es besser wie wir, denn der „G. K." ist mit den dortigen lokalen Oertlichkeiten nicht in diesem Maße vertraut.

Karl R. in **Riga.** Fünfzehn spitzfindige Fragen auf acht eng beschriebenen Seiten — o mijn Holland en Nederland, das ist mehr als grausam! — Wollen sehen, was sich thun läßt.

Ferd. S. in **Pirmasens.** Um Zahlmeister zu werden, muß man nach Ableistung der allgemeinen Dienstpflicht und nach mindestens neunmonatlicher Beschäftigung bei der Intendantur eine Zeit in einem Zahlmeisterbüreau und bei der Bekleidungskommission arbeiten. Einjährig-Freiwillige werden zugelassen, nachdem sie nach abgeleisteter Dienstpflicht noch ein Jahr als Unteroffizier mit der Waffe im Dienst gestanden sind. Gehalt derselben: 1650—2700 Mk. neben Servis- und Wohnungsgeldzuschuß. Da die Karriere ziemlich überfüllt ist, kann man 35 Jahre alt werden, ehe die Charge erreicht ist.

Ein auf Antwort wartender Freund: Mit Deinem Induktionsapparat kannst Du nicht viele Versuche machen; probiere die Einwirkungen desselben auf einen Galvanometer, ein Telephon, eine Geißlersche Röhre, auf Jodkaliumpapier u. s. w.

H. von F. in **Riga.** Ja, die Einbanddecke für den ersten Jahrgang ist noch zu haben; sie kostet 90 Pf.

Osmanizik Gymnasiast. Dein Freund N. will Dir nicht glauben, daß Dein Papa eine Besitzung auf dem Monde hat, und der „G. K." soll nun helfen, den Bären vollends fest zu knüpfen. So boshaft ist er nicht; mußt die Suppe, die Du Dir eingebrockt, allein auslöffen.

Albert und Karl Str. in **L.** In der ganzen Stadt lassen sich keine Gelatintafeln auftreiben? Das ist verwunderlich. Wendet Euch an Ludwig Schaller in Stuttgart, Marienstraße.

Silvianustutelius. Aus welchem Material ist die Statue? Gips, Stein, Metall?

Alfred B. in **O.** Vielleicht weiß Papa mit seiner Zigarre zu helfen.

Fritz Bartenstein in **F.** Herzlichen Dank für Deine zuvorkommende Unterweisung, die vielen Kameraden einen Dienst erweisen wird. Soll verwendet werden, sobald wir das nötige Plätzchen dazu frei haben. Freundlichen Gruß!

C. J. in **D.** Wir hoffen, Deinen Wunsch bald befriedigt zu haben. Nur etwas Geduld.

Sekundaner Sunder. Auf Ersuchen wird die Verlagshandlung das schadhafte Bild gewiß gerne durch ein neues ersetzen. Der Buchbinder soll dann den Austausch vornehmen, wenn Du selbst es nicht kannst.

A. v. B. in **M.**, **J. R.** in **Hamburg.**, **Sekundaner Sunder., R . . . . St . . . . d.** Was ein Exemplar der Stirnschen Geheimcamera kostet, erfahret ihr von der genannten Firma, Berlin, Sebastianstr. ?? — Dem „G. K." ist nur bekannt, daß der Preis bei Abnahme von 5 Stück 22 Mk. 50 Pf. beträgt, inklusive je einem Etui und 6 Trockenplatten zu 36 Aufnahmen. Das einzelne Exemplar wird etwas Weniges mehr kosten.

L. N. in **Riga.** Dein Schwesterchen, die auch ab und zu ihr Näschen in den „G. K." steckt, bedauert, daß es für Mädchen nicht auch eine solche Zeitschrift gäbe. Nun, inzwischen wird sie wohl Kränzchenfreundin geworden sein. Alle Schwestern müssen Kränzchenfreundinnen werden!

Ernst Körper in **Moskau.** Soll Beachtung finden. Gruß!

Hans Z. in **Gr.** Ob die Villa „Bärenfett" geruchlos ist? Jetzt im Winter kann man nicht klagen; wenn's aber erst auf den Sommer zugeht, will Mrs. Hobble seine Bude paraffinieren lassen.

W. K. zu Reval. Du liegst in „höchster Tiefachtung", „in Stoob und Asche" vor des großen Moritzburgers Weisheit — das wird den kleinen Westmann „gönnlich" amüsieren. — Ob er auch ein Tipp-Topp erhalten und wie es ihm gefallen hat? Bekommen hat er's, ob es ihm aber auch so imponiert, daß er wie gewisse andere Kameraden in seinen Freistunden die Schlappohren weißer Kaninchen blau färbt, wissen wir und glauben wir nicht. Wie wir hören, ist er zu sehr mit der Zerkleinerung seines Goldklumpens beschäftigt.

Richard M. in **B.** Wie Du Deinem kleinen Bruder das ewige Schreien abgewöhnen könntest, denn Du kannst es nicht ertragen. Lieber Freund, das geht anderen Leuten auch so. Aber ein Mittel wissen wir nicht. Laß ihn schreien, den Rangen, das gibt kräftige Lungen und einen starken Brustkasten. Bitte Mama, sie soll Dir abseits ein stilles Plätzchen anweisen, denn, selbstverständlich, die Aufgaben müssen, und müssen womöglich fehlerlos gemacht sein.

C. Köhler in **St. Petersburg.** J. F. Schreiber, Verlagsbuchhandlung in Eßlingen, Württemberg — das genügt.

Herm. Edm. in **H . . . . .** Deine Rätsel sind gut. Wenn aber die ehrsame Schneiderzunft den „Guten Kameraden" ob solcher Spötteleien recht unliebsam am Wickel nimmt? was dann?

Berlin, Joachimthalsches Gymnasium. Ob sich der Schelm nicht meldete, der den Hund so blau gestempelt hat? Freilich, wir haben ihn schon erwischt. Wie er heißt? Mein Lieber, ein guter Kamerad respektiert des anderen Wünsche und der betreffende Abstempelungsvirtuose verzichtet auf solche Berühmtheit.

H. Kühn. Sollen wir Dir den Katalog senden, müssen wir im Besitz Deiner Briefadresse sein.

Max Schröder. Böse? Ei beileibe!

Tauschmarkt.

Hermann Schick in **Mannheim** wünscht eine fast neue Druckpresse (mit 250 Buchstaben) gegen Elektrisiergegenstände oder eine Dampfmaschine zu vertauschen.

Georg Nagel in **Breslau, Paulsstraße 15 III,** bittet Kameraden in der Schweiz um Zusendung von Schweizer Postkarten, gibt dagegen gute deutsche Ganzsachen.

M. Heiniger in **Burgdorf, Schweiz,** hat einen sehr kräftigen, Elektromagneten, zwei Spulen dazu, einen Induktionsapparat, sowie sehr viele seltene Versteinerungen aus dem Jurameer gegen verschiedene chemische Apparate und Chemikalien (Silber, Quecksilber, Kalium, Natrium, ꝛc.) zu vertauschen.

R. Reiß in **Karlsruhe, Bismarckstraße 27,** wünscht schöne Tauben gegen Leporiden oder kleine Vögel zu vertauschen.

Josef Sitta in **Marburg a. D., Sparkasse,** hat viele bosnische Marken und möchte mit Kameraden des Auslandes gerne tauschen. Wer mir die 100. Marke schickt, erhält zwei seltene.

Hans Heiß in **München, Fraunhoferstraße 15 I l.,** sammelt Briefmarken und bittet daher seine Kameraden, ihm von ihrem Ueberfluße auch etwas zukommen zu lassen.

Max Gellert in **Chemnitz, Aeußere Johannisstraße 24,** hat zwei Buchbinderschneidehobel und Käferkästchen gegen Schmetterlinge, Münzen, Käfer, Siegel und Mineralien zu vertauschen.

Iwan Bloch in **Hannover, Bäckerstraße 27 I,** bittet seine lieben Kameraden um Briefmarken, wird sich später revanchieren. Auch wünscht er mit Kameraden in englische Korrespondenz zu treten.

Alfred Kurtze in **Mühlhausen i. Th.** vertauscht Steine und Mineralien gegen Tauben.

Th. Rodokanakis in **Triest, via Canal grande 4,** hat Marken von Liberia und Nicaragua gegen Mineralien zu vertauschen.

A. Kämpfer in **Dresden, Röcknitzstraße 5 III,** hat eine Wette gemacht, bis zum 15. Februar 1889 1000 deutsche 25-Pfg.-Marken zu haben und bittet Kameraden um Hilfe; in dessen Brief sich die 99. befindet, erhält eine seltene Marke.

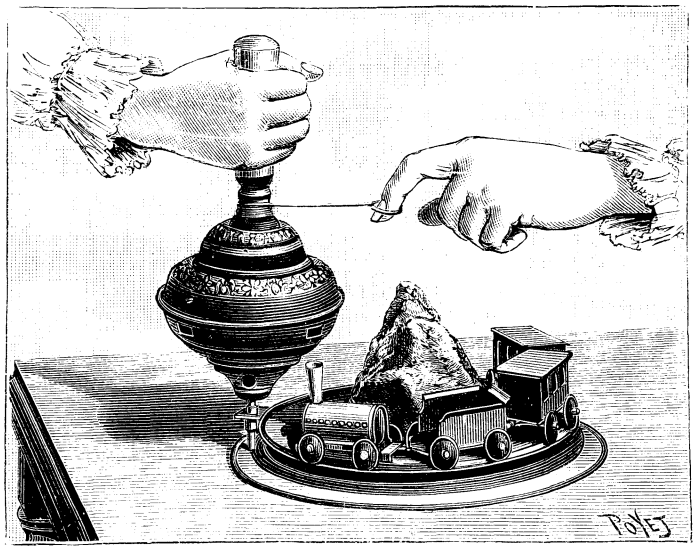
Hans Ochme in **Dresden, Carolastraße 10 p.** tauscht ein Tischkrocket gegen 2 Bunsenelemente oder einen Induktionsapparat oder gegen einen Elektromotor. Ferner eine Druckerei gegen eine Influenzmaschine oder auch andere elektrische Apparate.

Herm. Schlüter in **Oberhausen, Rhld.** hat ein Paar weiße Mövchen (mit Federkrone) gegen ausländische Briefmarken zu vertauschen; ebenso zwei Braunsteinelemente.

Wer von meinen lieben Kameraden will mit mir Münzen tauschen gegen Marken? W. Portmann in Hildesheim, Binderstraße 15 a.

G. Griebel in **Stettin, Hohenzollernstraße 9 III,** sammelt Briefmarken und bittet großmütige Kameraden ihm einige abzulassen. In dessen Brief sich die 1889. befindet, erhält das neueste Bild Kaiser Wilhelms II.

Alb. Sperling in **Hamburg, b. d. Strohhause 69,** bittet Kameraden um einige Briefmarken (ganz gleich, welche); wird sich später revanchieren.



Der Lokomotivkreisel.

Jul. Bagnalasta in **Wien III., Parkgasse 13. I** hat ein neues Salongewehr (6 mm) im Werte von 15 fl. (25 M.) und möchte dasselbe gegen eine Dampf- oder Elektrisiermaschine vertauschen.

Karl Bühring in **Schwerin i. M. Wismarschestraße 55a,** wünscht seine Laterna magica gegen eine Camera obscura, eine Druckmaschine oder gegen elektrische Apparate zu vertauschen; auch hat er eine Briefmarkensammlung und bittet großmütige Kameraden um Zusendung von Dubletten.

Ernst Bernhard in **Charlottenburg, Hardenbergstraße 20 III,** hat einen Elektrophor, Leydener Flasche und Auslader und möchte diese Sachen gegen ein Bunsenelement oder einen kleinen Drucker vertauschen.

Arth. Jürges jr. in **Berlin, Derfflingerstraße 20 a,** sucht Briefmarken, gibt dafür Wappen und Siegel.

Georg Poland in **Hof, Bachstraße H. N. 3,** möchte gern eine noch gut erhaltene Klarinette kaufen und erbittet Preisangabe.

„Liebe Kameraden! Da ich anfange, Marken zu sammeln, so bitte ich Euch, mir einige von Eueren Dubletten zu schicken. Schon im voraus besten Dank. Hermann Gesellius in Helsingfors, Alexandersgatan. 16."

Oskar Schumacher, per Adresse: Herrn Julius Schumacher in **Wermelskirchen,** fragt: Wer von meinen lieben Kameraden kann mir je ein Zwei- und Fünfmarkstück Kaiser Friedrich III. ablassen?

Michel Hesse in **Saargemünd** hat viele Silbermünzen, welche er gegen seltene Briefmarken tauschen möchte.

H. Uhde in **München, postlagernd.** Möchte meinen lieben Kameraden mitteilen, daß ich die Wappen von 188 deutschen und österreichischen Städten, ferner die Wappen aller deutschen und österreichischen Staaten, endlich viele seltene Marken gegen Marken und Siegel vertausche.

Rudolf Becker in **Leipzig, Hospitalstraße 10, Vordergeb.,** hat eine Dampfmaschine (Werkstätte darstellend) mit Säge, Schleifstein, Bohrer und Hammerwerk gegen eine Lokomotive mit Dampf zu vertauschen.

E. Caspary in **Tilsit, Kasernenstraße 19,** tauscht Schattenporträts berühmter Persönlichkeiten gegen Muscheln.

Herm. Oehme in **Freiberg i. S., Stollengasse 5,** wünscht Hauffs Lichtenstein und sämtliche Märchen gegen Briefmarken zu vertauschen.

Otto Jakobsohn in **Berlin, Panoramastraße 2 II l.,** möchte das Buch: „Die Geschichte der Mark Brandenburg" vertauschen und sieht Angeboten entgegen.

A. Thannenberger in **Salzburg, Kaigasse 1 E,** gibt für ein älteres Porträt des Dr. M. Luther 50, für ein Siegel der Stadt Wien 60 und für ältere Ansichten je nach Wert 10, 15 oder 20 Stempel.

Karl Düms jun. in **Wesel, Hohestraße 452,** bittet ausländische Kameraden, ihm die Postkarten und Streifbänder ihrer Länder zu schicken; er will sich mit Stempeln revanchieren.

Willy Rumbler in **Frankfurt a. M., Wöhlerstraße 8,** wünscht mit Kameraden Privatpostmarken zu tauschen.

R. Klöckner in **Hamburg, Sternstraße 70—76,** sucht seltene Briefmarken.

Joh. Dicke in **Hamburg, Uhlenhorst, Schulweg 6,** bittet seine Kameraden um Zusendung von gewöhnlichen Briefmarken, da er infolge einer Wette bis zum 7/2. 89 50000 Marken zusammen haben muß.

Wer von meinen lieben Kameraden tauscht 4—500 Stempel von Königl. Behörden gegen fremde Marken; tausche ferner 5—6000 deutsche Marken gegen Feuersalamander oder weiße Mäuse, auch Ansichten und Bilder. Paul Koch in Magdeburg a. Dom 5.

H. Petri in **Quedlinburg, per Adresse: F. Niebuhr, Marktstraße,** hat eine gut erhaltene, größere Dampfmaschine gegen ein schönes Buch oder sonstiges zu vertauschen.

Alfr. Heil in **Berlin, Neuenburgerstraße 18 a,** tauscht ca. 500 Briefmarken.

Wer hat eine Luftpumpe und was will er dafür? Antworten an M. Weinberg bei Lion in Cassel, Bahnhofstraße 14 p.

Hans Gumtau, per Adresse: Postsekret. Dunckel in **Wittstock, Prignitz,** will alte seltene hannöverische und preußische Kouverts gegen seltene Briefmarken vertauschen.

Gust. Feißel in **Mülhausen i. E., postlagernd,** gibt eine Laterna magica ab; nimmt allerhand in Tausch.

Victor Zawrzel, per Adresse: Herrn Hager in **Baja, Ungarn.** Sammelt Marken und bittet großmütige Kameraden um Dubletten, werde mich dafür gelegentlich revanchieren; außerdem habe ich Bücher zu vertauschen, wer möchte mir dafür einen elektrischen Apparat oder dergleichen geben?

Raimund Michelej in **Berlin, Neuenburgerstraße 18 II,** möchte gern einen Syenitstein gegen Briefmarken vertauschen.

Hans Friedrich in **Cöthen a. Saale, Langestraße 47,** hat Beckers Erzählungen aus der alten Welt gegen alte Handschriften berühmter Männer abzugeben.

Emil Großmann, per Adresse: Frau Johanna Veit in **Leitmeritz, Josefsgasse 4 II,** hat viele Marken und Ganzsachen, die er gegen Mineralien vertauschen möchte.

Rich. Kromar in **Wien IX., Nußdorferstraße 12 a,** wünscht 400 österreichische Marken gegen ebensoviel deutsche zu vertauschen.

Gust. Czerny in **Prag, Graben 2,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung von Marken. In dessen Brief sich die 1000. Marke befindet, erhält zwei schöne Feuersalamander; derjenige, der mir 300 Marken (gemischt, auch seltene) sendet, erhält dafür einen prachtvollen Rosenkäfer und einen Cocon vom gewöhnlichen Seidenspinner.

Ich, Otto Winkler in **Münnerstadt (Bayern),** bitte jeden Kameraden mir eine Postkarte, mit Tipp-Topp-Stempel und seiner genauen Adresse versehen, zuzusenden, da ich gewettet, daß ich bis zum 10. Januar 1889 1500 solcher Karten habe. Bitte also, liebe Kameraden, Hilfe! Hilfe! Welche Kameraden sind zu einer Volapük-Korrespondenz geneigt?

Herm. Gall in **Klausenburg, Königsstraße 21,** wünscht für ein Herbarium von 80 verschiedenen Pflanzen 500 verschiedene Marken, wovon 250 Stück überseeische sein müssen. — Liebe Kameraden! Ich habe mit einem Freunde gewettet, bis 1. Februar 1889 ca. 15000 Marken zu sammeln; bitte die lieben Kameraden also um Zusendung.

Heinr. Pfing, Baltersbacherhof bei **Ottweiler,** hat Steine mit aufgeklebter Bezeichnung gegen Briefmarken zu vertauschen.

Der Walfischfang

ist in den meisten Meeren, namentlich aber im Nördlichen Eismeer und im Nord-atlantischen Ozean, im steten Rückgange begriffen. Der Fang der norwegischen Walfischfänger war in den letzten Jahren wenig ergiebig. Die amerikanische Waleflotte, die bedeutendste aller seefahrttreibenden Nationen, ist infolge unzureichenden Fanges im Abnehmen begriffen. Sie verminderte sich im letzten Jahre um fünf Schiffe und ging von 28000 auf 27000 Tons zurück. Davon waren 5500 Tons überhaupt nicht mehr auf den Fang ausgesegelt. Eine reichliche Ausbeute lieferten allein die im nördlichen Stillen Ozean beschäftigten 38 Schiffe, welche 38000 Faß Thran und 580000 Pfund Fischbein ablieferten. Das ist mehr als seit 1880 in jenen Gegenden je gefangen wurde. Die Walfische in den südlichen Meeren scheinen ebenfalls sehr spärlich geworden zu sein, da von den vielen Walfischfängern, welche früher jene Breiten aufsuchten, keine oder wenige mehr angetroffen werden.

Weihnachten im Elsaß.

Der Weihnachtsbaum, den man im Elsaß vor dem Kriege fast gar nicht kannte, bürgert sich immer mehr ein. Die verschiedenen altdeutschen Vereine, niedere und höhere Schulen, versammeln ihre Angehörigen immer zahlreicher um den reich verzierten Tannenbaum, und die eingeladenen Einheimischen mischen sich gern unter dieselben. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch schon häufig die Austeilung von Geschenken, die in französischen Familien sonst stets am Neujahrstage stattfand, auf Weihnachten verlegt. Auf dem Lande wird am Weihnachtsabend fast überall eine Schulfeier abgehalten, bei welcher der Tannenbaum häufig neben der Krippe aufgerichtet wird.

口卄

oder

Kong-Kheon, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Das Mahl sollte auf dem Mitteldeck eingenommen werden, an derselben Stelle, an der vorhin die Geisterbeschwörung stattgefunden hatte. Der Platz war jetzt mit vielen Lampen erleuchtet, welche aus gummiertem Reispapier gefertigt waren und einen sehr hübschen Eindruck hervorbrachten. An zwei zusammengeschobenen Tischen standen neue Bambussessel. Die Gedecks bestanden für jeden Gast aus einem Teller, einer kleinen Tasse, welche als Trinkglas zu dienen hatte, einer Art von dickem Porzellanlöffel, welcher aber so unförmlich war, daß er kaum in den Mund gebracht werden konnte, und den elfenbeinernen Eßstäbchen, von den Engländern Chopsticks genannt, während sie bei den Chinesen Kwei-tze heißen.

Der Chinese hat keine eigentlichen Löffel; ebensowenig bedient er sich des Messers oder der Gabel bei Tafel. Alle festen Speisen, Fleisch u. s. w. werden klein geschnitten serviert. Der Ungeübte spießt sich diese Stückchen aus der Brühe heraus, wozu er sich der Kwei-tze bedient, wird aber ausgelacht oder gilt für einen Mann, welcher die gute Sitte mißachtet.

> Wer Tiere quält — sei's Herr oder Knabe oder Knecht —
> Verliert auf Freundschaft und Menschenliebe sein Recht! —
>
> Eduard Rüdiger.

– „Mijn Himmel, ik heb Katenvleesch gegeten?

Der geübte Esser nimmt das eine Stäbchen zwischen den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, das andere zwischen den Mittel- und Ringfinger; stoßen nun die Enden der Stäbchen zusammen, so bilden sie einen beweglichen Winkel, eine Art Zange, mit welcher man alles, selbst dünnen Reis, zum Munde zu bringen vermag. Wer erfahren will, welchen spaßhaften Anblick es gewährt, einen Ungeübten auf diese Weise essen zu sehen, der mag einmal selbst versuchen, mit zwei sechs Zoll langen und fast streichholzdünnen Stäbchen eine Gräubchensuppe zu genießen, ohne vom Teller bis zum Munde alles zu verlieren.

Der Platz, auf welchem die Tische standen, war durch an Schnuren hängende Landkarten von riesiger Größe von dem übrigen Verdecke abgeschlossen. Diese Karten stellten die Länder der Erde vor, aber nach chinesischer Anschauung. Sie hatten eine Größe von wenigstens je vierzig Quadratfuß. Neununddreißig Quadratfuß nahm das Reich der Mitte ein. Die anderen Länder der Erde samt allen Meeren waren auf dem vierzigsten angebracht. Rußland hatte die Größe einer Wallnuß; daran klebte Frankreich haselnußgroß. Jenseits dieser beiden Länder, von ihnen durch einen Fluß getrennt, welcher Tsin-tse, wahrscheinlich Themse, hieß, lagen Deutschland und England in der imponierenden Größe einer Erbse. Spanien war neben die Vereinigten Staaten und Holland neben Java gemalt, und zwar nadelkopfgroß. Dagegen hatte der Jang-tse-kiang eine Breite von zwei Männerspannen, und Peking war dreimal größer dargestellt als sämtliches Ausland zusammen genommen. So hat Gott nach Anschauung der Chinesen die Erde unter die verschiedenen Völker verteilt. Da ist es gar nicht Wunder zu nehmen, daß sie einen außerordentlichen Nationalstolz besitzen und sich für das bevorzugteste Volk der Erde halten. Diejenigen von ihnen aber, welche Gelegenheit finden, fremde Länder zu sehen, fühlen sich gewöhnlich von diesem Irrtum sehr schnell geheilt, beharren aber trotzdem auf der Ansicht, daß sie die gebildetsten Menschen seien.

Außer den fünf Gästen nahmen noch der Ho-tschang, der To-kung, der Hiang-kung oder Priester und der Besitzer des Schiffes an den Tischen Platz. Und nun wurden die Speisen gebracht.

Das erste Gericht bestand aus gesottenen Eiern, welche mit Brennesseln zerhackt und mit Essig gewürzt waren.

„Wat voor eyeren zijn deze eyeren?“ fragte der Dicke.

„Es sind Krokodilseier,“ antwortete Gottfried von Bouillon, indem er ein sehr ernstes Gesicht machte.

„Foei! En deze eyeren zullen wij eten?“

„Natürlich!“

„Bliksem! Ik ete niets!“

Das Gericht sah ganz appetitlich aus. Er hatte auch schon seinen Löffel ergriffen, um sich davon auf den Teller zu nehmen, legte ihn aber schnell wieder weg.

Gottfried aber langte zu und gebrauchte seine Kwei-tze mit der Geschicklichkeit eines Chinesen. Er hatte ebenso wie der Methusalem und Richard Stein die Eßstäbchen daheim bei Ye-kin-li kennen gelernt und sich dann während der Seereise im Gebrauche derselben geübt. Indem er tüchtig kaute, meinte er zu dem Mijnheer, welcher neben ihm saß:

„Dat mundet mir. Krokodilseier sind doch eine jroßartige Delikatesse.“

„Donderslag, ik dank! Gij scherts, lieve vriend — Donnerschlag, ich danke! Sie scherzen, lieber Freund!“

„Nein; es ist mein Ernst. Versuchen Sie doch nur!“

„Neen; ik ete niet krokodil-eyeren.“

Er hielt sein Wort und rührte diese Speise nicht an; doch schien ihm sein Verzicht schwer zu werden, als er sah, wie gut es den andern schmeckte.

Dann wurde eine Brühe gebracht, in welcher kleine Fleischstückchen schwammen. Als er alle andern zulangen sah, fragte der Dicke vorsichtig:

„Is dit Hond?“

„Nein,“ antwortete Gottfried.

„Dan ete ik ook!“

Er füllte sich den Teller und aß mit dem unförmlichen Löffel, ohne sich der Kwei-tze zu bedienen. Auch bekümmerte er sich gar nicht um die Blicke, welche die Chinesen ihm ob dieser Verletzung des Anstandes zuwarfen. Als er fertig war, nickte er dem Gottfried freundlich zu und sagte:

„Neen, dit is niet Hond.“

„Hund nicht, aber Katze!“ antwortete Gottfried.

„Wat? Katenvleesch?“

„Freilich!“

„Mijn Himel! O mijne gorgel, mijn maag en mijne darmen! Mijnheer Methusalem, wat zeggt het woordenboek van den darmen?

„Was das Wörterbuch von den Därmen sagt? Daß sie sieben Meter lang sind,“ lachte der Gefragte, denn der Dicke hielt sich mit beiden Händen den Bauch und schnitt ein jämmerliches Gesicht dazu. „Fühlen Sie sich in den ihrigen krank?“

„Ja, zeer! Ik heb smart en ontsteking.“

„Was? Schmerz und Entzündung haben Sie? Warum?“

„Ik heb katenvleesch gegeten.“

„Unsinn! Lassen Sie sich von dem Gottfried nicht so dummes Zeug weismachen! Der weiß selbst nicht, was er gegessen hat.“

Da machte der Mijnheer seinem Nachbar eine Faust und raunte ihm zornig zu:

„Schaap! Gij zijt een ongelukkige nijlpaard!“

Der nächste Gang bestand in einer durchsichtigen und doch nicht dünnen Suppe mit sehr fein geschnittenem Wurzelwerk. Sie duftete sehr einladend.

„Soup of salangans!“ rief der Hotschang seinen Gästen zu, indem er eine sehr bedeutungsvolle Miene machte, um ihnen anzudeuten, daß es sich hierbei um eine ganz besondere Delikatesse handle.

Das war also Suppe von den berühmten Schwalbennestern! Die fünf Europäer griffen sehr schnell zu; sie waren begierig, diese Speise kennen zu lernen.

Ueber diese sogenannten indischen Vogelnester ist viel Unwahres verbreitet worden. Richtig ist nur folgendes:

Die Salangane (Collacalia nidifica) sind 12 cm lange Segler, welche ungefähr 30 cm klaftern. Oben dunkelbraun, sind sie an der unteren Seite heller gefärbt und kommen in Vorder- und Hinterindien und den Sundainseln vor, wo sie in großen Scharen vorzugsweise an unzugänglichen Felsenklippen nisten. Sie lieben besonders solche Stellen, wo die hohe Küste senkrecht aus der kochenden Brandung strebt.

Kurz vor der Brutzeit, also zur Zeit des Nestbaues, sondern die stark anschwellenden Speicheldrüsen dieser Tiere einen zähen Schleim ab, welcher einer dicken Gummilösung ähnlich ist. Diesen Schleim kleben sie in der Weise an die glatte, senkrechte Fläche des Felsens, daß der Vogel unzählige Male und immer wieder gegen dieselbe Stelle fliegt und dabei ein wenig des Sekrets mit dem Schnabel oder der Zunge andrückt. Dadurch entsteht ein fest-gallertartiger Unterbau von der Gestalt einer hohlen Viertelkugel, auf

welchem aus Gras, Federn, Moos und Seetang das eigentliche Nest errichtet und mit demselben Schleime befestigt und kalfatert wird. Nicht dieses Nest, wie man irrtümlicherweise gemeint hat, sondern nur der aus erhärtetem Schleime bestehende Unterbau wird als Nahrungs- oder vielmehr Genußmittel verwandt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Einsammeln dieser Nester sehr gefährlich ist. Der Salanganjäger muß sich an einem Seile von der Höhe der Klippe herablassen und schwebt über der Brandung in steter Todesgefahr. An gewissen Fundorten hat man dem dadurch abgeholfen, daß ganze Küstenstrecken durch ausgespannte Seile und Strickleitern zugänglich gemacht worden sind.

Die Salangane kommen in solcher Menge vor, daß von Java allein jährlich gegen neun Millionen Nester ausgeführt werden. In China, wo jährlich durchschnittlich für sechs Millionen Mark eingeführt werden, wird das Stück mit ungefähr einer Mark bezahlt, was bei den Geldverhältnissen dieses Landes keineswegs billig ist, da ein gereinigtes Nest oft ein Gewicht von nur wenigen Grammen hat. Nur die Wohlhabenden können sich diesen Genuß bieten. In Europa aber ist nur der wirklich Reiche im stande, den Speichel indischer Schwalben zu verzehren.

Uebrigens ist ein solches Nest an sich nicht etwa eine Delizioſität. Unzubereitet kann es gar nicht gegessen werden, und gekocht schmeckt es nur fade. Wer das aus der Rinde tretende Harz eines Kirschbaumes, welcher am Gummifluſſe leidet, kaut, hat ganz denselben Genuß. Diese zweifelhafte Delikatesse muß vielmehr erst durch die Zubereitung schmackhaft gemacht werden. Der Chinese kocht sie in Wasser oder Fleischbrühe und thut Wurzelwerk, Gewürz, Fleisch, Fischrogen, Holothurien, zerschnittene Früchte und anderes dazu. Nur diese Beimengsel sind es, welche den Nestern Geschmack und Nährwert verleihen.

Mijnheer van Aardappelenbosch schien, trotzdem er so lange Zeit auf Java gelebt hatte, diese Speise noch nicht gekostet zu haben. Er aß auch sie mit dem Löffel und machte dabei ein außerordentlich wonnevolles Gesicht.

Turnerstick wollte sich weder mit dem großen Löffel den Mund aufreißen, noch hatte er das Geschick, sich der Kweitze zu bedienen. Er machte also kurzen Prozeß und trank die Suppe aus dem Teller, was ihm heimliche Verachtungsblicke der Chinesen zuzog. Die drei andern aber brachten es fertig, die fremdartige Brühe mit den Stäbchen bis auf den letzten Tropfen auszulöffeln.

„Fein, außerordentlich fein!“ meinte der Kapitän, indem er mit der Zunge schnalzte.

„Ja wel!“ nickte der Dicke vergnügt. „Ongemeen heerlijk, op mijn woord!“

„War es wirklich so herrlich, so vortrefflich?“ fragte ihn der Methusalem.

„Gewis, op mijne eer!“

„Und wissen Sie, was Sie gegessen haben?“

„Natürlich!“ fiel Turnerstick ein. „Salanganneſter!“

„Unsinn! Diese Kerls werden uns mit indianischen Vogelnestern traktieren! Das würde ihnen, selbst wenn sie welche hätten, gar nicht einfallen.“

„Nun, was soll es dann gewesen sein?“

„Rindshaut, fein geschnitten und zu Gallerte versotten. Das gibt eine Brühe, welche derjenigen der Vogelneſter leidlich ähnlich ist.“

„Alle Wetter! Wenn das wäre! Verzehrt man denn in China auch die Felle der Ochsen und Kühe?“

„Allerdings. Es gilt das sogar als ein ganz vorzügliches Gericht.“

„O mijn god, o mijn schepper!“ jammerte da sofort der Dicke, indem er mit den Händen nach dem Leibe fuhr. „Ik ben ziek, ik ben ziek!“

„Siech sind Sie? Krank? Was fehlt Ihnen denn?“

„Ik heb een gezwel in de maag.“

„Ein Geschwür im Magen? Hm!“

„En een aanval in de lever. Wat zeggt het woordenboek van de lever?“

„Ihr Leberanfall wird wohl nicht von solcher Bedeutung sein, daß er uns zwingt, ein medizinisches Wörterbuch zu Rate zu ziehen. Lassen wir die gekochte Kuhhaut also auf sich beruhen, und essen wir weiter. Da kommt ein neues Gericht. Das sind Seekrebse, wie es scheint.“

Sofort hellte sich das Gesicht des Dicken wieder auf.

„Zeekreeften?“ rief er. „God dank, deze ete ik!“

Er nahm sich den größten Hummer, welcher vorgelegt wurde und schien vor Freude über diesen „Zeekreeft“ das „Gezwel“ und den „Aanval“ vollständig vergessen zu haben.

Nach diesem Gange gab es noch gesottene Fische als letzte Nummer des Speisezettels. Es waren also nicht allzu viele Gerichte gewesen. Die Gastgeber schienen es mehr auf das Trinken als auf das Essen abgesehen zu haben, denn zwischen jedem Gange wurden die Tassen zweimal mit Sam-chu gefüllt, und da der Ho-tschang die seinige immer schnell austrank, mußten die andern folgen und die Gäste auch dasselbe thun. Dieser Sam-chu ist, gut zubereitet, ein leicht berauschendes, dem Arak ähnliches Getränk, welches die Chinesen sehr zu lieben schienen, da sie es tassenweise tranken.

Durch die Seemannskehle Turnersticks war mancher starke Rum und steife Grog gerollt, und Mijnheer van Aardappelenbosch hatte so viele Genevers genossen, daß der Sam-chu diesen beiden nicht wohl gefährlich sein konnte.

„Wir trinken mit und wollen sehen, ob sie uns oder wir sie unter die Tische trinken,“ sagte der erstere.

„Ja, wij drinken tapper met!“ nickte der Dicke. „Ik drink als een nijlpaard.“

Der Methusalem und Gottfried von Bouillon hatten gar manches Fäßchen Gerstensaft mit ausgestochen; auch sie fürchteten sich vor dem Sam-chu nicht. Aber Richard fühlte sich der Stärke desselben nicht gewachsen. Er hatte von der ersten Tasse nur einmal genippt und das Zeug dann nicht wieder berührt. Auf die wiederholte Aufforderung Turnersticks, doch noch einen Schluck zu versuchen, antwortete er:

„Ich mag nicht. Ich mag überhaupt keinen Schnaps und diesen nun schon gar nicht. Er ist mir zu bitter.“

„Zu stark, wollen Sie wohl sagen.“

„Nein. Er hat einen bittern Nebengeschmack, der mich anwidert. Mir scheint, dieses Bittere gehört gar nicht eigentlich in das Getränk.“

„Hm! Marzipan wird freilich nicht dazu genommen.“

Er glaubte ebenso wie die andern, daß der Sam-chu diesen Beigeschmack haben müsse. Auch achtete er ebensowenig wie sie darauf, daß die geleerten Tassen nicht am Tische, sondern hinter den Landkartenvorhängen wieder gefüllt wurden. Wäre er im stande gewesen, es zu sehen, so hätte er bemerkt, daß dort aus zweierlei Gefäßen eingegossen wurde. In dem einen befand sich Sam-chu mit Opium, welchen nur die Gäste bekamen.

Der Neufundländer saß zwischen seinem Herrn und Richard Stein. Er wich keinen Augenblick von ihnen und beobachtete jede

Bewegung der Chinesen mit feindlichen Blicken. Nahte sich ihm zufällig einer, so fletschte er die Zähne und knurrte ihn grimmig an. Ja, als der Ho-tschang ein Stück Fleisch bringen ließ, angeblich um den Hund mit Hilfe desselben auf freundlichere Gesinnungen zu bringen, biß dieser nicht nach dem Fleische, sondern nach der Hand des Gebers. Er nahm es auch dann nicht, als der Methusalem selbst es ihm hinreichte. Das Mißtrauen des Hundes war glücklicherweise ebenso groß wie die Unvorsichtigkeit seiner Herren. Später versuchte der angebliche Malaie es noch einmal, ihn zur Annahme des vergifteten Fleischstückes zu bewegen, jedoch mit ganz demselben Mißerfolge. Die Hoffnung der Chinesen, den Hund auf diese Weise töten zu können, erwies sich also als vergeblich.

Desto größere Mühe gaben sie sich, die Gäste zum Trinken zu bewegen, und das gelang ihnen freilich weit besser. Nur hatten sie sich getäuscht, als sie glaubten, denselben gar so leicht einen tüchtigen Rausch beizubringen. Die vier Personen blieben trotz des bedeutenden Quantums, welches sie vertilgten, vollständig nüchtern.

Dagegen zeigte sich bei den Chinesen sehr bald die Wirkung des Sam-chu. Der Sohn des Reiches der Mitte besitzt überhaupt nicht die Eigenschaft, starke geistige Getränke vertragen zu können, und so bemerkte der Ho-tschang, daß der starke Reisbranntwein eine nicht wünschenswerte Wirkung auf ihn äußere. Das Benehmen seiner Kameraden verriet, daß auch sie begannen, duselig zu werden. Das mußte verhindert werden, da er mit betrunkenen Leuten seinen Plan nicht auszuführen vermochte. Er lies also für sich und sie einen schwachen Thee in die Tassen gießen, was die Gäste nicht bemerken konnten, da dieser Aufguß fast genau die Farbe des Samchu hatte.

Aber diese List war nicht von langer Dauer. Der Methusalem hielt seinen Gastgebern, um ihnen seinen Dank auszudrücken, eine kurze Rede und forderte dann den Ho-tschang auf, mit ihm eine Freundschaftstasse, das heißt, mit gegenseitig verschlungenen Armen zu leeren. Er schob seinen linken Arm in den rechten des Chinesen. Dabei mußte die Tasse des letzteren so nahe an der Nase des Blauroten vorüber passieren, daß dieser den Theegeruch bemerkte. Er griff sogleich nach der Tasse, zog sie aus der Hand des Hotschang und kostete von dem Inhalte.

„Thee! Brrrrr!“ rief er aus. „Schämt euch doch! Ich habe wohl gesehen, daß ihr uns einen Rausch antrinken wollt, aber wenn ihr dabei so unehrlich handelt, so trinkt euern Tscha allein. Wer nicht mit gleichen Waffen mit uns kämpft, mit dem haben wir nichts zu schaffen. Nehmt unsern Dank, und laßt uns gehen!“

Die Chinesen widersprachen nicht. Sie glaubten, ihre Gäste hätten genug getrunken, daß das genossene Opium die beabsichtigte Wirkung thun werde. Die Reisenden zogen sich in ihre Kajüte zurück. Dabei kamen sie hinter den Landkarten an der Stelle vorüber, an welcher die Tassen gefüllt worden waren. Der Mijnheer sah den Krug stehen, in welchem sich noch ein ziemliches Quantum des Samchu befand, roch daran und sagte:

„Ik nem den brandewijn met; hij is zeer goed.“

Er ergriff den Krug und trug ihn, als ob er das größte Anrecht auf denselben habe, nach der Kajüte.

Die Chinesen waren über diese Unverfrorenheit nicht etwa zornig; o nein, sie freuten sich vielmehr derselben, denn wenn die Gäste den Krug vollends leerten, so mußten sie mit vollster Sicherheit in einen tiefen Schlaf verfallen und konnten um so leichter überwältigt und ausgeraubt werden.

Der Methusalem wußte nicht, ob er über die Formlosigkeit des Dicken lachen oder schelten solle. Er versuchte es mit dem letzteren, denn er ahnte nicht, daß ihm der Sam-chu noch vom größten Vorteile sein werde, kam aber nicht weit, denn der Mijnheer schnitt ihm die Strafrede mit den Worten ab:

„Deze Keerls hebben thee gedronken en ons dezen brandewijn gegeven; daarom is hij onze brandewijn; wij worden hem drinken. Hij is goed, zeer goed. Ik word hem niet staan laten!“

Gegen dieses Argument war nichts zu machen, zumal es in einer so drolligen Weise vorgebracht wurde, daß man darüber lachen mußte.

Turnerstick holte zwei der draußen noch brennenden Laternen herein, um die Kajüte zu erleuchten, was ihm nicht verwehrt wurde, und darauf verriegelte Gottfried von Bouillon die Thür. Die Reisenden hüllten sich in ihre Decken, um sich schlafen zu legen.

Sie fühlten sich jetzt von einer ganz außerordentlichen Müdigkeit ergriffen, und doch vermochten sie nicht, sofort zu schlafen. Sie waren innerlich erregt. Ihr Blut kreiste schneller als gewöhnlich, und ihre Pulse befanden sich in einer Anspannung, welche dem Reisbranntwein unmöglich zugeschrieben werden konnte. Das fiel ihnen natürlich auf.

„Dieser armselige Sam-chu!“ raisonnierte Gottfried. „Dat ist ein janz hinterlistiges Jetränk.“

„Bist du berauscht?“ fragte ihn Degenfeld.

„Berauscht? Fällt mich jar nicht ein! Aber es ist ein ziemlich ähnlicher Zustand. Ich habe mal von einem jelesen, welcher das Opiumrauchen versuchte. Er beschrieb die Wirkung des Giftes jenau. Mein jetziger Zustand ist janz der seinige, als er sich im ersten Stadium dieser Wirkung befand. Sollte sich Opium in dieses Samchu befunden haben?“

„Hm! Auch ich befinde mich in einer eigentümlich heimtückisch dumpfen Aufregung. Aber ich sehe keinen Grund, den Branntwein mit Opium zu versetzen. Wie ist es dir zu Mute, Richard?“

„Ich befinde mich ganz wohl,“ antwortete der Gefragte.

„Weil du nicht getrunken hast. Also ist unser Zustand gewiß eine Wirkung des Sam-chu. Wollen es abwarten.“

Es verging eine halbe Stunde, während welcher sich die vier Männer ruhelos von einer Seite auf die andere drehten. Dann schien einer nach dem andern einzuschlafen.

Richard war noch wach. Er hörte zahlreiche Schritte draußen auf dem Deck; dabei klang es, als ob Taue über Rollen bewegt würden; eine Kette rasselte längere Zeit. Mehreremal wurde von draußen an die Thür der Kajüte gestoßen, als ob man etwas an dieselbe schiebe. Der Neufundländer knurrte, beruhigte sich aber wieder, da niemand den Versuch machte, hereinzukommen.

So verging abermals eine halbe Stunde und noch eine. Es kam Richard vor, als ob der Boden der Kajüte jetzt eine abschüssige Lage habe. Durch die zwei offenen Fenster strömte ein frischer, sehr fühlbarer Luftzug herein, was vorher nicht der Fall gewesen war.

Richard stand auf und sah hinaus. Die Lichter des Hafens waren verschwunden. Das konnte dadurch erklärt werden, daß dieselben wegen der späten Stunde ausgelöscht worden seien. Aber auf jedem Schiffe muß doch wenigstens eine Laterne brennen, und jetzt war keine einzige zu sehen, obgleich so viele Dschunken in der Nähe der „Schui-heu“ gelegen hatten. Der

Himmel war klar und rein; die Sterne blinkten hell herab. Ihr Schimmer war hinreichend gewesen, die Umgebung des Schiffes erkennen zu lassen, und doch war keine Dschunke, kein Haus zu sehen. Vielmehr dehnte sich vor dem Auge Richards eine weite, sanft bewegte, durch nichts unterbrochene Fläche aus, in welcher sich die Sterne spiegelten, das war die See.

Es wurde dem Knaben angst. Sollte die Dschunke sich vom Anker losgerissen haben und von der Ebbe aus dem Hafen getrieben worden sein? Obgleich er kein Seemann war, wußte er doch, wie oft die Gezeiten wechseln. Von einer Gezeit zur anderen vergehen zwölf und eine halbe Stunde. Morgen am Vormittage hatte die „Schui-heu" mit der Flut nach Kanton gehen wollen; jetzt war es vielleicht eine Stunde nach Mitternacht, folglich stand die See jetzt höchst wahrscheinlich am Beginn der Ebbe. Da war es möglich, daß das losgerissene Schiff aus dem Hafen getrieben worden war, ohne daß die Besatzung desselben, welche vielleicht bis zum letzten Mann schlief, etwas davon bemerkt hatte.

Richard beschloß, den Onkel Methusalem zu wecken.

Aber dieser schlief so fest, daß er den Zuruf des Knaben nicht hörte und es auch nicht fühlte, als dieser ihn kräftig rüttelte. Die Angst des Knaben vergrößerte sich. In der Nähe von Hongkong gibt es viele und gefährliche Felsen. Wenn die Dschunke an einen derselben getrieben wurde, so war sie verloren; das sagte sich der Knabe in seinem Landrattenverstande. Er wollte hinaus auf das Deck, um Lärm zu machen, und schob den Riegel von der Thür. Aber er vermochte dieselbe nicht zu öffnen; sie war von draußen verbarrikadiert.

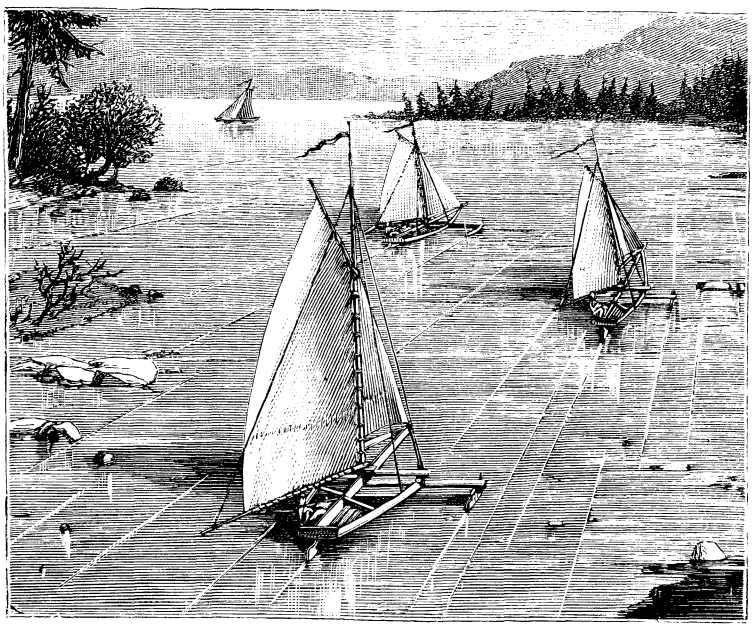
Jetzt begann ihm eine Ahnung aufzugehen, welche noch viel schlimmer als seine erste Vermutung war: die Chinesen waren keine ehrlichen Leute; vielleicht war die „Königin des Wassers" gar eine Raubdschunke. Man hatte den Europäern Opium in den Samschu gegeben, um sie einzuschläfern und dann auszurauben und zu töten!

Bei diesem Gedanken erwachte die ganze Energie des Knaben. Er versuchte noch einmal, den Onkel Methusalem oder einen der anderen aus dem Schlafe zu rütteln, doch vergebens.

„Sie schlafen fort," sagte er. „Sie wachen vielleicht erst nach Tagesfrist auf. Ich und der Hund sind allein munter. Wir werden die Kajüte verteidigen. Diese Halunken sollen erfahren, daß ein deutscher Gymnasiast sich nicht vor ihnen fürchtet! Nicht wahr, mein tapferer Kerl?"

Er streichelte dem Hunde das schöne, langhaarige Fell; dieser blickte ihn mit hellen Augen an, schlug mit der Rute wedelnd auf den Fußboden, drehte dann den Kopf nach der Thür und ließ ein leises, tiefes Knurren hören, als ob er sagen wolle:

„Weiß schon! Habe aber keine Angst, denn ich bin da!" (Fortsetzung folgt.)



Eisjachten auf den Seen in Kanada.

Winterfreuden.

Kanada mit seinen feenhaften Eispalästen und großartigen Winterfesten ist das Eldorado des Schnee- und Eissportes. Nicht nur, daß der Schnee- und Schlittschuh alljährlich zu vollen Ehren kommt, fast jeden Winter dringen Nachrichten von neu erdachten Schnee- und Eisfahrzeugen zu uns herüber. In neuerer Zeit sind es die Eisjachten, denen sich die kanadische Sportswelt zuwendet. Sie sind, wie aus dem Bilde ersichtlich, einfachster Konstruktion; es soll sogar genügen, daß man ein gewöhnliches Segelboot mit dem Kiel auf eine Schlittenkufe setzt und nach rechts und links mit einem entsprechenden Ausleger, sodann auch mit einem verläßlichen Steuer versieht. Freilich wird sich nur derjenige an einen solchen Versuch heranwagen können, der der Segelstellung und deren Bedienung völlig kundig und sicher ist.

Getroffen!

Napoleon I. benutzte die alte Heerstraße, welche von Frankfurt nach Leipzig führt, als günstige Etappenlinie, die beständig von seinen kampfgewohnten Heeren bedeckt war. Die kleine Kreisstadt Hünfeld, die an dieser Straße liegt, sah daher in jener bewegten Zeit das Kriegsleben in den buntesten Bildern an sich vorüberziehen. Eines Tages herrschte dort große Aufregung, hervorgerufen durch die Nachricht, daß der Kaiser selbst das Städtchen passieren werde. Man durfte da nicht an schuldigen Ehrenbezeigungen hinter anderen Orten zurückbleiben. Rasch wurden deshalb die Gassen festlich mit Laubgewinden geschmückt, sowie auch die Stadtmusikanten aufgeboten, das ihrige zur Erhöhung der Feierlichkeit beizutragen. Schon vor Tagesgrauen war das ganze Städtchen erwartungsvoll auf den Beinen. Da endlich kam der Wagen langsam die steile Straße heraufgefahren, in dem des Kaisers untersetzte, breitschulterige Gestalt im grauen Rocke, mit dem historischen kleinen Hütchen auf dem weltbeherrschenden Haupte, sichtbar ward. Freundlich blickte er sich um, dem Vivatrufen der Menge dankend; an seiner Seite saß der General Rapp, der bekanntlich ein geborener Straßburger, mithin ein Deutscher war. Vor dem Posthause hielt der Wagen an. Eine Ehrenpforte prangte dort und der Distriktsmaire hielt seine Rede. Dann begann die Stadtkapelle, eine bunt zusammengewürfelte Truppe, ihre edle Musica. Napoleons Blick ruhte auf den drolligen Gestalten, die mit dem ernstesten Ausdrucke von der Welt ihren schlecht gestimmten Instrumenten eine Melodie entlockten; da nahm er plötzlich wahr, wie General Rapp an seiner Linken mühsam ein Kichern zu unterdrücken suchte.

„Was ist es, das Euere Heiterkeit erregt?“ fragte Napoleon.

Der General stammelte verwirrt einige unzusammenhängende Worte, doch machte er dabei immer noch die gewaltigsten Anstrengungen, seine Lachmuskeln zu beherrschen. Zum zweitenmal, und jetzt in schärferem Tone erklang des Kaisers Frage, während sein Blick durchdringend auf dem General ruhte. Entschlossen, wenn auch noch immer zwischen Lachen und Verlegenheit kämpfend, versetzte dieser: „Verzeihung, Sire, sie spielen ein deutsches Lied, und der Text desselben lautet:

„Bist der beste Bruder auch noch nicht, —
Wer dich sieht und kennt, der kauft dich nicht!“

Auch über Napoleons strenge Züge zuckte jetzt ein fröhliches Lachen, das selbst noch anhielt, als der Wagen mit ihm bereits wieder zum Stadtthore hinausrollte, begleitet von schallenden Vivatrufen der Bevölkerung.

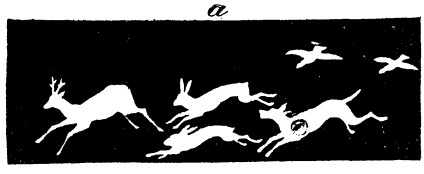
Der junge Theatertechniker.

IV. Die Theatermaschinerie.

(Fortsetzung und Schluß.)

Jetzt kommen die Belagerer der Burg! Man hört die Heerhörner schmettern und die Rosse traben. Kampfruf erschallt und Schlachtengedröhn erschüttert die Luft. Einzelne verschieden modulierte Trompetenstöße, halbunterdrücktes Gerufe und Strampeln mit den Beinen, während der Sturm und Regen fortdauert, sind hinreichend, dies anzudeuten, während die papierenen Landsknechte aufmarschieren und die Ritter heransprengen. Jetzt wird auf der Burg Sturm geläutet. Dazu nimmt man entweder die „Donnermaschine“, wenn sie aus Blech ist, und hängt sie freischwebend auf, dann führt man mit einem lappenumwickelten Schlegel Streiche gegen das Blech. Dies klingt wie dumpfer Glockenton. Es ist derselbe Schlegel, den wir vorhin beim Baumsturz verwendeten. Haben wir keine Donnermaschine aus Blech, so können wir auch ein eisernes, langes Lineal oder auch ein Backblech aus der Küche ganz gut als „Sturmglocke“ verwenden. Mittlerweile kann es — der Abwechslung wegen — zu hageln beginnen. Die Regenmaschine, mit Geschick eigentümlich und etwas stärker geschüttelt, bringt die entsprechende Klangfarbe hervor. Wenn gerade keine zerbrochene Trommel zur Hand sein sollte, dann bittet die Mutter, sie möge euch die „Muffschachtel“ leihen; diese leistet dieselben Dienste; nur müßt ihr natürlich feierlich geloben, sie nicht zu zerreißen.

Jetzt ist es Zeit, die Burg in Flammen aufgehen zu lassen. Wie, das habt ihr



Der Theaterbau. Fig. 8. Das wilde Heer als weißes Schattenbild. Der Pappstreifen.

das letzte Mal schon bei den Beleuchtungseffekten erprobt. Hat die Burg lange genug gebrannt, so laßt einen Teil nach dem andern einstürzen. Wohl währt das Gewitter wie das Schlachtgetöse ungeschwächt fort, aber wenn eine Burg einstürzt, macht dies einen solchen Heidenspektakel, daß dagegen der schönste Donner sehr leise klingt.

Schon wieder steht ihr ratlos da? Eine schmale, niedere aber lange Kiste samt Deckel wird sich doch in der Rumpelkammer finden? — Her mit ihr! So; dahinein gebt etwa zwanzig oder dreißig Schottersteine von verschiedener Größe, doch keiner derselben kleiner als eine Kinderfaust, dann nagelt die Kiste fest zu. Stellt sie nun auf, dann legt sie langsam um und die „Häusereinsturzmaschine“ ist fertig. Wenn nun der Turm einstürzt, dann hebt rasch die Kiste mit jenem Ende in die Höhe, an welchem die Steine liegen, und stellt sie so schnell als möglich senkrecht auf. Die stürzenden Steine machen nun einen solch wüsten Lärm, als stürze eine ganze Stadt zusammen.

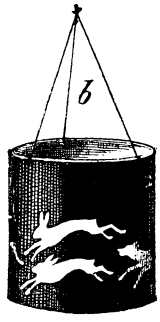
Das wiederholt sich nun so oft, bis die ganze Burg zusammengefallen ist und das Heer siegesstolz heimzieht.

Jetzt könnt ihr das Gewitter sich verziehen lassen; das muß aber rascher geschehen als das Anwachsen desselben, denn alles das hat der Zuschauer nun schon gesehen und darum muß jetzt zum Schlusse geeilt werden. Allerdings könnt ihr neue Effekte dadurch anwenden, daß ihr den Sonnenaufgang zum Schlusse bringt, mit all den Beleuchtungseffekten, die ihr das letzte Mal versucht habt. Wenn ihr am Schlusse mit der Laterna magica noch ganz grell die Sonne aufsteigen lasset, so wird dies grenzenlosen Applaus erzielen; aber dies merkt euch wohl, dann muß der Vorhang sofort fallen, noch ehe die Sonnenscheibe völlig sichtbar wird. Der Zuschauer muß mehr die Sonne ahnen als wirklich sehen, soll der Effekt nicht gänzlich verloren gehen. Anders stellt sich solch ein Gewitter dar am Meer, anders in den Hochalpen, anders in der Wolfsschlucht des Freischütz; überall aber sind dieselben „Maschinen“ zu verwenden, nur sind sie anders zu behandeln. Das Wie liegt im Gefühle des Darstellers. Wenngleich die Dekorationen mit den Beleuchtungseffekten das ihrige thun, die Phantasie des Zuschauers anzuregen, so sind doch jene Momente, welche auf das Gehör und die Sinne überhaupt wirken sollen, von ebensolcher Wichtigkeit und ist deren richtige rhythmische Behandlung unerläßlich zu einem guten Erfolg. Ein musikalisch geübtes Ohr, ein künstlerisch empfindendes Auge wird hier unschwer das Richtige treffen.

Nun aber wollen wir ja auch das wilde Heer oder das gespenstige Schiff erscheinen lassen, was dem Gewitter wieder einen anderen, ganz eigentümlichen Reiz verleiht. Auch dafür weiß der „Gute Kamerad“ weisen Rat. Derlei Erscheinungen lassen sich auf verschiedene Weise darstellen. Entweder als „weiße Schattenbilder“ oder als auf Tüll oder Gaze aufgeklebte weiße Figuren. Die „weißen Schattenbilder“ erfordern wieder eine „Maschine“. Man nimmt einen Pappstreifen und schneidet in denselben die Umrisse der gespenstigen Erscheinungen des wilden Jägers, des berittenen Sensenmannes, des Teufels, der Eulen und der anderen gespenstigen Tiere schablonenartig aus, klebt dann diesen Pappstreifen trommelartig mit seinen Enden zusammen und setzt unten einen Boden an, in welchen eine Blechdülle befestigt ist, um in diese eine Kerze zu stecken. Diese Trommel hängt man nun an Fäden und dreht sie hinter dem durchscheinenden Hintergrund. Die damit erzielte Wirkung ist eine sehr gelungene, nur wiederholen sich die einzelnen Figuren zu häufig, weil die Trommel deren viele anzubringen nicht erlaubt. Größere Abwechslung erzielt man damit, wenn man die Figuren in mehrere Pappstreifen schneidet. Man kann dann die Hauptgruppe des Geisterheeres mit dem wilden Jäger an der Spitze nach einmaligem Erscheinen ausscheiden und nur die Tiergruppen sich wiederholen lassen, was entschieden praktischer und logischer ist. Die dritte, jedoch minder empfehlenswerte Darstellung des Geisterzuges wäre

die, wenn man auf beliebig lange Streifen aus spinnwebgrauem Tüll die weißen Gespenstergestalten aufklebt und diesen Streifen etwa zwischen der zweiten und dritten Kulisse oder zwischen der dritten Kulisse und dem Hintergrund rasch vorüberzieht. Dies ist darum weniger empfehlenswert, weil, um damit eine gelungene Täuschung zu erzielen, große Geschicklichkeit erforderlich ist, soll die Sache wirklich einen gespenstigen Eindruck hervorrufen. Ganz ebenso wird auch das gespenstige Schiff des fliegenden Holländers dargestellt. Das Rauschen der See besorgt wieder die Kleiderbürste auf dem Zeitungsblatt. — Nun aber haben wir auch noch andere Naturerscheinungen lebenswahr darzustellen. So sehen wir z. B. unter den Dekorationen aus dem J. F. Schreiberschen Verlag in Eßlingen ein reizendes Gebirgsdorf, mit Gletschern und Firnen im Hintergrunde, von welchen ein mächtiger Wasserfall herabbraust. Schön, sehr schön! Das Brausen des Wasserfalls besorgt unsere gute Kleiderbürste, und wie die Gletscher glühen, das wissen wir auch schon; aber der Wasserfall rührt sich nicht, wenngleich auch er durch die Gelatinetafeln in den schönsten Beleuchtungseffekten glänzen kann. Auch dafür weiß der „Gute Kamerad" Bescheid; zu welchem Zweck wären denn die „Wasserfallmaschinen" erfunden worden? — Eine solche herzustellen geht folgendermaßen zu. Ihr macht eine Papptrommel, ähnlich derjenigen für die wilde Jagd, nur verkehrt, denn der Boden ist diesmal oben. Dann steckt ihr hinter der Stelle, wo der Wasserfall gemalt ist, ein hölzernes Stäbchen, etwa eine lange Holz-Stricknadel, in das Podium und stülpt die Papptrommel so darüber, daß sie frei hängt und sich um ihre eigene Achse dreht. Wenn ihr nun diese Papptrommel von außen mit zerknittertem weißen Stanniol beklebt, so wird der Wasserfall plötzlich lebendig erscheinen. Natürlich muß die Wasserfallmaschine gut beleuchtet werden, damit die einzelnen Falten des Stanniols bei der fortwährenden Drehung der Trommel recht glitzern, und muß der Wasserfall an einzelnen Stellen durchschnitten sein, um dem glitzernden Lichtspiegel der Wasserfallmaschine das Durchleuchten zu ermöglichen. Das ist eine so prächtige Wirkung, die sich kein Zuschauer zu erklären vermag, wenn er nicht einen Blick hinter die Kulissen geworfen hat. Aber solcher Neugier unseres Publikums Rechnung zu tragen, werden wir uns wohl hüten. Keiner darf wissen, wie wir das alles machen, denn ein weiser Mann wird nie das verraten, was er besser verschweigt.

Nun wären wir wohl mit den Hauptsachen der Theatermaschinerie fertig, aber da wir keine lebenden Schauspieler haben und uns mit Figuren behelfen müssen, so fallen auch diese in das Gebiet des Theatermaschinisten. Die gebräuchlichsten der Theaterfiguren sind wohl die aus Bilderbogen ausgeschnittenen, und rechnet auch das Schreibersche Kindertheater mit solchen. Der einzige Nachteil derselben liegt eben in deren Unbeweglichkeit. Wohl haben einzelne „Theaterdirektoren" es versucht, ihre Figuren beweglich zu machen, indem sie ihnen die Arme abschnitten, und, nachdem sie durch Hintermalung den Oberarm wieder hergestellt hatten, diesen in einem Gliede sich bewegen ließen. Die Figuren wurden so den Hampelmännern oder sogenannten Zugwursteln ähnlich gemacht. Obwohl nun die Figuren beweglich waren, so machte dies doch meist einen ungünstigen Eindruck, weil die Zeichnungen der Figuren für diesen Fall nicht vorgesehen waren. Der „Gute Kamerad" rät euch, die Figuren unbeweglich zu lassen und die Gruppen für jede Szene so zu stellen, wie diese die Stellung bedingt, und euer Hauptaugenmerk auf gute Beleuchtungs- und Maschinerieeffekte zu beschränken. Damit fesselt ihr die Zuschauer weit mehr, als durch das sehr leicht ins unbeabsichtigt Komische ausschlagende Unbeholfene der schwerfällig beweglichen Pappfiguren. Darum führt diese auch nicht an Drähten von den Soffiten herab, sondern



Der Theaterbau. Fig. 9. Das wilde Heer als weißes Schattenbild. Die zusammengeklebte fertige Trommel.

gebt ihnen rückwärts solide Holzklötzchen, daß sie sicher stehen. Unvermeidliche Bewegungen, wie Auf- und Abtreten, bewerkstelligt durch das Fortschieben mittels einer dünnen Holzlatte, sonst laßt sie keine Bewegungen machen. Anders wär's freilich, wenn ihr bewegliche Figuren, sogenannte „Fantoches", hättet. Diese sind plastisch und in den Armen gelenkig; sie können sich drehen und nach allen Seiten gehen und kommen so den Bewegungen der Menschen — wenn geschickt geführt — am allernächsten.

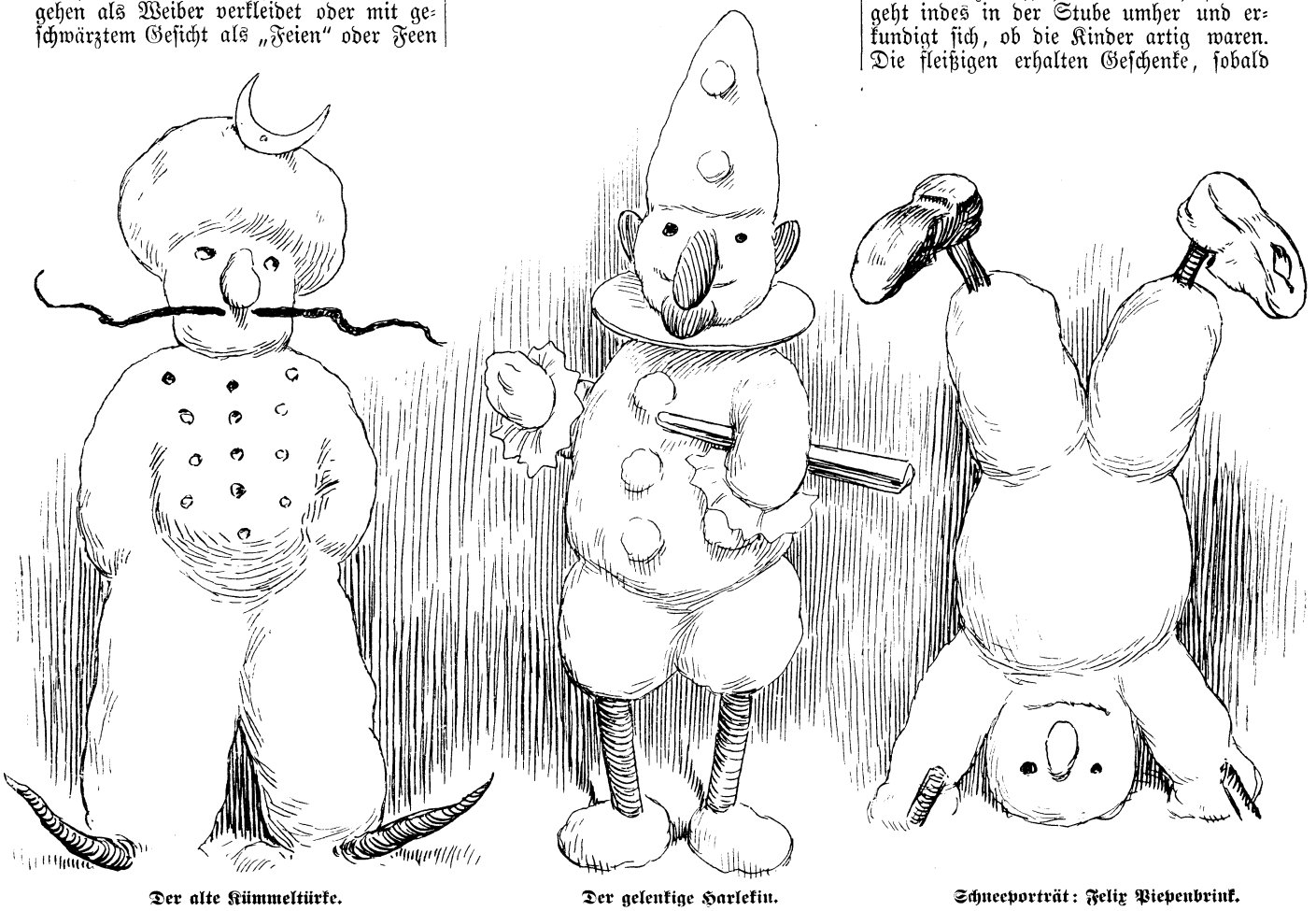
Diese Fantoches werden an Drähten von den Soffiten aus geleitet, und mit diesen könnet ihr dann alle Szenen wirklich wie auf der großen Bühne spielen. Mit den Papierfiguren aber müßt ihr euch genügen lassen, nur die Hauptbilder der einzelnen Szenen zu markieren, so etwa, wie die sogenannten lebenden Bilder gestellt werden, die ihr gewiß schon gesehen habt. Wenn ihr dies zur Richtschnur nehmt und — nochmals sei es gesagt — dafür den Schwerpunkt auf Beleuchtungseffekte und Maschinenwesen legt, dann ist euch der Erfolg und reicher Applaus sicher. Nun wir soweit einmal sind, so bleibt uns nichts mehr zu sagen übrig, als wie das Theater von außen gegen den Zuschauerraum abgeschlossen werden soll und wie die Vorstellungen einzuleiten, zu führen und zu schließen sind. Davon das nächste Mal. Bis dahin gehabt euch wohl und bleibt dem „Guten Kameraden" auch fürder in Treue gewogen. Prosit!

Weihnachtsgebräuche in der Mark.

Die Grafschaft Ruppin, die noch so ungemein reich an Sagen ist, wie das Wilhelm Schwartz und neuerdings Karl Eduard Haase durch ihre schönen Sagenwerke bewiesen haben, hat sich auch einen Reichtum mannigfacher Bräuche zu wahren gewußt, die auf ein treues Festhalten des Volkes an alten, lieben Gewohnheiten einen Schluß zulassen. Der Schimmel, der der Ueberlieferung zufolge zur Mitternachtsstunde zu Rheinsberg mit wehender Mähne um die Kirche trabt, die jetzt schon verschollene Sage vom Pferdehirt zu Dierberg, der wilde Jäger zu Großwaltersdorf und vieles andere deutet darauf hin. Auch zur Weihnachtszeit spielt Wodans Schimmel eine Rolle, denn auf einem weißen Pferde kommt der Vorreiter des „Christmanns" in die Grafschaft.

Bereits eine Woche vor Eintritt des Christfestes versammelten sich ehemals auf den Dörfern Ruppins die Knechte und Mägde in den einzelnen Häusern, um dem Erscheinen des Umzuges entgegenzusehen. Ein Knecht in phantasievoll ausgeschmückter Landestracht reitet auf weißem Pferde daher, der Verkündiger gleichsam des Christ-

mannes, den ein anderer Knecht darstellt, weiß gekleidet, in einem mit Blumen und Bändern geschmückten Hut, die Taschen angefüllt mit Obst, Backwerk und kleiner Näscherei. Andere Begleiter der beiden gehen als Weiber verkleidet oder mit geschwärztem Gesicht als „Feien“ oder Feen mit. Unter Musikbegleitung ziehen sie von Haus zu Haus. Der Vorreiter tritt zuerst in die Stube und springt über einen Stuhl, worauf der Christmann ihm nachfolgt, die Feen aber von den Anwesenden nicht eingelassen werden. Die Mägde und Mädchen singen ein Weihnachtslied, worauf der Reiter mit einem der Mädchen einen Tanz aufführt. Der Christmann geht indes in der Stube umher und erkundigt sich, ob die Kinder artig waren. Die fleißigen erhalten Geschenke, sobald



Der alte Kümmeltürke. **Der gelenkige Harlekin.** **Schneeporträt: Felix Piepenbrink.**

sie einen Spruch sagen können, die unartigen bekommen Schläge mit einem Aschenbeutel. Nun tanzt auch der Christmann mit einem der Mädchen und zieht dann ab, während von außen die Feien eindringen und am Tanze teilnehmen. Mit der Feier ist eine allgemeine Bewirtung verbunden. Der ganzen Beschreibung nach ist hier der Wodansreiter mit den drei Königen verbunden, die, wie die Verordnungen des vorigen Jahrhunderts ergeben, unter Friedrich dem Großen fast in der ganzen Mark noch Umzüge hielten. Es sind das die für uns so sehr interessanten Ausläufer der alten „Weihnachtspossen“ und der „Christkind-Alfanzereien“, gegen die schon der Große Kurfürst und vor ihm Johann Georg eingeschritten sind. Es wäre sehr interessant, so bemerkt der „Bär“, eine Berliner Zeitschrift, für den ganzen Umfang der Mark einmal festzustellen, wo sich Umzüge ähnlicher Art, wie der geschilderte, bis auf die heutigen Tage erhalten haben.

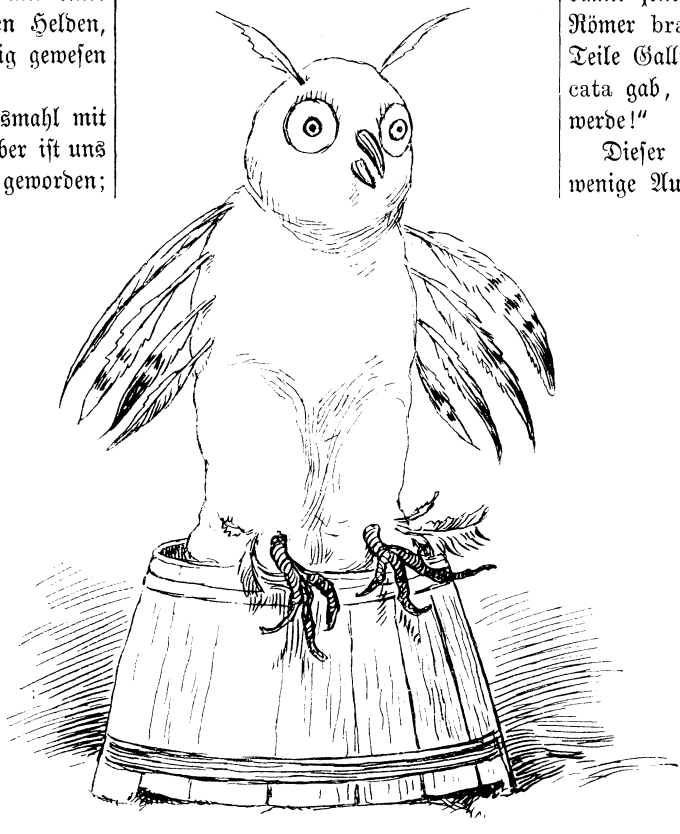
Schneemänner.

II.

Es komme, was da kommen mag, die „Stunde läuft auch durch den schlimmsten Tag!“ sagt ein bekannter Spruch. Felix Piepenbrink hatte den schauderhaften Spitznamen „Waden-Cäsar“ weg; aber es war doch endlich Mittag geworden; die Schule war aus und ein köstlicher freier Nachmittag winkte — winkte unseren Felix und seine Freunde hinaus in den Schnee. „Ihr kommt doch?“ fragte Felix noch einmal, während er, die Bücher unter dem Arm, mit Fritz Pieper, Bruno Heister, Karl Hahnke und Nikolaus Müller nach Hause ging. „Und ob!“ entgegneten die Freunde. „Und sollten wir auch bis an die Waden durch den Schnee müssen!“ setzte Fritz Pieper mit boshafter Anspielung hinzu. Felix bückte sich im Nu, raffte eine Handvoll Schnee auf, drehte einen losen Ball daraus und brannte ihn dem Spötter, eh' sich's dieser versah, in den Nacken, so daß Pieper unter der Berührung des kalten Schnees den Kopf zwischen die Schultern zog und ein fürchterliches Gebrüll ausstieß. „Brüll doch nicht wie ein Eisbär, die kleinen Kinder werden ja bange!“ steuerten ihn seine Freunde und stießen ihn mit den Ellbogen in die Seite. „O weh mir! in was für ein Land der Menschen bin ich geraten!“ ahmte der unverwüstliche Pieper den armen Felix nach, und dann bog er in flinkem Laufe in die Sternstraße ein, wo das Haus seines Vaters stand. Wohl folgten ihm noch einige Schneebälle nach,

aber der Junge war schnellfüßiger als Achill, und die Schneebälle flogen einem großen umherschweifenden Metzgerhunde auf den fuchsigen Pelz, so daß das Tier unter den unvermuteten Geschossen zusammenschrak, den Schwanz zwischen die Beine kniff und in die nächste Seitengasse galoppierte. „Ob auch der Höllenhund ergrimme, die Macht der Bälle zähmt ihn gleich!“ deklamierte Felix Piepenbrink, und dann trennten sich die Freunde, da sie mittlerweile auf den Neumarkt gelangt waren, wo sich verschiedene Straßen wie die Strahlen eines Sternes abzweigten. „Bis heute mittag um zwei Uhr!“ rief ihnen Felix noch einmal nach, mit einer Stimme, die eines homerischen Helden, eines Rufers im Streite, würdig gewesen wäre.

Ob die Jungen ihr Mittagsmahl mit gutem Appetit verzehrten, darüber ist uns keine bestimmte Ueberlieferung geworden; wir glauben aber als sicher annehmen zu dürfen, daß die Burschen — da sie gesunde, kräftige Burschen waren — eine gute Klinge schlugen. Von Felix aber wissen wir positiv, daß er sieben dicke Kartoffelklöße und einen Teller mit Backobst vertilgte (selbstverständlich vertilgte er den Teller nicht mit!), und daß er sich zwei Schnitten gekochten Schinkens vortrefflich munden ließ: des Felix Schwester, das Plappermäulchen Ida, hat mir's verraten. Plenus venter non studet libenter: ja, hätte Felix nach dem Essen *studieren* sollen, das wäre wohl eine unlustige Geschichte geworden; aber *spielen*, sich tummeln im Garten, im Schnee, und Schneemänner formen, „ja Bauer, das ist ganz was anders!“ Felix konnte denn auch kaum erwarten, daß der zweimalige Schlag der Turmuhr ihm die Freunde zuführe. Alle fünf Minuten lief er vor das große Einfahrtsthor des elterlichen Hauses und steckte die rotgefrorene Stumpfnase auf die Straße hinaus. Endlich schlug es zwei Uhr, und da kamen auch der Fritz und der Bruno, der Karl und der Nikolaus herangetrabt. „Juchhe, juchhe! jetzt geht es in den Schnee!“ rief ihnen Felix entgegen und schwenkte seine alte Pelzmütze, die er draußen im Hof und Garten zu tragen pflegte — seine alte Pelzmütze, in welche die schwarze Hauskatze so gern ihre Jungen bettete. Im nächsten Augenblick schloß sich das Einfahrtsthor hinter den fünf Knaben, und Arm in Arm — Felix in der Mitte — begaben sie sich über den Hof in den tiefverschneiten Garten. Oben hinter dem Fenster des Speisezimmers stand an der Seite seiner Gattin des Felix Vater, der Kaufmann Piepenbrink, und blickte lächelnd auf die fünf Burschen herab; er sah, er fühlte es mit, wie die Lebenslust den Fünfen aus dem ganzen Leibe zum Herzen quoll, und vom Herzen in die Gedanken und wieder in alle Gliedmaßen zurück;



Uhu, Uhu!

wie sie den Fünfen in den zehn Beinen prickelte, daß sie im tiefen Schnee herumsprangen und tanzten, und in allen fünfzig Fingern, daß sie einen Unsinn machten über den anderen. Und er öffnete das Fenster und rief hinab: „Jungens, bleibt mir nur von den schmalen Blumenbeeten, wo die Tulpenzwiebeln in der Erde stecken! Geht auf die großen Kartoffelstücke, da könnt ihr trampeln und wühlen nach Herzenslust! Und wenn ihr euern Schneemann fertig habt, und wenn ihr den Krimmel in den Händen fühlt, dann kommt herein ins Haus und sagt der Lisette, daß sie euch warmen Kaffee und Butterbrot gibt!“ Die vier fremden Knaben zogen bei dieser Anrede erst ehrerbietig die Mützen ab, aber bei den letzten Worten des Kaufmanns, wo von warmem Kaffee und Butterbroten die Rede war, da warfen sie die Mützen in die Höhe und riefen: „Hoch, hoch, hoch, der edle Hospes Piepenbrink!“ Der Gefeierte schloß lachend das Fenster, und die Knaben wandten sich ihrem Spiele zu.

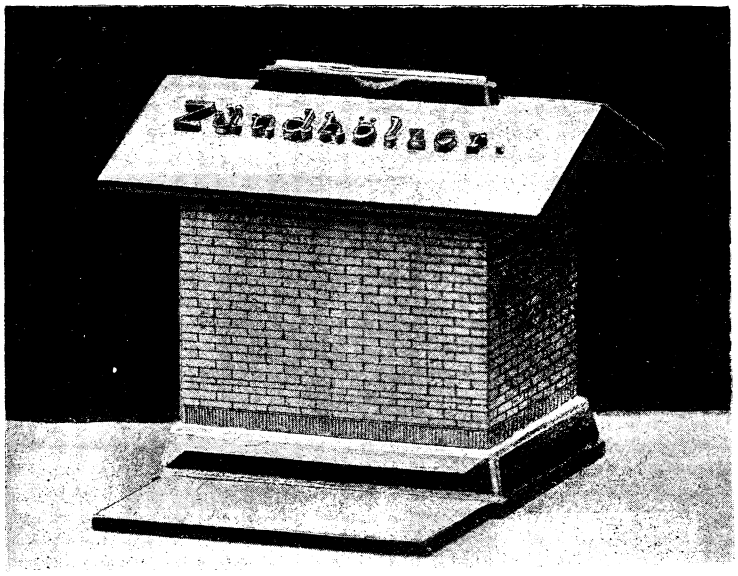
Bruno Heister deklamierte mit tönendem Pathos: „Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wohl ein ernstes Wort — und dieses ernste Wort lautet: Laßt uns die Hose in die Stiefel stecken, damit jenes Kleidungsstück, welches der Römer bracca nannte und das einem Teile Galliens den Namen Gallia braccata gab, nicht schneenaß und schmutzig werde!“

Dieser Vorschlag fand Beifall und wenige Augenblicke später stand die ganze Schar in Stulpenstiefeln da.

„Was formen wir aus Schnee?“ fragte Felix ungestüm; „Fritz Pieper muß als unser Haupt-Phidias die Idee angeben!“

„Teure Schüler,“ sprach der junge Meister würdevoll, „vernehmt den Gedanken, den mir Pallas Athene in meine Seele gesagt hat! Nichts Geringeres als die Statue des Winterkönigs selbst erstehe unter unseren kunstgeübten Händen! Gemeine Augen mögen einen Schneemann darin erblicken, wir sehen in ihm das Bild des Winterkönigs. Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen, und das Erhabene in den Staub zu zieh'n! Einen Schneemann, pfui! Als ob wir Söhne der Alma mater eines so kindischen Spieles fähig wären! Die Statue des Winterkönigs trage auf ihrem Scheitel einen Kranz von immergrünen Stechpalmen — die ich dort hinten im Garten wachsen sehe — und in den über der Brust gekreuzten Armen trage sie jenes kleine Tannenbäumchen dort, das unter der Säge des Gärtners gefallen ist! Um die Lenden schlinge sich die Ranke des großblätterigen Epheus! Vom Kinn herunter fließe ein langer weißer Bart (den wir, ganz leise sei es unter uns gesagt, von eingesteckten Besenreisern machen können)! Aber nicht auf der platten, gemeinen Erde erhebe sich unsere Statue;

sie rage hoch erhaben von einem Piedestal herab, das geformt aus cyklopischen Schneeblöcken! Und wie man diese Schneeblöcke formt, das will ich jetzt prosaisch euch darlegen. Man nimmt eine starke mittelgroße Kiste ohne Deckel — wie ich sie hier von Hause mitgebracht habe — füllt dieselbe mit gut ballendem Schnee und stampft diesen Schnee recht fest; ist solches geschehen, so dreht man die Kiste um und läßt den festen Inhalt herausfallen. Auf diese Weise bekommt man förmliche Schneequadern, mit denen man, indem ihr sie wie Mauersteine aufeinander legt, Sockel, Mauern und Burgen bauen kann. Nun kennt ihr meine Weisheit, ihr jungen Freunde und Gehilfen des Phidias, und jetzt geht mir frisch ans Werk!"



Preisgekrönter Zündholz-Automat. Motto: „Ist die Sache noch so klein, praktisch kann sie dennoch sein!"

„Es lebe der Meister!" riefen die jungen Gehilfen und Freunde, und sie packten sich an den Händen und schlangen einen lustigen Reigentanz um ihren Phidias. Dann machten sie sich lachend und schwatzend daran, die Schneequadern mit Hilfe des Kastens zu formen. Die Arbeit ging über alles Erwarten gut von statten: bald hatte man ein Dutzend Quadern geformt. Dieselben wurden zu einem viereckigen Aufbau aufeinander gelegt und der Sockel der Statue war fertig. Da man bei der Arbeit kalte Finger und Füße bekommen hatte, so wurde erst wieder ein lustiger Rundtanz um den Sockel aufgeführt und da man gerade kein griechisches Reigenliedlein wußte, so sang man des guten deutschen Klaudius Liedlein vom Winter, das er zwar eigentlich „hinterm Ofen" gesungen haben will, das man aber auch ganz gut im Freien singen kann:

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht Süß noch Sauer.
— — — — — — — — — —

Hände und Füße der Tänzer und Sänger waren warm geworden, und nun ging man daran, den Schneemann — nein, die Statue des Winterkönigs! — zu formen und auf das Piedestal zu setzen. Das letztere hatte wohl seine Schwierigkeiten, aber mit Hilfe einer Stehleiter, die man aus dem Schuppen des Gärtners holte, brachte man auch das fertig. Zunächst wurden ein paar dicke runde Klumpen Schnee auf die obere Fläche des Piedestals oder Sockels gelegt: das stellten die Füße vor. „Er lebt auf großem Fuße, der Winterkönig!" scherzte Bruno Heister. Auf diese Füße — „echte Plattfüße!" bemerkte Nikolaus Müller — wurde ein hoher, mächtiger Klumpen Schnee nach und nach gefügt: Beine und Leib zugleich. Um jedoch die Beine deutlicher hervorzuheben, ritzte man den unteren Teil des Schneeklumpens mit einem spitzen Steine in senkrechter Linie ein. Bei der Gestaltung der gekrümmten Arme verfuhr man folgendermaßen: Man nahm einige biegsame Weidenruten, die man zunächst da, wo man sich die Schultern des Kolosses dachte, in den Schnee steckte; dann bog man diese Weidenruten über der Brust zusammen und steckte sie dort ebenfalls in den Schnee; über dieses Gerüst aus Weidenruten klebte man nun den gut sich ballenden Schnee, und bald wurden ein paar kräftige Arme sichtbar. Jetzt war nur noch der Kopf zu formen, was weiter keine Schwierigkeiten bot. Die Nase machte man aus einer halberfrorenen roten Runkelrübe; man befestigte sie mittels eines spitzen Stöckchens, das man zur Hälfte in die Rübe, zur Hälfte in den Schnee des Kopfes steckte. Es war eine prachtvolle rote Nase! Vom Trinken war sie nicht so rot, i bewahre! sondern nur von der bitteren Kälte — wie sich's für einen Winterkönig geziemt: die Purpurnase ist gewissermaßen seine Devise! Die Augen wurden mit schwarzer Holzkohle hergestellt, der Bart mit alten Besenreisern. Als die Statue soweit fertig war, schritt man zum Ausschmücken derselben, mit Stechpalmenkranz, Tannenbäumchen und Epheuranke; das Ganze machte sich wunderschön, wahrhaftig! Phidias-Pieper hatte wieder ein Meisterwerk geschaffen und seine Schüler hatten ihm vortreffliche Hilfe geleistet.

„Und Götterbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?"

deklamierte Felix Piepenbrink mit komischem Pathos. Dann lief er ins Haus, um Vater und Mutter, Schwesterchen Ida und die alte Magd Lisette, den Hausknecht Gerhard und den Gärtner Oswald zum Bewundern des Kunstwerkes herauszurufen. Alle kamen und man lachte nicht wenig über den gelungenen Schneekerl. „Bitte sehr," fiel Felix mit gekünstelter Entrüstung ein, „unsere Statue nicht einen Kerl zu schimpfen! Sie sehen hier die von den Händen eines Phidias aus weißem karrarischem Marmor geformte Statue des Winterkönigs. Wenn Kunst und Geschicklichkeit — ja, wenn Kunst und Geschicklichkeit in schönem Bunde — ja, ja, ja, mich faßt bacchantische Begeisterung! Genossen, Freunde, reicht mir eure Hand und schlingt mit mir den Reigen um das herrliche Werk des Genius!"

Die Knaben reichten dem Redner lachend die Hand, auch Schwesterchen Ida wurde in den Kreis aufgenommen, selbst Gerhard und Oswald ließen sich bereden, in den Kreis einzutreten, und endlich wurde sogar die alte Lisette mit freundlicher Gewalt zum Anschluß bewogen. Nur Herr und Frau Piepenbrink hielten sich lachend zurück. Im nächsten Augenblick drehte sich der Kreis der jungen und alten Menschen mit Hüpfen und Springen um den auf seinem Sockel thronenden Schneekönig; die fünf Knaben sangen dabei aus voller Kehle folgendes Lied:

„Da steht der kalte Wintermann
Und hat kein Hemd, kein Röcklein an;
Hat dicken Kopf und dicken Leib,
Wir grüßen dich, du Zeitvertreib!
Wir grüßen dich, wir singen dir,
Wir tanzen dir und springen dir,
Wir klatschen dich, wir necken dich,
Wir patschen dich und schrecken dich.
Was grämst du dich? Bewege dich!
Wie kalt bist du! So rege dich!"
— — — — — —

Hier wurde der Gesang und Tanz durch ein unerwartetes Ereignis jäh unter-

brochen. Die Erschütterung des Bodens, hervorgerufen durch die Sprünge der Tänzer, mußte sich dem Schneemann mitgeteilt haben; er verlor das Gleichgewicht, und gerade, als die jugendlichen Kehlen schrieen: „Wie kalt bist du! So rege dich!" stürzte er — pardauz! — vornüber, gerade auf Felix Piepenbrink! Der fiel unter dem Anprall rücklings über, streckte beide Beine gen Himmel und lag dann, unter Schneetrümmern begraben, im ersten Augenblick regungslos am Boden. Der erschreckte Kreis der Tänzer löste sich selbstverständlich sofort. Alle Anwesenden stürzten auf Felix zu und hoben ihn, ganz mit Schnee bestäubt, empor. Einen Augenblick schaute der Junge aus großen Augen verwundert in die Welt — er hätte, äußerte er nachher, für einen Moment die Besinnung verloren gehabt — dann lachte er laut und lauter, und dann sprang er munter auf die Füße, zum besten Zeichen, daß er nichts abbekommen hatte. Herr und Frau Piepenbrink, welche anfangs einen nicht geringen Schrecken empfunden hatten, beruhigten sich wieder und stimmten in das allgemeine Gelächter ein, welches entstand, als Felix sich auf das leere Piedestal des Schneemanns schwang und sich hier in den drolligsten Stellungen produzierte.

„Nun genug des Spaßes!" rief Vater Piepenbrink; „meine jungen Freunde, kommt alle mit in das Haus und trinkt eine warme Tasse Kaffee bei uns!"

„Hurra, Eskimothran!" jubelte Felix, der wegen des glücklich überstandenen Abenteuers in der ausgelassensten Stimmung war. „Hurra, Eskimothran und Seehundsschnitten gibt's, Kameraden! Ins Haus, ins Haus! Zu Tische, zu Tische! Wenn Kunst und Geschicklichkeit — ha! — wenn Hunger und Durst — ha, ha! — wenn Kunst und Geschicklichkeit mit Hunger und Durst in schönem Bunde — ha, ha, ha! — mich faßt bacchantischer Taumel, und wenn ihr es wünscht, so stelle ich mich auf den Kopf!" Schrum, da stand der Junge im Schnee auf dem Kopf und streckte die Beine wie die Arme eines Andreaskreuzes von sich.

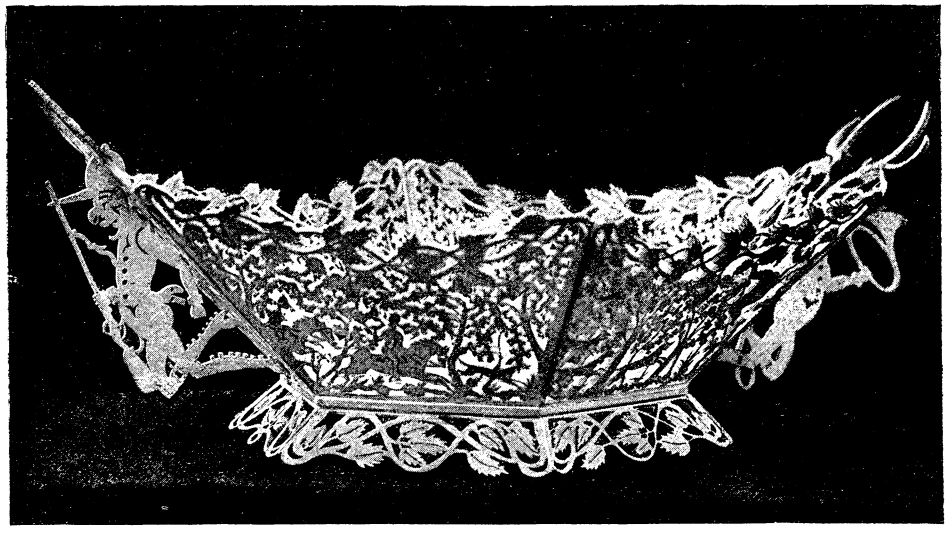
„Die Figur bilden wir nächstesmal nach," sagte Pieper, während die übrigen Knaben in ein herzhaftes Gelächter über den komischen Felix ausbrachen.

Die fliegende Flasche und das fliegende Glas.

Die Wirkung dieses ausgezeichneten Kunststücks ist immer eine Aufsehen erregende und wird folgendermaßen bewerkstelligt. Der Taschenspieler bringt eine schwarze Flasche von gewöhnlichem Aussehen auf einem kleinen Präsentierteller und ein Weinglas von gewöhnlicher Größe auf einem andern Präsentierteller zum Vorschein, sowie ein Paar Röhren von Pappe, welche ungefähr 30 cm lang und an beiden Enden offen sind. Eine von diesen Röhren ist von solchem Durchmesser, daß sie leicht über die Flasche hereingeht, die andere nur um so viel kleiner, daß sie innerhalb der ersten Raum hat. Einige Taschenspieler haben beide Röhren von gleichem Durchmesser, allein die soeben angegebene Anordnung ist besser, nicht allein wegen bequemerer Verpackung, sondern zu gunsten der wirklichen Durchführung des Kunststücks.

Der Taschenspieler beginnt damit, seinen Zuschauern die fliegende Flasche und das fliegende Glas vorzustellen, welche die Eigenschaft haben, nach Belieben von einer Stelle zur andern zu reisen. „Ich beabsichtige, Ihnen das Vermögen derselben in einer einfachen, aber unverkennbaren Weise vorzuführen, indem ich sie vor Ihnen ihre Plätze vertauschen lasse — die Flasche muß auf der Stelle des Glases, das Glas auf derjenigen der Flasche erscheinen. Wir wollen nun auch sehen, ob etwas in der Flasche ist." Er ergreift nun die Flasche und gießt in das Weinglas Wasser oder Bier über (je nachdem er mit dem einen oder dem andern zu operieren gewöhnt ist), bis es voll ist. Dann scheint er sich eines andern zu besinnen und sagt: „Nein, das geht doch nicht. Wenn das Glas in diesem vollen Zustande herumzufliegen beginnt, so könnten einigen der Damen die Kleider verdorben werden, was mich leicht in Verlegenheiten brächte. Ich will lieber ein wenig davon zurückgießen!" Demgemäß gießt er, mit Hilfe eines Trichters, die Hälfte der Flüssigkeit in die Flasche zurück und läßt daher das Glas halbvoll.

„Nun, meine Damen und meine Herren," fährt er dann fort, „möchte ich Sie bitten, diese beiden Deckel zu untersuchen. Es sind, wie Sie sehen, bloße Röhren aus Pappe und haben den Zweck, beziehungsweise die Flasche und das Glas beim Antritt ihrer Reise zu bedecken. Sie sind ebenso unfähig zu einer Täuschung, wie — wie ich z. B. — und Sie können vollständig durch sie hindurch blicken. Lassen Sie uns nun sehen, ob Sie mein Kunststück ebenfalls zu durchschauen im stande sind? Sie sind also überzeugt, daß diese Deckel leer und ohne alle Vorrichtung sind? Wohlan, nun will ich den einen über das Glas und den andern über die Flasche stülpen!"



Preisgekrönter Nähkorb. Motto: „Beharrlichkeit führt zum Ziel."

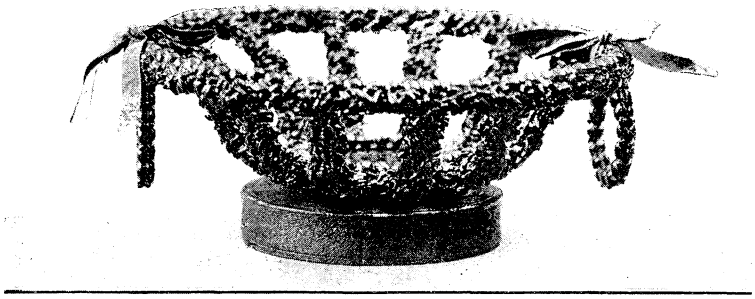
Dies thut er dann und stülpt die größere Röhre über die Flasche, die kleinere über das Glas. Bei diesem Punkte angelangt, gibt er sich das Ansehen, als höre er jemanden flüsternd äußern, er habe eine Aenderung in dem Zustand der Dinge vorgenommen. — „Was sagten Sie?" fragt er aufblickend; „ich habe das Glas weggenommen? O nein, gewiß nicht; ich habe das Glas nicht angerührt. Hier ist das Glas und hier die Flasche" (damit nimmt er die Deckel ab und stülpt sie nach einem Augenblick wieder darüber) — „gerade wie ich sie Ihnen vorhin gezeigt habe. Die Flasche und das Glas

werden ihre Wanderung nicht eher beginnen, als bis ich ihnen die Erlaubnis dazu gebe. Wie? Sie zweifeln noch immer? Sehen Sie, hier sind sie!" Er hebt noch einmal jeden Deckel etwa 6 cm hoch auf und zeigt, daß Glas und Flasche noch an ihrem früheren Orte stehen. „Allein ich denke, wir können nun beginnen! Allez! changez! prestissimo!"

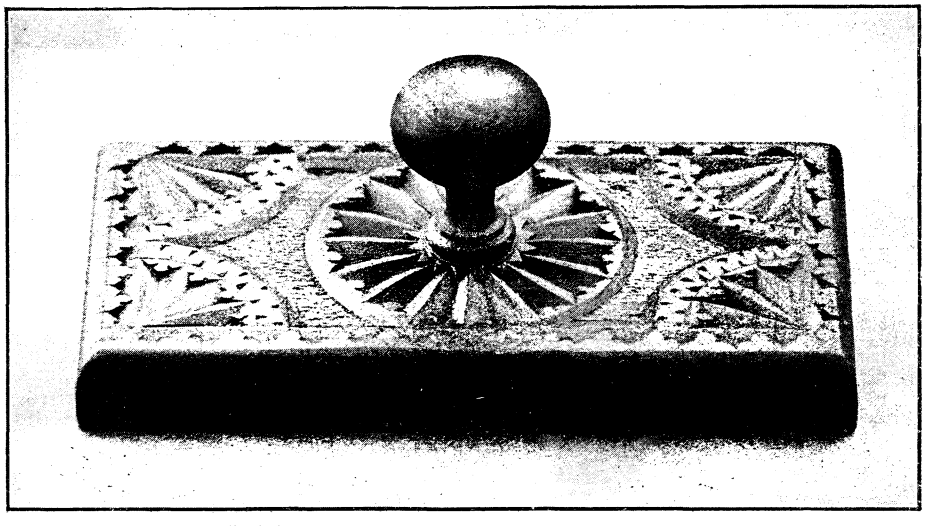
Er hebt die Deckel noch einmal auf; die Flasche befindet sich unter dem Deckel, unter welchem zuvor das Glas stand, und das halbgefüllte Glas an der Stelle der Flasche. „Keinerlei Täuschung, meine Damen und Herren! Die beiden Gegenstände haben unverkennbar ihre Plätze gewechselt. Lassen Sie mich dieselben noch einmal bedecken und ihnen befehlen, die Plätze zu wechseln!" Er stülpt die Deckel wieder darüber. „So! nun recht langsam, wenn ich bitten darf, damit jedermann sehen kann, wie es zugeht — Changez!" Er hebt die Deckel abermals ab und es findet sich, daß die beiden Gegenstände wieder in ihre ursprünglichen Stellungen zurückgekehrt sind.

Das Geheimnis liegt in der „Flasche", welche nicht, wie es den Anschein hat, von Glas, sondern von Blech und in Nachahmung von Glas lackiert ist. In Wirklichkeit sind es aber zwei Flaschen, welche ineinander stecken, wie unsere Figur im Durchschnitt zeigt. Die äußere Flasche ist eine bloße Schale, oben und unten offen; aber die innere ist von etwas verwickelterer Konstruktion. Ihr Boden, wenn man so sagen darf, ist etwa in ihrer halben Höhe angebracht; sie faßt in ihrem Hohlraume etwa ein Achtelliter Flüssigkeit, bietet aber unten noch so viel hohlen Raum, daß man ein Weinglas darunter verstecken kann. Eine kurze Röhre läuft durch den Boden des oberen Teils hinab und endigt gerade unter demselben. In der Höhe von etwa 6 cm vom Tische haben beide Flaschen eine Oeffnung oder ein Fingerloch von 3 cm im Durchmesser.

Wenn die Flasche den Zuschauern gezeigt wird, so ist die „Schale" über die innere Flasche hergestülpt; die letztere enthält ein Glas voll Bier oder Wasser, je nach Belieben. In dem hohlen Raum unter der inneren Flasche steht ein leeres Trinkglas, genau demjenigen auf dem Präsentierteller ähnlich. Die Fingerlöcher in den beiden Flaschen sind von den Zuschauern abgewendet und so angeordnet, daß sie genau korrespondieren. Wenn der Taschenspieler die Flüssigkeit aus der Flasche ausgießen wünscht, so ergreift er die Flasche mit dem Mittelfinger durch die Fingerlöcher und hält dadurch nicht nur Schale und Flasche zusammen, sondern ergreift und hält damit zugleich auch das in denselben versteckte Trinkglas, welches sonst auf dem Tische zurückbleiben würde. Er gießt nun das offenstehende Trinkglas voll, aber das andere ist leer; es ist um dieses Kunststückes willen nötig, daß beide Gläser einander vollkommen gleich sind. Daher seine vorgebliche Besorgnis um die Damenkleider und das Zurückgießen der halben Flüssigkeit in die Flasche (in Wirklichkeit aber durch die Röhre in das versteckte Glas hinab), welches dadurch ebenfalls halbvoll wird. Der Taschenspieler stülpt dann den größeren Deckel über die Flasche und den kleineren über das schon beschriebene sichtbare Trinkglas. Sein Vorgeben, daß er eine halblaute Bemerkung höre, daß er das Trinkglas entfernt habe, dient nur dazu, einen Vorwand zu bekommen, um die Deckel noch einmal zu entfernen. Dabei drückt er leicht gegen die äußere Flasche, welche dem Druck nachgibt und die Schale von der inneren Flasche ablöst. Wenn er nun die Deckel wieder aufstülpt, so verwechselt er dieselben und bringt nur die äußere Flasche oder Schale über das sichtbare Glas. Das Kunststück ist nun fertig. Er hebt die beiden Deckel abermals einige Zentimeter vom Tische auf, um scheinbar zu zeigen, daß die Flasche und das Glas noch im vorigen Zustande sind. Wenn er nun zu zeigen wünscht, daß Flasche und Glas ihre Plätze gewechselt haben, so braucht er nur den größeren Deckel ohne Druck aufzuheben und dadurch die äußere Flasche oder Schale über dem bisher sichtbaren Trinkglas zu lassen, den kleineren Deckel aber mit einem Druck emporzuheben, dadurch mit demselben die innere Flasche zu packen und so das seither darunter versteckte Trinkglas zu enthüllen. Um die beiden Gegenstände wieder an ihrem früheren Platz erscheinen zu lassen, kehrt er nur das Verfahren um, worauf es keine sehr schwere Sache ist, die Deckel wieder zu verwechseln und die Schale über die zweite innere Flasche zu stülpen, worauf alles dasselbe Aussehen hat wie früher, und die Pappröhren wieder zur Untersuchung herumgereicht werden können.



Preisgekröntes Körbchen. Motto: „Geben ist angenehmer als Nehmen."



Preisgekrönter Briefbeschwerer. Motto: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis."

Eine Heckenpflanze.

Wer von euch über ein trockenes, sandiges Gärtchen oder über eine ähnliche Fläche Landes verfügt und besagte Grundstücke gerne umzäunen möchte, der pflanze den schwedischen Boxdorn. Diese einzig in ihrer Art dastehende Heckenpflanze ist besonders für leichten trockenen Boden geeignet. Sie bildet undurchdringliche Hecken, verlangt wenig Pflege und widersteht allen Witterungseinflüssen. Für freiliegendes, dem Winde ausgesetztes Terrain, auf dem so leicht keine andere Pflanze gedeiht, wähle man getrost die genannte; sie wird ihre Dienste nicht versagen, vielmehr innerhalb nur weniger Jahre eine Schutzwand bilden gegen jegliche Gewalt der Elemente und so der ganzen übrigen

Vegetation des Grundstückes nützen. Der schwedische Boxdorn ist betreffs der Anspruchslosigkeit und seines schnellen Wuchses der gerade Gegensatz zum Weißdorn; dabei verlangt er aber wenig Boden, begnügt sich mit geringer Pflege und hat von Wind, Nachtfrost, Raupen u. s. w. nichts zu befürchten. Der Weißdorn verlangt dagegen guten Boden, friert leicht zurück und ist dem Raupenfraß sehr stark ausgesetzt. Der Boxdorn ist ferner ein schätzbares Material zur Umzäunung von Wildgärten, indem die dichtverzweigten, mit vielen langen Nadeln bewaffneten Büsche Fasanen, Hühnern, jungen Hasen u. s. w. ein Obdach bieten gegen die Angriffe der Katzen, Raubvögel u. dergl. Außerdem nisten viele unserer befiederten Sänger, die doch die besten Freunde unserer Gärten sind, als solche jeglichen Schutz verdienen, gern in den Zweigen des Boxdornes.

Am besten pflanzt man denselben als Stecklinge. Diese haben ein sehr sicheres rasches Wachstum; sie entwickeln sich in 3—4 Jahren zu Hecken von ungefähr ein Meter Höhe. Die geeignete Pflanzzeit fällt in die Herbstmonate Oktober und November, da die Winterfeuchtigkeit sehr vorteilhaft auf das Wachstum einwirkt. Die genannte Pflanze verdient also volle Aufmerksamkeit. Herr Landschaftsgärtner P. B. Chrestian in Tondern (Schleswig) ist bereit, auf Anfragen über Bezug, Kultur u. s. w. Auskunft zu erteilen.

Unsere Künstler.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Ist die Sache noch so klein, praktisch kann sie dennoch sein;" die Bedeutung dieser Sentenz hat Paul Lohmann zu Hagen in Westfalen mit einem selbstkonstruierten „Streichholzautomaten" trefflich illustriert. Hebt man das Dach des Häuschens bis zu der zulässigen Höhe empor, tritt im Innern desselben ein Mechanismus in Funktion, der auf die Kerbe des breitgestreckten Rauchfanges ein einzelnes Zündholz legt, das nun nach dem Zurückversenken des Daches zur Benützung frei daliegt. Dieser letztere Moment ist in unserer Abbildung wiedergegeben. Die Ausführung der Holzarbeit und deren Bemalung ist eine so gute, solide und geschmackvolle, daß sie jedem erfahrenen und geübten Berufsarbeiter wohlanstehen möchte. Das Ganze ist sehr schmuck und würde dem besten Tische zur Zierde gereichen.

Viel Fleiß, Geschicklichkeit und nicht zuletzt Ausdauer ist von Karl von Felbinger zu Brünn auf die Ausarbeitung des nächstabgebildeten „Nähkorbes" verwendet worden. Er spricht für sich selbst! Man muß gewiß schon ein großer Laubsägekünstler sein, wenn man sich an solch reiche und komplizierte, zum größten Teil überaus zarte Zeichenpartien überhaupt heranwagt.

Allerliebst präsentiert sich unter dem mehr schönen als praktischen Motto: „Geben ist angenehmer als nehmen" ein Körbchen, ersonnen und ausgeführt von Emil Dorbritz in Sierck. Man ist auf den ersten flüchtigen Blick hin verwundert und denkt sich schon im stillen: „Ei, das kann nicht mitkonkurrieren, das ist zu kostbar!" denn man wähnt einen Schmuckgegenstand aus richtigen roten Korallen vor sich zu haben. Unsere Verwunderung verdoppelt sich aber, wenn wir bei genauerem Zusehen und aus der beiliegenden Kostenaufstellung erfahren, wie unser Künstler zu Werke gegangen ist. Da sie uns einen Einblick in seine Werkstätte gestattet, sei sie hierher gesetzt:

Wert des zu dem Körbchen verwendeten Materials:

Bestandteile des Anstrichlackes.	Pappe	0,10 M.
	Erbsen u. Koriander	0,05 M.
	Reis	0,10 M.
	Leim	0,05 M.
	Schellack	0,15 M.
	Spiritus	0,10 M.
	Zinnober	0,15 M.
	Seidenband	0,15 M.
	Summe:	0,85 M.

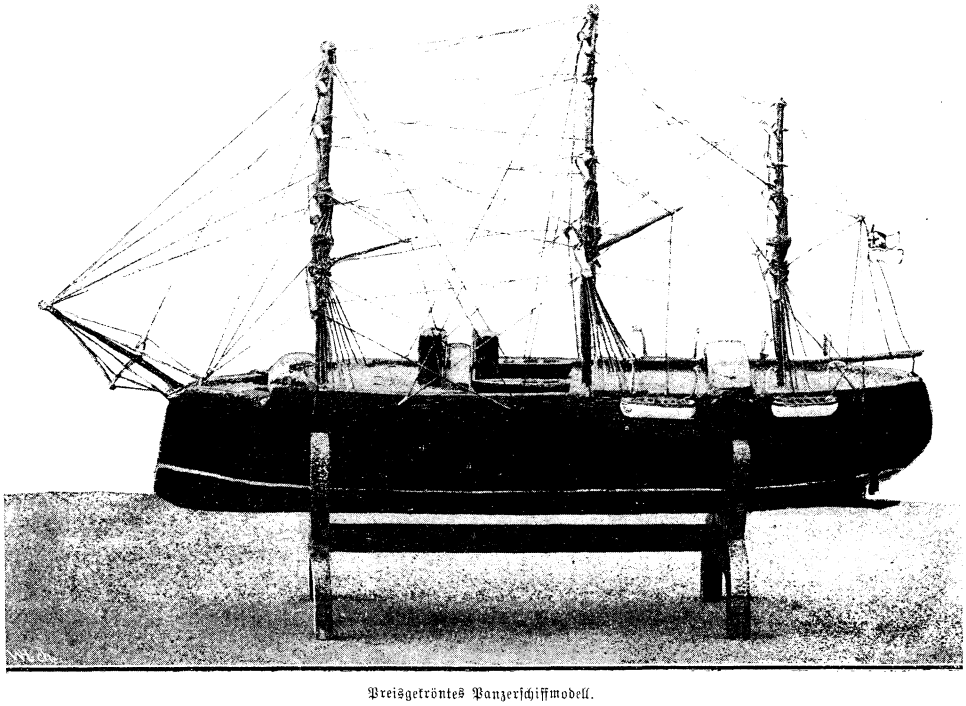
Wir sehen: hier paaren sich künstlerischer Sinn, die denkbar einfachsten Mittel und ökonomischer Haushalt, um in ihrem Zusammenwirken ganz Prächtiges zustande zu bringen.

Daß Alexander Heineken in Hamburg sein Kerbschnittmesser bereits mit großer Gewandtheit zu führen weiß, dafür ist sein Briefbeschwerer — Motto: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis" — ein glänzender Beweis. Dieses Zierstück macht einen sehr noblen Eindruck und kann sich auf dem elegantesten Schreibtische sehen lassen.

Das unter dem Motto:

Selbst entworfen, selbst geschnitzt,
Hab' genug dabei geschwitzt,
Hoffe, daß es ohne Schaden
Komm' zum Guten Kameraden

zur Konkurrenz eingegangene Modell eines Panzerschiffes, selbst entworfen und ausgeführt von Paul Wächter in Stettin, wird, dessen sind wir gewiß, unter den Kameraden den lautesten Beifall erringen. Es ist eine ebenso große wie fleißige, eine ebenso verständnisvolle wie verdienstliche Arbeit. Die Details sind sehr sauber ausgearbeitet, der Bau ist solid und fest

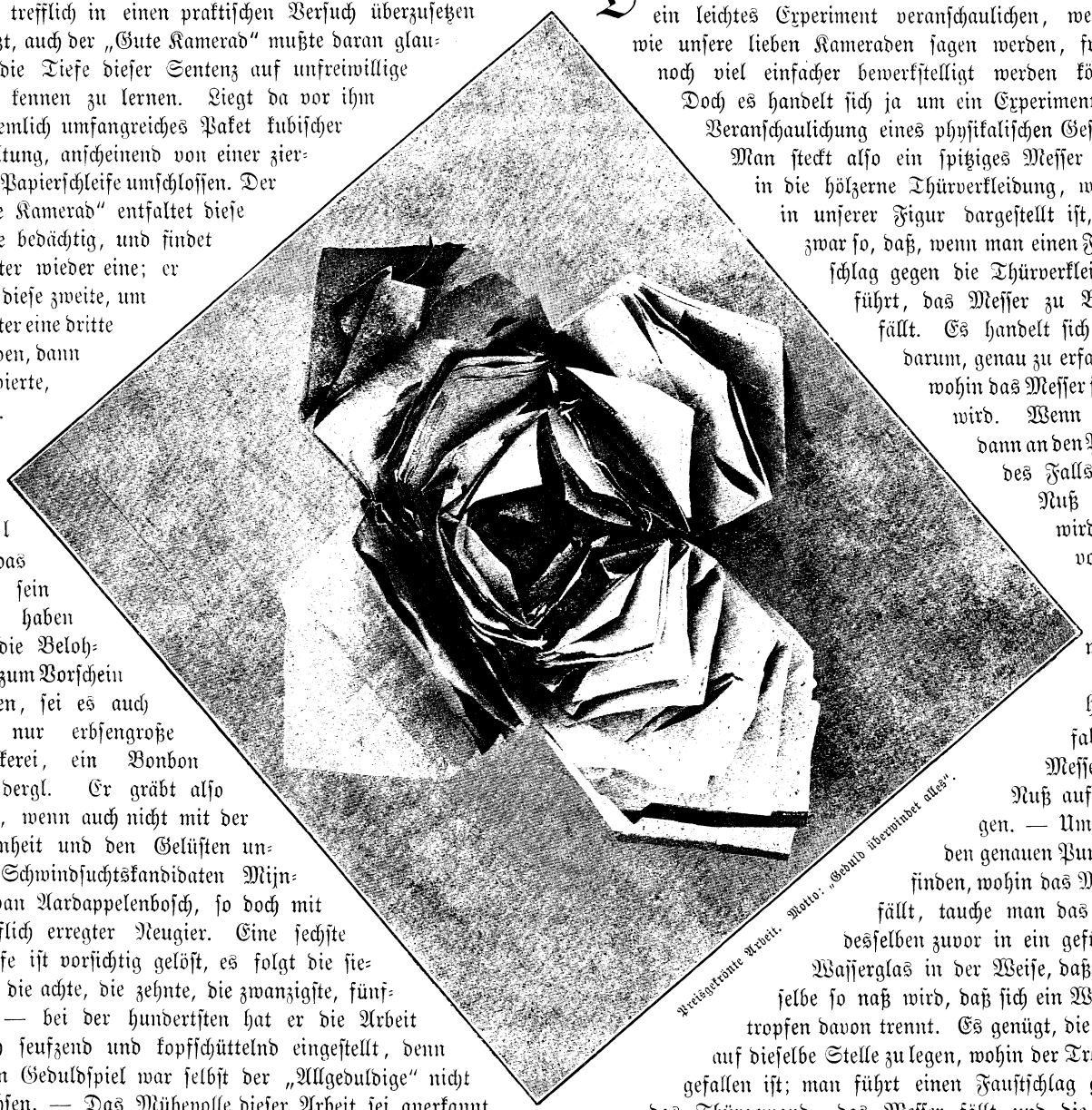


Preisgekröntes Panzerschiffmodell.

— es fehlen nur noch die blauen Teerjacken, um unter kräftigem „Hipp hipp, Hurra!“ lustig in See zu stechen. Gern glauben wir's, daß diese gelungene Leistung unserem jungen Marineingenieur manch einen Schweißtropfen gekostet hat. Sehr, sehr brav!

Ein loser Schäker aber ist unser Kamerad Fritz Elkan in Hamburg. Nicht nur er hat das Motto: „Geduld überwindet alles“ trefflich in einen praktischen Versuch überzusetzen gewußt, auch der „Gute Kamerad“ mußte daran glauben, die Tiefe dieser Sentenz auf unfreiwillige Weise kennen zu lernen. Liegt da vor ihm ein ziemlich umfangreiches Paket kubischer Gestaltung, anscheinend von einer zierlichen Papierschleife umschlossen. Der „Gute Kamerad“ entfaltet diese letztere bedächtig, und findet darunter wieder eine; er öffnet diese zweite, um darunter eine dritte zu finden, dann eine vierte, fünfte. Nun, denkt er: einmal wird das wohl sein Ende haben und die Belohnung zum Vorschein kommen, sei es auch eine nur erbsengroße Schleckerei, ein Bonbon oder dergl. Er gräbt also weiter, wenn auch nicht mit der Lüsternheit und den Gelüsten unseres Schwindsuchtskandidaten Mijnheer van Aardappelenbosch, so doch mit begreiflich erregter Neugier. Eine sechste Schleife ist vorsichtig gelöst, es folgt die siebente, die achte, die zehnte, die zwanzigste, fünfzigste — bei der hundertsten hat er die Arbeit endlich seufzend und kopfschüttelnd eingestellt, denn solchem Geduldspiel war selbst der „Allgeduldige“ nicht gewachsen. — Das Mühevolle dieser Arbeit sei anerkannt, rückhaltslos; doch imponiert ihm dabei mehr noch die Thatsache, daß er sich von diesem Kameraden gewissermaßen geschlagen fühlte, — und eine solche Leistung mußte unbedingt auch preisgekrönt werden; oder sollten wir doch Rache üben und sie leer ausgehen lassen? Nein, sagte er an die Brust klopfend, Gerechtigkeit sei geübt, überall und immerdar, auch sie erhalte einen Preis, aber den — letzten.

Und nun, Kameraden, seid stolz auf eure Leistungen! — „Segen ist der Mühe Preis“ hat einer von euch zu seinem Motto erwählt. Der „Gute Kamerad“ möchte dieses schöne Wort auch hier an den Schluß setzen. Beherziget es! Pfleget und treibet in euren Freistunden, auch ohne daß eine Preiskonkurrenz ausgeschrieben sei, solche Arbeit; ihr sollt euch dabei erholen, an Körper und an Geist erwachsen und erstarken. — Der Segen wird nicht ausbleiben!



Preisgekrönte Arbeit. Motto: „Geduld überwindet alles“.

Eine Nuß mit einem Messer zu zerschlagen.

Das Gesetz über den Fall der Körper läßt sich durch ein leichtes Experiment veranschaulichen, welches, wie unsere lieben Kameraden sagen werden, freilich noch viel einfacher bewerkstelligt werden könnte. Doch es handelt sich ja um ein Experiment zur Veranschaulichung eines physikalischen Gesetzes. Man steckt also ein spitziges Messer leicht in die hölzerne Thürverkleidung, wie es in unserer Figur dargestellt ist, und zwar so, daß, wenn man einen Faustschlag gegen die Thürverkleidung führt, das Messer zu Boden fällt. Es handelt sich hier darum, genau zu erfahren, wohin das Messer fallen wird. Wenn man dann an den Punkt des Falls eine Nuß legt, wird das von einer gewissen Höhe herabfallende Messer die Nuß aufschlagen. — Um nun den genauen Punkt zu finden, wohin das Messer fällt, tauche man das Heft desselben zuvor in ein gefülltes Wasserglas in der Weise, daß dasselbe so naß wird, daß sich ein Wassertropfen davon trennt. Es genügt, die Nuß auf dieselbe Stelle zu legen, wohin der Tropfen gefallen ist; man führt einen Faustschlag gegen das Thürgewand, das Messer fällt und die Nuß wird sicher zerschmettert.

Unsere Figur zeigt, wie man bei diesem Experiment zu Werke gehen und sich das Gelingen desselben sichern muß.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 13.

Da hast a Supp, di du so gern ißt, vier Knedel (Knödel, Klöße) san a drinnen.

Auflösung der dreisilbigen Scharade in Nr. 13.

Pechvogel.

Auflösung der viersilbigen Scharade in Nr. 13.

Jägerlatein.

Streichrätsel.

Au, Barbar, Iser, Kai, Ross.

Streicht man von den obigen 5 Wörtern 3 Buchstaben und bringt die Wortreste in die richtige Ordnung, so erhält man den Namen eines Kaisers aus dem 12. Jahrhundert. Die entnommenen 3 Buchstaben nennen einen Schweizer Kanton.

Rätsel.

Ich kenne ein Zeichen im Alphabet.
Verrate indes nicht, wo es steht;
Legt eine Feile man an den Laut,
Geschosse alsbald man vor sich schaut.

Fragen und Antworten.

An H. Grombacher in **Heilbronn** — — Kleener Schäker, der de bist! Im Brockhaus willste die „Pappe" gefunden haben? Haste ihn denn? Wohl nich! Und kannste ihn schon lesen? Jedenfalls besser als ich, denn von der „Pappe" habe ich nichts gefunden. Vielleicht existiert sie nur in Deiner Camera curiosica, und da will ich sie Dir nich schreitig machen. Ferner willste in Moritzburg nach dem „Hobble-Frank" gefragt haben? Unter diesem Kriegsnamen kennt man mich dort gar nich, denn ich habe ihn erscht schpäter empfangen. Und dagste dort gewesen bist, das is wohl ooch nur eene saure Apfelsine. Keen wirklich konschtanter Mensch heißt da hinein! Und was den Gottfried von Oleum betrifft, so hat meine Infraternität mit seiner Konkurrenz gar nischt zu schaffen. Wir sind zwee ganz verschiedene Akroliten. Wer mich mit ihm vermischt, der beleidigt mich wirklich con amore. Er redet märkisch, ich aber schpreche anerkanntermaßen das klassische Hochdeutsch. Er reest mit der Fagottoboe, ich aber wandere mit dem geladenen Bärentöter. Ooch is er kopfelänger als ich, weil bekanntlich hervorragende Geistesgrößen von kleener Schtatur sind. Du bist also Punkt für Punkt ein irrender Fußgänger mit Hühneroogen. Ich weeß, daß Ihr dort am Nektarschtrande een historisches Museum habt. Laß Deinen Scharfsinn ausschtopfen und da hineinschtellen. Vielleicht findste eenen, der dross abonniert. Ich aber liebe Dich mit unendlicher Nachsicht und verbleibe Dein superieur-überlegener Hobble-Frank.

Herrn J. v. H. in **Köln.** Ganz richtig, daß das Holländische anders als nach deutschem Lautklange ausgesprochen wird. Der Verfasser pflegt Proben fremder Sprachen stets phonetisch zu schreiben, was sich aber hier nicht in Anwendung bringen ließ. Einen wenn auch noch so kurzen Unterricht in der Aussprache des Holländischen zu geben, dazu fehlt uns der Raum; auch ist die Sache nicht so wichtig. Allzu viele Anmerkungen würden stören. Unsere Kameraden werden den Mijnheer verstehen, auch wenn ihnen die richtige Aussprache nicht geläufig ist. Besten Gruß!

Wilhelm H. in **R.** Du willst „Tierarzt studieren"? Gut. Für diesen Beruf ist in Deutschland das Reifezeugnis für Prima eines Gymnasiums und der Besuch einer tierärztlichen Lehranstalt durch mindestens drei Semester vorgeschrieben, welchem die Ablegung der naturwissenschaftlichen Prüfung zu folgen hat. An das Bestehen derselben reiht sich ein zweijähriges einschlägiges Fachstudium an höheren Lehranstalten und die Ablegung der Staatsprüfung. Das Nähere besagen die Ausführungsbestimmungen zur deutschen Gewerbeordnung.

Ernst S. in **Kempten.** Elektrotechnische Bibliothek, erschienen bei A. Hartleben, Verlagsbuchhandlung in Wien. Lasse Dir Prospekt vorlegen.

H. K. in **Triest.** Dank für Deinen guten Rat. Nächste Weihnachten wollen wir rechtzeitig eine reichliche Bücherbesprechung bringen.

R. B. in **Berlin** will seinen Kameraden über ein physikalisches Experiment berichten: „Man nehme," schreibt er, „eine Blechbüchse, welche einen gut schließenden Deckel hat, und bohre in denselben cirka 50 Löcher (ich habe hier einen Deckel von 20 cm Umfang). Dann fülle man das Gefäß bis oben mit Wasser. Kehrt man nun die Büchse um, so daß die Löcher nach unten zu stehen kommen, und hält sie ungefähr senkrecht, so wird kein Wasser herausfließen. NB. Die Löcher müssen einen Durchmesser von cirka 3 bis 4 mm haben." —

Bruno Haake in **Berlin, Landsbergerstraße 91,** fragt: „Wer kann mir sagen, wie ich meinen Bühnenkasten selbst herstellen kann? Bitte seid so gut!"

Neu-Granada 61. Lieber Freund! Wenn der „G. K." „Schah von Persien" wäre, dann hätte das sicherlich keinen Anstand. Unsere Huld und Gnade wäre Dir gewiß; ob „er" aber auf Deinen Wunsch eingehen wird, wie können wir das wissen?

Der wilde Wallach. (Könnte man ja fast einen Schrecken kriegen!) Deinem Wunsch vermögen wir nicht zu entsprechen; Verlosungen sind in Deutschland nicht statthaft.

Freibeuter in Pflanzen und Insekten. Wer in der deutschen Armee oder Marine neun Jahre über die gesetzlich dreijährigaktive Dienstpflicht diente, wird sogen. „Militäranwärter" und hat damit Anspruch auf Stellen im Bureaudienste innerhalb der Subalternbeamtenkategorie. Trifft das in dem berührten Falle nicht zu, dann dürfte die Anstellung, ob nun staatlich oder privat, mehr von persönlicher Tüchtigkeit, von Intelligenz und — Glück abhängen.

Die Konstruktion der fliegenden Flasche und des fliegenden Glases.

August Schuster. Besieh Dir mal auf der Zeit, wo dergleichen Apparate ausgestellt sind, einen solchen Schauladen; dabei werden Dir mancherlei Ideen kommen. Auch hat der „G. K". schon viele solche Hebe- und Treibmaschinen beschrieben.

Hans W. Bülowsstraße in **Berlin.** Wenn der „G. K." nicht pünktlich eintrifft, so mache dafür jene Stelle verantwortlich, von der Du ihn beziehst. Er wird hier regelmäßig expediert und soll und muß auch dort pünktlich zugestellt werden.

P. S. in **B.** Solche Experimente haben wir in jüngerer Zeit an dieser Stelle wiederholt genannt.

A. Fischer. Zu dieser Liebhaberei gratulieren wir Ihnen, das gibt „Armschmalz", wie der Turner zu sagen pflegt. Uebrigens, Ihrer Schilderung nach, müssen Sie der reine Schlangenmensch sein. — Sie wünschen zu wissen, „wie man sich Turngeräte selber macht?" Das sollten wir doch lieber dem Fachmann und der berufenen Zimmermannsart überlassen. Sitzt einmal nur etwas nicht fest oder ganz richtig, plumps! sausen wir mit elegantem Schwung platt auf den Boden; Sie haben dann die Beulen und wir die Verantwortung.

J. Petri. Du hast große Lust, Postbeamter zu werden. Die Aufnahme erfordert, wenn nicht die höhere Laufbahn und bestimmte technische oder juridische Qualifikationen vorausgesetzt sind, im allgemeinen die Reifeprüfung an einem (Real-)Gymnasium. Nach dreijähriger Praxis als Eleve und nach abgelegter Sekretärprüfung kannst Du zum Sekretär, später Postmeister, Oberpostsekretär u. s. w. aufrücken. Die höheren Stellen (Inspektor, Direktor, Rat, Oberpostrat) stehen Dir offen, wenn Du Dich einer zweiten Prüfung unterziehst. Für die Elevenzeit, an welche sich dann noch das Militärjahr anschließt, brauchst Du etwa 4000 M. — Beamte, welche mit Geld oder Wertsachen zu thun haben, müssen Kaution (von 200 bis 9000 M.) leisten.

C. Willink in **Hamburg.** Soll geschehen!

Gustav Philipp, Max Gottgetreu, Alfred Reichelt. Zinnfolie = dünne Blätter aus Zinn, plattiertes Zinn, geschlagenes Metall. — Der Versuch mit der Pumpe ist glänzend gelungen? Nun, das freut uns. Gruß erwidert!

Aus dem sächsischen Sibirien. Du bist also ein Landsmann von Hobble-Frank?! Hut ab! — So geht es vielen, die zum ersten Mal Fritz Reuters Werke in die Hand nehmen. Das beste Rezept ist: Beharrlichkeit. Bis Du erst einen Band ganz durchgelesen, wirst Du Dich ganz heimisch finden.

Zimmermenageriebesitzer. Der Igel ist inzwischen tot, sein „Blut komme über den „G. K."!" — Wir nehmen diese Verwünschung mit Zerknirschung entgegen und schlagen reuig an unsere Brust! Doch wagen wir zu bemerken, daß bei der Unmenge Fragen, die bei uns einlaufen, eine schnellere Erledigung trotz besten Willens nicht zu bewerkstelligen ist. — Der Elefant kann in der Gefangenschaft etwa 120 Jahre alt werden. Hast Du einen? — Besten Dank für die Adressen. Gruß!

Ein Abonnent in **Cannstatt.** Das Glas — Objektiv — kann in Metall oder Pappe gefaßt sein. Forme einfach einen Cylinder, versieh denselben an dem einen Ende mit einem entsprechenden Falz, der das Glas mechanisch oder durch ein Bindemittel festzuhalten vermag. Die Abbildung einer solchen Laterna findest Du übrigens in dem Kataloge der Leipziger Lehrmittelanstalt, der dem „G. K." vor den Weihnachtstagen beigelegen hat. Lasse Dir doch in irgend einer Spielwarenhandlung einen solchen Apparat zeigen. Auch die Optiker haben ihn vorrätig; stehen auch in den Schaufenstern.

Raimund M. in **B.** Freilich, das ist nicht recht. Die Kameraden müssen in solchen Fällen eben zur Selbsthilfe greifen. Wer sich in Tauschangelegenheiten als nicht vertrauenswürdig erweist, mit dem bricht man die Verbindung eben ohne weiteres ab.

Vogelfreund. Müßte man sehen. Die Möwenarten zeigen im Sommer und Winter, in der Jugend und im Alter jeweils andere Farben. — Sehr interessant sind die Bücher von Dr. Karl Ruß, Verlag der Creutzschen Verlagsbuchhandlung. Lasse Dir Katalog senden. Es erscheint in dem gleichen Verlag und von demselben Herausgeber auch eine Zeitung für Vogelliebhaber, betitelt: „Die gefiederte Welt", Preis vierteljährlich 3 M.

Leo Löwe. Wir halten Toussaint-Langenscheidt sogar für das beste.

H. Ziegler. Ein solches Buch ist bei A. Hartleben in Wien erschienen, betitelt: „Die Kunst ein Maler zu werden."

A. A. in **Hof a. S.** Richte doch Deine Fragen an die genannte Lehrmittelanstalt. Man wird Dir gewiß sehr gerne gefällig sein. Die Herren müssen die Leistungsfähigkeit ihrer Apparate besser kennen als wir. Freundlichen Gruß!

E. Wachsmuth. Es kommt darauf an, ob Sie Staatsbedienstung erstreben oder auf privaten Wegen eine Existenz gründen wollen. Jedenfalls ist Fachstudium an technischen Hochschulen oder an Fachschulen nötig. — Danken für freundliches Anerbieten. Hat sich auch bei Ihnen das Christkind recht eingestellt?

Otto Jacobsohn. Siehe die Antwort an den „dicken Fettbauch in Berlin", Seite 127 dieses Jahrganges.

A. Hübbe. Wollen uns das überlegen. Der „G. K." ist „spitzfindig"? Das ist ihm neu.

C. E. G. in **R.** Wer von meinen lieben Kameraden weiß einen guten Kitt für Kautschuk und Stanniol?

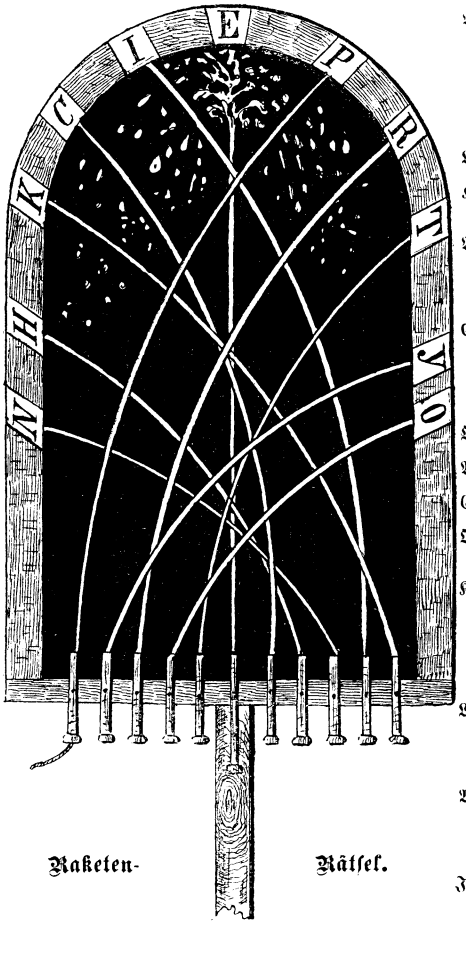
Oskar Sch. und **Anton R.** in **Graz.** Euere Irrgärten sind fein erdacht; das gibt harte Nüsse. Spazieren einstweilen in unsere Illustrationsmappe.

Kann mir nicht einer meiner lieben Kameraden einige Adressen für Laubsägevorlagen und Werkzeuge, sowohl in Deutschland, als in Oesterreich oder sonst wo angeben? Ich würde ihm sehr dankbar sein, da ich bei uns keine besonders schönen und schweren Muster finde. Freundl. Gruß V. B. in **Cz.** (Mey & Widmeyer, München. Die Red.)

Liebe Kameraden! Ich habe eben einen Apparat für Spritzmalerei bekommen, kann aber aus der Erklärung nicht klug werden. Weiß vielleicht einer von Euch, wie man es damit macht? Mit kameradschaftlichem Gruß Euer Willy Lensing in Bonn, Baumschulerallee 7.

Wilhelm Ebke in **E.** Es empfehlen sich u. a. die Zeichenhefte von F. Flinzer (Velhagen und Klasing, Bielefeld), von Hermes (Hermes, Berlin), Binders Vorlagen (Ritzschke, Stuttgart). Lassen Sie sich diese von Ihrer Buchhandlung zur Ansicht und Wahl vorlegen.

Josef Knapp in Wien VI., Mollardgasse 28, bittet seine Kameraden um Mitteilung von schönen chemischen Versuchen.



Wilhelm Hesebeck in **Eimsbüttel, Eimsbüttlerchaussee 81,** bittet seine lieben Kameraden, sie möchten ihm Gedichte schicken. (Freund, ob Du damit nicht in ein Wespennest gestochen hast!?)

G. Püschel, v. Kleist, A. Hinkel, K. Bracht, H. Signojowitz. Ihr seid erbost darüber, daß es in der Mädchenzeitung heißt: „Jungens bleiben ausgeschlossen!" Liebe Freunde, würde euch das gefallen, wenn ihr nach den Anleitungen des Kränzchens Strümpfe stricken und den Kochlöffel rühren müßtet? Merkt ihr nichts?

J. St. in **K.** Dieser Lichtdruckapparat ist uns nicht bekannt. Das Wort „Lichtdruck" weist auf einen Vervielfältigungsapparat hin. Der Lichtdrucker muß umfassende Kenntnisse, auch die Fertigkeit des firen Photographen haben. In Deinem Falle wird es sich wahrscheinlich um ein Spielzeug handeln.

Obertertianer in **Osnabrück.** Mit Vergnügen! Hier: Custos voluit hominibus, sed multum de scala et fregit pauperem et dixit: pauper non anser et in duo est! (Der Küster wollte läuten, aber er fiel von der Leiter und brach den Arm und sagte: „Der Arm ist nicht ganz und entzwei!")

M. A. . . . . Hof. Eine solche nächstgelegene Werkzeugfabrik wird Dir am besten ein dortiger Buchbinder nennen können. Vielleicht hat der Mann sogar eine die für den gewerbsmäßigen Gebrauch nicht mehr taugt, die aber immer noch gute Dienste leisten könnte.

Paul W., Rudolf E., Ernst L. Wie wir uns fürchten; schrecklich.

H. Y. Z. Das sind Fragen, die ganz genau nur ein vertrauter Afrikareisender beantworten kann. — Soweit das englische Machtgebiet reicht, dürften offene Sklavenbazaare allerdings nicht mehr vorkommen.

E. S. in **Zabern.** Die Schrift ist recht interessant. Für uns aber zu zeitraubend.

R. B in **Berlin, Straßburgerstraße.** Enthält doch jede Genealogie; siehe das Berliner Adreßbuch.

K. Z. in **P.** Passende Theaterstücke erhalten Sie von J. F. Schreiber in Eßlingen. — Bilder zur Laterna magica liefert jede Spielwarenhandlung, fast jeder Optiker. — Ja, der Tiger klettert sogar gewandt. Er ist in seinen Bewegungen Katze.

Walter S. in **Berlin** dichtet uns an:

„Seit pünktlich „Degenfeld" spaziert,
Bin ich auf dich schon abonniert,
Erwarte dich mit Ungeduld,
Doch nie find' ich dich auf dem Pult,
Wenn Montags ich nach Hause kehre
Und nach Lektüre dann begehre;
Was ist das für Unpünktlichkeit???"

— — — — — — — — — —

Mein lieber Freund, das thut uns leid! Doch können wir im Grunde nichts dafür, es liegt am Bücherhändler und an Dir. Geh zu ihm hin, verlang Dein gutes Recht, und dient der Mann Dir trotz all dem noch schlecht, dann laß ihn seine Schlenderwege wandern und geh zu einem andern.

Ein kleiner Buchbinder. Leipziger Lehrmittelanstalt. Und wenn nicht vorrätig, wird man Dir gerne eine billige Bezugsquelle nennen.

Liebe Kameraden! Ich schicke jedem die Anleitung zur Selbstverfertigung der Nebenapparate aus dem Kataloge der „Leipziger Lehrmittelanstalt von Otto Schneider" und jeden elektrischen Apparates. Anzugeben sind Name des Apparats und bei den im Katalog befindlichen auch die Nummer. Briefe direkt an M. Schropp in Passau, Aeußere Ludwigsstraße 59½. Nur Briefe mit dem Kameradenstempel werden angenommen.

An W. W. in **Görlitz.** Das beste Volapükwörterbuch ist das von Schleyer, 4. Auflage, geb. 5,50. Grüßend ein „guter Kamerad".

Triumvirat Stuttgart. Wie kann man die Naturgeschichtsstunde langweilig finden!? Euerem „G. K." unbegreiflich.

F. J. in **Hamburg.** Bei Albert Glock und Komp. in Karlsruhe.

M. D. T. Die einzelne Nummer kostet 20 Pfg.

P. in **L.** Die Tauschkorrespondenzen müssen unter den Kameraden direkt geführt werden; wir haben weder Zeit noch Raum, uns damit zu befassen.

Georg Obermeier. Dabei kommt es sehr viel auf persönliche und örtliche Verhältnisse an. Die niederste Gehalte dürften 900 M. betragen, die höchsten bis in die Zehntausende hineinreichen. So ist es bei privaten Banken auch mit der Schulbildung; die eine fordert mehr, die andere weniger. Lasse Dir von einem Herrn berichten, der in eben diesem Berufe steht, das wird am besten sein. Die „Reichsbank" fordert Zeugnis der Reife für die Obersekunda eines deutschen (Real-) Gymnasiums.

M. Wüst in **Wriezen** bittet seine lieben Kameraden in Berlin, ihm die genauen Adressen der dortigen Handelsschulen zu nennen.

Karl Weißnichts und August Kannnichts. Ein nettes Pärchen; an Euch werden die Herren Professoren viele Freude erleben. — Welche Gehälter wollt Ihr wissen; Preußen, Sachsen, Oesterreich, Schweiz betreffend? aus Euerem Brief ist nicht zu ersehen, von wannen Ihr seid; habt wohl allen Grund Euch zu verstecken. — Euer Brief zeigt eine böse, böse Brandwunde *).

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Kein Löschblatt gehabt?

Benno B. in **Bozen.** Du wirst nach der notwendigen Schulbildung, vor oder nach der Lehrzeit, eine Baugewerkschule besuchen müssen. Ueber die Erfordernisse und den Lehrgang werden Dir die betreffenden Direktorate die beste Auskunft geben können. Solche Fachschulen sind in: Weihenstephan bei Freising, in Prag, Worms. Fachkurse bestehen in Berlin, München und fast an allen landwirtschaftlichen Akademien. — Mit solchen Sprachkenntnissen sollte man auskommen können. Aber: gut ist gut, besser ist besser!

Max Zimmermann ersucht seine lieben Kameraden in Konstantinopel höflichst, sie möchten doch mit ihm in Korrespondenz treten. Wohnort: Innsbruck, Margaretenplatz Nr. 7.

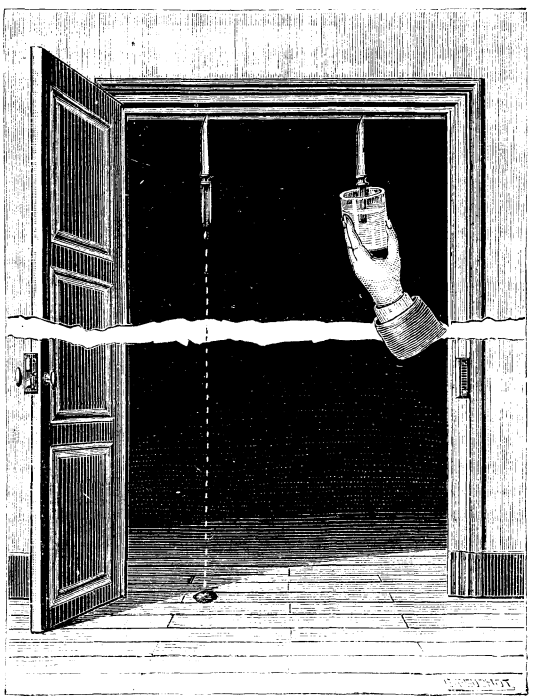
Börök (?) in **Bukarest.** Erbitten, wenn Sie tauschen wollen, leserlichen Namen und volle Adresse.

A. Böck in **Wien.** Wie Du Heliographenmasse bereitest, findest Du in Nr. 19 des II. Jahrganges S. 303.

Otto Schohl. Freundlichen Dank für das Rätsel. — Besorgen Sie sich ein Modell; nur frischweg versucht; geht's nicht, ist es immer noch Zeit, die Hilfe eines Drechslers oder Tischlers in Anspruch zu nehmen. Eine Beschreibung finden Sie auch in Nr. 13 des II. Jahrganges.

Carlos Lassow. Blasrohre bekommst Du in jeder Spielwarenhandlung. — Das „Neue Universum" kostet per Band 6 M. 75 Pf., in jeder Buchhandlung vorrätig.

Walter K. in **M.-Gladbach.** Es kommt auf das Metall an, nennen Sie uns das.



Eine Nuß mit einem Messer zu zerschlagen.

O. Pr., A. v. B., H. v. L., R. St. Verschafft Euch doch durch Eure Bekanntschaft eine Armeeranglise, darin findet Ihr dies alles ausführlich gesagt. Wir haben den Raum nicht alles das abzudrucken. — „Bloody-For?" ei, das ist ein Prachtsbursche; ob er zur Zeit noch in der Llano haust, können wir im Augenblick nicht sagen. Unser Interesse war in letzter Zeit zu sehr nach China gerichtet, konnten ihn daher nicht so scharf im Auge behalten; wollen Mrs. Hobble fragen; wenn wir über ihn hören, werden wir Euch schreiben.

P. P. in **Hamburg.** 18. August — schwarzgelb.

Hans Oehme, Ernst Bernhard. Das alles steht in dem zweibändigen Werke „Der Naturfreund" von Dr. Otto Dammer, Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und im Garten für junge Freunde der Naturwissenschaften, erschienen bei W. Spemann.

E. L. 18. 11. 1888. Ja, recht interessant. Du willst wohl mal Astronom und Kalendermacher werden?

Erich in **K.** Gratulieren! — potz Donderslag!

Oskar H. in **Oberhausen.** Du bist traurig? Freund, zeige wieder ein freundliches Gesicht! Bei der Unmenge Fragen, die die Kameraden stellen, ist es kein Wunder, wenn einmal ein Versehen oder eine Verzögerung stattfindet.

Jul. B. in **Rastatt.** Erbitten Briefadresse. Wie sollen wir sonst senden?

H. Y. in **Z.** Du hast eine 7 Monate alte Katze, die an einer Krankheit leidet, wahrscheinlich an Husten oder Katarrh. Wenn Du uns nicht einmal die Krankheit zu bezeichnen vermagst, wie kann der „G. K." so gewissenlos sein, Deiner Mitzi aufs Geratewohl ein paar Kolben Mixturen in den Leib zu gießen? Das geht doch nicht. Frage den dortigen Tierarzt.

Berthold Fein. Oftere Einreibungen mit Franzbranntwein sollen gut sein. Uebrigens am besten, Sie fragen Ihren Arzt.

??? O Verstellung, Dein Name ist Kiekebusch!

M. T. zu **Plauen i. V.** Freundlichen Dank für die Einsendung; werden darauf zurückkommen.

H. Wunderly in **Zürich.** Sehr angenehm! Auch Illustrationsnachweis erwünscht, denn so was muß mit hübschen belehrenden Bildern geziert sein. Gruß!

Erich von W. Deine Meinung ist: „Die Buren müßten sich zu uns, statt zu John Bull schlagen;" — „ein garstig Lied, ein politisch Lied!" Wollen das vorläufig den Buren und den Staatsmännern überlassen, die das auch ohne uns fertig bringen werden. Nichts für ungut und freundlichen Gruß!

Tauschmarkt.

Liebe Kameraden! Es kommt sehr häufig vor, daß sich welche von euch jungen Herrn zu Tauschgeschäften anbieten, und eine Hauptsache vergessen, nämlich die „Briefadresse" anzugeben. Solche Gesuche können natürlich nicht berücksichtigt werden. Also: Achtung!"

Ich habe eine große Anzahl Schmetterlinge zu vertauschen, z. B. Nachtpfauenauge, Oleanderschwärmer, Totenkopf u. s. w. Meine Adresse ist A. Z. Dresden postlagernd Moritzstraße.

Carlos Hebbel, Casilla del Correo 464, Valparaiso Chile, hat viele Dubletten, und schickt jedem Kameraden, der ihm 50 gute verschiedene europäische Marken sendet, dasselbe Quantum südamerikanischer Marken umgehend zurück.

Lieber guter Kamerad! Weißt Du vielleicht einen Liebhaber für eine echte dunkelgraue Ulmer Dogge? dieselbe ist erst ein paar Tage alt. Am liebsten hätte ich dafür eine größere Laterna magica oder kleine Lokomobile. Kameradschaftlich grüßend Hugo Heselerb in Barmen

A. B. Nr. 66. Halle a. S. postlagernd Postamt III, hat viele und seltene Briefmarken von Preußen, Kap △, französische Kolonien, Japan, Peru, Uruguay, Hannover 2c. und einige Münzen zum Tausch; bittet die Kameraden um Gegenangebote.

Georg Sollte per Adresse: Frau Louise v. Püttner in **Würzburg, Kettengasse 38,** gibt ein schönes Album mit 1200 Briefmarken und 500 Dubletten ab gegen: Bücher, Nebelbilderapparat, Stereoskopbilder 2c. Erbittet genau bestimmte Angebote. (Ein Brief mit Münze findet sich nicht vor. Die Red.)

Otto Bernreuther in **Nürnberg Breitegasse 82,** ladet seine Kameraden zum Briefmarkentausch ein. Hauptsächlich wünscht er Aegypten, Cap of good hope (dreieckige), Türkei und Chile.

Heinrich Lachenmeyer in **Pirmasens** fragt, ob ihm einer der Kameraden Schneeschuhe verschaffen kann. Vergütet Kosten oder gibt ein Briefmarkenalbum.

Da ich unerwartet viele Markensendungen erhalten habe, kann ich wirklich nicht allen Kameraden mit den versprochenen Guatemala-Marken dienen. Vielleicht bekomme ich in nächster Zeit wieder eine neue Zusendung, und ich hoffe, dann allen Wünschen gerecht werden zu können. Uebrigens sage ich allen freundlichen Zusendern meinen aufrichtigsten Dank. Mit kameradschaftlichem Gruße Paul Drestner, Leipzig.

Theodor Lieschke aus **Dresden** bittet **Alfred Baß** um Angabe seiner jetzigen Adresse.

Herm. May in **Sprottau (Schlesien)** bittet seine lieben Kameraden um Uebersendung von Briefmarkendubletten, um damit eine Sammlung zu beginnen.

Eugen Fischer zu **Freiburg** in **Baden, Wilhelmsstraße 14,** ladet zu Tauschgeschäften ein.

Visarion Roman in **Hermannstadt, Bruckenthalgasse 17, Siebenbürgen,** bittet um Mitteilung wer Tauben abgeben kann. Angabe des Alters, Art und Farbe erwünscht. Möchte auch sonst mit Kameraden in Korrespondenz treten.

C. Svenson bittet **H. B.** in **Chur, S.** in **Bern, O. K.** in **Stuttgart** und **P. E.** in **Kirn** um Antwort auf seine Briefe.

Rich. Becker in **Berlin** bittet hochherzige Kameraden um Briefmarkendubletten. Gibt dafür auf Wunsch Berliner Privatpostmarken.

Erich Brook in **Halle a. S., Ulestraße 1,** bittet den Kameraden in Hannover, der seinen Kolkraben wünschte, um nochmalige Mitteilung der deutlichen Briefadresse. Brief kam als unbestellbar zurück.

Liebe gute Kameraden! Sammle seit einiger Zeit Briefmarken, und bitte edelmütige Kameraden, mir einige von Ihren Dubletten zukommen zu lassen. Meine Adresse ist A. Z. postlagernd, Dresden, Postamt Moritzstraße.

Liebe gute Kameraden! Wer von euch gibt eine Dampfmaschine für eine Markensammlung? Zeichnung und Größeangabe erbittet Max Großmann in Bielitz Oesterreichisch-Schlesien.

Eine historische Schnalle.

Im Besitz des königlich preußischen Hauses befindet sich noch heute und wird als Reliquie aufbewahrt eine Schnalle, die allerdings für den Staat Preußen und dessen ganze Entwickelung eine große Rolle hätte spielen können. Es hat damit folgende Bewandtnis. Der kleine vierjährige Kurprinz, Friedrich Wilhelm (nachmaliger König Friedrich Wilhelm I.) spielte eines Tages auf dem Teppich eines Zimmers, durch welches ein Gesandter zu einer Audienz zum Kurfürsten geführt wurde. Der fremde Herr verlor bei dieser Gelegenheit eine silberne, stark vergoldete kleine Schnalle. Schnell eilte der kleine Prinz auf den glänzenden Gegenstand zu, um ihn aufzuheben, und ehe man dazu gelangen konnte, ihm denselben abzunehmen, verbarg er die Schnalle in seinem Munde. Statt der Aufforderung der erschrockenen Frau von Montbel, der Bonne des kleinen Prinzen, den Fund herauszugeben, Folge zu leisten, verschluckte der Prinz die Schnalle. Alle Anwesenden und auch die herbeigerufenen Eltern waren in Todesangst, und die Kurfürstin war so erregt, daß, wie es in einer bezüglichen Aufzeichnung heißt, „elle poussait des cris, qui auraient fait attendre les rochers“ (sie Schreie ausstieß, welche die Felsen hätten hören müssen), während der Kurprinz, von Natur ein kleiner Wildfang, sich über sein Kunststück halb tot lachen wollte. Er spielte ruhig fort und fühlte durchaus keine Schmerzen. Erst am zweiten Tage nachmittags kam nach den angeordneten Mitteln die Schnalle wieder glücklich ans Tageslicht. Nun erst zeigte es sich, in welch großer Gefahr das Kind geschwebt hatte. Denn die Schnalle ist einen Zoll lang und einen halben Zoll breit sie hat einen Haken zum Einhängen und einen beweglichen Dorn. Es ist also eine besondere Schickung der Vorsehung gewesen, daß sie nicht im Schlunde, im Magen oder in den Eingeweiden des kleinen Prinzen verblieben ist, denn dann würde sein Tod unter gräßlichen Schmerzen erfolgt sein, zumal, da man ja damals die operativen Eingriffe nicht kannte. Was knüpfen sich nicht für Gedanken an den frühen Tod dieses Prinzen, der der Vater des Monarchen wurde, der gegen halb Europa in die Schranken trat, dessen Geisteskraft und Heldenmut Preußen in die Reihe der Großmächte stellte! Unter solchen Umständen erscheint die Schnalle in historischer Beziehung wohl als eins der merkwürdigsten Stücke der ganzen königlichen Sammlung.

口才

oder

Kong-Kheon, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

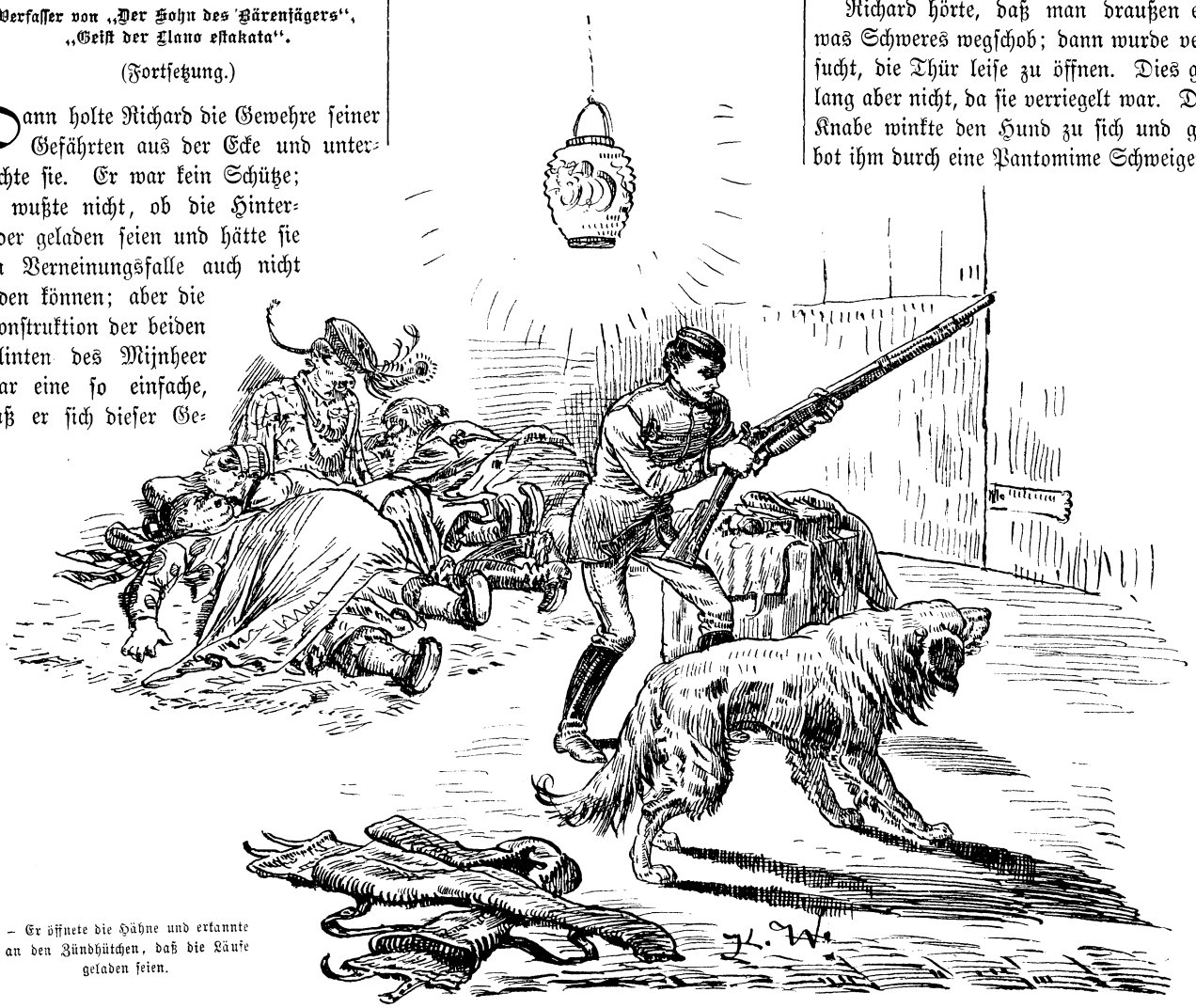
Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Dann holte Richard die Gewehre seiner Gefährten aus der Ecke und untersuchte sie. Er war kein Schütze; er wußte nicht, ob die Hinterlader geladen seien und hätte sie im Verneinungsfalle auch nicht laden können; aber die Konstruktion der beiden Flinten des Mijnheer war eine so einfache, daß er sich dieser Gewehre leicht bedienen konnte. Er öffnete die Hähne und erkannte an den Zündhütchen, daß die Läufe geladen seien. Uebrigens waren ja auch die Revolver vorhanden, mit deren Konstruktion er vollständig vertraut war. Er zog sie aus den Taschen der Schläfer und hatte nun ein Arsenal beisammen, mit welchem er seiner Meinung nach die Kajüte für längere Zeit verteidigen konnte.

Es währte auch gar nicht lange, bis er Gelegenheit fand, seinen Mut zu beweisen. Der Hund horchte auf, ging zur Thür, schnoberte an dieselbe und begann zu knurren. Es mußte sich jemand draußen befinden.

Richard hörte, daß man draußen etwas Schweres wegschob; dann wurde versucht, die Thür leise zu öffnen. Dies gelang aber nicht, da sie verriegelt war. Der Knabe winkte den Hund zu sich und gebot ihm durch eine Pantomime Schweigen.



– Er öffnete die Hähne und erkannte an den Zündhütchen, daß die Läufe geladen seien.

Draußen wurde geflüstert; dann vergingen einige Minuten, bis ein neues Geräusch zu hören war. Es klang, als ob man mit einem Bohrer an der Thür arbeite. Richard trat nahe an dieselbe heran und sah wirklich die Spitze eines starken Bohrers erscheinen. Man wollte ein Loch machen, um in die Kajüte blicken zu können.

Als dasselbe fertig war und der Bohrer zurückgezogen wurde, wich Richard zur Seite, damit man ihn nicht sehen könne. Der Blick desjenigen, welcher jetzt herein sah, konnte nur die vier Schläfer und den Hund erreichen. Höchst wahrscheinlich glaubte man nun, Richard liege in der Ecke und schlafe auch. Der Neufundländer saß mitten in der Kajüte und hielt die Augen scharf auf das Loch gerichtet. Das kluge Tier schien die Bedeutung desselben zu kennen. Es war ihm anzusehen, daß er sich auf den Ersten, welcher es wagen werde, einzutreten, stürzen werde. Bei der Stärke des Tieres war der Betreffende dann jedenfalls verloren und darum sagte sich Richard, daß man zunächst trachten werde, den Hund unschädlich zu machen.

Aber wie? Er war nicht anders als durch einen Schuß zu erreichen. Sollte man das versuchen? In diesem Falle war es nötig, noch ein Loch zu bohren, eins für die Schießwaffe und eins für das Auge, um zielen oder wenigstens sehen zu können, wohin dieselbe zu richten sei.

Der Knabe hatte, indem er dies dachte, sich nicht geirrt, denn er hörte jetzt das bohrende Geräusch von neuem. Da er sich sagte, daß eine Revolverkugel wohl durch die schwache Thür dringen aber den draußen Stehenden nicht verletzen werde, so griff er nach den beiden Gewehren des Mijnheers, spannte die Hähne und stellte sich so, daß er von draußen nicht gesehen werden konnte. Das eine Gewehr neben sich gelehnt und den Lauf des andern nach der Thür gerichtet, wartete er auf das, was man nun thun werde.

Der Bohrer drang durch die Thür, und Richard sah beim Scheine der beiden an der Decke hängenden Laternen, daß es eine Art Zentrumbohrer war, welcher ein weit größeres als das erste Loch geschnitten hatte. Es war so groß, daß man den Lauf eines Gewehres hindurchstecken konnte.

Was Richard geahnt hatte, das geschah. Man steckte den Lauf einer Pistole herein. Der Hund hatte den klugen Blick noch immer scharf auf die Thüre gerichtet. Er sah die Waffe und wich schnell zur Seite. In demselben Augenblicke drückte Richard ab. Er hatte, da sich das Auge des Attentäters jedenfalls am oberen Loche befand, den Lauf ungefähr fünfzehn Zoll tiefer gerichtet, wo sich die Brust desselben befinden mußte. Der Schuß krachte, und draußen ertönte ein lauter Schrei. Der Knabe griff schnell nach der zweiten Flinte und gab einen zweiten, mehr seitwärts gehenden Schuß ab, denn er sagte sich, daß jedenfalls mehrere Personen draußen seien. Ein zweiter Schrei erscholl, und dann ertönten die Rufe vieler Stimmen, in welche sich das wütende Gebell des Hundes mischte, durcheinander.

Der umsichtige Knabe zog schnell sein Notizbuch aus der Tasche, riß einige Blätter los, befeuchtete sie mit der Zunge und klebte sie auf die vier Schuß- und Bohrlöcher, damit man nicht mehr hereinsehen könne. Derjenige, welcher sich der Thür wieder in der Absicht nahte, hereinzublicken, mußte eins der Papiere wegstoßen, und dann wußte Richard ganz genau, wohin er die Verteidigung zu richten hatte. Es schien aber keiner der Chinesen daran zu denken, sich in die so gefährliche Nähe der Thür zu wagen. Auch wurde die Aufmerksamkeit des Knaben zunächst von derselben ab- und auf seine Gefährten gezogen.

So tief die Betäubung war, in welcher sich dieselben befunden hatten, das Krachen der beiden Schüsse war doch in ihr Gehör gedrungen. Sie bewegten sich, doch freilich in sehr verschiedenem Grade.

Der Dicke regte sich nur ein wenig und murmelte, ohne die Augen zu öffnen:

„Hem! Jmand schiet. Dat gevt gebraden kater — hm! Jemand schießt. Das gibt Katerbraten."

Er dachte also sogar in seinem jetzigen Zustande an das Essen, und zugleich erinnerte er sich an Gottfrieds schlechten Witz vom Katzenfleisch. Dann sank er wieder in seine Betäubung zurück.

Turnerstick wendete sich langsam auf die andere Seite und sagte:

„Nochmals Feuer, Jungens! Und gut gezielt! Gebt es ihm!"

Er schien zu glauben, daß sein Schiff sich mit einem andern im Kampfe befinde.

Gottfried von Bouillon richtete den Kopf in die Höhe, lauschte bei geschlossenen Augen einen Augenblick und raisonnierte dann:

„Dummkopf, wat fällt dich ein! Wie kannst du denn mit meine Oboe schießen! War sie denn jeladen?"

Dann senkte er den Kopf wieder und schlief weiter.

Eine größere Wirkung als auf diese drei hatten die Schüsse auf den Methusalem geübt. Er richtete den ganzen Oberkörper auf und öffnete die Augen. Stier vor sich hinblickend, fragte er:

„War das geschossen? Wer — — wo — — — warum — — — wa — wa — — wa — —!"

Weiter kam er nicht. Er schloß die Augen und sank wieder zurück. Richard trat zu ihm, faßte ihn bei den Schultern und zog an denselben.

„Onkel, wach auf, Onkel Methusalem!"

Diese Aufforderung des Knaben fand kein Gehör. Er richtete mit Mühe den schweren Oberkörper des Betäubten wieder auf und rief:

„Onkel, so höre doch! Jch habe zwei Chinesen erschossen. Man will uns ermorden!"

„Laß — laß — — laß mich!" antwortete Degenfeld, welcher abermals umsinken wollte.

Richard aber hielt ihn fest und bat:

„Wach auf, wach auf! Wir befinden uns in großer Gefahr!"

„Ge — — — fahr?" lallte der andere.

„Ja. Oeffne doch wenigstens die Augen!"

„Au — au — — Augen!"

Man sah, daß er sich Mühe gab, die Lider zu heben; aber es gelang ihm nicht. Da verfiel Richard auf ein Mittel, von welchem er sich Wirkung versprach. Er rief dem Studenten in zornigem Tone zu:

„Sonderbarer Mensch! Hörst du denn nicht, dummer Junge!"

Diese doppelte Beleidigung zeigte sofort den gewünschten Erfolg. Der Methusalem riß die Augen auf und schrie:

„Schandfuchs! Jch haue dir eine horrible! Scharfe Schläger her, Gottfried!"

Er erkannte Richard trotz der geöffneten Augen nicht.

„Selber Fuchs!" antwortete dieser. „Dreimal relegierter Affe!"

Dieser Vorwurf erwies sich stärker als die Betäubung. Der Methusalem schleuderte den Knaben von sich, richtete sich auf die Kniee empor und donnerte:

„Wie? Was? Rele — — rele — — — ich — — — ich?"

„Ja, du! Jnfam relegiert!"

Da sprang der Blaurote vollends auf, streckte beide Hände nach dem Beleidiger

aus und rief mit fast überschnappender Stimme:

„Mir das! Mir das! Hündischer Knochen, ich zermalme dich!“

Er wollte auf Richard einspringen, taumelte aber gegen die Wand und blieb, die Augen wieder schließend, an derselben lehnen. Mit beiden Händen an den schweren Kopf greifend, wäre er wohl wieder niedergesunken, wenn Richard nicht auf ein neues Mittel gekommen wäre, auf seine Energie zu wirken. Er rüttelte ihn an der Schulter und sagte:

„Methusalem, wache doch auf! Es gilt dein Ehrenwort. Willst du dich hier abschlachten lassen und dann nicht dein Ehrenwort halten können? Hörst du, dein Ehrenwort, dein Kong-kheou, dein Kong-kheou!“

„Ehrenwort — Kong-kheou! Das — das — — halte ich! Was — was — — — ah du, Richard?“

Er richtete sich stramm auf, öffnete die Augen und erkannte nun den Knaben.

„Ich bitte dich um Gotteswillen,“ sagte dieser, „denk an das Kong-kheou! Denk an meine Mutter, und denk auch an Ye-kin-li daheim, denen du dein Wort verpfändet hast.“

Da trat der Blaurote zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Achsel und antwortete:

„Knabe, habe ich jemals mein Wort nicht gehalten?“

„Stets! Aber wenn du dich jetzt nicht aufraffst, wird dein Kong-kheou zu schanden werden.“

„Warum?“

„Weil man uns sonst hier ermorden wird.“

„Er — mor — — den?!“

„Ja. Hast du meine Schüsse nicht gehört? Ich habe zwei Chinesen erschossen.“

„Alle Wetter! Träume ich? Mein Kopf, mein Kopf! Was ist mit mir und mit meinem Kopfe? Warum liegen diese drei wie tot am Boden?“

„Weil man euch Opium gegeben hat, um euch zu betäuben. Die Halunken haben zwei Löcher dort in die Thür gebohrt, um zunächst den Hund zu erschießen; ich aber habe ihnen zwei Kugeln gegeben, welche sicherlich getroffen haben.“

„Du — hast — — geschossen! Wer — wer sprach vorhin vom Relegieren?“

„Ich. Es war das einzige Mittel, dich wach zu bringen.“

„Ah — — ah — — braver Kerl! Kluger Bursche! Aber mein Kopf, mein Kopf!“

Er legte sich die Hände an die Schläfen und gab sich Mühe, ohne Taumeln fest zu stehen.

„Bleib munter, bleib munter, Onkel! Es hängt unser Leben davon ab!“

„Ja, Leben — Ehrenwort — Kong-kheou — Relegatio cum infamia! Kerl, das war ein starker Tabak, aber er soll geraucht werden. Opium! Richard, mir ist's zum Umsinken, dumm im Kopfe. Du mußt mir helfen!“

„Gern! Aber wie?“

Degenfeld wankte noch immer hin und her. Er stemmte eine Hand gegen die Wand und antwortete:

„Du mußt es aber auch thun, unbedingt!“

„Kann ich denn?“

„Ja. Gieb mir dein Wort!“

„Ich gebe es.“

„Gut! Du wirst es halten; ich weiß es. Stecke mir also eine Ohrfeige, aber eine aus Herzensgrund!“

„Onkel!“

„Pah! Warte nicht ewig! Es muß sein; es geht nicht anders, mein Junge. Nicht ich, sondern das Opium bekommt den Hieb. Also vorwärts!“

„Wird's denn wirklich helfen?“

„Ich denke es. Alle Wetter, mach rasch, sonst setze ich mich wieder nieder!“

„Na, denn gut, so setze dich!“

Richard holte aus und gab ihm die verlangte Ohrfeige, und zwar so „aus Herzensgrund,“ daß der Getroffene wirklich sogleich zum Niedersitzen kam. Er sprang aber augenblicklich wieder auf, griff nach seiner Wange und rief:

„Hol's der Kuckuck, Junge! Gar so kräftig hatte ich es nicht gemeint! Aber es schadet nichts. Viel hilft viel, sagte der Bauer, da sprang er ins Bett und brach durch. Jetzt ist mir's wohler. Nun sage schnell, was ist geschehen?“

Richard gab ihm kurz Bericht. Der Methusalem trat an das Fenster und sah hinaus, ging dann zur Thür, um die Beschädigungen derselben zu betrachten, und sagte dann:

„Richard, hier hast du meine Hand! Du bist ein kluger und auch tapferer Bursche und hast uns das Leben gerettet. Halte nur noch kurze Zeit aus, bis ich wieder im vollen Besitze meines Kopfes bin. Sobald ich laß werde, gibst du mir wieder eine Backpfeife; das hilft; ich fühle es. Wir haben jetzt kein anderes Mittel. Ich will zunächst nach den Gewehren sehen und die Flinten des Dicken wieder laden. Behalte die Thür scharf im Auge. Ich werde mein Gewehr laden und es dir geben. Sobald du siehst, daß jemand von draußen das Papier entfernt, schickst du augenblicklich eine Kugel nach der betreffenden Stelle.“

Er schob zwei Patronen in den Hinterlader und gab diesen dem Knaben. Eben als das geschah, wendete sich der Hund knurrend gegen die Fenster. Der Blaurote warf einen Blick nach dieser Gegend, riß sofort Richard das Gewehr aus der Hand und legte an.

Man sah erst die Beine und dann den Leib eines Mannes, welcher dort erschien. Jedenfalls wurde derselbe vom Bord aus an einem Seile niedergelassen.

„Jetzt wollen sie es von dort aus versuchen; das soll ihnen aber auch verleidet werden,“ flüsterte der Student.

Jetzt, wo es galt, stand er ohne Wanken. Das Opium hatte keine Gewalt mehr über ihn.

„Willst du ihn erschießen?“ fragte Richard.

„Ja.“

„Ein Menschenleben! Sollten wir es nicht schonen?“

„Hast du die beiden andern geschont? Ich bin nun überzeugt, daß wir uns unter Seeräubern befinden; die geben kein Quartier; wir können uns nur dadurch retten, daß wir an keine Milde denken. Leben gegen Leben. Vielleicht will der Kerl einen Stinktopf hereinwerfen. Gelingt ihm das, so sind wir verloren.“

Jetzt war der Mann so weit niedergeglitten, daß sein Gesicht an der Fensteröffnung erschien. Der Methusalem drückte los, und das Gesicht verschwand. Man hörte zornige Rufe erschallen.

Degenfeld trat an das Fenster und sah hinaus.

„Richtig!“ sagte er. „Da neben dem Seile sehe ich einen Strick, an welchem ein Topf hängt. Das ist auf jeden Fall ein Hi-thu-tschang, wie diese Kerls die Stinktöpfe nennen, ein ‚Gefäß der wohlriechenden Kräuter‘. Wehe dem, in dessen Nähe so ein Topf zerplatzt! Die chinesischen Seeräuber werfen solche Töpfe auf das Deck derjenigen Schiffe, welche sie kapern wollen. Der entsetzliche Gestank, den dieselben entwickeln, betäubt die ganze Bemannung des Fahrzeuges. Gib nun auch acht auf die Fenster!“

„Willst du sie nicht zumachen?“

„Das nützt nichts, denn man kann die Schieber auch von draußen zurückstoßen.

Uebrigens denke ich, daß sich nicht gleich wieder einer herabwagen wird. Ich will den abgeschossenen Lauf wieder laden."

Während er das that, fiel sein Blick auf seine drei Gefährten, welche den Schuß wieder gehört hatten. Gottfried von Bouillon hatte sich in sitzende Stellung aufgerichtet und lehnte an der Wand, doch war er gleich wieder eingeschlafen. Turnerstick lag mit halb emporgerichtetem Oberleibe auf dem Ellbogen und starrte die beiden mit seelenlosem Blicke an. Der Mijnheer hatte sich umgewendet, jedoch falsch; er lag auf dem Bauche, was ihn verhindert hatte, wieder in den Schlaf zu sinken. Er gab sich vergebliche Mühe, auf die Seite oder den Rücken zu kommen, und stöhnte dabei:

„Imand heeft weder geschoten. Hij heeft mij getroffen. Ik ben dood — jemand hat wieder geschossen. Er hat mich getroffen. Ich bin tot!"

Er war der munterste von den dreien, obgleich er ebensoviel wie sie getrunken hatte. Vielleicht wirkt das Opium bei Fettleibigen nicht so sehr oder nicht so schnell. Der Methusalem drehte ihn auf den Rücken, richtete ihn mit Mühe zum Sitzen auf, schob ihn an die Wand, damit er sich anlehnen könne, und sagte zu ihm:

„Sie sind nicht tot, Mijnheer; Sie leben. Sehen Sie mich einmal an!"

„Neen," behauptete der Dicke, „ik ben gestorven."

„Nein, Sie sind nicht gestorben, sondern nur betäubt."

„Goed, soo slape ik!"

„Sie sollen aber nicht schlafen! Wachen Sie auf! Oeffnen Sie die Augen!"

„Ik heb geene oogen!"

„Freilich haben Sie Augen! Geben Sie sich nur Mühe, sie aufzumachen!"

Der Dicke wollte dieser Aufforderung gehorchen. Er zog die Brauen möglichst hoch empor, brachte aber die Lider nicht auf.

„Het gaat niet — es geht nicht," meinte er, indem er gähnte.

Da nahm Richard sich der Sache an. Er dachte an den Erfolg, den er beim Onkel Methusalem gehabt hatte, und packte nun auch den Dicken bei seiner hervorragenden Eigentümlichkeit, indem er ihm zurief:

„Mijnheer, haben Sie keinen Hunger? Wollen Sie nichts essen?"

„Eten?" fragte Aardappelenbosch. „Wat hebt gij?"

„Was wir haben? Was essen Sie denn am liebsten?"

„Gebraden gans met koolsalade."

„Das haben wir, Gänsebraten mit Krautsalat!"

„Heiza! Ik wil hem hebben!"

Die List gelang. Der Dicke machte die Augen weit auf und streckte beide Arme nach dem verheißenen Gänsebraten aus. Degenfeld mußte, obgleich die Situation keine behagliche war, laut auflachen. Er sagte:

„Noch ein wenig Geduld, Mijnheer. Sie bekommen ihn nicht eher, als bis Sie aufgestanden sind."

„Ik word opstaan!"

(Fortsetzung folgt.)

Hieroglyphen im Schnee.

In der Nacht ist neuer Schnee gefallen. Alles Trübe, Schmutzige ist vom Erdboden getilgt, und blank und rein; weich und flaumig wallt die weiße Winterdecke über die totenstillen Fluren.

Während wir in den heiteren, strahlenden Morgen hinausschreiten, beschäftigen sich unsere Blicke mit den frischen Fährten der Tiere im Schnee. Sie haben etwas Geheimnisvolles, Anziehendes, diese Fußspuren; sie verraten, daß ein lebendes Wesen, ein Tier vor kurzem hier verweilte: was war es für eins? was wollte es hier? wo ist es geblieben? in welchen Schlupfwinkel hat es sich zurückgezogen? In seiner ganzen Reinheit und Unversehrtheit breitet sich da der Schnee — und mitten darin nur die scharfbegrenzte Fährte, wie eine Hieroglyphe. Laßt uns sehen, ob wir die Hieroglyphe nicht deuten können!

Dies niedliche Dreizack, eins vor das andere gesetzt, rührt von den Tritten der Vögel her. Wo die Reihe der Dreizacke ihr Ende erreicht, sehen wir etwas seitwärts einen Wischer im Schnee: hier ist ein Vogel aufgeflogen und hat mit seinen Schwanzfedern oder mit seinen Flügelspitzen den weichen Flaum der Flocken gestreift. Am häufigsten begegnen wir den Spuren der Krähen, kenntlich an dem großen und kräftigen Dreizack der Zehen, sowie an dem eigenartigen Wischer, der aussieht, als wäre er mit den fünf gespreizten Fingern einer menschlichen Hand gemacht.

Weiter sind Spuren, die aussehen, als wären sie mit je zwei gespreizten Fingern in den Schnee getupft. Da ihrer immer vier in einem gewissen Zusammenhange stehen — abwechselnd laufen zwei Trittspuren neben- und zwei schief hintereinander — so müssen sie wohl von einem vierfüßigen Tiere herrühren. Während wir noch Vermutungen über die Art dieses Tieres anstellen, springt plötzlich ein Feldhase hinter einer aufrecht stehenden Ackerscholle hervor und rast in unsinniger Flucht über die Schneefläche davon. Aha, Freund Lampe ist's, der diese vier Trittspuren dem Schnee einprägt, immer abwechselnd zwei neben- und zwei schief hintereinander. Wir besehen uns das verlassene Lager des Hasen. Auf der nach Süden abfallenden Seite der Scholle, also vor dem schneidendkalten Nord- und Ostwinde geschützt, saß Freund Lampe tief in den Schnee gekratzt. Er muß sich hier ganz behaglich gefühlt haben, da er erst, als wir ihm fast auf den Kopf traten, aus seinem Lager emporschnellte. Meister Lampe soll sich, wenn starker Schnee fällt, sogar in seinem Lager verschneien lassen. Nur wenn ein Geräusch in seiner Nähe verlautet, steckt er das dumm-glotzende Gesicht aus dem Schnee heraus; sonst hockt er mäuschenstill. Und zwar streckt er in der Höhlung des Lagers die Vorderläufe aus, läßt auf diesen den Kopf mit angeschlossenen Löffeln (Ohren) ruhen und drückt die Hinterbeine unter dem Leib zusammen. Das Gesicht wendet er im Winter gegen Süden — im Sommer gegen Norden, bei stürmischem Wetter so, daß er unter dem Wind liegt.

Sobald das Schneegestöber des Wintertages nachläßt, hoppelt der Hase aus seinem Lager nach einem Braunkohlfelde, wo er sich gütlich thut — wenn nicht plötzlich ein Schuß seinen Genüssen ein Ende macht. Gibt der zunehmende Frost dem Schnee eine Eiskruste, so ist Schmalhans Küchenmeister für den armen Hasen; nun flüchtet er, von Hunger getrieben, in die Gärten und Baumschulen und wird hier durch Benagen der Rinde den jungen Bäumen sehr schädlich. Mit Vorliebe benagt der langohrige Kostgänger die Akazien und ganz junge Lärchen, sowie den Schwarzdorn; auch zerbeißt er junge Buchen, deren Knospen ihm selbst bei hohem Schnee noch zugänglich bleiben. Wehen mildere Lüfte und verringert sich der Schnee durch Tauen, so begibt sich unser Held wieder auf das freie Feld zurück und frißt sich an den sprossenden Getreidehälmchen satt.

Im Sommer ist das Lager des Hasen eine in den Boden gescharrte, seichte und kühle Grube, in welche nur der hintere Teil des ruhenden Tieres paßt, so daß der Rücken in gleicher Ebene mit der Bodenoberfläche liegt. Während der Hase in seinem Lager ruht, starren die braunen, großen Lichter (Augen) offen und bewegungslos geradeaus, als wenn das Tier träumte oder schliefe. Jedenfalls sieht es mit denselben schlecht, während das Gehör sehr scharf und die Witterung (der Geruchssinn) ziemlich fein ist.

Freund Lampe bezieht sein dürftiges Lager, das wegen seiner Anspruchslosigkeit wenig auffallend und dadurch schon einigermaßen gesichert ist, stets mit gehöriger Vorsicht. Die Fußspuren des Hasen lassen nämlich erkennen — besonders im Schnee — daß das Tier zuerst schnurstracks in einiger Entfernung an dem Lager vorbei und über dieses hinaus läuft, dann auf derselben Linie zurückkehrt, einige Seitensprünge macht („Haken schlägt") und also seine Fährte für den nachspürenden Jagdhund verwirrt; erst nach diesen Vorsichtsmaßregeln springt der Hase mit weitem Satze in sein Quartier, welches er gewöhnlich erst des Abends verläßt, um nach Nahrung auszugehen.

Die Fußspuren im Schnee leiten den Jäger und seinen Hund mit Sicherheit an das Lager des Hasen. Deshalb müssen so viele Hasen im Winter ihr Leben lassen. Vom tödlichen Schrot getroffen, stürzt derselbe, der sonst nie einen Laut von sich gibt, mit jämmerlichem Klageruf zusammen. Der wohlabgerichtete Hund schleppt die willkommene Beute zum Jäger.

Bei weitem schlauer als Lampe, ist Reineke, der Fuchs. Er verträumt die Unbilden der Witterung in seinem sicheren und warmen Bau tief in der Erde oder im dichtesten Gebüsche des Waldes. Nur wenn ihn der Hunger zwingt, verläßt er den behaglichen Schlupfwinkel und stöbert, die Nähe der Menschen meidend, sorgfältig auf dem Wege und an dem Feldrain umher, ob sich nicht ein Bissen für seinen knurrenden Magen findet. Wie er so übers Schneefeld trabt, läßt er in den flaumigen Flocken seine Spuren zurück; die vier Laufeindrücke, übers Kreuz gestellt, nebst einer von der nachlässig hängenden Lunte (Schwanz) herrührenden Furche. Diese Spuren leiten Jäger und Hund. Treibjagden, Hetzen, Fuchslauern (Luderhütten), Fallen, Eisen, bedrohen den listigen Reineke, dessen fahl ziegelroter Balg (Pelz) im Winter allein brauchbar ist.

Auch für den harmlosen Spaziergänger — den der schlaue Reineke wohl vom bewaffneten Jäger zu unterscheiden weiß — ist es unterhaltend, in der reinlichen Schneelandschaft der charakteristischen Fährte des Fuchses nachzugehen und ein wenig dem Lebenswandel Reinekes nachzuspüren. Bald sieht man, wie er die Spur eines Hasen verfolgte, den er entweder im Lager überrascht, oder zu seinem Aerger entwischen lassen mußte. Bald zieht man aus zerstreuten, schwarzen Federn den Schluß, daß Reineke eine Krähe beschlich, die der strengen Kälte wegen auf einem Düngerhaufen übernachtete; und dann sieht man wieder, wie der hungrige Raubgeselle sich eine Feldmaus ausgegraben hat. Den flüchtigen Hasen hetzt der Fuchs fast mit der Fertigkeit des Windhundes, und oft genug hilft dem armen Lampe alles „Hakenschlagen" nicht.

Die Liebhaberei des Fuchses für Mäuse benutzt der Jäger, um Meister Reineke vor den Schuß zu bringen. Wenn nämlich der Jäger am Waldsaume den Wechsel, d. h. den Ausgang des Fuchses entdeckt hat, so ahmt er mit einem zwischen die Lippen gepreßten Zündhütchen den Pfiff der Mäuse nach und lockt dadurch den Fuchs herbei. Ist der Jäger gut gedeckt, steht er unter dem Wind, und versteht er das „Mäuseln" aus dem Grunde, dann kann er sich den Fuchs bis vor die Füße locken; freilich muß er dann ein trefflicher Schütze sein, sonst hat er noch das Nachsehen. In strengen Wintern hört man auch die Stimme des Fuchses; wenn ihm der Magen knurrt, läßt er ein kurz abgestoßenes, etwas heiseres Bellen vernehmen, das der Kundige wohl von dem eines Hundes zu unterscheiden weiß.

Auf dem Anstand.

Mit Meisterhand hat uns Masius in seinen „Naturstudien" ein Bildchen aus dem winterlichen Leben des Fuchses gezeichnet; es sei uns vergönnt, dasselbe hier vorzuführen. „Der Winter drängt immer ungestümer heran. Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke. Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen, vom Frost zerspalten, das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf das nicht. ‚Wenn ich ein Vöglein wär'!' seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Not treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einemmal hebt er die Nase. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in

Guter Fang.

der hungrigen Wildnis ein süßgebratenes Stück von Kater Hinzes Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Reineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, ‚seine Augen werden wacker', und, wie von unsichtbaren Banden gezogen, trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild seiner Phantasie, — es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke steht still, Ueberraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur, als die flüchtigen Hieroglyphen, die des Winters Finger in den Schnee geschrieben. Er betrachtet den Bissen noch einmal: ‚Wär es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Arges! — schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!' — und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab! O Reineke, Reineke! du bist verloren, denn — dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte das berauschende Arom, starrt verglasten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, ‚sichert' allenthalben. Und wieder ist alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Es ist, als stocke der Atem der Natur. Der Fuchs fängt an, zu klügeln; aber je länger er hinschaut auf das verhängnisvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen. So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wut; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr ist im Verzuge. Es gilt eine kühne That:

‚Das Eisen zerschlug ihm den Lauf;
Sich zu retten, gibt er ihn auf.
Amputiert sich selbst, wie grimmig es schmerze:
Er hat ein entschlossenes, tüchtiges Herze!'

(Laube.)

Einmal gefangen, denkt er: und nimmer wieder! Und er jagt davon, leicht und frei, ‚als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen'. Die Niederlage muß sein Genie neue Künste und neue Siege lehren."

Das ist Reineke, der Held! Ehre, dem Ehre gebührt. Aber wir haben uns schon zu lange bei dem Roten aufgehalten; auch die Fährten kleinerer und minder berühmter Geschöpfe fordern unsere Beachtung heraus.

Diese kleinen, paarweisen Trittspuren verraten den nächtlichen Wandel eines Wiesels. Seiner Gewohnheit gemäß hat das Tierchen Jagd auf Feldmäuse gemacht. Denn es stellt den kleinen schädlichen Nagern selbst in deren Schlupfwinkeln und sogar unter dem Schnee nach. Hier würden die Mäuse den Katzen und Raubvögeln nicht erreichbar sein; es setzt demnach das Wieselchen die Arbeit jener nützlichen Mäusevertilger fort, und zwar um so gründlicher, da es mehr Mäuse tötet, als frißt. Diesem Nutzen des Wieselchens — das von seiner Hauptthätigkeit auch den Namen „Mauswiesel" führt — steht der Schaden, den es anrichtet, gegenüber: trotz seiner Kleinheit und auffallenden Schlankheit, überwältigt das schmiegsame, kräftige, verwegene und ausdauernde Tierchen selbst Hasen und Kaninchen; auch Tauben, Hühner, Wachteln und Lerchen sind vor ihm nicht sicher. Es plündert zudem in der schönen Jahreszeit Nester, selbst solche der nicht auf dem Boden brütenden Vögel, wie der Amseln, Nachtigallen und Grasmücken, und trägt deren Eier unter dem Kinne fort. Die Wiesel haben eine sehr große, allgemeine Verbreitung, man trifft sie überall, selbst in den Hochgebirgen, in der Region des ewigen Schnees, wo sie die auf den Schnee gefallenen Insekten auflesen. Nur im Inneren großer Wälder wird man sie vergeblich suchen. Bei uns leben sie auf Feldern, in Gärten und kleinen Gebüschen. Jedes Mauseloch ist eine Wohnung und zugleich Nahrungsquelle für sie.

Wir haben zwei Arten von Wieseln zu unterscheiden. Erstens das Hermelin oder das große Wiesel, im Sommer oben braunrot, unten gelblichweiß, im Winter oben und unten ganz weiß, mit schwarzer Schwanzspitze; zweitens das soeben geschilderte Mauswiesel oder kleine Wiesel, ohne schwarze Schwanzspitze und meist jahraus jahrein oben braunrot, unten weiß, im Winter selten ganz weiß. Während das Pelzwerk des Mauswiesels wertlos ist, liefert dasjenige des Hermelins den Stoff zu den Krönungsmänteln der Kaiser und Könige. Am dichtesten, feinsten und weißesten ist das Pelzwerk der im kalten Norden, besonders in Sibirien, hausenden Wiesel.

Noch kleinere paarweise Trittspuren als das Wieselchen hinterläßt im Schnee die Feldmaus. Ist die Schneedecke dünn, so sieht man auch die labyrinthischen Gänge, welche sich die Feldmäuse unter der Schneedecke gegraben haben, um nach einer nicht allzuweit entfernten Braunkohlstaude oder nach einer übriggebliebenen Rübe zu gelangen. Nicht selten kann man ein Mäuschen, vom Frost überwältigt, starr und „mausetot" bei so einer Rübe oder Kohlstaude finden. Ja, die Winterkälte räumt oft bedeutend unter den Feldmäusen auf, und das ist gut, denn die Feldmaus, Arvicola arvalis, ist die schädlichste aller Wühlmäuse. Wenn sie sich in einer Gegend übermäßig vermehrt, so richtet sie einen unter Umständen auf Jahre hinaus nicht zu ersetzenden Schaden unter den Feldfrüchten an. Ganze Heere solcher Mäuse durchwühlen auf allen Getreidefeldern meilenweit, ja auf Tagereisen großen Strecken den Boden, sie zerknicken die halbreifen Halme und zerren die Aehren in ihre Löcher, so daß schließlich das ganze Getreidefeld wie zerhackt und zerfetzt und der Boden wie ein Sieb durchlöchert erscheint. Selbst Kleeäcker, Kartoffel- und Rübenfelder werden verwüstet. Wohin man blickt, hüpfen selbst am Tage Mäuse neben Mäusen, so daß man sie mühelos mit Stecken erschlagen kann. Doch auf solche Weise lassen sich die Millionen und aber Millionen der gefräßigen Nager nicht vertilgen, da immerhin die meisten sich tagsüber in ihren Löchern halten. Man streut vergifteten Weizen — aber hierdurch werden die der Mäusejagd obliegenden Eulen, Bussarde und Iltisse mitgetötet, wenn sie eine schon vergiftete, aber noch lebende Feldmaus erhaschen. Man treibt Hunde, Katzen und Schweine auf die Aecker. Man versucht mit zahlreichen, kleinen, aus Blechröhrchen gefertigten Fallen, die man in die Eingänge der Mäuselöcher steckt, dem Unheil zu wehren, zwar hier und da mit einigem Erfolg, doch ohne den Landschaden im großen und ganzen zu beseitigen. Schließlich legt sich die Natur selbst ins Mittel; durch verheerende Seuchen, durch starke Regengüsse, von welchen die Mäuselöcher unter Wasser gesetzt werden, oder endlich durch die Kälte des Winters werden die Scharen der Mäuse wieder ausgerottet.

So erzählen uns die Hieroglyphen im Schnee von mancherlei großem und kleinem Getier, und ein aufmerksamer Beobachter findet selbst am öden Wintertage, wo die Natur unter ihrer weißen Decke zu schlummern scheint, noch Anregung genug.

Schneemänner.

III.

Seit jenem Nachmittag, wo Felix Piepenbrink in unsanfte Berührung mit dem von Phidias-Pieper aus karrarischem Schneemarmor gemeißelten Winterkönig gekommen war, hatte es fast unablässig geschneit, so recht aus dem Vollen und Tollen — so recht, wie der treuherzige Hebel es in seinem volkstümlichen Gedichte schildert:

„Ist denn da droben Baumwoll' feil?
Sie schütten uns ein gutes Teil
Herab auf Garten und auf Haus;
Es schneit doch auch — es ist ein Graus;
Und doch hängt noch der Himmel voll
Von solcher Ware, seh' ich wohl."

Welche Freude darüber unsere jungen Schneekünstler in ihrem erhabenen Gemüte fühlten, brauche ich wohl nicht weiter auszumalen. Es kam noch ein zweiter Umstand hinzu, der die jungen Herzen höher schlagen machte: die Weihnachtsferien hatten begonnen! O du herrliche Zeit, o du köstliche Zeit, wo man nicht mehr in tiefer Dunkelheit aus dem Bette muß, wo man sich nicht mit den nassen, eingeschrumpften, zu eng gewordenen Stiefeln abzuquälen braucht, während der Zeiger der Uhr immer näher dem Anfangspunkt des Unterrichts rückt! O du herrliche Zeit, o du köstliche Zeit, wo man nicht jenen Alpdruck auf dem Herzen fühlt, mit dem man so oftmals zur Schule schleicht, weil man die griechische Lektion nicht gelernt hat, weil man den deutschen Aufsatz (der abgegeben werden soll) nicht fertig hat, weil man ein „Ungenügend" in seinem Mathematikhefte erwartet! O du herrliche, köstliche Zeit der Weihnachtsferien!

Gleich den ersten Tag derselben hatten unsere jungen Freunde zur Fortsetzung ihrer Schneemänner-Skulptur bestimmt. Sie hatten den Plan gefaßt, eine ganze Ausstellung von Schneemännern zu machen: eine „Münchener Glyptothek", wie Pieper hochtrabend meinte — eine „Galerie von Schönheitsidealen der Eskimos", wie Bruno Heister um vieles bescheidener behauptete — eine „Bande von deutschen Schneekerls", wie der dicke, derbe Nikolaus Müller am bescheidensten vorschlug. „Namen thun hier nichts zur Sache!" hatte Felix Piepenbrink sie alle überschrieen; „nur flott ans Werk!"

„Dann möchte ich dich bitten, Felix," entgegnete Fritz Pieper, „daß du uns einmal Modell stündest. Du wirst dich erinnern, daß wir neulich, als du so herrlich im Schnee auf dem Kopfe standest, sofort den Plan faßten, die Figur nachzubilden."

„Von Herzen gern!" erwiderte Felix lachend, und — schrum! — da stand er schon auf dem Kopfe, Arme und Beine in Form eines Andreaskreuzes ausgebreitet.

Pieper betrachtete sich das Modell durch einen alten Ofenring, den er vorhin aus dem Kehricht aufgerafft und unter seiner Joppe verborgen hatte, um ihn als Lorgnette zu gebrauchen. „Bitte, das rechte Bein etwas mehr auswärts! So! Können Sie nicht die Nase etwas mehr anziehen?" verordnete er hochtrabend, wie ein Kenner und Künstler.

Die anderen lachten, bis Felix, dem das Kopfstehen doch unbequem werden mochte, auf die Füße sprang.

„Ich weiß jetzt, wie wir das Ding anzufangen haben," sagte Pieper mit seiner gewöhnlichen Stimme. „Wir müssen zunächst von zwei derben Knütteln ein sogenanntes Andreaskreuz (X) zusammenbinden; dann stecken wir die unteren Arme dieses Kreuzes tief in den Schnee und den Erdboden. Um dieses Gerüst nun ballen wir den Schnee herum, in Gestalt von Armen, Leib und Beinen; der Kopf liegt als dicke runde Kugel einfach auf dem Boden. Oben auf die Knüttel hängen wir ein Paar alte Schuhe, die ich vorhin in einem Winkel des Hofes im Vorbeigehen gesehen habe. Allons enfants de la patrie, ans Werk, ans Werk!"

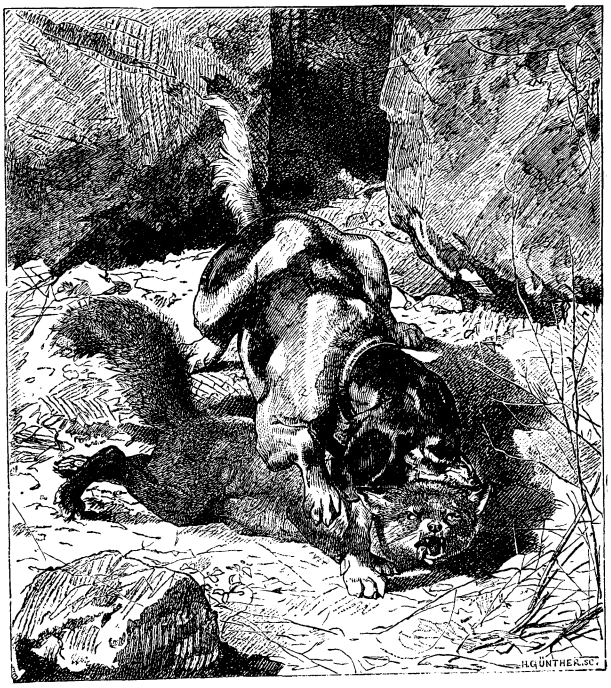
Nach der gegebenen Vorschrift wurde der auf dem Kopfe stehende Schneemann mit bestem Erfolge ausgeführt, und man fand, daß er eine täuschende Aehnlichkeit mit dem lieben Felix hätte. „In dieser Stellung," bemerkte Karl Hahnke trocken, „kann Felix wenigstens nicht mehr bis an die Waden durch den Rubicon gehen!"

„Müßt ihr denn immer wieder auf mein neuliches Pech beim Uebersetzen zurückkommen!" brummte Felix. „Hodie mihi, cras tibi! Wer weiß, was für Uebersetzungsblüten ihr noch mal zu Tage fördert!"

„Da wir einmal bei den komischen Schneefiguren stehen," sagte Pieper, „so wollen wir als Nummer 2 einen Harlekin machen. Gebt mir mal ein paar derbe Knüttel! So, die stecke ich fest in den Boden: das sind die Beine, denn ich spreche zu meiner Figur wie der Zauberlehrling zu seinem Besen: Auf zwei Beinen stehe, oben sei ein Kopf! Ein paar Klumpen Schnee ergeben die Schuhe, ein paar dickere Klumpen die runden Pumphöschen . . . die Waden bleiben frei . . . Nun wird der runde Bauch aufgesetzt . . . Sollten die Beine auch stark genug sein, den Oberkörper zu tragen? . . . Wahrhaftig, unser Mann ist kein Knickebein! Wie singt doch der gute Klaudius?

„War je ein Mann gesund, ist er's!
Er krankt und kränkelt nimmer,
Er badet sich am Eis des Meers
Und schläft im kalten Zimmer."

„Bei der Bildung der Arme müssen wir wohl wieder ein paar gebogene Weidenruten zu Hilfe nehmen . . . Auch Manschetten soll der Kerl haben! Niemand sieht's, daß sie nur von Zeitungspapier sind . . . Meinen alten Ofenring, der mir soeben noch vortreffliche Dienste als Lorg-



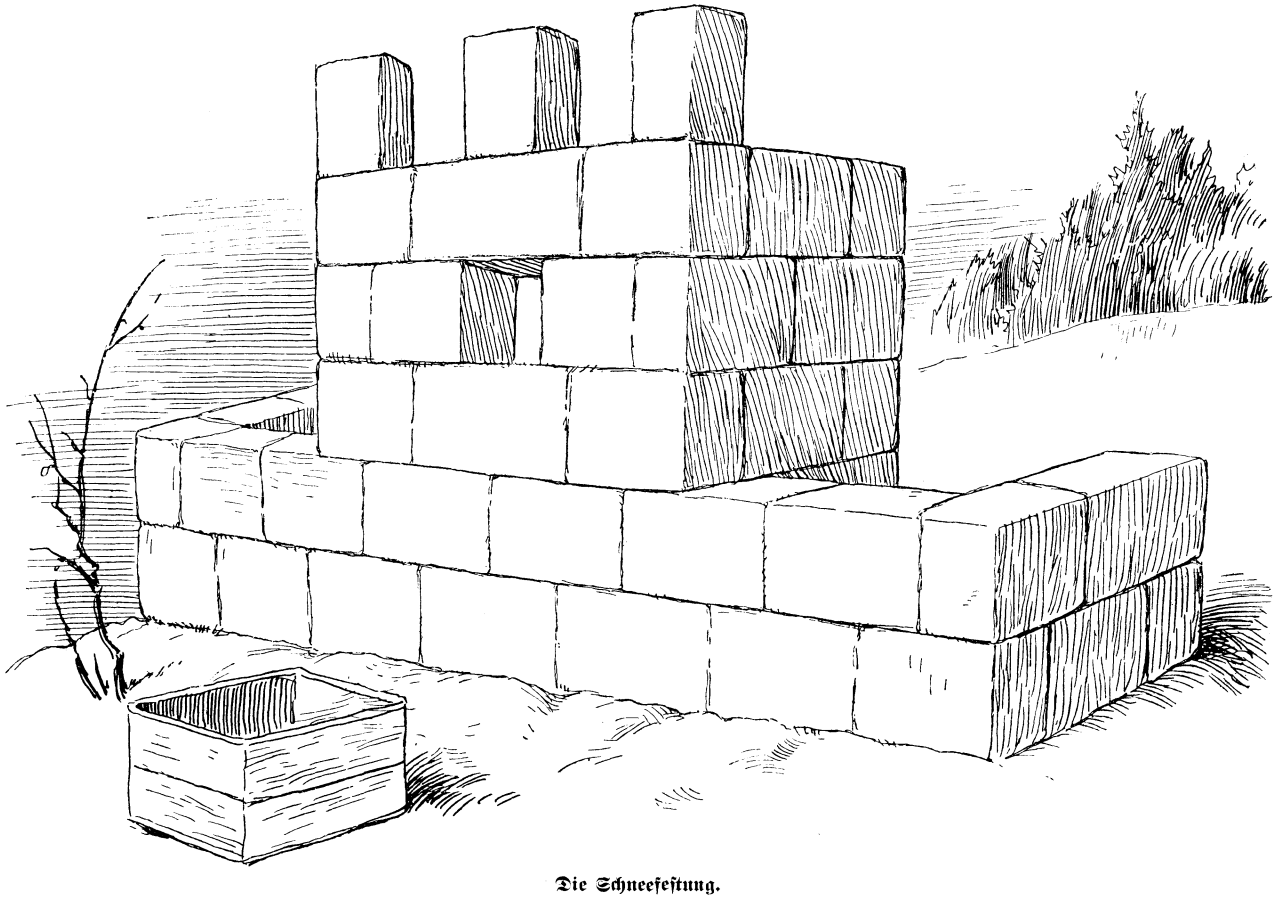
Pack an!

nette geleistet, opfere ich dem Harlekin . . . gern als Halskrause. Als Nase und Ohren thun ein paar gelbe Möhren vortreffliche Dienste . . . So, nun noch den Spitzhut aus Schnee geformt, und fertig ist der Mann! Freilich wär's gut, wenn wir eine Warnungstafel daneben anbrächten, mit der Aufschrift: Hier darf nicht getanzt werden! Denn ich bin doch bange, daß der Kerl nicht allzu sicher auf den Beinen steht, und daß er bei der geringsten Bodenerschütterung einem von uns auf den Pelz fallen würde — wie neulich der klassische Winterkönig auf den armen Felix."

„Wollt ihr nicht mal eine Idee ausführen, die ich gefaßt habe?" fragte Bruno Heister.

„Warum nicht? Wenn sie gut ist," erwiderten die anderen.

„Hört, einen Türken wollen wir machen! die gespreizten Beine mit den unten zugeschnürten Pumphosen formen wir wieder über zwei eingerammten Knütteln, die oben in spitzem Winkel zusammenstoßen; als Schnabelschuhe lassen sich prächtig diese zwei gelben Möhren verwenden. Da der



Die Schneefestung.

Türke die Arme in den Taschen haben soll, so macht der Oberkörper uns keine sonderlichen Schwierigkeiten; man braucht dort, wo die Arme nach unten endigen, den Schneeklumpen nur ein wenig mit einem spitzen Steine einzuritzen. Aber Knöpfe, viele Knöpfe, meinethalben eine ganze Knopffabrik muß der Türke auf seinem Wams haben; vortreffliche Dienste thun hier Kartoffeln, die wir mit einem eingesteckten Stäbchen befestigen. Kopf und Turban lassen sich aus einem Stück formen, indem man allenfalls einen Stein als Meißel zu Hilfe nimmt. Die Nase, welche meinethalben zur Spezies der Knollennasen gehören mag, wird durch diese rote Karotte vortrefflich dargestellt, und der Schnurrbart durch ein paar eingesteckte Besenreiser. Es erübrigt noch der Halbmond am Turban, den wir aus gelbem Pappdeckel schneiden und mit einem Pflöckchen als Nagel feststecken müssen."

Nach Brunos Angaben entstand nach kurzer Zeit ein prächtiger Türke, der mit einer gewissen stolzen Verachtung auf die jungen Werkmeister herabzublicken schien. Bruno erntete lautes Lob für seine Idee. „Der steht wenigstens fest auf den Beinen," meinte Bruno, „so daß er einen Rundtanz vertragen kann!"

„Ja, wollen wir?" fragten die anderen.

„Gut, dann los!" kommandierte Bruno. Und im nächsten Augenblick drehte sich der Kreis der Knaben in munterem Reigen um den dicknasigen Türken, der dabei das Liedchen hören mußte:

„Was will der alte Kümmeltürke da?"

Der Schlag der Mittagsstunde machte dem tollen Treiben ein Ende.

„Fahren wir heute nachmittag fort?" fragte man sich.

Felix konnte nicht — er sollte mit dem Vater ausgehen. Auch Bruno Heister war verhindert. Fritz Pieper gestand offenherzig, daß seine Stiefel zum Schuster müßten, und daß er nur das eine Paar hätte. Gut, dann wollte man erst morgen wieder zusammenkommen. Morgen früh? Nein, lieber morgen nachmittag, meinte Pieper, denn man müsse Maß halten, wenn man des Vergnügens nicht überdrüssig werden wolle, und mit komischem Pathos deklamierte er:

„Denkst du dein Alter hoch zu bringen,
So halte Maß in allen Dingen:
In Essen, Trinken Freud' und Leid,
In Arbeit, Ruh' und Schlafenszeit!"

Nun gut, morgen nachmittag wollte man das lustige Werk fortsetzen! Alle einverstanden? Ja! —

Die jungen Schneekünstler waren nun schon durch Uebung in ihrer Kunst so fortgeschritten, daß sie am folgenden Nachmittag eine ganze Reihe von neuen Schneefiguren ersannen und ausführten. Da wurde ein Schneemann gemacht, der auf seinem Rücken einen ganzen Reisigbündel trug und sich mit der linken Faust auf einen Knüttel stützte. Da marschierte ein Stachelschwein auf — eine Arbeit, die wenig Mühe, aber kolossalen Effekt machte. Die Stacheln stellte man durch eingesteckte Besenreiser her, die vier Beine durch eingerammte Knüttel. Da thronte ferner auf einer umgestülpten Bütte eine mächtige Eule, eine allerechteste Schneeeule, Stryx nyctea. Was that's, daß unsere jungen Künstler ihrem Vogel als Flügel und Ohrbüschel Gänsefedern gaben, daß sie die Krallenpfoten aus dreifach gegabelten Baumzweigen herstellten: eine Schneeeule war das Gebilde doch, eine allerechteste Schneeeule, mit echtem Schnee im Leibe und auf dem Leibe!

Das kunstreichste und zugleich drolligste Machwerk, das die quicken Jungen fertig brachten, war jedoch das leibhaftige Ebenbild der alten „Straßenlies", einer von der Jugend leider vielfach verspotteten alten Frau, die, früher in den besten Verhältnissen lebend, durch Trunk zu der größten Armut herabgesunken war.

Als der Vater unseres Felix diese Schneefigur erblickte, sagte er wider Erwarten in ernstem Tone: „Kinder, man soll das Unglück, und ist es auch ein selbstverschuldetes, niemals verspotten. Jugend hat selten Mitleid, aber ihr müßt es lernen, Mitleid zu fühlen. Thut mir den Gefallen und verändert diese Figur so, daß nicht jeder gleich auf den ersten Blick die Straßenlies erkennt! die Aermste wird ohnehin genug verspottet. Führe uns nicht in Versuchung, so beten wir alle Tage — Straßenlies ist leider der Versuchung, der Versuchung des Trunkes erlegen . . . Könnt ihr denn nicht etwas anderes, Harmloseres aus Schnee machen, das sich mehr für Knaben, echte deutsche Knaben ziemt?"

„Wir können eine Schneefestung bauen, Herr Piepenbrink!" meinte Fritz Pieper.

„Eine Schneefestung? seht, das gefällt mir!" entgegnete der Kaufmann. „Ihr habt ja neulich mit Hilfe eines Kastens schon die prächtigsten Schneequadern geformt; nun baut euch aus solchen Quadern eine Festung — mit Schießscharten, und dann laßt die Schneebälle fliegen, herüber und hinüber — außen die Angreifer, innen die Verteidiger! Nach der Eroberung erfolgt die Schleifung der Festung. Seht, das nenn' ich ein mehr männliches, würdiges Vergnügen, als die alte unglückliche Straßenlies in Schnee zu formen!"

„Hurra, eine Festung, eine Festung bauen! Belagerung und Schneebataille! Hurra!" so riefen die Knaben und stürmten nach einer Stelle des Gartens hin, wo noch unberührt gewaltige Massen des reinsten, weißesten Schnees lagerten.

Der junge Theatertechniker.

V. Die Vorstellung.

Der große Tag der Eröffnungsvorstellung unseres Theaters, das uns nun schon längerher in Spannung gehalten, ist erschienen. Natürlich ist es ein Ferialtag und schon vom frühesten Morgen an schwebt der Geist hastiger Unruhe über unserer Stube. Der „Gute Kamerad" ist natürlich auch dabei; wie könnte der fehlen?! Er hält viel auf gute Sitte und Herkommen, und darum ist er auch im schwarzen Frack mit weißer Halsbinde und lilienunschuldweißen Glaceehandschuhen erschienen. Doch bald ist den Pflichten der Höflichkeit Genüge gethan, Vater und Mutter begrüßt, und schon zieht unser Gast seine weißen Glaceehandschuhe wieder ab, hängt den Frack auf den nächstbesten Nagel, krempelt sich die Hemdärmel auf, bindet sich die Küchenschürze der Schwester um, denn der Arbeit mancherlei harret noch seiner. Ehe unser Theaterpublikum aufmarschiert kommt, soll denn doch schon die Bühne fertig stehen, soll der Bühnenraum vor den Blicken der Neugier felsensicher abgeschlossen sein.

Das Konterfei der alten „Straßenlies!"

Der Zuschauer darf um keinen Preis Einblick in das Getriebe hinter dem Vorhang gewinnen, wie er auch keine Ahnung davon haben darf, welche Mühe, welche Anstrengung, welche Arbeit es uns gekostet, ihm das Vergnügen zu bereiten, dem er fröhlich entgegensieht. Ja, er soll in der Meinung bestärkt werden, daß das, was er nun bald bewundern wird, für uns nur ein leicht tändelndes Spiel gewesen sei. Denn das, was behaglichen Genuß gewähren soll, muß die Mühen des Werdens verschleiern, so fordert's ein eisernes Gesetz seit den Urtagen der Menschheit.

Das aber, was jetzt der „Gute Kamerad" beginnt, das hätten

wir selber kaum gewagt! Auch erfüllt es uns mit Staunen, daß unser strenger Vater, selbst unsere gute Mutter, die doch sonst so sehr auf Ordnung in der Wohnung halten, statt eines strengen Verbotes, mit freundlichem Lächeln stillschweigend in alles willigen, was der „Gute Kamerad" anordnet und vollführt. Aber er hat es auch verstanden, sich alles zum Freund zu machen, denn er weiß es wohl, daß eine höfliche, freundliche Miene im Leben eine weit zwingendere Gewalt besitzt, als herrisches, mürrisches Auftreten. Durch ihn ermutigt, greifen wir zu, und bald sehen wir, daß die scheinbare Unordnung, die er angestiftet, mit einem Schlage ein vollständig geordnetes Bild zu bieten beginnt.

Da hat er aus unserer Stube alle Stühle in das anstoßende Zimmer getragen und dort in einem Winkel zusammengestellt; dann die Flügelthüren weit geöffnet und nun irgendwo zwei Plaids aufgetrieben; noch wissen wir nicht, was er damit will. Jetzt schleppt er eine Doppelleiter herbei, und steht auch schon oben, wie ein Tapezier, und nagelt die Plaids an der oberen Thürrahme fest, daß sie aussehen wie Thürvorhänge. Geschickt hatte er die Faltung geordnet, die ungleichen Längen auszugleichen verstanden, so daß man es kaum bemerkt, daß dies ein Notbehelf sei, und nicht daran gedacht, es anders zu fordern. Jetzt rollt er eine große Rolle Zuckerpapier auf, die er schon vorbereitet hatte. Diese spannt er hinter den Plaids über die Thüröffnung, um selbst die Schatten nicht zu Verrätern werden zu lassen. In diesem undurchsichtigen Papiervorhang schneidet er jetzt die Größe unseres Theaters genau aus, nachdem er dieses auf unsern Studiertisch gestellt und letzteren in die Thüröffnung geschoben hatte. Um den Tisch für die Zuschauer zu maskieren, hat er mit kühnem Griff einen Teppich aufgenommen, diesen vor den Tisch gehängt und dadurch das auf das obere Ende gestellte Theater vortrefflich vor dem Hinabgleiten geschützt. Wie prächtig nimmt sich nicht der schöne Smyrnateppich vor unserm Theater aus! Dieses kostbare Stück, das wir sonst kaum zu betreten wagen, hat er kühnlich annektiert, und — welches Wunder! — die gute Mutter beobachtete diese Frevelthat nur mit einem freundlichen Lächeln! Jetzt wird die Doppelleiter, da die Thür einmal verrammelt ist, durch die anderen Zimmer in jenes getragen, welches für das Publikum hergerichtet werden soll. Rasch ist sie vor dem Theater wieder aufgestellt. Mit Stecknadeln nestelt er nun die Vorhänge, die er aus den beiden Plaids improvisierte, zusammen, bis etwas unter den Giebel des Theater-Proszeniums, dann hebt er sie über diesen hinweg und läßt sie hinter demselben niederwallen. Da hat er nun Nadel und Zwirn aufgetrieben und näht oder dem Giebel rasch die Plaids zusammen, ebenso die Faltung rechts und links vom Giebelfelde, da er einerseits den Stecknadeln nicht recht vertraut, anderseits unserem Theater nicht die schwere Last der Faltung aufbürden will. Wohl ist die Verspreizung von uns solid gearbeitet worden, aber irgend eine Strebe könnte denn doch überlastet und geknickt werden. Das wäre heute, abgesehen von den daraus entspringenden Reparaturen, eine sehr fatale Störung. Nun hat er noch die Ambrassen von den Fenstervorhängen unserer Stube, die heute ohnehin für jedermann unzugänglich sein soll, abgenommen und damit geschickt die untere Haltung der beiden Plaids für das Auge wohlthuend geordnet, wodurch er auch hier auf gelungene Art den Eindruck zu verschleiern sich bemühte, den dieses Provisorium hervorrufen könnte.

Das Theater ist also aufgestellt, und die Doppelleiter wandert wieder zurück in den Winkel hinter der Treppe, wo sie ihr verborgen Dasein weiterfristet.

Was thut aber jetzt der Verwegene? Wir zittern für ihn. Er schiebt das Klavier aus dem Salon in unsere Stube; unerhört! Und auch dafür erntet er nur ein freundliches Lächeln!? Und jetzt!? — Die von uns scheu gemiedenen Polstermöbel aus dem Salon schiebt er in den Zuschauerraum, und als ihn unsere Mutter fragt, was er beginne, was gibt er für eine Antwort? — Er müsse die Hofloge für die höchsten Herrschaften herrichten! Dies sagt er verschmitzt lächelnd und verneigt sich so liebenswürdig, daß die Mutter hell auflacht, mit dem Finger droht und das Gemach verläßt.

Da gewinnen auch wir Mut und raten dem „Guten Kameraden", zur Ausschmückung des Proszeniums noch die beiden großen Alabasterstatuetten auf den Stützsäulen beiderseits an den Thürpfosten aufzustellen und zwischen beiden die Blattpflanzen vom Blumentisch. Er erwidert aber: „Liebe Kameraden, man darf keine Saite zu straff spannen, wenn sie nicht reißen soll; begnügt euch mit dem!"

Das aber hatte der Vater gehört und lächelnd seine Einwilligung erteilt, die beiden Tänzerinnen von Canova ebenfalls vor der Bühne aufzustellen.

Das war nun ein prächtiger Anblick.

Rasch wurden nun noch die Stühle gestellt; vorn die beiden Fauteuils, dann beiderseits die anderen Polsterstühle, hinter diesen die Rohrstühle für das Publikum der Galerien. Ganz hinten der „Olymp", die Stehplätze für das Stubenmädchen und die dicke Köchin, welchen die Mutter erlaubt hatte, auch „ins Theater gehen zu dürfen".

„Jetzt sind wir fertig — ah! —" Da hatte der „Gute Kamerad" gelacht, als er dies Wort gehört. „Noch lange nicht!" war seine Entgegnung.

Flugs waren wir wieder in unserer Stube, hinter dem Vorhang. Da wurde nun alles noch einmal durchgesehen, was wir heute bedurften, alles in genauer Reihenfolge aufgelegt, alle Maschinen wohl geordnet, nach dem schriftlichen Verzeichnisse dann nochmals revidiert, daß ja nichts fehle.

Dann wurde das Klavier so gestellt, daß der Klavierspieler stets den Theaterdirektor im Auge habe, um dessen Winkes gewärtig zu sein. Die Klaviernoten wurden nun zurechtgelegt, das nötige Textheft des Schreiberschen Kindertheaters an den Platz zur Rechten des Theaterdirektors, wo der Vorleser sitzen wird und schließlich an dessen Platz hinter der Bühne, das Zeichen seiner Würde, die Glocke gestellt.

Jetzt war alles fertig. Der „Gute Kamerad" gab nun unserer Schwester dankend die Küchenschürze zurück, in welche er zwar ein großes Loch gerissen hatte, als er von der Leiter gestiegen war, doch war auch die Schwester heute wie verwandelt; sie ließ sich gar nichts davon merken. Sie war ja eine „Kränzchenfreundin" und mochte ihn wohl leiden.

Nicht lange darauf hatte unser Gast wieder Frack und Glacee angethan, und niemand hätte es geahnt, daß er noch kurze Zeit zuvor mit Hammer und Zange hantierte, als wäre er ein ehrsamer Schreinergehilfe.

Da rückten die ersten der Festgäste an. Jene gewisse unheimliche Spannung hielt uns alle gefangen, die da die Gemüter beschleicht, wenn man vor einem außergewöhnlichen Ereignisse steht. Da kamen auch die Freundinnen unserer älteren Schwester; sie alle besuchen die „höhere Töchterschule" und sind eifrige Leserinnen des „Kränzchens". Die Kommilitonen unseres

großen Bruders imponieren uns gewaltig mit dem kecken Cerevis und dem Kouleurband oder auch in der Uniform der Einjährigen, von dem jungen Leutnant mit dem funkelnagelneuen Portepee und dem fürchterlichen Schnurrbart, aus dreiundzwanzig und einem halben Härchen, gar nicht zu reden.

Nachdem den Gästen einige Erfrischungen geboten wurden, welche stehend eingenommen werden mußten, da sämtliche Stühle schon im „Parterre" zu Sperrsitzen umgewandelt waren, ward es allmählich finster in den Zimmern, denn es war Abend geworden.

Jetzt erschallt das erste Glockenzeichen des Inspizienten. Die jüngeren Geschwister machen fröhliche Gesichter, denn der Klang des Glöckchens erinnert sie lebhaft an das Weihnachtsfest, wo das Christkindchen ganz ebenso läutet. Der „Gute Kamerad" aber geht auf die Hausfrau zu, verbeugt sich vor ihr und bietet ihr mit Würde den Arm, um sie zur „Hofloge" zu führen. Die Flügelthür springt auf und ein allgemeines Staunen lohnt die erste Ueberraschung. Da steht das Theater, schön beleuchtet vom Hängelüster, rechts und links vom Proszenium die beiden Alabasterstatuetten, wie emporgewachsen aus der geschickt geordneten Gruppe ornamentaler Blattpflanzen, die sich prächtig von dem satten Granatbraun des Smyrnateppichs abheben.

Bald sind die Sitze eingenommen, das zweite Glockenzeichen des Inspizienten erschallt. Da wird der „Gute Kamerad" wieder sichtbar; er verteilt die Theaterzettel. Sie sind zierlich in Rundschrift geschrieben und oben steht in fetten Buchstaben groß zu lesen:

Eröffnungs-Gala-Vorstellung des neuerbauten Kameradschaftlichen Theaters.

Dann folgt der Titel des Stückes:

Der Freischütz.

Romantisches Schauspiel in vier Akten von Emil Sievert.*)

Musik von Karl Maria von Weber.

Personen:

Fürst Ottokar.
Kuno, fürstlicher Erbförster.
Dessen Frau.
Agathe, beider Tochter.
Aennchen, Kunos Schwesterkind.
Kaspar, erster } Jägerbursche.
Max, zweiter }
Samiel, der wilde Jäger.
Ein Eremit.
Kilian, ein reicher Bauer.
Eine Brautjungfer.
Landleute, Jäger, Erscheinungen.

Die Handlung spielt in Böhmen im 17. Jahrhundert.

So weit hat nun alles gelesen, da tönt schallendes Gelächter durch das Parterre. Denkt euch, welchen Schalksstreich der böse „Gute Kamerad" uns gespielt! Unten stand ganz ernsthaft zu lesen:

„Eine hohe Generalintendanz erläßt an das vielgeehrte Theaterpublikum die strikteste Weisung, daß laut ihres Beschlusses Zahl 22376 Nr. 5879¾ keiner der darstellenden Künstler weniger als zwölfmal gerufen werden darf.

gez. v. Krautstängel,
Ober-Ober-Intendant des Kameradschaftlichen Theaters."

Man hätte noch lange fortgelacht, doch da ertönte das dritte Glockenzeichen, und mit diesem war der „Gute Kamerad" aus dem Zuschauerraum verschwunden, als wäre er durch eine Versenkung geschlüpft.

Auf der Bühne war jeder schon beim ersten Glockenzeichen auf seinem Posten. Schwester Hilda saß am Klavier, vor ihr lag der Klavierauszug der Oper Freischütz von Weber aufgeschlagen, denn die berühmte Ouvertüre dieser Oper sollte die heutige Festvorstellung einleiten.

Der Theaterdirektor stand hinter dem Bühnenkasten — Verzeihung, Podium wollten wir sagen. Der Vorleser saß zu dessen Rechten, mit dem Texthefte in der Hand, um durch die Kulissen hinaus den verbindenden Text dem Publikum zu Gehör zu bringen. Die Apparate, Maschinen und Dekorationen lagen wohl geordnet zur Hand, der Regisseur und der Inspizient hatten gleichfalls Posto neben dem Direktor gefaßt. Nochmals warf der Direktor seine Blicke über sein Personal, er fand alles, wie es sein mußte; da winkte er dem Inspizienten an seiner Rechten und das dritte Glockenzeichen ertönte.

Dumpfes, verworrenes Tönegewoge war durch den Vorhang vom Zuschauerraum hereingedrungen; jetzt war's draußen still geworden, nur einzelne Stühle verursachten noch schwaches Geräusch; das kam davon, daß die Zuschauer sich zurechtsetzten. Jetzt betritt der Ober-Ober-Intendant den Raum hinter den Kulissen; das ist natürlich der „Gute Kamerad".

Seine Miene liegt in ernsten Falten, ja es scheint, als wäre sein Gesicht um einen Schatten bleicher als gewöhnlich. Hat ihn das Bühnenfieber ergriffen, ihn, den Niemalsverzagten? oder ist es nur der Ernst des Augenblickes, der ihn so gewaltig erfaßt? Aber auch die anderen alle sind erregt und blicken nach ihm, wie die Offiziere vor der Schlacht zu ihrem Feldherrn.

Ja, ja, das dritte Glockenzeichen, das hat einen gar beängstigenden Ton für den, der hinter den Kulissen steht; seid froh, daß statt eurer die Papierfiguren vor die Rampen gehen! Und sollte der eine oder andere von euch in späteren Tagen auch wirklich als Schauspieler über die Bretter wandeln, das erste dritte Glockenzeichen, das er auf unserem „Kameradschaftlichen Theater" miterlebt hatte, wird ihm doch unvergeßlich bleiben.

Noch einen forschenden Blick wirft der „Gute Kamerad" in die Runde, dann winkt er dem Orchesterdirektor Fräulein Hilda zu.

Da tönt langsam feierlich im Pianissimo der prachtvolle Adagiosatz der unvergleichlichen Freischützouvertüre durch den Raum. Es klingt feierlich wie Orgelton. Auch diesen ersten mächtigen Klang hinter den Kulissen werdet ihr nimmer vergessen!

Die Ouvertüre ist zu Ende. Applaus dringt von draußen herein; den hat auch der Orchesterdirektor verdient. — Der erste Beifall! Des „Guten Kameraden" Wange rötet sich, jetzt ist er wieder ganz er selber. — Der Inspizient thut einen Schlag auf die Glocke und rollt dann den Vorhang auf. — Ah! — Da ist die Stube des Försters*). Die Sonne blickt herein, man sieht es, wie ihr Strahl sich immer mehr rötet; es ist Abend, Sonnenuntergang. Agathe und Aennchen spielen die erste Szene. Man hört den Abendsegen vom Kirchturm läuten, da bricht die Dämmerung herein, es wird dunkel. „Unser Inspizient ist ein wackerer Kerl," sagt da der „Gute Kamerad"; „wie geschickt handhabt er die Gelatineplatten, als wäre er als Beleuchtungsdirektor auf die Welt gekommen!" Jetzt beginnt die zweite Szene. Kunos Frau tritt auf und bringt Licht. Da wird die Szene plötzlich hell. Das steht zwar nicht im Textheft, aber der „Gute Kamerad" hat gemeint, daß es der Frau Erbförsterin durchaus nichts schaden würde, wenn sie ein Licht hinter den Tisch stellte, denn ohne dieses hätte er ja seine Beleuchtungseffekte nicht anbringen können, um welche der erste ohnehin etwas leere

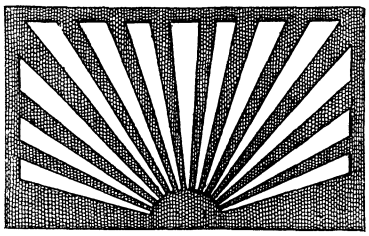
*) Schreibers Kindertheater 10. Heft.

*) Bauernstube der Schreiberschen Dekorationen.

Akt wenig Wirkung gehabt hätte. Beifallsgemurmel wird von draußen herein hörbar; das belebt. Der Vorleser wird mutiger; seine Stimme wird modulationsfähiger, ja er liest sich in die Begeisterung hinein und liest mit theatralischem Pathos. Da klingen leise einige Jagdfanfaren und das Klavier läßt pianissimo einige Takte des Jägerchores anklingen. Die Jäger treten ein. Wieder hallen Beifallsworte vom Zuschauerraum herein. Jetzt hat unser Vorleser Feuer gefangen; die nun folgende Szene geht „wie geschmiert". Bravo! von draußen. Vor der fünften Szene geht der Mond auf; die violette Gelatineplatte wirft ihre sanften Lichter herein in die Stube. — Bravissimo!

Jetzt tritt der böse Kaspar auf. Da verfinstert sich der Mond unheimlich und die Szene geht brillant vorüber. — Da wird Applaus hörbar, aber weiter geht's, die Szenen fließen nur so dahin. Jetzt leuchtet wieder der Mond durch die Fensterscheiben wie versöhnt herein und Max ruft aus: „Sei unbesorgt. Der böse Mensch hat keine Gewalt über mich!" Rasch fällt der Vorhang. Jetzt stürmt es draußen und klatscht und jubelt, so daß der Theaterdirektor rasch alle die Puppen in Reih und Glied stellt, vorn Aennchen und Agathe, Max und Kaspar, hinten Kuno und die Försterin und dann alle Jäger, worauf der Inspizient den Vorhang wieder hebt, damit unsere papierenen Schauspieler sich verneigen können vor dem beifallspendenden Publikum. Endlich ist der Vorhang zum drittenmal gesunken; Ruhe tritt ein.

Der zweite Akt ist auch dürftig in der Szenerie, daher hat auch hier der „Gute Kamerad" gesorgt, ihn lebendiger zu gestalten. Als Introduktion spielt Schwester Hilda den Chor Nr. 1 aus Freischütz: „Viktoria, Viktoria!" Da hebt sich der Vorhang. Ein Dorf zeigt sich, hinten steht die Scheibe. Mit dem Kapselgewehr werden die Schüsse nach der Scheibe markiert. Da hört man eine „höhere" Tochter von draußen herein aufschreien. Das gibt ein Hallo, aber nur ein pantomimisches natürlich; so weit sind wir schon geschult, daß wir hinter den Kulissen weder laut reden noch lachen. Lebhaft bedauern wir, daß es mit dem Schießen schon vorbei ist. Die Bauern marschieren ab, da spielt unser ausgezeichneter Orchesterdirektor den reizenden Bauernmarsch Nr. 2 aus dem Freischütz. Jetzt kommt die große Szene zwischen Max und Kaspar. Unser Vorleser liest sie mit Feuer, voll dramatischer Wirkung. Alles ist stumm vor Spannung; da spricht Kaspar das Schlußwort: „Triumph, die Rache siegt!" Da setzt im Pianissimo der schöne Satz Nr. 8 aus Freischütz ein: „Schweig, damit dich niemand warnt," und langsam sinkt der Vorhang. Der Theaterdirektor stellt schon Max und Kaspar in Positur; er weiß es, sie werden gerufen werden, wenn der letzte Akkord verhallt sein wird. Aber da wir Zeit haben, stellen wir rasch



Der Theaterbau. Fig. 10. Ausgeschnittene Papptafel zur Herstellung des Nordlichtes.

die Gelatineplatten für Sonnenuntergang im glühendsten Flammenpurpur. Die Musik ist zu Ende, das Publikum klatscht und ruft Bravo! Da hebt sich der Vorhang langsam in die Höhe. Welche Ueberraschung; der Beifallssturm will sich kaum legen. Endlich sinkt der Vorhang wieder. Eine kurze Pause, dann tönen leise die ersten schaurigschönen Takte des einzigschönen Tongemäldes aus dem Freischütz, „die Wolfsschlucht", an unser Ohr; es ist Nr. 13, das Finale des zweiten Aktes.

Dies währt lange, aber Meister Weber wissen wir Dank dafür; denn auch wir bedürfen viel Zeit, um unsere „Wolfsschlucht" zu inszenieren. Da arbeiten Beleuchtungseffekte und Maschinerien sich grell entgegen und es bedarf da der Direktor eines sicheren Feldherrnauges, wenn alles klappen soll. Die Wolfsschlucht ist aber auch eine Dekoration, wie eine zweite sich suchen läßt. Dort die Schlangen mit blauer und andere mit grüner Gelatine unterlegt, flimmern im gespenstig-unheimlichen Schimmer; dort blitzt im Mondlicht der Wasserfall vom Felsen hernieder. Eulen flattern mit heiserem Schrei durch die Luft und der Sturmwind heult und es blitzt und donnert, daß einem Hören und Sehen vergeht. Die Versenkung ist offen, und vor derselben steht ein Kessel aus der Puppenküche, in dem eine Weingeistflamme brennt. Jetzt kommt die Szene, wo Samiel erscheint. Wir lassen den Krokodilenwagen weg; es ist schöner, wenn Samiel aus der Versenkung kommt zwischen hochaufschießenden Erdflammen. Aber auch Totenköpfe und Totengebeine für den Zauberkreis hat uns der „Gute Kamerad" gebracht. Er hat sie aus Roßkastanien und Nußkernen geschnitzelt. Jetzt kommt der Guß der Freikugeln; sieben fallen schwer aus der Kugelform. (Der Inspizient läßt schwer eine Bleikugel siebenmal auf den Tisch fallen.) Da schließt endlich die grause Szene der mystische Vers: „Der Sieben Heil! Er oder du! Die Kugel führt mir einen zu!" Donner und Blitz, Samiel versinkt, der Vorhang fällt. Rasch stellt der Direktor Max, Kaspar und Samiel auf und wartet auf den Applaus. Denn mit dem Sinken des Vorhanges hat unser Orchester mit dem Absatz Nr. 12 in Es-dur „Wie? Was? Entsetzen!" eingesetzt, um diesen unvergleichlich schönen Akt zu schließen.

Während die Musik ertönt, da stellen sich unsere Theaterspieler zusammen und besprechen die Wirkungen der Wolfsschlucht. Der eine rühmt es, wie vorzüglich er das Peitschenknallen des wilden Jägers mit seinem Bücherriemen nachgeahmt habe, indem er ihn doppelt genommen und dann rasch durch das Anspannen beider Arme die zwei Riementeile habe aneinander klatschen lassen, während der andere mit dem flachen Lineal die unschuldige Zimmerwand gepeitscht. Wie sich die Kindertrompetchen zwischen dem Gepfeife gut ausgenommen hätten und welche kapitale Wirkung schließlich der imposante Geisterzug des wilden Heeres gehabt haben müsse. — Da verhallte der letzte Akkord. Das Publikum raste vor Entzücken und Samiel samt den beiden anderen werden immer wieder und wieder gerufen. Endlich legt sich auch dieser Beifallssturm. Wir kümmern uns nämlich nicht mehr um das Klatschen und Bravogerufe, sondern räumen ab, um zum vierten Akt zu gelangen. Wir sind fertig, das Orchester beginnt seine Introduktion mit der Romanze Nr. 16: „Einst träumte meiner seligen Base." Darauf hebt sich der Vorhang. Eine kurze Zwischenszene, nur drei Kulissen tief, wird sichtbar. Es ist eine Bauernstube. Tiefer aber ist schon die Walddekoration gestellt, um rasch verwandelt werden zu können. Darum nehmen wir für die ersten drei Kulissen geraffte Vorhangkulissen, wie auch solche Soffiten und lassen nur den Hintergrund der Bauernstube. Bei der Verwandlung heben wir den rasch weg, und der Wald ist sofort sichtbar, ohne daß uns die Vorhangkulissen stören. Bei der Verwandlung fällt das Orchester mit dem Jägerchor Nr. 18: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-

vergnügen" ein, worauf sofort Kaspar auftritt und seinen Monolog spricht. So geht die Vorstellung ihrem Ende entgegen, bis der Schuß fällt, den der „Gute Kamerad" der „höheren Tochter" zuliebe so laut als möglich detonieren läßt und sich über das erschreckte „Ach, mein Gott!", das darauf hereindringt, nicht wenig erlustigt. — O, über diesen Bösewicht! Mit dem Finale des dritten Aktes aus Webers Meisteroper schließt denn auch unser Freischütz.

Noch aber ist die Vorstellung nicht zu Ende. Der „Gute Kamerad" hat das „hochverehrliche Publikum" gebeten, auf seinen Sitzen auszuharren, denn noch habe er eine große Ueberraschung vorbereitet. Das „hochverehrliche Publikum" verhält sich still, erwartungsvoll. Da dringen im Fortissimo die vollen Akkorde der Weberschen Jubelouvertüre herein in den Zuschauerraum. Es ist der unübertroffene Adagiosatz in E-dur. Alles ist gespannt, man kann sich nicht erklären, was dieses Musikstück bedeuten soll, denn viele kennen es kaum. Doch Fräulein Malvine — es ist dieselbe höhere Tochter, die vordem beim Meisterschuß so unnachahmlich graziös „Ach, mein Gott!" geschrieen hatte — ruft da entzückt: „Ach, die herrliche Jubelouvertüre! Wie reizend sie meine Freundin Hilda interpretiert; zu reizend!"

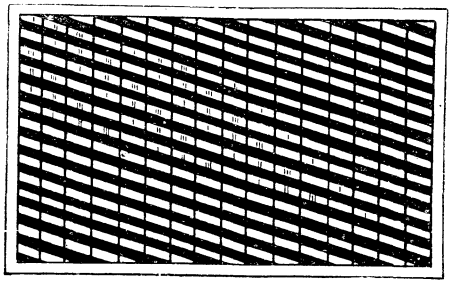
Jetzt wußten alle Anwesenden wohl, was gespielt wurde, aber die Kritik war eine geteilte. Der eine Korpsbursche meinte, die Jubelouvertüre hätte die Festvorstellung eröffnen sollen, denn welcher vernünftige Mensch benütze eine Ouvertüre zum Finale. „Auf Cerevis!" das wäre eine „pyramidale Dummheit!" Darauf flötete ganz taubenweich Fräulein Malvine, die höhere Tochter: „Ach, Schönes bleibt immer schön; dem ungeschulten Knabenverstand darf man solche kleine Verstöße gegen die feststehenden Regeln der Programmstipulation nicht als zu große Sünde anrechnen. Es war doch alles ganz allerliebst!" Und so ähnlich ging es fort.

Der „Gute Kamerad" aber hatte dies alles hinter dem Vorhang gar wohl gehört, verschmitzt gelächelt und der naseweisen höheren Tochter im geheimen Rache geschworen für den „ungeschulten Knabenverstand".

Auf der Bühne hatte er inzwischen hinter dem Vorhang eine Papptafel gestellt, welche im großen Oval das Bild des Vorhanges frei ließ, und dahinter den roten Gelatinerahmen, dann plötzlich diesen scharf beleuchtet. Ein allgemeines „Ah" lohnte dieses Impromptu. Jetzt erst sah man das reizende Bild mit den Genien, das man vordem kaum beachtet hatte. Rasch wechselte der Inspizient die verschiedenen Farben, um so immer neue Effekte zu erzielen.

Mittlerweile war aber auf der Bühne die eigentliche Ueberraschung zusammengestellt worden.

Da war die Stadt aufgestellt in Nachtbeleuchtung. Die Fenster der Paläste waren mit Nadeln so durchstochen, als wäre eine festliche Beleuchtung in den Straßen. Die Gaskandelaber funkelten, auch oben war das Firmament nach der Sternenkarte des Schulatlasses genau durchstochen; deutlich sah man den Nordstern mit dem großen und dem kleinen Bären und den anderen Sternbildern. Das hat dem „Guten Kameraden" viele Mühe gekostet, denn die Sterne erster Größe hat er mit Kreuzstichen mit dem Federmesser markiert und dann mit einer dicken Stricknadel erst das runde Loch gestochen. So sah es aus, als habe der Stern Strahlen. Die Sterne der anderen Größen stach er mit verschieden starken Näh- und Stecknadeln aus, wodurch er eine Wirkung erzielte, die geradezu — das Erstaunen wachrief. Noch aber war ihm dies für seinen Schlußeffekt nicht wirkungsvoll genug. Mit vielem Fleiße hatte er sich noch eine sogenannte „Illuminationstafel" zusammengestellt. Sie ist 52 cm lang und 19 cm hoch, denn sie hat nur die Häuser der Dekoration zuzudecken. Die sichtbaren weißen Schrägstreifen (s. Fig. 11) sind fein säuberlich herausgeschnitten und nur die schwarzen stehen



Der Theaterbau. Fig. 11. Illuminationstafel.

geblieben. Die weißen Streifen sind, wie ihr seht, durch senkrechte Linien in gleichgroße parallelogramme Felder abgeteilt. Ihr seht nun, daß die einzelnen Felder teilweise ohne Bezeichnung, zum Teile aber mit einem, zwei oder drei Strichelchen angemerkt sind. Die nicht bezeichneten Parallelogramme nun bleiben unbedeckt, die mit einem Strichelchen bezeichneten werden mit roter, die mit zwei mit blauer, die mit drei Strichelchen bezeichneten aber mit grüner Gelatine hinterklebt. Diese Illuminationstafel stellt nun der „Gute Kamerad" hinter die Häuser mit den durchstochenen Fenstern, und so sehen diese Häuser aus, als wären sie mit verschiedenfarbigen Lichtern beleuchtet. Der „Gute Kamerad" hat aber noch eine zweite Tafel gebracht, welche aus Pappe geschnitten ist, wie Fig. 10 euch zeigt. Er nennt diese die Tafel für den Glorienschein der Apotheose. Noch wissen wir wenig davon, was er eigentlich will. Auf unser bittendes Fragen sagt er nur, daß wir später einmal diese Tafel benutzen können, wenn wir das Nordlicht darstellen wollen, heute aber habe sie einen ganz anderen Zweck, und dabei lächelte er ganz eigentümlich geheimnisvoll, ohne mehr zu sagen.

Jetzt greift er ein Paket auf und entnimmt demselben drei bemalte kleine Gipsstatuetten, und stellt diese auf die Bühne. Da machen wir freilich große Augen, denn die mittlere ist die Gestalt des Heldenkaisers Wilhelm und die beiden anderen die Kaiser Friedrichs und Wilhelms II. Jetzt hat er die große Schachtel mit den Soldaten ausgepackt und stellt rasch die Infanterie und Kavallerie mit der Artillerie rund um die drei Kaiserstatuetten, vorn aber steht die Musikbande, just als ob sie zur Wachtparade zöge. Aus den Soffiten hernieder hängt er nun zwei geflügelte Genien aus Wachs, wie solche an Christbäumen hängen, welche beide einen Lorbeerkranz tragen, daß es den Anschein hat, als wollten sie eben auf die drei Kaiser herniederschweben. Der Regisseur hat nun den Küchenschlegel genommen, der mit Wolllappen umwunden wurde, und sich mit diesem vor die aufgehangene große Donnermaschine gepflanzt. Aber neben sich hat er noch das größte Holzschaff aus der Küche, mit dem Boden nach aufwärts, aufgestellt. — Alles ist nun fertig und der „Gute Kamerad" wartet nun, bis die Musik an der richtigen Stelle angekommen ist, um den Vorhang heben zu können. Der Inspizient hat den Vorhang wieder verdunkelt und klar zum Aufziehen gestellt. Da spielt eben unsere Schwester den Oktavenlauf, den Achtelnoten folgen die Viertel- und endlich die Halbnoten, jetzt die Halbpause — jetzt der Uebergangsakkord. Da tönen feierliche Glockentöne und Kanonensalven von der Bühne her, und langsam hebt sich der Vorhang.

Vollen Feuers aber setzt das Klavier mit dem Schlußsatz der Jubelouvertüre

ein, dem kraftvoll feierlichen Klange des „Heil dir im Siegerkranz". Als das Lied abgespielt war bis zum Beginn des fünften Taktes vor dem Schluß, wird es vom Anbeginn wiederholt, und in demselben Augenblick steigt über dem Nachthimmel der Glorienschein empor und die Bühne ist mit Glühlicht wie von bengalischen Flammen übergossen. Glockengeläute und Kanonendonner währen fort, alle Gäste sind entzückt und langsam sinkt der Vorhang vor dem hinreißend schönen Bild.

Jetzt, nachdem der letzte Akkord verhallt war, bricht der Beifallssturm aus. Alle Darsteller werden nun umringt und beglückwünscht und der „Gute Kamerad" wird förmlich belagert. Jeder will ihm ein freundliches Wort sagen. Mir aber hat er vertraut, daß ihm eins doch schlecht gelungen sei; Fräulein Malvine, die höhere Tochter, ist über das Gewehrfeuer nicht erschrocken, und der schönste Kanonendonner auf dem Küchenschaff ist ganz spurlos an ihr vorübergegangen. Schade!

Da habe ich ihn damit getröstet, daß sie ganz gewiß der nächsten Vorstellung beiwohnen werde und die „Ritterburgeinsturzmaschine" gewiß ihre Wirkung auf ihr zartbesaitetes Gemüt thun würde.

Darob hatte der „Gute Kamerad" gelacht und in das Stück Kuchen gebissen, das ihm soeben Fräulein Orchesterdirektor Hilda präsentierte.

Bulgarenschrei.

Unsere Fig. 1 und 2 veranschaulicht ein akustisches Spielzeug, das seiner Zeit den Namen Bulgarenschrei führte und aus den kleinen Bindfadentelephonen entstanden ist, die man bei den Spielwarenhändlern findet. Diese kleinen Telephone bestanden bekanntlich aus einem metallenen Cylinder, der mit einer Membran verschlossen war; und aus einem Bindfaden, welcher die beiden Membranen des Sprech- und des Hörtelephons miteinander verband und zur Fortpflanzung der gesprochenen Worte diente. Da dieses Spielzeug — aus uns unbekannten Gründen — nicht den erwarteten Anklang fand, so hat man den Bindfaden abgeschnitten und sehr kurz gehalten, und wenn man nun die Finger mit etwas Harz beschmiert und damit an der Schnur herunterfährt, so kann man diesem Instrument die schauderhaftesten und barbarischesten Mißtöne entlocken, welche man je gehört hat. Das Kri-kri (Fig. 3 und 4) welches vor einer Reihe Jahren seinem Erfinder ein großes Vermögen eingetragen hat, war ein sonderbares Exemplar von lärmendem Spielzeug, dessen Erfolg man sich nicht erklären kann. Das Knirschen und Krachen, welches dasselbe hören ließ, wurde hervorgebracht, indem man auf eine kleine, durch einen Schlag mit dem Bohrmeißel geschweifte, Stahlklinge oder Stahlfeder

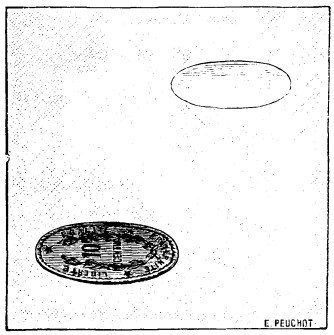


Fig. 1. Fall einer Münze und einer Papierscheibe.

drückte, welche durch ihre Elastizität auf unbestimmte Weise in ihre ursprüngliche Form zurückgeführt wurde. Das Kri-Kri ist aber nun, und die Menschheit kann im Interesse gesunder Gehörorgane darüber froh sein, dem Vergessen anheim gefallen.

Das Experiment mit einer Münze

und einer Papierscheibe vermag unseren jungen Freunden einiges aus dem Gesetz über den Fall der Körper zu versinnlichen und zu erklären. Ich nehme einerseits ein neues Zwanzig- oder ein Zehnpfennigstück von Nickel und ein Stück Papier, das ich mit der Schere so zuschneide, daß es ungefähr die Größe des Geldstückes hat. Halte das Papier neben den Nickel und lasse beide zusammen fallen, worauf der

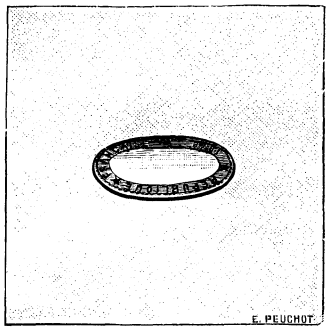


Fig. 2. Fall desselben Körpers und der Papierscheibe, wenn letztere auf der Münze liegt.

Nickel lange vor dem Papier den Boden erreicht (Fig. 1). Dann lege ich die Papierscheibe auf die obere Seite des Geldstücks, das ich in seiner horizontalen Lage fallen lasse, und beide Gegenstände erreichen dann gleichzeitig den Boden. Siehe Fig. 2. Die mit dem Geldstück in Berührung bleibende kleine Papierscheibe ist vor der Berührung mit der Luft bewahrt worden. Das Körpergewicht hat nichts mit ihrem Falle zu thun, sondern bekanntlich hindert sie nur der Widerstand der Luft mit gleicher Geschwindigkeit zu fallen.

Winterschlaf der Tiere.

Man nimmt im allgemeinen an, daß der Winterschlaf, in welchen viele Tiere alljährlich verfallen, durch die Erniedrigung der Lufttemperatur hervorgerufen wird. Der durch seine ausgezeichneten Untersuchungen über die Ameisen bekannte Schweizer Forscher August Forel hat indessen schon früher die Ansicht ausgesprochen, daß der Winterschlaf nicht von der Erniedrigung der Luftwärme im Winter, sondern von andern Einflüssen abhänge. Neuerdings hat er über diesen Gegenstand einige Beobachtungen veröffentlicht, über welche die Zeitschrift „Humboldt" folgendermaßen berichtet: Zwei Siebenschläfer (Myoxus glis), welche Forel beobachtete, blieben den ganzen Winter hindurch wach und sehr lebhaft. Erst im Monat Mai begannen sie ihren Schlaf, aus dem sie trotz der großen Hitze während des Juni und Juli nicht früher als im August nach und nach erwachten. Der Winterschlaf kann daher nicht direkt durch die Abnahme der äußern Temperatur bedingt sein. Während des Schlafes betrug die Körpertemperatur der Tiere 20 bis 22 Grad. Die Atmung war auffällig verlangsamt; die Lippen nahmen eine bläuliche Färbung an. Wenn man die Tiere durch Stiche reizte, so erfolgten einige Reflexbewegungen und ein leichtes Grunzen ließ sich vernehmen. Brachte Forel eins der schlafenden Tiere derart auf einen der oberen Aeste eines Tannenbäumchens, daß jenes mit der Fußsohle den Ast berührte, so erfolgte eine reflektorische Zusammenziehung der Zehen und es blieb eine Zeitlang hängen. Nach und nach öffnete sich die Pfote, bevor aber das Tier vollständig herunterfiel, ergriff es mit einem andern Fuße den nächst tieferen Ast und blieb dort abermals eine Zeitlang hängen, und so gelangte es von Stufe zu Stufe langsam herab, bis es den Boden erreicht hatte und hier ruhig weiter schlief. Forel ist der Meinung, daß der Winterschlaf der Siebenschläfer dem hypnotischen Schlaf sehr ähnlich sei.

Uebrigens ist auch schon durch Horvath vor etwa zehn Jahren nachgewiesen worden, daß das Erwachen der Winterschläfer nicht durch steigende Luftwärme bedingt zu sein braucht. Horvath hielt einen schlafenden Ziesel (Spermophilus citillus) in einem Zimmer, das eine Temperatur von 10° C. hatte. Während des Erwachens des Tieres, das 2 Stunden 45 Minuten in Anspruch nahm, war die Temperatur des Zimmers nicht erhöht, sondern blieb genau dieselbe, wie an den vorhergehenden Tagen.

Das beweist, daß das Erwachen des Ziesels durch innere Ursachen, die wir noch nicht kennen, bedingt sein muß.

Füll-Rätsel.

1.	1					6
2.		2			5	
3.			3	4		
4.			9	10		
5.		8			11	
6.	7					12

Folgende Buchstaben: 4 a, 1 b, 1 c, 1 d, 1 e, 1 f, 1 g, 1 h, 3 i, 4 l, 1 m, 4 n, 1 o, 3 r, 4 s, 3 t, 1 u, 1 v sind derartig in die 36 leeren Felder zu verteilen, daß die wagerechte Reihe

Nr. 1 einen Fisch,
„ 2 eine preußische Stadt,
„ 3 einen hydrographischen Ausdruck,
„ 4 einen englischen Dichter,
„ 5 einen männlichen Namen,
„ 6 ein Gewürz bezeichnet.

Die Buchstaben der Quadrate: 1, 2, 3, 4, 5, 6 Name eines Residenzgebäudes, 7, 8, 9, 10, 11, 12 Name dessen, der darin residiert.

Homonym.

Von Tieren, wie von Menschen
Siehst du mich hergestellt;
Oft muß ich Stunden liegen
In Wasser, Wald und Feld,
Kannst oft mich leicht zerstören,
Oft auch nur mit Gewalt;
Dem Mann dien' ich als Falle,
Der Damenwelt als Halt.

Rätsel.

Es lieben die Menschen im Winter vor mir
In behaglicher Wärme zu plaudern;
Doch wenn ich ein einziges Zeichen verlier',
So gedenken sie meiner mit Schaudern.

Auflösung des Streichrätsels in Nr. 14.

Kaiser Barbarossa.
Uri.

Auflösung des Rätsels in Nr. 14.

P—Feile—Pfeile.

Auflösung des Raketen-Rätsels in Nr. 14.

Pyrotechnik.

Fragen und Antworten.

Erwin Hübbe. Bei der Eisenbahnverwaltung gibt es gar viele Beamtenkategorien. Wahrscheinlich denkst Du an jene der Verkehrs- und Verwaltungsbeamten. Soweit hinsichtlich dieser beiden nicht akademische Vorbildung gefordert wird, ist in der Regel die Maturitätsprüfung nachzuweisen. Es folgt eine mehrjährige fachliche Ausbildung und schließlich die Fachprüfung. Die Mittel, bis zu diesem Zeitpunkte aus eigener Tasche zu leben, werden vorhanden sein müssen.

Moritz in Währing bei Wien. Wünsche bestens erwidert! Ja, so ein Waggon voll Mäuse ins Haus gesandt, das gäbe ein nettes Gekrabbel.

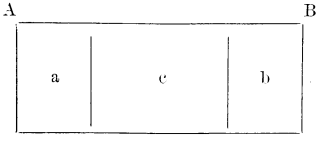
A. S. in **K.** Ihre Frage finden Sie auf S. 590 des 2. Jahrganges ausführlich beantwortet.

E. E. in **Gießen.** 1. Nach dem Preise zu schließen, sind das wahrscheinlich Imitationen. — 2. Die Anleitung, wie man sich einen Münzschrank macht, soll uns willkommen sein. — 3. Nach der Größe der Staaten; wird wohl das Richtigste sein.

Kostka Oscar Br. Sie müssen saubere, tadellose Exemplare geliefert erhalten. Beschweren Sie sich bei Ihrem Buchhändler; er wird gewiß Abhilfe schaffen.

Friest. Sie wünschen unserem Mijnheer guten Appetit! Das ist sehr artig, doch etwas übel angebracht. Eine tüchtige Portion „gebraden gans met koolsalade" würde ihm sicherlich ungleich mehr imponieren. Gruß an Mrs. Hobble ist ausgerichtet!

Gottfried von Bouillon. Freut uns sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Auch Fagottbläser? — Ihrem Wunsche entsprechen wir gerne, hier: „Liebe Kameraden! Nehmet ein Blatt Papier in der Größe einer Postkarte, schneidet dasselbe gleich tief, wie die Zeichnung zeigt, doppelt ein und versuchet, in A und B anfassend, das Blatt so zu zerreißen, daß man a und b in der Hand behält, c herausfällt. Ich glaube nicht, daß es einem von euch glücken wird."



Tschingli, Max. Dein in Aussicht gestellter Aufsatz über den „Bau einer Präparier-Mikroskopie" ist uns sehr willkommen. — NB. Die Herstellung einer Nummer des „G. K." nimmt den Zeitraum von 14 Tagen in Anspruch. Heute Euren Fragebrief erhalten und schon in der nächsterscheinenden Nummer die Antwort finden, das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Etwas Geduld, lieber Freund!

H. N. Dank für den Beitrag. Sehr nett!

A. Hoffmann in **Striegau.** Nun, da wird die Abbildung des preisgekrönten Panzerschiffs unseres Kameraden Paul Wächter in Stettin gerade recht kommen. Es ist der Nachbildung gewiß wert. Vielleicht leiht er Ihnen, wenn's hapern sollte, auch seinen Rat.

M. D . . . . . in **Karlsruhe.** Mit bayrischem Kalk oder

Die verräterische Treppe. *)

Schmirgelpapier wird das wohl zuwege zu bringen sein. — Die Nummern 10 und 13 des ersten Jahrganges sind noch zu haben; Nr. 4 dagegen ist vollständig vergriffen. — Du hast Briefmarken übrig? Willst Du diese nicht dem „G. K." schicken? Er möchte damit einem jungen Freunde eine Freude bereiten.

Es frug ein Kamerad, welcher Handwerksmann der vierte sei, dessen Name nicht auf „r" endigt. Mein Bruder und ich fanden die Antwort; es ist nämlich der „Koch". Fritz Schlotterbek.

Obertertianer Ernst Bernhard in **Charlottenburg.** Ein sehr zu empfehlendes Buch über elektrische Batterien ist ein Werk von Ph. Hauk, betitelt: Die galvanischen Batterien, Accumulatoren und Thermosäulen von W. Ph. Hauk, mit 85 Abbildungen; Preis 3 M. Du wirst darin alles Wünschenswerte finden. Was Dein Element betrifft, so bist Du der falschen Ansicht, daß das Bunsenelement nicht zu ersetzen wäre; wohl gleich stark, aber freilich nicht so konstant, ist das Grenetsche Tauchelement mit Chromsäure; ist die Mischung richtig gemacht (auf 100 Teile Wasser 25 Teile Schwefelsäure und 12 Teile doppelchromsaures Kali), so entwickelt dasselbe einen sehr starken Strom, aber keine schädlichen Dämpfe. — Mit Deinem Motor kannst Du nicht viele Experimente machen; solche Apparate erfordern eine treibende Kraft von bestimmtem Maße, je nachdem Du etwas in Gang bringen willst. In dem Kataloge der Leipziger Lehrmittelanstalt findest Du sicherlich geeignete Sachen (mechanische Werkstätten, Mühlen, Stampfwerke). Probieren geht über Studieren! Gruß und guten Erfolg.

E. T. in **Gera.** Die Novelle zeichnet eine einheitliche Begebenheit; der Roman stellt eine Reihe solcher Handlungen dar. Stempel erhalten? Gruß!

W. J. in **Breslau, postlagernd Postamt 2,** schreibt: „Ich bin ein großer Naturfreund und verwende meine freie Zeit des Sonntags fast ausnahmslos dazu, um je nach der Jahreszeit am frühen Morgen oder später Fußpartien in die nähere oder Ausflüge mit der Bahn in die weitere Umgegend Breslaus zu machen. Ich wünschte mit einem oder einigen hiesigen, christlichen ‚Kameraden' reiferen Alters und von gleicher Gesinnung in persönlichen Verkehr zu treten. Wer ein wahres und warmes Interesse für die Schönheiten und Wunder der Natur hat, mit mir wandern und beobachten will, nenne mir unter obiger Chiffre seine Adresse."

Harry M. in **E.** Deine Erfindung ist interessant, doch nicht neu. Sie mag hier gleichwohl Platz finden. Unser Tausendkünstler schreibt: „Nimm einen Zeitungsbogen, halte denselben an einen warmen Ofen, streiche darauf mit einer Bürste so lange, bis der Bogen von selbst am Ofen hängen bleibt. Dann löse die Zeitung schnell ab und berühre sie mit der Hand, so wirst du elektrische Funken sehen. Das ganze Experiment muß natürlich in einem dunklen Zimmer ausgeführt werden. Wenn man den Bogen an die Haare hält, so werden sich dieselben aufrichten."

B. Thrau. Fürs Weihnachtsfest leider zu spät geworden. Sehr zu empfehlen ist der Ankersteinbaukasten, geliefert von der Firma F. Ad. Richter & Co. in Rudolstadt.

R. Müller in **St.** Dank für die Rätsel.

„Neu Granada 1861." Vielleicht nächste Weihnachten. Die Zeitspanne war zu kurz.

Julius Misch in **Berlin, Königstr. 451.** erbittet sich die Adressen der Kameraden in Konstantinopel.

E. in **Halberstadt.** Wir würden Ihrem Wunsche gern entsprechen, doch wissen wir nicht, was wir uns unter dieser Bezeichnung vorstellen sollen. Das muß ein uns unbekannter lokaler Ausdruck sein. — Senden Sie uns das Manuskript ein. Wenn interessant, werden wir es gern bringen. Gruß kameradschaftlichst erwidert.

Karl Bertling in **Gellichausen** fragt: „Liebe Kameraden, wer von Euch kann und will mir sagen, wie ich mir mit möglichst wenig Kosten eine Nivellierwage mache? Seid so gut!"

Gustav Rolo in Konstantinopel. Die Dynamomaschinen, die auf den deutschen Schiffen zur elektrischen Beleuchtung verwandt werden, entstammen der Firma Siemens & Halske in Berlin; die Einrichtung bei denselben ist wie bei den anderen Maschinen dieser Firma. — Ein sehr gutes Buch über elektrische Apparate ist Urbanitzkys, die Elektrizität im Dienste der Menschheit; gefällt Dir dieses Werkchen nicht, so wähle ein paar Bücher aus Hartlebens Bibliothek; diese ist systematisch geordnet, 38 Bände an der Zahl, in jeder Buchhandlung zu haben.

E. Bogatsch in **Oppeln.** In Nr. 9 dieses Jahrgangs unter E. B. in Oppeln und Julius S. in Leitmeritz haben wir ganz dieselbe Frage beantwortet.

L. Kr. in **Kitzingen.** Doch Kriegsmarine? Junge Leute, welche als Kadetten eingestellt zu werden wünschen, dürfen nicht überschritten haben 1) wenn sie die Abiturientenprüfung bestanden haben, ein Lebensalter von 19 Jahren, 2) wenn sie diese Prüfung nicht bestanden haben, ein Lebensalter von 18 Jahren. Einzelne Ausnahmen werden gestattet. Gruß freundlich erwidert.

Arkadasch Istambolda. Das ist wohl türkisch? Die Anleitung „wie man ein ganz respektabler Photograph werden kann," wird der „G. K." schon in einer der nächsten Nummern bringen und hofft sich damit den Dank vieler Kameraden zu erwerben. Also etwas Geduld.

H. N. in **Leipzig.** In solchen Dingen läßt uns die Bücherweisheit bald im Stiche. Frage einen Fachmann. Es gibt dabei Kniffe, die eben nur der ausübende Praxis bekannt sind. Gelötet wird in allen Werkstätten, die mit kleiner Metallarbeit zu thun haben.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Bitte keine Anzüglichkeiten!

Karl Werner zu Freiburg i. Br. Welcher meiner Kameraden ist so gut und sagt mir: Wo kauft man Ziertauben?

Liebe Kameraden! Ich will euch ein kleines Zauberstück sagen, welches sehr leicht auszuführen ist. Es heißt: „Ein Geldstück durch den Tisch zu zaubern" und wird folgendermaßen ausgeführt: Man wickele eine Münze in den Zipfel eines Schnupftuchs, und befestige sie daselbst mit einigen Stichen so, daß sie nicht herausfallen kann. Hierauf lasse man sich von jemanden ein ähnliches Geldstück geben und stelle sich, als ob man es in dies Schnupftuch wickle, behalte es aber, darin liegt der Witz, in der Hand. Um aber das Erstere glauben zu machen, lasse man die Zuschauer das eingenähte Geldstück im Tuche fühlen. Dann nehme man in die linke Hand, in welcher man das erhaltene Geldstück hält, eine Tasse und halte sie unter den Tisch, und zwar an der Stelle, wo das Tuch auf dem Tische liegt; auf dieses schlage man dreimal (mit dem üblichen Hokuspokus) stark mit der Hand, und beim dritten Male lasse man das in der Linken gehaltene Geldstück mit lautem Klange in die Tasse fallen, die man dann heraufbringt und natürlich triumphierend vorzeigt. Das Tuch aber hebe man schnell vom Tische auf und schüttle es aus, zum Beweis, daß nichts mehr darin ist. Untersuchen darf man es dann freilich von niemanden lassen, bevor man nicht das eingenähte Geldstück wieder herausgenommen hat, sonst käme man ja gleich hinter unsere Hexerei. — Ein anderes Kunststückchen: Man mache einen festgedrückten Schneeball, stecke unbemerkt ein Stückchen Kampfer hinein und halte dies an ein Licht; der Kampfer wird sich entzünden, und wer die Ursache nicht kennt, wird glauben, der Schneeball sei verhext und brenne. Mit Gruß Euer Kamerad.

Karl Leonhard, per Adr. Herrn H. Leonhard, Photograph, St. Johann Bahnhofstraße Nro. 83. bittet seine Kameraden in Königsberg i. Neumark, Krossen, Züllichau, Jossen und Frankfurt a. O. um gütige Zusendung einer Abbildung ihrer Städtewappen. Braucht sie zu einer Zeichnung.

B. R. Abonnent in **Konitz.** Abiturientenexamen, Fachstudium an der technischen Hochschule, Staatsprüfung.

Albert G. in **E.** Eine Knacknuß, die wir aufbeißen sollen — o mijn Holland! Wollen Sie den Kameraden preisgeben, vielleicht beschäftigen diese sich damit. „Welch ein Unterschied," lautet die Frage, „ist zwischen einem alten abgescheuerten preußischen Thaler und einem neuen Zwanzigpfennigstück?"*)

Werner M. in **Gera.** Was Sie uns erzählen, ist allerdings nichts weniger als hübsch. Wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht wert. — Lassen Sie sich doch mal den Preiskatalog der öfters genannten Firma Stirn aus Berlin kommen.

R. B. in **Mannheim** möchte einen Wassermotor herstellen, der eine kleine Hammerschmiede treiben soll. Wer kann und will ihm raten?

Tucke. Der Name imponiert uns auch nicht. — Wegen Ihres Polierapparates ist schwer zu raten. Müßte man sehen. Lassen Sie sich doch von dort Anweisung geben, wo er gekauft wurde. — Wieder gesund? Wünschen das Beste.

Harry Alberti. Josef Sitta. Ein Abonnent. Emanuel L. Freundlichen Dank für die Rätsel.

W. R. in **Br.** Gruß an den Villenbesitzer Mrs. Hobble ausgerichtet; ist freundlichst erwidert! — Deine Fragen beantworten sich durch die beiden Anleitungen S. 220 des II. Jahrganges „Der kleine Modelleur" und S. 423 desselben Jahrgangs „Etwas vom Süßwasseraquarium". — Welche Ansprüche machst Du an den erwünschten Bogen und die Pfeile?

W. R. Brook. Kerbtiere, Fichtensamen, Sämereien überhaupt, Talg, Fleischstückchen. Baden sehr gerne.

Karl Menzel. In der Musikalienhandlung — thut euch einen Orchesterdirektor à la „Hilda" ein!

Julius H. in **Budapest.** Wir haben unsere Ansicht in Nr. 14 dieses Jahrganges Seite 215, wie wir glauben, ausreichend niedergelegt. Das was Du willst, ist ohne Zweifel ein mechanisches Kunststück, das für uns nicht fertig zu bringen sein wird. Gruß!

H. Männich. Du hättest nach bestandenem Maturitätsexamen als Eleve in das Friedrich-Wilhelmsinstitut zu Berlin einzutreten. Man erhält in demselben bei kleinem doch auskömmlichem Gehalte, nebst freier Wohnung, Holz und Licht, die volle Ausbildung. Dafür verpflichtet man sich nach erlangter Approbation acht Jahre als Assistenzarzt in der Armee zu dienen.

Curt R. in **Dresden.** Kurt (nicht Curt) ist eine Abkürzung von Konrad; dieser letztere Name ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: der Ratkundige, der Volksvorsteher, tapfere Vorgesetzte.

F. v. R. W. Frage bei Stirn selber an. Etwa 25 M. Du liebst den „G. K." furchtbar? — Schrecklich!

Ferdinand R. in **W.** Erbitten Sie sich von der Direktion einer dieser Seemannsschulen den Lehrplan. Man wird Ihnen denselben gerne zusenden.

Franz L. in **R.** O si tacuisses, philosophus mansisses.

„Morgenröte." Deine Schwester hat, sobald sie auf die Straße tritt, eine ganz rote Nase. Sie ärgert sich sehr darüber und Du möchtest ihr gerne helfen. Wir haben oftmals versichern hören, es soll diese allerdings wenig anmutige Eigenschaft davon herrühren, daß die jungen Damen an kalten Wintertagen Schleier tragen und zwar über die Nase herabgezogen. Der ausgestoßene Hauch fängt sich in dem Gewebe, bildet daselbst einen Eisniederschlag, liegt auf der Nasenspitze auf und verursacht so das nicht selten andauernde Uebel. Man sieht manche „Abendröte" von des Winters Malkunst also geziert umherstolzieren. — Läßt man das Schleiertragen ganz oder läßt ihn nur bis auf den Nasenrücken herabreichen, so verliert sich in jungen Jahren diese Auszeichnung wohl auch wieder. — Andere Ursachen kann nur ärztliche Untersuchung feststellen.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: M. 2. 80.

Tauschmarkt.

Lambert Schneider in **Kanden,** wünscht ausländische Marken und gibt dafür österreichische Briefmarken.

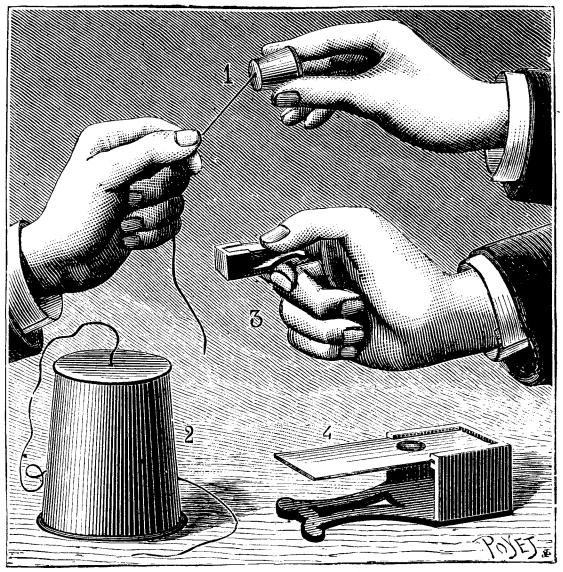
Arthur von Felbinger in **Brünn, Bahnring 18 und 20,** möchte gerne einen schönen feingeschliffenen Achat, sowie einen Amethyst gegen ein Paar jüngere weiße Mäuse umtauschen. Papa einverstanden?

Liebe Kameraden! Große Freude würdet Ihr mir durch die Uebersendung Euerer Photographie bereiten; jede ist mir willkommen! G. Grötzinger in Düsseldorf Kronenstraße 29.

Hugo von Britto, stud. gymn. in **Wien IX., Harmoniegasse 9,** hat Marken zu vertauschen, besonders viele jetzige portugiesische Marken.

Curt Rocca in **Leipzig, Weststraße 14,** bittet um Experimente für eine Elektrisiermaschine oder für eine Batterie. Der Einsender des schönsten Experiments erhält 3 japanische und 5 spanische Marken.

Willy Riedel in **Dresden, Königl. Schloß,** sucht einen photographischen Apparat. Erbittet Angabe der Gegenleistung.



Akustische Spielzeuge: Bindfadentelephon, Bulgarenschrei, Krikri.

Walter Kuciss in **Berlin SW., Kleinbeerenstraße 26 II,** besitzt eine hübsche Stempelsammlung und möchte gern mit Kameraden in Tauschverbindung treten.

Rud. Hirsch in **Hamburg, Rutschbahn 17,** tauscht Briefmarken mit überseeischen Kameraden; hat viele orientalische Marken.

Otto Tank in **Gollnow i. Pom., Stargardthorstraße 2,** hat eine Stempelsammlung (80 Stück), die er gegen Münzen vertauschen möchte; bittet seine Kameraden um Zusendung ihrer doppelten Münzen; jede 10. Münze erhält seltene Stempel.

Anton Plischko in **Pitest, Rumänien,** besitzt wertvolle rumänische, bulgarische, serbische, türkische und russische Marken und möchte gerne tauschen.

Fr. Pleker in **Markbreit a. M.** besitzt einige hundert bessere Dubletten aller Länder, sowie einige tausend gewöhnliche Marken, die er gerne vertauschen möchte. Würde auch einen älteren Jahrgang des Schaubeck-Albums gegen Marken eintauschen.

Ernst Horeis in **Wien II., Schmelzgasse 10,** hat sich eine kleine Bühne gemacht und bittet seine Kameraden, ihm Zauberstücke, Geistererscheinungen ꝛc. mitzuteilen; dessen Stück hübsch ist, erhält einige seltene Briefmarken.

O. Brodbeck in **Enge-Zürich, Baderstraße 15,** wünscht 120 verschiedene Briefmarken gegen Münzen zu vertauschen.

Hans v. Seemen in **Königsberg, Münzstraße 23,** besitzt eine fast neue Laterna magica im Werte von ca. 8 M., die er gern gegen anderes optisches Spielzeug oder gegen Käfer oder auch gegen ein gutes Käferbuch vertauschen möchte.

Emil Uellenberg jr. in **Bohwinkel** hat eine Steinsammlung zu vertauschen.

Prinz Carl Wrede in **Graz, Herrengasse 29,** tauscht gegen Marken: Briefmarken und Münzen.

Karl Glasz in **Kronstadt, Siebenbürgen, Heilig-leichnamsgasse 127,** hat eine Druckpresse mit Lettern; wünscht dieselbe gegen Marken zu vertauschen.

Georg Sucker in **Breslau, Neue Gasse 20,** hat ein Aquarium (30 cm Länge, 25 cm Breite, 20 cm Höhe), auf vier Eisenfüßen stehend, ferner eine mittelgroße Laterna magica und zwei Danielsche Elemente zu vertauschen. Wünscht dagegen nur elektrische Apparate außer Elektrophor und Leydener Flasche.

Liebe Kameraden! Durch meinen längeren Aufenthalt in St. Johns New Foundland habe ich dorten mehrere hundert Marken gesammelt und will meine Dubletten, ca. 1200 Stück, gegen andere Seltenheiten in Marken vertauschen. Mit kameradschaftlichem Gruß Gustav Brandt, Villa Brandt in Enge-Zürich (Schweiz).

Paul Schütte in **Gandersheim (Braunschweig)** wünscht Marken und Ganzsachen, am liebsten braunschweigische und hannöversche Kouverte, gibt dagegen Versteinerungen.

Emil Adler in **Iglau, Oberer Platz 9,** besitzt ein 2 Kilo schweres Stück einer österr. Kartätsche, das in Bosnien gefunden wurde, und wünscht dasselbe gegen Marken, Mineralien, elektrische Apparate oder gegen eine Laubsäge zu vertauschen. Ferner hat er 1000—1500 österr. Briefmarken abzugeben.

Richard Müller in **Stuttgart, Holzstraße 19a,** hat eine aus mehr als hundert Siegeln (Wappen) bestehende Sammlung gegen Briefmarken zu vertauschen.

Julius Misch in **Berlin, Königsstraße 45 I.,** bittet seine lieben überseeischen und ausländischen Kameraden um ihre Adressen behufs Briefmarkentausches. Sendet denjenigen Kameraden, welche ihm eine Anzahl Marken ihrer Privatpost senden, eine gleiche Anzahl.

E. Eckhard in **Gießen, Bahnhofstraße 56,** sucht Münzen und gibt dagegen das Werk: „Kleines Käferbuch für Knaben".

Hilfe! Kameraden, ich sollte notwendig in kurzer Zeit 2000 ganz gewöhnliche Marken beisammen haben, und bitte daher meine Kameraden, mir zu senden. In diesen Brief die 500. Marke ist, erhält eine seltene. F. Peer in Graz (Westbahnhof).

Meine lieben Kameraden! Ich habe einige Bilder zur „Laterna magica" gegen Briefmarken zu vertauschen. Auch wünsche ich mit einem Kameraden in Briefwechsel zu treten. Max Reimann in Elbing, Fischerstraße 41.

H. Colditz, p. Adr. F. Fleck in **Dresden, Marienstraße 14 II,** hat eine fast neue Laterna magica mit elf Bildern gegen elektrische Sachen oder ein Briefmarkenalbum mit verschiedenen Marken zu vertauschen.

Liebe Kameraden! Ich sollte bis Ende Januar etwa 1000 Marken beisammen haben, und bitte um euere Hilfe. Franz Hoffmann in Ludwigshafen a. Rh., Bismarckstraße 67.

Friedr. Kleinwächter in **Czernowitz (Bukowina), Karolinengasse 6,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen.

Liebe Kameraden! Ich suche ein noch funktionierendes Dampfmaschinen-Modell einzutauschen. Erbitte Angabe der Gegenleistung. Ernst Hünigen in Schönerstädt bei Leisnig.

Peter Sandmayer in **Saargemünd** hat ein Schaubeckisches Briefmarkenalbum mit über 600 der ältesten Marken gegen Bunsensche Elemente oder einen Induktionsapparat zu vertauschen.

Joseph Sitta in **Marburg** (Oesterr.) hat viele bosnische Marken und wünscht mit Kameraden des Auslandes zu tauschen. Wer ihm die 100. Marke schickt, erhält zum Lohn drei seltene.

H. K. Nr. 141, hauptpostlagernd Halle a. d. S., bittet seine Kameraden, ihm behilflich zu sein, seine Markensammlung zu vervollständigen; jede 5. Sendung erhält drei alte Schleswig-Holsteiner.

Alfr. Backhausen in **Karlsruhe, Bismarckstraße 79,** gibt Briefmarken gegen Münzen, außerdem bittet er seine Kameraden, ihm mitzuteilen, woher und zu welchem Preis Wellensittiche zu beziehen sind.

W. Behrend in **Küstrin I, Berlinerstraße 7,** will sein ganzes Markenalbum, enthaltend ca. 450 nur seltene Briefmarken gegen elektrische Apparate vertauschen.

Wer will mir für 50 verschiedene Marken mehrere lothringische, außer die mit 5 Centimes, geben? A. Niepelt in Breslau, Höfchenstraße 43.

A. Kämpfer in **Dresden, Röcknitzstraße 5 III,** bittet Kameraden um Zusendung von Monogrammen. In dessen Brief sich das 10. befindet, erhält eine seltene Marke.

Carl Westhoff bei **Prof. Joseph Törköly** in **Nimaszombat (Ungarn), Ferenczi utcza 8,** hat alte Münzen von Ungarn und Oesterreich, die er gegen Münzen verschiedener Länder umtauschen möchte. Wünscht ferner Marken oder Mineralien und gibt dafür ein Wappen von Seide (78 cm lang, 55 cm breit).

Albert May in **Lauterbach (Oberhessen),** sucht Briefmarken; gibt dafür bronzene und silberne Medaillen aus diesem Jahrhundert, sowie 400 verschiedene Bändchen Mayers Volksbücher und 50 Thurn- und Taxische Briefmarken.

Eine Brutanstalt für Haifischeier

besitzt in einem kleinen Seewasser-Bassin das Berliner Aquarium. An langen Fäden hängen diese, Lederbeuteln gleichenden Eier in dem Bassin und man kann beobachten, wie sich in ihnen allmählich das winzige Fischlein entwickelt. Der Prozeß dauert lange, 8 Monate und mehr, je nach der Temperatur des Wassers. Im September 1888 schwamm wieder ein kleiner getigerter Hai in dem Bassin umher. Derselbe hatte zu seiner Entwickelung 10 Monate gebraucht. Am 3. Oktober 1887 wurde das Ei von einem aus dem Mittelländischen Meere gekommenen Haifisch gelegt, und am 21. August 1888 schlüpfte das junge Tierchen aus.

Regenwürmer aus der Erde herauszulocken.

Wie schwer es oft für Angler ist, die Regenwürmer in genügender Menge zu erhalten, und daß dieselben auch kaum gegen gute Bezahlung zu haben sind, das wird jeder wissen, der dem Vergnügen des Angelsports huldigt. Da wollen wir denn schnell ein Mittel angeben, wie man sich die Würmer auf billige Art verschaffen kann; dasselbe ist sehr einfach und wird von den Anglern im Elsaß immer benutzt. Es besteht aus einfachem Salzwasser, welches man gleichviel auf welche Gattung Erde gießt, wonach die Würmer, falls solche darin vorhanden sind, sofort, d. h. nachdem das Wasser von der Erde aufgesogen worden ist, zum Vorschein kommen. Dabei ist die Wirkung dieses probaten Mittels auf die Würmer eine durchaus unschädliche, da das Salz sie bloß etwas kitzelt.

口サ

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Indem er sich mit beiden Händen an der Wand festhielt, gelang es ihm wirklich, sich aufzurichten. Durch diese Anstrengung mehr zur Besinnung gekommen, sah er die beiden verwundert an; dann griff er nach seinem Kopfe und sagte:

„Mijn hoofd, mijn hoofd (Haupt)! Ik heb een Nijlpaard tußchen mijnen hersenen — mein Kopf, mein Kopf! Ich habe ein Nilpferd zwischen meinem Gehirn!"

„Aber Sie sehen und erkennen uns?"

„Ja wel."

„So sagen Sie zunächst, wo Sie Ihre Munition haben!"

„Daar — dort!"

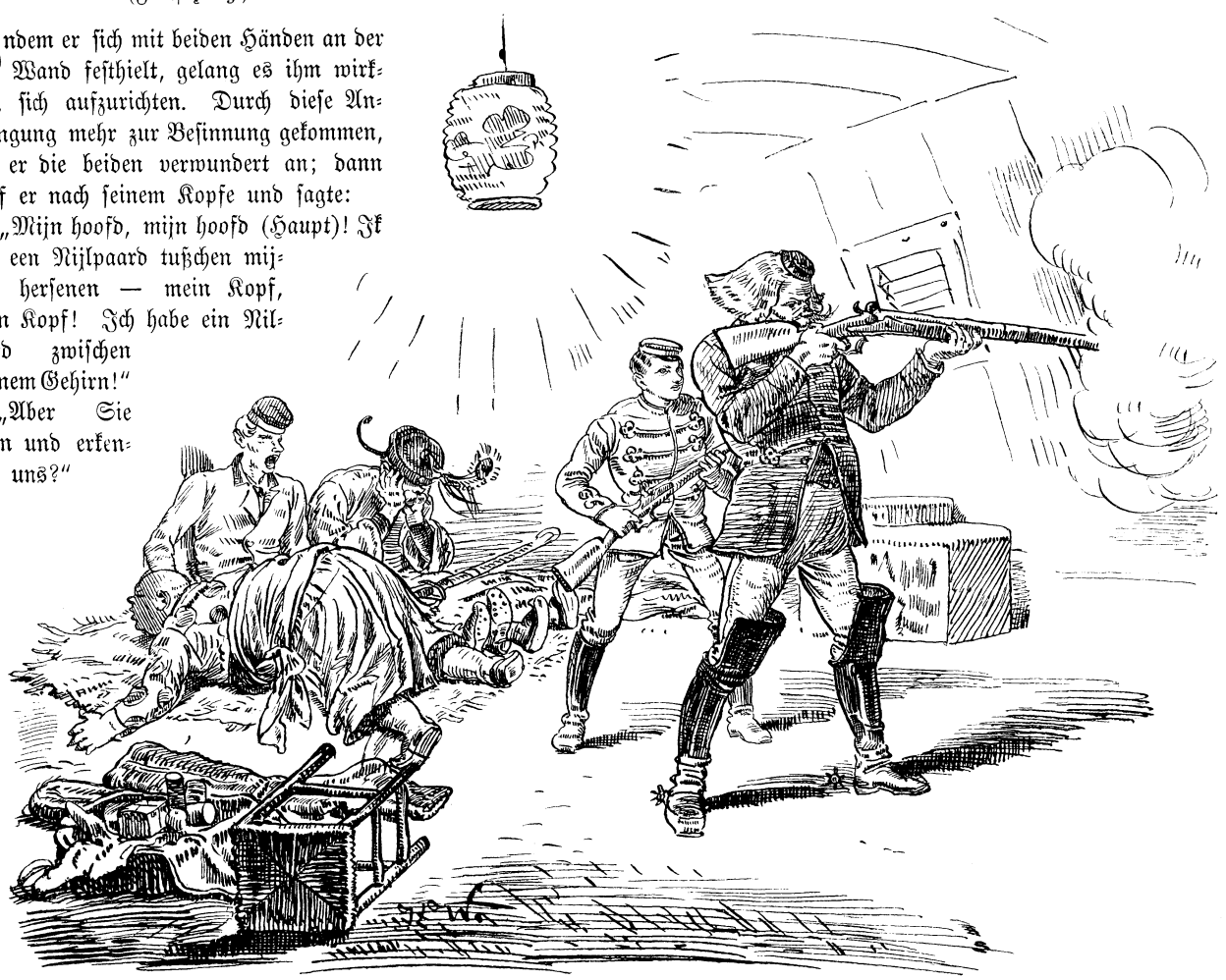
Er deutete nach dem Tornister. Der Methusalem öffnete denselben und erblickte eine beträchtliche Anzahl verschiedenfarbiger Tüten, welche sich in demselben befanden. Er nahm eine derselben heraus und fragte:

> Gedankenlos träumen,
> Heißt das Leben versäumen.
>
> Hans von Spielberg.

„Was ist der Inhalt dieses Papieres?"

„Hooizaad," lautete die Antwort.

„Heusamen! Und hier?"



– „Jetzt war der Mann so weit nieder geglitten, daß sein Gesicht an der Fensteröffnung erschien. Der Methusalem drückte los, und das Gesicht verschwand." –

„Driekleurigviooltjetee."

„Also Stiefmütterchenthee. Und hier?"

„Kruizemuntentee."

„Krausemünzthee! Und in dieser Tüte?"

„Lindeboombloesemtee."

„Lindenblütenthee! Weiter hier?"

„Seringatee."

„Also Fliederthee. Aber, Mijnheer, das sind zwanzig Tüten, also eine ganze Apotheke! Wozu schleppen Sie denn diese verschiedenen Thees mit sich herum?"

„Voor mijne gezondheid. Ik heb vele ongesteldheiden — für meine Gesundheit. Ich habe viele Krankheiten."

Degenfeld nahm die Tüten alle heraus, bis er ganz unten auf die Munition kam und die beiden abgeschossenen Gewehre nun laden konnte. Dies brachte den Dicken vollends zu sich. Er erkundigte sich, weshalb man seine Gewehre lade, und erhielt die nötige Auskunft. Als er hörte, in welcher großen Gefahr er sich befand, wurde er äußerst beweglich. Er packte nun selbst die Tüten wieder ein, um seine sieben Sachen beisammen zu haben, zog sich dann mit den Gewehren, dem Schirme und dem Torniſter in eine Ecke zurück und erklärte, jeden durch und durch zu schießen, der es wagen werde, ihm wenn auch nur ein finsteres Gesicht zu machen.

Nun galt es, auch den Kapitän und Gottfried von Bouillon zur Besinnung zu bringen. Es gelang, wenn auch nur schwer. Sobald sie hörten, daß man ihnen nach Eigentum und Leben trachte, flog der Rausch von ihnen. Aber auf wie lange, das war die Frage. Für jetzt hielt die Energie den Körper aufrecht und die Augen offen; aber vielleicht war das Gift noch gar nicht in seine volle, eigentliche Wirkung getreten; vielleicht begann es erst noch, dieselbe zu entfalten. Dem mußte vor allen Dingen vorgebeugt werden. Aber wie und womit? Ein Gegenmittel gab es ja nicht hier in der Kajüte.

Als erstes Mittel hat der Arzt das Erbrechen und, wenn nötig, die Magenpumpe anzuwenden, um das etwa noch im Magen vorhandene Gift zu entfernen. Deshalb riet Degenfeld seinen Genossen, ihre Magen durch mechanische Mittel zum Erbrechen zu reizen. Dies reichte aber natürlich nicht aus, da das Opium bereits ins Blut übergetreten war. Die sonst anzuwendenden Medikamente wie Kaffein oder Quaranaabkochung gab es nicht. Eine Tanninlösung — ah, das brachte den Methusalem auf einen guten Gedanken.

„Mijnheer, Ihr Torniſter muß uns retten!" sagte er zu dem Holländer.

„Mijn ransden (Ranzen)?" fragte dieser erstaunt. „Welt gij hem als Medizin opvreten — wollen Sie ihn als Medizin auffressen?"

„Nein, ich habe es nicht auf den Ranzen, sondern nur auf dessen Inhalt abgesehen. Die verschiedenen Thees, welche er enthält, sind wohl alle mehr oder weniger gerbsäurehaltig. Wenn wir sie stark einkochen und diesen Aufguß trinken, werden sich die Alkaloide des Opiums im Körper in unlösliche Tannate verwandeln. Es ist ein Glück, daß Sie auf den Gedanken gekommen sind, den Branntwein mitzunehmen. Wir können ihn jetzt als Brennmaterial benutzen. Eine Theemaschine haben die Matrosen uns am Nachmittage besorgt; so haben wir alles Nötige beisammen.

„Ja," meinte der Dicke, „mijne tee's zijn goed; wij worden ze drinken."

Er war stolz darauf, daß die Heilmittel seiner vielen Krankheiten sich jetzt als so nützlich erwiesen. Für Trinkwasser hatte der vermeintliche Malaie gesorgt; so konnte man mit dem Kochen beginnen.

Außer Richard bekam jeder die gleiche Portion des heißen, übel schmeckenden Getränkes. Außerdem war es nötig, dem Opium durch unausgesetzte Körperbewegung und tiefes Einatmen frischer Luft zu begegnen. Auf den Vorschlag des Methusalem wurden darum Exerzitien vorgenommen, Turnfreiübungen, bei denen sich der Dicke außerordentlich komisch ausnahm. Er ahmte aber alle Bewegungen und Stellungen, welche der Blaurote als Vorturner kommandierte, mit wahrer Begeisterung nach, denn er fühlte an sich selbst, daß dieses Mittel den gewünschten Erfolg hatte, obgleich es für ihn sehr anstrengend war. Er schwitzte aus allen Poren.

Wären die vier Personen nicht so tüchtige Trinker gewesen, so hätte das Opium eine noch viel größere und nachhaltigere Macht auf sie geäußert. So aber milderte sich die Herrschaft des Giftes mehr und mehr, bis endlich nur noch eine leicht zu ertragende Benommenheit des Kopfes zurückblieb.

Während sie aus Leibeskräften exerzierten und während der Pausen den starken Absud des Thees tranken, hielt Richard treulich Wache. Er stand mit geladenem Gewehre bereit, dem ersten, der sich an die Thür oder eine der Luken wagte, eine Kugel zu geben. Dabei mußte er sich mehr auf sein Gesicht als auf sein Gehör verlassen. Einen, der sich draußen an die Thür schlich, hätte er nicht hören können, weil die Turnenden zu viel Geräusch verursachten. Aber als sie einmal ruhten und es infolgedessen still in der Kajüte wurde, vernahmen sie alle ein leises Klopfen an der Thür.

„Schui nguái — wer ist draußen?" fragte der Methusalem.

„Gu—ten A—bend!" erklang die Antwort, leise und indem die einzelnen Silben langsam und mit Bedacht ausgesprochen wurden, damit man die Worte deutlich verstehen könne.

„Was!" flüsterte der Student seinen Gefährten zu. „Das ist ja deutsch!"

„Ja," nickte der Gottfried erstaunt. „Dat ist der traute Abendjruß unserer jeliebten Mutterſprache. Wie hat der sich in die olle D'schunke verirrt?"

„Jedenfalls handelt es sich um eine Falle, welche man uns stellt. Man kennt zufällig diese beiden deutschen Worte. Werden ja sehen!"

Und lauter antwortete er, gegen die Thür gerichtet:

„Guten Abend! Wer ist draußen?"

„Ein Freund," antwortete es ebenso leise wie vorher.

„Gut! Aber wer?"

„Ein Unglücklicher, der auch gefangen ist."

Diese Worte wurden wieder so wie vorhin in ihre Silben abgeteilt und sehr langsam ausgesprochen, wie einer thut, welcher der betreffenden Sprache nicht ganz mächtig ist und doch gern verstanden sein will.

„Das glaube ich nicht," sagte der Methusalem. „Was wollen Sie?"

„Hinein zu Ihnen."

„Pah! Bleiben Sie in Gottes Namen draußen!"

„Ich bin wirklich Ihr Freund, das hören Sie ja daraus, daß ich deutsch spreche!"

„Ein Verräter sind Sie! Sie sind jedenfalls der Lump, welcher sich für einen Malaien ausgegeben hat."

„Der Amerikaner, Ihr Diener? O nein! Ich bin ein Chinese."

„Und sprechen doch deutsch!"

„Mein Herr hat es mich gelehrt."

„Wer ist das?"

„Herr Sei-tei-nei in Hu-nan."

„Das ist Schwindel," bemerkte Degenfeld leise zu seinen Gefährten. „Sei-tei-nei ist kein chinesisches Wort und kein chinesischer Name."

„Kenne das Wort auch nicht," antwortete Turnerstick selbstbewußt. „Und einer, welcher alle chinesischen Dialekte so innehat wie ich, müßte es doch kennen, wenn es wirklich chinesisch wäre. Sei-teinei hat keine einzige von meinen fünf Endungen."

„Sehr richtig!" lächelte der Student. „Man will es auf diese Weise mit uns versuchen, uns zutraulich machen. Das soll ihnen aber nicht gelingen. Freilich, wie so ein Halunke zu unserer ehrlichen deutschen Sprache kommt, das kann ich nicht begreifen. Darum bin ich überzeugt, daß es der Yankee ist. Er gibt sich für einen Gefangenen aus und fordert Einlaß. Sobald wir aber öffneten, würden sich so viele hereindrängen, daß wir gar keinen Raum zur Gegenwehr fänden. Ich werde hören, was er weiter sagt. Die Chinesen würden einen Gefangenen wohl nicht frei umher laufen lassen, so daß er Gelegenheit fände, sich hierher zu schleichen und heimlich sich mit uns zu unterhalten."

Gegen die Thür gewendet, fragte er weiter:

„Wie kommen Sie denn in die Gefangenschaft der Seeräuber?"

„Ganz so wie Sie: Ich hielt sie für ehrliche Leute."

„Wo trafen Sie die Dschunke?"

„Im Hafen von Schang-hai. Ich wollte in Geschäften nach Kanton und fuhr mit der ‚Schui-heu', weil man mir sagte, daß sie dorthin gehe. Erst unterwegs sah ich, unter welche Leute ich geraten war. Man ließ mir die Wahl zwischen dem Tode und dem Beitritt."

„Hm! So sind Sie Seeräuber geworden?"

„Nur zum Scheine!"

„Und man läßt Sie frei umhergehen?"

„Nur auf hoher See, im Hafen aber nicht. In Hongkong bin ich in den Unterraum geschlossen worden; sobald man aber den Anker gezogen hatte, durfte ich herauf."

„So! Wer ist bei Ihnen draußen vor der Thür?"

„Niemand."

„Wirklich?"

„Kein Mensch. Ich bin ganz allein."

„Aber man muß es doch sehen, daß Sie mit uns reden!"

„Nein. Die Laternen wurden ausgelöscht. Es brennt keine einzige, da kein uns begegnendes Schiff uns sehen oder gar anrufen soll."

„Hm! Wo ist der Ho-tschang?"

„Der schläft. Die anderen Offiziere auch. Nur der To-kung steht hinten am Steuer."

„Und die Matrosen?"

„Es sind nur drei Wachen an Deck. Die andern sollen alle ruhen, weil es mit Tagesanbruch viel zu thun geben wird."

„Werden Sie von diesen Wachen nicht beobachtet?"

„Nein. Einer steht oben am Innenbug; er kann mich also nicht sehen. Der zweite hält am Hintermast; seine Augen reichen nicht bis hierher. Und der dritte schläft am Mittelmast. Jedenfalls schlafen die beiden andern auch."

„Sonderbar! Fühlt man sich denn vor uns so sicher, daß man uns nicht einmal einen Posten vor die Thür gibt?"

„Es wollte keiner her, weil Sie schießen. Man hat Ihre Thür so verrammelt, daß Sie nicht öffnen können."

„Und da fordern Sie uns auf, Sie zu uns herein zu lassen? Sie widersprechen sich."

„Nein, denn ich kann ja die Bambusstützen, welche man gegen die Thür gestemmt hat, wegnehmen. Sie dürfen mir vertrauen."

„So! Was wollen Sie denn eigentlich bei uns?"

„Ich wollte Sie um Ihre Hilfe bitten, denn ich allein, ich selbst, bin zu schwach, um die Freiheit wieder zu erlangen."

„Wir sind ja ebenso, wie Sie gefangen!"

„Freilich wohl! Aber nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, besitzen Sie genug Mut, Entschlossenheit und Waffen, sich wieder zu befreien. Darum wollte ich mich so gern in Ihren Schutz begeben."

„Das klingt alles sehr gut, aber ich darf Ihnen nicht trauen."

„Sie dürfen es. Ich meine es ehrlich. Glauben Sie mir das!"

Da legte Gottfried dem Studenten die Hand auf den Arm und flüsterte ihm zu:

„Dat klingt so jut und erbärmlich. Der Kerl kann mich leid thun. Wenn es wirklich an demjenigen ist, wie er sagt, so müssen wir uns seiner annehmen. Lassen Sie ihn also rin in die Bude, oller Methusalem!"

„Es ist zu gefährlich!"

„Jefährlich? Dat will mich nicht einleuchten. Wat kann uns so ein einzelner Mann anhaben?"

„Wissen Sie so genau, daß er allein ist?"

„Jenau freilich nicht; aberst es ist wat in seine Rede, wat mich ins Herze jeht. Und wenn er nicht allein wäre, wenn die janze Sippschaft bei ihm stände, so fürchte ich als Jottfried von Bouillon mir noch lange nicht. Habe ich damals Jerusalem erobert und den Seldschuken mein Jebiß jezeigt, so sollen die paar Chinesigen mich ooch nicht bange machen. Jewehre haben wir jenug. Wenn wir ihnen eine volle Salve jeben, reißen sie aus wie die Dorfjungens, wenn der Herr Kantor kommt."

„Du magst recht haben; aber ich möchte nicht noch mehr Blut vergießen."

„Und vorhin haben Sie selbst jesagt: Auge um Auge, Schinken um Schinken, Schmer um Schmer!"

„Das war notwendig, um ihnen zu zeigen, was sie von uns zu erwarten haben."

„Jut, so haben sie auch jetzt, wenn sie uns überrumpeln wollen, nur blaue Bohnen von uns zu erwarten. Ich bin übrigens überzeugt, daß der arme Teufel es wirklich ehrlich meint. Und wat verhindert Ihnen, dat Papier wegzunehmen und dann hinauszuschauen, wat für Jeister draußen sind?"

„Das ist richtig. Wollen sehen."

Er trat leise an die Thür, entfernte eines der Papiere und blickte durch das Kugelloch. Es war so sternenhell auf dem Verdeck, daß er sich genau orientieren konnte. Es war niemand da. Erst als er das unterste der Papiere wegnahm, sah er den Mann, welcher draußen am Boden lag, das Gesicht nahe an die Thür gelegt. Er klebte die beiden Papiere wieder auf die Löcher und sagte zu dem Wartenden:

„Ich will es versuchen. Entfernen Sie also die Stützen!"

Gleich nach diesen Worten wurde draußen ein stoßendes und schiebendes Geräusch hörbar, und dann öffnete der Methusalem die Thür, welche sich nur nach außen in ihren ledernen Angeln bewegte. Der Mann kam schnell herein, und der Student verriegelte die Thür sofort wieder. Dann musterte er den Eingetretenen.

Dieser war ein junger Mann von vielleicht vier- bis fünfundzwanzig Jahren. Er trug eine bessere Kleidung als die Matrosen und sogar deren Offiziere. Waffen sah man bei ihm nicht. Er ergriff die Hand des Methusalem und sagte in herzlichem Tone:

„Ich danke Ihnen, mein Herr! Nun

darf ich doch Hoffnung haben, wieder frei zu kommen."

„Hm!" meinte der Student kopfschüttelnd. „Ein Chinese, welcher deutsch spricht und unter solchen Verhältnissen sich uns vorstellt, das ist ungewöhnlich. Sie sind doch Chinese?"

„Sogar Vollblutchinese!"

„Und weshalb sprachen Sie uns deutsch an? Wie erfuhren Sie, daß wir Sie verstehen würden?"

„Ich hörte, daß der Amerikaner zu dem Ho-tschang sagte, daß Sie Deutsche seien."

„Haben Sie auch gehört, welche Absichten man mit oder vielmehr gegen uns hegt?"

„Sie sollen getötet werden."

„Wann?"

„Sobald es Tag wird."

„Und wie?"

„Man wird das Dach Ihrer Kajüte einschlagen und Stinktöpfe hineinwerfen."

„Alle Wetter! Gut, daß wir das erfahren! Bis dahin aber will man nichts unternehmen?"

„Nein. Wenn Sie dann ja ausbrechen, so glaubt man, am Tage sich besser gegen Sie verteidigen zu können."

„Also haben die Kerls doch Angst vor uns?"

„Sogar große Angst. Sie haben doch bereits mehrere getötet."

„Also sind sie nicht nur verwundet, sondern wirklich tot! Nun, wir werden uns auch ferner unserer Haut wehren. Jetzt müssen wir uns zunächst mit Ihnen beschäftigen. Was sind Sie denn eigentlich?"

„Kaufmann."

„Was verkaufen Sie?"

„Kohlen."

„Kohlen? Hm! Hier in China ein Kaufmann, welcher Kohlen verkauft! Das könnte mich wieder mißtrauisch machen, wenn Sie nicht ein so ehrliches Gesicht hätten. Sie gefallen mir, und ich möchte Ihnen gern mein Vertrauen schenken, wenn nur dieser sogenannte Herr Sei-tei-nei nicht wäre!"

– „Auch der Mijnheer ahmte alle Bewegungen und Stellungen, welche der Blaurote als Vorturner kommandierte, mit wahrer Begeisterung nach." –

„Was haben Sie gegen ihn?"

„Dieser Name ist nicht chinesisch!"

„Das ist richtig. Sprechen Sie vielleicht chinesisch?"

„Ja."

„Nun, so werden Sie wissen, daß wir fremde Worte nach unserer Weise aussprechen. Es fällt uns schwer, gewisse Konsonanten, wenn sie nebeneinander stehen, richtig hervorzubringen. So sagen wir zum Beispiel statt Christus Chi-li-su-tu-su und anstatt Spiritus Su-pi-li-tu-su."

„Das weiß ich; aber Sie selbst sprechen diese beiden Worte doch richtig aus!"

„Nur weil ich mich jahrelang habe üben können. Der Name Sei-tei-nei ist auch deutsch, aber mit chinesischer Zunge ausgesprochen. Er heißt eigentlich . . ."

„Halt!" unterbrach der Methusalem ihn schnell. „Sollte das möglich sein! Was ahne ich! Sie sprachen von Kohlen. Sie sprachen ferner von einem Herrn Sei-tei-nei, welcher in der Provinz Hunan wohnt! Sei-tei-nei! Da haben Sie ein ‚ei' zwischen die Konsonanten und dann noch eines an das Ende des Wortes gesetzt, weil der einzige und eigentliche Vokal des einsilbigen Wortes eben auch ein ‚ei' ist?"

„So ist es."

„Der Name lautet also Stein?"

„Ja, Stein. Herr Stein ist mein Pi-li-ni-zi-pa-la, mein Prinzipal."

„Wie ist sein Vorname?"

„Da-ni-ne-le, also Daniel."

Da stieß Richard einen Schrei des Entzückens aus, eilte auf den Chinesen zu, faßte ihn an der Hand und rief:

„Stein — Daniel — ein Deutscher — in der Provinz Hu-nan — Sie kennen also meinen Oheim, den guten Onkel Daniel? Welch eine Ueberraschung, welches Entzücken! Das ist eine Fügung Gottes, welche mich außerordentlich glücklich macht. Wie gut, daß wir Sie herein gelassen haben!"

„Der Chinese sah den Jüngling ganz erstaunt an und fragte ihn:

„Wie? Was? Sie kennen den Herrn?"

„Natürlich! Er ist ja mein Oheim!"

„So sind Sie . . . so haben Sie seinen Brief empfangen?"

„Ja. Wissen Sie von diesem Briefe?"

„Alles! Ich selbst habe ihn ja nach Kanton zu unserm Agenten gebracht."

„Sie selbst, Sie selbst!"

„Ja, und jetzt wollte ich diesen Agenten besuchen, um ihn im Auftrage meines Prinzipals zu fragen, ob vielleicht eine Antwort eingelaufen sei! Dabei bin ich unter die Piraten geraten."

(Fortsetzung folgt.)

Kaisers Geburtstag.

Es war am 27. Januar und die Geschichte schrieb die Zahl 1859 in das Buch der Zeit, da Kaiser Wilhelm II. das Licht der Welt erblickte. Der erlauchte Großvater konnte nach erhaltener Kunde die Zeit nicht erwarten, bis ein Hofwagen angeschirrt war — in einer schlichten Droschke kam er, der spätere Kaiser Wilhelm I., den Segenskuß auf die Stirn des einstigen Kaiser Wilhelm II. zu drücken. Und der Enkel war es wiederum, der am Lager des scheidenden Großvaters die letzten Worte, den letzten Kuß empfing, ein ergreifendes Band zwischen Alter und Jugend, vom Ahn zum Enkel, von Wilhelm zu Wilhelm, ein Band aus Liebe und Ehrfurcht, Liebe und Achtung gewoben, hüben und drüben.

Schon zeitig trat bei dem jugendlichen Prinzen jene Bezwingung widriger Umstände, jene Kraft des Wollens zu Tage, die unentwegt den Zweck verfolgt, den reifliche Ueberlegung als „recht" erkennt. Durch eine angeborene Schwäche des linken Armes in seinen Bewegungen stark behindert, mußte es eben, was keinem der prinzlichen Umgebung faßbar scheinen wollte, die Reiterwaffe sein, die bekanntlich die höchsten Anforderungen an Strammheit und Gewandtheit stellt, der sich der Hohenzollernsproß mit ganz besonderer Vorliebe zuwandte, um darin die Meisterschaft zu erringen. Auch der Wassersport zog, wie heute den Mann, schon den Knaben an, und unter Kaiser Wilhelms Steuer ist gut fahren, trotz Wind und Wogen.

Mit Leib und Seele aber war Prinz Wilhelm Soldat; Soldat bis zur peinlichsten Erfüllung seines oft nicht leichten Dienstes, den er als Sekondelieutenant begann und als Regimentskommandeur endete; gefürchtet wegen seines scharfen Blicks, dem selbst der geringste Verstoß gegen Vorschrift nicht entging; geliebt wegen seines Frohmuts, seiner Herzlichkeit, die sich bis zum schlichtesten Träger des Soldatenrocks erstreckte; geachtet seines Gerechtigkeitssinnes halber, einer der schönsten Edelsteine in der Krone des Herrschers. — Aber auch für die Gaben des Friedens hatte schon der jugendliche Thronerbe, wie heute noch der regierende Herr warmen Sinn, offenes Herz. Mit hoher Liebe zur Tonkunst begabt, ein eifriger Förderer der Bestrebungen jenes großen Meisters, der dem deutschen Volk auch eine deutsche Oper schaffen wollte: Richard Wagners, selbst mit nicht unbedeutenden Anlagen zur Malkunst, vor allem im Marinefach begabt, Freund und Schützer der darstellenden und plastischen Kunst, ist Kaiser Wilhelms Seele hoch empfänglich für alles Schöne, Gute, Edle. Aber nicht allein die heiteren Gaben des Friedens verschönten tändelnd die Jugend des Kaiserenkels, auch die ernsten Fragen der Staatslehre, des Völkerrechts, die Lösung der Aufgaben, die Geschichte an den Denkenden stellt, das „Wissen" des Kriegers, ohne das die bloße Handhabung der Waffe nichts als mechanische Form ist, der Geist der Nationen — alles das suchte schon früh der eifrige Jüngling, wenn nicht zu verstehen, doch zu späterem Verständnis, von den Berufensten ihres Faches geleitet, in sich reifen zu lassen. Ein musterhafter Schüler des Kasseler Gymnasiums, wo der Sohn des Kronprinzen Deutschlands nur schlichtweg „Prinz Wilhelm" hieß und von Lehrern und Schülern mit dem einfachen „Sie" begrüßt wurde, ein gleicher Student der alma mater zu Bonn, entzog sich der Knabe, der Jüngling weder dort noch hier der vollen Lust gesitteter Jugend im Kreise gleichgesinnter, wenn auch nicht gleichgestellter Kameraden.

Zumal in Kassel setzte sich der Umgang der Brüder Wilhelm und Heinrich — der mit dem älteren Klasse und Wohnung teilte — aus den verschiedensten Ständen zusammen. Nicht Rang und Reichtum, sondern Bildung und Sitte bestimmten die nähere Umgebung der Jünglinge. — In diesem Kreise herrschte rege Abwechselung in allem, was jugendliche Kraft und jugendliche Freude fördert. Die Schlachten Homers wurden zur Winterzeit mit Wurfgeschossen aus Schnee, im Sommer mit weichen Bällen aufgeführt — wobei Prinz Wilhelm selten verfehlte Beweise der Unerschrockenheit und zugleich der Begabung eines Führers abzulegen, — Gesellschaftsspiele, Theateraufführungen, Tanz und Musik, vor allem aber weite Ausflüge, die sich an keine Jahreszeit banden und mit denen meist wissenschaftliche Zwecke vereint wurden. So floß neben ernstem Studium die Kasseler Gymnasialzeit des Prinzen Wilhelm dahin.

Aehnlich verliefen die Studentenjahre zu Bonn, dem Musensitz, an dem einst auch der erlauchte Vater so gern, so nutzreich geweilt. Mit vollster Begeisterung nannte sich Prinz Wilhelm Student, mit warmem Herzen schloß sich der junge Thronerbe dem erlesenen Korps der „Borussia" an, dessen Ehrentage der einstige prinzliche Korpsbursche noch als Kronprinz durch seine persönliche Teilnahme, die Brust mit dem Korpsband geschmückt, zu besonderer Bedeutung erhob. — Und wohl mehr als einmal mag es noch heute inmitten des Dranges der riesigen Aufgaben unserer ernsten, bewegten Zeit durch des Kaisers Seele klingen wie ein lichter Gruß aus

sorgloser, lebensfroher Jugendzeit: „O alte Burschenherrlichkeit!“

Hat die Natur auch nicht dem Sohne die angeborene herzgewinnende Leutseligkeit des Vaters verliehen, so ist Kaiser Wilhelm weit davon entfernt, seine Person und sein Herz den breiteren Schichten des Volkes zu entziehen. Wie er einem schlichten Bierführer auf der Potsdamer Chaussee den verlegenen, ehrfurchtsvollen Gruß mit kräftigem Händedruck erwiderte; wie er zwei armen, vor einem Spielzeugladen stehenden Knaben das Ziel ihrer Sehnsucht, eine Fregatte, bescherte und sich dann rasch, die gleichgesinnte Gattin am Arm, davonmachte; wie noch heute mancher schlicht gekleidete, schlicht gestellte Bekannte aus der Jugendzeit sich weit herzlicheren Grußes des Kaiserhaupts erfreut als viele goldstrahlende Höflinge, das sind Züge, die freilich nicht mit Trompetenschall in die Masse geschleudert werden, aber dem, der sie kennt, Bürge sind: er ist, er wird werden, wie seine Väter. — Wie leicht wird es, zu scheinen, was man nicht ist; aber daß der Kronenträger Deutschlands „wahr“ ist in Sinn und Handeln, das muß das Vertrauen zu seiner Führung stärken, ein Beispiel sein für Deutschlands reifende Jugend.

Selbst auf der gewaltigen Nordlandsfahrt, da zum erstenmal der Ostsee Wellen Deutschlands Kaiser inmitten Deutschlands Flotte zu fernen Gestaden trugen, selbst auf dem Zuge zum Süden, beide unternommen, um in eigener Person Freundschaft und Frieden zu entbieten, verließ in aller Fülle des ihm gebotenen Glanzes, aller Begeisterung der ihrem ritterlichen Gast zujubelnden Nationen, den jungen Herrscher der ernste Zug im Antlitz nicht. Weit verschieden vom Ausdruck geheimer Furcht eines gehaßten Despoten, zeugt er selbst im Aeußeren von dem Bewußtsein der Größe, des Ernstes der Aufgabe, ein deutscher Kaiser zu heißen, von der erprobten Willenskraft, diese Aufgabe zu lösen.

Und wie von Kaiser Wilhelms Tisch die verwelschte Bezeichnung der Speisen längst verbannt, wie dort deutscher Schaumwein als Ehrentrunk gilt, so ist der deutsche Kaiser auch ein deutscher Hausherr und Familienvater im edelsten Sinne des Wortes. Im Kreise der Gattin und seiner Knaben findet er die liebste Erholung, und als bei der Feier des Zollanschlusses Hamburgs ein Mitglied des Senats nach der Festtafel dem kaiserlichen Vater ein Kästchen mit Bonbons, deren Hülle Soldatenbilder wiesen, für die prinzlichen Söhne zu überreichen wagte, nahm er die Gabe an mit freudigem Dank, mit der bewegten Aeußerung: „Nun habe ich seit kurzem so viele Fürstenhöfe und große Städte besucht und viel Liebes erfahren — aber an meine Jungens hat noch keiner gedacht als die Hamburger.“ Und in trautem Kreise der Seinen feiert das Oberhaupt des Hauses und des Reichs zum erstenmal den Geburtstag auf dem Kaiserthron. Doch nicht in rauschenden Festlichkeiten, so ist's des jungen Kaisers Wille, soll dieser Tag begangen sein; denn noch beschatten die Trauerflore des März und des Juni die ungetrübte Freude, die zu einer Geburtstagsfeier nötig ist. Aber selbst in ernster Stimmung nimmt ein Geburtstagskind, und sei es auch ein kaiserliches, gern treue Wünsche und gutes Gelöbnis entgegen — doppelt gern von den Trägern der Zukunft, die einst Reich und Krone schützen werden in ihren älteren Tagen. Und wie der hohe Herr ihr ein Vorbild strenger Pflichterfüllung ist, so weihe die Jugend Deutschlands ihrem Kaiser zum 27. Januar das Versprechen, in Denken und Handeln des Namens Deutscher würdig zu sein und immer würdiger werden zu wollen, zu achten auf der Männer Rat, auf der Männer Vermächtnis, die mit starker Hand, mit mühseliger Arbeit das „Reich“ errungen und gefestigt, treu zu stehen mit Kopf und Arm, wie immer es auch komme, für die engere Heimat, für das Vaterland. Dann wird sich jenes große Wort erfüllen, mit dem einst der bleiche Mann von Sedan seine geblendete, geknechtete Nation zu kirren versuchte, — ein Trugwort auf der Lippe des Napoleoniden, ein Segen im Munde eines Hohenzollern, — denn der Hohenzollernarm ist Bürge, und sein Erheben ist ein Zeichen für 46 Millionen —: „das Kaiserreich ist der Friede!“

Auch Deutschlands Jugend ist berufen des teuersten Horts zu wahren; der Schwur, es zu wollen in deutscher Ehre, in deutscher Kraft, sei — zugleich die Weihepalme dankbarer Erinnerung an den einst so froh begrüßten 22. März, — der blüten- und düftereiche Kranz des 27. Januar für Kaisers Geburtstag, unseres Kaiser Wilhelm II. Ehrentag.

Macte Imperator!

Das Saussure-Denkmal.

Die erste Besteigung des Montblanc, der höchsten Spitze aller europäischen Gebirge mit 4810 m Meereshöhe, fand im Jahre 1786 statt und zwar durch einen einfachen Handwerker, Jacques Balmat aus La Prieuré (Chamounix) allein. Die begeisterten Schilderungen, welche dieser schlichte Mann von der Großartigkeit und den Wundern der Hochgebirgswelt entwarf, in die er gewissermaßen den ersten Einblick gethan, und die auf dieses einfache aber empfängliche Gemüt einen tief überwältigenden Eindruck gemacht hatten, wirkten so ansteckend, daß es Dr. Paccard keine Ruhe ließ, diese Wunderwelt des Hochgebirges, ebenfalls in der Nähe anschauen zu wollen und so wußte er Jacques Balmat zu bewegen, daß dieser noch in demselben Sommer am 8. August zum zweiten Male mit ihm zu den höchsten Spitzen des Montblanc hinan stieg. Die Erzählung des Dr. Paccard von dem neuen und noch nie dagewesenen Großartigen dieser Bergpartie machte im Nu die Runde durch die damalige Tagespresse, übte einen nachhaltigen Eindruck aus und wirkte gleichsam wie die Entdeckung einer neuen Welt. In allen Kreisen von gebildeten Menschen, von Cadiz bis nach Moskau, interessierte man sich für das kühne Unternehmen weniger Männer, den höchsten Berg von Europa mit einer Höhe von etwa 14700 par. Fuß erstiegen zu haben. Auf niemand aber hatten Dr. Paccards Schilderungen von dieser Fahrt einen gewaltigeren Eindruck gemacht als auf den Genfer Naturforscher Horace Bénoît de Saussure, geb. 17. Februar 1740 zu Conches bei Genf. Herr von Saussure war mit Leib und Seele Naturforscher, ein tüchtiger Physiker und Geolog, ein fleißiger Botaniker und Pflanzenphysiolog, und in vielen Dingen der Wissenschaft unverkennbar seiner Zeit voran, ein feiner denkender Kopf, wie er denn schon mit 22 Jahren Professor der Philosophie an der Akademie von Genf war. Dazu war Saussure ein weitgereifter Mann,

hatte Frankreich, Holland, England, sowie Italien und Sizilien besucht und die Schweizer Alpen in den verschiedensten Richtungen durchforscht. Seinem klaren Blick entging das unabsehbare Gebiet neuesten und reichsten Wissens nicht, welches sich dem Gelehrten in dieser neu erschlossenen Hochalpenwelt eröffnete. Er selbst, welcher das Barometer wesentlich verbessert, die Elektrometer, Hygrometer und verschiedene andere nützliche Instrumente erfunden hatte, brannte vor Begierde, durch barometrische Höhenmessungen die Angaben Paccards zu kontrollieren und überhaupt die neuerschlossene Welt des Hochgebirgs in wissenschaftlicher Weise zu untersuchen. Alsbald stand bei ihm der Entschluß fest, ebenfalls den Montblanc im folgenden Sommer zu besteigen und er setzte sich mit Jacques Balmat und Dr. Paccard in Verbindung, um für den Sommer 1787 eine solche Expedition vorzubereiten, mit welcher denn gewissermaßen der ganze Alpensport und die wissenschaftliche Erforschung des Hochgebirgs erst beginnt, die seit einem Jahrhundert diese ungeheure Ausdehnung erlangt hat. Die von Herrn v. Saussure geplante Expedition auf den Montblanc mit 18 Führern kam im Sommer 1787 zu stande und gelang vollkommen, wie am besten in seinem eigenen, lehrreichen und gehaltvollen Werke: „Voyages dans les Alpes“ (Genf 1779 bis 1796, 4 Bde.; deutsch von Wyttenbach, Leipzig 1788) zu lesen ist. Saussure ist am 22. Januar 1799 gestorben, aber sein Verdienst in dieser Richtung unvergeßlich und unsterblich, wie alle die Hunderte eingestehen müssen, welche seither den Montblanc erstiegen und zu genauerer Erforschung dieses in seiner Art einzigen mächtigen Gebirgsstockes beigetragen haben. Es war daher nur ein ebenso schönes wie richtiges Gefühl, welches den Gedanken verwirklichte, Saussures Leistung durch ein Denkmal und ein hundertjähriges Fest zu feiern, und auf diese Weise ward das wohlverdiente Bildwerk in Chamounix errichtet, wovon wir vorstehend eine kleine Ansicht geben: es stellt Saussure in voller Bergsteigerausrüstung im Anstieg auf den Montblanc dar, wie ihm Balmat mit dem Finger die höchste Spitze, die des Monarque, bezeichnet — eine Gruppe, welche allgemein als vollkommen gelungen bezeichnet und den Verdiensten der beiden Entdecker in gleicher Weise gerecht wird.

Das Saussure-Denkmal in Chamounix.

Ein schrecklicher Besuch.

Eine Reisekarawane, welche von Natal in Südafrika einen Erforschungszug nach dem nördlicheren Kalaharylande unternommen hatte, machte an einem Abend ihren Halt in einem dichten und wilden Gehölz. Kirk war der Führer, Klas und Jan hatten die Ordnung über die zwei Proviantwagen, sowie über die zur Bedeckung mitgenommenen Mannschaften von Eingeborenen aus dem Buschmännerstamm zu halten. Das aufgeschlagene Lager befand sich zwischen den beiden Wagen; den Rücken deckte eine dichte Gestrüppwand und vorn gab es eine Menge hoher und zusammenstehender Disteln, welche ebenfalls als eine Schutzwehr gegen wilde Tiere angesehen werden konnte.

Inmitten des kleinen, derart umhegten Platzes war ein großes Feuer angemacht worden, um einesteils der Bereitung des Nachtessens zu dienen, andernteils den Lagerplatz zu erleuchten. Mit den Disteln, dem vertrockneten Gras, das sich in fußhohen Büscheln auf dem sandigen, lockeren Erdboden befand, unterhielt man das Feuer, nachdem die Holzstücke bereits ausgebrannt waren und meist schon als Haufen glühender Kohlen dalagen. Rings um die Glut lagerte die Gesellschaft und vertrieb sich die Zeit durch Geschichtenerzählen; nur etliche, darunter Klas, hatten sich schon auf ihr Lager unter dem Zeltdach der Wagen begeben, von denen die Zugpferde abgespannt waren und ebenfalls der wohlverdienten Ruhe im Lagerraum pflegten.

Jan machte wie gewöhnlich auch an diesem Abend den Hauptunterhalter. Er war ein erfahrener Bursche aus dem Boerenvolk im Kaplande und hatte schon lange Reisen mit Engländern, Holländern und Deutschen kreuz und quer in Südafrika als kundiger Begleiter derselben ausgeführt. Ein drolliger Kerl von holländischem Schlage, den auch Kirk gern mit sich nach der Kalaharywüste genommen. Er wußte mit gutem Humor zu erzählen und wenn er dabei log wie Münchhausen und bei Jagdgeschichten seine fabelhaften Aufschneidereien trieb, so erhöhte dies nur das Vergnügen seiner Zuhörer, natürlich auch das seinige. So hockte er nun am Wagen, die Beine in den Innenkreis gestreckt und erzählte darauf los. Eine Jagdgeschichte war es wieder, wie er einmal mit einem Amerikaner auf Löwen losgegangen und ganz wunderbar dabei das Leben desselben rettete.

Die ganze Gesellschaft, was davon noch nicht sich dem Schlaf überlassen, hörte mit großer Aufmerksamkeit seiner Geschichte zu, denn sie war so unterhaltend, weil sie so unglaublich war. Sein Amerikaner hatte sich nämlich allein auf die Jagd begeben, nicht gerade auf Löwen, sondern auf Straußen oder Ziegen. Jan hatte gar nichts davon gewußt und war nach ihm in dem Buschwald herumgestrichen, um Stöcke für Raketen zu schneiden, die am Abend abgebrannt werden sollten, weil damit den schwarzen Dorfbewohnern, wo man Quartier genommen hatte, ein abergläubischer Respekt vor den fremden Gästen beigebracht werden sollte. Er war gerade fertig mit dieser Arbeit und trug das Bündel der leichten Stöcke mit den Pulverhülsen daran in den Händen nach dem Dorfe zurück, als er plötzlich einen Schuß hörte und dann ein furchtbares Gebrüll, das er sofort als das eines Löwen erkannte. In demselben Augenblick sah er auch seinen Amerikaner laufen, was er nur laufen konnte, immer Zickzack dabei, weil ihn zwei Löwen mit ihrem furchtbaren Gebrüll mordgierig verfolgten und ihm in wilden Sprüngen immer näher kamen, zugleich aber auch ihm selber, dem tapferen Jan, so erzählte er. Was thun?

Mit fliehen? Das war ebenso gefährlich wie eines Jägers von seinem Schlage sehr unwürdig. Es galt zugleich auch, den schreienden Amerikaner vor sicherem Untergange zu retten. Da schoß Jan ein höllischer Gedanke durch das Hirn, um sich zum Meister in der schrecklichen Lage zu machen. Er setzte im Nu ein Zündholz aus seiner Tasche in Brand und entflammte damit eine Rakete, die er wie eine Pistole auf den schnaufenden ersten Löwen, kaum noch zwanzig Schritte von ihm, richtete. Scht! ging das Ding los und gerade auf den Kopf der Bestie, die sich auch, als sie das prasselnde Feuerstück im Gesicht hatte, brüllend überschlug und im Sande wälzte, versicherte Jan. Scht! ging eine zweite Rakete aus seiner Hand ab und fuhr dem anderen auf ihn losstürzenden Löwen in die Mähne. Die brannte sogleich lichterloh und das darüber entsetzte Tier kehrte sich hundertmal um und lief dann rasend in hellen Flammen davon. Es war ein großer Augenblick im Leben Jans, behauptete er; er sah sich triumphierend als Sieger über zwei Könige der Wüste, der Amerikaner konnte sich unverfolgt ins Dorf flüchten und —

Eben wollte Jan den Schluß dieser Mordraketengeschichte in seiner beredten Art ausschmücken, als er einen markdurchdringenden Schrei ausstieß und mit dem Kopf entsetzt unter den Wagen fuhr, an dem er gesessen. Die ganze Lagergesellschaft war vor Schrecken wie gelähmt. Denn sie sah etwas Grauenvolles vor sich, einen riesigen Löwen, der auf einmal von vorn her über die Disteln mitten auf den Lagerplatz hereingebrochen und mit den Vordertatzen auf Jans Bein gesprungen war. Der schrie gräßlich immer mehr:

„Hilfe! Hilfe! Ein Löwe!"

Der Löwe rührte sich nicht weiter, als daß er mit seinem Schweif wedelte, derart, daß Kirk, der auf der Erde lag, denselben alle Augenblicke fast gegen seine Nase geraten sah. Das furchtbare Tier schien selbst verblüfft zu sein über die Lage, in die es sein Besuch versetzt hatte, zu welchem seine Witterung der Pferde es veranlaßt haben mochte. Es blieb ruhig mitten im Kreise liegen, die Tatze auf Jans Bein gedrückt, umherschauend mit seinen großen, glühenden Augen, als überlege es, was es thun wolle und ob es selbst in Gefahr sei.

Kirk verlor seine Kaltblütigkeit nicht. Er ergriff einen noch glimmenden Holzblock und warf ihn gegen den Kopf des Löwen und dann an anderen Kohlen so viel hinterdrein, als er neben sich ergreifen konnte. Es war, als habe er sich die Geschichte Jans zu nutze gemacht, und in der That, er sah Erfolg von seinem Feuerbombardement. Umprasselt von den Funken, welche die auf ihn geschleuderten glühenden Kohlen von sich gaben, machte der Löwe eine Bewegung des Rückzugs, wodurch wenigstens Jans Bein wieder frei wurde, so daß derselbe es nach dem Wagen an sich ziehen konnte. Die Bestie fauchte und es war zu befürchten, daß sie sich in ihrer Gereiztheit auf einen der dasitzenden Menschen mit aller Wut stürzen würde. Keiner von ihnen hatte sein Gewehr zur Hand. Aber Klas, der durch den wilden Lärm aus seinem Schlaf emporgefahren war, hatte schnell erkannt, um was es sich handle, und seine Büchse, die neben ihm im Wagen lag, ergriffen und auf den Löwen gerichtet. Sein Schuß fiel. Wohl war der Löwe getroffen, aber nur verwundet. Er stieß ein ingrimmiges, dröhnendes Gebrüll aus, richtete sich hoch auf und suchte das Opfer, auf welches er sich werfen wollte.

„Um Gottes willen, Klas, nimm ihn scharf aufs Korn!" rief Kirk, der, wie jeder der Dasitzenden keine Bewegung zu machen wagte.

„Warte nur!" antwortete Klas vom Wagen und sofort knallte sein zweiter Schuß.

Er war glücklicher. Ins Auge getroffen brach das mächtige Tier zusammen. Nun sprangen alle auf, holten die Büchsen und schossen sie auf den schrecklichen Gast ab, der überhaupt schon kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

„Das hast du gut gemacht, Klas," lobte Kirk, nun alle Gefahr überstanden war. „Aber Jan, was machst du?"

Der Bursche jammerte ganz erbärmlich.

„Kerl, gewiß ist auf deine Geschichte von vorhin der Löwe zu Besuch bei uns gekommen und hat zuhören wollen."

„Ich sterbe, ach, ach, ach!" jammerte er weiter.

„Laß doch sehen! Hat dir die Bestie eins ausgewischt?"

„Mein Bein! Mein Bein! Seht doch das Blut!"

Mit dürrem Gras und Geäst machten die Buschmänner von neuem loderndes Feuer und beim Schein desselben wurden nun Jans Wunden untersucht. Mehr aus Zufall war ja der Löwe auf Jans Bein gesprungen und so war das Fleisch desselben von der furchtbaren Tatze nicht abgerissen worden. Die scharfen Krallen hatten allerdings einige blutige Spuren hinterlassen; doch als die Wunden von Kirk ausgewaschen und verbunden waren, sagte er lachend:

„Davon spürst du nach ein paar Tagen nichts mehr, Jan. Aber, gelt, an die Geschichte wirst du denken noch lange, und die kannst du später genau, wie sie sich zugetragen hat, erzählen, indem du deine Narben zeigst."

„Das werde ich auch!" rief Jan. „Ihr könnt wohl lachen; ich habe für euch bluten müssen, und hätte ich das Bein nicht so unbeweglich gehalten und mit meinem Geschrei die Bestie verblüfft gemacht, oho, da wäre es wohl anders gekommen!"

James Cook.

Cook, welcher dreimal um die Erde segelte, muß nicht nur für den geographischen und naturwissenschaftlichen Durchforscher der Südsee und ihrer Inseln gehalten werden, sondern er machte seine Zeitgenossen auch mit den Eigentümlichkeiten des südlichen Polarmeeres und der Beringsstraße bekannt. Ja er drang tiefer in die Eiswüste des Südpolarmeeres ein, als es bisher einem Seemann gelungen war.

Cook kann mit vollem Recht ein „selbstgemachter Mann" genannt werden. Er war der Sohn eines Bauernknechtes, lernte in der Dorfschule dürftig lesen, schreiben und rechnen und sollte bei einem Hutmacher als Lehrling untergebracht werden. Der Sinn des Knaben war jedoch auf das Seewesen gerichtet, weshalb er im dreizehnten Jahre als Schiffsjunge auf einem Kohlenschiffe in Dienst trat. Sieben Jahre dauerte die schwere Lehrlingszeit, worauf Cook als Matrose und dann als Unterbootsmann acht Jahre auf einem andern Schiffe diente. Seine freie Zeit benutzte er, um durch den Besuch von Lehrstunden und durch Privatstunden sich so viele Kenntnisse vom Schiffs- und Seewesen zu erwerben, daß er später als wissenschaftliche Autorität in diesem Fache galt.

Als es im Jahre 1755 zum Kriege zwischen Frankreich und England kam, wollte sich Cook nicht als Seemann für die Flotte ausheben lassen, hielt sich daher verborgen; indessen bald besann er sich eines Besseren und ließ sich anwerben. Der Kapitän des Schiffes, auf welchem Cook in Dienst trat, erkannte bald die Begabung des Angeworbenen, unterstützte und beförderte ihn, wodurch Cook Gelegenheit erhielt, sich auf dem Lorenzostrome bei Quebec auszuzeichnen. Es galt nämlich, für sein Schiff eine passende Stelle mit ausreichender Tiefe der französischen Flotte gegenüber ausfindig zu machen. Cook benutzte für seine Untersuchungen mehrere Nächte und hatte diese gerade zu Ende gebracht, als die Franzosen seine Thätigkeit bemerkten und auf ihn Jagd machten. Doch gelang es Cook, aus seinem Boote auf den Strand einer Insel in dem Augenblicke zu springen, als die Franzosen sein Boot erreichten und es nahmen. Cooks Arbeit war eine vortreffliche, weshalb er eine höhere Stellung erhielt und damit Mittel bekam, seine mathematischen und astronomischen Studien fortzusetzen und zu erweitern. Nach erfolgtem Friedensschluß ward er zum Seeaufseher von Neufundland und Labrador ernannt, deren Küste er in drei Jahren vermaß und zeichnete, wodurch er sich den Behörden als tüchtiger Geometer bekannt machte.

Wie nun im Jahre 1769 der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe von geeigneten Astronomen sollte beobachtet werden, stellte die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London an die Regierung die Forderung, ein Fahrzeug auszurüsten, um die Gelehrten nach einer

„Der Löwe rührte sich nicht weiter, als daß er mit seinem Schweife wedelte, derart, daß Kirk, der auf der Erde lag, denselben alle Augenblicke fast gegen seine Nase geraten sah." —

passend gelegenen Insel der Südsee zu bringen, wo der Durchgang des Planeten am besten konnte beobachtet werden. Das Gesuch ward bewilligt, zugleich aber auch vom Sekretär der Admiralität der Schiffsmeister Cook als die geeignete Persönlichkeit zur Leitung der Fahrt vorgeschlagen und angenommen. Der Durchforschung der Südsee hat Cook fortan sein Leben gewidmet und leider auch geopfert.

Als besonders geeignet zu den beabsichtigten astronomischen Beobachtungen fand man Tahiti (Otahaiti), eine der Gesellschaftsinseln, wo Cook denn auch im April 1769 landete, freundliche Aufnahme fand und die für die Beobachtungen erforderlichen Gebäude errichtete. Die Inseln dieses Archipels haben das Eigentümliche, daß sich in ihrer Mitte ein sehr hoher Berg erhebt, der sich nach dem Gestade zu absenkt und nur eine schmale Ebene am Strande frei läßt, wo die Bevölkerung wohnt. Der Boden ist fruchtbar, gut bewässert, trägt viele Fruchtbäume und schattigen Wald. Es gibt weder Dörfer, noch Flecken, vielmehr liegen die Häuser zerstreut auf den kleinen Anpflanzungen. Der Boden erzeugt ohne große Bearbeitung alles, dessen der Mensch bedarf; dazu gibt es weder wilde noch giftige Tiere, als Haustiere dagegen Federvieh, Schweine und Hunde, welche gegessen werden, und das Meer liefert eine Menge trefflicher Fische. Die Bewohner waren freundlich, sehr reinlich und zutraulich, erbauten ihr Haus, d. h. ein auf Pfählen ruhendes Grasdach, im Walde und ließen nur so viel Raum um dasselbe baumlos, als nötig war, um zu hindern, daß die Regentropfen von den Bäumen auf das Dach fielen. Man wohnte kühl und schattig, und weil es kein Unterholz gab, liefen nach allen Richtungen Fußwege nach den Nachbarhütten. Der Brotfruchtbaum ernährte die Bewohner, deren Leben nur aus einem Wechsel von Essen, Trinken, Tanzen, Singen, Ringen, Bogenschießen und Schlafen bestand. Obschon Eisenwerkzeuge fehlten, wußten die Bewohner dennoch schöne, malerisch gemusterte Stoffe, Schmuck, Fahrzeuge mit geschnitzten Figuren wohl zu verfertigen. Die Engländer meinten, hier in eine idyllische Welt versetzt zu sein, und gerne kehrte Cook bei jeder seiner späteren Fahrten nach Tahiti zurück.

Cook mußte, nachdem die Astronomen untergebracht waren, seine Reise fortsetzen, um den südlichen Teil des Großen Ozeans zu durchforschen. Er wandte sich zunächst nach Neuseeland, welches man für den Anfang eines neuen Erdteiles hielt. Er umfuhr die Insel, wies also nach, daß sie kein Festland sei, sondern aus zwei nebeneinander liegenden Inseln bestehe. Ebenso fertigte er eine genaue Karte der Ostküste Neuseelands an und nahm zugleich diese Küste für England in Besitz. Weil die Naturforscher an einer Küstenstrecke fleißig botanisierten, nannte er diese Strecke und deren Hafen Botanybai. Bei diesen Untersuchungen ward ein Schiff durch ein unterseeisches Korallenriff stark beschädigt und mit großer Mühe bis an die Küste geschleppt, wo sich zeigte, daß ein Korallenfelsstück in die Schiffswand hineingestoßen und darin sitzen geblieben war, also den Leck verstopfte.

Cook hatte zu seiner Fahrt drei Jahre gebraucht, war um die Erde herumgefahren und dadurch in den Stand gesetzt, manche geographische Vorurteile zu beseitigen, namentlich in betreff des großen Australlandes, welches man nun weiter nach Süden verlegte. Um hierüber ins klare zu kommen, ward Cook mit zwei Schiffen ausgesandt, das Meer in möglichst hoher Breite der Südhälfte der Erde zu durchschiffen und nach dem vermuteten Festlande zu suchen. Unter seinen Reisebegleitern befanden sich die beiden deutschen Naturforscher Reinhold Forster und dessen Sohn Georg, welche später eine treffliche Beschreibung dieser Reise lieferten. Cook segelte im Jahre 1778 nach dem südlichen Polarmeere, geriet bald in ein Gewirr von schwimmenden Eisinseln von einer Stunde und mehr Umfang und 60 Fuß Höhe. Solcher Inseln erschienen immer mehr und mehr, beengten die Fahrstraße, dazu war es sehr nebelig, die Aussicht beschränkt, das Wetter stürmisch, und schlugen die Wellen über den Rand der Eisinseln. Man mußte also mit großer Vorsicht und unter steter Gefahr sich vorwärts bringen, benutzte übrigens Bruchstücke dieser Eisinseln und Schollen, um sie über Bord zu ziehen, auf dem Verdeck tauen zu lassen und sich auf diese Weise mit süßem Wasser zu versorgen. Als man endlich auf ein unabsehbares Eisfeld stieß, welches jede Weiterfahrt sperrte, mußte man umkehren. Dabei geriet man in dichte Nebel und sah zur großen Verwunderung ein Südpolarlicht, konnte jedoch keine Spur von einem Südpolarlande entdecken und erholte sich endlich auf Tahiti.

Ein Versuch im nächsten Jahre, nach dem Südpole vorzudringen, blieb gleichfalls erfolglos. Man geriet in Treibeis, kam zwar bis zum 71. Grad südlicher Breite, fand aber hin und wieder eine hohe Eiswand von unabsehbarer Länge und mußte umkehren. Indem Cook auf dieser und den andern Reisen die Südsee nach verschiedenen Richtungen durchkreuzte, fand er manche unbeachtete Insel, entwarf genaue Karten und machte Europa mit der Inselwelt der Südsee bekannt. Hierauf ward er von seiner Regierung beauftragt, einen Seeweg durch die Beringsstraße nach England ausfindig zu machen, damit man nicht den weiten Umweg um das Kapland oder Kap Horn nehmen müsse, um nach Indien und China zu gelangen. Cook nahm seinen Weg über Vandiemensland (Australien), besuchte die Gesellschaftsinseln, deren Bewohner nur Schweine und Hunde als große Vierfüßer kannten. Dagegen hielten sie die mitgebrachten Ziegen für Vögel, Pferde und Kühe für menschenfressende Wesen. Als man die Sandwichinseln erreichte, deren Bewohner nie einen Europäer gesehen hatten, waren jene über die Ankömmlinge so erstaunt, daß sie sich platt auf die Erde warfen und so lange liegen blieben, bis ihnen das Zeichen zum Aufstehen gegeben ward.

Als Cook von den Sandwichinseln nach Norden segelte, um die Beringsstraße zu untersuchen, fand er dieselbe von 10 bis 20 Fuß hohen Eisschollen versperrt, weshalb er bei Unalaschka umkehrte und nach den Sandwichinseln segelte, um diese genauer zu durchforschen. Binnen sieben Wochen zeichnete er die Küste der Insel Owaihi und ging dabei in der südlich gelegenen Bai von Karakakoa vor Anker. Hier entwickelte sich ein sehr lebhafter Handelsverkehr, denn in Unmassen erschienen die Eingebornen in Kanots oder schwammen zu Hunderten um das Schiff, um Waren einzutauschen und außerdem waren die Ufer noch dicht von einer neugierigen Menge bedeckt. Nur mitunter gab es wegen der Diebereien der Insulaner Streitigkeiten. Die Priester versorgten die Schiffsmannschaft unentgeltlich mit Schweinefleisch und Gemüse, bis es ihnen doch zu kostspielig wurde, und sie anfrugen, ob die Fremdlinge nicht recht bald davonsegeln wollten. Dies geschah zwar in einigen Tagen, aber ein furchtbarer Sturm nötigte zur Rückkehr nach dem verlassenen Hafen, den man aber menschenleer fand, weil sich die Landesbewohner in das Innere der Insel zurückgezogen hatten. Die wenigen, die sich noch an der Küste befanden, wurden durch ihre unverschämten Diebereien sehr lästig, so daß es bald allerlei Händel gab. Es wurde sogar in der Nacht ein Kutter gestohlen, weshalb Cook den Häuptling in Haft nehmen wollte, um ihn zu zwingen, für die Zurückgabe des Gestohlenen zu sorgen. Dies wurde für ihn sehr verhängnisvoll.

Cook ließ durch Boote die Bai absperren, ging mit einer Abteilung bewaffneter Soldaten und Matrosen ans Land, wo er von den Eingebornen mit großer Ehrerbietung empfangen ward, und begab sich zur Wohnung des Königs. Nach einigem Widerstreben erklärte sich dieser bereit, den Engländern mitsamt seinen beiden Söhnen auf das Schiff zu folgen. Den Insulanern war dies zwar nicht recht, doch verhielten sie sich ruhig, weil am Strande Soldaten aufgestellt waren. Wie nun der König ans Ufer kam, ward er von seinen Weibern und Angehörigen bestürmt, nicht in die Schaluppe zu steigen. Er setzte sich auch wirklich auf den Boden und blieb unbeweglich sitzen, so daß Cook das Vorhaben aufgeben mußte, sich seiner zu bemächtigen.

Nun fing die Volksmenge an, sehr aufgeregt zu werden und feindselige Gesinnung zu zeigen. Diese Stimmung steigerte sich, als ein angesehener Häuptling im Kanot am Eingange der abgesperrten Bucht erschien und den Eingang erzwingen wollte, wobei es zu Streit kam und er von einer Kanonenkugel getötet ward. Da ergriff eine ungeheure Wut die am Ufer auf und ab wogende Menschenmenge; die Insulaner legten ihre Kriegsmatten an, schwangen ihre Messer, sammelten dicke Steine und

drohten mit einem allgemeinen Angriff. Trotzdem hoffte Cook noch, den Streit ohne Blutvergießen beizulegen, verbot daher seinen Leuten, von den Schießwaffen Gebrauch zu machen.

Eben wollte er mit seiner Mannschaft nach dem Schiffe zurückkehren, als ein Insulaner einen schweren Stein auf ihn warf, was ihm Cook mit einem Schrotschuß vergalt. Weil der Insulaner jedoch in einer Kriegsmatte steckte, schadete ihm der Schuß nicht, machte ihn vielmehr übermütig. Er schwang seine Lanze, um sie auf Cook zu schleudern, der ihm jedoch zuvorkam, indem er ihn mit dem Flintenkolben niederschlug. In demselben Augenblick wollte ein anderer Insulaner seine Lanze auf Cook schleudern, ward aber von einem Soldaten niedergeschossen, welcher die Absicht des Wilden rechtzeitig erraten hatte. Dies erschreckte die vordersten Haufen der Insulaner, welche nun nicht recht wußten, was sie thun sollten. Während sie also zauderten, wurden sie von der hinter ihnen stehenden Menge vorwärts gedrängt und schleuderten nun einen gewaltigen Steinregen auf die Soldaten, welche ihn ohne Kommando mit einem wohlunterhaltenen Gewehrfeuer erwiderten. Die dichten Massen der Angreifer erlitten zwar schwere Verluste, konnten aber wegen der nachdrängenden Massen nicht zurückweichen, stürzten sich vielmehr auf das Häuflein der Soldaten, erschlugen deren vier und trieben die anderen bis ans Meeresufer zurück.

Jetzt suchte sich jeder Soldat nach den Fahrzeugen zu retten. Alle Ordnung hörte auf, und zugleich sah sich die Bemannung der Geschütze auf den Fahrzeugen gehindert, auf die Insulaner zu feuern, weil sie alsdann auch die eigenen Leute treffen konnten. Noch immer wollte Cook den Kampf vermeiden und befahl seinen Leuten, ruhig abzuziehen, aber bei dem wirren Getümmel hörte man ihn nicht, eilte vielmehr den Booten entgegen. Bei diesem Durcheinander bemerkte man nicht, daß sich Cook ganz allein am Strande befand, umringt von den Insulanern, und daß er im Begriffe war, vom flachen Strande aus nach der Pinasse zu waten, welche sich nahe ans Ufer gelegt hatte. Er schritt also auf dieselbe zu, indem er die linke Hand hinten an den Kopf hielt, um diesen gegen die Steinwürfe zu schützen, und seine Flinte unter dem rechten Arm trug.

Während Cook auf diese Weise im flachen Wasser watete, folgte ihm ein Insulaner, dem es aber an rechtem Mute zu fehlen schien, denn er blieb manchmal stehen, wie wenn er unschlüssig sei, ob er dem Fremden weiter folgen sollte. Endlich faßte er sich ein Herz, schlich sich unbemerkt an Cook heran, versetzte ihm mit einer großen Keule einen Schlag auf den Hinterkopf und lief davon. Dieser Schlag betäubte den Kapitän. Er taumelte einige Schritte weit, sank dann auf seine Hand und ein Knie nieder und ließ die Flinte fallen. Zwar raffte er sich wieder auf; ehe er jedoch wieder fest auf den Füßen stand, stieß ihm ein anderer Insulaner von hinten seinen Dolch in den Nacken, worauf Cook im Wasser in eine knietiefe Grube fiel. Sogleich umgaben die Insulaner diese Grube und wandten alle Mühe an, den Cook unter das Wasser zu tauchen und ihn zu ertränken. Er wehrte sich mannhaft, rang mit ihnen, brachte den Kopf wiederholt über das Wasser und blickte nach der nahen Pinasse, von welcher er Hilfe erwartete, weil sie kaum fünf Klafter vom Ufer entfernt stand. Doch auf diesem Fahrzeug herrschte die größte Unordnung; es war überfüllt, die Mannschaft um das Leben besorgt und sah nicht, was nahe vor ihren Augen vorging, so daß nichts geschah, um den Kapitän zu retten.

Inzwischen tauchten die Insulaner Cook wiederholt unter, und zwar in tieferem Wasser, und wenn er auch den Kopf mechanisch wieder übers Wasser hob, so nahmen doch seine Kräfte schnell ab, die Sinne schwanden ihm. Mechanisch hielt er sich in der Todesangst an einer Klippe fest, erhielt aber bald einen zweiten Keulenschlag auf den Kopf, der ihn tot niederstreckte. Die Insulaner zogen ihn auf eine Klippe, wo sie in wilden Jubel ausbrachen und an der Leiche noch allerlei Grausamkeiten verübten, indem sie einander die Dolche aus den Händen rissen, um die Leiche recht oft zu durchbohren. Mit Mühe gelang es nach einigen Tagen den Engländern, gegen hohes Entgeld die verstümmelte Leiche den Insulanern abzukaufen, um sie dann unter den üblichen Feierlichkeiten im Meere zu versenken. Viel Mut haben die Engländer bei dieser Gelegenheit nicht gezeigt.

Mit Cook schied einer der bedeutendsten Geographen und Seemänner seiner Zeit aus dem Leben. Er hatte sich durch fleißiges Studium und Forschen ein reiches und vielseitiges Wissen angeeignet und galt in seinem Fache als Autorität. Dreimal hat er die Erde umsegelt und viele Inseln der Südsee mathematisch vermessen und gezeichnet und dieses Meer den Europäern erstmals zugänglich und nutzbar gemacht.

Unsere Tauben.

(Fortsetzung und Schluß.)

11. Die Hühner- oder Piemonteser-taube hat beinahe die Größe eines Zwerghuhns, glatten Kopf, kurzen Hals, starken Körper, hohe Beine und einen sehr kurzen, geraden, in die Höhe gerichteten Schwanz; sie ist nicht gerade schön und fliegt schlecht, wird aber gern gezüchtet, weil sie einen großen Braten liefert. Da sie beim Gehen ebenfalls mit dem weit zurückgelehnten Kopfe wackelt, so nennt man sie ebenfalls bisweilen Zitter- oder Schütteltaube.

12. Die Pagadette oder Höcker-taube ist eine der größten Taubenarten, beinahe noch stärker als die türkische und die Hühnertaube. Sie kennzeichnet sich durch einen krummen Schnabel, einen kegelförmigen weiß bepuderten Höcker über den Nasenlöchern und eine weißliche warzige ringförmige Wachshaut um die Augen. Ihre Grundfarbe ist schwarz, weiß, braunrot oder erbsengelb. Man hält sie aber nicht gern mit anderen Tauben im Schlage, weil sie diese tyrannisiert und weil sie sich nur dürftig vermehrt. Ihr nahe verwandt ist die fruchtbare

13. Monatstaube, Mondtaube, welche ihren Namen daher hat, daß sie beinahe allmonatlich (nur die kältesten Wintermonate ausgenommen) Eier legt und brütet. Sie gleicht an Größe und Gestalt einigermaßen der Trommeltaube, hat eine ringförmige rote Wachshaut ums Auge, kommt in allen möglichen Färbungen vor und ist die einträglichste und nützlichste von allen Taubenarten, legt schon im achten oder neunten Monat ihres Lebens, ist im zweiten und dritten Jahr am fruchtbarsten, bringt alle ihre Jungen auf und soll manchmal im zehnten oder zwölften Lebensjahr noch legen und brüten.

14. Die spanische Taube soll eine Kreuzung der Monatstaube mit der Pagadette oder mit der türkischen Taube sein, wird auch „kölnische Taube“ genannt, ist an Größe verschieden von der einer türkischen Taube bis zu derjenigen eines Zwerghuhns, hat einen kurzen dicken Schnabel mit breiter, warziger Wachshaut an der Schnabelwurzel und ein meist schwarz und weißbuntes Gefieder; verträgt sich im Schlage mit anderen Taubenarten schlecht.

15. Die polnische oder Indianer-taube, von der Größe der Maskentaube, mit kurzem dicken Schnabel, einer breiten roten Wachshaut ums Auge und sehr niedrigen Beinen; Färbung schwarz, rotbraun, erbsengelb oder weiß, oder auch mit diesen Farben gefleckt und gemischt.

16. Die Möwentaube oder das Möwchen, eine der zierlichsten Taubenarten, kaum so groß wie eine Turteltaube, aber mit stärkerer Brust, kleinem Schnabel, dicker Nasenhaut, etwas eckigem, glattem Kopf, oder auch mit einer Schneppe versehen. Kennzeichnende Eigenschaft der Möwentaube ist eine Reihe auswärts gesträubter Federn, welche von der Kehle bis zur Brust herabreicht, sich bei den Bewegungen des Vogels öffnet und schließt und der Taube ein eigentümlich zierliches Aussehen gibt. Die Färbung ist meist ganz

weiß, mit einem roten, braunen, rotgelben, blauen oder schwarzen Schild auf den Flügeln oder auch ganz weiß oder bunt. Das Möwchen fliegt trefflich, vermehrt sich aber nur spärlich.

17. Die Purzeltaube oder der Tümmler gleicht an Gestalt und Größe der Feldtaube, der sie auf dem Lande auch ins Feld folgt; Färbung grau, braun- oder gelbrot, letztere die geschätzteste. Die Purzeltaube zeichnet sich durch einen äußerst hohen und schnellen Flug aus, bei dem sie sich oft aus bedeutender Höhe, mit einem Purzelbaum sich überschlagend, herabstürzt, namentlich bei schönem Wetter, oder wenn sie von einem Raubvogel verfolgt wird, oder schnell zu ihren Jungen zurückkehren will. Da man von ihr die verschiedensten schön gezeichneten Varietäten hat und ihr munteres Treiben viel Unterhaltung gewährt, so ist sie bei den Züchtern sehr beliebt. Sie sei auch den Kameraden empfohlen.

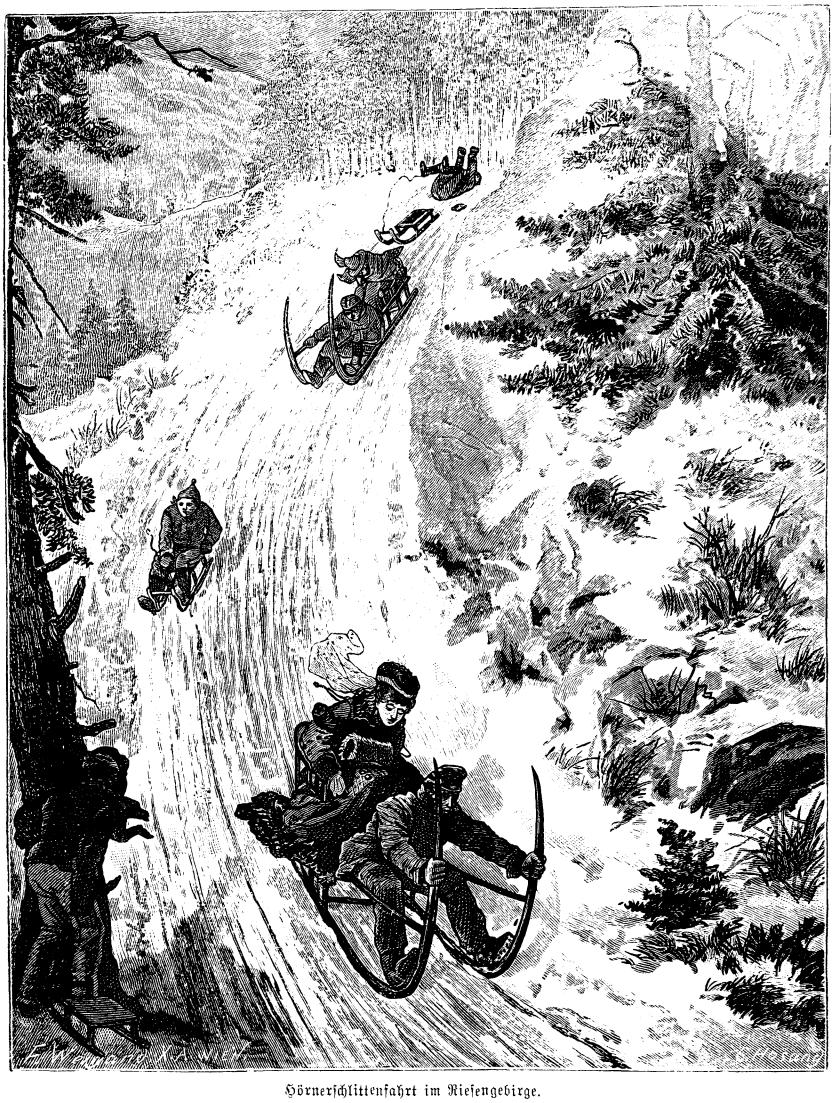
18. Die Schlag- oder Klatschtaube, von der Größe einer Feldtaube, meist grau von Farbe, mit schwarzen Flecken auf den Flügeln, hat ihren Namen daher, daß sie sich im Fluge beständig in der Runde dreht und dabei die Flügel oft und heftig mit hörbarem Klatsch zusammenschlägt.

19. Die Strupp- oder rauhwollige Taube, von der Größe der Trommeltaube, kennzeichnet sich durch die gesträubten, d. h. vorwärts und in die Höhe gerichteten kleinen Federn, zuweilen sogar der hinteren Schwung- und Schwanzfedern, welche ihr nahezu das Ansehen eines Strupphuhns geben. Die Färbung ist meist schwarz oder weiß, bisweilen mit Schneppe.

20. Die Karmelitertaube ist die kleinste, zierlichste, niedlichste und für die Zucht dankbarste Art der Hoftauben. Füße kurz und ganz befiedert, Schnabel sehr klein, Schneppe am Hinterkopf, wie der Busch einer Haubenlerche; Grundfarbe grau, graublau, rot- oder erbsgelb, Flügel und Unterleib immer weiß, Bewegungen äußerst anmutig, weshalb diese Taubenart sehr beliebt ist und wir sie auch unseren jungen Kameraden besonders empfehlen können und wollen.

21. Die Brieftaube. Man hat ihr neuerdings mit Recht ein so großes Interesse zugewendet, daß man sie in verschiedenen Arten: englischen, belgischen, französischen, deutschen und amerikanischen, mit besonderer Vorliebe züchtet. Außer der türkischen Taube, welche im Morgenlande noch heute zur Taubenpost verwendet wird, hat man zur Erteilung von Brieftauben noch andere schnell und ausdauernd fliegende Taubenarten untereinander gekreuzt und sucht auch diese noch fortwährend durch weitere Kreuzung zu verbessern. Da die Zucht dieser Brieftauben viele unserer jungen Kameraden besonders interessieren wird, wollen wir gelegentlich auf diesen Gegenstand noch speziell zurückkommen.

Die Taubenzucht ist neuerdings ein allgemein beliebter Sport geworden, und man hat eine Menge neuer und schöner Ziertauben durch verständige Zuchtwahl und Kreuzung aus den vorstehenden typischen Arten oder Rassen gewonnen; allein diese auch nur aufzuzählen, würde uns zu weit führen und unsere lieben jungen Kameraden nur ermüden und irreführen. Wir haben unseren jungen Freunden im Vorstehenden die unerläßlichen Anfangsgründe der Taubenzucht an die Hand gegeben, wir fügen hinzu, daß unsere Naturforscher dermalen über 350 verschiedene wilde Taubenarten in allen Teilen der Erde aufzählen, und daß wir unseren jungen Lesern gelegentlich auch einige der schöneren neuen Ziertauben im Bilde vorführen und einige Worte über die Krankheiten der Tauben und Aehnliches bringen werden, um obige kurze Notizen zu vervollständigen.



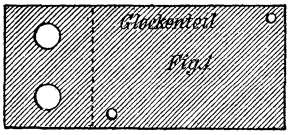
Hörnerschlittenfahrt im Riesengebirge.

Eine Hörnerschlittenfahrt im Riesengebirge.

Gegen Ende des Februar, also zu einer Zeit, da gewöhnlich im flachen Lande das herrliche Winterkleid der Mutter Erde bereits eine recht unsaubere Färbung annimmt und überall zu reißen und zu schleißen beginnt, erscheinen alljährlich in den gelesensten Zeitungen der Provinz jene bekannten Hinweise, daß „die Hörnerschlittenfahrt dieses Jahr von wunderbar schöner Beschaffenheit“ sei. Mit letzterer Bezeichnung benennt man bekanntlich jene

Riesenrutschpartieen, wie sie von der Neuschlesischen Baude hernieder bis Schreiberhau, oder von der Peterbaude herab nach Agnetendorf, oder endlich von den Grenzbauden bis Schmiedeberg i. R. unternommen werden.

Schon seit langem war es beschlossene Sache, daß wir in diesem Jahre dem sicher zu erwartenden Lockrufe Folge leisten wollten. Und wahrlich, wir haben die Ausführung dieses Beschlusses nicht zu bereuen gehabt.



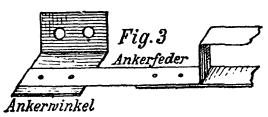
Teilstück der elektrischen Glocke.

Das Dampfroß brachte uns in pustender Eile zunächst bis Hirschberg i. R., von wo aus wir die Weiterbeförderung unserer liebwerten Person dem bereitstehenden Sekundärbahnzuge nach Schmiedeberg anvertrauten. Ging auch dieser Teil der Fahrt nur im sogenannten Schneckentempo von statten, war doch unsere Stimmung darob nicht gerade getrübt; denn so konnten wir den Anblick des naheliegenden Kammes mit der hoch thronenden Riesenkoppe im herrlichsten Winterschmucke in aller Muße genießen.

Jedes Ding hat einmal ein Ende, so auch die Fahrt auf einer „Klingelbahn".

In einem viel besuchten Gasthofe Schmiedebergs ließen wir dem Körper noch eine ansehnliche Erquickung angedeihen und trafen gleichzeitig die notwendigen Abmachungen und Vorbereitungen zur bevorstehenden Auffahrt nach den jenseits der böhmischen Grenze gelegenen Grenzbauden.

Diese Auffahrt gestaltete sich für diejenigen männlichen Teilnehmer, welche



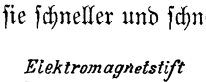
Teilstück der elektrischen Glocke.

rüstige Bergsteiger waren, zu einem Aufstiege, trotz der zutreffenden Mitteilung des Wirtes, daß derselbe 2 bis 3 Stunden in Anspruch nähme, da über 1000 m Steigung zu überwinden seien. Die unzuverlässigen Steiger und sämtliche Damen wurden auf einspännigen Schlitten verladen.

In fröhlichster Heiterkeit gings vorwärts, zuerst rüstigen Schrittes. Bald aber ließ die anfängliche Beschleunigung bedeutend nach, da der Weg ziemlich steil zu werden begann. Obgleich der hoch liegende Schnee völlig eben gelagert und fest gefroren war, so blieb doch unseren Muskeln und Lungen ein gewaltiges Stück Arbeit übrig. Auf Augenblicke wurde Halt gemacht, um nach einer halben Wendung des Körpers den entzückenden Rückblick ins Thal zu genießen. Diese kleine Bemühung blieb den fahrenden Teilnehmern erspart, da die Sitze auf den Schlitten derartig angebracht sind, daß die betreffenden fortwährend thalabwärts sehen. Doch bald nahm dieser Hochgenuß bis auf weiteres ein Ende; denn wir betraten Rübezahls Waldrevier. Aber was für einen Wald! Welch kostbaren Anblick bot dieser Nadelwald in seinem Winterschmucke! Da war von frischem Grün kaum eine Spur zu erkennen. Besonders possierlich nahmen sich die Strecken mit jüngerem Nachwuchse von Nadelbäumen aus. Gleich mißvergnügten Gnomen standen letztere da, tief verhüllt in ihr glitzerndes Winterwams, sorgfältig jeder einzelnen Nadel den Auslug verwehrend.

Endlich hatte auch dieses kostbare Bild ein Ende. Der kräftige Wald blieb hinter uns, die Steigung ließ bedeutend nach, und hinter der nächsten Wegebiegung lag vor unseren suchenden Blicken die längst ersehnte, gastliche Baude. Nur schnell hinein ins geräumige Zimmer! Bei einem Glase feurigen Weines und einer kräftigenden Eierspeise wird schnell der Körper die verlorenen Kräfte wieder erlangen. Wir erlaben uns dann noch auf kurze Zeit an der malerischen Aussicht auf das blendende Schneegefilde ringsum; doch auch weiterhin ist der Blick wieder frei geworden. Fernher grüßt das Thal herauf mit seinen Ortschaften im winterlichen Schmucke, und hinter uns, einer ernsten, weißbehelmten Riesenwache gleich, stehen sie da, die Herren unter den Bergeshäuptern.

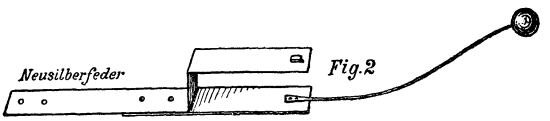
Gar zu schnell ist der leider nur kurz bemessene Aufenthalt verstrichen. Das Zeichen zur Rückfahrt ist gegeben. Diese erfolgt auf „Hörnerschlitten", so genannt, weil die langen Kufen nach vorne zu meterhohen Hörnern aufgekrümmt sind. Jedes dieser seltsamen Fahrzeuge enthält einen Sitz für den Fahrgast. Den Hörnern zunächst sitzt der Führer, immer bereit, mit seinen weit nach vorn ausgestreckten Beinen zu lenken. Nachdem wohl an zwei Dutzend solcher Schlitten beladen sind, erklingt der Ton eines Hellahornes, und unter laut schallendem Hurra beginnt die Abfahrt. In kurzen Zwischenpausen folgt ein Schlitten dem anderen. Erst geht die Fahrt langsam vor sich, bald aber wird sie schneller und schneller, und endlich saust — nein, fliegt das Gefährt mit schwindelerregender Geschwindigkeit mehr über als auf der Schneekruste dahin. In rasender Eile, doch ohne jeden Unfall, ist die Abfahrtsstation in Schmiedeberg nach einer Gesamtfahrzeit von nur 20 Minuten erreicht. —



Teilstück der elektrischen Glocke.

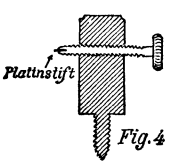
Wie mache ich mir eine elektrische Glocke?

Es gibt wenig belehrendere und unterhaltendere Spielzeuge als diejenigen, die man mit Hilfe der Elektrizität zu stande bringen kann; aber auch hier gibt es wieder Unterschiede; Spielereien, die nur durch Reibungselektrizität, und solche, die nur durch die sogenannte Kontaktelektrizität (mittels Elementen) in Gang gebracht werden können. Zu den letzteren gehört auch die elektrische Schelle. Um nun die vielen Wünsche nach Selbstherstellung dieses Apparates zu befriedigen, hat sich der „Gute Kamerad", nach reiflicher Ueberlegung und Umschau nach dem einfachsten und besten, die nachfolgende Anleitung zu geben entschlossen:



Teilstück der elektrischen Glocke.

Er muß euch von vorneherein sagen, daß ihr nicht alle Teile selbst verfertigen könnet, es lassen sich aber dieselben bei einem Mechaniker oder Dreher leicht beschaffen, ohne daß eure Sparbüchse zu sehr in Anspruch genommen werde. Der Apparat zerfällt der Hauptsache nach in 3 Teile. Er bedarf



Teilstück der elektrischen Glocke.

1. des Elektromagnets mit dem Anker,
2. des Kontaktpfostchens und
3. des Glockenbrettes mit Glockenschale.

Beginnen wir gleich mit dem Bau der einzelnen Teile:

Verschaffe dir ein Stück Eisenblech von 2 mm Dicke und lasse dasselbe, wie Fig. 1 zeigt, bohren; die beiden vorderen Löcher sind zum Aufnehmen der Elektromagnetstifte, die anderen Löcher zum Aufschrauben; dann biege das Blech rechtwinklig an der Stelle, welche in der Fig. 1 punktiert ist. Von der punktierten Stelle aus bis zum Ende kann das Blech 4 cm lang sein; die Höhe des aufgebogenen Stückes richtet sich nach dem Durchmesser der Rollen. Nun mache 2 Stifte von $3\frac{1}{2}$ cm Länge und 5—6 mm Durchmesser; an das eine Ende muß ein Ansatz gefeilt werden, der genau in die großen Löcher des Bleches paßt; ist alles so weit, so niete die Stifte ein, stecke einen derselben in das Loch und hämmere nun den herausstehenden Teil breit, und zwar so lange, bis er festsitzt; ebenso mache man es mit dem anderen Stift und der Elektromagnet ist fertig.

Zu dem Elektromagnet nimmt man sehr weiches Eisen und um ein ständiges Magnetigsein zu verhindern, legt man das ganze Teil in Feuer, glüht es, nimmt es heraus, legt es in Asche, damit es abkühlt; der Fachmann nennt dies „Ausglühen".

Jetzt werden die Rollen gemacht.

Nimm 2 Streifen dickes Papier, welche 5 mm weniger breit sind, als die Elektromagnetstifte lang, also 3 cm breit, lege einen Streifen fest um den Stift, klebe die Enden zusammen, aber so, daß man die dadurch entstandene Hülse von den Stiften abziehen kann; nun mache 4 Scheibchen von 15 mm Durchmesser mit einem Loch, daß man die Scheiben über die Hülse zu stecken vermag; diese Scheiben klebt man an die Enden der Hülse fest und auch die Induktionsrollen sind fertig.

Einfacher ist, sich bei einem Holzdreher 2 Rollen drehen zu lassen, doch muß man darauf sehen, daß die innere Hülse, welche der Papierhülse entspricht, so dünn wie möglich ist. Sind die Rollen zum Abnehmen, so sind sie bedeutend leichter zu wickeln. Man nimmt dazu 4—6 mm dicken umsponnenen Kupferdraht und wickelt die Rollen entweder in der Hand oder auf einer Drehbank, indem man dieselben auf ein Stück Rundeisen steckt und den Draht (in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft) daraufwickelt; man braucht dazu etwa für eine Rolle von 3 cm Länge 20—30 m Draht; sind sie gewickelt, so steckt man dieselben auf die Stifte und verbindet die Anfänge der Drähte (aber erst, wenn auch die Seide weggeschabt worden ist).

Das Glockenteil und die Rollen sind also fertig; jetzt kommt der Anker an die Reihe. Nimm ein Stück Eisen, glühe es aus und bohre dasselbe wie Fig. 2 zeigt; alsdann verschafft man sich ein Stück Neusilber oder ganz dünnes Stahlfederblech, schneidet es so breit wie den Anker und nietet es auf denselben, läßt aber nach hinten etwa $2\frac{1}{2}$ cm Federblech noch daran. An die vordere Seite des Ankers bohre ein kleines Loch, in das du einen dünnen Draht schlägst, den man vorläufig beliebig lang läßt; nun biege einen Winkel von dünnem Eisenblech und bohre ihn wie Fig. 3 zeigt; an diesem Winkel wird die Ankerfeder befestigt. — Nun käme

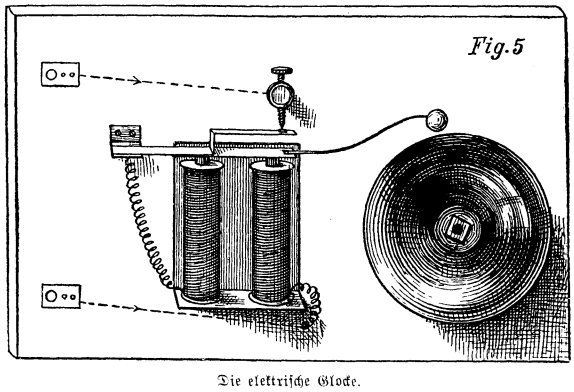


Fig. 5

Die elektrische Glocke.

das Kontaktpföstchen; das muß sich machen lassen, wer nicht allenfalls eine Drehbank besitzt; es besteht aus Messing und kann rund oder viereckig sein; wie Fig. 4 zeigt, laßt euch ein Loch bohren und Gewinde für eine Schraube hineinschneiden; diese Schraube ist zum Stellen der Ankerfeder.

Die wichtigsten Teile sind fertig und wir kommen nun an das Aufschrauben. Mache oder man lasse sich ein Brett machen von 8 cm Breite und 10 cm Länge und schraube in der Mitte etwa das Glockenteil auf; das Ankerwinkelchen setzt man so, daß bei leisem Drucke der Anker wider dem Elektromagneten liegt; das Kontaktpföstchen setzt man vorne an die Ankerfeder und lötet an die Stelle, an welcher die Schraube wider die Feder drückt, ein linsengroßes Platinplättchen; in die Schraube bohrt man ein kleines Loch und schlägt ein Platinstiftchen ein. Das Ende der oberen Rolle befreit man von der Isolierung und legt dasselbe unter den Ankerwinkel. Der Strom wird in dem Kontaktpföstchen (welches in das Brett geschraubt ist, und nicht mit Metall in Berührung stehen darf, außer an der Schraube) einerseits und in den Anfang der unteren Rolle anderseits eingeleitet und bringt folgende Wirkungen hervor:

Der Stern umkreist durch die vielen Drahtwindungen die Eisenstifte und macht dadurch dieselben magnetig; dadurch wird der Anker angezogen; sobald er aber angezogen ist, ist der Strom am Kontaktpföstchen unterbrochen; außerdem sucht der hintere Teil der Ankerfeder denselben in seine frühere Lage zurückzubringen; er geht wieder gegen das Kontaktpföstchen; dadurch ist aber der Strom wieder geschlossen und das Spiel beginnt von neuem.

Der an dem Anker angebrachte Draht kann etwa 4—5 cm lang sein; an dessen Ende befestigt man ein Messing- oder Eisenkügelchen. In das Brett bohrt man, wie Fig. 5 zeigt, ein Loch, leimt einen Holzstab hinein und macht denselben so lang, daß, wenn man die cirka 6—8 cm große Glockenschale darauf legt, das Metallkügelchen an den unteren Rand der Schale schlägt; nun biegt man den Draht so, daß bei gelindem Druck das Kügelchen wider die Glockenschale anschlägt. Die Drähte, in welche der Strom eingeleitet wird, zieht man auf der Rückseite des Brettes nach oben und legt dieselben unter 2 Messingplättchen, die etwa 3 cm auseinander stehen.

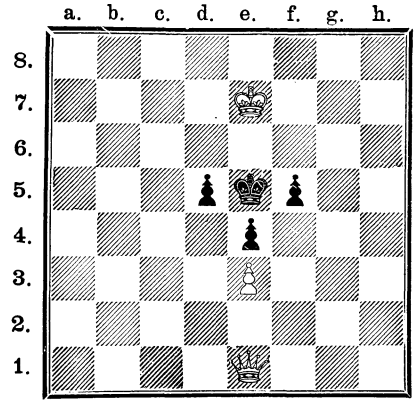
Nun ist die Glocke fertig! Wir wollen sie aber auch probieren; man braucht dazu ein Element, zur Probe einerlei welches. Wir führen jetzt den Strom ein, und ist alles genau nach Vorschrift gemacht, so setzt sich der Anker in rasende Bewegung; wenn es nicht sogleich glücken sollte, so kann man durch Drehen an der Schraube die Stellung des Ankers regulieren.

Wollt ihr eure Arbeit, wenn sie geglückt ist, praktisch verwenden, so nehmt die sogenannten Léclanché-Elemente (Kohle und Zink in Salmiaklösung), von denen ein großes von etwa 25 cm Höhe genügt, eine Glocke ein oder zwei Jahre zu unterhalten. Besten Erfolg!

Die Insel St. Helena

ist abermals als Verbannungsort eines entthronten Herrschers ausersehen. Diesmal ist es jedoch nur ein Herrscher höchst untergeordneter Art, der westafrikanische „König" Ja Ja, den die Engländer kürzlich gefangen genommen haben und, wie es heißt, für die Zukunft auf St. Helena in Sicherheit halten wollen.

Schachaufgabe Nr. 4.



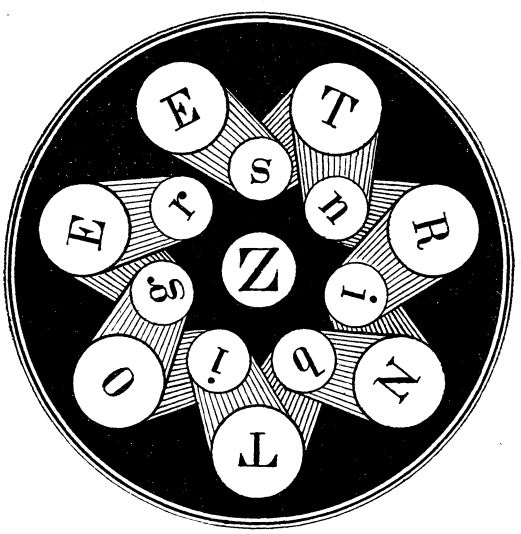
(3 + 4 = 7.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 3.

1. D a1 — h1 — Ke5 — f6:
2. D h1 — h8 ‡.
1. . . . . — Ke5 — f4.
2. D h1 — h2 ‡.
1. . . . . — Kd4, Kd6.
2. D h1 — d5 ‡.

Zum Kopfzerbrechen.



Die Vexierscheibe.

Logogriph.

Mit b ist's ein Verwandtschaftsgrad,
Mit h ist es ein Tier;
Mit o ist's eine Ruhestatt,
Mit n ein Stück von mir.

Auflösung des Füllrätsels in Nr. 15.

1.	**S**	c	h	i	l	**l**
2.	B	**e**	r	l	**i**	n
3.	S	t	**r**	**a**	n	d
4.	M	i	**l**	**t**	o	n
5.	G	**u**	s	t	**a**	v
6.	**S**	a	f	r	a	**n**

Auflösung des Homonyms in Nr. 15.

Netz.

Auflösung des Rätsels in Nr. 15.

Kamin, Kain.

Die verräterische Treppe.

Auflösung.

Den Schlüssel zur Auflösung bietet die aus dem zerbrochenen Gefäße sich ergießende Flüssigkeit. Sie berührt zwei Buchstaben U und E. Zwischen diesen sind zwei Buchstaben übersprungen. Liest man nun in dem Sinne weiter, daß man stets zwei Buchstaben überspringt, so erhält man

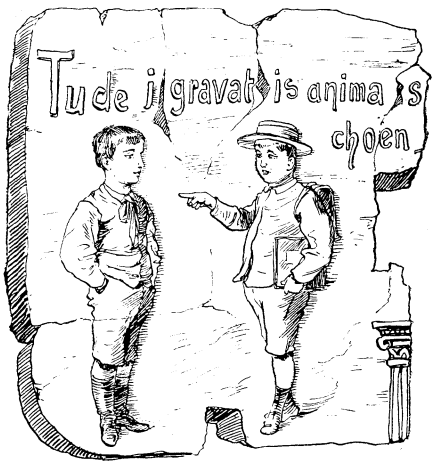
„Uebermut thut selten gut."

Fragen und Antworten.

„Liebe Kameraden! Die Anfragen mehren sich in einer Weise, daß es nachgerade unmöglich wird, auf diesem beschränkten Raum alle mit einer ausführlichen Antwort zu bedenken. Oft auch werden Auskünfte erbeten über Dinge, die an dieser Stelle gewiß schon ein dutzendmal beantwortet wurden; nicht selten werden wieder Fragen gestellt, die seitens der Eltern und Lehrer sicherlich bereitwilligst Beantwortung finden würden. Wozu also in die Ferne schweifen, wenn das Gute doch so nah liegt!?

Euer „Guter Kamerad" wird nach wie vor euer bereitwilliger Ratgeber sein und bleiben, aber er bittet euch kameradschaftlichst, ihm im Interesse unserer Zeitung unwesentliche und Fragen, die fast jeder Erwachsene beantworten kann, doch nicht vorzulegen. Findet sich hier oder dort einer der lieben Fragesteller etwas stiefmütterlich behandelt, so lasse er einen der bezeichneten Gründe gelten, und nehme das seinem „Guten Kameraden" weiter nicht übel.

Obertertianer T. in N. Dein Onkel wird zwar wenig davon erbaut sein, wenn wir Dir mitteilen, wie er bei diesem Kunststücklein zu Werke gegangen. Ging es so zu, wie auf dem umseitigen Bilde dargestellt? Wir



Rätselhafte Inschrift.

nehmen das an und wollen Dir den Vorgang trotz der Gefahr, vielleicht seine Ungnade erfahren zu müssen, kameradschaftlich verraten. Also gib acht, es ist keine Hexerei. Du befestigst an Deinen Beinkleidern in der Höhe der beiden Kniee mittels schwarzer Stecknadeln einen ebensolchen Seidenfaden, von einer Länge, daß Du noch bequem gehen kannst. Willst Du das Kunststück zum besten geben, setzest Du Dich auf einen Stuhl, etwa 2 m von Deinen Zuschauern entfernt. Das bloße Auge wird auf diese Distanz den Faden nicht sehen können, zumal im Halbdunkel. Nun breite die Kniee in der ungefähren Weite der Fadenlänge auseinander, setze oder vielmehr lehne den Stock an den Faden, auf der Innenseite nach Dir zu, und er wird frei stehen. Je nachdem Du mit den Knieen nachgibst, wird er sich auch hier- und dorthin neigen, was Deine Hände mit entsprechenden Bewegungen (als wenn Du den Stock magnetisieren wolltest) und dem üblichen Hokuspokus (gerade wie es Dein Onkel gemacht hat) begleiten. Gruß freundlich erwidert.

Quartaner F. R. Nun, wie sind Kater „Murr" und „Tante Röschen" ausgefallen? Fein, was? Und was wir von Felix Piepenbrink und seinen munteren Genossen erzählt und im Bilde wiedergegeben haben, hat Dir gewiß auch imponiert. Schade, möchten gerne mitthun, wär' lustiger als Antworten schreiben.

Theodor Neizert. Direktion der zoologischen Gärten zu Frankfurt a. M. oder Köln a. Rh.

Otto Tank. Wir wünschten, Du hättest Dich präziser ausgesprochen. Webschulen gibt es in: Aachen, Kottbus, Spremberg, Einbeck, Krefeld, Chemnitz u. a. Städten. Chemisch-technische Schulen für Färberei, Appretur, Bleicherei sind in: Chemnitz und Krefeld. Frage bei den betreffenden Direktionen an.

J. Baum. Das Amt des Hypothekenbewahrers erfordert juristisches Studium.

A. G. Der Eintritt als Posteleve ist bedingt durch das Reifezeugnis eines (Real-)Gymnasiums; in einzelnen Bundesstaaten ist die Absolvierung von Schulen vorausgesetzt, die dem Lehrprogramm preußischer Realgymnasien entsprechen. Schüler, welche ein halbes Jahr in der Prima gesessen, werden ausnahmsweise zugelassen. Dreijährige Beschäftigung als Eleve, Kaution 900 M.; erst als Praktikant erhält man Taggelder.

Franz S. in **Greifswald.** Danken schön. Stramme Patrone, anerkennenswertes Pflichtbewußtsein. Dem einen der beiden Römer haben Sie ja einen Klemmer aufgesetzt. Gab es denn damals die auch schon?

Adolf L. Lieber Freund, der Hirt, der Wirt, der Matrose, das sind doch keine Handwerker!?

Kameraden! Demjenigen, welcher mir in verschlossenem Kouvert zuerst die Frage beantwortet, wie man Münzen reinigt, ohne sie zu beschädigen, erhält eine hübsche Erzählung von Ernst Eckstein sofort zugesandt. Bitte genaue Adresse: H. Friedrich in Köthen i. Anh., Langestraße 47, I.

Wer von meinen lieben Kameraden will und kann mir einige Experimente angeben, die ich mit meiner Dampfmaschine anstellen könnte? Ernst R. v. Streeruwitz Mies, Böhmen bei Pilsen.

Arthur R., M. W. Obertertianer. Laubsägevorlagen erhalten Sie bei Mey & Widmayer, Verlagsbuchhandlung in München; kann und wird Ihnen übrigens jede Buchhandlung liefern. — Von wem kann man solche Vorlagen beziehen, bereits auf Holz übergedruckt?

A. B. in **X.** Siehe die Antwort an **A. G.** in dieser Nummer. — Um die zweite Frage zu beantworten, müßten wir zuvor einen Pfeifenschneider konsultieren. Wollen warten, bis der Blaurote wider im „Geldbriefträger von Ninive" hockt, und ihn und seine Piepe uns dann genauer besehen. — Deine Uebersetzungen würden wir lustig nennen, wenn einem dabei nicht gar so gruselig würde. Valido Marte = im eiskalten März, ut famae meae servias = daß Du auf meinen Hunger achtest.

Paul W. „Er hatte den Pulsschlag des Frosches gemessen, steckte den Frosch in die Tasche und warf die Uhr in den Teich" — allerdings, das nennt man Zerstreutheit.

Erik B. Ganzsachen=Kouverts, Postanweisungs- und Korrespondenzkarten, Kreuzbandstreifen, Postpaketadressen 2c.

Rich. Becker. Lassen Sie sich die betreffende Nummer kommen (20 Pf.) oder suchen Sie sich von einem Kameraden den ersten Band zu verschaffen.

E. v. H. Prozeß — sehr gut!

E. W. in **A.** Liefert jede Ladenbuchhandlung.

Otto H. in **L.** Lassen Sie sich von der Lehrmittelanstalt die betreffende Gebrauchsanweisung senden. — Tättowieren wollen Sie sich? Das ließen wir doch lieber bleiben! Jetzt macht Ihnen das freilich einen Heidenspaß, der Fall kann aber und wird eintreten, daß Sie das bitter bereuen. Thun Sie's doch — bewahren Sie sich vor Blutvergiftung.

Fritz Klug in **Posen.** Du bittest ganz rührend, wir sollen „doch noch eine Knabenzeitung erfinden, du hast an der einen noch nicht genug." Du nicht? Aber wir!

Karlchen. Holländer bist Du keiner, das merkt man; schon die Musik, die in dem poetischen Namen liegt — Aardappelenbosch! — müßte Dich auf den Gedanken gebracht haben, daß man mit „Erdäpfel — Erdapfel" der Sache viel näher kommt.

Tschingli Max. Für die Liebenswürdigkeiten vom 28/12 freundlichen Dank.

W. Eggeling in **Edinburgh.** Frage doch Herrn Schreiber; du kannst das Geld vielleicht bei einer dortigen Buchhandlung für ihn einzahlen.

Otto Bl. in **Frankfurt a. O.** Geheimcamera von Stirn in Berlin.

Antwort auf die Anfrage eines Kameraden in Nr. 10. Sehr nett (und billig) ist folgendes Experiment: Man schneidet aus Stanniol kleine Rauten in der Länge von 4 bis 6 mm aus. Diese klebt man auf stark gummiertes Papier oder besser auf eine Glasplatte, so daß sich die Spitzen bis auf einen halben Millimeter nähern. Man kann diese in allen möglichen Formen aufkleben. Bringt man dann die beiden äußersten Rauten (durch Kupferdrähte) mit den Schrauben des Funkengebers in Kontakt und läßt den Apparat wirken, so springt zwischen jeder Raute ein konstanter Funken über. Wenn man im Dunkeln das Experiment probiert, wirkt es sehr schön, indem man die Funken in Buchstabenform oder Ornamenten plaziert. Nur ist zu beachten, daß sich die Linien nirgends schneiden dürfen, da sonst der Strom den kürzeren Weg nimmt. Auch dürfen die Wege der Rauten nicht zu nahe kommen, sonst springt auch hier der Funken über. Je stärker die Spannung, desto länger dürfen die Wege werden. Ich glaube, bei einem Funkengeber von 6 mm darf der Weg 8—14 cm werden. Mit freundlichem Gruße Robert Defregger in München.

Der folgsame Stock. (Anleitung s. unter Fragen und Antworten.)

Tauschmarkt.

Leopold Leymann in **Stuttgart, Kasernenstraße 35, I.,** hat den Jahrgang 1888 von Senfs illustr. Briefmarkenjournal, gebunden, noch wie neu, zu vertauschen.

„Kameraden! Alle jene, die mir bei meiner Wette behilflich waren (siehe Nr. 4), wollen mir, trotzdem ich solche verloren, ihre Adresse per Karte behufs einer kleinen Gegenleistung einsenden. Karl Kolesa jun. in Wien VIII., Schlösselgasse 28."

John Bocke in **Reval, Navosche Straße** in eigenem Hause **Nr. 376,** möchte gerne eine gute Druckmaschine gegen ein elektrisches Glockenspiel vertauschen; auch hat er noch andere elektrische Apparate, z. B. einen elektrischen Motor mit Batterie; vielleicht gibt ihm jemand dagegen einen photographischen Apparat!

Hermann Pauli in **Bremen, Wall 103,** hat mit einem Freunde gewettet, bis zum 15. März 1889 75 verschiedene Siegel zu haben, und bittet die Kameraden um Zusendung. In dessen Brief sich das 10., 20., 30. 2c. Siegel befindet, erhält je eine; wer das 70. schickt, erhält 3 seltene Briefmarken.

G. Bruchmüller in **Dresden, Bankstraße 3, II.,** sucht eine noch gut funktionierende elektrische Klingel; gibt dagegen verschiedene Bücher.

Wer von meinen lieben Kameraden will mit mir Briefmarken tauschen? Ich besitze viele doppelte Marken. Parole: „Redlichkeit". Otto G. Soltau in Norden (Ostfriesland).

Viktor Zawrzel, per Adresse: Herrn Hagar in **Baja (Ungarn),** besitzt falsche Briefmarken, die von echten nicht zu unterscheiden sind, und möchte sie gegen gute, aber nicht eben seltene vertauschen; auch hat er echte ungarische und österreichische Marken gegen deutsche zu vertauschen.

Albert Haller in **Rußland, Reval, Poststraße,** bittet seine Kameraden um Zusendung von Münzen und ist zu entsprechenden Gegenleistungen gerne bereit.

Alfred Nechuta in **Wien, Mariahilferstraße 122,** bittet großmütige Kameraden um Zusendung von Monogrammen.

Fritz Sachs in **Groß-Glogau, Wilhelmstraße 8,** hat eine Dampfmaschine zu vertauschen.

Unterzeichneter vertauscht ein größeres gut gehendes Dampfschiff (Nr. 136 der Schneiderschen Kataloge) und eine kleine Maschine gegen einen kräftigen Elektromotor mit Zubehör. Ferner gibt derselbe wertvolle Steine oder Briefmarken gegen einen photographischen Apparat. Hans Dyck in Regensburg. L. 56 1/3.

Oskar Gidion in **Wiesbaden, Rheinstraße 45,** bittet großmütige Kameraden um Zusendung von Markendubletten; wird sich dafür bestens revanchieren.

J. Fügen in **Ludwigshafen a. Rh.** möchte gern mit Kameraden Mineralien tauschen.

„Liebe Kameraden! Ich sollte bis zu einer bestimmten Zeit 500 außerdeutsche Freimarken besitzen; bitte alle Kameraden freundlichst um Hilfe; in dessen Brief sich immer die 50. Marke befindet, erhält eine seltene europäische Postmarke. Walther Becher, in Elberfeld, Ernststraße 23."

Ernst R. v. Streeruwitz in **Mies (Böhmen)** hat überseeische und viele österreichische Briefmarken und Ganzsachen und bittet Kameraden um Angebote.

Max v. Mayer in **Dortmund, Holländische Straße 18,** bittet, da er sich eine Münzsammlung angelegt hat, seine guten Kameraden um Zusendung ihres Ueberflusses an Münzen.

C. Möhring jr. in **Königsberg, Kopernikusstr. 11,** wünscht eine Laterna magica (wie neu) mit 15 Bildern und einem Ziehbild gegen eine Dampfmaschine zu vertauschen.

Georg Borchardt in **Berlin, Steglitzerstraße 47, II.,** sucht eine Eiersammlung (ca. 100 Stück) im ganzen oder einzelnen gegen Schmetterlinge (nur unlädierte und gut gespannte Exemplare) zu vertauschen.

Willy v. Muralt in **Zürich, Rämistraße 18,** besitzt viele schöne Muscheln und Bergkristalle, welche er gerne gegen kleine Apparate oder Briefmarken eintauschen möchte.

„Liebe Kameraden! Bitte, sendet mir Monogramme. In dessen Brief sich das 10., 20., 30., 40. und 50. befindet, erhält je eine seltene Marke. Grüßend Euer E. Friedmann in München, Maximiliansstraße 34/2."

P. Schramm in **Hamburg, St. Pauli, Pinnasberg 20,** bittet seine lieben Kameraden freundlichst um Zusendung bis zum 1. Februar 1889 von Privatpostmarken aller Städte Deutschlands.

„Liebe Kameraden! Wer von Euch mir 10 verschiedene Briefmarken von seinem Lande sendet, dem sende ich 10 verschiedene österreichische und ungarische Briefmarken. Ferner habe ich einen Totenkopfschwärmer und eine kupferne römische Münze vom Kaiser Konstantin gegen Briefmarken zu vertauschen. Josef Jasky in Cilli (Steiermark), Ringstraße Nr. 50."

Camill Flatt in **Prag, Palackystraße 5, bei Herrn Cyenusky,** tauscht eine gute Elektrisiermaschine und ein Buch gegen einen guten photographischen Apparat samt Zubehör.

Arthur Kahlbau in **Stuttgart, Kreuzerstraße 12,** hat eine Druckmaschine zu tauschen.

E. Hartwig in **Corbach (Waldeck)** wünscht seltene Schmetterlingsgruppen gegen Briefmarken zu tauschen.

J. Lanyi in **Budapest, Adlergasse 12, I., 3,** will mit ausländischen Kameraden in Tauschverkehr treten; hat viele alte und neue ungarische Marken und wären ihm solche von den kleinen Antillen und von Zentralamerika sehr erwünscht.

M. Fleischer in **Mitau (Kurland), Grünhöfschestr. 22,** besitzt 46 ältere spanische und 34 ältere portugiesische Ganzsachen. Erwünscht sind ihm ältere deutsche Kouverts oder andere Ganzsachen und Marken.

Michael Curti in **Wien, Singerstraße 27, III.,** sammelt Mineralien und bittet seine Kameraden, ihn dabei zu unterstützen; wird sich später dafür dankbar erweisen.

Erich Berg in **Sagnitz per Teilitz, Livland (Rußland),** hat russische Stempelmarken und viele seltene und gewöhnliche russische Briefmarken, die er gegen ausländische gerne vertauschen möchte.

Adolf Zürrlein in **München, Schillerstraße 21/0,** tauscht ein ganz neues Schwaneberger Album (1887, mit 700 verschiedenen tadellosen Briefmarken gegen elektrische Apparate.

H. Wagner in **Freiburg i. S., Engegasse 14,** tauscht Briefmarken gegen einen photographischen Apparat.

Gust. Kunnz in **München, Schleißheimerstraße 10, II.,** hat eine Markensammlung mit ca. 250 Marken und eine Steinsammlung zu vertauschen.

Willy Benjamin in **Köln a. Rh., Steinstraße 21,** sucht eine gut erhaltene Marke von Sachsen 3 Pf. rot und gibt dafür eine Laterna magica mit vielen Bildern, 14 Münzen, darunter Congo- und 4 Römermünzen und 30 Freimarken.

H. Krome in **Magdebg. Neustadt, Mittagstraße 5,** hat diverse Marken von Natal und Kap, ferner eine Marke Transvaal 3 Pence rot, die er gegen andere Marken umtauschen möchte.

„Liebe Kameraden! Ich suche Münzen und gebe dafür verschiedene seltene Briefmarken. Ad. Kraus bei Herrn Th. Klüber in Schweinfurt."

Benno Connemann in **Würzburg, Heidingsfelderstraße 51,** wünscht eine fast neue Dampfmaschine (Neuwert 6 M.) gegen irgend einen physikalischen Apparat einzutauschen.

Karl Würker in **Zwickau i. S., Lindenstraße 16,** sucht mit Kameraden in Briefmarkentausch zu treten; hat viele seltene Marken.

Jul. Herpich in **Berlin, Schönebergerstraße 25, I.,** hat sehr seltene, ungestempelte Stadtpostmarken verschiedener Städte Norwegens, die er gerne gegen andere Briefmarken umtauschen möchte.

Rob. Court in **Köln a. Rh., Blumenstraße 7,** tauscht Kölner Privatpostmarken gegen solche anderer Städte.

Ludwig Bigener in **Biebrich a. Rh.** hat eine große Anzahl seltener Briefmarken zu vertauschen und bittet um Tauschsendungen von nur besseren Marken und Ganzsachen in jeder Anzahl. Anfragen muß Rückporto beiliegen.

Falkenjagd.

In Europa ist die Jagd mit dem Stoßfalken lange vergessen, aber unter den Araberstämmen in Afrika und Vorderasien und bei den Turkmenen in Zentralasien und ganz besonders in Persien ist sie heute noch in voller Blüte; für einen guten Jagdfalken zahlt ein Turkmenenhäuptling jede Summe die er auftreiben kann und bei Erbteilungen ward der Falke einem guten Rennpferde gleichgeachtet. Die Perser kennen und zähmen sieben verschiedene Raubvogelarten und verwenden dieselben je nach ihrer Größe zur Jagd auf alle möglichen Tiere von der flüchtigen Gazelle bis zu Wachteln und Staren herab. Auch bei ihnen ist die Falkenjagd ein Vorrecht des Vornehmen; sie wird genau in derselben Weise ausgeübt, wie in Deutschland im Mittelalter. Am häufigsten wird die Gazelle gejagt, der ohne Hilfe des Falken selbst der flüchtigste Renner nicht beikommen kann; der Falke hat sie im Nu eingeholt, sucht sich irgendwo am Kopfe des wehrlosen Tieres festzuklammern und hält es dann durch seine Flügelschläge so lange auf, bis der Reiter herankommt und ihm den Garaus macht. Viel interessanter ist die Jagd auf den Trappen, welcher dem Perser die deutsche Reiherbeize ersetzt. Nur die stärksten und besten Falken können dazu verwendet werden, denn der Trappe ist ein wahrhafter Vogel; nur die jüngeren suchen sich im Gebüsch zu decken, ältere Männchen stellen sich ihm fest entgegen, schlagen ein Rad mit den Schwanzfedern, wie der Truthahn, und wehren sich mit Schnabelhieben und Flügelschlägen auf das tapferste. Können sie sich aber gar nicht mehr helfen, so greifen sie zu einem letzten und verzweifelten Mittel, sie drehen sich plötzlich um und spritzen ihre klebrigen Exkremente auf den Angreifer. Wird dieser getroffen, so ist er momentan kampfunfähig, seine Federn kleben zusammen, und der Trappe kann ungehindert weglaufen. Der Falke macht eine so traurige Figur, daß es aussieht, als schäme er sich vor sich selber und es ist kaum möglich, ihn wieder zu reinigen; zur Trappenjagd kann er aber nie wieder verwendet werden.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Ich selbst bin die Antwort. Ich bin, anstatt zu schreiben, sofort selbst abgereist. Onkel Methusalem hier that es nicht anders. Wir wollten nach Kantong zu dem Agenten, um uns zu erkundigen, welche Reisegelegenheit zu wählen sei.“

„Methusalem? Auch ein Onkel?“ fragte der Chinese. „Diesen Namen habe ich noch nie gehört.“

„Er ist sehr selten,“ antwortete der Rotblaue lachend. „Es hat, seit die Erde

– „Mit dem sind wir fertig,“ meinte Degenfeld, „nun nach vorn!“

steht, nur ein einziger außer mir noch so geheißen und der ist nun leider endlich tot. Aber wer hätte so etwas denken können, als Sie heimlich an die Thür klopften! Nun soll mir jemand daran zweifeln, daß heut noch Wunder geschehen! Wir heißen Sie natürlich auf das herzlichste willkommen. Zwar befinden wir uns gegenwärtig in keiner angenehmen Lage, aber wir werden schon Mittel und Wege finden, uns aus derselben zu befreien, und dann werden wir sofort nach Hu-nan aufbrechen, oder genauer nach Ho-tsing-ting. So heißt doch wohl der Ort?"

„Ja, Herr."

„Er scheint früher anders geheißen zu haben?"

„Er hat seinen jetzigen Namen erst, seit Herr Stein sich dort befindet."

„Dachte es mir. Ting bedeutet eine kleine Stadt, und Ho-tsing heißt soviel wie Feuerbrunnen oder Feuerquelle. Der Ort würde also zu deutsch Feuerbrunnenstadt heißen. Wir wissen, daß Herr Stein eine Petroleumquelle entdeckt hat. Darum, als Sie seinen Namen nannten und von Kohlen sprachen, begann ich zu ahnen, daß Sie den meinen, welchen wir aufsuchen wollen."

„Nicht nur Petroleum haben wir gefunden, sogar Gas. Das reine Brenngas strömt aus der Erde."

„Aber nicht freiwillig, sondern infolgedessen, daß Herr Stein nachgebohrt hat?"

„Ja. Dem Bohrloche entströmte eine Luft, welche man verbrennen kann. Sie leuchtet viel besser als Lampen. — Aber gehören Sie alle zusammen? Sind Sie alle miteinander verwandt? Werden Sie alle nach Ho-tsing-ting reisen?"

„Alle, diesen einen Herrn ausgenommen, welcher uns wohl nicht so weit begleiten wird."

Er zeigte auf den Dicken, welcher ebenso wie der Kapitän und der Gottfried der Szene mit größtem Interesse gefolgt war. Die Begegnung mit diesem Chinesen, welcher ein Beamter des Onkels Daniel war, war eine so ungewöhnliche, daß man zunächst fast gar nicht an die Gefährlichkeit der Lage dachte, in welcher man sich befand. Es gab so viel zu fragen und zu beantworten. Der Kapitän meinte kopfschüttelnd:

„Es hat doch schon manches Schiff sehr unerwartet meinen Kurs gekreuzt, aber eine so seltsame Begegnung ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Mich auch nicht," stimmte Gottfried bei. „Ich bin janz jerührt von diese Jüte des Schicksales. Ich möchte das Fatum beim Kopfe nehmen und mich von ihm einen Kuß jeben lassen. Kommen Sie her, oller Chinesige! Ich schüttele Sie die Hände und rufe Sie ein herzliches Tsching-tsching-tsching entjegen, wat in diesem Lande soviel heißt wie ‚du bist mich erjebenst willkommen, oller Schwede!' Ich bitte um Ihre Freundschaft und stelle mir selbst nebst Oboe Ihnen zur jeneigten Disposition."

Er umarmte den Chinesen und küßte ihn auf die Wange. Darüber war der Dicke so gerührt, daß er sich eine Thräne aus dem Auge wischte und beinahe schluchzend sagte:

„Ik ben ook uw vriend. Hebt gij eene goede gezondheid?"

Der Chinese sah ihn fragend an, denn er hatte ihn nicht verstanden. Der Methusalem erklärte ihm:

„Mijnheer von Aardappelenbosch versichert, daß er auch Ihr Freund sei, und erkundigt sich, ob Sie eine gute Gesundheit besitzen."

„O, meine Gesundheit ist ausgezeichnet," antwortete nun der Chinese.

„En mijne gezondheid is niet goed. Ik ben altijd onpasselijk — und meine Gesundheit ist nicht gut; ich bin immer krank (allzeit unpäßlich)."

Der Chinese wußte nicht recht, wie er zu dieser intimen Mitteilung komme. Er wollte eine Frage aussprechen, welche den Holländer vielleicht beleidigt hätte; glücklicherweise aber kam dieser ihm mit der Versicherung zuvor:

„Gij alle zijt mijne vrienden. Ik reiz met naar Ho-tsing-ting. Gij zullt mij niet verliezen — Ihr alle seid meine Freunde. Ich reise mit nach Ho-tsing-ting. Ihr sollt mich nicht verlieren."

Er reichte allen die fetten Hände und empfing von ihnen die Versicherung, daß dieser sein Entschluß ihnen außerordentlich angenehm sei. Darüber war er so erfreut, daß sein Gesicht vor Vergnügen glänzte.

Darauf kam man nun wieder auf die Gegenwart zu sprechen. Man befand sich ja in einer Lage, welche die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit erforderte. Der Methusalem wagte es, die Thür zu öffnen und hinauszutreten. Als er wieder hereingekommen war und den Riegel vorgeschoben hatte, berichtete er:

„Es ist wirklich kein Mensch zu sehen, diese Menschen sind außerordentlich nachlässig. Meinen sie denn, uns so sicher zu haben, daß sie sich gar nicht um uns zu kümmern brauchen?"

„So ist es," antwortete der Chinese. „Wir befinden uns auf hoher See und können ihnen also nicht davonlaufen."

„Aber sie uns auch nicht! Aus wie vielen Köpfen besteht die Bemannung?"

„Es sind über sechzig Leute."

„So viele habe ich nicht gesehen."

„Sie hielten sich verborgen."

„Und wie sind sie bewaffnet?"

„Nach Ihren Begriffen herzlich schlecht, nach den unserigen aber sehr gut. Daß sie mit Stinktöpfen versehen sind, haben Sie ja schon bemerkt?"

„Ja, und zwar zum Schaden dieser Leute."

„Sodann sind Kanonen vorhanden."

„Wir haben doch keine gesehen!"

„Sie stecken in den Kisten, welche sich unten im Raume befinden. Sobald der Tag anbricht, sollen sie aus diesen Hüllen genommen und aufgewunden werden. Erst dann wird die ‚Wasserkönigin' als Raubdschunke zu erkennen sein."

„So ist sie jetzt auf Raub ausgelaufen?"

„Ja. Erst sollen Sie ermordet werden, dann will der Ho-tschang auf Handelsdschunken Jagd machen. Der Raub wird dem Hui-tschu, dem Obersten der Genossenschaft gebracht."

„Welcher Art sind diese Kanonen?"

„Von derjenigen, welche bei uns Pao genannt wird. Eine jede hat ihren Namen. Nach diesen Bezeichnungen müssen die Geschütze außerordentlich gefährlich sein. Es gibt da einen ‚speienden Drachen', einen ‚verschlingenden Tiger', einen ‚fürchterlich imposanten Pao', einen ‚siegerzwingenden', einen ‚himmelstürmenden' und einen ‚menschenfressenden Pao'. Mit Ihren Geschützen aber sind diese Kanonen nicht zu vergleichen."

„Und die Handwaffen?"

„Da gibt es Schwerter, Lanzen, Beile, Messer, Pfeile, Bogen und alte Pistolen. Außerdem Flinten verschiedenster Art."

„Sind diese letzteren gut?"

„Nein. Man hat alte Luntenflinten. Diese werden Niao-tsiang genannt, was soviel wie Vogelflinte bedeutet. Dann dreiläufige alte Gewehre. Sie führen den Namen San-yan-tschung, ‚Flinte mit drei Oeffnungen', ferner gibt es Schloßflinten. Man nennt sie Tse-lai-ho-tsiang, ‚von selbst losgehende Gewehre'. Auch Schrotflinten hat man. Sie führen die Bezeich-

nung Sian-tsiang, ‚dünne Flinten'. Und endlich habe ich noch Windbüchsen gesehen. Man nennt sie Fung-tsiang, was soviel wie ‚Windgewehr' bedeutet. In der Mandschusprache heißen sie Tschirgabuku miootschan, was man als ‚Flinte mit eingesperrter Luft' übersetzen muß."

„Nun, das ist ja eine ganze Masse von Mordwerkzeugen. Man möchte sich wirklich fürchten," lachte der Blaurote.

„Und fürchten Sie sich wirklich?" fragte der Chinese besorgt.

Er sah den Studenten dabei ängstlich an. Die Chinesen sind keineswegs wegen ihres persönlichen Mutes berühmt, und dieser hier machte sehr wahrscheinlich keine Ausnahme. Er hatte zwar ein ganz ehrliches und vertrauenerweckendes Gesicht; aber er war klein und schmächtig und hatte keineswegs das Aussehen eines furchtlosen Mannes oder gar eines Helden. Es war von ihm schon eine sehr mutvolle Handlung gewesen, sich von den Piraten loszusagen und zu den Deutschen zu gehen. Das wäre wohl nicht geschehen, wenn er nicht von den letzteren Rettung erwartet hätte. Sollte diese Hoffnung etwa getäuscht werden? In diesem Falle hätte er es wohl für besser gehalten, bei den Chinesen zu bleiben. Um ihn in dieser Beziehung auf die Probe zu stellen, antwortete der Methusalem:

„Ganz geheuer ist es mir natürlich nicht. Ueber sechzig Feinde, welche in dieser Weise bewaffnet sind! Was können wir gegen die Kanonen thun?"

„O wehe, Herr! halten Sie es für gefährlich?"

„Sehr!"

„So raten Sie mir wohl, mich lieber wieder fortzuschleichen, damit die Piraten gar nicht erfahren, daß ich bei Ihnen gewesen bin?"

„Ich kann Ihnen weder zu- noch abraten. Thun Sie, was Ihnen beliebt. Aber ich denke, daß Ihr Platz bei dem Neffen Ihres Prinzipals ist."

„Da werde ich ja erschossen!"

„Pah! Glauben Sie das nicht! Ich habe Sie nur prüfen wollen und da leider erfahren, daß wir im Falle eines Kampfes auf Sie nicht allzusehr rechnen dürfen. Aber es kann nicht jeder ein großer Krieger sein; es muß auch Männer des Friedens geben, Kaufleute, Kohlenhändler und andere. Ich denke, daß wir Sie mit durchschleppen werden. Angst zu haben, fällt mir gar nicht ein. Wir sind zwar nur fünf Personen, aber mit sechzig Chinesen nehmen wir es schon noch auf. Oder, sagen Sie, Mijnheer, wollen wir etwa auch, um unser Leben zu retten, Seeräuber werden?"

„Ik niet," antwortete der Gefragte. „Ich heb geweeren en een mes. Ich ben een groote veldheer — ich nicht. Ich habe Gewehre und ein Messer. Ich bin ein großer Feldherr."

„Und du, Gottfried?"

„Na, wenn Sie mir fragen, so können Sie mich leid thun!" antwortete der Pfeifenträger zornig. „Eine Handvoll Chinesen werden doch mir nicht aus der Fassung bringen. Wenn die mit mich nach dem Monde wollen, so werfe ich sie alle runter in die Wolken. Diese Kerls blase ich mit meine Oboe an, daß sie nur so durch die Lüfte fliegen. Jottfried und Seeräuber! Wer mich so wat zumutet, der verdient die hellen Prüjel, und aber wat für welche!"

„Schön! Und Sie, Kapitän?"

„Auch mich fragen Sie?" meinte Turnerstick. „Wollen Sie mich kränken oder gar beleidigen?"

„O nein, ich halte es für meine Pflicht, Sie zu fragen, bevor wir einen Beschluß fassen, dessen Ausführung jedenfalls mit Gefahren verbunden ist."

„So kann ich Ihnen weiter nichts sagen, als daß ich ein Seemann bin, der in Gefahren groß geworden ist."

„Gut, so sind wir also einig. Was nun thun? Wir haben zwar noch Zeit, doch ist es besser, schon jetzt zu einem Plane zu kommen. Wo schlafen die Matrosen?"

Diese Frage war an den Chinesen gerichtet. Er antwortete:

„Unten im Raume bei den Kanonen."

„Schlafen sie stets da unten?"

„Ja."

„So ist die Einrichtung hier eine ganz andere als auf unsern Schiffen. Drei Wachen und der Steuermann auf Deck und die andern alle unten. Das ist eine heillose Wirtschaft, besonders für einen Piraten. Ich habe gesehen, daß die Segel gesetzt sind, und da wir ruhiges Wetter und konstanten Landwind haben, so sind zwar keine Deckhände notwendig; aber wenn plötzlich eine Bö kommen sollte, was in diesen Gewässern häufiger vorkommt als anderwärts, so würde sich die Dschunke ganz gemächlich umlegen und mit uns in die Tiefe gehen. Wo schläft der Kapitän?"

„Gewöhnlich hier nebenan," antwortete der Chinese. „Heute aber wagte er das nicht, da er Ihre Gewehre fürchtete. Die Kugeln dringen durch die dünne Wand. Er befindet sich mit dem Schiffsherrn und dem Priester in der hinteren Kajüte."

„Das ist gut. Aber sagen Sie mir zunächst, wie ich Sie nennen soll. Sie haben uns Ihren Namen noch nicht gesagt."

„Mein Titelname ist Liang-ssi."

Auf die Frage des Methusalem hatte der Chinese seinen Titelnamen genannt: Liang-ssi, zu deutsch: ‚gute Geschäfte'. Dieser Name ließ sehr leicht auf die Eigenschaften seines Trägers schließen; derselbe war jedenfalls ein tüchtiger Kauf- oder überhaupt Geschäftsmann. Kriegerischer Sinn war da nicht zu erwarten.

„Mich," sagte der Student, „können Sie verschieden nennen. Ich heiße Degenfeld, zuweilen auch Methusalem. Wollen Sie sich aber lieber des Chinesischen bedienen, so rufen Sie mich ‚Tsing-hung'."

„Tsing-hung?" fragte der Chinese erstaunt. „Das heißt ja der Blaurote!"

„Allerdings."

„Nennt man Sie so?"

„Ja."

„Weshalb?"

„Wegen meiner Nase."

„Sonderbar! Ist das Ihr Titelname?"

„Nein, sondern mein Scheng ming."

„Ihr Studentenname? Was haben Sie studiert?"

„Das, was Sie Tschu nennen."

„Das heißt alles?"

„Ja. Ich hatte wenig Lust, aber sehr viel Zeit. Darum lernte ich alles, und kann nun nichts. Doch erlauben Sie mir Ihnen auch die Namen der andern Herren zu nennen! Dieser Herr ist Kapitän Turnerstick, welcher Name von einem Chinesen, der unsere Sprache nicht kennt, wie Tu-ru-ne-re-si-ti-ki ausgesprochen würde. Hier mein Diener Gottfried, welches letztere Wort wie Go-to-to-fi-ri-di lauten müßte. Eigentlich heißt er auch noch Ziegenkopf, womit ich Sie aber nicht behelligen darf, da ich sonst Zi-ge-ne-ko-po-fo zu sagen hätte. Und nun dieser, mein lieber Freund, heißt Aardappelenbosch. Wie würden Sie da als Prachtchinese sagen?"

„A-ra-da-pa-pe-le-ne-bo-scho," antwortete der Chinese.

„Danke sehr, bin jetzt froh, daß ich nicht in Ihrem Reiche der Mitte geboren wurde! Und nun, mein lieber Kapitän, möchte ich auch von Ihnen etwas wissen. Wie viele Hände braucht so ein Ho-

tschang, um mit oder auf der Dschunke ein Manöver ausführen zu lassen?"

„Da muß ich wissen, welches."

„Wenden."

„Wenden? Hm! Das kommt sehr auf den Wind an."

„Ich meine den jetzigen."

„Also Landwind. Wir gehen vor dem Winde. Eine solche Dschunke ist ein sehr ungehorsames Ding. Ankreuzen kann man nur ganz wenig. Warum fragen Sie?"

„Wir fahren nach Hong-kong zurück."

„Nach — Hong — kong?" dehnte Turnerstick. „Sind Sie verrückt?"

„Wahrscheinlich nicht."

„Die Chinesen werden sich hüten, umzukehren!"

„Das denke ich auch. Wir fragen sie aber gar nicht."

„Alle Teufel! Ich verstehe! Master Methusalem, das ist kühn!"

„Wenn auch! Dem Kühnen gehört ja die Welt."

„Richtig! Welch ein Streich! So etwas wäre noch nie dagewesen."

„Desto besser! Ich thue gern etwas, was andere nicht fertig bringen. Also, wie viele Hände brauchen Sie, wenn Sie das Kommando der ‚Königin des Wassers' übernehmen?"

„Will sehen."

Er öffnete leise die Thür, trat hinaus und sah sich um. Sein scharfes Seemannsauge erkannte den Wächter, welcher schlafend am großen Maste saß. Er prüfte das Schiff, die See, den Wind, kehrte dann in die Kajüte zurück und sagte:

„Landwind und Ebbe, da ist bei dieser Takelung und mit den wenigen und schweren Mattensegeln nichts zu machen."

„Wirklich gar nichts?"

„Ja. Höchstens könnte man die Segel fallen lassen, aber dennoch würde man durch die Ebbe weiter in See getrieben werden."

„Können Sie nicht wenigstens beidrehen?"

„Ja, wir können uns eben vor Topp und Takel legen, aber es nützt uns nichts. Zwar ist die Dschunke in ihrer Art sehr gut gebaut. Ich müßte es doch versuchen, indem ich die Segel killen lasse und sie dann lähnlich brassen. Nehme ich, da Sie das nicht verstehen, dann selbst das Steuer, so kann ich es vielleicht fertig bringen, daß wir wenigstens keine Fahrt machen. Wir treiben dann nicht weiter in See und können warten, bis früh der Seewind aufkommt und nachher die Flut eintritt. Mit beiden können wir dann nach Hong-kong zurück."

„Gut, machen wir es so! Also wie viele Leute soll ich Ihnen zur Verfügung stellen?"

„Zur Verfügung? Können Sie denn die Matrosen so aus den Aermeln schütteln?"

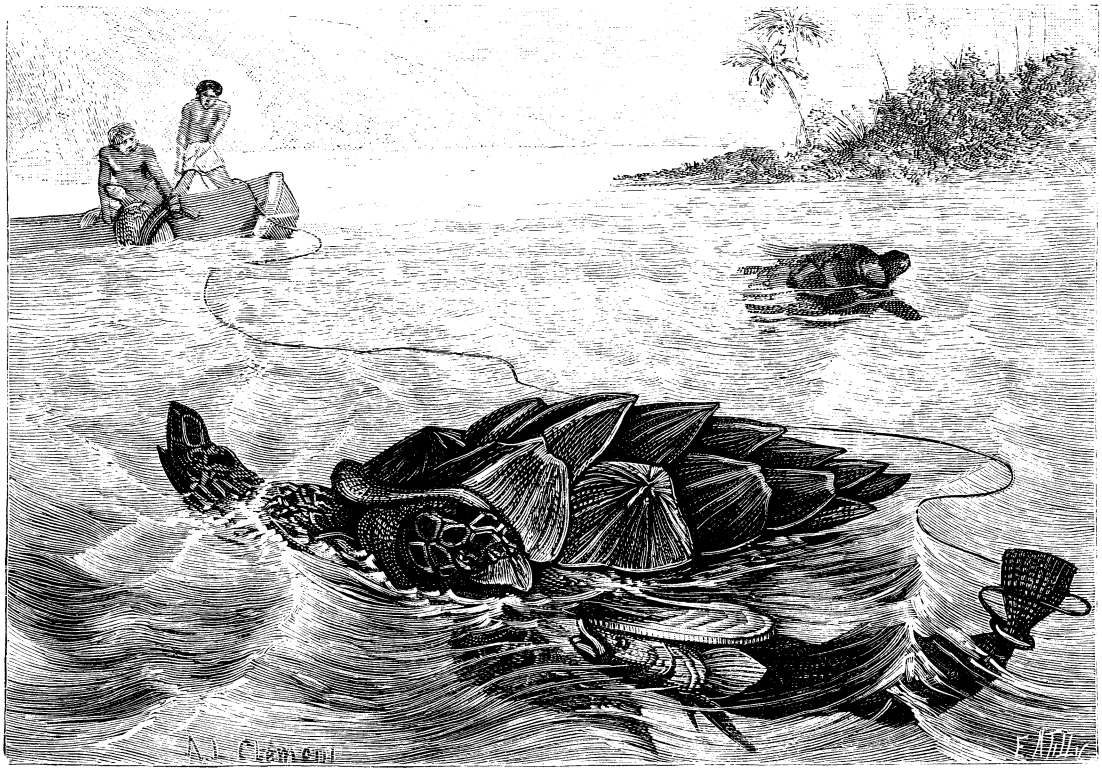
„Ja."

„Das verstehe ich nicht."

„Und doch ist es so leicht. Unser Freund Liang-ssi geht hinunter zu den Chinesen und schickt uns unter irgend einem Vorwande so viele, wie Sie brauchen, herauf. Er muß sie einzeln wecken und ebenso einzeln schicken, damit unten keiner von dem anderen etwas weiß. Die übrigen dürfen nicht erwachen. So wie die Kerls einzeln kommen, überwältigen wir sie. Dann sind sie gezwungen, zu thun, was wir wollen. Die anderen nageln wir ein, daß sie nicht herauf können."

„Herrlicher Gedanke! Methusalem, Sie sind ein Prachtkerl!"

„Ja," stimmte der Dicke bei, „hij wil het gaanze scheep muisen — ja, er will das ganze Schiff mausen!"



Schildkrötenjagd mittels des Kopfsaugers.

„Ja, dat wollen wir!" fiel Gottfried lustig ein. „Donner und Doria, wat werden die daheim im Feldbriefträger von Ninive für Jesichter machen, wenn wir ihnen erzählen, daß wir fünf Personen eine janze Dschunke mitsamt die Bemannung jestohlen und in die Westentasche davonjetragen haben! Ja, so wird es jemacht! Wat ich dabei thun kann, dat wird jern jeschehen!"

„Ist es nicht zu gefährlich?" fragte der Chinese.

„Nein," antwortete der Methusalem.

„Aber ich soll die Leute heraufschikken?"

„Die werden Sie nicht fressen!" beruhigte ihn der Kapitän. „Sinnen Sie sich nur einen guten Vorwand aus!"

„Aber sie werden sich an mir rächen wollen!"

„Pah! Wir sorgen schon dafür, daß sie unschädlich gemacht werden und Ihnen

nichts thun können. Gibt es Stricke hier in der Nähe?"

„Genug, in dem Behältnisse da vor dieser Kajüte."

„Dahinein aber kann man nur von oben gelangen?"

„Ja."

„Und da steht der Vorderposten! Das ist unangenehm!"

„Gar nicht!" sagte der Methusalem. „Ich werde gleich ein Wort mit dem Mann sprechen."

„Sie wollen hinauf zu ihm?"

„Ja. Jedenfalls schläft auch er. Ich nehme ihn ein wenig bei der Kehle. Passen Sie 'mal auf! Gottfried mag mitgehen und sein Taschentuch als Knebel bereit halten."

Die beiden verließen die Kajüte. Sie sahen die Leinen, an denen am Abende die Laternen gehangen hatten. Der Methusalem schnitt eine derselben ab, um sie als Fessel gebrauchen zu können. Er sah den schlafenden Mann am Großmaste sitzen."

„Komm, Gottfried," sagte er. „Wir wollen erst diesen unschädlich machen."

Sie schlichen sich zu ihm hin und kamen ganz an ihn heran, ohne daß er aufwachte.

„Ich fasse ihn bei der Kehle," flüsterte der Student. „Er wird den Mund öffnen, um zu schreien oder Atem zu holen. Da steckst du ihm dein Taschentuch so weit wie möglich hinein."

„Schön! Werde ihm jut bedienen!"

Sie nahmen sich noch Zeit, die lange Leine in kürzere Stücke zu schneiden; dann legte Degenfeld dem Manne die Hände um den Hals. Er wollte erschrocken auffahren und schreien. Im Nu schob ihm der Wichsier das Tuch in den Mund.

„So!" nickte der letztere. „Der singt uns nun keine Quadrille vor. Soll ich ihn binden? Halten Sie ihm jetrost fest!"

Der so unzart Ueberraschte schlug mit den Händen und stieß mit den Füßen um sich, konnte aber nicht verhüten, daß Gottfried ihn so fesselte, daß er sich nicht mehr zu bewegen vermochte.

„Mit dem sind wir fertig," meinte Degenfeld. „Nun nach vorn!"

(Fortsetzung folgt.)

Schildkrötenjagd mittels des Kopfsaugers.

In der gewiß wohlmeinenden Absicht, unsere lieben jungen Kameraden gelegentlich auch zur Erkenntnis verschiedener Vorkommnisse und Erscheinungen in allen Reichen der Natur anzuregen, führen wir ihnen die beistehende Ansicht der Art und Weise vor, wie die Indianer des tropischen Amerika die großen Seeschildkröten mittels eines nur fußlangen Fisches fangen, unter dem Namen Kopf- oder Schiffssauger, Echeneïs remora und Echeneïs Naucrates dem Naturforscher bekannt. Es ist merkwürdig, in welch findiger Weise sich der Mensch gewisser Tiere zum Fang von anderen Tieren, welche ihm für seinen Haushalt nützlich sind, bedienen gelernt hat. Gewisse Fangarten von Tieren mittels anderer sind unter den nach Rasse und Heimat verschiedensten Völkern zu verschiedenen Zeiten und in voneinander entlegensten Oertlichkeiten entstanden und allgemein geworden. Unsere lieben Kameraden wissen ja längst, in welch umfassender Weise man sich des Hundes, des Pferdes, des Elefanten zur Jagd, des abgerichteten Falken und des Uhu zur Falkenjagd und zur Vogeljagd in der Auf- oder Schuhuhütte bedient, wie man den Kormoran zum Fischen abgerichtet hat u. drgl. m.; allein daß man mittels eines kleinen Fisches große Meerschildkröten im Gewicht bis zu fünf Zentnern fangen kann und wirklich fängt, ohne daß der Fisch dabei das Leben einbüßt, ist doch vielleicht manchem unserer lieben jungen Freunde neu. Und merkwürdigerweise ist diese Art des Schildkrötenfangs nicht nur nicht neu, sondern schon uralt und zwar nicht allein bei den Indianern der Küsten des tropischen Amerika, sondern auch bei den Bewohnern des Kaps der Guten Hoffnung und der Küste von Mosambik in Südostafrika üblich. Dies erinnert an die Bemerkung, welche Alexander v. Humboldt in seinen geistvollen „Ansichten der Natur" macht: „Die Kenntnis der Lebensweise der Tiere und die Lebensbedürfnisse, welche sich überall in gleicher Weise vorfinden, lassen bei Rassen, welche in keiner Verbindung miteinander stehen, die Idee derselben Kunstgriffe entstehen."

Die großen Seeschildkröten werden auf den Antillen und an den Küsten des tropischen Amerika leicht gefangen, wenn sie ans Land kommen, um hier ihre zahllosen Eier zu legen und im Sand zu verscharren. Die Eingeborenen lauern dann auf den Augenblick, wo die Schildkröten sich ihrer Eier entledigt haben, eilen dann herbei und drehen die schweren Tiere auf den Rücken, wodurch sie hilflos werden, legen ihnen eine Tauschlinge um den Hals und schleppen sie nach Hause, wo dieselben dann müh- und grausam getötet werden. Das Eierlegen findet aber nur einmal im Jahre statt und man fängt dabei nur Weibchen; die Männchen, welche angeblich ein weit besseres Fleisch haben, kommen nur selten ans Land. Die Indianer aber sind gefräßig und lüstern nach dem besseren Fleische und wünschen das ganze Jahr hindurch Schildkrötenfleisch und -Fett zu essen, und so sind sie auf ihr Verfahren des Schildkrötenfangs gekommen, welche Lacépède in seiner „Naturgeschichte der Fische" nach einer Schilderung Commersons folgendermaßen beschreibt:

„Man befestigt an den Schwanz eines lebenden Kopfsaugers (E. Naucrates) einen eisernen Ring von einem großen und so engen Durchmesser, daß der Ring den Fisch nicht hindert, und daß er nicht über die Schwanzflosse hinausgleiten kann. An diesem Ring wird ein sehr langer dünner Strick befestigt. Wenn der Kopfsauger so vorbereitet ist, so setzt man ihn in ein Gefäß mit Meerwasser, welches sehr häufig erneuert werden muß; die Fischer nehmen das Gefäß mit in ihr Boot und rudern dann in die Gewässer hinaus, welche von den Meerschildkröten besucht werden. Diese Schildkröten pflegen häufig an der Meeresoberfläche schlafend zu liegen, und schwimmend herumzutreiben, und ihr Schlaf ist dann so leicht, daß das mindeste Geräusch eines nahenden Fischerbootes hinreichen würde, sie zu wecken, worauf sie sich flüchten und in große Tiefen des Ozeans niedertauchen. Man setzt dann den an seinen langen Strick befestigten Kopfsauger wieder ins Meer. Der Fisch wähnt sich seiner Gefangenschaft teilweise entledigt und sucht zu entweichen, indem er im weiten Umkreise herumschwimmt. Man läßt ihm nun ungefähr so viel Tau, als die Entfernung zwischen der Seeschildkröte und dem Boot beträgt. Der von diesem Hemmnis zurückgehaltene Fisch macht anfangs neue Anstrengungen, um sich der Hand zu entziehen, welche ihn festhält, fühlt aber bald, daß er sich vergebens abmüht und sich nicht befreien

kann, und durchläuft nun den ganzen Kreis, von welchem der Strick gewissermaßen den Radius bildet, um irgend einen Anheftungspunkt und somit etwas Ruhe zu finden. Diese gesuchte Zuflucht findet der Fisch unter dem Brustschild der Schildkröte, an welchen er sich mittels seiner Saugscheibe fest ansaugt. Dadurch liefert er den Fischern, denen er als eine Art Haken dient, das Mittel, die Schildkröte an sich heranzuziehen" (siehe unseren vorstehenden Holzschnitt). Ist die Schildkröte nahe genug, so wird ihr eine Tauschlinge über den Kopf herein und kräftig zusammengezogen, und sie ist dann gefangen.

Die Echeneisarten sind sonderbare Fische, bei denen gewissermaßen das Obere zu unterst gekehrt ist. Auf ihrer Schädeldecke tragen sie eine Saugscheibe mit 18—24 Querstreifen, mittels deren sie sich an Felsen, Schiffe und große Seetiere so fest ansaugen können, daß ein Mann kaum im stande ist, einen solchen angesaugten Fisch loszureißen. Im Atlantischen Ozean zieht man selten einen gefangenen Hai aus der Tiefe, ohne an demselben ein halbes Dutzend oder mehr solcher Kopfsauger fest angeschmiegt zu finden, welche erst loslassen, wenn der Hai auf dem Trockenen liegt. Zu welchem Zweck sie sich ansaugen und ob sie besonders den Hai wegen seiner rauhen körnigen Haut als Fläche zum Ansaugen bevorzugen, weiß man noch nicht. Thatsache ist aber, daß sie so hartnäckig unter dem Wasser an den Schiffsplanken und dem Kupferbeschlag festhalten, daß man sie hinweg schneiden muß, wenn man sie haben will; da sie eßbar und durchaus nicht unschmackhaft sind. Die Wilden kamen nun auf den Gedanken, diesen Fisch zum Fang der Seeschildkröten und anderer großer Seetiere zu verwenden, wahrscheinlich durch die Wahrnehmung, daß an Schildkröten und großen Fischen, welche sie aus dem Meere zogen, solche Saugfische angeheftet waren.

Die erste Nachricht über diese Verwendung der Kopfsauger zum Schildkrötenfang verdanken wir jenem italienischen Grafen Anghiera, welcher nach weiten Seereisen in der Alten und der Neuen Welt als Hofmeister am spanischen Hofe lebte und unter dem Pseudonym Petrus Martyr einer der ersten Schriftsteller über das neuentdeckte Amerika war und 1526 als Prior in Granada starb. Seine Schilderung beglaubigte Hernandez de Orviedo in seiner spanisch geschriebenen „Naturgeschichte beider Indien", welche 1535 in Sevilla erschien. Die obige Darstellung Lacépèdes ist neuerdings auf Grund eingehenderer Beobachtungen auch von verschiedenen jüngeren Forschungsreisenden und Schriftstellern bestätigt worden, und ist jedenfalls interessant genug, um auch unsere lieben jungen Kameraden zu beschäftigen.

Aus dem Leben des Tierbändigers van Amburgh.

I.

Die Kunst, wilde Tiere zu bändigen, daß dieselben die Oberherrschaft der Menschen anerkennen, ist sehr alt. Schon Plinius erzählt, daß man die wilden Stiere daran gewöhnt habe, Halsketten von Feigenlaub zu tragen. Der Wagen des Bacchus, den wir oft im Bilde dargestellt sehen, wird bald von Tigern, bald von Luchsen oder Panthern gezogen, woraus wir schließen dürfen, daß man die Kunst, wilde Tiere zu bändigen, schon im grauen Altertume verstand. Nach einem Gesetz der indischen Buddhisten soll „ein alter, kranker Tiger mit seinem eigenen Fleische genährt werden", was uns anzunehmen erlaubt, daß man in Indien die Tiger bis zum Haustier gezähmt hatte. Auch die alten mexikanischen Priester verstanden diese Kunst, die sie, um sich dieselbe zu bewahren, mit allerlei geheimnisvollen Gebräuchen umgaben. Sie bereiteten eine Salbe aus der Asche giftiger Reptilien, der sie Pech, Kienruß, Tabak und andere narkotische Kräuter beimischten und behaupteten, diese Salbe wirke, daß ihnen Tiger und Löwen gehorchen müßten. Ebensolange ist die Kunst der Zähmung wilder Bestien im Orient bekannt, und noch im Jahre 1839 schenkte Mehemed Ali der französischen Regierung einen gezähmten Löwen. Wie die Großen im Orient häufig zahme Löwen, so hielt der Herzog von Choiseul, Minister Ludwig XV., eine zahme Tigerkatze in seinem Wohnzimmer. Ein merkwürdiges Beispiel von der Herrschaft, welche Menschen über wilde Tiere zu gewinnen vermögen, erzählten die Journale von Paris im Jahre 1801 von Felix Cassal, einem Löwen und einer Löwin, welche der Bei von Constantine der französischen Regierung geschenkt hatte. Jene Journale schrieben:

„Cassal war mehrere Tage krank, und ein anderer Wächter besorgte statt seiner die Tiere. Keines derselben schien es zu bemerken, außer dem Löwen, der traurig in der Tiefe seines Käfigs liegen blieb, keine Dienstleistung des fremden Mannes annehmen wollte, und durch ein dumpfes, verdächtiges Brüllen zu erkennen gab, daß ihm die Gegenwart dieses Mannes zuwider sei. Selbst die Gegenwart der Löwin schien ihm zu mißfallen, mindestens beachtete er sie nicht. Die Unruhe, der Ausdruck von Leiden, den das Tier hatte, ließen glauben, daß es krank sei, aber niemand wagte sich ihm zu nähern. Endlich war Cassal wieder hinreichend hergestellt, um seinen Dienst selbst zu übernehmen, und um seinen Löwen zu überraschen, schlich er leise unter dem Käfig hin, und streckte nur den Kopf am Rande des Gitters hinein — ihn sehen und in einem Satze zu ihm hinspringen, war bei dem Löwen das Werk eines Augenblicks; er richtete sich an Cassal empor, schmeichelte ihm mit seinen Tatzen, leckte ihm das Gesicht und die Hände ab und heulte vor Freude. Die ebenso erfreute Löwin kam gleichfalls herbei, aber der Löwe stieß sie zurück, geriet in Zorn, daß sie die Liebkosungen, auf die er eifersüchtig war, ihm entziehen wolle — ein Streit schien sich zwischen beiden erheben zu wollen, als Cassal in das Behältnis hineintrat, sie beschwichtigte, und von beiden dann Liebkosungen empfing und erwiderte. Man sieht Cassal häufig in der Mitte dieses gefährlichen Paares, deren furchtbare Kraft er zu beherrschen weiß. Er spricht bald mit dem Löwen, bald mit der Löwin, er schmeichelt ihnen, er küßt sie auf ihren Rachen; will er, daß sie sich trennen, und jedes in seinen eigenen Käfig gehe, es geschieht, sobald er es ihnen befiehlt; will er, daß sie sich auf den Rücken legen, den Umstehenden ihre gewaltigen, mit scharfen Klauen bewaffneten Tatzen zu zeigen, will er, daß sie den Rachen öffnen, damit man die furchtbaren Zahnreihen sehen kann, so gibt er ihnen nur ein Zeichen, sogleich legen sie sich auf den Rücken, strecken eine Tatze nach der anderen vor, öffnen den Rachen, und ihre Belohnung ist es, ihm dann die Hand ablecken zu dürfen."

Wenn wir heute in den wandernden Menagerien ähnlichen Verkehr des Menschen mit der Bestie sehen, so liegt gewiß der Wunsch nahe, etwas über die Art und Weise, wie diese Zähmung geschieht, zu erfahren. Dazu bietet das Leben des Tierbändigers van Amburgh eine gute Gelegenheit. Es sollen hier nicht die vie-

wunderbaren Erzählungen, die in früheren Jahrzehnten von demselben im Umlaufe waren, wiederholt werden, weil diese meistens Erdichtungen sind; sondern wir wollen das, was Ephraim Watts, ein Kaufmann in New York, in seiner Lebensbeschreibung Amburghs erzählt und das er aus dem Munde dieses Tierbändigers selbst und von dessen Verwandten erfahren hat, im wesentlichen mitteilen.

Isaak van Amburgh wurde im Juli 1811 in der Grafschaft Ducheß in Kentucky geboren. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken das Land, welches der Ohio, der Missisippi, der Kentucky, der Big-Sandy und andere große Flüsse durchziehen. In dieser Gegend, nicht weit von der Stadt Lewiston, siedelten sich die Tuscarora-Indianer an, die von Süd-Karolina auswanderten. Sie bildeten mit den übrigen Stämmen der Eingeborenen zusammen eine Republick, welche die Konförderation der sechs Nationen genannt wurde, und deren Hütten der Reisende, welcher von Buffalo nach Lewiston fuhr, auf den beiden Ufern des Kentucky sich erheben sah. Vorboys van Amburgh, der Großvater des Tierbändigers, war ein Tuscarora-Indianer; sein ursprünglicher Name war „Tangborgon d'Dom", was in der Sprache der Tuscaroras „Großer König der Wälder" heißt. Er nahm den Namen Vorboys van Amburgh von einem Landmann in Kentucky an, der so hieß, und den er, als er in dem Walde von zwei Jaguaren angefallen worden, gerettet hatte. Dieser Landmann riet ihm, nach Kentucky zu gehen, und dort die Felle der beiden Jaguare zu verkaufen. Der ehemalige „Große König der Wälder" that dies und siedelte sich dort an, ließ sich taufen und verheiratete sich. Merkwürdig ist, daß sein einziger Sohn, der Vater des Tierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor wilden Tieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben, und man versichert, daß, als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen frisch gemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrak, daß ihn dieser Schreck tötete.

Sein Sohn Isaak verachtete bereits in frühester Jugend die Spiele der Kinder, und nur Insekten wie Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer ꝛc. vermochten seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer wurde, übte er sich an kleinen vierfüßigen Tieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der benachbarten Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrot mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen teilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte vergebens alles, um ihn dieser Tierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er seine Freuden fand, die den andern Menschen unbekannt sind. In seinem siebenten Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im stande, ihn herunter zu werfen. Er wurde in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Teilen Kentuckys die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch in seinem zwölften Jahre schon ein freies, selbständiges Leben. Im südlichen Amerika sind die wilden Pferde ungemein schwer zu bändigen; sie beißen fürchterlich und schlagen mit den Vorder- und Hinterfüßen aus. Auf folgende Art werden sie gefangen: Ein Reiter jagt im vollen Galopp in eine Herde wilder Pferde hinein, wirft einem derselben eine Schlinge um den Hals, und eine Schnur, die mit Bleikugeln behängt ist, zwischen die Füße, und wirft es so in den Sand. Dann springt er schnell von seinem Pferde ab, schwingt sich auf den Rücken des wilden Pferdes, das wie ein Pfeil mit ihm über die Grasfläche jagt. Nichts vermag den geschickten Bändiger abzuwerfen, und das wilde Pferd, durch die Stimme des Reiters, durch die Sporen und Peitsche getrieben, läuft, bis es erschöpft niederstürzt. Dann ist es für immer gebändigt und läßt sich ruhig in den Stall führen. Der erfinderische Geist von Amburgh erfand diese Methode, die im südlichen Amerika die Frucht langjähriger Erfahrungen ist.

Wieviel Vergnügen es aber auch dem mutigen Isaak gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so strebte doch seine lebhafte Einbildungskraft nach einem größeren Arbeitsfeld. Er war von seiner Mutter fromm erzogen und so las er oft in der Bibel und traf eines Tages die Stelle: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meere, die Vögel unter dem Himmel und über alle Tiere, die auf Erden sind." Van Amburgh dachte über diese Stelle nach und fragte sich: „Wenn der Mensch über alle Tiere herrschen soll, wie kommt es denn, daß er vor dem Tiger flieht? sich von dem Löwen zerreißen läßt? Die wilden Tiere sind nur darum so fürchterlich, weil wir so kleinmütig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten, an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und ihrer Grausamkeit sind sie feige und schwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest ins Auge blicken, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren, um sie ihrem natürlichen Herrn gehorsam zu machen."

Diese Gedanken führten Isaak bald zur That. In seinen Freistunden streifte er in den Wäldern Kentuckys umher und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltisse, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er erhielt auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine vollständige Waldpolizei. Hatten die Tiere in den naheliegenden Wäldern Schafe oder Geflügel geholt, so wendeten die Landleute sich an van Amburgh und verlangten von demselben die Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugnis aller dortigen Bewohner setzt diese Angabe außer Zweifel. Sie beteuern, daß van Amburgh sehr oft das Tier auffand, das den Raub begangen, er war der Aufpasser der vierfüßigen Diebe. Ein mächtiges Wildschwein hauste in Kentuckys Waldungen und brachte den Landleuten großen Schaden, so daß diese sich dem Glauben ergaben, das könne kein gewöhnliches Wildschwein thun, sondern es sei ein böser Geist, der diese Gestalt angenommen habe. Man wendete sich an van Amburgh und noch ehe die Woche zur Neige ging, hörten die Raubzüge des Wildschweins auf, und es herrschte wieder volle Ruhe in dieser Gegend.

Van Amburgh beherrschte die Tiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe gewählt und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nötig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müsse, aber er belauerte sie in den Gebüschen, überfiel sie in ihren Höhlen und bändigte sie darinnen.

Eine Begebenheit zwang van Amburgh sein Vaterland zu verlassen. Es waren

Bienenkörbe geplündert worden, und mehrere Anzeichen waren vorhanden, die bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. Van Amburgh, den man zu Rate zog, hatte nach 24 Stunden herausgebracht, daß der Thäter ein guter Bekannter von ihm war — ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab, und den er zu seinen besten Zöglingen zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr als einer derben Tracht Schläge bestehen dürfe. Der Landmann willigte ein, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tötete den Bären, schnitt ihm die noch von frischem Honig glänzenden und klebrigen Tatzen ab, und kehrte mit diesen Siegeszeichen stolz nach seiner Wohnung zurück. Unterwegs jedoch begegnete ihm van Amburgh, der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte. Vom Wortwechsel kam es zum Handgemenge; van Amburgh wehrte sich tapfer, und schlug den Pächter und einen seiner Leute so kräftig nieder, daß sie für tot auf dem Platze liegen blieben. In der Furcht, sie möchten wirklich tot sein, nahm van Amburgh die Flucht, eilte der Küste zu, und ging auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord. Das Schiff ging nach Bombay und legte während seiner Fahrt am Kap an. Van Amburgh ging ans Land, und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit seinem Eisenstocke vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm machte, sich ins Wasser stürzte, beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich, und er richtete auch noch zwei Seekälber ab, die ihm wie Hunde Fische fingen und apportierten. Ob er der erste ist, der dieses Kunststück versucht, ob es andere schon vor ihm gethan und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig.

Blinde Velocipedisten.

Nachdem van Amburgh sich in Ken-

tucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten, beschloß er, sich ganz der Tierbändigung zu widmen, und trat bei Titus in Dienste. Titus besaß damals die größte und schönste Menagerie der Welt. Seine Reisen, besonders des Nachts bei dem Scheine von Pechfackeln, gewährten den merkwürdigsten Anblick. Seine Menagerie füllte 60 Wagen, und ihr Geheul, Geschrei und Gebrüll zusammen gaben ein Konzert, das die Herden und die Reisenden mit Schrecken erfüllte. Van Amburgh zeichnete sich bald bei Titus aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin zugefügt hatte, als er sie von einem Käfig in den anderen jagen wollte, gestorben. Zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark verletzt. Van Amburgh erbot sich, die Löwin zu bändigen und trat allein, bloß mit seinem eisernen Stock bewaffnet, in ihren Käfig. Drei Tage später zeigte er dem Publikum zum erstenmale das bisher noch von niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt — und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut riecht, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann der Löwin in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hat dieses Kunststück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

Blinde Velocipedisten.

Vor einiger Zeit gab eine Gesellschaft von Radfahrern — der Berliner Volkswitz nennt sie „Strampelpeter" oder „Strampelfritze" — in England das eigentümliche Schauspiel zum besten, daß zwanzig Blinde von verschiedenem Alter einen Ausflug auf Tricycles (Dreirädern) machten, der sich auf eine Strecke von etwa 22 engl. Meilen auf der Landstraße mit unfehlbarer Pünktlichkeit fortbewegte. Diese Leistung erregte mit Recht großes Aufsehen, denn der Führer dieser Kavalkade, wenn wir sie so nennen dürfen, war ebenfalls stockblind, aber er kannte den Weg aus Uebung und lenkte den ganzen Zug nur mittels des Gehörs und jenes feinen Ortssinnes, den man bei den meisten Blinden so häufig findet und einen wirklichen sechsten Sinn nennen könnte. Der ganze Ausflug ging ohne jeden Unfall von statten, obwohl der Zug mehrere bewohnte Orte passierte und an vielen Fuhrwerken vorüberkam. Allein der junge Blinde, welcher den Zug führte, hatte für alle Hindernisse und Begegnungen ein so feines Wahrnehmungsvermögen, daß er immer richtig und rechtzeitig auswich, und von den ihm folgenden auch genau verstanden und nachgeahmt wurde. Für die Blinden ist natürlich ein Zweirad nicht brauchbar, aber den Gebrauch des Dreirads lernen sie bald tüchtig handhaben, die Kenntnis dessen wir unseren jungen Kameraden nicht vorenthalten wollen, weil diese Thatsache entschieden für die Gemeinnützigkeit des Reitrades und für die große Zukunft spricht, welche diesem Fuhrwerk vorbehalten ist.

Verbotene Ware.

Das „alte Land" nennt sich der gesegnete Landstrich am linken Elbufer unterhalb Hamburgs, unter den norddeutschen Städten die Handelskönigin, der als eine der Obstkammern Germanias den köstlichen Ertrag seiner Ernten weit über des Vaterlandes Grenzen sendet; er umfaßt eine Reihe blühender Ortschaften, von denen die nach dem Wasserspiegel gelegenen durch hohe Dämme vor dem gewaltsamen Eindringen des Elements geschützt sind; schmale Stiegen führen von der Landseite an einzelnen Stellen zu den mehr oder minder breiten, teilweise sogar fahrbaren, hin und wieder mit Gesträuch beflanzten Wegen empor, und gleiche Treppen wieder hernieder zum sogenannten „Vorland", einer kleinen Strecke Landes hart am Rande des Wassers, meist als Gemüseland benutzt, und durch den zurückbleibenden Schlamm bei Steigen und Fallen des Stromes doppelt ertragsfähig.

Zu jener Zeit, da unsere Erzählung spielt, gehörte das „alte Land", von dem heute ein kleines Stück dem Hamburger Freistaat angeschlossen, das übrige aber als Gebiet des ehemaligen Königreichs Hannover der preußischen Krone zugefallen, jenem einen, der mit eisernem Willen das stolze Hamburg, das weder die Stürme des 30jährigen noch des 7jährigen Krieges zu erschüttern vermocht, unter seine Faust gezwungen, der eine halbe Welt zur Aureole seines Namens gemacht, deren Mittelpunkt er selber bildete: Napoleon Bonaparte, der Imperator Frankreichs. In das ewige Buch der Jahre zeichnete die Geschichte die bedeutungsvolle Zahl „1813" — und der März brachte endlich den Frühling über die Lande und das Hoffnungsgrün in die Herzen der geknechteten Nationen, die der Freiheit Morgenröte aufdämmern sahen, aus der bei Leipzig wenige Monate später die Sonne des Erlösungssieges hervorbrechen sollte; an allen Enden des Vaterlandes regte sich deutscher Sinn und deutsche Faust, und ihnen zur Hilfe schickte der Norden jene Scharen, die in Rußlands Eissteppen den gallischen Kriegern das „Fürchten" gelehrt; schon waren Kosaken und Tataren als Vortrapp der russischen Armee unter der Führung des Generals Bennigsen tief in Norddeutschland vorgedrungen. Hamburgs Befreier nahten, ihr weiteres Vordringen mußte den Rückzug der französischen Besatzung in Stadt und Umgegend zur Folge haben; auf kaiserlichen Befehl hatte diese durch Abgabe der kräftigsten Soldaten nach Paris eine bedeutende Schwächung erfahren, — in zauberhafter Schnelle sollte im Mittelpunkt der cäsarischen Gewalt ein neues gewaltiges Heer erstehen, die Niederlage des gedemütigten Weltbezwingers in neue Triumphe zu wandeln.

Noch aber lastete die gewaltige Hand schwer auf Hamburg, dessen Handel namentlich durch die Aufhebung jedes kaufmännischen Verkehrs mit England, dem gehaßten Feind Bonapartes, schwer betroffen war. Die ganze Gegend des „alten Landes" seit lange von französischen Zollwächtern — „Douaniers" genannt — überwacht, um jede heimliche Einführung englischer Waren zu verhindern, hing vom

Wohl und Wehe der Hamburger Kaufmannschaft ab.

Zu dem genannten Landstrich gehört die freundliche Elbortschaft Twielenfleth. —

Vormittags war's, die Morgenschule beendet; vom Vorland klang das Toben einer Knabenschar durch die stille, vom Frühlingshauch bewegte Luft, dahin über die unter trübem, wolkenbedecktem Himmel dahinfließende leicht gekräuselte breite Wasserfläche; nicht ein Fahrzeug war stromauf, stromab zu bemerken, nur in einiger Entfernung vom Lande lag ein Dreimaster vor Anker, ein Kauffahrteischiff; es führte die Flagge der Vereinigten Staaten, eine neutrale, von allen Mächten als solche anerkannt. Eine kleine Reparatur hatte das Einlaufen des Fahrzeugs in den Hamburger Hafen verzögert; ein paar Mann von der Besatzung waren am vorigen Tage am Land gewesen und hatten im Wirtshause etwas daraufgehen lassen; zu den Gästen derselben zählte sich auch der Sergeant, dem die Führung des Douanenpostens anvertraut war. Die sonst weit stärkere, von einem Lieutenant befehligte Mannschaft war seit den letzten kriegerischen Ereignissen auf eine winzige Schar zusammengeschmolzen.

Der übeltönende Lärm der hoffnungsvollen Twielenflether Dorfjugend mußte auf den zufällig des Weges Wandelnden um so unschöner und abstoßender wirken, als die Veranlassung eine wenig lobenswerte war. Unter der Führung eines roh und gleichzeitig verschmitzt aussehenden Burschen von etwa achtzehn Jahren, in dunklem Wollenwams und kurzer Jacke, belustigte sich der Bubentroß einem alten Manne in bäuerlicher Tracht, der auf einer der an der Deichwand aufgestellten Bänke saß, eine papierene Zipfelmütze auf das Haupt zu setzen und sich an dem possierlichen Anblick zu ergötzen. Der Greis setzte der Roheit kaum nennenswerten Widerstand entgegen, nur ein schmerzlicher Zug prägte sich in dem hageren, aber auffallend milden Antlitz aus. Vater Nikolaus, einst ein lebensfroher, fleißiger Landmann, war infolge herber Schicksale im Alter schwachsinnig geworden; von früherer Wohlhabenheit nannte er nichts mehr sein eigen, als ein Häuschen und ein Stück Obstfeld; von den Blutsverwandten hatte der Tod einzig einen blühenden Enkel verschont, einen Jüngling von sechzehn Jahren, der mit Treue und Hingebung seinen Großvater pflegte; das Wohl und das Leid seines Johannes war auch der einzige Talisman, der zumal an eigner vertrauter Stätte, zuweilen einen Lichtstrahl durch die geistige Dämmerung des alten Mannes ergoß. Aber nicht der Enkel war es, der durch sein Erscheinen dem elenden Bubenspiel ein Ende machte, als in einiger Entfernung eine schlanke jugendliche Gestalt rasch die schmale Treppe herniederkam und dem Schauplatz desselben zueilte. Der Kommende mochte etwa zweiundzwanzig Jahre zählen, und gehörte seinem Aeußern nach dem Matrosenstande an; und doch lag in Wesen und Antlitz des jungen Mannes nicht jenes fast „Derbe", das den Seefahrern meist eigen zu sein pflegt, so hell auch die blauen Augen aus dem leicht gedunkelten Antlitz leuchteten, so schlicht und ehrlich Robert Hartig, so nannte sich der junge Schiffer, auch auftrat. Seit drei Tagen weilte der angebliche Großneffe des Apfel-Christof, eines wohlhabenden Obsthofbesitzers, nebst einem Gefährten als Gast bei seinem Verwandten, um sich in Hamburg eine Heuer zu suchen. — Der Christof selber war früher auf einem der Handelsschiffe des Hauses Martens und Co. jahrelang zur See gefahren, und dem Wohlwollen seiner Herren dankte er den Grund seines heutigen Wohlergehens.

Bei dem Nahen des Herrn Robert, wie das junge Volk in Twielenfleth den jungen Mann trotz alles Verbittens zu bezeichnen pflegte, stoben die Knaben beschämt auseinander; nur ihr Anführer blieb trotzig stehen, da Robert näher kam.

„Was soll das heißen?" rief der junge Schiffer in plattdeutschem Idiom, das noch heute von den niederen Klassen der Altländer gebraucht wird, „welche Schande, mit einem alten schwachen Mann Spott zu treiben! ein Glück, daß ich Johannes diesen Anblick sparen kann. So guter Vater," fuhr er mit sanfter Stimme zu dem Greis gewandt fort, — „weg mit dem Faschingszeug!" — in Fetzen flog die bunte Kappe über das Gras; — „was stehst du noch da?" Klaus Breckwolt, dem Anstifter des losen Streiches galt diese Frage.

Der Genannte war der früh verwaiste Enkel einer kränklichen Lehrerswitwe und von keinem im Dorf, außer von einigen Gesinnungsgenossen des Umgangs gewürdigt, obgleich er ein gutes Erbteil zu erwarten hatte; den von Kindheit an rachsüchtigen, heimtückischen Burschen kümmerte diese Abneigung wenig; es war Klaus ein Zeitvertreib, jüngere Knaben zu bösen Streichen zu verleiten; auch mit den französischen Douanensoldaten stand er auf gutem Fuß und man sagte ihm nach, daß er sich durch Angeberei und andere das Licht scheuende Dienste schon manches Stück Geld fränkischen Soldes erworben habe.

Schon aus der Kinderzeit her hatte die instinktmäßige Abneigung, die den offenen Charakter von Hinterlist entfernt, Johannes Bergen und Klaus Breckwolt entfremdet. Mehr als einmal hatte der letztere versucht, dem überall beliebten Knaben einen Possen zu spielen, aber jedesmal hatte er bei der überlegenen Kraft und der Besonnenheit des jüngeren den kürzeren gezogen; von Jahr zu Jahr fraß der Haß mehr an seinem Herzen und spähte nach Gelegenheit zur Befriedigung; einstweilen benutzte er jeden Anlaß, durch Verhöhnung des Großvaters das Herz des Enkels zu kränken; er wußte, daß an warmen Vormittagen Johannes den Alten an den Strand führte und ihn nach einiger Zeit wieder abholte; diese Zwischenfrist sollte heute zu dem längst geplanten Bubenstück benutzt werden.

Daß dieses durch Robert Hartigs Dazwischenkunft vereitelt war, entfachte den Trotz des wüsten Burschen um so heller. „Habt Ihr etwa den Strand gepachtet?" erwiderte er mit dreister Stirn. „Mein Eigentum will ich, die Papiermütze oder Ersatz dafür, weil Ihr sie zerrissen habt."

„Ersatz?" es zuckte in der Hand des Schiffers, aber er besann sich zu rechter Zeit; „hüte dich, mein Junge, den Robert Hartig zu reizen, er ist schon mit anderen als deinesgleichen fertig geworden. Der Strand ist frei, darin hast du recht, aber sieh nur zu, daß wir uns nicht allzu nah begegnen!"

So drohend blitzte das helle Auge des Matrosen, daß Klaus, ohne es zu wollen, doch einen Schritt zurückwich. „Habt keine Sorge," sagte er höhnisch, „ich fürchte Euch nicht, aber ich will nicht stören, wenn Ihr mit dem Johannes, Eurem Freund von drei Tagen, allerlei Heimliches zu kramen habt; man spricht manches im Ort — —"

„Was? — Und was soll ich mit dem Johannes zu schaffen haben?" Die vierschrötige Gestalt des tückischen Buben knickte unter dem gewaltigen Druck der Fäuste des Matrosen zusammen. „So wahr ein Gott lebt, ich habe den Knaben lieb gewonnen, den ich ja nie vorher gekannt, weil ich gesehen wie brav und treu er ist, und was wir verhandeln, dabei kann die ganze Welt Zeuge sein. Nun, — was meinst du noch? — He?"

Klaus hatte sich losgerissen; er stand auf dem Sprung wie einer, der sich davonmachen will; „ich meine, daß der Dreimaster dort schon weg sein könnte, und daß Ihr für einen Schiffer merkwürdig weiße Hände habt; das meine ich, und andere meinen's auch!"

In weiten Sätzen schnellte der Bursche davon, aber der Pfeil seiner Zunge hatte den Zurückbleibenden doch getroffen; Robert Hartig war für einen Augenblick blaß geworden.

„Nur noch wenige Stunden," sagte er vor sich hin; „hoffentlich wird alles gut gehen, aber es ist doch höchste Zeit."

In hastigem Schritt kam eine schlank aufgeschossene Knabengestalt die nächste Treppe hernieder; blondes Haar umwallte leicht gelockt das hübsche Gesicht mit dem dunklen Augenpaar, aus dem Herzensgüte, aber auch unverkennbare Willenskraft leuchtete. Johannes Bergens Anzug — der Enkel des Vater Nikolaus war der Ankommende, — war schlicht aber von höchster Sauberkeit; die ganze äußere Erscheinung des freundlichen Knaben war dem jungen Gast des Apfelhofes sofort nach seiner Ankunft aufgefallen, und zwischen beiden jungen Leuten hatte sich trotz des Unterschieds der Jahre rasch ein trauliches Verhältnis entwickelt.

Johannes' Antlitz glühte vom raschen Lauf und vor innerer Erregung. Noch auf den oberen Stufen galt sein erster Blick dem Großvater, dann eilte er beruhigt auf Robert zu und streckte dem jungen Schiffer die Hand entgegen. „Die Buben verrieten mir den elenden Streich," sagte er noch halb atemlos, „und wie Ihr dazwischen gefahren, Herr Robert. Tausend Dank, daß Ihr meinen guten Alten vor der Roheit des Klaus Breckwolt geschützt; ich dachte ihn hier ein Weilchen unbelästigt ruhen lassen zu können, während der Herr Pastor so gütig ist, mir Englisch zu lehren, und nur diese Zeit frei hat. Es soll nicht wieder geschehen, lieber will ich absagen, denn wer weiß, wie sie dem armen Großvater mitgespielt hätten, wäret Ihr nicht zufällig gekommen.

Warm gab Robert den Händedruck des Freundes zurück. „Daß es geschah, mein Junge," erwiderte er, „sieh als einen Fingerzeig des lieben Gottes an, der uns vielleicht zu beider Vorteil auf dem Weg des Lebens begegnen ließ, — fürs Leben, — was denkst du?"

Im Ausdrucke herzlichen Einverständnisses ruhte das dunkle Auge des Knaben auf dem rasch gewonnenen Freunde. „Ich werde Euch nie vergessen, Herr Robert!" sagte er innig.

„Ich meine, unter Kameraden ist kein ‚Herr' gebräuchlich," bemerkte Robert, „ich bin ja nichts als ein schlichter Schiffer, habe ich denn so etwas ‚Herrisches' an mir?"

„Ja, Herr Robert," lautete die Antwort des Knaben, „mir ist als müßtet Ihr Euch zwingen, geringer zu erscheinen als Ihr seid; man spricht von Euch im Orte, Herr Robert," fuhr er dringender fort, „und ich fürchte, wenn nicht der Douanensergeant mit eigener Sorge der Russen halber zu thun hätte, er würde schon längst seine Spürnase und seine Geierkrallen nach Euch ausgestreckt haben."

„Meine Papiere sind in Ordnung," sagte Robert lachend, „vom Maire in Lüneburg eigenhändig bestätigt; ich glaube der Großoheim besitzt sogar den Taufschein Robert Hartigs, wenn einem danach gelüstet. Und doch," fuhr er ernster werdend fort, „lange geht's nicht mehr so; mein Gefährte scheint immerhin noch bessere Anlage zum Komödianten zu haben als ich. Du sollst es wissen Johannes, damit du nicht am Ende mißtrauisch wirst, wenn ich dir sage, daß ich mich glücklich schätze für deine Zukunft etwas thun zu können. Hast du keine Wünsche, Freund?"

„Wünsche?" Ein schwermütiger Ausdruck glitt flüchtig über das hübsche Knabenantlitz, — „ja, Herr Robert; ein tüchtiger Kaufmann möchte ich werden, in ein großes Handelshaus kommen, wie Martens & Co. in Hamburg, von dem mir der Apfel-Christof viel erzählt. Zu diesem Zweck lerne ich ja im stillen so viel ich kann, wenn es die Arbeit erlaubt, denn ich habe neben unserem Stück Land auch die Schreibereien für den Gemeindevorstand zu besorgen. Aber ich fürchte, es langt nicht, — und so lange mein Großvater lebt, gehe ich nicht von ihm, und ehe ich ihn ins Spital bringen ließe, ginge ich selbst hinein."

Mit Rührung hatte der junge Schiffer den schlichten Worten des Knaben zugehört; nun legte er die Hand auf das blonde Haupt Johannes'.

„Wenn auch mißglückt, weshalb ich nach Twielenfleth gekommen, ich habe ein treues Herz erworben," sagte er bewegt. „In ein Haus wie Martens & Co. möchtest du, mein Junge? Gut. Hart am Dammthor, in frischer Luft steht ein Häuschen leer; dort werdet ihr wohnen, wenn in höchstens drei Tagen du mit deinem Großvater nach Hamburg kommst; ein zuverlässiger Wärter wird des Greises Pfleger sein in der Zeit, da dich die Pflicht deines Berufes in der Stadt fesselt, als Lehrling, als Gehilfe, — als — wer weiß, was einst noch? Denn sieh, Johannes, — der alte Herr Gerhard Martens ist seit längerer Zeit recht leidend, — deshalb ist sein einziger Sohn schon in jungen Jahren das zweite Haupt des Hauses, — und das bin ich, — Robert Martens, nicht Robert Hartig; mein Begleiter aber ist ein treuer Kommis der Firma, auf den ich zählen kann in der ernsten Stunde, der wir entgegengehen."

„Herr Robert, — Herr Martens," — die freudigste Ueberraschung ließ den Knaben kaum zu Worte kommen, — „ist's denn Wirklichkeit, was Ihr an dem armen Jungen vom Lande thun wollt? Das könnte ich ja in meinem Leben nicht vergelten; ich will Eurem Hause gewiß ein treuer Diener sein, Tag und Nacht, ich will, — aber mein Gott, — Ihr sprecht von einer ernsten Stunde, — bitte, Herr Robert, — bitte, laßt sie mich mit Euch teilen."

„Nein, Johannes," sagte der junge Hamburger sehr ernst, „ich könnte nie verantworten, dich in ein Unternehmen gezogen zu haben, das dem Beteiligten zum Unheil ausschlagen, in seinen Folgen dich der Wut des Feindes preisgeben könnte; in diesem Fall wäre ich vielleicht selber machtlos dich zu schützen. Aber erfahren sollst du, was mich hierher geführt. Laß uns niedersitzen," unterbrach er sich, — „es ist Platz genug auf der Bank, und der alte Mann ist gewiß nicht fähig, unser Gespräch zu verstehen."

„Gewiß ist er meist teilnamlos, aber oft weckt freudige Mitteilung wie Schreck seine Geisteskräfte, und nach dem Eindruck ist die Wirkung gut oder böse. Jetzt freilich scheint er sanft zu schlafen, — Ihr könnt unbesorgt reden, Herr Robert."

Die jungen Leute, die bisher am Strande auf und ab gegangen waren, ließen sich auf die langgestreckte Steinbank nieder, auf deren Ecke Vater Nikolaus mit geschlossenen Augen ruhte; an der anderen saßen nun die Freunde. Tiefe Stille herrschte ringsum; selbst auf dem Deck des inmitten des Stromes ankernden Fahrzeuges, von dessen Mast das amerikanische Sternenbanner schlaff herniederhing, tauchte nur ganz vereinzelt einer von der Bemannung empor.

„Wie drückend die feindliche Herrschaft

Frankreichs auf Hamburgs Handelsstand lastet, wird dir, lieber Johannes, genugsam bekannt sein," begann der junge Martens mit gedämpfter Stimme. „Durch Lage und Herkommen auf das engste mit England verbunden, hat der übermütige Franzosenkaiser der Kaufmannschaft durch das Verbot, aus England kommende Waren einzuführen, ja überhaupt solche zu besitzen, die schwersten Wunden geschlagen. Dieser tyrannische Befehl entstammt dem glühenden Haß Napoleons gegen das stolze Inselreich, an dessen Kreidefelsen seine Macht, seine Unumschränktheit bis heute zerschellte; in seinem Lebensnerv, dem Handel, will er den Todfeind treffen und vergißt, wie viele Schuldlose er dem Götzen seines furchtbaren Eigennutzes opfert. Nichts ist natürlicher, als daß diesem grundlosen Gesetze Widerstand entgegengebracht wird; mehr als ein englisches Fahrzeug kreuzt auf die Gefahr hin gekapert zu werden an Deutschlands Küsten; viele andere Schiffe, zu neutraler Flagge berechtigt, bergen englische Waren, wegen deren Landung Verständigungen unter den Geschäftsfreunden bestehen. (Fortsetzung folgt.)

Die Elemente der Buchbinderkunst.

III.

Das Schnittmarmorieren, wie solches früher üblich war, erforderte sehr viele Umständlichkeiten und kam nur bei größeren Bücherpartien zur Anwendung. Seit neuerer Zeit bedient man sich zum Marmorieren kleiner Walzen aus Kautschuk, auf deren Oberflächen die Marmoradern gleich den Buchstaben der bekannten Kautschukstempel erhöht dargestellt sind. Die mit

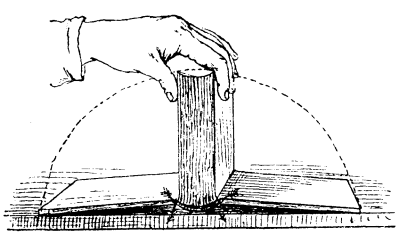


Fig. 7. Stellung des Buches beim Formieren.

der Farbe überzogene Walze wird über den flach eingepreßten Schnitt gerollt und in solcher Weise die Marmorierung abgeprägt. Anders verhält es sich mit dem Schnittvergolden. Es ist eben nicht möglich, wie bei so vielen die Meinung herrscht, flüssiges Gold auf den Schnitt gleich einer Farbe auffstreichen zu können. Diese Kunst wird schwerlich erfunden werden, und so bleibt auch das Goldschnittmachen eine derart schwierige Sache, daß jedem Laien von diesem Versuche abgeraten werden muß.

Das Zuschneiden und Ansetzen der Buchdeckel wurde schon früher genau besprochen. Man nehme hierbei weder zu dünne noch zu dicke Pappe und belasse das Buch nach dem Ansetzen der Deckel zum mindesten eine Stunde in der Presse. Das Formieren der seitlich, dann oben und unten vorstehenden Deckelkanten geschieht mit dem Kantenliniale, Fig. 6. Dieses besteht aus einem kleinen schmalen Eisenlineale, auf dessen einer Längsseite ein schwaches Eisenleistchen b angelötet ist. Der Fachmann besitzt solcher Lineale mindestens zwei Stück, und zwar eines mit schmalen für die oberen und unteren Kanten und eines mit breiteren Streifchen b für die Seitenkanten.

Fig. 6. Das Kantenlineal.

Bei dem Formieren gibt man zwischen das Vorsetzpapier und den Deckel das betreffende Kantenlineal, genau an den Schnitt anliegend, legt das Buch auf das Schneidebrett, mit dem eingeschobenen Lineale nach unten, öffnet den oberen Deckel und trennt mit dem Messer das vorstehende Pappeteil herunter. Für gewöhnlich wird das Formieren vorerst oben und unten und zuletzt seitlich vorgenommen. Hierauf streicht man die Schnittränder mit dem Falzbeine glatt, stellt das Buch mit geöffneten Deckeln auf den Rücken an den Brettrand, Fig. 7, macht mit dem Messer nahe an den Fälzen kleine Einschnitte, wie solche die Pfeilrichtungen andeuten, wobei die Heftbünde nicht durchschnitten werden dürfen, und reißt zuletzt die losen Papierfälze heraus.

Um das Ueberzugsmaterial — Papier oder Leinewand — nicht direkt am Rücken festkleben zu müssen, wird ein Hohlrückenstreifen zugeschnitten, indem man das Maß der Rückenbreite auf einem dünnen Pappestücke markiert, dieses herunterschneidet, demselben mit der Hand die Rundung des Rückens gibt und dann mittelst eines Papierstreifens an den Deckeln nach dem Auflegen festleimt, wobei es auf dem Rücken hohl liegen muß. Die oben und unten vorstehenden Ränder des Rückendeckels werden mit der Schere in gleicher Höhe der Seitendeckel abgeschnitten. Ersterer muß am Rücken möglichst gut aufliegen. Als Ueberzugsmaterial bei Steif- oder Pappebänden nimmt man entweder einfärbiges Natur- oder Maser- und Marmor-, zuweilen auch Chagrinpapier, bei Halbleinenbänden für den Rücken und die Ecken Buchbinderleinwand, welche in allen Farben erhältlich ist, und für die Deckelflächen Marmor- oder Chagrinpapier, für Ganzleinenbände die soeben erwähnte Buchbinderleinwand. Das Ueberziehen selbst wird, mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. beim Leder, mit Leim und in schon früher erwähnter Weise vorgenommen. Bei dem Steif- und Ganzleinenbande wird der Ueberzugsteil an jeder Seite um eines Fingers Breite etwa größer zugeschnitten.

Ist das Buch auf der Außenseite überzogen, so werden die Papierecken d, siehe Fig. 8, welche einen Buchdeckel zeigt, nahe den Deckelecken mittelst der Schere abgeschrägt. Man legt es hierauf, wie bei Fig. 7 erklärt wurde, geöffnet an die Tischkante, wobei man es mit der linken Hand oben am Schnitte festhält und etwas weniges in die Höhe zieht, und schlägt den Rand b1 unter dem Buchrücken und ober dem Rückendeckel über die Deckelkanten mit den Fingern der Rechten hinein, wobei der Ueberzugsrand an den Kanten fest anschließen muß (b*). Das Nämliche geschieht dann mit dem Rande b2, wobei man es selbstverständlich gegen sich kehrt, und streicht beide Ränder mit dem Falzbeine glatt nieder, zwickt hierauf mit dem Fingernagel beide Ecken d nach e ein und schlägt auch den Vorderrand nach innen, welcher dann ebenfalls mit dem Falzbeine niedergestrichen werden muß. Das Gleiche hat auch bei dem anderen Deckel zu geschehen. Zuletzt werden beide Deckel zugeklappt, das Buch auf den Rücken gestellt, die inneren Rückenränder mit dem Falzbeine zugerundet und alle Kanten auf der Schnittseite glattgestrichen, dann dasselbe zwischen reinen Brettern zum Trocknen beiseite gelegt.

Ein eigenartiger Sylvesterbrauch

ist in einigen Dörfern des Havellandes im Schwange. Dort wird in der Neujahrsnacht ein Schimmel von einem jungen

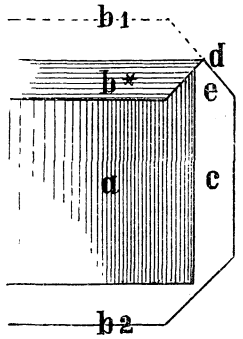


Fig. 8. Das Abschrägen der Papierecken.

Mädchen vor das Dorf geführt. Nachdem dann alle Ackerbesitzer ein Bündel Heu vor ihrem Gehöft an der Dorfstraße niedergelegt haben, läßt das Mädchen den Schimmel langsam in das Dorf zurückkehren, ohne ihn zu führen. Frißt nun das Pferd von dem einen oder anderen

Heubündel, so gilt das für den Besitzer als die Prophezeiung einer guten Ernte in dem beginnenden Jahre.

Die Namen der Chinesen.

Jeder „Sohn der Mitte" bekommt während seines Lebens mehrere Namen, welche nicht willkürlich gebraucht werden dürfen, sondern deren Anwendung durch genaue Regeln geordnet ist und streng nach den Umständen bemessen wird. Das ist eine der Eigentümlichkeiten der Chinesen, welche bei uns weniger bekannt sind.

Zunächst werden die Geschlechtsnamen von allen Gliedern eines und desselben Stammes gemeinsam getragen und den übrigen Namen stets vorgesetzt. Berühmte Personen, besonders Schriftsteller, werden gewöhnlich nur bei ihren Geschlechtsnamen genannt, welchem das Wort Schi nachgesetzt wird, was „Geschlecht" bedeutet. So war zum Beispiel die Mutter des Confucius vom Stamme Yan; sie hieß Tscheng-tsai. Da sie als Mutter dieses großen Religionslehrers eine berühmte Frau ist, so verstößt es gegen die Sitte, sie Tscheng-tsai zu nennen. Man gibt ihren Stamm an und fügt das Wort „Schi" dazu, also Yan-schi. Der Geschlechtsname eines Chinesen heißt Sing.

Kurz nach der Geburt erhält das Kind den Milchnamen, dessen sich die Kinder den Eltern und die Unterthanen dem Herrscher gegenüber auch für die weitere Dauer ihres Lebens bedienen. Er wird auch anstatt des persönlichen Fürwortes „ich" angewendet, wenn man eine besondere Bescheidenheit oder Demut an den Tag legen will. Wenn man erwachsene Personen bei ihrem Milchnamen nennt, so gilt das zwischen Fremden als ein grober Verstoß gegen die gewöhnlichste Höflichkeit, zwischen sich näher Stehenden aber als ein Beweis großer Vertraulichkeit, die sich nur ein Vater gegen den Sohn oder ein Lehrer gegen den Lieblingsschüler erlauben darf. Den Milchnamen vornehmer Personen ohne Not zu nennen, gilt als Beweis der höchsten Mißachtung und kann sogar zum Verbrechen werden. So hatte zum Beispiel der große Lexikograph Wang-si-hu den Milchnamen des Kaisers Khian-long in ein von ihm verfaßtes Wörterbuch aufgenommen. Es war das ein Versehen, welches er dadurch zu verbessern suchte, daß er das Buch unterdrückte und es umdrucken ließ. Er wurde vor das Tribunal in Peking geführt und trotz seiner geschickten, auch in Europa bekannt gewordenen Verteidigungsrede verurteilt, in „zehntausend", d. h. in möglichst viele Stücke zerrissen zu werden, und auch seine männlichen Nachkommen im Alter von über sechzehn Jahren wurden zum Tode, seine andern Kinder und auch seine Weiber wurden zur Sklaverei verdammt. Der Kaiser milderte das Urteil dahin, daß Wang-si-hu nicht zerrissen, sondern nur enthauptet wurde; seine erwachsenen Söhne wurden nicht augenblicklich hingerichtet, sondern, was für minder schimpflich gilt, bis zur nächsten großen Herbstexekution aufgespart; die Weiber und Kinder aber verkaufte man in die Sklaverei, jenseits der großen Mauer. Man ersieht hieraus, daß besonders der Fremde höchst vorsichtig in der Anwendung der Namen von Personen, die er nicht ganz genau kennt, sein muß. — Der Milchname eines Chinesen heißt Ju-ming.

Später bekommt der Knabe einen Schul- oder Buchnamen, Schu-ming, und nach Erlangung eines litterarischen Grades oder beim Eintritte in das öffentliche Leben den Rang- oder Dienstnamen, Kuan-ming.

Zugleich mit der Manneskappe, welche Kuan heißt und die chinesische Toga virilis genannt werden kann, erhalten die Jünglinge im zwanzigsten Jahre, die Jungfrauen aber bei ihrer Verlobung einen Titelnamen, welcher ihnen für das ganze Leben bleibt und unter Umständen im fünfzigsten Jahre seitens der Obrigkeit durch einen ehrenvollen Zusatz verlängert wird. Dieser Titelname wird Tseu genannt.

Nach dem Tode wird jedem Verstorbenen von seinen Nachkommen ein Ehrenname beigelegt, welcher sich auf seine Haupteigenschaften oder auf besondere Lebensereignisse bezieht. Berühmte Personen erscheinen in den Geschichtsbüchern nur unter diesem posthumen Namen, der bei sehr großen Verstorbenen selbst noch im Laufe späterer Zeiten von seiten der Regenten verändert oder mit neuen Titeln vermehrt wird. Der Ehrenname der Chinesen wird Hoéi genannt.

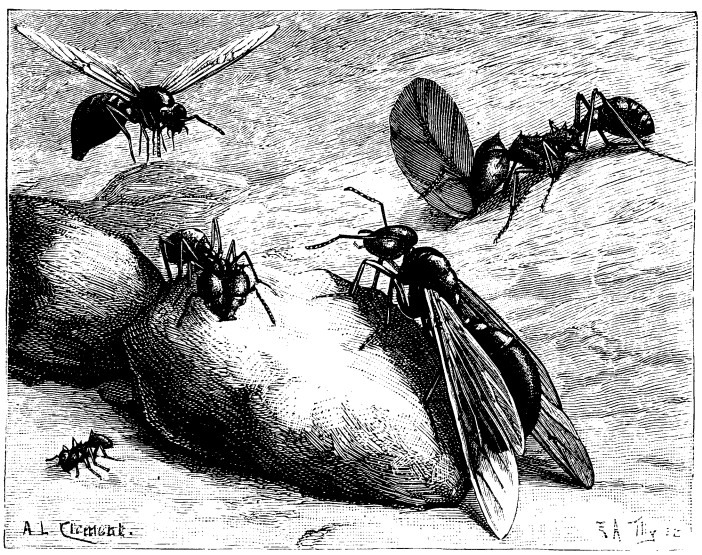


Fig. 1. Eßbare Ameisen.

Welche Namen infolgedessen ein Chinese besitzen kann, mag das bereits angeführte Beispiel des Confucius zeigen. Sein Geschlechtsname war Kong, mit der näheren Bezeichnung Fu-tse, woraus man Confucius latinisiert hat. Sein Milchname lautete Khieu, was Hügel bedeutet. Er hatte nämlich auf seinem Vorderkopfe eine Erhöhung mit zur Welt gebracht. Sein Titelname war Tschungni, sein ursprünglicher Ehrennahme Ni-fu, „Vater Ni". Dieser Ehrenname erhielt dann später noch folgende Veränderungen: Ni-kung, „Fürst Ni", Sian-sching, der „Heilige der Vorzeit", Wen-siuan-wang, „der König der Propheten", und zuletzt Tschi-sian-schingsse, „der sehr heilige Lehrer der Vorzeit".

Eßbare Ameisen.

Es war bisher schon bekannt, daß einzelne Völkerschaften Zentralafrikas und des indischen Archipels als besondere Delikatessen besondere Gerichte aus Ameisen verzehren. Aber es wird wohl den meisten unserer guten Kameraden neu sein, daß auch die Brasilianer in der Provinz

San Paulo ähnliche Liebhabereien haben. Dort wird von den Frauen eine Art großer Ameisen, wie sie unsere Fig. 1 in natürlicher Größe zeigt, und welche wie Kastanien geröstet werden, auf dem Markte feilgehalten und in den Straßen mit lautem Geschrei zum Kaufe angeboten.

Die spekulativen Konditoren aber haben diese Ameisen wie Puppen fein säuberlich angezogen, verzieren damit die Schaufenster und verkaufen sie auch in Kartons, welche die Aufschrift tragen: „Formigas tanajuras vestidas. Unico disposito em San Paulo (Brazil)."

Die eßbaren Ameisen Brasiliens bilden eine besondere Art der Atta cephalotes der Naturforscher, zu welcher Gattung die größten aller Ameisen gehören. Es ist in gewisser Beziehung eine Art von Genugthuung für die Brasilianer, wenn sie möglichst viele solcher Hymenoptera verzehren, denn diese berauben oft in einer einzigen Nacht ganze Wälder von Kaffeebäumen ihrer Blätter. Eine solche Beraubung aber bedeutet für die Brasilianer einen sehr beträchtlichen Ernteverlust. Bei ihrem Zerstörungswerke nehmen aber die Ameisen durchaus nicht die ganzen Blätter ab; sie schneiden vielmehr aus den Blättern der Kaffee- und Orangenbäume große runde Stücke aus, welche sie hernach in langer Prozession nach ihren Nestern tragen. Sie halten dabei die Blätter senkrecht, so daß dieselben ähnlich Sonnenschirmen den Kopf des Insektes überdecken (Fig. 1); nach dieser eigentümlichen Gewohnheit hat man die Atta cephalotes auch Sonnenschirmameise genannt.

Den Sonnenschirm braucht das Tierchen übrigens kaum. Denn es kommt aus seinen großen Nestern fast nur während der Nacht. Den Tag über dagegen sind die Eingänge zu den Ameisenhaufen sorgfältig durch Grashälmchen und kleine Kiesel verschlossen; diese Baumaterialien werden abends, wenn die Ameisen ihre Wohnungen verlassen, sorgfältig neben den Eingängen niedergelegt, damit sie gegen Morgen wieder Verwendung finden können.

Was nun die Nester selbst anbetrifft, so findet man dieselben häufig in Entfernungen von etwa 30 m voneinander in Form von kleinen Hügeln von etwa 60 cm Höhe und 1 bis 1,2 m Grundflächendurchmesser. Ja, man hat sogar weiter südlich und den Parahybo entlang, an den Küsten von San Fidelis, Nester von 1,5 m Basisdurchmesser auf 1,5 m Höhe angetroffen.

Wenn nun die Ameisen, bei welchen die Männchen und Weibchen geflügelt sind, während die außerdem noch vorhandenen, geschlechtslosen Arbeiter entsprechend den Drohnen in einem Bienennest andere Gestalt und Größe aufweisen, bei Nacht ihre Nester verlassen, so gehen sie immer auf Raub und Plünderung aus. Entweder sie zerschneiden die Blätter der Kaffee- und Orangenbäume, oder sie besuchen die Häuser und Speisekammern der Nachbarschaft, weshalb man sie auch Besuchsameisen genannt hat.

Hannibal.

In den Häusern zerstören sie alle Vorräte, deren sie habhaft werden können, mit besonderer Vorliebe aber den Maniok, d. h. die Frucht des Brotbaumes. Diese Liebhaberei hat den Tierchen auch den weiteren Namen Maniokameise eingetragen.

Was machen aber nun wohl die Ameisen mit den runden Blattstückchen, die sie zu ihren Nestern schleppen? — Die einen glauben, daß diese Blattreste dort nach und nach sich in eine graue oder bräunliche, papierartige Masse verwandeln, welche zum Baue unregelmäßiger sechseckiger Zellen, ähnlich den regelmäßigen der Bienen und Wespen, verwendet werden. Die anderen aber glauben, daß die Blätter in den Nestern nach und nach zerfallen und eine Art Düngererde bilden, auf welcher später Pilze gedeihen, die den Ameisen zur Nahrung dienen.

Was schließlich die Verwendung der Insekten als Nahrungsmittel anlangt, so scheint es, daß die Feinschmecker mit Vorliebe den mit Eiern gefüllten Unterleib der Weibchen verzehren.

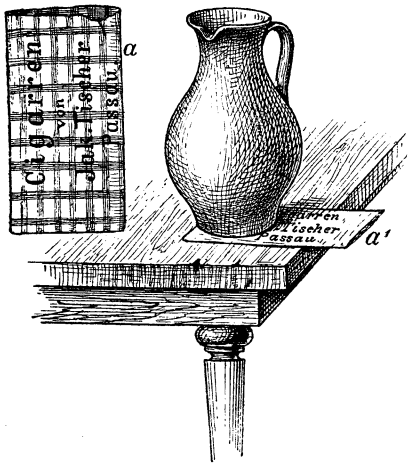
Hannibal.

Es wird unseren jungen Freunden gewiß zur Freude gereichen, mit dem Bildnisse dieses ruhmreichen Heerführers bekannt zu werden. „Wenn es Thatsache ist, was niemand bezweifelt," sagt Kornelius Nepos, „daß das römische Volk alle Nationen durch Tapferkeit überwunden hat, so darf man nicht in Abrede stellen, daß Hannibal alle übrigen Feldherren in solchem Grade an Klugheit überragt hat, als das römische Volk allen Nationen an Tapferkeit überlegen ist. Denn so oft er mit demselben in Italien kämpfte, verließ er immer als Sieger das Schlachtfeld. Wäre er daher nicht in der Heimat durch den Neid seiner Mitbürger in seiner Thätigkeit gehemmt worden, so hätte er wahrscheinlich die Römer überwinden können. Doch die Mißgunst der Masse triumphierte über die Tüchtigkeit des Einen. Hannibal bewahrte aber den ihm gleichsam erblich hinterlassenen väterlichen Haß gegen die Römer so treu, daß er eher den Geist als ihn aufgab; ja als er aus seinem Vaterlande vertrieben worden war und fremder Hilfe bedurfte, hörte er niemals auf, die Römer mit seinem Geiste zu bekämpfen." Das ist das interessante Zeugnis eines römischen Geschichtsschreibers. — Eine ausführliche Lebensbeschreibung hier niederzulegen, darauf glauben wir verzichten zu dürfen, denn die hervorragendsten Daten und Begebenheiten sind euch ja aus der Geschichte genugsam bekannt.

Bilderrätsel.

Komprimierte Luft.

Legt man eine Zigarrentüte von Papier (a) bis zu zirka $^2/_3$ ihrer Länge unter einen vollen Liter- auch Zweiliterkrug, und bläst bei (a) in die Dütenöffnung hinein, so wird der volle Krug



Experiment mit Zigarrendüte und Zweiliterkrug.

trotz seines nicht unansehnlichen Gewichtes sofort gehoben resp. umgeworfen.

(Es ist also dabei ratsam, daß jemand bereit steht, den Krug mit beiden Händen aufzufangen.)

Aufgabe.

Eine Obstfrau bekam eine Kiste mit Apfelsinen geschickt und beschloß, diese Früchte, die sämtlich gleich groß waren, auf ihrem Ladentisch in Form einer vierkantigen Pyramide aufzubauen. Sie legte 100 Apfelsinen, indem sie dieselben ganz dicht zusammenrückte, als unterste quadratförmige Schicht hin; in jeder Reihe lagen also 10 Apfelsinen. Darüber baute sie eine zweite Schicht, indem sie überall da, wo in der untersten Schicht je 4 Apfelsinen zusammenstießen, je 1 Apfelsine auflegte. So baute sie mehrere, immer kleiner werdende Schichten übereinander, bis zur obersten Schicht hin, die als Spitze der Pyramide nur aus einer einzigen Apfelsine bestand. Nun blieben ihr 15 Apfelsinen übrig, die in der Pyramide keinen Platz gefunden hatten. Wieviel Schichten türmte sie übereinander? Wieviel Apfelsinen lagen in jeder Schicht? Wieviel Apfelsinen hatte sie geschickt bekommen?

Scherzrätsel.

Wo immer du auch bist,
Stets ist die Erste dort
Und immer hast du recht
Als Zweite in dem Wort.
Das Ganze ist als Stadt bekannt
Im Königreiche Niederland.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 16.

Base, Hase, Oase, Nase.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 16.

Du dei' Gravat is a nima schön. (Du, deine Krawatte ist auch nimmer schön.)

Fragen und Antworten.

Erich K. Du dankst dem „G. K.“, daß Du durch die Korrespondenz einige liebe Freunde gewonnen hast. Ihr habt die Absicht, fest zueinander zu halten. Das ist sehr löblich und kann und wird Euch, später erst, viele Freude gewähren. Freunde in der Not, Freunde im Tod, Freunde hinterm Rücken, das sind drei gute Brücken.

N. Wir sollen Dir angeben, welches die zwölf größten Städte der Welt sind. Doch wohl der Einwohnerzahl nach? Das wären: London, Paris, New York, Berlin, Wien, Canton, Tschangtschau, Siangtan, Singan, Tokio, St. Petersburg, Tientsin — nächstdem Philadelphia. Die genannten chinesischen Städte sind wahrscheinlich noch volkreicher als wir annehmen. Was nun die größten Flüsse betrifft, diese zusammenzustellen, das wäre eine Arbeit für Dich, die Deinem geographischen Wissen zugleich sehr förderlich sein könnte. Es kommt darauf an, was maßgebend ist, die Länge des Laufes oder der Wassergehalt. Jede neuere Geographie gibt dir die nötigen Daten.

Hans v. C. Wegen Frostbeulen gibt ein quiker Junge das Schlittschuhlaufen nicht auf, sondern er fragt, wenn sie ihn gar zu arg jucken, den Doktor oder läßt sich vom Apotheker ein Mittel geben.

J. F. in Ludwigshafen. Der „G. K.“ soll Dir ein Eckbrettchen schicken. Bis jetzt hat er noch nicht daran gedacht Holzhändler zu werden, aber vielleicht wird er's noch einmal. Wenn Du Dich so lange gedulden willst?

Max H. in Zürich. Darüber wird Dich das Kapitel über den Augenwinkel und die Sehaxe völlig aufklären.

Walter Schneider in Königsberg. Mit den 1000 chinesischen Marken das ist ein Irrtum. Reichsmarken sind wertlos. — Nachstehend die gewünschte Wertangabe:

Vereinigte Staaten: Stadtpost New York 1849, 1 C., rosa, gelb, grau; desgl. Stadtpost Brattleboro: 1845, 5 C., chamois; desgl. Baltimore: 1846, 5 C., blau; desgl. Providence: 1846, 5 C. und 10 C., Alexandria: 1847, 5 C., gelb; — 20—100 M. p. St.

Mauritius, 1. Ed., Cm. 1847, 1 Penny, orange, 2 Pence, blau. — circa 500 M. p. St.

Karl Lohr. Besten Dank und Gruß!

Franz Larisch. Ein klein wenig Geduld und Dein Wunsch wird erfüllt sein. Schon lange hegten wir die Absicht, die Kameraden damit bekannt zu machen, wie sie sich mit wenig Mitteln einen flott segelnden Luftballon herstellen. Wollen warten, bis draußen besser Wetter ist; jetzt ist es für solche Vergnügungen noch zu kalt und unwirsch.

Robert Stowasser. Wenden Sie sich an A. Beddig in Hannover.

W. Rasch in G. Wenn fragliche Kouverts ganz sind, so ist deren Wert zusammen circa 2 M., möglicherweise auch mehr, doch läßt sich dieses nur bei Besichtigung bestimmen. Nähere Auskunft gibt Dir gerne: A. Beddig in Hannover.

O. Br —. Für das Rätsel freundlichen Dank.

J. Fritz in Steyr. Wie kannst Du zweifeln? Der Transport des Hotel Brighton Beach ist freilich Thatsache und macht dem kühnen Unternehmer alle Ehre.

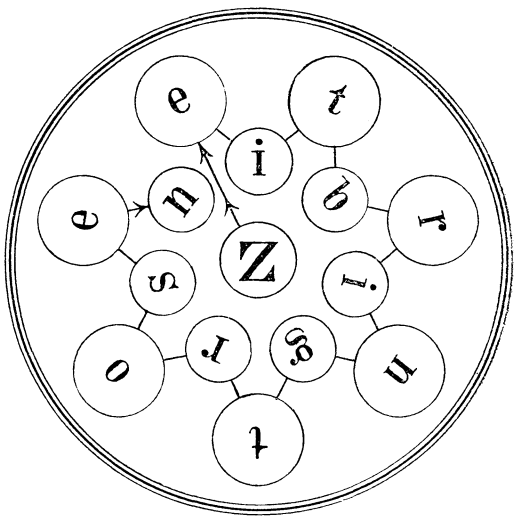
E. v. K., G. P. Anleitung zum Puffspiel liegt in jeder Spielwarenhandlung gedruckt auf. Gratisgegenstand. Siehe auch „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates.“

E. L. in Luxemburg. Du möchtest das Konterfei des Setzerlehrlings, der Dir so viel Spaß macht. Bitte, mache uns den naseweijen Bengel nicht gar zu eingebildet und übermütig. *) — Der üble Geruch des Etuis läßt sich freilich beseitigen, man muß aber dabei wie bei allen Dingen, die korrigiert werden sollen, die Ursache kennen. Du gibst sie nicht an.

C. B. in C. Die „Zwistigkecten“ zwischen Kamerad X. Y. Z. und Mr. Hobble-Frank haben sich glücklich gelöst, wie Du gelesen haben wirst. Scharfsinn und Intelligenz haben den Moritzburger auch diesmal nicht im Stiche gelassen. — Was nun das „Bildnisporträt“ betrifft, das Du zu fordern berechtigt bist, da kam der gute Master in eine böse Patsche. Wir wollen Dir den Fall vertraulich mitteilen. Höchlich erfreut über Deinen Brief nimmt er seinen schönsten „Schtahlstich“, trägt ihn zum Porträtmaler, denn er will ihn eigens für Dich „ooch kolorieren“ lassen. Nun will das Unglück, daß der betreffende Mann über Nacht plötzlich farbenblind wird und Du kannst Dir lebhaft denken, was derselbige in dieser „Bresthaftigkeet“ zusammengeklext hat. Als Mr. Hobble den „kolorierten Schtahlstich“ von ihm erhielt, hat er ihn schweigend eingepackt und kein Wörtlein mehr darüber geredet.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Ich bin blamiert. Ich kündige!

Auflösung des Vexierscheibenrätsels in Nr. 16.



Wenn man die kleinen Buchstaben untereinander die Plätze richtig wechseln läßt, so erhält man in der vorgezeichneten Weise das bekannte Sprichwort:

„Zeit bringt Rosen.“

C. S. in Sachsen schreibt: „Darum dieweil nuh wieder ämal so a Luna- oder Sunnenjahr uff samfden Fligeln vorihbergeschtrichen is, so sehe ooch ich mich als ä eifricher Läser des scheenen „guten Gameraden“ und als dreiherdjger Gamerad oder Vijegomilidone aller därer, die das Bladd in ihre kurzen Fingersch griegen, veranlaßt, jedem än biedern Glickwunsch zu Neijahr vor die Oogen zu fihren und jedem alles nor mergliche gude un scheene zu winschen. Noder beene (ibi badria): Ooch dem verährden Herrn Redagdionnär un dem dreien un biedern Sedzerlehrling rufe ich ä „Brost neiwaschnes Jahr zu*).“ Es zeichnet sich in allerheechster Hochachdung: Ae Gamerad in Middelsachsen.“ — Dieser liebe Glückwunsch sei von uns allen herzlich erwidert. An den Setzerlehrling haben wir's nadürlich „ooch“ bestellt, die helle Freede hat'n d'rbei aus'n Oogen gelacht! —

Mein lieber Kamerad Ernst Modes in D. Da ich ein Namensvetter von Dir bin, und weil es, soviel ich weiß, nicht viele gibt, die unsern Namen tragen, so vermute ich, daß Du ein lieber Verwandter von mir bist; denn mein Großpapa, der leider schon im Jahre 1880 starb, war in Dorfheim bei Freiberg in Sachsen gebürtig und Sohn eines Arztes. Befrage deshalb Deine lieben Eltern, und schreibe mir darüber so bald als möglich. Dich grüßend Dein Kamerad Karl Modes, Wien VII, Lindeng. 8.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. Weeß Knebbchen, nu gradelieren se mir och schon! — Sie sin übrigens eene fidele Gurke, Sie kleener Gamerad aus Middelsachsen! Brost!

Rätselhafte Inschrift.

Alfred N. in Wien. Wir lassen uns gerne belehren. Ein solcher Fall ist uns bis jetzt noch nie bekannt geworden.

Treuer Abonnent in Frankfurt a. O. Wunsch ad notam genommen. Gruß!

O. N. in Plauen, Adresse: F. E. Neupert Buchhandlung bittet Kamerad Karl Albrecht in Bremen, ihm doch die innere Konstruktion seines Schokoladehäuschens zu beschreiben.

Borchardt. Gewiß; schicken Sie doch!

Ad. Kraus, per Adr. G. Theod. Klüber in Schweinfurt wünscht mit einem perfekten Franzosen in Korrespondenz zu treten, womöglich in Frankreich domizilierend.

Johannes H. Die Anleitung für Anlage und Pflege des Terrariums erscheint in einer der nächsten Nummern.

Alois St. Ganzsachen werden am besten in sauberen Kouverts aufbewahrt. — Das Krippel ist nicht vergessen; es wird schon einmal daran kommen. Diesmal fanden wir leider keinen Raum. Herzlichen Dank für die guten Wünsche. Daß Sie uns Kameraden zuzuführen gedenken, soll dankbar anerkannt werden.

F. St. in Reutlingen. Deine Begeisterung thut uns unendlich wohl; warum auch sollte sich der „G. K." nicht auch hier und da den Bart krauen lassen? — Die Skees sind bei der genannten Firma allerdings zu haben, kosten aber ein Heidengeld. Versuche die Herstellung doch selbst; Gevatter „Drechsler" soll dir beistehen. — Einzelne Nummern sind à 20 Pfg. zu haben solange der Vorrat reicht.

E. Möhring in K. Sie thun am besten, Sie lassen sich durch Ihre Buchhandlung die bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin, SW, Kochstraße 68 im Druck erschienene Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierskorps nebst Ausführungsbestimmungen des Chefs der kaiserlichen Admiralität — 1885, Preis M. 0,50. — kommen. Vielleicht sind ebendaselbst auch neue ergänzende Vorschriften erschienen.

Haus v. F., Felix N. Der „G. K." fühlt sich durch den Antrag, das Präsidium Eurer Vereinigung zu übernehmen, hochgeehrt, muß dasselbe gleichwohl dankend ablehnen, einmal, weil er für alles, das sich mit dem Namen „Verein" deckt, wenig Sympathie hegt, und seinen diesfälligen Grundsätzen treu bleiben will und zweitens, da er thatsächlich nicht die Zeit fände, sich solchem Amte in ausreichendem Maße zu widmen.

Ludwig M. Bon! Gelegentlich!

A. M. S. schreibt: „Bitte, teile A. Speckkourz, Tertianer in ?, folgendes mit: Man bringt den Froschlaich im Frühlinge ins Aquarium. Die jungen Tiere kann man zuerst mit zarten Algen, Pflanzen, sowie faulen Pflanzenstoffen u. dgl. ernähren. Doch nehmen sie auch tierische Nahrung zu sich; ja, sie können sich ausschließlich von ihr ernähren. Sie fressen auch kleine Wasserkrebse, Daphnien, Cyclopen u. dgl. Zu viel Kaulquappen darf man nicht in einen zu engen Raum zusammenbringen, weil sie sich sonst untereinander auffressen. (Aus Dr. W. Heß, das Süßwasseraquarium, Seite 119)." — Wegen des Schneefalles hast Du recht. Wir denken, unser Kamerad wird das durchlöcherte Papier schon von selbst in umgekehrter Weise führen, wenn er erst sieht, daß die Schneeflocken, statt auf die Erde herab, gen Himmel fliegen. — Ueber den dritten Punkt demnächst.

G. v. N. Holzschnitte abzuzeichnen, dazu kann der „G. K." nicht raten. Uebe Dich an Holz- und Gipsmodellen, und bist Du darin fest, dann gehe dreist an die Nachbildung der Natur.

Felix v. Th. Lieber Freund, lies die Antwort an **C. B.** in **C.** und weihe dieser Sache gleich ihm eine stille Zähre.

John S. in Hameln. Solche Schlitten läßt man sich doch am besten von einem tüchtigen Tischler machen.

Er. Sengenwald. „Die Dressur des Hundes" von Ed. Zborzill, erschienen in S. Modes Verlag, Berlin, Preis M. 1. 80.

A. W. jr. in Liegnitz. Nehmen Sie doch das „Illustr. Briefmarken-Journal" von Gebr. Senff in Leipzig. — Ja, wir werden diese Signale fortsetzen. — Ueberstreichen Sie die Gipsfigur mit Zinkweiß und Gummiwasser, natürlich nachdem der Staub entfernt ist. Eine andere Reinigungsart ist die: Man überpinselt die Figur mit Kleister recht satt und läßt ihn einige Tage hindurch trocknen. Löst man ihn dann wieder ab, hat er auch die Unreinigkeiten mitgenommen.

Ancus Martius in Berlin. Die Kameraden Ewald Vogel in Frankfurt a. M. oder Otto Stumpf in Stuttgart werden Dir auf Ersuchen ihre Schokolade-Automaten gewiß gern beschreiben.

Abonnentin Irma Sch. Ei, wer wird gar so neugierig sein. Wir müssen in diesem Falle sogar einer Dame gegenüber unhöflicherweise — schweigen.

K. Kolesa jr. in Wien. Gratulieren und wünschen rasches Avancement!

Max Günther, Jakobsstraße 321. zu Chemnitz in Sachsen bittet die beiden Künstler, von denen der eine den ersten, der andere den fünften Preis erhielt, um ihre Briefadressen. Möchte sie um Beschreibung ihrer Preisarbeiten bitten.

„Lieber Guter Kamerad! Es ist heute Neujahr, ich muß Dir schreiben. Ich werde dieses Jahr ungemein brav, wenn ich nur kann, es ist manchmal so schwer! Ich schicke Dir eine Knackmandel, und grüße Dich, mein lieber ‚Guter Kamerad', und alle Kameraden, indem ich Euch ein recht glückliches Neujahr wünsche. Eure kleine Kameradin Magdeleine de V., Chau. du N....., France". — Herzlichst erwidert, liebe kleine Freundin, auch im Namen aller deutschen Kameraden. Danken auch für die Knackmandel, die uns böse zu schaffen macht. Gruß!

Tauschmarkt.

Kurt v. St. in **Glogau** wird von v. d. M. aus Hamburg um Adresse gebeten.

Ludwig Horváth in **Lugos, Ungarn,** möchte sehr gern Dubletten, Käfer und Mineralien (darunter 3 rote Jaspis, 1 großer Amethyst und andere schöne) tauschen."

Eduard Girzik und **Karl Modes** in **Wien VII Lindengasse Nr 8,** sind eifrige Briefmarkensammler und bitten liebe Kameraden um Zusendung ihrer überflüssigen Marken.

Ich bitte denjenigen Kameraden, dem ich Steine geschickt habe, um Einsendung seiner Adresse, da ich dieselbe verloren habe. P. Schwarzenbach, Bendlikon bei Zürich.

L. Rosner in **Biala (Galizien)** hat ein Buch: Die Schmetterlinge Deutschlands, 1000 meist österreichische Marken, darunter auch einige überseeische, 50 verschiedene Siegel (darunter auch fürstliche und gräfliche) und 50 ganze fast nur alte österreichische Korrespondenzkarten. Wünscht dagegen eine gut erhaltene Druckmaschine mit Lettern und seltene Marken.

Liebe Kameraden! Wer kann mir angeben, wo man billige Nebenapparate zu einem galvanischen Element bekommen kann, oder wer tauscht welche von euch? Habe auch ein Bunsenelement abzugeben. Ph. Hemmann in Limbach bei Chemnitz.

Hugo Schattkowsky in **Guben, Baderstraße 18,** möchte ein chromsaures Element gegen eine Camera obscura vertauschen.

Michael Richard in Zabern i. E. Maurengasse 10, tauscht Versteinerungen gegen Mineralien oder ausgestopfte Vögel und Tiere.

H. Naville in **Zürich (Schweiz), Pelikanstraße 2,** hat altägyptische Marken, die er gegen andere vertauschen möchte.

Paul Flemming in **Bremerhaven, B.-Mstr. 53** besitzt ein kleines Kistchen voll Seltenheiten, (Muscheln, Seegewächse, Straußeneier 2c.), die er gegen Briefmarken zu vertauschen sucht.

Fig. 2. Kostümierte eßbare Ameisen.

A. B. in H. Wir sollen Ihr Urteil über das Hobble-Preisrätsel dem Master mitteilen? Wir werden uns hüten. Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um. — Ueber Mikroskopie wird recht bald ein illustrierter Artikel erscheinen. Sie sollen Ihre Freude daran haben. — Fragen Sie Ihren Buchhändler. Es kommt doch darauf an, ob das Buch für den Selbstunterricht geschrieben sein soll, oder ob Sie einen Lehrer haben. Dieser letztere würde jedenfalls auch mitsprechen wollen. Gruß!

Liebe Kameraden! Ich möchte Euch mitteilen, wie man gewöhnliches Papier so stark elektrisch machen kann, daß auf einen darüber gehaltenen Knöchel ein Funke überspringt. Man nimmt einen Bogen weißes Schreibpapier, faltet ihn zu einem drei fingerbreiten Streifen, legt ihn auf den Ofen, wendet ihn mehrmals, solange man ihn noch halten kann. Dann zieht man ihn ein paarmal rasch durch die Achselhöhle und das Papier wird so stark elektrisch sein, daß man verschiedene Experimente damit ausführen kann. Z. B. man legt einen leichten, geraden Stock (Rohr) auf eine Spitze so, daß er sich leicht drehen kann. Wenn man das elektrische Papier dem einen Ende des Stockes nähert und im Kreise herumfährt, so wird der Stock in der Kreislinie folgen. Ferner, wenn man das Papier an die Wand drückt, so wird es vermöge seiner Elektrizität kleben bleiben u. a. m. Jeder, der dies probiert, wird von der Wirkung gewiß überrascht sein. E. K. in Wien.

Johannes Winkler. Wie man Laubsägeholz selbst poliert und beizt, das steht in unserer Anleitung „Der Laubsägekünstler," II. Jahrgang S. 316. — „Wie man sich selbst einen photographischen Apparat macht," das findest Du in Nro. 25, Jahrgang I.

E. Heinig. Eine solche Zeitschrift existiert unseres Wissens nicht.

Gustav Müller in **Ludwigshaven a. Rh., Oberes Rheinufer,** wünscht ein Schubeckisches Briefmarkenalbum, mit oder ohne 200—300 Marken, gegen ca. 2000 Druckbuchstaben und Bilder zur Laterna magica zu vertauschen; auch bittet er großmütige Kameraden um Ueberlassung einiger Münzen-Dubletten.

Walther Klug, p. A. Herrn Steuerrendant Guthmann in **Posen, Bismarckstr. 7,** hat eine noch gute Druckmaschine zu vertauschen.

Otto Rascher in **Hottingen-Zürich, Klosbach 41,** sucht Münzen; gibt dagegen seltene Briefmarken.

Wilh. Müller in **St. Johann a. d. Saar, Bahnhofstraße 76,** tauscht alte deutsche Marken, sowie alte badische, bayrische, wünscht dafür russische und österr.-ungarische Marken.

Hans Grimm in **Wiesbaden, Mainzerstr. 13,** hat eine Druckmaschine mit Lettern, Bücherträger, einen feinen Zauberkasten (8 M. kostend), eine Briefmappe, eine kleine Laterna magica mit 4 Bildern, einen Farbenkasten und eine große Menagerie, die er gegen eine Luftpumpe, ein Bunsenelement, eine Dampfmaschine und seltene Briefmarken zu vertauschen sucht.

M. Hufmer in **Chemnitz, Zschopauerstr. 96,** wünscht 20 Monogramme und 10 Stempel gegen Briefmarken umzutauschen.

Jul. Jörgensen in **Altona, Kleine Gärtnerstr. 85 p.,** möchte gern ein Flobertgewehr (6 mm), einen kleinen Dampfer, ein Briefmarkenalbum (Zschiesche) mit 500 teils sehr seltenen Marken gegen eine Stirnsche Geheim-Camera vertauschen.

Einen nachahmenswerten Verein

hat der Lehrer Schaffmann zu Vogelsheim in Ober-Elsaß gebildet. Dieser Verein führt den Titel: „Jugendliche Gesellschaft zur Beschirmung und Erhaltung der Feldfrüchte, gebildet von den Schülern der Elementarschule zu Vogelsheim.“ Der Zweck dieser Gesellschaft besteht darin, die Vogelnester zu schützen, Netze, Leimruten, Schlingen u. s. w. zu zerstören und die den Vögeln und den Feldfrüchten schädlichen Tiere zu bekämpfen. Die „Schutzkommision“, aus vier Schülern bestehend, hat in den Jahren 1869—1887 nicht weniger als 6580 Vogelnester beschützt, dagegen hat die ganze Gesellschaft getötet: 983500 Maikäfer, 349721 Engerlinge, 14735 Feldmäuse, 2742 Ratten, 367112 Raupen, 133530 Erdwürmer, 155595 Schnecken, 28 Hamster, 37 Marder, und ferner 9229 zu verbotener Zeit gelegte Vogelschlingen zerstört. Das sind Ergebnisse, welche alle Anerkennung und Beachtung verdienen.

Die Hühner und der Garten.

Wie ungern die Hühner im Garten gesehen werden, das weiß jeder, der auf dem Lande auch nur einmal beobachtet hat, mit welcher Sorgfalt sie immer und immer wieder aus dem Orte, den sie mit so besonderer Vorliebe aufsuchen, vertrieben werden. Und doch, welch ein Segen für den Garten wäre es, wenn wir die Hühner immer in demselben dulden dürften, da sie unsere eifrigsten Helfer bei der Vertilgung aller Erdkerfe sind. Wenn sie frei walten dürften, könnten wir gar keine gründlichere Reinigung wünschen. Ausgeschlossen muß ihre Mitwirkung bei diesem Geschäft durchaus bleiben vom Frühjahr bis in den September hinein, weil in dieser Zeit der Schaden, den sie anrichten, entschieden ihren Nutzen übertreffen wird. In den übrigen Monaten des Jahres sind sie aber tüchtig heranzuziehen und können auch in dieser Zeit noch durch ihre Hilfe großen Nutzen stiften. Nur muß man sie von den Pflanzen, denen sie auch dann noch schaden könnten, besonders dem Grünkohl, abzuhalten wissen, und das geschieht am besten, wenn man einen unbenutzten Teil des Gartens etwa mit Reps besäet, dessen junges Grün ein Lieblingsfutter der Tiere ist, dem zuliebe sie den Grünkohl gern verschonen. Für einen tapferen Bundesgenossen darf man schon etwas thun.

口廿

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Dort führte eine schmale Treppe neben der Kajüte auf das Dach derselben. Sie stiegen leise die Stufen hinan und sahen den Posten schlafend oben sitzen. Es erging ihm genau so, wie seinem Kameraden. Der Methusalem hatte sein Taschentuch herausgezogen, um ihn mit demselben zu knebeln; aber Gottfried sagte:

„Lassen Sie es in der Tasche! Wir brauchen unsere Jelegenheitstücher selber. Ich schneide ihm ein Stück von seinem Schlafrocke ab. Dat wird dieselben Dienste thun.“

– Der Blaurote hatte seine beiden Revolver gezogen, Gottfried ebenso, Richard den seinigen auch. Turnerstick und der Dicke folgten diesem Beispiele. –

So geschah es. Dann stiegen die beiden wieder hinab, um den Kameraden zu sagen, daß ihr Vorhaben glücklich ausgeführt worden sei.

„Nun haben wir noch zwei," meinte Turnerstick, „den Hinterposten und den Steuermann. Dabei muß ich sein, des Steuers wegen. Es ist geraten, es festzubinden. Wir können keinen Mann entbehren."

Jetzt wurde zunächst Liang-ssi in das kleine Kämmerchen nach Stricken geschickt. Dann begaben sie sich alle nach dem Hinterteile des Schiffes, hier führte auch eine Treppe hinauf auf das hohe Quarterdeck. Auf den Stufen derselben saß die Wache und — — schlief. Sie wurde leicht und ganz in derselben Weise wie die beiden anderen bewältigt.

Dann galt es noch dem Steuermanne, welcher jedenfalls wach war. Deshalb konnte man seiner nicht so leicht Herr werden, und doch mußte alles Geräusch vermieden werden, da der Ho-tschang unter ihm schlief.

„Wie fangen wir es an?" fragte Turnerstick. „Wenn wir — ah, ich bin ja als Chinese angezogen; er wird mich also für einen der Leute halten. Passen Sie auf! Sobald ich ihn habe, kommen Sie mit den Stricken nach."

„Greifen Sie aber ja fest zu, daß er nicht schreien kann!"

„Keine Sorge! Die Kehle, welche ich in meine Hand bekomme, bringt sicherlich keinen Laut hervor."

Während die anderen zurückblieben und nur heimlich über die Kante des Quarterdeckes lugten, stieg Turnerstick die wenigen Stufen hinan und ging stracks auf den To-kung zu. Dieser fragte ihn in mürrischem Tone, was er wolle. Er hielt ihn wirklich für eine der Wachen.

„Das kangst du noch frageng?" antwortete der Kapitän. „Ich will 'mal deinen Hals untersuching, Bursche. Da, warte, du erbärmlicher spitzbübischer Halunking!"

Während er diese prachtvolle chinesische Antwort gab, legte er ihm die Seemannshände um den Hals und drückte denselben so fest zusammen, daß der Steuermann lautlos zusammenbrach. Er wurde gefesselt und geknebelt wie die anderen.

„Das geht gut," meinte Liang-ssi. „So leicht habe ich es mir nicht vorgestellt."

„Na, so leicht, wie es den Anschein hat, ist es freilich nicht," antwortete Gottfried. „Wenn Sie etwa dat Jejenteil behaupten, so versuchen Sie es nur einmal mit dem Ho-tschang, welcher nun wohl an die Reihe kommt. Da können Sie beweisen, daß sie Mark und Energie besitzen."

„Ich danke, ich danke! Ich würge keinen ab!"

„Wir auch nicht. Wir säuseln ihnen nur so ein bisken um die Gurjel, aberst leben lassen thun wir ihnen doch. Ich wenigstens habe keine Lust, mir als Mörder an dem Galjen offknobeln zu lassen. So wat ist meine Passion nie nicht jewesen, weshalb ich mir noch jetzt des besten Wohlseins erfreue."

Der Methusalem forderte den Chinesen auf, ihm zu zeigen, wo der Ho-tschang mit dem Eigentümer des Schiffes schlafe. Das war unterhalb des Steuers in der Achterkajüte. Auch der Priester befand sich dort.

Es waren Stellen da, an denen die dünne Wand nicht schloß. Ein Lichtschein drang durch die Fugen. Degenfeld trat hinzu und blickte hinein. Er konnte nicht den ganzen Raum sehen, erkannte aber doch die drei Männer, welche auf dicken Strohdecken schliefen, die auf dem Fußboden lagen. Von der niedrigen Decke hing eine Papierlaterne herab.

„Die Dummheit und Sorglosigkeit dieser Menschen sind wirklich fast noch größer als ihre Schlechtigkeit," sagte er. „Sie müssen vollständig überzeugt sein, uns fest im Sacke zu haben. Uns so zu behandeln und dennoch wie die Ratzen zu schlafen, das ist stark! Sie verlassen sich allzu sehr darauf, daß sie unsere Thür verrammelt haben. Schläft die Mannschaft unter ihnen?"

„Nein," antwortete Liang-ssi. „Die Leute liegen im Mittelraum, also mehr nach vorn."

„So können wir immerhin ein wenig Lärm riskieren, welcher sich auch gar nicht vermeiden läßt, da sie sich eingeriegelt haben. Gibt es starke Nägel und einen Hammer?"

„Ja, da wo die Stricke lagen."

„Holen Sie das, während wir hier diesen Herrschaften einen guten Morgen sagen!"

Der Chinese ging. Degenfeld probierte, an welcher Stelle der Thür sich innen der Riegel befand. Dann stemmte er sich gegen dieselbe und sprengte die Thür auf. Die drei Schläfer erwachten und richteten sich halb auf. Der Blaurote hatte seine beiden Revolver gezogen, Gottfried ebenso, Richard den seinigen auch. Turnerstick folgte diesem Beispiele, und der Dicke, welcher seine beiden Flinten um keinen Preis verlassen hatte, hielt dieselben drohend in beiden Händen.

„Bleibt sitzen, oder ihr bekommt die Kugeln!" herrschte der Methusalem die Erschrockenen an, natürlich in ihrer Muttersprache. „Wer einen Laut hören läßt, ohne daß ich es ihm erlaubt habe, der ist verloren!".

Die Gesichter, welche sie zeigten, hätte kein Maler wiedergeben können. Sie starrten die Eingetretenen so entsetzt an, als ob sie Geister vor sich hätten.

„Sie — Sie sind es?" stammelte endlich der Ho-tschang. „Was wollen Sie?"

„Uns für das Opium bedanken, welches ihr uns beigebracht habt."

„Opium? Was meinen Sie?"

„Stellen Sie sich nicht unwissend! Sie haben uns Opium in das Getränk gethan, um uns zu betäuben!"

„Das ist nicht wahr! Wir wissen nichts davon."

„Es ist wahr!"

„Nein, Herr! Aus welchem Grunde hätten wir das thun sollen?"

„Um uns zu ermorden."

„Tien-na! Himmel! Halten Sie uns für Mörder?"

„Allerdings. Meint ihr, wir wissen nicht, daß eure ‚Schui-heu' eine Piratendschunke ist?"

„Herr, was sagen Sie! Ich werde sofort alle meine Leute kommen lassen, welche bezeugen können, daß wir ehrliche Menschen sind."

Er wollte aufstehen. Der Methusalem hielt ihm den einen Revolver gegen die Stirn und gebot:

„Sitzen bleiben, sonst schieße ich! Ich glaube wohl, daß Sie Ihre Leute gern rufen möchten, aber nur, um uns zu überwältigen."

„Herr, Sie irren sich wirklich! Der Himmel und die Erde sind meine Zeugen, daß Sie sich irren. Wir sind Ihre Freunde, haben wir Sie nicht höflich und gastlich bei uns aufgenommen und Sie sogar zum Kong-pit eingeladen?"

„Eingeladen haben Sie uns, aber nur in der Absicht, uns das Opium mit guter Manier beizubringen. Wir wissen das sehr genau."

„Das ist nicht wahr. Wer hat uns gegen Sie verleumdet? Wir haben es gut gegen Sie gemeint; aber Sie sind es, welche unsere Freundschaft mit Undank vergolten haben. Sie haben drei meiner

Leute erschossen und dabei noch einen vierten verwundet!"

„So hat die eine Kugel sogar zwei getroffen; das freut mich außerordentlich. Und wenn wir Ihre Leute erschießen, legen Sie sich ruhig schlafen? Zeugt das nicht gegen Sie? Wären Sie wirklich die ehrlichen Menschen, für welche Sie sich ausgeben, so hätten Sie uns als Mörder behandeln müssen und nicht eher ruhen dürfen, bis Sie sich unser bemächtigt hatten."

„Das haben wir ja gethan! Sie befinden sich doch in unserer Gewalt, und wir haben Ihre Thür verrammelt."

„Wie sehr wir uns in Ihrer Gewalt befinden, das sehen Sie jetzt. Und wann haben Sie die Thür verrammelt? Ehe wir schossen oder später? Warum haben Sie Löcher in unsere Thür gebohrt?"

„Um zu sehen, ob Sie schliefen."

„Woher brauchten Sie das zu wissen? Auch das zeugt gegen Sie. Und warum schickten Sie dann einen Mann an der Schiffswand herunter nach unserer Luke?"

„Weil Sie uns nicht erlaubten, durch die Thür zu sehen."

„Alberne Ausrede und Lüge! Der Mann sollte einen Hi-thu-tschang zu uns hereinwerfen! Warum sind Sie nicht bis zum Vormittage in Hongkong geblieben?"

„Sind wir denn nicht mehr dort?"

Er machte zu dieser Frage ein so dreistdummes Gesicht, daß der Methusalem ihn empört anfuhr:

„Verstellen Sie sich nicht! So ein Kerl wie Sie bringt es nicht fertig, uns zu täuschen. Wäre Ihre Dummheit nicht so sehr groß, daß ich geradezu Mitleid mit derselben fühle, so würde ich Ihnen mit den Händen in das Gesicht schlagen. Sie sind von Anfang an darauf ausgegangen, sich unser zu bemächtigen. Warum haben Sie uns durch den Amerikaner belauschen lassen?"

„Amerikaner? Wen meinen Sie?"

„Den Menschen, welcher sich für einen Malaien ausgeben mußte."

„Das ist er ja auch!"

„Er wird uns das beweisen müssen! Dann als er Ihnen unsere Reden mitgeteilt hatte, konnte Ihr Geist meine Frage allerdings sehr leicht beantworten."

„Das kann er stets, der Geist ist allwissend."

„Wirklich? Nun, ich habe es ja in der Hand, Ihnen das Gegenteil zu beweisen. Er hat Ihnen gesagt, daß Sie und wir alle glücklich nach Kanton kommen werden. Darin hat er sich nun leider doch geirrt, denn zwar wir werden Kanton sehen, Sie aber kommen nie im Leben wieder hin."

„Wieso?"

„Weil man Sie in Hongkong ein wenig aufhängen wird, wie man mit Seeräubern zu verfahren pflegt."

Der Ho-tschang blickte seine beiden Nachbarn an, als ob er Hilfe bei ihnen suche; sie wichen aber seinen Blicken aus und wagten auch nicht, ein Wort zu sprechen. Diese Menschen waren feig. Als er sah, daß sie ihm die Verteidigung überließen, beteuerte er:

„Herr, alles, was Sie uns vorwerfen, beruht auf einem großen Irrtum, welcher sich sofort aufklären läßt, wenn Sie mir erlauben, meine Leute zu rufen."

„Ich brauche nur einen einzigen von ihnen, und der ist hier. Wollen Sie leugnen, daß er Ihr Gefangener ist?"

Liang-ssi war eingetreten, nachdem er erst vorsichtig hereingesehen hatte. Als der Ho-tschang ihn erblickte, verstummte er, warf aber einen wütenden Blick auf ihn.

„Nun, antworten Sie doch? Wozu sind die Kanonen unten in den Kisten?"

„Sollen denn Kanonen in den Kisten sein?" lautete die freche Gegenfrage.

„Allerdings!"

„Führen Sie uns hinab, so werde ich Ihnen beweisen, daß dies eine Lüge ist!"

„Dazu habe ich keine Lust, weil Ihre ehrlichen Matrosen dort schlafen. Uebrigens brauche ich meine Worte gar nicht an Sie zu verschwenden; Sie antworten doch nur mit Lügen. Aber in Hongkong wird man Sie schon zum Geständnisse bringen."

„Gut, so lassen Sie mich hinaus! das Schiff scheint sich losgerissen zu haben und mit der Ebbe in See gegangen zu sein. Ich werde es zurückführen, und dann bringen Sie Ihre Klagen bei dem Hingkuan*) an!"

„Diesen Rat werde ich nicht befolgen. Um die Dschunke nach Hongkong zurück zu bringen, brauchen wir Sie nicht. Und wenn wir dort angekommen sind, werden wir zwar Klage erheben, aber nicht bei Ihrem Kuan, sondern bei unsern Konsuls. Ihnen werden wir auch das Schiff ausliefern."

Die Kerls erbleichten.

„Herr, das dürfen Sie nicht!" rief der Ho-tschang.

„Warum nicht? Weil es Ihnen dann schnell an den Hals geht? O, wir kennen das Rechtsverfahren Ihres Landes! Wir haben keine Lust, auf die Entscheidung von sechs Untergerichten zu warten und dann noch zu erfahren, daß der Tutschayuen*) oder der Ta-li-sse**) Sie doch noch laufen läßt. Sie sind Räuber; das beweisen wir. Sie haben uns, die wir Ausländer sind, ermorden wollen, also gehört die Angelegenheit vor die Vertreter der Länder, deren Bürger wir sind. Und diese Konsuls werden dafür sorgen, daß Ihnen der Strick bald um den Hals zu liegen kommt! Gottfried, Kapitän, binden Sie die Kerls!"

Diese letztere Aufforderung wurde natürlich in deutscher Sprache gesprochen.

„Ik bind ook met!" sagte der Mijnheer. „Ik ben ook daaraan — ich binde auch mit. Ich bin auch dabei."

Und als die drei sich wehren wollten, hielt er dem Priester den Flintenlauf vor die Nase und rief:

„Sluit den mond, gij heidensch geestelyke! Wilt gij eene kogel in het aangezigt hebben — schließe den Mund, du Heidengeistlicher! Willst Du eine Kugel in das Gesicht haben?"

Das klang freilich drohend genug. Daneben stand der Methusalem mit den Revolvern und versicherte, bei einem etwaigen Hilferuf augenblicklich den Betreffenden zu erschießen. Das schüchterte die Chinesen so ein, daß sie sich binden und sogar auch knebeln ließen.

Nun galt es, sich der Mannschaft zu versichern. Turnerstick sagte, daß er höchstens zehn Mann zur Bedienung des Schiffes brauche. Die sollte Liang-ssi einzeln heraufschicken. Da bis jetzt alles so gut abgelaufen war, erklärte er sich dazu bereit und stieg durch die Mittellucke in den Raum hinab. Von seiner Klugheit hing das fernere Gelingen des Handstreiches ab. Hoffentlich war seine Verschlagenheit größer als sein Mut. Da er erklärt hatte, daß er die Leute zum Ho-tschang schicken werde, der ihn nach ihnen geschickt habe, so verbargen sich die Fünf hinter mehreren großen Körben und leeren Kisten, an denen die Leute vorüber mußten. Stricke waren nach Bedarf vorhanden.

Der Erste kam. Als er vorüber wollte, wurde er von Degenfeld und Gottfried gepackt. Der Schreck ließ ihn verstummen, und das übrige thaten die Drohungen, welche er zu hören bekam. Er wurde mit

* Justiz-Mandarin.

*) Großuntersuchungsrichter.
**) Kassationshof.

beiden Händen an den Vordermast gebunden.

Ebenso erging es den andern. Liang-ssi entledigte sich seiner Aufgabe auf das vortrefflichste. Er sagte einem jeden, daß er heimlich zum Ho-tschang kommen solle, ohne daß jemand es bemerken dürfe. Auf diese Weise schickte er nach und nach zehn Personen herauf, ohne daß die andern aufgeweckt wurden. Diese zehn wurden auf die beschriebene Weise festgenommen und an die Masten oder das Geländer gebunden.

Nach dem letzten kam er selbst wieder auf das Deck. Er fragte den Methusalem, ob dieser mit ihm zufrieden sei.

„Sie haben Ihre Sache weit besser gemacht, als ich es Ihnen zutraute," antwortete Degenfeld. „Wie viele Ausgänge hat der Raum?"

„Nur diesen einen."

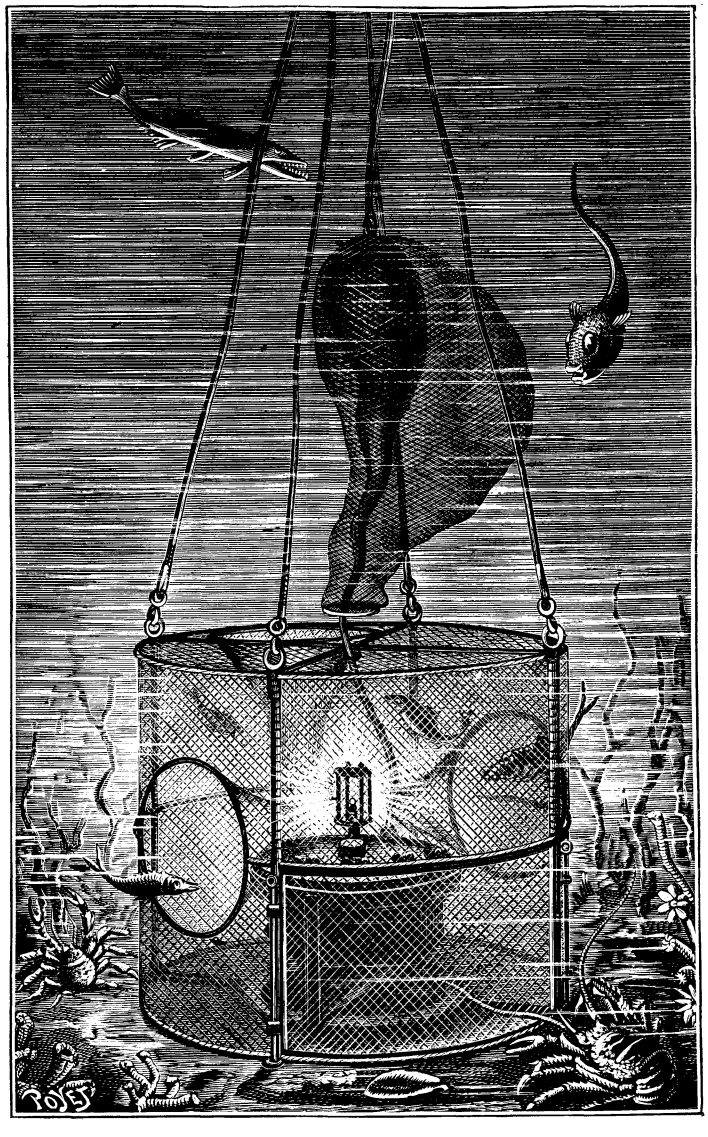
„So nageln wir die Luke zu und wälzen einige von diesen schweren Körben darauf. Dann soll es keinem gelingen, den Deckel aufzusprengen."

Nägel hatte der Chinese vorhin geholt. Als die Hammerschläge ertönten, erwachten natürlich die im Raume befindlichen Matrosen. Sie kamen die Lukentreppe herauf, um zu erfahren, was der Lärm zu bedeuten habe. Als sie nun erfuhren, daß die Luke vernagelt wurde, erhoben sie ein wildes Geschrei und versuchten, sie aufzusprengen, was ihnen aber nicht gelang. Sie konnten sich den Grund, weshalb der Ho-tschang dieses Experiment machte, nicht begreifen, sagten sich aber, daß er jedenfalls eine Veranlassung dazu habe, und beruhigten sich durch den Gedanken, daß sie das Nähere bald erfahren würden. Ihr Rufen und Klopfen verstummte. Sie hatten sich wieder niedergelegt.

Dennoch beorderte der Methusalem Richard Stein an die Luke, um da als Wache zu bleiben, wozu der Knabe am besten verwendet werden konnte.

Jetzt war man so weit, daß der Kapitän seine Manöver beginnen konnte. Er stieg hinauf an das Steuer, um dieses zu regieren und von da aus seine Befehle zu erteilen, welche, wie er überzeugt war, den Matrosen sehr verständlich sein würden.

Diese letzteren sollten die Ausführung übernehmen und dabei von Degenfeld, Gottfried, dem Mijnheer und Liang-ssi überwacht werden. Wer sich nicht gehorsam zeigte, sollte augenblicklich erschossen



Apparat zur Beleuchtung des Meeresgrundes.

werden. Dies wurde ihnen gesagt. Keiner von ihnen hatte eine Waffe, und die Fesseln wurden ihnen nur so weit gelockert, als unbedingt notwendig war. Darum sahen sie ein, daß sie sich fügen müßten, und verzichteten auf allen Widerstand. Jedenfalls war nebenbei ihre Verblüffung so groß, daß sie gar nicht auf den Gedanken kamen, sich zu wehren.

Turnerstick hatte dem Methusalem bedeutet, drei Matrosen an den Vor-, drei an den Hinter- und vier an den Großmast zu postieren. Diese Kräfte waren genügend, die Taue zu regieren, welche an die beiden Enden der Raaen, also an die Oberecken der Segel befestigt sind. Diese Taue werden bei uns Brassen genannt. Sie dienen dazu, die Segel horizontal zu bewegen, damit der Wind mehr oder weniger auf die Fläche derselben trifft. Die Brassen nach der Windseite heißen Luvbrassen; die andern werden Leebrassen genannt. Voll brassen heißt, die Segel so richten, daß sie den Wind senkrecht auf sich auffangen; in den Wind brassen oder lähnlich brassen heißt, die Segel so stellen, daß der Wind sie nur am Rande trifft.

Als der Kapitän sah, daß die Leute ihre Plätze eingenommen hatten, kommandierte er:

„Hoiho, ihr Jungengs, aufpasseng, aufpassing, aufpassong!"

Sie blickten nach ihm hin, verstanden ihn aber nicht. Als er die Gesichter der Hinterbordmannen auf sich gerichtet sah, fuhr er fort:

„All Hand an Steueringbording! Nehmt die Leebrasseng! Holt scharf an! Fest ziehen, zieheng, ziehing, ziehung!"

Sie standen da und wußten nicht, was sie machen sollten.

„Alle Teufling, könnt ihr nicht höring! Könnt ihr nicht chinesisch verstehung! Gebt die Luvbrasseng frei, und holt im Lee fest an! Anholeng, anholing, anholung!"

Jetzt nahmen Degenfeld und Liang-ssi sich der Sache an, indem sie die Befehle des großen Sinologen verdolmetschten. Die Befehle wurden ausgeführt, und zwar so leidlich, daß Turnerstick vom Steuer her fragte:

„Nun, Master Methusalem, was sagt man jetzt zu meinem chinesisch: Tüchtiger Kerl, der Heimdall Turnerstick, nicht? Kann in allen Dialekten kommandieren!"

„Ja, es ist erstaunlich!" antwortete Degenfeld.

„Habt mir's so gar nicht zugetraut, weiß es schon. Habe aber da mal Leute gefunden, welche das richtige Hochchinesisch im Kopfe haben. Paßt nur mal auf!"

Und mit donnernder Stimme gebot er weiter:

„Jetzt ganz in den Wind die Brassenz, ganz, ganz, vollständig, vollständang, vollständung! Legt sie fest, festlegang, festleging — leging — legang!"

Da der Befehl den Leuten wieder verdolmetscht wurde, was Turnerstick entweder gar nicht hörte oder doch nicht beachtete, so wurde er vollzogen.

„So ist's brav; so ist's gut!" rief er. „Fällt schon ab nach Steuerbord, die alte Dschunke. Macht so fort, ihr Bursche, Bursching, Burscheng, Burschung!"

Ganz ebenso ging es bei den folgenden Kommandos. Er brachte es wirklich so weit, daß das Fahrzeug ohne Fahrt zu biegen schien, band das Ruder fest und kam dann herabgestiegen, um die Matrosen wieder anbinden zu lassen.

Er klopfte Degenfeld auf die Achsel und sagte in vergnügtem Tone:

„Gar keine üblen Kerls, diese Chinesen! Habe es bisher gar nicht gedacht. Aber freilich ein deutliches Chinesisch muß man mit ihnen reden, sonst ist's eben nichts."

„Dazu sind Sie ja der richtige Mann!"

„Will's meinen! Ja, meine Endungen, meine Endungen, bester Methusalem. Wenn doch auch Sie sich mit ihnen befreunden wollten! Dann könnten Sie sich diesen Leuten später auch mal verständlich machen."

„Werde mich bemühen! Aber wie steht es? Die Dschunke macht doch einen Bogen?"

„Scheint nur so, scheint nur so. Sie liegt bei, ganz fest bei. Nun warten wir den Morgenwind, welcher bekanntlich nach dem Lande bläst, und die Flut ab. Dann geht's nach Hongkong zurück."

„Sind wir weit davon entfernt?"

„Weiß es nicht genau. Habe keine Instrumente mit und kann mich auf die Karten dieses Ho-tschang nicht verlassen. Habe auch unser „In die See stechen" ganz verschlafen. Vermute aber, daß wir uns noch vor der Mirs-Bai befinden. Muß den Morgen abwarten."

„So wollen wir, da es nichts zu thun gibt, uns um unsere vier ersten Gefangenen bekümmern."

„Ja, sie liegen ohne Aufsicht und könnten sich losmachen. Schaffen wir sie alle in die Kajüte, in welcher der Ho-tschang liegt. Da genügt ein Mann, sie zu bewachen."

Dieser Vorschlag wurde ausgeführt. Dann wachte Richard an der Luke, Gottfried bei der Kajüte, und die andern beaufsichtigten die im Freien angebundenen Matrosen.

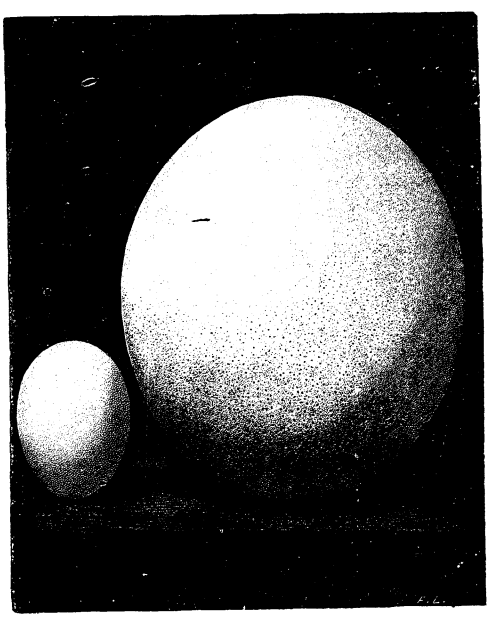
Was Hunderte für unmöglich gehalten hätten, war gelungen. Sechs Personen, Liang-ssi eingerechnet, hatten sich einer Piratendschunke bemächtigt, deren Bemannung eine zehnmal stärkere war. Die Freude darüber wirkte besser als alle Medizin. Die Reisenden fühlten keinen Kopfschmerz mehr; sie befanden sich so wohl, als ob es weder Sam-chu noch Opium gegeben habe. (Fortsetzung folgt.)

Apparat zur Beleuchtung des Meeresgrundes.

Unsere lieben jungen Kameraden wissen, daß die Wirkung der Sonnenstrahlen nicht viel über etwa 100 m unter die Oberfläche hinunterreicht, und daß unter dieser Linie mehr oder weniger eine totale Finsternis herrscht. Da es aber im Interesse der Ozeanographie höchst wünschenswert ist, den Meeresboden auch in größeren Tiefen zu sehen und zu untersuchen, so ist der menschliche Scharfsinn schon längst bestrebt, eine Vorrichtung zur Beleuchtung des Meeresgrundes von genügender Lichtstärke und zweckmäßiger Beleuchtung zu erfinden. Dieses Problem ist nun gelöst durch den Apparat, welchen unser nebenstehender Holzschnitt darstellt und der von dem Erbprinzen von Monaco für seine Goelette „Schwalbe", mit der er sich seit einigen Jahren erfolgreich Meeresforschungen widmet, und dem Physiker Dr. Regnard erfunden worden ist. Der Apparat besteht aus einem cylindrischen Netze aus starkem Stahldrahtgeflecht, das drei trichterförmige Eingänge und eine in Angeln bewegliche Thüre hat und an vier starken Drahtseilen hängt. Am Boden des Netzes befindet sich ein Gehänge wie für eine Seeuhr und in diesem eine Art eiserner Topf, dessen Deckel auf Zapfen ruht und mit einem Kautschukring verdichtet ist. In dem Topfe befinden sich sieben Bunsensche Elemente, welche mit Chromsäure angesäuert sind und so viel Elektrizität entwickeln, als zur Speisung einer Edisonschen Glühlampe erforderlich ist, die ihrerseits in ein solides Glasgehäuse eingeschlossen ist. Zur Regelung des Luftdrucks der über dem Apparat ruhenden Wassersäule dient ein Luftballon von Kautschuk oder gummierter Leinwand, der, in ein Drahtnetz eingeschlossen, über dem Netz angebracht, mit atmosphärischer Luft angefüllt ist und durch eine Röhre mit dem Inneren des Topfes in Verbindung steht. Versenkt man das Netz ins Meer, so wird der Ballon zusammengedrückt und gibt einen Teil seiner Luft an den Topf ab, genau in dem Maße, welcher der Tiefe des Orts entspricht, worin man sich eben befindet. Dadurch wird der Luftdruck geregelt und der Topf nicht eingedrückt, der Apparat wirkt vorzüglich und zieht zugleich durch sein Licht auch mit Sehkraft begabte Fische an, welche sich durch die trichterförmigen Eingänge ins Netz wagen. Der sinnreiche Apparat ist gleich anfangs zweimal, vor Groix und vor Belle-Isle, versuchsweise ins Meer versenkt worden und hat beidemal den Forschern erlaubt, die ganze Nacht hindurch den Meeresgrund zu betrachten.

Der kleine Hygieiniker.

In der Schule legt der Rechenlehrer den Kindern folgendes Exempel vor: „Wenn acht von euch zusammen 48 Aepfel, 32 Birnen, 56 Pflaumen und 16 Erdbeeren haben, was bekommt jeder, Fritz?" — Fritz antwortete: „Leibweh."



Hühnerei und Straußenei.

Der Strauß.

Der Strauß ist der größte aller bekannten Vögel, wird 2 bis 3 m hoch, macht Schritte von 4 bis 5 m und wiegt 40 bis 50 kg, ja nach Pepty sogar 150 kg und darüber. Dem entspricht nun auch Umfang wie Inhalt seines blaßgelben, manchmal sehr fein- manchmal sehr grobporigen, rundlichen, kinderkopfgroßen beinahe 1½ kg schweren Eies mit einem Nährwerte von 18 bis 24 Hühnereiern. Bei uns würden 3 bis 4 Personen von der Mahlzeit völlig gesättigt aufstehen; die stets emsig nach ihnen suchenden Afrikaner indessen verzehren, ohne sonderlich hungrig zu sein, Mann und Tag regelmäßig eines, ja manchmal vermögen zwei Hottentotten an einem einzigen Tage mit drei Eiern gut fertig zu werden.

Das Straußennest ist nur eine Sandgrube, in der man jedes Ei auf der Spitze findet, um eine größtmögliche Zahl darin unterbringen zu können. Früher wurde geglaubt, daß lediglich die Sonne das Brutgeschäft besorge; das ist und war denn nun nie der Fall, vielmehr ist sogar festgestellt, daß mehrere Weibchen zugleich ein Nest benutzen und regelrecht abwechselnd brüten. Man fand Nester mit 29 bis 32 Eiern und jedesmal lagen entsprechend 9 bis 12 andere ganz in der Nähe. Naturnotwendige Fürsorge der Alten für ihre Nachkommen läßt sie so verfahren. Die Jungen, wenn auch sofort in einer Haushuhngröße entschlüpfend, haben doch den nämlichen zarten Magen wie unsere Küchlein. In den unermeßlichen Sandwüsten Afrikas ist oft weit und breit für die eben ausgebrüteten Jungen kein Futter zu finden und sie würden verhungern, hätte nicht eben die Mutter vorgesorgt durch jene herumliegenden Eier die niemals bebrütet, sondern zur gelegenen Zeit von den Alten zertreten und verfüttert werden, bis in unglaublich kurzer Frist auch die Kinder schnell auf den Beinen sind.

Unter den Eiern welche wir einmal fanden, erzählt ein Reisender, waren nur wenige, die noch zum Essen getaugt hätten, denn die meisten erwiesen sich schon bebrütet und enthielten halb ausgewachsene Küchlein. Unsere Hottentotten verschmähten indessen auch diese nicht und brieten sie sich in den Schalen mit Hammelfett. Ich habe in der Folge diese nach unseren Begriffen ekelhafte Kost selbst versucht und in der That sehr schmackhaft gefunden.

Sobald die Strauße merken, daß ihr Nest entdeckt, daß ein Mensch oder ein Raubtier dabei gewesen, zerstören sie es augenblicklich und zertreten alle Eier. Wenn daher die Kolonisten eins finden, pflegen sie sich mit einem oder ein paar der umherliegenden zu begnügen, scharren mit einem Strauch sorgfältig die Spur ihrer Fußtritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorratskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle 2 bis drei Tage soviel geholt werden kann, als die Haushaltung bedarf. Solche Eier halten sich lange frisch und werden oft nach der Kapstadt gebracht, wo man 1 M. 50 Pf. für das Stück zu bezahlen pflegt, das man übrigens sehr bequem gleich in der Schale über Feuer stellt. Oben schlägt man in diese ein mäßiges Loch, aus einem Akazienzweig wird eine Art Quirl oder zweizinkige Gabel geschnitzelt und damit Dotter und Eiweiß gehörig durcheinander gequirlt, sobald es zu kochen beginnt. Wem es beliebt, der setzt auch eine Handvoll geröstetes Durrhamehl und etwas Straußenfett zu, das lebhaft gelbrot aussieht. So erhält man einen ganz passablen Eierkuchen, ein Wüstenomelett! —

Die Eierschalen werden von den Beduinen zu mancherlei Schnitzeleien benutzt; dieselben sind ziemlich fest und es lassen sich Trinkschalen, Löffel und dergl. darstellen. Das einzige Fatale beim Verspeisen der Straußeneier ist, daß man oft im Inneren harte Körper findet, an Gestalt kleinen Knochen ähnlich; dieselben bestehen jedoch nur aus demselben Stoff wie die Schale und sind keineswegs etwa Anfänge zu jungen Vögeln.

In den Ortschaften der Kopten fand man eine ganz absonderliche Verwendung jener großen Schalen. Diese Leute werden nämlich von den Ratten abscheulich geplagt. Diese unartigen Tiere haben selbst vor den geweihten Lampen in den Gotteshäusern so wenig Respekt, daß sie vom Deckengebälk an den Schnüren derselben herabklettern wie die Eichhörnchen, und das Oel aussaufen. Um diesen Räubereien Einhalt zu thun, ziehen die Kopten die Lampenschnur in der Mitte durch ein Straußenei, dessen glatte Schale für das lüsterne Gesindel ein unübersteigliches Hindernis ist.

Im Sudan stecken die Neger eine solche Eierschale auf die Spitze ihres Wohnhauses und betrachten sie als einen Talisman für ihr Familienglück.

Die schwarzen Insassen der großen Kalahariwüste haben allerlei List erfinden müssen, um sich einige Tropfen Wasser zu verschaffen. Sie rechnen es ihren Weibern zur höchsten Tugend an, wenn sie jede feuchte Stelle der Umgegend auf Meilen Entfernung kennen, an welchen sie selbst nach längerer Dürre noch Spuren von Wasser antreffen können. Ein Europäer ahnt an solchem dürren Platze schwerlich einen Tropfen von Feuchtigkeit, die Kalahari aber sind ihrer Sache gewiß. Vorzüglich werden ihnen auch die verdorrten Halme gewisser Kräuter zu Wasseranzeigern. Sie wühlen dann ein Loch in den Sand, so weit sie mit dem Arm zu reichen vermögen. Je tiefer sie kommen, desto feuchter wird der Grund. Dann stecken sie ein langes Schilfrohr hinab, binden unten an die Oeffnung desselben einen Büschel Gras als Seihapparat und saugen mit dem Munde das zusammengesickerte Wasser empor, um es in leere Straußeneierschalen zu füllen. Sind dieselben voll, werden sie mit einem Graspfropf verstöpfelt und nach Hause geschafft. Beabsichtigen die schwarzen Schlingel einen Raubzug gegen ihre wohlhabenden Nachbarn, so verscharren sie vorher in geigneten Entfernungen solche wassergefüllte Eierschalen in den Sand. Haben sie ihren Ueberfall ausgeführt, sich mit geraubtem Gute belastet, besonders mit Fleisch von erschossenen Kühen, so nehmen sie ihren Rückzug mitten durch die wasserleere Wüste. Ihre Feinde können ihnen dorthin nicht nachfolgen, während die Räuber sich durch die vorher verborgenen Wasserschätze erhalten. —

Aus dem Leben des Tierbändigers van Amburgh.

II.

Gegen Ende des Jahres 1838 war van Amburgh mit einem Teil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft von den Eigentümern des Zirkus Astley für die Summe von wöchentlich 300 Pfd. Sterling engagiert, zeigte er sich umgeben von seinen Löwen und Tigern, die, demütig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zuteil wurde, war ungeheuer. Er ward in die Gesellschaften der englischen Aristokratie eingeführt und dort mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Tiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht, den er jungen Leuten hohen und des höchsten Ranges erteilte. Man versichert sogar, daß die Königin Viktoria ihn inkognito besucht habe. Alle englischen Journale haben den Vorschlag erwähnt, den er den Eigentümern von Vaurhall gemacht, mit seinem Lieblingstiger in dem großen Luftballon Nassau aufzusteigen, und sich mit dem Fallschirm herunter zu lassen. Der Magistrat von London verbot dieses Schauspiel wegen des ungeheuren Zudrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reisegefährte van Amburgs und seines Tigers, bei dieser Luftfahrt gewesen wäre.

Van Amburgh hatte [illegible] englischen Maß 5 Fuß 10½ Zoll [illegible] untersetzt gebaut und [illegible] er eine seltene Kraft besaß, so [illegible] Muskeln doch nicht von [illegible] Stärke. Seine physische Kraft, [illegible] durch einen eisernen Willen, lag [illegible] seiner

Nerven und in seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge wären in hohem Grade männlich und entschieden gewesen, aber sie waren im Gegenteil sehr zart, fast weiblich, und nur seine Augen hatten einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne waren sehr vorragend, und es schien, als besitze er die Gabe, auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es waren keine glänzenden Augen, sie hatten etwas kaltes, bleiches, und man hätte sie für erstorben gehalten, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell nach allen Richtungen hin bewegt hätten, wie wenn sie alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruhte van Amburghs Stärke; die wilden Tiere kannten und fürchteten sie, als läge ein magischer Zauber für sie darin. Van Amburgh war sehr angenehm im Umgang, er war bescheiden, offen und redselig. Seine Ansicht über die Tiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, machte seinem Geiste wie seinem Herzen gleichviel Ehre. Man wird dies beurteilen können, wenn man folgendes Gespräch liest, das er im Jahre 1836 mit Ephraim Watts führte, bei welchem er in New York zu Mittag speiste.

„Er fing an" — erzählt Ephraim Watts — „mir von der Stelle zu erzählen, die er in der Bibel gelesen und mir die Folgerungen auseinander zu setzen, die er daraus gezogen. Er versicherte mich, daß die Gesellschaft der wilden Tiere für ihn immer die Quelle der reinsten Freuden gewesen sei, und daß die Stunden, die er in ihren Höhlen zugebracht, die schönsten seines Lebens seien. Ich fragte ihn, was er von den Wölfen halte? — ‚Wenn ich an diese denke,' erwiderte er, ‚so schäme ich mich wahrhaftig für das ganze Menschengeschlecht. Es sind die verständigsten und sanftesten Tiere, die es gibt, wenn man sie irgend zu behandeln weiß, und doch fürchten sich die Menschen vor ihnen. Die Indianer gebrauchen sie statt der Hunde, und ich sah einen Wolf auf dem Grabe seines Herrn vor Kummer sterben.' — ‚Also,' sagte ich, ‚würden Sie sich nicht fürchten, unter einen Haufen hungriger Wölfe zu treten?' — ‚Das wäre eine gefährliche Gesellschaft,' erwiderte er, ‚ein ausgehungerter Wolf ist nicht in seinem gewöhnlichen Zustand und in dem Besitz seiner Geisteskräfte, er ist närrisch.' — Ich fragte ihn, was er von den Hyänen halte. — ‚Das,' sagte er mit bedenklichem Gesicht, ‚sind häßliche, falsche Tiere, die ihre Beute nur immer von rückwärts anfallen, aber wenn ich den Rücken gesichert hätte, würde ich fünfzig auf einmal nicht fürchten.' — ‚Haben Sie auch schon mit den Schlangen Proben gemacht?' — ‚Ich habe einen Abscheu vor allen Reptilien,' sagte er erblassend. ‚Ich habe von meinem Großvater Tangborgon d'Dom, von dem ich die Gewalt über die vierfüßigen Tiere erbte, auch den Abscheu vor allen kriechenden geerbt. Titus hat einen Tschirokesen namens A'Thacullah, der ausdrücklich für die Schlangen da ist. Dieser Mann spielt mit der Boa, fürchtet sich aber vor den Löwen und Tigern — so hat eben jeder seine Eigentümlichkeit.' — ‚Man behauptet, sagte ich später zu ihm, ‚daß Sie Ihre Tiere vor der Vorstellung mit Nahrung vollstopfen, und daß die Ueberfüllung ihres Magens dann eigentlich das Geheimnis ihrer Sanftmut ist.' — ‚Das ist falsch; sie bekommen nur einmal im Tage zu fressen, und dies nach der Vorstellung. Ich gebe ihnen immer nur ausgewählte Stücke, und sie sind weit mehr Leckermäuler, als gefräßig. Wenn sie sich nicht gut aufführen, so gebe ich ihnen wenig zu fressen, sie müssen sich dann mit einem dünnen Rippenstückchen begnügen, aber es thut mir jedesmal weh, wenn ich sie strafen muß.' — ‚Reichen Sie ihnen manchmal Arznei? Man hat mir erzählt, daß boshafte Reitknechte in England den Rennpferden manchmal Medizinen geben, die machen sollen, daß sie keinen Preis bekommen können. Auch hat man mir von einem englischen Dachshund mit Namen Billy gesagt, der in anderthalb Minuten hundert Ratten tötete — man sagt, daß er diesen Sieg mit Leichtigkeit dadurch erreiche, daß man ihm vorher Laudanum zu trinken gäbe.' — ‚Verächtliches Mittel!' rief van Amburgh, ‚höchstens gut, um die Gewalt der Medizin zu zeigen.' — Ich fragte ihn, ob er seine Lieblingstiger und -Löwen selbst aufgezogen habe. — ‚Nein,' erwiderte er, ‚aber ich wäre stolz darauf, wenn ich sie aufgezogen hätte. Wo ich schöne Tiere finde, nehme ich sie, ohne mich um ihr Alter zu bekümmern; so habe ich meine ganze Menagerie eingerichtet. Mein schönster Tiger ist aus dem zoologischen Garten von Surrey und ich habe ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft gebändigt.'

Der Strauß in Gefangenschaft. Das Zusammentreiben.

Ich unterhielt mich lange in dieser Art mit ihm und er stieß meine Ansichten über die Natur der wilden Tiere um. Er glaubt nicht, daß irgend ein Tier, selbst nicht das Rhinozeros, das er für das dümmste und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich nicht bezähmen lasse. Als ich von van Amburgh schied, war ich wirklich durchdrungen von Hochachtung und Bewunderung für ihn."

So viel aus den erwähnten und ins Deutsche übertragenen Aufzeichnungen des

Ephraim Watts über van Amburgh. Doch sei zum Schlusse noch eine Szene aus dem Berichte eines Deutschen mitgeteilt, der van Amburghs Leistungen im Theater Porte St. Martin zu Paris zu bewundern Gelegenheit hatte. . . . „Endlich erscheint van Amburgh in den geräumigen Behältern. Drei Löwen, zwei Tiger und drei Panther sind in dem einen derselben; in dem andern zeigen sich zwei Löwen, ein Tiger und ein Panther. Als Römer gekleidet geht van Amburgh zuerst in den Behälter, worin die acht Tiere sich befinden. Nun macht er alle möglichen schaudererregenden Manövers mit den grimmigen Bestien; er zerrt den Löwen, welcher sich auf sein Wort auf den Rücken gelegt, an den Hinterbeinen, den Ohren oder am Schwanze im Behälter herum, schlägt ihm mit der Hand auf das Maul, daß der Löwe laut aufbrüllt, steckt gleich darauf seinen Kopf in dessen Rachen, legt sich auf den Löwen und ruft eines der anderen Tiere, mit welchem er nun spielt. Wenn van Amburgh aufrecht steht, springt gewöhnlich einer der Panther mit den vier Füßen auf seine Achseln und seinen Rücken, mit dem Bart sich an dem Kopfe van Amburghs reibend, und wie eine schmeichelnde Katze schnurrend. Was ich als höchst merkwürdig bei dieser Vorstellung fand, ist, daß, während van Amburgh im vorderen Teile des Behälters mit einem oder einigen der Tiere beschäftigt ist, die andern ungesehen von ihm herumlaufen, sich im Begegnen anbrüllen, sich mitunter auch, wie böse Katzen, mit den Krallen hauen oder einander auch wohl gar beißen. Es verursacht dieses einen außerordentlichen Lärm. Amburgh aber steht ruhig, unbekümmert um das, was hinter seinem Rücken vorgeht. Martin oder van Aken dagegen hatten, solange sie in dem Käfig bei den Tieren waren, diese beständig im Auge und bewachten scharf alle ihre Bewegungen. Nachdem van Amburgh lange sein Spiel mit den Tieren in dem einen Behälter getrieben, geht er auch in den zweiten, in welchem sich besonders ein Löwe durch seine Größe auszeichnet. Dieser Löwe, von Amburgh geneckt, fährt oft in der größten Wut mit den beiden Vordertatzen und dabei den Rachen mit lautem Gebrüll aufreißend auf Amburgh los, so daß man jeden Augenblick glauben muß, denselben zerrissen zu sehen. Doch gleich darauf lockt er den Löwen wieder zu sich. Das schöne, folgsame Tier kommt augenblicklich, die Hand desjenigen zu lecken, welcher ihn vorher beleidigt, gereizt und geschlagen hatte. Van Amburgh läßt sich auch ein junges Schäfchen in den Käfig reichen, und auch dieses mußte der Löwe — sein Gelüste unterdrückend — lecken und liebkosen, was, wie natürlich, allgemeines Beifallklatschen hervorrief."

Verbotene Ware.

(Fortsetzung.)

„Nicht umsonst," erzählte Robert weiter, „überwachen die Zollsoldaten Frankreichs unsere Elbküste, nicht umsonst sind Prämien ausgesetzt. Gelingt es aber selbst nur einen kleinen Posten solcher Waren unbemerkt einzuführen, so ist nicht nur der Gewinn durch Verkauf ins Binnenland ein hoher, sondern gibt auch dem wagenden Kaufmann das Gefühl stolzer Befriedigung ohne Verletzung der Ehre und des Rechts dem Willen des Weltbezwingers Trotz geboten zu haben. — Jenes Schiff nun, Johannes," fuhr der Redende fort, auf das im Strome ankernde Fahrzeug deutend, „ist das unsere; es verkehrt zwischen Hamburg und New York und ist zur Führung der amerikanischen Flagge berechtigt; nichtsdestoweniger hat man von seiten der französischen Zollkontrolle für nötig befunden, sich der Unverfänglichkeit seiner Ladung, zu versichern, und natürlich nichts Verdächtiges gefunden. Dennoch aber birgt ein geheimer Raum eine kleine kostbare Ladung, die hier in Empfang genommen werden soll. Heute Nacht wird es geschehen; hoffentlich bleibt die Luft bedeckt."

Hatte der junge Kaufmann erwartet, daß Johannes im Feuer der Jugend mit Begeisterung die Mitteilung des kühnen heimlichen Unternehmens begrüßen werde, sah er sich getäuscht; das Antlitz des Knaben hatte im Gegenteil einen ernsten Ausdruck angenommen. — „Wollt Ihr, da Ihr mich Eures Vertrauens für würdig haltet, auch offenbaren, auf welche Weise die verbotenen Waren hinter dem Rücken der Douaniers an das Land geschafft werden sollten, Herr Robert?" fragte er. „Das wird kein schweres Stück sein," entgegnete der Sohn des Hamburger Handelsherrn, „kurz vor elf Uhr gleiten zwei Boote vom Schiff, mit den wohlverschnürten, leicht tragbar eingerichteten Ballen gefüllt. Um dieselbe Zeit schleichen wir, vom treuen Christof und zweien seiner Söhne begleitet, an den Strand; der Punkt der Landung ist genau ermessen, — es trifft sich glücklich, daß sich hüben und drüben des Deiches eine Stiege befindet, die letztere führt geradeswegs in das Gehöft des Apfel-Christof. — Dort wird die Ladung in Empfang genommen. Im Schuppen des Hofes aber steht ein schlichter Stellwagen, wie er sich für ein paar Matrosenbursche zur Fahrt über Harburg nach Hamburg schickt, schon angeschirrt; kein Mensch wird ahnen, daß der ganze Kasten des Gefährts und des Kutschensitzes mit einem Teil der kostbaren Fracht angefüllt ist. O, Johannes," das Antlitz des jungen Kaufmanns leuchtete im Abglanz der Erregung seines Innern, „du kennst das Gefühl nicht, das mich bewegt; ein schlichter Hamburger Kaufmannssohn bietet dem Usurpator Trotz, der sich, auf Schergen und Späher gestützt, ein Halbgott wähnt."

Bedenklich schüttelte Johannes das Haupt. „Ganz recht mag es sein was Ihr vorhabt, Herr Robert," erwiderte er, — „aber, verzeiht mir die Freiheit — ist die That des Lohnes wert? Ganz andere Macht als die Eure ist es, vor der Napoleon sich fürchten muß: jeden Augenblick können die Russen vor Hamburg sein — warum noch im letzten Gefahr suchen? Euer Herr Vater ist krank, wollt Ihr sein Leiden durch die Angst um Euch, wenn Euch Unheil geschehen sollte, noch vergrößern? Seid nicht böse, Herr Robert, daß ich, viel jünger und weit unter Euch stehend, so offenherzig rede, — aber mir drückt es das Herz ab — der Klaus Breckwolt ist ein Fuchs und die Fangprämie ist hoch — gebt es auf, Herr Robert, ich bitte Euch."

Bewegt faßte Robert des jungen Gefährten Hand. „Böse?" wiederholte er,

Klosterschusterei. Nach dem Gemälde von R. S. Zimmermann.

„im Gegenteil, mein braver Junge, jedes deiner Worte ist ein Ehrenzeugnis deines Sinnes. Erfahre denn das Geheimnis unseres Wagestücks in seinem vollen Umfang, den ich dir eigentlich verschweigen wollte; nicht weil ich dir mißtraute, sondern um dein junges Gemüt nicht allzu stark zu beunruhigen. Du hast recht; mag es immerhin dem Kaufmann ein wohlthuendes Gefühl sein durch Schmuggel verbotener Waren dem Tyrannen einen Streich zu spielen und eignen Vorteil zu erzielen, — das Haus Martens hat sich nie auf solche Unternehmungen eingelassen. Das heutige aber," fuhr der junge Mann leuchtenden Blickes fort, „gilt auch nur zum Schein der Absicht des Gewinnes. Einzig mein Gefährte und der treue Christof, nicht dessen Söhne, kennen den wahren Inhalt der angeblich mit seltenem Thee und Kochenille gefüllten Ballen; neben wichtigen Briefschaften bergen die Hüllen Flinten und Pulver, von England aus überführt. Es mangelt in Hamburg und Umgegend an Munition, um sofort nach Abzug der Franzosen oder für den Fall gewaltsamer Handlungen des Feindes, der keine Rücksicht mehr zu beobachten hat, gerüstet zu sein. Wackere Patrioten, wie Mattlerkamp, Perthes und andere Ehrenmänner, organisieren insgeheim eine stattliche Bürgerschar — ‚Gut und Leben für Hammonia heißt unsere Parole. Sieh, Johannes," endete er, „nun weißt du, daß es nicht eitle Großthuerei oder Gewinnsucht ist, die unser Handeln leitet. Mögen sie im Dorf immerhin argwohnen, daß es dem Schmuggel verbotener Kaufmannsware gilt, mögen sie auch Verrat üben an den Feind, — freilich Verräter sind überall und doppelt hoch ist die Prämie auf Angabe der Einführung von Waffen und Munition, und den auf der That Betroffenen droht schwerste Strafe — selbst der Tod. Aber Gott wird uns schützen, und gelingt uns unser Plan, dann fahren wir morgen im hellen Tageslicht davon; im Fall eines Verrats aber bleibt uns wohl noch so viel der Zeit, um uns auf das angespannte Gefährt zu werfen und die Landstraße zu gewinnen; bis die paar Mann Franzosen so weit sind, uns nachzusetzen, haben wir längst Vorsprung.

Noch immer schien der Knabe nicht ganz beruhigt. „Und wie wird es mit dem Schiff?" fragte er.

„Sobald die Leute wieder an Bord, setzt das Fahrzeug, nun doppelt vor jeder Untersuchung gesichert, seinen Kurs fort nach Hamburg," entgegnete Robert. „Und nun, Johannes," endete er, „sieh nicht so trübselig drein; ein rechter Kaufmann muß wagen. Schlaf in Frieden, und morgen früh im Sonnenschein werden wir hoffentlich ein weiteres bereden."

„Schlafen," wiederholte Johannes mit einem Ton, den innerste Bewegung durchklang, „könnt Ihr im Ernst meinen, ich bliebe ruhig auf meinem Lager und wüßte meinen Wohlthäter in Gefahr? — Kann ich nicht Hilfe leisten, bin ich vielleicht zum Schutz Eurer Sicherheit tauglich? — Laßt mich Wache halten und Euch im Fall der Gefahr ein Warnungszeichen geben."

„Hm — ein Vorposten könnte nützen!" Der junge Kaufmann schien unschlüssig. „Wenn es geschehen könnte, ohne dir Unannehmlichkeiten zu bereiten." Nun regte sich aber auch in Johannes das frische Knabenblut. Dem „Franzmann" einen Streich zu spielen, war dem warm für die Erniedrigung seines Vaterlandes fühlenden Knaben schon recht, und der Gedanke, zu einer nationalen That, für die der Erbe des reichen Handelshauses sein Leben auf das Spiel setzte, ein bescheidenes Teil beizutragen, weckte auch in seiner Seele helle Funken.

„Zur festgesetzten Zeit" sagte er hastig, „schleiche ich zum Deich, den eigentlich keiner ohne Passierschein in der Nacht betreten darf; von Zeit zu Zeit gehen dort Patrouillen, aber seit den letzten Wochen ist zum Glück die Aufsicht nur lässig. In der Nähe der Treppen, die Ihr zu steigen habt, ist ein Gesträuch, belaubt ist es freilich noch nicht, aber es reicht doch hin, mich bei der Dunkelheit obendrein, zu verstecken. Dort kauere ich nieder und bei dem geringsten Verdächtigen ahme ich den Schrei eines Nachtvogels nach. — Laßt mich gewähren, Herr Robert," bat der Knabe inständig, es ist ja keine Gefahr für mich dabei, und ich hätte sonst nicht Ruhe noch Rast um Euch."

„Sei es darum, mein wackerer Junge," entschied Robert nach kurzem Bedenken, „mit jener Stunde trittst du in den Dienst des Hauses Martens & Co. — das weitere laß meine Sorge sein."

Johannes legte seine Hand in die ihm gebotene Rechte: es war, als besiegele er damit ein heiliges Gelöbnis seines Innern.

Eine Bewegung des Vater Nikolaus unterbrach das Gespräch der jungen Leute. Der alte Mann hatte schon lange die Augen geöffnet und blickte den jungen Matrosen freundlich an; er mochte fühlen, daß es ein guter Mensch war, der an seines Enkels Seite weilte.

Robert hatte sich erhoben, und zu gleicher Zeit verschwand am oberen Rande des Deiches das plumpe Gesicht des Klaus Breckwolt. So sehr der unbemerkte Lauscher auch sein Gehör anstrengte, hatte er von der Unterhaltung der jungen Leute kaum mehr als hin und wieder ein Wort verstehen können, aber dem hinterlistigen Burschen genügten diese schon; er folgerte aus jeder Bewegung und kam fast der Wahrheit nahe, zumal Robert wiederholt auf den im Strome ankernden „Amerikaner" hingewiesen. Freilich vermochte seine niedere Gesinnung sich nicht zu der Mutmaßung zu erheben, daß es andere Ladung als gewinnbringende Kaufmannsware sein konnte, die man heimlich einzubringen oder fortzuschaffen versuchen wollte.

Freudig rieb er sich die Hände; reicher Lohn stand dem Angeber der Einbringung verbotener Waren in Aussicht, und für ihn noch obendrein die Befriedigung lang genährten Hasses gegen Johannes Bergen, denn unzweifelhaft genügte die Rolle, die dem Enkel des Schwachsinnigen zugeteilt war, denselben in peinliche Untersuchung zu ziehen; für den Ausgang wollte er schon sorgen.

Noch ehe Robert zum Deichweg emporgestiegen war, hatte der Lauscher diesen verlassen, und sich abwärts in den Ort begeben.

Ziemlich hart am Ende desselben lag das kleine Gebäude, in dem die Douaniers untergebracht waren. Früher, als der Posten bedeutend stärker war, hatte ein Lieutenant denselben kommandiert, jetzt ersetzte ein Sergeant den höheren Führer. Lothringer von Geburt war der Mann, ein Vierziger, der deutschen Sprache wohl mächtig, liebte aber die Weise zu verleugnen, die einst seine Altväter in Ehr und Treue gehalten. Zu Twielenfleth in hohem Grade unbeliebt, hatte er an dem Umgang mit dem viel jüngeren Klaus Geschmack gefunden.

Dieser traf den Gesuchten im Vorgärtchen des Wachthauses; auf einer Holzbank ausgestreckt, ergab sich Gaspard Meunier — seine Voreltern hießen einst Möller — dem Genuß einer dampfenden Pfeife. Bei den Schritten des Nahenden sprang er auf, aber sogleich sagte er sichtlich beruhigt: „Du bist es nur — ich fürchtete schon schlimme Botschaft vom Hamburger Generalkommando. Der Teufel muß in dem Russenvolk stecken, — mehr als eine

unserer Küstenbesatzungen ward schon von den Heiden überrumpelt; wie's heißt, sollen wir uns in die Festung Stade zurückziehen; wie die Bauernklötze sich freuen werden; ich gäbe was darum, ihnen noch in Twielenfleth eine böse Suppe einzubrocken."

„Ich meine, man gedenkt Eurer schon am Orte," meinte Klaus lachend, „aber wenn es Euch um ein besonderes Stückchen zu thun, könnte ich Euch wohl heute noch dazu verhelfen. Was meint Ihr, Sergeant, wenn ich Euch auf die Spur einer Bande führte, die entweder verbotene Waren ans Land schmuggeln, oder hier versteckte, es gut zu Wasser irgendwo in Sicherheit bringen will."

Der Sergeant hatte sich aufgerichtet, seine Augen funkelten. „Was weißt du?" herrschte er den Burschen an, „rasch erzähle; wir müssen die saubere Gesellschaft bei frischer That ergreifen, um die höchste Prämie zu verdienen. Wo soll's geschehen? Wer ist das Haupt? Parbleu, ich glaube der Amerikaner hält uns am Narrenseil und die fremden Schifferbursche bei dem protzigen Hofbauern im Ort lenken mit. Nun, was sagst du? Heraus damit!"

Aber Klaus hatte keine Eile; er überlegte, daß bei dem ihm bekannten Charakter des Franzosen, Monsieur Gaspard Meunier nicht List, selbst nicht Gewalt scheuen würde, um die hohe Prämie, ohne zur Teilung genötigt zu sein, als Lohn eigner Findigkeit zu erlangen. Um keinen Preis dürfte er den Franzosen auf die rechte Spur bringen und seine persönliche Mithilfe überflüssig machen.

„Ihr habt gut reden, Sergeant," sagte er nach einer kurzen Weile, „wenn ich nur selber schon ganz Sicheres wüßte; aber erst mit Anbruch der Nacht bin ich gewiß, rechte Fährte zu erlangen; seid ohne Sorge, wir werden noch zeitig genug die Mäuse in der Falle fangen; von neun Uhr an sendet Ihr keine Patrouille zum Deich, dafür aber haltet Ihr Eure Mannschaft bereit, damit Ihr jederzeit so heimlich als möglich an den Punkt gelangen könnt, den ich Euch bezeichne. Folgt Ihr meinem Rat, so ist keine Frage, daß wir den Streich vereiteln, — wenn nicht, bürge ich Euch, Ihr tragt wegen vorzeitigem Eifer nichts heim, als Spott und Schande."

Der Sergeant sah finster drein, — er mochte den wahren Grund der Worte des Burschen ahnen, und doch gab es kein Mittel, ohne seinen Beistand zu handeln.

„Sei es darum," sagte er mürrisch; „du sollst uns bereit finden. Aber das merke dir, mein Bursche, entgeht uns die Beute, so mache ich dich verantwortlich, verstanden?"

Der Bursche warf einen gehässigen Blick auf seinen guten Freund. Aber sein Antlitz war glatt und demütig, da er antwortete:

„Wie würde ich mich unterstehen, eine Freundschaft wie die Eure leichtsinnig in den Wind zu schlagen, Sergeant Gaspard; bin ich doch stolz darauf und überall darum beneidet."

Die plumpe Schmeichelei glättete die Wolken der Stirn Monsieur Meuniers ein wenig; er reichte seinem Verbündeten freundlich die Hand, denn Klaus gab vor, noch viel des Wichtigen besorgen zu müssen; als aber die beiden einander außer Sichtweite waren, streckte der Sergeant die Faust nach — und Klaus Breckwolt die Hohnwaffe der Erbärmlichkeit — die Zunge.

* * *

Dunkelheit hüllte Land und Wasser in ihre Schleier; still, ganz still war's ringsum, alles ruhte, nur der Zeiger nicht an der Uhr des zuckerhutartigen Kirchturms, der mit gleichmäßigem Ruck seinen Kreislauf verfolgte — ein Sinnbild des Schicksals, das unnachsichtig seine Bahnen wandelt.

Noch zwanzig Spannen hatte er zu durchmessen, dann schlug es elf in Twielenfleth.

Wie ein Schatten huschte eine schlanke Knabengestalt die Treppe empor, die jener zunächst lag, von der die Hamburger Herren nebst den treuen Gehilfen hernieder mußten. Die weiche Luft der trüben, regendrohenden Nacht umspielte die glühende Stirn Johannes Bergens. Was er in wenigen Stunden erfahren, was noch bevorstehen mochte, ließ sein Blut in fieberhafter Wallung kreisen. Nur zum Schein hatte er sich auf sein Lager geworfen, aber nur, um mit Spannung den Augenblick zu erwarten, wo er unbemerkt das Haus verlassen durfte; seinen Großvater wußte er in treuer Hut, denn neben der Kammer des Greises schlief die alte Magd, die seit Jahren dem kleinen Haushalt vorstand.

Nun war es Zeit; der Knabe hatte längst das Licht ausgelöscht und wollte eben sein in den Garten führendes Zimmerchen verlassen, als sein Auge auf einen Gegenstand fiel, der sich mit hellerem Schein von der tief dunklen Wand abhob — es war eine Pistole. Die Waffe gehörte dem Großvater, dem sie einst mehr als einmal als Drohung gegen herumstreifendes Gesindel gute Dienste geleistet; seit Johannes vor einiger Zeit in gleichen Fall gekommen war, hatte er sie der Vorsicht halber mit Pulver geladen, um nötigenfalls durch den Knall Einbrecher zu verscheuchen und die Nachbarn herbeizurufen. — Fast mechanisch nahm er die Feuerwaffe vom Nagel herunter, an dem sie hing, und steckte sie zu sich; er lächelte über seinen Einfall, der so recht zu der Heimlichkeit des ganzen Abenteuers paßte — wußte er doch, daß das „Mordrohr" nichts weiter als ein harmloses Schreckmittel bedeutete. Ungesehen hatte Johannes die Höhe des Deiches erreicht; vor seinen Blicken lag der regungslose Wasserspiegel, als ob das Element selber schlafumfangen ruhe. Kaum erkennbar hoben sich im nächtlichen Halbdunkel die Maste des Schiffes vom Deck empor. Nun huschte es auf dem tief schwarzen Untergrunde der weiten Fläche wie ein Irrlicht — so winzig, daß es nur denen auffällig erscheinen konnte, die seine Bedeutung, die um das Ziel der zwei langgestreckten Boote wußten, die sich vom Schiff gelöst und pfeilschnell über die stillen Wogen dahinglitten.

Jeden Nerv gespannt, lauschte der Knabe, — aber nichts Verdächtiges war zu erkennen, so weit Auge und Ohr Deich und Vorland zu durchmessen im stande war.

Nun leuchtete auf letzterem an dem von Robert angegebenen Punkt, der überdies gute Landung gestattete, ebenfalls ein helles Pünktchen auf; unzweifelhaft waren die Leute des Apfelhofs schon zur Stelle und harrten der Nahenden.

Die Turmuhr hob zum Schlage aus: elf Uhr; in militärischer Pünktlichkeit mußte alles hüben und drüben berechnet sein — mit dem ersten drang es wie ein leises Plätschern der Ruder zum Deich empor — die Boote waren am Ziel.

Fast gespensterhaft glitt es da unten in geschäftigem Eifer durcheinander, wenn ein Streiflicht der einzigen sehr vorsichtig gehandhabten Laterne den Augen des Knaben das nächtliche Strandbild erhellte. Bis dahin schien alles glücklich zu verlaufen und leichteren Herzens schickte sich Johannes an, seinen Beobachterposten in dem gegen Robert am Vormittag erwähnten Gesträuch zu nehmen. Er näherte sich der kleinen dichten Anpflanzung, auf deren Zweigen eben der Frühling die grünen Keime entfaltete, aber plötzlich stutzte er;

ihm war es, als bewege sich ganz leise eine Masse im Gebüsch, wie um sich seinen Blicken zu entziehen und hinterrücks das Weite zu suchen. Ein Verdacht stieg in dem Knaben empor: Wenn ein anderer denselben Ort gewählt, den er sich erkoren, — wenn ein Spion — ein Name zuckte durch seine Seele — —

„Klaus!" Der fahle Schein der durch die grauen Nachtwolken brechenden Mondsichel bestätigte des treuen Wächters Verdacht.

Schon seit neun Uhr hatte der auf Verrat ausgehende Bursche sein Versteck inne; er konnte mit Recht annehmen, daß was geschehen solle, in möglichster Nähe des Christoffschen Gehöftes vor sich gehen müsse; sobald er seiner Sache sicher war, wollte er rasch zur Douanenwache eilen, um Gaspard Meunier mit seinen Leuten eilig an den Schauplatz zu geleiten. Seine Berechnung hatte sich erfüllt; er hatte kurz vor Eintreffen des ihm verhaßten Knaben ein paar Gestalten schleunigst die zum Vorland führende Treppe herniedergleiten sehen; jetzt gewahrte auch er den leuchtenden Punkt auf dem Spiegel des Wassers. Eben wollte er sich davonmachen, als das Auftauchen des getreuen Wächters seinen Plan durchkreuzte; der plötzliche Schrecken, da Johannes die Zweige voneinanderbog, lähmte für einen Augenblick jede Bewegung. — In rascher Entschlossenheit benutzte dagegen Johannes seinen Vorteil; mit überlegener Kraft streckte er den ohnehin in gebückter Stellung befindlichen Feind inmitten des Gesträuchs zu Boden, gleichzeitig aber hatte er die mitgenommene Pistole hervorgezogen und hielt sie dem Spion entgegen; es mußte das Walten einer höheren Macht gewesen sein, die den Knaben zur Mitnahme der Waffe veranlaßt hatte.

„Keine Bewegung! keinen Laut!" — der Ausdruck eines unbeugsamen Willens lag im Flüsterton des Knaben — „oder ich drücke los."

Wie alle Naturen, die ihre bösen Thaten gern im Dunkeln ausüben, war Klaus Breckwolt an und für sich feige; am liebsten hätte er seinen Gegner erdrosselt, aber er begnügte sich mit einem knirschenden Stöhnen ohnmächtiger Wut.

„Laß mich," brachte er kaum vernehmbar hervor, „dein Gewaltstreich nützt nichts, es ist alles verraten, die Franzosen sind schon ganz in der Nähe. — Wenn du dich spornstreichs davonmachst, schwöre ich dir, daß ich dich nicht verraten will."

Er erhielt keine Antwort, denn Johannes glaubte ihm nicht; die verhängnisvolle Waffe wich keinen Zoll breit von der Brust des Bedrohten, dafür aber spähte Auge und Ohr um so eifriger nach dem Verlauf des Unternehmens am Vorland. Langsam kamen eine kleine Anzahl Männer

Anleitung zum Photographieren. Fig. 1. Aufnahme, wie man sie machen soll.

die Stufen empor; je zwei von ihnen trugen eine sackartige Last — ohne Zweifel liehen auch die Bootsleute zum Transport hilfreiche Hand; noch ein zweiter Gang war erforderlich, um die ans Land gebrachten Waren zu bergen, denn der helle Punkt, der die hart am Strande liegenden Fahrzeuge bezeichnete, blieb unbeweglich.

„Johannes, laß mich frei," — bat Klaus, der vergeblich eine Gelegenheit erspähte, sich dem drohenden Lauf zu entziehen, „ich verspreche dir die Hälfte meines Anteils — oder noch besser, ich will nichts gesehen haben, wenn du mich jetzt frei läßt!"

(Fortsetzung folgt.)

Kirchenbau im Mittelalter.

Im Mittelalter wurde eine so große Anzahl von Kirchen gebaut, daß naturgemäß die Frage sich geltend macht, woher die reichen Geldmittel dazu stammten? Es war eben eine andere Zeit, und der fromme Eifer für die Errichtung Gott geweihter Tempel zeigte sich besonders darin, daß Maurer und Zimmerleute unentgeltlich, oder wie man es damals nannte, „um Gotteswillen" in den Feierstunden daran arbeiteten. So wurde die St. Trinitatiskirche in Danzig, welche den Franziskanern gehörte, im Jahre 1431 begonnen, ohne irgend einen Fonds. Die Franziskaner beschafften durch das Sammeln von Almosen die Materialien, und die Handwerker bauten „um Gotteswillen".

Anleitung zum Photographieren.

I. Das Verfahren bei der Aufnahme.

Schrieb ich jüngst einen Aufsatz über Photographie für „Vom Fels zum Meer", und gleich kommen neugierige, meinetwegen auch „wißbegierige" Jungens die Menge, die mir mit ihren ewigen Fragereien keine Ruhe lassen und „mehr" wissen wollen.

Als mich nun auch euer „G. K." wiederholt ersuchte, „mehr" zu geben und zwar „mehr" für euch alle in eurer Zeitung, was wollte ich da anders thun, als gehorsam sein? Nun, liebe junge Freunde, folgt mir; seid bitte recht aufmerksam, wenn ich euch erst von dem Verfahren bei der Aufnahme erzählen werde, sodann von der Behandlung der umgekehrten photographischen Bilder (Negative) und zuletzt endlich von der Herstellung der richtigen Photographie (Positive). Ich gebe euch damit ein klares Bild von alledem, was theoretisch und praktisch zum Verständnis des Photographierens gehört. Nur eins noch im voraus: Habt ihr wieder Anstände, so überlegt euch erst recht, ob ihr alles genau so gemacht habt, wie ich euch sagte, ehe daß ihr eurem „G. K." wieder unnütze Arbeit verursacht; wenn z. B. einer von euch, wie ihm das vorkam, sich beschwert, er habe keine Bilder fertig gebracht, und eine Probe „besten" Papiers miteinsendet, das er zu seinen Versuchen verwendet hat — was meint ihr übrigen dazu, wenn ihr hört, daß die eingesandte Probe gar kein photographisches, sondern gewöhnliches Papier war?

Vorerst möchte ich euch nicht raten, Personen aufzunehmen, sondern mit Landschaften zu beginnen. Glaubt aber nicht, daß das so leicht und schnell gethan sei, auch nur den passendsten Standort und die passendste Beleuchtung zu finden. Freilich, an der Beleuchtung seid ihr nicht im stande, etwas zu ändern, und auf eine passende andere Beleuchtung könnt ihr oft gerade dann nicht warten, wenn ihr am meisten und liebsten photographiert —

auf der Reise. Ihr müßt dann das Licht nehmen, wie es gerade ist, und werdet eine gefällige Landschaft aufnehmen, wenn's nur gerade nicht regnet, wenn ihr auch bei lichtem Sonnenschein immer am besten arbeitet. Aber in der Wahl des Standortes, da könnt ihr Geschmack zeigen. Bei Landschaften muß man sich recht hüten, eintönige Flächen auf das Bild zu bekommen. Fast überall läßt sich das auch vermeiden, indem man mit geschickter Benutzung eines passenden Vordergrundes seinen Apparat etwa — man bekommt dann oft wunderschöne Bilder — hinter einem Baum aufstellt, so daß das Bild ganz von Laubwerk umrahmt erscheint. Sehr schöne originelle Bilder könnt ihr auch bekommen, wenn ihr eine entsprechende Landschaft oder etwa eine Ruine oder ein Schloß durch ein Mauerthor oder ein Fenster hindurch aufnehmet und dann Thor oder Fenster den Rahmen bilden lasset. Am meisten muß man sich vor parallelen, miteinander gleichgerichteten Linien in acht nehmen, welche dem Ganzen häufig allen landschaftlichen Charakter entziehen; man kann dies bei einem Gebäude zum Beispiel, wenn man nicht die gewöhnlich unmalerische Frontansicht, sondern die Seitenansicht wählt. Wenn es angeht, soll man bei einer Landschaft stets etwa vorhandenes Wasser mit auf das Bild bringen, die Landschaft erhält dadurch mehr malerischen Reiz. Es illustrieren das zur Genüge die Pendants Figur 1 und Figur 2 (Museum in Gotha), beides Aufnahmen desselben Gegenstandes. Figur 1 zeigt, wie man's in solchem Falle machen soll, Figur 2 dagegen, wie man's nicht machen soll. Auch Personen im Vordergrund beleben das Bild sehr, doch stellen sich dieselben zur Verzweiflung des photographierenden Reisenden häufig nur zu zahlreich ein, um schließlich gar das beabsichtigte Bild zu verdecken. Man muß da klüger sein als ich und gleich nach Schulschluß, um 12 oder 4 Uhr nachmittags, in der Nähe einer Schule (Figur 3, Kassel Friedrichsplatz) keine Aufnahme versuchen wollen. Ermahnungen und Schelten halfen in Kassel nichts, wie Figura zeigt.

Hat man mit dem Auge den richtigen Standort von ungefähr gewählt, so geht man an die Aufstellung des photographischen Apparates. Oft kann man statt des Stativs eine Mauer, einen Baumstumpf, Meilenstein oder dergleichen benutzen. Steht die Dunkelkammer fest, so wirft man sein dunkles Tuch über sie und schaut darunter nach der Einstellscheibe, ob auf ihr vielleicht das Bild bereits deutlich erschienen ist. Das wird kaum der Fall sein. Man „stellt" also durch Vorziehen oder Zurückziehen des Lupenglases das Bild möglichst deutlich „ein". Dann steckt ihr den Lupenglasdeckel auf das Lupenglas, gebt aber acht, daß ihr dasselbe dabei nicht verrückt. Für die Einstellscheibe wird nun die Kassette eingesetzt, welche an Stelle des Mattglases oder Oelpapiers der Einstellscheibe, die photographische Platte oder das photographische Papier, die uns das umgekehrte photographische Bild abgeben sollen, enthält. Bevor ihr nun erst den Kassettendeckel und hierauf den Lupenglasdeckel öffnet, ist zu überlegen, wie lange ihr die präparierte Fläche dem Lichte aussetzen wollt. Ihr werdet im Anfange fast alle den Fehler machen, nicht etwa zu kurze Zeit zu „exponieren", sondern viel zu lange. Bei der empfindlichen Bromsilberschicht, mit der ihr arbeitet, genügt für eine sonnenbeleuchtete Landschaft in der Regel schon eine einzige Sekunde, während bei zerstreutem („diffusem") Licht etwa 2 Sekunden, bei trübem Wetter gewöhnlich 6 Sekunden nötig werden. Im folgenden will ich euch eine kleine Tabelle der Belichtungszeiten verschiedener Gegenstände bei trübem und hellerem Wetter als ungefähren An-

Anleitung zum Photographieren. Fig. 2. Aufnahme, wie man sie nicht machen soll.

haltspunkt geben; diese Belichtungszeiten gelten für Aufnahmen des Tags über (im Sommer von 9 bis 4 Uhr, im Winter von 11 bis 2 Uhr), während man morgens und abends bei dem schwächeren Lichte bis zu der doppelten Anzahl Sekunden warten muß.

Tabelle über die Expositionsdauer.

Gegenstand der Aufnahme.	Expositionsdauer in Sekunden für:		
	Sonne.	Zerstreutes Licht.	Trübes Wetter.
Einfache Landschaft	1	2	5
Landschaft mit großen Laubmassen .	2	4	10
Detaillierte Waldpartie (Laubstudien) .	8	16	40
Helle Architektur mit Vordergrund . .	2	4	10
Dunkle Architektur mit Vordergrund .	3	6	15

Auf das Schätzen der Sekunden übt man sich am besten durch Abzählen ein; wollte ich anfangs eine Sekunde exponieren, so zählte ich rasch in Worten auf sieben; später that ich dasselbe allemal in Gedanken und erst nach langer Uebung traf ich die richtige Belichtungszeit auch ohnedies.

Nach der Aufnahme wird zuerst der Lupenglasdeckel und hierauf erst der Kassettendeckel wieder rasch geschlossen, sodann die Kassette mit einer gummierten Marke, auf die man die Nummer der Aufnahme bemerkt, verklebt, damit sich der Deckel ja nicht wieder verschiebt. Durch mangelhaften Kassettenverschluß und keineswegs durch unrichtige sonstige Behandlung gehen dem Dilettanten die meisten Bilder zu Grunde! Das unter dem Kassettendeckel befindliche umgekehrte photographische Bild, das „Negativ", muß ängstlich sorgsam bis zur weiteren Behandlung, die beliebig lang Zeit hat, vor dem Zutritt jedes Tageslichtes bewahrt bleiben.

Das zweite und letzte, was man unmittelbar nach der Aufnahme zu thun hat, ist, daß man die näheren Umstände der Aufnahme sofort an Ort und Stelle in ein besonderes „Aufnahmenverzeichnis" einträgt. Wenn man so über einige Dutzend Negative sorgfältig Buch geführt hat, kann man aus Vergleichen außerordentlich viel über die Expositionsdauer unter verschiedenen Verhältnissen, über die normale Lupenglasstellung u. s. w. profitieren. Das habe ich noch nicht erwähnt: Man wird gut thun, auf den Behälter des Lupenglases eine Millimeterskala, vom Rande der Einsteckseite aus gerechnet, aufzutragen. Merkt man dann aus einer größeren Anzahl Aufnahmen, daß sich die Einstellung immer zwischen bestimmten Zahlen der Skala bewegte, etwa immer zwischen 10 und 15 mm, fast stets aber auf 12 mm zu stehen kam, so hat man

für seine folgenden Aufnahmen eine große Erleichterung und kann nötigen Falles auch mal eine Aufnahme ohne vorherige Einstellung riskieren. Ich will euch mein Schema mitteilen, das sich mir bei Buchführung über mehrere hundert Negative als zweckmäßig erwiesen hat:

Negativ Nr.	Lupenglas-Einstellung.	Gegenstand der Aufnahme.	Tag.	Stunde.	Witterung.	Expositionsdauer.	Bemerkungen.
1	12 mm	Unser Haus.	1. Jan. 89.	1 h	Sonne.	2″	Sonne von der Seite; Personen, Vordergrund.

Zum Schluß noch eine Bemerkung für diejenigen von euch, welche gleich mit präparierten Glasplatten und nicht mit Eastmanpapier, das erst später auf Glasplatten aufgezogen wird, arbeiten. Verlangt alsdann vom Fabrikanten nur ja Platten mit „dicker Schicht“, weil dicht gegossene Platten leichter die Herstellung von kräftigen Negativen gestatten als dünne Schichten und eine größere Mannigfaltigkeit der Verwendung gewährleisten. Dünne, halbdurchscheinende Platten geben für Architekturen und Landschaften mit Vordergrund häufig recht flaue Bilder, während man unter gleichen Umständen bei Anwendung dicker Gelatineschichten Interieurs von einer prächtigen Kraft und Modellierung erhält.

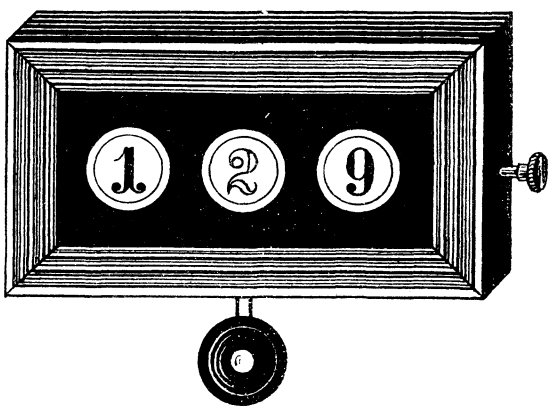
Anleitung zum Photographieren. Fig. 3. Eine Gebäudeaufnahme um die Zeit des Schulschlusses.

Die beliebteste Apfelsorte in Deutschland.

Welche Apfelsorte sich in Deutschland der größten Beliebtheit und der weitesten Verbreitung erfreut, ist durch eine Umfrage des deutschen Pomologenvereins und des praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau nunmehr entschieden worden. Ersterer sandte ein Verzeichnis von 800 in Deutschland angebauten Apfelsorten an hervorragende Obstkenner mit der Bitte, jede in einer Gegend Deutschlands besonders bevorzugte oder beliebte Sorte anzustreichen. In den 46 an den Pomologenverein aus allen Teilen Deutschlands zurückgelangten Verzeichnissen fand sich in allen die Winter-Goldparmäne angestrichen. Der praktische Ratgeber erhielt auf seine bezügliche Umfrage nicht weniger als 898 Karten, und war in 211 derselben ebenfalls die Winter-Goldparmäne als die beste und beliebteste Apfelsorte bezeichnet. Nach diesem Ergebnis kann daher der Anbau dieses Baumes nur empfohlen werden.

Das magische System.

Ein Worträtsel.



1, 2, 9, kann nur ein Priester sein.
Mit dem 3er in der Mitte
Nennt's ein Wort für gute Sitte.
Lässest fallen du die 4,
Bildet es der Bäume Zier.

Zeiget sich die 5 darauf,
So bedingt's der Zeiten Lauf.
Tritt die 6 inmitten ein —
Möge es einträglich sein.
7 zwischen 1 und 9,

Manches Baumes Tod wird's sein.
Doch zum Schluß erscheint die 8, —
Ist's der letzte, — gute Nacht! —

Das musikalische Papiermesser.

Es wird unseren Guten Kameraden gewiß interessant sein, zu hören, daß sie mit einem ganz gewöhnlichen hölzernen Papiermesser oder einem ähnlich gestalteten breiten und dünnen Lineale die vollständige Tonleiter und wenn ihr musikalisches Talent und ihre Uebung mit diesem einfachsten aller Instrumente ausreichen, sogar ganze Lieder spielen können.

Wenn man nämlich ein solches, möglichst langes Papiermesser an der Kante eines hohlen Kastens oder Möbels anschlägt, so ergeben sich verschiedene Töne, je nach der Lage des angeschlagenen Punktes. Das Papiermesser, das wir mit dem Daumen und Zeigefinger an einer bestimmten Stelle festhalten, gerät nämlich bei dem Anschlagen in Schwingungen, die durch das Mitschwingen der Wände des hohlen Kastens verstärkt werden. Der Kasten dient als Resonanzkasten, und die durch ihn verstärkten Schwingungen werden unserem Ohre als ein um so höherer Ton hörbar, je rascher sie aufeinander folgen.

Wir können also, wie das unsere Abbildung zeigt, mit der Feder die verschiedenen Stellen bezeichnen, welche den Tönen der Tonleiter entsprechen, dürfen aber nicht vergessen, auch jene Stelle genau zu markieren, wo Daumen und Zeigefinger waren, da ja von der genauen Länge die Höhe des Tones abhängt.

Unsere guten Kameraden mögen das einfache Instrument einmal erproben. Es hat starke Aehnlichkeit mit einem anderen Musikinstrument, das man herstellt, wenn man einen Bleistift mit den Fingern der einen Hand lose gegen die Zähne hält, den Mund mehr oder weniger öffnet und mit den Fingern der zweiten Hand auf dem Bleistifte wie auf einer Klaviatur spielt. Der Bleistift schlägt dann (nicht zu stark!) gegen die Zähne, und der Mund bildet den Resonanzkasten. Ich habe schon wahre Virtuosen auf diesem Instrumente Lieder, Tänze und große Stücke aus Opern spielen hören.

Eine Länderitizze aus Karlchens kartographischer Mappe.

Arithmogriph.

1, 10, 11, 8, eine geographische Bezeichnung;
6, 10, ein griechischer Buchstabe;
4, 12, 2, 9, 5, eine Waffe;
2, 9, 7, eine Festung;
9, 2, 1, 5, 6, 11, ein Schweizer Kanton;
2, 11, 4, 5, ein Tier;
6, 2, 7, ein Getränk;
4, 8, 6, 1, 5, ein Beleuchtungsmittel;
7, 12, 6, 4, 2, 6, eine Gottheit;
1, 2, 3, 4, 5, 6, eine Süßigkeit;
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, eine Südfrucht.

Logogriph.

Mit l bringt's mir entgegen
Mein gutes Elternpaar;
Auf krummen, schlechten Wegen
Geht es mit d fürwahr!
Mit h gebührt es bösen Knaben,
Mit ſ wir's in der Küche haben.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 17.

In der	1.	Schicht	liegen	100	Apfelsinen,
„ „	2.	„	„	81	„
„ „	3.	„	„	64	„
„ „	4.	„	„	49	„
„ „	5.	„	„	36	„
„ „	6.	„	„	25	„
„ „	7.	„	„	16	„
„ „	8.	„	„	9	„
„ „	9.	„	„	4	„
„ „	10.	„	liegt	1	„
zu allen 10 Schichten liegen				385	Apfelsinen,
es blieben übrig				15	„
Es waren im ganzen vorhanden				400	Apfelsinen.

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 17.

Dortrecht.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 17.

Die Kameruner, essen die auch (a) Butterpemmchen?

Fragen und Antworten.

Adolf Müller in **Dresden, Kritzerstraße 8,** bittet seine lieben Kameraden um Mitteilung einiger Experimente, die er mit seiner kleinen Dampfmaschine anstellen könnte.

G. M. in **D.** Meerschweinchen können gegen acht Jahre alt werden. — Gib ihnen Heu, Gras, Klee, Kohl, Rüben, Baumblätter ꝛc.

H. K. Dabei kann man alle möglichen, nur nicht angenehme Zustände kriegen. Ist der Fall in Deiner Klasse passiert? Lehrer: Was sind die Eigenschaften der Wärme? Schüler: Die Wärme dehnt die Körper aus und die Kälte zieht sie zusammen. Lehrer: Gib mir ein Beispiel. Schüler: Im Sommer sind die Tage lang, im Winter kurz. — Daß wir jetzt gleich darauf Deine 15 Fragen beantworten, wirst Du billigerweise nicht verlangen; dem Genuß eines solchen Kalauers muß man eine Erholungspause folgen lassen. — Der Setzerlehrling sieht Deinem Schreiben gerne entgegen. Werden's besorgen. Gruß.

Herm. G. Du willst mit einigen jungen Chinesen in Korrespondenz treten. Schicke uns einen chinesisch geschriebenen Brief, wollen dann das weitere besorgen.

O. S. in **Passau.** Muß denn immer gleich „gewettet" sein? Hie und da einen kleinen Scherz zu machen, das ging wohl an. Aber da sich in neuerer Zeit sehr viele der lieben Kameraden dabei unversehens ins Ungeheuerliche und Maßlose verstiegen haben, wird der „G. K." wohl etwas „bremsen" müssen. Wir sollten solche Kraftproben, die sich auf anderen Gebieten viel besser ausnehmen würden, überhaupt ganz lassen. Die Wette an sich ist etwas „Unschönes" und führt Keime in sich, die zu Verderblichem führen können. Leider, lieber Freund, muß auch Deine Wette unter dieses Diktum fallen. Sei dem „G. K.", der es so gut und ehrlich mit Euch jungen Herren meint, darob nicht gram.

Eberhard K. in **R.** Für Deine Photographie kameradschaftlichen Dank. — Du möchtest Deine Kopfhaare kräuseln und hast bis jetzt zu diesem Zwecke die vielfach angepriesene Eispomade verwendet*). Doch die Locken wollen nicht kommen. Das glauben wir gerne. Ob wir ein anderes gutes Mittel wüßten? Nein, können nicht dienen.

Den-gar-nichts-thut-verdrießen in **Bukarest.** Daß Du mehr ein Bruder Lustig bist als ein großer Dichter, besagen die Anfangszeilen Deiner Knittelverse:

Ach, lieber guter Kamerad
Der so viel junge Freunde had —
— — — — — — — —

Laß Dir diese gute Laune von niemand rauben. Gruß!

F. H. in **Burowietz.** Solche Anerbieten können wir nicht passieren lassen.

Rich. M. In der Tertia hockst Du bereits? Dann ist ist es wohl nur ein Scherz, wenn Du fragst: ob es Briefmarken vom Franz-Josephs-Land gäbe.

Rudolf S. in **Triest.** Das Prachtwerk „Zur See" kann jede Buchhandlung besorgen oder zur Ansicht vorlegen. — Wenn der Torpedo sein Ziel verfehlt und die Geschoßkraft verloren hat, sinkt er natürlich.

Paul Weber in **B.** Das Gewünschte findest Du in dem ostgenannten Buche von Otto Dammer, betitelt: „Der Naturfreund". Es behandelt sowohl eine große Zahl Experimente über Reibungselektrizität, wie über Berührungselektrizität (Galvanismus). Es führt außerdem in eine Reihe interessanter Gebiete ein, wie: Meteorologie, Phänologie, Chemie, Physik, Botanik, Zoologie. — Freundlichen Gruß!

Der schleichende Tiger. Deine Bekanntschaft zu machen hat unsere „Leibgarde" sehr erfreut. Sie lassen herzlich grüßen. — Wie man sich selbst einen photographischen Apparat macht, siehe Nr. 25, Jahrgang I.

Georg Z. L. Diese Frage haben schon viele Kameraden gestellt; genau können wir sie nicht beantworten, denn die Ziffer ändert sich jeden Tag. Gruß freundlich erwidert.

E. T. in **N. Via tata.** Beim Antiquar umtauschen. Vielleicht auch einen armen lernbegierigen Schüler damit glücklich machen.

H. G. in **Heilbronn.** Mit einem Induktionsapparat lassen sich wenige Experimente anstellen; versuche die Einwirkungen desselben auf Jodkaliumpapier, auf ein Telephon, Galvanometer, Geißlersche Röhren ꝛc.

A. St. in **Str.** Die Verse sind nicht übel, hier und dort aber noch etwas holperig, z. B. Der Reim: „Hafenstadt — Felsgestad!" Manche Worte recht erzwungen: z. B. „blumenstrand'ge Uferbäche."

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Aha — drum sehen Sie auch so struppig und verfroren aus.

Lambert Schneider. Wenden Sie sich an die Briefmarkenhandlung von Beddig in Hannover.

Sextaner in **Cleve.** Kupfergegenstände putzt man mit sogenanntem Wienerkalk. Den wollenen Lappen, den man zum Reiben benutzt, benetzt man zuvor mit etwas Stearinöl.

E. Kulbach in **Dorpat.** Verlosungen sind in Deutschland unstatthaft. Der „G. K." wäre mit solchen Arrangements auch gar nicht einverstanden. Das führt zu weit.

Alfred B. in **F.** Katholik.

Paul Schmidt. Schönen Dank für das Rätsel.

C. C. in **Krefeld.** Die aufmerksame Lektüre unserer Schilderung „Etwas vom Süßwasseraquarium", S. 423 des II. Jahrganges und die genauen Beobachtungen Deiner Pflegebefohlenen, werden Dich über diesen Mißstand gewiß aufklären. Bleikies? Was soll darunter verstanden werden?

F. Sommer, Obertertianer. Ei freilich, und wie!

B. v. C., allem Anschein nach ein begeisterter Jünger aller Schwarzkunst und Hexerei, schreibt uns: „Folgendes bitte ich Sie, hochverehrter Herr Redakteur, im ‚Guten Kamerad' zu veröffentlichen: ‚Hoch, hoch und zum drittemal hoch lebe die weiße Magie!!' — Ein bemoooster Dilettant der Zauberkunst, genannt ‚Groelini', sendet seinen lieben Kameraden folgenden Prolog zur Eröffnung ihrer etwaigen Zauberspielen:*)

Sei'n Sie gegrüßt in meinem Zauberreiche,
Der Geister Schar ruft ein ‚Willkommen' zu;
Denn sie erwachten aus der schlaffen Ruh,
Um zu beginnen ihre tollen Streiche.

Ich habe gleich 's unendliche Vergnügen,
Mit Wunderbarem Sie zu amüsieren;
Und sollten Sie nach Wünschen sich plaisieren,
So ist ein freundlich Glück für mich erstiegen.

Die Zauberpforten öffnen sich vor Ihnen,
Und lebhaft reget sich das Geisterheer,
Der dunklen Thaten zu vollführen mehr
Und ihren Meister kräftig zu bedienen!

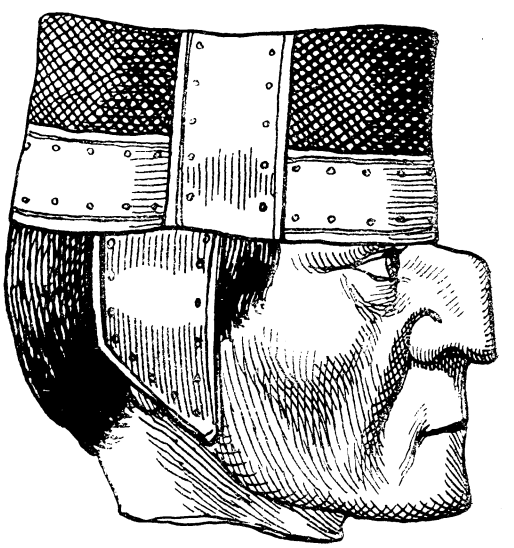
Doch nein! es ist kein Zauberwalten,
Nur Schnelligkeit und noch verborgne Kraft;
Auch Uebung und geheime Wissenschaft
Sieht man hier magisch immer sich entfalten.

Ich bitte nun recht aufmerksam zu schauen,
Zu glauben nicht, was meine Lippe spricht;
Denn wissen Sie, das ‚Wahre' sag' ich nicht!
Nur diesem Wort darf man getrost vertrauen.

Wenn Ihr, liebe Kameraden, diesen Prolog langsam und mit Pathos vortragt, wird er bestimmt einen Heideneffekt machen. — Da ich mich schon viel mit Zauberei beschäftigt habe und daher in diesem Fach geübt bin, so bin ich gern bereit, auf Anfragen Auskunft zu erteilen. Meine Adresse ist: Bruno von Groelig, Bunzlau (Schl.)"

E. A. in **R.** Wir wüßten nicht, was noch viel auseinanderzusetzen wäre. Du willst Schattenrißbilder oder sonstige Zeichnungen mit der Camera obscura verkleinern, nicht? Du hängst das große Bild an das Fenster, womöglich von der Sonne beschienen. Das verkehrte Bild auf dem glatt gespannten Seidenpapier oder der matt geschliffenen Glasplatte hast Du oder weißt Du doch zu erhalten. Nun gilt es, dasselbe mittels des Pauspapiers (eigens präpariert und in jeder Zeichenmaterialienhandlung zu erhalten) und des Bleistiftes eine Pause zu machen, also einfach nachzuzeichnen. Zu empfehlen ist, daß Du während dieser Arbeit, den Apparat und Dich selbst, wie es der Photograph macht, mit einem schwarzen Tuch bedeckst. Du hast dann auch das Bild weit schärfer vor Augen.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: — wozu freundliche Einladung erbitte.



Karlchens Randglosse zu obiger Karte.

Heinrich R. Du bittest, der „Gute Kamerad" soll Dich duzen, da Du ja noch nicht einmal eingesegnet bist. Da müssen wir freilich schleunigst Schmollis machen. Prosit.

E. L. in **Dresden.** Lieber Kamerad, geduldе Dich, bis die ersten Frühlingslüfte durchs Land gehen. Wir werden dann über das Mikroskop und die ganze Mikroskopie einen ausführlichen Vortrag bringen. Hier unter Fragen und Antworten ist der Raum zu beschränkt.

Ethica in **Linden.** Gut Ding braucht Weile. Dafür sind Deine Beiträge aber auch jedenfalls um so besser geworden. Werden sie uns demnächst näher ansehen und den Kameraden mitteilen. Müssen auch hübsche Zeichnungen machen lassen. Einverstanden?

K. P. in **St.** Du willst ein Buch zum Bestimmen der Vogeleier: Ortleb, Der Eiersammler, Preis 60 Pfg., erschienen in S. Modes Verlag in Berlin.

P. S. in **M.** Du willst Schädel und kleine Säugetiere skelettieren. Gut! Das ist ein ebenso unreinliches als unappetitliches Geschäft. Am besten man überläßt dasselbe den Ameisen, indem man den abgehäuteten Kadaver in eine mit Löchern versehene Schachtel und diese in einen Ameisenhaufen steckt. Die Ameisen geben sich diesem kulinarischen Genuß alsbald so hin, daß vom Fleisch nicht ein Fäserchen übrig bleibt; nun heißt es aber nicht zu spät kommen, denn sonst macht sich die fleißige Gesellschaft auch noch über die Bänder und Sehnen, und das Knochengerüst fiele ganz zusammen. — Willst Du das Skelettieren aber selbst besorgen, so balge das Tier zunächst aus, an einem abgelegenen Orte natürlich, entferne so gut als möglich, doch sehr vorsichtig, alle Fleischteile, lege das entfleischte Gerüst in ein mit Wasser vollauf gefülltes Gefäß, so daß ja kein Knochenteil herausragt; vergesse nicht, etwa verdunstetes ohne Säumen zu ersetzen. Zeigen sich nach etwa 14 Tagen die Fleischteile ziemlich abgefault, wird das Gerippe herausgenommen, abgespült, etwa vorhandene Fleischresichen mit Bürste oder Messer entfernt, sodann an einem vor Katze, Hund und anderem Ungefähr sicheren, freien, schattigen Ort zum Bleichen ausgesetzt. Dieser letztere Prozeß wird durch öfteres Uebergießen mit Wasser beschleunigt, fettige Knochenteile werden wiederholt mit weißem Thon (Pfeifenerde) überstrichen. So oft Du auf diese Weise mit faulendem Fleische hantiert hast, wasche Deine Hände mit 2%iger Karbolsäure fein säuberlich ab und nimm Dich vor Schnittwunden in acht. — „Decamerone" ist der Titel einer Sammlung von 100 Novellen (in 10 Tage, und jeder Tag in 10 Novellen eingeteilt) des italienischen Dichters und Humanisten Boccaccio. — Du und viele andere freuen sich auf die nächste Preisaufgabe! Nun, wenn's das ist, soll bald wieder eine losgelassen werden.

W. B. in **Cuxhaven.** Sie haben recht. In dem von unserem Mitarbeiter benützten Artikel einer Fachzeitung steht, wie er auf dem Bureau der Südamerikanischen Kolonialgesellschaft erfährt, irrtümlich Cuxhaven. Von dort ist der betreffende Dampfer ausgelaufen, gebaut ist er aber von R. Holtz in Harburg.

Fritz B. Lachtauben kann man in einem großen Flugkäfig, aber auch im Zimmer halten, wo sie mit Weizen, Brotkrümchen, Mohn, Hirse, Rübsamen 2c. gefüttert werden. Zum Nisten gibt man den Pärchen ein Körbchen oder Kistchen (z. B. eine Cigarrenkiste), in welche die Tauben Hälmchen tragen, bevor die Täubin zwei Eier legt und diese sechzehn Tage lang bebrütet. Die Lachtauben werden bald äußerst zahm und vertraut.

C. K. in **Wien.** Abend- und Nachtschmetterlinge fliegen im allgemeinen vom Beginn der Dämmerung bis Mitternacht. Besonders lebhaft sind dieselben nach einem warmen Regen, sowie an warmen, windstillen Abenden. Ist es kalt und stürmisch, ist wenig zu fangen. Einige echte Schwärmerarten, Spinnermännchen und Eulen, fliegen übrigens auch am Tage, viele Eulen und Spinner gleich nach Sonnenuntergang.

A. B. in **St. Petersburg.** Die erwähnten Präparate sind nicht nur in allen Apotheken, sondern auch in vielen Materialwarenhandlungen vorrätig. Wenn also dieselben nicht erhältlich sind, so liegt der Grund darin, daß in einigen Ländern, wahrscheinlich auch in Rußland, gesetzliche Bestimmungen bestehen, Giftstoffe, auch wenn sie, wie die erwähnten Präparate, nicht zu den heftig wirkenden zu zählen sind, ohne behördlichen Erlaubnisschein nicht verabfolgt werden dürfen. — Dagegen weiß auch der „G. K." keine Abhilfe.

G. Schwaab in **H.** Technische Asbestfabrikate liefern: Erste deutsche Fabrik für Asbestwaren, Köln-Deutz, H. Hohendahl, Essen a. d. Ruhr. Amand Kliegel, Breslau.

Lieber „Guter Kamerad." Durch die Lektüre der interessanten Erzählungen K. Mays, wurde ich so eingenommen, daß ich mir im vorigen Sommer Leggins und ein Lasso gemacht habe. Die Leggins habe ich auf folgende Weise hergestellt: In meine ausgewachsenen langen Hosen habe ich von der äußeren Seite Schlitze bis zum Knie geschnitten, die Vorderseite mit Lederornamenten besetzt und die Ränder des Ausschnittes mit gelbem Band besäumt. Diese Leggins sahen sehr gut aus. Den Lasso habe ich aus einem weißen Rouleaustrick gemacht, den unser Hausknecht (Dwornik) mit Theer eingerieben hatte, der Strick war aber nicht mehr als 1½ Faden lang und es gelang mir selten etwas zu fangen. Nun möchte ich sehr gerne bitten, daß mir ein Kamerad eine Anweisung zur Herstellung eines Lasso gebe, wofür ich schon im voraus herzlich danke. Mit besten Grüßen Eugen F. aus St. Petersburg, jetzt in Montreux.

Tauschmarkt.

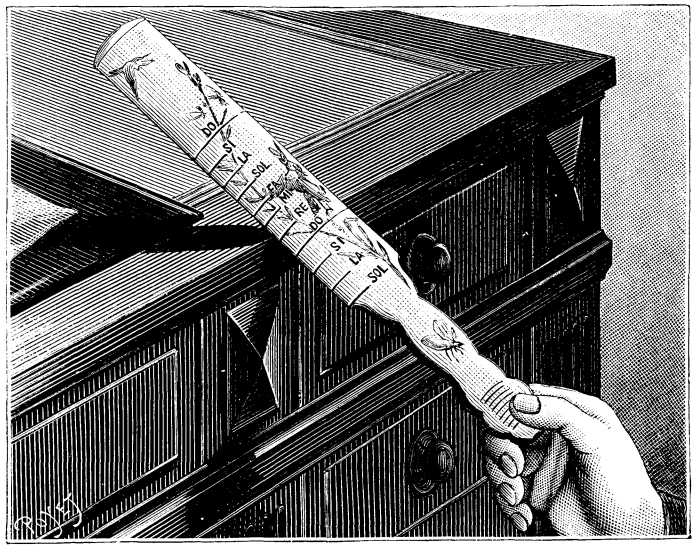
Emil Weiß, per Adresse: C. Todt in **Altona, Gerberstraße 20, II.** sucht einen Hektograph und seltene Marken; gibt dagegen andere seltene Marken und ein schönes Buch.

R. Fink, Oberrealschüler in **Salzburg,** abzugeben bei Herrn Schuldiener **Feiner,** hat Stempel zu vertauschen und erbittet dagegen Siegel und andere Stempel.

„Liebe Kameraden! Sendet mir jeder 25 Stück verschiedene Briefmarken; doch dürfen keine österreich-ungar. und deutsche dabei sein. Wer nun von Euch mir die schönsten 25 sendet, erhält eine Persien 5 Shali, grün, 1882. Wer die 2. schönsten 25 sendet, erhält eine Italien 50 Centimes, groß, carmin, Parchi Postali. Joseph Jaky in Cilli, Steiermark, Ringstr. 50."

„Wer hat Lust, mit mir eine Korrespondenz über Chemie und Physik anzufangen; ich gebe gern Auskunft über alles, wie man es sich machen kann. — Ich suche auch Tauschverbindungen, habe sehr seltene Sachen (Chemikalien). Albert Rhode in Kassel, Orleanstraße 33 p.

A. von Koß in **Köslin, Grünstraße,** hat eine Laterna magica gegen eine Dampfmaschine mit Maschinenhalle, bestehend aus Säge, Schleifstein, Bohrer und Hammerwerk zu vertauschen.



Das musikalische Papiermesser.

„Liebe Kameraden! Ich habe ein neues Schaubek-Album (8. Auflage) mit 270 seltenen Marken, und möchte dafür ein neueres Schaubek-Album, jedoch ohne Marken, haben. Ferner gebe ich für eine Sachsen 3 Pfennig, rot, 10 Münzen und andere seltene Marken. Ludwig Tauring in Riga, Domplatz 7.

Karl Muckenschnabl in **Wien III., B. Geologengasse 8.,** hat seltene Marken, ein Leclanché- und ein Chromsäure-Element, letzteres mit einem Induktionsapparat, gegen Briefmarken zu vertauschen. Auch hat er eine Laterna magica (Wert 12 Mark) abzugeben.

Friedrich Lunge in **Hottingen-Zürich,** bittet um Briefmarken aus allen Erdteilen und gibt dafür ein kleines Buch mit Bildern der bedeutendsten Städte der ganzen Welt.

Oskar Gidion in **Wiesbaden, Rheinstraße 45,** bittet großmütige Kameraden nochmals um Ueberlassung einiger Markendubletten; wer mir die 40. Marke sendet, erhält eine Persien, die 100. Marke eine Transvaal, eine Java und eine Samoa.

„Liebe Kameraden! Möchte gern für ein selbstgearbeitetes Wetterhäuschen ein guterhaltenes Buch tauschen. Fritz Rose in Berlin, Möckernstraße 85."

Tausche viele und auch seltene Schmetterlinge gegen elektrische Apparate. Arnold Corti in Winterthur (Schweiz).

Szálz Béla Kolozsvár B. Farkatu 16 sz. (Ungarn), hat neue ungarische Marken und ladet seine Kameraden zum Tausch ein.

Moritz Weinberg, per Adresse: Ad. Lion in **Kassel, Bahnhofstraße,** sucht einen photographischen Apparat und einen jungen Hund.

A. Beck in **Münnerstadt** teilt seinen Kameraden mit, daß der photographische Apparat bereits vergeben ist.

O. Gärtner in **Hamburg, Hagenau-Eilbeck,** möchte gern ein gut erhaltenes Neues Universum Bd. 8 und Sigismund Rüstig gegen einen Elektromotor mit Element vertauschen.

Max Schulz in **Friedrichshagen** bei **Grevesmühlen** in **Mecklenburg** bittet großmütige Kameraden um Zusendung ihrer überflüssigen Marken.

Otto Wehrhahn in **Hamburg, Papenhuderstr. 13,** möchte gern mit Kameraden Briefmarken tauschen; er gibt dafür Chile-Marken.

Heinrich Poppl in **Hamburg, Ferdinandstraße 42,** tauscht Briefmarken, hat seltene, darunter alte von Hamburg, Gibraltar, Guatemala, Hayti, S. Domingo.

A. Wiedmann jr. in **Liegnitz, Hotel Rautenkranz,** gibt Briefmarken gegen Terrariumtiere.

Ernst Wagner, Gymnasiast in **Leitmeritz, Böhmen,** tauscht alte österr. und deutsche Marken; möchte gern Marken von Türkei, Rumänien 2c.

Hoisel Friedrich in **Cilli (Gymnasium), Untersteiermark,** hat Käfer und Schmetterlinge zu vertauschen.

Henry Thiry in **Reckenthal bei Luxemburg** gibt für eine Sachsen 3 Pfg. rot 5 seltene ganze Kouverts von Thurn und Taxis.

Oscar Schneider in **Erlangen, Theaterplatz 7,** sammelt Briefmarken und bittet seine großmütigen Kameraden um Zusendung von Dubletten. Wer die 100. Marke schickt, erhält eine Thurn und Taxis, die 590. Marke eine Sachsen 3 Pfg. rot.

Kameraden! Tausche bessere Marken und Ganzsachen; suche Verbindung mit Kameraden im Ausland. Angebote p. Postkart mit Antwort an Karl Kolesa jr. per Adr. „Le Phénix", Wien I., Rathausstr. 2.

August Bichard in **Karlsruhe, Westendstr. 22,** sucht Briefmarken zu vertauschen.

Felix v. Thon-Dittmer in **Straßburg, Blaumolkenstraße 2,** wünscht Marken, Münzen und Siegel gegen römische Münzen und alte europäische Briefmarken, Kouverts, Postkarten zu vertauschen.

Carl Demler in **Heilbronn, Untere Allee 16,** sucht eine schöne, große Münze; gibt dagegen Brief- und Korporationsmarken für den amtlichen Verkehr, die sonst schwer zu haben sind.

Gerd v. Rundstedt in **Frankfurt a. M., Westendstraße 71,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung ihres Briefmarken-Ueberflusses.

Unterzeichneter hat viele doppelte Briefmarken und ladet seine Kameraden ein mit ihm zu tauschen. **Alwin Katz** in **Berlin SO., Waldemarstr. 53.**

Robert Mahorčič in **Wien, Wieden, Hauptstr. 61,** hat 12 Bunsen-Elemente (ganz neu) zu vertauschen; sucht dagegen Bücher und zwar am liebsten von J. Verne od. Klassiker, auch naturwissenschaftliche Werke. Eine Glühlampe (10 Normalkerzen Leuchtkraft) kann er ebenfalls zum Tausch anbieten.

Wer hat ein Bunsen-Element zu vertauschen und was will er dafür? Erich Paetel in Berlin, Karlsbad 16 I, links.

Carl Lattermoser in **Insterburg (Pension Klimant)** möchte seltene silberne Münzen gegen Käfer, Schmetterlinge oder Marken vertauschen.

G. v. Jordan in **Görlitz, Mühlweg 19,** sucht Siegel und Mineralien, gibt dagegen Siegel.

H. Schwade in **München, Dachauerstr. 921,** hat sehr seltene alte bayrische und preußische Marken an Kameraden des Auslandes, besonders Rußlands, Türkei und Griechenlands, gegen gewöhnliche gebrauchte Ganzsachen ihres Landes abzugeben.

Euer Kamerad Reinhold Parreidt in **Leipzig, Poststraße 5 I,** bittet großmütige Kameraden um Zusendung von ihren doppelten Briefmarken. Werde mich später revanchieren.

Arnim Koch in **Cüstrin, Kommandantenstr. 82/83,** hat ein Universal-Taschenmikroskop gegen alte Marken von Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Baden, Lübeck, Bremen zu vertauschen.

Rich. Becker in **Berlin, Straßburgerstraße 22,** besitzt einen deutschen Postkartenausschnitt mit dem Stempel 8. 8. 88; sucht dagegen eine seltene Marke.

Erich Dammann in **Halle a. d. S. Franckesche Stiftungen,** bittet großmütige Kameraden um Zusendung ihrer Markendubletten. Die 100. Marke erhält jedesmal eine seltene überseeische Marke.

R. Langewiesche in **Rheydt, Reg.-Bez. Düsseldorf,** tauscht eine gute Laterna magica mit 6 Bildern am liebsten gegen einen kleinen Apparat oder gegen Käfer.

O. Waldschütz in **Wien VII, Herrmanngasse 17,** hat verschiedene seltene Briefmarken zu vertauschen und erbittet Angebote.

Fritz Cohn in **Berlin, Königgrätzerstraße 66 I, links,** sucht Berliner Paketfahrtmarken gegen solche anderer Städte zu vertauschen.

Ch. Eisenmann jr. in **Coblenz (Hotel zum Riesen),** besitzt 50 Briefmarken Kap der guten Hoffnung, sucht selbe gegen andere Marken zu vertauschen.

Ein ausgezeichnetes Terrarium

befindet sich im Berliner Humboldthain. Eine 1 Meter hohe kreisrunde Mauer von mächtigem Umfange ist an ihrer Innenseite mit einem breiten Zinkstreifen bekleidet, damit beispielsweise den Eidechsen der Aufstieg unmöglich ist. Innerhalb der Mauer befindet sich ein mehrere Meter hoher Felsbau aus porösem Gestein, mit allerhand Pflanzen besetzt. Dieser Miniaturberg hat in seinem Innern reichliche Hohlräume, die mit Laub, Moos und dergleichen ausgelegt sind und von den Tieren als Winterquartier benutzt werden. Um den Berg herum schlängelt sich ein kleiner Bach, der den auf dem Felsen kultivierten Landschnecken die Lust nach einem größeren Ausflug verleiden soll. Auf dem Berge aber und um denselben lebt, kriecht, schlüpft, huscht, krabbelt es in Unmenge. Aus dem Dunkel ihrer Schlupfwinkel treten die Kriechtiere dem Beschauer nahe und können in ihren natürlichen Lebensgewohnheiten ruhig beobachtet werden. Wie belehrend das Ganze für das große Publikum wie auch für ganze Schulklassen sein dürfte, erhellt auf den ersten Blick. Das war auch das vornehmste Ziel, welches die Gründer und Förderer des Terrariums in erfolgreichster Weise anstrebten.

Ein Unikum in der Bücherwelt

ist jetzt im Erscheinen begriffen. Es ist kein geschriebenes Buch, und auch kein gedrucktes, auch besteht es nicht aus Papier. Es ist vollständig aus Seide hergestellt, in welche die Buchstaben hineingewebt sind. Der Grund der Blätter ist weiß und auf diesem Grunde ist die Textschrift in gotischer Manier in schwarzer Seidenweberei ausgeführt. Alle Blätter sind mit einer, für jedes einzelne Blatt eigens entworfenen, dem Inhalte desselben entsprechenden Einfassung in mittelalterlichem Stile versehen. Das Buch, das einen äußerst vornehmen Eindruck macht, ist für den gottesdienstlichen Gebrauch der katholischen Kirche bestimmt; es enthält den Dienst der hl. Messe und Gebete. Das Ganze ist ein Lieferungswerk, das im Verlage von Roux in Lyon erscheint, in 25 Lieferungen zum Preise von je 10 Francs. Es sind schon circa 17 Lieferungen erschienen. Jede Lieferung enthält nur zwei Blätter, so daß das ganze Buch nur 50 Blätter stark werden wird.

口 廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Degenfeld ging auf dem Deck hin und her. Er kam an Liang-ssi vorüber, blieb bei ihm stehen und sagte:

„Vorhin, als Sie zu uns in die Kajüte kamen, gab es keine Zeit zu eingehenden Erkundigungen. Jetzt ist die Gefahr hoffentlich vorüber, und nun möchte ich Sie fragen, wie Sie mit unserem Landsmanne Stein bekannt geworden sind. Wie lange befinden Sie sich bei ihm?“

„Nach Ihrer Rechnung genau seit vier Jahren.“

„Ist die Provinz Hu-nan Ihre Heimat?“

„Nein. Ich stamme aus der Nachbarprovinz Kwéi-tschou.“

„Ah, das ist mir höchst interessant!“

„Das glaube ich, denn Kwéi-tschou ist die interessanteste Provinz des ganzen Reiches.“

„Warum?“

„Weil dort die Seng und Miao-tse wohnen.“

„Das ist richtig. Man hält sie für Ueberreste der Urbevölkerung von China, und sie sind seit mehr als drei Jahrtausenden dem spezifisch chinesischen Volksele-

– „O Himmel, o Himmel! Welch eine Nachricht, welch eine Botschaft!“ Er war ganz außer sich vor Entzücken. –

mente fern und fremd geblieben. Aber das war es nicht, was ich meinte. Ich interessiere mich für diese Provinz, weil ich hin will."

„Sie nach Kwéi-tschou? Herr, das ist gefährlich!"

„Mag sein, aber ich muß hin, denn ich habe es mit meinem Ehrenworte versprochen. Sind Sie dort bekannt?"

„Nicht allzu sehr, da ich die Heimat seit acht Jahren meiden mußte. Ihr Ehrenwort haben Sie gegeben?

„Ja, mein Kong-Kheou."

„Sogar Ihr Kong-Kheou? Wo ist das geschehen? Hier in China?"

„Nein, sondern in Deutschland, meiner Heimat."

„Ist das möglich? Sind dabei auch Tsanhiang angebrannt worden?"

„Räucherstäbchen, ja."

„Herr, so ist es ein wirklicher Chinese gewesen, welcher Ihnen das Kong-Kheou abgenommen hat!"

„Allerdings. Er war Kaufmann und hatte in der Stadt, in welcher ich lebte, einen Laden für alle möglichen chinesischen Artikel errichtet."

„In Deutschland? Das ist seltsam. Bisher habe ich geglaubt, daß meine Landsleute nur nach dem Süden und Osten, also nach Indien, den Sundainseln und Amerika, nicht aber nach Europa gehen. Er muß sein Vaterland unfreiwillig verlassen haben."

„Sie raten das Richtige. Er hat China als Flüchtling verlassen müssen."

„Hatte er Familie?"

„Ja. Leider mußte er sie zurücklassen."

„Dann wehe ihr, denn sie hat jedenfalls für ihn büßen müssen! Ich habe ganz dasselbe Unglück auch erfahren."

„Sie? Mußte ein Verwandter von Ihnen fliehen?"

„Ja, mein Vater."

„Wann?"

„Vor nunmehr acht Jahren. Ich war damals sechzehn Jahre alt."

„Was hatte er gethan?"

„Nichts. Er war unschuldig. Sie werden vielleicht wissen, daß die Taipings eine neue Religion gründen und die herrschende Dynastie stürzen wollten. Fast wäre ihnen das gelungen. Es dauerte lange Zeit und kostete blutige Kämpfe, bis sie überwunden wurden. Sie lösten sich endlich in Banden auf, welche raubend das Land durchzogen und bis in die südlichen Provinzen kamen. Eine derselben warf sich auch nach Kwéi-tschou. Einer der Unteranführer war ein früherer Freund meines Vaters, suchte uns auf und wohnte einige Tage bei uns, ohne daß wir ahnten, daß er zu den Taipings gehörte. Man fand ihn bei uns. Er wurde arretiert und mein Vater mit ihm, obgleich derselbe seine Unschuld beteuerte und der Freund ihm bezeugte, daß er nichts gewußt habe. Beide wurden in das Sing-pu*) gebracht und dort wie wilde Tiere in Käfige gesperrt. Einer der Beamten wollte meinem Vater wohl, weil dieser ihm viel Gutes gethan hatte. Er schlich sich des Nachts zu ihm, öffnete den Kerker und ließ ihn entkommen. Der Vater kam für einige Augenblicke zu uns, um Abschied von uns zu nehmen. Seit dieser Stunde haben wir nichts von ihm gehört."

Der Methusalem hatte diesen Bericht mit ungewöhnlicher Teilnahme vernommen.

„Sonderbar!" sagte er. „In welcher Stadt ist das geschehen?"

„In Seng-ho."

„Und wie ist Ihr Geschlechtsname?"

„Pang."

„Pang, in Seng-ho! Werden Sie mir erlauben, Sie nach Ihrem Milchnamen zu fragen, obgleich das eigentlich eine Unhöflichkeit ist?"

„Gern! Ich habe Ihnen meine Freiheit zu verdanken; wie könnte ich Ihnen da wegen dieser Frage zürnen! Mein Milchname ist ‚Fuk-ku', was ‚Ursache des Glückes' bedeutet. Die Eltern waren bisher kinderlos gewesen; darum gaben sie mir, ihrem Erstgeborenen, diesen Namen, um anzudeuten, daß sie nun glücklich seien."

„Welch ein Zusammentreffen! Nicht wahr, Ihre Mutter hieß Hao-keu, lieblicher Mund?"

„Ja. Woher wissen Sie das?"

„Sie hatten noch einen Bruder und zwei Schwestern. Der erstere hieß Yin-Tsian, Güte des Himmels, und die beiden letzteren Méi-pao, schöne Gestalt, und Sim-ming, Herzenslicht?"

Der Chinese fuhr einen Schritt zurück und rief:

„Herr, was höre ich! Sie kennen die Namen meiner Verwandten!"

„Noch mehr! Nicht wahr, Ihr Vater heißt Ye-kin-li?"

„Ja, ja! Wer hat Ihnen diese Namen genannt?"

Da legte Degenfeld ihm die Hand auf die Achsel und antwortete:

„Sagen Sie mir zunächst, ob Sie stark genug sind, so ganz unvorbereitet eine für Sie hochwichtige und überraschende Neuigkeit zu hören."

„Ist es eine traurige?"

„Nein, eine beglückende."

„Nun, dazu bin ich stark genug. Die Stimme des Glückes vernimmt man stets gern."

„Sie fragten, von wem ich die Namen gehört habe, und ich antworte Ihnen: Von Ihrem Vater."

„Von — — ist's wahr, ist's wahr?"

„Ja. Er ist es, dem ich mein Kong-Kheou gegeben habe, daß ich nicht eher zurückkehren werde, als bis ich im stande bin, seine Familie oder wenigstens sichere Kunde derselben zu bringen."

„Er lebt also, er lebt?"

„Er befindet sich wohl, und es geht ihm sehr gut."

„O Himmel, o Himmel! Welch eine Nachricht, welch eine Botschaft!"

Er war ganz außer sich vor Entzücken. Er dachte zunächst nicht daran, sich nach dem Näheren zu erkundigen. Es war ihm einstweilen genug, zu wissen, daß sein Vater noch lebe. Er rannte fort und eilte zwei-, dreimal um das Deck. Dann endlich blieb er wieder vor dem Methusalem stehen und sagte:

„Herr, fast kann ich es nicht glauben. Acht volle Jahre habe ich vergeblich auf eine Nachricht von dem Verschollenen gewartet; ich mußte ihn für tot halten. Und nun höre ich so plötzlich, so ganz unerwartet, daß er in Deutschland lebt! Es ist ein Wunder! Es ist ein ebenso großes Wunder wie dasjenige, daß Sie zu Sei-tei-nei wollen, dessen Untergebener ich bin. Wie herrlich trifft beides zusammen! Mir ist, als ob ich träume!"

„Auch ich bin tief ergriffen, mein Freund. Ich fühle mich sehr glücklich, Sie gefunden zu haben, denn dadurch erspare ich eine lange Zeit des Suchens."

„O, suchen werden Sie, werden wir doch noch müssen!"

„Wieso?"

„Sie sollen doch nicht nur mich, sondern auch die Mutter und die Geschwister finden?"

„Natürlich! Hoffentlich aber wissen Sie, wo sie zu treffen sind?"

„Nein, eben das weiß ich nicht."

„Wie? Sie wissen das nicht? Sie sind von ihnen getrennt worden!"

„Ja. Ich habe ebenso lang, acht Jahre lang, sie weder gesehen noch etwas von ihnen gehört."

„Wie ist das möglich?"

*) Kriminalgebäude.

„Es ist sehr einfach. Sie wissen wohl, daß in China die Verwandten eines Uebelthäters sein Vergehen mit zu büßen haben?"

„Ja."

„Es ist das wenigstens in den meisten Fällen so üblich. Als der Vater entkommen war, bemächtigte man sich unserer. Wir wurden eingesperrt, aber einzeln, damit wir nicht miteinander verkehren könnten. Ich und der Bruder sollten getötet werden, also die Strafe der Aufrührer erleiden. Man wollte unsere Köpfe auf die Mauer stecken. Die Mutter und die Schwestern aber sollten als Sklavinnen verkauft werden. Dieses Urteil wäre sofort vollstreckt worden, wenn es den Beamten nicht nach unserem Gelde gelüstet hätte."

„Das war aber vergraben."

„Woher wissen Sie das?"

„Von Ihrem Vater."

„So muß er Ihnen sein ganzes Vertrauen geschenkt haben!"

„Er hat mich seiner Freundschaft gewürdigt, und ich werde mir alle Mühe geben, die Hoffnungen, welche er in mich gesetzt hat, zu erfüllen. Ich weiß, daß er Ihnen nur so viel Geld gelassen hatte, wie Sie zum Leben brauchten."

„Das hat man uns abgenommen. Da aber mein Vater reich war, so wußte man, daß unser Vermögen beiseite gebracht worden sei. Wir sollten gestehen, wo es sich befände."

„Das konnten Sie nicht, da Ihr Vater Ihnen den Ort nicht gesagt hatte."

„Ja. Das war sehr vorsichtig von ihm, hat uns aber große Qualen verursacht, da wir gefoltert wurden."

„Aber es hat Ihnen auch das Leben gerettet. Hätte man das Vermögen gefunden, so wären sie dann wohl sofort hingerichtet worden."

„Jedenfalls. Also habe wenigstens ich mein Leben der Vorsicht meines Vaters zu verdanken; die andern aber werden wohl zu Tode gefoltert worden sein."

„Wollen das nicht befürchten. So wie Sie gerettet worden sind, können auch sie die Freiheit wieder erlangt haben. Wie ist es Ihnen denn gelungen, aus dem Gefängnisse zu entkommen?"

„Durch denselben Freund, welcher meinen Vater befreit hatte. Er öffnete auch mir den Kerker, gab mir Geld, wies mich über die Grenze von Kwéi-tschou und nannte mir einen Ort, an welchem ich auf die Meinigen warten sollte. Sie sind nicht gekommen. Darum vermute ich, daß es ihm nicht gelungen ist, sie zu befreien."

„Warum öffnete er nur Ihnen die Thür und nicht auch den Ihrigen zugleich?"

„Das war unmöglich, da wir zu weit voneinander getrennt waren."

„Haben Sie nicht später Erkundigungen eingezogen?"

„Viel später, ja. Aber da war eine zu große Zeit vergangen, als daß ich etwas hätte erfahren können."

„So hätten Sie es eher thun sollen."

„Das ging nicht an. Ich konnte mich doch keinem Menschen anvertrauen, und selbst durfte ich mich so bald nicht nach Kwéitschou wagen. Als ich nach fünf Jahren mich so verändert hatte, daß ich glauben durfte, nicht erkannt zu werden, reiste ich nach Seng-ho. Der Freund war gestorben, und von den Meinen wußte kein Mensch etwas."

„Das ist traurig für Sie und unangenehm für mich. Ich muß mein Wort halten und werde also unbedingt nach Seng-ho reisen, um zu versuchen, etwas zu erfahren. Auch habe ich den Auftrag erhalten, das Geld auszugraben und Ihrem Vater zu bringen."

„Wissen Sie denn, wo es liegt."

„Ja."

„Das ist gut! Aber wird es sich auch noch dort befinden?"

„Ich hoffe es."

„Darf ich den Ort erfahren?"

„Jetzt möchte ich noch nicht davon sprechen; doch zur geeigneten Zeit werde ich Ihnen ganz gewiß das Nötige mitteilen. Sind Sie bereit, Ihren Vater in Deutschland aufzusuchen?"

„Sofort! Das versteht sich ja ganz von selbst, zumal ich so glücklich bin, ganz leidlich deutsch sprechen zu können."

„Das haben Sie bei Herrn Stein gelernt?"

„Ja. Er wollte seine Muttersprache hören. Er wollte einen Menschen haben, mit welchem er sich in derselben unterhalten könnte. Ich hatte mir seine Zufriedenheit erworben, und so wählte er unter allen seinen Leuten mich aus und gab mir Unterricht."

„Ist er wirklich reich?"

„Sehr reich. Er ist der reichste Mann in Ho-tsing-ting."

„Das kann nicht viel heißen, da diese ‚Feuerbrunnenstadt' jedenfalls nur ein kleiner Ort ist."

„Er war klein, ist aber, seit Herr Stein dort das Petroleum entdeckte, schnell groß geworden."

„Und er will dort bleiben?"

„Er muß, wenn er nicht seinen ganzen Besitz verlieren will. Zwar sehnt er sich nach der Heimat, aber er findet niemand, welcher ihm die Quellen und alles, was dazu gehört, abkaufen würde. Fände er einen Käufer, so würde er sofort nach Deutschland gehen."

„Ist er chinesischer Unterthan geworden?"

„Nein. Wäre dies der Fall, so hätte er sich nicht solchen Reichtum erworben. Die Mandarinen verstehen es, dafür zu sorgen, daß der Gewinn der Geschäftsleute zum großen Teile in ihre Taschen fließt. Er ist als nordamerikanischer Bürger gekommen und ist das noch. Er steht also unter dem Schutze der Vereinigten Staaten.

Gottfried von Bouillon hatte gesehen, daß die beiden so angelegentlich miteinander sprachen. Er schloß daraus, daß sie etwas sehr Wichtiges miteinander zu verhandeln hätten, und so trieb ihn die Neugierde von seinem Posten weg und zu ihnen herbei.

„Wat gibt's denn da für eine Konferenz?" fragte er. „Darf ich mich erlauben, mal herzuhorchen?"

„Ja, alter Gottfried," antwortete Degenfeld. „Auch du wirst dich freuen. Wir haben, ohne es zu ahnen, einen großen Schritt zur Erreichung unseres Zieles gethan."

„Etwa mit den jewissen Siebenmeilenstiebeln?"

„Fast ist es so. Es hat sich nämlich soeben herausgestellt, daß dieser junge Mann der älteste Sohn unseres Freundes Ye-kin-li ist."

„Wat? Wie? Wo? Unsers alten Ye-kin-li mit dat Kong-Kheou, der mir als Nieou-chi-tchin-chi-nieou geschumpfen hat? Liegt da nicht vielleicht ein Irrtum vor?"

„Nein, es stimmt."

„Hat er seinen Impfschein vorjezeigt?"

„Ist nicht nötig. Er hat das Legitimationsexamen vollständig bestanden."

„Dann jeschehen noch Zeichen und Wunder alltage und auch noch jetzunder! Sollte man es denken! Sie Chinesige sind der kleine Ye-kin-li! Wie ist dat denn eijentlich entdeckt worden?"

Er sprach vor Freude seine Frage so laut aus, daß der Dicke auch herbei kam und sich erkundigte:

„Wat krijscht de Godfrijd want zoo — was kreischt der Gottfried denn so?"

„Wat ich kreische?“ meinte dieser. „Dat fragen Sie noch, Dicker? Sehen Sie sich mal diesen Sohn der Mitte an! Er ist janz derjenige, den wir hier suchen, nämlich der leibhaftige Isaak von dem Abraham, welchen wir daheim Ye-kin-li genannt haben!“

„Deshalve zijn zoon?“

„Ja, mithin sein Sohn! Wat sagen Sie dazu?“

„Wat ik zeg? Zull ik dat gelooven — was ich sag? Soll ich es glauben?“

„Natürlich! Er ist der Sohn unseres chinesischen Händlers. Wir haben ihn jefunden, ohne ihn noch jesucht zu haben!“

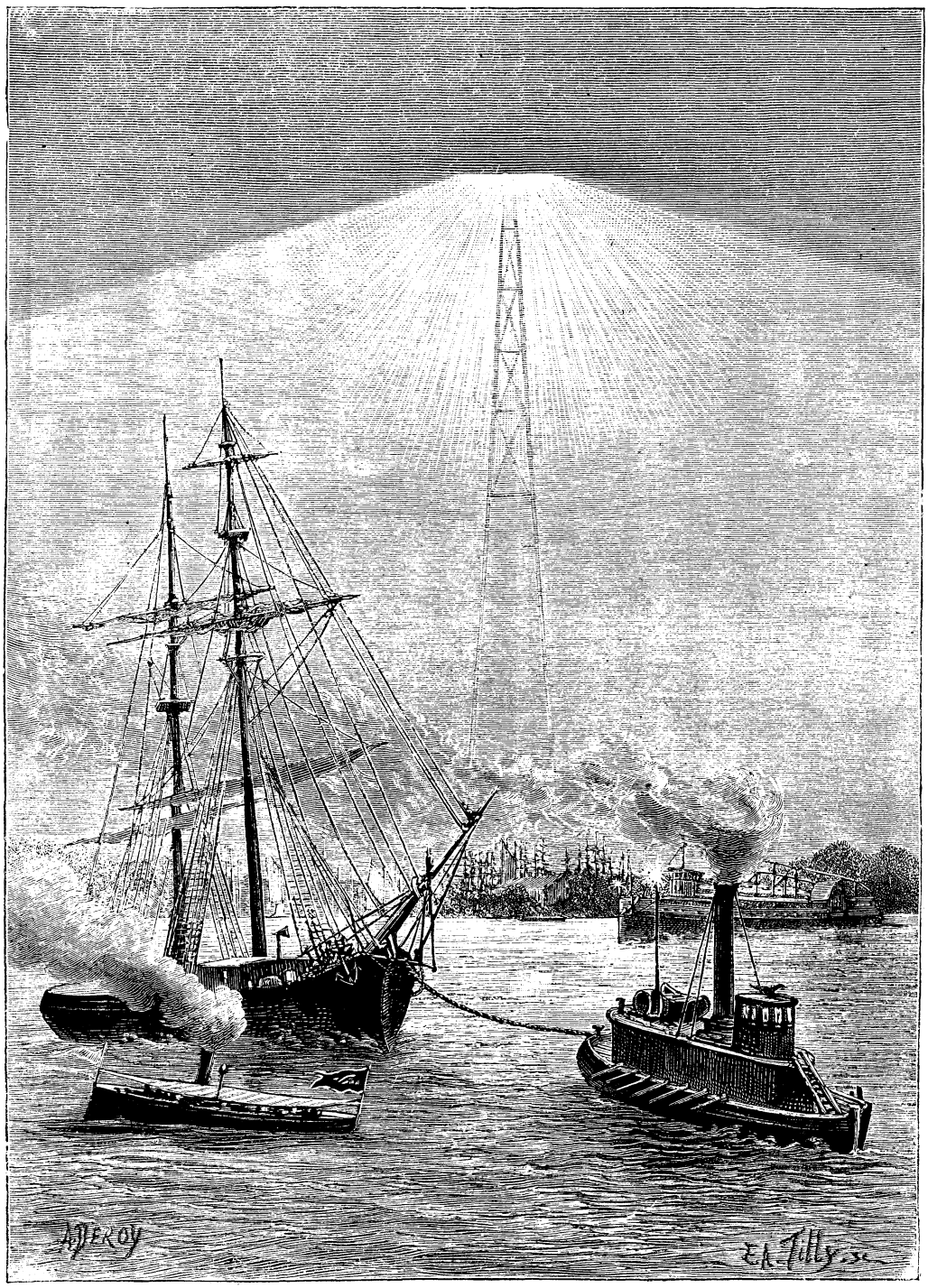
„God zij geprezen! Goeden morgen, mijn vriend! Ik ben Mijnheer van Aardappelenbosch. Ik heb gewild u ook met zoeken — Gott sei gepriesen! Guten Morgen, mein Freund! Ich bin Mijnheer van Aardappelenbosch. Ich wollte Sie auch mit suchen.“

Er schüttelte ihm beide Hände und war so erfreut, als ob ihm persönlich ein großes Glück widerfahren sei. Er hatte, wie die meisten dicken Leute, ein sehr gutes Herz und ein weiches Gemüt.

Auch Turnerstick und Richard kamen, um zu erfahren, warum so große Freude vorhanden sei. Der Methusalem aber trieb die unvorsichtige Gesellschaft schnell wieder auseinander. Es gab jetzt keine Zeit zu solcher Unterhaltung, da es galt, den Gefangenen die größte Aufmerksamkeit zu erweisen.

Zu diesem Zwecke ließ Degenfeld alle auf dem Verdeck vorhandenen Laternen anbrennen. Das war eine so große Zahl, daß die Beleuchtung dann fast einer richtigen Illumination glich.

Die Matrosen waren so fest angebunden, daß sie sich nicht losmachen konnten. Die Gefangenen in der Kajüte vermochten auch nicht, sich von ihren Stricken zu befreien und unter Deck herrschte die vollständigste Ruhe. Die Leute schliefen ohne Ahnung, daß das Erwachen ihnen den größten Schreck bringen werde, den es für sie geben konnte.



Der projektierte Leuchtturm am Helle-Gate bei New York.

Unter solchen Umständen wurde den sechs Personen ihr Wächteramt nicht schwer. Sie mußten auf den Schlaf verzichten; das war alles.

Der Landwind blieb bis gegen Morgen stet; dann holte er nach und nach um und schlief für eine kurze Weile ein. Als er wieder lebendig wurde, hatte er die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Er blies von der See nach dem Lande und nun war es für Turnerstick Zeit, die Matrosen wieder an die Brassen zu kommandieren,

um das Schiff mit dem Seewinde nach dem Hafen zurückgehen zu lassen.

Der Tag graute und die Laternen wurden ausgelöscht. Man band die Matrosen los, und sie waren, wie schon in der Nacht, gezwungen, die Befehle des Kapitäns, welche ihnen in derselben Weise verdolmetscht wurden, auszuführen. Dann wurden sie wieder angebunden.

Freilich waren die Gesichter, welche sie dabei machten, keineswegs freundlich. Sie gehorchten nur, weil sie die Waffen auf sich gerichtet sahen. Malaiische Seeleute, die es ja in jenen Gegenden häufig gibt, hätten sich ganz anders verhalten; diese hätten selbst den Gewehren und Revolvern getrotzt. Der Chinese aber ist nur dann ein Held, wenn es keine Gefahr für ihn gibt, oder wenigstens wenn er mit ziemlicher Sicherheit auf das Gelingen rechnen kann.

Es wurde bald so hell, daß man den ganzen Gesichtskreis überblicken konnte, und da sahen die Männer denn, daß die Dschunke nicht das einzige Schiff war, welches sich in demselben befand. Hinter ihnen stieß ein Dampfer seine Rauchwolken aus den mächtigen Schloten.

Degenfeld stieg zu dem Kapitän hinauf, welcher am Steuer stand, und fragte:

„Was für ein Schiff mag das wohl sein, Master?"

„Das kann Ihnen jedes zweijährige Kind sagen. In einer Viertelstunde hat es uns eingeholt und wird uns ansprechen. Es ist ein Kriegsschiff."

„Sehr scharf gebaut, wie es scheint."

„Was heißt scharf bei dieser neuen Sorte von Seejungfern! Es ist ein Kreuzer, aus Stahl gebaut. Möchte mit dem Kerl nicht in Konflikt geraten. Kommt uns aber eben recht."

„Wieso?"

„Wieso? Was für eine Frage! Habe so meine Sorge gehabt, wenn ich es auch nicht sagte. Sie sind nicht Seemann und wissen nicht, was es heißt, wenn sich unter den Kerls da im Raume der Dschunke ein einziger gescheiter und unternehmender Kopf befände. Gelänge es ihnen, die Luke aufzubrechen, so wären wir verloren."

„Mit so mathematischer Sicherheit, wie Sie meinen, doch wohl nicht!"

„Pah! Wer's nicht kennt, der unterschätzt natürlich die Gefahr. Wir brauchen noch Stunden, um in den Hafen zu kommen. Wer weiß, was indessen geschehen könnte. Wenn die Halunken munter werden, werden Sie etwas zu hören bekommen. Darum ist mir's lieb, daß dort der Gepanzerte kommt. Wir werden uns natürlich in seinen Schutz begeben. Dann sind wir aller Sorgen los."

„Ja, wenn Sie so meinen, so gebe ich Ihnen vollständig recht. Dann ist für uns nicht die geringste Gefahr mehr vorhanden."

„Wenn es hier einen Signalkasten gäbe, würde ich den Kreuzer ersuchen, sich mehr zu beeilen. Wie es scheint, schenkt er uns ohnedies seine Aufmerksamkeit. Er hielt erst nach Luv, ist aber, als er uns erblickte, so weit nach Lee abgefallen, daß er uns, wenn es ihm beliebt, mit dem Ellbogen streifen wird. Sehen Sie jetzt die Rauchwolken? Er gibt mehr Dampf. Das ist ein sicheres Zeichen, daß er uns nicht traut. Wir befinden uns jedenfalls nahe der Küste, und er denkt, daß wir ihm zwischen den Untiefen entkommen wollen. Dazu will er uns nicht die Zeit lassen. In zehn Minuten ist er da."

„Welche Flagge führt er?"

„Hat noch keine, wird sie aber in dem Augenblicke zeigen, an welchem er uns guten Morgen sagt. Passen Sie auf!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein eiserner Leuchtturm.

Unsere lieben jungen Kameraden haben ja schon von dem sogenannten Eiffelturm gehört, welcher auf der diesjährigen großen Industrie-Ausstellung in Paris einer der interessantesten Anziehungspunkte werden soll. Das ist nämlich ein ganz aus Eisengerüst hergestellter Turm, welchen der Ingenieur Eiffel in einer Höhe von tausend Fuß (300 m) auf dem Marsfelde erbauen und mit Treppen, Aufzügen u. s. w. versehen will, damit von dort oben herab die Besucher der Ausstellung bequem auf ganz Paris und seine Umgebung herunterschauen können. Wir gönnen dem Ingenieur mit dem deutschen Namen, daß es ihm gelungen ist, seinen kühnen Gedanken zu verwirklichen, aber wir können in diesem Eiffelturm im Grunde doch nichts anderes sehen, als eine großartige und kostbare Spielerei. Da loben wir dagegen den praktischen amerikanischen Ingenieur, welcher dasselbe Prinzip der Eisenkonstruktion auf die Herstellung eines Leuchtturms angewandt hat, welcher in der Nähe von New York errichtet werden soll, und von welchem unser nebenstehender Holzschnitt eine Ansicht gibt. Dicht neben der Stadt New York, zwischen dem East River, dem Harlem River und dem sogenannten Sound liegt vor Wards Island ein Meeresarm, der sich in das große und das kleine Hellegate (Höllenthor) teilt. Diesen ominösen Namen verdankt dieser Arm einer Menge von Felsenriffen, welche teils den Wasserspiegel noch etwas überragen, teils bis dicht unter den Wasserspiegel reichen und den lebhaften Schiffahrtsverkehr auf dieser Seite der gewaltigen Stadt sehr gefährden, denn an und auf jenen Riffen sind im Lauf der Jahre, namentlich bei stürmischem Wetter, schon sehr viele Schiffe mit einem kolossalen Verlust an Gut und Menschenleben gescheitert. Aus diesem Grunde wurden vor einigen Jahren eine dieser Felseninseln und mehrere der gefährlichsten und der Schiffahrt hinderlichsten Klippen durch ein mehrjähriges äußerst sinnreiches und kostspieliges Minierunternehmen bis zu entsprechender Tiefe unter dem Wasserspiegel hinweggesprengt, und die unsäglich mühsame und schwierige Arbeit gelang so vollkommen, daß nun die größte Gefahr und das bedeutendste Hemmnis der Schiffahrt im großen Hellegate beseitigt ist. Bei Tage nun ist die Gefahr in diesem Fahrwasser nicht mehr so dringend, allein bei Nacht ist der Schiffahrtsverkehr in demselben noch immer mit manchem Wagnis verbunden. Hier eine Wandlung zu schaffen und die verschiedenen einzelnen Leuchttürme und Leuchtfeuer zu ersetzen, welche zu sichernder Beleuchtung des großen und kleinen Hellegate erforderlich wären, ist nun der leitende Gedanke bei dem kühnen und scharfsinnigen Problem, welches der amerikanische Ingenieur zu lösen versucht. Sein Vorhaben geht dahin, aus Eisen ein vierseitiges festes und gut verstrebtes Gerüst von 300 m Höhe herzustellen, das auf seinem Gipfel ein kolossales Leuchtfeuer tragen soll, groß und hell genug, um die Wards-Insel und deren umgebende Gewässer beinah mit Tageshelle zu überfluten und nicht nur alle über das Wasser ragenden Klippen und Felsen des Helle-

gate deutlich sichtbar, sondern auch die unterseeischen durch ihre eigentümliche Färbung des Wassers erkennbar zu machen. Das Leuchtfeuer besteht aus elektrischem Licht mit kolossalen wagrechten Metallspiegeln, welche schirmförmig auf der höchsten Höhe des Gerüstes angebracht sind und einen umfassenden, auf viele Meilen hin sichtbaren Lichtkreis bilden. Der Leuchtturm soll an einer geeigneten Stelle von Wards Island (nach anderem Vorschlag auf dem gegenüberliegenden Ufer bei Halletts Point und Fort Stevens) errichtet werden, und wird nach seiner Vollendung eine der größten Sehenswürdigkeiten nächst der Eisenbahnbrücke über den East-River bei Brooklyn sein. An der Ausführung dieses Projekts, welches allgemeines Aufsehen erregt hat, ist nicht zu zweifeln, denn der Unternehmungsgeist der Amerikaner scheut niemals vor den Schwierigkeiten und Kosten zurück, wenn es ein gemeinnütziges und praktisches Unternehmen gilt. Wir aber haben es unseren jungen Freunden vorführen wollen, um sie auf den Kontrast zwischen seinem Zwecke und der Pariser Spielerei mit dem Eiffelturm aufmerksam zu machen und ihnen den für das ganze Leben wichtigen und wesentlichen Grundsatz nahezulegen, bei allen neuen Erfindungen und Erscheinungen sich nicht vom Reize der Neuheit blenden und zu einer sanguinischen augenblicklichen Bewunderung hinreißen zu lassen, sondern auch nach dem Zweck und dem gemeinnützigen Wert einer Sache zu fragen. Wenn wir uns über irgend eine neue Erfindung und Entdeckung ein Urteil bilden sollen, so müssen wir uns in erster Linie gewiß die Frage stellen: Cui prodest? wem nützt es? wenn wir zu einem richtigen und gerechten Maßstab der Beurteilung kommen wollen. Das mögen sich unsere lieben jungen Kameraden für das ganze Leben gegenwärtig halten und sie werden den Nutzen davon erleben!

Der Nutzen der Mauerschwalbe.

Der französische Naturforscher Florent-Prévort hat den Inhalt der Mägen von 18 Mauerschwalben untersucht und fand darin 8390 Insekten. Ein einziger Vogel hatte also pro Tag 466 Insekten verzehrt. In dem Mageninhalt fand sich weder ein Körnchen Getreide, noch das kleinste Stückchen Obst, noch irgend eine Spur von Pflanzenresten vor. Diese Thatsache liefert einen klaren Beweis von dem großen Nutzen, den die Schwalben der Landwirtschaft gewähren.

Graf Holzappel.

Der nassauische Bauernsohn Peter Eppelmann, welcher unter dem Namen Melander als einer der ausgezeichnetsten Feldherren des Dreißigjährigen Krieges bekannt ist, liefert ein Beispiel, wie ein Mann von niederer Herkunft durch persönliche Tüchtigkeit zu großem Ruhm und hohen Ehren gelangen kann. Er war im Jahre 1585 zu Niederhadamar, einem Dorfe am südlichen Abhange des Westerwaldes, geboren, als Sohn eines Landmannes, der zugleich den Dienst eines Landbereiters (eine Art Landjäger) versah, erhielt aber seine Erziehung und namentlich seine militärische Ausbildung in Holland.

Dieser junge, aufstrebende Freistaat, der sich unter der Führung Wilhelms des Verschwiegenen, des in Dillenburg geborenen Prinzen von Nassau-Oranien, vom spanischen Joche befreit hatte, stand damals unter der Leitung des Prinzen Moritz von Oranien, des Sohnes von Wilhelm dem Verschwiegenen, und aus den nassau-oranischen Landen, den Fürstentümern Dillenburg, Siegen, Hadamar und Diez, begaben sich nicht wenige dorthin, um daselbst ihr Glück zu machen. Auch der Bruder von Peters Vater, der die Rechtswissenschaft studiert hatte, war in Holland zu Ehren und Reichtum gekommen; er war Sekretär des Prinzen Moritz von Oranien geworden und hatte nach der Sitte damaliger Zeit seinen Namen Eppelmann (Aepfelmann) in den vornehmer klingenden griechischen Namen Melander oder Milander umgewandelt. Da er keine Kinder hatte, so nahm er den Sohn seines Bruders zu sich, der nun in Holland unter dem Namen Peter Melander in der Schule des großen Helden Moritz von Oranien sich zum Kriegsmann ausbildete. Moritz hatte dem glücklich begabten, von Ehrgeiz beseelten jungen Manne seine besondere Gunst zugewendet und nannte ihn oft scherzend den echten Deutschen, den wahren Westerwälder, der zwei andere Deutsche aufwiege.

Bald nach dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, der von 1618—1648 unser armes Vaterland aufs schrecklichste verheerte, begab sich Melander nach Deutschland, um der protestantischen Sache seine Kräfte zu weihen. Nachdem er eine Reihe von Jahren verschiedenen Fürsten und Städten seine Dienste gewidmet und manche rühmliche Kriegsthat vollführt, trat er im Jahre 1633, schon als einer der tüchtigsten Generale seiner Zeit bekannt, als Generalleutnant und Geheimer Kriegsrat in die Dienste des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Unter seiner Führung gehörten die Hessen durch Disziplin und Tapferkeit zu den besten und gefürchtetsten Truppen und versetzten dem Feind manchen empfindlichen Schlag. Der schwedische Reichskanzler Oxenstierna, der nach Gustav Adolfs Tode die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland übernommen hatte, wußte wohl, welch' trefflichen Bundesgenossen er an Melander besaß. Allein dieser war kein Freund der Schweden. Er erkannte, daß der Krieg nach Gustav Adolfs Tode den Charakter als Religionskrieg immer mehr verlor, daß die Franzosen, welche damals wenigstens durch Geldunterstützungen auf den Krieg einwirkten, in Verbindung mit den Schweden nur danach trachteten, Deutschland zu schwächen und deutsches Land an sich zu reißen.

Daher wünschte Melander von wahrer Vaterlandsliebe durchdrungen, Deutschland einen gesunden Frieden zu verschaffen, in welchem die drei Religionsgenossenschaften, Katholiken, Lutheraner und Reformierte, mit gleichen Rechten nebeneinander lebten. Er wollte eine Mittelpartei in Deutschland stiften, welche die Fremden vom vaterländischen Boden verdrängte und den Kaiser zwänge, den Protestanten des Reiches gerecht zu werden. Aber die Landgräfin Amalie von Hessen, die kluge und willenskräftige Enkelin Wilhelms des Verschwiegenen, welche nach dem Tode ihres Gemahls für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft führte, ging auf seinen Plan nicht ein, weil sie dem Kaiser mißtraute. Deshalb forderte Melander im Jahre 1640 seinen Abschied aus hessischem Dienste. Bei einer Unterredung in Kassel kam es zwischen ihm und der Fürstin zu sehr lebhaften Auftritten; man erzählte sich sogar, die Fürstin habe dem General eine Ohrfeige gegeben. Wenigstens wurde Melander in Ungnade entlassen.

Er lebte nun für kurze Zeit in Hadamar, wo er mittels der im Kriege erworbenen Reichtümer bedeutende Besitzungen angekauft hatte. Noch heute zeigt man in Hadamar auf der linken Seite der Elb dicht an der alten Brücke ein altes niedriges Haus, das dem Melander gehört haben soll. Die Ruhe und Zurückgezogenheit scheint dem Kriegsmann nicht lange

behagt zu haben. Wir sehen ihn bald wieder in Bonn mit frischen Werbungen beschäftigt, dann in Wien am kaiserlichen Hofe, wo er mit großer Aufmerksamkeit behandelt und in den Reichsgrafenstand erhoben wird. Seitdem nannte er sich, mit Rücksicht auf seinen Familiennamen Eppelmann, Graf Holzappel. Um für den Grafentitel auch eine Grafschaft zu haben, kaufte er sich im Jahre 1641 von dem Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, der viel Geld brauchte, für 64 000 Thaler die Herrschaft Esterau an der unteren Lahn zwischen Diez und Nassau, welche Kaiser Ferdinand zu einer gefreiten Reichsgrafschaft erhob. Sie erhielt den Namen Grafschaft Holzappel.

In dem folgenden Jahre 1642 wurde Graf Holzappel vom Kaiser zum Feldmarschall mit 12000 Thaler Gehalt ernannt; doch erhielt er erst im Jahre 1647, kurz vor dem Ende des Krieges, das Oberkommando der kaiserlichen Truppen. Damals war durch den kühnen und talentvollen schwedischen General Torstensohn Oesterreich dem Untergange nahe gebracht und das österreichische Heer unter dem Befehl des unfähigen Gallas, der fast immer betrunken war, fast gänzlich aufgerieben, so daß gegen Ende des Krieges der Kaiser sich genötigt sah, das Oberkommando über seine Truppen dem tapferen Holzappel, einem Protestanten, anzuvertrauen. Diesem nahmen es seine Glaubensgenossen höchlich übel, daß er zu dem Kaiser übergetreten war, sie nannten ihn einen Abtrünnigen, der seine Kirche an den schlimmsten Feind verrate. Indes Holzappel blieb ein treuer Anhänger seiner Kirche und hat ihr in seiner hohen Stellung bei dem kaiserlichen Hofe wesentliche Dienste gethan. Er wußte, daß die Sache der Religion im Kriege längst entschieden war, daß die katholischen Mächte den beiden protestantischen Kirchen die schuldige Anerkennung nicht mehr vorenthalten konnten, und wollte nun das Seinige dazu thun, sein Vaterland gegen die übermütigen Fremden, die es nur auf Deutschlands Beraubung abgesehen hatten, zu verteidigen.

Holzappel schuf dem Kaiser in kurzer Zeit wieder eine respektable Armee, erlebte aber in seiner hohen Stellung wenig Freude. Die Soldaten, für deren Verpflegung und regelmäßigen Sold er Sorge trug, hingen ihm wohl mit Vertrauen an, sie meinten, wer dem Kaiser das Zepter nehmen wollte, würde in einen „sauren Apfel" beißen müssen; aber die Offiziere waren mit seiner strengen Handhabung der Disziplin unzufrieden und besonders trat ihm der Reichskriegsrat zu Wien durch seine Vorschriften in der Führung des Krieges überall hemmend entgegen.

Auch auf seinem letzten Kriegszuge im Frühjahr 1648 waren ihm überall die Hände gebunden. Damals rückte der schwedische General Wrangel, den er im vorigen Jahre durch Sachsen und Thüringen bis nach Westfalen zurückgetrieben hatte, in Verbindung mit dem französischen Feldherrn Türenne in Süddeutschland gegen Bayern und die österreichischen Länder vor, und Holzappel hatte die Aufgabe, diese Länder gegen den übermächtigen Feind zu verteidigen. Am 17. Mai kam es bei Zusmarshausen, drei Meilen von Augsburg, zu einem Treffen, in welchem gleich anfangs Holzappel durch drei Kugeln tödlich verwundet wurde. „Denkt nicht an mich," rief er den erschrocken herbeieilenden Offizieren zu, „ich bin tot; sucht über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollt. Voran, voran!" Die Kaiserlichen wurden geschlagen und verloren an Toten und Gefangenen 4000 Mann.

Das thatkräftige Auftreten Holzappels hatte noch einige Zeit die sinkende Macht des Kaisers zu stützen vermocht. Jetzt mußte dieser endlich ernst an den Frieden denken und durch schnellen Abschluß desselben zu retten suchen, was noch zu retten war.

Holzappel war vom Schlachtfelde nach Augsburg gebracht worden, wo er am Tage nach der Schlacht starb. Seine Leiche ward zuerst nach Regensburg und dann über Frankfurt a. M., wo sie unter großen militärischen Ehren empfangen wurde, nach dem Pfarrdorfe Esten, dem Hauptorte der Grafschaft Holzappel, gebracht und dort in der Familiengruft beigesetzt. Dieses Esten erhielt erst 1688, wo es zur Stadt erhoben wurde, den Namen Holzappel. In der alten Gruft unter der jetzigen neuen Stadtkirche ist gleich am Eingange rechts der große Holzsarg zu sehen, welcher den Metallsarg mit den Gebeinen Holzappels umschließt. Nach der dortigen Pfarrchronik trägt der metallene Sarg die Inschrift: „Der römischen Kaiserlichen Majestät Geheimbter Kriegsrat über dero Kriegsheer bestellter General-Feld-Marschall Obrister zu Ros und zu Fus der Hochgeborene Herr Peter Graf zu Holzappel, Freyherr zu Laurenburg, Herr zu Lülsdorf, nachdem er einen unsterblichen Namen bei der Nachwelt hinterlassen, ist tot geblieben bei Augsburg den 18. Mai 1648 seines Alters 63 Jahr." In neuerer Zeit hat Erzherzog Stephan von Oesterreich das Andenken des seltenen Mannes durch ein schönes Denkmal in der Kirche zu Holzappel geehrt.

Holzappel ist unstreitig einer der merkwürdigsten Männer des Dreißigjährigen Kriegs. Geboren in einer Bauernhütte, starb er als der oberste Feldherr des Reiches in Glanz und Ruhm, im Besitz eines fürstlichen Vermögens. Glückliches Talent und rastlose Thätigkeit, ein stets nach Ehre und Auszeichnung strebender Sinn und Festigkeit des Willens hoben ihn auf diese glänzende Höhe. Seine Zeitgenossen mäkeln nicht an seiner Feldherrngröße, werfen ihm aber falschen Stolz, Härte und Mißbrauch der Gewalt vor, Eigenschaften, die ein von Jugend auf geführtes Kriegerleben wohl ausbilden konnte. Er war ein schöner Mann von ritterlicher Haltung und geistvollen Gesichtszügen, mit blauem, feurigem Auge, gebogener Nase und hoher gewölbter Stirn.

Im Jahre 1656 kaufte Holzappels Witwe, eine Freiin von Effern, zu der Grafschaft Holzappel von dem Grafen von Leiningen-Westerburg die auf der entgegengesetzten Seite der Lahn gelegene Herrschaft Schaumburg mit dem gleichnamigen Schlosse, das seitdem die Residenz der Besitzer der gesamten Landschaft war. Durch Holzappels einzige Tochter kam die Herrschaft Schaumburg-Holzappel an den Grafen Adolf von Nassau-Dillenburg; dann ging sie durch Heirat an die Familie Anhalt-Bernburg über. Im Jahre 1815 erheiratete sie der östereichische Erzherzog Josef, Palatin von Ungarn. Dessen Sohn, Erzherzog Stephan, der seit dem Jahre 1848 bis an seinen Tod in Schaumburg wohnte, ließ das alte stil- und geschmacklose Schloß, das im Laufe der Zeit vielfach ohne Plan verändert und erweitert worden war, teilweise ablegen oder umbauen und führte im Anschluß an die alten Gebäulichkeiten ein großartiges, modern gotisches Schloß auf, das, hoch auf dem Berge gelegen, weithin in der Lahngegend sichtbar ist. In dem Schlosse befindet sich ein Oelbild des Melander, nach welchem Erzherzog Stephan eine Sandsteinstatue hat fertigen lassen, die an dem Hauptturme des Schlosses aufgestellt ist. Von Erzherzog Stephan ist die Herrschaft Schaumburg durch Erbschaft an das Haus Oldenburg übergegangen.

Der Aufbruch aus dem Lager.

Der Aufbruch aus dem Lager.

Ein Bild aus dem indischen Kriegsleben.

Unsere lieben Kameraden haben es gewiß schon zuweilen gesehen, mit welcher Freude und Erhebung unsere wackeren Truppen zu einem größeren Manöver auszogen, und haben die Raschheit, Ruhe, Pünktlichkeit und Ordnung bewundert, mit welcher ein derartiger Aufbruch vor sich ging. Da wollen wir unseren lieben Lesern nun an der Hand des nebenstehenden Holzschnitts ein anderes Bild vorführen, eine Szene aus dem heutigen Kriegsleben in Indien, und zwar den Aufbruch einer auf dem Marsch ins Feld befindlichen Truppenabteilung aus einem Quartiere, worin dieselbe einen Rasttag gemacht hat. Auch ist diese Ansicht kein willkürliches Phantasiebild, sondern dem wirklichen Leben entlehnt, nämlich dem Feldzug, welchen die Briten im vorigen Herbst gegen die wilden muslinischen Stämme der Schwarzen Berge im Himalaya führen mußten. Einen Krieg zu führen, kostet immer Geld, allein ein Krieg in Indien ist wohl der kostspieligste von allen, denn kein Heer hat einen so kolossalen Troß wie das indobritische, was mit der Natur des Landes und dem Kastenwesen seiner Hindubevölkerung zusammenhängt. Die Bodenbeschaffenheit Indiens und das Klima verursachen einen Mangel an fahrbaren Landstraßen und an Fuhrwerken der verschiedenen Art, denn Zugpferde sind höchst selten und nicht überall vorhanden oder zu erhalten, weil man kein Heu oder sonstiges gutes Futter für sie hat, und weil in manchen Gebirgsgegenden selbst die weit langsameren Ochsenfuhrwerke nicht zu benützen sind. Da muß denn die Munition, der Proviant und beinahe die ganze Bagage auf Saum- und Lasttieren fortgebracht werden, und zwar in erster Linie auf den ungemein anstelligen und leistungsfähigen Elefanten, in zweiter Linie auch stellenweise auf Kamelen, Eseln und Lastochsen. Diese Lasttiere alle erfordern aber eine Menge Troßknechte, die nur den untersten Volksklassen entnommen werden, denn die religiösen Vorschriften der Hindus verbieten denjenigen, welche einer gewissen Kaste angehören, eine Menge Hantierungen und niedriger Dienste. Während daher jeder unserer Offiziere sich mit seinem einzigen Burschen begnügen muß, hat so ein Offizier im indischen Heere seine sechs bis zehn Diener notwendig, von denen der eine nur seine Kleider reinigt und seinen Leibdienst besorgt, der andere sein Koch, ein weiterer sein Reitknecht, sein Tafeldecker, sein Pferdewärter, sein Wasserträger oder der Grasschneider ist, welcher das Grünfutter für die Pferde besorgen muß. Diese Leute allein — General Uhrich von Straßburg würde sie bouches inutiles, unnütze Mäuler, genannt haben — vermehren daher den Troß schon bedeutend und erschweren die Bewegungen einer Heersäule ungemein. Unsere lieben jungen Freunde können sich leicht denken, welches zahlreiche Gepäck jeder einzelne Offizier des indobritischen Heeres mit sich führt, da er alle möglichen Behaglichkeiten des zivilisierten Lebens mit sich ins Feld nimmt: ein Zelt, ein Bett, eine Badewanne, Teppiche, Decken, Kleider, Leibwäsche, Koch- und Eßgeschirre 2c. — welch ein Kontrast gegen unsere deutschen Offiziere, für welche sogar Umfang und Gewicht ihrer Koffer vorgeschrieben sind und die sich, jenen verwöhnten Söhnen Albions gegenüber, mit spartanischer Nüchternheit und Einfachheit behelfen müssen. Man denke sich nun, welche Mühe es erfordert, einen solch zahlreichen Troß und ein solch umfangreiches Gepäck in Ordnung zu halten und mit Pünktlichkeit von einem Ort zum andern zu befördern! welche zahlreiche Bedeckung und Bewachung auf dem Marsch für diesen Troß notwendig ist, der auch noch durch eine Menge eingeborener Lastträger vermehrt wird, denn nicht nur gehören zu jedem Elefanten eine Anzahl Knechte und Lastträger, sondern eine große Anzahl von Gegenständen des Gepäcks wird auf den Köpfen und Schultern von Menschen fortgeschafft. Jeden Abend am Ende des Tagmarsches müssen die Elefanten abgeladen und die wesentlichen Teile des Gepäcks verteilt und geöffnet, am andern Morgen wieder verpackt und aufgeladen werden. Unsere lieben jungen Leser können sich also vergegenwärtigen, wie mühsam und zeitraubend dies alles ist, und mit welcher Schwerfälligkeit sich daher jeder Truppenteil bewegt. Bei dem Aufbruch aus dem Nachtlager, den unser nebenstehendes Bild veranschaulicht, handelt es sich nur um die Offiziersbagage, die zu befördern ist. Die andern Elefanten, welche den Proviant und die Munition transportieren, sind mit ihren Führern und ihrer Bedeckung bereits voraus. Wir ersehen aus unserem Bilde, wie kolossal umfangreich diese Offiziersbagage, wie umständlich und mühsam ihre Verladung und wie verantwortlich ihr Transport ist, und welch ein Zeitaufwand daher notwendig um eine bestimmte Heeresmasse auf den Kriegsschauplatz zu werfen. Von den „fliegenden Kolonnen", wie wir sie bei unserem deutschen Heere haben, kann daher dort nicht die Rede sein, denn wenn die mit ihren Elefanten fliegen wollten, das gäb ein Stück.

Verbotene Ware.

(Fortsetzung.)

„Still!" gebot Johannes — er vernahm ein leises Geräusch; aber seine Furcht war grundlos, dieselben Gestalten von vorhin waren es, die rückkehrend jetzt den Abstieg nahmen.

Es mußte geschehen sein; aufs neue klang es wie ferner Ruderschlag; abermals tauchten schattenhafte Umrisse sichtlich schwer beladen empor — nur vier waren es diesmal.

Plötzlich durchrieselte jähes Erschrecken den treuen Wächter; in der Ferne gewahrte er das Licht einer Laterne. Je weiter die Nacht vorrückte, je weniger vermochte der Sergeant Gaspard das Mißtrauen gegen den Burschen zu überwinden, der sich ihm vielleicht nur als Verräter angeboten, um desto sicherer die Wächter des Gesetzes zu fesseln und sich den Sündenlohn von den Uebertretern desselben zu sichern. Es ließ ihn nicht ruhen — er mußte sich der quälenden Gedanken entledigen, die ihm das Blut zu Häupten trieben, mußte frische Luft schöpfen und bei dieser Gelegenheit selber eine prüfende Umschau über Deich, Vorland und Wasser halten. Er befahl eine Patrouille von drei Mann und stellte sich in eigener Person an die Spitze derselben.

Das Herz des Knaben pochte zum Zerspringen; was beginnen? — Daß in einigen Minuten die französischen Soldaten, deren blitzende Gewehre er wohl erkannte, ihn erreichen und die peinliche Lage ent-

decken mußten, in der sich der Günstling des Sergeanten befand, duldete keinen Zweifel; möglicherweise konnte sogar die Patrouille mit den zur Höhe steigenden zusammenstoßen. Mochte kommen, was da wollte — der treue Hüter mußte die Pflicht des Warners erfüllen — wie klagend ertönte der Schrei einer Möwe durch die nächtliche Stille, das verabredete Signal einer Gefahr.

Der Ruf hatte doppelte Wirkung; die benachrichtigten Männer eilten sich, mit ihrer Ladung über den Deich zu kommen und den zum Gehöft des Apfel-Christof führenden Absteig zu gewinnen, — anderseits aber hatte auch der Douanenführer Verdacht gefaßt. „Mortbleu!“ deutlich vernahm Johannes den Fluch durch die nächtliche Stille, „da ist's nicht richtig, en avant.“ Die auch von Klaus bemerkte Nähe der Franzosen mochte ihrem Helfershelfer Mut verliehen haben; mit einem plötzlichen Stoß warf er seinen Bedroher zurück, daß Johannes taumelte; die Pistole entfiel seiner Hand und entlud sich am Boden; — ein Knall erschütterte die Luft, dem ein unwillkürlicher Ausruf des bestürzten Knaben folgte. Klaus Breckwolt aber war mit wieselartiger Behendigkeit aufgesprungen und flog pfeilgeschwind der Patrouille entgegen. — Zur Hilfe,“ schrie er, „es ist noch Zeit, wir fangen die Füchse im Bau!“ Johannes aber stürzte der Treppe zu, von der im Ausdruck höchster Angst eine jugendfrische Mannesstimme erklang: „Johannes, ich komme, — hierher wenn du vermagst!“

„Ich bin unverletzt,“ tönte es Robert entgegen, „aber rasch ins Gehöft; sie sind hinter uns!“

Die Säcke mit der kostbaren Ladung flogen die Stiegen entlang, sie schienen unten in Empfang genommen zu werden; hastig eilten die Männer hintendrein; Johannes war der letzte; ein gutes Stück Weges lag noch zwischen ihnen und den Franzosen, aber hell blitzte es auf — ein Krachen ertönte und ein paar Kugeln flogen am Kopf des mutigen Knaben vorüber.

Der Sergeant war außer sich; er hatte ein paar Worte der Verständigung mit Klaus gewechselt; „rasch zur Wache,“ rief er nun dem Burschen zu, „die ganze Mannschaft zum Hof, — wir bringen von der Treppe aus in die Diebeshöhle; frisch geladen! en avant!“

Der Auftrag kam dem Feigen sehr gelegen, durch ihn entzog er sich der unmittelbaren Gefahr bei der Möglichkeit eines blutigen Zusammenstoßes.

Während die Patrouille zur Stiege gelangte und Mann bei Mann niederstieg, war der ganze Ort durch die deutlich vernehmbaren Schüsse aus dem Schlafe geweckt. Die Bewohner liefen zusammen, die meisten der Männer hatten die erste, beste Waffe der Notwehr zur Hand genommen, selbst die Heugabel fehlte nicht; in den kriegerischen Zeiten in denen man lebte, mußte Vorsicht geübt werden, aber in fast jeder Brust regte sich der Gedanke an ein plötzliches Anrücken der befreienden Russen, denen man behilflich sein wollte, die fränkischen Bedränger vom heimatlichen Boden zu verjagen. Ein Fragen ging von Mund zu Mund, bis sich vom Wachthaus der Douanen her die von Klaus eiligst berufene Mannschaft zeigte und den Weg zum Gehöft des allbeliebten Apfel-Christof einschlug. Neben dem letzten Mann im Gliede schritt der verräterische Bursche; in sichtlicher Angst blickte er auf die unerwartete Menschenansammlung, die der kleinen Soldatenschar nachdrängte. — „Judas“ klang es mehr und minder gedämpft zu seinen Ohren.

Vereinte Kräfte starker Männer hatten mit Blitzesschnelle die Waarenballen in die schon im voraus dazu bereitete Grube geworfen und den daneben aufgehäuften Heustaken darüber geschüttet; in einem großen Schuppen stand außerdem, wie schon am Morgen der junge Handelsherr dem Freunde erzählte, das Fuhrwerk angeschirrt, das im Fall der Gefahr den beiden angeblichen Matrosen jederzeit sofort zur Abfahrt dienen konnte; ein großer Teil der Ballen war bereits im Innern des Kastens unverdächtig geborgen.

An diesen Ort folgte Johannes dem Freunde und dessen Begleiter, einem treuherzig dareinschauenden jungen Manne von kräftigem Wuchs. Der jüngste Sohn des Apfel-Christof erwartete die Herren, um als Kutscher zu dienen, — wollte man den günstigen Vorsprung auf der Landstraße gewinnen, durfte nicht gesäumt werden. Daß im günstigsten Falle, selbst wenn keine Beweise gesetzwidriger Handlungen aufzuspüren waren, den verdächtigten fremden Schiffern Verhaftung und Einlieferung nach Hamburg drohte, war vorauszusehen und mußte um jeden Preis vermieden werden.

In kurzen Worten hatte Johannes dem jungen Handelsherrn seine Begegnung mit dem spionierenden Klaus mitgeteilt; es war zweifellos, daß ohne des treuen Knaben Wachsamkeit dem nächtlichen Unternehmen ein jähes Ende bereitet worden wäre.

„Du bist unser Retter,“ sagte Robert ergriffen, „dir dankt Haus Martens die Erhaltung seines Erben; ich werde diese Stunde nie vergessen, denn sie soll mir, schenkt Gott uns ferneren Beistand, eine ernste Lehre sein, nicht ohne dringende Notwendigkeit das Schicksal herauszufordern. Schon jetzt,“ unterbrach er sich in plötzlichem Einfall, „schon jetzt ist bekannt, daß du dieser Angelegenheit nicht fremd, auf dich wird sich der volle Grimm der Getäuschten entladen. Komm mit uns, der Christof und die Seinen werden schon mit dem Franzmann fertig und für deinen Großvater Sorge tragen.“

Johannes schüttelte das Haupt. „Meinen Großvater verlassen?“ erwiderte er, — „niemals. Sorgt nicht um mich, Herr Robert, ich habe gute Freunde hier, die mich nicht im Stich lassen, und was können sie mir viel anhaben? Ihr aber müßt fort, — gleich fort, — ich höre schon Lärm — —“

„Fort!“ wiederholte der junge Wagenführer dringend, — er hatte bereits die große, nach der Straße gehende Pforte geöffnet und sich dann auf seinen Sitz geschwungen, denn in der That ließ sich von der Gartenseite her ein lauter Wortwechsel vernehmen, aus dem des Apfel-Christof mannhafter Baß deutlich hervortönte; aber noch immer zauderte Robert Martens aufzusteigen.

„Geleit euch Gott,“ rief er Kutscher und Gefährten zu, — „entweder der Brave mit uns, oder ich bei ihm!“

„Herr, ich bitte Euch inständig — steigt auf, steigt auf!“ in höchster Angst kam es über Johannes Lippen.

Robert schüttelte den Kopf. „Fahr zu, Peter!“

„Wartet!“ — heller Schweiß rann von der Stirn des Knaben, — „steigt auf, ich komme nach!“

„Gott sei Dank!“ ohne weiteres schwang sich der junge Handelsherr auf das Gefährt; — aber in demselben Augenblick rief Johannes dem Lenker desselben ein Wort zu, und in donnerndem Galopp brausten die mutigen, wohl gestärkten Pferde durch das Thor die Straße entlang. — „Johannes! Johannes!“ erklang aus der Ferne die Stimme Roberts, den sein Begleiter fast mit Gewalt zurückhalten mußte, mitten in der windschnellen

Fahrt vom Wagen zu springen. Es war höchste Zeit gewesen, denn in einiger Entfernung leuchtete es hell auf, die französische Wachtmannschaft rückte an, fast der ganze Ort war auf ihrer Fährte.

„Nom de Dieu," radebrechte der Flügelmann, „will man sik macken davon?"

Er wies auf das eben aus der Pforte kommende Fuhrwerk, — „du feu, du feu!"

Leider oft genug hatten die Bewohner der Elbküste Gelegenheit gehabt, das letzte Kommandowort zu vernehmen, um es zu verstehen. Laut kreischten die Weiber auf, denn eine Anzahl Buben war dem Zug vorangeeilt; ein paar entschlossene Landleute aber stellten sich mitten auf den Weg: „Wollt ihr auf Weiber und Kinder schießen? So drohend war die Haltung der Landbevölkerung, daß keiner der Franzosen wagte, den Karabiner zu erheben; dagegen setzten sie in beschleunigtem Lauf ihren Weg bis in das Gehöft des Apfel-Christof fort; als sie das verschlossene Eingangsthor erreicht, war das durch die Seitenpforte davon gefahrene Gespann schon längst außer Sichtweite; letzteres war von Johannes sofort wieder verriegelt.

„Aufgemacht!" Mit dem Kolben donnerte es gegen die schweren Eichenflügel.

„Gemach, gemach! wo brennt's denn?" Ganz phlegmatisch öffnete ein alter Knecht das Seitenfenster; „ich komme ja schon," fügte er hinzu, „im Hinterhof gibt's noch mehr Gesellschaft."

Eine Minute später gingen die Flügel knarrend auseinander, über die weitläuftige Diele stürmte die französische Soldatenschar dem hinteren Hof des umfangreichen Besitzes zu, wo der schon vorhin von Johannes wahrgenommene Lärm in noch verstärktem Maßstab ertönte.

Als der Sergeant Gaspard Meunier mit seinen Gefährten den Abstieg, der vom Deich auf den Grundbesitz des Apfel-Christof führte, glücklich hinter sich hatte, befand sich der kleine Trupp auf einem Grasstücke, hinter dem eine von einer Pforte unterbrochene, niedere Mauer die Grenze des eigentlichen Hofbesitzes bildete. Man hatte in der Hast vergessen, diesen Eingang zu schließen; als es geschehen sollte, war es zu spät; ungehindert gelangte daher die Mannschaft in den Obstgarten des stattlichen Eigentums; vor demselben erst erstreckte sich der große zum Gebäude gehörende Hofplatz mit den zu verschiedenen Zwecken bestimmten Ställen und Schuppen.

Hier aber ward ihrem Vordringen Halt geboten; vor ihnen stand der Besitzer des Gehöfts; hinter der vollen großen Gestalt des Apfelbauern aber kamen die nicht minder kräftigen seiner Söhne und einiger handfesten Knechte zum Vorschein.

„Keinen Schritt" mehr! rief der Hofbesitzer in festem Ton; „ich verlange Auskunft, mit welchem Recht man zur Nacht in das Gehöft eines friedlichen Mannes zu dringen wagt; wir waren auf Räuber gerichtet und glaubten nicht Sicherheitswächter zu finden."

„Weil wir es sind, kommen wir," lautete die Antwort; „mit Eurem Wissen ist Verdächtiges gegen das Gesetz Sr. Majestät des Kaisers geschehen, Euer Haus birgt gefährliche Personen; im Namen des Gesetzes fordere ich Euch auf, ohne Widerrede Durchsuchung Eures Grund und Bodens zu gestatten und sofort die Burschen auszuliefern, die Ihr als angebliche Verwandte beherbergt."

„Ist das so eilig?" meinte der Hofbesitzer ruhig, dessen Ohr gespannt der Richtung lauschte, wo in jedem Augenblick das Geräusch des abfahrenden Wagens von der Abfahrt der Gesuchten Zeugnis ablegen mußte. Ich protestiere gegen jede Gewalt auf meinem Eigentum, und um meine Gäste hat sich kein Mensch zu kümmern, am wenigsten bei Nachtzeit. — Kommt, morgen wieder, wenn Ihr ihnen einen Besuch abstatten wollt!"

„Morgen? — keine Minute traue ich euch allen," — schrie der erboste Sergeant; „ha die Kanaillen! — en avant, — sie entwischen! —" (Fortsetzung folgt.)

Anleitung zum Photographieren.

II. Die Behandlung der photographischen Negativbilder.

Das photographische Negativbild, wie es nach der Aufnahme in der Kassette ruht, ist noch „latent" und dem Auge nicht sichtbar, es wird dies erst durch Einwirkung einer dritten Substanz, des sogen. „Entwicklers". Was ist ein Entwickler? Eine Substanz, welche dem auf dem gesilberten Negativ überschüssig in lockerer Bindung vorhandenen salpetersauren Silber Sauerstoff entzieht, indem sie selber dadurch mehr Sauerstoff an sich nimmt und eine Zersetzung erleidet. Das auf dem photographischen Negativ in äußerst feiner Zerteilung vorhandene metallische Silber von schwarzgrauer Farbe, welches durch den Vorgang der Sauerstoffentziehung ausgeschieden wird, setzt sich dann sofort im Augenblick seiner Entstehung auf den belichteten Stellen, die bisher kein sichtbares Bild zeigen konnten, fest und macht dadurch das verborgene Bild sichtbar.

Solche Substanzen, welche dem Laien das schlafende Bild vor seinen Augen geradezu hervorzuzaubern scheinen, sind unter vielen anderen — jedes Jahr bringt neue — Gallussäure, die früher viele Anwendung fand, gegenwärtig aber nur selten mehr verwendet wird, und Pyrogallussäure sowie besonders das Eisenvitriol. Der beliebteste Entwickler, und unter den bisher bekannt gewordenen einer der zweckmäßigsten für Landschaften ist Eisenvitriol zusammen mit „neutralem oxalsaurem Kali" — der sogen. Eisenoxalatentwickler, dessen wirksames Prinzip, wie ich für die jungen Chemiker unter euch bemerken will, auf einer Doppelverbindung von oxalsaurem Eisenoxydul mit oxalsaurem Eisen beruht; das dem Entwickler außerdem noch zugesetzte Bromkalium wirkt nur verzögernd und nebenbei etwas kräftigend.

Ein gutes Rezept für die Hervorrufung des Bildes, nach dem ich euch zu arbeiten rate, schreibt die Herstellung der genannten Entwicklungsflüssigkeiten nach folgenden Gewichtsverhältnissen vor:

A { „neutrales" oxalsaures Kali . . . . . 200 g
Wasser, destilliertes . . 800 g
(Hält sich unbegrenzt lange.)

B { Eisenvitriol . . . . . 100 g
Wasser, destilliertes . . 300 g
Glycerin . . . . . 3 g
(Hält sich nur eine Woche lang. Unbrauchbar, sobald gelb.)

C { Bromkalium . . . . . 9 g
Wasser, destilliertes . . . 30 g
Alkohol . . . . . 30 g
(Hält sich unbegrenzt lange.)

Der Glycerinzusatz in B ist nicht sehr wesentlich, bewirkt aber (wie übrigens auch das Bromkalium und andere Bromsalze, welche alle energischer verzögern) eine etwas größere Klarheit und Brillanz des Negativbildes und hebt etwas die Kontraste. Destilliertes Wasser und bei Bromkalium auch Alkohol sind bloße Lösungsmittel; die etwas abschwächende Kraft des Alkohol kommt nicht ernstlich in Betracht.

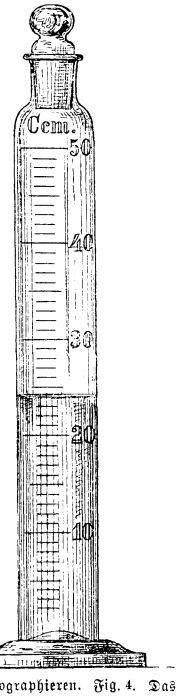
Vor dem Gebrauche mischt man und gießt in eine Schale:

3 Raumteile A (18 ccm)
1 „ B (6 „)
1/10 „ C (3 Tropfen).

Man benutzt zum Abmessen dieser Mengen cylinderförmige Gläser, welche in Kubikcentimeter eingeteilt sind, am vorteilhaftesten solche, die oben durch eingeschliffenen Glasstöpsel verschließbar sind, weil man zuweilen den Entwickler ganz oder teilweise einige Zeit (das ist einige Stunden) aufbewahren will, dieses aber bei Luftabschluß zu geschehen hat. Auch wählt man zweckmäßig keinen Cylinder, der gerade ausreichen würde, also etwa einen solchen von nur 25 ccm, sondern einen Cylinder von etwa 50 ccm Inhalt, so daß man gegebenenfalls den Entwickler gleich für zwei Negativbilder würde herstellen können; für noch mehr Bilder jedoch das gleichzeitig zu thun, ist wiederum nicht ratsam.

Die folgenden Manipulationen dürfen nicht mehr bei gewöhnlichem Tageslicht vorgenommen werden. Habt ihr kein Zimmer zur Verfügung, dessen Fenster ihr mit rotem oder gelbem Papier verkleben dürft, so müßt ihr die Hervorrufung bei Lampenlicht vornehmen, aber auch dieses noch durch einen Rubinglascylinder (Lampencylinder aus rotem Glas) oder mindestens durch einen vorgehaltenen Bogen roten oder gelben Papiers dämpfen. Sodann öffnet ihr einfach eure Kassette und legt das Negativbild so in die Lösung, daß die matte, gesilberte Schicht nach oben schaut und vollständig von der Entwickelungsflüssigkeit bedeckt wird; sollte letzteres nicht gleich der Fall sein, so müßt ihr die Schale zu Anfang in Bewegung halten. Die Schale wird am vorteilhaftesten (erforderlich ist es gerade nicht) mit einer Glasplatte zugedeckt, weil nämlich der fertige Entwickler bei längerem Stehen an freier Luft verdirbt (sich trübt), indem er der Luft Sauerstoff entzieht.

Schon nach dem Bruchteil einer Minute beginnt selbstthätig der interessanteste Vorgang der ganzen photographischen Praxis, ein Vorgang, der auch für den Fachmann nie aufhört, neu und schön zu sein — das allmähliche Sichtbarwerden des bisher schlafenden Bildes. Zuerst erscheinen die Partien, welche im wirklichen Bilde ganz hell werden, und werden nach und nach immer kräftiger; dann kommen die leichteren Schatten und ganz zuletzt arbeiten sich die Schlagschatten heraus. Bis dahin vergehen, wenn ihr bei der Aufnahme die richtige Belichtungsdauer getroffen hattet, etwa 5 Minuten. Das Bild hat dann eine schwarze Färbung angenommen, ein Zeichen, daß alle Details deutlich hervorgekommen sind. War man jedoch bei der Exposition zu langsam bei der Hand, so daß das Negativ zu lange dem Lichte ausgesetzt oder, wie der technische Ausdruck lautet: „überexponiert" war, so kommt das Bild jetzt schneller zum Vorschein und ist (aber nicht so schön durchgearbeitet!) bereits nach 1 bis 2 Minuten fertig; ging man umgekehrt bei der Belichtung zu hastig vor und exponierte das Negativ nicht genügend lange, was aber bei eueren Anfangsstudien selten genug vorkommen wird, so darf man bei der Entwickelung zuweilen eine volle Viertelstunde warten, bis man



Anleitung zum Photographieren. Fig. 4. Das Meßglas.

fertig ist, manchmal gar bis zu einer halben Stunde, um trotzdem am Schluß kein sonderlich gutes, weil sehr stark „unterexponiertes" Bild zu besitzen.

Von der landläufigen Mischvorschrift der Entwickelungsflüssigkeiten abweichend, will ich euch für eure Anfangsstudien noch ein Verfahren mitteilen, das ich als ausgezeichnet erprobt habe und nach dem ihr die so gerne übermäßig lange exponierten Platten noch zu recht brauchbaren Gliedern eurer Negativsammlung machen könnt. Um solch verdorbenes, überexponiertes Ding noch zu retten, rate ich euch, haltet euch für die Lösung B (Eisenvitriol) eine Tropfflasche und nehmt:

von C zu Anfang nichts,
von B 10 Tropfen,
von A 24 ccm.

War das Negativ sehr „überexponiert", so kommt ihr möglicherweise schon mit den 10 Tropfen Eisenvitriol aus und benötigt überhaupt kein Bromkalium (C), das ja verzögert; arbeitet sich das Bild aber doch gar zu langsam heraus, so setzt ihr immer wieder 10 Tropfen Eisenvitriol, allenfalls bis zu 150 Tropfen hinzu, und zuletzt, wenn's wiederum gegen Erwarten zu schnell gehen sollte, auch noch einige Tropfen Bromkalium (C), um zu kräftigen.

Von den gegenwärtig existierenden Tropfflaschen möchte ich euch im allgemeinen am meisten zu der Lambrecht-Herdingschen Konstruktion raten, weil sie im Gebrauch sehr bequem, die einzelnen Tropfen gut abzumessen gestattet und, was für euch eine Hauptsache, überall leicht erhältlich ist. In der ersten Figur seht ihr die Flasche geschlossen; auf der linken Seite ist der Hals der Flasche als Ausflußkanal ausgekerbt zu bemerken, während die entgegengesetzte Seite ein kleines Luftloch besitzt. Der gut eingeschliffene Glasstöpsel trägt auf der Querschnittseite des herzförmigen Handgriffs, unten beiderseits eine kleine Rinne eingekerbt. Um den Flüssigkeitsaustritt zu bewirken dreht man, wie die zweite Figur zeigt, den Stöpsel im Fläschchen so, daß die eine Stöpselrinne eine Verlängerung des Ausflußkanals des Flaschenhalses bildet und gleichzeitig die andere Stöpselrinne das Luftloch des Flaschenhalses überwölbt. Wie aus der dritten Figur ersichtlich, braucht man dann nur das Tropfglas entsprechend zu neigen, um in regelmäßigen Zeitabständen auf der einen Seite Luftblasen von Tropfengröße eintreten, auf der anderen Seite die Flüssigkeit in Tropfenform austreten zu sehen.

Noch will ich euch verraten, wie ihr euch für den Notbehelf ein Tropffläschchen in einfachster Gestalt herstellt: Wenn ihr auf ein beliebiges Arzneifläschchen einen Korkstöpsel aufsetzt, in den ihr auf zwei entgegengesetzten Seiten einen Schlitz eingekerbt habt, und zwar auf der Einflußseite etwas weiter zu Dreivierteln, auf der Ausflußseite einen ganz engen und nur zu Zweidritteln, so könnt ihr diese Vorrichtung ohne weiteres nach der Ueberlegung von vorhin, als Tropfflasche benutzen.

So bequem die Lambrecht-Herdingschen Tropffläschchen für den Gebrauch sind, so haben sie doch leider den Nachteil, daß man bei manchen Flüssigkeiten, wie gerade auch beim Eisenvitriol, den eingeschliffenen

Glasstöpsel nach längerem Gebrauch „eingekittet“ findet, ein Mißstand, der durch das Auskristallisieren der Lösung hervorgerufen wird und häufig durch kein Mittel, manchmal noch durch Anwendung von Wärme zu beheben ist. Mehr würde ich euch daher empfehlen, euch die folgende Konstruktion zu kaufen, wenn ihr sie eben in der Glashandlung findet; unzweifelhaft die beste aller bisher existierenden Tropfflaschen, wird sie trotzdem nur äußerst selten auf Lager gehalten. Es ist das ein kleines Fläschchen von gewöhnlich viereckiger Form (das thut nichts zur Sache), über das ein Gummistück gestülpt ist, dessen Fortsatz als Kopf ein eingestecktes Kapillarröhrchen bildet. Stellt man die Flasche nun auf den Kopf und übt leise einen Druck auf den Gummibehälter aus, so erfolgt ein tropfenweiser Austritt des Flascheninhalts, und zwar tritt nach jedem Druck nur ein Tropfen der Flüssigkeit aus, so daß sich die Tropfen ganz genau abzählen lassen. Ein „Einkitten“ kommt hier nicht vor. Der äußerst verzögerte Ausfluß des Flascheninhaltes wird bewirkt durch die Kapillarität des Ausflußröhrchens.

Fig. 5. Tropfflasche geschlossen.

Fig. 6. Tropfflasche offen.

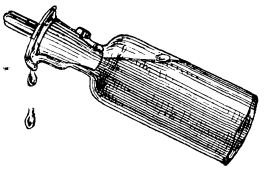


Fig. 7. Tropfflasche im Gebrauch.

Anleitung zum Photographieren.

Das fertig entwickelte Negativ nimmt man aus der Schale und spült es mit Wasser ab — am besten kein weiches Fluß- oder Regenwasser, sondern hartes Brunnenwasser!

Hierauf ist aber das Negativ noch nicht fertig, es wartet der Fixierung. Die Fixierungsflüssigkeit bereitet man als eine Lösung von

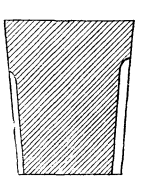
50 g unterschwefligsaurem Natron in
½ l destilliertem Wasser.

(Hält sich in gut verschlossener Flasche mindestens einige Monate.)

Man „fixiert“ das Negativ, indem man von dieser Lösung etwa 25 ccm oder mehr in eine Schale gießt, und das Negativ mit der Schichtseite nach oben hineinlegt. Wenn das vollständige Verschwinden der vom überschüssigen Bromsilber herrührenden weißgebliebenen Partien des Negativs (um das zu erkennen, nimmt man das Negativ von Zeit zu Zeit heraus und besieht es von der Rückseite), welches in der Regel etwa 2 Minuten auf sich warten läßt, eingetreten ist, so bleibt es gleichwohl noch rätlich, einige Minuten weiter, bis gegen 5 Minuten oder etwas mehr, mit seiner Herausnahme aus der Lösung, der besseren Nachwirkung wegen (es bildet sich nämlich, beim Auflösen des Bromsilbers im unterschwefligsauren Natron, schwer lösliches und schwer auswaschbares unterschwefligsaures Silberoxydnatron auf der Gelatinschicht, wo es später stellenweises Vergilben verursachen könnte) zu zögern. Man soll also nicht eilen das Negativ aus der Lösung zu nehmen, sobald man es auf der Rückseite deutlich erkennt, weil sonst zuviel von diesem Salze auf ihm zurückbleibt.

Die Fixage des Negativs mit unterschwefligsaurem Natron beruht einfach darauf, daß im Ueberschuß auf dem noch lichtempfindlichen Negativ vorhandenes Bromsilber durch unterschwefligsaures Natron als durch eine Substanz, welche dieses überschüssige Bromsilber auflöst, gegen das Licht unempfindlich gemacht wird.

Die Lösung des unterschwefligsauren Natrons mögt ihr wiederholt verwenden, wenn ihr gleich mehrere Negative behandelt — solange sie eben Wirkung zeigt; sie in die Flasche zurückzugießen, rate ich euch ab, ihr verderbt damit eure Aufbewahrungsflasche. Selbst die reine Lösung dieses Salzes setzt nämlich bei sehr langer Aufbewahrung allmählich Schwefel ab; enthält sie aber nach dem Fixieren aufgelöste Silbersalze und wir gießen sie zurück, so geht diese Zersetzung rascher vor sich und es scheidet sich an den Wänden der Aufbewahrungsflasche ein Ueberzug von schwarzem Schwefelsilber ab.



Anleitung zum Photographieren. Fig. 8. Tropfstöpsel aus Kork.

Erst sobald das Negativ durch Fixieren gegen aktinisches Licht seine Empfindlichkeit verloren hat, darf man es ans Tageslicht bringen. Alle Manipulationen bis hierher sind also bei Lampenlicht, das man in angegebener Weise dämpft, oder bei modifiziertem Tageslicht vorzunehmen. Ihr seid übrigens mit dem Negativbild bald zu Ende; habt ihr es nach dem Fixieren tüchtig auf der Bildseite mit Wasser begossen und dann noch einige Stunden ruhig in reinem Wasser liegen lassen, so braucht ihr es nach dem Herausnehmen nur mehr aufrecht hinzustellen, bis es trocken ist und ihr habt ein Negativbild, nach dem ihr wirkliche „Photographien“ (Positive) so viel ihr wollt anfertigen könnet.

(Schluß folgt.)

Ein Regen von Schweißtropfen aus einem Taschentuche.

Dies ist ein Kunststück, welches besonders von seiten der jungen Leute immer großen Anklang findet, wie denn größere Kinder, welche sich unter der Zuschauerschaft eines Taschenspielers befinden, immer eine besondere Vorliebe für Kunststücke bethätigen, von denen man ankündigt, daß sie zu ihrem Besten vorgeführt werden. Der Taschenspieler entlehnt ein Taschentuch zum Zwecke eines Kunststückchens, schüttelt es aus und wirft es mit scheinbarer Gleichgültigkeit ausgebreitet auf seinen Tisch; dann tritt er zur Gesellschaft vor, mit einem Teller oder kleinem Präsentierteller, und bittet irgend eine Person, denselben für ihn zu halten. Dann kehrt er zu seinem Tisch zurück, hebt das Taschentuch in der Mitte mit dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand auf und tritt damit der Gesellschaft entgegen. Mit einer Bemerkung darüber, daß überall wo es Taschentücher gebe, gewiß auch Schweißtropfen vorkommen, hält er das Tuch über den Teller, läßt die vier Ecken des Tuches anmutig darüber herunterhängen und beginnt man — angeblich um es zu mesmerisieren — mit der linken Hand an dem Tuch herunterzustreichen. Nach einigen derartigen Versuchen wird jeder Strich von einem Geräusch begleitet, als ob irgend etwas Hartes auf den Teller herabfiele, und wenn dann das Tuch entfernt wird, findet man den Teller mit verzuckertem Anis oder Kümmel, mit Drops, verzuckerten Mandeln oder irgend einer anderen Art von Bonbons bedeckt.

Das Geheimnis liegt in einem kegelförmigen Muslinbeutelchen, das an seinem Zipfel mit einer verbogenen Stecknadel in Gestalt eines kleinen Hakens versehen ist. Die Mündung des Beutelchens wird durch zwei gerade Stückchen Uhrfeder geschlossen, welche zu beiden Seiten in den Saum eingenäht sind; ein Druck auf die Enden dieser Federn veranlaßt dieselben sich zu biegen, also in der Mitte auseinanderzutreten, wodurch das Beutelchen

geöffnet wird. Dieses Beutelchen wird zuvor mit irgend einer beliebigen Art von Süßigkeiten gefüllt und mit der Mündung nach unten hinter dem Tische des Taschenspielers aufgehangen, so daß der Haken an den hintern Rand des Tisches gehängt ist. Wenn der Taschenspieler nun das Taschentuch auf den Tisch ausbreitet, sorgt er dafür, daß es teilweise über das Beutelchen falle; und wenn er es dann wieder aufnimmt, so hängt er rasch den Haken an die Unterseite des Taschentuchs und hebt dadurch das Beutelchen mit demselben in die Höhe. Beim Herabstreichen an dem Tuche drückt er unvermerkt an die beiden Federn, welche sich öffnen und allmählich den Inhalt des Beutelchens abgeben.

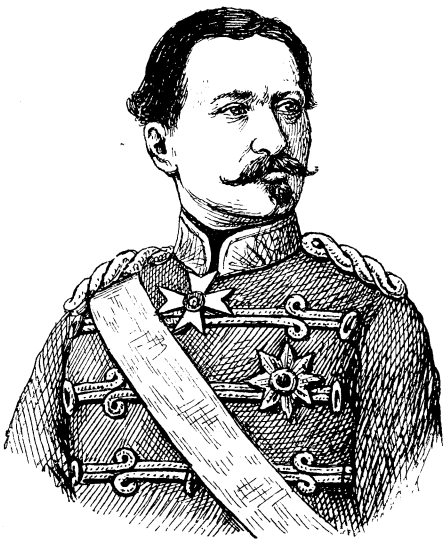
Sobald der Teller aufgedeckt wird, ist die allgemeine Aufmerksamkeit unvermeidlich in dieser Richtung beschäftigt, und der Taschenspieler wird reichliche Gelegenheit finden, mit der Hand heimlich unter das Taschentuch zu greifen um das Muslinsäckchen zu entfernen und es mit irgend welchem Vorwand oder Gelegenheit in seine Tasche oder auf seine „Servante" zu praktizieren. Diese sogen. Servante ist nämlich ein horizontales Brett, welches hinter dem Tische des Taschenspielers und um 15—20 cm niedriger als die Tischplatte und so angebracht ist, daß man es von der Zuschauerseite aus nicht bemerken kann. Es dient dazu, darauf alle Hilfs- und Ersatzmittel niederzulegen, welche der Taschenspieler zu seinen Kunststückchen bedarf, und die er möglichst nahe zur Hand haben muß.

Hübsche Schattenbilder.

Meinen jungen Freunden will ich im folgenden auf eine zugleich sehr unterhaltende Beschäftigung aufmerksam machen. Bei dieser muß man auch öfters die Laubsäge zur Hand nehmen, also mit derselben umzugehen verstehen. Da ich nun hoffe, daß dies wohl jeder von euch los hat, so will ich nichts weiteres darüber mitteilen. Ferner setze ich voraus, daß ein jeder die notwendigsten Werkzeuge, wie Hammer, Zange, Feile, Bohrer, Messer und Lineal besitzt und so wollen wir denn an die Arbeit gehen.

Eine Art von Schattenbilder, welche durch Hand- und Fingerstellungen hervorgebracht werden, wird wohl jedem bekannt sein, den wenigsten aber vielleicht die Art von Schattenbildern, mit welchen wir uns beschäftigen werden. Ehe wir aber diese selbst hervorzaubern, müssen wir uns Schablonen dazu anfertigen. Dieses geschieht nun auf folgende Weise: Um von einer Photographie oder sonstigem Bild eine Schablone herzustellen, legt man auf dasselbe ein Pauspapier oder was noch besser ist, Pergamentpapier, weil letzteres eine größere Steifheit als ersteres besitzt. Beide Papiersorten sind durchscheinend, daher zum Durchzeichnen wohl geeignet. Man zeichnet nun zuerst die Umrisse der Figur durch und begrenzt dann deren lichte Stellen. Letztere werden mit einem scharfen Messer ausgeschnitten und zuletzt die ganze Figur mit dem Messer oder einer Schere aus dem Papier herausgetrennt.

Untenstehende Skizzen mögen zur Erklärung des Gesagten dienen.



Vorlage zum Schattenbilde. Fig. 1.

Fig. 1. ist das Bild, von welchem die Schablone angefertigt wird, und die Fig. 2 die Schablone. Bei 2 werden also die hellen Stellen des Gesichtes, nämlich a und b, dann die beiden Kragenteile c, die Binde d, die Schnüre, der Orden, das Kreuz, welches sich unterhalb des Kragens befindet und die hellen Flecken in den Augen und dem Munde ausgeschnitten. Der Brustorden muß aber in der Weise ausgeschnitten werden, daß der Punkt innerhalb desselben mit dem Seitenteile in Verbindung bleibt. Hält man nun diese Schablone ungefähr ½ m von einer weißen Wand oder Thür, oder was noch besser ist, von einem ausgespannten weißen Papierbogen, entfernt und ebensoweit von einer Lampen- oder Lichtflamme, so wird man, falls die Form glatt und genau nach der Vorzeichnung geschnitten ist, ein naturgetreues Abbild der Vorlage erblicken. Noch effektvoller wird die Erscheinung, wenn man den Papierbogen zwischen Zuschauer und Schablone nebst Licht aufspannt. Will sich nun einer von euch eine Sammlung der Bildnisse berühmter Personen anlegen, so kann er dies auf beschriebene Weise leicht thun. Zeichnen und Malen erfordern lange Zeit. Durch unsere neu erlernte Kunst aber sind die Schablonen zu solchen Bildern in ein paar Minuten hergestellt.

Schablone zum Schattenbilde. Fig. 2.

Figuren aus der Alraunwurzel.

Die menschliche Einbildung hat sich schon von jeher damit beschäftigt, Aehnlichkeiten zwischen der menschlichen Figur und gewissen Pflanzengattungen zu suchen und zu entdecken, und wenn z. B. während eines Sturmes viele furchtsamen Leute sich zitternd den alten Bäumen unserer Wälder nähern, so rührt das nicht allein von den seltsamen, klagenden und ächzenden Tönen her, welche sie unter dem Heulen des Windes ausstoßen, sondern auch von der Aehnlichkeit des sturmgeschüttelten Riesen des Waldes mit riesigen Menschen, welche drohend ihre Glieder schütteln. Dichter und Künstler, besonders auch der bekannte Illustrator Gustav Doré haben viel dazu beigetragen, diese Aehnlichkeiten uns noch weit näher zu rücken. Die Risse der Rinde, die Knorren und andere Unregelmäßigkeiten bilden die Züge des Gesichtes, das Laubwerk und das Moos bilden das reiche Haar und den langen Bart. Fest eingewurzelt in den Boden sind die Beine und drohend ragen zwei kahle Aeste als Arme in die Luft. In vielen Ländern verbindet man Kunst und Natur, um Bäume zu erhalten, welche den Tierkörpern ähneln. So hat man in den japanesischen und chinesischen Gärten das dichte Laub der Bäume zu großen grünen Vögeln, Elefanten, Hunden u. s. w. zugeschnitten.

Aber die Natur liefert uns auch manche seltsam geformte Pflanzenteile, die wir mit wenigen Messerschnitten zu Pfeifenköpfen, Spazierstöcken u. s. w. mit Tier- oder Menschenköpfen und anderem umbilden können. So liefern insbesondere die von Lianen umschlungenen Zweige der Aeste in den heißen Ländern allerlei Stöcke, um welche Schlangen ihre gefährlichen Ringe gelegt zu haben scheinen; wenige Schnitte genügen, den Kopf des Reptils zu bilden, dessen Schuppen mit einem glühenden Eisen eingezeichnet werden.

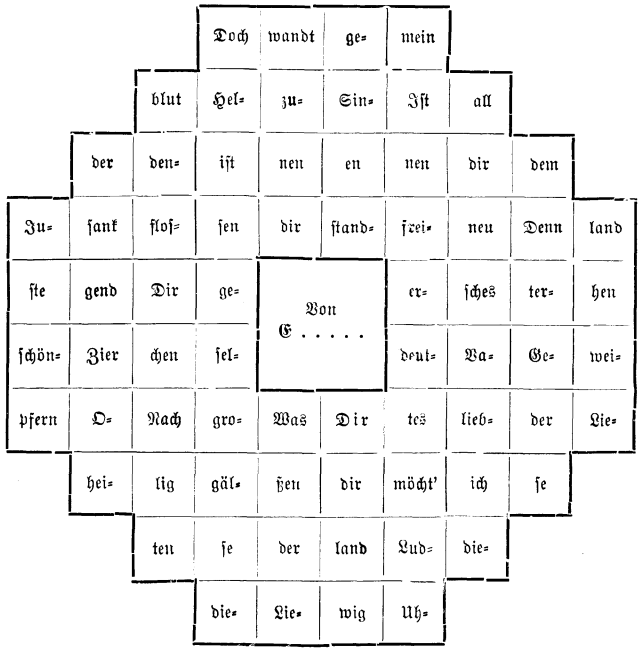
Unter den besonderen Pflanzen, welche in ihrer äußeren Erscheinung dem menschlichen Körper ähneln, gehört die Alraunwurzel, welche schon seit uralten Zeiten deshalb zu allerlei Aberglauben Veran-

lassung gegeben hat. Ihre manchmal gegabelten, rauhen und zottigen Wurzeln lassen sich, wie unsere Figur deutlich genug zeigt, mit sehr geringer Handfertigkeit schon zu kleinen Alraunmännchen umgestalten, und wenn wir heute auch nicht mehr glauben (in einem französischen Werke von 1571 ist sogar konstatiert, daß „der kleine Mann", den man wieder in den Boden eingesetzt hatte, die schrecklichsten Grimassen schnitt, wenn man ihn berührte!), daß uns, wie man damals vermeinte, ein solches Männchen alle Reichtümer der Welt zeigen und verschaffen kann, so wird mancher unserer guten Kameraden doch Freude daran finden, ein solches aus einer Wurzel selbst bilden zu können.

Die Alraunwurzel (Atropa mandragora) etwa zu verkosten, davor werden wir uns natürlich sehr hüten, denn das könnte uns übel bekommen.

Königszug.

Im Schachspiele darf der König bekanntlich von seinem jedesmaligen Standpunkte oder Felde aus nur ein angrenzendes Feld betreten; dieselbe Gangart ist bei Lösung des „Königszuges" zu beobachten.



Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 17.

Thuere (a)cht (H)und
Scheue (s)ein m (H)and.
(r)nie
Thue recht und scheue niemand.

Auflösung des Worträtsels „Das magische System" in Nr. 18.

Abt 129.	Alt 159.
Art 139.	Amt 169.
Ast 149.	Axt 179.

Akt 189.

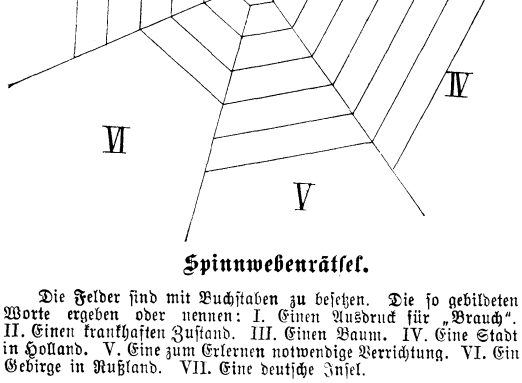
Auflösung des Arithmogriph in Nr. 18.

Zuckermelone.

Zone — Ro — Keule — Ulm — Luzern — Unke — Rum — Kerze — Merkur — Zucker.

Auflösung des Logogriph in Nr. 18.

Liebe — Diebe — Hiebe — Siebe.



Spinnwebenrätsel.

Die Felder sind mit Buchstaben zu besetzen. Die so gebildeten Worte ergeben oder nennen: I. Einen Ausdruck für „Brauch". II. Einen krankhaften Zustand. III. Einen Baum. IV. Eine Stadt in Holland. V. Eine zum Erlernen notwendige Verrichtung. VI. Ein Gebirge in Rußland. VII. Eine deutsche Insel.

Fragen und Antworten.

Georg Obermaier in M. schreibt: „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Dürften wir Sie, wenn wir Kameraden Ihnen schreiben, nicht „Lieber Onkel" titulieren und das steife „Geehrte Redaktion" weglassen? O bitten sehr darum. Jedenfalls wäre es viel netter und vertraulicher. Bitte, teilen Sie dies den Kameraden mit und fragen Sie doch, was sie dazu sagen." — Der „G. K." ist ein großer Freund der Vertraulichkeit und der Gemütlichkeit. Uebrigens, kennst Du die Geschichte vom Pferdehuf? Dir geht es genau so wie diesem, Du kommst hintendrein. Der „G. K." wird seit lange schon nur hier und da noch als „Geehrte Redaktion" angesprochen und die das noch thun, sind entweder die ganz Schüchternen oder die ganz Steifen, die gelegentlich mal einen Ladstock verschluckt haben. Sonst heißt es immer: „Mein lieber, guter", oder „Mein bester Kamerad" und dazu duzen wir uns und sind gemütlich, daß es nur so einen Schlag hat. Wer nun aber gerade einen „Onkel" braucht, — nun, der „G. K." hat nichts dagegen, dem will er auch der „Liebe gute Onkel" sein.

Elektrotechniker in Sachsenhausen. Du schickst uns ein Rätsel ein, dessen sich, wie Du schreibst, das „ongelukkigste nijsvaard nicht zu schämen braucht, en paar jeliehene Krokodilsthränen zu vergießen". Du wirst mal ein berühmter Litteraturkritiker werden.

Max T. in P. Du bekommst wöchentlich 25 Pfg. Taschengeld und davon allein hältst Du den „G. K." Du hast recht, Kamerad, es gibt nichts, darauf er stolzer sein könnte. — Wende Dich an A. Bau in Berlin, Hermannsplatz 4.

Pickert Karl in L. Werden Ihren Wunsch gern im Auge behalten. Die Sache ist nur leichter gesagt, als gethan. Das Schwierige dabei ist die Berücksichtigung der Altersunterschiede, die bei einer schriftlichen Arbeit erst recht hervortreten und berücksichtigt werden müßten.

P. Sch. in Hamburg. Um die Reaktionen des Eisens kennen zu lernen, muß man sowohl die Oxydul- als auch die Oxydverbindungen dieses Elementes in Anwendung ziehen, denn bei beiden sind die Reaktionserscheinungen oft sehr verschieden. So liefert Eisenvitriol oder das schwefelsaure Eisenoxydul mit Blutlaugensalzauflösung einen weißen Niederschlag, während Eisenchlorid, das den Oxydverbindungen entspricht, mit Blutlaugensalz den bekannten prächtig blauen Niederschlag von Berliner Blau gibt.

Adolf Mayer in St. Wenn Du unter dem Leutetelegraphen*) eine gewöhnliche elektrische Glocke meinst, so raten wir Dir, diese mit Leclanché Elementen zu treiben. Für eine ganze Hausleitung genügen gewöhnlich 4—5 Elemente, auf kurze Strecken für eine Glocke gar nur ein solches. Ferner möchtest Du eine Bunsenbatterie konstant machen und zwar durch Kochsalzlösung; lieber Kamerad, wenn Du das fertig bringst, wirst Du durch Deine Erfindung ein gemachter Mann sein, denn eine solche wäre es; Elemente konstant zu machen, bringen die Elektriker bis jetzt noch nicht fertig. — Für Beleuchtungszwecke sind die Bunsschen Elemente zu empfehlen, da diese nach dem Gebrauch nicht auseinander genommen zu werden brauchen; näheres darüber siehe Nr. 13 Jahrgang 3 unter „Felix Kohn in Berlin".

J. N. Bielitz. Du hast den Pegasus bestiegen. Nun, sende, wollen sehen, wie Du im Sattel sitzest.

R. Fink I, Oberrealschüler, p. Adr. R. Feiner, Schuldiener in Salzburg, erbittet sich von seinen Kameraden Mitteilung, wie sie ihre Münzensammlung geordnet haben.

Ein treuer Abonnent in Bonn. Kurz gesagt ist der Bildungsgang für das höhere Bergfach wie folgt: Nach dreijährigem Studium auf Hochschulen, davon ein Jahr an einer Universität, erfolgt Prüfung und Ernennung zum Bergreferendar. Nach dreijähriger, vielseitiger, geschäftlicher und praktisch-technischer Ausbildung ist die zweite Prüfung abzulegen, nach deren Bestehen die Ernennung zum Bergassessor eintritt. Später Anstellung und Aufrücken zum Inspektor, Bergrat, Oberbergrat u. s. w. — Die Gehalte beziffern sich zur Zeit: Ministerialdirektor 15000 M., vortragende Räte 8700 M., bei den Direktionen: Bergwerksdirektoren 5100 M., Betriebsinspektoren 3300 M., Rendanten 4500 M., bei den Werken: Berghauptleute 10500 M., Oberbergräte 5100 M., Direktor 1. Klasse 5100 M., 2. Klasse 3900 M., Bau- und Maschineninspektor 3900 M., Betriebsinspektor 3300 M.

W. M. in Gera. Gerne, aber dazu brauchen wir Deine Briefadresse.

O. Waldschütz. Du hattest bei Deiner ersten Theateraufführung ein „volles Haus" und nicht „enden wollenden Beifall". So muß es sein. Gratulieren!

Der kleine Münzsammler. Welche Siegesthaler? Es gibt vielerlei.

Arthur L . . . . r: 1. Als wirklich zuverlässige Vogelhandlungen, die nicht zu teuer sind und gute gesunde Vögel liefern, können wir Dir G. Voß, Handlung und Züchterei „Zur gefiederten Welt" in Köln a. Rh., Christiane Hagenbeck in Hamburg, J. Rohleder in Leipzig, G. Reiß in Berlin, Königskolonnaden, nennen. 2. Die Prachtfinken sowohl als alle fremdländischen Vögel überhaupt erhältst Du am gesundesten in gewöhnlicher Stubenwärme, also 14—15° R. 3. Es thut in den meisten Fällen nicht gut, wenn man fremdländische und einheimische Vögel, Stieglitze, Zeisige, Hänflinge mit Prachtfinken in einem Raum zusammenhält. Sie vertragen sich nicht miteinander, stören sich gegenseitig im Nisten und die Kanarien werden von den anderen im Gesang verdorben, zumal wenn es feine Harzer Kanarien sind. 4. Als die unstreitig besten Bücher auf diesem Gebiet seien Dir die von Dr. Karl Ruß in Berlin empfohlen. Willst Du eine Belehrungsquelle über die Haltung, Pflege und Zucht aller Stubenvögel überhaupt haben, so schaffe Dir Dr. Ruß' „Handbuch für Vogelliebhaber" I (fremdländische Stubenvögel), „Handbuch für Vogelliebhaber" II (einheimische Stubenvögel) an; das erstere für 6,50 M., das zweite für 5,25 M. Ist Dir dagegen daran gelegen, Auskunft über besondere Vogelgruppen zu erhalten, so kannst Du wählen unter den Büchern von demselben Verfasser: „Die Prachtfinken" 3,60 M.; „Die Webervögel und Widafinken" 3 M.; „Der Wellensittich" 1,50 M.; „Der Kanarienvogel" 2 M., und falls es Dir Vergnügen macht, Vögel abzurichten, „Die sprechenden Papageien" 6 M. Alle diese Bücher sind bei der Creutzschen Verlagsbuchhandlung in Magdeburg erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Mit eu läutet es, wohlgemerkt, nicht, sondern nur mit äu. Nichts für ungut:

Denn immer wo Begriffe fehlen,
Da stellt mein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Ein treuer Abonnent in Bonn. Kurz gesagt ist der Bildungsgang für das höhere Bergfach wie folgt: Nach dreijährigem Studium auf Hochschulen, davon ein Jahr an einer Universität, erfolgt Prüfung und Ernennung zum Bergreferendar. Nach dreijähriger, vielseitiger, geschäftlicher und praktisch-technischer Ausbildung ist die zweite Prüfung abzulegen, nach deren Bestehen die Ernennung zum Bergassessor eintritt. Später Anstellung und Aufrücken zum Inspektor, Bergrat, Oberbergrat u. s. w. — Die Gehalte beziffern sich zur Zeit: Ministerialdirektor 15000 M., vortragende Räte 8700 M., bei den Direktionen: Bergwerksdirektoren 5100 M., Betriebsinspektoren 3300 M., Rendanten 4500 M., bei den Werken: Berghauptleute 10500 M., Oberbergräte 5100 M., Direktor 1. Klasse 5100 M., 2. Klasse 3900 M., Bau- und Maschineninspektor 3900 M., Betriebsinspektor 3300 M.

W. M. in Gera. Gerne, aber dazu brauchen wir Deine Briefadresse.

O. Waldschütz. Du hattest bei Deiner ersten Theateraufführung ein „volles Haus" und nicht „enden wollenden Beifall". So muß es sein. Gratulieren!

Der kleine Münzsammler. Welche Siegesthaler? Es gibt vielerlei.

Arthur L . . . . r: 1. Als wirklich zuverlässige Vogelhandlungen, die nicht zu teuer sind und gute gesunde Vögel liefern, können wir Dir G. Voß, Handlung und Züchterei „Zur gefiederten Welt" in Köln a. Rh., Christiane Hagenbeck in Hamburg, J. Rohleder in Leipzig, G. Reiß in Berlin, Königskolonnaden, nennen. 2. Die Prachtfinken sowohl als alle fremdländischen Vögel überhaupt erhältst Du am gesundesten in gewöhnlicher Stubenwärme, also 14—15° R. 3. Es thut in den meisten Fällen nicht gut, wenn man fremdländische und einheimische Vögel, Stieglitze, Zeisige, Hänflinge mit Prachtfinken in einem Raum zusammenhält. Sie vertragen sich nicht miteinander, stören sich gegenseitig im Nisten und die Kanarien werden von den anderen im Gesang verdorben, zumal wenn es feine Harzer Kanarien sind. 4. Als die unstreitig besten Bücher auf diesem Gebiet seien Dir die von Dr. Karl Ruß in Berlin empfohlen. Willst Du eine Belehrungsquelle über die Haltung, Pflege und Zucht aller Stubenvögel überhaupt haben, so schaffe Dir Dr. Ruß' „Handbuch für Vogelliebhaber" I (fremdländische Stubenvögel), „Handbuch für Vogelliebhaber" II (einheimische Stubenvögel) an; das erstere für 6,50 M., das zweite für 5,25 M. Ist Dir dagegen daran gelegen, Auskunft über besondere Vogelgruppen zu erhalten, so kannst Du wählen unter den Büchern von demselben Verfasser: „Die Prachtfinken" 3,60 M.; „Die Webervögel und Widafinken" 3 M.; „Der Wellensittich" 1,50 M.; „Der Kanarienvogel" 2 M., und falls es Dir Vergnügen macht, Vögel abzurichten, „Die sprechenden Papageien" 6 M. Alle diese Bücher sind bei der Creutzschen Verlagsbuchhandlung in Magdeburg erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

C. Z. in **Graz.** Lieber Kamerad, sei fleißig und lerne tüchtig, diese Frage zu entscheiden, hat es gut noch ein paar Jährchen Zeit. Bis dahin wirst Du Deine Neigungen auch selbst mehr kennen gelernt haben. Uebrigens wollen wir bemerken, daß es in Oesterreich sehr gute Handelsschulen und Handelsakademien gibt.

Fritz Cohn in **Berlin.** Die Erzählung „Der Geist der Llano estakata" beginnt mit Nr. 19 des II. Jahrganges. Die einzelne Nummer kostet 20 Pf.

Kurt R. in **Leipzig.** Du möchtest eine Blitzflasche!? Ja, Freund, wenn wir nur sicher wären, was Du damit meinst. Vielleicht eine Leydener Flasche? Die kannst Du Dir selbst machen und zwar mit wenig Mühe. Beschreibungen findest Du Jahrgang I. Seite 334 und Jahrgang III. Seite 160 (unter C. Born, Berlin).

Louis A. H. in **Wien.** Schreibe an seinen Papa.

Abonnent in **Bielefeld.** Deine Frage findest Du in Nr. 13 dieses Jahrganges unter der Chiffre: „Ein auf Antwort wartender Freund" beantwortet; in Nr. 12 dieses Jahrganges haben wir unter der Adresse „Alfred Breit in Wiesenthal" einige der erwünschten Experimente mit dem Induktionsapparat bereits genannt. Viel Glück!

Felix. Ja, Ja! So schreibt man, wenn man ein böses Gewissen hat. Kleide Dich in ein härenes Gewand, schlage an die Brust und thue Buße.

Kleines Kerlchen in **B.** Ganz recht — man muß aber erst satteln, eh' man reitet.

R. P. in **Chemnitz.** Die Chromsäurelösung für Tauchelemente wird auf folgende Weise dargestellt: 92 g pulverisiertes saures chromsaures Kali reibt man mit 93,5 ccm konzentr. Schwefelsäure so lange zusammen, bis die Masse ein gleichförmiger Brei von Chromsäure und saurem schwefelsaurem Kali geworden ist, dem man unter Umrühren 900 ccm Wasser zusetzt und so lange umrührt, bis sich alles in der sich selbst erwärmenden Flüssigkeit gelöst hat. — Wenn die nötigen Chemikalien in technischer Reinheit von H. Trommsdorff in Erfurt bezogen werden, so stellt sich der Preis von 1 l Chromsäurelösung zu 16 Pf.

A. B. in **E.** Wenn Du einen Garten hast, so pflanze die Tulpen auf ein sonniges Beet. Das Beet wird 8—10 cm tief ausgegraben, in die Vertiefung eine Lage von 2—4 cm Sand geschüttet, die Sandfläche geebnet und darauf die Tulpenzwiebeln in Entfernung von ungefähr 8 cm derart aufgesetzt, daß die Spitzen nach oben schauen. Darauf werden die Zwiebeln wieder mit Erde etwa 5 cm hoch bedeckt. Am besten geschieht diese Arbeit im September. Jetzt kann ein einfacher Holzkasten hergerichtet und die Tulpen in diesen nach obiger Vorschrift eingelegt, angegossen und in ein helles, nur sehr mäßig warmes Zimmer gestellt werden. Wenn die Zwiebeln stark sind, blühen sie noch im Frühjahr.

E. P. in **Straßburg i. E.** Vielleicht sind die Glasröhren, welche Du benutzt hast, zu dickwandig oder zu streng flüssig. Besorge Dir von einer Handlung chemischer Apparate, z. B. von C. Leybold's Nachfolger in Köln, sogen. Biegeröhren, zerschneide eine solche Röhre mit einer dreikantigen Feile, indem Du sie an passender Stelle mit einer Kante anfeilst und dann auseinanderbrichst, und hältst sie so lange langsam drehend in eine Weingeist- oder Gasflamme, bis sie hinreichend erwärmt ist und sich biegen läßt. Am schönsten und leichtesten lassen sich die Röhren in der leuchtenden Gasflamme eines Fledermaus- oder Fischschwanzbrenners biegen.

Paul Schütte. Feines Bilderrätsel. Besten Dank.

Wilhelm Weißbach in **Trier.** Ein Mittel gegen Ameisen? Starkes Salzwasser oder Kochsalz soll sehr gut wirken. Man spritzt oder bestreut damit den Boden oder die Wände. Als wirksam wird auch eine Mischung von Zucker und Chlorkalk empfohlen.

Wilhelm Müller. Eine Beschreibung des Nordostseekanals liegt bereits in unserer Mappe. Geduld, Geduld und Hafergrütze — nun, Du kennst ja das Sprichwort.

Michael Curti: Es ist sehr brav von Dir, daß Du kein Freund der Tierquälerei bist, oder richtiger gesagt, daß Du sie verabscheust. Nun kannst Du alle Tiere, welche Du in Spiritus setzen willst, also Schlangen, Frösche u. a., augenblicklich töten, wenn Du Dir einerseits stärksten Spiritus oder Alkohol in der Apotheke holst und andererseits, wenn Du den Apotheker zu bewegen vermagst, daß er Dir behilflich sei. Du begibst Dich mit den betreffenden Tieren jeweilig zu ihm und bittest ihn, daß er dieselben mit Cyankalium oder Chloroform oder Aether (auch dieser kann in der Hand eines Unkundigen gefährlich werden und er wird ihn Dir daher nicht ohne weiteres anvertrauen) töte und dann sogleich in den starken Spiritus lege. Dabei mußt Du dann aber noch beachten, daß sich mancherlei Tiere je nach ihrer Beschaffenheit im Spiritus nur zu sehr verändern, die Farben verlieren, zusammenschrumpfen oder sonstwie unansehnlich werden. Um dies vermeiden zu können, bedarf es vieler Kenntnisse und um diese zu erwerben, hältst Du Dir am besten die „Isis", Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien, herausgegeben von Dr. Karl Ruß in Berlin, die Du ja mit mehreren Kameraden zusammenhalten kannst. — Kieselerde für Deine Zwecke, also wohl für wissenschaftliche Untersuchungen, kannst Du Dir entweder durch eine Droguen-, oder besser, durch eine Naturalienhandlung beschaffen lassen. Wende Dich dieserhalb an A. Bau in Berlin S., Hermannplatz 4.

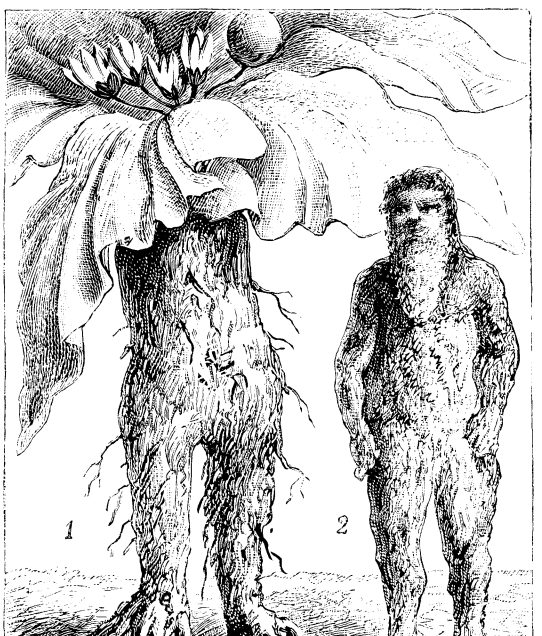
T. M. Anleitung zum Ausstopfen der Vögel können wir Dir nur schwierig oder eigentlich gar nicht hier unter Fragen und Antworten geben. Du mußt vielmehr zusehen, daß Du irgend jemand kennen lernst, der sich Deiner freundlich annimmt und Dir die ersten Handgriffe dazu beibringt. Bist Du soweit, daß Du einen toten Vogel selbst abzubalgen vermagst, dann kommt noch erst die Hauptsache in der Anleitung: Das eigentliche Ausstopfen und Aufstellen. Dazu empfehlen wir Dir das Büchelchen „Kurzer Leitfaden zum Präpariren von Vogelbälgen und zum Konservieren und Ausstopfen der Vögel" von Wilhelm Meves (Halle a. S., W. Schlüter), Preis 60 Pfg. Immer aber bleibt, wie gesagt, praktische Anweisung und Uebung die Hauptsache.

Tauschmarkt.

A. Wendroth in **Naumburg a. d. S. Jenaerstraße Nr. 9,** bittet liebe Kameraden um Zusendung von Adelssiegeln.

L. Back p. Adr. Herrn Meyerhoff in **Lippstadt,** bittet edeldenkende überseeische Kameraden um Zusendung einiger Marken ihres Vaterlandes; er wird dafür mit Marken älterer Emissionen seines Vaterlandes dienen.

Berthold Spitzer in **Wien IX, Hohngasse 24,** besitzt



Figur, aus der Alraunwurzel geschnitten.

einen sehr schönen Elektromotor (15. M.), den er gegen einen photographischen Apparat vertauschen möchte.

O. Steffens in **Bergedorf, Töpferstraße 2,** sucht einen unbenutzten photographischen Apparat (genannt Mignon) gegen seltene Briefmarken zu vertauschen. — Bittet den Kameraden in Rendsburg um genaue Angabe seiner Adresse.

Walter Winckelmann in **Berlin, Neue Königstr. 80 a,** sammelt alte „preußische" Silber- und Kupfermünzen. Gibt dagegen seltene Briefmarken und Berliner Stadtpostganzsachen.

Ernst Mauser in **München, Herzog-Rudolfstraße 53,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung von Mineralien.

A. von Bethmann in **Freiburg i. B., Fahnenbergplatz 6,** wünscht alte Marken von Baden, Deutschland und Oesterreich und neuere von Dänemark, Frankreich und Ausland gegen Oldenburg, Bremen, Hamburg, Bergedorf und Kirchenstaat umzutauschen.

Liebe Kameraden! Ohne eine Wette eingegangen zu haben, möchte ich doch bis März im Besitze einer größeren Anzahl verschiedener Marken sein, da ich ein großes Schwanebergalbum und erst wenige Marken besitze und bitte euch, liebe Kameraden, um Zusendung eurer Dubletten. Ausländischen Einsendern stelle ich meine deutschen Dubletten auf Wunsch zur Verfügung. Mit kameradschaftlichem Gruß Rich. Fritzweiler in Neustadt a. d. Haardt.

Ich sammle seit kurzer Zeit Marken und bitte meine Kameraden um Zusendung ihrer Dubletten; werde ihnen dagegen asiatische Marken schicken. R. v. Brüning in Frankfurt a. M., Mainzerlandstr. 80.

H. Dicke in **Hamburg, Uhlenhorst Schulweg 6,** hat ein Paar weiße Mövchen und zwei weiße Mäuse zu vertauschen.

Hans Schöning in **Frankfurt a. M. Mendelsohnstraße 72,** wünscht eine noch gut erhaltene Druckerpresse (600 Buchstaben) gegen eine Dampfmaschine zu vertauschen.

Hans Schiebl p. Adr. Herrn Hanemann in **Regensburg, Wallenstraße E 10,** sucht Schmetterlinge, gibt dagegen Briefmarken.

Ringold Kalning in **Riga, Große Jakobsstraße Nr. 4,** bittet den Kameraden, der so freundlich war ihm Briefmarken zu senden, um Angabe seiner Adresse.

August Hammer in **Saaz (Böhmen), Langegasse 185,** hat alte österreichische, bayrische, ungarische und deutsche Marken, sowie eine Flöte abzugeben.

Hans Jebsen in **Hamburg, Oben Borgfelde 43,** wünscht eine Querflöte aus Ebenholz gegen Käfer oder Mineralien zu vertauschen.

Ph. Heusmann in **Limbach** bei **Chemnitz,** sucht einen Induktionsapparat; gibt dagegen ein selbstgebautes Reef'sches Blitzrad.

Ad. Beyer in **Düsseldorf, Königsstraße 9,** bittet seine lieben Kameraden um Nummern ihrer Zeitungen (Tagesblätter).

Liebe Kameraden! Wer von euch ist so freundlich mir seine Markendubletten zuzusenden? Werde euch auch später seltene Marken schicken. Josef Weisweiler p. Adresse W. Hohl, Rechtsanwalt in Montabaur.

Ph. Heusmann in **Limbach** bei **Chemnitz,** hat seltene Marken; möchte dagegen einen Funkeninduktor oder sonst einen elektrischen Apparat; hat auch ein Element abzugeben. Möchte auch gerne mit einem Kameraden, am liebsten mit einem Engländer, in Korrespondenz treten.

Hermann Gall in **Klausenburg, Königsstraße 21,** hat einen ganz neuen Pantographen (Wert 3. M.) zu vertauschen.

J. Baum jr. in **St. Johann a. d. Saar Nassauerstraße 32,** hat eine Naturgeschichte von Leunis mit Anleitung zum selbständigen Bestimmen von Pflanzen gegen Briefmarken zu vertauschen.

Ernst Bund in **Hamburg p. Adr. Herrn C. Appel Spersort 26,** hat 2000 verschiedene (darunter ziemlich seltene) Briefmarken abzugeben.

„Liebe Kameraden! Ich habe eine große Sammlung, oder besser gesagt, einen großen Sammelgeist für jedwelche Gedichte. Ich bitte daher alle, die von Euch poetisch gestimmt, mir selbstgemachte ernste und launige Gedichte zuzusenden. Kameradschaftlicher Händedruck und besten Dank im voraus Euer Kurt Schmidt in Freiberg i. S., Fischerstraße 49 I."

Kurt Spillner in **Leipzig, Bayrischestr. 27 III,** bittet edle Kameraden um Zusendung ihrer entbehrlichen Briefmarken.

Arthur Pick in **Prag, Königl. Weinberge 325,** wünscht gegen überseeische Briefmarken österreichische, holländische, italienische, deutsche und französische Marken umzutauschen.

„Liebe Kameraden! Ich fange eine Briefmarkensammlung an und möchte edle Kameraden bitten, mir etwas von ihrem Ueberfluß abzugeben. Mit vielem Dank im voraus Euer Waldemar Thiemer in Hamburg, Lessingstraße 30."

Ich biete meinen Kameraden viele schöne Siegel gegen Steine oder Bücher zum Tausche an. Kostka Ostar in Brünn, Krautmarkt 8.

W. Schöning in **Frankfurt a. M., Mendelsohnstraße 72,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung von Briefmarkendubletten, um damit eine Sammlung zu beginnen; wird sich gelegentlich dankbar erweisen.

Otto Neresheimer in **München, Blumenstraße 11/0,** sucht gegen einige geschliffene Halbedelsteine solche in natürlich vorkommendem Zustande einzutauschen.

Gegen einen Aquarellfarbkasten (und zwar die Farben in Blechbüchsen, erhältlich in beliebiger Größe bei Dr. Fr. Schönfeld in Düsseldorf) bietet Erze, Metalle, Salze, Kristalle, Lava (vom Vesuv), Fischabdrücke und faustgroße versteinerte Muscheln ꝛc. Rudolf Streiff in Ennenda, Kanton Glarus (Schweiz).

Gerhard Lieschke in **Dresden, Annenstraße 35 II,** bittet hochherzige Kameraden, von ihrem Ueberfluß an doppelten Briefmarken ihm zu senden. Im voraus herzlichen Dank.

Emil Séquin in **Rüti (Zürich), Schweiz,** hat eine große Briefmarkensammlung und tauscht gern mit vorgerückteren Sammlern.

Eduard Castle in **Wien VI, Dürergasse 3,** wünscht Stempel, besonders österreichisch-ungarische, gegen ältere Marken der deutschen Einzelstaaten zu vertauschen.

Fritz Schuß in **Wien IX, Viriotgasse 6,** hat einige tausend österreichische Briefmarken und wünscht selbe gegen irgend etwas zu vertauschen.

Fritz Fleischer in **Leitmeritz, Elbstraße 6 neu,** bittet um Mineralien, gibt dafür Briefmarken.

Franz Müller jun., Cospoli, Konstantinopel, sucht einen Totenkopfschmetterling und einen Apollo; kann sich mit Mosaiken revanchieren.

Zur Charakteristik des Kuckucks.

Ueber das einerseits vielfach behauptete, andererseits bestrittene „Eierfressen des Kuckucks“ schreibt ein Mitarbeiter der „Tierbörse“: Schon seit Jahren spürte ich diesem vielbesprochenen Vogel nach, bis es mir hier mitten im Walde gelang, auf die richtige Spur zu kommen. Etwa zwanzig Kuckucks dürften sich hier herumtreiben, und manchen Kampf gibt es da ums Dein und Mein. Oft sah ich zwei, ja drei und vier kämpfend in die Höhe steigen und dann wieder einfallen, so lange, bis der oder die Geschlagenen entwichen. Lauschend dem Gesange vieler Drosseln, Amseln, Pirole im dichten Walde, hörte ich in meiner Nähe ein eigentümliches Geräusch, das mir etwa den Kampf von Vögeln verriet. Leise schlich ich hin und gewahrte ein Drosselnest, etwa 1,20 m hoch in den dicken Aesten eines Buchenstämmchens; aber alles war ruhig geworden. Näher kommend sah ich ein Kuckucksweibchen ruhig auf dem Neste sitzend. Zunächst dachte ich nicht anders, als dasselbe beabsichtige, ein Ei dort zu legen. Ich ließ mich still nieder, und das Kuckucksweibchen that durchaus nicht scheu. Bald gewahrte ich durch einige Reiser am Boden Eierschalen. „So“, dachte ich, „also das steht fest, der Kuckuck wirft die Eier heraus, um sich Platz zu machen.“ Doch dem war nicht so; es fiel wieder eine Schale, aber kein Ei. Ich sprang nun hinzu, und — die Eier waren ausgetrunken. Mittlerweile hatte der Kuckuck das Weite gesucht. Ein Ei lag noch im Nest und war gerade aufgehackt; es war stark angebrütet. So gilt mir fortan der Kuckuck, wie auch der Star, als Räuber, was ich ihm als Insekten- oder Raupenfresser schon längst zutraute. Beim Star habe ich mich schon vor fünfzehn Jahren überzeugt und dies damals zuerst auch veröffentlicht.

Denke daran, daß du Soldat werden mußt, mein Junge, und daß zur Erfüllung der Wehrpflicht ein gesunder Geist und ein gesunder Körper gehört.

Hans von Spielberg.

日廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Das Panzerschiff näherte sich mit großer Schnelligkeit. Noch waren nicht fünf Minuten vergangen, so kräuselte von seinem Decke eine helle Wolke auf und dann ertönte der Schuß.

„Können leider nicht antworten,“ sagte Turnerstick. „Haben kein Geschütz oben; stecken alle in den Kisten. Will ihm aber doch zeigen, daß wir seine Sprache verstehen. Nehmen Sie das Steuer und halten Sie es genau so wie ich bisher. Ah, ein Engländer!“

Er deutete nach dem Kriegsschiffe, auf dessen Flaggenstock jetzt die großbritannische

– Turnerstick stand am Steuer und jauchzte dem Kommandeur entgegen. –

blaue Divisionsflagge gehißt wurde; dann sprang er die Treppe hinab zum Hintermaste, ließ die chinesische rotgelbe Handelsflagge, welche auf demselben wehte, herab, band sie der Länge nach zusammen, und zog sie wieder auf. Man nennt dies „die Flagge weht im Schau", und es gilt das als internationales Notzeichen.

Dann zog er sein Messer und zerschnitt die beiden Brassen des Besansegels, welches sofort im Winde gierte. Dasselbe that er auch mit dem Groß- und Focksegel. Die schweren Matten schlugen an die Masten, daß diese erklangen; aber das Schiff stoppte. Als er nun wieder zum Steuer kam, sagte er:

„Eine schwere und gewagte Sache! Aber bei dem jetzigen Winde geht es. Wollte die Matrosen nicht wieder losbinden. Sehen Sie ihre Gesichter an! Die helle Angst schaut ihnen aus den Augen. Sie wissen, daß für sie der jüngste Tag gekommen ist."

Jetzt rauschte der Dampfer heran, ging hart vorbei, gab dann Gegendampf und legte bei.

Die ganze Deckwache stand an Steuerbord und sah herüber. Der Kommandierende stand auf der Brücke und musterte mit scharfem Blicke die Dschunke. Der Deckoffizier aber rief chinesisch herüber:

„Dschuen ahoi! Nan-tao Schui-hai?"

„Mein Himmel!" sagte Turnerstick. „Soll das etwa chinesisch sein? Dann mag er sich einpappen lassen! Es ist keine einzige Endung dabei!"

„Natürlich ist's chinesisch," antwortete Degenfeld. „Er ruft: ‚Schiff ahoi! Ist's wirklich die Königin des Wassers?' Er ist erst an uns vorüber gegangen, um den Namen der Dschunke zu lesen."

Und sich nach dem Kreuzer wendend, rief er:

„Piratendschunke Schui-heu, aufgebracht von uns fünf Europäern. Stecken sechzig Mann im Raume, haben die Luke vernagelt. Bitten um schnelle Hilfe!"

Der Deckoffizier wendete sich zu dem Kommandanten auf der Brücke, wechselte einige Worte mit ihm und fragte dann in englischer Sprache, deren sich Degenfeld auch bedient hatte:

„Wer sind Sie?"

„Drei deutsche Studenten, ein holländischer Pflanzer und Heimdall Turnerstick, amerikanischer Handelsschiffskapitän."

„Turnerstick, Turnerstick! All devils! Wo ist der alte Swalker?" fragte da der Kommandierende schnell.

„Hier bin ich, hier!" antwortete der Kapitän, mit einer Hand am Steuer und mit der andern seinen Rohrhut schwenkend. „Ah, ist's möglich! Jetzt sehe ich erst das Gesicht. Kapitän Beadle, ist's möglich!"

„Hallo! Turnerstick, Ihr seid es wirklich! Aber welcher Teufel reitet Euch denn, daß Ihr auf den Gedanken kommt, Euch in dieses heidnische Gewand zu stecken?"

„Geschieht meinem jetzigen Range gemäß. Bin Tur-ning sti-king kuo-ngan ta-fu-tsiang."

„Der Kuckuck mag Euch verstehen! Gewiß wieder 'mal so eine linguistische Marotte! Habe auf die Dschunke, gleich als ich sie sah, acht gehabt. Traute ihr nicht. Muß sie schon kennen. Traute auch der Angabe Eures Nachbars nicht. Da ich aber Euch am Steuer sehe, glaube ich alles. Müssen einmal hinüber zu Euch!"

„Ja. Wir haben jetzt die Morgenwache. Schickt die Vormittagswache herüber."

„Was? Die halbe Mannschaft!"

„Ist notwendig. Haben über sechzig Piraten im Raume."

„Gut! Bin begierig, zu hören, wie sich das zugetragen hat. Jedenfalls wieder 'mal ein Meisterstück von Turnerstick!"

Der Deckoffizier rief das bekannte „Rise out, Quartier in Gottes Namen!" und bald strömten die kräftigen Blaujacken aus den Luken. Das Boot und das Fallreep wurde herabgelassen, und auch Turnerstick bat den Gottfried und Richard, die Treppe der Dschunke niederzulassen. Kapitän Beadle übergab seinem Offizier das Kommando des Schiffes, um sich selbst mit auf die „Königin des Wassers" zu begeben.

Turnerstick stand am Steuer und jauchzte ihm entgegen. Sie kannten einander von früher her; sie hatten sich schon oft getroffen und schüttelten einander erfreut die Hände. Der Kommandeur lachte trotz des Ernstes der Situation laut auf, als er nun die Kleidung Turnersticks genau betrachtete. Dieser aber blieb sehr ernst und sagte:

„Was gibt's da zu lachen, Sir? Ich bin jetzt chinesischer Generalmajor, und daß ich mein Fach verstehe, beweise ich Euch dadurch, daß ich Euch über ein halbes Hundert Piraten samt ihrer Dschunke in die Hände liefere!"

„Weiß schon! Kenne Euch ja! Aber nur fünf Mann, wahrhaftig nur fünf Mann! Sagt, wie ist das möglich!"

„Werde es Euch erzählen. Eigentlich gehört der Ruhm nicht mir, sondern unserm blauroten Methusalem da."

„Blaurot? Methusalem? Hm!" sagte Beadle, indem er Degenfeld musterte.

Es war ihm anzusehen, daß ihm nicht nur Turnerstick drollig vorkam; er gab sich aber Mühe, ernst zu bleiben.

Turnerstick erzählte ihm in kurzen Worten das erlebte Abenteuer. Der Kommandant wurde jetzt ernst, ohne sich Mühe geben zu müssen, es zu sein.

„Bei Gott," sagte er, „das ist wirklich eine That, welcher man alle Ehre geben muß! Im Studentenwichs nach China zu kommen, ist — — hm! Aber Sie haben sich so verhalten, daß ich Ihnen allen die Hände drücken muß."

Er that es auch und fuhr dann fort, indem er einen prüfenden Blick über das Deck warf:

„Ich sagte bereits, daß ich denke, diese Dschunke zu kennen. Darum ließ ich fragen, ob es wirklich die ‚Schui-heu' ist."

„Natürlich ist sie es."

„So? Hm! Ich möchte wetten, daß ich da vielmehr einen alten Bekannten vor mir habe, der mir leider schon einigemal zwischen Untiefen, wo ich ihm nicht folgen konnte, entkommen ist. Ein Seemann kennt ein Schiff wieder, mag man ihm zehn andere Namen geben. Ich bin überzeugt, daß dieses Fahrzeug der berüchtigte ‚Hai-lung' (Seedrache) ist. Wollen doch einmal sehen."

Seine Leute standen in Reihe und Glied bewaffnet aufgestellt. Er winkte Turnerstick, ihm zu folgen, stieg auf das Vorderdeck und bog sich über die Bugbrüstung nach außen.

„Dachte es mir! Falsches Bild! Man braucht es nur umzukehren, so sieht man den gemalten Drachen und unter demselben jedenfalls die beiden Schriftzeichen, welche Hai-lung, also Seedrache bedeuten. Das Bild ist angeschraubt. Hätten wir einen Schraubenschlüssel, so . . ."

„Unten an der Kajüte steht ein Kasten, welcher allerlei Werkzeuge enthält," fiel der Methusalem ein. „Auch die beiden Bohrer, mit denen sie die Löcher in unsere Thür gemacht haben."

Richard ging, den Kasten zu holen. Er enthielt einen Schraubenzieher. Der Kapitän befahl zwei seiner Leute herbei, welche hinaussteigen und das Bild umdrehen und so wieder festschrauben mußten. Da war wirklich ein häßlicher Drache,

welcher den Rachen aufsperrte, mit der Unterschrift „Hai-lung," abgebildet.

„Das genügt," sagte Beadle. „Weitere Beweise brauchen wir eigentlich gar nicht. Der Hai-lung ist in diesen Gewässern so berüchtigt, daß man mit seiner Bemannung sehr kurzen Prozeß machen wird. Aber wie uns nun dieser Leute bemächtigen? Was meint Ihr, Kapitän?"

„Hm!" brummte Turnerstick. „Eine böse Frage!"

„Allerdings. Ich möchte meine Jungens nicht geradezu in den Tod schicken. Die Kerls haben genug Waffen unten, um uns, wenn wir durch die Luke eindringen wollen, mit Salz und Pfeffer zu empfangen. Und die Pulverkammer ist auch unten. Wenn sie auf den Gedanken kämen, sich und uns lieber in die Luft zu sprengen, als sich uns zu ergeben!"

„Dazu fehlt ihnen die Kourage."

„Denkt Ihr? Ich halte es doch für besser, List anzuwenden. Aber wie? Mein Leutnant hat zwar bereits unsere Geschütze herüber aufs Deck gerichtet. Er kann es mit einigen Salven leer fegen. Aber die Halunken sind doch nicht oben, sondern unten."

„Lassen Sie mich einige Worte hier mit Liang-ssi sprechen!" bat der Methusalem. Und sich zu dem Chinesen wendend, fragte er diesen:

„Es gibt noch eine Vorder- und Hinterluke hier. Sind diese beiden Räume unten mit dem Mittelraume verbunden?"

„Nein."

„Die Piraten befinden sich also nur in dem letzteren?"

„Ja."

„Auf welche Weise kommandiert der Ho-tschung alle Mann auf Deck?"

„Mit seiner Pfeife."

„Wo ist dieselbe?"

„Er hat sie stets am Halse hängen."

„Ja, ich besinne mich, sie gesehen zu haben."

„Dann denke ich, brechen wir die Mittelluke wieder auf. Wenn wir pfeifen, so kommen die Leute herauf."

„Daß sie dumm wären. Meinen Sie etwa, daß sie noch schlafen?" sagte Beadle. „Die stehen unten an den Fenstern und sehen, daß sie neben einem Kriegsschiffe liegen. Sie wissen also bereits, woran sie sind. Und der erste von ihnen, welcher an Bord steigen wollte, würde meine Leute sehen, sogleich wieder verschwinden und seine Genossen warnen."

„Gut, so gibt es noch ein Mittel, nämlich wenn wir zu demselben kommen könnten. Wir schlagen sie mit ihren eigenen Waffen. Ich meine die famosen Hi-thu-tschangs."

„Was ist das?"

„Die Stinktöpfe."

„Das wäre freilich ein Prachtmittel. Aber wo befinden sich dieselben?"

„Im Vorlukenraume," antwortete Liang-ssi.

„So können wir dazu. Führen Sie uns!"

Er winkte noch einige seiner Leute herbei und stieg mit ihnen hinab. Turnerstick und der Methusalem folgten. Der Mijnheer wollte sich ihnen anschließen, aber es zeigte sich leider, daß die Luke nicht für seinen Körperumfang berechnet war. Er mußte oben bleiben.

Sie gelangten in einen nicht sehr großen Raum, welcher vollständig leer war. Er hatte jedenfalls den Zweck, die geraubten Güter aufzunehmen. Eine noch schmalere Treppe führte weiter hinab in den Kiel- oder Ballastraum. Dort war es vollständig dunkel. Beadle brannte ein Wachshölzchen an, und beim Scheine desselben sah man mehrere Reihen verschlossener Töpfe im Sande stehen, welcher den Ballast bildete.

„Da sind sie," sagte Turnerstick. „Schaffen wir eine Anzahl hinauf!"

Das Hölzchen verlöschte. Es war wieder dunkel. Aber man wußte nun, wo die Töpfe standen und stieg nun im Sande zu ihnen hin. Während dieser Pause, in welcher niemand sprach, ertönte ein lauter, stöhnender Seufzer.

„Ist jemand hier?" fragte Beadle.

„Ngái ya!" erklang es von der Seite her.

„Das war chinesisch. Was bedeutet es?"

„O wehe!" antwortete der Methusalem.

„Sollte sich einer der Piraten hier befinden?"

„Vielleicht zur Strafe!"

„Kieu schin!" ertönte es abermals.

„Was heißt das?"

„Zu Hilfe!" antwortete der Blaurote.

„Vielleicht ist's doch ein ehrlicher Mensch, der in die Gewalt dieser Piraten geraten ist. Wollen es untersuchen."

Er gebot seinen Leuten, inzwischen eine Anzahl von Töpfen hinauf zu schaffen, und brannte abermals ein Hölzchen an. Als er sich mit Turnerstick und Degenfeld nach der Seite wandte, von welcher her die Seufzer hörbar gewesen waren, gewahrten sie einen niedrigen Bretterverschlag. Beadle klopfte an denselben und fragte:

„Ist jemand hier drin?"

„Hu-tsi — o wehe!" antwortete es.

„Schui tschung-kian — wer ist da drinnen?" fragte der Methusalem.

„Ngo-men-ri — wir zwei," hörte man es erklingen.

„Schui ni-men — wer seid Ihr?"

„Ngo Tong-tschi, t'a Ho-po-so — ich bin der Tong-tschi und der andere ist der Ho-po-so."

Degenfeld mußte dem Kapitän diese Antworten übersetzen.

„Alle Wetter!" meinte dieser. „Sollte das möglich sein? Ho-po-so heißen die beiden Beamten, welche alle Schiffer im Hafen von Kanton zu beaufsichtigen haben. Sollte einer von ihnen in die Hände der Piraten geraten sein? Was der zweite ist, weiß ich nicht. Tong-tschi ist mir unbekannt. Wissen Sie es vielleicht?"

„Ja. Tong-tschi und Tong-pan sind sehr hohe Magistratspersonen, mit deren Obliegenheiten ich mich oft beschäftigt habe, da sie sehr viel zu thun haben müssen. Das Gesetz trägt ihnen auf, die Abgaben an Geld oder Naturalien zu erheben, das Militär zu überwachen, die Polizei zu leiten, die Poststationen zu revidieren, für die Verbesserung der Pferderassen Sorge zu tragen, die Domänen des Staates zu beaufsichtigen, Dämme und Kanäle in Stand zu halten, auf die noch nicht ganz unterworfenen Bergvölker acht zu geben und endlich und vor allen Dingen auf die Fremden an den Grenzen und im Innern des Reiches zu vigilieren und das Paßwesen in Ordnung zu halten!"

„O wehe! So ein armer Teufel möchte sich doch in Stücke zerreißen!"

„Ja, das Amt eines Tong-tschi ist ein schwieriges und bedeutungsvolles. Wo ist der Verschluß dieses Kastens?"

Man konnte es nicht sehen, da das Hölzchen wieder verlöscht war.

„Lassen wir das einstweilen!" sagte Beadle. „Wir haben Nötigeres zu thun. Die beiden Kerls können noch eine Viertelstunde stecken, mögen sie nun sein, wer sie wollen. Wir müssen uns vor allen Dingen der Mannschaft versichern."

Es waren inzwischen wohl zehn bis zwölf Stinktöpfe an Deck gebracht worden. Das genügte für den beabsichtigten Zweck. Die drei stiegen wieder nach oben,

und nun wurden die schweren Körbe von der Luke weggenommen. Unter derselben regte sich nichts. Man hätte versucht sein können, zu bezweifeln, daß so viele Menschen sich unterhalb derselben befanden. Sie wurde aufgesprengt.

Wer gedacht hätte, daß die Piraten nun heraufspringen würden, der hätte sich in einem bedeutenden Irrtume befunden. Sie ließen von sich weder etwas hören noch sehen. Natürlich aber hütete man sich, der offenen Luke nun nahe zu kommen. Man hätte leicht eine Kugel bekommen können.

Nun wurden die Stinktöpfe herbeigebracht. Sie schienen sehr dünnwandig zu sein und hatten fast die Gestalt und auch die engen Oeffnungen unserer thönernen Wärmflaschen. Natürlich waren sie luftdicht verschlossen.

Einer der Matrosen warf, sich aber von der Luke so fern haltend, daß er nicht von unten gesehen werden konnte, den ersten Topf hinab. Seine Kameraden hielten ihre Gewehre schußbereit. Man hörte, daß der Topf in Scherben ging.

„Ngu-hu, hi-thu-tschang — o wehe, Stinktöpfe!" ertönte unten ein lauter Schrei.

Ein zweiter und dritter flog hinab. Die Wirkung war eine solche, daß man sie auch oben spürte.

„Macht schnell," gebot Kapitän Beadle, „sonst müssen wir selbst auch ausreißen!"

Man gehorchte diesem Befehle, und dann wurde die Luke wieder zugemacht.

Unten erhob sich ein vielstimmiges Geschrei, ein wüstes Lärmen und Klagen. Es wurde an die Luke gestoßen, um sie zu öffnen, aber man hatte die Körbe wieder darauf gestellt. Dann hörten die auf dem Decke befindlichen, daß an den Schiffsseiten die Fenster aufgerissen wurden. Die Piraten schnappten nach frischer Luft.

Das Mittel war außerordentlich drastisch. Es wirkte nicht nur auf die Patienten, sondern auch auf die Aerzte. Der schreckliche Gestank, welcher jeder Beschreibung spottet, drang durch die Fenster herauf auf das Deck. Kapitän Beadle zog sich auf das Quarterdeck zurück, Turnerstick mit ihm. Die Marineleute wären gern auch ausgerissen, mußten aber stehen bleiben.

„Na, wer diese Erfindung jemacht und vorher jeprobt hat, der muß eine Nase jehabt haben mit Nerven, so dick wie ein Heubaum!" rief Gottfried von Bouillon. „Wat soll mein Fagott denken! Es wird mich in die schönste Seelenverstimmung jeraten. Ich retiriere es und mir mit. Wat sagen Sie dazu, Mijnheer?"

„Wat ik zeg? Foei! Donder em blikfem! Dat ruikt waarachtig na honderd duizend ongelukkigen nijlpaarden — was ich sage? Pfui! Donner und Wetter! Das riecht wahrhaftig nach hunderttausend unglücklichen Nilpferden!"

Er ergriff schleunigst die Flucht und retirierte sich an das äußerste Ende des Vorderschiffes.

Nur der Chinese kann auf eine solche Erfindung verfallen. Der Räuber eines jeden andern Landes wagt sein Leben. Der chinesische Pirat besiegt seine Gegner mit Gestank!

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor dieser Geruch sich so verflüchtigt hatte, daß Kapitän Beadle wieder auf das Mittelschiff herabkam.

„Was nun?" fragte er abermals. „Ich möchte wissen, wie die Kerls sich da unten befinden. Versuchen wir, die Luke zu öffnen!"

Einige seiner Leute machten sich daran, diesen Befehl auszuführen. Kaum war es geschehen, so ergriff der Kapitän die Flucht schleunigst wieder. Die Luke glich einer Esse, aus welcher die Dämpfe der Hölle entstiegen. Man mußte wohl zehn Minuten vergehen lassen, ehe man ihr wieder nahen konnte.

Nun galt es, nachzuforschen, welche Wirkung die Stinktöpfe gehabt hatten. Beadle wollte Freiwillige vortreten lassen. Da aber meinte Gottfried von Bouillon:

„Nein, Sir, dat ist nicht nötig. Ich habe auch die meinige Ehre im Leibe und lasse mir nicht lumpen. Ich binde mir an einen Strick und nehme meine Oboe mit. Sobald ich blase, ziehen Sie mir wieder ans joldene Tageslicht. Die Oboe soll dat Zeichen jeben, dat da unten nicht allens in jutem Zustande ist. Wer Opium jetrunken hat, der kann wohl auch Ammoniak vertragen. Mijnheer, halten Sie mir am Seile fest!"

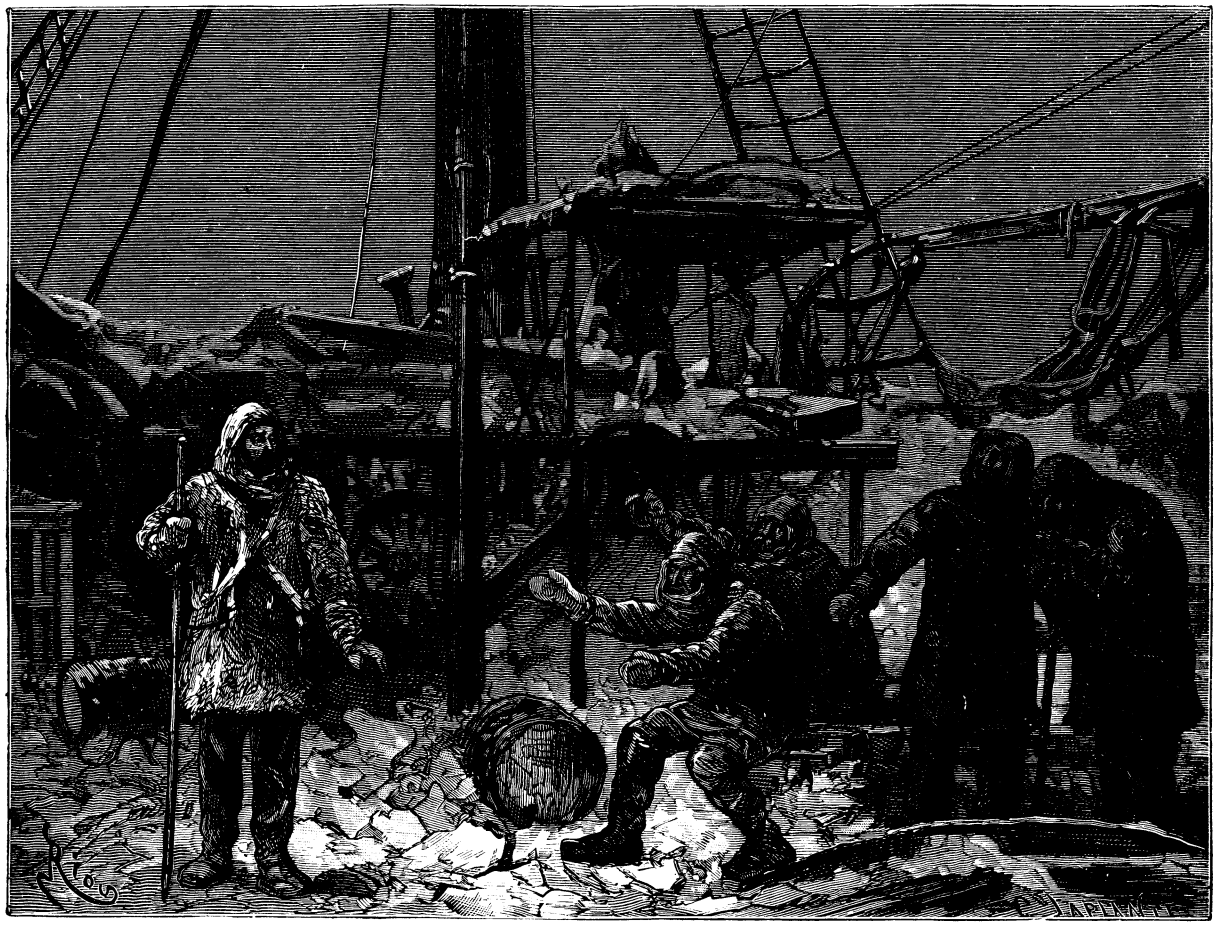
Er band sich einen Strick um den Leib, hielt sich das Taschentuch an die Nase und stieg mit dem Fagotte in die Tiefe. Niemand hatte ihm abgeraten. Was er unternahm, war doch eine Heldenthat. Er hatte nicht nur die Gase zu fürchten, sondern wohl noch mehr die Piraten, welche vielleicht nicht betäubt worden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Im Polareise.

Unsere jungen Kameraden haben ohne Zweifel schon viel von den großen Gefahren und unbeschreiblichen Mühsalen und Strapazen gehört, welche unsere unerschrockenen kühnen Forschungsreisenden im ewigen Eise der Polarwelt zu bestehen haben. Eine Anzahl der trefflichsten Seeleute, der tapfere Kapitän Franklin an der Spitze, haben dem Versuch, die Polarwelt zu erforschen und die sogenannte Nordwestdurchfahrt um das nordamerikanische Festland herum, aus dem Atlantischen Ozean in das Stille Meer, zu finden, ihr Leben geopfert, und noch viel mehr haben an die Verwirklichung dieser Idee ihre Gesundheit gesetzt. Diese Nordwestdurchfahrt war ein Gedanke, der über zweihundert Jahre lang in den Köpfen unserer Geographen und Seefahrer spukte und der Vermutung entsprang, es müsse, wenigstens im hohen Sommer, der nördlichsten Küste von Nordamerika entlang, sich im arktischen Meere so viel eisfreies Fahrwasser finden, daß man zu Schiff um Nordamerika herumfahren könne. Diese Nordwestdurchfahrt zu finden, hat die englische Regierung in langen Jahren viele Millionen Mark, die besten Schiffe und Hunderte von Menschenleben aufgeopfert. Sie wurde 1850 von M'Clure wirklich entdeckt und geht vom Lancastersund durch die Barrowstraße, den Melvillesund und die Banksstraße; gleich darauf wurden noch zwei weitere Durchfahrten aufgefunden, aber alle drei sind für die Schiffahrt nutzlos, da sie selbst im hohen Sommer wegen der Eismassen nicht befahrbar sind. Als das Problem dieser nordwestlichen Durchfahrt gelöst war, trat ein anderes an die Seefahrer heran: es galt Gewißheit darüber zu erlangen, ob um den Nordpol herum ein eisfreies Meer sei, wie viele unserer Geographen und Physiker behaupteten. Eine der ersten Expeditionen, welche zur Lösung dieser Frage ausgesandt wurden, war die der Schiffe „Alert", Kapitän Nares, und „Decouverte", Kapitän Stevenson, welche am 28. Mai 1875 von Portsmouth ausliefen, um jenes offene Meer aufzusuchen, was jedoch nicht gelang. Beide überwinterten

im Polarmeere, und zwar die „Decouverte“ am Eingang des Lady-Franklins- und des Robeson-Kanals, beinahe unter 82° n. Br., die „Alert“ am Eingang des Lincolnmeeres, ungefähr unter 82° 55′ n. Br. An die Ueberwinterung letzteren Schiffes knüpft unser Bild an. Während derselben ging nämlich von „Alert“ eine kleine Abteilung unter der Führung des tapferen Leutnants Markham mit einigen Hundeschlitten aus, um in nördlicher Richtung vorzudringen, und gelangte bis zum fernsten nördlichen Punkte, welcher bis dahin erreicht worden war, nämlich bis 83° 20′ 26″ n. Br. Die Abteilung unter Markham hatte furchtbare Strapazen und Entbehrungen auszustehen und wurde vom Skorbut befallen, woran beinah alle mehr oder minder erkrankten; Arzneien und zweckmäßige Nahrungsmittel waren ihnen ausgegangen und die Not so dringend geworden, daß es Markham nur mit Mühe und unter dem Beistand einiger noch gesunder Seeleute gelang, die Kranken bis in die Nähe des Joseph-Heinrichs-Kap zu bringen, welches etwa noch 50 km von dem Ankerplatz der „Alert“ entfernt lag. Er that sein möglichstes, um noch weiter zu marschieren, allein von Tag zu Tag stieg die Heftigkeit der Krankheit und die Zahl der davon Befallenen. Da erbot sich der Leutnant Parr in der edelmütigsten aufopferndsten Weise, nach dem Ankerplatz der „Alert“ vorauszueilen und dringend zu bitten, daß man den Kranken Hilfe entgegenschicke. Nur mit seinem Alpenstock versehen und mit etwas Lebensmitteln in seiner Umhängtasche, trat er unverzüglich ganz allein seine Wanderung an und



Leutnant Parrs Ankunft auf dem Deck der „Alert“ am Abend des 8. Juni 1876

legte eine Strecke von 40 km in ununterbrochenem Marsch zurück, ehe er das kleine Jagdzelt an der Dumbelsbai erreichte, wo er sich in der Eile eine Tasse Thee kochte; dann machte sich der kühne Mann wieder auf den Weg und legte in 24 Stunden die ganze Strecke zurück. Unser Bild veranschaulicht den Augenblick, wo Leutnant Parr am 8. Juni 1876 abends auf dem Verdeck der „Alert“ ankam. Er war von Hunger und Strapazen so entstellt, daß ihn seine Schiffsgenossen kaum erkannten. Es war neun Uhr abends, aber schon um Mitternacht verließen zwei starke Rotten von Matrosen und Offizieren das Schiff, um ihren Kameraden zu Hilfe zu eilen. Der Leutnant May und der Doktor Moß gingen auf Schlittschuhen mit dem Hundeschlitten voraus, der mit den dringendsten Arzneien und Lebensmitteln beladen war; sie gelangten mittels eines forcierten Marsches binnen 50 Stunden, seit dem Absenden des Boten, nach dem Lagerplatze Markhams. Ihre Ankunft hob den gesunkenen Mut der Unglücklichen mächtig; leider kam die Hilfe für einen der Unglücklichen zu spät; George Porter war am 8. Juni gestorben und wurde auf der Eisflue dicht neben dem Lager im Eise begraben. Den andern Tag trafen auch die beiden anderen Rotten ein, und es war eine tief ergreifende Begegnung, als die Hilfebringenden den Kommandanten Markham selbst gemeinsam mit zwei Matrosen den ersten Schlitten ziehen sahen, so sehr hatte die allgemeine Not die Standesunterschiede aufgehoben und die Gefährten einander gleich gemacht.

Ueber abgerichtete Vögel.

Vor etwa 25 Jahren, ich war eben auch Schüler geworden, zog ein invalider Bergmann mit etwa 20 goldgelben Kanarienvögeln in Deutschland von Ort zu Ort, um zumeist in den Schulen seine kleinen gefiederten Künstler bewundern zu lassen. In der That, es waren staunenswerte Leistungen, zu denen der findige Besitzer seine Gesellschaft gezwungen. Auf Kommando sangen und tanzten die Vögel, lagen sie tot, marschierten in Reih und Glied, flogen auf den Finger, in den Käfig, gaben Zahlen an, führten Krieg und feuerten sogar — als Meisterstück — eine kleine Kanone ab. Das war damals eine allerliebste Unterhaltung für jung und alt, gleichzeitig beschämten diese geplagten Tierchen aber auch manches Menschenkind, das sich zu Fleiß und Arbeit nicht bequemen wollte. Man übersah leider die eigenartige Tierquälerei, zollte den vortrefflichen Leistungen lauten Beifall, und die Einnahmen reichten eingestandenermaßen zu einem behäbigen Leben des Unternehmers aus.

Noch später erschien ab und zu in unserem entlegenen Städtchen ein anderer, welcher in einer Art von Geigenkasten fremdländische Araras und Kakadus von Haus zu Haus trug, unter märchenhafter Berichterstattung über Herkunft und Lebensweise unsere jugendlichen Gemüter an ferne Tropengegenden zu denken gewöhnte, aber das Schwergewicht nicht auf die Gelehrigkeit, sondern die Zahmheit seiner Pfleglinge legte. Wenn einer dieser Vögel in glänzender Farbenpracht nur unverdrossen einen Besenstiel hinaufrückte, waren wir schon hingerissen und klatschten hochbefriedigt Beifall.

Lange Jahre bildeten abgerichtete Zeisige und Distelfinken, selten war es ein anderer Vogel, ständige Gäste unserer Jahrmärkte. Wie diese sich aber in Zweck und Ziel überlebten, verschwanden auch die kleinen von gewöhnlichen Leuten stets umlagerten Buden, in denen ein armer, von Hunger gequälter Vogel, ein Kästchen zu sich heranzog, um demselben anscheinend mit Ueberlegung ein orakelhaft beschriebenes, für alle Fälle passendes Kärtchen, in Wirklichkeit aber allemal ein einziges Hanfkörnlein zu entnehmen. Fehlte es an Müßiggängern, welche Lust trugen, für einen Kreuzer durch den unparteiischen Vogel einen Blick in die Zukunft zu thun, gab es schmale Bissen und nur, wenn die Neugierigen zahlreich in die Tasche griffen, blühte der Weizen. Namentlich aber, wenn abends beim trüben Schein einer Laterne noch gearbeitet wurde, boten diese Gequälten ein trauriges Bild und unwillkürlich kam der Wunsch, ein Ohngefähr möge schnelle Erlösung bringen. Freiheit nützte ja nichts, die hier zur Schau gestellten Kinder der Lüfte kannten sie ja nicht oder wußten sie nicht mehr zu verwerten.

Auch sogenannte Vereine können sich den geklärten Einflüssen der Gegenwart nicht mehr entziehen. Habe ich doch zu meiner Freude selbst erlebt, daß ein wirklicher Virtuose im Abrichten gelegentlich einer Ausstellung für Zeisige und Stiglitze, welche zur Stillung ihres Hungers und Durstes ein Wägelchen an einer Kette mit vieler Mühe emporziehen mußten, im ersten Jahr einen Preis und lobende Erwähnung in allen Lokalblättchen erzielte, auch teuer verkaufte, was ja des Pudels Kern, dagegen im zweiten mit denselben Leistungen völlig unbeachtet gelassen wurde und keinen einzigen Liebhaber fand, obwohl er wieder ohne jegliche Konkurrenz war. Ich hatte einfach hier und da während der Ausstellung auf das ewig Tadelnswerte solcher Schaustellungen hingewiesen und das diesmalige ablehnende Verhalten des Publikums hat den gewandten Abrichter seitdem einer anderen Thätigkeit zugedrängt.

Etwas mir wenigstens ganz Neues bot eine Messe in unserem Städtchen. Ein unternehmender Photographiehändler nämlich brachte, immer nur bei Licht in den Abendstunden, eine Gesellschaft Papageien zum Vorschein. Ihre Leistungen entsprachen einer sprichwörtlichen Gelehrigkeit. Vorn in einem Ring präsentierte sich Jako, der Schwätzer, und auf einigen Staffeln dahinter waren vier Perikiten angekettet. Sie pfiffen und sprachen, sie schossen und tanzten, sie setzten, wenn sie hungrig waren, vermittelst einer herabhängenden erreichbaren Schnur eine Schelle in Bewegung und zogen gleichzeitig unter Anwendung eines Kettchens ein Eimerchen in die Höhe, das sie entleert, gliedweise wieder an seinen Platz gelangen ließen. Aus einem Bündel geschlossener Briefe zog Jako sehr einsichtsvoll allemal den heraus, welcher sich für den jeweiligen Zahler besonders eignete und als gebildeter Vogel verstand er es sogar, die Mühe des Oeffnens auf sich zu nehmen und mit höflichem Kopfneigen aufzufordern: „nimm!"

Was man den armen Tierchen zumutete! Wir hüten unsere Lieblinge zu Hause mit vollem Rechte ängstlich vor jeglichem Luftzuge und hier sitzen sie, kaum nennenswerten Schutz hinter einem Plantuche findend, bei Wind und Wetter — sechs lange Jahre schon, wenn den Versicherungen des Besitzers zu glauben ist. Gewohnheit also! Zweifellos sind alle diese Abrichtungen, zu denen sich freilich mancher Vogel mehr, mancher weniger eignet, nur durch Geduld und Mühe einerseits und eine Kette der manigfaltigsten Leiden andererseits zu erreichen — aber sie sind und bleiben doch völlig wertlos. Der Vogel in seiner Natürlichkeit erregt bei dem, der ihm überhaupt Verständnis und Liebe entgegenbringt, eine ganz andere nachhaltige Bewunderung.

Die einzig richtige, einem talentvollen Vogel ganz von selbst geläufig werdende, ihm auch selbst eine Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung bildende Kunst ist — das Sprechen; er erlernt es ohne das quälerische, ganz zwecklose sogenannte Zungenlösen. Sich selbst sprechen zu hören freut den Vogel in gleichem Grade wie den Taubstummen, welcher endlich das einzige Wörtchen Du rufen lernte und nicht müde wird, sich an den überraschenden Wirkungen dieses kurzen Ausrufs zu ergötzen.

Der Gesang des Vogels als ihm eigenartig ist Naturgabe, er singt, wie ihm der Schnabel gewachsen und wie die Alten gesungen. Auch die Art der Abrichtung, welche in den vorbereiteten und beabsichtigten Gesangsnachahmungen andersartiger Vögel liegt und auf einen Stimmenwirrwarr hinausläuft, findet keine Berechtigung, da noch nie ein Nachahmer gleichzeitig ein Meister geworden. Er bethätigte wirklich wenig Sinn für die hochbegabten Mitgenossen der Schöpfung, wenn wir diese berufenen Freiheitshelden nicht nur gefangen, sondern in Ketten und in Ausübung schwer erlernter Künste noch bewundern könnten.

Ohrenschmaus und Augenweide bietet im großen und ganzen die gefiederte Welt, aber nimmer ist sie ein Spielzeug und diejenigen, welchen den abgerichteten Vogel als Erwerbsgehilfen vorschützen, dessen Ueberanstrengungen wir oft ordentlich mitfühlen, sind in der Regel arbeitsscheue Persönlichkeiten, welche weder Schutz noch Teilnahme verdienen und als wesentlicher Fortschritt in der praktischen Lösung unserer Vogelschutzfrage wird es von alt und jung zu begrüßen sein, wenn bald einmal die Schaustellungen mit solchen Vögeln, an was für Orten und zu welchen Zwecken auch immer, gänzlich verboten werden.

Ursprung der weißen, roten und schwarzen Menschen.

Eine Sage der Seminolen*).

Als Florida den Vereinigten Staaten einverleibt wurde, faßte der Gouverneur, William Duval, ein menschenfreundlicher Mann, den Entschluß, die Eingeborenen allmählich an den Wohlthaten der Zivilisation teilnehmen zu lassen. Zu diesem Zwecke versammelte er deren Häuptlinge und eröffnete ihnen, wie es der Wille ihres Großen Vaters zu Washington sei, daß sie auch Schulen und Lehrer erhalten und ihre Kinder gleich denen der Weißen unterrichtet werden sollten.

Die Häuptlinge hörten stillschweigend und mit Würde der langen Rede zu. Als er geendet hatte, baten sie ihn jedoch um

*) Ein nordamerikanischer Indianerstamm; Zweig der Creeks in Florida.

einen Tag Bedenkzeit. Ihre Bitte wurde gewährt. Zur bestimmten Stunde erschienen sie wieder, und einer ergriff im Namen der übrigen das Wort und sprach:

„Mein Bruder, wir haben über den Vorschlag unseres Großen Vaters in Washington, uns Lehrer zu geben und Schulen unter uns zu errichten, nachgedacht; wir danken für diese gute Meinung, sind aber nach reiflicher Erwägung entschlossen, dies Anerbieten abzulehnen. Was für die weißen Menschen sehr nützlich erscheint, ist es nicht in gleicher Weise für die roten. Ich weiß, daß ihr Weißen behauptet, wir stammen alle von demselben Vater und derselben Mutter ab; aber darin seid ihr im Irrtum. Wir haben eine Sage von unsern Vorvätern, die uns sehr glaubhaft erscheint; daß nämlich der große Geist, als er es unternahm, die Menschen zu schaffen, zuerst den schwarzen Menschen machte. Es war dies sein erster Versuch, und er gelang für den Anfang ziemlich gut. Doch sah er bald, daß er nicht ganz gelungen war; er entschloß sich daher, zum zweitenmal ans Werk zu gehen; er schuf den roten Menschen. Der große Geist zog ihn dem Schwarzen weit vor; aber er war immer noch nicht ganz befriedigt durch sein neues Werk. Endlich schuf er daher den weißen Menschen, und dann war er zufrieden gestellt. Du siehst also, daß ihr zuletzt erschaffen worden seid, und deshalb nenne ich dich meinen jüngeren Bruder.

„Als nun der große Geist die drei Menschen gemacht hatte, zeigte er ihnen drei Schachteln. Die erste war voll von Büchern, Landkarten und Papieren; die zweite von Bogen und Pfeilen, Messern und Tomahawks; die dritte enthielt nichts als Aexte, Spaten, Hacken und Hämmer.

„‚Meine Söhne,' sagte er, ‚da sind die Werkzeuge, mit denen ihr euch den Lebensunterhalt erwerben könnt; wählt unter ihnen nach eurem Geschmack.'

„Der weiße Mensch, der bevorzugt war, durfte zuerst wählen. Er ging an den Werkzeugen vorüber, ohne sie anzusehen; als er aber zu den Kriegs- und Jagdgeräten kam, blieb er stehen und betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Der rote Mensch zitterte, denn sein Herz brannte vor Verlangen, diese Schachtel zu erhalten. Doch der weiße Mensch ging, nachdem er sie untersucht hatte, weiter und wählte die Schachtel mit den Büchern und Landkarten.

„Jetzt kam der rote Mensch an die Reihe, und du kannst dir denken, daß er nicht zauderte, mit Freuden nach Bogen, Pfeil und Tomahawk zu greifen. Der schwarze Mensch hatte nun weiter keine Wahl; ihm blieb die Schachtel mit den Werkzeugen.

„Offenbar war es darum die Ansicht des großen Geistes, daß der weiße Mensch lesen und schreiben lerne, um den Mond und die Sterne zu kennen, und zu verstehen, wie man alles macht, selbst den Rum und Whisky. Er hat gewollt, daß der rote Mensch ein großer Jäger und mächtiger Krieger werde, aber nichts aus Büchern lerne, weil er ihm keine gegeben hat, auch nicht, daß er Rum und Whisky mache, aus Besorgnis, derselbe möchte sich durch den Genuß desselben zu Grunde richten.

„Was den schwarzen Menschen betrifft, der ja nur die Werkzeuge hat, so ist es klar, daß er bestimmt ist, für die roten und weißen Menschen zu arbeiten; — und das hat er immer gethan. Wir müssen uns dem Willen des großen Geistes unterwerfen, sonst würde uns Unheil treffen. Die Kunst des Lesens und Schreibens ist für den weißen Menschen ein hohes Gut, aber ein großes Unglück für den roten Menschen. Jenen macht es besser, diesen schlechter.

„Einige von den Creeks und Cherokees haben Lesen und Schreiben gelernt und sie sind die größten Bösewichter unter allen Indianern geworden. Sie gingen nach Washington, indem sie sagten, sie wollten ihren Großen Vater besuchen, um sich mit ihm über das Beste der Großen Nation zu besprechen. Und als sie angekommen waren, schrieben sie auf ein Stück Papier, und die Männer ihres Stammes wußten nicht, was dieselben geschrieben hatten.

„Aber bald darauf ließ der indianische Agent sie rufen, zeigte ihnen dieses Stück Papier, auf welchem, wie er sagte, ein Vertrag geschrieben war, den ihre Brüder mit dem Großen Vater zu Washington geschlossen hatten; und da sie nicht wußten, was in dem Vertrage war, da der Agent das kleine Stück Papier in die Höhe gehoben hatte, schauten sie abwärts.

„Was war aber geschehen? Unsere gelehrten Brüder hatten ihre Häuser, Felder und die Gräber ihrer Väter verkauft, und die weißen Menschen waren unsere Herren geworden.

„Deswegen sage unserem Großen Vater zu Washington, daß wir sehr bedauern, seinem Verlangen nicht willfahren zu können, denn es gereicht den Indianern zum Nachteile, wenn sie Lesen und Schreiben lernen." —

Verbotene Ware.

(Fortsetzung und Schluß.)

In diesem Augenblick rasselte eben das Gefährt durch die Pforte des Schuppens, das den jungen Handelsherrn mit einem Teil der geborgenen Ladung von dannen trug; unter wüsten Flüchen wollte der Sergeant mit seinen Leuten vorwärts stürmen, aber er stieß gegen eine lebende Mauer. — „Platz, Platz, oder ich lasse schießen!"

„Wagt es, — und es gibt Unglück! Wir sind die Mehrzahl!" klang es aus dem Munde Christofs zurück, zustimmende Rufe der übrigen begleiteten das Wort des Grundherrn. Vom Schuppen aus hatte sich Johannes Bergen zu den unerschrockenen Landsleuten gesellt; „alles gut," flüsterte er, — „die übrige Mannschaft rückt von vorn an, aber sie sind geborgen!"

Der Sergeant war klug genug, um einzusehen, daß jeder Versuch der Gewalt für den Augenblick an der zum äußersten Widerstand entschlossenen Uebermacht scheitern mußte; in jedem nächsten konnte die durch Klaus beorderte Verstärkung eintreffen; so galt es vorläufig bis zu ihrem Eintreffen den bis jetzt erworbenen Posten wenigstens zu behaupten.

So lange sich Herr Gaspard auf das Schimpfen verlegte, schien ihm keiner den Platz streitig machen zu wollen, — jetzt aber eilten die übrigen Douaniers im Sturmschritt zu der Stätte, wo sie ihres Anführers Stimme vernahmen. Eng hatte Klaus sich ihnen angeschlossen; er schien Furcht zu haben, seinen Landsleuten allzunahe zu kommen.

Aber hinter den Franzosen kam fast ganz Twielenfleth hinterdrein; die gereizte Stimmung der Landleute wuchs in jedem Augenblick mehr; mit geheimer Furcht waren die Franzosen ihrer Schwäche bewußt.

Auf einen Befehl des Hofbesitzers waren Söhne und Knechte zur Seite getreten, um der Vereinigung des gesamten Korps kein Hindernis zu bereiten. Eine

Einer der Matrosen warf, sich aber von der Luke so fern haltend, daß er nicht gesehen werden konnte, den ersten Stinktopf hinab.

kurze Pause, eine Art Waffenruhe entstand; Christof und seine Leute benutzten sie zu kurzer Erklärung für die Umstehenden; aber auch Klaus Breckwolt ließ den günstigen Augenblick nicht vorübergehen, ohne dem Sergeanten das glückliche Entkommen der Gesuchten gemeldet zu haben; dann aber fügte er hastig noch einige Worte hinzu, denen der „gute Freund" durch Kopfnicken sichtlichen Beifall zollte. — Der weite Hofraum bot ein buntes belebtes Bild, vom grellen Licht einiger rasch entzündeten Kienfackeln und dem schwächeren der mitgebrachten Laternen beleuchtet; wie eingekeilt stand die kleine Franzosenschar inmitten der hoch erregten Menschenmasse.

Nun fing der Sergeant an zu reden, der Lärm minderte sich, jeder wollte hören. In kurzen Worten erklärte der Führer der Douanen, daß er vorderhand auf weitere Maßregeln verzichte, bis er auf Meldung des Geschehenen weitere Befehle aus Hamburg erhalten habe, daß aber er, Sergeant Gaspard Meunier, im Namen des Kaisers sich genötigt sehe, einen Bewachungsposten auf dem Gehöft zu lassen, vor allem aber den Knaben Johannes Bergen wegen Begünstigung des Schmuggels und wegen Mordversuchs, begangen an dem gegenwärtigen Klaus Breckwolt, in Haft zu nehmen und noch in derselben Nacht in der Wohnung des Großvaters, des genannten Johannes Bergen, Haussuchung vorzunehmen. „Und wer weiß," endete er, „ob der Stumpfsinn des alten Patrons nicht eine Maske ist, die Behörde zu betrügen und sein Quartier zum Aufbewahrungsort verbotener Waren zu machen!"

Die Ausrufe der allgemeinen Entrüstung wurden durch den lauten Aufschrei Johannes übertönt; in hochaufgerichteter Haltung trat der Knabe dem Franzosen gegenüber; jeder Blutstropfen schien aus seinem Antlitz gewichen, aber die dunklen Augen leuchteten dafür in fast unnatürlichem Glanz. „So wahr ein Gott über uns in dieser Stunde," nahm er das Wort — erst nach und nach rang sich die vor Erregung bebende Stimme zur Verständlichkeit durch —, „der Verdacht dieses Mannes ist eine elende Lüge. Mit harmlosem Pulver, nicht zur Verletzung, nur zum Erschrecken bestimmt, war die Pistole geladen, die ich ohne jede böse Absicht zu mir steckte. Und nicht meine Hand berührte den Hahn; die Waffe entlud sich von selber, als Klaus Breckwolt mich zurückstieß, um sich von meiner Bewachung zu befreien. Von Schuld aber ist mein Gewissen rein; was ich gethan, will ich verantworten. Eines aber sage ich Euch, Herr Sergeant" — wie im Fieber leuchteten die Augen des Knaben —, „ich stehe Euch willig, aber ich flehe Euch an, das Haus des alten, hart genug getroffenen alten Mannes in Frieden zu lassen. Ihr werdet dort nichts finden als Armut und Ehrlichkeit — ihm aber könnte, wenn er einen lichten Augenblick hat, der Schrecken den Tod bringen."

Der beste Fang war Gaspard Meunier entgangen; er wollte doch wenigstens eine Beute heimbringen, dem Bauernvolk zu beweisen, wer immer trotz alledem noch Herr im Lande ist. An den Besitzer des Apfelhofes traute er sich nicht; wer aber hatte Lust, Leib und Leben für einen Knaben und einen halb blödsinnigen Greis zu wagen?

Mit einem kurzen, höhnischen Lachen, dem sich das Beifallskichern Klaus Breckwolts zugesellte, beantwortete der Franzose die flehentliche Bitte des Knaben. „Drei Mann zur Wache mit dem Burschen," befahl er, „die anderen mit mir zur Spelunke, in der die Sippschaft ihr Gewerbe treibt!"

Das ohnehin auf das Aeußerste gereizte jugendliche Blut des sonst so ruhigen Knaben überschäumte den Damm der Besonnenheit, wie das ihm so vertraute Element vom Sturm gepeitscht den Wall durchbricht, den menschliche Berechnung ihm gezogen. Aus den Händen des ihm zunächst stehenden Knechtes riß er eine Sense, und sie mit kräftiger Hand schwingend rief er: „Gott sei dem gnädig, dessen Fuß mit Gewalt über unsere Schwelle dringt, — und mir selber!"

Der Zornbefehl des ergrimmten Sergeanten ward durch den Ausbruch der Stimmung der Twielenflether übertönt.

„Soll uns ein Knabe beschämen?" tönte es aus dem Munde des Apfel-Christof, „die Zeit der Franzosenwirtschaft ist vorüber!"

„Weg mit den Franzosen, nieder mit ihnen!" ein dröhnender Lärm erfüllte die Luft, selbst die Weiber stimmten begeistert mit ein. — Die Männer hatten Johannes in ihre Mitte genommen; von Minute zu Minute stieg die Aufregung; das mindeste Zeichen eines gewaltsamen Angriffs von seiten der Franzosen und ein blutiger Ausgang war unvermeidlich, aber ebenso, daß die kleine Zahl der Douaniers schließlich die Unterliegenden sein mußten.

Totenblaß, die Lippen zusammengepreßt, stand der Führer, nach einem ehrenvollen Ausweg ringend; auch in den Mienen der Soldaten zeigte sich Unruhe, aber

Sioux-Häuptling.

Lustige Maskerade.

keiner verleugnete die soldatische Haltung.

Ohne das lärmende Durcheinander, das alle Räume des Apfelhofs erfüllte, hätte man von der Landstraße her den Galopp eines Pferdes vernehmen müssen. Die Laterne, mit der er seinen Weg erhellte, am Gürtel, sprengte ein Reiter, in einen Militärmantel gehüllt, das französische Käppi auf dem Haupte, dem Gehöfte zu. Hier zügelte er seinen Renner. Die vielen Menschen, der Lärm zu dieser Stunde mußten ihm auffallen — er vermutete ein Ereignis, bei dem vielleicht militärisches Einschreiten erforderlich gewesen.

„He, Leute," rief er in gebrochenem Deutsch den im vorderen Hof Befindlichen zu, „wo finde ich den Sergeanten Meunier?"

Ein paar Knaben wiesen mit der Hand in die Richtung, wo sich die französische Mannschaft befand; von den älteren hätte wohl keiner die Antwort übernommen. Was mochte der Bote bringen? Kündete er Verstärkung der Besatzung an, so war das Unheil über Twielenfleth hereingebrochen.

Der Reiter war abgestiegen; er winkte einem Knaben, den Zaum des Pferdes zu halten, und der Junge wagte nicht, den Gehorsam zu versagen.

Der Kommende war noch jung, aber eine echt soldatische stramme Erscheinung; die Leute machten ihm willig Platz, als er, weder rechts noch links blickend, durch ihre Mitte schritt.

„Sergeant Meunier!" wiederholte er, aus der Flurpforte in den äußeren Hof tretend. — „Hier!" lautete der Gegengruß, und im nächsten Augenblick stand der nächtliche Bote vor dem Führer des Douanenpostens.

Beide grüßten militärisch. „Ordonnanz aus Hamburg, Befehl des Generalkommandos!" Der Reitersmann zog ein Schreiben hervor und überreichte es dem Sergeanten. Hastig brach Meunier den Verschluß und überflog die wenigen Zeilen; dann wandte er sich an seine Mannschaft:

„Die Russen sind im Anzug," sagte er halblaut in französischer Sprache, „die Stimmung der Hamburger ist eine bedrohliche; die Besatzung des linken Elbufers hat Befehl, sich ohne Verzug nach Empfang der Botschaft in die nahe Festung Stade zurückzuziehen. Wir haben zu gehorchen; in einer halben Stunde müssen wir auf dem Marsch sein. En avant!"

Hatte der Sergeant geglaubt, sich nur seinen Landsleuten verständlich gemacht zu haben, so war dies eine Täuschung gewesen. Durch den jahrelangen Verkehr mit der französischen Nation, die selbst an dem

kleinsten Ort der eroberten Landesteile vertreten war, hatte auch der niedere Mann mehr oder weniger Verständnis für die Sprache derselben erworben. So konnte es nicht fehlen, daß die frohe Kunde sich im Augenblick herumsprach. Ein unbeschreiblicher Jubel erschütterte die Luft, ein Ausbruch der Freude, die ergrauten Männern Thränen über die Wangen rinnen ließ. Aber keine Hand erhob sich, kein beleidigendes Wort wurde laut, da Sergeant Gaspard Meunier in straffer Haltung die Seinen aus dem Gehöft dem Wachthause zuführte — die Ordonnanz war schon vorher weiter ins Land gesprengt —, und in demselben Augenblick, da der letzte Franzose die Schwelle des Apfelhofes hinter sich ließ, da stimmte eine jugendhelle Knabenstimme das altehrwürdige Preislied an, zu Ehren dessen, der stets zu rechter Zeit zu helfen weiß: „Nun danket alle Gott!“ und zum Lobgesang Johannes Bergens bildeten die Twielenflether den mächtigen Chor; weit in die Nacht hinaus klang es, dahin über den mondbeglänzten Wasserspiegel der Elbe: „Nun danket alle Gott!“

„Ein Kanonenschuß dröhnte vom Strome her darein; das vor Anker liegende Fahrzeug hatte sich gelöst; langsam, majestätisch glitt es über die breite, seenartige Fläche dem Hamburger Hafen entgegen. Klaus Breckwolt war wie ein ertappter Sünder hinterrücks von dannen geschlichen; in der allgemeinen Erregung hatte sich keiner um den Burschen gekümmert; in der Wohnung seiner Großmutter hielt er sich die ersten Tage verborgen; dann verließ er mit der durch seine Vorspiegelungen bethörten greisen Frau das „alte Land“. Man hörte dort nichts wieder von beiden, als daß die Greisin auf der Reise gestorben und ihr sauberer Enkel nach Paris gewandert sei. Dort ist er verkommen.

Zwei Tage später hatten die Franzosen Hamburg und die Elbgegend geräumt.

In der alten Hansestadt übte sich eine Anzahl Bürger aller Stände in der Waffenführung, um bei dem vorauszusehenden Kampf der Entscheidung zwischen Recht und Gewalt, für äußere und innere Fälle, eine militärische Macht stellen zu können. Die von dem Hause Martens & Co. eingeführte und natürlich ohne jede Vergütung dargebotene kriegerische Ladung kam bei dem herrschenden Mangel trefflich zu statten; viele Briefschaften von hohen, in England lebenden Persönlichkeiten, die vor dem Grimm des Korsen auf Albions Kreidefelsen Asyl gefunden, und der Martensschen Schiffsladung beigelegen hatten, erreichten durch geheime Boten ihr Ziel.

Frei vom Franzosenjoch! Nicht mehr unter erborgtem Namen brauchte der Sohn des Handelshauses Martens & Co. die Gemarkung Twielenfleths zu überschreiten, da Robert in stattlicher Equipage durch den freudig erregten Ort fuhr, seinen jungen Freund und Schützer und dessen Großvater nach Hamburg zu geleiten. Segenswünsche der von seiner Großmut reich bedachten Dürftigen erhielten noch lange das Gedenken an ihn und an das gewagte Unternehmen in der Abzugsnacht der Franzosen, dessen wirklicher Zweck jetzt den ländlichen Bewohnern sich offenbarte, und die Teilnahme für den jungen Handelsherrn und seine Helfer noch erhöhte.

In väterlicher Weise empfing der alte Martens den getreuen Knaben, dessen Großvater unter vorzüglicher Pflege körperlich und geistig erstarkte. Johannes selbst aber stieg mehr noch durch eigenen rastlosen Eifer als durch Freundesgunst von Stufe zu Stufe und in verhältnismäßig rascher Zeit zum Teilhaber des weit und breit geachteten Handelshauses: Martens & Co. Und heute noch blüht diese Firma in den Nachkommen der Väter fort, auf festem Grund der Redlichkeit und Klugheit, eine Säule der Kaufmannsschaft Hamburgs; in Ehren klingt der Name bis in die Fernen jenseits des Ozeans.

Lustige Maskerade.

I.

An solchen schulfreien Nachmittagen, wo der Regenzeus griesgrämig aus den grauen Wolken guckte, oder wo der Winterkönig mit seiner Frostkneifzange doch gar zu grimmig die Ohren und Nasen der Spaziergänger zwickte, hatten mehrere gute Kameraden, Schüler des Gymnasiums zu M., ihren Vereinigungspunkt in dem uralten Patrizierhause des Kaufmanns Wendeland. Der älteste Sohn des Handelsherrn, Viktor mit Namen, ein ebenso fleißiger als lustiger Tertianer, besaß in dem oberen Stockwerk des Hauses eine eigene Stube — „eine famose Bude“, wie das einstimmige Urteil aller guten Kameraden lautete, die sie je betraten. Sie war so groß wie eine Rennbahn, so hell wie ein Treibhaus, und ging mit ihren drei Fenstern auf einen stillen Hof hinaus, wo Hühner, Tauben, Kaninchen und eine zahme Elster keinen Anstoß nahmen an den lustigen Gesängen, die zuweilen von oben herabschallten. In einer Ecke der Bude präsentierte sich auf drei krummen Löwentatzen ein dickbäuchiger Trommelofen, in welchem an Wintertagen das Feuer schnurrte wie ein heranrollender Eisenbahnzug. Die Wände prangten im Schmuck einer grauen Arabeskentapete, und auf diesem grauen Grunde hoben sich Glaskästen mit Schmetterlingen und zahlreiche bunte Bilder verschiedener Völkertypen in ihren Trachten wirkungsvoll ab. Mehrere große Tische, an denen man schreiben, malen, kleben und schnitzeln konnte, waren vorhanden — bunte Wachstuchdecken verhüllten mitleidig die zahllosen Schnitte, Farbenflecke, Tintenklexe und Leimspuren auf den Platten. Acht Stühle standen steifbeinig und geradrückig in Reih und Glied an den Wänden und zeigten eine so derbe körperliche Beschaffenheit, daß man schon einige Turnerkünste an ihnen wagen konnte. Bücherschränke mit Dichterwerken und Reisebeschreibungen boten jederzeit Unterhaltung und Belehrung, wenn man sich ihnen widmen wollte. Beim Zeus! manchen angenehmen Nachmittag verbrachten Viktors gute Kameraden auf dieser „famosen Bude“.

Aber fast noch anziehender und unterhaltender als die gepriesene Stube waren die drei Söller, welche sich neben und über der Stube hinzogen: sie glichen nämlich einem vollgestopften Museum. Seit Generationen hatte die Familie Wendeland das Haus bewohnt, und was jede Generation an Kleidern, Hüten, Schuhen, Möbeln, Teppichen, Bildern und sonstigen Dingen abgelegt hatte, das war meistenteils auf den einen oder andern der drei Söller spaziert. Der größte und geräumigste lag unmittelbar neben der Bude Viktors (das obere Stockwerk des Hauses war nämlich nicht völlig ausgebaut); von diesem Söller stieg man mit Hilfe einer steilen, schmalen Treppe auf einen zweiten und von diesem mittels einer halsbrecherischen Leiter auf den dritten Söller, der sich in der obersten Spitze des Daches befand. Wollte Viktor seinen guten Kameraden einmal ein besonderes Vergnügen machen, so schlug er eine Expedition ins Reich der Söller vor. Denn, oh! welche Lust war es, in der Urväter Hausrat herumzukramen! Was für seltsame, kostbare, einfältige, herrliche, lächerliche und rätsel-

hafte Dinge bekam man da zu sehen, zu betasten, zu untersuchen — ja, wer Lust hatte, konnte sogar einen scharlachroten Frackrock mit Goldtressen aus dem Jahre 1785 anziehen und eine weiße Perücke, lang und gewaltig wie eine Löwenmähne, dabei aufs Haupt setzen! Die steile, schmale Treppe, die halsbrecherische Leiter, sie schreckten bei diesen Expeditionen nicht — im Gegenteil, die Ueberwindung dieser gefährlichen Aufstiegsinstrumente hatte den Reiz des Abenteuerlichen. Doch blieb man von dem obersten Söller im allgemeinen lieber fort, weil hier zwischen Kisten und Kasten, zwischen Stroh und Heu ein kohlpechrabenschwarzer Kater mit grasgrünen Augen sein Reich aufgeschlagen hatte: mit fürchterlichem Prusten und ausgestreckten Krallen pflegte er demjenigen, der sich seiner Häuslichkeit nahte, ins Gesicht zu springen — wovon z. B. die Narben zeugten, die Georg Thiele und Guntram Schönfeld in ihren Gesichtern trugen. Die Bösartigkeit des Katers hatte die alte abergläubische Köchin des Wendelandschen Hauses sogar auf den Gedanken gebracht, daß der Kater eigentlich ein verwunschener Prinz sei; sie nannte ihn nicht anders als den „schwarzen Arnold", sprach mit dem größten Respekt von ihm und war glücklich, wenn er aus den oberen Regionen des Hauses einmal herabstieg, um sich in der Küche (sehr herablassend für einen Prinzen!) seine Nahrung zu holen. —

An einem Nachmittag im Februar war's, als die guten Kameraden unter Viktors Führung mal wieder auf den Söllern herumkramten. Draußen herrschte Tauwetter; der Schnee hatte sich in einen schlüpfrigen Brei verwandelt, der wahrhaftig nicht zum Spazierengehen einlud. Ein heller Sonnenstrahl glitt durch eines der Dachfensterchen wie ein goldener Wurfspeer auf den mittleren Söller — und in diesem Sonnenstrahle sahen unsere Freunde Millionen und aber Millionen farbiger Stäubchen wirbeln und tanzen. In dem hellen Lichte, das der Strahl verbreitete, sahen die Kameraden auch die fingerdicke Staubschichte, welche überall auf Kisten und Kasten, auf Gesimsen und Schränken lag; auch die grauen Netze und Fäden der Spinnen machten sich in diesem Lichte mehr als sonst bemerkbar. Das bleiche Antlitz einer Nonne mit weißer Stirnbinde und schwarzem Schleier blickte von einem uralten Oelgemälde aus einem Winkel hinter dem Schornstein hervor, mit so strenger Miene und so stechenden Blicken, daß der kleine Alex Schipper dem langen Guntram Schönfeld zuflüsterte: „Ich bin fast bange vor dem unheimlichen Bilde!" Auf dem ledernen Rücken hundertjähriger Bücher, welche in einem Gestelle unordentlich durcheinander lagen, funkelten die Goldbuchstaben der Titel, als wären sie erst gestern aus der Hand des Buchbinders hervorgegangen — und doch war jene Hand, welche die goldenen Titel geprägt, schon längst in Staub zerfallen! Der Sonnenstrahl traf an der gegenüberliegenden Wand einen uralten, wunderlich geformten, schwarzseidenen Damenhut, und die drei scharlachroten

Lustige Maskerade.

Federn, welche diesen Hut schmückten, erglühten förmlich in dem Sonnenlichte — ein wundervoller Farbeneffekt! Aller Blicke wandten sich unwillkürlich dieser Farbenwirkung zu, bis Viktor den Hut vom Nagel herunter holte und lustig ausrief: „Ei, Freunde, die drei roten Federn gäben einen prachtvollen Schmuck für einen Indianerkopfputz ab!" Dann sprang er plötzlich auf den Deckel einer Kiste, nahm die Stellung eines Redners an und sprach also:

„Teure Freunde! Schon seit längerer Zeit wälze ich, wie der vielerfahrene Odysseus, einen großen Gedanken in meinem erhabenen Gemüte; Fasching rückt heran, der heitere Fasching! Wie wär's, wenn auch wir eine lustige Maskerade anstellten? Federn, Stoffe, Decken, Felle, Teppiche, Waffen, alles finden wir genug auf diesen Söllern. Ich werde meinen guten Vater bitten, daß er uns erlaube, diese Dinge benutzen zu dürfen — sie sind ja ohnehin nur ein Raub der Motten! Wir tragen, nach erteilter Genehmigung, unsere Beute auf meine Bude. An den Wänden dieser Bude hängen, wie ihr wißt, die bunten Bilder verschiedener Völkertypen und ihrer Trachten; ein jeder von uns kann sich nach diesen Bildern eine Figur, die er bei der lustigen Maskerade vorstellen will, auswählen. Aus den vorhandenen Stoffen, Decken, Fellen u. s. w. lassen wir uns von unserm Schneider Jodokus Leisegang die Anzüge zuschneiden — wir selbst aber nähen, reihen und kleben sie an schulfreien Nachmittagen auf meiner Bude zusammen. Das müßte ja mit kuriosen Dingen zugehen, wenn wir solches nicht fertig brächten, nachdem wir schon so kunstreiche Papp- und andere Handarbeiten hergestellt haben, welche sich die Bewunderung aller Tanten, Großmütter, Vettern, Nichten und Basen gewonnen. Kameraden, wenn ihr meine Vorschläge billigt, so bringt mit mir dem Fasching ein dreimaliges Hoch aus — und ich werde von meiner Rednertribüne herabsteigen, um mich in die unteren Gemächer des Hauses zu begeben, dort die Erlaubnis meines Vaters einzuholen — die Erlaubnis, die kostbaren Schätze dieser Söller heben zu dürfen."

Die Kameraden brachten einmütig dem Fasching ein dreimaliges Hoch entgegen — so kräftig, daß der „schwarze Arnold" oben voll Schrecken über Kisten und Kasten sprang, wie man deutlich vernehmen konnte. Viktor stieg lachend von seiner Rednertribüne herunter, um sich sogleich zu seinem Vater zu begeben. Unterdessen kramten die Kameraden in den mannigfaltigen alten Dingen herum. Schon nach wenigen Minuten kam der lustige Viktor wieder nach oben gesprungen und rief: „Kameraden, wir haben die Erlaubnis! Juchhe! Doch behält sich mein Vater das Recht vor, die besten Sachen nachher auf meiner Bude ausscheiden zu dürfen, bevor die minderwertigen zerschnitten werden. Also frisch ans Werk und Beute gemacht!"

Nun begann ein eifriges Suchen in den Kisten und Kasten, in den Gestellen und Körben, in den Schränken und Schiebladen;

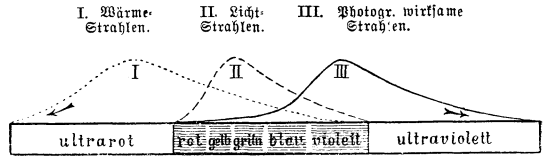
Lustige Maskerade.

dazwischen erschallten fröhliche Rufe, wenn jemand ein besonders auffallendes Kleidungsstück oder einen in die Augen leuchtenden Stoff entdeckt hatte. Viktor zog mit großem Hallo zwei weißgefleckte Schaffelle aus einer alten Lade: „Diese Schaffellteppiche geben einen prachtvollen Kittel für einen Robinson ab!“ rief er. — „Seht her, ein ganzes Stück von hellgrünem Glanznessel, der als Erfindung der Neuzeit erst wenige Jahre alt sein kann!“ schrie der kleine Alex Schipper, indem er das Zeug Elle um Elle aus der Schieblade einer Rokokokommode zog. Plötzlich wickelte er sich hinein, zog das Zeug um Kopf und Arme straffer an und vollführte einige ausgelassene Sprünge. „Er sieht wahrhaftig aus wie ein grüner Frosch!“ lachte Guntram Schönfeld, der selbst triumphierend ein Kniehöschen von schwarzem Samt über seinem Haupte schwang. — „Nessel, Nessel, grünen Nessel!“ schrie der kleine Alex, indem er fortfuhr, ungezählte Ellen aus seiner Kommode zu haspeln. „Nessel, Nessel, schwarzen Nessel!“ überbot ihn mit kräftiger Stimme Georg Thiele, wobei er wirklich ein Stück dieses Stoffes aus dem Grunde eines Koffers hervorholte. — „Was für eine köstliche Brille ich hier gefunden hab'!“ rief Klemens Hilchenbach: „das kupferne Gestell gleicht wirklich einer kleinen Kanonenlafette!“ Damit stülpte er die riesige Brille auf seine kleine Stumpfnase und sah sich majestätisch im Kreise herum. — „Je gelber desto besser, und blutrot das Schönste!“ rief Anton Bruchhausen, indem er aus einem Schranke einen großen roten Teppich zog. — „Wie klingt meine Fiedel so lustig heidiedel!“ sagte Franz Borgholz, und strich mit dem Bogen über eine verstaubte Violine, die er einem noch verstaubteren schwarzen Lederkasten entnommen hatte. — „Der grüne Hut, er kleidet gut!“ jodelte Julius Hopsten, indem er ein spitzes grünes Filzhütchen auf seinen schwarzen Krauskopf stülpte. Von Zeit zu Zeit schleppten die Freunde ihre Beute auf Viktors Stube, bis Viktor meinte, daß es genug sei. „Jam satis!“ rief er; „ich will jetzt meinen Vater heraufbitten, daß er sich die Siebensachen ansehe.“ Schon nach wenigen Augenblicken kam Herr Wendeland herauf; er lächelte, wiegte dann wehmütig den Kopf, als er die alten bestaubten Dinge früherer Zeiten sah, und erteilte gern die Erlaubnis, die Sachen alle, mit Ausnahme eines großväterlichen Staatskleides, für eine lustige Maskerade herzurichten. „Danke, lieber Vater!“ sagte Viktor. „Auch wir danken!“ sagten die andern. „Sorgt nur, daß ihr etwas Nettes zustande bringt!“ bemerkte Herr Wendeland freundlich im Fortgehen.

II.

Wieder ist ein schulfreier Nachmittag, aber — hu! — wie Märzenwind und Regen draußen durcheinander toben! Die guten Kameraden haben deshalb auf einen Spaziergang verzichtet und sind wieder auf Viktors famoser Bude versammelt. Seht, da sitzen sie um einen der großen, länglich-viereckigen Tische! Auf der Tischplatte liegen allerlei bunte Stoffe, in Nessel, Wolle, Samt und Seide, dazwischen Gold- und Silberlitzen, Federn, Waffen und dergleichen. Das buntfarbige Sammelsurium erinnert unwillkürlich an die Stelle aus dem Liede: „Mein Herr Maler, will er wohl“ — wo es heißt: „Bunte Farben lieb' ich, traun, sonderlich das Rote.“ Am oberen, schmaleren Ende des Tisches thront Viktor in einem altertümlichen Sessel, der mit gelbem Leder überzogen und mit Messingstiften benagelt ist. Denn ihr müßt wissen, daß Viktor soeben von seinen Freunden zum „Präsidenten der beratenden Versammlung der lustigen Maskeradegesellschaft“ ernannt worden ist. Famoser Titel — nicht wahr? Auf seinem blondgelockten Haupte trägt Viktor einen wallenden Schmuck von jenen roten Federn, die vordem auf dem Hute der Ururgroßmutter geprangt haben und neulich auf dem Söller entdeckt wurden.

„Ich behalte,“ spricht Viktor, „meinen Federschmuck als Abzeichen meiner Präsidentenwürde auf, obgleich der Schmuck eigentlich das Abzeichen eines Siouxhäuptlings darstellt — wie ihr's auf jenem bunten Bilde, das dort an der Wand hängt, mit eigenen Augen sehen könnt. Ich habe mir nämlich zu unserer lustigen Maskerade, die wir für den Fasching planen, das Kostüm eines Siouxhäuptlings auserkoren. Der Kopfputz ist fertig: ich klebte mir einen schwarzen Pappdeckelreifen und befestigte darin in kleinen Einschnitten die bunten Federn. Eine Art Kittel werde ich mir von diesem braunroten Biberstoffe machen lassen, d. h. der Schneider Jodokus Leisegang mag ihn zuschneiden, und dann nähe ich ihn selbst mit einer Stopfnadel und grauem Heftzwirn zusammen, denn von einem Indianer kann man keine schön genähten Kleidungsstücke verlangen. Die Nähmaschine ist im fernen Westen ein unbekanntes Ding. Ein prall anliegendes Beinkleid werde ich mir aus dieser gelben Nankinghose herstellen, das sticht recht gut von dem braunroten Kittel ab. Diese Stiefel von ungewichstem Leder, die einer meiner kleinen Vorfahren vielleicht schon einmal „zur Fastnacht“ getragen hat, sollen das Piedestal meiner wilden Majestät bilden, nachdem ich die hinteren Stiefelnähte mit bunten Woll-



Anleitung zum Photographieren. Fig. 9. Intensitäts-Kurve verschiedener Strahlen.

fransen versehen habe, wie es bei den Herren Winnetou und Conanchet Mode ist. Ein Wurfspeer, um den Büffel zu jagen, eine Jagdtasche, Beil und Dolchmesser im Ledergürtel werden den Anzug vervollständigen. Mein Blaßgesicht werde ich natürlich durch rote Schminke in eine gediegene Rothaut verwandeln. Doch genug von mir! Ich frage jetzt den Nachbar zu meiner Rechten, unseren Kame-

raden Georg Thiele, was für eine Figur er darzustellen gedenkt?"

„Wenn unser Präsident, der ehrenwerte Viktor," entgegnete der Angeredete, „uns einen Eingeborenen Amerikas vorzuführen gedenkt, so habe ich beschlossen, einen Sohn des dunklen Weltteils Afrika darzustellen. Seht, Freunde, jener kohlpechrabenschwarze Nubier, der dort in effigie von der grauen Tapete mit seinen porzellanweißen Augen auf unsere Versammlung herabblickt, hat es mir angethan! Um ihn würdig darzustellen, würde ein schwarzer Trikot vortreffliche Dienste leisten; da ich einen solchen aber unter den Schätzen der drei Wendelandschen Söller nicht vorfinde, so gedenke ich mir, von dem vorhandenen schwarzen Nessel einen prall anliegenden Anzug herzustellen. Hände und Gesicht muß ich schon mit schwarzer Farbe schwärzen — der Farbwarenhändler drüben an der Ecke wird mir wohl einen guten Rat erteilen. Um Schultern und Lenden werde ich mir einen Ueberwurf von diesem scharlachroten Wollstoff machen — bei sämtlichen Krokodilen des Nils! er muß sich herrlich von meinen ebenholzschwarzen Gliedern abheben. Etwas Federschmuck um Hals und Haupt, ein Schild (wozu sich, im Vertrauen gesagt, ein aus Weiden geflochtener Marktkorbdeckel vortrefflich eignet!) und eine Keule, die ich mir aus der Hainbuchenhecke unseres Gartens schneiden werde, sollen den Anzug des Nubiers vollenden."

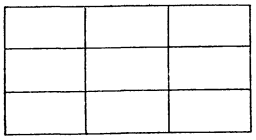


Fig. 10. Teilung des Papierbogens für Visitkartengröße.

„Bravo, du Sohn des heißen Afrikas! Und Wunderdinge wirst du uns seiner Zeit aus deiner dunklen Heimat erzählen!" rief Viktor, um darauf den Nachbar des Nubiers, Guntram Schönfeld, aufzurufen.

„Wozu in die Ferne schweifen? Seht, das Gute liegt so nah!" sagte Guntram, indem er von der Tischplatte ein Kniehöschen von schwarzem Samt in die Höhe hob. „Auf den europäischen Alpen gedenke ich in diesem prächtigen Kniehöschen als Bergfex herumzuklettern. Dazu ein Paar weißer Strümpfe — zu den weißen Strümpfen wieder schwarze Schnürschuhe! Ein dunkelgrünes Jüppchen kann ich aus meinem eigenen Kleiderbestande liefern. Ein grünes Tirolerhütchen finde ich hier unter den Wendelandschen Schätzen. Ein Rucksack auf dem Rücken, drin ein Imbiß zum Entzücken, ein fixes Schnurrbärtchen unter der Nase, in der Hand einen Stock, so geht's über Stein und Block! Ladui, ladui, laduh!"

„O weh, im Jodeln mußt du dich noch besser üben!" lachte Viktor. „Da kann es unser schwarzer Arnold auf dem dritten Söller noch besser! Meinst du nicht auch, Klemens Hilchenbach? Na, worin willst denn du dich verkleiden?"

„Ich habe," erwiderte Klemens, „eine Idee unseres Präsidenten aufgegriffen, die derselbe neulich auf dem Söller äußerte, als er die weißgeflockten Schaffelle aus einer alten Lade zog: ich werde den Robinson machen. Ein Käppchen von diesem Fell, dazu weißwollene Strümpfe, die mit Pflanzenbast oder Strohseilen umwickelt sind, ferner Bogen, Pfeil und Köcher — ich meine, die Figur müßte allen kenntlich sein."

„Als zahmes Lama empfehl' ich dir unsern Karo," sagte Viktor.

Die andern lachten, denn Karo war ein riesiger pechschwarzer Bullenbeißer, der draußen auf dem Hofe an einer mächtigen Eisenkette lag und jedem die Zähne zeigte. (Fortsetzung folgt.)

Anleitung zum Photographieren.

III. Die Herstellung wirklicher „Photographien" (Positivbilder).

(Fortsetzung.)

Die wirkliche sogenannte „Photographie", richtiger das Photogramm oder photographische Positivbild wird hergestellt als Lichtpause des Negativbildes, so daß Licht und Schatten, welche auf dem Negativbilde vertauscht erschienen, wieder ihren den natürlichen Verhältnissen entsprechenden Platz einnehmen. Zu dieser Durchzeichnung, die unter Inanspruchnahme der mit einem treffenden Ausdruck „aktinisch" oder „photographisch wirksam" benannten Strahlen des Tageslichts oder auch des elektrischen Bogenlichts geschehen kann, dient das präparierte, gesilberte photographische Kopierpapier — beliebiges weißes Papier, mit Hilfe von Eiweiß als einem Klebmittel mit Chlorsilber (weniger vorteilhaft mit Bromsilber oder Jodsilber) überzogen, besitzt die Eigentümlichkeit, durch den Einfluß dieses „aktinischen" Lichtes sich rasch schwarz zu färben. Gas- oder Lampenlicht sind deswegen so gut wie nicht zum Kopieren zu gebrauchen, weil diese irdischen Quellen von Wärme und Licht nur reich an dunkeln, photographisch unwirksamen Strahlen sind. Je intensiver die Hitze des leuchtenden Körpers ist, desto größer ist im allgemeinen auch gleichzeitig die Menge der photographisch wirksamen Strahlen, welche er aussendet — der Grund, warum das elektrische Bogenlicht bereits vielfach gute Verwendung zum Photographieren finden konnte.

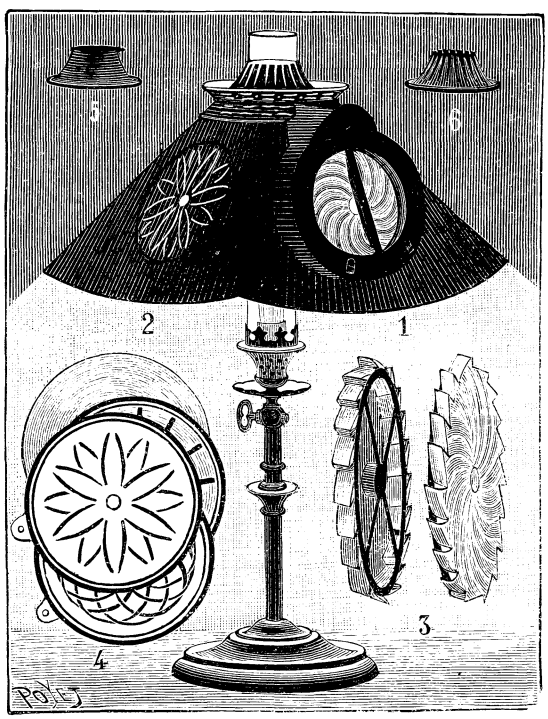
Das weiße Tageslicht ist zusammengesetzt aus einer Menge farbiger Strahlen, aus roten, gelben, grünen, blauen, violetten und alle diese Strahlen zusammen geben eben Weiß. In Figur 9 zeigt das mittlere schraffierte Feld das nach Zerlegung des weißen Lichts entstehende sichtbare Farbenbild (Spektrum), die Verteilung der verschiedenfarbenen Lichtstrahlen im weißen Licht. Darüber hinaus hat man links als ultrarot eine Verlängerung des sichtbaren Spektrums durch die dunkeln Wärmestrahlen, rechts als ultraviolett eine Verlängerung durch die photographisch wirksamen Strahlen. Die punktierte Kurve I bringt die Intensität der Wärmestrahlen zur Anschauung, die Kurve II in Strichen jene der Lichtstrahlen überhaupt, die ausgezogene Kurve III endlich gesondert die

Lustige Maskerade.

Intensität der photographisch wirksamen Strahlen. Es zeigt sich, daß die photographische Wirkung im Rot verschwindend klein ist, nur wenig merklich von Gelb bis gegen Blau, rapide im Dunkelblau anwächst und im Violett ihren höchsten Wert erreicht. Aber selbst noch jenseits des für unser Auge sichtbaren Violett ist photographische Wirkung vorhanden, allmählich abnehmend verschwindet sie erst in einer Entfernung von Violett, die ungefähr gleich der Breite des sichtbaren Spektrums ist. Es bringen also die Strahlen, die wir als Rot, Gelb, Grün wahrnehmen, lebhafte Farbenempfindung in unserem Auge, aber nur schwache photographische Wirkung hervor, während blaue und besonders violette Strahlen nur schwachen Lichteindruck, aber starke photographische Wirkung ausüben — ein Grund, das photographische Positivbild (noch mehr die photographischen Platten) einerseits vor dem vollendeten Fixieren nur von rotem (oder noch gelbem) Licht bescheinen zu lassen und andererseits bei der Aufnahme selbst möglichst helles Tageslicht oder elektrisches Licht (auch Magnesiumlicht) zu wählen; der Grund auch, warum auf Photographien ohne Zuhilfenahme besonderer Kunstmittel rote Gegenstände immer ganz dunkel, für unser Auge viel zu dunkel werden müssen und blaue zu hell.

Vor dem Kopieren teilt man den Papierbogen in Papierstücke in der Größe des Negativbildes. Der Anfänger, der gewöhnlich mit Bildern von nur Visitgröße arbeitet, begeht hierbei leicht die Verschwendung, die Stücke zu groß zu schneiden, um jedoch vielleicht nächstdem in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. Achtundvierzig Bildkarten sind das Höchste, was man aus einem Bogen schneiden kann: man bricht den Bogen in 4 gleiche Blätter und jedes dieser 4 Blätter nach dem in Figur 10 gegebenen Schema in 9—12 Bildkarten.

Solch ein Stückchen Kopierpapier legt man, wenn man photokopieren will, bei Lampenlicht oder im Halbdunkeln unter herabgelassenem Vorhang, mit der glänzenden gesilberten Seite auf die Bildseite des Negativs, überdeckt es mit 2 oder mehr Blättern von dickem, sogenanntem englischen Löschpapier, und exponiert das Ganze zwischen 2 reinen Glasplatten mög-



Lampenschirm mit beweglichen Einsätzen.

lichst hellem Tageslicht oder auch geradezu direktem Sonnenlicht in der Weise, daß man die Vorrichtung an Ort und Stelle auf der Bildfläche an beiderseitigem Rande mit schweren Gegenständen belastet oder, was bequemer, zwischen 2 oder zwischen 4 Klammern steckt, wobei natürlich das photographische Papier immer nach oben zu kommen, dem Lichte sich zuzuwenden hat. Als Neuling wird man gut thun, das Kopierpapier beim Auflegen mit einem Stückchen gummierten Papieres (Markenpapier) am Rande des Negativs festzukleben, so daß es sich nicht verschieben kann. Die Zeitdauer, wie lange das Papier dem Licht ausgesetzt werden muß, ist nämlich, nach Maßgabe äußerer Verhältnisse, eine sehr verschiedene und die Beurteilung der richtigen Zeitdauer verursacht anfänglich Mühe, besonders da man die Kopie nicht nur so lange, bis sie fertig erscheint, exponieren soll, sondern sogar noch um ein Viertel länger, da sie durch die Weiterbehandlung wieder um so viel schwächer wird. Bei Gebrauch jener Vorsichtsmaßregel (des Festklebens) hat man indes die Möglichkeit, jeden Augenblick ohne Verschiebung in der Lage des Positivs, also ohne Nachteil den Stand des werdenden Bildes im Halbdunkeln zu verfolgen, indem man daselbst zeitweise die Kopiervorrichtung öffnet. Es empfiehlt sich für den Anfang, wenn möglich nur bei Sonnenbelichtung zu kopieren, denn daß die Photographie „verbrennt", wie der technische Ausdruck für das übermäßige Bräunen des Bildes sagt, kommt dem Anfänger selten genug vor.

(Schluß folgt.)

Lampenschirm mit beweglichen Einsätzen.

Gewiß ist es dem jungen Leser wohl bekannt, daß bei allen zur Beleuchtung oder Beheizung dienenden Vorrichtungen stets die warme leichtere Luft nach oben steigt, und sicher hat er schon die beliebten beweglichen Figuren aus Pappe der Holzfäger, Scherenschleifer u. s. w. gesehen, die im Winter auf dem gemütlichen Ofen stehend, durch die Wärme desselben in Bewegung gesetzt werden. Neuerdings nun sucht man auch die viel schwächere Wärmeentwickelung einer Lampe dazu zu benutzen, kleine, sehr leichte Windrädchen zu treiben, die in den Lampenschirm eingesetzt sind, wie es das Bild zeigt. Die Vorderseite der Rädchen ist mit entsprechend bemaltem, durchsichtigem Papiere beklebt. Unterhalb der Rädchen an der Innenseite des Lampenschirmes befinden sich nach verschiedenen Mustern ausgeschnittene Pappscheiben (siehe Nr. 2, 3, 4 in beifolgender Figur), so daß, wie sich unsere Kameraden selbst überzeugen werden, ein reizendes Farbenspiel durch die Rädchen bewirkt wird. Nicht zu vergessen ist, daß der Schirm oben mittels eines Kupferringes (5, 6) fest am Lampencylinder anliegt, so daß die ganze Wärme durch die Rädchen entweichen muß.

Das gäbe eine hübsche Geburtstagsüberraschung für Mama, nicht wahr?

Gleichklang-Rätsel.

Deutsch ein gar herbes strenges Wort,
Dem ihr euch füget hier und dort,
Den Römern stets schien's freundlich nur
Rings in der lieblichen Natur.

Geographische Scharade.

Eins suchet in Bulgarien,
Die zweite doch in Belgien,
Die dritte an der Weichsel,
Das Ganze in den Alpen.

Buchstabenrätsel.

„Kinder, kommt zum Mittagessen!
Fritz! Wo steckst denn du?"
Mutter sprach's, und drauf gegessen
Haben wir's mit u.

„Nun fehlt mir's mit a doch gänzlich!"
Sagte Mutter dann;
„Soll ich Fritzens Hose stopfen,
Schnell, holt's nebenan!"

Fragen und Antworten.

Kamerad H. v. B . . . . . will seinen Kameraden ein Experiment mit einer Elektrisiermaschine oder einem Elektrophor mitteilen und zwar, wie man mit Hilfe dieser Apparate die Wirkung des Blitzes zeigen kann. „Man schneide," so schreibt er, „sich aus Pappdeckel ein Haus und befestige dasselbe auf ein Brett oder wieder auf Pappdeckel. In die Spitze des Hauses stecke man einen dünnen Draht; nun schneide man sich auch etwa 1 cm breite und 2 cm lange Stanniolstreifen und klebe dieselben dem Hause entlang und zwar so, daß das erste Streifchen am Nagel befestigt ist, die nächsten in jedesmal 1 mm Entfernung zickzackartig an dem Hause herunterlaufen und das letzte in einem Blechschälchen endigt, in das man einen leicht entzündbaren Stoff (Aether, Ligroine) schüttet. Läßt man nun einen Funken an dem Draht an der Spitze des Hauses überspringen, so läuft er den Stanniolstreifen entlang und entzündet, am letzten angekommen, den Aether. Im Dunkeln gemacht, nimmt sich das Experiment sehr schön aus, aber man muß bei dem Brande des Hauses möglichst bald mit Wasser bei der Hand sein, sonst könnten auch noch andere Sachen beschädigt werden." — Auch von dem Aether nehme man nur die allergeringste Quantität und sei überhaupt vorsichtig, anderenfalls könnte es leicht ein Unglück geben.

Karl W. in **W.** Was der gebildete, d. h. wir wollen lieber sagen, der unterrichtete Mann unter Humor versteht, das deckt sich mit dem Wesen der Witzelei allerdings nicht, oder doch nur in beschränkter Weise. Der echte Humor fußt auf hoher geistiger Bildung, auf vertiefter Weltanschauung, man bezeichnet damit eine der ethischen Mächte, die das erkennende Individuum in ein ganz bestimmtes Empfinden und Handeln, in einen „gemischten" Gemütszustand versetzt hat, dessen Ausflüsse teilweise allerdings in das Komische sich ergießen. Du bist zwar schon ein beachtenswerter Philosoph, lieber Freund, Dein Gesichtskreis kann aber doch noch nicht so erweitert sein, daß Du eine volle Analytik dieses Begriffes ganz zu erfassen vermöchtest; wollen also damit noch einige Jährchen warten. Das Verständnis wird sich bei Dir übrigens vielleicht ganz von selber einstellen, es kommt oft urplötzlich; vielen, ja den meisten bleibt es freilich vorenthalten. Es spazieren eine Unmenge Menschen auf der Welt herum, die gar viel Weisheit verschluckt zu haben glauben und doch jeden beliebigen Spaßmacher für einen Humoristen hinnehmen. Mancher ist eben trotz der Stelzen für die Sache doch zu kurz.

E. Sch. in **Delstern.** Wir sollen raten, wie Du Kapitän eines Handelsschiffes werden könntest. Antwort: Einfach als Schiffsjunge bei einem Kauffahrteikapitän eintreten, sich zum Leicht- und Vollmatrosen treu hinaufdienen; dann das Steuermannsexamen für „große Fahrt" machen, einjährig in der Kaiserl. Marine dienen, als Unter- und Obersteuermann fahren und warten, bis Dir ein Reeder ein Schiff gibt, dazu keine Angst haben, gesund sein und immer seine Pflicht thun.

C. K. in **Wien.** Ein Buch, das die ganze Numismatik umfaßt, gibt es unseres Wissens nicht, dagegen viele gute Handbücher für die einzelnen Gebiete. Willst Du uns in diesem Sinne Näheres wissen lassen, stehen wir gerne mit Rat zu Diensten.

Oswald B. in **Hamburg.** „Der" (Braten-Ofen-)Rost.

H. Krug in **Budapest.** Dein Kamerad von Nr. 5 läßt sich für Deinen freundlichen Rat bestens bedanken.

O. B. in **Sulmierzyn.** Die Darstellung der Leuchtfarben ist Spezialität nur weniger Fabriken, die ihre, oft mit vielen Opfern an Zeit und Geld gemachten Erfahrungen aus leicht erklärlichen Gründen nicht veröffentlichen. Es existieren allerdings mehrere Vorschriften zur Anfertigung der Leuchtfarben, aber, wie der Schreiber dieser Zeilen selbst gefunden, erhält man nur in Ausnahmefällen brauchbare Produkte. Die Auswahl des Materials, die Zeitdauer des Brennens, Höhe der Temperatur — sind Faktoren, welche für das Gelingen von größter Wichtigkeit sind. Nach A. Verneuil erhält man eine schön violett phosphoreszierende Leuchtfarbe durch Brennen harter Muschelschalen (von Hypopus vulgaris) und Mischen von 20 g des Pulvers mit 6 g Schwefel und 2 g Stärke, worauf man 8 ccm einer Lösung von 0,5 g Wismutsubnitrat in 100 ccm salzsäurehaltigem absoluten Alkohol zutropfen läßt. Wenn durch Stehen an der Luft der Alkohol größtenteils verdampft ist, erhitzt man 20 Minuten lang im geschlossenen Tiegel zur hellen Kirschrotglut, entfernt nach völligem Erkalten die dünne Gipsschicht, welche sich an der Oberfläche gebildet hat, pulvert und glüht nochmals ¼ Stunde bei gleicher Temperatur. Ist nicht zu hoch erhitzt, so besteht das Produkt aus kleinen, kaum zusammenhaftenden Körnern. Eine neue Pulverung ist zu vermeiden, da hierdurch die Phosphoreszenz bedeutend abnimmt. Gruß!

E. Herrmann in **Glogau.** Eure Freundschaft scheint eine sehr intime zu sein. Eine eigene Telephonverbindung ist für euch jedenfalls äußerst angenehm, und der „G. K." als der dritte im Bunde will auch sein möglichstes thun, eure Lieblingsidee zu verwirklichen. Hoffentlich sind eure Wohnungen nicht gar zu weit voneinander entfernt, vielleicht über die Straße oder den Hof, so daß die Leitung keine Schwierigkeiten macht und ein Telephon ohne Batterie genügt. — Was sodann die eingesandte Zeichnung anlangt, so gibt dieselbe das Prinzip des Telephons richtig wieder; sieh jedoch darauf, daß das Eisenblättchen möglichst dünn sei und nahe am Magnetpol liegt, der Magnet möglichst stark und beständig, d. h. aus bestem hartem Stahle bestehe. Doch jetzt kommt die Hauptsache, die Bewickelung der Spule. Der Draht von 1 mm Durchmesser, wie Du ihn verwenden willst, ist viel zu stark, nimm Draht von 0,15 mm Durchmesser und wickle die ganze Spule damit voll (10 bis 20 Lager) jedoch bei beiden Telephonen genau gleichviel Umwindungen, wie denn überhaupt die Dimensionen der beiden Telephone möglichst übereinstimmen sollen. — Berichte doch seiner Zeit über den Erfolg. Gruß.

H. B. in **Berlin.** Wünsche sind notiert. Werden denselben zu entsprechen suchen. Freundlichen Gruß!

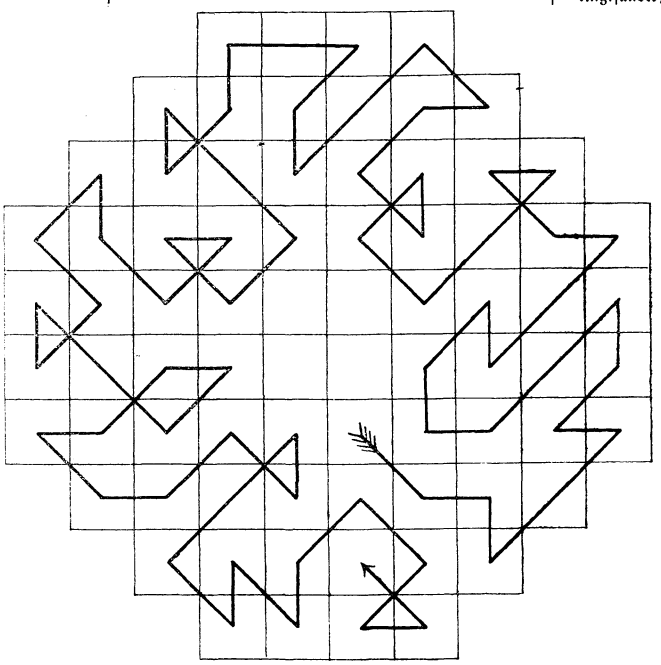
A. R. in **St. Petersburg.** Du mußt Deine „Pickel im Gesichte" vom Arzt untersuchen lassen. Nur eine solche Untersuchung wird die Ursache erkennen und dieser entgegentreten können.

Max Steinitz, Sekundaner in **Beuthen.** Bravo!

A. M. S. in **Hamburg.** Der ungefähre Lehrgang eines Elektrotechnikers, d. h. eines Ingenieurs für den Bau von Dynamomaschinen und der Installation elektrischer Anlagen ist — im allgemeinen — derselbe wie für den Maschineningenieur. Also in Preußen Realgymnasium, in Bayern Realschule und Industrieschule (mechanisch technische Abteilung) und sodann, nach bestandener Maturitätsprüfung einige Semester an einer technischen Hochschule. Zu belegende Fächer im wesentlichen: Anorganische Chemie, Maschinenbau, Experimentalphysik, Elektrotechnik und eventuell Elemente der Hochbaukonstruktion. Was den zweiten Teil der Frage anlangt, so ist wohl zu beachten, daß vom Elektrotechniker außer im Telegraphendienste noch keine Staatsstellung zu erhoffen ist, privat aber für dieses Fach heutigestags tüchtigen Leuten noch ein weites Feld offen steht.

M. H. Untertertianer in **Chemnitz.** Das Reifezeugnis aus der Prima eines deutschen Realgymnasiums berechtigt wie jenes des Gymnasiums, mit Ausschluß der theologischen, medezinischen und juristischen Fakultät.

Da mehrere Kameraden den Wunsch äußerten, einige elektrische Experimente kennen zu lernen, so teile ich denselben nachstehendes mit. 1. Eine Beschreibung des elektrischen Sonnenschirms. Auf die Spitze eines starken Drahtes befestigst Du eine Pappscheibe. die Du mit Stanniol (Stanniol in Metallverbindung mit Draht) überziehst. Ringsum klebe lange Streifen von buntem Seidenpapier. Die Streifen müssen etwas kürzer sein als der Draht und hängen also zu beiden Seiten von der Pappscheibe sonnenschirmartig herab. Leitest Du nun Elektrizität nach dem Stanniol, so werden sich die Papierstreifen gegenseitig abstoßen, voneinander entfernen und so einen aufgespannten Schirm darstellen. — 2. Elektrische Tänzer. Auf zwei gleich große Holz- oder Pappscheiben leimt man Stanniol und setzt beide als Deckel und Boden in einen passenden Glascylinder. Die obere Scheibe verbindet man durch eine Kette mit dem Kondukteur. Die beiden Scheiben werden entgegengesetzte Elektrizität besitzen. Bringt man auf die unterste Scheibe einige Kügelchen Holundermark, so beginnen diese sofort auf und ab zu tanzen. Man stellt die Holundermarkkügelchen in der Weise her, daß man die harten Teile junger Holunderzweige schält und das Mark in Kügelchen formt. Wenn man letzteres aus der Zweighöhlung herausstößt, bleibt es nicht so locker, selbst wenn man es sofort wieder auseinanderzieht. Noch leichter als Holunderkügelchen sind die Markkügelchen aus dem Stengel der Sonnenblume. Je schwächer eine Elektrisiermaschine ist, desto leichtere Kügelchen muß man anwenden. Man kann auch ein trockenes Weinglas in der Art mit Elektrizität füllen, daß man den Knopf des Kondukteurs an seine Innenseite hält. Einige Markkügelchen hat man auf

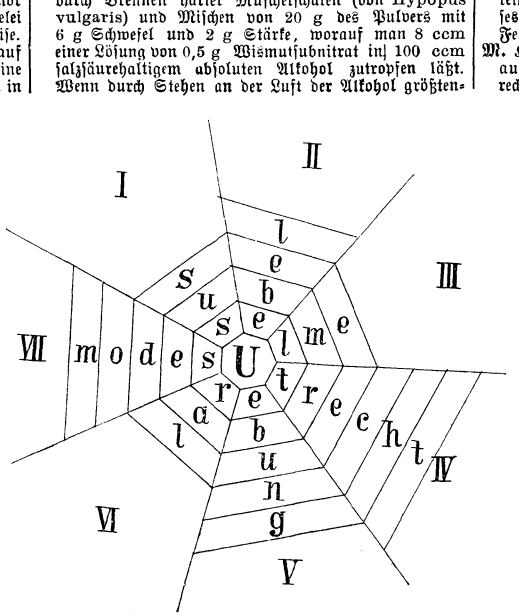


Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neu erstand'nen, freien
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Ludwig Uhland.

Auflösung des Königszuges in Nr. 19.



Auflösung des Spinnwebenrätsels in Nr. 19.

dem Tische auf einem Häufchen liegen. Man stülpt das Glas darüber und die Kügelchen fangen an zu tanzen. Man kann den Marktkügelchen natürlich Gesichter und menschliche Formen geben, was dann beim Tanzen sehr possierlich aussieht. Auch Schmetterlinge kann man machen. Grüßend Euer Karl Grüneisen in B.

K. L. in **D.** Der Uebertritt aus der Handelsmarine in die Kaiserliche Kriegsmarine, um die Offizierslaufbahn zu ergreifen — Eintritt als Avantageur — ist nach den neuen Bestimmungen nicht mehr gestattet, vielmehr hat jeder Offiziersaspirant als Kadett einzutreten. Die genauen Bestimmungen hierüber sind bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin, unter dem Titel „Vorschriften über die Ergänzung des Seeoffizierkorps" zum Preise von 50 Pf. erhältlich. Die Anforderungen für das event. abzulegende Eintrittsexamen sind darin sehr eingehend behandelt. Das „Polieren", das Du auch noch erlernen willst, gehört übrigens nicht dazu, obgleich es in den höheren Stellungen von verschiedentlichem Nutzen sein kann. Ob die Seeoffizierslaufbahn empfehlenswert ist? Wenn es Dir keine Bedenken einflößt, daß das Wasser keine Balken hat, und daß man bald da bald dort eins auf den Leib gebrannt bekommt, warum nicht?

P. P. in **Colmar.** Hierfür gibt es keine Bezugsquelle. Lasse Dir die Vorrichtungen, so wie es die Figuren vorschreiben, und genau nach der Lampenweite, von einem Klempner machen, so Du es selber nicht kannst.

R. Küßner in **Altona.** Prinz Heinrich war seither Korvettenkapitän mit dem Rang eines Majors in der Armee. An Kaisers Geburtstag, 27. Januar, avancierte er zum Kapitän zur See mit dem Rang eines Obersten in der Armee.

A. B. C. 777. in **Z.** Darüber wird Dich unser Aufsatz „Etwas vom Süßwasseraquarium", erschienen im 2. Jahrgang, aufklären. Gruß freundlich erwidert.

Karl B. aus **Odessa.** Die beste illustrierte spanische Zeitung ist: Ilustración artistica, erscheinend bei Montaner y Simón in Barcelona. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, vielleicht auch die Postanstalten entgegen.

Karl A. jr. in **Kr.** Das kommt darauf an, welche Ansprüche das betreffende Geschäft macht. Setze Dich mit dem Inhaber direkt in Verbindung. Man wird natürlich eine um so gesuchtere und geschätztere Persönlichkeit sein, je vollkommener man dem Fachstudium, sei es nun an einer Fachschule oder an einem Polytechnikum, oblegen hat. Siehe die Antwort an A. M. S. in Hamburg.

C. V. in **Düsseldorf.** Wende Dich mit Deinen Schmerzen an die Briefmarkenhandlung von A. Beddig in Hannover.

S. Gr. in **Posen.** Danken. Sehr willkommen. Die Verse würden sich ja machen lassen.

Willi R. in **Fr.** Ob der Setzerlehrling wirklich gekündigt und auf und davon gegangen ist? Nein. Wir haben ihm mit einigen leckeren Bissen den Mund gestopft!*)

L. B. Da ist schwer zu raten, zumal Sie uns nur allgemeine Andeutungen zugehen lassen. Hat er nicht irgend eine Neigung geäußert, die Sie in maßvoller Weise benutzen könnten, seinen Ehrgeiz zu stacheln, um ihm so nach und nach das richtige Marschtempo anzugewöhnen? Mitunter soll auch Luftveränderung von guter Wirkung sein; wir meinen das insofern, als er in andere Umgebung, unter andere Aufsichtspersonen käme, ihrem Charakter und dem pädagogischen Einwirken nach geeignet seine Willenskraft zu stärken. — Hier können nur einsichtige Männer urteilen, die Gelegenheit hatten oder haben, das ganze Wesen des jungen Herrn beobachten und kennen zu lernen.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. Ich bin „besenftigt"!

Tauschmarkt.

Franz Hoffmann in **Ludwigshafen a. Rh., Bismarckstraße,** bittet seine Kameraden in der Türkei, Bulgarien und Rumänien, einige Marken ihrer Länder zu schicken.

Unterzeichneter möchte gern eine Briefmarkensammlung von cirka 250 Marken mit einem fast ganz neuen Album gegen eine Dampfmaschine vertauschen. Th. Blankenburg in Mühlhausen i. Th., Linsenstraße 29.

W. Nesse in **Neustettin, Schulstraße 6,** wünscht Kaninchen, eine Laterna magica und einen Zauberkasten gegen Briefmarken, Pflanzen und Mineralien zu vertauschen.

A. Schütz in **Hamburg, St. Georg, G. Kirchenweg 3 I,** tauscht Schädel von Säugetieren und Vögeln. Auch Skelette erwünscht.

„Meine Verehrtesten, geben Sie gefälligst acht, — — eins, zwei, drei," — la!

„Liebe Kameraden! Wer von Euch will mit mir tauschen? Ich suche einen Walker und gebe dafür 2 Nashornkäfer (Männchen und Weibchen), gesäumte Tauchschwimmkäfer und 1 Pfauenaugenpuppe. Techet Karl in Wien VII., Schottenfeldgasse 25.

Anton Jenßen in **Hannover, Leopoldstraße 12 p.,** will seine Briefmarkensammlung aufgeben und wünscht dafür gut erhaltene Münzen einzutauschen.

K. Walter in **Hannover, Savesstraße 6 I,** sucht Briefmarken gegen gut erhaltene Münzen zu vertauschen.

Willy Rickmers, Schloß Kreyenhorst, Behe Nr. 9 bei **Bremen,** besitzt Versteinerungen, Muscheln, Mineralien und sonstige Naturalien, sucht dagegen am liebsten Schmetterlinge oder Naturalien.

J. Winsil in **Iglau (Mähren), Schönmälzergasse 15,** wünscht mit Kameraden in Briefmarken-Tauschverbindung zu treten.

Siegm. Goldberg, per Adresse Frau B. Reich in **Bielitz, Tempelstraße 12,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung ihrer Briefmarkendubletten.

Liebe Kameraden! Schickt mir, bitte, von Eurem Ueberflusse an Briefmarken auch einige. Habe mehrere Versteinerungen zu vertauschen und zwar gegen ausgestopfte Tiere, Schädel oder kleinere Skelette. Rich. Michel in Zabern, Maurengasse 10.

H. Reich, per Adresse Frau B. Reich in **Bielitz, Tempelstraße 12,** wünscht mit Kameraden Briefmarken zu tauschen.

Kraft von Ramin in **Pleß O.-S.,** wünscht eine Webers Vertikal-Dampfmaschine und eine Lokomotive (Neuwert 22 Mk.) gegen eine Zither umzutauschen. Hat auch ein Briefmarkenbuch mit ca. 800 Marken abzugeben.

„Kameraden! Habe alte und neue Münzen im Werte von 6—7 M. gegen eine gut erhaltene Laterna magica mit Durchziehbildern zu tauschen. Adolf Bäklen in Reutlingen.

Josef Böhm in **Penzing** bei **Wien, Bahngasse 22,** sucht Briefmarkentauschverbindung; ferner hat derselbe ein Briefmarkenalbum gegen Marken zu vertauschen.

„Kameraden! Ich fange eben an, Marken zu sammeln, und bitte daher mitleidige Kameraden, mir einige ihrer Dubletten zuzusenden. Walther v. Phule in Brünn, Jesuitengasse 6.

Adolf Zürrlein in **München, Schillerstraße 21 a/o.,** hat 3 kräftige Bunsenelemente zu vertauschen und möchte am liebsten 1—2 kg guten, dicken Kupferdraht und 1 Glühlampe.

Valentin Brixius in **Cleve,** wünscht mit mehreren Kameraden Briefmarken zu tauschen; gibt auch Münzen.

O. Lenz in **Berlin W., Genthinerstraße 8,** vertauscht Briefmarken gegen Stempel und sonstige Sachen.

Jeder Kamerad im Ausland, der mir kursierende Münzen seines Landes sendet, erhält von mir Marken, die den doppelten Wert der Münzen haben. Ferner tausche ich gern mit Kameraden alte deutsche Marken (auch größere Posten) Wappen, Münzen, Apparate 2c. Für eine Bayern 1 kr. schwarz gebe ich 300, gegen eine Sachsen 3 Pfg. rot 1000 verschiedene Marken. Friedrich Pleker in Marktbreit a. M.

Unterzeichneter gibt gegen Einsendung von 15 ungestempelten oder 100 gestempelten Ganzsachen (am liebsten aus Oesterreich und Dänemark) eine gebrauchte Sachsen 3 Pf. **rot** und einige verschiedene Indien. Eugen Tauring in Riga, Domplatz 7.

Wer von meinen lieben Kameraden gibt mir gegen eine Dampfmaschine (Wert 2,80 Mk.) Briefmarken. Auch gebe ich dafür Gesellschaftsspiele. Karl v. Schuler in Wiesbaden, Karlstraße 8.

W. Heseckiel in **Hamburg. Pöseldorf, Magdalenenstraße 2,** möchte gern mit seinen lieben Kameraden Briefmarken tauschen.

Steinert in **Dresden, Schillerstraße 10 I.,** hat Autographen, Siegel, Stempel, Münzen, Briefmarken, Antiquitäten, Porzellane 2c., sowie Gegenstände aus allen Gebieten der drei Naturreiche zu vertauschen.

H. von Löwis in **Arensburg, Insel Oesel, Haus Schmidt Nr. 17. am Park (Rußland),** sucht seltene Münzen; gibt dagegen alte russische.

Karl Modes in **Wien VII., Lindengasse 8,** wünscht seine Mineraliensammlung gegen seltenere überseeische Marken zu vertauschen.

Otto Baumann in **Frankfurt a. M., Mainzerlandstraße 21,** bittet seine Kameraden um Zusendung ihrer doppelten Briefmarken. Besten Dank im voraus.

E. Lindenberg in **Dortmund, Hamburgerstraße 41,** vertauscht gegen Münzen und Marken asiatische Münzen von China, Japan, Borneo, Indien, Ceylon 2c., auch einige amerikanische und europäische. Habe auch 2 seltene Marken von Korea, 10 Ms. blau, zu vertauschen und viele neue England und Indien.

Ueber die Beschaffenheit des Sonnenkörpers

gehen die Vermutungen noch immer weit auseinander. Der Ansicht englischer und amerikanischer Forscher gegenüber, nach welcher die Hauptmasse unseres Centralkörpers eine zähe Beschaffenheit wie Teer, Honig oder Kitt haben, dabei aber als ein echtes Gas oder vielmehr Gasgemenge bei jeder Druckveränderung sich ausdehnen soll, wird jetzt wieder für die Zöllnersche Hypothese, nach welcher man es mit einem tropfbarflüssigen Körper zu thun hat, eine Reihe von Gründen geltend gemacht. Auch die Wilsonsche Ansicht, nach welcher die Sonnenflecken, wie aus ihrer Gestalt in der Nähe des Sonnenrandes sich zu ergeben scheint, als große Höhlungen aufzufassen sein sollen, wird jetzt als fraglich betrachtet. Das Sonnenlicht muß, um zur Erde zu gelangen, eine mächtige lichtbrechende Schicht, die Sonnen-Atmosphäre, durchsetzen. Die Strahlen, welche von der Mitte der uns sichtbaren Scheibe ausgehen, werden hierdurch nur wenig alteriert, desto mehr aber die in der Nähe des Randes austretenden, da sie einmal schief gegen diese Dunsthülle verlaufen und darum dieselbe weiterhin auf einer viel größeren Strecke zu durchwandern haben. Schon die dünne Luftschicht, welche unsern Erdball umgibt, vermag durch ihre lichtbrechende Kraft die Bilder aller Objekte stark zu verzerren; wie viel mehr muß das von der sehr hohen und von einer unvergleichlich stärkeren Schwerkraft beinflußten Sonnen-Atmosphäre gelten. Ohne Zweifel ist manches, was man früher auf der Sonne selbst zu beobachten glaubte, auf diese Lichtverzerrungen zurückzuführen, u. a. auch ein großer Teil der Erscheinungen, die man als „Fackeln" zu bezeichnen pflegt.

口 廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Der Mijnheer hielt das andere Ende des Strikkes und horchte. Da, wirklich, da hörte man unten einen ganz unbeschreiblichen Triller auf dem Fagott erschallen.

„Ziehen Sie, Mijnheer, ziehen Sie!" rief Turnerstick. „Er ist umgefallen. Er ist ohnmächtig!"

Der Dicke zog aus Leibeskräften.

„Het is zoo zwaar — er ist so schwer!" keuchte er.

„So helfe ich mit. Aber ziehen Sie nur, sonst erstickt er."

Die beiden zogen fürchterlich. Ihre Gesichter wurden rot und immer röter, aber sie brachten den Verunglückten um keinen Zoll vorwärts. Da erschien in der Lukenöffnung erst das Fagott und dann der Gottfried selbst. Er hatte den Strick nicht mehr um den Leib und fragte im Tone der größten Verwunderung:

„Aber Mijnheer, wat ziehen Sie denn so entsetzlich? Wat echauffieren Sie Ihnen denn so außerordentlich?"

Der Dicke sah ihn verwundert an, ließ den Strick fallen, nahm die schottische Mütze ab, wischte sich den Schweiß von seinem Kahlkopfe und antwortete:

„Ik dacht, gij zijt daaraan!"

„Nein, ich hänge nicht mehr daran, sondern ich habe das andere Ende unten an einen Balken gebunden.

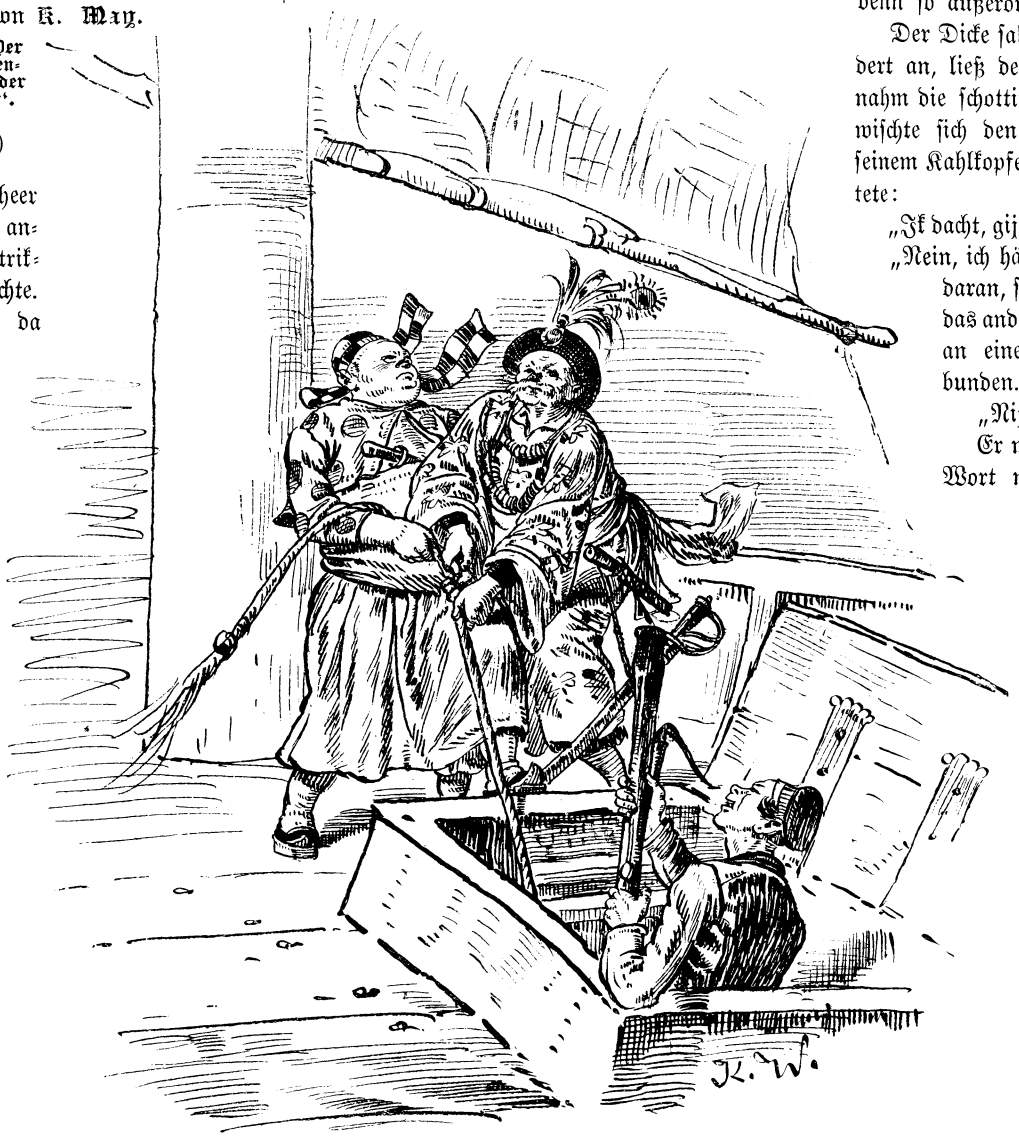
„Nijlpaard!"

Er warf ihm dieses Wort mit einem zornigen Blick in das Gesicht und ging davon.

„Herr Ziegenkopf, ich habe auch mit gezogen!" rief Turnerstick. „Ich verbitte mir solche Jungenstreiche!"

„Jungenstreiche? Wieso?"

„Sie haben gesagt, daß wir sofort ziehen sollen, wenn Sie blasen!"



– „Aber Mijnheer, wat ziehen Sie denn so entsetzlich? Wat echauffieren Sie Ihnen denn so außerordentlich?" –

„Ja, dat ist meine Rede jewesen. Aberst habe ich denn jeblasen?“

„Ja, und wie!“

„Nein, sondern ich habe jetrillert. Dat ist wat janz anderes! Dat ist wat für een jeübtes musikalisches Jemüt. Mit dieses Trillern habe ich anjedeutet, daß meine Seele voller Jubel ist über dat, wat ich da unten jesehen habe. Jetrillert ist niemals jeblasen; merken Sie sich dat. Blasen kann mancher, auch den Kaffee; aberst trillern Sie ihn mich einmal!“

„Sie sind ein unverbesserlicher Schlingel! Was haben Sie denn gesehen?“

„Die janze Janitscharenmusik. Sie liegen kreuz und quer über- und durcheinander und wissen nicht, wohin ihre Jeistesjegenwart jeraten ist. Sie sind von die Stinktöpfe hypnotisiert worden.“

„Wirklich?“

„Wenn Sie es nicht glauben wollen, so jehen Sie jefälligst näher! Dann können Sie auch den Strick wieder vom Balken knüpfen, wofür er Ihnen sehr dankbar sein wird. Wegziehen haben Sie ihn doch nicht können.“

Das war eine Botschaft, welche man so gern hörte, daß man ihm den kleinen Streich gern verzieh. Kapitän Beadle kommandierte seine Leute hinab. Es war so, wie der Gottfried gesagt hatte. Die Chinesen lagen besinnungslos und halb erstickt im Raume, in welchem es noch jetzt eine Luft gab, welche zum Husten und Niesen reizte.

Zunächst wurde der Raum genau untersucht. Da standen die Kisten mit den Kanonen. Da hingen Waffen aller Art an den Wänden. Auf dem Boden lagen Strohmatten, welche die Lagerstellen gebildet hatten. Hinten gab es eine verschlossene Thüre, von welcher Liang-ssi sagte, daß sie zur Pulverkammer führe.

Eine etwas engere Luke führte noch tiefer hinab, in die mittlere Abteilung des Ballastraumes. Dorthin, so befahl Kapitän Beadle, sollten die Gefangenen geschafft werden, nachdem man ihnen alle Waffen und den Inhalt ihrer Taschen abgenommen hatte.

Das mußte aber schnell geschehen, damit sie nicht vorher wieder zum Bewußtsein kommen konnten. Es wurden Laternen angebrannt und dann ließ man die Piraten, einen nach dem andern, die untere Lukentreppe hinabgleiten, wo sie in Empfang genommen und in den feuchten Sand gelegt wurden.

Als das geschehen war, wurde die Luke verschlossen. Nur die im Boden angebrachten kleinen Luftlöcher blieben offen. Die zehn Chinesen, welche noch oben an Deck angebunden waren, blieben da. Sie sollten auch weiter die Segel bedienen, bis die „Schui-heu“ oder vielmehr der „Hai-lung“ den Hafen erreichte.

„Wollt Ihr uns nicht ins Schlepptau nehmen?“ fragte Turnerstick den Kapitän des Kriegsschiffes.

„Wozu? Das Ueberholen des Taues macht Mühe und erfordert Zeit. Wenn Ihr das Kommando der Dschunke übernehmt, so weiß ich sie in den besten Händen. Leute zur Bedienung der Segel habt Ihr genug und außerdem lasse ich Euch für unvorhergesehene Fälle einige meiner Burschen da. Ich dampfe Euch voran und werde Eure Ankunft melden.“

„Schön! Da gibt's wohl einen Empfang?“

„Gewiß! Der ‚Hai-lung‘ muß mit der nötigen Feierlichkeit eingebracht werden. Alle ehrlichen Leute werden sich darüber freuen, daß er endlich ausgesegelt hat. Und' zumal wenn man erfährt, daß er von nur fünf Personen gewonnen wurde, so stehe ich nicht dafür, daß man Euch nicht eine Ehrenpforte baut.“

„Pah! Fünf Männer! Ihr seid doch noch dazugekommen!“

„Habe aber nichts thun können als eine kleine Handreichung, welche Eure Verdienste nicht im mindesten zu schmälern vermag. Die Prisengelder fallen natürlich Euch zu.“

„Ich brauche sie nicht.“

„So werden Eure Freunde klüger denken.“

„Auch ich verzichte,“ meinte der Methusalem.

„Ik ook,“ stimmte der Dicke bei.

„Ich ebenso,“ lachte Richard.

„Aberst ich nicht!“ sagte Gottfried von Bouillon. „Dem Verdienste seine Kronen, und wenn es keine Kronen sein können, so nehme ich es ebenso jern in Silber und sonstige Scheidemünze. Wer hat dat Schiff jenommen? Ich, denn ich bin's jewesen, der den Balken anjebunden hat. Darum will ich mein Teil vom Prisenjelde haben, zumal ich als Wichsier und Pfeifenräumer mit meine Oboe nicht auf Rosen jebettet bin. Ich will nun endlich auch mal für meine Zukunft Sorje tragen. Habe ich mich zu Lande nichts sparen können, so soll mich wenigstens zur See jeholfen werden.“

„Sehr schön!“ lachte der Methusalem. „Ich trete dir meinen Anteil ab.“

„Ik ook,“ erklärte der Dicke, welcher zu gutmütig war, als daß er an den Strick gedacht hätte, an welchem er sich vorhin vergeblich abgemüht hatte.

„So mag er alles nehmen!“ rief Turnerstick. „Eine Landratte, ein Fagottrillerer und Prisengelder! So etwas ist noch nie dagewesen!“

„Oho! Ich selbst bin auch noch nicht dajewesen, bin also ein Unikum! Sollte mich die olle Dschunke jenug einbringen, so kaufe ich mich auch eine Wasserpipe und suche mir einen Jottfried den Zweiten. Dann rauche ich mit dem Methusalem voran, und hinter mich trägt Bouillon second die Hukahs alle beide.“

„Wollen sehen, was sich thun läßt,“ nickte Kapitän Beadle. „Wir haben es hier mit einem Falle zu thun, welcher allerdings ohnegleichen ist; aber vielleicht erhalten Sie doch eine Gratifikation. Ich werde mir später Ihre Adresse ausbitten, denn ich beabsichtige sehr, einige fröhliche Tage mit meinem braven Turnerstick in Hongkong zu verleben, und hoffe dann auch die Herren, welche mir jetzt geradezu ein Rätsel sind, näher kennen zu lernen. Der Wind lebt auf, Turnerstick. Ihr habt die Brassen durchschnitten. Das war sehr gewagt. Spließt sie baldigst wieder zusammen. Ihr dürft die schweren Segel nicht so hängen lassen. Kommt eine Bö, so seid Ihr samt der Dschunke verloren.“

„Keine Sorge, Sir! Turnerstick weiß stets, was er zu thun hat.“

„Das mag sein. Also ich verlasse Euch nun. Sobald wir uns wiedersehen, werdet Ihr mir erzählen, auf welche Weise Ihr es so plötzlich zum Generalmajor gebracht habt. Im übrigen gratuliere ich den Herren allen. Das war ein Stück, von welchem man sich noch lange Zeit und nicht bloß hier erzählen wird. Seht auch nun bald nach den beiden Männern, welche unten im Kielraume in dem Kasten stecken. Und nun, auf Wiedersehen!“

Er reichte Turnerstick die Hand, auch den anderen, wie er es bereits vorhin gethan hatte, und verließ das Schiff auf dem Wege, auf welchem er gekommen war, nachdem er vorher einem Seekadetten befohlen hatte, mit zwanzig Mann zurückzubleiben und Turnersticks Anweisungen genau zu befolgen.

Dann gab das Orlogschiff wieder Dampf und setzte sich in Bewegung. Mit lautem Hurra grüßte die Mannschaft desselben herüber; dann warf der scharfe Kiel die Fluten vor sich auf. Das kurze, den fünf

Helden so interessante Intermezzo war vorüber.

Jetzt ließ Turnerstick die zehn Chinesen wieder losbinden, damit sie die Brassen durch Splissungen wiederherstellen sollten. Sie hatten gesehen, was vorgegangen war, und wußten, daß ein Widerstand jetzt Wahnsinn gewesen wäre. Man konnte sehen, daß sie geradezu mit Zittern und Zagen gehorchten.

Die Segel wurden wieder voll gebraßt; der Kapitän beorderte den jungen Kadetten an das Steuer und befragte ihn um die Höhe des Ortes, was diesem nicht wenig schmeichelte; dann setzte sich auch die Dschunke in Bewegung.

Als sie volle und stete Fahrt genommen hatte, kam Turnerstick auf das Mitteldeck herab, beorderte einige der Marineleute als Wachen in das Unterdeck und sagte dann, daß es Zeit sei, nach den beiden Männern im Kasten zu sehen. Es wurden Laternen angebrannt, worauf er mit dem Methusalem, Gottfried, Richard und Liang-ssi hinabstieg. Dabei wurde der letztere von Degenfeld gefragt, ob er nicht wisse, wer die Personen seien.

„Nein," antwortete er. „Ich habe nicht geahnt, daß sich Leute da unten befinden, bin auch nie in den vorderen Kielraum gekommen, da das den Matrosen verboten war."

Als sie unten anlangten, konnten sie mit Hilfe der Laternen die Oertlichkeit deutlich erkennen. Der Raum war niedrig und nach dem Kiele zu sehr schmal, erweiterte sich aber nach der anderen Seite hin. Er war so hoch mit feuchtem, dumpfig riechendem Sande angefüllt, daß man nicht aufrecht stehen konnte. Links von der Treppe standen die Stinktöpfe, von denen wohl noch über sechzig vorhanden waren. Man sah, daß sie erst mit Sand überdeckt worden waren, jedenfalls um von dem das Schiff im Hafen besichtigenden Beamten nicht bemerkt zu werden. Rechts war die Scheidewand, welche diesen Ort von dem Mittelkielraume trennte. An derselben stand der betreffende Kasten. Er war aus hartem Holze gefertigt, oben mit kleinen Luftlöchern versehen, nicht viel über zwei Ellen lang, ebenso tief und nicht ganz so hoch. Die Decke bildete zugleich die Thür, welche mit einem sehr starken Querriegel verschlossen war. Wenn sich zwei Personen in diesem Behältnisse befanden, so hatten sie jedenfalls große Pein zu erleiden, da sie zu einer gebückten, sitzenden Stellung gezwungen waren und sich kaum bewegen konnten.

„Jetzt will ich selbst mal mit ihnen reden," meinte Turnerstick. „Wenn die Kerls vom Ho-tschang zu dieser Strafe verurteilt wurden, so sind sie zehnfach gefährliche Subjekte, mit denen man nicht vorsichtig genug sein kann. Da muß einer mit ihnen reden, welcher Haare auf den Zähnen hat und die Sprache sehr genau versteht."

„Es sind keine Piraten," entgegnete der Methusalem. „Sie haben uns ja vorhin gesagt, wer sie sind."

„Ja, gesagt haben sie es; aber ich bin nicht so dumm, es zu glauben. Also mal los mit unserer Sprachwissenschaft! Haben ihre zehn Kameraden beim Segelbrassen mich so ausgezeichnet verstanden, so werden wohl auch diese sofort bemerken, daß sie es mit einem tüchtigen Sprachkenner zu thun haben."

Er klopfte an den Kasten und fragte: „Hallo, halling, hallung! Wer ist da dring im Kastong?"

Zwei Seufzer und ein kratzendes Geräusch waren die Antwort.

„Nun, köngt ihr nicht antworting? Wer ist da in dem Hühnerkäfing?"

„Ngot kieu schin tsa!" lautete die flehende Antwort.

„Was sagen sie? Wie heißt das?"

„Heda, helft uns! heißt es," antwortete der Methusalem.

„Unsinn! Aus welcher mongolischen Provinz sind denn diese Kerls, daß sie mich nicht verstehen und mir da einen Dialekt bringen, bei welchem man Zahnschmerzen bekommen kann!"

„Ja, der Dialekt ist schauderhaft," stimmte Degenfeld bei, um die armen Teufel nicht länger schmachten zu lassen. „Ich will sehen, ob ich besser mit demselben vorkomme."

„Möglich, da Ihr Chinesisch auch nicht mehr wert ist als dasjenige dieser Leute!"

Der Blaurote handelte zunächst anstatt zu sprechen. Er zog den Riegel fort und schlug den Deckel des Kastens zurück. Zunächst wurden nur zwei rasierte Schädel sichtbar. Die dunkeln Haarstummeln auf der Mitte derselben bewiesen, daß sich da Zöpfe befunden hatten, welche aber abgeschnitten worden waren, bei den Chinesen eine ebenso große Schändung wie bei einem Indianer, dem man die Skalplocke raubt.

Die beiden Männer blickten nach oben. Ihre Gesichtszüge waren wegen des dick darauf haftenden Schmutzes nicht zu erkennen. Sie wollten sich erheben, um aus dem Kasten zu steigen, fielen aber zurück. Die Einsperrung in diesen entsetzlichen Kasten hatte sie des Gebrauches ihrer Glieder beraubt. Degenfeld griff in den Kasten, hob sie nacheinander aus demselben und setzte sie in den Sand. Sie waren ganz der Kleider beraubt. Der eine von ihnen starrte vor Schmutz, der andere sah reinlicher aus, doch verbreiteten beide einen Geruch, welcher kaum auszuhalten war.

„Mok put, ni-men put kian — nicht wahr, ihr seid keine Piraten?" fragte der Methusalem in mitleidigem Tone.

„Yu, yu — nein, nein!" antworteten sie sofort im Tone des Abscheues und der eine fügte hinzu: „Tsa-men put tsche famfu-fuk-tsi — wir gehören nicht zu diesem Gesindel!"

„Ni-teng kuan-fu — ihr seid Mandarinen?"

„Tsche, tsche, ta kuan-fu — ja, ja, hohe Mandarinen. Ngo ho-po-so, tsche tong-tschi tsai Kuang-tschéu-fu — ich bin Ho-po-so und dieser ist Tong-tschi in Kanton."

„Ngo ko ni-tschai yen — ich werde eure Aussage prüfen!"

„Tsa-men ko tsän — wir werden die Prüfung bestehen."

Das sagte der Mann in so zuversichtlichem Tone, daß Degenfeld ihm nun geglaubt hätte, wenn er vorher noch zweifelhaft gewesen wäre. Er setzte seine Fragen fort, um zu erfahren, auf welche Weise diese beiden Beamten auf die Dschunke und dann in den schrecklichen Kasten gekommen seien, und erfuhr da folgendes:

Der Tong-tschi hatte auf einer Kriegsdschunke nach Kam-hia-tschin gewollt, einer kleinen Stadt an der Hong-hai-Bai, und war da von der Piratendschunke überfallen worden. Die Seeräuber hatten die Mannschaft des Kriegsschiffes durch Stinktöpfe überwältigt. Auch der Tong-tschi war betäubt worden. Als er erwachte, befand er sich in diesem Kasten. Wie lange er da gesteckt habe, wußte er nicht genau. Es war hier dunkel und er konnte die Zeit nur nach dem Knallen des Feuerwerkes bemessen, welches bei jedem Sonnenuntergange auf jedem Schiffe abgebrannt zu werden pflegt. Nach dieser Rechnung war er schon über eine Woche hier. Es war ihm unmöglich, seine Beine auszustrecken.

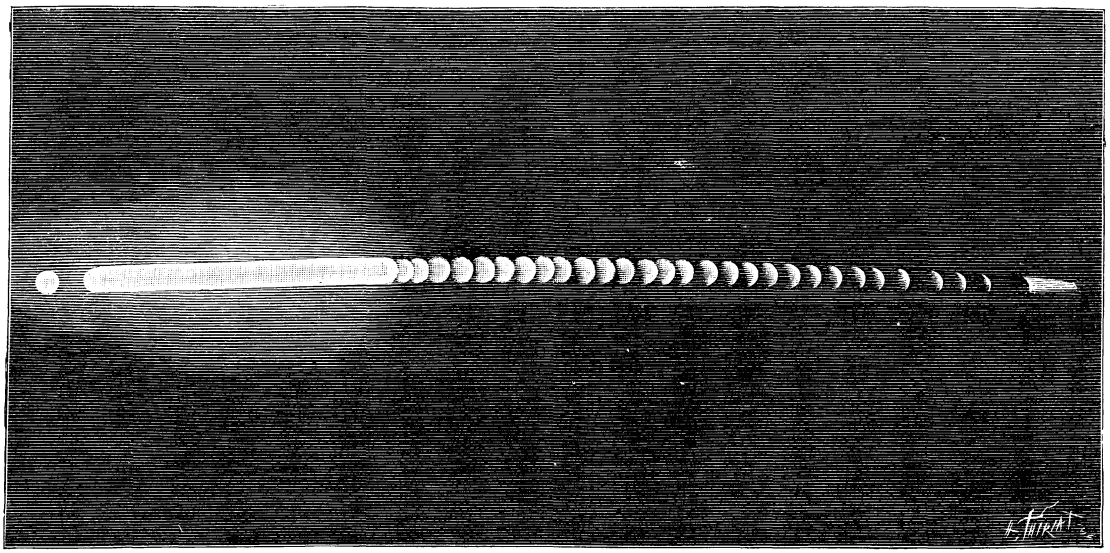
Da er nach europäischen Begriffen Inspekteur der in der Provinz Kuang-tung stehenden Militärmacht war, wozu auch die Marine gehört, so waren ihm die Piraten ganz besonders feindlich gesinnt. Er hatte ihnen ein bedeutendes Lösegeld

geboten; der Ho-tschang aber hatte ihm geantwortet, daß er die Sonne niemals wiedersehen und hier in diesem Kasten langsam sterben werde. Man hatte ihm täglich nur einen Schluck Wasser und dazu nur wenige, halb faule Früchte gebracht. Da er sich, seiner Schätzung nach, schon über eine Woche hier befand, so war er so abgemattet, daß er nur mit Anstrengung sprechen konnte. Als ganz besonderen Schimpf hatte man ihn seines Zopfes beraubt.

Der Ho-po-so befand sich erst seit vorgestern in der Gewalt der Piraten. Er schien ein sehr pflichttreuer Mann zu sein, denn er erzählte, daß er ganz allein, und zwar am Abende, die „Königin des Wassers" bestiegen habe, um nach deren Papieren und sonstigen Verhältnissen zu fragen. Die Mandarinen pflegen sonst ihres Amtes nur mit dem gewohnten Gepränge zu warten. Niemand außer ihm wußte, daß er auf diese Dschunke gegangen sei. Ueber diesen Umstand hatte er eine unvorsichtige Bemerkung gemacht und war dann sofort festgenommen worden.

Sein Amt brachte es mit sich, jedes unredliche Treiben zur See mit der Strenge des Gesetzes zu verfolgen. Da verstand es sich von selbst, daß die Piraten ihn haßten. Sie hörten, daß niemand von seiner Anwesenheit auf der Dschunke wisse, und daß man ihn also auch nicht auf derselben suchen werde. Darum hatten sie kein Bedenken, sich des Unvorsichtigen zu bemächtigen, ihn seines Zopfes und seiner Kleider zu berauben und zu dem Tongtschi in den Kasten zu stecken. Er sollte mit diesem das gleiche Schicksal erfahren.

Eine solche Behandlung zweier Menschen darf nicht allzu sehr wunder nehmen. Unter den schlechten Eigenschaften des ungebildeten Chinesen steht neben der Feigheit die Grausamkeit obenan. Er ist im stande, ein Huhn lebendig zu rupfen und zu braten, und zwar die Beine zuerst, damit diese stark anschwellen und einen knusperigen Leckerbissen geben. Dieselbe Gefühllosigkeit hat er auch dem Menschen gegenüber, sobald es sich um seinen Vorteil oder um eine That der Feindschaft handelt. Gegen seine Angehörigen aber zeigt er eine desto größere Milde.



Photographie einer Mondsfinsternis.

Der Ho-po-so vermochte seine Glieder noch leidlich zu bewegen. Er konnte, wenn auch mit Anstrengung, an das Deck steigen, während sein Leidensgefährte getragen werden mußte. Das geschah selbstverständlich erst dann, als man die nötigen Kleidungsstücke für sie herbeigeschafft hatte. Ihre eigenen Anzüge waren vernichtet worden. Sie mußten sich mit den gewöhnlichen Gewändern begnügen, die man in den Kajüten der Dschunke fand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mondsfinsternis zu photographieren.

Die gänzliche Verfinsterung des Mondes am 28. Januar 1888 hat zu einer Reihe der interessantesten Beobachtungen auf verschiedenen Sternwarten Veranlassung gegeben, je nachdem der Himmel hell oder bedeckt war, und die Vergleichung der verschiedenen angestellten Beobachtungen untereinander ist für die Astronomen und Physiker sehr lehrreich gewesen. Besonders hat der geniale Gedanke des Professors P. Dumont (früheren Direktors des physikalischen Laboratoriums an der Medizinschule zu Nancy), den Verlauf der Verfinsterung auf photographischem Wege sich selbst registrieren zu lassen, zu einer sehr hübschen und lehrreichen Veranschaulichung der ganzen Mondsfinsternis geführt, mit der wir unsere jungen Leser bekannt machen wollen, da ja das photographische Bild des Mondes deutlich den Verlauf und den Grad der allmählichen Verfinsterung zeigt und gleichsam ruckweise eine ganze Reihe von Bilder der ganzen Erscheinung gibt. Die Photographie wird bekanntlich schon seit längerer Zeit als Hilfsmittel bei astronomischen Beobachtungen angewendet, man hat mittels derselben unsere Sternkarten bedeutend vermehrt, denn der feste astronomische Apparat sieht schärfer als das bewegliche menschliche Auge. Auch ist die scharfsinnige Methode, deren sich Herr Dumont bedient, keine neue mehr, sondern schon von verschiedenen Beobachtern angewendet worden; eine Beschreibung derselben wird unsere Kameraden gewiß interessieren, namentlich jene, die der Photographie Aufmerksamkeit schenken. Das Verfahren besteht darin, daß man dem Mond selbst die Sorge überläßt, auf der photographischen Platte, welche über die ganze Dauer der Verfinsterung ausgesetzt bleibt, die Spur und das Bild seines Verlaufs zu fixieren. Dieser Verlauf wird dargestellt in einem hellen lichten Streifen, der sich auf dem Grund des schwarzen Himmels mit einer Breite abhebt, welche dem scheinbaren und allmählich abnehmenden Durchmesser der Mondscheibe proportional ist; denn die Mondscheibe scheint, während sie in den totalen Schattenkegel sich einsenkt, an Umfang abzunehmen, entschwindet dann während der gänzlichen Verfinsterung total, um nach dem Austritt aus dem Schatten wieder sichtbar zu wer-

den und sich wieder zu vergrößern. Anderseits ist dann, um die verschiedenen Phasen oder Stufen der Verfinsterung in bestimmten Zwischenräumen sichtbar zu machen, die Exposition der empfindlichen photographischen Platte gehemmt, dann wieder für einige Augenblicke wieder aufgenommen worden und so fort, so daß man eine Reihenfolge von Einzelbilder der mehr oder weniger bogenförmig ausgeschnittenen Mondscheibe erhält. Herr Dumont hat nun unter der Mitwirkung eines Herrn Bergeret das höchst merkwürdige Bild der allmählichen Verfinsterung gewonnen, welches unser nebenstehender Holzschnitt darstellt. Welche Art von Objektivglas oder Kammer man zu einer derartigen Beobachtung benützt, ist gleichgültig. Im vorliegenden Fall waren drei photographische Apparate von 8 Uhr abends an auf den Mond gerichtet, da die Verfinsterung um 8 Uhr 38 Minuten des Pariser Meridians beginnen sollte. Der Himmel war im Anfang der Verfinsterung etwas bedeckt, und erst um 9 Uhr haben die Operateure das Objektivglas zum erstenmal geöffnet, um eine Aufhellung des Himmels zu benützen. Im ersten Teil der Erscheinung, von 9 Uhr bis 11 Uhr 29 Minuten für die ersten Abzüge waren die Aussetzungen der photographischen Platte folgendermaßen eingeteilt: der Schieber vier Sekunden offen, fünf Minuten geschlossen; vier Sekunden wieder geöffnet, fünf Minuten wieder geschlossen, dann 20 Minuten ununterbrochen offen gelassen. Dies ergab:

8 Uhr 58 Minuten vier Sekunden geöffnet, dann geschlossen bis 9,3;

9 Uhr 3 Minuten vier Sekunden geöffnet, dann bis 9,8 geschlossen;

9 Uhr 8 Minuten geöffnet bis 9 Uhr 30 Minuten, dann fünf Minuten geschlossen;

9 Uhr 35 Minuten vier Sekunden geöffnet, dann bis 9,40 geschlossen

und so fort in gleicher Weise bis 11 Uhr 29 Minuten. Der Apparat war in einer Neigung von 57° zur Vertikale und in der Richtung nach Südost aufgestellt. Hoffentlich haben unsere lieben jungen Kameraden aus unserer vorstehenden Schilderung eine deutliche Vorstellung von dem Vorgang am Himmel und dem zu seiner bildlichen Veranschaulichung eingeschlagenen Verfahren gewonnen.

Das Dachsgraben.

Nur wenige Monate sind es, in welchen es gesetzlich erlaubt ist, dem Dachs (Meles taxus) nachzustellen, weil man allgemein angenommen, daß die Nützlichkeit des Tieres durch eifrige Insektenvertilgung den Schaden desselben für Wald und Jagd bedeutend überwiegt, welche Meinung allerdings in der Neuzeit auf manche Widersprüche gestoßen ist, namentlich soll er Eichelsaaten ziemlich gefährlich werden können.

Um so mehr gilt es, die kurze Frist wahrzunehmen, denn die Herren krummbeinigen Dachshunde sollen doch auch ihr Vergnügen haben. „Nicht wahr, Purzel? Ja, ich verstehe dein Knurren.“ Darum, wer Lust hat, dem Schauspiel beizuwohnen, der ergreife einen Spaten und festen Stock, und folge mir zu dem Bau. Zur Vorsicht will ich eine Laterne mitnehmen, denn man kann nicht wissen, ob das Graben nicht große Schwierigkeiten bereitet und bis zum Abend währt, denn, wenn wir dem Monsieur Grimmbart erst einmal auf der Spur sind, ruhe ich nicht eher, bis ich ihn habe, wie es einem echten Waidmann gebührt. Ihr fragt mich, ob man den Dachs nicht auf andere Weise auch fangen und erlegen kann? — Aha, ich merke, ihr schlauen Drückeberger, das behagt euch wohl nicht, ihr hattet euch das viel einfacher und leichter gedacht? Je nun, wem es zu langweilig wird, dem bleibt es ja nachher unbenommen, jederzeit nach Hause zu gehen, aber ich denke, wir werden binnen kurzem fertig werden, zumal Purzel, unser braver Teckel gar scharf ist und sich auf sein Handwerk gut versteht. Allerdings kann man den Dachs, ebenso wie Fuchs und Marder, in Fallen fangen, besonders dem großen Tellereisen, das man an einer starken, um einen Baum geschlungenen Kette vor dem Hauptrohre aufstellt, aber der Erfolg damit ist geringer wie beim Graben, und, wie schon gesagt, die Herrn Krummbeine sollen doch etwas zu thun haben, sonst werden sie faul und verlernen ihre Jagdkunst. Der Anstand ist nicht üblich, was wohl seinen Grund darin hat, daß der Dachs zur Feistzeit, in welcher allein er erlegt werden darf, erst nach Sonnenuntergang den Bau verläßt, also Mondschein erforderlich ist, bei welchem das Schießen immer unsicher bleibt. Auch das Hetzen des Nachts mit Hunden, welche ihn entweder stellen oder in seinen Bau zurückjagen, wo er sich in der Dachshaube fängt, einem sackartigen Netz, das man in den Eingang einer Röhre gelegt hat, gilt als unwaidmännisch und geschieht nur selten. „Was hast du denn, Purzel, warum bellst du nur?“ — Ah so, im Eifer des Gesprächs habe ich gar nicht bemerkt, daß wir gleich an Ort und Stelle sind, ja Purzel, der weiß ganz genau Bescheid, und durch sein Bellen gibt er die Freude kund, welche er bereits verspürt — „so recht mein Krummbein!“ Aber immer etwas Geduld, erst müssen wir doch feststellen, ob der Bau überhaupt befahren ist? Hm, die vor den Röhren aufgestellten Strohhalme sind ungeknickt und nirgends entdecke ich eine Fährte, weder hinein, noch heraus, das Nest scheint leer zu sein, was mir nicht lieb wäre, denn der andere Bau geht tiefer. Nun wir wollen einmal den Hund hineinlassen, wenn kein Dachs drin ist, kommt er bald wieder heraus. So, jetzt bitte ich aber etwas Ruhe aus, damit man die Arbeit verfolgen kann. „Hier rein Purzel, such mein Hund, such — so recht — hui faß das schlechte Tier, Purzel!“ Alles still, nichts zu hören, es wird wohl nichts sein, ha, da ist ja Purzel schon wieder, so jetzt in die Röhre dort — wieder nichts, nun vielleicht hier! Auch nicht, nun ich dachte mir's ja, da müssen wir schon in den sauren Apfel beißen und zu dem zweiten Bau gehen, denn umsonst möchte ich euch nicht aufgefordert haben und vielleicht, wenn wir vom Glück begünstigt werden, erwischen wir dort zwei Stück zusammen, wodurch sich unsere Mühe belohnen würde. Auf dem Wege dahin will ich euch schnell erzählen, wozu ein erlegter Dachs benutzt werden kann. Sein Fell, Schwarte genannt, ist von außerordentlicher Dauerhaftigkeit und deshalb sehr gesucht. Unter anderem wird die übrigens auch schön aussehende Schwarte zur Bekleidung der Tornister bei den Jägerbataillonen verwendet; wenn das infolge der Seltenheit des Dachses nicht so teuer wäre, würde man es wohl bei allen Truppenteilen thun. Das reichlich um das Wildbret gelagerte Fett (wie ihr gewiß schon gehört habt, sagt man, „der Dachs lebe im Winter von seinem eigenen Fett“) kauft der Apotheker als Heilmittel. Von jungen Tieren soll es bei gewürzreicher

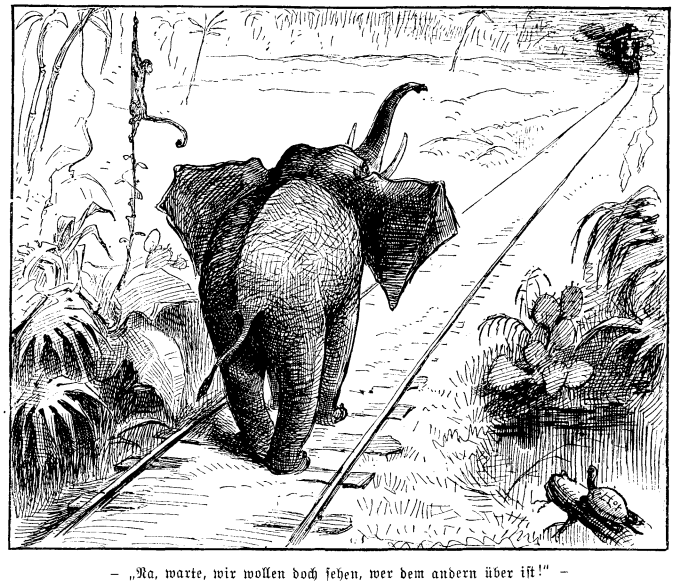
Zubereitung sogar schmackhaft gemacht werden können. Der Jäger nimmt es gern zu seiner Stiefelschmiere. Auch bei der Seifenfabrikation wird es verarbeitet. Sein zähes Wildbret ist nicht genießbar und wird sogar von Hunden verschmäht, doch soll der Fuchs zuweilen Appetit darauf haben. — — So, da hätten wir unterdes auch unsern Bau erreicht, nun helft mir zunächst, die Röhren, welche ich bezeichnen werde, mit spitzen Reisern verstopfen, damit uns Grimmbart nicht unversehens an einer wenig beachteten Stelle entwischt. Die drei Hauptröhren lassen wir offen — ha, da seht her, hier ist er hinein, der Fährte nach, da liegt auch Losung, drinnen hätten wir ihn also, nun gilt es, ihn herauszubekommen.

Jetzt müssen wir unsere Kräfte richtig verteilen, je einer stellt sich mit einer Dachsgabel oder Zange bewaffnet vor eine Hauptröhre und paßt ordentlich auf; wenn sich der Dachs zeigt, dann heißt es fest zupacken und schnell rufen, damit wir andern mit den Knütteln zu rechter Zeit hinkommen und ihn erschlagen können. Mit der Zange packt man das Wild am Halse, die Gabel dient zum Niederhalten am Genick. Die mit Spaten versehenen bleiben auf meinen Wink gewärtig! Gut jetzt kann das Werk beginnen. „Purzelchen hierher, so brav mein Hündchen, nun laß ihn nicht locker den Gesellen und sieh dich vor, denn du weißt ja, zu spassen ist nicht mit Meister Grimmbart, er schlägt gar gewaltig und gilt es, ihm geschickt auszuweichen, na du weißt ja alles, drum voran, hui faß, faß, such doch, such doch den Dachs!" Nun aufgepaßt, wer etwas hört, der gibt ein leises Zeichen, denn gesprochen darf vorläufig nicht werden. Ha, der scheint sich gut verkrochen zu haben, aber warte nur, Purzel wird dich schon finden, der hat eine gar gute Nase. — Wir wollen den Hund einmal etwas ermuntern, stampft mit den Füßen, wo ihr steht, fest auf die Erde, ich werde nochmals in die Röhre hineinrufen. „Ei such doch, ho ho Purzel vorwärts, hui faß!" Halt, vernehmt ihr nicht etwas? Jawohl, Purzel wird laut — dort sagt ihr — nun ich werde mich auf die Erde legen und horchen. Ja, jetzt höre ich es, aber das ist nicht hier, aha, schon komme ich näher, aha in dieser Richtung, hoho da ist es, horcht nur, wie der Hund bellt! Also gut aufgepaßt an den Röhren, und jetzt zwei Mann mit den Spaten hierher. Ich werde anfangen zu graben und zeigen, wie man den Einschlag, auch Kasten genannt, machen muß, dann könnt ihr mithelfen. Vor allen Dingen so schnell wie möglich die Hände gerührt, je rascher die Arbeit geht, desto besser gelingt der Fang, denn der Dachs vergräbt sich, wenn er erst merkt, daß man ihm zu Leibe rückt, immer tiefer. „Ja Purzel, wir beeilen uns, dir zu Hilfe zu kommen, halt ihn nur fest den grauen Burschen!" So nun mit angefaßt, ihr habt ja gesehen, wie gegraben wird, zwei Mann müssen schaufeln, die andern lösen nach einiger Zeit ab. Immer die Wände glatt abgestoßen, und senkrechte Spatenstöße gemacht, ab und zu wieder einmal gelauscht, ob die Stelle schon näher kommt, das Bellen hörbarer wird! Nicht zu hastig gegraben, sonst wird man zu leicht müde, wenn die zweite Sandschicht durch ist, dann werde ich wieder mit angreifen, denn dann gilt es, vorsichtiger zu Werke gehen, damit man nicht etwa mit dem Spaten auf den Hund sticht. — Was bedeutet denn der Lärm, kommt etwa unser Freund schon? — ja — dann fest zugegriffen, nicht losgelassen, ich komme schon. Ha, das ist ein junger, also sind mehrere im Nest, das ist eine angenehme Ueberraschung! Immer tüchtig mit den Stöcken auf Hinterkopf und Nase geschlagen, so ein Dachs hat gar zähes Leben, wenn er gar nicht daran glauben will, gebe ich ihm einen Fangschuß hinter eines der Gehöre. Es ist nicht nötig, schon hat er ausgepustet. Nun aber schnell wieder auf die Posten, damit wir die ganze Sippe erwischen! — Seht, jetzt darf nicht mehr gestochen, sondern muß man mit der flachen Schaufel wagerecht abschippen, was zwar langsamer von statten geht; aber der Hund kann nicht verletzt werden. Reicht mir eine Zange her, damit ich sofort fassen kann. Haha, da kommt schon etwas Graues zum Vorschein, seht ihr, dort? Noch eine Schippe, hoho, den hätten wir auch, wieder ein junger, schlagt zu und laßt ihn ja nicht davonlaufen. — Ich höre Purzel gar nicht mehr und hier mündet auch die Röhre, das ist sonderbar. „Purzel, wo steckst du, mein Hund, hui such, hui faß!" Hau hau, da ist er, gar nicht weit, er holt wohl den Alten vor. Wir müssen deshalb recht fix sein, immer vorwärts in der Richtung ein Loch gegraben, eins, zwei, eins, zwei. Holla er merkt den Braten, jetzt wollen wir um die Wette arbeiten, wer sein Werk schneller verrichten kann? Stopp, sachte, da ist der Hund, holla Purzel halt ihn fest. Ha, ha! das war wohl ein heißer Kampf, der Purzel schweißt ja ganz gehörig am rechten Behange, ja ohne Backenstreiche geht es gewöhnlich nicht ab, er soll sie aber büßen, der Dachs! — Wie, er hat ihn nicht mehr? aber die Richtung gibt er an — horrido! Da steckt der alte Knabe, na warte! So gebt mir die Büchse her, ein Schuß thut es hier am besten, nehmt unterdes Purzel zu euch. Paff! da war's um ihn geschehen, ein kapitales Exemplar! — Das lohnte sich doch, nicht wahr, und hat euch auch hoffentlich gefallen! Nun werft den Einschlag noch rasch wieder zu, alle Mann nagefaßt! Dann geht es zu Muttern, die sich gar sehr freuen und dem braven Purzel einen leckeren wohlverdienten Bissen zurecht machen wird!

Eine lustige Elefantengeschichte.

Ein englischer Ingenieur, welcher lange in Indien beim Eisenbahnbau beschäftigt war, erzählt nachstehende Geschichte, deren Wahrhaftigkeit und Verbürgung wir ihm überlassen mögen, obwohl sie für denjenigen, der mit der Lebensweise der asiatischen Elefanten näher vertraut ist, nicht so ganz unwahrscheinlich klingt und jedenfalls unseren jungen Freunden nicht ganz uninteressant sein wird. Als man an einer gewissen Eisenbahnstrecke baute, mußte man die Trace der Bahn eine Strecke weit durch eine Dschungel oder einen Sumpfwald führen, worin seit Jahren ein altes Elefantenpaar hauste, welches von den wenigen Bewohnern der ziemlich öden Gegend bisher um so mehr geduldet worden war, als die armen Leute nicht mit Schießwaffen versehen waren. Sobald aber die Arbeiter anfingen, einen Teil der Dschungel umzuhauen und eine breite freie Strecke durch dieselbe zu bahnen, nahmen die Elefanten es sehr übel und verjagten mehrmals die Kulis, welche mit der Rodung beschäftigt waren. Um die Arbeiten ruhig fortführen zu können, war man genötigt, bei Nacht Feuer auf der Bahnstrecke zu brennen und bei Tage die beiden Dickhäuter durch Böllerschüsse zu vertreiben, sobald sie sich zeigten. Die Elefanten merkten bald, daß es hier nicht mehr ganz geheuer sei, und daß man ihnen ihren Standort entleiden wolle; so gaben sie denn als die Gescheiteren nach, zogen nach Elefantenart in eine andere Gegend (denn der wilde Elefant wandert, sobald

er Futtermangel verspürt oder sonst belästigt wird) und verschwanden eine Zeitlang ganz, so daß man die Bahnstrecke unbehelligt ausbauen konnte. Dieselbe war schon einige Zeit im Betrieb, als einer der Bahnwärter meldete, die Elefanten seien plötzlich wiedergekehrt und zeigten sich da und dort in ihrem alten Revier. Man wollte der Sache anfangs keinen rechten Glauben schenken, aber der Hindu vermaß sich hoch und teuer, die Sache verhalte sich so und es seien dieselben beiden Elefanten, welche früher hier gehaust haben, denn er kenne sie zu gut, um sich zu irren. Da die beiden Dickhäuter aber für gewöhnlich die gebahnte Strecke und die Rodung mieden, so sah man wenig von ihnen und versah sich auch keiner Gefahr von ihrer Seite, denn es war nicht wohl anzunehmen, daß die vorsichtigen, klugen Tiere einen in Bewegung befindlichen Zug angreifen würden. So vergingen denn viele Wochen, ohne daß die Elefanten sich auf der Bahn zeigten, obwohl an ihren Fährten und ihrer Losung (ihrem Dünger) deutlich zu erkennen war, daß sie in der Nähe waren. Sie mochten sich mittlerweile auch an das Rasseln des Zugs und an den Pfiff der Lokomotive als an harmlose Laute gewöhnt haben, denn diese Zeichen hatten sie nicht verscheucht. Eines Morgens aber, als ein Zug aus dem Walde auf die gerodete Strecke herausfuhr, bemerkte der Lokomotivführer, daß ihm das alte Elefantenmännchen unmittelbar auf der Bahn selbst entgegenkam und sich um den ihm entgegenrasselnden Zug gar nicht zu bekümmern schien. — „Na, warte, wir wollen doch sehen, wer dem andern über ist!" dachte der Lokomotivführer und ließ die Dampfpfeife ertönen. Der Elefant blieb trotzig stehen, denn er nahm dies wohl für eine Herausforderung. Er stellte nur die Ohren, schwang den Rüssel, gab ein zorniges Schnauben zum besten und rückte dann langsam vor. Der Lokomotivführer stellte das Pfeifen ein, gab Volldampf, fuhr weiter, bis er noch einige Wagenlängen von dem Tier entfernt war und ließ dann den Dampf zischend ausströmen. Dies erschreckte den Elefanten, welcher nun rasch umkehrte, aber nicht schnell genug aus den Schienen kam, so daß der vor der Lokomotive angebrachte Kuhfänger (cow-catcher) ihn von hinten erfaßte und auf die Gitterstäbe hob, so daß er von dem Zuge mit fortgerissen wurde. Das war doch zu viel für den Elefanten, dem wohl auch die Lokomotive auf seiner Rückseite zu warm machte, so daß er ein klägliches Angstgeschrei ausstieß. Ein paar hundert Meter weit ward er willenlos mitgenommen, aber bei der nächsten Kurve der Bahn ward er beiseite geschleudert, blieb eine Weile wie verendet liegen, bis der ganze Zug an ihm vorübergedonnert war; dann raffte er sich wieder auf und lief schreiend und wie von der wilden Jagd gehetzt in das Dickicht hinein und ward von da an nicht wieder gesehen. Er mochte sich überzeugt haben, daß die Lokomotive ihm doch über war, und er suchte sich nebst seinem Weibchen einen ruhigeren Standort in der Ferne.



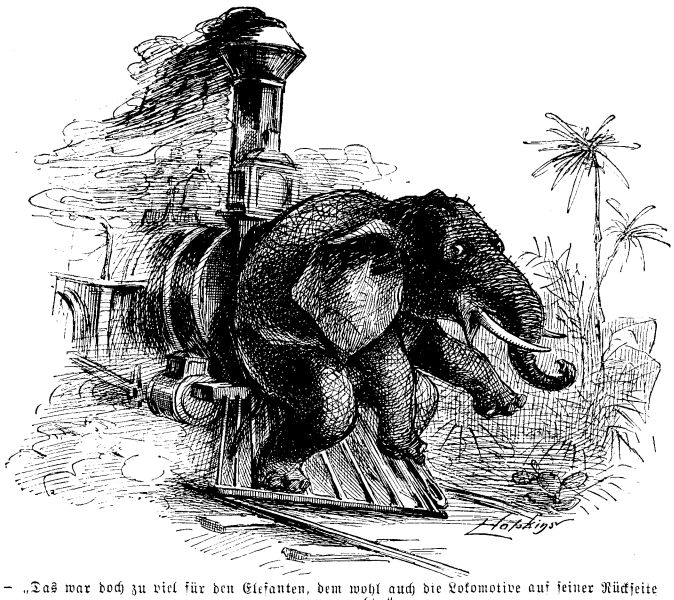
– „Na, warte, wir wollen doch sehen, wer dem andern über ist!" –

Der Postbote in den Watten.

Die Watten sind jene Vorlande der deutschen Nordseeküste, welche von der Ebbe täglich bloßgelegt werden — ein Reich der „Sande" und „Platen", d. h. weißer Sandbänke und flachgewölbter Sandplatten. Man glaubt, gewiß nicht mit Unrecht, daß diese Landbildungen die traurigen Reste der von den Sturmfluten, namentlich in früheren Jahrhunderten, verschlungenen Festlandsteile seien. Sie sind, wenn die Flut sie bedeckt, der Schiffahrt äußerst gefährlich; manch ein Schiff ist schon auf ihnen gestrandet und gescheitert. Wenn die Ebbe sie bloßlegt, sehen sie recht unschuldig aus; sie heißen nun, wie gesagt, das Watt oder die Watten. Es ist eine seltsame Welt, dieses Watt, und eine Wanderung über dasselbe, wobei man sich jedoch vor der rückkehrenden Flut in acht nehmen muß, bietet des Anziehenden mancherlei. Die ersten Schritte führen allerdings durch einen zähen, grauen Schlamm, den sog. „Schlick"; ist dieser aber überwunden, so gelangt man auf Sand, der halb trocken und so hart wie Eisen ist und auf dem die Wellenhalbringe der letzten Flut deutlich abgedrückt sind. Wie die Nerven und Adern den menschlichen und tierischen Körper durchziehen, so durchkreuzen zahlreiche Wasserfäden und Wasseradern, „Prielen" genannt, die Fläche des Watts; bisweilen nehmen jene Adern den Umfang kleiner Flüsse an, und man heißt sie dann „Baljen". Zu Tausenden treiben sich die Seevögel, namentlich die weißbeschwingten Möwen auf und über dem Watt umher, um dort, wo die rückweichende Flut einen Fisch, einen Seestern, eine Krabbe oder eine Garneele auf dem Sande oder in einem Tümpel zurückließ, Beute zu machen.

Da die ostfriesischen Inseln meist nur etwa eine Stunde von der Küste entfernt sind, so kann man zu ihnen bei Ebbezeit über das Watt zu Fuß, zu Pferd oder auch zu Wagen gelangen. Aber man muß den Weg kennen, der durch eingesteckte Besen bezeichnet ist; man muß genau auf „die Zeiten" achten, d. h. auf die Dauer der Ebbe und die Rückkehr der Flut; man muß sich auf plötzlichen Nebel gefaßt machen und deshalb immer einen Kompaß bei sich tragen; nur der „Wattlotse" kennt alle diese Verhältnisse und Gefahren genau, und man sollte daher nur unter seiner Führung sich über das Watt nach Wangerooge oder Neuwerk hin wagen.

Der „Wattlotse" ist es denn auch, der den Postdienst nach dieser oder jener der ostfriesischen Inseln besorgt. Er sitzt dabei auf einem ausdauernden Klepper, raucht sich sein „Piepje" und trägt die ihm von der Postbehörde anvertrauten Briefschaften in einem Tornister auf dem Rücken; kleinere Pakete schnallt er hinter



– „Das war doch zu viel für den Elefanten, dem wohl auch die Lokomotive auf seiner Rückseite zu warm machte." –

sich aufs Pferd. Oft plätschern noch die Wasser der ebbenden Nordsee um die Hufe des Pferdes; oft auch rauschen auf dem Heimwege des Postboten zum Festland schon die Wasser der rückkehrenden Flut um die Beine des ausdauernden Tieres. Nur wenn sich das Watt mit einer Eiskruste zu bedecken anfängt, hört der Postdienst durch Pferde auf, da die scharfen Eiskanten dem Tiere in die Beine schneiden würden. Haben sich aber erst größere Eismassen aufgetürmt, so wagt der Wattlotse wohl hin und wieder eine ebenso anstrengende wie gefährliche Fußwanderung nach der Insel. Nur bei Schneegestöber unterbleibt jede Postverbindung, und die Insulaner sind dann oft wochenlang in Ungewißheit darüber, was sich draußen auf dem Festlande ereignet. So erfuhren die Bewohner eines westfriesischen Inselchens den Tod Kaiser Wilhelms I. erst, als der Verewigte schon längst im Mausoleum zu Charlottenburg ruhte.

Eine still vollbrachte Heldenthat.

Es war am 9. März des Jahres 1888. Die vornehmste Straße Berlins, „Unter den Linden", wurde trotz der frühen Morgenstunde von ungewöhnlichem Leben durchwogt.

Alle Versammelten und Herzuströmenden waren auf das Höchste gespannt; aber ihre Gesichter blieben ernsthaft und die Lippen schweigsam; hinter den verhängten Fenstern seines schlichten Palastes lag Kaiser Wilhelm im Sterben.

Einige Offiziere hatten, auf und abgehend, die ganze Nacht vor der großen Freitreppe der kaiserlichen Wohnung zugebracht und setzten jetzt in dem schneidenden Frühwinde ihre düstere Wanderung fort.

Bekannte vom Zivil gesellten sich zu ihnen; vielleicht setzten sie voraus, die Militärpersonen seien genauer über das Befinden des großen Soldatenkönigs unterrichtet, als das andere Publikum; von Zeit zu Zeit drängte ein buntgemischter Haufe aus der Menge nach, doch vergeblich. Wache und Schutzmänner wiesen immer wieder gebieterisch nach rückwärts.

Wenige Schritte vom Palais, an das Postament der Reiterstatue Friedrichs des Großen gelehnt, stand schon seit Stunden fast regungslos ein hochaufgeschossener, breitschulteriger Knabe, mit ausdrucksvollem Gesicht und festen, kräftigen Zügen. Zuweilen sah er auf den Eingang des Palastes und die davor befindlichen Gruppen; meist aber sah er auf zu der über dem Kaiserhause wehenden Fahne. Noch schwebte sie oben an der Spitze ihrer hoch emporragenden Stange; er wußte, daß dies ein Wahrzeichen dafür war, daß Kaiser Wilhelm noch lebe.

Da fährt plötzlich ein Schauer durch die starken Glieder des Knaben; seine Blicke irren unstet zu Boden, dann aber noch einmal zweifelnd zurück in die Höhe: Das kaiserliche Banner war auf Halbmast gesunken. Kaiser Wilhelm war tot. —

Langsam kehrte sich der Knabe ab, und ohne nach rechts oder links zu schauen, ging er heim. Es wäre ihm unmöglich gewesen, jetzt mit einem Menschen auf der Straße zu reden. Hinter sich hörte er die wachsende Bewegung der Menge und vernahm, nachdem er das Brandenburger Thor und einen Teil des noch winterlichen „Tiergartens" durchschritten hatte, jene gewaltigen Kanonensalven, welche den Tod des Vaters und den Regierungsantritt des krank in der Ferne weilenden Sohnes verkündeten.

Als der letzte Schuß verhallt war, betrat Ferdinand die Wohnung seiner Mutter; als er einige Sekunden später vor dieser selbst im Zimmer stand, wäre seine lange verhaltene Empfindung fast in Schluchzen ausgebrochen.

Doch wollte er sich mannhaft beherrschen, und gerade dadurch geschah es, daß er atemlos auf die Mutter zutrat und mit rauher Stimme rief: „Er ist tot!"

Sogleich vernahm man aus der Tiefe des Zimmers, wo Ferdinands Bruder, ein neunjähriger Knabe, über seinen Schularbeiten saß, ein leidenschaftliches Weinen.

„Wann? eben erst?" rief das lebhafte Kind, indem es sich kaum fassen konnte und in der Erregung mehrere Bücher vom Rande des Tisches warf.

Die Mutter, eine noch junge Frau, die nähend am Fenster saß, stand leise auf und ging mit leichten Schritten durch den schön geordneten Raum.

„Wer wird in einem so ernsten Augenblick so laut und heftig sein?!" sprach sie mahnend und legte zur Beruhigung die Hand auf das Haupt des jüngeren.

So stand sie in tiefer Ergriffenheit einen Augenblick feierlich zwischen ihren Söhnen.

Als das Schluchzen des Kleinen etwas nachließ, berichtete Ferdinand mit anfangs ein wenig stockender Stimme alles das, was er in den frühen Stunden vor dem Palais gehört und wahrgenommen.

Die Mutter war wieder an das Fenster zurückgekehrt und hatte ihm von dort aus schweigend zugehört. Jetzt sagte sie innig: „Kinder behaltet alles, was ihr in diesen Tagen sehet und hört, fest in eurem Gedächtnis und in euren Herzen, denn diese Tage sind unvergleichlich große. So begnadet, wie Kaiser Wilhelm, hat selten ein Herrscher sein Reich verlassen, wenn auch sein Vaterherz in den letzten Monaten schwer bluten mußte. Wir dürfen begeistert der Güte Gottes gedenken, welche es einem Menschen gewährte, daß fast alle seine Werke noch zu seiner Lebenszeit mit Erfolg gekrönt waren. Wieder, das Leben Kaiser Wilhelms und sein frommer, gottergebener Tod sind ein historisches Ereignis!"

Sie schwieg die zarte Frau einen Augenblick, wohl vor innerer Erregung.

Der Postbote in den Watten. Von F. Lindner.

Dann fuhr sie mit einem eindringlichen Blick auf ihre Söhne fort: „Sein Beispiel, Kinder, laßt unsterblich in euch sein! Es ist keine Redensart, sondern eine Thatsache, wenn man die weise Mäßigung Kaiser Wilhelms als etwas Unvergleichliches hervorhebt. — Ihr besonders denkt recht oft in dieser Beziehung an das kaiserliche Vorbild! — Auch an seine Selbstlosigkeit und persönliche Hingabe denket! Er that immer, was er sachlich für recht hielt, mochte es seiner Eigenliebe schmeicheln oder nicht.

„So, Kinder, und nun thut auch heute eure besondere Pflicht! Es ist Zeit, ins Gymnasium zu gehen. Nicht wahr, Ferdinand?"

„Ja, in fünf Minuten. Aber es wird keine Klasse sein, Mutter; man wird nur eine Ansprache halten."

„Keine Klasse! nein, es wäre schrecklich, wenn Klasse wäre! — Kein Junge könnte heute aufpassen!" versicherte Walther mit flammender Erregung. „Wenn noch fünf Minuten Zeit sind, geh ich vorher noch zu Robert und erzähle ihm alles! Robert hat den Kaiser mehr geliebt als jeder andere Preuße! — Und von dir war es schändlich, daß du ihn den Sonntag, als ich dich so gebeten habe, nicht unter die Linden tragen wolltest. Wenn Robert das gesehen hätte, wie er uns grüßte! — Ich erkläre dir, daß es schändlich von dir gewesen ist!"

„Wälz! Wälz!" rief warnend die Mutter.

Ferdinand aber entgegnete heftig: „Schweige doch heute von deinem Robert! Du wirst mir noch ganz überlästig mit dem Bengel werden!"

„Geh jetzt schnell voran, Wälz, wenn du Robert noch sprechen willst. Adieu, mein Kind, und denke an die weise Mäßigung unseres seligen Kaisers!" sagte dagegen die Mutter; dann wandte sie sich an Ferdinand und flüsterte ihm ernst zu: „Du bleibe noch einen Augenblick, mein Sohn!"

„Warum redest du immer in so starken Ausdrücken von dem armen Robert?" fragte sie, sowie Walther die Thür hinter sich geschlossen hatte. „Du weißt doch, daß du den Kleinen damit immer zum Zorne reizest!"

Ferdinand sah betroffen zu Boden. „Ich kann das Gehabe mit dem Jungen nicht ausstehen!" antwortete er finster.

„Wälz hat nun einmal so viel Liebe zu dem armen Kranken. Sie ist seinem weichen Gemüt ganz natürlich, und ich freue mich von Herzen über diesen Zug an dem Kinde. Du verwechselst in deiner Vorstellung Gefühllosigkeit mit Männlichkeit. Im Grunde deines Gemütes und im thatsächlichen Leben, hoffe ich, thust du es nicht! — Ja, ich weiß, Ferdinand, daß du es nicht thust! — Adieu, mein Kind, laß diesen großen, ernsten Tag nicht umsonst von dir erlebt werden! — Du hast keinen Vater mehr — so laß das Vaterland dich bilden und erziehen!" erwiderte die junge Frau und rührte jetzt mit liebevoller Hand die Schulter ihres ältesten, wie vorhin das Haupt des jüngsten.

Ferdinand warf seiner Mutter unter zusammengezogenen Brauen einen halb abbittenden, halb versprechenden Blick zu; dann verließ er hastigen Schrittes das Zimmer; und als er gegangen war, stand die verwitwete junge Frau noch lange still und nachdenklich in ihrer Fensternische, wünschend, daß sie ihrem heranwachsenden Sohne einerseits das rechte und anderseits nicht zu viel gesagt haben möchte.

Dieser eilte indessen auf den Hof, um noch zur rechten Zeit das Gymnasium zu erreichen, und fand dort zu seiner Befriedigung Walther bereits auf ihn wartend.

„Wir müssen uns jetzt rasend sputen!" rief er dem jüngeren Bruder zu, warf aber im Vorübereilen fast wider Willen noch einen Blick in die armselige Kellerwohnung, hinter deren Fensterchen er den verkrüppelten Robert mit seinem blassen Gesicht ganz verstört sitzen sah. — Der aber blickte ihn nicht wieder an, sondern sah nur dem kleinen Walther eindringlich nach; die tiefe Traurigkeit, die aus seinen Zügen sprach, machte einen fast peinlichen und nachwirkenden Eindruck auf Ferdinands Gemüt.

Als Walther bei ihrer Heimkehr aus dem Gymnasium wieder in der Thür der Kellerwohnung verschwand, um dem Krüppel zu berichten, was in der Klasse über den Tod des Kaisers gesprochen worden und was er alles auf den Straßen gesehen und gehört habe, fuhr ihn Ferdinand nicht, wie sonst, hart darüber an, daß er schon wieder den weichmütigen Protektor spiele, ohne wenigstens zuvor seine Schulbücher verwahrt zu haben. Mit einer Miene, als übersähe er ganz, daß ihm der kleine Bruder nicht sofort in die mütterliche Wohnung folgte, ließ er ihn diesmal gewähren.

Beim Mittagbrot schüttete dann der etwas frühreife Kleine sein ganzes Herz über den Eindruck aus, den Roberts großer Kummer auf ihn gemacht hatte.

„Genau, wie ich mir dachte!" rief er überstürzt, „so unglücklich wie Robert ist kein Mensch! — Ich wollte jetzt, ich hätte ihm gar nicht immer so schöne Bücher über den Kaiser gebracht, dann wäre er nun nicht so traurig!"

Ferdinand fuhr bei diesen Worten lebhaft auf, beherrschte sich aber und schwieg schließlich, als die Mutter milde sagte: „Laß dir's nicht leid sein, Wälz, daß du den armen Robert für seinen Kaiser begeistert hast, wenn er jetzt auch doppelt betrübt dadurch ist! — Auch ihm soll Kaiser Wilhelm zeitlebens ein schönes Vorbild sein, denn er hat uns nicht nur gezeigt, wie man brav und mutig handeln, sondern auch, wie man demütig ertragen soll! — So, lieben Kinder, und da heute Nachmittag keine Klasse ist, will ich in einer Stunde mit euch unter die Linden gehen, ich selbst habe das Bedürfnis, an diesem Tage der Volkstrauer den Pulsschlag einer großen Menge zu fühlen. — Seid ihr zufrieden mit eurer Mutter, liebe Jungen? Ja, es wäre mir heute wirklich einmal unmöglich, still an meinem Arbeitsplätzchen zu sitzen!"

Bei diesen Worten erhob man sich von Tisch und die beiden Knaben empfanden eine begeisterte Erregung über den Entschluß der Mutter.

Jeder von ihnen wollte dann später bei dem ersten Ausgange ihr unmittelbarster Begleiter, ja, womöglich ihr Führer und Beschützer sein, denn der Menschenstrom, der erregt nach den Linden drängte, war ein ungeheurer. Vornehm und gering, alt und jung, schob sich Schulter an Schulter durch die Straßen. Wie eine einzige große Familie erschien an diesem ganzen ersten Tage, nachdem Kaiser Wilhelm die milden Augen geschlossen hatte, sein Volk von Berlin. Jeder hoffte in der Nähe des Palastes noch auf eine Ergänzung zu jenen Nachrichten, die seit der Frühe auf vielen Tausenden von schwarzumränderten Flugblättern über die letzten Stunden des geliebten Königs ausgegeben waren, und mancher dachte, durch irgend eine besondere Vergünstigung möglicherweise dazu zu gelangen, das Antlitz des Entschlafenen noch einmal in aller Stille zu schauen, denn man hatte gehört, daß in den ersten Stunden des Vormittags dem einen und anderen die Gunst zu teil geworden war, einige Augenblicke vor dem schlichten Sterbebette Kaiser Wilhelms zu verweilen.

Diese Hoffnungen erfüllten sich nun freilich nicht; dagegen erfuhr man, daß

die Leiche zur feierlichen Mitternachtsstunde von dem Palais zum großen Dom übergeführt, dort aufgebahrt und vom Nachmittag des folgenden Tages ab allem Volke gezeigt werden sollte.

„Mutter, dahin gehen wir auch!“ sagte Ferdinand mit bewegter Stimme und im Vollgefühl seiner stolzen jungen Kraft, die ihn die zarte Mutter so sicher am Arme führen ließ, daß er meinte, sie vor jeder gefahrdrohenden Berührung mit einer aufgeregten Menge behüten zu können.

Aber die Mutter entgegnete sehr bestimmt, daß es ihr für sie selbst und für Walther nicht ratsam erschiene, sich in das vor dem Dom stattfindende Gedränge zu begeben.

„Du bist für deine eigene Person freier und gesicherter, wenn du morgen allein gehst, mein Sohn!“ sagte sie zu Ferdinand. „Wenn es die folgenden Tage möglich machen, sollst du dann auch uns an die geweihte Stätte führen!“

„O, Mutter,“ entgegnete der große Sohn sehr enttäuscht, „du bist immer zu ängstlich!“ und Walther fing bitterlich zu schluchzen an, so daß ihn erst die wiederholten Ermahnungen der Mutter allmählich besänftigen konnten.

Doch war selbst diese Beruhigung nur eine vorläufige, denn am Abend vor dem Zubettegehen brach das leidenschaftliche Kind noch einmal aus dem gleichen Grunde in heftige Thränen aus.

„Ist das die demütige Ergebung in etwas Notwendiges, die du von unserem lieben seligen Kaiser lernen wolltest?“ fragte da leise strafend die junge Frau. — „Und nicht nur von einem so Gewaltigen könntest du in dieser Beziehung lernen,“ fuhr sie fort, „denke doch nur an den armen Robert, der mit keinem Tritte gehen kann und für den deshalb gar keine Möglichkeit vorliegt, an irgend einem Tage die Leiche des Kaisers zu sehen. Also sei brav, Wälty!“

„Ja, ich will ja auch!“ schluchzte Walther noch einmal auf, und bald überwog seinen selbstsüchtigen Kummer die Teilnahme für Robert. „O, wenn ich nur einen Menschen kennen würde, der Robert in den Dom trüge!“ rief er aus. „Ich sollte nur groß und stark sein, ich wüßte wohl, was ich thäte!“

„Schlafe nun, mein Kind, vielleicht erfüllen sich deine Wünsche!“ flüsterte bewegt die Mutter. Später aber sagte sie zu Ferdinand, mit welchem sie noch längere Zeit aufgeblieben war: „Unser Wälty ist ja ein ungestümes Gemüt, das sich noch sehr läutern muß; aber seine barmherzige Liebe zu dem armen verkrüppelten Knaben ist etwas so Schönes, daß mancher erwachsene Mensch in diesem Punkte von dem Kinde lernen kann — und du und ich sind da nicht ausgeschlossen, Ferdinand!“

„Du, Mama?“ rief der Sohn lebhaft zweifelnd. „Ich möchte wissen, wer mehr Gutes an Robert und seiner Mutter thäte als du!“

„Das ‚Gute‘, an das du denkst,“ erwiderte die Mutter, „ist aber etwas sehr Aeußerliches. Die Art, wie Wältzes kleines Herz nun schon seit Jahr und Tag in Mitleid für diesen fremden Jungen schlägt, ist doch erst die eigentliche Wohlthat für den Armen. — Es ist mir oft geradezu rührend, wie unser Kleiner ihm jede freie Viertelstunde widmet, um ihn im Lesen und in den kleinen spielenden Arbeiten zu vervollkommnen. — Wälty erzählte mir gestern — ich weiß nicht, ob ich es dir schon sagte? — Robert wünsche sehr, irgend ein ordentliches Kunsthandwerk zu erlernen. Ich hatte schon längst von selber daran gedacht und habe auch neulich einmal mit dem Stadtmissionar darüber gesprochen; doch konnte mir der wenig Hoffnung auf eine Unterstützung in solcher Beziehung machen, da seine Mittel nur immer gerade zur Hinderung der schreiendsten leiblichen Not ausreichen, wie er mir sagte.“ (Fortsetzung folgt.)

Lustige Maskerade.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Wenn mir Klemens noch etwas von seinem Schaffell übrig läßt,“ sagte Anton Bruchhausen, „so möchte ich wohl Jung Siegfried darstellen. Ein aufgeschlitztes, kurzes Pelzkittelchen genügt mir; darunter soll ein zweiter scharlachroter Wollkittel hervorgucken. Kniee und Waden stecke ich in diesen fleischfarbigen Trikot, den vielleicht Viktors Großvater, als er noch ein Schüler des Jesuitenkollegiums war, schon in einer theatralischen Aufführung getragen hat. An den Füßen muß ich eigenartige Schuhe haben, halbaufgeschnitten und verschnürt, die ich mir aus meinen Pantoffeln herzustellen gedenke, indem ich sie mit rohem Leder überziehe. Ein Jagdhorn im Gürtel, ein Schwert (nebenbei gesagt, von Holz, mit Gold- und Silberpapier überklebt) werden meinem Anzug die letzte Vollendung geben.“

„Dein natürlicher, goldblonder, gelockter Haarschmuck macht dich übrigens vortrefflich zu der Rolle des Siegfried geeignet,“ bemerkte Viktor als unparteiischer Präsident.

„Aus dem deutschen Altertum,“ sagte nun Franz Borgholz, „hat unser blondlockiger Anton seine Charakterfigur gewählt — ich erkiese mir dieselbe aus dem griechischen Altertum. Kein anderer als Diogenes ist's, den ich darstellen werde. Diese Laterne, mit der man trefflich einen Menschen suchen kann, brachte mich auf die Idee. Ich werde die klassische Figur noch durch diese kupferne Brille, die ein Gestell wie eine Kanonenlafette hat, bereichern. Ein Philosophenmantel läßt sich vortrefflich aus dieser grauen Wolldecke herstellen — ich brauche mir die Decke nur einfach um die Glieder zu schlagen.“

„Gedenkst du denn auch deine Tonne mit dir zu führen?“ fragte Viktor.

„Ich bin bange, daß ihr anfinget, mich in der Tonne derartig auf den Stubendielen herumzurollen, daß mir Sehen und Hören verginge,“ antwortete der Gefragte lachend, „ da werd' ich die Tonne lieber zu Hause lassen. Und ob dieser Weisheit werd' ich selbst mein Haupt mit einem Lorbeerkranze krönen.“

„Recht so!“ erwiderte der Präsident. „Aber was gedenkt denn unser kleiner Alex Schipper vorzustellen?“

„Einen verwunschenen Prinzen,“ erwiderte Alex lachend. „Hört, Freunde! Als ich neulich den grünen Glanznessel auf dem Söller fand und mich hineinwickelte, um von unserem Guntram Schönfeld ein Frosch geschimpft zu werden, da dachte ich: Alex, du willst am Fasching wirklich ein Fröschlein darstellen und dich für einen verwunschenen Prinzen ausgeben! Ich lasse mir vom Schneider einen prall anliegenden Anzug zuschneiden, der über Brust, Bauch und Arme, über Hände, Beine und Füße geht — alles aus einem Stück. Das Zusammennähen der Nähte besorge ich schon selbst. Unser grüner Glanznessel hat die echte Froschfarbe; aber als naturkundiger Tertianer weiß ich auch, daß ich das Froschbäuchlein etwas weiß anstreichen muß, dito muß ich an Armen und Beinen einige braune Querstreifen anbringen. Den Kopf gedenke ich extra aufzusetzen. Inwendig muß in den runden, grünen Kopfsack wohl etwas Pappdeckel hinein, damit das Ding einen or-

dentlichen Halt bekommt; vielleicht ist aber auch beim Maskenhändler ein Froschkopf zu haben."

„Da unser in einen Frosch verzauberter Prinz

Lustige Maskerade.

unzweifelhaft noch genug von dem grünen Nessel übrig lassen wird," sagte Julius Hopsten als der letzte der Tafelrunde, „so gedenke ich mich in einen grünen Heuschreck zu verwandeln. Diese Verwandlung macht sich leichter, als ihr denkt. Auf den Kopf gehört zunächst eine grüne Kapuze mit zwei langen, feinen, grünen Fühlhörnern, die man aus überklebten Weidenruten herstellen kann. Arme und Beine müssen in knapp anliegenden Ueberzügen stecken. Die Brust bedeckt ein Wams, das in mehrere breite, nach unten gerichtete Falten gelegt ist (sogenannte Stülpfalten). Auf dem Rücken hangen zwei länglichrund geschnittene Lappen wie Flügeldecken; ich werde gut thun, sie etwas steif zu unterfüttern. Mein Gezirpe werde ich mit Hilfe dieser kleinen Violine herstellen, und an lustigen Sprüngen soll's nicht fehlen — gemäß dem Sprüchlein:

„Was ein gerechter Heuschreck is,
Der hüpft im Sommer auf der Wies."

Als Julius Hopsten seine Auseinandersetzung beendigt hatte, nahm Präsident Viktor noch einmal das Wort:

„Werte Kameraden! Ich habe eure Pläne bezüglich der lustigen Maskerade vernommen; ich billige sie von Herzen. Sorgt nur, daß alles recht schön wird, und verfertigt es, so viel ihr könnt, mit eigenen Händen. Selbsterdacht, selbstgemacht, dies bereitete das größte Vergnügen, sowohl uns selbst, als unseren Eltern. Meine lieben Eltern lassen euch nun alle am Abend des Faschingssonntags zu sich einladen. Unten im Saale wird große Gesellschaft sein und festliche Bewirtung. Möge jeder von uns sich etwas einstudieren, Poetisches oder Prosaisches, was zu seinem Anzug, zu seiner Charaktermaske paßt. Mit dieser Bitte schließe ich die beratende Versammlung der lustigen Maskeradengesellschaft."

Flink wie ein Eichhörnchen sprang der kleine Alex Schipper von seinem Sitze auf: „Ich schlage vor," rief er mit seinem hellen Stimmchen, „unserm allverehrten Präsidenten für seine Mühewaltung ein dreifach donnerndes Hoch auszubringen. Unser Viktor er lebe:

„Hoch, hoch, hoch!"

brauste es durch die famose Bude, auf den stillen Hof hinaus, so daß die Hühner erschreckt nach allen Seiten auseinanderstoben. Nur die zahme Elster schrie: „Schakerakkakak!" als wollte sie ihrerseits mit einstimmen in das brausende Hoch.

III.

Der Abend des Faschingssonntags war gekommen. Auf der famosen Bude unseres Freundes Viktor Wendeland herrschte ein lautlustiges Thun und Treiben. Die guten Kameraden waren nämlich damit beschäftigt, ihre Anzüge anzulegen, sich mit Waffen oder anderen Gerätschaften auszurüsten, ihre Fußbekleidungen zu schnüren, sich Hände und Gesicht je nach ihrer Charakterfigur zu färben. Der wilde Nubier wollte durchaus die wie Milch und Blut geschminkten Wangen des eitlen Bergfexen zwischen seine schwarzgefärbten Fäuste nehmen, und der Bergfex hatte alle Mühe, sich den abfärbenden Nubier mit dem langen Bergstock vom Leibe zu halten. „Du bist nicht waschecht, du Schwarzer!" schrie er dabei mit lachendem Munde. Der Schwarze fletschte die weißen Zähne und wandte sich zu Diogenes, um diesen durch einen wilden Kriegstanz zu erfreuen; aber Diogenes hielt dem unphilosophischen Sohne Afrikas seine brennende Laterne so dicht unter die Nase, daß jener sich mit klägelichem Geheul in den äußersten Winkel der Bude zurückzog. Der in Felle gekleidete Robinson legte Pfeil und Bogen auf den grün und braun gefleckten, weißbäuchigen Riesenfrosch an, aber dieser schrie mit seinem breiten Maule: „Schießen Sie nicht, mein lieber Robinson, ich bin ein verzauberter Prinz!" Da strich der grüne Riesenheuschreck die Fiedel, und der verzauberte Prinz begann in den drolligsten Stellungen zu springen und zu tanzen. Jung-Siegfried zückte sein goldblitzendes Schwert gegen den Siouxhäuptling; aber dieser kitzelte den Heldenjüngling mit seiner langen Lanze so tüchtig zwischen den Rippen, daß er über Stühle und Tische sprang. Von einem derselben herab rief dann der Siouxhäuptling, der seinem Gegner nachgesprungen war, folgendes in die Versammlung hinein:

„Ich, der Siouxhäuptling, alias Viktor Wendeland, alias der Gastgeber, entbiete euch allen herzlichen Gruß! Ihr Nubier, Bergfexe, Robinsons, Jung Siegfrieds, Diogeneſſe, Heuschrecken und Frösche — wenn ihr vollständig in Wichs seid, so laßt uns in einem wohlgeordneten Zuge hinuntergehen in den festlich erleuchteten, angenehm durchwärmten Saal, wo meine Eltern und Geschwister nebst zahlreichen Freunden des Hauses uns bei einer dampfenden Punschbowle und köstlichen Berliner Pfannkuchen erwarten! Die Punschbowle ist klassisch gebraut nach dem berühmten Schillerschen Punschliede: Vier Elemente innig gesellt. Sie wird uns also zu klassischen Thaten begeistern. Ich schlage nun vor, daß wir in folgender Reihenfolge den Saal betreten und zunächst einigemal im Kreise umwandeln: an der Spitze des Zuges schreitet der langbeinige Heuschreck mit seiner Fiedel, der er eine lustige Marschweise entlockt; hinter dem Heuschreck hüpft und springt der in einen Frosch verzauberte Prinz; dann folgt der geschniegelte und gebügelte Bergfex, und hinter ihm geht, als greller Gegensatz, der in armselige Felle gehüllte Robinson; hierauf der Nubier, als Ver-

treter des dunklen Weltteils; dahinter der Siouxhäuptling, als Vertreter Amerikas; dann kommt Jung Siegfried, als Sohn Europas, ja, als Heldengestalt unseres teuren deutschen Vaterlandes, und den Beschluß bildet Diogenes mit seiner Laterne — er mag herumleuchten und suchen, ob er einen verdrießlichen Menschen in unserer lustigen Maskerade findet! Haben wir unsern Einmarsch und Rundzug unten im Saale beendigt, so verteilen wir uns unter die Gesellschaft, erfreuen diese durch heiteres Gespräch und nehmen an den guten Gaben, die der Tisch darbietet, Anteil. Hierauf führen wir einzeln oder zu zweien kleine Rollen auf, die zu unsern Charaktermasken passen; wir haben uns ja Verschen, Liedchen und Deklamationsstücke eingeübt — und ich meine — es müßte mit kuriosen Dingen zugehen, wenn wir nicht uns selbst und die andern erfreuten. Ich ersuche euch jetzt, in die angegebene Reihenfolge zu treten."

Hiermit sprang der Siouxhäuptling von seiner Rednertribüne, dem Tische, herunter und der Zug ordnete sich auf der geräumigen Bude. Lustig ließ der Anführer des Zuges, der langbeinige Heuschreck, seine Fiedel klingen, unter Lachen schritt der bunte Maskenzug die Treppe hinunter und betrat den hellerleuchteten Saal. „Da sind sie! Da sind sie!" riefen hier fröhliche Stimmen. Stühle wurden gerückt, Tische geschoben. Ein allgemeines „Ah!" der freudigsten Ueberraschung begrüßte die Eintretenden. Der Heuschreck schlenkerte mit seinen langen grünen Beinen und nickte mit dem Kopfe, daß die dünnen grünen Fühlhörner wackelten; nach dem Klange der Fiedel hüpfte und sprang der Frosch, ohne indes die Reihenfolge zu verlassen; der Bergfex musterte durch sein Augenglas die bunte Gesellschaft der Erwachsenen, und Robinson that ganz glücklich, aus seiner Einsamkeit wieder unter Menschen getreten zu sein; der schwarze Nubier fletschte die weißen Zähne und schwang drohend seine Keule; der Siouxhäuptling blickte mit königlicher Würde die Blaßgesichter der Gesellschaft an; Jung Siegfried gebrauchte sein mächtiges Schwert wie einen Spazierstock, und Diogenes leuchtete mit seiner brennenden Laterne nach links und rechts am Boden herum.

„Bravo! Bravo!" riefen die Zuschauer und klatschten in die Hände. „Das habt ihr gut gemacht, meine jungen Freunde!" sagte Herr Wendeland. „Ach, das drollige Fröschlein!" seufzte eine junge Dame. „Oh, der gräßliche Nubier!" stieß eine andere hervor. „Wie würdevoll, du alte Rothaut!" rief ein junger Herr dem Siouxhäuptling zu. „Bitte, meine jungen Freunde," sagte die Dame des Hauses, Frau Wendeland, „nehmen Sie Platz in unserer Mitte und langen Sie tapfer zu! Ich ersuche die Damen der Gesellschaft, die lustigen Masken aufs beste zu bedienen."

Die lustigen Masken folgten der freundlichen Aufforderung, und die Damen ließen es sich angelegen sein, den Wunsch der gütigen Gastgeberin zu erfüllen. „Essen Heuschrecken auch Berliner Pfannkuchen?" fragte eine muntere Dame ihren grünen Nachbar. „Heuschrecken lieben alle Süßigkeiten," antwortete der Heuschreck. „Sie sind ein grüner Junge!" rief Diogenes dem grünen Fröschlein zu, als dieses ihm ein Glas Punsch mit seinen langen grünen Froscharmen vor der Nase wegschnappte. „Jung Siegfried äße gewiß gern Bärenschinken und wilden Honig?" fragte Viktors Schwester, indem sie ihren Nachbar bediente. „Oh, diese guten Dinge," entgegnete der Angeredete, „die ihr Menschen der Neuzeit Punsch und Berliner Pfannkuchen nennt, läßt sich Siegfried gern gefallen, obgleich sie für ihn nicht stilgerecht sind." So gingen launige Bemerkungen herüber und hinüber.

Der köstliche Punsch erheiterte noch mehr die Faschingsstimmung der guten Kameraden. Nach einiger Zeit erhob sich der Heuschreck von seinem Sitze, strich die Fiedel und hüpfte im Saale auf und ab. Diogenes kam ihm entgegen und betrachtete ihn durch seine Brille und deklamierte mit komischem Pathos Goethes Gedicht an die Cikade:

„Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweige
Von geringem Trank begeistert" —

(„Die Cikade hat vier Glas Punsch getrunken!" rief hier der Bergfex.)

„Singend wie ein König lebst!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;"

(„Ich bitte, unsere Berliner Pfannkuchen ausnehmen zu wollen!" rief der Siouxhäuptling dazwischen.)

„Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt.
Du, den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!"

Der Heuschreck verneigte sich dreimal dankend gegen Diogenes und entlockte dann seiner Fiedel eine lustige Tanzweise. Sogleich kam der Frosch herangesprungen, vollführte mit dem Heuschreck ein komisches Ballett und erzählte sodann mit kläglicher Stimme, daß er eigentlich ein verzauberter Prinz sei; es sei scheußlich, wie er jetzt leben und sich abmühen müsse:

„Mit wassertreten, untersinken,
Mit offnem Maul, doch nicht vertrinken,
Ein Mück in einem Sprung erwischen,
Künstlich ein rotes Würmlein fischen,
Auf gradem Fuß aufrichtig stehen
Und also einen Kampf angehen."

Mittlerweile hatte sich der Bergfex ans Klavier gesetzt, und als der Frosch seine tragische Geschichte beendigt, begann er ihn mit folgendem Liedchen des Dichters Dieffenbach unter Klavierbegleitung anzusingen:

„Der Frosch sitzt in dem Rohre,
Der dicke, breite Mann,
Und singt sein Abendliedchen,
So gut er singen kann. — Quak, quak!

Er meint, es klingt gar herrlich,
Könnt's niemand so wie er;
Er bläst sich auf gewaltig,
Meint Wunder, was er wär'! —
Quak, quak!

Mit seinem breiten Maule
Fängt er die Mücken ein,
Guckt mit den dicken Augen
Froh nach der Sonne Schein! — Quak, quak!

Das ist ein ewig Quaken,
Er wird es nimmer müd',
So lange noch ein Blümchen
Im Wiesengrund nur blüht! —
Quak, quak!

Herr Frosch! nur zu gesungen,
Er ist ein lust'ger Mann;
Im Lenz muß alles singen,
So gut es singen kann! — Quak, quak!"

Lustige Maskerade.

Selbstverständlich fiel die ganze Gesellschaft in das letzte Quak, quak! mit ein, und es war eine Quakerei, wie in einem Froschteiche. Nachdem man sich ausgequakt, folgte natürlich allgemeines Gelächter.

Zwischendurch war Diogenes noch immer am Suchen mit seiner Laterne. Jung Siegfried trat ihm entgegen und fragte mit lauter Stimme: „Was sucht der erhabene Weise Griechenlands?" Diogenes legte den Zeigefinger an die Nase und sprach mit feierlicher Stimme: „Ich suche

einen Tertianer, der bei seinen Uebersetzungen niemals eine Eselsbrücke gebraucht hat, der niemals in der Klasse unachtsam gewesen ist, der niemals ein Pensum abgeschrieben hat, der niemals ein Heft vergessen hat, der niemals zu spät in die Schule gekommen ist, der niemals —" — „Hör' auf! Hör' auf!" rief der Heldenjüngling lachend, „einen solchen Tertianer findest du nie und nirgends!" Alle Anwesenden lachten, klatschten in die Hände und riefen Bravo. Darauf vollführten der Siouxhäuptling und der Nubier einen Kriegstanz, den sie mit wilden Gesängen in abwechselnden Strophen begleiteten. Als der Beifall, den sie ernteten, verklungen war, stieg Robinson auf einen Stuhl und erzählte in drolligen Knittelversen seine tragische Geschichte, die allgemeine Teilnahme erregte.

Lustige Maskerade.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier alles aufzählen wollten, was die lustigen Studenten an jenem Abend zum besten gaben. Wir wollen deshalb nun das Facit ziehen und sagen: Summa summarum, es war eine äußerst lustige Maskerade — lustig für die Aufführenden, lustig für die Zuschauer. Der Abend blieb den einen wie den andern noch lange im Gedächtnis.

Anleitung zum Photographieren.

III. Die Herstellung wirklicher „Photographien" (Positivbilder).

(Schluß.)

Hat man die gewünschte Anzahl Photographien von seinem Negativ fertig und vorerst in Dunkel (zwischen den Blättern eines Buchs) aufbewahrt, so muß man dieselben, sie lichtunempfindlich zu machen, noch fixieren. Zu diesem Zwecke kommen die Bilder durch 10 Minuten in die bereits im vorigen Kapitel rezeptierte Fixierlösung, welche aus einer Lösung von

50 g unterschwefligsaurem Natron in
½ l destilliertem Wasser

besteht und am besten nach gemachtem Gebrauch nicht zur Wiederverwendung aufbewahrt wird, müssen aber zuerst gut ausgewaschen werden, was dadurch geschieht, daß die Bilder in eine Schüssel reinen Wassers gelegt und darin umhergeschwenkt werden; dieses Wasser soll man 4 bis 6mal erneuern. Auch nach dem daran sich anschließenden Fixieren kommen die Bilder wieder in reines Wasser, welches man 4 bis 6mal auswechselt, bleiben aber darin zuletzt noch mindestens eine, besser gegen 2 Stunden. Dann sind die Photographien im wesentlichen fertig; um auf ihren Karton zu kommen, brauchen sie nicht mal erst ganz trocken zu werden.

Die so fertig gewordenen Photographien zeigen eine etwas andere Färbung, als sie die Photographien in der Regel haben, sie sind mehr bräunlich als violett, eine Färbung übrigens, die vielen nicht weniger zusagt und die auch nach meiner Ansicht manchen Aufnahmen, besonders Landschaften, häufig noch besser steht als das herkömmliche Violett oder Blau. Will man aber die Photographien durchaus nicht bräunlich haben, so legt man sie nach dem Auswaschen, aber noch vor dem Fixieren in ein sogenanntes Goldbad — das ist eine Goldlösung, welche dem Bilde dadurch den geänderten Ton verleiht, daß sie das Silber der Kopie mehr oder weniger durch metallisches Gold ersetzt. Eine solche Goldlösung hat folgende Zusammensetzung:

Chlorgoldkalium 1 g
Wasser, destilliertes 1 l
Kreide, rein (!) 10 g
(Erst einen Tag nach Herstellung zu verwenden.)

In diesem Goldbad, das wiederholte Benutzung gestattet, verweilen die Bilder auf einem reinen Teller so lange, bis die gewünschte Färbung erreicht ist. Bei wiederholtem Gebrauch setzt man allemal so viel von einer Verstärkungsflüssigkeit:

Chlorgoldkalium 2 g
Wasser, destilliertes 1 l

hinzu, daß auf jeden Bogen, der im Bade vergoldet wurde, 3 ccm treffen. Die Kreide soll pulverförmig auf dem Boden der Flasche liegen bleiben, damit die Lösung sich stets neutral erhalte. Man darf nur ganz reine Kreide nehmen. Prüfung auf Reinheit: Ein Stückchen reine Kreide löst sich in verdünnter Salpetersäure vollständig auf; war jedoch die Kreide schlecht, so hinterläßt sie einen reichlichen Rückstand (NB. Salpetersäure macht, auf die Hände gebracht, gelbbraune Flecken, die tagelang anhaften — daher Vorsicht! Ihr werdet euch überhaupt diese Lösungen am besten in der Apotheke bereiten lassen).

Nachdem die Bilder das Goldbad passiert haben, werden sie wieder mit Wasser abgewaschen und dann erst wie vorhin angegeben fixiert.

Es gibt noch andere Arten von Goldbädern, als das obige sogenannte neutrale, das einen violetten Ton erzeugt; nämlich zuvörderst sogenannte saure Goldbäder, welche der Photographie einen braunen Ton verleihen, z. B. nach folgendem Rezept:

Chlorgoldkalium (1:50) 3 ccm
Essigsaures Natron, krist. 2 g,
gelöst in
Wasser, destilliertes 200 g.
(Ausreichend für einen Bogen Fläche, 24 Stunden nach Mischung verwendbar, zeitweilig zu verstärken durch einige Tropfen Chlorgoldkaliumlösung 1:50.)

Die in dritter Linie zu nennenden alkalischen Goldbäder, z. B.

Chlorgoldkalium (1:50) 3 ccm
Borax (oder phosphorsaures Natron) . . 1,5 g,
gelöst in
Wasser, destilliertes . . 200 ccm,
(Ausreichend für einen Bogen Fläche, nur kurze Zeit haltbar, stets vor dem Gebrauch frisch zu bereiten.)

geben der Kopie einen blau-violetten Ton; das Rhodangoldbad, für das die Bilder nicht so stark überkopiert werden, einen schwarzen. Das letztere Goldbad besteht aus

Schwefelcyanammonium 20 g,
Wasser, destilliertes . . 100 g.

Diese Lösung wird gemischt mit:

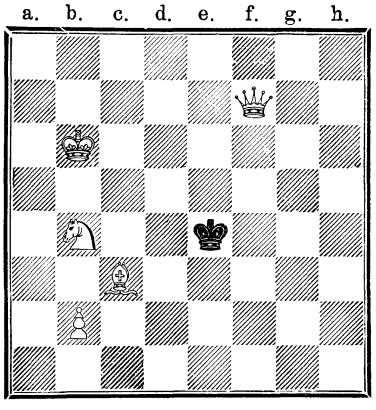
Chlorgoldlösung (1:50) 3 ccm
(Sehr lange haltbar, die einliegenden Bilder gehen von Braun durch Violett in Schwarz.)

Im allgemeinen ist hinsichtlich des

Goldbades noch zu bemerken, daß eine einfache Goldlösung aus dem Grunde keine Verwendung gestattet, weil sie zu sauer ist. Man muß also zuvor ihre überschüssige Säure abstumpfen, und dies eben kann auf mehrfache Weise erfolgen, je nachdem man das Bad neutral, etwas sauer oder alkalisch wünscht.

Wiederholt möchte ich aber vor allem dem Neuling empfehlen, fürs erste von der Anwendung des Goldbades abzusehen und direkt zu fixieren.

Schachaufgabe Nr. 5.



(5 + 1 = 6.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 4.

1. D e 1 — e2 d 5 — d4:
2. D e2 — b 5 ‡.
1. . . . . f 5 — f4.
2. D e2 — h 5 ‡.

Auflösung des Gleichklang-Rätsels in Nr. 20.

„Soll, sol."

Rätselhafte Inschrift.

Ergänzungs-Rätsel.

Pa — — pe.
Je — — mer.
Sa — — na.
Bab — — en.
U — — za.
Sa — — le.
Kli — — ster.

Ergänzt man an Stelle der Striche sechs zweisilbige europäische Städte, deren Anfangsbuchstaben eine Stadt auf Sizilien ergeben, so erhält man in jeder Reihe mit den dastehenden Silben je zwei Wörter.

Gleichklang-Rätsel.

Den Griechen war es eine Zahl,
Bei uns ist's oft das Mittagsmahl.

Auflösung der Geographie-Scharade in Nr. 20.

„Rigi Culm".

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 20.

„Nudeln — Nadeln."

Fragen und Antworten.

Wilhelm Eble p. Adr. Prof. M. Eble in **Erlangen** möchte mit einem Kameraden Süddeutschlands in Korrespondenz treten. — Ja, die beiden ersten Bände unserer Knabenzeitung sind noch zu haben; jede Buchhandlung kann sie liefern.

W. Hahn 89. Für die höheren Stellen im Post- und Telegraphendienste wird das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder eine Schulbildung verlangt, die den Anforderungen eines Realgymnasiums entspricht. Postgehilfe werden Sie nicht werden wollen, denn über die Bedingungen, die an diesen gestellt werden, geht Ihre Vorbildung schon weit hinaus. Fragen Sie doch bei Ihrer Postdirektion an.

Ulfilas in spe. Empfehlenswert zur Einführung in das Gotische ist die Ausgabe des Ulfilas von Heyne (Paderborn, neueste Auflage). Enthält auch Grammatik und Wörterbuch.

Naturforscher. Paul Eversheim. Empfehlen Euch das Büchlein: „Das Ausstopfen und Skelettisieren von Säugetieren und Vögeln" von A. und G. Ortleb, Berlin, S. Modes Verlag.

Aug. Scholz. Nun, da wird unsere „Anleitung zum Photographieren" gerade recht gekommen sein. Spezielle Fragen hinsichtlich der St. Geheimcamera beantwortet Herr Stirn sehr gerne. Gruß freundlich erwidert.

G. v. Jordan. Du willst die genaue geographische Angabe der „Villa Bärenfett." Wir haben Master Hobble Deinen Wunsch mitgeteilt, er wird wohl demnächst antworten.

Hermann Heuß aus **Moskau, z. Z.** in **Stuttgart,** wird von mehreren Kameraden, die ihn um die Zeichnung zu seiner preisgekrönten „Staffelei" ersuchen möchten, um die nähere Adresse gebeten.

Triest, via Forni. Ihr habt gelacht und eben dieselbe Sendepistel hat den Master sehr, sehr erzürnt. Ihr kennt ja das schneidige Kerlchen, wie wild es werden kann.

Ernst Sch. in **Livorno.** Das schlägt in die Parfümeriefabrikation und Parfümeriefabrikant, das war der „G. K." noch nicht. Siehe zu, daß du auf einer Bibliothek ein fachtechnisches Werk erhältst.

Tschingli Max. Die Kosten der Bekleidung, Verpflegung und Ausrüstung betragen bei der deutschen Infanterie für die einjährige Dienstzeit etwa 1600 M. — Damit kann man, wenn man ökonomisch lebt, ganz gut auskommen. Bei der Kavallerie und Artillerie kostet die Berittenmachung durch den Truppenteil 400 M., bei der Feldartillerie und beim Train 150 M., beim Eintritt zu erlegen. Der Berittene hat das ganze Jahr hindurch für den Unterhalt des Pferdes aufzukommen. — Tausche den Band doch um, das geht ganz gut.

H. Klepp in **Berlin, Schillstraße 3,** möchte mit einem Kameraden in französische Korrespondenz treten. — Die Richterschen Steinbaukasten sind freilich empfehlenswert. Du schreibst ferner: „Dem Setzerlehrling steigt ein Schluck aufs Spezielle, daß er mein Freund wird."*) Das wird ihn sehr freuen — läßt übrigens tief blicken.

Hans ter Meer. „Hans ist eine Verstümmlung von Johannes; dieser letztere Name entstammt dem Hebräischen und bedeutet etwa: der Huldreiche, das Geschenk Gottes, das Gnadenkind. „Kurt" gilt als eine Abkürzung von Konrad (altdeutsch), der Ratkundige, Volksvorsteher.

J. Th. Sch. in **Basel.** Wie viele stenographische Systeme es zur Zeit gibt, das kann man mit Sicherheit gar nicht angeben, alle paar Wochen hört man wieder von einem neuen. — Schwanenberger. — „Augenlinsen, die trüb werden", was sollen wir darunter verstehen? — Gruß freundlich erwidert. Tsching! Tsching!!

O. B. in **Leipzig—Gohlis.** „Der Naturfreund von Otto Dammer" gibt auch zu chemischen Versuchen ausführliche Anleitung. Zu billigerem kann jeder Buchhändler raten.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Sehr angenehm, Prosch, Schmollisbrüderchen! — Hast wohl angst, daß ich Dich auch einmal erwische?

Karl Karcher in **Ludwigshafen.** Die Bedingungen und der Bildungsgang des Apothekers ist durch die deutsche Gewerbeordnung vorgeschrieben. Leihe Dir das Büchelchen, das jedes größere Geschäft haben dürfte, irgendwo. Unter „Ganzsachen" versteht man: Kouverte, Postkarten, Kreuzbandschleifen, Postpaketadressen und Aehnliches.

S. v. R. aus **B.** bittet und fragt den Kameraden E. Dorbitz in Sierck, ob er so ritterlich sein wolle, einer Kameradin mitzuteilen, wie er sein schon auf dem Bilde reizendes Korallenkörbchen gefertigt hat. Ist gerne zu Gegendiensten bereit. (Briefe besorgt ausnahmsweise die Redaktion.)

Otto A. schreibt dem „G. K." unter anderem: Jetzt möchte ich Dir aber auch sagen, und dies wird gewiß Deine Leser interessieren, wie ich mit Hilfe einer Schwester oder einer sonstigen im Nähen bewanderten Verwandten Schauspieler für das Puppenhoftheater herstelle. Du kennst doch wohl die Wäscheklammern? Diese also nehme ich und stecke eine wie ein Kopf geschnitzte und bemalte Kugel darauf, sodann mache ich noch Arme aus Holz mit Draht befestigt an die Seiten. Nun bin ich zu Ende, die Bekleidung muß, wie gesagt, der Geschicklichkeit einer Schwester überlassen werden, wobei jedoch darauf zu sehen ist, daß die Arme nicht zu sehr steif und wurstartig werden, und nicht eckig vom Körper abstehen, was doch ungemein lächerlich wäre. Hierauf nagle ich noch 2 Plattfüße an, die dem Schauspieler ohne jede Unterstützung zu stehen erlauben." — Gratulieren zu dieser Erfindung! Das müssen feine, elegante, und gelenkige Kerle sein!

A. Lacher in **Innsbruck.** Mache aus Pfeifenerde und kaltem Wasser einen Brei, streiche letzteren auf den Flecken und lasse ihn vierundzwanzig Stunden darauf liegen. Wiederhole das Verfahren, wenn es das erste Mal nicht gelingen sollte.

Robert M. in **Wien, Wieden.** Hat uns große Freude bereitet, Deine Bekanntschaft zu machen. Stempelangelegenheit soll untersucht und geordnet werden. Gruß.

Treuer L. F. Die Preise der Hettographen sind sehr verschieden. Sie sind in jeder Schreibmaterialienhandlung zu haben. Willst Du Dir nicht selber einen machen? Wenn Du die „Fragen und Antworten" zurück blätterst, wirst Du wiederholt Anleitung finden. — So, Mijnheer van Aardappelenbosch imponiert Dir sehr. Du leidest wohl auch an Appetitlosigkeit?

X. X. in **Hagen.** Lieber Freund, da muß eben der „G. K." die Geschichte vom Ei des Kolumbus für sich in Anspruch nehmen. Wir sind für Deine Mitteilung übrigens recht dankbar, sie soll uns für spätere Fälle ein Fingerzeig sein.

R. K. in **St.** Ueber Polterabendaufführungen und Aehnliches gibt es eine so reiche Litteratur, daß wir, wenn wir mit dem Aufzählen beginnen wollten, zu keinem Ende kämen. Lasse Dir von einer Buchhandlung eine Reihe solcher Bücher zur Ansicht vorlegen, das ist die beste Art, das Passendste zu finden.

Obertertianer R. in **W.** Lasse Dir von der Direktion einer Seemannsschule den Lehrplan schicken.

H. v. B., stud. gym. in **Wien.** Besten Dank für diese Experimente. Werden die Kameraden gelegentlich damit bekannt machen. Haben heute zu wenig Raum.

Felix Wolff. Wir wollen gelegentlich gerne daran denken, wiewohl das zu völliger Orientierung nicht führen würde, denn es kommt doch wie z. B. bei den Kavallerieregimentern meist auf die Farben an, die der Holzschnitt ja nicht zu geben vermag.

W. R. in **Rostock.** Steht im ersten Jahrgange unter: „Die Elemente der Buchbinderkunst. Wenn du diesen selbst nicht hast, vielleicht ist dir ein Rostocker Kamerad gefällig.

Franz H. in **Ludwigshafen.** Laßt euch das Gewünschte von einer Buchhandlung zur Auswahl vorlegen. Wünschen viel Vergnügen und — stürmischen Applaus!

Forscher Bengel. Südafrika, Hottentottenstraße 13 links.

Theodor L. in **Dr.** Kennst Du das „Kränzchen?" Vielleicht kannst Du Dir die 2. Nummer verschaffen; in ihr steht ausführlich beschrieben, wie man solche Lampenhütchen fertigt. — Wir möchten Deine Karte ja nicht

„zum schrecklichen Tode im Papierkorbe verdonnern!“ Ist dieses Ende gar so erschrecklich? Wir finden nicht. Die zerknüllten Blätter liegen so beschaulich und selbstzufrieden in ihrem Nestchen, daß man ganz neidisch werden möchte.

Vindobonensis. Wenn Du den früheren Beruf des wackeren Moritzburgers anzweifelst und ihm vorwirfst, er hätte dereinst vielleicht wohl ein paar Maulwürfe oder Spatzen erlegt, doch seine waidmännische Befähigung sei nicht weit her, so sei froh, daß Du in Wien bist und er auf seiner „Villa Bärenfett“ hauset. Solche Verdächtigungen sind doch gewagt und wir glauben nicht, daß der kühne Westmann derlei, bei aller Gemütlichkeit, die ihm im Grunde des Wesens innewohnt, so ohne weiteres einsteckt. Er kann — erinnere Dich seiner Wort- und Waffengefechte — fürchterlich werden! — Für die Ankündigungen im „Tauschmarkt“ berechnet der „G. K.“ nichts. Das wäre auch wenig kameradschaftlich. Für den zugeführten Abonnenten herzlichen Dank.

W. Geck in **E.** Bei ökonomischem Leben kann man mit 15—1700 M. ganz gut auskommen, die Equipierung eingerechnet. Große Sprünge kann und darf man dann, wie gesagt, freilich nicht machen.

K. P. in **St.** Ein Buch zur Erlernung der Gabelsberger-Stenographie? Anleitung von Dr. K. Albrecht, erschienen bei Händke & Lehmkul, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Graf v. K., W. D., C. Duncker. Liebe Kameraden — nur nicht gar so hitzig! Wenn wir immer nur das beste und ein gewisses Einerlei genießen, wird unser Geschmack mit der Zeit abstumpfen und wir werden nicht mehr im stande sein, die Verschiedenheiten wahrzunehmen, Abwechslung zu empfinden — einen hohen, einen weniger hohen, einen uns begeisternden höchsten Genuß in uns aufzunehmen — das ja doch gerade als das Interessanteste und Geisterhaltendste hingestelltwerden kann. Jeden Tag den feinsten Kalbsbraten verzehren, wer vermag das auf die Dauer? Seid nicht gar so stürmisch! Es wird auch wieder anders werden, Eure Leibspeise daran kommen. Prosit!

Fritz Kamloch und Chingakuk. Auf die Handschlagarbeit, die Ihr erfunden, ist der „G. K.“ sehr gespannt. Sendet doch! — Die Verlagsbuchhandlung soll Euch mit der nächsten Nummer weiße Mäuse senden. Das kann sie nicht, sie hat eben das letzte Paar hergegeben. Müßtet Euch an einen zoologischen Garten (Frankfurt a. M., Köln, oder an einen Tierhändler wenden.

Fideles amici!! Ihr habt einen neuen Kameraden bekommen. Derselbe ist geübter Tischler, Laubsäger und ausgezeichneter Photograph, auch Briefmarkensammler. Briefe und Anfragen darüber sehr erwünscht an meine Adresse Karl Neuß, Wien I., Wipplingerstraße 16 bis März; dann Brunn a/G. bei Wien. Auf Wiedersehen!

X. Y. Z. War die Staupe (Hundeseuche) bei Deinem Hektor bereits eingetreten, so kämen wir mit unserem Rat doch wohl zu spät. Wir würden den Hund in solchem Falle, um sicher zu sein, dem Tierarzt übergeben haben. Gilt es aber, die Krankheit zu verhüten, so würden wir als bestes Mittel: Abhärtung und kräftige Fleischkost anwenden.

C. L. vom **Universum.** Freilich hast Du recht. Es ist das ein Druckfehler.

Otto D. in **Budapest.** Der beste Rat ist: Setzet Euch in Ruhe auseinander und vertraget Euch kameradschaftlichst.

C. Hofeneder in **W.** Dank für die Rätsel. Hübsch, aber leicht, zu leicht, die Kameraden würden uns auslachen!

Tertianer Kurt S. in **F.** Wenn das Schillermanuskript echt ist, dann ist es sogar sehr wertvoll.

H. und **K. Böttticher** in **Hagen.** Felsstücke, Tuffsteine, Grotten u. dgl. liefern W. Kiemes oder Otto Zimmermann, beide zu Greußen in Thüringen. Es wird sich empfehlen, im Bestellbrief deutlich auszudrücken, um was es sich in diesem Falle handelt. Kameradschaftlichen Gruß!

G. v. B. in **Frankfurt.** Wer wird dem allerdings naseweisen, im übrigen aber doch biederen Setzerlehrlinge solche Handlungsweise unterschieben?! O du böse Welt!

P. H. zu **Gera.** Nein, lieber Kamerad, für Augenleiden gibt es keine Hausmittelchen; in diesem Falle kann nur ein tüchtiger Augenarzt beratend und helfend zur Seite stehen. Inwieweit Dir Deine Kurzsichtigkeit in beruflicher Hinsicht Rücksichten aufbürdet, auch darüber kann nur der Arzt ein sachgemäßes Urteil fällen. Doch sei guten Mutes, es ist vielleicht lange nicht so schlimm, als Du Dir vorstellst. — Willst Du tauschen, mußt Du Deine Briefadresse nennen.

N. O. in **Bonn.** Du fragst, ob das Mustertaubenbuch schon vollendet sei. Willst Du Dich nicht deutlicher ausdrücken?

Heinrich Battenberg. Und die Auflösung? Du stellst Dir unter dem „G. K.“ wohl einen Nußknacker vor? — Gruß!

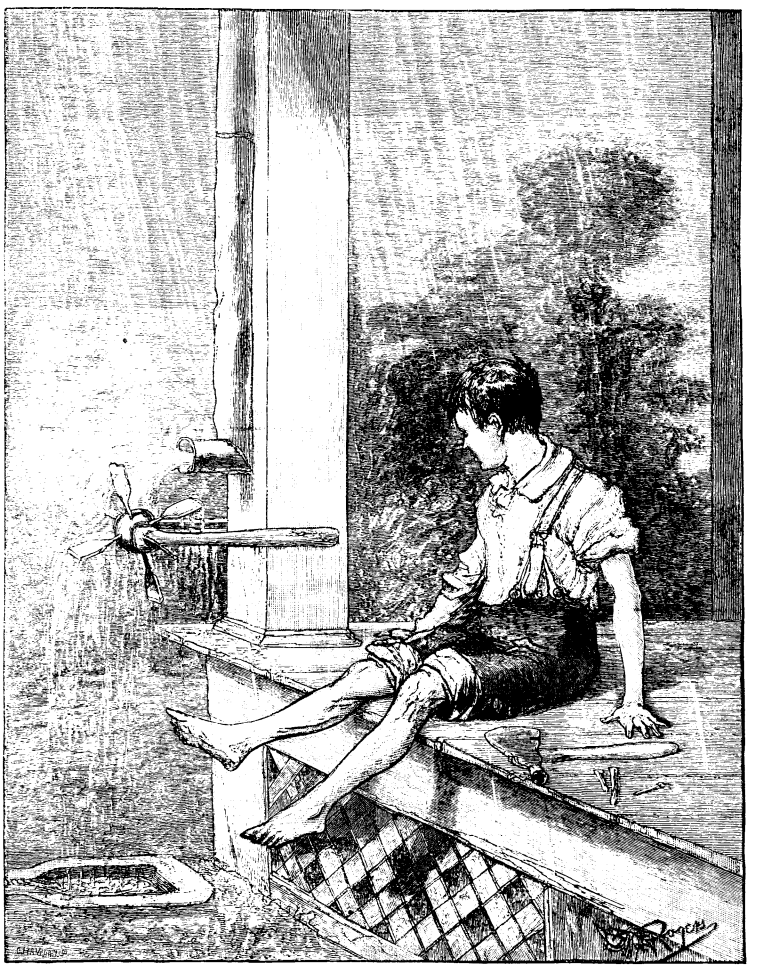
Tauschmarkt.

Erich Müller in **Görlitz, Moltkestraße 18,** wünscht mit ausländischen Kameraden Briefmarken zu tauschen.

Carl Glasz in **Kronstadt (Siebenbürgen)** sucht eine Druckpresse und gibt dagegen Briefmarken.

Podhradszky Lajos in **Lugos (Ungarn),** möchte gerne mit Kameraden in Briefmarkentausch treten.

F. J. Vogel in **Mülhausen i. Elsaß, Lazarettstraße,** hat eine Anzahl Schweizer Postkarten von 1870 und auch alte deutsche; wünscht dagegen alte Münzen und Ganzsachen. Besitzt auch einige schöne Mineralien, die er gegen ebensolche zu tauschen sucht.



Wassermühlchen.

A. Waßler in **Colmar i. E., Stadthaus,** wünscht ein (Kubus) Würfelspiel zum Zusammensetzen von fünf Bildern und einem unübertrefflichen Kreisel mit 16 Farbenscheiben gegen eine Laterna magica mit Bildern zu vertauschen.

Paul Schultze in **M.-Gladbach, Industriestraße 3,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung ihrer Briefmarkendubletten; ist zu Gegendiensten gerne bereit.

Ich suche mein sauber selbstangefertigtes Läutewerk gegen zwei Thondiaphragmen (Porzellanbiskuit) von 15 bis 20 cm Höhe einzutauschen. Ernst Krämmer in Passau, Ludwigsstraße 367.

Richard Wildner in **Brünn, Krapfengasse 31,** bittet seine Kameraden in der Türkei um Zusendung türkischer Briefmarken; wird sich mit verschiedenen europäischen Marken revanchieren.

Hugo Fischer in **Bergedorf, Beinbeckerweg Nr. 8,** besitzt eine sehr schöne Stempelsammlung, die er ganz oder geteilt gegen Briefmarken vertauschen möchte.

P. Hagewald in **Eberswalde** bei **Berlin,** ersucht alle tauschlustigen Kameraden, sich mit ihm in Verbindung zu setzen unter Angabe des Tauschgegenstandes.

Rich. Holtzapfel in **Hamburg, Ernst-Marckstraße 22,** hat viele südamerikanische Briefmarken zu vertauschen.

H. Stolzmann bei **Jürgens** in **Spandau, Markt 5,** hat gegen 200 sehr seltene Stempel und möchte dieselben gerne gegen Münzen oder seltene Marken vertauschen.

R. Pulzner in **Köln, Hamburgerstraße 17,** tauscht ein Stempelalbum mit ungefähr 200 Stempeln, sowie Briefmarken gegen elektrische Apparate. Auch hat er ein Pärchen weiße Mäuse zu vertauschen.

M. Ligniez in **Saarlouis** hat eine Steinsammlung und eine Münzsammlung abzugeben; wünscht dafür Briefmarken zu erhalten. Hat auch eine Lokomotive mit Spiritusheizung zu vertauschen.

Otto Dehns in **Hamburg, Neubertstraße 34,** hat alle Hamburger Privatpostmarken vom Jahre 1887—89 und viele andere seltene Freimarken, die er gegen andere seltene Marken vertauschen möchte.

Albert Küllenberg in **Essen a. d. Ruhr, Rolandstraße 5,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung ihrer ausländischen Briefmarkendubletten. Der Einsender der 250. Marke erhält: „Das Gedankenlesen à la Cumberland“, der die 500. Marke sendet: ein elegantes Buch mit allerlei lustigen Zauberkunststückchen.

Kuno von Hahn, Adresse: Düsternbrook Nr. 49 in **Kiel,** sucht eine Laubsägemaschine.

Edmund Goris, per Adresse: Herrn Guse, Neumans — Reismühle — Fiume, hat die Absicht, sich eine Sammlung Postkarten aller Länder anzulegen, und bittet Kameraden, ihm Postkarten in holländischer, französischer, deutscher, italienischer oder ungarischer Sprache zu schreiben, die er in derselben Sprache beantworten wird.

Ferdinand Schohl, per Adresse: Frau E. Schohl, Wwe. in **Pirmasens (Pfalz),** hat 20 verschiedene Privatpostkarten und 145 Stück gezähnte Privatpostbriefmarken, alle verschieden, und zwei Ganzsachen — nämlich eine von Ungarn, die andere von Oesterreich, abzugeben; wünscht dafür den Satz von China, nämlich 6 Stück; und 1 Niederlande Em. 1872—75 gez. 25 cent violet.

D. Strekaloff in **Riga, Pauluccistraße Nr. 10 R. 5,** wünscht verschiedene ausländische Marken gegen alte und neue russische einzutauschen.

Robert Gerlach in **Mannheim H 7. 26,** hat einen photographischen Lichtdruckapparat mit Zubehör, den er gegen eine elektrische oder Dampfmaschine zu vertauschen sucht. Besitzt auch eine Sammlung ausländischer Waren und sucht dafür Tauschverbindung.

Otto Dilthey in **Rheydt (Rheinprovinz),** sucht Briefmarken und Schmetterlinge, gibt dagegen andere Briefmarken.

Wer von den Kameraden würde so freundlich sein und mir, einem angehenden Briefmarkensammler, Marken schicken? C. Gauß in Hameln a. Weser, Bannekenkopf Nr. 7.

Walter Winckelmann in **Berlin NO., Neue Königstr. 80 a,** wünscht ca. 160 Stempel gegen alte deutsche Münzen zu vertauschen. Hat auch Privatmarken und Ganzsachen gegen Münzen abzugeben.

Richard Olmes in **Crefeld, Dionysiusstraße 62,** besitzt viele Marken- und Ganzsachendubletten, die er gegen andere umzutauschen wünscht.

Karl Mertens in **Bohwinkel bei Elberfeld,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung ihrer doppelten Briefmarken; wird sich später dankbar erweisen.

O. Cornelsen, per Adresse Herrn Senator Cornelsen in **Stade (Hannover),** hat 220 verschiedene Privatpostmarken gegen alte deutsche Briefmarken zu vertauschen.

Wer von meinen Kameraden kann mir gewöhnliche deutsche Briefmarken senden? In dessen Brief sich die 500. befindet, erhält eine seltene Römermünze. Theod. Förster in Kempten a. Rh., Burgstraße 11.

Aug. Luhn jr. in **Barmen-Rittershausen,** hat zwei fast neue Briefmarkenalbums (enthaltend 450 und 425 Marken) abzugeben, wünscht hiefür: 1 Doppelkassette für einen photographischen Apparat von 12×16 Plattengröße und 1 Kopierrahmen für dieselbe Größe.

Joh. Rebay in **München, Ober-Anger 521,** hat Briefmarken mit kleinem Album und ein einfaches Chromsäure-Element; sucht dafür Chemikalien und chemische Apparate.

Ein höchst sarkastischer Streich

wurde den Venetianern von Karl Alexander von Württemberg (regierte 1733 — 1737) gespielt. Als Prinz hielt er sich auf einer Reise vorübergehend in Venedig auf. Die stolzen Nobili rühmten sich ihrer Abkunft und Bildung und ergingen sich beständig in Schimpfworten über die Roheit der Deutschen in Gegenwart des Prinzen. Dieser lud sie am Abend vor seiner Abreise zu einem Abschiedsfeste ein. Zum Beschluß wurde ein kleines Schauspiel aufgeführt. Als der Vorhang aufging, war es auf der Bühne Nacht, eine spärliche Lampe schimmerte, man sah den umwandelnden Geist Ciceros, der durch eine Straße von Rom zog. Darauf kam ein Fremder, der fand alle Thüren verschlossen. Er zog darauf seine Uhr, um zu erfahren, wie spät es an der Zeit sei. Dann holte er, um sich zu unterhalten, ein gedrucktes Buch aus der Tasche. Und endlich, um sich bemerkbar zu machen und die schläfrigen Bewohner Roms aus ihrer Ruhe aufzuwecken, feuerte er ein Pistol ab. Darauf trat Cicero auf ihn zu. Er fragte, wer diese neuen Dinge, die Uhr, das gedruckte Buch, das Schießpulver aufgebracht habe? Er staunte, als er vernahm, daß diese großen Erfindungen von den Barbaren des germanischen Nordens herrührten. Er fragte darauf weiter, was seitdem die Italiener für merkwürdige Dinge erfunden hätten. Darauf erschien ein Savoyarde auf der Bühne und schrie: „Kauft Hecheln, kauft Hecheln!“ Der Vorhang fiel; die stolzen Gäste sahen sich verblüfft an — der Prinz war verschwunden.

Eine Nordpol-Expedition

beabsichtigt man im Jahre 1890 von Norwegen auszusenden, deren Führung dem Dr. Nansen angeboten werden soll. Die Norweger meinen, kein Land könne solche abgehärtete, für arktische Fahrten verwendbarere Leute liefern, wie Norwegen. Ein mehrjähriger Aufenthalt in den Polargegenden würde ihnen wenig anhaben. Es soll der Versuch gemacht werden, über Franz-Josefsland den Nordpol zu erreichen.

日廾十

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Nun saßen sie oben auf dem Verdecke und sogen die frische Morgenluft mit wonnigen Zügen ein. Es wurde im Vorratsraume und der primitiven Küche nach Speisen für sie gesucht. Als Reis und auch noch ein Fleischrest gefunden wurde, sagte der Mijnheer:

„Ik il voor ze kochen en braden; een vuurhaard is daar, ook een ketel, hout en de vuurschop — ich will für sie kochen und braten; ein Feuerherd ist da, auch ein Kessel, Holz und die Feuerschaufel.“

„Wat Sie denken!“ lachte Gottfried. „Sie und kochen. Ich möchte mal den Pudding sehen, den Sie zusammenwürgen würden! Nein, dat Kochen ist die meinige Anjelegenheit. Sie würden zu viel Fett in dat Kasserol schwitzen, wat janz soviel wie ein jelinder Selbstmord wäre.“

Er ließ es sich nicht nehmen, das Essen zu bereiten; der Mijnheer aber stand dabei und erging sich in allerlei kulinarischen Bemerkungen, welche zu seinem unendlichen Mißbehagen von Gottfried leider nicht beachtet wurden.

Indessen beschäftigten sich der Methusalem und Turnerstick mit den beiden Mandarinen, welche von Dankbarkeit für ihre Rettung überflossen. Leider konnten sie ihre Freude nicht ohne einen Wermutstropfen genießen: Sie hatten keine standesgemäßen Anzüge und — keine Zöpfe mehr. Wie durften sie sich in Hongkong ohne beides sehen lassen! Nach längerem Hin- und Herreden kamen sie

– „Der Mijnheer aber stand dabei und erging sich in allerlei kulinarischen Bemerkungen.“ –

mit Degenfeld dahin überein, daß er ihnen Kleider und falsche Zöpfe, aber recht lange und starke, in Hongkong, wo das alles zu haben war, besorgen solle. Das dafür ausgelegte Geld sollte er in Kanton erhalten. Aus letzterem Grunde und auch aus Dankbarkeit wurde er von ihnen eingeladen, mit seinen Gefährten ihr Gast zu sein.

Er nahm diese für seine Zwecke so vorteilhafte Aufforderung sofort an. Er konnte ihnen den eigentlichen Zweck seiner Reise freilich nicht sagen; von ihnen nach demselben befragt, erklärte er, daß er aus der fernen Heimat gekommen sei, um in der Hauptstadt von Hu-nan einen dort wohnenden weltberühmten Gelehrten zu besuchen. Er sei von dem Han-lin yuen*) Deutschlands extra zu dem Zwecke abgesandt worden, diesem großen Kenner der klassischen Bücher die Hochachtung der westlichen Länder zu erweisen.

Das schmeichelte ihrem nationalen Selbstgefühle so, daß der Ho-po-so erklärte:

„Das freut mich sehr. Ich ersehe daraus, daß die Tao-tse-kue ein gebildetes Volk sind, würdig, von uns Unterricht zu empfangen. Ich werde, soviel ich kann, dieser Reise allen Vorschub leisten."

„Auch mir gefällt dieser Auftrag, den Sie erhalten haben," stimmte der Tong-tschi bei. „Ich ersehe aus demselben, daß Ihre Landsleute vernünftige Menschen sind, welche die Ueberlegenheit unserer Litteratur anerkennen. Diese Bescheidenheit ist der erste und sicherste Schritt zur wissenschaftlichen Größe. Die Fu-len**), Flan-ki***) und Yan-kui-tse†) sind schon so lange mit uns in Verbindung, ohne zuzugeben, daß wir ihnen überlegen sind. Sie werden also nichts lernen und zu Grunde gehen. Zwar ist es meine Pflicht, darüber zu wachen, daß sich nicht Ausländer unnötig in unseren Distrikten bewegen und gar durch fremdländische Kleidung und ungewöhnliche Manieren unserem Volke ein schlechtes Beispiel geben; aber bei Ihnen will ich eine Ausnahme machen, weil ich aus Ihrer Bescheidenheit ersehe, daß Sie nicht beabsichtigen, die loyalen Unterthanen zu anderen Sitten und Gebräuchen zu bewegen. Auch gegen Ihre Kleidung will ich nichts einwenden, obgleich dieselbe diejenige eines Landes ist, welches noch nicht durch die Kleiderordnung des ‚Herrn des Reiches der Mitte' beglückt worden ist. Ich bin überzeugt, daß Ihre Anzüge Ihnen durch die heimatlichen Fakultäten vorgeschrieben worden sind, so daß Sie gegen den Kaiser Ihres Landes sündigen würden, wenn Sie hier andere tragen wollten. Darum werde ich Ihnen schriftlich gestatten, in dieser Kleidung bei uns einherzuwandeln. Auch werde ich Ihnen einen Ta-kuan-kuan*) ausstellen, welchen Sie nur vorzuzeigen brauchen, um überall als ein Mann behandelt zu werden, welcher die höchsten Ehren verdient. Sie brauchen in keinem Tien**) einzukehren, sondern steigen, wohin Sie kommen, beim Kuang-kuan***) ab und zeigen dem höchsten Beamten, welcher da wohnt, meinen Paß vor. Sie werden dann seine Gäste sein, nichts zu bezahlen haben und bis zum nächsten Reiseziele Sänften oder Pferde bekommen, ganz wie es in Ihrem Belieben steht. Alle diese Beamten sind verpflichtet, allen Ihren Befehlen, welche nicht gegen die Gesetze und Vorschriften dieses Landes verstoßen, Gehorsam zu leisten, und müssen für Ihre Sicherheit und für diejenige Ihrer Begleiter haften."

Das waren Worte und Anerbietungen, wie Degenfeld sie sich nur wünschen konnte. Wie mußte ihm dadurch seine Reise erleichtert werden! Und welchen Vorschub mußte diese Erleichterung den Zwecken dieser Reise gewähren! Er hätte den Mandarin vor Freude umarmen mögen.

Dieser aber saß bleicher und matter als vorher da. Die lange Rede hatte ihn angegriffen. Dennoch fuhr er bereits nach kurzer Zeit fort:

„Wenn ich das alles für Sie thue, hoffe ich, daß auch Sie mir eine Bitte erfüllen."

„Gewiß, wenn es in meiner Macht liegt."

„Sie können es. Verschweigen Sie, daß Sie uns hier gefunden haben! Kein Mensch darf wissen, daß wir gefangen waren und so geschändet worden sind. Wenn das vor die oberste Behörde käme, würde man uns sicher unseres Amtes entsetzen. Wollen Sie mir versprechen, daß auch Ihre Gefährten schweigen werden?"

„Sehr gern! Hier ist meine Hand."

„Ich danke Ihnen! Alles übrige können wir später besprechen. Jetzt bin ich zu ermüdet. Ich muß ruhen und schlafen, vorher aber essen. Ich werde, wenn wir nach Hongkong kommen, mich mit dem Ho-po-so in die Kajüte zurückziehen, damit wir nicht gesehen werden. Am Abende werden wir dann in den Anzügen, welche Sie uns besorgen und die ich Ihnen ganz genau beschreiben werde, die Dschunke verlassen. Vor allen Dingen dürfen Sie die Knöpfe auf unseren Hüten nicht verwechseln. Ich habe die Würde eines Staatsrates und trage einen blauen Stein. Der Ho-po-so hat den Rang eines Assessors der höchsten Kollegien und muß einen lichtblauen Stein haben."

„Werden dieselben in Hongkong zu kaufen sein?"

„Ja, wenn auch nicht echt; aber für die kurze Fahrt nach Kuang-tschéu-fu werden wir uns ihrer bedienen können. Ferner versteht es sich ganz von selbst, daß wir mit der englischen Behörde, welcher die Piraten ausgeliefert werden, nichts zu thun haben mögen. Diese Beamten dürfen ja nicht wissen, daß wir hier gewesen sind. Da aber die Schuldigen chinesische Unterthanen sind, wird man sie uns ausliefern, und dann werde ich dafür sorgen, daß sie die Strafe der Räuber, nämlich den Tod, erleiden."

Jetzt brachte der Gottfried den Reis und das Fleisch. Die beiden Mandarinen erhielten Eßstäbchen und begannen ihre Mahlzeit. Als dieselbe beendet war, zogen sie sich in die Kajüte zurück, welche die fünf Reisenden gestern angewiesen erhalten hatten.

Mittlerweile trat die Flut ein. Die See bewegte sich nach dem Lande zu, gerade so wie der Wind, und die Dschunke machte eine gute Fahrt. Backbordseits wurden Felsen sichtbar, in denen Turnerstick das Kap Aquila erkannte. Die Dschunke segelte an den vor demselben liegenden kleinen Inseln hin und gelangte noch am Vormittage durch die Bai von Si-wan auf die Reede von Hongkong und wendete nach dem Hafen von Viktoria.

Man sah den ganzen Landungsplatz von einer [illegible] den Anschein hatte, nach Tausenden zu zählen Menschenmenge besetzt. Die [illegible] Kopf an Kopf, auch auf den vor Anker liegenden Schiffen.

Das Polizeiboot kam der Dschunke entgegen. Es war mit bewaffneten Beamten gefüllt und Kapitän [illegible] befand sich bei ihnen. Sie legten noch während die Dschunke sich in voller Fahrt befand, seitschiffs an und [illegible] an Bord. Der Marinekapitän eilte auf Turnerstick zu und rief:

„Ich habe den Fall bereits gemeldet

*) Akademie der Wissenschaften.
**) Holländer.
***) Franzosen.
Engländer.

*) Paß der obersten Behörde.
**) Herberge, Gasthaus.
***) Gemeindepalast.

und die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen. Man ist ganz begeistert über eure That. Man freut sich, daß dem Hai-lung endlich sein verdienter Lohn werden kann. Fast glaube ich, daß man euch auf den Schultern nach dem Hotel schaffen wird. Fünf Mann eine berüchtigte Piratendschunke weggenommen! Es ist unglaublich. Der Platz, wo ihr anzulegen habt, ist schon bestimmt, da steuerbordseits in der breiten Lücke. Paßt auf! Der Krawall geht bereits los. Ich will zur Flagge gehen."

Von dem nächstliegenden Schiffe ertönte ein Kanonenschuß, welchem Beispiele die Geschütze der anderen Schiffe folgten. So weit man sehen konnte, wurden die Flaggen gesenkt und gehoben, um die Eroberer des Hai-lung zu begrüßen und zu ehren. Tausende von Hurras und andere Zurufe ertönten in allen möglichen Zungen. Das kreischende „Tsching tsching" der Chinesen war am deutlichsten zu hören. Hundert Arten von Kappen, Mützen, Hüten und sonstigen Kopfbedeckungen wurden geschwenkt. Dann rasselte der Anker in den Grund und die Bugkette wurde an das Land geworfen.

Da standen englische Marinesoldaten, welche an Bord kamen. Der Fall war so eklatant, daß sogar der Gouverneur selbst kam, um die Voruntersuchung in eigener Person zu führen. Die Aussagen der fünf Helden wurden zu Protokoll genommen. Der Gouverneur bat sie, einstweilen noch nicht abzureisen, und sie entschlossen sich, im Hongkong-Hotel zu wohnen. Die beiden Mandarinen wurden von ihnen als unschuldige Reisende bezeichnet, welche auch ausgeraubt worden seien und erst nach erfolgter Neuausstaffierung am Abende die Dschunke verlassen könnten, wogegen die Behörde keinen Einspruch erhob.

Von den Gefangenen im Ballastraume waren einige erstickt; die anderen lebten. Sie wurden an Deck geschafft und paarweise zusammengebunden, um in sicheres Gewahrsam gebracht zu werden.

Darüber waren wohl zwei Stunden vergangen; aber die Menge stand noch dicht gedrängt am Ufer. Als die Piraten unter bewaffneter Bedeckung über die Landebrücke marschierten, wurden sie mit Ausrufen des Zornes und Abscheues empfangen. Die Polizei hatte vollauf zu thun, das Publikum von Thätlichkeiten abzuhalten.

„Gottfried, meine Pfeife!" befahl der Methusalem.

„Hat ihm schon!" antwortete der Wichsier, indem er ihm das Mundstück reichte. „Wir müssen unsern Einzug mit die nötige Würde und in der jewohnten Ordnung halten, um die Chinesigen zu imponieren. Ich erhebe mir sogar zu dem Vorschlag, hier zu warten, bis man uns einige Triumphbögens oder wenigstens ein Brandenburjer Thor jebaut hat, denn wir haben uns herabjelassen, die Helden dieses glorreichen Tages zu sind. Nicht wahr, Mijnheer?"

„Ja, het is in waarheid zoo. Wij zijn tappere veldheeren en mannen geweest — ja, das ist in Wahrheit so. Wir sind tapfere Feldherren und Männer gewesen."

Der Gouverneur und die Kriminalbeamten verabschiedeten sich von den Reisenden, um das Schiff zu verlassen. Dann setzten sich die letzteren in Bewegung, und zwar in der altbekannten Ordnung: voran der Hund, dann der rauchende Methusalem, hinter ihm Gottfried mit der Pfeife und dem Fagott, gefolgt von Richard, welcher diesmal nicht allein, sondern mit Liang-ssi ging. Den Beschluß machten Turnerstick mit dem Mijnheer, welcher wiederum den, jetzt allerdings leer gewordenen Theeranzen über die Flintenläufe gesteckt hatte.

Als sie auf der Landebrücke erschienen, wurden sie mit jubelnden Zurufen empfangen. Die Menge bildete Spalier, welches sie gravitätisch passierten, indem sie, würdevoll nickend, nach beiden Seiten dankten.

Plötzlich blieb Turnerstick stehen.

„Alle Wetter!" rief er laut. „Methusalem, da stehen die beiden Schurken mit ihrer Sänfte, in welcher ich vor kurzem gelaufen wurde! Wollen wir sie arretieren lassen?"

Der Blaurote drehte sich um. Er sah die beiden Kulis stehen. Hinter ihnen stand die Sänfte am Boden. Sein Bart zuckte; ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Nein, lieber Freund," antwortete er. „In den heutigen Jubel dürfen wir keinen Mißklang bringen. Aber ihren gestrigen Fehler sollen sie dennoch gut machen."

Er wendete sich an die Kulis und die in ihrer Nähe stehenden Männer und rief gebieterisch, indem er auf Turnerstick und die Sänfte deutete:

„Tsche ta-ping, Tur-ning sti-king kuongan ta-fu-tsiang, keng hiang-schang; tsieu suk — dieser große Held, Turningsticking, der hohe Generalmajor, wünscht auf der Sänfte getragen zu werden; macht schnell!"

Diese Aufforderung konnte den Leuten nicht gelegener kommen. Der „hohe Generalmajor" wurde augenblicklich von zehn, zwölf Händen ergriffen und auf den Kasten der Sänfte gesetzt. Ebenso rasch hoben die Kulis die letztere empor und traten zwischen dem Gottfried und Richard mit Liang-ssi ein.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und wurde von einem nicht enden wollenden Jubel der Menge begleitet.

Turnerstick machte erst eine Bewegung, um abzuspringen, fand sich aber schnell in seine Lage, welche er für eine sehr ehrenvolle hielt. Auf der Höhe der Sänfte war er ja der Gefeiertste von allen. Er grüßte eifrig und huldvollst mit den Händen, wobei er den Klemmer unaufhörlich verlor und wieder auf die Vorlukennase setzen mußte, und antwortete auf die vielen „Tsching tschings", die ihm zugerufen wurden, mit seinen besten chinesischen Ausdrücken.

Vor der Thür des Hotels wurde er abgesetzt, verbeugte sich vor der Menge und rief mit lauter Stimme:

„Meine verehrtesteng Herreng und liebreicheng Dameng! Es ist mir gelunging, die Piratung zu besiegeng und ihnen ihre Dschunking abzunehmang. Sie habeng mich dafür mit Huld empfanging und im Triumph hierher getragong. Gestatteng Sie mir, Ihneng meineng Dank zu erstattung, und lebing Sie für einstweilang wohl. Hoffengtlich werdeng Sie bald noch mehr vong uns hörang. Ich wünsche Ihneng allerseits einang gutung Morging!"

Dann verbeugte er sich abermals und verschwand in der Thür. Während das Publikum, welches kein Wort verstanden hatte, dennoch in beifällige Rufe ausbrach, trat er in das Zimmer, in welchem sich seine Gefährten bereits befanden. Er schlug dem Gottfried, der ihm am nächsten stand, auf die Achsel und sagte:

„Nun, Ritter von Bouillon, was sagen Sie zu diesem famosen Einzuge?"

„Dat Sie ihn besser jesehen haben als ich, weil Sie ja auf dem Laufkorbe saßen."

„Herrlich, herrlich! Nicht wahr, Mijnheer?"

„Gewisselijk, op mijn woord!" beteuerte der Dicke.

„Ja, das war ein ganz anderer Empfang als gestern. Heut sind die „Tsching tschings" nur so um mich herumgeflogen. Ich habe mich aber auch aufs herzlichste bedankt. Hören Sie es? Die Leute jubeln

noch immer. Ich muß mich ihnen wirklich noch einmal zeigen."

Er machte das Fenster auf, grüßte mit dem Fächer und schrie ein letztes, kräftiges „Tsching tsching tsching" hinaus . . .

Zweites Kapitel.

T'eu Kuan.

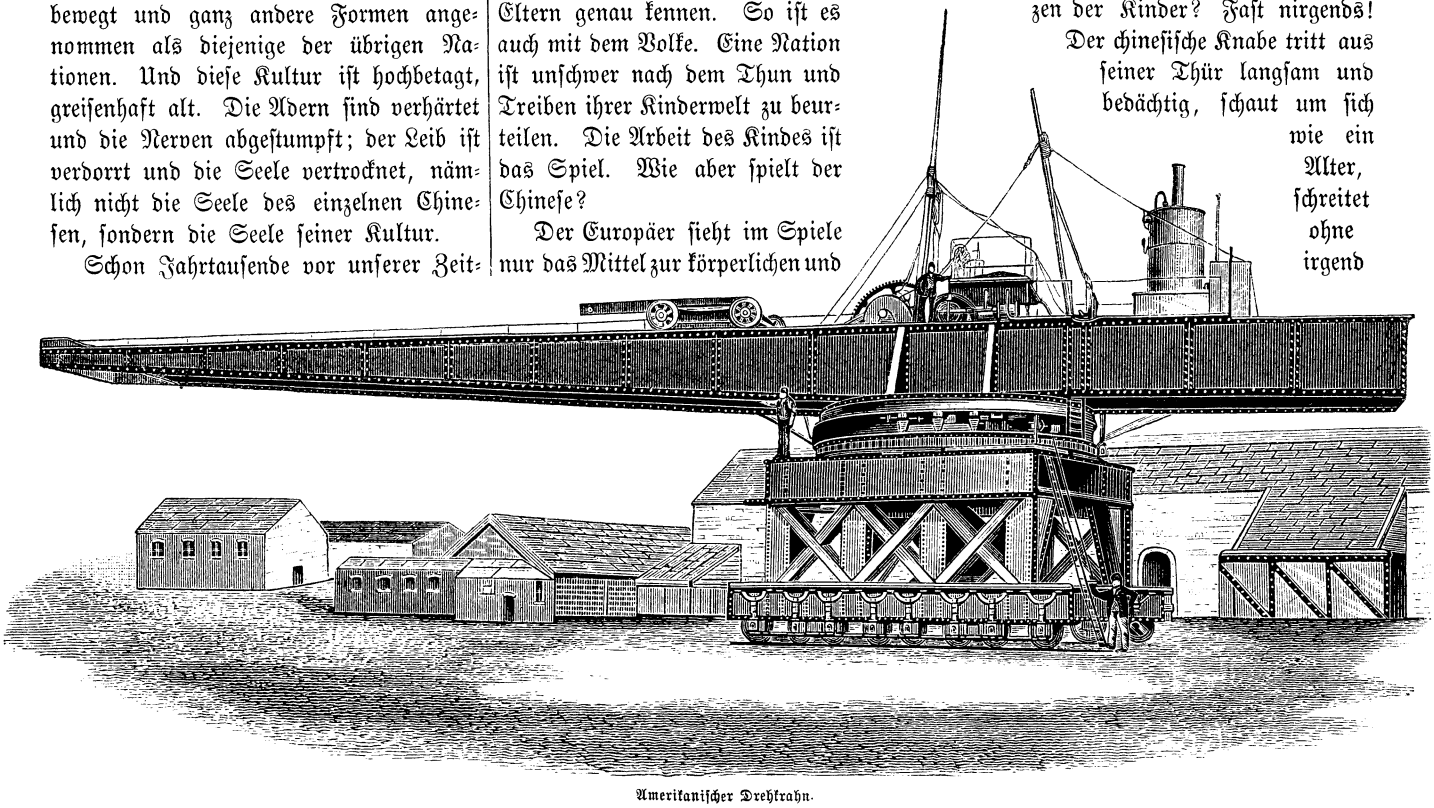
China ist ein wunderbares Land. Seine Kultur hat sich in ganz anderer Richtung bewegt und ganz andere Formen angenommen als diejenige der übrigen Nationen. Und diese Kultur ist hochbetagt, greisenhaft alt. Die Adern sind verhärtet und die Nerven abgestumpft; der Leib ist verdorrt und die Seele vertrocknet, nämlich nicht die Seele des einzelnen Chinesen, sondern die Seele seiner Kultur.

Schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung hatte dieselbe eine Stufe erreicht, welche erst in allerneuester Zeit überschritten zu werden scheint, und zu diesem Fortschritte ist China mit der Gewalt der Waffen gezwungen worden. Derjenige französische Missionar, welcher das Reich der Mitte le pays de l'âge caduc, das Land des hohen Alters, nannte, hat sehr recht gehabt. Es ist da eben alles greisenhaft, sogar die Jugend.

Wer die Kinder beobachtet, lernt die Eltern genau kennen. So ist es auch mit dem Volke. Eine Nation ist unschwer nach dem Thun und Treiben ihrer Kinderwelt zu beurteilen. Die Arbeit des Kindes ist das Spiel. Wie aber spielt der Chinese?

Der Europäer sieht im Spiele nur das Mittel zur körperlichen und geistigen Kraftentwickelung. Er will die Muskeln stärken, die Knochen festigen, die Brust erweitern, die Willenskraft erwecken, den Scharfblick üben und das Gemüt bereichern. Das Spiel soll im Knaben den späteren Mann, im Mädchen die einstige sorgliche, treue Hüterin des Hauses erkennen lassen.

Anders bei den Chinesen. Wo sieht man da die roten Wangen und blitzenden Augen, wo hört man das lustige helle Jauchzen der Kinder? Fast nirgends! Der chinesische Knabe tritt aus seiner Thür langsam und bedächtig, schaut um sich wie ein Alter, schreitet ohne irgend



Amerikanischer Drehkrahn.

eine lebhafte Bewegung nach dem Spielplatze hin und sinnt nun nach, womit er sich beschäftigen werde. Er ist ein Erwachsener in verkleinertem Maßstabe. Sein gelbes Gesicht rötet sich höchstens dann ein wenig, wenn er ein Heimchen erblickt. Er fängt es, sucht noch eins dazu und setzt sich nieder, um die beiden Tiere gegeneinander kämpfen zu lassen. Mit Behagen sieht er, wie sie sich die Glieder abbeißen, sich gräßlich verstümmeln und selbst dann noch kämpfen, wenn sie nur noch aus dem gliederlosen Rumpfe bestehen. Ist es da ein Wunder, daß die Grausam- und Gefühllosigkeit des Chinesen als eine seiner hervorragendsten Eigenschaften bezeichnet werden muß?

Dort spielen zwei Knaben Ball. Sie schleudern ihn einander nicht zu; sie fangen und schlagen ihn nicht; sie werfen ihn nicht an eine Mauer, um ihn abprallen und rikoschettieren zu lassen. Der eine schlägt den Ball mit der flachen Hand so oft in die Höhe, als es ihm möglich ist, ohne ihn zur Erde fallen zu lassen. Ist dieses letztere geschehen, so nimmt der andere ihn auf und versucht dasselbe Spiel. So stehen sie still und stumm nebeneinander, doch nein, nicht stumm, denn sie zählen. Für jeden Schlag, der dem ersten mehr gelingt als dem zweiten, hat dieser letztere einen Kern, eine Frucht oder sonst etwas zu bezahlen. Dabei suchen sie einander nach Kräften zu betrügen. Hier entspringt der große Eigennutz, die gewissenlose Schlauheit, welche den Chinesen auszeichnet.

Das Hauptspiel der Knaben ist das Drachensteigenlassen. Es ist das sogar ein Sport, den die erwachsenen Männer, reich und arm, vornehm und niedrig, treiben. Der Chinese hat es darin zu einer Fertigkeit gebracht, welche Bewunderung erregt und einer besseren Sache wert wäre. Es gibt wohl kaum irgend ein Tier, dessen Gestalt der Sohn der Mitte nicht, in Papier nachgeahmt, in die Luft steigen ließe. Am prächtigsten bildet er den Tausendfuß nach; die Gestalt ist oft an die dreißig Ellen lang und ahmt die Bewegungen des Tieres mit merkwürdiger Naturtreue nach. Habichte steigen an einer und derselben Schnur in die Höhe und umkreisen einander genau so, wie wirkliche Habichte es an windigen Tagen thun.

Während der deutsche Knabe seinen Drachen aus reiner, unschuldiger Lust an der Sache steigen läßt, verbindet der Tschintse-tsi*) mit diesem Spiele eine Absicht, welche uns nicht als lobenswert erscheinen dürfte. Er bestreicht die Schnur mit einem Klebstoffe und streut gestoßenes Glas darauf. Mit der so präparierten Schnur sucht er dann die Drachenschnüre anderer Knaben zu durchschneiden oder zu

*) Chinesenknabe.

durchsägen, daß deren Drachen vom Winde mit fortgenommen werden. Sollte damit nicht die bekannte chinesische Hinterlist und Schadenfreude großgezogen werden?

Turnanstalten gibt es keine im ganzen Reiche, so groß dasselbe ist. Daher der Mangel an Mut und körperlicher Gewandtheit.

Mädchen sieht man niemals im Freien spielen. Sie scheinen zu derselben Abgeschlossenheit wie ihre Mütter verurteilt zu sein. Es ist sehr schwer, bei einem Besuche die Frau des Hauses zu Gesicht zu bekommen. Und doch haben die Chinesen sich das nicht von den Hoeï-hoeï*) angeeignet, deren es Millionen bei ihnen gibt.

So spielt die Jugend fast nur, um die schlechten Eigenschaften zu entwickeln, welche sich beim Erwachsenen ausgebildet haben. Spricht ein Fremder mit einem Knaben, so bekommt er keine lebhaften Antworten zu hören, kein freundlich lächelndes Gesicht zu sehen. Es ist ganz so, als ob er mit einem Alten spräche. Wie gesagt, schon die Jugend macht einen greisenhaften Eindruck.

Und wie der Greis, welcher sich am Spätabende seines Lebens nicht erst von seinen bisherigen Anschauungen trennen will, so ist auch der Chinese wenig oder gar nicht bereit, die Ansichten anderer sich anzueignen. Dies ist besonders in religiöser Beziehung der Fall, weshalb die christliche Mission in China noch gar keine nennenswerten Früchte getragen hat.

Mag der Missionar die herrlichen Lehren des Christentums immerhin noch so eifrig und noch so begeistert entwickeln, der Chinese hört ihm ruhig zu, ohne ihn zu unterbrechen, denn das gebietet die Höflichkeit; aber am Schlusse wird er freundlich sagen: „Du hast sehr recht und ich habe auch recht. Put tun kiao, tun li; ni-men tschu hiung," zu deutsch: „Die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist nur eine; wir sind alle Brüder."

Die Neuerungen, welche die letzten Jahrzehnte dem Lande gebracht haben, sind demselben entweder aufgezwungen worden oder der Chinese hat sich zu ihnen nur aus Eigennutz verstanden. Sie sind auch nur in Küstengegenden zu spüren, während das Landesinnere nach wie vor wie ein Igel die Stacheln gegen jede fremde Berührung sträubt.

Kanton ist diejenige Stadt, in welcher der lebhafteste Fremdenverkehr herrscht. Darum verhält man sich dort gegen den Ausländer und seine Kultur nicht so sehr abweisend wie anderswo. Man sieht ein, daß der Umgang mit ihm große Vorteile bringt; man möchte sich diese Vorteile wohl gern aneignen, sieht aber durch die Gesetze einen starren Zaun um sich gezogen, welcher nicht zu übersteigen ist. Höchstens darf man sich erlauben, heimlich eine Lücke durch denselben zu brechen.

Eine solche Lücke war es, welche sich dem Methusalem öffnete, als der Tongtschi ihm und seinen Gefährten die Gastfreundschaft anbot und einen Paß versprach.

Ueber eine Woche hatten sie in Hongkong bleiben müssen, bevor die Untersuchung gegen die Piraten so weit gediehen war, daß die Vernehmung der Zeugen nicht mehr vonnöten war. Der Tongtschi war mit dem Ho-po-so schon am ersten Abende abgereist, und beide hatten dem Studenten gesagt, wo, wie und wenn er sie in Kanton finden könne.

Dieser Name ist falsch. Kanton oder vielmehr Kuang-tung heißt die Provinz. Der Name der Hauptstadt aber ist Kuangtschéu-fu. Sie liegt 150 Kilometer vom Meere entfernt am nördlichen Ufer des Perlstromes und bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches von einer neun Kilometer langen Mauer umgeben wird. Diese ist auf Sandsteinfundament aus Ziegeln gebaut, acht Meter hoch und sechs Meter dick und wird von fünfzehn Thoren durchbrochen. Eine Quermauer, durch welche vier Thore gehen, scheidet die Alt- oder Tatarenstadt von der Neu- oder Chinesenstadt. An den Seiten schließen sich ausgedehnte und volkreiche Vorstädte an, welche der zahlreichen Bevölkerung doch nicht Platz genug bieten, weshalb über dreihunderttausend Menschen auf Flößen, Booten und ausgedienten Schiffen wohnen, die an die Flußufer befestigt sind, aber so oft ihre Plätze wechseln, daß für den eigentlichen Stromverkehr nur eine schmale Wasserrinne frei und offen bleibt.

Man schätzt die Zahl dieser Boote, welche Sam-pan genannt werden, auf über achtzigtausend. Die mobilen Bewohner derselben werden mit dem Namen Tan-kia bezeichnet. Auf diesen Sam-pan herrscht ein so wechselvolles Leben, daß der Fremde wochenlang zuschauen könnte, ohne müde zu werden. Doch ist es für ihn keineswegs geraten, mit allzu großem Vertrauen ein solches Boot, besonders des Nachts, zu besteigen, denn die Tan-kia sind Menschen, vor denen man sich wohl in acht zu nehmen hat. Sie gehören der ärmsten Klasse, der Hefe des Volkes an, haben entsetzlich mit der Not des Lebens zu ringen und finden dennoch alle Veranlassung, die Mandarinen als Blutegel zu betrachten, vor denen sie die Tasse mageren Reis, die ihren Hunger stillen soll, verbergen müssen. Da wird die Not denn stärker als die Ehrlichkeit, und so führen die meisten Tan-kia ein Leben, welches die Augen des Gesetzes mehr oder weniger zu scheuen hat.

Man lockt die Fremden unter den verschiedenartigsten Vorspiegelungen auf die Boote. Wohl dem, der dann nur als gerupftes Hühnchen davonschwimmen darf! Tausende sind verschwunden — vielleicht in die Magen der Fische, ohne daß eine Spur von ihnen aufzufinden war.

Längs des Flusses stehen die fremden Faktoreien mit ihren großen, wohlgepflegten Gärten und riesigen Warenhäusern, welche Hong genannt werden.

Scha-mien, das Europäerviertel, hat eine sehr malerische Lage. Es war ursprünglich eine in den Perlfluß vorspringende Landzunge und wurde durch einen hundert Fuß breiten Kanal vom Lande abgetrennt. Jetzt ist es ein Gemeinwesen für sich. Drei Brücken, welche durch Gitterthore verschlossen werden können, führen nach Kanton hinüber, und die eleganten Steinhäuser liegen zwischen grünen Grasplätzen, duftenden Gärten und schattigen Alleen so angenehm, wie hier nur möglich.

Hier legte der Dampfer der „China Navigation Company" an, welchen die sechs Reisenden doch noch benutzt hatten, um nicht möglicherweise abermals auf eine Piratendschunke zu geraten.

Obgleich der Dampfer den letzten Teil der Strecke nur mit halber Schnelligkeit fuhr, war es doch absolut unbegreiflich, daß er die umherjagenden Boote nicht dutzendweise unter sich begrub.

Und wie ging es erst am Landeplatze zu! Da drängten sich Hunderte und Aberhunderte auf die aussteigenden Passagiere los, um einige Sapeken zu verdienen. Das schrie, brüllte, kreischte durcheinander, daß man die einzelnen Stimmen fast gar nicht zu unterscheiden vermochte. Da boten sich Sänftenträger, Wäscher, Barbiere, Bootsleute, Führer, Händler, Dolmetscher an, indem einer den andern zur Seite stieß, um sich vorzudrängen.

Der Methusalem stieg gar nicht aus.

*) Mohammedaner.

Er wartete, bis die Schreienden glaubten, daß das Schiff sich geleert habe, und sich einen anderen Ort suchten, um dort denselben Spektakel zu wiederholen.

In Scha-mien gibt es nur einen einzigen Gasthof, welcher einem portugiesischen Wirte gehört. Dorthin begaben sich die sechs zunächst, und zwar ganz in der bekannten Weise und Reihenfolge.

Es versteht sich von selbst, daß sich sogleich eine Menge Menschen fanden, welche von dem Anblicke der für sie fremdartigen, sonderbaren Gestalten herbeigelockt wurden. Der Ausruf „Fan-kwei", fremde Teufel, wurde vielfach hörbar, doch wagte niemand, die Reisenden zu belästigen, wohl wegen deren würdevoller Haltung und weil man in Turnerstick wirklich einen Mandarin vermutete.

Der Gasthof war keineswegs ein Hotel zu nennen. Die Europäer werden am Tage über von ihren Geschäften vollständig in Beschlag genommen und des Abends versammeln sie sich in ihren verschiedenen landsmännischen Klubs, so daß der Gastwirt nicht auf sie rechnen kann und sich also auf niedriger stehende Gäste einrichten muß.

Er bot den Reisenden sogleich Zimmer an; Degenfeld aber lehnte ab und fragte nur, ob Bier zu haben sei. Er hatte keins, erbot sich aber, welches aus dem nahen Klubhause holen zu lassen, und bald bekamen sie einen vortrefflichen Bergedorfer Gerstensaft vorgesetzt, den sie sich aus dem Stammglase des Blauroten munden ließen.

„Ich dachte, Sie wollten hier kein Bier mehr jenießen," meinte der Gottfried. „Wenigstens sagten Sie in Hongkong so, von wejen die teuren Preise."

„Ja, dat heeft hij gezegd — ja, das hat er gesagt," stimmte der Dicke bei.

„O, der Methusalem und kein Bier! Dat paßt nie zusammen."

„Paßt schon!" sagte Degenfeld. „Heut aber darf ich es mir schon noch bieten. Wir haben für diese ganze Woche im Hotel nichts zu bezahlen gehabt, weil wir als Zeugen zum Bleiben gezwungen waren. Old England hat unsere Zeche übernommen. Darauf können wir uns nun einige Gläser genehmigen. Aber unser Freund Liang-ssi wird nicht länger teilnehmen können."

„Warum nicht?" fragte der Genannte.

„Weil Sie fort müssen, nämlich zuerst zu dem Agenten, welcher den Brief nach Deutschland besorgte, und sodann zum Tong-tschi, um ihm zu melden, daß wir angekommen sind. Wir werden hier abwarten, ob der erstere uns vielleicht hier aufsucht und ob der letztere sein Wort hält und uns zu sich kommen läßt."

Darauf hin entfernte sich der Chinese, um draußen sich einen Palankin zu nehmen und die beiden Personen aufzusuchen. Die anderen tranken weiter.

Die noch im Zimmer anwesenden Gäste starrten die fünf mit verwunderten Augen an. Es waren einige Europäer unter ihnen, die nicht erstaunt zu sein brauchten, kaukasisch geschnittene Gesichter hier zu sehen; aber daß die Leute Studententracht trugen, hier im fernen China, das kam ihnen mehr als sonderbar vor.

Der Methusalem fühlte sich gelangweilt von diesen immerfort auf ihn gerichteten Blicken. Er sah, daß hinter dem Hause ein Garten lag, und ging hinaus, um einmal einen chinesischen Garten in Augenschein zu nehmen.

Wenn er geglaubt hatte, hier echt chinesische Anlagen zu erblicken, so war er in einer großen Täuschung befangen gewesen. Der Garten war klein, auf drei Seiten von Mauern umgeben, stieß mit der vierten an das Haus und zeigte nicht einmal eine Blume, sondern nur Küchengewächse.

Nur an der dem Hause gegenüber liegenden Mauer stand ein schön blühender Strauch, den er noch nicht kannte. Er trat näher, um die Blüten genauer zu betrachten. Da hörte er einen Pfiff jenseits der Mauer, an der Stelle, wo er diesseits stand. Die Mauer reichte ihm bis an die Schulter. Nicht aus Neugierde, sondern ganz unwillkürlich bog er den Kopf vor, um zu sehen, wer da gepfiffen habe.

Es stand ein Chinese draußen, welcher sehr gut gekleidet war, also der besseren Klasse angehören mußte. Auch derjenige, welchem der Pfiff gegolten hatte, war zu sehen. Dieser gehörte ganz gewiß dem niedrigsten Pöbel an. Er war barfuß; die Hose reichte ihm nur bis an die Kniee; anstatt eines Rockes oder einer Jacke trug er einen aus langen Grashalmen gefertigten Umhang in Form eines rundum vom Halse bis auf den Unterleib niederhängenden Kragens. Der Kopf war unbedeckt und mit einem dünnen Zöpfchen verziert, welches einem Rattenschwanze sehr ähnlich sah.

An der Mauer führte ein gerader, schmaler Weg vorüber, jenseits desselben hinter Mauern wieder Gärten lagen. Auf diesem Wege, zwischen den Mauern, kam der Mann eiligst herbeigelaufen.

„Tsching, tsching, ta bang!" grüßte er bereits von weitem.

Ta bang heißt großer Kauf- oder Handelsherr.

„Schrei nicht so!" warnte ihn der andere, natürlich in chinesischer Sprache. „Niemand braucht zu hören, daß sich hier jemand befindet. Warum hast du mich so lange warten lassen?"

„Ich stand weiter oben und wartete auf den sehr alten Herrn."

Wenn der Chinese sehr höflich sein will, so nennt er sich sehr jung und den, mit welchem er spricht, sehr alt. Mit dem „sehr alten Herrn" war also der andere gemeint, obgleich er höchstens halb so alt wie der Sprecher war. (Fortsetzung folgt.)

Amerikanischer Drehkrahn.

Wir führen heute in beifolgender Abbildung unseren Lesern eine Maschine vor, die so recht bezeichnend für amerikanischen Unternehmungsgeist und Kühnheit der Gedanken ist, eine Hebemaschine, welche es gestattet, Lasten bis zu circa 100 Tons auf einem großen Umkreis, wie in der Figur angedeutet, sogar auf einen ganzen Komplex von Häusern, z. B. ein Fabriketablissement oder Lagerhäuser zu verladen.

Der Riesenapparat besteht im wesentlichen aus einem fahrbaren Drehkrahn von etwas abweichender Form.

Auf einem solide gebauten Wagengestelle mit 8 Achsen erhebt sich ein Unterbau aus eisernen Balken, der oben eine Plattform trägt, bestimmt zur Aufnahme der Drehbahn, auf welcher sodann der große horizontale Dreharm im Kreise beweglich ist.

Der Dreharm wiederum besitzt auf seiner oberen Fläche eine Schienenbahn, auf der ein Lastwägelchen (an Stelle der sonstigen Laufkatze) hin und her befördert werden kann.

Die Bewegung des Kolosses, die Drehung, das Emporwinden von Lasten, sowie das Befördern der Last auf der Schienenbahn, wird durch eine Dampfmaschine bewirkt, welche samt ihrem Kessel auf dem Dreharm neben der Winde ersichtlich ist.

Dieser Krahn wird somit neben dem neuen U,erkrahn des Hamburger Freihafens (150 Tons Tragkraft) die größte derartige Hebemaschine sein, ein Triumph menschlicher Schaffenskraft.

Mein Freund Gottlieb und ich.

Wir waren als Schüler passionierte Naturaliensammler gewesen, mein Freund Gottlieb und ich. — Wenn es unsere Freizeit erlaubte, zogen wir gemeinschaftlich hinaus in die grüne Natur, und diese Streifzüge mit ihren vielen Freuden und kleinen Leiden werden mir dauernd liebe Erinnerungen an die Knabenjahre bleiben. Ich widmete meine ganze Kraft einer Insektensammlung, die vom großen Hirschkäfer bis hinab zum kleinsten, vermittelst Gummipapiers aufgenadelten Blattläuschen, alle Insektenklassen umfaßte; Gottlieb war Botaniker und Eiersammler. —

Mutter Natur hatte weise gehandelt, als sie in Berücksichtigung unserer Freundschaft uns Interessen verschiedener Art eingeimpft! — Wie leicht hätte sonst eine von uns beiden zugleich gemachte Entdeckung den Konkurrenzneid entfachen können und — der Zwiespalt wäre fertig gewesen!

Wir kamen stets gut miteinander aus! — Aber einmal entstand doch zwischen uns aus Sammlergründen eine regelrechte Prügelei! —

Ich will die Geschichte erzählen; sie ist drollig und steht mit allen Einzelheiten noch immer fest in meinem Gedächtnis, obgleich Jahre seitdem verstrichen sind.

Zu damaliger Zeit waren wir muntere Quartaner.

Ein heißer Julitag hatte uns einen schulfreien Nachmittag gespendet. — An der geschlossenen Thür des Realgymnasiums haftete ein Anschlag, die direktoriale Verfügung.

„Komm, Hermann," sagte Freund Gottlieb, als wir uns auf dem Rückwege von der Schule befanden, „wir wollen nach dem ‚Ziegeleiwalde' gehen!" —

Ich stimmte dem Vorschlage bei, entledigte mich zu Hause meiner Bücher, bewaffnete mich mit dem Käfernetze, steckte die unvermeidliche Aetherflasche zu mir, durch deren Inhalt ich schon öfters in bösen Geruch gekommen war, wenn sich der Kork heimtückischerweise gelockert hatte, und verfügte mich nach dem Nachbarhause, aus dessen Thür mein Kamerad soeben heraustrat. —

Seine Ausrüstung wies eine grüne Botanisiertrommel, welche zwei Steigeisen barg. —

Wir brauchten nicht weit zu gehen, um aus der Stadt ins Freie zu gelangen und steuerten dann auf Wiesenwegen unserem Ziele zu. Die Sonne sandte ihre heißen Strahlen auf unsere Strohhüte hernieder — unser Sammeleifer wurde dadurch nicht herabgemindert.

Mit kräftigem Schlage zog ich mein Netz durch Gras und Wiesenblumen, scharf lugte ich auf den Weg um die kleinen Vaganten abzufangen, die hier ihr Wesen treiben, aber das oftbewährte Glück war mir heute nur wenig hold, und wie Hohn klang es mir in die Ohren, wenn ich über unseren Köpfen ein Summen oder Schwirren vernahm. Die Hitze des Tages machte uns bald matt, und froh waren wir, als der kühle Laubwald sich vor uns aufthat. Am Rande eines Baches machten wir Rast und warfen uns unter alten, herrlichen Eichen auf den grünen Moosgrund.

Ein Weilchen mochten wir geruht haben, als mein Kamerad wie elektrisiert aufsprang und nach der Krone einer Eiche deutend sagte: „Hermann, ich glaube dort oben ist ein Nest!"

Im Nu waren die Steigeisen hervorgeholt und angelegt; bald kroch Freund

Das Denkmal eines Sechzehnjährigen. Daniel Jean Richard.

Gottlieb mit der Behendigkeit eines Eichkätzchens den steilen Stamm hinan.

Ich hatte unten Posto gefaßt und folgte dem aufsteigenden Kameraden mit den Augen, bis er in den Baumwipfeln verschwunden war. — Mit Spannung wartete ich auf das Resultat seiner Jagd in den hohen Regionen. — Einige Augenblicke waren verstrichen, als sich meine Neugier schon nicht mehr zügeln ließ.

„Gottlieb!" rief ich. — Keine Antwort.

„Gottlieb, hast du die Eier?!"

Ich schrie laut; er mußte die Frage gehört haben! — Wieder blieb alles still.

Da gewahrte ich hoch oben im Geäst die Beine meines Freundes, allmählich kommt aus dem grünen Blättergewirr die ganze Figur zum Vorschein. — Vorsichtig rutscht Gottlieb am Stamm herunter, bis er, noch immer hoch über der Erde auf einen Seitenast zu sitzen kommt, wo er von der Anstrengung auszuruhen und zu verschnaufen scheint. — Ich konnte jetzt deutlich das Gesicht meines Freundes erkennen. — Welche Veränderung war in den wenigen Augenblicken mit ihm vorgegangen! Es war puterrot und aufgedunsen, der Mund fest geschlossen! Mich überfiel eine entsetzliche Angst! Dem armen Kerlchen mußte etwas passiert sein! Vielleicht hatte er gar den Sonnenstich bekommen!

„Aber ums Himmels willen, wie siehst du denn aus!" rief ich nach oben. — „Ist dir nicht wohl!?"

Meine Frage hatte eine entsetzliche Wirkung. — Das Gesicht meines Freundes verzog sich krampfhaft; er riß die Augen weit auf, fing an zu würgen und — ein gelber Strahl schießt ihm aus dem Munde — — — — — weitere Beobachtungen konnte ich nicht machen! — Im nächsten Augenblick stand Gottlieb neben mir, kriegte mich beim Kragen und begann — mich elendiglich durchzubläuen!

So energisch ich mich meiner Haut wehrte und so lebhaft ich mir eine Erklärung für seine Handlungsweise forderte — ich kriegte meine Prügel und mußte sie als der Schwächere nolens volens über mich ergehen lassen.

Meine Vermutung, daß Freund Gottlieb verrückt geworden sei, schien mir handgreiflich bestätigt zu werden, und eine entsetzliche Seelenangst peinigte mich zugleich mit den physischen Schmerzen. Endlich konnte ich mich mit Aufbietung meiner ganzen Kraft den Händen meines Gegners entwinden und nun erhielt ich die unerwartete Aufklärung ob des wüsten Gebarens.

Noch rot vor Zorn, aber jetzt wieder mit menschlichem Gesicht, schrie mich Freund Hitzkopf an:

„Weißt du dummer Junge denn nicht, daß das Nesterausnehmen im Stadtforst neuerdings bestraft wird! — Du wolltest

wohl mit deinem albernen Geschrei den Waldhüter herbeilocken! — Da wäre ich schön in die Patsche gekommen!"

„Aber wo hast du denn die Eier?" wagte ich schüchtern zu fragen.

Weinerlich klang Gottliebs Stimme jetzt, als er sagte: „Die Eier hatte ich nicht in die Tasche stecken wollen, weil ich dachte, sie könnten mir beim Abstieg zerbrechen! Ich hatte sie, es waren drei Stück, grün und schwarz gesprenkelt, in den Mund genommen! — Als du mich anriefst, wollte ich unwillkürlich antworten und ...." jetzt schluchzte der arme Junge laut auf — „und — hab — sie — mit — der — Zunge — zerquetscht — halb teils — samt der Schale — verschluckt!"

Das Ende vom Liede war, daß wir uns wieder aussöhnten, und daß ich die Prügel zu vergessen suchte. — Später konnte ich mich von der moralischen Schuld an dem Unglück dadurch reinigen, daß ich meinem Freund Gottlieb ein prächtiges Schwanenei, welches ich der Güte eines herrschaftlichen Gärtners verdankte, für seine Sammlung stiftete.

Als ich es ihm schenkte, warnte ich scherzend: „Nimm's aber nicht auch in den Mund, es könnte — zerbrechen!

Ein Bursche von 16 Jahren, den die Welt durch ein Denkmal ehrt.

Unsere lieben Kameraden wissen, daß sich in den Jurathälern der Schweiz viel Tausende fleißige Menschen mit der Erzeugung von Uhren beschäftigen, und daß sich die Bewohner jener volkreichen Alpendörfer einer ziemlichen Wohlhabenheit erfreuen. Der Schweizerreisende von heute nimmt das als eine gegebene Thatsache hin, wenigen nur ist bekannt, daß die Entwickelung dieser Industrie eine sehr interessante Urgeschichte hat, denn ein kaum sechzehnjähriger Knabe hat diesen Erwerbszweig begründet und damit eine zahlreiche Völkerfamilie aus ihrer Dürftigkeit erhoben.

Kommt da eines Tages in dem Dorfe Locle, im Kanton Neuenburg, der Pferdehändler Peters aus England zurück und bringt eine kleine Maschine zum Messen der Zeit, eine Uhr mit sich. Hat er sie vielleicht fallen lassen? — kurz und gut, das Ding geht auf einmal nicht mehr. In dem Dorfe ist der junge Daniel Jean Richard, bereits ein fermer Schlosser; zu diesem geht er und sagt: „Hör' mal, du bist ein geschickter Bursche, sieh zu, ob du das widerspenstige Maschinchen nicht zum Gehen bringst?"

Richard zerlegt es, sieht, wo es fehlt, und bald macht die Uhr wieder Ticktack in des Pferdehändlers Tasche. — Der Tausendkünstler war aber bereits auch ein selbständig denkender Kopf, er hatte sich die Einrichtung des Zeitmessers gemerkt und denkt: „Ein solches Ding zu machen, willst du doch einmal selber versuchen, das kann kein Hexenwerk sein!" Gedacht, gethan, er macht sich feine Werkzeuge, dann Rädchen auf Rädchen, viele Versuche mißlingen, aber endlich liegt eine fertige Uhr da und macht lustig ihr Ticktack. Das war das Urbild von Millionen Uhren, die seit jenem Tage von dort aus in alle Welt gingen.

Jenes dankbare Uhrmachervolk aber ehrte den sechzehnjährigen Knaben am 15. Juli 1888 durch ein Denkmal.

Eine still vollbrachte Heldenthat.

(Fortsetzung.)

Hier unterbrach sich die junge Frau und sah einige Sekunden hindurch nachdenklich über den Tisch fort, an welchem sie mit ihrem ältesten saß. Dann fügte sie ungewöhnlich lebendig hinzu: „Aber je weniger man in seinen selbst beschränkten Verhältnissen für die ganze Lebensentwicklung des armen Krüppels thun kann, desto mehr hätte man freilich den Wunsch, ihm im einzelnen eine Freude und Erhebung zu bereiten! — Lächle nicht, mein lieber Großer, aber wirklich: Wältzs Kummer, daß wir Robert nicht in den Dom schaffen können, setzt auch mir ganz ernsthaft zu."

„Aber Mama," antwortete Ferdinand beinahe finster, „an so etwas Unmögliches nur zu denken!"

„Ja, du hast recht. Diesmal hast du wirklich recht, mein Sohn!" gab die sanfte Frau zu. „Wer weiß, ob Wältz und ich uns nicht auch bescheiden müssen, wie der arme Robert. Vielleicht wird es auch für uns eine Unmöglichkeit sein, noch ein letztes Mal in das Antlitz des Kaisers zu schauen!" —

Mit diesen ernsten Worten trennte sich Frau Regierungsrat Schirmer von ihrem Sohne.

* * *

Am anderen Tage nach Schluß des Gymnasiums kehrte Ferdinand nicht erst in die Wohnung seiner Mutter zurück, sondern übergab dem kleinen Bruder seine Schulbücher, um alsdann mit stürmischen Schritten und ernster Miene vor den Dom zu eilen.

Während seines Fortseins war Walter wieder einmal lange unten bei Robert.

Es bestand in der That ein sehr eigenartiges Verhältnis zwischen ihm und dem armen Krüppel. Dieser war sechs Jahre älter als er, und war obendrein durch seine körperlichen Leiden und andere schwere Lebenserfahrungen früh reif und ernst geworden. So überragte er in vieler Beziehung seinen kleinen Wohlthäter, während er im großen und ganzen doch wieder kindlich zu ihm aufsah, indem er wichtige Dinge von ihm erlernte und nur durch ihn mit dem Wogen und Brausen der gewaltigen Hauptstadt zusammenhing, in der er jahraus jahrein so manche Schmerzen zu ertragen hatte und sich mit dem Aufenthalt in einem engen, meist dunstigen Kellerraum begnügen mußte; denn es ließ sich nur selten einmal thun, ihn für kurze Zeit in den Hof zu bringen, wo er dann auf einem von Frau Schirmer geschenkten Polsterstuhle, wenn auch keine Sonne, so doch trotz himmelhoher Mauern ein wenig freiere Luft genoß.

Heute war es besonders unbehaglich in der Umgebung des Verwachsenen.

Seine Mutter, eine gänzlich mittellose, selbst kränkliche Witwe, konnte täglich nur ein bestimmtes und sehr geringes Maß von Feuerung in den Ofen legen, und da draußen gegen die Tage zuvor eine gesteigerte Kälte herrschte und der langsam niederfallende Schnee von einem scharfen Nordwind durch alle Fensterritzen bis ins Innerste der armseligen Kellerwohnung getrieben wurde, saßen deren Inhaber frierend am Tisch vor ihrem kärglichen Mittagsmahle, als Walter bei ihnen eintrat.

Sofort zog der Ausdruck einer freudigen Erregung über Roberts trauriges Gesicht; seine mageren Finger legten Messer und Gabel zur Seite, schoben den Teller mit dem Reste seines Essens energisch fort und streckten sich dem willkommenen Besuche entgegen.

„Nimm Platz, Walter!" bat er dann mit der freundlich einladenden Gebärde eines alten Mannes und deutete auf einen ihm gegenüber am Tische stehenden Rohrstuhl, den einzigen, der für den Gast frei

war; „und erzähle mir, was du gehört hast!"

„Tröste dich nur, Robert," sagte der Knabe, welcher heute immer nur an das eine dachte, schmollend. „Ferdinand ist in den Dom gegangen und ich habe auch nicht mitgedurft!"

„Aber du wirst morgen oder übermorgen hineinkommen, wenn die Menschen nicht mehr so arg drängen; und ich gönne dir's auch. Dir gönne ich alles!" antwortete der Verwachsene mit einem tiefen Seufzer.

„Ach, es ist viel besser, ihr beide kommt überhaupt nicht hinein!" meinte da Roberts Mutter, die eben ihren letzten Löffel Suppe gegessen hatte und nun im Begriff stand, die unansehnlichen Geschirre vom Tisch zu räumen. „Es ist so schauerlich, einen Toten zu sehen!"

„Nein, ich denke es mir so tröstlich!" antwortete der verkrüppelte Sohn, seine Hände faltend, mit leiser Stimme. „Ich wünsche mir oft den Tod, denn ich kann ja doch nichts im Leben anfangen. Wenn einer nicht auf seinen Füßen stehen kann!" — „Aber Mutter möchte doch, daß ich noch leben soll!" fuhr er gegen Walter fort. „Nicht wahr, Mutter, du sagst es immer?"

„Ach Gott, Robert, versündige dich nicht! — Walter, rede du mit ihm, daß

— Er grüßte eifrig und huldvollst mit den Händen, wobei er den Klemmer unaufhörlich verlor und wieder auf die Vorlukennase setzen mußte. —

er wieder auf vernünftige Gedanken kommt!" bat die arme Frau.

„Du sollst nicht sterben!" rief da auch schon Walter mit stockender Stimme. „Und paß auf, du wirst doch noch mal etwas Ordentliches im Leben! Ich hab' es in der einen Nacht geträumt; und überhaupt glaube ich daran, weil ich es mir immer gedacht habe!"

Robert lächelte mit überlegener Altklugheit, während sich seine Augen langsam mit Thränen füllten, entgegnete aber nichts.

„Ich habe dir das bunte Papier zum Verkleben der Pappschachteln noch immer nicht gebracht!" begann wieder Walter. „Verzeih' mir, Robert! Aber mein Bruder sagte, es sähe dumm aus, heute buntes Papier zu kaufen; denn alle Menschen in ganz Berlin kaufen heute nur schwarzes und an allen Häusern hängen die Trauerfahnen heraus!"

„An allen?“ fragte Robert und schlug leuchtend die großen dunkelgrauen Augen zu seinem jungen Orakel auf.

„Fast an allen doch wenigstens!“ antwortete Walter lebhaft.

„Auch an unserem?“ forschte der Krüppel mit scheuer Ehrfurcht weiter.

„Natürlich! Schon gestern haben Mama und Ferdinand vorne zum großen Balkonfenster eine schwarze Flagge auf Halbmast herausgehängt!“ beteuerte der Knabe, voll ernsten Eifers die Ehre seiner Familie verteidigend.

„Die ganze Stadt nimmt teil am Begräbnis!“ sprach Robert leise vor sich hin und senkte die langen schwarzen Wimpern über seine blassen Wangen.

„Ja, jedes deutsche Herz schlägt heute rascher!“ rief Walter, einen Satz aus der gestrigen Ansprache seines Klassenlehrers citierend; „Berlin ist ein erhebender Anblick! — Mama sagt es auch! — Alle Menschen tragen Schwarz und in den Hauptstraßen sind alle Schaufenster mit herrlichen Trauerdekorationen geschmückt!“

„Sieh, Walter,“ sagte da plötzlich die arme Witwe, „da hab' ich dein Bild vom Kaiser Wilhelm hingehängt! Robert hätte es wohl am liebsten immer dicht vor sich auf dem Tisch liegen lassen; aber dazu hast du's ihm doch auch nicht geschenkt, daß es nur so herumgezerrt wird.“

Walter war zufrieden, daß sein gestriges Geschenk gleich so viel Beachtung gefunden hatte; und warf durch die Dämmerung des kleinen Raumes nur einen Blick ernsthafter Zustimmung auf den neuen Wandschmuck der Kellerwohnung.

Dann besann er sich, daß es Zeit sei zum Essen zu seiner Mutter hinauf zu gehen und brach mit dem wichtigen Versprechen auf, wenn Ferdinand zurück sei, noch einmal wieder herunter zu kommen.

„Ich danke auch für deinen Besuch, Walter!“ sagte Robert und preßte mit ganzer Kraft die fleischige Hand des gesunden Kindes in der seinen, die so abgezehrt war, daß jeder Fremde bei ihrem Druck erschrocken sein würde.

„Ja, Walter, komme doch nur wieder!“ bat die Frau. „Er weiß ja sonst gar nicht, wie er den langen Abend hinkriegen soll. Das ewige Lesen hält er in den Augen nicht aus; und wenn er immer pappt, grübelt er so viel nach, der arme Krüppel, gerade wie ich, wenn ich so beim Stricken sitz'. Er kann seine Pappschachteln schon im Schlaf machen und ich mein Stricken auch; aber was hilft's, es bringt doch immer ein paar Pfennige ins Haus. Ja, bitt' nur deine liebe Frau Mutter, daß du nochmal zu uns runter kommen darfst! — Ich bin zwar nicht allwissend, aber eins weiß ich, wenn du so alt wärst, wie dein Bruder, du trügst meinen Robert auf den Schultern in den Dom, weil er sich's nun doch mal wünscht, der arme Junge! Aber der junge Herr Ferdinand ist nicht so weichherzig, der ist ein stolzer, sag' ich oft zu meinem Robert!“

Walter errötete. Er fühlte sich geschmeichelt; und doch war es ihm peinlich, das Urteil der Frau über seinen Bruder mit anzuhören.

„Ferdinand und ich zanken uns oft. Aber der Direktor sagt, er wäre der tüchtigste Junge auf dem ganzen Gymnasium,“ äußerte er mit verlegener Hast.

„Mutter, sag' nichts über Herrn Ferdinand zu Walter!“ bat Robert sowie sein kleiner Wohlthäter zur Thür hinausgegangen war.

„So, warum denn nicht? Du bist solch ein Lamm, Robert. Ja, solch Lamm wie du sind nicht alle Leute! — Wenn du mir sagen kannst, was Herr Ferdinand in seinem Leben Gutes für dich gethan hat, will ich auch nie wieder etwas Schlimmes über ihn reden!“

„Alle Menschen können doch nicht so gut sein wie Walter!“ war die Antwort des Verwachsenen.

Wie gut Walter thatsächlich und unaufhörlich zu ihm war, erwies sich noch an demselben Abend von neuem: Es war schon kurz vor acht Uhr, als er fast atemlos wieder zu den Kellerbewohnern zurückkehrte.

„Er ist drinn' gewesen! Ferdinand hat ihn gesehen!“ erzählte er mit einer vor Aufregung halb erstickten Stimme und blieb dabei mitten im Zimmer stehen, obgleich ihn Roberts Mutter dringend nötigte, sich zu setzen. „Tausende von Menschen haben vor dem Dom gestanden und stundenlang hat man sich gedrängt und gequetscht, denn jeder hat zuerst hineingewollt. Du besinnst dich doch, daß es den ganzen Nachmittag schneite, aber trotz dieser Kälte haben die Menschen gedampft wie Pferde, so heiß ist das Gedränge gewesen. Erst als es eben drei schlug, ist Ferdinand hineingekommen.“

„Und wie hat er denn ausgesehen?“ fragte Robert kaum hörbar.

„In voller Uniform hat er dagelegen und ausgesehen, als ob er schliefe, sagt Ferdinand. Etwas traurig hätte er ausgesehen. Ferdinand hat nicht viel davon erzählt. — Ich glaube, er würde dabei geweint haben, und er schämt sich zu weinen; aber ich habe es doch ganz genau gesehen, daß er Thränen in den Augen hatte! — Große Kandelaber haben am Altar hinter der Bahre gebrannt. Adjutanten, Grenadiere und Pagen in scharlachroter Uniform haben zu beiden Seiten die Totenwache gehalten; und einer hat das aufgerollte Reichsbanner in Händen gehabt. Der ganze Dom duftete nach Blumen — so viele Kränze hat man noch nie in seinem Leben gesehen, wie da gelegen haben; und so nah, sieh mal, so auf kaum zwanzig Schritte Entfernung ist das Publikum an der Bahre vorübergegangen.“

Robert hatte lautlos zugehört; jetzt senkte er das gespannt erhobene Gesicht und fragte mühsam: „Und wann wirst du mit deiner Mama hingehen?“

„Morgen ganz früh um fünf Uhr. Ferdinand sagt, das sei am besten!“

Da barg Robert sein Antlitz in den Händen und fing an, leise, aber bitterlich zu weinen.

Walter stand ganz still und verdutzt da. — „Weine doch nicht, Robert!“ bat er dann mitleidig und fügte nach einigem Nachsinnen zögernd hinzu: „Und daß ich mit meiner Mama hingehe, kann mir doch kein Mensch verdenken. Du doch auch nicht Robert! — Bitte, verdenk' es mir nicht!“

Robert sah auf und schüttelte wehmütig den Kopf.

„Gute Nacht, ich sollte gleich wieder hinaufkommen?“ sagte Walter schnell.

„Ja — aber grüß unsern toten Kaiser auch von mir!“ sprach nun der kleine Krüppel wieder ganz gefaßt und mit einer seltenen Energie in der Stimme.

„Das will ich thun!“ erwiderte Walter und schüttelte ihm herzhaft die Hand.

Oben aber als sein blonder Kopf schon eine ganze Weile für die Nachtruhe auf weichem Federkissen gelegen hatte und er noch einmal seine Mutter auf leisen Sohlen durch das Schlafzimmer gehen hörte, klagte er im Sturm seiner kindischen Uebertreibung: „Alles wird mir immer verdorben! für morgen zum Beispiel wieder! nur gerade zur Hälfte hab ich etwas davon, unseren Kaiser zum letztenmal zu sehen, weil Robert ihn nicht auch sehen kann!“

„Schlafe nun endlich, mein Kind!“ sagte

Frau Schirmer, setzte sich an Walters Bett und hielt einige Augenblicke die vor Aufregung heiße Hand des Knaben in der ihren, was ihm eine allmähliche Beruhigung brachte.

Nebenan aber saß Ferdinand an einem erleuchteten Tisch vor einem Berge von Zeitungen und Extrablättern; und obgleich er gerade eifrigst las, hatte er doch durch die halbgeöffnete Thüre die im anderen Zimmer ziemlich laut gesprochenen Worte seines kleinen Bruders gehört.

„Der Junge ist zu verrückt!" brummte er vor sich hin; hielt aber doch sekundenlang mit Lesen inne und sah ungewöhnlich nachdenklich über seine Tagesblätter fort.

Was ihm sonst niemals geschah, er konnte in der nun folgenden Nacht nicht schlafen: Die milde Erhabenheit in dem wachsbleichen Antlitz des entschlafenen Kaisers, wie er sie heute, von majestätischem Gepränge umgeben, auf der stillen Totenbahre geschaut hatte, erneute sich beständig vor seinem inneren Blick; und dazwischen drängte sich wider seinen Willen das Bild des verkrüppelten Robert, der mit großen traurigen Augen verständnisvoll dem teilnehmenden Walter zunickte, während er an ihm fremd vorübersah.

So kam es, daß denn gleich darauf die Züge des toten Kaisers einen geheimen Vorwurf zu predigen schienen, über den Ferdinand nicht weiter nachdachte, dessen Eindruck aber doch tief in ihm haften blieb.

* * *

Am folgenden Morgen waren Frau Schirmer und ihre Söhne wirklich, wie es in ihrem Plane lag, vor den Dom gegangen.

Ferdinand hatte sich bereits am Tage zuvor an Ort und Stelle nach allen polizeilichen Maßnahmen erkundigt, welche die Aufrechterhaltung einer notwendigen Ordnung im Publikum ermöglichen sollten; und es war daher unter seiner verständigen Führung gelungen, im stillen Anschluß an die große Volksmenge das feierliche Ziel zu erreichen, ohne erst, wie so viele, durch die vergeblichen Versuche eines eiligen Vordringens Zeit und Kräfte verloren zu haben.

In langen Reihen, zu Dreien geordnet, hatte man das teilweise schon seit Mitternacht auf dem großen Platze harrende Volk Schritt für Schritt vorrücken und endlich auf diese Weise durch die kleine Hinterpforte des Domes an die geweihte Stätte gelangen lassen.

Auf diese Weise war es Frau Schirmer möglich gewesen, zu gleicher Zeit mit ihren Söhnen den ernsten Gang durch das heute dem Tode eingeräumte Gotteshaus zu thun. Als sie auf der Gallerie, welche die Menge von der Stätte der Aufbahrung trennte, und die eigentlich nur für ein langsames Vorüberwallen bestimmt war, doch eine Sekunde lang inne hielt, hatte sie angesichts der kaiserlichen Leiche ihren beiden Söhnen die Hand gereicht; und die Knaben verstanden der Mutter Händedruck. Walters Lebendigkeit äußerte sich später in lebhaften, ja stürmischen Liebkosungen und in der freiwilligen Versicherung unzähliger guter Vorsätze, während Ferdinand schweigsamer denn je war. Ja, wiederholentlich bemerkte sogar die Mutter ein zerstreutes und beinahe träumerisches Wesen an ihm, was seiner geraden und energischen Natur sonst fremd geblieben.

Mit lauter, kaum merklich erregter Stimme gab er am Abend aus den Zeitungen den Bericht über die großartigen Vorarbeiten wieder, welche Künstler und Magistrat schon mit Beginn der bevorstehenden Nacht eröffnen wollten, um den ganzen Weg, auf welchem der kaiserliche Kondukt bis zum Mausoleum geführt werden sollte, in eine Trauerstraße zu verwandeln; aber, während er sonst beim Vorlesen das Bild verkörperter Aufmerksamkeit war und durch seine straffe Betonung auch den oft unachtsamen jüngeren Bruder zur Sammlung zu zwingen pflegte, hielt er heute zuweilen ganz plötzlich inne und schien dabei in ein abschweifendes Denken verloren zu sein.

Die Mutter hätte ihn gerne beim Gutenachtsagen gebeten, ihr anzuvertrauen, was ihn so besonders drücke; doch als sie im Begriff stand, sich ihm in dieser Stimmung zärtlich zu nähern, wich er scheu vor ihr zurück und es traf sie ein so unwillkürlich ängstlicher Blick aus seinen sonst gelassenen Augen, daß sie schonend jedes Wort unterdrückte.

In solcher Schwüle vergingen zweimal 24 Stunden, während welchen unter freiem Himmel ein atemloses Treiben und Arbeiten zu dem einen großen Zwecke stattfand.

Schon erhoben sich unter den Linden und vor dem Brandenburger Thore die ersten Riesengerüste zu hohen Durchgangspforten und Trauerbaldachinen; und zwischen den kahlen Bäumen an den Wegseiten ragten die Säulen für die Opferschalen empor. Der Himmel war trübe; dichte Schneewolken hüllten ihn stimmungsvoll in einen undurchdringlichen grauen Trauerflor; und scharfe Winde strichen erbarmungslos durch die Straßen. Früher, als es die Jahreszeit bedingte, brach der Abend herein und nötigte die Tausende von Menschen, die unaufschiebbaren Arbeiten, sobald der letzte Tagesschimmer erloschen war, bei Fackeln und Gaslicht fortzusetzen.

Ferdinand und Walter waren fast in jeder freien Stunde unterwegs; und heimkommend berichteten sie der Mutter von den unaufhörlich wahrzunehmenden Fortschritten.

Aber Ferdinand behielt trotz alledem sein scheues, fast grüblerisches Wesen bei; und dies fiel der Mutter insbesondere in jenen Augenblicken auf, in denen sich Walter aus dem traulichen Wohnzimmer frei machte, um seiner Gewohnheit nach den einsamen Robert aufzusuchen und ihm alles Neugeschaute mitzuteilen.

Es war am Abend des 12. März, als auch Frau Schirmer auf besonderes Bitten ihrer Söhne und getrieben von ihrem eigenen Herzensbedürfnis, diese unter die Linden begleitete. Auf den Trottoirs war wieder ein lebhaftes Menschengedränge, das oft bis in die Mitte der Straße hinüberwogte, wo um die breite Allee herum in fiebernder und merkwürdig tonloser Hast gearbeitet wurde.

Schon wand man hier und da um die rohen Holzsäulen schwarze Draperien; Leitern, Stricke und Hebebäume wurden unermüdlich gehandhabt.

Dazu fegte wieder ein eisiger Wind um alle Häuser, brach sich kräftig an den Straßenecken und fuhr wirbelnd die Breite der großen Allee herab, so daß man an die vielen zur Seite der Linden glimmenden Kohlenbecken immer wieder die von Arbeit geschwärzten Menschen herantreten sah, welche dort ihre erstarrten Hände wärmten, um sie schon eine Minute später zu erneuertem Fleiße zu regen. Aber bei all dem Treiben hörte man keinen Lärm, geschweige denn irgend ein rohes Wort. Auch von keiner Seite nahm man im Augenblick eine besondere Anleitung der Handwerker wahr, weßhalb es wirklich den Anschein hatte, als würde das große Trauergepränge bei hereinbrechender Nacht von einem unhörbaren Geisterkommando gelenkt.

Ebenso verhielt sich die Volksmenge bei aller Bewegung angemessen ruhig.

Aber Ferdinand ließ es sich trotzdem auch heute nicht nehmen, seine Mutter, welche er fast um Kopfeslänge überragte,

zu führen; und diese wieder hielt ihren jüngsten an behütender Hand.

So konnten diese Dreie mit Leichtigkeit ihre Eindrücke über die wachsenden Arbeiten austauschen und sich auch auf jede eigentümliche Erscheinung in der Menge aufmerksam machen. Bald war es eine alte, nur mit dürftigem Umschlagetuch versorgte Frau, bald ein auf Krücken gestützter Greis oder eine Schaar von Kindern, welche besondere Teilnahme erregten. Und am Ende standen sie in der Friedrichstraße, wo eine augenblickliche Stockung im Uebergange eintrat, hinter einem ärmlich gekleideten und sehr krank erscheinenden Mann, der auf schwachen Schultern ein kleines dickes Mädchen trug. „Das ist aber 'n Vater, wie er im Buch steht!" redete ihn eine dicke, neben ihm wartende Frau an.

„O, es ist gar nicht meine!" antwortete der Mann mit keuchender Brust. „Na, wem seine denn?" rief verwundert die behäbige Matrone. „Wir sind Flurnachbarn, Lotten, ihr Vater und ich; und die Kleine wollt' doch auch gar so gerne her! — Wenn sie unten steht, trau ich mir's nicht, sie zu hüten!" entgegnete wieder schlicht der brave Nachbar.

„O, Kinder," sagte Frau Schirmer leise, „diesem Alten möchte man doch gleich etwas besonders Liebes anthun!"

Doch kaum hatte sie ihre Worte beendet, als sie eine eigentümliche Unruhe in Ferdinands Haltung spürte.

„Was ist's?" fragte sie unwillkürlich.

„Nichts! Gar nichts!" antwortete stockend der Sohn; aber die Mutter bemerkte, daß er von diesem Augenblick an ihren Arm lässiger in dem seinen hielt, als zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cirkus Clown.

Eines der reizendsten Spielzeuge, welche die Industrie mit seltenem Geschmack ersonnen hat, dürfte der sogenannte Cirkus Clown sein, dessen Beschreibung hier folgen möge, wegen der allerliebsten Unterhaltung, die er unseren jüngeren Kameraden und ihren kleinen Brüdern unzweifelhaft gewährt.

Wie aus den nebenstehenden Figuren ersichtlich ist, besteht der kleine Künstler aus 10 einzelnen, durch Gelenke miteinander verbundenen Teilen, und zwar aus dem Rumpfe, Kopf, Ober- und Unterarmen, sowie Ober- und Unterschenkeln. Unsere kleinen Tausendkünstler können sich die Figur selbst aus Holz schnitzen. Um nun diesem gelenkigen Körper nicht etwa zu unnatürlichen Bewegungen und Stellungen Anlaß zu geben, sondern lediglich

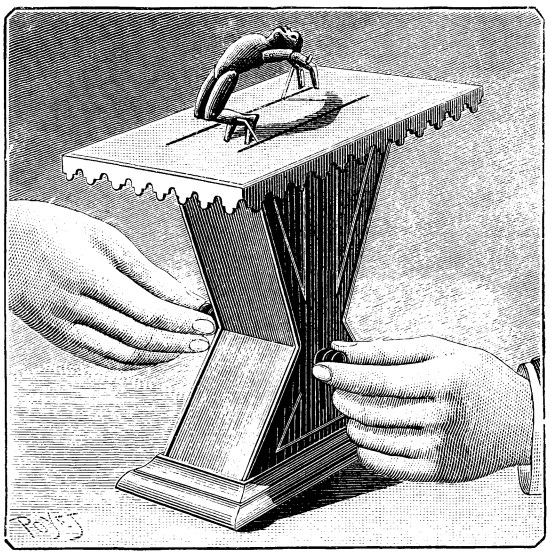


Fig. 1. Der Apparat des Cirkus Clown.

die Künste eines sehr geschmeidigen und geschickten Clowns nachzuahmen, ist die Beweglichkeit in der Weise beschränkt, daß 2 dünne Eisenstäbchen in der Mitte der Arme und Beine befestigt sind, welche in den Kasten hinabführen und hier mit Handknöpfen in Verbindung stehen, wie solche aus der Figur 1 ersichtlich sind. Diese Knöpfe ermöglichen sowohl ein Auf- und Abwärtsbewegen der Glieder in vertikaler Richtung, als auch durch Drehen eine seitliche Bewegung.

Der Spielende hat es nun in der Hand, durch geschickte Vereinigung beider Bewegungen, eine geradezu unbegrenzte Anzahl der komischsten Stellungen des kleinen Akrobaten hervorzubringen, die zwar nicht Anspruch auf höchste athletische Vollendung haben, dafür aber nicht im mindesten die steifen, ungeschickten Gliederverrenkungen des alten Kasperl's aufweisen.

Es sollte uns freuen, wenn wir damit allen unseren jüngeren Kameraden Anregung zur Beschäftigung und Unterhaltung geboten haben, wir zweifeln nicht daran, denn es ist uns durch die vielen Korrespondenzen, die wir mit unseren jungen Freunden führen, hinlänglich bekannt, daß solch schneidige und gelenkige Kerle gern gesehene Gäste sind. Und erst einer den wir selber abgerichtet und gedrillt haben! —

Ueber die Spiele in ihrer ethnographischen Bedeutung.

Richard Andree hat vor einigen Monaten im anthropologischen Verein zu Leipzig einen Vortrag gehalten, der anziehende Aufschlüsse gibt über die Spiele in ihrer ethnographischen Bedeutung. Versucht man die Ausbreitung der Spiele geographisch zu umgrenzen, so findet man oft in räumlich getrennten Gebieten eine gleiche Art der Anwendung, während einige Spiele sich wieder über große zusammenhängende Ländermassen verfolgen lassen. In vielen Fällen ist vielleicht auf einen Zusammenhang oder gemeinsamen Ursprung zurückzugehen, in anderen vielleicht eine selbständige Entstehung anzunehmen. Ueberall bildete die Klapper das erste Spielzeug des Kindes. Wir finden sie bei vielen Naturvölkern und können sie in der vorgeschichtlichen Zeit nachweisen, so im Pfahlbau Möringen, in den Lausitzer Gräben, in Troja. Dann treten die nachahmenden Spiele auf, die mit wenigen Ausnahmen in Bezug auf die Vorbereitung der Jugend einen praktischen Wert haben. Oft wird eine bestimmte Wiederholungsfolge eingehalten, nach welcher die einzelnen Spiele nach der Jahreszeit wiederkehren. Ueberall sind die Puppen ein Spielzeug der Mädchen. Schon die alten Aegypter hatten Gliederpuppen, in den römischen Katakomben fand man elfenbeinerne Puppen, Sardes in Kleinasien spielte einst in der Puppenverfertigung dieselbe Rolle, wie heute Nürnberg und Sonneberg. Der Islam verbietet bekanntlich die körperliche Nachbildung, konnte aber die Verwendung der Puppen nicht verhindern. Auch in den peruanischen Gräbern wurden Puppen aufgefunden. Von ethnographischer Bedeutung ist es, wenn die Puppe an die Stelle eines gestorbenen Kindes tritt, wie bei den Odschibwä. Hier herrscht die Vorstellung, daß das Kind lange Zeit für die Reise in die Regionen der Seligen braucht, und statt seiner wird dann von der Mutter eine Puppe gehegt und gepflegt. Aehnliches finden wir bei den Kapvölkern. Das Spiel mit den Schnellkügelchen oder Murmeln (Klikker, Marbel, Beskes) ist über den ganzen Orient verbreitet, und Pogge erzählt davon aus Zentralafrika. Der Kreisel wurde von Schliemann in Ilion gefunden; heute ist er sowohl in Asien als auch in Amerika bekannt. Auch die Knallbüchse und das Blindekuhspiel (schon im alten Griechenland) haben eine weite Verbreitung. Der Drachen oder Windvogel ist bei uns erst seit

300 Jahren bekannt. Seine größte Verbreitung hat er in den ostasiatischen Ländern. In China kommt er in vielerlei Gestalten vor und spielt bei den Volksfesten eine große Rolle. Man kennt ihn in Japan und Hinterindien, wo Stoffe über ein Bambusgeflecht gezogen werden und durch Palmrippen eine Art Aeolsharfe hergestellt wird. Von hier geht dann die Verbreitung der Drachen nach Neuseeland über, wo die Maori das Gespinst des Neuseelandflachses dazu benutzen, und von da nach den Herveyinseln.

Die Fadenfiguren (das Abheben der Fäden von den Fingern) beobachteten Klutschak und Hall bei den Eskimos, Wallace als „Katzenwiege" (cat's cradle) bei den Dajaken auf Borneo, sowie in Neuguinea. Dieses Figurenspiel kennt man auch in Australien, und Buchner sah es auf den Fidschi-Inseln. Hieran schließen sich die sinnschärfenden Spiele, ähnlich dem Morra, die in Australien, auf Samoa, Tonga, in China und Aegypten beobachtet wurden. Zu den körperentwickelnden Spielen gehört das Laufen auf Stelzen, das in den Ländern Südfrankreichs durch die Bodenverhältnisse geboten wird. In China ist es bei den Vorführungen der Gaukler zu hoher Ausbildung gelangt, und man findet es auf Tahiti und den Marquesasinseln, wo man Stelzenwettlaufen auf glattem Steinboden übt. Das deutet auf eine spezifisch ostasiatische Entwickelung. Die besonders in England ausgebildeten Ballspiele stammen meist aus dem Orient. Große Verbreitung haben die Brettspiele (Schach, Dame, Mühle u. s. w.). Dölter fand sie auf den Kapverden und dem gegenüberliegenden Festlande, wo nach gewissen Regeln gefärbte Palmkerne in die Brettgrübchen gelegt wurden. Man findet sie bei den Fulbe und den Mandingo Afrikas, aber nicht bei Völkern niedrigster Bildung. Im Sundareiche werden sie wieder beobachtet, am Tsadsee heißen sie Uri, bei den Suaheli Bau, bei den Niam-Niam und in Nubien Mangala; sie sind also über den größten Teil von Afrika verbreitet. In Arabien waren sie längst bekannt, Niebuhr beschreibt sie aus den Euphratlandschaften, Petermann aus Kleinasien.

Ein lehrreicher Versuch.

Die Umdrehung der Erde um ihre Axe wird bekanntlich experimentell durch Benzenbergs Fallversuche und die nach dem französischen Physiker Foucault benannten Pendelversuche erwiesen. Einen neuen, einfachen Versuch zum Beweise der Rotation der Erde gibt die „Grazer pädagogische Zeitschrift": „Man nehme," so heißt es, „eine große Glasschale, fülle dieselbe beinahe ganz mit Wasser, setze sie auf den Boden eines Zimmers im Erdgeschosse, wo durchaus keine Störungen durch Luftbewegung oder sonstige Erschütterungen (z. B. draußen vorüberfahrende Wagen ꝛc.) stattfinden. Steht nach einiger Zeit das Wasser in der Schale vollkommen ruhig, so pudere man mittels eines dünnen Läppchens eine dünne Schicht Bärlappsamen auf die Oberfläche des Wassers, jedoch ringsum nicht ganz bis an den Rand der Schale, wobei man höchst vorsichtig sein muß, um das Wasser durchaus nicht zu bewegen, sonst muß man abermals abwarten, bis das Wasser wieder scheinbar ruhig steht. Ist nun die Bärlappsamenschicht gut geraten, dann streue man, am besten mit einer zusammengefalteten Karte, einen Strich von Kohlenpulver über die Mitte der Bärlappsamenschicht. Alsdann lege man irgend einen Gegenstand an den Rand der Schale in der Richtung des Striches, um zu sehen, ob und wie der schwarze Strich von Kohlenpulver seine Länge verändert. Nach Verlauf von einigen Stunden wird man schon wahrnehmen, daß der schwarze Strich sich von rechts nach links, wie der Zeiger einer liegenden Taschenuhr, herum bewegt, und zwar stets nach derselben Richtung, welche der Drehung der Erde entgegengesetzt ist. Je näher an dem Pole, um so rascher findet die Umdrehung statt. Wie alles, was mit der Erde in Verbindung steht, sich mit derselben herumdreht, so thut es auch das Glasgefäß. Das in der Schale ruhende Wasser jedoch bleibt infolge seines Beharrungsvermögens ruhend in seiner Stelle und dreht sich nicht herum — daher die oben geschilderte Erscheinung, welche wiederum nur durch die Axendrehung der Erde sich erklären läßt." Hierzu bemerkt die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift": Füllt man ein größeres rundes Gefäß etwa halb mit Wasser, legt einen leichten Körper (eine Federpose oder dergleichen) darauf und setzt nach eingetretener Ruhe das Gefäß in rotierende Bewegung, so bemerkt man bekanntlich, daß der schwimmende Körper bei gleichmäßiger Drehung ziemlich lange seine Richtung unverändert beibehält. Aus diesem einfachen Versuch ergibt sich gleichfalls, daß das Wasser seine Lage nicht ändert und sich nicht in rotierender Bewegung befindet." Wenn Quecksilber anstatt Wasser bei dem in der obigen Mitteilung beschriebenen Versuche verwendet wird, so muß derselbe unseres Erachtens bedeutend leichter gelingen.

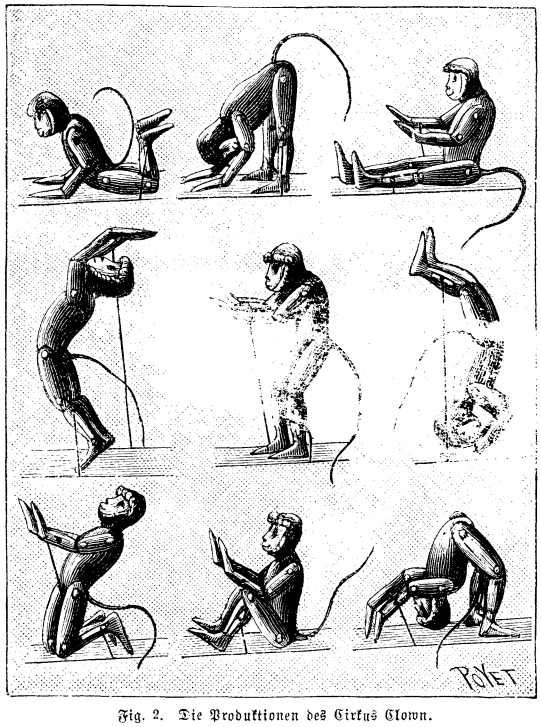


Fig. 2. Die Produktionen des Cirkus Clown.

Fußwanderungen.

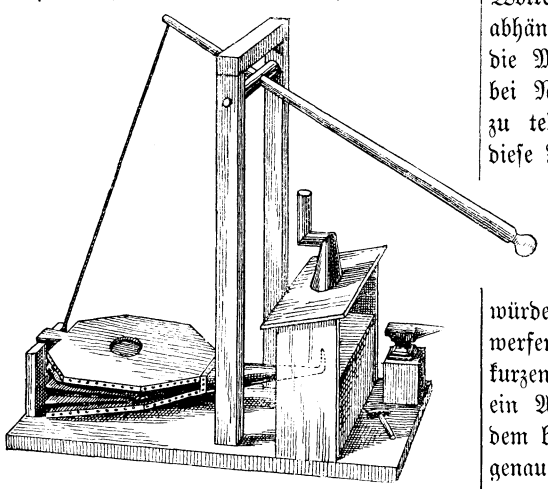
Fußwanderungen sind mehr als Spaziergänge. Wer eine Fußreise unternimmt, lenkt die rüstigen Schritte zu einem ausgewählten Punkt, der etwa durch Naturschönheiten anziehend, durch geschichtliche Erinnerung ehrwürdig, durch die Kunst ausgezeichnet ist, oder gar alles dieses in sich vereinigt. Der Wanderer scheut nicht die Dauer, Anstrengung und Entbehrung der Reise, die der Spaziergänger so gern vermeidet. Aber wo sind die wanderlustigen Leute geblieben, die über Spaziergänge und weite Reisen die eigentlichen Fußtouren nicht vergessen? Die leichten Verkehrsmittel unserer Zeit, die Eisen-

bahnen und Dampfschiffe, haben der Wanderlust den Todesstoß gegeben, und Weichlichkeit und Bequemlichkeit haben die liebe Gefährtin früherer Jahre begraben. Auch die immer mehr aufkommenden Ausflüge von Gesellschaften, Vereinen und Kränzchen können den vollen Wert nicht beanspruchen, den eine Fußreise für Körper und Geist darbietet.

Bei einer richtigen Fußwanderung wird der Körper gestählt und abgehärtet. Hier muß eine steile Höhe erklommen, dort ein steiniger Pfad gewandelt werden; bald hat der Wanderer das Ungemach der Witterung oder Hunger und Hitze zu ertragen, bald muß er mit ungewohnter Bewirtung und unbequemem Lager fürlieb nehmen. Dies alles bietet aber weit eher eine Schutzwehr gegen Krankheiten, als daß es dieselben begünstigt. Man sehe sich doch nur unsere Soldaten und Landbriefträger an, diese unfreiwilligen Wandersleute in diesem Pilgerthale! Sie baden die Glieder „in dem erquickenden Strome der Lüfte" und können dabei einen Kurort für immer entbehren.

Daß jemand etwas erzählen kann, wenn er eine Reise thut, wußte schon Hans Urian, aber die Fußwanderungen besonders bieten mehr als Neuigkeiten. Was die Jugend aus Büchern gelernt, was der Mann gelesen und vermutet, das nimmt auf den Fußreisen greifbare Gestalt an. Die Bilder aus der Naturwissenschaft und Erdkunde treten uns in ihrer lebensvollen Wirklichkeit entgegen. Ganz besonders ist es die reiche Erfahrung und Belehrung, die der Wanderer sammelt, wenn er das Leben und Treiben der einzelnen Stände und Altersstufen mit wachsamem Auge verfolgt, wenn er die religiösen Sitten und Gebräuche einzelner Provinzen und Bezirke nicht blos, sondern auch einzelner Gemeinden und Familien kennen und deuten lernt. Wer mit der Eisenbahn das deutsche Vaterland durchflogen, wird darum noch nicht sagen können, daß er Land und Leute kennt, oder daß er gar im Volke gestanden hat. „Wer geht," sagt Seume, der berühmte „Spaziergänger nach Syrakus," „sieht von der Welt und vom Menschenleben mehr, als wer fährt. Fahren zeigt Ohnmacht, gehen Kraft." Welch reichen Schatz von Erfahrung und Belehrung haben sich viele Gelehrte, namentlich der früheren Zeit, durch ihre weiten Wanderungen gesammelt, so daß sie mit Goethe hätten sagen können: „Was ich nicht erlernt habe, das habe ich erwandert."

Daß eine Wanderung in der lieben Gottesnatur eine Erhebung des Herzens und Gemütes ist, braucht kaum noch gesagt zu werden. Wer sollte nicht „aus voller Kehl' und frischer Brust" ein Danklied singen, wenn ihm Gott „seine Wunder weiset in Berg und Wald und Flur und Feld"? Aus eigener Ueberzeugung kann der Wanderer mit Geibel sagen: „Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen manch ein Spruch, wie Gott uns treu geblieben." Dazu kommen dann noch die Annehmlichkeiten. Zwei reiche Freudenquellen eröffnet eine Fußreise: die Hoffnung und Erinnerung, und sie selbst bietet fürwahr die meisten Genüsse des Lebens. Sehen wir uns



Eine von einem unserer Kameraden gefertigte Hammerschmiede. (Text siehe unter „Fragen und Antworten.")

nur einmal eine kleine, richtig zusammengefundene Reisegesellschaft an, wie sie, „ein Sträußel am Hute" und „ledig aller Pflicht", unter neckendem Scherz ihre Straße zieht. Trübsinn und Sorge, die leidigen Gefährten des Lebens, sind längst in kühler Waldesschlucht begraben; Freundschaft und Frohsinn, Witz und Jugendlust sind liebe Begleiter geworden. Denket daran, ihr lieben Kameraden, wenn die Ferien wieder einmal in Sicht sind, ob ihr nicht in Gesellschaft eines älteren Freundes oder Lehrers eine Fußwanderung zu machen vermöchtet. Nur frisch gewagt. Probieren geht über studieren und nicht umsonst singt Weber, der in früheren Tagen selbst viele und große Wanderungen machte:

„Wonnig ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen."

Wolken als Vermittler von Telegrammen.

Zwei Schiffe der englischen Marine, der „Orion" und der „Espoir", haben kürzlich folgenden Versuch gemacht, sich auf offener See innerhalb großer Entfernungen zu verständigen. Der „Espoir" segelte von dem Hafen Singapore nach Hongkong ab und der „Orion" blieb daselbst zurück. Als der „Espoir" 60 Meilen entfernt war, sandte ihm der „Orion" ein Telegramm zu, indem er helles elektrisches Licht in Form von kurzen und langen Lichtblicken auf die Wolken warf, von denen es zurückgeworfen und deutlich an Bord des „Espoir" gesehen wurde. Wenn auch die Ausnützung einer solchen Wolkentelegraphie wesentlich vom Wetter abhängig sein wird, so ist doch immerhin die Möglichkeit, mit Hilfe von Wolken bei Nacht 60 Meilen weit ohne Draht zu telegraphieren, bemerkenswert. Auf diese Weise könnten besonders die Lichter der Leuchttürme in wolkigen Nächten auf weit größere Fernen sichtbar gemacht werden, wenn die Türme mit einem Apparat ausgerüstet würden, der die Lichtblicke an die Wolken werfen könnte. Durch Kombination von kurzen und langen Lichtblicken könnte dann ein Alphabet geschaffen werden, welches dem beim Morsetelegraphen angewendeten genau entsprechen würde.

Etwas um gelegentlich Mama zu imponieren.

1. Eingeschliffene Glaspfropfen aus Flaschen zu ziehen. Eingeschliffene Glaspfropfen aus einer Flasche zu bekommen, wenn sie feststecken, geschieht leicht, schnell und sicher mit einem — Streichhölzchen. Man zündet das Hölzchen an, erwärmt damit den Flaschenhals, worauf der Pfropfen sich leicht entfernen läßt. Wer das Streichholz sparen will, nehme einen Fidibus.

2. Gelb gewordenes Elfenbein (Klaviertasten u. s. w.) schleift man mittels eines weichen Filzes oder wollenen Läppchens mit Bimsstein- oder Hirschhornpulver und Wasser ab, putzt hernach sorgfältig mit Schwamm (Zunder) oder Sämischleder, reibt mit einem trockenen wollenen Lappen nach, bis der ursprüngliche Glanz wiederkehrt.

Zahlen-Rätsel.

18	1	8	9	14	6	3
15	4	14	2	8	9	12
1	12	1	7	3	8	2
13	3	1	12	11	13	3
5	3	17	9	12	10	1
17	5	13	3	12	9	12
16	9	12	9	7	12	11

Jede Ziffer ist so durch einen bestimmten Buchstaben zu ersetzen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Stadt auf Sizilien; 2. eine Inselgruppe bei Ostasien; 3. Kleinasien als türkische Provinz; 4. einen Fluß in Asien; 5. eine Stadt in Süd-Italien; 6. eine alte Provinz Schwedens; 7. eine Stadt in Ober-Italien. — Nach richtiger Lösung erscheint an der Stelle der durch stärkeren Druck hervorgehobenen Ziffern, die ein auf einer Ecke stehendes Quadrat bilden, der Name eines deutschen Fürstenhauses.

Scharade.

(Zweisilbig.)

Ein König ist's, von dem die Erste dir berichtet,
Sahst du ihn je, war's wohl in bittrer Sklaverei;
Durch meine Zweite wird gewiß viel Gutes angerichtet,
Doch im Gebrauch derselben klug und mäßig sei!
Halt fleckenlos das Ganze dir, wie einen Spiegel,
Denn auf dein Thun und Lassen drücket es sein Siegel.

Logogriph.

Mit l drückt es nieder,
Sei gut ihm mit g;
Mit m such's auf Schiffen,
An Bäumen mit b.

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 21.

Tas sind fati vize, sie Maria. (Das sind fade Witze, sie Maria.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 21.

Pa Pa ris pe.
Je An klam mer
Sa Lon don na.
Bab El bing en.
U Ri ga za.
Sa Mos kau le
Kli O fen ster.

„Palermo."

Auflösung des Gleichklang-Rätsels in Nr. 21.

„Heiß, heiß.

Fragen und Antworten.

Erwin K. in **Sch.**, wie es scheint ein Tausendkünstler und findiger Kopf, schreibt: „Lieber guter Kamerad! Ich habe meinen Papa früher schon oft um eine Hammerschmiede gebeten, weil ich mir allerlei selber machen wollte, z. B. ein Terrarium aus Eisen, eine Vogelvoliere und dgl. Mein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen und nun habe ich mir kurzerhand selber eine gemacht, wovon ich Dir die Zeichnung sende, die ja eigentlich schon alles besagt, damit Du sie, wenn Du es für wert hältst, den lieben Kameraden mitteilst (ei freilich halten wir diese Arbeit für wertvoll und gratulieren Dir zu Deinem Erfindungsgeist und Deiner Geschicklichkeit!). Den Blasebalg mußte mir Mama aus der Küche geben, das Gestelle, in welchem sich eine Achse dreht, mit deren hebelartiger Kreuzung der Blasebalg in Bewegung gesetzt wird, habe ich aus starken Holzpflöcken selbst gefertigt, ebenso habe ich den Ofen, in dem das Holzkohlenfeuer brennt, aus starkem Eisenblech selbst zusammengenietet; den Rauchfang bildet eine alte Ofenröhre aus unserer Rumpelkammer. Den kleinen Amboß, auf dem ich seitdem schon manches glühende Eisenstück formte, den habe ich allerdings aus zusammengespartem Taschengelde in einer Werkzeughandlung gekauft, denn so etwas herzustellen, kann ich mich freilich noch nicht versteigen. Ich teile Dir das mit, damit Du den Kameraden, die ähnliche Wünsche hegen, zeigen kannst, wie man sich mit wenig Mitteln eine brauchbare Schmiedewerkstätte selber machen kann." — Freundlichen Dank, lieber Kamerad, wir haben schon oben gesagt, daß wir Deiner Energie und Geschicklichkeit alle Hochachtung zollen. Gruß!

X. Y. Z. Du behauptest, daß der „Dammarlack" so durchsichtig wie der Unsinn sei, den Master Hobble vom Stapel gelassen hat. Dagegen läßt sich, im Vertrauen gesagt, wenig einwenden. Nur finden wir, daß Deine Aeußerung bei der Schneidigkeit und Schlagfertigkeit des großen Weismanns etwas gewagt ist. Er bringt es fertig, Dir zu beweisen, daß der Dammarlack trüb wie eine Lehmpfütze ist. Gegen den kommt man nicht auf. Wenn Du uns, wie Du schreibst, nächstens besuchen wirst, können wir ja ein weiteres Wörtlein darüber reden. Einstweilen kameradschaftlichen Gruß!

Rudolf in **Neu-Ulm.** Du zählst leider zu denjenigen, an die die Antwort Seite 271 mittlere Spalte C. B. in C. gerichtet zu sein scheint. Der Master hat nichts mehr von sich hören lassen.

G. K. in **Graz.** Teils aus Holz, teils aus Eisen, mit den entsprechenden Oelfarben bemalt und lackiert.

Treuer Leser von Anfang an. Du willst Dich ins Kränzchen einschmuggeln. Freund, das leiden die jungen Dämchen nicht. Wir wagen es nicht, dazu die Hand zu reichen.

Ein alter Abonnent!! in **B.!** Besten Dank! Einige Tausend Kameraden brauchen wir noch, dann aber wird's Ernst mit der Jubelfeier.

G. B. Du fragst: auf welchem Gymnasium das „Einjährige" am leichtesten zu erreichen sei. Lieber Kamerad, hierin gibt es keinen Unterschied; man muß nur mit Lust und Liebe seinem Studium obliegen, dann kommt dieses Zeugnis ganz von selber in den Schoß gefallen. Befolgst Du des „G. K." Rat, so wirst Du Dich eines Tages wundern, wie leicht das gegangen ist.

L. L., Uhlandstraße, Stuttgart. Wir glauben nicht, daß eine nähere Adresse nötig ist. Diesen Namen kennt jeder Münchener.

Lieber Kamerad Emil Dorbritz in Sierk. Mir hat Dein Korallenkörbchen so sehr gefallen und da bald meiner Mutter Geburtstag ist, so würdest Du mir eine große Freude machen, wenn Du mir die Beschreibung dieses Körbchens recht bald sendest. Ich würde Dir großen Dank schuldig sein. Mit Gruß Dein Kamerad Waldemar Thiemer, Hamburg-Hohenfelde, Lessingstraße Nr. 30.

Joh. Rebay. Zur Aufnahme als Seekadett in die deutsche Kriegsmarine ist notwendig a) ein vollgiltiges Abiturientenzeugnis eines deutschen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums oder b) das Zeugnis der Reife für die Prima einer solchen Lehranstalt oder c) das Zeugnis über die bestandene Fähnrichsprüfung der Armee. Deine Schulbildung würde also dem nicht entsprechen. Vielleicht aber, daß Dir auch in diesem Falle nach Ablegung einer Ergänzungsprüfung über Latein die Rechte des Realgymnasiums zugestanden würden. Frage bei Deinem Rektorat an. Einzig sicher wäre eine Anfrage Deines Papas bei der Admiralität in Berlin.

Ethica. Besten Dank für Deine Arbeitsmaschinchen. Wollen zusehen, was sich daraus machen läßt. — Das „Theater" wird wesentliche Kosten nicht verursachen, außer der Anschaffung des Schreiberschen Dekorationsapparates, wozu Dir die genannte, in Eßlingen am Neckar befindliche Verlagshandlung gewiß gern eine Kostenberechnung anstellen wird. Alles andere sollst Du mittels Deines Werkzeugkastens und einigen tannenen Brettern, oder Holzabfällen, wie sie in jedem Haushalte zu haben sind, ja selbst machen. Auch das Aufziehen der Dekorationen auf steife Pappen ist, wenn Du etwas in unsere Anleitung: „Elemente der Buchbinderkunst" gucken hast, kein Hexenwerk. Die Gelatintäfelchen wird gewiß auch Schreiber liefern können. — Ja, diese Uebersetzung ist prächtig gelungen: Paudet, Les vieux, une fée accroupie et filant — „eine zusammengekauerte und dickflüssige Fee", — das muß ein wunderholdes Wesen sein!

Kurt Roh. Gratulieren zu diesem interessanten Fund. Werden die Kameraden damit bekannt machen!

H. Pauli und Karl Stadtländer, beide Sekundaner in spe, wohnhaft zu Bremen, Wall 103. Kann sein, kann auch nicht sein! — Ihr schreibet ferner: „Einer von uns ist im Besitze einer Stirnschen Geheimcamera und gern bereit, allen jenen Kameraden, welche eine solche besitzen und über die Behandlung derselben sich nicht ganz klar sind, Auskunft zu erteilen."

Wilhelm Lauter. Ein prächtiges Rätsel. Besten Dank! Daran bewahrheitet sich Dein Wahlspruch: Wer will was er kann, fängt nichts vergeblich an.

Friedr. Pleker. Deine gewagten Redewendungen hat der „G. K." zwar durchgelesen, es ist ihm zur Strafe aber auch ganz wirr im Kopfe geworden. Weißt Du, welch ein Unterschied zwischen Dir und ihm konstatiert werden kann? Du liest, wie Du schreibst, den „G. K." 3½ mal, der „G. K." Deinen Brief nur — einmal. Für die Marken läßt der kleine Freund bestens danken. Er hat vor Freude einen Purzelbaum geschlagen.

L. R. T. E., postlagernd Northeim. Lieber Freund, wir dürfen, so leid es uns um Deinetwegen thut, von dem einmal festgehaltenen Prinzip, zu Kaufgeschäften unsere Hand nicht zu bieten, nicht abweichen. Tauschen möget ihr jungen Herrn, wenn nur Eure Eltern und die Herren Lehrer damit einverstanden sind, unserthalb so viel ihr wollt.

O kamadels lötik! Kim olas vilom spodön volapüko ke ob? Begob, lofis baik opotön len: F. Sommer, Obertertianer am Königlichen Friedrichs-Gymnasium, Kassel, Mönchberger Straße Nr. 15, I.

Robert E. in **St. Moritz.** Das ist kein Fehler, daß Du weißes (helles) Holz genommen hast. Zuerst macht man die Kerbschnittarbeit fertig, dann erst wird das Kästchen oder was Du eben schnitzest, braun gebeizt und, wenn es Dir gefällt, auch lackiert. — Das deutsche Fürstengeschlecht der Hohenzollern leitet seinen Ursprung auf das schwäbische Grafengeschlecht der Burchardinger, die 914 bis 973 das Herzogtum Schwaben besaßen, zurück. — Wünschen baldige Besserung und grüßen.

Hugo M. in **Stettin.** Hoffentlich wirst Du auch einmal ein schneidiger Korpsbursche! Für das Kunststückchen vielen Dank, wird gelegentlich verwendet werden.

Obertertianer Joseph Thywißen in **Neuß** bittet seine Kameraden um Mitteilung hübscher und interessanter Experimente mit einer Scheibenelektrisiermaschine. — Du hast diese Maschine selbst angefertigt? Wenn Du berichten wolltest, wie Du zu Werke gegangen, das würde manchen der Kameraden interessieren.

E. S. in **D.** Wie man Kapitän eines Kauffahrers wird oder werden kann, haben wir an dieser Stelle erst in Nr. 20, unter der Chiffre E. Sch. in Delstern, gesagt. Du wirst diese Antwort inzwischen gelesen haben. Gruß freundlich erwidert!

Kleiner Techniker in **Breslau.** Eine geworfene Holzplatte soll der „G. K." wieder glatt und gerade machen? Freund — das ist ein bös Ding. Nach unserer Erfahrung hilft da alles Herumdoktern wenig oder nichts mehr. Vielleicht kann ein Tischler oder der Mann, bei dem Du das Holz gekauft hast, noch helfen.

Karl Hauser. Auf Deinem Korsarenüberfall geht's wüst zu. Die sind verloren, da helfen selbst ein Dutzend Stinktöpfe nicht mehr. In Dir steckt übrigens Talent, übe Dich, 's kann was draus werden. Besten Gruß!

Ix Ypsilon aus **Zett**, also der letzte im Alphabet. Deshalb sollst Du doch unser lieber Kamerad sein! Deine Schlittschuhe sind so sehr rostig und Du willst sie blank haben. Reibe mal tüchtig mit einem in Petroleum getränkten Lappen. — Daß ihr alle so neugierig seid, wie's auf Villa „Bärenfett" aussieht? Eurem Wunsch soll demnächst willfahrt sein. Wir wollen dem Master Hobble keine Ruhe lassen, bis er endlich mit einer Beschreibung herausrückt.

L. W. in **H.** Danken der Nachfrage. Quynci ergeht es recht gut, er wird sich in Bälde die Epauletten verdient haben und dann hoffentlich wieder mal etwas von sich hören lassen. — Deine Wünsche haben wir Mr. Hobble mitgeteilt und denken, er wird bald antworten. — Der Vorname Ludwig ist altdeutschen Ursprunges und bedeutet: Der ruhmvolle Kämpfer, der sehr Tapfere, der berühmte Held.

Karl Hoffmann. Gerne entsprechen wir Deinem Wunsch, etwas Geduld!

A. F. in **N.** Hast Du in Deiner Tageseinteilung auch einige Stunden vorgesehen, die dem Spiele, der Bewegung in frischer freier Luft, oder bei schlechtem Wetter einer sonstigen körperlichen Beschäftigung mit Regelmäßigkeit gewidmet sein sollen? Das ist unbedingt nötig, wenn man frisch, munter und elastisch bleiben will. Das Gehirn des Menschen, das unser Geistesleben repräsentiert, ist ein Organ wie jedes andere des menschlichen Körpers, es will geübt sein und bedarf aber auch innerhalb gewisser Zeitabschnitte der Ruhe, der Erholung und Zerstreuung. Du wirst, wenn Du Dich alltäglich einige Zeit tüchtig herum getummelt hast, viel frischer und empfänglicher zu Deinen Büchern und Aufgaben zurückkehren, das Lernen wird dann viel leichter von statten gehen. Mache Dir das zur Lebensgewohnheit. Das Nachtarbeiten ist ganz und gar nicht zu empfehlen. Spätestens zehn Uhr gehört man ins Bett, um acht bis neun Stunden hindurch fest zu schlafen. Wenn Du es nicht anders einrichten kannst, vielleicht bringst Du es zuwege, Morgenspaziergänge zu unternehmen, ehe Du in die Schule gehst. Freundlichen Gruß!

T. H. in Freiburg. Hierfür wird das Werkchen: „Leitfaden zum Präparieren von Vogelbälgen und Ausstopfen der Vögel“ von Wilhelm Meves (Halle a. S., Schlüter), Preis 60 Pfg., Rat wissen.

Φριξ 'Ενσλιν, Βερλιν, 'Αλεξανδερουφερ 3. Wenn wir Dein elektrisches Glockenspiel den Kameraden mitteilen sollen, müßtest Du doch eine noch genauere textliche Beschreibung beibringen. Wir sind auch der Meinung, daß dieser einfache Apparat gefallen und Nachahmung finden dürfte. — Berlin war ursprünglich ein Fischerdorf. Der älteste heutige Stadtteil ist Alt-Kölln (und davon die Baulichkeiten am und um den Mühlendamm, die, wenn wir recht berichtet sind, eben jetzt niedergelegt werden), das mehrere Jahrhunderte die eigentliche Residenz der brandenburgischen Fürsten war.

W. Geck in Essen. Frage Deinen Apotheker.

Κάρλ Μώδες, τεχνιάνερ. Heimdall Turnerstick, der Generalmajor und große Wukuan hat seine Passagiere f. Z. ab Bremen durch das Mittelmeer und den Suezkanal geführt. Auf der Höhe von Aden hatte die Gesellschaft einen bösen Sturm zu bestehen, der in Bezug auf Seekrankheit insonders dem Gottfried arg zusetzte. Da vergaß er aufs Fagottblasen!

Wasserratte. Steuerbord oder Backbord wird vom Steuer aus gerechnet. Sitzst Du auf dem Steuersitz mit dem Gesicht nach dem Bug, so sind die links ausliegenden Riemen die Back-, die rechts ausliegenden die Steuerbordriemen. Der Backbordruderer (Schlagmann) hat also seinen Riemen rechts von sich im Wasser liegen. — Wenn Du richtig rudern lernen willst, mußt Du zuerst auf festen Sitzen und mit Dollen üben. Später erst geht man auf Gleitsitz und Ausleger über. — Deine Schwester soll aufs „Kränzchen“ (die bei Spemann erscheinende Mädchenzeitung) abonnieren; darin findet sie die schönsten Geschichten.

F. Gruenhagen. Am besten, Du hospitierst einige Zeit bei einem Lithographen oder läßt Dich von einem solchen über das Druckverfahren orientieren. — Eine ausführliche Darstellung findet sich auch im „Buch der Erfindungen“, erschienen bei Spamer in Leipzig. Jede Bibliothek dürfte dieses Werk haben. — Du wirst bei der Lektüre des betreffenden Bandes bald einsehen müssen, daß Du einen solchen Druckapparat nicht wirst selbst herstellen können. Was anderes wäre es mit einem Hektographen. So was kann man sich allenfalls selber leisten.

E. Streuli in Zürich, Zähringerstraße 47, IV. Etage, läßt Kamerad **Max H.** in **B.** (der in Nr. 10 dieses Jahrganges Antwort erhalten hat) um Mitteilung bitten, ob und inwieweit ihm der Bau seines Dynamomaschinchens gelungen ist. — Befeuchten Sie die Pflänzchen mit etwas Tabakwasser und setzen Sie dieselben öfters dem Luftzuge aus.

E. Tiedke in Schwerin i. M., Steinstr. 20, Großherzogliches Proviantamt, schreibt: Willst Du nicht so gut sein und meinen Kameraden durch unsere Zeitung mitteilen, daß ich ein großes Herbarium habe. Als ich nun neulich nachsah, fand ich, daß die Sumpf- und Wasserpflanzen meistens faulten oder einen schlechten Geruch verbreiteten. Nun bitte ich meine Kameraden, mir ein Mittel zu sagen, wie ich dies Faulen und den schlechten Geruch vertreiben kann? Und wie bereitet man sich einen vorteilhaften billigen Leim?

Hellmut Friedmann in Berlin, Schillstr. 11 p. bittet seine Kameraden herzlich — ihm zu sagen, wie er einen Modellierbogen zu behandeln hat.

Karl von Schuler in Wiesbaden fragt: „Wer weiß lustige Stücke für das Kasperltheater?“

Oblett Oskar und Gialussi Alex. Dickwänste. Hobble Frank dankt für die gütige Nachfrage. Es ergeht ihm ganz trefflich. Noch wohler würde ihm sein, wenn es bald wieder einmal „losginge“. Er scheint sich auf einen Zug nach Afrika vorzubereiten, um den Sklavenhändlern endlich den Garaus zu machen. — Dem Setzerlehrling sollen wir mitteilen, er soll Deinen Brief ungeschoren lassen? Das lassen wir bleiben, das hieße in ein Wespennest stechen.

Hermann Balsiger. Sehr erfreut, Deine Bekanntschaft zu machen. Ja, der „G. K.“ muß es schließlich selber sagen: er ist ein guter K . . . , fast zu gut! — Das Gedichtchen ist von Hebel? Kann schon stimmen. Im Originaldialekt hätten es aber die wenigsten Kameraden ganz verstanden. Eure Zunge, da oben am Bodensee, kommt damit freilich leicht zurecht. — Ueber Kaninchenzucht hat der II. Jahrgang einen großen Aufsatz gebracht. Gruß!

Ein Unwissender. Robert (altdeutsch), der Ruhmstrahlende.

O. Lenz in Berlin, W., Genthinerstr. 8, bittet seine lieben Kameraden um Unterweisung in einer Lederarbeit.

K. Horten in Köln, Neumarkt 3, bittet wohlwollende Kameraden um genauere Erklärungen von Stirns photographischem Apparat und Angabe der dabei gemachten Erfahrungen. Zu Gegendiensten stets bereit.

E. Schreiber. Wahrscheinlich bei Rudolf Sch[illing] in Berlin, Sebastianstr. 34 oder bei Albert Gock & Co., Karlsruhe.

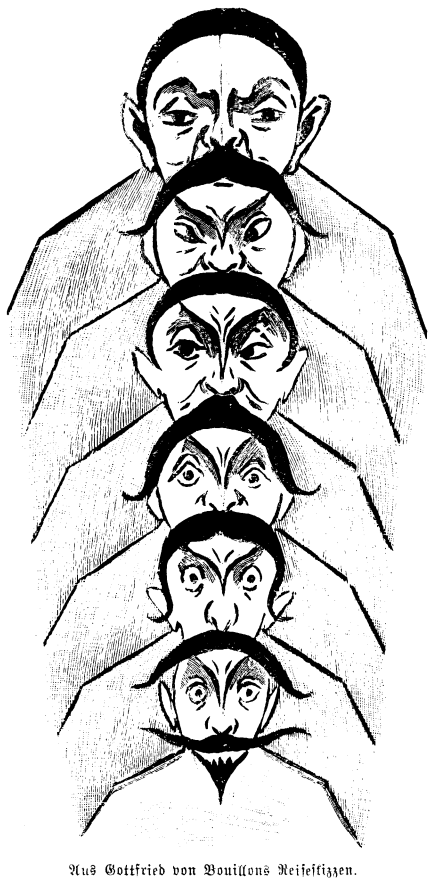
B. Hagewald. Farbe und Lettern für Deine Druckerpresse kann jede besser assortierte Spielwarenhandlung besorgen. — Einzelne Exemplare des ersten Jahrganges sind noch zu haben durch jede Buchhandlung.

Gönner aus Berlin. Wenn Du den „G. K.“ unregelmäßig geliefert bekommst, so trägt daran einzig und allein nur Deine Buchhandlung die Schuld, von der Du energisch pünktliche Lieferung beanspruchen kannst und verlangen sollst. Hier wird er allwöchentlich und pünktlich ausgegeben. — Für das Rezept besten Dank.

Max R . . . . . . Welche Linsen für die Laterna magica nötig sind, kann Dir jeder Optiker sagen und besorgen. Du brauchst für das Rohr zwei konvexe, am besten eine plankonvexe und eine doppelt konvexe.

Ein Abonnent. Angaben über die Organisation und die zifferische Stärke des russischen Heeres findest Du im Gotha'schen Hofkalender, den Du von einem Bekannten gewiß leihweise bekommen wirst.

Max Niggl in München. Das Geistercitieren hat schon dem Doktor Johannes Faustus unseligen Angedenkens nicht geringe Schwierigkeiten gemacht, wie Du vielleicht wissen wirst, und ist es auch für Dein kleines Theater keine leichte Aufgabe. Der „G. K.“ weiß ganz genau, was Du willst. Der Geist soll über die Bühne schweben wie ein durchsichtiger Hauch, so daß man die Bogenfenster des Rittersaales durch ihn hindurchschimmern sieht. Aber dazu gehört ein Hohlspiegel und manch anderer komplizierter Apparat, der nicht so leicht gemacht und nicht so wohlfeil beschafft ist. Willst Du 20 bis 30 Mark daran wenden, so gehe in eine Niederlage, wo Zauberapparate feilgeboten werden, dort erhole Dir Rat. Auch mit einem gewöhnlichen Spiegel läßt sich ein halbwegs anständiger Geist citieren, doch widerrat[et] der „G. K.“ auch dies Experiment. — Am einfachsten, Du gehst folgendermaßen zu Werke: Nimm gewöhnliche Roßkastanien, aus diesen schnitzle Dir kleine Totenköpfe; das brauchen keine Meisterwerke zu sein,



Aus Gottfried von Bouillons Reisestizzen.

denn sie sollen nur die Täuschung erzielen. Aus starkem Karton schneide ein Gerippe, das an den Gelenken in Drahtringelchen läuft und leicht beweglich ist. Die Rippen rolle ein, da Du diese kammartig aus dem Karton geschnitten hast. Auf dieses Gerippe, dessen Rückgrat Du durch Draht steifer gemacht hast, setze nun den Totenkopf, den Du aus der Roßkastanie geschnitten hast. Nun nimm spinnwebgrauen Moll oder Tüll, noch besser Seidengaze und hülle das Gerippe darein, wie in ein Leichentuch. Diesen zarten, durchsichtigen Stoff klebe mit Gummi arabikum am Totenschädel fest, und an anderen Punkten, wo es Dir passend erscheint. Mit einigem Geschick kannst Du auf diese Weise die schönsten Gespenster machen, ja sie sind auch, wenn Du recht feinen Stoff für das Leichentuch nimmst, sehr durchsichtig. Der Draht, der durch das Rückgrat in den Kopf geht, bleibt so lange, daß Du an demselben Deinen Geist von den Soffiten herab leicht führen kannst; auch macht es keine Schwierigkeiten, durch dünne schwarze Zwirnsfäden die Arme zu bewegen. Machst Du diese Gespenster schwarz und mit Hörnern, gibst ihnen statt des Leichentuches aus grauem, grünem oder rotem Tüll Fledermausflügel, so hast Du die schönsten Teufel, die Du Dir nur immer wünschen magst. Das ist billig, leicht gemacht, ohne Deinen Theaterkasten dadurch zersägen zu müssen, und macht bei guter Beleuchtung, die Dir der „G. K.“ neulich erklärte, die grauesten Effekte. Probiere das nur, es macht sich wunderschön.

Tauschmarkt.

M. Schulz, per Adresse: Herrn Pastor Schulz in Gaffen N.-L. sucht gute Quellen für ausländische Briefmarken.

Felix Wolff in Berlin, W., Eichhornstr. 9, kann einige Bücher abgeben.

Karl Amboch in München-Gladbach sucht ein Paar weiße Mäuse.

P. Hagewald in Eberswalde, Jüdenstraße 4, sucht Münzen gegen andere zu vertauschen.

Hugo Müller in Stuttgart, Holzstraße 19a, erbittet von seinen Kameraden Käfer, gibt dagegen Marken.

Oblath Oskar in Triest, via Nuova Nr. 4, tauscht seltene Mineralien gegen Monogramme.

F. Sommer in Kassel, Mönchebergerstraße Nr. 15 I, hat Briefmarken gegen Käfer oder Mineralien zu vertauschen.

Heinrich Poppe in Hamburg, Ferdinandstraße 42, hat viele Dubletten von Gibraltar, Guatemala, Angola, Hamburg, und möchte mit Kameraden in Tauschverbindung treten.

Hans Hahne in Magdeburg, Bismarckstraße 33, besitzt Marken (Berliner Paketfahrt 2c.), alte deutsche Münzen und ziemlich gute Stempel. Er sucht dagegen Steine, z. B. Achate und Quarzarten.

Willy Murmann in St. Petersburg, Magazin L. Bertrand Newsky 6, möchte mit seinen Kameraden Briefmarken und Siegel tauschen.

Max Hunnius in Jena wünscht seine Druckerpresse mit vielen Lettern sowie ein großes Braunsteinelement gegen eine photographische Camera zu vertauschen.

Ich habe ein Briefmarkenalbum mit 567 verschiedenen Marken und möchte mit Kameraden tauschen. Rudolf Görner in Lugos, Ungarn (Banat).

Ph. Hemmann in Limbach bei Chemnitz, möchte gern für ein Bunsenelement ein Leclanché-Element haben.

Wilh. Kothe in Braunschweig, Elmstraße 14, sucht ein Paar echte englische Kropftauben (keine weißen) und andere; gibt dagegen einen noch neuen Induktionsapparat zum Elektrisieren samt zugehörigem Element.

Arthur von Felbinger in Brünn, Grand Hotel, Bahnring, gibt geschliffene Steine für ein Paar weiße Mäuse.

Fritz Heller in Mähr.-Weißkirchen, möchte gerne Briefmarken eintauschen; gibt dagegen einen galvanoplastischen Apparat nebst Zubehör und Marken.

G. A. 17, postlagernd Wittstock, hat eine Stempelsammlung gegen seltene Marken und Ganzsachen zu vertauschen

G. F. O. W. in **Flensburg** hat einen selbstgemachten, guten photographischen Apparat abzugeben. Derselbe besteht aus einer Camera, einem sehr guten achromatischen Objektiv, einer Visierscheibe, einer Doppelkassette und einem soliden Stativ. Reflektanten mögen sich direkt an **G. F. O. W.**, postlagernd **Flensburg**, wenden.

W. Dittmer in Schwerin i. M., Schmiedestr. 2 III, bittet seine Kameraden um gütige Zusendung ihrer überflüssigen Briefmarken.

Liebe Kameraden! Ich möchte mit einem von euch, womöglich im Ausland, Marken tauschen. Graf **Karl** von Görtz, Weimar, Belvedereallee 19.

Felix Kauffmann in Danzig, Weidengasse 4b, sucht Münzen; gibt dagegen Briefmarken, Siegel und Münzen.

Feri Lörenczy bei **Frau L. Kiß in Oedenburg, Spitalbrücke 2,** wünscht Münzen gegen Steine, Reptilien u. s. w. umzutauschen.

J. F. Demler in Reutlingen, Kanzleistr., wünscht mit einem überseeischen Kameraden in Korrespondenzverbindung zu treten; offeriert ferner eine Laterna magica zum Tausch.

L. Euler in Wiesbaden, Emserstr. 10, bittet ausländische Kameraden um Uebersendung von Marken. Er hat viele ältere französische Marken und erhält jeder soviel Marken zurück als er sendet.

Ludwig Noll, per Adresse: H. J. Noll, Bauunternehmer in Hersfeld (Hessen), sucht eine Dampfmaschine mit Fontäne, ein fast neues Schmetterlingsbuch gegen Mineralien und Versteinerungen zu vertauschen.

Liebe Kameraden! Ich habe 4 Sachsen 3 Pfg. rot, zu vertauschen. Will dafür einen photographischen Apparat nebst Zubehör, Münzen, Siegel und Wappen. **Paul Hagewald in Eberswalde, Jüdenstraße Nr. 4.**

Bruno Sommé in Libartowo bei Kostschin (P. Posen) wünscht eine Steinsammlung oder einen elektrischen Apparat einzutauschen; gibt dagegen eine gute Druckmaschine mit Lettern und eine Laterna magica mit 12 Bildern.

Eli Hammel in Straßburg i. E., Kronenburgerstr. 37, möchte gern mit überseeischen Kameraden in Tauschverbindung treten. Sucht ferner einen photographischen Apparat, eine Dampfmaschine, Lokomotive und eine Schmetterlingssammlung gegen Ganzsachen, ein Briefmarkenalbum mit Briefmarken, sowie gegen eine Münze von Julius Cäsar einzutauschen.

Othmar Seegerth in Graz, Hofgasse 6 (Steiermark), ist im Besitz einer fast neuen Laterna magica, die er gerne gegen eine Dampfmaschine vertauschen möchte. Hat auch eine Laubsäge gegen einen elektrischen Apparat abzugeben.

Ueber die Nahrung der Zugvögel

sagt Gustav Radde in der Beschreibung seiner Reisen im südöstlichen Sibirien unter anderem Folgendes: „Schon während meiner taurischen Reisen (also in der Halbinsel Krim) fand ich bei einigen Sumpf- und Schwimmvögeln, die frisch angekommen waren und bald darauf erlegt wurden, daß ihr Magen straff mit kleinen Quarzsteinchen gefüllt war. Damals fehlte es mir an genügenden Beweisen dafür, ob diese Erscheinung allgemein gültig für die Zugvögel, oder ob sie nur individuelle Eigentümlichkeit einzelner Gattungen sei. Nun untersuchte ich hier das Innere eines Zugvogels jeder Art und achtete besonders auf jene, welche frisch über Nacht angekommen waren. Die Ergebnisse meiner Beobachtungen haben mich überzeugt, daß alle Sumpf- und Schwimmvögel ihren Zug mit steinerfülltem Magen vollenden und erst am Ziele ihrer Reise der gewöhnlichen Nahrung nachgehen. Ob diese Regel eine Ausdehnung auf alle Zugvögel erlaubt, wage ich nicht zu behaupten; wahr ist aber, daß auch die Hühnerarten dem nicht entgegenstehen, da auch bei ihnen, wenn sie bald nach ihrer Ankunft erlegt wurden, der Hauptinhalt des Magens aus kleinen milchweißen Quarzen bestand. Die Singvögel kamen allgemein mit ganz leerem Magen an; sie nahmen, ermüdet, am ersten Tage keine Nahrung auf, sondern ruhten in ihren Verstecken. Im Magen eines weißen Kranichs betrug das Gewicht der Steine (milchweiße Quarze meist von der Größe einer Erbse) 2 Unzen 1 Drachme und $1\frac{1}{2}$ Skrupel. Vielleicht, daß durch die Ausfüllung des Magens mit Sand und kleinen Steinchen der Hunger abgestumpft wird."

只卄

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata" u. s. w.

(Fortsetzung.)

Nun, hast du es dir überlegt?" fragte dieser.

„Ja."

„Und was hast du beschlossen?"

„Ich kann es nicht thun."

„Warum nicht?"

„Es ist zu gewagt und bringt nichts ein."

„Bist du toll, oder hast du vergessen, wieviel ich dir geboten habe?"

„Ich habe es nicht vergessen, tausend Li."

„Nun, ist das nicht genug?"

„Nein, es ist zu wenig."

„Um einen Gott zu stehlen? Das ist doch sehr leicht."

„Ja, aber ich soll den Gott nicht nur stehlen, sondern ihn auch bis in das Innere der Stadt bringen."

„Sinne nach, so wirst du ein Mittel finden, wie das ohne Gefahr geschehen kann!"

„Ich weiß eins; aber ich soll den Gott auch im Garten des Nachbar Hu-tsin vergraben. Das ist eine dreifache Mühe."

„Nein, es ist nur eine einzige That."

„Den Gott stehlen, den Gott bringen und den Gott vergraben, das sind drei ganz verschiedene Thaten. Ich müßte also dreitausend Li bekommen."

„Schurke! Ich gebe tausend, nicht mehr!"

„Der ältere Herr mag bedenken, daß die Sache nicht leicht ist. Der Gott ist aus Metall, halb so groß wie ich und sehr schwer. Ich brauche noch einen zweiten Mann dazu."

– „Mein älterer Gebieter wird einsehen, daß ich es nicht für tausend Li thun kann. Es ist zu beschwerlich und mit zu großer Gefahr verknüpft!" –

„Du bist kräftig genug; ich kenne dich und weiß, was du zu leisten vermagst."

„Tragen könnte ich ihn vielleicht allein, aber in die Stadt bringen nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich den Gott in eine Sänfte setzen muß. Und zu einer Sänfte gehören doch zwei Männer."

„Das ist freilich wahr."

„Also müßte ich wenigstens zweitausend Li bekommen, eintausend für mich und eintausend für den andern."

„Aber am Tage kannst du den Gott nicht stehlen und des Nachts sind die Straßen verschlossen; da kannst du ihn nicht bringen!"

„Ich stehle ihn in der Dämmerung. Jetzt werden die Straßen erst eine Stunde nach Einbruch des Abends geschlossen. Da habe ich vollständig Zeit, ihn zu bringen und auch einzugraben."

Wenn dieser Mann von einer Stunde sprach, so sind das nach unserer Zeitrechnung zwei. Der Chinese hat nämlich zwölf Doppelstunden, „Schi" genannt, deren erste nachts elf bis ein Uhr währt.

„Mute dir nicht zu viel zu!" warnte der Vornehme. „Besser ist's, du stiehlst ihn heute und bringst ihn morgen zu meinem Nachbar."

„Ich habe keinen Ort, ihn bis morgen aufzubewahren. Mein Herr Wing-kan muß bedenken, daß sich ein großer Lärm erheben wird, wenn man erfährt, daß ein Gott im Tempel fehlt. Die ganze Stadt wird in Aufruhr geraten, vielleicht heute abend schon. Er muß vergraben werden, gleich nachdem ich ihn gestohlen habe. Ich bringe ihn im Süt-schi und bin noch vor dem Hai-schi fertig."

Die Doppelstunden heißen, wie schon erwähnt, „Schi", welchem Worte die Zeichen des Zwölfercyklus vorgesetzt werden. Die Stunden heißen also und währen, von nachts elf Uhr an gerechnet.

tsi-schi	11	bis	1	Uhr
tsch'eu-schi	1	„	3	„
yîn-schi	3	„	5	„
maò-schi	5	„	7	„
schîn-schi	7	„	9	„
ssi-schi	9	„	11	„
ngu-schi	11	„	1	„
wéi-schi	1	„	3	„
schîn-schi	3	„	5	„
yeù-schi	5	„	7	„
siüt-schi	7	„	9	„
hái-schi	9	„	11	„

Wenn der Mann sagte, daß er den „Gott" im Süt-schi bringen und noch vor dem Hai-schi fertig sein werde, so meinte er, daß er nach sieben Uhr zu kommen und vor elf Uhr mit dem Vergraben des gestohlenen Gegenstandes fertig zu sein beabsichtige. Er fügte noch hinzu:

„Mein älterer Gebieter wird einsehen, daß ich es nicht für tausend Li thun kann. Es ist zu beschwerlich und mit großer Gefahr verknüpft. Wenn man mich ergreift, so werde ich hingerichtet, vielleicht gar mit dem Pfahle, denn einen Gott zu stehlen, wird strenger als alles andere bestraft."

„Das weiß ich allerdings. Darum will ich dir die zweitausend Li bezahlen, vorausgesetzt, daß du deine Sache brav machst und kein Verdacht auf mich selbst fällt."

„Ich werde es so schön machen, daß alle Schuld auf den Lin*) fallen muß. Aber wann bekomme ich das Geld?"

„Morgen um dieselbe Zeit komme ich hierher, um es dir zu bringen."

„Und wann soll es geschehen? Wohl noch heute? Ja? Je eher, desto besser. Daß dieser Hu-tsin baldigst für die Beleidigung bestraft wird, welche ich freilich noch gar nicht kenne."

„Es ist eine doppelte. Er weiß die Käufer an sich zu locken, so daß ich oft ganze Tage lang im Laden sitze, ohne einen Li einzunehmen. Darüber ärgerte ich mich und sagte ihm, daß er die Tochter eines T'eu**) zum Weibe habe. Darauf beschimpfte er mich dadurch, daß er öffentlich sagte, einige meiner Ahnen seien durch den Henker gestorben, und außerdem könne er nachweisen, daß ich kein ehrlicher Goldschmied sei, da ich mit geringem Metalle arbeite und mich einer falschen Wage bediene. Nun sind auch diejenigen Kunden, welche ich hatte, vollends von mir weggeblieben."

„Die erstere dieser Beleidigungen ist allerdings todeswürdig. Kein Mensch würde sie ungeahndet lassen. Wer läßt seine Ahnen beschimpfen!"

„Kein wirklicher Sohn seiner Eltern! Er behauptete, meine Vorfahren seien überhaupt nur Tsien***) gewesen."

„So müßte er eigentlich vor den Richter kommen!"

„Das fällt mir nicht ein. Man würde ihn bestrafen, aber ich hätte ebensoviel zu bezahlen wie er. Diese Mandarinen gleichen dem tiefen Sande, in welchem der Regen stets gleich verschwindet. Sie sind unersättlich."

„Aber wenn er nicht verklagt wird, so wird man sagen, daß er doch recht gehabt haben müsse!"

„Immerhin! Wenn er nun als der Dieb eines Gottes ertappt wird, ist es nicht nur um sein Leben, sondern auch um seine Ehre geschehen, und dann wird man mir gern glauben, wenn ich sage, daß er gelogen habe. Dazu sollst du mir verhelfen und ich werde dich heute abend an meiner Gartenmauer erwarten, sobald der Süt-schi angebrochen ist. Für jetzt aber wollen wir uns trennen. Der Ort ist zwar sehr einsam. Aus diesem Grunde und weil du hier im Sam-pan wohnst und mich in dieser Stadtgegend kein Mensch kennt, habe ich diese Stelle für unsere Zusammenkünfte gewählt. Aber es könnte doch jemand kommen. Hast du vielleicht noch eine Frage?"

„Nein."

„Und ich kann mich auf dich verlassen?"

„So wie immer. Es ist ja nicht das erste Mal, daß ich für meinen hochgeehrten Alten stehlen gehe, und ich habe mich immer seines Beifalles erfreut. Also gehen wir. Tsing, tsing!"

„Tsing leao!"

Der Methusalem hörte, daß einer von ihnen sich entfernte. Es mußte der Vornehme sein, welcher von dem Diebe Wing-kan genannt worden war. Das laute Geräusch der Schritte konnte nur von Schuhen herrühren und der Verbrecher war ja barfuß.

Nach wenigen Minuten war ein anderes Geräusch zu hören. Es klang wie ein mit den Händen verursachtes Kratzen oder ein Reiben des Körpers an der Mauer. Der Blaurote trat schnell hinter den erwähnten Strauch und bückte sich nieder, so daß dieser ihn vollständig verbarg. Gleich darauf erschien das Gesicht des Diebes draußen über der Mauer. Er hatte emporklettern müssen, weil der Weg tiefer als der Garten lag. Der Mann mußte die zu seinem Handwerke so unentbehrliche Vor- und Umsicht besitzen. Er blickte herein, um zu sehen, ob das Gespräch vielleicht hier einen Zeugen gehabt habe. Als er niemand sah, sprang er wieder ab und entfernte sich.

Dem Methusalem war das, was er gehört hatte, von großem Interesse. Ein Gott, also ein Götzenbild, sollte aus einem Tempel gestohlen werden. Das war, wie der Dieb ganz richtig gesagt hatte, ein Verbrechen, auf welches das Gesetz die härteste, qualvollste Todesstrafe legte. Und für welchen Preis wagte der Mann sein Leben? Tausend Li sollten sein Anteil sein, also

*) Nachbar.
**) Bettlerkönig.
***) Unehrenwerte Leute.

ungefähr sechs Mark nach deutschem Gelde!

Degenfeld fragte sich, ob die Sache ihn etwas angehe. Er antwortete mit Ja. Ob ein Götze aus einem der vielen hiesigen Tempel entfernt würde oder nicht, das konnte ihm sehr gleichgültig sein; aber es handelte sich darum, daß ein Unschuldiger als schuldig hingestellt werden sollte. Es war Pflicht, dies zu verhüten. Aber wie? Nun, es lag sehr nahe, daß der Student sogleich an Tong-tschi, den Mandarin, dachte. Ihm wollte er erzählen, was er hier erlauscht hatte, und dieser mochte dann das weitere verfügen.

Er ging in die Gaststube zurück und erzählte seinen Gefährten das Begebnis, natürlich mit leiser Stimme, um von den anderen Gästen nicht gehört oder gar verstanden zu werden. Als er geendet hatte, sagte der Gottfried, indem er eine Grimasse zog und den Kopf schüttelte:

„Schönes Land, wo nicht mal die Jötter sicher vor den Spitzbuben sind! Wat sagen Sie dazu, Mijnheer?"

„Wat ik zeg? Een god zal gemuist worden? Dat is voorbeeldelos; dat is nook niet daageweest — was ich sage? Ein Gott soll gemaust werden? Das ist beispiellos (vorbildlos); das ist noch nicht dagewesen."

„Dat mögen auch schöne Jötter sind, die sich von so einem Spitzbuben ins Jemüse schleppen lassen! Aberst interessant ist es doch im höchsten Jrade. Kommen wir da nur so herjeschneit und werden augenblicklich schon Mitinhaber einer solchen Kriminalanjelegenheit! Wat jedenken Sie zu thun, oller Methusalem?"

„Was meinst du wohl?"

„Nun, ich würde mir eijentlich in diese jöttliche Sänftenwanderung jar nicht mischen und es dem Jdol überlassen, sich selbst seiner Haut zu wehren; aberst da ein Unschuldiger ins Verderben jestürzt werden soll, so möchte ich jeraten haben, die Sache beim hiesigen ‚Staatsangwalting', wie unser Turnerstick sagen würde, zur Anzeige zu bringen."

„Nun," fiel der Kapitän schnell und eifrig ein, „ist dieses Wort etwa nicht richtig? Hat es etwa nicht ein ang und auch ein ing? Ich höre zu meiner Freude, daß Sie sich meine Lehren so nach und nach zu Herzen nehmen. Wenn Sie dabei beharren, werden Sie bald ein ebenso gutes Chinesisch reden wie ich selbst. Uebrigens stimme ich bei: Wir müssen Anzeige machen. Dieser Hu-tsin scheint ein ehrlicher Mann zu sein, während Wing-kan jedenfalls ein Schurke ist, da der Dieb schon öfters für ihn gestohlen hat. Was aber hat es denn mit den Ahnen auf sich? Ist das wirklich eine so tödliche Beleidigung?"

„Hier in China, ja. Schon bei uns daheim würde kein Ehrenmann seine Ahnen unbestraft beschimpfen lassen; hier aber ist es noch ein ganz anderes, da das Andenken an die Vorfahren geradezu als Kultus behandelt wird. Es ist eine der lobenswerten Eigenschaften des Chinesen, daß er seine Eltern in hohem Grade ehrt und den Verstorbenen eine nie ermüdende Pietät widmet. Tsʼin tsʼin, ‚die Eltern als Eltern behandeln', oder anders ausgedrückt, lao ngu lao, ‚ich behandle die Alten als Alte', gilt als unumstößliche Regel. Den Manen der Vorfahren ist ein besonderer Platz des Hauses gewidmet und geweiht, an welchem man ihnen zu gewissen Zeiten Opfer bringt. Alle Unehre und jede Ehre, welche dem Nachkommen widerfährt, fällt auch auf seine Ahnen zurück, die dann mit ihm gelobt oder verachtet werden. Die Stätte, an welcher sie begraben liegen, ist eine heilige und wird mit Fleiß gepflegt, solange ein Nachkomme vorhanden ist."

„Aber wenn das nicht der Fall wäre?"

„Nun, dann gehen die Ueberreste freilich den Weg alles Fleisches; das Grab wird nicht mehr beachtet, und bald liegen die Knochen zu Tage und werden mit Füßen getreten. Jeder denkt eben nur an seine Ahnen; diejenigen anderer Leute gehen ihn nichts an. Es gibt hier herrlich angelegte Gottesäcker, aber es ist keineswegs religiöser Zwang, in einem solchen begraben zu werden. Der Chinese trachtet vor allen Dingen danach, nach seinem Tode in heimatlicher Erde oder gar im Boden seiner Provinz, seines Distriktes zu ruhen. Ob aber seine Leiche da einem Begräbnisplatze oder der freien Erde übergeben wird, das ist ihm gleich, wenn er sich nur vorher überzeugt hat, daß seine abgeschiedene Seele mit dem betreffenden Orte zufrieden ist."

„Zufrieden? Hm! Sie kann ja nichts dagegen haben. Was wollte sie thun?"

„Sie sendet Unglück über Unglück auf die Nachkommenschaft und zwingt dieselbe, ihr eine andere Stelle anzuweisen, an welcher sie sich komfortabler eingerichtet fühlt. So wenigstens ist die Meinung der Chinesen. Jeder bestimmt, wo er begraben sein will. Hat er das aber versäumt, so wenden sich seine Anverwandten an gewisse Priester, welche in dieser wichtigen Angelegenheit bewandert sind. Sie reisen im Lande umher, natürlich auf Kosten der Anverwandten, besichtigen die Stellen, welche ihnen als geeignet erscheinen, und halten mit dem Geiste Zwiegespräch. Hat er ihnen dann den Punkt bezeichnet, so kehren sie zurück, um die Hinterlassenen zu benachrichtigen und die Ueberreste hinzuschaffen. Es versteht sich ganz von selbst, daß der Geist um so wählerischer ist, je wohlhabender seine Anverwandten sind und je besser sie die Priester bezahlen können."

„Also ein kleines Geschäftchen dabei?"

„Ja. Sind die Verwandten sehr zahlungsfähig, so kommt es vor, daß der Geist seiner Begräbnisstelle überdrüssig wird, oder es stellt sich an derselben irgend ein Mangel heraus, von welchem er vorher nichts geahnt hat. Da ist ihm vielleicht die Aussicht nicht gut genug, oder die Stelle ist zu rauh oder feucht, so daß er des Nachts frieren muß. Scharfen Zug kann er nicht vertragen. Vielleicht ist in der Nähe eine Mühle angelegt worden, deren Klappern ihn in seiner Ruhe stört. Dann erscheint er dem Priester und sendet denselben zu den Hinterlassenen, damit diese ihm einen trockeneren, wärmeren, zugfreien und ruhigeren Ort suchen und seine Gebeine dorthin schaffen lassen. Abgeschiedene, welche besonders eigensinnig und empfindlich sind, müssen wiederholt begraben werden, bis die Verwandten endlich doch die Geduld verlieren und ihm sagen lassen, sie achteten und ehrten ihn außerordentlich, aber er möge nun auch sie in Ruhe lassen und von jetzt an verständig sein; sie seien entschlossen, für ihn nun keinen Li mehr auszugeben, da er ihnen schon mehr als genug gekostet habe."

„Dat ist lustig!" lachte Gottfried von Bouillon. „Und dat jeschieht wirklich in allem Ernste?"

„Sehr!"

„Und wat lag in dem Worte Tsien für eine Beleidigung?"

„Auch eine große. Man unterscheidet in China nämlich drei Klassen der Bevölkerung. Die erste heißt Liang = die ehrenwerte; die zweite Tsien = die wertlose, und die dritte Man = die heimatslose. Diese Unterscheidung wird streng festgehalten. In die ehrenwerte Klasse gehören Tsu = der Adel, Nung = der Ackerbauer, Tsang = der Kauf- und Handelsstand, und endlich Kung = der Handwerker. Zur wertlosen Klasse zählen die Bedienten, Schauspieler, Sänger, Tänzer, Musikanten, Sträflinge, Leichenwäscher und

Henker. Die Klasse der Heimatslosen umfaßt alle, welche keinen festen Wohnsitz haben, von einer Provinz zur anderen ziehen und also meist in den öffentlichen Herbergen leben. Wing-kan gehört als Goldschmied der ehrenwerten Klasse an. Sein Nachbar hat aber behauptet, daß die Ahnen desselben zu den Wertlosen gehört hätten, daß sogar einige von ihnen hingerichtet worden seien. Das ist eine höchst beleidigende Mißachtung, ja Beschimpfung der Verstorbenen. Doch habe ich alle Lust, zu glauben, daß der Beleidiger die Wahrheit gesagt hat. Dafür soll ihm ein gestohlenes Götzenbild im Garten vergraben werden. Findet man es, woran kein Zweifel sein kann, da sein Gegner wohl Anzeige machen wird, so ist er verloren. Wir müssen das verhüten. Ich bin gewillt, mit Tong-tschi darüber zu sprechen. Vielleicht ist es ihm möglich, die Wohnung der beiden noch vor Abend zu ermitteln."

Jetzt kehrte Liang-ssi zurück. Er meldete: „Den Agenten muß ich nochmals aufsuchen, denn er war verreist und kommt erst morgen wieder heim. Auch der Mandarin war ausgegangen, kehrt aber bald zurück. Der Hausmeister teilte mir mit, daß Zimmer für uns bereit gehalten seien, und ist selbst mit mir gekommen, um Sie in Sänften abzuholen. Er wird sogleich erscheinen."

Er hatte kaum ausgesprochen, so trat der Genannte, ein behäbig aussehender und fein gekleideter Chinese, ein, verbeugte sich tief und lud die sechs Personen im Namen seines Gebieters und in den höflichsten Ausdrücken ein, in den Palankins Platz zu nehmen, welche draußen für sie bereit ständen. Degenfeld bezahlte das Bier, welches noch teurer als in Hongkong war, und folgte dann mit den Gefährten dem Hausmeister.

Draußen standen sieben mit prächtigen Vorhängen versehene Sänften. Vier Läufer, welche, um den Weg durch das Volksgedränge bahnen zu können, mit Stöcken versehen waren, standen dabei. Der Hausmeister komplimentierte die Gäste in die Palankins und zog deren Vorhänge zu, damit die so fremd und auffällig gekleideten Insassen nicht durch die Zudringlichkeit des Publikums belästigt werden könnten. Hinter der letzten Sänfte hielten auch zwei Diener, welche die Gewehre zu tragen hatten, weil diese ihrer Länge wegen nicht in die Portechaisen gingen.

Was Heimdall Turnerstick betraf, so bückte er sich, ehe er einstieg, nieder, um nachzusehen, ob sein Tragsessel etwa einen beweglichen Boden habe. Er war um eine Erfahrung reicher und hatte keine Lust, eventuell wieder „Sänfte laufen" zu müssen. Zu seiner Beruhigung sah er und überzeugte er sich auch noch mit den Händen, daß der Boden fest und stark genug war, ihn zu tragen.

Als auch der Hausmeister eingestiegen war, setzten sich die Träger in schnelle Bewegung. Der Methusalem schob die Vorhänge ein klein wenig zurück, um hinausblicken zu können, ohne selbst gesehen zu werden.

Ein Gedränge, wie es in diesen Straßen gab, war ihm noch niemals vorgekommen. Uebrigens war, sobald die eigentliche Stadt erreicht wurde, von „Straßen" keine Rede. Die Gassen waren so schmal, daß die Sänfte die halbe Breite des Weges einnahm. Sie glichen den Schlupf- und Seitengäßchen alter deutscher Kleinstädte. Die Häuser hatten oft nur das Parterre, nie aber mehr als einen Stock, und alle waren mit Läden versehen, welche offen standen, so daß man die Waren und den Verkäufer sehen konnte. Die Dächer hatten die sonderbarsten Formen und waren mit fremdartigen Schnörkeleien versehen. An jedem Hause hingen lange, schmale Firmenschilder senkrecht hernieder, während sie bei uns platt an die Mauer befestigt werden. Sie trugen auf beiden Seiten in chinesischer Schrift ein Verzeichnis der hier ausgestellten Waren und den Namen des Ladenbesitzers. Will man sich ein Bild von dem Verkehre machen, welcher sich in diesen Gassen bewegte, so muß man sich die Schlußzeit einer Theatervorstellung denken, wo sich das dicht zusammengedrängte Publikum in geschlossener Masse durch die Ausgänge schiebt. Und doch ist dieser Vergleich unzureichend, da hier in den Gassen sich ja nicht alle in einer und derselben Richtung bewegten, sondern zwei Strömungen gegeneinander stießen. Hier durchzukommen, konnte eben nur Chinesen gelingen.

Da kamen ernste, berittene Mandarinen mit einem Gefolge von Dienern, Kulis mit schweren Lasten, die ein türkischer Hammal wohl kaum hätte überwältigen können, beladene Esel und Maultiere, Ausrufer, Handwerker, Geschäftsleute, ambulante Verkäufer, Bettler, Soldaten und Kinder, welche, wenn es Knaben waren, mit ihren ernsten Gesichtern und auf dem nackten Schädel hin und her bammelnden Zöpfchen einen eigenartigen Anblick boten. Das gab ein Schieben, Stoßen und Drängen, ein wüstes Durcheinander, welches ganz unentwirrbar zu sein schien. Das schrie, plärrte, brüllte, heulte und lachte, dazu das Hämmern der Schmiede, das Klappern der Verkäufer, das Klingeln der Garköche, das Hacken und Klopfen der Fleischer und hundert anderen Geräuscharten, welche zusammen ein dumpfes Brausen ergaben. Alle Stände waren vertreten; auch Frauen erblickte man, wenn auch ganz selten. Diese gehörten den niederen Ständen an und hatten unverstümmelte Füße. Erblickt man doch einmal ein weibliches Wesen, welches mit verkrüppelten Klumpfüßchen, sich auf einen festen Stock stützend, mühsam durch das Gedränge humpelt, so ist es gewiß eine verarmte und nun doppelt arme und elende Person, welche nun durch die Not zum Gehen gezwungen wird.

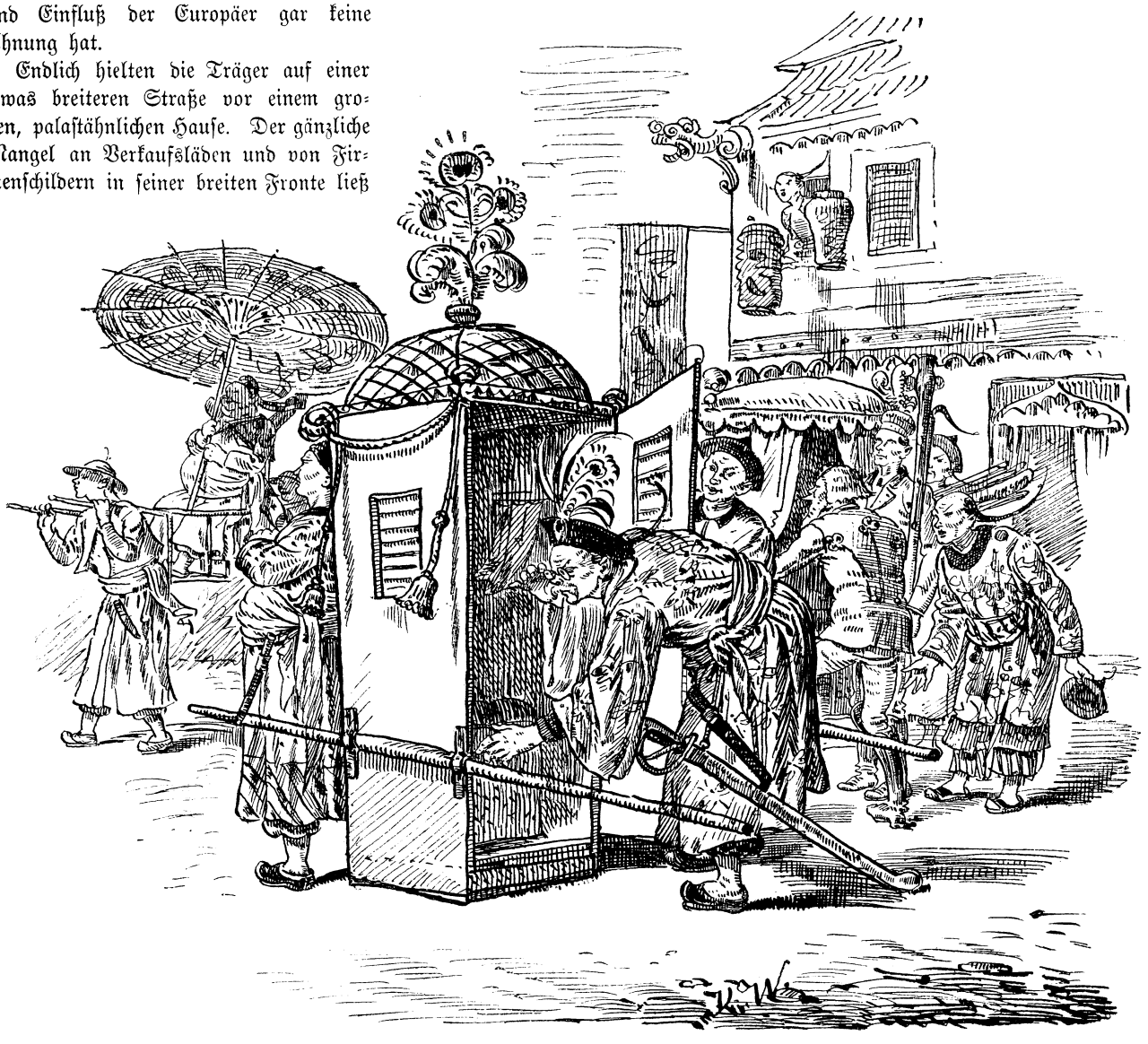
Zu beiden Seiten öffneten sich die Läden und Buden der Seidenhändler, Schuhmacher, Stoffhändler, Mützen- und Hutmacher, Lackwarenarbeiter, Porzellanhändler, Barbiere, Geldwechsler, Kuchenbäcker, Blechschmiede, Fleischer, Obsthändler, Gemüsekrämer und vieler anderer. Meist waren, wie in den türkischen Bazars, die gleichartigen Geschäfte in einer Straße zusammengelegt. Die Gassen endeten in triumphbogenartig überwölbten Pforten, welche des Abends verschlossen werden, um die Aufsicht zu erleichtern. Und dabei herrschte überall ein Halbdunkel, weil die Gassen eng sind und oft zum Schutze gegen Sonne oder Regen mit Strohmatten überdeckt werden.

So ging es durch die Drachen-, Gold-, Schatz-, Seiden-, Apotheker-, Wechsler-, Tiger- und Silbergasse an der Blumen- und später an der Pagode der fünfhundert Geister vorüber. In Europa wäre es geradezu ein Ding der Unmöglichkeit, sich da durchzuarbeiten; der Chinese bringt es fertig; er ist es nicht anders gewöhnt.

Einen ekelhaften Anblick boten die Bettler, deren es außerordentlich viele gab. Sie standen, lehnten, hockten, wackelten, schlürften und taumelten allüberall herum. Ihr Aussehen war erbärmlicher als erbärmlich. Sie waren mit allen möglichen und unmöglichen Schäden und Gebrechen behaftet, hatten sich die Gesichter absichtlich mit stinkendem Schmutze oder Blut beschmiert und der Grausamkeit der Natur so sehr und auf alle Weise nachgeholfen, daß man sich mit Abscheu von ihnen wenden mußte. Und doch werden sie von der Polizei geduldet. Das Bettlertum bildet in China eine soziale Macht, von deren Bedeutung

und Einfluß der Europäer gar keine Ahnung hat.

Endlich hielten die Träger auf einer etwas breiteren Straße vor einem großen, palastähnlichen Hause. Der gänzliche Mangel an Verkaufsläden und von Firmenschildern in seiner breiten Fronte ließ



– Was Heimdall Turnerstick betraf, so bückte er sich, ehe er einstieg, nieder, um nachzusehen, ob sein Tragsessel etwa einen beweglichen Boden habe. –

vermuten, daß es entweder behördlichen Zwecken diene oder einem reichen Privatmanne gehöre.

Die benachbarten Häuser waren kleiner und schmäler. Die an ihnen niederhängenden, bunt bemalten und mit Gold- und Silbercharakteren beschriebenen Tafeln bewiesen, daß sie von Geschäftsleuten bewohnt seien.

Als der Methusalem beim Aussteigen einen Blick auf das zur Rechten liegende Nachbarhaus warf, glänzten ihm auf breitem Brette zwei Schriftzeichen entgegen, welche sogleich seine Aufmerksamkeit fesselten. Es waren die Zeichen Hu-tsin, also der Name desjenigen, in dessen Garten der gestohlene Gott vergraben werden sollte.

Es konnte in der großen Stadt mehrere Personen desselben Namens geben. Demnach fragte der Student den Hausmeister:

„Wer wohnt hier nebenan?"

„Hutsin, der Juwelier," lautete die Antwort.

„Und wer ist dessen Nachbar?"

„Wing-kan, auch ein Juwelier. Wir befinden uns hier auf der Edelsteinstraße."

Es konnte also keinen Zweifel geben: die beiden betreffenden Juweliere waren Nachbarn des Tong-tschi, ein Zufall, welcher gar nicht vorteilhafter hätte sein können.

Der Methusalem verlautete nichts über den Grund seiner Fragen. Er kannte die Zuverlässigkeit des Hausmeisters nicht. Wenn derselbe ein Freund des Wing-kan war, so hätte er auf den Gedanken kommen können, denselben zu warnen.

Aus dem breiten Thore des Hauses traten mehrere Diener, welche die Gäste nach einem großen Zimmer geleiteten, über dessen Thüre das Wort „Versammlungssaal" geschrieben stand. (Forts. folgt.)

Aus dem Preisverzeichnis einer Handelsmenagerie

zu Leipzig ist zu ersehen, in welchem Ankaufspreise die Raubtiere und sonstige Vertreter der fremdländischen Tierwelt stehen. Dieselben sind, wie folgt, angegeben: ein Paar Dromedare 1200 M.; ein braunes Kamel 600 M.; ein Paar prachtvolle Löwen, ausgewachsen, 4 bis 5 Jahre alt, 4000 M.; vier Löwen, ein Männchen, drei Weibchen, ein Jahr alt, zur Dressur, zusammen 3200 M.; ein Paar Löwen, importiert, zahm, 14 Monate alt, 2200 M.; ein schwarzer Panther, importiert, 900 M.; braune Bären, das Stück 100 M.; Beuteltiere, das Stück 35 M.; Lamas, das Stück 400 M.; Guanacos, das Stück 400 M.; Nilgau-Antilope 450 M.; Axishirsche, das Stück 200 M.; Aristoteleshirsche, das Stück

250 M.; Schomburgkhirsche, das Stück 250 M.; Mähnenschafe, das Paar 300 M.; kleine Paviane, das Stück 36 M.; Kapuzineraffen, das Stück 40 M.; Java-, Rhesus-Kronenaffen, das Stück 25 M.; Meerkatzen, das Stück 25 M.; Uistitiäffchen, das Paar 20 M.; Krokodile, drei Fuß lang, das Stück 25 M.; Wüstenwaranen, das Stück 20 M.; Uhus zur Jagd, das Stück 50 M.; Weißköpfige Geier, das Stück 45 M.; Hoko Mita, das Paar 150 M.; u. s. w. Man sieht, die Preise sind nicht so hoch, wie man im allgemeinen annimmt.

Der Mann im Golde.

Schon mancher ist aus dem alten Europa hinüber nach der Neuen Welt gegangen, um dort das Glück zu suchen, und hat es dort auch wirklich gefunden. Für die Einbildungskraft von Millionen Europäern ist Amerika das Land, wo sich noch Wunder ereignen können, und deshalb ziehen die modernen Argonauten hinüber nach der Neuen Welt.

Konnte einer unter diesen Argonauten sich rühmen, es zu ungeheuren Erfolgen gebracht zu haben, so war es der Schweizer Johann August Sutter. Er war in Basel 1803 geboren. Aus der Kadettenschule zu Thun war er in die reguläre Schweizer Armee getreten und Leutnant geworden. Unter Umständen ist dieser Rang ein Patent auf Glückseligkeit. Man kann General werden, Feldherr, ruhmvoller Schlachtensieger. Schweizer Berufsoffiziere stehen freilich in dieser Beziehung als die am wenigsten bevorzugten da, und Sutter beeilte sich daher auch, die kleinen Verhältnisse seiner Heimat mit glänzenderen in Frankreich zu vertauschen, indem er in die Schweizer Garde Karls X. eintrat. Die Juli-Revolution machte seinen Träumen ein jähes Ende. Sie vertrieb den König und seine Schweizer. Nach diesem Ausgang als Soldat versuchte Sutter es mit einem Handelsgeschäft, und nachdem auch hierbei seine Hoffnungen fehlgeschlagen waren, ging er nach Amerika. Dies geschah im Jahre 1834. Sutter nahm St. Louis zum Ausgangspunkt seiner neuen Versuche, sich eine befriedigende Existenz zu verschaffen. Auch hier wurde er enttäuscht. Er begab sich darauf nach Santa Fé, einem damals sehr wichtigen Handelsplatz, und hier gelang es ihm, sich ein erstes Vermögen zu erwerben. Abenteuerliche Fahrten aller Art brachten ihn schließlich nach Mexiko, und zu Monterrey in Kalifornien ließ er sich nieder, um von hier aus in wenigen Jahren, man könnte sagen: sich ein Reich zu gründen.

Das Land dort war vor vierzig Jahren so gut wie herrenlos, ein prächtiges Gebiet mit herrlichem Klima, ein verborgenes Paradies, wohin kaum noch ein Fremder seinen Fuß setzte oder wo er gar sein Zelt aufschlug. Die mexikanische Regierung beherrschte es nominell. In Wahrheit hatte sie gegen die Indianer, welche vom Norden her aus den Gebieten des Felsengebirges da hinein ihre Streifereien machten, nichts zu sagen und sie sagte ihnen auch nichts. Sutter mochte da sein Trapperleben auf seine Gefahr führen und sehen, wie er mit den Wilden fertig würde. Das verstand er nun überraschend gut. Bald führte er mit eigenen Leuten Krieg gegen sie, wobei der ehemalige Berufsoffizier ihm vortrefflich zu statten kam, bald entwickelte er gegen die Rothäute eine eigenartige diplomatische Geschicklichkeit. Sie fürchteten seine Macht und anerkannten sie schließlich eine solche, indem sie Friedensverträge mit ihm abschlossen. Das kam der Regierung äußerst gelegen; sie machte aus Sutter etwas wie einen Unter-Gouverneur und ernannte ihn ausdrücklich zum Indianer-Kommissär. Damit er aber für dieses Amt und die ebenso schwierige als gefährliche Aufgabe gegen die Indianer auch eine reelle Belohnung habe, schenkte man ihm einen Landstrich am Zusammenfluß des Americain und des Sacramento. Es war ein schönes, fruchtbares Terrain, eine ganze Herrschaft, elf Quadratleguas groß. Mancher Schweizer Kanton und manches deutsche Herzogtum hatte nicht mehr oder gar noch weniger. Dahin verlegte nun Sutter seine Residenz.

Er gründete eine Niederlassung, die er zu Ehren seiner europäischen Heimat Neu-Helvetia nannte; er baute ein Fort, welchem er seinen Namen gab. Es war der Anfang der heute so blühenden Stadt Sacramento. Durch Energie und rastlose Thätigkeit gelangte Sutter immer mehr zu Wohlstand, wie zu Ansehen. Sein kleiner Staat bekam Kolonien eingewanderter Schweizer, die seinem Rufe vertrauensvoll gefolgt waren und es nicht zu bereuen hatten. Im Sutterlande herrschten Ordnung und Eintracht und die Indianer achteten den Herrn desselben wie die Mohikaner in Coopers Roman den „Lederstrumpf“. Der Mann ist Land wert, sagte die mexikanische Regierung, schenkte ihm abermals 22 Leguas und ernannte ihn auch zum wirklichen Statthalter der nördlichen Grenzländereien von Kalifornien. Mit einem souveränen Gebiete von 33 Quadratmeilen konnte Sutter sich da wohl ein kleiner König dünken. Und er trieb in der That Politik wie ein solcher und unterhielt seiner Heerscharen, mit denen er Krieg führte gegen unbotmäßige Indianer, wie in dem Bürgerkriege, der unter Santa Annas Präsidentschaft zwischen den mexikanischen Provinzen hin und her wogte. Als es infolge davon zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten zum Kriege kam, schlug sich der Herr vom Sutterlande in kluger Voraussicht auf die Seite der großen Union, stellte ihr ein auf seine eigene Kosten ausgerüstetes Scharfschützenbataillon und kommandierte es selber unter dem Unionsgeneral Kearney. Nordkalifornien wurde erobert und daran hatte Sutter seinen redlichen Anteil; es blieb der Union als Siegespreis, ward eine neue Provinz derselben, und billigerweise wurden seitens der neuen Regierung demjenigen Belohnungen nicht vorenthalten, der sich Verdienste um diese Vergrößerung der Republik von Nordamerika erworben, und der in Nordkalifornien einen ganzen Staat sein Eigen nannte, indem er Städte gegründet und Forts erbaut hatte. Sutter wurde zum Militärkommandanten der Grenzdistrikte, zum Bürgermeister von Stockton und zum Indianeragenten der Union ernannt. Daß er auch noch zum Kapitän erhoben wurde, war bei seinen militärischen Leistungen selbstverständlich.

Soweit hatte es der arme ausgewanderte Schweizer binnen zwölf Jahren gebracht. Keiner der europäischen Emigranten konnte so schnell und so großartig seine Träume auf dem amerikanischen Erdboden verwirklicht sehen. Macht und Glanz wie ein Souverän, 150000 Morgen trefflichen Landes ihm gehörig — wo gab es ein Glückskind seinesgleichen? Kapitän Sutter war einer der reichsten Männer auf Erden geworden. Zahllose Viehherden nährten sich auf seinen meilengroßen Weiden, 800 Indianer bearbeiteten seine gesegneten Aecker oder hüteten seine Pferde und Rinder. Gute Straßen durchzogen seine Wälder und Felder; an den schiffbaren Flüssen klapperten seine Mühlen und lagen seine Schiffe, um Korn und Feldfrüchte einzuladen, seine Riesenflöße, um in die entlegenen Kolonien getrieben zu werden. Dörfer erstanden hier und da,

aufblühende Hafenstädte, kleine Festungen, wohl armiert und besetzt — alles sein Werk, alles ihm gehörig, er der alleinige Herr und Gebieter darüber!

Es war im Februar 1848, als Sutter den Wassergang einer an einem Zuflusse des Sacramento angelegten Sägmühle erweitern lassen wollte. Der Mühlenbauer Marshall sollte es besorgen. Man ließ, um sich die Mühe des Ausgrabens zu ersparen, durch die aufgestauten Wassermassen das Erdreich wegspülen — gelbes Land, wie es ringsum am Sacramentofluß und fast überall auf dem Sutter'schen Gebiete sich vorfand. Was blitzte denn da, als das helle Wasser die gelbe Erde wegriß? Was funkelte denn da immer wieder mit einem magischen Glanz, von dem sich die grauen Augen Sutters nicht abwenden konnten? Er griff danach; er hielt diese blitzenden gelben Stückchen in seiner Hand.

„Gold!" rief er freudig erschrocken aus. „Gold! Marshall, das ist Gold, so wahr ich lebe!"

Und Marshall faßte nach der wegschwimmenden Erde hinunter, holte eine Handvoll empor und es glitzerte und funkelte ihm daraus in die Augen.

„Gold! reines Gold!" murmelte er staunend. „Ihr habt recht, Mr. Sutter."

„Und diese Erde —"

„Sie birgt Gold."

„Weit und breit, Marshall, dieselbe Erde!"

„Und überall Gold!"

Sutter ward es schwarz vor den Augen. Sein Glück brachte ihn minutenlang um die Macht seiner Sinne. Gold! Dämonisches Geschenk der Natur für die Menschen, Gold! Alle diese Felder voll Gold — meilenweit — und Sutter allein der Herr und Gebieter darüber! Es war doch keine Täuschung, kein einzelner zufälliger Fund? Mit diesen paar Griffen in die Erde hatte man für 100 Dollars pures Gold, daran konnte man nicht mehr zweifeln. Man grub dort, man griff hierhin — überall diese blitzenden gelben Körnchen, größer oder kleiner. In drei Tagen für 300 Dollars an Wert, mühelos gehoben aus der Erde! Unermeßliche Schätze also, die da im Boden lagen! Aber inmitten der Schauer, die ihm die Ueberzeugung seines ungeheuren Reichtums erregte, kam ein böses Ahnen über Sutter und der Spruch des weisen Solon an den Lydierkönig ihm ins Gedächtnis: „Vor seinem Ende ist Keiner glücklich zu preisen!"

„Um Gotteswillen," flehte er zu Marshall, „sagt niemanden davon!" . . .

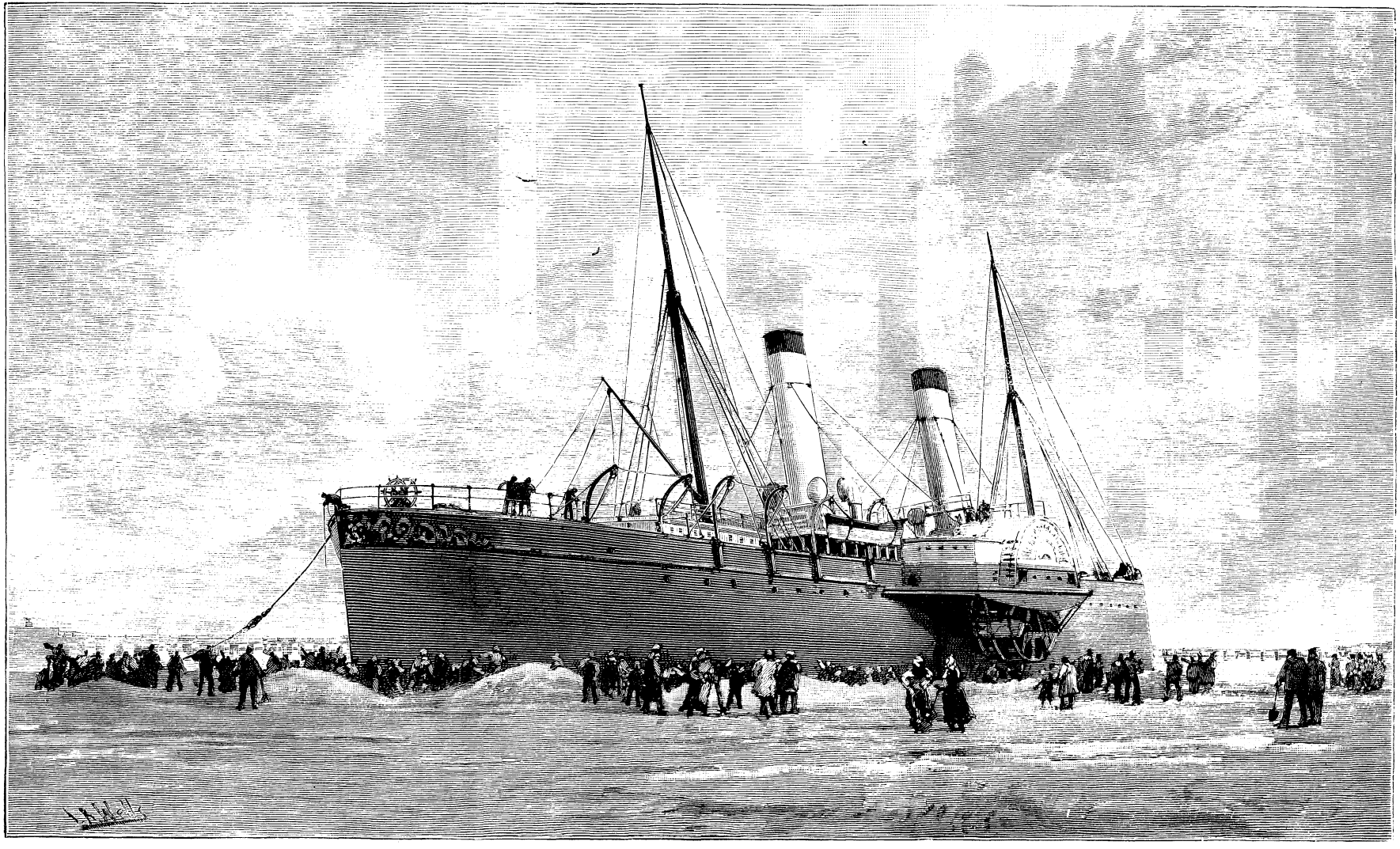
„Schweigt," befahl er seinen Leuten, „sprecht nicht davon, oder es kommen die Räuber über uns." Aber das Schweigen, das hier wahrhaft Gold bedeutet hätte, ließ sich nicht gebieten. Bald wisperte es ringsum: Hier liegt das Gold auf der Erde! Und ein Griff, ein Spatenstich bezeugte es. Es wisperte das Geheimnis sich über die Marken des Sutterlandes hinaus und erweckte den Ruf: Gold am Sacramento! Gold! Gold! Ein wildes Jauchzen, ein Aufbruch von jung und alt mit Axt und Spaten, ein Einbruch von allen Seiten ins Suttersche Gebiet, um in seiner gelben Erde zu wühlen!

In zauberhafter Schnelle flog dann der Goldruf übers Meer, in alle Lande, in die Alte Welt, die so nach Gold rennt und so am Golde hängt, und aus allen Ländern tönte es in tollen Lauten: Gold in Kalifornien! Unermeßliche Goldschätze in dessen Erde! Auf, auf, nach Amerika, nach Kalifornien! — Nicht Schiffe genug, die Europa dafür stellen konnte, und die nun mit Hunderten von Auswanderern den Ozean durchfurchten — wie langsam, wie verzweiflungsvoll langsam für ihre Passagiere war ihre weite, weite Meerfahrt nach dem Dorado an der Westküste von Nordamerika! Ein Rausch erfüllte die Welt; über das Meer weg gellte der Schrei nach Gold. Ein Zustrom aus allen Völkern Europas kam nach dem Goldlande von Kalifornien, um gierig das Glück in festen Klumpen des kostbaren Metalls zu erhaschen. Freiheit und Gold, Ideal und Wirklichkeit, nach oben und nach unten setzten sie gleichzeitig die halbe Menschheit in Bewegung, um das Glück zu erjagen, der Güter Höchstes für die einen wie für die anderen.

Und wer das greifbare Gold wollte, eilte hin zum Sacramentofluß, zum reichsten Manne der Welt. Einem wilden, verheerenden Strome gleich ergoß sich auf seine Ländereien das Goldgräbervolk, Abenteurer aller Stände, und unter ihnen der Auswurf der Menschheit. Sutter hatte nur zu richtig geahnt: die Räuber kamen über ihn, sein großes Glück wurde sein großes Unglück, sein gesegnetes Land ward ihm zum Fluche, als das Gold darin die Aufmerksamkeit der Welt erregte. An eine Abwehr mittelst Gewalt war gegen die fanatische Uebermacht nicht zu denken, mittelst des guten Rechtes noch viel weniger. Mit cynischer Unverschämtheit wurde von seinen Ländereien Besitz genommen, um nach Gold zu graben; in seine Häuser drangen die neuen Ansiedler ein wie Eroberer; seine Feldfrüchte nahmen sie, wie für sie gewachsen; seine Viehherden wurden mit dem Rechte des Stärkeren wie freies Wild weggetrieben. Umsonst, daß er die Banditen mit ihrem Raube verfolgte. Sie lachten ihn aus, als sie vor seinen Augen das Vieh verkauften. Fünf Metzger lösten jeder 60 000 Dollars aus diesem gestohlenen Vieh, und er mußte zusehen, wie sie dies Geld einstrichen.

Kein Jahr und derjenige, welcher der reichste Mann der Welt war, sah sich ausgeplündert. Er besaß keine Herden mehr, seine Wälder lieferten ihm kein Holz mehr und ebensowenig seine Felder Frucht. Ueberall waren die Squatters, die Ansiedler; sie schlugen die Bäume für sich und wühlten den Boden um und um, und sammelten Gold daraus in ungeheuren Massen. Sie hatten alle einen Schein, in dem sie auf Grund unrichtig ausgestellter Titel als rechtmäßige Eigentümer erschienen, und sie bestanden auf ihrem Schein. Sie hatten das Land, wo sie nach Gold gruben, gekauft von irgend jemandem — was ging es sie an, daß Sutter diese Käufe für null und nichtig erklärte! Mochte er klagen, vor Gericht gehen wegen jedes einzelnen Falles, wegen Tausender solcher Fälle — inzwischen gruben sie kreuz und quer und bis in die Tiefen nach Gold und schleppten es fort. In unzähligen Prozessen fraßen Gerichtskosten und Advokatenrechnungen alle Einnahmen Sutters auf, allen Erlös für die Güter, die ihm noch geblieben waren und die er verkaufen mußte. Zwei Tribunale von Kalifornien beschäftigten seine Prozesse, und alle zwei Tribunabe sprachen ihm das Eigentumsrecht des streitigen Landes zu. Aber damit war für ihn gar nichts gewonnen. Die Ansiedler gingen nicht, entschädigten ihn noch viel weniger, sondern verwiesen den Beraubten an die letzte Instanz des Ober-Bundesgerichtes. Nach Jahr und Tag bestätigte dasselbe die Schenkung der ersten elf Leguas an Sutter, verwarf aber das Recht auf die anderen 22, weil die Schenkungsurkunde formell unrichtig ausgefertigt war. Und da die enormen Prozeßkosten den Wert jener elf Leguas, wo Neu-Helvetia stand, aufgezehrt hatten, so war Sutter nach dem endgültigen Spruch wieder ein armer Mann.

Mit allem, was ihm von seinem Vermögen noch blieb, mit Frau und Kindern, siedelte der schwergeprüfte Mann sich in Litiz, einem pennsylvanischen Landstädtchen



Ein Dampfer auf dem Sande.

an. Siebzehn Jahre lang wohnte er dort; siebzehn Jahre lang machte er vor dem Kongreß mit unglaublicher Geduld sein Recht geltend, immer von einer Session auf die andere vertröstet. Der Staat von Kalifornien vergalt ihm seine Verdienste um das Land wenigstens durch eine Pension von 3000 Dollar, entzog sie ihm aber wieder, als ihm die Vereinigten Staaten jährlich 1200 Dollar aussetzten. Der Kongreß wollte ihm endlich 50 000 Dollar Entschädigung bewilligen. Da starb der Alte am 18. Juni 1880, arm und dürftig, er, der das Gold von Kalifornien entdeckt und in meilenweiten Lagern es sein Eigen genannt!

Ein Dampfer auf dem Sande.

Man spricht scherzweise von der Hilflosigkeit eines „Fisches auf trockenem Sand", aber es gibt, wie unsere lieben jungen Kameraden aus unserem nebenstehenden Bilde ersehen können, etwas, das vielleicht noch hilfloser ist als der bezeichnete Fisch, und das ist ein „Dampfer auf dem Sande". In einem der heftigen Stürme des vorigen Jahres ward ein französischer Dampfer bei Nacht zur Flutzeit auf eine Sandbank an der Küste der Normandie getrieben und geworfen und rannte sich bei den Versuchen, sich zu befreien, bald so fest, daß er sich nach Eintritt der Ebbe vollständig auf trockenem Boden und auf eine Entfernung von einigen Kabellängen von praktikablem Fahrwasser getrennt sah. Da war nun guter Rat teuer, denn die Unterseite der Schaufelräder hing beinahe zwei Meter über dem Sande in freier Luft und wurde kaum bei der höchsten Flut vom Meere berührt. Man konnte den Dampfer hier nicht liegen lassen bis zur nächsten Springflut, weil es zweifelhaft war, ob er nicht bis dahin sich noch fester in den Sand und Kies eingebettet hätte und ob er selbst mit der Springflut wieder flott geworden wäre. Schließlich sahen der Kapitän und der herbeigeeilte Reeder ein, daß nichts anderes übrig blieb, als mit einem kolossalen Aufwand an Geld und Menschenkraft einen Graben im Sande bis zur Tiefe des Kiels hinab und bis in das Fahrwasser hinaus auszuwerfen, der sich allmählich mit Wasser füllte und endlich gestattete, in der Zeit der höchsten Flut das Fahrzeug mittels zweier großen Remorkeurs oder Schleppdampfer wieder in See hinaus zu bugsieren und flott zu machen. Dieser Versuch gelang denn auch während mehrerer Flutzeiten und es zeugte von dem soliden Bau des Dampfers, daß er bei dieser kolossalen Anstrengung kein Leck bekam und keinen andern Verlust erlitt, als denjenigen, die seine gezwungene Unthätigkeit und die bedeutenden Kosten seiner Befreiung verursachte.

Eine still vollbrachte Heldenthat.

(Fortsetzung.)

Später hörten sie hinter sich einen jungen Menschen laut zu einem andern sagen: „Morgen wird der Kaiser zum letztenmal im Dom gezeigt. Ich geh' mit meiner Großmutter hin. Die alte Frau sagt, sie will gehen und wenn sie von Mitternacht an vorm Dom stehen soll; Kaiser Wilhelm will sie nochmal sehen!"

Da atmete Ferdinand kurz und tief auf; und als fasse er bei den zufälligen Worten des Fremden auf einmal einen festen Entschluß, der im stande war, ihm in allen Dingen seine alte Sicherheit zurückzugeben. Er führte nun seine Mutter so zuverlässig und ruhig durch das Gedränge nach Hause, wie es seiner Gewohnheit entsprach.

Es war in der dämmernden Frühe des anderen Morgens. Robert und seine Mutter lagen noch in tiefem Schlaf und die Phantasie des armen Krüppels erging sich in dem Genusse mancher Dinge, welche sein leidenschaftliches Herz vergeblich im hellen Lichte des Tages ersehnte.

Da klopfte es erst leise und nach einer kurzen Pause zweimal hintereinander mit lauter Hast an die Thüre der Kellerwohnung.

„Ja, ja, gleich!" rief die erwachende Frau, tastete suchend umher und fuhr schlaftrunken in ihre Kleider.

„Ja, gleich! gleich! Entschuldigen Sie nur einen Augenblick noch!" rief sie dann wieder nach draußen, indem sie schnell etwas Ordnung in der Stube machte und die geflickten Tücher, welche zum Schutze als nächtliche Vorhänge benutzt wurden, vom Fenster riß.

„Wer ist denn da?" fragte sie nach allen diesen Vorbereitungen und trat behutsam von innen an die noch immer verschlossene Thür.

„Ferdinand Schirmer. Ich will zu Ihrem Sohn!" antwortete eine tiefe etwas stockende Stimme.

Robert, der mittlerweile auch erwacht war, holte gepreßt Atem. Sein erster Gedanke war, daß irgend etwas Entsetzliches mit Walter geschehen sei. Dann aber ging ein helles Leuchten durch seine bleichen Züge, denn vor seiner Seele stand plötzlich ein waches Traumbild, an das er glaubte wie an eine ausgesprochene Thatsache. Mit geöffneten Augen sah er dem eintretenden Ferdinand entgegen, der zum erstenmal in diesem armseligen Raume stand und zum erstenmal in seinem Leben zu den Kellerbewohnern redete.

„Mein Bruder hat mir gesagt," hub er zu Robert an, „daß Sie gern in den Dom wollten! — Es ist heute die letzte Möglichkeit. Ziehen Sie sich geschwind an!"

Robert hatte regungslos zugehört und sagte nun nach einer sekundenlangen Pause ganz ruhig zu seiner Mutter: „Gib mir meine Sonntagssachen, Mutter!"

Ihm war so feierlich zu Mut, als hätte ihn jemand in den Vorsaal des Himmels eingeladen; und wie sehr auch die Mutter in zunehmende Verwirrung geriet und immer beklommener meinte, es sei ein unmögliches Unternehmen und nicht von dem hochgestellten Herrn Ferdinand zu verlangen, daß er einen elenden Krüppel auf seinen Schultern in den Dom schleppe, dieser Krüppel selbst blieb unerschütterlich und ließ mit stillen Freudenthränen in den Augen seine armen Glieder in ihren mehr als bescheidenen Anzug zwängen.

Unterdessen hatte Ferdinand abgewandten Gesichtes wie ein Verbrecher am Fenster gestanden; in der einen Sekunde war ihm zu Mute, als möchte er vor Scham in die Erde sinken, und in der folgenden, als hätte er überhaupt kein Gefühl und

handle wie eine Maschine. Seine That wurde ihm schwerer, als es ihm geworden wäre, irgendwo sein Leben in die Schanze zu schlagen.

Zu alledem bereitete ihm die Kellerbewohnerin auch noch die Pein eines fortwährenden Lobes und unaufhörlicher Danksagungen.

Als daher das arme Weib ihren Sohn endlich fertig gekleidet und vor ihn auf den Stuhl gesetzt hatte, atmete er auf wie ein plötzlich aus dem Gefängnis Befreiter und nahm den selig lächelnden Krüppel mit einer energischen Kraftanstrengung auf die Arme. Die in Rührung aufgelöste Frau wollte ihm noch die Hände küssen, doch er litt es nicht. Den Hut tief in das Gesicht gedrückt, stürmte er zur Thür hinaus und die Kellertreppe empor ins Freie.

Mit Robert sprach er kein Wort und auch dieser konnte oder mochte nicht reden. Ferdinand erschien seiner durch den beständigen Druck der Verhältnisse überlebhaft gewordenen Phantasie wie ein höheres Werkzeug, vor welchem man ehrfurchtsvoll verstummen muß.

Die Luft war eisig scharf, denn noch herrschte die ganze Kälte der Nacht; kaum daß ein erster Lichtschimmer als fahler Vorbote des Tages über den Horizont fiel. Es hatte stark gereift, und der Reif war hart gefroren, so daß es bei jedem Tritt, den Ferdinand mit seiner Last that, laut knirschte.

Wohl waren für Robert das kleinste natürliche Ding und die geringste Straßenerscheinung eine ungeheure Neuheit; doch in seinem merkwürdigen Gemütszustande befremdete ihn nichts.

Sobald Ferdinand an den nächsten Droschkenplatz kam, winkte er einem Kutscher und fuhr mit seinem Schützling soweit als möglich ihrem gemeinsamen Ziele entgegen.

Die Straßen des Westens lagen noch still und tot im Morgengrauen da; aber je näher man dem Mittelpunkte der Stadt kam, desto rücksichtsloser wurden die schweren Frühnebel von wogenden Menschenmassen zerrissen.

Unter den Linden wurde eben abgesperrt und nachdem Ferdinand die Droschke verlassen hatte, mußte er sich mit Robert von der hinteren Seite des Königlichen Schlosses her nach der Richtung des Domes zu vordrängen.

Es war keine Kleinigkeit und schon nach einer halben Stunde stand ihm der Schweiß auf der Stirn, denn die Menge war heute, obschon weniger zahlreich, so doch erregter als die Tage zuvor. Jeder Harrende wußte, daß, wenn er heute nicht in den Dom gelange, er des Kaisers Angesicht überhaupt nicht mehr sehen würde, und der Ungebildete vergaß über diesem Gedanken jede Rücksicht auf den Nachbar.

Ferdinand hatte sich mit Hilfe eines gefälligen Mannes, der ihm gerade zur Hand war, den armen Robert auf die Schulter geladen, um wenigstens die Ellenbogen im Gedränge frei zu haben; und, wie notwendig das war, erwies sich fast in jeder folgenden Minute.

Die Polizei begann soeben, die Menschen in gesonderte Trupps einzuteilen, welche sie nacheinander langsam vorrücken ließ, damit jede Unordnung möglichst vermieden werde; immer aber gab es einzelne in der Masse, welche sich dem amtlichen Gebote nicht fügen wollten und daher ihre Nachbarn und insbesondere die vor ihnen stehenden mit Schieben und Stoßen belästigten.

„Das können Sie doch nicht durchführen, hier so langsam mit vorzurücken!“ sagte ein Unbekannter zu Ferdinand, indem er voll teilnehmenden Erstaunens den elegant gekleideten Jüngling mit seiner auffälligen Last betrachtete. „Wenden Sie sich doch an den Polizeileutnant an der Schloßtreppe! Ausnahmen müssen gestattet sein.“

Aber Ferdinand war unzugänglich für solchen Rat. „Nein, danke sehr!“ antwortete er kurz und blickte verlegen zur Seite. Es widerstrebte seinem Gerechtigkeitssinn, daß für ihn eine Bevorzugung stattfinden solle; und noch fühlte er sich vollkommen stark genug, sein Vorhaben durchzuführen.

„Sitzen Sie so still, wie möglich!“ war das einzige, was er zu Robert während zweier Stunden redete.

„Sitzen Sie auch bequem und thut Ihnen nichts weh?“ hätte er noch gerne hinzugefügt, konnte aber seine natürliche Schroffheit nicht soweit überwinden.

Indessen waren sie dem Dome doch schon ein wenig näher gerückt. Sie standen jetzt mit der Einfahrt zum Schloß in gleicher Höhe und konnten an dieser ihre Fortschritte messen.

Ferdinands Anstrengung wuchs mit jeder Minute. Während seine mitharrenden Nachbarn vor Kälte allmählich ganz rot und blau aussahen, wurde er immer bleicher; doch verzog er keine Miene, sondern sah fast unverwandt auf die Kuppel des Domes, welche vor ihm über die Häupter der dichtgescharten Menge emporragte. Es war, als gäbe ihm dieser feste Blick auf einen einzigen Gegenstand immer wieder von neuem die Hoffnung, daß er sein Ziel erreichen werde. — Und über ihn fort sahen in derselben Richtung, unter einer schäbigen, viel zu weiten Pelzmütze hervor, die großen, dunkelumsäumten Augen des Verwachsenen, durchleuchtet von dem verklärten Ausdruck einer weltentrückten Seele, welcher es leicht wird, jedes gegenwärtige Ungemach zu erdulden.

Es schneite fortwährend, und seit die aufgegangene Sonne die Luft etwas erwärmt hatte, wurden die Flocken immer loser, so daß sich ihre Millionenzahl wie ein unendlicher weißer Schleier langsam von dem grauen dunklen Himmelsdom herabfallen ließ.

Robert dachte nicht über den Zauber dieses Bildes nach; aber derselbe hüllte ihn unbewußt in eine selige, immer sich steigernde Friedensstimmung ein, und er würde keine Kälte gespürt haben, auch wenn er nicht über den Schultern das tief auf sein Körperchen herabfallende alte Umschlagtuch der Mutter getragen hätte.

Nachdem abermals eine Stunde vergangen war und Ferdinand nur wenig hatte vorschreiten können, entfuhr doch seiner Brust von Zeit zu Zeit ein unwillkürlicher Seufzer der Beschwerde. Hatte er sich jetzt an das verwunderte Anstarren seitens seiner Umgebung schon so vollkommen gewöhnt, daß ihm das innere Gleichgewicht nicht mehr dadurch erschüttert werden konnte, so spürte er dagegen eine lebhafte körperliche Unruhe, denn seine Kräfte fingen an zu erlahmen. Deshalb sah er sich nachgerade trotz seiner anfänglichen Scheu vor einem solchen Schritt nach irgend welcher Gelegenheit um, die ihn auf besonderem Wege dem Dome nähern, möchte und faßte unter anderem den Plan, zu dem ersten besten Oberbeamten der Sicherheitsbehörde seine Zuflucht zu nehmen.

In dieser Absicht drängte er mehr und mehr von innen heraus, bis er endlich nach großer Anstrengung die Außenreihe des riesigen Menschenvierecks, in welchem er sich befand, erreicht hatte und von hier aus einen verhältnismäßig freien Raum seitwärts nach dem Museum und rückwärts nach der Schloßbrücke zu überschauen konnte.

Doch war sein Spähen vergeblich. Nur Schutzmänner schritten immer wieder ordnend die Volkskarrees auf und nieder, und

diese hatten, wie er wohl wußte, nicht die Befugnis, eine Ausnahme zu gestatten.

Immer unsteter wurde daher sein Blick, und ganz von dem einen Gedanken befangen, nur um jeden Preis vorwärts zu kommen, und immer nur nach der einen blauen Uniform suchend, achtete er im übrigen auf keine der vielen fremden Erscheinungen, welche fortwährend an ihm vorüberkamen.

So übersah er auch, daß er jetzt plötzlich von den Insassen einer vornehmen Equipage sehr aufmerksam beobachtet wurde.

Ein älterer Gardeoffizier mit den Abzeichen eines Generals und dessen Gemahlin, welche vor sich einen herrlichen Blumenkranz im Wagen liegen hatten, mußten sich auch darein ergeben, einige Augenblicke im Weiterfahren gehemmt zu sein; und während ihr Gefährt gerade am Rande des Menschentrupps still hielt, zu welchem Ferdinand und Robert zählten, fiel der Blick der beiden fast gleichzeitig auf dieses absonderliche Paar: Der gut gekleidete Jüngling mit seiner straffen und vornehmen Haltung, der unter einem leichten Schülerhütchen die klugen Augen trotz innerster Besorgnis mit energischem Blicken umherschweifen ließ, und der rührende Krüppel auf seinen Schultern erweckten in ungewöhnlichem Maße ihre Teilnahme, und insbesondere die Dame wurde ganz bewegt durch den merkwürdigen Anblick.

„O, sieh doch, Lieber, welch ein erschütterndes Bild!" sagte sie zu ihrem Gatten, indem sie die Hand beschwörend auf seinen Arm legte. „In welchem Verhältnis nur diese beiden zu einander stehen mögen? Brüder sind es ja sicher nicht! — Aber, wie schrecklich für den Jüngling, so Schritt für Schritt mit seiner Bürde vorwärts zu gehen!"

„Wirklich ein schneidiges Gesicht! Der Knabe hat Charakter!" entgegnete der General.

„O, lieber Gott, und der arme Krüppel mit dem sanften Ausdruck!" rief wieder die Dame.

„Weiß Gott, dieses Bild ist eine Huldigung für unseren Hochseligen, wie sie ergreifender auf keiner Reliefgruppe eines Denkmals geschaffen werden könnte!" bestätigte der Offizier.

„Könnte man denn nicht etwas thun, damit sie schneller befördert würden?" fragte die immer inniger erwärmte Frau.

„Ja, was denn, liebes Kind? Wir müssen selbst vorwärts, sobald die Hofequipagen zurück sind! — Man kann auch nicht so beliebig die Ordres der Polizei umstoßen. Eine Behörde muß die andere respektieren," war die männlich erwägende Antwort.

„Aber sieh doch nur, lieber Mann, welche Anstrengung es den Jüngling kostet, sich noch aufrecht zu erhalten. Wenn wir die beiden mit in den Wagen nähmen, ginge das doch keine Behörde etwas an!"

„Und den schweren Kranz, wohin wolltest du den thun? — Ueberhaupt ist es eine unmögliche Idee!" erwiderte zögernd der General.

„Unmöglich? O, doch nicht! In solchen Tagen ist nichts unmöglich! — Und der Wagen ist wirklich weit genug, um den Kranz noch in der Mitte stehen zu lassen, wenn auch die beiden auf dem Rücksitz Platz gefunden haben. Laß uns heute nicht engherzig sein!" bat die Frau auf das eindringlichste.

Der alte Herr schwieg noch einen Augenblick nachdenklich; dann richtete er sich mit militärischer Ruhe ein wenig auf und winkte Ferdinand, näher zu treten.

Doch übersah dieser das ihm geltende Zeichen und wurde erst aufmerksam, als des Generals Worte: „Junger Mann, kommen sie einmal hier heran!" an sein Ohr schlugen.

Mit dunklem Erröten und plötzlich unsicher gewordenem Blicke leistete er der befremdlichen Aufforderung Folge.

„Steigen Sie zu uns ein! Sie werden dann schneller zum Ziele gelangen!" fuhr der General fort und die Generalin begleitete ihres Mannes Einladung mit einem unendlich wohlwollenden Blicke.

„Ich nehme Ihre Güte mit Dank an!" stotterte Ferdinand; und auf einen Wink seines Herrn sprang nun der Kutscher vom Bock, öffnete den Schlag, war erst behilflich, den kostbaren Kranz aufzurichten und hob dann Robert von Ferdinands Schultern, um ihn der Generalin gegenüber in den Wagen zu setzen.

Darauf stieg auch Ferdinand ein und wenige Sekunden später fuhr man in schlankem Trabe auf eben freigelassenem Wege der in diesen Tagen historisch gewordenen kleinen Dompforte zu.

Robert staunte heute über nichts. Alle Wirklichkeit war für ihn wie ein Traum und diesen großen Traum der Welt träumte seine Seele fortgesetzt mit der Andacht eines beseligenden Genusses. Auch der General und die Generalin waren daher nur eine wunderbare Abwechselung in dem Wunderbaren, das heute an ihm vorüberzog.

Dagegen war Ferdinand auf das peinlichste betroffen. Von neuem schämte er sich seiner Wohlthat an Robert, als habe er alle Ursache zu einem bösen Gewissen, und empfand es als einzige Erleichterung, daß die Besitzer des Wagens weder ihn noch den Verwachsenen während der kurzen Fahrt anredeten.

Erst beim Aussteigen, als er dankend seinen Hut zog und sich mit scheuer Hast Robert wieder auf den Arm lud, sagte die Generalin: „Halten Sie sich doch im Dome möglichst zu uns, damit wir Ihnen nachher Ihr Liebeswerk wieder etwas erleichtern können. Sie werden in diesem Menschen- und Wagengewirr auch beim Austritt schwerlich gleich eine Droschke bekommen!"

„Sie sind sehr gütig!" murmelte Ferdinand und trat einen Schritt zurück, um die Herrschaften vorzulassen; dann ging er hochaufgerichtet unmittelbar hinter ihnen drein, während Robert voll andächtiger Zuversicht sagte: „Alle Menschen sind heute gut!"

Darauf schritt man entblößten Hauptes durch die enge Pforte, und schon auf der Schwelle raunte Ferdinand Robert zu: „Gleich nach links sehen!"

Dieser gehorchte mit dem inbrünstigen Gefühl, vom Himmel herab angeleitet zu werden. Sein krankes Herz pochte plötzlich zum Zerspringen, seine Pulse flogen und sein Atem stieg keuchend aus der Brust. „Wo?" fragte er indessen fieberhaft, denn vor seinen Sinnen schwirrte alles durcheinander: Pflanzenduft und Orgeltöne, Wölbungen, Nischen und Pfeiler, wie er sie bisher nur ähnlich auf dem Papier gesehen hatte, Wache haltende Pagen, Grenadiere und Adjutanten, Fahnen- und Lorbeerdekorationen, wehende Palmen und endlos neben- und aufeinandergeschichtete Blumenspenden.

(Schluß folgt.)

Vom Tiger

berichtet in einer vor der naturgeschichtlichen Gesellschaft in Bombay verlesenen Abhandlung ein Herr Inwerarity, daß die gewöhnliche Annahme, die furchtbare Katze töte ihr Opfer durch einen Schlag der gewaltigen Vordertatze, eine irrtümliche sei; das Tier packt mit seiner Klaue, wie ein Mensch mit seinen Fingern, schlägt aber nicht damit. Die Kehle des Opfers wird gewöhnlich von unten her erfaßt, und der

Tod folgt mehr durch ein Zusammendrücken der Luftröhre, als durch Verwundung. Der Berichterstatter glaubt, daß die Plötzlichkeit des Angriffs in der Regel die Beute so betäube, daß sie kaum zum schreckhaften Bewußtsein ihrer Lage komme. Bei dieser Gelegenheit führt der Berichterstatter folgenden eigenartigen Wahrspruch einer „Totenschaujury" über einen bei Salsette von einem Tiger getöteten Eingeborenen an: „Der Pando starb daran, daß der Tiger ihn auffraß; eine andere Ursache seines Todes ist nicht aufzufinden. Es blieben von ihm nur einige Finger zurück, die vermutlich zur rechten oder zur linken Hand gehörten." Wunderbar!

Die Postkutschen in Frankreich in der guten alten Zeit.

In unserer Zeit erscheint es beinahe selbstverständlich, daß man mit dem stählernen Dampfroß in wenigen Stunden Entfernungen durchmißt, zu deren Zurücklegung vor 50 bis 60 Jahren unsere Großeltern ebenso viele Tage brauchten. Und zudem war die Beförderung in der guten alten Zeit durchaus nicht die bequemste und sicherste.

Während der ganzen Dauer des Mittelalters wurden alle Reisen zu Pferde ausgeführt und unter der Regierung des Königs Franz I. von Frankreich, des Zeitgenossen und Gegners Karls V., gab es in Frankreich nur äußerst wenige Karossen. Diese waren sehr große, schwere Wagen, welche trotzdem nicht für längeren Transport geeignet waren.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Gebrauch der Wagen etwas allgemeiner. Aber diese Wagen waren nur eine Art großer Karren, natürlich noch ohne alle Federn, in welchen man furchtbar geschüttelt und gestoßen wurde. Der Vorderteil des Wagens war fest und unbeweglich; das Ganze war mit einer Bedachung und seitlichen Behängen versehen, wie nebenstehend das obere Bildchen zeigt.

Unter Heinrich IV. begannen auch die großen Herren sich der Wagen zu bedienen, welche bis dahin ausschließlich von den Damen des Hofes gebraucht worden waren. Es ist ja auch wohlbekannt, daß Heinrich IV. am 24. Mai 1610 in seiner eigenen, einzigen Karosse ermordet wurde. Daß es sein einziger Wagen war, geht aus einem seiner Briefe hervor, in welchem er einem seiner Günstlinge schreibt: „Ich kann Euch heute nicht besuchen, da meine Gemahlin sich meines Wagens bedient."

Erst unter Ludwig XIII. nahm der Bau von Wagen größeren Umfang an. Man hing dieselben auf starke Riemen und Gurten, den Vorläufern der Federn, auf, und das Volk gab ihnen den Namen Kutsche. Auch diese Kutschen waren aber nur bis zur Höhe der Sitze etwa geschlossen; die übrige Bedeckung wurde durch Behänge aus Stoffen und zuweilen aus Leder gebildet.

Gegen Ende des 30jährigen Krieges, im Jahre 1647, gab es zu Paris besondere Reisekutschen nach 43 Städten Frankreichs. Diese Kutschen, von denen wir unseren Kameraden im Mittelbilde eine vorführen, waren mit 4—6 kräftigen Pferden bespannt und wurden von zwei Postillionen gelenkt. Sie nahmen 6—8 Reisende auf, deren Gepäck hinten am Wagen oder auf dem Dache desselben befestigt wurde. Der eine dieser Reisewagen ging alle Tage nach Fontainebleau, wenn der König sich gerade dort aufhielt. Nach den großen Mengen der übrigen, Paris benachbarten Orte, gingen die Reisekutschen „so oft es möglich war", d. h. wenn sie die genügende Anzahl von Reisenden beisammen hatten.

Man hatte zwar unter der Regierung des prachtliebenden Königs Ludwig XIV. die Luxuswagen ganz bedeutend verbessert und mit reich geschmückten Portieren und Luxusstoffen verziert, aber die Reisekutschen blieben bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts. So schrieb z. B. der bekannte Fabeldichter La Fontaine, welcher im Jahre 1663 nach Limousin abgereist war, 2 Tage nach seiner Abreise an seine Frau: „Ich habe im ganzen eine gute Meinung von unserer Reise; wir haben schon 3 Wegstunden zurück ohne Unglücksfall, ausgenommen daß Herrn Jeaunarts Degen zerbrochen ist. Gegenwärtig sind wir in Clamort, unter jenem berühmten Hügel, wo Meudon liegt; dort können wir uns 2—3 Tage erholen."

Aus dem Jahre 1761 weiß man nach einem Reiseführer, daß eine Karosse nach Straßburg am Sonnabend um sechs Uhr des Morgens abging; sie kam am siebenten Tage nach Bar, am achten nach Nancy und am zwölften nach Straßburg.

Der Wagen nach Lille war auch auf Riemen aufgehängt; er blieb 2 Tage unterwegs und der Preis für den Platz betrug 55 Livres, wobei der Reisende Anspruch auf Nahrung hatte.

Die Kutschen nach Rouen gingen jeden Montag, Mittwoch und Freitag um 4 Uhr morgens und kamen jeden Dienstag, Donnerstag, Samstag um Mittag an Ort und Stelle. Der Preis betrug 12 Livres.

Am 12. September 1791 endlich ordnete die Nationalversammlung (s. drittes Bild) die Einrichtung eines geregelten Postdienstes auf allen Heerstraßen an.

Ueber den Wert alter Münzen.

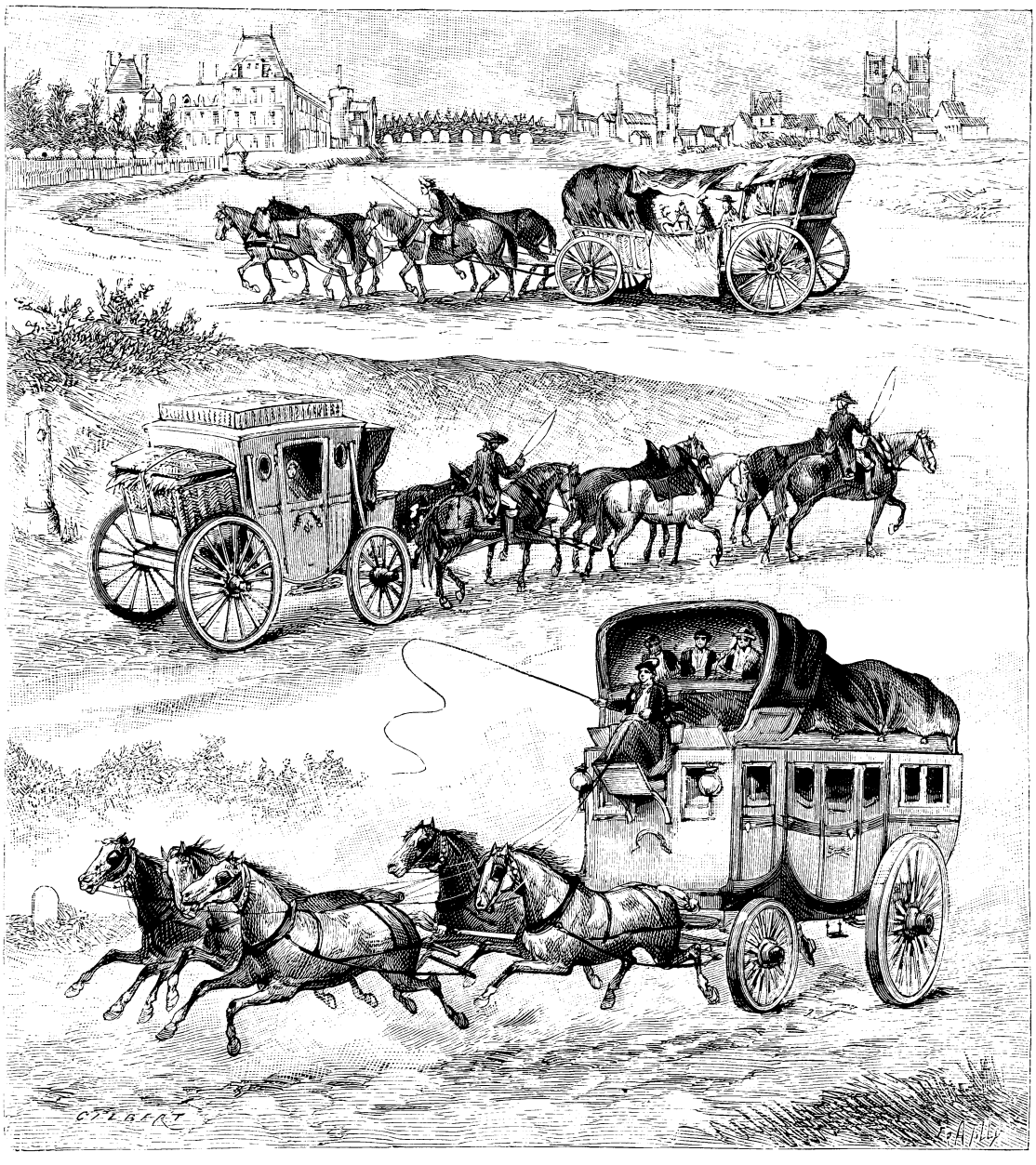
Es sind dem „G. K." schon von so vielen Seiten Anfragen, Wünsche und Bitten zugegangen, welche Münzen und besonders deren „Wert" betrafen, daß er für ratsam hält, auch dieses Thema einmal hier zur Sprache zu bringen — den zahlreichen jungen Münzsammlern aber wünschen wir, daß sie unter ihren Schätzen recht viele solche Stücke finden mögen, die wir nachstehend als wertvoll bezeichnen werden.

Ein jeder weiß, daß sich der Wert einer Münze, ebenso wie jedes andern Gegenstandes, jeder Ware überhaupt, nach „Angebot und Nachfrage" richtet. Das ist ein alter Satz, der aber hier noch gewisser Zusätze bedarf. Zunächst ist schon der „Wert" an und für sich einer verschiedenartigen Auslegung unterworfen und wir können einerseits vom wissenschaftlichen Werte, anderseits vom Handelswerte einer Münze sprechen — häufig aber werden auch diese beiden zusammentreffen, sich miteinander verbinden.

Eine Münze oder Medaille kann einen sehr hohen Handelswert und dennoch einen sehr geringen, vielleicht gar keinen wissenschaftlichen Wert haben. In diese Kategorie gehören beispielsweise jene Münzen, welche weder unbekannt, noch historisch interessant sind, noch durch ihr Gepräge, ihre Form oder dgl. der Wissenschaft in irgend welcher Weise dienen können. Derart gibt es Münzen aller Größen und Sorten, welche weder für die Münzgeschichte noch die Geschichte, die Kunst ꝛc. irgend welchen praktischen Wert mehr hätten und gleichwohl im Handel sehr geschätzt sind, oft einen sehr hohen Marktwert haben. So gibt es z. B. unter den allbekannten Schützenthalern Stücke, welche, trotzdem sie noch ganz jung sind, d. h. diesem Jahrhundert angehören, dennoch selbst hoch bezahlt werden; die zahlreichen Sammler von solchen Medaillen wünschen sich ein jeder eine möglichst vollständige Sammlung der erschienenen Stücke zu verschaffen, und da selbst einzelne solche schon sehr selten sind, die Nachfrage danach aber eine große ist, so steigt naturgemäß der Preis einer solchen Medaille immer mehr. Wo der Metallwert z. B. 4 Mark

beträgt, ist der Handelspreis vielleicht bereits auf 20 Mark gestiegen, der wissenschaftliche Wert aber — gleich Null! Da nun die Zahl der Münzsammler eine sehr große (es sind deren circa 2—3000 bekannt, wovon in Deutschland allein über ein halbes Tausend!), die der wissenschaftlich noch nicht ausgebeuteten Münzen aber nur eine sehr kleine ist, so ist es klar, daß es ungleich mehr Münzen und Medaillen geben wird, die einen großen Handelswert, denn solche, die einen großen wissenschaftlichen Wert ohne jenen haben. Man wird also wohl häufiger die Frage nach dem Handelswerte beantworten müssen, und dieser ist es wohl auch, den unsere jungen Sammler jeweils zu wissen wünschten. Wir können also uns bezüglich des wissenschaftlichen Wertes einer Münze hier kurz fassen. Ist in einem Münzfund ein Stück zu Tage getreten, welches bis dato in demselben Gepräge noch unbekannt war, oder welches ein bisher noch unsicheres Gepräge bezw. dessen Lesart ermöglicht oder richtig stellt, so haben wir hier ein Stück, das für die Münzwissenschaft, die Numismatik, besonderen, ja oft sehr hohen Wert hat. Dasselbe ist der Fall, wenn uns eine Münze irgend eine wenig oder nur ungenügend bekannte historische Thatsache zu bestätigen weiß — ihren Wert hat sie dann also besonders für den Geschichtsforscher — oder wenn sie den Namen eines bisher unbekannten Stempelschneiders (Münzgraveurs) zu Tage fördert, einen Titel, einen chronologischen Anhaltspunkt, ein Recht oder dergl. mehr irgend eines Münzherrn feststellen hilft. In diesen und vielen anderen Fällen hat die Münze einen wissenschaftlichen Wert. Sie hat ihn außerdem auch, wenn sie mit einem anderen Gegenstande zusammen gefunden worden ist, dessen Zeit sie uns durch ihre Vergesellschaftung (ihr Zusammenvorkommen mit jenem) anzeigt. Hier kann also der wissenschaftliche Wert ein sehr großer, der Handelswert aber ein ganz geringer sein. Für diesen Fall ist es nicht nur maßgebend, ob die Münze allenfalls häufig vorkommt oder ob sie von schlechter Erhaltung ist — der Handelswert kann sogar ein geringer bleiben, auch wenn sie nur einzig in ihrer Art dasteht: sie gehört vielleicht einer Klasse von Münzen an, die von den Sammlern vernachlässigt sind — und — der Handelswert ist deshalb, wo nicht null, so doch nur ein ganz geringer.

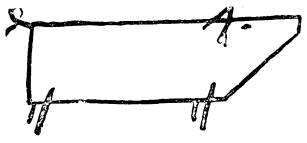
Anders im Handelswert. Hier ist es vor allem Angebot und Nachfrage, welche den Preis regulieren. Aber auch hier spielt oft der wissenschaftliche Wert mit, und eine bisher noch unbekannte, also sehr seltene Münze, wird hier am besten ihre Rechnung finden, sobald nur die gehörige Nachfrage d. h. die nötige Zahl von Sammlern ähnlicher Münzen zur Stelle ist. Denn hier bildet die Seltenheit einen Hauptfaktor bei der Bestimmung des Handelswertes und es ist klar, daß zwei Münzen, deren eine nur in wenigen Exemplaren, die andere aber in einer großen Anzahl vorhanden ist, von Sammlern und Käufern eine sehr verschiedenartige Beurteilung erfahren werden. Um auf unser oben schon angewandtes Exempel zurückzukommen, so sei beispielsweise erwähnt, daß es Schützenthaler gibt, welche, trotzdem sie von wenig verschiedenem Gepräge und von gleichem Metallwerte sind, wenig Jahre Differenz



Die Postkutschen in der guten alten Zeit.

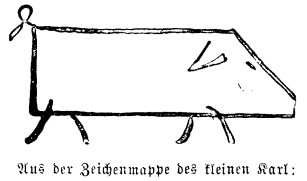
im Datum haben, kurz in ihren äußeren Formen ganz gleichwertig erscheinen, dennoch derart in ihrem Werte variieren, daß das eine Stück nur wenig über dem Metallwert steht, indessen das andere um das 5—10fache kaum erschwinglich ist. Aehnlich verhält es sich auch mit den eigentlichen Münzen. Hier kann der Dukaten ein und desselben Münzherrn in dem einen Gepräge sehr häufig, im anderen ungemein selten und wertvoll sein. Dabei ist es keineswegs das Alter einer Münze, welches ihre Seltenheit bestimmt. Ein Silbergeldstück der römischen Kaiserzeit kann weit seltener und geschätzter sein als 10 andere gleichartige aus der zeitlich doch älteren römischen Republik; dasselbe Verhältnis ist möglich zwischen einer mittelalterlichen Münze gegenüber einer antiken, und zwischen einer neuern und einer Jahrhunderte älteren. Die Kenntnis, ob eine Münze selten und wertvoll, läßt sich also keineswegs, wie dies so viele oft glauben, einfach nach dem höheren oder geringeren Alter bestimmen. Hier bedarf es langjähriger Uebung, Studiums ꝛc. und das gleiche gilt auch nicht nur für die Erkenntnis des Seltenheitsgrades, sondern ebenso sehr auch hat man sich darüber Rechenschaft abzulegen, ob eine Münze, sei es ein besonderes Gepräge oder eine gewisse Serie, besonders gesucht sei! Die „Seltenheit" tritt im allgemeinen im „Angebot" zu Tage und ist daher dieses gering, so darf auf einen erhöhten Wert des betr. Objektes geschlossen werden. Umgekehrt verhält es sich mit der Nachfrage. Ist diese eine starke, so wird der Preis der gesuchten Münze auch entsprechend steigen — ist die Nachfrage schwach, so vermag selbst große Seltenheit die Lücke oft nicht auszufüllen! Die Nachfrage ist also ein nicht minder wichtiger Faktor und wie sehr dieser auf das Münzwesen einzuwirken vermag, beweist die Thatsache, daß je nachdem die „Mode" diesen oder jenen Teil der Numismatik bevorzugt, die Nachfrage also für einen gewissen Teil stärker, für einen anderen schwächer wird, die Werte für ersteren steigen und letzteren fallen. Wir sprechen von „Mode" — und in der That — wie in allem, so auch hier und auf jedem Sammelgebiet läßt sich von „Mode" sprechen. Heute ist dies Fach „Mode", morgen jenes. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren es die antiken Münzen, welche das Hauptinteresse in Anspruch nahmen; heute sind es die mittelalterlichen und gewisse Spezialitäten. Wiederum aber auch gibt es in diesen zwei großen Hauptabteilungen der Numismatik gewisse Gebiete, welche, die einen mehr, die anderen weniger, Nachfrage genießen. Auch hier ist es wieder einerseits die Uebung und andererseits das Studium der zahlreichen Bücher, Zeitschriften und Kataloge, welche uns über die Kenntnis all dieser vielen plus und minus hinweghelfen. —

Endlich gibt es noch einen dritten Standpunkt, von dem aus uns eine Behandlung unseres Themas übrig bleibt und den zu beachten wir unseren jungen Lesern ganz besonders empfehlen. — Unsere angehenden Numismatiker haben dem „G. K." schon häufig bald ein, bald mehrere Stücke ihrer Münzensammlungen zur Bestimmung taxatisch anvertraut. Gewöhnlich hieß es dann: „Wert gleich Null", „Wert kaum über Metallwert", „Wert unbedeutend" u. s. w. Das klingt nun zwar



Aus der Zeichenmappe des kleinen Karl:
Das lustige Spanferkel.

nicht ermutigend — aber warum wollt ihr denn immer den „Wert" kennen? Ihr seht, welch umständlicher Bedingungen es bedarf, bis eine Münze überhaupt einen „Wert" erhält — denn desjenigen Wertes wegen, den das Metall repräsentiert, fragt ihr uns doch wohl nicht an. Stets ist es vielmehr der Gedanke, daß euer Schatz wohl noch etwas recht tüchtiges über dem Metallwert stehe, wenn ihr euch an den „G. K." wendet. Wenn dieser dann so oft im obigen negativen Sinne hat antworten müssen, so liegt das nicht an ihm oder daran, daß er den Münzen überhaupt keine Achtung beimißt — bewahre! — der Fehler liegt an der Münze selbst. Ihr sendet rotes Kupfer auf rotes Kupfer, je schlechter erhalten die Münze ist, „desto seltener" denkt ihr ist sie und so kommt es, daß der „G. K." wirklich, so oft ihm Münzen vorgelegt worden sind, ebenso oft mit einem „Nicht", „Null", „Wenig" u. s. w. antworten mußte — so gerne er auch seinen jungen Kollegen das Vergnügen gemacht und geantwortet hätte: „Metallwert 50 Pfennig, Münzwert — 20 Mark!" Daß das nun aber in Wirklichkeit bis jetzt im „G. K." noch nicht vorgekommen, ist nicht seine Schuld — denn in der That, es gibt zahlreiche solche Münzen, deren Metallwert nur ganz gering, der Münzwert aber ein sehr hoher ist! Unglücklicherweise ist nun aber gerade dasjenige Münzgebiet, welches unsere jun-



Aus der Zeichenmappe des kleinen Karl:
Das traurige Spanferkel.

gen Kollegen am meisten pflegen, das der Kupfermünzen, jenes Feld der Numismatik, auf welchem just das Gegenteil dessen Thatsache ist, was wir oben als besonders prächtiges Zusammentreffen geschildert: Es fehlt die nötige Nachfrage, d. h. diese ist ungemein schwach, das Angebot aber, d. h. das Material, wäre zur Genüge, ja es ist im Ueberflusse vorhanden.

Das klingt nun nicht erfreulich, ist aber in Wirklichkeit so. Die großen Sammler lassen das Kupfer beiseite und verlegen sich mehr oder weniger ausschließlich auf Silber- und — wer's kann — auf Goldmünzen. Diese Metalle sind es, auf welchen sich denn auch sowohl Angebot wie Nachfrage hauptsächlich bewegen, wo der Metallwert oft gänzlich außer Betracht fällt und wo allein jene beiden eben genannten Faktoren entscheidend wirken. Wie weit man es dabei bringen kann, zeigt die denkwürdige Sammlung des Grafen Ponton d'Amécourt. Dieser hatte sich ausschließlich auf Goldmünzen und zwar wiederum nur auf römische und byzantinische beschränkt. Er brachte es auf rund ca. 1000 Stück, was auf einen ungefähren Goldwert von 30 000 Mark schließen läßt. Die im letzten Jahre erfolgte Versteigerung dieser prächtigen Sammlung ergab aber nicht 30 000, sondern nahezu 300 000 Mark, also das zehnfache des Goldwertes, so daß im Durchschnitt ein Stück von 30 Mark Metallwert 300 Mark erzielte; andere blieben natürlich auch unter diesen Summen, während andere wieder weit höher stiegen. Es liegt also, kurz gesagt, fast nur in den Edelmetallmünzen ein wirklich starker Handelswert, welcher den Metallwert aus dem Felde zu schlagen weiß. Die großen Sammler überlassen das Sammeln von Kupfermünzen den kleinen, den Anfängern, und insbesondere der Jugend; gerade diese aber ist es, welche sich jener unteren Gebiete der Numismatik annehmen soll. Ohne in erster Linie nach dem „Werte" zu fragen, sind es gerade die Kupfermünzen, welche wenig Mittel beanspruchen und den jungen Sammler zum Studium anregen, ihm durch die Vielhaltigkeit ihrer Gepräge zu denken geben und ihn vor allem spielend belehren!

Schreiber dieses weiß aus eigener Erfahrung, wie anregend auf ihn jeder neue Zuwachs zu seiner damals noch jungen Sammlung wirkte; ein Freund von ihm, ebenfalls Anfänger im Münzsammeln, erhielt alljährlich von seinem Vater als Weihnachtsgeschenk eine Anzahl von Kupfer- und Silbermünzen und die darauffolgende Zeit, in der wir gemeinsam jeweils dem Studium und der Bestimmung dieser Münzschenkungen oblagen, sah uns mehr Bücher lesen, mehr studieren, mehr Belehrung schöpfen, als wenn wir eine ganze Bibliothek belehrender Schriften und Bücher erhalten hätten. Hierin liegt also der wahre Wert einer Münze für die Freunde des „Guten Kameraden", sei nun die Münze Kupfer oder Silber, älteren oder neueren Datums. —

Ein einfacher Filtrierapparat.

Unser Bild zeigt, wie man sich ein Filtrum machen kann, um einen Niederschlag aus der Flüssigkeit auszuscheiden, worin er sich gebildet hat. Wir legen auf

ein gewöhnliches Trinkglas ein Stück Fließpapier, drücken dasselbe mit dem Fuß eines anderen Trinkglases etwas an und bedienen uns desselben nun als Filtrum unter der Bedingung, daß wir die zu filtrierende Flüssigkeit nur in kleinen Mengen und mit Vorsicht aufgießen. Wir werden als Beispiel eines Niederschlags die Bildung von chromsaurem Blei nehmen können. Wir gießen in ein Glas eine sehr verdünnte Lösung von Chromkali, welche durchsichtig und von einem klaren Hellgelb ist. Wir fügen zu dieser Lösung eine sehr kleine Menge essigsaures Blei in Lösung und erhalten augenblicklich einen dunkelgelben, klümperigen, sehr dichten Niederschlag von unlöslichem Chromblei, welchen wir durch Filtrieren von der Flüssigkeit trennen können.

Scharade.

(Zweisilbig.)

Das Erste ist ein Leckerbissen,
Das Zweite hat ein schlecht' Gewissen;
Das Ganze geht auf krummen Wegen
Und flieht, tritt ihm ein Schütz entgegen.

Logogriph.

Mit l gebührt es dem Fleiße,
Trag's nimmer zur Schau mit h;
Es ist mit m eine Blume,
Mit f hat's mein Papa.

Auflösung der zweisilbigen Scharade in Nr. 22.

„Leumund."

Auflösung des Logogriph in Nr. 22.

„Last — Gast — Mast — Bast."

Fragen und Antworten.

Aus Budapest erhalten wir, dem Namen nach wahrscheinlich von einem magyarisierten jungen Chinesen, das nachstehend paprizierte Opus. Der „G. K." braucht nichts hinzuzufügen, Sprache und Zweck ist ja klar:

Lieber Hobble-Frank!
Demutvollst kreuch ich heran
Zu dir, du kluger weiser Mann!
Ich zittre; doch ich will es wagen
Dir eine Bitte vorzutragen.
Wenn Sokrates ein Stern am Geisteshimmel war,
Bist du die Sonne, das ist klar,
Und war der Kant ein dummer Mann,
Man dich den Weisesten der Weisen nennen kann;
Wollt' ich dich preisen nach Gebühr,
Es reichten kaum zehn Ries Papier,
Ich braucht' ein Federrohr wie eine Flinte
Und einen ganzen Bodensee voll Tinte.
Drum schleiche ich heran mit zagenden Tritten
Um dir vorzutragen meine großen Bitten:
„Welch ein Feldherr, wo er auch habe gestritten,
Im Sieg, der ihn begleitet, auf allen seinen Tritten,
Ist einer größer wie du, in seinen Thaten?"
Das ist eine Knacknuß; nun hast was zu raten!
In Versen schreibe die Antwort, leuchtendstes der Lichter,
Daß du bekannt werdest als ein großer Dichter.
Denn was du auch jetzt bist, ohne alle Fragen
Daß du noch nicht gedichtet, das muß die Welt beklagen
Und wenn mein Vers wo hinket, verzeih' es, bitte, mir,
Das, Hobble-Frank, du guter, macht er bloß nach dir,
Und daß er nicht voll ist mit Klugheit und Verstand —
— Siehst du!? — Jetzt wirst mich der Pegasus gar noch hinab in den Sand.

Paprika Jankfing.

Rudolf D. in **M. G.** Du sollst die schlafende Eidechse nach und nach in die mehr erwärmten Räume verbringen, dann wird sie bald munter sein. Trägst Du sie aber ohne den allmählichen Uebergang aus dem kalten Keller in das warme Zimmer, kann das ihr Ende im Gefolge haben.

C. K. in **W.** Die Nr. 25 des ersten Jahrganges senden wir Dir gerne zu — aber die Adresse, die Adresse? —

X. Y. in **Hbg.** Um möglichst starke Ströme zu erzielen, werden gewöhnlich die Grenetschen Tauchelemente angewendet; dieselben bestehen aus Zinkkohle in Chromsäure. Es ist die letztere aus folgender Mischung herzustellen: Auf 100 Teile 37 Teile Schwefelsäure und 23 Teile doppeltchromsaures Kali. Die Art, wie man zu Werke zu gehen hat, ist die folgende: Man nimmt das Kali, zerstößt es ganz fein und bringt etwa den gleichen Teil Schwefelsäure dazu; unter stetem Umrühren setzt man der sich selbst erwärmenden Flüssigkeit Wasser bei und zuletzt den übrigen Teil Schwefelsäure; die beiden Elektrode sind nicht eher in die Flüssigkeit zu stellen, bis alles Kali gelöst ist; die Stärke des Stromes hängt sehr von der richtigen Herstellung der Säure ab; auch sind dabei nur gute Chemikalien zu verwenden. — Ein Bunsenelement hat gewöhnlich 1,5—1,9 Volt. Bei fortwährendem Schluß des Stromes wird das Zink natürlich eher verbraucht, als wenn dem Element manchmal Zeit gegeben wird, sich zu erholen.

Oskar K. in **Brünn.** Sagen Sie das Ihrem Buchhändler, von dem Sie die Nummern bis jetzt bezogen haben. Er soll Hefte liefern.

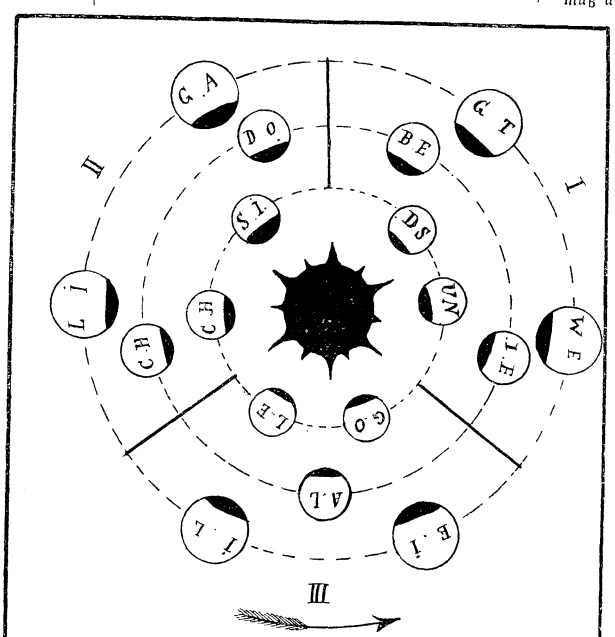
Ernst M. in **Bremen.** Sachsen 3 Pfennig rot kostet im Handel etwa 15 Mark.

Franz Xaver. Ob Mijnheer von Nardappelenbosch fünfundzwanzig große Tiroler Speckknödel, wie ihr sie zu Hause habt, auf einen Sitz aufessen könnte? Kleinigkeit!

Y. Z. in **Hannover.** Waffen darf nur tragen, wer einen von der Behörde ausgestellten Waffenschein besitzt. — Welches Blech? Eisenblech, Kupfer, Zink? Das kommt ganz auf das Metall an.

Paul A. Der ausgedachte Plan ist nicht übel, aber — die Hauptsache — Lotterien sind nicht erlaubt oder doch nur mit Genehmigung der Behörden. Da könnten wir in eine böse Patsche geraten.

Astronomisches Problem.



Die Wortfolge reiht sich entsprechend den nummerierten Segmenten, der Körper und der Pfeilrichtung.

Auflösung des Zahlen-Rätsels in Nr. 22.

P	a	l	**e**	r	m	o
K	u	**r**	i	**l**	e	n
A	**n**	a	d	o	**l**	i
H	o	a	n	g	h	**o**
C	**o**	s	e	n	**z**	a
S	c	**h**	o	**n**	e	n
V	e	n	**e**	d	i	g

R. H. in **Gera.** Du kommst ja gleich mit einer ganzen Wagenladung von Fragen! Batteriekohle selbst zu machen ist Deinen Kameraden wiederholt abgeraten worden; die Idee, die Du dafür hast, ist ja nicht falsch; aber es gehören doch zur Herstellung komplizziertere Einrichtungen, wie Du meinst. Die gewöhnlichsten Akkumulatoren bestehen aus 2 zusammengerollten Bleiplatten (aber voneinander isoliert), die in verdünnter Schwefelsäure stehen 1 : 10. Zum Laden der Akkumulatoren gebraucht man Elemente, Thermosäulen oder Maschinen; praktisch werden gewöhnlich Maschinen benutzt und zwar so, daß der Strom längere Zeit in das Element geleitet wird. Das Zink ist hier so teuer, wie in Gera. Da kann man nichts machen!

Ernst Möhling in **Schwerte** fragt: Kann mir einer der Kameraden eine Bezugsquelle von kleinen Riemenscheiben mitteilen oder mir sagen, wie man dieselben am besten selbst herstellt?

L. Petersen. Die Kohlenplatten sind nicht selbst anzufertigen; die Platten, wie man sie kauft, sind die Rückstände von Retortenkohle; diese wird pulverisiert, glühend gemacht und in diesem Zustand in die gewünschte Form gepreßt; das kannst Du wohl nicht fertig bringen. Wenn es Deine Sparbüchse nicht erlaubt, vielleicht daß Papa Deinem Wunsche willfährt. Gruß!

H. Konen. Die astronomische Karriere ist eine höchst ehrenvolle aber auch schwierige. Wer sich ihr widmet, muß auf pekuniären Ertrag in dem Maße, wie solcher heutzutage gewöhnlich ist, von vorn herein verzichten. Auch auf dem astronomischen Gebiet gibt es jetzt zahlreiche, tüchtige, ja sehr hervorragende Kräfte und Talente, die jahrelang auf Anstellung und auskömmlichen Gehalt warten müssen. Nur wer bei großem Talent das nötige Vermögen hat, um lediglich der Wissenschaft zu leben, möge Astronomie studieren. Als „Brodstudium" ist sie nicht zu empfehlen, im Gegenteil, es muß abgeraten werden.

K. D. Stieglitze, Zeisige und Kanarienvögel, also sämtliche Finken und Körnerfresser, darfst Du wohl zusammen in einem Käfige beherbergen, aber nicht in einer „Hecke". Wenn diese Vögel anfangen zu nisten, so vertragen sie sich in den wenigsten Fällen noch gut miteinander. Der Zeisig zupft gern den anderen die Baustoffe aus dem Nest und ebenso treiben die Kanarienvögel gewöhnlich allerlei Unfug und Allotria an fremden Nestern. Am besten ist es daher, wenn Du für jedes Pärchen einen besonderen Heckkäfig einrichtest. Allenfalls könntest Du sie zusammen in einer Vogelstube fliegen lassen.

Wenzel P. Wie groß die Staatsschuld Oesterreich-Ungarns ist? Willst Du sie bezahlen? Sie betrug im Jahre 1886 das hübsche Sümmchen von 6648 Millionen Mark. — Die chemische Analyse des Gießhübler Wassers? Wo fließt diese Quelle? — Die Wolga ist nahe der Mündung acht Kilometer breit. Das vielarmige Delta, Schilf- und Sumpfland, mißt etwa 110 Kilometer.

Maximus, Plauen i. V. Kurz und bündig wie Du: Ja!

von M., Hagen i. W. Das oft genannte Buch, „Dammer, Der Naturfreund" bringt auch Anleitung zur Anfertigung mikroskopischer Präparate.

H. B. in **Krefeld.** Du bist auf der Suche nach dem Papier pelé, das Du für Deine Korklandschaften verwenden willst. Wir haben das lange Jahre von der Papierhandlung Schürmann in Münster, Frauenstraße (Westfalen) bezogen. Es dürfte aber in jeder Utensilien-Handlung für Kunstmaler zu haben sein, jedenfalls in jener von Dr. Schönfeld in Düsseldorf, Bazarstraße.

L. in **F.** Wird besser sein, so Deine Eltern es erlauben, daß Du eine Tanzstunde besuchest. Wer soll Dir denn dazu aufspielen?

E. S., Untersekundaner. Blaubücher, Weißbücher 2c., wegen des blauen, weißen 2c. Einbandes so benannt, enthalten politische Berichte, diplomatische Korrespondenzen. Deutschland hat Weißbücher, Oesterreich Rotbücher, England Blaubücher, Frankreich Gelbbücher, Italien Grünbücher. Man bediente sich dieser Bezeichnung zum erstenmal im englischen Parlamente.

Gustav und **Daniel.** Wie man Spatzen locken und fangen kann? Man spricht viel von: Salz auf den Schwanz streuen.

Johannes von F. in K. Na, Hannes, nur man nich über die Strende springen!

Hans Huckebein der Unglücksrabe. Du fragst: Wer ist denn die unbekannte Größe, der die ganze Welt nach seiner Pfeife tanzen, und heuer Fastnacht gerade auf den 5. März und Ostern auf den 21. April fallen läßt? — Lieber Kamerad, nur nicht so hitzig! Der Spielraum für Ostern ist sogar ein ziemlich bedeutender und insoweit begrenzt, als dieses nicht vor den 22. März und nicht nach dem 25. April fallen kann. Wir haben zwar hier nicht den Raum, Dir das Wesen der Julianischen und Gregorianischen Epakte, auf denen diese Zeitberechnung zufolge des Reichstagsbeschlusses vom Jahre 1776 beruht, zu erklären, vielleicht aber findest Du in Deinem Bekannten- oder Lehrerkreise jemanden, der Dir diese Aufklärung gibt. So viel ist gewiß, daß Du unseren weisen Urgroßvätern in dieser Beziehung volles Vertrauen entgegenbringen kannst. Hat vieles Kopfzerbrechen bedurft, eh' die christliche Welt zu dieser Ordnung kam und — was meinst Du? — wir wollen es vorläufig auch dabei bestehen lassen. — Frischwachs (Frühlingswachs): wir vermuten, daß das ein Ausdruck der Bienenzüchter ist.

J. Th. in **Gera.** Die Stärke des Magneten muß mindestens so groß sein, um das eigene Gewicht zu tragen, aber je stärker der Magnet ist, desto besser. Wenn Du einen solchen Magnet nicht in Gera in einer Telegraphenbauanstalt bekommst, so wende Dich an Schäfer & Montanus, Frankfurt a. M. Es kostet ein solcher von etwa 20 cm Länge mit Porto: 1,50—1,80 M.

R. K. in **Danzig.** Die Zinktasse des Hektographen hat die ganz einfache Form einer Schachtel mit senkrecht aufgebogenen, 2—2,5 cm hohen Rändern (Wänden); die Größe ist dem Papierformate anzupassen, also entweder Quart oder Folio, mit Hinzurechnung eines Spielraumes von beiläufig 2 cm. Zur Zubereitung der Tinte bedarf es keiner Zusätze. Man stellt ein Porzellannäpfchen übers Feuer und erhitzt das in dasselbe gegebene Wasser bis zum Sieden, worauf dann vom Anilin eine kleine Portion hinzugesetzt und mit einem Holzstäbchen so lang verrührt wird, bis kein Klümpchen mehr zu bemerken ist. In solcher Weise wird nun mit dem Auflösen des Anilins fortgefahren. Alsdann wird unter Umrühren die Mischung so lange eingedampft oder eingekocht, bis sie die Konsistenz einer dickflüssigen Tinte erhält, worauf sie abgekühlt, sogleich in Verwendung genommen werden kann. Nur solche Tinte liefert gute Abzüge, mit welcher das Geschriebene einen hohen Goldglanz erhält. Ist solches nicht der Fall, so ist sie meist zu dünnflüssig und muß nochmals stärker eingedampft werden. Es ist daher anzuraten, schon anfangs zum Auflösen das notwendigste Quantum Wasser zu nehmen. Schließlich ist noch zu bemerken, daß man sich vor dem Beschmutzen der Hände, Wäsche und Kleider mit Anilin in acht zu nehmen hat, da besonders aus letzteren die Farbe nur sehr schwer zu entfernen ist.

J. Diederrichsen. Die Gärtner-Lehranstalt in Potsdam, am Wildpark bei Sanssouci, bezweckt die wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung der Gärtner. Der Kurs ist zweijährig. Die Aufnahmen finden alljährlich im April statt durch die Direktion.

Max Gottgetreu. Dank für das Rätsel. Du hast an den vielen Zauberkunststücken, die euch der „G. K." gelehrt hat, noch nicht genug? Da muß er sich eben auf neue besinnen.

L. W. in **H.** Etwas Geduld! Wir haben Mr. Hobble um eine Beschreibung seiner „Villa Bärenfett" gebeten, er hat freundlichst zugesagt und wird bei dieser Gelegenheit wohl auch auf seinen Goldklumpen zu sprechen kommen. Gruß kameradschaftlichst erwidert.

Obertertianer August H. Dein Mißgeschick mit der Kanarienvogelhecke liegt zweifellos darin begründet, daß Du irgend etwas versäumt hast. Um künftig solche Mißgriffe zu vermeiden, solltest Du Dir das Buch von Dr. Karl Ruß „Der Kanarienvogel" (Fünfte Auflage), Preis 2 Mark, verschaffen und Dir die darin gegebenen Anleitungen zur Richtschnur dienen lassen.

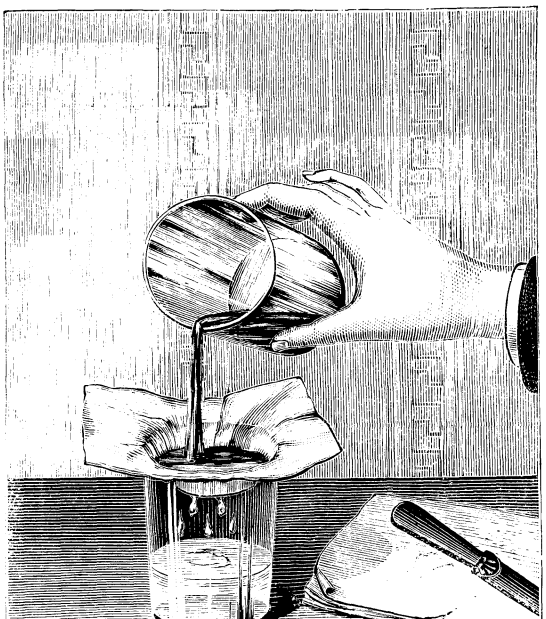
E. H. in **Schönerstädt.** Gerne erfüllen wir Deinen Wunsch, nur hast Du vergessen, zu erwähnen, wieweit Du in der Laubsägerei fortgeschritten bist, um eine Deinen Leistungen angemessene Auswahl treffen zu können. Viele der Kameraden, nicht selten erst 11 bis 12 Jahre alt, leisten hierin schon ganz Bedeutendes. Um in unserer Annahme sicher zu gehen, wollen wir einige Gegenstände aus Mey & Widmayers Verlags-Katalog zu passender Auswahl erwähnen: Nr. 189 oder auch 516 Photographierahme für 2 Bilder; Nr. 518 Rahmenmuster für 3 Bilder; Nr. 446 Staffelei für eine Photographie; Nr. 589 Doppelleuchter; Nr. 64 Eckétagèren; Nr. 265 Blumenvase; Nr. 715 Fischglasständer. — Etwas schwieriger zur Ausführung sind Nr. 639—40 Schlüsselkästchen; Nr. 268 Blumenstellage; Nr. 463 Wandmappe; Nr. 691 und 692 Tafelaufsatz mit Blumenkorb; Nr. 74 und 75 Büffetschränkchen; Nr. 675 Kassette; Nr. 808—809 Postament für eine Figur oder Büste. — Die Doppelnummern bestehen jede aus zwei Vorlageblättern und kostet jedes Blatt 15 Pfg. Unter diesen aufgeführten Gegenständen wirst Du ganz gewiß etwas Passendes und Hübsches finden. Sie sind fast in jeder Schreibmaterialienhandlung erhältlich, wenn nicht, so sende den Betrag in Briefmarken nebst einer 3 Pfg.-Postmarke an die Verlagshandlung Mey & Widmayer in München, Theatinerstraße 11 ein, welche Dir dann postwendend das Gewünschte franko zuschickt.

Alb. K. in **Lindau.** Die Spielregel zu dem genannten Weihnachtsspiele steht gewiß in dem betreffenden Hefte „Vom Fels zum Meer". Frage mal Mama. — Das Rezept für die Hektographenmasse haben wir an dieser Stelle schon oft genannt. Blättere gefälligst etwas zurück. Gruß!

Erich Senger in **Zabern.** Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig und jede Werkzeughandlung.

Karl von Schmitzhausen. Die betreffende Adresse lautet: Kötzschenbroda — Dresden.

E. Thovel in **Hamburg.** Der „G. K." hat nicht übel Lust, Dich tüchtig auszulachen. Wenn Dir der Schreiner den Kasten verpfuscht hat und unrichtige Maße anwendete, so ist doch wahrlich kein Druckfehler daran schuld!? Lese unsere Ratschläge aufmerksam noch einmal durch, denn es fehlt uns an Zeit, Dir dies alles hier zu wiederholen und Du wirst, wie viele Kameraden, finden, daß wir richtige Maße angegeben haben, also daß auch kein Druckfehler obwaltet. Unerklärlich ist, was Du da von vier Kulissen redest. Es sind doch zu jeder Dekoration drei Paare vorhanden, doch spricht der Theatertechniker kurzweg von drei Kulissen, wenn er drei Paare meint. Für gewöhnlich reichen allerdings drei Kulissen und dann der Hintergrund; wenn die Szene aber tiefer erforderlich ist, dann werden sechs (Paar) Kulissen aufgestellt, und hinter



Ein einfacher Filtrierapparat.

diesen erst der Hintergrund. Oft wird dann noch in die Mitte, zwischen der 3. und 4. Kulisse, der Mittelprospekt gestellt. Wenn Du nun sechs (Paar) Kulissen brauchst, z. B. zur Walddekoration, so nimm die drei Ritterburgkulissen und die drei Waldkulissen, so hast Du gleich sechs (Paar) Kulissen, denn 3 + 3 = 6, das wirst Du doch zugeben? Lese nur manchmals aufmerksam unsere Theaterartikel, denke auch darüber nach, und Du wirst bald den Fehler finden. Wenn der Kasten schlecht gemacht ist, so gib ihn dem Schreiner zurück; vielleicht hast Du einen Kasten kleinen Formats zu Bilderbogen großen Formats gewählt? Das wäre freilich fatal. Oder der Kasten ist nicht für tiefe Szenen berechnet, und nur für drei Kulissen tief eingerichtet? Besten Gruß!

Walter Kuhlen in **M. G.** Kupfer-, Nickel- und Silbermünzen, wenn sie angelaufen, also schwarz sind, reinigt man mit sanftem Reiben auf mit feinstem Kreidestaub bestreutem Putzleder; wenn sie oxydiert sind, d. h. „vergrünspant", behandelt man sie mit Säuren (ausgegrabene Münzen), doch ist dies letztere Verfahren nur mit Vorsicht und Vorkenntnis aller Details auszuführen, da mit dem Roste nur zu oft auch ein Teil der Münzmetalle selbst fortgeht und oft wohl gar noch die Säure den Kleidern oder offenen Schnitten am Finger unliebsam zusetzt.

A. Thannenberg in **S.** Münzenhandlungen, welche Preisverzeichnisse ausgeben, sind unter anderen: Otto Helbing, München, von der Tannstr. 4 I.; Gebr. Egge, Wien; Adolf Cahn, Frankfurt a. M., Eschenheimer Landstr. 36.

Steinert, Dresden. Dein Anerbieten ist uns freilich willkommen. Sende!

E. W. 3. Da wir Dich nicht kennen, ist das doch sehr schwer zu sagen. Durchblättere einmal die „Berufswahl" in W. Spemanns „Schatzkästlein des guten Rats". Die eine oder die andere Neigung wird sich Dir dabei doch wohl offenbaren.

Theodor Stifter, Linz, (Oberösterreich), Klammstraße 9 II, schreibt: Wünsche mit einem Kameraden in Korrespondenz zu treten; derselbe soll ein Gymnasialstudent sein und ein Alter von beiläufig 15 Jahren erreicht haben. — Nein, dieser Strom läßt sich für ein Glühlicht nicht verwenden.

F. Snida. Gevuld überwindet Sauerkraut? — gewiß auch das, wenn man nicht gerade an völliger Appetitlosigkeit leidet.

Prof. Hilarius Jocosus. Glauben's gerne! Uns aber auch.

Naturfreund. Einzelnen Gattungen wird das freilich recht unangenehm sein.

C. Hofeneder. Lieber Freund, diese Rätsel sind zu leicht. Wir müssen unseren Kameraden viel schwerere vorsetzen, sollen sich viel mehr plagen müssen.

Tauschmarkt.

Ludwig Kahn in **Augsburg, Steingasse D 267,** bittet seine lieben Kameraden um Zusendung von Ganzsachen ihrer Länder, gibt dagegen ausländische Briefmarken.

F. Scherer in **Karlsruhe, Waldstr. 13,** hat 50 seltene Siegel und 120 Stempel gegen Briefmarken oder Münzen zu vertauschen; ebenso wünscht er einen Schmetterlingskasten gegen ein hübsches und gut erhaltenes Spiel abzugeben.

Wer tauscht Briefmarken und Mineralien? Letzterer tauscht wegen der Zollausgabe nur mit Kameraden in Oesterreich. Ernst von Streermoitz in Mies bei Pilsen (Böhmen).

Alfred Blasenhauer in **Saarlouis, Marktplatz 28,** hat 2 Münzen aus dem 16. Jahrhundert gegen Freimarken zu vertauschen.

Wer „Kaisermarken" der Berliner Omnibus- und Paketfahrtaktiengesellschaft mit dem Bildnis des Kaisers und der Unterschrift: „Zur Erinnerung 27. 1. 89" haben will, wende sich an Hans Klepp in Berlin, W., 62, Schillstr. 3.

Wer von meinen lieben Kameraden tauscht mit mir Stempel und Siegel gegen Stempel? Raimund Fink bei Herrn J. Feiner, Schuldiener an der Oberrealschule in Salzburg.

Karl Demmler in **Heilbronn, Untere Allee 10,** hat Marken für den amtlichen Verkehr in Württemberg und sucht dagegen eine schöne große Münze für die Uhrkette.

Wer von den Kameraden schickt mir eine Dampfmaschine oder einen elektrischen Apparat? Gebe dagegen Mineralien, Briefmarken und Münzen. Bruno Maixner in Krefeld, Westwall 31.

A. Koch in **Küstrin, Kommandantenstr. 82,** bittet um 25 Pfg.-Marken des Deutschen Reiches, gibt dafür Stempel oder andere Briefmarken. Außerdem sucht er solche, die vor 1872 in Europa ausgegeben sind, sowie einen elektrischen Apparat einzutauschen.

Alex. Lingelsheim in **Arolsen** hat etwa 700 3, 5, 10 und 20 Pfennigmarken, die er gegen einige seltene Marken vertauschen möchte.

O. Steffens in **Bergedorf, Töpfertwiete 2,** tauscht den Jahrgang 1888 des illustr. Senfschen Briefmarkenjournales gegen Briefmarken oder andere Sachen.

Hans Gruschka in **Beuthen, Oberschlesien, Gartenstraße Nr. 3,** bietet verschiedene persische und türkische Briefmarken, russische Stempelmarken, sowie 38 verschiedene Kupfermünzen zum Tausch an. Sucht mit überseeischen Kameraden Briefmarkentauschverbindung.

Hans Daffis in **Berlin W., Lützowstraße 41,** sucht Briefmarken, sowie eine Steinsammlung zu vertauschen.

Liebe Kameraden! Ich suche Marken von Montenegro, Malta und Guatemala und gebe Stempel dafür. Hans Blumenstock in Wien I, Parlamentsgebäude.

A. Peters, per Adresse Herrn E. Just in **Halle a. d. S., Geiststraße 36,** tauscht gegen Briefmarken eine fast neue Dampfmaschine und mehr als 200 Siegel und Stempel.

Carl Schwalbe in **Hamburg, Baumwall Nr. 10,** besitzt viele schöne Muscheln und eine Stempelsammlung, auch seltene Briefmarken, die er gegen ausländische gerne vertauschen möchte.

Ernst Pollack in **Wien II., Obere Donaustraße 37,** sucht überseeische Briefmarken; gibt dagegen europäische und zwar in doppelter Anzahl.

Erich Berg in **Sagnitz per Teilitz (Livland), Rußland,** gibt für eine seltene Briefmarke 20 russische 7 Kopeken-Marken.

P. Märtens in **Bonn, Hirschstraße 8,** bittet alle Kameraden des Auslands, ihm eine Postkarte ihres Landes mit Tipp-Topp-Stempel zu schicken.

Carl Wöhler in **Schwäbisch-Gmünd** vertauscht ein selbst verfertigtes chemisches Element nebst Beschreibung gegen 50 außerdeutsche verschiedene Briefmarken.

Schmarotzerpflanzen.

Ein Telegraphendraht, sollte man annehmen, sei das letzte auf der Welt, was als Boden für irgendwelche Pflanzenbildung dienen könnte. Daß dies jedoch keineswegs der Fall ist, ergibt sich aus der Schilderung eines Reisenden, welcher in Brasilien, nicht weit von Rio de Janeiro, die Telegraphendrähte mit einer Fülle von Misteln überwuchert fand. Aus einiger Entfernung, so schreibt derselbe, erschienen die Telegraphendrähte wie mit Fransen besetzt, und er nahm an, daß es hängengebliebene Wurzelfasern oder dergleichen von einer kürzlich stattgehabten Ueberschwemmung seien. Beim Näherkommen fand er indes die Drähte so hoch, daß seine ursprüngliche Annahme, dieselben wären vom Wasser überflutet gewesen, unmöglich zutreffen konnte und bei näherer Prüfung fand er denn auch, daß die Fransen aus Tausenden kleiner Misteln gebildet waren, welche auf den Drähten fest aufsaßen und von diesen herunterhingen. In Brasilien wuchern viele Arten von Misteln; eine davon, im Volksmunde „Vogelunkraut" genannt, gedeiht besonders gut auf Fruchtbäumen und andern kultivierten Pflanzen; sie trägt große Beeren, welche von den Vögeln außerordentlich gesucht und mit Gier verschlungen werden. Durch die Entleerungen der Vögel gelangen die Samenkörner der Misteln dann auch auf die Telegraphendrähte, wo sie Wurzeln schlagen und sich schnell entwickeln. Obwohl die Pflanzen hier nicht lange gelitten werden, sorgen die Vögel doch bald wieder für Nachwuchs und die sonderbaren Behänge bilden deshalb in Brasilien eine fast ständige Zubehör zu den Telegraphenleitungen.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Das Zimmer war chinesisch ausgestattet, mit schönen Bambusmöbeln und einem großen Kerzenleuchter. Sogar ein langer Spiegel, welcher vom Boden bis hinauf zur Decke reichte, war vorhanden.

Hier machte ihnen der Hausmeister nochmals seine tiefen Verneigungen, um sie an Stelle des Hausherrn willkommen zu heißen, entschuldigte diesen letzteren wegen seiner Abwesenheit und gab dann den Befehl, ihnen den Thee zu reichen.

Dieser wurde auf goldenen Präsentiertellern gebracht und aus winzig kleinen Tassen getrunken. Die Zubereitung war genau diejenige des Kaffees bei den Orientalen: Der Thee wurde in die Tasse gethan und mit kochendem Wasser übergossen. Nachdem er einige Augenblicke gezogen hatte, war er von einem Aroma und Wohlgeschmacke, derlei der Europäer an den exportierten Sorten gar nicht kennt.

Dann bat der Haushofmeister die Gäste, ihm zu folgen. Er führte sie durch mehrere Gemächer in ein großes Badezimmer, in welchem acht Wannen aus verschiedenem Materiale standen. Zwei derselben waren aus Marmor und durch Scheidewände von den anderen getrennt. Der Major domus erklärte, daß diese beiden Becken nur für den Herrn und die Gebieterin des Hauses bestimmt seien, jetzt aber von den beiden vornehmsten der Gäste benutzt werden könnten.

„Die vornehmsten?" meinte der Gottfried, als ihm diese Erklärung übersetzt worden war. „Dat ist der Methusalem, und dat bin nachher ich selberst."

„Sie?" fragte Turnerstick. „Ein Wichsier soll vornehmer sein als wir andern?"

„Ja, denn wenn der Wichsier nicht von

– „Tsching!" rief auch Gottfried und zwar in einem Tone, als ob er der Kaiser von China in eigener Person sei. –

seinem Glanze ein bißchen an die Stibbeln seines Herrn abjiebt, dann kann vom Glanze eben keine Rede sein. Nicht wahr, Mijnheer?"

„Neen. Wichsier blijft Wichsier!"

„Wat? Sie wollen mir aus dat Stipendium jagen? Dat habe ich Ihnen nicht zujetraut. Ich bin stets Ihr freundschaftlich jesinnter Jottfried jewesen und jetzt retournieren Sie mir in dat jewöhnliche Publikum zurück? Ich kündige hiermit meine bisherige Jewogenheit und frage nur, wer denn nun der zweite Vornehme unter uns sein soll!"

„Darüber kann es gar keinen Zweifel geben," sagte Methusalem. „Turnerstick ist Generalmajor; er steht also dem Range nach über uns allen und muß die feinste Wanne haben."

„Richtig! Dat hatte ich verjessen. Ich trete also zurück. Hätte ich mir als Feldmarschall verkleidet, so jehörte die Wanne mich! Doch denke ich, daß ich in einer anderen auch nicht versaufen werde. Also abjemacht; plätschern wir ein bißchen!"

Der Chinese ist bekanntlich nicht wegen allzugroßer Reinlichkeit berühmt. Die besseren Stände aber stehen allerdings in einem besseren Rufe. Dennoch mußte der Besitzer eines Hauses, welches einen solchen Baderaum aufwies, nicht nur ein reicher, sondern ein Mann sein, welcher überhaupt es mit dem Komfort des Lebens hielt. In dem Kasten, aus dem er errettet worden war, hatte Tong-tschi freilich nicht danach ausgesehen.

Nach dem Bade wurden die Gäste in das Speisezimmer geleitet, wo ihrer eine Mahlzeit harrte, welche aus Fisch, Geflügel, Fleisch, Gemüse, dem allgegenwärtigen Reis und endlich einer Schüssel bestand, die einen dünnen Mus enthielt, welcher einen der Mandelmilch ähnlichen Wohlgeschmack hatte. Auf seine Erkundigung erfuhr der Methusalem, daß der Brei aus fein gestoßenen Aprikosenkernen bereitet worden sei. Diese Speise verdient es, auch in Deutschland nachgeahmt zu werden.

Dann erhielten die Reisenden die für sie bestimmten Zimmer, jeder ein besonderes, angewiesen. Es war aus allem zu ersehen, daß der Tong-tschi seinem Hausmeister den Methusalem als denjenigen bezeichnet hatte, dem die größte Aufmerksamkeit zu erweisen sei. Er erhielt das am feinsten eingerichtete Gemach.

Nun konnten sie sich ausruhen und nach Gutdünken thun, was sie wollten. Nur falls sie die Absicht haben sollten, sich die Stadt zu besehen, bat der Hausmeister, daß sie die Palankins benutzen sollten, da sie sonst die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich ziehen würden und sehr leicht belästigt, ja sogar beleidigt werden könnten.

„Aber zu einem Ausgange nur in die nächste Nachbarschaft ist die Sänfte doch nicht nötig?" fragte Methusalem.

„Darf der ganz Kleine fragen, wohin Sie wollen?"

Der „ganz Kleine" ist ein Ausdruck, mit welchem der Chinese sich selbst bezeichnet, wenn er mit einem Höherstehenden spricht. Der Hausmeister meinte also sich.

„Zum Nachbar, dessen Juwelenladen ich mir ansehen will."

„Zu Hu-tsin?"

„Ja."

„Der wohnt so nahe, daß Sie der Sänfte wohl nicht bedürfen. Er ist ein berühmter Juwelier und ein ehrlicher Mann. Gehen Sie nur nicht zu seinem Nachbar Wing-kan!"

„Warum zu diesem nicht?"

„Er ist ein Betrüger, obgleich das Gegenteil auf seinem Schilde steht. Beide sind einander sehr feindlich gesinnt."

„So werde ich dem letzteren nichts abkaufen. Gottfried, brenn die Pfeife an!"

„Augenblicklich!" antwortete der Genannte, welcher sich im Zimmer des Blauroten befand. „Wir müssen bei dem Manne mit die nötige Kultur und Schicklichkeit erscheinen, wozu doch nichts so notwendig ist, wie Ihre Hukah und meine Fagottoboe."

Auch für Tabak hatte man gesorgt. Es stand eine ganze Vase voll auf dem Tische. Von dem Inhalte derselben wurde die Wasserpfeife gestopft, und nachdem dieselbe in Brand gesteckt worden war, brachen die beiden auf, von dem Hausmeister bis an das Thor begleitet.

Sie legten die wenigen Schritte in der schon oft beschriebenen Weise und gravitätischen Haltung zurück. Trotz der Kürze des Weges sahen sie ein, daß der Hausmeister sehr recht gehabt hatte, als er ihnen für etwaige Ausflüge den Gebrauch der Sänften empfahl. Sie waren kaum aus dem Hause getreten, so blieben die Straßenpassanten stehen, um die beiden ihnen so sonderbar vorkommenden Menschen in Augenschein zu nehmen.

Methusalem ging nicht hart am Hause hin. Er hielt sich auf der Mitte der Straße, um vielleicht einen Blick in den zweiten Laden werfen zu können. Das gelang ihm auch.

An den beiden Häusern hingen mehrere Firmenschilder herab, je eins mit den Namen der Besitzer, also Hu-tsin und Wing-kan; auf den anderen waren die Artikel verzeichnet, welche man bei ihnen kaufen konnte. Wing-kan hatte noch extra auf ein Brett schreiben lassen: „Hier wird man ehrlich bedient", eine Aufschrift, welche im Gegenteile zu seiner Absicht das Mißtrauen der Leser erregen mußte, da kein ehrlicher Geschäftsmann es für notwendig halten wird, seine Kunden in so besonderer Weise auf eine Eigenschaft aufmerksam zu machen, welche man ohnedies bei ihm vorauszusetzen hat.

Er saß unweit seiner offenen Ladenthüre. Methusalem sah ihn und erkannte gleich den Mann, welchen er belauscht hatte. Es konnte nun gar kein Zweifel mehr vorhanden sein.

Er trat in den Laden Hu-tsins, welcher sich allein in demselben befand. Der Juwelier war ein Mann in den mittleren Jahren, wohlgestaltet und sehr sorgfältig gekleidet. Er trug einen langen, dünnen Schnurrbart, dessen Spitzen ihm zu beiden Seiten fast bis auf die Brust reichten. Als er die beiden Männer sah, erhob er sich von seinem Platze. Indem er sie anblickte, war er ein sprechendes Bild unendlichen Erstaunens. Zwei so fremdartige Gestalten waren noch nie bei ihm gewesen.

„Tsching!" grüßte der Methusalem kurz, indem er eine Rauchwolke von sich blies.

„Tsching!" rief auch Gottfried und zwar in einem Tone, als ob er der Kaiser von China in eigener Person sei.

„Schim Hu-tsin — Sie heißen Hu-tsin?" fragte der Student.

„Pi-tseu — das ist mein Name," antwortete der Juwelier, welcher sich von seiner Betroffenheit erholte und unter tiefen Verneigungen und ehrerbietigen Handbewegungen die beiden einlud, näher zu treten.

„Ich komme nicht, um etwas zu kaufen," fuhr Methusalem fort. „Ich habe notwendig mit Ihnen zu sprechen."

„Sie — — mit mir!" fragte der Mann, dem es ein Rätsel war, was so ein fremder Herr gerade mit ihm zu reden habe. „Ist es etwas Wichtiges?"

„Sehr, nicht für mich, aber für Sie."

„Was?"

„Es handelt sich um Ihr Leben."

„Um — mein — Leben? T'ien-na, o mein Himmel! Ist das möglich?"

„Ja. Ich bin gekommen, um Sie vom Tode zu erretten.“

„Weshalb sollte ich sterben? Sind Sie ein fremder Arzt? Bin ich krank?“

„Nein. Sie sollen hingerichtet werden.“

„Herr, ich bin kein Verbrecher!“

„Das weiß ich; aber es kommt auch vor, daß Angeklagte unschuldig verurteilt werden.“

„Angeklagte? Wessen will man mich anklagen? Was soll ich verbrochen haben?“

„Sie sollen ein Götterbild geraubt haben.“

Der Mann erbleichte und begann zu zittern. „Ein Götterbild!“ stieß er hervor. „Das ist ein Verbrechen, welches mit dem schrecklichsten Tode bestraft wird!“

„Allerdings. Und von diesem Tode will ich Sie erretten.“

„Herr, man kann mich nicht verurteilen, denn ich habe die That nicht begangen. Ich achte die Gesetze und bin mir niemals einer Schuld bewußt gewesen, am allerwenigsten aber einer so gräßlichen.“

„Aber man wird die Figur bei Ihnen finden.“

„Bei — — mir?! Wo?“

„Im Garten.“

„Da mag man suchen!“

„Ja, man wird suchen und wenn man sie dort findet, sind Sie verloren.“

„Das wäre ich allerdings; aber ich weiß gewiß, daß man nichts finden wird.“

„Und ich weiß ebenso gewiß, daß man sie bei Ihnen ausgraben wird!“

„Dann müßte sie ein anderer eingegraben haben!“

„Ja, und das ist eben der Fall. Ein Feind von Ihnen will die Figur stehlen und bei Ihnen vergraben lassen. Erstattet er dann Anzeige, so wird Sie bei Ihnen gefunden und Sie werden als Dieb und Tempelschänder zum Tode verurteilt.“

Da schlug der Juwelier die Hände zusammen und rief im Tone des Entsetzens: „Welch ein Unglück! Ich bin verloren; ich bin verloren!“

„Schreien Sie nicht so! Sie sehen, welch eine Menge von Menschen vor Ihrem Laden steht, um mich zu begaffen. Sie sind nicht verloren, denn ich bin gekommen, Sie zu retten. Wir müssen die Angelegenheit mit allem Bedacht besprechen.“

„Ja — besprechen — mit allem Bedacht! Ich werde jemand rufen, der einstweilen im Laden bleibt. Sie aber werden die Güte haben, mich hinauf in mein Zimmer zu begleiten.“

Er rief einen Namen durch eine Thür, welche im Hintergrunde des Ladens angebracht war. Ein junger Mann kam herein. Dann forderte er Methusalem und Gottfried auf, ihm zu folgen.

Es ging durch die erwähnte Thür nach einem kleinen Vorplatze, von welchem aus eine Treppe zum Stock emporführte. Dort traten sie in eine Stube, die der Arbeitsraum des Juweliers zu sein schien. In einer Ecke war ein Brettchen angebracht, auf welchem eine kleine, dicke Figur des Buddha saß. Vor derselben brannte ein Licht.

Der Juwelier bot zwei Stühle an. Er selbst brauchte keinen. Die Unruhe, welche ihn ergriffen hatte, erlaubte ihm nicht, sich zu setzen. Gottfried zog seinen Stuhl hinter denjenigen des Studenten, welcher sich würdevoll niederließ.

„Schade, daß ich nicht jenug chinesisch verstehe, um dem Jange dieser Unterredung folgen zu können!“ sagte der erstere. „Ich möchte doch zu jern wissen, wat er sagt.“

„Du wirst es erfahren. Das versteht sich von selbst.“

„Also ein Feind von mir will das thun, wovon Sie sprachen!“ sagte der Juwelier. „Wer mag das sein?“

„Kennen Sie keinen Menschen, welcher Sie so sehr haßt, daß er eines so nichtswürdigen Anschlages fähig ist?“

„Nur einen.“

„Wer ist das?“

„Wing-kan, mein Nachbar.“

„Dieser ist es.“

„Dieser? Wissen Sie das genau?“

„Ja. Ich habe seine Unterredung mit dem Menschen, welcher den Diebstahl ausführen soll, belauscht.“

„Wer ist dieser Dieb?“

„Das weiß ich nicht. Ich kenne ihn nicht. Ich bin fremd, ein Tao-tse-kue, erst heut hier angekommen. Wing-kan will sich rächen, weil Sie ihn beleidigt haben.“

„Er hat mich vorher gekränkt!“

„Ja. Er hat gesagt, daß Sie eine Tochter des Bettlerkönigs zum Weibe haben.“

„Das wissen Sie!“

„Ich hörte es aus seinem Munde.“

„Sie sind fremd und werden also wohl nicht wissen, daß dies eine schwere Beleidigung ist. Kein braver Mann spricht von dem Weibe eines anderen. Ich sah das Mädchen und gewann sie lieb, ohne zu wissen, wer sie war. Ich hörte dann, daß der T'eu ihr Vater sei. Dennoch nahm ich sie zum Weibe, weil sie gut und brav war. Muß man mir das vorwerfen? Ich war arm; der T'eu hat mich zum wohlhabenden Manne gemacht, denn er ist sehr, sehr reich. Muß ich ihm und meinem Weibe da nicht dankbar sein? Darf ich sie beschimpfen lassen?“

„Nein. In meinem Vaterlande ist es keine Schande, die Tochter eines Bettlers zu heiraten.“

„Auch eines Bettlerkönigs?“

„Bettlerkönige gibt es bei uns nicht.“

„Nicht? Dann ist Deutschland ein sehr unglückliches Land!“

„Inwiefern?“

„Weil die Menschen dort kein Mittel besitzen, sich von der Zudringlichkeit der Bettler zu befreien.“

„O, wir haben ein sehr gutes, welches viel besser und heilsamer wirkt als das Ihrige.“

„Welches?“

„Die Polizei.“

„Was kann da die Polizei thun? Doch nichts, gar nichts! Wenn ein Bettler von mir eine Gabe haben will und ich verweigere sie ihm, so zwingt er sie mir ab. Er bestreicht sich das Gesicht mit Kot. Er taucht sein Gewand in Jauche und setzt sich vor meine Thür, daß ich den Gestank nicht aushalten kann und kein Mensch zu mir hereintritt, um etwas zu kaufen. Oder er nimmt einen Gong in die Hand und schlägt so lange auf denselben ein, bis ich den entsetzlichen Lärm satt habe und ihm etwas gebe. Oder er holt eine ganze Schar anderer Bettler herbei, welche sich vor meiner Thür im Kote wälzen, sich mit Messern ins Fleisch stechen und so lange heulen und klagen, bis die Vorübergehenden mir wegen meiner Hartherzigkeit Vorwürfe machen und drohen, nichts mehr von mir zu kaufen. Ein Bettler kann einen Geschäftsmann ruinieren.“

„Nur hier bei Ihnen. In meinem Vaterlande nicht.“

„Was thut dort die Polizei mit ihm?“

„Wenn er sich so benähme, wie Sie erzählen, so würde er bestraft.“

„Womit?“

„Man sperrte ihn ein, erst für kurze Zeit, wenn es sich wiederholte, auf längere Zeit, und wenn er sich dann noch nicht gebessert hätte, für lebenslang.“

„Wohin sperrt man ihn da?“

„In ein Arbeitshaus, wo er arbeiten muß und andere, fleißige Menschen nicht mehr belästigen kann.“

„Aber wenn er nun alt, krank, ein Krüppel ist, der nicht arbeiten kann!“

„So wird er versorgt, von der Gemeinde oder auch vom Staate. Betteln ist streng verboten."

„So ziehen bei Ihnen die Bettler nicht in ganzen, großen Scharen im Lande umher?"

„Nein."

„Dann ist Ihr Vaterland ein sehr glückliches Land und kein unglückliches, wie ich vorhin sagte. Bei uns ist das anders."

„Greift die Polizei nicht ein?"

„Nein. Kein Mensch und kein Polizist darf sich an einem Bettler vergreifen. Man muß sich an den Bettlerkönig, an den T'eu wenden. Kauft man sich bei ihm durch eine Summe los, so erhält man von ihm eine Bescheinigung, einen Zettel, welchen man an die Thür klebt. Dann gehen die Bettler vorüber. Der T'eu hat eine große Macht über sie. Er verteilt das Geld, welches er für diese Zettel einnimmt, unter sie. Ist er mit einem Distrikte fertig, so zieht er mit seinen Scharen nach einem anderen, um dort dasselbe zu thun."

„Das würde man bei uns Kwei-tsun*) nennen und ihn samt seiner ganzen Schar für zehn Jahre einsperren."

„Ist das nicht grausam?"

„Nein, das ist Ordnung. Warum soll der arbeitsame Mensch es dulden müssen, daß der Bettler ihm Geld abzwingt? Bei euch werden die Bettler beschützt und die Fleißigen belästigt. Bei uns ist es umgekehrt, und ich halte das für das Richtige."

„Ich auch, obgleich man das hier nicht sagen darf. Es kommt vor, daß die Regierung, die Behörde gezwungen ist, mit dem Bettlerkönige einen Kontrakt abzuschließen. Tritt zum Beispiel einer der großen Flüsse aus seinen Ufern, so werden weite Strecken Landes überschwemmt und Millionen von Menschen verlieren ihren Erwerb. Da sind Hunderttausende brotlos und zu Bettlern geworden. Sie wählen sich einen Bettlerkönig und ziehen fort, um sich von ihm in den glücklicheren Provinzen durch die Gaben, welche er erzwingen muß, ernähren zu lassen. Er regiert sie; er hat Gewalt über ihr Leben. Sie müssen ihm gehorchen. Hätten sie ihn nicht, so würden sie sich zügellos über das ganze Reich ergießen und namenloses Unheil stiften. Es würde gebrannt, geraubt und gemordet. Es würde eine Revolution der anderen folgen und kein friedlicher Mensch wäre seines Lebens und seines Eigentumes sicher. Darum müssen wir Bettlerkönige haben, und darum werden dieselben von der Regierung und allen Behörden gern und willig anerkannt."

„So hat ein solcher T'eu ja fast eine größere Macht als ein Wang, ein Vizekönig und Regent einer ganzen, großen Provinz!"

„Allerdings. Kein Beamter, und stehe er noch so hoch und sei er noch so mächtig, wird es wagen, einen T'eu zu beleidigen, denn dieser könnte sich leicht an ihm rächen. Er würde sämtliche Unterthanen seines Bettlerreiches, viele Tausende, herbeirufen und mit denselben die betreffende Provinz überschwemmen. In Peking würde man erfahren, wer schuld daran ist, und den Vizekönig sofort absetzen, weil er Unglück über seine Provinz gebracht und also bewiesen hat, daß er zum Regieren unfähig ist. Ja, ein Bettlerkönig ist ein außerordentlich mächtiger Mann. Ist es also klug, mich zu beleidigen, weil ich der Schwiegersohn eines solchen bin?"

„Das ist sehr unvorsichtig gehandelt."

„Ja. Ich kann mich an Wing-kan rächen. Das weiß er sehr genau, und daher will er mir zuvorkommen und mich und meine Familie verderben. Denn hier bei uns werden die Frauen und Kinder der Verbrecher auch mitbestraft."

„Das habe ich schon erfahren. Es war mir unbegreiflich, daß jemand wegen einer einfachen Beleidigung ein so schweres Verbrechen, wie der Diebstahl eines Gottes ist, nur um Rache zu üben, wagen kann. Jetzt sehe ich klarer. Wing-kan fürchtet Ihre Rache und noch vielmehr diejenige Ihres Schwiegervaters, des T'eu. Darum will er Sie unschädlich machen."

„Und den T'eu mit, welchen die Strafe für mein Verbrechen auch treffen würde, weil er der Vater meines Weibes ist. Selbst ein Bettlerkönig darf nicht, so große Macht er auch besitzt, ein Verbrechen begehen. Thut er das, so verfällt er dem Gesetze wie jeder andere und hat keine Gnade oder Hilfe zu erwarten, weil alle seine Unterthanen sich von ihm lossagen. Das ist die Berechnung meines Nachbars, wenn die Sache sich wirklich so verhält, wie Sie es sagen."

„Es ist genau so. Um Ihnen das zu beweisen, will ich Ihnen erzählen, wie ich den Anschlag erfahren habe."

Er berichtete ihm alles. Der Juwelier sah sich in einer außerordentlich gefährlichen Lage. Er lief in der Stube hin und her; er warf mit den Armen um sich; er riß und zerrte an seinem Zopfe. Er war ein braver und wackerer Mann, welchem der Methusalem die vollste Teilnahme schenkte.

„Was soll ich thun, was soll ich thun?" fragte er.

„Das müssen Sie am besten wissen!"

„Soll ich schnell zum Sing-kuan*) gehen und Anzeige machen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil jetzt die That noch nicht geschehen ist und Sie Ihrem Nachbar also nichts beweisen können."

„So meinen Sie, daß ich ruhig zuwarten soll, bis er den Gott in meinem Garten vergräbt?"

„Ja."

„Das ist gefährlich, außerordentlich gefährlich."

„Gar nicht!"

„O doch! Sie kennen die Gesetze unseres Landes nicht. Wehe dem, auf dessen Grund und Boden oder auch nur in dessen Nähe ein Verbrechen geschieht! Er wird ganz unerbittlich mitbestraft. Kein Chinese wird zum Beispiele einem Ertrinkenden beispringen, um ihm das Leben zu retten."

„Nicht? das wäre ja schrecklich!"

„Und doch ist es so. Wenn der Mann dennoch ertrinkt, so würde man den Retter als Mörder festnehmen. Wenn jemand, um sich an mir zu rächen, sich vor meiner Thür entleibt, so bin ich der Schuldige und werde bestraft. Wenn mein Nachbar das Bild des Gottes bei mir vergräbt, so mag ich tausendmal beweisen können, daß er selbst es gestohlen und in meinen Garten versenkt hat; es ist bei mir gefunden worden und ich muß die Strafe erleiden."

„Das ist freilich schlimm. Die Sache steht also folgendermaßen: Verhüten Sie jetzt die That, mit welcher man Sie bedroht, so können Sie dem Nachbar nichts beweisen, und er wird sich eine andere Art der Rache aussinnen, gegen welche Sie sich dann nicht wehren können. Lassen Sie die That aber geschehen, so fallen Sie mit ins Verderben."

„Ja so ist es. Ich glaube jedes Wort, was Sie mir gesagt haben; ich bin überzeugt, daß Wing-kan diese Absicht hegt; aber ich sehe kein Mittel, den Schlag von mir und meiner Familie abzuwenden. Den Dieb, mit welchem Wing-kan das Verbrechen beabsichtigt hat, können Sie nicht näher bezeichnen?"

*) Brandschatzung.

*) Kriminalmandarin.

„Nein."

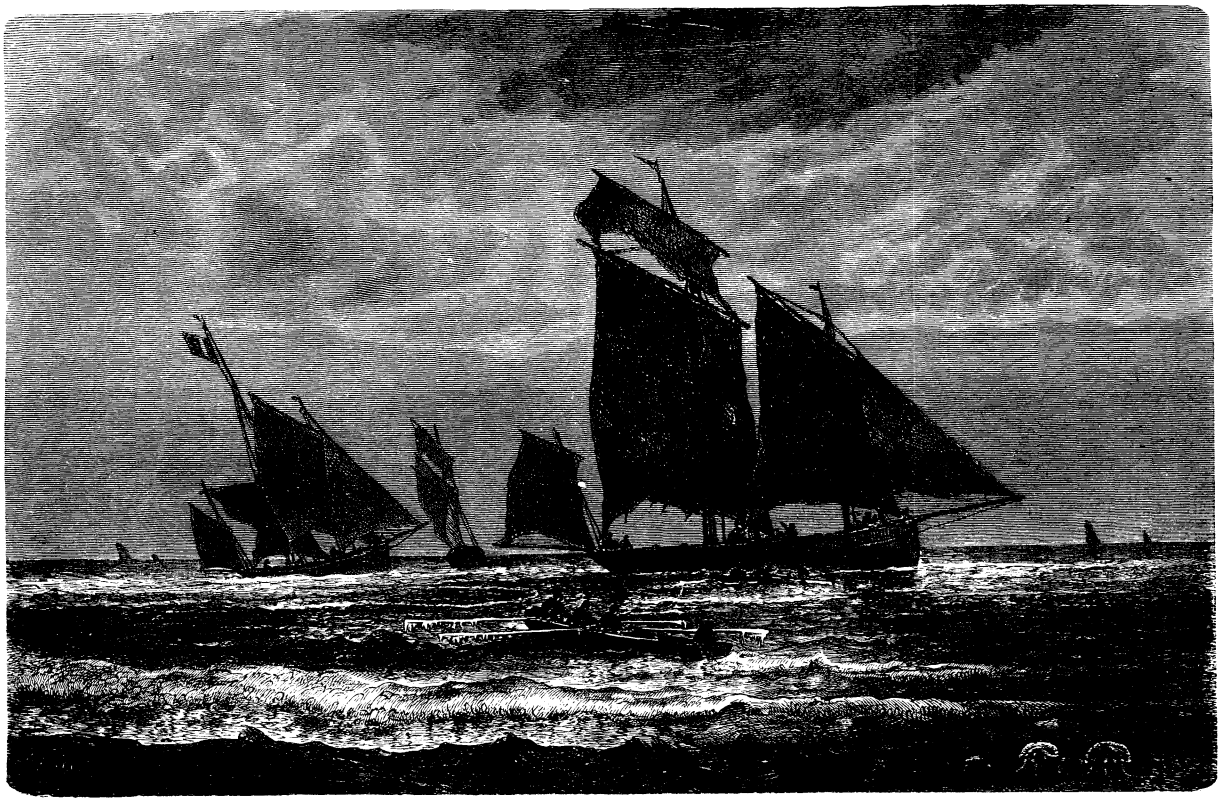
„Machte ich jetzt Anzeige, so würde man ihn zwar suchen, aber nicht finden. Der Raub würde also doch geschehen."

„Ja, aber es könnten Polizisten in Ihren Garten postiert werden, welche den Kerl gleich in Empfang nehmen, wenn er kommt."

„Nein, nein!" wehrte der Juwelier ab. „Er würde sagen, daß er in meinem Auftrage gehandelt habe, und dann wäre ich auch verloren."

„So müßte man schleunigst die Priester benachrichtigen, acht auf ihre Gottheiten zu geben. Wir kennen ja die Stunde, in welcher der Raub ausgeführt werden soll."

„Wissen Sie, in welchem Tempel sich



Das Leuchten des Meeres.

der Gott befindet, auf den es abgesehen ist?"

„Nein."

„O wehe! Und wissen Sie, wie viele Tempel wir hier in Kuang-tschéu-fu besitzen?"

„Ja, hundertzwanzig."

„Das sind nur die großen, berühmten. Es gibt ihrer viel, viel mehr. Ehe die Benachrichtigung, von welcher Sie sprechen, an alle diese Orte kommt, ist der Raub geschehen. Auch das gibt keine Hilfe."

Er rannte wieder auf und ab und riß an seinem Zopfe. Der Methusalem rückte auf seinem Sitze hin und her, rieb sich die Stirn, that ein paar tüchtige Züge aus der Pfeife und sagte dann:

„So verworren und verwickelt habe ich mir die Sache freilich nicht vorgestellt. Ich dachte nicht daran, daß derjenige, in dessen Nähe oder auf dessen Besitzung ein Verbrechen geschieht, in dieser Weise mitverantwortlich gemacht wird. Wir dürfen die That nicht geschehen lassen, weil Sie sonst auf alle Fälle mitbestraft werden. Wir dürfen sie aber auch nicht verhüten wollen, weil dies unmöglich ist."

„Ja, Sie müssen bedenken, daß der Abend bald hereinbrechen wird. Es ist keine Zeit mehr dazu vorhanden."

„Einesteils, und andernteils wäre für Sie damit nichts gebessert, da es Ihnen nicht gelungen wäre, den Nachbar unschädlich zu machen. Und das muß vor allen Dingen geschehen, wenn Sie in Zukunft sicher leben wollen."

(Fortsetzung folgt.)

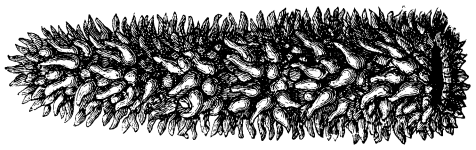
Das Meerleuchten.

Vor einigen Stunden war ich auf der Insel Helgoland von Hamburg aus angekommen. Ermüdet von der Reise hatte ich mich nach dem Auspacken meines Koffers in die Sofaecke geworfen, um etwas auszuruhen, als meine Wirtin in das Stübchen trat und mir mitteilte, daß alles nach dem Strande laufe, um das Meerleuchten zu sehen, und fragte, ob ich auch hingehen wolle. Obgleich ich das Meerleuchten schon kannte, da ich mit Vorliebe seit mehreren Jahren die Inseln der Nordsee besuche, griff ich doch nach meinem Hute und eilte nach dem Meere, an dem eine Menge Reisende und Einheimische standen, um sich an diesem herrlichen Naturschauspiele zu ergötzen. Zu meiner Verwunderung mußte ich mir gestehen, daß ich es noch nie so schön gesehen. Das Wetter war auch dazu angethan, denn ein warmer Sommerabend mit heiterem, klarem Himmel hat einen gewissen Einfluß auf die Stärke des Meeresleuchtens. Viele der Helgolandbesucher bestiegen die Boote und fuhren hinaus in das Meer, mitten hinein in das feurige Element, um spät erst wieder zurückzukehren, nachdem sie das wunderbare Phänomen genugsam angestaunt hatten. Die Jungen belustigten sich auf ihre Weise am Ufer. Einige schöpften mit den Händen das Feuerwasser und ließen die leuchtenden Tropfen durch die Finger

laufen oder warfen es in die Höhe, wodurch es, in tausend Feuertropfen sich auflösend, ins Meer zurückfiel und ein Aufflammen desselben verursachte. Andere spritzten es sich auf die Kleider, von denen es in unzähligen flammenden Tropfen herabrieselte, ohne dabei von seiner Eigenschaft, naß zu machen, zu verlieren. Ueber diese Durchnäßten erhoben die übrigen ein lautes Gelächter. Mehrere hatten sogar Gefäße mitgebracht, mit welchen sie das leuchtende Wasser aus dem Meere schöpften und auf den Strand gossen. Der Ufersand wurde dadurch wie mit einer Schicht flüssigen Goldes überzogen.

Ueber die Erscheinung des Meerleuchtens war man damals noch nicht im klaren. Jetzt weiß man ziemlich genau, wodurch es entsteht.

Ein ruhiger, heller Sommer- oder Herbstabend ist eine Hauptbedingung für sein Auftreten, doch hat man es auch schon im Winter, sogar bei strenger Kälte bemerkt. Zu manchen Zeiten erscheint es häufig, fast allabendlich. Zu anderen Zeiten wieder wird es höchst selten beobachtet, ja, es bleibt monate-, oft jahrelang aus. Mit Ausnahme der nördlichsten und südlichsten Meere zeigt sich das Meerleuchten in allen Meeren, besonders stark in den Tropen, dann aber auch am Kap Horn, der Südspitze Amerikas und in der Nordsee. Das Meerleuchten beruht auf Phosphoreszenz. Wie verschiedene auf dem Lande lebende Insekten, z. B. der Laternenträger, die Johanniswürmchen und die amerikanischen Leuchtkäfer vor allem bei einer bestimmten mittleren Temperatur einen phosphorischen Leuchtglanz von sich ausstrahlen lassen können, so geht auch von vielen Meertieren ein solches Leuchten aus. Zu diesen Meerbewohnern sind zu rechnen: Quallen, Polypen, Mollusken, Krebse, Würmer, Muscheln und Schnecken, auch Infusorien, manche Fische u. a. In der Nordsee wird das Leuchten des Meeres hauptsächlich durch ein kleines, kaum stecknadelknopfgroßes, gallertartiges Tierchen hervorgebracht, welches zu den Infusorien gehört. Es belebt das Meer, in dem es sich lustig tummelt, milliardenweise. Namentlich von der gallertartigen Umhüllung dieser Infusorien geht das Leuchten aus. Daß der Träger der Phosphoreszenz dieses Tierchen ist, bewies man folgendermaßen: Man nahm Meerwasser, welches leuchtete und filtrierte es. Das Wasser leuchtete, darauf nicht mehr, wohl aber das Tuch, in welchem die leuchtenden Infusorien hängen geblieben. — Durch weitere Beobachtungen ist festgestellt worden, daß nur einzelne Teile gewisser Tiere die Leuchtkraft besitzen, wie z. B. Füße, Haarbüschel, Wimpern und andere Anhängsel. Beweise hierzu lieferten Ringelwürmer, Salpen und einige Vertreter der Ordnung Protocharis u. a. — Besonders ist es unter den erstgenannten die Noctiluca scintillans, die nicht die Größe eines Stecknadelkopfes erreicht, welche durch ihr prachtvolles Licht auch in den höheren Breiten Bewunderung erregt. Aus den Untersuchungen von Ehrenberg ergibt sich, daß eine Infusorie, die Protocharis, wenn sie gereizt wird, zuerst ein Aufblitzen einzelner Funken zeigt, die stärker werdend, zuletzt über den Rücken des ganzen Tieres fortlaufen, so daß dieses in grünlichgelbem Lichte wie ein brennender Schwefelfaden aussieht. Das Licht der zu einem Cylinder verwachsenen Pyrosoma ist so intensiv, daß von Bibra in der dunklen Koje einem unwohl zu Bette liegenden Freunde aus einem kleinen zoologischen Taschenbuche die Beschreibung dieses Tieres bei dem eigenen Lichte desselben vorgelesen werden konnte.



Mikroskopisch vergrößertes Bild der Feuerwalze (Pyrosoma).

Aber nicht nur lebendige Tiere allein, auch Pflanzen tragen ihren Teil zum Meerleuchten bei. So strömt z. B. ein Lichtglanz von einer Meerpflanze aus, welche zur Klasse der Algen gehört. Diese Alge gleicht einem lebenden Tiere, denn ihre langen, aus scheibenförmigen Zellen zusammengesetzten Fäden bewegen und schlängeln sich unablässig im Wasser hin und her, auf und nieder.

Ferner leuchten auch faulende und sich zersetzende Tier- und Pflanzenteile, namentlich das Fett von verwesenden Fischen und Seesäugetieren. Im Pflanzenreiche hat man eine ähnliche Erscheinung in dem phosphoreszierenden faulen Holze.

Das beim Meerleuchten im bläulichen, rötlichen, grünlichen oder blaugrünlichen Lichte schimmernde Wasser ist mitunter so erhellt und durchsichtig geworden, daß man in ganz beträchtlichen Tiefen die Fische und andere Meertiere, ihre Bewegungen und ihr Treiben deutlich erkennen kann. Eine Erregung des Wassers verstärkt das Leuchten, wie z. B. das Rudern. Schiffe und Boote ziehen lange, glänzende Furchen hinter sich her. Streicht eine frische Brise übers Meer, so erglänzen die Kämme der höher schlagenden Wellen im intensiveren Lichte. Ebenso leuchten die an Klippen, Felsen oder anderen Gegenständen anschlagenden und aufspritzenden Wellen bedeutend stärker. Aus dem Wasser auffliegende und wieder zurückfallende Fische und die wie trunken sich umherwälzenden Delphine lassen förmliche Feuerflammen auflodern, und ein plötzlich fallender Regen verwandelt das Wassermeer in ein Feuermeer.

Eine Gespenstergeschichte.

In einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands saßen an einem Samstag abend im goldenen Löwen die Bürger an den Tischen der Gaststube, um sich nach der mühevollen Arbeitswoche am schäumenden Biere zu laben. Die Alten fanden sich an ihren Tischen zusammen und sprachen über den Geschäftsgang der Jetztzeit, über Politik, Stadtangelegenheiten, Neuigkeiten u. dergl. mehr, während die Jungen, die Söhne der Alten, abseits saßen und ihre Gespräche für sich und zwar halblaut führten. Geheimnisse waren es jedenfalls nicht; vielleicht nur Angelegenheiten, die sie speziell betrafen und von denen die Väter nichts zu wissen brauchten.

Draußen war ein häßliches Wetter, denn der April machte seine Rechte geltend. Der Wind heulte und sauste durch die Schornsteine, riß an den Fensterläden und trieb allerlei Unfug. Regenschauer prasselten nieder und erhöhten so die Gemütlichkeit in der warmen Gaststube des dicken Wirts zum goldenen Löwen.

Die Uhr zeigte schon nach zehn, als noch ein Gast in die Stube trat. Es war ein junger Mann aus einem, eine Stunde vom Städtchen entfernten Dorfe, der allerdings erst seit kurzem dort ansässig, doch den meisten bekannt war, da er häufig im Städtchen verkehrte und mit mehreren der Bürger in Geschäftsverbindung stand. Er grüßte die Anwesenden und setzte sich dann zu den Jungen, um teil an ihrer Unterhaltung zu nehmen.

Durch irgend eine Wendung kam man im Laufe des Gesprächs auf Spuk- und Gespenstergeschichten, von denen verschiedene recht gruselige erzählt wurden, so daß

manchem der Zuhörer ein kalter Schauder den Rücken hinunterlief. Aber je schrecklicher um so besser; saß man doch gemütlich zusammen in der warmen Stube, in welcher Gespenster, namentlich wenn es recht hell ist, nie erscheinen.

Unterdessen war es nach 11 Uhr geworden und der Fremde erhob sich jetzt, um sich auf den Heimweg zu machen.

„Fürchtest du dich nicht, so allein zu gehen?" fragte ihn einer aus der Gesellschaft.

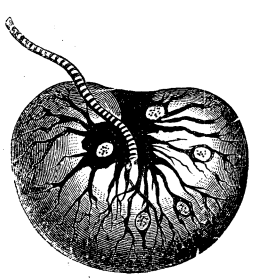
„Nein, am allerwenigsten aber fürchte ich mich vor euren Gespenstern; laß sie nur kommen, ich werde mit allen fertig!" entgegnete der Fremde lachend und hob dabei drohend seinen Knotenstock.

„Auch mit dem Schweine!" sagte hierauf der andere. „Sieh dich ja vor, daß es dir nicht in den Weg kommt und dich in den Graben wirft!"

„Was ist das für eine Geschichte mit dem Schweine? da bin ich denn doch neugierig, zu hören, was es damit für eine Bewandtnis hat, gib sie doch einmal zum besten."

„Da du die Geschichte wirklich nicht zu kennen scheinst, muß ich sie dir erzählen. — Das Schwein ist das Gespenst unserer Gegend. Es treibt sein Wesen hauptsächlich auf dem Wege nach eurem Dorfe. Es fährt blitzschnell über die Straße, dem einsam Wandernden durch die Beine und trägt ihn so auf dem Rücken in den Graben, wo es ihn abwirft und dann plötzlich verschwindet. Meinem Nachbar, der zwischen 12 und 1 Uhr nachts von eurem Dorfe gekommen, ist es so ergangen und er versichert hoch und teuer, daß es mit dem Gespensterschweine seine Richtigkeit hat."

Der junge Mann ging jetzt. Sein Weg führte durch eine Thalsenke. Es war sehr schlüpfrig, denn der Regen hatte den Boden aufgeweicht; dazu pfiff der Wind schauerlich und warf ihn hin und her. Am Himmel flogen die schwarzen, zerrissenen Wolken an der bleichen Mondsichel vorüber, auf kurze Zeit die Landschaft verdunkelnd, um sie dann wieder, wenn sie weg waren, vom Monde geisterhaft beleuchten zu lassen. Vom Turme der hinter ihm liegenden Stadt trug der Wind einzelne Glockenschläge der Mitternachtsstunde, des Beginns der Geisterstunde, an sein Ohr. Kaum war der letzte Schlag verhallt, als er sich am Rocke zurückgehalten fühlte. Er schaute hinter sich, vermochte aber in der Dunkelheit nichts zu erkennen. So ging es ihm mehrere Male. Wütend hieb er mit seinem wuchtigen Knotenstocke hinter sich, traf jedoch nur die Luft. Er dachte an das vorhin Erzählte und obgleich er nicht furchtsam war, wollte es ihm fast unheimlich werden. Er stieg jetzt die Anhöhe hinauf. Plötzlich sah er vor sich auf dem Wege etwas Helles sitzen, was er jedoch nicht zu erkennen vermochte, da der Mond von einer Wolke verdeckt wurde. Als er noch eine kurze Strecke vorwärts geschritten war, fühlte er, daß sich etwas zwischen seine Beine drängen wollte. Entsetzt sprang er zur Seite, fiel aber in demselben Augenblicke den niedrigen Abhang hinab in den schlammigen Graben, an den er in seiner Aufregung nicht gleich gedacht hatte. Mit Schmutz und Schlamm überzogen kroch er aus dem Graben die Anhöhe wieder hinauf und eilte, ohne nach der Ursache seines Sturzes zu suchen, schnell weiter. Bald erreichte er hierauf sein Heimatsdorf und das Haus, in dem er wohnte. Er schloß die Thür auf und wollte schnell der Treppe zuschreiten, die nach oben führte, wo seine Stube sich befand. Auf dem Wege dahin stieß er jedoch an einen Gegenstand, den er für einen Menschen hielt. In der Meinung, daß er es hier mit einem eingeschlichenen Diebe zu thun habe, stieß er schnell entschlossen, um einem Angriffe desselben zuvorzukommen, seinen Stock mit voller Kraft nach ihm. Der Stock fuhr, ohne großen Widerstand zu finden, in den Gegenstand hinein und beim Zurückziehen desselben erfolgte ein Geräusch wie von



Mikroskopisch vergrößertes Bild der leuchtenden Noctiluca scintillans.

herabrieselnden Körnern. Er wußte jetzt sogleich, was es war. Während seiner Abwesenheit hatte man mehrere Säcke Getreide übereinander in den Hausflur gestellt. Beruhigt darüber, daß nicht Diebe eingedrungen, erstieg er die Treppe und steckte den Schlüssel in das Stubenthürschloß. Es gelang ihm aber nicht, aufzuschließen, worüber er sich sehr wunderte, da er bei seinem Weggehen doch gewiß die Thür verschlossen hatte. Er ergriff den Drücker. Die Stube war nicht verschlossen. Er trat in das Gemach. War er vorhin unten nicht gerade sehr erschrocken, so erschrak er jetzt vor der Erscheinung in seinem Zimmer. In dem einen Fenster stand eine gebückte Gestalt, bei deren Anblick ihm die Haare zu Berge standen. Durch sein erregtes Hirn flogen in einer Sekunde hunderterlei Gedanken. Schon im Begriff, aus Angst zu fliehen, besann er sich aber sofort, daß er dieses Gespenst selbst hingestellt hatte. Die Schreckgestalt war ein Stuhl mit hoher Lehne, über die er einen vom Regen naß gewordenen Rock zum Trocknen gehängt und einen Hut oben darauf gelegt hatte. Er schämte sich nicht wenig, sich durch das Erzählen von Gespenstergeschichten selbst gefürchtet zu haben, und war froh, daß niemand anders hiervon wußte. Nun nahm er sich auch vor, gleich am anderen Morgen nach den übrigen Gespenstern zu suchen. — Was war's, was ihn am Rocke festgehalten und gezogen hatte? Dornensträuche, die man an den Weg gesteckt, um die Passanten vor dem Betreten des Ackerstückes abzuhalten. Daß er bei dem Hintersichschlagen keinen derselben getroffen, fand seinen Grund darin, daß die Dornen bei seinem Weitergehen schon losgelassen hatten und er sie darum nicht treffen konnte. Das Gespensterschwein aber war ein großer Feldstein, gegen den er in der Dunkelheit gelaufen war. — Von dieser Gespensternacht hatte er lange Zeit zu keinem Menschen etwas gesagt und die Geschichte erst viele Jahre nachher zum besten gegeben.

Bayrische Jäger im Gefecht.

Sollte Bayern wohl ein Land für Jäger sein? Das Lied behauptet es, und ich glaub's. Kennt ihr den Jäger aus Kurpfalz? „Er reitet durch den grünen Wald"; „Kurpfalz, grüner Wald — grüner Wald Kurpfalz", hallt es ringsum. Er reitet gewiß nicht nur spazieren, sondern wohin er kommt schallt es und knallt es.

Vor dem Jahre 1878 gab es zehn solche Jägerbataillone, jetzt nur noch vier; hellblau mit grünen Kragen und Aufschlägen und gelben Knöpfen; noch tragen sie den Raupenhelm, der aber bald dem Tschako Platz machen wird. Die Verminderung der Zahl der Bataillone kommt der übri-

im Gefecht.

gen Infanterie zu gute und den Jägern auch. Jener werden nicht so viele ihrer besten Rekruten entzogen und diese können nur gewinnen, wenn die Auswahl für sie noch sorgsamer wird und von den Berufenen noch weniger ausgewählt werden. Denn, wenn der Unterschied zwischen beiden auch nicht mehr so groß ist wie zu der Zeit, da die Masse der Infanterie aus ihren Kuhfüßen mit dem glatten Laufe und dem Steinschloß, ohne zu zielen, auf das Kommando zum Feuern dem Feinde die Ladung entgegenschickte, während der Jäger mit Kugel und Pflaster und Stecher hantierte, so sollen doch für die Jäger noch immer die gewandtesten Schützen ausgesucht werden.

Hier seht ihr sie, wie sie sich eingenistet haben, dem Feinde ein warmes Willkommen zu bereiten. Sie haben den Kamm einer Höhe benutzt, um sich zu decken, und haben mit den kleinen Spaten, deren jedes Bataillon 400 bei sich führt, durch einen langgestreckten Schützengraben gut nachgeholfen. Laßt sie nur kommen:

Hier habt's, ihr Franzosen,
A Prisn Tobak,
A sakrische Prisn
Von Pulver und Blei,
Die bayerischen Jäger
San allweil dabei.

Eine still vollbrachte Heldenthat.

(Schluß.)

Ihm ward unsäglich angst. „Wo? bitte wo?" fragte er noch einmal. — Wenn er nun den toten Kaiser am Ende gar nicht fand? Denn schon standen sie mitten auf der Galerie dicht vor dem Altar und ihm schwindelte noch genau so wie im ersten Momente des Eintretens.

„Dort!" antwortete Ferdinand gepreßt, umklammerte doppelt angestrengt die Gestalt des Krüppels mit der Rechten und wies mit der ausgestreckten Linken auf die kaiserliche Leiche.

Da stöhnt Robert tief auf: Er hat ihn gefunden! Er sieht den aufgebahrten Kaiser in seiner Uniform und mit herrlichen Orden auf der Brust. Und während Ferdinand schon langsam weiterschreitet, er aber, krampfhaft gebannt, das Haupt noch immer nach rückwärts kehrt, erfaßt sein Blick auch endlich das sanft vom Kerzenlicht verklärte Antlitz des Toten. Rührung, Freude und Schmerz wollen den armen Knaben ganz überwältigen und Thränen rollen langsam über seine Wangen.

Auch Ferdinand wirft noch einen Abschiedsblick auf seinen Kaiser. Er weint nicht, denn seine Selbstbeherrschung ist größer als die des Verwachsenen.

Draußen vor dem Hauptportal des Domes, aus welchem die Menge hinausflutete, wurde Ferdinand noch einmal von der Frau Generalin aufgefordert, ihren Wagen zu besteigen; und da er von neuem die Kraft seiner Arme erlahmen fühlte, nahm er auch diesmal die dargebotene Güte dankbar an.

„Wir fahren nach der Corneliusstraße, und wohin müssen Sie zurückkehren?" fragte die Dame, sobald sich die Pferde in Bewegung gesetzt hatten.

„Wir wohnen Lützowufer," antwortete Ferdinand hastig und errötete stark über das unüberlegte „Wir".

„O, welch eine schöne Fügung! Da können wir Sie, ohne einen Umweg zu machen, bis vor Ihre Thür bringen!" meinte die Dame herzlich.

Dann herrschte eine lange Weile tiefes Schweigen zwischen den Insassen des Wagens.

Um sie her wogte das geräuschvolle Leben der Großstadt und in ihnen hallten noch die Orgelklänge des Domes nach.

Als Ferdinand einmal scheu zu dem General hinüberblickte, sah er dessen eisgrauen Schnurrbart leise erzittern, als kämpfe der alte Herr ein heimliches Weinen nieder. Die Generalin mochte Aehnliches argwöhnen, denn sie hielt sanft die Hand ihres Gatten in der ihren, während der dankerfüllte Robert die Hand seines Wohlthäters mit den mageren Fingerchen umklammerte.

Man fuhr durch das Brandenburger Thor und von dort durch einen Teil des Tiergartens.

„Was ist denn dies?" fragte Robert da plötzlich ganz leise, „ein Wald? oder wohl der Tiergarten?"

„Der Tiergarten ist es und die Statue dort ist das Denkmal Friedrich Wilhelms III.!" erklärte ihm Ferdinand.

„Waren Sie denn noch niemals hier?" konnte sich die teilnehmende Generalin nicht enthalten zu fragen.

Robert lächelte wehmütig.

„Ich war vor heute noch niemals anderswo als auf unserem Hofe!" antwortete er dann überstürzt.

Da blickte auch der General fragend zu Robert hinüber; Ferdinand fühlte, daß die Herrschaften jetzt von neuem über das Verhältnis nachdenken würden, in welchem er zu dem verwachsenen Knaben stände, und daß sie sich nur scheuten, ihn danach zu fragen.

Auf einmal sagte er, einen kurzen Entschluß fassend: „Er ist der Sohn einer armen Witwe, welche in unserem Hause die Kellerräume bewohnt!"

„Und wer sind Sie, mein lieber, junger Mann? Wollen Sie uns nicht Ihren Namen nennen?" bat ein wenig zögernd die Generalin.

„Ich heiße Ferdinand Schirmer. Meine Mutter ist die verwitwete Frau Regierungsrat Schirmer," war die bündige Antwort.

„Und da haben Sie sich so liebevoll des armen Knaben angenommen. O, das war tapfer von Ihnen!" rief die Dame unwillkürlich, während Ferdinand wie gefoltert vor sich auf den Boden des Wagens starrte und der General seiner Frau einen abwehrenden Wink gab.

„Ohne Herrn Ferdinand wäre ich nie in den Dom gekommen. Gott wird es ihm vergelten und ihm einen schönen Platz im Himmel dafür aufheben!" fiel jetzt Robert, die wieder eingetretene Stille unterbrechend, ganz ungekünstelt und nur mit der gewöhnlichen Redseligkeit des Armen ein.

Ferdinand wollte etwas Barsches sagen, besann sich aber und entzog Robert nur plötzlich seine Hand, worauf dieser hinterdrein doch auch etwas verlegen über seine Worte wurde und in der Verlegenheit nun erst recht weitersprach. „Herrn Ferdinands Bruder, der kleine Walter, thut mir auch viel Gutes. Alle Tage kommt er zu mir und besucht mich. Erst hab' ich das Lesen von ihm gelernt und seit einem Jahr auch das Pappen!" erzählte er geschäftig und wickelte sich dabei fester in das Umschlagetuch seiner Mutter, als fühle er plötzlich nach vielen Stunden wieder die ganze Wichtigkeit seiner kleinen Person.

„Das ist schön! Beides, das Lesen und Pappen wird Ihnen viele Freude machen!“ sagte herzlich die Frau Generalin. „Zeichnen Sie denn nicht auch?“

„Ja, etwas! Walter hat es mir beigebracht. — Ich möchte so gern ein Kunsthandwerk lernen. Mein Onkel, der auch verkrüppelte Füße hatte, war Lederschneider; aber meine Mutter ist ja so verarmt und wir haben kein Geld dazu!“ setzte Robert mit ungeheurem Ernst auseinander.

Die Generalin seufzte leise und ihre Augen blieben sinnend auf dem elenden Knaben ruhen, bis man am Lützowufer das Haus erreicht hatte, welches Ferdinand als das bezeichnete, in dem sein Schützling und er wohnten.

Herzlich reichte sie, als der Wagen anhielt, erst Ferdinand und dann dem kleinen Krüppel ihre fein behandschuhte Rechte.

Auch der General drückte Ferdinand die Hand; und als dieser, Robert in den Armen haltend, sich noch einmal erregt bedankte, faßte er grüßend seinen Helm und gab dem Kutscher das Zeichen zum Weiterfahren.

„Allen Respekt vor diesem Jüngling!“ murmelte er dann zwischen den Zähnen. „Das wäre auch ein junger Mensch nach dem Herzen des alten Wilhelm gewesen!“

* * *

„Nein, lassen Sie das, Robert?“ sagte Ferdinand, als ihm der Verwachsene in dem Kellerstübchen seiner Mutter, wohin ihn der Jüngling zurückbrachte, immer wieder dankte, leidenschaftlich seine Hände umschlang und sie mit Küssen bedecken wollte. „Und eins versprechen Sie mir: Reden Sie nicht so viel von diesem Morgen, und meinem kleinen Bruder sagen Sie überhaupt kein Wort davon!“

Darauf stürzte er, ohne vorher zu seiner Mutter hinaufzugehen, ins Gymnasium, wo er sich wegen Versäumnis einer Stunde bei seinem Ordinarius zu entschuldigen hatte. Da er das große persönliche Wohlwollen des Lehrers genoß, entkam er dießmal mit der allgemeinen Versicherung, daß ihn eine dringende Angelegenheit, die er ungern nennen würde, fern gehalten habe.

Seine für den Vormittag notwendigen Bücher waren ihm durch Walter, dem er am Abend zuvor gesagt hatte, daß er früh fortgehen müsse und dann später sogleich von der Stadt aus zum Gymnasium kommen werde, verabredetermaßen in die Klasse gelegt worden und so lief bis zur Mittagsstunde alles nach Wunsch ab; Walters vielen wißbegierigen Fragen begegnete er auf dem Nachhausewege mit einem unerbittlichen: „Es geht dich Nichts an, wo ich gewesen bin!“

Erst als die Mutter in ihn drang, ihr zu sagen, was ihn so vor Tagesgrauen aus dem Hause und ohne Frühstück ins Gymnasium getrieben habe, litt er unter dem Schweigen, das er sich selbst über seine Wolthat an dem Verwachsenen auferlegt hatte.

Auch die liebevollen Worte der Mutter: „Nun, mein Ferdinand, ich vertraue dir so fest, und ich fürchte nicht, etwas Unrechtes habe dein auffallendes Benehmen veranlaßt!“ konnten ihn nicht ganz beruhigen, denn er fühlte wohl, daß ihnen ein ernster innerer Kampf vorangegangen war, und daß die Augen seiner Mutter trotz jener Versicherung in der Folge oft mit erhöhter Besorgnis, wenn auch zugleich zärtlicher denn je, auf ihm ruhten.

Auch Robert hatte in den nächsten Tagen einen eigentümlich harten Stand. Freilich konnte er seiner mitwissenden Mutter von allem erzählen und aus stiller Rückerinnerung, so oft er wollte, das Bild seines entschlafenen Kaisers wieder in der Seele auftauchen lassen. Aber es quälte ihn, daß er nun vor Walter ein Geheimnis barg, das ihn unwillkürlich Tag und Nacht beschäftigte: in den wenigen Stunden, welche er außerhalb seiner armen vier Wände zubrachte, war ihm der Ausblick in eine neue Welt geworden. Er hatte plötzlich das Gefühl, trotz seines armen gedrückten Körpers ein angehender Mann zu sein; und alles, was er bisher gedacht und geleistet, versank daher vor ihm, wie eine ferne Kindheitserinnerung. So erschienen ihm vor allem die Pappearbeiten, welche Walter ihn gelehrt hatte, jetzt vollkommen kindisch. Freilich hatten sie ihn schon seit längerer Zeit nicht mehr gleich früher befriedigen wollen, doch da seine Mutter sie noch immer bei Gelegenheit unter der Hand verkaufte, hatte er sie nach wie vor, gewohnheitsmäßig weiter verfertigt. Nun aber hielt er es auf einmal bei sich selbst für unwürdig, sein ganzes Leben mit dieser Beschäftigung auszufüllen. Sein flüchtiger Blick in die Welt hatte ihm an allen Ecken und Enden der Residenz ein so großartiges Neben- und Ineinanderwirken von schönen und nützlichen Gewerben offenbart, daß seine längst gehegte Sehnsucht sich an dem großstädtischen Weltgetriebe aus der Stille seiner dürftigen Behausung heraus irgendwie zu beteiligen, jetzt mit jeder Stunde wuchs.

Nur die unbewußte Nachwirkung des erhabenen Friedensbildes aus dem Dom hielt die Leidenschaft seiner jugendlichen Wünsche zur Zeit noch immer in Schranken. Doch in alter Weise mit seinem kleinen Wohlthäter zu reden, wäre ihm trotzdem unmöglich gewesen; insbesondere da auch dieser sein verändertes Wesen sehr lebhaft empfand und häufig ungeduldig ausrief: „Du bist jetzt immer so langweilig, wenn ich dir etwas erzähle, Robert! Wirklich fürchterlich langweilig!“

So verliefen diese ersten Tage nach Roberts großem Erlebnis weder oben in Frau Schirmers behaglicher Wohnung, noch unten in den dürftigen Kellerräumen ohne manchen heimlich ausgefochtenen Kampf.

Aber oben, wie unten sollte es unerwartet wieder licht und friedlich werden.

Auch das erhebende Leichenbegängnis des edlen Kaiser Wilhelm war vorüber. Gerade heute vor vierundzwanzig Stunden hatten die Glocken der Hauptstadt ihre ehernen Stimmen in mächtigem Grabesgeläut erschallen und die donnernden Geschütze ihre Trauersalven über die Residenz hindonnern lassen. Dann war unter klingendem Spiel der Militärmusik der purpurbekleidete Sarg unter feierlichem Baldachin vom Dom aus die Linden hinabgetragen und durch das Brandenburger Thor über die Charlottenburger Chaussee dem Mausoleum zugeführt worden, in dem der Tote neben seinen Eltern die letzte Ruhe fand.

Die ganze Trauerstraße entlang hatten von hohen schwarz umwundenen Säulen herab, aus großen Opferschalen, weithin rauchende Flammen gebrannt, von Obelisken, Baldachinen und schnell erbauten Riesenpforten hernieder ernste Fahnen, Tannenguirlanden, Palmen und Lorbeerkränze, die letzten Grüße dieser Erde geweht. Endlose Truppenkörper, Scharen von Würdenträger aus aller Herren Länder waren dem kaiserlichen Sarge vorangegangen oder gefolgt, während sich seitwärts, vom Dome an bis zum fernen Mausoleum, die bewegte Menge herzudrängte.

Frau Schirmer und ihre Söhne waren als Gäste einer bekannten Familie von einem Balkon unter den Linden aus Zeugen dieser Trauerfeierlichkeiten gewesen, die die Liebe eines dankbaren Volkes ihrem Herrscher bereitete, und das „Vale senex imperator!“, welches als abschiednehmende Inschrift gestern in großen Lettern von dem Brandenburger Thore niederschaute, klang noch heute tief in ihrem Herzen nach.

Doch der neue Tag forderte wieder die Erfüllung alltäglicher Pflichten. Die Mutter saß an ihrem Nähtischchen in der weiten Fensternische und die beiden Knaben an dem mit Schulbüchern bedeckten Tisch in der Mitte des Zimmers.

Da erscholl ein energisches Klingeln durch den Korridor, daß beide Brüder sofort auf den Briefträger rieten, und Walter es sich nicht nehmen ließ, dem Dienstmädchen beim Oeffnen den Rang abzulaufen.

Er hatte sich auch nicht getäuscht; denn eine Minute später erschien er wirklich mit einem Brief, den er nach seiner lebhaften Gewohnheit triumphierend in der erhobenen Rechten hielt.

„Woher?“ fragte Frau Schirmer ruhig.

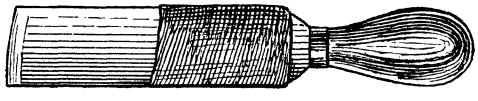
„Ach, irgend eine Buchhandlung oder ein Modewarenlager!“ brummte Ferdinand und gab sich den Anschein, als interessiere ihn die Sache nicht im geringsten, während Walter den Brief mit den Worten verteidigte: „Nein, es ist ein ganz ordentlicher Privatbrief aus Berlin an Mama!“

„Nun wir werden ja sehen! Arbeitet weiter, liebe Jungen. Wenn etwas darin steht, das euch interessieren kann, sollt ihr es erfahren,“ sagte die Mutter, öffnete ohne Hast das von fremden Schriftzügen adressierte Kouvert, las dann aber mit wachsender Erregung den Brief.

Die Knaben, welche es nicht lassen konnten, jede zweite Sekunde einen verstohlen fragenden Blick von ihren Büchern aus auf sie zu richten, wurden immer unruhiger, ihr Mienenspiel bewegter, wagten aber nicht, eine Silbe zu äußern, bis sich Frau Schirmer endlich von ihrem Stuhle erhob, mit hochroten Wangen und leuchtenden Augen auf Ferdinand zuschritt, ihm den Brief reichte und die zitternden Worte sprach: „Lies selbst, mein lieber Ferdinand!“

Der Brief war von der Generalin, welche vor einigen Tagen in der Frühe des Morgens Ferdinand und Robert mit zum Dom genommen und dann auch wieder von dort aus zurückgeführt hatte. Sie spielte auf diesen Vorgang, als auf etwas Bekanntes an und äußerte ihren und ihres Gatten Wunsch, den mittellosen Krüppel durch ihre Unterstützung in die Lage zu versetzen, das ersehnte Kunsthandwerk zu erlernen, wozu sie um Frau Schirmers Ratschläge bat.

Ferdinand las den Brief zweimal; und auch dann blieben seine Augen noch immer wie gebannt auf der Unterschrift der Generalin ruhen. Als er sie endlich doch zu seiner Mutter erhob, sah er, daß in deren Wimpern helle Thränen glänzten, und errötend blickte er sofort wieder auf den Tisch hinab.



Die Elemente der Buchbinderkunst: Figur 9. Das Schärfmesser.

Frau Schirmer, welche sofort den Zusammenhang des Briefes mit Ferdinands rätselhaftem Frühgange und seinem darauf folgenden hartnäckigen Schweigen durchschaut hatte, begriff auch jetzt des Sohnes Befangenheit, und ehrte sie in ihrem Herzen.

„Mein lieber Sohn!“ sagte sie nur, und zwar so leise, daß Walter ihre Worte kaum verstehen konnte und jetzt mit leidenschaftlicher Ungeduld zu wissen begehrte, was „los“ wäre?

„Du wirst es auch erfahren, mein Walter,“ antwortete ihm die Mutter. „Aber jetzt sei bescheiden und beherrsche dich. Du darfst zu Robert gehen, wohin ich bald nachkommen werde.“

„Bloß weil du mit Ferdinand allein sein willst, darf ich zu Robert gehen!“ klagte der Zurechtgewiesene.

„Ja, ganz recht, Walter, eben deshalb. Sei nur artig und folge mir!“ ließ sich wieder die mütterliche Stimme vernehmen.

Beschämt stand der Kleine auf und verließ zögernd das Zimmer.

„Ferdinand!“ flüsterte Frau Schirmer, als sie allein mit ihrem Aeltesten war. „Ich danke Gott dafür, daß er mir einen so braven Sohn gegeben hat!“ und bewegt legte sie ihre Hände auf das erhitzte Haupt des Jünglings. „Willst du selbst hinuntergehen und dem armen Robert sein Glück verkünden?“

„Nein! das fehlte mir auch noch! und vollends jetzt, wo Walter auch unten ist!“ rief Ferdinand in ehrlichem Schrecken.

„Ich verlange es ja auch gar nicht von dir, mein Lieber!“ erwiderte besänftigend die Mutter. „Aber was ich von dir verlange, ist, daß du liebevoller mit deinem kleinen Bruder umgehst und mehr Geduld mit seinen Schwächen haben mögest. Du wirst nun immer erwachsener, Ferdinand, und deine stillvollbrachte Heldenthat beweist mir, daß du eigentlich schon erwachsen bist, da mußt du mir nun auch bei Wältys Erziehung helfen; und das kannst du nur, wenn du ihm nicht bei jeder Gelegenheit eine so rauhe Außenseite zeigst. Versprich mir, dich auch in dieser Beziehung zu beherrschen, mein geliebter Junge! Thue es gleich heute, wenn Walters Lebendigkeit sich über unser schönes Tagesereignis ergießen und nach Kinderart unermüdlich davon reden wird! — Nicht wahr, du versprichst es mir?“

Einige Sekunden hindurch war es totenstill nach diesen Worten, und das Herz der Mutter schlug vielleicht noch heftiger als das des Sohnes in der lautlosen Pause.

„Ich verspreche es!“ kam es dann stockend über Ferdinands Lippen.

„Wie du mich froh machst, mein Sohn!“ rief leise die Mutter. „Zum zweitenmal hast du mich heute unaussprechlich erfreut!“

Bald darauf nahm sie schnell einen Mantel um und eilte in die schon abendlich dämmernde Kellerwohnung.

Erst nach Verlauf einer guten halben Stunde kehrte sie, von Walter gefolgt, wieder zu Ferdinand zurück, welcher indessen umsonst versucht hatte, seine gewöhnliche innere Abgeschlossenheit wieder zu finden.

„Unten war viel zu bereden! Mir ist, als wäre ich stundenlang fortgewesen — aber es war köstlich, Ferdinand! Es war, als ob ein zweites Weihnachten gefeiert würde!“ rief sie stillbewegt.

„Ja, herrlich war es, o ganz herrlich!“ flüsterte Walter mit einer so ungewöhnlichen Sanftheit in seiner Begeisterung, daß es fast erscheinen mußte, als habe auch ihn unterwegs die Mutter wieder einmal ermahnt und ihn gebeten, Ferdinand zu Liebe sein stürmisches Wesen abzulegen, vor allem, es in der Angelegenheit des armen, jetzt so überglücklichen Robert etwas zu dämpfen.

So herrschte denn auch oben in der

Schirmerschen Wohnung für den Rest des Tages eine fast weihnachtliche Stimmung des Friedens und der Liebe, durchtönt von dem Nachhall des „Vale senex imperator," sowie von den stillen Hoffnungen einer zärtlichen Mutter für die Zukunft ihrer heranwachsenden Söhne.

Die Elemente der Buchbinderkunst.

IV.

Der Halb- und Ganzlederband, wird auch Halbfranz, mitunter Franzband genannt und der Hauptsache nach wie der in früheren Abschnitten erklärte Einband, jedoch, um eine größere Dauerhaftigkeit zu erzielen, selbst dann mit mehr Sorgfalt hergestellt, wenn es sich um einen einfachen Lederband handelt.

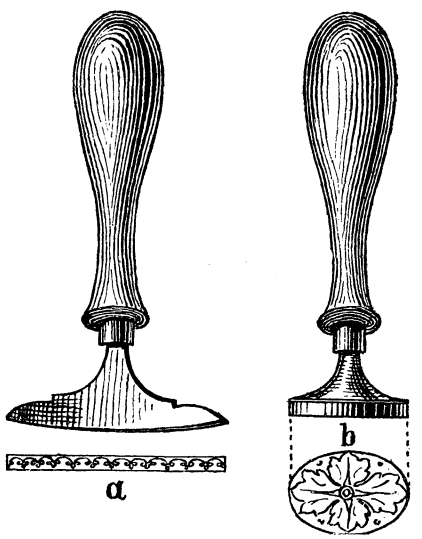
Bei einem dauerhaften Ledereinbande ist es unumgänglich notwendig, daß das Buch, falls die Bogen nicht nur Schreibpapier sind, nach dem Falzen geschlagen werde. Statt des Papierfalzes am Vorsatz hängt man auch öfters Streifen von Buchbinderleinwand ein und heftet dasselbe zum wenigsten auf drei, größere Bücher auch auf vier und mehr Bände, welche nach dem Heften nicht wieder gekleistert werden; sowohl nach dem Leimen wie auch nach dem Abpressen wird der Rücken nicht mit Papier überklebt und derselbe vor dem Ansetzen oben und unten mit dem Kapitalbande kapitält. Letzteres besteht entweder aus einem vom Posamentier verfertigten, meist abwechselnd in zwei Farben gewirkten Schnürchen mit auf einer Seite lose hängenden Fäden oder aus einem Bändchen mit eingelegter Schnur, das man in folgender Weise vorrichtet: Ein zweifärbiggestreifter Perkalstreifen von 3 bis 4 cm Breite wird auf der linken Seite mit Kleister bestrichen, inmitten desselben ein dünnes Spagatschnürchen darüber gelegt, worauf man die Enden des letzteren mit Nägeln festspannt. Nun schlägt man eine Seite das Streifens über die Schnur und reibt mit dem Falzbeine entlang derselben den Stoff derart fest nieder, daß das mit letzterem überzogene Schnurband einen hübschen Wulst bildet, worauf man es trocknen läßt. Bei den Kapitalen werden Kopf und Schwanz des Rückens in Breite des Bandes mit Leim angeschmiert, dasselbe soweit fest angeschlossen, daß die Wulst über den Rücken hervorragt, und die vorstehenden Enden mittelst der Schere hart an den Rückenfalzen abgeschnitten.

Behufs des Ansetzens werden die Buchdeckel meist etwas dicker genommen als wie für Papp- und Leinenbände. Das Ansetzen geschieht bei gewöhnlichen Einbänden in schon bekannter einfacher Art, bei feineren auf tiefem Falz. Hierbei unterscheidet man den deutschen und den französischen Falz; ersterer ist der gebräuchlichste. Hierbei werden die nicht angeklebten Bünde mittelst einer Ahle unter die Papierfälze gezogen, die etwa fingerbreit angeschmierten Deckel mit der trockenen Seite auf das Vorsetzpapier und nicht zu hart am Rückenfalze angelegt, dann die Bünde an den Deckeln oben festgestrichen und die Papierfälze darübergeklebt, zuletzt das Buch in gewöhnlicher Weise in die Presse gegeben und der Rücken mit Papier überleimt. Bei dem französischen Falz werden die Bünde durch die Ansetzdeckel gezogen; es ist dieses eine etwas umständliche Methode, welcher der deutsche tiefe Falz gewöhnlich vorgezogen wird.

Alle hierauf zu erfolgenden Arbeiten bis zum Ueberziehen des Buches werden wie bei dem Pappebande vorgenommen.

Die gebräuchlichsten Ledersorten sind: ungefärbtes (halbgares) und gefärbtes Schafleder für gewöhnliche, dann Kalb- und Bockleder, Saffian, Maroquin und Chagrinleder in allen Farben für feine Einbände. Größtenteils nimmt man beim Ueberziehen des Leders Kleister als Klebemittel.

Die zugeschnittenen Lederteile müssen vor dem Ueberziehen an den Rändern abgeschrägt (ausgeschärft) werden, damit sie sich an den Deckeln gut anschmiegen und keine unschönen Absätze bilden. Dieses Schärfen geschieht mittelst des Schärfmessers auf der Rückseite des Leders



Die Elemente der Buchbinderkunst: Figur 10. Filette und Stempel zum Vergolden.

und muß mit besonderer Sorgfalt auf einem Steinplättchen vorgenommen werden. Das Schärfmesser, Figur 9, hat eine ziemlich lange und sehr biegsame Stahlklinge mit oben abgerundeter Spitze und wird, um die Finger vor Verletzung zu schützen, nahezu die Hälfte desselben mit dünnem Leder oder Papier umwickelt. Der Schärfstein ist eine kleine auf der oberen Fläche geschliffene Steinplatte mit etwa 10 bis 15 cm im Geviert.

Bevor das Schärfen beginnt, wird das zugeschnittene Lederstück, um es geschmeidiger zu machen, an den Seiten gewalkt, wobei man es mit der Rückseite auf die Steinplatte legt und die Ränder nach oben hin mit den etwas wenig benetzten Fingern so lange rollt, bis die Steifheit verschwunden ist. Hierauf kehrt man die Oberseite nach unten und beginnt das Ausschärfen der gewalkten Ränder, indem man sie mit dem Schärfmesser bei fast horizontaler Haltung in gleichmäßigen Zügen — nicht stoßweise — abschrägt. Die Enden sollen nach dem Schärfen eine nur mäßige Papierdicke haben und die Abschrägung je nach der Größe des zu behandelnden Teiles circa 1 bis 3 cm betragen. Bei größeren Stücken ist das Schärfen weniger schwierig als bei kleinen, z. B. bei Eckstücken, bei welchen oft kaum genug Raum zum Darauflegen der Finger behufs Haltens des Teiles vorhanden ist. Vor allem sehe man immer auf eine besonders gut geschliffene Messerklinge.

Bei feineren Ledergattungen, besonders bei Chagrinleder, sehe man darauf, daß die Narbe (der Grain) nicht verdorben wird, und ist dieser Umstand besonders auch bei dem Ueberziehen zu beachten. Lohgares (ungefärbtes) Schaf- und Kalbleder wird vor dem Zuschneiden in Wasser eingeweicht, dann gut ausgerungen, mit dem Falzbeine glattgestrichen und zugeschnitten, hierauf in noch feuchtem Zustande geschärft und zuletzt das Buch hiermit überzogen (in das Leder gemacht).

Bei dem Ueberziehen werden die Ecken nicht mit der Schere abgeschrägt, sondern mit dem Messer ausgeschärft, wobei im übrigen in schon bekannter Weise vorzugehen ist.

Das Trocknen der „ins Leder gemachten" Bücher geschieht zwischen reinen Preßbrettern und erfordert bei nassem lohgaren Leder mindestens einen Tag. Erst hierauf erfolgt bei Halbledereinbänden, d. h. solchen, bei welchen nur Rücken und Ecken mit Leder überzogen wurden, das Ueberziehen der Deckel mit Papier oder Leinwand wie bei den Halbleinenbänden.

Das Anpappen der Vorsetzpapiere wird an dem auf tiefen Falz angesetzten Buche bei aufgeschlagenen Buchdeckeln vorgenommen, indem man, wenn das Vorsetz angeschmiert ist, den Deckel offen läßt und das Papier über denselben hinüberzieht, ein Makulaturpapier über den Deckelfalz legt und denselben mit den Fingern stark anreibt. Das Gleiche hat an der Deckelfläche selbst zu geschehen. Hierauf gibt man das Buch mit der offenen Seite auf ein reines Preßbrett und nimmt das Anpappen auf der anderen Seite vor. Die Buchdeckel bleiben so lange offen liegen, bis die Vorsetzpapiere gut angetrocknet sind, worauf das Buch dann in die Presse gegeben wird.

Bei Leinwandfälzen werden selbstverständlich vorerst diese angerieben und die Vorsetzpapiere in kleinen Abständen vom Falze auf die Innenseiten der Deckel geklebt.

Feinere Ledereinbände erhalten öfter am Rücken als Verzierung sogenannte erhöhte (erhabene) Bünde. Es ist dieses eine Nach-

ahmung der Manier aus früherer Zeit, in welcher die Bünde am Rücken noch nicht eingesägt und das Leder auf demselben ohne Zwischenlage überzogen wurde, wodurch die mitgehefteten Schnüre und Bänder Erhöhungen bildeten. Diese erhabenen Bünde werden nun auch bei Hohlrücken hergestellt, indem man auf dem Rückendeckel den Bünden entsprechende schmale Pappestreifen in gleichen Abständen aufleimt und deren Kanten dann beim Ueberziehen mit dem Falzbeine scharf einreibt. Diese Abstände werden Felder genannt und derart eingeteilt, daß am Kopfe etwas mehr Raum als bei den Zwischenfeldern ist, und das Schwanzfeld um weniges mehr als das am Kopfe erhält. Der zweite Zwischenraum vom Kopfe herunter nennt man das Titelfeld.

Das Vergolden der Buchrücken und Deckel wird von vielen Fachmännern mittelst der Vergoldepresse ausgeführt, wobei gravierte Platten und Stanzen zur Verwendung kommen. Da aber solches nicht gut am fertiggestellten Buche thunlich ist, so fertigt man vorher das Buch und die Decke, jedes als für sich allein bestehend, an und hängt erst nach dem Vergolden das erstere in das letztere ein. Außer dieser sogenannten Pressenvergoldung wird aber auch die Handvergoldung ausgeübt, von welcher zum Schlusse dieser Anleitung das Uebersichtlichste erwähnt werden soll.

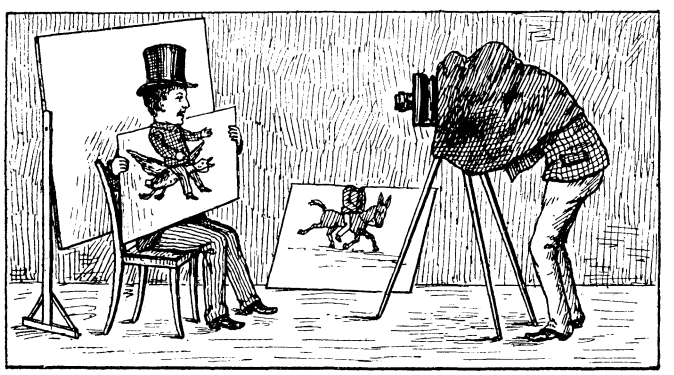
Zum Vergolden benötiget man an Werkzeugen: Das Vergoldekissen, das Goldmesser, Filetten, Rollen, Stempel und Schnecken, Lettern und einen Schriftkasten. Das Vergoldekissen besteht aus einem mit Kalbleder überzogenen Brettchen mit einer zwischenbefindlichen Lage von Roß- oder Kälberhaar, oder auch nur Watte; das Goldmesser besitzt eine ziemlich lange, zweischneidige Klinge mit oben abgerundeter Spitze.

Zur Vergoldung nimmt man meist das sogenannte Zwischgold oder echtes Blattgold; beide Goldsorten befinden sich in kleinen Büchelchen zwischengelegt. Man nimmt bei dem Gebrauche je ein Goldblättchen durch Unterschieben der flachen Messerklinge aus dem Büchelchen, legt es auf das Vergoldekissen und trennt es in die benötigten Teile.

Zum Drucken von einfachen wie auch mit Mustern verzierten Linien bedient man sich der Filetten, Fig. 10 a, für andere Verzierungen der Stempel, Fig. 10 b, auf deren Unterfläche die verschiedenen Muster eingraviert sind. Von letzteren gibt es daher, je nach ihrer Zeichnung und Verwendung, Eck- und Mittelstempel, Schnecken u. s. w. Gekrümmte Linien, mit welchen man durch Zusammensetzen Kreise drucken kann, werden Spatien oder Bögen genannt. Alle diese Werkzeuge sind aus Messing und in Holzheften befindlich. Bei den Filetten und Spatien ist der eine Rand derselben auf einer Seite senkrecht, auf der anderen hingegen abgeschrägt; die senkrechte Seite wird stets zur linken Hand genommen; sie heißt „das Absehen".

Das Auge — ein Photograph.

Das Auge, dieses kostbarste aller Sinnenwerkzeuge, zeigt gar verschiedene Eigentümlichkeiten und Fähigkeiten, zu denen folgendes kleine Experiment einen interessanten Beitrag liefert. Es gehört dazu das negative Bild einer Photographie, das man bei jedem Photographen haben kann. In der Mitte des Bildes bezeichnet man einen bestimmten Punkt durch ein Sternchen und richtet nun das Auge fest und unverwandt ungefähr fünfzig Sekunden auf diesen Punkt. Schlägt man nun den Blick zur Decke des Zimmers, so wird man zu seinem Erstaunen das positive Bild der Photographie entstehen und ziemlich lange sichtbar bleiben sehen. Nur muß man wieder einen bestimmten Punkt fest ins Auge fassen. Das Blinzeln während des Versuchs beeinträchtigt denselben nicht.



Photographischer Scherz. (Anleitung siehe unter Fragen und Antworten.)

Silbenrätsel.

pa ge pel la no ra mi a fer ne nu ma a ga
a la du ra

Aus diesen Silben lassen sich fünf italienische und eine spanische Stadt bilden.

Auflösung der Scharade in Nr. 23.

„Lohn — Hohn — Mohn — Sohn."

Auflösung des Logogriph in Nr. 23.

„Wilddieb."

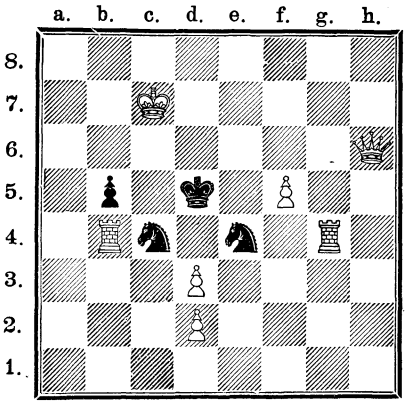
Auflösung des Astronomischen Problems in Nr. 23.

Man beginnt mit dem Buchstabenpaare im ersten Segment auf dem inneren Kreise und übergehe in der Richtung des Pfeiles auf den 2. und 3. Kreis, ebenso beim 2. und 3. Segment und man erhält:

Un ds ie be we gt si ch do ch.
Ga li le oG al il ei.

Und sie bewegt sich doch!
Galileo Galilei.

Schachaufgabe Nr. 6.



(7 + 4 = 11.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 4.

1. L c3 — d4 K e4 — d4:
2. D f7 — f4 ♯.

Fragen und Antworten.

Kurt F. in **K.** Das ist einmal echt kameradschaftlich! Für die Bemühungen herzlichsten Dank. Aber auch die neu zugeführten Kameraden werden Dir danken, wenn sie erst nur die nähere Bekanntschaft der Knabenzeitung gemacht haben. — Je mehr wir Abonnenten um uns sammeln, je mehr sind dem „Guten Kameraden" die Mittel gegeben, sein und seiner Freunde Leib- und Lieblingsblatt besser und splendider auszustatten. In diesem Sinne nehmen wir solche Bemühungen gerne und dankbar an. — Die verdienten Bändchen gehen Dir mittelst Postpaket zu. Freundlichen Gruß, auch an die neuen Kameraden!

G. L. in **Berlin,** ein erfinderischer Kopf, schreibt: „Liebe Kameraden, ich möchte euch mit einer Art photographischer Aufnahme bekannt machen, die mir selbst und überall, wo ich solche Resultate zeigte, unbändigen Spaß machten. Um Euch den Vorgang zu zeigen, habe ich auch zwei Zeichnungen angefertigt, die das meiste ja schon besagen, daher nur noch ein paar Worte: Die aufzunehmende Person hält während der Aufnahme einen starken weißen Karton, auf dem irgend ein Deiner Phantasie entsprungenes Gebilde, aber ohne Kopf, gezeichnet ist, vor den Oberkörper und sieht mit dem Gesicht darüber hinaus, so daß in der Camera die Karikatur mit dem Kopfe der Person in einem Bilde sich präsentiert. Der obere Rand des vorgehaltenen Kartons wird auf dem Negativ sorgfältig wegretouchiert; als Hintergrund verwendet man weißes Papier. Die Zeichnung wird am besten mit Zeichenkohle ausgeführt. Die Kleider sind grau zu unterwischen und die Schatten recht kräftig zu halten. Zeichne nicht in Strichmanier, sondern wische alles hübsch verlaufend, damit das Kartonbild in der Photographie nicht zu sehr als Zeichnung wirkt. Und nun versucht es, meine lieben Kameraden; wer selbst noch nicht zeichnen kann, soll sich helfen lassen! Prosit!

Wer kann und will mir eine Bezugsquelle für gute Kropftauben angeben? Dank im voraus Ed. Schmidt in Elberfeld, Johannisstraße 20.

Bertl M. Lieber Freund, daß viele unrecht gehen, das entschuldigt nicht und macht den Weg nicht recht. Denke nur darüber nach, Du wirst das bald einsehen müssen.

Wolfgang B. in **Berlin.** Lieber Kamerad, Du kommst zu spät — schon dagewesen!"

Edmund B. in **Augsburg.** Sollte Dir das auf Seite 366 des 2. Jahrganges unter dem Artikel „Photographienträger" geschilderte Beizverfahren nicht gefallen?

F. v. K in **L.** Nein „Katenfleesch" nicht, aber zur Abwechselung Pferdefleesch und Hundekuchen, das wird dem Boxl erstens ganz gut schmecken und zweitens trefflich zu statten kommen.

Kamerad in **Bremen.** Den Webstuhl können wir Dir leider nicht mehr beschreiben. Er ist ja an Weihnachten in die Hände eines armen Knaben übergegangen. Thut uns leid.

O. Oehmig in **D.** Der Rundschrift ein Bravo! — Frage doch den Mann, der die Schlittschuhe vernickelt hat.

W. D. Schwerin. Old Shatterhand ist wohlauf und läßt Gruß bestens erwidern.

Mitzi Dusche. Sie müssen Kränzchenschwester werden!! Was der „G. K." für die flotten Jungens ist, das ist das „Kränzchen" (erscheint ebenfalls bei W. Spemann in Stuttgart) für die jungen Dämchen. Gruß herzlich erwidert!

E. A. in R. Jedes Wort ist wahr! Dergleichen kann und wird der ehrliche „G. K.", der allerdings am rechten Platz ein Späßchen nicht verschmäht, doch nicht aus der Luft greifen? Gruß!

Ernst Oppermann, Gymnasiast in Birkenfeld. Du hast also eine Influenzmaschine, aber sie geht nicht. Lieber Kamerad! da ist guter Rat teuer! Einen solchen Apparat müßte man sehen, um den Fehler konstatieren zu können. Als Anleitung, die Maschine in Gang zu setzen, diene Dir folgendes: Man bringt die beiden Kugeln zur Berührung und teilt dann einer der beiden Belege eine gewisse elektrische Ladung mit, indem man sie mit einer vorher geriebenen Hartgummiplatte berührt. Gleichzeitig setzt man die eine Glasscheibe derart in rasche Bewegung, daß die Drehungen gegen die Spitzen der Papierbelegung auf der feststehenden Platte gerichtet sind. Entfernt man nun durch die isolierten Griffe die beiden Pole, so schlagen zwischen diesen Funken über. Probier's noch einmal. Geht's dann nicht, so schicke das Maschinchen zurück an die Fabrik.

E. Radunsky, Dresden. Statt der Bunsenelemente kannst Du allerdings auch Braunsteinelemente nehmen. Wenn Du aber dieselbe Wirkung erzielen willst, mußt Du für ein Bunsenelement mindestens 4 bis 6 große Leclanché-Braunsteinelemente anwenden.

Gw. in Wiesbaden. Schick's ihm einfach zurück. The rest is silence!

August Görling zu Köln a. Rh. Daß Du ein lustiges Kölner Kind bist, das merkt man. Die Fastnachtsstimmung hat Dir das wohl angethan. Vielleicht findet sich unter unseren Kameraden ein Musici, der zu Deinen lustigen Reimlein hübsch feine Noten zu setzen weiß. Wir kaufen uns dann insgeheim einige Dutzend echt chinesische Gongs und tragen das Opus an unserem „Hunderttausend-Abonnenten-Jubelfeste" vor. Ist Gottfried von Bouillon bis dahin zurückgekehrt, so muß auch er mit seiner Oboe herhalten. Das gibt dann einen Heidenspaß!

Unser Mijnheer.

Unser Mijnherr, viel geliebet,
War bis in den Tod betrübet —
Hat gegessen Katerfleisch.

Opium trank er in dem Weine,
Dieses schlug ihm in die Beine,
Lag darum ganz totenbleich.

Der Studiosus wußt' ein Mittel,
„Gänsebraten" hieß der Titel
Und der Mijnherr wurde wach.

Reibt die Augen, streckt die Glieder,
Gähnt einmal und schläft dann wieder,
Auf dem Bauch er wieder lag.

Die chinesischen Piraten
Wollten holen nun den Braten,
Bohrten in die Thür ein Loch.

Aber Richard, ohne Zagen,
Schoß den Frevler in den Magen —
Dieser war des Schiffes Koch.

Einen Stinktopf, groß und bieder,
Ließen jetzt die Braven nieder,
Zu des Schiffes Fensterlein.

Doch der „Blaue" ohne Schonen,
Schoß schnell ein paar blaue Bohnen,
Dem Halunken in das Bein.

Mijnherr wurde nun lebendig,
Sprach: „Ich fühl' mich ganz elendig,
Wie im Nil ein duf'lig Parth."

Was sich weiter nun begeben,
Werden wir ja bald erleben,
Nun adieu mein Kamerad.

Will ans Herz dir nur noch legen,
Mir den Mijnherr wohl zu pflegen,
Sein gedenk' ich früh und spat.

P. R. in Moskau. Du willst wissen, wie hoch der Niagarafall ist. Durch die Ziegeninsel wird er bekanntlich in zwei ungleiche Arme geschieden. Der westliche ist der Diagonale nach gemessen 372 m (Hufeisen 574 M.) breit und am Ufer 48 m hoch, der östliche Arm 326 M. breit und 50 M. hoch.

E. W. in Graz. Besten Dank. Alle Briefbogen, auf denen uns bereits Rätsel zugekommen sind, aneinander geklebt, das würde eine Schleife geben, die fast gar um den Aequator herreichen dürfte.

Liebe Kameraden! Wäre vielleicht einer von Euch gesonnen, mit mir in Korrespondenz zu treten? Briefe mit Angabe des Alters richtet an W. H. 294 postlagernd Koblenz. NB. Es wäre mir lieb, wenn sich solche Kameraden meldeten, welche im Besitz des I. Jahrganges des „G. K." sind.

C. C. in Krefeld. Wenn Du, lieber Kamerad, Dein Aquarium genau nach jenen Vorschriften einrichtest und behandelst, die in unserem Aufsatze „Etwas vom Süßwasseraquarium", S. 423 des II. Jahrganges, gegeben sind, so wirst Du über genannte Uebelstände nicht zu klagen haben. Sollte aber trotz alledem — horribile dictu! — eine Abhilfe sich nicht schaffen lassen, so versuche doch mal mit anderem Wasser. Bleikies? Sollte darunter wirklich ein bleihaltiges Mineral verstanden werden, so liegt hier der Hase im Pfeffer. Ausgeschwemmter Flußkies, lieber C. C., ausgeschwemmter Flußkies, und zum drittenmal ausgeschwemmter Flußkies muß den Bodenbelag bilden.

H. B. in Hamburg. Eine Anleitung zur praktischen Verwendung des elektrischen Läutewerks findest Du in Nr. 52, Jahrg. II, unter Fragen und Antworten. Die Verbindung der drei Apparate wäre genauestens genommen folgendermaßen zu bewerkstelligen: vom Zink des Elements nach der einen Feder des Druckknopfes; vom Kupfer nach der einen Glockenklemme, und von der anderen Klemme an die andere Feder des Druckknopfes; gebe aber acht beim Einschlagen der Häkchen; wird die Isolierung beschädigt, so entsteht schon vor dem Druckknopf die Schließung des Stromes, was, wenn es lange anhält, sehr schädlich für das Element ist. — Du willst das Oeffnen und Schließen einer entfernten Thür beobachten? Es ist das eine Anwendung, wie sie sehr häufig an Ladenthüren, Schlafzimmerthüren, auch an Fenstern zu Sicherheitszwecken ausgeführt wird. Die Leitung ist dieselbe, nur daß der Druckknopf durch einen sogenannten Thürkontakt zu ersetzen ist. Dieser besteht aus einem Winkel, einer Feder und einem Stift. Den Winkel und die Feder schraubt man an den feststehenden Rahmen der Thüre und zwar so, daß die Feder durch den Stift, der in die Thür eingeschlagen ist, beim Zumachen derselben von dem Winkel abgedrückt wird. Oeffnet sich die Thüre, so legt sich die Feder gegen den Winkel und der Strom ist geschlossen, d. h. es schellt. Die Glocke kann an einem beliebigen Ort hängen, auf Deinem Nachttischchen, Deinem Arbeitspulte, von wo aus es Dir gefällt, das Oeffnen der Thür zu beobachten. Wünschen guten Erfolg. Nächstens kommt ein Aufsatz über Elemente. Hurra!

Albert. Freundchen, wenn Du das erreichst, dann wird auch der „G. K." sich einstellen, Frack, weiße Binde und Lackstiefel anziehen und feinstens gratulieren. Und daß Du's erreichst, das wünscht er von Herzen. Klappt aber dereinst nicht alles und geht es nicht ganz nach Deinem Willen, dann bedenke und beherzige, daß die gleiche Sonne auch in die Fenster der niederen Häuser scheint. Denke nach, Du wirst den Sinn dieser Worte verstehen lernen.

G. D. in G. Die Frage, wie viel verschiedene Käferarten es in Deutschland gibt, ist nur dann annähernd zu beantworten, wenn Du die Grenzen, bis zu denen Du überhaupt gehen willst, genau festsetzest. Da Tier- und Pflanzenformen an natürliche Verhältnisse (Bodenbeschaffenheit u. s. w.) gebunden sind, können zur Feststellung wirklich deutscher Formen aber nicht etwa politische Grenzen, sondern nur natürliche Grenzen (wie z. B. im Süden die Alpen) gezogen werden. Arten, welche im eigentlichen Deutschland häufig vorkommen, gibt es zwei- bis dreitausend. — Rechnen wir aber

Photographischer Scherz.
(Anleitung siehe unter Fragen und Antworten.)

unsere Nachbarländer hinzu, die mit in unser natürliches Gebiet fallen, sowie das Gebiet der natürlichen Grenzen, so wird die Zahl der Käfer doch wohl auf ungefähr 6000 sich berechnen.

A. W. in Naumburg a. S. Der Uebertritt aus dem sächsischen Kadettenkorps in ein preußisches Regiment bietet keine Schwierigkeiten, sobald eines der letzteren sich zur Annahme bereit erklärt. — Die Wehrordnung vom 22. November 1888 stellt ziffermäßige Anforderungen an den Brustumfang, wie sie in Beziehung auf die Größe gemacht werden, nicht. Es ist in dieser Hinsicht nur gesagt, daß der Brustumfang allein die entscheidende Grundlage für die Beurteilung der Diensttauglichkeit niemals sein darf, und daß ein Mann, dessen Brustumfang in der Atempause (nach tiefster Ausatmung) die halbe Körperlänge nicht erreicht, wenn nur seine sonstigen Körperverhältnisse entsprechen, und eine nicht unter 5 cm betragende Erweiterungsfähigkeit der Brust vorhanden ist, für tauglich erklärt werden kann.

Hugo in Wien. Siehe die Antwort S. 288 dieses Jahrganges an P. S. in M.

Franz Weidert. In Nr. 23, S. 351 des 1. Jahrganges.

Karl B. in M. Ein Bruder Lustig?! Recht so, nur immer den Kopf oben behalten. — Wollen sehen, ob wir ein Plätzchen finden.

Otto Meyer. Sie wünschen sich die Ausrüstung eines Käfersammlers einzuthun? Das besorgt am besten Herr Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4.

Herm. Sch. in Mannheim. Kamerad, nimm ein Frauenhaar, dann gelingt dieser Zauber noch besser.

A. Lutteroth. Du wünschest ein Mittel zu wissen, um Zeichnungen vor dem Verwischen zu behüten. Bestäube dieselben mit sogenanntem Fixatif, in jeder Zeichenmaterialienhandlung vorrätig. Laß Dir zeigen, wie man den dazu gehörigen Blaseapparat handhaben muß.

C. A. in B. Edisons Phonograph kann als eine ganz neue Erfindung gelten und ist praktisch noch sehr wenig angewendet worden. Der Preis eines solchen Apparates dürfte mindestens 120 Mark betragen. Willst Du Dir einen solchen zulegen? Sich einen solchen zu verschaffen, dürfte vorderhand noch recht schwer werden.

Edgar Kupferstich in Hamburg. Das beste Mittel, Käfer von kleinen Tieren (Raubinsekten) frei zu halten, ist die Verwendung möglichst dicht schließender Kästen und öfteres Nachsehen. Findet man unter einem Käfer am Boden des Sammelkasten ein bräunliches Mehl liegen, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß irgend ein Raubinsekt in dem Käfer haust. Man taucht dann einen kleinen Tuschpinsel in reines Terpentinöl und bepinselt damit die Unterseite des Käfers; das Terpentinöl durchdringt den Käfer sehr schnell und tötet alle Raubinsekten. — Vielleicht Sandabreibungen. Befrage Deinen Arzt.

A. N. in Währing. Gern — aber die Briefadresse? Die Redaktion kann sich mit Vermittelung der Angebotschreiben nicht befassen.

Dem **treuen Leser** Dank!

Hans H. in Berlin. Methusalem soll Dir aus China einen Sack voll Briefmarken mitbringen? Gut, werden's ausrichten, auch die Grüße.

Oswald Becker. „Der" Rost.

Tertianer Manko. Die Anleitung zum Bau eines Vogelkäfigs findest Du in unserer Schilderung: „Die Behausung unserer gefiederten Lieblinge", Seite 556 des II. Jahrganges.

L. v. N. in Br. Du findest es merkwürdig, daß Dir am Kinn schon eine ganz hübsche Anzahl Haare gewachsen, während die Oberlippe leider noch ganz frei ist. Du fragst, ob wir nicht ein Mittel wüßten, „oben" mit Erfolg nachzuhelfen*). Nein, lieber Kamerad, ein solches ist uns nicht bekannt und die vielen Geheimmittel, die jeweils angepriesen werden, wir haben sie nicht erprobt. Gib Dich zufrieden, wird schon kommen!

Hans v. Sch. Hast Du keine Angst, daß es auch einmal „wetterleuchten" könnte? Dann aber — —

Eberhard von Reckow, Wiesbaden, Dotzheimerstraße 20 bittet Wilhelm Fleischmann in München um Beschreibung seines preisgekrönten Schweizerhäuschens, Paul Lohmann in Hagen i. W., um Beschreibung (Konstruktion) seines Zündholzautomaten und Karl Albrecht in Bremen um Beschreibung (Konstruktion) seines Schokoladeautomaten.

Hermann Grombacher. Die Münze mit dem durch die Mitte gehenden Loche ist eine chinesische und häufig vorkommend. Die Chinesen tragen keine Portemonnais in unserem Sinne, sondern halten ihre Münzen, wie Du von dem Kapitän und großen Wu-kuan Heimdall Turnerstick weißt, an Schnüren aufgereiht. — Die Münze mit dem Becher und Baume mit altjüdischer Schrift ist eine altjüdische Münze aus der Zeit um Christi Geburt — das vorliegende Stück dürfte wohl nur eine der ziemlich häufigen Shekel-Copicen sein. — Die kleine Münze mit Wappen vom Jahre 1766 ist zweifelhaft. Die große Kupfermünze mit den Kriegern dagegen eine Denkmünze auf die 1. französische Revolution, sehr schön geprägt, aber häufig.

Victor Z. in Baya schreibt: Ich glaube, daß ich vielen meiner „Guten Kameraden" einen großen Dienst leiste, wenn ich ihnen mitteile, daß ich meinen Laubfrosch mit Spinnen füttere. Er frißt deren ein Stück jeden Tag mit größter Grandezza und herrlichstem Appetit. Auf dem Boden oder in dem Stalle finden sie sich in jedem Winkel, und an jedem finsteren Orte stecken eine Menge, die auf einen Winter schon ausreichen.

Rud. H. in Trautenau empfiehlt seinen Kameraden für den Bezug von Laubsägevorlagen die Adresse: Gold. Pelikan in Wien VII, Siebensterngasse 20.

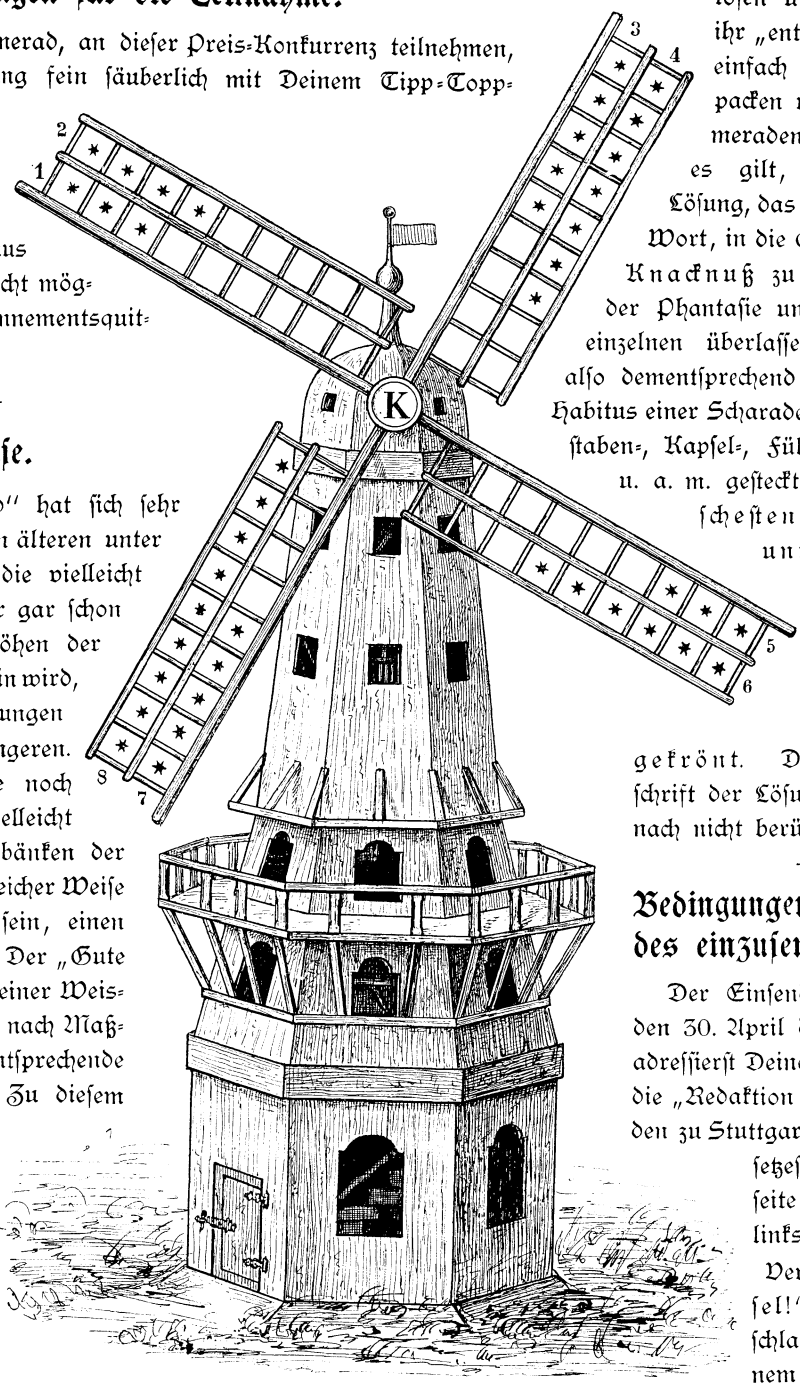
*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Umpflanzen!

Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Große Preis-Konkurrenz!

Bedingungen für die Teilnahme.

Willst Du, lieber Kamerad, an dieser Preis-Konkurrenz teilnehmen, so hast Du die Auflösung fein säuberlich mit Deinem Tipp-Topp-Stempel zu versehen, zum Zeichen, daß Du Dich mit Recht und Fug unserem Kameradschaftskreise zuzählst. Ist Dir dies aus irgend einem Grunde nicht möglich, wirst Du die Abonnementsquittung vorzulegen haben.



Die Preise.

Der „Gute Kamerad" hat sich sehr wohl bedacht, daß es den älteren unter seinen lieben Freunden, die vielleicht bereits auf Sekunda oder gar schon stolz auf den lichten Höhen der Prima wandeln, leichter sein wird, den unten gestellten Bedingungen zu entsprechen, als den jüngeren. Es soll aber jenen, die noch auf der Quarta oder vielleicht gar noch auf den Schulbänken der Sexta herumrutschen, in gleicher Weise die Möglichkeit gegeben sein, einen ersten Preis zu erringen. Der „Gute Kamerad" hat daher in seiner Weisheit beschlossen, die Preise nach Maßgabe der Teilnahme in entsprechende Altersklassen einzuteilen. Zu diesem Zwecke setzt er aus:

10 Exemplare „Der Naturfreund" von Dr. Otto Dammer, Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und im Garten, elegant gebunden in je zwei Bänden.

50 Erzählungen in eleganten Einbänden.

Bedingungen für die Form der einzusendenden Lösungen.

Dieses Windmühlenrätsel ist nicht nur zu lösen und der „Wind", den ihr „entstehen seht", nicht nur einfach in ein Kouvert zu packen und dem „Guten Kameraden" einzusenden, sondern es gilt, die also gefundene Lösung, das endgültige zweisilbige Wort, in die Gestalt einer neuen Knacknuß zu kleiden, deren Form der Phantasie und dem Können jedes einzelnen überlassen bleibt. Sie kann also dementsprechend nach Belieben in den Habitus einer Scharade, eines Rebus, Buchstaben-, Kapsel-, Füll- oder Streichrätsels u. a. m. gesteckt werden. Die hübschesten und originellsten unter diesen eingesendeten Knacknüssen werden unter Berücksichtigung der Einteilung nach Altersklassen preisgekrönt. Die einfache Niederschrift der Lösung allein wird demnach nicht berücksichtigt.

Bedingungen für die Form des einzusendenden Briefes.

Der Einsendungstermin ist auf den 30. April d. J. festgesetzt. Du adressierst Deinen Brief wie sonst an die „Redaktion des Guten Kameraden zu Stuttgart, Reinsburgstr. 21", setzest aber auf die Vorderseite des Briefumschlages links oben in die Ecke den Vermerk: „Preisrätsel!" — Der Briefumschlag enthalte auf offenem Blatte die die Lösung wiedergebende Knacknuß, ferner ein zweites geschlossenes Kouvert, das auf der Außenseite die Altersangabe, innen aber den Namen des Einsenders aufweist. — **Also richtig lesen, richtig lösen, rechtzeitig und in der rechten Art sich einfinden!**

Wo in den Windmühlflügeln
Ein Sternchen oben steht,
Mögt je ein Zeichen setzen
Ihr aus den Alphabet,
Daß mit dem K beginnend
Bis zu den Ziffern hin,
Der Worte acht entstehen
Mit nachbenanntem Sinn:
Ein Fahrzeug erst — dann ferner
Im Süden eine Stadt —
Darauf ein Knabenname —
Ein Acker — eine Stadt
Im großen Czarenreiche —
Ein seltnes Vögelein —
Ein Stoff — ein treuer Wächter —
So werden's acht wohl sein.
Wenn Ihr die Endbuchstaben
Von 1 bis 8 nun schreibt,
Seht Ihr den Wind entstehen,
Der unsre Mühle treibt.

Freimütig.

Der berühmte Bildhauer Canova stand beim Kaiser Napoleon I. sehr in Gunst und befand sich öfter als Dritter mit ihm und der Kaiserin Josephine zu Malmaison. Der berühmte Krieger scherzte gern mit dem Künstler. „Sie machen," sagte Napoleon eines Tages zu ihm, „Eroberungen über den Marmor; diese sind härter als die meinigen!"

„Und vielleicht auch dauerhafter," gab Canova zur Antwort, und wagte dann, offen — den Kaiser zu ersuchen, auf seinen Lorbeeren auszuruhen, seine Macht zu genießen und ein schon so oft durch den Sieg bestimmtes Geschick keinen weiteren Gefahren auszusetzen.

Der Kaiser lachte über die Besorgnis des Meisters und erwiderte: „Ich liefere neue Schlachten, wie Sie neue Bildsäulen machen."

„O nein, Sire!" — versetzte Canova — „Hier ist ein großer Unterschied: der Künstler darf niemals auf dem Pfade der schönen Künste stillstehen; deshalb muß er von Eroberung zu Eroberung fortschreiten. Nur die Mittelmäßigkeit wähnt, das Ziel erreicht zu haben. Auf den Krieger dagegen lauern tausenderlei Gefahren auf dem Wege des Ehrgeizes. Erinnern Sie sich nur an Julius Cäsar und an so viele andere."

„Sie fürchten also für mich die Ideen des März (den 15. März, an welchem Julius Cäsar ermordet wurde)?" — fragte Napoleon.

„Ich besorge für Sie weniger den Tod als eine Niederlage!" — gab der unerschrockene Künstler zur Antwort; Napoleon aber sagte: „Ich fürchte weder das eine noch das andere; beide werden mich ebenso unerschütterlich finden, wie ihre Bildsäulen."

口卄

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

„Das ist wahr; das ist wahr! Raten Sie! helfen Sie! Ich werde Ihnen sehr, sehr dankbar sein!"

„Hm! Woher soll man einen Rat nehmen? Advokaten wie in meinem Vaterlande gibt es hier nicht. Polizei kann uns nichts nützen. Schließlich komme ich selbst mit in Gefahr, wenn man hört, daß ich diese Kerls belauscht habe. Erlauben Sie mir einen Augenblick! Ich will da meinen Gefährten fragen."

„Ist er nicht Ihr Diener?"

„Diener und Freund."

„Er hat doch alles mitangehört. Warum spricht er nicht?"

„Er versteht die Sprache dieses Landes nicht vollständig. Er ist ein kluger Kopf, ein Pfiffikus. Rechtlichkeit und Gesetz können hier nicht helfen. Nur allein der Pfiffigkeit könnte es vielleicht gelingen, Rettung zu bringen."

„So fragen Sie ihn, schnell, schnell!"

Der Methusalem erklärte seinem Gottfried, wie die Sache stand. Dieser hörte aufmerksam zu und sagte dann:

„Ja, wenn die sojenannten Klugen nichts mehr wissen, so wenden sie sich an die anjeblich Dummen. Die Karre steckt drinnen, tief jenug im Schmutze. Kein Mensch und kein Methusalem kann ihr herausbekommen. Und da soll sich nun der olle Jottfried ins Jeschirr lejen, um sie aufs Trottoir zu bringen!"

„Beleidigt dieses Vertrauen etwa?"

„Fällt mich nicht ein! Denke jar nicht daran! Aber eine fatale Sache ist es und bleibt es. Man kann da sehr leicht mit in dat Käsefaß stecken bleiben. Bitte, jeben Sie mich mal dat Mundstück her!"

Er langte nach der Pfeifenspitze.

„Wozu?"

„Um meine Jeistlichkeit anzurejen und aufzufrischen. Ein juter Zug aus die Pfeife stärkt den Verstand und den Mutterwitz. Es ist dat zwar jejen die Subordination, aberst in diesem Falle werden Sie mich schon mal erlauben."

„Da, rauche!"

Er gab ihm die Spitze hin, obwohl er wußte, daß es von Gottfried nur

> Der lieben Jugend fällt nur die eine Sorge zu, daß sie sich in allem Schönen und Guten bilde; nur dann wird der Erwachsene einst ein würdiges und nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein.
>
> J. H. O. Kern.

– „Methusalem teilte dem Chinesen den Vorschlag Gottfrieds mit. Der Juwelier faßte sich wieder bedenklich am Zopfe." –

ein nichtiger Vorwand war. Er wollte ihn aber bei guter Laune erhalten, weil er von dem schlauen Wichsier wirklich einen guten, vielleicht rettenden Gedanken erwartete.

Gottfried that einige derbe Züge, brummte nachdenklich vor sich hin, zog die Stirn in tiefe Falten, that wieder einige Züge, räusperte sich, hustete, that abermals einen Zug, aber einen außerordentlich kräftigen, blies den Rauch in derbem Stoße von sich, reichte dann dem Methusalem das Mundstück zurück und sagte:

„Jeschmeckt hat's jut!"

„Nun, weiter!"

„Und jeholfen hat's auch!"

„Dir ist also ein Gedanke gekommen?"

„Ein Jedanke wie ein Licht!"

„Welcher?"

„Der allereinfachste von die janze Welt."

„Heraus damit!"

„Na, nur Jeduld! Ich stelle mich die Sache nämlich folgendermaßen vor: Wie du mich, so ich dich!"

„Wieso?"

„Er will ihm uns verjraben, nun verjraben wir ihm ihn."

„Dummes Zeug! Wer soll das verstehen! Rede doch nur deutsch, ordentlich nach der Grammatik!"

„Wenn ich derjenige bin, welcher die Kastanien aus dem Feuer holen soll, so hat die Jrammatik sich nach mich zu richten und nicht ich mir nach sie. Verstanden! Mein Mittel ist ein jutes deutsches. Es jründet sich auf ein altes, deutsches, echt jermanisches Sprichwort, welches in andrer Weise lauten würde: ‚Wie es aus dem Walde schallt, so schallt es wieder hinein'."

„Umgedreht ist es richtig!"

„Nein. Dat muß ich verstehen. Ich meine nämlich: Er will ihm in unserm Walde verjraben, jut, so verjraben wir ihm in den seinigen, nämlich den Jötzenonkel."

Methusalem machte ein froh erstauntes Gesicht und rief:

„Alle Wetter! Gottfried, du hast's, du hast's wirklich!"

„Nicht wahr! Jottfried hat ihm allemal! Auf diese Weise kommt unser Freund hier in keine Jefahr. Der jetreue Nachbar und desgleichen macht Anzeije, die Polizei kommt und jräbt hier nach, findet aber nichts. Während sie mit die lange Nase da steht, machen nun wir Anzeije. Man jräbt beim juten Heinrich drüben und findet nun die Jöttlichkeit in seinem eijenen Jarten. Was weiter?"

„Weiter nichts, weiter gar nichts! Das ist genug. Das bringt erstens Rettung und ist zweitens ein Streich, so recht nach meinem Herzen."

„Nach dat meinige auch. Und dat beste dabei ist, daß wir keinen Menschen und auch keinen Mandarin brauchen. Auch kommen wir selbst gar nicht in Betracht, weder als Zeujen noch als Gejenzeujen mit Pflichteid und jutes Jewissen. Wir handeln hinter die Kulissen und sehen von unserm Olymp herab jemütlich zu, wat die Menschen für riesije Dummheiten machen. Teilen Sie dem Manne diese meine Ansicht mit. Ich bin der Mann, der ihm jeholfen hat."

„Ja, der bist du, denn ich glaube nicht, daß ich auf diesen prächtigen Gedanken, welcher wohl nicht allzuschwer auszuführen sein wird, gekommen wäre!"

„Ist auch kein Wunder, wenn der Methusalem nun mal altersschwach wird und wackelig auf seine Jeisteskraft. Fragen Sie nur immer mir, wenn Sie mal nicht vorwärts kommen können! Ich habe immer denjenigen Rat, welcher jut ist, leider aber es doch nicht zum Jeheimerat bringen wird."

Methusalem teilte dem Chinesen mit, welchen Vorschlag Gottfried ihm gemacht hatte. Der Juwelier faßte sich wieder bedenklich am Zopfe.

„Das ist auch sehr gefährlich!" sagte er.

„Aber das einzige, was Sie thun können."

„Meinen Sie, daß es gelingen werde?"

„Das kommt auf die Lage der Gärten an. Wing-kan hat doch wohl auch einen?"

„Ja. Er ist genau so groß wie der meinige."

„Sie stoßen aneinander?"

„Ja."

„Wodurch werden sie getrennt?"

„Durch eine Mauer."

„Ist diese zu übersteigen?"

„Ja."

„So ist Ihnen geholfen. Sie warten, bis die Figur bei Ihnen eingegraben worden ist und nehmen sie dann schnell wieder heraus, um sie beim Nachbar zu vergraben."

„Aber wenn man mich dabei erwischt!"

„Das dürfen Sie eben nicht geschehen lassen. Sie müssen vorsichtig verfahren. Wing-kan hat keine Ahnung davon, daß Sie von der Sache wissen. Er wird also noch viel weniger ahnen, daß Sie ihm den Gott hinüberschaffen."

„Aber dazu bin ich allein zu schwach."

„Sie haben ja Hände, welche Ihnen helfen werden."

„Wessen Hände sollen das sein? In ein solches Geheimnis darf ich keinen meiner Leute ziehen."

„Das ist auch gar nicht nötig. Sie haben doch uns."

„Sie? Wollten Sie mir helfen? Ja das wäre gut! Dann wollte ich es wagen!"

„Natürlich helfen wir Ihnen, und zwar sehr gern."

„Wie dankbar werde ich Ihnen dafür sein! Aber da müssen Sie gleich bei mir bleiben."

„Warum das?"

„Später können Sie nicht zu mir."

„O doch. Man mag immerhin die Gasse verschließen. Wir wohnen ja in derselben."

„In dieser Gasse? Wo da? Bei wem?"

„Nebenan beim Tong-tschi."

Jetzt machte der Juwelier ein ganz neues Gesicht. Aus lauter Ueberraschung hatte er sie gar nicht mit der vorgeschriebenen Höflichkeit empfangen. Und dann war er allzusehr mit seiner Angst beschäftigt gewesen, als daß er hätte darüber nachdenken können, ob er vornehme oder gewöhnliche Leute vor sich habe.

„Beim Tang-tschi?" fragte er. „Sind Sie etwa die Fremden, welche ihn errettet haben?"

„Hm! Was wissen Sie von dieser Angelegenheit?"

„Er ist ein sehr hoher und reicher Mandarin und ich bin nur ein Kaufmann. Mein Weib ist sogar die Tochter eines Bettlerkönigs. Dennoch steigt die Frau des Tong-tschi zuweilen drüben in ihrem Garten auf die Stufen, um sich mit der meinigen zu unterhalten. Da wissen wir, daß der Tong-tschi kürzlich viel länger fortgeblieben ist, als er gesagt hatte. Seine Frau war voller Sorge. Sie befürchtete, es sei ihm ein Unglück geschehen. In diesen Tagen nun hat sie meinem Weibe im Vertrauen erzählt, daß ihr Mann wieder zurück sei; er habe sich in einer entsetzlichen Gefahr befunden, sei aber von fünf oder sechs fremden Männern, welche nicht aus China sind, errettet worden. Sie hat dabei gesagt, daß diese Fremden ein-

geladen seien und als Gäste zum Tong-tschi kommen würden."

„Weiter wissen Sie nichts?"

„Nein."

„Auch nicht, welcher Art die Gefahr gewesen ist, in welcher der Mandarin sich befunden hat?"

„Nein."

„So schweigen Sie darüber gegen jedermann, sonst könnten Sie den Tong-tschi sich leicht zum Feinde machen!"

„Ich werde schweigen. Aber darf ich wohl erfahren, ob Sie diese fremden Herren sind?"

„Ja, wir sind es."

Da verneigte er sich bis zum Boden herab und sagte:

„Dann bin ich ganz unwürdig der hohen Ehre, welche Sie mir erweisen. Fremde Herren, welche dieser Mandarin zu sich ladet, müssen in ihrem Lande die höchsten Stellen begleiten. Ich bin viel zu gering, als daß ich Ihnen in das Angesicht blikken darf. Und nun sind Sie gekommen, mich über die mir drohende Gefahr zu benachrichtigen! Nehmen Sie mein Geld, mein Leben, alles, was mir gehört; es ist Ihr Eigentum!"

„Es freut mich, daß Sie ein dankbares Herz besitzen. Ich glaubte, daß Sie ein ehrlicher Mann seien, und darum bin ich gern gekommen, Sie zu retten. Und was ich einmal anfange, das pflege ich auch zu vollenden. Wir werden Ihnen helfen, den Gott in Win-kans Garten zu vergraben. Haben Sie dazu die nötigen Werkzeuge?"

„Ja."

„Sie sagen, daß die beiden Frauen zuweilen miteinander sprechen. Ich vermute also, daß Ihr Garten auch an denjenigen des Mandarins stößt?"

„Ja, nur ist der letztere viel, viel größer und prächtiger als der meinige."

„So ist uns die Sache ja möglichst leicht gemacht. Wollen Sie uns einmal Ihren Garten zeigen, aber so, daß niemand uns bemerkt!"

„Da brauchen wir nur nebenan zu gehen. Wir können durch das Fenster hinausblicken."

Er führte sie in eine Nebenstube, welche zwei Fenster hatte. Anstatt der Glastafeln war eine sehr feine Gaze eingezogen. Er öffnete eins derselben. Man hatte gleich den Garten vor sich.

Er war klein, auf chinesische Weise angelegt. Zwergbäume, blühende Sträucher, Taxus- und Buchsbaumwände, über welche Kronen emporragten, welche in Tierformen gezogen waren. Rechter Hand lag der Garten seines Feindes, ganz in derselben Weise angelegt und gepflegt. Die Trennungsmauer war nicht ganz mannshoch.

Zur linken Hand lag der Garten des Mandarinen, welcher allerdings auch nur so tief wie die beiden anderen war, aber desto breiter sein mußte. Hinter diesen Gärten schien ein Pfad vorüber zu führen. Das war jedenfalls der Weg, auf welchem der Dieb die Figur bringen wollte.

„Prächtig!" sagte der Methusalem. Die Gärten liegen für unsere Absicht außerordentlich bequem. Wir steigen über die Mauer des Mandarinen und befinden uns dann in Ihrem Garten. Das übrige wird sich dann finden."

„Das wollen Sie wirklich thun?" fragte Hu-tsin.

„Sogar sehr gern."

„So weiß ich nicht, wie ich Ihnen dankbar sein soll! Ich bin viel zu gering nur der Ehre, daß Sie mein niedriges Haus betreten haben, und nun wollen Sie gar — — —"

„Still!" unterbrach ihn der Blaurote. „Sie sind ein braver Mann, welchem wir gerne helfen. Auch halten wir es für unsere Pflicht, ein Verbrechen zu verhüten, welches wir verhüten können."

„So darf ich also wirklich auf Ihre Mithilfe rechnen?"

„Ganz bestimmt."

„Wann werden Sie kommen?"

„Mit Beginn des Siüt, wenn es so dunkel geworden ist, daß man es nicht sehen kann, wenn wir über die Mauer steigen."

„Bringen Sie auch die anderen hohen Herren mit?"

„Nein, je weniger Personen eingeweiht sind, desto besser ist es."

„Aber wenn wir ihrer bedürfen? Wenn wir drei nicht allein fertig werden können? Ich darf von meinen Leuten keinen ins Vertrauen ziehen."

„In diesem Falle ist es mir nicht schwer, noch einen meiner Gefährten zu holen. Diese werden mich jetzt vermissen. Wir wollen gehen."

„Ist der Tong-tschi daheim?"

„Nein, er ist ausgegangen, wird aber noch vor Abend wiederkommen, da dann die Thore der Straßen geschlossen werden."

„Danach braucht er sich nicht zu richten. Er kann auch des Nachts gehen und kommen, wie und wenn es beliebt. Ihm werden alle Pei-lu geöffnet."

Pei-lu heißen die triumphbogenartigen Bauwerke, welche die Straßen abschließen und zu diesem Zwecke mit Pforten versehen sind. Außer diesem Zwecke haben sie noch einen andern. Sie dienen nämlich als Denkmale der Verdienste derjenigen Personen, zu deren Andenken sie errichtet worden sind.

Wenn ein Beamter oder ein Bürger viel für das Land, die Provinz oder die Stadt gethan hat, so wird ihm ein solcher Pei-lu errichtet, welcher seinen Namen trägt und in weithin sichtbaren Zeichen eine Aufzählung der Tugenden des Betreffenden enthält.

Nicht nur Verstorbene erhalten solche Denkmäler, sondern es kommt auch vor, daß Lebenden welche gesetzt werden. Diese müssen dann die Kosten bezahlen, wodurch aber die Ehre, welche ihnen erwiesen wird, keinerlei Schmälerung erleidet.

Die beiden Deutschen verabschiedeten sich von dem Chinesen. Er begleitete sie unter unaufhörlichen Bücklingen bis vor seine Ladenthür und machte es ihnen da nochmals bemerklich, daß er ganz sicher auf ihre Hilfe rechne, ohne welche er auf keine Rettung rechnen könne.

Zu Hause angekommen, begaben sie sich nach Methusalems Zimmer.

„Sollen die anderen wirklich nichts davon erfahren?" fragte Gottfried.

„Nein, jetzt noch nicht."

„Aber ihre Hilfe würde uns unter Umständen dienlich sein."

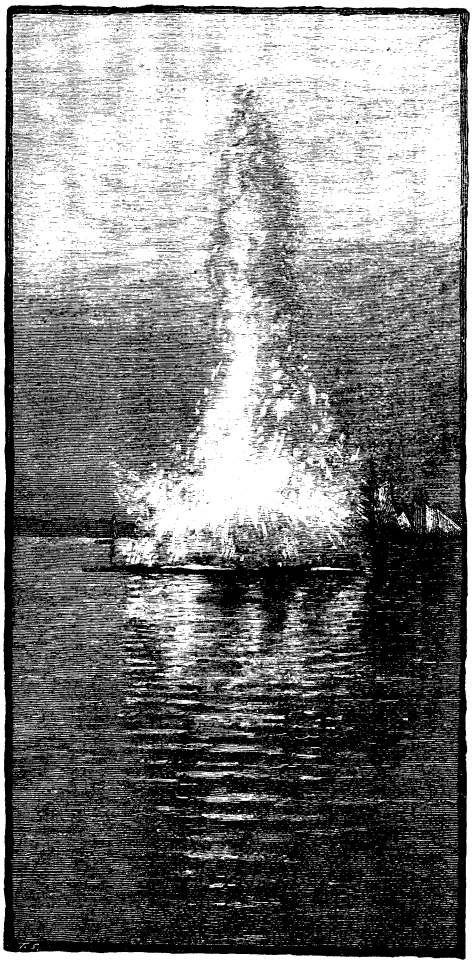
„Unter Umständen, ja. Aber wir wollen lieber warten, bis diese Umstände eintreten."

„Wollen wir nicht wenigstens unsern Richard mitnehmen?"

„Auch ihn nicht. Zu ihm habe ich noch eher Vertrauen als zu den andern. Er ist über seine Jahre hinaus vorsichtig und bedächtig. Das haben wir auf der Dschunke erfahren, wo wir ohne sein schnelles, besonnenes und tapferes Handeln ermordet worden wären. Aber er ist mir von seiner Mutter anvertraut worden; er ist halb noch Knabe, und ich bin verantwortlich für alles, was mit ihm geschieht. Ich mag ihn nicht unnötigerweise an einer Gefahr teilnehmen lassen."

„Halten Sie die Sache für gefährlich?"

„Nein, aber unter Umständen kann sie es doch werden. Gehe jetzt und suche die anderen auf. Sie werden nach mir fragen. Dann sage ihnen, daß ich ungestört sein wolle, weil ich die Absicht habe, meine



Momentaufnahme der freien Explosion eines Fischtorpedo.

Notizen einzuschreiben. Später kommst du zurück. In einer Viertelstunde wird es dunkel."

Der Gottfried ging. Bald nachher kam ein Diener, um die von der Decke herabhängende Laterne anzuzünden und sich zu erkundigen, ob der „ganz Vornehme und sehr Alte" irgend einen Befehl auszusprechen habe.

„Nein, ich danke!" antwortete der Student. „Aber sage mir, ob es erlaubt ist, in den Garten zu gehen?"

„Des Morgens nicht, weil zu dieser Zeit die ‚Blume des Hauses' draußen lustwandelt."

„Aber jetzt?"

„Ja. Wünscht mein Gebieter hinauszugehen?"

„In kurzer Zeit. Ich bin ein Yuettse*) und wünsche, ungestört nachdenken zu können."

„Ich werde den Schöpfer des Gedichtes bis an die Pforte führen und dort auf seine Rückkehr warten. Vielleicht hat er mir während seines Spazierganges einen Befehl zu erteilen."

*) Dichter, wörtlich „Sohn des Mondes".

„Nein, denn mein eigener Diener wird mich begleiten und dir meinen Wunsch mitteilen, wenn ich einen solchen haben sollte. Ich wünsche, ganz ungestört zu sein."

Der Mann verbeugte sich und ging. Kurze Zeit später kam Gottfried zurück.

„Wo befinden sich die anderen?" fragte Methusalem.

„In Turnersticks Zimmer, wo sie Thee trinken, Pfeife rauchen und Domino spielen. Habe nicht jewußt, daß diese Chinesigen auch dat Domino kennen."

„Sie spielen es sogar sehr gern, doch sind die Steine und Ziffern anders arrangiert als bei uns. Horch!"

Von der Straße her ertönte der Schall der Gongs, welche von den Wächtern geschlagen wurden, und dazwischen hörte man den Ruf: „Siütschi, siüt-schi!" Es war nach abendländischer Rechnung abends sieben Uhr, nach chinesischer aber begann die elfte Stunde.

„Jetzt wird es Zeit," sagte Degenfeld. „Hast du dein Messer?"

„Ja. Wer soll meuchlings erstochen werden?"

„Niemand, doch ist es möglich, daß wir es brauchen. Auch die Revolver habe ich bei mir."

„Bin ebenso damit versehen. Fühle mir überhaupt als Raubritter, der im Begriffe steht, mit verhängten Zügeln zum Burgthore hinauszusprengen. Bin wirklich neubegierig, wie dat Abenteuer enden wird."

„Hoffentlich gut. Komm!"

Draußen stand ihrer wartend der Diener. Er führte sie bis an die Gartenpforte und zog sich dann zurück. Es war schnell dunkel geworden. Man hätte einen Menschen auf acht Schritte nicht zu sehen vermocht, und binnen zehn Minuten mußte es noch dunkler werden.

„Jetzt wird der Jott jestohlen," flüsterte Gottfried.

„Ja, jetzt ist die Zeit. Hoffentlich gelingt der Diebstahl."

„Schöner Wunsch!"

„Aber gerechtfertigt. Wenn der Raub nicht gelingt, sind wir morgen wieder gezwungen, herauszuschleichen, was aber schwieriger sein dürfte, da dann der Tongtschi gewiß daheim sein wird. Komm zur Mauer!"

Sie huschten geräuschlos nach derselben hin und blieben zunächst lauschend stehen. Es war jenseits kein Geräusch zu hören.

„Jetzt hinüber, aber ja ganz leise!" raunte Degenfeld dem Wichsier zu.

Sie schwangen sich hinauf und ließen sich drüben langsam wieder hinab. Kaum hatten ihre Füße den Boden berührt, so tauchte eine dunkle Gestalt neben ihnen auf.

„Hu-tsin?" fragte der Student flüsternd.

„Ich bin der ganz Armselige!" antwortete der Gefragte ebenso leise.

„Wie lange sind Sie hier?"

„Seit kurzem erst."

„Sind Sie einmal rundum gegangen?"

„Nein. Ich dachte, Wing-kan könne drüben hinter der Mauer stehen und lauschen. Er darf doch nicht wissen, daß ich da bin."

„Recht so! Und die Werkzeuge?"

„Liegen hier neben mir. Was thun wir jetzt, hoher Gebieter?"

„Ihr beide steckt euch hinter diese Taxushecke. Es ist möglich, daß Wing-kan herüberkommt und sich überzeugt, daß niemand hier im Garten ist. Er wird das sogar sehr wahrscheinlich thun. Ich will einmal rekognoszieren und kehre bald zurück."

Er zog seine Stiefel aus und schlich sich fort. Schritt für Schritt gehend, suchte er die Finsternis mit den Augen zu durchdringen. Zwei Seiten des Gartens schritt er ab, ohne etwas Auffälliges zu bemerken. Die dritte Seite bildete die Mauer, welche den Garten des einen Juweliers von demjenigen des andern trennte. Indem er da langsam vorwärts ging, stieß sein Fuß, glücklicherweise nur daran streichend, an etwas Hartes, was da am Boden lag. Er bückte sich nieder, um den Gegenstand zu befühlen. Es waren eine Hacke, ein Spaten und eine Schaufel, die da auf- und nebeneinander lagen.

Diese Werkzeuge waren jedenfalls von Wing-kan herübergeschafft worden; es war gar nicht anders möglich. Vielleicht war er noch in der Nähe.

Degenfeld duckte sich nieder und lauschte. Er strengte seine Augen möglichst an, konnte aber weder etwas hören noch etwas sehen.

Er bewegte sich, zur Erde niedergebückt, noch einige Schritte weiter, und da sah er eine Gestalt an einem Baume lehnen, kaum vier Schritte von sich entfernt. Hätte er nicht diese gebückte Haltung eingenommen gehabt, so wäre er von dem Manne unbedingt bemerkt worden.

Schnell bog er zur Seite und setzte sich da hinter einen Buchsbaumrand nieder, um zu erwarten, was da kommen werde. Die Hauptsache war jetzt, daß Gottfried und Hu-tsin an ihrem Platze blieben und ja nicht auf den Gedanken kamen, ihr Versteck zu verlassen.

Glücklicherweise dauerte es nicht lange, so hörte man von draußen Schritte. Es kamen mehrere Männer, schnell laufend. Sie hielten jenseits der Mauer an. Man hörte an ihrem lauten Atem, daß sie ihre Lungen sehr angestrengt hatten.

Die dunkle Gestalt verließ den Baum und huschte nach der Außenmauer hin. Degenfeld folgte, aber selbstverständlich mit größter Vorsicht, um ja kein Geräusch zu verursachen.

„Scht!" ertönte es von draußen.

„Scht!" antwortete es von innen.

„Ist der hohe Herr da?"

„Ja. Hast du ihn?"

„Sogar zwei!"

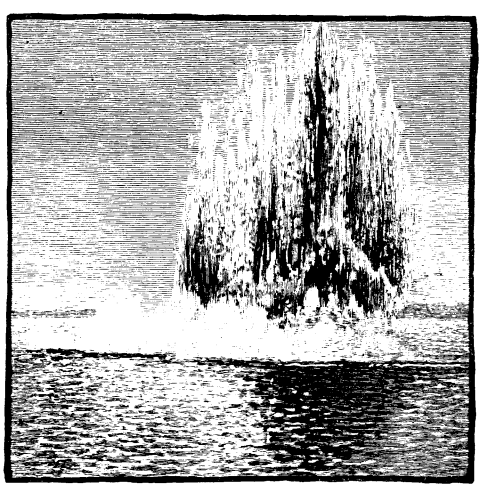
„Zwei? Einer war genug."

„Es ging so leicht; da nahmen wir gleich zwei." (Fortsetzung folgt.)

Eiserne Fische.

I.

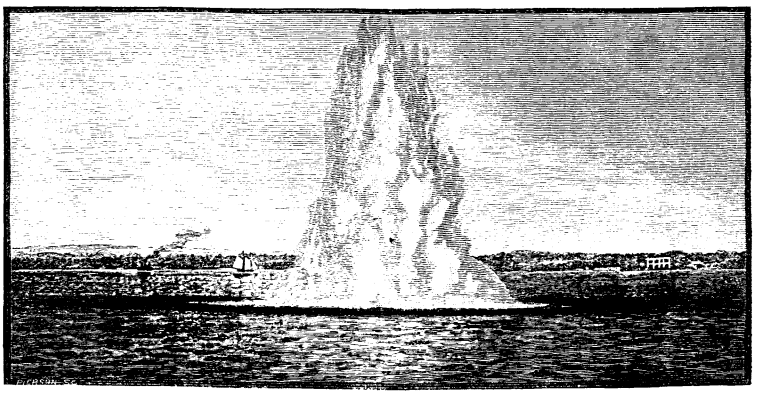
Torpedos sind, wie unsere lieben jungen Leser ja wissen, jene unterseeischen Minen, welche in der neueren Kriegführung eine so große Rolle spielen. Wir meinen damit nicht jene schnellfahrenden Boote, die mittels besonderer Vorrichtungen Torpedos werfen und die Stelle der früheren Brander versehen und in deren Erbauung gegenwärtig alle Seemächte untereinander wetteifern, sondern wir meinen schlichtweg die unterseeischen Minen, welche vor den Küsten, Häfen und Flußmündungen angelegt werden, um dieselben vor einem Angriff oder einer Landung feindlicher Schiffe zu sichern. Diese unterseeischen Minen sind nämlich so eingerichtet, daß sie in einem gegebenen Augenblicke explodieren und die Schiffe in die Luft sprengen, welche sich über oder neben ihnen befinden. Durch welche Mittel dies geschieht, das werden wir später erörtern.



Momentaufnahme einer Salutmine beim Auffliegen.

Um unseren jungen Kameraden das Wesen des Torpedos anschaulich zu machen, wollen wir sie bitten, uns im Geiste an die Küsten der Vereinigten Staaten zu begleiten und von der Art und Weise, wie die Amerikaner die unabsehbare Strecke ihrer Küsten am Atlantischen und Stillen Ozean gegen einen fremden Angriff verteidigen, Einsicht zu nehmen.

Die Küstenstrecke der Vereinigten Staaten ist mehrere Tausend Meilen lang, und längs derselben liegen an den beiden genannten Ozeanen und am Mexikanischen Meerbusen Hunderte von Häfen und Hafenstädten zerstreut, welche den Schiffen und Dampfern aller Nationen und aus allen Teilen der Welt offen stehen. An einigen von diesen Orten, wo Schiffe aus und ein laufen, wie Boston, Newport, New York, Charleston und San Francisco, sowie an vielen Einfahrten in die Flußmündungen, befinden sich aus Stein erbaute Forts, welche zu dem Zweck, die Häfen vor einem Einlaufen feindlicher Schiffe zu behüten, errichtet und mit großen Geschützen und kleinen Besatzungen versehen sind. Allein viele dieser Forts sind schon alt und halb verfallen oder der Wucht und Wirksamkeit der neueren schweren gezogenen Geschütze gegenüber unwirksam, und leisten daher nur einen örtlichen



Momentaufnahme einer explodierenden Torpedomine, den schwarzen Ring im Wasser zeigend.

und meist ungenügenden Schutz. Dazu ist die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten sehr klein, denn die Amerikaner wollen keine Kriege führen. Wenn sie mit irgend einer Nation in eine Streitigkeit verwickelt werden, so fangen sie keinen Krieg an, sondern schicken einige weise und verständige Männer in jenes Land, um den Streitfall ruhig zu besprechen und in friedlicher Weise zu schlichten. Bis dies aber gelungen ist, müssen sie zum Krieg und zur Verteidigung bereit sein, denn wenn dies nicht der Fall wäre, so könnte ja irgend eine kleine Nation einige Kriegsschiffe hinüberschicken und, bevor man diese noch aufzuhalten vermöchte, die amerikanischen Forts in Trümmer und vielleicht auch einige ihrer großen Städte in Brand schießen. Da nun überdies die Mehrzahl der amerikanischen Forts nicht mit den furchtbaren schweren Geschützen der Neuzeit versehen ist, so haben die Amerikaner versucht, auf irgend eine andere Weise die feindlichen Kriegsschiffe zu verjagen oder zu zerstören, falls sie es unternehmen sollten, in einen der amerikanischen Häfen einzulaufen.

Ein Kriegsschiff kann einen schweren Eisen- oder Stahlpanzer tragen, welcher den aus einer gewöhnlichen Kanone abgefeuerten Kugeln widerstehen wird, allein wenn man eine schwere Bombe unter seinem Kiel platzen ließe, so würde der Eisenpanzer ihm nichts helfen, sondern er würde augenblicklich in Stücke zerschmettert und in die Tiefe des Meeres versenkt werden. Wenn nun die Amerikaner ihren Küsten entlang diesen unterseeischen Krieg mittels solcher Minen und von einer hierauf tüchtig eingeübten Truppe führen lassen, so wären alle Kriegsschiffe der Welt nicht in der Lage, die amerikanischen Forts einzunehmen.

Die Waffen, deren man sich für diesen unterseeischen Krieg bedient, sind eben jene vorerwähnten Minen unter Wasser, die man gleichfalls „Torpedos" nennt. Es sind ganz seltsame Dinge. Die einen ruhen auf dem Boden der Bucht wie große Frösche und Schildkröten; andere schwimmen still und unsichtbar dicht unter der Oberfläche, wie eine träge Forelle, die sich in einem Bache sonnt, und wieder andere sind wie Haifische, denn sie können schwimmen und ein Schiff unter dem Wasser verfolgen, bis sie ihm endlich ihre furchtbaren Zähne in den Kiel einschlagen und es in sein Verderben ziehen.

Unsere jungen Kameraden mögen uns im Geiste auf einer Fahrt zwischen der Küste von Connecticut und Long Island nach New York begleiten. An der Stelle, wo die beiden Gestade sich gegenseitig am meisten nähern und den freundlichsten Anblick gewähren, passieren wir einen hübschen, aus Backsteinen erbauten Leuchtturm auf einer kleinen Insel und dann kommen großartige Befestigungen, und gerade da, wo der Dampfer in einen Fluß einzulaufen scheint und eine plötzliche Wendung nach Westen macht, gewahren wir an den Wänden eines dieser Forts einen ungeheuren weißen Schild und darauf mit sechs Fuß langen Buchstaben die Warnung:

Torpedos — hier nicht ankern!

Diese Stelle am Ende des Long Island Sunds, wo der gewaltige Schild vor Torpedos warnt, ist die Schule, wo die amerikanischen Soldaten im Gebrauch der Torpedos für den Kriegsfall unterrichtet und wo ausschließlich Torpedos angewandt werden, welche für die Verteidigung der amerikanischen Häfen bestimmt sind. In einer anderen Torpedoschule in Newport wird der Gebrauch der Torpedos an Bord von Kriegsschiffen und Kanonenbooten für den Fall eingeübt, daß es erforderlich werden würde, die feindlichen Schiffe damit auf offener See anzugreifen. Die Regierung der Vereinigten Staaten behandelt natürlich die Verfertigung und den Gebrauch der Torpedos als ein Geheimnis und sucht dasselbe so viel wie möglich zu wahren, und wir können daher unseren jungen Lesern den Torpedokrieg nur im allgemeinen und nach dem, was bisher davon bekannt geworden ist, veranschaulichen.

Es gibt, wie gesagt, zweierlei Arten von Torpedos, solche, welche, an einer Stelle verankert sind, und solche, welche im Wasser umherschwimmen. Auch die verankerten zerfallen in zweierlei Arten: die eine besteht aus großen eisernen Kästen oder Cylindern, welche mit Dynamit oder irgend einem anderen wirksamen Sprengstoff (Schießbaumwolle, Nitroglycerin, Nitrogelatine 2c.) gefüllt und an besonderen Stellen im Wasser versenkt sind; sie ruhen im Schlamm oder auf dem Sand in den Steinen bis sie zum Abfeuern bereit sind. Die andere Art hat einen Schwimmer, welcher außerhalb Sehweite unter dem Wasser verankert ist, während der Torpedo auf dem Meeresboden liegt. Auch diese zerstören bei ihrer Explosion alles, was sich in ihrer Nähe befindet. An der Willets-Spitze, wo die erwähnte Inschrift die Schiffe vor dem Ankern warnt, sind die Torpedos auf dem Grunde des Fahrwassers ausgelegt, und zuweilen, wie z. B. am 4. Juli (dem Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, dem großen amerikanischen Nationalfest) werden einige davon abgefeuert. Natürlich werden alle Schiffe davor verwarnt und ferngehalten, denn die Explosion des Torpedos schleudert eine Wassersäule von einigen hundert Fuß Höhe in die Luft, welche jedes Schiff zerstören würde, auf das sie fiele.

Die Entzündung dieser Minen geschieht auf zweierlei Weise, nämlich entweder durch den elektrischen Funken, den man von einer galvanischen Batterie vom Ufer aus mittels eines vor der Berührung mit dem Wasser sorglich geschützten Kupferdrahts zusendet, und wodurch man die Sprengladung des Torpedo entzündet. Der Torpedo selbst explodiert und geht verloren, der zerrissene Draht aber kann ans Ufer gezogen und wieder für einen anderen Torpedo verwendet werden. Die andere Art ist: einen hölzernen Schwimmer an den Torpedo zu befestigen. Wenn nun ein feindliches Schiff über einen solchen Torpedo hinfährt, und zufällig den Schwimmer berührt oder beiseite schiebt, der unmittelbar über dem Torpedo verankert ist, so wird dadurch die Ladung des letzteren entzündet, denn die Kette oder das Tau, woran der Schwimmer verankert ist, steht auch mit der Zündung desselben in Verbindung, und jeder Ruck oder Zug an dem Tau entladet die Mine. Auf diese Weise kann das Schiff selbst den Torpedo entzünden und so seine eigene Zerstörung herbeiführen.

Die schwimmenden Torpedos sind ebenfalls von zweierlei Art: der eine von ihnen hat die Gestalt und schwimmt wie ein Fisch, explodiert, wenn er mit seiner Nase an ein Schiff stößt und versenkt dieses, indem er ihm ein furchtbares Loch in den Boden reißt. Eine andere Art kann ebenfalls schwimmen, führt aber einen an seinem Schwanze befestigten langen Draht mit sich, welchen der Torpedo, wohin er auch geht, durchs Wasser nachschleppt. Mittels dieses Drahtes kann der Soldat, welcher am Lande oder der Matrose auf dem Verdeck eines Schiffes den Torpedo sich rechts oder links wenden, untertauchen, umkehren oder wieder zurückkehren lassen, je nachdem er es erfordert. Außerdem wird der Fischtorpedo explodieren, sobald er gegen das feindliche Schiff stößt oder sobald der Mann an dem Drahte es haben will. Wehe dann den Seeleuten, welche in der Nähe sind! Torpedo, Schiff und Menschen müssen dann in einem Vulkan von Feuer und Wasser zu Grunde fahren. Auf welche Weise die Bewegung dieses furchtbaren Eisenfisches bewerkstelligt wird, darüber läßt die Regierung, wie schon gesagt, ein tiefes Geheimnis beobachten. — Außer den verankerten und den Fischtorpedos gibt es aber noch eine dritte Art, die sogen. Spierentorpedos, welche ihren Namen deshalb führen, weil sie an den Enden von Spieren oder Stangen angebracht sind, welche unter Wasser von den Bugen kleiner Boote ausgehen. Diese Boote fahren im Dunkeln an die Seite großer Schiffe heran, bringen den Torpedo unter dem Wasser zur Explosion und versenken so das feindliche Schiff.

Ueber die bei solchen Sprengversuchen schon gewonnenen fürchterlichen Resultate das nächste Mal noch einige Worte.

Das altgriechische Theater.

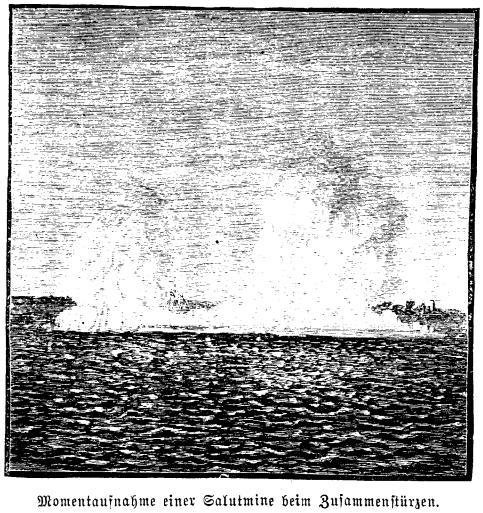
Es besteht, liebe Kameraden, kein größerer Gegensatz, als der des heut bei uns gepflegten Theaters und desjenigen im alten Götter verehrenden Griechenland. Das letztere ging aus dem religiösen Dienst hervor, aus den öffentlich vorgetragenen Dichtungen und Gesängen zu Ehren der olympischen Götter, und zumal war dies bei den Dionysien oder Bacchusfesten der Fall. Wie alles, was in griechischer Bildungsgeschichte eine weltbedeutende Wichtigkeit gehabt hat, sich in Athen abspielte, so war auch die Feier des Dionysosdienstes in ihren glänzendsten Aeußerungen

den Athenern eigen. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Gott der Gesänge und des Weines ein Bock geopfert, ein tragos, weil dieser die Reben mit seinem für dieselben zerstörenden Speichel begeifert, und da üblicherweise hierbei Chorgesang (ode) stattfand, so erhielt dieser Teil der Festaufführung die Bezeichnung Tragödie, also wörtlich Bocksgesang, Bockslied, welcher Begriff uns natürlich mit einer Tragödie unserer Auffassung ganz unvereinbar erscheinen muß. Indessen hat ja so vieles, was wir aus dem griechischen Wortschatz in den unsrigen übernommen haben, eine so andere als die ursprüngliche Bedeutung erhalten, daß wir uns über die tragische weiter nicht zu wundern brauchen. Machen wir uns also ein solches altgriechisches Bocksfest erst genauer verständlich.

Der Schauplatz dieses Bockopfers war zu Athen eine tiefe Bodenstelle unter der Burg, der Akropolis, „in den Sümpfen" genannt. Um 560 vor Christo erbaute man da zu jenem Zwecke ein hölzernes Theater; um 431, als dieses zusammengestürzt war, ein steinernes. Jede der zehn Bürgerklassen (Phylen) hatte das Recht, an den Bacchusfesten mit einem aus ihren Zunftgenossen erlesenen Chore den Reigen zu Ehren des Gottes aufzuführen und ihr jedesmaliger Vorsteher war der Chorführer (Koryphäus). Da die meisten dieser Feste mehrtägig waren, so kamen abwechselnd andere Phylen an die Reihe, und diejenigen, welche ihre Aufgabe am besten gelöst hatten, erhielten den Preis, der in einem ehernen Dreifuß bestand und an öffentlicher Stätte aufgestellt wurde (Anathema, Weihgeschenk). Der ganze Raum vor der Bühne, die, wie bei uns, erhöht war und zu der Stufen hinaufführten, hieß die Orchestra, d. i. der Tanzplatz; in der Mitte desselben stand der Hauptaltar des Gottes, die Tymele oder Opferstätte, an welcher der Chorführer seinen Platz hatte, das Ganze zu leiten.

Der begeisterten Teilnahme des athenischen Volkes an diesen dreimal im Jahre stattfindenden Dionysosfesten genügte es aber bald nicht mehr, in Liedern und Dichtungen ihren Lieblingsgott zu preisen: Er mußte auch wirklich erscheinen. Einer der Chorsänger trat daher in phantastischem Ausputz, begleitet von Panisken mit Bocksfüßen und Satiren auf, und aus dem bunten Getriebe, das daraus bald in ernsten, bald lustigen Wendungen entstand, entwickelten sich in natürlicher Folge die beiden Hauptformen des attischen Dramas: Tragödie und Komödie. Der Chor von fünfzig Tanzenden, welcher den Dithyrambus aufführte, wurde nach und nach auf zwölf bis vierzehn Personen eingeschränkt.

Thespis war es, der am Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. in Attika diese erste Veränderung vornahm, indem er vor den Tanzraum einen Karren hingestellt haben soll, von welchem herab er auf ein Zeichen den Chor schweigen hieß und dann als einzeln Redender im Charakter irgend einer tragischen Person einen poetischen Vortrag hielt. So entstand der Dialog, das Zwiegespräch, und Thespis soll Stücke mit fünf, sechs Rollen von diesen zwei Personen, des Redenden und



Momentaufnahme einer Salutmine beim Zusammenstürzen.

des Chorführers, gegeben haben. Dies regelte sich dann so, daß die dramatische Einteilung durch dreimaliges Auftreten des Sprechers feststehend wurde und fünf Akte oder Handlungen entstanden, wenn ihr erwägt, daß der Chor fünfmal aus und ein schreiten mußte.

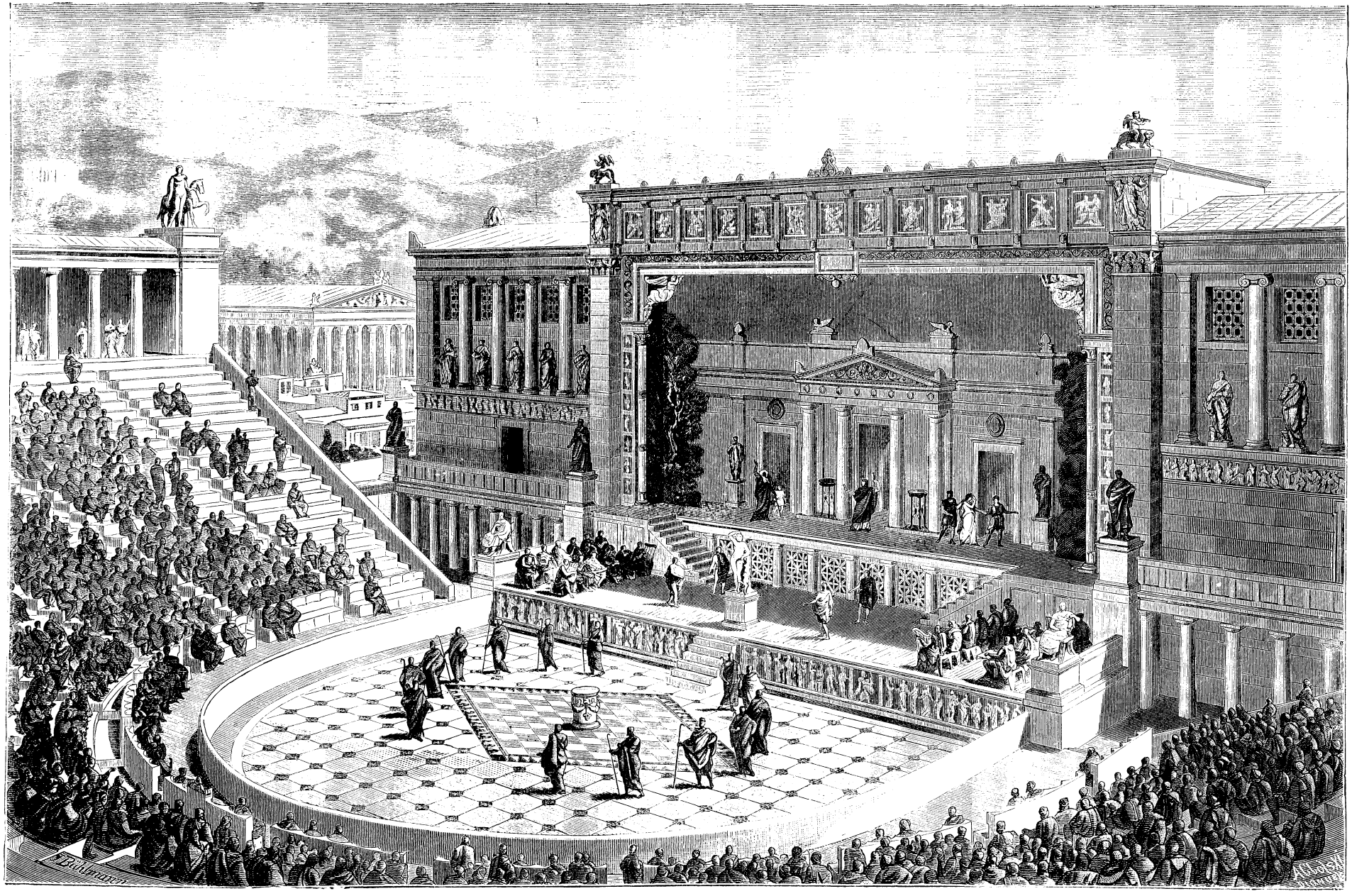
Aeschylos sodann verwendete zwei Schauspieler statt des einen und ließ den Chorführer bloß mehr den Leiter des Chors sein; hierdurch wurden Chor und Handlung äußerlich getrennt und der letzteren größere Freiheit und Beweglichkeit gegeben. Sophokles endlich fügte noch einen dritten Schauspieler hinzu, zu dem später ausnahmsweise noch einer oder der andere hinzutrat. Der Chorgesang bildete aber immer einen wesentlichen Teil der dramatischen Poesie; gleichsam eine Versammlung ehrwürdiger Greise, milderte er durch ausgleichende Betrachtungen den furchtbaren Eindruck der tragischen Handlung, zeigte er in der Komödie hinter dem phantastischen Spiel die ernste Absicht des Dichters.

Nachdem der Räderkarren des Thespis beseitigt war, wurde, wie erwähnt, das große steinerne Theater bei Athen errichtet. Der Bau zerfiel in drei Hauptteile: das Bühnengebäude, die Orchestra und den Zuschauerraum. Der letztere bestand aus einer offenen, dachlosen Terrasse halbkreisförmig geordneter Stufen, die hoch in den Südabhang der Akropolis hineingegraben waren und für 30000 Menschen bequem Platz boten. Ein hoher, mit Bildwerken geschmückter Säulenbau umgab das Ganze; man kam zu den Sitzplätzen nur von der Orchestra aus.

Diese bildete den Platz für den Chor, ursprünglich mit Sand bestreut, später mit Marmor gepflastert, von halbkreisförmiger Gestalt, und von ihr führten zwei Treppen zu dem Sprechplatz der Schauspieler.

Die Bühne, der dritte Teil des Theaters, war eine vom Zuschauerraume gänzlich getrennte Baulichkeit von beträchtlicher Breite, doch ohne große Tiefe. In ihrem Innern befanden sich Ankleide- und Geräträume und Uebungssäle. Die Bühne selbst war der Raum vor dem Gebäude, der durch dessen zu beiden Seiten vorspringenden Flügeln abgeschlossen war und drei Thüren nach dem Innern hatte. Der Fußboden war zu Versenkungen und Maschinenspiel eingerichtet und die Rückwand mit einer Zeug gemalten Dekoration behängt, wodurch sie den Ort der Handlung, gewöhnlich den Platz vor einem königlichen Palaste, versinnlichte. Die Dekoration hatte mit dem Gebäude die bezeichneten Thüren gemein; die mittlere davon ging in das Innere des Palastes, aus ihr traten die Haupthelden heraus; die Seitenthüren waren für untergeordnete Personen. Auch eine besondere kleine Bühne wurde oft aus der Mittelpforte herausgerollt, auf welcher gebärden- und bildartig vergegenwärtigt erschien, was das Wort der Sprechenden soeben als geschehen verkündet, oder als bevorstehend angedeutet hatte.

Die Vorstellungen fanden stets am hellen Tage statt, von Sonnenauf- bis nach Sonnenuntergang und gewöhnlich kamen drei Tragödien hintereinander zur Darstellung, der allemal zum Schluß noch eine Komödie oder Posse folgte. Danach



Das Dionysos-Theater in Athen,

nach den neuesten Ausgrabungen rekonstruiert.

Zur Linken über den Sitzen der Zuschauer der Anfang der umgebenden Säulenhalle, unten vorn die Orchestra mit der Thymele, das Proskenion mit der Balustrade, danach das große Bühnengebäude mit der offenen Bühne in der Mitte.

auch die Kleidung der Schauspieler und des Chors. Das Aeußere des tragischen Darstellers kündigte den Heros an; die Verhältnisse der Räumlichkeit erforderten, daß die Gestalt des Schauspielers in größeren als den natürlichen Verhältnissen sich zeige; er trat deshalb auf Kothurnen, stelzenartigen Untersätzen auf, und seine Arme wurden durch Aermel länger und stärker gemacht, der Kopf mit der Maske bedeckt, die noch mit einem Aufsatz gekrönt und einen riesigen Mund trug, der wahrscheinlich mit einem Schallrohr versehen war.

Die eigentliche Aufführung durch die drei, ausnahmsweise vier Schauspieler, durch eine Anzahl Statisten und durch den Chor müßt ihr, liebe Kameraden, euch so vorstellen, daß im allgemeinen jenen das gesprochene Wort, diesen Gesang und Tanz zufiel. Doch war die Trennung nicht so strenge, daß nicht der Chor manchmal in das Gespräch sich mischte, das Zwiegespräch auf der Bühne gesangartig geworden wäre. Die begleitende Instrumentalmusik bestand aus Flöten-, Leier- und Zitherspiel, deren Künstler ihr auf unserem Bilde zu beiden Seiten des Vorraumes der Orchestra unter der Bühne sitzen seht. Alle Rollen, die männlichen und weiblichen, wurden von Männern gespielt und so verteilt, daß der erste Schauspieler die wichtigste und schwierigste, und gewöhnlich diese allein übernahm, zum Beispiel die Antigone; der zweite die dem Helden befreundeten Charaktere, z. B. Ismenen, die Schwester der Antigone, dann noch den Wächter Hämon und den Boten, und der dritte die Rolle von geringstem inneren Gehalt, obschon nicht immer vom niedrigsten Range, z. B. den König Kreon. Auf der Bühne ordneten sie sich zu einer pyramidalen Gruppe, in welcher die wichtigste Person den Mittelpunkt einnahm. Der Chor betrat nur in seltensten Fällen die Bühne; sein Platz war in der Orchestra vor oder hinter dem Altar und von hier stimmte er ruhig stehend die Gesänge an, mit denen er die Pausen der dramatischen Entwickelung ausfüllte. Denn Zwischenakte in unserem Sinne gab es nicht, man hatte deswegen auch keinen Vorhang nötig. Diejenigen Gesänge aber, in denen der Chor mit der Handlung näher verflochten erschien, wurden von lebhaftem Hin- und Herbewegen begleitet, das endlich in einen kunstvoll verschlungenen Tanz sich steigerte. Die Tanzweise der Tragödie hielt stets eine gewisse Feierlichkeit und Würde inne, die Tänze der Komödie mit ihren mehr derben Gebärden trugen noch viel von der Stegreifposse der alten Bacchusfeste an sich.

Das Theater war nicht nur eine Forderung des religiösen Dienstes, sondern auch zugleich ein Zeugnis für die Würde des Staates. Der Stand der Schauspieler war ein hochgeehrter, die Mitglieder des Chors, wie gesagt, aus der Mitte der Bürger gewählt. Ja, der Staat bezahlte nicht nur die Dichter, die übrigens oft in ihren Stücken selber spielten, sondern auch die Schauspieler, selbst die Zuschauer. Wenigstens ließ Perikles, um in Wirklichkeit das ganze Volk im Theater, als der edelsten Bildungsstätte zu vereinigen, den ärmeren Bürgern das Eintrittsgeld auszahlen. Der Dichter richtete sein Stück bis in alle Einzelnheiten selbst ein, man verwendete Monate auf das Einstudieren, namentlich des Chors, und man faßte den dramatischen Beruf so ernst auf, daß man sich niemals verleiten ließ, das Theater mehr als zweimal im Jahre, an zwei der Bacchusfesten, für wenige Tage zu öffnen. Alle gewöhnlichen Kräfte blieben dem attischen Theater fern; die Seltenheit und der festliche Ort seiner Erscheinung bewahrten ihm die religiöse Weihe, in seinen heiligen Formen offenbarte sich allen ein menschlicher Gehalt. So ward es der stolze Baum, der in das volkstümliche Leben gegründet, die Früchte des Schaffens der edelsten Geister trug.

Was die Komödien anbetrifft, so muß man sie aus Aristophanes lernen. Die dreißig Tyrannen Athens im Jahre 404 v. Chr. ließen aber die Freiheit der alten Komödie verstummen, indem sie bei schwerer Strafe untersagten, jemanden auf der Bühne unter seinem Namen zu verunglimpfen. Auch der mimische Tanz kam um diese Zeit in Verfall, denn man wendete nichts mehr an die Ausstattung der Chöre. Von da an fand sich in der Komödie das Familienlustspiel ein; die griechische Tragödie war schon mit des Euripides Tode zurückgegangen und erstarb bald.

Ein wütend gewordener Elefant

des Zirkus Forepaugh mußte kürzlich in Philadelphia gewaltsam getötet werden. Man wollte den Elefanten zuerst mittels Elektrizität aus dem Leben schaffen, aber das Tier war so wütend geworden, daß man befürchtete, es würde die Wächter, die sich ihm mit dem Draht zu nähern hatten, töten.

Trotzdem er an den Füßen gefesselt war, befand sich „Chief", so hieß das Tier, in einem Zustand der höchsten Wut, so daß man jeden Augenblick besorgte, er werde seine Ketten und Bande sprengen. Der Eigentümer und der Leiter des Zirkus traten zu einer Beratung zusammen, und man erkannte, daß die sofortige Tötung des Tieres unbedingt notwendig sei.

Da man schon einmal versuchte, dasselbe zu erschießen, die Kugel aber in der dicken Haut stecken geblieben war, so beschloß man, den Elefanten mittels eines Seiles zu erdrosseln.

Die Hauptschwierigkeit bestand nun darin, das Seil dem riesigen Tiere geschickt um den Hals zu werfen. Der junge Forepaugh, der Sohn des Zirkusbesitzers, erbot sich dazu. Als der Elefant den jungen Mann mit dem Seile erblickte, stieg seine Wut aufs höchste; einen Augenblick blieb er ruhig, als sammle er seine ganze Kraft, dann begann er an seinen Ketten zu rütteln und versuchte, dieselben zu sprengen. Dies benutzte der junge Forepaugh, dem Tiere das zwölf Fuß lange und einen Zoll dicke Seil um den Hals zu schlingen. Man brachte die beiden geschicktesten Elefanten des Zirkus, „Osman" und „Basel", herbei und spannte sie an die Enden des Seiles. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Tiere angetrieben und zogen mit aller Kraft vorwärts. „Chief" stürzte wie eine riesige Masse zusammen; die zwei Elefanten, von ihren Kornaks angefeuert, zogen weiter an; „Chief" brüllte furchtbar und wälzte sich auf dem Boden, aber nach einigen Sekunden blieb er regungslos liegen; das Tier war erwürgt.

Seit dem Tode des vielgerühmten Jumbo war „Chief" der bekannteste Elefant in Amerika. Er war 6¼ Fuß hoch und wog 10 000 Pfund. Er war 25 Jahre alt geworden. Seine Besitzer hatten ihn in Deutschland im Alter von neun Jahren gekauft, aber es gelang ihnen niemals, ihn zu zähmen. Er hatte mehrere seiner Wärter getötet. Sein Körper wurde dem Professor Leidy übergeben, welcher ihn ausstopfen und in der Akademie der Naturwissenschaften aufstellen wird.

Eine Jagd im hohen Norden.

Der Eisbär lebt in dem höchsten Norden von Asien, Europa und Amerika, in der wirklichen Eisregion, und zwar ebensowohl auf dem festen Lande wie auf dem Eise und in dem offenen Wasser. Man trifft ihn nur da, wo das Wasser, wenn nicht beständig, so doch für den größeren Teil des Jahres mit einer Eisdecke belegt ist. Von niemand gehindert, gegen jeden Ueberfall gesichert, da er außer dem Menschen keine Feinde besitzt, führt unser Bär ein unstetes Wanderleben in den unermeßlichen Eis- und Schneeregionen. Die Kälte der Polarländer, die schrecklichsten Stürme und Schneegestöber scheinen sein Behagen nicht im mindesten zu stören. Breite Meeresarme durchschwimmt er teils, teils läuft er auf ihrer gefrorenen Decke dahin oder treibt auf mächtigen Eisschollen von einer Eisfeste nach der anderen.

Die Nahrung des Eisbären setzt sich aus allen denjenigen Tieren zusammen, welche er im Meere oder an den öden Ufern seiner starren Heimat findet. Die Erwerbung des Lebensunterhaltes kostet ihm nur geringe Mühe. Dank seiner gewaltigen Kraft stampft er nötigenfalls mit den Tatzen Oeffnungen in das Eis, welche groß genug sind, um seinen Körper hindurchzulassen, taucht dann in die Tiefe und jagt der erschreckten Beute nach. Fische aller Art, auch verendete Wale, Seehunde und Robben, auch die wilden Tiere des Festlandes verfolgt er mit ebensoviel Behendigkeit als List, während er, nur von dem äußersten Hunger getrieben, zahme Rentiere, Rinder oder Schafe in der Nähe menschlicher Hütten überfällt.

Den Menschen soll er niemals angreifen, ohne zuvor von diesem gereizt worden zu sein. Wird er jedoch zum Kampfe mit ihm gezwungen, so denkt der Eisbär nicht an Flucht, leistet Unglaubliches an Mut und Kraft und bleibt bis zum letzten Atemzuge ein äußerst gefährlicher Gegner des Angreifers. Wer es deshalb wagt, einen Eisbären zu stellen, muß ein durchaus sicherer Schütze sein; er kommt nur dann mit dem Leben davon, wenn es ihm gelingt, das übermächtige Raubtier so glücklich zu treffen, daß es unter dem Feuer zusammenbricht.

Im Auftrage der Regierung unternahm ich vor einem Jahre im Anfang des sibirischen Frühlings mit mehreren Kameraden eine Fahrt auf Eskimoschlitten längs des Polarmeeres im Gebiete der Tunguſen. In der Nähe des Vorgebirges Swjatoi stießen wir in dem noch hoch liegenden Schnee auf die frische Fährte von Eisbären. Weder die Eingeborenen, welche unsere Schlitten lenkten, noch deren Hunde konnten der Versuchung widerstehen, der Spur zu folgen, welche auf die Küste zuführte. Wir Europäer ließen unseren Führern ihren Willen, obgleich wir durchaus nicht vor Jagdleidenschaft brannten, auch nicht mit schweren Büchsen, sondern nur mit Karabinern bewaffnet waren.

Wohl eine halbe Stunde liefen die Hunde mit uns in rasendem Tempo über Stock und Stein, und wir wurden unsanft gerüttelt, da die Schneedecke trotz ihrer Höhe keineswegs alle Unebenheiten des Bodens auszugleichen vermochte. Einmal losgelassen, waren die Hunde aber nicht mehr zu halten; sie flogen davon, als wenn sie keinerlei Last mitzuschleppen hätten.

Von dem Wilde sahen wir lange nichts. Unsere Aufregung erreichte einen hohen Grad, nach und nach ergriff auch uns Europäer die Jagdlust. Endlich gewahrten wir eine Bärenmutter mit ihrem Jungen. Durch das Hundegebell auf einer kleinen Anhöhe aus ihrem Mittagsschlaf aufgeschreckt, stürzte sie in größter Hast dem offenen Meere zu, welches in einer Entfernung von etwa sechs Werst wie ein dunkler Rand am Horizonte sichtbar ward.

War die Leidenschaft der Hunde und ihrer Gebieter bisher noch nicht entfacht gewesen, so ward sie es jetzt. In schnellstem Laufe ging es hinter den Flüchtlingen her; doch minderte sich die Entfernung anfangs kaum merklich. Wir sahen, wie die Mutter, welche uns, wenn sie allein gewesen wäre, ohne Zweifel weit hinter sich gelassen hätte, durch ihr bald außer Atem kommendes Junges aufgehalten wurde. Als ihr Liebling zu ermüden anfing, schob sie ihn bald vorwärts, bald packte sie ihn im Fell und trug ihn eine größere Strecke mit sich fort, bald hielt sie an, um das Junge verschnaufen zu lassen.

Je näher wir kamen, desto lauter feuerten die Tunguſen ihre Hunde an, und diese erschreckten die fliehenden Bären durch ihr wütendes Gebell. Bald ward es klar, daß Mutter und Kind das rettende Meeresufer nicht vor uns erreichen würden. Immer hartnäckiger wurde die Verfolgung, immer toller der Lärm, immer gefährlicher für uns der Sitzplatz auf dem bös hin und her geschleuderten Schlitten. Nur einige hundert Fuß trennten uns noch von den Verfolgten; doch das Meer war auch kaum noch tausend Schritte entfernt.

Da verließen das junge Tier die Kräfte, es brach für den Augenblick ohnmächtig zusammen. Von furchtbarer Angst um das Leben ihres Jungen gepeinigt, ließ die Mutter ein verzweifeltes Brüllen hören, rannte um ihren Liebling herum, lief eine kurze Strecke voraus, um demselben den Weg zur Rettung zu zeigen, kehrte dann klagend zurück, als sie sah, daß derselbe ihr nicht folgte, und suchte ihn mit der Schnauze aufzurichten. Sie erkannte also wohl die Größe der nahen Gefahr, wollte aber nicht ohne ihr Junges gerettet werden, wollte das Schicksal desselben teilen.

Natürlich kamen wir jetzt nahe heran und beobachteten das Gebahren der Bärenmutter mit sehr verschiedenen Gefühlen. Ich meinesteils hätte den Flüchtlingen kein Leid zugefügt, wenn ich zu bestimmen gehabt hätte; doch die Tunguſen und zwei meiner Gefährten wollten sich die Beute nicht entgehen lassen. Da die Hunde ihre Stränge zu zerreißen drohten, gab man ihnen die Freiheit, worauf sie sich mit lautem Gekläff auf die Bärenmutter und das Junge stürzten.

Als die Mutter sah, daß ein Kampf auf Leben und Tod nicht mehr zu vermeiden wäre, verwandelte sich ihre Angst in grimmige Wut. Mit offenem Rachen wandte sie sich den blutdürstigen Hunden entgegen, immer die Vorderseite dem Platze zukehrend, wo ihr Junges auf dem Boden lag. Von hinten angegriffen, drehte sie sich nur halb um, schüttelte die frechen Zwerge mit einem bloßen Rucke ab und wandte dann wieder alle Sorgfalt dem Jungen zu. Aber die Hunde wurden immer zudringlicher. Als geborene Jäger verteilten sie sich, bildeten einen Kreis um beide Bären und schlugen ihr gieriges Gebiß bald hier, bald da in den Pelz der Bären ein. Halb sinnlos vor Furcht, aber der eigenen Schmerzen nicht achtend, lief die Bärin um ihr Kleines herum und stellte sich schließlich mit ihrem Leibe über dasselbe.

Jetzt schien es uns Pflicht der Menschlichkeit, die bedrängte Lage der geängstig-

Das antike Theater: Komische Szene.

ten Mutter zu endigen. Als die Tunguſen nach ihren Seehundslanzen griffen, um den Tieren damit den Todesſtoß zu geben, nahmen auch wir unſere Karabiner aus den Schlitten und gingen auf die aufgeregte Gruppe zu. Die Hunde wälzten ſich aber in ſo dichtem Knäuel um die hartbedrängten Opfer, daß weder die Eingeborenen nahe genug herankommen konnten, um einen Lanzenſtoß auszuführen, noch wir ohne die Befürchtung, einen Hund zu erſchießen, Feuer geben durften.

Endlich benutzten zwei Jäger den günſtigen Augenblick, wo die Bärin nach den Hunden ſchnappte und dieſelben für einen Augenblick verſcheuchte. Beide Schüſſe trafen, aber nicht tödlich; nur um ſo wütender und mit noch lauterem Gebrüll warf ſich die Bärenmutter den Hunden entgegen und ſchützte ihr Junges. Ueber ihren weißgelben Pelz floß rauchend das warme rote Blut auf den Boden herab und ſtach hier grell von der weißen Schneedecke ab. Halb unter der Mutter, halb neben derſelben lag das inzwiſchen gewürgte Junge, daneben wieder zwei von dem Raubtier getötete Hunde und ein dritter, welcher ſchwer verletzt mit dem Tode rang.

Obgleich ſelber bereits vom Blutverluſte erſchöpft und ohne einen Augenblick vor der wilden Meute Ruhe zu finden, richtete ſich die Bärin immer erneut zu ihrer vollen Höhe empor, warf ſich bald hinten-, bald vornüber und teilte böſe Schläge an die Hunde aus. Dann zog ſie den lebloſen Körper ihres Lieblings, für den ſie vergeblich ihr eigenes Leben eingeſetzt hatte, wieder dicht an ſich heran, wie wenn ſie hoffte, daß ihre Mutterliebe denſelben noch wieder ins Leben zurückrufen könnte. Sie betaſtete ihn und ſuchte ihn auf die Füße zu ſtellen; doch der kleine Leichnam blieb regungslos am Boden liegen. Nun beleckte ſie ihren Liebling mit der größten Zärtlichkeit. Als auch dieſer letzte Verſuch nicht den gewünſchten Erfolg hatte, kam die heldenmütige Mutter endlich ſelber zu der Ueberzeugung, daß das zerriſſene und mit Blut übergoſſene Junge für ſie verloren ſei und ihres Schutzes nicht mehr bedürfe. Sie vergaß ihre eigenen Wunden, ihre eigene weitere Gefahr und die noch immer wütend andrängenden Hunde und ſtimmte ein klagendes Gebrüll an. Darauf verließ ſie ihr Junges und nahm nun ihrerſeits die Verfolgung der Hunde auf, um den Tod ihres Lieblings an ſeinen Mördern zu rächen.

Erſt jetzt ward es ihr klar, daß ſie es nicht allein mit Hunden, ſondern auch mit Menſchen werde aufnehmen müſſen. Aber dieſe Wahrnehmung minderte ihren Mut keineswegs. Um zu dem nächſten Tunguſen zu gelangen, welcher ſeinen Speer zum Stoße gegen ſie bereit hielt, ſchaffte ſie ſich gewaltſam Bahn durch die Hunde, welche auf ihrem Rückzuge vor ihrem Herrn Poſto gefaßt hatten, richtete ſich auf und wollte ſich über den Mann werfen.

In dieſem Augenblicke ſtieß der beherzte Tunguſe zu, traf in die Bruſt des gewaltigen Raubtieres und hoffte, daß es ſtürzen müßte. Als aber der Schaft des Spießes abbrach und das gewaltige Tier, keineswegs tödlich getroffen, nur noch zwei Schritte von dem zurückweichenden Mann entfernt war, da verließ dieſen die Geiſtesgegenwart. Er wollte ſich zur Flucht wenden, hatte aber nicht mehr die Kraft dazu. An allen Gliedern bebend, brach er zu-

sammen und wäre ohne Zweifel jämmerlich zerrissen worden, wenn nicht die treuen Hunde das Raubtier gleichzeitig an verschiedenen Stellen gepackt hätten.

Um sich dieser Schmerzen zu entledigen, hielt die Bärin in ihrem Ansturm inne und gab uns dadurch Gelegenheit, ihr aus nächster Nähe zwei wohlgezielte Kugeln in den Kopf zu senden, welche dem Kampf ein Ende machten.

Zu Tode getroffen, kaum noch zuckend, sank der gewaltige Koloß der arktischen Zone, von den freudig aufbellenden Hunden umgeben, in den hohen, blutgetränkten Schnee und ließ den Tungusen Fell, Fleisch und Fett, eine kostbare Beute für diese armen Fischernomaden. Die Hunde hielten eine Mahlzeit, wie solche ihnen wohl lange nicht aufgetischt war; die Erinnerung daran wird ihren Eifer bei der nächsten Gelegenheit gewiß noch mehr gegen den Eisbären entflammen.

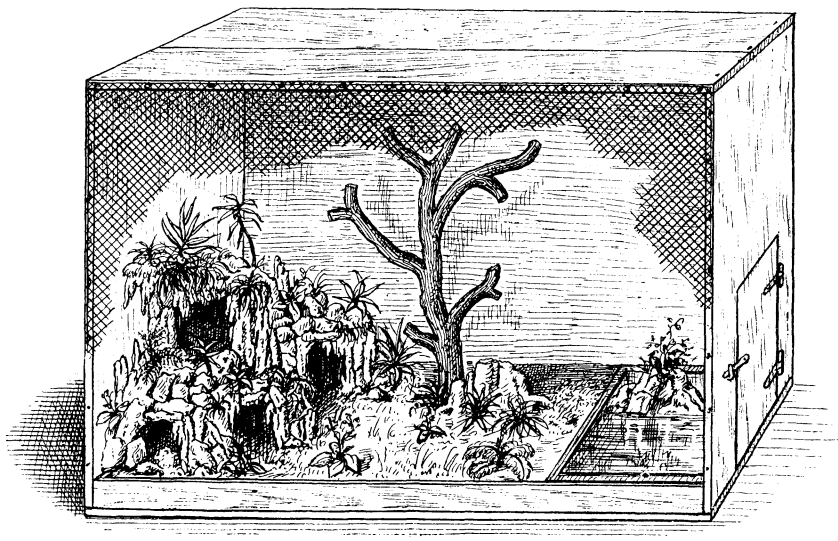
Das Terrarium.

Von **Dr. Karl Ruß.**

I.

Nach einem seltsamen Gebrauch haben sich eine Anzahl von Einrichtungen, welche ich Naturanstalten in der Häuslichkeit zu nennen pflege, mit ihren aus dem Lateinischen hergeleiteten Bezeichnungen in der deutschen Sprache eingebürgert. So ist das bekannteste derselben das Aquarium, ein Behältnis, in welchem wir Wassertiere und Wasserpflanzen hegen. Im Scherz sprechen wir wohl sogar von einem Paddarium, dem Froschhaus, einem Tritonarium, dem Molchhaus, einem Arachnarium, dem Spinnenhäuschen u. a. m. Im Ernst gebraucht wird dagegen das Wort Terrarium für eine Einrichtung, in welche wir also, im Gegensatz zum Aquarium, allerlei Landtiere aufnehmen. Ein solches will ich im folgenden beschreiben.

Von einem Terrarium darf ich im übrigen nicht sprechen, denn je nach den mancherlei Tieren und Pflanzen, welche wir anschaffen und halten wollen, muß die Herberge für solche auch mannigfach verschieden gestaltet und eingerichtet sein. Daher können wir auch hier ein Reptilien- und Amphibienhaus, ein Häuschen für kleine Säugetiere und zwar ein solches für Nager und ein anderes für Raubtiere unterscheiden; auch jedes Vogelhaus gehört eigentlich hierher, ferner sind die verschiedenen Pflanzenhäuschen (Palmenhaus, Kakteenhaus u. a.) und schließlich auch Vorrichtungen zur Züchtung und Entwickelungsbeobachtung von Kerbtieren, also ein Puppen- bezw. Schmetterlingshaus, Seidenraupenhaus u. a. hierher zu zählen.



Ein Terrarium, aus einer Holzkiste hergestellt. (Die Drahtgaze am oberen Rande nur angedeutet.)

Wenn ein jugendlicher Liebhaber ein Terrarium sich einrichten will, so soll er sich vor allem des Zweckes bewußt sein, d. h. zuvor sich entschließen, welche Bewohnerschaft er halten und beobachten möchte. Nur dann, wenn er diese von vornherein fest im Auge hat und ihr entsprechend das Haus anlegt und aufbaut und die ganze innere Einrichtung anordnet, so kann er wirklich die große Freude haben, daß alles darin, die Tiere sowohl als auch die Pflanzen, sich des besten Gedeihens erfreuen.

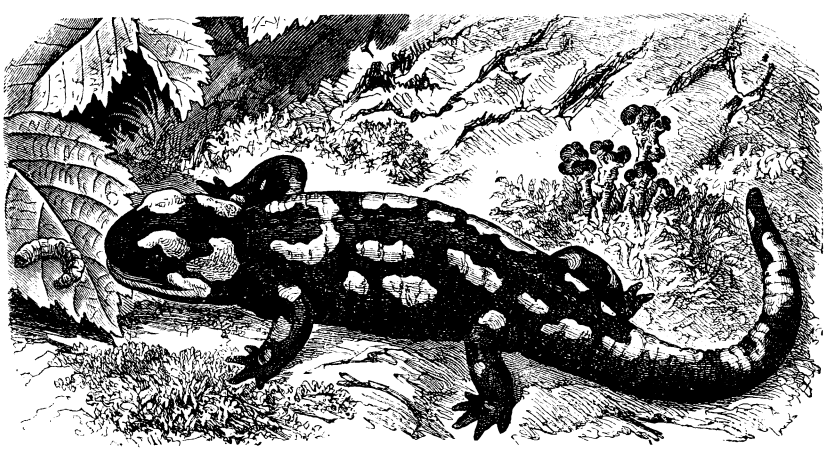
So gehen wir nun daran, uns ein Terrarium herzustellen, welches den Wünschen der meisten Tierfreunde entspricht, insofern nämlich, als wir darin eine recht mannigfaltige Gesellschaft vor uns haben können.

Am einfachsten erreichen wir dies Ziel, wenn wir irgend ein Behältnis, welches uns zur Hand ist, für eine solche Naturanstalt benutzen. Somit können wir uns aus einer recht leichten, doch festen hölzernen Kiste ein vortreffliches Terrarium herrichten. Nachdem wir den oberen Deckel der Kiste entfernt, wird dieselbe auf eine Seite gestellt, so daß die Oeffnung nach dem Fenster zu gerichtet ist. Zuvor aber vernageln wir die Oeffnung mit Drahtgaze, welche recht engmaschig, gleichmäßig fest und trotzdem hell und durchsichtig sein muß. Ob sie einen Anstrich haben soll, hängt lediglich vom Geschmack des jungen Naturfreundes ab. Gleiches ist mit dem Innern der Kiste der Fall, doch erscheint das Terrarium natürlich hübscher, wenn der innere Raum hell gestrichen und mit scharf trocknendem Lack überzogen, das Aeußere dagegen dunkel, am besten braun oder grau angestrichen wird. Uebrigens macht sich solch Kistenterrarium auch ganz gut ohne Farbenüberzug, wenn die Bretter nur innen recht glatt behobelt sind; auch das Drahtgitter kann dann ohne Färbung bleiben.

In die Wand an einer Schmalseite des Terrariums wird sodann eine Thür eingeschnitten, welche groß genug sein muß, daß man mit der Hand bequem hineinlangen kann, um es einzurichten und zu bevölkern, sodann um zu füttern, zu ordnen, zu reinigen, etwaige tote Tiere herauszunehmen, neue Pflanzen einzusetzen u. s. w. Diese Thüre muß aber fest und dicht schließen, ebenso wie natürlich auch die Drahtgaze sehr sicher ringhersum angenagelt werden. Eine ganz große Thür oder Klappe um Tuffsteinfelsen u. dergl. hineinzubringen, um bei einer späteren Reinigung einmal alles wieder ausräumen zu können, wird am besten im obern Boden angebracht. Am untern Ende der Vorderseite, etwa drei Finger hoch, ist anstatt der Drahtgaze ein festes Brettchen hineingenagelt, welches mit den übrigen Wänden gleichsam den Sockel des Käfigs bildet. Nun wird zuerst, nahezu so hoch wie dieser Sockel reicht, der ganze Boden mit sorgsam ausgesiebtem Kies, welcher weder feinen staubigen Sand noch große Steine enthält, überdeckt; man nimmt ihn am geeignetsten von einem Fluß- oder vom Meeresufer, wäscht

ihn sorgfältig aus und trocknet ihn vor dem Hineinschütten. In diesen Kies senkt man an der einen Seite ein möglichst umfangreiches Wasserbecken und zwar so, daß der Rand desselben genau mit dem Kies gleichsteht. Wenn das Becken tief ist, wird ein entsprechendes Stück Tuffstein derartig schräg hineingelegt, daß die Tiere gleichviel, ob sie aus Bedürfnis ins Wasser gegangen oder zufällig hineingefallen sind, unschwer wieder herauskommen können. Vorteilhaft ist es, wenn das Becken von Glas gewählt und dann zugleich als kleines Aquarium mit Pflanzenwuchs hergerichtet wird; will man Züchtungsversuche mit Molchen u. a. anstellen, so ist dies sogar notwendig. Der ganze Boden des Terrariums wird überdeckt und zwar hier mit kurzem Rasen, dort mit Moos, an anderer Stelle mit schwarzer festgedrückter Erde und darüber lose mit trockenem Laub, kurz und gut in recht mannigfaltiger Weise. Dann baut man, zumal um das Wasserbecken und wiederum an einer ganzen Schmalseite, Grotten aus Tuffstein, Muscheln u. a. so auf, daß darin vielerlei Höhlungen und Schlupfwinkel vorhanden sind. Um die Grotten herum und besonders vor denselben, nach der Lichtseite zu, werden eine Anzahl kleiner Blumentöpfe mit entsprechenden Terrarienpflanzen, so namentlich Farnkräutern, kleinen Palmen, Alpenpflanzen, aber auch allerlei anderen dichten Stauden und Blattpflanzen überhaupt so eingesetzt, daß die Töpfe gleichfalls nahezu bis zum Rande im Kies stehen. Diese Pflanzen gewähren dem Terrarium einen schönen Schmuck und wohligen Aufenthalt für mancherlei Tiere zugleich.

So wäre nun die eigentliche Einrichtung im wesentlichen getroffen. Wollen wir Schlangen hineinbringen, so muß das Terrarium zunächst in seinen ganzen Größenverhältnissen bedeutend weiter als sonst, mindestens 1 m lang, 0,75 m tief und 1 m hoch sein; die Höhe ist nämlich deshalb nötig, weil man dann auch einen Kletterbaum mit dicken und weitsperrigen Aesten darin anbringt, auf welchem die Nattern gern ruhen und sich besonders gern sonnen. In gleicher Weise wird auch das Terrarium für Giftschlangen, also unsere einheimische Kreuzotter und fremdländische Arten, eingerichtet; doch rate ich ganz entschieden davon ab, daß die jugendlichen Liebhaber sich mit diesem scheußlichen Gezücht abgeben und sich dabei großer Gefahr aussetzen. Dagegen sind in diesem Terrarium auch große fremdländische, nicht aber die kleinen einheimischen Eidechsen, ferner Schildkröten in verschiedenen Arten mitzuhalten. Die Fütterung im Schlangenterrarium muß in lebenden Tieren, gefangenen Mäusen, Fröschen, kleineren Eidechsen und Fischen bestehen. Darin liegt aber keine große Grausamkeit, denn bei der Gier der Schlangen bringen sie das betreffende Tier meistens sogleich um, bevor sie es hinabschlingen. Sollte im einzelnen Fall Quälerei vorkommen, so sucht man das Tier, welches die Schlange gepackt hat, vorsichtig zu töten.



Der Feuersalamander.

„Villa Bärenfett“.

Den zahlreichen lieben Kameraden, welche partuh eene Schilderung meiner Villa kennen lernen wollen, möge folgende Skizze zur Orientalisierung dienen.

Wer von Dresden aus mit dem Dampfschiffe über den lieblichen Rücken der Elbe schtreicht, dem fällt schon nach kurzer Zeit die Form eenes idyllischen Gebäudes off, dessen intriguante Mauern sich am rechten Ufer aus dem chloroformgrünen Geschträuch eenes viereckig abgerundeten Gartens erheben. Ueber der Veranda der vorderen Seite ist in großen Buchschtaben zu lesen „Villa Bärenfett“, folglich ist das meine Wohnung.

Sie liegt nur eene Schtunde von Moritzburg entfernt, wo ich das erschte Licht der Welt erblickt und für meinen berühmten Bildungsprozeß vegetiert habe. Beschtehen thut die Villa erschtens aus dem erwähnten Garten, und zweetens aus den mitten drin errichteten menschlichen Niederlassungen für mich, eenen Pfauhahn, zween Papageien, drei Brahtrapumahühnern und eenigen andern zoologischen Speziraritäten nebst Aschengrube und Weinschpalier.

Der Garten is von eenem eisernen Schtakeht mit feuerfesten Schpitzen umgeben. Wer hinten herein will, der kann nich, nämlich weil keene Thür da is. Aber als Ersatz derselbigen habe ich für Obstschpitzbuben Selbstschüsse und angelnde Füße legen lassen. Der eenzige loyale Eingang schtrahlt dem Besucher ergebenst vorn, an der Elbseite entgegen, zwischen der Besuchs- und Ueberraschungsglocke und dem Meißner Porzellanschilde, off welchem der internationale Name prangt „Heliogabalus Morpheus Edeward Franke, Prairiejäger.

Von dort aus bewegt sich der huldreich Eingelassene an Aurikeln und langer Liebe, die ich aber erst im Frühjahr schtecken will, pietätvoll durch den Blumen- und Schneeglöckchengarten nach der Verandinah, in welcher ich jetzt im Winter die Amseln mit Amseneiern und die Meisen mit Schpeckschwarten füttere. Dann schmiegt er sich um zwee Hausecken links nach dem Obstgarten, wo ihn een Boom nach dem andern mit sympathetischen Zweigen umfängt, um ihm die dort befindlichen Herrlichkeeten zu zeigen, nämlich die grün und weiß angeschtrichenen Wäschepfähle, die amerikanischen Himbeerschträucher und den in korinthischem Schtile erbauten Karnickelschtall mit sukzessiver Hühnertreppe. Die einst dort weilende Hundehütte habe ich wegen der jetzigen Kälte in meine Schlafschtube schaffen lassen, een geistiger Ausfluß meiner Mitgliedschaft gegen die Tierquälerei und Antivivisektion. Unter dem Nußboom fällt dem verschtändnisvollen Ooge sofort die Thüre off, durch welche man sich über vier Schtufen weg mit Eleganz in das Gebäude schwippt.

Dieses letztere beschteht aus eenem chinesischen Hochparterre und eener sanguinisch-ägyptischen Bel-Etage mit dem Blitzableiter, eenem Flaggenschtock und zwee Feueressen, aus denen von morgens bis abends unausgesetzt die häuslichen Geister meines gemütvoll duftenden Herdes quellen, weil ich bekanntlich een deliciöser Feinschmecker bin.

Im Hausflur hängt meine Schmetterlingssammlung und eene Blumenampel mit versuchsweisen Sonnenrosen; ooch schteht daselbst der Schtiefelknecht. Rechts geht's in die Küche und links ins Vorzimmer. Dort schteht een hoher Pfeilerschpiegel und een Faß für nasse Regenschirme, ooch een Photographiealbinum für

langweiliche Leute zum Blättern mit Glacéhandschuhen. Von da aus kommt man in den Staatssalon mit Samtmöbeln und meinem Bildnisporträt mit Federhut. Das Pianino is nich für mich, sondern für Donnerschtags, wo ich für meine Anbeter großen Schur Fix habe. Der Teppich beschteht aus lauter Bärenfellen, welche die Mäuler offschsperren und mit den Schwänzen zusammengebunden sind. Gegen den Mottenfraß reibe ich ihn mit eener Tinktur aus Asa foetida und Ammoniak ein, was meinen Besuchern zu komponieren scheint, da sie nie wagen, den Salon zu betreten.

Daneben liegt das Wohnzimmer mit echtem Nußboomkanapee und präparenten Tiergerippen, zugleich der Silberschrank aus Schpiegelglas und alle Sorten von Vögeln in ausgeschtopfter Positur. Von da aus kommt man in das Schpeisezimmer für zwölf Personen off echten Eichenschtühlen nebst Fußbänkchen für konventuelle Damen und der großen Schwarzwälder Uhr, welche während der Zeit des Schpeisens immerfort schpielt:

„'s is mir alles wurscht, 's is mir alles wurscht,
Hab ich Hunger, oder hab ich Durscht!"

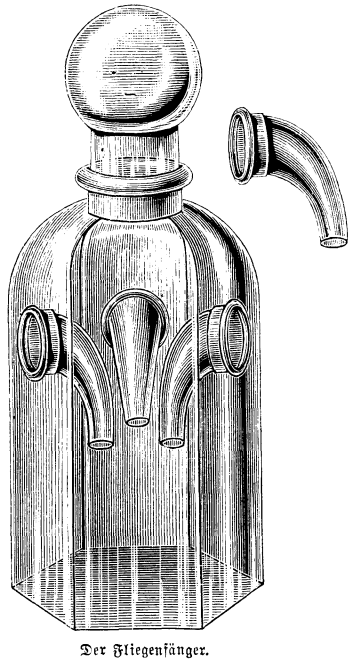
Hier hängen ooch die Bilder von Old Shatterhand und Winnetou, von mir selbst in Boomöl gemalt, weil ich damals keen anderes kriegen konnte. Leider sieht man diese beeden Helden nur von hinten, weil sie mir von vorn nich mehr sitzen wollten.

Nun kommt die Schlafschtube mit der eisernen Feldbettschtelle und der rotseidenen Decke mit blauen Bummeln und Fransen. An den Plafong sind alle Schterne und an die Wände große Bäume gemalt, um mich schtets in den Urwald zu versetzen. Von den zwee Negern, was meine Diener sind, muß der eene, wenn ich schlafen gehe, bald wie een Bär brummen und bald wie een Tiger brüllen, nämlich draußen vor der Thür. Der andere pumpt Wasser off das Dach, natürlich sobald es nich regnet. Wenn's dann so in den Dachrinnen gurgelt und die wilden Tiere heulen, so versetze ich mich in meine berühmte Vergangenheet und sinke pêle-mêle und hochentzückt dem Träume spendenden Nautilus in die Arme.

Hier unten im Parterre lebe ich als unscheinbarer Privatmann und bescheidener, angeblicher Laie für meine Gesundheit und für meine Freunde. Aber oben in der Bel-Etage wohnt die Wissenschaft und die Gelehrsamkeet. Da liegt meine Schtudierschtube mit den Globussen und dem Schreibpapier, rechts und links davon die Bibliothekzimmer mit den Münchener fliegenden Blättern, der Dresdener Dorfzeitung und dem Kladderadatsch. Im heiligsten Kral heb ich den „Guten Kameraden" off, dessen Gönner und Mitarbeiter ich bekanntlich bin, und darüber hängen meine Waffen und Kriegskoryphäen nebst indianischer Friedenspfeife, aus welcher ich besonders dann rooche, wenn ich mich mal über meine zwee Neger geärgert habe und mir heemlicherweise sage, daß ich sie hier in Sachsen doch nich schkalpieren kann.

Die übrigen Räume sind mit philosophischen Sammlungen angefüllt, Indianergerätschaften und Kaffernhelme, japanesischen Feuerschpritzen und arabische Butterfässer, grönländische Sonnenschirme und botokudische Petroleumkocher, ägyptische Walfischharpunen und neuseeländische Notenpulte, samojedische Weinflaschen und altassyrische Bajonnete, Mausefallen aus dem Eskimolande und sogar een Paar malayische Aufschlageschtiefel mit großen Räderschporen, kurz und gut alle möglichen Gegenschtände aus allen möglichen Ländern, mit großem Fleiße von meinen Freunden gesammelt und mir aus Verehrung an meinen Geburts- und sonstigen Gedächtnistagen ergebenst gewidmet und achtungsvoll dargereicht.

Es wundert mich ungeheuer, daß die



Der Fliegenfänger.

vielen, guten Kameraden, denen ich dies schreibe, nich schon ooch längst off den Gedanken gekommen sind, mir ihren schuldigen Tribut off ähnliche Weise gehorsamst entgegen zu bringen, wobei ich aber trotzdem verbleibe ihr wohlgewogener

Heliogabalus Morpheus
Edeward Franke,
kurzweg Hobble-Frank.

Eine an das trojanische Pferd erinnernde Geschichte

ist in einem französischen Grenzorte passiert. Vor einigen Wochen traf in einem kleinen französischen Städtchen an der Nordgrenze ein Karussellbesitzer mit einem glänzenden Reitkarussell ein. Alles war ordnungsmäßig gepackt, und die Grenzwächter waren sehr geneigt, der Bitte des Besitzers, die Pferde recht schonend zu behandeln, da alles neu lackiert sei, zu willfahren. Leider war, was dem Karussellbesitzer wahrscheinlich unbekannt war, kurz vorher ein alter Praktikus an dieses Zollamt versetzt worden. Dieser hielt es für geboten, sich die Pferde etwas genauer anzusehen, trotzdem der Besitzer auf schnelle Erledigung drängte, um seine Bude im benachbarten Dorfe aufschlagen zu können. Das Ergebnis der Untersuchung war denn auch recht überraschend: Der Beamte fand an allen Pferden sehr künstlich eingefügte Bauchklappen, und als er diese entfernte, entquollen den Pferdebäuchen zwar keine griechischen Helden, aber doch Tausende von Zigarren- und Tabakpaketen, welche auf diese Weise über die Grenze geschmuggelt werden sollten. Natürlich mußte die Dorfjugend fürs erste auf das Vergnügen Karussell zu reiten, verzichten.

Die Thompsonsche optische Täuschung

so benannt nach Professor Thompson, der im Jahre 1880 zum erstenmale darauf aufmerksam machte. — Lieber Kamerad! sieh die innerhalb eines Kreises placierten sieben Rädchen auf der letzten Seite dieser Nummer, nimm das Blatt in die Hand und erteile ihm durch eine kleine Verschiebung des Handsgelenks eine drehende Bewegung, wie man etwa in einem Glase das Wasser zur Rotation bringt, und du wirst zu deinem Erstaunen bemerken, daß auch die Rädchen sich drehen und zwar der drehenden Bewegung entsprechend, die deine Hand ausführt. Worauf beruht diese interessante und hübsche Erfindung?

Der Fliegenfänger.

Für das Terrarium, braucht der junge Naturforscher viele Fliegen, denn sie sind für die Mehrzahl der Bewohner seiner kleinen Naturanstalt wahre Leckerbissen. Um den Fliegenfang ergiebig zu machen, benutze er eine weithalsige Flasche, wie sie neben abgebildet ist. Der obere Verschluß besteht aus einem Glaspfropfen, die Wandung des Gefäßes hat drei weite Löcher. In diese passen kurze kegelförmige Röhren aus Zinkblech, die so gebogen sind, daß sie beim Einsetzen in die Weitungen der Flasche nach abwärts sich richten. Legt

man auf den Boden dieses also konstruierten Fliegenfängers dann ein Obststückchen oder sonst etwas, davon die Fliegen gerne schnabulieren, so werden diese von dem Dufte angelockt, beutelustig in die Flasche kriechen, selten aber wieder den Ausgang gewinnen und bilden so für unsere Pflegebefohlenen eine gutbesetzte Speisekammer. Ist es Fütterungszeit, stellen wir dieselbe einfach entpfropft in das Terrarium.

Kreuzrätsel.

			A	A	B			
			B	C	D			
			D	E	E			
E	E	E	E	E	G	H	I	I
I	I	I	I	L	L	M	M	N
O	O	O	P	R	R	R	R	S
			S	S	S			
			T	T	T			
			U	U	U			

Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so umstellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. einem biblischen Namen; 2. einen Nebenfluß der Weichsel; 3. einen Kanton der Schweiz; 4. eine spanische Provinz; 5. einen großen Tragiker der Griechen; 6. ein Universitätsstadt in Nord-Amerika; 7. ein lyrisches Gedicht; 8. ein Wild; 9. eine Himmelsgegend. — Nach richtiger Lösung ergeben die senkrechte und wagerechte Mittelreihe dieselbe Bezeichnung.

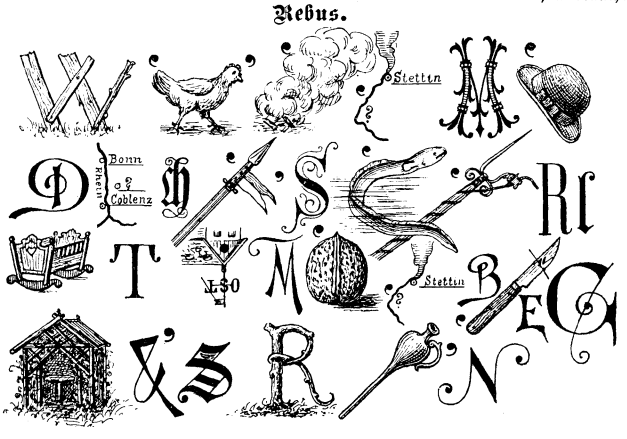
Arithmogriph.

In 1, 2, 3, 4, 5 fanden
Tier' und Menschen sich'ren Schutz;
2, 1, 3, 4, 5 üb' nimmer!
Mach' die Lehre dir zu nutz.
1, 4, 2 kommt von der Eifel,
Eilt behend' zum Vater Rhein,
1, 5, 4, 2, 5 in Fülle
Bringt dem Landmann Segen ein.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 24.

Padua, Genua, Neapel, Milano,
Ferrara, Malaga.

Rebus.



Fragen und Antworten.

Viktor Z. zu B. in Ungarn. Zur Aufnahme in eine österreichische Kadettenschule ist im allgemeinen erforderlich: a) Die physische Eignung. b) Ein in jeder Beziehung makelloses Vorleben. c) Eine entsprechende Vorbildung. d) Die Uebernahme der Verpflichtung, nach dem Austritte aus der Kadettenschule, für jedes daselbst vollendete Schuljahr noch ein Jahr über die gesetzliche, dreijährige Liniendienstpflicht hinaus im k. k. Heere präsent nachzudienen. e) Die Uebernahme der Verpflichtung, für die Anschaffung und Erhaltung der mitzubringenden Ausstattungsgegenstände aus den eigenen Mitteln zu sorgen. f) Der rechtzeitige Erlag des Schulgeldes. — Ueber die Vorbildung hat jeder Bewerber durch die Beibringung von Schulzeugnissen den Nachweis zu führen und überdies eine Aufnahmsprüfung abzulegen. — Der Nachweis der Vorbildung für eine Kavalleriekadettenschule — Mährisch-Weißkirchen, in die Sie einzutreten wünschen, ist doch eine solche — bemißt sich: a) Für den II. Jahrgang: mindestens die fünf unteren Klassen; b) für den III. Jahrgang: mindestens die sechs unteren Klassen einer Realschule oder eines Gymnasiums, oder der entsprechende Jahrgang einer diesen Schulen gleichgestellten Lehranstalt; c) für den IV. Jahrgang: eine Oberrealschule oder ein Obergymnasium, oder eine diesen Schulen gleichgestellte Lehranstalt vollständig. Aspiranten, welche diesen Bedingungen nicht entsprechen, können in den I. Jahrgang einer Infanteriekadettenschule mit der Widmung für den Uebertritt in die Kavalleriekadettenschule eintreten.

Horst W. in L. Du bist ein Schelm!

W. M. in St. Johann. Wahrscheinlich!

Herm. Oehme. ad 1) Die Linse ist für alle näher bezeichneten Fälle verwendbar. — Zwischen „Trockenplatten" und „Momentplatten" besteht kein Unterschied; Momentplatten sind die leichtempfindlichsten oder hochempfindlichsten Trockenplatten. — ad 2) Mit der 42 mm-Linse werden die scharfen Bilder 13×15 cm groß; zu kaufen ist solche bei Alb. Glock & Cie. in Karlsruhe i. B., die Preisliste gerne senden. — ad 3) Die Linsen für 9 M. sind in Messing gefaßt mit Blendeneinrichtung, wie die Objektive der Photographen. — ad 4) Es ist nur diese eine Linse nötig.

F. Z. in Dresden. Der in Nr. 3 abgebildete Telegraphenapparat dient nur zum Erlernen der telegraphischen Handgriffe.

Otto Hecker. Ueber Tauben: s. Nr. 1 und Folge dieses Jahrganges. Ueber Zucht und Pflege der Kanarienvögel: das an dieser Stelle oft empfohlene Buch von Dr. Karl Ruß, bei der Creutzschen Verlagsbuchhandlung in Magdeburg erschienen.

Hans B. in Bernburg. Lieber Freund, halte Dich nur ganz genau an die vom „G. K." jüngst gegebene Anleitung und nach einiger praktischer Schulung wirst Du das „Entwickeln" ganz gut fertig bringen. Grüße ausgerichtet, werden bestens erwidert.

Johann Jacobs in Bremen. Suche auf einer dortigen öffentlichen Bibliothek von dem mehrbändigen Werke „Die Alpenpflanzen", erschienen bei Freytag in Leipzig, Einsicht zu nehmen. Es enthält die ganze Alpenflora in Farbendruckbildern, nebst Erläuterungen.

Hugo Th. in ? Dank für diese Schiffbruchsszene. Das muß ja schrecklich gewesen sein. Vielleicht daß wir diese Notizen irgendwo verwenden können.

Elis Hammel. Wie man Schmetterlinge tötet? Das haben wir an dieser Stelle nun aber schon sehr oft gesagt. Also noch einmal: Hat man den Falter, drückt man den Beutel sanft zusammen, greift dann hinein und sucht ihn unter den Flügeln zu fassen. Nun sieht man nach, ob der Schmetterling noch gut erhalten und nicht verletzt ist; in letzterem Falle läßt man ihn fliegen. Ist er hingegen gut, so drückt man ihm die Brust zusammen, wodurch z. B. Tagfalter leicht sterben. Zum Töten, namentlich größerer Schmetterlinge, kann man auch Tabaksaft, der sich in den Pfeifenabgüssen absondert oder der mit wenig Wasser aus starkem Tabak in einem alten, unbrauchbaren Topf gekocht wird, benutzen. Er wird in einem Fläschchen mitgeführt, in dessen Kork nach innen eine Nähnadel steckt, die in den Tabaksaft hineinreicht. Beim Herausnehmen des Korkes bleibt an der Nadel ein Tropfen Saft hängen, der in den Schmetterling eindringt, sobald man die Nadel in das Bruststück des Falters sticht. Letzterer stirbt davon fast sofort.

Alfred K. in Wien. Master Hobble hat heute, wie Du vielleicht schon bemerkt haben wirst, selbst das Wort ergriffen. Eine ausführlichere und gediegenere Antwort wirst Du Dir kaum erhofft haben. Grüße bestellt, werden herzlich erwidert.

E. Klein in Konstantinopel bittet seine Kameraden um Auskunft, wo er Zeichnungen für Schiffsgerippe und Maschinenteile erhalten könnte.

L. B. in Fr. Du bist noch jung, lieber Kamerad, und wir finden es ganz natürlich, daß Du über diesen Fall so sehr aufbrausen kannst. Jungens haben nun einmal kein Fischblut in den Adern. Wir haben auch nichts dagegen, wenn nur die Streitbarkeit die Grenzen des Maßvollen nicht überschreitet. Warum imponieren Euch jungen Herren, um bildlich zu sprechen, die Indianerhäuptlinge so sehr? Merke: selbst im größten Mißgeschick soll dem Menschen niemals die würdevolle Haltung abhanden kommen.

G. Fehrer jun. Bestandteile eines Dampfkessels erhalten Sie unter anderem bei Optiker Geiger in Stuttgart, Königsstraße. Ein Paar Wasserstandsfahnen kosten allerdings 4 M.

Mexikaner Carlos. Du erzählst uns ja eine grausige Geschichte. Gratuliere, daß das alles so glatt abgegangen ist. Der „G. K." legt Deine Notizen in seine Mappe, um sie gelegentlich an das richtige Plätzchen zu setzen.

Kurt Raabe in Liegnitz. Wir sollen Dir mitteilen wie man Kanarienvögel von Ungeziefer befreit. Ein solches Rezept haben wir dieser Tage in der Mädchenzeitung „Das Kränzchen" gelesen; es heißt dort, man soll den Käfig während der Nacht mit Flanell bedecken, letzteren des Morgens abnehmen und die daran hängenden Insekten töten, indem man das Zeug in heißes Wasser steckt. Eine mehrmalige Anwendung dieses einfachen Mittels wäre recht nützlich. Auch die Anwendung von Insektenpulver sei ein gutes Mittel, um jene Plagegeister los zu werden. Am besten ist jedoch, man badet den Vogel in lauwarmem Wasser und wickelt ihn in ein Stück Flanell, hält ihn so lange in der Hand, bis er völlig trocken geworden ist. Die Sitzhölzer entferne man sodann und ersetze sie durch neue von Holz, oder, was noch besser ist, von Schilfrohr. Letztere durchbohre man und erneuere sie jeden Morgen. An das Schilf setzt sich nämlich das Ungeziefer gerne an. Manche Züchter bestreichen die mit Ungeziefer behafteten Tiere auch mit verdünntem Glycerin (1:20 Wasser) und danach mit Insektenpulver-Tinktur, die man in den Droguengeschäften und in Apotheken erhält. Daß der Käfig mit heißem Seifenwasser abgewaschen und die Ritzen sorgfältig gereinigt werden sollen, ist selbstredend.

Liebe Kameraden! Ich muß mit Bezug auf Nr. 18 meine dort angegebene Adresse berichtigen. Sie lautet: Bruno von Gröling zu Bunzlau i. Schl. Wahrscheinlich ist dem hochverehrten Herrn*) Setzerlehrling ein n abhanden gekommen**).

Die Einladung zu Ihrer Zauber-Extra-Vorstellung haben wir dem Setzerlehrling zugehen lassen. Der gute Junge hat in seiner Freude zwei Purzelbäume geschlagen und bereits um Urlaub angehalten. Wenn in der nächsten Zeit nicht gar zu viele Anfragen einlaufen, wollen wir ihm denselben gerne bewilligen. Er ist, wenn er nicht gerade eine seiner Malicen im Kopfe hat, ein ganz biederes lustiges Würschchen.

Albert Kahn. Gerne und bald werden wir wieder einmal solche Arbeiten bringen. — Wildbad liegt von Stuttgart nicht sehr weit. Wünschen baldige Besserung und grüßen!

K. B. in Speier. Das Silbenrätsel ist sehr hübsch ersonnen. Danken bestens.

Max Hammel in Iglau. Die Wette entscheidet sich zu Deinen Gunsten. Der höchste Berg der Erde liegt im Himalayagebirge; es ist der Gaurisankar (Mount Everest), 8840 m hoch.

Zwei lustige Kameraden in Greifswald fragen Eugen F. aus St. Petersburg bei Montreux (mit Bezug auf die Notiz Seite 288 erste Spalte), wie lang eine „ausgewachsene lange Hose" ist? —

J. K. in N. bittet seine lieben Kameraden um die Mitteilung einiger Betriebswerke für seine Dampfmaschine. — Was, *Mijnheer van Aardappelenbosch wäre nicht tapfer?* Weißt Du, was er darauf antworten würde? — Hat er nicht selbst schon gesagt: „Wij zijn tappere veldheeren en mannen?" Wer möchte nach dieser kühnen Stinktopfaffaire noch daran zweifeln!

Erich Pachel. Für die Anleitung zum Bau eines Springbrunnens freundlichen Dank. Wird manchem unserer Kameraden willkommen sein. Besten Gruß!

A. Kerbler in Wien. Das Gedicht macht Dir alle Ehre, gratulieren. — Du willst bereits auf Pappe aufgezogene Theaterdekorationen wieder loslösen. Dabei wird vornehmlich in Betracht zu ziehen sein, ob die Farben sich als gut und haltbar erweisen. Sind sie dies, so lege die Pappe, den Farbendruck nach oben gekehrt, auf Wasser. Auf diese Weise lösen sich die Bögen von selbst ab. Sind sie es nicht, so lege die Pappstücke mit der Farbenseite nach unten auf einen Tisch und befeuchte nach und nach mit einem Schwamm, bis der Zweck erreicht ist. Sind die Farben nicht gut, ist natürlich doppelte Vorsicht geboten.

O. Sch. in Wiesbaden. Deine Korrespondenzkarte scheint im Regen spazieren gegangen zu sein. Außer dem Namen alles unleserlich!

W. Bostedt in Cuxhaven. Ende 1887 waren insgesamt auf der ganzen Erde 554 768 km Eisenbahnen im Betrieb, wovon auf Europa 208 238, auf die Vereinigten Staaten 242 205 km kamen, also hatten die letzteren 33 967 km mehr Eisenbahnen als ganz Europa. Jenes Lehrbuch ist zweifellos älterer Auflage. Wir leben im Zeitalter des Dampfes, Freundchen! Was heut' noch nicht ist, kann morgen schon sein.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Sehr schmeichelhaft! — **) Oder aber in Ihrer Feder stecken geblieben. Sehen Sie mal nach!

Carl Winkler in **Brünn.** Ueber den Ausdruck: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" sagt Büchmann: Er ist eine Erweiterung des Psalm 73, 19 lautend: ein Ende mit Schrecken nehmen. Schill rief ihn am 12. Mai 1809 der begeisterten Schar, die ihm von Berlin aus nachgezogen war, auf dem Marktplatze von Arneburg an der Elbe zu. Haken in seinem „Ferdinand Schill" Bd. 2, S. 88 setzt hinzu: „Dieser Ausdruck war seiner Vorstellung so geläufig, daß er sich desselben des öfteren bediente." — Julius von Wickede steht dieser Behauptung wieder verneinend gegenüber; er will diesen Satz zuerst aus dem Munde eines seiner Kameraden gehört haben und sei sodann auch in den Mund des Majors von Schill übergegangen — Deine zweite Frage beantwortet doch jede neuere Karte. Gruß!

Karl Schmithausen. Freundlichen Dank für den Zwieback. Haben uns gleich darüber gemacht und radikal aufschnabuliert. Hat Frau Mama ihn gebacken? Dann richte unser „Komplimert" aus!

Henry Samson. Um sich der Textilbranche praktisch zu widmen, ist nach ausreichender Schulbildung die mehrjährige Lehrzeit in einer Fabrik guten Rufes, womöglich kleinerer Anlage, nötig und der Besuch von Fachschulen zu empfehlen. Solche existieren und zwar Webeschulen in: Aachen, Kottbus, Spremberg, Einbeck, Krefeld, Reutlingen, Mühlheim a. Rh., Krimitschau, Chemnitz, St. Lambrecht, Haslach, Asch, Sternberg, Hohenelbe, Humpoletz, Zwickau u. s. w.; ferner die Lehranstalt für Textilindustrie in Wien, Fachzeichenschulen für Stickerei, Weberei, Zeugdruck in Feldkirch, Reichenberg i. B., Rumburg; Spitzenklöppelschule in Proveis; Flachszubereitungsschule in Mähr. Schönberg, Rustenfelde im Eichsfeld, Georgenburg bei Insterburg, Kanth bei Breslau, Suckau Petschin in Schlesien; chemischtechnische Schulen für Färberei, Appretur, Bleicherei u. s. w.: in Chemnitz und Krefeld; Spezialschulen für Seidenbau: Bendori bei Koblenz, Görz in Istrien. — Wir möchten Dir empfehlen, den Rat einiger tüchtiger Fachleute einzuholen — höre und wähle dann das Beste! Prosit!

Willy Käßner. Lieber Kamerad! Sparen ist schon recht, man soll in seinem Haushalte auch den unscheinbarsten Abfall zu verwerten suchen; was aber mit den genannten Dingern Nutzbringendes unternommen werden könnte — wir wüßten wirklich nicht.

W. K. Z. Ein Artikel über die Herstellung der Elemente kommt demnächst.

E. K. in **Stuttgart.** Besten Dank für die selbsterzählte Geschichte. Werden Einblick nehmen und dann zusehen, was sich aus der Arbeit machen läßt. Freundlichen Gruß und — Geduld!

Gustav H . . . in **Stuttgart.** Du möchtest noch einiges über die Herstellung der elektr. Glocke wissen und fragst unter anderem wie lang das Brett sein soll. Es kommt nicht so genau darauf an; überhaupt sind die Maße nur angegeben, um das Verhältnis der einzelnen Teile unter sich klar zu machen; Du kannst Dir ebensogut ein Glockenwerk herstellen, bei dem das Brett 20 cm lang ist, die Glockenschale aber 10—15 cm Durchmesser hat. Es müssen eben dann auch die übrigen Teile die entsprechende Größe haben. Die Hauptsache ist die richtige Bewicklung der Rollen und die Stellung des Ankers. Ein Kontaktpfötchen kannst Du Dir bei jedem Metalldreher nach der Zeichnung machen lassen: bekommst Du es nicht, wende Dich an C. & E. Fein, bei denen Du auch das Platinblättchen bekommst. Wünschen guten Erfolg.

F. B. in **Schn.** Der erste Jahrgang des „G. K." ist noch zu haben, gebunden zum Preise von 9 Mark.

A. P. Gießen. Ein solches Büchlein hat gewiß die Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider.

Eberhardt und **Herzog.** Besten Dank für Eure Anleitung. Bei Gelegenheit.

Zwei lustige Kameraden in **Greifswald.** Jetzt wollt Ihr wissen, wie man die Stichlinge den Winter hindurch füttert — nachdem wir doch bereits im beginnenden Frühling sind! Warum habt ihr denn nicht früher geschrieben, etwa im November oder spätestens Dezember? Jetzt, vom Frühjahr bis zum Spätherbst könnt Ihr die Stichlinge füttern mit allem möglichen kleinen lebenden Getier, welches im Sumpf oder anderen Gewässern zu erlangen ist, und je mehr „lebendes Futter", also Tiere, die Stichlinge bekommen, desto besser gedeihen sie. Im Winter ernährt man sie wie die anderen Fische mit rohem geschabtem Fleisch, wechselnd mit zerriebenen Ameisenpuppen, hin und wieder mit der leckeren Zugabe eines ganz kleinen lebenden Mehlwurms, den sie gern erschnappen, wenn er langsam im Wasser zu Boden sinkt. Im übrigen, je reichlicher das Wasser mit Pflanzenwuchs ausgestattet ist, desto besser halten sich auch die Stichlinge. Wenn Ihr im bevorstehenden Frühjahr wirklich das Glück haben solltet ein Stichlingsnest vor Euren Augen erstehen und die Brut sich entwickeln zu sehen, so sollet Ihr hübsch aufmerksam beobachten, ein Tagebuch führen und darüber dem „G. K." gelegentlich berichten. Besten Gruß!

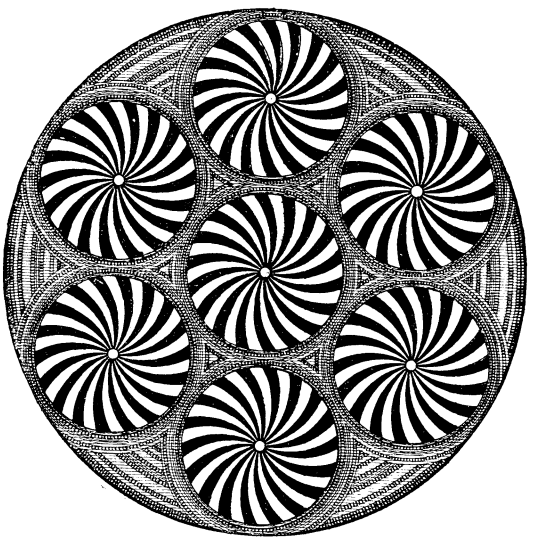
A. v. Stachelberg. Wer hat Dir den Bären aufgebunden? Vielleicht ja, wenn man eine bestimmte Adresse kennt, auf's Geratewohl aber nicht.

H. S. aus **Hamburg.** Für das hübsche Rätsel besten Dank.

Georg Sucker, Breslau, Neue Gasse 20, gibt seinen lieben Kameraden folgendes, mit einem Ruhmkorffschen Induktionsapparat auszuführendes Experiment bekannt: „Man verbinde den Ruhmkorff mit 2 Chromsäure-Elementen und führe von den Klemmen des Apparats 2 Drähte nach 2 Holzkohlenstücken, nun nähert man dieselben einander und es wird sich, wenn der Abstand klein genug ist, ein glänzender Lichtbogen zeigen." — Sehr richtig, lieber Kamerad! Die Ursache des schön glänzenden Lichtbogens liegt in der Thatsache, daß der elektrische Funke im Moment seines Entstehens Kohleteile verbrennt. Es ist das ein ähnliches Licht, natürlich ganz im kleinen, wie das durch unsere modernen Maschinen erzeugte. Aber bei den neuesten Lampen werden nicht Holzkohle, sondern gepreßte Kohlenstäbe verwendet.

Ph. Hirsch in **S.** Du willst von einer Partie Briefmarken das Klebemittel gänzlich entfernen? Das ist sehr schwer; versuche es, indem Du die Marken öfters in kaltes Wasser legst. Nach und nach mag der Gummi sich lösen.

Carl Nathan. Für die bei der Artillerie mit Aussicht auf Beförderung zu Offizieren Eintretenden gelten die nämlichen Bestimmungen wie für alle übrigen, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie bei der Fähnrichsprüfung in Mathematik mindestens das Zeugnis „gut" erhalten müssen. Wenn, statt Ablegung der Prüfung, ein Abiturientenzeugnis vorgelegt wird und dasselbe nicht die Gewähr bietet, daß jene Kenntnisse in Mathematik vorhanden sind, so hat der Regiments-Kommandeur dies durch eine Prüfung festzustellen. — Die Abiturientenprüfung braucht daher nur so früh bestanden zu werden, daß die 7 Monat nach dem Diensteintritt mögliche Ernennung zum Portepeefähnrich vor zurückgelegtem 23. Lebensjahre erfolgt sein kann. Wer vor dem 1. Mai eintritt, kann im September des nächsten, wer vor dem 1. Oktober beitritt, im Januar oder Februar des zweiten darauffolgenden Jahres Offizier werden.



Thompsonsche optische Täuschung.

Tauschmarkt.

Paul Hanke in **Berlin, Kronenstraße 26 II,** hat eine Druckmaschine abzugeben. Erbittet dafür ein Briefmarken-Album oder sehr seltene Briefmarken.

J. Pexider, per Adresse Frl. **Marie Bohäty** in **Smichow b. Prag, Kinskystraße 60,** tauscht Mineralien gegen Briefmarken, hat auch viele Briefmarkendubletten abzugeben.

Liebe Kameraden! Ich habe eine Mineraliensammlung: 20 verschiedene Schmetterlinge, 30 Käfer, sowie Briefmarken abzugeben; suche dagegen Münzen, Schmetterlinge oder Käfer und Briefmarken. Max Gellert in Chemnitz, äußere Johannisstraße Nr. 12.

Hans Fritz in **Berlin, Brunnenstraße 58,** bittet überseeische Kameraden um Zusendung von Briefmarken ihres Landes; revanchiere mich mit europäischen Marken.

Alexander Ritter v. Tabora in **Czernowitz, Bukowina, Blumengasse Nr. 7,** besitzt ein ganz neues Schachbrett mit Figuren und Mineralien. Wünscht sich dagegen eine Elektrisier- oder Dampfmaschine.

Ernst Kleyenstüber in **Königsberg i. Pr., Weidendamm 15,** möchte gerne seine ganz neue große Laterna magica mit vielen Bildern gegen Silbermünzen vertauschen.

Carl Odendahl jr. in **Süchteln b. Crefeld,** wünscht seine Lokomotive mit Spiritusheizung gegen einen Elektromotor abzugeben.

G. Pfaul in **Königsberg i. Pr., Knochenstraße 38,** vertauscht 26 Münzen gegen einen noch gut funktionierenden Nebenapparat zur Dampfmaschine.

Kameraden! Bitte sendet mir Privatmarken Eurer Städte. Ich schicke euch dafür Marken der Frankfurter Privat-Post. Auch ausländische Postmarken sind mir erwünscht. Gust. Wust in Frankfurt a. M., Grüneburgweg 96.

Liebe Kameraden! Wer mir 12 oder weniger verschiedene Briefmarken nur von seinem Lande sendet, erhält ebensoviele verschiedene russische Marken. Arnold Witt in Mitau (Kurland), Große Straße Nr. 18.

Karl Schöpperl, stud. litt. in **Regensburg, silberne Fischgasse C 3234,** hat eine schöne, ungestempelte Sachsen, 3 Pfg. rot zu vertauschen.

Carl Karcher in **Ludwigshafen a. Rh., Oberes Rheinufer 1,** möchte mit Kameraden (am liebsten aus der Türkei) bezüglich Briefmarkentausches in Korrespondenz treten.

Joseph Thynrißen in **Neuß, Breitestraße,** besitzt ein Elektrophor mit Leydener Flasche und Glockenspiel, das er gegen einen photogr. Apparat oder Druckmaschine vertauschen möchte.

E. Steinmann jr., Walhalla, St. Gallen, tauscht ein Pärchen Hirschkäfer und einen Nashornkäfer gegen Schmetterlinge und ladet auch sonst zum Schmetterlingstausche ein.

Liebe Kameraden! Ich habe neue England, alte Preußen und Schweiz gegen andere Briefmarken zu vertauschen. Kurt Nathan in Breslau, Gartenstraße 46a. I.

Fritz und **Gust. Werner** in **München, Sendlingerthorplatz 8 I,** bitten ihre Kameraden um Zusendung von überflüssigen Briefmarken.

F. Nowack, Sextaner am **Gymnasium** in **Komotau** (**Böhmen**), hat angefangen Marken zu sammeln und bittet daher liebe Kameraden um Zusendung ihres Ueberflusses.

Liebe Kameraden! Wer gibt mir wohl gegen ein wunderschön gesleckes Meerschweinchen einen Singvogel! Arthur Schöler, Elberfeld, Bleichstraße 4 II.

Ich besitze ein Marken-Album mit 600 verschiedenen Marken und möchte es gegen einen recht starken Elektromotor vertauschen. J. Niesiolowski in Przemyśl, Galizien (Villa Prezner).

Gust. Lochner in **Aachen, Alexianergraben 14,** hat die verschiedensten Gegenstände, wie ausgestopfte Tiere, chem. Apparate 2c. zu vertauschen. Sucht einen jungen, zahmen Kolkraben.

E. Clasen und **H. Haase** in **Schleswig** bei **Herrn Major a. D. von Jeß,** bitten ihre Kameraden um Zusendung doppelter Briefmarken, werden sich später dankbar erweisen.

Franz Winkler in **München, Rindermarkt 20/2,** möchte gerne eine elektrische Eisenbahn gegen andere elektrische Apparate, am liebsten „Akkumulatoren", vertauschen.

Edmund Bouteville, Augsburg, Klauckestraße 1, möchte gerne mehrere Siegel von alten bayrischen Familien gegen Briefmarken vertauschen.

Alfred Reichelt in **Berlin SW., Neuenburgerstraße 18a, III. l.,** sucht Briefmarken-Tauschverbindung. Sammelt auch Privatpostmarken und tauscht solche mit denen anderer Städte.

Alfred Heil in **Berlin SW., Neuenburgerstr. 18a, III. r.,** hat Stempel zu vertauschen.

B. H. Wilmans in **Altona, Bahnstraße 29,** besitzt eine Dampfmaschine, die er gegen einen photogr. Apparat mit guter Linse abgeben möchte.

Ich habe eine Briefmarkensammlung von ca. 700 Marken und lade Kameraden zum Tausch ein. Karl Ihm. Guttenberg. Clayton County, Jowa, Vereinigte Staaten von Amerika.

Herm H. Schröder, Guttenberg. Clayton County, Jowa, Vereinigte Staaten von Amerika, hat viele seltene amerikanische Briefmarken und Ganzsachen und bittet Kameraden um Tausch-Angebote.

P. Kring in **Elberfeld, Bahnhofstraße 72,** besitzt viele seltene Briefmarken und bittet Kameraden um Zusendung ihrer Dubletten. Wer die 150. Marke sendet, erhält 2 Nicaragua.

Fr. Müller in **Neisse (Schlesien), Bischofsstraße 56,** wünscht mit Kameraden in Briefwechsel zu treten.

G. Maquet in **Magdeburg, Kaiserstraße 78,** fängt an, Münzen zu sammeln und bittet großmütige Kameraden ihm von ihrem Ueberflusse zu senden.

Isidor Glatz in **Komotau i. Böhmen, Pragerstr. 50,** wünscht mit ausländischen Kameraden in Briefmarken-Tauschverbindung zu treten.

Liebe Kameraden! Wer von Euch kann mir eine Sachsen 3 Pfg. rot vom Jahre 1850 verschaffen? Ich gebe dafür 25 verschiedene seltene Marken. Auch deutsche Druckbuchstaben sind mir erwünscht. Georg Hellwig in Wilhelmsthal bei Oppeln.

Willibald Protzner in **Wien VII, Kandlgasse 22,** tauscht seine Mineraliensammlung gegen eine Laterna magica oder Camera obscura.

Wilh. Götze in **Naumburg a. S., Charlottenstr. 3,** bittet seine Kameraden um Zusendung von je 25 überseeischen Marken. Wer mir die besten 25 schickt erhält eine überseeische Rarität im Werte von 2 Mk. Wer mir die zweitbeste Sendung schickt, erhält eine überseeische Marke im Werte von 1 Mk.

Heinrich Spreither in **München, Theatinerstraße 8,** möchte Schmetterlinge tauschen und erbittet Offerten.

Sic transit gloria mundi.

Die verhängnisvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt waren geschlagen. Napoleon I. hatte seinen Zweck erreicht, Preußen war gedemütigt, fast sämtliche Festungen kapitulierten, König Friedrich Wilhelm III. flüchtete mit seiner erlauchten Gemahlin nach Küstrin, und am 24. Oktober 1806 zog der gewaltige Korse als Sieger in Potsdam ein.

An der Spitze seiner Generale besichtigte Kaiser Napoleon das Schloß Sanssouci, welches Friedrich der Große in den Jahren 1745 bis 1747 erbaut hatte. Er ließ sich sämtliche Zimmer zeigen, und als er das Arbeitskabinett des Königs Friedrich II. betrat, nahm er seinen Hut ab und sagte mit ernster Stimme zu seinen Offizieren:

„Meine Herren, dieses ist ein Ort, welcher unsere Achtung verdient!"

Die Ehrfurcht vor dem denkwürdigen Orte hinderte den französischen Herrscher übrigens nicht, den Degen Friedrichs an sich zu nehmen, um denselben nach Paris zu senden.

„Dieser Degen ist mir lieber, als zwanzig Millionen," äußerte er zu seiner Umgebung.

Das einfache Schloß mit den noch einfacheren Zimmern machte auf Napoleon einen tiefen Eindruck.

Von Sanssouci begab sich der Kaiser nach der Hof- und Garnisonskirche auf der Breitenstraße. Unter der Kanzel befindet sich ein Totengewölbe, in welchem nur zwei Särge Platz haben. Hier wurde der große König neben seinem königlichen Vater in einem einfachen Zinnsarge im August 1786 zur letzten Erdenruhe gebettet.

Napoleon I. betrat das Totengewölbe mit seinem Bruder Jerôme. In tiefes Nachdenken versunken, stand der gewaltige Schlachtenheld wohl zehn Minuten am Sarge des großen Preußenkönigs und rief endlich mit bebender Stimme:

„Sic transit gloria mundi (so vergeht die Herrlichkeit der Welt)!"

口什

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

„Die beiden Götter waren nicht zu schwer?"

„Nein. Sie sind von Holz."

„Aus welchem Tempel?"

„Aus dem Pek-thian-tschu-fan *), welches nicht so entfernt ist und auch weniger gut bewacht wird."

„So ist's gelungen, ohne bemerkt zu werden?"

„Ja, aber beim nächsten Umgang, wenn der Hai-schi **) geschlagen wird, muß man es unbedingt sehen. Bis dahin muß hier alles beendet sein."

„Wie bringen wir die Götter herein?"

„Wir heben sie hinauf, und Sie nehmen sie drüben hinab."

„Gut, dann schnell."

Der Methusalem hörte die Fragen und Antworten genau. Zwei große Gegenstände wurden von draußen her über die Mauer gehoben. Der Juwelier hob sie, halb und halb ließ er sie herabfallen. Dann gebot er:

„Nun kommt selbst herein!"

„Noch nicht. Wir müssen vorher die Sänfte zur Seite tragen, daß sie nicht gesehen wird, falls jemand noch so spät vorüberkommen sollte."

*) Haus der hundert Himmelsherren.
**) Letzte Stunde = 9 Uhr unserer Zeit.

– „Jetzt hinüber, aber ja ganz leise!" raunte Degenfeld dem Wichsier zu. Sie schwangen sich hinauf. –

Man hörte ihre Schritte. Bald kehrten sie zurück und kamen über die Mauer gesprungen. Es waren zwei Personen.

„Ist hier alles in Ordnung?“ fragte der eine.

„Ja.“

„Niemand im Garten?“

„Nein.“

„Wollen wir uns nicht vorher genau überzeugen?“

„Das habe ich bereits gethan. Ich bin zweimal um den ganzen Garten gegangen.“

„So können wir beginnen. Aber wo?“

„Nicht weit von hier. Die Werkzeuge liegen dort. Ich habe heut am Tage über die Mauer geschaut und mir die Stelle ausgewählt, wo die Erde am lockersten ist. Kommt, und bringt die Götter!“

Er ging voran, und die beiden Männer folgten ihm mit den Figuren, welche vielleicht zwei Ellen hoch und also doch ziemlich schwer waren. Dort, wo die Werkzeuge lagen, hielten sie an.

„Hier graben wir,“ sagte der Juwelier. „Aber ja leise, damit man nichts hören kann. Eine Hacke ist da; aber der Spaten macht viel weniger Geräusch.“

Die drei Bösewichter begannen zu arbeiten, und zwar sehr hastig, was Wing-kan zu der Bemerkung veranlaßte:

„Ihr macht zu schnell. Das hört man ja dort im Hause!“

„Nein,“ lautete die Antwort. „Wir müssen uns sehr beeilen, sonst werden die Thore verschlossen. Dann sind wir gefangen.“

Sie gaben sich alle Mühe, bald fertig zu werden. Es galt übrigens auch gar nicht, die Arbeit sehr sorgfältig zu verrichten. Sie wußten ja, daß die Figuren hier vergraben wurden, um bald gefunden zu werden.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, so hatten sie ihre Arbeit gethan.

„So!“ sagte Wing-kan. „Das ist geschehen. Das war die Hauptsache. Das übrige kommt von selbst.“

„Wie will mein Gebieter es nun anfangen?“ fragte der eine der Männer, jedenfalls derjenige, mit dem der Juwelier hinter der Gartenmauer des portugiesischen Gasthauses gesprochen hatte.

„Ich warte, bis der Raub ausgerufen wird.“

„Das wird sehr bald geschehen.“

„Dann laufe ich zum Mandarin.“

„Zu welchem?“

„Zu Tong-tschi hier nebenan.“

„Der ist aber doch nicht ein Mandarin des Gerichts!“

„Nein, aber doch ein Mandarin. Die Gasse ist verschlossen, und ein Sing-kurm wohnt nicht hier. Also muß ich zu ihm. Ich sage ihm, ich höre, daß zwei Götter gestohlen seien. Ich glaube, daß mein Nachbar Hu-tsin der Räuber ist.“

„Der Mandarin wird fragen, woher meinem vornehmen Alten dieser Verdacht komme.“

„Ich habe noch im Garten gelustwandelt und da gesehen, daß der Nachbar zwei Figuren vergraben hat.“

„So ist's recht! Das wird helfen! Nun sind wir fertig. Also unser Geld bekommen wir erst morgen?“

„Nein, schon jetzt. Es ist besser, ich zahle gleich. Dann brauche ich morgen nicht nach Scha-mien zu gehen. Ich habe euch die Beutel schon bereit gelegt, hier neben der Mauer. Da sind sie. In jedem tausend Li.“

„Ist's richtig gezählt?“

„Ganz richtig.“

„Ich hoffe es. Am letztenmal hatte mein Herr sich um volle fünfzig Li verzählt.“

„Ich verzähle mich nie. Du hast schlecht nachgezählt.“

„Will der sehr alte Beschützer nicht lieber warten, bis wir nachgezählt haben?“

„Wo wollt ihr denn zählen?“

„Hier.“

„Im Dunkeln?“

„Ja. Wir brauchen nichts zu sehen. Wir greifen das Geld.“

„So zählt, wenn ihr Lust habt. Ich aber kann unmöglich warten. Ich werde meinen andern Nachbar besuchen gehen, um einstweilen diesem zu erzählen, was ich hier gesehen habe. Wenn dann der Raub ausgerufen wird und wir hören, daß zwei Götter fehlen, so wird er mich auffordern, Anzeige zu machen. Er wird dann wie ein Zeuge für mich gelten. Die Werkzeuge hier werde ich sofort verschließen.“

Er warf Hacke, Schaufel und Spaten über die Mauer hinüber und stieg dann nach. Man hörte seine Schritte verklingen und dann einen Riegel knirschen.

Die beiden Spitzbuben standen still da und horchten, bis nichts mehr von ihm zu hören war. Dann sagte der eine:

„Er hat uns wieder betrogen!“

„Ja, ich glaube nicht, daß jeder Beutel tausend Li enthält. Aber es ist dennoch viel Geld. Jetzt müssen wir uns beeilen. Komm!“

Sie wollten fort; sie mußten hart an Degenfeld vorüber. Diesem kam der Gedanke, sie festzuhalten. Ob ihm das gelingen werde? Pah! Er war ein starker Mann, und der Schreck that gewiß auch das seinige. Er ließ sie an sich vorbei, schnellte dann empor — ein schneller Schritt hinter ihnen her, ein Doppelgriff — er hatte sie beide bei den Hälsen und krallte seine Finger mit aller Gewalt um dieselben.

Ein unterdrückter Schrei, ein vergebliches Sträuben und Zappeln — sie brachen zusammen. Er hielt sie dennoch fest und preßte sie auf das kräftigste nieder. Keiner gab nun einen Laut von sich. Sie machten noch einige krampfhafte Bewegungen, dann lagen sie mit ausgestreckten Gliedern still unter seinen Fäusten.

Jetzt ließ er los, um zu sehen, ob sie aufspringen würden. Sie thaten es nicht, denn sie waren entweder bewußtlos oder stellten sich so. Er zog sein Messer und schnitt ihnen Streifen von den schon an und für sich nicht reichlichen Gewändern. Dann band er sie Rücken an Rücken aneinander, so daß sie sich nicht befreien konnten, und rollte sie eine Strecke weit zur Seite.

Nun kehrte er zu den beiden, welche auf ihn warteten, zurück. Sie hatten das Uebersteigen und auch das Hacken und Schaufeln gehört und waren um ihn besorgt gewesen. Er erzählte ihnen, was er ganz allein fertig gebracht hatte. Hu-tsin eilte sogleich ins Haus, um feste Stricke zu holen, mit denen die Kerls fester und sicherer gebunden werden sollten. Dann suchten sie den Ort auf, an welchem die Figuren vergraben lagen.

Degenfeld ging mit den Stricken allein zu den Gefangenen. Sie durften gar nicht wissen, was mit ihnen vorging und wie viele Personen sie gegen sich hatten. Er verband ihnen nun auch die Augen. Dann wurden sie emporgehoben und über die Mauer in Wing-kans Garten geworfen.

Diesseits dieser Mauer begann nun das Ausgraben. Als man damit fertig war, wurde das Loch wieder zugemacht. Dann stieg Degenfeld hinüber und erhielt das Handwerkszeug und die Götter zugelangt; nachher folgten die beiden anderen ihm nach.

Nun war da drüben eine Viertelstunde lang ein leises, kaum vernehmbares Geräusch zu hören, dann ein mehrmaliges kräftiges Klopfen, wie wenn Pfähle in die Erde geschlagen würden. Hierauf

kamen die drei wieder über die Mauer zurück.

„So, das ist herrlich gelungen," sagte der Methusalem. „Nun mag dieser Wing-kan Anzeige machen. Er fällt in seine eigene Grube."

„In welcher ich umkommen sollte," ergänzte der Chinese. „Herr, Sie sind mein Retter. Wie soll ich Ihnen danken!"

„Dadurch, daß Sie sich ganz genau so benehmen, wie ich es Ihnen jetzt da drüben gesagt habe."

„Wollen Sie nicht mit mir hereinkommen in das Haus? Nun die Gefahr vorüber und mir das Herz wieder leicht ist, möchte ich Sie bewirten."

„Dazu haben wir keine Zeit. Wir müssen zurück. Der Mandarin darf ja nicht erfahren, daß wir hier gewesen sind."

„So erweisen Sie Ihrem armseligsten Diener wenigstens die Gnade, daß er morgen Ihr Angesicht schauen kann!"

„Das können wir thun. Morgen werden wir kommen, um uns alles erzählen zu lassen. Jetzt aber möchten wir uns reinigen. Gibt es bei Ihnen einen Ort, wo das geschehen kann, ohne daß man uns sieht?"

„Ja, kommen Sie, kommen Sie!"

„Nehmen Sie die Werkzeuge mit; sie dürfen nicht im Garten bleiben."

Er führte sie in einen Verschlag und holte Laterne und Bürste, wo sie den Schmutz entfernten, welcher leicht zum Verräter werden konnte. Dann verabschiedeten sie sich von ihm und stiegen in den Garten des Mandarinen zurück.

Dort stellte sich Gottfried wie ein Diener an die Pforte, und Degenfeld spazierte auf und ab. Aber das brauchte er nicht allzulange zu thun, denn er wurde bald geholt und zwar von dem Tong-tschi selbst, welcher nach Hause gekommen war und, als er erfahren hatte, daß die erwarteten Gäste angekommen seien, nun in den Garten geeilt kam, um Degenfeld zu begrüßen.

„Und nun," sagte er, als die ersten Komplimente gewechselt waren „muß ich Sie bitten, mir einen Wunsch zu erfüllen."

„Welchen?"

„Niemand darf wissen, in welcher Lage ich mich befunden habe, und daß Sie meine Retter gewesen sind. Meinem Weibe allein habe ich es erzählt. Sie wünscht, Sie zu sehen, um Ihnen danken zu können. Darf ich Sie zu ihr führen?"

Degenfeld wußte, was das für eine Auszeichnung für ihn war. Darum antwortete er in höflichstem Tone:

„Ich betrachte diesen Wunsch als einen Befehl der Herrin und werde demselben Gehorsam leisten."

„So kommen Sie! Sie wartet schon längst auf Sie."

Er führte die beiden in das Haus zurück und in eine Art Vorzimmer, in welchem der Mijnheer, Turnerstick, Richard und Liang-ssi schon harrten, und verschwand in der nächsten Thür.

Nach einigen Minuten holte er sie ab, um sie eintreten zu lassen. Sie kamen in einen wirklich glänzend ausgestatteten Salon, der nicht groß war. Hier empfing die Frau des Mandarinen wohl ihre Freundinnen, da alles darauf hindeutete, daß Damen hier oft verkehrten. Stickereien und andere weibliche Luxusarbeiten lagen auf den Tischen; kostbares Porzellan blickte von den künstlichen Simsen, und musikalische Instrumente hingen an den Wänden.

Die Gäste hatten sich kaum gesetzt, so erschien die Dame am Arme einer Dienerin. Sie bedurfte einer solchen Stütze, da sie allein nur schwer zu gehen vermochte, eine Folge der größten chinesischen Schönheit, welche sie besaß, nämlich ihrer Klumpfüßchen.

Den Töchtern vornehmer Eltern werden gleich nach der Geburt die acht kleinen Zehen der Füße nach der Sohle zu umgebogen und mittels Bandagen da festgebunden. Nur die große Zehe darf ihre Lage behalten, entwickelt sich aber auch nicht naturgemäß, da der ganze Fuß und also auch sie unter der grausamen Behandlung sehr zu leiden hat. Die Zehen, und vor allen Dingen die Nägel derselben, wachsen in das Fleisch der Sohle hinein, was langwierige Schwärungen und natürlich große Schmerzen bereitet.

So ein armes Kind lernt niemals gehen, sondern nur humpeln, nimmt aber das alles gern in den Kauf, um so glücklich sein zu können, einen — schönen Fuß zu haben. Dieser Fuß besteht nur aus der unter den Mittelfuß gewaltsam vorgedrückten Ferse und der großen Zehe. Das Pantöffelchen, mit welchem diese letztere bekleidet ist, hat allerdings die Kleinheit eines Puppenpantoffels; desto unförmlicher aber ist der Teil des Fußes, den man nicht zu sehen bekommt, da das lange Gewand ihn bedeckt.

Das beschwerliche, schmerzhafte Gehen ist nicht ohne Einfluß auf Körper und Geist. Es hängt beiden etwas Krüppelhaftes an. Ein Mensch, der nicht gehen, der sich nicht anmutig, frisch, gewandt und kräftig bewegen kann, wird gewiß gedrückten Gemütes oder Geistes sein.

Als eine weitere große Schönheit gilt bei den Chinesen die Wohlbeleibtheit. Wer nicht fett ist, kann ganz unmöglich schön sein. Ein hagere Person ist stets häßlich.

Auch in dieser Beziehung war diese Dame sehr schön. Sie war von kleiner Gestalt, hatte aber eine so immense Taille, daß es dem Mijnheer, als sie eintrat, unbewacht entfuhr:

„Rechtvaardige hemel, is deze vrouw dick, zeer onfeilbaar dick — gerechter Himmel, ist diese Frau dick, ganz unfehlbar dick!"

Wenn Mijnheer van Aardappelenbosch so in Ekstase geriet, so kann man sich wohl denken, daß der Durchmesser dieser Dame so ziemlich gleich ihrer Höhe war. Sie näherte sich mit großem Erfolge der Kugelform.

Ihr Haar war mit Hilfe vieler Nadeln, in denen Diamanten glänzten, in eine schmetterlingsähnliche Form gesteckt. Ihr Körper wurde bis zum Boden herab von kostbarer Seide umwallt. Ihre Hände waren tief in den weiten, bis über die Kniee reichenden Aermeln verborgen, und um ihren Hals hing eine schwere, goldene Kette, an welcher mehrere Amulette befestigt waren.

Das kleine Gesichtchen war nach der Sitte vornehmer Chinesinnen dick mit Bleiweiß und Zinnober bestrichen, was den Zügen eine maskenartige Unbeweglichkeit und Starrheit erteilte, von welcher die kleinen, schief geschlitzten Aeuglein eine sehr bewegliche Ausnahme machten.

„Tsching, tsching, tsching, tsching, kia tschu!" grüßte sie mit ihrem dünnen, durchdringenden aber sehr freundlich klingenden Kinderstimmchen.

Kia tschu heißt „meine Herren".

Den Kapitän überkam eine außerordentlich galante Regung. Er als derjenige, welcher von allen das feinste Chinesisch sprach, mußte auf jeden Fall jetzt das Wort ergreifen und dem lieben Wesen etwas Zartes sagen. Darum trat er zwei Schritte vor, verbeugte sich außerordentlich tief, hustete einmal, zweimal und begann:

„Gnädige Frau Chinesing! Mein Herz ist wonnangvoll berührt von Ihrer holdong Liebangswürdigkeit. Zwar bing ich unverheiratingt, aber ich weiß das Glück zu schätzung, eine Gatting dieses Mandarengs so liebreich vor Augang zu habung.

Ich muß Ihneng mein Komplimangt machong und empfehle uns alle Ihreng Wohlwollung! Tsching, tsching und abermals tsching!"

Sie hatte kein Wort außer dem letzten dreimaligen Tsching verstanden. Sie erriet, daß er sie begrüßte und ihr irgend etwas Angenehmes gesagt hatte. Darum lächelte sie ihn dankbar an und gab ihm durch ein freundliches Nicken zu erkennen, daß sie mit seiner Aufführung nicht unzufrieden sei. Er trat wieder zurück und flüsterte dem Dicken zu:

„Eine feine Frau, bei meiner Seele! Spricht ein außerordentlich regelrechtes Chinesisch! Hat jedes Wort verstanden! Allen Respekt!"

Jetzt wendete sie sich an den Methusalem.

„Sie sind der Retter meines Herrn," sagte sie zu ihm. „Ohne Sie lebte er nicht mehr und ich würde dann vor Leid gestorben sein. Ich danke Ihnen."

Sie schob aus dem Aermel ein kleines, bleiches Kinderhändchen hervor, um es ihm zu geben. Degenfeld ergriff erst ihren seidenen Aermel und mit demselben ihre Hand, damit dieselbe nicht direkt von der seinigen berührt werde, zog dann das mit der Seide bedeckte Händchen an seine Lippen und antwortete:

„Tsui-schin put tui!"

Diese vier Silben schließen alles ein, wodurch ein Chinese seine Demut auszudrücken vermag. Wörtlich lauten sie: „Ich Sünder darf nicht antworten."

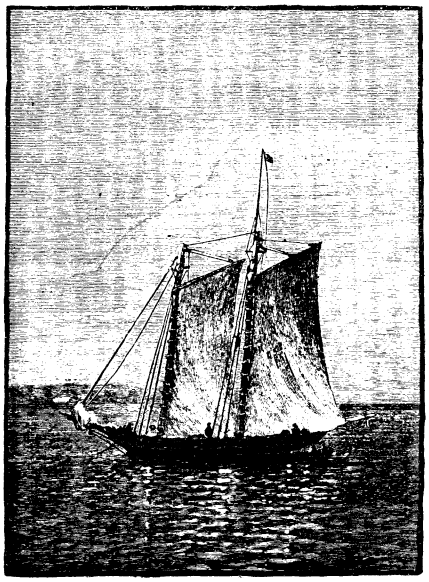
Daß er ihre Hand nicht berührte, war ein Beweis großer Hochachtung und Ehrerbietung, den sie dadurch belohnte, daß sie auch den andern das Händchen bot. Sie folgten dem Beispiele des Methusalem und bemühten sich, einen gleich eleganten Handkuß fertig zu bringen, was dem Mijnheer nicht allzu gut gelang, da beide so dick waren, daß sie sich nur gerade so mit den Händen erreichen konnten.

Während der Mandarin seine Gemahlin dann höflich nach ihrem Zimmer begleitete, rief der Dicke:

„Goede god, was dat eene vrouw! Moet die ontzettend veel gegeten hebben — guter Gott, war das eine Frau! Muß die entsetzlich viel gegessen haben!"

Damit hatte er sein scharfsinnigstes Urteil abgegeben. Der Gottfried wollte eine verbessernde Bemerkung machen, wurde aber unterbrochen. Es ließ sich draußen ein ganz eigenartiger, sich nähernder Lärm vernehmen. Man hörte die schmetternden und doch dumpfen Töne mehrerer Gongs, welche entsetzlich disharmonierten, und dazwischen rufende oder schreiende Männerstimmen.

Der Mandarin kam zurück und sagte: „Hören Sie es? Es muß ein großes Unglück oder ein großes Verbrechen ge-



Der „Oelzweig" vor der Explosion. A.

schehen sein. Die Wächter verkünden es. Lassen Sie hören!"

Er öffnete ein Fenster. Der Lärm war jetzt vor dem Hause. Die Gongs schrillten in die Ohren, und eine heisere Stimme machte etwas, was selbst der Methusalem nicht verstand, in halb singendem und halb heulendem Tone bekannt.

„Welch ein Verbrechen!" rief der Mandarin, welcher diese Art des Ausschreiens gewohnt war und die Worte also verstanden hatte. „So etwas ist in Kuangtschéu-fu noch nie geschehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Eiserne Fische.

II.

Zuweilen, am 4. Juli oder wenn der Präsident oder irgend ein anderer ausgezeichneter Besuch nach Newport oder Willet's Point kommt, werden einige der Grundtorpedos als Begrüßung abgefeuert. Und das ist ein riesiger Salutschuß, denn der Torpedo ist manchmal mit sieben bis acht Zentner Pulver oder deren Sprengwert geladen. Man wählt dann eine Zeit, wo keine Schiffe um den Weg sind und man alle in der Nähe befindlichen Boote durch Warnungen entfernen kann. Der Offizier am Ufer setzt dann die Dampfmaschine der Dynamomaschine, welche die nötige Elektrizität liefern soll, in Thätigkeit, oder er arrangiert seine galvanische Batterie. Ist alles bereit, so drückt er mit dem Finger nur leicht auf einen Knopf, und im Nu erscheint draußen im Meer eine hoch aufwallende furchtbare Säule von Wasser, das dunkelgrün und weiß glänzt. Sie steigt immer höher in die Luft und bricht in Schaum und Gischt aus. Während diese Masse weiß und federig glänzt, erscheint das Meer rundum in einen ungeheuren Strudel oder Krater zu versinken. Das Wasser wird schwarz und die Wogen rauschen nun von allen Seiten heran und füllen das Loch, aus welchem der Wasserturm emporstieg. Einen Augenblick später erfolgt eine zweite, obwohl minder heftige Explosion, und eine zweite Wassersäule erhebt sich. Hierauf stürzt der hohe Wasserturm mit einem gewaltigen Getöse und Platsch herab, das Meer bedeckt sich weithin mit zischendem Schaum, und ein Ring von Wellen breitet sich nach allen Richtungen hin immer weiter aus. Es sind Wasserfeuerwerke, wie auf unseren, nach der Natur aufgenommenen Bildern zu sehen ist.

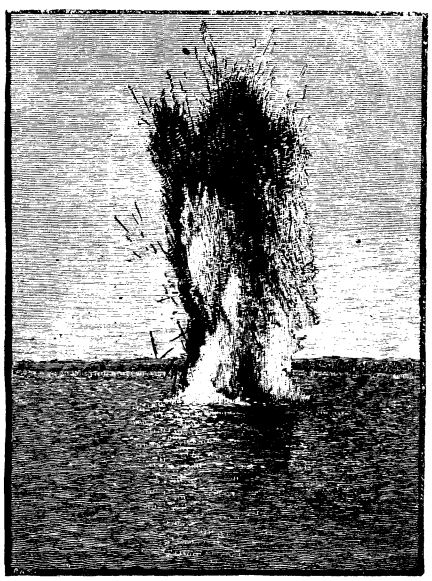
Sobald das Element sich wieder beruhigt hat, rudern alle Männer und Jungen, welche in der Nähe in ihren Booten gewartet haben, nach der Stelle hin, wo der Torpedo platzte. Was sind denn jene weißen Dinger, welche dort auf dem Wasser schwimmen? Es sind Fische; Tausende von ihnen sind durch die Explosion getötet worden und schwimmen rings herum auf der Oberfläche. Die Jungen wußten, was zu erwarten war, und lesen die toten Fische so schnell auf, als sie nur können. Bei einer derartigen Explosion wurden drei Meerschweine (Delphine) und vier Wildenten getötet und schwammen auf dem Wasser. In dem ganzen weiten Kreis, worin der Stoß dieser Explosion wirkt, bleibt kein Wesen im Meere mehr lebend.

Sollten die Amerikaner je Krieg mit einer fremden Macht bekommen, so werden die Soldaten der Torpedoschule nach allen Küstenforts geschickt und Tausende von Torpedos am Eingang der amerikanischen Häfen ausgelegt werden. Wenn dann eines der feindlichen Kriegsschiffe versuchen sollte, ein solches Fort zusammenzuschießen, welche die amerikanischen Häfen bewachen, so würden zwei am Lande versteckte Soldaten das Schiff, wenn es

heransegelte, beobachten. Jeder der beiden hätte ein in besonderer Richtung gerichtetes kleines Fernrohr, und wenn der eine des Schiffes ansichtig würde, müßte er den anderen durch Telephon davon benachrichtigen. Sobald sie dann beide zugleich das Schiff sehen könnten, würde es über einem Torpedo stehen, und der eine oder beide würden den Knopf berühren, welcher die Kette schließt, der elektrische Funke würde dem Drahte entlang hinüberspringen und um das feindliche Schiff wäre es geschehen! Dieses würde einen furchtbaren Stoß empfinden, seine eisernen Seiten, seine Maschinen würden auseinandergerissen, die Kessel wahrscheinlich ebenfalls mit einem entsetzlichen Knall explodieren, die Masten in die Höhe geschleudert werden, und im nächsten Augenblick würde das gewaltige Schiff in einer Wolke von Rauch und in einem zischenden Strudel versinken. Es wäre in Wahrheit fürchterlich, aber Fort und Stadt wären gerettet.

Ein Schoner, der „Oelzweig" genannt, ankerte einmal vor den Forts von Willet's Point. Er war ein altes Fahrzeug und man hatte ihn zum Experiment auserlesen, um zu sehen, was aus ihm werden würde, wenn man Torpedos in seiner Nähe abfeuerte. Wie unsere jungen Leser wissen, können unsere Photographen nun sogen. Augenblicks-Photographien aufnehmen, und als daher die Sprengungen erprobt werden sollten, stellten einige Photographen ihre Kammern am Ufer auf und richteten sie so, daß die Aufnahmen den Moment der Explosion wiedergaben.

Zuerst wollte man sehen, wie nahe man dem Schoner kommen konnte, ohne ihn zu treffen. Unser großes Bild D zeigt, daß der Schuß nahe genug kam. Nun feuerte man einen Torpedo direkt unter dem Schoner ab und bekam drei Bilder. Vignette A zeigt den „Oelzweig" unmittelbar vor der Explosion; die Leute, die man an Bord sieht, waren nur Strohpuppen, der Wirkung wegen daraufgesetzt. In Vignette B ist der Torpedo explodiert und der Schoner entzweigerissen; der Hauptmast ist gerade aus dem Rumpf herausgeschleudert und der Rumpf in zwei Stücke zerborsten; das Bugspriet ist kopfüber ins Wasser gestürzt worden, der Stern auf der anderen Seite versunken. Auf Vignette C ist alles in Millionen Splitter zerrissen, und die ganze gewaltige Fontäne nur eine einzige Masse von Holzwerk, Tauen und schmutzigem Wasser, stürzt in das Meer zurück.



Der Augenblick nach der Explosion. C.

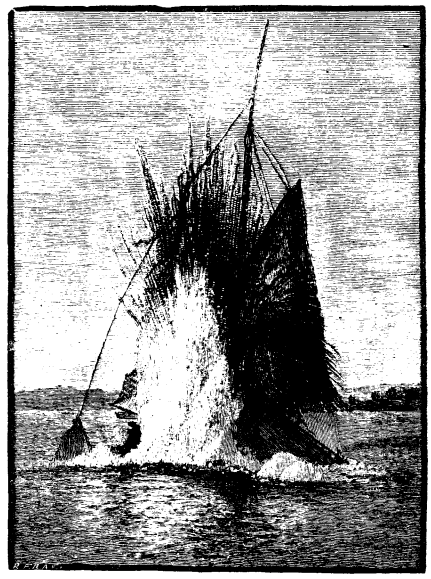
Die ganze Katastrophe dauerte nur wenige Sekunden, allein der Photograph erfaßte die einzelnen Szenen gerade, als sie sich zutrugen.

Die anderen Bilder, die wir zum Teil schon in voriger Nummer brachten, geben verschiedene Ansichten von anderen Torpedo-Explosionen und erklären sich durch ihre Unterschriften.

Die Amerikaner wollen keinen Krieg und werden ihn aus allen Kräften zu vermeiden suchen, denn er ist eine grausame und kostspielige Methode, einen Streit auszutragen. Auch wir Deutsche hegen wohl alle aufrichtig denselben Wunsch; aber, umgeben von Nationen, welche uns übel wollen und den Aufschwung unserer Nationalität und unseres Reiches verkümmern möchten, müssen wir wohl oder übel zum Streit gerüstet sein, um uns den Frieden zu sichern. Torpedos sind jedoch ein so furchtbares Hilfsmittel, daß wir nur wünschen können, sie möchten vorerst und für alle Zeiten nur Gegenstände des theoretischen Studiums bleiben und niemals zu diesem entsetzlichen praktischen Gebrauch kommen.

Bonmot.

Als Rothschild im Jahre 1863 das Vierzig-Millionen-Geschäft mit der österreichischen Regierung abgeschlossen hatte, fragte ihn einer seiner Agenten ängstlich, ob er nicht zu viel gewagt habe. Darauf erwiederte Rothschild trocken: „Was zerbrechen Sie sich meinen Kopf?"



Der Augenblick der Explosion. B.

Die ersten Frühlingsschmetterlinge.

„Wie ist im Frühling alles so recht ein Auferstehungsfest! Alles trägt noch das Merkmal des jungen, erst geborenen Lebens. Alles leuchtet golden, denn fast nur gelbe Blüten strahlen uns entgegen, wie wenn der erwachte Liebling der Mutter nach langem Schlummer sein goldenes Lockenköpfchen aus den Kissen emporhebt und nach dem lieben Mütterchen schaut. Unsere deutsche Pflanzenwelt taucht fast ihre sämtlichen Erstlinge*) in die Farbe der leuchtenden Strahlen der Morgensonne."

Als wir diese zutreffenden Worte des Naturschilderers Roßmäßler lasen, mußten wir unwillkürlich für uns selbst hinzufügen, daß auch der erste Schmetterling des Lenzes in die Farbe des wiederkehrenden Sonnenlichtes getaucht sei: Leuchtend gelb prunken die breiten, eckig geschnittenen Schwingen des Zitronenfalters, der schon im Anfange des März, wenn kaum die ersten Strahlen der Frühlingssonne den schneefreien Boden erwärmten, über den Straßen und Plätzen der Stadt, in Gärten und auf Feldern umhergaukelt — ein gern gesehener Frühlingsbote bei jung und alt. Wer seiner habhaft werden kann, sendet ihn sogar „als sicheres Frühlingszeichen" der Redaktion seiner Lieblingszeitung zu, wo im lokalen Teile pflichtschuldigst Notiz von dem „ersten Schmetterling" genommen wird. Derselbe führt deshalb die scherzhafte Bezeichnung „Redaktionsschmetterling" — eine Ehre, die dem Zitronenfalter indes bis-

*) Z. B. die Feigenranunkel, den Krokus, die Kätzchen der Hasel und Weide, die Blüten des Spitzahorns.

weilen von dem kleinen Fuchs und dem Tagpfauenauge streitig gemacht wird. Mit Vorliebe besucht der leuchtend gelbe Zitronenfalter die gelben, aromatisch duftenden Kätzchen der Salweide und es entsteht dann ein fein gestimmtes, hochpoetisches Frühlingsbild: der über den Blüten schwebende, im Fluge verweilende Schmetterling erscheint wie die Psyche der in stummer Schönheit dastehenden Frühlingspflanze. Auch die ersten Schlüsselblumen werden gern vom Zitronenfalter besucht; er hängt sich sitzend an die gelben Kelche, taucht den entrollten Saugrüssel in die nektarreiche Blumenröhre, klappt die Flügel zusammen und läßt sich schaukeln vom lauen Frühlingswinde. Schmetterling und Blume scheinen dann eins zu sein. Uebrigens ist weder Schlüsselblume noch Salweide die Futterpflanze der Raupe des Zitronenfalters; die blaßgrüne, mit hellen Seiten und eben solchem Seitenstreif gezeichnete Raupe lebt vielmehr im Sommer am Faulbaum und Kreuzdorn. Der Schmetterling besucht die Salweide und die Schlüsselblume einzig des süßen Nektars wegen, nicht um seine Eier dort abzusetzen. Alle vier Flügel des Zitronenfalters zeigen neben der Mitte einen kleinen rotgelben Punkt. Bisweilen findet der Schmetterlingsfreund Zitronenfalter, welche eine auffallend blasse, weißgelbe Farbe haben: solche sind Weibchen; die leuchtend gelbe Färbung ist nur dem Männchen eigen. Die im ersten Frühjahr fliegenden Zitronenfalter sind überwinterte Exemplare. Die von dieser Frühlingsgeneration stammende zweite Brut schlüpft im Hochsommer aus den anfangs grüngelblichen, später braunen Puppen; sie ist zahlreicher und bildet unter den bunten Schmetterlingsscharen unserer blumigen Waldlichtungen und Wiesen einen wesentlichen Bestandteil. Man findet sie vom August bis Spätherbst. Im ersten Frühjahr entdeckt man zwischen den Gräsern in lichten Wäldern nicht selten überwinterte, aber noch erstarrte Exemplare. Zwischen die hohlen Hände gebracht und mit warmem Atem angehaucht, oder auch daheim in die Wohnstube versetzt, erwachen sie bald zu munterem Leben. An solchen erstarrten Exemplaren hat man Muße, die Unterseite der Hinterflügel zu betrachten: sie ist grünlichgelb, hat die Form eines Blattes, etwa eines Oelblattes, und ist auch wie ein Blatt von starken Adern durchsetzt; deshalb führt der Schmetterling auch den Namen „Oelblatt". Eine dritte Benennung, und zwar von der Futterpflanze der Raupe hergeleitet, ist „Kreuzdornfalter". Auch der lateinische Name Colias rhamni nimmt auf diese Futterpflanze Bezug.

Den Zitronenfaltern sehr nahestehend sind die Goldachten, übrigens Schmetterlinge der Hochsommerzeit. Sie haben einen rundlichen Flügelschnitt und schwefelgelbe oder auch lebhaft orangegelbe Flügelfelder mit dunkelbraunem bis schwarzem Saum. Auf der Unterseite der Hinterflügel steht bei einigen ein goldiges Doppelfleckchen, ähnlich der Zahl 8, woher der Name „Goldacht". Ein Schmuck unserer sommerlichen und herbstlichen Wiesen ist die schwefelgelbe, am Flügelrande schwarzgefleckte Goldacht, Colias Hyale, und der ihr ähnliche, indessen lebhaft ockergelbe Heuvogel, Colias Edusa.

Doch kehren wir zu unsern Frühlingsschmetterlingen zurück!

Ziemlich gleichzeitig mit dem Zitronenfalter, also schon an den milden Sonnenscheintagen des März, läßt sich der kleinere Nesselfalter blicken. Man sieht das lebhafte Tierchen gern an den sandigen Böschungen der Wege in einer niedrigen Fluglinie entlang schwirren; zuweilen rastet dann der Falter auf dem warmsonnigen Sande, wobei er bald die Flügel flach auseinanderbreitet, bald in senkrechter Linie geschlossen zusammenlegt. Die auseinandergebreiteten Flügel zeigen eine lebhaft rotbraune Färbung; im Felde der Vorderflügel befinden sich sechs schwarze Flecken; die Wurzel der Hinterflügel ist bis über die Mitte des Flügels schwarz. Der Außenrand der Flügel ist gelblich gezähnt und dahinter mit einer Reihe blauer Mondfleckchen, die in einer schwarzen Umfassung liegen, gesäumt. Etwas Gelb und Weiß befindet sich auch am oberen Saume der Vorderflügel. Von den blauen Mondfleckchen, die angenehm ins Auge fallen, führt der Falter auch den Namen „Blaukante", wie er anderseits von der fuchsbraunen Grund- und Hauptfarbe „kleiner Fuchs" genannt wird. Der Name Nesselfalter, Brennesselfalter, Vanessa Urticae, bezieht sich auf die Futterpflanze der Raupe. Diese Raupe ist dornig, schwarz, mit gelben Punkten und Streifen gezeichnet. Die rotbraune Puppe ist scharf eckig und goldig punktiert. Klappt der kleine Fuchs die Flügel zusammen, so sieht man nichts als die verworren braun, grau und schwarz gestrichelte Unterseite; alle lebhaften Farben sind verschwunden, und der sitzende Falter gleicht aus einiger Entfernung der Erde oder einem Stückchen Baumrinde. Dies gereicht ihm zu einem vortrefflichen Schutzmittel gegen seine Feinde. Uebrigens ist auch die bunte Färbung der Oberseite keineswegs so verräterisch, als man bei dem ersten Anblick meinen möchte: es erweist sich, daß die braunroten Farben der überall auf dem Boden umherliegenden Dürrblätter gleichsam auf die Flügel des Falters übertragen sind. Wenn nun der Nesselfalter am Wegesrande dahingaukelt, so mag ihn der Unkundige leicht für ein vom Frühlingswinde verwehtes Dürrblatt halten.

Weit ausgeprägter ist diese Aehnlichkeit übrigens bei dem großen Fuchs oder Schildkrotvogel. Seine größeren Schwingen haben eine ganz fahle fuchsbraune Grundfarbe, die vollkommen die Färbung des dürren Laubes nachahmt; und wie auf dem dürren, am Boden lagernden Blatte der Regen, die Erde und der Schimmel schwarze Flecken hervorbringen, so sind auch die Flügel des Schmetterlings mit schwarzen Flecken gezeichnet — die Vorderflügel mit sieben, die Hinterflügel mit nur einem. Auch beim großen Fuchs ist der Außenrand der Flügel gelb gezähnt, schwarz gesäumt und mit blauen Mondfleckchen eingefaßt. Gleicherweise ist die Unterseite wie beim kleinen Fuchs beschaffen. Die Raupe des großen Fuchses ist braun, heller gedornt und hat auf dem Rücken und an den Seiten gelbe Streifen; sie lebt namentlich auf Rüstern weshalb der Falter auch als „Rüsterfalter" aufgeführt wird. Die Puppe ist rotbraun, eckig und golden punktiert.

Der große Fuchs erscheint wie der kleine schon in den ersten Sonnentagen des Vorfrühlings und ist sehr häufig. Beide Fuchsarten sind überwintert, z. B. in hohlen Weidenbäumen.

Die Flügel sowohl des kleinen als des großen Fuchses haben einen eckigen Außenrand. Diese Eigentümlichkeit teilen mit den genannten Faltern noch einige andere; insgesamt werden sie deshalb als „Eckflügler" bezeichnet. Der lateinische Gattungsname ist Vanessa. Neben dem eckigen Flügelrande hat die Gattung noch folgende Merkzeichen: das vordere Beinpaar ist zottig und unentwickelt; die behaarten Taster stehen schnauzenförmig vor; die Fühler sind fadenförmig mit spitzen oder eirunden Kolben. Die Raupen sind mit dornigen Auswüchsen bedeckt. Die eckigen Puppen sind mit der Schwanzspitze befestigt und hängen köpflings nach unten.

Sie sind goldfleckig. Von diesem Golde (griechisch: Chrysos) führen diese, und die Puppen überhaupt, auch wohl die Bezeichnung „Chrysaliden".

Von den Eckflüglern oder Vanessen fliegen außer den beiden Füchsen noch zwei andere Arten in den ersten Sonnentagen des Lenzes. Diese Arten sind das Tagpfauenauge und der Trauermantel, beide wahre Prachtschmetterlinge.

Das Tagpfauenauge, Vanessa Jo, führt seinen Namen von den vier großen, aus Gold, Rot und Blau gemischten, schillernden Flecken, die an das Auge in den Schwanzfedern des Pfauen erinnern: sie stehen prunkend in der dunkelweinroten Grundfarbe der Schwingen. Von der Futterpflanze der weiß punktierten, schwarzen Dornenraupe, von der Brenn- oder Rotnessel heißt der Schmetterling auch wohl „Rotnesselfalter". Der Prachtfalter findet sich im Frühjahr in überwinterten Exemplaren, die jedoch häufig schon die Frische der Färbung eingebüßt haben; zahlreicher und farbenfrischer tummelt er sich im Sommer auf Wegen, Kleefeldern, blumigen Wiesen und an Waldrodeplätzen. Ein Tagpfauenauge, zierlich auf dem Blütenkopfe einer Kleepflanze herumtrippelnd oder gar ein nettes Rad beschreibend, den entrollten Sauger in die Honigröhrchen tunkend, die bunten Schwingen bald auseinanderfaltend, bald zusammenlegend, ein Tagpfauenauge in dieser Beschäftigung, während das Sonnengold vom blauen Himmel auf Feld und Flur herniederflutet, ist ein so köstliches Kleinbild der Natur, daß der Beschauer im tiefsten Innern unwillkürlich den heiligen Drang empfinden wird:

Den Herrn zu preisen, der sein göttlich Werde
In Schöpferallmacht und in Schöpfergüte
Auch heute noch wie einst im Anfang spricht.

Ebenso gern wie die Kleeblumen oder gar noch lieber besucht das Tagpfauenauge die blaßroten Blütensträuße des Wasserdostes, einer hochstengeligen Pflanze, die man vom Juli bis September überall auf Grasplätzen, an Hecken und auf Waldrodungen antrifft. Die blaßroten Blüten stehen in Dolden und bilden mit ihrer oberen Fläche gleichsam schwellende Pfühle für die rastenden Schmetterlinge, deren dunkelweinrote Grundfarbe in schöner Harmonie steht mit dem Blaßrot der Blumen. Solche harmonische Kleinbilder der Natur kann der aufmerksame Beobachter öfters entdecken. Sie legen Zeugnis ab von der vollendeten Schöpfung eines höchsten göttlichen Werkmeisters.

Ein überraschend schönes Kleinbild der Natur ist es auch, wenn der oben bereits genannte Trauermantel, Vanessa Antiopa, seine dunkelbraunen, fast schwarzen Samtschwingen zur Rast an die silberweiße Atlasrinde einer Birke schmiegt. Im Frühjahr und im Herbst, wo die Flugzeit des Falters ist, kann man diesem wundervollen Kleinbild öfters begegnen, namentlich in Heiden. Uebrigens stimmt der dunkle Falter zu der düstern Schwermut des öden Heidelandes ganz vortrefflich. Ein Muster von Farbenharmonie ist endlich das Flügelkleid des Falters selbst: die samtbraunen bis rötlichschwarzen Schwingen (welche 56—65 mm klaftern) sind nämlich mit einem schwefelgelben Rand und einer Reihe hellblauer Flecken gekantet. So ist alles harmonisch an diesem Prachtfalter: sein Kleid, sein Aufenthaltsort, sein Ruhesitz.

Die gedornte Raupe, schwarz mit roten Rückenflecken, findet sich vom Mai bis Juli nesterweise an Birken.

Nur wenig später als die bisher genannten Frühlingsschmetterlinge fliegt, zur Zeit, wo die Knospen ausbrechen, in den Birkenschlägen der braun- und weißgescheckte Scheckflügel, Endromis versicolora. Seine Schwingen tragen so täuschend die Farbe dürrer Birkenblätter und vergilbter Heidegräser, daß, wenn der Falter von seinem scheuen Fluge auf dem Boden rastet, das Auge des Schmetterlingsjägers ihn kaum erspähen kann.

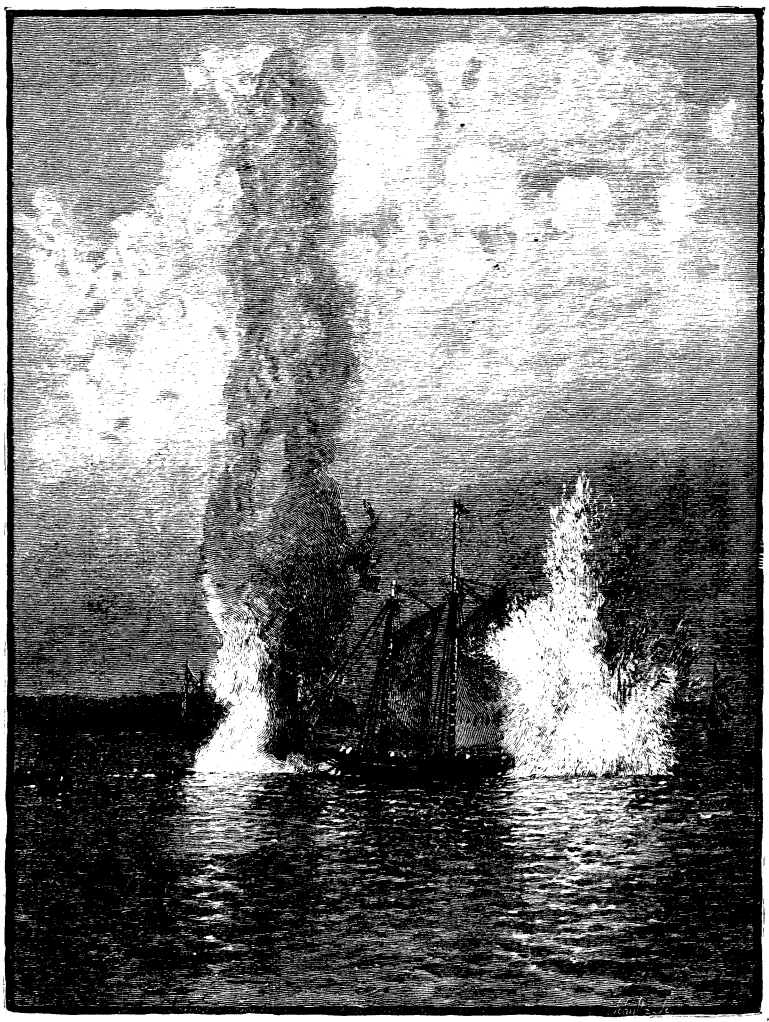
In leuchtendere Farben ist dagegen ein letzter Frühlingsschmetterling gekleidet, den wir hier betrachten wollen. Es ist der liebliche Kreffenfalter oder die Aurora, Anthocharis cardamines. Der zierliche Schmetterling fällt durch die von der zarten, milchweißen Farbe seiner Flügel lebhaft abstechenden gelbroten (morgenroten) Spitzen seiner Oberflügel angenehm auf. Im hellen Frühlingssonnenschein gaukelt er zwischen den grünenden Gesträuchen des Waldrandes oder der Feldhecken, sowie auf Wiesen, wo blaßlila blühende Schaumkräuter und andere Kreuzblütler stehen. Diese Kräuter sind nämlich die Futterpflanzen der Räupchen unserer Aurora. Dem Weibchen fehlen die roten Flügelspitzen; doch ist die Unterseite seiner Hinterflügel — wie es auch bei dem Männchen der Fall ist — grün gescheckt. Wenn der Falter des Abends mit zusammengeklappten, senkrecht über dem Rücken emporstehenden Flügeln auf den Blütensträußen irgend eines Kreuzblütlers sitzt, kann man nur die grüngesprenkelte Außenseite beider Hinterflügel sehen, welche auf dem Sitze des Falters keineswegs verräterisch auffällt.

Die morgenrote Farbe auf den Schwingen der Aurora scheint gleichsam dem Morgenrot des Frühlingshimmels entliehen zu sein, gleichwie die zitronengelben Flügel des Kreuzdornfalters in den Goldglanz der wiederkehrenden Sonnenscheibe getaucht erscheinen. Beide Falter stimmen schön zum Vorfrühling, der eine zu seinem Anfang, der andere zu seiner Neige — seiner Neige, die das Morgenrot des rechten Frühlings ist. In der Mitte flattern Falter, welche braun und schwarz und gelblich gefleckt, die dürren Blätter gleichsam durch die Lüfte entführen, oder durch buntere Farben die kommende Blumenherrlichkeit anzudeuten scheinen.

Eine Feuerwehrmusterung in Tokio.

Wir haben unseren lieben jungen Kameraden schon mehrmals von dem merkwürdigen Land der Japanesen im fernen Osten erzählt, das jahrhundertelang, von der übrigen Welt sich abschließend, mit seiner zwar nicht unbedeutenden Kultur gegen die abendländische doch sehr weit zurückgeblieben ist, seit etwa 40 Jahren aber sich mit der übrigen Welt allmählich in Verbindung gesetzt hat und nun fieberhaft eilig sich bemüht, die Errungenschaften unserer im Vorsprung befindlichen Zivilisation sich anzueignen und nachzuholen. Unter diejenigen öffentlichen Einrichtungen, welche die Japaner beeifert von uns entlehnten und uns nachahmten, gehört auch das Feuerlöschwesen und die Errichtungen freiwilliger Feuerwehren, die man nun in jeder größeren japanesischen Stadt antrifft. Dazu haben die Japaner auch allen Grund, denn ihre Häuser sind gleichsam nur aus Holz und Pappe erbaut und im höchsten Grade brennbar. Die leichte Bauart aus dünnen, nur 1 bis 2 cm dicken Brettchen, hölzernem Gitterwerk, Papier, Stroh, Leinwand ꝛc., entspricht der Strenge des Klimas keineswegs, denn obwohl die Hauptstadt Tokio beinahe unter demselben Breitegrade liegt wie Algier, sind die Winter doch streng, und Schnee und Eis wochenlang in solcher Menge und dauernd vorhanden, daß man sich mit Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen vergnügen kann. Trotz

dem sind die hölzernen Wände der Häuser nur einen Viertelszoll dick, die Zwischenwände bestehen aus Flechtwerk oder Papiertapeten, selbst der wohlhabende Japaner hat keine Möbeln, keine Oefen und Kamine, keine Schornsteine und nicht einmal Betten, sondern er schläft auf dem mit dicken Teppichen belegten Fußboden und wärmt sich mit Pelzen oder mit tragbaren Kohlenbecken, auf denen er auch kocht. Dazu sind in den Städten diese leichten Häuser, welche wie Schwefelhölzer brennen, dicht aneinander gebaut, und wenn irgendwo ein Brand ausbricht, so verzehrt er sogleich ganze Quartiere, wie z. B. im Jahre 1880—81 in Tokio, wo im ganzen 40 000 Häuser abbrannten, wovon 15 000 in einer einzigen Nacht. Diese große Feuersbrunst ist bei den Japanern sprichwörtlich geworden: „Die Feuersbrunst ist die Blume von Yedo (Tokio).“ Aus diesem Grunde hat sich die Einrichtung von freiwilligen Feuerwehren nach amerikanischem Vorbild in allen Städten rasch verbreitet, um die schon vorhandenen Löschanstalten zu ergänzen. In der Hauptstadt Tokio besteht aber neben einer freiwilligen Feuerwehr noch eine Berufsfeuerwehr aus uniformierten Handwerkern und Arbeitern aller Art, welche von der Polizeiverwaltung bezahlt werden und in Rotten von je 50 Mann über die einzelnen Quartiere der Stadt verteilt sind. Diese Feuerwehr ist eine äußerst eifrige und wirksame und bei jedem Brandfall rasch zur Stelle; ihre Ausrüstung ist der amerikanischen nachgebildet, sie ist mit Lösch- und Rettungsgerätschaften reichlich versehen. Die Mannschaft hat einen gewissen Korpsgeist und hält sich für eine bevorzugte Klasse der Bevölkerung. Sie wird zweimal jährlich von den Behörden gemustert und bei dieser Gelegenheit zeigen dann die Feuerwehrleute ihre Kühnheit und Gewandtheit in allen möglichen gymnastischen Uebungen und Kunststücken, welche an die Leistungen der japanischen Jongleurs (von denen ja unsere lieben Kameraden schon Proben gesehen oder von denen sie wenigstens gehört haben) erinnern und worin die einzelnen Rotten miteinander wetteifern. Unser nebenstehender Holzschnitt veranschaulicht die gymnastischen Leistungen der Feuerwehr von Tokio bei Gelegenheit einer derartigen Musterung, an deren Schluß die Feuerwehr dann von seiten der Behörden mit einem Schmause bewirtet wird. Die Bemühungen der Regierung, einen solideren Stein- oder Backsteinbau in der Hauptstadt einzuführen, scheiterte bisher an dem Mangel von Kapital auf seiten der Hausbesitzer, welche sich der Wohlfeilheit wegen mit diesen billigeren, leichten Gebäuden gerne begnügen.

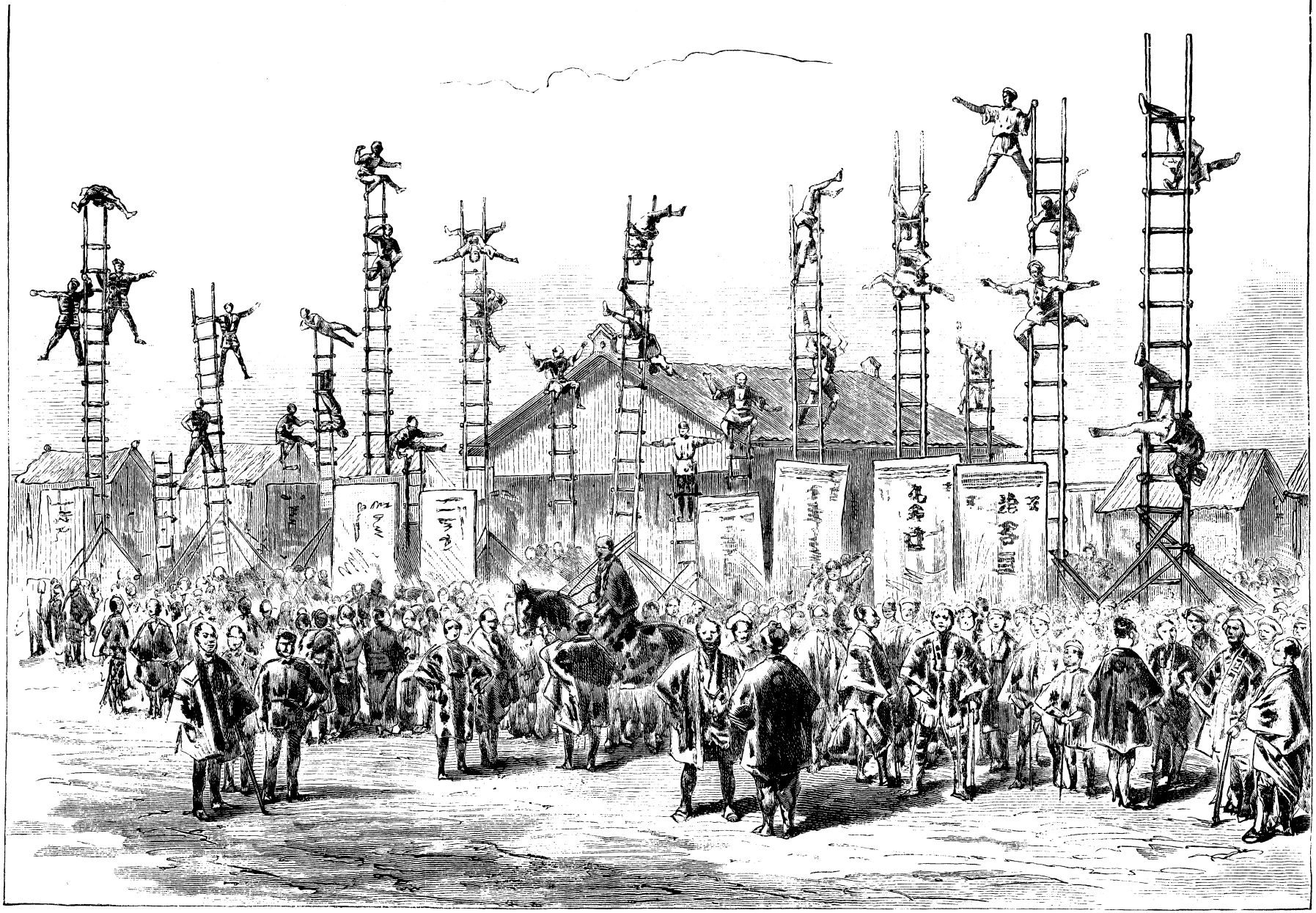


Zwischen zwei Feuern – Torpedos, welche gleichzeitig an den beiden Enden des Fahrzeugs explodierten. D.

Ein Reiseabenteuer.

Ich war als ein Jüngling von kaum achtzehn Jahren seit etwa zwanzig Monaten als Lehrling in einem großen Droguengeschäfte in B., als mein ältester Bruder, der in Montevideo als Kaufmann lebte, nach Deutschland kam und die Weihnachtstage in meinem Elternhause zubringen wollte. Mein Vater, ein ehrsamer Pastor im Städtchen B., schrieb an meinen Prinzipal und bat ihn, mir zu gestatten, daß ich über die Weihnachtsfeiertage nach Hause reisen dürfe, um meinen Bruder wiederzusehen, und ersuchte den Herrn, mir zugleich das nötige Reisegeld vorzustrecken. Mein Prinzipal gab seine Erlaubnis, aber unter der Bedingung, daß ich erst am heiligen Weihnachtsabend nach dem Schluß des Geschäfts abreise, weil einer unserer Kommis durch einen Sturz verunglückt war und er mich in dem Geschäftsgedränge vor den Feiertagen nicht eher entbehren könne. Ich war natürlich auch damit zufrieden, und als ich am heiligen Christabend das Magazin geschlossen hatte und meine Schlüssel ablieferte, übergab mir der Prinzipal mein Weihnachtsgeschenk und ich wollte mich eben mit Dank verabschieden, als er mir nochmals zuwinkte.

„Friedrich, Sie könnten mir noch eine



Feuerwehrmusterung in Tokio (Japan).

Kommission besorgen, die Ihnen einen Beweis meines Vertrauens in Sie geben soll," sagte er. „In B. lebt eine Tante von meiner Frau, die Predigerswitwe M., welche Sie ja wohl kennen werden: die gute Frau ist arm und krank und hat ein paar Kinder zu erziehen. Ich will ihr zum heiligen Christ ein kleines Geschenk schicken, diese 200 Thaler in dem Kouvert hier, welche Sie ihr morgen vormittag nach der Kirche persönlich übergeben sollen. Also wohlgemerkt! persönlich und pünktlich und mit unseren freundlichen Grüßen. Darf ich mich auf Sie verlassen, Friedrich?" — „Unbedingt, Herr K.," erwiderte ich, nahm den Brief und eilte in meine Wohnung, wo ich mich rasch in die Festkleider warf und dann nach dem Bahnhofe eilte.

Auf dem Wege dorthin sah ich hinter vielen Fenstern die Lichter der Christbäume glänzen und gedachte mit einiger Wehmut, daß jetzt die Meinigen wohl ebenfalls unter dem Christbaum versammelt sein dürften und ich nicht unter ihnen, nachdem ich schon die vergangenen drei Jahre meine Weihnachten fern vom Vaterhaus verbracht habe. Aber im nächsten Augenblick war ich doch wieder recht zufrieden mit meinem Urlaub überhaupt, mit meinem splendiden Weihnachtsgeschenk, das ich in Gold in meinem Portemonnaie hatte, und mit der erfreulichen Aussicht auf ein Wiedersehen der Meinigen.

Auf dem Bahnhof wimmelte es von Reisenden, welche mit den Abendzügen die Stadt verlassen wollten. Ich hatte Mühe, mir ein Billet zu lösen und noch einen Platz zweiter Klasse in einem Wagen zu finden, welcher nahezu voll war. Meine Reisegefährten waren lauter Leute aus dem Bürgerstande, meist aus den benachbarten Provinzialstädtchen und -orten, und kaum war der Zug in Bewegung, so besprachen einige derselben das Ereignis des Tages, welches schon seit mehreren Tagen die ganze Stadt B. bewegte und auch mir zu Ohren gekommen war, wenn auch nur unvollständig. Die ganze Stadt erfüllte seit dem Thomastage das Gerücht, der Vorstand der städtischen Oktroikasse sei verschwunden und zwar, wie man munkelte, unter Mitnahme eines bedeutenden Betrages an barem Geld. Wie ich nun aus dem Gespräche meiner Reisegefährten erfuhr, hatte eine Untersuchung der Kasse und der Bücher stattgefunden und es hatte sich dabei ergeben, daß nicht nur ein Betrag von sehr bedeutender Höhe fehlte, sondern daß auch die Bücher seit lange gefälscht worden waren, um den Abmangel zu verdecken. Infolge davon hatte die Staatsanwaltschaft gerichtliche Verfolgung eingeleitet, und in den eben ausgegebenen Abendzeitungen stand ein Steckbrief auf diesen Herrn Czanski und das Anerbieten einer ziemlich hohen Belohnung, welche auf seine Festnahme gesetzt worden war. Diese Begebenheit nun wurde von meinen Reisegefährten jetzt nach allen Seiten erörtert und besprochen und jeder wußte dem Thatsächlichen noch etwas von demjenigen beizufügen, was er von den in der Stadt umgehenden Gerüchten erfahren hatte. Allgemein ward angenommen, Czanski sei auf der Flucht nach Amerika und schwimme vielleicht schon auf dem Ozean, und die Superklugen meinten, es geschehe dem Stadtvorstand schon recht, daß er die Stadt in solchen Schaden gebracht, indem er es an der nötigen Beaufsichtigung eines Mannes in einem so verantwortungsvollen Amt habe fehlen lassen.

Das Ereignis begann nun mich selbst, der den stummen Zuhörer machen mußte, sehr zu interessieren, denn ich glaubte den Mann zu kennen, da ich vor Jahr und Tag einigemal im Auftrage meines Prinzipals Oktroisteuer für Branntwein und anderes bezahlt hatte, und das Bild des kaum mittelgroßen Mannes mit den unsteten stechenden Augen und dem ungeduldigen barschen Betragen tauchte plötzlich lebhaft vor meinem inneren Blicke wieder auf. Ich folgte der ziemlich lauten Unterhaltung mit gespannter Aufmerksamkeit und erinnerte mich lebhaft wieder der paar Begegnungen mit ihm und namentlich eines ungerechten Verweises, den er mir einmal gegeben, weil ich ihm eine größere Summe in lauter kleinen Scheinen überbracht hatte.

Mehr als eine Stunde verging auf diese Weise, aber auf jeder Station, wo der Bahnzug hielt, stiegen einige von den Mitreisenden aus, und auf der vierten Haltstation blieb ich allein noch im Koupee zurück. Der Wagenschlag stand offen, und der bitter kalte Nachtwind blies scharf herein. Ich überlegte schon bei mir, ob ich nicht in einen anderen Wagen umsteigen solle, als ich einen Herrn in das Koupee hereinblicken und dann weiterlaufen sah, um dem Zug entlang in andere Koupee zu schauen. Das Zeichen mit der Glocke war schon gegeben, da erschien der Herr wieder am Schlage in Begleitung des Zugmeisters, und ich hörte diesen sagen: „Wir haben kein leeres Koupee mehr im Zuge, alles besetzt!" Dann fragte er mich, wohin ich fahre, und auf meine Antwort hin sagte er zu dem Passagier: „Steigen Sie hier ein, der Herr verläßt den Wagen bald; nun schnell, wenn ich bitten darf! wir gehen ab." Er schob den Herrn halb ins Koupee herein, und reichte ihm noch einen dicken schweren Nachtsack nach und schloß die Wagenthüre; dann pfiff die Lokomotive und der Zug setzte sich pustend in Bewegung.

Ich war leicht gekleidet und hatte mich, in einen dünnen Plaid gehüllt, tief in die fernste Ecke gedrückt und meine Pelzmütze tief in die Stirn gezogen, den Rockkragen heraufgeschlagen. Aber unter dem Schirm meiner Pelzmütze hervor musterte ich den Ankömmling doch mit aller Neugier. Es war ein Mann in mittleren Jahren und in einen langen Reisepelz eingehüllt; er trug einen breitkrempigen Hut, den er tief hereingezogen hatte, so daß von seinem beschatteten Gesicht fast nichts zu sehen war; er atmete schwer, wie einer, der einen raschen eiligen Lauf gethan und eine Last getragen hat, und eine solche mochte sein schwerer Reisesack gewesen sein, den er nun auf den Sitz vor ihm legte, worauf er es sich in der jenseitigsten Ecke bequem machte. Erst nach einiger Zeit, nachdem sein Billet koupiert worden war, und wir die Station weit hinter uns hatten, wandte er sich zu mir mit der Frage, wohin ich reise. Ich nannte ihm mein Ziel, wandte aber kaum den Kopf nach ihm, denn ich hatte das Gefühl, daß er mich schon eine Weile fixiert habe. Er machte nun einige Bemerkungen über das kalte Wetter und den schneidenden Wind, über die dunkle Nacht und die unbequemen Wagen; ich blieb aber stumm, denn ich fror und beneidete den Fremden im stillen um seinen Reisepelz, fühlte aber unbewußt ein heimliches Unbehagen über die Anwesenheit des Mannes. Er äußerte nun gar Mitleid mit meiner leichten Kleidung und bot mir eine Reisedecke an, die ich aber artig ablehnte.

Endlich fragte er mich, in einem gewissen überlegenen Tone: „Sie kommen von B.? was gibt es dort Neues?" Ich erklärte, daß ich nichts Neues wisse. „Nun, haben Sie denn nichts von dem Gerücht gehört, das gegenwärtig dort die ganze Stadt beschäftigt, von dem Fall des verschwundenen Oktroikassiers?" fragte er weiter. — „O ja," gab ich zur Antwort, „ich habe gehört, er soll nun in den Zei-

tungen steckbrieflich verfolgt werden und es soll auf seine Beiführung eine große Summe gesetzt sein. Man vermutet, er habe die Richtung nach Amerika genommen."

„Natürlich," sagte er mit einem heiseren Lachen, „dorthin wenden sich ja alle Spitzbuben. Ich möchte wünschen, daß man den Burschen erwische und ein Exempel an ihm statuiere." Ich erwiderte darauf nichts, denn der Gegenstand der Unterhaltung gefiel mir nicht. „Rauchen Sie?" fragte er, als er sich eine Zigarre ansteckte, bei welcher Gelegenheit ich sah, daß er einen schwarzen Vollbart trug. Ich verneinte, und nun zog er aus seiner Tasche eine Feldflasche, nahm einen tüchtigen Schluck und bot mir auch einen Trunk an, „nehmen Sie — echter alter Kognak, das ist vortrefflich gegen die Kälte. Nicht? na, ziehen Sie einen süßen Schnaps vor? Ich habe einen köstlichen Maraskino!" und er bot mir eine andere Flasche an. Da ich ebenfalls ablehnte, murmelte er etwas vor sich hin, wandte sich ab und lehnte sich gemütlich rauchend in die Ecke zurück. Ich that desgleichen und da ich mich noch immer von ihm beobachtet wähnte, so stellte ich mich schlafend und schloß die Augen, bis wir in die nächste Station einfuhren, wo der Schaffner den Wagenschlag wieder öffnete. Da sah ich, wie er dem Schaffner einige Zigarren reichte mit der Bitte, niemand mehr in das Koupee steigen zu lassen, was dieser versprach.

Es kam nun eine lange Station, denn der Schnellzug hielt erst in O. an. Ich war nun wirklich schläfrig geworden und nickte ein; bald aber erwachte ich wieder, denn ich hörte den Reisegefährten in seinem Reisesack stöbern, wobei ihm ein harter, schwerer Gegenstand auf den Boden fiel. Ich schielte unter meinem Mützenschirm hervor und sah, daß es ein Revolver war, den er rasch aufhob und in die Brusttasche seines Reisepelzes steckte. Das verblüffte mich einigermaßen und rief in mir einen Argwohn gegen den Fremden hervor, der nun wiederum in seinem Reisesack stöberte und verschiedene Gegenstände herausnahm; da ich aber nicht aufzuschauen wagte, konnte ich dieselben nicht unterscheiden. Wieder fiel ein harter Gegenstand auf den Boden, worüber ich zwar zusammenschrak, aber nicht aufblickte, da ich mir vorgenommen hatte, den Fremden heimlich zu beobachten.

Als ich nach einer Weile wieder unter den halbgeschlossenen Lidern nach ihm hinschaute, sah ich ein Taschentuch in seiner einen, ein kleines Flakon in seiner anderen Hand; er nahm den Glasstöpsel aus dem letzteren und goß etwas von dem Inhalte des Flakons auf das Tuch und ich beobachtete den süßlichen Geruch von Chloroform. Jetzt überlief es mich eiskalt, denn mir schoß der Argwohn durch den Kopf, er wolle mich betäuben, und meine Fäuste ballten sich instinktmäßig mit dem festen Vorsatz zu verzweifeltem Widerstand, denn ich dachte an die 200 Thaler in meiner Brusttasche und an die fünf Friedrichsd'or in meinem Portemonnaie, um die ich hätte kommen können. Ich sah auch, daß er Miene machte, sich mir zu nähern; aber plötzlich mochte er sich eines anderen besinnen, denn er schob Flakon und Taschentuch hastig ein und sank in seine Ecke zurück.

Von diesem Augenblick an fühlte ich, daß ich in Gefahr sei, und nahm all meine Willenskraft zusammen, um mich energisch zu wehren, wenn der Mann thätlich werden würde. Ich bemühte mich aber aus einem sehr erklärlichen Gefühl der Selbsterhaltung, die gleichmäßigen ruhigen Atemzüge eines Schlafenden nachzuahmen.

Einige Minuten vergingen, dann räusperte sich der Mitreisende einigemale und rief mir zu: „He, junger Herr!" aber ich blieb mit geschlossenen Augen in meiner vorigen Lage, fest entschlossen, aufzuspringen und mich energisch zu wehren, falls ich überfallen würde. Er näherte sich mir, holte sein Feuerzeug hervor, rieb ein Zündhölz an und hielt es mir eine halbe Spanne weit vor die Augen — mein Herz pochte laut, aber ich zwinkerte nur mit den Lidern und schlug die Augen nicht auf. „Er schläft wirklich!" murmelte er, beobachtete mich noch eine Weile und zog dann rasch seinen Reisepelz aus, den er in die Ecke warf, nahm den Hut, die Brille, die Perücke und den schwarzen Bart ab und nun erkannte ich ihn — es war der Kassier Czanski. Ich täuschte mich nicht, denn wenn er auch seinen Vollbart halb abgeschnitten hatte, so erkannte ich ihn doch an den Augen, den finstern, unsteten, stechenden. Er holte aus seinem Reisesack ein Rasierzeug, eine Schere und einen Spiegel hervor und nahm sich hastig, aber mit sicherer Hand den Bart ab, den er durch das halbgeöffnete Fenster warf; dann schnitt er an der Stirn die Haare, entledigte sich seines Ueberrockes, den er in den Reisesack stopfte und zog statt desselben einen Regenmantel an, wie ihn die Frauen trugen, band seine Beinkleider bis zu den Knieen hinauf, vertauschte die Stiefeln mit leichten Schnürstiefelchen, und setzte eine Frauenperücke mit breiten Scheiteln auf. Während er sich so in seinem Handspiegel prüfend beschaute und noch eine dichte Pelzboa um den Hals schlang, beobachtete ich ihn und sah mit Staunen, wie sehr unkenntlich er sich dadurch gemacht hatte. Er nahm dann aus einer Pappschachtel einen leichten einfachen Damenhut mit einem dichten Kreppschleier, setzte ihn auf und siehe da! ohne genauere Prüfung hätte ihn jedermann für eine ältliche Dame gehalten, namentlich wenn er noch dazu ein Pincenez aufsetzte. Er schien auch mit seiner Metamorphose ganz zufrieden zu sein, denn er lächelte selbstzufrieden seinem Spiegelbilde zu. Dann schob er Hut und Schleier, Perücke und Pincenez in die Pappschachtel, stellte diese auf den Bord über sich, stülpte die schwarze Perücke und den falschen Bart und die blaue Brille wieder auf, schlüpfte hastig in seinen langen Reisepelz, setzte den Hut auf und verhüllte so seine ganze Verkleidung.

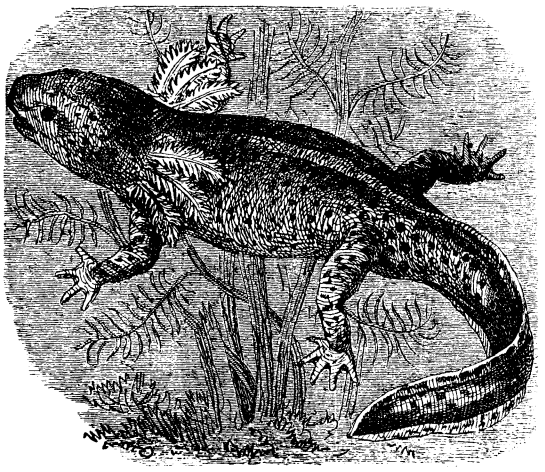
Diese ganze Travestie hatte keine Viertelstunde gedauert, aber mein Grauen vor diesem Menschen noch gesteigert. Ich wußte mich beobachtet, ich war mir der Gefahr bewußt, die ich lief, wenn er eine Ahnung bekam, daß ich ihn beobachtet habe. Ich hatte gesehen, wie er seinen Revolver in die Brusttasche seines Reisepelzes gesteckt und einen Totschläger neben sich gelegt hatte, und ich war wehrlos, — ein schwächlicher Jüngling einem verzweifelnden Manne gegenüber. Ich stellte mich noch immer schlafend, aber mit dem Bewußtsein, daß Czanski mich nicht aus dem Auge verlor. Ich ging mit mir zu Rate, was ich thun sollte, kam aber in meiner Aufregung zu keinem Entschluß.

Kurz darauf fuhren wir in die Station S. ein. Ich saß an der Seite des Perrons und als ich mich nun wie erwachend aufrichtete, sah ich, als der Zug hielt, unter dem Dienstpersonal auf dem Perron einen Gendarmen mit Ober- und Untergewehr stehen; in diesem Augenblicke fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf. Czanski trat auf einen Moment an den offenen Schlag, rief einen Bahnbediensteten heran und bat ihn, vom Büffet des Bahnhofs ihm irgend einen Imbiß zu holen; dann aber trat er schnell an die andere Seite des Wagens zurück. Der Diener brachte das Verlangte, und Czanski aß hastig, das Gesicht nach der dunklen Seite des Bahn-

hofs gerichtet. Ich holte schnell mein Taschenbuch hervor und schrieb mit großen Buchstaben auf das erste leere Blatt: „Der steckbrieflich verfolgte Kassier Czanski befindet sich in diesem Zuge, im Wagen 4188, zweiter Klasse.“ Dann kniff ich das Blatt ein, schloß das Taschenbuch, ersah im Abfahren des Zugs den Augenblick, wo mich niemand beachtete, und warf das Taschenbuch aus dem noch geöffneten Fenster dem Gendarmen gerade vor die Füße. Allein im nächsten Augenblick überkam mich die Reue und eine tödliche Angst, denn mir wurde ganz klar, daß wenn Czanski eine Ahnung davon hatte, mein Leben verwirkt war. Länger den Schlafenden zu spielen, ward mir nun unmöglich, aus Furcht, Czanski könnte mich belauert haben und einen Angriff auf mich machen, und ich wollte vor einer Ueberrumpelung sicher sein. Allein er schien ahnungslos, verspeiste in aller Gemütlichkeit sein Abendbrot, nahm dann einige tiefe Schlücke aus seiner Kognakflasche, zündete sich eine Zigarre an und beobachtete mich von seiner Ecke aus wie die Katze die Maus in der Falle.

Mein Gewissen sagte mir, daß ich im Grunde nichts Unrechtes gethan, sondern eher der öffentlichen Sicherheit einen wesentlichen Dienst geleistet habe; aber ich bereute dennoch meine übereilte Handlungsweise, zitterte vor den Folgen derselben und vor der Rache Czanskis und fühlte kalten Schweiß auf der Stirn.

Der Kurierzug legte die Strecke bis zur nächsten Station Z. in etwa 20 Minuten zurück und während derselben saß ich wie auf Kohlen, vor dem Augenblick bebend, wo meine Angeberei Folgen haben würde. Wir kamen endlich an und mein Herz pochte lauter in Erwartung der Verhaftung des flüchtigen Verbrechers; allein alles blieb ruhig und nach kurzem Aufenthalt ging der Zug weiter. Noch 20 Minuten Fahrt und ich war am Ziel meiner Reise; dann noch weitere 20 Minuten und der Zug überschritt die Landesgrenze, wo dann Czanski wenigstens für den Augenblick in Freiheit war. Diese 20 Minuten dünkten mich eine Ewigkeit und ich stand eine Höllenangst aus. Mir bangte förmlich vor der Einfahrt in den Bahnhof. Diesmal war ich an der dem Perron entgegengesetzten Seite und konnte, als wir endlich anfuhren, nicht sehen, was auf dem Perron vorging. Ich war aber so konsterniert und erschrocken, als der Wagenschlag nicht sogleich geöffnet wurde und ich auf dem Trittbrett vor dem Schlag an meiner Seite ein oder zwei Männergestalten zu erblicken glaubte, daß ich halb erschrocken aufsprang und mich an den zu öffnenden Schlag begab. Vor demselben



Axolotl-Larve.

stand unser Zugmeister mit zwei oder drei Schaffnern. Czanski war gegen die Mitte des Wagens zurückgerückt, aus dem Lichtkreis der Laternen. Mir schlotterten die Kniee, als ich an ihm vorüber mußte und nun im Bereich seines Arms wartete bis der Schlag geöffnet wurde. Jetzt kletterte ich herunter, kreideweiß wie ein armer Sünder.

„Haben Sie kein Handgepäck?“ fragte mich der Schaffner. — „Doch — eine kleine Handtasche.“ — „Warten Sie, ich reiche sie Ihnen heraus,“ sagte er, zog den Vorhang von der Wagenlampe zurück und reichte mir meine Tasche. Ich war aber noch so betreten, daß ich stehen blieb und ins Koupee hinein schaute!

„Ihr Billet, wenn ich bitten darf,“ sagte der Schaffner und hielt seine Laterne so, daß ihr Schein meinem Reisegefährten voll ins Gesicht fiel, im selben Augenblick stieg ein Herr in Zivilkleidung in das Koupee, riß meinem Reisegefährten Hut und Perücke ab und sagte: „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verhaftet, Herr Czanski!“ Dieser wollte in die Brusttasche seines Reisepelzes greifen, aber der baumstarke gewandte Schaffner erfaßte ihn sogleich an beiden Händen und drückte ihn so wuchtig auf den Sitz nieder, daß er wehrlos war. Im Nu waren Handschellen an seinen Handgelenken, er wurde aus dem Koupee herausgezogen und von zwei Gendarmen ins Zimmer des Bahnhofsvorstandes geführt. Er war so überrumpelt und vernichtet, daß er ganz willenlos erschien.

Ich nahm nun meine Reisetasche und verließ schnell den Bahnhof; mit dem Schlag 11 Uhr war ich bei meinen lieben Eltern.

Ich will meine Geschichte mit wenigen Worten zu Ende bringen. Czanski wurde noch in der Nacht verhört, wollte anfangs die Identität seiner Person leugnen, ward aber mit dem Inhalt seiner Reisetasche, worin noch etwa 10 000 Thaler bar versteckt waren, überführt und gestand. Er wurde nach B. zurückgeliefert und dem Gericht übergeben, allein am Sylvesterabend erhängte er sich in seiner Gefangenenzelle an seinem Hosenträger und entzog sich der Strafe des irdischen Richters.

Ich hatte meinem Vater dieses Erlebnis gebeichtet und er beruhigte mich wegen meiner Angst und Selbstvorwürfe. „Du hast nur deine Bürgerpflicht gethan, mein Sohn,“ sagte er, „du warst nur ein Werkzeug des höheren Richters; aber die Prämie darfst du nicht nehmen, denn es ist Blutgeld.“

Ich war schon wieder mindestens acht Tage in B. zurück und in meinem Geschäfte thätig, als eines Tags ein Kriminalkommissär in unser Magazin trat und nach mir fragte. „Gehört dieses Brieftäschchen Ihnen?“ fragte er, mir mein Taschenbuch zeigend.

„Haben Sie dieselbe auf dem Bahnhof in . . .“

„Ja, ich gestehe es,“ versetzte ich, etwas betreten.

„Dann habe ich Sie auf heute 11 Uhr zum Polizeipräsidenten vorzuladen. Sie werden kommen, nicht wahr?“

„Gewiß!“ sagte ich, nicht wenig verlegen wegen der verwunderten Blicke, mit denen mich alle im Geschäft ansahen. Beklommen that ich den Gang, aber der Präsident bat mich freundlich, ihm das Erlebnis jenes Weihnachtsabends zu erzählen, was ich schüchtern that. Dann lobte er mich und erklärte mir, daß ich die ausgesetzte Prämie verdient habe. Ich lehnte sie ab und nun schüttelte er mir die Hand und sagte: „Nehmen Sie dafür meine volle Hochachtung, junger Herr!“

Das Terrarium.

Von **Dr. Karl Kuß.**

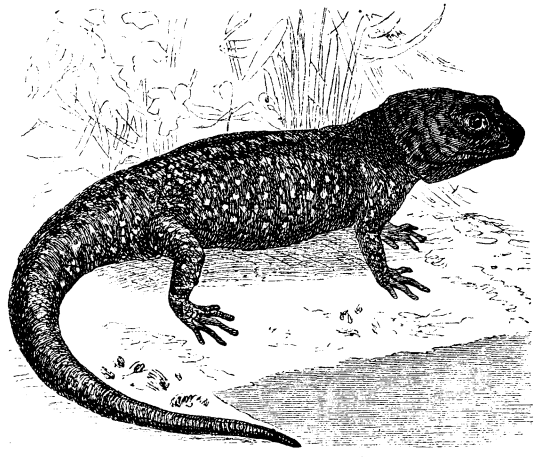
II.

Auch das Terrarium für Eidechsen muß recht geräumig sein, denn dieselben sind ja sehr beweglich und bedürfen der Weite zum Auslaufen. Im übrigen wird es ganz ebenso eingerichtet, nur muß es vorzugsweise sonnig und trocken sein; ein Wasserbecken darf indessen doch nicht fehlen. Wenn man neben den einheimischen auch allerlei fremdländische Echsen, wohl gar ein Chamäleon, sodann auch Laub- und mancherlei andere Frösche hält, so muß gleichfalls ein Baum oder besser ein dichter lebender Busch darin befindlich sein. Auch hier kann man einige kleinere und mittelgroße Schildkröten von verschiedenen Arten mithalten. Die Fütterung im Eidechsenhaus besteht in Mehlwürmern und mannigfachen anderen lebenden Kerbtieren, insbesondere Käfern, Brummfliegen, Grillen, Heuschrecken u. a. m., zur Winterszeit auch in etwas geschabtem rohem Fleisch, und ein wenig gestoßenem Zucker in einem Porzellanschälchen hingesetzt, ist eine willkommene Zugabe. Das Chamäleon erhält hauptsächlich Stubenfliegen und sodann auch gleichfalls mancherlei andere fliegende Kerbtiere, im Winter Mehlwürmer, Küchenschaben u. dergl.

Wiederum eine andere Einrichtung müssen wir für das Schildkrötenhaus treffen. Hier werden die Felsengruppen so an beiden Schmalseiten und an der Hinterwand aufgebaut, daß die etwas ungeschlachten Gäste hinaufklettern und sich auf flachen Vorsprüngen und Absätzen sonnen können. Schlupfwinkel dürfen hier aber ganz fehlen, dieselben sind sogar zu vermeiden, weil manche Schildkröten sich gern so verkriechen, daß sie nachher gar nicht wieder zum Vorschein kommen können. Vorzugsweise geräumig muß hier das Wasserbecken sein. Zunächst haben wir nämlich zu unterscheiden zwischen Wasser- und Landschildkröten, deren erstere indessen auch vielfach, ja eigentlich mit Vorliebe aufs Trockene hinauskriechen, immer aber die Gelegenheit dazu haben müssen, unschwer wieder zurück ins Wasser gelangen zu können. Von den sehr zahlreichen verschiedenen Schildkröten können wir uns eine sehr interessante Sammlung von je ein bis zwei Stück jeder Art anlegen, doch dürfen wir natürlich nur höchstens mittelgroße Stücke hier halten. Ungemein niedlich sind die ganz kleinen etwa mark- bis thalergroßen Jungen, welche besonders von der gemeinen Sumpfschildkröte aus Italien in den Handel gelangen. Die Fütterung besteht für die Landschildkröten vornehmlich in zarten, saftigen Pflanzenstoffen: Salatblätter, Schößlinge von wildem Wein, Doldenriesche und dergleichen, und für die Wasserschildkröten in Ameisenpuppen, Weißwurm, Mehlwürmern, frischem geschabtem Fleisch u. a.; doch fressen die ersteren auch dieses und die letzteren etwas Pflanzenteile.

Am wenigsten Raum ist für das Terrarium erforderlich, in dem wir Molche, Frösche, Kröten u. a. halten und das wir also Lurchhaus benennen können. Zu demselben genügt wohl schon eine Kiste von der halben Größe, selbst bis zu einem Dritteil des Schlangenterrariums. Es wird im wesentlichen ganz ebenso eingerichtet, wie jenes, nur mit folgenden Abänderungen. Zunächst ist es vorteilhaft, wenn die Höhe an sich auch noch um die Hälfte niedriger ist. An beiden Schmalseiten werden sodann Tuffsteinfelsen mit hochliegenden Muscheln, und vielen andern dunkeln Schlupfwinkeln darin, bis fast zur Decke hinauf aufgebaut. Auf den Felsen klettern die Molche u. a. gern empor und jeder sucht ein zusagendes Versteck. Das Wasserbecken in der Mitte muß gleichfalls verhältnismäßig geräumig, besonders aber recht tief sein. Ein großes zackiges Stück Tuffstein reicht vom Grunde bis über den Rand hinaus und lehnt sich außen fest an einen eben solchen Felsen an. Der übrige Raum im Wasser wird reichlich mit Pflanzen, namentlich der sog. Wasserpest und schwimmenden Wasserlinsen oder Entenfloß gefüllt. Ringsum wird das Becken mit langem Moos umgeben, welches vermittelst einer kleinen Brause immer naß zu halten ist. Für das Chamäleon werden einige etwa fingerdicke Ruten oder Zweige und für Laubfrösche, außer den anderen Blumentöpfen auch ein solcher mit einem entsprechenden großblätterigen Strauch hineingebracht. Allerlei Molche, alle Arten unserer einheimischen Frösche, die verschiedenen Kröten und auch das schon erwähnte Chamäleon bilden hier die Bevölkerung. Fremdländische Schwanzlurche und Frösche, insbesondere südeuropäische sind bei den größeren Händlern gleichfalls manchmal zu haben. Gefüttert wird hier im Sommer hauptsächlich mit Brummfliegen und anderen mittelgroßen Kerbtieren, sodann auch mit Kaulquappen, welche man aus einem Sumpf selber holen kann, und ganz kleinen Fischen, im Winter mit Mehlwürmern, Küchenschaben und geschabtem rohem Fleisch.

Bei jedem dieser Terrarien wird vor der Füllung und Einrichtung in den vier Ecken je ein Loch von etwa Bleistiftgröße in den Boden gebohrt, darüber eine kleine Seemuschel mit zackigem Rand hohl gedeckt und auf diese der Kies geschüttet. Sodann stellt man den ganzen Kasten auf vier kleine, flache, gleichmäßige, irdene Blumentopfuntersätze, und wenn nun im Lauf langer Zeit sich etwas Feuchtigkeit ansammelt und durch den Kies sickern sollte, so braucht man nur eines der Untersätzchen nach dem andern nachzusehen und zu entleeren.



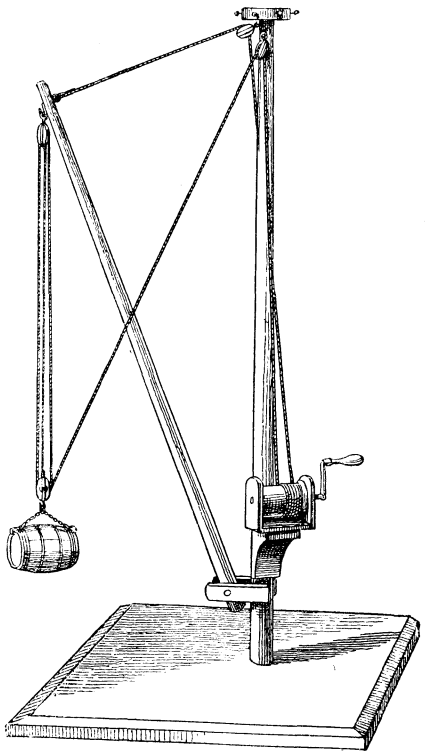
Axolotl.

Größere Schwierigkeiten stellt uns das Terrarium für Säugetiere entgegen, denn sie alle, vorzugsweise die Nager, doch auch kaum minder die kleinen Raubtiere, verursachen nur zu arge Schmutzerei, üblen Geruch und durch ihre Ausdünstungen überhaupt Verderbnis der Luft. Geradezu als unverantwortlich muß ich es bezeichnen, wenn es den Knaben gestattet wird, innerhalb der Häuslichkeit Kaninchen, Meerschweinchen oder weiße Ratten und Mäuse zu halten und wohl gar frei umherlaufen zu lassen, denn die durch dieselben bewirkte Luftverpestung kann schlimme Folgen haben. Während wir jedes einzelne der oben beschriebenen Terrarien ohne Bedenken in jeder Häus-

lichkeit aufstellen und bei sorgsamer Haltung jahrelang haben können, ohne daß dadurch Störungen oder gar Gesundheitsbedrohungen hervorgerufen werden, lassen sich die letzteren bei jedem Säugetierhäuschen nur schwer vermeiden. Von vornherein muß der Behälter für diese Gäste ganz aus Metall hergestellt sein oder doch einen starken metallenen Sockel haben; sodann muß in dem letzteren eine Blechschublade sich befinden und oberhalb derselben ein durchlöcherter Blechboden oder ein solcher von dichtem starkem Drahtgitter. Immer wird auch hier ein Baum und zwar mit starken, sperrigen Aesten zum Klettern, und sodann ein der Größe des oder der Bewohner entsprechender Schlupfkasten mit rundem Schlupfloch, zum Ruhen bei Tage angebracht, denn die meisten dieser kleinen Nagetiere sowohl, als auch der Raubtiere, sind nur in der Dämmerung oder nachts munter. Im übrigen glaube ich, daß diese Andeutungen zunächst ausreichend sein werden, denn bis auf weiteres muß ich doch, wie gesagt, entschieden davon abraten, daß die jugendlichen Liebhaber Säugetiere, gleichviel welche, in einem Terrarium in der Häuslichkeit halten. Für alle Tierfreunde, welche den Raum und die Gelegenheit dazu haben, eine derartige Naturanstalt irgendwo günstiger im Vorzimmer, in einem Hausflur, Gartenhause u. dergl. aufstellen zu können, werden wir gerne später einmal eine diesbezügliche Anleitung geben.

Was nun das Terrarium für Kerbtiere oder Insekten anbelangt, so kann ich mich meinerseits ganz kurz fassen, denn ich brauche nur seine außerordentliche Wichtigkeit für das Kennenlernen, vielmehr die Erforschung der betreffenden Tiere hervorzuheben. Von diesem Gesichtspunkt aus legt sich der Knabe das allereinfachste Terrarium in der Weise an, daß er in einer Zigarrenkiste oder besser in einem Zuckerglase Raupen und Puppen zur Entwickelung kommen läßt, während der Naturforscher auf dem gleichen Wege durch künstliche Züchtung die bedeutendsten Probleme zu lösen vermag. Ein solches Terrarium muß aber noch viel eingehender beschrieben werden, was in dieser Zeitschrift zum Teil ja schon geschehen ist und wozu bald wieder einmal das Wort ergriffen werden wird, das früher schon Gesagte zu erweitern und zu ergänzen.

In der obigen Darstellung habe ich natürlich nur alle jene Naturanstalten in der Häuslichkeit nach ihren Grundzügen hin beschreiben können, und ich freue mich nun darüber, daß jeder einzelne jugendliche Liebhaber die Anregung dazu vor sich hat, ein Terrarium nach seinem Geschmack oder, besser gesagt, nach seiner Wahl selber auf- und weiter auszubauen; gerade darin wird doch zweifellos der größte Reiz begründet liegen. Was aber im weitern noch zu einem Terrarium gehört, vom Fang der Tiere, bis zur Verpflegung derselben in allen Einzelheiten, so kann ich nur darauf verweisen, daß der



Modell eines Schiffskrans.

„G. K." wie seither unermüdlich sein wird, auf bestimmte Anfragen Auskunft zu geben.

Von der Körperkraft des Zaren

erzählt man sich: Zar Alexander kam unlängst in eine Eisengießerei in der Nähe von Peterhof. Seine Gemahlin war mit ihm, und beide nahmen mit großem Interesse unter Führung eines Ingenieurs die Werke in Augenschein. Als sie aus der Fabrik hinaustraten, lagen mächtige Blöcke Gußeisens vor ihnen, die der Beförderung harrten. Der Zar blieb mit seiner Gemahlin davor stehen, bewunderte die Riesenblöcke und sagte schließlich dem Ingenieur: „Bitte, heben Sie einen Block etwas in die Höhe und zeigen Sie ihn meiner Frau!" — „Majestät," versetzte der Ingenieur lächelnd, „dieser Block wiegt drei Zentner — ich werde einen Hebel besorgen." — „Nicht nötig," sagt der Zar und hebt mit seiner Hünenkraft den Block empor, daß die Umstehenden vor Erstaunen außer sich sind.

Das Zauberfläschchen.

Ein solches kann der angehende Chemiker zu seiner und seiner Freunde Unterhaltung gar leicht herstellen. Kaufe dir bei einem Farbwarenhändler für einige Pfennig Blauholz und koche ein wenig davon in Wasser, bis dieses eine schöne rote Farbe bekommt. Diese Flüssigkeit bewahre in einem Fläschchen von rotem, dickem Glas. Jetzt stellst du vor dich drei kleine Arzneigläschen von farblosem Glase. Das erste hast du mit Weingeist ausgespült. Ins zweite, welches du mit Wasser ausgewaschen hast, streue unmerklich ein wenig feingepulverten Alaun. Das dritte bleibt rein. Gießest du nun aus deiner Zauberflasche in jedes der drei Gläschen etwas Flüssigkeit, so wird letztere im ersten Glase strohgelb, im zweiten bläulichgrau sein, im dritten schön rot bleiben. Ueberrasche einmal deine Freunde mit diesem Kunststück.

Modell eines Schiffskrans.

Der „Gute Kamerad" weiß, daß es seinen lieben jungen Freunden viel Vergnügen und Befriedigung gewährt, mit Hilfe ihres Werkzeugkastens aus einem Stückchen Holz und sonstigen einfachen Rohmaterialien irgend ein Betriebswerk herzustellen. Ein solches, der Nachbildung sehr zu empfehlendes Modell veranschaulicht die nebenstehende Figur. Sie zeigt einen Kran en miniature, der nach der Skizze eines solchen konstruiert ist, wie er an den Quais unserer Hafenstädte vielfach gesehen werden kann, zum erstenmal aber beim Bau der Madison Avenue-Brücke über den Halemfluß in Anwendung kam. Besehen wir uns denselben etwas näher. Ein beliebig langer Mast aus passender Holzgattung ist in eine, des schönen Ansehens wegen womöglich eichene Basis eingezapft. Ein beweglicher Arm oder Klüver ist mittels einer Klammer (aus Zinn) am Mast angebracht. Ein Seil,

richtiger ein regelrechter einfacher Flaschenzug erhalten denselben im feststehenden richtigen Winkel zum Maste. Die Größenverhältnisse können beliebig gewählt werden, nur müssen die einzelnen Teile zu einander passen. Die zu hebende Last wird in einen doppelten Flaschenzug eingehakt, der an der oberen Spitze des beweglichen Armes mit dem einfachen Flaschenzug in Verbindung steht. Das Seil, welches zunächst über eine am Mast angebrachte Rolle und dann abwärts läuft, wird durch Umdrehung der Kurbel (die der Dampfmaschinenbesitzer durch eine Transmission ersetzen kann), auf die Achse gewunden. Ein gezahntes Rad mit Sperrvorrichtung bewirkt alsbaldige Hemmung, sowie die Last die gewünschte Höhe erreicht hat. — Mast, Klüver, Rollen 2c., sind gewiß leicht zu machen, nur die Herstellung des Flaschenzuges dürfte vielleicht manchen der lieben Kameraden einige Schwierigkeiten verursachen; doch diese zu studieren, zu überwinden, ist ja das Interessante, Reizvolle und Dankbare. Der „G. K." beschränkt sich also auf die oben gegebenen allgemeinen Andeutungen. Ist der Kran fertig, so gibt man diesem hübschen Werke auch noch einen geschmackvollen und gediegenen Oelanstrich.

Osterrätsel.

Schau mich an, beredt ich zeuge
Von der Fröhlichkeit und Lust,
Die am Fest der Auferstehung
Einziehn in die Menschenbrust.

Tausche einen meiner Laute
Gegen einen and'ren aus:
Gern möcht' heut' zu Ehren kommen
Ich in jedes Christen Haus.

Nimm alsdann mir fort ein Zeichen,
Und der kleinen Wohnung denk',
Die da schnell in Trümmer sinket,
Wird dem Kind sie zum Geschenk.

Nun vertausch die letzten Silben,
Dann zwei Laute mir noch gieb,
In der Jugendzeit, der schönen,
Gelt! da hattest du mich lieb!

Logogriph.

Mit g hat's der Oelberg,
Die Erste mit w;
An Hansjochens Mütze
Mit z ich es seh'.

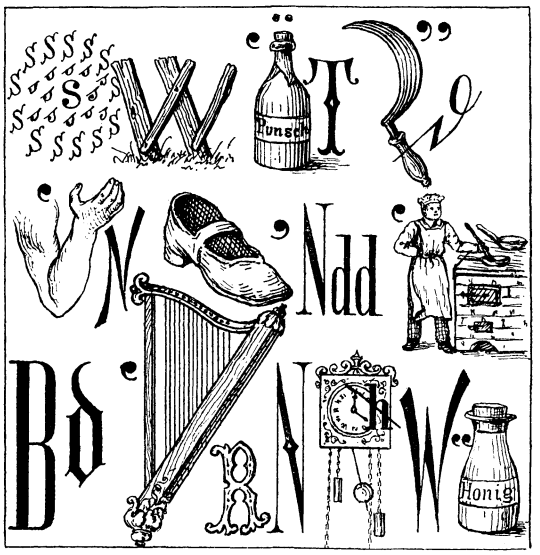
Gleichklangrätsel.

Sagt, welches deutsche Fragewort
Lateinisch ist ein Blumenhort.

Auflösung des Arithmogriph in Nr. 25.

„Arche — Rache — Ahr — Aehre."

Bilderrätsel.



Auflösung des Kreuzrätsels in Nr. 25.

			S	**E**	m			
			B	**u**	g			
			U	**r**	i			
C	a	s	t	**i**	l	i	e	n
E	**u**	**r**	**i**	**p**	**i**	**d**	**e**	**s**
B	a	l	t	**i**	m	o	r	e
			O	**d**	e			
			R	**e**	h			
			O	**s**	t			

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 25.

W(H)enn(e R)auch (O)der M(H)ut d Ems ch (P)ick(e) s (a)al (L)unte r l (W)iege (t)so m(N)uß (O)der b (M)ess(e)r e g Laube un(d) s r Hebe(r)n

Wenn auch der Mut dem Schicksal unterlieget,
So muß der bessre Glaube uns erheben.

Fragen und Antworten.

Ein auf Antwort Wartender in **Bielefeld.** „Taschenbuch für Mineraliensammler" und „Etiketten für Mineraliensammler", erschienen bei Oskar Leiner in Leipzig, durch jede Buchhandlung zu erhalten. Gruß freundlich erwidert.

Ludwig Demeter. Es gibt darüber eine Reihe unterrichtender Bücher, die jede Buchhandlung vorschlagen und besorgen kann. Ein empfehlenswertes Werk für mehr Vorgeschrittene ist das bei W. Spemann erschienene „Handbuch der Linear-Perspektive" von G. Niemann, gebunden 10 Mark.

Jaky, z. Z. in **Breslau,** sonst in **Saint-Louis, Nordamerika.** Lieber Freund, wer wird denn seine Käfer und Mineralien beim Kaufmann erwerben wollen? Wer ein rechter Entomologe, Mineraloge und in solchen Jahren ist, der holt sich seine Insekten und Steine selber, draußen in Gottes schöner Natur.

Ein Landsmann Hobble-Franks in **Berne.** O nein, lieber Freund — sondern „wo in den Windmühlsflügeln e Binkchen oben steht" — das ist doch ganz deutlich gesagt.

Karlchen M. Was fällt Dir denn ein, wer hat Dir denn das weiß gemacht. In dieser Hinsicht ist es jenseits des Großen Wassers kein Jota anders als bei uns. C'est tout comme chez nous!

B. R. in **Graz.** Ei ein alter Bekannter! Du schreibst: „Nichts ist mir jetzt lieber als mein Werkzeugkasten." Siehst Du? — Was verkürzt die Zeit? — Thätigkeit! Was machet sie unerträglich lang? — Müßiggang.

W. v. W. Wir finden diese rätselhafte Inschrift sehr lustig. Hast Du selbst sie abgefaßt? War sie noch nicht gedruckt?

E. D. in **H.** Du bist ein erfinderischer Kopf. Werden von Deinem epochemachenden Musikwerke gelegentlich Gebrauch machen. — Wunsch soll bald erfüllt sein, doch sind wir zu der Einsicht gekommen, daß es mit der Selbstherstellung einer Dampfmaschine sein böses, böses Häckchen haben wird. Diese Sache ist ganz und gar nicht so leicht.

L. M. Michensi, München. Du thust am besten, Du erkundigst Dich bei der betreffenden dortigen Verwaltungsbehörde. Klopfe dreist an! Uns sind die bayrischen Sonderbestimmungen zur Zeit nicht bekannt. Die höhere Forstkarriere bedingt akademische Bildung, also in erster Linie Reifezeugnis eines (Real-)Gymnasiums.

Ein neuer treuer Abonnent — das soll uns sehr freuen, aber für den Augenblick wäre uns lieber, Sie hätten bei dieser Frage angegeben, auf welchem Erdteil Sie wohnen. Die landwirtschaftlichen Schulen sind fast in jedem Staate anders konstituiert. Es gibt in Deutschland: Ackerbauschulen, Landwirtschaftsschulen, dann landwirtschaftliche Institute (Göttingen, Halle a. S., Breslau, Jena, Königsberg, Kiel) und landwirtschaftliche Akademien (Poppelsdorf, Bonn, Hohenheim u. a.).

O. Beckmann in **Altona, Blücherstraße 12.** Dein Vorschlag ist nicht übel, doch sind wir der Meinung, daß ein solches Turnier ein verhältnismäßig nur kleines Häuflein der Kameraden interessieren würde. — Du schreibst ferner: „Ich möchte gerne mit einigen Kameraden in Briefwechsel treten, die Botanik treiben." — Gruß kameradschaftlichst erwidert.

Kurt R. in **Dresden,** wie man ohne Zweifel annehmen darf, dereinst ein berühmter Altertumsforscher, schreibt: „Lieber Guter Kamerad! Anbei sende ich Dir die getreue Nachbildung eines Steines,

den ich bei einem meiner Ausflüge auf einer Anhöhe in der Nähe der Elbe (am Ende gar in der Nähe der Villa Bärenfett?) gefunden habe. Ich vermute, daß dieser Stein von einem verlassenen (!) römischen Lager herrührt. — Kann vielleicht einer meiner lateinkundigen Kameraden die Inschrift, welche teilweise beschädigt ist, übersetzen? Das Duo oben und das Vas unten scheinen darauf hinzudeuten, daß dem Krieger, dem der frische Trunk in einem Litermaß angeboten wird, das Gefäß zu klein sei und er ein größeres (zwei Liter) haben will? — Bitte um Eure Ansicht, denn ich will mich als strebsamer Obertertianer sehr gern belehren lassen."

Paul B. Diese Briefmarke ist ganz neu, erst seit zwei Monaten ausgegeben und kann daher noch in keinem Album sein.

Georg Koch. Der Rumpf des Schiffchens besteht aus Holz mit Blech beschlagen, also „gepanzert!"

Karl Bredow. Onkel? — na, es mag sein! Wie aber soll er seine vielen lieben Neffen benamsen? — Die Sache kommt dem „G. K." doch gar zu patriarchalisch vor.

L. F. in **K.** In diesem Falle, lieber Freund, warst aber Du das Karnickel.

Chr. Rauch in **Berlin**. Wir werden Dir den Stempel gerne senden, doch mußt Du uns zuvor Deine volle Briefadresse nennen.

W. B. in **Harburg**. Lieber Freund, da läßt sich nichts machen, Deine runzeligen Aepfel sind wahrscheinlich zu früh vom Baume genommen worden. Der Apfel ist erst dann baumreif, wenn er, angefaßt, bei einer halben Drehung der Hand seinen Halt verliert.

C. Schl. in **Reutlingen**. Du willst den Setzerlehrling photographieren? Vielleicht macht er diesen Sommer mal eine Partie nach jener Gegend, in die schwäbische Alb, nach der Achalm oder sonstwo, dann könnt Ihr Euch ja Rendezvous geben.

A. C. W. Nr. 25 des I. Jahrganges kann in einzelnen Nummern noch nachbezogen werden. Preis 20 Pfg. — Das öfters genannte Büchelchen „Kurzer Leitfaden zum Präparieren von Vogelbälgen und zum Ausstopfen der Vögel" von Wilhelm Meves (Halle a. S., W. Schlüter), Preis 60 Pfg.

B. Rabe. Kann Deine Buchhandlung auf Verlangen nachliefern. — Wollen dem Master das sagen, vielleicht läßt er sich dazu herbei.

Heinrich Toop. Versuche Dich doch an Gottes schöner Natur. Das ist die schönste Vorlage.

Ad. Gräther. Bei Euch Brüdern gibt es, wenn der „G. K." des Freitags kommt, meistens Streit, wer ihn zuerst lesen darf. Gewöhnlich muß das Los entscheiden. Wechselt doch ab; jede Woche hat ein anderer den Vortritt. — Wer Karlchen, der berühmte Landkartenzeichner ist? Ja, wenn Ihr das wüßtet! Doch es ist Redaktionsgeheimnis. — Ueber Elemente demnächst.

Felix Br . . . . . Topp! es gilt. Und wenn Du recht hast, dann sollst Du den „G. K." zwingen dürfen, wie Jemmi zu sagen pflegte, einen Zentner Flintenkugeln ungebraten zu essen!

John H. Am besten wird es sein, Du bittest einen sattelfesten Bekannten, vielleicht Deinen Herrn Lehrer, so freundlich zu sein, Deine Sammlung zu bestimmen. Wenn Du nach einem Buche selbst bestimmst, bist Du dann ganz sicher?

S. S. in **Hamburg** möchte seinen Kameraden über eine physikalische Erscheinung berichten, die er jüngst beobachtet hat: „Man füllt," schreibt er, „ein Glas zuerst halb voll mit Bier, dann hält man ein Tüchelchen darüber und gießt langsam und vorsichtig Wasser nach. Auf diese Weise verhütet man das Vermischen der verschieden schweren Flüssigkeiten. Will jemand das Bier unter dem Wasser wegtrinken und nur das letztere zurücklassen, so steckt er ein Röhrchen auf den Grund und saugt durch dieses das Bier aus."

Joseph Schneider. O mijn Hemel! — nein, wir danken.

A. H. in **St.** Nachtfalter werden am besten mit einem Köder gefangen. Dieser besteht aus gebackenen Aepfeln, welche auf einen Bindfaden gezogen und mit Honig beschmiert sind. Sie werden an die Zweige gehängt und vor dem Gebrauch mit Aepfel- oder Birnenäther betröpfelt. Die anfliegenden Schmetterlinge werden in das darunter gehaltene Netz geklopft. Man kann statt des Honigs auch Bier verwenden. Man hätte dieses mit Zucker zu versetzen und muß die Mischung dann einige Tage in der Sonne gären lassen.

G. M. in **H.** Hierzu ist im allgemeinen, soweit nicht für die höhere Laufbahn akademische Bildung gefordert ist, das Reifezeugnis aus der Prima eines Gymnasiums oder einer Oberrealschule, ferner die Ableistung des Militärjahres und die günstige Aufnahmeprüfung bei einer Provinzialsteuerdirektion, sowie der Nachweis für dreijährigen Lebensunterhalt erforderlich. Es findet nach vollendetem zweiten Ausbildungsjahre die Fachprüfung und nach Bestehen die Ernennung zum Steueramtsassistenten statt. Nun kann ein Aufrücken entweder in der Richtung Obergrenzkontrolleur, Obersteuerinspektor, Steuerrat — in der Kassenbeschäftigung bis zum Rendanten oder drittens im Büreaudienst bis zum Provinzialsteuersekretär stattfinden. Die Assistenten, Hauptamtskontrolleure und Rendanten haben Kautionen von 900 bis 9000 M., je nach der Größe des Steueramtes, zu leisten. Wir raten Ihnen, hierüber auch einen Steuerbeamten Ihres Wohnsitzes oder dort, wo Sie eintreten wollen, zu hören.

E. E. in **Berlin** schreibt dem Guten Kameraden: „Wie klebst Du eigentlich Deine Briefmarken um?" fragte mich jüngst mein Freund Hermann R. „Du bist doch erst seit einer Woche damit beschäftigt und jetzt schon fertig?" „Das will ich Dir gerne sagen," gab ich zur Antwort. „Ich nehme einen recht schönen Bogen Löschpapier, ungefähr von der Größe des Albums. Diesen lege ich nun in warmes Wasser. Nachdem er einige Minuten darin gelegen hat, lege ich ihn zwischen zwei Seiten des Albums, z. B. Seite 2 und 3. Nach ungefähr einer Stunde kann ich schon von Seite 1, 2, 3, 4 die Briefmarken ablösen, ohne sie im geringsten zu beschädigen. Hierauf lege ich das wieder befeuchtete Löschpapier zwischen Seite 6 und 7 und lasse es so lange liegen, als ich Zeit gebrauche, die Briefmarken gründlich zu reinigen und einzukleben. Das erstere mache ich folgendermaßen: Ich werfe alle Briefmarken in ein Gefäß mit warmem Wasser. Nachdem sie einige Zeit darin gelegen haben, fange ich an die Briefmarken einzeln herauszunehmen und das überflüssige Papier, welches sich inzwischen gelöst hat, zu entfernen. Sind alle Briefmarken auf diese Weise gereinigt, lege ich sie auf ein Brett und lasse sie am Küchenherd oder an der Sonne trocknen. Das Aufkleben besorge ich mit der größten Sorgfalt. Zunächst fordere ich beim Buchbinder eine Flasche Kleister (kein Arabikum) und einen Haarpinsel, so fein er aufzutreiben ist. Nun schneide ich Seidenpapier in ca. 1 cm breite Streifen; diese teile ich nun so ein, daß die jetzt entstehenden Streifchen gerade so lang wie die Briefmarken sind, also 2—2½ cm. Jetzt betupfe ich ein kleines Streifchen in der Mitte mit etwas Kleister und drücke es hierauf auf die Briefmarke. Wenn nun nicht zuviel Kleister aufgetragen war, werden die beiden Enden des Streifchens vollständig frei und lose sein. Nun betupfe ich die beiden Enden und drücke die Briefmarke auf den ihr bestimmten Platz. Die auf diese Weise befestigten Briefmarken lassen sich selbst ohne Wasser leicht ablösen." — Gruß freundlich erwidert und für die Schilderung besten Dank.

αβγδ in **M.** Man muß das Abiturientenexamen machen, anders geht's nicht!

Ich, 16 Jahre alt, möchte mit einem Engländer oder Franzosen gleichen Alters behufs Erlernung der beiden Sprachen in Korrespondenz treten. Freundlichen Gruß. Ernst Geck, Essen a. d. Ruhr, Brand 11.

Auf mehrere Anfragen: Die Pflege der Goldfische ist nicht schwer, man muß sie nur so wenig wie möglich stören und ihr Wasser im Aquarium häufig erneuern und sie namentlich nicht überfüttern. In großen Aquarien mit einem ziemlichen Vorrat von Wasserpflanzen ist die häufigere Erneuerung des Wassers minder nötig, weil die Pflanzen selbst Sauerstoff absondern. In kleineren oder noch nicht genügend bewachsenen Aquarien aber muß man neben gelegentlicher Erneuerung des Wassers auch hier und da mit einem Blasebalge etwas frische Luft in das Wasser einpumpen, um die Fischchen gesund zu erhalten. Der Goldfisch liebt Gesellschaft und ist daher nicht gern allein im Glase; er gedeiht deshalb auch besser in den Kastenaquarien oder in den Wasserbassins der Gewächshäuser, besonders wenn dieselben stark mit Wasserpflanzen bewachsen und mit einem Springbrunnen versehen sind. Mehr als drei Goldfische sollte man aber auch in einem großen Kelchaquarium nicht halten, weil es ihnen sonst an Luft im Wasser fehlen würde, und die Gläser müssen behufs der Lufterneuerung immer eine weite Oeffnung haben. Man füttert die Goldfische, indem man ihnen täglich einige zerriebene Ameisenpuppen und Semmelkrume oder Oblatenstückchen ins Wasser wirft; man reiche aber namentlich von letzteren ja nicht zu viel, weil sonst das Wasser davon schlecht wird und das Uebermaß von Futter einen reichlichen Schleim erzeugt, der den Goldfischen unerträglich wird. Stirbt einer derselben, so hebe man ihn schnell mit einem kleinen Hamen heraus, da sonst die andern den Verlust des Gefährten nicht lange überleben.

H. W. in **L.** schreibt: „Das von K. G. in Nr. 20 des ‚G. K.' angeführte Experiment mit den Holunderfiguren läßt sich auch ohne Elektrisiermaschine ausführen. Man nehme einen flachen Kasten, den man innen mit Stanniol beklebt. Als Deckel befestigt man eine Glasscheibe darauf; vorher legt man aber die Holunderkügelchen oder -figürchen hinein. Reibt man nun die Glasscheibe mit einem wollenen Lappen tüchtig, so fangen die Figürchen an zu tanzen und an die Glasscheibe zu springen. Man thut gut, auf den wollenen Ballen etwas Amalgam zu reiben." — Besten Dank und Gruß!

Entomologische Studien.

Tauschmarkt.

Die Bitten um Aufnahme von Gesuchen an dieser Stelle mehren sich in ungeheuerlicher Weise. Der „Gute Kamerad" ist nicht mehr im stande, die Namen aller Tauschlustigen zu veröffentlichen, sondern muß sich mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse darauf beschränken, nur jene Angebote aufzunehmen, die von allgemeinem Interesse sind. Das Maß der bisher pro Nummer veröffentlichten Tauschgelegenheiten genügt aber auch vollkommen, jedem einzelnen der lieben Kameraden die erwünschten Verbindungen finden zu lassen, er wolle nur unter den vielen Adressen gefälligst selber ein wenig auf die Suche gehen. Sollen wir denn die hübschen Geschichten auf Kosten eines erweiterten Tauschmarktes beschneiden? Daran wird hoffentlich keiner unserer jungen Freunde im Ernste je gedacht haben!

Albert Kahn, per Adresse Frau **Karl Kahn Wwe.** in **Grünstadt, Rheinpfalz**, sucht eine Druckmaschine.

O. Außem, per Adresse: **Rußland, Ovel, Kadettenkorps**, will Briefmarken und Ganzsachen tauschen.

Otto Schohl, per Adresse Frau Wwe. **E. Schohl** in **Pirmasens**, hat ein Fernrohr (Neuwert 25 Mk.) gegen ein Marken-Album mit Marken zu vertauschen.

M. R. Postlagernd, **Hermannstadt**, sucht eine gut funktionierende Elektrisiermaschine, hat dagegen einen unterhaltenden Zauberkasten abzugeben.

Rich. Schauvert, Stuttgart, Blumenstraße 6, hat eine noch gut erhaltene Druckerpresse mit Zubehör zu vertauschen.

Ernst Edens in **Rendsburg (Schleswig-Holstein)**, bittet Kameraden mit ihm Briefmarken und Stempel zu tauschen.

Paul Ar, postlagernd **Malchin** in **Mecklenb.** bittet Briefmarkensammler Marken zu senden. Er gibt für jede 10. Marke 5 seltene Münzen (16. Jahrhundert) oder 10 verschiedene Stempel.

Emil Stangl in **Wien, Fünfhaus, Zinkgasse 4 III, Th. 21**, wünscht mit Kameraden Ganzsachen zu tauschen.

Fritz Wolff, per Adresse Herrn **Aug. C. Wolff** in **Leer (Ostfriesland)**, hat viele sehr seltene Ganzsachen zu vertauschen und möchte mit überseeischen Kameraden in Tauschverbindung treten. Gibt auch gegen seltene Briefmarken eine fast neue Laterna magica.

Wer hat einen photogr. Apparat oder eine Druckmaschine abzugeben und was wird dagegen verlangt? Rich. Gottschalk in **Barmen**, Blankstraße 4.

Liebe Kameraden! Wer will einen Totenkopfschwärmer oder Hirschkäfer gegen Briefmarken tauschen? B. Lemke in Berlin W., Stülerstr. 13.

Gust. Schrader in **Bielefeld, Oberwallstr. 17**, möchte gerne seinen Funkengeber (6—8 mm Funken) und seinen Induktions-Apparat (mit Handheben) für eine Markensammlung von ca. 1600 Stück vertauschen.

Wilh. Müller in **St. Johann**, bittet seinen Hamburger Kameraden, der ihm Marken zugeschickt hatte, um genaue Adresse. In seinem Brief war keine angegeben.

K. Lorking in **Berlin SW., Wartenburgstraße 28**, hat eine Druckmaschine mit ca. 500 Lettern abzugeben.

Carl Kurzweil in **Wien I, Labenbergerstraße 1**, sucht einen photogr. Apparat und bittet um Angabe der Gegenleistung. Tauscht auch Siegel, Münzen gegen Marken.

H. Tolle jr. in **Hamburg, St. Pauli, Langereihe Nr. 22**, sucht Haiti: 1881, 2 c. dunkellila und 20 c. rotbraun (ungezähnt) und erbittet Angebote.

Wer mir 5 verschiedene Marken von 1875 (außerösterreichische) schickt, dem sende ich 5 verschiedene serbische von 1880. Milan Milanovitch, Donja Jovanova ulika, Belgrad (Serbien).

Konrad Stierlin zum **Turnegg Nr. 1, Turnplatzgasse in Zürich**, hat Marken von Montenegro und Kanton Bern, die er vertauschen möchte.

Rich. Braun, Freiberg i. S., Neugasse 2 II, wünscht seine 160 amtl. Stempel, sowie einige Monogramme gegen Briefmarken zu vertauschen.

Leo Thamhayn in **Halle a. S., Charlottenstraße 4 I**, wünscht eine Dampfmaschine und Druckpresse gegen nur seltene Briefmarken abzugeben. Tauscht auch viele Münzen und Marken.

G. W. Wübbens, per Adresse Herrn **G. Wübbens** in **Leer (Ostfriesland)**, sucht Briefmarkentauschverbindung. Hat viele darunter sehr seltene Marken.

Angenehme Enttäuschung.

Der berühmte Klaviervirtuose Herz gab zu San Francisco in Kalifornien ein Konzert. Der Saal war bis zum letzten Platz besetzt. Als nach Beendigung desselben Herz sich zur Kasse begab, um seinen Lohn einzuheimsen, bot man ihm eine bis zum Rande mit Sand gefüllte Schüssel dar. „Was ist denn das?“ rief Herz, „haltet ihr mich denn für einen Narren?“ — „Durchaus nicht,“ antwortete der Billeteur, „das, was Sie für Sand halten, ist Goldstaub, und da wir ihn eben gewogen haben, können wir ihnen dafür 5500 Dollars auszahlen.“ Es war das zur Zeit, als in Kalifornien die Goldgräberei im Schwunge war, die Goldmänner hatten ihr Entree mit Goldstaub eingelöst und sich dabei nicht lumpen lassen. Natürlich war auch noch bar gelöst worden, so daß Herz ungefähr dreimal mehr erhielt als das Entree ausgemacht hätte.

Guter Appetit.

Freund Klapperstorch erfreut sich eines gesunden Appetits. Davon ein kleines Beispiel. Auf einem Gute bei Lübben wurde Gras gemäht. Dicht hinter den Leuten stolzierte ein Storch, welcher eifrig jeden Frosch, der ihm zu Gesichte kam, verschlang. Die Leute warfen ihm dann auch manchen Leckerbissen zu und ergötzten sich an seiner Unersättlichkeit. Da stießen sie auf ein Nest mit jungen Feldhühnern, die soeben dem Ei entschlüpft zu sein schienen. Ohne dieselben zu berühren, gingen sie um das Nest herum, um weiter zu mähen. Der in der Nähe stehende Inspektor wollte die Vögelchen mit Gras zudecken, um sie vor der drohenden Gefahr zu schützen. Doch zu spät! Ehe er zur Stelle kam, hatte der Storch schon alle fünf aufgekröpft und setzte, nach weiterer Atzung spähend, ruhig seinen Weg fort.

口卄

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

> Nur nicht bangen, nicht verzagen,
> Schlug dir fehl ein redlich Mühn.
> Hohem Ziele hohes Wagen,
> Sei getrost und hoffnungskühn!
>
> Rühre tapfer deine Schwingen,
> Und der schöne Morgen tagt,
> Da ein Flug dir wird gelingen,
> Wo dir jetzt die Kraft versagt.
>
> Edwin Bormann.

„Was ist's?“ fragte Degenfeld, welcher aber wohl wußte, um was es sich handelte.

„Aus dem Pek-thian-tschu-fan sind zwei Götter geraubt worden.“

„Heute?“

„Vor kurzer Zeit. Beim Beginne des Süütschi sind sie noch da gewesen. Jetzt aber vermißt man sie. Zwei Menschen, welche eine Sänfte draußen stehen hatten, sind als Thäter verdächtig. Der Ausrufer beschreibt sie.“

Die Gefährten warfen ihre forschenden Blicke schnell auf den Methusalem. Sie ahnten, daß es sich um die beiden Männer handle, welche er belauscht hatte. Er that, als ob er ihre Blicke nicht bemerke, und sagte:

„Götter rauben! Das sollte man nicht für möglich halten! Kann so etwas denn wirklich geschehen?“

„Es ist geschehen, folglich kann es geschehen,“ antwortete der Tong-tschi. „Hoffentlich entdeckt man die Tempelschänder, und dann wehe ihnen! Man wird alle

– Mijnheer van Aardappelenbosch bemühte sich, einen galanten Handkuß fertig zu bringen, was ihm nicht allzu gut gelang. –

Gassen, Straßen und Plätze mit Polizei und Militär besetzen, so daß keine Ratte hindurch kann. Wenn die Thäter sich nicht bereits aus der Stadt geflüchtet haben, so sind sie verloren."

„Aber zu welchem Zwecke könnten Menschen sich an Göttern vergreifen?"

„Das wissen Sie nicht? Das ahnen Sie auch nicht?"

„Nein."

„Um Glück zu haben, um reich zu werden. Wer so einen Gott ins Haus zu bringen vermag, dem muß derselbe natürlich dienen. Aber sie sind nicht für einen, sondern für alle da. Darum werden sie in den Tempeln aufgestellt, damit ein jeder zu ihnen kann, um ihnen seine Bitten vorzutragen. Wer aber — — was gibt es?"

Diese letztere barsche Frage galt einem Diener, welcher eingetreten war.

„Hohe Exzellenz," antwortete dieser, „der ganz unwürdige Juwelier Wing-kan bittet in tiefster Demut eine Meldung machen zu dürfen."

„Der? Er mag heimgehen; ich habe nichts mit ihm zu schaffen."

„Er sagte, daß es sehr notwendig sei, daß es unserer Exzellenz den größten Nutzen bringen werde."

Man verspreche einem Chinesen einen Vorteil, so wird er sofort bereit sein, die Hand nach demselben auszustrecken! Der Tong-tschi machte keine Ausnahme.

„Laß ihn herein!" befahl er. „Aber sage ihm vorher, daß ich ihm die Finger und Zehen zusammenpressen lasse, wenn er mich ohne Grund belästigt hat!"

Der Genannte trat ein, senkte den Kopf fast bis zum Boden herab und blieb in dieser Stellung an der Thüre stehen.

„Was willst du so spät?" fuhr der Beamte ihn an.

„Allmächtiger Kuan-fu," antwortete der Gefragte im Tone knechtischer Furchtsamkeit, „ich muß in die Strahlen Ihrer Sonne eilen, weil kein Sing-kuan in unserer Gasse residiert."

„Sing-kuan? So ist es eine Kriminalangelegenheit?"

„Ja."

„Was habe denn ich mit solchen Sachen zu thun! Ich sehe, daß ich dich einsperren lassen muß."

„Ihre leuchtende Gnade wird mir die Freiheit lassen, wenn sie erfährt, daß es sich um die gestohlenen Götter handelt."

Der Mandarin hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, da es mit seiner Würde nicht zu vereinigen gewesen wäre, wenn er stehend mit diesem Manne gesprochen hätte. Jetzt aber sprang er auf und rief:

„Um diese Götter? Richte dich empor, und sprich frei und schnell zu mir. Was weißt du über diese hochwichtige Angelegenheit."

„Ich glaube den Mann zu kennen, bei dem die Geraubten sich befinden."

„Du? Wer ist es?"

„Hu-tsin, mein Nachbar."

Die Brauen des Tong-tschi zogen sich finster und drohend zusammen.

„Der? Dein Feind?" fragte er. „Dieser Mann ist ehrlich und kein Dieb. Von ihm könntest du lernen, zu sein, wie man sein muß. Er stiehlt nicht; am allerwenigsten aber raubt er Götter! Weißt du, was du thust, wenn du ihn einer solchen That beschuldigst?"

„Ich weiß es; aber ich habe ihn noch nicht beschuldigt, sondern nur eine Vermutung ausgesprochen."

„Nun, warum vermutest du, daß er der Thäter ist? Aber hüte dich, ein Wort mehr zu sagen, als du verantworten kannst! Du bist nicht der Mann, mit dem ich Nachsicht haben würde!"

Der Juwelier nahm diese harten Worte demütig hin und sagte:

„Ich will niemand anklagen und niemand beschuldigen; aber ich halte es für meine Pflicht, Ihrer Erleuchtung zu sagen, was ich gesehen habe."

„Nun, was?"

„Ich hatte heut am Tage viel gearbeitet, darum ging ich, als der Abend anbrach, in den Garten, um mich zu erholen und frische Luft zu atmen. Ich stand an der Mauer. Es war schon dunkel; dennoch sah ich zwei Männer kommen, welche einen Palankin trugen und an dem Garten meines Nachbars hielten. Sie gaben ein Zeichen, und er antwortete ihnen, denn er hatte auf sie gewartet. Ich sah, daß sie zwei schwere Gegenstände aus der Sänfte nahmen und über die Mauer hoben. Dann stiegen sie nach und gruben mit ihm ein Loch, in welches sie die Gegenstände vergruben. Ich schlich mich hin, denn das Treiben dieser Leute kam mir verdächtig vor. Als ich über die Mauer blickte, erkannte ich, daß es Figuren seien. Sie legten dieselben in das Loch und machten es wieder zu. Die beiden Männer sprangen über den Zaun; Hu-tsin aber blieb noch in seinem Garten. Das ist's, was ich gesehen habe."

„Himmel! Ist es möglich!" rief der Mandarin. „Eine Sänfte mit zwei Männern, zwei Figuren, gerade um diese Zeit! Das stimmt ja alles sehr genau! Sollte Hu-tsin doch ein Verbrecher sein?"

„Ich kann das nicht beantworten. Ich habe nur erzählt, was ich gesehen habe."

„Was thatest du dann?"

„Ich überlegte. Hu-tsin mußte etwas Verbotenes vorhaben, weil alles so heimlich geschah. Sollte ich ihn anzeigen, den ehrlichen Hu-tsin, und mich in Gefahr bringen? Ich wußte keinen Rat und begab mich darum zu dem anderen Nachbar, dem ich alles erzählte. Da hörten wir ausrufen, daß zwei Götter gestohlen worden seien, und nun wußte ich auf einmal, wer die beiden Figuren gewesen waren. Ich sah ein, daß ich reden müsse. Auch der Nachbar trieb mich zu Ihrer Mächtigkeit zu eilen, um derselben diese Mitteilung zu machen."

Der Mandarin schritt erregt auf und ab und rief dabei:

„Hu-tsin, Hu-tsin! Hätte ich mich in ihm so sehr geirrt! Mensch, du hast mir doch die Wahrheit gesagt?"

„Ihre Herrlichkeit mag mich zu Tode prügeln lassen, wenn ein einziges Wort erfunden ist."

„Das würde ich auch thun; darauf kannst du dich verlassen! Hast du dir die Stelle gemerkt, an welcher das Loch gegraben worden ist?"

„Ganz genau."

„Und kannst du es mir zeigen?"

„Ja."

„Du wirst mich augenblicklich zu Hu-tsin begleiten. Aber wehe dir, wenn ich dich bei einer Lüge ertappe! Wehe dir, wenn du dir diese Geschichte nur ausgesonnen hast, um deinem Nachbar Schaden zu bereiten! Du hättest die Summe der Qualen von zehn Menschen, welche zu Tode gemartert werden, zu erleiden!"

Wing-kan verbeugte sich und antwortete im zuversichtlichsten Tone:

„Ich bin zu allem bereit. Mein Gewissen ist rein und mein Herz gerecht. Meine Seele sträubt sich dagegen, daß der Heuchler gerade durch mich entlarvt werden soll, aber ich folge dem Gebote der hohen Religion."

„So warte hier; ich komme gleich zurück!"

Er wollte fort, kehrte aber unter der Thür wieder um, kam auf den Methusalem zu und fragte ihn:

„Sie sind ein großer Gelehrter Ihres

Landes. Haben Sie auch die Gesetze der Gerechtigkeit studiert?"

„Ja."

„So sollen Sie erfahren, wie man es bei uns versteht, den Verbrecher zu ergreifen und zu bestrafen. Wollen Sie mich jetzt begleiten?"

Nichts konnte dem Methusalem willkommener sein als diese Frage. Als er sie bejahend beantwortete, bestimmte der Tong-tschi:

„Gut, Sie gehen also mit, und Ihre Gefährten ebenso. Ich werde nach Polizisten oder Soldaten senden."

Er ging hinaus.

Der Juwelier fand erst jetzt Zeit, den Anwesenden seine Aufmerksamkeit zu schenken. Er musterte sie mit frech neugierigen Blicken, rümpfte, wohl über ihre ungewöhnlichen Erscheinungen, die breite Stumpfnase und trat dann zu Turnerstick, um ihn zu fragen:

„Tsche-sié sing-song-tschin — diese Leute sind wohl Schauspieler?"

„Sing-song" heißt nämlich Theater, Schauspiel. Da die Schauspieler zur unehrbaren Klasse gehören, lag in dieser Frage eine Beleidigung. Er hatte den Kapitän gefragt, wohl weil er diesen infolge seiner Kleidung für den Vornehmsten hielt. Turnerstick verstand ihn nicht und antwortete:

„Willst du die Güte habeng, den Mund zu haltung, Spitzbubing! Wir habeng mit dir nichts zu schaffang."

Der Juwelier verstand kein Wort, erkannte aber aus der abwehrenden Handbewegung des Kapitäns, daß dieser ihn abgewiesen habe und sagte in stolzem Tone:

„Tsen-kam ni yen, ni tuan-schan ye sing-song-tschin — wie dürfte ich mit dir reden, du bist sicherlich auch ein Schauspieler!"

„Wat hat er jesagt?" fragte Gottfried von Bouillon, dem der Ausdruck, in welchem diese Worte gesprochen worden waren, nicht gefallen hatte.

„Er hält uns für Schauspieler, welche hier dem Schinder gleich geachtet werden," antwortete Methusalem.

„Potztausend! Hätte ich mein Fagott mit da, so wollte ich ihm eine Quadrille ins Jesicht blasen, die sich jewaschen haben sollte. Soll ich ihm eins auf die Hühneraugen widmen?"

„Nein. Laßt ihn! Er ist nicht wert, daß wir ihm überhaupt antworten."

„Dat ist wahr, und es widerstrebt meinem Standesjefühl als Wichsier, mir mit ihm zu verunreinigen. Der Löwe darf sich nicht mit dem Jjel abjeben. Lassen wir ihn also seitwärts liejen. Er wird ja sehr bald erfahren, wat wir von ihm denken."

Der Tong-tschi trat wieder herein, und bald folgten ihm mehrere bewaffnete Polizisten mit kegelförmigen Mützen. Sie sind fast die einzigen, welche noch diese von der altchinesischen Tracht übrig gebliebene, von den Tataren verdrängte Kopfbedeckung tragen.

Nun wurde aufgebrochen. Unten stand ein Peloton Soldaten, mit Luntenflinten bewaffnet und auf der Brust und dem Rücken je einen schildförmigen Einsatz, auf welchem das Wort „Ping", d. i. „Soldat", zu lesen war.

Der Mandarin mußte auch diese wenigen Schritte der Würde seines Standes angemessen zurücklegen. Voran schritten vier Läufer. Dann kam er in seiner Staatssänfte, hinter ihm seine Gäste auch in Sänften, dann der Ankläger, von den Polizisten umgeben, und schließlich die Soldaten, bei denen aber von einem Gleichschritte keine Rede war. Sie hielten ihre Gewehre ganz wie es ihnen paßte und liefen dabei nach Belieben durcheinander. Vor dem Hause Hu-tsins wurde angehalten. Die Herrschaften stiegen nicht eher aus den Sänften, als bis geöffnet worden war.

Die Straße war nicht erleuchtet, und doch war es ziemlich hell, denn es befanden sich viele Leute, welche Laternen trugen, auf derselben. Zwar dürfen nur Bevorzugte aus einer Gasse in die andere; aber die Bewohner aus einer und derselben Straße dürfen auch des Abends unter gewissen Umständen miteinander verkehren. Nur ist jeder einzelne angewiesen, eine Papier- oder sonstige Laterne bei sich zu tragen.

Ueberhaupt ist die Beaufsichtigung der Bevölkerung in China eine sehr weit durchgeführte. Es gibt Beamte, welche für eine gewisse Anzahl von Straßen und für alles, was in denselben passiert, verantwortlich sind. Unter ihnen stehen die „Straßenhäupter", deren jeder eine einzelne Straße beaufsichtigt, welche wieder in verschiedenen Abteilungen von „Häuserhäuptern" bewacht wird. Unter diesem stehen dann die Familienväter, welche alles, was in ihrer Familie geschieht, zu verantworten haben.

Wird ein Verbrechen begangen, so wird die ganze Familie des Verbrechers, das betreffende „Häuserhaupt", das „Straßenhaupt" und unter Umständen auch das Haupt des betreffenden Stadtteiles mit in Strafe gezogen.

Die Kunde, daß zwei Götter geraubt worden seien, hatte viele Leute auf die Straße gelockt, wo sie in stillen Gruppen beisammenstanden, um die entsetzliche Neuigkeit leise zu besprechen. Die Häuserhäupter standen dabei, um sorglich darüber zu wachen, daß ja weder Lärm noch Unordnung entstehe.

Hu-tsin hatte vom Methusalem genaue Anweisung erhalten, wie er sich verhalten solle. Er wußte, daß der Tong-tschi kommen werde, und hatte denselben hinter seiner verschlossenen Thür erwartet. Kaum war das Klopfen erschollen, so öffnete er dieselbe.

Er war so klug, sich zu stellen, als ob er in hohem Maße erstaunt über den Besuch des Mandarins sei, verbeugte sich bis zum Boden nieder und fragte im Tone tiefster Unterwürfigkeit nach der Veranlassung desselben.

„Du wirst es erfahren," antwortete der Beamte. „Jetzt mach vor allen Dingen Platz und hole deine unwürdige, übel riechende Familie herbei!"

Zwei der Polizisten ergriffen den Juwelier beim Zopfe und zerrten ihn hinaus. Der Mandarin begab sich beim Scheine der mitgebrachten Papierlaternen nach dem Garten, wohin ihm die andern folgten.

Bald brachten die Polizisten den Mann wieder. Er hatte seine Frau, seine Kinder und Dienerschaft bei sich. Er selbst blieb in tief gebeugter Haltung stehen; seine Angehörigen warfen sich auf die Kniee nieder und blieben in dieser Stellung vor dem Beamten liegen. Dieser wandte sich im strengsten Tone an den Angeklagten:

„Weißt du, weshalb wir kommen?"

„Meine große Niedrigkeit ahnt nicht, aus welchem Grunde Ihr Glanz mein dunkles Haus erleuchtet," antwortete der Gefragte.

„Das lügst du! Standest du nicht an deiner Thür, als wir kamen?"

„Ja."

„Was hast du da zu stehen? Dein böses Gewissen hat dich hingetrieben."

„Ich hörte, daß viele Leute auf der Gasse seien, und wollte nachsehen, was sie da treiben. Da aber kam Ihre hohe Gerechtigkeit, um bei mir abzusteigen."

„Ja, meine hohe Gerechtigkeit! Das hast du ganz richtig gesagt. Dieser Ge-

rechtigkeit wirst du verfallen. Weißt du denn, weshalb sich so viele Menschen auf der Straße befinden?"

„Ich vermute es."

„Nun?"

„Wegen den beiden Göttern, welche geraubt worden sind."

„Woher weißt du, daß diese That geschehen ist?"

„Wir hörten den Ausrufer, welcher es bekannt machte."

„Nur daher weißt du es? Hast du es nicht schon vorher auf eine andere Weise erfahren?"

„Nein."

„Das ist eine Lüge, für welche ich die dich treffende Strafe verschärfen werde. Du hast von dem Raube gewußt, noch bevor überhaupt ein anderer etwas davon erfuhr, denn du selbst bist der Räuber!"

Ein guter Inquirent hütet sich bekanntlich, dem Inquisiten das Verbrechen in dieser Weise auf den Kopf zu sagen. Er versucht vielmehr, denselben mit einem Netze von scheinbar unwesentlichen Fragen zu umgeben, aus welchem dann, wenn die letzte Masche zugezogen ist, der Angeschuldigte nicht zu entrinnen vermag. Eine solche ins Gesicht geschleuderte Behauptung aber kann die Ueberführung des Verbrechers leicht zur Unmöglichkeit machen. — Hu-tsin stellte sich erschreckt und antwortete:

„Was waren das für Worte! Was sagt Ihre Herrlichkeit! Ich soll es sein, welcher die Götter geraubt hat, ich, der ich der gläubigste und eifrigste Anhänger des großen und heiligen Unterrichtes bin? Welch eine Anschuldigung! Ich kann beweisen, daß ich von früh bis jetzt meinen Laden, meine Wohnung nicht verlassen habe!"

Küstenbild im westlichen England zur Ebbezeit.

„Das kannst du beweisen, ja; aber du hast zwei Männer mit der That beauftragt, welche dir die geraubten Götter dann gebracht haben!"

„Ich? Ehrwürdigster Herr, ich weiß nichts davon!"

„Lüge nicht! Du hast die Götter in deinem Garten vergraben lassen!"

„Wer hat das gesagt? Wer will das behaupten?"

„Wing-kan, dein Nachbar, welcher alles gesehen hat und nun als Ankläger hier vor dir steht."

„Dieser? Meine demütige Bewunderung Ihrer hohen Würde wagt es, Ihnen zu sagen, daß dieser Mann bekanntlich mein Feind ist. Er hat dieses Märchen erdacht, um mich zu Schaden zu bringen."

„Es ist kein Märchen, sondern die Wahrheit. Willst du leugnen, daß du nach Einbruch der Dunkelheit in deinem Garten gewesen bist?"

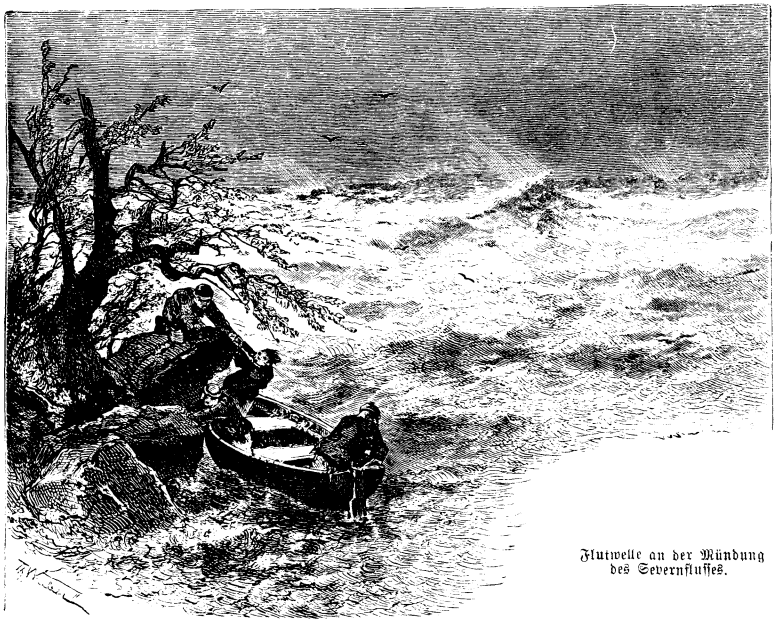
„Nein; das leugne ich nicht."

„Siehst du, daß ich dich sofort überführen werde! Was hast du da vergraben?"

„Nichts, das ich wüßte, nichts!"

„Hast du nicht mit zwei Männern gesprochen, welche die beiden Götter in einer Sänfte gebracht haben?"

„Nein."



Flutwelle an der Mündung des Severnflusses.

„Das ist abermals Lüge, wie ich dir sogleich beweisen werde. Weißt du, mit welcher Strafe der Raub eines Gottes geahndet wird?"

„Ja, mit dem Tode."

„Dieser Strafe bist du verfallen, und nicht du allein, sondern deine Familie mit dir. Auch die Häupter dieser Straße und deiner Abteilung derselben werden sich zu verantworten haben, weil ihre Wachsamkeit eine so unzureichende war, daß eine solche That hier geschehen konnte. Ich weiß genau, wo du die Götter versteckt hast, und werde jetzt nachgraben lassen."

„Ihre Erhabenheit mag dies thun; ich will und kann es nicht verhindern. Meine Unschuld wird dann an den Tag kommen."

Er sagte das im Tone der größten Ueberzeugung. Der Mandarin kannte ihn als einen ehrlichen Mann; er hatte nur schwer an seine Schuld glauben können. Er sah ihm forschend in das Gesicht und sagte dann:

„Dein Ruf ist bisher gut und unbefleckt gewesen; darum möchte ich deinen Versicherungen gern Glauben schenken. Doch wehe dir, wenn wir die Götter bei dir finden! Wing-kan hat alles gesehen. Er weiß, wo du die Heiligen vergraben hast, und wird uns jetzt die Stelle zeigen. Laß die zum Graben nötigen Werkzeuge herbeibringen!"

Sie wurden gebracht und untersucht. Hu-tsin war so vorsichtig gewesen, sie sorgfältig zu reinigen. Es haftete ihnen keine Spur des Schmutzes an, den man an ihnen zu sehen erwartete. Sie waren im Gegenteile so blank und rein, daß der Mandarin kopfschüttelnd sagte:

„Die sind heut nicht im Gebrauch gewesen. Hast du noch andere?"

„Nein."

„So haben wohl die Diebe ihre eigenen Werkzeuge mitgehabt. Vorwärts, Wing-kan, zeige uns den Ort!"

Der Genannte schritt eiligst voran. Er war vollständig überzeugt, daß sein Anschlag gelingen werde. Bei der betreffenden Stelle angekommen, blieb er stehen, nahm einem der Polizisten die Laterne aus der Hand, ließ das Licht derselben zur Erde fallen und sagte in triumphierendem Tone:

„Hier ist es! Ihre Erhabenheit wird bemerken, daß hier vor ganz kurzer Zeit gegraben worden ist. Man suche nach!"

„Ja, man suche nach!" befahl der Mandarin. „Jetzt wird es sich entscheiden, welchen von euch beiden ich bestrafen zu lassen habe, ihn als Götterdieb oder dich als Verleumder gegen ihn und Lügner gegen die Obrigkeit."

Es wurde ein Halbkreis um die an der Mauer liegende Stelle gebildet, und zwei Polizisten griffen zu Spaten und Schaufel, um die Nachgrabung zu beginnen.

Wing-kan war seiner Sache ganz gewiß, wie man aus seiner zuversichtlichen Miene ersehen konnte; aber auch Hu-tsin zeigte keine Spur von Angst. Aber sehr bald war in dem Gesicht des ersteren eine Veränderung zu bemerken, welche immer größer wurde, je tiefer die Polizisten in die Erde kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ebbezeit.

Wie Felsenmauern senken sich mehr oder weniger steil oder terrassenförmig die Küstenklippen des westlichen Englands zum Meere ab, an ihrem Fuße dem schmalen Strande entlang bestreut mit mächtigen Felsblöcken und Rollsteinen, welche der Einfluß von Frost und Tauwetter von ihren Wänden losgesprengt hat. Zur Zeit der Flut, wenn die hohen Wogen des Atlantischen Ozeans unter dem Druck des Windes hereinrollen, umtost eine wild rauschende Brandung den Fuß dieser Klippen und verstärkt sich noch durch den Bruch der Wasserfluten an den Rollsteinen. Dem kühnen Schwimmer, wie dem Ruderer im kleinen Boote ist es dann an vielen Stellen beinahe unmöglich zu landen, wenn sie nicht an diesen Rollsteinen und Felsen zerschellt werden wollen, und schon von oben herunter gesehen, gewährt diese brandende See einen großartigen, wilden, schaurig-schönen Anblick voll unbeschreiblichem Leben. Wenn aber die Flut zurücktritt und der Ebbe weicht, verändert sich der Eindruck. Der schmale Strand tritt allmählich zu Tage, bedeckt mit dem feinen Sande des Meeresgrundes, welchen die Grundströmung aufgewühlt und herangespült, den die Flut am Strande aufgehäuft hat, im Verein mit Muscheln und Schaltieren, mit den verschiedenen bunten Tangen, mit den Krustern, Würmern und anderen Seetieren, die gleichfalls angespült und von der zurückweichenden See zurückgelassen worden sind. Jetzt ist keine Gefahr mehr dabei, nach dem schmalen Strande hinunterzuklettern und das mannigfaltige Strandgut aufzulesen, das dort zurückgeblieben ist und dessen sich namentlich die Kinder gerne bemächtigen. Die Kleinen lieben es, auf dem weichen feuchten Sande zu spielen, wie der Knabe auf unserem vorstehenden Bilde, welcher seinen treuen, gehorsamen Hund halb im Sande vergräbt, um sich das Vergnügen zu machen, denselben dann zu locken und sich an den Anstrengungen zu ergötzen, die das Tier macht, um sich aus dem Sande herauszuarbeiten und denselben aus seinem zottigen Fell zu schütteln. Allein merkwürdiger Weise stimmt der Anblick des Strandes zur Ebbezeit den fremden Beschauer beinah ernster, als das wilde, tobende Leben der Flut und die rauschende Brandung, gerade so wie im Menschenleben, wenn eine Gefahr

oder Not an uns vorübergezogen ist, zugleich mit dem erleichternden und frohen Bewußtsein der Rettung auch ein tieferer Ernst in unser Gemüt einzieht und uns an die Gefahr erinnert, welche uns bedrohte. — Diese Empfindung wird sich auch unserer jungen Freunde bemächtigen, wenn sie dereinst auf der Höhe der Küstenklippen stehen und in das Spiel der Gezeiten blicken werden. Mit einem stillen Danke gegen Gott werden sie die erhabene tröstliche Einrichtung in der Natur preisen, daß nach jeder Flut eine Ebbe, nach jeder Nacht wieder ein Morgen, nach jeder Sorge wieder eine Beruhigung erfolgt.

Der nordische Papagei.

Wenn die ersten wärmenden Sonnenstrahlen das Herannahen des Frühlings verkünden, wenn die Natur aus ihrem langen Winterschlafe zu neuem Leben erwacht, dann schwellt die Brust des Städters, dann kennt er nichts Besseres, als hinaus in die fröhliche Gottesnatur.

Zur Zeit der Hundstagsferien erscheinen die großen Städte fast wie ausgestorben, einige gehen zu Verwandten aufs Land oder beziehen in der Nähe der Stadt luftige Sommerwohnungen, andere wiederum suchen Seebäder oder Gebirge auf; ein jeder aber, dem die Verhältnisse und der Beruf es gestatten, sucht seinen Körper und sein Gemüt durch Aufenthalt im Freien zu kräftigen.

Lange schon vorher werden Reisepläne ausgeheckt, Karten und Kursbücher zur Hand genommen und mit Ungeduld des Tages der Abreise geharrt.

Ueberall wo Menschen zusammenkommen, bildet die Besprechung der geplanten Reise fast ausschließlich den Stoff der Unterhaltung; man könnte diese alles beherrschenden Gedanken das Reisefieber nennen, welches heute nicht nur die Erwachsenen, nein auch schon unsere Jugend ergriffen hat.

Kehrt ihr dann, meine jungen Freunde, aus der schönen Gottesnatur in die enge Schulstube zurück, wer wüßte da nicht von all' den Herrlichkeiten zu erzählen, die er gesehen, der eine hat das weite Meer kennen gelernt, der andere das hohe Gebirge oder gar all die Wunder weit und breit, aber die Heimat — kennt er wenig oder nicht.

Vor allem lernt fast niemand seinen heimischen Wald kennen; er ist ihm mit seinen gleichmäßig hohen Stämmen, seinen Nadeln und seinem dunkeln Grün zu einförmig, zu ermüdend, zu prosaisch.

Und doch ist sein Leben so wunderbar, so geheimnisvoll.

Nur eine Stunde, junger Leser, lege dich in deinen nahen Nadelwald und du wirst das geheimnisvolle Weben unter dir im Moose, das fröhliche Leben über dir in den Zweigen unserer Bäume schätzen lernen.

Niemand von euch, liebe Jugend, möchte ich behaupten, hat sich den einheimischen Papagei näher betrachtet. Ihr werdet lächeln und sagen, o wir wissen wohl, daß der Papagei in Freiheit nur in südlicheren Breiten vorkommt, bei uns nur in Gefangenschaft sich befindet. Ich aber sage euch, ihr habt recht und doch nicht, denn auch in unseren Wäldern lebt er — denn die ganze nördlich gemäßigte Zone ist seine Heimat.

Und sein wunderbares Leben und Treiben lernt ihr am besten nicht etwa im Sommer kennen, nein, im Winter.

Meine Aufgabe ist es heut, euch mit diesem seltsamen Vogel bekannt zu machen; wenn es dann an der Zeit ist, so fahrt hinaus in den Wald, bittet den Förster, er möge euch in den dichtesten Teil des Waldes führen und, wenn ihr unter Bäume gelangt, deren grüne Kienapfel ausgeschält am Boden umherliegen, dann seid überzeugt, hier hat er gehaust, jener dem Papagei so überaus ähnliche Vogel, gemeinhin der Kreuzschnabel genannt.

Der Kreuzschnabel ist der Zigeuner unter den Vögeln, denn er hat kein bleibendes Heim; wenn die Tannenzapfen grün sind, erscheint er, entweder, und zwar wenn der Samen reichlich vorhanden ist, um sich häuslich niederzulassen oder, wenn dies nicht der Fall ist, um ebenso geheimnisvoll zu verschwinden. Wo er aber erscheint, ist er von den Bewohnern gern gesehen, er ist eine Lieblingsgestalt der Sage und Dichtung, welche beide von seinem Leben viel Anmutiges zu berichten wissen.

Die Größe der Kreuzschnäbel ist die der mehrbekannten Stare oder Singdrosseln; die Färbung des Gefieders ist bei den Männchen eine rote; bei den Weibchen eine mehr grünliche; der Schwanz und die Schwingen sind grau mit schwarzen Streifen und der Bauch spiegelt in das Weißlich-grüne über. Das wichtigste Merkmal aber ist sein Schnabel. Derselbe ist stark, nach Papageienart kurz gebogen und endigt in scharfen, nebeneinander hingebogenen Spitzen. Der Oberkiefer schlägt bei einigen rechts, bei anderen wieder links über den Unterkiefer hinweg.

Der große Kopf mit dem starken Schnabel, der kurze Schwanz mit den stämmigen Beinen lassen ihn plump erscheinen. Dieses ist jedoch nur dann der Fall, wenn er am Erdboden umherhüpft; in den Kronen unserer Schwarzhölzer jedoch klettert er sicherst gewandt, indem er sich nach Art der Papageien mit den Schnabelspitzen festhält und forthilft; auch hängt er sich kopfunterst mit Fuß und Schnabel an Zweigen und Zapfen an und verweilt oft minutenlang in dieser schwierigen Position.

Im allgemeinen ist sein Wesen ein munteres und behendes, sein Flug ein schneller und verhältnismäßig leichter; weite Strecken legt er jedoch im Fluge nicht gern zurück.

Die Nahrung der Kreuzschnäbel besteht fast ausschließlich aus dem Samen der Tannen-, Fichten-, Kiefern- und Lärchenzapfen, die sie vermittels ihres starken, gekreuzten Schnabels äußerst geschickt aufzubrechen wissen, um zu den verborgenen Samenkörnern zu gelangen. Die Vögel kommen angeflogen, hängen sich entweder mit dem Kopf nach unten an den Zapfen oder legen ihn auf den Ast, setzen sich darauf und beißen ihn ab. Erscheint ihnen der Zweig zum Aufbrechen des Zapfens nicht geeignet, so nehmen sie den letzteren derart in den Schnabel, daß seine Spitze nach vorne zeigt und fliegen auf einen ihnen geeignet erscheinenden Ast. Das Aufbrechen geschieht mit dem Schnabel vermittels einer Seitenbewegung des Kopfes.

Andere aus öligen Sämereien bestehende Nahrung, wie z. B. Hanf, nehmen die Kreuzschnäbel nur im Notfalle zu sich, dagegen sind ihnen Kerbtiere, insbesondere Blattläuse, eine stets begehrenswerte leckere Beute.

Die nordischen Papageien sind äußerst gesellige Tiere, sie leben in großen Gesellschaften vereint und sondern sich nur während der Brutzeit in einzelne Paare ab, ohne jedoch hierdurch den Verband der Gesellschaft ganz aufzugeben.

Vor Tagesanbruch schon streifen sie im Walde auf und nieder oder ziehen von einem Gehölz zum anderen. Mittags jedoch und nachts ruhen sie in Massen vereinigt dicht bei einander.

„Zock, zock", „Göp, göp" oder „Gip, gip" sind Lockstimmen, sowohl des Männchens, wie des Weibchens.

„Zock" rufen sie sich gewöhnlich im Sitzen zu, „Göp" stoßen sie während des Fluges wie auch im Sitzen aus, „Gip" aber ist die Stimme der Zärtlichkeit, die sie sich einander zurufen. Das Männchen hat außerdem einen vielen außerordentlich ansprechenden Gesang.

Die Kreuzschnäbel nisten zu allen Jahreszeiten, im Hochsommer sowohl wie im eisigen Winter, eine Unbill des Wetters vermag sie nicht zu stören. Ihr Nest, aus Fichtenflechten, Heidekraut und Moos konstruiert und mit Federn, Grashalmen und Kiefernadeln ausgelegt, bauen sie auf den prächtigsten Bäumen, sowohl auf einem dicken Ast am Stamme, als auf einem dünnen, weitvorspringenden Zweige.

Ihr Gelege besteht aus 3—4 verhältnismäßig kleinen Eiern, von grau- oder bläulichweißer Grundfarbe mit rötlichen oder bräunlichen verloschenen Flecken. Zu ihren Jungen sind sie sehr zärtlich. Die denselben gleich vom ersten Tage an gegebene Atzung besteht aus Holzsamen, den die Eltern vorher im Kropfe aufweichen. Die Fütterungszeit ist eine ziemlich langdauernde.

Jagd und Fang der Kreuzschnäbel ist eine leichte, da ihre Geselligkeit und Liebe

zu einander eine so innige ist, daß sie dieser wegen ihre Freiheit oft leichtfertig aufs Spiel setzen. Oft wenn der eine der Gatten erlegt ist, bleibt der andere auf dem Zweige ruhig sitzen oder, fortgeflogen, kehrt er an den Ort der Gefahr zurück, den liebenden Gefährten zu suchen. Zum Zweck des Fanges werden Stangen mit Fichtenzweigen buschartig bekleidet und an diese Leimruten befestigt. Die Stangen werden vor Tagesanbruch auf Waldblößen aufgestellt und ein Lockvogel im Bauer darunter gesetzt. Vorüberfliegende Genossen, welche den Lockruf des Gefangenen hören, setzen sich meist auf die ausgelegten Leimruten und werden so eine leichte Beute des Nachstellers.

Die Kreuzschnäbel, welche besonders im Winter, wenn dicker Schnee auf den Aesten liegt und sie sich mit ihrem bunten Gefieder grell abheben, eine prächtige Zierde unserer Schwarzhölzer bilden, gedeihen auch in der Gefangenschaft. Sie lernen ihren Pfleger bald kennen und werden so zahm, daß dieser sie auf der Hand, der Schulter oder auf dem Kopfe im Zimmer umhertragen kann.

Wenn ihr nun, liebe Freunde, einst in den Besitz eines solchen kleinen, munteren Lieblings kommen solltet, so gebt ihm keinen Bauer aus Holz oder Draht, denn seine Stäbe würde er vermittels seines kräftigen Schnabels bald zerbeißen; nehmt vielmehr einen Käfig aus starken Messingstangen, wie sie für Papageien im Gebrauch sind.

Lernen diese Vögel auch selbst bei gelöster Zunge nicht sprechen, so ist doch ihr ganzes Benehmen das der Papageien, woher denn auch alle großen Zoologen und Naturgeschichtsschreiber ihnen den Namen „der nordische Papagei" zugelegt haben.

Wenn ihr ihn in der Gefangenschaft meist wohl auch mit Hanfkörner ꝛc. füttern werdet, so vergeßt doch nicht, auch Kienäpfel oder ein Stückchen Holz ins Bauer zu legen, damit er, wie es seine Natur verlangt, sich seinen Schnabel wetzen kann.

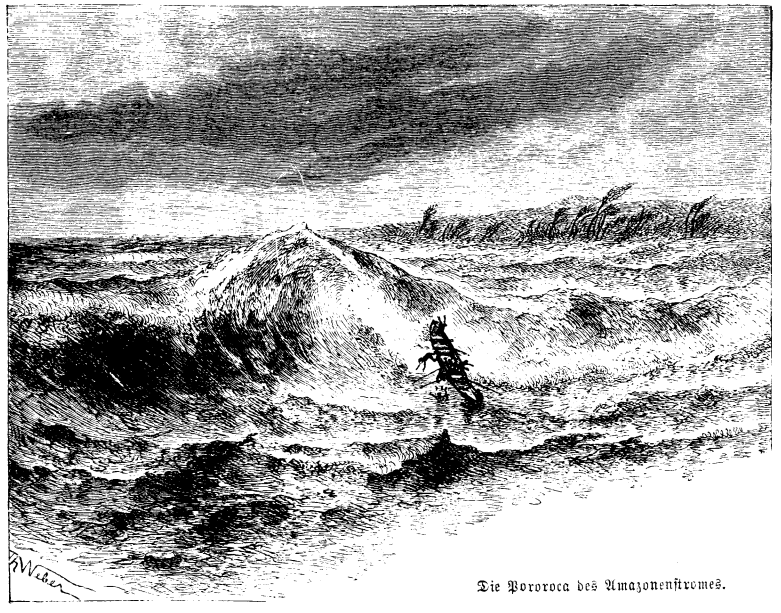
Das Urbild aller Robinsonaden.

Unter denen, welche überhaupt lesen, werden sich wohl nur wenige befinden, die nicht den „Robinson", diese berühmteste und bekannteste aller Jugendschriften gelesen, und an den Schicksalen seines interessanten Helden den lebhaftesten Anteil genommen hätten.

Das Urbild aller Robinsonaden sind bekanntlich die im Jahre 1719 erschienenen „Abenteuer Robinson Crusoes" von Daniel Defoe, wobei die Erlebnisse des schottischen Matrosen Alexander Selkirk auf der an der Westküste von Südamerika gelegenen Insel Juan Fernandez zu Grunde gelegt sind. Selkirk ist indessen keineswegs der erste gewesen, den ein derartiges Schicksal getroffen hat, welches in früheren Jahrhunderten, wo die See noch weniger bekannt war, als heute, ohne Zweifel mehr als einem widerfahren ist. Der erste uns bekannte „Robinson" ist der spanische Matrose Pedro Serrano, welcher zur Zeit Karl V. lebte und dessen Abenteuer von Garcilasso de la Vega berichtet werden. Er wurde bei einem Schiffbruche auf eine, später nach ihm benannte, unfruchtbare, kleine Insel im Karaibenmeere, gegenüber der Küste von Nikaragua geworfen, wo er während ein Reihe von Jahren ein überaus elendes Leben führte.

Zu einer eigentlichen Robinsonade würden seine Leiden kaum einen geeigneten Stoff geboten haben, da sein Leben ein zu einförmiges war, als daß ein Schriftsteller, wenn er nicht seine Phantasie allzusehr zu Hilfe genommen hätte, demselben ein besonderes lebhaftes Interesse abgewonnen haben würde. Auf seiner Insel gab es weder Lamas noch Papageien oder überhaupt irgend welche Tiere. Ebenso fehlten dort Zitronenbäume, Kotespalmen und alle die zahlreichen anderen Bäume, deren Wipfel wir im Robinson Crusoe geheimnisvoll rauschen hören. Auf der Insel Serranos findet sich nichts als Sand, dessen trostlose Oede hin und wieder von einzelnen mageren Gras- und Krautbüscheln unterbrochen wird, zu denen die Vögel den Samen von dem etwa 200 Seemeilen entfernten Festlande herübergetragen haben. Da die Insel keinen Baum enthält, der dem Schiffbrüchigen gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne Schatten geboten hätte, so war dieser, sobald die Sonne höher stieg, genötigt, bis an den Hals in das Wasser zu gehen, um sich auf diese Weise Kühlung zu verschaffen. Seine Nahrung bestand ausschließlich aus Vogeleiern und den Seetieren, welche zur Flutzeit vom Meere auf die, seine Insel meilenweit umgebenden Sandbänke geworfen wurden und nach dem Zurücktreten des Meeres hier liegen blieben. Die große Ausdehnung dieser Bänke, so nützlich ihm dieselben auch sonst sein mochten, war es auf der anderen Seite, welche ihm die Hoffnung auf Rettung aus seiner schrecklichen Lage raubte, indem sie die Schiffe von der Nähe seiner Insel abhielt.

Da Serrano keinerlei Hilfsmittel besaß, um seine zu Grunde gegangene Kleidung zu erneuern, so mußte er zuletzt völlig nackt gehen. Gegenüber dem fortwährenden Wechsel von Frost und Hitze, den er zu ertragen hatte, half sich bei ihm die Natur damit, daß sie seinen Körper mit langen Haaren bedeckte, so daß er schon nach Verlauf von drei Jahren mehr einem Bären als einem Menschen ähnlich sah. In diesem Zustande wurde er von einem Schicksalsgefährten aufgefunden, welcher gleichfalls durch einen Schiffbruch auf die Insel geraten war und in einem anderen Teile derselben bereits mehrere Jahre gelebt hatte. Als die beiden Unglücklichen sich eines Tages erblickten, hielt jeder den anderen für den Teufel und beide begannen, wie de la Vega berichtet, mit lauter Stimme das Credo zu beten. Nachdem sie noch gemeinschaftlich vier Jahre auf der Insel gelebt hatten, wurden sie durch ein Schiff aufgenommen und nach Europa gebracht, wo Serrano in seinem adamiti-



Die Pororoca des Amazonenstromes.

schen Zustande Karl V. vorgestellt wurde, der dem Unglücklichen aus Mitleiden ein Jahrgehalt anwies. Serrano lebte indessen nur noch kurze Zeit; sein Leidensgefährte war schon unterwegs gestorben.

Von den Schicksalen dieses ältesten Robinson ist nichts auf die späteren Robinsonaden übergegangen als die Lage seiner Insel, indem auch Campe den Schauplatz seiner Erzählung, statt nach Juan Fernandez in das Karaibenmeer verlegt. Außer den noch heute vorhandenen Bearbeitungen von Campe und Defoe gab es im vorigen Jahrhundert wo die Robinsonlitteratur sehr reichhaltig war, fast für jedes Land eine besondere. Der erste Nachfolger des Defoe war der sächsische, welcher 1722 erschien; dann folgte ein persianischer, ein geistlicher, französischer, moralischer, polnisch-preußischer, thüringischer, nordischer, spanischer, schwäbischer, brandenburgischer, schwedischer, holländischer, gelehrter, pfälzischer, westfälischer, dänischer, fränkischer, isländischer, hessischer, faräischer, leipziger, deutscher, niedersächsischer, amerikanischer, schweizerischer, medizinischer, jüdischer, biscajischer und unsichtbarer Robinson. Um auch der Frauenwelt etwas zu bieten, gab es daneben noch eine böhmische und ostfriesländische Robinsonin, eine europäische Robinsonette und schließlich die „abenteuerliche Geschichte des Robinson und der Robinse". Von allen diesen einst viel gelesenen Variationen hat die Campesche Bearbeitung das meiste Glück gehabt. Sie ist in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und wohl in ebenso vielen Exemplaren gedruckt worden, als alle andern Robinsonaden zusammen.

Ostereier.

1.

„Jungens," sagte der dicke, behäbige Gutsbesitzer Jodokus Winkelmann zu seinen vier Söhnen, „wenn ihr Ostereier wollt, so müßt ihr euch die Eier zum Färben und Ausstaffieren schon selbst aus unseren Hühnernestern suchen! Mutter hat's erlaubt; sie will euch alles, was ihr heute findet, preisgeben. Nicht einmal die Eier von Mutters Lieblingshenne „Gackeleia" bilden diesmal eine Ausnahme."

„Hurra, Ostereier! Hurra, Eier suchen!" schrieen die munteren Jungen durcheinander und vollführten, um ihrer Freude einen sichtbaren Ausdruck zu geben, ein paar Luftsprünge. „Unser guter Vater soll leben, und unsere beste Mutter daneben! Wir machen gerne von Mutters Erlaubnis Gebrauch, und Vaters Wunsch ist uns Befehl. ‚Gakeleia' sei die Losung und ‚Mistkratzerle' das Feldgeschrei! Auch ‚Hinkel' und die ‚Klaterhenne' sollen daran glauben — d. h. hergeben, was sie haben. Hurra, Ostereier! Hurra Eiersuchen!" Damit stürmten die frischen, flinken Jungen auf die Tenne hinaus.

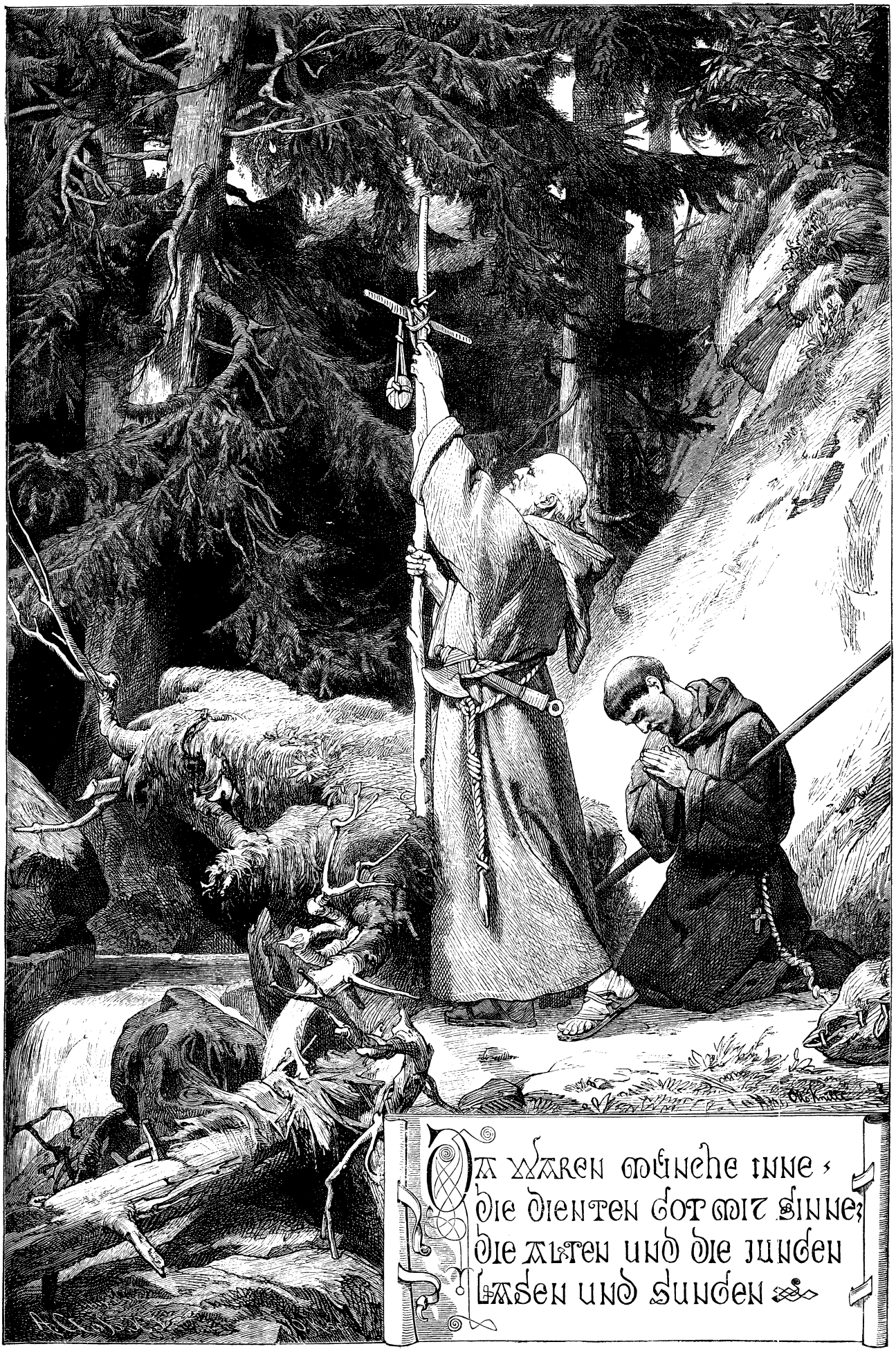
Die jugendlichen Söhne des Gutsbesitzers Winkelmann besuchten alle vier das Gymnasium zu Münster, wo sie unter ihren Mitschülern den Spitznamen „die vier Haimonskinder" führten. Sie kennzeichneten ihre Familien-Zusammengehörigkeit nicht so sehr durch ähnliche Gesichtszüge, als durch gleiche dunkelblaue Tuchanzüge — seitdem Mutter Winkelmann einmal auf einem städtischen Ausverkaufe ein Stück dunkelblauen Tuches von hundert Ellen gekauft hatte, und seitdem der Winkelmann'sche Leibschneider Lukas Leisegang diesen Stoff nach und nach zu Anzügen für die jungen Herrn verarbeitete. Ignaz, der jüngste, saß mit seinem dunkelblauen Tuchanzuge in der Quinta; Valentin, der zweitjüngste, mit einem dito Anzuge in der Untertertia; Heribert, der drittjüngste, mit einem dito in der Untersekunda; und Julius, der älteste, mit dito in der Oberprima. Sie lernten alle gut, denn sie hatten helle Köpfe und waren fleißig. Heute, wo wir sie kennen lernen, sind sie auf Osterferien im elterlichen Hause zu Besuch.

Als sie, um Eier zu suchen, mit lautem Hurra auf die Tenne stürmten, stoben dort alle Hühner, welche in einem auf dem Lehmpflaster liegenden Strohhaufen gekratzt und gepickt hatten, ratlos durcheinander, mit Angstgeschrei in ihrer angeborenen Einfalt immer wieder gegen die Wand, die Mauer, den Holzstoß anrennend, bis sich ihren rollenden Blicken oben im Scheunenthor die Oeffnung zeigte, welche ein losgeklappter Viertel-Thorflügel bildete: da entfalteten sie die halblahmen Flügel und flatterten mit Aufgebot aller Kräfte hinauf — und hinaus ins Freie.

„Die ebenso beschränkten als gutmütigen Geschöpfe," sagte Heribert, der Untersekundaner, lachend, „räumen freiwillig das Feld und überlassen uns unterwürfig den Hort, den sie heute Morgen mit so selbstzufriedenem, emphatischem Gackern in ihre Nester niedergelegt haben."

„Und wie nennt der Lateiner dies Gackern der Henne, wenn sie ein Ei gelegt hat?" fragte Julius, der Primaner. Als seine Brüder keine Antwort darauf wußten, antwortete er selbst, nicht ohne Selbstgefühl: „Cacillat, gracillat, glocitat, singultit. Uebrigens," setzte er hinzu, „hab' ich schon in der Morgenfrühe gewußt, daß wir heute einen glücklichen Tag haben würden. Ich hab' dies, wie ein römischer Augur, aus dem hastigen Fressen der Hühner geschlossen. Ihr wißt doch, daß die Römer den Hühnern ein Praesagium beilegten? Sie hielten deshalb heilige Hühner zum Wahrsagen in Staatsangelegenheiten, und Priester und Wärter dazu. Das hastige Fressen der Hühner war ihnen ein gutes, das träge Fressen ein schlimmes Vorzeichen. Freilich regten sich bei den Gebildeteren unter den Römern wohlbegründete Zweifel über diese Diener des Jupiter; als z. B. Publius Claudius im ersten punischen Kriege eine Seeschlacht liefern wollte, und der Hühnervogt verkündete, die heiligen Hühner wollten nicht fressen, da ließ sie Claudius ins Meer werfen und sagte: ‚Wollen sie nicht fressen, so sollen sie saufen!' Er hatte aber das Unglück, die Schlacht zu verlieren, wurde vom Volke verurteilt, und die Thorheit des Hühnerprophezeiens behielt dann noch lange ihr Recht."

Der Oberprimaner Julius imponierte durch diese Gelehrsamkeit seinen jüngeren Brüdern nicht wenig, konnte aber gleichwohl nicht hindern, daß noch während seines Vortrages der kleine Ignaz die Leiter hinaufkletterte, welche zu dem Raum über den Viehställen führte — und daß Valentin und Heribert ihm nachkletterten. In dem Raume über den Viehställen steckte Stroh und Heu in Masse, und darin pflegten die Hühner, welche bekanntlich kein eigentliches Nest bauen, ihre Eier zu legen; auch hingen an den Balken und Pfosten, welche über den Viehställen zur Decke emporstrebten, Bienenkörbe, in



Die Gründung von St. Gallen.

umgekehrter Lage, die Krone nach unten — und wie wenig geistreich auch nach dem Naturforscher Masius das Geschlecht der Hühner ist, so hatten die Winkelmann'schen Hühner es doch begriffen, daß sie in die Höhlungen dieser Bienenkörbe ihre Eier legen sollten. Als der Primaner Julius einsah, daß seine Brüder nicht geneigt seien, weitere gelehrte Vorträge von ihm anzuhören, that er, was das gescheiteste in diesem Falle war — er kletterte ebenfalls die Leiter hinauf. Nur war es kurios: unten auf der Stufenleiter stand diesmal die Prima, dann kam Sekunda, dann Tertia und zu oberst thronte Quinta — es war also rein die umgekehrte Welt, ganz das Gegenteil vom Gymnasium, wo bekanntlich Prima auf der Spitze und Quinta fast am Fuße der Stufenleiter steht. Als die vier Brüder oben waren, begann ein emsiges Suchen und Rascheln im Stroh und Heu. Bald rief die helle Stimme des kleinen Ignaz aus dem entlegensten Winkel unter den Dachziegeln: „Ich hab' ein Nest mit fünf Eiern gefunden! Ich weiß bestimmt, die sind von der Klaterhenne!" — Die Klaterhenne führte ihren Namen von den Federfetzen, mit denen ihre Beine bewachsen waren, und die lang und wirr wie „Klatern" oder Lumpen auf die Füße herabhingen; aber anderseits war die Klaterhenne dafür berühmt, daß sie sehr dicke, sehr weiße und sehr leckere Eier lege; man wird daher die Freude begreifen, womit Ignaz den Fund des Nestes mit den fünf Eiern begrüßte.

Kurz darauf erschallte aus einem anderen Winkel die wehklagende Stimme Heriberts: „O jeh, mir ist der Kater Murr in das Gesicht gesprungen und hat mir jämmerlich die Backen zerkratzt! Ich sah eine Art Hohlweg im Heu und dachte, derselbe führe in ein Hühnerneſt; ich faßte mit der rechten Hand hinein — und da flog mir die verwünschte Bestie prustend und kratzend ins Gesicht."

Kaum hatte Heribert seinen Brüdern, die er zwar nicht sah, aber am Rascheln der Strohhalme hörte, sein Leid geklagt, als ein fürchterliches Gepolter und unmittelbar darauf jenes tiefe Gegrunze und helle Gequieke entstand, welches den Tieren eigen ist, so die berühmten westfälischen Schinken liefern. Ignaz, Valentin und Heribert hörten sogleich in ihrem Suchen auf und riefen angstvoll: „Was ist da geschehen?"

Eine klägliche Stimme — es war die des Primaners Julius — antwortete aus der Tiefe: „O weh, ich bin durch die Holzstangen geglitscht, welche die Stroh- und Heuvorräte tragen; das Stroh gab plötzlich unter meinen Füßen nach — die Stangen mußten dort allzuweit auseinander liegen — und da bin ich unter die ‚weißzahnigen' Schweine geraten, wie Vater Homer das edle Borstenvieh nennt. Sie springen nun, über den unerwarteten Besuch erschrocken, wie verrückt um mich herum, tanzen Schottisch und Galopp und singen mich mit ihren wunderbaren Stimmen an: ‚Was kommt dort von der Höh'?' O, helft mir, liebe Brüder, daß ich aus dieser unliebsamen Gesellschaft mit heiler Haut herauskomme!"

Die drei Brüder, welche dieses Klagelied vernahmen, lachten zwar über die sonderbare Gesellschaft ihres gelehrten Bruders, beeilten sich aber, die Leiter hinabzuklettern, um den Gefangenen zu befreien. Unten angelangt, öffneten sie die Thüre des Stalles. Da ward ihnen ein komischer Anblick: Julius hatte sich mit einem dicken Knüppel bewaffnet, den ihm ohne Zweifel eine zerbrochene Holzstange über seinem Haupte geliefert hatte; mit diesem Knüppel wehrte er die Borstentiere ab, die fortwährend sich höchst respektwidrige Annäherungen an den Oberprimaner erlaubten; seinen Brüdern kehrte Julius den Rücken und so rückwärts schreitend und mit dem Knüttel um sich schlagend, bewegte er sich näher und näher der Stallthüre zu; endlich huschte er hinaus — und flugs wurde die Thür von den Dreien zugeschlagen. Drinnen im Stalle entstand noch einmal ein gewaltiges Grunzen und Quieken, als wollten die Weißzahnigen sagen: „Wie dumm, daß uns der Kerl entwischt ist!" Die vier Brüder lachten nun, nachdem das Abenteuer glücklich überstanden, um die Wette; doch wollte es den jüngeren scheinen, als ob der Oberprimaner sich ein wenig gedemütigt fühle durch die Rolle, die er so unfreiwillig gespielt.

„Auf die Tribüne an dieser Seite bringt mich keiner wieder hinauf!" bemerkte Julius in ärgerlichem Ton. „Ich überlasse sie euch und wende mich der jenseitigen ‚Hille' zu. Uebrigens — erinnert ihr euch noch an die Geschichte vom letzten Herbst? Ihr wißt, wir hatten Einquartierung, und da war ein Soldat von dem Raume über den Ställen, wo das Stroh steckt und wo er geschlafen hatte, morgens heruntergefallen. Er trug ein paar leichte Schrammen im Gesicht davon, sonst nichts. Beim Appell meinte der Hauptmann, der Musketier Kreihenbäumer (so hieß der Leichtverwundete) habe sich geprügelt; aber Kreihenbäumer versicherte im Gefühl seiner Unschuld treuherzig: ‚Nein, Herr Hauptmann, ich bin von der Hille gefallen.' — ‚Hille? Hille?' fragte der Hauptmann, ‚was ist denn das für ein Ding?' Da trat der kleine Leutnant von Powelwitz vor und sagte: ‚Erlauben der Herr Hauptmann, Hille ist die zweite Etage vom Kuhstall.' Der Hauptmann lachte über diese gewählte Ausdrucksweise laut auf und da der Hauptmann lachte, so glaubte die ganze Kompanie leise lächeln zu dürfen ... Ich, der Julius Winkelmann, besteige also die jenseitige Etage vom Kuhstall, um Eier zu suchen."

Ihm folgte der kleine Ignaz, welcher die fünf Eier der Klaterhenne glücklich geborgen hatte; die beiden andern Brüder, Valentin und Heribert, kehrten nach ihrem früheren Revier zurück, das sie noch nicht ganz abgesucht hatten.

Bald darauf schallten helle Zurufe herüber und hinüber, welche verkündeten, daß das Suchen einen glücklicheren Verlauf hatte als bisher.

„Hurra, ich hab' ein Nest mit zehn Eiern gefunden!" rief Julius. „Die sind unfehlbar von der gelben Henne, welche ich immer auf diese Hille fliegen sah."

„Und ich hab'," schrie Heribert mit der Stimme eines öffentlichen Ausrufers, „in einem Bienenkorb drei Eier entdeckt, schöne, dicke Eier mit gelblicher Schale — die sind gewiß von der ausländischen Henne, welche immer die Augen so verdreht, daß Lisbeth, die Viehmagd, mit geheimnisvoller Stimme prophezeit, es gebe einen Wirbelsturm."

„Wollt ihr wissen, wo ich ein Nest mit sieben Eiern gefunden habe?" rief Valentin aus dem fernsten Winkel der Tenne. „Hört, hier ganz hinten unter den Dachsparren, d. h. unter den kleinen Querbalken, welche am Fuß der Dachsparren als Träger sich spreizen, hat Gackeleia diesmal ihre Eier versteckt; ich sah Mutters Lieblingshuhn vom Neste fliegen. Das ist ein Fund! Sieben der prächtigsten Eier, wie nur Gackeleia sie zu legen versteht! Wäre ich nicht so schlank und dünn, so hätte ich gar nicht unter den Dachwinkel kriechen können — der große und dicke Julius wäre unfehlbar zwischen den Sparren stecken geblieben, um vielleicht

nach tausend Jahren als ägyptische Mumie herausgezogen zu werden."

„Alle neune!" schrie der kleine Ignaz im Tone eines Kegeljungen aus seiner Ecke heraus; „Mistkratzerle hat sich fürwahr ein weiches Plätzchen im Heu ausgesucht, um ihre Tagesleistungen zu verstecken!"

So schallten noch eine Zeitlang die Stimmen herüber und hinüber.

Dann rief Julius mit seiner kräftigen Baßstimme: „Ich glaube, daß wir genug Eier haben, Jungens, und schlage vor, daß wir uns auf der Tenne unten sammeln, um unsere Funde gemeinsam in einen Bienenkorb zu schütten und die Gesamtsumme zu zählen."

Die andern erklärten sich einverstanden, man stieg die Leitern hinunter, sorgsam die gesammelten Schätze vor dem Zerbrechen hütend.

Der letzte, der herabstieg, war der kleine Ignaz. Er hatte den unteren Saum des blauen Leinenkittelchens, das er im Hause gern zu tragen pflegte, mit den Zähnen gepackt, und in der tiefen Falte drin trug er seine gefundenen Eier.

„Paßt auf, das gibt einen Hauptspaß!" flüsterte der schalkhafte Heribert dem Julius und Valentin zu. Dann rief er plötzlich mit lauter Stimme: „Wieviel Eier hast du im ganzen, Ignaz?"

Der unbedachte Ignaz antwortete: „Fünfzehn!" Aber dabei öffnete er selbstverständlich den Mund — der Kittel entwischte den Zähnen — und die Eier polterten alle fünfzehn auf das harte Lehmpflaster der Tenne, wo sie ebenso selbstverständlich zerbrachen.

Heribert hielt sich die Seiten vor Lachen. „Die Eier fallen wie Manna vom Himmel!" meinte er. Die andern Jungen aber wollten diesen „Scherz" durchaus nicht billigen; sie bedauerten mit Recht den Verlust der schönen Eier; der kleine, gefoppte Ignaz war dem Weinen nahe. „Vertilgt nur schleunigst die Spuren," kommandierte Julius, „damit die Eltern nichts merken! Es ist wahrlich unrecht, daß wir so ihre Güte mißbrauchen."

Der Befehl wurde ausgeführt. Dann legte man die heilen Eier vorsichtig in einen Bienenkorb, eins nach dem andern; man zählte dabei jedes Stück und erhielt die ansehnliche Zahl von 47 Eiern. „Hurra, 47 Ostereier für uns!" schrieen die quicken Jungen im Chore, als Julius das Ergebnis des Suchens bekannt gemacht hatte.

2.

In einem hellen, geräumigen Zimmer des Winkelmannschen Hauses saßen am Nachmittag desselben Tages, wo eine gewaltige Aufregung unter das gesamte Hühnervolk des Gutshofes gefahren zu sein schien, die vier Winkelmannschen Brüder — sie wurden, beiläufig bemerkt, von den landbewohnenden Nachbarn „das Kleeblatt vier" genannt, gleichwie sie bei ihren städtischen Mitschülern „die vier Haimonskinder" hießen — an einem großen, runden Eichentische, der in der Mitte des Gemaches stand, wie König Artus' Tafelrunde. Die Winkelmannsche war nun aber mit allerlei seltsamen Dingen beladen, d. h. seltsam in ihrer Zusammenstellung. Nur wenn man wußte, daß hier in der Stube Ostereier hergerichtet werden sollten, konnte man die Zusammenstellung so verschiedenartiger Gegenstände begreifen. In der Mitte des Tisches prangte also, wie ein schmückender Tafelaufsatz bei einer Festtafel, eine große irdene Schüssel mit blendendweißen Eiern; der Dampf, welcher von denselben in dichten Wolken zur Zimmerdecke emporwirbelte, verriet, daß die Eier gekocht waren und soeben das siedende Wasserbad verlassen hatten. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, so umstanden allerlei kleinere Gegenstände in Gruppen die Schüssel. Da war ein Farbkasten mit den verschiedensten bunten Farbküchlein und mit feinen wie groben Haarpinseln; da lag ein Etui mit bunten Kreidestiften; da stand ein rundes Porzellannäpfchen mit „geriebener", d. h. flüssig gemachter schwarzer Tusche, und ein paar geschnittene Gänsefedern ruhten träumerisch daneben; da lagen Läppchen von rotem, grünem und schwarzem Glanznessel; auch einige Fäden bunten Wollgarnes spannen still ihr Dasein fort; ein Häufchen schwarzer Schafwolle (unzweifelhaft von dem Winkelmannschen Bocke „Pluto" stammend) leistete einem Päckchen hellblonden Flachses Gesellschaft, und Flachs wie Wolle spiegelten sich in einem Bogen grünen Glanzpapieres, worauf sie lagen; ein Töpfchen mit dickflüssigem Gummi arabikum vertrat das bindende Element unter dieser gemischten Gesellschaft, wurde aber in Schranken gehalten von einer scharfen Papierschere, der man es auf den ersten Blick ansah, daß sie das trennende Element vertrat.

„Ich denke," nahm der Primaner Julius das Wort, indem er einen prüfenden Blick über die beladene Tafel gleiten ließ, „ich denke, wir haben unsere Siebensachen jetzt bei einander, um zum Werke, das wir ernst bereiten, übergehen zu können. Die Eier sind soweit abgekühlt, daß man sich nicht die Finger daran verbrennt, und doch noch hinreichend warm, auf daß die aufzutragenden nassen Farben schnell auf der Eierschale trocknen. Ich nehme also eins der Eier — es scheint mir von unserer lieben Gackeleia herzustammen — aus der Schüssel, bringe es vor meine Künstleraugen und beschließe, das Haupt des Doktors Eisenbart berühmten Angedenkens daraus zu machen. Die unerhörten, unglaublichen, höchst wunderbaren Kuren haben den guten Doktor gewiß genug Nachdenken gekostet, wenn er auch in dem weltbekannten Liede sich so anstellt, als hätte er alles nur so aus dem Aermel geschüttelt; Nachdenken aber greift den Kopf an, und ein angegriffener Kopf muß Haare lassen; deshalb wird meine Büste des berühmten Doktors eine Platte erhalten. Ich brauche hierzu nur das runde Ende des Eies einfach stehen zu lassen und mit angefeuchteter brauner Sepia und einem feinen Pinselchen ein spärliches Kränzlein von Haaren herumzumalen. Seht so! Leuchtend wie Vollmondschein hebt sich die kahle Platte aus dem Gewölk der braunen Haarbüschel. Der Nacken meines Mannes darf ebenfalls weiß bleiben. Die Umrisse der Ohren ziehe ich mit diesem blaßroten Kreidestift, womit ich auch die Gesichtsfarbe, namentlich die Wangen, ganz leicht entwerfe; in Ermangelung eines Kreidestiftes könnte ich auch mit angefeuchtetem, blassem Karmin und einem Pinselchen die Ohren und Wangen malen. Die Lippen werden ebenfalls mit rotem Kreidestift oder Karmin hergestellt. Den hervorstehenden Zähnen lasse ich die natürliche weiße Farbe der Eierschale. Die Lücken zwischen den Zähnen male ich mit Dunkelrot aus — man sieht nämlich den Gaumen des berühmten Mannes. Nase und Brille wollen weniger durch die Malerei, als durch die Plastik hergestellt sein. Ich nehme ein Stückchen dickes, weißes Zeichenpapier und mache eine gerade Falte hinein; diese Falte bildet den Rücken der langen und spitzen Nase; dann schneide ich mit der Schere die beiden Nasenflügel aus, und oben, an der Nasenwurzel, lasse ich gleich die runden Brillengläser, oder vielmehr deren Einfassung, herauswachsen.

So, nun hätte ich die Form — es fehlt nur noch die Farbe! Die Nasenspitze wird mit Rotstift oder feuchtem Karmin bearbeitet; die Brillenringe werden mit Bleistift schattiert, was gewissermaßen an Metall erinnert. Nun klebe ich das Ganze mit Gummi arabikum an die Eierschale. Daß du die Nase ins Gesicht behälst! würde Onkel Bräsig sagen. Es fehlen noch die Augenbrauen, welche mit einem feinen Pinsel und Sepia aufgetragen werden — und die höchst pfiffig blinzelnden Aeuglein, welche mit einigen blaßroten Kreidestrichen angedeutet werden. Damit das Haupt unseres Doktors Eisenbart nun auch ein „erhabenes" sei, werde es getragen von einem vorn geschlossenen schwarzen Pelzkragen, der sich vortrefflich aus diesem Läppchen schwarzen Krimmers, das uns die Mutter gegeben, herstellen läßt. Der Kragen wird zunächst vorn zusammengenäht; dann wird in die obere Oeffnung, die etwas enger sein muß als die untere, das Ei mit seinem spitzen Ende hineingesteckt und mit schnell trocknendem Leim darin befestigt."

— „Julius beschloß das Haupt des Doktor Eisenbart berühmten Angedenkens daraus zu machen." —

— „Recht possierlich saß ein rotes ‚Fes, mit blauer Trodbel auf dem Affenhaupte." —

So erläuterte der Primaner Julius sein Verfahren. Als die kleine Büste des weltberühmten Doktors Eisenbart endlich auf dem Tische stand, mit höchst pfiffigem Lächeln aus ihrem Pelzkragen hervorschauend, da brachen die drei bisher unthätigen Brüder in ein lustiges Gelächter aus. „Ganz famos! Wirklich allerliebst! Wie werden die Eltern sich wundern!" schallte es aus dem Munde der drei durcheinander.

„Ich habe euch nun," nahm Julius wieder das Wort, „an einem Beispiele gezeigt, wie man die Sache mit dem Ausschmücken der Ostereier anzufassen hat; ich darf daher wohl die Aufforderung an euch richten, daß ihr euch jetzt auch an dem vergnüglichen Werke beteiligt. Nehme ein jeder ein Ei, und dann folgt eurem Genius! Ich selbst gehe ebenfalls zu einer neuen Leistung über."

Die drei jüngeren Brüder folgten dem Beispiel des ältesten und langten in die Eierschüssel. Aber während Julius sich sofort ans Bemalen und Bekleben gab, mußten Ignaz, Valentin und Heribert erst hin und her denken, was sie aus ihren Eiern machen sollten. „Das ist ja gerade so," bemerkte der kleine Ignaz, „als wenn man einen deutschen Aufsatz machen soll und den Anfang nicht finden kann; da kaut man an der Feder und zermartert sich den armen Kopf." — Aber endlich schien doch jeder von den dreien eine „Idee" gepackt zu haben, denn Ignaz sowohl als Valentin und Heribert machten sich eifrig an die Arbeit.

Es entstand jetzt eine längere stumme Pause, bis plötzlich der kleine Ignaz schrie: „Fertig!"

„Laß sehen, was du zustande gebracht hast!" bemerkte Julius, und auch Valentin und Heribert blickten von ihrer Arbeit auf. Ein herzliches Gelächter, das die drei wie auf Kommando ertönen ließen, verriet, daß des kleinen Ignaz Arbeit recht humoristisch geraten sein mußte. Und so war es in der That. Das Ei war zum Haupte eines Bauern umgewandelt, der Zahnweh hat. Ein Bauer, der Zahnweh hat, guckt bekanntlich am verdrießlichsten von allen Menschenkindern in die Welt hinein. Dieser Gesichtsausdruck war dem jungen Künstler vortrefflich gelungen. Das eine Auge des geplagten bäurischen Kopfes war vor Schmerzen halb zugekniffen, das andere glotzte um so größer und wütiger in die Welt, als wollte es drohen: „Wer hat Lust, mit dem Jakob Mispelkamp anzubinden, der komm' heran — ich hau' ihm alle Knochen im Leibe kaputt!" Von der Nase, die wie aus Kalbfleisch geschnitten dareinsah, so plump und so massig, zogen sich ein paar scharfe Falten bis zu den Winkeln des breiten Maules hin. Der Stoppelbart deutete an, daß Jakob Mispelkamp die Pflege seines äußeren Menschen gänzlich eingestellt hatte, seitdem sich das verwünschte Zahnweh fühlbar gemacht. — Und mit was für einfachen Mitteln hatte der kleine Ignaz das Ei zu diesem ergötzlichen Bauernkopfe umgewandelt! Die Perücke,

— „Ein Bauer, der Zahnweh hat, guckt bekanntlich am verdrießlichsten von allen Menschenkindern in die Welt hinein." —

recht wirr und strähnig, hatte er aus hellblondem Flachs mittels Gummi arabikum auf das runde stumpfe Ende des Eies geklebt; dann hatte er ein Streifchen schwarzer Seide als Zahnwehtuch um Kinn und Backen gebunden und oben auf dem Schädel zu einer großen Schleife verschlungen. Die Gesichtszüge hatte er teils mit Rotstift, teils mit der Feder und schwarzer Tusche gezeichnet; die Augäpfel waren

blaugrau; die Bartstoppeln waren durch schwarze Tuschstrichlein angedeutet.

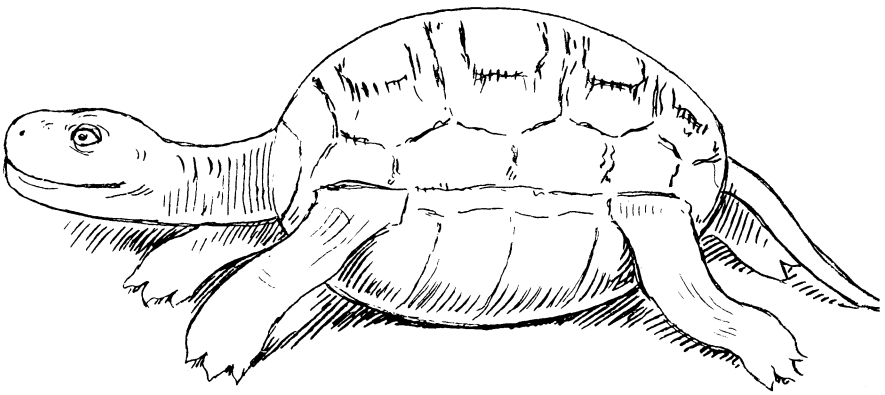
Ignaz erntete für seine Leistung das aufrichtigste Lob von seiten seiner Brüder.

Dann zeigte Heribert seine Arbeit vor, einen Affenkopf, der ebenfalls recht gelungen war. Heribert hatte das ganze Ei mit hellbrauner Farbe angetuscht, doch hatte er die Gesichtspartie etwas heller als den Nacken gelassen. Nase, Augen, Mund, Ohren hatte er mit schwarzer Tusche und der Feder gezeichnet. Ein Backenbart war von schwarzer Schafwolle angeklebt. Recht drollig saß ein aus rotem Zeug geklebtes „Fes" mit blauer Troddel von Wollfäden auf dem Affenhaupte.

Valentin hatte sein Ei vorwiegend mit schwarzer Tusche bemalt, wobei er die Umrißlinien einfach weiß ausgespart hatte. Man sah das Ei zu dem Oberkörper eines höchst gelehrt blickenden Männleins umgestaltet, dessen Haupt sehr tief in der Leinwand steckte, nämlich in eckigen Stehkragen und noch tiefer in dem hochstehenden Kragen des schwarzen Rockes. Die Figur war höchst originell und erntete lauten Beifall.

Die neue Leistung des Julius war ein Studentenkopf, der aus einem Bierkrüglein guckte. Das Bierkrüglein stammte aus der Spielschachtel der kleinen Schwester Mathilde. Eine grüne Mütze mit schwarzweißem Rand (die Farben der Verbindung „Westfalia") schmückte das buschige (aus Flachsfäden hergestellte) Haupthaar des Herrn Studiosus. Die Mütze war höchst zierlich aus buntem Glanzpapier geklebt; grün, weiß und schwarz war auch das aus dito Papier geklebte Korpsband, welches in gefälligem Bogen über das Bierkrüglein herabhing. Der flotte Studiosus mußte eklich auf Mensur gegangen sein, wie die riesigen, zusammengehefteten „Schmisse" auf seiner linken Wange andeuteten. Selbstverständlich gefiel diese Figur den kleinen Studenten, die einst große werden wollten, ganz ungeheuer.

— „Auch ein Kameruner Landsmann war dabei." —



— „Auch eine Schildkröte zählte zu der drolligen Versammlung." —

Nachdem man die neuen Ostereier genügend bewundert hatte, schritt man zur Fortsetzung der lustigen Arbeit. Es wurde unter anderem noch ein Negerkopf, eine Schildkröte und ein Fröschlein hergestellt. Der Negerkopf hatte eine Perrücke von schwarzer krauser Schafwolle; die Augen starrten grell weiß, als wären sie von Porzellan, aus dem kohlschwarzen Gesichte; rot funkelten die wulstigen Lippen, weiß blinkten die mächtigen Zähne. An den Ohren saßen ein paar kleine rechte Messingringe. — Die Schildkröte war auf dem Rücken mit olivengrüner Farbe in dem bekannten Schildkrotmuster bemalt; der Kopf war aus dem Wachs eines grünen Christbaumkerzchens modelliert; die Füße und der Schwanz waren aus steifem grünen Papier geschnitten und angeklebt. — Das Fröschlein hatte gelbgrünen Rükken und weißen Bauch. Die Umrisse der Vorder- und Hinterbeine waren einfach mit der Tuschfeder gezogen. Braune Flecken auf den Hinterschenkeln zeugten für eine naturgetreue Auffassung des Fröschleins von seiten der jungen Künstler.

— „Man sah das Ei zu dem Oberkörper eines höchst gelehrt blickenden Männleins umgestaltet." —

Als die Gebrüder Winkelmann also ein Dutzend der drolligsten Ostereier hergestellt hatten, forderte Julius den kleinen Ignaz auf, aus der Küche eine große flache Schüssel und ein paar Hände voll Salz zu holen. „Was ich damit thun will," setzte er hinzu, „das sollt ihr schon sehen."

Ignaz ging willig und holte das Verlangte.

Nun forderte Julius die Brüder auf, das Salz ganz fein zu stampfen. Dies geschah. Als es fein genug war, breitete es Julius dann auf der flachen Schüssel aus und ordnete die kostümierten und bemalten Eier hinein. In der Mitte thronte der zerhauene Kouleurstudent, sarkastisch angelächelt vom Doktor Eisenbart; rund herum lagen, mit einer Seite ins Salz gedrückt, der Affenkopf, der gelehrte Mann im hohen Rock, der von Zahnweh geplagte Bauernkopf, der Mohrenkopf, das Fröschlein, die Schildkröte u. s. w. Es war eine höchst drollige Versammlung von Figuren aus dem Tier- und Menschenreiche. „Du sollst und mußt lachen!" diese Devise hätte man der vollen Schüssel füglich geben können. Die vier Künstler betrachteten wohlgefällig das Werk ihrer Hände und lachten noch einmal über diese und jene Figur.

Dann hob Julius die Schüssel mit beiden Händen auf und sagte: „Stellen wir sie den lieben Eltern auf den Abendtisch!" Die drei jüngeren Brüder begleiteten gleich Adjutanten ihren Führer. Der Zug ging durch die Küche ins Wohnzimmer, wo Vater und Mutter gerade plaudernd beisammen saßen. Ich brauche wohl

nicht zu schildern, wie die lachten und sich freuten, als sie die drolligen Leistungen ihrer Jungens sahen. Die Ostereier blieben noch mehrere Tage die Zierde der Abend- und Mittagtafel; fremde Augen, welche sie sahen, flossen sogleich von Lachthränen über, und in der ganzen Nachbarschaft hieß es: „Dem Winkelmann sein Kleeblatt vier, ja, das versteht drollige Geschichten aufzustellen! Wirklich, ihr müßt hin und euch die Ostereier ansehen, aus denen die Studenten Menschen und Tiere gemacht haben! Nein, wer hätte das gedacht, daß man solche Dinge auf dem Gymnasium lernte!“

Die Gründung von St. Gallen.

Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung leuchtete das Christentum bereits hell in England, Schottland und Irland und hatte die Nacht des Heidentums verdrängt, welche noch über Germaniens dunklen Wäldern und weiten Gauen lag. Der brennende Glaubenseifer der schottischen und irischen Mönche und Priester trieb dieselben nach dem Festlande, um auch den Völkern jenseit des Rheins und an den Küsten der Nordsee die Leuchte des Evangeliums zu bringen. Schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts hatte der heilige Columban mit zwölf Gefährten (worunter Gallus, Pirmin, Kilian, Fridolin und Trudpert) das Kloster Bangoc und die „heilige Insel“ verlassen, um als Sendboten des Christentums die finsteren Heiden des Festlandes, besonders in den germanischen Wäldern, zu bekehren. Diese Sendboten aus dem Norden waren strenge, fromme, begeisterte Männer vom edelsten Streben und im voraus bereit, nach Art der Apostel in Armut und Demut zu leben und nötigenfalls ihrem Glaubenseifer selbst das Leben zu opfern. Ihnen allen leuchtete in Wort und Beispiel der edle Columban voran, welcher sich besonders Burgund zum Schauplatz seiner Thätigkeit ausersehen hatte. Er gründete dort mehrere Klöster als Pflanzstätten der christlichen Lehre, z. B. die nachmals wegen der strengen Zucht und der Enthaltsamkeit ihrer Mönche berühmte Abtei Luxueil in der Freigrafschaft (Franche Comté); er eiferte mit unerschrockenem, heiligem Ernste am fränkischen Hofe so offen und beredt gegen die eingerissene Sittenlosigkeit und Verworfenheit, daß er vom austrasischen Hofe vertrieben wurde. Columban und seine Gefährten wandten sich nun nach Osten und suchten sich hier jeder seinen Wirkungskreis: Columban mit seinen Gefährten Gallus und Magnoald wählten sich die Gegend des Bodensees, wo sie sich im Anschluß an die vorhandenen kleinen Christengemeinden in Bregenz und Arbon mit Eifer auf die Predigt des Evangeliums legten, das finstere Heidentum bekämpften, die Opferaltäre und Götzenbilder der Heiden zerstörten und durch ihr heiliges Beispiel und ihre milde Lehre viele Anhänger

— „Die neue Leistung des Julius war ein Studentenkopf, der aus einem Bierkrüglein herfürguckte.“ —

gewannen und manche neue Christengemeinde gründeten, deren Andenken noch heute, nach beinahe 13 Jahrhunderten, in noch vorhandenen Ortsnamen fortlebt. Da diese heiligen Männer aber unerschrocken und unentwegt gegen die sittliche Entartung und grausame Gewaltherrschaft der eingeborenen Fürsten predigten, so waren sie diesen ein Dorn im Auge, und namentlich einer von ihnen, der wilde heidnisch gesinnte Herzog Kunzo von Schwaben und Rhätien, sah in ihnen nur Aufwiegler und Verführer seines Volkes. Nachdem Columban und seine Gefährten kaum drei Jahre lang erfolgreich an den Ufern des Bodensees gewirkt hatten, vertrieb der Herzog die frommen Priester, zersprengte sie und verfolgte sie mit Feuer und Schwert im Jahre 613. Columban flüchtete über die Alpen, um in Italien sein Werk fortzusetzen. Gallus aber, nur von einem Schüler begleitet, flüchtete in die rauhen, waldigen Berge, welche oberhalb Arbon, am Flüßchen Steinach gegen das Hochgebirge ansteigen. Auf dieser Flucht erreichten Gallus und sein Begleiter ein wildes, waldiges Hochthal und in dessen Umgebung eine kleine Einwohnerschaft von einfachen Hirten und Jägern, von denen sie freundlich aufgenommen wurden. Sie beschlossen hier zu rasten, erbauten im Jahre 614 eine Einsiedlerzelle, deren Blechglocke noch im Schatz der Stiftskirche aufbewahrt wird, dienten Gott in Demut und Brünstigkeit und predigten den einfachen Bewohnern der Umgebungen dieser Wildnis die Religion der göttlichen Liebe und unterrichteten sie in den Künsten der Kultur. Die erfolgreiche Wirksamkeit des Wundermannes, dessen Ruf sich bald in weitem Umkreis und bis tief in die Berge hinein verbreitete, zog eine Menge Zuhörer und auch Schüler heran, und als der Verwalter der königlichen Güter in diesen Gegenden, ein Graf Talto, den Mönchen diese Wildnis schenkte, konnte Gallus hier bald ein Kloster gründen, welches sich in ungemein kurzer Zeit zu der berühmten alten Abtei St. Gallen entwickelte, um welche sich dann eine kleine Niederlassung anlagerte, aus der die heutige Stadt St. Gallen, die höchst gelegene Stadt der Schweiz, 670 m über dem Meer, sich entwickelte. Mit Bewunderung und Dankbarkeit blickt man noch heute auf diese Schöpfung des frommen irischen Mönches zurück, welcher hier eine wirkliche Pflanzstätte des Christentums und eine Wiege der Gesittung gegründet hat, von deren Bedeutung die Geschichte viel zu erzählen weiß, denn seit dem Jahr 640, wo das Kloster eingeweiht wurde, war es der Aufenthalt ausnehmend frommer und gelehrter Mönche, deren Fleiß wir eine Fülle von denkwürdigen, geschichtlichen Aufzeichnungen und fleißig verfertigten Abschriften verdanken, welche noch heute die dortige alte Stiftsbibliothek zieren. Die Namen der St. Gallener Mönche: Rapertus, Walafrid, Ekkehard, der beiden Notker, Tutilo ꝛc. verknüpfen sich noch heute mit der Blütezeit des Klosters in Kunst und Wissenschaft, denn in der Zeit vom 9. bis

zum 12. Jahrhundert glänzte die Abtei St. Gallen neben Corvey in Westfalen als das gelehrteste Kloster in Deutschland. In der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbauten Stiftskirche zu St. Gallen ist die Grabstätte des heiligen Gallus, dessen Gebeine als Reliquien aufbewahrt werden; aber das schönste Denkmal für den frommen Einsiedler ist St. Gallen selbst mit seinen Kirchen, Lehranstalten, seiner Stiftsbibliothek und seiner wohlhabenden und rührigen gebildeten Bevölkerung.

Katzenposten

plante vor nicht allzulanger Zeit jemand in Holland. In Luck hatte man bereits kleine Briefe durch Katzen zu befördern gesucht. In den betreffenden Mitteilungen über die „Kattenpost" heißt es: „Es ist bekannt, daß die Katzen eine größere Anhänglichkeit an die ihnen bekannten Oertlichkeiten besitzen, als die darin wohnenden Menschen. Sie scheinen außerdem den Rückweg ins Haus instinktmäßig zu finden, selbst wenn man sie nachts in einem Sacke weit davon entfernt hat." Um zu versuchen, ob aus dieser Eigenschaft der Katzen Nutzen zu ziehen sei, hatte man in Luck 37 Katzen, in Säcke eingeschlossen, weit aus der Stadt gebracht. Um 2 Uhr nachmittags wurden sie losgelassen, und vor 7 Uhr abends war die erste Katze wieder in Luck, und binnen 24 Stunden waren alle Katzen wieder heimgekehrt. Demungeachtet mögen sie sich als Briefboten nicht bewährt haben, denn man hat außer von diesem noch von keinem weiteren Versuche vernommen.

Aufgabe.

In einem viereckigen Garten befinden sich fünf Blumenbeete, und zwar je ein Beet an einer Ecke und eins in der Mitte. Auf jedem Beete stehen 60 Verbenen. Es sollen noch 45 Verbenen mehr gepflanzt werden. Der Gärtner will jedoch wieder auf dem Beete in der Mitte und dem einer Ecke zusammen so viel Verbenen haben als vorher. Wie muß er die Pflanzen verteilen?

Gleichklangrätsel.

Ein griechisches Verb,
Und deutsch eine Zahl,
Am Laute ganz gleich,
Die ratet nun mal!

Scharade.

(Dreisilbig.)

Birnen, Aepfel, Trauben, Mandeln,
Find' ich, sind das erste Paar;
Vaters Reitpferd hat die dritte,
Gleich wie Ochs und Dromedar. —
Als ich jüngst nicht wollte essen
Schweinefleisch mit Sauerkohl,
Sondern Kuchen — nannte Mutter
Mich das Ganze! Glaubt ihr's wohl?

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 26.

Viele S w (P)ünsch t Sich(el) d (A)rm N Schu(h) nd d (K)och b d (H)arfe r N u(h)r W (H)onig.

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig.

Auflösung des Osterrätsels in Nr. 26.

„Osterfeuer — Osterfeier — Ostereier — Osterferien."

Auflösung des Gleichklangrätsels in Nr. 26.

„Wer Was — ver vas."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 26.

„Gipfel — Wipfel — Zipfel."

Fragen und Antworten.

O. C. in **K.** Der Fehler an dem Induktionsapparat ist klar, soweit wir nach Deiner Beschreibung urteilen können: Du hast viel zu wenig und zu dünnen Draht. Zu einem Ruhmkorffschen Apparat gehört eine Spule von mindestens 500—700 m Länge; es wird Dich derselbe allein 7—9 Mark kosten. Von dem dicken Draht hast Du wohl genug, aber er ist wieder viel zu dick. Gewöhnlich benützt man die Stärke von 0,5—0,6 mm und wickelt 4 Lagen auf die Spule; der dünne Draht muß in derselben Richtung gewickelt werden. Probier's noch einmal; der Erfolg wird hoffentlich nicht ausbleiben.

Ludwig M. in **Heilbronn.** Für den privaten Betrieb des Schiffbaues kann diese Schulbildung und die spätere Fachschule sehr wohl genügen, wenn nur ein bestimmtes Können da ist. Der Staatsdienst fordert jedoch Fachstudium an technischen Hochschulen und der Besuch der letzteren ist wieder an das Reifezeugnis der Prima geknüpft. Nachstehend skizzieren wir den Bildungsgang des deutschen Marine-Ingenieurs. Er erfordert vierjähriges Fachstudium auf einer technischen Hochschule, am besten in Berlin. Darauf folgt die erste Staatsprüfung, für welche die Diplomprüfung der Abteilung III (voller Lehrgang der bestehenden „Sektion für Schiffbau") der technischen Hochschule zu Berlin vom Chef der Admiralität anerkannt und vorgeschrieben ist. Man wird sodann als Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbauingenieuraspirant eingestellt, um zwei Jahre auf einer aiserlichen Werft weiter ausgebildet zu werden; während dieser Zeit erhält der Aspirant ein Gehalt. Nun folgt die zweite Staatsprüfung. Ist auch diese bestanden und sind Stellen frei, kann man als Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbauingenieur fest angestellt werden. Ein solcher bezieht ein bei 2100 Mk. beginnendes Gehalt und Wohnungszuschuß. Aufrücken zum Oberingenieur, Direktor, Admiralitätsrat u. s. w.

– „Nicht minder spaßig war ein Fröschlein in naturgetreuer Auffassung." –

Erwin G. in **München.** Rezepte für Anfertigung von Hektographenmasse haben wir wiederholt angegeben. Also noch einmal: 100 g Gelatine werden in einer reinen Schüssel mit Wasser übergossen und läßt es mehrere Stunden hindurch quellen. Hierauf gießt man das Wasser ab, bringt die Schüssel auf den Kochherd über ein Kohlenfeuer (Vorsicht) und setzt, wenn unter beständigem Umrühren die Gelatine zergangen ist, 80 g konzentrierte Essigsäure, 500 g Melasse (weißer, dicker Sirup) und endlich 500 g dickflüssiges Glycerin allmählich und unter Umrühren hinzu. Nach ungefähr 20 Minuten, d. h. ehe die Masse zu schäumen und zu kochen anfängt, nimmt man die Schüssel vom Feuer, läßt sie etwa 15 Minuten lang ruhig abkühlen und gießt sie zuletzt langsam in die bereitgehaltene Zinktasse. Etwa entstandene Blasen müssen behutsam entfernt werden. Nach dem Erstarren, welches je nach der Temperatur 2—3 Stunden beansprucht, wird die Tasse an einen kühlen Ort gestellt. Erst nach Verlauf von 36—42 Stunden aber soll diese Hektographenmasse in Gebrauch genommen werden. Diese Quantitäten sind für einen Behälter von 42 cm Länge, 36 cm Breite und 3 cm Tiefe berechnet, können daher je nach der Tassengröße reduziert oder vermehrt werden. Die Ingredienzien sind in jedem Drogistengeschäfte erhältlich. Ebenso auch das Anilinpulver zur Hektographentinte, zu welchem das Rezept für die Bereitung beigegeben wird. — Ueber Anfertigung von Tinte für diesen Zweck siehe Nr. 23 dieses Jahrganges.

Ein Naturforscher (in **spe**). Der Vorname Gustav entstammt dem Schwedischen und bedeutet: Kriegsstab, der Held. — Besten Dank für das Rätsel und Gruß!

Ernst Engel. Leicht möglich, daß wir einmal vorsprechen. Indessen freundlichen Gruß!

H. Ludewig. Dein Vorname „Heinrich" ist altfränkischen Ursprungs = der kühne Reiche, der mutige, kühne Held. — Auf die Goldfischzucht werden wir noch zu sprechen kommen. Geduld, Geduld und nochmals: Geduld!

Waldemar Pattri in **Berlin, Ritterstraße 41, III** schreibt: Will mir nicht einer von meinen lieben Kameraden einige Experimente mit dem Induktionsapparat mitteilen?

An Karl Grüneisen in **B.** Lieber Kamerad, erkundige Dich doch mal, ob wir verwandt sind und schreibe mir darüber. Mein Großvater war Oberhofprediger in Stuttgart. Es grüßt Dich August Grüneisen, Sekundaner in Bonn.

Lieber Onkel Hobbelfrank! Da De so dreiherz'g warscht un dieweil De Dich so unterschrieben hast, so därf 'ch Dich doch so nennen? nich wahr? Ich wollte gerne mit Dir in nähere Beganntschaftssituvation treten und so gedenke ich, mich Dir vorzuschellen: Mei' Vater hat mich uff Namen in Baulchen Bechdor von Schteinewidz ins Dorfbuch geschriewen un so hab' ich denn ooch bis heide geheeßen. Ich bin Dir seid eenem Jahre in der Schdatt Burschenroda, friher wohnte ich in der Filla „Rocktaschenuhrzippel" bei Schkeidit un hadde schönstenz un viele von Dir geheert. Nu meecht ich Dich bloß um eens un alles fragen, warum hafte mir als Grundschdeennachbar noch nich besucht, haben Dich Deine dieffinnigen Freunde aus der Lahno messerkathi gar nich fortgelassen? Heerschte noch eens! Wenn du 'n Westbrohlog mol schbrichst, so vergiß nich, daß de ich ooch mid nein blabbern därf. Uff Andwort lauert Dei Gesinnungsneffe Baulchen von Schteinewidz.

Hugo M. in **Stettin.** Du möchtest, daß der „G. K." alljährlich einen Schulnotizkalender herausgäbe. Nun zum guten Teil ist das durch die „Stundenpläne mit Kalender", die er an Ostern und im Herbste unentgeltlich verteilt, ja schon verwirklicht. Freundlichen Gruß und Dank für das hübsche Rätsel.

E. Köhlau in **Stettin.** Ein Objekt kostet etwa 9 Mk. Das Nähere kann Dir die Firma Albert Glock & Co. in Karlsruhe mitteilen.

Paul Prerauer. Die Anleitung, wie man sich selbst einen photographischen Apparat herstellen kann, findest Du in Nr. 25 des ersten Jahrganges.

L. R. Wolff in **Hamburg.** Kann jede Buchhandlung zur Auswahl vorlegen.

Radfahrer in **Frankfurt a. M.** im Alter von 12 und 16 Jahren, die sich gewachsen fühlen und Lust haben, Tagesausflüge auf dem Velociped zu machen, werden gebeten, sich am Sonntag früh 9 Uhr den 14. April oder am 21. April 8 Uhr früh vor dem Hause Mendelssohnstraße 72 (beim Panorama) zu versammeln. Wir wollen uns zusammen thun, um im Sommer und in den Osterferien Ausflüge zu machen. Hans Schöning, Untertertianer.

Josef Peter Beier. Die Gefälligkeit thut der „G. K." seinen jungen Freunden gerne und ohne jede Vergütung.

An Mosjö Hobble Frank. Seit langer Zeit lesen wir schon Deine Kalauer. Bis jetzt haben wir sie stillschweigend ertragen, doch endlich läuft uns die Galle über und unser Geduldfaden zerplatzt. So einem Maulhelden muß man endlich auch einmal etwas auf seine Speiseöffnung geben. Wohl bekomm's, Herr Konfusionsrat! Deine Villa „Bärenfett" ist wohl auch ein Schwindel, denn im vorigen Sommer machten wir eine Ferienreise und als wir an die Elbe kamen, konnten wir nichts von einer Villa Bärenfett und von einem Hobble Frank erfahren. Wahrscheinlich bist Du mit samt Deiner Villa

Bärenfett wieder nach dem Westen gereist, damit die Indianer Dir endlich Deinen dicken, dummen Schädel einschlagen können.*) In Deiner Rumpelkammer (Oberstübchen) scheint es ähnlich auszusehen, wie in der Turnersticks, denn Deine Kenntnisse der Weltgeschichte hast Du sicher aus demselben Brunnen geschöpft, wo jener seine Sprachkenntnisse her hat. Eher kannst Du Deinen Freund Aardappelenbosch zu einem Streichhölzchen umwandeln, als dieses bestreiten. Schließlich begrüßen wir Dich herzlich; sei nicht böse, wir möchten uns nicht jetzt schon von Dir skalpieren lassen, dazu ist uns unser — Dir übrigens weitaus überlegenes Haupt — doch viel zu lieb. **Bernhard** und **Bruno Pflug** in **Riga.**" — Nun, über die Villa Bärenfett werdet Ihr wohl beruhigt sein, seit Ihr Hobbles Beschreibung in Nr. 25 gelesen habt, nicht?

Richard Rosendorf. Hast Du die Anzeige inzwischen vorgefunden? Und wie steht's mit der Gesundheit? Hoffentlich 'rausgeraappelt? Beste Wünsche und Gruß!

Hugo Federlein. Dank für die Knackmandeln.

Konrad B. Ganz recht. Doch kann man das noch kürzer sagen: Genie ist das Talent zu erfinden, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. — Und nu' man los!

J. M. R.

Wenn einer sich wohl im kleinen deucht,
So denke: der hat ein Großes erreicht.

Richard Götze in **N.** Besorgt jede Buchhandlung.

Franz Larisch. Du wirst die defekten Teile von sachkundiger Hand durch gute ersetzen lassen müssen. Ohne den Apparat vor uns zu haben, können wir hinsichtlich der Details nicht raten. Gruß freundlich erwidert.

J. Max Mühlig. Besten Dank für die Dampfsiebmaschine. Spaziert in die Redaktionsmappe.

O. B. in **E.** Schicke! Nenne zugleich auch die Briefadresse, daß die fehlenden Nummern zur Post gegeben werden können.

Der fidele Geist. Solche Geister lassen wir gerne um uns herumspuken. Grüße ausgerichtet, auch die kleinen Briefmarkenschmerzen.

Hugo Lustig in **Wien.** Von der Existenz dieser Gedächtnisschule (?) haben wir bis zur Stunde nichts gewußt. Können diese Sache daher weder empfehlen, noch zum Gegenteil raten. Werden uns damit bekannt machen.

W. Pelz in **Schneeberg.** Diese Nummer ist noch in wenigen Exemplaren vorrätig und kann für den Preis von 20 Pfg., so lange Vorrat reicht, von der Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Albert Rohde in **Kassel, Orleansstraße 33,** schreibt: Kameraden, die sich für Elektrizität und Chemie interessieren, erhalten von mir gerne Auskunft und Anleitung zu allen derartigen Versuchen. — Du hast wohl das Zeug zu einem berühmten Professor in Dir?!

Demosthenes an der Oder. Gratulieren! Die Rednergabe ist sehr schätzenswert und kann Dir, wenn Du erst einmal ein fertiger Mann bist, von großem Nutzen sein. Der gute Redner kommt am allerersten zu Einfluß, aber — verdient ihn nicht immer.

William Müller, Godesberg, F. Namrekka. Eine Anleitung zum Ausstopfen von Vögeln wird binnen kurzem im „G. K." erscheinen. Wie der Hund des blauen Methusalem heißt? Cäsar.

E. P., Berlin. Gelatinetäfelchen muß doch jede größere Papier- und Schreibmaterialienhandlung besorgen können. Auch überall dort, wo Modellierbögen zu haben sind.

Lori von Schmitzhausen. Altona, Bürgerstraße 117.

Auf mehrere Anfragen. Die Briefadresse unseres Kameraden, der bei der letzten Preiskonkurrenz die hübsche Staffelei verfertigte, ist: Hermann Heuß, v. Adr. Herr Prof. Heintzeler in Stuttgart, Alexanderstr. 11.

Gauthier. Frage doch bei der Redaktion „Vom Fels zum Meer" an, die muß das am besten wissen.

C. G. in **Hameln.** Eine Stirnsche Geheim-Camera kostet 30 Mk. Sie hat in neuerer Zeit bedeutende Verbesserungen erfahren. Der „G. K." wird demnächst darüber berichten. — Du möchtest das Bauchreden „kolossal" gerne erlernen? Es sind über diese Geschicklichkeit eine Reihe Broschüren erschienen, die jede Buchhandlung besorgen kann.

Ernst Körber in **Moskau** schreibt: Die Seele des Setzerlehrlings, der sich so naseweis in alle unsere Affairen mischt, ist: „kohlrabennachtmohrenpechtintenrußebenholzhöllenschwarz."**) — Der wird eine nette Freude haben, wenn er das liest.

Bruno K. in **J.** Nicht übel. Etwas ähnliches hörten wir jüngst von anderer Seite. Der Herr Professor hatte seinen Schülern als Thema eines Aufsatzes „Nutzen der Schiffahrt" gegeben. Einer von den schneidigen beschloß seine Arbeit wie folgt: „Und so können wir denn mit Recht sagen: Das Schiff ist das Kamel des Meeres!"

F. M. in **Berlin.** Ja, dieses Experiment ist ganz hübsch. Man nennt es: „Die Winterlandschaft im Glase". Die Vorbereitungen werden, wie folgt, getroffen: Der Boden eines Einsiedeglases wird mit einer fingerhohen Schichte feinem, ausgewaschenem Sande bedeckt und das Glas dann bis nicht ganz zum Rande mit einer Lösung von einem Teil salpetersaurem Bleioxyd in drei Teilen Wasser gefüllt; hierauf werden erbsengroße Stücke sublimierter Salmiak eingelegt. Die Winterlandschaft entwickelt sich allmählich und gewährt ein sehr hübsches Bild. Das Glas ist vor jeder, selbst auch der kleinsten Erschütterung zu behüten; auch ist Vorsicht wegen der Giftigkeit der Stoffe nicht außer acht zu lassen.

R. v. Br..... Nur durch unsere Bedürfnisse, nicht aber durch Laune und Genußsucht kann die Herrschaft gerechtfertigt werden, die wir über das Tierreich ausüben.

Jul. B. in **Rastatt.** Dein Vorschlag ist gut. Wollen das in Zukunft so machen. Besten Dank.

J. D. in **Brecklum.** Du bist ein erfinderischer Kopf. Hübsches Experiment. Wollen den Kameraden davon gelegentlich Mitteilung machen.

Turning ti-king kuangan ter-fu-tsiang Lonking und Friedring. Seid also ein paar Schlitzäugige. Sehr erfreut, Eure Bekanntschaft zu machen. Tsching, Tsching! — Das Erlebnis, das Ihr dem „G. K." mitzuteilen die Absicht habt, ist so fürchterlich, daß ihm die Haare zu Berge steigen werden? Nun, auf ein bißchen mehr oder weniger Entsetzen ob des allmorgendlichen Briefeinganges kommt es nimmer an. Er kann's ertragen. Sendet nur! Tsching, Tsching!

Kochkünstler. Katerfleesch mit Krautsalat? Guten Appetit! Wir machen's wie der Mijnheer und halten trotz der Anpreisung nicht mit.

Kasernenhofscherze.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. Dürft Euch nicht beklagen, daß Ihr mit „Eurer Speiseöffnung" zu kurz gekommen seid.

**) Anmerkung des Setzerlehrlings. Weiß mir dieser liebenswürdige Kamerad eine gute Bleichanstalt?

Tauschmarkt.

Hans v. Gugelberg zur **Rose, Schaffhausen, Vordergasse, Schweiz,** wünscht mit überseeischen Kameraden in Briefmarkentausch-Verbindung zu treten. (Der brennende Schneeball war schon da. Die Red.)

Hans von Seemen in **Königsberg i. Pr., Münzstraße 23,** gibt ein Käferbuch gegen Käfer.

Robert Defregger, München, Königinstraße 31, sucht ein Kohlen-Zink-Chromsäure-Element gegen Autographen berühmter Männer, neue Photographien oder ein Buch einzutauschen.

Paul Kleinsteuber in **Eisenach, Kasernenstraße 15** vertauscht: Zinnsoldaten, deutsche Infanterie, französ. Husaren, Dragoner, Fußtruppen, 2 Messingkanonen. Erwünscht: ausgestopfte Vögel, Apparate.

Jul. Zawischa, Wien I., Wipplingerstr. 25, macht auf seiner Drehbank Gegenstände nach Zeichnung gegen Briefmarken.

Emil Stöhr in **München, Königsstraße 5,** sucht Mineralien.

Emanuel Leipnik, per Adresse: Schüler der IV. Kl. an der Realschule zu Temesvar, wünscht mit österr.-ungarischen Kameraden zu vertauschen: eine vollständige Hausleitung, bestehend aus zwei Leclanchée-Elementen, Glocke und Taster, ferner ein Bunsen-Element und einen 140 cm langen Gummischlauch.

Heselerb in **Barmen,** der seine Dogge tauschen will, wird um Briefadresse gebeten.

F. Römmer in **Kassel, Ständeplatz 3½,** hat viele seltene Steine und Muscheln und möchte dafür ein Schaubeck-Album.

„Liebe Kameraden! Wer von Euch sehr billig zu einem guten Velociped kommen will, wende sich an mich; ich besitze ein Bycicle und ein Trycicle. Mit Gruß von Grünau in Karlsruhe, Linkenheimerstr. 13."

R. Hofmann, Seminarist in **Zschopau (im sächs. Erzgebirge),** möchte sich gerne eine Sammlung von ernsten und heiteren Gedichten anlegen und bittet seine Kameraden um Zusendung ihrer selbstgemachten Gedichte. Wünscht auch mit Kameraden in Stenographie (Gabelsberger) oder in Volapük zu korrespondieren.

Alex. Carl in **Berlin S.W., Leutwitzstr. 10,** wünscht einzutauschen Korb- oder Glockenschläger; gibt dagegen ein Taschenmikroskop, fast neu (Neuwert 5 M.), mit fünf Präparaten, ein Buch und mehrere Farbdruckbilder.

A. Schmitt in **Münnerstadt, Hptstr. 15,** wünscht mit einem Zitherspieler, am liebsten Ausländer, in Korrespondenz zu treten.

Reinhold Köstlin in **Heilbronn, Steinstr. 21,** hat ein Paar Hasen, die er gegen eine Dohle vertauschen möchte.

Hans Kündig in **Basel, Petersplatz 14,** hat Marken und Ganzsachen von Argentinien und Uruguay, sowie Schweizermarken und Kouverts gegen seltenere Marken und Ganzsachen zu vertauschen.

F. Ackermann in **Speyer, Breitestraße 12,** gibt ein Markenalbum u. a. gegen chem. Apparate.

Fritz Zimmer, M.-Gladbach, Albertusstraße 24, tauscht eine Violine gegen eine Elektrisiermaschine.

Joseph Thywissen in **Neuß, Breitestraße 45,** gibt seinen Elektrophor mit ganzem Kabinett gegen einen Druckapparat oder Bunsen-Element.

L. Eversheim zu **Hagen i. W., Körnerstraße 84,** hat eine Lokomotive abzugeben. Möchte ein Dampfschiff oder Elemente.

A. Kurtze zu **Mühlhausen i. Th.,** gibt eine Dampfmaschine für Briefmarken.

Walter Schömberg in **Leipzig, Nordstraße 53,** sucht einen gut aufgesp. und unläd. Totenkopf gegen seltene Brasilien 10 Reis schwarz.

Rudolf Rauschenbach zu Meißen in **Sachsen,** per Adresse: **Herr Oberlehrer Rauschenbach,** bittet um Stempeldubletten.

Münzen sammelt und tauscht: Willy Wohlgemuth, per Adresse: Dr. Forcke in Gotha, Schützenallee 5. — Eduard Laumann in St. Petersburg, W. O. 17, Lime Nr. 6. — Albert May in Lauterbach, Oberhessen.

Käfer sammelt und tauscht: H. Müller in Göttingen, Roßdorferweg 22. — H. Denecke in Göttingen, Gronerthorstraße 19. — Nico Margetic in Cilli, Untersteiermark, Postgasse 36 II, rechts. — Alois Zimmermann in Schongau, Oberbayern.

Karl von Hedemann in Gotha, Ohrdruferstraße 3, gibt einen Zauberkasten für eine Dampfmaschine.

Briefmarken sammelt und tauscht: Ferdinand Thomé in Hannover, Hausmannstraße 9. — Hugo von Britto stud. gym. in Wien, IX. Harmoniegasse 9. — Alfred Roggy in Saarlouis. — Anton Larcher in Innsbruck, Herzogfriedrichstraße 10, 4. Stock. — Otto Saynisch in Straßburg i. E., Knoblochsgasse 12. — Karl König, bei Aug. Ziesing in Duderstadt, Markt. — J. Domeyer in Brecklum, Schleswig-Holstein. — Carl Giese in Rostock, Augustenstraße 90. — Wilhelm Groß, Rußland, Livland, Dorpat, Johannis 13. — Fritz Travers in Frankfurt a. M., Feuerbachstraße 46. — Michael Bleier in Hermannstadt, Siebenbürgen, Burgerstr. 9. — S. Neugarten in Seesen am Harz, Jacobson Schule. — Eduard Laumann in St. Petersburg, W. O. 17, Lime Nr. 6 — Richard Götze in Naumburg a. S., Charlottenstraße 3. — Felix Ravenstein in Frankfurt a. M., Wielandstraße 31. — Hermann Seyl, p. Adr. des Herrn Dietrich in Kaiserslautern, Maxplatz 10. — Herrn M. Lazar Buchhandlung für Hermann Lazar in Pitesei, Rumänien. — Untersekundaner Georg Cramm in Hammeln a. W., Backerstraße 28. — Franz Gahlen in Dortmund, Hohenzollernstraße. — Georg Zeutschel jr., Kammgarnspinnerei in Lennep, Rheinprovinz. — Alois Zimmermann in Schongau, Oberbayern. — G. Poppinger, per Adresse des Herrn J. C. Poppinger in Leer (ganzes Album). — Emil Uellenberg jr. in Vohwinkel, Rheinprovinz.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Eine merkwürdige Abgabe.

Auf dem gräflich Rantzauschen Schlosse Breitenberg bei Itzehoe wird alljährlich am 11. November, mittags Punkt 12 Uhr eine Abgabe von einem alten, dänischen (silbernen) Pfennig bezahlt. Die Entstehung hievon ist folgende. Vor vielen Jahren geriet ein Graf Rantzau bei Verfolgung eines Wildes in ein bodenloses Moorloch. Ein in der Nähe arbeitender Bauer hörte seinen Hilferuf, eilte herbei und rettete dem Grafen das Leben. Der Bauer lehnte jede Belohnung ab, da er nicht mehr als seine Pflicht gethan habe. Als der Graf aber seinen Lebensretter nicht unbelohnt lassen wollte, bat der Bauer den Grafen um das Stück Land, wo die Rettung stattgefunden und zwar möge es abgabenfrei sein. Der Graf that dies gern, doch knüpfte er daran die Bedingung, daß der Landmann jährlich am Martinstage auf das Schloß kommen solle, um eine Abgabe von einem Pfennig zu zahlen, zugleich aber auch Gast des Grafen zu sein, zu welchem Ende derselbe auch die Gerichte feststellte. Das Moor ist längst fruchtbares Feld geworden, bekannt unter dem Namen Pfennigwiese, die alte Abmachung ist, wie gesagt, heute noch in Kraft. Der Pfennig wird aber, da es nur wenige dieser alten dänischen Münzen mehr gibt, dem Eigentümer immer wieder zurückgestellt. Graf Rantzau erwartet an dem genannten Tage, umgeben von seinen Beamten, den Eigentümer der Pfennigwiese, nimmt den Pfennig selbst in Empfang, worauf die Zahlung sofort protokolliert wird. Dann geht es zur Tafel, wo noch immer die alten, zu jener Zeit festgestellten Gerichte aufgetragen werden.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

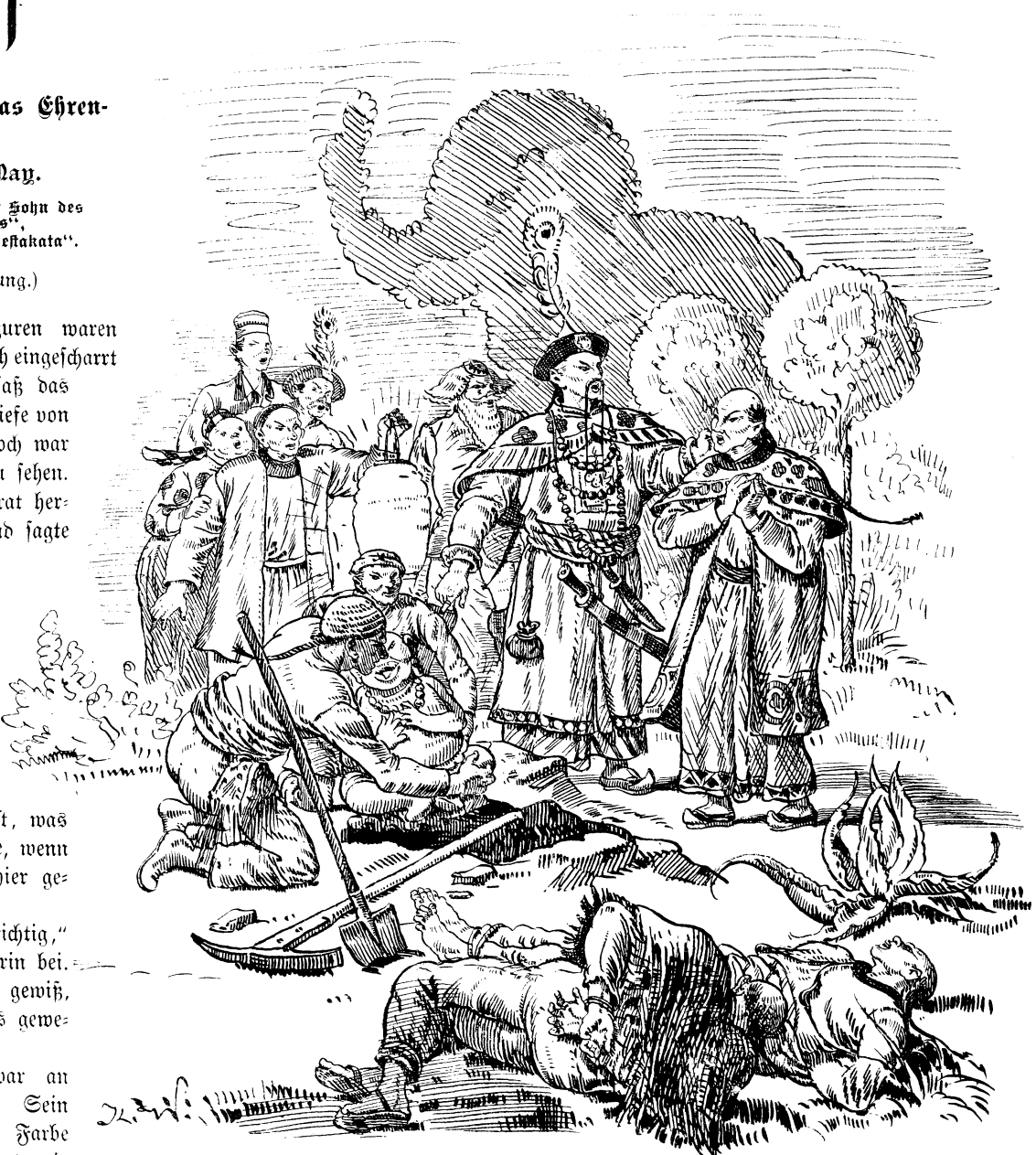
(Fortsetzung.)

Die beiden Figuren waren nur oberflächlich eingescharrt worden. Jetzt besaß das Loch bereits eine Tiefe von zwei Ellen, und noch war nichts von ihnen zu sehen. Der Methusalem trat herzu, blickte hinab und sagte dann:

„Hier können die Götter nicht vergraben worden sein. An der Oberfläche war die Erde weich, wie bei jedem Beete; nun aber ist sie hart und fest, was nicht der Fall wäre, wenn man vor kurzem hier gegraben hätte.“

„Das ist richtig,“ stimmte der Mandarin bei. „Weißt du ganz gewiß, daß diese Stelle es gewesen ist?“

Diese Frage war an Wing-kan gerichtet. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren, und er stierte mit



– „Bindet den Götterschänder! Seine Strafe wird der That angemessen sein!“ –

dem Ausdrucke des Entsetzens in das leere Loch.

„Ja, es war hier," stieß er hervor.

„Aber du siehst doch, daß die Götter nicht vorhanden sind."

„So sind sie indessen entfernt worden!"

Das wird dir niemand glauben. Wer einen Raub in die Erde versteckt, gräbt ihn nicht einige Minuten später schon wieder aus. Vielleicht hast du dich geirrt, und die Stelle ist anderswo."

„Nein, sie ist hier; ich weiß es ganz gewiß!"

„Dann ist es erwiesen, daß du gelogen hast, um deinen ehrlichen Nachbar zu verderben!"

„Nein, nein! Ich habe die Wahrheit gesagt. Ich habe ganz genau gesehen, daß die Götter hier eingegraben wurden."

„Lüge nicht! Ich kenne dich! Du bist ein Verleumder. Von Hu-tsin aber weiß jeder Mensch, daß er ein ehrlicher Mann ist!"

„Ja, der bin ich," bemerkte der Genannte, indem er vortrat. „Ich habe bis jetzt geschwiegen, weil ich es nicht für möglich hielt, daß jemand gar so schlecht sein könne. Nun aber will ich sprechen. Ihre Gnade wird meine Worte anhören!"

„Sprich!" befahl der Mandarin. „Was hast du zu sagen?"

„Ich hatte heute viel gearbeitet und wollte mich, als ich den Laden schloß und es dunkel geworden war, im Garten erholen. Indem ich — — —"

„Du fängst ja ganz genau so an wie er," unterbrach ihn der Mandarin. „Das sind fast dieselben Worte, welche ich von ihm hörte. Sprich weiter!"

„Indem ich still an meiner Mauer stand und die frische, reine Luft genoß, sah ich trotz der Dunkelheit zwei Männer kommen, welche eine Sänfte trugen."

„Genau so wie er, ganz genau! Weiter!"

„Sie hielten an der Mauer seines Gartens an," fuhr Hu-tsin fort, „nahmen zwei schwere Gegenstände aus der Sänfte und warfen dieselben zu ihm herein."

„Das ist nicht wahr! Das ist Lüge!" rief Wing-kan aus. „Was er erzählt, das ist an seiner eigenen Mauer und in seinem eigenen Garten geschehen!"

„Schweig!" donnerte der Mandarin ihn an. „Ich habe deine Lügen gehört und will nun auch hören, was Hu-tsin zu sagen hat. Du antwortest nur, wenn ich frage! Wir haben hier nichts gefunden, also ist es erwiesen, daß du gelogen hast. Fahre fort, Hu-tsin!"

Der Genannte erzählte weiter:

„Die beiden Männer, deren Gesichter ich nicht erkennen konnte, schafften die Sänfte zur Seite, wo sie jetzt noch stehen wird. Dann kamen sie zurück und stiegen in den Garten des Nachbars, welcher sie wohl erwartet hatte, denn ich hörte seine Stimme; er sprach mit ihnen. Dann vernahm ich das Geräusch einer Hacke oder eines Spatens. Man machte ein Loch; man wollte also etwas vergraben. Ich lauschte lange Zeit, bis das Geräusch verschollen war. Dann hörte ich einen Riegel und eine Thür gehen; Wing-kan kehrte in sein Haus zurück. Ich war überzeugt, daß nun auch die zwei Männer sich entfernen würden. Ich hörte auch, daß sie zur Mauer kamen, um über dieselbe hinauszuspringen. Da aber geschah etwas, was ich noch nie gehört habe und was mich in größten Schreck versetzte."

„Was?" fragte der Mandarin.

„Es ertönten zwei gewaltige Stimmen miteinander. Ich konnte nicht genau unterscheiden, ob sie aus der Luft oder aus der Erde kamen; aber ich hörte ganz deutlich die Worte: „Halt, zurück, ihr Buben! Ihr habt uns entweiht. Ihr hieltet uns für tote Wesen; wir aber besitzen Leben über Leben und halten euch fest, bis der Rächer kommt, um euch an der Stätte eurer That zu ergreifen!" Darauf hörte ich ein Geräusch, wie wenn jemand mit Gewalt fortgeschleppt und auf der Erde hingeschleift wird; ein kurzes, ängstliches Wimmern folgte, und dann war es still."

„Zwei Stimmen?" fragte der Mandarin. „So waren also außer den beiden Sänftenmännern noch andere Leute da?"

„Leute? Menschen? O Herr, das waren keine menschlichen Stimmen! Das waren entweder über- oder unterirdische Worte. So können nur Geister oder Götter sprechen. Es war entsetzlich anzuhören!"

Der Mandarin sah nachdenklich zur Erde. Er war jedenfalls überzeugt, daß Götzenbilder nicht sprechen können, aber er durfte das nicht wissen lassen; er mußte sich den Anschein geben, als ob er an solche Wunder glaube. Höchst wahrscheinlich stieg in ihm ein Verdacht gegen Hu-tsin auf, doch sagte er in salbungsvollem Tone:

„Die Ueberirdischen sind voller Macht; was ist die Schwäche der Menschen gegen sie! Was hast du dann weiter noch gesehen oder gehört?"

„Im Garten des Nachbars keinen Laut mehr. Ich stand stumm und entsetzt. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Dann hörte ich den Schall des Gong auf der Gasse und die laute Stimme des Ausrufers. Ich konnte aber die Worte nicht verstehen. Darum kehrte ich in das Haus zurück, um die Meinen zu fragen, was verkündigt worden sei. Ich erfuhr, daß zwei Götter geraubt worden sind und wurde vom Entsetzen gepackt. Sollten es diese sein, welche man zu Wing-kan gebracht und deren Stimme ich gehört hatte? In diesem Falle war ich verpflichtet, schnell Anzeige zu erstatten."

„Warum hast du das nicht sofort gethan?" fragte der Mandarin.

„Weil ich doch eigentlich nicht genau wußte, was im Garten des Nachbars geschehen war. Ich hatte nicht sehen können, welche Gegenstände über die Mauer geworfen worden waren. Ich konnte also nicht sagen, daß es die Götter gewesen seien. Jedermann weiß, daß Wing-kan mir feindlich gesinnt ist. Meine Anzeige konnte also leicht als Racheakt erscheinen. Ich beriet mich also mit meiner Familie und wollte dann auf die Gasse gehen, um Genaueres zu erfahren. Ich hatte die Absicht, nachzusehen, ob noch Menschen draußen seien. Eben wollte ich öffnen, so wurde geklopft, und als ich die Thür aufmachte, da trat Ihre Hoheit herein und beschuldigte mich, die Götter geraubt zu haben. Wing-kan hat mich dieser That verdächtigt, und nun erst ist es mir gewiß, daß die beiden Gegenstände, welche ihm in den Garten gebracht wurden, die gestohlenen Götter gewesen sind."

Als er geendet hatte, trat eine kurze Pause ein, welche zuerst von Wing-kan unterbrochen wurde. Dieser rief, obgleich er von dem Mandarin zum Schweigen aufgefordert worden war, in zornigem Tone:

„Welch eine Niederträchtigkeit! Er will die Schuld seiner That auf mich wälzen! Wir alle haben gesehen, daß die Erde hier aufgelockert war, und daß man also vor kurzem hier gegraben hat!"

Dieses Argument war so richtig, daß der Mandarin es unterließ, ihm abermals das Wort zu verbieten.

„Er wird die Götter ausgegraben und an einem anderen Orte versteckt haben," fuhr Wing-kan fort. „Ihre Hochwürdigkeit wird vielleicht den Befehl erteilen, sorgfältig nachzuforschen und dann bin ich überzeugt, daß der Raub gefunden wird."

„Ich werde thun, was mir beliebt, nicht aber das, was dir gefällt," entgegnete der Tong-tschi. „Es wird sich sofort zeigen, wem ich glauben darf, dir oder ihm. Sagtest du nicht, daß die beiden Sänftenträger sich entfernt hätten?"

„Ja."

„Hu-tsin aber behauptet, daß sie noch hier sind. Man sehe nach, ob die Sänfte zu finden ist!"

Einige Polizisten stiegen über die Gartenmauer, um zu suchen. Nach Verlauf von nur einigen Minuten hatten sie den Palankin gefunden und brachten ihn bis an die Mauer, um ihn da stehen zu lassen, selbst aber wieder in den Garten zurückzu steigen.

„Hu-tsin hat recht," erklärte der Mandarin. „Die Sänfte ist noch da, also sind auch die Träger noch nicht fort. Nehmt Wing-kan in eure Mitte und seht darauf, daß er nicht entkommt! Wir werden uns in seinen Garten verfügen, um dort nachzusuchen."

Die Polizisten bemächtigten sich des Anklägers, welcher sich nicht im geringsten dagegen sträubte. Zwar konnte er sich das Verschwinden der beiden Statuen keineswegs erklären, aber es fiel ihm gar nicht ein, anzunehmen, daß sie bei ihm selbst zu finden seien. Er war vielmehr überzeugt, daß der Gang nach seinem Garten ohne jeden Erfolg sein werde. Dann aber wollte er verlangen, daß man wieder in denjenigen Hu-tsins zurückkehre, um dort nachzusuchen, wo dann der Raub ganz gewiß gefunden werden mußte.

Abermals verschmähte der Tong-tschi, von einem Hause nach dem andern zu gehen. Er bestieg die Sänfte; Wing-kan wurde von den Polizisten in die Mitte genommen. Drüben angelangt, begab man sich sofort in den Garten, welcher so klein war, daß er von den mitgebrachten Laternen vollständig erleuchtet ward.

Da bot sich den Ankömmlingen ein Anblick, welcher von Wing-kan gewiß nicht erwartet worden war. Nämlich zwischen zwei Zwergbäumen war die Erde aufgegraben und wieder zugeworfen, so daß sie nun eine kleine Erhöhung bildete. Auf dieser letzteren saßen die zwei Sänftenträger, an den Händen und Füßen gefesselt und mit dem Rücken an zwei starke Pfähle gebunden, welche da eingeschlagen worden waren. Zwischen den Zähnen hatten sie abgerissene Fetzen ihrer Kleidung stecken, so daß sie nicht zu rufen vermochten.

Wing-kan brach vor Schreck beinahe in die Kniee, als er diese Gruppe erblickte. Der Mandarin aber rief, indem er die beiden Kerls genau in Augenschein nahm:

„Das sind ja die Diebe, ganz genau so, wie man sie beschrieben hat! Wing-kan, wie kommen sie in deinen Garten?"

„Das — — weiß ich nicht," stammelte der Gefragte mit blutleeren Lippen.

„Wie? Du weißt es nicht? So weiß ich es desto besser. Du selbst hast die That begangen, deren Schuld du auf deinen ehrlichen Nachbar werfen wolltest!"

„So ist es, ganz gewiß!" stimmte Hu-tsin bei. „Und die Stimmen, welche ich vernahm, sind diejenigen der geraubten Götter gewesen, durch deren Macht die Missethäter hier zurückgehalten worden sind. Die Erde ist aufgegraben. Wenn der hochehrwürdige Tong-tschi hier nachgraben lassen wollte, so bin ich überzeugt, daß man die Verschwundenen finden wird."

„Wollen sehen! Bindet die Kerl los, und grabt nach!" befahl der Mandarin.

Die Sänftenträger wurden von den Pfählen, nicht aber von ihren weiteren Fesseln befreit und zur Seite geschafft. Kaum hatte man dann die obere dünne Bodenschicht entfernt, so kamen die beiden Götzenbilder zum Vorschein. Sie wurden aus der Grube genommen, sorgfältig abgewischt und dann aufgestellt.

Fast hätten die Reisenden laut aufgelacht, als sie nun die Göttergestalten vor sich sahen. Es waren zwei sitzende, sehr wohlbeleibte hölzerne und mit Bronzefarbe angestrichene Puppen, welche sich in der heitersten Stimmung zu befinden schienen, denn sie lachten im ganzen Gesichte so, daß die kleinen mongolischen Schlitzaugen fast ganz verschwanden.

„Dat ist drollig!" meinte Gottfried von Bouillon. „Wenn alle Jötter von China so jemütliche olle Schwedens sind, so will ich es mich jern jefallen lassen. Sie scheinen ihr jutes Auskommen zu haben und sich sogar jetzt in die allerbeste Laune zu befinden. Wat meinen Sie dazu, Mijnheer?"

„Wat ik zeg? Zij zijn ontzettend veel dik. Zij moeten zeer goed gegeten hebben — was ich sage! Sie sind entsetzlich viel dick. Sie müssen sehr gut gegessen haben."

„Was meinen diese beiden Herren?" fragte der Mandarin, welcher diese Bemerkungen natürlich nicht verstanden hatte.

„Sie wundern sich darüber, daß ein Mensch auf den schrecklichen Gedanken kommen kann, solche Götter aus ihrer Ruhe und Beschaulichkeit zu reißen," antwortete Methusalem.

„Es ist das das größte Verbrechen, welches ein Mensch begehen kann. Bindet den Götterschänder! Seine Strafe wird der That angemessen sein!"

Da warf sich Wing-kan vor ihm nieder und schrie voller Angst:

„Gnade, Gnade, allerhöchster Herr! Ich bin unschuldig! Ich weiß nicht, wie diese Männer und diese Götter in meinen Garten gekommen sind!"

„Du wärest verloren, selbst wenn du das wirklich nicht wüßtest, denn die Gottheiten sind auf deinem Grund und Boden gefunden worden. Aber niemand wird dir glauben. Du hast sie stehlen lassen!"

„Nein, nein, sondern Hu-tsin hat es gethan und sie hier eingraben lassen, um mich zu verderben."

Jetzt hielt der Methusalem es für angezeigt, nun auch seinerseits eine Bemerkung zu machen, weil der unschuldige Hutsin sonst doch noch in die Untersuchung verwickelt werden konnte. Er fragte den Juwelier:

„Du kennst diese beiden gefesselten Männer nicht?"

„Nein."

„Hast nie mit ihnen gesprochen?"

„Niemals!"

„Hast du heute dein Haus verlassen?"

„Auch nicht."

„Das ist eine Lüge! Du warst drunten in Scha-mien und hast hinter dem Gasthause des Portugiesen gestanden!"

„Sie irren sich, edler Urahne!"

„Ich irre mich nicht, denn ich stand in der Nähe hinter der Mauer und habe gehört, was du mit dem älteren dieser Männer sprachst. Sie haben die Götter in deinem Auftrage gestohlen, und das Geld, welches du ihnen dafür bezahlt hast, muß sich noch in ihren Taschen befinden. Der edle und mächtige Tong-tschi mag sie aussuchen lassen und wird sich überzeugen, daß ich die Wahrheit sage!"

Da ergriff der Mandarin den Methusalem beim Arme, zog ihn zur Seite und fragte ihn leise:

„Herr, haben Sie wirklich eine solche Unterredung belauscht?"

„Ja," flüsterte der Gefragte als Antwort.

„Und Sie erkennen die beiden wieder?"

„Genau. Ich kann beschwören, daß sie es sind."

„So wissen Sie, weshalb Wing-kan die Götter stehlen ließ? Um seinen Nachbar zu verderben?"

„Ja.“

„So hat er sie drüben vergraben, und sie sind dann ohne sein Wissen in seinen eigenen Garten versenkt worden. Das ist gut, denn dadurch ist ein Unschuldiger gerettet worden; aber diejenigen, welche die Gottheiten herübergebracht haben, sind verloren, wenn es so zur Sprache kommt. Ich bin ein freisinniger Kuan-fu und weiß, was ich von diesen Figuren zu halten habe; aber andere denken nicht so wie ich und die Gesetze sind blutig streng. Sie sind mein Gast und ich selbst würde dem Verderben nicht entgehen können, wenn die Untersuchung alles genau an das Tageslicht brächte. Schweigen Sie also; schweigen Sie, sonst sehen Sie Ihre Heimat niemals wieder, obgleich Sie dort ein mächtiger Kuan-fu sind! Sie würden hier auf eine Weise verschwinden, daß keinen eine Verantwortung treffen könnte. Niemand, auch ich selbst nicht, darf erfahren, wie die Sache eigentlich zugegangen ist. Ich muß dafür sorgen, daß Sie dabei gar nicht in Rede kommen. Sie haben mir das Leben gerettet, und ich freue mich, Ihnen dankbar sein zu können. Aber schweigen müssen Sie, sonst sind wir alle mit verloren!“

Der Mandarin wendete sich nach dieser Warnung mit ernstem Gesicht an die Polizisten und befahl ihnen, die Sänftenträger auszusuchen. Das Geld wurde bei ihnen gefunden. Er ließ ihnen die Knebel abnehmen und fragte sie in drohendem Tone:

„Soll ich euch die Hände und Füße zerquetschen lassen, oder wollt ihr mir meine Fragen freiwillig beantworten? Bedenkt, daß ihr auf der That betroffen seid und nicht leugnen könnt! Gebt ihr mir nicht die Auskunft, die ich haben will, so trifft euch allein die Strafe und zwar zehnfach hart!“

Das Zerquetschen der Finger und Zehen war in China bis in die neueste Zeit eine sehr oft in Anwendung gebrachte und außerordentlich schmerzhafte Tortur. Die beiden Männer sahen ein, daß es besser sei, freiwillig ein Geständnis abzulegen, als es sich durch solche Qualen entreißen zu lassen. Darum antwortete der eine im demütigsten Tone:

„Der hohe Mächtige mag fragen und wir Unwürdigen werden antworten.“

„Ihr habt die Götter aus dem Tempel geholt?“

„Ja.“

„Wing-kan hat euch dazu verführt und dafür bezahlt?“

„So ist es. Hätte er uns nicht verführt, so hätten wir es nicht gethan, denn wir sind sonst ehrliche Leute und fürchten und ehren die Gottheiten.“

„Hat er euch gesagt, wozu er sie haben will? Bedenkt wohl, ihr stinkenden Ratten, daß eure Strafe eine doppelt harte sein wird, wenn es sich herausstellt, daß ihr ihm helfen wolltet, andere zu verderben!“

— „Abermals verschmähte der Tong-tschi von einem Hause nach dem anderen zu gehen. Er bestieg die Sänfte; Wing-kan wurde von den Polizisten in die Mitte genommen.“ —

Die Diebe waren klug genug, einzusehen, daß er recht hatte, und welche Aussage er von ihnen hören wollte. Darum antwortete der ältere, welcher auch bisher gesprochen hatte:

„Er verlangte sie, um sie in seinem Hause anzubeten. Wir haben sie geholt; aber wir haben sie unterwegs tausendmal um Verzeihung gebeten und ihnen versprochen, sie später ganz gewiß wieder zurückzubringen.“

„Hättet ihr das gethan?“

„Ja. Wir wollten sie schon morgen wieder holen.“

„So ist es euer Glück, daß ihr sie mit Ehrfurcht behandelt habt, denn das wird eure Strafe mildern. Ihr habt sie also keinem andern und nur ihm gebracht?“

„Nur ihm.“

„Und sie ihm also über seine Mauer hereingegeben.

„Ja.“

„Dann seid ihr nachgestiegen, um sie in seine Wohnung zu tragen?“

„Genau so ist es, Urahne der Ehrwürdigen.“

„Wie aber ist es gekommen, daß sie nun vergraben waren und wir euch dabei in Fesseln gefunden haben?“

„Das wissen wir nicht, denn kaum waren wir über die Mauer, so faßten uns die Götter bei den Kehlen und raubten uns das Bewußtsein. Als wir dann erwachten, waren wir hier angebunden.“

„So haben die beleidigten Gottheiten euch selbst überwältigt, um euch der Strafe zu überliefern. Ihr mögt daraus erkennen, wie stark und mächtig sie sind. Da ihr aber ein so offenes Geständnis ablegt, werde ich, aber nur wenn ihr bei demselben bleibt, dafür sorgen, daß euch eine möglichst milde Strafe treffe.“

Wing-kan hatte sich ‚bemüht, dieses

kurze Verhör zu unterbrechen, um der Aussage seiner Mitschuldigen zu widersprechen. Er war aber von dem Mandarinen zum Schweigen verwiesen worden und sah schließlich auch ein, daß es die ihn erwartende Strafe verschärfen werde, wenn er sage, daß er das Verbrechen begangen habe, um einen andern zu verderben. Daran dachte er jetzt im Augenblicke freilich nicht, daß er diese Absicht dadurch deutlich zu erkennen gegeben habe, daß er vorhin die That auf Hu-tsin hatte schieben wollen. Der Tong-tschi wendete sich jetzt an ihn:

„Auch du kannst deine Lage nur durch ein offenes Geständnis verbessern. Gibst du zu, daß du diese Leute veranlaßt hast, die Götter zu stehlen?"

„Ja, hoher Herr, ich gestehe es ein!" antwortete der Gefragte, indem er sich vor dem Mandarin niederwarf.

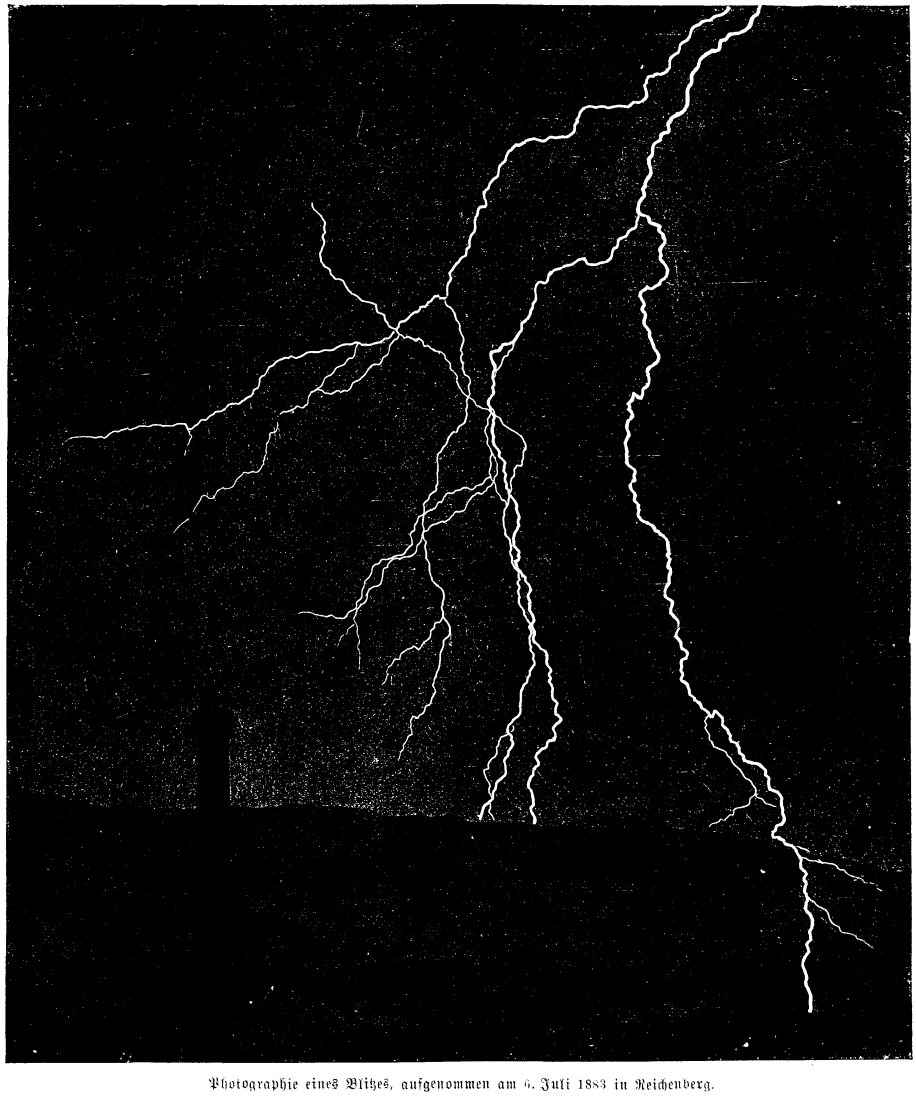
„So will ich vergessen, was du vorhin in meinem Hause zu mir gesagt hast. Weshalb wolltest du die Segenspendenden bei dir haben?"

„Sie sollten mir Glück bringen, da jetzt niemand mehr bei mir kauft. Dann aber wollte ich sie wieder in den Tempel tragen lassen."

„Du hast sie direkt hier in deinem Garten empfangen?"

„Ich nicht. Ich war nicht dabei. Ich glaubte nicht, daß sie so früh kommen würden. Als ich dann ausrufen hörte, daß Götter gestohlen worden seien, dachte ich nicht, daß es die von mir begehrten seien; ich glaubte vielmehr, ein anderer sei auf denselben Gedanken wie ich gekommen. Dann aber kam Ihre Herrlichkeit und führte mich hierher, wo ich zu meinem Schreck diese beiden Männer fand. Wie die Gottheiten in die Erde gekommen sind, kann ich nicht sagen."

„Die Priester werden es zu erklären wissen. Bleibe bei deiner jetzigen Aufrichtigkeit; dann wirst du vielleicht dem schrecklichen Tode entgehen, welcher dich gewiß erwartet, wenn es dir einfallen sollte, im Sing-pu eine andere Aussage zu thun!"



Photographie eines Blitzes, aufgenommen am 6. Juli 1883 in Reichenberg.

„Ich habe die Wahrheit gesagt und werde bei diesen meinen Worten bleiben."

„Das ist sehr wohl gedacht. Uebrigens ist es von der größten Bedeutung, zu welcher Lehre ihr euch bekennt. Seid ihr vielleicht Anhänger des Lao-tse?"

„Ja, ja, ja!" riefen alle drei fast einstimmig.

Sie sagten da die Unwahrheit, aber sie begriffen sofort, daß er ihnen mit dieser Frage einen Rettungsanker hinwarf.

„Also nicht Buddha verehrt ihr? So seid ihr ja gar nicht im stande, zu begreifen, welch ein großes Verbrechen ihr begangen habt. Ihr wißt nicht, was es heißt, Gottheiten aus ihren Tempeln zu entfernen. Vielleicht wird euch mit Rücksicht hierauf nur die Strafe der Verbannung treffen. Weiter habe ich euch jetzt nichts zu sagen. Ihr werdet mit samt den Göttern jetzt nach dem Sing-pu transportiert. Verhaltet euch hochachtungsvoll gegen die Obrigkeit und bleibt bei der bisherigen Aussage. Da ihr mir ein so offenes Geständnis abgelegt habt, werde ich euch der Gnade des Richters, dem ich alles zu melden habe, empfehlen. Und damit auf unserer Gasse kein Aufsehen erregt werde, sollt ihr mit den Polizisten hier über die Mauer steigen und euch mit ihnen hinter den Gärten entfernen."

Er hatte, ganz gegen das Erwarten der Anwesenden, in ziemlich mildem Tone gesprochen. Nur der Methusalem wußte, daß dazu ein sehr triftiger Grund vorhanden sei.

Die Götter und Spitzbuben mußten über die Mauer hinüber. Die ersteren wurden in die Sänfte gesetzt, in welcher sie gebracht worden waren, und die letzteren von den Soldaten und Polizisten in die Mitte genommen. Dann verschwanden sie im Dunkel der Nacht. (Fortsetzung folgt.)

Photographierte Blitze.

Der Blitz beschreibt Zickzacklinien, sagst du? — Mit nichten, mein lieber junger Freund. Seit es in neuerer Zeit

mittels der äußerst empfindlichen photographischen Gelatinplatten nicht nur gelungen ist, fliegende Tauben, rasende Schnellzüge, sondern auch selbst den Blitz zu photographieren, wissen wir, daß die Linien desselben eher der kartographischen Darstellung eines Flußlaufes gleichen. Diese Leistung verdanken wir schon seit geraumer Zeit Robert Hänsel in Reichenberg. Es war am 6. Juli 1883, als er abends 10 Uhr einen mit Gelatintafeln versehenen Apparat aufstellte und nach der Himmelsgegend richtete, wo ein Gewitter im Anzuge war. Es ist ihm auf diese Weise gelungen vier solcher Blitzaufnahmen zu erhalten, deren eine in dem umstehenden Bilde getreu wiedergegeben ist.

Altes und Neues vom Kolkraben.

Ein Fuhrmann, dessen Hof ich aus meinen Hinterzimmern übersehe, hat in diesem Jahr einen Raben angeschafft, der mit seinen fünf Gäulen, mit dem Spitz, mit den elf Kinderorgelpfeifen, insbesondere aber mit der Köchin auf freundschaftlichstem Fuße steht, Menschen und Tiere unterhält und regiert er.

Mein vertraulicher Rat an alle guten Kameraden geht dahin, schafft euch, wenn irgend möglich, einen solchen allerdings über und über pechrabenschwarzen, aber weiter sonst imponierenden, schlauen, listigen, neugierigen, verwegenen, vorsichtigen, beherzten, klügsten Freund aus der gefiederten Welt an. — Ihr könnt vieles von ihm lernen, darauf verlaßt euch, abgesehen von dem vielen tagtäglichen Spaß.

Der Kolkrabe, von Hause d. h. von Natur aus, Vielfraß und leidiger Gewohnheitsdieb — das sind seine beiden schlimmen Seiten — ist gleichsam der Stammvater der Rabenfamilie, freilich bereits in manchen Gegenden fast ausgerottet und meidet die Nähe der Menschen thunlichst, kennt auch ein Schießgewehr gar wohl, aber im Spätherbst kann er doch nicht umhin, einzeln oder in kleinen Zügen von fünf bis sechs Köpfen Städte wie Höfe aufzusuchen, denn Hunger thut weh. Stellt dann List gegen List, wie ihr ihn erwischt, ist euer Ruhm. Kein anderer Vogel versteht die Kunst so wie er, sich eines Fleischstückchens oder sonst eines Fraßes auf pfiffigste Weise zu bemächtigen. Er gewöhnt sich sehr leicht ein, nur gut behandelt will er sein, schlägt man ihn gar, ist er schnell auf und davon.

Gemütlicher und bequemer wäre die Sache schon, wenn man einen Nestling mit in Wasser getauchten Brot- und Semmelstückchen, Käse, rohem und gekochtem Fleisch aufziehen könnte; der ist von vornherein ungemein zahm, hat auf alles acht, spricht bald deutlich mehrere zusammenhängende Worte, ohne daß man die Zunge jemals löst, denn das ist zwecklose Tierquälerei, pfeift genau wie ihr selbst und lernt oft Dinge, die er ganz und gar nicht lernen soll, aber auch von selbst Hundegebell, Schlagen der Uhr, Gackern der Hühner, Krähen des Hahnes. Will man ihn wegen schnellerer und besserer Erfolge völlig in die Lehre nehmen, muß dies an einem ruhigen Orte geschehen.

Aber woher einen solchen wünschenswerten Schüler sich holen? Der schlaue alte Patron baut Februar oder anfangs März aus Reisern, Moos, Flechten, Wolle, Rasenstückchen seinen Horst meist an geradezu lebensgefährlichen Stellen, in die oft nicht tragfähigen Wipfel der höchsten Eichen, Tannen, Fichten und anderer Bäume, sowie auf alten hohen Türmen und Schlössern, in Mauerritzen, in Gebirgen auf unzugänglichen Felsenabhängen. Keine Krähe darf sich in der Nähe ansiedeln, sein Weibchen verläßt er kaum wenige Minuten und dieses zeigt sich seiner Liebe völlig wert. Von der Beharrlichkeit der Raben im Brüten zeugt folgender Fall: In der Mitte eines Wäldchens stand eine Eiche, die, obschon im ganzen wohlgestaltet und schlank, doch gegen die Mitte des Stammes einen großen Auswuchs herausgetrieben hatte. Auf diesem Baum wohnte schon seit vielen Jahren ein Rabenpaar, so daß man ihn allgemein nur den Rabenbaum hieß. Die Jungen in der Nachbarschaft machten manche Versuche, sich des Nestes zu bemächtigen, die Schwierigkeit spornte sogar ihren Eifer und jeder hoffte, das Hindernis zu überwinden, allein, wenn sie an den Auswuchs kamen, ragte dieser soweit hervor, daß selbst die Kühnsten eingestanden, das Unternehmen sei zu schwer. So bauten die Vögel in vollkommener Sicherheit ein Nest über das andere, bis der unglückliche Tag kam, wo der Wald umgehauen werden sollte. Dies war im März, ihrer gewöhnlichen Nistzeit. Man setzte die Säge an den Baum, trieb Keile in die Oeffnung, der Wald wiederhallte von den starken Schlägen des Beiles, der Baum drohte umzufallen — das Weibchen blieb aber immer im Neste sitzen. Endlich stürzte er um, der Vogel flog von den Eiern, aber die Zweige, obschon seine Mutterliebe ein besseres Geschick verdiente, trafen ihn und tot fiel er zur Erde. —

Die grünlichen dunkelgefleckten Eier, drei bis fünf, sind beinahe so groß wie Hühnereier, fallen nach drei Wochen aus und das Weibchen wird täglich einige Stunden vom Männchen abgelöst, das sich auch die meiste übrige Zeit, besonders nachts, dicht beim Horste aufhält, um Mutter und Brut gegen feindliche Angriffe zu schützen. Die Jungen hilft der Vater sehr sorgfältig pflegen und mit passender Nahrung versorgen. Er selber frißt beinahe alles Genießbare aus dem Tier- und Pflanzenreiche: Regenwürmer, Schnecken, Mäuse, Rebhühner, Nestvögel, junge Gänse, Entlein, Hühnchen, ja bisweilen schwache Lämmer, Eier anderer Vögel, sowie Schaltiere, im Notfalle Aas und im Winter liest er vor den Häusern allen hinausgeworfenen Küchenabgang auf. Auch an das Seeufer kommt er oft, um da Nahrung zu suchen. Findet er, daß er die Muscheln nicht aufbrechen kann, ist er nicht lange verlegen, sondern nimmt einfach seine Beute hoch mit sich in die Luft und wirft sie auf einen Felsen herunter, wo sie natürlich stets aufbrechen muß.

Freilich hat solch ein Kunststückchen schon manches Menschenleben mitgekostet. Einen Fall berichtet uns ein englischer Schriftsteller so bestimmt, als wenn er dabei gewesen wäre: Ein alter Philosoph ging einst an der Meeresküste hin, um Seemuscheln zu sammeln. Ein Kolkrabe, der seinen Kahlkopf für einen Stein ansah, warf ein Schaltier auf ihn herab und — tötete zugleich den Philosophen und die Auster. —

Derselbe Autor versicherte vor gerade 100 Jahren: „Obwohl die Raben den Landleuten Schaden zufügen, haben diese doch eine große Ehrfurcht gegen den Vogel — weil er den Propheten Elias in der Wildnis ernährt hat!“ —

Ja nicht lachen, Kameraden, sondern Hut ab vor einem so frommen Christen! —

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde zu Breslau in der Mohrenapotheke ein Rabe gehalten, der frei herumspazierte und durch sein possierliches Wesen manchem Vorübergehenden Vergnügen machte. Er hatte mit den Hühnern im Hause auf einer und derselben Stange seinen nächtlichen Ruhesitz und unterhielt jahrelang die beste freundschaftliche Nachbarschaft, bis endlich der Hausherr ein Paar Hühner kaufte, welche richtig den übrigen auf den Stall nachfolgten, da sie sich aber ganz vorn an die Steige setzten, so versperrten sie dem armen Raben dadurch sein bisher behauptetes Plätzchen. Dieser erschien und suchte wie immer seinen Sitz zu erhalten, wurde aber von einem der fremden Gäste mit dem Flügel dergestalt begrüßt, daß er von der Stange in den Hof hinunterpurzelte. Hier spazierte er einige Minuten nachdenkend herum, faßte endlich ein kurzes starkes Holz in den Schnabel und ging mit demselben nach der Steige. Sobald er einige Stufen vorwärts marschiert war, machte er Halt und klopfte mit dem Holze. Die neuen Hühner zogen sich zurück. Der Rabe stieg hierauf höher und wiederholte sein Klopfen. Die Hühner zogen sich noch mehr zurück. Nun stieg er auf die Stange, setzte sich mit seinem Holze dicht an die erschrockenen Feinde und konnte nicht nur diesmal, sondern auch ferner seine alte Besitzung ohne Einspruch behaupten.

In der Grafschaft Mansfeld hielt man auf einem Edelhofe einen Kolkraben. Er war zahm, lief auf dem Hofe herum und begab sich des Abends wieder in sein Bauer. Er konnte allerlei sprechen, auch

die Worte: „Sage, wer bist du!“ und was er sprach, drückte er sehr deutlich, stark und pathetisch aus. Als er einst im Garten im hohen Grase herumspazierte, begegnete ihm der Hühnerhund. Sobald dieser die Bewegung im Grase bemerkte, schlich er heran und stand vor dem Vogel. Dieser kehrte sich anfänglich nicht daran, sondern ging weiter. Der Hund kam vorsichtig nach. Endlich mochte es dem Raben ungelegen sein, einen solchen Spürer neben sich zu haben, er drehte sich deshalb schnell um und redete den Hund an: „Sage, wer bist du?“ Der Hund erschrak, ließ den Schwanz hängen und machte sich schweigend davon. Als er schon weit weg war, schimpfte er erst in seiner Mundart den Raben. —

Einer meiner Freunde hatte einen Raben, der sonst frei auf dem Hofe herumging, nie aber über die Schwelle der Hoftür schritt, außer wenn die Enten hinausliefen, wo er dann sogleich nacheilte und sie zurücktrieb. Er fiel alle Fremden an, biß manchem die Wade blutig und machte sonst Albernheiten, so daß ihm die Hausfrau öfters drohend zurief: „Du, du, nimm dich in acht!“ Plötzlich fing der Rabe an und schrie, indem er, als ob er recht wüthend wäre, alle Federn sträubte: „Du, du“ und später setzte er gar noch hinzu: „Nimm dich in acht!“ Er sprach dann diese Worte auch aus, wenn man es verlangte, und blies sich beim „du, du“ jedesmal dick auf. —

Als mein Freund in ein neues Dorf zog und den Raben mitnahm, stellte er diesen in einem Käfige auf den Hof, nahe bei der Straße. Hier pflegte jeden Morgen eine Bauernfrau vorüberzugehen, welche ihr Kalb austrieb und ihm zurief: „Komm Meß!“ — Nach wenigen Wochen schrie auch der Rabe: „Komm Meß!“ —

Mein Vater — erzählt Brehm — besaß einen Kolkraben namens Jakob. Dieser lief zuletzt [illegible] ganzen Hause und Hofe herum, begann auch bald nach seiner Gefangennahme seine Sprachstudien. Er lernte alle Worte nach meines Vaters Befehle und sprach sie so täuschend nach, daß später mehrmals Leute nach seinem Hause gingen, um den Herrn Pastor aufzusuchen, den sie sprechen gehört hätten. Zuerst wurde ihm „Jakob“ geläufig, dann setzte er seinem Namen die ihm gewöhnlich werdende Aufforderung hinzu und rief: „Jakob, komm her, na, da komm doch, Jakob!“ Hierauf studierte er „Rudolf“ ein und rief den Träger dieses Namens, so oft er ihn sah. Seine erste Wärterin hieß Wilhelmine und bewillkommnete ihn mit „Guten Morgen Jakob,“ wenn sie ihm das erste Futter brachte. Er lernte diese Worte und später noch andere nicht nur auswendig, sondern wandte sie auch in geeigneter Weise an, indem er sich in frühester Morgenstunde vor Wilhelminens Kammerfenster begab und so lange „Mine, steh auf!“ schrie, bis sie sich wirklich erhob. Eine andere Magd hieß Christel. Dieser schwere Name verursachte ihm viele Mühe, gleichwohl ruhte er nicht, bis er ihn nachsprechen und auch sie wecken konnte. Niemand gab sich Mühe mit ihm; er lernte alles von selbst und war unermüdlich, bis der Erfolg seine Arbeit krönte. Auch das Bellen und Knurren des von ihm oft geweckten Hundes, das Ruckfen der Tauben, das Gackern der Hühner und das Lachen der Kinder ahmte er nach. Auf dem Hofe spielte er den Alleinherrscher. Hühner und Gänse waren bald zu Paaren getrieben, dann ging's an den Hund, welcher seinen Zorn über die Unverschämtheit des Vogels zwar nicht verhehlte, schließlich jedoch den kürzeren zog oder den Verständigen zu spielen vorgab. Jakob neckte sich zum Zeitvertreib mit sämtlichem übrigen Vieh und spielte mit allerlei Sächelchen, welche er zuweilen verbarg, wie er es mit den übriggebliebenen Speisen that. Mit dem Haushahn führte er prachtvolle Zweikämpfe auf, die Hühner verjagte er vom Fressen, selbst die Gänse und Enten mußten weichen.

Der Naturforscher Pietruvsky besaß einen Kolkraben, welcher sich seine Gesellschafter selbst wählte, nachdem man ihm einst eine zufällig gefangene Elster in seinen Käfig gegeben hatte. Ihre Genossenschaft mochte ihm behagt haben, denn schon im nächsten Winter, als sich andere Elstern in der Nähe seiner Wohnung einstellten, begann er Jagd auf sie zu machen, sobald er einmal aus seinem Käfig herausgelassen wurde. Fortan fing er sich, so oft er Langweile hatte, eine Elster, hielt sie mit den Klauen am Boden fest und schrie so lange, bis sein Wärter erschien, sie auszulösen. Derselbe durfte sie jedoch nicht frei lassen, sondern mußte sie ihm in sein Gefängnis werfen, unterließ er dies, so fing der Rabe so lange Elstern ein, bis ihm sein Wille gethan wurde. Dann ging er sogleich selbst in den Käfig und quälte dort in aller Liebe und Freundschaft seine Gesellschafterin. —

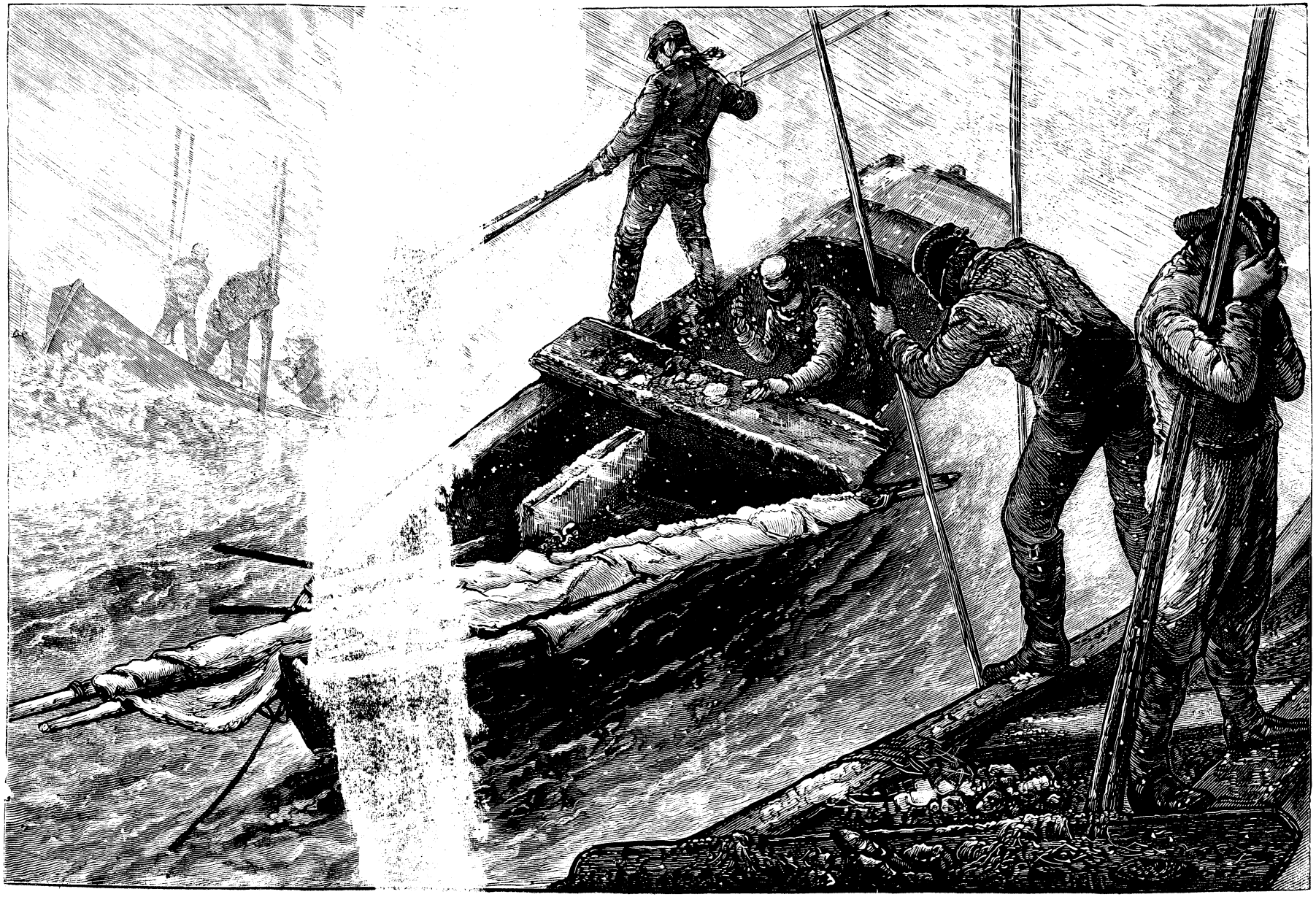
Herrn Montagn wurde von einem anderen Herrn erzählt, daß sein Kellermeister mehrere silberne Löffel und andere Artikel vermißt habe, ohne im stande zu sein, die Ursache davon anzugeben. Endlich ertappte er einen seiner Raben, den man im Hause hielt, mit einem Löffel im Schnabel und da er ihn [illegible] Der Rabe [illegible] seine Beute verbarg, fand er dort auch ein Dutzend andere.

In einem Wirtshause war ein Rabe gelehrt worden, die Hühner zum Futter zu rufen und machte seine Sache recht gut. Eines Tages wurde der Tisch für erwartete Passagiere gedeckt, Messer, Gabel, Löffel darauf gelegt und in diesem Zustande einige Zeit allein gelassen. Die Thür war verschlossen, aber das Fenster stand offen. Der Rabe hatte den Hergang ganz ruhig mit angesehen. Als der Wagen kam und die Suppe aufgetragen werden sollte, siehe, da waren die silbernen Löffel, Messer, Gabeln — alles fort. Man denke sich die allgemeine Bestürzung! Aber wie groß war die Verwunderung und das Gelächter, als man durch das offene Fenster alle entwendeten Dinge auf einem Schutthaufen im Hofe sorgfältig ausgebreitet, den Raben aber einer zahlreichen Gesellschaft von Hühnern, die er um sich versammelt, die Tafel-Honneurs machen sah!

Eine merkwürdige Freundschaft zwischen einem Raben und einem Affen beobachtete ein Herr in Galizien. Nach dem Tode seiner Mutter, an welcher der kleine Kapuzineraffe mit äußerster Liebe gehangen, und welche er auf das tiefste und so sehr betrauert hatte, daß er sogar längere Zeit die Nahrung verweigerte, schloß derselbe innige Freundschaft mit einem alten im Hause befindlichen Raben und erwies ihm alle ermöglichen Liebesdienste. Es ist komisch anzusehen, sagt der Besitzer, wie der Affe seinem alten grauen Freunde die erhaltenen und von ihm aufgeknackten Nüsse hinhält, wie dieser sie zerpickt und beide brüderlich die kleinen Teile gemeinschaftlich verzehren. Keine Spur des allbekannten Affengeizes ist hier zu sehen. Was der Rabe erwischt, trägt er hüpfend zu seinem Freunde. Der Affe sucht ihm fleißig alles Ungeziefer aus dem Gefieder, krabbelt ihm überall herum und der Vogel hält alle Stellen mit ruhigem Bewußtsein, daß sein Freund aufmerksam sucht, hin. Selbst die Füße des Raben werden sorgfältigst von allen daran klebenden Kleinigkeiten gereinigt. Zum Schluß sitzt Onkel Peter (der Rabe) im Schoße des Affen, von diesem gehalten und endlich schlummern beide sehr oft ein. Erscheint bisweilen ein großer Bernhardiner, welcher der Schrecken der Affenfamilie ist, so fährt der Rabe, nachdem er vorher durch heiseres Rufen die Ankunft des gefürchteten Feindes gemeldet hat, blitzschnell auf ihn los, setzt sich auf seinen Rücken und hackt so lange auf ihn ein, bis der Herr ihn wieder aus dem Zimmer entfernt hat. —

Ein Hund und ein Rabe, miteinander aufgezogen, vereinigten sich später zur gemeinschaftlichen Jagd auf Hasen und Kaninchen, so daß der Hund dem am Rande des Dickichts postierten Raben zutrieb, [illegible] ihren [illegible] Kapriolen nichts entging. [illegible] in der That, was der Hund unter den Säugetieren, das ist der Rabe unter den Vögeln. Sie geben die einander eigenen Eigenschaften. —

Ein Verwandter hielt einen Raben, der seinem Berufe zu stehlen mit anerkennenswerter Gewissenhaftigkeit nachkam, seinem Herrn und seiner Herrin war er aber mit wahrer Hundetreue ergeben. Auf ihren Spaziergängen begleitete er sie stets und als dieselben nach dem Verkaufe des Gutes anderswohin übersiedelten, war er auch dort auf Spaziergängen stets bei ihnen und wenn er auch ein Stück vorausflog und sie dann auf einem Baum erwartete, war er doch immer in ihrer Nähe, ja, als die Verwandten einmal von einer Badereise heimkehrten, bemerkten sie etwa ¼ Stunde von ihrer Wohnung auf einem Baume einen Vogel, der in freudiger Aufregung umherzuspringen schien; es war richtig ihr Rabe, der ihnen so weit entgegengeflogen war. Hatte das Tier nun eine Ahnung von ihrer Rückkehr gehabt, oder war es während ihrer Abwesenheit öfter in unruhiger Erwartung umhergestreift?



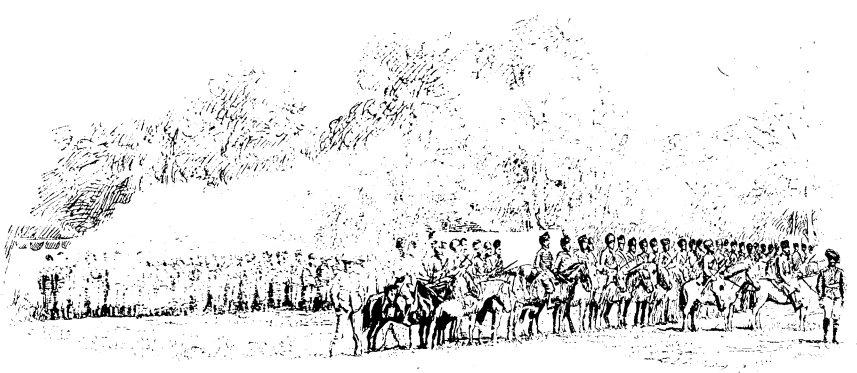
Austernfang bei stürmischem Wetter.

Einmal hatte die Hausfrau ein Federmesser ihres Mannes in der Küche gebraucht und dort liegen lassen. Als sie nach 5 Minuten zurückkehrte, um es zu holen, war es verschwunden. Da das Küchenfenster offen stand, lenkte sich ihr Verdacht sofort auf den Raben, dessen Sammelwut sie kannte. Der saß aber auf einer Stange der Laube vor der Thür und sah sie so unschuldig und verschlafen an, als hätte sie ihn eben aus süßem sündlosem Schlummer geweckt. Fast wäre die Tante geneigt gewesen, dem Raben den schmählichen Verdacht in ihrem Herzen abzubitten, wenn sie nicht schon häufiger Proben seiner Verschlagenheit gehabt hätte. Als sie wieder hineingegangen war, sah sie durch das Küchenfenster, wie der Rabe vorsichtig und immer die Thür im Auge behaltend eine Stange der Laube nach der anderen herabstieg, was sie veranlaßte, schnell wieder hinauszueilen und in den dichten Weinranken, die die Laube umgaben, nachzusehen und richtig — da lag das Federmesser, das sie nun zum großen Aerger des Raben wieder an sich nahm, der, verdrießlich über seine fehlgeschlagene Spekulation, seiner Herrin schmollend und gekränkt den Rücken kehrte. — Als er wieder einmal bei einem in der Nähe wohnenden Metzger einen Knochen stehlen wollte, wie er schon oft gethan, wurde er leider durch einen Stein getötet, der ihn nur verjagen, nicht treffen sollte. —

Ein zahmer Rabe des Grafen Schafgottsch in Schlesien, der frei die benachbarten Waldungen durchstreifte, kam einmal nicht wieder. Nach einigen Jahren, als ein Diener des Grafen eben auf der Reise war, flog und krächzte ein Rabe, ohne Zweifel der einst entflohene, um ihn her und schien sehr erfreut zu sein. Er ließ sich bald greifen und mit nach Hause nehmen, wo er noch sehr lange lebte, denn ein Rabe wird 100 Jahre alt. Im Jahre 1863 wurde bei Clairmarais, Departement Somme, ein sehr großes Exemplar mit einem kleinen eisernen Ring am Bein gefunden, worauf die Worte graviert waren: né à Courtray 1772!

Ein Streifzug nach Ober-Burmah.

Wir wollen einmal einen militärischen Ausflug mitmachen, der in vielen Stücken lehrreich und unterhaltend sein wird und unsere jungen Freunde mit der Natur, den Bewohnern und Zuständen eines fernen und noch wenig bekannten Landes in Hinterindien bekannt macht. Land und Leute in fremden Weltteilen aus guten anschaulichen Schilderungen kennen zu lernen, ist ja immer lehrreich, anziehend, interessant und muß jeden braven quicken Jungen anmuten und seinen geistigen Gesichtskreis erweitern; aber er wird im Nachstehenden zugleich auch einen Einblick in die Art und Weise bekommen, wie die Engländer die Zivilisation in neueroberte Länder hineintragen und wilde Völkerschaften zu Ordnung und friedlicher Arbeit zwingen.



Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 1. Die berittenen Sipoys auf Ponies.

Die Briten haben vor einigen Jahren sich des nördlichen oder oberen Burmah bemächtigt, eines großen Reiches in Hinterindien, welches nach Norden und Nordosten an China grenzt und von verschiedenen gemischten und ungemischten Völkerstämmen bewohnt wird. Seither stand dasselbe unter einer echt morgenländischen despotischen Gewaltherrschaft, unter der Regierung eines kopflosen Tyrannen Namens Thiba oder Theeban. Das Reich Burmah oder Barma, das Land der Barmanen, welche von gleicher Abstammung zu sein scheinen wie die Bewohner Assams und der übrigen Länder zwischen Indien und China, scheidet sich in zwei Provinzen, das obere und das untere Burmah, und unsere lieben jungen Freunde werden gut thun, wenn sie dieses Land in ihrem Schul- oder Handatlas vergleichen, um sich seine Lage genau zu vergegenwärtigen. Unter-Burmah umfaßt die vier Abteilungen Arakan, Irawadi, Pegu und Tenasserim. Das ländergierige Großbritannien hat schon seit Jahren seine Hände nach diesen reichen halbwilden Ländern ausgestreckt und gegen die Barmanen (fälschlich Birmanen geschrieben) in den Jahren 1826 und 1852 reine Eroberungskriege geführt, infolge derer das Land im Jahre 1852 den Briten abgetreten und 1862 in eine britische Besitzung unter eigener Regierung und dem Namen Britisches Burmah verwandelt wurde mit der Hauptstadt Rangoon (Rangún). Dieses Unter-Burmah hat eine Bevölkerung von mehr als 3 700 000 Seelen und ist ein reich gesegnetes, gut bewässertes Tropenland. Noch wichtiger aber für den britischen Besitz war Ober-Burmah, das zwischen dem britischen Assam und China liegt und eines der reichsten Länder Asiens sein soll und bis Ende 1885 unabhängig war. Dann aber ergriffen die Engländer den nächsten besten Vorwand, um dem König Thiba den Krieg zu erklären, setzten ihn am 1. Januar 1886 ab und verleibten sein Land ihrem indischen Reiche ein, welches nach und nach alle noch unabhängigen Nachbarländer an sich ziehen wird, wie unsere lieben jungen Kameraden noch erleben können. Die Hauptstadt von Ober-Burmah ist Manda[illegible]. Dabei ga[illegible] Ober- und Unter-Burmah zusammen ungefähr den doppelten Flächenraum von Großbritannien samt Irland oder ungefähr gegen 9000 geogr. Quadratmeilen.

Beiläufig wollen wir unseren jungen Freunden einen Wink geben, den sie nicht außer acht lassen wollen, wenn sie einmal Zeit und Lust haben, Geschichte zu studieren: es gibt kaum ein interessanteres und allseitig lehrreicheres Kapitel der neueren Geschichte, als dasjenige der britischen Eroberung von Indien, und hierüber ganz vortreffliche deutsche Werke wie jene von Neumann, Keigthley u. a. m.

Zu Burmah gehören auch die fünfzehn

Tributstaaten der Schan oder Taï, einem der zahlreichsten Stämme indo-chinesischer Rasse, deren Zahl sich auf mehr als eine Viertelmillion Seelen belaufen mag. Sie bewohnen die bergigen Gegenden, welche Burmah von Nordwesten bis zum Südosten, vom Assamthale an der chinesischen Provinz Jün-nan vorüber bis Bangkok und Kambodscha einschließen. Sie leben in loser Verbindung unter einheimischen Fürsten und Häuptlingen und sind zumeist ein wildes und auf seine Unabhängigkeit eifersüchtiges Volk, das abwechselnd bald diesem, bald jenem mächtigeren Nachbar als Schutzherrn tributpflichtig ist. Der große Landstrich nun, welcher sich im Norden von Burmah, von Assam bis zur Grenze des Chinesischen Reiches erstreckt, und von dem man bisher noch keine genauere Kunde hat, ist derjenige Teil der Schanstaaten, mit dem wir hier zu thun haben, und zwar sind es nicht die im Norden jenes Landstrichs wohnenden eigentlichen Schans, sondern die im südlichen Teile wohnenden sogen. Karenen oder Karinen, ein besonderer Stamm jenes alten, ursprünglich mächtigen und unabhängigen Volkes der Schan, deren Staat im oberen Teil von Burmah lag und sich tief bis in die Südgrenze von China hinein ausdehnte. Durch den Druck, den die Barmanen einer- und die Chinesen andererseits auf diesen Staat ausübten, und die inneren Zwistigkeiten verlor derselbe seine Unabhängigkeit und löste sich in eine Anzahl einzelner Teile oder Stämme auf, welch[illegible] von den Barmanen oder den Chinesen [illegible] wurden. Die Karenen werden zwar gewöhnlich zu den Schan gerechnet, sind aber ein wesentlich anderes Volk, denn während die Schan entschieden dem mongolischen Typus angehören, haben die Karenen nichts mit ihnen gemein. Die Schan sind immer noch ein einheitliches Volk, die Karenen aber in zahlreiche Stämme geteilt, z. B. die roten Karenen, die Padungs, die Gondus oder Serängs, die Tongtsus, Gekkos u. a. m. Die Karenen an sich schon sind eine unruhige räuberische Völkerschaft und jeder fremden Herrschaft abhold; aber seit der Absetzung des Königs Thiba haben sich zu ihnen viele von den Anhängern des letzteren und von den geschlagenen Barmanen gerettet und auch sie gegen die britischen Eroberer und deren Herrschaft aufgehetzt und zu räuberischen Ausfällen über ihre Grenze veranlaßt.

Die Karenberge liegen ostwärts vom Sinthave-Flusse. Von ihren ureingeborenen Bewohnern sind nur wenige mehr vorhanden; da aber das ganze Land mit dichtem Dschungelwald bedeckt ist, so bildeten diese Wälder seit unvordenklichen Zeiten den Lieblingsaufenthalt der Dacoits oder Räuber, welche mit Erfolg schon vielen Generationen barmanischer Beamten zu trotzen vermocht haben. Dieses Räuberwesen hat neuerdings so überhand genommen, daß die verschiedensten dringenden Klagen darüber an die britischen Behörden im fernen Osten gelangt sind. Infolge der Ereignisse der letzten vier Jahre sind die regelmäßigen Dacoits der Karenberge noch bedeutend verstärkt worden durch barmanische Flüchtlinge und solche, welche Grund hatten, die britische Verwaltung des neugewonnenen Gebietes zu hassen oder zu fürchten. Das Räuberwesen nahm einen solchen Umfang an, daß es am Ende für nötig erachtet wurde, eine britische Militärmacht in jene Bergbezirke zu schicken, um jenen Räubern klar zu machen, daß sie es für die Zukunft mit einer stärkeren Macht zu thun haben würden, als derjenigen der abgesetzten einheimischen Regierung. Außerdem war jene Gegend nur sehr selten von europäischen Reisenden berührt worden, und es war kein Zweifel, daß eine auch nur flüchtige und oberflächliche Erforschung wertvoll sein würde, da noch gar keine Beschreibung jener Gegend vorhanden war. Im Hinblick auf den angedeuteten doppelten Zweck beschlossen daher die Behörden, eine militärische Expedition in jene Bezirke zu senden.

Dieser Zug fand schon im Sommer 1887 gegen, wenn die Regenzeit in Burmah dauert bis in den Herbst hinein, und die Wälder mit ihrem tropisch, dichten und wildverschlungenen Unterholz können vor Ende November nicht mit einiger Sicherheit für die Gesundheit betreten werden, denn das Fieber herrscht dort immer in der Regenzeit. Der Befehl über diese Expedition wurde dem Obersten G. Sartorius vom 1. Regiment der Beludschen-Sipoys anvertraut. (Sipoys nennt man, wie wir unseren jungen Kameraden beiläufig bemerken wollen, das aus Eingeborenen geworbene Fußvolk der indischen Armee, und das Regiment, von welchem hier die Rede ist, war in Beludschistan angeworben, eine Provinz im nordwestlichen Teil des Indischen Reiches, nördlich vom oberen Indus.) Den eigenhändigen Aufzeichnungen und Berichten dieses Obersts Sartorius und den von ihm aufgenommenen Photographien entnehmen wir das Wesentliche zu dieser Schilderung.

Die zu dieser Expedition ausersehenen 100 Mann Sipoys vom 1. Beludschen Regiment traten ihren Marsch unter dem Obersten Sartorius erst am 27. November 1887 an. Von diesen 100 Mann waren 30 mit kleinen barmanischen Tattos oder Pferdchen beritten gemacht worden, wie dies in unserem Bild Fig. 1 zu sehen. Diese barmanischen Tattos oder Ponies, selten mehr als 12 Faust hoch, sind ausnehmend kräftig, ausdauernd und ruhig. Ein solcher Tatto oder Pony macht sich gar nichts daraus, mit einer Belastung von zwei Centnern noch Galopp zu gehen und ist in der That das Ideal eines Pferdes für einen beritten gemachten Infanteristen, wie ihn die britischen Offiziere neuerdings so oft verwenden. Zur Fortschaffung der Bagage waren der Abteilung 26 Elefanten für die ganze Expedition beigegeben. Die europäischen Offiziere unter Oberst Sartorius waren die Kapitäne oder Hauptleute Broome und Sinclair vom 1. Beludschen-, Leutnant Seagrin von der Königl. Artillerie und Leutnant Moody vom 2. Königin-Regiment. Als Arzt begleitete die Truppe Dr. Tully, als politischer Beamter Herr Cholmeley. Um die Beförderung eines geeigneten Vorrats von Lebensmitteln nach den Hochebenen jenseits der Berge, welche das Hauptziel des Marsches bildeten, zu sichern, mußten sogen. Depots oder Niederlagen angelegt werden, denn eine gute geordnete Verpflegung ist das erste Erfordernis für den Marsch einer bewaffneten Abteilung und für [illegible] ihrer Aufgabe. Dies war aber eine sehr schwierige Sache, weil die Lebensmittel und das Gepäck zu[illegible] (wobei noch Lazarettzelte mitgenommen wurden) für den vorläufigen Teil der Expedition schon mehr als 100 Elefantenlasten ausmachten. Diese mußten durch eine Gegend befördert werden, wo das sehr dichte und hohe Elefantengras wuchs. Hie und da stieß man auf kleine Lichtungen, worauf etliche Hütten inmitten einiger Morgen Reisfelder standen. Allein mit diesen Ausnahmen war das Gras auf dieser ganzen Strecke des Marsches so hoch und dicht, daß es den Dacoits vollkommene Deckung und Versteck gab. Die Beludschen-Sipoys insbesondere bemerkten dies und sprachen sich in ihren Unterhaltungen dahin aus, daß

sie bei der Verfolgung des Feindes dicht an diesem vorübergekommen seien, ohne auch nur eine Ahnung von ihm zu haben. Dies trug natürlich sehr dazu bei, sie verdrießlich zu machen, wenn diese Beludschen, sonst sehr gute und für diese Zwecke wohl geeignete Soldaten, nach einem langen Tagemarsche fanden, daß sie auf diese Weise ihren Zweck nicht erreicht hatten.

Während eines dieser ersten Märsche war die Truppe in einer tiefen Dschungel, d. h. in einem Sumpfwalde, gelagert. Hier griff ein wilder Elefant die zahmen an und verwundete vier von denselben. Er wurde nun durch eine Gewehrsalve von seiten der Wache vertrieben, welche eben von dem durch das Waldesdickicht dringenden spärlichen Mondlicht getäuscht wurde. So ward der wilde Elefant zwar schwer verwundet, entkam aber dennoch. Am andern Tage gingen einige der Offiziere ihm vergeblich auf der blutigen Fährte durch den dichten Wald nach, dessen Charakter auf unserer Figur 1 veranschaulicht ist.

Im Anfang dieses Marsches und teilweise auch während der ganzen Dauer desselben war der Weg steil und steinig und führte durch tiefen Wald. Als man sich dem Fluße Panloung, ein Zufluß des Sinthay, näherte, wurde die Bambusdschungel besonders prachtvoll. Unsere Figur 3 zeigt einen Lagerplatz unter einer ausnahmsweise malerischen Gruppe dieser Bäume.

In Kazor, das am Uebergangspunkte des Panloung liegt, traf Oberst Sartorius den Gonewara, einen der kleinen Herrscher, den man im Verdacht hatte, daß er sich der Ausschreitungen schuldig gemacht habe, deren Unterdrückung der Zweck der Expedition war. Es schien ihm sehr unbehaglich zu Mute zu sein, was auch nicht zu verwundern war, da ja viele Beschwerden über seine Räubereien eingelaufen waren. Und in der That war in demselben Augenblick, wo dieser karenische Würdenträger mit dem politischen Kommissär unterhandelte, sein Bruder auf der Seite gegen Yamethin auf einem Zuge zur Erhebung der Steuer oder vielmehr zur Erpressung eben des Schutzgelds begriffen, zu dessen Beseitigung mit Hilfe einer bewaffneten Macht Herr Cholmeley ausgeschickt worden war.

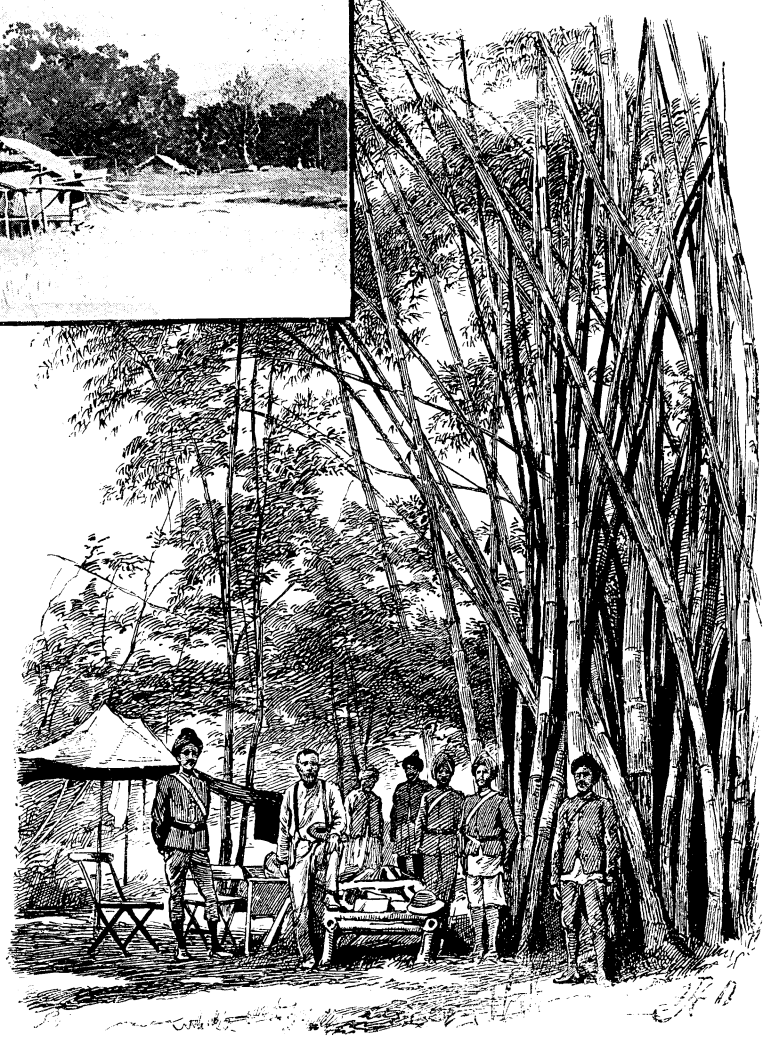
In Kazor wurde bis zum 7. Dezember Halt gemacht, um die Vermessung und Erforschung des Thales zu vollenden; dies war auch notwendig geworden, weil Herr Cholmeley und Leutnant Moody vom Fieber befallen worden waren. Diese beiden Offiziere und Kapitän Sinclair erstiegen zu Zwecken der Vermessung drei Tage zuvor den hohen Kazorberg an der Ostseite des Thales. Die Eingeborenen hatten diese Ersteigung für unmöglich erklärt, weil seine Gipfel von mächtigen Nats oder Geistern bewohnt werden, welche eine solche Entheiligung niemals dulden würden. Die kleinere Vignette auf Figur 3 gibt eine Ansicht von dem Lagerplatz gegen Norden gesehen; die Hütte im Vordergrund ist die von den Offizieren bewohnte. Unsere Figur 4 gibt eine Ansicht von derselben Hütte. Zur Rechten sitzt Oberst Sartorius am Tisch, in einem Buche lesend, während Leutnant Seagrin ihm gegenüber sitzt und in seiner Eigenschaft als Ingenieur sich in Gedanken wahrscheinlich mit der Aufgabe beschäftigt, wie er die Tragkraft der Brücken erproben könne, welche die Elefanten passieren mußten, denn es war seine Aufgabe, für diese nützlichen Tiere zu sorgen. Der nächste auf dem Bild ist Herr Cholmeley in Schan-Tracht, welcher einen sehr eigensinnigen jungen Eingeborenen aus einem von Gonewaras Dörfern auszuholen versucht. Auf dem Feldbett liegt Dr. Tully; der nächste, welcher einen Brief liest, ist Kapitän Sinclair und zuletzt links kommt Herrn Cholmeleys Diener, welcher sich das Ansehen gibt, als bringe er seinem Gebieter den Nachmittagsthee. Glücklicherweise war zu dieser Jahreszeit kein Regen zu erwarten, denn es war nicht anzunehmen, daß das Mattendach einen solchen abhalten würde.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 2. Oberst Sartorius.

Nachdem man in Kazor ein Depot angelegt und eine Anzahl Elefanten zurückgeschickt hatte, welche deshalb nicht länger absolut nötig waren, brach man am 8. Dezember wieder auf und zwar nach Nanta, das angeblich auf dem höchsten Plateau der Karenberge liegen soll. Am Ende des ersten Tagemarsches liegen die Wasserfälle von Kazor, welche ganz prachtvoll sind. Der größere dieser überaus malerischen Fälle hat eine Höhe von 80 Fuß und eine Kette von kleineren Kataraften haben eine Fallhöhe von etwa 50 Fuß. Der Pflanzenwuchs ist hier sehr üppig und bedeckt fast den ganzen Raum, wohin der Sprühschaum reicht.

Am 11. Dezember traf die Abteilung unterwegs mit dem Mintadschi oder Regenten von Lowelon zusammen. Derselbe war mit dieser Würde bekleidet worden, bis der Myosa, nun ein Junge von 13 Jahren, selbst die Regierung zu übernehmen im stande ist. Dieses Gebiet Lowelon umfaßte 12 Tourgshas (Kleinfürsten, wörtlich Bergesser), zu denen Gonewara und der Mintadschi gehören. Das einzige Merkwürdige an letzterem war sein unbeschreiblicher Schmutz, welcher die gemeinübliche Schmierigkeit der übrigen Bergbewohner noch übertraf. Im Nantathal erlebte die Expedition die größte Kälte, die sie auf dieser Reise erfahren mußte; die höchste Temperatur während 24 Stunden war 18,3 bis 25,5° C., die niedrigste 5,0 bis + 5,5° C. In diesem Thal wird viel Reis gebaut, allein der Ertrag an Gartenfrüchten ist gering. Die Leute sind so arm, daß sogar ihr Häuptling, der Mintadschi, behauptet, er könne keine Steuern erheben. Es gibt keinen Handel und Wandel hier, und das einzige Geld verkehrt nur auf dem sehr kleinen Bazar, welcher alle fünf Tage hier abgehalten wird. Deshalb bauen diese Leute auch nicht mehr an, als sie selbst absolut bedürfen. Sogar als die Expedition hier im Thale ankam und gern Einkäufe gemacht hätte, gab es kaum etwas zu verkaufen. Wie viele Karenen und auch die Schan sind diese Leute Buddhisten und werden streng zur Beobachtung ihrer religiösen Satzungen angehalten; sie schlachten deshalb kein Rindvieh und weigern sich beharrlich, solches zum Zwecke des Schlachtens zu verkaufen.

Am 16. Dezember ward eine kleine Abteilung nach Koung-ee, der Residenz des Tsawba von Mobyè (Mobeii) ausgeschickt. Thawba ist eine der zahlreichen Ausdrücke, womit dort zu Lande ein Kleinfürst oder Häuptling eines Stammes bezeichnet wird, denn auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiete gibt es unter den Karenen immer verschiedene kleine Herrscher. In Koung-ee trafen sie den Dr. Cushing, einen Missionar bei den Schan, und den Dr. Bunker, einen Missionar



Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 3. Lager in der Nähe des Pantoung-Flusses.

bei den Karenen, welch beide sich der Expedition als sehr nützlich erwiesen. Der Weg dorthin von Nanta aus führt in seiner letzten Hälfte durch schönen Nadelwald. Der Weg senkt sich leicht in der Richtung nach Koung-ee, und Hügel, welche sich 600 bis 1200 Fuß hoch über die Hochebene erheben, begrenzen die Thäler. Stellenweise finden sich in diesen Nadelwäldern kleine Moore, welche für die Ponies schwer zu passieren sind.

Es ergab sich, daß der Tsawba von Mohyé ein alter, sichtlich kränklicher Mann war, der auf eine erbärmliche Weise lebte und offenbar wenige oder gar keine Einkünfte hatte. Er hätte, nach der Ansicht des Obersten Sartorius, ganz behaglich leben können, aber er wagte seine Rechte nicht geltend zu machen. Er machte dem Obersten einen Besuch mit seinem ersten und dritten Sohn. Am folgenden Tage erschien der letztere betrunken in dem Kyoung oder buddhistischen Kloster, wo die Sipoys einquartiert waren, und überhäufte diese mit Schmähreden und Schimpfworten. Glücklicherweise verstand ihn nur der Dolmetscher. Der Betrunkene rief: er sei so gut als irgend einer von ihnen, sein Vater sei ein Diener der Engländer, aber er (der Sohn) werde sie alle bekämpfen. Zwischen diese Bemerkungen hinein verflocht er Haufen von Schmähungen. Der Dolmetscher, welcher ihn kannte, überredete ihn mit Mühe, fortzugehen. Als der Betrunkene aber kurz darauf einem russischen Lehrer begegnete, welchen Oberst Sartorius angestellt hatte, zog der Bursche sein Dha (kurzes Schwert) und drang auf den Russen ein. Zum Glück eilte einer der Dorfbewohner aus seinem Hause herbei und schleppte den betrunkenen Prinzen mit Gewalt hinweg. Der Tsawba war sehr in Verlegenheit, als er von diesem leidigen Vorfall hörte, und schickte am andern Tage seinen ungestümen Sohn herüber, daß er um Verzeihung bitte. Als Beispiel von der seltsamen Unwissenheit und dem riesigen Dünkel dieses Volkes sei hier noch erwähnt, daß der älteste Sohn in Anwesenheit des Obersten Sartorius laut seine Absicht kund gab, nach seines Vaters Tode alle Schan und einen Teil der Karenen aufzubieten und mit ihnen auszumarschieren, um in England einzufallen. Das einzige Kyoung oder Kloster an diesem Ort war ein sehr ärmliches und das Holzwerk so verfault, daß man sich fürchten mußte, über den Fußboden zu schreiten. Der Pongyi (buddhistische Mönch) erklärte, er könne nicht genug zu essen bekommen und er gedenke sich daher nach Monè zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Austernfang in Nordamerika.

Das Meer an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten ist ungemein reich an Austern und die nordamerikanischen Austern sind bekanntlich bedeutend größer als diejenigen, welche sich an den atlantischen Küsten Europas vorfinden. Diese Ergiebigkeit der Küstengewässer trägt auch die Schuld, daß die Austern in den Vereinigten Staaten wohlfeiler sind als bei uns und für ein ganz allgemeines Volksnahrungsmittel angesehen werden. Wenn daher einer unserer lieben Kameraden einmal nach Nordamerika kommt und in einen sogen. Austernsalon geht, so kann er um ein geringes Geld sich in Austern gütlich thun, während er hierzulande beinahe für einen Verschwender angesehen werden würde, wenn er sich einmal an Austern satt essen wollte. Ganz besonders ergiebig ist vor allem die große Chesapeakebai, die auch wegen ihres wilden Geflügels, besonders der sogen. Canvassback-(Sellerie)Wildenten berühmt ist. Dort gewinnt man die vorzüglichsten Austern der Vereinigten Staaten, welche unter den Namen des Roanokes-, Rappahannacks-, de Western Schores- und Chereystone-Austern von seiten der Feinschmecker ungemein geschätzt und nicht nur frisch nach allen größeren Städten der Union ausgeführt, sondern auch, in hermetisch verschlossene Blechbüchsen eingelötet, nach allen Weltteilen verschickt werden. Der Austerngrund auf dem Riff von Tallos Point ist der reichste im ganzen

Gebiet der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten, offenbar weil er gerade die für Austern passendste Untiefe hat. In einer mittleren Tiefe von 3 bis 4 m und sandig schlammigem Wasser mit Felsuntergrund gedeihen sie am besten und da sie diese Bedingungen an den meisten Buchten und Flußmündungen der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten vorfinden, ist es nicht zu verwundern, daß sie in solch ungeheurer Menge vorkommen und man die Zahl der alljährlich in den Vereinigten Staaten verspeisten auf vier Milliarden Stück schätzt. Der Austernfang beschäftigt eine große Anzahl Hände, denn man zählt an der Chesapeake-Bai allein über 4000 kleine Austernboote, deren Bemannung gewöhnlich nur aus einem Mann und einem Knaben besteht. Ist das Austernboot, von dessen Gestalt das mittlere Boot auf unserem vorstehenden Holzschnitt einen deutlichen Begriff gibt, auf dem Küstengrund angekommen, so werden die Ruder eingezogen, und der Mann ergreift entweder seinen an einer langen Stange befestigten eisernen Kätscher (eine Art Scharrnetz mit einem Eisenreifen) oder die sogen. Schere, welche aus zwei übereinander klappenden eisernen Lippen eines Scharrnetzes besteht, welche mittels langer Stangen leicht geöffnet und geschlossen werden können, wie man eine Zange öffnet und schließt, streift damit die Austern vom Meeresgrund und leert dann seine Beute in eine Kufe oder Kiste, die am Boden des Boots steht. Der Knabe aber nimmt die gefangenen Austern und schlägt mit einem kleinen Hammer den äußeren Rand der Schalen hinweg, damit sie eine hübschere, rundliche Form bekommen und weniger Raum einnehmen. Jedes Boot kann im Durchschnitt täglich 4 bis 5000 Stück fangen, auf Tallys Point-Riff sogar noch weit mehr. Ein einziger Knabe ist im stande, täglich seine 3500 bis 3700 Stück „zuzurichten". Da die hauptsächlichste Fangzeit aber der Winter, und die Witterung alsdann meist rauh und stürmisch ist, so ist der Austernfang eine harte und nicht sehr lohnende Arbeit, bei der es leicht steife Finger gibt, wie der Fischer auf unserem Bilde beweist, der ja auch aus Leibeskräften in die erstarrten Hände pustet.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 4. Die Offizierhütte im Kazorthael.

Die Elemente der Buchbinderkunst.

V.

Um Aufschriften und Titel drucken zu können, bedient man sich der Lettern und des Schriftkastens. Erstere bestehen aus kleinen länglichviereckigen Stäbchen aus Blei und Spießglanz, an deren einem Ende sich die Buchstaben, erhöht gegossen, in verkehrter Stellung befinden. Es gibt aber auch Lettern von Messingguß. Um die einzelnen Buchstaben zu Wörtern zusammenzusetzen, werden sie von der rechten Hand zur linken Hand aneinandergereiht, wobei die an einer Seite derselben befindliche Einkerbung, der sogenannte Kegel, sich immer nach oben liegend befinden muß. Um die Zwischenräume bei dem Zusammensetzen der einzelnen Buchstaben (Lettern) zu vergrößern, werden schmälere Lettern, sogenannte Spatien, verwendet; sie haben eine geringere Höhe als erstere. Dieses Trennen wird das Durchschießen oder Sperren derselben genannt.

Die gesetzten Lettern werden in den Schriftkasten gegeben und durch die seitlich befindliche Schraube festgeklemmt. Derselbe, Fig. 11, besteht aus einem länglichviereckigen schmalen Kästchen mit einer seitlichen Schraube und ist mit einem hölzernen Hefte oder Griffe verbunden. Vor dem Einsetzen der Lettern wird er immer mäßig erwärmt.

Das Erwärmen der Vergoldewerkzeuge, auch der Lettern im Schriftkasten geschieht entweder mit einer Gas- oder Spiritusflamme, oder auch in erhitztem Sande, den man in einer Blech- oder Eisenpfanne bereithält. Der richtige Wärmegrad richtet sich nach dem zu vergoldenden Material. Papier- und viele Leinwandsorten beanspruchen meist mehr Wärme als gewöhnliches schwarzes Glanzleder, und dieses wieder mehr als feinere Lederarten; mit aufmerksamer Uebung wird bald die richtige Anwendung der Wärme erlernt werden. Ist dieselbe zu hoch, so wird das Material hierdurch verbrannt, bei zu niedriger Temperatur hingegen das Gold nicht anhaften (mausern). Den durchschnittlichen Wärmegrad erkennt man am einfachsten, wenn man das erwärmte Werkzeug seitlich mittels eines Wassertropfens betupft; verdampft derselbe unter Zischen und Sprühen, so ist derselbe viel zu hoch, und muß das Werkzeug bis zum richtigen Punkte abgekühlt werden; verdunstet der Tropfen jedoch nur langsam, so ist derselbe zu niedrig. Bei den Lettern ist hierbei eine besondere Obsorge zu halten, da sie bei zu großem Erwärmen schmelzen.

Nach dem Abdrucken der Titel und Aufschriften werden die Lettern mit einem weichen Rehlederlappen abgewischt, aus dem Schriftkasten gegeben, auseinandergenommen („abgesetzt") und an die hierfür bestimmten Plätze gelegt. Dieses geschieht entweder durch Aneinanderreihen in alphabetischer Ordnung oder in die hierfür bestimmten Fächer des Setzkastens. Bei einer großen Menge von Lettern müßte freilich eine andere Einteilung vorgenommen werden, deren Erörterung hier unnütz ist und zu viel Platz beanspruchen würde.

Das Drucken kann nun als Blind- oder als Golddruck vorgenommen werden; der erstere wird selbstverständlich ohne Gold bewerkstelligt, und werden dann öfters die gedruckten Linien schließlich mit Buchbinderlack ausgepinselt.

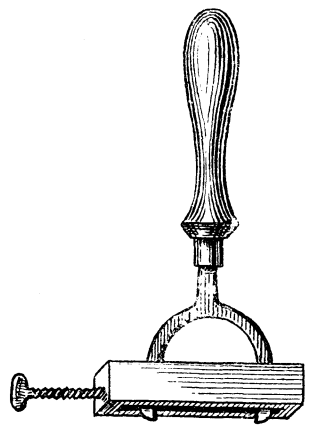
Bei dem Drucken wird das Holzheft der Filetten, Spatien oder Stempel in die rechte Faust genommen; man setzt bei ersteren

das vordere Ende an und setzt unter gleichmäßigem Vorwärtsschreiten den Druck bis zum anderen Ende fort; bei großen Eck- und Mittelstempeln werden diese mit der Mitte aufgesetzt, zur Verstärkung des Druckes die linke Hand oben auf das Heft daraufgelegt und der Abdruck unter gleichmäßigem Hin- und Herneigen der Druckfläche, wobei alle Punkte derselben mit der zu vergoldenden Decke oder dergl. in Berührung kommen müssen, hergestellt. Das Aufdrucken der im Schriftkasten befindlichen Lettern geschieht ähnlich wie bei den Filetten, jedoch mit dem Unterschiede, daß hierbei auch ein seitliches Rechts- und Linksneigen stattfinden muß, falls die Buchstaben eine breitere Fläche einnehmen. Als Führung kann man auch am Beginn des Druckens den Daumennagel der linken Hand an der betreffenden Stelle anlegen. Vornehmlich geschieht dieses am Buchrücken.

Glanzleder wird meist vor dem Golddruck mittels eines Schwämmchens mit schwach angesäuertem Wasser mäßig ausgewaschen. Hierbei gibt man gewöhnlich auf eine Kaffeetasse mit Wasser ein bis zwei Tropfen Scheidewasser (Salpetersäure).

Die Druckstellen (Linien der Felder) am Rücken werden mittels des Zirkels abpunktiert, am Deckel mit dem Falzbeine und Lineale vorgezeichnet. Diese Vorzeichnung kann auch bei breiterem Rücken vorgenommen werden, wozu man statt des Lineales einen geradlinigen Pappestreifen hinüberbiegt.

Die Grundierung, um das Gold anhaften zu machen, kann entweder auf nassem Wege oder trocken geschehen. Zur naſſen Grundierung nimmt man Hühnereiweiß, von welchem das Eigelb streng abgesondert sein muß. Es wird mit der doppelten Menge Wasser gut abgequirlt und eine Messerspitze voll Salz oder Zucker hinzugegeben; hierauf läßt man es einige Zeit hindurch sich absetzen. Glanzleder wird mit diesem Eiweiß mittels eines Schwämmchens zweimal überfahren; bei Mattleder hingegen müssen die zu vergoldenden Stellen vorgedruckt und diese mit dem Eiweiß zweimal ausgepinselt werden. Bevor diese zweite Grundierung geschieht, muß die erste gut trocken sein. Hierauf reibt man Glanzleder mit reinem Rindsschmalz oder Schweinefett mäßig ein und belegt die Druckstellen mittels eines Baumwollbäuschchens mit den in richtiger Größe zugeschnittenen Goldteilchen. Die vorgedruckten Mattlederstellen werden mit Mandelöl mäßig ausgepinselt, wobei die Konturen nicht überschritten werden dürfen, und dann mit dem Gold belegt. Das Aufdrucken der Filetten ꝛc. wurde schon vorhin erklärt. Eine gute Vergoldung erkennt man an dem blanken Aussehen derselben. Will an manchen Stellen das Gold nicht gut anhaften, so ist hiervon entweder die Ursache, daß das Vergolde-



Die Elemente der Buchbinderkunst. Fig. 11. Der Schriftkasten, um Aufschriften zu drucken.

werkzeug nicht den nötigen Wärmegrad hatte, und muß man dann die fehlerhafte Stelle nochmals mit dem Eiweiß betupfen, dieses trocknen lassen und zuletzt das Drucken nochmals vornehmen; oder die Grundierung wurde nicht gut ausgeführt, weshalb sie zu wiederholen ist. Die Vergolderückstände werden mit Baumwolle abgewischt.

Glanzleder wird nach dem Vergolden mit reinem Wasser mäßig ausgewaschen, damit das Fett von demselben entfernt werde, bei Mattleder hingegen ist dieses nicht notwendig; ersteres wird zuletzt mittels eines Schwämmchens mit Buchbinderlack gefirnißt.

Die trockene Grundierung ist viel einfacher und reinlicher. Man bedient sich hierzu des Vergoldepulvers. Dieses besteht aus feinst gepulvertem Gummikopal, dem man auf eine Pillenschachtel voll eine Messerspitze gepulverten Zuckers oder auch roten Siegellackes beimengen kann. Hiermit werden mittels eines Haarpinsels alle zu vergoldenden Stellen derart überfahren, daß nur eine ganz schwache Schichte des Pulvers als Beleg bleibt. Das Vergolden unterscheidet sich von dem Vorerklärten in keiner Weise. Das Vergoldepulver ist in allen Apotheken erhältlich.

Den Bezug der zur Ausführung von Buchbinderarbeiten notwendigen Werkzeuge vermitteln in jeder größeren Stadt Werkzeughandlungen, die gewiß auch bereitwilligst hierauf bezügliche Auskünfte erteilen.

Rätselhafte Inschrift.

Ein Taschentuch durch das Bein zu ziehen.

Dies ist dem Prinzip nach ein lächerlich einfaches, aber doch sehr wirksames Kunststück, von dem die Sage (gleichviel ob mit Recht oder Unrecht) geht, der Kaiser von Rußland sei, als er es von dem bekannten Taschenspieler Professor Döbler zuerst aufführen sah, so entzückt gewesen, daß er demselben einen schönen Brillantring zum Geschenk gemacht habe. Ich möchte daher meinen guten Kameraden freundlich raten, dieses Kunststück gut einzuüben, und wünsche ihnen, falls sie jemals Gelegenheit haben sollten, diese Hexerei vor dem Kaiser von Rußland auszuführen, daß sie mit einem ähnlichen Zeichen kaiserlicher Zufriedenheit beehrt werden möchten.

Man muß sich hierzu eines ziemlich großen Taschentuchs bedienen, insofern es groß genug sein muß, um, wenn diagonal zusammengefaltet, zweimal um das Bein herum zu reichen und noch Raum zum Schürzen eines Knotens zu lassen. Eines der altväterischen seidenen Taschentücher wird sich dazu am besten eignen. Der Taschenspieler setzt sich auf einen Stuhl, nimmt das Taschentuch, rollt es in einen Strick zusammen, legt den Mittelpunkt desselben auf seinen Schenkel gerade oberhalb dem Knie, führt die Enden unter dem Schenkel hindurch und wieder herauf und bindet sie in einen festen Knoten zusammen; dann kündigt er an, daß er im Begriffe stehe, das Taschentuch durch sein Bein hindurchzuziehen. Er thut dann einen kräftigen Ruck und das ganze Taschentuch löst sich ab, als wäre es anscheinend gerade durch den Schenkel gezogen, denn die Knoten bleiben unversehrt.

Das Geheimnis liegt in der Thatsache, daß der Taschenspieler, anstatt wirklich die Enden des Tuches um das Bein herumzuführen und auf der entgegengesetzten Seite wieder heraufzubringen, jedes Ende geschickt unter dem Bein in eine Schleife legt, die eine Schleife um die andere herum legt und jedes Ende an seiner ursprünglichen Seite wieder heraufholt und dann oben den Knoten schürzt. Das Taschentuch reicht daher in Wirklichkeit gar nicht um das Bein herum und ein tüchtiger Ruck zieht die eine Schleife aus der anderen und macht alles frei.

Dieses Kunststückchen ist eines, welches eine sehr große Uebung verlangt, um die Verbindung unter dem Beine geschwind und sicher zu bewerkstelligen, aber sie verlohnt der Mühe, welche diese Uebung erfordert. Zu Anfang derselben kann der Lernende sich der Biegung des Knies bedienen, um die Schleifen in ihrer Lage erhalten zu helfen; wenn man sich aber erst mit diesem Kunststück vertraut gemacht hat, wird dies ganz unnötig erfunden werden. Das Tuch sollte, wenn man dieses Kunststückchen öffentlich aufführt,

immer einige Zoll über dem Knie umgelegt werden, um unverkennbar zu zeigen, daß man sich keines derartigen Hilfsmittels bedient.

Auch die Schildkröte

nimmt unter den oftерwähnten physikalischen Spielereien einen Platz ein. Man hält einen Bindfaden in der Hand, an den dieselbe, einfach in Blech gepreßt, angebunden zu sein scheint, der aber durch ein in der Schildkrötenschale angebrachtes Loch hindurchgeht und auf einer cylinderischen ausgehöhlten Trommel aufgerollt ist. Diese Trommel wird von zwei Kautschukschnüren festgehalten und läuft auf dem Boden. Zieht man nun an dem Bindfaden, so windet man ihn vom oberen Teil der Trommel ab, die Kautschukschnur wird gespannt und ihre Abspannungsbewegung erlaubt der Schildkröte zu gehen, oder besser gesagt vorwärts zu rollen, sobald der Bindfaden nachgelassen wird, wobei der letztere sich wieder auf die Trommel aufrollt. Für sich selbst oder für klein Brüderchen einen solchen blechernen Hausbewohner zu machen, ist eine ganz interessante Beschäftigung.

Auflösung des Gleichklangrätsels in Nr. 27.

„ζην zehn."

Auflösung der dreisilbigen Scharade in Nr. 27.

„Leckermaul."

Homonym.

Er will erkämpft, errungen sein,
Wenn die Geschütze dröhnen;
Sie aber eilet friedlich hin
Zum Rhein, dem ewig schönen.

Ergänzungsrätsel.

— n Ergänzt man an Stelle der Striche
— s silbenweise den Anfang eines bekann-
— o ten Volksliedes, so erhält man 13 Wör-
— e ter, welche, aber in anderer Reihen-
— z folge, bedeuten: Ein Hausteil, ein
— d Schiffsteil, ein Fluß in Asien, ein
— ck Nebenfluß der Donau, eine Jahres-
— ch zeit, eine Zahl, eine Erfrischung,
— s eine Feldblume, ein Rechtsausdruck,
— s Synonym zu Fleiß, ein Reim dazu,
— e ein Synonym zu der Frage: ist's
— a möglich? ein lateinisches Personen-
— e wort.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 4, 5, 6,
O, holdes Zauberwort;
Hinaus in Wald und Flur
Treibt's uns von Hause fort. —
Mit 2, 4, 1, 5, 3,
Gar lang studierten wir;
Nun heißt's geraume Zeit:
„Ihr habt 1, 3, 2, 4!"
Da gehen wir auf's Land,
Dort gibt's 2, 4, 5, 3,
Auch ist 3, 2, 4, 1
Manch Aepfelein. Juchhei!

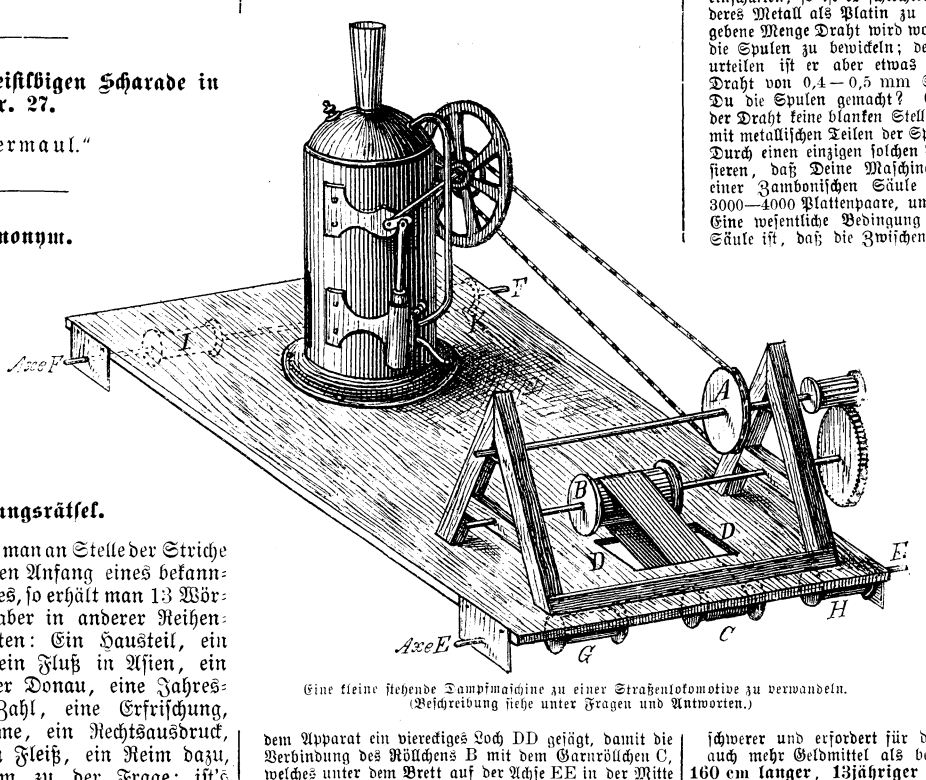
Auflösung der Aufgabe in Nr. 27.

Auf jedem Beet an einer Ecke 75, und auf dem Beet in der Mitte 45 Verbenen.

I. $x + y = 120$
II. $4x + y = 345$
III. $3x = 225$
$x = 75$
$y = 45$

Fragen und Antworten.

Hans K. in **Breslau** schreibt: „Lieber ‚G. K.' ich habe eine großartige Erfindung gemacht, die Du meinen Kameraden mitteilen sollst. Mit Leichtigkeit gelingt es nämlich, eine kleine stehende Dampfmaschine zu einer Straßenlokomotive zu verwandeln. Das Verfahren dabei ist wie folgt: Man benützt dazu am besten den schon früher beschriebenen Hebeapparat (siehe Nr. 1 des II. Jahrganges), indem man denselben auf ein Brett, gemäß der Größe der Maschine und des Apparats, an einem Ende befestigt. Durch dieses Brett wird unter dem Apparat ein viereckiges Loch DD gesägt, damit die Verbindung des Röllchens B mit dem Garnröllchen C, welches unter dem Brett auf der Achse EE in der Mitte fest aufsitzt, durch ein Band hergestellt werden kann. An den beiden Achsen EE und FF sitzen an beiden Seiten die eigentlichen Räder der ganzen Lokomotive, G, H, I, K, wozu man am einfachsten ebenfalls Garnröllchen verwendet. Die drei Räder an Achse EE müssen natürlich fest auf derselben sitzen. Damit man aber auch die Lokomotive lenken kann, habe ich die Achse FF noch extra an ein Brett, welches sich um O dreht, befestigt. Alsdann verbindet man das Röllchen B und das Röllchen C mit einem ungefähr $1\frac{1}{2}$ cm breiten Band ziemlich fest. Auf die andere Seite des ganzen Brettes wird nun die Dampfmaschine befestigt. Verbindet man nun das Betriebsrad der Dampfmaschine mit dem Rade A und setzt die Maschine in Bewegung, so soll und muß, wenn nur alles richtig nach Zeichnung gemacht ist, die Straßenlokomotive fahren. Die Uebertragung durch die Zahnräder habe ich nur deshalb angebracht, weil die Maschine bei direkter Verbindung mit der Achse nicht die Kraft haben würde, den Apparat fortzubewegen." — Freundlichen Dank. Du bist ohne Zweifel ein erfinderischer Kopf. Kameradschaftlichen Gruß und gib acht, daß von Deiner Lokomotive niemand überfahren wird *).



Eine kleine stehende Dampfmaschine zu einer Straßenlokomotive zu verwandeln.
(Beschreibung siehe unter Fragen und Antworten.)

Verein Fidelitas, Altenburg. Ihr habt einen Verein gegründet zur Hebung und Kultivierung guter und schlechter Witze ꝛc. ꝛc., der außer den Vorständen leider nur ein Mitglied zählt. Zur Vereinszeitung ist natürlich der „G. K." auserkoren worden. Das Kong-Kheou findet gebührendermaßen allgemeinen Beifall, doch ist Euch bis jetzt dunkel geblieben, wie eigentlich die berühmten chinesischen Stinktöpfe beschaffen sind. Nun, der „G. K." ist in der Lage, Euch mit einer Schilderung bester Quelle zu dienen: „Indem ik jetzt ook zeere goed und snell duitsch schrijven kan, heeft der ‚Goede Kamerad' mij gebeden, daß ik zelbst Ihnen zegaen zal, wat et voor eene Bewandtnis met den chinesischen Stinktöppen het. — Früher hadden deze ongelukkige Nijlpaardtöppe allerdings eenen Zünder, doch niet van ‚Kuhdünger', zondern aus Boomswammp. Gij zijt alzoo zeer falsch berichtet! Jetzt hebben deze Töppe geene Lunte mehr. Zij worden gefüllt met eenem Pulver aus Asant, Bloemen van Sterculia, Holz van Anagyris, Kalkspat und Schießkruit. Daartoe kommen Phosphor und annere Apotheekerzachen, welke snell und viel Stickstoff geven, und zuletzt eene Masse, die zoofort explodiert, wenn der Topp zerbricht. Dat moet eenen Stank geven, der in alle Winkel kruicht und gaar niet uitzuhalten is. Alle Schepzels fallen daaraan in Ohnmacht und rufen nachterheer: ‚Blezem, de Lucht is niet goed!'" — Zoo, jetzt ben ik fertig und wünsche dezer lieven und voorbeeldelosen Fidelitas voor alle Daage und immerfoort een goedes Middag- und een nog beteres Avondeten und daarbij den Appetit van ihrem dappern

Mijnheer van Aardappelenbosch.

A. Kraaz, Bernburg. Silber ist zwar auch ein Edelmetall wie Platin, hat aber die bei elektrischen Apparaten schädliche Eigenschaft, zu oxydieren, was Platin nicht thut; ist die Stelle oxydiert, so geht der Strom nicht über, das heißt, Deine Glocke läutet nicht. Für einzelne Versuche kannst Du es ja auch ohne Platin probieren; willst Du aber Deine Glocke in eine Leitung einschalten, so ist es schlechterdings unmöglich, ein anderes Metall als Platin zu verwenden. — Die angegebene Menge Draht wird wohl hinreichend genug sein, die Spulen zu bewickeln; dem kleinen Stück nach zu urteilen ist er aber etwas zu dick, gewöhnlich wird Draht von 0,4—0,5 mm Stärke benutzt. Wie hast Du die Spulen gemacht? Eine Hauptsache ist, daß der Draht keine blanken Stellen zeigt, daß er nicht etwa mit metallischen Teilen der Spule in Berührung kommt. Durch einen einzigen solchen Fehler könnte es Dir passieren, daß Deine Maschine nicht funktioniert. Zu einer Zambonischen Säule brauchst Du mindestens 3000—4000 Plattenpaare, um eine Wirkung zu erzielen. Eine wesentliche Bedingung für die Wirksamkeit der Säule ist, daß die Zwischenschicht stets feucht gehalten wird. Diese Art Batterie wird sehr wenig benutzt. Behrens konstruierte mit Hilfe derselben ein elektrisches Pendel und der Physiker Rousseau ein Diagometer. Praktisch wird die Batterie nicht verwandt.

Ratloser Robert S...t. Die preußischen Garderegimenter gelten als die am schönsten uniformierten des deutschen Heeres. Hast Du dazu die nötige Größe? Das Minimalmaß beträgt 1,70 m. — Das Großherzogtum Baden hat auch ein sehr schönes Garderegiment und zwar das 1. Badische Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109, das in Karlsruhe garnisoniert. — Der Dienst bei der Kavallerie ist freilich schwerer und erfordert für den Einjährig-Freiwilligen auch mehr Geldmittel als bei der Infanterie.

160 cm langer, 13jähriger Quartaner in Laibach. Nun, da wird Dir die Lattermannsallee bald zu nieder sein, als daß Du Dich ihres Schattens freuen könntest. — Glimmbilder? Freund schlage Seite 432 des

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: — und keine Gäule scheu werden!

II. Jahrganges auf. In der zweiten Spalte haben wir die Herstellung solcher schon einmal beschrieben.

Arthur Luther in **Orel, Rußland,** besteigt, wahrscheinlich im Vorempfinden unseres baldigen Jubelfestes, den Pegasus und singt:

(Melodie: Gott erhalte Franz den Kaiser ꝛc.)

Gott erhalt' den Kameraden,
Unsern guten Kamerad!
Treu auf unser'n Lebenspfaden
Folgt er uns mit weisem Rat;
Er hilft uns bei jedem Schaden
Treu als guter Kamerad.
Gott erhalt' den Kameraden,
Unsern guten Kamerad!

Jeden Wunsch erfüllt er gerne,
Steht uns bei mit Rat und That,
Drum lobt jeder — nah und ferne —
Ihn, den guten Kamerad.
Laßt uns alle Knaben laden
Zu dem guten Kamerad!
Gott erhalt' den Kameraden,
Unsern guten Kamerad!

Er zeigt uns die schönsten Sachen,
Unser guter Kamerad!
Freude nur will er uns machen,
Das nur sucht er früh und spat.
Stimmet ein, ihr Kameraden,
Singe jeder Kamerad:
„Gott erhalt' den Kameraden,
Unsern guten Kamerad!"

B. Hüpeden. Dank für die Königspromenade. Hübsch!

W. H. in **Berlin.** Du sendest uns zwei Tropfen aus Deiner poetischen Ader. Die Reminiszenz an Stuttgart ist nicht übel. Und das zweite Tröpflein:

In einem sumpfigen Morast
Da lebten dreißig Frösche fast.
Die quakten jeden Tag ihr Lied
Mit fröhlich heiterem Gemüt.
Doch in dem heißen Sommer bald
Vertrocknete ihr Aufenthalt.
Sie quakten nun ein Trauerlied
— — — — — — — —

in dieser Andacht wollen wir sie aus Pietät nicht weiter stören. Meinst Du nicht auch? Gruß freundlich erwidert.

G. le B. in **H.** Herzlichen Dank. Gelegentlich!

Ein treuer Oesterreicher. Sehr schön, doch zu spät geworden.

A. Heinig. Karola, Karoline (altdeutsch) = die Starke, Kraftvolle, Thätige, Betriebsame. Gruß freundlich erwidert, auch an Schwesterchen. Keine Kränzchenfreundin geworden?

Allerhochverehrtester Herr Setzerlehrling!! Vor einigen Tagen blätterte ich die neueren Nummern des „G. K." durch und da sah ich denn zu meiner großen Freude, daß der Setzerlehrling, der da glaubt, er wäre unfehlbar, und der über jeden Kameraden schimpft und ihn heruntersputzt*), wenn er einmal in seinem Briefe einen unschuldigen(!?) Schreibfehler begeht, daß es diesem naseweisen Bengel, wie ihn der „G. K." in Nr. 17 selbst nennt, gewiß nicht mehr passieren sollte, nach seiner langjährigen Praxis noch Druckfehler zu machen. Es handelt sich nämlich wiederum um Nr. 17. Da steht in der letzten Rubrik unter Tauschmarkt bei „Gustav Müller" Ludwigshaven mit „v". Da solltest Du Dich doch schämen, Ludwigshafen am Rhein, „die jüngste Stadt am Rhein", „die zukünftige Metropole der Welt", „die dereinstige See- und Handelsstadt mit dem Vororte Mannheim", „die Stadt, welche einstens einmal, wenn der Straßburg-Ludwigshafener Kanal eröffnet und mit Donaueschingen verbunden ist, somit die Nordsee mit dem schwarzen Meer zusammenhängt**)," diese schöne Stadt so zu verhunzen; das geht doch, wie man sagt, über das Bohnenlied . . . Einer aus Ludwigshafen mit „v".

Für **Paprika-Jankſing, Jüngling** in **Budapest,** liegt bei der Redaktion „e Boem", verfaßt von Hobble Frank. Sollen wir's senden oder an dieser Stelle veröffentlichen?

P. Werner, Stettin. Die eigentliche echte Rasse der Bernhardinerhunde ist ausgestorben, nachdem so viele Hündinnen, welche die gelehrigsten und brauchbarsten Tiere abgaben, durch Lawinen ꝛc. verunglückt sind; man hat aber eine nahe verwandte Rasse nachgezogen, auch mit den sogen. Leonberger Hunden Versuche gemacht.

K. K. jr. in **Wien.** Wir finden solche Vorkommnisse sehr bedauerlich, können aber nur auf den „Selbstschutz" verweisen.

R. E. in **M.** Laß Dir doch die Anweisung dort geben, wo der Pantograph gekauft wurde. Das läßt sich viel besser aus einem praktischen Versuch erlernen, als aus seitenlangem Geschreibsel.

P. S. in **B.** Redaktion „Vom Fels zum Meer". Wir bezweifeln übrigens, daß Eure Handschriften eine Deutung erlauben. Es haben dieselben noch zu wenig Festigkeit und Charakter, das kommt naturgemäß erst in späteren Jahren.

A. St. in **Dresden.** War Dein Papa Korpsbursche? Gleichviel, er allein nur wird Dir die zutreffende Antwort geben können.

A . . . . . t. Realschulen, an denen Latein gelehrt wird, wo es die gibt? Nirgends. Das ist ja der Unterschied zwischen dem Gymnasium und der Realschule, daß hier das Hauptgewicht auf klassische und humanistische Richtung, dort auf Mathematik, Naturwissenschaften und auf reale Fächer gelegt wird. Das Realgymnasium ist eine Kombination beider Richtungen. — Wie man Münzen reinigt, haben wir erst in einer der letzten Nummern gesagt.

Hermann T. in **F.** Um in eine Buchhandlung als Lehrling einzutreten, ist gute Mittelschulbildung wünschenswert, doch besteht darüber keine Norm. Je mehr, je besser, insbesondere werden Sprachkenntnisse zu statten kommen. Es empfiehlt sich, die Lehre in einer Ladenbuchhandlung durchzumachen, und dann später, als Gehilfe in die anderen Zweige des Buchhandels überzugehen. Lehrzeit gewöhnlich drei Jahre. Das Hauptorgan der Buchhändler ist das in Leipzig erscheinende Börsenblatt. Wenn Sie auf diesem Wege eine Lehrstelle suchen wollen, thun Sie am besten, Sie setzen sich mit einem Buchhändler in Verbindung.

Rudolf Hons a. d. **k. k. Staatsrealschule** in **Trautenau,** schreibt: „Ich möchte gerne mit einem Salzburger Kameraden in Korrespondenz treten."

Th. H. in **München.** Ueber Korklandschaften steht im I. Jahrgang ein großer illustrierter Aufsatz.

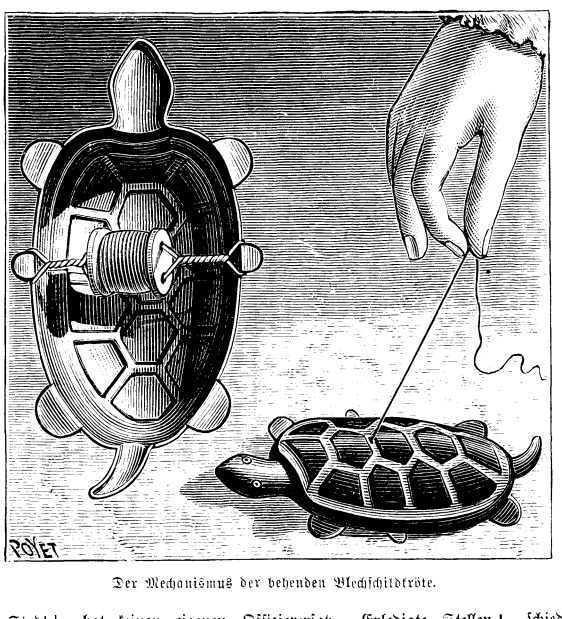
Aug. Hammer in **Saaz.** Die japanischen Postkarten sind echt; der Detailwert ist 5 Kreuzer per Stück.

G. J. in **Hamburg.** Das deutsche Eisenbahn-Regiment hat keinen eigenen Offiziersatz. Erledigte Stellen werden durch Offiziere der anderen Waffen, meistens Ingenieure, auch wohl durch Infanteristen besetzt. Wer Neigung und Fähigkeit hat, kann sich melden. Die Offiziere bleiben nicht beim Regiment, sondern werden gelegentlich in ihre Truppengattung zurückversetzt. Prosit!

Josef Romani in **Trient.** Eine italienische Zeitung für Anfänger ist: La settimana, herausgegeben von der Riegerschen Universitäts-Buchhandlung in München, Preis vierteljährlich Mk. 1.75.

P. Elster. Susanna (hebräisch), die Weiße, die Lilie.

Lars Eriksen. Der bei der Schiffsjungen-Abteilung der deutschen Marine einzustellende Junge soll für gewöhnlich 15 bis 16 Jahre alt sein, bei großer Körperstärke ist ausnahmsweise die Einstellung im Alter von 14 Jahren gestattet. Nähere Bestimmungen siehe „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats, die Berufswahl, Nr. 1784." — Grüßen gleichfalls.



Der Mechanismus der behenden Blechschildkröte.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings:
Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

**) Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Tauschmarkt.

Briefmarken sammelt und tauscht: Eugen Hammel zu Straßburg i. E., Kronenburgerstraße 37. — Theodor Klemm zu Pfullingen in Württemberg. — H. Friedrich zu Cöthen i. Anh., Langestraße 47, I. — Theodor Donner in Frankfurt a. M., Westendplatz 35. — O. Schilling zu Oberhausen II., Rheinland. — Wilhelm Spiegelberger, Nürnberg, Tucherstraße 19. — O. Cartellieri in Kassel, 19 Gr. Rosenstraße. — Leo Rosenthaler in Hamburg, Pöseldorf, Mittelweg 33. — Wilhelm Heßbed in Hamburg, Eimsbüttlerchaussee 81. — Eugen Sundblad, per Adresse Dr. Sundblad in Sundblad (Rußland). Karl Thormann, Rosenberg, Bern (Schweiz). — Ad. Eckert in Hameln a. d. W., per Adresse Herrn Zahnarzt Eckert. — Willi v. Guérard in Burg b. M., Bruchstraße 10. — A. Pax in Hamburg, Königstraße 52. — Otto Streiff in Hottingen bei Zürich, Hottingerstraße 18. — Fr. Feiser, Rußland, St. Petersburg. — Iwan Nagy, Riga, Theater Boulevard Nr. 2. — A. Weber in Dresden, Webers Hotel. (Anfänger, Dubletten erbeten.) — Anton von Praxa, Oberrealschule in Salzburg. — Fritz Adam in Crefeld, Westwall 69. — Reinh. Bernhard Averbeck, Bad Laubbach b. Coblenz. — A. Kämpfer in Dresden, Räcknitzstraße 5, III. — Arthur Junker in Rheydt, Kronprinzenstraße 21, Rheinprovinz. — W. Bandan jr. in Magdeburg, Johannisstraße 7 b.

Münzen sammelt und tauscht: Theodor Klemm zu Pfullingen in Württemberg. — Theodor Lorenz, Körnerstraße 2, Uhlenhorst, Hamburg. — Reinh. Bernhard Averbeck, Bad Laubbach b. Koblenz. — Walther von Pfuhl in Brünn, Jesuitengasse 6.

Käfer sammelt und tauscht: Theodor Klemm zu Pfullingen in Württemberg. — H. Wolff in Ludwighausen i. W., Preußen (namentlich südamerikanische erwünscht).

Mineralien sammelt und tauscht: Wilh. Pröpper in Emkirchen.

Siegel sammelt und tauscht: Alfred Backhausen in Karlsruhe, Baden, Bismarckstraße 79. — Rudolf Bebé in Wien, Wallfischgasse 5 III. — Alois Zimmermann in Schongau, Oberbayern.

Aug. Luhn jr., Barmen, Rittershausen, sucht eine Doppelkassette und Kopierrahmen (12×16 Plattengröße) für zwei Briefmarkenalbums mit Marken.

Bruno Gaudig, Merseburg, Fischerstraße 6, wünscht mit einem Kameraden, mit einem Petersburger oder Amerikaner, in Korrespondenz zu treten.

Georg Bischoff, per Adresse: **E. Kaiser, Küstrin 1,** hat eine Laterna magica mit Bildern abzugeben.

Franz Kil, München, Klenzestraße 57, II, links, sucht ein im Universum (Seite 327 bis 328) beschriebenes vollständiges Telephon gegen seine Lokomotive (Spiritusheizung) zu vertauschen.

„**W. Schohl, Rostock** in **Mecklenburg,** bittet seine Kameraden im Auslande um Postkarten ihres Landes. Der die 35. einschickt, erhält eine Eiersammlung von ca. 50 Stück mit Kasten."

Karl Besthorn in **Frankfurt a. M., Gutleutstraße 78,** hat 2 Stücke von einer röm. Mauer, 1 Stück röm. Glas, welches in allen Farben glitzert und 1 Stück von einem röm. Topfe. Möchte dafür Naturalien oder ausl. Marken.

Konrad Müller in **Freienwalde a. O.,** hat Meerschweinchen und möchte davon 16 Stück abgeben gegen bessere Mineralien, ganze Postkarten oder Münzen.

H. Jensen in **Hamburg, Hohenfelde, Uhlandstraße Nr. 39,** gibt ein Terrarium mit Grotte gegen bunsensche Elemente oder ein Briefmarkenalbum mit Marken.

Hugo Federlein in **Stuttgart, Feuerseeplatz 7, II,** hat ein fast neues Go-Spiel gegen ausländische Marken zu vertauschen.

Fritz Karcher in **Ludwigshafen am Rhein, Wredestraße 1, H.,** hat ein gut erhaltenes Bicycle abzugeben.

Alfred Levie, per Adresse: **Levie & Co., Nieuwendijk 143—44** in **Amsterdam,** hat indische Schlangen (aber zum Teil giftig) und möchte dafür chemikalische Apparate.

N. Berenbrok jr., Düsseldorf, Poststr., erbittet sich Postkarten aus allen Weltteilen.

Gust. Mardus, Elberfeld, Kölnerstr. 31, wünscht eine Sammlung von ungefähr 70 verschiedenen, ziemlich seltenen Münzen gegen Briefmarken zu vertauschen.

Heinrich Swiboda stud. gym. in **Mies,** bei **Pilsen, Böhmen,** sucht einen photographischen Apparat.

Tausche einen photographischen Apparat gegen Briefmarken Ulrich von Seebach, Mühlhausen i. Thür., Wahlstraße Nr. 41.

Habe Bücher gegen ein kleines, gut erhaltenes Kriegsschiff mit Kanone und Spiritusheizung zu vertauschen. C. Rauch in Berlin, Bülowstraße 86.

Wer gibt Nebenapparate zu einer starken Dampfmaschine gegen Briefmarken, E. v. Brüning, Frankfurt a. M., Mainzerlandstraße 80.

Max v. Mayer in **Dortmund, Holländische Straße 18,** gibt einen Zauberkasten mit vielen Apparaten gegen Marken, Münzen oder Steine.

Ich wünsche gegen meinen Induktions-Apparat mit Bechers Flaschenelement und Leitungsdrähten Tauben (Pfauen, Perücken oder Kröpfer) einzutauschen. F. Kothe, Braunschweig, Elmstraße 14.

Besitze eine neue Querflöte, die ich gegen eine kleine Dampfmaschine umtauschen möchte. O. Hermingshausen zu Glückstadt in Schleswig-Holstein.

O. Steffens, Sekundaner, Bergedorf, Töpfertwiete 2, tauscht einen fast noch neuen photographischen Mignonapparat mit 30 Gelatine-Trockenplatten, 40 Blatt und vielem Zugehör gegen eine Sachsen 3 Pfg. rot oder andere seltene Marken.

Th. Blankenburg, Mühlhausen i. Th., Linsenstr. 29, will seine Ziehharmonika gegen Münzen, Stempel u. s. w. vertauschen.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Etwas vom Dichter Gustav Schwab.

Dem Dichter Gustav Schwab ist es einmal auf Reisen sehr schlimm, ein andermal hingegen sehr gut ergangen. Er kommt in Tübingen an einer Studentenkneipe vorbei, wo man eben „Bemooster Bursche zieh' ich aus" kräftig anstimmte. Er geht hinein, läßt sich ein Glas einschenken, lobt den Gesang und nennt sich endlich als den Dichter des Liedes. Er findet aber keinen — Glauben. „Was? — der alte Philister? — Er will der Dichter sein? Nimmermehr!" Es kommt zum Wortwechsel, der damit endet, daß Schwab zum Fenster statt zur Thüre hinausspaziert.

Das anderemal muß er in einer böhmischen Stadt übernachten. Das Reisegeld war knapp geworden; vorsichtig sieht er sich nach einem billigen Gasthof um. Da kommt ihm der Wirt schmunzelnd entgegen, nötigt ihn in den Speisesaal, bestellt ohne zu fragen das beste Abendessen und bedient ihn selbst mit ausgesuchter Freundlichkeit. Am Morgen zu Schwabs Erstaunen, der anfängt zu glauben, daß dies dem „Dichter zu Ehren" geschehe, dasselbe Schauspiel. Endlich fragt Schwab nicht ohne Besorgnis nach der Schuldigkeit. Der Wirt „schüttelt den Kopf". — „Nichts sind Sie schuldig". — „Wieso?" fragt Schwab. — „Ja lieber Herr, das müssen Sie schon über sich ergehen lassen. Ich habe mir oft gewünscht, einmal im Lotto etwas Ordentliches zu gewinnen, und dabei das Gelübde gethan, der erste Gast, der dann käme, solle alles recht gut und umsonst haben. Gestern habe ich 30000 Gulden gewonnen und Sie — Sie waren der erste Gast, der bei mir eintrat."

口 廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Als die Schritte verklungen waren, fragte der Tong-tschi den nun von der Schuld befreiten Juwelier:

„Deine Ehrlichkeit ist bestätigt worden. Bist du nun zufrieden?"

„Ja, mächtiger Beschützer. Aber ich verlange, daß Wing-kan auf das Strengste bestraft werde!"

„Er wird seiner Strafe nicht entgehen."

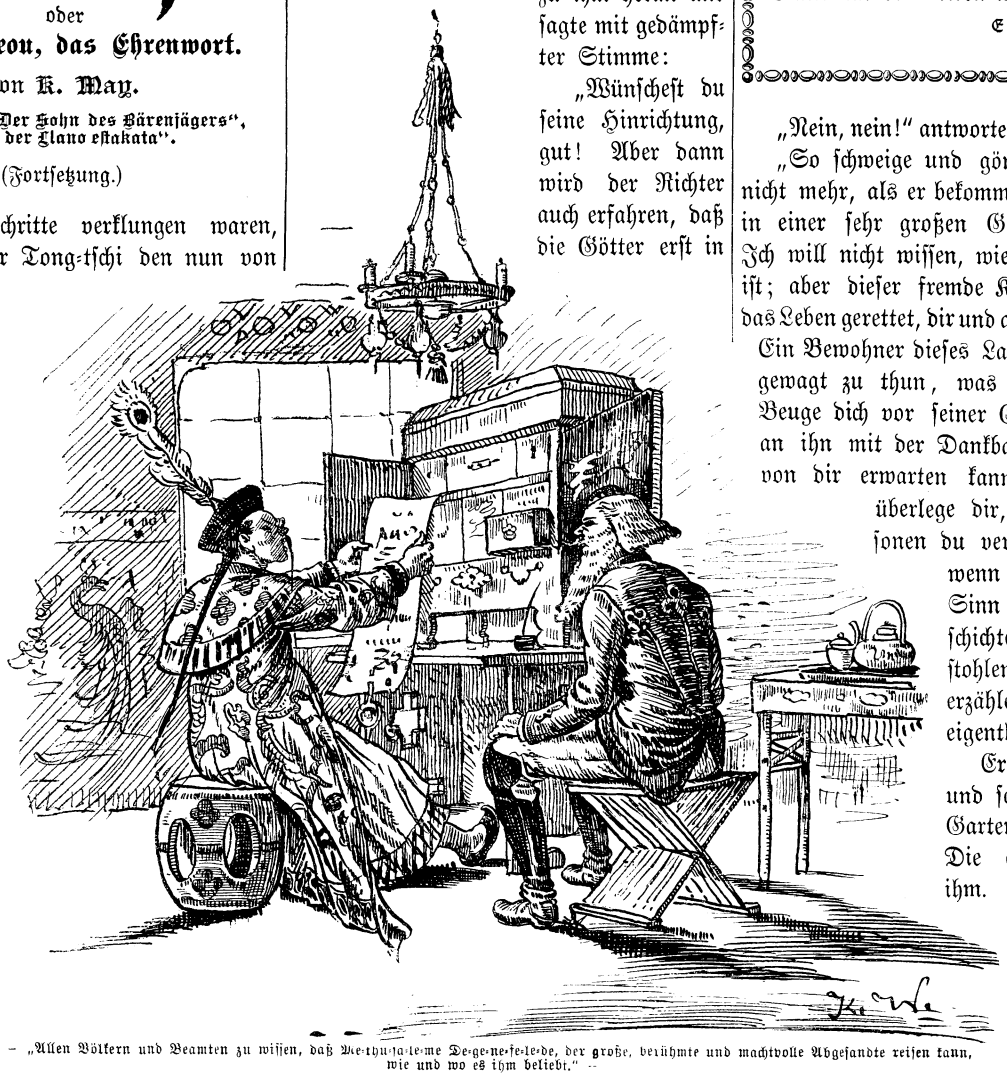
„Aber Ihre gebietende Stimme hat nur von Verbannung gesprochen!"

„Ja, dann bist du den Feind los. Oder ist dir das noch nicht genug?"

„Ich glaubte, der Tod sei auf dieses Verbrechen gesetzt!"

Er hatte das in unzufriedenem Tone gesprochen. Da trat der Mandarin näher zu ihm heran und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Wünschest du seine Hinrichtung, gut! Aber dann wird der Richter auch erfahren, daß die Götter erst in deinem Garten gewesen sind, und er wird fragen, wer sie von da herübergeschafft hat. Wird dir das willkommen sein?"



– „Allen Völkern und Beamten zu wissen, daß Me-thu-sa-le-me De-ge-ne-se-le-de, der große, berühmte und machtvolle Abgesandte reisen kann, wie und wo es ihm beliebt." –

Strebt rastlos nach der Vollendung Preis!
Des Genius Bruder ist der Fleiß:
Das Höchste, was die Götter leih'n,
Glückt nur den beiden im Verein.

Ernst Eckstein.

„Nein, nein!" antwortete Hu-tsin schnell. „So schweige und gönne dem Feinde nicht mehr, als er bekommt! Du hast dich in einer sehr großen Gefahr befunden. Ich will nicht wissen, wie alles geschehen ist; aber dieser fremde Kuan-fu hat dir das Leben gerettet, dir und allen den Deinen. Ein Bewohner dieses Landes hätte nicht gewagt zu thun, was er gethan hat. Beuge dich vor seiner Güte und denke an ihn mit der Dankbarkeit, welche er von dir erwarten kann! Dazu aber überlege dir, wie viele Personen du verderben würdest, wenn es dir in den Sinn käme, die Geschichte von den gestohlenen Göttern so zu erzählen, wie sie sich eigentlich ereignet hat!"

Er drehte sich um und schritt durch den Garten dem Hause zu. Die andern folgten ihm. Dabei ergriff Hu-tsin die Hand des Methusalem und fragte ihn:

„Wird mein geehrter und bejahrter Freund Wort halten und mich morgen besuchen, wie er es mir versprochen hat?"

„Ja, ich komme," antwortete der Blaurote.

„Wann?"

„Am Vormittage, noch ehe ich mir die Stadt ansehe."

„Ich weiß nicht, weshalb Sie nach Kuang-tschéu-fu gekommen sind; aber vielleicht ist es mir dennoch möglich, Ihnen nützlicher zu sein, als Sie es jetzt für möglich halten. Der mächtige Tong-tschi hat recht. Sie haben mich und meine Familie vom Verderben errettet. Ich werde Ihnen ein Geschenk geben, dessen Wert Ihnen vielleicht von großem Nutzen sein wird."

Draußen stieg der Mandarin wieder in die Sänfte, und seine Gäste thaten desgleichen. Auf der Straße standen die Leute noch in einzelnen Gruppen beisammen und blickten neugierig auf die Palankins. Sie sagten sich, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse, um den Tong-tschi zu so später Stunde zum Besuch seiner beiden Nachbarn zu bewegen, doch ließen sie kein lautes Wort vernehmen.

Daheim angekommen, forderte der Mandarin den Methusalem auf, ihn zu begleiten. Er führte ihn in eine Stube, welche das Studier- und Arbeitszimmer des Beamten zu sein schien. Dort forderte er ihn auf, sich ihm gegenüber zu setzen. Seine Miene war eine ernste, ja sogar feierliche.

„Bevor wir uns zum Tsau-fan*) begeben," sagte er, „muß ich Ihnen eine Mitteilung machen. Sie haben mich genötigt, Ihnen dankbar zu sein, aber Sie haben mich beinahe um Amt, Eigentum und Leben gebracht. Seien Sie nie wieder so unvorsichtig wie heute!"

„Verzeihen Sie!" bat der Student. „Ich glaubte gerade, sehr vorsichtig gehandelt zu haben."

„Im Gegenteile! Sie hätten mir alles aufrichtig erzählen sollen."

„Das wollte ich auch."

„Haben es aber nicht gethan!"

„Weil Sie nicht daheim waren und ich doch handeln mußte. Hätte ich auf Ihre Rückkehr gewartet, so wäre inzwischen der Anschlag Wing-kans gelungen."

„Ich hätte dennoch Mittel gefunden, ihn zu überführen und Hu-tsin zu retten. Doch, Geschehenes kann man nicht ändern. Ich hoffe, daß die drei Verbrecher bei ihrer Aussage bleiben. In diesem Falle kann Ihnen und mir nichts geschehen. Fällt es ihnen aber ein, die Wahrheit zu erzählen, so werden Sie mit in diese Angelegenheit verwickelt, und auch mir droht große Gefahr, da Sie mein Gast sind und ich für Sie verantwortlich bin, sogar mit meinem Leben. Sollte das letztere geschehen, so ist Ihre schleunige Flucht notwendig, und für diesen Fall will ich Ihnen einen Kuan*) geben, welcher von der höchsten Behörde unterzeichnet ist, nach dem Gesetze nur hohen Mandarinen und sehr vornehmen Fremden ausgestellt wird und hoffentlich die Wirkung besitzt, Sie aus jeder Gefahr zu retten, so wie Sie mich gerettet haben. Ich verdanke Ihnen nicht nur mein Leben, sondern weit mehr. Erführe man, daß ich in einer Piratendschunke gefangen gewesen bin, so wäre es um mich geschehen. Darum will ich auch für Sie etwas thun, was ich an keinem Zweiten jemals wieder thun werde."

„Darf ich mich bei dieser Gelegenheit erkundigen, was mit den Piraten geschehen wird?"

„Sie werden an uns ausgeliefert und dann hingerichtet."

„Und glauben Sie, daß Wing-kan und seine Mitschuldigen mit dem Leben davonkommen?"

„Ja. Mein Einfluß reicht so weit, daß sie nur in die Verbannung geschickt werden. Doch jetzt zu Ihrem Paß, den Sie stets bei sich tragen müssen und nie von sich legen dürfen."

Er öffnete einen mit mehreren Schlössern verwahrten Kasten und nahm ein großes, mit Charakteren bedrucktes Papier hervor, welches mit mehreren Siegeln versehen war. Auf die unbeschriebenen Zeilen trug er die Namen des Methusalem und dessen Gefährten ein, die dieser ihm nennen mußte. Dann las er ihm das Dokument vor. Der Inhalt war in deutscher Uebersetzung folgender:

„Im Namen und Auftrage
Kuang-su,
des allmächtigen Herrschers im Reiche der Mitte, des Lichtes der Weisheit, des Brunnens der Gerechtigkeit, des Quells der Gnade und Barmherzigkeit wird hiermit allen Unsern Ländern, Völkern und Beamten zu wissen gethan, daß

Me-thu-sa-le-me De-ge-ne-fe-le-de

der große, berühmte und machtvolle Abgesandte aus dem Reiche der Tao-tsekue die Erlaubnis besitzt, in allen Unseren Provinzen zu reisen, wie und so lange es ihm beliebt. Seine erlauchten Begleiter sind

Tu-lu-ne-re-si-ti-ki,
Go-do-fo-ri-di,
A-ra-da-pe-le-ne-bo-scho,
Sei-dei-nei und
Liang-ssi,

lauter Herren und Männer, welche die höchsten litterarischen Grade besitzen und alle Prüfungen mit Ehren bestanden haben.

Es ist Unser Wille, daß sie in ihrer Heimat mit Stolz und Genugthuung von der Bildung und den Vorzügen Unserer Nationen berichten können, und darum ergeht an alle Behörden und Beamten der strenge Befehl, sie Unseren außerordentlichen Gesandten gleich zu achten, ihren Befehlen ohne Widerrede zu gehorchen und ihnen in allen ihren Angelegenheiten förderlich zu sein.

Besonders wird denjenigen, die dem

Me-thu-sa-le-me

die schuldige Achtung verweigern, die schnellste Strafe angedroht, und er wird, um sofortige Anzeige erstatten zu können, hiermit mit dem Range eines Schun-tschi-schu-tse bekleidet, ohne indessen gezwungen zu sein, die Kleidung seines Landes abzulegen und die Abzeichen dieses Ranges zu tragen."

Unterzeichnet war der Paß von dem Nei-ko, dem großen Sekretariat in Peking. Unter einem Schun-tschi-schu-tse versteht man einen allerhöchsten Beamten, welcher als Vertrauensmann des Kaisers die Erlasse und Entscheidungen des Monarchen zu redigieren hat.

Eine bessere Legitimation konnte der Methusalem sich gar nicht wünschen. Nur zweifelte er, ob man derselben auch Folge leisten werde. Darum fragte er:

„Wird man diesen Kuan auch wirklich so achten, als ob er von einem hohen Mandarin vorgezeigt wird?"

„Ganz gewiß. Ein Schun-tschi-schu-tse steht über dem höchsten Mandarin. Daß Sie ein Fremder sind, ändert nichts an der Achtung, welche diesem Kuan entgegengebracht werden muß. Man wird alle Ihre Befehle sofort ausführen."

„Und wenn ich aber etwas verlange, was gegen die Gesetze dieses Landes ist?"

„Selbst dann wird man Ihnen gehorchen. Wenn Sie einmal in Gefahr sind, können Sie nicht durch, sondern

*) Abendessen, wörtlich: Abendreis. Tsche-fan Morgenreis, Frühstück.

*) Paß.

gegen das Gesetz gerettet werden. Darum muß ich Sie mit einer Macht ausrüsten, welche über den Regeln unseres Landes steht."

„Aber die Verantwortung wird und muß dann später Sie treffen, der Sie mich mit diesem Kuan ausgerüstet haben!"

Der Chinese zog ein unbeschreiblich verschmitztes Gesicht. Er blickte eine Weile still vor sich nieder und antwortete dann:

„Kommt es in Ihrem Lande nicht auch vor, daß ein Beamter in die Gefahr gerät, alles, sein ganzes Eigentum und auch das Leben zu verlieren?"

„Sein Eigentum, wenn er es unrechter Weise erworben hat, sein Leben, wenn er eines Mordes überführt wurde und infolgedessen zum Tode verurteilt wird."

„Nur dann? Glückliches Land und glückliche Mandarinen, die in demselben wohnen! Hier trachtet jeder nach Reichtum und nimmt denselben von seinem Untergebenen. Habe ich mir ein Vermögen erworben, so bin ich keinen Tag sicher, daß mein nächster Vorgesetzter mich eines schweren Verbrechens, mag ich dasselbe nun begangen haben oder nicht, überführt, mich enthaupten läßt und mein Vermögen konfisziert. Für diesen Fall ist es gut, einen solchen Kuan zu besitzen. Nur mit seiner Hilfe kann man Rettung durch die schleunigste Flucht finden."

„Und solche Kuans bekommen Sie vom Nei-ko in Peking?"

„Ja, aber nicht offiziell. Sie sind klug genug, mich zu verstehen!"

Der Methusalem verstand ihn wohl. Das Blankett war entwendet, war gestohlen. Jedenfalls befand der Mandarin sich im Besitze noch mehrerer solcher Pässe. Hätte er nur diesen einen besessen, so wäre es ihm gar nicht eingefallen, einen Fremden mit demselben zu unterstützen.

„Sie sehen also," fuhr der Chinese fort, „daß mich keine Verantwortung treffen kann. Sie werden nicht verraten, daß ich Ihnen diesen Kuan ausgestellt habe. Nur das Nei-ko hat das Recht, eine solche Legitimation zu verfassen. Man hat derselben auf alle Fälle zu gehorchen. Zweifelt eine Behörde an der Echtheit derselben oder daran, daß Sie sie rechtmäßiger Weise besitzen, so fragt sie in Peking an, und ehe von dort die Antwort kommt, sind Sie längst von dannen."

„Aber in meinem Vaterlande ist es nicht erlaubt, sich falscher Pässe zu bedienen!"

„Hier auch nicht. Aber dieser Paß ist nicht falsch. Es stehen Ihre Namen darin. Sie haben ihn von mir erhalten. Ob Sie sich seiner bedienen wollen oder nicht, das ist nun Ihre Sache. Ich wiederhole, daß er Ihnen alle möglichen Vorteile bringen wird. Er öffnet Ihnen selbst des Nachts alle Thüren und Straßenpforten, nur nicht diejenigen eines Gefängnisses."

„Dazu bedarf es anderer Legitimationen?"

„Ja, dieser hier."

Er deutete nach der Wand, an welcher mehrere große, gelbe Münzen hingen, auf denen der Methusalem die erhabene Figur eines Drachen und darunter einige kleine Schriftzeichen bemerkte.

„Wer das vorzeigt," fuhr er fort, „hat zu jeder Tageszeit und beim schlimmsten Verbrecher Zutritt. Mit Hilfe einer solchen Münze werde ich unseren heutigen drei Gefangenen zur Verbannung verhelfen."

Auch jetzt verstand der Student ihn ganz genau. Er wollte des Nachts in das Gefängnis gehen und die drei Personen entfliehen lassen. In diesen Münzen also bestand der „Einfluß", von welchem er vorher gesprochen hatte.

Jetzt erhob der Mandarin sich von seinem Stuhle und verabschiedete seinen Gast:

„Sie haben nun den Paß. Mag kommen, was da will, so kann ich wegen Ihnen unbesorgt sein. Jetzt gehen Sie! Man wird mit dem Essen auf Sie warten. Ich selbst kann Sie nicht begleiten, da ich noch zu arbeiten habe."

Als Methusalem sein Zimmer erreichte, stand dort ein Diener seiner wartend, um ihn in das Speisezimmer zu führen. Dort waren seine Gefährten außer Liang-ssi, welcher fehlte, versammelt.

Das Essen bestand in Gerichten, welche den europäischen ähnelten. Auch Messer und Gabeln waren vorhanden. Es schien, daß der Mandarin doch zuweilen einen Europäer bei sich zum Essen sah.

Nach beendigter Tafel erhielten die Gäste Tabakspfeifen. Sie blieben noch ein Stündchen beisammen, und da fand sich endlich auch Liang-ssi wieder ein. Befragt, wo er gewesen sei, antwortete er:

„Im Garten. Es gab da Interessantes zu beobachten."

„Was?" erkundigte sich Methusalem.

„Man konnte da sehen, auf welche Art und Weise die Mandarinen reich werden. Sie wissen vielleicht, daß das Vermögen jedes Verurteilten dem Staate verfällt?"

„Ja."

„Nun, der Tong-tschi scheint den Juwelier Wing-kan bereits als verurteilt zu betrachten. Er hat auch dessen Gehülfen und Diener arretieren lassen. Nun befindet sich kein Mensch mehr im Nachbarhause, und er räumt den Laden aus."

„Selbst?"

„Nein. Das würde sich nicht mit seiner hohen Stellung vertragen. Seine Diener steigen draußen im Garten herüber und hinüber und schleppen alles Wertvolle herbei. Wenn dann morgen früh der Kriminal-Kuan kommt, um die Konfiskation vorzunehmen, ist nur noch das Minderwertige vorhanden."

„Aber Wing-kan muß doch wissen, was er besessen hat!"

„O, Herr, den wird niemand fragen. Und was er sagt, das gilt als Lüge. Vielleicht lebt er morgen gar nicht mehr, damit durch seine Aussage nicht verraten werden kann, daß unser Mandarin schon heute zugegriffen hat."

„Hm! Der will ihn entfliehen lassen!"

„Sagte er das? Ich glaube es. Der Gefangene kann nur entfliehen, indem er alle seine Habe im Stiche läßt. Und wenn er fort ist, so ist es unmöglich, dem Tong-tschi zu beweisen, daß er heut abend den Laden des Gefangenen halb ausgeräumt hat. O, diese Mandarinen stehlen alle!"

„Schöne Jeschichte!" lachte Gottfried von Bouillon. „Dat könnte in Deutschland nicht die Möglichkeit sind. Wie ist es denn in Holland, Mijnheer?"

„Daar muisen de Mandarins ook niet — da mausen die Mandarinen auch nicht," antwortete der Dicke.

„Und jedenfalls werden dort auch keine Jötter jestohlen. Solche Tollheiten können doch nur hier vorkommen. Uebrigens möchte ich mir doch jern mal in so einen Jötzentempel umsehen. Ist dat möglich oder nicht?"

„Warum nicht?" antwortete der Blaurote. „Die Chinesen sind nicht wie die Muhammedaner, welche ihre Moscheen von keinem Andersgläubigen betreten lassen. Es kommt sogar sehr häufig vor, daß hier die Tempel als Herbergen benutzt werden. Vielleicht haben auch wir noch das Vergnügen, einmal in einem solchen zu übernachten."

„Und jrad den möchte ich mich betrach-

ten, aus welchem die Jötzen jestohlen worden sind. Welchen Namen hatte er?"

„Pek-thian-tschu-fan, das heißt Haus der hundert Himmelsherren."

„So sind wohl hundert Jötter drin?"

„Mit solchen Zahlen darf man es hier nicht genau nehmen. Doch gibt es Tempel, in denen sich mehrere hundert Bilder oder Figuren befinden."

„Pek — pek — pek — — wie war der Name?" fragte Turnerstick.

„Pek-thian-tschu-fan."

„Armseliges Chinesisch! Es ist da nicht eine einzige Endung dabei. Habe mich vorhin schrecklich geärgert. Stand mit im Garten und habe das ganze Verhör mit angehört, aber kein einziges Wort verstehen können. Finde überhaupt, daß man hier in der Stadt ungeheuer undeutlich spricht. Die Leute machen es sich viel zu schwer. Sollten von mir Unterricht nehmen. Wollte ihnen schon die richtigen Endungen beibringen!"

„Ich möchte Sie als Lehrer sehen," lachte der Student.

„Meinen Sie etwa, daß ich nichts fertig brächte?"

„O doch! In Beziehung auf die Endungen würden Sie sogar Großartiges leisten."

„Das wollte ich meinen!"

„Aber die Stammworte, die Stammworte! So ein Wort hat oft eine gar vielfältige Bedeutung. So heißt zum Beispiel das Wort Tschu soviel wie Herr, Pfeiler, Stock, Küche, Stütze, Schwein, alte Frau, zubereiten, verrichten, brechen, spalten, reparieren, freigebig, wenig, geneigt, naß machen, Gefangener, Sklave 2c., je nachdem es weicher oder härter, gedehnter oder rascher, leiser oder schärfer ausgesprochen wird. Und jede dieser verschiedenen Bedeutungen hat dann wieder ihre figürliche Anwendung, so daß es die allerfeinste Modulation erfordert, um wissen zu können, was gemeint ist. So hat das Grußwort sching noch weit über fünfzig andere Bedeutungen, unter denen Dinge, Eigenschaften und Thätigkeiten vorkommen, welche einander ganz und gar entgegengesetzt sind."

„Und das soll man an der Aussprache hören?"

„Eigentlich sollte man es. Da aber selbst die Sprechwerkzeuge eines Chinesen oft nicht dazu ausreichen, so fügt man im Falle des Zweifels ein erklärendes Wort dazu. Fu heißt Vater, hat aber noch mehrere andere Bedeutungen. Soll es nun als Vater gebraucht werden, so fügt man das Wort Tschin, Verwandschaft, hinzu; dann heißt es Fu-tschin, Fu, der Verwandte, der Vater."

„Bleiben Sie mir mit allen Ihren Fu-tschins vom Leibe! Ich lobe mir meine Endungen. Wenn ich sage ‚meining geliebtang Freundeng', so weiß jedes Kind, was ich meine, ohne daß ich meine Zunge übermäßig anzugreifen brauche. Hoffentlich finde ich bald einen wirklich gut sprechenden Chinesen, mit dem ich mich gut unterhalten und Ihnen beweisen kann, daß meine Grammatik die richtige ist. Für heut aber stimme ich unserm Gottfried bei, daß wir morgen den Tempel besuchen wollen. Auch ich bin begierig, ein solches Haus zu sehen."

„Wir werden uns überhaupt die Stadt besehen und da an manchem Tempel vorüberkommen. Es wird wohl ein bewegter Tag werden, und so schlage ich vor, uns jetzt zur Ruhe zu begeben."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wurde sofort befolgt.

Das Bett, welches für den Methusalem bereitstand, war niedrig, fein lackiert und mit Blumen sehr kunstvoll bemalt. Die Matratze war mit einem seidenen Tuche überdeckt; als Kopfkissen diente eine gestickte, mit wohlriechenden Kräutern gefüllte Rolle, und die Decke bestand aus gesteppter Seide mit weicher Ziegenhaareinlage. Von Seide waren auch die Vorhänge, welche das Bett von drei Seiten außer der Wand einfaßten, und in einem kostbaren Bronzeleuchter brannte eine Nachtkerze, vor welcher ein durchscheinender Schirm stand, dessen Malerei eine Landschaft vorstellte, über welche der Mond sein magisches Licht ergoß. Der Mond aber bestand in der Kerzenflamme hinter dem Gemälde.

(Fortsetzung folgt.)

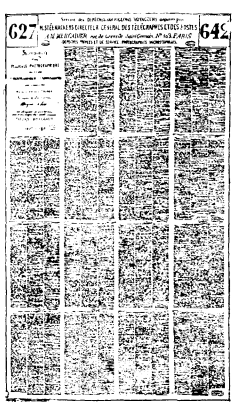
Eine schöne Inschrift.

Nach dem Kriege von 1870—71 wurden, wo Kirchenglocken fehlten, diese aus dem Metall der eroberten Kanonen gegossen. So trägt eine Glocke in Metz die bedeutsame Inschrift:

„Streitbar einst sucht' ich vom Walle dieselbe Gemeinde zu schrecken,
Die ich mit friedlichem Schalle jetzt sammle die Herzen zu wecken!"

Die Brieftaubenpost.

Unsere lieben Leser haben zu Beginn dieses Jahrganges eine längere Schilderung über unsere Haustauben in diesen Blättern vorgefunden, es wird ihnen nun auch gewiß interessant sein, etwas darüber zu hören, welche Dienste diese lieblichen Tiere in postalischer Hinsicht dem Menschen schon geleistet haben. Man behauptet, daß die Brieftaube schon in den Kreuzzügen eine Rolle spielte, indem angeblich eine von einem Raubvogel verwundete Taube ins Christenlager fiel und unter ihren Flügeln einen Zettel barg, der die Pläne des Feindes verriet. Auch während der Belagerung von Akka sollen die Sarazenen Brieftauben benutzt haben. Allmählich zogen die Kreuzfahrer selber den ihnen neuen Nachrichtenvermittlungsbehelf in Gebrauch, aber ebenfalls nur in vereinzelten Fällen. Einen regelrechten Taubendienst richtete zuerst Sultan Nureddin (12. Jahrhundert) ein; von seinen Nachfolgern weiter ausgebildet, war dieser Dienst schon um die Mitte des 13. Säkulums zu einer gutorganisierten Post geworden, die sich streckenweise noch im Anfang des 17. wegen ihrer Schnelligkeit eines guten Rufes erfreute. Als in späteren Zeiten die Brieftaubenzucht auch in Europa aufkam, entstanden zwischen einzelnen wichtigen Handelsstädten Taubenposten, die alle dringenden Mitteilungen politischer und geschäftlicher Natur beförderten. Noch 1848 verkehrten zahlreiche Tauben zwischen Paris, Brüssel und Antwerpen, um die belgische Presse von den französischen Neuigkeiten zu unterrichten, und dies geschah so rasch, daß die belgischen Zeitungen die betreffenden Ereignisse zumeist gleichzeitig mit denen von Paris bringen konnten.

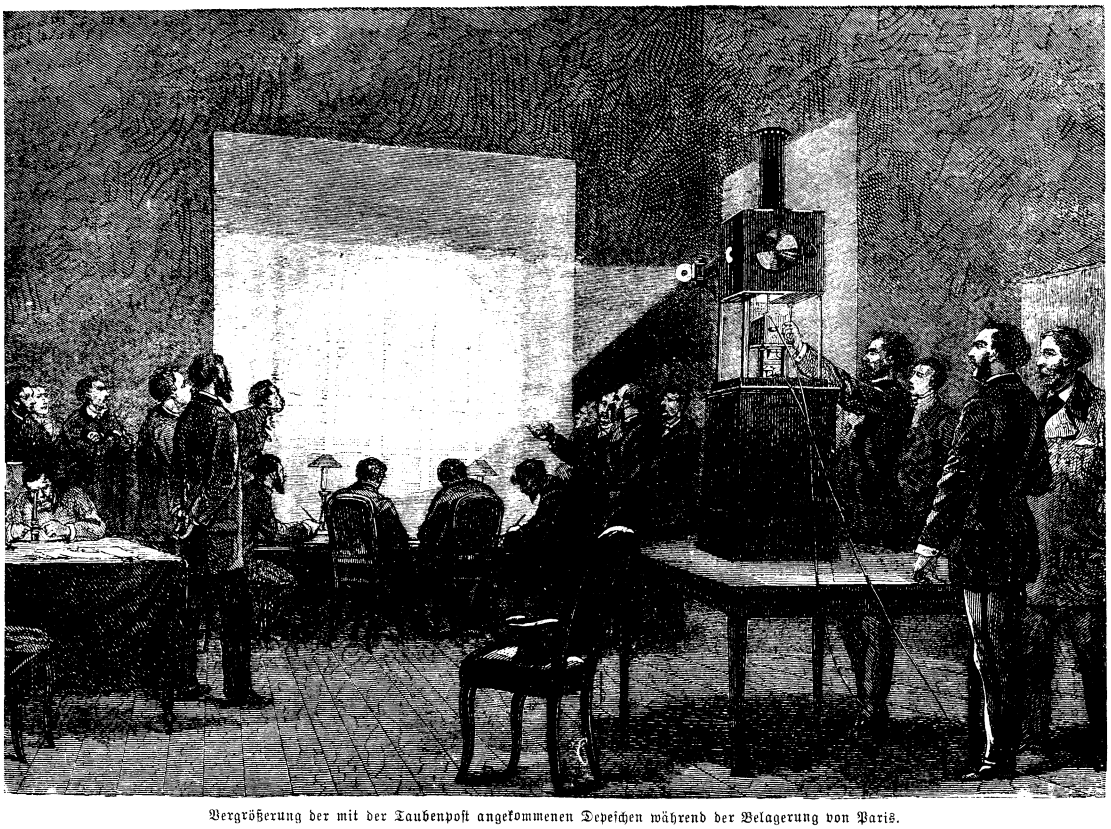


Massendepeschen, aufgegeben während der Belagerung von Paris. 12 000 Briefe auf 15 Foliodruckspalten.

In neuester Zeit hat man mit Brieftauben so ungemein günstige Erfahrungen gemacht, daß man jetzt mit Sicherheit weiß, man dürfe auf diese reizenden Vögel als auf eines der schnellsten Nachrichtenversendungsmittel rechnen, so oft sich das Bedürfnis zur Heranziehung eines so außergewöhnlichen Behelfs einstellt.

Das moderne Postwesen hat dies in Fällen der Not wiederholt erprobt, in

ausgedehntestem Maße während der Belagerung von Paris im Jahre 1870/71. Es wurden nur ganz kurze und auf dünnstem Seidenpapier möglichst kleinen Formats geschriebene Briefe angenommen und anfänglich im Original befördert, und zwar in Beutelchen, die man den Tauben mitgab. Aber wenn auch sehr viele Absender ihre Briefe auf den dritten oder vierten Teil dieser Größe beschränkten, so würde die Anzahl der zur Beförderung gelangten Sendungen bei der geringen Zahl der vorhandenen Tauben verhältnismäßig klein geblieben sein, hätte man nicht zu guter Zeit einige Apparate erfunden, die durch ein sinnreiches Verkleinerungsverfahren die Massenverschickung von Taubenbriefen ermöglichten. In Tours, dem Sitze der „provisorischen Regierung“, wurden alle aus den Provinzen einlaufenden Schreiben gesammelt und ohne weiteres in sehr kleinen Buchstaben spaltenweise hintereinander abgedruckt. Die gedruckten Spalten übertrug man dann, zu Seiten von je vier Spalten à drei Kolumnen à vier Unterabteilungen vereinigt, auf photomikroskopischem Wege auf ein recht dünnes und durchsichtiges Kollodium- oder Gelatinehäutchen. Ein solches, fix und fertig gestellt, finden unsere jungen Freunde auf Seite 452 abgebildet. Auch das amtliche Blatt wurde in dieser Weise nach Paris befördert, und die Thatsache, daß eine ganze Seite dieser Zeitung in der Verkleinerung nur ein Sechstel eines Quadratzolls beanspruchte, zeugt laut für den hohen Wert jener Erfindung. Schließlich rollte man die Häutchen zusammen, schloß sie — im Durchschnitt 18 Stück pro Taube — in einen kleinen Federkiel und befestigte diesen an der Mittelschwanzfeder des Vogels, der somit Hunderttausende von Worten in die Hauptstadt entführte. Im Pariser Taubenpostamt wurden die eingetroffenen Massendepeschen durch eine mit elektrischem Licht versehene Vergrößerungsvorrichtung derart wiedergegeben, daß das Gedruckte, wie unsere zweite Abbildung zeigt, in der Größe von Plakatlettern auf einer weißen Wand erschien, um sofort abgeschrieben zu werden, worauf die Bestellung der einzelnen Zuschriften erfolgen konnte. Die Benutzung der Taubenpost war ein teures Vergnügen, denn jedes Wort kostete einen halben Frank. Auch Postanweisungen wurden befördert.



Vergrößerung der mit der Taubenpost angekommenen Depeschen während der Belagerung von Paris.

Bei dem Umfang der Dienste, die die Brieftaube bei einzelnen wichtigen Anlässen leisten kann, ist es begreiflich, daß die Taubenzucht immer größere Ausdehnung gewinnt. Aber wie rasch die Tierchen auch fliegen mögen — ihr Eintreffen am Bestimmungsort und ihre Rückkehr zum Ausgangspunkt hängen von zu vielen nicht zu lenkenden Umständen ab, als daß der Taubenpost die für den Postdienst unbedingt erforderliche Verläßlichkeit in genügendem Maße innewohnen könnte; es wird dieselbe daher wahrscheinlich für alle Zukunft nur als außergewöhnliches Beförderungsmittel in Anwendung gebracht werden können.

„Das Auge wacht.“

Ein Engländer mit einem Glasauge kam nach Ostindien und mietete die dort übliche starke Dienerschaft, darunter auch einen, dessen Aufgabe es war, den Herrn während der Nacht zu fächeln. Begreiflicherweise verrichteten Diener dieser Art ihr Amt nichts weniger als gewissenhaft und hörten mit der Arbeit auf, sobald sie ihren Herrn fest eingeschlafen sahen. Der neue Ankömmling wußte dies, und war daher nicht wenig belustigt, als er eines Morgens zufällig die Unterredung mehrerer Diener belauschte, die sich gegenseitig Mitteilungen über ihre Nachtruhe machten. Der seinige bemerkte kopfschüttelnd zu den anderen, die der Nacht ohne Scheu ihr Recht gaben: „Das geht bei mir nicht! Mein Herr ist zu schlau! Wenn er schlafen geht, so nimmt er ein Auge heraus und legt es auf einen Tisch, um mich zu beobachten; das schläft die ganze Nacht nicht, und ich muß ununterbrochen fächeln, bis am Morgen auch das andere Auge aufwacht.“

In Not und Gefahr.

Es mögen jetzt mindestens fünfzehn Jahre her sein, daß mich eine Geschäftsangelegenheit nach etwa zehntägiger Reise zu Pferde nahezu dreihundert englische Meilen ins Innere von Queensland führte. Ich hatte die Grenze der Kolonie Roma passiert und fing an, meiner einsamen Reise etwas überdrüssig zu werden, welche nur von kurzen Rastpausen über Nacht in einer Grogschenke oder im Lager eines Ochsentreibers oder, wenn's gut ging, auf einer Station in der Nähe eines Verkehrsweges, unterbrochen wurde. Lange Märsche nebst kärglichem Futter äußerten nachgerade eine nicht günstige Wirkung auf meinen Mietsgaul, und da mein Ziel noch mehr denn hundert Meilen entfernt war, so dachte ich ernstlich daran, mir auf etliche Tage Gastfreundschaft von jemand zu erbitten, bis mein abgematteter Gaul besser imstande sei, seine noch übrige Pflicht zu erfüllen. Es war mir daher sehr angenehm, als am zehnten Tage beim Herausreiten aus einem Wäldchen Hundegebell an mein Ohr schlug und ich mich wenige Minuten darauf an einer Lichtung befand, auf welcher Baracken eines Detachements berittener Bundespolizei aufgeführt waren.

„Erfreut, Sie zu sehen, bitte einzutreten," begrüßte mich der Offizier des Lagers, Leutnant Parr, der, durch das Gebell der Hunde aufmerksam gemacht, unter die Thür seiner Baracke getreten war. „Sie kommen gerade recht zum Mittagsmahl," fügte er äußerst zuvorkommend hinzu, „wünschen Sie, daß Ihr Pferd in den Stall oder mit den anderen Pferden auf die Weide geführt werde?"

„Aufrichtig gesagt," erwiderte ich etwas zögernd, „stand ich im Begriffe, Sie zu bitten, mir einige Tage Aufnahme zu bewilligen, bis mein Pferd wieder etwas zu Kraft gekommen wäre —"

„Mit Vergnügen, sehr gern," rief der Offizier aus, „herunter mit dem Sattel Tommy" — befahl er, sich zu einem schwarzen Burschen wendend, „laß das Pferd mit den Dienstpferden auf die Weide führen."

„Sie kommen wie vom Himmel gesandt," sagte Leutnant Parr herzlich, als wir nach langem, gemütlichem Plaudern uns anschickten, uns zur Ruhe zu begeben, „und wenn Sie keine Eile haben, so bleiben Sie hier, solange es Ihnen gefällt. In vierzehn Tagen habe ich mit einer Patrouille Ihren Weg zu begehen; bis dahin gönnen Sie mir, einem armen Vereinsamten, Ihre Gesellschaft, dann reiten wir zusammen. Ihr Pferd wird in dieser Zeit zu Kraft kommen, und Sie können sich durch allerhand Sport: Jagen, Fischen, Schießen, die Zeit vertreiben. Sind Sie einverstanden?"

Ich war es von Herzen und mit einem kräftigen Händeschütteln wurde dieses Uebereinkommen besiegelt.

Mit Tagesanbruch erhob ich mich von meinem Lager, frisch und neu belebt, und ging hinaus, mein Quartier des genaueren in Augenschein zu nehmen und zugleich die erfrischende Morgenluft zu genießen. Etwas Köstlicheres, Herrlicheres als ein Morgen in den Gebüschen von Australien kann sich selbst die lebhafteste Phantasie nicht vorstellen. Die Luft ist so rein, so balsamisch und von tausenderlei seltenen aromatischen Düften durchdrungen, daß das Einatmen zu einem wahren Hochgenuß wird. Die Wälder widerhallen vom Gesange der Vögel und dem Gesumme zahlloser Insekten, und dennoch scheint dies Konzert der hehren Stille keinen Eintrag zu thun, die einen noch gewaltigeren, ja fast überwältigenden Eindruck macht, wenn die gefiederten Sänger einen Augenblick mit ihrem Singen einhalten und alsdann das sanfte Säuseln des Windes in den Wipfeln das einzig vernehmbare Geräusch und ein über das reine Azurblau des Himmelszeltes dahinschwebendes Wölkchen die einzig sichtbare Bewegung ist.

Mein gegenwärtiger Rastplatz war das Feldpolizeilager in Eultha an der Bengilbucht im Distrikt der Maranoa; die Baracken bestanden in einer Anzahl Lehmhütten, auf grasigem Hügel aufgebaut, der sich sanft abwärts gegen den Bengil — ein schmaler Fluß — erstreckt, der hier die Anglicebucht bildet und sich dann in den Candaminenfluß ergießt.

Nachdem ich dies alles mit großem Interesse besichtigt hatte, machte ich die Bekanntschaft mit den Reitern, welche mit Reinigen und Putzen ihrer Uniformen beschäftigt waren und sich für eine Parade rüsteten. Einen kräftigeren Schlag Burschen konnte man nicht leicht sonstwo finden. Groß, athletisch, muskulös und doch geschmeidig wie die Katzen. Dabei wild wie Tiger bei gewissen Anlässen; sie sind die richtigen Leute für den schwierigen Grenzpolizeidienst, der neben stählerner Kraft und Ausdauer viele Energie aber auch zur Notwendigkeit machte.

Tommy, der schwarze Korporal, Parrs Faktotum und rechte Hand, war ein wahrer Prachtkerl, stark wie Herkules und — ohne Ausnahme — der beste Reiter, den ich je gesehen. Sämtliche Berittene waren den gewöhnlichen Tücken der Pferde gewachsen, aber es befand sich eine Bestie unter diesen, „Satan" benannt, über welche keiner außer Tommy Meister werden konnte; darauf that er sich aber auch etwas zu gut.

Eine Woche oder etwas drüber verlief mir auf die angenehmste Weise. Känguruhs und Emus oder australische Kasuare waren in großer Zahl vorhanden, auch gab es Buschhühner und bronzefarbige Tauben im Gebüsch, Trappen in der Ebene, Enten in den Lagunen, fette Brassen und Stockfische in der Bucht, und wir hatten somit soviel zu fischen, zu jagen, zu schießen, als wir nur wünschen konnten; an Zeitvertreib fehlte es nicht. Die langen Abende verkürzten wir uns mit Plaudern, Rauchen, Ecarté und Pikett. So rückte denn die Zeit für Parrs Streifwache heran; mein Pferd Bob hatte sich auf der Weide herausgefressen, war aalfett, kugelrund und so lebhaft wie ein Kätzchen und hätte wohl ganz und gar nichts einzuwenden gehabt, wenn es noch länger oder gar bis an sein Lebensende auf der fetten Weide hätte verweilen dürfen. Der Befehl zur Musterung der Dienstpferde für den kommenden Tag war erteilt. Aber der nächste kommende Morgen war trübe und finster. Schwarze drohende Wolken zogen sich am Himmel zusammen; es war, wie Parr sagte, augenscheinlich, daß wir am Vorabend der Herbstregen standen.

Und so war es in der That. Schon als der Tag sich neigte, öffneten sich alle Schleusen des Himmels, der Regen stürzte mit einer Gewalt herab, wie dies nur in den Tropen vorkommt. Man möchte fast sagen, daß er sich nicht in einzelnen Tropfen, sondern in einem einzigen Wasserstrahl ergießt. Dies dauerte mehrere Stunden, bis die erste Gewalt des Sturmes nachgelassen hatte, und verwandelte sich alsdann in einen gleichmäßigen anhaltenden Regen, ohne jegliches Anzeichen auf ein baldiges Ende oder wenigstens eine Abnahme. Das einförmige Tröpfeln auf dem Dach unserer Hütte äußerte nachgerade seine Wirkung auf uns; wir warfen gähnend die Karten weg und rückten dem Feuer näher. „Wenn das so fortmacht," sagte Parr kopfschüttelnd, „so können wir nur jeden Gedanken fahren lassen, morgen aufzubrechen. Alle Anzeichen einer Flut sind da; Sie werden wohl oder übel gezwungen sein, noch etliche Tage hier zu bleiben."

Der nächste Morgen brachte keine Aenderung zum Bessern; es regnete und regnete ununterbrochen in gleichmäßigem Tempo. Nach eingenommenem Frühstück gingen wir, Parr und ich, an die Bucht. Angeschwollen und trübe war sie, aber das Wasser war nicht so gestiegen, als ich es vorausgesetzt hatte. Ich äußerte meine Verwunderung hierüber, worauf Parr lachend sagte: „Warten Sie nur, bis die Wasser vom Hügel herab kommen, dann werden Sie große Augen machen und die Bucht nicht mehr erkennen."

Und schon in der nächsten Stunde kamen die Wasser herab, und als wir das Rauschen des Stromes hörten, gingen wir abermals an die Bucht. Welche Veränderung hatte diese eine Stunde bewirkt, welcher Anblick bot sich jetzt meinem staunenden Blicke dar! Der Fluß, gestern noch eine klare Bucht, an manchen Stellen nur zwei Fuß tief, trat jetzt über seine Ufer und hatte sich in eine reißende, gelbe schlammige Wassermasse verwandelt, auf deren Oberfläche Zweige und Aeste schaukelten, wild schäumend bei jedem Hindernis und wie ein Katarakt über die umgestürzten Bäume und Steine sich stürzend und seinen Weg bahnend, welche seinen rasenden Lauf hemmen wollten. Parr bückte sich und steckte einen Zweig in den Boden am Gestade. „Eine Ueberschwemmung, 's ist zweifellos," rief er aus „wir müssen ohne Säumen die Schafe hinein treiben lassen." Die kleine Herde bestand in ungefähr siebzig Stück, von denen von Zeit zu Zeit etliche geschlachtet wurden zum Verbrauch für das Lager. Auf unserem Weg nach den Baracken fragte ich Parr, welches denn die gewöhnliche Höhe des Wasserstandes in solchen Fällen sei, denn ich gestehe, ich fing an, Besorgnisse in Betreff der Sicherheit der Lehmhütten zu verspüren.

„O, Sie sind hier gut aufgehoben, ganz sicher, den Hütten kann 's Wasser nichts anhaben," lautete die sorglose Erwiderung; „im schlimmsten Falle können wir einige Tage vom Wasser umgeben sein. Sie sehen" — er deutete bei diesen Worten auf einen Baumstumpf — „diese Höhe hatte das Hochwasser einmal erreicht, aber auch nur einmal in den fünf Jahren meines Hierseins."

Beim Eintritt der Dämmerung hatte das Wasser aber schon die Höhe des Baumstumpfes erreicht, und noch immer strömte der Regen beharrlich gleichmäßig, ohne auch nur eine Minute nachzulassen, aus den oberen Regionen auf uns herab, es war wirklich zum — „Aus-der-Haut-fahren."

Demungeachtet blieb Parr ruhig, kaltblütig; es wickelte sich alles, wie an anderen Tagen, in der gewöhnlichen Ordnung ab: Die Kühe standen im Viehhof, triefend freilich von Wasser, die Schafe befanden sich, wie allnächtlich, im Pferch, die Schwarzen saßen trocken unter Dach in ihren Quartieren, von wo die klagende Melodie ihrer Gesänge zeitweise an unser Ohr tönte.

Wir beiden Weißen saßen bis spät in die Nacht beisammen, heißen Kaffee schlürfend, rauchend und Karten spielend. Bevor ich mein Lager aufsuchte, trieb es mich noch einmal nach Parrs „Wasserstandszeichen" zu sehen — das Wasser stand bereits zwei Fuß — über dem Baumstumpf!

„Well, well," nickte Parr mit unverwüstlichem Gleichmut, „dann haben wir das schlimmste überstanden, das Wasser wird nun wieder fallen. Gute Nacht, armer, schwergeprüfter Freund," lachte er mit leichtem Spotte, mir die Hand drückend!

Ich weiß kaum, wie lange ich geschlafen hatte, als ich in einem eigentümlichen Zustand zwischen Wachen und Träumen, hervorgerufen durch die dumpfe heiße Temperatur in dem engen Raume, die Bettdecke von mir warf und die Arme über das Lager herunter hängen ließ. Sie fielen bis an die Ellbogen ins — Wasser! Der Schrecken war kein geringer, obgleich ich wirklich sonst kein Hasenfuß bin, und begreiflicherweise war ich sofort hell wach. „Parr!" rief ich so laut ich konnte, „das Wasser ist in der Hütte — im Zimmer — stehen Sie auf!"

„Was?" lautete es im Halbschlafe träge zurück.

„Ueberschwemmung," schrie ich mit vollstem Brusttone. „Heraus aus den Federn!"

Parr erwachte hell von meinem „Posaunentone", wollte mit beiden Füßen aus dem Bette springen, zog dieselben aber mit einem unangenehmen Gefühl zurück; zugleich erscholl ein Geschrei der Schwarzen, und Tommy rief: „Mr. Parr, stehen Sie auf, sonst können Sie nicht mehr durchkommen, fürcht' ich."

Ein Licht machen, in unsere Kleider schlüpfen war das Werk einer Minute. Dann berieten wir hastig, was zu thun sei.

Flucht schien unmöglich. Das nächste Hochland auf unserer Seite der Bucht war eine Meile entfernt, und obgleich es bis zum Hügel auf dem jenseitigen Ufer des Flusses kaum dreihundert Ellen weit war, so gab es kein Mittel, über den Fluß zu gelangen. Das Wasser stieg mit jeder Minute in erschreckender Schnelligkeit. Es gab nur zwei ausführbare Pläne: auf die Dächer zu steigen und dort das weitere abwarten, oder auf die Bäume zu klettern, welche nicht so leicht vom Wasser umgerissen werden konnten. Zum Glück entschieden wir uns für letzteres! Ganz nahe stand eine Gruppe Gummibäume; zu diesen arbeiteten wir uns durch das mit beunruhigender Wildheit uns entgegen wogende Wasser, während die schwarzen Weiber in ein ohrenzerreißendes Angstgeheul ausbrachen. Als dieselben jedoch den schutzgewährenden Zufluchtsort erreicht hatten, da hüpften sie mit all der Behendigkeit, welche ihnen sowohl Uebung als nun die Angst verlieh, daran hinauf, indessen wir „Weiße" nicht so flink waren. Glücklicherweise hatte einer der Schwarzen eine Leiter gerettet und mit deren Hilfe wurde Mrs. Cassidy mit zwei Mädchen auf einen Baum hinauf spediert, indessen ich mit Parr einen anderen erklomm. Wir hatten kaum Zeit gehabt, einige Decken, sowie Mundvorrat, Brot und Fleisch, zusammenzuraffen, und schon war das Wasser so hoch gestiegen und die Strömung so gewaltig geworden, daß wir uns nicht mehr hineinwagen hatten können.

Unsere Gesellschaft auf den Gummibäumen bestand in drei Weibern, sechs Reitern, Parr und meiner Wenigkeit. Die Mannschaft des Detachements war zum Glücke wenige Tage zuvor durch Abgang einer Streifpatrouille unter Führung des Sergeanten vermindert worden. Wären diese Leute noch bei uns gewesen, so würde unsere Lage und unsere Leiden noch bei weitem peinvoller, größer geworden sein.

Wir befanden uns noch nicht lange auf unserem Zufluchtsort, als seltsame jammervolle Laute der Todesqual aus der Richtung der Ställe zu uns herüber tönten. Dann hörten wir in Zwischenräumen das Fallen und Platschen schwerer Körper ins Wasser, begleitet von einem kläglichen Gebrülle und darauf erstickten Geheule, das unbeschreiblich qualvoll anzuhören war und unser tiefstes Mitleid erregte. „Der Viehhof!" rief Parr schmerzlich aus, „die armen Tiere ersaufen im Hof."

Tommy, der brave, tapfere Bursche, machte hierauf den Versuch an den Hof zu gelangen und durch Zusammenreißen einiger Querbalken den Tieren die Mög-

Der erste Reit-Unterricht.

lichkeit zur Rettung zu verschaffen; allein die Strömung war zu reißend, er vermochte ihr nicht stand zu halten. Wenige Minuten nachher erstarben die Laute — die armen Tiere waren verendet.

Der Tag brach an. Noch immer spannte sich eine graue undurchsichtige Decke über unserem Haupte, noch immer regnete es unaufhaltsam! Vor Kälte erschauernd bis ins Mark, durchnäßt, krämpfig, matt, wie wir uns fühlten, sahen wir nicht die leiseste Möglichkeit, aus dieser peinlichen Lage erlöst zu werden. Wir bauten eine Art Plattform zwischen den Gabeln des Baumes, indem wir einige Aeste abschnitten, und dort kauerten wir uns dicht nebeneinander. Sodann verteilten wir einige Bissen Fleisch und Brot und hielten damit eine armselige Mahlzeit. Wir hatten kein Feuerzeug und konnten uns somit nicht des Genusses einer Zigarre erfreuen, sondern sahen uns verurteilt, unthätig, mit brennenden Augen, in jenem Zustand der Apathie, den Hunger und Kälte erzeugen, in die uns umgebende Verwüstung — ein unsäglich trostloses Bild — zu starren. Wir hatten aber trotz alledem Grund, Gott Dank zu sagen, daß wir nicht aufs Dach gestiegen waren, denn — sämtliche Baracken waren weggeschwemmt worden. Unter uns schauten wir eine wildtobende, drohende Flut, auf deren Rücken tote Tiere, Baumäste, Trümmer dahin trieben, ja, auch Bäume, die von der Gewalt des Wassers entwurzelt worden waren, während die Gummibäume, auf denen wir hockten, anfingen, in besorgniserregender Weise hin und her zu schwanken. So schleppten sich die Stunden dieses Tages träge, endlos scheinend, dahin, bis die Nacht sich herabsenkte und die Erde mit ihrem Dunkel verhüllte.

Das Grauen des nächsten Morgens zeigte uns zu unserer nicht zu beschreibenden Erleichterung ein Sinken des Wassers. Wir schöpften neuen Mut, der Humor trat sogar alsbald wieder in seine Rechte.

Bald nachher vernahmen wir ein lautes „Woey“ von der anderen Seite der Bucht, welches in einem herzhaften Geschrei aus unseren vertrockneten Kehlen Erwiderung fand. Der Ruf kam von einem Ansiedler, dessen Haus mehrere Meilen von den Baracken auf dem jenseitigen Ufer lag, und welcher gekommen war, um nach uns zu sehen.

O wie geduldig, aber mit welcher Spannung warteten wir auf das Sinken des Wassers an jenem Morgen! Endlich, es mochte neun Uhr sein, beschlossen wir einen Versuch zu wagen, uns mit unserem Freunde am jenseitigen Ufer zu verständigen, und wirklich gelang es uns, das diesseitige Ufer zu erreichen.

„Nun, Mr. Parr,“ brüllte der Ansiedler, Mr. Weller, über den Strom herüber, „wie steht's bei Ihnen drüben?“

„Sehr schlecht,“ lautete Parrs Antwort, „die Baracken sind alle fortgeschwemmt, die Schafe und Kühe ertrunken, ich bin überzeugt, mit den Pferden ist's wohl nicht besser gegangen. Wir sind zwei Tage und Nächte auf den Bäumen gehockt und halb tot vor Hunger, Durst und Kälte.“

„Ich habe dreihundert Schafe verloren,“ rief Weller, „aber mein Wohnhaus ist unbeschädigt. Sie thun am besten, wenn Sie herüber kommen, um trockene Kleider bei mir anzulegen und etwas zu essen.“

Das war gut gemeint — aber nicht auszuführen. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, über den Strom zu gelangen, und so wateten wir niedergeschlagen zu unseren Bäumen zurück.

Zum Glück fällt das Hochwasser in Australien ebenso rasch, als es hereinbricht. Der Strom war zwar noch reißend, das Wasser tobte und wütete, weißen Gischt speiend, allein wir waren fest entschlossen, dem aus Rand und Band geratenen Elemente zum Trotz eine Verbindung mit dem jenseitigen Ufer zu bewerkstelligen, wo der menschenfreundliche Nachbar mit seinen Leuten bereit stand, uns hilfreiche Hand zu bieten. Tommy suchte eine Stelle auf, woselbst der Strom eine für unser Vorhaben geeignete Biegung machte, sprang ins Wasser und versuchte auf die andere Seite zu schwimmen.

Er wurde wie ein Korkpfropf fortgeschwemmt, als aber gleich darauf ein günstiger Wirbel ihn wieder zurück und dann näher ans jenseitige Ufer warf, da haschte er nach einem herabhängenden Ast, faßte denselben hurtig und gelangte mit Hilfe Mr. Wellers und dessen Arbeiter glücklich ans Land.

Es wurde nun der Vorschlag gemacht, daß unsere Freunde drüben am Ufer uns, einen nach dem anderen, über den Strom ziehen sollten; allein dieses Notmittel wollte uns nicht einleuchten. Plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf — alte Spiele aus der Kinderzeit tauchten in meiner Erinnerung auf, darunter eines: „Coppeleens Bridge“. Ich erklärte Parr diese Bezeichnung, und ohne Zögern wurde zur Ausführung meiner Idee geschritten. Tommy wurde angewiesen, einen Baum auszusuchen, der für unseren Zweck tauglich schien; er kletterte auf diesen hinauf, befestigte das eine Ende eines Seiles an einem starken Aste, machte eine Schlinge an das andere Ende, und nachdem er eine leichte Leine an dieses äußerste Ende angeknüpft hatte, schwang er dieses zu uns herüber. Einer der schwarzen Burschen wurde zuerst im Fluge durch die Luft befördert, als Probe des Experimentes, und er landete glücklich; seine Ankunft wurde mit allseitigem Hallo von beiden Ufern begrüßt. Alsdann kam die Reihe an die beiden eingeborenen Mädchen. Auch diese kamen wohlbehalten hinüber, und nun folgte Mrs. Cassidy, welche aber in der Mitte der Furt durch die Lüfte ein Zetergeschrei ausstieß, das selbst das Getöse der Fluten übertönte und alle Echos der Berge weckte. Unsere „Schwingbrücke“ erwies sich als vollständig zweckentsprechend; in kurzer Zeit befanden wir uns alle auf dem Gipfel unseres kleinen „Ararat“, woselbst Vorräte die Menge, von des Nachbars Wohnsitz herbeigeschafft, unserer warteten, und wo wir an einem riesigen Feuer unsere nassen, vor Frost schlotternden Körper trockneten und erwärmten. Von Barackentrümmern Hütten zu bauen, war für unsere Schwarzen eine leichte Aufgabe; ehe die Dunkelheit hereinbrach, befanden wir uns unter Dach und labten uns an gebratenem Hammelfleisch mit Thee. In wenigen Tagen fiel das Wasser in sein normales Bett zurück, wir sahen uns im stande, unsere Reise anzutreten. Von dem lieblichen, hübschen Polizeifeldlager war kaum eine Spur übrig; von den Gebäulichkeiten lagen nur noch einzelne Trümmer umher. Die Reb- und Rosenstöcke, kurz all die kleinen luxuriösen Bequemlichkeiten, womit Parr sich in den fünf Jahren seines Aufenthaltes in seiner „Buschresidenz“ umgeben hatte, waren verschwunden, ebenso war die Material- und Vorratshütte des Gouvernements fortgeschwemmt worden, und erst später wurde einiges davon in der Bucht aufgefunden, darunter auch mein Sattel, der wie eine Frucht an einem Baumast hing. Die Pferde, auch mein Gaul, waren zum Glück aus dem Weideplatz ausgebrochen und so dem Schicksale der Ochsen, Kühe und Schafe entgangen.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah.

(Fortsetzung.)

Da die bestellten Lebensmittel nicht so rasch eintrafen, als erwartet wurde, so beschloß Oberst Sartorius, die fünf Tage bis zur Ankunft derselben zu einem Ausflug in Kähnen zu benützen und den Mobyè-Fluß hinauf nach dem Enlaywasee zu fahren. Während die Veranstaltungen zum Aufbruch getroffen wurden, traf die Nachricht von einem in der Nähe von Paykon vorgefallenen Raubanfall ein. Anscheinend waren zwei Karenen, welche dicht bei Tongoo wohnten, am 16. Dezember nach Paykon gekommen, um Ponies zu kaufen. Sie trafen mit einigen Schan zusammen, welche zu dem Befehlshaber der Garnison gehörten und, als sie den Reisezweck der beiden Karenen erfuhren, sich erboten, sie nach einem Orte zu führen, wo es Ponies zu verkaufen gebe. Nachdem sie eine Weile miteinander gegangen waren, wurden die Karenen festgenommen und nach einem Dorfe geschleppt, welches dem ältesten Sohne des Tsawba gehörte, und hier die Beute geteilt. Die Karenen sagten, sie seien englische Unterthanen, allein der Rädelsführer schalt sie nur aus und sagte: er sei kein Sklave der „Kalaren". Die Karenen wurden laufen gelassen und gingen sogleich nach Koung-ee, um sich zu beklagen. Aus ihrer Schilderung erkannte der Tsawba sogleich, daß der Anführer der Bande sein erster militärischer Offizier und zugleich der Kommandant von Paykon war. Der Tsawba forderte diesen selben Mann auf, ihm die schuldigen Personen einzuliefern, aber ihm selbst, dem Hauptschuldigen, wagte er nichts zu sagen. Von diesem Tsawba war nichts Gutes zu erwarten, denn er war ohne alle Thatkraft und Ansehen, allein sein Nakandschi oder erster Minister, ein sehr intelligenter Barmane, welcher auch den Umfang der britischen Macht begreift, versprach mehr.

Am 19. Dezember erreichte der Oberst Paykon, eine kurze Tagereise von Koung-ee. Das Dorf ist auf beiden Ufern des Flusses Mobyè erbaut, welcher hier ungefähr 45 m breit und von einer schönen Holzbrücke überspannt ist. Am jenseitigen Ufer sind die von starken Palissaden umschlossenen Wälle des alten barmanischen Forts, welches nun von den Mobyè-Schan besetzt ist. Dasselbe ist so unbedeutend und verwahrlost, daß es keinen Augenblick einem Angriff widerstehen könnte. Die Fahrzeuge, worin sich die Gesellschaft für die Reise zu Wasser einschiffte, waren sogenannte „Einbäume" (ausgehöhlte Baumstämme), welche je 15 bis 30 Mann fassen oder eine Ladung von 60 Körben (= 2400 Pfund) tragen können. Sie werden von vier bis acht Mann gerudert, welche, am Ende der Kähne stehend, einen Fuß und einen Arm um das Ruder schlingen und es so mit der Kraft des einen Armes und Fußes handhaben. Diese Bootsleute sind sehr träge und erreichen nie eine größere Fahrgeschwindigkeit als etwa drei engl. Meilen oder 6000 Schritte in der Stunde. Da der Fluß hohe Ufer hat, so muß das Wasser zur Bewässerung der Reisfelder künstlich heraufgezogen werden, was auf zweierlei Arten geschieht, nämlich entweder durch ein System von Schöpfrädern, an denen dann Bambusgelenke die Stelle der Töpfe vertreten, oder nur durch Handarbeit. Der Feldarbeiter errichtet in diesem Falle ein Kreuzgestell mit einem Querbalken und hängt an diesen eine lange schwingende Schaufel oder Schuppe aus Holz oder Bambus von solcher Länge auf, daß die Schaufel, wenn sie unter einem Winkel von 45 Graden zurückgezogen wird, gerade ins Wasser reicht. Die Schaufel hat einen langen Handgriff mit einer Einrichtung für den Fuß, so daß der Schöpfende sich an den Querbalken lehnt und die Schaufel mit Hand und Fuß handhabt. Diese Einrichtungen sind ziemlich roh und stehen weit hinter denjenigen zurück, deren sich die Fellachen in Aegypten zur Bewässerung ihrer Felder bedienen.

Am 21. Dezember erreichte Oberst Sartorius das Dorf Saga. Der Tsawba dieses Orts (Figur 6) lebte, wie sich ergab, in einem weit achtbareren Stile als der Tsawba von Mobyè; er war gut gekleidet und wohnte in guten Gebäuden mit einem geräumigen und wohlgereinigten Hof, welche ringsum von einer starken Verpfählung umgeben waren. Am Eingang in die Verpfählung standen zwei kleine Kanonen — die eine ein alter glatter Dreipfünder, die andere einer von König Thibas gezogenen Zweipfündern. Das Empfangszimmer des Tsawba war mit anständigen Möbeln ausgestattet und sein goldener Stuhl oder Thron mit einem Dha aus demselben kostbaren Metall (als Sinnbild seiner Macht über Leben und Tod) sehr augenfällig vorangestellt. Nordwestlich davon, und ungefähr eine deutsche Meile von Saga entfernt, liegt ein Hügel, welcher fast ganz aus Eisenkies besteht, woraus die Eingeborenen leicht ihren ganzen Bedarf an Eisen gewinnen. An diesem Punkte liegt der Fluß beinahe im gleichen Niveau mit der Ebene, welche er durchströmt, und deshalb ist der umgebende Bezirk ziemlich die Hälfte des Jahres hindurch ganz überschwemmt, so daß sich nur zahlreiche Büffelherden darin herumtreiben können. Für einen Fremden ist es ein seltsamer Anblick, diese gewaltigen Tiere von Kindern gehütet zu sehen, welche entweder in kleinen Kähnen um sie herumrudern, oder auf dem breiten Rücken der Büffel selbst sitzen. Bisweilen schlafen dann die ermüdeten kleinen Reiter ein, und dann trägt der große, langweilige, dumm aussehende alte Büffel geflissentlich Sorge, sich so ruhig wie möglich zu verhalten.

Jenseit Saga rücken die Berge etwas enger zusammen und der Fluß zwängt sich in vielen Windungen durch den Sumpf. Hie und da erheben sich die Ufer bis zu einer Höhe von acht Fuß und zeigen Spuren von einer Schicht weichen Laterits, nämlich eines stark eisenschüssigen, zelligen Lehms, der ein Verwitterungsprodukt verschiedener Gesteine und in Asien und Afrika sehr weit verbreitet ist. Dieser Laterit bildet den Untergrund. Die Nadelhölzer sind verschwunden und die Bambus gedeihen — ein sicheres Zeichen, daß das Klima hier wärmer ist als weiter südlich. Die Hügel sind meist ausschließlich von Padoung- und Gondu-Karenen bewohnt. An den Uferbäumen fanden sich noch Zeichen, welche bewiesen, daß das Wasser des Flusses zuzeiten fünf Fuß höher steht, als zur Zeit von Oberst Sartorius' Besuch. In der Nähe von Saga, eigentlich nur etwa eine starke Wegstunde stromaufwärts, liegen die Trümmer einer alten Feste, welche von den Laws (Laos) erbaut worden ist, einem an den Grenzen von Siam lebenden Volke, welches vor einigen Jahrzehnten in diese Gegenden eingefallen ist. Im späteren Teil dieser Tagreise entdeckte man ein herrliches Echo. Obwohl der Hügel, welcher dieses Phänomen verursachte, volle 700 Schritte entfernt war, vernahm man die antwortende Stimme doch ganz deutlich.

Um unseren jungen Freunden einen

Begriff von dem Aussehen, Typus und der Tracht der Karenen dieser Gegenden zu geben, auf deren ausführlichere Schilderung wir noch zurückkommen werden, führen wir ihnen in der Figur 7 und 8 zwei Ansichten von verschiedenen Stämmen und Ständen der Karenen vor. Die Familiengruppe in Figur 7 stellt einen der wohlhabenderen Landleute mit seinen Weibern und Kindern in ihrer besseren Kleidung dar. Diese Karenen in den fruchtbaren Thälern sind ein mittelgroßer, schlanker wohlproportionierter Menschenschlag, etwas größer und kräftiger als die eigentlichen Barmanen in Ober-Burmah. Ihre Hautfarbe ist ein lichtes Braun, aber niemals dunkelgefärbt; sie haben straffes, schwarzes Haar und etwas mehr Bart als die Siamesen und sind meist breit von Schultern und schlank in den Hüften, lebhaft, feurig, leicht in heftigen Zorn auflodernd, aber flüchtig, etwas träge und wenig anstellig. Gewerbe und Künste außer den für den Haushalt unmittelbar nötigen behagen ihnen nicht und sie leisten daher darin wenig; dagegen betreiben sie Ackerbau und Viehzucht. Sie sind aber nicht so erwerbsüchtig und fleißig wie die Chinesen und begnügen sich damit, daß sie gerade ihr Auskommen haben.

Die Gruppe in der Figur 8 stellt Weiber und Kinder der mehr im Gebirge wohnenden, ärmeren Stämme der Karenen dar, welche beinahe vorwiegend Ackerbau treiben und armselig leben. Dieser Ackerbau wird fast nur von Weibern und Kindern betrieben und umfaßt kaum mehr Ertrag, als sie für sich selber brauchen, denn der Boden ist zwar nicht unergiebig und würde leicht mehr ertragen, da es aber keine Straßen und Verkehrsmittel gibt, so haben diese Leute auch keine Ausfuhr und keinen Sporn zu größerer [illegible] des Landes durch die Briten und die aber auch keine Bedürfnisse. Diese Stämme [illegible] Nähe des Forts Stedman einflößte, trug zeigen durchschnittlich einen höheren [illegible] und Waffen. Nachdem die Reisegeseltschaft einige Stunden mit der Besichtigung der Buden und des Marktverkehrs verbracht hatte, begab sie sich nach dem Poonghi Kyoung oder Kloster am oberen Teile des Sees, von dem wir auch noch eine Ansicht geben werden. Am Abend machte der Oberst eine Fahrt auf dem schönen See, um dessentwillen Enlaywa eine zum mindesten örtliche Berühmtheit hat. Das Wasser desselben ist ausnehmend klar. Der Widerschein der untergehenden Sonne, die Kähne mit ihren buntgekleideten Insassen, die Berge, die ruhige, reine Atmosphäre — alles zusammen vereinigt sich zu einem so vollkommenen Bilde, daß man kaum davon lassen konnte. Es gibt dort keine hohen Berge wie in Kaschmir, welche den Horizont mit ihren beschneiten Gipfeln umgeben, aber alles andere ist vorhanden, während die Wasserfläche nur anscheinend oder wirklich viel größer ist als irgend einer der Seen von Kaschmir. Dabei ist das Wasser sehr fischreich, besonders an Karpfenarten, welche oft ein Gewicht von sechs bis sieben Pfund erreichen, und an Süßwasser-Brachsen. Auf dem Bazar werden Fische in Menge verkauft um ganz weniges Geld.* Diese Fische werden mit Netzen oder mit lebendem Köder gefangen. Zuweilen vereinigen sich die Bemannungen von acht oder neun Kähnen zu einem Fischjagen und treiben dann das Wasser allmählich ab bis zu irgend welchem sehr dichten Wassergras, welches mit Matten umgeben worden ist. Dann machen sich die Fischer daran, die Fische innerhalb der Umfriedigung mittels eines Dreizacks an langer Stange anzuspießen. Im Kyoung, wo sich der Oberst zeitweilig einquartierte, erhielt er einen Besuch von dem Myosa von Chitsee; dieser versuchte, einen kleinen Staat wieder zu bevölkern, welcher zwischen Enlaywa und Saga liegt und während der paar vorangegangenen Jahre

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 5. Die Wasserfälle von Kazor.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 6. Der Tsawba von Saga.

so von allen Seiten her durch Einfälle bedrängt worden war, daß er beinahe gar keine Bewohner mehr hatte. In der Umgegend von Enlaywa gibt es mehrere Uferdörfer, deren Häuser den Wohnungen der Pfahlbauern an den Schweizer Seen glichen — eine Bauart, welche übrigens in ganz Ostasien und Indonesien ziemlich verbreitet ist.

Am Weihnachtstage traf die ganze Reisegesellschaft wieder in Paykon zusammen, allein infolge der Erkrankungen des Kapitäns Sinclair und des Herrn Cholmely mußte ein Rasttag gemacht werden. Diese Herren wurden dann endlich heimgeschickt und traten ihren Rückweg über Saga und den Lowelonberg an mit sieben Elefanten und 40 Büchsenschützen, während Oberst Sartorius selbst auf einem Wege, der dem Fuß der Hügel entlang führte, die Ebene nach Mobyè hinabzog. Die Stadt Mobyè ist mit einer starken Verpfählung umgeben und war, weil der Tsawba ein Schan ist, im vorangegangenen Monat Juni in Gefahr gewesen, von den Karenen eingenommen und verbrannt zu werden, als glücklicherweise ein strenger Befehl von den Engländern eintraf, die Feindseligkeiten einzustellen. Die Stadt zählt 200 bis 300 Häuser und hat zwei gute Brücken über den Fluß. Wenn man Mobyè verläßt, verläuft der Weg an den Hügeln hin ungefähr in einer Entfernung von 3000 Schritten an dem Dorfe von Pobya, einem Häuptling der roten Karenen, vorüber, wendet sich dann nach links 1000 Schritte weit in die offene Ebene hinein und tritt in eine schöne, ebene, grasige Lichtung, wo eine Anzahl guter Hütten aus Bambus eigens für die Expedition erbaut worden waren. Der Häuptling Pobya stellte sich bald ein, um dem Obersten seine Achtung zu bezeugen; er war, wie sich hernach ergab, in der dänischen Mission aufgehalten worden, wohin er gegangen war, um ein Paar Schuhe und Strümpfe zu borgen, damit er in angemessenem Aufzuge vor dem Obersten erscheinen könne. Er präsentierte sich mit vieler Grandezza und machte überhaupt einen guten Eindruck.

Die Reisegesellschaft hatte nun das Gebiet der roten Karenen betreten, worin kaum ein Schan zu sehen ist. Die Weiber sind in ihrer Art viel häßlicher als diejenigen der Schan oder Barmanen und furchtbar schmutzig. Während des Aufenthalts in Pobyas Dorf trafen Berichte ein über einen gewissen Räuberhäuptling Namens Loosau und die feindselige Haltung von Saulepau. Oberst Sartorius schickte daher sogleich Briefe an beide ab — an Saulepau die Bitte, ihm Führer nach dem Punkte zu verschaffen, wo der Mobyè-Fluß verschwindet, und an Loosau die Aufforderung, der Befehlshaber der englischen Expedition wünsche ihn zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Waldemar und seine Kameraden über das Anlegen einer Pflanzensammlung belehrt werden.

Ein blasser Schleier des Morgenduftes ruhte noch auf dem Thale, als Waldemar, Franz und der kleine Paul rüstig zum Thore hinauswanderten, um einen Ausflug in das benachbarte Gebirge zu unternehmen. Frisch und munter schritten sie eine Zeitlang auf der Landstraße dahin, bis sich endlich der Weg an der Lehne des Berges hinaufzog. „Heute wollen wir bis hinauf auf den Waldkamm steigen, lieber Waldemar," sagte Franz, „dort finden wir wundervolle Orchideen. Ueberdies ist die Aussicht vom Waldkamme sehr lohnend und man hat hier in nächster Umgebung nur wenig Punkte, von wo aus man das Thal und die schöne Gegend so überblicken könnte."

„O, das wäre ja prächtig," rief der kleine Paul, „wenn wir den Frauenschuh, das Waldvöglein, die Fliege und Biene noch einmal fänden, denn leider sind die Exemplare, welche wir neulich dort oben

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 7. Eine zahlreiche Karenenfamilie.

gefunden haben, in der Pflanzenpresse so unscheinbar geworden, daß man sie kaum wieder kennt.“ — „Ich weiß es wohl, lieber Bruder,“ entgegnete Franz, „was läßt sich aber dagegen thun? Früher war in allen diesen Dingen unser Freund Fritz unser Ratgeber, seitdem er aber Apotheker wird und nicht mehr hier ist, sind wir auf uns selbst angewiesen. Ich wünsche vor allem eine Gelegenheit herbei, um den guten, freundlichen Herrn Doktor wieder einmal zu sprechen, mit welchem wir voriges Jahr im Walde Pilze gesammelt haben und der uns alles so ausführlich erklärte. Diese schönen Spaziergänge werde ich nie vergessen, jede Stelle und jeder Schritt im Walde ist mir nochbekannt, wo er uns auf [illegible] und Eßpilze aufmerksam [illegible] mich noch recht lebhaft [illegible] einen Vortrag auf dem Waldspaziergange,“ ergänzte Paul, „als er uns das Präparieren und Aufbewahren der Pflanzen lehrte! Du sollst nur hören, Waldemar, was er damals uns alles erzählt hat.“

„Das Herbarisieren ist durchaus nichts Schwieriges, wie ich vom Herrn Professor Lebrecht erfahren habe,“ erwiderte Waldemar, „es sei nun freilich so mancherlei dabei zu beachten, damit die Sammlung auch wertvoll wird.“

„Wer ist der Herr Professor Lebrecht, von dem du sprichst,“ fragte Franz.

„Der Herr Professor Lebrecht war früher Universitätslehrer in J. . und wohnt in dem alten Schlosse unweit der Stadt,“ antwortete Waldemar. „In der letztvergangenen Zeit war er auf einer Forschungsreise und ist eben unlängst von dieser zurückgekehrt. Es ist ein gar gütiger Herr,“ berichtete dieser weiter. „Wie ihr wißt, bin ich der Sohn einer armen Waschfrau und habe keinen Vater mehr. Ich mußte öfter für meine Mama Wäsche in die Häuser tragen und kam daher häufig in das alte Schloß zum Herrn Professor. Weil ich mich für seine großen Sammlungen interessierte, muß er doch bei meinem Lehrer sich genau nach mir erkundigt haben, denn eines Tages sagte er zu mir: ‚Waldemar! Du sollst von jetzt ab das Gymnasium besuchen, die nötigen Vorkehrungen sind schon getroffen, du brauchst nur noch die Einwilligung deiner Mutter. Wenn du fleißig und ordentlich bleibst, dann kann aus dir ein tüchtiger Mann werden.‘ Seitdem ist das alte Schloß meine zweite Heimat geworden. Sobald ich ein Stündchen frei habe, eile ich dorthin, um mich bei dem Herrn Professor nützlich zu machen; entweder schreibe ich seine Manuskripte ab oder ich unterstütze ihn bei der Anordnung seiner umfangreichen Sammlungen.“

Fig. 8. Eine Gruppe Karenen auf dem Gange nach den Feldern.

„Halt, liebe Kameraden,“ unterbrach ihn Fritz, „jetzt gilt es aufzupassen, denn hier beginnt die Region der prachtvollen Orchideen; seht dort drüben schimmert schon das Soldaten-Knabenkraut zu uns herüber und hier habe ich die Fliegenorchis. Weiter oben auf dem Kamme werden wir auch noch das Waldvöglein und die schönste unserer einheimischen Orchideen, den Frauenschuh finden.“

Endlich war der Gipfel erreicht, von welchem sich eine fesselnde Umschau bot. Vor ihnen lag die grüne Landschaft mit ihren Hügeln, von romantischen Thälern durchbrochen, teils noch in grauen Nebel gehüllt, während ein frischer Morgenwind über den Höhenzug dahinstrich und leise das ferne Geläute der Glocken zu ihnen trug, welches den Sonntag verkündet. Sonst lag Einsamkeit und Schweigen über diesem Stückchen Erde; nur der Wind rauschte geheimnisvoll hinter ihnen im Buchenwalde und hoch im Aetherblau jauchzte die tadellose Sängerin, die Lerche.

„In all dieser Herrlichkeit wird man ganz andächtig gestimmt,“ bemerkte Waldemar etwas beklommen, „und an das Lied des Dichters erinnert:

„Das ist der Tag des Herrn!“

Alle schwiegen eine gute Weile — und gingen dann auseinander, hinein in die Büsche, und manches holde Blümchen wanderte in die Botanisierkapsel.

„Nun hört, liebe Kameraden,“ rief auf einmal Waldemar, „wir haben nunmehr alles gefunden, was wir wünschten, und laßt uns deshalb abwärts gehen und wißt ihr was, nachmittags geht ihr mit mir zum Herrn Professor Lebrecht, dem wollen wir unsere gesammelten Schätze zeigen.“

„O, das wäre ja herrlich! lieber Waldemar,“ antwortete Fritz, „indes ich meine doch, wir können dem Herrn Professor lästig fallen.“

„Ach was, lästig fallen,“ entgegnete rasch Waldemar, „dafür laßt mich nur sorgen. Eine zu große Schüchternheit sei in wissenschaftlichen Dingen eine stets übel angebrachte Bescheidenheit und erschwert den Weg zur Natur, sagte zu mir einmal der Herr Professor. Also macht euch darüber nur kein Bedenken.“

Nachmittags schritten die drei guten Kameraden rüstig vorwärts dem alten Schlosse zu. Anfangs zwischen Hecken der benachbarten Gärten hindurch, dann über die grünen Wiesen des Thales. Mitten durch die Wiesen schlängelte sich murmelnd ein Bach, von dichtem Gebüsch überdacht, unter welchem ein schmaler Pfad dahinführte; nur dann und wann zitterte ein Sonnenstrahl durch das engverschlungene Buschwerk. Der Pfad zog sich endlich auf einen waldigen Hügel, auf dem das alte Schloß lag.

„Wir gehen gleich durch den botanischen Garten,“ bemerkte Waldemar, indem sie durch eine Mauerpforte in denselben eintraten.

Die Neuheit des Anblicks überraschte die Knaben, als sie die vielen Kräuter und Sträucher mit den Täfelchen erblickten.

„Kommt nur,“ fuhr Waldemar fort, „alle diese Herrlichkeiten können wir später genauer in Augenschein nehmen,“ und damit traten sie durch eine Thür in den Schloßturm und stiegen dessen Wendeltreppe empor. Oben auf dem Vorsaale kam ihnen eine große Ulmer Dogge ent-

gegengesprungen und zugleich that sich eine Thür auf und — welch eine Ueberraschung — es war der Herr Doktor, den Franz und Paul ja auch schon kannten.

„Ei," rief dieser etwas verwundert aus, „was sehe ich? Du bringst doch meine kleinen Pilzjäger vom vorigen Jahre zu mir, Waldemar? Nun, das freut mich unendlich, denn ich habe euch lange Zeit aus den Augen verloren! — Ihr kommt gewiß, um mich etwas zu befragen?"

„Ja, Herr Professor," antwortete Waldemar, „wir haben heute Pflanzen gesammelt und —"

„Schon gut," unterbrach ihn der Herr Professor, „kommt nur herein." In dem Zimmer standen überall Bücher, ausgestopfte Tiere, Skelette, Mikroskope und viele andere fremdartig aussehende Gegenstände.

„Nun, Waldemar," fuhr der Herr Professor fort, „du kannst zunächst deinen Kameraden meine Sammlungen zeigen, dann kommt ihr zu mir in den Garten unter die großen Tulpenbäume."

Waldemar führte sie in verschiedene Zimmer. In dem anstoßenden waren die ausgestopften Vögel, daneben die Schmetterlings- und Käfersammlung, dann folgten die Muschel-, Mineralien- und endlich die Pflanzenabteilung. So große und schön geordnete Sammlungen hatten sie freilich noch nicht gesehen und sie waren noch ganz verblüfft von dem Gesehenen, als sie in den Garten zum Herrn Professor kamen.

„Nun wie steht's mit euren Pflanzen," fing dieser an, „zeigt einmal her, was ihr gefunden habt."

„Ei, potztausend!" rief er, als sie ihm die gesammelten Pflanzen vorzeigten, „das sind ja ganz vornehme aus unserer Flora!"

„O, ja," versetzte Waldemar, „wir kennen sie auch, aber wir möchten nur erfahren, wie sie kunstgerecht getrocknet und aufbewahrt werden."

„Nun, so gebt acht!" begann der gelehrte Herr, „es ist aber notwendig, daß ich euch einige Vorbemerkungen vorausschicke. Die wissenschaftliche Pflanzenkunde beginnt zunächst damit, zu erfahren, welche Pflanze mit einem bestimmten Namen gemeint ist. Das kann aber nur dann geschehen, wenn wir eine brauchbare und unzweideutige Kunstsprache besitzen. Eine solche uns geschaffen zu haben, die heute noch Geltung hat, war das unsterbliche Verdienst Linnés. Um aber möglichst rasch den unbekannten Namen einer Pflanze aufzufinden, bedient man sich gleichzeitig guter Abbildungen. Die wissenschaftlichen Merkmale einer Pflanze erhalten sich jedoch auch recht gut im getrockneten Zustande, und was die Hauptsache dabei ist, man kann solche getrocknete Pflanzen noch zu mikroskopischen Untersuchungen benutzen. Die bildliche Darstellung wird hier durch die natürliche Pflanze abgelöst; es tritt sogleich die Beachtung der Natur selbst in die Reihe und fordert den Geist heraus zum Selbstschauen, zum Vergleichen. Mit anderen Worten, das Herbarium ist ein unentbehrliches Mittel für das Anfangsstudium der Botanik. Außerdem ist es die erste Pflicht eines jeden, dem die Natur sich wahrhaft offenbaren soll, daß er sich unmittelbar mit ihr beschäftige, sie an der Quelle ihres Lebens aufsuche. Der Anfänger soll also selbst sammeln. Bei Anlegung einer Pflanzensammlung habt ihr eure Aufmerksamkeit auf vier Gesichtspunkte zu richten: erstens, wie die Pflanzen gesammelt werden sollen; zweitens, wie sie einzulegen sind; drittens, wie sie im Herbarium geordnet werden sollen, und viertens, wie man sie vor Verderben zu schützen hat." (Fortsetzung folgt.)

Sonst und Jetzt.

Das Eiland, auf dem jetzt die Stadt NewYork steht, verkauften im Jahre 1668 die Indianer an die Europäer für 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Kugeln, 30 Pfund Pulver, 30 Beile, 30 Kessel und eine kupferne Bratpfanne, und beide Teile glaubten einen guten Handel gemacht zu haben. Was mag derselbe Grund und Boden wohl jetzt wert sein?

Neue mechanische Spielereien.

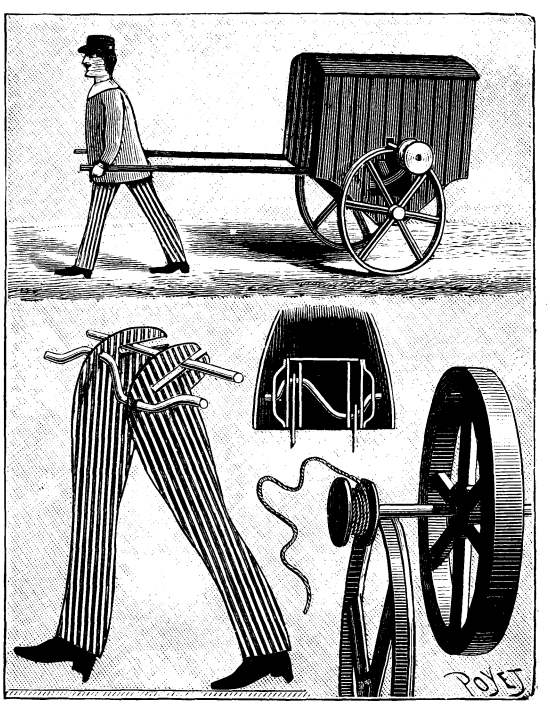
Schon verschiedene Male hatte der „G. K." seinen treuen Anhängern Anleitung zu kleineren mechanischen Spielwaren gegeben, die allgemeinen Beifall gefunden, er fügt heute zwei neue allerliebste Apparate hinzu: „Die unermüdlichen Fechter" und den „fleißigen Dienstmann".

Die Einrichtung der ersteren führt uns Fig. 2 vor Augen. Jedes der beiden Männchen ist eigentlich ein Pendel mit horizontaler Achse, bei welchem als schwere Linse am unteren Ende ein Bleistück angebracht ist. Das rechte Bein eines jeden dieser Kämpfer ist für sich beweglich und durch ein System von Drähten (siehe Fig.) geregelt.

Der Antrieb erfolgt durch ein Rad mit 10 Zähnen, welches das linksstehende Männchen zum Schwingen resp. Fechten bringt, worauf natürlich der Gegner sich ebenfalls bewegen muß. An der rechten äußeren Seite des Fußgehäuses ist der Handgriff ersichtlich, mittels dessen das kleine Werk aufgezogen wird; ebenso wie die rechten Beine sind die Arme mit den Schlägern besonders beweglich, jedoch in diesem Falle ganz unabhängig voneinander, so daß eine große Abwechselung in den Bewegungen hieraus entspringt.

Sehr ergötzlich und der Wirklichkeit nahestehend ist es auch, wie allmählich durch das Ablaufen des Werkes die Schläger schwächer werden, bis schließlich die ermüdeten Gegner Frieden schließen.

Nicht minder Freude bereitet der in Fig. 2 dargestellte Dienstmann. Läuft doch das Kerlchen so flink vor seinem Wagen daher, daß man glaubt, er habe doppelte Taxe bezahlt erhalten. Die Mechanik ist so einfach und aus den Figuren so deutlich ersichtlich, daß ein jeder unserer lieben Kameraden dieselbe gewiß sofort nachahmen könnte, ohne daß wir hier weitläufige Erklärungen geben. Zu bemerken ist hierbei, daß der Antrieb ähnlich wie bei den automatischen Lokomotiven und sonstigen derartigen Spielzeugen durch die lebendige Kraft eines vermittels einer Schnur in schnelle Umdrehung versetzten Schwungrädchens geschieht. Endlich ist nicht zu vergessen, daß die Straße, die unser Dienstmann zu passieren hat, nicht zu glatt sei, damit er nicht etwa gleitet und nur langsam vorwärts kommt.



Neue mechanische Spielereien. Fig. 1. Der fleißige Dienstmann.

Das Verschwinden der Handschuhe.

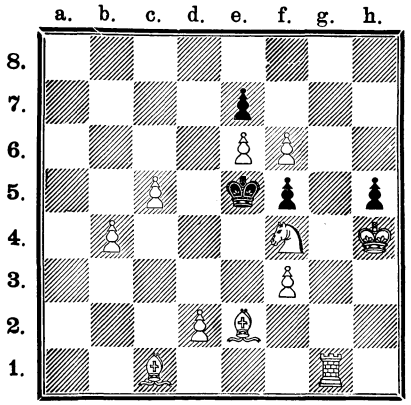
In den folgenden Zeilen werden wir ein Zauberstückchen vorführen und erklären, das sich jederzeit leicht, ohne kost-

spielige Apparate und ohne weitere Vorbereitungen ausführen läßt.

Der Künstler tritt mit Handschuhen an beiden Händen vor die Zuschauer. Er sagt etwa: „Verehrte Anwesende, mit Handschuhen läßt sich nicht gut ‚arbeiten', Sie werden gütigst erlauben, daß ich dieselben entferne." Darauf streift er den Handschuh von der linken Hand, ballt ihn zusammen, zeigt ihn noch einmal und wirft ihn auf das Kommando: „Eins — zwei — drei!" unter die Zuschauer und — der Handschuh ist verschwunden. Der von der rechten Hand verschwindet auf ganz dieselbe Weise.

Erklärung: An der Innenseite des Rockärmels, etwa auf der Schulter, hat der Künstler das eine Ende einer weißen Gummischnur befestigt. Das andere Ende, an welchem sich ein kleiner Drahthaken befindet, reicht bis zum Ellbogen. Ehe er vor die Zuschauer tritt, zieht er die Haken so weit hervor, daß er den Handschuh daran befestigen kann. Auf das Wort „drei" öffnet er die Hand und der Handschuh wird in den Aermel gezogen. Die Hände müssen natürlich so gehalten werden, daß die Schnur den Zuschauern nicht wird. Ebenfalls ist es ratsam, die Manschetten zu entfernen, bevor man das Kunststück ausführt.

Schachaufgabe Nr. 7.



(11 + 3 = 14.)

Weiß zieht an und setzt in [illegible] matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 6.

1. d3 — d4 Kd5 — d4:
2. Dh6 — d6 ±.

1. . . . . S zieht,
2. Dh6 — c6, — e6, respektive Tb4 — b5: ±.

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 28.

„Ferien".
[Eifer — frei — Eier — reif.]

Auflösung des Homonyms in Nr. 28.

„Der Sieg — Die Sieg."

Geographisches Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 28 Silben sind 10 Worte zu bilden, deren Endbuchstaben, von oben nach unten, und Anfangsbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Büt — che — da — dorf — den — dern — fen — fel — gel — gu — hun — he — i — ko — ol — ra — ra — ran — sa — so — stadt — ster — te — to — tel — te — wol — ei.

1. Stadt, 2. Gebirge, 3. Stadt in Braunschweig, 4. Fluß, 5. Stadt, 6. Insel im Indischen Ozean, 7. Stadt, 8. Ort in Braunschweig, 9. Berg, 10. Provinz.

Ergänzungsrätsel.

— s
— z
— k
— b
— e
— D
— D
— ne

Ergänzt man die Striche durch Silben, so erhält man folgendes:
1. Ein Artikel. 2. Eine Tonfolge. 3. Synonym zu Arbeit. 4. Ein Verbrecher. 5. Eine Macht. 6. Ein Lohn. 7. Ein Bindewort. 8. Ein Raum. — Ordnet man die Wörter, so ergeben die ergänzten Silben in der richtigen Reihenfolge den Anfang eines bekannten Kinderliedes.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 28.

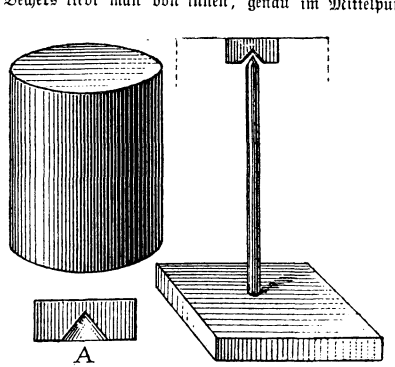
In n	Da ch
Ei s	geht 's?
Nem o	Ein s
Küh e	Müh e
Len z	Len a
Grun d	Rad e
De ck	

„In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad."

Fragen und Antworten.

K. & Y. in Z. Eine Batterie selbst herstellen kannst Du sehr leicht; verbinde einfach einen positiv-elektrischen Zustand mit einem negativen. Du meinst aber wahrscheinlich die Herstellung der verschiedenen einzelnen Elemente. Lieber Freund, Du bist, und viele Deiner Kameraden sind der irrigen Ansicht, Ihr könntet Euch Elemente selbst herstellen; es kann sich aber nur darum handeln, die sämtlichen Teile, die jeweils dazu nötig sind, sich zu verschaffen und zusammenzustellen; und über dieses Thema soll nächstens ein Aufsatz Abdruck finden.

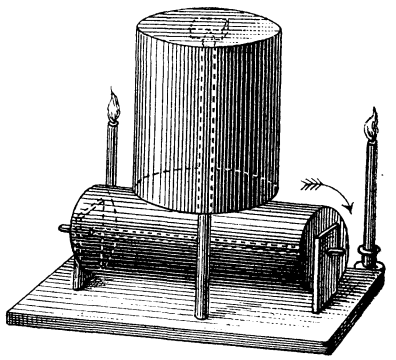
J. M. in H. ad I. Die Wasserfallmaschine, wie sie der „G. K." in Nr. 14 des laufenden Jahrganges auf Seite 215 beschreibt, ist so einfach, daß eine Zeichnung kaum nötig wäre. Es wird aus Pappe ein Cylinder gefertigt, der an einer Seite geschlossen ist, daß er einem Becher gleicht. Auf dem Boden dieses Bechers klebt man von innen, genau im Mittelpunkt des Kreises, ein Holzklötzchen von hartem Holz, in das man in der Mitte eine Einbohrung H gemacht und diese gut geglättet hat. Dann nehme man ein Holzstäbchen, befestige dieses in einem genügend großen Holzbrett und stülpe den Pappcylinder über das Stäbchen, dessen Spitze in der Einbohrung H des Cylinders ruht. Hat man nun die Spitze des Stäbchens mit gut ausgetrockneter Seife eingerieben, so wird sich der Cylinder sehr leicht um seine Achse drehen und lange in Bewegung bleiben. Es bedarf keines anderen Bewegungsmotors, jeweils dann, wenn der Cylinder langsamer läuft, ihm einen „Tupfer" mit dem Finger zu geben; da läuft er wieder, so schnell, daß Ihr ihn kaum einzuholen vermögt. Es ist natürlich, daß der Cylinder von außen, wie schon gesagt, mit Stanniol beklebt wird, und zwar in möglichst vielen und großen unregelmäßigen Falten.



A

Theater-Wasserfallmaschine d

Die Wasserfallmaschine des „Elmschen" Buches hat zwei Walzen; die erste mit vertikaler Achse ist genau wie die des „G. K." konstruiert, nur hängt sie höher als diese, weil unter ihr die zweite Walze an horizontaler Achse läuft. Diese horizontale Achse wird aus



Wasserfallmaschine des Elmschen (Schreiberschen) Theaters.

einer starken stählernen Stricknadel gebildet. Der Cylinder ist oben und unten geschlossen wie die Zeichnung, die wir von hinten sehen, zeigt. Diese beiden Walzen sind mit Stanniol in unregelmäßigen großen Falten beklebt. Auch hier gibt es keinen anderen Bewegungsmechanismus als öftere „Tupfer" mit dem Finger. Beleuchtet werden diese beiden „Maschinen" mit einer oder zwei unserer Theaterlampen, welche zwischen dem Hintergrunde und der „Maschine" gestellt werden. — ad II. Fantoches Theaterfiguren erhält man in jeder besseren Spielwarenhandlung, und sind dieselben von 25 Pfg. (etwa 15 Kreuzer) aufwärts per Stück zu haben. Man beschreibe aber, um Irrtümern vorzubeugen, diese Figuren als: „Theaterfiguren an Drähten von den Soffiten herab lenkbar, sogenannte Fantoches". Bei solcher Bestellung ist ein Irrtum nicht möglich. Fantoches und gewöhnliche Theaterfiguren gleichzeitig zu verwenden ist wohl unthunlich, da beide im Aussehen zu verschieden sind. Es müssen entweder durchaus Fantoches, oder durchaus Papierfiguren sein. Uebrigens bekömmt man auch Figuren, die unbeweglich auf Brettchen stehen und zu den Fantoches passen, also ganz gut die Statistenrollen übernehmen können. Durch Zufall erfahren wir einige Wiener Adressen für den Bezug von solchen: „Zum Liebling" Wien II, Praterstraße Nr. 26. — L. Szenes, „Zum Puppenkönig", Wien I, Graben 19. — Anton Rif & Bruder, Wien II, Praterstraße 16. — „Zum Christbaum", Wien I, Stephansplatz 6.

Rudolf Lohmann, Hagen. Es gibt bis jetzt noch kein einfaches und billiges Element, das man zur Beleuchtung als Quelle verwenden könnte. Bunsen- und Chromsäure-Elemente erfüllen ja diesen Zweck, aber ersteres ist sehr umständlich zu behandeln und von den letzteren müßtest Du für den gedachten Zweck mindestens 8—10 große Elemente haben. — Neuerdings versertigt die Firma Schäfer & Montanus in Frankfurt ein Element für Beleuchtungszwecke, das Dunsche Kali-Element. Zur Beleuchtung der beiden Zimmer brauchst Du davon aber auch mindestens 10 Stück; diese haben aber den Vorteil, daß sie nach dem Gebrauch ruhig stehen bleiben können und nicht wie Bunsen- und Chromsäure-Elemente auseinandergenommen werden müssen. Solche Elemente kosten mindestens 5—6 Mk. per Stück; die ganze Beleuchtung kommt Dich also, von einem Fachmann ausgeführt, auf 70—80 Mk. Kann das Deine Sparkasse? Willst Du noch Näheres wissen, wende Dich an die Firma. — Bereits beschrieben in Nr. 13 d. Jahrg. unter Felix Rohe, Berlin.

Wir, Bruno Baumgärtel und **Max Martin zu Plauen, Neudorferstraße 25,** haben uns eine Personenwage gebaut und erbieten uns, jedem Kameraden auf Wunsch eine Beschreibung derselben zukommen zu lassen. Nur solche, die Rückporto beigelegt haben, können berücksichtigt werden. — Gruß kameradschaftlich erwidert.

H. Klepp. Freund, frage einen Optiker. Das muß man sehen und probieren. Vielleicht läßt sich an der Linsenfassung nachhelfen.

Viktor Kühne. Für den Entwurf herzlichen Dank. Wollen sehen, was sich machen läßt; braucht viele Zeichnungen.

Julius L. in **Leitmeritz.** Der Druckfehlerkobold ist einer der schlimmsten Gesellen, schlüpfrig wie ein Aal, unruhig wie Quecksilber; glaubt man ihn hier endlich am Schopfe erwischt und festgebannt zu haben, flugs hat er uns dort noch ein kleines Schnippchen geschlagen. — Die Hektographenmasse haben wir erst in einer der letzten Nummern wieder beschrieben. — Sende uns doch auch den Schluß dieser Travestie, sie ist köstlich.

Woldemar von Rathersen. Die hauptsächlichsten badischen Garnisonsstädte sind: Karlsruhe (1. Bad. Leib-Gren.-Regt. Nr. 109); Mannheim (2. Bad. Gren.-Regt. Kaiser Wilhelm Nr. 110); Freiburg in Baden (5. Bad. Inf.-Regt. Nr. 113); Rastatt (1. Rhein. Inf.-Regt. Nr. 25; 3. Bad. Inf.-Regt. Nr. 111; ein Bataillon des 4. Bad. Inf.-Regts. Prinz Wilhelm Nr. 112) und Konstanz (6. Bad. Inf.-Regt. Nr. 114). — Du willst Deine Handschrift beurteilen lassen? Wende Dich an die Redaktion der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer". Profit!

August Küntzel. „Fries, Geflügelzucht" (Neff in Stuttgart) — „Oettel, Hühner" (Voigt in Weimar) — „Das Huhn" (Schröter in Ilmenau). Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Albert Häußler. Deine Maschinenhalle einzusehen wird dem „G. K." sehr interessant sein.

Nemo, Nürnberg. Platindraht in der gewünschten Dicke bekommst Du jedenfalls bei Heller in Nürnberg; das Gramm kostet etwa 80 Pfg. bis 1 Mk. Was verstehst Du unter Kohlentiegelelement? Von Grenetschen-Chromsäure-Elementen genügt eines von 30 cm Höhe, um Draht von 0,1 mm zum Glühen zu bringen. Das von Dir selbst gefertigte Mikrophon muß mangelhafter Konstruktion sein, wenn schon das leiseste Wort im Telephon ein Knattern hervorruft; es ist ja gerade das Streben der heutigen Telephonie und Mikrophonie, einen Apparat herzustellen, der das leiseste Wort klar und möglichst in derselben Tonbildung widergibt. Schicke Zeichnung und Beschreibung ein, der „G. K." will dann urteilen, auch die betreffenden Aufsätze; erst nach Einsicht derselben kann von Aufnahmebedingungen die Rede sein.

H. P. in **Komotau.** Schmetterlinge werden in flachen Papp- oder Zigarrenkästen, welche nicht viel höher sind als die Insektennadeln, versandt. Auf den Boden der Versandkästen wird Insektentorf aufgeleimt, der in den Naturalienhandlungen käuflich zu haben ist. Den Insektentorf bedeckt man mit einer dünnen Lage Watte und sticht die Nadeln in den Torf fest ein, so daß der Leib der Schmetterlinge fest auf der Watte ruht. Ueber große Leiber legt man außerdem einen Wattenstreif und befestigt denselben mit Nadeln. Die Versandkästen werden mit Papier umhüllt, dann in eine feste, größere Kiste mit Heu gut eingepackt und so versandt.

Dummkopf in **Halberstadt.** ad 1. Nur das aus den Endbuchstaben gebildete Wort. — ad 2. Gewiß, wenn es Dir beliebt, der Villa Bärenfett einen Besuch zu machen. — ad 3. Jedenfalls werden wir die kühnen Chinareisenden dazu einladen.

Ph. Reuter in **Nürnberg.** Das Entfernen der Eisenvitriolflecke gelingt sehr leicht mit Kleesalz (saurem oxalsaurem Kali). Mit einer kleinen Menge des in Wasser gelösten Salzes befeuchte die Flecken und wasche, sobald sie verschwunden — also vor dem Trocknen —, die betr. Stellen gut mit Wasser nach.

Eine Kameradin und Goldfischfreundin. Da Du seit Anbeginn so treu zum „Guten Kameraden" gehalten und zugleich eine so eifrige Goldfischfreundin bist, so will er Dir Deine Fragen bereitwilligst und möglichst ausführlich beantworten. 1. Es gibt allerdings mancherlei Farbenspielarten unter den Goldfischen, dunklere und hellere in reinem Goldrot, von denen die schönsten die aus dem Süden her zu uns gebrachten sind, obwohl wir auch unter den bei uns gezüchteten schöne tiefgoldrote haben. Im Gegensatz zu diesen steht der sogenannte Messingfisch, eine ganz hellgelbe Farbenspielart, und dann wiederum die weiße Spielart oder der Silberfisch (der eigentlich Silber-Goldfisch heißen müßte). Grün oder schwärzlich sind die Goldfische in der Jugend. Manche bleiben dann ganz dunkel, andere verfärben sich scheckig und so hat man sogar solche, die schwarz, rot und weiß gefleckt erscheinen und als Träger der deutschen Reichsfarben beliebt sind. 2. Die Phantasienamen: „Nymphen", „Schwinger", „Gelehrte", „Schläfer", „Drachenauge" u. a. für die verschiedenen Spielarten der Goldfische sind wenig gebräuchlich; als „Drachenauge" meint man, wie leicht zu erraten ist, die Teleskopfische und als „Schwinger" die sogenannten Schleierschwänze, beide gleichfalls Spielarten vom Goldfisch. 3. Sie sind selbstverständlich keine Raubfische wie der Makropode oder chinesische Großflosser. 4. Wenn Du Deine Goldfische richtig halten willst, so mußt Du nicht in jeder Woche frisches Wasser in das Aquarium geben, sondern dasselbe mit Pflanzenwuchs ausstatten und so einrichten, daß das Wasser den ganzen Sommer hindurch ungewechselt stehen bleibt. Darin erhalten sich, so bald sie daran gewöhnt sind, alle und also auch die Goldfische am besten — nur mußt Du die Vorsicht beachten, daß sie um so wohler und gesunder bleiben, je geringer ihre Anzahl ist. Bei vollem Verständnis kann man sogar etwa auf jeden Liter Wasser einen Fisch rechnen und Du könntest also bis 120 Köpfe in Deinem Aquarium beherbergen; doch thust Du viel besser daran, wenn Du nur 25—30 Köpfe und zwar recht mannigfaltig und bunt von den verschiedenen Farben- und Gestalt-Spielarten zusammenbringst. 5. Tuffstein, welcher vorher sorgfältig gereinigt und mit heißem Wasser abgebrüht sein muß, darfst Du in dem Aquarium zu einem recht hübschen Felsen mit Durchblicken u. s. w. aufbauen. Er bildet dann einen prächtigen Schmuck, zumal wenn Du ihn mit der schönen schwimmenden Wasserpflanze Riccie (Riccia fluitans) belegst, so daß er allmählich von derselben ganz überzogen wird und begrünt. 6. Der Hundsfisch ist keine Goldfisch-Spielart, sondern ein Raubfisch, unserm einheimischen Hecht verwandt. — Kannst Du nicht auch ins „Kränzchen"?

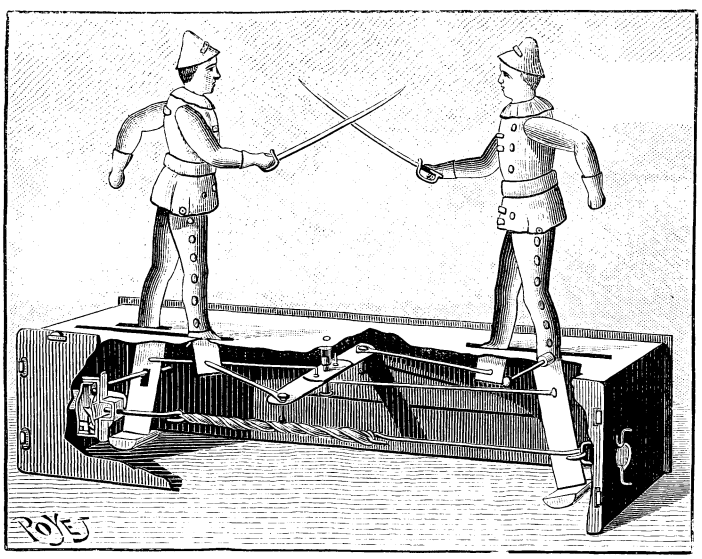
A. Knoop. „Aus dem Schneider sein" ist ein beim Skatspiel üblicher Ausdruck; es hat in diesem Falle eine der Spielparteien das Spiel verloren, aber mindestens 31 Points gemacht.

Paul B. Lustige Zeichnungen, ei das Wetter! Ob Du noch weitere solche Karikaturen einsenden sollst? Selbstverständlich!

Adolf Bruck in **Kiel.** Sehr einfach; nimm das kleine Aquarium zum Modell und führe es in größeren Dimensionen aus. Die Blechteile wird der Schlosser oder Spengler, die Glasplatten der Glaser liefern müssen. Im übrigen siehe unseren Artikel im 2. Jahrgang Seite 423. Freundlichen Gruß.

Alexander T. in **Prag.** Stanley wurde Anno 1840 geboren. — Der jetzige König von Serbien ist noch nicht ganz 13 Jahre alt.

Joseph K. in **Graz.** Ei was, nur kein Herzklopfen haben. Pack's forsch an — Gott gibt Schultern nach der Bürde!



Neue mechanische Spielereien. Fig. 2. Die unermüdlichen Fechter.

R. B. in **C.** Ja, fast alle Staaten, die zum Weltpostverein zählen.

Robert Mayorne, Wien. Reibungselektrizität ist nicht in die sogenannte Kontaktelektrizität umzuwandeln. Die Leidner Flasche kann man nur mit Reibungselektrizität laden. — Was Deine so schön beschriebene Lampe anbetrifft, so wäre, nichts für ungut, manches daran auszusetzen. Den Leinenfaden zu glühen, das wird große Schwierigkeiten haben; die Drähte sollten eingeschmolzen sein, die Fäden nicht herausstehen, und, was die Hauptsache ist: die Luft in dem Röhrchen mag wohl verdünnt, aber der Raum muß luftleer sein. Eine derartige Lampe kann man sich auch mit einem Platinfaden machen; bei diesem Experiment ist es nun nicht notwendig, daß das Innere luftleer sei.

Tauschmarkt.

Briefmarken sammelt und tauscht: Fritz Plecker in Marktbreit. — Amandus Flohr in Hamburg, Rödingsmarkt 18 III. — O. Baunach in Frankfurt a. M., Bleichstraße 40. — F. Wötte in Berlin, Kaiserin Augustastraße 78. — Fr. Jenßen in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstraße 11. — Adolf Elnain, Frankfurt a. M. Goetheplatz 18. — Wilhelm Fick in Hamburg, Admiralitätsstraße 2. — Hermann Gies, Frankfurt a. M., Wingertstraße 1. — Johann Schescherko in Cilli, Steiermark, Gymnasium. — Fritz Bothe in Görlitz i. Schl., Moltkestraße 27. — Alfred Hirsch in Wien IX, Eisengasse 11. — Hans Wünsch, Budapest, Expreskertstr. 27, (Ungarn). — Kurt Schwengers, p. Adr. Dr. Schwengers in Rheydt, Rheinpreußen. — F. Meyer in Berlin, Ho - R. Langewiesche jr. in Rheydt, Rheinpreußen. — Ludwig Vigener in Bibrich a. Rh. (Hofapotheke). — Otto Strobel in Hamburg, Papenstraße 79, Eilbeck. — Richard Pestel in Chemnitz i. S. Zwickauerstraße 11 I. — Hch. Pflug in Baltersbacherhof bei Ottweiler.

Anfänger im Briefmarkensammeln sind und Dubletten erbitten: Albrecht Koch in Radevormwald. — Wilhelm Braune, bei Herrn Robert Brüggemann in Magdeburg, Neust., Breiteweg 37. — A. Pax in Hamburg, Königsstraße 52 I. — Rudolf Neuner zu Mödling bei Wien, Demelgasse 17. — W. Drenckhahn zu Mühlhausen i. Th., Jakobistraße 738—40. — Robert von Schulmann in Reval, Große Pernauische Str. 188. — R. Kokoschinegg, Cilli, Postgasse 36 II. — Wilhelm Müller, per Adresse Herrn Klinkmüller, Königsberg (Neum.) Klosterstraße. — F. Bring in Elberfeld, Bahnhofstraße 72 II. — Ludwig Scherber in Würzburg, Veitshöchheimerstraße 2. — Herbert Friedländer in Hannover, Scholvinstraße 3. — H. Grube in Stade, Bungenstraße. — Paul Vogel in Frankfurt a. M., Feuerbachstraße 11 I. — Anton Rintelen in Graz, Sackstraße 13.

Münzen sammelt und tauscht: Leo Jordan in Eisenach, Johannisthal 3 (Anfänger, Unterstützung erbeten). — Fr. Jenßen in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstr. 11. — Kurt Raabe in Liegnitz, Frauenstr. 65/66. — Walter Greve, per Adresse Herrn Apotheker Ortwin Greve in Essen a. Ruhr, Limbeckerstraße 79. — Max Zbach in Barmen. — G. Maquet in Magdeburg, Kaiserstr. 78 (Anfänger, Ueberfluß erbeten).

Käfer sammelt und tauscht: Fr. Jenßen in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstraße 11. — V. Knoch, Obersekundaner d. Gymnas. in Danzig, Fleischergasse 32 (auch Schmetterlinge, Puppen).

Mineralien sammelt und tauscht: Fr. Jenßen in Hamburg, Hohenfelde, Neubertstraße 11. — H. Wichern in Hamburg, Böhmersweg 16.

Siegel sammelt und tauscht: Felix Kühls, per Adresse Herrn Major Kühls in Bruchsal.

Bruno Gaudig, Merseburg, Fischerstraße 6, bittet seine Kameraden, ihm beim Sammeln von deutschen Wechselstempelmarken zu einem bestimmten Zwecke zu unterstützen. In dessen Briefe sich allemal die 50. Marke befindet, erhält nach der Höhe des Markenbetrags dieser 50 Stück ein Buch von Schulze-Delitzsch in rotem Leinenband, desgl. von Kaiser Wilhelm, einen Luftballon oder eine Luftballon-Seilbahn. (Dank für die Beschreibung der letzteren.)

Viktor Brauneis in **Wien I, Bäckerstraße 16,** hat 16 Steine, darunter wertvolle, gegen Münzen zu vertauschen.

C. Hoffmann in **Hannover, Bremerberg 17 a,** bittet seine Kameraden um einige Muscheln für sein Aquarium. (Dank für das Rechenexempel.)

Gustav Kunz in **München, Schleißheimerstr. 10, II, rechts,** sucht das Buch: „In Sturm und Not" von Kern, den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nacherzählt.

August Hammer, stud. gym. VII cl. in **Saaz, Böhmen, Lange Gasse 185,** vertauscht mit Erlaubnis seiner Eltern seine fast noch ganz neue Elektrisiermaschine. Wer will, komme bald!

O. Court, Köln, Blumenstraße 7, tauscht einen fast neuen Kasten für Spritzmalerei mit allem Zubehör nebst einem Herbarium gegen elektrische Apparate.

Ludwig von Horvath in **Lugos (Ungarn)** tauscht einen [illegible]lichen Zeichenapparat und ein Briefmarkenalbum 300 seltenen Marken gegen einen photographischen Apparat.

Trajan Vina in **Lugos (Ungarn)** gibt eine Dampfmaschine für einen Induktionsapparat.

Jakob Holtz zu **Mülhausen i. E.,** bietet 125 Muscheln gegen ein Bunsenelement, ferner eine Stempel-Kollektion für ein Läutewerk.

Adolf von Hoff, Jacobsonschule, Seesen am Harz, hat eine sehr gut erhaltene Schmetterlingssammlung zu vertauschen; eine Markensammlung erwünscht.

Bruno Kasten, per Adresse **Herrn Pfarrer Bergfried zu Dillenburg, Nassau,** sucht Guatemala, Kirchenstaat, Mauritius und Jamaika.

Albrecht von Koch in **Cöslin, Grünstraße 90 a,** gibt für eine gut arbeitende Dampfmaschine eine Laterna magica mit Glasbildern und Bücher.

Liebe Kameraden! Gegen Münzen habe ich Mineralien, Versteinerungen von ziemlichem Werte zu vertauschen. Alois Stieve, Untertertianer, Zabern im Elsaß, Obere Doellstraße 15.

A. Luhn, per Adresse **We. H. Luhn** in **Witten, Bahnhofstraße 46,** möchte gern eine Markensammlung mit Album (400 St.), eine Münzensammlung (35 St.) und mehrere Hundert Briefmarkendubletten gegen eine Druckmaschine mit Zubehör vertauschen.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Vom Niagara.

Die Benutzung der Kraft des Niagara zur Erzeugung von Elektrizität hat jetzt begonnen. Einige Kilometer von den Fällen hat man einen Kanal gegraben, welcher von dem Wasser durchströmt wird und etwa 100 000 Pferdestärken abgibt. Diese Kraft verteilt sich über einen ziemlich ausgedehnten Bezirk, bis nach Buffalo hin, welche Stadt zur Beleuchtung etwa den zehnten Teil beansprucht. Die Pferdestärke kommt auf 60 Mark jährlich zu stehen. Die Wassermenge, welche dem Niagara entzogen wird, beträgt bisher höchstens ein Prozent. Die Abzapfung ist also gar nicht zu bemerken.

Das Postwesen in Marokko

befindet sich gegenwärtig noch fast genau in derselben Verfassung, wie im Jahre 785, wo Muley Dris Ebn Abdallah das erste Sultanat in dem Lande errichtete, Fez eroberte und die Einwohner zum Islam bekehrte. Der Postdienst wird von magern, nackten, halbverhungerten arabischen Eilboten besorgt, welche für elende Bezahlung ihre Arbeit mit großer Ehrlichkeit und Geschwindigkeit besorgen. Etwas Durrakuchen und einige Datteln bilden die einzige Nahrung dieser Leute. Sie marschieren durch Wälder, welche voll wilder Tiere sind, erklimmen Berge, auf welche kein Maultier hinauf kann, und durchschwimmen Flüsse, in welche kein Pferd sich wagen dürfte. Die ganze Reise legen sie in einer Art Trab zurück unter der brennenden Sonne und tagelang bekommen sie keinen Baum zu sehen und keinen Tropfen Wasser zu kosten. Ein Maultier braucht zu der Reise von Tanger nach Fez 5 Tage, ein Eilbote macht dieselbe zu Fuß in 3½ Tagen.

口 ナ

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

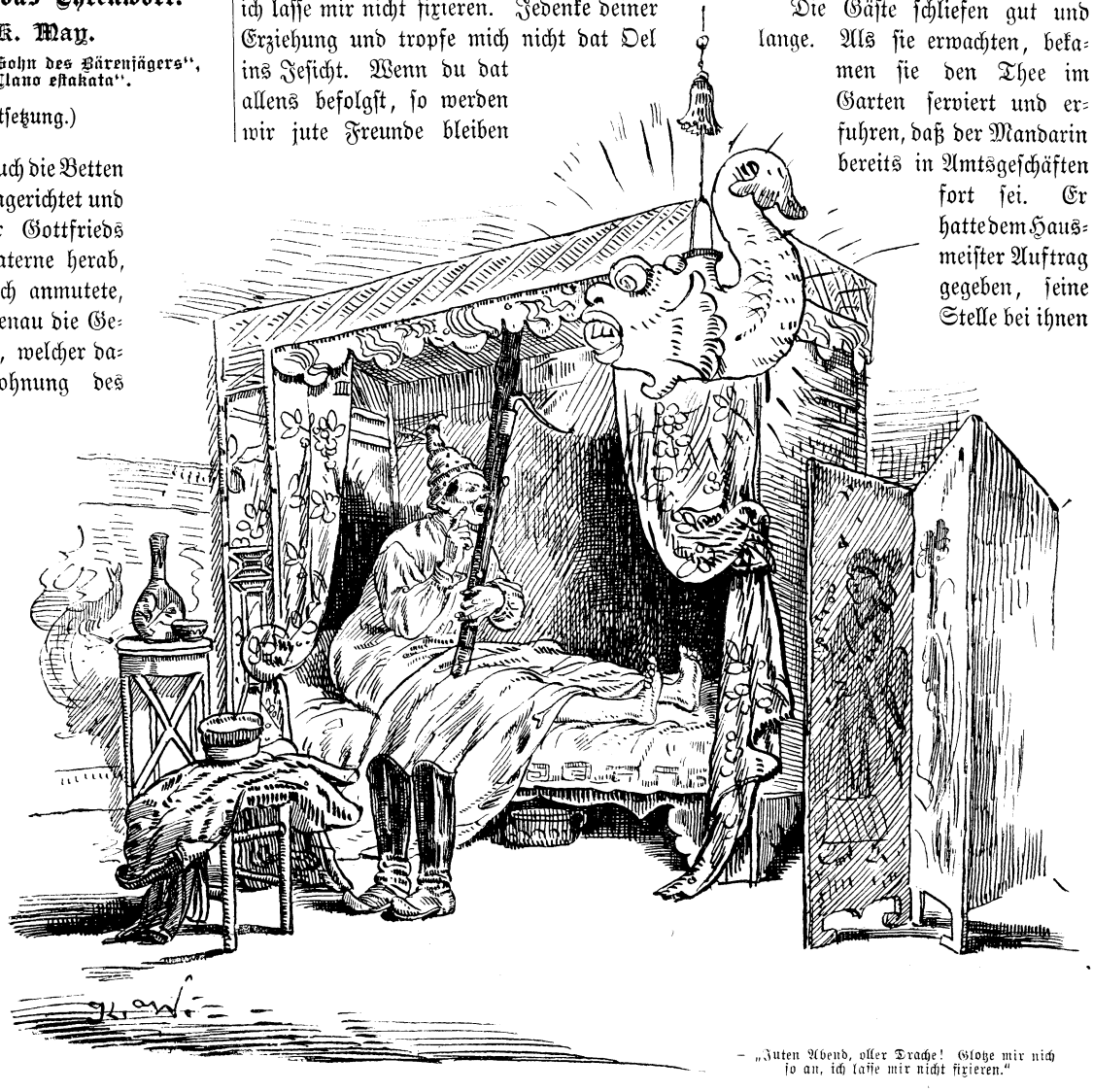
Aehnlich waren auch die Betten der anderen eingerichtet und ausstaffiert. Ueber Gottfrieds Lager hing eine Laterne herab, welche ihn heimatlich anmutete, denn sie besaß fast genau die Gestalt jenes Drachen, welcher daheim in der Wohnung des Methusalem hing und dem er vor der Abreise die bekannte Standrede gehalten hatte.

Als er sich jetzt lang auf das Lager streckte und seinen Blick zu dieser Laterne erhob, nickte er derselben zu und sagte:

„Juten Abend, oller Drache! Tsching, tsching, tsching! Da hängst du jrad so über mich, wie jenseits des Ozeans dein Freund, Ebenbild und Jevatter. Auch deine Physiognomie ist so triste wie die seinige. Ich werde dir wohl von ihm jrüßen. Mach mich nur keine Dummheiten, wenn ich schlafe, denn ich bin dat nicht jewohnt! Komme mich ja nicht im Traume vor, und laß mir bis morjen früh in Ruh. Glotze mir auch nich so an; ich lasse mir nicht fixieren. Jedenke deiner Erziehung und tropfe mich nicht dat Oel ins Jesicht. Wenn du dat allens befolgst, so werden wir jute Freunde bleiben bis zur Scheidestunde um Mitternacht. Tsching, tsching! Schlaf wohl; ich nicke ein!"

Er ahnte nicht, daß diese „Scheidestunde um Mitternacht" ein prophetisches Wort gewesen war.

Die Gäste schliefen gut und lange. Als sie erwachten, bekamen sie den Thee im Garten serviert und erfuhren, daß der Mandarin bereits in Amtsgeschäften fort sei. Er hatte dem Hausmeister Auftrag gegeben, seine Stelle bei ihnen



— „Juten Abend, oller Drache! Glotze mir nich so an, ich lasse mir nicht fixieren."

zu vertreten. Da sie hörten, daß er am Vormittage nicht heimkehren werde, beschlossen sie, sich inzwischen die Stadt anzusehen, und baten den Hausmeister, die Sänften bereit zu halten.

Bevor sie aufbrachen, machte der Methusalem dem Juwelier den versprochenen Besuch. Gottfried begleitete ihn, in der gewöhnlichen Weise hinter ihm herschreitend, während der Hund voranging.

Hu-tsin empfing sie mit großer Herzlichkeit und lud sie ein, in sein Familienzimmer zu treten, was gewiß eine Auszeichnung für sie war, da ein Chinese nicht so leicht einem Fremden einen Einblick in seine Familie gestattet.

Von einem eigentlichen Zimmer nach unserem Sinne war keine Rede. Es war ein großer Raum, welcher durch verschiebbare Kulissenwände beliebig abgeteilt werden konnte. Hinter einer dieser Wände trat die Frau hervor, welche sie schon gestern abend, aber bei der Laternenbeleuchtung nicht so deutlich wie jetzt, gesehen hatten. Sie besaß mongolische, aber sehr sanfte und ansprechende Gesichtszüge. Sie reichte den beiden ihre Hände und bat sie, eine Tasse Thee mit ihnen zu trinken, was auch gern geschah.

Der Tisch, an dem man Platz nahm, war weit niedriger als bei uns, und die Stühle hatten dem angemessen auch eine geringere Höhe. Es gehörte Uebung und Gewohnheit dazu, sich da bequem zu fühlen.

Natürlich war das Ereignis des gestrigen Abends der Hauptgegenstand des Gespräches. Degenfeld schärfte dem Chinesen ein, ja nicht verlauten zu lassen, wie die Sache sich in Wahrheit zugetragen habe.

Während sie sich unterhielten, hörten sie unterdrückte Kinderstimmen hinter einer der Wände. Auf das Befragen Degenfelds sagte Hu-tsin, daß dort seine Kinder säßen und sich mit Lesen beschäftigten.

Kinder und lesen, in China! Das war dem Methusalem höchst interessant. Er bat, die Kleinen sehen zu dürfen, worauf der Juwelier die Wand zur Seite schob. Da saßen zwei Knaben und ein Mädchen, der älteste wohl nicht über elf Jahre, an einem kleinen Tische und hatten eine Schrift vor sich auf demselben liegen. Sie standen sofort auf, kamen herbei und verbeugten sich so tief, daß ihnen die kleinen dünnen Zöpfchen nach vorn fielen. Die ernsten, zeremoniellen Gesichter, welche sie dabei machten, gaben ihnen ein außerordentlich drolliges Aussehen.

Methusalem bat sich das Buch aus und warf, als er es erhalten hatte, einen Blick auf den Titel und einen zweiten längeren auf den Inhalt.

„Hältst du das für möglich, Gottfried," rief er aus; „eine Jugendschrift!"

„Wat? Eine Jugendschrift? Ist es die Möglichkeit? In China eine Jugendschrift? Wohl gar à la Spemanns Universum?"

„Aehnlich, mit Bildern, doch in richtigen Reimen geschrieben."

„Dat ist mich neu! Dat habe ich diesen Chinesigen nicht zujetraut!"

„O, da hast du dich in einem großen Irrtum befunden. In China kann ein bedeutend größerer Prozentsatz der Bevölkerung lesen als zum Beispiel in Frankreich."

„Aberst unsere deutschen Jungens sind den hiesigen doch jewiß noch über?"

„Natürlich!"

„Schade, daß ich nichts lesen kann! Sprechen thue ich zwar manches Wort, verstehen auch, aberst mit das Lesen, da hapert es jewaltig. Wat steht denn eijentlich drin? Wat wird die Jugend hier jelehrt?"

„Nur Gutes. Hier steht zum Beispiel:

‚Tszö pu hio,
Feï so i;
Yeu pu hio
Lao ho weï?'"

„Und wat heißt dat?"

„Das heißt:

Kind nicht lernen,
Nichts wozu taugen;
Knabe nichts lernen,
Greis was thun?

oder weniger wörtlich: Wer als Kind nicht lernt, der wird ein Taugenichts; wer als Knabe nicht lernt, was soll der im Alter treiben? Das Buch hat den Titel ‚Santszö-king', das Dreiwörterbuch, weil jede Zeile nur aus drei Wörtern besteht."

„Bitte, noch einen solchen Reim!"

„Gern; hier ist einer:

Phi pu pian,
Sio tschu kian
Phi wu schu,
Zie tschi mian.

Das heißt: Der auf Binsenmatten schrieb, der Bambusrinde als Papier nahm, diese Leute waren ohne Bücher, und dennoch studierten sie eifrig. Es werden hier den kleinen Lesern Beispiele aus der Geschichte zur Nachahmung vorgeführt. Ganz denselben Zweck hat auch der nachfolgende Reim:

Ju nang ing,
Ju ing siue,
Kia sui phin
Hio po tschue.

Das ist zu deutsch: Der beim Scheine der Leuchtfliegen und der bei der Helle des Schnees studierte, obwohl sie von Hause aus arm waren, versäumten sie das Lernen nicht. Die beigegebenen Bilder illustrieren die angeführten Beispiele. Ich selbst habe nicht gewußt, daß es hier so vortreffliche Schriften für die Jugend gibt."

„Dat wäre interessant für unsern juten Turnerstick. Er könnte für die chinesische Jugend Reime auf seine Endungen dichten, wofür man ihn hier jewiß unter die berühmten Sterne des jelehrten Horizontes versetzen würde. Schade, daß er nicht hier ist."

Die Leute freuten sich sehr, daß die beiden so lebhaftes Vergnügen über die Beschäftigung der Kinder empfanden. Darum, und vor allen Dingen aus Dankbarkeit für den gestern geleisteten großen Dienst, holte der Mann aus dem Laden einen mit allerlei Kostbarkeiten angefüllten Kasten und bat sie, sich einige Gegenstände als Andenken auszuwählen. Der Methusalem weigerte sich entschieden, etwas anzunehmen, kränkte aber damit die guten Leute so sehr, daß er sich endlich bereit erklärte, sich zu einer Kleinigkeit zu verstehen, welche von keinem zu hohen Werte sei.

Er erhielt eine jener Elfenbeinschnitzereien, welche nur von der unendlichen Geduld eines Chinesen hergestellt werden können. Es war ein winzig kleines Häuschen, nicht einen Zoll lang und hoch und kaum halb so breit, und doch stellte diese kleine Schnitzerei ein Haus dar, welches aus dem Parterre und einer vielgeschnörkelten Etage bestand. Im Parterre gab es vier Fenster, durch welche man in der ersten Stube einen Chinesen essen, in der zweiten einen Mann lesen, in der dritten einen Mandarin schreiben und in der vierten einen Bauer rauchen sah. Das Stockwerk bestand aus zwei Zimmern; im ersten saßen Mann und Frau bei der Arbeit, und im zweiten schliefen die Kinder dieses Paares in vier Betten. Und alle diese Personen und Gegenstände waren trotz ihrer fast mikroskopischen Kleinheit so fein, deutlich und kunstvoll gearbeitet, daß der Verfertiger gewiß ein

Meister seines Faches gewesen war und jahrelang zugebracht hatte, um dieses allerliebste Kunstwerk zu vollenden.

Gottfried empfing eine fein durchlöcherte Pfeifenspitze, aus welcher man mittels des Rauches allerlei sonderbare Figuren blasen konnte, ein Geschenk, welches ihm, wie er versicherte, als heimlichem Mitraucher der Hukah von großem Werte war.

Aber noch ein Geschenk gab es, viel, viel kostbarer als die beiden andern, obwohl man es demselben nicht ansehen konnte. Der Juwelier brachte nämlich ein kleines Büchelchen, nur drei Zoll lang und breit. Der Einband war von gepreßtem Leder, und der Inhalt bestand aus nur einem einzigen Blatte, welches auf beiden Seiten mit fremdartigen Charakteren beschrieben war. Der Methusalem konnte dieselben nicht enträtseln und fragte, was das Miniaturbuch zu bedeuten habe.

„Es ist ein sehr wertvoller Besitz für denjenigen, der es gebrauchen kann, nämlich ein T'eu-kuan," antwortete Hu-tsin.

„Ein T'eu-kuan, also ein Paß des Bettlerkönigs?"

„Ja, ein Paß meines Schwiegervaters. Meinen Sie nicht, daß er Ihnen von Nutzen sein könne?"

„Wie sollte er mir von Vorteil sein? Ich bin nicht Unterthan des T'eu."

„Dieser Paß ist auch nicht für seine Leute, sondern für Fremde. Sie haben doch bereits Legitimation?"

„Ja, und der Tong-tschi hat mir auch einen ganz vortrefflichen Paß gegeben."

„Des können Sie sich freuen, denn dieser Mann hat die Fremden zu beaufsichtigen, und wen er beschützt, dem kann nicht leicht ein Unfall wiederfahren. Aber diese Pässe sind doch nichts gegen den Kuan meines Schwiegervaters."

„Wieso?"

„Weil — — nun, ich habe Ihnen bereits gestern erklärt, was ein Bettlerkönig ist und was er zu bedeuten hat. Er besitzt wirklich mehr Macht als der höchste Mandarin. Der Paß der Behörde wird respektiert, ja, aber der Kuan des T'eu hat noch eine ganz andere Wirkung. Er ist von einer Gewalt ausgestellt, welche einen jeden unsichtbar umgibt und einen jeden fassen kann dann und da, wo er es am allerwenigsten denkt. Der Befehl eines Mandarinen flößt Achtung ein, derjenige des Bettlerkönigs aber flößt Schrecken ein. Sie werden nicht hier bleiben, sondern noch weiter in das Reich gehen?"

„Das ist allerdings meine Absicht."

„Nun, da werden Sie Leute finden, welche des Gebotes der Behörde lachen, einen Befehl des T'eu aber so achten, als ob er ihnen von dem Sohne des Himmels selbst erteilt worden sei."

Ist dieser Kuan das Schriftstück, von welchem Sie gestern sprachen, welches man gegen Bezahlung von dem T'eu empfängt, um es als Abwehr gegen die Bettler an die Thüre zu kleben?"

„O nein. Der Zettel, von welchem Sie sprechen, ist nur eine Weisung an die Bettler, an der betreffenden Thüre vorüberzugehen. Dieser Kuan aber ist ein Schutz- und Geleitbrief für seinen Besitzer. Er wird nur höchst selten ausgestellt und zwar nur an Personen, denen der T'eu im höchsten Grade verpflichtet ist. Derjenige, welcher diesen Paß nicht achtet, setzt sich der größten Gefahr aus. Zeigen Sie dem T'eu an, daß ein Vizekönig Sie nicht beschützt hat, nachdem Sie ihm den Kuan vorgezeigt haben, und mein Schwiegervater wird diesem hohen Beamten eine Schar seiner zudringlichsten Unterthanen auf den Hals senden, die ihn so lange peinigen, bis er Abbitte gethan hat. Ich habe diesen Paß von dem T'eu für mich selbst erhalten, aber ich bitte Sie, ihn von mir anzunehmen, und es sollte mich herzlich freuen, einmal erfahren zu können, daß er Ihnen Nutzen gebracht habe."

„Dürfen Sie ihn denn verschenken?"

„Nur an eine Person, welche mir einen sehr großen Dienst geleistet hat. Auch habe ich es sofort durch einen Boten dem T'eu zu melden, da er genau wissen muß, in welchen Händen sich diese wichtigen und seltenen Kuans befinden. Er wird mir dann einen andern für mich senden. Hoffentlich schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab. Ich fühle mich dadurch doch wenigstens um einen kleinen Teil der Schuld erleichtert, welche ich an Sie abzutragen habe."

War dieser Paß eines Bettlerfürsten schon an sich ein höchst interessanter Gegenstand, so daß man wohl wünschen konnte, in den Besitz eines solchen zu kommen, so lag es außerdem gar wohl im Bereiche der Möglichkeit, daß diese Legitimation dem Methusalem und seinen Gefährten von Nutzen sein werde. Darum ging der Student auf die Bitte des Juweliers ein und steckte den T'eu-kuan zu sich, bat sich aber dafür die Erlaubnis aus, ihm später aus Deutschland ein Gegengeschenk senden zu dürfen, irgend einen Gegenstand, welcher hier selten und also auch von großem Interesse sei.

Dann schieden die beiden Deutschen von den dankbaren Leuten, welche sich noch bis zum letzten Tsching tsching in Höflichkeiten ergingen. Als sie aus dem Laden traten, sahen sie eine Anzahl Polizisten vor dem Hause Wing-kans stehen, aus welchem hoch bepackte Kulis kamen. Die Behörde war dabei, sich den Besitz des Gefangenen anzueignen, dessen wertvollsten Teil der Tong-tschi freilich schon gestern abend heimlich auf die Seite gebracht hatte.

Und eben als sie in das Haus des letzteren traten, ertönten am Eingange der Straße die durchdringenden Klänge des Gong. Der Wächter machte abermals die Runde, heut aber um zu verkündigen, daß die gestohlenen Götter sich selbst befreit hätten und noch im Laufe des Tages in ihren Tempel zurückkehren würden. Er fügte hinzu, daß die Missethäter ergriffen worden seien und ihrer gerechten Bestrafung entgegengingen.

Indessen hatte der Hausmeister den wegen der Sänften an ihn gerichteten Wunsch erfüllt. Die Reisenden stiegen ein und brachen auf, zwei Läufer an der Spitze und zwei Diener hinterher. Die Wasserpfeife, welche unbequem war, und den Neufundländer, von welchem man nicht wußte, ob er überall mit hingenommen werden durfte, hatte der Methusalem zurückgelassen. Auch die Fagottoboe war zurückgeblieben, was dem Gottfried nicht wenig Ueberwindung kostete. Er hatte die wunderbaren Töne derselben hier in China noch gar nicht an den Mann bringen können, während er daheim im „Geldbriefträger von Ninive" die Genugthuung gehabt hatte, täglich die Biersignale zu geben und die zahlreichen „Hochs" mit dem geliebten Instrumente zu begleiten.

Der Wunsch, einen Tempel zu besuchen, wurde bald erfüllt. Die Träger hielten vor einem Bauwerke, welches sie als das „Heiligtum der fünfhundert Geister" bezeichneten. Die Reisenden stiegen aus den Palankins, um es sich zu besehen.

Sie traten in einen überdachten Thorweg, an dessen Seiten zwei steinerne Ungetüme standen. Ein wohlgenährter Bonze*) trat ihnen entgegen, um sie mit einem freundlichen Tsching tsching zu begrüßen, welches ihm in herablassender Weise zu-

*) Priester, Mönch.

rückgegeben wurde. Er bot sich als Führer an und geleitete sie in eine lange Doppelhalle, an deren Wänden fünfhundert vergoldete Menschenbilder saßen, welche die berühmtesten Schüler und Jünger Buddhas vorstellen sollten. Für den ersten Augenblick machten diese vielen starren Gestalten einen fast beklemmenden Eindruck. Bei näherer Betrachtung aber konnte man sich mit dieser stummen Gesellschaft wohl befreunden, da die Idole keineswegs das Aussehen grimmiger oder gar blutgieriger Götzen hatten.

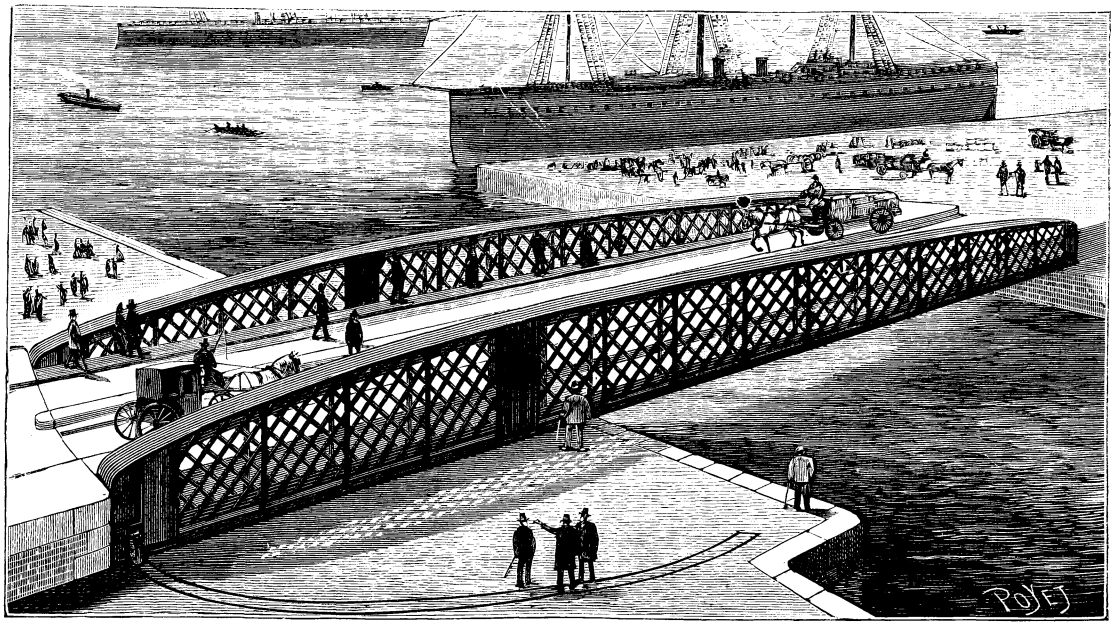
Da in China der Begriff der Schönheit mit demjenigen der Wohlbeleibtheit unzertrennlich ist und die „erhabenen Heiligen" doch unbedingt schön sein müssen, so besaßen alle diese Bilder einen Leibesumfang, welcher sich mehr oder weniger dem des Mijnheer van Aardappelenbosch näherte, ja denselben zuweilen noch übertraf. Die Gesichter hatten ohne alle Ausnahme höchst gutmütige Züge; die meisten lachten sogar, viele davon in einer Weise, daß die dicken Mäuler weit aufgerissen und die schiefen Augen ganz verzerrt waren und man hätte erwarten können, die heitere Gesellschaft im nächsten Augenblicke in einen allgemeinen Lachkrampf verfallen zu sehen.

Nur eine einzige Figur machte ein sehr ernsthaftes Gesicht; auch war sie durch verschiedene Tracht vor den andern ausgezeichnet. Auf die Frage des Methusalem, wen diese Figur vorstelle, antwortete der Bonze:

„Das ist der größte und berühmteste, auch der mächtigste und heiligste Gott dieses Tempels. Er wird Ma-ra-ca-pa-la genannt, aber außerdem noch unter vielen anderen Ehrennamen angebetet."

Das war also das Bild des berühmten Venetiers und mittelalterlichen Reisenden Marco Polo, durch welchen die übrige Welt so wichtige und ausführliche Kunde über China und Ostasien überhaupt bekam und dessen Namen sich, wenn auch in chinesischer Verzerrung, bis zum heutigen Tage dort erhalten hat. Es ist ihm die Ehre geschehen, unter die Götter versetzt zu werden und sogar unter ihnen einen hohen Rang einzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Drehbrücke in Havre. Totalansicht.

Drehbrücke.

In den im vorigen Jahre vollendeten Hafenanlagen der französischen Stadt Havre funktioniert eine, was Größe anlangt, zur Zeit einzig dastehende drehbare Brücke, welche den zeitweisen Verkehr zwischen den beiden Ufern der Durchfahrt über den einen Hafenarm gestattet, und soll diese interessante Einrichtung unseren jungen Freunden im folgenden mitgeteilt werden.

Die Brücke von 53¼ m Länge und 7 m Breite besitzt 2 Fahrwege, zwei Fußsteige und ein Bahngeleise und kann ohne Gefahr die schwersten Lokomotiven tragen; sie ist konstruiert als Gitterwerk von U-Eisen, dessen Höhe an den Enden 2,10 m, über dem Zapfen jedoch 4 m beträgt. Zur Aufnahme dieser Hauptgitter bestimmt ist ein Quersattel, welcher direkt auf dem mächtigen Drehzapfen von 92 cm Durchmesser ruht, welch letzterer samt seiner Lagerung auf dem Kolben einer hydraulischen Presse sitzt.

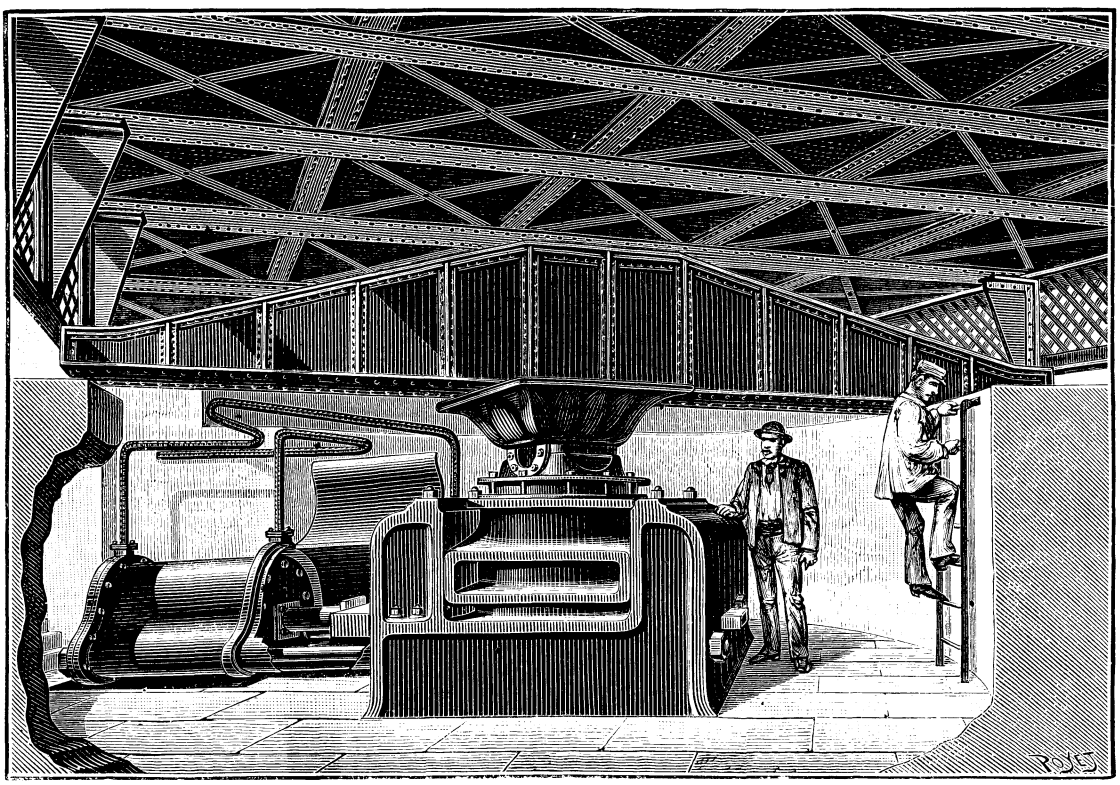
Zur Verminderung der Reibung zwischen den sich berührenden Metallteilen ist der obere Teil des Zapfenlagers mit gepreßtem Werg gefüttert und außerdem der Zapfendruck dadurch reduziert, daß zwischen Zapfenende und dem Bodenstück des Lagers stark gepreßtes Wasser eingeführt werden kann, so daß der Zapfen etwas gelüftet ist.

Soll die Drehung der Brücke erfolgen, so wird die Brücke durch hydraulischen Druck erst von den Uferstützen gehoben, dann gedreht und schließlich wieder gesenkt und zwar alles in der kurzen Zeit von zwei Minuten; allerdings werden hierbei für die hydraulischen Motoren circa 1200 l Wasser verbraucht, beiderseits gewiß eine respektable Leistung. Das auf der einen Landfeste ruhende Ende der Brücke bewegt sich auf einer halbkreisformigen Schienenbahn, um die Bewegung zu erleichtern. Der hydraulische Druck unter dem Zapfen hebt dann die ganze gewaltige Last der Brücke aus den Einschnitten an den Landfesten; dann wirkt der Wasserdruck seitwärts auf einen anderen Kolben und bringt die Brücke in der gewünschten Richtung zur Drehung, bis die Landrollen das Ende der Bogenschienen erreicht haben. Nun wird, wenn man die Brücke zurückdrehen will, der Wasserdruck in den Gegenkolben geleitet, der die entgegengesetzte Wirkung verursacht. Der hydraulische Druck wird auf zwei eiserne Drahtseile übertragen, welche die Drehbewegung der Brücke vermitteln. Sobald die Rollen das Ende der Schienen auf der Landfeste erreicht haben, gibt es einen Stoß, auf

welchen das Kolbenventil der hydraulischen Maschine sich öffnet, worauf die Brücke wieder in die Ausschnitte der Ufermauern zurücksinkt, welche ihre Lagerstützen bilden. Zwei bis drei Männer reichen zur Bedienung der außerordentlich sinnreichen Maschinerie dieser Drehbrücke hin, deren Gesamtgewicht einige 100 Tonnen beträgt.

Schifferstückchen.

Die Kühnheit und Unerschrockenheit ist nur auf dem Meere zu Hause, lieben die Seeleute zu sagen; die Landratten, wie sie bekanntlich die Bewohner des Festlandes nennen, haben davon keinen Begriff. In gewisser Hinsicht und bis zu einem gewissen Punkte haben sie auch recht, wenn auch nicht zu vergessen ist, daß es auch auf dem Festlande genugsam Gelegenheit gibt, sich als Mann zu zeigen. Man denke doch nur an die vielen Forschungsreisenden, die sich durch Wüsten und kannibalische Völkerschaften, durch ganze Erdteile den Weg bahnten — nicht wenige bezahlten das Wagstück mit dem Leben — ferner denke man nur an die vielen Fälle, wo kleine Häuflein sichgegen gewaltige Uebermacht verteidigten bis auf den letzten Mann, man denke nur an die Thaten der Rettung aus Feuers- und Ueberschwemmungsnot, die sich in jedem Jahre wiederholen u. s. w.



Die Drehbrücke in Havre. Ansicht des Betriebswerkes.

Ueberdies hat der Seeverkehr bei der ungemeinen Vervollkommnung des Schiffbaues, namentlich seit Anwendung der Dampfkraft, gegen frühere Jahrhunderte ganz bedeutend an Schrecken und Gefahren verloren. Wie waren die Schiffe der alten Normannen beschaffen, und noch die Schiffe, mit denen Christoph Kolumbus den Weg über den Ozean wagte?! Solche elenden Fahrzeuge würden heutzutage gar nicht zur Seefahrt zugelassen werden.

Dennoch ist die Kühnheit und Ausdauer der alten und neuen Seefahrer durch verschiedene Sportsleute überboten worden, die in neuester Zeit mit der abenteuerlichsten Waghalsigkeit in kleinen Booten die Fahrt über den Ozean unternommen haben.

Der erste dieser Wagehälse war der Nordamerikaner Alfred Johnson, der im Sommer 1876 in einem Boote die Fahrt über den Atlantischen Ozean unternahm und nach Verlauf von 57 Tagen glücklich die britische Küste erreichte. Das Beispiel wirkte ansteckend und noch in demselben Jahr folgten ihm ein Amerikaner Trapnor und ein Norweger Olsen mit einem Boot, das nur 14 Fuß lang und 5 Fuß breit war. Schon in Neufundland mußten sie ihre Nußschale ausbessern lassen, verloren auf der Weiterreise durch Kentern ihren ganzen Proviant und später bei einem Sturme ihren einzigen Kompaß. Während der ganzen Reise hatten sie keinen trockenen Faden am Leibe, sie kamen aber endlich glücklich nach England, fuhren von da noch nach Hamburg und kehrten von dort in demselben Boote nach Amerika zurück.

Im folgenden Jahr durchkreuzte der amerikanische Kapitän Carpo den Atlantischen Ozean sogar in Gesellschaft seiner Frau. Ihr Boot war auch eine Nußschale, denn es hatte nur eine Länge von 19 Fuß. Die Fahrt ging aber flott von statten, denn sie dauerte nur 40 Tage. Im Jahre 1878 gelang dasselbe Wagstück zweien Brüdern Namens Andrew in 48 Tagen.

Sie alle aber überbot der Amerikaner Gilfoy, der 1883 eine Fahrt von San Francisco (Kalifornien) nach Australien über den Großen Ozean wagte. Er hatte sein Boot mit Proviant für fünf Monate ausgerüstet und segelte am 19. August ab. In den ersten Tagen ging die Reise gut von statten, dann aber hatte er mit Windstillen und Gegenwinden zu kämpfen, so daß er erst am 26. September den Aequator passierte. Auch später verzögerte sich die Fahrt durch Windstillen, so daß er darauf Bedacht nehmen mußte, seine Tagesrationen einzuschränken. Am 10. November begegnete ihm ein Schiff, das ihn aufnehmen wollte, er aber weigerte sich, von seinem Unternehmen abzustehen. Am 9. Dezemb. wurde sein Boot durch eine Woge zumKentern gebracht. Mit großer Mühe richtete er es wieder auf, doch schlug es bald darauf zum zweitenmal um. Auch diesmal gelang es ihm, das Boot wieder aufzurichten, indessen waren sein Proviant und sein Wasser-

vorrat durch das Seewasser fast ungenießbar geworden. Viele Tage lang mußte Gilfoy, der noch 1400 Seemeilen von der australischen Küste entfernt war, von Vögeln und fliegenden Fischen sein Leben fristen. Am 14. Januar 1884 verzehrte er seinen letzten Proviant, zwei Tage später brach sein Ruder, doch gelang es ihm, einen Notsteuerapparat einzurichten. Von da an lebte er nur noch von Muscheln, die sich am Boden seines Fahrzeuges festgesetzt hatten. Endlich am 29. Januar schlug die Stunde seiner Erlösung. Ein Schoner nahm ihn 160 Seemeilen östlich von Kap Sandy, an der Küste von Queensland, auf. Zur richtigen Würdigung dieser Fahrt müssen sich die Kameraden vergegenwärtigen, daß die Entfernung von Kalifornien nach Australien noch einmal so groß ist wie die zwischen Europa und Nordamerika.

Beim griechischen Alphabet.

Dramatischer Scherz.

Personen:

Max, ein Obertertianer,
Paris, ein griechischer Hirtenknabe.

Max geht mit einer griechischen Grammatik auf und ab.

„Alpha, Beta, Gamma, Delta
Eta, Theta", nein, erst „Zeta",
Ja, ich schreie wirklich Zeter
Ueber diese Plackereien,
Ewig Lernen, Schreibereien:
Mathematisches Problem,
Viel Exempel und ein thème,
Dazu Religionsgeschichte
Und die Schillerschen Gedichte,
Nebst unmenschlich viel Latein,
Soll man da vor Wut nicht schrein?
Und nun soll ich gar vier Sprachen
Mir mit Glanz zu eigen machen,
Neben Deutsch, Latein, Français,
Griechisch auch nun noch, o je! —
Wünschen möchte man zuletzt:
Wär' ich lieber nicht versetzt! —
Doch die edle Zeit verrinnt,
Und die Parze weiter spinnt,
Legt die Hand nicht in den Schoß,
Darum tapfer nur drauf los!
„Jota, Kappa, Lambda, My" —
Putzig klingt es — „My, Ny, Xi —
Eta, Theta" — hat ihm schon.
Auf das „Xi" folgt „Omikron,
Pi, Rho, Sigma, Tau" — es steht,
Bald im Kopf das Alphabet! —
Armer Kopf, bist schon so voll,
Immer mehr hinein noch soll,
Und dazu bin ich so müde,
Sand hab' ich im Augenlide —
(Er reibt sich die Augen und setzt sich.)
Freilich, Schlittschuh flott zu laufen
Und mit andern Jungen raufen,
Machet mürb die jungen Glieder
Und so schwer die Augenlider —
(Er kämpft mit dem Schlaf.)
„Sigma, Tau, Ypsilon". Käme
Doch ein Helfer mir und nähme
(gähnt)
Einen Nürenberger Trichter,
Zündete mir an die Lichter
In dem nebelhaften Hirn
Und der schweren, müden Stirn!
„Alpha, Beta, Gamma, Delta . . . .
Epsilon . . . Phi, Chi, Psi! . . . .
(Er senkt den Kopf auf den Arm und schläft ein, stammelt im Schlaf:)
Alpha, Omega", hilf!

(**Paris** taucht neben ihm hinter dem Tisch auf. Er trägt ein griechisches Gewand, Sandalen, im Haar einen Kranz, in der Hand einen Hirtenstab, mit dem er Max berührt, so daß derselbe erwacht und ihn verwundert anblickt.)

Paris.

Sei gegrüßt! Aus Orkus Thoren
Hast du mich heraufbeschworen!

Max.

Ha, wer bist du?

Paris.

Ein Hellene,
Denn du trugst nach mir Verlangen!

Max.

Bin ich denn vom Traum befangen?

Paris.

Da du, wie ich gleich erschaute,
Meine Sprache nicht verstehest,
Sprech' ich mit barbarschem Laute.

Max.

Grieche bist du? Von uns beiden
Bist du wahrlich zu beneiden!

Paris.

Bin's! Ich dank' es meinen Sternen!

Max.

Denn du brauchst nicht Griechisch lernen!

Paris.

Freilich, Athenisch sprech' ich,
Feinster Rede Nektar zech' ich,
Götter mich zum Liebling koren,
In Athen ward ich geboren!
Ja, Athen, das heil'ge, schöne,
Zählt mich unter seine Söhne! —
Später weidet ich die Herden
Auf Hymettos Honigtriften,
Meiner Syringsflöte Wohlklang
Lockte Echo aus den Klüften.

Max.

Hirte bist du? Und wie heißt du?

Paris.

Paris hat man mich genannt.

Max.

Wie? So bist du das Karnickel,
Das den Trojerkrieg entbrannt?

Paris.

O Böotier, deine Worte
Derb und unverständlich sind,
Attisch Salz nur darf mir würzen
Meine Rede klar und lind!

Max.

Paris bist du? Ganz betroffen
Bin ich — ist es wohl erlaubt . . . .
Aber nein, ich will nicht hoffen,
Daß du Helena geraubt!

Paris.

Nimmer war ich so verwegen
Wie der schöne Königssohn,
Mit dem Namen nur belegen
That man mich und Hirtenkron'.
Da er längst im Hades weilte,
Lebt ich meine Erdentage,
Doch zur klass'schen Vorzeit ich mich
Gleichenfalls zu rechnen wage.

Max.

Wie denn aber ist es möglich,
Daß du mir erscheinst jetzunder?

Paris.

Sieh, wir Griechen sind unsterblich,
Darin liegt das ganze Wunder!
Denn in Jovis Aether schweben
Wir als Geister ungesehn,
Und um Hellas Trümmer weben,
Seufzen wir im Windeswehn.
Seit sich Griechentum verbreitet
Ueber die geschulte Welt,
Ist die Stätte uns bereitet,
Wo ein Kopf sich griechisch hellt!
Und wo eine fremde Zunge
Unsre edle Sprache spricht,
Griechengeist ist da im Schwunge
Und es strahlt athenisch Licht!
Selbst in Tertia jeder Junge,
Der noch kläglich radebricht,

Ihn umschwebt ein Schutzgeist stündlich,
Ob er lache, ob er weine,
Hilft ihm schriftlich oder mündlich —
Wisse, Max, ich bin der deine! —
Freund, je mehr du dich bemühest
In der göttlichsten der Sprachen,
Um so freier, um so sel'ger
Wirst du deinen Schutzgeist machen!
Wenn du dich im Rednerglanze
Zum Demosthenes erhöhst,
Krönest du das schöne Ganze,
Denn dann hast du mich erlöst!

Max.

Ach, ich zweifle, daß ich leiste
Je im Griechischen so viel!

Paris.

Hab nur Mut! Ein starker Wille
Kommt zuletzt doch stets zum Ziel!
Aber lernen mußt du, streben
Stets als fleißigster der Knaben!

Max.

Leicht gesagt! Dir zur Erlösung!
Welchen Lohn werd' ich denn haben?

Paris.

Wie mein Geist jetzt bei dir weilet
Hier im Lande der Barbaren,
Wird dein Geist mit mir dann später
Sehnsuchtsvoll gen Hellas fahren.
Auf Hymettos tau'gen Höhen,
Wo die schlanke Esche ragt,
Wirst du dich mit mir ergehen,
Wo Dianas Nymphe jagt.
Durch Thessaliens Fluren schweifen
Soll dein Auge sonnenhell,
Wirst nach Daphnes Lorbeer greifen,
Trinken aus kastalschem Quell.
Netzt die Lippe Hippokrene,
Weitet sich das Herz im Busen,
Deinem Blick weiht sich das Schöne,
Grazien huld'gen dir und Musen.
Was du sonst im trüben Leben
Nie erfahren, nie empfunden,
Wird das Griechentum dir geben
Als des Daseins beste Stunden.
Staunend wirst du wandeln sehen
Aus des Himmels Azurthor,
Wo die weißen Wolken wehen,
Hehrer Götter Schönheitschor.
Aus dem Meere kommt gezogen
Mit dem Sonngespann Apoll,
Tränkt es in den Purpurwogen,
Die vom weißen Schaume voll,
Mit der Eos Rosen spielen
Und der Thetis Silberschleier.
Horch zum Gruß des neuen Tages
Greifet Phöbus in die Leier,
Während durch die Perlenpforte,
Fern die scheue Luna flieht, —
So beseelet alle Orte
Schönheitsglanz und Duft und Lied!
Und wenn Sturm die Bäume rüttelt,
Zuckt des Blitzes Todespfeil —
Zeus ist's, der die Locken schüttelt,
Schleudert seinen Donnerkeil,
Bis auf lichtem Strahlenbogen
Iris reizend kommt gezogen.
Doch noch wichtiger zu melden,
Schöner dir vorher zu sagen,
Ist's, daß auferstehn die Helden
Dir aus jenen Ruhmestagen.
Dem Homeros wirst du lauschen,
Mit Ulyssen wirst du fahren
Irrend durch die Meereswelten,
Mit ihm jubeln bei den Laren.
Und für dich wird neu entbrennen
Wieder Ilions wilder Streit,
Jeden Helden wirst du kennen,
Teilen seine Herrlichkeit.
Wirst dich mit Achilles einen,
Fühlen dich so kühn und groß
Um Patroklos mit ihm weinen,
Teilen ganz sein Götterlos! —
Nicht umsonst und nicht vergebens
Hast du lernend dich bemüht,
Denn der höchste Wert des Lebens
Nur im Reich des Geistes blüht! —
Strebe drum und mühe dich,
Zu erlösen dich und mich!
Mag dir dieses Ziel allein
Alpha und Omega sein!

(Er verschwindet.)

Max.

Fort ist er wie ein Traum!
Ach! oder war's ein Traum, ein Schaum?
Doch nein, ich merk' es an der Lust,
Die er erweckt in meiner Brust.
Ja, Griechenland, ich will dich lieben
Und fleißig deine Sprache üben,
Ist sie auch schwer — ich kenn' den Preis
Wohlan, jetzt lerne ich mit Fleiß:
„Alpha, Beta, Gamma, Delta!"

(Er geht lernend ab.)

Der Vorhang fällt.

Affen als Arbeiter.

Ob uns die Thatsache angenehm sei oder nicht, — wir müssen zugeben, daß die Affen in ihrem Thun und Treiben den Menschen sehr ähnlich sind. Das junge Aeffchen — ein drolliges Knäulchen Pelz das! — gleicht in seinem Gebaren unseren Lieblingen aus der Kinderstube; es steckt seine Fingerchen ins Maul, kriecht auf allen vieren am Boden umher, spielt mit Spielzeug, lacht, wenn es gekitzelt wird, weint, wenn es Kummer hat, schreit, wenn es böse ist, seufzt, wenn es Schmerzen empfindet, ist vergnügt, wenn man es liebkost, und schmollt, wenn man es allein läßt. Wenn es etwas älter wird, spielt und zankt es, trommelt auf hohlen Klötzen, um einen Lärm zu erzeugen, springt, schaukelt und vollführt Kraftübungen, gerade wie es unsere Jugend in entsprechendem Alter zu thun pflegt.

Es ist unrecht, die Affen für „Unheilstifter" und boshaft zu halten, sie anzuketten und in Käfigen gefangen zu setzen, wo sie vor Zorn und Langeweile wild werden. Es ist zum Erbarmen, die ruhelosen Geschöpfe zu sehen, die man aller Mittel, sich die endlosen Stunden zu vertreiben, beraubt hat! Das sollte nicht sein!

„Ja," fragt der Leser, „soll man etwa dem zahmen Hausaffen gestatten, Vasen zu zerschmettern, Wachspuppen zu zerkratzen, Kinder zu würgen und mit ihren vier geschäftigen Händen tausend Possen und Streiche zu verüben?"

Nein, das ist nicht nötig. Aber man kann ihren Mutwillen heilen, und zwar durch dasselbe Mittel, das man bei zweihändigen kleinen Leutchen mit Erfolg anwendet: man beschäftige sie einfach, indem man sie arbeiten lehrt.

Es ist das keine so schwere Zumutung, wie man vielleicht denken mag, denn die Affen, die in Gesellschaft von Menschen leben, ahmen alles nach, was sie sehen, und können ebenso leicht arbeiten lernen, wie Unfug und Possen treiben. Warum sollte man sie also nicht arbeiten lehren? Vor langer, langer Zeit entdeckte man in Aegypten, daß vier Hände mehr leisten könnten als zwei, wenn man die Besitzer der ersteren nur ordentlich abrichte. In diesen längstvergangenen Tagen wurden unsere vierhändigen Verwandten zu gewissen Gartenarbeiten verwendet. Sie wurden auf die Obstbäume geschickt, um Feigen und andere Früchte zu pflücken. Wie wir auf alten Skulpturen, die uns aus damaliger Zeit aufbewahrt geblieben sind, ersehen können, reichten die Affen die gepflückten Früchte ihren Gebietern hinunter; dieselben Skulpturen jedoch zeigen auch, daß die Tiere ihren eigenen Gaumen nicht ganz vergaßen, sondern sich einzelne besonders verlockende Stücke zu Gemüte zu führen pflegten. Würden aber unsere Kinder etwa anders handeln?

Diese nützlichen ägyptischen Diener ge-

hörten zur Klasse der hundeköpfigen Paviane, die in ihrer Jugend gutartig und leicht abzurichten sind. Die Erfahrungen des Lebens verbittern sie jedoch so sehr, daß ein alter Pavian eines der bösesten und häßlichsten aller Tiere ist.

Unsere heutigen Affen leisten manchmal so Wunderbares, daß wir einem verschollenen Autor folgendes Geschichtchen glauben dürfen: Ein Klammeraffe — diese Gattung kann ohne sonderliche Anstrengung aufrecht gehen — wurde von seinem Gebieter täglich um Wein geschickt. Er hielt den Krug in der einen Hand, das Geld in der anderen und war klug genug, das Geld zu behalten, bis er den angefüllten Krug zurückbekam; dann bezahlte er und ging gravitätischen Schrittes heim.

Nichts ist schwieriger als Leute durch Kunststücke zu unterhalten. Vor mehr denn 200 Jahren brachte man Affen nach England und veranstaltete mit ihnen Schaustellungen. Man bekleidete sie nach der damaligen Mode und sie bewegten sich mit Anstand und Würde. Sie begrüßten sich sowohl einander als auch die Gäste, indem sie ihre Hüte abnahmen und sich höflich verbeugten. Sie tanzten Menuett, sowie andere moderne Tänze und ahmten die üblichen gesellschaftlichen Zeremonien zum Ergötzen des Publikums wahrheitsgetreu nach. Noch mehr: sie kopierten Seiltänzer und schlugen Purzelbäume mit brennenden Kerzen oder Körben voll Eiern in den Händen, ohne daß die ersteren verlöschten oder ein Ei zerbrach. Es kommt vielleicht noch eine Zeit, wo diese intelligenten Vierfüßler als gewöhnliche Arbeiter eine hervorragende Rolle spielen werden. In einem Teile Afrikas lehrt man sie verschiedene häusliche Verrichtungen — wie z. B. die Fackeln halten, die bei festlichen

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 9. Kloster Poonghi zu Enlaywa.

Bambushütte in Poybas Dorf.

Gelegenheiten die Räume erleuchten. Man placiert mehrere fackeltragende Affen auf eine Bank, wo sie, ohne Fuß oder Hand rühren zu dürfen, stundenlang zusehen müssen, wie die Leute essen, trinken und sich unterhalten. Wenn sie sich sehr artig aufgeführt haben, bekommen sie nach Schluß des Festes ebenfalls ein gemeinsames Mahl aufgetischt. Es kommt jedoch zuweilen vor, daß der eine oder andere unter ihnen müde und ungeduldig wird und seine Fackel unter die Gäste wirft; dieser Ungezogene bekommt dann etwas ganz anderes als ein Festmahl.

Zu den gelehrigsten Affen gehören die Schimpansen. In ihrem Heimatlande fängt man sie ganz jung ein, um sie zu allerlei nützlichen Dingen abzurichten. Sie sind gleich dem Menschen im stande, volle Wassereimer auf dem Kopfe zu tragen, Feuer zu machen, es zu unterhalten und die Kochtöpfe auf dem Herde zu überwachen. Leben sie bei „Weißhäuten", dann lernen sie Fegen, Staubwischen, Schuhe und Kleider bürsten. Gehen sie mit zur See, so machen sie sich ebenfalls nützlich, indem sie den Matrosen helfen, Segel hissen und Seile aufspannen. Haben sie ihr Heim bei Schreinern, so lernen sie schnell mit den Werkzeugen richtig hantieren.

Nichts macht den Affen mehr Freude, als die Gewohnheiten und Manieren der Leute nachzuahmen, in deren Mitte sie leben. Höflichkeit und Anstand eignen sie sich rasch an, ebenso leicht lehrt man sie mit Gabeln, Messern und Löffeln essen, aus Tassen oder Gläsern trinken und Servietten benützen; auch gewöhnen sie sich bald an unsere Küche und zeigen für gewisse Speisen eine Vorliebe, für andere eine Abneigung, genau wie jedes menschliche Leckermäulchen.

Sie nehmen sehr leicht auch andere unserer Gewohnheiten an. Es gewährt ihnen z. B. besonderes Vergnügen, in Betten zu schlafen, und sie lernen es bald, diese aufzubetten. Sie tragen gerne warme Gewänder und können sich schon nach kurzer Zeit selbst an- und auskleiden; auch haben sie ihren eigenen Geschmack hinsichtlich der Farben.

Die Hauptaffengattung der Insel Sumatra ist der ferkelschwänzige Bruh, der sich einer großen Intelligenz erfreut. Er wird hauptsächlich zum Einsammeln von Kokosnüssen verwendet. Für diese „Vierhändler" ist natürlich nichts leichter, als auf Bäume zu klettern und Nüsse hinunterzuwerfen, aber das Kunststück des Bruh besteht darin, daß er verständnisvoll nur die reifen pflückt und von diesen wieder nur so viele, als sein Gebieter wünscht. Diese Tiere haben sich in jenem Landstrich so nützlich gemacht, daß das „Nüssepflücken" dort förmlich ihr „Handwerk" geworden ist. Spekulative Menschen fangen ganze Rudel junger Bruhs ein, richten sie ab, wandern mit ihnen zur Zeit der Nußernte von einer Plantage zur andern und vermieten sie. Wenn alle Nüsse gepflückt sind, werden die vierhändigen Arbeiter herdenweise nach den englischen Kolonien am Kap der guten Hoffnung gebracht, und ebenso verdungen wie die gewöhnlichen Arbeiter.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 10. Hals- und Beinverzierungen der Karenenweiber.

Ein siamesischer Affe soll auf einer noch höheren Stufe stehen. Wie ein Oesterreicher, der lange Zeit in Siam gelebt, erzählt, ist dieses kluge Tier im stande, eine gute Münze von einer falschen mit Hilfe seines Geschmackssinnes zu unterscheiden, und die Kaufleute der betreffenden Gegend benutzen ihn oft, um Falschmünzern auf die Spur zu kommen.

Ein Herr in Indien hat es mit Erfolg versucht, Affen zum Punkaziehen abzurichten. Wißt Ihr, meine lieben Leser, was „Punkas" sind? Nun, ich will es denen, die es nicht wissen, gerne sagen. So nennt man in Indien kolossale Fächer, die an der Zimmerdecke angebracht sind, und die man von außen mittels eines Seiles hin und her bewegt, um die Wohnzimmer abzukühlen. Ohne dieses nützliche Instrument können die Weißen in einem tropischen Klima weder essen noch schlafen. Ein Affe, der einen solchen Fächer richtig handhaben kann, ist ebenso nützlich wie ein Mensch und ein ebenso tüchtiger Arbeiter.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 11. Trachten der roten Karenen.

Nicht minder wertvoll sind die afrikanischen Chakmas, eine Art Paviane, welche von den Kaffern an Stelle der Hunde benutzt werden. Sie knurren, wenn sich ein Fremder nähert, und als Beschützer des Eigentums ihrer Gebieter leisten sie eine viel größere Ausdauer an den Hunde[illegible] mit [illegible] in der Schmiede umzugehen oder Ochsen und Pferde zu treiben; am allernützlichsten jedoch erweisen sie sich bei der Auffindung von Wasser.

In der heißen Jahreszeit nämlich, wenn der Erdboden ausgetrocknet ist, wenn Flüsse, Quellen und Brunnen versiegen, dann geht der Besitzer eines zahmen Chakma mit diesem auf die Wassersuche. Der kluge Affe scheint zu wissen, was allen so not thut, oder vielleicht weiß er auch nur, wonach seine eigene Zunge lechzt. Er schreitet vorsichtig über den Boden, besieht ernsthaft jeden Grashalm und schnüffelt beharrlich nach allen Seiten. Ob er das Wasser riecht oder nicht, weiß man nicht; aber wenn in der Umgebung überhaupt welches vorhanden ist, dann findet er es sicherlich — sei es in Gestalt eines tiefen Quells — in welchem Falle er bis zum Ursprung desselben gräbt — oder irgend einer saftigen Wurzel, welche die Stelle des Wassers vertreten muß und die er ebenfalls aus der Erde heraufschafft.

Wie alle Affenarten, wird auch der Chakma mit zunehmendem Alter sehr häßlich. Ein Engländer, der lange unter den Kaffern gelebt, erzählt von einem Chakma, der sich mit Vorliebe allerlei Späßchen erlaubte. Sein größtes Vergnügen bestand darin, sich auf die vorbeigehenden Weiber zu stürzen, sie fest an den Knöcheln zu packen und so zu thun, als ob er sie fressen wollte. In Wirklichkeit war er das harmloseste Geschöpf, das man sich denken kann. Auch mit

kleinen Tierchen, z. B. jungen Hunden, spielte er sehr gern; er nahm sie auf den Arm, tänzelte mit ihnen umher, hätschelte und liebkoste sie, wie kleine Mädchen es mit ihren Puppen zu thun pflegen, bis die Hündchen sich zu wehren anfingen; dann faßte er sie beim Schwanzende oder bei einer Pfote, schwenkte sie mehrmals im Kreise herum, um sie schließlich weit von sich zu schleudern, jedoch stets so, daß sie sich im Falle nicht beschädigten.

Der neueste Bericht über einen gelehrigen Arbeitsaffen kommt aus Florida und betrifft einen Schimpanse, der zum Bedienen bei Tische abgerichtet ist. Sein Besitzer behauptet, daß das Tier mit Geschick die Arbeit von vier Negerkellnern verrichte. Er trägt eine Livree und die unvermeidliche Serviette mit vieler Grazie. Seine einzige Schwäche besteht darin, daß er eine unbezwingbare Neigung für Süßigkeiten besitzt und, so oft er welche serviert, für sich eine Abgabe nimmt.

Der letzte Scheiterhaufen.

Man hat sich daran gewöhnt, die Strafe des Scheiterhaufens ausschließlich als eine mittelalterliche zu betrachten. Dies ist ein Irrtum, auch die Neuzeit hat solche Hinrichtungen aufzuweisen. Eine solche hat noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts stattgefunden, und zwar in Berlin auf einem Acker in der Gegend der heutigen Gerichts- und Hochstraße. Das Datum ist der 28. Mai 1813.

Peter Horst und Christiane Delitz waren überführt, mehr als 45 Brandstiftungen in Preußen, Sachsen und Oesterreich begangen zu haben, in der Absicht, bei Gelegenheit des Brandes zu stehlen. Dabei waren sechs Menschen ums Leben gekommen und 300 000 Thaler Schaden angerichtet. Das Urteil lautete: „Daß sie zur Richtstätte zu schleifen und allda mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu bringen seien.“ Sie wurden auf offenem Wagen von der Stadtvogtei am Molkenmarkt hinausgebracht, auf dem Richtplatze Rücken an Rücken auf eine auf der Erde ausgebreitete Kuhhaut gesetzt und so bis zu dem Holzstoß geschleift, dann wurden sie über eine quergelegte und mit einem Brett bedeckte Leiter auf den Holzstoß geführt und an zwei darüber hinausragende Pfähle gebunden. Eine Kappe zog man ihnen über das Gesicht und bald verschwanden sie in dem angefachten Flammenwirbel. Trotz der damals politisch so sehr bewegten Zeit hatte sich halb Berlin von den höchsten bis niedrigsten Ständen eingefunden, um Zeuge des Schauspiels zu sein.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah.

(Fortsetzung.)

Es kostete aber bedeutende Mühe, jemand zu finden, der die Briefe überbringe; aber endlich wurde die Botschaft dem Tounsa von Lowekor übergeben, welcher sie absenden sollte. Ob er es wirklich that, weiß niemand; aber jedenfalls verschwand der Tounsa von Lowekor, ein naher Verwandter und Vasall von Saulepau, sogleich und war während der ganzen Zeit, welche Oberst Sartorius hier verbrachte, nicht wieder aufzufinden. Loosau seinerseits konnte den Brief nicht lesen und ließ mündlich sagen, er werde nach Mobyè kommen, aber sonst an keinen andern Ort. Es ward daher beschlossen, nach Nwedaung weiter zu gehen, um die Lage dieses Landes kennen zu lernen. Dies war von Wichtigkeit, denn Saulepau hatte auf dieses Fürstentum Anspruch gemacht, seit der Tsawba dieses Bezirks vor Jahr und Tag kinderlos gestorben war, und weil sich dadurch die Möglichkeit ergab, daß Feindseligkeiten in Nwedaung ausbrechen könnten. Sobald die Expedition Pobyas Gebiet verlassen hatte, sah man große Mengen bewaffneter Karenen am Wege sitzen. Eine Gruppe derselben war besonders unverschämt, und der Oberst mußte dem Sprecher derselben durch Herrn Cushing sagen lassen, er solle sich in acht nehmen, wenn er nicht erschossen werden wolle, worauf der Bursche rasch „klein beigab“ und erklärte, er wolle nichts.

Als die Expedition Nwedaung (wörtlich: Silberberg) erreichte, benahm sich die Schan-Bevölkerung sehr artig. Die Karenen waren nicht viel sichtbar, aber ihre Weiber waren alle im Dorfe, und dies ist unfehlbar ein sicheres Zeichen des Friedens. In Nwedaung gab es in der That zwei deutlich geschiedene Dörfer — das eine von Schan, das andere von Karenen bevölkert. Letztere sind die eigentlichen Besitzer und Herren des Landes und leben in ihrem gewöhnlichen Schmutz; die Schan sind nur Flüchtlinge und haben ein vergleichsweise hübsches, reinliches Dorf; sie sind aber in beständiger Furcht und wagen keine paar tausend Schritte weit von ihren Häusern hinwegzugehen. Sie verfertigen schöne Silberarbeiten, womit sich einige von ihnen beschäftigen, und die Weiber treiben etwas Färberei. Im Kyoung, wo der Oberst wie gewöhnlich Quartier nahm, machten die Leute sich durch ihre zudringliche Neugier, womit sie jeden Schritt der Expedition belauerten, und durch ihren Lärm sehr unangenehm. Sie brachten Silberarbeiten und schöne Apfelsinen zum Verkauf, und im Bazar war vorzüglicher Kaffee zu haben.

Am 2. Januar erreichte die Reisegesellschaft buchstäblich das Ende des Flusses. Der Weg führt zuerst durch die offene Ebene, dann an zwei eigentümlichen, plötzlich aufragenden Hügeln vorüber, welche bei den Eingeborenen „Teilung des Himmels“ heißen; dann wendet sich die wellenförmige Ebene den Hügeln zu, zwischen denen sich der Pfad mehrere Meilen weit hinwindet bis zum Flusse. Als man diesen erreichte, ergab sich, daß er etwa 50 m breit war und eine Strömung von beiläufig einer geogr. Meile in der Stunde hatte. Eine gute Brücke aus starken Gerüsten und mit einer auf Einbäumen ruhenden Brückenbahn führte über den Fluß. Jenseit desselben ist eine große Lichtung mit Reisfeldern und jenseit dieser teilt sich der Fluß wieder in eine Menge von Kanälen, deren Wasser allmählich vom Boden verschwindet. Man bemerkt aber nur wenige Spuren des Abfließens. Die Fläche, auf welcher dieses Versickern stattfindet, ist ungefähr zwei engl. Meilen breit und sechs bis acht Meilen lang. Eine Reihe niedriger Hügel sperrt das Thal ab. Aus den Ergebnissen der von Oberst Sartorius angestellten Erkundigungen scheint hervorzugehen, daß der Fluß jenseit der Hügel nicht mehr zum Vorschein kommt, auch gibt es keinen besonderen Abzug des Wassers von dieser Seite her nach dem Mehpon-Flusse. Möglicherweise löst sich der Fluß von selbst in sehr zahlreiche unterirdische

Bächlein auf, welche dicht unter der Oberfläche hinfließen und in solch unbedeutenden Quellen wieder zu Tage treten, daß sie nicht besonders in die Augen fallen.

Bei der Rückkehr nach Nwedaung erhielt Oberst Sartorius einen Brief von Dr. Bunker mit der Nachricht, daß er an demselben Morgen in aller Frühe eine Post abgesandt habe unter Bedeckung von drei bewaffneten Polizisten aus Pyinmona, daß dieselben auf der Grenze von Nwedaung angefallen und zwei derselben getötet, der dritte aber tödlich verwundet worden sei. Die Post und die Waffen der drei Männer seien davongeschleppt worden. Dies waren schlimme Nachrichten, aber es war für diesen Tag zu spät zum Ausrücken. Der Oberst begab sich am andern Morgen sogleich an Ort und Stelle und untersuchte die Sache. Der Schauplatz des Mordes war mitten in der Ebene, in der Nähe eines verlassenen Dorfes. Die drei Männer waren offenbar ruhig dahingeschlendert, als plötzlich zehn Karenen einige Schritte von ihnen aufstanden und eine Salve abgaben, von welcher zwei derselben getötet wurden. Der dritte, schwer verwundet, lief noch einige Schritte weiter, stürzte ohnmächtig zusammen und ward für tot gehalten und liegen gelassen. Die Mörder bemächtigten sich sodann der Briefsäcke und liefen davon. Poyba suchte den Oberst auf und etwa um 10 Uhr traf auch Praker ein, nach welchem geschickt worden war. Er war dem Titel nach der Häuptling des Bezirks, in welchem der Mord begangen wurde, hatte aber keine Macht, bevor er regelmäßig gewählt worden war, und die Unzufriedenen, mit Loosau an der Spitze, wollten keine Wahl zulassen. Praker war sehr erschrocken und wollte anfangs beweisen, daß der Mord nicht auf seinem Gebiet begangen worden sei; endlich aber mußte er doch diese Thatsache zugeben, sowie auch, daß er nach karenischem Herkommen die Pflicht habe, die Mörder ausfindig zu machen. Praker brachte ein großes Gefolge mit, welches nur Rot-Karenisch sprach — einen Dialekt, welcher von demjenigen sehr verschieden war, den Dr. Bunker sprach. Allein der Missionar hatte Leute bei sich, welche diesen Dialekt verstanden und ihn leise von demjenigen in Kenntnis setzten, was hier vorging. Endlich teilte Dr. Bunker dem Oberst mit, daß ein Schan Gewaltmaßregeln anriet. Kapitän Broome stand ruhig auf, nahm den Subalternoffizier Narain mit in das Zelt des Obersts, und gab ihm eine mit grobem Hagel gefüllte Doppelflinte, zeigte ihm den widerspenstigen Schan und befahl ihm, denselben bei der ersten verdächtigen Bewegung niederzuschießen. Auch alle anderen Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, und der freche Schan würde verhaftet worden sein, wenn nicht der Oberst geglaubt hätte, die Nachricht davon würde Loosau am Kommen abhalten. Allein beinahe alle Leute Prakers erklärten sich für den Frieden und trennten sich von den schlimmen unruhigen Charakteren. Praker selbst versprach alles zu thun, was in seiner Macht stehe und man drang nicht weiter in ihn, da er offenbar ohne allen Einfluß war und man die gewünschte moralische Wirkung erzielt hatte.

Auf dem Rückmarsch war der erste Punkt, welchen man berührte, Natfoung (der Berg der Nats oder bösen Geister), ein merkwürdig steil abfallender Kalksteinkegel, welcher von weit umher sichtbar ist und von den Eingeborenen ungemein gefürchtet wird, als der Aufenthalt der mächtigsten und bösartigsten Nats. In diesen Wäldern und Bergen findet man nach allen Richtungen hin die schönsten Orchideen, und namentlich eine besondere Art bildete den Hauptteil des Tributs, den die Bewohner dieser Gegend an den Hof von Mandalay zu zahlen hatten, und die berühmte Königin Lupah Lall erließ ein spezielles Verbot für jedermann, davon Exemplare zu züchten. Das ganze Gelände in diesem Bezirk besteht aus einer Reihe von Hügeln der Kalksteinformation. Die Zahl der Einwohner ist eine sehr geringe, die Dörfer liegen weit auseinander und bestehen nur aus wenigen Häusern. Dacoits verheeren das Land und hindern die Fremden wie die Einheimischen am Bereisen desselben und infolge davon bewachsen sich die Pfade wieder mit Dschungeln.

Die Forschungsgesellschaft mußte sich langsam einen Weg durch diese Gegend hauen; sehr oft versperrten gestürzte Bäume ganz den Weg, und die Steilheit des Hügels erlaubte nicht, das Hindernis zu umgehen, so daß nichts übrig blieb, als stundenlang Bäume zu fällen. Wenn man aber erst das Räuberwesen zu unterdrücken vermocht hat, so werden die Karenen sogleich den Weg von Dorf zu Dorf herstellen, denn dies ist so Brauch bei ihnen und ein Brauch, gleichviel ob ein guter oder schlechter, wird von den Karenen streng befolgt.

Einer der Häuptlinge, welcher nach Oberst Sartorius' Ansicht eine besondere Standrede verdiente, war Moung Kyan, den man nur mit großer Mühe ausfindig machen konnte. Er fürchtete sich so sehr vor den Sipoys, daß er sich in den Dschungeln versteckte und Dr. Bunker ihm mehrere Stunden lang zureden mußte, ehe er herauskam. Es war aber ein wahres Vergnügen, die freundliche und herzliche Weise zu sehen, in welcher Dr. Bunker von einigen Karenen begrüßt wurde, welche seinetwegen aus dem Dorfe kamen; sie selbst waren keine Christen, hatten aber in einem christlichen Dorfe gelebt und bewiesen durch ihre Reinlichkeit, daß sie ein gutes Beispiel gehabt hatten.

Nachdem Oberst Sartorius mit Moung Kyan eine Unterredung gehabt hatte, sollte Ethna toung, welcher in dem Dorfe wohnte, an die Reihe kommen. Die Dorfbewohner selbst waren sehr erschrocken und sehr höflich, aber ihr Häuptling war auf und davon gegangen.

Die amerikanischen Missionare, welche in diesen Gegenden ihre Bekehrungsversuche begannen, gewähren der englischen Regierung eine große Unterstützung, denn sie sind imstande und auch willig, nützliche Belehrung aller Art zu erteilen, und sie sympathisieren natürlich mit den Absichten der Briten. Sie helfen denselben, die Bezirke von den Dacoits zu säubern, die in denselben ihr Wesen treiben, und erweisen sich dort, wie in ganz Ostasien, als außerordentlich wirksame Vorarbeiter der Zivilisation. Ueberhaupt darf man das unendlich viele Gute und die große Förderung, welche Länder- und Völkerkunde und Zivilisation der Mission im allgemeinen verdanken, gar nicht unterschätzen, und wir möchten namentlich unsere lieben jungen Kameraden freundlich bitten, dieses hohen Verdienstes eingedenk zu sein, wenn sie andere leichtfertig oder spöttisch über das Missionswesen im allgemeinen und besonderen absprechen hören und nicht in diese gedankenlose und frivole Unterschätzung einzustimmen. Das Werk der Mission ist ein edles, erhabenes und gemeinnütziges, und die Engländer wissen wohl, wieviel sie demselben bei Erwerbung ihrer überseeischen Kolonien zu verdanken haben. Auch wir können und wollen bei unseren Kolonisationsversuchen in Afrika und Australien der Hilfe der Missionare nicht entbehren.

Das Werk der Mission unter den Karenen ist jenen Missionaren etwas erleichtert worden durch die Thatsache, daß die Karenen von Haus aus an eine Gottheit glauben, worauf wir später zurückkommen werden. Die Religion der Furcht, welche unter einem Volke üblich ist, weicht leicht der Religion der Liebe. Der angeborene Glaube an das Dasein einer Gottheit veranlaßt die Karenen, die Religion Christi als nur die wirkliche ursprüngliche Religion zu betrachten, welche ihnen wieder zurückgebracht werde, und darum macht das Christentum, wie es ihnen von den Baptisten-Missionaren ausgelegt wird, auch sehr rasche Fortschritte.

Alle Märsche nun, bis auf den letzten von Seikpoodong, waren verzweifelt schlechte. Man brauchte bei einer Gelegenheit vier Tage, um eine Strecke von sechs deutschen Meilen zurückzulegen. Es gab gar keine Wege, der Dschungel war sehr dicht, die Hügel aber außerordentlich steil. Die einzige Auskunft, welche die Gesellschaft erhalten konnte, war die angebliche Wahrscheinlichkeit, daß es keine Dacoits in der Nähe von Alichaung gebe; allein gleichzeitig sind in diesem Bezirk die Wege so ausgesucht schlecht, die Dschungeln so dicht und das Land so dünn bevölkert, daß Räuber sich monatelang in der unmittelbarsten Nachbarschaft herumtreiben könnten, ohne von jemand bemerkt zu werden.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah.
Fig. 12. Eine barmanische Beerdigung.

Auf der zweiten Tagereise von Ethnatoung aus berührt man den Yea Bo oder Heißwasserfluß, das einzig Merkwürdige in dieser ganzen furchtbaren Dschungel.

(Schluß folgt.)

Wie Waldemar und seine Kameraden über das Anlegen einer Pflanzensammlung belehrt werden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Beim Einsammeln sehe man darauf, daß man möglichst vollständige Pflanzen sammle, d. h. sie sollen, wenn thunlich, Wurzeln, Stengel, Blätter, Blüten und Früchte besitzen. Das ist nun freilich nicht immer möglich. Bei Holzgewächsen begnügt man sich mit einem Blütenzweige mit Blättern; es empfiehlt sich, später aber auch die Frucht hinzuzufügen. Von Kräutern sind auch die Wurzelstöcke, von Knollengewächsen die Knollen oder Zwiebeln erwünscht. Viele Pflanzen sind größer als die Länge eines Papierbogens beträgt, sie müssen daher umgebogen oder eingeknickt auf diesem Raume zusammengedrängt werden. Zur Aufbewahrung der Pflanzen auf Ausflügen bediene man sich der Botanisierkapsel, die jedoch ziemlich lang und geräumig sein muß. Andere Hilfsmittel, wie ein Messer zum Abschneiden und ein Spaten zum Ausstechen, ein Linsenglas zum oberflächlichen Untersuchen, lehrt sich von selbst. Man führe stets etwas Papier bei sich, um die zarten Pflänzchen besonders einzuschlagen, ehe man sie in der Blechkapsel unterbringt. Auf großen Reisen und Exkursionen ist es jedoch am besten, wenn man die gesammelten Pflanzen an Ort und Stelle zwischen Löschpapier legt, die man in einer mit Tragriemen ausgestatteten Mappe tragen kann. Zur Pressung nimmt man zwei starke Pappdeckel, welche mit Bänder zur Zusammenschnürung versehen sind. Doch bei kleinen Exkursionen und nicht sonnigen Tagen kann man auch die gesammelten Kräuter in den Händen nach Hause tragen. Was nun das Einlegen und Trocknen selbst betrifft, so soll das möglichst bald nach dem Einsammeln geschehen, aber man vermeide sie einzulegen, wenn Tau oder Regen auf ihnen liegt; ist letzteres der Fall, dann müssen sie vorher mit Löschpapier abgetrocknet werden, weil sie sonst leicht verschimmeln oder schwarze Flecke bekommen. Man legt sie nun flach auf einen Löschpapierbogen und breitet jedes Blatt und die Blüte aus und trage möglichst Sorge, daß die Pflanzenteile nicht übereinander zu liegen kommen, und wenn sie stark buschig sind, müssen die hinderlichen Zweige, Blätter oder Blüten entfernt werden. Dichte Köpfe, Knollen oder Stengel, welche zu dick sind, kann man nach Belieben abschneiden oder auch spalten. Die so eingelegten Pflanzen müssen gepreßt werden. Man erreicht dies dadurch, daß man die Papierbogen zwischen zwei Bretter bringt und sie mit Steinen oder sonstigen Gegenständen beschwert. Zwischen die einzelnen Lagen bringt man außerdem mehrere Bogen von leerem, trockenem Papier. Wenn manche Pflanzen in frischem Zustande sehr sparrig sind, legt man sie vorläufig flach ein und gibt ihnen ihre regelmäßige Lage erst am folgenden Tage.

„Wir haben eine Pflanzenpresse mit Schrauben," entgegnete Franz.

„Ganz recht!" fuhr der Herr Professor fort, „eine Pflanzenpresse ist sogar noch bequemer, wer aber die Ausgabe für eine solche vermeiden will, für den genügt die mitgeteilte Methode. Die Pressung richtet sich ganz nach der Widerspenstigkeit der Pflanzen, sie darf aber niemals zu stark sein, damit die Pflanzenteile nicht gequetscht werden."

„Wir haben das alles so befolgt, wie Sie uns jetzt gelehrt haben," bemerkte der kleine Paul, „aber warum verlieren dennoch viele Pflanzen ihr natürliches Aussehen?"

„Wirst es gleich hören!" fuhr der Professor fort, „Pflanzen, die sehr fleischig und saftig sind, wie der Mauerpfeffer, die Orchideen und verschiedene andere, brauchen lange Zeit zum Trocknen und sind sehr lebenszäh, so daß sie schließlich in der Presse verbleichen oder ganz schwarz werden. Um diesem vorzubeugen, taucht man sie vorher einen Augenblick in kochendes Wasser oder man plättet sie mit einem heißen Platteisen zwischen Löschpapier. Klebrige Pflanzenteile werden durch zwi-

schengelegtes Firnispapier vor dem Verkleben bewahrt. Nach einigen Tagen wechselt man die Zwischenlagen gegen frische, und dies ist je nach Erfordernis zu wiederholen, bis die Pflanzen trocken sind. Beim Herbarisieren ist recht vollständig zu Werke zu gehen. Jede getrocknete Pflanze legt man in einen Bogen Papier. Dieselbe mit gummierten Papierstreifen aufzukleben, wie sonst üblich, ist nicht nötig, weil man stets mehrere Exemplare derselben Art einlegt. Bei nicht allzu häufig vorkommenden Pflanzen ist auch der Fundort und die Fundzeit mit anzugeben. Alle Arten einer Gattung werden in einen besonderen Umschlagbogen gelegt, welcher etwas anders gefärbt sein kann, und auf welchem der Gattungsname angegeben ist. Die Gattungen aber werden zu Familien vereinigt, indem man sie in einen größeren Pappapierumschlag bringt und dessen Außenseite mit dem Familiennamen und der Nummer versieht. Die Reihenfolge der Familie muß nach wissenschaftlichen Prinzipien erfolgen und es ist daher nicht gleichgültig, welches System man zur Anwendung bringt. Dasjenige wird das beste sein, welches den jeweiligen Kenntnissen von der Verwandtschaft der Pflanze am meisten Rechnung trägt. Gegenwärtig ist es das System von Eichler, welches in Deutschland die größte Verbreitung erlangt hat. Nach diesem sind die Kompositen oder Korbblütler die höchst entwickelten Pflanzen der Jetztzeit. Die Familie würde dann die Zahl 1 bekommen; dann folgen auf 2 die Kardengewächse; auf 3 die Baldriangewächse; auf 4 die Geißblättergewächse; auf 5 die Rötengewächse u. s. w. Die zu Gruppen vereinigten Familienhefte kann man mit Bindfaden umschnüren und für die Familiennummern ein Register anlegen, damit man zu jeder Zeit sofort das Aufsuchen der Art zum Vergleich bequem ausführen kann."

„Die Linnésche Klasse und Ordnung hat man wohl außerdem mit hinzuzufügen?" fragte Franz.

„Das ist nicht nötig," erwiderte der Professor, „ich muß euch sogar davon abraten, weil die systematische Einteilung des Pflanzenreiches heute auf in der Entwicklungslehre fußenden Grundlagen beruht und ein künstliches System bei dem Anfänger daher nur falsche Vorstellungen erwecken kann. — Zur Unterbringung des Herbars wähle man Schubkästen, Bücherregale oder Schränke. Um später eine Blüte oder Frucht einer getrockneten Pflanze untersuchen zu können, ist es erforderlich, sie wieder aufzuweichen. Bei den meisten genügt kaltes Wasser, bei anderen ist kochendes erforderlich.

Wenn nun die Pflanzen in das Herbar untergebracht sind, dann hat man auch Sorge zu tragen, daß sie von Käfern und Larven nicht zerstört werden. Man muß daher, wenn man so etwas bemerkt, die Bogen öfter durchblättern und die angetroffenen Insekten vernichten. Es ist auch üblich, die getrockneten Pflanzen mit einer alkoholischen Quecksilberchloridlösung zu bestreichen, ehe man sie in das Herbar einlegt. Andere, unwesentliche Bedingungen wird jeder Denkende selbst finden, um so leichter, je mehr Uebung er gemacht hat. Uebung macht auch hier den Meister. Vor allem ist auch dringend geboten, die Exemplare richtig zu bestimmen; denn eine ungenau bestimmte Sammlung hat keinen Wert."

„Nun, Jungens," fuhr er fort, „hiermit will ich schließen. Waldemar mag euch im botanischen Garten herumführen, hier werdet ihr manches Gewächs zu sehen bekommen, was ihr noch nicht kennt. Wenn ihr aber später einmal euer Herbarium vervollständigen wollt, dann kommt zu mir, ich kann euch wertvolles Material aus meinem Garten verschaffen."

Hier hielt der Herr Professor Lebrecht inne — dann fuhr er fort: „Jetzt muß ich aber wieder auf mein Arbeitszimmer! also genug für heute."

Die Knaben reichten ihm die Hände zum Abschied und dankten für seine lehrreiche Unterweisung.

Der botanische Garten hatte sehr viele Gewächse aufzuweisen, sowohl aus südlichen als nördlichen Ländern. Nachdem sie denselben genugsam angesehen, eilten sie freudig nach Hause und es war Zeit, daß sie kamen, denn ihre Angehörigen hatten schon auf sie gewartet. —

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 13. Karenenknabe.

„Lieber Waldemar," sagten die beiden Brüder, als sie sich trennten: „Es war heute auf dem alten Schlosse ein glückliches und unverhofftes Zusammentreffen, daß wir in der Person deines Wohlthäters Herrn Professor Lebrecht wieder gefunden haben."

Unsere Buchstaben und Zahlen.

Professor Max Müller hat unlängst in einem Vortrage im Mansion House zu London den interessanten und wenig bekannten Ursprung einiger unserer gewöhnlichsten Einrichtungen erklärt. Sollte man vermuten, daß der Kulturmensch des 19. Jahrhunderts, wenn er die Buchstaben seines Alphabets schreibt, noch eine altägyptische Tradition aus der Pharaonenzeit fortsetzt? Und doch ist dem so. Jedesmal, wenn wir ein a oder b oder c machen, ahmen wir eine Hieroglyphe nach. Unser L ist das Zeichen für einen kriechenden Löwen, das F für die zweigehörnte Schlange, das H das Symbol des Siebes. Zwischen den Hieroglyphen an den Obelisken von Luxor oder denen an der Nadel der Kleopatra und den Lettern, mit denen diese Zeilen gedruckt sind, besteht eine ununterbrochene Reihe von Zwischengliedern. Die Phönizier entlehnten die Schriftzeichen von den Aegyptern und übermittelten sie den Griechen; von dort gelangten sie über Rom zu uns. Wie das unsrige, gehen die semitischen Alphabete, sowie auch das persische, singhalesische, indische, birmanische, siamesische auf die Hieroglyphen zurück. Alle schreibenden Völker, mit Ausnahme der chinesischem Einflusse unterstehenden, bedienen sich der weiter entwickelten ägyptischen Zeichen. Wie unsere Buchstaben, so sind auch unsere Zahlzeichen orientalischen Ursprungs. Allgemein nennen wir sie „arabische Ziffern", aber die Araber selbst nennen sie „indische Ziffern", und beide Namen sind historisch berechtigt. Wir entlehnten im Mittelalter diese Zahlen von den spanischen Arabern, diese selbst hatten sie von den Indiern entlehnt. Wir sind also der Schrift nach Aegypter, unserem Zahlensystem nach Hindu, und wenn wir unsere Zeitrechnung ins Auge fassen, so finden wir, daß wir Babylonier sind. Warum ist denn unsere Stunde in 60 Minuten geteilt und die Minute in 60 Sekunden? Einfach deshalb, weil die Babylonier neben dem Dezimal- das Sexagesimalsystem hatten und dieses, weil 60 die am meisten teilbare Zahl ist. Sie teilten den täglichen Lauf der Sonne in 24 Parasangen (Meilen) — 720 Stadien oder 360 Grad. Jede Parasange wurde in 60 Minuten geteilt. Durch Hipparch wurde dieses Zeitrechnungssystem in Griechenland um 150 v. Chr. eingeführt, und seitdem wurde es herrschend in Europa und überdauerte sogar die französische Revulution, der die meisten Maße und Gewichte zum Opfer fielen. Auch gab

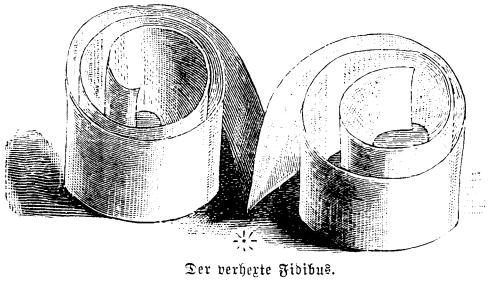
es im alten Babylon schon Bimetallisten. Das Wertverhältnis von Gold zu Silber war dort wie 1 : 13½, während es nach Brugsch in Aegypten wie 1 : 12½ war.

Der verhexte Fidibus.

„Was gilt es," fragte mich Arthur, des Rendanten Sohn, mit dem ich auf einer Schulbank saß, „du wirst diesen Fidibus, wenn ich ihn am oberen Ende anzünde, sofort fallen lassen?"

Ich lächelte und besah mir das Papier etwas näher. Arthur hatte aus ziemlich steifem Papier einen etwa 35 cm langen und 2 cm breiten Streifen geschnitten, in der Mitte zusammengekniffen und hielt die beiden aufeinandergelegten Enden zwischen Daumen und Zeigefinger, so daß der Fidibus steif nach oben stand.

„Gut, es gilt," sagte ich neugierig, denn aus freiem Entschluß wollte er den Witz, der zweifellos dahinter steckte, nicht preisgeben;



Der verhexte Fidibus.

„und wenn du recht behältst, sollst du das hübsche Pfauenauge haben, das ich gestern auf dem Ruppelsberge drüben gefangen."

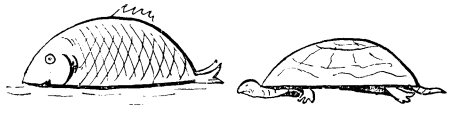
Arthur übergab mir die Enden des Streifens, die ich mit den Fingerspitzen hielt, er entzündete ein Streichholz und brannte den Kniff an; kaum war das geschehen und die Kanten durchgebrannt, also der Streifen auch oben getrennt, so sprangen die beiden flammenden Papierteile blitzschnell und spiralförmig auf meine Hand herab, daß ich mit lautem Aufschrei gern fahren ließ. Das Pfauenauge war also dahin, aber ich war um ein Zauberkunststückchen reicher, denn Arthur mußte mir den Hergang natürlich sogleich erklären. Er hatte also den Streifen genau in der Mitte gekniffen und die Enden aufgerollt, so daß sie, wie die obenstehende Abbildung deutlich zeigt, zu beiden Seiten des Mittelkniffes wie zwei Spiralfedern abstanden. Will man das Experiment machen, legt man die Streifen aufeinander und faßt die beiden Enden mit den Fingerspitzen, wie schon oben beschrieben. Das Aufrollen ist einfach. Es geschieht am besten, wenn man jedes Ende zwischen den Daumen der rechten Hand und einem gegen denselben gedrückten Messerrücken scharf durchzieht. Die Federkraft der beiden aufgerollten Streifenhälften muß und wird, hat man nur das richtige Papier, so groß sein, daß dieselben, wenn man sie aufeinanderlegt und dann plötzlich losläßt, wieder in ihre Spiralform bis an den Kniff zurückspringen.

Experimente über den Druck der Luft.

Wenn man ein Trinkglas, dessen Rand möglichst glatt abgeschliffen ist, erhitzt, indem man ein Stückchen Papier anzündet, und in demselben verflammen läßt, oder dasselbe mit dem offenen Ende einen Augenblick über eine Spiritusflamme hält und hierauf umgekehrt auf einen, selbst mehrere Pfunde schweren metallenen Mörser dessen äußerer Boden mit nassem Leder belegt ist, stürzt, so wird die äußere Luft wegen der inneren verdünnten Luft das Glas so stark an das Leder andrücken, daß der Mörser an dem Glase hängen bleibt, und sich an diesem in die Höhe heben läßt.

Auf die Oeffnung eines mit Wasser gefüllten Trinkglases lege man ein glattes Stück Schreibpapier und drücke es mit der Hand fest an. Wendet man nun durch eine rasche Bewegung das Glas um, so wird das Wasser durch den Druck der Luft in diesem gehalten. Nimmt man eine Flasche, deren Hals sehr enge ist, oder die mit einem Kork, in welchem ein Spitzröhrchen steckt, verschlossen ist, so bemerkt man beim Umkehren der Flasche dieselbe Erscheinung.

Ein Stückchen Kork lege man auf die Oberfläche des Wassers, das sich in einem weiten gläsernen Gefäße befindet, stürze ein leeres Trinkglas über den Kork, und tauche das Glas nach Möglichkeit tief unter. Durch die im Trinkglase eingeschlossene Luft wird das Stückchen Kork von der



Oberfläche des Wassers, wo es vorher seinen Platz hatte, bis zum Boden des Gefäßes niedergedrückt werden.

Schornsteine von Papier.

Es ist bekannt, daß die Härte und Widerstandsfähigkeit papierener Gegenstände dadurch erreicht wird, daß man die Papiermasse einem hohen Druck unter der hydraulischen Presse aussetzt. Auf diese Weise werden sogar Artikel erzeugt, die, wie z. B. Eisenbahnwagenräder, fortwährend im Gebrauch sind, aber doch auch aus Papier ihrem Zweck vollständig entsprechen. Das Neueste, was nun in diesem Material erzeugt wurde, ist, wie berichtet, ein Schornstein, der in Breslau steht, 54 Fuß hoch, vollständig aus Papierblöcken erbaut, die mit einem besonderen Zement verbunden wurden.

Sich eine Pflanzenpresse selbst zu machen

ist für den jungen Botaniker keine allzuschwere Aufgabe, wenn er nur einigermaßen versteht, den Hobel zu regieren. Die nebenstehende Illustration gibt ein so anschauliches Bild ihrer Konstruktion, daß eine weitere Anleitung nicht notwendig erscheint. Wer nun gar an der Drechselbank zu Hause ist, der wird auch den Schraubstock und das Muttergewinde im oberen Querbalken zuwegebringen, andernfalls schafft dies jeder Drechsler für wenige Pfennige. Vielleicht findet sich in der Rumpelkammer auch eine alte ausrangierte Kopierpresse, die diese Teile liefern könnte, fragt doch einmal bei Papa oder Mama darum an.

Arithmogriph.

9, 14, 10, 6, 6, 13, 11, ein Gebirge.
3, 4, 6, 8, Knabenname.
8, 7, 5, 4, 7, Berg.
12, 13, 11, 4, Stadt.
13, 9, 10, 14, Dickhäuter.
6, 13, 12, 10, 11, Menschenschlag.
14, 4, 9, 13, Vogel.
8, 7, 10, 9, Küchengerät.
11, 2, 12, 12, 13, 5, Feldfrucht.
10, 5, 5, 8, Fluß und Stadt.
3, 10, 9, 10, Göttin.
1—14 ein Getränk.

Palindrom.

Von vorn und hinten völlig gleich,
Entspring' ich aus der Alpen Schoß
Und fließe hin in jenes Reich,
Drin blüht ein heiter, glücklich Los.

Gleichklangrätsel.

Zu deutsch es manch Getränk enthält,
Von Römern ward es oft gefällt.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 29.

Wer k Die b
Will e Sol d
Un d Da s
Ter z Ten ne

„Wer will unter die Soldaten."

Auflösung des geographischen Silbenrätsels in Nr. 29.

„Aller Anfang ist schwer."
(Aragusa — Eifel — Wolfenbüttel — Hunte — Chester — Sokotora — Teheran — Stadtoldendorf — Ida — (Geldern.)

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 28.

Blas ma was du Dicker in as oder es.
(Blase mir etwas, du Dicker, in as oder es.)

Fragen und Antworten.

Fritz P. in **Marktbreit.** Dein witziger Brief hat uns viele Freude gemacht. — Das glauben wir übrigens gerne, daß Deine Schulfreunde keine „Gute Kameraden" werden wollen, wenn Du sie einfach durchprügelst, so sie den Bestellschein nicht unterschreiben. Will man zu einem solchen Erfolge kommen, muß man schon etwas höflicher sein. Zeige ihnen lieber das Blatt selber, laß sie von den hübschen Geschichten kosten, du sollst sehen, das gefällt ihnen.

Taubenfreund in **Magdeburg.** Diesem Uebelstand ist nur durch eine doppelte Verschalung mit Brettern und durch Austapezieren mit Packtuch abzuhelfen, namentlich an der Dachseite. Ist dies nicht möglich, dann raten wir, die Pflege von Tauben lieber aufzugeben.

L. Rosner, Biala. Die Bilder müssen, nachdem sie im Goldbad gewesen und die rötliche Farbe erreicht haben, von da ins Fixierbad (Natronbad), dann können nachher keine solche Veränderungen mehr vorkommen. — Herr Stirn gibt mit seiner Geheim-Camera gratis eine treffliche Anleitung für den Amateur-Photographen ab (Einlage der Platten, Aufnahme, Entwickelung, Fixage, Druck der Bilder, Vergrößerung 2c.), hast Du die nicht erhalten?

G. M. in **Nürnberg.** Ja in Nr. 14 des ersten Jahrganges. Für das Quadraträtsel besten Dank.

Hans Erhardt. Deutsche Sprachzeitung (Veit & Co. in Leipzig) Preis jährlich 9 Mark.

Max Zbach in **Barmen.** Wegen Mangel an Raum nicht gut möglich! Gruß freundlich erwidert.

Anton E. in **Malans.** Du bist 10 Jahre alt und 150 cm hoch — nun da paßt der Spitzname „lange Fichte" ganz gut. — Ja das muß ein gescheiter Kopf gewesen sein, der diese Ankündigung austüftelte. — Wenn wir mit unserer Leibgarde diesen Sommer nach der Schweiz kommen, sollen wir Dich ja besuchen. Ei, das versteht sich. Auf Wiedersehen!

Emil Böhm. Das Gedicht ist gar nicht so übel — daß die unglücklichen Seeleute aber in dem Augenblicke, da sie von den brüllenden Meereswogen verschlungen werden, in rührender Weise „Die Wacht am Rhein" gesungen haben, das glauben wir nicht.

C. H. in **B.** Dank für das hübsche Rechenexempel. Zum Abdruck haben wir aber leider keinen Raum; vielleicht später einmal.

Max Gerwig in **Pforzheim.** Spät kommt der „G. K.", aber er kommt doch. Das rührt davon her, daß die Anfragen nachgerade zu Bergen sich häufen. Doch zu Deiner Frage: Wenn sich in Gipsfiguren einmal Staub oder Schmutz eingefressen hat, so ist das Reinigen derselben eine sehr umständliche und auch unsichere Sache. Bei solchen, wo die Verunreinigung bloß aus Staub ohne fettige Stellen besteht, kann eine Reinigung vorgenommen werden, indem man die Gipsfigur mit einem aus guter Weizenstärke gekochten Kleister mittels eines weichen Borstpinsels mehreremal nacheinander überstreicht, wodurch ein dicker Ueberzug entsteht, der sich nach dem Trocknen abblättert oder auch stellenweise durch behutsames Abnehmen entfernt werden kann, wodurch sich die Schmutzteile von selbst ablösen; hierauf werden etwaig entstandene Unebenheiten mit einem feinen Glaspapier behutsam abgeschliffen. Am besten ist aber jedenfalls, es auf eine so heikle Reinigung von vorneherein nicht ankommen zu lassen, sondern die Gipsfiguren regelmäßig mindestens zweimal in der Woche mittels eines trockenen, weichen Pinsels abzukehren. — Gänzlich beschmutzte Gipssachen erhalten am besten entweder einen weißen Anstrich oder einen Bronzeüberzug. Bei ersterem wird die Gipsfläche, nachdem sie vom Staube gereinigt wurde, mit gänzlich fettfreier (gut abgerahmter) Milch überstrichen, trocknen gelassen und mit dünnem Kleister überfahren, dem etwas pulverisiertes Zinkweiß beigerührt wird, bei letzterem erhält die Gipsfigur vorerst obige Milchgrundierung, dann einen Leinölfirnisüberzug. Nun wird grüne oder gelbe Oelfarbe und wenn diese getrocknet ist, eine magere Schichte Kopalfirnis, welcher durch etwas Terpentinöl verdünnt, aufgetragen. Auf diese noch klebrige Schichte wird mittels eines weichen Pinsels Bronze aufgesetzt, der Ueberschuß des letzteren abgestaubt und zuletzt nach dem Trocknen ein Ueberzug mit reinem Kopallack gegeben. Derart bronzierte Gipsfiguren können auch abgewaschen werden. Bestens grüßend!

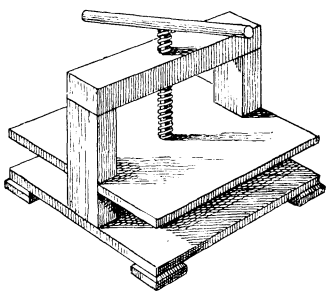
B. in **Baden-Baden.** Junge Hunde von großen Rassen füttert man am besten mit Schwarzbrot, das in verdünnter Milch und Fleischbrühe gequellt worden ist, mit entrahmter Milch, mit Fleisch und Fleischzwieback und gibt ihnen gelegentlich auch Kartoffeln sowie Kalbsknochen, damit sie sich die Zähne daran üben. Wöchentlich ein- oder zweimal ein Viertelpfund klein geschnittenes rohes Fleisch, etwas fett, ist ihnen sehr zuträglich und gibt eine schöne Behaarung. In der Kost nur immer Genüge und Abwechselung und dem Brot auch etwas Fett, besonders das vom Fleischsud abgeschöpfte, und Regelmäßigkeit in der Fütterung — das ist die Hauptsache.

A. B. X., Sachsen. Du fragst, wie man Xbeine wegbekommen könnte. Lieber Freund, um einen zutreffenden Rat zu geben, müßte unser Doktor nicht nur Deine ganze Kranken- beziehungsweise Jugendgeschichte, Erblichkeits-, Ernährungs- u. a. Verhältnisse kennen, sondern Deinen gegenwärtigen Zustand auch persönlich untersuchen. Licht und Luft, kräftige Ernährung, Lebertran, kohlens. und phosphors. Kalk (wo keine Verdauungsstörungen zugegen), nach abgelaufenem Prozesse gymnastische, orthopädische und selbst chirurgische Behandlung sind die in Frage kommenden Hauptmittel, über deren Anwendung der zuzuziehende Arzt entscheiden muß. Der „G. K." wünscht besten Erfolg!

W. Riekmers. Du hast einen unterirdischen Panzerturm und anderes ersonnen und skizziert. Das macht Dir alle Ehre. Heute ist das noch Spielerei, bleibe ihr treu! Trägst Du erst einmal den Schnauzbart unter der Nase, dann wird Dein Talent sich entwickelt haben, Du wirst aus der Spielerei unversehens ins Große und Wirkliche hineingewachsen sein.

Albert Pfaehler. Der Preis einer einzelnen Stirnschen Geheim-Camera beträgt 30 Mark. — Adresse: Rudolf Stirn in Berlin. S. Sebastianstraße 34.

A. von Maltzahn in **Metz.** 1) Der Taubenschlag war wahrscheinlich zu kalt, deshalb haben die Tauben nicht gebrütet und die Eier verderben lassen. Du kannst



Einfache Pflanzenpresse.

bei gutem Wetter im Frühjahr Deine Tauben auf dem Hofe fliegen lassen, mußt ihnen aber im Schlage gutes Futter bereitstellen, damit sie gern zurückkehren. 2) Um einen Hund zu dressieren, bedarf es sehr der Sanftmut und Geduld; dann aber kann man ihm alle möglichen Kunststücke beibringen. Wir nennen Dir ein Buch: „Die Dressur des Hundes mit Rücksicht auf die verschiedenen Rassen" von Ed. Zborzill (S. Modes Verlag in Berlin). 3) Zum Gewinn Deiner Wette werden wir kaum beitragen können, denn die Frist ist zu kurz, um Deine Wünsche den Kameraden früh genug bekannt zu geben.

Georg B. in **R.** Ein billiges Witzchen!

R. P. Lieber Freund! Die „Mittlerschen Bestimmungen für die Ergänzung des Seeoffiziercorps" 2c. 2c. wurden beständig neu ergänzt und aufgelegt. Wenn sich hie und da ein altes Exemplar umhertreibt, kann die Buchhandlung dafür nichts. Verlange stets die neuesten Ausgaben und Auflagen. — „Einjähriger" Dienst in der Marine steht nur solchen offen, die das Steuermannseramen bestanden haben. — Der Mediziner, der sein halbes Jahr mit der Waffe in irgend einem Infanterieregiment oder sonst einer Truppe abgedient hat, kann sich für das zweite halbe Jahr als freiwilliger Arzt bei der Marine melden, und wird angenommen, wenn ein Bedürfnis vorliegt.

R. in **R.** Ein gutes, aber mehr wissenschaftlich gehaltenes Buch über alle elektr. Apparate ist: Urbanitzky, „Die Elektrizität im Dienste der Menschheit."

B. Z., Berlin. Diesen Katalog bekommst Du unentgeltlich. Ueber Elemente zur Beleuchtung haben wir wiederholt berichtet: in Jahrgang III, Nr. 9 unter J. S., Leitmeritz, Nr. 23 unter X. Y. in Hdg. und in Nr. 13 unter Felix Kohn, Berlin.

Fritz von Brückner, Augsburg, Klingerberg 23, will sich einen elektr. Motor machen und bittet seine Kameraden, ihm einen solchen zu beschreiben oder aufzuzeichnen; wer den besten liefert, erhält ein Buch!

Fritz C. in **Berlin.** Du schreibst: „Will der „G. K." wir einen Gefallen thun, so kneife er zu Ostern den Daumen, denn da ist Versetzung." — Hat gekniffen — hat's geholfen?

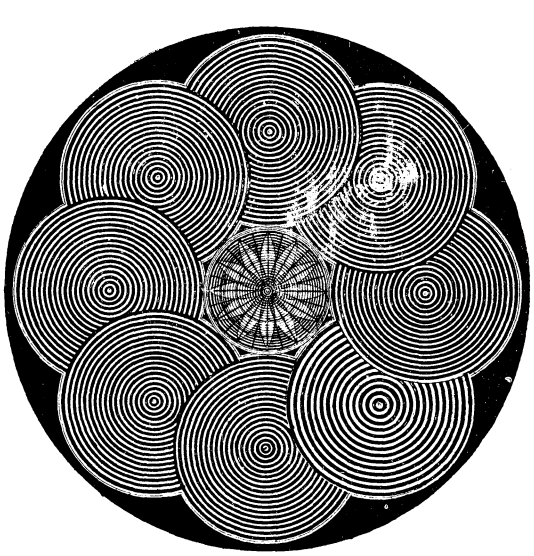
J. C. in **T.** Ein Buch, ausschließlich über die Zucht der Lachtauben hat Dr. Karl Ruß nicht geschrieben. In seinem „Handbuch für Vogelliebhaber" I findest Du jedoch auch Anleitung zur Züchtung der Täubchen, soweit sie als Stubenvögel gehalten werden können. Dem entsprechend sind also auch Deine Lachtauben zu halten und zu ziehen.

A. Z. in **Hagenau.** Du möchtest als zukünftiger Marine-Ingenieur „einjährig" bei der Maschinistenabteilung der deutschen Marine dienen. Dazu ist nötig: Schulbildung bis Prima; tüchtig im Handwerk der Schlosserei; Eintritt als einjähriger Heizer; Feuermeister, Maschinistenmaat, Maschinist, Obermaschinist, Unteringenieur, Ingenieur 2c. Im übrigen siehe „Bestimmungen über Ergänzung des Maschinenpersonals der Kaiserl. Marine"; Berlin, Mittler u. Sohn. — Die Meldung ist bei einer der beiden Werftdivisionen anzubringen.

Sokrates II. Lieber Freund, das wird etwas schwer halten, denn fast jeder Philosophe, besonders die älteren haben ihren besonderen terminus technicus, d. h. besondere Kunstausdrücke. Wer sich in den Geist der Darstellung vertieft, der wird sich dieses oder jenes aparte Wort ganz von selbst richtig auslegen können. Sollteit Du mit diesem schweren Studium nicht noch ein wenig warten?

A. Geerling. Müßten wir zunächst mal lesen. Bist Du berechtigt zu dieser Uebersetzung, beziehungsweise Veröffentlichung?

Eduard Schaff, Carcarana bei Rosario FCCA, Argentinien in **Südamerika** schreibt: „Wäre vielleicht



Ein neuer Beitrag zur Tompsonschen optischen Täuschung.

einer der lieben Kameraden so freundlich, mir Anleitung zu geben zur Anfertigung einer Batterie für galvanische Vernickelung. Besten Gruß, bin zu Gegendiensten stets bereit."

O. M. in **Hamburg.** Du möchtest Deinen Kameraden gar zu gerne eine selbstersonnene Aufgabe stellen. Nun so laß hören!

Ein Gänserich saß in süßer Ruh
In einem Sumpfgesträuche,
Da flog ein Gänseschwarm herzu
Von einem nahen Teiche.

Der Gänserich sprach: „Ich grüß' euch schön!
Fürwahr, ich bin verwundert,
Euch insgesamt allhier zu sehn,
Ihr seid ganz sicher hundert!"

Ein kluges Gänschen drauf versetzt:
„Viel wird zu hundert fehlen!
Du hast die Zahl zu hoch geschätzt,
Drum magst du selbst nun zählen!

Verdopple unsre Zahl, dann sei
Die Hälfte noch genommen
Ein Viertel und sei selbst dabei:
Wirst 100 dann bekommen."

Oskar Sch. in **Wermelskirchen.** Herr Alexander Bau in Berlin, Hermannstraße 4, wird Ihnen auf diese Frage gerne Auskunft geben.

J. Dienst, per Adresse: **Herr Dr. Scholtze zu Grimma** in **Sachsen, Mühlgasse,** bittet Karl Albrecht in Bremen um die Beschreibung seines Schokoladeautomaten.

P. H. in **H. a. E., Wilh. Sch. Frankfurt, K. F. Frankfurt a. M.** Besten Dank für die hübschen Rätsel und Gruß! Die Geschichte vom Schnurrbart ist Euch doch bekannt, nicht?

Alfred L. in **Osnabrück.** Untersekundaner geworden? Es gratulieren alle, vom Blauroten herunter bis zum Setzerlehrling. Hurra!

Emil M. in **Rosario.** Die Nr. 25 des I. Jahrganges, enthaltend die Anleitung „sich selbst einen photographischen Apparat zu machen", kann in einzelnen Nummern noch abgegeben werden. Preis 20 Pfg.

X. Y. in **Z.** Wie viele Buchstaben in einer Nummer des „G. K." enthalten sind, willst Du wissen? Kamerad, das mußt Du schon selber ausrechnen, wir haben keine Zeit dazu. — Deine andere Frage wirst Du schon in nächster Nummer durch einen größeren Artikel beantwortet finden.

Karl Böncke zu **Essen a. Ruhr, Akazienallee 8,** möchte mit einem Kameraden des Auslandes, der des Deutschen mächtig ist, in Korrespondenz treten.

L. Frauendorfer. Das liefert am besten und gerne gibt Auskunft: Herr Alexander Bau in Berlin, Hermannstraße 4.

Ein studiosus litterarum in **Kempen a. Rh.,** sendet herzliche Grüße an den Obertertianer Joseph Thywißen in Neuß und bittet ihn um Verzeihung wegen der etwaigen Beleidigung.

Hermann Fecht. Deine Idee ist originell. Aber dann müßtest Du schon auch so gut sein, die Briefe selbst in Empfang zu nehmen, denn man erhält deren ungefähr einen Möbelwagen voll. Auch die Preise müßtest Du selbst verteilen.

Ein Gymnasiast in **Pl.** Was soll dieser Krakehl? Der „G. K." findet, daß Ihnen dieser Ton sehr übel ansteht. Wenn man sich übersehen oder vergessen sieht, so erinnert man den Betreffenden in ruhiger und sachlicher Weise.*)

W. A. in **B.** Ja, bald einmal. Jetzt gerade sind andere Sachen an der Reihe. Kannst Du Dir nicht eines von den vielen Büchelchen verschaffen, die über Hühnerzucht geschrieben wurden? Wir haben erst jüngst einige derselben genannt. Gruß kameradschaftlich erwidert.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Nur immer gemütlich und fein! Schweigen Sie lieber, wenn Sie wieder schimpfen wollen.

S. Hartig in **Tharand** ist ein Tausendkünstler. Er beweist uns klipp und klar, daß man aus dem Worte „Margarethe" durch Umstellung der Buchstaben nicht weniger als 50 andere deutsche Worte bilden kann. Wer will den Versuch machen? — Fast noch interessanter ist die zweite Frage: Zu berechnen, wie oft man in nachstehender Buchstabenfigur, den Glückwunsch: „Prosit Neujahr" lesen kann. Durch einfaches Abzählen sei dies nicht möglich. Wer bekommt das heraus?

P	r	o	ſ	i	t	N	e	u
r	o	ſ	i	t	N	e	u	j
o	ſ	i	t	N	e	u	j	a
ſ	i	t	N	e	u	j	a	h
i	t	N	e	u	j	a	h	r

Hans Braune. Du möchtest mit dem „kreuzfidelen Setzerlehrling" in Korrespondenz treten. Das wird ihn freuen, den guten Jungen.*)

Vorwitz aus **Luxemburg.** Da kann nur der Arzt auf Grund persönlicher Untersuchung raten. Gehe womöglich zu einem Spezialisten für Hautkrankheiten. Wünschen baldige Genesung.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: — willst Dich bei mir einschmeicheln? — Na, wollen erst mal sehen, was Du auf dem Herzen hast. Also franko gegen franko.

K. Göllnitz, Chemnitz, Zschopauerstr. 51 I, gibt sein Schaubeckalbum mit über 1000 Marken für 2 Stück 3 Pfennig rot 1850 von Sachsen.

Obertertianer Ludwig Hamburger in **Guben N. L.,** gibt alte Marken gegen Münzen.

Rudolf Kohlrausch in **Pforzheim (Baden),** gibt etwa 200 seltene Schmetterlinge gegen einen photographischen Apparat oder gegen Briefmarken.

Willy u. Hugo Arenz in **Hamburg, Neuerwall 93 III,** bitten großmütige Kameraden um Zusendung von doppelten Briefmarken. Werden sich später revanchieren.

A. Arnold, in **Stuttgart, Bopserstraße 17,** hat eine Buchdruckerpresse mit Zubehör gegen einen Elektrophor mit Nebenapparaten zu vertauschen.

Walter Schneider, Königsberg i. Pr., Vorderroßgarten 55, sucht Verbindung mit Briefmarkensammlern in der Türkei.

Robert Gerlach in **Mannheim** schreibt: Lichtdruckapparat ist bereits vertauscht.

F. Gräntz, Chemnitz, Reitbahnstraße 16, gibt Briefmarken gegen Wappen, Siegel oder Stempel.

Josef Beier in **Mainz, Heidelbergerfaßgasse 18 II,** sucht ein Element gegen Steine und Muscheln.

Franz Bieringer in **Passau, Steinweg 235,** gibt einen schönen photogr. Apparat für Visit 9 × 12 cm gegen 2 Sachsen 3 Pfg. rot.

Heinrich Torp in **Schwedt a. O., Schloßfreiheit,** sucht eine Druckerpresse mit Lettern, gibt dafür ein Mikroskop mit Präparaten.

Robert von Schuhmann in **Reval, Große Pernausche Straße 188,** wünscht eine Laterna magica gegen eine Geheim-Camera zu vertauschen.

J. Osterloh, Seminarist in **Wunstorf,** vertauscht seine Dampfmaschine.

O. Baunach in **Frankfurt a. M., Bleichstraße 40,** gibt ein Chromsäure-Element gegen Ganzsachen und seltene Marken.

G. E. Münnich in **Valparaiso** hat infolge Anzeige 60 Briefe mit etwa 3000 Marken erhalten und kann so viel erst nach und nach beantworten. Erbittet darum Geduld!

Joh. Domeyer in **Brecklum, Schleswig-Holstein,** gibt einen fast neuen Richterschen Steinbaukasten gegen einen photogr. Apparat oder Druckerpresse.

E. Wachsmuth zu **Steglitz** bei **Berlin, Hubertusstraße 12,** sucht im Tausch einen Wasserzersetzungs- oder auch gut wirkenden Induktionsapparat.

Liebe Kameraden im Auslande! Wer von Euch eine Korrespondenzkarte oder einen Brief an mich sendet, dem antworte ich in derselben Weise. Habe auch Schmetterlinge, Marken und Münzen zu tauschen. Karl Jusa, Wien-Währing, Feldgasse 15.

Max Erdmann in **Erfurt, Reichsbank,** wünscht für 300 seltene Stempel: Kupferdraht oder Zink und Kohle mit Klemmschrauben oder sonstige elektrische Sachen (Klingel).

Briefmarken sammelt und tauscht: F. Klimpel in Berlin W. — Paul Homayr k. k. österreichische Post in Konstantinopel. — Alfred Pohlig, Quintaner in Nerdingen. — Werner von Grünau in Karlsruhe, Lickenheimerstraße 13. — Arthur Hempel in Görlitz, Gartenstraße 14 II. — Otto Vieweg in Quedlinburg, Gartengasse 3.

Wappen sammelt und tauscht: Gr. Reventlow, per Adresse: Lehrer Detlessen, Kiel, Jägersberg 8.

Schmetterlinge sammelt und tauscht: L. Frauendorfer, Gerichtsvollzieherssohn in Wilshofen, nächst der Donaubrücke, Niederbayern. — Otto Vieweg in Quedlinburg, Gartengasse 3.

Käfer sammelt und tauscht: Otto Vieweg in Quedlinburg, Gartengasse 3.

Tauschmarkt.

Anton Weber, Wien-Rudolfsheim, Sechshauserhauptstraße 46, will galvanische Apparate, einen großen Induktionsapparat, ein Läutwerk und eine Glühlampe (Leuchtkraft über 10 Kerzen) vertauschen. Auch hat er eine große Markensammlung und sendet Anfängern bei Angabe ihrer Adresse solche.

Eine Druckerpresse mit circa 600 Schriftzeichen vertauscht gegen Marken Oscar von Koscielski in Wien, Währingerstraße 68 II.

Kameraden außerhalb Bayerns ersuche um Zusendung von Postkarten ihrer Länder! Ed. Funk in München, Dachauerstraße 9.

H. Lücke in **Atzendorf, Prov. Sachsen,** fragt: „Wer gibt Terrarientiere ab?"

Liebe Kameraden! Besitze zwei alte Sachsen, 3 Pfg. rot und will sie gegen Briefmarken tauschen, auch einzeln. Anfragen bitte ich das Rückporto beizulegen. Parole „Redlichkeit". Isidor Glatz, Komotau, Böhmen Nr. 50.

Wer gibt mir eine Sachsen 3 Pfg. rot, 1850, für eine Siegelsammlung von 85 verschiedenen Siegeln? Max Schrader, Weimar, Amalienstraße 9.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Die Klepper- oder Klapperpost,

auch kleine Post genannt, war vor hundert Jahren in Wien eine Art Stadtpost, die ihren Namen von der Klapper herleiten dürfte, mit welcher die Briefsammler auf den Straßen deren Gegenwart anzeigen. Diese Klapper bestand aus einem dünnen Brett von hartem Holz im Umfang und in Form eines Quartbuches, auf welchem senkrecht ein Eisen wie die Handhabe des Kastens einer Schieblade angebracht war. Dieses Brett drehte und schüttelte der Briefsammler in der Hand, wenn er die Straßen durchzog und brachte dadurch ein ganz eigenartiges, weithin vernehmbares Geräusch hervor. Den Sammler selbst nannte man „die Klapperpost". In der ersten Zeit war er durch seine Tracht: eine gelbe Weste und gelbe Jacke mit schwarzen Aufschlägen, später durch eine graue Jacke und eine gelbe Schnur, an der das „Rezeptakel," eine Art Büchse oder Kapsel für die Briefe hing, kenntlich. Solcher Boten bestanden anfangs vier für die innere Stadt, acht für die Vororte und acht für die Umgegend von Wien. Im Jahre 1780 übernahm und verbesserte diese Anstalt ein gewisser Glowsky, und am 1. April 1785 wurde sie dem Oberpostamt unterstellt.

Voltaire und das Duell.

Voltaire lehnte ein Duell mit folgenden Worten ab: „Die Partie ist nicht gleich. Sie sind groß und ich bin klein; Sie sind tapfer, ich bin feig. Sie wollen mich dennoch töten? Gut, ich halte mich für tot! Sind Sie jedoch damit nicht zufrieden, so gehen Sie in den Wald und führen Sie Ihren kunstgewandten Degen gegen irgend welchen Baum. Das Schicksal lehrte sie den Degen, mich aber die Feder führen; der Degen tötet, die Feder verwundet nur; ich wiederhole also: die Partie ist nicht gleich!"

口廿

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Die kleine Gesellschaft hatte sich erst sehr ernsthaft in der Halle umgeschaut. Bei näherer Betrachtung der lachenden Götter verloren die Gesichter mehr und mehr ihren Ernst. Die Züge des Gottfried von Bouillon begannen ins Heitere hinüberzuspielen; der Mijnheer biß sich in die Lippen; Turnerstick kratzte sich bedenklich neben seinem falschen Zopfe; er vermochte es fast nicht mehr, seine Heiterkeit zurückzuhalten, und wußte doch nicht, ob hier an dieser heiligen Stätte das Lachen erlaubt sei. Der Bonze sah das und wurde angesteckt. Er kniff die Aeuglein halb zu und zog den Mund breiter, indem er auf einen Gott deutete, welcher der lustigste von allen zu sein schien, denn er lachte, wenn auch unhörbar, so, daß man glauben konnte, die Thränen aus seinen Augen rinnen zu sehen. Das brachte die befürchtete Wirkung hervor: Gottfried platzte los und rief aus vollem Halse lachend:

„Nichts für unjut, meine Herren Jötter, aberst ich kann mich nicht helfen; ich fühle mir in Ihre jeehrte Jesellschaft so kannibalisch wohl, daß ich unmöglich weinen kann. Sie sind die prächtigsten Jeburtstagsonkels, die mich jemals vorjekommen sind. Tsching, tsching, tsching!"

Der Mijnheer stimmte in das Gelächter ein; Turnerstick folgte nach; Methusalem und Richard accompagnier-

„Nichts für unjut, – meine Herren Jötter, aberst ich kann mich nicht helfen; ich fühle mir in Ihre jeehrte Jesellschaft so kannibalisch wohl, daß ich unmöglich weinen kann." –

ten; Liang-ssi lachte herzlich, und als die heiteren Besucher nach dem Bonzen blickten um zu sehen, wie er sich zu ihrer so wenig ehrerbietigen Lustigkeit verhalte, sahen und hörten sie, daß er sich aus vollem Herzen ganz derselben Sünde befleißigte, — er lachte nicht weniger als sie.

Rings um die Doppelhalle zogen sich die Wohnungen der Bonzen. Der Führer geleitete die Fremden in einige derselben, um ihnen zu zeigen, wie die Hüter der fünfhundert Geister sich eingerichtet hatten. Ueberall wurden ihnen Räucherstäbchen und beschriebene bunte Zettel, auf denen Gebete standen, angeboten, denn die Bonzen handeln mit derlei Gegenständen. Der Methusalem verteilte eine Handvoll Li unter diese Leute, gab dem Führer ein Com-tscha *) und wurde infolgedessen von der ganzen Schar unter einem vielstimmigen „Tsching tsching tsching" bis vor den Tempel geleitet, wo die noch immer sehr heiteren Besucher in ihre Sänften stiegen

Von da aus ging es durch mehrere Gassen, in einen finstern, tunnelartigen Bau, dann eine Stufenreihe hinan, und nun befanden sich die Reisenden auf der Mauer, welche die Stadt umzieht. An alten, verrosteten Kanonen vorüber ging es nach der roten Pagode, einem wegen seiner Aussicht viel besuchten Riesenbau. Sie ist vierseitig und hat fünf Stockwerke mit weit vorspringenden Simsen, aber keine schlanke, wohlgefällige, sondern eine gedrungene, schwerfällige Gestalt. Die Simse und Schnörkel sind keineswegs nach der Art, wie man sich bei uns eine Pagode vorzustellen pflegt, mit Glocken und Glöckchen behängt.

Die Gesellschaft stieg auf hölzernen Treppen zum oberen Stockwerke empor und genoß dort einen Ausblick, welcher weit über das Weichbild der Stadt hinausreichte.

Im Süden dehnte sich das gewaltige Häusermeer der Stadt aus. Auf den Dächern der Gebäude sah man gefüllte Wasserkrüge stehen, ein von der Behörde gebotenes Mittel gegen Feuersgefahr. Darüber ragten Pagoden und die Dächer zahlreicher Tempel, auch hohe Holzgerüste, welche als Warten und Ausluge dienen.

Im Osten stiegen die Berge des Tianwang-ling empor und im Südwesten die Höhen des Sai-chiu. Im Norden lag eine weite, wohlbewässerte und dörferreiche Ebene, welche nahe der Stadt in jene Sandhügel überging, in denen Kanton schon seit Jahrtausenden seine Toten begräbt.

Von dieser Pagode aus wurden die Reisenden nach dem Sing-gu, dem Kriminalgebäude getragen. Sie stiegen vor einer offenen Pforte aus, an welcher spießtragende Soldaten Wache hielten, schritten durch einen engen Hof und gelangten dann in eine weite Halle, deren Dach von Säulen getragen wurde.

Es waren viele Menschen da, welche die fremden Ankömmlinge mit erstaunten Blicken betrachteten. Diese aber kehrten sich nicht an die Aufmerksamkeit, welche sie erregten, und drängten sich so weit vor, als es möglich war.

Da saß an einem Tisch ein alter Mandarin, welcher eine riesige Brille auf dem Näschen trug; sein Zopf hing hinter dem Stuhle bis zur Erde herab. Von Akten und Schreibrequisiten war nichts zu sehen. Der Beamte schien von solchen Ueberflüssigkeiten nicht viel zu halten, sondern die anhängigen Fälle gleich aus dem Stegreife zu behandeln.

Sechs Personen standen vor seinem Tische, zwei als Kläger und vier als Beklagte. Das außerordentlich kurze Verhör ergab, daß die ersteren Compagnons eines Schuhwarengeschäftes waren und die letzteren als säumige Kunden geladen hatten. Die Schuldner gaben zu, geborgt zu haben, behaupteten aber, arm zu sein und nicht bezahlen zu können. Nach kurzem Nachdenken erklärte der Mandarin alle für schuldig, sogar die Kläger, da diese wegen leichtsinnigen Kreditgebens und zwecklosser Belästigung der hohen Behörde zu bestrafen seien. Er warf einigen hinter ihm stehenden Vollzugsorganen, welche mit Bambusstöcken versehen waren, einen halblauten Befehl zu, worauf sie sich der sechs Personen bemächtigten, um ihnen gleich am Platze die für sie bestimmte Züchtigung zu erteilen.

Die Helden des Prozesses mußten sich nebeneinander, mit dem Rücken nach oben, lang auf die Erde legen. Zur Verabreichung der Strafe waren drei Polizisten nötig. Der erste hielt den Kopf des Delinquenten nieder, der zweite kniete ihm auf die Beine, und der dritte führte mit dem Bambus jene gefühlvolle Prozedur aus, welche auch manchem nichtchinesischen und sonst braven Manne aus seinen Jugendjahren her noch in gutem Gedächtnisse steht. Jeder erhielt fünfzehn Hiebe und zwar aus voller Kraft. Keiner schrie; vielleicht waren dergleichen Vorkommnisse bei ihnen zu herkömmlichen geworden. Dann standen sie auf, verbeugten sich vor dem Mandarin und trollten von dannen. Als die beiden Kläger an den Deutschen vorüberkamen, sagte eben der eine zum andern:

„Put-ko tschu-san tai, put yit-tschi — nur die ersten drei thun wehe, die andern nicht."

Jedenfalls besaß der Mann in diesem Fache eine Erfahrung, welcher mancher europäische Kenner desselben Genres vielleicht widersprechen würde.

Sie waren noch nicht verschwunden, so begann bereits die Verhandlung einer neuen Sache. Es traten zwei Männer auf, von denen der eine eine dunkel gefärbte Beule seines Gesichtes unter der Behauptung vorzeigte, daß sie ihm von dem andern geschlagen worden sei. Der Angeklagte stellte das ganz entschieden in Abrede. Es zeigte sich sofort, daß es für beide besser gewesen wäre, wenn sie sich den vorher verhandelten Fall zur Warnung hätten dienen lassen. Sie wurden von ganz demselben Schicksale, natürlich in Gestalt der Polizisten, ergriffen und erhielten vierzig Hiebe zu ganz gleichen Hälften, worauf sie ihre Verbeugungen machten und mit sehr befriedigten Mienen, aber die Hände zärtlich auf die in Mitleidenschaft gezogene Gegend gelegt, hinter dem Kreise der Zuschauer verschwanden.

„Wollen jehen!" meinte Gottfried. „Mich wird angst und bange, denn dieser Mandarin bestreicht alles aus einem Topfe. Dat is mich zu jefährlich. Ich will mir nicht der Jefahr aussetzen, auch mir als Partei betrachten und behandeln zu lassen. Tsching tsching!"

Sie entfernten sich, um sich nach dem Hing-miao, dem Tempel des „Schreckens und der Bestrafungen", tragen zu lassen.

Dieser ist der besuchteste Tempel der Stadt und sein Idol der Schutzgeist von Kanton. Man gelangt durch ein verschnörkeltes Thor in einen Hof, in welchem Hunderte von Bettlern stehen, um die Besucher mit wildem Heulen anzufallen. Die ganze Schar stürzte sich förmlich auf die Sänften, so daß die Insassen kaum auszusteigen vermochten.

Da kam dem Methusalem der Gedanke, die Wirkung seines T'eu-kuan zu erproben. Er zog das winzige Büchelchen aus der Tasche, öffnete es und hielt es, ohne ein Wort zu sagen, den ihm am nächsten stehenden zerlumpten Gestalten vor die

*) Theegeld, Trinkgeld.

schmutzigen Gesichter. Der Erfolg war ein augenblicklicher.

„T'eu-kuan-kiün — der Besitzer eines T'eu-kuan!" rief ein starker Kerl, dem ein Arm fehlte.

„T'eu-kuan-kiün!" schrieen andere ihm nach.

Der Ruf pflanzte sich fort, und die Leute zogen sich ehrerbietig bis an die Mauern zurück. Auf das wüste Geschrei vorher war eine tiefe Stille eingetreten.

Degenfeld sah, welche erstaunliche Wirkung der Paß ausübte; aber er hatte nicht die Absicht gehabt, die Bittenden von sich zu weisen. Jedenfalls war es geraten, den Armen zu beweisen, daß auch der Besitzer eines Passes des Bettlerkönigs sich ihnen nicht entziehe. Er winkte einen Mann herbei und fragte ihn, ob es ein „Haupt" unter ihnen gebe, dem die andern zu gehorchen hätten. Die Frage wurde bejaht, und als der Methusalem den betreffenden zu sich wünschte, wurde eben jener Einarmige herbeigerufen. Er gab diesem einen Silberdollar, eine Münze, welche in Kanton gerne gewechselt wird, und bat ihn, diese Gabe unter die Leute zu verteilen. Der Mann bedankte sich mit einer Ehrfurcht, als ob er einen König vor sich habe, und entfernte sich, indem er als Zeichen seiner Hochachtung rückwärts ging.

Außer diesen Bettlern gab es noch andere Leute in dem Hofe, Quacksalber, Taschenspieler, Zahnkünstler, Zauberer, bei denen man einen Blick in die Zukunft thun konnte, Kuchenbäcker, Garköche und andere Händler. Der Tempel ist sehr stark besucht und also ein Ort, an welchem diese Leute auf guten Absatz rechnen können.

Seinen Namen hat der Tempel von den da zu sehenden bildlichen Darstellungen der Schrecken, welche den Sünder nach seinem Tode erwarten. Man sah da alle Strafen, welche sich die Phantasie des Menschen zu denken vermag.

Da wurde ein Sünder, welcher als Klöppel in einer Glocke hing, zu Tode geläutet; der Leib eines andern wurde wie ein Korkzieher aufgeschraubt; ein dritter lag zwischen zwei Brettern, von denen er zu Teig gepreßt wurde. Man sah Seelen, welche in Oel gesotten, durch Messer zerstückelt, durch angespannte Ochsen zerrissen, in Mörtel erstickt, auf Pfählen gespießt, auf Rosten gebraten, verkehrt aufgehängt und von Rädern zermalmt wurden. Der Anblick war so grauenhaft, daß der Methusalem dem begleitenden Priester sehr bald das Com-tscha reichte und die Gefährten aufforderte, mit ihm diesen Ort des Schreckens zu verlassen.

„Aber wohin nun?" fragte Turnerstick. „Ich denke, wir wollen nach dem ‚Hause der hundert Himmelsherren', in welchem gestern abend der Diebstahl ausgeführt worden ist?"

„Das wollen wir allerdings," antwortete Degenfeld. „Ich werde die Träger instruieren."

Begleitet von dem dankbaren Tsching tsching der Bettler durchschritten sie den Hof, um sich nun nach dem Pek-thian-tschu-fan bringen zu lassen.

Der Weg führt bis in den Stadtteil, in welchem der Tong-tschi wohnte, woraus zu ersehen war, daß die Diebe gestern gar nicht weit von dem Orte ihrer That bis nach dem Garten des Juweliers zu gehen gehabt hatten. Im andern Falle wäre ihnen die Ausführung des Raubes, wenn nicht unmöglich, so doch viel schwerer geworden.

Auch hier mußte man vor dem Thore aussteigen. Als sie die Sänften verlassen hatten, machte der Methusalem den Vorschlag, nur noch diesen Tempel zu besichtigen und dann das Mittagsmahl entweder in einem Speisehause oder daheim bei dem Mandarinen einzunehmen, da es nun Zeit dazu geworden sei. Der Vormittag war längst vorüber.

Der Vorhof, durch welchen sie mußten, war leer von Menschen. Ein einziger Bonze stand da. Er begrüßte sie und fragte, ob sie auch gekommen seien, die Stätte zu sehen, an welcher gestern eine so grausige That begangen worden sei.

„Der Tempel ist heut nicht leer geworden," fuhr er fort. „Nun aber sind alle Menschen gegangen, um die Götter zurück zu begleiten, welche unsere Priester feierlichst einholen. Das wird ein großer Triumphzug werden. Nur der große Tong-tschi ist da, dem wir das Ergreifen der Diebe verdanken. Er will sehen, welche Vorbereitung wir zum Empfange des Zuges getroffen haben."

Der Tempel besteht aus zwei Teilen, der größere war nach rückwärts gelegen und enthielt die bedeutendere Anzahl der Götterbilder. Die Deutschen traten in den kleineren, nach vorn gelegenen ein. Da standen achtzehn Figuren; zwei Postamente, auf denen die Geraubten gethront hatten, waren leer. In der Nähe derselben sahen sie den Tong-tschi stehen, welcher, als er sie erblickte, ihnen rasch und erfreut entgegenkam.

„Sie sind da!" sagte er, sie begrüßend. „Haben Sie eine Tour durch die Stadt gemacht?"

„Durch einen Teil derselben," antwortete der Methusalem. „Dieser Tempel soll vor Tische der letzte Ort sein, den wir besuchen."

„Das ist recht. Aber leider kann ich Sie nicht begleiten, da ich noch in der Götterangelegenheit beschäftigt bin. Man wird sie baldigst bringen und Sie können Zeuge der Feier sein, unter welcher sie ihre Plätze wieder erhalten. Es sind gestern um die Zeit des Raubes gar keine Besucher hier gewesen, der einzige Grund, daß die That gelingen konnte. Kommen Sie weiter! Ich will Ihnen den Haupttempel zeigen."

Bei den beiden hatten nur der Wichsier, Richard und Liang-ssi gestanden. Sie folgten ihnen in den Hauptteil des Tempels, und der Bonze ging ihnen langsam nach.

Turnerstick und der Mijnheer waren gewöhnt, die letzten im Zuge zu sein. Sie hatten sich, als sie über den Hof schritten, nicht allzu sehr beeilt. Sie schauten sich da sehr gemächlich um und traten infolgedessen in den vorderen Tempel ein, als die andern denselben bereits verließen.

Sie hatten auch die Rede des Bonzen nicht verstanden und wußten also nicht, daß der Zug der Priester mit den zurückkehrenden Göttern erwartet wurde.

Nun blickten sie sich im Vortempel um. Als sie die beiden leeren Plätze sahen, sagte Turnerstick:

„Ach Mijnheer, da haben die beiden gestohlenen Gottheiten gesessen. Meinen Sie nicht auch?"

„Wat ik zeg?" antwortete der Dicke. „Ja, daar hebben zij gestaan."

Sie traten näher und betrachteten sich die Plätze. Die Fläche derselben war so groß, daß ein Mann ganz behaglich da sitzen konnte. Turnerstick legte unternehmend den Kopf zur Seite und meinte:

„Gar kein übler Sitz. Habe schon öfters schlechter gesessen. Bin aber auch kein Gott. Möchte wissen, wie es so einem Götzenbilde zu Mute ist. Muß gar nicht so übel sein, angebetet zu werden und Räucherstäbchen unter die Nase zu bekommen! Nicht?"

„Ja, het moet zeer heerlijk zijn — ja, es muß sehr vortrefflich sein."

„Nun, man kann hier ja sehen, wie es

ist. Die Gelegenheit ist vortrefflich. Ich werde mich mal auf diesem Postamente niederlassen und mir einbilden, daß ich ein chinesischer Götze sei. Bin neugierig, ob die anderen Gottheiten etwas dazu sagen."

So schnell ihm dieser Gedanke gekommen war, so schnell wurde er auch ausgeführt. Der Kapitän setzte sich nieder, rückte sich zurecht, nahm eine bequeme Haltung an, kreuzte die Beine übereinander, wie die anderen Götter es thaten, und fragte dann:

„Nun, Mijnheer, wie nehme ich mich aus?"

„Zeer goed."

„Und nun den Fächer dazu! Jammerschade, daß wir allein sind! Ich wollte, es käme ein Chinese. Möchte wissen, ob er mich für Buddha oder für Heimdall Turnerstick hielt. Ich glaube, für Buddha. Schade, daß keiner da ist. Und der Schreck, wenn ich ihn dann mit meinem prachtvollen Chinesisch anreden würde! Diese Verbeugungen!"

„Ik word u eene maken — ich werde Ihnen eine machen!"

Turnerstick hatte den Riesenfächer ausgespannt und hielt ihn graziös in der Rechten, während er durch die Linke seinen Zopf gleiten ließ. Auf seiner Vorlukennase saß der Klemmer. Der Dicke stellte sich vor ihn hin, verbeugte sich und sagte:

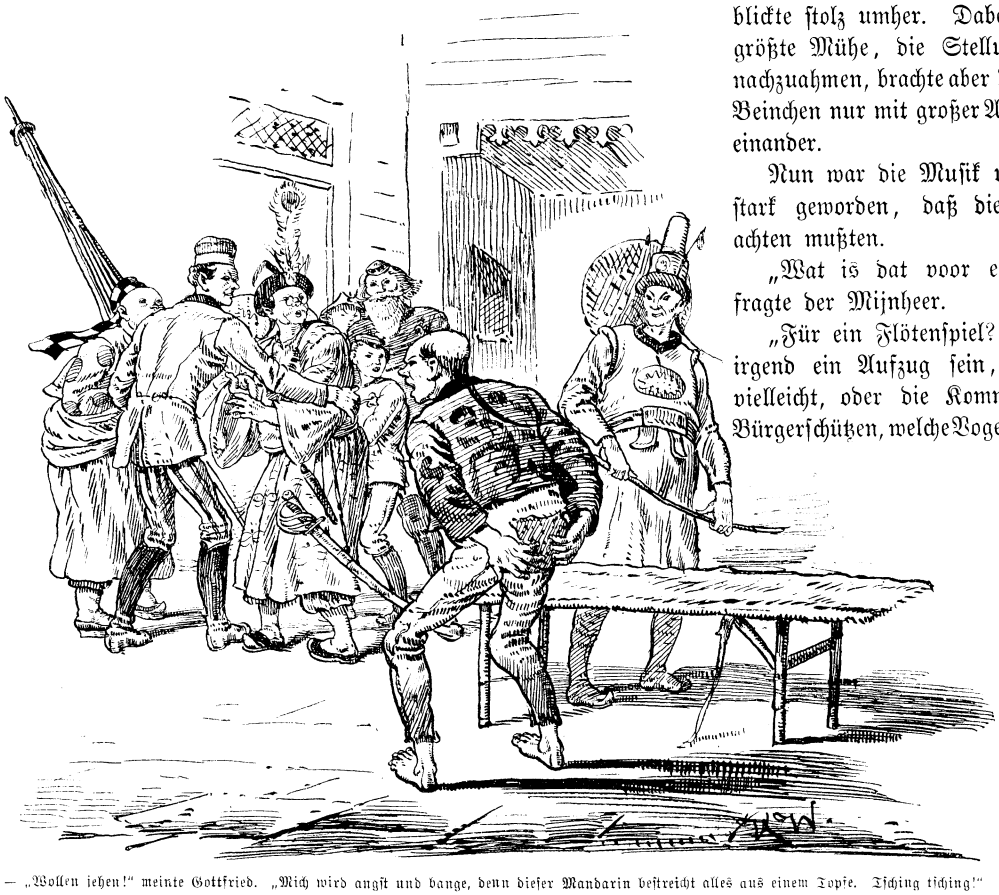
„Mijne komplimenten, Mijnheer Buddha! Hoe staat het met uwe gezondheid?"

„Wie es mit meiner Gesundheit steht? Ganz vortrefflich, besonders seitdem ich einer von den hundert Himmelsherren bin. Aber, Mijnheer, es sitzt sich hier als Gott wirklich ganz ausgezeichnet. Wollen Sie es nicht auch einmal versuchen?"

Der Dicke streichelte sich bedenklich das Kinn und antwortete:

„Wordt men want mogen — wird man denn dürfen?"

„Dürfen? Warum denn nicht? Was fragen Sie noch! Sie sehen ja, daß ich darf, daß ich hier sitze! Oder fürchten Sie sich etwa?"



— „Wollen sehen!" meinte Gottfried. „Mich wird angst und bange, denn dieser Mandarin bestreicht alles aus einem Topfe. Tsching tsching!"

„Neen!"

„Nun, so folgen Sie meinem Beispiele! Ich möchte auch Sie einmal als Gott sehen."

„Als god? Mij? Goed, ik word het verzoeken — als Gott? Mich? Gut, ich werde es versuchen."

Die beiden hatten in ihrem Eifer gar nicht auf ein erst sehr entferntes Geräusch geachtet, welches aber schnell näher kam. Man konnte jetzt deutlich die Töne von Gongs, Pfeifen, Klingeln, Glocken und anderen chinesischen Musikinstrumenten hören.

Der Dicke ließ sich krächzend auf das andere Postament nieder, schob sich richtig in Positur und fragte dann:

„Ziet zij mij, Mijnheer Turnerstick — sehen Sie mich, Herr Turnerstick?"

„Ja, natürlich! Sie sitzen ja gleich neben mir."

„Ben ik even zoo hoe een god — sehe ich ebenso aus wie ein Gott?"

„Ganz genau so. Nur würden Sie einen noch viel göttlicheren Eindruck machen, wenn Sie den Regenschirm aufspannten."

„Dat kan ik maken. Derhalve heb ik het regenscherm en parasol ja metgenommen."

Er spannte das Familiendach auf und blickte stolz umher. Dabei gab er sich die größte Mühe, die Stellung Turnersticks nachzuahmen, brachte aber die kurzen, dicken Beinchen nur mit großer Anstrengung übereinander.

Nun war die Musik und der Lärm so stark geworden, daß die beiden darauf achten mußten.

„Wat is dat voor een fluitenspel?" fragte der Mijnheer.

„Für ein Flötenspiel? Hm! Es wird irgend ein Aufzug sein, die Feuerwehr vielleicht, oder die Kommunalgarde, die Bürgerschützen, welche Vogelschießen haben," antwortete Turnerstick sehr unbesorgt.

„Vogelschießen? In China?"

„Ja? Warum denn nicht? Sie scheinen vorüber zu ziehen. Schade darum! Wie hübsch wäre es, wenn einer hereinkäme und wir könnten sehen, ob er uns für Götter hält! Sie bringen einen Tusch. Jedenfalls müssen sie das vor jedem Tempel thun. Wir wollen annehmen, daß es uns zur Ehre geschieht. Nicht?"

„Ja, wij willen zoo denken."

„Horchen Sie! Jetzt ziehen sie weiter."

Draußen vor dem Thore war der erwartete Zug angelangt. Er bestand aus Bonzen mit ihren Oberpriestern, zahlreichen behördlichen Personen und einem nach Hunderten zählenden Gefolge von Civilisten. Die mit Blumen geschmückten Götter wurden auf mit Teppichen behangenen Bahren von Oberpriestern getragen. Die Musiker, welche an der Spitze marschiert waren, blieben draußen stehen, schmetterten eine tuschartige Fanfare und begannen dann ein neues Getöse, welches einen Marsch vorstellen sollte, um den Zug an sich vorüber und in den Tempel gehen zu lassen.

Da sich die Musik nicht näherte, so

hatte der unglückselige Kapitän geglaubt, daß die „Kommunalgarde" weiter ziehe.

Einer chinesischen Musikantentruppe darf man keine europäische Kammermusik zumuten. Da gibt es Gongs, Schellen, Glocken und Klingeln, auch Triangeln, Metallplatten, Musikurnen, Faßtrommeln, hölzerne Totenköpfe zur Tempelmusik, Flöten, Castagnetten, zweisaitige Geigen, drei- und vierfaitige Guitarren, kreischende Trompeten, welche weder im Kammer- noch im Kabinettstone stehen, und sonderbar geformte, mit kleinen Schellen behangene Bambusgestelle, deren einheimischer Name in das Deutsche mit „Musikgeklimper" zu übertragen ist. Jeder bearbeitet sein Instrument aus Leibeskräften, ohne Noten und ohne Takt. Von einer Harmonie ist keine Rede. Die Melodie, wenn es je eine gäbe, würde in dem allgemeinen Lärm verschwinden, denn derjenige, welcher das größte Getöse hervorbringt, gilt als der beste Musikant.

Darum war es kein Wunder, daß bei dem Heidenskandale, welchen die Musiker verübten, die Schritte des nahenden Zuges nicht zu hören waren, und daß die Spitze desselben am Eingange des Tempels erschien, während die beiden falschen Idole sich noch vollständig sicher fühlten und der Kapitän sogar noch immer den Wunsch hegte, es möge jemand kommen, mit dem er sich einen Spaß machen könne.

Indessen hatte der Tong-tschi den andern die größere Abteilung des Tempels gezeigt und war dann mit ihnen durch ein Hinterthor nach einem Hofe gegangen, um welchen die Wohnungen der Bonzen standen. Dort nahm er den Methusalem beiseite und fragte ihn:

„Wissen Ihre Gefährten alles, was am gestrigen Abende geschehen ist?"

„Ja."

„Das ist sehr unrecht. Sie hätten es ihnen nicht erzählen sollen!"

„Es ging nicht anders; sie mußten es auf alle Fälle erfahren, um sich danach richten zu können."

„So erwarte ich wenigstens, daß sie nichts verraten?"

„Das darf Ihnen keine Sorge machen. Diese Leute sind verschwiegen. Ich wünsche, daß die Ihrigen es nicht weniger sind."

„O, diese wagen nicht, ein Wort zu sagen. Und Hu-tsin werde ich nochmals auf das strengste zum Schweigen ermahnen."

„Ich war am Morgen bei ihm und er hat mir versprochen, gegen niemand ein Wort zu äußern. Man wird also die Götter bringen. Wie aber steht es mit den drei Missethätern?"

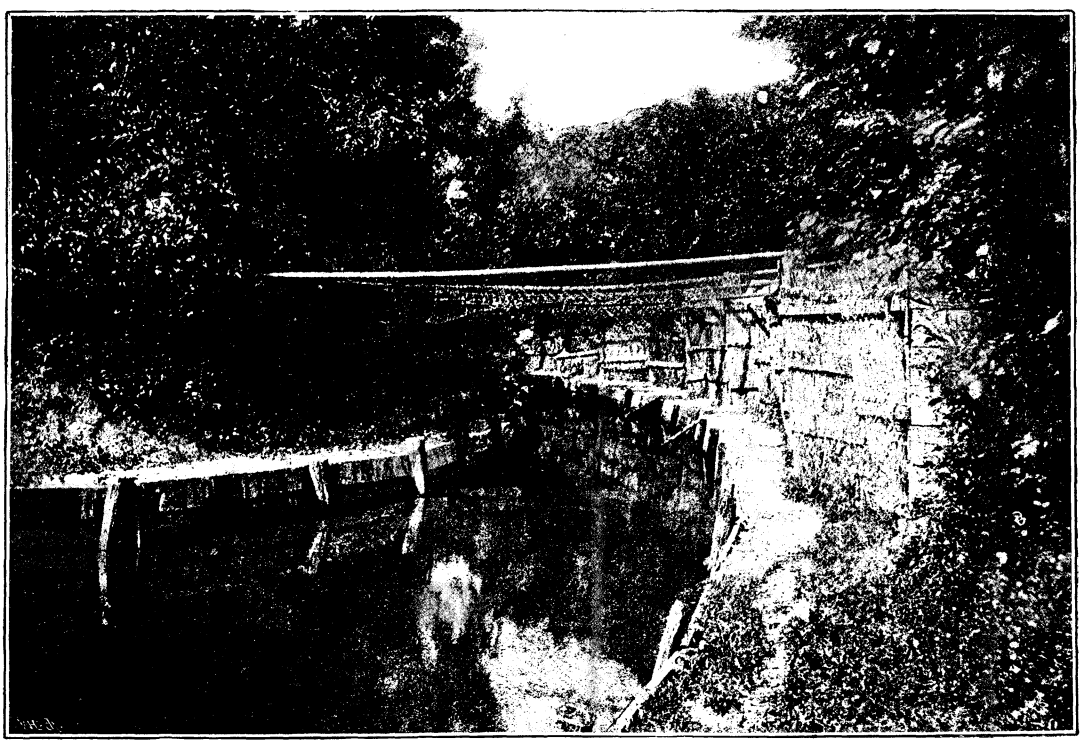
„Die sollten eigentlich mitgenommen werden, um den Triumphzug zu verherrlichen. In diesem Falle wären sie wahrscheinlich vom Publikum zerrissen worden."

„So haben Sie es verhütet?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Entenfang auf den nordfriesischen Inseln.

Zu den nordfriesischen Inseln gehören die Düneninseln Amrum und Sylt, die durch Deiche geschützten Inseln Föhr, Pellworm, Nordstrand und die dreizehn unbedeichten Halligen. Das Meer zwischen der westlichsten Inselreihe und dem schleswigschen Festlande heißt das Schleswigsche Wattenmeer, wovon unsere jungen Freunde an dieser Stelle ja auch schon gehört haben. Zweimal des Tages werden die Watten, d. s. graue Sand- und Thonmassen, überflutet, zweimal zieht sich das Wasser zurück in die tieferen Wasserläufe und in die unruhige Nordsee, welche im Westen der Insel brandet und braust. Mit seinen Inseltrümmern und seinen träge dahinziehenden Wellen grauschmutzigen Inhalts scheint es traurig, trübe und düster zu sein, da es von Zerstörung und Untergang redet. Doch es scheint nur so. Von zappelnden Fischlein und Krebsen ist es belebt, denen der Mensch nachstellt und die außerdem nebenzahlreichen Muscheln die Nahrung abgeben für Tausende von Seevögeln. Zahllose Möwen, Seeschwalben, Strandläufer, Regenpfeifer und Austernfischer ꝛc. nisten an seinen Ufern und erhalten in und auf ihnen Kost und Pflege für sich und ihre Brut. Anders ist es mit den wilden Entenarten, welche es nur zeitweise und überaus zahlreich bevölkern, ohne in der Umgebung desselben zu nisten. Wenn die Badegäste von Föhr, Sylt und Amrum allmählich fortziehen, treffen sie ein und sind uns will-



Der Entenfang auf den nordfriesischen Inseln. Ansicht einer Pfeife.

kommene Gäste. — Ihre Heimat und ihre Brutstätte haben sie im nördlichen Europa, Asien und Amerika. Sobald die Jungen aber flügge werden, eilen die Entenscharen in südlichere Gegenden. Sie halten sich dann an den deutschen und holländischen Nordseeküsten so lange auf, als das Wasser eisfrei ist, oft bis gegen Weihnachten. Zur Ebbezeit suchen sie ihre Nahrung in den Prielen und Strömen der Wattenwelt, wo sie reichbesetzte Tafel finden. Je länger sie sich aufhalten, desto fetter und wohlschmeckender werden sie und liefern eine gesunde Speise, weshalb man früh darauf bedacht war, ihrer habhaft zu werden. Folgende vier Arten sind häufigst vertreten: die Kriekente (Anas crecca), die Pfeifente (Anas Penelope), die Stockente (Anas boschas) und die Spießente (Anas acuta). Löffelenten (Anas clypeata) sind wie Samt- und Quäkente selten. Die kleinste dieser Entenarten ist die Kriekente, die größte die Spießente, welche bei uns Grauvogel genannt wird. Die rotfüßige Stockente, die Stammmutter unserer Hausente, kommt dieser fast an Größe gleich; zwischen ihr und der Kriekente in der Mitte steht die Pfeifente. „Allen Enten kommt große Schärfe der Sinne zu; am ausgebildetsten ist ihr Geruch, daher sie sich schon aus dem Wasser erheben, ehe sie den Jäger oder das Raubtier sehen oder hören. Sie sind ebenso vorzügliche Flieger als Schwimmer, und geben jederzeit ein interessantes Bild. Ein lautpfeifender Flügelschlag verrät in der Dämmerung ihre Züge, die oft dicht über dem Haupte des Wanderers dahinrauschen; aber ungleich gewaltiger tönt noch das Brausen der aufs Wasser niederfahrenden oder erschreckt aus demselben sich erhebenden Vögel," sagt Dr. H. Masius von ihnen.

Dem sicheren Geschoß des Jägers fallen trotz der scharfausgebildeten Sinne der schnellen Enten manche zur Beute, die aber verschwindend klein ist der Anzahl von Tieren gegenüber, die alljährlich in den sogenannten Vogelkojen der Nordseeinseln und -Küsten gefangen werden.

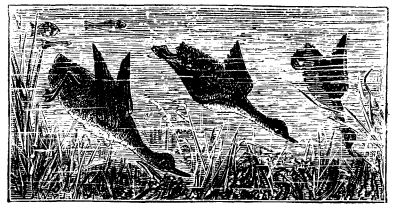
Die praktischen Holländer haben den Gedanken zuerst zur That werden lassen, diese Vögel in besonderen Anstalten, welche man „Kojen", „Vogelkojen", nennt, massenhaft zu fangen. Nach ihrer Anleitung wurden ähnliche Anstalten in Ostfriesland, in Oldenburg, im nördlichen Frankreich, an der Ostküste Englands, in Norfolk und Lincoln eingerichtet. Von Holland her haben auch die Föhringer das Muster für eine Vogelkoje geholt, als sie im Jahre 1730 dort die erste und 1746 und 1790 zwei weitere Fanganstalten anlegten. Gegenwärtig zählt man hier sechs Kojen; auf Sylt sind drei, resp. 1767, 1874 und

Ente, aus dem Ei sich schälend.

1880, auf Amrum zwei entstanden. In diesen elf Kojen beginnt Mitte August j. J. der Entenfang auf den nordfriesischen Inseln, und dauert, wie schon gesagt ist, bis zum Eintritt des Frostwetters. Die Einrichtung ist bei allen diesen Anstalten fast gleich, aber sehr sinnreich, der darin betriebene Fang höchst interessant.

Zunächst sollen hier daher die Anlage und die Einrichtung einer Vogelkoje und dann das Fangen der Enten mittels derselben beschrieben werden.

In der Mitte einer drei bis fünf Hektar großen Landfläche wird ein etwa 60 bis 80 Ar großer, meistens quadratförmiger, selten sechseckiger Teich so tief ausgegraben, daß er auch in trockenen Sommern reichlich frisches Wasser hält. Ein ziemlich hoher Erdwall ist an den Seiten des Teiches aufgeworfen, doch so, daß auf den vier Ecken (selten sechs) eine Oeffnung bleibt für die Einmündung von Kanälen, die man Pipen oder Pfeifen nennt. Dieselben sind jede etwa 20 m lang und verlaufen bogenförmig. Am Teiche, also an der Mündung, haben sie eine Breite von 3 bis 4 m, dagegen da, wo sie allmählich seichter werdend, auf dem Trockenen enden, nur eine solche von



Enten, nach Nahrung tauchend.

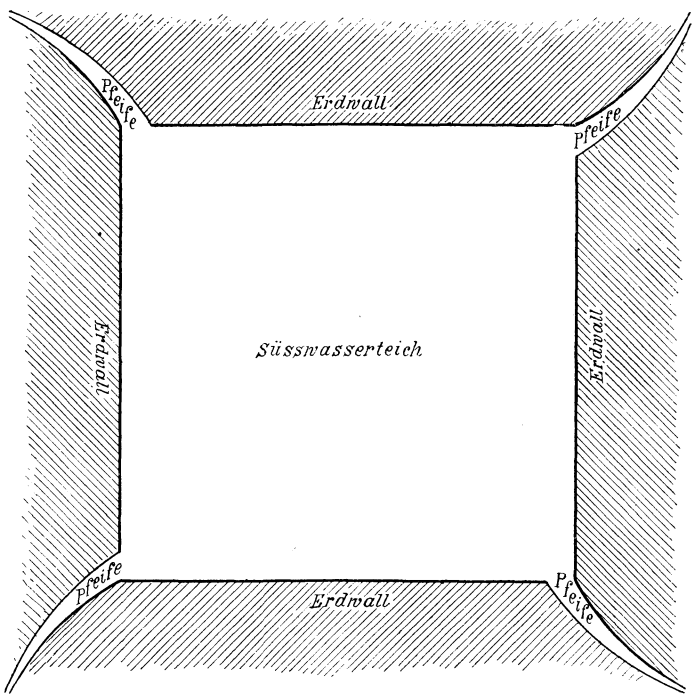
½ m. Die Pfeifen, als Flüsse, die in den Teich münden, aufgefaßt, haben auf der rechten Seite einen Erdwall und sind ihrer ganzen Länge nach mittels brettener Planken eingefaßt, die über das Ufer etwas hervorstehen und außerdem von aufrechtstehenden Balken überragt werden, deren Spitzen durch quer über den Kanal gehende Balken verbunden sind, wie auf unserer direkt nach der Natur aufgenommenen Abbildung zu sehen. Diese Querstäbe sind mit einem Netz überspannt, welches den Kanal nach oben hin bis zu seinem Ende vollständig abschließt. Wo dieses Ende aufs Trockene führt, befestigt man einen Netzsack oder eine Reuse, von der aus es keinen freien Ausweg mehr gibt. Die ganze Umgebung dieses Teiches ist mit sehr dichtem, und nach den Nordseewinden ziemlich hohem Gebüsch bewachsen, das aus Erlen, Weiden, Pappeln, Eschen, Flieder bäumen ꝛc. besteht. So wird es möglich, daß vom Teiche aus nichts von dem wahrgenommen werden kann, was um ihn her vorgeht; die vielen Bäume haben außerdem den Zweck, der ganzen Anlage den Charakter größtmöglichster Ungestörtheit zu geben. Daß die Pfeifen, welche im friedlichstillen Gebüsch aufhören, für den eigentlichen Fang die wesentlichsten Teile der ganzen Anlage ausmachen, braucht nach diesem wohl kaum gesagt zu werden. An der Mündung einer dieser Pfeifen im Gebüsch finden sich zwei kleine Häuschen; eines derselben ist zur Zähmung der für den Fang unentbehrlichen Lockenten, das andere für den sogenannten „Kojenmann," welcher bei einer solchen Koje angestellt ist und alle dort vorfallenden Geschäfte kennt und besorgt und zur Aufbewahrung von Netzen und der nötigen Gerste für die Enten bestimmt. Die Lockenten sind für das Geschäft des Fangens sehr bedeutsam und die Zähmung derselben ist eine Hauptaufgabe des Kojenmannes. In den letzten Wochen der Fangzeit läßt man nämlich eine Anzahl von etwa 100 der gefangenen Enten am Leben bleiben, damit diese für das nächste Jahr zum Fange abgerichtet und gezähmt werden können. Sie gewöhnen sich, in jenes Häuschen eingesperrt, schnell an ihren Wohlthäter, den Kojenmann, der sie täglich reichlich mit Gerste füttert, sie lockt und sie mit beschnittenen Flügeln in ein mit Netzen überspanntes Bassin führt, da dieselben in den ersten Monaten ihre Wildheit nicht ablegen. Im Juni oder Juli des nächsten Jahres sind sie soweit gezähmt, daß sie auf den Teich geführt werden können, ohne der Gefahr, das Weite zu suchen, ausgesetzt zu sein. Der Kojenmann schont in diesen Tagen den Inhalt seines Gerstensackes nicht; gar fleißig streut er ihnen

Gerstenkörner, wodurch die Tiere so an ihn gewöhnt werden, daß sie sofort heranschwimmen, wenn er sich irgendwo zeigt oder wenn er seine Gerste streut, was gewöhnlich in der Nähe der Pfeifenöffnung geschieht.

Mittlerweile rückt die Zeit, in der die Gerstenkörner reiche Zinsen tragen, die Lockenten sich dankbar erweisen sollen, heran. Die Fangzeit ist da.

Die wilden Enten erscheinen an unsern Küsten und lassen sich, angelockt von der friedlichen und behaglich geschützten Lage eines Süßwasserteiches und dem traulichen Geschnatter der Lockenten auf den Teich zu ihren gezähmten Verwandten nieder, oder aber einige dieser gezähmten haben sich, einen Besuch auf den Watten machend, zu ihnen gesellt und bringen nun bei ihrer Rückkehr in die Koje die „neuen Gesellen" mit.

Wenn sich so der Teich in der Koje plötzlich bevölkert hat, kann auch der Fang beginnen. Aus seinem Versteck beobachtete der Kojenmann schon lange das lustige Treiben auf dem See. Er eilt nun schnell leisen Schrittes zu demjenigen Kanal, über welchem der Wind dem Teiche zuweht, denn die Vögel lieben es, gegen den Wind zu schwimmen — und so ist es erklärlich, daß die gegen den Wind gerichteten Pfeifen (d. h. vom Teiche aus) gewöhnlich am besten fangen. Damit aber die mit sehr scharfen Geruchsnerven versehenen Vögel seine Anwesenheit nicht wittern, hält er bei seinem Rundgange, den er macht, um auch die anderen Pfeifen von Zeit zu Zeit zu probieren, ein mit glimmenden Torfbrocken gefülltes Becken in der Hand. Schnatternd und gründelnd treiben die Wildenten von den zahmen angeführt, der Kanalöffnung zu. Sind nun einige derselben in die Pfeifen hineingelockt, so tritt der Mann plötzlich an dieselben heran, ohne daß er vom Teiche aus bemerkt werden kann. An der nicht mit einem Wall versehenen linken Seite der Pfeife sind nämlich zu seiner Deckung acht bis zehn Schirme aus mit Schilf bedecktem Holzwerk, etwa 2 m hoch, parallel und senkrecht so aufgestellt, daß sie mit der Pfeife spitze Winkel bilden; sie sind damit den Seitendeckungen auf der Bühne nicht unähnlich. Hinter diesen Schirmen, die etwa $^1/_2$ m voneinander stehen und in Augenhöhe mit kleinen Oeffnungen versehen sind, weilt der Kojenmann, jede Bewegung seiner Entenscharen beobachtend, und zwar zuerst hinter den der Mündung zunächst gelegenen. Der schrägen Winkelstellung dieser Deckung wegen erblicken ihn dann die Vögel erst, wenn sie schon soweit in den Kanal geschwommen sind, daß sie ihn im Rücken haben, wenn er an die Pfeife herantritt. Seinen zahmen Enten Körner hinwerfend, scheucht er die „Wilden" vor sich her, immer tiefer in die Pfeife und ins Gebüsch hinein; während die Lockenten meistens zurückbleiben, kehren die andern vor Schreck nicht um und entgehen daher ihrem Schicksale nicht mehr. In ihrem Schrecken versuchen sie aufzufliegen, aber nur, um ihre Köpfe gegen das über den Kanal gespannte Netz zu stoßen; immer größer wird die Verwirrung unter ihnen, immer weiter treibt sie der Kojenmann, bis sie zuletzt aus dem Kanal in den angehängten Netzsack gelangen und nicht weiter können. Mit der einen Hand die Reuse verschließend, löst der Kojenmann sie mit der andern vom Kanal ab und versucht nun, seiner Beute Herr zu werden. Er langt die Gefangenen Stück für Stück hervor und dreht ihnen den Hals um. Dies Geschäft vollzieht er geräuschlos und schnell, ohne daß es vom Teiche aus wahrgenommen werden kann. Er faßt dabei den Kopf und Schnabel der Ente mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, schwingt dann den Körper des Tieres über die Hand herum, und dreht, um sich zu überzeugen, daß der Griff gelang, noch den Kopf desselben um. So werden oft 10, 20, 50, 100 auch wohl 150 Vögel auf einmal gefangen, während am Teiche die Lockenten neue Opfer in die Pfeifen führen, an denen nach kurzer Frist der unerbittliche Kojenmann dieselbe Kunst von neuem übt. Ein guter Fangtag lieferte früher auf Sylt etwa 600 bis 800 Enten, gegenwärtig selten mehr als 100 bis 150 Stück. Im Jahre 1841 fing man dort in einer Koje 25244 gegen 6260 im Jahre 1887, während die andern beiden Sylter Kojen 7000 Stück lieferten. Auf Föhr ergab 1841 eine einzige Koje allein 52334 Enten, wogegen 1887 daselbst in allen sechs Anstalten 33000 Stück gefangen worden sind. Die Amrumer erbeuteten in dem ebengenannten Jahre etwa 10000 Stück, so daß der Gesamtertrag auf den nordfriesischen Inseln sich auf etwa $56^1/_4$ Tausend Enten bezifferte. Wenn demnach die Beute im Jahre 1887 in 11 Kojen kaum den Ertrag einer einzigen Fanganstalt in einem früheren guten Fangjahre übersteigt, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß von Jahr zu Jahr weniger Enten die Watten bevölkern: es kommt jetzt nur der Ertrag zahlreicheren Bewohnern der Westseeinseln zu gute. Freilich erfordern Einrichtung, Unterhaltung der Fanganstalten nicht geringe Kosten, immerhin aber ist der Entenfang eine schätzbare Einnahmequelle für die Insulaner, da die Tiere je nach Güte und Größe mit 50, 60, 80 und 90 Pfennig das Stück bezahlt werden. Seitdem die Inseln bessere Postverbindung mit dem großen deutschen Vaterlande haben, wird ein bedeutender Teil der gefangenen Enten, roh oder eingemacht, nach auswärts versandt. Wir dürfen somit hoffen, daß manche Leser des „G. K." bereits die gebratenen Vögel gerne verzehrten, über deren Fang wir berichteten. — Sollten viele derselben bisher leer ausgegangen sein, so bringt vielleicht die diesjährige Fangzeit den er-



Der Entenfang an den nordfriesischen Inseln. Grundriß des Teiches und der Pfeifen.

wünschten Entenbraten. Schon im März kehrten die mit dem Frostwetter von hier verschwindenden Entenzüge, von Süden kommend, an unsere Küsten wieder zurück. Ihre Reihen sind wie immer erheblich gelichtet. Jäger und Kojenmänner räumten unter ihnen auf. Sie eilen schneller, weniger familiär zusammenlebend, und ohne daß ihnen nachgestellt wird, in ihre nordische Heimat, um gegen den nächsten Herbst hin, nach erledigtem Brutgeschäfte, mit neuem Nachwuchs unsere Küsten und Watten zu bevölkern.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 14. Karenen mit Trutzwaffen.

Ginivra.

Solltest du später einmal, lieber Leser, in die alte italienische Stadt Modena kommen, so versäume es ja nicht, am Reggio-Thore vor dem Palast des alten Geschlechtes der Orsini ein wenig anzuhalten. Die jenes Gebäude einschließenden Gärten mit Terrassen über Terrassen, Fontänen, schneeweißen Marmorstatuen und dunklen Cypressen werden lange deinen Blick fesseln! Der Palast selbst ist äußerlich wie innerlich zerfallen, doch lassen die verzierten Marmorsäulen auf seine einstige Schönheit schließen. Wende dich also nicht ab, sondern thue einen Blick hinein; es wird dir von dem Wächter oder Custode nicht gewehrt werden. Gleich vorn in der Halle fällt dein Blick auf ein Bild, welches jedenfalls der geschickte Pinsel irgend eines großen Malers auf die Leinwand gezaubert hat. Es stellt eine Dame von holder Jugendlichkeit dar. Sie sitzt etwas vorgebeugt, hebt bedeutsam einen schlanken Finger auf und ihre schmollenden, halboffenen Lippen, sowie der ganze Ausdruck ihres edlen Gesichtes scheinen sagen zu wollen: „Nimm dich in acht!" — Ihr Kleid besteht aus Blumenstickerei in Gold und ist von oben bis unten durch Spangen aus gleichem Metall zusammengehalten, auf denen je ein glänzender Smaragd blitzt. Auf dem Scheitel glänzt über einer Flut dunkler Locken eine kleine Krone von schneeweißen Perlen, welche einen ungeheuren Wert repräsentieren. Ich war selbst einstmals in dem alten Palast und staunte jenes Bild an, auf dem mir die Dame noch heute liebreizend, schalkhaft und voll Freundlichkeit, in dem Ausflusse eines unschuldigen Herzens, wie ein Märchen aus holden Tagen und wie eine Melodie aus der Kinderzeit, vor der Seele steht, obwohl Jahrzehnte seitdem verflossen sind. Dieses Bild hängt über einem eichenen Koffer, einem sehr alten halb zerfallenen Stück Hausrat, das die Würmer fast zu Moder zerfressen haben. Bild und Truhe gehören zusammen und beide erzählen eine lange, traurige Geschichte. Hört sie zur Warnung und Nachachtung an!

Ginivra di Orsini, welche jenes schöne, alte Bild im Brautschmuck darstellt, war seit frühester Jugend die Freude und der Stolz eines der einflußreichsten Herren aus den Patriziergeschlechtern Modenas, des Grafen Giacomo di Orsini. Da ihre Mutter, eine edle Dame aus altem Geschlechte, bereits starb, als Ginivra noch in den ersten Windeln lag, sah ihr Vater sie als das kostbarste Pfand an, welches ihm von der Toten verblieben war. Ginivra war sein ganzes Leben, der Inhalt seines Sorgens, Denkens und Strebens! In Stille und Abgeschlossenheit wuchs sie wohlerzogen unter seinen wachsamen Augen heran, ganz Liebreiz und Schelmerei; ihre lustigen, jedoch harmlosen Streiche waren in aller Bediensteten Munde.

Umglänzt vom Zauber der Jugend und des Glückes kam aber einst doch der schwere Tag, an dem sie sich vom treuen Vaterherzen losriß und ihr Schicksal mit demjenigen Francescos, eines jungen Mannes aus hochadeliger Familie, verbinden wollte, indem sie ihm ihre Hand als Gattin für das ganze Leben reichte.

Große Beweglichkeit herrschte im Palast Orsini, den Hochzeitstag würdig auszurichten; Freude verklärte alle Gesichter! Doch beim Hochzeitsschmause fehlte, als

nach vollzogener Trauungsfeierlichkeit alle Gäste bereits harrend an der Tafel saßen, plötzlich Ginivra, die prächtig geschmückte Braut! Nirgend im Hause war sie zu finden! Zwar meinte der alte Herr gegen Francesco gewendet sorglos:

„Es ist wieder einer von ihren Schelmenstreichen!“ — und füllte den Gästen die Gläser mit edlem, altem Weine, aber seine Hand zitterte dabei. Als die suchende Dienerschaft nun nach einer Weile kopfschüttelnd und resultatlos zurückkehrte, steckte des Greises Verstörtheit auch die Gäste an, so daß sie vereinzelt fortschlichen. Eben in diesem Augenblicke erst hatte Ginivra den Sitz an Francescos Seite lachend und scherzend verlassen. Und nun, ach Herzeleid, war sie nirgend, nirgend zu finden! Die allererdenklichsten Anstrengungen, sie zu entdecken, blieben erfolglos! Da ging Francesco lebensmüde gen Venedig, welches um jene Zeit eben einen blutigen Krieg gegen die Osmanen ausfocht; er suchte und fand in der Schlacht den erwünschten Tod, Giacoma di Orsini aber lebte irrsinnig dahin! Oft konnte man den schneeweißen Alten im Palaste ruhelos treppauf, treppab umherirren sehen, als suche er etwas; aber sein Suchen blieb ebenso erfolglos! Endlich erlöste auch den alten Herrn der erbarmende Tod von seinem ruhelosen Dasein! Der Palast blieb nun eine geraume Zeit still und erblos leer stehen; dann kamen Fremde hinein, die aus der Verbannung zurückkehrten.

Volle 50 Jahre waren seit jenem schreckensvollen Hochzeitsfeste vergangen und die alte Geschichte fast vergessen!

An einem freien Tage, welcher der Besichtigung all des alten ererbten Gerümpels gewidmet war, bemerkte die junge Frau des zeitweiligen Besitzers des Palastes auch die alte, wurmstichige Kiste in einer Nische der Galerie und fragte: „Warum zieht man die alte Truhe nicht aus ihrem Versteck hervor?“

Es war so leicht gethan, wie es gesagt war, aber auf dem Wege zerbarst das altersschwache Gerät und fiel nieder, und o Schrecken, siehe da lag — ein Skelett, hier und dort auch eine Perle, ein Edelstein, eine goldene Spange, ein Streifen Gold! Alles war vom Zahn der Zeit halb zerstört, außer einem Trauring und einem schmalen Siegelring an den Handknochen des Skeletts, einem Geschenk der Mutter der Toten, auf der beider Name stand „Ginivra“. — Hier also hatte sie ein schauriges Grab gefunden! In dieser Kiste hatte sie sich im Scherze versteckt; aber eine Feder, welche einschnappte, zwang sie mit dem schweren Deckel der Truhe für immer nieder!

Daraus folgt, daß man selbst beim harmlosen Spiel die Vorsicht und Ueberlegung nie außer acht lassen soll — wie leicht kann man sich und anderen einen Schaden zufügen.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah.

(Schluß.)

Die Karenen haben eigentümliche Bezeichnungen für Entfernungen und Tageszeiten. Die Bergkarenen messen die zurückzulegenden Wege nach Deins und nach Schauts. Dein bedeutet in ihrer Sprache „niedersitzen“, und sie bezeichnen damit die Entfernung von einem Niedersitzen oder Rasten zum andern, was natürlich je nach der Schwierigkeit des Weges verschieden ist. Auf einem guten Weg kann ein Dein vier englische Meilen umfassen, auf einem schlechten nur eine einzige; ein Schaut ist ein Längenmaß von 1000 bis zu 2000 Schritten. „In der Nähe eines Orts“ ist bei den Karenen alles, was noch bis zu einer Stunde starken Gehens entfernt liegt. Als Zeitmaß genügt ihnen die Hinweisung auf den Verlauf der Sonne oder Ausdrücke wie: „die Zeit, um einen Topf Reis zu kochen“. — „Wenn man einen Bruder vom anderen unterscheiden kann“, soll bedeuten: im Zwielicht der Abend- oder Morgendämmerung. „Wenn die Kinder zu Bett gehen“, heißt: ungefähr um sieben Uhr; „wenn die jungen Männer zu Bett gehen“, bedeutet die Zeit zwischen acht bis neun Uhr; „wenn die alten Männer zu Bett gehen“, heißt: etwa um zehn Uhr abends.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 15. Eine unter den Karenen selten vorkommende Tracht.

Der vorstehenden kurzen Skizze der Reise des Obersts Sartorius fügen wir nur noch einige Worte über die Illustrationen an, welche wir seinen geschickten photographischen Aufnahmen verdanken, sowie über seine ethnologischen Wahrnehmungen. Die Karenen sind im ganzen kein häßliches, sondern eigentlich ein physisch wohlgebildetes Volk, das nur schmutzig ist und je nach seinen äußeren Verhältnissen sich unterscheidet. Ihren Typus kann man auf mehreren unserer Illustrationen leicht erkennen, namentlich auf der vorstehenden Ansicht einer Gruppe bewaffneter Karenen (Fig. 14), welche die Rassemerkmale dieser Stämme leicht wahrnehmen läßt. Am besten lernte Oberst Sartorius die Padoungs kennen, von welchen er durch Dr. Bunker mehr erfuhr, als von irgend einem anderen Stamm. Dies ist um so wichtiger, weil sie typisch sind für alle anderen roten Karenen. Als Waffen führen die Padoungs Luntenflinten, Dhas (kurze Schwerter), Messer und Speere; die Luntenflinten, welche sie teilweise aus alten europäischen Steinschloß-Musketen verfertigen, werden von dem Wangenanschlag aus abgefeuert und nicht an der Schulter angeschlagen. Wenn ein Padoung auf die Jagd geht und etwas erlegt, so wird irgend ein Teil des Vogels oder Tiers als Denkzeichen der Geschicklichkeit des Schützen an den Kolben der Luntenflinte gebunden. Die Tracht der Männer besteht in einer Art sehr kurzer Beinkleider, einer ärmellosen Jacke, einem Hemd und einigen Ellen sehr schmutziger Leinwand, welche sie drei- bis viermal turbanartig um den Kopf wickeln. Die Stutzer tragen metallene Ohrringe und

bei allen ist das Ohrläppchen durchbohrt; ein rotgestreiftes Stück Baumwollenzeug wird wie eine Wolldecke getragen. Bei den Wohlhabenderen findet man immer Hemd, Aermeljacke und Sandalen.

Die Weiber tragen die außerordentlichsten Messingzieraten um den Hals und die Beine und infolge davon sind ihre Hälse sehr in die Länge gezogen und die Muskeln dieses Teils sehr geschwächt. Wenn sie sich zum Christentum bekehren, legen sie diese Zieraten ab und brauchen dann sechs bis zwölf Monate, bevor sie ihren Kopf bequem aufrecht tragen können. Die Zieraten sind aus solidem viertelzölligem Messingdraht spiralförmig um Bein und Hals gewickelt. Der Halsring wiegt etwa 7 Pfund, der an jedem Bein 3½ Pfund, so daß diese armen Geschöpfe am Hals und an den Beinen ein Gewicht von 14 Pfund soliden Messingdrahts tragen müssen. Ihre Tracht besteht in einem baumwollenen Hemd mit roten Streifen, welches mit weißen Namen, Glasperlen, Hemdknöpfchen besetzt und mit Mustern in rotem Garn ausgenäht, hinten und vorn in Gestalt eines Y ausgeschnitten und so lang ist, daß es über die Hüften herunterreicht. Unter diesem tragen sie einen kurzen Unterrock von Baumwollzeug, welcher ganz unten gewöhnlich mit einem blauen Bande eingefaßt und weiter oben mit einem roten Bande besetzt ist.

Hinsichtlich ihrer religiösen und halbreligiösen Gebräuche ist eigentlich noch wenig Genaues bekannt. Wie sie ihre Toten bestatten, veranschaulicht eine unserer Illustrationen, einen Leichenzug darstellend; der Sarg, meist aus einem Einbaum oder gespaltenem, ausgehöhlten Baumstamm bestehend, steht auf einer Art Sänfte oder Tragbahre und wird auf den Schultern von Dienern und Sklaven zu Grabe getragen. Ueber den Kasten der Tragbahre her ist ein langes Stück Tuch gebreitet, an dessen vorderem Ende die nächsten Verwandten und Leidtragenden anfassen, wenn sie den Toten zu Grabe geleiten.

Während die Religion der Karenen nur eine Reihenfolge von abergläubischen Vorstellungen von Geistern und von Ceremonien gegen dieselben ist, so haben sie doch unter sich noch eine Ueberlieferung von einem allerhöchsten Wesen, das ihnen seine in ein Buch eingeschriebenen Gesetze gegeben; dieses Buch ist der Sage nach verloren gegangen und darob jene oberste Gottheit ihnen böse geworden und hat sich von ihnen zurückgezogen, aber ihnen gleichzeitig die Verheißung hinterlassen, daß dereinst ein weißer Mann kommen und ihnen das Buch zurückbringen werde. Dies führte zu einer merkwürdigen Begebenheit: vor einigen Jahren verlor ein durchreisender Engländer durch einen Zufall sein Gebetbuch oder ließ es irgendwo zurück; die Karenen fanden es, hüllten es sorgfältig ein, setzten es auf einen Altar und brachten ihm regelmäßige Opfer dar.

Die abergläubischen Vorstellungen unter den Padoungs sind ebenso zahlreich wie merkwürdig. Sie glauben aufrichtig und unerschütterlich an das Dasein von Hexen und erschlagen als logische Folge davon manchmal ganze Familien während der Regenzeit. Warum sie lieber die Regenzeit anstatt einer anderen zu diesem Zweck wählen, konnte nicht ermittelt werden; wahrscheinlich aber geschieht es, weil sie zu jener Jahreszeit weniger zu thun haben, als zu einer andern. In der Regenzeit herrschen auch Krankheiten mehr vor und die Leute sind erwartungsvoller und besorgter wegen ihren Ernten. Fluch oder Verfluchungen spielen eine große Rolle unter den Karenen. Die gewöhnlichste Form der Verfluchung ist ein gespannter Bogen mit aufgelegtem Pfeil, welchen man nach der Richtung der Wohnung der zu verfluchenden Person gelegt hat. Beide werden auf einem Pfosten oder Pfahl von Bambus und einer darüber gelegten Matte oder Querholz oder altem Korbe angebracht, und hinten hängt die Bezahlung des Fluchs in Gestalt eines kleinen Kürbis, eines Bündels Maiskolben oder etwas derartigem. Opfer, welche den Geistern der Wälder und Berge gebracht werden, findet man überall in Gestalt einfach gespaltener Stücke von Bambus mit einigen Blättern oder Blumen oder kleine Gestelle, auf welchen Blätter, Blumen oder nur einige Reiskörner liegen. Die Opfer, welche den Manen der Toten gebracht werden, sind weit reichlicher und die Gelegenheiten, bei welchen sie in festgesetzten Zeiträumen dargebracht werden, erstrecken sich oft über einen Zeitraum von Jahren. Alle diese Opfer, Votivgeschenke und halbheilige Verrichtungen werden dem Reisenden oft sehr lästig, denn sie bringen dann Tage mit sich, an denen sich die Karenen alles Kaufens und Verkaufens enthalten und gar keine Geschäfte machen wollen; sie unterscheiden dabei im Verkauf der Nahrung für Menschen und für Vieh, und an gewissen Tagen muß der Mensch fasten und an anderen das Vieh sein Futter entbehren. Einmal raffte ein Sipoy von Oberst Sartorius' Mannschaft beim Sammeln von Leseholz zum Feueranmachen aus Versehen ein paar Stecken von einem Zaune auf, welcher vordem einen Begräbnisplatz umgeben hatte und störte dadurch in der Meinung der Eingeborenen die Ruhe der abgeschiedenen Geister, was eine große Aufregung im Dorfe verursachte. Bei einer anderen Gelegenheit erhob ein Karene ein großes Geschrei, als er einen Palankinträger einen Pfosten wegschleppen sah, an dessen Ende eine kleine sehr roh geschnitzte Figur angebracht war. Der aufgeregte Bauer schrie, fluchte, jammerte und klatschte herumtanzend in die Hände und war wie von Sinnen, ehe man eine Erklärung aus ihm herausbringen konnte. Dann gab er in Worten, welche vor Entsetzen und Entrüstung beinahe ohne Zusammenhang waren, an, jener Pfosten sei derjenige, worauf sein eigener besonderer Nat sitze, und es werde ihm nun unerhörtes Unheil begegnen, wenn der Nat zurückkomme und keine Stelle mehr finde, auf welche er sich setzen könne. Die Karenenweiber wollen sich weder photographieren noch zeichnen lassen, weil sie glauben, der Besitzer des Bildnisses habe dann schon durch diesen Umstand allein eine besondere Macht über sie.

Viele von den Karenen haben sehr regelmäßige und nicht unangenehme Gesichtszüge, wie der Junge auf einem unserer Bilder, und verleugnen jede Aehnlichkeit mit den Nachbarvölkern von mongolischem Stamme, mit denen sie nichts gemein haben, als manchmal die Kleidung, denn wenn der karenische Dacoit von einem Raubzuge zurückkommt, so beeilt er sich, die erbeuteten Kleidungsstücke anzulegen und damit zu prunken, und gerade diese Kleidungsstücke, mit denen sie sich oft seltsam genug herausputzen, verlocken die Karenen, welchen andere als hausgemachte Stoffe kaum zugänglich sind, am meisten zu ihren Raubzügen.

Ihre häuslichen Bräuche sind einfach bei aller Eigentümlichkeit. Wenn unter den Karenen ein Kind das Licht der Welt erblickt, versucht man gewöhnlich eine Art Prophezeihung wegen seiner Zukunft, ist aber nicht im stande, ihm ein Horoskop zu stellen, wie es unter andern, so ziemlich auf derselben Stufe der Civilisation stehenden Völkern üblich ist. Die Heirat besteht in einer einfachen Ceremonie. Wenn

ein Jüngling ein junges Mädchen kennt und Gefallen an ihr findet, so bietet er ihr einen Ring oder irgend ein anderes Geschenk an. Nimmt sie dies an, so zeigt sie dadurch ihre Geneigtheit, seine Huldigungen anzunehmen. Sind die beiden zu dem Entschluß gekommen, ihre Geschicke zusammenzuwerfen, so zieht der junge Mann seine Eltern ins Vertrauen und diese wenden sich an einen Mittelsmann, welcher zu den Eltern des Mädchens geht, und sich nach ihrem Preise erkundigt, der zwischen zehn und zwanzig Rupien schwankt, denn letztere Summe ist die größte, welche ein Schwiegervater aus den Eltern seines Schwiegersohnes herauspressen zu können hoffen darf. Bevor dann der Handel richtig gemacht wird, wendet man sich noch an den Wahrsager, welcher vermöge seiner geheimen Kunst sagen soll, ob das junge Paar zu einander paßt und ob ihr Los ein glückliches sein wird. Er liest seinen Wahrspruch gewöhnlich aus den Eingeweiden eines Schweines, welches der Vater des angehenden Bräutigams ihm liefern muß. Lautet dann das Orakel günstig, so bereiten die Eltern des Bräutigams ein großes Fest, bestehend in mehreren geschlachteten Schweinen oder Hunden und fetten Ochsen, und an diesem Schmause nimmt das ganze Dorf teil. Dann wird der Kaufpreis bezahlt und die Braut von den Freunden des Bräutigams aus ihrem Elternhause abgeholt und ihrem künftigen Gatten zugeführt, wofür sie dann von diesem reich beschenkt werden.

Arme Karenen, und derer gibt es ja sehr viele, welche kaum die schmutzigen Kleider auf ihrem Leibe besitzen, wie der Bettler in unserer Figur 16, können sich natürlich kein Weib kaufen, sondern müssen sich eines stehlen. Dies geschieht dann gewöhnlich mit List oder Gewalt in einem anderen Dorfe, und eine derartige erfolgreiche Entführung eines Mädchens wird als eine kleine Heldenthat betrachtet. Die Eltern der Geraubten können dem Räuber nichts anhaben und die Ehe ist gültig, wenn das Mädchen einwilligt, mit diesem Mann zu leben. Verweigert sie dies, so muß er sie gehen lassen, verträgt sie sich nicht mit ihm, so kann sie ihm davonlaufen, denn die Scheidung ist beiden Teilen leicht gemacht.

Wenn ein Karene stirbt, so versammeln sich seine Verwandten sogleich um die Leiche und erheben mehrere Stunden lang eine laute Totenklage. Jeder von seinen Freunden und Bekannten tritt der Reihe nach an die Leiche und ruft ihr laut zu, wieder aus dem Geisterreiche zurückzukehren. Dann bereiten einige der jungen Männer den Sarg, indem sie einen acht Fuß langen Klotz eines Baumstammes zu einem sogen. Totenbaum aushöhlen, wie er unter unseren allemanischen Voreltern üblich war. Oben an der Kopfseite wird im Deckel eine möglichst kleine Oeffnung gelassen und der Tote auf die Seite gerichtet, in den Totenbaum gelegt. Dieser Sarg hat an jedem Ende einen Flügel und ist auf vier Füße gesetzt; der Schlitz am Kopfe wird mit einer Bambusmatte oder mit einem Brett bedeckt. Im Sarge bringt man alle möglichen Gegenstände unter, welche dem Toten in einer anderen Welt von Nutzen sein können, wie Gewehre, Speere, Mützen u. dergl. m. Um das Grab herum, in welches der Sarg versenkt wird, baut man kleine Hütten und stellt in diesen Nahrungsmittel für den Toten auf. Manchmal wird auch ein leichterer Sarg verwendet (wie bei der Beerdigung in unserem früher gegebenen Bilde) oder ein solcher noch in einen größeren von mühevollerer Arbeit gesetzt.

Etwas von den Nutzpflanzen.

Es werden in der Welt nach genauen Berechnungen der Botaniker ungefähr 2300 verschiedene Pflanzen gezogen, welche irgend einen Nutzen für die Menschheit haben. Von diesen werden 1140 zu medizinischen oder verwandten Zwecken benutzt, 283 liefern genießbare Früchte und Samen, 117 geben Gemüse, 104 besitzen eßbare Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, 40 gehören zu den Getreidearten, 21 geben Sago, ungefähr ebensoviele liefern Zucker und Honig, 30 fette Oele. Es dienen also 600 wirkliche Pflanzenarten — die bloßen Abarten werden hierbei nicht gerechnet — zur Nahrung. Acht Arten liefern Wachs, 76 Farb[illegible] 16 Natronsalze, 40 werden als Futterpflanzen gezogen und 200 werden zu [illegible] und gewerblichen Zwecken verwendet. Es werden etwa 350 giftige Pflanzen gezogen, unter denen sich 66 von narkotisierender Wirkung befinden.

Ein Held.

Vor etwa 20 Jahren brach, wahrscheinlich durch asiatische Schiffe eingeschleppt, die ansteckende Krankheit des Aussatzes mit solcher Heftigkeit auf den Inseln der Sandwichgruppe aus, daß die Regierung den harten Entschluß faßte, sämtliche Kranken von den Gesunden zu trennen. Sie verbannte die ersteren auf das einsame, unbewohnte Eiland Molokai. Der Befehl der Auswanderung erging an alle Leidenden ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Junge und Alte, Vornehme und Geringe. Es war ein trauriger Zug, ein Zug des Todes, der dieser Ausweisung folgend, der schönen Heimat Lebewohl sagte. Seit jenem schmerzvollen Tage fährt alljährlich zu bestimmten Zeiten ein Schiff mit einer derartigen Fracht nach Molokai. Wer einmal ein Mitglied dieser Kolonie geworden ist, darf nie wieder zu den Seinen zurückkehren. 2500 Kranke jedes Lebensalters und Geschlechtes sind im Laufe der Zeit nach jenem Sterbeorte gesandt worden. Die neuen Einwanderer bringen den Vorangegangenen Nahrungsmittel und Arzneien mit. Anfangs war ihre Lebensweise eine beklagenswerte. Die Verbannten verstanden es nicht, sich ihre neue Heimat einigermaßen wohnlich einzurichten und die meisten von ihnen fühlten sich so sehr unter dem Bann des nahen Todes und litten so stark an Heimweh, daß sie meinten, es sei nicht der Mühe wert, die Hand zu rühren, um sich eine bessere Lebensform zu schaffen. Um diesen traurigen Mißständen abzuhelfen, entschloß sich ein junger katholischer Priester, ein Belgier von Geburt, Pater Damien de Veuster, der als Missionar in der Hauptstadt des Königreichs Hawai wirkte, ein Genosse der Verbannten zu werden. Da er ein umsichtiger, praktischer Mann ist, so gelang es ihm gar bald, die Kolonisten zu fleißiger Arbeit anzufeuern. Er selbst ging ihnen dabei mit gutem Beispiel voran. Das Ergebnis seiner Liebesthat sind die schmucken Häuschen des Städtchens Kalawao, in dem die meisten der 700 bis 800 Ansiedler wohnen, die Kapelle, welche er eigenhändig mit einer Anzahl Aussätziger gebaut und mit Malereien geschmückt hat, sowie ein Krankenhaus und eine Schule. Von den Sandwichinseln aus darf kein Mensch die Kolonie besuchen; doch hin und wieder wagt es ein Aus-

länder, das so streng gemiedene Gebiet zu betreten. So hat vor einem Jahre ein Nordamerikaner einen Abstecher nach Molokai gemacht. In seinem kleinen Buche „The Lepers of Molokai“ schreibt er: „Pater Damien ist diesen Vereinsamten alles in allem; er hilft ihnen als Arzt für ihre Seele und für ihren Körper, als Oberhaupt, Finanzminister, Maurer, Maler, Tischler und Gärtner, — ja, wenn es nötig ist, so übernimmt er sogar die Pflichten eines Sargmachers und Totengräbers.“ Lange Zeit hindurch versah der treffliche Mann sein schweres Amt ohne Gehilfen. Seit 2 Jahren aber steht ihm ein zweiter katholischer Priester zur Seite: Bruder Josef. Dreizehn Jahre lebte Pater Damien auf Molokai, ohne von den Aussätzigen, mit denen er unausgesetzt in Berührung kam, angesteckt zu werden. 1885 jedoch entdeckte er an seinem Körper die ersten Anzeichen des tödlichen Leidens. Er weiß nun, daß seine Stunden gezählt sind, aber nichtsdestoweniger wirkt er mit dem männlichen Fleiß, wie bisher, für die Wohlfahrt seiner Gemeinde. — Eine der letzten Nummern der „Pall Mall Gazette“ enthält einen Brief, den er an einen in England lebenden Freund gerichtet hat. Derselbe ist lesenswert. Er lautet: Kalawao, Molokai, 8. Nov. 1887. Wir baden uns fleißig, doch nur im warmen Wasser, denn unser Bedarf an Arznei ist erschöpft und wir hoffen im Hinblick auf das Versprechen des neuen Gesundheitsrates bald frische Zufuhr zu erhalten. Es wäre nur sehr traurig, müßten wir darauf verzichten. Mein Uebel tritt jetzt äußerlich mehr hervor, doch der Schmerz in den Gliedern hat etwas nachgelassen. Was die Heilung dieses fürchterlichen Leidens betrifft, so überlasse ich dieselbe dem Ermessen des allmächtigen Gottes, der allein weiß, was unserer Läuterung während unserer kurzen irdischen Laufbahn gut ist. Ich fühle mich glücklich und bin mit meinem Lose zufrieden. Seit unserem Regierungswechsel ist eine Menge neuer Aussätziger angekommen, und wahrscheinlich erhalten wir noch einen Zuwachs. Ich habe 50 Knaben unter meine besondere Obhut genommen, die einen beträchtlichen Teil meiner Mußestunden in Anspruch nehmen. Bruder Josef beschäftigt sich eifrig mit dem Verbinden der wunden Stellen unserer Kranken und mit anderen ärztlichen Obliegenheiten. Unsere beiden Kirchen sind Sonntags stark besucht, und auch bei den Abend- und Morgenandachten stellen sich viele ein. Heute nachmittag betteten wir zwei aussätzige Greise in ein Grab. Mit der Versicherung meiner Hochachtung bleibe ich Ihr Damien de Veuster. — Das Leben dieses Mannes beweist uns, daß Selbstlosigkeit und Opferfreudigkeit noch auf Erden zu finden sind.

Ein Streifzug nach Ober-Burmah. Fig. 16. Tracht eines armen Karenen.

Die Käfersammlung.

Wieder einmal hat der Winter vor den Strahlen der höher und höher steigenden Sonne weichen müssen. Ihre Wärme hat Eis und Schnee hinweggeschmolzen, die gefrorene Erdkruste aufgetaut und durchwärmt. Da beginnt sich denn auch bald das große Heer der Insekten zu regen. Aus allen Schlupfwinkeln, in denen sie Schutz suchten vor der Unbill des strengen Winters, kommen sie hervor, um ihren Geschäften, die zum größten Teil im Zerstören von Pflanzen oder Vernichten anderer Tiere beruhen, nachzugehen. Die ersten umherschwärmenden sind die Wasserkäfer. Viele kleinere Arten überwintern unter Blättern, Moos u. dergl., die größten aber waren selbst im Winter unter der Eisdecke thätig. Dieselben sind nebst ihren ebenfalls im Wasser lebenden, gefräßigen Larven der Fischbrut außerordentlich schädlich und richten in Fischzüchtereien oft sehr großen Schaden an. Die beiden größten europäischen Arten, welche auch in Deutschland vorkommen, sind folgende: Der breiteste Großtauchkäfer (Dyticus latissimus).*) Derselbe ist der breiteste europäische Käfer überhaupt, unten rostfarben, oben schwarz; das Halsschild hat einen schönen, breiten, gelben Saum, die Flügeldecken neben dem Seitenrande einen gelben Streif. Die Männchen sind oben glatt, bei den Weibchen haben die Flügeldecken tiefe Längsfurchen. Eine kleinere schmälere Art ist der überall häufige Gelbrand (D. marginalis), welcher oft schon im März nachts umherschwärmt und dann nicht selten auf Wegen in kleinen Pfützen, die sich vom Regen gebildet haben, angetroffen wird. Der zweite Riese unter den Wasserkäfern, zugleich der zweitgrößte europäische Käfer, ist der pechschwarze Riesenwasserkäfer (Hydrophilus piceus). Er ist ganz einfarbig pechschwarz, mitunter grünlich schimmernd; die Bauchringe sind scharf kielförmig erhaben. Man findet ihn überall, nicht selten in größeren Tümpeln und Seen, die mit Wasserpflanzen bewachsen sind. Eine sehr ähnliche, etwas kleinere Art ist der tiefschwarze Riesenwasserkäfer (H. aterrimus), vom vorigen dadurch unterschieden, daß die kielförmige Erhöhung der Bauchringe oben nicht scharfkantig, sondern abgerundet ist.

Man fängt die Wasserkäfer mit einem kleinen Netz, welches aus einem Messingreifen, der an eine Messinghülse gelötet ist, besteht. Der Reifen wird mit einem Beutel von nicht zu grober Gaze versehen und darf, um die freie Beweglichkeit im Wasser nicht zu hindern, höchstens 20 cm im Durchmesser haben. In die Messinghülse wird ein Spazierstock gesteckt; mit diesem Netz werden sowohl die frei umher schwimmenden Käfer gefangen, als auch die Wasserpflanzen, an denen viele Arten sitzen, abgestreift. Der „G. K.“ bittet aber dringend, dabei recht vorsichtig zu verfahren und in dem Jagdeifer nicht die eigene Sicherheit zu vergessen. Die gefangenen Wasserkäfer werden am besten in

*) Die hier gebrauchten deutschen und lateinischen Bezeichnungen, sowie die Abbildungen sind dem „Handbuch für Käfersammler von Alexander Bau“, Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung, entnommen. Dasselbe enthält die genaue Beschreibung von 2619 deutschen Käfern und ist für 6 Mk. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

einem wassergefüllten Gefäß nach Hause getragen und hier in das Fangnetz gegossen, damit das Wasser abläuft und nur die Käfer darin zurückbleiben. Darauf taucht man das Netz in kochendes Wasser. Selbst die größten Käfer sterben dadurch in wenigen Sekunden, und jede Tierquälerei ist dabei ausgeschlossen. Das Wasser muß aber wohlverstanden kochend sein. Das Töten der Wasserkäfer in Spiritus ist zu verwerfen, weil die Käfer sehr viel Wasser absondern, der Spiritus dadurch bald verdünnt wird, und die Käfer dann nur schwer sterben. Man kann sie jedoch auch, wie später gesagt wird, mit Chloroform töten.

Fig. 3. Der große Punktlaufkäfer.

Nach den Wasserkäfern kommen im Frühjahr außer vielen anderen Arten auch die Laufkäfer aus ihren Verstecken hervor. Eine sehr bekannte Art ist der große Punktlaufkäfer (Carabus hortensis). Er ist oben schwärzlich, die Flügeldecken gewölbt, sehr fein gestreift, jede mit drei Reihen goldig glänzender, grubenartiger Punkte. Der Seitenrand der Flügeldecken glänzt gewöhnlich kupferrot. Man findet ihn im Frühjahr beim Umgraben des Bodens, unter Laub, Steinen und in alten modrigen Baumstumpfen. Der größte europäische Laufkäfer, welcher indessen nur im östlichen Südeuropa, sowie in den Gebirgswäldern der Krainer-, Kärntner- und Tiroler-Alpen vorkommt, ist der Riesenläufer (Procerus gigas). — Derselbe ist tiefschwarz mit grob gerunzelten und stark gekörnten Flügeldecken. Wie fast alle Laufkäfer ist er ein Nachttier und lebt vom Raube anderer Insekten, Schnecken, Regenwürmern u. dergl.

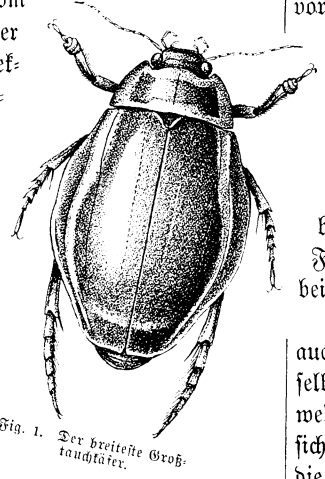


Fig. 1. Der breiteste Großtauchkäfer.

Die Laufkäfer, wie alle übrigen Käfer werden in eine weithalsige Flasche geworfen, welche mit Papierspänen angefüllt ist. Man schneidet dazu mit einer Schere schmale Streifen von Schreibpapier und kräuselt dieselben, indem man sie zwischen einer Messerklinge und dem Daumen der Hand durchzieht (aber dabei nicht in die Finger schneidet). Das Papier hat den Zweck, zu verhindern, daß sich die Käfer gegenseitig zerbeißen oder beschmutzen. An der Innenseite des Korken befestigt man mit Stecknadeln ein Bäuschchen Watte und träufelt hierauf einige Tropfen Chloroform, das man in einem kleinen, gut verschlossenen Fläschchen mitführt.

Man kann auch Schwefelkohlenstoff verwenden, derselbe ist aber höchst feuergefährlich und auch giftig, weshalb Chloroform

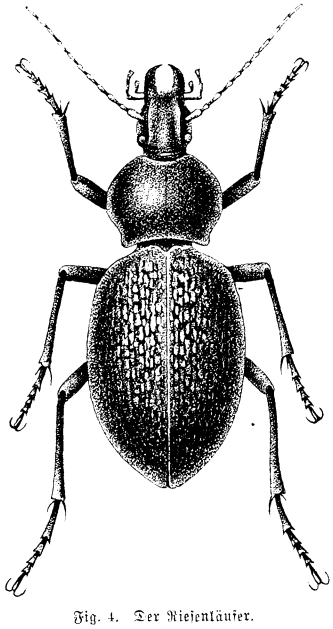


Fig. 4. Der Riesenläufer.

vorzuziehen ist. Schwefeläther und Benzin kann man in Ermanglung des Cloroforms ebenfalls verwenden, doch sterben die Käfer davon langsamer. In Spiritus sollte man keine, oder höchstens nur die dunklen, glatten und nicht behaarten Arten werfen, denn bunte Farben blassen im Spiritus aus, und bei behaarten kleben die Haare zusammen.

In den Naturalienhandlungen sind auch Cyankaliumflaschen zu haben. Dieselben enthalten ein Stück Cyankalium, welches mit Gipsbrei übergossen ist. Die sich entwickelnde Blausäure tötet die in die Flasche geworfenen Käfer sofort. Diese Cyankaliumflaschen erwähnen wir nur beiläufig, mehr der Wissenschaft wegen, denn sie sind nur gegen Giftschein zu haben, für uns daher unerreichbar und wegen des furchtbaren Giftes beim zufälligen Zerbrechen der Flasche auch in der That sehr gefährlich; auch wird das Cyankalium nach einiger Zeit unwirksam. Wir raten deshalb unseren jungen Freunden als bestes Tötungsmittel Chloroform zu verwenden, nur darf es natürlich keinem der jungen Freunde einfallen, daran zu riechen.

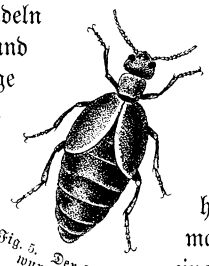


Fig. 5. Der Maiwurmkäfer.

Auf Feldwegen, an Bergabhängen und an Waldrändern wird man Ende April und im Mai einen sonderbaren Käfer kriechend finden, welcher durch seinen großen, dicken Leib auffällt. Es ist der Maiwurmkäfer (Meloë), auch Oel- oder Pflasterkäfer genannt. Die Käfer dieser Familie sind durch ihre eigentümliche Form, den dicken, großen Leib mit mit den kurzen, innen gerundeten Flügeldecken leicht kenntlich. Höchst interessant ist ihre Lebensweise. Die Weibchen legen die Eier haufenweise in der Erde ab, die auskriechenden Larven erklettern Blumen und hängen sich hier an die honigsammelnden Bienen, um sich in die Nester derselben tragen zu lassen. Hier nähren sie sich zunächst von einem Bienenei, häuten sich darauf, fressen dann den Honig in einer Bienenzelle aus und häuten sich darauf noch zweimal, bevor sie in den Puppenzustand übergehen. Die Käfer sondern beim Ergreifen derselben einen gelben Saft ab, den man im Volksglauben für ein Gegenmittel der Hundswut hält. Von den sehr interessanten Maiwurmkäfern kommen in Deutschland viele Arten vor, von denen in dem oben erwähnten „Handbuch für Käfersammler" 12 Arten beschrieben sind.

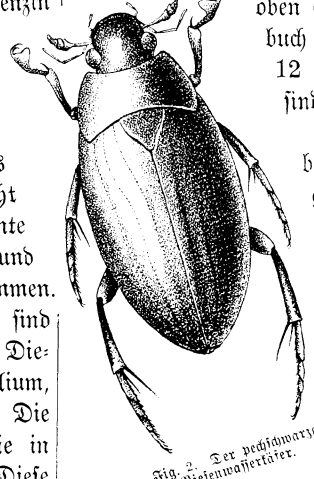


Fig. 2. Der pechschwarze Riesenwasserkäfer.

Der Sommer bringt uns ein ganzes Heer schöner Käferarten, von denen wir einige hervorragende, größere Arten unseren jungen Freunden vorführen wollen.

Der goldgrüne Raupentöter oder Puppenräuber (Calosoma sycophanta) ist ein prächtiger, unten

schwarzblauer, oben schön dunkelgrüner Käfer, dessen Flügeldecken goldgrün bis feurig goldrot glänzen. Es gewährt einen herrlichen Anblick, wenn der prachtvolle Käfer im Sonnenschein hurtig an den Baumstämmen auf- und abklettert, um nach Raupen zu suchen. Er ist ein arger Räuber, da er aber fast nur Raupen und Puppen tötet, so ist er im höchsten Grade nützlich. Man findet ihn vom Juni bis in den August.

Ein sehr interessanter Käfer ist der Pillendreher (Scarabaeus pius). — Er ist gerundet, breit und flach, mattschwarz, mit breitem, tief gezähntem Kopfschild, die Flügeldecken sind sehr seicht gestreift mit äußerst flachen Punkten. Der Käfer findet sich in Tirol und im ganzen Südeuropa; er fertigt aus Dünger runde über haselnußgroße Pillen, in welche die Weibchen die Eier ablegen und die Pillen in die Erde eingraben. Ein Verwandter dieses Käfers, der heilige Pillenkäfer (Sc. sacer), wurde von den alten Aegyptern als heilig verehrt, einbalsamiert und auf den Grabdenkmälern abgebildet. (Schluß folgt.)

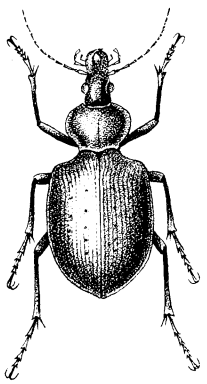


Fig. 6. Der goldgrüne Raupentöter.

Einige Experimente über Wärmeleitung.

Es ist wohl jedermann bekannt, daß die Wärme durch gewisse Körper leichter und schneller fortgepflanzt wird, als durch andere. Zu den besten Wärmeleitern gehören die Metalle, an deren Spitze das Silber steht, während die nichtmetallischen Flüssigkeiten und Gase zu den schlechten Wärmeleitern gezählt werden. Aber auch letztere leiten die Wärme nicht mit gleicher Geschwindigkeit, es leiten z. B. Steine die Wärme viel leichter als Holz u. s. w. Bindet man einen Zwirnsfaden fest um eine mit kaltem Wasser gefüllte Glasröhre, deren Oeffnungen mit kleinen Korken lose verstopft sind, so kann die Röhre sehr lange in eine Flamme gehalten werden, ehe der Faden verbrennt. Das Glas und besonders das Wasser leiten die Wärme schneller als der Zwirn, es wird daher die dem Faden durch die Flamme mitgeteilte Hitze durch Glas und durch das Wasser abgeleitet, und der Zwirn erhält nicht den zu seiner Entzündung erforderlichen Grad der Hitze.

Nicht minder interessant ist folgender Versuch. Man nehme ein Blättchen Schreibpapier, biege um dasselbe einen Rand, so daß eine kleine Pfanne entsteht, gieße in diese Pfanne etwas Wasser und halte sie über eine Kerzenflamme. Es wird nicht gar lange dauern und man wird das Wasser, ohne daß das Papier Schaden nimmt, zum Kochen gebracht haben.

Aber es läßt sich nicht nur Wasser in einem Papiergefäße kochen, bei Beachtung einiger Vorsicht läßt sich sogar Blei in Papier schmelzen. Zu diesem Zwecke umwickle man eine Bleikugel recht fest, so daß das Papier soviel wie möglich überall das Blei berührt; man wird die so umwickelte Kugel über die Flamme halten können, ohne daß das Papier verbrennt, obgleich das Papier zum Schmelzen kommt. Das Blei ist ein besserer Wärmeleiter als das Papier.

Ein belehrendes Beispiel von der leitenden Kraft der Wärme zeigt auch die Verbrennung einer kleinen Münze von Kupfer oder Silber in einer Nußschale. Man fülle die Nußschale (Wallnußschale) locker bis auf die Hälfte mit einem Pulver an, das aus 3 Teilen reinem trockenen Salpeter, 2 Teilen Schwefelblumen und 2 Teilen feinen Sägespänen besteht, lege die Münze darauf, überschütte diese mit demselben Pulver und zünde dann diese mit einer Kohle an. Es zeigt sich ein äußerst lebhaftes Verbrennen; sobald dieses beendigt ist, was weniger als eine Minute dauert, werfe man die Nußschale ins Wasser. Es wird die Münze zu einem Klumpen zusammengeschmolzen sein, ohne daß jedoch die Nußschale verbrannte.

Gelehrte Zwischenfälle.

Der berühmte Orientalist Professor Zäncker erhielt eines Tages die Kopie einer Inschrift zugesandt, die ein Verehrer von ihm in einem vergilbten mittelalterlichen Buche gefunden haben wollte. Der Einsender bat um Entzifferung der rätselhaften Inschrift und versprach, das alte wertvolle Manuskript einzuschicken, sowie er dasselbe bei einem Verwandten, bei dem es sich befand, erhalten hätte. Die Inschrift lautete: nenhi se theg eiw rosseforp rreh gat netug.

Drei Tage lang zerbrach sich der Professor den Kopf, ohne einen Sinn herauszubekommen. Da gerät sein Söhnchen, ein Quartaner, in sein Studierzimmer und findet das Blatt mit der Inschrift auf Papas Tisch. Nachdem er eine Weile die Schrift betrachtet, fragt er seinen Vater, seit wann er sich mit Rückwärtsschreiben beschäftige. — „Wie so denn?“ fragt der Professor ganz erstaunt. — „Nun,“ antwortet sein Söhnchen, „wenn man das rückwärts liest, heißt es: Guten Tag, Herr Professor, wie geht es Ihnen?“

Hierauf soll der gelehrte Professor unseren Schiller citiert haben: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

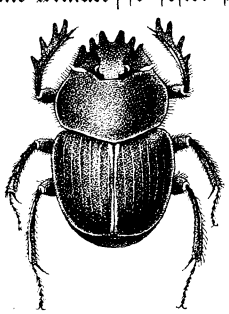


Fig. 7. Der Pillendreher.

Ein Riesenpolyp.

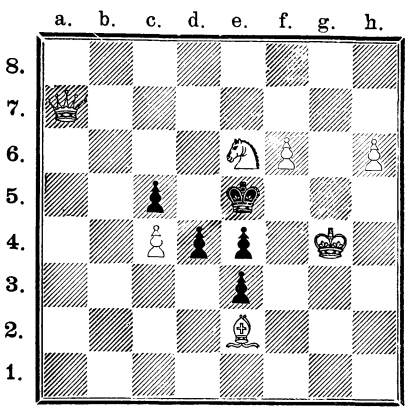
In Wellington (Neuseeland) hatte ein Taucher den Auftrag erhalten, im Hafen einige Blöcke neben den Brückenpfeilern unterm Wasser zu befestigen. Der Taucher Mac Govan ging in seinem Kautschukanzug hinunter und wurde mitten in der Arbeit von einem riesigen Polypen ergriffen, dessen Saugwarzen sich zu gleicher Zeit auf seinem Rücken und am Gebälke des Pfeilers festsetzten. Mac Govan machte zuerst verzweifelte Anstrengungen sich loszuarbeiten. Je mehr er aber kämpfte, um so fester packte ihn das Seeungeheuer an. Schließlich stellte der Taucher das Kämpfen ein und bemerkte zu seiner Befriedigung nach ein paar Minuten, daß die Beine des Polypen sich von dem Pfeiler losgelöst hatten. In diesem Augenblick gab er das Zeichen zum Heraufziehen und der Taucher wurde mit dem Ungeheuer auf dem Rücken in die Höhe gezogen. Die Extremitäten des Seetieres waren neun Fuß lang.

Gegen Mückenstiche

soll das Bestreichen der betreffenden Stelle mit gewöhnlicher Wasch- oder Toilettenseife

am besten helfen. Ich habe schreibt man dem „G. K." dieses Mittel mit Erfolg angewendet, da eine Anschwellung nicht eintritt und das Jucken nach kurzer Zeit aufhört, was nach Anwendung von Salmiakgeist nicht immer der Fall zu sein scheint. Die Seife wird etwas angefeuchtet und so dick aufgestrichen, daß der Aufstrich sichtbar ist. Sollte man von einem besonders giftigen Tier gestochen sein, dann wird der Aufstrich später noch einmal wiederholt, nachdem der erste sich verloren hat. Dieses Mittel hat außerdem den Vorzug, daß ein Stückchen Seife in der Tasche weniger belästigt als ein Fläschchen mit Salmiak, und daß man Seife leichter zur Hand hat als jenen.

Schachaufgabe Nr. 8.



(7 + 5 = 12.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 7.

1. T g 1 — d 1 — e 7 — f 6:
2. d 2 — d 4 ‡.
1. . . . . — K e 5 — f 4:
2. d 2 — d 4 ‡.
1. . . . . — K f 6:, K d 4
2. L c 1 — b 2 ‡.

Ergänzungsrätsel.

Schla — — be
Ba — — che
Do — — bel
Ta — — nus
Wart — — dan
Jo — — fen

Ergänzt man an Stelle der Striche sechs zweisilbige deutsche Flüsse, so entstehen in jeder Reihe mit den dastehenden Silben je zwei Wörter. Die Anfangsbuchstaben der Flüsse ergeben wieder einen deutschen Fluß.

Arithmogriph.

6, 2, 2, 1 ein Mädchenname,
2, 1, 4, 5 ist eine Frucht;
Auf 3, 4, 5 zu manchen Zeiten
Ihr fröhliche Gesellschaft sucht.
Von 1 bis 6 lernt jederzeit
Ihr rege, emsige Thätigkeit.

Auflösung des Gleichklangrätsels in Nr. 30.

„Faß, fas."

Fragen und Antworten.

„Hurra, Hurra und zum drittenmal Hurra! Das war ein vernünftiger Gedanke mit dem Preisrätsel," schreibt Walter N. in Neustettin. „Es kam auch zu rechter Zeit, denn mit Neid sahen wir Kameraden auf die Kränzchenschwestern, die schon seit einer Woche sitzen und sticheln, um nur rechtzeitig fertig zu werden. Wir sind nämlich drei Kameraden und zwei Kränzchenschwestern in unserer Familie, und liegen wir uns unserer Zeitung wegen oft in den Haaren, aber die Kameraden behalten doch die Oberhand.*) Unser Rätsel habe ich geraten und hoffentlich richtig, aber als Knacknuß es wieder von mir zu geben, fällt mir sehr schwer, denn ich bin nämlich, wie Du sagst, noch ein auf den Bänken der Sexta herumrutschender Kamerad, aber in acht Tagen bin ich hoffentlich Quintaner. Vielen Dank für die Freude, die Du uns Kameraden bereitet hast!" — Gratulieren zur Versetzung und grüßen bestens, auch die Kränzchenschwestern!

Ein treuer Abonnent E. F. und **Heinrich C., Hagen in W.** Bis jetzt gibt es in Deutschland keine Schulen, in denen man das Einjährigendiplom ohne fremde Sprachen erlangen könnte. Man hat bekanntlich zwei Wege, sich dasselbe zu verschaffen; entweder man besucht eine humanistische oder realistische Lehranstalt, die zur Ausstellung desselben berechtigt ist, bis zum Schluß der Untersekunda mit Erfolg (es ist militärischerseits in Aussicht genommen, Prima mit Erfolg absolviert zu haben, doch ruht diese Gesetzesvorlage noch im Schoße der betreffenden Kommissionen; bis sie Gesetzeskraft erhält, kann noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen), oder man besteht eine besondere Prüfung vor einer in jedem Staate Deutschlands zu diesem Zwecke aufgestellten Kommission. Auch bei letzterer Prüfung ist der Nachweis von Kenntnissen in zwei Sprachen (unter Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch kann man beliebig wählen) erforderlich. Ohne fremde Sprache werden bei dieser Prüfung nur solche junge Leute zugelassen, welche sich durch Leistungen in irgend einer Kunst (Bildhauer, Maler, Schauspieler u. s. w.) auszeichnen und Hoffnung für hervorragende Leistungen in der Zukunft geben. Diese, sogen. Elementarier, werden nur in den Elementarfächern geprüft, d. h., sie müssen im Aufsatz, Rechnen, Geographie und Geschichte solche Kenntnisse nachweisen, wie sie in jeder guten Volksschule erworben werden können. — Was endlich Deine Frage betrifft, ob es besser sei, mit 16 Jahren ins praktische Leben überzugehen oder sich mit 18 Jahren das Einjährigenzeugnis zu holen, so ist eine gültige Regel nicht zu geben. Wem es seine Verhältnisse gestatten, dem ist zu raten, daß er sich das Zeugnis in irgend einer Weise verschaffe, weil es verschiedene, nicht zu verkennende Vorteile bringt. Ganz abgesehen davon, daß man für gewisse Berufsarten die Befähigung zum Einjährigendienst haben muß, empfiehlt es einen jungen Mann überhaupt, wenn er zeigt, daß er den dafür erforderlichen Grad wissenschaftlicher Bildung erreicht hat. Wer eine Schule so lange besuchen kann, bis er sein Ziel erreicht, ist jedenfalls besser daran als derjenige, welcher, weil er ins praktische Leben übertritt, seine Studien mehrere Jahre unterbricht und sie erst einige Zeit vor der Prüfung bei der Komission wieder aufnimmt, wo es oft recht schwer wird, sie in den rechten Gang zu bringen. Wie manchem stehen hierzu nur die Morgen- und Abendstunden nach der Tagesarbeit zu Gebot! Und wie unangenehm ist es, wenn man durchfällt und das Examen ein paarmal machen muß! Aber auch wie kostspielig sind gewöhnlich die nötigen Privatstunden! — Im I. Jahrgang S. 382 haben wir den Arm- und Bruststärker von Largiadèr besprochen, den empfehlen wir Dir. Zu beziehen von der Firma Engler & Weber in Stuttgart.

F. Hecht in **Dresden.** Deine Frage, ob der Ausdruck „en l'air" richtig sei, läßt sich nicht so ohne weiteres entscheiden. So heißt z. B. „in der freien Luft" im Gegensatz zum eingeschlossenen Raume „à l'air", während es im Gegensatz zum festen Erdreich mit „dans l'air" gegeben wird. „In die Luft" wird gewöhnlich mit „en l'air" übersetzt; so z. B. in Ausdrücken, wie „Luftschlösser bauen, bâtir en l'air", „in die Luft sprengen, faire sauter en l'air". Dem Vorstehenden gemäß müßte also der von Dir angeführte Satz: „Die Vögel leben in der Luft" durch „Les oiseaux vivent dans l'air" übersetzt werden.

Hannes in **Speier.** Die Kosten der Bekleidung, Verpflegung und Ausrüstung betragen bei der deutschen Infanterie für die einjährige Dienstzeit ca. 1600 M., bei der Kavallerie und Artillerie kostet die Berittenmachung durch den Truppenteil 400 M., bei der Feldartillerie und beim Train 150 M., sofort beim Eintritt zu erlegen. Der Berittene hat das ganze Jahr hindurch für den Unterhalt des Pferdes, Hufbeschlag, Tierarznei, Pferderation aufzukommen. — Ob es möglich ist, daß ein Kaufmann Reserveoffizier wird? O gewiß, wenn er nur die Examinas alle besteht. Er muß ferner den Nachweis liefern, daß seine Zivilstellung eine selbständige ist, daß er die Mittel besitzt, sich als Reserveoffizier standesgemäß zu erhalten, daß gegen seine soziale Stellung und gegen jene seiner Familie nichts Nachteiliges vorliegt. Es wird in dieser Hinsicht über ihn im Reserveoffizierskorps in pleno abgestimmt.

Hans Kirsch. Einen Igel in Deinem Zimmer zu halten, dazu kann der „G. K." nicht raten, da der Bursche nächtlicherweile gar zu viel Spektakel macht. Und gar zwei — sie werden Dir die Nachtruhe rauben. Unter den Küchenschaben, allerdings, da werden sie tüchtig aufräumen. – Georg (griech.) = der Landbauer, Ackermann; Hermann (altdeutsch) = der Kraftvolle, Tapfere, Kriegsmann; August (lateinisch) = der Erhabene, Herrliche, Strahlende; Marianne. Zusammenziehung aus Maria und Anna: Maria = die Herbe, die Bitterkeit; Anna = die Liebliche, Holdselige, Gnadenreiche.

F. v. Sch. Nicht wahr, so ist's viel netter? — Wünsche bemerkt, für Rätsel besten Dank!

J. O. in **W.** schreibt: „Die herrliche Geschichte, die uns der diesjährige Jahrgang des ‚Guten Kameraden' bringt, hat mich bis jetzt sehr prachtvoll interessiert. Ist sie doch mitunter grad' zum Radschlagen. Ebensoviel Interesse erweckte aber auch das von einem Kameraden eingesandte Gedicht in mir. Der Aufforderung folgend, habe ich mich als tüchtiger Komponist sogleich hingesetzt und die Komposition zu dem Gedichte gemacht. Gefällt sie Dir? dann teile sie den Kameraden schnell mit, damit wir uns etwas vorüben, um den Gesang am ‚Hunderttausend-Abonnenten-Jubelfeste' flott vortragen zu können. Ich wollte, ich wäre auch dabei, damit ich mein großes Werk (???) mit anhören könnte. Prosit!"

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Hurra, Hurra und zum drittenmal Hurra!

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 30.

„Johannisberger."
(Brenner — Hans — Sinai — Gera — Eber — Neger — Rabe — Sieb — Roggen — Enns — Hebe.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 30.

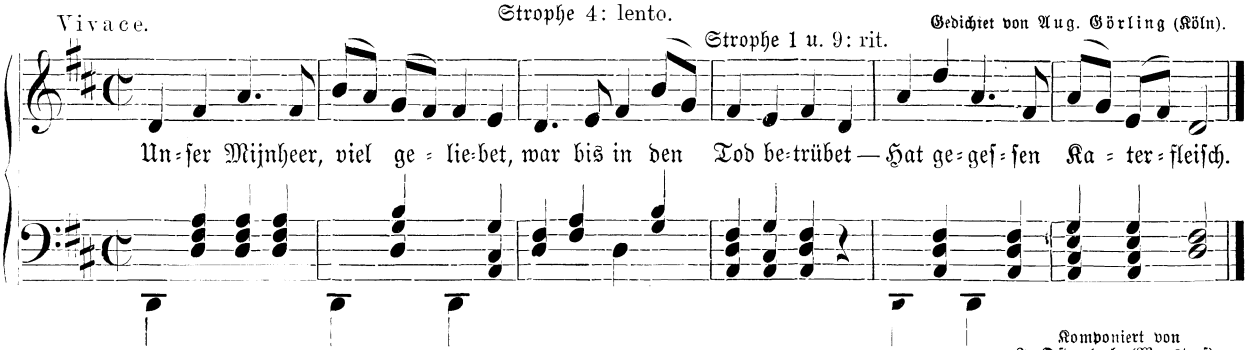
„Adda."

Königszug.

daß	recht	auch	lein	und	schein	ein	du
es	fein	ihm	da	mer-	Vö-	nen-	ken
zum	dir	lausch'	so	Käm-	ge-	lok-	Son-
grü-	sag'	mild	so	lein	dem	froh-	der
war-	nen	die	weh'n	nun	aus	warm	Schlag
um	Wal-	Lüf-	te	mußt	du	so	lem
de	es	hörst	in	fröh-	lich	hel-	da
geh'n	und	mag	so	wun-	der-	sein.	Nun

Der König geht immer um einen Schritt vor-, rück- oder seitwärts, in ein zunächstliegendes Feld. Dementsprechend sind beim Königszug die Silben zu Worten und Strophen zusammenzustellen.

Unser Mijnheer etc.



Komponiert von J. Osterloh (Wunstorf).

W. L., Lüdinghausen. Deinen Kameraden ein: Bravo!

P. Sandmayer. Lasse Dir von einer dieser Seemannsschulen (u. a. Deutsche Seemannsschule bei Hamburg) die Aufnahmebedingungen nennen und das Lehrprogramm schicken. Oder meinst Du die Navigationsschulen, wie solche in Hamburg, Bremen, Stettin, Königsberg i. Pr. 2c. bestehen? Letztere kann man erst als Vollmatrose besuchen.

Anton Sch. Du findest, daß Du für Dein Alter zu dick bist, und möchtest Dich „dünner" machen. Obliege, wenn Dein Arzt nichts dagegen hat, recht ausgiebiger Leibesbewegung.

C. A. in Zürich. Lieber Freund, von Feuerwerksgeschichten möchte der „G. K." die Hand lieber lassen, denn ihr jungen Herren seid darin meist gar zu feurig. Gibt er euch einen guten Rat und ist nicht selber dabei — pardauz! geht die Geschichte unversehens einmal los und ihr habt euch Finger- und Nasenspitzen verbrannt. Mit solchen Dingen ist nicht zu spaßen. Prosit!

Ratte in Breslau. Ob es wahr ist, daß man sich geschmolzenes, also flüssiges Blei auf die Hand gießen kann, ohne sich dabei zu verbrennen? I der tausend! das möchte der „G. K." nicht probieren.

Lothar N. in Salzburg. Wende Dich mit Deinen Schmerzen an Herrn Alexander Bau in Berlin, Hermannstraße 4.

Jaky, z. Z. in **Breslau,** sonst in **Saint Louis, Nordamerika,** wird von **Jos. Jaky,** Sohn des Amtsleiters der städt. Sparkasse in Cilli, Steiermark, um Briefadresse gebeten.

Hch. Pflug, Baltersbacherhof. Schöne Tauben verschafft man sich besser von den Vereinen für Vogelzucht, deren es in jeder größeren Stadt gibt.

O. O. O. Den Stempel hättest Du schon längst, wenn Du Deine Briefadresse angegeben haben würdest.

W. B. in P. „Zentralblatt der Weltsprache" von Pfarrer Schleyer in Konstanz, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

E., leidenschaftlicher Verehrer. „Wie wir de Löcher in de Flasche rinne jekricht haben?" Mit dem Glaserdiamanten! Aber acht haben auf die Finger, es setzt leicht Blut!!

E. von H. in Wien. Das Rätsel ist famos. Besten Dank!

Sekundaner in H. Reifezeugnis der Prima, etwa vierjähriges Fachstudium an einer technischen Hochschule. — Fast gar „Unsere Leibgarde", die da an der Spitze Deines Briefes steht!

Bescheidene Ansprüche. Wenn gut, warum nicht? Senden Sie.

Viktor Z. Ein solches Werk ist unter dem Titel „Plüß, Bäume und Sträucher" bei Herder in Freiburg erschienen. Kann jede Buchhandlung zur Ansicht vorlegen.

Richard Rosendorf. Lasse Dir von Rudolf Stirn in Berlin S., Sebastianstraße 34, Preisliste senden.

Michael Bleier. Entsprechen gern Deinem Wunsch und würden schon entsprochen haben, wenn Du nähere Adresse angegeben hättest.

E. Klein teile ich mit, daß er sich die gewünschten Schiffsgerippe von K. Otto, Verlag des Wassersports in Berlin, Neue Jakobstraße 6, verschaffen kann. Diese Firma verkauft sowohl Zeichnungen, als auch das zugeschnittene Modell zu Holzjachten, bei mäßigen Preisen. Es grüßt Dich R. Miltenzweg in Berlin.

Erich Braun. Die Anleitung, wie man sich eine elektrische Glocke macht, findest Du in Nr. 16 dieses Jahrganges. Besponnenen Kupferdraht erhältst Du in jeder Werkstatt für Erzeugung elektrischer Apparate und Leitungen.

R . . . . B . . . . aus **Berlin.** Das Gedichtchen ist recht brav gemacht. Mußt die Schwingen noch ein wenig wachsen lassen. — Du willst Regierungseingenieur werden? Vor allem hast Du die Prima zu absolvieren und dann etwa vier Jahre eine technische Hochschule zu besuchen. Es ist alsdann die erste Prüfung abzulegen, worauf man provisorisch beschäftigt wird; es folgt nach einigen Jahren das zweite Examen und nun erhält man erst die definitive Anstellung. — Bauinspektoren der technischen Büreaus haben durchschnittlich 3600 Mk., Bauräte 5100 Mk., Vortragende Räte 9000 Mk. Gehalt, ohne Wohnungszuschüsse und Zulagen.

„Lieber ‚Guter Kamerad'! Ich habe mir neulich einen Elektrophor gemacht, der ausgezeichnet wirkt; ich kann aus demselben Funken von 2 cm Länge bekommen. Gewiß wäre einigen Kameraden die Anleitung erwünscht, diesen einfachen Apparat, der keine besondere Kosten verursacht, sich selbst zu verfertigen. Wenn's erlaubt ist, beginne ich: Man nehme ein rundes blechernes Deckelchen, wie man es von einer Zuckerschachtel bei

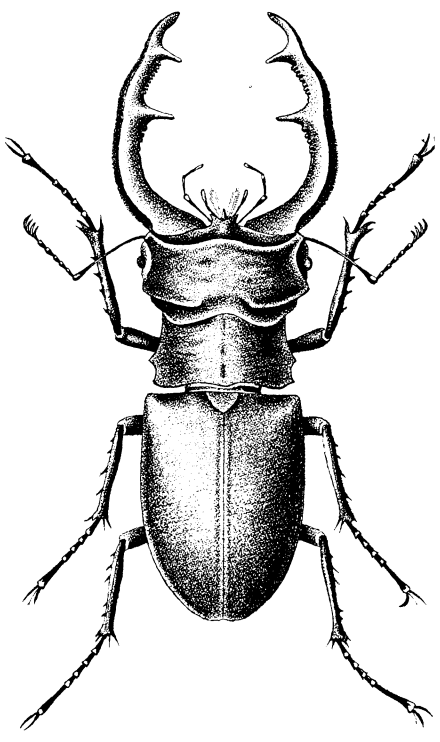


Fig. 8. Der Hirschkäfer oder Feuerschröter.

jedem Kaufmann umsonst oder um weniges erhalten kann; es muß derselbe aber einen Rand von 1½ bis 2 cm Höhe haben, und fülle ihn mit folgender Mischung*): 8 Teile zerstoßenes Kolophonium, 1 Teil Schellack, 1 Teil venetianisches Terpentin, stelle den Deckel dann auf den heißen Herd, mische mit einem Stabe, bis alles gleichmäßig verteilt ist. In 5 bis 10 Minuten siedet das Ganze, lasse es dann erkalten. Es muß nun eine möglichst glatte Oberfläche haben; falls es Risse bekommen hat, siedet man es noch einmal, es waren dann die verschiedenen Teile nicht gut gemischt. Jetzt braucht man nur noch einen zweiten flachen Deckel, entweder aus Metall oder aus Holz, den man mit Stanniol belegt; es muß dieser isoliert sein, am einfachsten durch drei Seidenfäden, die mittels Siegellack befestigt sind. Peitscht man dann den sogen. Harzkuchen mit einem Fuchsschweif oder in Ermangelung dessen mit einer Mütze aus Fell, gibt den oberen Deckel darauf und ladet mittels dieses Elektrophors eine Leidener Flasche, wie im „G. K." beschrieben, kann man sehr viel Elektrizität erzeugen. Freundlichen Gruß von einem Elektriker in spe." — Besten Dank! Gruß erwidert!

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Den Kaufmann?

Tauschmarkt.

Mineralien sammelt und tauscht: M. Wild in München, Perusastraße 4, II, r. — Erik Berg, Schloß Sagnitz per Zeilitz, Livland, Rußland.

Siegel sammelt und tauscht: Alfred Backhausen in Karlsruhe, Bismarckstraße 79.

Briefmarken sammelt und tauscht: Fritz Mayer in Mainz, Walpodenstraße 7. — Erik Berg, Schloß Sagnitz per Zeilitz, Livland, Rußland. — Edgar Simon in Basel, Zürcherstraße 13. — Ernst Ratkowsky in Iglau, Geistgasse 3. — Alfred Backhausen in Karlsruhe, Bismarckstraße 79. — H. Friedrich, per Adresse Lehrer Hempel zu Köthen i. Anh., Halleschestraße 17. — Karl Frankfurter, Stanislau, Liedergasse 26

Schmetterlinge sammelt und tauscht: Ludwig Barthing in Gleiwitz a. S., Gr. Mühlstraße 1. — M. Krause und M. Siewert, Eberswalde, Berlin-Stettiner Bahn, Eisenbahnstraße 5.

Anfänger im Briefmarkensammeln sind und Dubletten erbitten: G. Zimmermann, Zerbst, Kloster in Anhalt. — J. Matheis in München, Veterinärstraße 8 II. — Fritz und Heinrich Werner in München, Sendlingerthorplatz 8 I. — Moritz Kuppenheim in Pforzheim, Durlacherstraße 1. — Reinhold Schmidt, Reudnitz b. Leipzig, Kuchengarten 20 b II.

Ich möchte Briefmarken gegen Schmetterlinge vertauschen. Walter Albrecht, Berlin W., Wichmannstraße 12 c III.

Ernst Bruck, Berlin W., Magdeburgerstraße 32, sucht eine gut erhaltene Dampfmaschine, gibt dafür ausländische Marken.

Wilhelm Beschnidt in **Delitzsch** bei **Leipzig,** bittet überseeische und ausländische Kameraden um je 25 Postkarten; sendet dafür deutsche.

Wilh. Kicherer, per Adresse: **Ferd. Kleemann & Sohn** in **Obertürkheim** bei **Stuttgart,** tauscht ein sehr schönes Mikroskop in Etui gegen eine bessere Dampfmaschine.

C. W. Knoll in Reichenbach i. V., Zwickauerstr. 51, gibt einen Zeichenapparat (wie Camera obscura) gegen eine Dampfmaschine. Gibt auch Münzen und Schmetterlinge ab.

Hans Neuhäußer in **Leipzig, Bahnhofstraße 17 II,** tauscht 60 Stempel und 150 gute Briefmarken gegen eine Dampfmaschine, Lokomotive oder Dampfschiff.

Hermann Wiese in **Altona, Königstraße 123 I,** gibt 800 Briefmarken für eine Dampfmaschine oder physikalische Apparate.

F. Schade jr. in **Wiesbaden, Kl. Burgstr. 12,** sucht einen photographischen Apparat, gibt dafür einen Elektromotor oder sonstige elektrische Apparate.

Hans von Gugelberg zur Rose, Vordergasse, Schaffhausen, sucht eine Sachsen 3 Pfg. rot gegen seltene Marken, Bücher, Münzen, Steine 2c. Möchte mit einem Kameraden in Mexiko oder Südamerika in Korrespondenz treten.

Wolfram Kummer, Wien (Oesterreich) I., Annagasse 9, sucht mit überseeischen Kameraden in Korrespondenz zu treten.

Franz Druckenmüller in **Köln-Ossendorf,** hat ein Monogrammalbum (581 Stück) zu vertauschen.

Wer mir 500 verschiedene Marken sendet, erhält eine schöne Steinsammlung (ungefähr 300 Stück) und einige Silbermünzen. Alfred Blasenhauer in Saarlouis Marktplatz 28.

Otto Barth in **Wien, Kettenbrückengasse 6,** gibt seine fast neue Wintersche Elektrisiermaschine gegen einen photographischen Apparat.

Max Geldner, Steinthorberg 16 in **Basel,** gibt seltene Marken gegen Münzen.

Wer mir von meinen Kameraden alte preußische, hannöversche, sächsische, badische und hamburgische Kouverte, sowie Marken von Barbados, Angola oder Bergedorf schickt, erhält pro Stück eine römische Silbermünze oder zwei römische Kupfermünzen oder eine chinesische Münze je nach Wunsch. M. Ligniez, per Adresse: Herrn W. Kassel in Saarlouis, Neukirchenstraße 51 (Rheinprovinz).

L. Kunkel, Berlin W., Wilhelmsplatz 1, tauscht Stempel gegen Dubletten.

Karl von Thielmann in **Koblenz** sucht im Tausch eine Druckerpresse und eine Sachsen 3 Pfg. rot.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Zapfensteiger.

In den Thüringer Walddörfern beschäftigt sich ein Teil der Einwohnerschaft zur Herbstzeit mit dem Einsammeln des Holzsamens, bezw. des Fichten-, Tannen- und Kiefersamens. Vor allem sind es die Zimmerleute, welche sich im Herbst, wenn die Tannen und Fichten der Berge voll samenschwerer Zapfen hängen, in „Zapfensteiger" verwandeln; sie ziehen dann in den Wald, erklettern die riesigen Tannen bis zur schwindelnden Höhe des Wipfels, überall die Zapfen abreißend, so daß dieselben auf Weiber und Kinder drunten niederregnen, welche sie eifrig vom Boden auflesen und in Körben oder Säcken sammeln. Ist eine solche Tanne, die mit ihrem Wipfel hoch hinaufragt in die Luft, ihrer Früchte entledigt, so wird der nächste Waldbaum in Angriff genommen, doch nicht auf dem umständlichen, zeitraubenden Wege des Herab- und Hinaufkletterns, sondern in der Weise, daß sich der Steiger mit dem Wipfel des Baumes, der eben geplündert worden, so lange hin und her schwenkt, bis er einen Ast des Nachbarbaumes erfaßt hat, zu dem er sich dann mit einem Salto mortale hinüber schwingt. Daß bei diesem Wagnis nicht selten das Leben auf dem Spiele steht, ist begreiflich. Gleichwohl reizt das Zapfensteigen wegen des lohnenden Verdienstes.

Der Pudel von Magenta.

Am 15. März 1863 verendete in Graz der aus der Schlacht von Magenta bekannt gewordene Pudel des österreichischen Hauptmanns Filz vom Belgischen Infanterieregiment. Sein Herr, der Hauptmann Filz, war bei Magenta gefallen; das getreue Tier genoß bei dessen Vater das Gnadenbrot, und als der letztere ebenfalls starb, blieb der Hund als treuer Wächter bei der Witwe, welche vier Tage vor des Hundes Tod starb. Von dieser Stunde an nahm der Hund weder Speise noch Trank zu sich und verendete aus Gram über den Verlust seiner Herrin.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

„Nein, denn ich hätte nicht die Macht dazu gehabt. Die Priester verlangten es, und der Sing-kuan hätte es ihnen nicht verweigern können."

„Und dennoch kommen sie nicht mit? Das hat also einen besonderen Grund?"

„Ja. Sie konnten nicht mitgenommen werden, weil sie nicht mehr da sind."

„Nicht mehr da? Also fort?"

„Fort!" nickte der Mandarin, indem er ein sehr pfiffiges Gesicht machte.

„Ich verstehe," lächelte der Methusalem.

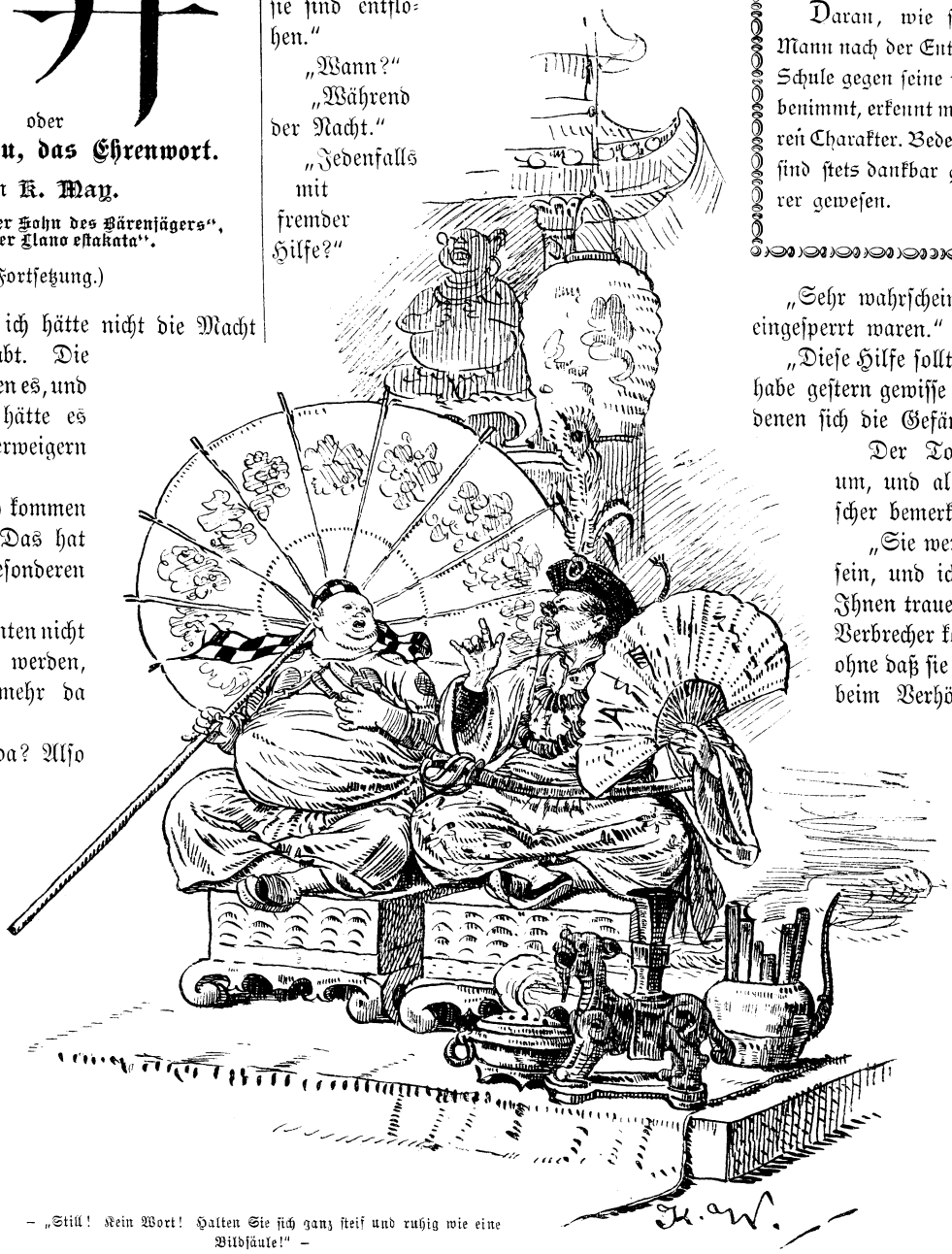
„Sie sind in die Verbannung, welche Sie ihnen gestern versprochen haben?"

„So ist es; sie sind entflohen."

„Wann?"

„Während der Nacht."

„Jedenfalls mit fremder Hilfe?"



– „Still! Kein Wort! Halten Sie sich ganz steif und ruhig wie eine Bildsäule!" –

Daran, wie sich ein junger Mann nach der Entlassung aus der Schule gegen seine früheren Lehrer benimmt, erkennt man seinen wahren Charakter. Bedeutende Männer sind stets dankbar gegen ihre Lehrer gewesen.

„Sehr wahrscheinlich, da sie fest eingesperrt waren."

„Diese Hilfe sollte ich kennen. Ich habe gestern gewisse Münzen gesehen, denen sich die Gefängnisse öffnen."

Der Tong-tschi sah sich um, und als er keinen Lauscher bemerkte, sagte er:

„Sie werden verschwiegen sein, und ich denke, daß ich Ihnen trauen darf. Die drei Verbrecher konnten Sie, auch ohne daß sie es beabsichtigten, beim Verhören mit in die Sache verwikkeln. In diesem Falle wäre auch ich mit gefaßt worden, weil Sie mein Gast sind und ich für alles, was Sie thun, verantwortlich bin. Das zu verhüten, standen mir nur zwei Wege frei: Entweder mußte ich sie töten, und das wollte ich nicht thun, oder

ich mußte ihnen gar zur Flucht verhelfen, und das habe ich gethan. Ich selbst habe sie aus dem Gefängnisse geholt und bis an die Grenze der Stadt geleitet. Dafür wird nun freilich das ‚Haupt' des Gefängnisses bestraft werden, aber an das Leben wird es ihm nicht gehen."

„Weiß man denn nicht, daß Sie es sind, der die Leute befreit hat?"

„Nein, denn ich hatte meine Maßregeln so getroffen, daß man mich nicht erkennen konnte."

„Aber man mußte Sie doch kennen, um Sie in das Gefängnis zu lassen!"

„Nein. Die Münze öffnet einem jeden die Thür, auch einem Unbekannten. Nun ist die Sache vorüber, und wir wollen nicht mehr von ihr sprechen. Aber ich bitte Sie, solange Sie noch mein Gast sind, nichts mehr ohne mich zu thun, damit ich nicht wieder in eine solche Verlegenheit komme! Morgen wird der Hopo-so Sie besuchen, den Sie mit mir errettet haben. Er wußte noch nicht, daß Sie sich hier befinden. Er hat heute den Fluß bis hinauf zur Insel Lu-tsin zu inspizieren. Wird er eher fertig, als er glaubt, so wird er seinen Besuch noch heute machen. Wenn Sie Kuang-tschéu-fu auf dem Wasserweg verlassen wollen, so kann er Ihnen jedenfalls von Nutzen sein. Doch, hören Sie die Musik? Der Zug kommt. Sie werden Gelegenheit haben, Interessantes zu sehen."

Er hatte mehr als recht, denn es war auch mehr als Interessantes, was sie zu sehen bekamen.

Sie winkten die andern herbei und kehrten in den Tempel zurück. Die Hauptabteilung war noch leer; aber aus dem kleinen Vortempel tönte ihnen ein vielstimmiges, verworrenes Geschrei entgegen.

„Mein Himmel!" sagte der Student. „Der Zug ist da, und Turnerstick und der Mijnheer sind noch nicht bei uns. Sie sind zurückgeblieben. Wer weiß, was geschehen ist, was sie für Dummheiten begangen haben!"

Er wollte vorwärts eilen, aber der Mandarin hielt ihn am Arme zurück und warnte:

„Halt! Wenn Sie einen Fehler begangen haben, so ist es besser, man erfährt nicht, daß wir zu ihnen gehören. Nicht durch die Thür. Sehen wir an der Seite hinein!"

Degenfeld sah ein, daß der Chinese recht hatte, und ließ sich von ihm seitwärts führen. Nämlich rechts und links der Thüre waren enge Bambusgitter angebracht, durch welche man, ohne selbst leicht bemerkt zu werden, aus der einen Abteilung in die andere blicken konnte. Dorthin gingen sie und sahen hinaus. Was sie da bemerkten, war keineswegs geeignet, sie zu beruhigen. Dem Methusalem wollte sich vielmehr das Haar auf dem Kopfe sträuben.

Als die beiden unvorsichtigen Männer die Leute erblickten, welche durch die Thüre kamen, war Turnerstick in die hastigen, aber leisen Worte ausgebrochen:

„Hallo! Da kommen welche!"

„Ja, zij komen," nickte der Dicke.

„Still! Kein Wort! Halten Sie sich ganz steif und ruhig wie eine Bildsäule! Wollen sehen, ob sie so gescheit sind, zu entdecken, daß wir keine Buddhas sind."

Er saß bewegungslos, hielt den Riesenfächer vor sich hin und blickte starr in eine Richtung. Der Dicke that ganz dasselbe. Keiner von ihnen hatte einen richtigen Begriff von der Gefahr, in welche sie sich begeben hatten.

Voran kamen acht Polizisten, hinter ihnen die Oberpriester mit den beiden Tragbahren. Jetzt begriff Turnerstick, daß er sich in Beziehung des „Feuerwehraufzuges" oder „Vogelschießens" gewaltig geirrt habe. Er erriet, was hier vorgehen solle, und es wurde ihm außerordentlich schwül unter der Mandarinenmütze.

„Alle Teufel!" flüsterte er seinem Mitgotte zu. „Sie bringen die Götzen zurück und wollen sie auf die Dinger stellen, auf denen wir sitzen! Was ist da zu thun?"

Man konnte die Bewegung seiner Lippen nicht sehen, da er den Fächer vorhielt.

Auch dem Dicken wurde himmelangst. Er begriff, daß die Götter auch Augenblicke haben können, in denen sie lieber gewöhnliche Menschen und weit fort vom Tempel sein möchten.

„Ja," antwortete er möglichst leise. „Wat zullen wij maken?"

„Es gibt nur eine einzige Rettung. Bleiben wir sitzen, ohne uns zu rühren. Vielleicht sind unsere Plätze doch nicht diejenigen, auf welche die beiden Götzenbilder gehören."

Starr vor sich hinblickend, steif wie von Holz, aber innerlich bebend warteten sie auf das, was nun geschehen werde.

Die Polizisten waren vorgeschritten, ohne zu bemerken, daß zwei Götter zu viel vorhanden seien. Sie wußten nicht, wohin die beiden Geraubten gehörten. Die Oberpriester aber hatten ihre Blicke unwillkürlich dorthin gerichtet, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte. Sie sahen die Plätze besetzt und blieben vor Erstaunen halten. Und als sie von den nachfolgenden Bonzen weiter vorgedrängt wurden, setzten sie die Bahren nieder und deuteten auf die inzwischen angekommenen Götter.

„War das möglich! Hatten sich Himmlische herbeigelassen, herniederzusteigen, um das Kloster für den Raub dadurch zu entschädigen, daß sie nun sich an die verwaisten Plätze setzten? Es überlief die frommen Buddhisten ein kalter Schauder. Sie getrauten sich nicht vorwärts und wurden doch von den Nachdrängenden immer weiter vorgeschoben, so daß sie in die nächste Nähe der beiden Wundergestalten kamen.

Die im Innern des Vortempels Stehenden flüsterten den draußen Befindlichen die Kunde des Wunders zu. Jeder wollte dasselbe sehen, und so begann ein Schieben und Stoßen, welchem die Bonzen, die in den Tempel gehörten, dadurch ein Ende machten, daß sie die Thür verschlossen, was allerdings nur unter Anwendung von Gewalt geschehen konnte.

Nun befanden sich nur die Polizisten, die Oberpriester, die Bonzen und mehrere Mandarinen, welche sich unmittelbar hinter den Tragbahren im Zuge befunden hatten, in dem Tempel. Draußen schwieg die Musik; unterdrücktes Gemurmel drang wie ein leises Brausen herein; im Innern aber herrschte noch feierliche Stille.

Dann flüsterten die Priester einander leise Bemerkungen zu. Sie hielten einen Rat, was zu thun sei. Dann trat der Ta-sse*) des Tempels vor die beiden Götter, verbeugte sich tief vor ihnen und fragte:

„Schui ni-men, thian-tse — wer seid ihr, Himmelssöhne?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Hi-weï iü-tsi — warum seid ihr hier?" fuhr er fort.

Die Göttlichen geruhten nicht, zu antworten. Keine Bewegung von ihnen zeigte an, daß sie sich eines sehr irdischen Daseins erfreuten. Nur von der Schläfe des Dicken rollte ein schwerer Angst-

*) Vorsteher.

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:

schweißtropfen, welcher aber von niemand bemerkt wurde.

Da wendete sich der Ta-sse zu den Priestern zurück und sagte:

„Schu-tschi-ho, schok-tschi-ho — was soll man davon denken, wie soll man sich dazu verhalten?"

Turnerstick brachte es fertig, ganz ruhig zu bleiben. Der Mijnheer aber hatte keine solche Gewalt über sich. Es war ihm glühend heiß im ganzen Körper. Auf seinem kahlen Kopfe, welchen die schottische Mütze nicht ganz bedeckte, sammelte sich der Schweiß und begann in großen Tropfen herabzuperlen. Seine Hand zitterte, so daß der Schirm wankte, nicht allzusehr zwar, aber einer hatte es doch bemerkt. Dieser eine war ein junger Mann von vielleicht einundzwanzig Jahren, der jüngste unter den Anwesenden. Er hatte unter den Mandarinen gestanden. Jetzt trat er vor, schob den Ta-sse beiseite und sagte zu ihm:

„Ngo yen huo t'a-men — ich werde mit ihnen sprechen."

Er schritt zu den beiden heran und betrachtete sie. Dann ging er nach der Ecke, in welcher auf einer Art Altar Räucherstäbchen glimmten, ergriff eins derselben, kehrte zurück und hielt es dem Dicken unter die Nase.

Der Mijnheer gab sich alle Mühe, dem scharfen, wenn auch angenehmen Geruche zu widerstehen, doch vergeblich. Der Rauch drang ihm in die Nase, und — — — „Ha — ha — ha — — zieeh!" drang es aus seiner Brust, wie aus einem Vulkane.

„Thian-na, nguot-tik — o Himmel, o Wunder!" erklang es rundum.

Der junge Mandarin versuchte sein Experiment nun auch an Turnerstick. Dieser biß die Zähne zusammen und nahm sich vor, auf keinen Fall zu niesen. Aber auch er konnte nicht widerstehen. Es erfolgte bei ihm eine ebenso gewaltige Explosion wie bei dem Dicken.

„Thian-na! Nguot-tik!" riefen die Umstehenden wieder.

Da Turnerstick chinesische Kleidung trug, hielt man ihn für einen heimischen Gott, den Mijnheer aber für einen Gott aus einem fremden, bisher noch unbekannten Himmel. Daß beide genieset hatten, war ein ebenso großes Wunder wie auch ein sicheres Zeichen, daß ihnen das Räucheropfer wohlgefallen habe. Schon dachte der Ta-sse an die Berühmtheit, welche sein Tempel durch diese beiden unbegreiflichen Wesen erlangen werde, und an die Einnahmen, welche eine natürliche Folge davon sein mußten. Da aber riß ihn der Mandarin durch die Worte aus seiner Täuschung:

„T'a-men put tschian-tse, t'a-men tijin — es sind nicht Himmelssöhne, sondern irdische Menschen!"

Bei diesen Worten nahm er dem Dicken den Schirm aus der Hand und stieß ihm die Spitze desselben an den Leib.

„Oei, seldrement — o weh, potztausend!" rief der Mijnheer, indem er mit beiden Händen nach der getroffenen Stelle griff.

Auch der Kapitän erhielt einen kräftigen Stoß, so daß er zornig ausrief:

„Alle Wetter! Nimm dich doch in acht, Kerl!"

Auf diese beiden Interjektionen erhob sich in dem Tempel ein Lärm, welcher ganz unbeschreiblich war. Man erkannte, daß man ganz gewöhnliche Menschen vor sich habe und daß das Heiligtum geschändet worden sei. Man drang auf die beiden ein.

„Rechtvaardige Hemel! Dat God verhoede — gerechter Himmel! Gott mag's verhüten!" schrie der Mijnheer, indem er sich von dem Postamente herabwälzte, um hinter dem Kapitän Schutz zu suchen. Dieser aber, als er nun die wirkliche Gefahr vor sich sah, ließ alle Angst schwinden. Er sprang auf, streckte den Andrängern die geballten Fäuste entgegen und schrie:

„Zurück, ihr Chineseng! Ich werde mich nicht anrühreng lassing! Könnt ihr boxeng? Wollt hr meine Fäustung fühlang?"

Sie prallten wirklich zurück, und das war der Augenblick, an welchem der Methusalem jenseits an das Gitter getreten war, um durch dasselbe herüberzublicken. Er sah den Kapitän, welchem der Klemmer von der Nase gerutscht war, in drohender Stellung vor seinen vielen Angreifern auf dem Postamente stehen. Er erriet, was geschehen war, und erkannte die Gefahr, in welcher die beiden schwebten; aber wie war da Hilfe zu bringen!

Turnerstick benutzte das momentane Zurückweichen seiner Gegner zu einer donnernden Rede, in welcher er ihnen die Gefahr auseinandersetzte, welche ihnen drohte, wenn sie sich seiner friedlichen Entfernung wiedersetzen sollten.

„Welche Unvorsichtigkeit!" sagte der Methusalem. „Sie werden kaum zu retten sein. Ich muß hinein!"

„Nein, nein!" entgegnete der Tongtschi. „Die Unvorsichtigen haben die Stelle der Götter eingenommen gehabt und sind dabei überrascht worden. Wenn Sie ihnen zu Hilfe eilen, sind auch Sie verloren, wir alle! Wir können sie nur aus der Ferne retten."

„Ich rette sie!" sagte Liang-ssi. „Ich bringe es wenigstens so weit, daß ihnen jetzt kein Leid geschieht. Man wird sie in das Gefängnis stecken, aber ich hoffe, daß wir sie aus demselben befreien können."

Er wollte fort. Der Methusalem hielt ihn zurück und fragte:

„Was wollen Sie thun?"

„Lassen Sie mich! Sie sind Lamas aus Lhassa."

„Das glaubt niemand!"

„Mag man es bezweifeln! Man muß sie doch einstweilen als solche behandeln."

Er riß sich los und trat in die vordere Halle, nicht eilig, sondern ganz so, als ob er sich in der hinteren Abteilung befunden habe und von dem Lärm herbeigelockt worden sei.

Noch stand Turnerstick da und sprach. Er wollte die Anwesenden durch die Gewalt seiner Rede niederschmettern, natürlich aber wurde kein Wort verstanden.

Der junge Mandarin erblickte den Eintretenden; er trat auf ihn zu, ergriff ihn am Gewande und fragte:

„Gehörst du zu diesen beiden?"

„Nein," antwortete Liang-ssi, allerdings nicht der Wahrheit gemäß.

„Was willst du hier?"

„Den Tempel besuchen."

„Das ist jetzt nicht erlaubt! Kein Fremder darf herein!"

„Diese beiden sind ja auch fremd!"

„So kennst du sie also doch!"

„Nein. Ich verstehe aber ihre Sprache und hörte diesen Lama sprechen."

„Welche Sprache ist es?"

„Tibetanisch."

„Das verstehest du?"

„Ja. Ich war zweimal in Tibet."

„So bleib! Du wirst den Dolmetscher machen."

Jetzt hatte Turnerstick seine Rede beendet, ohne Liang-ssi bemerkt zu haben. Dieser letztere befürchtete, daß der Kapitän, wenn er ihn erblickte, durch ein Zeichen verraten werde, daß er ihn kenne, und hielt es infolgedessen für geraten, ihn gleich selbst anzureden. Darum rief er ihm in deutscher Sprache zu:

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:

„Wenn Sie gerettet sein wollen, so thun Sie so, als ob Sie mich nicht kennen, sonst sind Sie verloren."

Der Kapitän drehte sich nach ihm um und antwortete:

„Ich fürchte mich nicht vor diesen Kerls. Ich habe meine Pistolen mit, vor denen sie alle ausreißen."

„Diese Berechnung ist falsch. Sie haben ein großes Verbrechen begangen, und wenn Sie auch hier entkämen, würde man Sie doch verfolgen und wir alle müßten die Folgen Ihres Fehlers miterleiden."

„Alle Wetter, das ist dumm!"

„Ja, dumm von Ihnen. Ich werde aber versuchen, Sie herauszureißen. Ich gebe Sie für einen heiligen Lama aus Lhassa aus. Setzen Sie sich getrost nieder, als ob Sie ein Recht hätten, auf diesem Postamente zu sitzen, und auch Sie, Mijnheer, müssen ganz dasselbe thun."

„Sonst gibt es keinen Ausweg?"

„Nein."

„Gut! Aber wenn so ein Schlingel mir abermals unter die Nase räuchert, so gebe ich ihm eine Ohrfeige, an die er längere Zeit denken soll. Steigen Sie wieder auf Ihren Thron, Mijnheer!"

„Weder opstijgen?" fragte der Dicke kleinlaut.

„Ja. Sie hören doch, daß es uns sonst schlimm ergehen kann."

Er setzte sich wieder nieder und spannte seinen Fächer auf. Der Dicke kletterte auf das Postament und nahm seine alte Stellung ein. Liang-ssi nahm ganz unbefangen dem Mandarin den Schirm aus der Hand und gab ihn an den Holländer zurück, wobei er sagte:

„Nun bewegen Sie sich nicht, und starren Sie immer vor sich hin, gerade wie leblose Gestalten."

Sie folgten, indem der Mijnheer seinen Schirm wieder aufspannte, diesem Gebote.

Die Anwesenden hatten dem Gebahren Liang-ssi's zugesehen, ohne ihn zu hindern; aber auf ihren Gesichtern war das größte Erstaunen zu lesen.

Es befanden sich Mandarinen da, welche bedeutend älter waren und auch im Range höher standen als der junge Beamte, welcher das Wort geführt hatte; aber sie schienen ihn zu kennen und zu wissen, daß die Angelegenheit bei ihm in guten Händen sei. Er seinerseits that, als ob es ganz selbstverständlich sei, daß er die Sache weiterführe. Er sagte in zornigem Tone zu Liang-ssi:

„Wie kannst du es wagen, mir den Schirm zu nehmen?"

„Weil er dir nicht gehört."

„Und," fuhr der Mandarin in noch stärkerem Tone fort, „wie darfst du dich unterstehen, mich ‚du' zu nennen?"

„Weil du mich ebenso nennst."

„Ich bin Kuan-fu und Moa-sse!*)"

„Kannst du behaupten, daß ich nicht dasselbe bin?"

„Wie willst du ein Kuan-fu sein, da du nicht die Kleidung eines solchen trägst!"

„Wer ein Gelübde gethan hat, soll alle Zeichen seiner Würde ablegen, bis es von ihm erfüllt worden ist."

Liang-ssi spielte ein gewagtes Spiel; aber er hatte es nun einmal begonnen und mußte es nun auch zu Ende führen. Der Mandarin musterte ihn mit mißtrauischem Blicke und sagte dann in milderem Tone:

„Ein Gelübde? Welches denn?"

„Bist du ein Priester, dem ich es anvertrauen kann?"

„Nein. Behalte es für dich. Wo kommst du her?"

„Aus Tsching-tu in der Provinz Szetschuen."

„Das ist weit von hier!"

„Mein Gelübde gebietet mir, nach Kuang-tschéu-fu zu gehen und da täglich dreimal dieses Haus der hundert Himmelsherren zu besuchen. Meine Heimat liegt hoch oben an der Grenze der Wüste, und so bin ich nach Tibet gekommen und habe die Sprache dieses Landes gelernt. Als ich mich jetzt hier im Tempel befand, hörte ich viele Leute sprechen und sodann eine Stimme, welche tibetanisch redete. Ich kam herbei, um zu sehen, wer das sei. Ich habe nichts Unrechtes gethan, und du redest zu mir, als ob ich ein Verbrecher wäre."

„Was hast du soeben mit diesen Menschen verhandelt?"

„Ich habe sie gefragt, auf welche Weise und warum sie hierher gekommen sind. Da hörte ich, daß sie Lama's seien, die man in ihrer heiligen Ruhe gestört hat. Sogar den Schirm hast du dem Ehrwürdigen entrissen. Ich habe ihm denselben wiedergegeben."

„Sagst du die Wahrheit?"

„Erkundige dich! Es wird wohl jemand hier sein, welcher die Sprache von Tibet auch versteht."

Das war viel gewagt. Dennoch blickte Liang-ssi in einer Weise umher, als ob er sehr wünsche, daß ein solcher Mann anwesend sei.

(Fortsetzung folgt.)

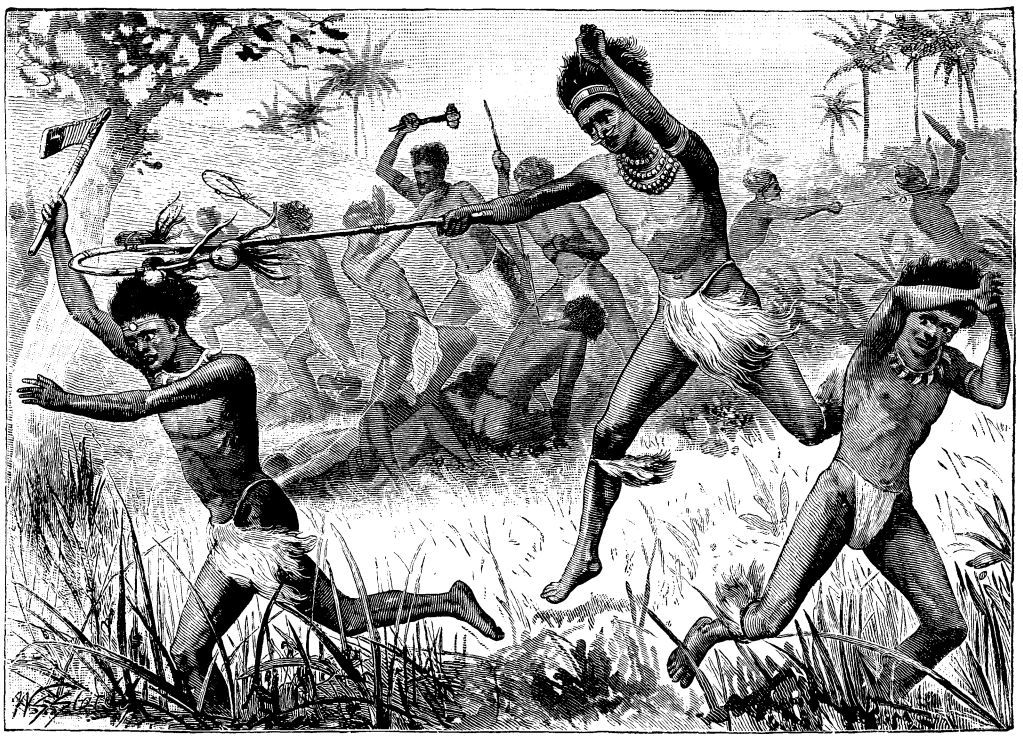
*) Doktor der Feder.

Der Menschenfänger.

Als die Missionäre zum erstenmal auf Neu-Guinea landeten, fanden sie ein Volk vor, dem der Mord die vornehmste Kunst war, die sie von Jugend an studieren mußten. „Sie wissen nichts," so wurde von dorther berichtet, „von Fieber, Schmutz und Ansteckung, Krankheit, Siechtum und Tod; darum glauben sie, daß ein Feind diese Dinge verursacht, und die Freunde müssen darauf achten, daß die Strafe erfolgt. Die große nächtliche Feuerfliege hilft ihnen den Weg zu dem Feinde zeigen, oder die Geister der Gestorbenen werden durch den Einfluß der Geisterseher heraufbeschworen, um ihnen beizustehen, und da das Medium einen benachbarten Stamm nennt, wird dieser Stamm alsobald heimgesucht und allerlei Grausamkeiten werden verübt. Sie kennen nur Götter und Geister, die, immer rachgierig, besänftigt werden müssen, die in der Nacht umherfliegen und den Frieden des Hauses stören. Gefeiert ist der Häuptling, der die meisten Hirnschädel als Trophäen aufweisen kann, und der Jüngling, der eine Menschenkinnlade als Armband sich erbeutet, wird bewundert." Mord und blutige Fehde war also die einzige Beschäftigung der Eingebornen; der Sieg wurde durch einen kannibalischen Schmaus gefeiert. Szenen, wie sie unser Bild zeigt, waren fortwährend an der Tagesordnung. Es ist von Bedeutung, daß das einzige Feld, auf dem die Eingeborenen von Neu-Guinea Geschick und Erfindungsgabe bekundet haben, die Verfertigung von Waffen war. Die Abbildung zeigt, wie sie eine der gefährlichsten gebrauchen. Es ist ein „Menschenfänger", eine an einem Rohr befestigte Schlinge, wie sie von den Eingebornen der Hood-Bai erfunden wurde und überall auf dieser großen Insel der Begleiter der Kopfjäger ist. Die Art ihrer Handhabung ist folgende: Die Schlinge wird über den unglücklichen Flüchtling geworfen und ein kräftiger Zug des braunen Armes spießt das Opfer auf die Spitze, die (wenn

die Waffe geschickt gehandhabt ist) den Kopf und das Gehirn durchdringt oder, wenn tiefer, im Rückgrat, in jedem Falle aber eine tödliche Wunde verursacht.

Die Thätigkeit der Missionäre war aber bald von großen Erfolgen begleitet. Jene unselige Menschenschlächterei ist zum großen Teil ganz verschwunden oder doch im Schwinden begriffen. Seit einer Reihe von Jahren ist, wenigstens am Ostkap und im Bereiche der Missionsstationen, kein Menschenfleisch mehr am Feuer geröstet worden, kein Verlangen nach Schädeln hat sich mehr bekundet. Stämme, die sich bis zur Vernichtung bekriegten, kommen jetzt als Freunde zusammen und sitzen nebeneinander in demselben Hause.



Der Menschenfänger.

Die trockene, heiße Zeit in Ostindien.

Die Regenzeit ist vorüber, und der Sturm, der über den Indischen Ozean mächtig dahinbrauste, hat sich gelegt. Friedliche Stille herrscht ringsum, nur der Morgen- oder Nachtwind rauscht leise durch die Wälder. Die Vegetation, die vor kurzem noch so üppig war, fängt an zu erschlaffen, die großen karmoisinroten Blumen des Baumwollenbaumes sind verschwunden und haben der aufspringenden Kapsel mit ihrem seidenartigen Inhalte Platz gemacht. Unzählige wildwachsende einjährige Pflanzen haben die verschiedenen Abstufungen ihrer Entwicklung für dieses Jahr vollendet und erwarten nun wieder den kommenden Regen, um von neuem aufzuschießen.

Aber in diesem schönen Lande, wo Sommer und Winter kaum voneinander unterschieden werden können, bedauert man das Hinwelken solcher Pflanzen nicht so sehr wie bei uns, wenn der Wind das trockene und gelbe Herbstlaub abschüttelt. Die riesigen Palmen erheben noch ihre Kronen in die Lüfte, der Pagodenbaum und der Palmyrabaum werfen noch ihre erquickenden Schatten über die sonnverbrannten Waldwiesen. Auch sind die Blumen noch nicht ganz verschwunden. In den meisten Gegenden des Innern erhellt die Decannabohne (butea superba) mit ihren Scharlachblüten die dunkeln Wälder, und der wohlriechende Pandanus durchwürzt die Morgenluft. Die prächtigen Orchideen, wie Schmetterlinge in der Luft gaukelnd, ergötzen das Auge durch die Pracht und den Reichtum ihrer Farben.

Mit dem Eintritt der trockenen Jahreszeit tritt eine Aenderung in allen Verhältnissen ein. Vor allen Dingen rüstet sich der Mensch gegen die Hitze, indem er sein Haus nach Möglichkeit beschattet.

Es ist früh am Morgen. Man hat ein Bad genommen und fühlt ein sehnliches Verlangen, hinaus an die frische Luft zu gehen und überhaupt dem Bungalow zu entrinnen. Wenn man früh ausgeht, ist es nicht ungewöhnlich, daß man die Gegenstände im Freien in Dunst gehüllt findet, der an die Luft in unsern Treibhäusern erinnert. Solche Morgen sind in Bombay immer die Vorboten großer Hitze. Man schützt sich gegen diese ungesunde Ausdünstung zweckmäßig durch Flanell.

Uebrigens hat ein solcher Morgen einen unbeschreiblichen Reiz; jedes Blatt und jede Blume, ja selbst die Erde strömt einen Duft aus, der erquickend wirkt. Herrlich ist der kühlende Tau der vergangenen Nacht, der noch in Diamanttropfen an den Blättern glitzert. Der Nachttau ist auf der Insel sehr stark. Oft wird man bei der Heimkehr zwischen neun und zehn Uhr abends überrascht, seine Kleider feucht zu finden, obwohl die Luft klar und heiter erscheint.

Mit dem Steigen der Sonne schwindet der Nebel; die Blätter vieler Pflanzen hängen herab und ziehen sich zusammen, als ob sie nur möglichst wenig von ihrer Oberfläche dem sengenden Sonnenstrahle bloßstellen wollten. Eine Menge von wilden Blumen und Gartenblumen, die während der kühlen Nacht aufgeblüht waren, welken schon wieder, und vor Mittag noch ist all ihre Schönheit dahin. Schmetterlinge und eine Schar honigsaugender Insekten sind nun im Fluge, so lange noch der nahrungsspendende Kelch nicht verwelkt ist. Geschäftig springt die Baumeidechse von Zweig zu Zweig und schießt auf die Fliegen nieder, welche die höhersteigende Sonne in ihren Bereich getrieben hat.

Schlangen gibt es auf der südlichen Seite der Insel Bombay nicht viele. Die Cobra di Capello und die gefleckte Cobra Manilla sind nicht ungewöhnlich auf der nördlichen und westlichen Seite der Insel.

Sehr gefürchtet ist der Skorpion in

Bombay, obgleich er nicht die Größe der afrikanischen Skorpione erreicht. Er liebt den Aufenthalt in alten verfallenen Bungalows, Baumwollenschuppen und anderen unbewohnten Gebäuden, auch findet er sich nicht selten in alten Küstenfahrzeugen.

Die Skorpione von Bombay sind in der Regel von rötlicher oder schmutziggelber Farbe. Sie kriechen in unterirdischen Gängen und Kellern herum und führen beständig mit den schon erwähnten langbeinigen Spinnen Krieg. Da sie sich sehr vermehren, so muß man förmliche Streifzüge gegen dieselben unternehmen. Sie bringen mit dem Stachel eine Wunde bei, die bei jenen Personen gefährlich wird, die nervös sind; bei gesunden und kräftigen Leuten hat eine solche Wunde wenig zu bedeuten.

Daß Kindern eine solche Verwundung den Tod bringen kann, ist aus folgendem Vorfall zu entnehmen: Die Frau eines Soldaten hatte einige Kleidungsstücke, die sie draußen getrocknet, nachlässig im Zimmer auf ein Bett geworfen und dann ein Kind, welches schrie, besänftigt.

Nachdem sie es in Schlaf gelullt hatte, legte sie es aufs Bett, wo die getrockneten Kleider lagen. Wenige Minuten darauf erhob das Kind ein neues Geschrei, und als die Mutter nach dem Grunde desselben forschte, entdeckte sie, daß sie ihr Kind auf einen Skorpion gelegt hatte. Das arme Kind starb bald darauf.

Ein anderes in Bombay gewöhnliches und zugleich gefährliches Insekt ist der Hundertfuß. In einigen Teilen des Landes findet sich dies Ungeziefer so zahlreich vor, daß die Bewohner genötigt sind, die Füße der Bettstätten in Wasser zu stellen, um zu verhüten, daß sich diese ekelhaften Tiere nicht in den Matratzen einnisten, wozu sie besondere Neigung haben. Wie der Skorpion kriechen sie an dunkeln Orten umher und kommen des Nachts hervor, um sich Nahrung zu suchen. Die Hundertfüße verwunden in schmerzhafter und gefährlicher Weise. Das Fleisch an einem etwa verwundeten Finger schrumpft zusammen, und die Haut ist wie Pergament über den Knochen gespannt, so daß der Finger unbrauchbar wird.

Der Hundertfuß wird 13 bis 16 cm lang und vermag sich mit seinen zahlreichen Beinen sehr schnell zu bewegen.

Die Hautflügler, wie Hornisse, Wespen und Bienen, kommen sehr zahlreich auf dieser und den benachbarten Inseln vor. Sie legen ihre Zellen in alten Bäumen und Höhlungen an und hängen nicht selten in ungeheuren Knäueln an den Decken der unterirdischen Tempel. Einige Arten der Hornisse sind sehr groß und verbreiten oft Schrecken unter den Toddyzapfern (Palmenweinzapfern), wenn diese auf die Bäume klettern.

Die Bewohner des freien Feldes und der Wälder in Indien scheinen ebenso die Mittagssonne zu fliehen wie der Mensch. Selten sieht man zu dieser Tageszeit einen Vogel fliegen, höchstens den rotgelben Geier und die große Weihe. Ersterer gilt den Hindus für heilig, und von den Engländern wird er als nützlicher Gassenreiniger in Stadt und Land geschützt. Er kehrt sich wenig an die Hitze, denn er kann seinen dünn befiederten Leib durch das Schwingen seiner mächtigen Flügel wie mit einem Fächer kühlen.

Diese Vögel sind sehr zahm und pflegen sich oft dicht neben dem Koche niederzulassen, wenn er die Mahlzeit bereitet, auf abfallende Stücke wartend, die er ihnen zuwirft. Sie künden ihre Annäherung gewöhnlich durch laute und schrille Töne an, während sie den Hofraum umkreisen. Sie lassen sich dann gern auf den Ast eines Baumes nieder, breiten ihre Flügel aus und schwingen dieselben in der Art, wie man einen Fächer bewegt.

Die Geier sind eine wahre Wohlthat für die Bewohner dieses heißen Landes; wenn sie nicht vorhanden wären, würde die Luft von verwesenden Stoffen verpestet sein; mittels ihres scharfen Auges und Geruchsinnes nehmen sie das Aas aus weiter Entfernung wahr.

Die Wälder sind übrigens sehr von kleinen Vögeln belebt, welche ein unaufhörliches, ohrenzerreißendes Geschrei anstimmen. Angenehm berührt das Girren der Turteltauben und der Ruf des indischen Kuckucks, der wohlklingender ist, als der unseres Wandervogels. Für die mangelhafte Gabe des Gesanges hat die Natur den Vögeln des Orients ein prächtiges Gefieder verliehen; in der That ist die Erscheinung der meisten von ihnen farbenherrlich.

Wer Indien nicht kennt, macht sich schwer einen Begriff von dem herabstimmenden Einflusse der Hitze, die man dort zu ertragen hat. Um acht Uhr morgens wird die Hitze schon so drückend, daß es keinem Europäer mehr möglich ist, außerhalb des Hauses zu verweilen. Das Frühstück ist dann bereit, und in der Regel ist der Tisch mit duftenden Blumen und mit köstlichen Früchten besetzt. Um 11 Uhr erhebt sich der Seewind, und obgleich derselbe draußen ofenglühend ist, so wird doch die Temperatur in den Zimmern, wenn er in dieselben eindringt, bedeutend gemildert. Um 1 Uhr begibt man sich zum zweiten Frühstück und um 7 Uhr abends pflegen die Engländer in Bombay zu dinieren.

Zu der heißen Jahreszeit wohnt man meist in Zelten; dabei tritt jedoch der Uebelstand ein, daß man viel von den Moskitos zu leiden hat, die wohl den Tag über still in der Zeltleinwand sitzen, aber hervorkommen, sobald es Abend wird und das Licht sie anlockt. Ohne Zweifel haben gewisse Witterungsverhältnisse Einfluß darauf, die Moskitos in die Zimmer zu treiben, denn zuweilen sind sie ganz frei von dieser Plage.

So leise setzen sich die Moskitos auf einen entblößten Körperteil, daß man sie nicht eher merkt, als bis sie ihren Rüssel in die Haut gesteckt und so den Grund zu stundenlangen Schmerzen gegeben haben. Ein hungriger Moskito kann, wenn man ihn nicht verjagt, zwanzig Minuten lang auf einer und derselben Stelle saugen. Er wählt sich mit Vorliebe eine solche, wo eine Ader von dünner Haut bedeckt ist; wenn er aber lange gedarbt hat, so bohrt er aufs Geratewohl in die Haut, bis er Blut bekommt. Man muß über sein verändertes Aussehen erstaunen, wenn er sich vollgesogen hat; der erst dünne Leib ist wie der einer Spinne angeschwollen, und schwerfällig fliegt er fort nach einem Winkel des Wohnraumes, um dort still zu sitzen, bis neuer Hunger ihn wieder auftreibt. In diesem Zustande ist er eine willkommene Beute für die Zimmereidechse.

Wenn der Stich des Moskitos nicht gerieben wird, so zeigt er dem Auge nur einen kleinen roten Fleck; wenn man ihn aber reibt, so bildet sich eine harte Geschwulst, aus der sich nicht selten ein häßliches Geschwür bildet. Sonderbar ist es, daß die Eingeborenen selten von diesen Insekten gestochen werden; vielleicht schützt sie das Oel, womit sie sich einreiben.

Dünenpflanzen.

Ihr kennt doch die Dünen — jene natürlichen Sandhügel, welche die Nordseeküste von der französischen Grenze bis zur Landspitze Skagen in Jütland umsäumen? Man teilt sie in nackte oder weiße und in bewachsene Dünen.

Die ersteren bestehen aus purem Sande; sie zeigen auf ihrer Oberfläche keine (oder nur eine geringfügige) Spur von Pflanzenleben. Die berühmtesten dieser Dünen sind die weißen Dünen von Norderney. Sie liegen in der östlichen Hälfte dieser besuchtesten Badeinsel. Wohl eine Viertelstunde weit erstrecken sich die einzelnen Hügelrücken — in ihrem reinen Weiß an die Schneefelder der Alpen erinnernd. Ein reiner Luftzug streicht fast beständig, selbst bei heiterer Witterung, darüber hin, hebt den losen Sand der Oberfläche ein wenig empor und treibt ihn nah am Boden fort, so daß die einzelnen Kuppen fast immer in einen dünnen Staubschleier gehüllt sind. Die zahllosen Sandkörner aber reiben sich während des Fluges aneinander, stoßen klirrend zusammen und bewirken dadurch ein leises Geraschel oder Geflüster, das unheimlich durch die Stille und Einsamkeit dieser Dünen tönt und in Verbindung mit einem gelegentlichen Möwenschrei Veranlassung zu mancherlei Sagen und Geistergeschichten gab. Bläst der Wind mit vollen Backen von der See herüber, so mehrt sich der stäubende Sand der weißen Dünen derartig, daß die Hügelkuppen und Rücken förmlich zu rauchen scheinen. Die Oede dieser seltsamen Welt wird nur von Möwen belebt; auf die Erde hin bauen sie ihre kunstlosen Nester aus Reisern, Tang, Seegras und dergl., oder sie legen ihre getüpfelten Eier auch wohl in den nackten Sand.

Die bewachsenen Dünen sind etwas weniger öde, als die weißen Dünen, doch sind auch sie noch immer öde genug, indem die dem Sand entsprießenden Pflanzen keineswegs ein frisches Grün, sondern nur eine blasse, bläulichgrüne oder graugrüne Farbe zeigen. Was für Pflanzen sind es nun, welche die Dünen bekleiden? Die verbreitetste oder wichtigste ist der Halem oder Helm, auch Sandroggen oder Sandhafer geheißen. Dieses mit langen rauhen Halmen versehene, buschige Gewächs gedeiht in der scheinbaren Dürre des Dünensandes vortrefflich, denn an zwanzig Fuß weit und viele Fuß tief kriecht sein Wurzelstrickwerk durch den Grund und findet dort Kühle und Feuchtigkeit; auch führt die Luft dem Gewächse immer Wasserdünste zu, besonders wenn der Wind vom nahen Meere landeinwärts bläst. Der Sandroggen ist der Erhalter der Düne, indem sein mächtiges Wurzelstrickwerk die Millionen und aber Millionen von Sandkörnchen umklammert und zusammenhält. Diesen großen Nutzen der Grasart erkennend, hat man dieselbe namentlich auf den Dünen der deutschen Nordseeinseln angepflanzt. Die Dünen sind nämlich den Inselbewohnern ein natürlicher Wall gegen die Sturmfluten der Nordsee.

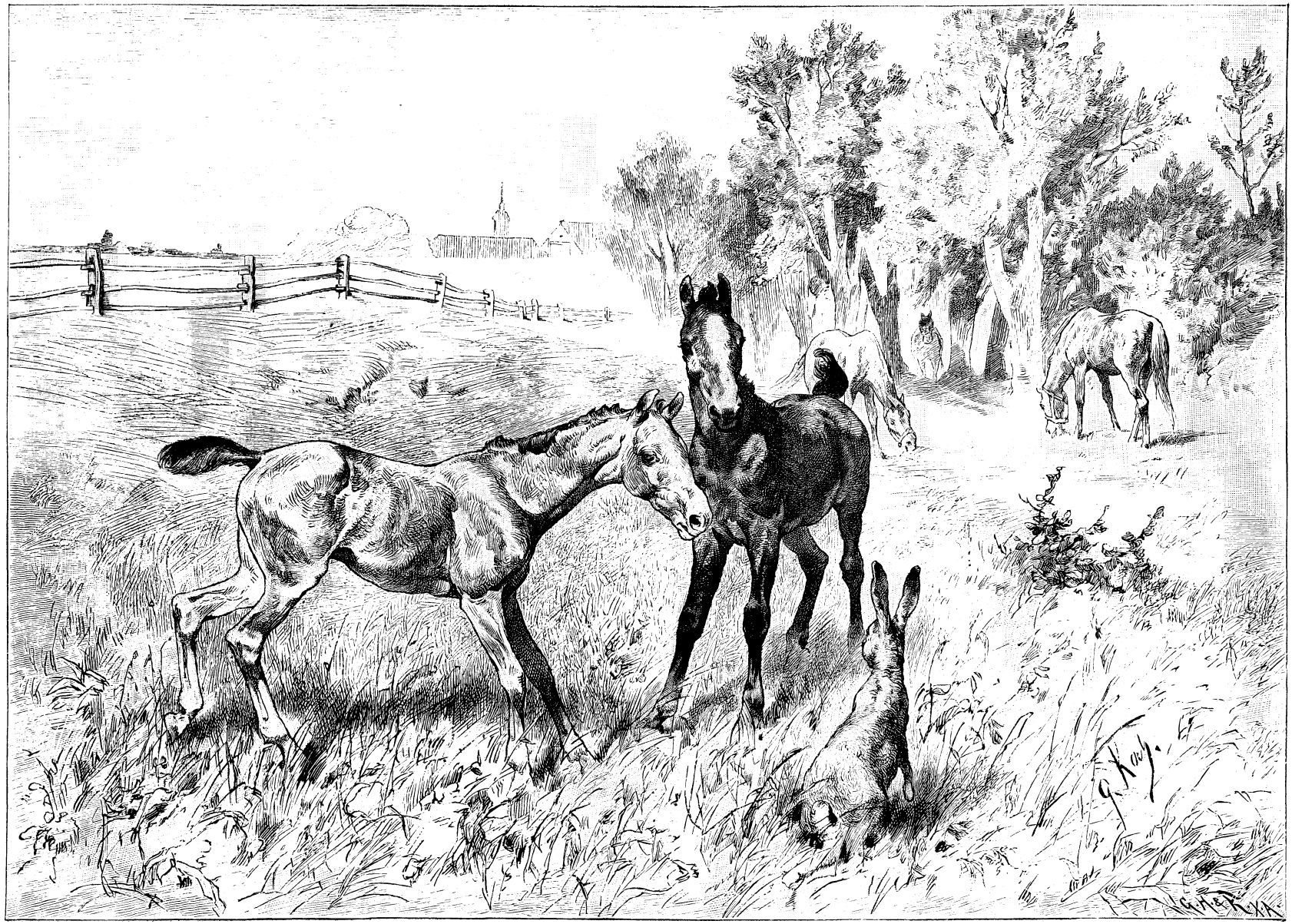
Während der Sandroggen allenthalben auf den Dünen vorherrscht, sind zwei andere Gräser, der Dünenweizen und der Dünenschilf, auf wenige und nicht sonderlich umfangreiche Stellen beschränkt. Letzteres Gewächs unterscheidet sich durch die straffen, nicht sehr hohen Halme mit kurzen Gliedern, sowie durch die längeren und feiner zugespitzten Blätter von dem Rohrschilf unserer Flüsse. Es wächst in wirren Gruppen, die durch ihre meerbläuliche Bereifung sich dem blassen Farbenton der hauptsächlichsten Dünengewächse anschließen. Die stacheligen Gruppen einer Distelart, der Seemannstreu, die sich in den Dünenkesseln erhebt, erhalten durch das violette und milchigweiße Adernetz der graugrünen Stachelblätter, ferner durch die blauweiße Bestäubung der Stengel, endlich durch die hellblauen Blütenköpfe jenen Stimmungsfarbenton, den außerdem noch die Strandviole, die Jasione, die Pimpernellrose und auch der vorherrschende Dünenstrauch, nämlich der Seekreuzdorn, so auffallend zur Schau tragen. Die vor den Seestürmen geschützten Seiten der Hügel, namentlich aber die stillen Thäler und Mulden, finden wir geschmückt mit der niedrigen strauchartigen Dünenweide, mit den rosenroten Schmetterlingsblüten des dornigen Hauhechels, den wollig zottigen Blüten des Hasenpfötchens und den weißen Röschen eines über den Boden rankenden Brombeers, mit dreifarbigen Stiefmütterchen und mancherlei gelben Körbchenblütlern. Zwischen den Halmen einiger niedriger Sandgräser wuchern Geschlinge von kleinen, weißrosig blühenden Winden. Endlich bekleiden der Mauerpfeffer und das gelbblühende, honigduftende Labkraut nebst den grauhaarigen Polstern des Bartmooses die dürrsten Hügelwände. Wo ein mooriger Boden den Untergrund des Dünenthales bildet, erfreuen den Beobachter rasenartig verbreitete Exemplare der zierlichen Parnassia, deren weiße, zartgeaderte Blumen so vornehm auf schlanken Stengeln thronen, oder das rundblätterige Wintergrün senkt wie verschämt sein rosa angehauchtes Blütenträubchen zur Erde. In den feuchten Dünenthälern, namentlich denen der Insel Borkum, finden sich verschiedene Orchideenarten, z. B. der schneckenblütige Nacktständel, dessen hellrote wohlriechende Blumen an eine rötlich blühende Hyazinthe erinnern.

Der Husar als Schulmeister.

Nach den großen Kriegen, die Friedrich der Große um Schlesien zu führen hatte, war es des Königs Hauptsorge, die dem Lande durch den Krieg zugefügten Schäden wieder gut zu machen. Aber nicht nur auf das materielle Wohl, sondern auch auf das geistige Wohl richtete sich Friedrichs Augenmerk. Viele invalide Soldaten, vornehmlich Unteroffiziere, waren zu Lehrern auf dem Lande befördert, denn an seminaristisch gebildeten Lehrern fehlte es. Doch sah der große König vollkommen ein, daß er mit dieser Verwendung der ehemaligen Soldaten wohl den mangelnden Bedarf gedeckt, nicht aber sehr geeignete Lehrkräfte erworben habe. Deshalb ließ er den neuen Lehrern scharf auf die Finger sehen und eine Inspektion jagte bei unsicheren Kantonisten die andere.

So erschien auch einmal ein Konsistorialrat zur Inspektion des Dorfes B. Der Lehrer, ein ehemaliger Husarenunteroffizier, prüfte die Kinder in der Geographie.

„Wo wohnt denn unser König?“ fragte er den Ersten. — „In Berlin,“ antwortete der Kleine. „Wo liegt Berlin?“ — „In Brandenburg.“ — „Wo liegt Brandenburg?“ — „In Deutschland.“ — „Wo liegt Deutschland?“ — „In Europa.“ — „Wo liegt Europa?“ — „Auf der Erde.“ — „Wo liegt die Erde?“ — „In der Welt.“ — „Gut! Wo aber liegt die Welt, Herr Konsistorialrat?“ wandte sich der Lehrer plötzlich an den ob der seltsamen Frage überraschten und ganz verdutzten geistlichen Herrn. Natürlich konnte dieser nicht mit kurzen Worten antworten auf eine Frage, die so präzise gestellt war, und in längerer Rede mochte er sie nicht beantworten aus Rücksicht auf den Bildungsgang seines Untergebenen. Er zeigte also ein über-



Ein Wundertier. Von G. Koch.

legenes Lächeln und schwieg. Aber noch überlegener lächelte der Schulmeister, als er selbst die Frage beantwortete. — „Herr Konsistorialrat, die Welt liegt im argen." Gegen eine solche Antwort ließ sich nun allerdings nichts einwenden, denn sie war direkt aus dem Buche der Bücher genommen, und der Konsistorialrat erklärte, daß er mit dem Ausfalle der Probestunde zufrieden sei. Auch inspizierte er die Schule von B. von jener Zeit an nur selten, und wenn es geschehen mußte, so that er es immer mit der stillen Besorgnis, der schlaue Husar möchte ihm wieder eine ähnliche verschmitzte Frage vorlegen.

Der verlorene Sohn.

Als ich aus dem Klub im Quai Voltaire fortgeschleppt wurde, wo ich die Unvorsichtigkeit begangen hatte, die Grausamkeiten Robespierres zu verdammen, warfen mich drei Gendarmen in eine Kutsche und fuhren mit mir nach dem Port Libre, gefolgt von einem Haufen Sansculotten, welche, ihre roten Kappen schwenkend und die Piken schwingend, mich mit Tod bedrohten.

Allein sobald ich den Gefängnisgarten betrat, sah ich, daß meine Lage doch nicht so ganz unglücklich war, wie ich erwartet hatte; denn unser Gefangenwärter, der gute alte Benoit, war so nachsichtig als möglich. Außerdem hatte ich die Freude, hier eine Anzahl meiner alten Freunde wiederzufinden.

Wir waren unser zehn in einem Zimmer und lebten wie Brüder, kehrten ein jeder der Reihe nach das Zimmer aus, holten Wasser, halfen kochen u. s. w.

Bei Tage durften wir im Garten spazieren gehen und auch abends, nachdem die Namen aller Gefangenen verlesen worden waren, bis gegen elf Uhr dort bleiben.

Der Garten bestand aus dem alten Klosterhofe, dem ehemaligen Begräbnisplatze der Mönche, wo mehrere große Linden und Eibenbäume uns hinreichenden Schatten gewährten.

In dieser angenehmen Gesellschaft war der alte Marschall de Moncy mein vertrautester Freund. In seinem altmodischen braunen Rocke, mit der langen seidenen Weste, den weißen Strümpfen, dem gepuderten Kopfe und dem großen dreieckigen Hute war er das treueste Bild eines echten altfranzösischen Edelmannes. Er bestand darauf, die den Jakobinern so verhaßten silbernen Schuhschnallen zu tragen, und verabscheute die dreifarbigen Kokarden und Binden, sowie alles, was an die Revolution erinnerte, aufs entschiedenste.

Wie schon bemerkt, hatte ich den alten ehrwürdigen Herrn ganz in mein Herz geschlossen, und daß ich mich andrerseits auch seiner Zuneigung zu erfreuen hatte, sollte ich bald erfahren.

Eines Abends brachte der alte Benoit dem greisen Marschall heimlich einen Brief. Letzterer schritt der Thür zu und winkte mir. Ich folgte ihm in den mondbeleuchteten Garten und bemerkte, daß in seinen Zügen eine merkliche Veränderung vorgegangen war. Unter dem tiefen Schatten eines Eibenbaumes setzten wir uns nieder.

„Mein lieber Freund," begann der Marschall, „ich habe Sie hier in unserem Gefängnisse liebgewonnen und muß Ihnen jetzt ein Geheimnis anvertrauen, welches mir das Herz zerreißt. Sie halten mich für kinderlos, aber ich bin es nicht! Ich habe einen Sohn — und der ist ein Landstreicher, der seiner Mutter das Herz gebrochen hat. Alle Bande des Bluts hat er verleugnet und hat sogar seinen Gott verlassen. Als wandernder Musikant und Schauspieler zieht er umher. Alles Schamgefühl ist in ihm erloschen, und der edle Name de Moncy ist von ihm entehrt worden. Ich habe meinen Fluch über ihn ausgesprochen und geschworen, daß meine Augen ihn nie wiedersehen sollen. In diesem Augenblicke empfange ich einen Brief, worin er mir schreibt, daß er mich retten könne, wenn es ihm erlaubt werde, in das Gefängnis zu kommen. Er fleht mich an, ihm zu verzeihen und zu gestatten, daß er sich verhaften und hierher bringen lasse; er wartet an der Pforte auf Antwort — der Elende!"

„Was haben Sie ihm geantwortet? Werden Sie ihm verzeihen?"

„Ich habe nur eine Antwort," erwiderte der Marschall, indem er aufstand und in das Mondlicht trat, wo er mir wie ein weißes Standbild erschien, „nur eine Antwort: daß er mir nie wieder vor Augen kommen solle. Sie sind mein Freund — wollen Sie dem Verlorenen diese Antwort überbringen? Ich habe keinen andern, den ich schicken könnte."

Daß er von diesem Entschlusse nicht abzubringen war, erkannte ich deutlich und übernahm deshalb den peinlichen Auftrag. Durch den geräuschvollen Vorsaal zurückkehrend, begab ich mich an die äußere Pforte. Durch die Eisenstäbe derselben blickte ein bleiches, abgezehrtes, kummervolles Gesicht, dessen Züge denen des Marschalls sehr ähnlich waren.

„Sie kommen von meinem Vater?" rief mir der junge Mann entgegen, indem er die Hand ausstreckte, um den erwarteten Brief zu empfangen.

„Ja," erwiderte ich.

„Den Brief — bitte, geben Sie mir schnell den Brief!"

„Leider habe ich keinen."

„Aber doch eine Botschaft? — Schnell, schnell! Darf ich zu ihm kommen?"

„Es ist mir schmerzlich, eine solche Botschaft einem Sohne von seinem Vater bringen zu müssen, allein ich habe versprochen es zu thun. Der Marschall hat geschworen, Sie nie wieder sehen zu wollen."

„Hab' ich es Ihnen nicht gesagt?" bemerkte Benoit, der sich näherte, zu dem Sohne. „Der Marschall ist hart wie Stahl und Eisen!"

Tief stöhnend klammerte sich der junge Mann an das Gitter.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für das Mitleid, das Ihre Stimme verrät," sagte er. „Gott weiß es, daß ich noch wenig Teilnahme bei andern gefunden habe! Nur eine Hoffnung bleibt mir jetzt noch. Leben Sie wohl — wir werden uns wiedersehen!"

Ich kehrte zurück und dachte über seine Worte nach; sie schienen eine nahe drohende Gefahr anzudeuten.

In der folgenden Nacht wurde ich plötzlich von einem grellen Licht erweckt, das mir blendend in die Augen fiel. Aufblickend sah ich mein Bett von einer Anzahl Sansculotten umgeben, welche mit ihren Laternen und blanken Säbeln in den Händen gekommen waren, um die Gefangenen zu visitieren und zu zählen.

Einer derselben, mit einer dreifarbigen Binde um den Leib, las eine Stelle aus einem Zeitungsblatte vor, welche also lautete: „Das Revolutionstribunal hat beschlossen, die Aristokraten zu vertilgen. Gestern wurden deren sechzig zum Tode verurteilt."

Kaum waren wir am nächsten Morgen aufgestanden, als der zweite Gefangenwärter — Jazard — ein boshafter und tückischer Mensch uns mit roher Freude anzeigte, daß wir an diesem Tage nach der Conciergerie gebracht werden sollten.

Mit schwerem Herzen trat ich in das Portal dieses düstern Hauses. Von jetzt an waren unsere Tage gezählt. Selbst der Marschall schien von trüben Gedanken niedergedrückt zu werden. Vielleicht entsprangen sie aus einer ihm selbst unbewußten Liebe zu seinem unglücklichen Sohne. Seine Heiterkeit war verschwunden, und er schien sich nach dem Tode zu sehnen.

Zwischen der ersten und zweiten Pforte mußten wir einige Zeit warten, um unsere Namen aufzeichnen zu lassen. Währenddessen erklang die Sturmglocke und ein Haufe Sansculotten zog lärmend auf der Straße heran, rasselte mit den Säbeln und Piken und brüllte die Carmagnole.

„Sie wollen uns niedermetzeln!" riefen wir alle wie mit einer Stimme.

„Dann will ich der erste sein," sagte der Marschall, trat in den Eingang und warf seinen dreieckigen Hut hinter sich.

Während wir bemüht waren, ihn gewaltsam zurückzuhalten, öffnete sich plötzlich das große Thor, und ein Haufe Bewaffneter schleuderte ein neues Dutzend Gefangener hinein und zog sich dann wieder zurück.

„Ich hatte gehofft, daß meine Zeit gekommen sei, denn ich bin des Lebens müde!" sagte der Marschall in trübem Tone, während wir nach unseren Zellen giengen.

„Wir werden Märtyrer sein," bemerkte ich, „aber wir wollen uns auch geduldig diesem Schicksale ergeben, ohne es absichtlich zu beschleunigen."

„Ach, es ist nicht die Furcht vor dem Gefängnisse und der Guillotine, was mich niederdrückt!" sagte der Marschall, sein Gesicht in den Händen bergend.

Die Gefangenen in Luxembourg und Port Libre durften ihre Zeit in hübschen Gärten zubringen, denn ihre Aufseher und Wärter waren keine Unmenschen; allein die Conciergerie, wo wir uns eben jetzt befanden, war ein Vorzimmer der Hölle, und die meisten verließen ihre dunklen Gewölbe nur, um die Guillotine zu besteigen.

Man mußte beim Eintritt zwei kleine Pforten passieren, welche kaum 1½ Meter hoch in größeren Thüren angebracht waren. Wenn man sich nicht sehr in acht nahm, konnte man sich beim Durchgehen leicht am Kopfe verletzen.

An jeder derselben stand ein Schließer, der sich durch Scharfblick und körperliche Kraft besonders auszeichnen mußte. Zwischen beiden Pforten saß gewöhnlich der Kommandant der Conciergerie an einem Tische.

Richard, der damalige Kommandant, hatte einen sehr hohen Begriff von der Wichtigkeit seiner Person, und es wurde ihm von den Verwandten und Freunden der Gefangenen sehr geschmeichelt. Mit ängstlicher Spannung pflegten sie auf sein Lächeln, ein Zeichen von guter Laune, zu warten, um dann ihre Bitten um Einlaß zu den im Kerker befindlichen Angehörigen vorzubringen.

Von diesem Throne gingen auch alle auf die Verwaltung des Gefängnisses bezüglichen Befehle aus, und alle Streitigkeiten zwischen den Gefangenen und den Wärtern wurden hier geschlichtet.

Wenn ein neuer Gefangener eingebracht wurde, so rief der Kommandant: „Nehmet ihn genau in Augenschein!" worauf der Gefangene an allen Teilen seines Leibes sorgfältig besichtigt wurde, um ihn später jedenfalls wieder erkennen zu können.

Wenn man die Pforten hinter sich hatte, lag auf der linken Seite des Ganges ein durch Balken und Bretter abgesperrter Raum, der als Aufenthalt für die zum Tode Verurteilten diente, ehe sie von den Karren zur Guillotine abgeholt wurden. Von diesem Platze aus führten große Thüren in die Kerker, les souricières (Mausefallen) genannt, welche mit Schmutz und Ratten angefüllt waren. Diesen Thüren gegenüber befand sich der Eingang zu den Gefängnissen der Frauen und zu den Krankenstuben.

Jeden Abend, wenn die Thüren verschlossen und die Namen der Gefangenen verlesen wurden, unterwarf man uns neuen Demütigungen und Entehrungen. Gewöhnlich erschienen zu diesem Zwecke drei oder vier halbbetrunkene Schließer mit fünf oder sechs großen Hunden, die bei Nacht auf den Höfen Wache hielten. Die Namensliste, welche verlesen werden sollte, war in der Regel ungenau und unleserlich geschrieben, weshalb häufig unrichtige Namen aufgerufen wurden, auf die niemand antwortete. Dann folgten Flüche, Verwünschungen und Mißhandlungen, bis sich endlich der Irrtum aufklärte, worauf wir wie Schafe abgezählt und einzeln in die Gefängnisse getrieben wurden.

In einem abgeschlossenen Raume zwischen der ersten und zweiten Pforte durften die Gefangenen und Verurteilten ihre Frauen und Kinder empfangen. Dorthin kamen die braven Weiber, allen Gefahren zum Trotz, um ihren Angehörigen ein letztes Lebewohl zu sagen, während Bewaffnete die Abschiedsscene umstanden und draußen die Karren bereits warteten, um die Unglücklichen zum Richtplatze zu führen.

Am dritten Tage unseres Aufenthalts in der Conciergerie begann uns ein neuer Hoffnungsstrahl zu leuchten. Der brave Benoit war zum Portier daselbst ernannt und Port Libre der Verwaltung des Schließers Jazard überlassen worden. Ich befand mich gerade an der Pforte, als er anlangte, und eilte sogleich mit dieser freudigen Nachricht zum Marschall, welcher jetzt nur selten seine Zelle verließ.

Aber auch diese Mitteilung machte keinen großen Eindruck auf ihn.

„Ich bin mit dem Leben fertig," sagte er, „und warte nur auf den Karren, der mich zur Guillotine führen soll."

Alle meine Bemühungen, ihn aufzuheitern und zu ermutigen, blieben erfolglos; er schüttelte den Kopf und schwieg dazu.

Am vierten Abende, kurz vor dem Nachtessen, während ich mit Benoit an der Pforte plauderte, wurde außerhalb gepocht, und das Gesicht des letzteren nahm plötzlich einen ernsten und zugleich unruhigen Ausdruck an. Er öffnete die Thür, und ein Mann, den Hut tief in die Stirn gedrückt, trat ein. Es war der unglückliche Sohn des Marschalls. Bei meinem Anblick erschrak er, aber Benoit flüsterte ihm einige beruhigende Worte zu.

„Schnell! schnell!" sagte darauf der junge Mann mit angstvoller Stimme. „Führen Sie mich zu meinem Vater, Benoit! Noch in dieser Nacht wollen ihn die Unmenschen holen. Ich habe die Liste und seinen Namen darin von Robespierres eigener Hand mit roter Tinte durchstrichen gesehen. Den Schlaftrunk und die Farben, letztere, um unsere Gesichter zu verändern, habe ich bei mir. Großer Gott, gib mir in dieser Stunde Kraft!"

Fragend blickte ich Benoit an.

„Ja," sagte letzterer, „dieser Herr ist ein guter und braver Sohn. Obgleich verstoßen, ist er dennoch fest entschlossen, für seinen Vater zu sterben. Er will diesen Abend mit meiner Hilfe einen Schlaftrunk in den Wein des Vaters mischen und ihn, wenn er bewußtlos ist, von seinem Bette entfernen und sich selbst an des Vaters Stelle legen."

„Das ist Wahnsinn!" rief ich aus. „Es wird beiden das Leben kosten!"

„Es ist kein Wahnsinn, mein Herr," entgegnete der junge Mann, „es ist schon in anderen Gefängnissen mit Erfolg versucht worden. Ich bin Schauspieler gewesen und bin deshalb im stande, ein Gesicht mit Hilfe von Farben in wenigen Minuten nach Belieben jung oder alt erscheinen zu lassen. Sie schlafen in meines Vaters Zelle, Sie sind sein Freund, Sie lieben ihn — ich lese es in Ihren Augen — wollen Sie mir behilflich sein, ihm seine Kleider auszuziehen und ihn auf eine andere Lagerstätte zu bringen? Die Unmenschen, welche in dieser Nacht kommen werden, um ihn zu holen, kennen ihre Opfer nicht von Person und müssen sich daher auf Benoits Angaben verlassen, und ehe Verdacht entstehen kann, wird mein Kopf gefallen sein.

„Aber diese edelmütige Aufopferung," wandte ich ein, „wird Ihren Vater schwerlich retten. In wenigen Tagen kann auch der Befehl zu Ihrer Hinrichtung kommen und dann wird er dennoch bluten müssen."

„Nein, nein!" rief er. „Es sind bereits sichere Zeichen da, daß Robespierre seinem Fall entgegengeht. Seine eigenen Freunde fürchten ihn und sagen sich von dem Ungeheuer los. In wenigen Tagen wird Frankreich mildere Herrscher haben und mein Vater wird gerettet sein. Aber wir verlieren die Zeit mit Plaud[illegible] Schnell, Benoit! Jede Minute [illegible] meinen Vater dem Tode näher[illegible] Herr, wollen Sie mir helfen?"

Ich wollte antworten, kon[illegible] Wort hervorbringen und drü[illegible] jungen Manne nur die [illegible]

„Sie werden sehen, [illegible] mich so verändern kann, da[illegible] mein Vater mich nicht erkennen wi[illegible] und trat in die Wachtstu[illegible] vor einen kleinen Spi[illegible] nahm er aus der Tasche gezog[illegible] an einen Wandnagel aufgehäng[illegible] Minuten kam er wiede[illegible] ter, wanken-der Greis, mit gelber, eingeschrumpfter Haut und weißem Haar.

„Haben die anderen Gefangenen meinen Vater gesehen?" fragte er Benoit, der ihn verwundert wie einen Zauberer anstarrte.

„Nur zwei," erwiderte letzterer, „die jedoch gestern hingerichtet worden sind. Der Marschall ist fast immer in seiner Zelle geblieben. Kommen Sie," sagte er darauf zu mir, „und führen Sie den neuen Gefangenen hinauf, da es einmal so sein muß. Wie gern möchte ich diesen braven Sohn retten."

„Lassen Sie uns gehen, Benoit!" rief dieser. „Ihre Schmeicheleien gelten einem Manne, der dem Tode verfallen ist."

Wir führten ihn, in einen Mantel gehüllt, hinauf. Als wir eintraten, saß der Marschall mit uns zugewendetem Rücken auf einem niedrigen Schemel und war damit beschäftigt, irgend etwas in einer schmutzigen Pfanne umzurühren. Er wandte sich kaum nach uns um, und als er es that, sagte er in schwermütigem Tone: „Wieder ein neues Schaf für die Schlachtbank? O Freiheit, welche Verbrechen werden unter deinem Namen begangen!"

„Unser neuer Freund ist ein alter, kranker Mann," sagte ich, indem wir den Sohn aufs nächste Bett legten, „er möchte gern schlafen. Stören Sie ihn deshalb nicht, während ich hinuntergehe, um die Liste verlesen zu hören."

Bei den letzten Worten drehte ich dem Marschall den Rücken zu und ließ unbemerkt den Schlaftrunk in seinen Wein fließen, der auf dem Tische stand.

„Ich werde ihn nicht stören," versetzte der Marschall, noch immer über das Gefäß gebeugt. „Ich habe selbst zu viel gelitten, als daß ich die Leiden anderer erhöhen könnte. [illegible] er [illegible]afen, der [illegible]ne Alte! Der Schlaf ist ja das einzige Glück, das uns geblieben ist!"

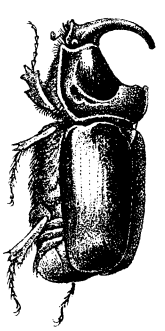


Fig. 9. Der Nashornkäfer.

„Wissen Sie," sagte er darauf, plötzlich aufstehend und meine Hände ergreifend, während er einen langen und unruhigen Blick auf den scheinbar Schlafenden warf, nachdem Benoit die Zelle verlassen hatte, — „wissen Sie, daß ich eine deutliche Ahnung von einem nahenden Unheil habe? Ich glaube, in dieser Nacht wird der Befehl zu meiner Hinrichtung kommen. Nun, er soll mir willkommen sein; denn seitdem mein Sohn verloren ist, hat das Leben keinen Wert mehr für mich!"

„Oh, dergleichen Ahnungen sind nur Folgen einer gedrückten Gemütsstimmung," erwiderte ich. „Aber was Ihren Sohn betrifft, mein lieber Marschall, sind Sie dessen gewiß, daß er wirklich für Sie verloren ist? Sind Sie nicht vielleicht zu hart, zu unversöhnlich gegen ihn gewesen? Haben Sie nie — verzeihen Sie diese Bemerkung! — an die Worte unseres Heilands gedacht: ‚Vergebet, auf daß auch euch vergeben werde!'"

„Genug!" rief der Marschall und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. „Er ist ein Verlorener — der Schandfleck seines ganzen Geschlechts! Erwähnen Sie seiner nicht mehr, denn unter dem Beile der Guillotine würde ich ihm nicht die Hand reichen! — Aber wie lange der Topf kocht!"

„Soll ich vielleicht Ihren Platz einnehmen, um das Abendessen fertig zu machen?" fragte ich, während der scheinbar Schlafende laut zu schnarchen begann.

„Nein — viel Dank, nein," entgegnete der Marschall, seinen Wein langsam schlürfend. „Gehen Sie hinab, um die Liste verlesen zu hören, und antworten Sie bei meinem Namen für mich. Gehen Sie, mein Sohn, und überlassen Sie den alten Marschall seinen trüben Gedanken. Gehen Sie, mein Sohn!"

Als ich in die Wachtstube hinabkam, fand daselbst eine große Bewegung statt. Die Beamten waren in vollem Staate erschienen und einer verlas die Liste derjenigen, welche an diesem Tage vom Revolutionstribunale zum Tode verurteilt worden waren. Der Abend war bereits angebrochen und es brannten deshalb Fackeln, deren fahler Schein die kalten, gefühllosen Gesichter dieser Menschen deutlich erkennen ließ, während sie von einem Haufen Sansculotten umgeben waren, die von Zeit zu Zeit das Ça ira! ça ira! anstimmten.

„George Pecour, Klempner, Nr. 12, — der Marschall de Moncy, Nr. 38," vernahm ich. Genug!

Der Pöbelhaufen jubelte wieder, warf die roten Mützen in die Höhe und schlug mit den Piken zusammen, denn die Hinrichtung eines ehemaligen Marschalls versprach einen großen Genuß.

Benoit flüsterte mir zu: „Es ist so gekommen, wie ich dachte!"

Ohne Benoit zu antworten, eilte ich

die Treppe hinauf. Die Szene in der Zelle hatte sich inzwischen verändert. Der Marschall lag schlafend auf seinem Bett, das Gesicht aufwärts gekehrt, und der Weinbecher stand geleert auf dem Tische. Der Sohn war über den Vater gebeugt und winkte mir, als ich eintrat, zu ihm zu kommen und die brennende Kerze zurückzulassen. Ich that es und blickte den Schlafenden an, der jetzt kein alter Mann mehr war, sondern jung, rosig, mit schwarzen Augenbrauen und dunklem Haar. Dann sah ich den Sohn an. Er war alt wie vorher, aber dennoch verändert. Jetzt war er das treueste Abbild des alten Marschalls, selbst bis auf die Kleidung, die er ihm aus- und sich angezogen hatte. Der junge Mann, so schien es, lag schlummernd auf dem Bette, und der greise Vater beugte sich mit zärtlicher Besorgnis über ihn.

„Ist die Liste gekommen?" fragte er, mich ruhig anblickend.

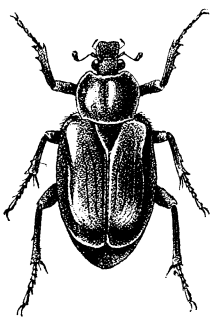


Fig. 11. Der Eremit oder Lederkäfer.

„Ja," darauf?" sagte ich, „soeben ist sie verlesen worden."

„Ja," versetzte ich traurig.

„Und meines Vaters Name — war er nicht darauf?"

„Die Karren werden mit Tagesanbruch kommen."

„Gott sei gedankt!" rief er aus, in die Knie sinkend und die gefalteten Hände erhebend. „Ich habe lange und inbrünstig gebetet, daß diese Stunde kommen möge. Geist meiner Mutter, nimm die Sühne deines unglücklichen Sohnes an!"

Den übrigen Teil der Nacht brachten wir unter ernsten Gesprächen zu. Der reuige Sohn, der sich dem Tode weihte, um die Vergehungen seines bisherigen Lebens wieder gut zu machen, erzählte mir seine Geschichte, wie er das väterliche Haus verlassen hatte und ein herumziehender Komödiant geworden sei.

Es war ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch, und wir saßen noch beim dürftigen Schein der Lampe in leisem Gespräch begriffen, als an der äußeren Thür Stimmen vernehmbar wurden, das Getöse schwerer Räder sich hören ließ und starke Riegel mit lautem Geräusch aufgezogen wurden.

„Sie kommen!" rief er. „Schnell blasen Sie das Licht aus! Ich werde mich nur auf das Bett werfen, um sie nicht warten und meinen Vater erwecken zu lassen."

Nach diesen Worten bückte er sich, küßte die Stirn des schlafenden Greises und warf sich auf das Bett des Marschalls.

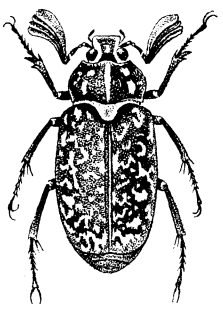


Fig. 10. Der Walker- oder Marmorlaubkäfer.

„Leben Sie wohl, braver Sohn eines edlen Vaters!" flüsterte ich. „Jenseits werden Sie Ihren Lohn finden!" Er drückte mir schweigend die Hand. Wir hörten Tritte auf der Treppe, Thüren wurden auf dem Korridor geöffnet, Säbel rasselten, die Hunde der Schließer knurrten, und heftiges Schluchzen — das Zeichen schmerzvoller Abschiede — schlug an mein Ohr.

Die Thüren derjenigen Zellen, aus denen die Opfer abgeholt werden sollten, wurden immer abends zuvor mit weißen Kreuzen bezeichnet. Bald kamen die Leute auf ihrem Umgange auch an unsere Thür.

„Da ist Nr. 38," hörten wir Benoit sagen. „Hier ist mein Kreuz! Der alte Marschall liegt auf dem dritten Bett an der linken Seite; die beiden anderen sind noch nicht reif."

„Oh, es wird nicht lange dauern, bis sie auch an die Reihe kommen und rasiert werden," bemerkte eine andere und rauhere Stimme, worauf ein lautes Gelächter der übrigen folgte.

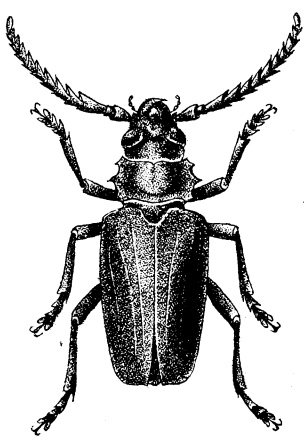


Fig. 13. Der Forst- oder Sägebock.

Die äußeren Riegel wurden zurückgeschoben, und fünf Männer mit Fackeln in den Händen traten in unsere Zelle. Sie gingen geraden Weges nach dem von Benoit bezeichneten Bett und packten den vermeinten Marschall unsanft beim Arme.

„Heraus!" riefen sie, „schnell, schnell! Die Equipage des Marschalls de Moncy steht vor der Thür. Hurtig angekleidet! Ihr müßt ruhig Blut haben, Bürger Moncy, daß Ihr so fest schlafen könnt, wenn Ihr eine halbe Stunde später einen so langen Schlaf beginnen sollt!"

„Ich bin bereit," erwiderte der brave Sohn mit verstellter Stimme. „Das lange Warten ist ermüdend, aber der Tod wird mir willkommen sein. Heut gedenke ich, meinen König im Himmel wiederzusehen."

„Ein echter Kampfhahn!" bemerkte einer der Fackelträger und fügte dann an mich gewendet hinzu: „Ihr, Bürger, möget Euch schlafen legen und träumen bis auf weiteres."

„Mein Freund ist krank," sagte ich, „weckt ihn nicht auf. Ihr habt euren Mann, nun geht!"

„Kommt!" sagte der verkleidete Sohn, „kommt, ich bin bereit! Adieu, mein Freund, adieu!"

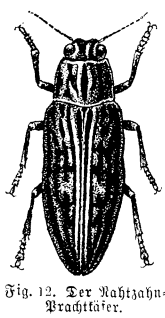


Fig. 12. Der Nahtzahn-Prachtkäfer.

Wir schieden. Bald darauf wurde die Thür zugeschlagen, und ich war mit dem Schlafenden allein.

Unmöglich ist es, die Gefühle zu beschreiben, welche mich erfüllten: — das tiefe Mitleid, das ich für den braven Sohn und für den armen, jetzt zwar geretteten, aber auch kinderlosen Vater empfand.

Als der Tag anbrach, begann die Sturmglocke zu läuten, und der wiederholte Ruf: „Zu den Waffen!" weckte mich aus einem unruhigen Schlafe, in den ich infolge meiner Aufregung gesunken war. Auch der Marschall erwachte und stand auf.

„Mein Freund," sagte er, „es scheint, die Sansculotten wollen in unser Gefängnis brechen und uns umbringen. Wo ist unser Gefährte?"

„Ja," versetzte ich, „unser Ende mag vielleicht nahe sein. Deshalb muß ich Ihnen auch, ehe wir sterben, den Beweis geben, daß Ihr Sohn kein schlechter, entarteter Mensch war. Unser Mitgefangener war Ihr Sohn. Er kam hierher, um Sie zu retten und an Ihrer Stelle zu sterben; in dieser Stunde vielleicht legt er sein Haupt auf den Block, obgleich er von Ihnen verstoßen worden ist."

„Herr, Sie träumen! Sie sind noch nicht wach?" rief der Marschall.

„Nun, so blicken Sie hieher!“ sagte ich, ihm einen kleinen Taschenspiegel vorhaltend. „Sehen Sie, wie er Ihr Gesicht verändert und dem seinigen ähnlich gemacht hat, um unter Ihrer Gestalt das Schafott zu besteigen!“

Starr blickte mich der Marschall eine Zeitlang an und sank dann auf die Knie.

„Gott sei gedankt,“ rief er, „so war er doch brav — doch ein de Moncy!“

Heiße Thränen erstickten die Stimme des alten Mannes, während er für die scheidende Seele seines Sohnes betete.

Inzwischen wurde der Lärm auf der Straße immer lauter, mehrere Schüsse fielen, und an die äußere Pforte wurde mit Gewehrkolben geschlagen.

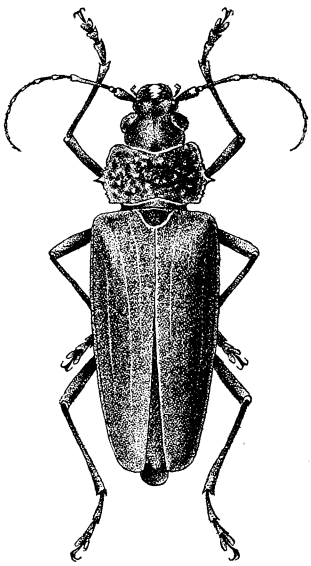


Fig. 14. Der Mulmbock.

„Unsere Stunde ist gekommen!“ sagte ich, den Marschall fest in meinen Armen haltend.

In demselben Augenblicke näherten sich eilige Schritte unserer Zelle, die Thür derselben wurde aufgerissen und Benoit rief:

„Robespierre ist gestürzt! — Sie sind frei! alle frei! Und — meine Herren — draußen vor der Thür harrt jemand, der Sie dringend zu sprechen wünscht!“

Die Thür öffnete sich, und der Sohn des Marschalls stürzte herein und warf sich vor seinem Vater nieder. Vater und Sohn umarmten einander und weinten heiße Thränen der Rührung.

Der Karren, der den jungen Moncy zum Schaffot hatte bringen sollen, war auf dem Wege dahin von Polizeibeamten angehalten worden, welche die Nachricht von dem Sturze Robespierres und dem Ende der Schreckensherrschaft brachten.

Die Käfersammlung.

(Schluß.)

Jedem bekannt ist der größte europäische Käfer, der Hirschkäfer oder Feuerschröter (Lucanus cervus). — Er ist schwarz, die Oberseite braun. Das Männchen zeichnet sich durch die großen, hirschgeweihähnlichen Oberkiefer aus. Man findet den Käfer Ende Juni und im Juli an alten Eichen- und auch Birnenstämmen, in deren mulmigem Holz die Larven leben.

Ein anderer guter Bekannter ist der Nashornkäfer (Oryctes nasicornis). — Er ist glänzend kastanienbraun und schwärmt im Juni und Juli abends in Gärtnereien und Gerbereien umher. Das Männchen zeichnet sich durch ein nach hinten gebogenes Horn auf dem Kopfe aus.

Der Walker- oder Marmorlaubkäfer (Polyphylla fullo) ist ein prächtiger, großer Verwandter unseres allbekannten Maikäfers. Er ist schwarzbraun und sehr leicht kenntlich an den aus dichten, weißen Schuppen gebildeten, marmorartigen Flecken auf den Flügeldecken. Er schwärmt oft in großen Mengen in sandigen Kieferheiden. Wie der Maikäfer, ist auch er sehr schädlich, weil seine Larven die Baumwurzeln durchnagen.

Im Mulm modernder Laubbäume findet sich, obschon nicht häufig, ein schöner, großer Käfer, der Eremit oder Lederkäfer (Osmoderma eremita). — Sehr breit und flach, pechbraun, oben schwach metallisch glänzend, auf dem Halsschild zwei kleine, höckerförmige Erhöhungen, die Flügeldecken lederartig gerunzelt. Der Käfer findet sich im Juli in dem Baummoder alter Laubbäume.

Der Juli ist besonders auch der Flugmonat für die meisten Pracht- und Bockkäfer. Die größten deutscher Art sind:

Der Nahtzahn-Prachtkäfer (Chalcophora Mariana), langgestreckt, breit, erzbraun, die Oberseite mit glänzend glatten, schwarzen Erhabenheiten, die vertieften Stellen kupfrig glänzend. Er findet sich im Juli in Kiefernwäldern, wo er im Sonnenschein an geschlagenes Klafterholz anfliegt.

Der Forst- oder Sägebock (Prionus coriarius) ist ein großer Bockkäfer, den man im Juli in Wäldern an Stämmen sitzend oder fliegend antrifft. Er ist dunkelbraun, das Halsschild hat an jeder Seite drei spitze Dornen, die Flügeldecken sind lederartig gerunzelt.

Der Mulmbock (Ergates faber) ist besonders im südlichen Deutschland, Oesterreich und Ungarn heimisch. Das Männchen ist rostbraun, das Weibchen pechbraun, die Halsschildseiten sind gekerbt oder gezähnt, das Halsschild punktiert, beim Männchen mit glatten Erhabenheiten, die Flügeldecken sind runzelig punktiert mit zwei sehr feinen, schwach erhabenen Längslinien. Er findet sich im Juli und August in Nadelholzwaldungen und ist der größte europäische Bockkäfer.

Der große Spießbock oder Heldenbock (Cerambyx heros) ist ein schöner großer Käfer, dessen Männchen durch die sehr langen Fühlhörner auffallen. Er ist schwarz, die Flügeldecken nach hinten rotbraun und findet sich im Juni und Juli an alten Eichen, in denen die Larven leben.

Der hellgraue Trauerbock (Morimus funereus) kommt im südöstlichen Europa vor. Er ist stark, gedrungen, schwarz, sehr fein und dicht weißgrau behaart, auf den Flügeldecken befinden sich vier große, samtschwarz behaarte Flecke.

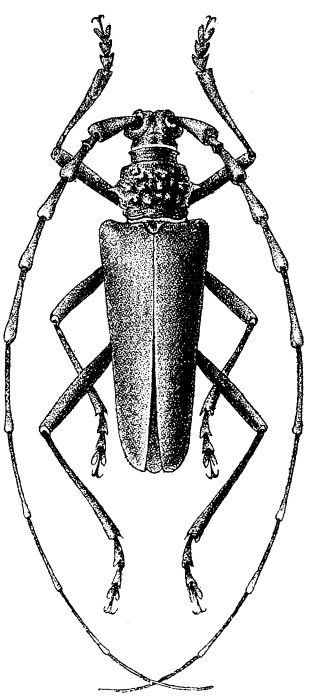


Fig. 15. Der große Spießbock oder Heldenbock.

Der große, gelbe Pappelbock (Saperda carcharias) lebt im Herbst an Pappelsträuchern und kann in einen verkehrt darunter gehaltenen offenen Regenschirm geklopft werden. Seine Larven zerstören die Wurzeln und unteren Stammenden vorzugsweise von jüngeren Pappeln und Pappelsträuchern, finden sich aber auch in ganz starken Stämmen. Der Käfer ist sehr dicht gelbfilzig behaart, die Flügeldecken haben nackte Punkte.

Sind die Käfer getötet, wie weiter oben gesagt wurde, so werden sie aufgespießt. Dies geschieht, indem man eine Insektennadel durch die rechte Flügeldecke im ersten Drittel ihre Länge senkrecht hindurchsticht und den Käfer so weit in die Höhe schiebt, daß über ihm noch ein Drittel der Nadellänge frei bleibt. In-

sektennadeln, welche ungefähr 37 mm lang sein müssen, erhält man in den Naturalienhandlungen zum Preise von 20 Pf. für 100 Stück. Der Käfer wird nun auf eine Tafel Insektentorf (ebenfalls in den Naturalienhandlungen erhältlich) gesteckt und Fühler und Füße durch Beistecken von Nadeln gleichmäßig geordnet. Ein Ausspreizen der Beine darf nicht erfolgen, weil so ausgespannte Käfer unschön aussehen, viel Raum einnehmen, und weil die getrockneten Füße und Fühler später bei der geringsten Berührung abbrechen. Nach dem Trocknen des Käfers wird derselbe in den Sammlungskasten gesteckt. Das Trocknen geschieht an einem staubfreien Ort. Große Käfer wie der Mulmbock, Hirschkäfer, Tauchkäfer müssen wenigstens drei Wochen trocknen, bevor sie in den Sammlungskasten gesteckt werden dürfen.

Noch einmal die Stirnsche Geheim-Camera.

Während die Photographie früher ausschließlich Sache von Fachleuten war, die dazu oft jahrelanger Schulung bedurften, hat dieselbe durch die Erfindung der Trockenplatte und durch mannigfache Verbesserung der Apparate, eine solche Vereinfachung erfahren, daß sie auch dem Laien handgerecht geworden ist. Viele unserer lieben Kameraden haben es ja sogar unternommen, sich selbst einen solchen Apparat nach unserer Anleitung aus Cigarrenkistchenholz zu erbauen und haben mit demselben, wie die uns vorliegenden Aufnahmen beweisen, ganz anerkennenswerte Resultate erzielt.

Unter allen diesen Apparaten hat aber besonders die von Rudolf Stirn in Berlin S., Sebastianstraße 34 erfundene und in den Handel gebrachte Geheim-Camera, über die wir schon im vorigen Jahrgange eingehend berichtet haben, das Interesse unserer lieben jungen Freunde zu erregen gewußt und diese ist es, welche in neuester Zeit wieder schätzenswerte Verbesserungen erfahren hat. Es können mit derselben nun auch im Zimmer und bei trübem Wetter sowohl Zeit- wie Momentaufnahmen gemacht werden. Bei den ersteren, die immer eine Exposition von mehreren Sekunden erfordern, wird die Camera nicht wie sonst unter der Weste getragen, indem man das Objektiv durch das Knopfloch hervorreichen läßt, sondern irgendwie festgestellt. Es wird in diesem Falle der Apparat „auf Zeit" gestellt. Will man aber eine Momentaufnahme machen, den Flug eines Vogels, die Bewegung von Menschen, oder naturwissenschaftliche Bilder festhalten, stellt man den Apparat um, und verfährt wie für die Momentaufnahme erforderlich. Die Einzelheiten der Verfahren zu erläutern, können wir an dieser Stelle übergehen, da der Erfinder jedem Apparat eine Gebrauchsanweisung beischließt, die sowohl das Einlegen der Platten und die Aufnahme, als auch das Entwicklungsverfahren, das Fixagebad, Kopieren und den Druck der Bilder ausführlich behandelt.

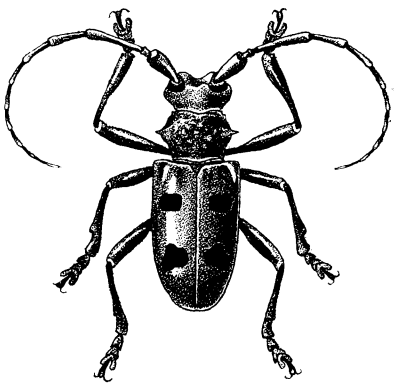


Fig. 16. Der hellgraue Trauerbock.

Es ist diese Art der Amateur-Photographie eine sehr interessante und unterhaltende, sie hat daneben namentlich für den Schüler einen unverkennbaren Wert,

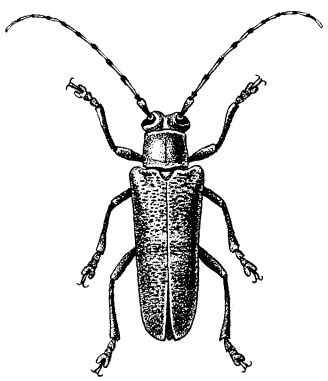


Fig. 17. Der große, gelbe Pappelbock.

denn was er im Bilde durch so viele Entwicklungsphasen gesehen und beobachtet hat, wie dies bei dieser Beschäftigung von der Aufnahme an bis zur Fertigstellung der Photographie geboten ist, das prägt sich seinem Gedächtnisse tief ein. Zugleich ist er in der Lage, sich eine Sammlung aller erdenklichen Fixierungen und Nachbildungen anzulegen, die ihm jetzt und später eine Quelle zuverlässigster Belehrung bilden.

Wird die Richtung

eines Gewitters, wenn es auf seinem Wege an einen größeren Fluß kommt, durch denselben beeinflußt? Auf diese Frage gibt die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift" folgende Antwort. Die Zugrichtung eines Gewitters wird im allgemeinen durch einen größern Fluß nicht geändert, wohl aber haben die großen Wasserläufe einen entscheidenden Anteil an der Verbreitung des Gewitters, da der über Flüssen und Seen vorherrschend absteigende Luftstrom der Weiterverbreitung eines Gewitters ein Hindernis zu bieten geeignet ist, und das Fortschreiten des Gewitterzuges an die Bedingung aufsteigender Luftströme geknüpft ist. Es kommt sehr häufig vor, daß ein Gewitterzug an der Elbe Halt macht und nicht auf das jenseitige Ufer tritt, oder daß bei stärkeren Gewittern plötzlich auf beiden Seiten des Flusses, aber in größerer Entfernung von demselben, die Linien gleichzeitigen Donners parallel verlaufen.

Außer von Kaninchen

leidet Australien auch an der Mäuseplage. Von Coomebarabran bis Coolah ist jedes Haus voll von Mäusen. Die Tiere kommen scharenweise und fressen alles auf. An einem Orte wurden 2 Sh. für das Hundert angeboten, worauf in einer Nacht 1000 getötet wurden. Hierauf ging der Preis auf 1 Sh. zurück. In einem Hotel wurden mittels einer Mischung von Strychnin und Mehl in einer Nacht 1000 Mäuse vergiftet. An einem anderen Orte fraßen die Mäuse in einer Nacht ein ganzes frisch geschlachtetes Schaf auf, so daß am nächsten Morgen nur die Knochen übrig waren. Wieder an einer anderen Station war ein Mann lediglich dazu angestellt, die Mäuse von den Krippen fernzuhalten, so lange die Pferde fraßen, und er hatte viel zu thun. Häufig haben die Mäuse schlafende Menschen angefressen. Auf vielen Feldern ist die ganze Ernte durch die Nagetiere zerstört worden. Niemand weiß, was gegen die Plage zu thun ist.

Königliche Antwort.

Dem König Georg III. von England dankte ein berühmter Ausländer für die bedeutenden Summen, die er den

Wissenschaften, besonders den kostbaren astronomischen Instrumenten Herschels widmete. „Ich bestreite die Kriegskosten," sagte der König, „weil sie notwendig sind. Mit Vergnügen aber bewillige ich Ausgaben für die Wissenschaften, welche der Menschheit zur Ehre gereichen und ihr keine Thränen kosten."

Logogriph.

Das Christkind brachte Fritzchen
Ein hübsches Wägelein;
Nicht sollte seine Freude
Von großer Dauer sein.
Ein Rädchen nach dem andern
Verlor der kleine Wicht,
Und tags darauf schon konnte
Er mit ihm fahren nicht! —
Was nun den Eltern sagen?
Er wußt' es nicht! O weh!
Der Wagen war mit d es,
Und Fritzchen war's mit t!

Aufgabe.

Ein Herr gebrauchte zu einer Reise, welche 30 Tage dauerte, 102 Mark mehr, als er vorher berechnet hatte. Nur an 6 Tagen nämlich war er mit dem vorher angenommenen Durchschnitt an Tagesausgaben wirklich ausgekommen. An 15 Tagen hatte er täglich 3 Mark über den Durchschnitt gebraucht, an 4 Tagen sogar das Doppelte des Durchschnitts. An 5 Tagen freilich hatte er je 3 Mark weniger ausgegeben, als angesetzt war. Wieviel hat die Reise gekostet?

Homonym.

Wenn es draußen friert und schneit,
Bin ich flott in Thätigkeit;
Zieht der Sommer in das Land,
Tret' ich in den Ruhestand;
Nicht in Deutschland suche mich,
An der Donau liege ich.

Auflösung des Königszugs in Nr. 31.

53	52	25	24	9	8	45	44
54	26	51	10	23	46	7	43
27	55	50	11	22	47	42	6
28	56	12	49	48	21	41	5
57	29	13	16	17	20	4	40
58	30	14	15	18	19	3	39
31	59	34	35	62	63	38	2
32	33	60	61	36	37	64	1

Nun da so warm der Sonnenschein,
Und da so mild die Lüfte wehn,
Nun mußt du aus dem Kämmerlein
Auch fein zum grünen Walde gehn!
Und hörst in wunderhellem Schlag
Frohlocken du ein Vögelein,
So lausch' ihm recht, daß es dir sag,
Warum es mag so fröhlich sein.

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 31.

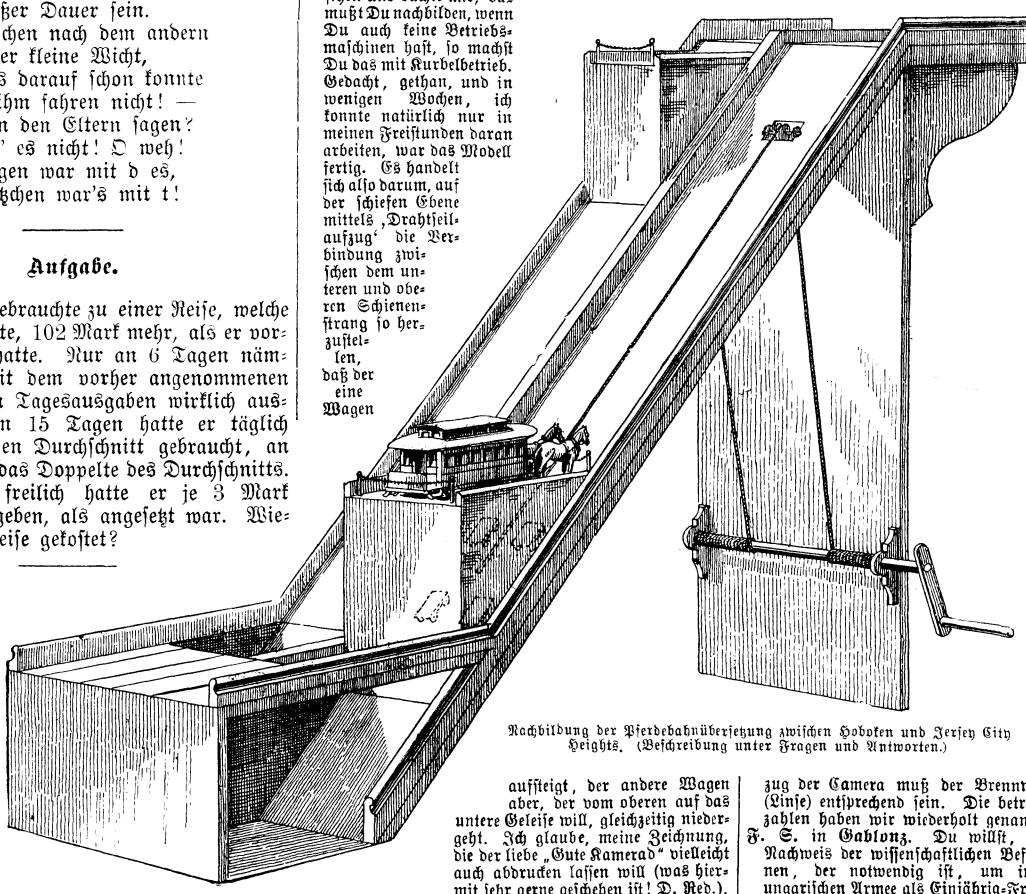
„Emma — Mais — Eis — Ameise."

Auflösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 31.

Schla We ser be
Ba Al ler che
Do Re ga bel
Ta Tra ve nus
Wart Ha se dan
Jo El be sen
„Warthe."

Fragen und Antworten.

Fritz Köbnetlak schreibt: „Liebe Kameraden! Vor einiger Zeit habe ich eine Abbildung der Pferdebahnübersetzung zwischen Hoboken und Jersey City Heights gesehen und dachte mir, das mußt Du nachbilden, wenn Du auch keine Betriebsmaschinen hast, so machst Du das mit Kurbelbetrieb. Gedacht, gethan, und in wenigen Wochen, ich konnte natürlich nur in meinen Freistunden daran arbeiten, war das Modell fertig. Es handelt sich also darum, auf der schiefen Ebene mittels ‚Drahtseilaufzug' die Verbindung zwischen dem unteren und oberen Schienenstrang so herzustellen, daß der eine Wagen



Nachbildung der Pferdebahnübersetzung zwischen Hoboken und Jersey City Heights. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

aufsteigt, der andere Wagen aber, der vom oberen auf das untere Geleise will, gleichzeitig niedergeht. Ich glaube, meine Zeichnung, die der liebe „Gute Kamerad" vielleicht auch abdrucken lassen will (was hiermit sehr gerne geschehen ist! D. Red.), läßt die ganze Konstruktion deutlich erkennen. Bei meinem Modell verbindet ein 120 cm langes und 25 cm breites Brett die beiden verschieden hohen Ebenen. Die obere derselben ruht auf einem ca. 80 cm hohen Stützbrett. An letzterem ist eine Achse angebracht, die vermittelst einer Kurbel gedreht wird, um welche die entgegengesetzten Drahtseile (in unserem Falle selbstverständlich starke Zwirnsfäden oder Kordel) gewunden sind, welche wieder mit den auf und ab steigenden Plattformen, auf denen die Wagen ruhen, in Verbindung stehen. Diese Plattformen laufen auf Rollen und behalten mit den darauf befindlichen Wagen ihre horizontale Lage bei." — Sehr brav gemacht! solchem Fleiße gebührt volles Lob. Gruß vom „G. K."

A. Suckau. Wenn Du von dem „hochgeehrten Prärieiäger Mr. Hobble" Näheres hören willst, dann mußt Du eben seine im ersten und zweiten Jahrgang des „G. K." veröffentlichten Erlebnisse lesen. Du wirst es nicht bereuen. Seine Ansichten, die er bei diesen und jenen Gelegenheiten zum besten gibt, sind sehr interessant.

Jos. Röhrl jr. in München, Blumenstraße 33III, bittet E. Hermann in Glogau um Briefadresse.

C. Brodbeck und **Castenholz.** Eine Linse 28 mm wird je nach Brennweite bis zu 9 × 12 cm zeichnen. Für Größe 12 × 16,5 cm hat man ein zusammengekittetes Linsenpaar von 42 mm Durchmesser und 17 cm Brennweite. Preis Mk. 5. — Eine Linse von 35 mm wird eine Bildgröße geben, die zwischen den obengenannten Größen liegt. Linsen von Opernguckern lassen sich freilich auch verwenden. — Die Retouche ist ziemlich schwierig und wird meistens nur bei Porträts angewendet. Das Negativ wird mit feinem Bleistift überarbeitet, um Unreinheiten auszugleichen. Ein gutes Werk hierüber ist: „Grashoffs Retouche", Mk. 2.50.

Oskar Sch. Du bist ja ein famoser Versemacher. Sehr nett! Zur Veröffentlichung an dieser Stelle wegen des Stoffes, den das Gedicht behandelt, jedoch nicht geeignet. Besten Gruß!

Liebe Kameraden! Wäre vielleicht einer von Euch geneigt, mit mir in Korrespondenz zu treten? Am liebsten solche, welche Pflanzenfreunde sind. Briefe mit Angabe des Alters zu richten an: Max Wintsch, Institut Ziegler, Wilhelmsdorf b. Ravensburg.

O. R., Hamburg, Uhlenhorst. Wir verweisen auf unsere heutige Antwort an C. Brodbeck und nehmen an, daß Du nicht wirkliche Vergrößerungen, sondern gewöhnliche photographische Aufnahmen machen willst. Der Kasten resp. Auszug der Camera muß der Brennweite des Objektives (Linse) entsprechend sein. Die betreffenden Verhältniszahlen haben wir wiederholt genannt.

F. S. in Gablonz. Du willst, lieber Freund, den Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung kennen lernen, der notwendig ist, um in der österreichisch-ungarischen Armee als Einjährig-Freiwilliger Aufnahme zu finden. Diesen Nachweis bilden a) wenn der Dienst auf eigene Kosten abgeleistet wird: Studienzeugnisse über den vollendeten letzten Jahrgang an einem Obergymnasium oder einer Oberrealschule oder einer diesen gleichgestellten Lehranstalt, wenn sie mindestens die erste Fortgangsklasse ausweisen, in deren Ermangelung die von den Prüfungskommissionen erteilten Zeugnisse der Befähigung, oder die von dem Aspiranten etwa abgelegte Prüfung zum Berufskadetten; b) wenn der Präsenzdienst auf Staatskosten abgeleistet wird: die in a bezeichneten Studienzeugnisse, wenn sie die allgemeine Vorzugsklasse ausweisen,

Maturitätszeugnisse.

Reifezeugnisse / Abgangszeugnisse } der den Obergymnasien und den Oberrealschulen gleichgestellten Lehranstalten.

Zeugnisse über eine mit dem Ergebnisse der Befähigung zurückgelegte Staatsprüfung, wenn diese Staatsprüfung Universitätsstudien, bezw. Studien an einer Hochschule bedingt. Mediziner, Veterinäre und Pharmazeuten haben einige besondere Vorschriften zu beachten, die wir auf Verlangen auch gerne mitteilen. Besten Gruß!

Kamerad H. Ehlers. „Kloß, Hantelbüchlein" erschienen bei J. J. Weber in Leipzig, sonst die Bücher von Lion & Maul; von jeder Buchhandlung zu beziehen.

E. Bacmeister in Eisenach. Wir haben für die Hektographenmasse zu wiederholten Malen ein erprobtes Rezept mitgeteilt. Versuch es doch mit dieser.

Max Meiling. Kann sich der „G. K." nicht recht vorstellen; müßte er gesehen haben.

Zwei ungarische Poeten, die mit Sturmgebrüll die Veröffentlichung ihrer Gedichte verlangen. Für Euer Alter recht gut, aber eben nicht formvollendet, was ja auch noch gar nicht sein kann. Seid fleißig, wird noch kommen! Das eine Gedicht, bei allem Patriotismus, viel zu lang, als daß wir's hieher setzen könnten. Nichts für ungut. Kameradschaftlichen Gruß!

Mein lieber guter Kamerad! Da im Briefkasten schon öfters Anfragen wegen schöner Experimente zur Elektrisiermaschine gemacht worden sind, möchte ich den Kameraden, die sich dafür interessieren, ein recht hübsches sagen. Vorher bemerke ich, daß ich es mir zwar nicht selbst ausgesonnen, aber doch nach einer kurzen Bemerkung in einem Lehrbuch die Einzelheiten dabei ausgedacht habe. Man nimmt einen Schwamm, macht ihn naß, steckt ihn auf eine Glasröhre und hält ihn an den Konduktor der Elektrisiermaschine, welche gedreht wird; dann spritzt das Wasser in feinem Regen aus dem Schwamm. Die Erklärung gebe ich nicht, die mögen sich die Kameraden selbst suchen. Man muß sich aber in acht nehmen, daß nicht das Wasser vom Schwamm längs der Röhre nach der Hand läuft, nicht etwa weil man sich naß macht, sondern weil die Elektrizität sonst längs der Röhre in die Hand entweicht und das Experiment nicht gut gelingt. Grüßend Euer E. B. — Ja freilich, die Knabenzeitung kann man auch auf der Post abonnieren. Für das Experiment besten Dank und kameradschaftlichen Gruß.

Otto Waldechnitz. Ein altgermanischer Nornengesang? — uns unbekannt.

O. Br., Frankfurt a. M. Hierfür hilft kein Mittel, hilft kein Titel.

A. Fleischinger in **Tharandt.** Du wünschest die Adressen einiger Münzenhandlungen. Hier: Adolf E. Cahn, Frankfurt a. M., Eschenheimer Landstraße 36. — Raymond Dupriez, Expert en médailles, Place de Brouckère 21, Bruxelles. — Otto Helbing, Münzenhandlung, München, von der Tannstraße 4 I. — Karl Offermann, Köln a. Rh., am Hof 55. — Robert Jungfer, Berlin S. W., Wilhelmstraße 141 a. — Francesco & Ercole Gnecchi (via Monte di Pietà 1) in Mailand.

G. Zimmermann in **Zerbst, Kloster** in **Anhalt,** fragt: „Wer weiß mir ein Wort, das acht Buchstaben und in der Mitte zwei w hat?"

Obertertianer James Hagenberg in **Hildesheim, Kaiserstraße 46,** bittet seine lieben Kameraden um griechische und lateinische Stammbuchverse.

Ad. D. aus **Altona.** Du wirst wahrscheinlich die „Reclam'sche Bibliothek" meinen. — Wie man sich Elemente macht, darüber demnächst in einem größeren Aufsatze.

Fritz Esterer. Sieh die Antwort an A. Z. in Hagenau Seite 479 dieses Jahrganges.

Wolfgang B. fragt seine Kameraden: „Wer weiß mir ein Mittel, aus meinem Briefmarkenalbum Rotweinflecke herauszubringen?"

H. Schattkowsky. Eine Beschreibung der Aeolsharfe und die Anleitung zu ihrer Verfertigung findest Du im I. Jahrgang.

Sigmund Graf, Tertianer in **Freising, Bayern, Oberer Graben 385,** wünscht mit einem Volapükisten in Korrespondenz zu treten.

Der Kamerad in Bremen, welcher den Schokoladeautomaten gefertigt hat, wird um freundliche Mitteilung einer genauen Beschreibung desselben gebeten. Richard Haupt in Leipzig, Nordstraße 40 I.

Erich Paetel, Berlin W., 35, Karlsbad 16, möchte gern mit einigen Kameraden in Korrespondenz treten! Wer hat Lust?

Liebster Guter Kamerad! Sei doch so freundlich und teile meinen Kameraden mit, daß ich mich zur Anfertigung der Kontaktpfröpfchen zu elektrischen Glocken empfehle. Ich liefere dieselben gegen Briefmarken. Max Pohland, per Adresse: Herrn Rob. Brüggemann, Uhrmacher, Magdeburg-Neustadt, Breiteweg 37.

Waldemar. Deinen Brief empfangen und über den Inhalt ungemein erfreut gewesen. Das ist kameradschaftlich! Prosit! Wollen auch ferner treue Kameradschaft halten!

Einer der nicht gern Leut fekkiert! Oswald (altdeutsch), einer, über dem Gott waltet, der Hausvorsteher, Verwalter.

A. L. in **B.** Solche Fliegenfänger kann man, so man sich die Löcher vom Glaser herausschneiden läßt, ganz gut selber machen.

A. Wiedemann jr. in **Liegnitz, Hotel Rautenkranz** bittet Karl Albrecht in Bremen und **Paul Lohmann** in Hagen i. W. um genaue Beschreibung der Konstruktion ihrer Automaten; Leo Sürth in M.-Gladbach um Beschreibung seines Angelspiels. — Dilthey und Transfeldt, Ueber die Praxis des Einjährig-Freiwilligen. Auswahl und Auskunft bei Mittlers Sortiments-Buchhandlung in Berlin, Schloßfreiheit 7. — Walther, (altdeutsch), gewaltiger Kämpfer, Herrscher, Gebieter. Theodolinde, (altnordisch) die Volksschlange, (altdeutsch) der Volksschild.

H. v. G. in **Bern.** Das Ausstopfen und Skelettisieren von Säugetieren und Vögeln von A. und G. Ortleb, Berlin, S. Mode's Verlag, in jeder Buchhandlung käuflich.

A. Fogzalik. Das wäre die in Berlin erscheinende Fachzeitschrift „Der Wassersport", durch jede Buchhandlung oder durch die Post zu beziehen.

Rich. G. Du bist der Meinung, daß wir dem dicken Mijnheer van Aardappelenbosch, wenn er nach Europa zurückkehrt, ein großes, ausgesuchtes Festessen geben sollten. Ganz einverstanden! — Wenn es Deinen Fröschen nimmer schmeckt, dann lassen sie selbst die besten Leckerbissen völlig unbeachtet liegen. Gib ihnen reichlich, wie viel notwendig ist, wirst Du bald merken.

Oskar W. in **Wien.** ad 1. Das Alphabet bildet sich indem man das Licht, die Strahlenbündel, in kürzeren oder längern Pausen, einem bestimmten Punkte zu, ausstrahlen läßt, analog dem bekannten Morseschen oder sonst einem Alphabet. — Wir glauben, daß Dir der Morsesche Telegraphenapparat dienlicher sein wird.

F. Sch., W. Das ist freilich recht bedauerlich. Doch was soll der „G. K." thun? Soll er jedem einzelnen der saumseligen jungen Herren nachspringen und ihn in deutlicher Weise an seine Pflicht erinnern? Wir fürchten, wir finden nicht die Zeit dazu.

Bruno und **Max** in **Plauen.** Eure Karte kommt zu spät, das Unglück ist bereits geschehen.

Von Schaarwächter. Sehr hübsch. Dank.

Paul von Gerich. Für das Rezept kameradschaftlichen Dank, werden das- selbe bei Gelegen- heit ver- wenden.

Kasernenhofscherze.

F. Ravenstein in **Frankfurt a. M., Wielandstr. 31,** ist gegen Einsendung von Porto erbötig, seinen Kameraden 60 verschiedene Briefmarken zu senden.

Lieber Kamerad, bitte, posaune allen Freunden bis in die entferntesten Erdenwinkel ins Ohr, daß an Briefmarkensucht leidet: Gymnasiast Albert Schulenburg, per Adresse: K. K. Obersteuerkontrolleur Sch. in Altkirch, Oberelsaß.

Hans Braune, hauptpostlagernd München. Wer von meinen Kameraden will von mir Briefmarken gegen Cigarrenbändchen eintauschen?

E Grüderich in **Lennep** gibt 55 Münzen gegen Briefmarken.

Gustav Lochner in **Aachen, Alexianergraben 14,** sucht ein Meerschweinchenpaar gegen Bücher oder ausgestopfte Tiere.

Hans Wesing in **Eickum** bei **Herford** in **Westfalen** bittet die ausländischen Kameraden um eine Postkarte.

Heinrich Keitler in **Wien IV., Heumühlgasse 4,** vertauscht sein Markenalbum gegen ein Mikroskop.

Ich gebe für eine Sachsen 3 Pfg. rot von 1850 50 außerdeutsche gute Marken, 10 Firmenstempel und anderes. Bitte ausländische Kameraden um eine Postkarte mit Tipp-Topp-Stempel. M. Warming, Hamburg, Eimsbüttel, Belle-Alliancestraße 2.

Adolf Zürrlein, München, Schillerstraße 21a/o, hat vier größere Kohlenzylinder und drei poröse Thonzellen für Bunsenelemente und zwei Akkumulatoren zu vertauschen. Nimmt elektrische Apparate dagegen, am liebsten ein größeres Buch über Elektrizität oder Akkumulatoren.

H. Rampacher in **Cannstatt, Königsstraße 21,** hat ein fast neues Puppentheater zu vertauschen, am liebsten gegen elektrische Apparate oder Schmetterlingspuppen.

Ernst R. von Streernwitz hat alle Dubletten abgegeben.

Bruno Gaudig in **Merseburg, Fischerstraße 6,** will das Pult seines Vaters mit Wechselstempelmarken austapezieren. Bittet seine lieben Kameraden um Unterstützung. Der Zusender der 50. Marke erhält ein Buch von Schulze-Delitzsch, der 100. einen Luftballon aus Seidenpapier, der 150. ein Buch von Kaiser Wilhelm I., der 250 eine Luftballonbahn.

Wilhelm Eble, per Adr.: **Prof. M. Eble** in **Ellwangen,** möchte mit einem Kameraden Süddeutschlands in Korrespondenz treten.

Kameraden! Wer von Euch möchte mit mir in Briefwechsel treten? Mit Gruß Euer J. Korn, Gymnasialschüler in Weißkirchen, Mähren.

Ich habe eine übrige männliche Möwentaube; wer von Euch kann sie brauchen und was gibt er mir dafür? Friedrich Wolpert, Kgl. Notars Sohn, Memmingen, Bayern.

Ludwig Holdinghausen, Gemünd i. d. Eifel, tauscht Briefmarken aus Moresnet gegen alte silberne Münzen. Auch tauscht er seine Laterna magica mit 22 Bildern gegen eine größere Dampfmaschine.

Liebe Kameraden! Möchte bis zum 15. Juli eine Sammlung von 50 Muscheln besitzen, bitte um freundliche Unterstützung. Kameradschaftlich grüßt E. Voß, Elberfeld, Kolk 1.

R. Mittenzweig in **Berlin W., Winterfeldstraße 3,** vertauscht sein Zimmerteschin und Munition.

Max Gellert in **Chemnitz, Aeußere Johannisstr. 12,** sucht Münzen und Mineralien, bietet dafür: Käfer, seltene Steine und Briefmarken.

Liebe Kameraden! Suche Vogeleier, Käfer, Schmetterlinge und Mineralien einzutauschen. Biete dagegen: Maschinen, Ganzsachen, Briefmarkenjournal von 1888, Laterna magica, Druckerpresse und vieles andere. Arthur Lochner in Aachen, Alexianergraben 14.

Wilhelm Kicherer, p. Adr.: **Ferd. Kleemann & Sohn** in **Obertürkheim** bei **Stuttgart,** tauscht ein sehr schönes Mikroskop noch wie neu, gegen eine größere, gut erhaltene Dampfmaschine.

Karl Franz, Sekundaner, Prag, Kleinseite, Spornergasse 31, II. St., gibt ein Schaubeckalbum (mit 540 Marken) und eine Karlsbader Sprudel- und Erbsensteinsammlung gegen einen kompletten Zauberkasten oder größere Laterna magica.

Anton Schmoll, Tertianer, Prag, Kleinseite, Spornergasse 31, möchte sein kleines Laboratorium gegen ein wohlerhaltenes Bicycle (Radhöhe 120 cm) vertauschen.

Moritz Holluba in **Wien, Währing, Wienerstr. 91 I, Thür 7,** sucht im Tauschwege ein Fischglas.

Tauschmarkt.

Briefmarken sammelt und tauscht: Er. Grüber in Lösenbach bei Brügge (Westfalen). — Joseph Sitta, Marburg a. D. — Richard Hummel in Köthen. — H. Bendemann in Düsseldorf, Bismarckstraße 25. — W. Schömburg in Leipzig, Nordstraße 53. — Pietro Studiati, Pisa, Piazza S. Francesco. — Eduard Ovid in Ober-Wigstein, Post, Wigstadtl (Oesterr.-Schlesien). — Josef Egert, Innsbruck, Müllerstraße 7 I r. — Paul von Gerich in Helsingfors. — H. Waßmuth, Livorno, Via Roma 24. — Otto Saynisch, Straßburg i. E., Knoblochsgasse 12. — H. Hoffmann, Karlsruhe, Stephanienstraße 43. — Wilhelm Schulz, Hamburg, Rathausstraße 23 II, vor allem Stadtpostmarken. — Fritz Ehlers, Berne (Oldenburg). — Walter Moll, Breslau, Ohlauer Stadtgraben 2. — Ludwig Fischer, München, Steinsdorfstraße 4 IV. — Karl Kramer, per Adresse: Moritz Kramer, Neuhaldensleben. — Visarion Roman, Hermannstadt (Siebenbürgen), Bruckenthalgasse. — H. Friedrich, Köthen, Hallescherstraße 17. — Alfred Peltzer, Krefeld, Ostwall 57. — P. T. Hald, Aalborg (Dänemark), Algade 13. — Werner von Voigts-Rhetz, Fulda. — Rudolf Hirschsohn, Wien II, Obere Donaustr. 61. — M. R., postlagernd Hermannstadt (Siebenbürgen). — Ringold Kalning, Riga, große Jakobstraße 4. — Hans Keller, München, Ludwigstraße 9 III.

Käfer sammelt und tauscht: Richard Gack, München, Steinstraße 46 II. — Emil Obloth, Triest, Via Nuova 6.

Mineralien sammelt und tauscht: Erwin Düringer, Zabern i. E.

Schmetterlinge sammelt und tauscht: Richard Gack, München, Steinstraße 46 II. — W. Schömburg, Leipzig, Nordstraße 53.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Der älteste botanische Garten

ist wohl der des Klosters Reichenau im Bodensee. Sein Gründer war ein Schüler der Reichenauer Klosterschule, Walafried Strabo, welcher bis zum Jahre 849 Abt seines Klosters gewesen und durch seine Gelehrsamkeit berühmt geworden ist. Selbstverständlich erstreckte sich die Kultur fast nur auf Kräuter, welche in der Heilkunde angewendet wurden. Strabo hat in einem lateinischen Gedichte diesen botanischen Garten selbst beschrieben. Nach der Mitte des 9. Jahrhunderts findet sich auch ein „Arzneiwurzgarten" in St. Gallen erwähnt.

Zur Geschichte der Post.

Wenn im Dreißigjährigen Kriege ein kommandierender Offizier, ein Kreis- und Marschkommissär ꝛc. einen Brief durch die Post gehörig besorgt haben wollte, drohte er auf dem Umschlag mit Leib- und Lebensstrafen, malte dazu einen Staubbesen und Galgen und schrieb daneben sechs cito und ein citissime! — So sind z. B. „Berichte vom Generalmajor Tauben und den Kommissären in der Mark Brandenburg" d. d. 7. Mai 1638 mit folgender freundlichen Empfehlung begleitet: „Inliegend Unterthänigster Bericht, daran sehr hoch undt viel gelegen, soll also baldter of Verordneter Post von hier of Potsdam nach Berlin gebracht, in die Churfürstliche Brandenburgische geheimbte Cantzley daselbst Ueberantwortet und hieran Jedes Ordtes so Tags so Nachts bei leib und Lebens straff nicht verabsäumet werden. Signatum und abgegangen d. 7. May 1638." Daneben war Staubbesen und Galgen mit der Feder gezeichnet. Was würden unsere heutigen Postbeamten sagen, wenn sie auf eine so liebenswürdige Weise an ihre Pflicht erinnert würden?

口 ナ

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Glücklicherweise meldete sich niemand. Darum fuhr der Mandarin fort:

„Weißt du, was gestern Abend hier geschehen ist?"

„Ja."

„Wer hat es dir gesagt?"

„Ich erfuhr es auf der Straße."

„Man hat die Götter gestohlen. Und nun wir sie zurückbringen, wird der Sitz derselben zum zweitenmal entweiht."

„Entweiht?" fragte Liang-ssi im Tone des größten Erstaunens. „Wer hat das gethan?"

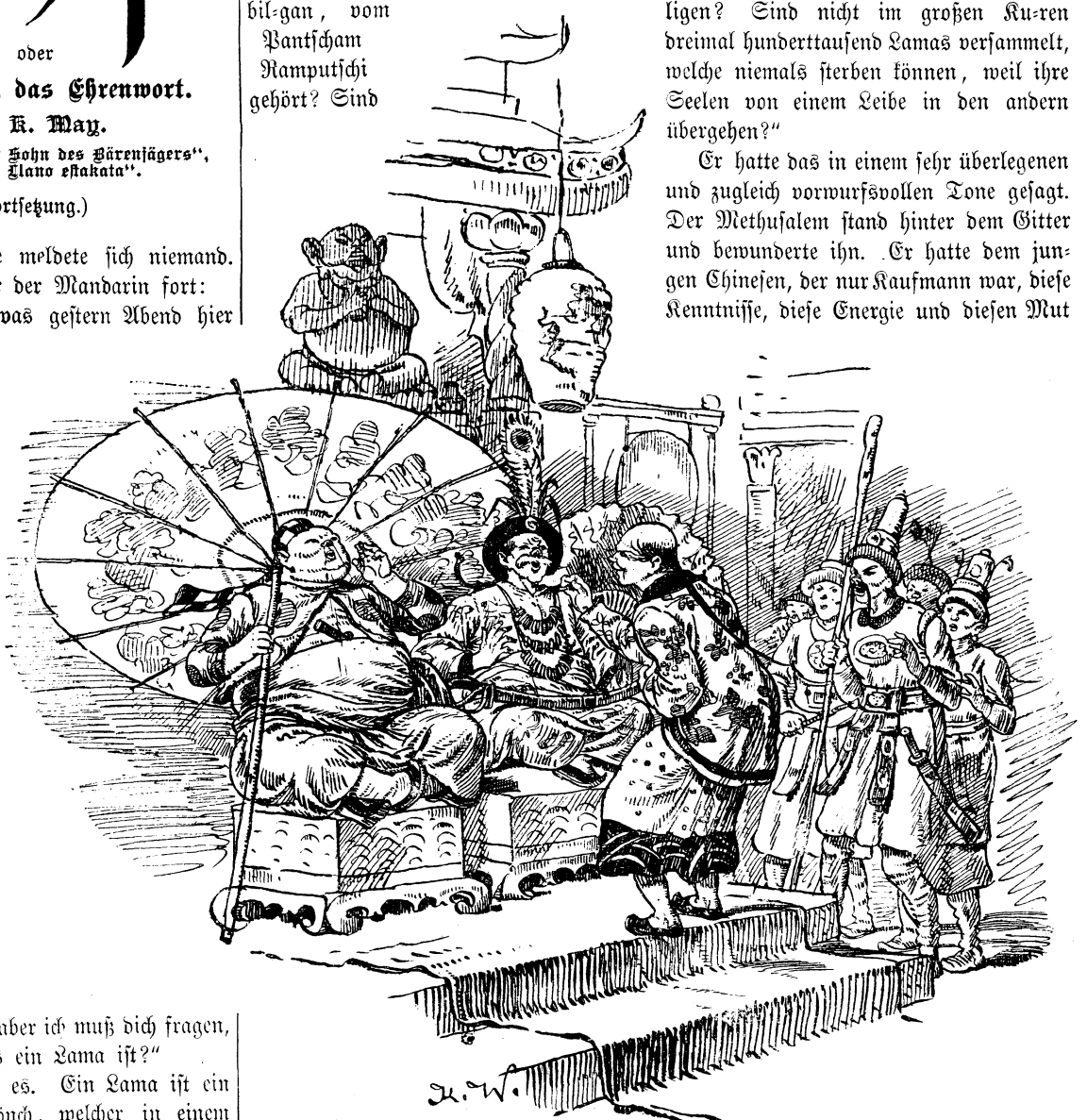
„Diese beiden fremden Männer."

„Diese? Nimm es mir nicht übel, aber ich muß dich fragen, ob du weißt, was ein Lama ist?"

„Ja, ich weiß es. Ein Lama ist ein Priester, ein Mönch, welcher in einem Kloster, in einem Tempel lebt."

„Das sagst du und willst ein Doktor der Feder sein? Hast du noch nichts vom Dalaï Lama, vom Tsong Kaba, vom Hobil-gan, vom Pantscham Ramputschi gehört? Sind das nicht Götter, deren Seelen auf die Auserwählten übergehen? Heißt nicht Lhassa die Stadt der hunderttausend Heiligen? Sind nicht im großen Ku-ren dreimal hunderttausend Lamas versammelt, welche niemals sterben können, weil ihre Seelen von einem Leibe in den andern übergehen?"

Er hatte das in einem sehr überlegenen und zugleich vorwurfsvollen Tone gesagt. Der Methusalem stand hinter dem Gitter und bewunderte ihn. Er hatte dem jungen Chinesen, der nur Kaufmann war, diese Kenntnisse, diese Energie und diesen Mut



Der Mijnheer gab sich alle Mühe, dem scharfen, wenn auch angenehmen Geruche zu widerstehen, doch vergeblich.

nicht zugetraut. Liang-ssi schien plötzlich ein ganz anderer geworden zu sein.

Freilich kam ihm zu statten, daß die Chinesen sehr schlechte Geographen sind; ihr Nationalstolz verbietet ihnen, sich allzusehr mit anderen Ländern und Völkern zu beschäftigen.

Der junge Mandarin schien verlegen zu werden. Er antwortete in hörbar höflicherem Tone:

„Ich habe diese Namen alle längst gehört."

„Die Namen, ja, aber die Verhältnisse scheinen dir unbekannt zu sein. Der Dalaï Lama ist nicht der Unterthan des chinesischen Himmelsherrn, denn letzterer sendet ihm jährlich kostbare Geschenke, um ihm seine Ehrfurcht zu erweisen. Jeder Lama ist ein Gott und hat alle Rechte eines solchen. Ein Lama kann einen Tempel errichten, um sich verehren zu lassen, und es gibt jenseits der großen Mauer berühmte Lamas, welche so heilig sind, daß Hunderttausende zu ihnen wandern, um sich ihre Sünden vergeben zu lassen und von ihnen die Unsterblichkeit zu erlangen. Zu diesen berühmten Wesen gehören die beiden, welche ihr da vor euch erblickt. Der eine ist sogar ein Lama des Krieges und hat die Feinde der Chinesen, die Oros*) in vielen Schlachten besiegt. Sie sind nach Kuang-tschéu-fu gekommen, warum, das weiß ich nicht, denn ich konnte sie noch nicht fragen, aber sie werden sich hier nicht verweilen, weil sie die Ehrerbietung nicht gefunden haben, welche man ihnen widmen muß."

„Sie haben sich auf den Thron unserer Götter gesetzt!"

„Wer will ihnen das verbieten, da sie ja selbst Götter sind? Erkundige dich, so wirst du erfahren, daß ich die Wahrheit sage. Ein Lama darf mit keinem Menschen speisen; kein anderer darf es sehen, wenn er sich wäscht. Wen er mit seiner Hand berührt, der ist geheiligt für die ganze Lebenszeit. Selbst ein Vizekönig muß, wenn ein Lama bei ihm eintritt, seinen Sitz verlassen, um denselben ihm anzubieten."

„Davon steht nichts im Buche der Ceremonien zu lesen."

„Weil sich hier im Lande keine Lamas befinden. Aber schlage nur nach im Buche der Gebräuche der Völker jenseits der großen Mauer! Da wirst du es sogleich finden."

*) Russen.

„Ich werde nachschlagen. Aber wie kommt es, daß diese Lamas so verschieden gekleidet sind?"

„Weil es verschiedene Tempel gibt, deren Bewohner sich durch die Kleidung unterscheiden. Und zweifelst du daran, daß diese Heiligen den Göttern gleich zu achten sind, so blicke sie an! Sind sie nicht ganz in das All versunken? Schau diesen Lama des Krieges an! Ist ihm nicht die Unsterblichkeit auf die Stirne geschrieben?"

Turnerstick saß allerdings da, als ob ihm diese Erde ganz und gar gleichgültig sei.

„Ja," gab der Mandarin zu. „Seine Seele scheint nicht in ihm zu sein."

„Sie ist tief im Weltenall versunken. Und sieh den andern an! Ist er nicht ein Gott der Schönheit und des Glückes zu nennen?"

Dem Mijnheer war es gar nicht göttlich zu Mute, und glücklich fühlte er sich auch nicht übermäßig: aber er machte ein möglichst sorgloses Gesicht, und da er wohlbeleibt war, so befriedigte er ganz wohl die Ansprüche, welche der Chinese an das Bild eines Gottes macht.

„Ja, er ist schön," antwortete der Mandarin. „Aber frage sie doch einmal, ob wir erfahren dürfen, weshalb sie nach Kuang-tschéu-fu gekommen sind!"

„Du stellst mir da eine Aufgabe, welche mich zwingt, unhöflich gegen die Götter zu sein. Wenn sie in die Tiefe der Weisheit versunken sind, ist es eine Sünde, sie aus derselben zurückzurufen. Ich begebe mich in die Gefahr, ihren Zorn auf mich zu laden, so wie ihr ihn euch vorhin zugezogen habt."

„Der Kriegslama war zornig, ja, aber der andere nicht. Er sprang vom Sitze herab, um sich zu verstecken."

„Das geschah nicht aus Furcht, denn es kommt nur auf seinen Willen an, so kann er euch alle verderben. Aber es versteht sich ganz von selbst, daß ein Lama des Friedens, wenn er zornig ist, sich an den Lama des Krieges wendet."

„So willst du sie also nicht stören? Dann müssen wir es thun!"

„Nein, nein! Ihr würdet es nicht mit der gebührenden Ehrfurcht thun. Also will ich es wagen. Vielleicht gefällt es ihnen doch, uns Auskunft zu erteilen."

Er näherte sich den beiden Götzen, verbeugte sich tief vor ihnen und sagte, aber in deutscher Sprache:

„Antworten Sie mir nicht sogleich, sondern starren Sie immerfort in die Ecke. Erst später thun Sie dann, als ob Sie langsam aus tiefem Nachdenken erwachen. Dann müssen Sie zunächst in zornigem Tone zu mir reden."

Die beiden bewegten sich nicht. Liang-ssi wendete sich zu dem Mandarin:

„Du siehst, wieweit sie von hier abwesend sind. Sie hören meine Stimme nicht. Ich muß weiter zu ihnen sprechen."

Nun erzählte er den beiden, was er mit dem Mandarin gesprochen habe, und daß er hoffe, man werde sie unbehelligt fortgehen lassen. Dann holte er ein Räucherstäbchen und erklärte den Chinesen:

„Ich bin noch immer nicht gehört worden. Vielleicht gelingt es mir, sie durch Wohlgerüche zurückzurufen."

Er schwang das Stäbchen vor den Göttern hin und her. Turnerstick holte tief Atem, klappte seinen Fächer zu, sah im Kreise umher und fragte zornig:

„Ist die Komödie nicht bald zu Ende? Es fällt mir gar nicht ein, länger hier sitzen zu bleiben. Heut nur zwei Tassen Thee! Ich habe einen gewaltigen Hunger. Sie nicht auch, Mijnheer?"

Der Dicke that, als ob er zu sich komme, verdrehte die Augen und antwortete:

„Ja, het is tijd dat wij an tafel gaan — ja, es ist Zeit, daß wir zu Tische gehen."

„Hören Sie es? Nun machen Sie also, daß wir fortkommen! Wo ist unser Methusalem?"

„Er steht am Gitter hinter Ihnen."

„So hört er also, was wir reden?"

„Ja."

„Nun so will ich ihm sagen, daß es sehr unrecht von ihm ist, sich da draußen hinzustellen, ohne hereinzukommen und uns in Schutz zu nehmen."

„Das kann er nicht. Die Klugheit verbietet es ihm. Käme er herein, so würde er an allem, was Ihnen geschieht, teilnehmen müssen. Hält er sich aber entfernt, so kann er später alles zu Ihrer Rettung thun."

„Retten? Steht es so schlimm?"

„Vielleicht nicht. Doch weiß man nicht, was die Beichter und Mandarinen beschließen werden."

„Was haben Sie denn jetzt wieder mit ihnen verhandelt?"

„Ich soll Sie fragen, warum Sie als Lama hierher gekommen sind."

„Weiß ich es? Das müssen Sie doch

wissen, der Sie uns zu Lamas gemacht haben."

„Ich weiß wirklich nicht, was ich antworten soll."

„So sagen Sie ihnen meinetwegen, daß wir hier Nilpferde suchen, denen wir Filet stricken lehren wollen. Nicht wahr, Mijnheer?"

„Ja, ongelukkige nijlpaarden."

„Oder sagen Sie, daß wir ungeheuer reich sind und mit unserem Gelde so wenig wissen, wohin, daß wir auf den Gedanken geraten sind, ihnen eine Pagode zu bauen, an welcher wir sie alle aufhängen lassen werden."

„Das Aufhängen werde ich verschweigen; aber eine Pagode? Der Gedanke ist sehr gut. Warten Sie!"

Sich an den Mandarin wendend, berichtete er demselben:

„Die heiligen Lamas waren zornig, daß sie abermals gestört worden sind; aber sie haben sich dennoch herbeigelassen, mir Auskunft zu erteilen. Sie sind gekommen, um hier einen großen Tempel der Wohlthaten zu erbauen, in welchem tausend Arme aufgenommen werden können."

„Wer soll ihnen das Geld dazu geben?"

„Niemand. Sie selbst haben es; sie sind reich genug dazu."

„Thian! So reich bin ich nicht. Aber können Sie auch beweisen, daß sie das wirklich wollen?"

„Wodurch kann man den Willen beweisen, als durch die That? Sie werden, da sie abermals gestört worden sind, jetzt von hier aufbrechen, um sich einen andern Ort zu suchen, an welchem niemand sie aus ihrer seligen Versunkenheit erwecken kann."

„Sie wollen gehen?" fragte der Mandarin, indem ein eigentümliches Lächeln um seine Lippen zuckte. „Wenn sie wirklich so berühmte und heilige Lamas sind, wie du uns gesagt hast, so thut es uns sehr leid, sie von uns lassen zu müssen. Willst du sie nicht fragen, ob und wann und wo wir sie wiedersehen können?"

Diese Worte waren sehr freundlich ausgesprochen worden. Liang-ssi glaubte, gewonnenes Spiel zu haben. Aber es gab einen, dem sie nicht gefielen, und dieser eine war der Methusalem.

Er hatte jedes Wort der Verhandlung vernommen, und, da er alles sehr gut erblicken konnte, die Gesichter genau beachtet. Da war ihm zunächst aufgefallen, daß die Züge des jungen Mandarins mit denen Liang-ssis eine fast auffallende Aehnlichkeit besaßen. Man hätte sie für nahe Verwandte halten können. Doch das war ein Zufall, welcher gar keine Bedeutung hatte. Wichtiger war das Benehmen dieses jugendlichen Beamten, welcher bereits den viel begehrten Titel eines Moa-sse führte, obgleich er nur sehr wenig über zwanzig Jahre zählen konnte.

Dieser letztere Umstand war ein Beweis, daß er ein sehr unterrichteter, begabter und kluger Mann sei. Das schienen die höheren Mandarinen anzuerkennen, da sie ihm die Untersuchung dieses so außergewöhnlichen Falles überließen.

Er sah nicht aus wie einer, der sich so leicht einer groben Täuschung unterwerfen läßt. Es war trotz seiner nachherigen Freundlichkeit etwas Ueberlegenes, Zuwartendes an ihm zu bemerken, was er nicht ganz zu verbergen vermochte. Degenfeld hatte das Gefühl, daß dieser Mann eine unsichtbare Schlinge in der Hand habe, welche er plötzlich zuziehen werde, um Liang-ssi zu fangen. Und welcher Art diese Schlinge sei, das ahnte der Student.

So geschickt Liang-ssi sich verhalten hatte, war doch eine große Unvorsichtigkeit von ihm begangen worden. Er hatte den Dicken mehreremal Mijnheer genannt, und auch Turnerstick hatte sich dieses Wortes bedient. Es gab in Macao, Hongkong und Kanton Holländer genug, mit denen die Bewohner dieser letzteren Stadt in Berührung kamen, und bei solchen Berührungen gibt es stets gewisse Worte, welche im Gedächtnisse hängen bleiben und sich weiter sprechen. Hört der Deutsche das Wort Monsieur, so wird er den Betreffenden gewiß für einen Franzosen halten. Wird eine Dame Lady oder Miß genannt, so ist sie sehr wahrscheinlich eine Engländerin oder Amerikanerin. Es stand zu erwarten, daß das Wort Mijnheer ein in Kanton nicht unbekanntes sei; wenigstens war anzunehmen, daß ein Mann von den Eigenschaften des Mandarins die Bedeutung desselben kenne. War dies der Fall, so mußte er wissen, daß ein Fremder, welcher Mijnheer genannt wurde, unmöglich ein Lama aus Lhassa sein könne.

Liang-ssi gehorchte der Aufforderung des Beamten. Er wendete sich an Turnerstick und sagte:

„Die Angelegenheit steht sehr gut für Sie und wird sogleich zum Abschlusse kommen. Man glaubt mir, daß Sie heilige Lamas sind und das Recht besitzen, den Platz von Göttern einzunehmen. Ich habe gesagt, daß Sie zum Besten der hiesigen Armen von Ihrem eigenen Gelde einen Tempel bauen wollen, und das hat Ihnen Respekt verschafft."

„Na, allzu groß wird er nicht werden!" meinte der Kapitän. „Es sind mir keine Kapitalien zur Feuereffe hereingefallen, so daß ich sie hier zum Nutzen dieser Leute verpulvern könnte, Ihnen doch auch nicht, Mijnheer?"

„Neen, mij ook niet, voornaamelijk daarton niet — nein, mir auch nicht, zumal dazu nicht."

„Sie glauben es aber," fuhr Liang-ssi fort. „Man wird Sie jetzt ungehindert gehen lassen. Vorher aber will man wissen, wann und wo man Sie sehen und treffen kann."

„Im Monde, sagen Sie ihnen das," antwortete Turnerstick. „Nicht wahr, Mijnheer?"

„Ja, in den maan, en indien wij buiten zijn, in der maansverduistering — ja, in dem Monde, und wenn wir fort sind, in der Mondfinsternis," antwortete der Dicke, indem er den Mund breit zog und vergnügt über seinen Witz lachte.

„Da haben Sie recht, Mijnheer. Es ist für uns alle am besten, uns schnell zu verdüstern, sobald wir hier fortgekommen sind. Wenn ich Ihnen sage, daß Sie gehen können, so steigen Sie möglichst gravitätisch herab und gehen hinaus, ohne, wie es Göttern geziemt, die Anwesenden eines Blickes zu würdigen."

„Und draußen setzen wir uns in die Sänften?" fragte Turnerstick.

„Nein, das ja nicht! Man würde dadurch erfahren, daß wir zusammengehören, denn es versteht sich ganz von selbst, daß man Sie beobachten wird. Sie gehen vom Tempel aus rechts ab, dann links in die erste Gasse hinein, biegen abermals rechts ab, so daß man Sie von hier aus unmöglich sehen kann, und warten dort auf uns. Wir werden schnell nachfolgen oder, wenn wir das für vorteilhafter halten, Ihnen zwei Sänften nachsenden, in welche Sie rasch steigen, um heimgebracht zu werden."

Der Mao-sse war dieser Unterredung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Es spielte ein leises Lächeln um seine Lippen, als er sich jetzt an Liang-ssi wandte:

„Nun haben die Lamas meine Frage beantwortet?“

„Ja.“

„Und wo können wir sie wiedersehen?“

„Sie wissen augenblicklich nicht, wohin sie sich von hier aus wenden werden. Aber sie werden täglich hierher kommen und bei dieser Gelegenheit dem Ta-sse sagen, wo sie ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Von ihm kannst du es erfahren.“

Der Mandarin nickte ihm freundlich-listig zu und sagte:

„Vielleicht werden die heiligen Lamas mir erlauben, ihnen eine Wohnung anzuweisen, welche ihrer hohen Stellung würdig ist?“

„Sie werden dein Anerbieten mit Dank hören, aber keinen Gebrauch von demselben machen.“

„Warum sollten sie das nicht?“

„Weil sie dir nicht beschwerlich fallen wollen.“

„Davon kann keine Rede sein. Mein Haus ist ein sehr gastliches und hat Platz für viele Leute. Es wohnen in demselben oft über hundert Gäste verschiedenen Ranges. Und sollten die Lamas denken, daß mein Rang zu niedrig sei, als daß sie bei mir einkehren könnten, so will ich dir sagen, wie ich heiße und was ich bin. Mein Dienstname ist Ling*); mein Haus wird Huok-tschu-fang**) genannt, und ich bin in demselben als Pang-tschok-kuan***) angestellt.“

Liang-ssi trat einen Schritt zurück und betrachtete den Sprechenden mit unsicherem Blicke. Da dessen Gesicht aber ebenso freundlich wie vorher war, beruhigte er sich wieder und antwortete:

„Da bekleidest du ein sehr wichtiges Amt, welches deine Zeit so sehr in Anspruch nimmt, daß Privatgäste dich nicht behelligen dürfen.“

„O, mein Haus steht einem jeden offen, dem es anderswo nicht gefallen will; aber wenn die Lamas mich wirklich nicht begleiten wollen, so lasse ich sie bitten, sich in die Gebräuche dieses Landes zu fügen, wenn sie sich nicht wieder der Gefahr aussetzen wollen, für andere Wesen gehalten zu werden, als sie sind. Aber wie es scheint, sind diese Gebräuche ihnen unbekannt?“

„Das weiß ich nicht, da ich sie hier zum erstenmal gesehen habe und sie also nicht kenne.“

„Mache sie ganz besonders darauf aufmerksam, daß jemand, welcher so weit her, aus Tibet nach Kuang-tschéu-fu kommt, einen Paß haben muß, welcher von dem chinesischen Wang in Lhassa ausgestellt und unterzeichnet sein muß. Haben sie einen solchen?“

„Ich weiß es nicht.“

„So frage sie! Ich möchte denselben gern sehen.“

„Wo denkst du hin! Ich soll zwei heilige Lamas, welche den Göttern gleichgeachtet werden, nach ihren Pässen fragen? Das ist unmöglich!“

„Ich halte es gar nicht für unmöglich sondern vielmehr für ganz selbstverständlich. Aber du bist in Lhassa gewesen und mußt das also besser verstehen als ich. Ich will es also dahingestellt sein lassen, ob sie Pässe haben oder nicht, denn ich werde mich sehr hüten, Männer zu beleidigen, welche wirkliche Lamas sind. Aber du selbst bist doch nicht etwa auch ein Lama?“

„Nein.“

„Du sagtest, daß Sze-tschuen deine Heimat sei. Kommst du direkt von dort?“

„Ja.“

„Diese Provinz liegt sehr weit von hier entfernt, und wenn man eine solche Reise unternimmt, so versieht man sich mit allem, was dazu erforderlich ist. Das hast du doch gethan?“

„Ja.“

„Das allernötigste ist da ein Paß. Es ist vorgeschrieben, daß jeder, welcher aus einer Provinz in die andere geht, einen Paß haben muß, damit er zeigen und beweisen kann, wer er ist. Du wirst dieses Gesetz kennen, da du mich erraten ließest, daß du auch ein Mandarin bist und dich im Besitze eines litterarischen Titels befindest. Ich denke also, daß du entweder bei dem Tsung-tu*) oder beim Fu-juen**) von Sze-tschuen gewesen bist, um dir eine solche Legitimation ausstellen zu lassen. Hast du das gethan?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil mein Gelübde mich daran verhinderte.“

„So hast du ein sehr gefährliches Gelübde gethan, welches dir außerordentlich lästig fallen kann. Oder hast du vielleicht gelobt, legitimationslos aus einem Gefängnisse in das andere zu wandern?“

Jetzt erschrak Liang-ssi. Er begann sich weniger sicher als vorhin zu fühlen, und antwortete:

„Das ist nicht meine Absicht gewesen. Wenn ich dir mein Gelübde mitteilen könnte, so würdest du begreifen, daß ich keinen Paß bei mir tragen darf.“

„So thut es mir leid um dich, denn ich will dir wohl. Ich erkenne deinen Rang an, ohne daß du mir beweisen kannst, daß du ihn besitzest. Ich bin dir auch dankbar für die Gefälligkeit, jetzt unser Dolmetscher zu sein, und werde dich nicht weiter belästigen. Aber andere Mandarinen werden anders denken und sich nicht an dein Gelübde kehren. Sei also von jetzt an vorsichtig, und halte dich besonders von Leuten fern, welche vorgeben, heilige Lamas zu sein! Du könntest sonst leicht in den Verdacht kommen, als Genosse von Männern behandelt zu werden, von denen du behauptest, daß sie dir fremd seien. Jetzt kannst du gehen; sage aber vorher diesen Heiligen aus Lhassa, daß ich auch ihnen die Erlaubnis erteile, diesen Tempel zu verlassen!“

Als er das gesagt hatte, erhob sich hinter ihm unter den Priestern, Bonzen und anderen Mandarinen ein unwilliges Gemurmel. Diese Leute waren mit der Entfernung der Lamas nicht einverstanden. Der Ta-sse trat herbei und sagte:

„Ihre junge Würde vergißt, daß ich als Oberer dieses Tempels auch ein Wort mit den Fremden zu sprechen habe. Ich muß mich genau überzeugen, daß sie wirklich heilig sind. Wäre dies nicht der Fall, so hätten sie die Sitze der Götter entweiht, so daß diese nicht wieder darauf Platz nehmen könnten. Ich verlange also, daß die Lamas hier bleiben.“

Der Mandarin gab ihm mit den Augen einen heimlichen Wink, der ihn beruhigen sollte, und antwortete:

„Ich bitte Ihre fromme Würde, ihnen doch das Thor öffnen zu lassen! Wir können ihnen nicht beweisen, daß sie keine Lamas sind, und dürfen sie also nicht belästigen. Uebrigens werden sie täglich nach hier zurückkehren, wobei vollauf Gelegenheit vorhanden ist, mit ihnen zu sprechen.“

Liang-ssi hatte den Einwand des Tasse gehört und war stehen geblieben, um die Antwort des Mandarins abzuwarten. Nun, da dieselbe so vorteilhaft ausfiel, wendete er sich an Turnerstick:

„Sie können gehen. Man wird Ih

*) Der Befehlende.
**) Gefängnis.
***) Gefängnisgouverneur.

*) Generalgouverneur.
**) Untergouverneur.

sogleich das Thor öffnen. Aber entfernen Sie sich ja so würdevoll wie möglich!"

„Soll nicht an Würde fehlen! Ich werde diesen Leuten mein stolzestes Gesicht schneiden. Kommen Sie, Mijnheer; stehen Sie auf! Ich habe die Komödie satt!"

„Ik ook. Ik wil ook met opstaan en voortgaan; ik heb Honger!"

Er arbeitete sich aus seiner sitzenden Stellung empor und stieg vom Postamente, um hinter Turnerstick nach der Thür zu schreiten.

Jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen. Der Methusalem stand hinter dem Gitter, um, vor Erwartung fast zitternd, zu sehen, ob man sie wirklich gehen lassen werde.

Langsam und gemessenen Schrittes, die Häupter hoch erhoben und weder nach rechts noch nach links blickend, bewegten sich die beiden nach der Thür. Der junge Mandarin ließ Turnerstick an sich vorüber, dann aber legte er seine Hand schnell auf den Arm des Dicken und fragte:

„Mijnheer, gij zijt en Nederlander, niet?"

Der Dicke ließ sich übertölpeln. Er blieb stehen und antwortete, freundlich nickend:

„Gewisseglijk, ik ben een Hollander."

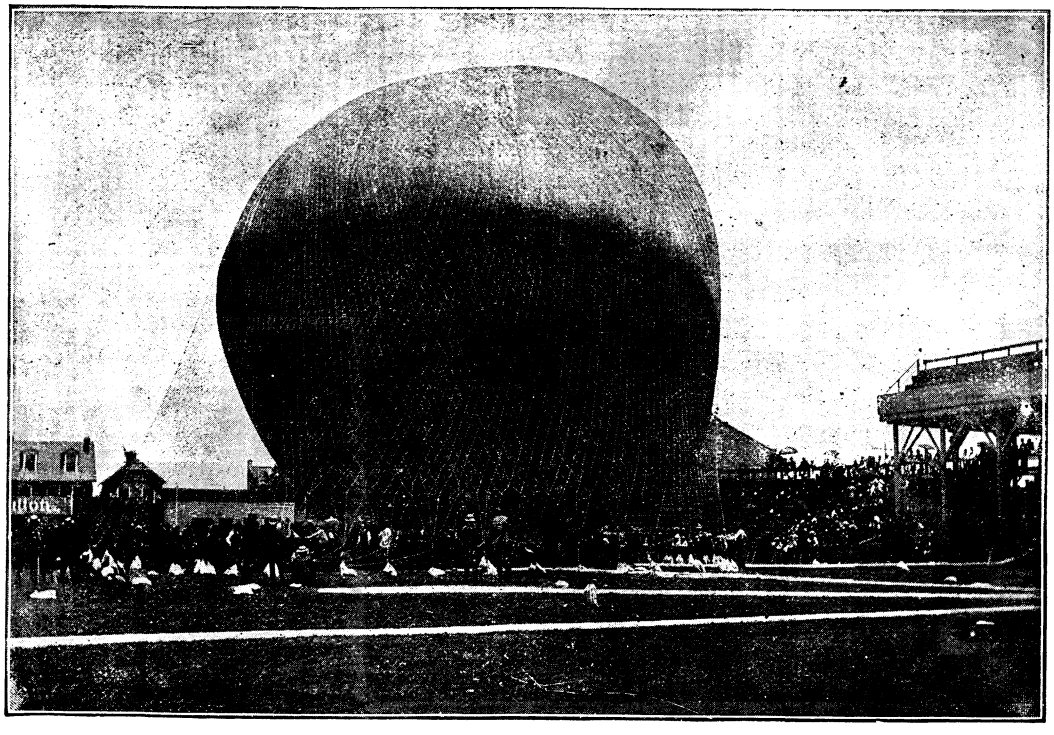
„Da stieß der Mandarin ihn zurück, ergriff den Kapitän schnell beim Zopfe, um ihn festzuhalten, und rief den Polizisten zu:

„Laßt niemand fort; sie sind Betrüger! Sie sind Fu-len*) und haben diese heilige Stätte entweiht. Ich arretiere sie!"

*) Holländer. (Fortsetzung folgt.)

Eine Ballongeschichte.

Erst etwas über hundert Jahre sind verflossen, seitdem man den kühnen Gedanken gefaßt, Reisen himmelwärts zu unternehmen und zu diesem Zwecke Luftschiffe zu benützen. Der unaufhaltsam fortschreitende menschliche Geist war in dieser so kurzen und doch so langen Spanne Zeit stets bestrebt, wesentliche Verbesserungen des Luftschiffes zu schaffen; noch ist es aber niemand gelungen, einen vollständig lenkbaren Ballon zu bauen, und die Reise in die höheren Regionen bleibt für die Unternehmer noch immer mit Lebensgefahr verbunden. Es wird die Leser des „Guten Kameraden" sicherlich interessieren, wenn ich ihnen von der bis jetzt höchsten Auffahrt eines Ballons erzähle, des Ballons „World", der am 17. Juli 1887 von St. Louis (Nordamerika) aufstieg.



Eine Ballongeschichte: Das Füllen des Ballons.

Alfred E. Moore, der Erbauer desselben, fungierte als Lenker. John G. Doughty, ein Photograph, nahm die Ansichten von Erde und Wolken während des Fluges auf; Professor H. Allen Hazen machte über die Feuchtigkeit, die Temperatur und andere Erscheinungen der oberen Regionen Aufzeichnungen, die für die Wissenschaft von großem Nutzen sein können. Edward Duffy beteiligte sich als Berichterstatter und ihm verdanke ich meine Daten.

Die Hauptzwecke des Aufstieges sollten sein, erstens für die Wetterwarte sichere Berichte über die oberen Luftströmungen zu erhalten, zweitens die bis jetzt höchste Luftreise zu unternehmen.

Ich will versuchen, euch einen ungefähren Begriff von der Form und der Größe des Ballons zu geben. Denket euch eine reife Birne, die ihre gewöhnliche Gestalt millionenmal übersteigt und etwa 124 Fuß hoch, 65 Fuß breit ist, mit dem Stengel nach unten in der Luft schweben. Herr Moore, der bereits ein Dutzend Ausflüge im Ballon unternommen und aus dem Studium der Luftschiffahrt die Kenntnis und Erfahrung gesammelt hatte, wie schwer ein Ballon sein dürfe, bestimmte das Gewicht auf etwas über zwei Tonnen. Schon Anfang November 1886 begann er mit dem Bau des „World". Aus 2200 Ellen feinen weißen Musselins verfertigte man den Gasbehälter, der dann auf beiden Seiten vierfach mit einem eigens dazu bereiteten Firnis überzogen wurde, um die Poren des feinen Gewebes luftdicht zu verschließen und so das Entweichen des Gases zu verhindern. Man brauchte drei ganze Fässer Firnis dazu. Zu dem großen Netz, welches dann noch über diesen ungeheuren Behälter gespannt wurde, verwendete man 400 Pfund feinen Schuhgarns.

Sodann schritt man zur Verfertigung der Gondel. Meist dienen Weidenkörbe zur Aufnahme der Passagiere und des Ballastes; bei der „World" jedoch wurde die Gondel aus zusammengefügtem, wasserdichtem Fichtenholz hergestellt und zwar neun Fuß lang, sechs Fuß breit und etwas über vier Fuß hoch. Auf jeder Seite

befand sich ein gepolsterter Sitz und auf dem Boden lag ein Teppich. An einem großen Hickoryreifen war sowohl das obenerwähnte Netz, welches den Gasbehälter bedeckte, befestigt, als auch die 30 bleistiftdicken Taue, welche die Gondel mit diesem verbanden.

Am obern Ende des Ballons wurde ein Ventil angebracht und an diesem eine Leine, welche durch den Gasbehälter und durch dessen offenen Hals in die Gondel herabhing, so daß Moore, wenn er das Sinken des Ballons für notwendig erachtete, jeden Augenblick mit Hilfe der Leine das Ventil zu öffnen vermochte. Noch eine Leine, die unter dem Namen „Zugleine" bekannt ist, war zur Hand; ihre Einrichtung war eine derartige, daß, wenn man kräftig an ihr gezogen hätte, der Gasbehälter augenblicklich von oben bis unten zerrissen und der Ballon sofort gesunken wäre. Aber dieser verzweifelte Ausweg war nur für den Fall der äußersten Gefahr vorgesehen.

Das ganze Luftschiff, mit Gasbehälter, Leinen, Tauen und der Gondel wog eine Tonne (2100 engl. Pfund), die vier Passagiere 600 engl. Pfund, der Proviant 200 Pfund, Sand und Papier dreiviertel Tonne, kurz das Gesamtgewicht — die photographischen Apparate und alle anderen Instrumente miteingerechnet — belief sich auf 2 ¼ Tonnen. Diese Ziffer, hoffe ich, wird euch einen annähernden Begriff von dem Umfang des Ballons beibringen, der, nebenbei bemerkt, eines der größten, wenn nicht das größte Luftschiff war, das bis dahin erbaut worden.

Nach mehrfachen Verzögerungen ging die „World", wie gesagt, am 17. Juli 1887 in einem Parke zu St. Louis vom Stapel. Ihr werdet fragen, warum man gerade St. Louis als Ausgangspunkt wählte? Alle Luftschiffer, die bislang in Amerika größere Touren unternahmen, stiegen in dieser Stadt auf, weil St. Louis im Mittelpunkte des ungeheuren Reiches liegt und auch über einen unbegrenzten Gasvorrat verfügt. Der Aeronaut, der hier aufsteigt, hat, mag ihn der Wind nach welcher Richtung immer treiben, sehr lange festen Boden unter sich; er kann große Entfernungen durchsegeln, ohne auf größere Wasserflächen zu stoßen.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli füllte man Gas in den Ballon, der in den Park gebracht worden war. Sechzehn Stunden lag der Hals des Behälters an der Gasröhre. Um 7 Uhr morgens erhob sich ein steifer Wind, der mehrere Stunden später den mit dem Ballon Beschäftigten ernstliche Ungelegenheiten bereitete. Um 1 Uhr nachmittags — die Stunde der Auffahrt — war die kolossale gelbe Leinwandkuppel noch nicht zu drei Vierteln mit Gas gefüllt. Sie blähte sich nur langsam auf. Der starke Wind hob sie dann und wann in die Höhe, es schien als ob sie ohne ihre Mannschaft in das Wolkenland entschweben wollte. Die anwesenden nervösen Damen wurden fortwährend in Angst versetzt und auch die mutigeren Männer konnten ihr Grauen nicht verbergen, wenn sie an die Gefahr dachten, die mit der Reise himmelwärts für diejenigen verbunden war, die sich der Gnade oder Ungnade dies Ungeheuers ergaben. Hundert Sandsäcke, von denen etliche über 80 Pfund wogen, wurden an das Netz befestigt und ebenso viele kräftige Männer bemühten sich, den Ballon auf dem Boden festzuhalten, aber der Wind faßte den Riesen und hob ihn trotz des schweren Gewichtes in die Höhe. Die Säcke baumelten wie Quasten in der Luft und die Männer wurden oft auf die Fußspitzen gestellt, während sie ihre Kräfte aufboten, um den Ballon niederzuziehen. Den ganzen Tag dauerte dieses Zerren, Drehen, Aufstellen und Aufschnellen.

Endlich wurde der Gashahn zugedreht und die Gondel angehängt; diese war für die Reise bereit und fast voll von dem Ballast und den Effekten der Bemannung. Duffy führte außer großen Briefumschlägen, in denen er die Nachrichten aus der Wolkenregion zur Erde befördern wollte, zwölf Brieftauben mit sich, die er ebenfalls während des Fluges mit Botschaften heimzuschicken gedachte. Auch seinen Winterrock hatte er vorsichtigerweise nicht vergessen, während sich seine Gefährten nur durch warme Unterkleider gegen die Kälte der höheren Regionen vorsorgten.

Es ist 4 Uhr nachmittags. Tausende von Menschen sind anwesend, die Bänke der großen Tribünen brechen fast unter der Last der festlich gekleideten Neugierigen. Trotz des fast stürmischen Windes sendet die Sonne heiße Strahlen herab und das Thermometer zeigt 96° Fahrenheit im Schatten. Jetzt — jetzt erhebt sich das Riesenschiff einen Fuß hoch, noch einen und wieder einen. Die Sandsäcke, die es auf der Erde festgehalten, fallen allmählich herunter; an ihrer Stelle zerren und ziehen Hunderte von Menschenhänden den Ballon, der sich über ihnen dreht und wendet; ein Windstoß trifft ihn mit solcher Macht, daß er einen Augenblick auf dem Rasen liegt, wie ein Segel, das ein starker Sturm auf die Wellen geschleudert. Dann richtet er sich auf und erhebt sich wieder über hundert Fuß hoch. Jetzt läßt Moore die Mitfahrenden in die Gondel steigen.

Höher, immer höher hebt sich die ungeheure Birne, bis schließlich alle Hände loslassen und jedes Tau straff angespannt ist. Aber die Gondel rührt sich nicht, denn sie hat mehr Sand an Bord, als der Ballon in die Höhe bringen kann. Doughty wirft einen Sack voll hinaus, dann zwei, drei .... Die Gondel erzittert und — hinaus fliegt der vierte Sack; eine Anzahl von Männern hält dieselbe auf dem Rasenplatz fest, bis Moore den Befehl erteilt, sie in die Mitte des Parkes zurückzuschleppen, was freilich nur mit größter Kraftanstrengung gelingt. Gerade als der Meister das eigentliche Abfahrtszeichen geben will, fällt ein 70 Pfund schwerer Sack zufällig über die Brüstung; der scharfe Haken desselben streift den Mittelfinger der rechten Hand Moores, reißt ihn bis auf den Knochen auf und verletzt eine Arterie. Aber ein anwesender Arzt bindet rasch ein feuchtes Taschentuch um den verletzten Finger, der mutige Lenker des Ballons richtet seine Gedanken wieder auf die Arbeit und läßt noch einen Sack voll über Bord werfen.

„Jetzt loslassen!" ruft er und die Männer lassen die Gondel fahren. Wie ein ungeheurer Vogel erhebt sich das Schiff um 4 Uhr 28 Minuten vom Boden in die Lüfte. Als es über der Parkumzäunung schwebt, macht ein starker Windstoß es sinken. Einen Augenblick schwebte es in großer Gefahr.

„Sand über Bord! Schnell!" kommandiert Moore.

Hazen und Doughty werfen hinaus so viel und so schnell sie können. Das Schiff richtet sich wieder auf; die blätterreichen Zweige mehrerer Bäume streifen die Seiten der Gondel, dann segelt es dem blauen Himmelszelt zu. Der Park sinkt immer tiefer. Die Reisenden haben nicht das Gefühl, als ob sie aufwärts stiegen, nein, durchaus nicht. Es scheint ihnen vielmehr als ob alle Gegenstände ringsum sich senkten. Die jubelnde, Taschentücher und Hüte schwenkende Menge ist's, die immer mehr in der Tiefe verschwindet und schließlich wie ein kleiner, bunter, sich bewegender Fleck

aussieht. Bald erscheint die ganze große Stadt wie ein Punkt auf der Erdoberfläche.

Dies war Duffys erste Luftfahrt. Ich gebe ihm ein Weilchen das Wort:

„Mein Kopf fängt an zu schmerzen, meine Ohren sausen und meine Gedanken verwirren sich, als ob ich an einem geräuschvollen Orte, etwa in einer großen Zeitungsdruckerei, wäre. Ich stehe und starre über die Brüstung der Gondel auf das eigenartige Bild unter mir, welches fortwährend in Form und Farbe wechselt. Das weit ausgedehnte, rauchige St. Louis liegt wie eine Schachtel Kinderspielzeug im Schatten von Bäumen da, die, von unserem Standpunkt aus beobachtet, wie Unkraut aussehen. Wir sind eine halbe Meile (engl.) hoch und steigen rasch. Die Gondel dreht sich langsam hin und her, so daß wir nicht mehr wissen, wo wir uns befinden; jetzt liegt die Stadt rechts, der große Mississipi links. Eine Minute später haben Stadt und Fluß ihre Lage miteinander gewechselt. Wir nähern uns dem großen, breiten, finstern Strom, der sich, von Norden nach Süden fließend, in den Meerbusen von Mexiko ergießt — dem Mississippi, der in Amerika den Beinamen ‚Vater der Gewässer' führt; seine dunkle, wellige Oberfläche wimmelt von geschäftigen Schleppern und Dampfern; wir schweben quer über ihn hinweg und bald lassen wir ihn weit zurück im Hintergrunde."

Die Reisenden sind nun anderthalb Meilen (engl.) hoch gestiegen und steigen noch immer. Hazen ist mit seinen Aufzeichnungen beschäftigt und Doughty, der 75 Photographieplatten mitgenommen, richtet seinen Apparat bald auf die Erde bald auf die weißen Wolken, die wie eine Schneemasse gegen Osten liegen. Duffy notiert mit Bleistift Berichte über die Reise, in der Hoffnung, sie von den Brieftauben, die unter den Sitzen unruhig in ihrem Käfig herumflattern, an ihren Bestimmungsort befördern lassen zu können. Moore sitzt auf seinem Sitz — ein Häufchen Jammer, sein Gesicht ist wachsbleich, seine Lippen sind blau, die Augen halb geschlossen. Der verwundete Finger hat ihn einer Ohnmacht nahe gebracht.

Seine Reisegefährten flößen ihm schnell etwas Kognak ein, der ihn sofort belebt, und hüllen ihn in Duffys Winterrock, denn die Luft ist ganz dünn und kühl geworden. Das Schiff, welches augenblicklich keinen Lenker hat, erhebt sich ruhig höher und höher. Die Erde erscheint wieder immer größer, je mehr sich der Gesichtskreis der Aufsteigenden erweitert. Trotz seines Gewichtes von $2^1/_4$ Tonnen steigt der Ballon schnell aufwärts und segelt hoch über den gelben Weizen- und grünen Kornfeldern von Illinois. Flüsse erscheinen wie weiße Zwirnfäden, die kleinen Seen wie Silberflecke auf einem buntfarbigen Teppich, die Wälder wie Gestrüpp, das anscheinend eine kleine Sichel leicht abmähen könnte. Die dünne Luft und das rasche Fliegen nach aufwärts erzeugt bei dem Neuling Duffy ein Brummen im Kopfe, wie von starkem Trommelschlagen. „Mir war, als ob ich in Ohnmacht fallen sollte," gesteht er . .

Jetzt befinden sie sich 15000 Fuß, also fast drei englische Meilen hoch; das Schiff hat aber auch jetzt die stärkste Flugkraft erreicht. Es schwebt hoch über den Wolken und die Aeronauten starren über die Ränder des dicken weißen Wolkendunstes hinweg auf die Erde hinab, die wie eine ausgebreitete Landkarte mit grünen, braunen und gelben Flecken aussieht. Aus der lästigen Temperatur von $28^1/_2{}^0$ R. im Schatten sind sie in eine viel kühlere von $1^1/_2{}^0$ geflogen, was einem Sinken der Temperatur um 27^0 in weniger als einer Stunde gleichkommt!! Doch da oben, wo sie langsam dahinsegeln, ist die Luft so trocken, daß die Kälte weit minder empfunden wird als unten auf der Erde . . .

Jetzt schweben sie 15840 Fuß hoch über der großen Kugel aus getrocknetem Schlamm, welche Tag um Tag, Monat um Monat, Jahrtausende um Jahrtausende von Westen nach Osten rollt. Der ungeheuere birnenförmige Sack steht kerzengerade; durch den offenen Hals strömt das Gas in die Gondel, daß es die Nasen der Insassen durch seinen üblen Geruch belästigt. Sehr bald haben sie 16000 Fuß erreicht, eine Höhe, bis zu welcher vorher noch kein Ballon in Amerika gekommen war. Dann tritt eine Pause ein und einen Augenblick später beginnt der Ballon, 15 Fuß in der Sekunde zu sinken — also nur ein Fuß weniger, als ein schwerer Stein in der ersten Sekunde fällt. Mit jeder Sekunde fällt das Schiff rascher. Moore springt, obgleich er sich krank und schwach fühlt auf und kommandiert: „Hinaus mit dem Ballast! Schnell, schnell!"

Doughty legt seinen Apparat und Hazen seine Instrumente beiseite; jeder stürzt sich auf den Sand und wirft die Säcke mitsamt demselben hinaus, aber der Sand fliegt in die Höhe, statt hinunter zu fallen und lagert sich wie eine Wolke über der Gondel, so daß er die Insassen fast erstickt. Die Gefahr ist sehr groß! Duffy streut Papierschnitzel hinaus, die mit großer Schnelligkeit gen Himmel fliegen; daraus können wir ermessen, wie rasch der Ballon sinkt — tiefer, immer tiefer! Die Erde scheint sich jetzt zu ihm hinauf zu erheben; Wiesen und Wälder werden immer größer, Dörfer und Städte immer deutlicher erkennbar. Nachdem eine Vierteltonne Ballast hinausgeworfen ist, verringert sich das Sinken, der dritte Teil des Schlepptaus schleift schon zwischen den schlanken Bäumen eines Waldes dahin und der Ballon ist nur mehr 400 Fuß von der Erde entfernt. Endlich bleibt er stehen. Nach einer Weile steigt er träge eine englische Meile hoch, dann sinkt er wieder eine halbe Meile, steigt abermals 6000 Fuß, fällt, so oft das Gas entweicht, und erhebt sich, wenn ein Teil des Ballastes aus der Gondel geworfen wird. Von der Höhe einer halben Meile ruft Moore einen Feldarbeiter an: „Wie weit haben wir nach St. Louis?"

Die Antwort dringt schwach hinauf: „Fünfundzwanzig englische Meilen!"

Sie sind nun bereits eine Stunde auf dem Fluge; das Gas hat seine Kraft ausgegeben, der Sand ist auch fast zu Ende; die Reisenden wagen es nicht, über Nacht in den Wolken zu schweben und sich der Gefahr auszusetzen zwischen den riesigen Bäumen der Wälder den Tod zu finden. Moore wirft daher eine Stunde vor Sonnenuntergang den Anker aus, der mit seinen vier starken Stahlzacken ein wahrhaft häßliches, gieriges Aussehen hat. Als der Ballon über eine weite Fläche offenen Landes kommt, sinkt er tiefer und tiefer und nähert sich den grünen Feldern, über die er dann schwebt. Um diese Zeit läßt Duffy zwei Brieftauben mit an ihren Füßen befestigten Briefen auf dünnstem Papier davonfliegen und wirft einen dritten Brief in einem großen Kouvert, in das er, um das Sinken zu beschleunigen, eine schwere Flintenkugel legt, über Bord. Bald ist der Ballon der Erde so nahe, daß seine Insassen die Gegenstände und die Dinge in ihrer natürlichen Gestalt wahrnehmen; sie unterscheiden die Gestalten der auf dem Felde beschäftigten Arbeiter, hören die heiseren Rufe der Männer und die kreischenden Stimmen

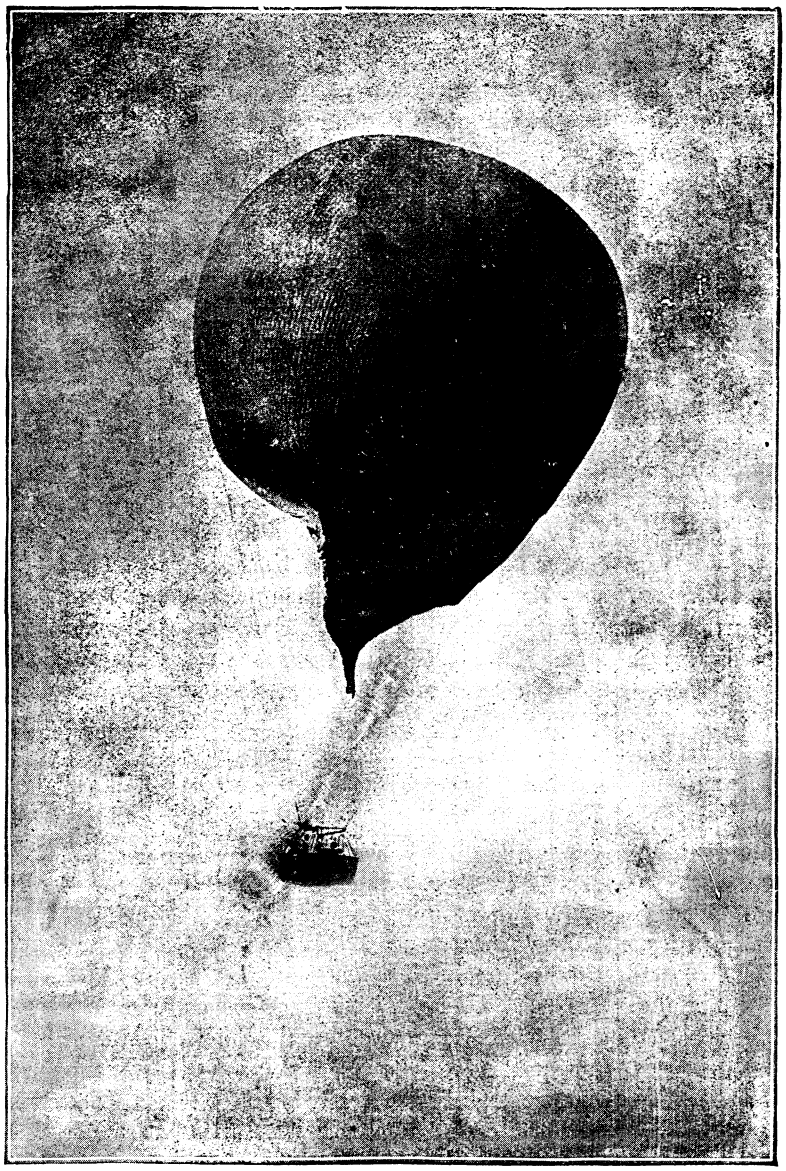
der aufgeregten Knaben, die mit offenem Munde und weitaufgerissenen Augen den Ballon beobachten. Noch sind sie eine halbe Meile hoch über der Erde, aber mit jeder Meile Entfernung, die sie weiter schweben, sinken sie tiefer hinab. Nach und nach streift das Ende des langen Kabels in kurzen Zwischenräumen den Boden, während sie 15 Meilen die Stunde weitersegeln; dann schleift es 20, 50, 100 Fuß nach, bis es schließlich, wie ein ungeheueres Reptil, über Wiesen, Zäune, Korn- und Weizenfelder kriecht, in denen es tiefe Furchen hinterläßt.

Endlich bekommt der scharfe Anker zum erstenmal einen Halt; mit seinen gierigen Fängen krallt er sich in den Boden, läßt ihn dann fahren, prallt in die Höhe und versucht abermals seine scharfen Zähne in den Boden zu bohren. Da schreit Moore: „Achtung! Hier ist ein starker Zaun und eine Steinwand!"

Der Anker erreicht diese, und hält sich gierig daran fest, aber nur einen Augenblick, dann schlägt er von unten an die Gondel, so daß diese erzittert und das Wasserfaß, die Tauben, die Fleischbüchsen und die Passagiere zusammen in eine Ecke taumeln. Ein großes Stück des Zaunes stürzt ein, und der Ballon segelt weiter!

Da, o Schrecken, liegt ein Haus auf dem Wege! Der Anker dreht sich um die Ecke, streift den Brunnen im Vorderhof, dann den Staketzaun und prallt, die Zähne voller Pfähle, wieder ab. Ein altes Ehepaar, das in der Thüre steht, blickt entsetzt dem Ungeheuer nach, welches ihnen fast Tod und Verderben gebracht und ihr trautes Heim beinahe niedergerissen hätte.

Der Anker wird noch immer nicht müde, seine Zähne bald hier, bald dort einzugraben, ohne daß es ihm gelingt, sich festzuhaken. Auf jeden Fall verringert er die Flugkraft des Luftschiffes, das nur noch einige hundert Fuß hoch schwebt und bloß noch acht Meilen in der Stunde zurücklegen kann. Während der letzten Meile jagen ihm ein Dutzend Feldarbeiter nach; sie ergreifen das Ankerseil, werden in die Höhe gehoben und zu Boden geschleudert, erfassen es aber doch wieder. Schließlich schlingt eine deutsche Landwirtin, über deren Haus der Ballon segelt, das herabhängende Ankertau rasch um den großen Apfelbaum, welcher in ihrem Hofe steht. Durch die heftige Erschütterung werden die Passagiere beinahe aus der Gondel geworfen. Obgleich an den Baum festgebunden und eine Menge kräftiger Hände beschäftigend, braucht der Ballon doch noch zwei Stunden um festen Boden zu gewinnen.



Eine Ballongeschichte. Unmittelbar nach dem „Loslassen".

Moore reißt an der Ventilschnur, das Gas entweicht, die Seiten des Behälters klappen aneinander und bilden einen großen Drachen, den der steife Wind in die Höhe hebt; das alte Spiel fängt wieder an, bald sinkt die Gondel, bald schwebt sie wieder hinauf. Doughty ergreift die „Zugleine", um den Gasbehälter an seiner oberen Spitze aufzutrennen, damit er um so rascher die Kraft aufzusteigen verliere. Zu seiner großen Ueberraschung findet er jedoch, daß der Ballon bereits einen großen Riß hat, der sich bei der kleinsten Berührung vergrößert! Dies ist also der Grund, weshalb während des Fluges das Gas auf so unerwartete Weise und so plötzlich ausströmte! Jedes Rätsel findet schließlich seine Lösung. Gegen halb zehn Uhr abends konnten die Reisenden endlich ihren Fuß auf festes Land setzen. Sie befanden sich in dem Orte Hoffmann im Staate Illinois, 55 englische Meilen östlich von St. Louis. Am nächsten Morgen wurde der Ballon per Eisenbahn heimgeschickt.

Vielleicht wird es für euch liebe junge Freunde interessant sein, noch einige Daten aus dem Munde meines Gewährsmannes zu vernehmen:

„Da wir einen längeren Ausflug geplant, nahmen wir Speise und Trank für drei Tage mit. Unser Proviant bestand aus Huhn, Pökelfleisch, Bohnen, Brot, Schiffszwieback, Lachs, Hummer, Pickles, Salz, Essig, gemischten Nüssen, Apfelsinen und Bananen, so daß wir nicht hätten verhungern können, selbst wenn wir, was ja leicht möglich war, in die Wildnisse von Michigan oder Kanada geraten wären. Angeln zum Fischen und eine scharfe Axt befanden sich ebenfalls an Bord; letztere sollte uns nötigenfalls im Walde von Nutzen sein. Ja, wir

hatten sogar elektrisches Licht für die Nacht mit. Unser Plan war gut ausgedacht, und wäre Moore nicht verwundet worden oder unser Ballon beim Aufstieg nicht gerissen, unsere Reise würde wahrlich mehr nach unserem Geschmack ausgefallen sein.

„Wir aßen während unseres Fluges, wie man bei einem Picknick zu essen pflegt. Ein Frühstück über den Wolken war für mich etwas Neues, und zwar etwas, das man vielleicht einmal und nicht wieder erlebt. Ich warf eine Apfelsinenschale aus der Gondel, sie fiel geradeaus hinunter und schien ein Stück gleißendes Gold, als die Sonnenstrahlen darauf fielen; lange bevor sie die Erde erreicht haben konnte, verlor ich sie aus den Augen, ehe sie jedoch meinen Blicken gänzlich entschwand, schien es mir, als ob sie mitten in der Luft stillstände!

„Vor meinem geistigen Auge wird dieser Ausflug in die Wolken niemals erblassen. Und ich kann sagen, daß ich in einer Stunde mehr von der Welt gesehen, als ich wahrscheinlich je wieder sehen werde. In dieser kurzen Zeit haben meine erstaunten und entzückten Sinne mehr neuartige Scenen und Laute in sich aufgenommen, als dies im gewöhnlichen Leben auf Erden in Jahren geschehen kann."

Ueber den Schlaf der Fische

wurden jüngst von dem englischen Naturforscher August Carter interessante Versuche angestellt, die ergaben, daß unter den Süßwasserfischen das Rotauge, der Weißfisch, der Grünling, der Karpfen, die Schleie, die Elritze und der getigerte Hai in gleicher Weise wie Landtiere periodisch schlafen. Derselbe Instinkt scheint die Seefische zu beeinflussen, von denen folgende als von Schläfrigkeit befallen beobachtet wurden: der Lippfisch, Meeral, Sonnenfisch, Hundshai, Seebarsch und alle Arten von Flachfischen. Carter stellte fest, daß, soweit er dies beobachten konnte, der Goldfisch und der Hecht niemals schlafen, wohl aber zeitweise ruhen. Das Verlangen nach Schlaf wechselt bei Fischen nach Maßgabe der meteorologischen Verhältnisse. Sie wählen nicht immer gerade die Nachtzeit zu ihrer Ruhe.

Wie Hans von Schralenburg aus seinem Jugendparadiese vertrieben ward.

Meine Knabenzeit bis zum zwölften Jahre — so erzählte mir mein Freund, der Lieutenant Hans von Schralenburg — verbrachte ich in dem weltabgeschiedenen Dörfchen Winkelhausen, wo mein Vater, der Hauptmann außer Diensten Curt von Schralenburg, den Posten eines Amtmanns bekleidete. Meine Mutter war das einzige Kind des einzigen Arztes von Winkelhausen und hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen mit in die Ehe gebracht. Wir wohnten am östlichen Eingange des Dorfes in einem großen, schönen, zweistöckigen Hause, das mit seinen weißen Mauern und hellgrünen Fensterläden, mit seinen Blumentöpfen auf den Fensterbänken und seinen gurrenden Tauben auf dem Dachfirst, gar freundlich aus den Schneeball-, Goldregen- und Fliedersträuchern eines geräumigen Gartens hervorblickte.

Von meinem siebenten Lebensjahr ab besuchte ich wie jeder andere Junge des Ortes die Dorfschule, wo „Meister Wischebrink", wie der alte würdige silberhaarige Herr Lehrer in der ganzen Gemeinde genannt wurde, das Zepter schwang. An hundertundfünfzig Jungen — denn auch die Kinder der Landgemeinde gingen nach Winkelhausen zur Schule, wohlausgerüstet mit kleinen Armkörbchen und neunzölliger Butterbrote, da man zum Mittagessen nicht nach Hause gehen konnte — an hundertundfünfzig Jungen buchstabierten, sangen, lasen und rechneten in der Schulstube des alten „Meisters" — und prügelten sich, sobald der „Meister" den Rücken gewandt hatte. Doch waren diese Prügeleien meist nicht ernst gemeint, denn die winkelhausener Bauernjungen sind durchgehends fromm und gutherzig, wie das auch schon die kornblumenblauen Augen und die flachsblonden Haare, die man so häufig bei der ländlichen Jugend jener Gegend trifft, anzudeuten scheinen.

Unter den Bauernjungen, meinen Schul-

Eine Ballongeschichte: Feldarbeiter ergreifen das Ankerseil, werden in die Höhe gehoben und zu Boden geschleudert.

genossen, hatte ich einen lieber als alle andern, und dieser eine hieß Jans Westrup. Er war der Sohn eines nicht unbemittelten Bauern, der unweit des Dorfes einen stattlichen Hof hatte. Hans von Schralenburg und Jans Westrup — par nobile fratrum, ein edles Brüderpaar! Eigentlich waren wir alle beide auf den schönen Namen getauft, den der Lieblingsjünger des Herrn führte, Johannes; aber die Vornehmen verändern bekanntlich den Namen Johannes in Hans — man meint, es klänge nobler; und die winkelhausener Bauern verkürzen ihrerseits den Namen Johannes in Jans, weil Johannes doch etwas zu städtisch und vornehm lautet. Der Hans und der Jans von Winkelhausen begegneten sich [illegible] in echter Johannesliebe, [illegible] Paar eines Dreigestirnes, eines Castor und Pollux auf dem Dorfe.

Es muß für den unbefangenen Zuschauer ein eigenartiges Bild gewesen sein, wenn er uns zwei Jungen Arm in Arm durch die Dorfgasse wandern sah: Jans — ein stämmiger, flachshaariger blauäugiger Bauernbursche, mit Backen so rot und frisch wie Borsdorfer Aepfelchen; er trägt einen Kittel von blauer Leinwand und eine dito Hose; an den Füßen hat er ein Paar riesige Holzschuhe, die aussehen, als wären sie die Kinderchen der landesüblichen Emskähne; nun ich, der Hans von Schralenburg: dies ist ein schlanker, bleicher, braunaugiger und schwarzlockiger Knabe, der seiner Mutter „wie aus dem Gesichte geschnitten ist"; er trägt einen braunen Samtanzug mit Perlmutterknöpfen, einen breiten weißen Matrosenkragen und hohe blanke Stulpenstiefel. Nur in einem Stücke sind die beiden Freunde egal: sie tragen keine Kopfbedeckung, weder Mütze noch Hut. Arm in Arm streichen die beiden die Dorfgasse auf und ab, der eine an einer gelben Riesenmöhre, der andere an einer weißen Riesenrübe knuspernd.

Ich kann nicht leugnen, daß meine Mama, die gnädige Frau von Schralenburg, einigen Anstoß an diesem vertraulichen Freundschaftsverhältnis nahm. Von Zeit zu Zeit — vermutlich, wenn die beiden Freunde einen Streich begangen, der zu Mamas Ohren gelangt war — machte sie ihren Gemahl auf den „unpassenden" Umgang des Sohnes aufmerksam. Aber der Gemahl, ein sehr resoluter Herr, pflegte auf solche Vorstellungen in dem kurzen Tone, der ihm eigen war, zu antworten: „Ach was, Wilhelmine, laß die Jungen nur zusammen laufen! Jans Westrup ist ein guter, frischer Junge, von dem unser Hans gewiß keine Schlechtigkeiten lernen wird, wohl aber Selbständigkeit und Courage. Hans thut, indem er mit diesem und andern Bauernjungen verkehrt, [illegible] Mama und Welt sehen, [illegible] Stellung [illegible] daß Hans Offizier werden soll. Uebrigens werden die Lebenswege der beiden Knaben in einigen Jahren schon von selbst auseinander gehen."

So durften Hans und Jans denn Freunde bleiben und sich täglich ihres Umgangs erfreuen. Wir hingen zusammen wie — um ein Bild vom Dorfwege zu gebrauchen — ein paar Kletten. Wir gingen zusammen zur Schule zum Meister Wischebrink und bekamen für Nachlässigkeiten zusammen nicht selten vom Meister eins ausgewischt; wir knieten zusammen auf derselben schmalen Betbank in der kleinen Dorfkirche und sangen mit gewaltigen Stimmen: „Großer Gott, wir loben dich!" — wir hüteten zusammen das Vieh und zündeten kleine Hirtenfeuer an, in deren Asche wir uns Kartoffeln brieten; wir kletterten beide in denselben Kirschenbaum in Westrups Garten und in denselben Pflaumenbaum hinter des Amtmanns Scheune; wir saßen zusammen in Westrups Laube von rotblühenden Bohnenranken und lernten unsern Katechismus; wir fischten zusammen in dem von gelben Schwertlilien und himmelblauen Vergißmeinnichts umsäumten Wiesenbach, mit Angelhaken, die wir uns aus krumm gebogenen Stecknadeln hergestellt hatten; wir suchten zusammen Vogelnester in des Amtmanns Wäldchen, nahmen sie aber nicht aus, [illegible] Herr Pastor in der [illegible] enlehre [illegible] Kämpe*) [illegible], wir teilten alle unsere Freuden, wobei der gute Jans noch stets bemüht war, meine Freude zu mehren, indem er sich mir in allem gefällig und aufopfernd erwies. Was unsere Leiden betraf, so hatten wir deren kaum; nur die Schule und der Schulzwang schienen uns etwas Mehltau auf unsere Lebensblume zu werfen. Meinem schwarzlockigen Kopfe fiel das Auswendiglernen entsetzlich schwer, und in der Erdbeschreibung beglückte ich den preußischen Staat fortwährend mit Annexionen, gegen welche die Erfolge Bismarckscher Politik das reine Kinderspiel sind; ich erinnere mich, daß ich einmal sogar Grönland als preußische Provinz figurieren ließ und den Nordpol nach Königsberg verlegte. Jans Westrup konnte mit dem Auswendiglernen und der Erdbeschreibung bedeutend besser fertig werden, dahingegen war das Schönschreiben seine schwache Seite: seine großen Buchstaben, bei weitem zu groß, ragten wie Kamele über die kleinen Buchstaben hinweg, die viel zu klein waren — und dann die Klexe, die Klexe! Ich erinnere mich, daß Meister Wischebrink einmal sagte: „Wenn ich einen Hahn mit beiden Pfoten

Eine Ballongeschichte: Eine deutsche Landwirtin schlingt das herabhängende Ankertau rasch um den großen Apfelbaum, der in ihrem Hofe steht.

*) Kämpe, campi, werden in Westfalen die Weidegründe und Aecker genannt.

in das Tintenfaß tauche und dann auf einem Bogen Papier nach dem Klange der Fiedel tanzen lasse, so erhalte ich eine Schrift, die derjenigen des Johannes Westrup vollkommen ähnlich sieht!"

Eintracht macht stark — und Hans und Jans, diese Verbindung des Adels und des Bauernstandes, waren sehr stark, das heißt, wir waren die Helden, die Herrscher unter unseren Alters- und Schulgenossen. Keiner wagte Hand an uns zu legen, wo wir uns zusammen zeigten. Ich kann nicht leugnen, daß die Winkelhausener Jugend trotz ihrer angeborenen Tapferkeit und trotz ihrer Ausdauer in den oftmaligen Kämpfen mit auswärtiger Jugend Winkelhausen fast nur Niederlagen und Kartoffeln, Rüben und unreifen Aepfeln, Kavallerieattacken mit Haselgerten und Weidenruten; die Partei, zu welcher die beiden Freunde Hans und Jans sich schlugen, siegte stets und unbedingt, schon kraft des moralischen Ansehens, welches unser Eintreten jener Partei verlieh. Aber niemals hatten wir beide von den Besiegten eine spätere Rache zu fürchten, vielmehr wurden wir beiden Gefürchteten auf Kanonenschußweite von den Besiegten gemieden. —

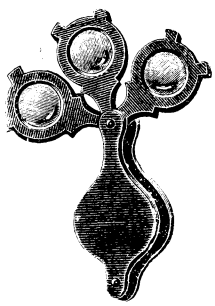
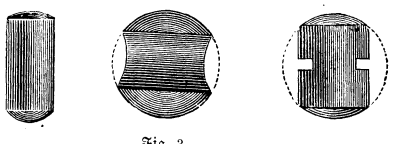


Fig. 1. Lorgnettenartig gefaßte Taschenlupe.

Wenn der Schriftsteller Adolf Stahr, der als Sohn eines Landpfarrers ebenfalls auf dem Lande aufgewachsen, in seinen „Jugenderinnerungen" sagt, daß nur auf dem Lande der Mensch eine Jugend, eine eigentliche Jugend habe, — ja, so habe ich eine Jugend, eine herrliche Jugend in Winkelhausen genossen! Ich denke dabei selbstverständlich nicht an jene knabenhaften Kämpfe und Raufereien, deren ich oben Erwähnung that, sondern an reinere, ruhigere Freuden in Feld und Flur, im Wald und auf der Heide. Leider schwand mir nur allzu rasch die schöne Zeit in Winkelhausen dahin — sie erlitt eine jähe Unterbrechung, ein jähes Ende. Als ich kaum mein zwölftes Lebensjahr beendet hatte, da lauerte schon der Engel mit dem flammenden Schwerte, der mich aus meinem Jugendparadiese, aus dem lieben Heimatsdorfe vertrieb, — der mich aus den grünen Feldern und Büschen der Heimatflur zwischen die grauen Steinmassen einer großen Stadt, aus Meister Wischebrinks patriarchalischer Zucht auf ein strenges Gymnasium schleuderte. Wie das sich zutrug, will ich im folgenden erzählen.



Cylinderlupe. Coddingtons Lupe. Brewsters Lupe.

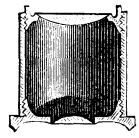
Fig. 3.

An einem schönen, sonnigen Frühlingsnachmittag, als wir gerade die Schule frei hatten, weil es in der „stillen Woche" vor Ostern war, trieben Jans und ich die Kühe von Westrups Hof nach dem nur einige hundert Schritte entfernten Kamp oder Weidegrund. Jans ließ seine Peitsche munter knallen und ich bemühte mich, mit einer alten „Schweppe" es ihm gleich zu thun. „Doch wo ist die Krax der Jänste?" fragte der große Dichter Schiller. Die [illegible] Schlangenfüßigen Kühe [illegible] als ihre angebetete Schlepp [illegible] es ihnen erlaubte, und bald war der von einer Wallhecke umhegte Kamp erreicht. Diese um Winkelhausen von alters her vorhandenen Wallhecken bestehen aus einem hohen und breiten Erdwalle, der auf seiner Krone ein dichtes Gebüsch von mancherlei Sträuchern trägt, vornehmlich Haselstauden und Eichenbuschholz; ein Einschnitt im Erdwalle dient als Eingang auf den Kamp und ist gewöhnlich durch einen Schlagbaum — hier zu Lande „Heck" genannt — verschlossen. Jans Westrup öffnete ein solches Heck und trieb die Kühe auf den frühlingsgrünen Weidegrund, von wo ein bunter Wiedehopf bei unserer Annäherung sofort die Flucht ergriff, um einige Augenblicke später aus dichtem Gebüsch sein „Up up up!" erschallen zu lassen. Westrups Kühe senkten sofort ihre breitgestirnten und krummgehörnten Häupter zur Erde und rupften mit den breiten Mäulern eifrig die saftigen Halme ab. Wir überließen die Herde dieser ebenso angenehmen als nützlichen Beschäftigung, worauf wir langsam an der Wallhecke entlang strichen, um in den Brombeerranken, Schlehdornsträuchen und Wildrosenbüschen nach Vogelnestern zu suchen. Als diese Suche jedoch ohne Erfolg blieb, sahen wir uns nach einer anderen Beschäftigung um.

„Ach, lieber Jans," sagte ich nach einigem Nachdenken, „laß mich doch mal auf der kleinen roten Kuh reiten! Wenn du mir hilfst, so komm' ich wohl hinauf und dann halte ich mich an den Hörnern fest."

Jans kratzte sich seinen flachsblonden Kopf — was er immer that, wenn er unschlüssig war —, warf seine spähenden Blicke nach den benachbarten Kämpen hinüber, ob wir von dort nicht belauert würden, und erfreute mich endlich mit der Antwort: „Nun, so komm, Hans!"

Vorsichtig, wie ein paar Sioux-Indianer auf dem Kriegspfade, schlichen wir beiden Burschen an die arglos grasende Rote heran. Bald hatte sie Jans am Horn gefaßt, worauf er sie an den Eichbaum geleitete, der als Schattenbaum für das Weidevieh mitten im Kampe stand. Die Rote wurde mit der einen Flanke gegen den Stamm gedrängt, damit sie feststehen sollte, und Jans hob seinen thörichten Freund auf das knochige Tier, dessen [illegible] Rücken allerdings einen natürlichen Sattel bildete. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf — si licet [illegible] — so saß ich so stolz auf meiner Kuh, wie der makedonische Königssohn Alexander auf seinem Bucephal, wie Don Quixote auf seiner Rosinante, wie Cid Campeador auf seiner Babieça. Mein treuer Knappe Jans, der sich vor Lachen nicht halten konnte, versetzte der zum Reittier avancierten Kuh einen Schlag mit der flachen Hand — und die Rote setzte sich in Trab. Ich bückte mich vornüber und hielt mich am Nacken des Tieres krampfhaft fest. Jans lachte noch ausgelassener als zuvor, und in jugendlichem Uebermute ahmte er mit dem Munde das Summen der von den Tieren gefürchteten Stechbremse nach: „Bs—s—s—s!" (Schluß folgt.)



Wilsons Lupe.

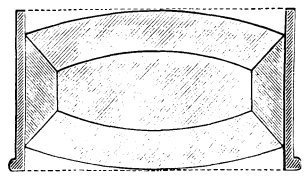


Fig. 2. Steinheils aplanatische Lupe.

Brückes Lupe.

Das Mikroskopieren.

I.

Die jungen Freunde des „G. K." haben in diesen Blättern oft schon den Titel eines namentlich für die reifere Jugend bestimmten Werkes gelesen und es hat sich in ihnen gewiß auch schon der Wunsch geregt, dasselbe zu besitzen. Es ist das Der Naturfreund „Anleitung

zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Haus und Garten", herausgegeben von Dr. Otto Dammer. Dieses zweibändige Werk enthält eine Fülle interessanter und nutzbringender Belehrung, darunter auch eine ausführliche Anleitung zur Anwendung des Mikroskops. Da nun unsere lieben Leser oft schon das Verlangen geäußert haben, dieses Instrument und seine Handhabung kennen zu lernen, so wollen wir einmal dieses lehrreiche Buch zur Hand nehmen und zusehen, was dasselbe über dieses heutzutage unentbehrlich gewordene Hilfsmittel der Wissenschaften zu sagen weiß.

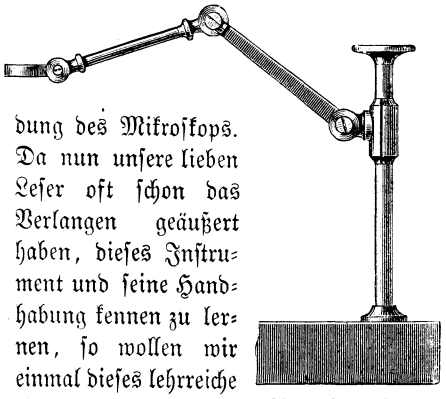


Fig. 4. Lupenträger.

Was das Fernrohr für die Astronomie ist, sagt Dr. Dammer, das ist das Mikroskop für Zoologie und Botanik. Mit der Erfindung des Mikroskops begann für diese Wissenschaften eine neue Epoche und der Hauptinhalt der modernen Zoologie und Botanik ist mit Hilfe des Mikroskops gewonnen worden. Was früher unerklärlich schien, hat durch dies Instrument oft die einfachste Erklärung gefunden und durch zahlreiche unerwartete Aufschlüsse wurden der Forschung beständig neue Wege gewiesen. In jüngster Zeit hat das Mikroskop auch für Mineralogie und Geologie Bedeutung gewonnen. Man stellte Dünnschliffe von Mineralien und Gesteinen her und gewann sehr schnell die wichtigsten Resultate. Auch die Medizin kann heute das Mikroskop nicht mehr entbehren. Das Wesen vieler Krankheitsprozesse ist durch Erforschung der Gewebe erkannt worden und die neuesten mikroskopischen Arbeiten haben durch die Entdeckung der als Uebertrager von Krankheiten fungierenden Bakterien die Basis für eine zielbewußtere Gesundheitspflege und Heilmethode geschaffen. Schließlich hat auch die Industrie wesentlichen Nutzen vom Mikroskop gezogen, indem dasselbe gestattete, den Gang mancher Operationen und die Beschaffenheit mancher Waren in zuverlässigster Weise zu kontrollieren. Namentlich aber hat man das Mikroskop auch zur Untersuchung der verschiedenartigsten Handelsgegenstände, der Handschriften, Wertpapiere u. s. w. benutzt, um Verfälschungen nachzuweisen.

Der Abstand zwischen dem Sehen mit unbewaffnetem Auge und dem mikroskopischen Sehen ist ein so großer, daß es nur in seltenen Fällen möglich ist, von dem einen unmittelbar auf das andere überzugehen. Will man einen Gegenstand mikroskopisch untersuchen, so bedarf man sehr oft zunächst einer orientierenden Besichtigung unter mäßiger Vergrößerung und eine solche bietet die Lupe, welche daher als ein sehr wichtiges Hilfswerkzeug des Mikroskopikers zu betrachten ist. Von einer guten Lupe verlangt man, daß sie bei fünf- bis zwanzigfacher Vergrößerung ein recht scharfes und deutliches Bild gewähre, daß sie ein großes Gesichtsfeld besitze und einen hinreichenden Abstand von dem zu betrachtenden Gegenstande, dem Objekt, gestatte, um diesem kein Licht zu entziehen und eine Bearbeitung desselben mit Nadeln und Messerchen zu ermöglichen.

Die gewöhnlichen Taschenlupen pflegen 2—3 plankonvexe Linsen in lorgnettenartiger Fassung zu besitzen (Fig. 1) und gestatten, geringere oder stärkere Vergrößerung anzuwenden, indem man das Objekt durch eine oder gleichzeitig durch 2 oder 3 Linsen betrachtet. Eine Kombination von 2 (Duplets) oder 3 (Triplets) plankonvexen Linsen in cylindrischer Fassung und wie eine einzige Linse wirkend, nennt man eine zusammengesetzte und wenn die Linsen achromatisch sind, eine aplanatische Lupe. Fig. 2 zeigt die Wilsonsche Lupe, die aplanatische Lupe von Steinheil, welche bei 2 bis 24maliger Linearvergrößerung ein über das ganze Sehfeld vollkommen ebenes, unverzerrtes und farbenfreies Bild bei verhältnismäßig großem Objektabstand liefert, und die Brückesche Lupe mit 5- bis 30maliger Vergrößerung, die aus 2 plankonvexen, dem Objekt zugewendeten und einer in einem kurzen Auszugrohr eingeschraubten Konkavlinse besteht. Die zusammengesetzten Lupen erreichen eine 100—200malige Vergrößerung.

Die zwei Linsen einer zusammengesetzt Lupe lassen sich auch durch ein einziges Glasstück ersetzen, dessen gegenüberstehende Flächen Kugelhauben von gleichem oder verschiedenem Krümmungshalbmesser bilden. Dahin gehören die Cylinderlupe, die Coddingtonsche und die Brewstersche Lupe (Fig. 3).

Will man eine Lupe benutzen, um einen Gegenstand für das Mikroskop zu präparieren, so kann man dieselbe nicht mit der Hand halten, man benutzt vielmehr einen Lupenträger, dem man sehr verschiedene Einrichtung geben kann, wenn man nur den Arm, der die Lupe trägt, leicht beweglich macht. Fig. 4 zeigt ein Stativ, welches wohl ohne weitere Erklärung verständlich ist. Eine eigenartige und ganz empfehlenswerte Vorrichtung zur Benutzung einer Lupe hat P. Wächter angegeben und unter dem Namen Taschenmikroskop in den Handel gebracht. Es besteht aus einem vernickelten Cylinderrohr R (Fig. 6), in dessen oberes Ende die aus zwei Linsen bestehende Lupe eingeschraubt ist. Das untere Ende ist verschlossen, bis auf eine runde Oeffnung, die der Größe der Linsen entspricht. Nahe dem oberen Ende befinden sich zwei gegenüberliegende Einschnitte F zum Einschieben der Glasplatten, zwischen welche man das zu betrachtende Objekt legt. Die Glasplatten werden festgehalten durch eine in der Mitte gelochte Scheibe, gegen welche eine auf den Boden des Cylinders sich stützende Feder drückt. Die Scheibe befindet sich in der Höhe des Einschnitts F und wird durch zwei angelötete Stifte k so weit herabgedrückt, daß man die Glasplatten einschieben kann. Sobald dies geschehen, läßt man die Stifte los, worauf dann die Platten durch den Druck der Feder eine vollkommen feste Lage erhalten. Man hält nun das Instrument

Fig. 5. Wächters Universalmikroskop.

vor das Auge und gegen das Licht, verschiebt die Platten, bis das Objekt in richtiger Lage sich befindet, und schraubt dann den Linsenhalter Oc herauf oder herab, bis das Bild vollkommen klar erscheint. Das Instrument bietet eine 50-

fache Linearvergrößerung und genügt allen Anforderungen, die man an eine solche Vergrößerung stellen kann. Die Bilder sind ungemein klar und hell und die Art der Benutzung ist äußerst bequem. Die handliche Verpackung in einem Etui (Fig. 5), welches auch eine einfache Lupe mit 6maliger Vergrößerung und 6 Glasscheiben enthält, macht das Instrument für Schüler und zur Benutzung auf der Reise sehr geeignet.

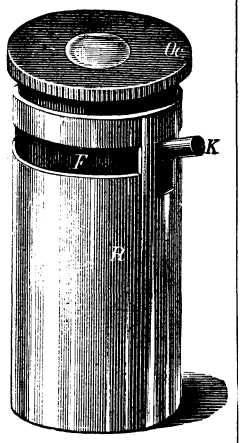


Fig. 6.
Wächters Universalmikroskop.

Für die Verrichtung zarterer und schwierigerer Objekte reicht die gewöhnliche Lupe nicht aus, vielmehr bedarf man hierzu eines Instruments von größerer Leistungsfähigkeit. Ein solches ist das einfache oder Präpariermikroskop, welches als Vergrößerungsapparat freilich auch nur eine Lupe mit 15—150facher Vergrößerung, außerdem aber einen Objekttisch, Einrichtungen zur besseren Beleuchtung des Objekts und zur sicheren Einstellung besitzt. Die Konstruktion der Präpariermikroskope ist sehr verschieden. Das kleine Wächtersche Instrument (Fig. 7) besitzt an einem Stativ einen beweglichen Arm m mit einem Ringe zur Aufnahme Oc (an Stelle einer Lupe kann man bei Besitz eines zusammengesetzten Mikroskops auch dessen schwach vergrößernde Linsensysteme benutzen). Das Stativ trägt ferner den Objekttisch, eine in der Mitte mit einer Oeffnung versehene Platte zur Aufnahme der Glasplatten (Objektträger), welcher durch eine Schraube höher oder niedriger gestellt werden kann. Unter dem Tisch befindet sich noch ein Spiegel, der so gedreht werden muß, daß das auf ihn fallende Licht auf das Objekt geworfen wird. Das Instrument ist in einem starken Holzkasten angebracht, dessen eine vertikale Wand niedergelegt werden kann und dessen Deckel aus zwei Platten UU besteht, auf die man beim Präparieren die Hände stützt. Dieses Instrument gewährt 15- bis 20- und 40fache Vergrößerung.

Wächters größeres Präpariermikroskop (Fig. 8) besteht aus einem 30 cm langen eigentümlich geformten Klotz, welcher sehr bequeme und sichere Handauflagen bietet und zwei Schubkästen zum Aufbewahren der Linsensysteme und anderer Gegenstände enthält. In dem Einschnitt des Klotzes steht das Stativ mit Lupenhalter, einem durch ein Triebwerk verstellbaren Tisch und einem allseitig verstellbaren, auch zur Beleuchtung von oben anwendbaren Plan- und Hohlspiegel. Die Lupe besteht aus 3 achromatischen Linsen und dazu gehörigem Okularglas, sie vergrößert mit letzterem 40- bis 60- und 100fach, ohne das Okular 10- bis 20- und 30fach.

Das zusammengesetzte Mikroskop unterscheidet sich vom einfachen prinzipiell dadurch, daß bei demselben durch ein Linsensystem ein verkehrtes und vergrößertes Bild entworfen wird, welches, durch ein zweites Linsensystem wie durch eine Lupe betrachtet, sich nochmals vergrößert. Jedes zusammengesetzte Mikroskop besteht aus zwei oder drei innen geschwärzten Metallröhrchen, die sich tubusartig in einander verschieben lassen. Am oberen Ende dieses Tubus befindet sich das dem Auge des Beobachters zugewandte Linsensystem, das Okular, am andern das dem zu beobachtenden Gegenstande, dem Objekt, zugewandte zweite Linsensystem, das Objektiv. Dies besteht aus drei achromatischen Linsen, von denen jede aus einer bikonvexen Crownglas- und einer plankonkaven Flintglaslinse zusammengesetzt ist. Hierdurch wird die chromatische und sphärische Aberration der Lichtstrahlen auf ein Minimum reduziert und die Lichtstärke des Bildes erhöht. Das Okular enthält eine obere plankonvexe Linse, das Okularglas, und eine bikonvexe Linse, das Kollektiv- oder Sammelglas, welches die Lichtstärke des [illegible] entworfenen Bildes erhöht und [illegible] krümmung ausgleicht.

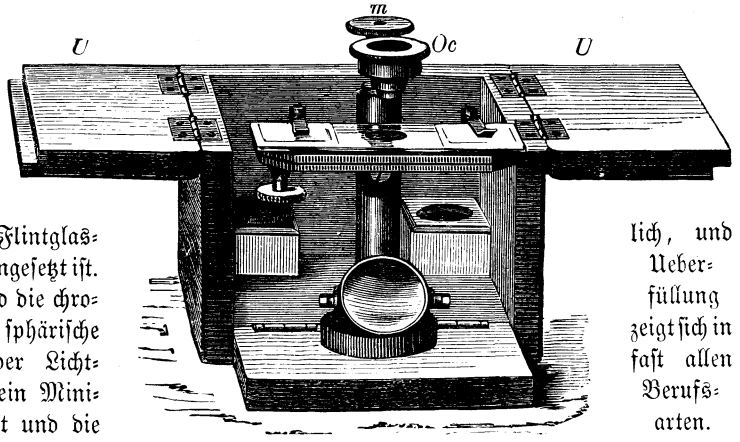


Fig. 7. Wächters kleineres Präpariermikroskop.

Der Tubus des Mikroskops wird von einem Arm getragen, welcher mit seinem anderen Ende an einer Säule befestigt ist, die den [illegible] Teil des Stativs bildet. [illegible] ist schwer und solid konstruiert [illegible] eine möglichst große [illegible] fest[illegible] des Instr[illegible]

Sehr oft ist es hufeisenförmig aus Eisen gegossen. Die Achse des Tubus, resp. der Linsensysteme, geht durch die Mitte der Oeffnung des unter dem Tubus angebrachten Tisches (Objekttisches), welcher zur Aufnahme des Objektträgers bestimmt ist. Zwei Federn auf diesem Tische dienen zum Festhalten des Objektträgers.

Der Zierbengel.

Sicherlich hat jeder unserer jungen Leser sich schon mit der Frage beschäftigt, welchen Beruf er einst ergreifen wolle; denn diese Frage wird heutzutage ja fast jedem Menschen nahegelegt, sobald er anfängt, die Schule zu besuchen. Dies beweist jene Antwort eines kleinen Elementarschülers, zu dem sein Lehrer sagte: „Du willst gewiß einmal ein Pfarrer werden?“ — „O nein,“ erwiderte der Junge selbstbewußt, „etwas viel Aergeres.“ — „Na, was denn?“ — „Ein Dekan.“

Auch den Eltern macht die Sorge wegen des künftigen Berufs ihrer Söhne manche bange Stunde. Denn eine verfehlte Laufbahn macht zeitlebens unglücklich, und Ueberfüllung zeigt sich in fast allen Berufsarten. Welche soll man da [illegible], um sich eine sichere Existenz zu [illegible]. Es [illegible] dieselben nun sehr vieles sagen, aber dies[illegible] ist nicht die Absicht des „Guten Kameraden“, seinen jungen Lesern bei der Entscheidung der Frage, was sie werden sollen, an die Hand zu gehen, sondern er möchte ihnen sagen, was sie nicht werden sollen. Und das wäre? — Sie sollen keine Stutzer werden.

Was man darunter versteht, soll uns ein englischer Schriftsteller, Carlyle, sa[illegible] wenn er das Wort „dandy“ erklärt. [illegible] darunter“, sagt er,

„einen kleidertragenden Menschen, dessen ganzes Geschäft, dessen Beruf und Dasein in nichts anderem besteht, als Kleider und was damit verbunden ist, zu tragen. Jedes Vermögen seiner Seele, seines Verstandes, seiner Börse und seiner Person ist heldenmütig diesem einen Zweck, Kleider hübsch und anmutig zu tragen, gewidmet, so daß er, während andere sich kleiden, um zu leben, lebt, um sich zu kleiden."

In jeder Sprache finden sich für die „Stutzer" verschiedene Benennungen. Im Deutschen sind die Ausdrücke: Gecken, Zierbengel, Zieraffen, Zierlinge, Modenarren gleichbedeutend. Im Englischen kamen nach den dandies (die Titel wechseln mit der Zeit) die exquisites und die loungers, dann die Corinthians (die Einwohner Korinths waren unter Griechen und Römern wegen ihrer Immoralität berüchtigt), snobs, swells, mashers, beaux, coxcombs (die Narrenkappe, Schellenkappe). — Die Franzosen haben die petits-maîtres élégants, gommeux; letztere sind in rückwärtsgehender Ordnung die Nachfolger der petits crevés, der gandins, fashionables, lions, freluquets, merveilleux, incroyables, muscadins, petits-maîtres.

Eine interessante Erscheinung ist es, daß jedes Volk seine Stutzer häufig mit dem bezeichnet, was es gerne ißt; so nennt sie der Holländer Pickelheringe, der Franzose neben den obigen Bezeichnungen auch Jean Potages, der Italiener Maccaroni, und in England weiß jedermann, was man unter einem Jack Pudding versteht.

Das „Stutzertum" wird in den meisten Fällen nicht ausschließlich, gewissermaßen als Beruf getrieben; man gibt sich ihm neben anderen Beschäftigungen mehr oder weniger hin. Aber in welchem Maße dies auch geschieht, man muß alles Ernstes davor auf der Hut sein. Den Stutzer kennt alt und jung. Seht ihn einherschreiten in Kleidern, die, nach dem neuesten Schnitt gemacht, sich möglichst anschließen und statt Bequemlichkeit dem Körper nur Unbehaglichkeit verursachen; betrachtet ihn von seinen gefirnisten Stiefeln bis zu dem kleinen Hütchen, das möglichst kühn auf dem Kopfe sitzt. Seht den Zwicker oder das Monocle, womit er beide oder nur eins seiner Augen bewaffnet, obgleich er vielleicht darüber wegsieht, weil sein Gesicht noch gut ist; sehet das [illegible] chen, mit einem recht [illegible] sehen, womit er sich bemüht, graziöse Bewegungen zu machen; sehet, wie er alles auf seinem Körper zu vereinigen sucht, um die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen und von sich sprechen zu machen. Ist das nicht ärmlich, zeugt das nicht von Geistesarmut? Je mehr Mittel ihm zu Gebot stehen, desto kostbarer wird der Stoff seiner Kleider sein, desto mehr Aufwand wird er machen. — Aber glaubt ja nicht, daß das Stutzertum nur bei den Reichen sich finde; es kann sich auch im schäbigsten Rocke und in löcherigen Schuhen breit machen und ist dann nur um so ekelhafter. Wer kennt sie nicht, diese Stutzer zweiten Ranges — la petite gomme, wie sie der Franzose nennt —, die Nachäffer der haute gomme, die sich aus Handlungsbeflissenen, Schreibern, Gymnasiasten u. s. w. rekrutieren!

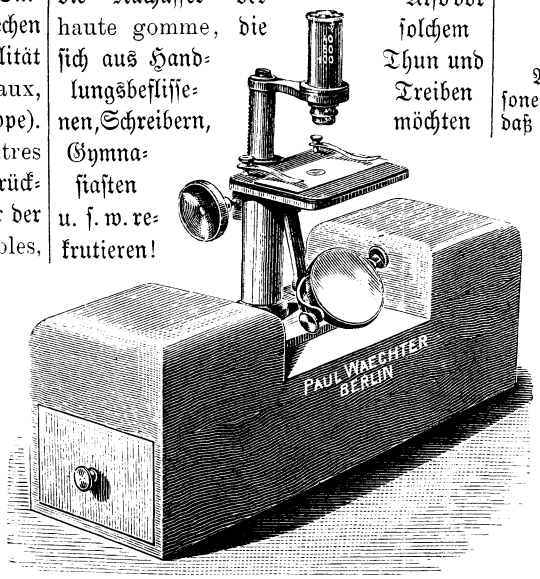


Fig. 8. Wächters größeres Präpariermikroskop.

Also vor solchem Thun und Treiben möchten wir unsere Kameraden warnen; Stutzer sollen sie keine werden, weder in ihrer Haupt- noch in ihrer Nebenbeschäftigung; denn

1. wer sein Dichten und Sinnen nur auf Kleider richtet, hat wenige Gedanken für andere, wichtigere Dinge, und deshalb ist ein Stutzer gewöhnlich ein wenig brauchbarer Mensch;

2. ein Stutzer steckt vieles Geld in Kleider und Schmucksachen, das er viel vorteilhafter für andere Dinge, für seine Ausbildung, Linderung der Not seiner Nebenmenschen u. a. verwendet hätte;

3. ein Stutzer ist fast immer ein mehr als unbedeutender Mensch, denn er sucht sich Beachtung durch Aeußerlichkeiten zu verschaffen und vergißt, daß der Mangel innerer, geistiger und moralischer Werte [illegible] nicht ersetzt werden kann. [illegible] handelt auf entsittlichenden Wegen, denn er denkt nur an sich und wird es mit seinen Pflichten gegen Gott und Nebenmenschen gewiß leicht nehmen, sobald sie seinem Hauptbestreben, durch Aeußerlichkeiten zu gefallen, im Wege stehen.

Der „Gute Kamerad" ist weit davon entfernt, seinen jungen Lesern Gleichgültigkeit oder gar Nachlässigkeit in Kleidung und äußerer Haltung anraten zu wollen, im Gegenteil; er möchte ihnen aber die alte Regel der Engländer zurufen: „Eure Kleidung sei einfach und nett (plain and neat)", einfach, geschmackvoll in Schnitt und Farbe, bequem, praktisch, gesundheitsfördernd, aber nicht geckenhaft.

Aufgabe.

An einer Landpartie beteiligen sich 70 Personen. Die Kosten sollen so verteilt werden, daß jeder Herr doppelt so viel bezahlt als jede Dame, und für jedes Kind soll halb so viel bezahlt werden, als für jede Dame. Es zeigt sich, daß die drei Summen — die von den Herren bezahlte, die von den Damen bezahlte und die für die Kinder aufgebrachte — alle drei untereinander ganz gleich sind. Wieviel Herren, wieviel Damen, wieviel Kinder waren beteiligt?

Rätsel.

Ich bin in jedem Zimmer,
Im Keller gar, zu Haus;
Komm' auch zuletzt ich immer,
Treibst du mich nicht hinaus.
Schreibst du „recht schöne Briefe",
Beginnst du stets mit mir,
Und in der Herzenstiefe
Gönnst du ein Plätzchen mir.
Bei jedem Kaffeekränzchen
Triffst du bestimmt mich an,
Bei Spiel und luft'gem Tänzchen
Indes ich fehlen kann.

Rätsel.

Mit a steht's im Feld,
Mit o ist's ein Held.

Palindrom.

Vorwärts möchte tausendfach
Ich es mein wohl nennen,
Kronen würde ich daraus
Flugs mir schaffen können.
Auf dem Jahrmarkt siehst du es
Rückwärts ausgestellt;
Bunt und vielgestaltig man
Dorten feil es hält.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 32.

„Radlos — Ratlos."

Auflösung der Aufgabe in Nr. 32.

642 Mark.

Auflösung des Homonyms in Nr. 32.

„Ofen."

Fragen und Antworten.

Fritz B. in **Pirna.** Du willst Zahlmeister bei der Marine werden. Hierzu bedarf es an Vorbildung des Zeugnisses der Reife für die Prima eines (Real-)Gymnasiums, ferner soll der Kandidat der englischen und französischen Sprache in einem Maße mächtig sein, daß er flott übersetzen und sich verständlich ausdrücken kann. Zugelassen werden Mannschaften des aktiven Dienststandes der Marine und Einjährig-Freiwillige der Artillerieabteilungen und des Seebataillons, letztere nicht über 21, die Mannschaften nicht über 23 Jahre alt. Gut ist es, Du läßt Dir von Mittlers Sortimentsbuchhandlung in Berlin, Schloßfreiheit, die einschlägigen neuesten Verordnungen kommen. Gruß kameradschaftlichst erwidert.

Adolf A. in **Augsburg.** Wegen des Hochzeitsgeschenks will sich der „G. K.", da ja noch lange Zeit bis dahin, noch etwas besinnen. Wäre es übrigens nicht besser, Du würdest dich dieserhalb mit Papa und Mama beraten? — Wegen der Briefmarken wird zunächst eine energische Reklamation wohl am besten angebracht sein.

Fritzchen. Das glauben wir sehr gern. Wozu aber auch solange hinausschieben? Wer bei Tag geht, braucht keine Laterne. Dixi!

Oberfeldkundaner in **Altona.** Freundlichen Dank für die Unterweisung zum Bau eines Dampf-Springbrunnens. Werden die lieben Kameraden demnächst damit bekannt machen.

Orbasan, der Herr der Wüste. Dein Vorschlag für die Ferienreisen ist nicht übel, doch was werden die österreichischen und schweizerischen Kameraden dazu sagen? Diese werden ihre Landesfarben tragen wollen. — Das Gedicht läßt Talent erkennen. Wollen uns über ein paar Jährchen wieder sprechen. — Salem aleikum!

Turning ti-king kuangan ter-fu-tsiang Lonking undung Friedring. — Du bist wohl ein vornehmer Kuan-fu? Dem guten Heimdall Turnerstick bist Du entschieden über. — Die Scherzknacknuß, die Deinen Kameraden lange Zähne und einen wässerigen Mund machen soll, ist gut; sie spaziert in die bewußte dicke Mappe zur gelegentlichen Verwendung. Tsching, tsching!

O. M. in **Bremerhaven.** Natürlich wird das Jubelfest in den großen Ferien gefeiert. Wenn nur der 100 000. Abonnent bald antreten wollte. Wir sind ganz Deiner Meinung: er läßt gar zu lange auf sich warten. Dank für die Auskunft.

Bellachini. O ja, darin kann Dir der „G. K." zu Hilfe kommen. Verfahre wie folgt: Ueber eine Obertasse wird ein Kartenblatt gelegt und darauf eine Münze, z. B. ein Zweimarkstück. Schnellt man nun durch plötzliches Abgleiten eines Fingernagels vom Daumen die Karte fort, so fliegt das Geldstück nicht weg, sondern fällt in die Tasse hinein. Es ist eine Illustrierung zu der von Keppler zuerst aufgefundenen ersten Hälfte des Trägheits- oder Beharrungsgesetzes. Ein Körper, der sich in Ruhe befindet, bestrebt sich, möglichst in derselben zu verharren. Die Münze kann sich gleichsam nicht so schnell besinnen, um an der Reise auf dem Kartenblatte teilzunehmen.

Adolf Bachmann. Tuffsteine und Grotten liefert Otto Zimmermann zu Greußen in Thüringen.

Gustav Freytag in **Wiesbaden.** Deine höchst lobenswerte Anleitung kommt gerade recht, denn eben sind wir dabei, dasselbe Thema illustrativ und textlich auszuarbeiten; Deine Mitteilungen sind uns willkommene Ergänzungen. Sei bestens bedankt, auf Wiedersehen!

Zimmermenageriebesitzer. Wir hätten Dir das Bändchen sehr gern gesandt, doch Du hast übersehen, Deine Adresse anzugeben. — Das beste wird sein, wenn sich Dein jüngerer Bruder einer Handfertigkeitsarbeit unterzieht, als da sind: Papparbeiten, Modellieren, Arbeiten mit der Laubsäge, an der Hobelbank, Drechselbank, Schnitzerei, je nachdem er Neigung hat. Interessiert er sich nicht für Schmetterlinge, Käfer, Pflanzen u. a.? Schicke ihn hinaus in den Wald, auf Feld und Flur.

A. in **Zwb.** Mittel gegen Hühneraugen sind in jeder Apotheke vorrätig. Doch sei vorsichtig, unternehme nichts ohne Papas oder Mamas Einverständnis. — Ob die Absolventen einer Realschule Kappen mit grüner Decke tragen dürfen? Das kommt auf den lokalen Brauch an. Streng genommen, kann jeder tragen was er will.

Altonaer Spaßmacher. Das Konterfei „Gottfrieds von Bonbon" und das des „dicken Holländers" ist gut. Haben herzlich gelacht. Werden's einrahmen lassen!

Freiherr von Mercator alias „Meerkater". Freundlichen Dank für die Komposition des Mijnheerliedes. Leider zu spät gekommen.

Max in **Barmen.** Der „G. K." gar „Durchlaucht"? — i, potztausend, das ist der Ehre gar zu viel.

A. W. in **E.** Allerdings, der Zudrang zum höheren Postdienst übersteigt das Bedürfnis weit, die Aussichten sind daher zur Zeit wenig verlockend. Die Annahme bedingt Maturitas, doch werden ausnahmsweise auch solche Kandidaten zugelassen, die ein niederes Examen mit erster Klasse bestanden haben.

Wilh. Goricke. Du übersiehst nur, lieber Kamerad, daß, falls der Gegenstand, auf dem wir sitzen, unter uns weicht, das Bestreben sich geltend macht, rasch auf die Beine zu kommen. Daher dieses blamable Sänftelaufen. Nun es hat ihm ja nicht weiter geschadet.

Falkenauge. Freundchen, Du siehst auf dem Bilde doch gar zu verwildert aus. Da faßt man unwillkürlich an den Schopf, ob man seinen Skalp noch am rechten Flecke sitzen hat.

Schnick-Schnack. Ja, Du bist zweifellos ein riesiges Genie, Du mußt Deine Erfindungen patentieren lassen. Neu war uns auch, daß „der Löwe Eier legt"; schade, daß wir das nicht vor Ostern schon gewußt haben.

K. Y. Z. Dein Freund hat recht. Die Bewohner der Suluinseln sind sogar sehr verwegene Piraten. Die haben schon manchem großen Kauffahrer zu schaffen gemacht.

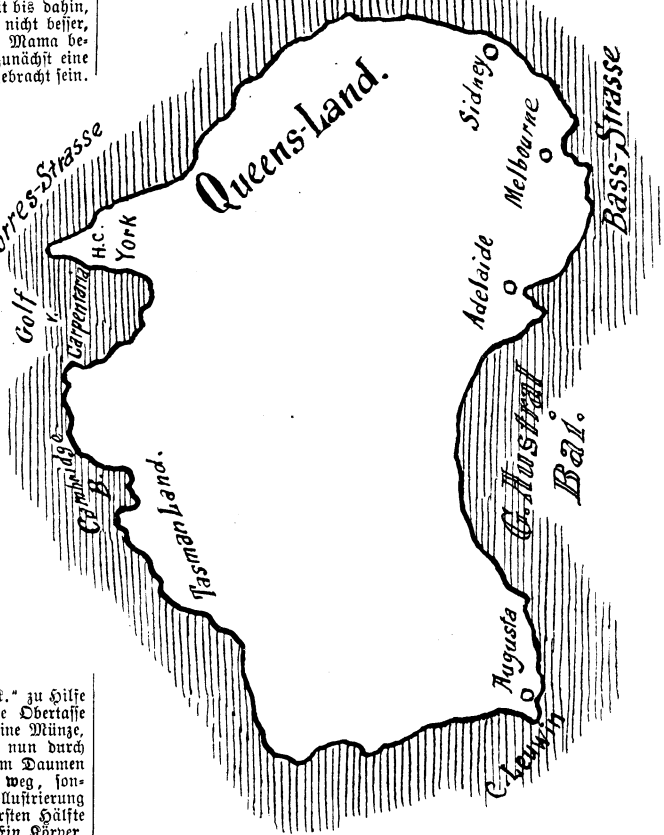
M. R. in **Hermannstadt.** Sieht sich der Strauß in Gefahr, flieht er mit solcher Geschwindigkeit, daß man glaubt, er berühre die Erde kaum. Der Reiter, der ihn einholen will, muß sehr gut beritten sein. Ist das der Fall, glaubt der Strauß nicht mehr entrinnen zu können, steckt er seinen Kopf unter die Flügel oder sonst wohin und bleibt in dieser Stellung unbeweglich bis man ihn tötet oder einfängt. [illegible] reisender behaupten übereinstimmend, daß [illegible] des Straußes jenem des [illegible]

K. v. B. in **R.** Schäker — sollen wir uns wirklich die Zunge abbrechen?

Zwei Musikfreunde aus Minden. Der bedeutendste unter den alten italienischen Geigenbauern der Cremoneserschule war Antonio Stradivari, geboren 1644. Mehr als 1000 Geigen sollen aus seinen Händen hervorgegangen sein, die er, zum Unterschied von dem, was seine Gehilfen anfertigten, in gewissenhafter Weise durch den Vermerk „sotto disciplina di Antonio S." bezeichnete. Er ließ sich damals 4 Louisdor für das Stück bezahlen, heute fordert man für eine echte Stradivarigeige den tausendfachen Betrag.

Freund der schwarzen Kunst. „Mijn Hemel — dat is voorbeeldelos, dat is nook niet dageweest" — würde der Mijnheer völlig verblüfft dazu sagen.

S. S. Du fragst u. a., wie man Kanarienvögel mit Cayennepfeffer rot färben kann. Gib jedem Vogel an jedem Morgen einen Theelöffel voll von folgender Mischung: Zu einem hart gekochten Ei thue die Hälfte eines aufgeweichten Milchbrötchens und einen hoch aufgefüllten Theelöffel von dem am meisten Farbstoff enthaltenden Cayennepfeffer, welcher zu haben ist, aber er muß von jeder Zuthat frei sein. Diese angegebenen Bestandteile müssen sorgfältig kleingehackt und gut vermischt werden, indessen braucht die Fütterung nur während der Mauser stattzufinden. Der im Cayenne enthaltene Farbstoff geht nur dann in die jungen Federchen, hat aus diesem Grunde aber auch alljährlich neu stattzufinden; ebenso ist besonders zu beachten, daß der Vogel während der Mauser vor Zug geschützt und warm gehalten wird, da eine schnell überwundene Mauser nicht allein der allgemeinen Gesundheit äußerst zuträglich, sondern auch die zu erzielende Farbe sehr beeinflußt. Die beste Qualität Cayennepfeffer, garantiert echt, verkauft Karl Capelle, Samen-Großhandlung, in Hannover; freilich kostet ein Pfund 5 Mk., doch so viel brauchst Du wohl lange nicht. — Der asiatische graue Reisvogel, in allen Vogelhandlungen stets so zahlreich vorrätig, daß er schon für 3 Mk. zu bekommen, ist zwar sehr leicht mit Hirse und Kanariensamen im Käfige lange zu erhalten, aber, Freundchen, wenn es Dir gelänge, ihn zu züchten, wärst Du auf diesem Gebiete mit einem Schlage ein berühmter kleiner Mann, denn trotz seiner Angewöhnung schreitet er auch bei den erfahrensten Vogelwirten aus noch unbekannten Gründen so überaus selten zum Nisten, daß Du bei Deinen Versuchen höchst wahrscheinlich die Geduld verlieren dürftest. Willst Du Dein Glück nicht mit australischen ebenso billigen Prachtfinken, anerkannten dankbaren Brütern, versuchen, oder — hast Du den Ehrgeiz, gerade bei den grauen Reisvögeln den Versuch zu machen? G. Findeis in Wien III, Hauptstr. 25, bietet eben weiße Azaloti, Paar 40 Mk., aus.



Aus Karlchens kartographischer Mappe.

Berthold M. in **A.** Es wäre Dir interessant, zu erfahren, ob wir außer in Amerika auch in Asien, in China, Japan, Indien und auch in Australien Kameraden haben und wie viele? Genau können wir Dir das nicht sagen, doch ist wohl kaum ein größerer Staat zu nennen, wo nicht deutsche Kolonisten wären, unter denen auch der „G. K.", wenn auch stellenweise nur in vereinzelten Exemplaren, Eingang gefunden hätte.

Karl Giese in **R.** schreibt: „Wenn Du erlaubst, lieber ‚G. K.', dann will ich unseren Elektrikern ein hübsches Experiment mitteilen: Man bestreiche einen Papierstreifen mit einer dünnen Auflösung von Gummi arabikum und streue dann gleichmäßig feine Kupferfeilspäne auf denselben. Nachdem das Papier getrocknet ist, verbindet man mit den Klemmen eines in Thätigkeit gesetzten Funkeninduktors zwei Drähte, wovon man den einen fest auf den Streifen hält und den andern in einer kleinen Entfernung über das Papier führt. Ist nun alles richtig gemacht, so wird man auf dem Papierstreifen verzweigte Funken erblicken, was sehr hübsch aussieht." — Gruß kameradschaftlich erwidert!

Wer von den Kameraden ist so freundlich und verschafft mir einen jungen Koltraben? Ferner, weil ich mir eine Sammlung von Gedichten angelegt habe, so bitte ich die Kameraden, mir ihre Gehirnblüten zuzuschicken. Karl Andrießen in Krefeld, Westwall 184.

Wer von meinen Kameraden hat Lust, mit mir in der Stenographie nach Stolze zu korrespondieren? Max J. Bach in Barmen, Neuerweg 40.

A. L. Wenn die Reisenden erst zurückgekehrt sind — vielleicht sind sie dann im „Geldbriefträger von Ninive" zu treffen.

A. Larcher in **Innsbruck, Herzog Friedrichstr. 10 IV** möchte mit einem Kameraden in stenographische (Gabelsberger) Korrespondenz treten. — Der Vorname Anton ist lateinischen Ursprungs und bedeutet: Der Unschätzbare, Preiswürdige.

C..... Für das Bilderrätsel

Oskar Kostka. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an. Für Bemühungen kameradschaftlichen Dank.

Adolf C. in Berlin C. 45. Du besitzest doch den II. Jahrgang? Seite 207 findest Du das Gewünschte.

Bruder Lustig, aber kein Student. Alles schon dagewesen. Dank und Gruß.

Ein Dankbarer aus Altona schreibt: „Lieber ‚G. K'! Gestatte mir eine Frage: Ist der ‚berühmte' Setzerlehrling ein Berliner? Aus seinen ‚äußerst naseweisen, aber dennoch interessanten und witzigen Bemerkungen' kann man nur einen jöttlichen Berliner (Schusterjungen*) erkennen. Wie heißt er, wie ist sein Name?**) Herzlichen Gruß an Dich und an ‚Fritze' (den Setzerlehrling nämlich, er ist von mir einstweilen so getauft). — NB! Wann ist der Geburtstag von ‚Fritze',***) da ich ihm eine Ueberraschung bereiten will?" †) — (Lieber Freund und liebe Kameraden, verwöhnt uns den Jungen nicht gar zu sehr, das Kerlchen ist sonst nicht mehr zu bändigen. Die Red.)

Josef Egert in Innsbruck. Da wendest Du Dich am besten an Anton Mulser in Bozen; hat große Auswahl an Reptilien und Amphibien, namentlich von südeuropäischen Tieren. Terrarientiere führen in Oesterreich: J. Menges in Triest, C. Singer in Triest, Gottlieb Wanck in Prag, Ziosa in Troppau.

C. Cz. in Leitmeritz, Ludwig H. in Guben. Jede Buchhandlung kann Euch die erwünschten Werke zur Ansicht vorlegen oder besorgen. — Ludwig (altdeutsch), der ruhmvolle Kämpfer, der sehr Tapfere, der berühmte Held.

H. Banzer. Lieber Freund, Du mußt den Arzt kommen lassen; nur er wird die Sache richtig anzupacken wissen.

Georg A. in B. Werden gerne darauf bedacht sein, Deinen Wunsch zu erfüllen.

O. S., Straßburg i. E. Du willst Deiner Frau Mama einen Dienst erweisen? Darf diese Tinte zum Zeichnen der Wäsche rot sein? Nimm ein Eiweiß oder einen Teil davon, setze die gleiche Menge Wasser hinzu, rühre zu Schaum, filtriere durch Leinwand, verbinde die Flüssigkeiten durch Rühren recht innig mit feinstem Zinnober, so lange Du noch mit einer Feder davon auftragen kannst. Hast Du gezeichnet, so glätte, wenn die Farbe trocken geworden, auf der Rückseite mit einem heißen Bügeleisen. Willst Du die Tinte aufbewahren, so muß sie wohl verschlossen werden.

Otto Diels in Berlin W. Dynamomaschinen zu bauen ist Deinen Kameraden schon wiederholt abgeraten worden; es ist dies eine sehr schwierige, ungemein komplizierte Arbeit, die viele technische Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzt und ohne das nötige Werkzeug gar nicht ausführbar ist. Du bekommst eine solche aber gewiß bei Mix & Genest in Berlin oder bei J. W. Hauk, Wien 4, Kettenbrückenstr. 20. Verlange Prospekt.

C. G. in Karlsruhe. Für elektrische Leitungen werden gewöhnlich Leclanché-Elemente verwandt; dieselben bestehen aus Kohle und Zink, und diese Elektroden stehen in einer Lösung von Salmiak; etwa 100 bis 150 g per Element. Ueber elektrische Leitungen siehe Nr. 24, 3. Jahrg., unter H. B. in Hamburg.

Amateur-Photograph. Die Bilder müssen, nachdem sie im Goldbad gewesen und die rötliche Farbe erreicht haben, von da ins Fixierbad (Natronbad), dann können nachher keine nachteiligen Veränderungen vorkommen.

L. F. W. B. in Kreuznach. Wenn eine ausdauernde und methodische Atmungs- und Sprechgymnastik keine Hilfe gewährte, so dürfte dem Uebel eine hochgradige allgemeine Nervosität zu Grunde liegen, welche ärztlich zu beseitigen ist.

Kaffer in Karlsruhe. Das reine Gold aus Goldsand wird durch Auswaschen oder auch durch Amalgamation gewonnen, indem man die feinen Teilchen durch Quecksilber sammelt und das erhaltene Gemisch (Amalgam) glüht, oder auch durch Einschmelzen des Goldquarzes in Hochöfen und Abscheiden des Goldes von dem goldhaltigen Eisen durch Schwefelsäure. Das wirst Du nun schwerlich fertig bringen. Willst Du aber die Scheidung unternehmen lassen, um jedenfalls den Wert des Goldes zu erhalten, so schicke den Stein nach Frankfurt a. M. an die Gold- und Silber-Scheideanstalt. — Die genannten Bücher kannst Du Dir durch jede Buchhandlung besorgen lassen.

Gebrüder Knoni in Graubünden. Ueber Experimente mit dem Elektrophor ist schon sehr oft berichtet worden; schlage einmal nach in Jahrg. 1, Nr. 15 S. 224; Jahrg. 2 Nr. 29 S. 464; und Nr. 45 S. 720; zuletzt unter Nr. 20 des 3. Jahrg. — Mit einer Transmission ist kein elektrisches Licht herzustellen, aber mit einer kleinen Dynamomaschine, die durch eine Transmission mit einer Dampfmaschine in Verbindung steht; oder auch durch Elemente könnt Ihr das Angestrebte erreichen.

Robert L. in P. Die Schiffsjungenabteilung der deutschen Marine zu Friedrichsort (Kieler Hafen) bildet das seemännische Unteroffizierspersonal heran, welches nach Einstellung bei den Matrosen- und Werftdivisionen rasches Avancement findet. Die Ausbildung der Schiffsjungen dauert drei Jahre, kann ausnahmsweise auch auf ein viertes ausgedehnt werden; nach vollendeter Ausbildung haben die Mannschaften neun Jahre aktiv zu dienen, vom Tage der Vereidigung auf die Kriegsartikel, welche nach dem dritten Jahre erfolgt, ab gerechnet. Erscheint der Schiffsjunge für den Marinedienst nicht geeignet, hat er der gewöhnlichen Armeedienstverpflichtung nachzukommen.

F. W. in Wien. Du willst wissen, wie Du das Amalgam für das Reibzeug Deiner Elektrisiermaschine herstellen könntest. Wohl am meisten kommt das Kienmayersche Verfahren zur Anwendung. Man legt auf den Rost eines Windofens ein kleines Stück Ziegelstein als Unterlage für einen hessischen Tiegel, beschickt diesen mit 1 Teil Zinn, legt glühende Holzkohlen um den Tiegel, füllt dann den Ofen bis zum Rande des Tiegels mit Holzkohlen und wartet das Schmelzen des Metalls ab. Ist dasselbe erfolgt, so fügt man allmählich 1 Teil Zink in Stücken zu, rührt mit einem thönernen Pfeifenstiel um und nimmt den Tiegel, nachdem auch das Zink geschmolzen ist, mit einer Zange aus dem Feuer. Nun gießt man unter beständigem Umrühren langsam 2 Teile Quecksilber zu, schüttet das Amalgam in umgerührtes Wasser, trocknet und verwahrt es in einem wohlverschlossenen Glase. Soll das Amalgam auf Leder aufgetragen werden, so zerreibt man es auf Papier mit einem Hammer, bestreicht das Leder mäßig mit Fett, bestreut es mit dem Amalgampulver, kehrt dann das Leder über Papier um und reibt es darauf herum. Es bleibt so gerade die erforderliche Menge des Amalgams an dem Leder hängen. Man kann auch einen

Karlchens Randglosse zur vorstehenden Landkarte.

langen Streifen Wollenzeug zu einem Cylinder von 3—6 cm Durchmesser zusammenrollen und das Amalgam mit einer der Grundflächen desselben aufreiben. Soll ein schon benutztes Reibzeug mit frischem Amalgam versehen werden, so schabt man das alte mit einem stumpfen Messer ab, bestreicht dann das Leder mit Fett und verfährt wie oben beschrieben.

Tragehans in Berlin. „Das Terrarium, seine Einrichtung, Bepflanzung und Bevölkerung" von Hermann Lachmann, erschienen in der Creutzschen Verlagsbuchhandlung zu Magdeburg. — Hast Du unseren jüngst erst zum Abdruck gelangten Aufsatz über das Pressen und Trocknen von Pflanzen nicht gelesen? — Was ein kleines amerikanisches graues Eichhorn kostet, kannst Du von einer der vielen Tierhandlungen erfahren, die in dem obengenannten Lachmannschen Buche angegeben sind.

Ad. Gr. in Ueb. . . Hier in Stuttgart wird der „G. K." regelmäßig expediert. Bringen Sie Ihre Beschwerde bei Ihrem Buchhändler an, er soll pünktlich liefern.

Liebe Kameraden! Da der „G. K." schon oft geschrieben hat, daß er mit Fragen und Antworten überhäuft ist, so wollen wir ihm die elektrotechnischen Fragen abnehmen. Daher haben wir einen Elektrotechnischen Verein gegründet, der den Mitgliedern des Vereins alle Fragen beantworten soll. Näheres durch die Prospekte. Wer beitreten will, melde sich bald. Die Briefe bitten wir zu adressieren „Vorstand" postlagernd Eberswalde.

...ndauer. Wir finden dieses platt- ...ht. Ueber den Ursprung des- ...annt. Freundlichen Gruß.

Anmerkungen des Setzerlehrlings:

*) Will mich der junge Herr im Ernste anr...?

**) Peter Schnäuzchen.

***) 29. Juni.

†) Schlechte Witze jeh...

Tauschmarkt.

H. Bendemann, Düsseldorf, Bismarckstraße 25, tauscht Siegel gegen Briefmarken.

Willi Martens, Köln, Hohestraße 58, sucht Feuersalamander gegen Freimarken und Steine zu tauschen.

F. Göricke, Hamburg, Esplanade 33, nimmt gegen ein Album deutscher Stadtpostmarken ein Bunsenelement entgegen.

J. Korn, Gymnasiast Mähr.-Weißkirchen, gibt eine Muschel- und Schneckensammlung gegen Briefmarken.

Otto Schulze, Berlin, Bülowstraße 12, hat gegen ein Kohlen-, Zink-, Chromsäure-Element ein reich ausgestattetes Puppentheater abzugeben.

Jos. Pellinghoff in **Wesel** sucht einen photographischen Apparat.

Briefe unter C. Z. 9 postlagernd Mülhausen i. E. Ein hübsches Puppentheater (Schreiber) gegen einen photogr. Apparat zu haben.

Hrch. Waßmuth, Livorno, Via Roma 24, hat einen photographischen Apparat abzugeben.

Richard Arndt, Dresden, Ferdinandstraße 4 II, hat einen Steinbaukasten gegen eine Dampfmaschine zu vertauschen

H. Hoffmann, Karlsruhe, Stephanienstr. 43, tauscht einen Elektrophor gegen einen photographischen Mignonapparat.

Theodor Lorenz, Hamburg, Körnerstraße 2, hat Münzen und ein Bicycle abzugeben.

Wilhelm Rosenstern, Stuttgart, Christophstraße 1b, gibt Bücher und einen Zauberkasten gegen ein fertiges Schiff oder Schiffsrumpf.

A. Luhn, Witten a. Ruhr, wünscht eine Druckerpresse mit Lettern gegen eine große Markensammlung zu erwerben.

Ernst Grüber, Lösenbach bei **Brügge (Westfalen),** gibt Malutensilien von F. Schönfeld gegen Dampfmaschine und Laterna magica.

Fritz v. d. Osten, Hersfeld bei Fulda, hat eine neue Druckmaschine gegen ausgestopfte Tiere, Marken oder naturwissenschaftliche Bücher zu vertauschen.

Karl Kurzweil, Wien I, Babenbergerstr. 1, tauscht ein Objektiv gegen Siegel und Münzen.

Stempel sammelt und tauscht: Josef Pellinghoff, Obertertianer, Wesel.

Schnecken und Muscheln vertauscht: Franz Düringer, Zabern i. E.

Hans Keller, München, Ludwigstraße 9 III, hat eine scharfe Linse für eine Laterna magica gegen Briefmarken abzugeben.

Rud. Kohlrausch, Pforzheim, Deimlingstraße 31, hat eine Schmetterlingssammlung (200 Exempl. umfassend) gegen einen photographischen Apparat zu vertauschen.

Walter Schömburg, Leipzig, Nordstraße 53, sucht einen unlädierten und gut aufgespannten Totenkopf, gibt dafür Brasilien 10 Reis schwarz von 1844, desgleichen 30 Reis.

Ernst Kreßmann hat ein Paar weiße zahme Lachtauben zu vertauschen. Angebote bitte zu senden **Karlsruhe,** Bismarckstraße 23.

Kurt Nathan, Breslau, Gartenstraße 46a, bittet die beiden Kameraden in Pfullingen (Württemberg) Friedrich Kostenberg und Edmund Kemm um genaue Adresse.

Ludwig Rosner, Biala, Galizien (Lenkstraße), sucht eine gut erhaltene Violine gegen viele Brief- und Stempelmarken und ein Album.

G. Müller in **Ludwigshafen a. Rh., Oberes Rheinufer,** hat ein nichtaufgezogenes Proszenium zum Schreiberschen Kindertheater, Steine, Briefmarken und viele Drucklettern zu verkaufen.

Heinrich Grimmer in **Triest, Via Francesco 10 III p.,** möchte mit einem **G**andersheimer Kameraden in Briefwechsel treten. — Es wird sich empfehlen, daß Du Deine vielen Fragen an Herrn Rudolf Stirn in Berlin S., Sebastianstraße 34, direkt stellst. Er wird Dir bereitwilligst Auskunft geben.

Graf Ludwig von Porcia, Student in **Lugos (Ungarn),** hat ein paar Telephone nach Bell und einen Induktionsapparat abzugeben.

Ich bitte alle Kameraden des Auslandes, mir eine Postkarte, mit dem Tipp-Topp-Stempel versehen, zu schicken. Herzlich grüßend R. Poszpisily in Wien VI, Rahlgasse 3.

Albert Ihm, Guttenberg, Clayton & Co. in Iowa, U. S. of A., möchte mit europäischen Kameraden Münzen tauschen.

Walter Hetzer in **Wien** ist Anfänger im Briefmarkensammeln und bittet um Dubletten.

Fr. Bußmann in **Aurich, Schulstraße 23,** gibt seine besonders schöne Dampfmaschine aus Kupfer gegen einen photographischen Apparat.

Liebe Kameraden! Ich besitze eine Ziehharmonika (Neuwert 7,50 Mk.), die ich gerne gegen eine gezogene Zinkplatte und gegen eine Elementkohle vertauschen möchte. Habe auch einen Steinbaukasten, den ich gegen eine scharfe Lupe (zweigläserig) vertausche. Per Adr.: Georg Zeutsche jr., Kammgarnspinnerei in Lennep.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Eine Billion.

Welch ungeheure Summe ist eine Billion! Eine Million scheint groß genug, aber eine Million mal Million, wer hat eine Vorstellung davon!? Wie viel Zeit, meine jungen Leser ist wohl erforderlich, eine Billion zu zählen? Hört mal aufmerksam zu und dann erstaunt! Eine Maschine, welche in der Minute 100 Nadeln macht, würde, wenn man sie Tag und Nacht arbeiten ließ, in einem Jahre nicht mehr als zweiundfünfzig Millionenfünfhundertundsechundneunzig Nadeln fertig bringen. Und nach diesem Verhältnis müßte die Maschine, ohne einen Augenblick anzuhalten, zwanzigtausend Jahre arbeiten, ehe sie eine Billion Nadeln fertig brächte.

Endlose Arbeit.

Unser Alphabet hat, sobald y nicht mitgerechnet wird, 24 Buchstaben. Schreibt man dieselben in der bekannten Reihenfolge auf und beginnt nun, diese Reihenfolge durch Versetzen eines Buchstabens abzuändern, so ist dies eine Arbeit, die erst ungefähr in 30 Billionen Jahren zu Ende geführt werden kann. Dies scheint unglaublich zu sein und doch ist dem so. Die 24 Buchstaben lassen sich nämlich 620‴ 448,401″ 733,233′ 360,000 mal verschiedenartig umstellen. Könnte man in einer Minute 60 und in einer Stunde 3600 solcher Umstellungen vornehmen, so würde dies bei einer 16stündigen Arbeit täglich 57,000 Veränderungen geben. Verwendet jemand jährlich 360 Tage zu dieser Arbeit und dies wäre viel Zeit, so hätte er nur 20′763,000 Veränderungen erhalten. Nehmen wir 20′000000 an, so gibt dies ungefähr die oben bezeichnete Anzahl Jahre.

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Diesem Befehle folgte eine außerordentlich lebhafte Scene. Turnerstick hatte zwar die chinesischen Worte nicht verstanden, aber doch begriffen, was gemeint war. Er wollte nach der Thür springen, welchenoch gar nicht geöffnet worden war; dabei wurde ihm ganz selbstverständlich die Mandarinenmütze vom Kopfe gerissen, weil sein Zopf in der Hand des Gefängnisbeamten hängen blieb. Die Bonzen warfen sich ihm schreiend entgegen; er wehrte sie mit wütenden Faustschlägen von sich ab, warf ihrer mehrere nach rechts und links, kam aber nicht hindurch, da ihrer zu viele waren. Er wurde überwältigt und von zehn, zwölf, sechzehn Händen festgehalten. Sein Widerstand war so kräftig, so wütend gewesen, daß er dabei sogar die chinesischen Schuhe verloren hatte.

Was den Mijnheer betrifft, so war er keineswegs ein Feigling. Er hatte sich vorhin

„Tapper, maar gedurig tapper, Mijnheer Turnerstick!“ rief Mijnheer van Aardappelenbosch dem Kapitän zu. „Wij willen bezen Heidenhoofden onze vuisten an de neusen wrijven. –“

nicht aus wirklicher Mutlosigkeit hinter Turnerstick versteckt, sondern dieser schnelle Rückzug war aus reiner Ueberraschung geschehen und infolge der außerordentlichen Seltsamkeit der Lage, in welcher er sich befand. Er verstand kein Wort chinesisch und fühlte sich in dieser Beziehung auf Turnerstick angewiesen, welcher ja stets behauptet hatte, dieser Sprache mächtig zu sein. Aber jetzt, als er von dem Mandarin zurückgeschleudert wurde und zugleich sah, daß die Bonzen sich feindselig auf Turnerstick warfen, sagte er sich, daß die Rettung nicht mehr durch List zu erzielen, sondern nur durch Gewalt zu erzwingen sei. Er warf den Regenschirm, der ihm nur hinderlich sein konnte, weg und stieß die beiden geballten Fäuste dem Oberpriester, welcher ihm am nächsten stand, mit solcher Gewalt an die Magengegend, daß der Getroffene an eine der Bahren flog und, den darauf befindlichen Gott herunterreißend, über dieselbe hinwegstürzte. Dann fuhr er mitten unter die Mandarinen und Priester hinein und schlug in solcher Weise um sich, daß sie nach allen Seiten auseinander stürzten.

„Tapper, maar gedurig tapper, Mijnheer Turnerstick!" rief er dabei dem Kapitän zu. „Wij willen dezen Heidenhoofden onze vuisten an de neusen wrijven — tapfer, nur immer fort tapfer, Herr Turnerstick! Wir wollen diesen Heidenköpfen unsere Fäuste unter die Nasen reiben!"

Liang-ssi war aufs heftigste erschrocken, als er die holländische Frage des Mandarin und darauf die unvorsichtige Antwort des Mijnheer hörte. Er mußte nun das gefährliche Spiel verloren geben und vor allen Dingen für seine eigene Sicherheit sorgen. Dies erkennend, eilte er dem Eingange der großen Halle zu, um sich da hinaus nach dem Hofe und von da aus weiter zu retten. Er berücksichtigte dabei nicht, daß man ihn verfolgen und seine noch hinter dem Gitter stehenden Gefährten entdecken werde.

Aber mit derselben Schnelligkeit hatte der junge Mandarin seinen Befehl, niemand fort zu lassen, ausgerufen. Infolgedessen sprangen die Polizisten Liang-ssi entgegen, um ihn fest zu halten. Er konnte sich nicht einer großen Körperstärke rühmen, wehrte sich aber doch aus Leibeskräften, so daß es den acht Männern nicht allzu leicht wurde, ihn zu überwältigen. Dann hielten drei ihn fest, während die andern fünf zum Mijnheer sprangen, welcher noch immer mit einer wahren Berserkerwut um sich schlug und stampfte. Sie überfielen ihn von hinten und rissen ihn nieder.

„Brand, brand!" schrie er auf. „Zij hebben mij! Help, help, Mijnheer Turnerstick — Feuer, Feuer! Sie haben mich! Zu Hilfe, zu Hilfe, Herr Turnerstick!"

„Unmöglich, denn sie haben mich auch," antwortete der Kapitän, vor Anstrengung noch atemlos. „Das hat man davon, wenn man Götze spielt!"

Der Regenschirm und die schottische Mütze des Dicken, der Fächer, die Schuhe, die Perücke mit dem Zopfe und die Kopfbedeckung Turnersticks lagen auf dem Boden. Ein Glück war es, daß dem Kapitän nicht der Gedanke gekommen war, sich seiner Waffen zu bedienen!

Der Methusalem hatte Zeuge dieser aufregenden Scene sein müssen, ohne den Bedrängten zu Hilfe eilen zu können. Als sie jetzt überwältigt waren, ergriff der Tong-tschi ihn bei der Hand und raunte ihm hastig zu:

„Jetzt fort, schnell fort, denn nun werden sie auch hier herein kommen!"

„Aber wohin?"

„Ich weiß es, denn ich kenne diesen Tempel. Zunächst hinaus in den Hof."

Sie eilten fort, gefolgt von Gottfried und Richard. Im Hofe war niemand zu sehen, auch der Bonze nicht, welcher sie vorhin begleitet hatte. Zwischen den Wohnungszellen, welche ihnen vorhin gezeigt worden waren, führte ein Gang in einen kleinen Gemüsegarten, welcher an denjenigen eines Häuschens stieß, in dem ein Vertreter des Tempels Räucherstäbchen verkaufte. Die beiden kleinen Gärten waren durch eine Pforte verbunden, und das Häuschen gehörte zu einer engen Hintergasse, welche mit derjenigen Straße, in welcher der Tempel lag, parallel führte. In diese Gasse gelangten die Vier, indem sie durch die Pforte und den Laden gingen.

Eine unmittelbare Gefahr drohte ihnen nun nicht mehr. Aber nun galt es, ohne Aufsehen zu erregen, zu den Sänften zu gelangen. Der Tong-tschi führte seine Begleiter durch eine Quergasse, durch welche sie auf die Tempelstraße gelangten. Von der Ecke aus sahen sie die Musikanten am Eingange des Pek-thian-tschufan stehen. Die Sänftenträger hatten dem Zuge Platz gemacht und standen auf der anderen Seite der Straße. Einer derselben blickte zufälligerweise her und sah den Mandarin stehen, der ihm sofort einen Wink gab. Er teilte das seinen Genossen mit, welche infolgedessen mit ihren Sänften herbeigetrabt kamen.

„Gehen wir nach Hause?" fragte der Methusalem.

„Sie, ja, aber ich nicht," antwortete der Mandarin. „Ich werde einsteigen, aber mich nur eine kurze Strecke forttragen lassen und dann halten, um den Polizisten nachzufolgen, welche Ihre Gefährten nach dem Gefängnisse bringen. Ich will wissen, was man mit ihnen thut und werde Ihnen dann Nachricht bringen. Ich habe Sie wiederholt gebeten, nichts zu unternehmen, was Sie und also mich mit in Schaden bringen kann. Was jetzt geschehen ist, das ist noch viel schlimmer und gefährlicher als das gestrige. Ihre Genossen haben nicht nur die weltlichen, sondern auch die religiösen Gesetze beleidigt und übertreten, und die Vorsicht würde mir gebieten, Ihnen von jetzt an mein Haus zu verschließen. Ich achte aber die Gastfreundschaft und bin meinen Lebensrettern zu sehr zu Dank verpflichtet, als daß ich Sie jetzt in der Gefahr verlassen möchte. Sie werden sich also jetzt unverweilt nach Hause begeben und mir versprechen, die Wohnung nicht eher zu verlassen, als bis ich zurückgekehrt bin und Sie benachrichtigt habe, wie es mit Ihren Gefährten steht."

„Ist die Gefahr, in welcher sie sich befinden, wirklich so groß?"

„Sehr groß, denn sie haben nicht nur das Gesetz, sondern auch die Aufregung der Priester und des Volkes gegen sich. Ein Glück wird es noch sein, wenn man sie in den Gewahrsam bringt, ohne daß sich das Publikum an ihnen vergreift."

„Dann erscheint es mir als Feigheit, sie jetzt zu verlassen. Ich kann nicht nach Hause; ich muß sofort zu ihnen, um teil an ihrem Schicksale zu nehmen."

„Nein, denn Sie würden dadurch sich selbst und auch mich mit verderben. Wir können sie nur dadurch retten, daß wir nicht merken lassen, daß sie zu uns gehören. Verlassen Sie sich nicht auf sich, sondern auf mich! Ich will Ihnen zu Gefallen es wagen, in den Tempel zurückzukehren. Das wird nicht auffallen, denn ich habe ein Recht, bei der Rückkehr der Götter zugegen zu sein, da ich die Diebe ergriffen habe. Ich hoffe dabei aber, Ihre Gefährten werden so klug sein, nicht zu verraten, daß sie mich kennen."

„Ich denke, daß sie vorsichtig sein werden. Liang-ssi hat es doch den beiden anderen gesagt, daß das unbekannt bleiben muß."

„So lassen Sie sich also ruhig nach Hause tragen! Ich werde zunächst versuchen, sie vor Gewaltthätigkeiten zu bewahren. Gewinnen wir Zeit, so ist es wahrscheinlich, daß wir sie retten werden."

Er hatte das in einem so energischen Tone gesagt, daß der Student nicht zu widersprechen wagte. Der letztere stieg mit Gottfried und Richard in die Sänften, worauf die Träger derselben davonrannten. Der Tong-tschi aber ließ sich nach dem Tempel tragen. Glücklicherweise hatten die vor dem Thore desselben stehenden Musikanten und sonstigen Leute nicht auf das, was an der Straßenecke vorgegangen war, geachtet. Darum glaubten sie, als der Mandarin jetzt ausstieg, er komme von fern her. Sie wichen aus Ehrfurcht vor seinem Range zurück und machten ihm die Passage frei. Auch diejenigen Teilnehmer am Festzuge, welche sich im Hofe befanden, gaben ihm Platz.

Er sah zu seiner Beruhigung, daß die Thür des Tempels noch von innen verschlossen war. Das war ein gutes Zeichen, da sich daraus vermuten ließ, daß die Menge noch nicht wisse, was im Heiligtume geschehen sei. Um ganz gewiß zu gehen, fragte er diejenigen, welche in der Nähe der Thür standen:

„Warum ist der Eingang nicht offen? Warum dürft ihr nicht hinein?"

Sie verneigten sich tief vor ihm und einer antwortete:

„Ihre Großmut möge erfahren, daß fremde, hohe Götter angekommen sind."

„Woher?"

„Wir wissen es nicht. Wahrscheinlich wollen sie die bisherigen Götter nicht auf ihre Sitze lassen, denn wir hörten großes Geräusch und laute Stimmen, welche nicht freundlich klangen."

Der Mandarin horchte und vernahm eine laute Stimme, in welcher er diejenige des jungen Beamten erkannte. Er klopfte laut an und mußte das wiederholen, bevor drin eine Stimme fragte:

„Schui kin — wer ist da?"

„Kuan-fu Tong-tschi — der Mandarin Tong-tschi," antwortete er.

Die Thür wurde augenblicklich geöffnet, hinter ihm aber sofort wieder verschlossen, damit kein anderer außer ihm hereintreten könne. Mit einem schnellen Blicke überschaute er die Lage. Die Gefangenen standen, von den Polizisten festgehalten, nebeneinander, vor ihnen der Gefängnisbeamte, welcher sie, wie zu erraten war, soeben einem scharfen Verhör unterworfen hatte. Man hatte ihnen die im Kampfe verlorenen Gegenstände wiedergegeben.

Da der Tong-tschi ein höheres Amt bekleidete als die anwesenden Mandarinen, so verbeugten sie sich alle vor ihm, und der junge Beamte trat zurück, um ihm bescheiden seinen Platz zu überlassen.

Als Turnerstick den Gastfreund erblickte, rief er erfreut aus:

„Gott sei Dank, da ist der Tong-tschi! Nun sind wir gerettet. Ich werde ihm die Sache ausführlich erzählen."

Er wollte auf den Genannten zutreten, um ihm eine seiner berühmten Reden zu halten, aber Liang-ssi zog ihn zurück und sagte:

„Bleiben Sie! Was fällt Ihnen ein! Er kommt, uns zu retten. Das kann ihm aber nur dann gelingen, wenn niemand ahnt, daß wir seine Gäste sind."

„So! Dann werde ich ihn freilich nicht kennen. Aber übersetzen Sie uns schnell alles, was gesprochen wird. Ich muß doch wissen, was die Kerls verhandeln, und sie sprechen leider ein Chinesisch, welches für einen guten Linguisten ganz und gar unverständlich ist."

Der Tong-tschi musterte die Gruppe mit einem Blicke des Erstaunens, ganz wie einer, welcher keine Ahnung hat von dem, was da geschehen ist. Dann fragte er:

„Warum ist der Tempel verschlossen? Was ist geschehen? Ich hörte draußen, daß fremde Götter angekommen seien."

„Sie gaben sich dafür aus," antwortete der junge Mandarin, „und wir glaubten ihnen anfänglich. Aber Ihre hohe Würde wird bald erkennen, daß sie Betrüger sind."

„Wie? Können Götter Betrüger sein?"

„Nein; aber diese Leute sind eben keine Götter, sondern Menschen, fremde Fu-len, welche die Sitze unserer Gottheiten eingenommen und den Tempel geschändet haben."

„Dann müssen sie aufs strengste bestraft werden. Mein jüngerer Bruder mag mir erzählen, was geschehen ist."

Der Gefängnisbeamte gab ihm einen eingehenden Bericht. Der Tong-tschi hörte ihm sehr aufmerksam zu, musterte dann die Gefangenen mit strengem Blicke und sagte:

„Also diese Männer geben sich für heilige Lamas aus und sprechen doch die Sprache der Fu-len? Hat sich da mein Kollege nicht geirrt?"

„Nein. Ich hatte amtlich sehr oft mit solchen Fu-len zu thun und habe mir viele ihrer barbarischen Redensarten gemerkt. Dieser eine Fremde aber ist doppelt strafbar, da er sich ohne alles Recht die Kleidung der Mandarinen angeeignet hat."

„Vielleicht ist er ein Mandarin seines Volkes!"

„Gibt ihm das ein Recht, sich wie einer unserer Kuan-fu zu kleiden?"

„Sollten sich seine Beamten nicht ebenso kleiden wie die unsrigen?"

„Nein, ich weiß das gewiß. Uebrigens kann ich leicht beweisen, daß er ein Betrüger ist. Er gibt sich für einen Ta-fu-tsiang aus und trägt doch den Knopf eines anderen Offiziers. Man sehe seine Mütze! Hier ist sie!"

Er nahm dem Kapitän die Mütze vom Kopfe und hielt sie dem Tong-tschi vor die Augen. Dann riß er ihm auch die Perücke mit dem Zopfe vom Kopfe, schwenkte diese „falsche Behauptung" hin und her und sagte:

„Und ist dieses Haar sein Eigentum? hat er sich den Kopf scheren lassen, wie es einem Chinesen und ganz besonders einem Mandarin geziemt? Nein, er trägt die Schande eines vollen Haares, ganz wie ein Barbar, und darüber einen Zopf, welcher nicht auf seinem Kopfe gewachsen ist. Er ist also kein Chinese und noch viel weniger ein Gott, welcher das Recht hat, sich hier zwischen den Anbetungswürdigen niederzulassen!"

„Aber," meinte der Tong-tschi diplomatisch, „ich habe oft gehört, daß die Lamas falsche Zöpfe tragen. Vielleicht ist er dennoch einer!"

Turnerstick ärgerte sich darüber, daß der junge Mann so unehrerbietig mit dem Zopfe umging. Er fragte Liang-ssi leise:

„Was will er? Was hat er mit meiner Perücke? Was sagt er?"

Liang-ssi erklärte es ihm ebenso leise wie schnell.

„Alle Wetter! Ich werde ihm sagen, daß mein Kopf mir gehört und ich mit demselben thun oder lassen kann, was mir beliebt. Dieser Zopf kostet zwei Dollar; ich habe sie bezahlt und lasse ihn nun nicht wie einen Eselsschwanz behandeln!"

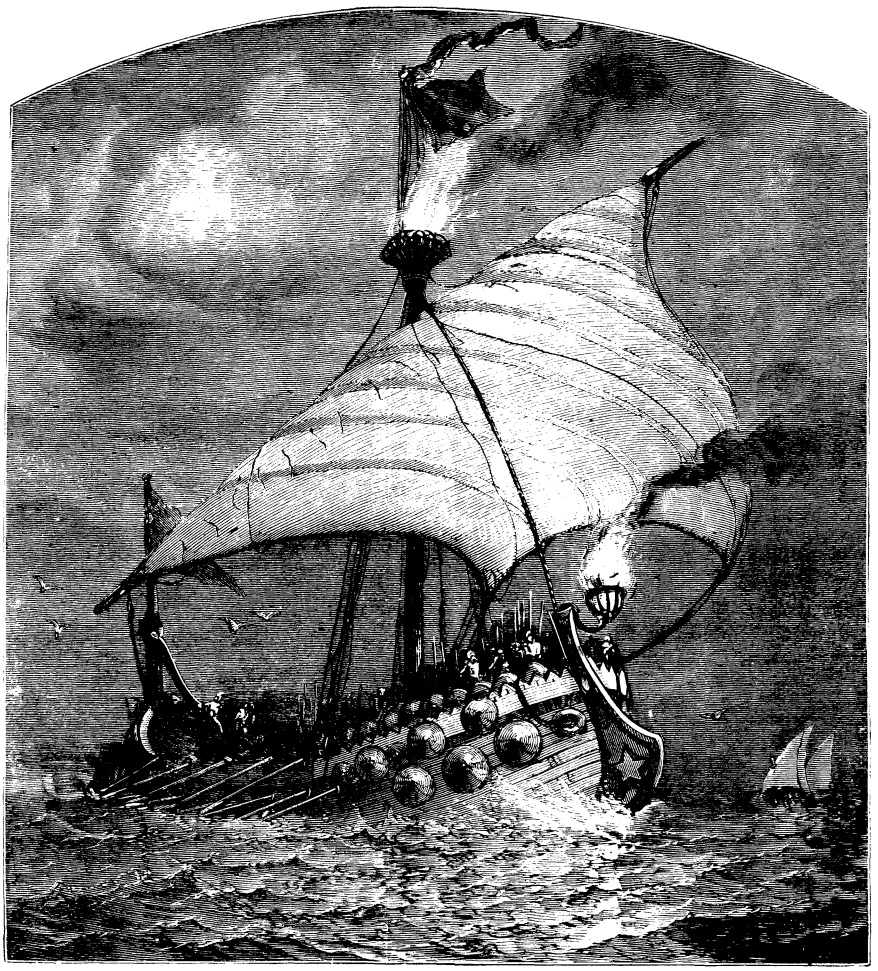
Er trat zwei Schritte vor und fuhr den Jüngling erbost an:

„Her mit der Perücking! Her!“ Dabei riß er sie ihm aus der Hand. „Sie ist mein Eigentum und du kannst die Hand davong lassen! Ich kann tragung, was ich will, falsche Perückong und sogar falsche Augeng, ganz nach meinem Beliebang. Da, schau her, junger Frosch! Was wirst du dazu saging? Willst du mir auch das verbieteng?“

Er hatte bekanntlich ein falsches Auge. Indem er den Daumen an den Augenwinkel setzte, bohrte er es aus der Höhle, nahm es zwischen zwei Finger und zeigte es vor, indem er sein Gesicht in höhnisch grinsende Falten legte.

Die Leute fuhren zurück. Die beiden Polizisten, welche ihn gepackt hielten, ließen ihn los und traten erschrocken von ihm weg.

„Nun?“ fragte er lachend, „wer kann mir das nachmacheng? Wer vong euch kann so wie ich seine Auging herausnehmung?“



Römisches Leuchtschiff.

Keiner von ihnen hatte jemals so etwas gesehen. Sie alle standen starr und wortlos da. Der Oberpriester bekam zuerst die Sprache wieder; er schrie:

„T'ien-ti-jin — o Himmel, Erde und Menschen. Miao-ya, miao-ya — Wunder über Wunder! Er kann seine Augen herausnehmen!“

„Miao-ya mu, miao-ya mu — wunderbare Augen, wunderbare Augen!“ fielen die Erschrockenen ringsum ein.

„Jip-mo t'a yuet, jip-mo t'a yuet — was hat er gesagt, was hat er gesagt?“ fragte der junge Mandarin, welcher ebenso wie die andern erschrocken war, Liang-ssi.

Dieser letztere war vier Jahre lang bei Onkel Daniel gewesen und hatte von ihm viel gelernt. Er wußte auch, daß in Europa die Kunst soweit vorgeschritten ist, falsche Augen, welche den echten zum Verwechseln ähnlich sind, hervorzubringen. Um den allgemeinen Schreck zu benutzen, antwortete er:

„Er will beweisen, daß er wirklich ein heiliger und wunderthätiger Lama ist. So wie er sich sein eigenes Auge aus dem Gesicht genommen hat, will er auch den anderen Anwesenden die Augen und die Nasen entfernen. Er ist sogar erbötig, ihnen die Arme und Beine aus dem Leibe zu ziehen und dann wieder anzusetzen. Wer will es versuchen, sich von seiner wunderbaren Macht zu überzeugen?“

„Ngo put, ngo put — ich nicht, ich nicht,“ rief es rundum, indem die Bonzen und Mandarinen sich noch weiter von Turnerstick zurückzogen.

„Niemand? Es braucht sich aber keiner zu fürchten, denn er setzt jedes Glied, welches er ausreißt, wieder an seine Stelle.“ Und deutsch fügte er hinzu: „Stecken Sie das Auge wieder hinein und thun Sie dann so, als ob Sie dort dem Oberpriester das Bein herausreißen wollen.“

Turnerstick folgte dieser Aufforderung.

„J, miao-ya — seltsam, wunderbar!“ riefen die Leute, als sie das Auge wieder an seiner Stelle erblickten und auch sahen, daß es sich bewegte.

Als sich aber nun der Kapitän dem Oberpriester näherte, sich vor demselben niederbeugte und nach seinem Fuße griff, retirierte derselbe erschrocken und fragte:

„Was will er? Was hat er vor?“

„Er will Ihrer Heiligkeit beweisen, daß er das alles kann, was ich sagte. Er will Ihnen die beiden Beine herausziehen.“

Da drängte der Bedrohte sich in die fernste Ecke hinter die Götterbilder und schrie:

„Vu, vu! Ngo put yuk ngo; put kam; ngo kiao — nein, nein! Ich will das nicht; ich mage das nicht; ich schrei!“

(Fortsetzung folgt)

Ein Tonnenrennen,

ein für ganz Deutschland neuer Sport, wurde im Januar 1889 in Hamburg von der Verwaltung der Heiligengeistfeld-Eisbahn veranstaltet. Dieser in Amerika und auch teilweise im hohen Norden sehr beliebte Eissport wird in folgender Weise ausgeführt: Auf der für den Eiswettlauf bestimmten Bahn wird in Entfernungen von ungefähr 20 Metern eine gewisse Anzahl Tonnen ohne Deckel und Boden in der Längenrichtung niedergelegt, und es haben die bei dem Tonnenrennen Wetteifernden bei ihrem Laufen nach dem Ziele diese Tonnen der Reihe nach zu durchkriechen. Hierbei entspinnt sich häufig ein Kampf um ein und dieselbe Tonne, und erzeugt dieser sowie andere Hindernisse oftmals die drolligsten Situationen. Es bietet ein solches Tonnenrennen nicht nur auf dem Eise, sondern auch sonst, im Freien aufgeführt, viel Unterhaltung.

Römischer Leuchtturm aus der Zeit des Augustus.

Die Beleuchtung der Seestraßen.

I.

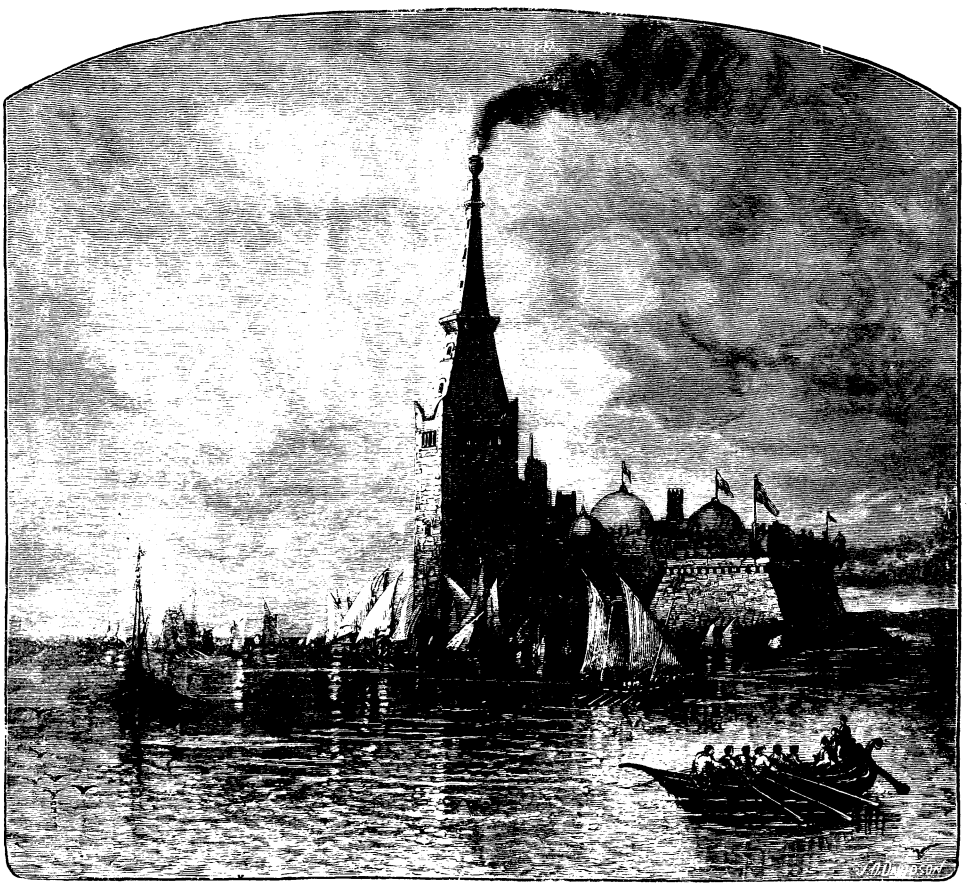
Straßenbeleuchtung ist etwas Gutes, und wo sie fehlt, da gibt's manchen Stoß und Fall, und es kommt wohl auch vor, daß in solcher lichtarmen Gegend in stockfinsterer Nacht sogar der Ortsgewohnte sich einmal verläuft und gegen eine Mauer rennt oder in ein Wasserloch fällt, oder daß zwei Wagen krachend zusammenfahren.

Wenn nun aber einer meinen wollte, daß mit der Beleuchtung selbst aller Straßen der festen Erde auch die Aufgabe einer nach Vollkommenheit strebenden Straßenbeleuchtung gelöst sei, dann würde dieser eine sich auch sehr im Irrtum befinden. Es gibt nämlich außer den Land-, Dorf- und Stadtstraßen auch noch Wasserstraßen, oder — um Mißverständnissen vorzubeugen, als wollten wir hier von Flüssen und Kanälen sprechen — vielmehr Seestraßen. Der Englische Kanal, der Sund, die Enge von Gibraltar, die Dardanellen sind im engeren Sinne solche Seestraßen, auf denen statt des Wagenverkehrs ein ebenso reger Schiffsverkehr herrscht.

Die genannten Seestraßen bedürfen ebensowohl der Beleuchtung wie z. B. die „Linden" in Berlin oder die Boulevards in Paris, wenn nicht fortwährend Unglücksfälle auf ihnen sich ereignen oder sie überhaupt gänzlich unfahrbar werden sollten.

Im weiteren Sinne rechnet man nun aber zu diesen Seestraßen jede Strecke auch des offenen Meeres, auf der Schiffahrt betrieben wird. Die völlig freie See kann man nun natürlich nicht beleuchten, bis jetzt wenigstens nicht. Aber wer weiß, wieweit auch darin die Geschlechter nach uns kommen werden: Wird doch jetzt schon ein Vorschlag besprochen, den ein amerikanischer Ingenieur gemacht hat, auf der so massenhaft — fast chausseeartig — befahrenen Straße zwischen England und New York eine großartige Straßenbeleuchtung in Gestalt riesiger schwimmender, in bestimmter Entfernung voneinander verankerter Leuchttürme herzustellen, die aus einer Riesenboje mit breitem Rand bestehen, welche versenkt und auf dem Meeresgrund mehrfach verankert wird. Sie trägt eine hohe eiserne Säule, auf welcher das Feuer leuchtet. Ausgeführt ist der Gedanke, wenn auch auf flacherem Wasser als auf dem „Kabelplateau", an der Einfahrt des Hafens von Liverpool. — Schlingern wird der Turm aber doch recht gehörig. — Eine weniger ans scheinbar Vermessene grenzende Aufgabe aber war es von je für die seefahrenden Völker, wenigstens die Küsten dieser Meere zu beleuchten, d. h. sie durch an passenden Orten angebrachte Leuchtfeuer kenntlich zu machen, die Hafeneinfahrten durch solche zu bezeichnen, oder vor besonders gefährlichen Punkten zu warnen, als Klippen, Untiefen u. dergl.

Dem Altertum war solche Straßenbeleuchtung ebenso notwendig, wie uns heutzutage; ja eigentlich noch notwendiger. Denn ihm fehlten alle die andern Hilfsmittel, mit denen wir unsern Weg auf dem Wasser finden. Ohne Kompaß, ohne Chronometer, ohne Karten blieb ihnen nur der Polarstern als fester, aber oft genug unsichtbarer Punkt, nach dem sie sich richten konnten, und die Küste des nahen Landes, von der sie sich darum auch nur ungern weit entfernten. Deshalb war diese auch schon in den Zeiten des Altertums, dem Handel und der Schiffahrt zu gut,



Leuchtturm von Alexandria.

verhältnismäßig reichlich beleuchtet, besonders im Mittelländischen und Aegeischen Meere, auf welche sich damals der Verkehr zur See ja fast ausschließlich beschränkte.

Leider sind uns von den Leuchttürmen des Altertums durchgängig fast nirgends Spuren, sondern nur zum Teil Nachrichten erhalten.

Die Aegypter scheinen die ersten gewesen zu sein, welche Ernst mit der Sache machten, soweit es die Befegelung der Nilmündungen und die Schiffahrt auf dem „Vater der Ströme" anging. Ihre Leuchttürme erfüllten mehrere Zwecke zugleich. Sie dienten tags als Landmarken, nachts als Feuertürme und waren dabei heilige Orte in ihrer Eigenschaft als Tempel, welche von Priestern bewacht und bedient wurden, welche dort die nach dem Maß des Wissens ihrer Zeit von ihnen entworfenen Karten zur Einsicht der Nilfahrer aufhoben und gleichzeitig ihre Kenntnisse der Gestirnbahnen, der Küstenverhältnisse, Strömungen und Wetterkunde in Schulen verwerteten, welche denen offen standen, die sich der Schiffahrt widmeten.

Die Art der Beleuchtung dieser Feuertürme war eine sehr einfache; aber wir waren in Europa am Ende des 17. Jahrhunderts auch noch nicht viel weiter gekommen: An einer weit über den Rand des Gebäudes hinausragenden Gabel hing eine Art von großem, eisernem Korb mit weiten Maschen, in ihm brannte das kienreiche Holz, um seinen Schein so fernhin leuchten zu lassen, wie ihm möglich war.

Der erste mit Namen genannte Leuchtturm, von dem wir mit Gewißheit sagen können, war der auf dem Vorgebirge Sigeum an der kleinasiatischen Küste im Gebiet von Troja ums Jahr 740 v. Chr. erbaute. Ueberhaupt war das Aegeische Meer, besonders in späterer Zeit nach den Perserkriegen, so reichlich mit Leuchtfeuern versehen, wie die äußerst rege Schiffahrt der Griechen diesseit und jenseit der genannten See es erforderte, und das unklare, beschwerliche Fahrwasser zwischen den massenhaft darin vorkommenden Inseln.

Von berühmteren Leuchtfeuern wird uns außer dem zu Rhodus und zu Alexandrien ganz besonders von Dionysius von Byzanz dasjenige an der Mündung des Chrysorrhoas genannt, eines in die Dardanellen sich ergießenden Flusses. Aus Sueton lernen wir das Feuer von Ostia am Ausfluß des Tibers kennen, ein vielgenanntes Bauwerk des Kaisers Claudius, bestehend aus einem viereckigen Turm, dessen Seiten an seiner Grundfläche 60 m maßen und der mit sieben Stockwerken weit übers Meer hin sichtbar war. Plinius weiß die Leuchttürme von Ravenna und Puteoli zu nennen, die aus weißem Marmor erbaut waren, um bei Tage auch möglichst weithin zu scheinen. Die Trajanssäule, dies so unendlich wichtige eherne Zeugnis alter Geschichte, zeigt zwei Leuchtfeuer aus der Zeit des großen Kaisers im Abbild; der eine gilt für den von Centum-Cellae: aus einem Pallisadenumbau hebt sich ein nicht allzuhoher, aus großen Werkstücken erbauter viereckiger Turm, aus dessen oberer Oeffnung eine mächtige brennende Fackel hervorragt. Bekannt war auch der Leuchtturm auf Capri, der wenige Tage vor dem Tode des Kaisers Tiberius durch ein Erdbeben umgeworfen wurde, und jener an der Meerenge von Messina aufgestellte, der den Schiffern durch die Scylla und die Charybdis hindurchleuchten sollte.

Allmählich merkt man diesen Bauten das Bestreben derer an, die sie errichtet. Durch mögliche Mannigfaltigkeit der Art, wie das Feuer nach außen auf die See hinausschien, einen leicht erfindlichen und leicht im Gedächtnis haftenden Unterschied des einen Leuchtfeuers vom anderen darzustellen, sei es durch die Gestalt der Oeffnungen in der Kuppel der Türme, durch die das nun überwölbte Feuer ausstrahlte, sei es durch die verschiedenartige Anordnung mehrerer solcher Feuer: nahe nebeneinander oder voneinander entfernt, oder übereinander in mehreren Absätzen u. s. f. — Wirkungen, die wir in unseren Tagen durch Blickfeuer, verschiedene Färbung der Laternengläser, Doppelfeuer, Verwertung elektrischen Lichtes und anders zu erreichen suchen.

Der berühmteste unter allen Leuchttürmen des Altertums, der sogar seinen Namen — „Pharos", von der Insel Pharos, auf der er erbaut war — allen anderen Türmen der Welt gegeben (auf französisch heißt z. B. ein Leuchtturm schlechtweg noch heute „Phare"), war der zu Alexandria in Aegypten. Wurde er doch sogar unter die sieben Weltwunder gezählt. Der Name des Herrschers, unter dem das große Werk errichtet wurde, ist ungewiß. Es werden Alexander der Große, Ptolemäus Philadelphus und die Königin Kleopatra genannt. — Auf Ptolemäus, um 260 v. Chr., den tüchtigen, feingebildeten Mann, den Begründer der Bibliothek zu Alexandria, zeigen aber wohl die meisten Finger. Es gibt sogar eine hübsche Sage, die zu erklären sucht, weshalb sein Name nicht unbestritten als der des Erbauers genannt wird.

Nach ihr bediente der Baumeister Sostrates sich einer bösartigen List, um seinem eigenen Namen auf Kosten des Königs die Unsterblichkeit zu sichern. Er machte heimlich in die Werkstücke des Wunderbaues eine tief eingemeißelte Inschrift, lautend: „Sostrates aus Knidos, Sohn des Dexiphanes, den aus Seenot errettenden Göttern!" Dann ließ er die vertiefte Schrift mit Mörtel überstreichen und schrieb in diesen den Namen des Königs. Der Bewurf fiel ab im Laufe der Jahre und jemehr er verwitterte, desto klarer trat der Name des eitlen, hinterlistigen Mannes hervor, der seinen Zweck so wirklich erreichte.

Ursprünglich sieben Stadien, etwa eine Sechstelmeile vom Festlande auf erwähnter Insel erbaut, war er in späterer Zeit durch die Anschwemmungen des Nils und durch eine Brücke mit ihm verbunden. Jedenfalls war's ein wunderbares Bauwerk, das seinem Baumeister Ehre machte: es hat fraglos noch im 12. Jahrhundert (nach einer Angabe sogar bis 1370) bestanden, denn der gelehrte Araber Edrisi, der um diese Zeit lebte (gestorben um 1180), hat ihn noch gesehen und beschrieben. Nach ihm war das prächtige Bauwerk, dessen Unkosten auf 800 Talente — reichlich 3½ Millionen Mark — berechnet wurden, aus besonders auserlesenen Werkstücken errichtet, deren Fugen statt mit Mörtel mit geschmolzenem Blei ausgefüllt waren, vermutlich doch wohl nur im Fundament, soweit es dem Anprall der Wellen ausgesetzt sein konnte, oder der Feuchtigkeit. Vom Innern des quadratischen Unterbaues führte eine Treppe zur Höhe des Turmes hinauf, der im ganzen 170 m hoch war, also 10 m höher als die Türme des Kölner Domes. (Einer der höchsten und schönsten Leuchttürme in unserer Zeit, der von Corduan an der Mündung der Gironde, mißt 63 m von der Erde, der von Swinemünde ebensoviel.) Von der Mitte an verjüngte er sich über einer Galerie im Viereck, bis er, in der Hälfte dieses Absatzes wiederum einen Rundgang tragend, in einer Spitze auslief, die „ein Mann von allen Seiten umfassen konnte". Auf ihr flammte das Feuer, das auch bei Tage brannte, um

durch seinen Rauch weithin den Schiffen Zeichen zu sein. Der Sichtbarkeitskreis des Lichtscheins läßt sich nach der angegebenen Höhe und der damals möglichen Lichtstärke auf 60 km oder 32 Seemeilen berechnen. Das höchste bis heut Erreichte sind 95 km Feuerkreis unter ganz besonders günstigen Umständen.

Selbstverständlich hat auch hier die Fabel eingesetzt, anknüpfend an die Sage, die Alexander den Großen als den Erbauer nennt. Nach ihr soll er auf der Spitze einen wunderbaren Spiegel angebracht haben, der so künstlich hergerichtet war, daß man in ihm auf 500 Parasangen Entfernung, d. h. auf 375 Meilen, jede feindliche Flotte entdecken konnte, welche gegen Alexandria anrückte. Höchst bedauerlich ist es, daß nach dem Tode Alexanders ein Grieche den Zauberspiegel zerschlug, die Zeit wahrnehmend, in der die Wächter schliefen.

Auch um einen anderen Riesen hat die Sage ihre bunten, schwer zu entwirrenden Fäden gesponnen, nämlich um den Koloß von Rhodus.

Schlecht steht es mit den Zeugnissen für die überlieferungsmäßige Gestalt des Riesenbildwerkes. Es wird erzählt — allerdings erst im Abendland im 16. Jahrhundert —, die herrliche Bildsäule des Helios habe so über der Hafeneinfahrt von Rhodus gestanden, daß sie, mit gespreizten Beinen auf mächtigen Sockeln ruhend, die größten Seeschiffe mit voller Bemastung unter sich habe durchsegeln lassen wie durch ein ungeheures Thor. Aber nirgends im Altertum ist eine Spur solchen Berichtes zu finden: weder bei Strabo, noch bei Plinius oder bei Philo von Byzanz, denen derartiges doch gewiß nicht entgangen wäre. Dieser Gedanke wird also endgültig aufzugeben sein.

Das Wunderwerk — auch er gehörte zu den sieben mirabilia mundi — wurde ums Jahr 285 v. Chr. nach 15jähriger Arbeit seines Schöpfers, vollendet. Die Höhe des stattlichen Gesellen wird auf 34 m angegeben, also etwa 112 Fuß; die Bildsäule der Bavaria mißt nur 19 m. Die Kosten der Herstellung sollen nicht weniger als 300 Talente, gegen 1½ Millionen Mark, betragen haben. — Als Meister des Werkes wird Chares von Lindos genannt, ein Schüler des Lysippos. Und hier knüpft wieder die Sage an, ähnlich so mancher anderen, die von den Schöpfern großer Meisterwerke erzählt wird. Nach ihr entdeckte Chares, als die Bildsäule kaum halb vollendet war, zu seinem Schrecken, daß die ihm zur Verfügung gestellten Mittel zu Ende gingen. Von Scham und Verzweiflung gepackt, warf er sich ins Meer, und sein Nachfolger im Werk, Laches, führte es zu Ende.

Aber lange Dauer war dem herrlichen Bildnis des Sonnengottes nicht beschieden. Nur 56 Jahre stand es, über den Hafen weit hinausragend in das Meer, ein eherner Riese von unvergleichlicher Schönheit, ein Zeichen des Siegs der Rhodienser über Demetrius, den Städte-Eroberer, der, wie Wallenstein vor Stralsund, so vor Rhodus nichts ausrichtete und endlich abzog. Aus dem Erlös des von ihm zurückgelassenen Kriegsgerätes ward der Koloß errichtet.

Ein Erdbeben stürzte ihn um, und im Fallen soll er die Mauern und einen Teil der Stadt zertrümmert haben. So lag er zerschmetterten Leibes volle 900 Jahre lang auf dem Erdboden, auch so noch ein Wunder zu schauen. Nach Plinius konnte ein Mann den Daumen nicht umspannen, und seine Finger waren länger als gewöhnliche Bildsäulen in Lebensgröße. Die zerschlagenen Glieder des riesigen Erzbildes glichen Höhlen mit Steinen gefüllt, mit denen man seiner Zeit die eherne Gestalt beschwert hatte, um ihr mehr Halt zu geben.

Im Jahre 672 n. Chr. wurden die Ueberreste von dem arabischen Statthalter des Kalifen, der Rhodus erobert hatte, an einen Juden zum Einschmelzen verkauft, der an tausend Kamele mit den Trümmern des zerschlagenen Riesen beladen haben soll.

Eine Frage aber, die uns hier besonders interessiert, ist die, ob er gleich der Riesenstatue der Freiheit an der Einfahrt des Hafens von New York, zum Träger eines Leuchtfeuers bestimmt war, wie man gemeinhin liest. Die Antwort ist nicht ganz leicht zu geben; höchst wahrscheinlich aber war der Beruf des rhodischen Helios nicht der eines Lichtträgers, so gut er sich seiner Größe nach auch dazu geeignet haben mag. Die Zeugnisse dafür sind zu jung, schwach und undeutlich. Erst im 17. Jahrhundert wird seiner in diesem Sinne gedacht, wahrscheinlich auf das zweideutige Zeugnis jenes Philo von Byzanz hin, der von dem Künstler, der ihn geschaffen, sagt, „ihm komme der Ruhm zu, einen gottähnlichen Gott geschaffen und der Welt eine zweite Sonne gegeben zu haben". Damit läßt sich nichts beweisen, da alle anderen Zeugnisse des Altertums schweigen. Außerdem spricht die erwähnte Füllung des Kolosses mit Steinen dagegen.

In der Menageküche.

Menage heißt, wie ihr zukünftigen Vaterlandsverteidiger doch schon wißt, zu deutsch Haushalt, und Menageküche bedeutet die Soldatenküche. „Mit vielem hält man haus, mit wenigem kommt man aus," sagt das Sprichwort. Hier aber heißt es: „Mit wenigem hält man haus!" Dreizehn Pfennig, die der Mann der deutschen Armee täglich von seiner Löhnung zahlt und der sogenannte Verpflegungszuschuß, das sind die Mittel, über welche die Menage verfügt. Die Höhe des letzteren richtet sich nach den Marktpreisen und wird für jede Garnison vierteljährlich festgestellt. Er ist im Osten des Deutschen Reiches regelmäßig niedriger als im Westen; während er dort manchmal auf 6 bis 7 Pfennig sinkt, steigt er hier nicht selten auf 30.

Und damit, also mit 20 bis 40 Pfennig etwa, soll die Menagekommission, abgesehen vom Brote, welches in Natur geliefert wird, den Soldaten den ganzen Tag beköstigen! Wie bringt sie das fertig? Wie macht sie es möglich, mit so wenigem Gelde ihm morgens Kaffee oder eine Suppe, mittags sein gehöriges Essen mit Fleisch und zuweilen noch eine Abendkost zu liefern?

Sie zwingt es durch Umsicht und Ordnung, Sparsamkeit und Einkauf im großen. Hier und da schlachtet oder baut sie ihr Gemüse auch selbst. Die Hauptsache ist aber, daß niemand bei der Sache verdienen will und soll, daß die Arbeit nicht bezahlt wird, und daß die Benutzung der Räumlichkeiten ebensowenig in Anschlag kommt.

So ist es möglich, daß die Menage nicht nur alltäglich eine gesunde, reichliche und nahrhafte Kost liefert, sondern daß die Kommission an hohen Festtagen, kirchlichen und weltlichen, namentlich auch an des Kaisers und Königs Geburtstag, etwas extra draufgehen lassen kann, wie: Schweinebraten und Milchreis, Backobst und Klöße, saure Gurken und dergleichen gute Sachen mehr, die das Soldatenherz erfreuen und seinem Gaumen wohlthun. Und wenn beim Manöver, ehe die Refer-

In der

geküche.

visten entlassen werden, noch Geld in der Kasse ist, so wird es zum allgemeinen Besten verwandt, zu einem Faß Bier oder zu einem Biwaksgrog.

Auf unserem Bilde seht ihr die Köche bei ihrer Arbeit. Es ist bald Mittag. Da hinten kostet der Menageunteroffizier schon das Essen. „Verbrennen Sie sich gefälligst den Mund nicht, mein Lieber, es ist heiß!“ Und den Mannschaften, die vielleicht eben vom Exerzierplatz heimwärtsmarschieren, ihnen einen „guten Appetit“ zu wünschen, ei das wird gar nicht nötig, denn er ist sicherlich in ausgiebigem Maße vorhanden.

Wie Hans von Schralenburg aus seinem Jugendparadiese vertrieben ward.

(Schluß.)

Die erschreckte Rote erhob den Schwanz, drehte ihn wie einen Korkzieher und rannte in dieser Verfassung durch Rusch und Busch. Der Reiter schwankte hin und her, von der Rechten zur Linken, von vorn nach hinten. Die Kuh raste an der Wallhecke entlang, so daß die überhängenden Zweige der Haselstauden mir ins Gesicht schlugen. Um die Zweige zurückzuhalten, ließ ich beide Hände los und schoß im nächsten Augenblicke — Pardauz! — kopfüber in ein Gewirr von Brombeerranken, wilden Rosen und Schlehen, also in ein echtes Dornenverhau. Die biegsamen Ranken gaben unter der Last meines Körpers nach und ich schoß tief, tief hinein, so daß mir Hören und Sehen verging. Als Jans seinem verunglückten Freunde zu Hilfe eilte, sah er von diesem nur noch die schwarzlackierten Stulpenstiefel wie hilfeflehend aus der Dornenwildnis gen Himmel ragen. Jans faßte diese Stiefel mit kräftigen Fäusten und zog, zog, um seinen von tausend Banden und Schlingen umstrickten Freund zu befreien. O weh, da hielt er plötzlich die leeren Fußfutterale in Händen, während nun ein Paar blaubestrumpfter Füße aus der Dornenwildnis gen Himmel ragte! Jans schleuderte die schwarzlackierten Stulpenstiefel beiseite — wobei sie leider in einen Wassertümpel flogen, aus dem die Kühe zu saufen pflegten —, darauf faßte der resolute Junge die blaubestrumpften Füße seines Freundes und zog, zog mit aller Gewalt, während ihm von unten ein schmerzliches Stöhnen und Wimmern antwortete, das nichts von spartanischer Gesinnung bekundete. Was wußten die beiden Dorfjungen auch von den Spartanern? Ich wurde durch das angestrengte Ziehen aus der senkrechten Richtung in eine mehr wagrechte gebracht, wodurch die Ranken sich niederlegten. Aber diese Ranken schienen ihre Beute so leichten Kaufes nicht freigeben zu wollen: sie hefteten sich mit ihren spitzen Dornen ingrimmig an meinen schönen braunen Samtanzug, von dem die Elle nicht weniger als drei Thaler gekostet, wie mir meine Mutter das oft genug zur Beherzigung wiederholt hatte. Jans verstand sich aufs Ziehen, das kann ich bekräftigen. Er hatte nicht umsonst so oft das Schwarzbrot aus dem Backofen gezogen, der in seiner Eltern Garten unter den lilablühenden Fliedersträuchen stand. Es hätte, glaub' ich, nur wenig gefehlt, so würde Jans mir die Beine ausgerissen haben. Ein letzter Ruck — und ich lag außerhalb des Dornendickichts, mit dem Gesichte platt auf der Erde. Liebreich richtete mich Jans empor. Aber wie sah sein armer Freund doch aus! Jämmerlich, über alle Maßen jämmerlich! Meine Hände und Wangen zeigten blutige Längsrisse. Die braune Samtjacke hatte winkelige Risse und das braune Samthöschen hatte an der Kehrseite eine große, klaffende Wunde, welche vollkommen die Form einer Fallthür in einer Ritterburg zeigte. Jans besah seinen Freund mit ängstlichen Blicken und bangte seinethalben, denn er dachte ohne Zweifel an des Amtmanns Rohrstöckchen, womit allzu ausschweifende Verletzungen der Kleiderordnung gestraft zu werden pflegten. Ich besah mich selbst — „mit des Jammers stummen Blicken“ — und dasselbe Rohrstöckchen stellte sich meinem Geiste vor. Um meinen Geist von der trüben Selbstbetrachtung abzulenken, holte der gute Jans die Stulpenstiefel aus dem Wassertümpel hervor. Aber, wie sahen die aus! Der schwarze glänzende Lack war unter einem grauen Schlammüberzug vollständig verschwunden und die Schäfte standen voll Wasser; sie glichen in diesem Zustande zwei kleinen Aquarien, in welchen die Wasserschnecken, die Pferdeegel, die Kaulquappen und grünen Algenfäden nicht fehlten. Jans bekundete für diese interessanten Aquarien nicht die geringste Teilnahme, sondern schüttete ihren Inhalt auf die Erde aus und rieb den grauen schlammigen Ueberzug mit einer Handvoll Gräsern ab. Ich zwängte meine Füße in die nassen Stiefel und starrte Jans mit Blicken an, welche fragen mochten: „Was nun?“

Der stets dienstwillige Jans kratzte sich einige Augenblicke den flachsblonden Kopf und sprach:

„Hans, wir wollen, damit deine Eltern den Riß nicht merken, heimlich zum Schneider Hase gehen; der näht den Riß schön zu, wenn ich ihm die zwei Groschen gebe, die ich mir gespart habe.“

„O du guter, kluger Jans!“ rief ich in überwallender Dankbarkeit aus und fiel meinem Freunde um den Hals. „Ja, wir wollen zum Meister Hase gehen, und für die zwei Groschen schenk' ich dir — ach, ich habe nichts, was ich dir schenken könnte! Aber mein bester Freund bist du doch, du herzensguter Jans!“

Noch mußten wir eine Stunde in Hoffen und Harren bei unseren Kühen verweilen, bis die Weidezeit abgelaufen war; dann trieben wir die kleine Herde heim, wobei die Rote gerade nicht sehr rücksichtsvoll behandelt wurde.

Als Jans seine Schutzbefohlenen endlich eingestellt hatte, begaben wir uns auf Schleichwegen, damit uns niemand zu Gesichte bekäme, zum Schneider Hase, dessen einstockiges windschiefes Häuschen unter dem Schutze eines mächtigen Birnbaums am entgegengesetzten Ende des Dorfes, doch außerhalb der anderen Wohnungen lag. Nicht wenig zaghaft traten wir in das dumpfe Schneiderstübchen, wo Meister Hase mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke auf dem Tische saß und sich über einen faltenreichen Bauernsonntagsrock von schwarzem Tuche bückte. Als er seine eulengleiche Brille forschend auf die Eintretenden richtete, entsank diesen fast der Mut, ihr Anliegen vorzutragen. Aber glücklicherweise dachte Jans an die zwei Groschen, welche er in der Hand hielt, während die Hand wiederum in seiner Hosentasche steckte: dieser Gedanke gab ihm

frische Zuversicht. Er stammelte einige Worte und legte die zwei Groschen auf den Schneidertisch. Ich machte allsogleich Kehrt und zeigte die klaffende Wunde meiner Braunsamtenen. Schneider Hase begriff als denkender Mann, um was es sich handelte, und da er die bitteren Schnäpschen mehr als billig liebte, so zeigte er sich bereit, für die zwei Groschen „Trinkgeld" der Humanität Rechnung zu tragen und den Riß mit kunstgeübter Hand zu flicken.

„Aber schnell, lieber Meister!" flehte ich. „Papa und Mama dürfen nichts von der Geschichte erfahren, und ich muß machen, daß ich nach Hause komme."

„Dann stell' dich nur auf den Stuhl da!" kommandierte Meister Hase, der früher Unteroffizier bei der Garde gewesen war.

Ich armer Junge that, wie mir geheißen, und Meister Hase krümmte seinen langen, schmalen Rücken und hantierte mit Nadel und Zwirn, mit Fingerhut und Schere so eifrig an meiner Kehrseite und hierauf an meiner Frontseite herum, daß in einer halben Stunde alle Risse und Splisse geschlossen waren. Wir beiden Knaben dankten dem Meister noch besonders, ließen uns von ihm strengstes Stillschweigen geloben und sprangen dann munter wie zwei Häslein ins Freie. Vor meines Vaters Hause trennten wir uns. Ich suchte bei meinem Eintritt in die Stube möglichst unbefangen zu erscheinen, aber die blutigen Risse auf Händen und Wangen erregten sofort die Aufmerksamkeit meiner gestrengen Frau Mama. Mit scharfer, eindringlicher Stimme fragte sie mich:

„Hans, wie siehst du aus? Wo bist du gewesen? Wo hast du dich so zugerichtet?"

Alles Blut strömte mir heiß ins Gesicht, als ich die nur halbwahren Worte stammelte: „Wir haben Vogelnester gesucht — und da hab' ich mich an den Dornen etwas gerissen. Es thut aber gar nicht weh."

„Natürlich hat der Bauernjunge, der Jans Westrup, das wieder angestiftet," bemerkte meine Mutter eifrig, mit einem Blick auf ihren Gemahl, meinen Vater, der das Amtsblatt lesend am Fenster saß und aus seiner langen Pfeife dichte Rauchwolken wie ein gewitterbereitender Zeus hervorlockte. Aber noch brach das Gewitter nicht los, sondern Papa beschränkte sich auf die Bemerkung: „Pah, an den paar Hautrissen wird der Junge nicht sterben!" Sprachs und las und rauchte ruhig weiter. Mama machte eine unwillige Miene und begab sich in die Küche, um für mich und mein Schwesterchen Else das Abendbrot zu besorgen. Nach einer halben Stunde aßen wir Kinder und wir wurden nach einer weiteren halben Stunde von der sorglichen Mama in das Schlafzimmer geleitet. Als Mama ihrem Hans beim Ablegen der Kleider behilflich war, wollten die braunsamtenen Höschen trotz allen Ziehens das Piedestal nicht verlassen. „Was heißt denn das?" fragte die verwunderte Mama und unterwarf die Beinkleider einer genauen Besichtigung, wobei mir das Herzchen heftiger schlug, als es sich eigentlich für einen künftigen Soldaten geziemte. Da ergab sich denn die merkwürdige, erstaunliche und unumstößliche Thatsache, daß die Braunsamtenen mit dem Hemd fest zusammengenäht waren! Mama schlug vor Verwunderung die Hände zusammen und verlangte mit Nachdruck von ihrem Sprößling zu wissen, wie diese innige Vereinigung von Hemd und Hose zustande gekommen sei. Ich gestand ihr unter Thränen die Ereignisse des Nachmittags und flehte in beweglichem Tone, nur dem Papa, dem Papa nichts zu sagen. Aber Mama, die das Gefühl der Kränkung, welches ihr vorhin die Zurückweisung von seiten des Papas bereitet, noch nicht überwunden haben mochte, befahl mir, mich wieder anzukleiden, und zerrte mich darauf in die Wohnstube zurück. Hier wurde dem Papa die ganze Angelegenheit höchst ausführlich vorgetragen und das Corpus delicti vorgezeigt. Der Papa nahm seine Pfeife aus dem Munde und — jetzt brach das Gewitter des gewitterbereitenden Zeus los. Seine Stimme donnerte und die mit dem Rohrstöckchen bewaffnete Rechte ließ Blitze nebst einem gelinden Hagelschauer auf den Stammhalter der Familie v. Schralenburg niedersausen. Dann sagte Papa zur Mama: „Wilhelmine, ich glaube, du hast recht, die beiden Knaben müssen getrennt werden; sie fangen wahrhaftig an, dumme Streiche zu machen. Eine Kuh ist kein Reittier und wenn man sie dennoch dazu benutzt, so ist das einfach Tierquälerei. Auch die Eltern durch heimliche Flickereien der zerrissenen Kleider zu hintergehen, ist nicht schön. Ich werde Hans zu Ostern auf das Gymnasium zu Münster schicken und ihn bei einem Professor in Pension geben."

Ich muß gestehen, mich erfaßte bei den Worten „Gymnasium" und „Professor" ein gewisses Grausen, aber meine Mama blickte zufrieden zu ihrem Gemahl empor und nickte zustimmend. —

Vierzehn Tage später — und unterm frühlingsgrünen Lindenbaum vorm Dorfe standen zwei und sprachen vom Scheiden. Es waren Hans und Jans. Ich hatte meine Arme um des Freundes Nacken und mein thränenfeuchtes Antlitz auf des Freundes Schulter gelegt.

„Ich komme auf das Gymnasium zu Münster und zu einem Professor ins Haus," schluchzte ich.

„Gymnasium — Professor — was ist das?" fragte Jans.

„Ich weiß es auch nicht," stöhnte ich, „aber es muß schrecklich gelehrt sein. Denke nur, Jans, neun Jahre muß ich noch lernen, ehe ich Soldat werde!"

„Neun Jahre!" staunte Jans. „Ach du armer Hans! Da hab' ich es doch besser; ich komme in drei Jahren aus der Schule und dann werde ich Bauer wie mein Vater und meine älteren Brüder."

„Und Jans, ich wollte dir gern etwas zum Andenken geben," schluchzte ich weiter, „damit du immer an mich denkst und mich nie vergissest; und deshalb schenke ich dir mit Papas Genehmigung mein bestes Gesangbuch, weißt du, das braune mit dem Goldschnitt; und ich habe selbst deinen Namen „Johannes Westrup" hineingeschrieben, und jetzt stecke ich das Buch dir in die Tasche — und, lieber Jans, du darfst mich nie, nie vergessen, sondern mußt mich immer lieb haben, denn ich vergesse dich auch nie und werde dich ewig lieb haben und ich will dir auch von Münster aus schreiben."

Und wir beiden weinten zusammen und schüttelten uns die Hände und dann schieden wir. —

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, entführte mich der Postwagen nach Münster. Zwischen den grauen Steinmassen der altertümlichen Stadt, in ihren engen Straßen und winkeligen Gassen, in ihren dämmerigen Häusern und düsteren Treppenfluren ward es mir von Tag zu Tage mehr bewußt, daß ich aus dem Paradiese meiner Kindheit verbannt war. Die Rote und die Braunsamtenen — sie trugen nach meiner Ueberzeugung allein die Schuld daran — — sie erschienen mir auch häufig als boshafte Gespenster in den Träumen der Nacht.

Das Mikroskopieren.

II.

Bei der Beobachtung legt man den Objektträger mit dem zu beobachtenden Gegenstand auf den Tisch, bringt das Auge in gleiche Höhe mit diesem und schiebt den Tubus durch sanftes Abwärtsdrehen bis dicht an das Objekt. Blickt man nun durch das Okular, so erhält man kein deutliches Bild, weil das Objektiv dem Objekt zu nahe ist. Man beginnt daher, den Tubus vorsichtig aufwärts zu drehen, bis das Bild nahezu deutlich ist, und bedient sich nach dieser gröberen Einstellung der feineren, einer Mikrometerschraube, durch welche in der Regel der Tubus, seltener der Objekttisch bewegt wird. Diese Bewegung ist eine so allmähliche und sichere, daß es mit ihrer Hilfe leicht gelingt, den richtigen Abstand des Objektivs vom Objekt zu erreichen. Wollte man zu diesem Zweck in andrer Weise verfahren, etwa durch das Okular blickend, den Tubus von oben herab dem Objekt zu nähern suchen, so würde man Gefahr laufen, den richtigen Abstand zwischen Objektiv und Objekt zu übersehen und schließlich das Objektiv, insofern es das Objekt berührt, verunreinigen oder beschädigen.

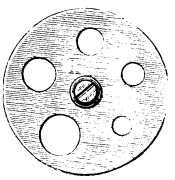


Fig. 9. Scheibenblende.

Unter dem Objekttisch befindet sich der Spiegel, auf der einen Seite Hohlspiegel, auf der andern (für schwächere Vergrößerungen) Planspiegel, zur besseren Beleuchtung des Objektes im durchfallenden Licht. Er ist um seine horizontale Achse drehbar, muß aber auch eine seitliche Verschiebung aus seiner Achse gestatten. Der Spiegel wirft die aufgefangenen Lichtstrahlen durch die Oeffnung des Objekttisches auf das Objekt; um aber das Licht regeln und namentlich die störenden Randstrahlen abhalten zu können, ist eine Blendvorrichtung angebracht, entweder (Scheibenblende) eine an der unteren Fläche des Objekttisches befestigte drehbare Metallscheibe, welche am Rande eine Anzahl verschieden weiter kreisrunder Löcher besitzt, die nach Bedarf unter die Oeffnung des Objekttisches gebracht werden können und dieselbe verkleinern (Fig. 9), oder (Cylinderblende Fig. 10) eine metallene Schlittenvorrichtung, die unter dem Objekttisch eingeschoben werden kann und deren cylindrische Hülse der Oeffnung des Tisches genau entspricht. In die Hülse paßt ein verschiebbares, im Innern geschwärztes Metallrohr und in dieses werden kleine, kurze, geschwärzte Metallcylinder gesteckt, welche auf ihrer Bodenplatte centrale Oeffnungen von verschiedener Größe besitzen. Fig. 11 zeigt ein Mikroskop mit Cylinderblende, wie es hier beschrieben wurde. Man benutzt derartige Instrumente stehend und mit gekrümmtem Nacken. Diese Unbequemlichkeit läßt sich durch einen hohen Stuhl, auf welchem der Beobachter sitzt, oder durch einen niedrigen Standpunkt für das Instrument vermeiden, am bequemsten sind Mikroskope mit der Einrichtung, daß sie übergelegt werden können, wie es Fig. 12 zeigt.

Fig. 10 a. Cylinderblende.

Beim Ankauf eines Mikroskops ist große Vorsicht erforderlich. Gute Instrumente sind zwar heute bei weitem nicht mehr so teuer wie früher, immerhin aber noch teuer genug, um darauf bedacht sein zu müssen, daß man die Ausgabe nur einmal zu machen braucht. Es ist ganz unpraktisch, ein billiges Instrument mit geringer Leistungsfähigkeit zu kaufen, weil man bald genug doch in die Lage kommt, ein besseres und teureres anschaffen zu müssen. Es ist weitaus vorzuziehen, von vornherein ein gutes Stativ zu kaufen und sich zunächst mit wenigen Linsensystemen zu begnügen. Man kann dann nach Bedarf stärkere Systeme nachkaufen und das Instrument immer mehr vervollkommnen. Auch sollte man niemals ein Mikroskop bei dem ersten besten Optiker kaufen und sich namentlich nicht durch marktschreierische Anpreisungen täuschen lassen. Man wendet sich vielmehr an eine bekannte Firma, die selbst Mikroskope baut, und gibt genau an, zu welchem Zweck man das Mikroskop anschaffen und welche Summe man dafür anlegen will. Es gibt eine große Anzahl renommierter deutscher Firmen, welche ausgezeichnete Instrumente liefern, und man kann nicht sagen, daß eine derselben unbedingt den Vorzug verdiene. Wir beziehen uns hier auf die Mikroskope von Paul Wächter in Berlin, die wir aus eigener Erfahrung als ungemein solid und sauber gearbeitet kennen, und die bei großer Billigkeit eine ganz vortreffliche Leistungsfähigkeit besitzen. Die Fig. 11 und 12 zeigen die Stative II und III der genannten Firma.

Marktschreierische Händler bieten Mikroskope mit sehr hoher Vergrößerungszahl an, welche von vornherein eine Täuschung des Käufers bezweckt. Man muß zwischen linearer und Flächenvergrößerung unterscheiden; eine Lupe mit 5facher Linearvergrößerung gibt 25fache Flächenvergrößerung, und ein Mikroskop mit 600maliger Linearvergrößerung liefert eine verblüffende Zahl, wenn man die Flächenvergrößerung berechnet. Man soll aber überhaupt nicht das Mikroskop in erster Linie nach seiner vergrößernden Kraft beurteilen, da nur zu oft ein Instrument mit 300maliger Vergrößerung mehr leistet als ein solches mit 600maliger. Man achte vielmehr vor allem auf das sogenannte optische Vermögen des Mikroskops, nämlich auf die definierende und die penetrierende Kraft desselben. Erstere, auch begrenzende Kraft genannt, gibt Form und Bild des Objekts scharf und bestimmt im Bilde wieder, während die penetrierende, auch resolvierende oder auflösende Kraft die Strukturverhältnisse des Objekts entwickelt. Im allgemeinen gilt der Satz, daß ein Mikroskop um so besser ist, je schwächer die Vergrößerung eines Probeobjekts zu sein braucht, um dessen feinere Details erkennen zu lassen. — Für alle gewöhnlichen Zwecke und namentlich auch für pflanzenanatomische Studien reichen gute Instrumente mit 450—500maliger Vergrößerung vollkommen aus.

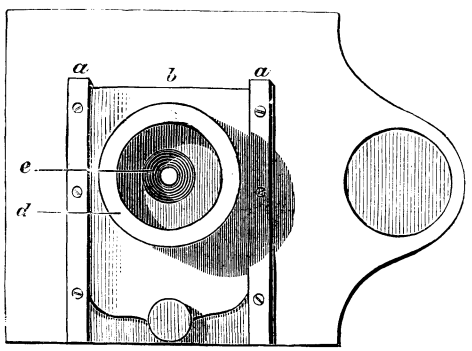


Fig. 10 b.
Objekttisch mit eingesetzter Cylinderblendung (von unten gesehen). a a Falze für den Schlitten, b Schlitten, c Hülse am Schlitten, d Cylinder, e Blende.

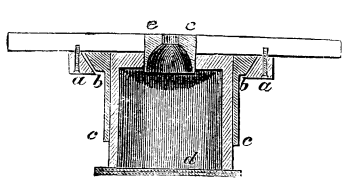


Fig. 10 c.
Objekttisch mit eingesetzter Cylinderblendung (Durchschnitt).

Zur Prüfung eines Mikroskops benutzt man Probeobjekte verschiedener Art.

Stärkekörner der Kartoffel, am besten solche aus den Früchten derselben, müssen, im auffallenden Licht betrachtet, von einer feinen, hellweißen, scharf abgeschnittenen Grenzlinie umgeben erscheinen und darf sich an dem scharf gezeichneten Rande durchaus kein Lichtnebel zeigen. Bei Pollenkörnern mit kleinen stachelförmigen Erhebungen (wie z. B. von Althaea rosea) müssen die Stacheln scharf abgeschnitten erscheinen, und ihre Begrenzung darf auch bei Anwendung der stärkeren Okulare nicht an Feinheit und Schärfe verlieren. Bei dem Querschnitt einer Nadelholzart, namentlich der Kiefer, bietet die Schärfe, Reinheit und Feinheit der Grenzlinien des Netzwerkes, ausgezeichnete Anhaltspunkte für die mittleren und starken Objektivsysteme. Auf Längsschnitten von Nadelholzarten, besonders auch solchen aus Wurzelholz muß die Umgrenzung des Porenkanals bei voller Zartheit klar und bestimmt hervortreten und namentlich bei enger Blendung eine deutliche blaue Färbung zeigen, wenn das Objektiv chromatisch gut korrigiert sein, also bei schiefem Licht nicht breite Farbensäume geben und gerechten Anforderungen entsprechen soll. Vorzüglichen Aufschluß über Klarheit, Schärfe und Farbenfreiheit des von mittleren oder stärkeren Objektivsystemen entworfenen Bildes geben die Schüppchen von den Flügeln des Kohlweißlings und zwar die gleichbreiten mit stärkeren Längsstreifen gezeichneten. Gute schwächere Objektive lassen auf diesen Schüppchen scharf markierte Längs- und Querstreifen erkennen, stärkere zeigen sie sowohl auf als zwischen den Längsstreifen mit scharf markierten, klar gezeichneten, kreisrunden Punkten bedeckt, welche bei minder guten Systemen mehr oder weniger verschleiert oder gar ziemlich zusammengeflossen erscheinen. Die Schleim- oder Speichelkörperchen, welche man ganz leicht erhält, wenn man mit einem stumpfen Messerchen an dem Zahnfleisch, der Innenseite der Wangen oder über den Rücken der Zunge hinstreicht, gewähren ein sehr schönes Objekt für das Begrenzungsvermögen der stärkeren und stärksten Systeme. Es kommt dabei hauptsächlich auf die scharfe Begrenzung im allgemeinen sowohl, wie namentlich des Kerns und der kleinen, in Molekularbewegung befindlichen Inhaltskörperchen an, welche nur mit recht guten Systemen in genügender Weise erkannt werden können.

Zur Prüfung des Auflösungsvermögens eignen sich sehr gut die Schüppchen, welche den Körper des Zuckergastes (Lepisma saccharina) bedecken. Die größeren Schuppen sind länglichrund bis keilförmig und besitzen Längsstreifen, welche zwar schon bei etwa 20- bis 30maliger Vergrößerung gesehen werden können, aber der Durchsichtigkeit des Objekts und der scharfen Zeichnung der Streifen halber ein ganz gutes Probeobjekt für die schwächsten Objektive darbieten, namentlich wenn man auch die Schärfe und Klarheit des Bildes richtig beachtet. Die kleineren Schuppen sind fast kreisrund, sehr durchsichtig und sehr gut geeignet zur Prüfung etwa hundertfacher Vergrößerungen. Ein recht gutes Probeobjekt bilden die hellgefärbten Schuppen der Flügel des Weibchens von Hipparchia Janira, die Längsstreifen derselben Schüppchen sind etwa von gleicher Schwierigkeit wie die auf den größeren Schüppchen von Lepisma saccharina, während die Querstreifen zur Prüfung von 200- bis 300fachen Vergrößerungen dienen. Bei diesen schwächeren Vergrößerungen, sowie bei senkrecht gegen sie einfallendem, schiefem Licht erscheinen dieselben als scharfe Linien. Betrachtet man die Schüppchen mittels schärferer Objektivsysteme, so stellen sich Querstreifen, welche sowohl über die erhabenen Längslinien, als über die Zwischenräume verlaufen, wie gezähnt dar, und der Beschauer erkennt, wie sich dieselben in Form von parallelen Reihen kleiner, viereckiger und an den Ecken mehr oder weniger abgerundeter oder rundlich erscheinender Körperchen darstellen. Entsprechend auffallendes schiefes Licht bringt die zarten Längsstreifen oder diagonalen Streifen zur Anschauung. Zur Prüfung der stärksten Systeme benutzt man Diatomeen, da wir aber von der Benutzung dieser Systeme vorderhand Abstand nehmen, so wollen wir auch auf die Prüfung derselben hier nicht weiter eingehen.

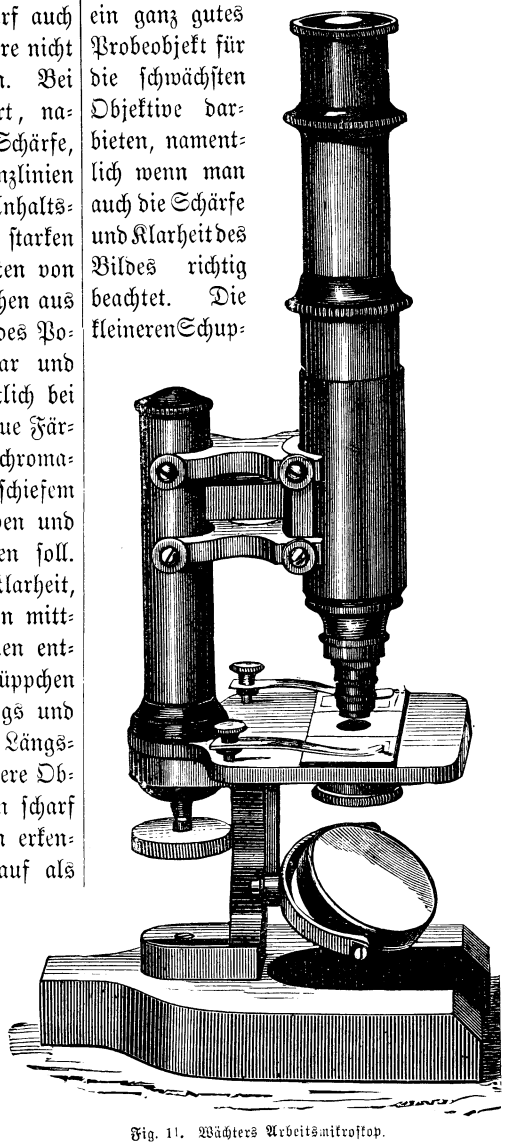


Fig. 11. Wächters Arbeitsmikroskop.

Für die Benutzung des Mikroskops eignet sich am besten ein unmittelbar vor dem Fenster stehender fester Tisch mit Schubladen und zweckmäßigen Vorrichtungen zur bequemen Verteilung aller Utensilien. Das Instrument selbst erhält seinen Platz etwa in der Mitte des Tisches und kehrt seinen Spiegel dem Lichte zu. Es bleibt hier auch nach Beendigung der Untersuchung stehen, indem man es vorteilhaft mit einem Glassturz bedeckt. Selbstverständlich muß das Instrument stets höchst sauber gehalten werden. Mit einem feinen, trockenen Haarpinsel entfernt man den Staub von den Linsen und mit alter, feiner, weicher, rein gewaschener und mit destilliertem Wasser befeuchteter Leinwand schafft man Schmutzflecke fort. Beim Arbeiten mit chemischen Reagentien vermeide man durch Anwendung großer Deckgläschen jede Berührung des Objektivs mit den Flüssigkeiten. Ist trotzdem die Linse mit denselben verunreinigt worden, so spüle man sie sofort und wiederholt in reinem destilliertem Wasser und trockne sie sehr sorgfältig mit Leinwand.

Von großer Wichtigkeit ist die Beleuchtung. Direktes Sonnenlicht darf niemals auf den Spiegel fallen, es ist für die Beobachtung in durchfallendem Licht ganz ungeeignet und greift die Augen sehr stark an. Das beste Licht gibt ein gleichmäßig weißbewölkter Himmel, während bei zerrissener Bewölkung und schnell ziehenden Wolken der Lichtwechsel zu stark ist. Am geeignetsten ist ein nach N, nach NO oder NW gelegenes Zimmer, welches

gegen grelle Lichtreflexe geschützt ist. Hat das Zimmer mehr als ein Fenster, so sollten diese nach Bedarf durch dichte Rollvorhänge oder Läden zu verschließen sein. Muß man bei künstlicher Beleuchtung arbeiten, so benutzt man eine Petroleum- oder Gaslampe und stellt zwischen dieser und dem Mikroskop eine bläuliche oder eine mattgeschliffene Glasscheibe auf. Statt der letzteren kann man auch ein in einem Rahmen aufgespanntes Blatt Oel- oder Wachspapier benutzen. Stark vergrößernde Objektive geben stets ein dunkleres Sehfeld und erfordern daher besonders intensive Beleuchtung. Undurchsichtige Objekte werden von oben beleuchtet, entweder durch eine für diesen Zweck vor das Mikroskop zu stellende oder über dem Objekttisch und seitlich davon vorhandene plankonvexe Beleuchtungslinse mit großer Brennweite oder durch ein Prisma. Am geeignetsten ist der Lieberkühnsche Spiegel, ein Hohlspiegel, welcher an das untere Ende des Objektivs angesetzt wird. In den meisten Fällen wendet man zur Beleuchtung des Objekts eine Spiegelstellung an, bei welcher das Licht rechtwinkelig auf das Objekt fällt (centrische Beleuchtung). Für gewisse Zwecke ist aber schiefe Beleuchtung empfehlenswert und zur Erreichung einer solchen der Spiegel aus seiner Achse verschiebbar. Beim Gebrauch der schiefen Beleuchtung beseitigt man stets die Blendvorrichtungen; sie erhellt nur gewisse Teile des Objekts, während andere im Halbdunkel bleiben, und bringt dadurch manche Verhältnisse zur Entwickelung, die bei centraler Beleuchtung nicht wahrgenommen werden.

Ein künstlicher Schachspieler.

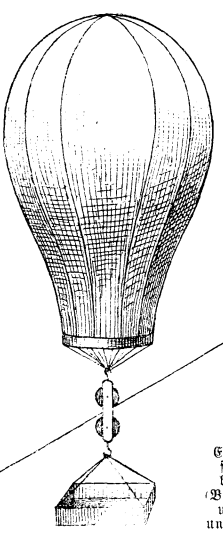
Als Napoleon I. im Jahre 1809 auf dem kaiserlich österreichischen Schlosse Schönbrunn sich aufhielt, wurde ihm und an deren auch ein Automat gezeigt, welcher ein Schachspieler war. Dieses Stück war in einem Zimmer des Prinzen von Neufchatel aufgestellt, wohin sich Napoleon begab. Er nahm einen Stuhl, setzte sich vor den Automaten nieder und sagte lächelnd: „Also wir beide, Kamerad!“ Der Automat verneigte sich und gab mit der Hand dem Kaiser ein Zeichen, zuerst zu ziehen. Die Partie beginnt. Nach einigen Zügen setzte Napoleon absichtlich eine Schachfigur falsch. Der Automat verbeugt sich darauf, nimmt die Figur und setzt sie wieder an ihre Stelle. Der Kaiser spielt zum zweitenmal falsch. Da zieht der Automat die Figur ein. „Das ist recht!“ versetzte Napoleon und spielte zum drittenmal falsch. Der Automat schüttelte mit dem Kopfe, fährt mit der Hand über das Schachbrett und stößt sämtliche Figuren um. Ein lautes Gelächter endigte die Partie.

Gut geantwortet.

Im Jahre 1842 antwortete Liszt einmal auf die Frage, warum er nicht mit dem Säbel, den er von seinen ungarischen Landsleuten und Verehrern als Ehrengabe erhalten hatte, seinen journalistischen Anfeindern zu Leibe gehe: „Aus dem einzigen Grunde, weil dieser Säbel — ein Ehrensäbel ist.“

Logogriph.

Von alters her bin ich bekannt,
Ein böses Weib werd' ich genannt.
Wenn ihr mich kopf- und fußlos schreibt,
Ein Stücklein Schweiz euch übrig bleibt.

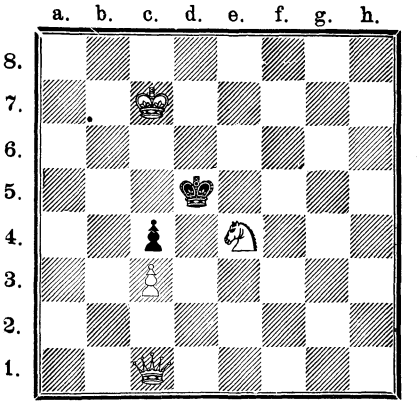


Eine selbstverfertigte Luftballonseilbahn. (Beschreibung siehe unter „Fragen und Antworten“.)

Aufgabe.

Fünf Geschwister, nämlich zwei Brüder und drei Schwestern, teilten sich in ein Erbe von 40 000 Mark. Der älteste Bruder sollte dreimal so viel bekommen als der jüngste, die drei Schwestern aber sollten, bei gleichen Anteilen für jede, zusammen doppelt so viel erhalten als der älteste Bruder. Wieviel kommt auf jedes Kind?

Schachaufgabe Nr. 9.



(4 + 2 = 6.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 8.

1. Se6 — d4: Ke5 — d4:
2. Da7 — a1 ‡.
1. . . . . c5 — d4:
2. Da7 — e7 ‡.
1. . . . . Kf6:, Kd6
2. Da7 — g7, e7 ‡.

Logogriph.

Onkel Karl aus München kam
Heute zu Besuch,
Und das Rätselwort mit p
Er in Händen trug,
Sprach: „Euch geht's ja allen gut,
Kinder, wie ich seh'!
Nun, ich dacht's und
bracht' euch mit
Drum das Wort
mit b!“

Buchstabenrätsel.

Ich hielt Siesta; guten
Dienst
That's mir mit f dabei.
Mama sagt, daß beim Waschen es
Mit d ihr nützlich sei.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 33.

10 Herren, 20 Damen, 40 Kinder.

Auflösung des Rätsels in Nr. 33.

„Der Buchstabe r“.

Auflösung des Palindroms in Nr. 33.

„Mark — Kram.“

Auflösung des Rätsels in Nr. 33.

Hafer, Hofer.

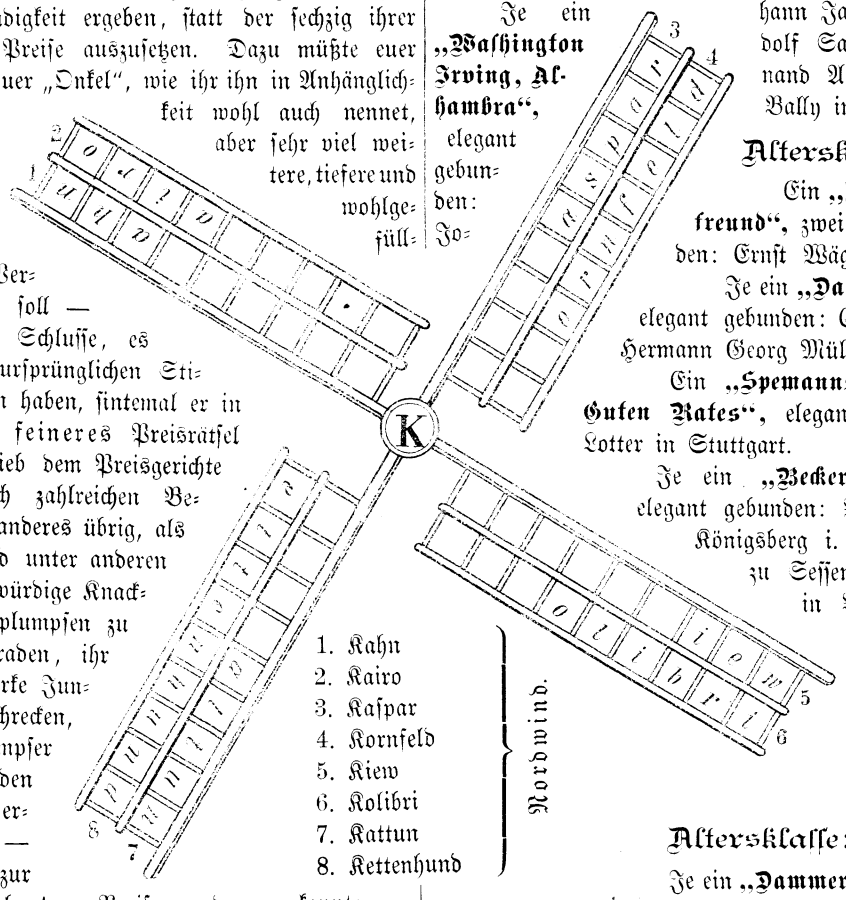
Große Preis-Konkurrenz!

Die Lösung des „Windmühlenrätsels“ in unserer Nr. 24 lautet, wie unten die Mühlenflügel und der beigesetzte Text besagen.

Viele Tausende unserer lieben Kameraden werden nun vergnügt mit dem Kopfe nicken und ausrufen: „Hurra! genau wie ich geraten, das ist genau das, was ich geistreich und spitzfindig zugleich in eine neue Knacknuß gesteckt habe. Hurra!“ Dann werden sie eilfertig die nachfolgenden Zeilen überfliegen, um ihre Namen zu suchen und zu finden, und

o Ungelukk, o grauer Jammer,
wo bleibt nur der erhoffte Dammer?!

Ja, liebe Freunde, wollte der „Gute Kamerad“ all das Verdienst lohnen, das dieses Preisrätsel zu Tage gefördert hat, hätte sich die Notwendigkeit ergeben, statt der sechzig ihrer mehrere Tausend Preise auszusetzen. Dazu müßte euer Freund und Berater, euer „Onkel“, wie ihr ihn in Anhänglichkeit wohl auch nennet, tiefere Taschen haben, aber sehr viel weitere, und wohlgefüllte, als er in Wirklichkeit besitzt. Er hat zwar wiederholt die Stirne kraus gezogen und überlegt, ob er den Verteilungsplan erweitern soll — doch er kam zu dem Schlusse, es solle diesmal bei der ursprünglichen Stipulation sein Bewenden haben, sintemal er in Bälde ein noch weit feineres Preisrätsel loslassen will. Es blieb dem Preisgerichte bei der außerordentlich zahlreichen Beteiligung somit nichts anderes übrig, als diesmal einige Tausend unter anderen Umständen ganz preiswürdige Knackmandeln einfach durchplumpsen zu lassen. Nun, Kameraden, ihr seid kräftige, nervenstarke Jungen, das bißchen Schrecken, so ein solcher Durchplumpser naturgemäß einjagt, den könnt ihr doch wohl ertragen, nicht? Also — haltet den Nußknacker zur Hand — auf Wiedersehen! — Preise wurden zuerkannt:



1. Kahn
2. Kairo
3. Kaspar
4. Kornfeld
5. Kiew
6. Kolibri
7. Kattun
8. Kettenhund

Nordwind.

Altersklasse: 9 Jahre.

Ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Rudolf Schaffner in Frankfurt a. M.

Je ein **„Merkwürdige Lebensgeschichte des Freiherrn v. d. Trenck“**, elegant gebunden: George Bromberg in Blankenese; Arthur Fenz in Wien; Max Risdorf in Frankfurt a. M.

Altersklasse: 10 Jahre.

Ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Fritz Brandenstein in Köln.

Je ein **„Tegnér, Frithjofssage“**, elegant gebunden: Konrad Lipschitz in Königsberg i. Pr.; Ernst Eitner in Wien; Heinrich Haacke zu Hirschberg i. Schl.

Altersklasse: 11 Jahre.

Ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Konrad Merz in Greiz.

Ein **„Das Neue Universum“**, elegant gebunden: Willy Greiner in Jüdewein.

Je ein **„Andersen, Bilderbuch ohne Bilder“**, elegant gebunden: Fritz Schmid in Augsburg; Nat Lohr in Saargemünd; Otto Gerschel in Stuttgart.

Altersklasse: 12 Jahre.

Ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Bernh. Hüpeden in Osnabrück.

Ein **„Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates“**, elegant gebunden: W. Heichen in Berlin; Alfred von Baerensprung in Berlin.

Je ein **„Washington Irving, Alhambra“**, elegant gebunden: Johann Jacobs in Bremen; Rudolf Sanzin in Triest; Ferdinand Allé in Znaim; Iwan Bally in Aarau.

Altersklasse: 13 Jahre.

Ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Ernst Wägner in Graz.

Je ein **„Das Neue Universum“**, elegant gebunden: Erdmann in Hannover; Hermann Georg Müller in Niederlößnitz.

Ein **„Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates“**, elegant gebunden: Heinrich Lotter in Stuttgart.

Je ein **„Becker, Das alte Bild“**, elegant gebunden: Walther Schneider zu Königsberg i. Pr.; S. Neugarten zu Sessen a. Harz; Otto Diels in Berlin; L. Tottmann in Breslau; Erich Roth in Thalheim; Emil Frenz in Barmen; Hans Fraaß in Augsburg; Konrad Adenauer in Köln.

Altersklasse: 14 Jahre.

Je ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Kurt Wilh. Schmidt zu Freiberg; Markus von Morlot in Bern.

Je ein **„Das Neue Universum“**, elegant gebunden: Paul Iltis in Straßburg i. E.; Herbert Meyer in Breslau.

Je ein **„Becker, Das alte Bild“**, elegant gebunden: Max Oppenheimer in Heilbronn; Alfred Schellander in Triest; Carlos Knoop in Arnsberg; A. Hosse in Hanau; Karl von Werner in Darmstadt; Robert Ruge in St. Petersburg; Karl Modes in Wien; Ernst Ritter Hassenbauer von Schiller in Wien.

Altersklasse: 15 Jahre.

Je ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Robert Defregger in München.

Ein **„Das Neue Universum“**, elegant gebunden: Fritz Kämmerling in Dirschau.

Je ein **„Wilhelm Mohr, Mit einem Retourbillet nach dem Stillen Ozean“**: Fritz Föhrenbach in Rastatt;

St. Horstmann in Duisburg; Ernst Jürgensen in Tübingen; Felix Kahl in Zürich; H. Herrmann in Potsdam.

Altersklasse: 16 Jahre.

Je ein **„Dammer, Der Naturfreund“**, zwei Bände elegant gebunden: Emil Schultheiß in Zürich.

Ein **„Das Neue Universum“** elegant gebunden: Edward Tittmann in Karlsruhe.

Je ein **„Hauff, Lichtenstein“**, elegant gebunden: Theodor Hoffmann in Moskau; Leopold Kern in Wien; Sbiera Remus in Czernowitz; Franz Henkel in Erfurt; Alfred Lorek in Augsburg.

→§ Die Preise sind den lieben Kameraden bereits mittels Post zugegangen. §←

Fragen und Antworten.

Bruno Gaudig in **Merseburg** schreibt: „Lieber guter Kamerad! Du wirst gewiß schon von einer Luftballonseilbahn gehört haben. Ich bin auf den Gedanken gekommen, mir eine solche herzustellen und teile Dir das Ergebnis mit, weil Du's vielleicht wieder den lieben Kameraden bekannt gibst, die sich jedenfalls dafür interessieren dürften. Ich kann versichern, daß sich die Bahn trefflich bewährt hat. Vor allem ist ein etwas großer Raum und ein hohes Gebäude nötig. Zuerst läßt man sich zwei Räder mit Riesen aus Holz drehen, die man mit kleinen Achsen versieht. Diese Räder bringt man in einem oben und unten mit einem Haken versehenen Messingrechteck übereinander, natürlich drehbar, an, so daß sie sich in der Mitte fast berühren. An den unteren Haken hängt man ein Kästchen, welches natürlich nicht allzuschwer sein darf. Nun zieht man von dem obersten Stock eines Hauses einen nicht allzu schwachen Bindfaden, den man zwischen den zwei Rädern hindurchsteckt, zieht den Faden erst straff, befestigt das Wägelchen, das nun am Faden emporsteigen soll. Zu diesem Zwecke hingen wir am oberen Haken einen, natürlich selbst gefertigten Luftballon aus Seidenpapier ein (aus 8 Bogen gefertigt). Wer sich einen solchen selbst nicht herzustellen weiß, dem will ich gerne mit meinem Rate zu Hilfe kommen. (Der ‚G. K.‘ hat ohnehin beabsichtigt, in einer seiner nächsten Nummern schon eine Anleitung zur Selbstherstellung eines Luftballons zu bringen. D. Red.) Wir zündeten sodann die spiritusgetränkte Watte an, der Ballon füllte sich und stieg, den Wagen am unteren Rädchen mit emporrollend. Um die Rückfahrt zu ermöglichen, belasteten wir einfach das Kästchen. Unsere Luftballonbahn war von der Straße aus gut zu beobachten. Als wir diese probierten, hatten sich dort eine solche Menge Menschen gesammelt (die den jungen Aeronauten hoffentlich tüchtig Beifall klatschten! D. Red.), daß wir schon des Aufsehens wegen aufhören mußten.“ — Für die freundliche Mitteilung des Experiments, das unter unseren Kameraden sicherlich Nachahmer finden wird, herzlichen Dank und Gruß.

Jaky, derzeit in **Breslau,** sonst in **St. Louis** in **Amerika,** wird von Josef Jaky in Cilli, Steiermark, Ringstraße 50, ersucht, seine volle Adresse anzugeben.

Ferdi. Oder einen erträglichen Nasenstüber, das könnte auch nicht schaden.

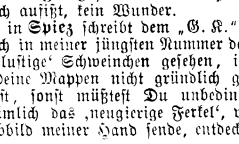
J. J. Laufberger, k. Weinberge, Hálekgasse 54, schreibt: „Beste Kameraden, ich habe Freude daran, Selbstgedichtetes von Euch zu lesen; ich wäre Euch jedem dankbar, wenn Ihr die Güte haben wolltet, mir Gedichte, lustige, traurige oder welcher Stimmung immer, in meine Sammlung zu senden.“

Josef J. in **C.** Dein Unternehmungsgeist ist erstaunlich, wir können in der beabsichtigten Statistik einen praktischen Zweck aber nicht erblicken.

Franz Frohne. Jedenfalls hast Du schlauerweise die Kollodiumsilberschichte, die auf der Ferrotypplatte ruht, abgewischt, dann ist freilich nichts mehr zu machen. An diesen Bildern darf nichts gewischt werden; die Schichte ist zu dünn und zart.

Bernhard K. in **Z.** Ja, wenn Du die jungen Hühner immer gleich aufißt, kein Wunder.

W. Trechtel in **Spiez** schreibt dem „G. K.“: „Ich habe Dich, seit ich in meiner jüngsten Nummer das ‚traurige‘ und das ‚lustige‘ Schweinchen gesehen, im Verdacht, daß Du Deine Mappen nicht gründlich genug durchgesehen hast, sonst müßtest Du unbedingt auch ein drittes, nämlich das ‚neugierige Ferkel‘, von dem ich Dir ein Abbild meiner Hand sende, entdeckt haben.“



O Du loser Schäker! —

Georg K. Nein, mit solchen Kratzbürsten will der „G. K.“ nichts zu thun haben.

Carlos von B. Ein gutes Mittel für alle gewöhnlichen Schmutzflecke besteht aus 1 Teil Benzin, 4 Teilen Salmiakgeist und 12 Teilen rektifiziertem Spiritus. Unsaubere Rockkragen werden durch wiederholtes Bestreichen und fleißiges Bürsten wieder ganz sauber. Rote Militärkragen nehmen leicht einen bläulichen Schein an, bekommen aber ihre ursprüngliche Farbe durch Nachwaschen mit verdünntem Essig wieder. NB. Die obengenannten Stoffe sind in hohem Grade explosibel, daher sei beim Mischen sehr vorsichtig, daß ja kein Feuer in der Nähe sei.

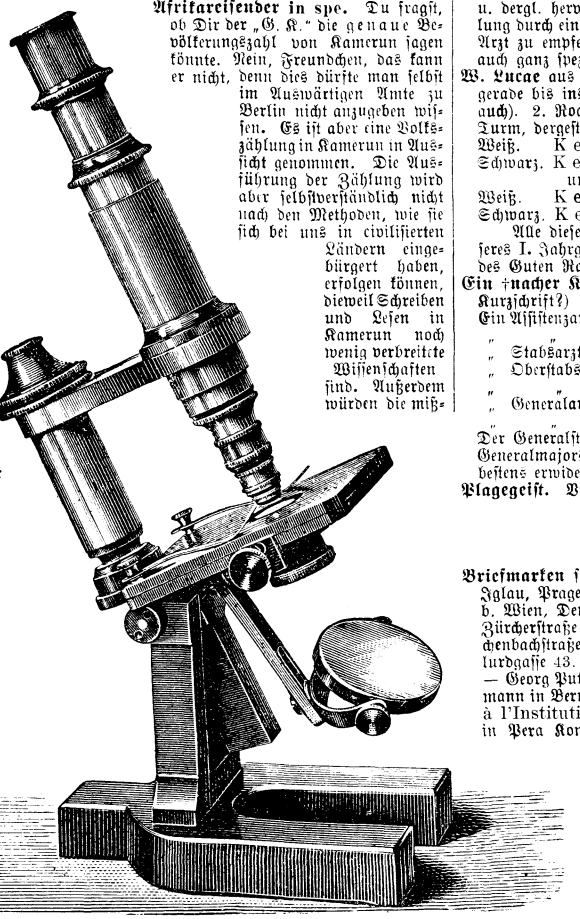


Fig. 12. Wächters Mikroskop zum Ueberlegen.

Afrikareisender in spe. Du fragst, ob Dir der „G. K.“ die genaue Bevölkerungszahl von Kamerun sagen könnte. Nein, Freundchen, das kann er nicht, denn dies dürfte man selbst im Auswärtigen Amte zu Berlin nicht anzugeben wissen. Es ist aber eine Volkszählung in Kamerun in Aussicht genommen. Die Ausführung der Zählung wird aber selbstverständlich nicht nach den Methoden, wie sie sich bei uns in civilisierten Ländern eingebürgert haben, erfolgen können, dieweil Schreiben und Lesen in Kamerun noch wenig verbreitete Wissenschaften sind. Außerdem würden die mißtrauischen Schwarzen hinter jeder Frage sofort eine Heimtücke der Weißen wittern; man wird also den Negern die erforderlichen Auskünfte auf anderm Wege abzulocken suchen müssen. Die Engländer haben in ähnlichen Fällen mit der Verteilung von Palmenblättern und bunten Schnüren an die Stammesältesten, welche durch Schnitte oder Knoten die Zahl der Dorfangehörigen anzugeben hatten, günstige Resultate erreicht. Allerdings hat sich nachgewiesenermaßen ein Häuptling, der noch nicht ganz mit der Urväter Sitten gebrochen, die aufgetragene Arbeit dadurch erleichtert, daß er in der Zwischenzeit bis zum Zähltage gut die Hälfte seiner Familie — auffraß.

Liebe Kameraden! Ich möchte gern einige Hühner und einen Hahn haben; ich habe aber nur einige Mark und deshalb wollte ich bitten, mir zu sagen, wo man recht billige Hühner (welche aber Eier legen) bekommt. Es grüßt Euch X. Y. in Z. — Eure Antworten druckt der „G. K.“ vielleicht ausnahmsweise ab. (Gerne.)

F. T. Die „unermüdlichen Fechter“ sind in den besser assortierten Spielwarenhandlungen sicherlich zu haben. Frage mal nach. — Daß Du den Kameraden in Nr. 30 wegen Heilung der X-Beine dienlich sein willst, ist sehr lieb von Dir und lobenswert. Doch müssen wir den guten Willen für die That nehmen. So wichtig Leberthran wie Orthopädie bei der Behandlung verkrümmter Beine sind, so ist doch die vorgeschlagene Behandlung à la Dr. Eisenbart entschieden zu widerraten, da ungeeignete Aufhängung, zu bedeutende Belastung nicht nur das Uebel verschlimmern, sondern selbst neue Gelenkserkrankungen u. dergl. hervorrufen können. Einzig ist da Behandlung durch einen mit der Orthopädie praktisch vertrauten Arzt zu empfehlen; denn jeder einzelne Fall erfordert auch ganz spezielle Maßregeln.

W. Lucae aus **Berlin.** 1. Der König zieht schräg und gerade bis ins nächste Feld; ebenso schlägt (nimmt er auch). 2. Rochieren heißt Platzwechsel durch König und Turm, dergestalt:

Weiß. Ke1—g1, Th1—f1 (0—0)
Schwarz. Ke8—g8, Th8—f8 (0—0)

und nach dem Damenflügel:

Weiß. Ke1—c1, Ta1—d1 (0—0—0)
Schwarz. Ke8—c8, Ta8—d8 (0—0—0)

Alle diese Fragen finden Sie in Nr. 8 und 10 unseres I. Jahrganges, sowie in Spemanns „Schatzkästlein des Guten Rats“ beantwortet.

Ein †nacher Kamerad. (Das ist wohl die allerneueste Kurzschrift?)

Ein Assistenzarzt 2. Kl. hat den Rang eines Sekondelieut.
„ „ 1. „ „ „ „ „ Premierlieut.
„ Stabsarzt „ „ „ „ Hauptm.
„ Oberstabsarzt 2. Kl. „ „ „ Hptm. 1. Kl.
„ „ 1. „ „ „ „ Majors
„ Generalarzt 2. „ „ „ „ Oberstlieut.
„ „ 1. „ „ „ „ Obersten.

Der Generalstabsarzt der Armee hat den Rang eines Generalmajors oder eines Generallieutenants. — Gruß bestens erwidert, D1 3er Kamerad.

Plagegeist. Vielleicht in Wolkenkuckucksheim?!

Tauschmarkt.

Briefmarken sammelt und tauscht: Oskar Gatnar in Iglau, Pragerstraße 3. — Rudolf Neuner in Mödling b. Wien, Demelgasse 17. — Edgar Simon in Basel, Zürcherstraße 13. — Erich Sramm in München, Reichenbachstraße 36 III. — J. Knapp in Wien VI, Mollardgasse 43. — Oszkár Deutsch in Lugos (Ungarn). — Georg Putrich in Cilli (Untersteiermark). — K. Thormann in Bern, Rosenberg. — Raphaël Berbé, Elève à l'Institution Livel à Nantes. — Arnold Fried in Pera Konstantinopel. — Alfred Kurtze zu Mühlhausen i. Th. — Willy Woritschach in Beuthen O.-S., Gartenstraße 3. — Herm. v. Bismarck in Wiesbaden, Stiftsstraße 7.

Käfer sammelt und tauscht: H. Deucke in Göttingen, Gronerthorstraße 19.

K. Schleip und **Hans Gabler** in **Freiburg i. B., Gartenstraße 8,** bitten die Kameraden um Zusendung von nicht badischen Postkarten und Kouverts mit Ueberdruck.

Gustav Kunz in **München, Schleißheimerstraße 10 II,** hat ein Touristenfernrohr gegen ein Glühlämpchen mit 4—5 Kerzenleuchtkraft und ein Chromsäureelement zu vertauschen. Ferner eine hochfeine Laterna magica, ein Stück Granate und eine Steinsammlung gegen einen Funkeninduktor oder Elektrisiermaschine.

Emanuel Leipnitz, Realschüler in **Temesvar,** wünscht zwei große Leclanchéelemente mit allem Zubehör womöglich gegen eine photographische Camera zu vertauschen; auch andere Angebote sind erwünscht.

Emil Schneider in **Mannheim, Schwetzingerstr. 96,** sucht seltene Münzen und Marken umzutauschen.

Emil Schmidt zu **Delstern i. W.,** tauscht Mineralien gegen ein Pärchen Laubfrösche oder Feuersalamander.

Louis Murgel in **Laibach, Kongreßplatz 14 II,** hat ein Markenalbum mit 350 Marken gegen eine Druckpresse abzugeben.

Richard Just in **Zittau** in S., **Kaiserstraße 3 II,** wünscht mit Pflanzensammlern in Tauschverbindung zu treten.

Karl Bezold in **München, Fürstenstraße 22,** bittet die Kameraden in Konstantinopel dringend um türkische Marken.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden“ nicht verübelt werden.

Ueber einen wirklich schönen Durst,

welchen einige Elefanten kürzlich in Chestertown (Amerika) entwickelt, wird von dort berichtet: Ein offener Eisenbahnwaggon, in welchem sich vier zu einem Zirkus gehörende Elefanten befanden, kam neben der Lokomotive eines anderen Zuges zu stehen. Einer der Dickhäuter streckte seinen Rüssel durch die Gitterwand des Waggons, hob den Deckel vom Wasserbehälter der Lokomotive und fing an zu trinken. Die anderen drei Tiere folgten dem guten Beispiel, ohne daß es jemand bemerkte, bis der Maschinist die Lokomotive in Bewegung setzen wollte und fand, daß er kein Wasser hatte. Die vier Elefanten hatten den ganzen Behälter leer getrunken.

Frühere ärztliche Honorare.

In früheren Zeiten wurden die Aerzte weit besser honoriert, als jetzt. Capistratus empfing für eine Kur des Königs Antiochus 267 000 Gulden. Thatäus, ein Florentiner, nahm für jeden Besuch innerhalb der Stadt 150 Mark. Papst Honorius ließ ihn nach Rom kommen und zahlte ihm für zwei bis drei Konsultationen 30 000 Mark. Paädus, König der Archiver, schenkte dem Melampus, welcher seine Tochter vom Tode gerettet hatte, ein Drittel seines Reiches und ein zweites Drittel dem Bruder des Arztes; auch wurden beide Schwiegersöhne des Königs. Ein Großmogul endlich gab im 17. Jahrhundert seinem Leibarzte 300 000 Mark Jahresgehalt.

口才

oder

Kong-Kheon, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Als Turnerstick ihm dennoch bis in den Winkel nachging, rannte der Priester nach der gegenüberliegenden Ecke und brüllte, als ob es ihm an das Leben gehe.

Selbst der Tong-tschi wußte nicht, was er zu dem Wunder sagen solle. Er wußte es sich nicht zu erklären, war aber überzeugt, daß die Sache ganz natürlich zugehe. Der Schreck, welcher alle ergriffen hatte, war ihm sehr willkommen. Er bat Liang-ssi:

„Sage ihm, daß wir sein Wunder nicht versuchen wollen. Wir glauben es, denn wir haben es gesehen; aber es ist doch gefährlich, es an anderen probieren zu lassen."

Liang-ssi winkte den Kapitän wieder zu sich und erklärte dem Mandarin:

„Ein Glück für den Ta, daß er geflohen ist! Der Lama ist von diesen Herren unehrerbietig behandelt worden. Zur Strafe dafür hätte er dem Ta die Beine falsch und verkehrt wieder eingesetzt, das rechte links, das linke rechts und beide mit den Zehen nach hinten.

„Vu, vu!" schrie der Ta aus seiner Ecke. „Ngo put yuk, ngo put yuk — nein, nein! Ich will nicht, ich mag nicht!"

Der Tong-tschi wendete sich mit sehr ernster Miene an den Gefängnisbeamten:

„Mein kleiner Verwandter, hat da jedenfalls zu schnell gehandelt. Sind Sie schon einmal in Tibet gewesen?"

„Nein," antwortete der Gefragte ein wenig kleinlaut.

> Das wirkliche Leben kann keine Duckmäuser brauchen! Besser ist es, du schlägst einmal über die Stränge und nimmst dann die wohlverdiente Strafe auf dich, als daß du als Mutter- und Mustersöhnchen allezeit hinter dem Ofen hockst; ein junger Bursch, der ein ganzer Mann werden will, soll frisch, froh und frei in die Welt schauen.
>
> Hans von Spielberg.

Als Turnerstick ihm dennoch bis in den Winkel nachging, rannte der Priester nach der gegenüberliegenden Ecke und brüllte, als ob es ihm an das Leben gehe.

„Oder haben Sie schon einmal einen Lama gesehen?“

„Nein.“

„Oder kennen Sie die Gesetze, nach denen die Lamas leben, und die Lehren, nach denen sie handeln?“

„Ich habe die betreffenden Bücher noch nicht gelesen. Ich brauchte das auch nicht zu kennen, da ich diese Leute nicht für Lamas, sondern für Fu-len hielt.“

„So! Und dennoch haben Sie sich falsch verhalten. Ich muß Ihnen eine Rüge erteilen, werde aber von einer wirklichen Strafe absehen, da Sie noch jung sind und in amtlichem Eifer gehandelt haben. Es sind zwei Fälle möglich. Entweder sind diese Herren wirklich heilige Lamas, welche man wie Götter zu verehren hat. In diesem Falle wußten Sie nicht, wie Sie sich gegen sie verhalten sollten, und mußten sich also den Rat eines höheren Kuan-fu erbitten, welcher in dieser Beziehung erfahrener war als Sie. Das haben Sie aber unterlassen. Ist es denn keinem der anwesenden höheren Kuan-fu eingefallen, Sie zu warnen?“

„Nein.“

„So kann ich Ihnen leichter verzeihen, weil die andern die Schuld auch mit zu tragen haben.“

„Aber Ihre berühmte und erleuchtete Weisheit mag gnädigst bedenken, daß ich diese fremden Wesen für Fu-len halten mußte, da der eine von ihnen die Sprache der Fu-len redete!“

„Das ist sehr leicht zu erklären. Während er vertieft auf seinem Platze saß und sich in das All versenkte, ist sein Geist durch fremde Länder geeilt und hat da die Sprache der Fu-len vernommen. In diesem Augenblicke haben Sie seine Seele gezwungen, zurückzukehren und sie hat diese Sprache noch in den Ohren und im Munde gehabt. Aber auch angenommen, daß diese verehrungswürdigen Herren Fu-len seien, so will ich meinen jungen Bruder fragen, ob Sie das Recht besitzen, sie ins Verhör zu nehmen?“

Der Gefragte blickte verlegen vor sich nieder und antwortete nicht.

„Sie sind zwar noch jung, aber als Kuan-fu und Moa-sse müssen Sie die Grenzen der verschiedenen Amtsgewalten genau kennen. Jeder Fu-len ist für uns ein Y-jin, ein fremder Mann. Hoffentlich wissen Sie, in wessen Amtsbereich die Fremden gehören?“

„In denjenigen des Tong-tschi.“

„Kennen Sie diesen Beamten?“

„Ja, Ihre Hoheit ist es.“

„Warum haben Sie da nicht sofort nach mir gesandt? Sie sind Pang-tschok-kuan, eine Würde, welche für Ihr Alter so groß ist, daß ich Ihnen ungewöhnliche Kenntnisse zutrauen muß. Darum wundert es mich sehr, daß Sie nicht gewußt haben, daß Sie vor allen Dingen einen Boten zu mir senden mußten. Es gibt zwar auch Unterbeamte, denen ich einen kleinen Teil meiner Gewalt anvertraut habe, doch kommen diese hier nicht in Betracht, da es sich um einen so außerordentlichen Fall handelte.“

Sein Ton war sehr streng geworden. Es herrschte die Stille größter Verlegenheit in dem Raume. Der Pang-tschok-kuan stand da wie niedergeschmettert, und auch die andern Mandarinen wagten kaum, ihre Augen zu erheben. Mochten sie dem Tong-tschi recht geben oder nicht, sie hatten keine Erlaubnis, ihm zu widersprechen. Er fuhr in dem bisherigen strengen Tone fort:

„Was beabsichtigten Sie denn eigentlich in diesem schwierigen Falle zu thun?“

Das gab dem jungen Beamten Gelegenheit, sich einigermaßen herauszubeißen. Er antwortete:

„Eben als Ihre Hoheit kam, war ich entschlossen, einen Boten zu senden, um Ihre große Erfahrenheit zu bitten, sich hierher zu bemühen. Vorher aber war ich jedenfalls gezwungen, die Fremden zu verhören, um die erleuchteten Fragen Ihrer Ueberlegenheit beantworten zu können.“

„Aber Sie haben sich an ihnen vergriffen; das durfte nicht geschehen. Sie wissen doch, daß wir keinen Fremden bestrafen dürfen. Wenn ein Ausländer gegen unsere Gesetze handelt, so haben wir ihn seinem Gesandten zur Bestrafung auszuliefern. Selbst wenn diese Leute nur Fu-len sind, so werden sie sich bei dem Vertreter ihres Herrschers über Sie beschweren, und wir sind dann gezwungen, alle, welche eine Klage trifft, auf das strengste zu bestrafen. Wie leicht können Sie dann nicht nur Ihren Rang als Beamter, sondern sogar die Würde Ihres litterarischen Grades verlieren! Aber ich will aus besonderer Rücksicht gegen Ihre Jugend diese Herren bitten, von einer solchen Beschwerde abzusehen, und hoffe, daß Sie ihnen von jetzt an höflich und rücksichtsvoll entgegenkommen, da sie einstweilen unter Ihrer Obhut bleiben müssen.“

Und als der andere ihn fragend anblickte, fuhr er in belehrendem Tone fort:

„Mein junger Kollege hat die Schuld dieser Herren für größer gehalten, als sie ist. Sind sie Lamas, so trifft sie überhaupt keine Schuld, da ihre Heiligkeit sie berechtigt, sich in jedem Tempel niederzulassen. Und sind sie Fu-len, so ist ihre Schuld nur gering, da sie nicht wissen konnten, daß das, was sie thaten, bei uns verboten ist und sehr streng bestraft wird. Ich werde diesen Fall selbst und sehr genau untersuchen und vertraue Ihnen bis dahin diese Leute an. Geben Sie ihnen eine gute Wohnung im Gefängnisse, und sorgen Sie für alle ihre Bedürfnisse! Wir müssen uns allerdings, bis wir ein gerechtes Urteil fällen können, ihrer Personen versichern, aber wir müssen uns hüten, sie jetzt schon als Schuldige und Sünder zu behandeln. Lassen Sie Sänften für sie kommen, auch für diesen jungen Mann, welcher ihren Dolmetscher macht und den wir nötig haben, weil wir ihre Sprache nicht verstehen. Aber das muß heimlich geschehen, damit sie nicht von der draußen stehenden Menge belästigt werden. Ich selbst werde voraneilen, um sie im Huok-tschu-fang*) zu erwarten und mich zu überzeugen, daß uns sicher sind, ohne sich über uns beklag zu müssen.“

Er entfernte sich, wobei sich alle wieder tief vor ihm verneigten. Die Thür wurde hinter ihm schnell wieder verschlossen.

Turnerstick stand noch frei da. Keiner der Polizisten war so kühn gewesen, die Hand wieder an ihn zu legen. Der Oberpriester hielt noch immer vorsichtig in seiner Ecke und sagte jetzt, den Bli ängstlich auf den Kapitän gerichtet:

„Haben Sie es gehört, was geschehe soll? Fort sollen sie. Führt sie in den Hof und schickt nach Palankins. Sie können durch die Hintergasse fort, wo niemand ihnen Beachtung schenkt. Ich aber werde den Tempel verschlossen halten müssen, um abzuwarten, was diese Leute sind. Sind sie Fu-len, so dürfen unsere Götter erst dann wieder auf ihre Sitze, wenn dieselben gereinigt und wieder geweiht worden sind. Führt sie hinaus! Fort mit ihnen!“

Es war ihm nur darum zu thun, Turnerstick nicht mehr zu sehen. Die beiden Beine ausgerissen und verkehrt wieder eingesetzt zu bekommen, das schien ihm das denkbar größte Unglück zu sein.

*) Gefängnis.

Jetzt trat der junge Mandarin zu den Gefangenen, machte ihnen eine Reverenz und sagte:

„Die hohen Herren haben gehört, was der mächtige Tong-tschi befohlen hat. Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen?"

„Was meint er?" fragte der Kapitän.

„Er will uns fortführen."

„Wohin?"

„In das Gefängnis."

„Fällt mir nicht ein! Wenn er sich selbst einschließen will, so habe ich nichts dagegen, mich aber lasse ich nicht hinter Schloß und Riegel sperren. Nicht wahr, Mijnheer?"

„Neen, ik ook niet. Ich heb Honger; ik wil eten!"

„Das sollen Sie ja," drängte Liang-ssi. „Sie werden es im Gefängnis nicht schlecht haben. Wir bekommen gute Zimmer und auch Essen."

„Aber was für welches!"

„Gutes! Der Tong-tschi hat befohlen, daß man gut für uns sorgen soll. Widerstand würde vergebens sein. Nur wenn wir uns fügen, können wir gerettet werden. Sie können sich darauf verlassen, daß Herr Degenfeld uns nicht stecken lassen wird."

„Ja, das ist freilich sicher. Wollen wir mitgehen, Mijnheer?"

„Ja," antwortete der Dicke, welcher überhaupt nur stets das wollte, was seine Freunde wollten. „Wij willen met gaan."

„Nun gut! Aber vorher will ich diesem Oberpriester noch eine Angst einjagen. Er sieht mich an wie das Karnickel den Eisbär. Der Mann muß einen großartigen Respekt vor mir haben. Was heißt in diesem unverständlichen Dialekt: Ich verlange Ihre Augen?"

„Ngo yao ling-yen," antwortete Liang-ssi leise.

„Ngo yao ling-yen. Das kann ich mir für diesen Augenblick merken."

Er schritt langsam nach der Ecke, aber so, daß der Oberbonze weder rechts noch links ausweichen konnte, nahm sein Auge heraus, brachte es wieder in die Höhle zurück und sagte dann, die beiden Hände nach dem Gesichte des Angsterfüllten ausstreckend:

„Ngo yao ling-yen!"

„Pen yen! T'ien-na, Tieu schin — meine Augen! O Himmel, zu Hilfe!" schrie der Bedrängte auf.

Er stieß, da es keinen andern Ausweg gab, den Kapitän zur Seite und flüchtete sich hinter die Bonzen.

„Schafft ihn fort, schnell, schnell!" gebot er dort. „Wir kommen sonst alle um unsere Augen und um unsere Glieder! Er nimmt uns die Augen und setzt sie verkehrt wieder ein!"

Der Gefängnisbeamte bat den Kapitän in höflichster Weise, ihm nun zu folgen und sich nicht weiter zu bemühen, ein Wunsch, dem nun auch Folge geleistet wurde. Einige Polizisten wurden nach Sänften geschickt, in welchen die Gefangenen unter Bedeckung nach dem Gefängnisse gebracht wurden, wo der Tong-tschi sie bereits erwartete.

Dieser letztere sorgte dafür, daß sie gute Wohnung erhielten, welche eigentlich für höhere Staatsgefangene bestimmt war, und wies dann den Pang-tschok-kuan an, ihnen eine gute Mahlzeit und alles Erlaubte, was sie verlangen würden, zu verabreichen. Daran fügte er die Bemerkung, daß er zwar heut verhindert sei, morgen aber mit hohen Mandarinen kommen werde, um den Stand und das Herkommen der Gefangenen festzustellen. Bis dahin sollten dieselben gut bewacht werden.

„Ich werde sie nicht aus den Augen lassen," versicherte der Beamte. „Es soll mir nicht so gehen, wie dem Teu dieses Gefängnisses, welcher nun heut selbst Gefangener ist, weil er gestern die drei Götterdiebe entwischen ließ."

„Er hat seine Strafe verdient," sagte der Tong-tschi streng. „Er ist nicht aufmerksam genug gewesen."

„Aber zu mir sagte er, daß ihn keine Schuld treffe. Er weiß nicht, wie es möglich gewesen ist, daß sie entkommen konnten. Ich habe mich heut erkundigt und weiß nun, auf welche Weise sie ihre Freiheit erlangt haben."

„Nun, wie?"

„Gestern spät am Abend ist einer hier gewesen, welcher von den Wachen eingelassen wurde, weil er das hohe Zeichen besaß —"

„Der muß also ein vornehmer Kuan-fu gewesen sein," fiel der Tong-tschi ein.

„Nein, ein Betrüger ist er gewesen, denn er hat die Gefangenen befreit, was ein Kuan-fu nicht thun würde."

„Dieser Mann? Unmöglich! Wer das hohe Zeichen besitzt, der ist ein hoher Mandarin."

„Eigentlich, ja. Aber es ist auch möglich, daß das Zeichen ein falsches, ein nachgemachtes war. Man kann das des Abends wohl nicht genau erkennen. Der Teu hat diesen Mann nicht zu beaufsichtigen gewagt, da er ihn für einen hohen Beamten hielt. Heut nun erfuhr ich von den Wachen, daß derselbe mit den drei Gefangenen durch zwei Mauerpforten hinaus ist."

„So trifft den Teu doch immer die Schuld. Wenn er auch den Kuang-fu nicht beaufsichtigen durfte, so mußte er doch die Gefangenen bewachen. Wenn es so ist, wie mein junger Kollege sagt, so war dieser Mann allerdings ein Betrüger, dem wir nachforschen werden, und wehe ihm, wenn wir ihn entdecken!"

„Mir würde das nicht geschehen können. Nun ich die Aufsicht über dieses Gefängnis führe, werde ich mir, wenn ein solcher Fall eintritt, das Zeichen sehr genau betrachten. Man muß sehr vorsichtig sein, zumal wenn man solche Gefangene hat wie diejenigen, welche ich jetzt herbegleitet habe."

Der Tong-tschi gab ihm sehr ernsthaft den Rat, diesen Vorsatz ja auszuführen, und entfernte sich dann, um nach Hause zu gehen, wo er von dem Methusalem mit Ungeduld erwartet wurde.

Dieser hatte indessen mit Gottfried und Richard sehr gut zu Mittag gespeist, aber mit wenig Appetit, da er sich in großer Sorge um die Freunde befand. Der Tong-tschi gab sich Mühe, ihn zu beruhigen, doch vergebens.

„Morgen werden sie verhört," sagte der Mandarin. „Bis dahin ist eine lange Zeit, und es wird uns wohl ein guter Gedanke kommen."

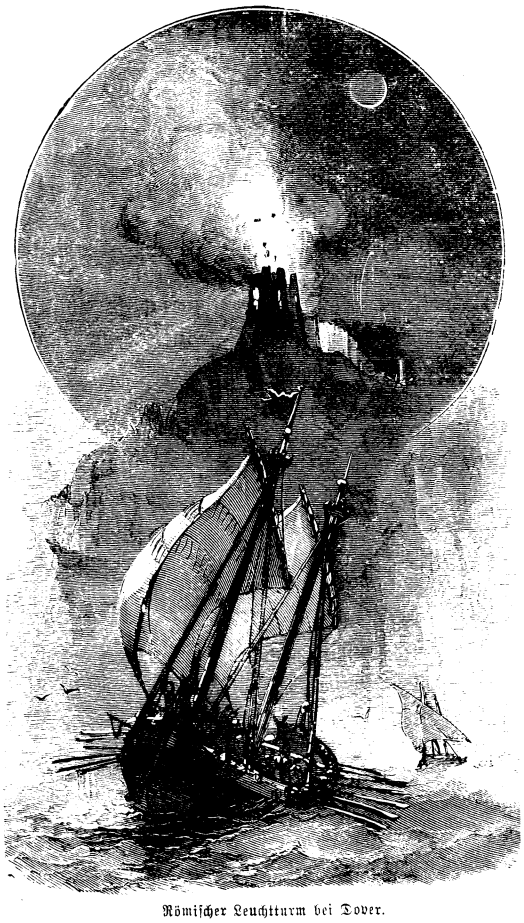
„Wenn wir auf die Gedanken warten wollen, so sind meine Gefährten verloren. Wir müssen zwar denken, vor allen Dingen aber auch handeln. Wer wird das Verhör führen?"

„Ich und der Fu-yuen."

„Der höchste Beamte der Stadt, welcher zugleich der Stellvertreter des Generalgouverneurs der ganzen Provinz ist? Da sind meine Freunde verloren. Wird er es glauben, daß sie Lamas sind?"

„Nein; er ist in Lhassa und auch im Lande der Mongolen gewesen. Auch hat er so viel mit Ausländern verkehrt, daß er sofort erkennen wird, wen er vor sich hat."

„So dürfen wir es unmöglich bis zu diesem Verhör kommen lassen. Meine Gefährten müssen schon morgen früh frei sein. Ich muß sie schon heut nacht aus dem Gefängnisse holen!"



Römischer Leuchtturm bei Dover.

Der Mandarin sah nachdenklich vor sich nieder, dann sagte er:

„Das beste, was ich Ihnen raten kann, ist, daß Sie die Sache ruhig abwarten. Man darf ihnen ja nichts thun. Man muß sie dem Vertreter ihres Landes ausliefern."

„Aber wie man sie dabei behandeln wird! Und ohne Strafe kommen sie nicht davon."

„Die Strafe wird keine schwere sein; aber mit Ihrer Reise ist es dann aus. Und wer sagt mir, daß ich trotz aller Vorsicht nicht doch auch selbst in die Angelegenheit verwickelt werde!"

„Das haben Sie freilich zu befürchten, denn ich muß leider offen gestehen, daß diese Leute nicht allzu vorsichtig sind, wie sie bewiesen haben."

„Nicht nur unvorsichtig sind sie, sondern auch übermütig trotz aller Gefahr. Sie hätten diesen Tu-lu-ne-re-si-ti-ki sehen sollen, als er die Augen herausnahm."

„Doch nur das eine!"

„Ja. Dann verlangte er das Bein des Oberpriesters. Welcher andere wagt das, wenn er sich in einer solchen Gefahr befindet! Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, welcher seine Augen entfernen und sie wieder hineinthun kann, ohne das Gesicht zu verlieren."

Der Student erklärte ihm die Sache und fuhr dann fort:

„Sie müssen frei werden, schon um Ihretwillen! Darf ich auf Ihre Hilfe rechnen?"

„Hm! Ich bin Beamter."

„Sie sind Kuan-fu, sogar Tong-tschi, aber Sie haben trotzdem in der letzten Nacht drei Gefangenen die Freiheit gegeben."

„Eben deshalb kann ich nun heut nichts thun. Dieser junge Pang-tschok-kuan ist trotz seiner Jugend ein tüchtiger Mann. Er wird sich nicht betrügen lassen."

„Und es muß doch versucht werden!"

„Wollen Sie es wagen, so begeben Sie sich in eine große Gefahr. Ich will Ihnen weder zu- noch abreden. Ich werde Sie nicht hindern, denn Sie sind verschwiegen und werden mich nicht verraten. Vielleicht gebe ich Ihnen sogar einen guten Rat. Aber verlangen Sie nicht, daß ich mich persönlich beteilige, und führen Sie die Sache so aus, daß ich dabei gar nicht in Betracht komme! Ich werde jetzt in mein Zimmer gehen, um zu überlegen. Denken auch Sie nach! Selbst wenn Sie etwas wagen wollen, ist vor der Nacht nichts zu thun. Bis dahin wird wohl ein Entschluß kommen."

Auch der Methusalem suchte seine Stube auf. Er ging in derselben ruhelos hin und her. Sie wurde ihm zu eng, und er begab sich in den Garten, wo er den Wichsier und Richard fand, welche sich sehr angelegentlich mit demselben Thema beschäftigten.

Sie setzten sich an einer Stelle nieder, wo sie nicht belauscht werden konnten, und schmiedeten Pläne, ohne aber einen zu finden, welcher Erfolg verhieß.

„Sie müssen heraus und sollte ich sie mit Kanonen herausschießen!" rief endlich Degenfeld ungeduldig aus. „Es handelt sich nicht nur um Turnerstick und den Mijnheer. Diesen beiden könnte ein kleiner Denkzettel gar nichts schaden; sie haben ihn reichlich verdient; aber daß Liang-ssi nun mit in diese Tinte geraten soll!"

„Es weiß doch niemand, daß er zu ihnen gehört," meinte Richard.

„Jetzt noch nicht, aber sie werden es erfahren. Wenn sie morgen vor den Fu-yuen kommen, so werden alle Ausreden hinfällig; das sehe ich voraus. Diesem Beamten machen sie nichts weiß!"

„Dat glaube auch ich," stimmte Gottfried bei. „Am allerbesten wäre es, man schickte mir hin, sie zu verhören. Mein Urteil würde lauten: Jebt jedem einen jehörigen Nasenstüber und laßt sie dann laufen, soweit sie wollen! Hier in China Jötters zu spielen! So etwas ist noch aus keine Dachtraufe jefallen! Wie sie nur auf diesen unvernünftigen Jedanken jekommen sind?"

„Jedenfalls hat Turnerstick ihn gehabt und der gute Dicke ist mit in die Patsche getrollt. Ich wette, daß beide noch gar nicht glauben, daß es ihnen unter Umständen recht schlimm ergehen kann. Hätte sich Liang-ssi nicht so mutig ihrer angenommen, und wäre der Mandarin nicht noch einmal zu ihnen zurückgekehrt, so hätten sie in der Gefahr geschwebt, vom Pöbel gelyncht zu werden. Kommt es nun morgen heraus, daß Liang-ssi zu ihnen gehört, so ist es um ihn geschehen. Er ist ein Chinese; ihn kann kein Konsul und kein Resident retten. Ueber ihm und auf ihn wird sich das ganze Gewitter entladen. Ich war so froh, ihn gefunden zu hoben. Jetzt befindet er sich in der Gefahr, uns wieder entrissen zu werden. Das darf nicht geschehen, ich habe unserm Ye-kin-li mein Kong-kheou gegeben und werde unter Umständen mein Leben daran setzen, es halten zu können. Liang-ssi muß unbedingt befreit werden; er muß heraus!"

„Ja, und sollte er mit Ketten an dat Firmament jebunden sein, wie Wallenstein jeschworen hat. Sollte uns denn keine jute Idee beikommen! Mein Kopf ist doch sonst kein Kohlenkasten!"

„Aber ich wüßte wohl etwas; aber es geht nicht."

„Er weiß etwas, doch jeht es nicht! Nun, da wissen Sie eben nichts, mein oller Methusalem. Wat ist es denn, wat Sie wissen?"

„Wenn der Tong-tschi wollte, so wäre uns geholfen."

„Ja, dat weiß ich auch. Hat er jestern die drei herausjeholt, warum sollte er es heut nicht fertig bringen!"

„Weil man nun klug geworden ist, und weil heut eine andere und schärfere Beaufsichtigung da ist."

„Er hat doch die Medaljen, die ihm

dat Thor und alle Thüren öffnen, wie Sie erzählten."

„Ja, aber ich kann es ihm nicht verdenken, wenn er sich nicht persönlich in Gefahr begeben will. Bei ihm steht eben mehr auf dem Spiele als bei jedem andern, und wir können von ihm nicht verlangen, daß er für uns alles, geradezu alles wagt, während es eigentlich seine Pflicht wäre, das gerade Gegenteil zu thun."

„Richtig! Aberst wat er nicht kann oder nicht will, dat können doch wir!"

„Was?"

„Als Mandarinen ins Jefängnis jehen und dann mit die Jefangenen wieder herausspazieren."

„Daran habe auch ich schon gedacht. Aber das ist leichter gedacht als gethan!"

„Dat weiß ich sehr wohl. Es läßt sich ja überhaupt alles leichter denken als thun. Denke ich mich zum Beispiel, daß ich Ihre Hukah rauche, da haben Sie dat Mundstück zwischen die Zähne, und ich kann mich den Rauch inschnuppern. Ich weiß auch ebenso jenau, daß die Sache mit eine jewisse Jefahr verbunden ist, aber ich kann den Jedanken nicht los werden, daß wir unsern ‚Feldbriefträger von Ninive' noch mal wiedersehen, und da ist mich sonne chinesische Jefährlichkeit ziemlich schnuppe. Wollen Sie hinein in dat Huok-tschu-fang, so bin ich augenblicklich mit dabei."

„Ich auch," sagte Richard.

„Das glaube ich," antwortete Degenfeld dem letzteren. „Dich aber könnte ich nicht gebrauchen. Du treibst chinesisch erst seit unserer Reise; Gottfried aber hat sich schon vorher so oft und eingehend mit seinem guten Freunde Ye-kin-li herumgeärgert, daß, um mit Turnerstick zu sprechen, genug Endungen an ihm hangen geblieben sind, um ihm hier und da einmal über die Lippen zu laufen. Er kann leichter als du für einen Chinesen gehalten werden, ganz abgesehen davon, daß du zu jung und zu klein bist, an so einer Gefahr teilzunehmen."

„Schön!" meinte Gottfried. „Also mein Jedanke jefällt Ihnen?"

„Er ist nicht allein der deinige. Ich sagte ja bereits, daß ich ihn selbst auch schon gehabt habe. Wenn ich mir die Sache recht überlege, so wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben."

„Jut! Ich jehe also mit?"

„Ja. Allein kann ich es nicht wagen. Ich muß einen Soutien haben, auf den ich mich zurückziehen kann."

„Jottfried und Soutien! Ich avanciere immer höher! Wollen diese Anjelegenheit weiter betrachten. Wenn wir diesen Plan ausführen wollen, so müssen wir chinesische Kleider haben."

„Mandarinenanzüge sogar!"

„Doch woher nehmen?"

„Freilich hier ist es nicht wie daheim, wo man nur zum Maskenverleiher zu gehen braucht, um alles zu finden, was nötig ist."

„Werden es auch hier finden!"

„Wo?"

„Davon später. Ferner brauchen wir den Hauptschlüssel in Jestalt von eine Medaille."

„Den hat der Tong-tschi."

„Und jiebt ihn nicht her?"

„Ich zweifle."

„Ferner brauchen wir Sänften, nicht?"

„Ja. Gehen können die drei nicht, wenn es uns gelingen sollte, sie bis vor das Thor des Gefängnisses zu bringen. Die Kleidung des Mijnheer würde auffallen und alles verraten."

„So müssen wir Sänftenträger bestechen, und dat kostet Jeld."

„Das Geld würde ich nicht sparen; aber welcher Fremde findet gleich Kulis, denen man trauen darf. Wir wären gezwungen, diesen Leuten unsern Plan mitzuteilen, und müßten gewärtig sein, daß die Kerls zum Pang-tschok-kuan liefen, um ihm alles zu sagen."

„Wie viele brauchen wir ihrer dann?"

„Zwölf."

„Zwölf? Warum so viele?"

„Weil wir sechs Personen sind. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß wir nicht nach hier zurückkehren könnten. Wir müßten sofort die Stadt verlassen."

„O weh! Und die Straßen und Jassen sind alle verschlossen!"

„Das würde uns wenig hindern, da ich den Paß habe, welcher alle Thore öffnet, leider aber nicht Gefängnisthüren."

„Hm! Je länger ich mich die Sache betrachte, desto freundlicher lächelt sie mir an. Ich werde mal einige Augenblicke auf und nieder steigen; dann sollen Sie hören, wat der Jottfried für kein Aujust ist!"

Er stand von seinem Sitze auf und

Alter Leuchtturm mit fliegendem Feuer am Rhein.

stieg einigemal im Garten hin und her. Dabei warf er die langen Arme um sich und zog allerlei wunderliche Gesichter, lachte dabei laut auf, brummte wieder sehr ernst vor sich hin und kehrte endlich mit einem höchst pfiffigen Gesicht wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beleuchtung der Seestraßen.

II.

Verlassen wir die Meere des Südens und wenden wir uns dem Norden zu. Da ist es vor anderen Straßen der Kanal zwischen Frankreich und England, der für die Geschichte der Leuchttürme entscheidend geworden, weil gerade er, befahren wie keine andere Meerstraße, auch wie keine andere der Beleuchtung bedurfte.

Das erste Licht, das über sein unruhiges Gewässer hinglänzte und sich Mühe gab, den dichten Kanalnebel zu durchdringen, ist das von Boulogne gewesen. Allerdings nicht dasjenige, welches heutzutage mit prächtigem Glanz weithin die Strahlen seiner Laterne hinaussendet in die Nacht.

Dem Kaiser Caligula kommt die Ehre zu, ihn als Denkmal seines billigen Sieges über einen Volksstamm der Bretagne errichtet zu haben. Es steht fest, daß im Jahre 191 n. Chr. ein Licht auf seiner Spitze brannte, nach einer Denkmünze des Kaisers Commodus, geprägt anläßlich eines Sieges über die Bretonen.

Wenn Karl der Große gemeinhin als Erbauer des mächtigen, breitgegründeten achteckigen Turmes genannt wird, so beruht das auf einer Verwechselung der Thatsachen. Er hat den Turm offenbar nur ausgebessert gelegentlich eines Zuges gegen die räuberischen Normannen. Erst in den Jahren 1640 bis 1644 stürzte er allmählich ein, unterspült von den Seen des Kanals, und keine Hand regte sich zu seiner Wiederherstellung. Trotzdem aber mußten die Leute von Boulogne dem Eigentümer des versunkenen Grundes bis zur französischen Revolution jährlich 2000 Heringe steuern. — Ebenso alt war auf der anderen Seite ein römisches Leuchtfeuer bei Dover.

Wirklich ausgebildet aber wurde das Leuchtfeuerwesen erst in England, wo es zumeist unter staatlicher Aufsicht stand und steht. — Da ist es zunächst der vielberühmte Eddystone, der „Strudelstein", der dazu bestimmt war, dem Leuchtturm seinen Namen zu geben, dem ersten, der auf einer einzelnen Klippe im weiten, tosenden Meere erbaut wurde. Recht mitten im Fahrwasser liegt diese Klippe, bei Hochwasser und stürmischem Wetter unsichtbar, und zu spät nur an der wütenden Brandung erkennbar, und ungezählte Schiffe mögen an ihr zerschellt sein im Lauf der Jahrhunderte, bis im Jahr 1696 ein so verdrehter Sonderling, wie Altengland jemals einen geboren, mehr aus Sucht nach außerordentlichem Thun, als aus Menschenliebe daran ging, auf ihr ein Leuchtfeuer zu errichten. Sein Name war Henry Whistanley. Das Werk, das er schuf, war ebenso wunderlich wie der steinreiche Mann selbst, und hatte eine nicht mißzuverkennende Aehnlichkeit mit einer chinesischen Pagode, von oben bis unten mit phantastischen Zieraten, Erkern, Balkons, Galerien und Flaschenzügen ausstaffiert und mit Inschriften und Sinnsprüchen bedeckt. Aber einen Fehler hatte der Turm, trotz all seines Schmucks: er hatte eben gar zu viele Winkel und Ecken, in denen Wind und Wogen sich fangen konnten, und gar zu wenig inneren Halt, ob auch der Erbauer am Tage der Einweihung vermessen mit stolzem Mund das Meer anrief, gegen sein Werk anzustürmen, wie einst der Baumeister des Pellwormer Deiches nach dessen Vollendung dem See zurief: „Nun komme, blanker Hans!" Und er kam und mit ihm die furchtbare „Männertränke". — Und der Atlantik rannte auch gegen das Menschenwerk an, sieben Jahre nach dessen Erbauung, in einem rasenden Novembersturm des Jahres 1703, und warf es über den Haufen, und spielte höhnend mit den Trümmern und mit den Leichen der Bewohner. Unter ihnen war auch die des Erbauers, der auf dem Bilde, das von dem Turm erhalten ist, in heiterer Beschaulichkeit die Angel vom Erker des seltsamen Gebäudes auswirft.

Auch hier redet die Sage mit: Im selbigen Augenblick, in dem der Turm zusammenbrach, fiel das Modell im Hause Whistanleys, 50 Meilen von der Küste entfernt, krachend zu Boden und zerschellte.

Drei Jahre später schon, 1706, erhob sich ein neuer Turm, wo der alte gestanden hatte, gleich diesem aus Fachwerk erbaut, das mit Steinen ausgefüllt war. Aber diesmal war's reine Menschenliebe eines Londoner Seidenhändlers, Rudyard mit Namen, der ihn errichtete mit Hilfe von nur zwei Zimmermeistern mit ihren Leuten. Aber einen großen Vorzug hatte dieses Bauwerk doch vor dem ersten: Man hatte die Säulenform gewählt, um Wind und Wellen möglichst unschädlich gegen die Rundung des Mauerwerks anstürmen und von ihr abgleiten zu lassen, denen er auch 46 Jahre lang Trotz bot, bis er einem anderen Element zum Opfer fiel: dem Feuer. Schauerlich klingt der Bericht über seinen Untergang.

Es war wieder im November, im Jahre 1755. Einer der Wächter war nach oben gegangen, um die Lichter zu putzen, als er die Laterne des Turms, der mit Blei gedeckt war, schon in Flammen fand. Bei seinem Versuch, das Feuer zu löschen, wurde er mit schmelzendem, niedertropfendem Blei überschüttet. Als er zwölf Tage später starb, fanden die Aerzte in seinem Magen sogar einen Klumpen Blei von 8 Unzen, das durch den Mund und Schlund des Unglücklichen seinen Weg genommen hatte! So wird berichtet in der Philosophical Transactions of London. Er und die anderen Wächter wurden der Wut des Feuers von Fischern entrissen, welche der Glutschein herbeigelockt hatte. So hatte der Turm noch nie geleuchtet übers Meer hin, wie in dieser Nacht, als er eine lohende Flammensäule dastand, um allmählich zu verlöschen und lange keinen Schein mehr zu geben!

Nicht ganz zwei Jahre dauerte es, bis wieder Arbeiter auf der unheimlichen Klippe landeten, um aufs neue, zum drittenmal, ans Werk zu gehen, dieses Mal unter der Leitung eines der tüchtigsten Ingenieure seiner Zeit mit Namen Sweaton, der im Auftrage des Pächters des früheren Turmes den Neubau begann. Sie sicherten sich auch neue Einnahmen von den vorbeisegelnden Schiffen. Vom 15. Juni 1757 bis zum 24. August 1759 wurde an dem neuen Turm gearbeitet, der ganz aus Granitquadern in Form einer 22 m hohen Säule erbaut war. Zuletzt wurde eine Steinplatte über der höchstliegenden Eingangsthür eingelassen, auf der stand geschrieben im Gegensatz zu dem albernen Wort Whistanleys das Wort aus dem 127 Psalm: „Wo der Herr das Haus nicht bauet, arbeiten die Bauleute umsonst!" und der letzte Stein oberhalb

der Laterne trug die Worte: „Gott die Ehre!“

Der in Form einer konischen, in der Mitte eingezogenen Säule erbaute Turm mit seinen weltbekannten breiten weiß und roten Querstreifen hat seitdem 122 Jahre lang gar manchem Fahrzeug den Weg in den Atlantik hinaus und wieder zurück in die liebe Heimat gezeigt, aus seinem feurigen Cyklopenauge bald aus tiefer Einsamkeit des Oceans hinschauend über die glatte, schlummernde, kaum atmende See, und bald über den rasenden Aufruhr des stürmenden, brüllend gegen ihn selbst antosenden Meeres, daß der Gischt der donnernden Brandung bis an seine Laternengläser spritzte.

Im Jahre 1839 und 1865 mußte der Turm, der so lange all dem Ansturm stolz Stand gehalten hatte, in Ausbesserung genommen werden durch Einziehung schmiedeiserner Verankerungen in der inneren Wand. Das feste Gefüge des starken Gemäuers hatte sich doch allmählich gelockert. Aber bald merkte man, daß Ausbesserungen hier nicht mehr am Platz seien: die See hatte den Felsen schon zu weit unterspült, und es blieb nichts übrig, als beizeiten an den Abbruch auch dieses dritten Turmes und an die Errichtung eines *vierten* zu denken auf einer anderen Klippe in 37 m Entfernung von der ersten.

Fingernägel und ihre Mikroorganismen.

Die Nägel bestehen aus denselben Elementen, wie die Epidermis oder Oberhaut, welche unsern ganzen Körper bedeckt. Während jedoch die tieferen Schichten in der Haut eingebettet sind und daher weich und saftig bleiben, verhornen die oberflächlichen Partien und bilden harte, platte, seitlich gewölbte, länglichrunde Körper. Wir können daher die Nägel ihrer Beschaffenheit nach als eine vertrocknete Schicht der Epidermis bezeichnen. Dieselben stehen mit den tausendfältigen Verrichtungen der Hände, welche die Notwendigkeit diktiert und der Verstand raffiniert, und welche ein ausschließliches Vorrecht des Menschen sind, in engster, ja unentbehrlichster Beziehung. Ein Finger, der durch irgend eine Verletzung dieses schützende Dach für die feinsten Nervenenden eingebüßt hat, ist seiner „bessern Hälfte“ verlustig gegangen.

Die Pflege der Nägel ist daher einerseits ein Gebot der Reinlichkeit, die durch persönliche Eitelkeit noch unterstützt wird, andererseits ein zwingendes Moment der Notwendigkeit, weil zu lange Nägel bei vielen Hantierungen geradezu hinderlich sind. Arbeitende Hände brauchen kurz geschnittene Nägel, während lange Nägel mit weit über die Fingerspitzen hinausragenden Schaufelrändern ein sehr beliebtes und wohl gepflegtes Attribut des reichen Müßiggängers sind. Beim Anblick solcher „Auswüchse“ wird man an die orientalischen Großen erinnert, welche fast alle Liebhaber langer Nägel sind, dieselben zu wahren Klauen heranwachsen lassen und diese Lieblinge in ihrem dolce far niente durch kostbare Futterale beschützen — auch eine Art und Weise, um ein gut Teil ihrer Lebensaufgabe zu erfüllen —!

Jedoch abgesehen von solchen widernatürlichen Tändeleien bedarf doch dieses Gebilde einer sorgsameren Pflege, als sie ihm gewöhnlich zu teil wird. In der neuesten Zeit ist es nämlich der medizinischen Wissenschaft gelungen, für einen großen Teil der Infektionskrankheiten sogenannte Mikroorganismen, d. h. Wesen von mikroskopisch kleinem Bau, aber in unzähliger Menge, verantwortlich zu machen. Solche „Pilze“ wandern in den Körper ein, teils aus der uns umgebenden Luft, welche Keime von ihnen in mehr oder minder großer Anzahl enthält, teils durch verletzende Fremdkörper, an deren Oberfläche sie haften. Welcher Ort auf unserer ganzen Körperoberfläche wäre nun wohl für die erste Ansiedlung geeigneter, als der Schmutz unter unsauber gehaltenen Fingernägeln, welches Glied mehr dazu befähigt, jene Wesen überallhin zu verpflanzen, als gerade der Finger? Haben aber jene Schmarotzer erst einmal ihren Weg bis zu diesem für sie denkbar günstigsten Boden gefunden, so ist es der Mensch selbst, der ihnen zu ihrem weitern Fortkommen Thür und Thor öffnet. Es gibt nun zweierlei Möglichkeiten, durch welche für ihre Weiterverpflanzung nur allzu reichliche Sorge getragen wird. Erstens können sie durch das betreffende Individuum selbst auf Nahrungsmittel übertragen werden, wodurch sie dem Verdauungsapparat einverleibt werden, oder sie werden direkt durch die verschiedensten Manipulationen als Kratzen u. a. m. in die Haut oder in offene Wunden eingeimpft und so dem Blute übermittelt. Daher rührt auch der weitverbreitete Glauben, daß Fingernägel giftig seien; und jeder weiß aus Erfahrung, daß Wunden, die von Fingernägeln herrühren bei weitem bösartiger sind, als andere Verletzungen, und auch viel schwieriger zur Heilung gelangen. Die Wissenschaft weiß nun freilich besser, daß die Nägel als solche durchaus jenes Giftes entraten, sondern daß es lediglich die unter ihnen sich aufhaltenden Pilze sind, welche jene Erscheinungen herbeiführen.

Zum Schluß möge noch eines Punktes erwähnt werden, der unseren lieben Kameraden insofern von Interesse ist, als sie sich früher oder später werden „rasieren“ lassen. Wir meinen die leichtsinnige Art, mit der Barbiere nicht selten ihre „Opfer“ zu behandeln pflegen. Hat doch schon mancher infolge Rasierens mit unreinen Messern die Zierde seiner Männlichkeit eingebüßt, nachdem er lange Zeit an der sogenannten Bartflechte gelitten hat. Nun sind es gerade die Haarkünstler, welche die schönste Gelegenheit haben, den Schmutz ihrer Fingernägel — an denen es gerade bei ihnen fast nie mangelt — im Gesicht oder vielleicht gerade in der Nähe des Mundes ihres Mitmenschen anzubringen. Noch unheimlicher wird man berührt, wenn man sieht, wie so ein „approbierter Heilkünstler“ sich bemüht, eine durch das Rasiermesser herbeigeführte Blutung zu stillen. Die hierdurch möglichen Folgen liegen so auf der Hand, daß man auch dem Laien das Bild nicht weiter auszumalen nötig hat. Sind doch Blutvergiftungen auf fast jeder Zeitungsspalte zu verzeichnen. Die größte Reinlichkeit und ein wenig Antiseptik (Waschen der zu benutzenden Messer mit einer 5 % Karbolsäurelösung!), Nagelbürsten, wären gerade hier sehr zu empfehlen, um uns vor Feinden zu schützen, die, so unbedeutend sie erscheinen, dennoch unter für sie günstigen Bedingungen unsere Gesundheit und sogar das Leben gefährden können.

Die Reitkünste der Kosaken.

Vielen der Kameraden lacht sicherlich das Herz im Leibe, wenn sie umstehende Abbildung betrachten und gewiß wird in manchem von ihnen der Wunsch rege, solch verwegene Reiterstücke recht bald im Cirkus mit eigenen Augen sehen zu dürfen. Nun vielleicht kommt diese kühne Kosakentruppe aus dem Kaukasus, deren Mitglieder solch halsbrecherische Reiterkunststücke liefern, von Paris aus, wo sie sich vor kurzem produzierten, nach Deutschland und geben damit die erwünschte Gelegenheit, ihre eminente Gewandtheit zu bewundern.

Schon durch ihre charakteristische Kleidung haben diese Kosaken lebhaftes Interesse erregt. Sie tragen eine tscherkessische Kasake, führen als Schmuck Patrontäschchen aus versilbertem Metall auf der Brust und eine hohe Mütze aus Schafleder auf dem Kopfe. Ihr Schuhwerk besteht aus

Stiefeln von sehr geschmeidigem Leder. — Der Ansicht kompetenter Männer gemäß würde es schwer halten, in anthropologischer Hinsicht etwas über diese Menschen zu sagen, denn sie scheinen ein ausgesprochenes Mischvolk zu sein. Während manche von ihnen von russischem Typus sind, haben andere wiederum wahre Kalmücken- oder Arabergesichter. Ueberhaupt steht fest, daß eine eigentliche Kosakenrasse thatsächlich nicht existiert. Seitdem die Kosaken des Kaukasus die Tscherkessen geschlagen haben, sind sie dank dieser Thatsache durch ihre Frauen und ihre Lebensweise Tscherkessen geworden.

Die Reitkünste der Kosaken.

Die tscherkessischen Kosaken, wie sie anfangs dieses Jahres in Paris auftraten, sind unübertreffliche Reiter. Einige der hervorragendsten Produktionen, welche sie dem hocherstaunten Publikum vorführten, sind auf unserem Bild wiedergegeben. Das mittlere Bild zeigt einen dieser Kosaken, wie er im gestreckten Galopp Taschentücher vom Boden aufhebt. Hin und wieder wurden diese Taschentücher auch durch Münzen ersetzt, die sie in gleich waghalsiger Weise erhaschten. Auch die Schießübungen mit Gewehr und Pistol sind merkwürdig. Der Kosak befiehlt seinem Pferd, sich niederzulegen und letzteres, sowie seine Ausrüstungsgegenstände benützt er als Schutzwall. Gebraucht er den Säbel oder die Pistole, so pflegt er, wie in der Figur veranschaulicht, auf das Pferd zu stehen. Den Lasso handhaben die Kosaken mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Sie benützen dasselbe teils um ihre Pferde einzufangen, teils um im Kriege Gefangene zu machen. Staunen muß es auch hervorrufen, wenn man sie mit dem Kopf nach unten und den Füßen nach oben im Sattel ihres Pferdes dahinjagen sieht.

Die tscherkessischen Kosaken sind zumeist von kräftigem und großem Wuchs. Ihre Pferde sind zwar etwas klein, tragen aber ihren Mann mit Leichtigkeit und führen ohne sichtliche Anstrengung die schwere Arbeit aus, welche von ihnen verlangt wird. Diese Pferde, vorwiegend orientalischen Blutes, sind mit all den Eigenschaften ausgestattet, welche nötig sind, um große Strapazen ertragen zu können.

Die Erfindung des Mikroskops.

Der italienische Gelehrte Mr. Govi hat der französischen Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung überreicht, in welcher er auf Grund einer im Jahre 1610 erschienenen Druckschrift nachweist, daß Galilei bereits damals dazu gelangt

war, das nach ihm benannte Fernrohr auf kleine sehr nahe befindliche Gegenstände anzuwenden. Es entstand hieraus das sogenannte zusammengesetzte Mikroskop, mit welchem Galilei die Bewegungs- und Sinnesorgane der kleinsten Tiere beobachten konnte, wie er angibt. Außerdem teilte er im Jahre 1614 einem Herrn von Tarde mit, daß er mit seinem Mikroskop „Fliegen so groß wie Schafe gesehen hätte und beobachtet, wie sie mit Haaren bedeckt und mit spitzen Klauen versehen seien." Die Erfindung des Mikroskops ist sonach Galilei zu verdanken und elf Jahre früher anzusetzen, da bisher als Zeitpunkt das Jahr 1621 angenommen wurde: der Holländer Cornelius Drebbel galt bisher als Erfinder des Mikroskops.

Ein Mann aus sich selbst.

In der Ueberzeugung, daß die Mehrzahl meiner Leser wackere tüchtige Jungen sind, welche dereinst einmal etwas Rechtes werden wollen, habe ich mir vorgenommen, denselben in gedrungener Kürze das Leben eines bedeutenden Mannes vorzuführen, welcher nicht allein seinem Talente, sondern namentlich auch seinem Fleiße und seiner Ausdauer die hervorragenden Stellungen verdankt, die er im Leben eingenommen hat. Nicht jeder kommt als Genie zur Welt; aber eiserner Fleiß und Beharrlichkeit sind auch eine Art von Genie, durch welche man es weit bringen kann. Dies sollten meine jungen Freunde sich schon frühe einprägen, und diese wichtige Lehre können sie namentlich aus dem Leben von Männern entnehmen, welche aus eigener Kraft etwas geworden sind. Diese Erfahrung ist schon eine uralte, denn schon jener alte Römer fragte: „Quo non ascendam? labor improbus omnia vincit!" Und unsere biederen deutschen Vorfahren übersetzten sich das kurzweg in den ermutigenden und tröstlichen Spruch: „In Gottes Kram sind alle Waren um Arbeit feil."

Den großen Erfolg aber, den der Mensch einer beharrlichen Arbeit und einem eisernen Fleiße selbst bei äußerlich ungünstigen Umständen verdankt, veranschaulicht keine Lebensgeschichte deutlicher als diejenige, welche ich nun erzählen will, diejenige unseres großen Naturforschers Karl v. Linné, welcher die meisten seiner Erfolge nur sich selbst verdankte.

Unser berühmter Naturforscher Karl Linné ward am 2. (13.) Mai 1707 zu Räshult in der schwedischen Provinz Småland geboren, als der Sohn des armen dortigen Pfarrers Nils Ingemarsson Linnäus. Sein Name war eigentlich Linné, aber es war damals unter den Gelehrten, welche zumeist aus dem Volke stammten, üblich, ihren Namen die lateinische Endung us anzuhängen, oder ihre Namen ins Griechische und Lateinische zu übersetzen, zum Zeichen, daß sie einer höheren Kaste angehörten, auf welche sie bei aller Armut und Bedrängtheit ihres Standes stolz waren. Und so auch der Vater unseres Linné, der arme Dorfpfarrer, welcher doch seinen Stand so lieb hatte, daß er auch seinen Sohn für die Kanzel bestimmte und daher unter Opfern und Entbehrungen schon mit zehn Jahren auf die Lateinschule in Wexiö schickte. Der lateinische Unterricht behagte aber dem dereinstigen Naturforscher, dem lebhaften begabten Knaben nicht, der lieber in Gottes freier Natur umherschweifte und in diesem großen und unerschöpflich reichen Buche las, als in der lateinischen Grammatik und Chrestomathie. Er war nicht gerade träge, aber er zeigte wenig Eifer und machte keine Fortschritte, so daß ihm seine Lehrer die Befähigung zum Studium der Theologie absprachen und sein Vater, der mittlerweile die allerdings nur wenig besser bezahlte Pfarrei Stenbrosult bekommen hatte, die er seinem Sohne zu erhalten beabsichtigte, schon daran dachte, den „unaufgeweckten" Jungen ein Handwerk lernen zu lassen. Daß Linné nicht Schuster werden mußte, verdankte er einem Bekannten seines Vaters, dem Arzte Dr. Rothmann, welcher die noch verborgen liegende Begabung des Jungen erkannte und ihm bei seinem sichtlichen Interesse für die belebte Natur erst den Plinius lieh und dann die Georgica. Der Zauber, welchen diese Bücher auf den Jungen ausübten, erfüllte ihn plötzlich mit einem Feuereifer, die lateinische Sprache zu erlernen, die ihm seither so gleichgültig gewesen war. Nun „ging der Knopf (Knoten) auf," wie man bei uns in Schwaben sagt, d. h. Linnés geistige Gaben entfalteten sich unter den leitenden Winken und Lehrern seines Gönners. Rothmann that aber noch mehr: er machte den Jüngling mit Boerhaaves physiologischen Arbeiten bekannt und in Rothmanns Bibliothek fand Linné jenes Werk des französischen Botanikers Tournefort: „Institutiones rei herbariae," welches ihn über den Wert und die Schönheit des Systems und der Anordnung belehrte. Die Vorliebe für die Pflanzenwelt war für Linné ein Erbteil von seiner Mutter, einer aufgeweckten Frau, welche eine große Blumenfreundin und sehr geschickte Blumengärtnerin war. Angesichts der begeisterten Freude an der organischen Natur, welche der junge Linnäus an den Tag legte, riet ihm Rothmann, er solle Medizin studieren, denn auf das Studium der Naturwissenschaften allein seine Existenz zu gründen, wie dies heute von vielen geschieht, fiel vor 160 Jahren noch niemand ein. Rothmann wußte auch dem Pfarrer Linnäus die Erlaubnis abzugewinnen, daß sein Sohn Medizin studiere, und so ward beschlossen, daß der junge Linnäus die Universität Lund beziehe, wo billiger zu leben war, als in dem vornehmen Upsala. Das Zeugnis, welches ihm seine Lehrer beim Abgang von Wexiö gaben, ist merkwürdig; es heißt darin: „Jünglinge in der Schule mögen manchmal wie Sträucher in einem Garten, des Gärtners ganze Mühe vereiteln; aber, wenn sie verpflanzt werden, noch zu fruchtbaren Bäumen heranwachsen." Dies war nicht sehr ermutigend, doch rühmten ihm die Lehrer nach, daß er „sich zwar nur selten an den Spielen seiner Altersgenossen beteiligt, dabei aber doch vorzüglich verstanden habe, auch ohne sie seine Muße zu verbringen."

So bezog denn Linnäus im Jahre 1727 die Universität Lund, wo sich Dr. Stobäus, der Professor der Botanik, seiner annahm, denn der hübsche, lernbegierige Jüngling mit dem treuherzigen, offenen Gesicht hatte den Professor so für sich eingenommen, daß ihm eine Wohnung in dessen Hause angewiesen wurde. Linnäus war fleißig, heiter, strebsam und von unersättlicher Wißbegierde und sehr anhänglich an Stobäus und dankbar, weil ihm dessen Geschicklichkeit das Leben gerettet hatte bei einem Anfall jenes im östlichen Schweden

damals nicht ungewöhnlichen fleischbohrenden Wurmes, welchen Linnäus später Furia infernalis benannte. Stobäus soll sich sogar mit dem Gedanken getragen habe, seinen Schüler zum Erben einzusetzen. Allein alle diese günstigen äußeren Verhältnisse vermochten Linnäus nicht an Lund zu fesseln, nachdem er einmal erkannt hatte, daß die dortige Universität hinter derjenigen Upsalas zurückstand, und daß er daselbst mehr lernen würde. Fest entschlossen, seinen Weg zu machen und seine Studienzeit nach Möglichkeit mit der größten Beharrlichkeit auszunützen, hielt er an dem Gedanken fest, um jeden Preis nach Upsala zu gehen, selbst auf die Gefahr hin, in Stobäus Augen recht undankbar zu erscheinen und dessen Gunst zu verscherzen.

Es gelang Linnäus, seinen Vater zu überzeugen, daß Upsala eine bessere Schule für Botanik und Medizin sei, als Lund, und des Vaters Einwilligung zu seiner Uebersiedlung dorthin zu erlangen; aber eine größere Unterstützung zu seinem Studium als seither konnte ihm der Vater nicht reichen: mit 200 Kupferthalern (nach unserem Gelde ungefähr 200 Mark) sollte er dort leben, „der ärmste Student, der jemals jene Mauern betrat."

„Aber wovon willst du denn leben, Karl?" fragte ihn seine Mutter, deren heiteres Temperament und Willensfestigkeit er zugleich mit der Liebe für die Blumen geerbt hatte.

„Hab' nicht bange für mich, liebe Mutter, ich werde mich schon durcharbeiten," erwiderte er und ging vertrauensvoll und zuversichtlich im Jahr 1728 nach Upsala.

Linnäus glaubte an sich selbst und er und sein Freund Arctedius teilten zu ihrem Studium sich in das ganze Reich der Natur: Arctedius beschäftigte sich mit der Tierwelt, namentlich mit den Fischen; Linnäus beschränkte sich vorerst nur auf Insekten und Pflanzen. Die Armut nahm beide in ihre strenge Zucht; ihre leeren Börsen schützten sie vor Verweichlichung, und die Gewohnheit, die großen Werke der Schöpfung zu bewundern, lieh ihnen Heiterkeit und Begeisterung und ihren hübschen Zügen einen gewinnenden geistigen Ausdruck.

Sie waren ein seltenes Paar, wetteifernd an Fleiß und Genügsamkeit; allein als der lange Winter kam und ihnen weder Stipendien noch Schüler zum Unterrichten brachte, da mochte Linnäus zwar das Sprichwort seiner Heimat citieren: „Setz' einen Smäländer auf einen kahlen Felsen im Meer, und es wird ihm doch gelingen, sein Leben durchzuschlagen!" aber Philosophie ist zwar zu manchem gut, füllt aber nicht den Magen. „Nichts besser um den Charakter zu stärken, als Armut," sagte sich Linnäus, und: „Es gibt noch kostbarere Dinge, als einen vollen Magen," allein bei all solchen Trostworten that doch der Hunger weh, und selbst der beste Spruch beschwichtigt den bellenden Magen nicht. Arctedius und Linnäus waren beide in ihren Mitteln so beschränkt, daß sie kaum von trockenem Brote leben konnten in dem teuren Upsala. Aber sie wollten beide sich hindurchringen durch Genügsamkeit und Entsagung, durch Privatunterricht und jede andere redliche Arbeit, um welche sie sich redlich, aber erfolglos bewarben. Beide waren hübsche Jünglinge und thaten sich etwas darauf zu gute, fanden aber bald, daß ihre Mittel kaum für den Magen, geschweige denn für den Kragen, d. h. für Kleider und Schuhe, reichten. Beide kleideten sich in abgelegte Kleider ihrer besser gestellten Mitschüler und schämten sich daran nicht, und wie sich Linnäus in jenem ersten Winter in Upsala mit seiner Fußbekleidung behalf, das hat er später im Jahre 1741, als er Professor in Upsala wurde, in seiner Antrittsrede erzählt, mit den Worten: „Ich legte Karten und Pappdeckel in die abgelegten alten Schuhe, welche meine Kameraden mir geschenkt hatten, und sohlte und flickte sie mit Birkenrinde; denn ein Paar Stiefeln kosteten damals neun und ein Paar Schuhe fünf Kupferthaler, und meine Börse war leer."

Neben anderen Entbehrungen in jenem strengen Winter empfand Linnäus besonders schmerzlich den Mangel einer Studierlampe in den kurzen Wintertagen, und er konnte weder Kerzen noch Oel kaufen. Um sich zu wärmen, setzte er sich vor das Heizloch im Gewächshaus des botanischen Gartens und verzehrte sein hartes, trockenes Roggenbrot, welches er in den wärmeren Monaten wenigstens mit den von Arctedius gefangenen Fischen hatte würzen können.

Der prüfungsreiche, harte Winter verging endlich und der kurze, warme skandinavische Sommer rückte mit Macht ein. Aber man muß auch bei schönem Wetter essen, wenn der Tag beinah 24 Stunden hat, und die Geduld der Zimmervermieter geht ebenfalls zu Ende. In Sorgen um das tägliche Brot bewarb Linnäus sich um die Stelle eines Untergärtners an der Universität, um wenigstens ein kleines sicheres Einkommen zu haben, aber Professor Rudbeck, welcher ihn zuvor schon geringschätzig behandelt hatte, weil er ein armer Teufel war, obgleich er den Fleiß und das Wissen des jungen Linnäus anerkennen mußte, fand dies unpassend und schlug ihm die Stelle ab, setzte aber hinzu: „Meines Erachtens verdienen Sie eine höhere Stellung."

Bald darauf erlebte Linnäus die bitterste Demütigung, welche bis dahin über ihn ergangen war. Der junge Rosen, sein früherer Nebenbuhler in Lund, welcher einige Zeit vorher als Adjunctus (Privatdozent) an der medizinischen Fakultät angestellt worden und nun im Begriffe war, nach schwedischer Sitte ins Ausland zu gehen, seine Ausbildung auf Reisen zu vervollständigen und sich den Doktorhut zu erwerben, ließ ihm eine abgelegte Kleidung als Abschiedsgeschenk zurück. Rosen meinte es gut, und die Schweden im allgemeinen sind so anständig, daß es bisher niemand eingefallen war, Linnäus wegen seiner schäbigen Röcke oder seiner Schuhe von Birkenrinde über die Achsel anzusehen; aber dieser sah in jenem Geschenk einen für ihn beleidigenden Triumph und gelobte sich erbittert, lieber zu sterben, als diesen Anzug je anzulegen.

Mißerfolg, Mangel und demütigende Erfahrungen stimmten eine Weile Linnäus so sehr herab, daß er ernstlich daran dachte, nach Hause zurückzukehren und ein Handwerk zu erlernen; nur steckte er gerade so tief in Schulden, daß er Upsala nicht verlassen konnte. Endlich rang er sich doch den Entschluß ab, heimlich von der Universität zu entweichen; zuvor aber mußte er noch einen letzten Gang in seinen geliebten botanischen Garten machen, und auf diesem Rundgang erblickte er eine Pflanze, welche er bisher noch niemals in Blüte gesehen hatte.

„Ich will sie mir als letztes Specimen für meine Herbarien abschneiden und dann gehen!" sprach er wie im Selbstgespräch vor sich hin.

„Das werdet Ihr nicht thun! Ihr werdet diese Blüte unversehrt lassen!" antwortete ihm eine laute Stimme, und hinter einer Hecke hervor trat der Universitätsprofessor Celsius, der Dompropst (1670—1756), welcher den Auftritt beobachtet hatte.

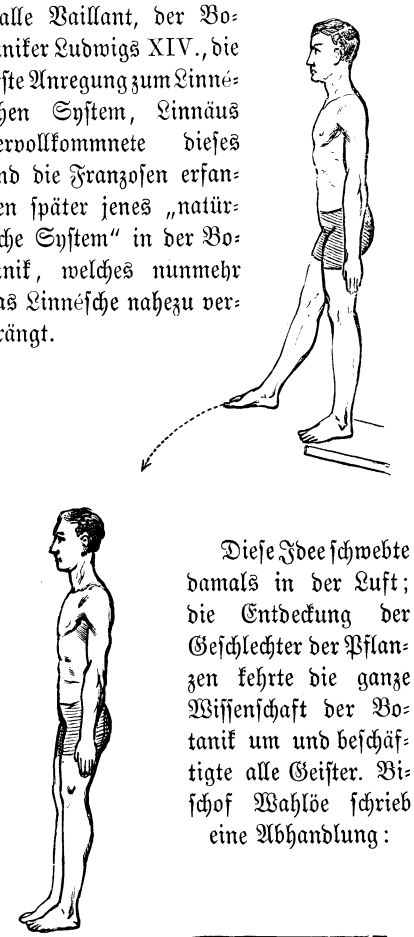
Dieser Dompropst Celsius war ein Mann von weiteren und erleuchteteren Ansichten als die meisten seiner Kollegen,

und Linnäus hatte schon lange auf die Rückkehr desselben von einer Reise gewartet, um ihm die Ideen über sein botanisches System vorzulegen, welche schon damals in seinem Geiste aufdämmerten. (Celsius hat später mit dem Erzbischof Benzelius und dem jungen Rudbeck die Societät der Wissenschaften in Upsala gegründet und war überhaupt einer der tüchtigsten und aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit). Diesmal handelte es sich aber für Linnäus nicht um Ermutigung in seinen Theorien, sondern um das buchstäbliche Brot, dessen er bedurfte.

„Und was versteht Ihr denn von Pflanzen, mein junger Diebskandidat? und was für eine Art von Herbarium habt Ihr denn?" fragte der Dompropst weiter.

Linnäus nannte dem Propste auf sein Befragen alle Pflanzen, welche dieser ihm zeigte, nach Tournefort, der jüngsten Autorität, und überraschte den gelehrten Herrn nicht wenig durch die Erwähnung, daß er über 600 in Schweden vorkommende Pflanzen gesammelt. „Nun denn, besucht mich einmal und seht Euch mein Herbarium an," sagte der Dompropst, überrascht von den umfassenden Kenntnissen und der glühenden Begeisterung des Jünglings, und ward zugleich betroffen ob dem verhungerten und verkümmerten Aussehen und den fadenscheinigen Kleidern desselben, der durch sein hübsches intelligentes Gesicht, anmutiges gewinnendes Benehmen und seine sorgfältige pünktliche Reinlichkeit den Eindruck eines gebildeten Mannes machte, denn Seife ist in Schweden wohlfeil und Wasser kostet gar nichts; allein auch alle Lumpen in Upsala hätten das feine gebildete Wesen und die geistige Gediegenheit des jungen Mannes nicht zu verdecken vermocht.

Als Propst Celsius den jungen Linnäus und seine Verhältnisse näher kennen lernte, nahm er ihn in sein Haus als Hauslehrer für seine jüngeren Kinder und damit er ihm selber bei der Ausarbeitung seines großen Werkes „Hierobotanicum oder Schilderung der in der Heiligen Schrift vorkommenden Pflanzen" helfe. Die Mitwirkung an diesem Werke erweckte in Linnäus den Ehrgeiz, selbst ein Schriftsteller zu werden. Er kannte zwar bereits die Schriften Tourneforts, welcher die Pflanzen nach ihrer Gestalt klassifizierte; aber in Celsius Bibliothek stieß er auf Vaillants kleine Abhandlung über die Geschlechter der Pflanzen (dasselbe Werk, welches den älteren Darwin anregte, sein Buch über die Liebe der Pflanzen zu schreiben), und dieser Anregung verdankte Linnäus ohne Zweifel den Gedanken, die Pflanzen nach der Zahl ihrer Staubgefäße und Stempel anzuordnen. Wir Deutsche sind im allgemeinen etwas ungerecht gegen die Franzosen jener Zeit und erkennen ihre Verdienste nicht in ihrem vollen Umfang an, obwohl sie damals allen anderen Ländern und Nationen entschieden voraus waren. So gab auch im vorliegenden Falle Vaillant, der Botaniker Ludwigs XIV., die erste Anregung zum Linnéschen System, Linnäus vervollkommnete dieses und die Franzosen erfanden später jenes „natürliche System" in der Botanik, welches nunmehr das Linnésche nahezu verdrängt.



Schwimm- und Springkünste. Figur 1. Der Fußsprung vorwärts.

Diese Idee schwebte damals in der Luft; die Entdeckung der Geschlechter der Pflanzen kehrte die ganze Wissenschaft der Botanik um und beschäftigte alle Geister. Bischof Wahlöe schrieb eine Abhandlung: „Nuptiae arborum", und von seinem Sohn, dem Universitätsbibliothekar, hat man eine Abhandlung „De Nuptiis Plantarum". Linnäus schrieb sogleich seinen ersten Traktat, welcher die geschlechtlichen Anordnungen der Pflanzen zur Grundlage ihrer Klassifikation vorschlug. Da die beiden Wahlöe, Vater und Sohn, sich ebenfalls zu dieser Ansicht bekannten und Gönner von Dr. Rudbeck waren, so sah sich auch dieser genötigt, die Wichtigkeit dieses Gegenstandes anzuerkennen und gnädigst zu finden, daß Linnäus Genie zeige.

Rudbeck war ein origineller Denker. Nachdem er Linnäus' Abhandlung gelesen und dessen Originalität hatte anerkennen müssen, änderte er sogleich sein Benehmen gegen diesen; er war damals siebzig Jahre alt, kränklich, sodaß er beinahe ans Haus gefesselt war. Er lud daher den jungen Linnäus ein, seine Vorlesungen für ihn zu halten. Ganz Upsala strömte hin, um Linnäus zu hören; Zöglinge und Schüler meldeten sich und mit ihnen kam Geld genug, nicht allein zum leiblichen Unterhalt, sondern auch um sich feinere Kleidung zu kaufen, auf welche der hübsche junge Mann einigen Wert legte.

Dies geschah im Jahre 1730. Mit der Uebernahme von Rudbecks Vorträgen ging auch die Aufsicht über den botanischen Garten an Linnäus über; ferner erhielt er das sogenannte Wredesche Stipendium, welches zwar nur 100 Mark jährlich betrug, aber ihm sehr willkommen war, und sah die Bibliothek Rudbecks zu seiner Verfügung gestellt, durch welche er namentlich auf das Studium der Zoologie hinübergeleitet wurde. Mit dreiundzwanzig Jahren die besuchtesten Vorlesungen an der ganzen Universität zu halten, war ein Erfolg, welchen Linnäus sich niemals hätte träumen lassen; allein derselbe war nur ein Sporn für ihn, noch mehr zu leisten. Er vertiefte sich in die eifrigsten Studien und begann daneben noch die Bearbeitung verschiedener Werke, nämlich seine „Bibliotheca botanica", seiner „Classes" und seiner „Genera plantarum", und erfreute sich allgemeiner Anerkennung und Ermunterung in seinem Streben.

Im Jahre 1732 machte ihm die Wissenschaftliche Gesellschaft in Upsala den Antrag, auf ihre Kosten Lappland zu bereisen und dessen Naturgeschichte zu studieren, welchen er gern annahm. Er stattete zuerst einen langen Besuch seinem Heimatdorfe ab, wo er als Knabe die Ameisen (von denen Schweden fünf Arten hat) und die Schmetterlinge beobachtet, sein Museum von lebenden Insekten angelegt und das Futter jeder einzelnen Raupe erforscht und Botanik in seines Vaters Garten studiert hatte, wo beinahe jeder Baum und jede blühende Pflanze, welche nur das schwedische Klima zu ertragen vermochte, angepflanzt waren. Ebenso besuchte er auch Wexiö, wo er einen Teil seiner Schuljahre verbracht hatte.

Lappland war damals ein beinahe noch unbekanntes Land und bot die interessanteste und reichste Ausbeute für den Naturforscher; aber die Reise daselbst in jenen langen heißen Sommertagen war sogar für

seine abgehärtete Natur beinahe erschöpfend. Er legte auf seiner Reise binnen fünf Monaten eine Strecke von mehr als 800 geographischen Meilen durch dünn bevölkerte Wildnisse zurück, wo die wenigen Leute, die er traf und die schwedisch sprachen, ihm sagten: „O du armer Mann, was hat denn dich hiehergeführt, an einen Ort, welchen vor dir noch niemand besucht hat?" Oft fehlte es ihm an aller Nahrung, und einmal war er in einer solchen Notlage, daß ihm einige selbst halbverhungerte Lappen einen Käse schenkten, „damit er nicht in ihrem Lande sterbe". Nur ein gutes Bett fand er überall, denn das große Haarmoos lieferte nicht nur die Matratze, sondern auch die Decke.

Der damalige Pfarrer in Piteå war Solander, von welchem ein Sohn später nach England ging und den Weltumsegler Cook auf seinen Reisen begleitete. In den lappländischen Alpen, auf dem Sulitelma, fand er alle die hochnordischen Pflanzen, welche auch in den höchsten Regionen unserer central-europäischen Alpen vorkommen, die Alchemilla, Sibbaldia, Primula farinosa u. a. m. Vom Vallivari aus sah er ganz Norwegen zu seinen Füßen ausgebreitet wie einen Garten, und als er von dort herabstieg, begegnete er dem Pfarrer von Torfjörde, von dem er bemerkt: „ich muß ihm später einmal schreiben, denn nach seiner Schilderung erwartete er niemals einen ehrlichen Schweden zu sehen."

Die schwere Luft der Niederungen bekam ihm aber nicht gut. In den Gebirgen von Lappland konnte er das Vierfache seiner gewohnten Marschstrecke zurücklegen, und seine beiden lappischen Führer — der eine schon über siebzig Jahre alt — waren so rührig, daß sie noch herumhüpften, während er ausruhte. Einer der Gründe, welche er für diese Rührigkeit angibt, ist, daß sie „Räder an ihren Stiefeln tragen".

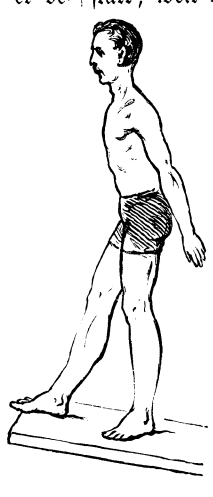
Es muß eine seltsame Reise gewesen sein, welche Linnäus damals in jenem Lande machte, wo Zwergbirken und kriechende Weiden die einzigen Bäume und die Rennthiermilch so köstlich dick und fett war, daß er sie nicht trinken konnte, wenn ihm sein Brotvorrat ausgegangen war; wo die Dorfbewohner noch so wild und scheu waren, daß sie davonliefen, wenn sie Fremde kommen sahen; wo ihn die schrägen Strahlen der Mitternachtssonne noch blendeten und seltsame Schatten warfen, welche dichte blaue Bänder um eine scharlachrote Welt warfen und allem ein solch sonderbares Aussehen gaben, daß er sogar wohlbekannte Pflanzen nicht erkannte!

(Schluß folgt.)

Schwimm- und Springkünste.

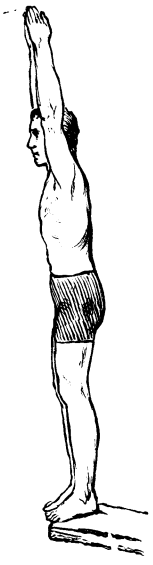
I.

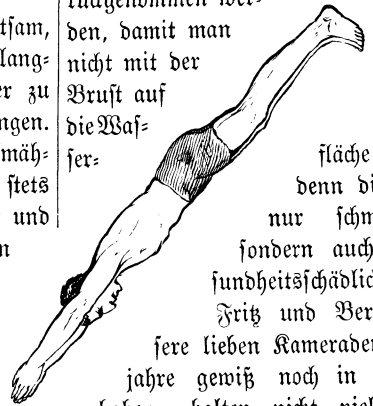
Für jeden Schwimmer ist es ratsam, sich daran zu gewöhnen, nicht langsam und nach und nach ins Wasser zu steigen, sondern frischweg hineinzuspringen. Es ist dies viel gesünder, als die allmähliche Abkühlung, weil man hiebei stets ein unangenehmes Fröstеln empfindet und weil die regelmäßige Blutcirkulation im Körper hierdurch gestört wird. Springt man ins Wasser, so finden derartige Störungen nicht statt, weil der Körper gleichmäßig rasch abgekühlt wird. Ratsam ist jedoch hiebei, nur dann den Sprung auszuführen, wenn die Lungen und das Herz nicht in abnormer Thätigkeit sind, wie dies z. B. nach raschem Gehen stets der Fall ist. Auch empfiehlt es sich, nur an solchen Stellen ins Wasser zu springen, die durch angebrachte Sprungbretter u. s. w. als hierzu geeignet bezeichnet sind. Ein Sprung — besonders ein sogenannter Kopfsprung — an einer Stelle ohne genügende Wassertiefe kann sehr gefährlich werden.



Schwimm- und Springkünste. Figur 3. Der Hock- oder Matrosensprung.

Die Sprünge selbst unterscheiden sich in Fuß- und Kopfsprünge und lassen sich sowohl vor- als rückwärts ausführen, aus größerer oder geringerer Höhe. Der einfachste ist der Fußsprung vorwärts. Man stellt sich hiezu, wie Figur 1 zeigt, am äußersten Rande des Sprung- oder Schwungbretts auf, der Körper ist gestreckt, die Knie geschlossen, die Hände an die Schenkel angelegt, der Kopf aufrecht und der Blick geradeaus nach vorwärts gerichtet. Um aus dieser Stellung abzuspringen, bringt man einen Fuß — wie um einen Schritt vorwärts zu machen — vor und stößt sich mit dem Ballen des anderen Fußes vom Brett ab. Unmittelbar nach dem Absprung müssen beide Beine wieder fest aneinander angeschlossen und der Oberkörper etwas zurückgenommen werden, damit man nicht mit der Brust auf die Wasserfläche aufschlägt, denn dies ist nicht nur schmerzerregend, sondern auch leicht gesundheitsschädlich.





Schwimm- und Springkünste. Figur 2. Der Kopfsprung.

Fritz und Bertl, die unsere lieben Kameraden vom Vorjahre gewiß noch in Erinnerung haben, halten nicht viel von diesem Sprung; er ist ihnen „zu leicht" und außerdem ist dabei nicht zu vermeiden, daß beim raschen Abwärtstauchen dem Springenden durch den starken Druck Wasser in die Nasenhöhle getrieben wird, was eine unangenehme Empfindung hervorruft, die sich häufig bis zu Kopfschmerz steigert. Viel lieber, weil ungleich hübscher, angenehmer und — schwieriger, ist beiden der Kopfsprung. Er kann entweder mit oder ohne Anlauf ausgeführt werden. Soll er ohne solchen gemacht werden, so ist die Stellung so wie beim Fußsprung anzunehmen. Dann werden die Arme mit zusammengelegten Handflächen über dem Kopf erhoben, der Oberkörper langsam nach und nach vornüber gebeugt, bis er das Uebergewicht erhält und man Gelegenheit hat, sich mit den Fußballen vom Brett abzustoßen. Hierbei ist zu beobachten, daß man die Knie völlig gestreckt läßt, denn jemehr der ganze Körper gestreckt ist und von den Fingerspitzen bis zu den Fußzehen eine gerade Linie bildet, desto leichter wird das Wasser durchschnitten und die Gefahr des Aufschlagens „auf den Bauch" — was

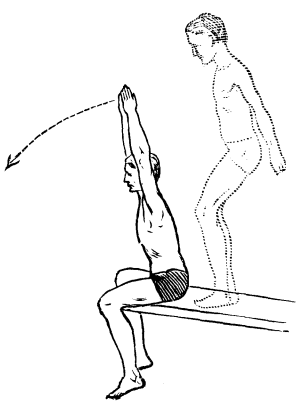
sehr wehe thut — vermieden. (Siehe Figur 2.)

Soll der Kopfsprung mit Anlauf gemacht werden, so werden von der Absprungstelle einige Schritte Abstand genommen, sodann erfolgt der Anlauf und der Abstoß wird mit beiden Fußballen bewirkt, während der Körper in raschem Schwung zum Sturze hauptwärts gebracht wird. Auch hierbei muß man hauptsächlich auf Strecken der Knie und der Beine bedacht sein.

Ein hübsch aussehender Fußsprung ist der Hock- oder Matrosensprung. Er wird so ausgeführt, daß sich der Springende, einen Fuß vorgesetzt, am Rande des Schwungbrettes aufstellt und so weit wie möglich hinausstößt. Während des Schwebens in der Luft werden dann beide Knie, von den Armen umfaßt, gegen die Brust herangezogen. Auch hierbei muß der Oberkörper etwas nach rückwärts geneigt sein, um nicht mit Gesicht und Brust auf die Wasserfläche aufzuschlagen. (Siehe Figur 3.)

Ein possierlicher Sprung ist der sogenannte Schneidersprung. Hierzu setzt man sich, wie der Schneider bei seiner Arbeit, an das Ende des Schwungbretts, erfaßt mit den Händen seine gekreuzten Beine bei den Fußgelenken und neigt nun, wie aus Figur 4 ersichtlich, den Oberkörper so lange vor, bis er das Uebergewicht erhält und mit dem Kopfe voran abwärts stürzt.

Fritz und Bertl machen diesen Sprung



Schwimm- und Springkünste. Figur 5. Der Fall vom Stande in den Sitz- und Kopfsprung.

sehr hübsch, ohne daß er ihnen jemals mißglückt. Viele ihrer Kameraden aber, die ihn nachmachen wollten, fielen elend auf den Bauch. Es kam dies daher, daß sie während des Sturzes instinktiv die Hände von den Fußgelenken losließen, um sie über den Kopf zu halten. Dies darf natürlich nicht geschehen, weil hierdurch leicht verhindert wird, daß der Kopf mit einem Schwung im Sturze vorauskommt. Wer diesen Fehler aber einmal beging, vermied ihn ganz gewiß bei einer Wiederholung des Sprunges: durch Schaden wird man klug.

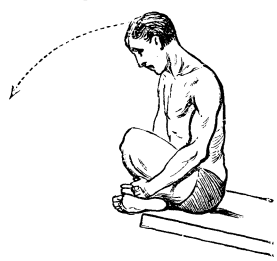
Hübsch, aber große Gewandtheit erfordernd, ist der Fall vom Stande in den Sitz und Kopfsprung. Der Springende stellt sich hierzu nach Figur 5 etwas hinter dem Ende des Schwungbretts auf, läßt sich sodann mit Wucht so auf das Brett niederfallen, daß er ans Ende desselben zu sitzen kommt, und benützt nun den Schwung, welchen sein Körper durch die Elastizität des Brettes erhält, wohlberechnend zu einem Kopfsprung. Es erfordert dies, wie gesagt, einen ziemlichen Grad von Körpergewandtheit und wiederholte Uebung.

Noch schwieriger ist der Salto mortale aus dem Grätschsitz, welchen Figur 6 veranschaulicht. Er wird ausgeführt, indem man sich ebenfalls, wie beim vorhergehenden Sprung, aufs Brett niederfallen läßt und nun den erhaltenen Schwung benützt, eine ganze Umdrehung — einen sogenannten Purzelbaum in der Luft — zu machen, so daß man auf die Füße ins Wasser zu springen kommt. Dies ist besonders deshalb schwierig, weil man die dem Körper durch das elastische Brett mitgeteilte Schwungkraft genau für die Schnelligkeit der Umdrehung berechnen muß, denn etwas zu viel oder zu wenig angewendete Nachhilfe hierfür verursacht, daß man entweder auf den Bauch oder den Rücken fällt. — Fritz führt auch diesen Sprung meisterhaft und ziemlich rivalenlos aus, da er keinem seiner Kameraden glücken will.

Noch verschiedene andere Uebungen aus dem Grätschsitz führt Fritz aus, welche übrigens von seinen Kameraden größtenteils mit Leichtigkeit nachgeahmt werden. Hier ist vor allem der Uebergang aus dem Grätschsitz in den Liegestütz mit hierauf folgendem Abgrätschen zu nennen. Zu diesem Sprung werden die Beine bei aufgestützten Händen zurückgeschwungen, so daß die Schwere des Körpers auf den gestreckten Armen und den Zehen der ebenfalls gestreckten Beine ruht, wie dies aus Figur 7 ersichtlich ist. Hierauf werden die Beine zum Grätschsprung über das Ende des Schwungbretts vorgeschwungen und hierbei mit den loslassenden Händen der Abstoß ins Wasser bewirkt. Der Sprung ist leicht und wird daher jedem, der ihn versucht, gelingen.

Kunststücke mit Wasser und anderen Flüssigkeiten.

Wenn einer unserer Kameraden sich eine gewisse Gewandtheit in geheimnisvollen Zauber-Kunststücken erworben hat, so entgeht er gewiß einer unfehlbaren Frage nicht, indem sich eines Tages irgend ein neugieriger Bekannter an ihn anneftelt und mit scheinbarer Unbefangenheit die Frage an ihn richtet: „Na, sag mal, du



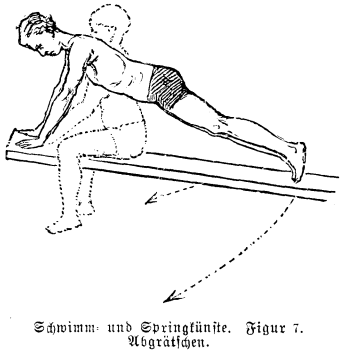
Schwimm- und Springkünste. Fig. 4. Der Schneidersprung.

verstehst dich ja auf solche Sachen — wie stellen es denn die Taschenspieler an, daß sie kleine Becken mit Wasser samt darin herumschwimmenden Fischen zum Vorschein bringen?“ — Die beste Antwort, welche man darauf erteilen kann, ist ungefähr diese: „O, das weißt du nicht? Je nun, der Taschenspieler hat die ganze Geschichte in seiner Tasche und zieht sie schnell heraus, wenn du nicht hinblickst!“ — Dies erscheint so unglaublich, daß der Frager meint, man wolle ihm etwas aufbinden, gerade als wenn man ihm gesagt hätte, der Taschenspieler verwahre das Wasser in seinem Munde und verstecke die Fische in seinem Aermel; aber es ist trotzdem ganz wahr.

Dieses Kunststück ist chinesischen Ursprungs und gleich den meisten anderen Taschenspieler-Stückchen einfach genug, wenn man weiß „wie es gemacht wird.“ Die Wasserbecken haben die Gestalt einer Untertasse und einen Durchmesser von 17—25 cm und sind 3—6 cm tief. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Künstler, welche Ansichten von Taschenspieler-Kunststückchen zeichnen, sich immer verpflichtet erachten, gerade dieses Kunststück darzustellen und zu diesem Zweck entweder in des Taschenspielers Händen oder auf seinem Tische eine oder zwei kugelförmige Becken oder Ballons, von

17—25 cm Höhe, worin gewöhnlich Goldfische gehalten werden, abzubilden, obwohl thatsächlich noch niemals ein Taschenspieler eine derartige Glaskugel vorgezeigt hat, oder damit operieren konnte. Das Geheimnis des Kunststücks liegt in dem Gebrauch eines dicht anschließenden Kautschukdeckels. Dieser Deckel darf aber erst kurz vor der Aufführung des Kunststückes aufgestülpt werden, weil die Fische sonst an Luftmangel sterben würden.

Der Taschenspieler versteckt die in solcher Weise bedeckten Gefäße an seiner Person, und hierfür gibt es verschiedene Methoden. Einige Taschenspieler tragen je ein solches Gefäß auf jeder Seite in der „Ladetasche" unter der Brust ihres Fracks. Manche tragen ein Becken von kleinerem Umfang auf jeder Seite innen in der Brust ihrer Weste; allein meines Dafürhaltens wird es sich mehr empfehlen, diese Gefäße außerhalb der Weste, unter jedem Arm eines zu tragen. Einige Taschenspieler lassen sich außen an der Weste auf beiden Seiten eine seichte halbmondförmige Tasche anbringen, gerade groß genug, um den Rand des Beckens aufzunehmen; allein dies ist nicht im mindesten notwendig. Wenn die Becken unter den Armen verborgen werden, die Kautschukdeckel dem Körper zugekehrt, wird ein leichter Druck genügen, um sie vollkommen festzuhalten. Um sie hervorzuholen nimmt der Taschenspieler einen viereckigen Shawl, eine Tischdecke oder noch besser, ein einfaches Stück Etamin oder Alpaka, zeigt es auf dieser und auf der anderen Seite, um zu beweisen, daß nichts darin versteckt ist, wirft es dann über seine Schulter und hält den linken Arm, den Ellbogen in einem rechten Winkel gekrümmt, wagerecht unter dem Tuche vor sich hin. Die linke Hand ist in dieser Lage sehr nahe bei dem Becken unter dem rechten Arm, erfaßt dasselbe sogleich und bringt es wagerecht unter das Tuch. Die Zuschauer sehen das Becken sich unter dem Tuch „entwickeln", welches dann mit der rechten Hand aufgehoben wird. Dabei erfaßt der Taschenspieler den Rand des Kautschukdeckels durch das Tuch hindurch, schält es gleichsam sachte von dem Becken ab und zieht beide zusammen hinweg, sobald das Becken unbedeckt ist. Beim Vorzeigen des Beckens sorgt er dafür, daß etwas von dem Wasser verschüttet werde, um bei der Zuschauerschaft desto mehr den Eindruck hervorzubringen, als ob das Becken übervoll gewesen sei, obwohl es natürlich nicht ganz gefüllt sein darf, sondern nur so weit, daß der Kautschukdeckel leicht konkav über der Wasserfläche liegt.



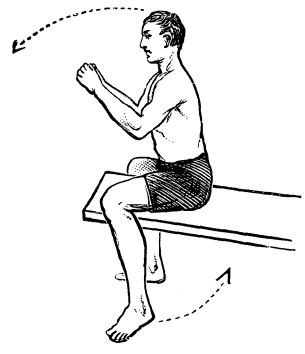
Schwimm- und Springkünste. Figur 7. Aögrätschen.

Wenn der Taschenspieler geschickt genug ist, so kann er den Deckel in seine Tasche schmuggeln oder ihn auf die Servante seines Tisches fallen lassen, vermag er dies aber nicht, so kann er ihn einfach mit dem Tuch zusammenwickeln und ein frisches Tuch für das Herausbringen des zweiten Beckens bringen, welches nun in derselben Weise bewerkstelligt wird, ausgenommen, daß der Künstler diesmal das Tuch über die rechte Schulter wirft.

Einige Taschenspieler, welche zwei Becken von vergleichweise geringem Umfang (etwa 20 cm Durchmesser und 4½ cm Tiefe) in obiger Weise zum Vorschein gebracht haben, zaubern dann zum Schlusse eine dritte von bedeutend größerem Umfang hervor. Diese wird unter den Frackflügeln getragen in einer seichten, von der Hüfte herabhängenden Tasche und wird unter dem Schutze des Tuchs so ziemlich in derselben Weise hervorgeholt, wie wir sie für die Produktion der kleineren Becken beschrieben haben. In diesem Fall wird aber die unbeschäftigte Hand benützt und nicht diejenige, welche das Tuch hält.

Ein Starenhort.

Die Stadt Barmen besitzt in ihrer nächsten Umgebung eine Sehenswürdigkeit, wie sie nur noch wenige Orte Deutschlands aufzuweisen haben: den Starenhort auf Kucksiepen. Auf der Grenzscheide zwischen Rheinland und Westfalen, und zwar bei dem zum Amt Langerfeld gehörigen Orte Kucksiepen, ist eine in westlicher Richtung verlaufende tiefe Thalspalte, deren südliche Böschung mit einer dichten Tannenschonung bestanden ist, welche seit ungefähr 10 Jahren mit Beginn des Frühlings und zu Ende des Herbstes eine Zeitlang als Schlafstelle für die Stare des nordwestlichen Rheinlands und Westfalens benutzt wird. Sowie die einbrechende Abenddämmerung ihre geheimnisvollen Schleier zu weben beginnt, zeigen sich am Horizont unzählige schwarze Punkte, welche die das Thal einschließenden Höhenzüge in immer enger werdenden Kreisen umschwirren, um endlich geschwätzig in den dunklen Tannen zu verschwinden. Die Wahl dieses Ortes macht dem Instinkt dieser geselligen Tierchen in der That alle Ehre, denn eine passendere, vor allen Nachstellungen gesichertere Schlafstelle könnten dieselben sobald nicht wiederfinden. Kaum zeigt sich jedoch der erste Morgenstrahl, so wird es in der Tannenschonung lebendig, und wie die Vögel am Abend gekommen, ziehen sie am andern Morgen wieder nach allen Himmelsrichtungen nach ihren Standorten ab. Dieses seltsame Naturspiel dauert jedoch nur wenige Wochen, dann ziehen die Stare paarweise davon, um sich für das Brutgeschäft einen passenden Ort auszusuchen. Die Zahl der sich allabendlich auf Kucksiepen zusammenfindenden Stare darf auf einige Hunderttausend geschätzt werden.



Schwimm- und Springkünste. Figur 6. Der Salto mortale aus dem Grätschsitz.

Die stechende Kassette.

Die stechende Kassette ist im Grunde ein sehr gewöhnlicher Scherz, hat aber vor Jahren als Neuheit einen ungeheuren Beifall gefunden. „Laß einmal den Kameraden So und So oder den Freund X. Y. Z. sehen, was du in dem Metallkästchen hast!" sagst du zu einem Bekannten, den du necken willst; „das Schloß bildet eine Feder, auf die du nur zu drücken brauchst!" damit gibst du ihm den kleinen metallenen Behälter in die Hand, der an seinem unteren Ende einen hervortretenden Knopf oder Vorsprung hat. Das Opfer deiner Neckerei glaubt darin die öffnende Feder zu sehen, drückt frischweg darauf und — wird in den Finger gestochen. Der Knopf hat nämlich in der Mitte ein sehr feines Loch und

in demselben verborgen eine feststehende Nadel, deren Spitze aber innerhalb des Knopfes bleibt. Drückt nun jemand auf den Knopf, der auf einer Spiralfeder sitzt, so weicht dieser zurück und legt die Nadelspitze bloß, worauf der Gestochene erschrocken zurückfährt. So plump und kindlich dieser Scherz ist, so sind in Paris doch viele Tausende dieser Kassetten verkauft worden, weil das Pariser Publikum derartige Spielereien liebt.

Operation an einem Löwen.

An dem prächtigen, 11 Jahre alten Löwen Namens Jupiter, welcher sich im Zoologischen Garten der Stadt Bristol befindet, wurde kürzlich eine Operation vollzogen. Die Nägel der einen Tatze wuchsen dem Tiere nämlich ins Fleisch und es konnte nicht mehr gehen. Der Löwe litt augenscheinlich auch große Schmerzen, so daß es für rätlich befunden wurde, die Klaue zu amputieren. Zu dem Zwecke wurde Jupiter in einen eisernen Käfig gebracht, welcher so eng war, daß er sich nicht umdrehen konnte. Der Löwe marschierte ruhig hinein; als man aber auch dicke 1½zöllige Bretter zwischen die Eisenstäbe legte, daß er sich nicht rühren konnte, zersplitterte er dieselben, als ob es Streichhölzer gewesen wären. Endlich gelang es dennoch, ihn fest einzuzwängen, und es wurde ihm einige Zeit gegeben, sich zu beruhigen. Nach einigen Minuten kam eine günstige Gelegenheit zur Operation, indem der Löwe die kranke Tatze durch das Gitter steckte. Dr. Harrison zog dem Tier mit einer großen Zange die Nägel aus, welche bereits mehr als einen halben Zoll ins Fleisch hineingewachsen waren, was bewies, daß der chirurgische Eingriff unumgänglich nötig war.

Agentur für Auswanderung.

Sollte ich einmal das Glück haben, Bürgermeister oder so etwas zu werden, so würde ich diejenigen, denen es im lieben Vaterlande nicht mehr gefällt, nach folgenden Klassen in folgende Länder schicken: Die Armen nach Geldern. Die Hungrigen nach Ißland. Die sehr Hungrigen nach Frißland. Die Kranken nach Heilbronn und Kurland. Die Traurigen nach Klagenfurt. Die Prozeßsüchtigen nach Dortrecht. Die Frommen nach Fünfkirchen und Neuenkirchen. Die Briefträger nach Oporto. Die Eierfreunde ins Hennegau. Die Kreditlosen nach Siebenbürgen. Die Kaminfeger nach Rußland. Die Alten nach Ofen. Die Dummen nach Oxford.

Aufgabe.

Jemand, der alle Fenster seines Hauses illuminieren wollte, zählte seinen Vorrat an Lichten. Stellte er 4 Lichte an jedes Fenster, so hatte er 10 Lichte zu viel; wollte er aber 5 stellen, so hatte er 10 Lichte zu wenig. Wieviel Fenster waren zu illuminieren? Wieviel Lichte besaß er?

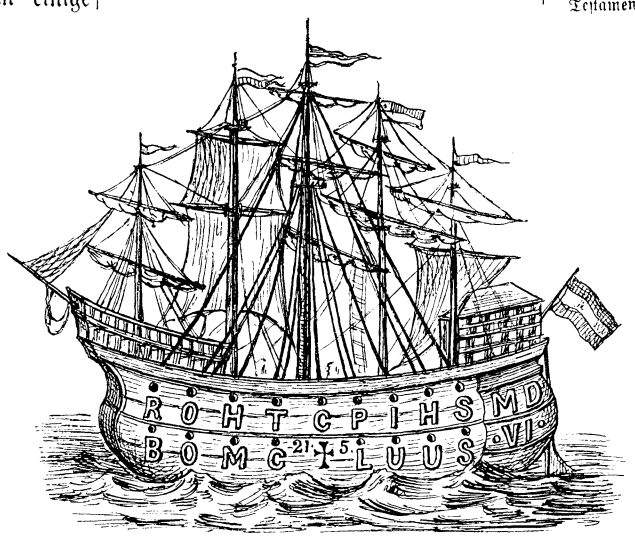
Rätsel.

Ein Kleidungsstück — wenn ich Kopf und Fuß abschnitte —
Birgt ein Getränk in seiner Mitte.

Palindrom.

Ein Vogel ist's, des Stimme schallt
Im Lenz herüber aus dem Wald,
Man mag's von vorn, von rückwärts lesen,
Es bleibet stets, was es gewesen.

Buchstabenrätsel.



Auflösung des Logogriphs in Nr. 34.

„Furie, Uri."

Auflösung der Aufgabe in Nr. 34.

Auf die Brüder kommen 12 000 und 4000, auf die Schwestern je 8000 Mark.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 34.

„Sofa, Soda."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 34.

„Gepäck, Gebäck."

Fragen und Antworten.

Hofgärtner in spe. Sehr gerne. Vinca rosea *L.* ist eine einfache Pflanze, die aber im Zimmer gut gedeiht, wo ihre weißen oder rosenroten Blüten mit rotem oder gelbem Auge zahlreich erscheinen. Vermehrung durch Stecklinge mit etwas altem Holz von angetriebenen Pflanzen. Man versetzt sie im Frühjahr in Heide- und Lauberde mit wenig Sand.

Emil St. Dein Freund hat ganz recht, die Oelfarbe muß dick, recht pastös aufgetragen werden. Nur nicht ängstlich, recht keck draufgeklext! Uebrigens sollst Du Dich, wenn Du die Sache ernst nimmst, nach einem guten Lehrer umthun.

J. S., stolzer Gymnasiast in Athen. Solchen Stolz liebt der „Gute Kamerad", und der Nürnbergertrichter, von dem Du scherzweise sprichst, nun, der wird solcher Willenskraft gegenüber seine Dienste nicht versagen können. Kameradschaftlichen Gruß!

Ein neuer treuer Abonnent will seinen lieben Kameraden das folgende Zauberkunststückchen mitteilen und versichert, daß es immer viel Spaß mache: „Man nimmt," schreibt er, „ein Spiel Karten und leimt alle Blätter bis auf zwei aufeinander. Dann schneidet man durch die aufgeleimten Karten ein viereckiges Loch, daß nur die Ränder der Karten bleiben. Dann leimt man unten die eine der zwei Karten darauf, mit der Rückseite nach außen. Nun müssen die Karten in ein Kästchen ganz genau hineinpassen, das am Deckel und Boden mit Gummi betupft ist. Jetzt lege man die noch übrige Karte auf das Kartenspiel, mit der Vorderseite nach oben, zeige sie den Zuschauern (setze aber vorher einen Frosch in das ausgeschnittene Loch). Nun lege man das Kartenspiel ins Kästchen und mache es zu. Macht man es unter verschiedentlichem Hokuspokus auf, so klebt die oberste, leicht darauf gelegte Karte an der Decke, und die Zuschauer werden zu ihrem Erstaunen das Kartenspiel in einen Frosch verwandelt sehen. Damit macht der Künstler immer Furore!"

Xaverius Habakuk Salomon David. (Da wäre das Alte Testament ja fast gar beisammen.) Du fragst, wie man Holz stark biegen kann. Das ist leichter gefragt als gesagt, aber sintemalen und alldieweil die Beantwortung dieser Frage auch viele andere der Kameraden interessieren dürfte, wollen wir diesmal an Raum nicht sparen. Also höre: Für viele Zwecke genügt es, wenn aus Holz zu fertigende gebogene Gegenstände, Bogen u. a., die keinen großen Druck oder Zug auszuhalten haben oder keinem starken Anprall, Stoß oder Schlag ausgesetzt sind, solche aus einem Brett auszuschneiden und dann auszuarbeiten. Soll aber ein Gegenstand mehr Widerstand leisten, ein Brechen desselben verhütet werden, sucht man entweder krummgewachsenes Holz, als welches vorzüglich die Aeste und Wurzeln beim Uebergang in den Stamm zu bezeichnen sind, zu erhalten, oder man biegt gerade gewachsenes Holz nach der Form, welche der zu fertigende Gegenstand erhalten soll. Wenn nun einer unserer Kameraden in die Lage kommen sollte, letzteres Verfahren anwenden zu müssen, so ist dabei mancherlei zu beobachten und zu bedenken. Zunächst taugt nicht jedes Holz zum Biegen, weil es nicht einerlei ist, ob man ein geradfaseriges Stück nimmt oder ein solches, dessen Fasern in verschiedenen Richtungen laufen oder durch Aeste, Gallen u. dergl. unterbrochen wurden. Nur geradfaserige Stäbe aus einem elastischen Holze (am besten Nußbaum, Rotbuche und Esche) taugen zu einem stärkeren Biegen, und gelingt dasselbe an frischem, noch saftigem Holze besser als an ausgetrocknetem. Ebenso ist jüngeres Holz leichter als älteres, Splintholz (der nach der Rinde zu liegende Teil eines Stammes) besser als Kernholz zu biegen. Am besten erreicht man den Zweck, wenn das Holz längere Zeit in heißem Wasser eingeweicht, förmlich gekocht wird, oder wenn man heiße Dämpfe auf dasselbe einwirken lassen kann, sodann das so erweichte Material, welches durch das Kochen eine gleichmäßigere elastische Masse geworden ist, über ein Modell, welches nach der gewünschten Form hergestellt ist, allmählich preßt, schraubt oder bindet. Die Fasern mit der dazwischen

liegenden Holzmasse werden an der runden Seite ausgedehnt, auf der hohlen zusammengepreßt; die Form des demnach veränderten Holzstückes wird ohne Beeinträchtigung seiner Haltbarkeit sich dauernd erhalten, wenn es bis zum vollständigen Austrocknen eingepreßt oder eingespannt bleibt. Durch Einwirkung von Luft, Wärme oder Sonne kann man die Zeit des Austrocknens verkürzen. In manchen Fällen, bei sehr gleichmäßiger Struktur der Fasern wird es genügen, wenn man das Holzstück an den Enden einspannt und nach und nach durch ein Anziehen oder Zusammenrücken demselben die Gestalt eines Bogenstückes gibt. Sollte dabei beobachtet werden, daß das so eingespannte Stück an einer Seite sich mehr biegt als an der andern, muß an ersterer dem Biegen ein Hindernis entgegengesetzt werden, wenn dasselbe an der ganzen Form durch Nachspannen fortgesetzt wird. Besser ist das Biegen über eine Form deshalb immer. — Will man nur einen Teil eines Stückes, z. B. den Griff eines Stockes biegen, wird auch nur dieser erweicht, nach und nach in gebogenen Zustand gebracht und bis zum vollständigen Austrocknen, welches mehrere Wochen dauert, eingepreßt erhalten. In großem Maßstabe mit sehr kostspieligen Einrichtungen geschieht das Biegen des Rotbuchenholzes in den Fabriken der Firma Thonet, welche die weltbekannten gebogenen Möbel liefert. — Man kann auch gebogene Gegenstände aus mehrfach übereinander geleimten Fournierstreifen von circa 2 mm Stärke und der nötigen Breite herstellen. Wir haben uns früher selbst Stockgriffe in dieser Weise gefertigt und mittels eines Zapfens auf einen Stock gesetzt. Man legt das Bündel Fourniere zusammen, wie es die Stärke verlangt, in flüssigen Leim und kocht es darin, biegt es dann möglichst rasch über eine Form, die man sich aus Holz selbst zurechtschneiden kann, indem man Papier zwischen Form und Fournier legt, um das Anleimen an erstere zu verhüten. Das Einspannen über der Form muß so lange dauern, bis ein vollständiges Austrocknen stattgefunden hat, was in diesem Falle rascher von statten geht. Nach dem Losspannen kann man dem vollständig unveränderlich bleibenden, unverwüstliche Festigkeit zeigenden Bogenstücke die nötige runde, eckige oder sonstige Form geben, was mittels Messer, Hobel, Raipel oder Feile geschehen kann. Durch Abwechselung von hellen und dunkeln Fournieren kann man für symmetrische Formen ein schönes Aussehen hervorbringen, wobei aber ein sehr akkurates Bearbeiten nötig ist. — Das an sich ziemlich spröde Rotbuchenholz kann man auch dadurch biegsam machen, wie die Zeitschrift für Drechsler 2c. sagt, daß man es 4 bis 8 Stunden in eine Lauge einlegt, welche aus einer Lösung von kohlensaurem Kali oder Natron und Zusatz von Kalkhydrat besteht. Das Holz bekommt dadurch eine lederartige Beschaffenheit, nimmt aber nach dem Austrocknen wieder eine größere Festigkeit an. — Das Biegen über die Formen geschieht mittels Klemmschrauben, Schraubzwingen, durch Stricke oder Gurte.

Franz von L.

Wahre Größe hat allein,
Wer die Größe missen kann.
Wer's versteht, ein großer Mann
Und ein schlichter Mensch zu sein.

Max von M. Wir sollen Dir einige „schwierige" Kunststücke für das Byciclette angeben. Gut, wir wollen uns einige solche ausdenken. Laß Dir indessen Deinen Rennanzug an allen Ecken und Rundungen hübsch fein auswattieren, daß wir, so uns das Eisenroß aufs Pflaster setzt, nicht allzu hart aufschlagen.

Otto Beundorf in **Ehrsten** bei **Kassel, Grebenstein, Post Meimbressen,** fragt seine lieben Kameraden, ob ihm einer sagen kann, wie man sich eine kleine Gasanstalt anlegt.

G. v. J. Gerne, aber die Briefadresse oder Deine Buchhandlung mußt Du uns angeben. Nenne dann auch nochmals den Zweck Deines Schreibens.

Paul C . . . . d. An Ostern glücklich Quartaner geworden? Gratulieren!

Ernst W. in **H.** Gewiß, wenn der „G. K." auf seiner heurigen Ferienreise nach Hamburg kommen sollte, besucht er Dich. Das soll aber ein Fest geben, heißa! — Eine Beschreibung der dortigen Ausstellung ist ihm ganz willkommen, nur sollst Du dadurch ja keine Schulpflichten versäumen.

Beno Cordes in **Eisenstadt.** Du kaufst am besten, wenn Du Dich an einen der Taubenzuchtvereine wendest, wie sie jetzt in allen größeren Städten existieren.

Der um Verzeihung Bittende. (Th. H.) Böse? Ei beileibe! Gerne würden wir Deinem Wunsche willfahren; wie aber soll man Dir Tauschangebote und Zusendungen machen, wenn Du keine Adresse angibst? Da müßte man ja ein Hexenmeister sein.

Schlecker in **R.** Alles bei Stumpf und Stiel aufgegessen? — Daß Dich das Mäusle beiß!

Obertertianer B. in **W.** Der „G. K." erwidert den Gruß bestens. Sei besonnen, verliere den Mut nicht, es wird sich schon wieder zum Guten wenden.

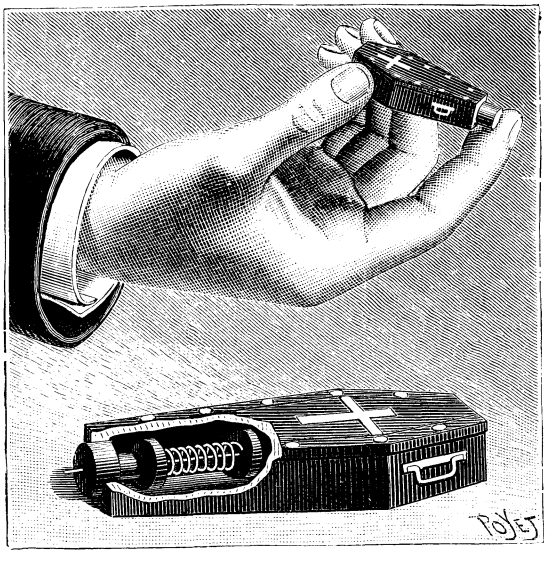
X. Y. in **Z.** In der Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierkorps heißt es: Die Eltern (Vormund) haben einen Revers auszustellen über die Gewährung der Mittel zur Equipierung und der erforderlichen Zulage, und zwar: a) die erste Equipierung bei der Einstellung als Kadett zu beschaffen, b) demselben eine monatliche Zulage von mindestens 60 Mk. bis zur Beförderung zum Offizier und alsdann eine weitere Zulage von monatlich 50 Mk. zu zahlen, c) während der Kommandierung desselben zum Kadettencötus der Marineschule außerdem noch einen einmaligen Unterhaltungszuschuß von mindestens 150 Mk. einzuzahlen, endlich d) die Kosten der Equipierungen bei Einschiffung an Bord des Seekadettenschulschiffes und nach erfolgter Beförderung zum Offizier zu tragen.

Egbert L. Das in seinem 13. Jahrgange erscheinende „Deutsche Schülerjahrbuch", herausgegeben von Dr. Max Vogler, erschienen bei Theodor Hofmann in Gera, ist als praktisches Taschenbuch mit Kalendarium und vielen belehrenden Tabellen sehr empfehlenswert.

Otto G. in G. Dank für die Belehrung. Gewiß, ausnahmsweise kann das schon der Fall sein.

Robert Desregger. ad 1) Herzlichen Dank für die Zuführung der beiden neuen Kameraden. Den letzteren zum Willkommen ein kräftiges: Prosit! — ad 2) Chromsäure kann jedes elektrotechnische Institut liefern, auch jeder Apotheker herstellen. Die Leipziger Lehrmittelanstalt liefert ebenfalls. Uebrigens haben wir S. 367 unter Chiffre X. Y. in Hbg. ein Rezept angegeben, nach dem Du die Herstellung selbst unternehmen kannst. — ad 3) Der Abdruck entspricht genau dem Farbenton der Tinte, die Du mit der Walze aufträgst. Ueber die Herstelluug der Tinte s. unsere Notiz, Seite 368 unter R. K. in Danzig. — Freundlichen Gruß!

K. B. in A. Affen sind keine angenehmen Haustiere, außer Kapuzineraffe (Cebus capucinus), Pinselaffe (Hapale Jacchus) und Löwenäffchen (Midas rosalia) und ihre Verwandten; letztere beiden Arten sind sehr niedlich, aber gegen Kälte und Zugluft empfindlich. Zu den verschiedenen Arten von Cercopitheeus raten wir Dir nicht, denn sie sind launenhaft, unberechenbar, mißtrauisch, bösartig und verderben viel im Hause.



Die stechende Kassette.

Namentlich Affenmännchen sind kein Spielzeug für Deine jüngeren Geschwister. Die Preise sind sehr verschieden und schwankend, besonders je nachdem man die Tiere in einer Hafenstadt von einem Matrosen oder einem Tierhändler kauft. Du erfährst dieselben am besten von den Tierhändlern Hagenbeck in Hamburg und Jamrach in London, welche auch die größte Auswahl haben. — Um Direktor eines großen zoologischen Gartens zu werden, muß man gründlich Naturwissenschaften und namentlich Zoologie der Vorbereitung studiert und die Lebensbedingungen und Pflege der höheren Tiere der verschiedenen Klassen praktisch kennen gelernt haben und zugleich etwas von Biologie und Tierheilkunde verstehen. Gruß freundlichst erwidert.

Herm. v. Bismarck in **Wiesbaden.** Du fühlst Dich im Hinblick auf die Geschichte „Kong-Kheou", die Dir so gut gefällt, gezwungen, dem „G. K." zu sagen, daß Du „aus China" bist. Ei der Tausend — das klingt allerdings überraschend. Da kennst Du am Ende gar den Tong-tschi oder den Ho-po-so und kannst uns noch mehr von ihnen erzählen? Das wäre herrlich!

Tauschmarkt.

Alfred Baumgärtel in **Plauen i. V., Moritzstraße 2,** bittet seine Kameraden im Auslande um Zusendung von Postkarten ihres Landes. Im voraus besten Dank!

Paul Fusbahn in **Bonn a. Rh., Nassestraße 5,** möchte seine reiche Steinsammlung gegen einen photographischen Apparat oder gegen ein elektrisches Läutewerk oder gegen einen Rumkorffapparat, letzteren mit Element, vertauschen.

Ph. Reuter in **Nürnberg, Paniersplatz 9 I,** wünscht eine große Käfersammlung, circa 1000 Stück, gegen seltene Briefmarken zu vertauschen.

Briefmarken sammelt und tauscht: H. Schneider in Bukarest, Str. Coltce 21. — S. Obersohn in Essek. — Fritz Ehlers zu Berne in Oldenburg. — Alfred Knoop in Hamburg, Hohenfelde, Elisenstraße 14. — Hermann Kurz, Adresse J. F. Demmler in Reutlingen, Kanzleistraße. — Herrmann Eisenberg in Berlin, Kaiserhofstraße 1. — B. Hirschberg in Regensburg, Hemauerstraße 29. — Bruno Bauer in Magdeburg, Gr. Marktstraße 8. — Carl Dralle in Ahlsfeld, Unter der Kirche 119. — A. Bermdorf zu Cöthen in Anhalt, Bernburgerstraße 2.

M. Liegniez in **Saarlouis, Augustiner- und Blauhandstraße 99,** hat 130 Stempel gegen Münzen und 60 Vignetten gegen Freimarken zu vertauschen.

Wer gibt für einen Induktionsapparat samt Leclanché-Element (Neuwert 8 Mark) eine gut arbeitende Dampfmaschine ab. Adresse J. Tritz in Steyr (postlagernd).

Paul Coutelle in **M.-Gladbach, Crefelderstraße 126,** hat eine ganz neue Lokomotive mit Tender, Spiritusheizung, hartgelötetem Kessel, Sicherheitsventil, Dampfpfeife u. s. w. zu vertauschen und wünscht dagegen einen Induktionsapparat, einen Dynamo-Elektro-Kraftmotor, oder eine Edisonsche Glühlampe. Letztere mit Element.

Ein noch sehr gut erhaltenes Theater mit vielen Requisiten gegen eine elektrische Maschine, dann eine Laterna magica mit vielen Bildern (Wert 38 M.), gegen eine Stirnsche Geheimcamera zu vertauschen. M. B. in München, bahnpostlagernd.

Ich bitte meine Kameraden, die mir Marken geschickt haben, sich ein wenig zu gedulden; ich habe nämlich über 30 Briefe bekommen. M. Ligniez in Saarlouis, per Adr. H. W. in Kassel.

Gebe eine große Menge alter österreichischer Briefmarken, Levantepostmarken, Venetien und Lombardei, soldi, an Ganzsachensammler gegen 100 ganz alte österreichische Korrespondenzkarten. Josef Egert in Innsbruck, Müllerstraße 7 I. r.

Hans Schröder in **Karlsruhe, Kriegstraße 65,** gibt einen neuen großen Zauberapparat gegen eine Druckerpresse.

W. Teich in **Dresden, Stallstraße 11,** bittet großmütige Kameraden um den Ueberfluß ihrer Briefmarkendubletten.

Ulrich von Seebach zu **Mühlhausen i. Thüringen,** vertauscht Stempel und zwei Bücher.

E. Fiedhe in **Schwerin i. M., Steinstraße 20,** tauscht Münzen gegen Marken.

Anfängern im Briefmarkensammeln stellt Fischel, Klosterschüler in Ilfeld a. H., eine Anzahl Freimarken gratis zur Verfügung.

E. Zech in **Halberstadt, Wernigeroderstr. 23,** wünscht mit Entomologen und Mollusken sammlern in Westfalen, Schweden und Dänemark in brieflichen Verkehr zu treten; auch hat derselbe viele naturwissenschaftliche Präparate zu vertauschen.

Wilh. Proepper in **Euskirchen** sucht eine Laterna magica oder Dampfmaschine und gibt dafür 30 seltene Steine.

Karl Muckenschnabl in **Wien III B, Geologengasse 8,** möchte ein Tesching ohne Knall und eine Scheibe gegen Druckerpresse mit Lettern, eine Siemens-Halske Glühlampe, ein Mikroskop und einen Kohlenspitzenapparat eintauschen.

Josef Freiherr von Im Hof in **München, Promenadestraße 15,** wünscht zu erwerben: Sachsen 3 Pfg. rot 1850; Sachsen 5 Groschen hellviolett 1862; Bayern 12 Kr. lila 1870; Persien 2 Schahi grün, gezähnt 1868; Canada 3 Pence rot Biber 1851.

Isidor Glatz in **Komotau, Prageistr. 50,** hat ein Malready-Couvert, one Penny abzugeben.

Hermann Hofmeister in **Jena, Neugasse 38,** hat eine Markensammlung (circa 650 Stück) gegen eine Käfersammlung umzutauschen.

Paul Lipinsky, p. Adr.: **Frau Kreisrichter Fröhlich in Pleß (Oberschlesien),** gibt seinen photographischen Apparat ab.

Karl Demmler in **Heilbronn a. N., Untere Allee 16,** vertauscht ein Pärchen schöner Kaninchen.

Hans Ermekeit in **Bonn, Colmantstraße 14,** wünscht eine Laterna magica mit 13 Bildern, einen Schmetterlingskasten und Mineralien gegen einen guten photographischen Apparat zu vertauschen.

Otto Schmeter in **Brünn, Giskrastraße 5, I St. 1 Stiege,** bittet um Zusendung gepreßter Pflanzen.

Richard Thomé in **Hannover, Hausmannstraße 9,** sucht lebende, nicht giftige Schlangen oder Eidechsen gegen Marken, Steine 2c.

Otto Schohl, per Adresse: **E. Schohl We.** in **Pirmasens (Pfalz),** hat abzugeben: 1 neues Reißzeug; 1 Fernrohr; 1 Bronzefarbkasten; 1 Markenalbum mit 420 seltenen Marken; 1 Luftpistole gegen ein Byciele oder Trycicle.

Möchte meine sehr gut erhaltene Druckerpresse und 500 Lettern vertauschen. Bitte tauschlustige Kameraden um Angebote. Karl Karcher in Ludwigshafen a. Rh., Oberes Rheinufer 1.

Paul Blüthgen in **Torgau, Leipzigerstraße 89 I,** bittet sich von seinen Kameraden Kartenbriefe von Oesterreich aus.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Ein „Museum der Religionen“

ist in Paris von einem Herrn Guimet gegründet worden. Dasselbe befindet sich in der Nähe des Trocadero. Gegenwärtig ist das Museum erst zum Teil geordnet, bietet aber trotzdem höchst Bedeutendes. Die in Indien, Tibet, Siam, China und Japan herrschenden Religionen mit all ihren Sekten sind durch eine reiche Auswahl von Götzenbildern und gottesdienstlichen Gegenständen vertreten, darunter manche von hohem geschichtlichen und künstlerischen Werte. Unter den Priestergewändern sind so seltene und dabei so wertvolle, prächtige Stoffe, wie man sie sonst fast nirgends findet. Ein wahres Prachtstück ist die Mandara von Koo-Boo-Dai-Shi (Japan), eine Gruppe von etlichen sechzig buddhistischen Götzenbildern. Prächtige Handschriften und Zeichnungen, kunstreiche Vasen und Gegenstände aus Bronze befinden sich in großer Zahl in fast allen Abteilungen.

Herr Guimet hat die meisten Gegenstände selbst an Ort und Stelle erworben und hat sich von den Priestern in ihren Lehren unterrichten lassen. Sein Begleiter, der Maler Regamey, verlegte sich seinerseits darauf, Priester, Tänzerinnen und sonstige beim Götzendienst Mitwirkende, Tempel, Landschaften u. s. w. zu malen. Seine Bilder erläutern daher vielfach die Beschreibungen und sind stets eine wertvolle Vervollständigung. Ebenso auch die Bücherei, welche schon 16000 Bände in den verschiedensten Sprachen umfaßt und Gelehrten zur Benutzung frei steht. Die ägyptische Abteilung enthält auch eine verhältnismäßig große Sammlung von Kultgegenständen, welche in Europa (Lyon und Umgebung) gefunden wurden. Herr Guimet macht aufmerksam, daß der Kultus der alten Aegypter in Europa während der Römerzeit außerordentlich verbreitet gewesen sein muß. In unzähligen Gräbern werden Gegenstände gefunden, welche dies bezeugen. Im Garten des (zur Hälfte auf Kosten des Herrn Guimet errichteten) Museums werden, soweit es das Klima gestattet, diejenigen Pflanzen gebaut, welche religiöse Bedeutung haben oder zu gottesdienstlichen Handlungen gebraucht werden. Mit dem Museum steht auch die Revue de l'Histoire des Religions unter Leitung von Maurice Vernes in Verbindung.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

„Ich habe es!“ sagte er. „Die janze Jeschichte liegt hell und klar vor meine jeistige Fähigkeiten; nur mit die Sänftenträger weiß ich noch nicht, woher sie nehmen.“

„Nun, schieß los!“

„Soll jeschehen. Sie wissen wohl, daß ich länger bin als Sie?“

„Natürlich! Was soll diese Frage?“

„Stören Sie mir nicht in meinem Zirkel! Auch werden Sie bemerkt haben, daß Sie dicker sind als ich?“

„Zu meiner Kenntnis ist auch das gekommen, ja.“

„Und wat sagen Sie nun von die Jestalt unseres heutigen Wirtes?“

„Wieso? In welcher Beziehung meinst du das?“

„In Beziehung der seinigen Jestalt auf die unserige Figur.“

„Nun, er ist nicht ganz so beleibt wie ich und auch nicht ganz so lang wie du.“

„Janz recht! Er steht so mitten inne. Darum jebe ich mir der Ueberzeugung hin, daß seine Anzüge uns beiden so leidlich passen würden, wenigstens für des Nachts.“

„Möglich, sogar wahrscheinlich. Aber denkst du etwa, daß er sie uns leihen würde?“

„Warum nicht?“

„Nein. Er mag von der Sache persönlich nichts wissen.“

„Aberst fragen können Sie ihn doch! Und sollte er sie nicht herjeben wollen, nun, so schafft unser Jottfried Rat.“

„Wieso?“

„Ich mause sie, oder ‚ek muise zij‘, wie der Mijnheer sagen würde.“

> Du wirst mit gutem Willen viel erringen,
> Doch nur ein fester Wille kann das Schicksal zwingen.
>
> Ludwig Habicht.

„Gottfried, wie lautet das siebente Gebot?“

— „Stören Sie mir nicht in meinem Zirkel! Auch werden Sie bemerkt haben, daß Sie dicker sind als ich?“ —

„Weiß schon: Du sollst nicht stehlen! Doch will ich dat auch jar nicht. Er soll seine Habitussens zurück erhalten. Und diese Medailljens, welche wir brauchen, werden ‚ook gemuist', wenn wir sie nicht anders bekommen können."

„Gottfried, Gottfried!"

„Methusalem, Methusalem! Wenn Sie wat bessers wissen, so sagen Sie es! Sie können nur als Mandarin und mit einem Zeichen versehen sich Eingang verschaffen. Ueberlejen Sie sich den Schlafrock; ich werde Ihnen nicht dabei stören."

Er ging fort, um seinen Spaziergang wieder aufzunehmen, und kehrte erst nach längerer Zeit zurück, um zu fragen:

„Nun, haben Sie einen andern Weg entdeckt?"

„Nein."

„So muß es bei dem meinigen bleiben."

„Das fällt mir schwer. Sollen wir das Vertrauen des Tong-tschi in dieser Weise täuschen? Denn was wir ihm heimlich nehmen, können wir ihm dann nicht wieder zustellen."

„Warum denn nicht?"

„Weil wir keine Zeit dazu haben und die Sachen auch keinem Boten anvertrauen dürfen."

„Hm! Dann wären sie allerdings jestohlen, und ein Spitzbube ist der Jottfried nie jewesen. Hier, grad hier sitzt der Hase, über den ich nicht jern stolpern möchte. Denken wir also weiter nach!"

Aber das Grübeln war umsonst. Degenfeld sah ein, daß er vor allen Dingen hören müsse, welchen Vorschlag ihm der Tong-tschi machen werde. Dieser hatte ihm ja einen guten Rat versprochen.

Aber der Nachmittag verging, ohne daß der Mandarin sich sehen ließ. Es wurde Abend und man rief die drei zum Mahle in das Haus. Es war für sie allein gedeckt. Degenfeld fragte den servierenden Diener nach seinem Herrn und hörte, daß derselbe Besuch empfangen habe.

„Es ist der Ho-po-so, welcher mit ihm in seinem Zimmer speist," fügte der redselige Mann hinzu.

„Der Ho-po-so? Wann ist er gekommen?"

„Vor einer halben Zeit."

Eine halbe Zeit ist gerade eine Stunde. Also schon so lange war er da! Er aß mit dem Tong-tschi, ohne sich vor den Gästen sehen zu lassen, welche zu begrüßen er gekommen war! Das war sonderbar.

Später hörte Degenfeld die Schritte mehrerer Leute, welche draußen am Speisezimmer vorübergingen. Dann erfuhr er, daß der Ho-po-so sich entfernt habe.

„Das ist beleidigend," sagte er zu Gottfried. „Wir haben ihn von der Piratendschunke geholt; er verdankt uns nicht nur das Leben, sondern auch die Ehre und Reputation; er hat auch dem Tong-tschi gesagt, daß er morgen oder sogar schon heut kommen wolle, um uns zu sehen, und nun er da ist, sucht er uns nicht auf und entfernt sich wieder, ohne uns sein mongolisches Angesicht gezeigt zu haben. Was soll man davon denken!"

„Wat ich denken soll, dat weiß ich."

„Nun, was?"

„Der Tong-tschi wird erzählt haben, wat jeschehen ist, und nun mag dieser liebe Hafen- und Flußmeister nichts von uns wissen. Als er sich in Jefahr befand, waren wir ihm willkommen; nun aber wir uns in Jefahr befinden, beeilt er sich, heiler Haut nach Hause zu begeben. Dat ist so der Lauf der Welt und die Jepflogenheit des Menschenjeschlechtes."

„Aber feig und undankbar!"

„Wat mir betrifft, so bin ich nicht zu den Chinesigen jekommen, um Mut und Dankbarkeit bei sie zu suchen. Meinetwegen mag dieser Ho-po-so sich — — —"

Er hielt inne, denn der Tong-tschi trat ein, grüßte sehr freundlich und erkundigte sich, wie sie bedient worden seien. Der Methusalem antwortete anerkennend und war dann ziemlich erstaunt, als der Wirt ihm sagte, daß der Ho-po-so dagewesen und soeben fortgegangen sei. Er hatte erwartet, daß er diesen Besuch verheimlichen werde, um seine Gäste nicht zu kränken.

„War er nicht gekommen, uns zu begrüßen?" konnte der Student sich doch nicht enthalten, zu fragen.

„Ja," antwortete der Mandarin ganz unbefangen. „Er hatte sich sehr darauf gefreut, Sie zu sehen."

„So kommt er wieder?"

„Nein."

„Dann ist es mir unbegreiflich, daß er gegangen ist, ohne sich sehen zu lassen!"

„Es fiel ihm plötzlich ein, daß er etwas sehr Wichtiges vergessen hatte; darum mußte er sich beeilen und hat mich gebeten, ihn zu entschuldigen."

„Dessen bedarf es nicht. Wir dürfen ja nicht so unbescheiden sein, ihn von wichtigen Dingen abzuhalten."

Ueber das Gesicht des Tong-tschi glitt ein feines Lächeln. Er wußte gar wohl, wie Degenfeld seine Worte meinte, that aber gar nicht so, als ob er ihn verstehe. Er setzte sich zu den dreien an den Tisch, verlangte Pfeifen und gab, als diese brannten, dem Diener den Befehl, sich zurückzuziehen und jede Störung fern zu halten.

Nach dieser Einleitung wollte der Methusalem vermuten, daß der Mandarin nun von den Gefangenen sprechen und vielleicht einen guten Rat zum Vorschein bringen werde. Dem war aber nicht so, denn der Chinese begann wieder von dem Ho-po-so zu sprechen. Er sagte:

„Dieser Mandarin hat über den Hafen von Kuang-tschéu-fu und alle Flüsse des Landes zu gebieten. Es darf ohne seine Erlaubnis kein Schiff kommen oder gehen. Vorhin nun besann er sich darauf, daß der Kapitän eines Tsʼien-kiok um die Genehmigung nachgesucht habe, abzusegeln. Der Ho-po-so hatte das vergessen, und da das Schiff morgen schon weit von hier sein muß, so eilte er fort, um das Versäumte nachzuholen."

Tsʼien-kiok heißt wörtlich: Tausendfuß. So werden die leicht gebauten Kriegsdschunken genannt, welche besonders die Flüsse des Binnenlandes und Kanäle befahren. Sie werden außer von den Segeln auch durch eine Menge von langen Rudern fortgetrieben, welche zu beiden Seiten des Fahrzeuges in das Wasser greifen. Die schnelle Bewegung und große Anzahl dieser Ruder ist der Grund, daß man diese Fahrzeuge oft Tausendfüße nennen hört.

Was aber hatte so ein Schiff heute abend für eine Wichtigkeit? Warum sprach der Tong-tschi von demselben, wo man von ihm ganz anderes erwartet hatte?

„Haben Sie schon einmal so einen Tsʼien-kiok rudern sehen?" fragte er in einem Tone, als ob dieser Gesprächsgegenstand der vorzüglichste sei, den es nur geben könne.

„Nein," antwortete der Methusalem kurz.

„Sie werden es noch sehen und sich über die Schnelligkeit wundern, mit welcher es in kurzer Zeit große Strecken zurücklegt."

„Später! Heut aber habe ich an ganz anderes zu denken!"

„O, warum wollen Sie nicht auch einmal von einem Tausendfuße sprechen oder hören? Er wird zwei Stunden nach Mitternacht abgehen, kann aber auch vorher bereit dazu sein."

„So!" dehnte Degenfeld.

„Er muß nämlich noch in dieser Nacht fort, um einen Yao-tschang-ti*) nach Schüjuan zu bringen."

„Wohnen dort viele Leute, welche die Steuern schlecht bezahlen?" fragte der Student, um nur etwas zu sagen.

„Ja. Aber wissen Sie, wo Schü-juan liegt?"

„Nein."

„Es liegt jenseits hoch oben am Pekiang, wenn man nach Schao-tschéu fährt."

Jetzt wurde der Methusalem aufmerksam, denn die letztgenannte Stadt lag auf der Route, welche er einschlagen wollte. Warum erwähnte der Mandarin sie? Hatte er doch einen Grund, von dem Tausendfuße zu sprechen?

„Dieses Schiff", fuhr er fort, indem er mit den kleinen Augen blinzelte, „ist das schnellste, welches ich kenne. Wenn es heute zwei Stunden nach Mitternacht fortfährt, wird es übermorgen noch vor Mittag den Pe-kiang erreichen, wozu ein anderes Schiff zwei volle Tage braucht. Es legt bis dorthin nicht am Ufer an und würde für denjenigen, welcher sehr schnell und rasch weit von hier entfernt sein will, eine vortreffliche Gelegenheit bieten."

Es war klar, er sagte das nicht ohne eine gewisse Absicht. Sollte das etwa der Rat sein, den er hatte geben wollen? Wollte er als Beamter ihn nicht direkt erteilen, sondern ihn erraten lassen? Dies war immerhin anzunehmen, und darum fragte der Methusalem:

„Nimmt denn ein Kriegsschiff auch Passagiere mit?"

„Ja, wenn Sie dem Kapitän empfohlen sind."

„Auch Fremde?"

„Jeden, der eine Empfehlung besitzt."

„Und muß dieselbe eine schriftliche sein?"

„Ja. Noch besser aber ist es, wenn derselben eine mündliche vorangegangen ist. Aber wer einen Paß besitzt, wie zum Beispiel ich Ihnen ausgestellt habe, bedarf dessen gar nicht. Besitzt er aber außer demselben auch noch eine schriftliche und mündliche Empfehlung, so kann er auf dem Tausendfuße schalten und walten, als ob derselbe sein Eigentum sei.

„Das würde der Kapitän sich nicht gefallen lassen!"

„Oh, was ist der Kapitän einer Flußdschunke! Nichts, gar nichts! Sie wissen ja, daß China gar keine Seeoffiziere besitzt. Sie existieren nur dem Namen nach. Ein Soldat wird zu Lande oder zu Wasser verwendet, ganz wie es seinem Vorgesetzten beliebt. Landoffiziere kommandieren auf Dschunken, und Seeoffiziere befehligen Landabteilungen, und dabei verstehen sie keins von beiden. Ich bin Chinese, aber ich kenne unsere Mängel und weiß recht gut, weshalb wir in jedem Kriege, den wir mit den Fremden führen, geschlagen werden und geschlagen werden müssen. Der Kapitän dieses Tausendfußes ist ein gewöhnlicher Scheu-yü-tsiang-tsung, auch Scheu-pi*) genannt, dem kaum seine Soldaten gehorchen. Die eigentliche Führung des Schiffes fällt, wie auch bei den Handelsdschunken, dem Ho-tschang zu.

„Und hat der Yao-tschang-ti etwas zu befehlen?"

„Der Steuereintreiber? Diese Leute treten überall befehlend auf und gebärden sich, als ob sie hohe Mandarinen seien; aber sie haben nur Macht über die säumigen Steuerzahler, sonst über keinen Menschen. Sie brüllen einen jeden an, kriechen aber in dem Staube, wenn er sie noch lauter anschreit."

„Dann muß eine Segel- und Ruderfahrt mit solchen Leuten sehr interessant sein."

„Das ist sie gewiß. Vielleicht haben Sie bald Gelegenheit, eine solche Fahrt zu unternehmen, da Sie ja auch den Pe-kiang hinauf wollen."

„Woher wissen Sie das? Ich erinnere mich nicht, es Ihnen gesagt zu haben."

„Ihr Liang-ssi sprach davon, als ich ihn heute früh zufällig im Garten traf."

„So hat er Ihnen auch gesagt, weshalb ich diese Richtung einschlage?"

„Nein. Er teilte mir nur mit, daß Sie hinauf nach Schao-tschéu wollen."

„Ist Ihnen der Kapitän des Tausendfußes bekannt?"

„Ja. Der Ho-po-so hat mir seinen Namen genannt."

„Und wohl auch der Steuereintreiber?"

„Auch dieser. Ihn kenne ich persönlich. Er ist ein kleiner, dürrer Mann, dünkt sich aber ein Riese von Verstand und Würde zu sein. Er wird von allen ausgelacht, die keine Steuern schuldig sind. Es befinden sich auf diesem Tausendfuße einige Waren, welche ich holen lassen will."

„Wann?"

„Nach Mitternacht."

„Warum so spät und wenn alle Thore der Gassen verschlossen sind?"

Er blinzelte wieder sehr listig mit den Augen und antwortete:

„Weil — — nun, Ihnen kann ich es anvertrauen, weil es Waren sind, von denen niemand etwas wissen darf."

„Dürfen die Träger denn durch die Gassen? Wird man ihnen die Thore öffnen?"

„Ganz gewiß, denn ich denke, es wird einer dabei sein, welcher einen guten Paß besitzt."

„Und dieser Mann muß mit ihnen gehen?"

„Gehen? O nein! Ein Mann, welcher einen solchen Paß besitzt, darf nicht gehen. Er ist zu vornehm dazu. Auch muß ich die Waren in Sänften holen lassen, damit sie nicht von den Wächtern gesehen werden."

Jetzt begann der Methusalem, zu begreifen. Um sich völlig zu überzeugen, ob er recht vermute, erkundigte er sich noch weiter:

„Wie viele Sänften werden Sie senden?"

„Eigentlich nur sechs. Aber es kommt noch eine Doppelsänfte dazu, um die Gewehre und Kleider aufzunehmen.

„Welche Gewehre?"

„Diejenigen, welche ich von hier nach dem Tausendfuße sende. Für sie wäre eine einfache Sänfte nicht räumlich genug. Und dann bekomme ich von dem Schiffe aus Kleider zugeschickt. Es ist ein kleines, heimliches Geschäft, von welchem ich sehr wünsche, daß es gelingen möge."

Jetzt wußte Degenfeld ganz genau, woran er war. Der Mandarin wollte ihm Kleider leihen, um sich unkenntlich machen zu können. In diesen Kleidern sollte er die Gefangenen befreien. Dann sollte er sich mit seinen Genossen nach dem Schiffe tragen lassen und die Kleider zurücksenden.

„Aber wird man nicht die Sänften und ihre Träger erkennen?" fragte der Student, um sich genau zu unterrichten.

„Nein, denn die Leute sind wie ganz gewöhnliche Kulis gekleidet, und ich habe auch dafür gesorgt, daß ganz einfache Palankins vorhanden sind."

„Das ist ja ganz ausgezeichnet. Aber

*) Steuereintreiber, Exekutor.

*) Beides heißt Hauptmann.

werden die Träger auch so klug sein, ohne anzuhalten nach dem Schiffe zu laufen?"

„Sie brauchen nur ein einzigesmal auszuruhen. Wo das geschehen soll, das hat der Mann mit dem Passe zu bestimmen. Auch habe ich es ihnen schon gesagt. Es ist nicht allzuweit von hier."

„Sind es viele Kleider?"

„Nur zwei Mandarinenanzüge. Wollen Sie dieselben sehen?"

„Ich bitte, es zu dürfen."

„So kommen Sie!"

Der Tong-tschi führte Degenfeld in eine Stube, welche für den letzteren nicht bequemer liegen konnte, denn sie stieß an die seinige. Da hingen zwei vollständige Anzüge nebst Mützen mit Knöpfen und Pfauenfedern, welche letztere ein Zeichen großer kaiserlicher Gewogenheit und Anerkennung sind. Nicht das Geringste fehlte. Selbst die Gegenstände, welche trotz ihrer Kleinheit eine so große Wichtigkeit besaßen, waren vorhanden, denn der Mandarin griff in die Aermel, welche in China bekanntlich als Taschen benutzt werden, und zog zwei Medaillen hervor, welche er dem Methusalem zeigte, um sie dann wieder zurückzustecken. Dabei sagte er lächelnd:

„Diese Kleider und Münzen sind nämlich für zwei gute Freunde bestimmt, welche einmal versuchen wollen, wie man sich als Mandarin fühlt. Es ist nur ein Scherz, und sie werden mir diese Gegenstände alle sofort zurücksenden, damit mir später nichts davon fehle, denn über diese Münzen habe ich Rechenschaft abzulegen."

„Wann werden sich diese Freunde ankleiden?"

„Kurz bevor sie gehen. Sie nehmen ihre eigenen Anzüge in der Doppelsänfte mit, um sie dann, bevor sie das Schiff erreichen, wieder zu vertauschen."

Das war alles genau so arrangiert, als ob der Gottfried dem Mandarin seine Gedanken und Pläne mitgeteilt hätte. Nur handelte es sich darum, die Gefährten glücklich aus dem Gefängnisse und in die Sänften zubringen. Das war freilich die Hauptsache, zu deren Gelingen aber der Tong-tschi nichts beitragen konnte, wenigstens nicht direkt.

Der neue (im Vordergrund) und alte (im Hintergrund) Eddystone-Leuchtturm.

Indirekt aber that er sein möglichstes. Denn als er nun mit Degenfeld in das Speisezimmer zurückgekehrt war, brachte er das Gespräch auf die Gefangenen und beschrieb bei dieser Gelegenheit das Gefängnis so genau und eingehend, daß der Methusalem schließlich auf das allerbeste orientiert war.

Ungefähr eine Stunde vor Mitternacht brach er auf. Er sagte, daß er heute noch einige Stunden zu arbeiten habe und auch auf die Rücksendung der Kleider und Münzen warten müsse. Er schüttelte den dreien die Hände auf das herzlichste, that ganz so, als ob er nur für diese Nacht Abschied von ihnen nehme, drehte sich aber unter der Thür noch einmal um und sagte in gerührtem Tone:

„I lu fu sing!"

Als er dann fort war, schüttelte Gottfried den Kopf und sagte:

„Jetzt weiß ich nicht, ob ich ihn recht verstanden habe. Es ist mich janz so, als ob er jelauscht hätte, als wir unten im Garten miteinander sprachen."

„Das kann nicht geschehen sein, weil der Ho-po-so bei ihm war."

„Dann ist mich diese Jeschichte ein noch viel jrößeres Rätsel. Was hatten denn seine letzten Worte zu bedeuten?"

„Möge euch das Glück auf eurer Reise begleiten!"

„So hat er gesagt? Donner und Doria, dann ist es richtig! Dann habe ich ihm verstanden! Wir sollen auf das Schiff. Oder nicht!"

„Ja."

„Und wat war's mit die Kleidage?"

„Kommt! Ich will es euch zeigen."

Er führte die beiden in die erwähnte Stube. Als Gottfried die Anzüge erblickte, sagte er:

„Da ist ja jeder Wunsch erfüllt. Dieser Tong-tschi muß heut mal allwissend jewesen sein. Ich könnte ihn küssen oder ihm ein Morjenständchen off meine Oboe bringen. Nur die Zöpfe fehlen."

„Brauchen wir nicht, denn wir haben da nicht gewöhnliche Mützen, sondern Regenhüte mit Kaputzen. Er hat eben alles überlegt."

„Wie soll denn dat allens werden?"

„Das wirst du nachher erfahren. Jetzt will ich einmal sehen, wie es im Hause steht, wer noch wach und munter ist und wo sich die Sänften befinden."

Im Stockwerke brannte nur eine einzige einsame Lampe. Unten hing zwischen Vorder- und Hinterthür auch eine solche. Die erstere Thür war verschlossen; die zweite stand offen. Als Degenfeld hinaustrat, sah er die Sänften stehen. Ein Mann erhob sich vom Boden, trat nahe zu ihm heran, verbeugte sich und fragte:

„Wann befiehlt Ihre hohe Würde, daß wir aufbrechen?"

Der Sprecher war ganz einfach, wie ein Kuli gekleidet.

„Weißt du, wen ihr zu tragen habt?" fragte der Methusalem?

„Ja."

„Auch wohin?"

„Auch das."

„Nun, wohin?"

„Nach dem Schiffe."

„Direkt?"

„Nein. Wir halten einmal. Zwei hohe Herren steigen aus; der jüngere Gebieter bleibt in seinem Palankin. Dann kommen die beiden Ehrwürdigen mit drei andern Achtungsgebietenden zurück; sie steigen ein, und der Weg wird fortgesetzt, bis wir in der Nähe des Schiffes halten, um die Umkleidung abzuwarten und sie

dann auf das Deck des Tausendfußes zu bringen."

„Du hast sehr genaue Befehle erhalten. Aber wo ist die Stelle, an welcher ihr zu halten habt?"

„In der Nähe des Gefängnisses steht die Thür eines Hauses offen, in dessen Hof wir warten werden."

„Wem gehört dieses Haus?"

„Einem sehr ergebenen Diener unseres mächtigen Tong-tschi."

„Gut! In kurzer Zeit werden wir aufbrechen. Haltet euch bereit!"

Degenfeld ging in seine Stube zurück, in welcher er den Gottfried instruierte. Als er mit seiner Weisung zu Ende war, kratzte sich der Wichsier hinter den Ohren und schmunzelte:

„Allens ist jut, allens, aberst ob es jelingen wird, dat müssen wir abwarten. Leicht ist es nicht. Es scheint mich vielmehr, als ob wir noch niemals ein so jroßes Wagnis unternommen hätten. Wenn es auch nicht den Kopf kostet, so kann doch der Kragen verloren jehen. Doch, frisch jewagt, ist halb ertrunken! Ein tapferer Ritter zaudert nicht. Machen wir uns also in die Jewänder und dann auf die Beine!"

Sie vertauschten ihre Kleider mit den beiden Anzügen, wobei Richard ihnen behilflich war. Dann mußte der letztere die Habseligkeiten der gefangenen Gefährten aus deren Stuben holen. Der Hund bekam seinen Tornister aufgeschnallt, und dann begaben sie sich hinab zu den Sänften.

Dort standen jetzt vierzehn Kulis, welche ihrer warteten. Degenfeld befahl ihnen, die Effekten herabzuholen und in die Doppelsänfte zu thun. Als dies geschehen war, stiegen die drei ein.

Es schien im ganzen Hause außer den Genannten kein Mensch anwesend oder wach zu sein, eine so tiefe Stille herrschte überall. Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Thür wurde leise geöffnet und wieder verschlossen; dann ging es im Trabe die Gasse hinab.

Es war dem Methusalem keineswegs allzu behaglich zu Mute. Er stand vor einem Wagnisse, von welchem hundert gegen zehn zu wetten war, daß es übel ablaufen werde; er vertraute aber auf sein gutes Glück und sagte sich, daß sein Vorhaben zwar ein ziemlich leichtsinniges, aber doch nicht unbegründetes sei.

Die Straße war dunkel. Nur ganz vorn, wo sie durch einen Gitterbogen von der nächsten Gasse getrennt war, gab es eine Papierlaterne, bei welcher ein Wächter stand.

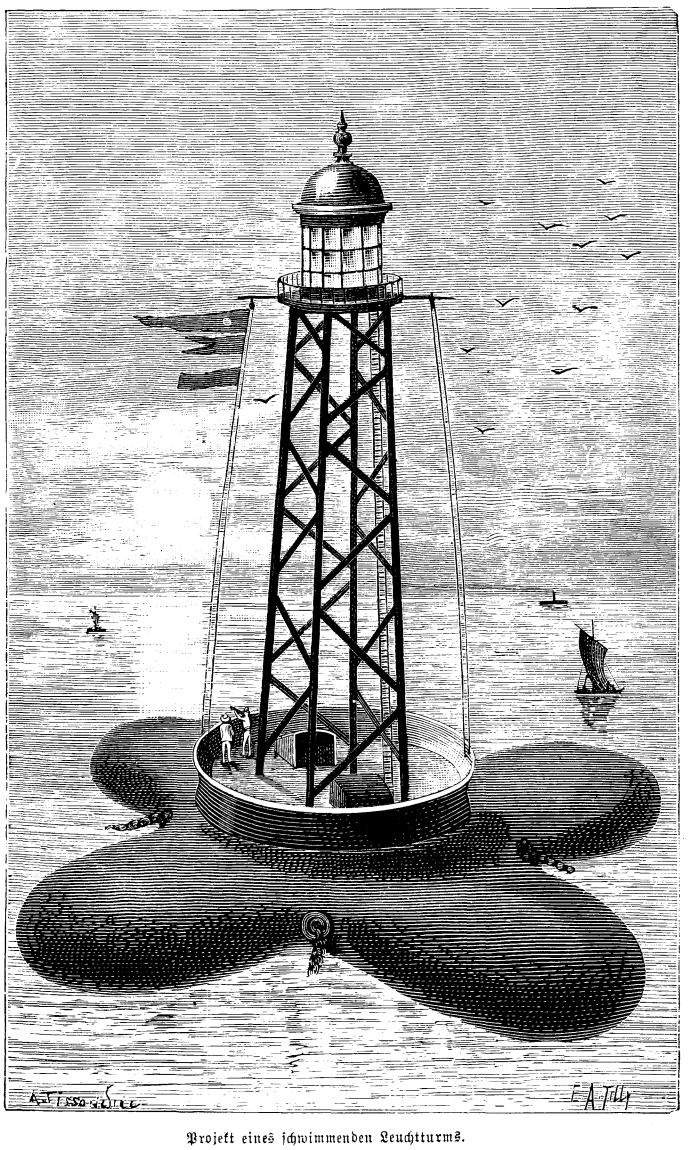
„Schui ni-meo — wer seid ihr?" fragte er, als die Träger Degenfelds, welcher in der vordersten Sänfte saß, bei der Pforte anhielten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beleuchtung der Seestraßen.

III.

Als ich im Oktober 1881 mit S. M. Schiff Elisabeth hinausging, standen sie beide nebeneinander, der alte und der neue Eddystone-Leuchtturm; der neue, 25 m hoch, hinausragend über den alten, damit er sein Licht statt wie bisher auf 13, nun auf 19 Seemeilen weit (35 1/4 km) werfen könne. — Als wir nach zwei Jahren heimkamen, sandte der neue uns sein klares Licht entgegen, und neben ihm stand nur noch das Fundament des alten, abgetragenen; und als ich dreiviertel Jahr später abermals mit S. M. Schiff Nymphe des Weges zog, da stand der Veteran auf der „Zon", dem hohen Strandufer, von Plymouth neu aufgebaut, erloschenen Auges zwar, aber gerade so ein schönes Denkmal der Pietät.



Projekt eines schwimmenden Leuchtturms.

Eine ganz der Neuzeit vorbehaltene Bauart der Leuchttürme ist der Eisenbau. So wenig wie ein moderner Monitor einem alten Linienschiff, so wenig sieht solch ein riesenhohes dünnmaschiges eisernes Gerüst einem Leuchtturm aus alten Tagen ähnlich; aber vielleicht ist es ihnen an Widerstandsfähigkeit gegen den Wind — weniger gegen die Wellen — an Kosten- und Zeitersparnis ebensoviel überlegen, wie unsere „Bayern" und „Baden" der „Victory" Nelsons; so wurde z. B. der 45 m hohe eiserne Leuchtturm von Numes auf Neukaledonien bis zum letzten Niet in Paris gearbeitet und aufs bequemste bis zu den Gegenfüßlern verschifft, um dort zusammengesetzt zu werden. Dieser ist freilich nicht gleich dem auf den Scillyinseln, der dem Untergang des „Schiller" leuchtete, als luftiges Eisengerüst gebaut, in dessen Mittelsäule eine enge Treppe sich bis zur Laterne windet, sondern mit eisernen Platten in seiner ganzen Höhe bekleidet. — Ebenso ist der neueste und kühnste unserer Leuchttürme

der am 1. November 1885 in Dienst gestellte Feuerturm auf Rothesand in der Wesermündung zum größten Teil in Eisenbau ausgeführt. Die Geschichte seines Baues verdient wohl als die deutscher Arbeit neben der des englischen Eddystone erzählt zu werden, zumal die dabei überwundenen Schwierigkeiten ganz einzigartig dastehen.

Man war zu dem Entschluß gekommen, hier statt eines Feuerschiffes einen Turm zu bauen, weil trotz der schwierigen Verhältnisse dieser schließlich sich billiger stellt als jenes. Waren die Baukosten auch unendlich viel größer, so stellten die Unterhaltungskosten sich so viel billiger, daß der Turm in vierzehn Jahren sich bezahlt machen mußte. Und dann bot er doch ganz andere Sicherheit, als ein Leuchtschiff, das z. B. bei Eisgang geborgen werden muß.

Die Hauptschwierigkeit machte die Fundamentierung, hier wo keine Klippe vorhanden war, sondern wo nur eine Bank von scharfem Flußsand sich darbot, um die Wurzeln des riesigen Baues in sie einzuhaken an einer Stelle, die auch bei tiefster Ebbe nicht zu Tage tritt. Es mußte also ein künstlicher Fels dort gemacht werden. Eines Tages sah man — es war im Mai 1881 — einen Dampfer ein wunderliches Ungetüm nach Rothesand hinausschleppen: einen ungeheuren eisernen Kasten von länglich runder Gestalt: 13 m lang, 10 m breit und 31 m hoch! Dieser sollte die doppelten Eisenwände durch fünf horizontale Böden miteinander verbinden, von denen der unterste $2\frac{1}{2}$ m über der Unterkante lag, damit diese ebensoweit in den Sand einsinken könnte. Durch Einlassen von Wasser wurde dieser Kasten auf den Grund versenkt, wo Ebbe und Flut ihn in wenig Tagen bis auf den Unterboden einschlemmten. Tiefer und tiefer wurde nun der Sand unter diesem Boden auf künstlichem Wege ausgehöhlt, bis der Absicht nach der untere Rand 70 Fuß unter Niedrigwasser, oder 43 Fuß unter dem ersten Aufliegen tief liegen sollte. Während der Kasten so tiefer und tiefer sank, wurde er von oben gleichmäßig erhöht und mit Mauerwerk ausgefüllt unter Freilassung eines Einsteigeschachtes. — Aber der erste Versuch mißlang! Als der Kasten noch 16 m über dem Meeresboden hervorragte, 12 m hoch frei über Wasser stand, und die Ausfüllung mit Beton kaum bis zur Höhe des Meeresbodens bewerkstelligt war, da zertrümmerte am 13. Oktober ein wütender Sturm mit Seegang das ganze Werk. — Im Frühling des folgenden Jahres aber wurde ein neuer Sandkasten von ähnlichen Ausmaßen hinausgeschleppt und die mühsame Arbeit begann von neuem, bei der die Leute auf Fahrzeugen untergebracht werden mußten; der Verkehr zwischen diesen und dem Bauwerk wurde durch Boote vermittelt. — Endlich war im Frühling 1884 die gewünschte Tiefe der Versenkung erreicht; und das Mauerwerk mit der Betonfüllung des Sandkastens stand 1 m über Niederwasser: Der Fels, auf den gebaut werden konnte, war geschaffen! Der eigentliche Bau des Turmes war nun eine verhältnismäßig leichte Sache. Das massive Mauerwerk des vierstöckigen Turmes, das vom Fundament bis zur Spitze $52\frac{1}{2}$ m hoch ist — das Hermannsdenkmal vom Beginn des Sockels bis zur Schwertspitze mißt 59 m — reicht bis zum zweiten Stockwerk; weiter oben trägt er einen eisernen Mantel über dem eisernen Balkenbau, und damit er auch bei Tage recht weit kenntlich, gab man ihm einen Anstrich in den neuen deutschen Farben: schwarz, weiß, rot, in Gürteln von je 4 m Breite. So leuchtet er, ein Zeuge deutscher Arbeit und deutscher Kraft bei Tag und Nacht hinaus über die Nordsee, und die See stürmt um seinen Fuß, während er durch das Licht, das er ausstrahlt, dem Schiffer, der in seinen Bereich kommt, ein stummer, aber doch beredter Ratgeber ist. —

Jeder Leuchtturm hat so seine eigene Sprache. Sache des Seemanns ist es, sie zu verstehen und sich nach ihr zu richten.

Was nun den Leuchtapparat angeht, der diese Zeichensprache redet, so war er bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts außerordentlich einfacher Natur; man brannte eben Holz, Torf oder Steinkohlen im offenen Rost oder später ganz gewöhnliche Oellampen mit flachem Docht, von denen mehrere zusammen wirkten und die jetzt hinter Glas und unter Dach brannten.

Zur Zeit der beginnenden französischen Revolution kamen die Spiegel von blankem Metall auf, welche die Strahlen sammelten und zurückwarfen, und eine weitere Verbesserung war die Einführung der Argandschen Rundbrenner mit doppeltem Luftzug. Sie haben einen runden, um eine hohle Röhre gezogenen Docht, durch deren Mitte die Luft frei hindurchstreicht mit starkem Zug. Ein Glascylinder schließt die Flamme ein, um ihr durch die Hitze der Verbrennung noch mehr Luft zuzuführen; das heißt: mehr Sauerstoff. Dieser Glascylinder wurde demnächst zu noch besserer Erreichung des Zweckes in Höhe der Flamme eingeschnürt; und um die Verkohlung des Dochtes bei starker Hitze und langem ununterbrochenen Brennen zu verhindern, wurde dem Docht durch ein Uhrwerk in der Lampe Oel im Ueberfluß zugeführt.

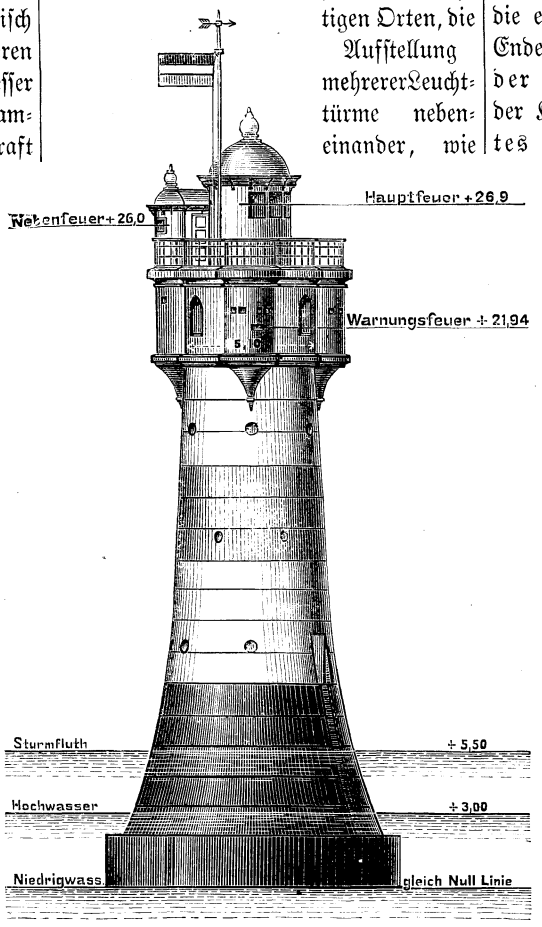
Der nächste Fortschritt war die Erfindung eines durch ein stärkeres Uhrwerk sich drehenden paraboloischen Hohlspiegels: des „katoptrischen" oder Spiegelapparates. Dieser Spiegel bewegt sich so um die Lampen, daß er allmählich auf jeden Punkt des Horizontes den zu einer Linie gesammelten Schein aller Lichter wirft, und so ein Blickfeuer hervorbringt; d. h. ein zeitweises kürzeres oder längeres Aussetzen des Lichtscheins, so lange der Spiegel, das Licht verdeckend, irgend einem Punkt die unbeleuchtete Rückseite zukehrt. Darauf folgt dann ein plötzliches Aufleuchten der freiwerdenden Flamme, als Blickfeuer auftretend, wenn innerhalb einer Minute ein bis fünf Blicke aufleuchten, als Funkelfeuer, wenn die Verdunklung und das Auffunkeln sich öfters als fünfmal in der Minute wiederholt. — Eine andere Art beweglichen Apparates ist die, bei welcher sich ein drei- oder vierseitiges eisernes Gerüst dreht, das auf jeder oder auf einzelnen dieser Seiten je eine Anzahl zusammengekuppelter Lampen trägt, deren jede ihren eigenen Hohlspiegel fest hinter sich hat. Es wird durch solches Drehfeuer eine abwechselnde Verstärkung, Abschwächung oder Unsichtbarmachung des Lichtes hervorgebracht, wenn nacheinander strahlend die leuchtende Fläche oder die nicht leuchtende Ecke oder die ganz dunkle Seite des Apparates dem Meer zugekehrt sind. — Eine dritte Art des wechselnden Lichtes — im Gegensatz zum festen, gleichmäßig leuchtenden — das aussetzende Feuer kann dadurch erzeugt werden, daß der Lichtapparat auf einem Bande ohne Ende von der Erde langsam im Turm in die Höhe steigt, ebenso an der Laterne vorbeigeht und wieder auf längere Zeit versinkt.

Die weitaus wichtigste Erfindung aber in Sachen der Seebeleuchtung wurde von dem Franzosen Fresnel gemacht, als es gelang, den ersten dioptrischen oder

Linsenapparat zu bauen, und so die Brechung und Sammlung der Lichtstrahlen ihr dienstbar zu machen. Diese Fresnelsche „vielzonige oder ringförmige Linse" besteht aus einer kleineren Mittellinse, die umgeben ist von mehreren ringförmigen Wulsten, welche sämtlich ihren gemeinsamen Brennpunkt in der ersteren haben. Man hat solche von 2 m Durchmesser hergestellt. Die nach oben und unten gehenden, sonst unnütz verschwendeten Strahlen werden in ähnlicher Weise gefangen und nutzbar gemacht und ihr Licht dahin gesandt, wohin die Ringlinsen schon das übrige Licht senden: horizontal hinaus aufs Meer. — Dadurch wird die Lichtstärke der leuchtenden Flamme außerordentlich gemehrt; und besonders noch seit der Einführung des Petroleums, für dessen Gebrauch mächtige Lampen mit großen Brennern gebaut wurden, die einen bis sechs konzentrisch angeordnete Dochte umschließen, deren äußerster bis zu 112 mm Durchmesser hat. Je nach der Häufung solcher Lampen in einer Laterne läßt sich die Kraft des Leuchtfeuers mehren und regeln; von den mächtigen Leuchttürmen ersten Ranges an, welche auf den wichtigsten anzusegelnden Punkten in der Nähe der großen Meere angebracht sind, bis zu denen sechsten Ranges, die als kleine Hafenfeuer oder sonst an minder wesentlichen Punkten Licht geben.

Neuerdings nun macht das elektrische Licht allen anderen Beleuchtungsarten der Küsten in einer Weise den Rang streitig, daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis alle wichtigeren Leuchttürme damit ausgerüstet werden. Denn alle Laternen mit Wärme gebenden Lampen finden eben dadurch von selbst die gegebene Grenze ihrer Leuchtkraft. Sei es nun, daß Petroleum- oder Gasbrenner in gehäufter Zahl, oder Drummondsches Kalklicht angewendet werden — es muß immer einmal der Augenblick kommen, wo es heißt, daß die Eisenteile der Laterne oder die bedienenden Leute die kolossale Hitze nicht mehr aushalten, die von einem solchen riesigen Feuerherd ausstrahlt. Das elektrische Licht dagegen entwickelt so gut wie gar keine Wärme; daher konnte es geschehen, daß in letztvergangenen Wochen der Katharinen-Leuchtturm an der Südküste der Insel Wight mit einem elektrischen Leuchtapparat ausgerüstet werden durfte, der für klare Nächte die fabelhafte Lichtstärke von sechzigtausend Kerzen entwickelt. Die Helligkeit ist so groß, daß man, um auch nur kurze Zeit hineinzusehen, wie beim Hineinschauen in die Sonne sich geschwärzter Gläser bedienen muß. Diese Lichtkraft kann aber bei nebligem Wetter bis auf sechs Millionen Kerzen gesteigert werden!

Damit läßt sich etwas machen. Allerdings ist dabei, wie erst neulich der Fall des Dampfers Gerda an der englischen Küste bewiesen, mit der Gefahr des Geblendetwerdens zu rechnen. Zur Vervollständigung der Kenntlichmachung der einzelnen Feuer dient außer den erwähnten Verschiedenheiten der Lichterscheinungen als: festes Feuer, Blickfeuer, Funkelfeuer, aussetzendes Feuer u. s. f., auch an besonders wichtigen Orten, die Aufstellung mehrerer Leuchttürme nebeneinander, wie bei dem prächtigen Feuer von Point Lizard am westlichen Eingang des Kanals; oder die Anordnung der Lichter, z. B. ein aussetzendes Feuer oben und ein festes Feuer weiter unten im Turm. Ganz besonders aber die Färbung der Flammen, indem man das ausstrahlende Licht durch farbiges Glas hindurchscheinen läßt, das entweder fest stehend die Laternenwand bildet oder zeitweise durch ein Uhrwerk von dem Leuchtapparat langsam vorübergeführt wird, so daß das Licht abwechselnd in weißem Glanz und in leuchtend roter Glut erscheint: manchmal ein gar prächtiger Anblick, wenn es so grüßend über die weite See herfunkelt: die sogenannten Wechselfeuer. — Man bedient sich dazu aber nur des roten, und — ungern bloß, wo wie im „Kanal" bei der Menge der Feuer ziemlich alle Unterscheidungszeichen sonst erschöpft sind — des grünen Glases, weil der grüne Schein auf nur verhältnismäßig kurze Entfernungen erkennbar ist. Das grüne Glas verzehrt zu viel Lichtstrahlen. Grünes Licht leuchtet nur halb so weit wie weißes.



Der Rothesand-Leuchtturm.

Was die Entfernung betrifft, auf die ein Feuer scheinen kann, so hängt das Endergebnis ab zugleich von der Höhe der Laterne über dem Meer, von der Kraft des Beleuchtungsapparates und von der Klarheit der Luft. Bei ganz günstigen Umständen rechnet man für die alten, nicht elektrischen Leuchtfeuer auf 100 m Höhe 25 Seemeilen Lichtkreis: für 200 m 34 Seemeilen. Das Feuer auf der hohen Insel Lorenzo bei Callao leuchtet aus einer Höhe von 300 m — ist aber doch seiner Lichtschwäche wegen nur auf 12 Seemeilen sichtbar; während der Leuchtturm von Nidden an der Kurischen Nehrung bei einer Höhe über dem Wasser von nur 68 m, aber ausgerüstet mit einem Linsenapparat ersten Ranges einen Lichtkreis von 24 Seemeilen beschreibt.

Zum Schluß sei noch eines merkwürdigen Feindes der Leuchtturmlaternen gedacht, den sie selbst in dunklen Herbstnächten anziehen, wenn ihr blendender Schein das Auge der rastlosen Wanderer trifft, die in ungezählten Scharen über die See ziehen, getrieben von jenem wunderbaren Drang, der sie über Berg und Thal und wildes Meer hinführt. Mehr als einmal ist es geschehen, daß Schwärme von wilden Enten oder Gänsen, geblendet und unwiderstehlich angelockt von dem strahlenden Lichtglanz mit solcher Gewalt gegen die Laternengläser angeflogen sind, daß die starken geschliffenen Scheiben zersplitterten. So wurden an einem französischen Leuchtturm in einer Nacht einmal alle neun Gläser der La-

Pfotegeben! Nach dem Gemälde von Carl Hetz.

terne zertrümmert trotz ihrer Dicke von 8 mm, die der stärkste Sturm nicht hatte eindrücken können. — Wo solche eigenartige Angriffe sich häufig wiederholten, hat man die Laternen geradezu durch Gitter schützen müssen.

Ueber die anderen Hilfsmittel, die zum Zurechtfinden auf den feuchten, stürmischen Pfaden der See dienen, als Feuerschiffe, Leucht- und Geulbojen, Glockenbojen und Sirenen, werden wir unsern jungen Freunden ein andermal berichten.

Ein Mann aus sich selbst.

(Schluß.)

Auch an Abenteuern fehlte es ihm nicht, denn einmal fiel er in eine Eisspalte und blieb so lange darin gefangen, bis sein Führer ein Seil geholt hatte und ihn wieder herauszog; und ein andermal, als er wieder in bewaldete Gegenden zurückgekehrt war, geriet er in einen Waldbrand und kam beinahe darin um. In Torneå, wo er die Renntiere zu Hunderten hinsterbend fand, konnte er beweisen, daß dies vom Wasserschierling herrührte, welchen die Tiere gefressen und von dessen giftigen Eigenschaften die Eingeborenen gar keine Ahnung hatten. Aber in hohem Grade lehrreich war die Reise und gewährte eine reiche Ausbeute an fördernden Notizen für die Wissenschaft.

Als Linnäus wieder nach Upsala zurückkehrte, waren die Akademiker mit seinen Leistungen so zufrieden, daß sie ihm seine Auslagen mit 112 Silberthalern vergüteten. Merkwürdigerweise erstanden sie aber später nicht einmal sein Tagebuch über diese Reise nach Lappland, sondern der britische Botaniker Sir J. E. Smith erstand diese „Lachesis Lapponica“, wie sie betitelt war, mit dem Rest seiner Sammlungen von Linnés Witwe. (Wenn wir ihn bald Linnäus, bald Linné nennen, so rührt dies, beiläufig bemerkt, daher, daß er sich bis zu dem Augenblick nach seinem Vater Linnäus nannte, wo der König ihn unter dem Titel eines Freiherrn von Linné in den Adelsstand erhob.)

Allein der Mensch lebt nicht vom Ruhme allein, und während seiner Reise war seine Lektorstelle besetzt worden und seine Schüler waren zu anderen Lehrern gegangen. Linnäus faßte nachgerade den Verdacht, daß die Reise nach Lappland eine List seines Nebenbuhlers Rosen gewesen sei, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Er ging daher nach Falun, bereiste Dalekarlien und hielt Vorträge über Probierkunst, mit welcher er sich auf der Reise vertraut gemacht hatte. Sogleich drohte ihm Rosen, er werde seine Vorträge verbieten lassen, weil nach den Statuten niemand Vorlesungen halten sollte, der nicht einen akademischen Grad besaß. Ein solcher konnte aber nur im Ausland erworben werden, und dazu bedurfte man Geld. Linnäus wurde daher vor den Senat geladen und ihm seine Vorlesungen verboten; er erbot sich, nur Privatvorträge zu halten, aber auch dies war gegen die Statuten; darüber geriet Linnäus in eine furchtbare Wut, wartete auf Rosen draußen und würde ihm den Degen durch den Leib gerannt haben, wenn ihn nicht die Umstehenden entwaffnet hätten.

Durch Propst Celsius' Vermittlung ward die Wegweisung (die statutengemäße Strafe für Linnäus' Vergehen) in eine öffentliche Rüge verwandelt, und mit dieser schwand sein allmählich aufgehäufter Grimm. Er schauderte nun selbst vor dem Gedanken zurück, daß er um ein Haar Rosen getötet hätte, und sein „Tagebuch“ enthält in einem Kapitel, „Nemesis Divina“ überschrieben, Stellen aus der Bibel, aus Seneca und aus seinem eigenen reuigen Herzen über diesen Gegenstand.

Rosen aber wollte sich trotz aller Bitte um Verzeihung nicht mit ihm versöhnen, und es war daher für beide gut, daß bald darauf ein Brief von Baron Reuterholm, dem Statthalter von Dalekarlien, eintraf und ihn einlud, der Führer seiner Söhne auf einer Rundreise durch die Bergwerke Schwedens zu sein, und der ihm zugleich das Reisegeld sandte.

Linnäus nahm an und wählte neben den Söhnen des Barons noch sieben junge Naturforscher aus einer ganzen Schar von Freiwilligen, so daß die Reise in vielen Stücken ein wahrer Kontrast zu den einsamen Wanderungen durch Lappland war. Die sieben jungen Männer teilten sich in das Tier- und Mineralreich und übernahmen dabei noch verschiedene andere Verrichtungen, indem der eine für die Pferde, der andere für die Verpflegung sorgte ꝛc.; ebenso sollte jeder zu dem geführten Tagebuch seine Beiträge liefern. Die Reise war ungemein genußreich; die Luft war voll von dem Duft der kleinen immergrünen Glockenblume, welche Gronovius später Linnaea borealis getauft hat. Ueberall fand man irgend etwas Bemerkenswertes über die Pflanzen, die Mineralien, über Leben und Sitten der Menschen; man maß die Zeit nicht nach dem wachsenden oder schwindenden Licht, sondern nach dem Gesang der Vögel, denn Linnäus hatte noch nicht seine Blumenuhr konstruiert, welche überdies die Nähe eines mit Gewächsen aller Art und namentlich mit exotischen gut ausgestatteten Gartens erfordert.

Einer der sieben Begleiter war poetisch gestimmt und begann von Waldnymphen zu sprechen.

„Bah, Nymphen! wir brauchen keine Nymphen!“ rief der unromantische Linnäus. „Uns genügen die Schönheit und die Wohlthaten der Mutter Natur; wir wollen uns fest an ihre Schürzenbänder hängen!“

In einer Nacht brach ein Gewittersturm aus, und inmitten desselben schien die Basis eines ganzen Berges Feuer zu fangen mit einem Knallen wie Pistolenschüsse und einem Zischen, als ob man rotglühende Steine ins Wasser werfe. Später ging Linnäus allein hinaus, um nach der Ursache zu forschen, und fand, daß es dickes Erdöl war, welches während einer langen Trockenheit durch den Rasen heraufgequollen und vom Blitz in Brand gesteckt worden war.

Linnäus staunte über das reiche Insektenleben, denn er sammelte über tausend Arten Insekten, worunter allein 165 Arten Fliegen, welche alle, hübsch auf Papier geklebt, noch im Linnéschen Museum in London zu sehen sind, da die ganze Sammlung mit den anderen von Sir J. E. Smith angekauft worden war. Merkwürdigerweise fand er aber auch in manchen norwegischen Hütten, hoch auf Felsengipfeln, wo das Parthenon wie eine Packkiste aus-

gesehen haben würde, schöne alte Porzellantassen und -teller — Erbstücke aus den Zeiten, wo Beute aus allen Ländern in die Heimwesen der Wikinge mitgebracht worden war.

Unsere schwedischen Reisenden fanden die Norweger schmutzig und geizig. Auch ein neuerer Reisender meint, die Leute in Sätersdal seien vielleicht die schmutzigsten in der ganzen Welt, denn sie waschen sich nur am Weihnachtsabend und schlafen den ganzen Rest des Jahres hindurch in ihren Kleidern.

In Falun hielt nun Linnäus jene Vorträge über Probier- und Scheidekunst, welche ihm in Upsala verboten worden waren. Hier erfuhr er auch den Tod seiner Mutter und fand während der Trauer um sie einigen Trost im Umgang mit der hübschen Sara, der Tochter des Stadtarztes Dr. Johann Moräus. Dies geschah gegen den Rat eines geistlichen Freundes, des nachmaligen Bischofs von Abo, welcher ihm vorgestellt hatte, er solle nach Holland gehen und dort promovieren. „Harderwijk in Holland ist die wohlfeilste Universität," sagte er; „aber selbst dort kostet ein Doktorhut sein Geld. Heirate eine reiche Frau und gebrauche ihren Reichtum, um dir ein Doktordiplom zu verschaffen."

Moräus war in jener armen Gegend ein wohlhabender Mann, allein er wollte nichts davon hören, daß seine Tochter, die „Blume von Falun", welche sogar die Bewerbung eines Barons abgelehnt hatte, einen Mann ohne Aussichten heirate. Er sagte daher zu dem jungen Paare: „Wartet drei Jahre und seht dann, ob ihr noch derselben Ansicht seid."

Linnäus hatte sich 36 goldene Dukaten erspart (ein Dukaten war damals neun Mark nach unserem Gelde wert) und besaß noch sein Wredesches Stipendium von hundert Mark jährlich. Daraufhin hatte er heiraten wollen, aber es war sein größtes Glück, daß ihm dies nicht gelang, denn er wäre sonst nicht der tüchtige und berühmte Gelehrte geworden, als den wir ihn heute verehren; er wäre im Getriebe des provinzialen Alltagslebens untergegangen. Sara Moräus war in einer harten schmutzigen Schule aufgewachsen. Niemand in Falun trieb etwas anderes als Spekulieren auf die Kupferbergwerke, wie dies wohl in allen Bergwerksstädten üblich ist. Ihr Vater war einer der geizigsten und habsüchtigsten Männer in der Stadt, und später, als Sara Linnäus' Frau war und ihm durch ihr knauseriges Wesen das Leben verbitterte, zeigte sie, daß ihr der Geiz und die Geldgier im Blute lagen. Allein zu der Zeit, von welcher wir reden, hatte sie den hübschen jungen Mann sehr lieb gewonnen, welcher sich um die Faluner Götzen: Geld und Behagen nicht kümmerte. Als Linnäus erklärte, er werde nach Holland gehen, um zu promovieren, billigte sie seinen Entschluß, drängte ihm ihre Ersparnisse — hundert Kupferthaler — auf und sparte fortan nur desto emsiger, nun sie einen Zweck vor Augen hatte.

Auf seiner Reise nach Holland im Jahr 1735 war Linnäus nahe daran, die erst kürzlich in Angriff genommenen Kohlengruben zu Ovidinge zu entdecken. In Hamburg aber fand er, daß die sogenannte „siebenköpfige Hydra", welche man aus einer Kirche in Prag dorthin gebracht hatte, kein wirkliches Naturwunder, sondern ein Betrug war, nämlich sieben Wieselköpfe, welche man an einen Schlangenkörper genäht hatte. Der Hamburger Kaufmann Anderson, bei welchem dieses Naturwunder um zehntausend Mark verpfändet war, schäumte vor Wut und bestand darauf, daß Linnäus entweder seine Behauptung beweise oder wegen einer Schmähschrift verklagt werde. Linnäus überzeugte zwar seine Freunde Dr. Jänisch und andere, daß er recht habe, aber sie überredeten ihn doch, er solle auf und davongehen und dem Besitzer der Hydra das Feld räumen, denn „ein armer Student habe vor Gericht keine Chance einem reichen Kaufmann gegenüber", — und so wie die damaligen Zustände lagen, mochten sie recht haben.

In Harderwijk, einer der „toten Städte der Zuydersee", verteidigte er seine These („über die Ursachen des Wechselfiebers"), bezahlte seine Sporteln und erhielt, wie soviele seiner Landsleute, seinen Doktorshut von grünem Filz mit roter Kokarde, welcher noch heute in seinem Hause zu Hamaark bei Upsala zu sehen ist. Die Universität Harderwijk datiert aus dem Jahr 1372, ist aber längst aufgehoben. Jetzt war Linnäus Doktor der Medizin, hatte aber nur noch einen Teil seines letzten Kupferthalers in der Tasche, als er sich zu Fuß auf den Weg nach Amsterdam machte. In Haarlem nahm sich Gronovius seiner freundlich an, bat ihn um Erlaubnis, auf seine eigenen Kosten Linnäus' „Systema naturae" drucken lassen zu dürfen, und empfahl ihn an Boerhaave in Leyden, welcher so berühmt war, daß ihm ein Brief des Kaisers von China zugekommen war, dessen Adresse nur an „Boerhaave, den berühmten Arzt in Europa" lautete. Wissen war damals Macht in Holland, und Linnäus verstand es, sich die richtigen Männer zu befreunden. Die phlegmatischen Holländer waren entzückt von seiner lebhaften Unterhaltung und der Frische seiner Ansichten. Boerhaave sandte ihn an Burmann, den er für sich gewann durch die Erklärung, daß Zimt die Rinde einer Laurusart sei, und der ihn dem Bürgermeister Clifford, einem der Direktoren der holländischen Ostindischen Compagnie, vorstellte, dessen Gärten in Hartecoung ihn nur allein zu unterhalten jährlich 12000 Gulden kosteten. Linnäus wohnte als Arzt und Botaniker bei diesem mit einem Jahresgehalt von tausend Gulden, machte lateinische Epigramme, verkehrte mit der ganzen vornehmen Welt von Amsterdam und vom Haag und lebte „wie ein Schoßkind auf einem Samtkissen". Er war nun in der Lage, seinen Freund Arctedius zu unterstützen, welcher über dem Versuch, in England zu studieren, sein ganzes Geld verbraucht hatte und dem er nun fast als einem Bettler in den Straßen von Leyden begegnete. Er brachte ihn in Cliffords vierspänniger Kutsche zu einem Holländer, welcher ein Buch über Fische herausgeben wollte. Arctedius bekam hier sogleich Beschäftigung und würde ein berühmter Mann geworden sein, wäre er nicht eines Nachts, als er von seinem Brotherrn nach Hause ging, in einen Kanal gefallen und ertrunken. Linnäus bewog Mijnheer Clifford, die Schulden seines armen Freundes zu bezahlen, und er selbst vollendete das Buch über Fische und gab es mit einer passenden Vorrede heraus.

Cliffords Güte gegen Linnäus war unerschöpflich. Als er bemerkte, daß sein junger Freund als ein Sohn der Berge in der erschlaffenden niederländischen Luft an Heimweh litt und kümmerte, sagte er zu ihm: „Gehen Sie auf meine Kosten hinüber nach England und berichten Sie mir, wie die nordamerikanischen Gärten in Oxford und Chelsea aussehen." Boerhaave gab Linnäus ein Empfehlungsschreiben an den berühmten englischen Botaniker Sir Hans Sloane mit, der ihn aber etwas kühl aufnahm, da er Linnäus' lateinische Aussprache nicht recht verstand. (Die Engländer sprechen nämlich das Lateinische nicht so aus, wie man es schreibt

und wie wir es aussprechen, sondern nach ihrer eigenen englischen Aussprache, welche ganz anders lautet und namentlich die Vokale ganz verändert.) Auf der Putney-Heide sah er den Ginster in Blüte und war davon so entzückt, daß er auf die Kniee fiel und Gott dafür dankte, daß er eine so schöne Blume erschaffen habe. In Oxford nahmen ihn die Professoren Shaw und Martyn sehr freundlich auf und wiesen ihm nach, daß Vaillants Klassifikation der Pflanzen nach den Geschlechtern schon um 1670 von Willington angeregt worden sei. Linnäus' „Elementa botanica" waren mittlerweile auf Gronovius' Kosten ebenfalls in Holland gedruckt worden und erschienen.

Als er nach Holland zurückkehrte, trat eine große Versuchung an, ihn heran; man bot ihm eine Professur der Botanik in Utrecht an, und Clifford drang in ihn, er solle da bleiben, holländisch lernen und eine reiche Frau heiraten. Allein er lehnte es ab, verweilte ein halbes Jahr in Leyden, um den dortigen botanischen Garten einzurichten, drückte dem sterbenden Boerhaave die Augen zu, als die Aerzte sogar dessen Verwandte nicht mehr zu ihm ließen, und bekam dann einen Fieberanfall auf die Nachricht hin, daß, nachdem die drei Jahre seiner Prüfungszeit um waren, sein falscher Freund, der nachmalige Bischof von Abo, Sara hatte bestimmen wollen, Linnäus zu vergessen

Nach seiner Genesung reiste er nach Paris, entweder weil er auf Saras Treue baute oder weil er der Wissenschaft den Vorzug gab. Hier fand er die schmeichelhafteste Aufnahme und ward zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, kehrte er nach Schweden zurück, um zu finden, daß auch er jenem sprichwörtlichen Schicksal nicht entging, wonach der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt; er ärgerte sich darüber und rächte sich an seinen Feinden dadurch, daß er häßliche Pflanzen nach ihnen benannte.

Alle Professuren der Naturwissenschaften in Schweden waren mit seinen Nebenbuhlern besetzt, deshalb ließ er sich in Stockholm als Arzt nieder, wo ihn die Kollegen ebenfalls nicht aufkommen ließen. Endlich kam ihm ein glücklicher Zufall zu statten. Eine seiner Patientinnen, die Gattin eines Geheimen Rats, hatte einen chronischen Husten, und er gab ihr Zuckerplätzchen. Als sie das nächste Mal mit der Königin Karten spielte, bemerkte diese, daß jene etwas im Munde habe, und fragte, was dies sei? — „Ein Hustenmittel," war die Antwort, „und ich befinde mich nach dem Gebrauch desselben immer besser."

Königin Ulrike hatte ebenfalls einen Husten, Linnäus behandelte und kurierte sie, ward Hofarzt und rückte nun rasch vor, als er einmal im Sattel saß. Graf Tessin machte ihn zum Oberarzt der Flotte; Linnäus selbst schrieb über Diät, Lüftung und andere vernachlässigte Dinge, half die schwedische Akademie der Wissenschaften gründen, heiratete im Jahre 1739 seine Sara Moräus und ward, wie alle seine Biographen versichern, dadurch unglücklicher als je.

Wie sich aber auch seine häuslichen Verhältnisse gestalten mochten, nach außen fehlte es ihm nicht an Lohn für sein redliches Streben und seinen tüchtigen Fleiß. Zwar erhielt sein Nebenbuhler Rosen nach Rudbecks Tode die Professur der Botanik in Upsala, aber Linnäus stieg in der Gunst des Hofes immer höher, und als ihm im Jahre 1742 der Lehrstuhl der Anatomie an der Universität in Upsala verliehen wurde, tauschte er mit Rosen und sah endlich den Traum seines Lebens verwirklicht. Fortan ward er der „Obergärtner" von ganz Europa, stand im Briefwechsel mit Gelehrten aller Länder, erhielt Pflanzen aus allen Klimaten, errichtete ein naturhistorisches Museum und ward der bedeutendste und anregendste Lehrer und der unermüdlichste Schriftsteller, wie die Menge der von ihm seit 1742 herausgegebenen Werke beweist.

Leider ward sein Fleiß und seine Arbeitskraft vielfach durch ein schweres Leiden beeinträchtigt, welches zwar langsam und allmählich, aber unverkennbar und unheilbar bei ihm auftrat: Hirnerweichung. Vergebens suchte er diese durch Fußwanderungen und Genuß von wilden Erdbeeren zu bekämpfen; sie nahm mit den Jahren zu. Gleichwohl gebührt ihm der Ruhm, der in den Worten liegt: „Er fand die Naturgeschichte, besonders die Botanik, als ein Chaos vor, er hinterließ sie als eine Wissenschaft."

Im Jahr 1758 kaufte er das Gut Hammarby bei Upsala; 1762 ward er, wie schon erwähnt, als Baron Linné in den Adelsstand erhoben. Als er 1764 durch seinen Sohn Karl (geb. 1741) eine Vertretung im Lehramte erhalten hatte, zog er sich nach Hammarby zurück und starb dort am 10. Januar 1778.

Er hatte auch seine Schwächen wie alle Menschen. Eitelkeit war die Schwäche des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, und Linnés „Tagebuch" ist voll Selbstlob; aber es war ein wohlverdientes. „Kommen Sie nach Spanien und werden Sie des Königs Botaniker!" schrieb ihm der Herzog von Grimaldi. Allein er blieb in Schweden, stolz, der erste Mann des Landes zu sein. Die Holländer waren so erzürnt darüber, daß er nicht bei ihnen geblieben war, daß sie ihm die erbetene Erlaubnis versagten, einen seiner Schüler nach dem Kap zu schicken, um Pflanzen zu sammeln. Allein er konnte über ihren Aerger lächeln, war er doch Baron v. Linné, Ritter des Nordsterns und vom Hofe so geschätzt, als ob er zur königlichen Familie gehört hätte; nahm er doch zum Vergnügen seiner Gattin eine Menge Geld ein durch seine vielen Schüler und durch die zahlreichen Werke, die er schrieb. Der einzige Schatten in seinem späteren Leben war seine zänkische und geldsüchtige Gattin, welche so hart und geizig war, daß sie sogar ihrem Sohne die Kleider mißgönnte. Glücklicherweise überlebte dieser — der arme Junge fühlte sich über alle Maßen unglücklich und wäre einmal um ein Haar gemeiner Soldat geworden, wenn es der König nicht verhindert hätte — seine Mutter, erbte seines Vaters Amt und hielt dessen Ruhm bis zu seinem frühen Tode (1783) aufrecht.

Noch ein Wort zum Schluß, meine lieben Kameraden! Aus dieser Lebensgeschichte, die in der That an widrigen Geschicken und Hemmnissen nicht arm ist, ersieht ihr, daß vor allem eiserner gewissenhafter Fleiß und strenge Konzentration aller Kräfte auf einen Zweck gerichtet zu einem bedeutenden Erfolge im Leben und in der Wissenschaft führt. Nehmt euch dies zum Muster und thut desgleichen, dann kann es euch nicht an einer schönen Zukunft fehlen!

Das Mikroskopieren.

III.

Bei der Beobachtung bringt man das linke Auge so nahe als möglich an das Okular, da man so das größte Gesichtsfeld hat und fremdes störendes Licht am besten ausschließt. Der Anfänger ist immer geneigt, bei der Beobachtung das eine Auge zu

schließen; es ist jedoch durchaus empfehlenswert, beide Augen offen zu behalten. Anfangs stört dies, weil sich das mikroskopische Bild mit dem Bild der von dem anderen Auge gesehenen Gegenstände mischt. Man lernt aber sehr bald, die Aufmerksamkeit so vollständig auf das Mikroskop zu richten, daß man mit dem zweiten Auge gleichsam nichts mehr sieht. Um die Sache zu erleichtern, ist ein Apparat (Fig. 19) konstruiert worden, bei welchem das bei der Beobachtung nicht thätige Auge auf eine nahe an dasselbe herangerückte dunkle Fläche sieht. Das Beobachten mit zwei offenen Augen verhindert die Ermüdung der Augen, da das Zudrücken des einen Auges stets auch eine Spannung in den Lidmuskeln des andern Auges verursacht, welche auf die Dauer ermüdend wirkt. Die weit verbreitete Meinung, daß die Benutzung des Mikroskops das Sehvermögen schädige, ist durchaus nicht in dem Maße begründet, wie allgemein angenommen wird. Der Anfänger wird freilich jedesmal nach längerem Arbeiten mit dem Mikroskop eine gewisse Abspannung bemerken, diese Erscheinung aber ist durchaus nicht beunruhigend, sie ist nicht anders aufzufassen wie die Ermüdung, welche sich stets einstellt, wenn man ein an Anstrengungen nicht gewöhntes Organ zu erhöhter Leistung zwingt. Werden solche Leistungen wiederholt verlangt, so gewöhnt sich das betreffende Organ und funktioniert nun, ohne zu ermüden. Dies gilt im vollen Maße auch für das Auge am Mikroskop, nur muß das Instrument rationell benutzt werden. Der Anfänger plagt sich und sein Auge in der Regel viel zu sehr, er sucht von den verschiedenen Tiefen des Gesichtsfeldes gleich deutliche und scharfe Eindrücke zu erhalten und nimmt sein Accommodationsvermögen zu stark in Anspruch. Dies ist durchaus falsch, man muß sich daran gewöhnen, ruhig auf die Oberfläche des Gegenstandes zu schauen, das Bild ohne jede Anstrengung aufzunehmen und, was man bei gewöhnlichem Sehen durch die Accommodation zu erreichen sucht, beim mikroskopischen Sehen durch die Einstellung anstreben. Hat man das Bild klar eingestellt und die Hand noch an der Mikrometerschraube, so gelangt man bald dazu, ganz unwillkürlich durch eine leise Drehung der Schraube tiefer liegende Flächen des Objekts dem Auge zu erschließen, ohne die Muskeln des Auges in Anspruch zu nehmen.

Selbstverständlich ist zu lange anhaltendes Arbeiten mit dem Mikroskop wie jeder zu starke Reiz zu vermeiden. Man muß namentlich auf geschickte Regelung der Linsensysteme bedacht sein und dieszweckmäßige Anwendung des Blendungsapparates zu erlernen suchen. Zu schwache Beleuchtung ist zu vermeiden, viel verwerflicher aber ist es, durch übermäßige Steigerung der Intensität des Lichtes etwas erreichen zu wollen. Was die Instrumente nicht bei gutem Tageslicht zeigen, wird auch nicht durch direktes Sonnenlicht sichtbar, dessen Anwendung das Auge unfehlbar zu Grunde richtet. Greller Lichtwechsel ist bekanntlich dem Auge verderblich und deshalb kann nicht empfohlen werden, das Arbeitszimmer zu verdunkeln und nur auf den Spiegel des Instruments Licht fallen zu lassen. Auch das Arbeiten bei künstlicher Beleuchtung ist aus diesem Grunde nicht ratsam, denn wie man auch das Lampenlicht regulieren mag, so bleibt doch immer zwischen der Beleuchtung des Sehfeldes und der des Zimmers ein Unterschied, welcher zu bedeutend ist, um nicht auf die Dauer nachteilig zu wirken. Ebenso nachteilig wirkt das beim Beobachten seitlich in die Augen fallende Licht, und um dies zu vermeiden und die Vorteile eines verdunkelten Zimmers ohne dessen Nachteile zu erreichen, benutzt man einen von Flögel angegebenen Kasten, welchen man sich aus Pappe selbst anfertigen kann. Dieser Kasten ist im unteren Teil vierseitig, an der hinteren Seite offen, an der Vorderseite, welche dicht an den Objekttisch anschließt, mit einer vierseitigen Oeffnung versehen, welche der Breite des Objekttisches und dessen Höhe über der Fläche des Arbeitstisches entspricht und das nötige Licht auf den Spiegel fallen läßt. Der untere Teil des Kastens ist 60—80 cm breit, 20—25 cm tief und so hoch wie das Stativ. Der obere Teil ist nach vorn hin um etwa 10 cm ausgebogen, um dem Kopf des Beobachters den nötigen Raum zu gewähren. Die Gesamthöhe des Kastens mag etwa 65—75 cm betragen; um ihm die nötige Stabilität zu gewähren, versieht man ihn seitlich mit zwei hinreichend schweren Holzklötzchen, die über die Vorderwand etwas hinausragen.

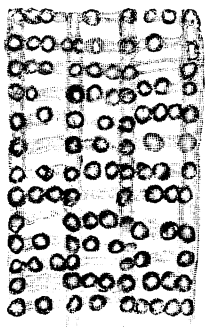


Fig. 13.
Schüppchen vom Flügel des Kohlweißlings.

Bei der Untersuchung eines Objektes beginne man nach der Durchmusterung mit der Lupe stets mit schwachen Vergrößerungen, um eine Uebersicht über das Ganze zu erhalten, und steige dann allmählich zu den stärkeren, wobei als Regel gilt, die letzteren nicht durch Kombination schwacher Objektive mit starken Okularen hervorzubringen, sondern starke Objektive mit Beibehaltung des schwächsten Okulars zu nehmen und erst, nachdem man bei dem stärksten Objektiv angelangt ist, zur weiteren Steigerung der Vergrößerung stärkere Okulare anzuwenden. Dabei müssen den benutzten Vergrößerungen auch die Blendenöffnungen entsprechen, derart, daß man bei schwächeren Vergrößerungen weitere, bei stärkeren enge Oeffnungen nimmt.

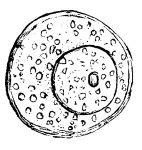
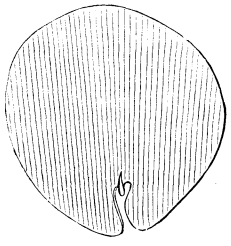


Fig. 14.
Schleim- oder Speichelkörperchen.



1:400

Fig. 15.
Größere Schüppchen von Lepisma saccharina.

1:75

Fig. 16.
Kleinere Schüppchen von Lepisma saccharina.

Zur Bestimmung der wahren Größe der unter dem Mikroskop gesehenen Gegenstände dienen Glasmikrometer, kleine Glasplättchen, auf welchen mittels des Diamanten die Maßteilungen ausgeführt sind. Bei manchen Glasmikrometern kreuzen sich auch die Teilstriche, so daß Quadrate entstehen, welche zur Messung und zur Zählung der Objekte, die ein bestimmter Raum des Sehfeldes faßt, benutzt werden können. Als mikroskopische Einheit dient das Mikromillimeter (mmm oder $\mu = 0{,}001$ mm). Legt man nun den zu beobachtenden Gegenstand auf das Glasmikrometer, so kann man unter dem Mikroskop leicht abzählen, wie viele ganze Intervalle des Mikrometers dem zu messenden Gegenstand entsprechen, während etwaige Bruchteile einer Abteilung noch ziemlich sicher bis auf 0,1 geschätzt werden

können. Für zarte Objekte reicht diese Messungsmethode recht gut aus, bei stärkeren Vergrößerungen ist es aber recht schwierig, das Objekt mit den etwas tiefer liegenden Strichen zugleich zu sehen, auch sind diese Objektglasmikrometer sehr der Abnutzung ausgesetzt. Man zieht daher im allgemeinen den beschriebenen Objektglasmikrometern die Okularglasmikrometer vor, welche in das Okular auf das zwischen Okular- und Kollektivglas befindliche Diaphragma gelegt werden, und zwar so, daß die Teilung dem Objektivsystem zugekehrt ist. Da dies Mikrometer nur mit der geringen Vergrößerung des Okulars gesehen wird, so können seine Teilstriche weiter voneinander liegen und die Maßteilungen selbst bis auf 0,2 μ gebracht werden.

Die Objektmikrometer bestehen am besten aus dünnem Deckglase, welches mit der Teilung nach unten auf einer rechteckigen, reinen, vollkommen ebenen Glasplatte von etwa 20 mm Breite, 40 bis 45 mm Länge und 2—3 mm Dicke aufgekittet wird. Hierdurch wird das Mikrometer hinreichend vor dem Zerbrechen und vor Verunreinigung geschützt. Die Okularmikrometer sind aus 1—2 mm dickem Glase hergestellt, werden in besonderen Etuis aufbewahrt und, wenn sie verunreinigt sind, am besten mit Kollodium gereinigt. Man übergießt nämlich die Skala mit einigen Tropfen Kollodium, bis dies etwa 1 mm hoch steht, läßt es völlig eintrocknen, löst dann das Kollodiumhäutchen mit einer feinen Messerspitze am Rande und zieht es, wenn nötig mit einer Pinzette, vom Glase ab. Die Teilung tritt nach dieser Operation mit aller Klarheit hervor und erleidet auch durch öftere Reinigung nicht den mindesten Schaden.

Große Vorsicht muß man bei mikroskopischen Untersuchungen anwenden, um nicht optischen Täuschungen zum Opfer zu fallen. Vor allem sind die sogenannten Beugungserscheinungen zu beachten, welche darin bestehen, daß längs der dunkeln Ränder eines in bestimmter Weise eingestellten Körpers innerhalb und außerhalb seiner Grenzlinien ein oder mehrere, mit dunkeln Linien abwechselnde Lichtstreifen auftreten, welche bei intensiver Beleuchtung wieder Farbensäume zeigen. Das Auftreten dieser Erscheinungen wird hauptsächlich durch sehr

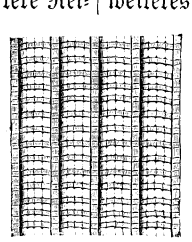


Fig. 18.
Schüppchen von Hipparchia Janira. 1:1920.

starke Beleuchtung mit künstlichem oder Sonnenlicht begünstigt und sie beeinflussen das schließliche Bild um so mehr, je stärker die Vergrößerung ist. Man hat also auch aus diesem Grunde allzu grelle Beleuchtung zu vermeiden und zweckentsprechend mit den Vergrößerungen zu wechseln. Treten den beschriebenen Beugungserscheinungen ähnliche Dinge auf, so sucht man durch Aenderungen in der Beleuchtung und Einstellung ihren Charakter zu ermitteln und sehr häufig wird man finden, daß diese Erscheinungen mit dem Objekt selbst nichts zu thun haben, sondern nur auf der durch die brechenden und zurückstrahlenden Eigenschaften des Objekts veranlaßten Lichtverteilung beruhen. Auch doppelte und verbreiterte Linien sowie Farbensäume gehören häufig nicht dem Objekt an und verschwinden, wenn man den betreffenden Teil des Objekts möglichst in die Mitte des Gesichtsfeldes bringt und ganz scharf einstellt. Als allgemeine Regel gilt, daß die richtige Einstellung dann erzielt ist, wenn das Bild am kleinsten erscheint und seine Begrenzungslinien die geringste Breite besitzen. In diesem Fall ist dann auch für ebene Körper immer die größte Schärfe und Deutlichkeit für das Ganze sowohl als für alle einzelnen Teile vorhanden.

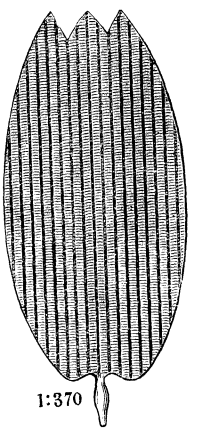


Fig. 17.
Schüppchen von Hipparchia Janira.

Täuschungen aller Art werden durch die sogenannten entoptischen Gesichtserscheinungen hervorgebracht. Allgemein bekannt sind die sogenannten Mouches volantes, die aber jedermann ohne weiteres von dem Objekt trennen wird; sie bewegen sich mit dem Auge, während das Bild des Objekts stehen bleibt, auch bleiben sie unverändert, wenn man das Bild durch Aenderung der Einstellung undeutlich macht. Ebenso wird man bei einiger Aufmerksamkeit nicht leicht durch Staubteilchen oder Risse in den Gläsern sich täuschen lassen und überdies kann man sich durch sorgfältige Reinhaltung des Instruments vor derartigen Dingen sichern. Verhängnisvoller können Faserreste von Leinwand, Wolle, Papier, Haarfragmente des Pinsels, Epithelialzellen aus der Mundschleimhaut oder der Oberhaut, ferner Algen, Spaltpilze, Pilzsporen, Stärkemehlfragmente, Insektenschuppen, und Staubteilchen der verschiedensten Art besonders für den Anfänger werden. Diese Dinge treten ganz allgemein auf und bald wird der Beobachter mit ihnen so vertraut, daß er sie sofort erkennt und nicht weiter beachtet.

Sehr häufig begegnet man unter dem Mikroskop Luftbläschen oder Bläschen andrer Gasarten, welche in der Flüssigkeit, in der das Präparat sich befindet, oder in letzterem selbst eingeschlossen sind. Sie erscheinen bei mittlerer Einstellung als runde Körperchen mit nach innen schwarzem, von hellen Ringen unterbrochenem, nach außen dunkelgrauem, von ähnlichen Ringstreifen eingefaßtem Rande und kleinem, rundem, ungleichmäßig hellem Centrum (Fig. 23 b c). Ihr Aussehen ist so charakteristisch, daß sie sofort erkannt werden. Außerdem erblickt man beim Senken des Tubus in dem Brennraum, resp. in dem Bilde der Blendung die Scheinbilder von in der Nähe befindlichen, in dem Beleuchtungsspiegel sich spiegelnden Gegenständen, der Fensterkreuze ꝛc. (Fig. 23 a bei x), so daß sie auch den Anfänger kaum zu täuschen vermögen. Leichter ist eine Täuschung möglich, wenn die in den Höhlungen organischer Körper eingeschlossene Luft deren Formen annimmt. Der Anfänger ist dann leicht geneigt, die in Höhlungen enthaltene und schwarz erscheinende Luft für eine undurchsichtige Materie zu halten. Durch Erwärmen des Präparats in einem Tropfen Wasser oder Alkohol, durch Einlegen in ausgekochtes destilliertes Wasser, durch Tränken der lufthaltigen Gewebe mit Alkalien, Weingeist oder dergl. verschwindet bald die scheinbare schwarze Füllung der Hohlräume und nach einiger Uebung verwechselt man ohnehin nicht mehr Luft mit einer festen Substanz.

Oel- und Fetttröpfchen geben zu ähnlichen Erscheinungen Veranlassung wie die Luft, nur ist der schwarze Rand bei jenen viel schmäler als bei Luftbläschen (Fig. 24). Die Bilder von äußeren Gegenständen, welche die Oeltröpfchen erzeugen, unterscheiden sich ebenfalls von denen der Luftbläschen, indem die ersteren wie eine doppelkonvexe Linse wirken und daher ein wirkliches Bild geben, welches beim Heben des Tubus sichtbar wird.

Aus einer verletzten Zelle hervorquel-

lender flüssiger Inhalt ist von viel bedeutenderer Dichte als das Wasser und mischt sich nicht sofort mit demselben, sondern bildet rundliche Massen, die anscheinend von einer Membran eingeschlossen werden. Auch entstehen in der dichteren Flüssigkeit kugliche, von der weniger dichten Substanz erfüllte Räume, sogenannte Vakuolen, die man, auch wenn dies nicht der Fall ist, als von einer Membran umgrenzt betrachten könnte. Wie leicht in solchen Fällen Täuschungen vorkommen und wie schwer es oft fällt, selbst bei gespannter Aufmerksamkeit das Richtige zu finden, geht z. B. daraus hervor, daß man lange Zeit gestritten hat, ob die in der Milch aufgeschwemmten Fetttröpfchen, welche beim ruhigen Stehen der Milch an die Oberfläche steigen und den Rahm bilden, von einer Membran umgeben sind oder nicht. Es ist empfehlenswert, die Erscheinungen zu studieren, welche beim Zusammentreffen sehr dickflüssiger Substanzen mit Flüssigkeiten, mit denen sie sich nicht mischen, auftreten, um sicher zu sein, daß man sich durch die hierbei bemerkbaren faden- oder membranartigen, tropfen- oder bläschenförmigen Erscheinungen nicht täuschen läßt.

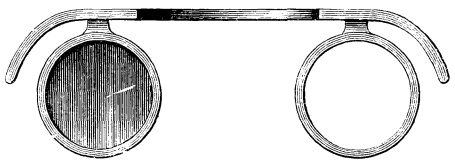


Fig. 19.
Apparat zur Beobachtung mit zwei geöffneten Augen.

Eine Wurfkegelpartie.

In nachstehendem wollen wir zu der früher veröffentlichten Kegelspielweise noch eine zweite, sehr interessante Wurfkegelpartie beschreiben. Die Einrichtung und Handhabung des Wurfkegelapparates, von dem wir im vorigen Jahrgange sogar eine Abbildung gegeben haben, dürfte unsern jungen Freunden hinreichend in Erinnerung sein, als daß wir nötig hätten, nochmals eine eingehende Beschreibung vorauszusenden.

Mitspielerzahl ganz beliebig. Jeder spielt für sich. Je nach der Anzahl der Spieler können 2, 3 Preise ausgesetzt werden. Das ganze Spiel besteht aus 10 Gängen; jeder Spieler stößt bei jedem Gang 2 Kugeln ab. Jeder Kegel zählt einen Point. Die Kegel werden neu aufgesetzt, wenn bei dem ersten Wurf alle neun fallen. Nur die vor der vorwärtsschwingenden Kugel umgestoßenen Kegel gelten. Die bei jedem Gang gefallenen Kegel werden notiert. Wer in den 10 Gängen die meisten Points erzielt, ist Sieger. Bei dem 2. bis 10. Gang werden auch die hinweggenommenen Kegel mitgezählt, wenn durch die beiden Würfe Kegel fallen. Die Gänge sind folgende:

1. Gang: Es stehen alle neun Kegel.
2. Gang: Es fehlt der vordere Gassenkegel.
3. Gang: Es fehlen der vordere Gassenkegel und der König.
4. Gang: Es fehlt die ganze Gasse.
5. Gang: Es fehlt außer den vorhergenannten noch der vordere rechte Seitenkegel.
6. Gang: Bei diesem fehlt auch der vordere linke Seitenkegel.
7. Gang: Fehlt noch der hintere rechte Seitenkegel.
8. Gang: Fehlt auch der hintere linke Seitenkegel.
9. Gang: Steht bloß der linke Eckkegel.
10. Gang: Steht nur der rechte Eckkegel.

Die letzten Gänge sind die schwierigsten; wer gar nichts trifft, dem wird null zugeschrieben; wer glücklich im Treffen ist, kann viel zugeschrieben erhalten. Trifft jemand bei dem 9. oder 10. Gang den Eckkegel, so ist das gleich 9 Points. Geschah es mit der ersten Kugel, so wird er ja noch einmal aufgesetzt; ist die zweite Kugel ebenso glücklich, so erhält er 18 zugeschrieben.

Das ganze Spiel erfordert Geschick, erregt dafür aber auch das Interesse.

Eine sehr seltene Briefmarke.

Für Briefmarkensammler unter den Lesern des „G. K." dürfte wohl die Marke der ehemaligen Bergedorfer Postverwaltung zu den größten Seltenheiten gehören.

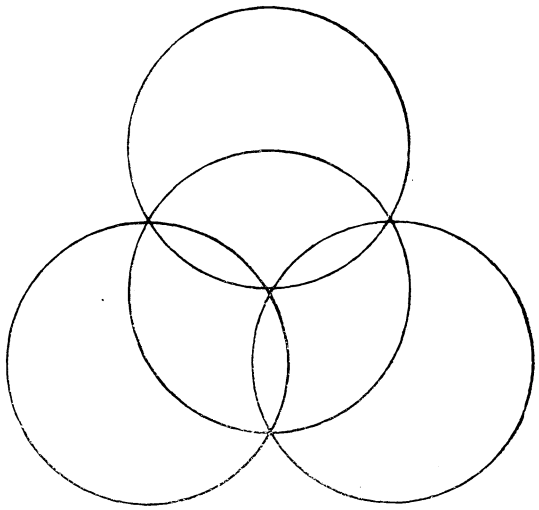
Die Entstehungsgeschichte dieser Briefmarke ist von geschichtlichem Interesse und illustriert unsere ehemalige deutsche Kleinstaaterei wie selten etwas. Sie verdient deshalb der Vergessenheit entrissen zu werden.

Innerhalb des heutigen deutschen Reichspostgebiets, dessen Verwaltung den Weltpostverein ins Leben rief und an dessen Spitze dieselbe marschiert, bestanden vor wenigen Jahrzehnten noch eine ganze Anzahl von Postverwaltungen; die winzigste und seltsamste unter ihnen war die von Bergedorf.

Seit dem ersten Mai 1838 bestand nämlich in dem an der Hamburg-Berliner Eisenbahn an der Bille 15 km von Hamburg gelegenen, den Hansastädten Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehörigen Städtchen Bergedorf eine preußische Postanstalt, die nach Eröffnung der Hamburg-Berliner Eisenbahn im Jahre 1847 aufgehoben wurde.

Um diese Zeit des Kondominiums (Mitherrschaft) war die Ausübung der Regierung, welche zwischen Hamburg und Lübeck wechselte, gerade an dem Senate von Lübeck, und wurden mit diesem deshalb Unterhandlungen wegen künftiger Regelung des Postverkehrs in Bergedorf, wo ein beiderstädtisches Postamt errichtet worden war, angeknüpft. Dieselben zerschlugen sich jedoch wegen verschiedenen Anschauungen über die Art und Weise des Portobezugs, indem die preußische Postverwaltung, welche, obgleich sie aus dem Vertrage vom 28. Juli 1837 (Artikel 8) das Recht herleitete, die Sendungen bis Bergedorf zu befördern und den Portobezug bis dahin in Anspruch zu nehmen, aus Rücksicht der Billigkeit und um das beiderstädtische Postamt in Bergedorf nicht in die Notwendigkeit zu versetzen, zu dem bisherigen Porto einen Zuschlag für sich erheben zu müssen, den Vorschlag gemacht hatte, aus ihrem Porto dem beiderstädtischen Postamt $^1/_2$ Sgr. für jeden Brief und bei Paketen 1 Pfennig pro Pfund

Figur, in einem Zuge zu zeichnen.



abzugeben, wogegen der Senat von Lübeck durchgehends den vierten Teil des Portos verlangt hatte.

Im Jahre 1849 war der Senat in Hamburg Direktorial-Senat von Bergedorf. Die mit demselben angeknüpften Unterhandlungen wurden durch die Verhandlungen des deutsch-österreichischen Postvereins unterbrochen. Erst bei den Vorbereitungen zur zweiten Postkonferenz im Jahre 1855 brachte der Lübecker Senat die noch ungelöste Frage wegen der Verhältnisse in Bergedorf wieder zur Sprache und nunmehr wurde unterm 4. November 1855 ein Vertrag abgeschlossen, dessen Artikel I festsetzte, daß für Briefe nach und aus Bergedorf der Portobezug nach Maßgabe der Vereinsbestimmungen stattfinden solle. Der Artikel II bestimmte ferner, daß für Fahrpostsendungen (d. s. Geldbriefe und Pakete) nach Bergedorf das Porto ebenfalls nach dem Vereinstarife berechnet werden sollte. Die Bergedorfer Postverwaltung selbst erhielt für Sendungen nach und von Bergedorf die Hälfte des nach dem Postvereinstarif auf 5 Meilen entfallenden Porto. Für Zeitungen kamen die Vereinsbestimmungen in Anwendung.

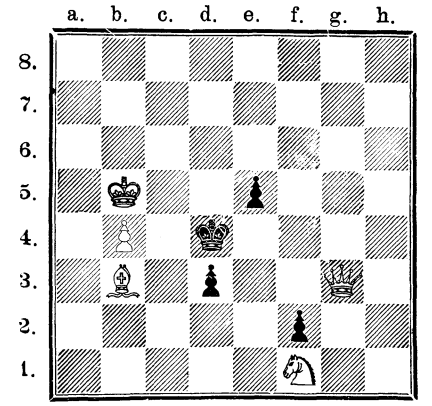
Im Jahre 1861 erhielt Bergedorf seine eigenen Briefmarken. Diese heutzutage so seltenen Briefmarken zeigen im Mittelpunkte die vereinigten Wappen der freien Städte Hamburg und Lübeck, darüber das Wort „Bergedorf", darunter „Postmarke". Die Angabe des Wertes befindet sich an den beiden Seiten der Buchstaben in den vier Ecken in Zahlen. Die Marken zu ½ Schilling sind blau, zu 1 Schilling schwarz, zu 1½ Schilling gelb, zu 3 Schilling blau auf rosa, zu 4 Schilling chamois auf farbigem Grunde gedruckt. —

Gottlob, daß wir in unseren Tagen im deutschen Vaterlande nur noch drei Postverwaltungen (die württembergische, die bayrische und die Reichspostverwaltung) besitzen, und daß solche Zwitterverwaltungen, wie es die Bergedorfer war, für immer der Vergangenheit angehören!

Die Erde vom Monde aus betrachtet.

Wenn es uns möglich wäre, einen Spaziergang nach unseren Erdentrabanten auszuführen, in der Absicht unsere Mutter Erde auch einmal aus der Ferne zu betrachten, so würde sie unter der etwa 51 000 Meilen betragenden Entfernung vor unseren Blicken gar gewaltig zusammenschrumpfen. Unser Zeichner hat versucht, diese Idee bildlich darzustellen. Wie klein würde sie uns erscheinen und doch welch ansehnliche Zifernreihe müssen wir nach menschlichen Begriffen niederschreiben, um ihre Maßverhältnisse auszudrücken. Bekanntlich rechnet man auf den Umfang des Erdäquators 5400 Meilen, die Länge einer geographischen Meile zu 7420 m gerechnet. Diese Ziffer ist jedoch keine ganz genaue. Die neuesten Untersuchungen gehen noch viel exakter zu Werke, so zwar, daß als erwiesen angenommen werden darf, der Aequator der Erde sei überhaupt kein genauer Kreis. Die Gegenden am Busen von Guinea und das westliche Polynesien sind am weitesten vom Mittelpunkte entfernt, dort würde sich also die größte Anschwellung des Aequators befinden, während die geringste in die Nähe von Ceylon und auf die Landenge von Panama fällt. Die genannten Unterschiede betragen nun allein schon etwa 1000 Fuß. Es erhellt hieraus, wie genau die Größenverhältnisse der Erde in unseren Tagen erforscht sind.

Schachaufgabe Nr. 10.



(5 + 4 = 9.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 9.

1. S e 4 — c 5 (beliebig)
2. D c 1 — g 5 ‡.

Rätsel.

Im Wald und auf der Heide,
In grünem Frühlingskleide,
In stillen Thales Gründen,
Ihr Lieben, sucht's zu finden!
Ihr habt's in euren Händen,
An eures Hauses Wänden;
Es endet jede Tugend,
Beschließet eure Jugend,
Die Dichter haben's nimmer,
Doch ihre Lieder immer.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 28 Silben sind 11 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Namen der Freundin eines deutschen Dichters ergeben: de — mos — dyl — fen — pa — ni — sol — wi — le — fleth — i — ros — le — val — bens — son — so — kos — rum — da — els — i — el — rai — er — ru — so — si.

1. Bekannter Gerichtsplatz. 2. Komponist. 3. Altdeutscher Frauenname. 4. Ort im Oldenburgischen. 5. Schauspieler. 6. Baum. 7. Maler. 8. Gedichtsart. 9. Berühmtes Buch. 10. Geheimnisvolle Wesen. 11. Amerikanische Stadt.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 35.

20 Fenster, 90 Lichte.

Auflösung des Rätsels in Nr. 35.

Strumpf, Rum.

Auflösung des Palindroms in Nr. 35.

„Uhu."

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 35.

Christoph Columbus
† 21. Mai 1506.

Man lese zuerst die Buchstaben der oberen Lückenreihe ab und beginne damit beim mittleren von einem Tau berührten Buchstaben, nehme die gleichartigen (von einem, zwei Tauenden berührten) erst links und dann rechts und gehe in gleicher Weise auch in der unteren Lückenreihe vor.

Fragen und Antworten.

F. Hussareck in Ratibor. Freundchen — zur Entwickelung ist unbedingt neutrales oxalsaures Kali nötig; das saure oxalsaure Kali (Sauerkleesalz) hat keine entwickelnde Kraft. Es gibt allerdings auch Negativpapier von Eastmann, wovon 24 Blatt 6.15 Mk. kosten. Es können aber auch ganz gute Aufnahmen auf Positivpapier gemacht werden, wie dies ja auch bei Vergrößerungen geschieht.

Rätselhafte Inschrift.

Nach Königsberg. Nun, vielleicht werden wir beide doch noch ein Hühnchen pflücken. Was glaubst Du, wer dabei unterliegen wird?

Luftibus. Wer wird den Pegasus aber auch so sehr malträtieren! Kein Wunder, wenn er die Geduld verliert.

Kamerad in L. Dachten's uns doch, daß ein Schelmengesicht dahinter steckt.

Liebe Kameraden! Wir haben einen naturwissenschaftlichen Verein gegründet, doch wissen wir noch nicht, wie wir ihn taufen und welchen Vers wir auf die Fahne schreiben sollen. Vielleicht seid Ihr so gut und ratet uns. Mit vielen Grüßen Drei Naturforscher.

G. F. in L. Schmetterlingseier, Raupen und Puppen sind käuflich zu haben bei Herrn Alexander Bau in Berlin, Hermannplatz 4. Apropos, warum nennst Du Dich nicht unter dem Tauschmarkt? Gar mancher der Kameraden würde Dir gerne senden.

R. F. in A. (Böhmen). Du klagst, Du hättest an den griechischen Verben gar so viel zu keilen? Das ist recht, nur fest gekeilt, desto besser sitzt es. -- Verschaffe Dir Auskunft über die Aufnahmebedingungen, über Organisation und Lehrplan einer der Nautischen Schulen zu Lussin piccolo, Pola, Triest, Cattaro, Ragusa. Damit dürfte sich Deine Frage beantworten.

Liebe Kameraden! In hiesiger Stadt wohnt ein Naturalienhändler, welcher unter anderem auch wunderschöne Zimmerböcke hat; sie sind 1 bis 1½ cm groß und haben 5 bis 7 cm lange Fühler. Wer mir 50 Pfg. einsendet, dem schicke ich portofrei ein Paar solcher Tierchen. Besten Gruß von Franz Hoffmann in Reichenberg, Lindenplatz 3.

H. Friedemann. Lieber Kamerad! Ausführlicher als diese Anleitung im ersten Jahrgange bereits gegeben worden ist, können wir Dir das nicht sagen. Lies nur genau nach, nimm Zirkel, Hobel und Hammer zur Hand und beginne, wie dort geschildert. Gelingt's das erste Mal nicht, dann setze ein zweites Mal ein: „Probieren geht über Studieren."

L. Liebenberg in C. Der Andrang zur Post ist, wie wir in diesen Spalten erst jüngst bemerkten, zur Zeit ebenfalls ein sehr großer; die Aussichten dürften daher für die nächste Zukunft, so sehr glänzend nicht sein. — Die Nummern 1—26 des dritten Jahrganges können in einzelnen Exemplaren noch nachbezogen werden. Bestelle bald.

Max B. in **Breslau.** Bravo, die Komposition unserer Mijnheer-Hymne hat ganz unseren Beifall, doch kommst Du für den Druck leider zu spät. Sie spaziert in unsere Jubel-Fest-Musik-Mappe. — Und nun die Frage: wie wäre es mit Cement?

O. A. in **W.** Dein Gedichtchen ist hübsch empfunden und teilweise recht formgewandt. Wenn Du aber an einer Stelle sagst:

In dem Walde thut erklingen
Muntrer Vögel helles Lied,
Füchse, Reh und Hasen springen
Wenn die Sonn am Himmel steht —

so beweist das, daß in dem Gedichte auch ein paar muntere „Böcklein" ihr Unwesen treiben. Diese nimm aufs Korn, brenn' ihnen eins aufs Fell!

Hermann .... in **Charlottenburg.** Sehr hübsch ausgedacht. Bei Gelegenheit. Kameradschaftlichen Gruß!

Ein Molchpapa. Gib Deinen Smaragd-Eidechsen Regen- und Mehlwürmer, rohes, geschabtes Fleisch, dann Küchenschaben, Heuschrecken, Kerfen; wenn sie mal lustig knappern können, verspeisen sie ohne langes Besinnen auch andere kleine Eidechsen.

J. K. in **R.** Du fragst: ob Du Marineoffizier oder Elektrotechniker werden sollst. Lieber Kamerad, wir müssen, so schmeichelhaft solches Vertrauen zu unserem Rate ist, derlei Fragen unbeantwortet lassen; warum, weil es leichtsinnig wäre zu raten, wenn wir nicht wissen, welche Befähigungen vorhanden sind. Suche das Urteil einsichtsvoller Familienmitglieder oder Deiner Herren Lehrer, vor allem das Deiner Eltern zu erlangen. In solchen wichtigen Fragen, welche das Geschick und Lebensglück eines Menschen bestimmen, können nur Persönlichkeiten urteilen, die Deine Entwickelung, Deine Befähigungen und Neigungen von Kindesbeinen an beobachtet haben. Wie alt bist Du? Pressiert es schon so sehr? — Ueber die jährlichen Zulagen des Kadetten sieh die Antwort an von X. Y. in Z. Seite 560 dieses Jahrganges.

Alex. Werden Ihren Wünschen zu entsprechen suchen. Warum unter Kameraden so gemessen und steif?*)

Z. Um als Avantageur einzutreten ist überhaupt ein vollgültiges Abiturientenzeugnis oder die Ablegung der Portepeefähnrichsprüfung nachzuweisen, Berechtigungsschein des Einjährig-Freiwilligen genügt nicht. Die speziellen Bestimmungen bezüglich der Pioniertruppe dürfte bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin, Kochstraße 68—70 im Drucke vorliegen. Fragen Sie mal an.

Georg Müller in **D.** Eine Botanik ohne Abbildungen ist uns nicht bekannt. Es kann Dir in solchen Dingen übrigens jede Ladenbuchhandlung Auskunft geben und Werke zur Ansicht vorlegen.

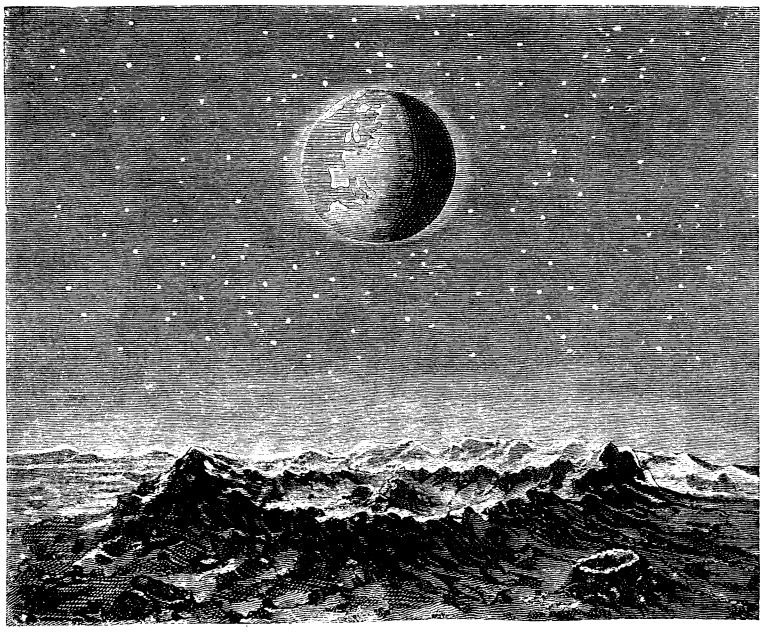
A. M. in **Dresden.** Deiner Beschreibung nach zu urteilen, muß Deine selbsterbaute Drahtseilbahn recht hübsch und interessant sein. Wir sollen Dir raten, wie Du noch Weichen ausführen könntest? Freundchen, da müßten wir uns das Betriebswerk daraufhin doch noch einmal genau ansehen.

Georg und **P. Cadet** in **Potsdam.** Sehr richtig. Bravo!

W. L.; Georg Martin und **John Martens.** Gratulieren zu Euren Erfindungen. Sollen bei Gelegenheit verwendet werden.

Aergerlicher Abonnent. Was in Euren Klassen verteilt wurde, das war der halbjährlich erscheinende Stundenplan des „G. K.", der keinem Schüler fehlen sollte, denn er ist praktisch und hübsch zugleich und kostet nichts. Die höchst interessante und spannende Erzählung: „Die Sklavenkarawane" erscheint im nächsten Jahrgange.

Otto Sch . . . . . nitz. Eine solche Berechnung ist zur Zeit nicht möglich, denn wir wissen ja noch gar nicht, wieviel Steinkohle unsere Mutter Erde überhaupt birgt. Was mag in der nächsten Zukunft auf außereuropäischen Gebieten noch alles entdeckt werden! — Deine andere Frage wird Dir am zuverlässigsten ein Bankhaus beantworten.



Die Erde vom Monde aus gesehen.

Fidelitas. Wenn Ihr so flott lernt, als Ihr lustig seid, dann ist's gut. Solche Jungens liebt der „G. K.". Hören wir, was die fidelen Altenburger wieder ausgeheckt haben:

Dem ongelukkigen Mijnheer
in tiefster Ehrfurcht
gewidmet
von
der
Fidelitas.

Mijnheer Ardappelenbosch, Du tapferer Piratenbesieger,
Stolz des batavischen Lands, Du Katzenbratenvertilger,
Nimm der Fidelitas Dank, dafür, daß Du Dich bemüht hast,
Ihr die ganze Gestalt des männermordenden Stinktopfs,
Inhalt, Gebrauch und — Gestank — so grausig-schön zu beschreiben!
Zwar ist ihr nicht bekannt, was wohl Asant mag bedeuten.
Aber das schadet ja nichts, versteht es sich doch ganz von selber.
Möge Dein Hunger sich mehren und Dein Appetit sich verstärken,
Daß Du zum Morgenkaffee ein ongelukkiges Nijlpaard
Ohne Beschwerden verzehrst, dann wirst Du Dich wieder erholen.
Kommst Du aus China zurück, so besuche im Monat Oktober,
An dem zwanzigsten Tag die Fidelitas; denn lieber Mijnheer,
Dann begeht der Verein das Erinnerungsfest seiner Gründung.
Grüße den Mardarineng, den Heimdallung Turnersticking,
Grüße Freund Richard und auch den obotragenden Gottfried,
Grüß das bemoosete Haupt, den blauen Methusalem gleichfalls,
Und — fast hätten's vergessen — den berühmten Setzerlehrling*) zum Schlusse.
Deine treue Fidelitas!

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Ladstock geschluckt?

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Tsching, Tsching!!!

Tauschmarkt.

Quartaner F. K., per Adresse: Herrn **F. Kamloch, Gasstraße Nr. 12** zu **München-Gladbach,** hat einen 10 Wochen alten Jagdhund zu verschenken.

Heinrich Hirsch in **Mainz, Fuststraße 17,** tauscht eine Wintersche Elektrisiermaschine, einen photographischen Apparat mit zwei Doppelkassetten 9 × 12 cc., eine Edison-Dynamomaschine (Nebenschluß für Galvanoplastik und Beleuchtung zu 45 Kerzenstärke), Kopierbretter für Lichtdruck und elektr. Apparate und nimmt hierfür Münzen-, Briefmarkensammlungen und eine starke Dampfmaschine.

Ernst Jeußen in **Hannover, Veilchenstr. 5 II,** sucht seine Markensammlung ca. 1000 Marken und 65 Ganzsachen mit Schwaneberger Album gegen einen gut funktionierenden photographischen Apparat mit Chemikalien (kein selbst gemachter) zu vertauschen, gibt event. auch noch 1 Telephon (funktioniert mit und ohne Elektricität), Chrom- und Leclancheelemente, Klingel ꝛc. zu.

Ich habe eine alte Geige, die ich gerne gegen alte deutsche Marken und Ganzsachen oder Käfer vertauschen möchte. O. Deneke in Göttingen, Gronerthorstraße.

W. Schohl in **Rostock (Mecklenburg)** teilt seinen Kameraden mit, daß die Eiersammlung bereits vergeben ist.

Erich Müller in **Berlin, Alt-Moabit 60,** tauscht Tauben.

Ich habe eine Briefmarkensammlung von ungefähr 600 Stück; bitte meine Kameraden, mir etliche Dubletten zu schicken. Oskar Kühne in Forsthaus Seibersbach, Post Stromberg (Hunsrück).

Wer von meinen Kameraden gibt mir für einige Mineralien, Muscheln und einige Briefmarken Käfer? Hugo Müller in Stuttgart, Holzstr. 19 d.

P. T. Hald in **Aalborg (Dänemark), Algade 13,** gibt eine große Siegelsammlung (250 St.) gegen ein neues Schaubeckalbum oder seltene Marken, Ganzsachen.

Wer gibt für einen Induktionsapparat samt Element, Neuwert 8 Mk., eine gut arbeitende Dampfmaschine? Adresse: J. Fritz in Steyr. Briefe postlagernd.

Heinrich Lazar III, Gymnasiast in **Pitesti (Romänia),** besitzend sehr viele alte rumänische und andere Dubletten, möchte gern mit den Kameraden der ganzen Welt in Tauschverbindung treten.

Gebe mein fast neues gutes Kapfolet, natürlich mit Erlaubnis meiner Eltern, da ich vom Onkel ein zweites bekam, demjenigen, der mir eine echte, gut erhaltene Sachsen 1850, 3 Pfennig rot sendet. Tausche auch Briefmarken. R. Libisch in Cilli (Steiermark), Kirchplatz Nr. 149.

Karl Devcic Edler von Siegwardein in **Cilli (Steiermark), Gartengasse 37,** wünscht mit Kameraden (außerösterreichischen) behufs Markentausches in Verbindung zu treten. Parole „Redlichkeit".

Wer kann mir ein guterhaltenes Bicycle (Radhöhe 120—140 cm) oder ein Safety (Radhöhe 70—85 cm) überlassen und was will er dafür? Angebote erbeten an Franz Gutmann junior in Prag, Wenzelsplatz Nr. 47.

Eduard Stirlin in **Zürich, Turnegg I.,** hat Marken von Griechenland gegen andere seltene Briefmarken zu vertauschen.

Möchte die Bilder meiner Laterna magica (9 Glasstreifen, 2 chinesische Feuerwerke, 1 Verwandlungsbild, 1 gehende Windmühle auf Glas gegen eine kleine gut gehende Dampfmaschine vertauschen. Georg Martin in Nürnberg, Karlsstraße 21.

Henri Sessyns in **Berlin SW., Yorkstraße 77,** gibt seine fast neue elektrische Eisenbahn gegen die nötigen Requisiten und Chemikalien zu Stirns Geheimcamera.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Ausnutzung der Sonnenkraft.

Alle irdische Kraft ist mehr oder minder auf die Einwirkung der Sonne zurückzuführen; die Sonne treibt unsere Windmühlen, denn durch sie hauptsächlich wird der Wind verursacht; sie treibt unsere Wasserräder, da sie Wasser aus dem Meere emporhebt, das als Regen niederfällt. Sogar unsere Dampfmaschinen werden in letzter Linie durch die Sonne betrieben, da die Kohlen bei der Verbrennung Wärme abgeben, welche die Sonne vor Jahrtausenden Wäldern mitteilte, deren Ueberreste die Kohlenlager sind. Man hat berechnet, daß von der Sonne auf unsere Erde eine Kraft von annähernd drei Billionen Pferdestärken ausgeübt wird. Es ist daher nicht zu verwundern, daß da und dort Vorschläge gemacht wurden, um von dieser ungeheuren Kraft kleine Bruchteile unmittelbar zu benutzen. Vor elf Jahren machte ein französischer Ingenieur den Versuch, eine Dampfmaschine durch die Sonnenwärme zu treiben, indem er den Kessel in den Brennpunkt eines Hohlspiegels setzte. Die Vorrichtung war auf der Pariser Weltausstellung 1878 in Betrieb zu sehen. Es gelang, Dampf zu entwickeln, der zum Betrieb einer zweipferdigen Maschine ausreichte; indessen hatte die Einrichtung viele Nachteile, in erster Linie die hohen Anschaffungskosten, dann die Ungleichmäßigkeit der Wirkung, die Notwendigkeit, den Hohlspiegel und mit ihm den Kessel stets der Sonne zugewendet zu halten, auch die beträchtliche Größe. Es blieb deshalb bei den Versuchen. Gegenwärtig jedoch ist, ebenfalls in Frankreich, ein Gedanke aufgetaucht und wird von der Fachpresse lebhaft erörtert, welcher von den meisten der genannten Nachteile frei ist. Allerdings setzt das vorgeschlagene Verfahren die Sonnenwärme nicht unmittelbar in Arbeit um, sondern in Elektrizität. Die Sonne soll nämlich die eine Hälfte der Lötstellen einer thermoelektrischen Batterie bescheinen und dieselben dadurch auf einen höhern Wärmegrad bringen, als die vor direkten Strahlen beschützten und vielleicht noch dazu durch Wasser gekühlten übrigen Lötstellen. Der dadurch entstehende Thermostrom soll zur Ladung von Akkumulatoren dienen oder auch zum Betrieb von elektrischen Kraftmaschinen. Der Vorschlag ist aller Beachtung wert, da er eine ganz vorzügliche Lösung der Aufgabe, die Sonne als betreibende Kraft zu benutzen, enthält. In Algier sollen demnächst Versuche angestellt werden über die Leistungsfähigkeit einer derartigen Anlage. Da man die Thermobatterie so groß machen kann, als man will, so ist nicht zu zweifeln, daß auf diesem Wege an heißen Tagen nennenswerte Kräfte aufgespeichert werden können.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Der liebste Kamerad, der vertrauteste Freund, der barmherzigste Tröster, der wandelloseste Bürge der Wahrheit, das soll einem Knaben —: sein Vater sein!

Marinepfarrer Heims.

Der Student hatte seinen Paß bereit gehalten und zeigte ihn vor. Der Wächter leuchtete mit der Laterne auf die Schrift; als er die ersten Charaktere und dann das Siegel erblickte, riß er die Pforte auf und warf sich, ohne ein weiteres Wort zu sagen oder zu fragen, platt auf den Boden nieder. Sie konnten passieren.

Ebenso ging es am Ende von noch vier andern Straßen. Ueberall ertönte das Schui-ni-men, und sobald die Wächter den Paß erblickten, öffneten sie schleunigst und warfen sich dann auf die Erde.

Dann bogen die Träger in ein Haus ein, dessen Thür offen stand, und setzten die Sänften draußen im Hofe ab. Degenfeld, Gottfried und Richard stiegen aus. Es war hier so finster und still wie in einer Kirche um Mitternacht.

„Ich wollte, ich könnte mit euch gehen,“

— Ueberall ertönte das Schui-ni-men, und sobald die Wächter den Paß erblickten, öffneten sie schleunigst und warfen sich dann platt auf die Erde. —

sagte Richard. „Mir ist so bange um euch, Onkel Methusalem."

„Pah, bange!" antwortete der Blaurote. „Wer wird da ängstlich sein."

„Aber es ist so gefährlich. Was thue ich, wenn man euch festhält?"

„Da läßt du dich zurück zum Tongtschi tragen. Aber das kann gar nicht geschehen. Als Mandarinen haben wir das Recht, das Gefängnis zu jeder Stunde auch des Nachts zu besuchen. Da kann uns niemand etwas thun. Und sind wir drin, so werden wir ja sehen, ob die Sache leicht oder schwer ist. Ist sie unmöglich, so gehen wir unverrichteter Dinge fort. Kopflos werde ich gar nicht handeln. Also den Kopf in die Höhe, Junge! In einer Viertelstunde sehen wir uns wieder."

Richard schlang den Arm um ihn, drückte ihn an sich und trat dann still zurück. Degenfeld ging mit dem Gottlieb durch das Haus zurück auf die Straße. Diese war vollständig dunkel. Nur gerade ihnen gegenüber schimmerten einige geölte Papierfenster.

„Das ist im Gefängnisse," sagte Degenfeld. „Dort muß es liegen."

„Ja, nach der Beschreibung des Tongtschi liegt es dort. Doch sagen Sie mich erst mal, welches Jefühl Sie in der Magengejend empfinden?"

„Ungefähr so, als ob ich saures Bier getrunken hätte."

„Mich ist es ebenso. Und oben im Halse habe ich die Empfindung, als ob ich zur Hälfte einen Schangdarm verschlungen hätte. Ist es dat Jewissen, nämlich dat böse, oder die Angst?"

„Wohl beides. Einen Schritt, wie wir ihn vorhaben, kann man unmöglich ohne Sorge und Beklemmung thun. Wer das leugnet, der lügt einfach. Doch je schneller man ins Wasser springt, desto eher ist man naß. Komm, alter Gottfried!"

„Jottfried? Dat verbitte ich mich. Ich bin jetzt der Kuan-fu Ziegenkopf. Verstanden? Ich werde versuchen, mein Chinesisch an den Mann zu bringen."

„Ja nicht! Sprich so wenig wie möglich; am besten ist's, du schweigst ganz."

„Jut, so schweige ich chinesisch. Auch dat habe ich jelernt."

Sie schritten über die Straße hinüber und standen vor einem Thore, welches durch eine hohe und dicke Mauer führte. Ueber dem Thore hing ein Gong, an welches der Methusalem schlug.

„Schui tsi – wer da?" fragte es von innen.

„Ri kuan fu — zwei Mandarinen," antwortete Degenfeld.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben und das Thor ein wenig geöffnet. In der Lücke erschien zuerst ein Spieß und dann die Gestalt eines Soldaten, welcher ein kleines Laternchen in der Hand hielt.

„Lao-ye put tek lai — die alten Herren dürfen nicht herein," sagte er.

Da zogen die beiden ihre Münzen vor und zeigten sie ihm. Sofort trat er zur Seite, um sie eintreten zu lassen, und verbeugte sich fast bis zur Erde herab.

Aus der Beschreibung, welche der Tongtschi ihm geliefert hatte, kannte Degenfeld die Oertlichkeiten des Gefängnisses. Sie schritten über einen schmalen Hof und standen nun vor der Thür des eigentlichen Gebäudes, welches sich lang und nur ein Stockwerk hoch in der Dunkelheit verlor.

Auch hier mußte an ein Gong geschlagen werden, worauf hinter der Thür dasselbe Schui-tsi ertönte. Der Posten öffnete, als er die schon erwähnte Antwort bekam, und ließ sie nach Vorzeigen der Münze eintreten. Jetzt befanden sie sich in einem schmalen Gang, welcher von zwei Laternen erleuchtet wurde.

„Dummes Zeug!" brummte Gottfried.

„Was? Die Angst?"

„Nein, der Anzug. Dat schleppt bis auf die Füße, gerade wie bei sonne Promenadendame mit oblijate Schleppe. Ich bringe die Beine nicht vorwärts."

In der Mitte des Ganges gab es rechts und links eine Thür. Degenfeld wußte vom Tongtschi, wo die Gefangenen sich befanden. Er klopfte links.

„Schui-tsi?" rief es dahinter.

Die beschriebene Scene wiederholte sich abermals. Auch hier stand ein Soldat, welcher auf Brust und Rücken das Wort Ping zur Schau trug, welches eben „Soldat" bedeutet.

Als die Thür hinter ihnen wieder verriegelt worden war, befanden sie sich in einem breiteren Gang, in welchem zu beiden Seiten niedrige Thüren mündeten. Da lagen die besseren Gefängnisse.

Hinten am Ende des Ganges wurde jetzt eine Thür geöffnet. Der Schein eines hellen Lichtes fiel heraus und beleuchtete die Person, welche erschienen war, um zu erfahren, wer in so später Stunde komme. Es war der junge Mandarin. Das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit hatte ihm den Schlaf verboten. Er wartete, bis die beiden in den Kreis seines Lichtes traten, betrachtete sie mit mißtrauischem Blicke, verbeugte sich nur wenig und fragte:

„Schui-tsün, wer sind Sie."

Die beiden zeigten, ohne mit einem Worte zu antworten, ihre Münzen vor.

„Kommen Sie herein!"

Er führte sie in eine kleine Stube, in welcher sich ein Tisch, ein Stuhl und eine niedrige Lagerstätte befand. Auf dem Tische brannten zwei Talgkerzen, bei denen ein aufgeschlagenes Buch lag. Der Mandarin betrachtete die Münzen längere Zeit und sehr genau; dann hatte er sich überzeugt, daß dieselben echt seien. Nun verbeugte er sich tiefer, also höflicher, und fragte:

„Welcher Veranlassung habe ich es zu verdanken, daß meine höheren Brüder mich besuchen?"

Das war noch immer nicht diejenige Höflichkeit, welche der Methusalem erwartet hatte. Darum antwortete er in ziemlich barschem Tone:

Sind Sie der Pang-tschok-kuan dieses Hauses?"

„Ja."

„Gibt es in dieser Stunde noch andere Oberbeamten hier, welche anwesend sind?"

„Nein."

„Es sind heut zwei Lamas mit einem Dolmetscher eingeliefert worden?"

„Nein."

„Ich glaube, Sie sprechen die Unwahrheit!"

„Ich sage keine Lüge. Diese Leute sind nicht das, wofür sie sich ausgeben. Der eine ist ein Holländer und der andere ein Deutscher."

„Wie können Sie das wissen?"

„Ich habe mich überzeugt. Ich habe von Schamien einen Dolmetscher kommen lassen, welcher mir genaue Auskunft gab."

„Hat er mit ihnen gesprochen?"

„Nein, denn in diesem Falle hätten sie sich in acht genommen, sich nicht zu verraten. Er hat an ihrer Thür gehorcht, und da sie laut sprachen, verstand er alle ihre Worte. Der dritte ist ein Chinese, welcher auch deutsch spricht."

„Wer hat Ihnen denn die Erlaubnis erteilt, einen Dolmetscher kommen zu lassen?"

„Niemand. Ich bedarf dazu keiner besonderen Genehmigung."

„Da dürften Sie sich irren, besonders da Ihnen schon der Tongtschi eine ernste Verwarnung erteilt und Ihnen gesagt hat, daß er in dieser Angelegenheit allein zuständig sei."

„Das habe ich auch geachtet. Ich habe die Gefangenen nicht belästigt und nur wissen wollen, wer sie sind."

„Die allergrößte Belästigung für einen Menschen aber ist es, wenn er sich belauschen lassen muß. Die drei Männer wohnen hier?"

Er zeigte auf eine verschlossene Thür, welche nach der Seite hin aus dem Zimmer führte.

„Ja," bestätigte der Mandarin.

„Oeffnen Sie! Ich wünsche mit ihnen zu sprechen."

Anstatt zu gehorchen, musterte ihn der Pang-tschok-kuan abermals genau und antwortete:

„Diesem Wunsche kann ich nicht Folge leisten."

„Wunsch? Von einem Wunsche ist keine Rede; es handelt sich vielmehr um einen Befehl, den ich Ihnen erteile."

„Dem muß ich widersprechen. Ich kann eine Willensäußerung von Ihnen beiden nicht als Befehl gelten lassen."

„Warum nicht?"

„Weil ich Sie nicht kenne".

„Sie sehen es unserer Kleidung an, daß wir Ihnen vorgesetzt sind. Ihr geblümter goldener Mützenknopf und unsere blauen Kugeln müssen Ihnen sagen, daß wir in die dritte, Sie aber in die siebente Rangklasse gehören. Wir fordern also von Ihnen denjenigen Gehorsam, welchen Sie uns schuldig sind!"

Der junge Mann ließ kein Zeichen von Furcht blicken. Er sah dem Methusalem fest in die Augen und antwortete in ebenso festem Tone:

„Dieser Gehorsam soll Ihnen werden, sobald Sie mir beweisen, daß Sie berechtigt sind, diesen blauen Knopf zu tragen."

„Was! Zweifeln Sie etwa daran."

„Ich zweifle weder noch glaube ich daran; aber ich verlange Beweise. Gestern um dieselbe Zeit ist auch ein Mandarin desselben Knopfes hier gewesen und hat drei Gefangene entführt. Mir soll das nicht auch passieren."

Der Methusalem hätte diesem braven und furchtlosen Manne am liebsten die Hand drücken mögen, obgleich ihm diese Festigkeit sehr ungelegen kam. Darum zog er seinen Paß heraus und zeigte ihn dem Mandarin, doch so, daß er ihn nicht lesen konnte, da er sonst aus dem Inhalte ersehen hätte, daß der Vorzeiger ein Fremder sei.

„Kennen Sie dieses Siegel?"

„Ja; es ist dasjenige des Himmelssohnes," antwortete der junge Mann, indem er zwar sich nicht auf die Erde warf aber doch niederkniete. „Sie sind also ein Schün-tschi-schu-tse, ein Vertrauter der höchsten Majestät; ich beuge mich vor Ihnen."

„Stehen Sie auf und öffnen Sie die Gefängnisthür!"

Jetzt gehorchte der Mandarin. Die Stube, in welche der Methusalem jetzt blicken konnte, war allerdings keines der gewöhnlichen chinesischen Gefängnislöcher. Sie bot für drei Personen Raum genug und hatte einen Tisch, drei Stühle und ebenso viele Lagerstätten. Eine Laterne beleuchtete die Reste eines wohl nicht gefängnismäßigen Abendessens.

Die Gefangenen standen erwartungsvoll inmitten des Raumes; sie hatten die Sprechenden durch die Thür gehört und den Blaurote an der Stimme erkannt. Als sie ihn nun sahen, stutzten sie. Er bot in seiner chinesischen Tracht einen sonderbaren Anblick. Zwar kleidete dieselbe sein Bierbäuchlein gar nicht so übel, aber sein dichter, dunkler Vollbart paßte nicht zu ihr, und eine solche Nase hatte man wohl auch niemals bei einem Mandarin gesehen.

Noch anders, fast komisch, wirkte das Aussehen Gottfrieds. Die weite Tracht hing an seinem langen, hageren Körper wie ein Reisemantel um einen Gartenpfahl, und sein bartloses, vielfaltiges Gesicht nahm sich unter der Mandarinenmütze höchst sonderbar aus.

„Gott sei Dank, da sind sie endlich!" rief Turnerstick. „Und zwar in Maskerade! Aber, bester Methusalem, wie kommen Sie denn auf den Gedanken, Ihren Studentenanzug mit dieser Tracht zu vertauschen? Sie sehen so lächerlich aus, daß — — —"

„Still!" fuhr ihn der Blaurote an. „Ich glaube gar, Sie wollen lachen! Damit würden Sie alles verderben. Dieser junge Mann darf nicht ahnen, daß wir uns kennen. Er hält uns für sehr hohe Beamte. Kommen Sie aber mit Vertraulichkeiten, so ist es aus damit."

„Aber — er versteht uns ja nicht," stotterte der Kapitän verlegen.

„Ihr Gesicht und Ihr Ton sprechen deutlicher als alle Worte. Sie scheinen überhaupt keinen Begriff von der Gefahr zu haben, in welcher Sie schwebten und noch schweben. Sie sind geradezu leichtsinnig gewesen und haben gar keine Veranlassung, lustig zu sein. Doch habe ich zu Vorwürfen keine Zeit. Wir müssen handeln. Kommen Sie heraus in die Stube des Mandarins! Läßt er Sie nicht fort, so müssen wir ihn überwältigen."

Indem er das sagte, trat er schnell an die vordere Thür, welche nach dem Gefängnisgange führte, um dem Mandarin diese Richtung abzuschneiden. Ebenso rasch kamen die Gefangenen herein in das Zimmer. Das ging so plötzlich vor sich, daß der Pang-tschok-kuan keine Zeit fand, es zu verhindern. Er stand neben Gottfried, hinter sich die drei Gefangenen und vor sich den Methusalem. Die Situation überschauend, fragte er in betroffenem Tone:

„Was soll das? Warum dürfen diese Leute herein?"

„Weil sie mit mir gehen werden," antwortete Degenfeld. „Ich bin gekommen, sie abzuholen."

„Das gebe ich nicht zu!"

„Wollen Sie mir, dem Schün-tschi-schu-tse, ungehorsam sein?"

„Ihnen und jedem andern, und wenn sein Rang noch so hoch wäre! Diese Leute sind mir von dem Tong-tschi anvertraut worden, und nur ihm allein werde ich sie übergeben. Ich rufe sofort die Wache!"

Er trat an das neben der Thür hängende Gong, um ein Alarmzeichen zu geben, doch der Methusalem schleuderte ihn zurück. Da richtete der furchtlose junge Mann sich stolz auf und rief:

„Jetzt weiß ich, woran ich bin. Sie sind kein Mandarin. Sie reden die Sprache dieser Gefangenen. Sie sind ein Bekannter von ihnen und wollen sie befreien. Gestehen Sie das?"

Diesem achtunggebietenden Wesen gegenüber konnte der Methusalem sich nicht zu einer Lüge entschließen; er hätte sich dann ihrer schämen müssen. Darum antwortete er:

„Sie haben es erraten, können aber die Ausführung unserer Absicht nicht verhindern. Sie sind einer gegen fünf."

„Sie irren. Ich brauche nur um Hilfe zu rufen, so kommt die Wache!"

„Ja, der eine Mann, welcher draußen im Gange steht; von anderen können Sie nicht gehört werden. Und ob wir den mürben Spieß dieses Mannes fürchten, mögen Sie hiernach beurteilen!"

Er zog seine zwei Revolver aus der Tasche, zeigte sie ihm und spannte sie; Gottfried that desgleichen. Der Mandarin erbleichte, denn er wußte wohl, daß

er nur von dem nächen Posten gehört werden könne. Ein Widerstand seinerseits hatte nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Ja, selbst wenn alle wachehaltenden Soldaten hätten herbeikommen können, wären dieselben diesen vier Drehpistolen gegenüber ohnmächtig gewesen. Sie wären wohl schon vor dem selbstbewußten, furchtlosen Auftreten des Methusalem in alle Winkel gekrochen. Die Hauptsache aber war, daß dieser letztere sich in dem Besitze eines Passes befand, welchen jeder Soldat, bis hinauf zum General zu respektieren gezwungen war. Er brauchte ihn nur vorzuzeigen, so gehorchte man seinen Befehlen, nicht aber denjenigen eines Gefängnisbeamten. Aus diesen Gründen konnte gar kein Zweifel darüber gehegt werden, daß die Gefangenen aus dem Huoktschufang entkommen würden.

Wenn infolgedessen der Student der Ansicht gewesen war, daß der junge Mandarin sich fügen werde, so hatte er sich dennoch geirrt. Der Beamte zeigte eine sehr ernste, ja entschlossene Miene und sagte:

„Herr, Sie sind sehr gut vorbereitet. Ich sehe ein, daß ich zu schwach bin, die Ausführung Ihres Vorhabens zu verhindern. Aber Sie haben etwas nicht mit in Betracht gezogen, was Sie mit in Berechnung hätten ziehen sollen, nämlich das Schicksal, welchem ich erliegen werde, wenn Sie Ihren Vorsatz wirklich ausführen."

„Sie irren. Ich habe daran gedacht."

„So sind Sie wohl der Ansicht gewesen, daß man mich vielleicht nur meines Amtes entheben werde. Es ist sogar möglich, daß Sie angenommen haben, ich werde ganz ohne Strafe davonkommen. Ihnen kann es ja überhaupt gleichgültig sein, was mit mir geschieht; Ihr Gewissen wird sich nicht davon beschwert fühlen."

– Die weite Tracht hing an Gottfrieds langem, hagerem Körper wie ein Reisemantel um einen Gartenpfahl, und sein bartloses, vielfaltiges Gesicht nahm sich unter der Mandarinenmütze höchst sonderbar aus. –

Das klang so eindringlich und wurde in so ernstem, ja traurigem Tone vorgebracht, daß der Methusalem sich davon gerührt fühlte. Er antwortete:

„Ich denke nicht, daß Sie ganz ohne Strafe davonkommen werden; aber die Ahndung wird wohl auch nicht allzu hart sein. Man wird Ihnen einen Verweis erteilen."

„Sie irren. Es sind gestern zwei Verbrecher entkommen; an ihrer Stelle sitzt nun der betreffende Beamte im Gefängnisse. Ganz ebenso wird es auch mir ergehen, und ich sage Ihnen, daß mir mein Ehrgefühl verbietet, das geschehen zu lassen. Ich sehe ein, daß ich Sie nicht hindern kann, diese Leute hier zu befreien; aber mich dann einsperren und meines Amtes entsetzen zu lassen, das kann ich verhüten. Sobald Sie sich entfernt haben, werde ich mich töten, und ich halte Sie nicht für so gewissenlos, daß Ihnen der Gedanke, der Mörder eines pflichtgetreuen Beamten zu sein, gleichgültig ist."

Man sah ihm an, daß es ihm mit diesen Worten vollständig ernst sei. Degenfeld erkannte, daß er es hier mit einem festen Charakter zu thun habe. Er war vollständig überzeugt, daß der Mandarin sich wirklich das Leben nehmen werde. Das brachte ihn natürlich in große Verlegenheit. Die Gefährten sollten und mußten befreit werden; aber sollte ihre Freiheit mit dem Tode eines so braven Mannes bezahlt werden? Das mußte man vermeiden. Aber wie? Er versuchte, ihn durch freundliche und eindringliche Vorstellungen von seinem Vorhaben abzubringen, doch vergebens. Der Mandarin hörte ihn ruhig an und antwortete dann, indem er langsam den Kopf schüttelte:

„Ihre Bemühung, mich davon abzubringen, ist vollständig überflüssig. Das Amt, welches ich bekleide, steht so hoch über meinem Alter, daß tausend Mandarinen mich um dasselbe beneiden. Ich habe es durch ernste Anstrengung und treue Pflichterfüllung errungen und weiß, daß mir die höchsten Würden offen stehen. Aber keine einzige dieser Hoffnungen wird

sich erfüllen, wenn ich morgen melden muß, daß meine Gefangenen entkommen seien. Man wird mich selbst in den Kerker stecken; dann gehöre ich zur untersten Klasse des Volkes, zu den Unehrlichen, und kann niemals wieder eine Anstellung finden. Lieber will ich sterben. Sie besitzen einen Paß, den selbst die höchsten Mandarinen respektieren müssen; aber keiner von ihnen darf sich durch denselben zu einer direkten Pflichtwidrigkeit verleiten lassen, bringen Sie mir einen Befehl, dem ich unbedingt zu gehorchen habe, so will ich diese Männer gern frei geben und den Folgen ruhig entgegensehen."

„Das kann ich nicht, denn ich bin nicht im Besitze eines solchen schriftlichen Befehles."

„So thun Sie, was Sie vor Ihrem Gewissen verantworten können. Ich weiche der Gewalt, wiederhole Ihnen aber, daß das Thor, durch welches Sie Ihre Freunde aus dem Gefängnisse führen, sich morgen früh auch meiner Leiche öffnen wird."

„Entsagen Sie diesem Gedanken, und denken Sie an Ihre Verwandten, denen Sie damit den größten Schmerz bereiten würden," bat der Student.

„Ehrlosigkeit ist schlimmer als der Tod. Uebrigens habe ich keine Verwandten. Ich weiß nicht, wo meine Eltern und Geschwistern sich befinden, ob sie überhaupt noch leben. Kein Auge wird weinen, wenn das meinige sich geschlossen hat."

Der Chinese hält die Familienbande außerordentlich heilig. Die Verehrung der Ahnen ist bei ihm ein Gegenstand des Kultus, und er hält es für ein großes Unglück, über seine Vorfahren nicht Rechenschaft geben zu können. Die letzten Worte des Mandarinen enthielten also nicht nur ein außerordentliches aufrichtiges Geständnis, sondern sie waren auch ganz geeignet, das Mitgefühl, welches die Anwesenden für ihn empfanden, noch zu erhöhen.

Gottfried von Bouillon verstand Chinesisch genug, um das erraten zu können, was er nicht geradezu wörtlich verstand. Er sagte zu dem Blauroten:

„Dieser jute Mensch kann mich leid thun. Er macht mit seine Drohung janz jewißlich Ernst. Haben wir keinen Befehl für ihn, so wollen wir es doch wenigstens einmal mit dem Paß des Bettlerkönigs versuchen, den Sie von Hu-tsin empfangn haben. Denken Sie nicht?"

„Nein. Dieser T'eu-kuan ist kein amtliches Schriftstück."

„Aber der Juwelier hat jesagt, dat ein jeder ihm respektieren werde."

„Ja, aber ohne dann den Gehorsam eigentlich verantworten zu können."

„Dennoch rate ich, es zu probieren. Thun Sie wenigstens mich den Jefallen!"

„Meinetwegen! Wenn es nichts nützt, so wird es jedenfalls auch nichts schaden."

Er zog die erwähnte Legitimation hervor, reichte dieselbe dem Mandarin hin und sagte:

„Sehen Sie einmal dieses Schriftstück an! Vielleicht hat es die Wirkung, Sie von Ihrem grausigen Entschlusse abzubringen."

Der Beamte griff nach dem Kuan. Als sein Auge auf die Zeichen fiel, nahm sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck an.

Durch einen Tornado umgeblasene Eisenbahnwagen.

„Ein T'eu-kuan!" rief er aus. „Und zwar ein derartiger, wie ihn nur ganz bevorzugte Personen bekommen! Herr, Sie sind ein vornehmer Schützling des T'eu. Ich darf mich nicht weigern; ich muß thun, was Sie wollen."

„Das mußten Sie schon vorher, da wir die Macht hatten, Sie zu zwingen. Es handelt sich jetzt darum, ob Sie auch jetzt noch entschlossen sind, sich das Leben zu nehmen?"

„Jetzt nicht mehr, da die Befürchtungen, welche ich hegte, nun nicht mehr zutreffend sind. Welch ein Glück, daß Sie einen solchen T'eu-kuan besitzen! Er entbindet mich ja jeder Verantwortung."

„Wirklich?"

„Ja, Herr. Wehe dem, welcher mich wegen einer That bestrafen wollte, welche ich auf Vorzeigen dies Kuan vorgenommen habe!"

„Aber Sie müssen Ihren Vorgesetzten beweisen können, daß Ihnen derselbe gezeigt worden ist?"

„Allerdings."

„Wie aber wollen Sie das thun?"

„Können Sie mir den Kuan nicht zurücklassen?"

„Nein, Sie sehen ein, daß ich mich von so einem wichtigen Schriftstücke unmöglich trennen kann. Es ist wahrscheinlich, daß ich seiner noch sehr oft bedarf."

„Aber Sie wissen, wo der T'eu sich jetzt befindet?"

„Nein. Derjenige, von welchem ich den Kuan empfing, konnte es mir nicht sagen. Der T'eu hat ja keinen festen, bleibenden Aufenthaltsort."

„Das ist wahr. Aber es ist zu erfahren, wo man ihn treffen kann. Wer einen solchen Kuan besitzt, dem muß jeder Unterthan des T'eu genaue Auskunft erteilen. Wohin wollen Sie die Gefangenen bringen?"

„Sie sehen ein, daß Sie der allerletzte sind, dem ich das verraten darf."

„O nein. Ich bin der allererste, dem

Sie es sagen können, denn ich werde mit Ihnen gehen. Ich selbst werde diese Herren aus dem Gefängnisse führen."

„Darf ich diesen Worten Glauben schenken?"

„Gewiß! Ich muß dem T'eu gehorchen. Aber um meine Ehre zu retten, muß ich nachweisen können, daß er es ist, dem ich zu Willen gewesen bin. Infolge dessen muß ich ihn aufsuchen, ihn oder einen seiner Offiziere, um mir das Zeugnis zu holen, dessen ich bedarf, wenn ich nicht allen meinen Hoffnungen auf die Zukunft entsagen will."

„Sie wollen also sogleich mit uns fort? Jetzt?"

„Ja, denn wenn ich eingesperrt werde, kann ich den erwähnten Beweis nicht liefern. Und da Sie den Kuan besitzen und nicht aus der Hand geben wollen, ist es mir nur mit Ihrer Hilfe möglich, das Zeugnis zu erlangen."

„Können Sie es denn verantworten, das Gefängnis ohne Aufsicht zu lassen?"

„Das beabsichtige ich ja gar nicht. Ich werde, bevor ich gehe, die Aufsicht einem Unterbeamten übergeben und ihm zugleich sagen, daß ich auf höhern Befehl die Gefangenen entlassen und persönlich begleiten muß."

(Fortsetzung folgt.)

Die verheerenden Wirkungen der Tornados.

Besser noch als Schilderungen durch Worte vermögen Abbildungen die Wucht und Kraft, die sich bei elementaren Ereignissen geltend macht, zu veranschaulichen. Unser Bild zeigt die Wirkung eines Tornados — er hat einen Eisenbahnzug umgeblasen als sei er ein Spielzeug. Die meisten dieser heftigen Kreiselstürme treten in Nordamerika unter dem 40° n. Br. vorzugsweise im Staate Kansas auf und besonders in den Monaten April bis Juli in den Nachmittagsstunden. Ihre Gewalt ist so groß, daß ihnen nichts zu widerstehen vermag; ihr Vorübergang über einen gegebenen Ort ist rasch, er dauert bisweilen kaum eine Minute, ausnahmsweise aber auch bis zu einer halben Stunde. Schwüle, drückende Luft, auch starke Gewitter pflegen dem Tornado voraufzugehen. Die Richtung der Fortbewegung ist meist von Südwest nach Nordost. Hören wir, was über einen Tornado, den man vor längerer Zeit von New Haven aus beobachtete, berichtet wurde: Der 31. Juli 1839 war schwül und es schien ein Gewitter zu nahen, welches sich im Westen bildete, während der Wind aus Südost blies, dann nach Süd herumlief, und dann mit Heftigkeit aus West tobte, begleitet von einem starken Getöse in der Luft.

Der Berichterstatter betrachtete alsdann die verursachten Zerstörungen und verglich die Nachrichten mehrerer Augenzeugen. Alle Bäume auf seinem Zuge waren abgebrochen oder ausgerissen, die Häuser und Scheunen umgestürzt oder abgedeckt und die Früchte auf den Feldern niedergedrückt. Die Länge der verheerten Strecke betrug übrigens nur 4 englische Meilen und die Breite etwa 60 Faden. Die Augenzeugen beschrieben den Sturm als eine weiße Schneewolke mit innerer Bewegung, die sich, über die Hügel herabkommend, in die Ebene stürzte; die umgeworfenen Bäume lagen nach der Mitte hin gerichtet, die in der Mitte selbst nach der Richtung des Sturmes, und eben nach dieser Mitte hin lagen die Bruchstücke der zerstörten Häuser; nur selten waren einige Gegenstände nach allen Seiten hin verstreut. Als Einzelheiten werden erwähnt, daß Hühner ihrer Federn beraubt waren; ein Schuppen wurde zerstört, und ein darin stehender Wagen weit fortgeschleudert, doch schien dieser und die fortgetragenen Bäume mit Heftigkeit gegen die Erde gestoßen worden zu sein. Die Beine der Tische und die Flügel der Thüren lagen nach verschiedenen Seiten hingeworfen, die Wände der Gebäude schienen sämtlich nach außen gedrückt zu sein. Diese letztere Eigentümlichkeit wird auch gelegentlich anderer Tornados berichtet. Der amerikanische Meteorologe Ferrel sagt über diesen letzteren Punkt: Die schrecklichen Verwüstungen, welche die Tornados anrichten, erklären sich durch die ungeheuer raschen Drehungen der Luftmasse. Infolge der schnellen Drehungen nach dem Zentrum eines Tornado, muß dort nahezu ein luftleerer Raum entstehen. Wenn ein Tornado über ein Gebäude hinwegschreitet, so hört der äußere Druck plötzlich fast völlig auf, von innen aber wirkt er mit einer Kraft von mehr als 10 000 kg auf den Quadratcentimeter, und es ist deshalb nicht verwunderlich, daß hierdurch Zerstörungen entstehen, die denjenigen einer Explosion vergleichbar sind.

Ueber die Entstehungsursachen und den physischen Vorgang dieser Naturerscheinung werden wir bald einmal das Wort ergreifen.

Die Kleinschmetterlinge.

Schon viele Schmetterlingssammlungen habe ich bei meinen jungen Kameraden gesehen und durchmustert; aber immer umfaßten sie nur die oberen Familien der Schuppenflügler oder Schmetterlinge, nämlich die drei Familien der Tagfalter, Abendfalter und Nachtfalter. Die vierte Familie, die der Kleinschmetterlinge, war völlig ausgeschlossen. Freilich enthalten die drei oberen Familien die größten und auffälligsten Arten: den Distelfalter, das Tagpfauenauge, den Trauermantel, Fuchs, Schwalbenschwanz, Weißling; den Wolfsmilchschwärmer, das Abendpfauenauge, den Ligusterschwärmer, Totenkopf; den Fichtenspinner, Prozessionsspinner, Bärenspinner, die Kohleule, den Frostspanner, Zwetschenspanner u. s. w.; aber gerade die unterste Familie — die der Kleinschmetterlinge — mit ihren verschiedenen Gruppen bietet viel Anziehendes und gibt noch Gelegenheit zu neuen Entdeckungen. Deshalb möchte ich meinen jungen Kameraden empfehlen, bei Anlage ihrer Schmetterlingssammlungen nicht an den Kleinschmetterlingen vorüberzugehen. Die Zeichnung auf den winzigen Flügeln der Kleinfalter ist oft von wunderbarer Schönheit und enthüllt, namentlich unter dem Vergrößerungsglase betrachtet, wahre Farbenwunder. Außerdem sind wir überall, nicht allein in der freien Natur, sondern auch in unsern Wohnungen, in unsern Zimmern, Speisekammern und Söllern von den Kleinschmetterlingen umgeben, weshalb eine, wenn auch nur annähernde Kenntnis der kleinen Geschöpfe sich lohnt, zumal nicht wenige Räupchen derselben recht schädlich sind. Also auf zur Sammlung der Kleinschmetterlinge! Da dieselben meist zu klein und zart sind, um, nachdem sie durch einen leichten Druck getötet, auf die Nadel gesteckt zu werden, so empfiehlt es sich, sie auf ein, mit dünnem Gummiarabikum bestrichenes Stückchen weißen Kartonpapieres zu kleben, wobei man die Flüglein mit einer Nadel sorgfältig ausrichtet (aufspannt); die Kartonstückchen durchsteckt man dann an einer freien Ecke, etwa rechts, unten, mit einer Nadel und fügt sie dem Sammelkasten ein.

Gehen wir jetzt zur näheren Betrach-

tung der Kleinschmetterlinge über. Da die Familie indes sehr reich an Arten ist, so können wir an dieser Stelle, aus Mangel an Raum, nur die wichtigsten oder auffälligsten oder gewöhnlichsten hervorheben.

Die Familie der Kleinschmetterlinge zerfällt in drei Gruppen: 1. Die Zünsler; 2. die Wickler; 3. die Motten oder Schaben.

Die Zünsler, Pyralida, führen ihren Namen von ihrer Neigung, nach dem Lichte zu fliegen. Der Hinterkörper und das letzte Fußpaar werden von den Flügeln nicht verdeckt. Die Flügel haben einen sehr schönen Glanz. Die Vorderflügel sind länglich dreieckig, die Hinterflügel rundlich. Die Taster (Palpen, Freßspitzen) stehen weit vor. Die Raupen sind klein, meistens unbehaart und sehr lebhaft; sie leben in Pflanzenstengeln und zusammengesponnenen Blättern, in Fett und Wachs. Es gibt gegen 600 europäische Arten der Zünsler. Die bekanntesten sind folgende:

Der Mehl-Zünsler, Pyralis farinalis, welcher 20 mm spannt. Die vorderen Flügelchen sind purpurbraun, in der Mitte grünlichgelb mit zwei weißen Querlinien; die hinteren Flügel grau. Der kleine Falter hält sich von Juni bis September in Häusern auf und kommt namentlich sehr häufig in Magazinen vor. Seine Raupe findet sich vom September bis Juni in röhrenförmigem Gespinnst an Stroh, Mehl, Korn u. s. w.

Am Grase sitzen mit zusammengelegten, langen, schmalen Flügeln die Spitzzünsler, Crambus, ähnlich verdorrten Grasspelzen. Die Flügel mancher Arten sind mattgelb mit elfenbeinweißen Strichen. Man scheucht die Tierchen in Menge auf Wiesen, Grasplätzen und Heiden auf.

Auf Wasserpflanzen leben mehrere ähnliche und nach ihrem Aufenthaltsorte benannte Zünsler, Nymphula, deren zarte, weiße Flügel mit dunkleren Flecken- oder Augenzeichnungen versehen sind. Ihre Raupen leben teilweise unter Wasser, andere bauen sich ein Floß.

Grau, braun und schwarz gezeichnete Vorderflügel und hellgraue Hinterflügel hat die Bienenwachs-Motte, Galleria melonella, 3 cm spannend. Ihre weiße, unbehaarte Raupe ist sehr schädlich in Bienenstöcken, indem sie zahlreiche Minen durch die Bienenwaben frißt und sich zwischen dem mit Kot besudeltem, zernagten Wachs verspinnt.

Der glänzend braungraue Schmalzzünsler, Pyralis pinguinalis, hat Nebenaugen auf dem Scheitel, aber keinen Sauger; die Vorderflügel zeigen zwei dunkle, zackige Querstreifen und ein dunkles Fleckchen, die Hinterflügel sind heller, ohne Querstreifen. Der Zünsler ist vom Mai bis Juli häufig in Gebäuden und Magazinen, in den Winkeln der Speisekammern u. s. w. Die Raupe — bekannt unter dem Namen „Fettmade" — lebt vom August bis April an alten Knochen und an altem Fett; sie ist braun mit rötlichem Kopfe.

An die Gruppe der Zünsler schließt sich die der Wickler, Fortricida. Sie führt ihren Namen daher, weil die Raupen häufig zu eigenem Schutze Blätter um sich zusammenwickeln und dieselben verspinnen; doch leben manche Raupen auch im Innern verschiedener Pflanzenteile. Meist grün von Farbe, sind die Wicklerraupen glatt und äußerst schnell in ihren Bewegungen. Die Schmetterlinge haben dreieckige, an dem Vorderrande der Wurzel bogenförmig ausgeschnittene, d. i. geschulterte Vorderflügel; die gerundeten hinteren Flügel sind breiter als die vorderen. In der Ruhe halten die Falterchen die Flügel dachig zusammengebogen. Die Fühler sind fadenförmig.

Einer der verbreitetsten Wickler ist der Apfelwickler, Tortrix pomonana. Seine graubraunen, gewässerten Vorderflügel haben an der Spitze einen kupferrötlichen Rundflecken; die Hinterflügel sind aschgrau. Der Schmetterling legt seine Eier in den Kelchschlund der Apfelblüten. Die Raupen, unter dem Namen „Obstmade" oder „Wurm im Apfel" bekannt, verzehren die Samen und begeben sich erwachsen in einem gewundenen Gang zur Verpuppung hinaus. Diese geschieht in Rindenritzen des Baumes. Um der Vermehrung des schädlichen Insektes vorzubeugen, entferne man zeitig das wurmstichige Fallobst. Auch in Birnen lebt die Raupe, wohingegen in Zwetschen die Raupen von Tortrix nigricana und funebrana hausen.

Der Eichenwickler, Tortrix viridana, hat einfach hellgrüne Vorderflügelchen und weißliche Hinterflügel. Die Eier werden an die Knospen der Eichen, namentlich in die obersten Wipfel abgelegt. Die Raupen verzehren die jungen Blätter und vermögen, da sie in einzelnen Jahren, wie z. B. 1869, zu Milliarden auftreten, große Eichenwälder völlig kahl zu machen; ihr unablässig hinabrieselnder Kot bedeckt dann, feinem Schießpulver ähnlich, den Waldboden. Gegen Ende Mai erfolgt die Verpuppung in einem zusammengeschlagenen Blattzipfel, nach 14 Tagen schlüpft der Falter aus.

An Obstspalieren, namentlich Aprikosen, richtet nicht selten der sonst auf Weißdorn lebende Weißdornwickler, Tortrix crataegana, bedeutenden Schaden an. Seine Vorderflügel sind braun.

Durch die Raupe des Kieferntriebwicklers, Tortrix bnoliana, werden die jungen Kiefernsprossen geschädigt, welche infolgedessen beim Fortwachsen von ihrer kerzengeraden Richtung abweichen und sich zu sogen. „Posthörnern" verbiegen. Das Fälterchen hat matt gelbrötliche, silberweißlich und gelb gezeichnete Vorderflügel.

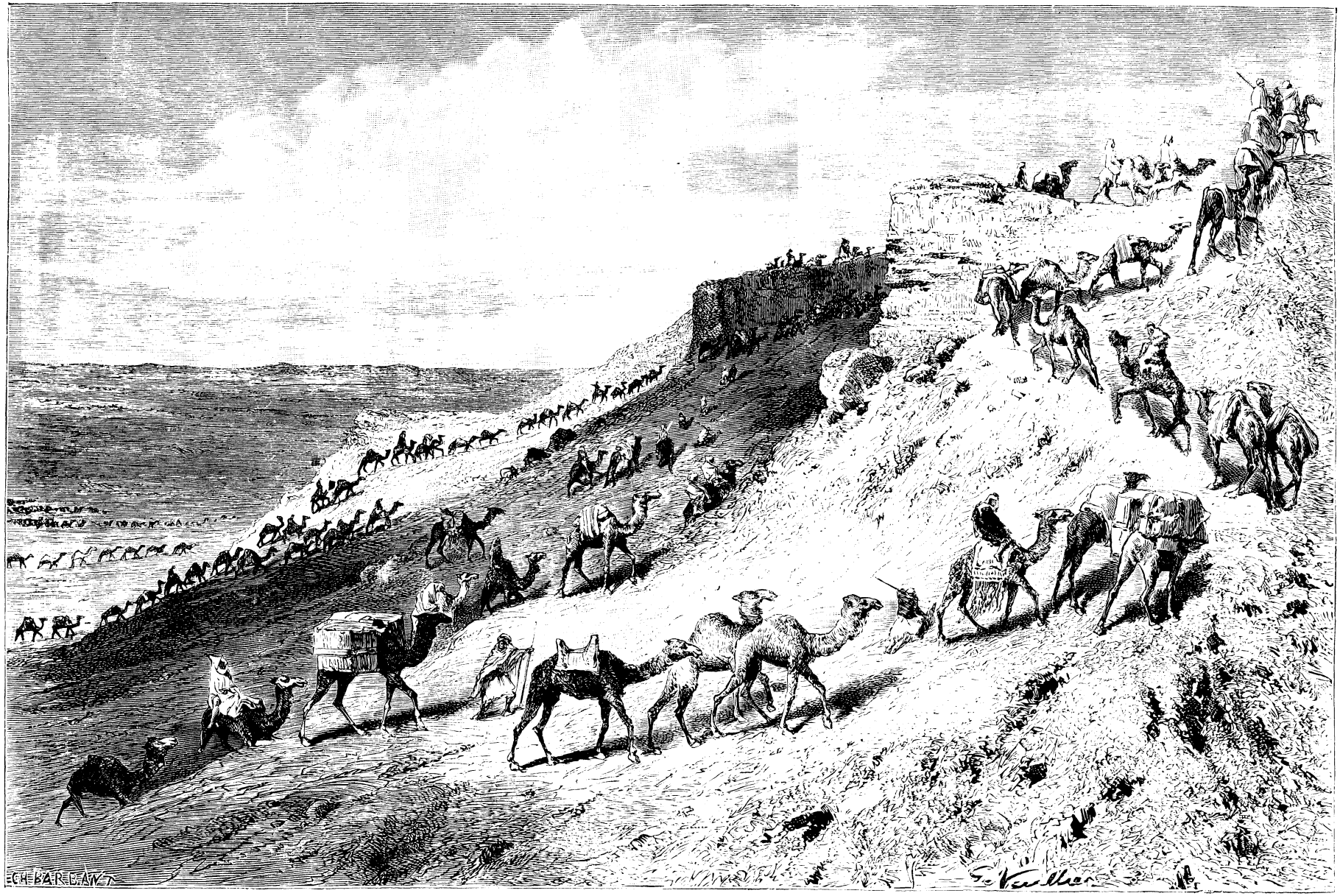
Die Raupe des Harzgallenwicklers, Tortrix resinana, erzeugt an den jungen Trieben der Kiefern runde weißliche Harzgallen, worin sie sich verpuppt. Der Kleinschmetterling, welcher durch ein Löchlein ins Freie gelangt, hat bleistiftgraue, fein weiß gestrichelte Vorderflügel.

Die dritte Gruppe der Kleinschmetterlinge, nämlich jene der Motten oder Schaben, Tineida, ist sehr artenreich; meist sind die Schmetterlinge klein, sogar sehr klein, doch mitunter von schöner Farbe und zarter Zeichnung. Ihre Flügel sind schmal, am Außensaume stark gefranset, in der Ruhe spitzdachig anliegend oder um den Leib gerollt. Die Taster sind behaart und stehen schnabelähnlich vor. Die kleinen Raupen, denen die Motten ihre Entstehung verdanken, leben von einigen Arten in Kleidern, Pelzen, Insektensammlungen u. s. w. Die bekanntesten Motten sind:

Die Pelzmotte, Tinea tapezella. Die äußeren Hälften ihrer Vorderflügel sind weiß; an der Spitze steht ein violettgrauer Fleck. Die Motte spannt 18 mm. Die Raupen zerfressen Pelzwerk.

Die Kleidermotte, Tinea sarcitella, hat graubraun gewölkte Vorderflügel. Die Raupe zerfrißt namentlich wollene Kleiderstoffe.

Die Kornmotte, Tinea granella. Ihre Vorderflügel sind grau, schwärzlich und braun gestrichelt; die Hinterflügel sind bräunlich. Die Räupchen (weiße Kornwürmer) zerfressen Getreidekörner und verspinnen dieselben, wodurch sie oft sehr schädlich werden.



Charles Hubers Reise durch Central-Arabien.

Aufstieg auf die Sandhügel der Wüste.

Eine Gruppe für sich bilden die Federmotten, Pterophorida, bei denen entweder sämtliche Flügel oder die hinteren zerschlitzt und gefranst sind, so daß sie einer Reihe von Federchen gleichen. Die weißen, gelblichen oder bräunlichen Möttchen rasten tagsüber an Pflanzen und fliegen abends langsam umher. Die breiten und behaarten Raupen nähren sich von Blättern und verpuppen sich, indem sie das Blatt mit einem Gespinst überziehen. Betreffs der Schmetterlinge unterscheidet man Geistchen und Federgeistchen. Das zwölffederige Geistchen findet man nicht selten in Häusern, am Fenster. Das fünffederige Federgeistchen ist schneeweiß. Das gelbfederige Federgeistchen ist semmelgelblich. Das vierfederige Federgeistchen hat die Vorderflügel ungeteilt.

Die Schilfinsel.

Die Familie Berneck hatte erst vor einigen Wochen das unlängst von Herrn Berneck angekaufte Rittergut Strandow bezogen. Mit der neuen Einrichtung gab es nun viel zu thun. Der Vater schaltete von früh bis spät in Hof und Feld, die Mutter waltete eifrig im Hause, und die sechzehnjährige Tochter Klara tummelte sich fleißig im Blumen- und Gemüsegarten, ja sogar der zwölfjährige Willi versuchte gelegentlich Hand anzulegen und seine Meinung bei einer neuen Anordnung zur Geltung zu bringen.

Trotz aller Unruhe und Arbeit herrschten gute Laune und frohe Stimmung in der Familie Berneck, die sich auch den Dienstleuten mitteilten. Man war überzeugt, mit Strandow einen vorteilhaften Kauf gemacht zu haben, und freute sich des hübschen Besitztums.

Das Gut war auch in der That schön und befriedigend in jeder Hinsicht, denn abgesehen von dem traulichen Wohnhaus nebst wohlerhaltenen Hofgebäuden und dem geschmackvollen, parkartigen Garten besaß Strandow vorzügliche Felder, große Strekken uralten Waldes und außer einigen kristallklaren Quellen und Bächen einen großen, fischreichen See.

Für Willi, der erst vor einigen Tagen vom Gymnasium und der Pension in die Ferien gegangen, war es ein köstliches Leben auf einem Gebiet, das seinen Eltern gehörte und ihm doch neu und unbekannt war. Die größte Anziehungskraft besaß für ihn die Fohlenkoppel. Dort konnte man den lebhaften Knaben halbstundenlang in stille Betrachtung und Beobachtung versunken stehen sehen, um die interessante Frage, welches von den hübschen, muntern Tieren sich wohl seiner Zeit am besten als Reitpferd für ihn eigne, zu erwägen.

Auch bei seinem Umherschweifen mit dem großen Neufundländer Delph entdeckte er beständig neue, unerwartete Reize dieser neuen Heimat, z. B. eine geheimnisvolle Schlucht im Walde, wo sich's mit andern Knaben vorzüglich „Räuber" spielen würde, ein Hünengrab im Felde, zwischen Hagedornhecken, das Willi aufzugraben und demselben Altertumsschätze zu entnehmen beschloß, ein Wäldchen von Haselbüschen, die eine reiche Ernte verhießen, und nicht am wenigsten eine Fülle schätzenswerter starkstämmiger Holundersträucher, die die idealsten Knallbüchsen zu liefern versprachen.

Um Willis Glück voll zu machen, fehlte ihm nur ein Spielkamerad, den er jedoch in der Person seines Vetters Paul binnen kurzem erwartete.

Einstweilen mußte er sich mit des Hundes Gesellschaft begnügen. Willi und Delph liebten einander auch zärtlich. Der Knabe hatte das liebenswürdige Quadruped bei seiner Ankunft in Strandow in der Hofhütte an der Kette vorgefunden und sogleich mit teilnehmenden Blicken wahrgenommen, welche Schwermut sich des armen Delph wegen dieser unaufhörlichen Gefangenschaft bemächtigt hatte.

Leise grollend, mit finstern Blicken, die Schnauze auf die Vorderpfoten gestützt, hatte er, ein Bild trauriger Resignation, dagelegen, ohne die Schüssel mit seiner Mahlzeit neben sich eines Blickes oder auch nur eines Schnupperns zu würdigen — das Brot der Gefangenschaft war zu bitter!

Da erschien Willi Berneck als sein Befreier. Nachdem Papa und Mama sich überzeugt, daß der Hund nicht bissig und bösartig sei, und nachdem der alte Pferdeknecht Ranft, der den Neufundländer von früher kannte, da beide von der vorigen Herrschaft mit übernommen waren, für Delph gut gesagt hatte, ward dem edlen Tier die schmachvolle Kette abgenommen, und nun war es ein Vergnügen, mit anzusehen, wie überschwänglich sich der Befreite freute. Erst raste er fünfmal um den weiten Hof herum, wobei er in aller Eile zwei kleine Schweine umlief, daß sie quiekten, einer Henne nach dem Schweif schnappte, daß die Federn stäubten, und mit eleganter Bravour zwei Hindernisse nahm, nämlich über eine Karre mit Stroh und eine Melkerin mit ihrem Milcheimer setzte. Dann stieß er ein herzbefreiendes Jubelgeheul aus und stürzte sich zu einer dankbaren Umarmung abwechselnd auf Willi und den alten Ranft. Letzterer, der zwar ein gutes Herz, aber eine etwas verhärtete stachlige Außenschale hatte, schob ihn mürrisch fort, Willi jedoch würdigte und erwiderte die Liebkosungen des Hundes, und fortan hing Delph mit äußerster Hingebung an seinem neuen Freund und folgte ihm auf Schritt und Tritt.

Durch den alten Ranft erfuhr Willi, daß der Neufundländer ursprünglich Delphin geheißen habe, ein Name, den er wegen seiner Schwimm- und Taucherkünste erhalten, der aber bald in Delph verkürzt worden sei.

Diese Wasserkünste zu erproben, begab sich Willi mit dem Hund zu dem großen Rohrsee, der fast eine viertel Meile vom Gehöft entfernt war. Der Weg dorthin führte durch den Wald und war mithin eine höchst angenehme Promenade selbst für Mama und Klara, wenn sie ein Bad nehmen, oder eine Gondelfahrt mitmachen wollten. Ein Badehaus war freilich noch nicht vorhanden, doch hatte der Vater versprochen, bald eins errichten zu lassen, aber ein gutes Boot mit zwei Rudern lag, der Insassen gewärtig, am Ufer.

Mit Genugthuung schweifte Willis Blick über die weite Wasserfläche — welch herrlicher Tummelplatz für den Schlittschuhlauf im Winter und für den Rudersport im Sommer! Bis jetzt verstand er wegen Mangel an Gelegenheit noch nicht recht, ein Boot zu lenken, und hatte auch der Mutter versprechen müssen, sich nicht auf den See zu wagen, ehe der verständige Paul da sei. So mußte er sich für heute begnügen, seine Blicke über die Wasserfläche zu senden, während er als gutes Kind, das ehrenhaft sein Wort hält, in dem am Ufer befestigten Kahn saß.

Mitten im See war eine Insel von hohem Schilfrohr umstanden, aus dessen Mitte einige wunderbar geformte Erlen und Weiden ragten und zwischen den Baumwipfeln ein unerklärliches Etwas, das wie die Spitze eines Türmchens aussah. Der Wunsch, diese geheimnisvolle Insel zu ergründen, brannte Willi auf der Seele, aber er widerstand endlich der Versuchung, den Kahn zu lösen.

Delph apportierte mit Begeisterung die verschiedensten Dinge: Holz, Steine und Binsenbüschel aus dem Wasser. Er ward nicht müde, zu tauchen und zu schwimmen, und machte seinem Namen alle Ehre.

Ganz voll vom Lobe des Sees und der dort zu erwartenden Freuden, wie von den Thaten des Neufundländers, kehrte Willi zu Tisch nach Haus zurück und am Nachmittag fuhr er vergnügt in dem offenen Wagen mit den neuen Kutschpferden und dem alten wohlbekannten Kutscher, vom lustig bellenden Delph begleitet, zur Eisenbahnstation, um Paul abzuholen.

Dieser Vetter Paul Gordon war anderthalb Jahre älter als Willi und ihm um zwei Gymnasialklassen voraus, denn Willi befand sich in den unteren Regionen der Quarta, während Paul als Primus der Obertertia glänzte.

Der fleißige Paul ward Willi zu seinem Aerger von seinen Eltern und seiner Schwester häufig als nachahmungswürdiges Muster aufgeführt und Willi war froh, daß er sein geistiges Vorbild wenigstens in körperlichen Leistungen übertraf. Im Rennen, Springen, Turnen konnte sich der langaufgeschossene, etwas muskelschwache Paul keineswegs mit dem kleinen, strammen Willi messen, ebenso wie ihn dieser auch durch praktischen Blick und Geschicklichkeit im Bauen, Schnitzen und Bilden übertraf. Paul hatte ein stilles, sinnendes Wesen, er ging ein wenig gebeugt, da er kurzsichtig war und weil er in seinen Mußestunden oft die Lektüre den Spielen im Freien vorzog, so hatte sein lebhafter kleiner Vetter oft den wegwerfenden Ausdruck „Philister“ für ihn. Im Grunde seines Herzens liebte und bewunderte Willi Paul jedoch aufrichtig und war ihm dankbar für die Freundschaft und Fürsorge, die ihm dieser von Lehrern und vom Pensionsvorsteher hochgeschätzte und von Mitgenossen in allen Streitigkeiten als gerechter Schiedsmann ernannte Klassenhäuptling angedeihen ließ. Auch war Paul sein Trost und seine Zuflucht, wenn er mit den lateinischen oder mathematischen Aufgaben nicht zu stande kam.

Als Paul mit seinem kleinen Handkoffer dem Eisenbahnwagen entstiegen war und Willi herzlich begrüßt hatte, nahmen beide im Wagen Platz. Willi sprudelte über von begeisterten Schilderungen des neuen Gutes und erzählte, was er bereits alles unternommen und was sie beide gemeinschaftlich unternehmen wollten. Eine große Rolle spielte in diesen Plänen der Rohrsee und die unerforschte Insel darin.

Paul hörte auch mit Interesse zu und war zu allen Unternehmungen bereit, denn er hatte auf Wunsch seiner Mutter keine Bücher mitnehmen dürfen und ihr versprechen müssen, die Ferien für seine Gesundheit zu nützen und sich von früh bis spät im Freien zu tummeln.

Am lebhaftesten interessierte ihn das Hünengrab, und er versenkte sich eifrig in den Gedanken, daß man da ein Urnenfeld bloßlegen könne.

„Bah, Urnen!“ sagte Willi. „Was wollen wir mit den alten Aschenscherben? Aber Waffen hoffe ich zu finden! Pfeilspitzen und Streitäxte, mit denen sich doch eher etwas anfangen ließe!“

„Was denn, Kleiner? Willst du Indianer damit spielen?“ erwiderte Paul.

„Nicht Indianer, sondern alter Deutscher! Ich sage dir, Paulus, einen Urwald haben wir — es fehlen nur die Auerochsen und das Elen!“

„Das könnte ja dein Delph vorstellen!“

„Der bleibt an meiner Seite und hilft jagen! Weißt du, schade ist es, daß wir nicht mehr sind! Wenn wir unsere Klassen hier hätten, hei, was könnte das für ein Spiel werden! Die Tertianer müßten die Römer vorstellen und wir Quartaner die Germanen, ich sage dir, das gäbe einen wuchtigen Teutoburger Wald!“

Paul lachte.

„Du wärst natürlich Armin?“

„Ja, und du Tacitus als römischer Federfuchser!“

Einstweilen stiegen Armin und Tacitus ab und ließen sich den Kaffee und die von Klara frischgebacknen Waffeln in der Veranda gut schmecken.

„Klärchen, du kannst Thusnelda vorstellen, wenn wir Teutoburger Wald spielen, willst du?“ fragte Willi beim Schmausen.

„Warum nicht?“ entgegnete seine Schwester.

„Blondes Haar habe ich ja, ich brauche es nur zu lösen und mir einen Eichenkranz aufsetzen, aber ein Bärenfell als Mantel muß ich tragen. Du mußt also unbedingt erst einen Bären erlegen, ehe ich die Stelle übernehme.“

„Wären wir nur mehr!“ klagte Willi wieder.

„Zwei meiner Bekannten sind nicht allzuweit,“ bemerkte Paul. „Freihorst grenzt doch wohl an Strandow?“

„Das Gut des Grafen Alden, jawohl!“ bestätigte Klara.

„Frau von Alden ist eine Jugendfreundin meiner Mutter, dadurch bin ich mit ihren Söhnen bekannt; wir waren im Seebade zusammen.“

„Aldens haben viel Kinder. Du kennst wohl die Zwillinge?“

„Ego und Erwin, ja, ein wenig verzogene aber muntere Jungen, die Willi als Spielkameraden schon gefallen würden.“

„Sind sie älter als ich?“ fragte Willi.

„Sie werden im Alter zwischen uns beiden sein,“ entgegnete Paul.

Das schien Willi bedenklich. Er, der so gern beim Spielen organisierte und anordnete, hatte häufig das Mißgeschick, der Jüngste zu sein und sich fügen zu müssen. Aus diesem Grunde schien ihm die Bekanntschaft der kleinen Grafen bedenklich. Er beschloß, den „Teutoburger Wald“ fallen zu lassen und einen andern Plan aufzunehmen

Sobald er mit Paul aus der Veranda entkommen konnte, führte er ihn im Hof und im Garten umher, zeigte den Stolz seines Busens: die Fohlenkoppel, und dann ging es — natürlich in Delphs Begleitung — an das Hünengrab, in die Waldschlucht und endlich zum Rohrsee.

„Siehst du die grüne Insel drüben?“ fragte Willi.

Paul kniff die Augen zusammen und bejahte.

„Siehst du die Bäume aus dem Schilf gucken?“

„Ich glaube, ja.“

„Und die gelbliche Spitze dazwischen?“

„Nein.“

„Schade, das ist nämlich gerade das Wichtigste. Da steht irgend etwas Merkwürdiges, das wir ergründen müssen! Hinein in den Kahn, komm!“

Die Knaben placierten sich und ergriffen die Ruder. Sie kamen auch

bald ganz gut in den Takt und das Boot schwebte leicht und gefällig über die Wellen dahin, der geheimnisvollen Insel zu.

Delph schwamm neben her und hielt unentwegt sein treues Auge auf Willi gerichtet, als habe er den ehrenhaften Auftrag, diesen beweglichen Ballast zu apportieren, sobald er über Bord gehen sollte. Dahin kam es jedoch nicht, denn Paul litt nicht, daß Willi unnötige Kapriolen oder zu lebhafte Bewegungen machte.

Ein undurchdringlicher Kranz von üppigem, über manneshohem Schilfrohr umgürtete die Insel, so daß ein Eindringen mit dem Boot unmöglich war. Allerhand Wasservögel wurden aufgejagt und flogen schreiend davon. Die Knaben steuerten um die Insel herum, um einen etwaigen Landungsplatz zu entdecken. Delph schwamm jetzt voran, als wolle er den Weg zeigen, und richtig bog er bald in eine ins Rohr gemähte Wasserstraße ein und stand bellend und sich schüttelnd schon am Ufer der Insel, als das Boot gleichfalls in diesen Hafen lenkte.

Die Insel war mit Gras, Blumen und Gestrüpp üppig bewachsen. Inmitten zeigte sich die Baumgruppe und zwischen deren Laubwerk ein verwitterter, tempelartiger Bau von rohen Stämmen und Rohrgeflecht, der von einem spitzen Dach aus demselben Material gekrönt war. Die Thür war halb aus den Angeln gefallen. Neugierig eilten die Knaben hinein. Gras und Kraut wucherten durch den geborstnen Steinboden, und durch eins der scheibenlosen Fenster neigte eine Hängeweide ihre melancholischen Zweige bis zum Boden herab.

Die Augen der Knaben spähten neugierig in dem verlassenen Bau umher.

„Was kann es sein?“ fragte Willi.

„Vielleicht ein Badhaus der früheren Besitzer!“ schlug Paul vor.

„Unsinn! Dann hätten sie ja immer erst übersetzen und im Badelaken ein Stück zurücklaufen müssen!“

„Vielleicht ein Schwanenhaus für den Winter!“

„Viel zu groß und zu kalt!“

„Was aber sonst, Kleiner?“

„Das stammt aus älterer Zeit! Diese Insel hat Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte lang kein menschlicher Fuß außer dem unsern betreten!“

Paul blickte umher. Freilich, die unbeschränkte üppige Natur, die wuchernden Pflanzen, die Vogelansiedelungen machten jene interessante Vermutung glaublich.

„Das Material dieses Gebäudes und seine Form geben keinen Aufschluß über die Zeit seiner Entstehung,“ entschied Paul mit der weisen Miene eines Professors, „denn ein Rundbau von Pfählen mit einem spitzen Rohrdach ist die naturgemäße Hütte vieler Völkerschaften. Sollte es etwa gar ein Pfahlbau sein?“

Paul glaubte dies eigentlich selbst nicht, aber er wünschte es.

„Es hat ja ein steinernes Fundament und steht nicht im Wasser auf Pfählen! Sieh aber nur hier!“

Willis suchendes Auge hatte nicht weit vom Eingang zwischen hohen Staudengewächsen einen großen Granitstein entdeckt, der auf seiner oberen Fläche eine Vertiefung zeigte, an einer Seite eine Rinne und darunter einen schalenartigen Stein.

Schwimm- und Springkünste. Fig. 8. Absturz aus dem Grätschsitz.

Paul neigte eifrig seine blonden Locken und seine feine Nase darüber, richtete sich dann hochatmend auf und sagte, dunkelrot vor Erregung:

„Ein heidnischer Opferstein!“

Auch Willi trat dieser Annahme bei und war ganz begeistert über diesen hochinteressanten Fund. Er umarmte Paul, dann Delph, umtanzte den Opferstein, sprang schließlich hinauf und rief aus:

„Das nenne ich eine Entdeckung! Die muß selbst Papa interessieren!“

Paul blickte den Stein lange sinnend an und sprach:

„Er ist durch Blut geheiligt, durch das Blut armer Schlachtopfer, Menschen wie wir, die ihr Leben liebten, aber der Barbarei und den religiösen Irrtümern unserer Vorfahren zum Opfer fielen!“

Willi sprang schnell von dem Stein herab. Solche düstere Betrachtungen gingen wie eine Wolke über seine heitere Laune.

Vielleicht hat man Opfertiere hier geschlachtet und das Blut in jener Schale aufgefangen! Das wäre mir dieser hübschen Insel wegen lieber! Ja, wahrhaftig, Paul, hier siehst du Kohlenreste auf einer Feuerstelle! Nachher haben sie sich Teile des Opfertieres gebraten, die Schlauberger!“

Diese Feuerstelle vergangener Geschlechter war Paul nicht minder interessant. Er stöberte lange darin umher, während Willi den Tempel nochmals durchmusterte. Der Glaube, daß auch dies Gebäude ein Rest der Vorzeit im Zusammenhang mit jenem Opferstein sei, befestigte sich in ihm, da er einen Beweis dafür zu finden glaubte. Am Thürpfosten hatte er mehrere Reihen eigentümlicher Kerbe und Einschnitte entdeckt.

„Paul, sieh nur, Keilschrift!“ rief er eifrig.

Pauls Kopf tauchte neben ihm auf.

„Keilschrift ist das nicht, müßte ja auch in Stein gegraben sein, das sind Runen!“

„Runen!“ wiederholte Willi mit dem feierlichen Schauder des Geheimnisvollen und Unbekannten.

Lange fesselten ihn diese Rückblicke in die Vorzeit indessen nicht. Er überlegte vielmehr, wie sich der alte Tempel für die Gegenwart verwerten ließe und hatte ihn in Gedanken schon zu einem indianischen Wigwam, einem mittelalterlichen Kriegszelt, einem Leuchtturm und einem modernen Jagdschloß umgestaltet, während Paul noch immer die Runen studierte und den Opferstein untersuchte.

Delph hatte inzwischen einen Reiher aufgejagt und das Familienglück einiger wilden Enten beunruhigt, als er seinen Herrn zur Rückkehr pfeifen hörte.

„Wir haben die Insel und den Tempel entdeckt wie Kolumbus Amerika,“ bemerkte Paul auf dem Rückweg durch den Wald. „Ich hoffe, Papa wird uns beides zur beliebigen Benutzung überlassen!“

„Was willst du damit?“ fragte Paul.

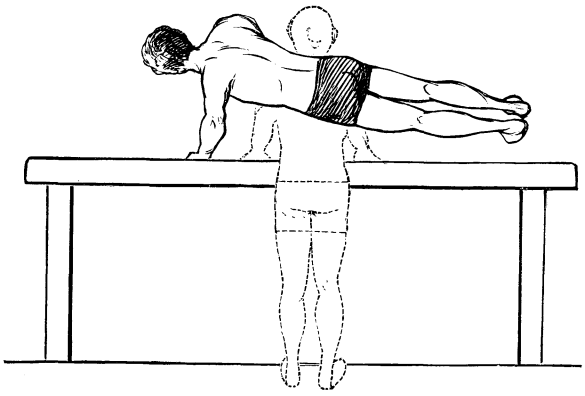
„Ich denke, wir richten uns dort häuslich ein. Hängematten, Tisch und Bank werden hingeschafft; wir halten uns einigen Proviant da . . .“

„Vielleicht einige Bücher,“ warf Paul ein.

„Meinetwegen, und Armbrust und Angelzeug!“

„Ich mag nicht angeln!“

„Warum nicht?“



Schwimm- und Springkünste. Figur 9. Der Wendesprung.

„Es ist erbärmlich, solch arglosses Geschöpf durch einen Köder zu bethören, ihm den Rachen durch den Angelhaken blutig zu reißen und es sich totzappeln und schmachten zu lassen!"

„Freilich!" gab Willi zu, „es ist hübscher, die Fische lustig um den Kahn spielen zu sehen! Auch habe ich wenig Geduld, um so lange still zu sitzen bis einer anbeißt."

Beim Abendbrot erzählten die beiden Knaben sehr eifrig von ihrer Entdeckung. Die Eltern hatten wegen der historischen Vermutungen einige Zweifel, behielten sie aber, um die Begeisterung der Knaben nicht zu stören, für sich, nur Klara witzelte darüber.

Ganz aufgebracht wegen ihres Unglaubens rief Willi aus: „Was weiß ein klavierklimperndes, waffelbackendes Fräulein von Runen, Opfersteinen und alten Deutschen!"

„Meine Meinung ist unmaßgeblich, kleiner Dicker, das gebe ich zu," entgegnete Klara, „ich rate dir jedoch, dich zur Lösung der brennenden Frage, wenn nicht an die Norne Velleda oder an das Orakel zu Delphi, so doch an den alten Ranft zu wenden, denn ich bin überzeugt, daß er über den Ursprung des Inselhauses Auskunft zu geben vermag!"

„Glaubst du denn, daß der alte Ranft noch aus der Steinzeit stammt?" fragte Willi ironisch, doch schon hatte Klara auf den Glockenknopf gedrückt und dem Stubenmädchen aufgetragen, den alten Ranft aus der Leutestube herzurufen.

Das Erscheinen des Pferdeknechtes ward mit einer gewissen Spannung von der Familie erwartet. Ein Scharren und Hüsteln, ein Fortschleudern von Pantoffeln sowie ein unverkennbares Pferdearoma machte sich bemerkbar und der alte Ranft erschien mit einem mürrischverlegenen Gesicht auf der Schwelle.

Die Kinder überließen dem Vater die Frage.

„Sagen Sie mal, Ranft," begann Herr Berneck, „im Rohrsee liegt eine Insel?"

„Das stimmt!" bestätigte Ranft.

„Auf dieser Insel haben die Jungen ein eigentümliches Gebäude gefunden."

Ranft nickte zustimmend.

„Wissen Sie, was das ist?"

„Das ist der Pafilus!"

„Der — was?"

„Der Pafilus vons alte, gnädige Fräulein!" Klara warf Willi einen neckischen, triumphierenden Blick zu, was diesen gewaltig ärgerte.

„Die vorige Herrschaft hat also das Ding erbaut, wozu denn?"

„Sie drunken da manchmal Thee!"

Klara brach in Lachen aus und die Knaben konnten nicht umhin, mit einzustimmen. „Daher die Feuerstelle!" raunte Paul Willi zu.

„Aber der Stein vor dem Pafilus, Ranft, der liegt natürlich seit urdenklichen Zeiten da?" fragte Willi.

„Mag wol sind!" orakelte Ranft. „Wenn der Thee vorbei war, setzte sich Karoline 'rauf und strickte!"

Die Heiterkeit ward allgemein, nur mäßigte man sich mit Rücksicht auf den alten Mann.

„Aber die Runen, Ranft, woher stammen die Runen?" fragte Paul eifrig.

(Fortsetzung folgt.)

Schwimm- und Springkünste.

II.

Sehr schön aussehend und von Fritz als eines seiner „Paradepferdchen" besonders gut ausgeführt ist das Erheben aus dem Grätschsitz in die Sturzlage mit hierauf folgendem Absturz. Zur Ausführung dieses eleganten Sprunges beugt sich der Oberkörper aus dem Grätschsitz langsam und allmählich so weit vor, daß man — die Schwere des ganzen Körpers auf den im Ellenbogen gekrümmten Armen ins Gleichgewicht bringend — im stande ist, beide Beine langsam, wie dies Figur 8 zeigt, hochgestreckt rückwärts zu erheben und so in die Sturzlage überzugehen. Nach einigem Verweilen in dieser Lage — es sieht dies besonders schön und elegant aus — erfolgt hierauf mittels Abstoßens mit den Händen der Kopfsturz ins Wasser. — Der Sprung ist einer der elegantesten, die Fritz ausführt, und eigentlich leichter, als er aussieht. Er erfordert nur Kraft in den Armen — und fleißige Uebung.

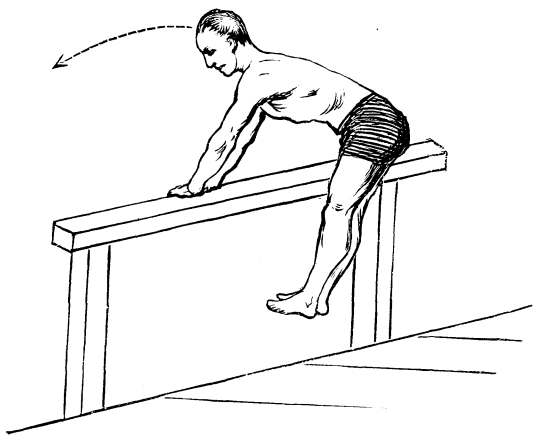
Figur 10. Der Reitersprung.

Hübsche Sprünge lassen sich auch an und über die Barriere — die ja in jeder Schwimmschule oder Badeanstalt vorhanden ist — ausführen. Einer der schönsten ist der Wendesprung. Er ist einfach und nicht besonders schwierig. Man stellt sich gerade, mit aufgestützten Händen vor die Barriere und schwingt hierauf, wie Figur 9 anzeigt, die aneinander geschlossenen und gestreckten Beine nach einer Seite über die Brüstung. Die Hand, nach welcher zu der Schwung stattfindet, wird beim Passieren der Beine über das Geländer erhoben, so daß die Schwere des Körpers für einen Moment nur auf der andern aufgestützt verbliebenen ruht. Dann erst, wenn der Körper wieder die aufrechte — vertikale — Stellung angenommen hat, wird auch diese Hand losgelassen und der Sprung ins Wasser vollführt.

Beim Kopfsprung über die Barriere mit aufgestützten Händen stellt sich der Springende wie beim Wendesprung an die Barriere. Um abzuspringen, beugt man sich etwas in die Kniekehlen, gibt sich einen starken Schwung, so daß der Körper, welchem die gestreckt aufgesetzten Arme als Stütze dienen, über die Brüstung hinweg, mit dem Kopfe voran ins Wasser stürzt. Siehe Figur 12.

Auch dieser Sprung ist nicht schwierig und wird bei nur einiger Körpergewandtheit jedem gelingen.

Hübsche, viel Vergnügen bereitende Sprünge lassen sich auch von zwei oder mehreren Schwimmern zugleich ausführen. Hierbei ist das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß alle gleichzeitig handeln und nie einer früher springt, ehe der andere oder ein dritter vorbereitet ist. Es empfiehlt sich deshalb, daß bei allen derartigen Sprüngen einer laut „eins — zwei — drei!" vorzählt, so daß auf das Kommando „drei!" der Sprung von allen gleichzeitig ausgeführt wird. Einer der schönsten in dieser Weise auszuführenden Sprünge ist der Reitersprung. Zur Ausführung desselben sitzt ein Schwimmer — in der Regel der kleinere oder leichtere — dem andern auf die Schultern, wie dies Fig. 10 veranschaulicht. Der Tragende umschlingt mit seinen Armen die Beine des Sitzenden und drückt sie fest an seinen Leib. Dann stellt sich der Träger an das äußerste Ende des Schwungbretts und gibt in oben geschilderter Weise das Kommando zum Absprung. Der Sitzende beugt sich nun mit über dem Kopfe erhobenen Händen langsam vor und der Tragende folgt allmählich dieser Neigung, so daß beide vereint den Kopfsprung ins Wasser ausführen.

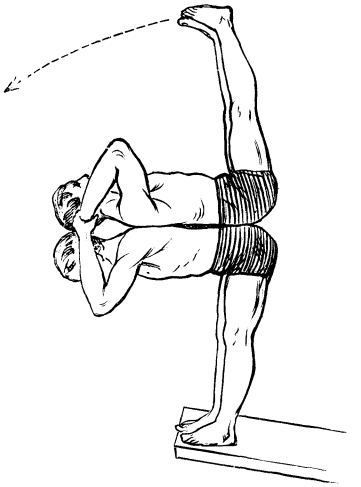


Schwimm- und Springkünste. Figur 12. Kopfsprung über die Barriere.

Der ebenfalls von zwei Schwimmern gemeinschaftlich auszuführende Athletensprung wird in nachfolgender Weise ausgeführt. Die beiden Schwimmer stellen sich am Schwungbrettende Rücken gegen Rücken auf. Der dem Wasser zunächst Beinstehende erfaßt mit rückwärts über die Schultern erhobenen Händen die in gleicher Weise erhobenen Hände seines Partners bei den Handgelenken, beugt sich, wie Fig. 11 dies zeigt, nach vorwärts, so daß der andere über seinen Rücken hinweg im stande ist, sich mittels kräftigen Beinschwungs zu überschlagen, worauf der vorn stehende selbst einen Kopfschwung ins Wasser ausführt.

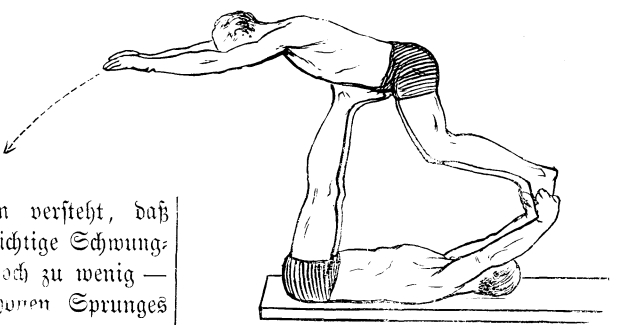
Fast noch schöner ist der sogenannte Schützensprung, welchen Fig. 13 darstellt. Von den zwei Schwimmern, welche ihn ausführen, setzt sich der eine — der stärkere — mit dem Gesicht gegen das Wasser gewendet, so an das Ende des Schwungbretts, daß das Gesäß dasselbe abgrenzt, legt sich sodann auf den Rücken und erhebt nun seine beiden gestreckten Beine so weit, daß sie mit seinem Oberkörper ungefähr einen rechten Winkel bilden. Die Arme streckt er hoch über seinen Kopf am Brett aufliegend aus. Hierauf tritt der zweite mit den Füßen auf des ersteren Handflächen, erfaßt mit den Händen die emporgestreckten Beine desselben und legt sich mit dem Bauch auf dessen Fußsohlen. Sobald er sicher liegt, bringt er die Arme nach vorwärts über den Kopf, worauf er vermittelst eines möglichst kräftigen Schwunges der Arme und der Beine des unten Liegenden wie ein Pfeil von der Sehne hinausgeschleudert wird — daher auch der Name Schützensprung — und mit dem Kopfe voran ins Wasser schießt. Sofort geht dann der Liegende in den Grätschsitz über und vollführt aus diesem einen Kopfsprung oder Salto mortale, wie dies bereits geschildert und in mehreren Figuren veranschaulicht worden ist.

Fritz und Bertl führen alle diese Sprünge mit tadelloser Genauigkeit aus und der erstere hat es sogar soweit gebracht, daß er beim Schützensprung während seines Fluges von den Beinen seines Bruders Bertl sich in einem gewaltigen Salto mortale überschlägt und statt auf den Kopf vollkommen aufrecht ins Wasser schießt. Dafür wird ihm aber auch stets von seiten aller Zuschauenden lauter Beifall zu teil, der übrigens auch seinem Bruder gebührt, [illegible] mit solcher Sicherheit zu schleudern versteht, daß seinem Körper stets die richtige Schwungkraft — weder zu viel noch zu wenig — zur Ausführung des schönen Sprunges mitgeteilt ist.



Schwimm- und Springkünste. Figur 11. Der Athletensprung

Wenn die beiden Brüder, die gar nicht neidischen Charakters sind, auch andere an „ihren Triumphen" teilnehmen lassen wollen, so führen sie den schon geschilderten Reitersprung statt zu zweien zu dreien auf. Hierzu wählen sie sich als dritten im Bunde, ihren ebenfalls sehr gewandten Freund, Hans, des Majors Sohn, einen Sekundaner und tüchtigen Schwimmer und Turner. Bertl setzt sich am Ende des Sprungbretts nieder und drückt die gegrätschten Beine des über ihm stehenden Fritz mit den Armen fest an den Leib. Fritz selbst nimmt Hans in der beim Sprung zu zweien geschilderten Weise auf die Schultern und alle drei stürzen sich dann, fest miteinander verbunden, auf den Kopf ins Wasser, wie es aus Fig. 14 hervorgeht. Der Sprung ist sehr hübsch und findet stets den allgemeinsten Beifall. Sie führen übrigens wenn auch nicht vereint, doch gemeinschaftlich einen anderen Sprung von der Barriere aus, der ebenfalls sehr hübsch aussieht. Sie stellen sich hierzu, wie unsere Fig. 15 zeigt, auf der Barriere auf, Bertl und Hans in der Hockestellung mit zum Kopfsprung erhobenen Händen, Front nach dem Wasser, Fritz zwischen beiden, aufrecht mit dem Rücken gegen das Wasser



Schwimm- und Springkünste. Fig. 13. Der Schützensprung.

gekehrt. Fritz zählt sodann „eins — zwei — drei!“ worauf die beiden Hockenden den Kopfsprung oder den Salto mortale vorwärts machen, Fritz aber einen ebensolchen rückwärts ausführt. Dies sieht sehr gut aus und erregt stets die allgemeine Lust zur Nachahmung.

Versucht's auch einmal, meine jungen Freunde!

Der selbstgefertigte Spazierstock.

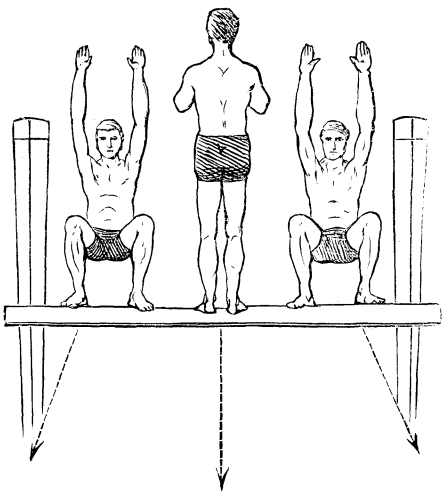
Bei Fußreisen und Landausflügen ist der Spazierstock ein treuer Gefährte, den man nur ungerne vermißt. Obgleich es an solchen aller Arten nicht mangelt, da sie überall um billigen Preis zu kaufen sind, so dürfte es doch manchem erwünscht sein, sich einen solchen eigenhändig anzufertigen, wozu nun diese Zeilen Anleitung geben sollen.

Das hierzu taugliche Material liefern unter anderen der Haselstrauch, der Weißdorn, die Weichsel, die wilde Rebe und der Stechholder, welche sämtlich in unseren Gegenden anzutreffen sind. Man verschafft sich einen dem Zweck entsprechend starken, möglichst geraden Zweig, schneidet ihn in benötigter Länge zu und entfernt mittels eines scharfen Messers die Nebenzweige nahe der Rinde. Soll der Spazierstock letztere behalten, so beschränkt sich die Anfertigung nur mehr darauf, den Zweig am dickeren Ende, nachdem er im Wasser eingeweicht wurde, zu einem Haken zu krümmen und in solcher Lage zu trocknen, worauf er am Fuße mit einer Zwinge versehen und mit hellem Oelfirnis lackiert wird. Hasel- und Weichselstöcke bekommen meist keinen Lackanstrich.

Im anderen Falle wird die Rinde in noch grünem Zustande abgeschält, der Haken gebogen und der Stock an der Sonne oder freien Luft gänzlich getrocknet. Dann werden mittels einer Raspel oder Feile die Ansätze der Nebenzweige und sonstige Unregelmäßigkeiten geebnet, worauf die Oberfläche des Stockes durch einen Schwefelsäureanstrich zum Brennen einer marmorartigen Verzierung vorbereitet wird.

Um Finger und Kleider mit der Schwefelsäure nicht in Berührung zu bringen, kann sich mit Vorteil des nachfolgend beschriebenen einfachen Pinsels bedient werden. Man schnürt mittels eines langen und starken Bindfadens ein größeres Baumwollebäuschchen in der Mitte ab, zieht die Enden durch ein 8 oder 10 cm langes Glasröhrchen, welches bei jedem Optiker um ein paar Pfennige erhältlich ist, und verknüpft sie am Austritt derart, daß das Bäuschchen am Rohrende fest anschließt.

In ein weites Schälchen wird ein kleines Quantum Schwefelsäure gegeben, der Pinsel eingetaucht, hiermit der Stock in wagerechter Lage und unter Umdrehen bestrichen und der gewünschten Zeichnung entsprechend — Marmorierung oder geflammtes Muster — häufchen- oder partienweise mit Holzasche bestreut. Da letztere nur auf den nassen Stellen haften bleibt, so wird der Schwefelsäureanstrich und das Bestreuen vorerst nur am dritten oder vierten Teile des Stockes vorgenommen. Nun werden die bestreuten Stellen über einem in einer Pfanne oder auf offenem Herde bereit gehaltenen Kohlenfeuer unter langsamem, horizontalem Umdrehen des Stockes gebräunt (gebrannt). Nach diesem Vorgehen sind die in soeben erwähnter Weise noch nicht überzogenen Flächen gleicherart zu behandeln.



Schwimm- und Springkünste. Figur 15. Gemeinschaftlicher Barrieresprung.

Diesem Bräunen oder Brennen ist besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. War der Stock im Kerne nicht genügend ausgetrocknet, so wird das Holz an den Ast- und Blattansätzen auseinandergesprengt, bei zu starkem Brennen erhält die Oberfläche keine Marmorierung, sondern nur ein durch Verkohlung hervorgebrachtes schwarzes Aussehen; wurde aber zu schwach gebrannt, so tritt die Zeichnung entweder zu wenig hervor, oder bleibt ganz aus. Der richtige Zeitpunkt beim Brennen wird erkannt, wenn an den mit Asche nicht bedeckten Stellen eine leichte Bräunung ersichtlich ist.

Nach der Vornahme des Brennens wird die Asche mittels eines Tuchfleckes abgerieben, der Stock mit verdünnter Salpetersäure überstrichen, gut getrocknet und zuletzt lackiert. Andere Verzierungen können auch durch Brennen mittels des Lötrohres und Anrauchen über einer qualmenden Oellämpchenflamme erhalten werden.

Schwimm- und Springkünste Figur 14. Reitersprung zu dreien.

Für jene, welche mit scharfätzenden Säuren noch nichts zu thun hatten, ist die eindringliche Warnung am Platze, bei der Verwendung von Schwefel- und Salpetersäure die größte Vorsicht zu beobachten und hiermit stets an einem luftigen Orte — entweder am Fenster, oder, noch besser, im Freien — zu hantieren, das Einatmen der Dämpfe zu vermeiden und insbesondere kein Wasser zur Säure zu gießen, sondern umgekehrt zu verfahren und die Säure tropfenweise in das Wasser zu geben. Werden diese Regeln beobachtet, so bleibt, wie allen mit chemischen Versuchen Vertrauten ohnedies bekannt ist, ein Unfall ausgeschlossen.

Charles Hubers Reise durch Central-Arabien.

Die Berichterstattung über die Erlebnisse und Ergebnisse dieser Expedition hat uns zugleich auch mit einer Reihe interessanter Wüstenbilder bekannt gemacht, deren eines eine Besteigung der Sandhügel darstellt, wie sie in der arabischen Wüste ja häufig vorkommen. Es gibt uns dieses Bild (Seite 584) indessen auch einen Begriff davon, welch eines mächtigen Apparates an Menschen und Tieren es bedarf, um eine solche Forschungsreise in allen ihren Bedürfnissen sicherzustellen und gegen Fährnisse zu schützen.

Die in Rede stehende Reise nahm nicht weniger als vier Jahre (1878 bis 1882) in Anspruch und diente, vom französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichts entsandt, wissenschaftlichen Forschungen. Sie nahm am 14. Mai 1878 von Bosrah ab ihren Ausgang, nachdem Huber bei dem dortigen Scheich, Mohammed el Khalil, endlich geeignete Führer gefunden hatte. Einige andere Scheiche hatten ebenfalls zugesagt, waren dann aber wortbrüchig geworden. Auch Mohammed el Khalil prophezeite dem Reisenden, in der Wüste von seinen Führern mindestens geplündert und im Stiche gelassen zu werden, was sich leider in noch schrecklicherer Weise erfüllte, denn Charles Huber wurde, nachdem sich ihm später der deutsche Gelehrte Professor Dr. Euting zugesellte, von den Arabern heimtückisch ermordet. Der schon genannte Reisebericht des verdienten unglücklichen Forschers ist seitdem im Organ der Geographischen Gesellschaft zu Paris erschienen. Derselbe ist, da er die unbekanntesten Gegenden Arabiens zum Gegenstande hat, für die geographische Forschung von hoher Wichtigkeit.

Freimarken.

In der Reichsdruckerei in Berlin werden täglich 5 bis 6 Millionen Stück Freimarken hergestellt; an Gummi wird täglich etwa ein Zentner verbraucht. An Papier für Postkarten sind täglich ungefähr 45 Zentner erforderlich.

Trennungsrätsel.

Vereint hielt es Papa als Lehrer
In einem Dörflein jüngst bei Hagen;
Getrennt hat aus der alten Heimat
Es schnell zur neuen uns getragen.

Logogriph.

Es fällt mit f wohl über Nacht,
Mit m hab's just ich jetzt gemacht,
Mit s gedeiht's im Süden nur;
Auf Feldern such' dort seine Spur.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 36.

„Friederike von Sesenheim."
(Forum — Rossini — Isolde — Elsfleth — Dawison — Erle — Rubens — Idylle — Kosmos — Elfen — Valparaiso.)

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 36.

Du iß, versam' niti Schul, imma muß i di monen.
(Du, iß, versäume nicht die Schule, immer muß ich dich mahnen.)

Auflösung des Rätsels in Nr. 36.

„Ein kleines ‚d'."

Fragen und Antworten.

Obersekundaner F. in **Altona** schreibt: Lieber, guter Kamerad! Ich möchte Dir in folgendem mitteilen, wie man sich mit geringen Kosten einen gut funktionierenden Springbrunnen herstellen kann, und veranschauliche meine Erfindung auch in einer Zeichnung, die Du nachdrucken lassen kannst. (Was hiermit geschehen. Siehe Seite 592.) Man nehme eine Kochflasche A und eine recht große Flasche B. Auf die Flasche A setze man einen einfach durchbohrten, auf die Flasche B einen doppelt durchbohrten Pfropfen. Alsdann nehme man eine sehr fein ausgezogene Glasröhre D, welche bis zum Boden der Flasche reichen muß, und stecke sie in die eine Bohrung des Pfropfens zu der Flasche B. Dann nehme man eine Glasröhre C und biege sie zweimal rechtwinkelig. Das eine Ende stecke man in die zweite Bohrung des Pfropfens der Flasche B, das andere Ende in den Pfropfen der Flasche A. Dann fülle man beide Flaschen mit Wasser, A $^3/_4$ voll, B ganz voll, und stelle A auf einen Dreifuß und darunter eine Spritflamme E. Das Wasser in A verwandelt sich in Dampf und drückt als solcher auf das Wasser in B, welches aus der Röhre D herausgepreßt wird. Ich habe mit diesem Apparat einen Strahl von 4 m Höhe erzielt. Man muß danach sehen, daß alle Röhren und Pfropfen recht luftdicht schließen." — Das Experiment ist hübsch ausgedacht und wird voraussichtlich viele dankbare Nachahmer finden. Kameradschaftlichen Gruß!

Der „Gute Kamerad" wird folgendermaßen angedichtet:

Samstag abends — etwa sieben —
Naht sich unserm Haus ein Mann.
Auf der Geige mußt' ich üben —
Sintemal ich nicht viel kann.

Horch! Da ruft man meinen Namen
„Ein Paket ist da — für dich"
Ach, da war es aus und Amen —
Alles ließ ich jetzt im Stich.

Eilte raschen Schrittes fort. —
Schnell die Schere! Ist sie da?
Ein Paket? Aus welchem Ort?
Wie? aus Deutschland? Wirklich — Ja?

Sogleich wird es aufgeschnitten,
Aufgelöst in größter Hast,
Prächtig guckt dann aus der Mitten
„Der Naturfreund" — glaub' es fast. —

Kann's denn wirklich möglich sein,
Daß ich einen Preis gewonnen?
Waren denn die Schmiereien
Wirklich so gut ausgesonnen?

Nimm dafür den Dank entgegen,
Schriftlich kann ich's, anders nicht.
Meiner Freude Ausdruck geben
Soll dies einfache Gedicht.

Mit kameradschaftlichem Gruße (was hiermit kameradschaftlich erwidert sei) Emil Schultheß in Zürich.

Und noch einem solchen Freudenausbruch sei Raum gegeben:

Sehr verehrter — guter lieber Kamerad!
In urweiser Wägung beschlossen die Richter des Preises,
Mir zu verleihen ein herrliches Buch voll geistreichen Inhalts.
Also dank' ich Dir nun, denn sehr erfreut' mich die Gabe,
Dieweilen ich suche mit redlichem Fleiß im herrlichen Forschen
Fortzuschreiten, Wissen zu sammeln mehr und mehr.
Gerade die schöne Natur, die in unerforschlichen Tiefen
Dem strebenden Menschen unzählige Rätsel zur Lösung bereit hält
Sie ist's, über der ich sinne — hoch willkommen seien die Bände, des Weges Weiser.

Robert Defregger.

Otto H., Untertertianer in **München** und **A. Bangelmann** in **Helmstedt.** In Preußen gibt es nur eine Hauptanstalt für Kadetten, nämlich Lichterfelde bei Berlin. Zu dieser Anstalt gehören die Voranstalten: Kulm, Wahlstadt, Bensberg, Potsdam, Plön und Oranienstein. Die Voranstalten bereiten ihre Schüler bis zur Untertertia (inkl.) eines Realgymnasiums vor; dann siedeln die Schüler sämtlicher Anstalten nach Lichterfelde über. Von einem in die unterste Klasse der Voranstalt aufzunehmenden Schüler wird noch kein Französisch verlangt; für höhere Klassen ist entsprechende Kenntnis erforderlich. Konfession (katholisch oder evangelisch) spielt bei der Aufnahme keine Rolle; ob in Deinem Falle die engere deutsche Heimatszuständigkeit in Betracht kommt, deshalb hättest Du Dich in Deiner Vaterstadt entsprechenden Orts zu erkundigen. München hat ja selbst eine große Hauptanstalt. Aufnahmezeit für die Anstalt in Lichterfelde Ostern.

Paul Blamerius. Du sendest dem „G. K." ein Dutzend Karikaturen, worunter der hinkende Forschtbeamte und der tappere Mijnheer van Ardappelenbosch natürlich nicht fehlen. Purzelbäume könnte man schlagen, wenn man diese Bildergalerie ansieht.

Ludwig von H. in **Lugos.** Requisiten für die Käfersammlung erhältst Du bei Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4.

Der tappere Edmund. Heissa — und lustig sein wollen wir dann!

Alle diejenigen Kameraden, die gern Auskunft haben möchten, welches passende Theaterstück sie aufführen könnten, bitte ich, sich an mich zu wenden. Ich habe über 1000 passende Theaterstücke und auf Wunsch übersende sie auch. Moritz Weinberg, per Adresse: Herrn Julius Lion in Cassel, Bahnhofstraße 14 p.

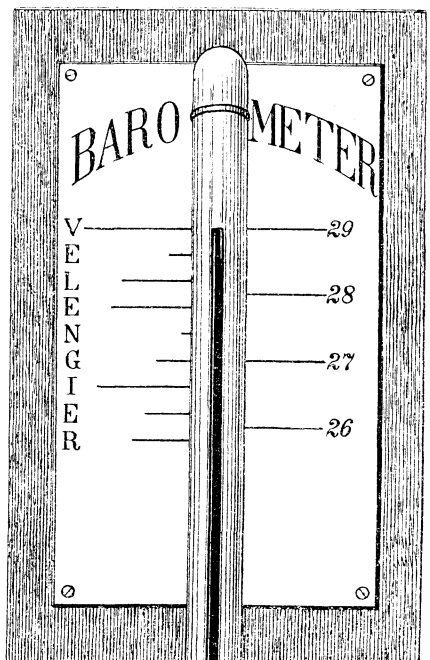
J. Musil in **J.** „Fechtbüchlein" erschienen bei J. J. Weber in Leipzig und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Oskar L., Gymnasiast. Solchen Rat dürfte der bei Luckhardt in Berlin erschienene „Postkatechismus" erteilen. Kann jede Ladenbuchhandlung besorgen.

Hans F. in **Würzburg.** Du schreibst: „Könnte der liebe Setzerlehrling, der mir immer sehr viel Spaß macht, seine Badereise nicht nach Kissingen machen und dabei mich besuchen?" — Lieber Kamerad, setze dem Bengel keine Mücke ins Ohr. Was Du da im spielenden Scherze*) aussprichst, der Junge nimmt's für bare Münze und so nobel kann und soll's ein Setzerlehrling noch nicht geben.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.

Barometerrätsel.



Die Buchstaben links vor den 9 Querstrichen bezeichnen, in richtiger Reihenfolge aneinander gereiht, eine Witterung. Welche ist es?

A. E. in **Kremsier.** Lieber Freund, diese Frage ist zu lokalen Charakters, als daß wir sie beantworten könnten. Frage doch im Löwenburgschen Konvikt selber an. Gruß freundlich erwidert.

W. von Winterfeld in **Düsseldorf.** Der Preis eines brauchbaren Edisonschen Phonographen älterer Konstruktion mit Benützung von Zinnfolie dürfte bei 20 cm Länge etwa 40 Mk. betragen. Doch raten wir, Du sollst denselben von einem geschickten Feinmechaniker am Platze selbst herstellen lassen, wenn Du ihm die nötigen Anleitungen hierfür geben kannst. Es würde dies Deine Sparkasse bei weitem nicht so stark in Anspruch nehmen. Besten Gruß!

Emil D. in **Prag.** (!) Die eine der beiden Münzen ist eine römische Bronzemünze des Kaisers Vespasian (trotz schlechter Erhaltung nach dem Porträt zu erkennen. Revers: beflügelte Viktoria). — Das andere: 1709, Kaiser Josef mit dessen Porträt (Römisch-Deutscher Kaiser).

Emil M. Schade, daß Du zu spät gekommen bist. Ein andermal!

F. M. K. P. Ihr bittet den „G. K." um noch mehr Anleitungen zum Erbauen physikalischer, d. h. pfiffikalischer, Apparate. Gut! Werden sogleich dahinter gehen. Probiert einstweilen den heutigen Dampfspringbrunnen.

Muschelsammler in **Bremen.** Größere wissenschaftliche Werke, nach denen Du Deine Muscheln bestimmen könntest, gibt es allerdings, doch kosten dieselben 40 Mark und mehr. Ist Dir nicht eine dortige Bibliothek, wo diese teuren Werke vorhanden sind, zugänglich? Oder hast Du nicht einen sattelfesten Bekannten, der Dir beim Bestimmen mit Rat beistehen könnte? Wende Dich doch an Deinen Naturgeschichtslehrer; er wird's gewiß gerne thun.

R. Mitt ..... in **Berlin.** Lieber Kamerad, mit solchen Reklamationen können wir uns nicht befassen. Wir haben sonst Arbeit gerade genug.

B. G. teilt auf die Frage eines Kameraden mit, daß sich Rotweinflecke auf Papier nach seiner Erfahrung durch Anwendung von Chlorauflösung (in Wasser) entfernen ließen.

G. F. 18. Lenz, Naturgeschichte (Thienemann in Gotha); Martin, Naturgesch. (Schmidt & Spring in Stuttgart); Sträßle, Naturgesch. (Nitzschke in Stuttgart). Nähere Auskunft gibt jede Buchhandlung.

Ein flotter Tertianer. Du willst „Bühnen-Züchter" werden.*) Willst Du uns das Wesen dieses Berufes nicht ein wenig klarer darlegen? Daß „Bienen" gezüchtet werden, ist uns bekannt, aber „Bühnen" — —

J. Fritz. Grüße an Hobble, Methusalem und den dicken Mijnheer bestellt. Lassen bestens erwidern.

Poetische Ader. O, holla, lieber Kamerad! Man kann der Menschheit durch Anfertigung von guten Stiefeln und knuperigen Butterwecken mehr nützen als durch die meterweise Anfertigung von zweifelhaften Versen.

Eberhard W. in **M.** Wie lange der Paris-Londoner**) Blitzzug Zeit braucht? Freundchen, sieh Dir Deine Frage etwas genauer an, ist Dir nicht ein Schreibfehler aus der Feder geschlüpft? Oder willst Du am Ende gar des „G. K." geographische Kenntnisse auf die Probe stellen?

Paul Leimbach. Die Anleitung zur Selbstherstellung eines photographischen Apparates findest Du auf Seite 379 des I. Jahrganges. Wünschen viel Erfolg.

Rudolf Streiff in **Spielhof, Glarus.** ad 1. Schmetterlinge lassen sich in der Gefangenschaft lebend nur schwer erhalten, weil sie sich in ihrem Gefängnis durch fortgesetztes Flattern sehr bald zerstoßen, ihre schöne Färbung verlieren und ermatten. Sie sterben schon in wenigen Tagen. Käfer sind in einem passend hergerichteten Raum längere Zeit am Leben zu erhalten, doch muß man ihre Nahrung und Lebensweise genau kennen, um den Tieren das zu bieten, was ihnen die freie Natur gibt. Es ist dazu vor allem nötig, die Lebensweise eines Käfers im Freien zu kennen, eine allgemeine Anweisung zum Halten derselben in der Gefangenschaft kann daher mit wenigen Worten nicht gegeben werden. ad 2. Der Name Rudolf kommt von dem altdeutschen Wort Hruodulf her, welches Ruhmwolf bedeutet, Rudolf heißt also soviel als: Ruhmesstarker, der Held, der Ruhm erwirbt. — Viele Grüße an die Helden in China? Gut, werden's ausrichten. Tsching, Tsching!!

Erwin H. in **München.** Dein Taufname entstammt dem Altdeutschen und bedeutet so viel als: der erhabene und ruhmvolle Sieger. Mach Deinem Namen Ehre!

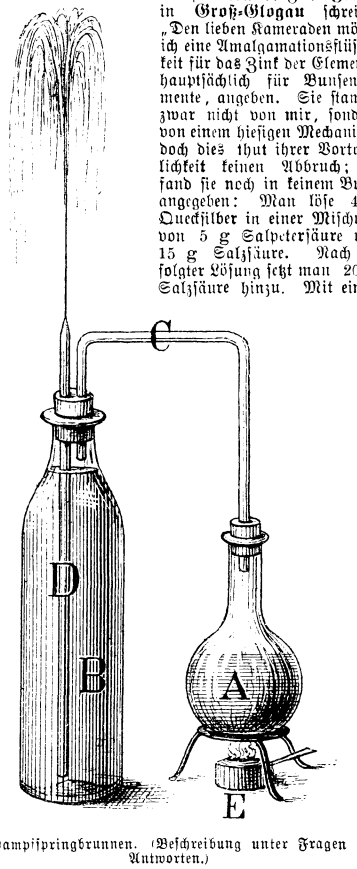
Felix W. in **Berlin.** Lieber Kamerad, wir haben wiederholt gesagt, daß wir gerne raten, wie es anzupacken ist, sich für diesen oder jenen Beruf vorzubereiten, daß wir aber unsern Rat auch dort bethätigen, wo es sich um die Wahl eines Berufes handelt, ohne den Betreffenden genau zu kennen, dazu werden wir uns nie entschließen. Der gewählte Beruf, die Arbeit muß unsern Neigungen entsprechen, muß uns innere Befriedigung gewähren; nur dann wird der Mensch seines sittlichen Wertes bewußt, nur dann wird er Mut und Selbstvertrauen und immer wieder Lust zu neuem Schaffen gewinnen. Die Wahl des Berufes ist also einer der wichtigsten Schritte des Jünglings und will erwogen und bedacht sein.

F. v. Z. in **Gr.-Glogau.** Du gedenkst seiner Zeit in die Fabrik von Siemens & Halske einzutreten, doch jedenfalls als Elektrotechniker? Die dazu nötige Vorbildung ist die eines Ingenieurs, der die Hochschule besucht und daselbst Mathematik, Physik, Chemie, Maschinenbau und Elektrotechnik mit Erfolg studiert hat. Der Eintritt in das genannte Etablissement würde wahrscheinlich als Volontär ohne Bezahlung zu erfolgen haben. Unseres Wissens besteht außerdem die Verpflichtung mehrjährigen Bleibens; doch dürften bei den verschiedenen Ressorts wie Kabelfabrikation, Telegraphenabteilung, Abteilung für elektr. Beleuchtung u. s. f. besondere Bestimmungen gelten. — Die unter Wasser brennende Lampe ist eine wasserdicht verschlossene Laterne mit nach oben gehendem Luftzuführungsschlauche und bietet in ihrer Herstellung keinerlei Schwierigkeit.

Ulmer Spatz im **Schwarzwald.** Der von Rudolf Stirn in Berlin in den Handel gebrachte photographische Apparat „Tourist" kann allerdings nicht zu den komfortablen gerechnet werden, ist aber sehr wohl geeignet für Anfänger. Die Bilder, die damit erzielt werden, sind $8^1/_2 \times 10$ cm groß, also im Visitenkarten Format.

Käferfreund. Käfer werden im allgemeinen nicht gespannt. Man ordnet nur deren Fühler und Beine, so daß sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit an dem Leib anliegen. Um bereits getrocknete Käfer für die Sammlung zubereiten zu können, werden dieselben auf nassen Sand gesteckt und mit einer Glasglocke überdeckt. Nach 8 bis 12 Stunden sind sie soweit aufgeweicht, daß man Fühler und Beine bewegen kann.

Untersekundaner F. v. Zedlitz in **Groß-Glogau** schreibt: „Den lieben Kameraden möchte ich eine Amalgamationsflüssigkeit für das Zink der Elemente, hauptsächlich für Bunsenelemente, angeben. Sie stammt zwar nicht von mir, sondern von einem hiesigen Mechaniker, doch dies thut ihrer Vortrefflichkeit keinen Abbruch; ich fand sie noch in keinem Buche angegeben: Man löse 4 g Quecksilber in einer Mischung von 5 g Salpetersäure und 15 g Salzsäure. Nach erfolgter Lösung setzt man 20 g Salzsäure hinzu. Mit einem



Ein Dampfspringbrunnen. (Beschreibung unter Fragen und Antworten.)

Fingerhut (der auf den zierlichsten Finger paßt) voll amalgamiere ich mir 2—3 Zinkcylinder. Falls sich ferner unter meinen guten Kameraden große Chemiker befinden, die gern einen Gasometer haben möchten, so liefert mir ein hiesiger Klempner einen solchen, dessen eigentlicher zu füllender Raum 60 cm hoch und 40 weit ist, mit allem Zubehör (auch Wasserstandsrohr), alles aus bestem Zinkblech, für den Preis von 8 Mk. Ein Gasometer, der 75 l Gas faßt, dürfte wohl allen Ansprüchen genügen. Kleinere bekomme ich im Verhältnis billiger. Zu weiteren Auskünften und Besorgungen bin ich gerne bereit." Für dieses liebenswürdige kameradschaftliche Anerbieten des „G. K." besten Dank und Gruß.

Henri Thiry in **Reckenthal.** Du wirst gewiß erstaunt und enttäuscht sein, zu hören, daß Du mit den Dir zu Gebote stehenden 2 großen Bunsenelementen nur ein ganz winzig kleines Glühlämpchen von etwa 1—2 Kerzenstärken speisen kannst. Der Grund liegt darin, daß die gebräuchlichen größeren Glühlampen von 10 oder 16 Kerzenstärken für eine hohe Spannung (etwa 110 Volts bei $^1/_2$ Ampère Stromstärke) berechnet sind, welche Leistung die beiden Bunsenelemente durchaus nicht geben. Solch kleines Glühlämpchen dürfte ca. 2 Mk. kosten und ist bei jedem Verfertiger elektr. Spielwaren erhältlich.

W. Schweiger in **K.** Dafür, wie viel der gesunde Mensch jährlich an Brustumfang zunehme, läßt sich kein allgemein geltendes Maß aufstellen. — Khrebers oder Fromms Zimmergymnastik geben sehr gute Vorschriften zur allgemeinen Körperkräftigung und zur Erweiterung des Brustkorbes im besondern. Spazierengehen mit durch beide Ellbogen gestecktem Stabe auf dem Rücken, Aufhängen mit den Armen am Reck, methodisches Tiefatmen, Armgymnastik wirkt in letzterer Beziehung sehr günstig. — Lese mal das Kapitel „Der Beruf" in W. Spemanns Schatzkästlein des Guten Rates nach; vielleicht daß Dein Gedanke dadurch festere Gestalt gewinnt.

Fritzchen in **C.** Maikäferfalat — nee, wir danken! Selber essen macht fett!

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Erbiete mich als jugendlicher Held für Oper und Schauspiel.

**) Anmerkung des Setzerlehrlings: Hi, hi, hi, hi! —

Tauschmarkt.

Julius Laier in **Leitmeritz, Wallstr. 42,** hat eine Druckerpresse mit ungefähr 250 Buchstaben abzugeben und möchte dafür eine Dampfmaschine oder elektrische Apparate.

Siegmund Graf in **Freising, Oberer Graben 385,** vertauscht eine Anzahl Lehrbücher über Volapük und Stenographie und eine Laubsäge gegen Briefmarken. (Hat's Papa erlaubt?)

Phil. Konr. Gust. Müller in **Ludwigshafen, Oberes Rheinufer,** berichtigt sein letztes Angebot: Er hat etwa 230 Briefmarken, ferner ein Proscenium samt Theaterzetteln zum Kindertheater (NB. nicht aufgezogen und leidlich erhalten), etwa 12 Schwarzwaldsteine (deren Wert mir als „Nicht-Steinsammler" unbekannt ist) und 5 originelle Tintenwischer gegen ungefähr 800—1200 Drucklettern zu vertauschen (oder gegen einen Hektographen von etwa 20 × 25 Größe.)

Moritz Weinberg, per Adresse Herrn **Julius Lion** in **Cassel, Bahnhofstraße 14 p.,** hat über 1000 seltene Dubletten und vertauscht dieselben gegen Ganzsachen oder Münzen.

Briefmarken sammelt und tauscht: Gebr. Ferrario Ainali Tchèsme Nr. 25 in Konstantinopel. — Ludw. v. Horvath in Lugos, Ungarn. — Julius Laier in Leitmeritz, Wallstraße 42.

Richard Hummel in **Göthen i. A.,** gibt für altdeutsche Marken und Couverts seltene Spanien, ferner hat er auch einige gutgebreitete Totenköpfe, Trauermantel, 2c. abzugeben.

Ich habe eine größere „Laterna magica" mit Bildern und möchte diese gegen einen photographischen Apparat mit Zubehör vertauschen. Otto Holzer jr., Augsburg, Ludwigstraße D 190 II. St.

Lieber, guter Kamerad! Neulich war ein Freund bei mir. Dieser sah meine Markensammlung an. Er rümpfte gar gewaltig die Nase, da ich erst 300 Stück habe und er schon 1500. Wir gerieten deshalb hintereinander, fest, und so kam es, daß ich mich im Vertrauen auf die Kameradschaft erbot, ich würde ihm bis zum 1. September 1600 verschiedene Briefmarken vorzeigen. Ich bitte nun deshalb meine lieben Kameraden, mir Briefmarken zu schicken. Ich gebe dafür Briefmarken, Käfer und Stempel. Besonders erwünscht sind mir alte Deutschland und asiatische Marken. Da ich jedoch im Monat Juli verreist bin, so bitte ich, daß alle Sendungen vom 25. Juni bis zum 26. Juli noch unter der Adresse: Schöneberg bei Berlin, X. Y. 120, postlagernd, gesandt werden. Sonst aber unter der Adresse: Homburg von der Höhe, Y. Z. 135, postlagernd.

Liebe Kameraden! Ich habe angefangen, Schmetterlinge zu sammeln, habe aber nur wenige. Wer von Euch schickt mir welche zu? Diejenigen fünf, welche mir die schönsten schicken, erhalten je ein hübsches kleines Buch. Mit Gruß O. Erdmannsdörffer in Heidelberg, Gaisberg 29.

Charles Backe jr. in **Bremen, Bismarckstr. 37,** erbittet gewöhnliche Frei- und Stempelmarken, von ausländischen Kameraden, Postkarten mit Tipp-Topp-Stempel.

Fritz Petrina in **Prag, Nikolandergasse Nr. 10 (Böhmen),** bittet großmütige Kameraden um Briefmarkendubletten.

Richard Calow in **Treptow a. d. Rega** hat einige seltene Briefmarken zu vertauschen.

Eine Briefmarkensammlung von 740 echten Briefmarken samt Album zu vertauschen. Gewünscht wären überseeische Pflanzen. Jar. Kotera in Pilsen, II. Bez., Jungmannstraße Nr. 14.

Wer an mich schreibt mit Rückporto, dem sende ich alte und neue Marken und Ganzsachen von Oesterreich-Ungarn. Möchte auch mit einem Kameraden in Schweden und einem in der Türkei tauschen. Neuner Rudolf in Mödling bei Wien, Dennlgasse 17.

M. Röder in **München I, poste restante,** sammelt und tauscht: Briefmarken, Münzen, Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, Steine und Muscheln. Möchte auch einen photographischen Apparat, ein Mikroskop, das „Neue Universum" oder „Der Naturfreund" und bittet deshalb um Angebote.

A. Schmid in **Stuttgart, Hasenbergstraße 1, II.** möchte für sein Terrarium eine Ringelnatter; gibt dafür Bücher, ausländische Schmetterlinge und Seidenraupen.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Das getreue Väterchen.

Wann diese Geschichte sich zugetragen, weiß bis jetzt niemand, daß sie aber wirklich einst geschehen, das weiß der alte Chronist von Friesland, Egegerik Beninga, zu erzählen. In seiner Chronik über Emden vom Jahre 1503 heißt es wie folgt: Hat sich auch zugetragen, daß sich die Ems zwischen der Stadt Emden und der Landzunge des gegenüberliegenden Reiderlandes mit Eis bedeckt, und zogen die gemeinen Bürger der Stadt Emden mit vielen Frauen, Mägden und Kindern hinaus auf die Ems um zu spielen und sich vergnügen. Und es war auf einem heiligen Festtag, um St. Peter. Es stand aber ein alter, erfahrener Bürger der Stadt am Zollbaum am Hafen, zuzusehen dem Spiel, an dem teilzunehmen ihm nicht beliebte. Wie er so an der Ems stand und hinaus sah, gab Gott, daß er gewahrte, wie das Eis weiter oben sich spaltete. Darüber erschrak er sehr, hielt aber mit einigen Leuten, die bei ihm standen, einen Rat, wie die Bürger vom Eise zu bringen seien. Er ließ einen auf den Kirchhof laufen und die Glocken anschlagen und ging selbst hin und zündete die kleine Strohhütte, welche am Kirchhof stand, an. Der Stadt und der Kirche konnte dadurch aber kein Schaden geschehen. Als nun die Bürger, die Frauen und Kinder auf dem Eise die Sturmglocke hörten und die Flammen in der Nähe der Kirche gewahr wurden, eilten sie alle hastig vom Eise nach dem Brande. Und kaum hatten die Leute beim Zollbaum das Eis verlassen, als es zu treiben begann. Und wäre solcher Rat nicht geschehen, wären sie alle in die See getrieben und hätten ertrinken müssen.

So rettete das Väterchen sämtliche Einwohner der Stadt Emden. Auch sein Andenken sei in Ehren gehalten.

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Der Mandarin sprach mit dem Ausdrucke der Wahrheit und zeigte dabei eine so aufrichtige Miene, daß es dem Methusalem schwer wurde, an ihm zu zweifeln. Aber es galt, vorsichtig zu sein. Der so schnelle Entschluß des Mandarinen konnte eine Kriegslist sein. Darum erkundigte sich der Student:

„Wenn Sie mit uns gehen wollen, so müssen Sie sich vorher auf eine längere Abwesenheit vorbereiten?"

„Ja."

„Wir sollen Ihnen also erlauben, dieses Zimmer zu verlassen?"

„Ich muß Sie freilich darum bitten."

„Und da haben Sie Gelegenheit, alle Ihre Leute gegen uns zusammen zu rufen! Nein, das kann ich nicht genehmigen."

Der Mandarin antwortete in bescheidenem Tone: „Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie Mißtrauen hegen; aber ich will dasselbe zerstreuen, indem ich Sie bitte, mich nach meiner Wohnung zu begleiten. Sie liegt hier in diesem Gange. Ich werde zwischen Ihnen gehen, und Sie können mich sofort töten, wenn ich das Geringste thue, was Ihren Verdacht rechtfertigt."

„Damit bin ich einverstanden, vorausgesetzt, daß Sie mir erlauben, die bisherigen Gefangenen vorher aus diesem Hause zu bringen."

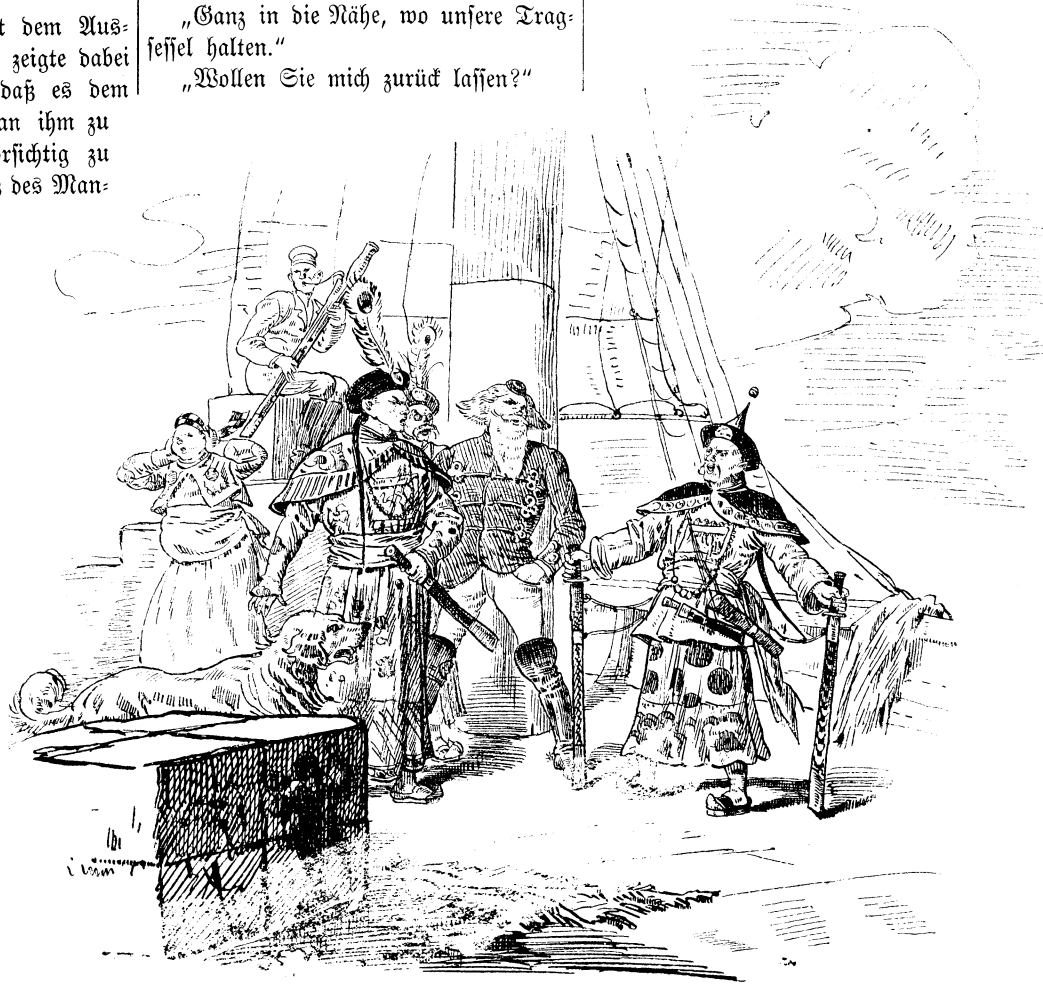
„Wohin?"

„Ganz in die Nähe, wo unsere Tragsessel halten."

„Wollen Sie mich zurück lassen?"

„Nein. Ich meine es ehrlich mit Ihnen. Hier dieser Mann wird bei Ihnen bleiben, teils um Sie bis zu meiner Rückkehr hier zu beaufsichtigen, wie ich Ihnen ganz offen gestehe, teils aber auch um Ihnen die Sicherheit zu geben, daß ich wiederkehre, um Sie abzuholen."

„Gut, ich werde Ihnen mehr Vertrauen schenken als Sie mir. Ich bleibe



[illegible] „Ich bin der hochgeehrte Yao-tschang-ti des Lichtes aller Könige. Wer kann behaupten, mehr zu sein als ich?" –

in diesem Zimmer, bis Sie wiederkommen. Gehen Sie; aber lassen Sie mich nicht allzulange warten!"

Als der Blaurote von dem Manne sprach, welcher bei dem Mandarin bleiben sollte, hatte er auf Gottfried gezeigt. Dieser sagte jetzt: „Ja, gehen Sie! Ich werde mir jetzt hierher setzen und kein Auge von dem Chinesigen verwenden. Zieht er mich ein falsches Jesicht, so steche ich ihm eine Revolverkugel in den Leib. Ich lasse keinen Spaß mit mich machen."

Er setzte sich nieder, so daß er sich zwischen dem Beamten und der Thür befand. Die andern entfernten sich. Der Methusalem führte sie auf demselben Wege hinaus, auf welchem er in das Gefängnis gekommen war. Keiner der Wächter wagte es, Widerspruch zu erheben. Als sie vor dem offenen Thore standen, trug der Student Richard Stein auf, die Befreiten nach dem Hause zu führen, in dessen Hofe die Palankinträger warteten. Er selbst kehrte zu dem Mandarin zurück, indem er die Thüren hinter sich wieder verschließen ließ.

Der Beamte stand gerade noch so wie vorhin mitten in dem Zimmer, und der Gottfried saß mit einer wahren Cerberusmiene auf seinem Stuhle.

„Dat ist schnell jegangen," sagte der letztere. „Es war mich nicht sehr wohl zu Mute, mir so allein in dieses Prison zu wissen. Nun Sie aber wieder da sind, befinde ich mir von neuem bei die jewöhnliche Jeistesjegenwart und Todesverachtung."

Die beiden nahmen den Mandarin zwischen sich und begaben sich mit ihm hinaus auf den Gang. Er führte sie in seine Wohnung, welche sich an der anderen Seite befand und aus drei kleinen Stuben bestand. Der Raum, in welchem sie bisher gewesen waren, schien nur eine Art Expeditionszimmer zu sein.

Er suchte Kleider, Geld und andere Gegenstände, welche er zur Reise gebrauchte, zusammen und schrieb dann einen Zettel, welcher auf dem Tische liegen bleiben sollte. Derselbe enthielt die nötige Instruktion für den erwähnten Unterbeamten. Dann bat er um die Erlaubnis, zwei Sänftenträger rufen zu dürfen, welche am Gefängnisse angestellt waren.

„Das ist nicht nötig," antwortete der Methusalem. „Es wäre sogar sehr unvorsichtig, diese Leute zu wecken und ihnen wissen zu lassen, wohin wir gehen. Man würde uns vielleicht verfolgen. Wir haben eine Doppelsänfte, in welcher sich unsere Gewehre befinden. Da ist wohl noch Platz für Sie. Auf welche Weise aber können Sie mich sicher stellen, daß Sie, während wir durch die Stadt kommen, nicht Lärm schlagen und uns festhalten lassen?"

„Herr, ich bin kein Lügner. Ich versprach Ihnen, mit Ihnen zu gehen, und ich werde mein Wort halten. Doch habe ich Räucherstäbchen hier und kann Ihnen mein Kong-kheou geben, wenn Sie nicht damit zufrieden sind, daß ich Ihnen meinen Namen verpfände."

„Wie heißen Sie?"

„Mein Schulname lautet Jin-tsian."

„Und Ihr Geschlechtsname?"

„Pang."

„Pang?" wiederholte der Methusalem überrascht. „Ist das möglich!"

„Warum sollte es nicht möglich sein?"

„Weil ich einen kenne, welcher denselben Namen hat."

„Herr, das ist ja gar kein Wunder, da es nur vierhundertachtunddreißig Geschlechts- oder Familiennamen gibt. Es sind also viele Tausende, deren Namen ganz derselbe ist."

„Aber Sie sehen dem Betreffenden sehr ähnlich. Darf ich Sie nach Ihrem Stamme fragen?"

„Er heißt Seng-ho."

„Wirklich? Seng-ho? Dann hätte meine Ahnung mich nicht getäuscht. Sie sagten, daß Sie nicht wissen, wo Ihre Eltern sich befinden. Vielleicht kann ich Ihnen Aufschluß geben. Stammen Sie aus der Provinz Kwéi-tschou?"

„Ja, diese Provinz ist meine Heimat," antwortete der Chinese schnell. „Herr, warum diese Frage? Sie sprechen von einem Aufschlusse. Kennen Sie meinen Stamm, meine Familie, meine Eltern?"

„Sagen Sie mir erst, ob Ihr Vater vielleicht Ye-kin-li geheißen hat!"

„Ja, ja, Herr! Ye-kin-li war sein Titelname. Sie kennen denselben! O Himmel, o Geist der Welten! Sie sind als Feind zu mir gekommen; Sie haben mich gezwungen, gegen meine Pflicht zu handeln, und nun sprechen Sie von meinem Vater. Vielleicht hat gerade das Glück Sie zu mir geführt. Vielleicht war es der Wille der Allweisheit, daß ich mein Amt verlassen und mit Ihnen gehen soll. Sprechen Sie schnell! Kennen Sie meinen Vater? Haben Sie von ihm gehört, wohl gar ihn gesehen? Lebt er noch? Wo befindet er sich, und hat er nicht nach seinen Kindern geforscht?"

Er hatte die beiden Hände des Methusalem ergriffen und seine Fragen mit großer Hast ausgesprochen. Degenfeld antwortete, indem seine Stimme vor Rührung zitterte:

„Er lebt noch, fern von seinem Vaterlande, in welches er nicht zurückkehren darf, weil man ihn da für einen Empörer hält. Mich aber hat er ausgesandt, um nach seinem Weibe und seinen Kindern zu forschen."

„Und wo, wo lebt er? O sagen Sie es mir!"

„In Deutschland, welches meine Heimat ist."

„Herr, Sie sind wie ein Stern, der mir in dunkler Nacht erscheint. Sie geben mir meine Ehre zurück. Ich darf sagen, daß ich einen Vater habe. Ich bin nicht mehr ein Mensch, welcher sich schämen muß, wenn man ihn nach seinen Ahnen fragt. Mein Vater lebt. Er kann nicht kommen; aber ich werde zu ihm gehen. Ich werde China verlassen und allen Ehren, welche mich erwarten, entsagen, um bei dem zu sein, dem ich mein Leben, mein Dasein verdanke."

Er hatte die Hände des Methusalem losgelassen und war langsam in die Kniee gesunken. Er legte sein Gesicht in seine Hände und schluchzte laut vor Freude und Seligkeit.

Dem Studenten standen Thränen der Rührung im Auge. Der Gottfried stand da, zog allerlei Gesichter, um seiner Bewegung Herr zu werden, und platzte, als ihm das nicht gelingen wollte, in zornigem Tone los:

„Und dieser juten Seele habe ich eine Kugel in den Leib schießen wollen! O Jottfried, Jottfried, wat für dumme Augen hast du jehabt! Wie konntest du dir in diese Weise an dem Sohn deines juten Ye-kin-li verjehen!"

Degenfeld legte dem Chinesen die Hand auf die Schulter und sagte:

„Fassen Sie sich jetzt, mein Lieber! Die Zeit ist uns kurz zugemessen. Warten Sie noch eine Stunde; dann sollen Sie alles erfahren."

„Sie haben recht," antwortete der Mandarin, indem er sich erhob. „Wir müssen fort. Ich darf nicht hier bleiben. Erst wollte ich gezwungen mit Ihnen gehen; nun aber bitte ich Sie, mich zu führen, wohin es Ihnen gefällt. Aber sagen Sie mir vorher nur noch, ob

Sie etwas von meinen Geschwistern wissen!"

„Ich kenne ihre Namen," antwortete Degenfeld. „Ihr Bruder führt den Namen Liang-ssi; Ihre Mutter wurde Haoken genannt, und Ihre beiden Schwestern heißen Méi-pao und Sim-ming. Ist das richtig?"

„Ja, ja, es ist richtig. So heißen sie. Sie kennen die Namen ganz genau. Vielleicht wissen Sie auch, ob sie noch leben und wo sie sich befinden?"

„Von dem Bruder weiß ich es, von den andern noch nicht, doch hoffe ich, es auch noch zu erfahren."

„Dann sagen Sie schnell, schnell, wo ich den Bruder zu suchen habe."

„Hier in der Stadt."

„Die ich so schnell verlassen soll! Herr ich gehe nicht fort; ich bleibe hier, bis ich ihn gesehen habe!"

„Das ist nicht nötig. Sie können getrost mit uns abreisen, da Ihr Bruder dieselbe Reise auf dem Tausendfuße mit uns machen wird."

„Ist das wahr? Wirklich? Was ist er und wohin will er? Haben Sie ihn schon gesehen, mit ihm gesprochen?"

„Ja. Er will auch den Fluß aufwärts fahren, da er sich hier nur vorübergehend aufgehalten hat und in der Provinz Hunan wohnt. Er hat keine Ahnung, daß sich sein verlorener Bruder hier befindet. Ich bin sogar überzeugt, daß Sie sich bereits gesehen haben, doch ohne sich zu erkennen. Man hat mir gesagt, daß Sie sich in Gefangenschaft befunden haben. Darf ich erfahren, wie Sie entkommen sind?"

„Mit Hilfe eines Freundes meines Vaters, welcher ein hoher Beamter war. Leider waren wir im Gefängnisse getrennt worden, so daß es ihm unmöglich war, uns zu gleicher Zeit zu befreien. Als er mir das Thor öffnete, versprach er mir, die Mutter mit den Geschwistern nachzusenden. Den Bruder hatte er bereits gerettet; er gab mir den Ort an, wo ich denselben treffen würde; aber als ich hinkam, fand ich ihn nicht mehr. Ich wartete auf seine Rückkehr ebenso vergeblich wie auf die Ankunft der Mutter und der Geschwister. Da ich nicht in Kwéi-tschou bleiben durfte, weil man dort nach mir forschte, ging ich nach der Provinz Kuangtung, wo ich sicherer war. Ich zählte damals vierzehn Jahre und mußte mein Leben durch Betteln fristen. Glücklicherweise fand ich immer mitleidige Menschen und dann einen Beschützer, welcher mich lieb gewann und, da er keine Kinder hatte, mich als Sohn bei sich aufnahm. Ihm habe ich alles zu verdanken. Lebte er noch, so würde es mir schwer werden, das Vaterland zu verlassen, um mit Ihnen nach Deutschland zu gehen. Aber wenn es wirklich so ist, daß ich meinen Bruder Liang-ssi auf dem Tausendfuße treffen werde, so lassen Sie uns nicht länger zögern sondern aufbrechen. Jeder Augenblick, den wir zögern, ist für mich verloren."

Seine Habe war nicht groß, und da er nur das Notwendigste mit sich nehmen konnte, so hatte er nur ein kleines Packet zu tragen, welches den Wachen nicht auffiel. Die drei Männer gelangten glücklich aus dem Gefängnisse und hinüber in den Hof, wo die Gefährten ihrer warteten.

Dort fiel es keinem ein, viele Worte zu machen; es handelte sich darum, nun schnell die Stadt zu verlassen. Man brach sofort auf, nachdem ein jeder seine Sänfte bestiegen und der junge Mandarin in derjenigen Platz gefunden hatte, in welcher sich die Gewehre befanden.

So oft der Zug an ein verschlossenes Straßenthor kam, wurde er von dem betreffenden Wächter angehalten; dann zeigte der Methusalem seinen Paß vor, und die Pforte wurde geöffnet. So wurden alle Hindernisse glücklich passiert, und man gelangte in die Nähe des Flusses.

Da hielten die Sänftenträger an und baten, auszusteigen. Der Anführer derselben deutete nach dem in der Dunkelheit verborgenem Ufer und sagte:

„Die würdigen Herren mögen nun noch zweihundert Schritte geradeaus gehen. Da gelangen sie zu dem Ts'ien-kiok, welchen sie daran erkennen werden, daß auf der Mitte seines Verdeckes drei blaue Papierlaternen dicht nebeneinander brennen. Der Ho-tschang wartet bereits, da er von ihrer Ankunft unterrichtet ist."

Degenfeld gab ihm eine gute Belohnung und schritt dann mit seinen Gefährten in der angegebenen Richtung vorwärts.

Als sie das Ufer erreichten, sahen sie eine Menge von Dschunken liegen; auf jeder derselben brannte eine Laterne. Auf derjenigen aber, welche gerade vor ihnen lag, brannten deren drei von blauer Farbe. Das mußte also die richtige sein.

Im Lichtkreise dieser Laternen saßen zwei Männer. Ein dritter lehnte an der Bordbrüstung. Als er die Ankömmlinge bemerkte, bog er sich vor und rief ihnen zu:

„Ho-ja, ho-ja! Hing ni-men lai?"

Ho-ja ist der chinesische Schifferruf, etwa wie bei uns das bekannte Ahoi der Seeleute. Die dann folgende Frage heißt: „Wollt ihr zu uns?"

„Tsche — ja," antwortete der Methusalem.

„Lai schang — kommt herauf!"

Er ließ eine Bambusleiter herab, an welcher die sieben Personen an Deck stiegen. Turnerstick hatte sich vorgedrängt, um der Erste zu sein. Oben angekommen, wandte er sich sofort mit einer Verbeugung an den Mann, welcher der Ho-tschang der Dschunke war:

„Tsching tsching, Mongsieu! Singt Sie etwa der Kapitaing vong diesseng Schiffe?"

Der Gefragte antwortete nicht, da er ihn nicht verstand. Darum fuhr Turnerstick fort:

„Sie scheineng mich nicht verstandung zu habang. Wir kommeng, um mit Ihning zu fahrong. Lassing Sie sofort die Anker lichteng! Wir müssing beim Anbruch des Morgengs die Stadt weit hinter uns habing."

Jetzt schob Degenfeld ihn ohne Umstände zur Seite und fragte den Ho-tschang in besserem Chinesisch: „Ich sehe, daß Sie uns erwartet haben. Wir sind von dem erlauchten Ho-po-so gesandt. Hoffentlich befinden wir uns an dem richtigen Orte?"

„Die hohen Gönner sind von diesem Augenblicke an die Herren und Gebieter meines Tausendfußes und aller, die sich auf demselben befinden," antwortete der Gefragte. „Ich habe sie erwartet, und es wurde mir der Befehl, Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihnen das Schiff für die ganze Länge des Flusses zur Verfügung zu stellen habe. Ich soll mich allein nur nach Ihren Wünschen richten."

Das war weit mehr, als der Methusalem erwartet hatte. Einer der beiden Männer, welche auf einem Teppiche am Boden saßen, stand auf, kam herbei und sagte, indem er sich tief verbeugte: „Ich bin der Scheu-pi dieses Schiffes und bitte, mir Ihren Namen zu sagen, damit ich Sie dem hochmächtigen Yao-tschang-ti vorstellen kann!"

Er war also der Hauptmann oder Kapitän, welcher von der Schiffahrt nichts verstand, und der andre, welcher stolz sitzen blieb, war der Steuereintreiber, von welchem der Tong-tschi gesagt hatte, daß auf sein Bramarbasieren nichts zu geben sei.

Der Methusalem hielt es für geraten, diesen beiden Männern gleich jetzt zu zeigen, daß er nicht die Absicht hege, sich von ihnen abhängig zu machen. Darum antwortete er: „Wie meinen Sie? Wir sollen ihm vorgestellt werden? Wer ist der Höhere, er oder ich?"

„Ich natürlich, ich!" rief der Steuerbeamte, welcher alles gehört hatte, indem er aufsprang: „Ich bin der hochgeehrte Yao-tschang-ti des Lichtes aller Könige. Wer kann behaupten, mehr zu sein als ich?"

Er kam säbelrasselnd herbei und richtete seine kleine, dürre Gestalt möglichst hoch vor dem Methusalem auf. Seine Kleidung war diejenige eines chinesischen Beamten, doch trug er auf seiner Mütze eine einfache vergoldete Kugel, das Zeichen des niedrigsten Mandarinenranges. Dafür aber hatte er, um Ehrfurcht zu erwecken, zwei lange Säbel umgeschnallt; der eine hing ihm an der rechten und der andere an der linken Seite. Ein Bart war ihm nicht gewachsen, um so länger aber war sein Zopf, welcher ihm fast bis zu den Füßen reichte und jedenfalls eine tüchtige Portion falschen Haares gekostet hatte. Während er sprach, ergriff er die Säbel und stampfte mit denselben den Boden, daß es klirrte.

Da trat Jin-tsian zu ihm heran und fuhr ihn an:

„Schweig! Was bist du gegen uns? Eine Mücke, welche ich mit dem Finger zerdücken kann! Siehst du nicht, daß ich die blaue Kugel trage? Und dieser hochgeborene Herr, an welchen du deine albernen Worte gerichtet hast, zeigt nur aus Gnade nicht den kostbaren roten Stein, welchen zu tragen er berechtigt ist. Laß dir zeigen, daß er den Kuan des Himmelssohnes besitzt, und sinke auf die Knie vor ihm!"

Der Steuereintreiber knickte zusammen, als ob er von jemanden niedergedrückt würde. Er kniete wirklich vor Degenfeld hin, senkte das Gesicht fast auf den Boden nieder und bat:

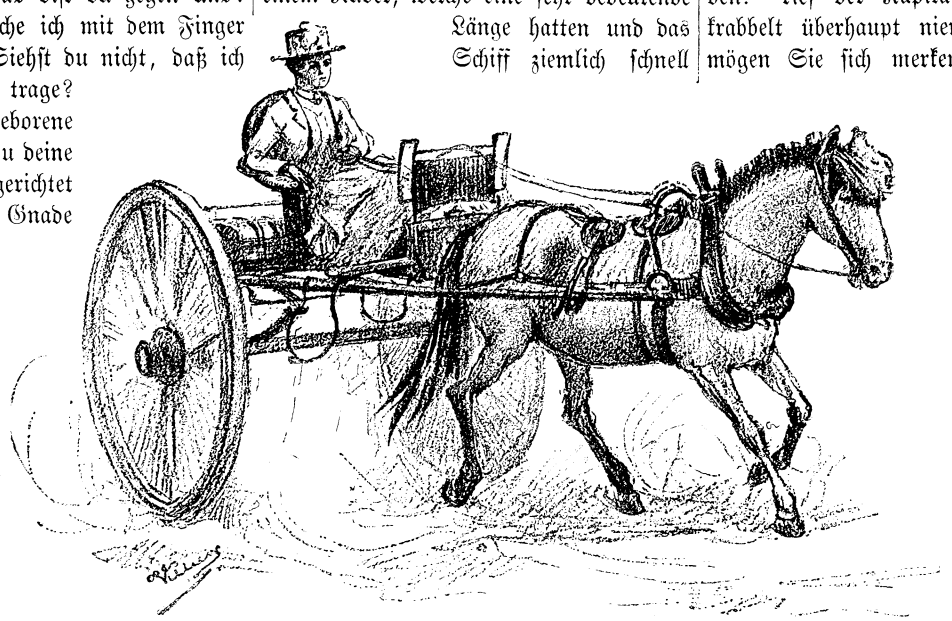
„Verzeihen Sie, erlauchter Gebieter, daß ich nicht wußte, welch eines Ranges Zeichen Ihre mir unbekannte ehrwürdige Kleidung ist. Ich bin der geringste Ihrer Sklaven und halte mich bereit, alle Ihre Befehle augenblicklich zu erfüllen!"

Degenfeld ließ ihn knien, ohne ihn weiter zu beachten, und wendete sich an den Ho-tschang, um diesem die Weisung zu geben, die Fahrt so bald wie möglich zu beginnen. Man hatte alles schon dazu vorbereitet; der Anker war bereits aufgezogen, und die Dschunke hing nur noch mit einem Tau am Ufer. Dieses wurde eingenommen, und sofort strebte das Fahrzeug unter dem Geräusch der Ruderschläge der Mitte des Stromes zu. Dort wurden die Segel gehißt, und der günstige Wind richtete den Schnabel des Schiffes gegen den Fluß.

Die dazu nötigen Befehle hatte der Ho-tschang erteilt. Von dem Scheu-pi war nichts zu sehen, und auch der mächtige Steuereintreiber schien verschwunden zu sein.

Nun wies der Ho-tschang seinen Passagieren die für sie bestimmten Räume an. Dieselben waren prächtig eingerichtet und nur für diejenigen Kriegsmandarinen bestimmt, welche den Tausendfuß gelegentlich zu ihren Dienstreisen benutzten.

Unter dem Verdeck lag der Raum für die Ruderer, von denen je vierzig an einer Seite saßen. Zwei Personen gehörten zu einem Ruder, welche eine sehr bedeutende Länge hatten und das Schiff ziemlich schnell gegen den Strom bewegten, wobei sie von dem Winde, wenn derselbe günstig war, unterstützt wurden.



Eine Reise nach Skandinavien: Im Karriolwagen.

Nun wurde der Methusalem gefragt, ob er das Festmahl in seiner Kajüte oder auf dem Decke aufgetragen wünsche. Er zog das letztere vor, da die Nacht sehr mild war. Als er den andern mitteilte, daß man im Begriffe stehe, sie durch ein Nachtessen zu ehren, rief der Dicke: „Dat is goed; dat is hemelsch! Ik heb honger; ik moet eten. Gij ook, Mijnheer Turnerstick — das ist gut; das ist himmlisch! Ich habe Hunger; ich muß essen. Sie auch, Herr Turnerstick?"

„Ja," antwortete der Gefragte. „Essen muß der Mensch zu jeder Zeit können, und nach den Strapazen, welche wir hinter uns haben, ist eine Stärkung ganz besonders notwendig."

„Na, wenn Sie es eine Strapaze nennen, sich im Gefängnisse auszuruhen, so nehmen Sie, obgleich Sie es nicht verdienen, mein Beileid entgegen," sagte Gottfried.

„Was, nicht verdienen?" rief der Kapitän.

„Natürlich! Wer ist denn Schuld an die janze Weltjeschichte? Doch nur Sie selbst! Warum kommen Sie auf den horriblen Jedanken, Ihnen als Jötzen Dschaggernats in den Tempel zu postamentieren! Wat hat Ihnen denn eijentlich unter die Haut jekrabbelt, dat Sie auf so eine Assotiation der Jedanken und Mißbegriffe jeraten konnten?"

„Nichts hat uns gekrabbelt. Verstanden!" rief der Kapitän zornig. „Mich krabbelt überhaupt niemals etwas; das mögen Sie sich merken, Sie Gottfried von der traurigen Gestalt! Wie können Sie von Mißbegriffen sprechen! Heimdall Turnerstick und Mißbegriff! Das ist geradezu eine Majestätsbeleidigung!"

„Ja. Wenigstens war dat Ihrige Aussehen ein höchst majestätisches, als Sie sich mit die Chinesigen herumbalgten. Kommen Ihnen noch mehr solche bunte Raupen in dat Jehirn, so können wir nur gleich umkehren und nach Hause pilgern."

Turnerstick wollte, wie ihm anzusehen

war, eine nicht allzu höfliche Antwort geben, doch der Methusalem kam ihm in sehr ernstem Tone zuvor:

„Unser Gottfried hat ganz recht! Sie haben sich und uns in die größte Verlegenheit gebracht, und wir können Gott danken, daß die Sache ein so gutes Ende genommen hat. Ich muß Sie wirklich ersuchen, sich nicht wieder solchen augenblicklichen und gefährlichen Einfällen hinzugeben. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen eine tüchtige Strafrede zu halten; da ich aber mit derselben das Geschehene nicht ungeschehen machen kann und Ihr Abenteuer uns ein sehr freudiges Ereignis in Aussicht gestellt hat, so will ich schweigen."

„Ein freudiges Ereignis? Welches?" fragte der Kapitän, bemüht, schnell auf ein anderes Thema zu kommen.

„Wir haben die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, von welchem ich vermute, daß er mit unserm guten Liang-ssi verwandt ist."

„Mit mir?" fiel schnell der Chinese ein.

„Ja, mit Ihnen."

Eine Reise nach Skandinavien: An Bord.

„Wer ist das?"

„Hier unser wackerer Mandarin, welcher nicht nur in Ihre Befreiung gewilligt, sondern sich auch entschlossen hat, uns bis nach Deutschland zu begleiten."

„Nach — Deutsch — land?" fragte Liang-ssi erstaunt und gedehnt. „Wa — — rum?"

Sein Blick ging forschend zwischen dem Methusalem und dem Mandarin hin und her.

„Fragen Sie ihn selbst," antwortete der erstere. „Fragen Sie ihn vor allen Dingen und zuerst nach seinem Namen!"

Der Mandarin hatte die deutschen Worte nicht verstanden, doch ahnte er, da aller Augen auf ihn gerichtet waren, daß die Rede von ihm sei. Er nannte, als er von Liang-ssi gefragt wurde, seinen Namen. Als der Fragende denselben hörte, fuhr er einen, zwei, drei Schritte zurück und rief: „Jin-tsian! Und ich heiße Liang-ssi."

„Liang-ssi!" stieß der Mandarin hervor. „So hieß mein Bruder, welchen ich verloren habe."

Einige Sekunden lang waren ihre forschenden Blicke gegenseitig aufeinander gerichtet; dann eilten sie aufeinander zu und lagen sich in den Armen.

„Was ist das?" fragte Turnerstick. „Warum umarmen sie sich?"

„Sie sind Brüder," antwortete Degenfeld. „Ich habe entdeckt, daß der Mandarin der zweite Sohn unseres Ye-kin-li ist."

Diese Worte riefen die freudigste Ueberraschung hervor. Alle drängten sich an die Brüder, welche vor Freude weinten und sich nicht aus den Armen lassen wollten. Es ertönten ihnen in deutscher, niederländischer und chinesischer Sprache die herzlichsten Gratulationen entgegen. Die Freunde waren fast in demselben Grade entzückt wie die Brüder selbst. Gottfried schlang seine langen Arme um die letzteren, zog sie kräftig an sich und rief: „Kommt an meine jefühlsreiche Brust, ihr Söhne der jeliebten Mitte. Ich bin jerührt. Ich fühle mir als eure liebevolle Erzieherin und muß teilnehmen an eurer Seligkeit. Kommen Sie, Mijnheer, und nehmen Sie die Jungens von die andere Seite! Wat glücklich sich jefunden hat, dat muß umärmelt werden."

„Ja," antwortete der Dicke, indem er jenseits seine Arme um die Brüder schlang, was ihm aber wegen seiner Wohlbeleibtheit nicht recht gelingen wollte, „ook ik ben gelukkig; ook mij zwellt de borst; ook ik moet mijne armen om zij wringen.

Ik moet mij nagenoeg snuiten, zoo oneindelijk ben ik gevoelig — auch ich bin glücklich; auch mir schwillt die Brust; auch ich muß meine Arme um sie schlingen. Ich muß mich beinahe schneuzen, so unendlich bin ich gerührt!"

Dabei liefen ihm die Thränen des freudigsten Mitgefühls in hellen Tropfen über die dicken Backen herab. Selbst die kleine Nase wurde in Mitleidenschaft gezogen, so daß endlich das geschah, was er so außerordentlich zart angedeutet hatte: er retirierte in eine Ecke, setzte sich dort auf einen Stuhl, zog sein „Zakdoek"*) hervor und „snuizte" sich so anhaltend und kräftig, daß die harmonischen Töne, welche er dabei hervorbrachte, alle anderen Laute verschlangen.

Der Methusalem als der eigentliche Schöpfer dieses Glückes stand mit Richard von ferne und schaute still der Scene zu, bis die Brüder zu ihm traten, um ihm Dank zu sagen. Beide waren begierig, ihre gegenseitigen Erlebnisse voneinander zu erfahren, doch gab es zu einer solchen Unterhaltung keine Zeit, da der Ho-tschang eben jetzt melden ließ, daß das Mahl aufgetragen sei. Es wurde als Feier des Wiedersehens ein wahres Freudenmahl.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Sacktuch", Taschentuch.

Nach Skandinavien!

So lautet jetzt die Parole der Touristen. Während in früherer Zeit der hohe Norden nur von sportssüchtigen Söhnen Albions besucht wurde, die hinauf zogen, um dem edlen Weidwerk obzuliegen, oder den Lachsfang zu betreiben, wandern jetzt alljährlich ganze Scharen von Touristen, den verschiedensten Ländern angehörend, nach Norwegen, angezogen von dem Zauber der Mitternachtssonne und den eigenartigen Naturschönheiten des Landes.

In der That zählt Norwegen zu den interessantesten Teilen Europas und bietet dem Reisenden eine Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Scenerie, wie sie Herz und Auge ergötzen muß. Bergesreihen, deren Gipfel sich nahezu 2500 m erheben, Schnee- und Eisfelder, Hügelketten, die frischesten, üppigsten Weideländer, bald mit endlosen Wäldern überkleidet, oder auch felsig, mit schroffen Zacken und gähnenden Abgründen — wunderschönes Wasser überall in der Gestalt von Strömen, Fjorden, Seen, Wasserfällen und Kataraften, bieten der Anziehung in Hülle und Fülle.

Auch die Art des Reisens in Norwegen besitzt ihre besonderen Reize, die man in dichter bevölkerten Ländern vergeblich suchen würde. Da sind noch wenig Eisenbahnen, die einen im Fluge an den schönsten Landschaften vorüberführen. Aber dennoch ist das Vorwärtskommen weder allzu ursprünglich noch allzu beschwerlich. Man bedient sich kleiner, zweirädriger Wägelchen, der sogenannten Karriolen, auf welchen allerdings nur der Reisende mit wenig Gepäck Platz hat und die von einem Pferde gezogen werden. Der vielfach gezackten Küste entlang vermittelt dagegen das bequeme Dampfschiff den Verkehr.

Der Sommer ist natürlich die Zeit zum Besuche Norwegens, denn niemanden würde es einfallen, ein Land, das sich so weit in die arktische Zone hineinerstreckt, in einer Jahreszeit zu besuchen, in der es nur im Dunkeln zu sehen ist. — Dafür hat der Reisende Grellheit des Lichtes, Länge der Tageszeit und eine Hitze zu ertragen, die alle seine Erwartungen in Wirklichkeit noch weit übertreffen, da die nie untergehende Sonne den Erdboden niemals auskühlen läßt. Wir finden im hohen Norden Teile, welche zu gewissen Zeitpunkten von der Hitze ärger heimgesucht sind, als selbst tropische Gegenden und manche Landstrecken sind der Mosquito wegen geradezu unbewohnbar. An Küstenplätzen kommen diese Peiniger glücklicherweise nur selten vor. Schon die Beobachtung dieses Klimas allein würde die Reise lohnen. Es gibt vielleicht keinen feineren und zugleich zwingenderen Einfluß als den jenes Klimas — von Sonne und Luft. Der doppelt lange Tag, das beständige Licht ist von der erregendsten, belebendsten Wirkung. Es gestattet um 1 Uhr morgens zu Bett zu gehen und sich um 5 Uhr wieder zu erheben, ohne das geringste Gefühl der Ermüdung. Wo die lebenbringenden Sonnenstrahlen verweilen, da bedarf es nur geringen Schlafes.

Die Leute in Norwegen sind durchschnittlich ehrlich und freundlich. Dagegen erproben sie die Geduld des Reisenden durch ihre Langsamkeit. Wer in Eile ist, dem ergeht es in Norwegen übel. Er kann in Gasthäusern selbst kalte Erfrischungen nicht unter einer halben Stunde erlangen und das Umspannen seines Kariols braucht mindestens ebenso lang. Auch sind die guten Norweger nicht eben gefälligkeitsbeflissen, was um so verwunderlicher ist in einem Lande, in dem es so wenig gesellschaftliche Unterschiede gibt. Allein dieser Zug ist ein ganz unabsichtlicher; darum nimmt es einen jedoch nicht weniger Wunder, wenn man genötigt ist, sein Gepäck selbst von einem Wagen ab und auf den andern zu laden. — Trunkenheit kommt so häufig vor, daß, wer nicht irgend einmal mit ihr unmittelbar in Konflikt gerät, sich besonders beglückwünschen darf. Die Postmeister sind ziemlich häufig Trunkenbolde und dann ist es sehr unerquicklich, auf der Station zu verweilen. Kann man auch notdürftig mit Deutsch, Englisch oder Französisch durch das Land kommen, so ist es doch sehr geraten, sich mit der Landessprache vertraut zu machen. Auf den Dampfschiffen, in den Gasthöfen und Läden kann man allenfalls mit einer fremden Sprache sich durchhelfen. Allein die Schiffsleute an den Fjorden und Landseen, wie die Menschen an den Poststationen, verstehen nichts davon. Das Englische ist noch zumeist verbreitet.

Wohl die meisten Reisenden betreten den norwegischen Boden zuerst in Christiania. Der Eindruck, den sie hier empfangen, ist in der That ein großartiger. Von dem Lichte der vom wolkenlosen Himmel niederstrahlenden Sonne verklärt, breitet sich ein entzückendes Landschaftsbild vor unseren Augen aus. Ueber ein schmales Land saftgrüner Park- und Gartenanlagen hindurch blickt man auf das ziemlich tiefdunkelblaue Meer, aus welchem zahlreiche größere und kleinere Inseln sich erheben, die, aus nackten Felsen bestehend, zum größeren Teil aber von grünen Wiesen und Wäldern bedeckt sind, zwischen welchen Villen und freundliche Holzhäuser hervorblicken. Zur Rechten erhebt sich, weißschimmernd auf hohen Felsen, malerisch über dem See thronend, der königliche Landsitz Oskar-Hall, durch Meisterwerke einheimischer Künstler geschmückt; zur Linken aber lagert sich weitgedehnt von dem Meere aus nach allen

Seiten langsam ansteigend, von bewaldeten Bergen und Hügelzügen umrahmt, Norwegens Hauptstadt, beherrscht von dem auf stolzer Höhe gelegenen königlichen Schloß, ringsum eingefaßt von einem breiten Gürtel, reichen, mit stattlichen Gehöften, hochtürmigen Kirchen, hellglänzenden Landhäusern und grellgetünchten Hütten besäten Saatenlande, durch welches silberschimmernde Flüsse und Bäche dem Meere zueilen.

Freilich sind diese landschaftlichen Genüsse so ziemlich die einzigen, welche Christiania dem Fremden bietet, obwohl die Stadt in geradezu fabelhafter Weise sich ausdehnt und anwächst. Wir wollen uns jedoch nicht länger hier aufhalten, sondern unsere lieben jungen Leser so rasch als möglich nordwärts führen.

Wir benützen zunächst die Eisenbahn, welche von Christiania nordwärts nach Drontheim am Atlantischen Meere führt. Es ist diese, von unbedeutenderen Nebenlinien abgesehen, nicht bloß der hauptsächlichste, sondern beinahe der einzige Schienenstrang des Landes. Durch ernste Wälder, an stillen Seen entlang führt uns das Dampfroß. Der erste Aufenthalt wird in Eidsvold genommen, das in schöner Lage am Ufer des größten Binnensees des Landes, des Mjösen, sich erhebt. Ueberhaupt führt die Eisenbahn hier durch die fruchtbarsten Gegenden Norwegens, wo der Ackerbau mit vielem Fleiß betrieben wird; während sonst die Güter weit auseinander liegen, reiht sich hier ein stattliches Gehöft an das andere. In Mafefret ist auch die Bevölkerung hier dichter als sonst irgendwo, indem etwa 39 000 Einwohner auf 2700 km kommen.

In Hamer, einem alten Bischofssitz, hat aber die breitspurige Eisenbahn, die bereits im Jahre 1850 gebaut war, ihr Ende. — Nachdem wir unsere Sitze in dem engen Wagen der neuen schmalspurigen Bahn eingenommen haben, verlassen wir den Mjösen mit seinen freundlichen Ufern und befinden uns bald in Oesterdolen. Die rauschenden Flüsse, die smaragdgrünen Seen, welche so weltvergessen zwischen den Tannen rufen, verleihen dieser waldigen Gegend ein eigenartiges Gepräge. Nur selten weichen die Baumriesen zur Seite und gestatten einen freien Blick auf ein schmales, aber gut bebautes Thal, mit stattlichen Gehöften und einer niedrigen hölzernen Kirche unten an der Landzunge. Oesterdalen ist ein reicher Bezirk; große Säge- und Bretterschneidmühlen unterbrechen die Einsamkeit. Die mächtigen Balken werden, einfach mit einem Zeichen versehen, dem Glommerflusse anvertraut, der sie tiefer meilenweit hinunter in den Süden Norwegens trägt.

Es ist bereits Mitternacht und doch hell wie am Tage. Scharf zeichnen sich die Berge gegen den klaren Himmel ab. Langsam weicht der rötliche Schein einem grünen gelblichen Lichte, welches bald in strahlendes Rosa übergeht, da sich die Sonne siegreich hinter einer dunklen Wolkenmasse erhebt. Wir sehen Röros, ein kleines weltverlorenes Städtchen, von kahlen Höhen umgeben. Später, in herrlicher Umgebung beleuchtet, erblicken wir Guldalce (das goldene Thal), wo hohe Berge sich schroff zu beiden Seiten des Gulaflusses erheben und der Landschaft einen wildromantischen Charakter verleihen. Rasch stürzen Bäche und Ströme von der Höhe herab, und so eng erscheint der Raum zwischen den hervorspringenden Felsen, daß man es sich kaum erklären kann, wie die Eisenbahn sich hier durchzuwinden vermag. Allmählich erweitert sich das Thal und wieder begegnen schöne Baumgürtel dem Auge; wenige Minuten noch und wir sehen die Kirchtürme Drontheims hoch gegen Himmel ragen, während im Hintergrund die blaue See uns ein Willkomm zuwinkt.

Eine Reise nach Skandinavien: Das Studium des Führers.

Behaglich liegt Drontheim in herrlicher Umgebung über einer unregelmäßigen dreieckigen Halbinsel ausgebreitet und gemütlich schließen sich die Vorstädte daran.

(Fortsetzung folgt.)

Dressierte Wölfe.

Vor einiger Zeit besuchte ich einen Cirkus, der gerade auf seinem Programm eine außergewöhnliche Nummer hatte: Dressierte Wölfe.

Nachdem zu Beginn der Abendvorstellung die üblichen Reiterkunststücke den Augen der zahlreichen Zuschauer vorgeführt waren, schoben während eines Zwischenaktes die Bediensteten des Cirkus unter großer Kraftanstrengung ihrer Arme in die Reitbahn einen Wagen hinein, der so ziemlich jenen bekannten Wagen „fahrender Leute“ glich, aber von außen mit Malereien und Vergoldungen geschmückt war. Dieser Wagen ist nach allen Seiten dicht geschlossen. Man bringt hierauf ein paar leichte eiserne Gitter von ungefähr zwei Meter Höhe herbei, welche mit Schnelligkeit eins an das andere gefügt, alsbald eine weite Einfriedigung bilden, und zwar so, daß der geheimnisvolle Wagen die eine Seite der Einfriedigung abgibt. Die Zuschauer sehen diesen Vorbereitungen mit Spannung zu. Nach Verlauf weniger Minuten erscheint der Tierbändiger und tritt durch einen doppelt vergitterten Verschlag in die Einfriedigung. Sogleich öffnet er der Reihe nach und im Handumdrehen vierzehn kleine Thüren, welche ebensovielen Käfigen angehören, worin der Wagen eingeteilt ist. In jeder der Thüröffnungen erblickt man den Kopf eines Wolfes. Die Tiere scheinen einen Augenblick von dem Licht der Gasflammen geblendet, von dem Geräusch der Musik und dem Gewirr der zuschauenden Menge betäubt zu sein; dann aber springen sie mit einem Sprung hinab auf den Sandboden innerhalb der Einfriedigung und freuen sich offenbar der augenblicklichen Freiheit, die man ihnen gewährt. Sie benutzen dieselbe sofort, um miteinander zu spielen, sich zu jagen, sich ein wenig zu beißen, sich auf der Erde zu wälzen. Der Tierbändiger („Herr Professor Rudesindo“, wie der Zettel besagt) macht aber plötzlich dieser Spielerei ein Ende und die Kunststücke der dressierten Wölfe reihen sich in folgender Ordnung aneinander. Doch halt! bemerken müssen wir noch, daß der Herr Professor in seinen Händen zwei Peitschen hält, eine mit kurzem Stiel, eine andere mit sehr langem Stiel, dessen unteres Ende mit

einer scharfen metallenen Spitze versehen ist; die Tiere scheinen diese Peitschen gut zu kennen und sehr zu fürchten.

Zunächst laufen nun die Wölfe im Kreise und zwar im Galopp um ihren Bändiger herum; sie bilden in dieser Verfassung gleichsam eins jener Rudel, welche nach den Erzählungen der Reisenden die dahingleitenden Schlitten auf den Schneefeldern Rußlands zu verfolgen pflegen. Die dressierten Tiere laufen jetzt von rechts nach links, aber plötzlich machen sie Halt und setzen den Rundlauf in entgegengesetzter Richtung fort. Dann springen sie auf ein Kommandowort ihres Herrn auf eine Erhöhung, die vor ihren Käfigen angebracht ist, und setzen sich in Reih und Glied. Sie kommen wieder in die Arena hinab und stellen sich alle aufrecht, die Vorderbeine gestützt auf die Querstangen des Gitterwerkes.

Man bringt Stühle herbei. Ein Wolf hält sich im Gleichgewicht, indem er seine vier Pfoten auf den oberen Querriegel der Rückenlehne eines dieser Stühle setzt. Ein zweiter Wolf stellt die Hinterbeine auf die Rückenlehne eines Stuhles, die Vorderbeine auf die Schultern des Bändigers. Zwei Wölfe springen zugleich auf die Schulter ihres Herrn und setzen ihre Vorderfüße auf dessen auseinandergebreitete Arme. Auf drei mit den Rücken im Dreieck zusammengestellten Stühlen gruppieren sich vier Wölfe folgendermaßen: zwei stehen auf den Rückenlehnen und die beiden andern befinden sich zu beiden Seiten, indem sie ihre Hinterbeine auf den Sitz der Stühle, ihre Vorderbeine auf die Rückenlehne stellen.

Der Bändiger packt einen Wolf bei der Kehle, läßt ihn seinen gewaltigen Rachen aufsperren und steckt seinen Kopf hinein.

Von der Decke des Cirkus läßt man eine doppelte Leiter hinab: die Wölfe klettern der Reihe nach an der einen hinauf und steigen an der andern hinunter. Dann klettern sie wieder, die einen von dieser, die andern von jener Seite hinauf, so daß sie sich unterwegs kreuzen, obgleich die Leiter verhältnismäßig enge ist. Auf ein gegebenes Kommando stürzen sich alle Wölfe zugleich auf die Leiter los, drängen sich hinauf, sammeln sich von der Spitze bis zum Fuße der Sprossen, derart, daß sie so etwas wie ein lebendes Bild darstellen. Hierauf bringt man Schranken herbei, von nicht weniger als 1,50 m Höhe, und trotzdem überspringen sie die Wölfe mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit.

Die letzte Scene ist merkwürdig genug. Von der Decke des Cirkus senkt sich langsam ein eiserner Korb herab, der mit rohem Fleische gefüllt ist. Sofort versammeln sich darunter die Wölfe mit der ihrem Geschlechte eigenen Gierigkeit; sie machen fabelhaft hohe Sprünge, um den Fraß zu erreichen, und zeigen überhaupt eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Der Inhalt des Korbes ergießt sich auf den Boden. Nun hat man einen Anblick, wie wenn Jagdhunde nach Schluß der Jagd auf den zerlegten Hirsch losgelassen werden; in einem Nu haben die Bestien alles verschlungen.

Das Schauspiel ist beendet. Doch sieht man noch eine belustigende Scene: die Rückkehr der Wölfe in ihre Käfige. Der Bändiger öffnet eine Thür und ruft einen Namen; der angerufene Wolf begreift vollkommen, um was es sich handelt, und wenn die einen eiligst herbeistürzen und mit einem Sprung in den Käfig gehen, so zeigen die andern durch ihre Langsamkeit, daß sie lieber draußen bleiben; sie verstecken sich hinter ihre Kameraden, welche in diesen letzten Augenblicken der Freiheit miteinander spielen, und nur eine gewisse Anzahl von Peitschenhieben macht sie geneigt, ihren Käfig wieder aufzusuchen. Einige Wölfe bäumen sich gegen die Hiebe an, sträuben die Haare, knurren, fletschen die Zähne und suchen sich auf ihren Herrn zu stürzen.

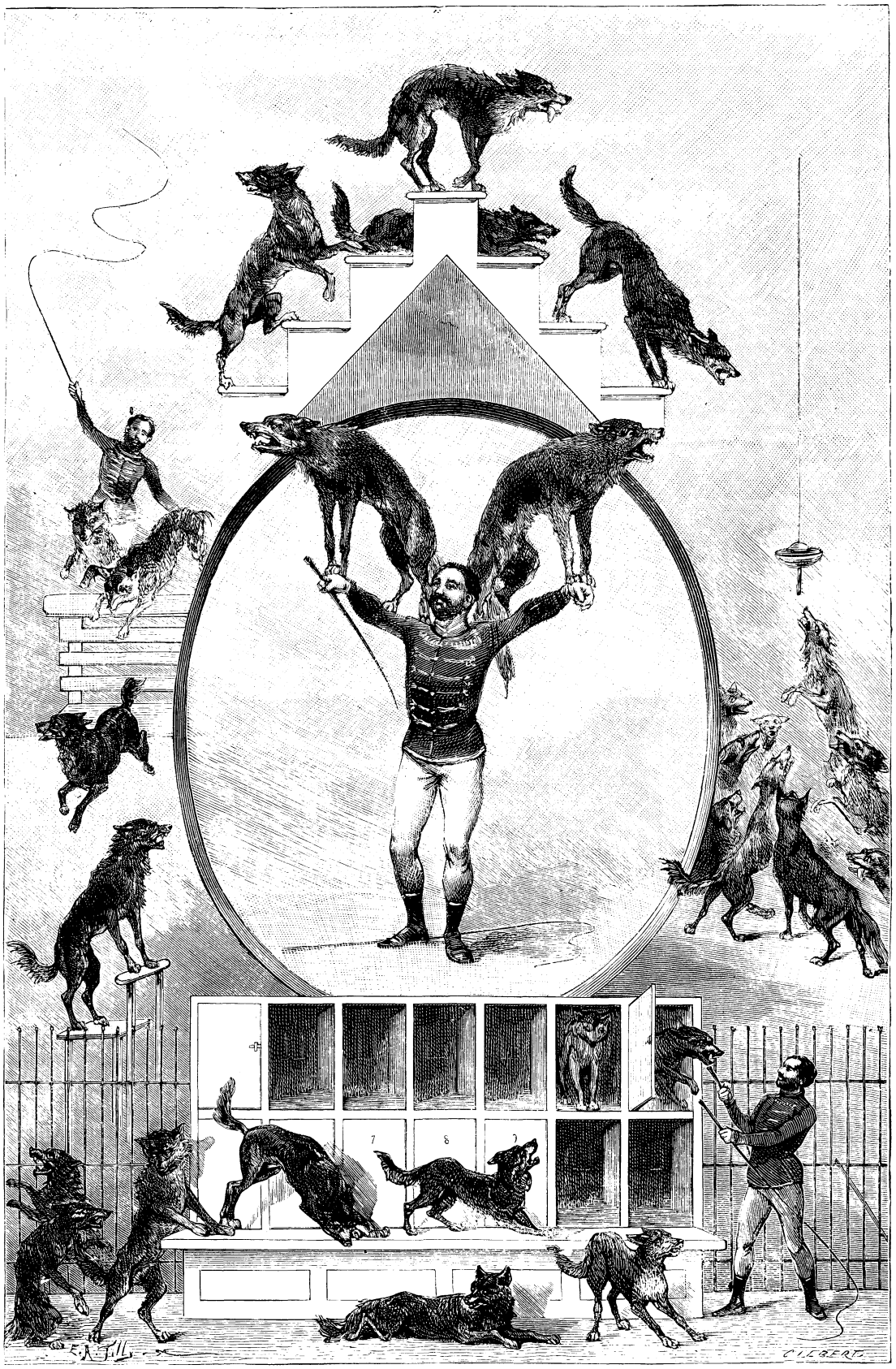
Zu allerletzt bleibt ein einziger junger Wolf allein; er schmeichelt um seinen Herrn herum, rollt sich auf der Erde, macht Männchen — aber alles mit einer gewissen Scheu und Angst, die an das Betragen junger Hunde erinnert, die, wenn sie einen Fehler begangen haben, die Strafe durch Schmeichelei abzuwenden suchen.

Das Schauspiel der dressierten Wölfe ist nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend, weil es den Grad von Klugheit, Gelehrigkeit und Fassungskraft erkennen läßt, dessen die Wölfe fähig sind. In der Freiheit befinden sich diese Tiere — die von der ländlichen Bevölkerung eingeschlossen, auf deren Kosten leben und deshalb fortwährend verfolgt werden — in einem beständigen Zustand von Angst und Mißtrauen, wodurch sich ihre große Wildheit erklärt. Aber wenn man sie in einem Cirkus antrifft, wo sie mit Ruhe ihre Kunststücke vollführen, so findet man sie den Hunden ähnlich. Bekanntlich gehört der Wolf auch zur Gattung „Hund". Er gleicht einem großen, starkbehaarten, graubraunen oder gelbbraunen Schäferhunde, von dem er sich am leichtesten durch die schwarze Färbung der Innenseite seiner Vorderbeine unterscheidet. Seine Augen haben runde Pupillen; die dreieckigen, spitzen Ohren stehen empor, der starkbehaarte Schwanz hängt herab. Die Gestalt des Wolfes ist hager. Die Wölfe überfallen oft rudelweise ihre Beute, als Hirsche, Pferde und größeres Weidevieh; sie brechen in die Herden der Schafe, Ziegen und Schweine ein und würgen ihre Opfer, indem sie den größeren die Gurgel aufreißen. Auch einzeln zieht der Wolf auf Raub aus, und er ist um so schwerer zu erlegen, weil er von dem Orte seiner nächtlichen Mordthaten noch in derselben Nacht oft meilenweit (6—10 M.) forteilt. Von Hunger gepeinigt greift der sonst feige Räuber selbst Menschen an. In Posen wurden im Jahre 1820 nicht weniger als 16 Kinder und 3 Erwachsene von den Wölfen zerrissen. Er haust in Südwesteuropa in den Pyrenäen, Ardennen und Vogesen, im nordöstlichen Europa aber in Rußland, Polen, Galizien und Siebenbürgen, in Schweden und Norwegen. In Deutschland ist er jetzt ausgerottet, früher aber war er nicht selten, — und noch heute ist er aus den Geschichten von „Isegrim dem Wolf" bekannt. Nur im Winter schweifen jetzt noch zuweilen einzelne Wölfe aus den Ardennen nach Mitteldeutschland herüber. So wurden in der Gegend von Trier im Jahre 1871 noch 16 Wölfe erlegt. Das Winterfell dieses Raubtieres liefert ein gutes Pelzwerk. Die besten Felle kommen aus Schweden, Rußland, Polen und Frankreich.

Die Schilfinsel.

(Fortsetzung.)

Von Runen verstand der Pferdeknecht natürlich nichts und erst als Willi es mit „Kerbe im Thürpfosten" übersetzt hatte, antwortete er: „Wenn das alte gnädige Fräulein die Marotte kriegte, den Thee im Pafilus zu trinken, war Karoline jedes-



Dressierte Wölfe.

mal fuchswild von wegen der Mühe, weil so viel Kissen und Teppiche und all das Theezeug und die Guitarre von Fräulein Lucia und was sonst noch drum und dran hing hinübergeschafft werden mußte. Oft fing's an zu regnen, und das gnädige Fräulein gab die Partie auf, und Karoline und ich mußten alles wieder zurückholen. Da wurde dann im Pafilus ein Wandschrank angebracht, wo alles Nötige hineinkam und verblieb, und ich hatte den Schlüssel und mußte dafür stehen, daß immer alles, was gebraucht wurde, da war. Ich war dazumal noch nicht bei den Pferden, sondern im Hause und im Garten, wo's fehlte, und rudern konnte ich auch!"

„Aber die Kerbschnitte in der Thür, Ranft?" erinnerte Frau Berneck.

„Die habe ich auch gemacht, gnädige Frau! Allemal, wenn ich Spiritus mit 'rüber nahm, machte ich einen Strich und fürs Brot einen Punkt und auf diese Art führte ich überhaupt Buch übers Inventarium des Pafilus."

Frau Berneck machte den Kindern verstohlen ermahnende Zeichen, damit sie Ranft nicht durch überlautes Lachen kränkten.

„Wer war denn Fräulein Lucia mit der Guitarre?" fragte Klara.

„Des gnädigen Fräuleins Gesellschafterin, eine aus Italien, die sehr schön sang. Der Küster Engel von Freihorst hat sie später geehelicht. Unser gnädiges Fräulein wollte nichts von der Partie wissen — na, nun sind sie alle schon unterm Rasen, das gnädige Fräulein, das Küsterpaar und auch Karline, nur ich bin noch da!"

„Und der Pafilus als Denkmal jener Tage!" setzte Klara hinzu.

„Sagen Sie, Ranft, ist denn der Wandschrank noch vorhanden? Ich habe doch nichts bemerkt!" fragte Willi mit Interesse.

„Das will ich glauben, mein Sohn, den muß man wissen! Ich habe noch den Schlüssel und werde dir das Schlüsselloch weisen!" entgegnete der Alte.

Durch diesen Wandschrank gewann der Inseltempel einen neuen Reiz für die Knaben. Was ließ sich da nicht alles aufspeichern!

Nachdem der alte Ranft sich zurückgezogen, sprach Frau Berneck die Vermutung aus, daß er mit Pafilus eigentlich Pavillon meine, eine Vermutung, die großen Jubel erregte.

Klara ließ es sich dann nicht nehmen, die Knaben mit ihrer historischen Entdeckung zu foppen, so daß Willi ganz wütend wurde. Der Vater mußte sich Ruhe für seine Zeitungslektüre ausbitten und schenkte den Knaben zur Entschädigung für ihre Enttäuschung den Pafilus als Erb und Eigentum, so daß sie mit Fug und Recht damit machen konnten, was sie wollten. Andern Tages waren sie daher schon in junger Morgenfrühe auf ihrer Insel in Begleitung Ranfts, welcher den Wandschrankschlüssel mit sich führte. Der Schrank befand sich an einer Seitenwand, deren Doppeldasein den Knaben wegen des dichten Gestrüppes von außen nicht aufgefallen war, während die Schrankthür, von zierlichen Stämmen gefügt, sich von den übrigen Wandteilen nicht unterschied. Das Schlüsselloch war unter einem Astknorpel geschickt verborgen angebracht.

Das Schloß zeigte sich sehr verrostet; aber nach einiger Bemühung that der Schlüssel doch seinen Dienst.

„Schock Schlag, da sind noch Sachen!" rief Ranft aus, als die Thür sich öffnete, und in den Fächern des Schrankes verschiedene Gegenstände zwischen Staub und Spinnweb sichtbar wurden. Zwischen einem Notenbuch, einem Strickzeug mit verrosteten Nadeln, einigen vergilbten Servietten ragte als Hauptstück ein bunter chinesischer Theetopf von origineller Form hervor und einige Tassenscherben und ein leeres Arrakfläschchen gruppierten sich um ihn wie baufällige Hütten um eine stattliche Kirche. Willi bat Ranft, den alten Plunder fortzunehmen, damit ein neues Leben in den stillen Schrank zöge.

Der alte Pferdeknecht blickte einen Moment nachdenklich auf diese Zeugen verrauschter Stunden, dann trat er zu dem Thürpfosten und studierte seine Runen.

„Stimmt!" sagte er zufrieden und kehrte zu dem Schrank zurück, wo sich Willi inzwischen anschickte, die Sachen in einer Serviette zusammenzubündeln.

„Halt!" rief Ranft und hob den chinesischen Theetopf vorsichtig empor. „Dies muß im Schrank bleiben. Das alte, gnädige Fräulein legte großen Wert darauf und ich habe ihr heilig versprechen müssen, den Theetopf in seiner Ecke zu lassen, bis sie selbst oder Fräulein Lucia ihn fordern würde. Sie lebte beständig in Angst, er könne zerbrochen werden, und ich will ihr mein Wort auch noch übers Grab halten."

Bei diesen Worten zog Ranft sein Taschenmesser und machte an seinem Inventarverzeichnis eine neue Rune.

Willi, der erst nicht geneigt war, dem Theetopf des verstorbenen Fräuleins ferner Gastfreundschaft zu gewähren, ließ sich durch Paul, der die Gefühle des alten Mannes würdigte, zu einem:

„Nun, meinetwegen mag er in seiner Ecke stehen bleiben!" bewegen.

Ein Versuch, den Deckel zu lüften, mißglückte und so ward denn das alte Gefäß unbehelligt wieder in seinen tiefen Schrankwinkel geschoben.

Mit den übrigen wertlosen Sachen entfernte sich Ranft. Die Knaben beobachteten, daß er das Bündel, nachdem er demselben das Arrakfläschchen entnommen und zu sich gesteckt hatte, in den See versenkte. So waren denn die Andenken an die frühere Besitzerin der Insel verschwunden, nur der chinesische Theetopf behauptete, wie so viele Jahre lang, seinen verborgenen Platz, stemmte herausfordernd die Henkel in die Seiten, indes sein versiegelter Mund nicht verriet, daß er im Besitz eines Geheimnisses sei.

Den ganzen Tag und die folgenden Tage arbeiteten nun die drei von früh bis spät mit Beil, Säge, Hammer, Besen und Scheuertuch, um das Inselhäuschen zu säubern und auszubessern. Nur zu den Hauptmahlzeiten und zur Nacht kehrten sie zum Gehöft zurück und bei jeder neuen Ueberfahrt wurden allerhand Sachen zur Verschönerung des Sommersitzes mitgenommen, z. B. ein standfester, altersbrauner Tisch und drei hochlehnige Schemel, ferner ein kleines Sofa von Rohrgeflecht, das Klara großmütig spendete, da sie für ihr Zimmer gern einen gepolsterten Diwan haben wollte. Der Vater gab einen schätzenswerten Wandschmuck her, nämlich zwei Hirschgeweihe und ein altes Oelbild. Dasselbe war in ein so interessantes Rembrandt-Dunkel getaucht, daß es den Beschauer zweifelhaft ließ, ob er eine brennende Mühle oder einen Sonnenuntergang in den pontinischen Sümpfen vor sich habe; gänzlich zweifellos war im Vordergrunde eine Schilfstaude, die den Knaben das Bild besonders stilvoll für ihr Schilfheim erscheinen ließ.

An einer anderen Wand wurden Lanzen, Bogen und Köcher in wirkungsvoller Gruppierung angebracht.

Paul entdeckte in sich ein ungeahntes Talent als Dekorateur, denn es gelang

ihm, aus Rohrbüscheln, Schilf und feinen Gräsern große Sträuße und Festons herzustellen, mit denen die Fensterischen statt der Gardinen umrahmt wurden. Auch Willi bewährte seine Geschicklichkeit an den Fenstern; er entfernte die zerbrochenen Scheiben vollends und ersetzte sie durch bunte Glasbilder, die er sich von der Mama erbeten hatte.

Den Bemühungen des fleißigen Dreiblattes gelang es, aus dem alten, verfallenen Pafilus ein trauliches und behagliches Knabenheim herzustellen, so daß Willi glücklich über seinen Besitz und Paul stolz auf den Erfolg war, während Ranft gleichfalls zufrieden schmunzelte, daß alles mit seiner werkthätigen Hilfe so wohl gelungen sei.

Auch außerhalb des Tempels war die urwüchsige Natur bearbeitet und kultiviert. Es ward ein bequemer Pfad zum Landungsplatz angelegt, dieser selbst erweitert und die Stelle vor der Thür bis zum Opferstein von Gras und Stauden freigelegt und mit Sand beschüttet.

Auch ein Scheibenstand ward hergerichtet und ein Croquetplatz in Angriff genommen. Als alles fertig war, wurden die Eltern und Klara zur Besichtigung des Schilfheims feierlich eingeladen. Sie fanden sich auch erwartungsvoll in Begleitung eines in Strandow anwesenden Gastes ein. Paul und Willi nahmen sich abwechselnd die Ehre und das Vergnügen, die Gesellschaft überzusetzen, denn das Boot war zu klein, um allesamt zu fassen.

Ranft hatte vorher einige geheimnisvolle Körbe mit Geschirr und Proviant hergeschafft, da ein solennes Mahl die Festlichkeit krönen sollte.

Diese gestaltete sich besonders lustig durch die Gegenwart des Gastes, Onkel Philipp. Es war dies ein dicker, lebenslustiger Mann, der gern sang und gern trank. Er war es auch, der veranlaßte, daß eine große Terrine, etliche Flaschen Wein, Zucker und Apfelsinen behufs Brauung einer Bowle mitgeführt wurden.

Erst nahm die Familie den Pafilus innen und außen in Augenschein. Es fehlte nicht an anerkennenden Worten über den Fleiß und den Geschmack der Knaben, sogar Klara ließ ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Dann wetteiferten die Männer und Knaben im Scheibenschießen, während die Damen die Tafel servierten.

Onkel Philipp schoß so schlecht und ward so oft ausgelacht, daß er beschloß, seine Kräfte einem dankbareren Objekt zu widmen. Er stellte die Terrine auf den Opferstein, unbekümmert um die schaurige Vergangenheit seines Serviertisches, entkorkte die Flaschen und bat Klärchen, die Apfelsinen zu zerlegen. Unter lustigen Bemerkungen des Onkels und unter Klärchens hellem Lachen ward nun eine köstliche Apfelsinenbowle zu stande gebracht und dann von Onkel Philipp mit liebevoller Vorsicht an einer seichten Stelle des Sees kalt gestellt.

Ein Jubelruf der Schützen verkündete, daß der Meisterschuß gefallen sei. Herr Berneck hatte ins Schwarze getroffen und mußte es sich gefallen lassen, daß sein Hut mit einem Weidenkranz geschmückt wurde. Klärchen steckte einem jeden zur Verschönerung dieses Inselfestes ein Vergißmeinnichtsträußchen an die Brust, und dann ging es in den Pafilus zu Tisch, denn Ranft schlug sehr vernehmlich, Willis Weisung gemäß, auf ein indianisches Tamtam, zum Zeichen, daß alles bereit sei.

Man verlebte nun einen sehr heiteren Abend mit Chorgesang und Gläserklang auf der Schilfinsel. Onkel Philipp sprudelte über von Humor und Witz, so daß der sonst so stille Pafilus von hellem Lachen widerhallte. Der alte Ranft, der sich mit seinem Abendbrot draußen placiert hatte, stellte sinnreiche Vergleiche an über die Theeabende des gnädigen Fräuleins und den lustigen Bowlenabend von heute und kam zu dem logischen Schluß, daß Bowle besser schmecke als Thee, denn Frau Berneck hatte ihm einen großen Humpen voll Wein gespendet. Freilich, etwas, das die stillen Theeabende wunderbar verschönte, fehlte heut, nämlich der herrliche Gesang mit Guitarrebegleitung von der Italienerin. Fräulein Klärchen hatte zwar auch eine hübsche, helle Stimme, aber mit Fräulein Lucia konnte sie sich so wenig messen wie ein Kanarienvogel mit einer Nachtigall. Als der Mond seinen Silberschein über die Wellen warf, kehrte man heim. Willi benutzte die gute Laune des Vaters, ihm das Versprechen abzuschmeicheln, noch ein zweites Boot oder eine Gondel zu beschaffen, da die Gesellschaft sich zur Ueberfahrt wieder teilen mußte.

Am andern Tage, als die Knaben mit Onkel Philipp, die muntern Füllen beobachtend, an der Koppel standen, wurden sie durch lebhaftes Pferdegestampf veranlaßt, ihre Blicke der Landstraße zuzuwenden.

Drei Reiter kamen des Weges, ein großer und zwei kleine, nämlich ein junger Mann auf einem schlanken Goldfuchs und zwei Knaben auf dunklen Ponies.

Es waren Egon und Erwin von Alden in Begleitung ihres Hauslehrers, Doktor Stefan. Paul Gordon ward von seinen Bekannten sogleich erkannt; sie hielten an, um ihn zu begrüßen. Auch Doktor Stefan war Paul nicht fremd, da er sich gleichfalls mit der gräflichen Familie im Seebade befunden hatte. Er bat Paul, ihn und seine Zöglinge dem Onkel vorzustellen, was der ungeübte Ceremonienmeister ein wenig ungelenk und errötend vollführte. Onkel Philipp verstand es, selbst Fremden sogleich einen herzlichen Empfang zu bereiten. In wenigen Minuten hatte er die kleine Gesellschaft in eine heitere Unterhaltung gebracht und in den folgenden Minuten, die drei Pferde einem Stallknecht übergeben und die Gäste in den kühlen Schatten des Parkes geführt.

Willi musterte die fremden Knaben mit wägenden Blicken. Sie waren ein wenig größer als er selbst, kräftig und blühend und hatten unternehmende, blitzende Augen. Duckmäuser schienen sie nicht zu sein. Willi begrüßte in ihnen im stillen ein paar schätzenswerte Spielkameraden als „schneidige Römer“ oder „forsche Räuber“ und trat daher mehr und mehr aus seiner Zurückhaltung heraus, indem er Pläne zu großartigen, gemeinschaftlichen Spielen entwarf, auf welche die kleinen Grafen auch mit Feuereifer eingingen.

Man verabredete sogleich für den Nachmittag eine Zusammenkunft im Walde bei der Schlucht und die Aldens versprachen, noch zwei Knaben zu dem Spiel mitzubringen, Gustav Gern, den Sohn ihres Verwalters und einen gewissen Richard Engel, der bei ihnen wohne. Auch mit den nötigen Waffen wollten sie sich versehen. Doktor Stefan bat beim Abschied, man möge den Besuch in Freihorst erwidern. Die Frau Gräfin habe im Seebade eine große Zuneigung für Paul Gordon gefaßt und freue sich, wenn ihre Söhne Umgang mit gebildeten Knaben der Nachbarschaft fänden.

Bevor die Gäste davonritten, veranlaßten die Zwillinge ihre neuen Freunde, die Ponies zu besteigen und einen Reitversuch zu machen. Paul erhielt Egons Tier, Namens Swallow, das ihn fein eine Strecke auf und ab trug. Willi schwang sich mit solcher Lust in den

Sattel von Erwins Rabit, daß dieser Pony tückisch sich bäumte und beinahe seinen kleinen Reiter abschleuderte. Die Gebrüder Alden wollten sich vor Lachen über den bockigen Rabit ausschütten.

Willi war dunkelrot geworden, behauptete aber seinen Platz und ritt dann mit Eleganz gleichfalls auf und nieder.

Indem Doktor Stefan seinen zierlichen Goldfuchs bestieg, erzählte er, daß es das Reitpferd der Gräfin sei, welches sie ihm zuweilen zur Verfügung stelle, damit „Libelle" Bewegung habe.

Unter dem fröhlichen Zuruf „Auf Wiedersehen!" sprengten die drei davon.

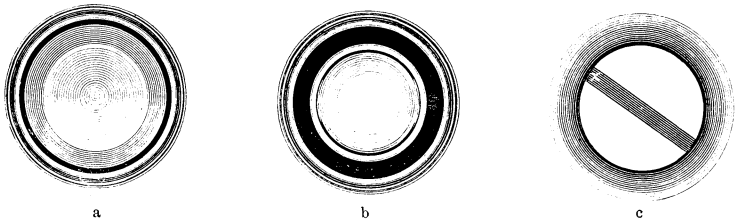
„Nette Jungen!" bemerkte Willi, „nur schade, daß man sie nicht unterscheiden kann. Ich weiß nie, ob ich Erwin oder Egon vor mir habe, so ähnlich sind sie sich, gerade wie ihre Ponies."

(Fortsetzung folgt.)

Das Mikroskopieren.

IV.

Der Mikroskopiker hat ferner vor falscher Deutung gewisser Bewegungserscheinungen sich zu hüten. Organische und unorganische Stoffe, wenn sie in hinlänglich feiner Verteilung in einer Flüssigkeit suspendiert sind, geraten in eine eigentümliche sogenannte Molekularbewegung, die man studieren muß, um sie nicht mit andern ähnlichen Bewegungen zu verwechseln. Mit Wasser abgeriebener Karmin oder Indigo sowie der Inhalt der Pollenkörner, welcher aus der gesprengten Hülle ausgetreten ist, zeigen in Wasser die Molekularbewegung sehr schön. Auch beim Vermischen zweier ungleichartiger Flüssigkeiten treten Bewegungserscheinungen auf, besonders dann, wenn die Flüssigkeiten große Anziehung zu einander besitzen und die eine derselben sehr flüchtig ist. Die Bewegung ist eine ungleichmäßige, stoßende und kleine Körper, welche in der Flüssigkeit suspendiert sind, geraten dadurch in eine hin- und hergehende oder tanzende Bewegung. Auch verdunstende Flüssigkeiten und entweichende Luftbläschen rufen oft Bewegungserscheinungen hervor, die aber nur den Anfänger täuschen können. Mit dem Maß der Vergrößerung wächst scheinbar auch die Schnelligkeit der Bewegung. Durchschwimmt ein Infusionstierchen bei 500facher Linearvergrößerung das Gesichtsfeld in 0,5 Sekunden, so scheint es sich fast pfeilschnell fortzubewegen, während es in Wirklichkeit in derselben Zeit kaum 1 mm weiter gerückt ist. Scheinbar hat es in 1 Sekunde den Weg von 500 mm zurückgelegt. Die Mikrokokken im Mund- und Zahnschleim zeigen unter dem Mikroskop meist eine sehr lebhafte Bewegung, welche indes nur das Resultat der Vergrößerung, in Wirklichkeit eine sehr schwache Bewegung ist.



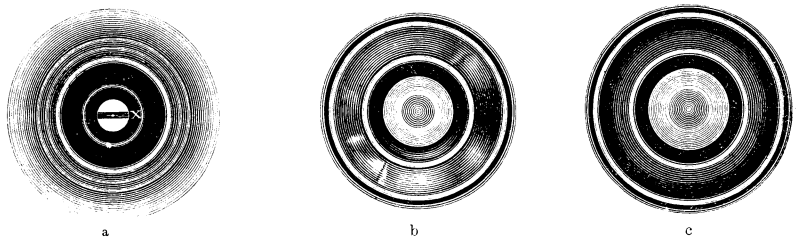
a b c

Fig. 24—26. Oeltropfen unter dem Mikroskop.
a Einstellung auf den Rand, b etwas höhere Einstellung, c Einstellung auf den Brennraum.

Zur Aufnahme der Untersuchungsobjekte dienen die Objektträger, aus reinem, blasenfreiem, farblosem Glase geschnittene, am Rande abgeschliffene, nicht zu dünne, aber auch nicht über zwei 2 mm dicke Plättchen von etwa 45 mm Länge und 30 mm Breite. Man findet im Handel verschiedene Formate, und da für die Handlichkeit einer Sammlung gleiches Format der Präparate sehr wesentlich ist, so sollte man sich, wenn man an die Begründung einer solchen Sammlung denkt, über das Format der Objektträger schlüssig machen. Man wird auch Präparate, die man nicht selbst anfertigen kann, kaufen, oder man tritt mit einem Tauschverein, wie bei dem Gießener, in Verbindung und muß dann dessen Format (48×28 mm) acceptieren. Für manche Zwecke braucht man Objektträger mit einer Vertiefung und im Handel finden sich solche mit einem konkaven Ausschliff in der Mitte. Man kann sich aber sehr viel billiger mit gewöhnlichen Objektträgern behelfen, wenn man auf denselben einen kreisförmigen Wall von Wachs oder Lack anbringt.

Objekte, welche in einer Flüssigkeit beobachtet werden, bedeckt man auf dem Objektträger mit einem Deckglas, einem kleinen quadratischen, oder rechteckigen Täfelchen aus blasenfreiem, ebenem Glas, welches um so dünner sein muß, je stärkere Vergrößerung man anwendet. Manche Objektivsysteme sind bei einer bestimmten Stärke der Deckgläschen justiert und geben nur bei solcher das vollkommenste Bild. Vorteilhaft wählt man Deckgläschen von 15—18 mm Seite im Quadrat, für Dauerpräparate aber, die keine sehr starke Vergrößerung beanspruchen, sind kleinere Deckgläschen von 10—12 mm Seite zu bevorzugen.

Die wenigsten Gegenstände befinden sich in einem Zustande, daß sie unmittelbar mikroskopisch untersucht werden können, die meisten Objekte werden durch eine mehr oder minder tief greifende Präparation gewonnen, indem man von den zu untersuchenden Gegenständen so dünne Schichten durch Schneiden oder Schleifen herstellt, daß diese eventuell nach weiterer aufhellender Behandlung mit entsprechenden Flüssigkeiten ein vollkommen klares Bild in durchfallendem Licht darbieten. Zur Anfertigung feiner Schnitte aus trockenen Pflanzenteilen benutzt man am besten Rasiermesser mit flacher, nicht hohl geschliffener Klinge und starkem Rücken, während sich für großzellige saftige Pflanzenteile und tierische Gewebe Messer mit leichter, hohlgeschliffener Klinge besser eignen. Man bedarf jedenfalls einiger Messer von verschiedener Beschaffenheit und erlangt solche zu billigem Preise, wenn man unter alten, von den Barbieren zurückgelegten Messern passende aussucht. Die Messer müssen sehr gut geschliffen sein



a b c

Fig. 21—23. Luftblasen unter dem Mikroskop.
a Einstellung auf den Brennraum, b Einstellung auf den Durchschnitt, c gleiche Einstellung bei Abhaltung des Seitenlichts. 1:145.

und namentlich ist auch auf Erhaltung einer untadelhaften Politur zu achten. Da diese, namentlich bei härteren Gegenständen schon nach wenigen Schnitten leidet, so muß man fleißig den Streichriemen in Anwendung bringen. Letzteren überzieht man mit einer Mischung aus feinstem Eisenoxyd und Fett, und zwar bereitet man sich das Eisenoxyd am besten selbst, um es von einer Feinheit zu erhalten, wie sie die Handelsware selten besitzt. Man stellt eine Lösung von schwefelsaurem Eisenoxyd dar, filtriert dieselbe und mischt sie mit einer ebenfalls filtrierten Lösung von Oxalsäure. Den entstandenen gelben Niederschlag läßt man absetzen und bringt ihn nach dem Abgießen der klaren Flüssigkeit auf eine Filter. Er wird dann getrocknet und in einem nicht verzinnten eisernen Löffel, besser in einem Porzellantiegel, stark geglüht. Der Niederschlag besteht aus oxalsaurem Eisenoxyd, welches sich beim Erhitzen in Kohlensäure, Kohlenoxyd und höchst fein verteiltes Eisenoxyd zersetzt. — Neben dem Rasiermesser kann man, namentlich zur Anfertigung von Schnitten tierischer Gewebe, auch das Skalpell benutzen, von welchem man ebenfalls mehrere mit verschieden geformten Klingen besitzen sollte.

Beim Schneiden gilt als Regel, das Messer ganz flach aufzulegen und langsam, ohne abzusetzen, mit sicherer Hand gegen sich zu ziehen, nicht zu drücken. Am leichtesten erhält man gute Schnitte aus größeren harten Gegenständen, die man frei zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand halten kann. Die Schnittfläche wird zunächst gehörig geebnet und nach Bedürfnis, wie auch das Messer, mit Wasser oder Alkohol befeuchtet. Wenn möglich, wähle man den Gegenstand so aus, daß das Messer auf dessen geebneter Oberfläche eine möglichst große Leitfläche besitzt. Es kommt in den meisten Fällen nicht darauf an, sehr große Schnitte zu erhalten, die Hauptsache ist vielmehr deren gleichmäßige Feinheit und die Erhaltung der zusammensetzenden Elementarorgane. Zum Abheben der zarten Schnitte von der Messerklinge benutzt man einen fein gespitzten, etwas befeuchteten Pinsel.

Sehr kleine Gegenstände werden allgemein in Massen *eingebettet*, welche nach dem Erstarren annähernd gleiche Härte mit jenen Gegenständen besitzen, sie lückenlos einschließen und eine zum Schneiden geeignete Konsistenz annehmen. Vortrefflich eignet sich hierzu eine Lösung aus 10 Teilen farblosem Gummiarabikum, 10 Teilen Wasser und 40—50 Tropfen Glycerin. Man überzieht eine dicke, bis 5 cm lange, durch einen saubern Querschnitt an dem einen Ende völlig geebnete Stange von Holundermark mit einer Schicht der Lösung, läßt diese bei aufrechter Stellung der Stange trocknen, trägt eine zweite Schicht der Lösung auf, streut in diese die betreffenden Gegenstände ein, läßt wieder trocknen und trägt eine dritte Schicht auf, wobei niemals Luftblasen entstehen dürfen. Nachdem das Gummi die geeignete Konsistenz erreicht hat, schneidet man zunächst bis auf die mittlere Schicht und macht dann die zarten Schnitte, welche in Wasser von Gummi befreit, dann in einem Tropfen Wasser auf den Objektträger gebracht und unter dem Präpariermikroskop ausgesucht werden. Man wird immer einige Schnitte finden, welche den Anforderungen entsprechen. Waren die einzubettenden Gegenstände mit Alkohol oder einer andern das Gummi aus seiner Lösung fällenden Flüssigkeit gehärtet worden, so muß man diese zunächst vollständig entfernen.

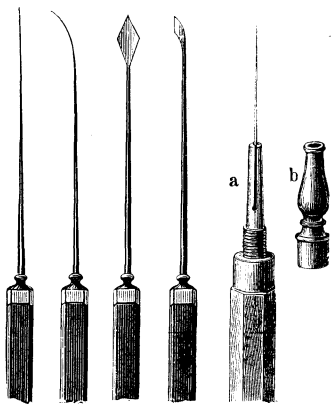


Fig. 20. Präpariernadeln.

Sehr allgemein benutzt man als Einbettungsmasse *Paraffin* (Schmelzpunkt 50°), welches durch Zusammenschmelzen mit Ceresin und, wenn die Masse weicher werden soll, unter Zusatz von Vaselin, in eine schneidbare Masse verwandelt wird. Man gießt die eben nur zum Schmelzen erhitzte Masse in ein Papierkästchen, läßt die einige Millimeter hohe Schicht erstarren, bringt auf letztere nahe ans Ende der langen Achse des Kästchens das vorher von der Erhärtungsflüssigkeit vollständig befreite, nacheinander in Alkohol und Terpentinöl oder Nelkenöl gelegt, mittels Fließpapiers abgetrocknete Präparat und übergießt es unter sorgfältiger Vermeidung der Entstehung von Luftblasen mit einer neuen, wieder einige Millimeter starken Schicht der Paraffinmischung. Nach etwa einer Stunde ist diese so weit erstarrt, daß sie sich schneiden läßt. Sind die Objekte so zart, daß sie, um gute Schnitte zu liefern, völlig von der Paraffinmischung durchdrungen sein müssen, so legt man sie tage-, ja wochenlang in absoluten Alkohol, um sie vollständig zu entwässern, und entfernt auf gleiche Weise den Alkohol durch Einlegen in Terpentinöl. Nun bereitet man Lösungen von Paraffin in Terpentinöl und bringt die Objekte in immer stärkere derartige Lösungen, bis man sie endlich in die Paraffinmischung einschmilzt. Beim Schneiden befeuchtet man die Schnittfläche und das Messer mit Alkohol; aus den Schnitten entfernt man das Paraffin mit Terpentinöl.

In vielen Fällen kann man von den zu untersuchenden Gegenständen keine Schnitte herstellen oder dieselben reichen nicht aus, um das zu erkennen, was man studieren will. Man ist dann genötigt, die betreffenden Elementarteile aus ihrer Verbindung zu lösen, um sie isoliert zu beobachten. Diese Isolierung erreicht man mit Hilfe von *Präpariernadeln*, wie sie Fig. 20 zeigt. Diese besitzen eine äußerst feine gerade oder gebogene Spitze oder eine kleine messerartige Schneide. Man kann sehr feine englische Nähnadeln benutzen und diese in einem Heft oder in einem Häkelnadelhalter mit Schraube befestigen. Bequemer sind solche Hefte, welche einen metallenen, kreuzförmig gespaltenen Ansatz a besitzen, über welchen eine Kappe b geschraubt wird, welche die 4 Lappen des Ansatzes zusammendrückt. Am einfachsten benutzt man Holzstäbe von Stahlfederhaltern, bricht an den Nadeln das Oehrende ab, schleift das Bruchende etwas zu, faßt die Nadel von der Spitze her etwa in der Mitte mit einem kleinen Handschraubstock und treibt das dickere Ende der Nadel in das Holzstäbchen, bis die Nadel sicher festsitzt. Mit solchen Präpariernadeln bearbeitet man nun das zu untersuchende Objekt mit freiem Auge unter der Lupe oder unter dem Präpariermikroskop.

Wie mache ich mir einen Luftballon?

Die verschiedenen Anfragen unserer jungen Leser zu befriedige , wollen wir hier die Anleitung zur Anfertigung eines Luftballons in einfach praktischer

Weise mitteilen, damit sie durch vorangehende kleine Versuche in der Herstellung bei Sommer- und Herbstfesten in der Lage sind, einen solchen Ballon ohne Schwierigkeit anfertigen zu können.

Ohne die Theorie der Luftschiffahrt weiter zu verfolgen, sei hier nur bemerkt, daß es zwei verschiedene Verfahren gibt, einen Ballon in die Luft emporsteigen zu lassen. Gewiß haben die meisten unserer jungen Leser dem Aufsteigen eines großen Luftballons beigewohnt, in dessen angehängtem Kahn oder Korb sich ein Luftschiffer befand, der mit emporstieg. Ein solcher Ballon ist mit einem Gase, einer Luftart gefüllt, welche leichter als unsere Atmosphäre ist und entweder aus Wasserstoff oder auch aus dem gewöhnlichen Leuchtgase besteht. Jedenfalls aber sind unseren jungen Lesern die kleinen bunten Luftballons bekannt, welche auf den Jahrmärkten die Verkäufer dutzendweise feilbieten und in der Luft schwebend an einer Schnur hinter sich herziehen. Diese sind in derselben Weise wie die vorhin erwähnten großen Ballons mit einer gleichen Luftart gefüllt. Mit der Herstellung solcher Ballons haben wir es hier nicht zu thun, vielmehr wollen wir ein anderes Verfahren angeben, welches seiner Zeit Veranlassung zu der Erfindung vorerwähnter Ballons gegeben, und welches zur Zeit nur dazu dient, einen Luftballon zum Vergnügen aufsteigen zu lassen. Das Prinzip bleibt zwar immer dasselbe, indem die in dem Ballon befindliche Luft leichter, resp. dünner sein muß, um in der uns umgebenden Atmosphäre emporzusteigen.

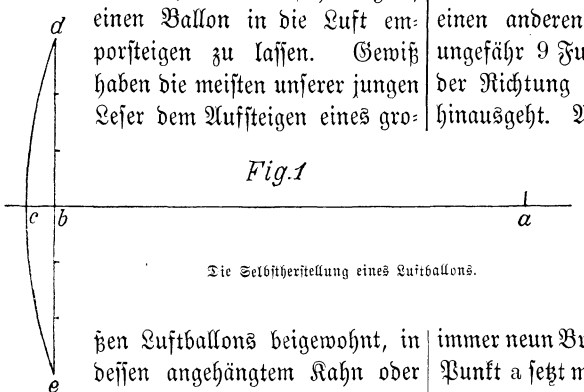


Fig. 1

Die Selbstherstellung eines Luftballons.

Da nun die Herstellung eines solchen Ballons, wenn er eine gleichmäßige Kugelform haben soll, gewisse geometrische Berechnungen erfordern, die nicht allen unseren jungen Lesern geläufig sein möchten, so wollen wir hier ein einfach praktisches Verfahren angeben, welches jeden instandsetzen wird, sich einen solchen Ballon mit Leichtigkeit herzustellen.

Zunächst kommt es darauf an, welche Größe und Umfang der Ballon erhalten soll. Die kleinsten müssen wenigstens einen Durchmesser von 4 bis 6 Fuß haben. Nehmen wir den Fall an, man wollte einen Ballon von 12 Fuß Umfang herstellen, so zieht man auf einem geräumigen Fußboden mit Kreide einen geraden Strich von wenigstens 6 Fuß Länge (Fig. 1 d e). Genau auf die Mitte dieses Striches bei b setzt man im rechten Winkel einen anderen geraden Strich b a, der ungefähr 9 Fuß lang ist und über b nach der Richtung c genau einen halben Fuß hinausgeht. Alsdann mißt man von dem Punkte c nach a neunmal die Breite eines Segmentes oder Blattes, wie sie zwischen e und d angegeben sind, und bemerkt sich den Punkt a. Es wird dies immer neun Breiten ausmachen. Auf diesen Punkt a setzt man den Zirkel, spannt ihn bis nach c aus und schlägt nun einen Bogen von e nach d. Dadurch erhält man die Hälfte eines Segmentes oder Blattes, so daß man danach alsdann mit Leichtigkeit ein ganzes Blatt, als Schablone (Fig. 2 f g), aus altem Zeitungspapier oder dergl. wird herstellen können und bedient sich ihrer zum Anfertigen der einzelnen Segmente, die aus dünnem aber festem Seidenpapier ausgeschnitten und zusammengeklebt werden. Man muß jedoch auf beiden Seiten ungefähr ¼ Zoll des Papiers überstehen lassen, um später beim Zusammenfügen des Ballons kein Papier einzubüßen, wodurch derselbe eine mehr birnenförmige Gestalt erhalten würde. Wir haben der Einfachheit wegen hier die Anwendung des Zirkels gebraucht, während bei so großem Maße eine Schnur, an deren einem Ende sich ein Nagel und an dem anderen Ende sich ein Stück Kreide befindet, dessen Stelle vertreten muß. Es wird dies weitere Anleitungen entbehrlich machen. Vermittelst gewöhnlichen Stärkekleisters werden alsdann je zwei dieser Blätter zusammengeklebt, um dann später aus diesen den ganzen Ballon herzustellen. Da der untere Teil desselben je nach der Größe eine Oeffnung von 12 bis 15 Zoll haben muß, um hier einen dünnen Reif aus gespaltenem spanischen Rohre einzukleben, so thut man gut, hierauf von vornherein Bedacht zu nehmen. Oben auf dem Ballon, da wo die Spitzen der Blätter zusammenlaufen, klebt man ein Stück rundes kräftiges Papier, an welches man eine kleine Schlinge anbringt. Besser noch ist ein kleiner Ring. Man kann auch schlimmsten Falles die Spitzen zusammenfalten, und diese zum gleichen Zwecke mit einer Schnur umbinden, was jedoch nicht so gut aussieht. Ist der Ballon soweit fertig, so sucht man einen geeigneten Platz — vielleicht auf dem Hausboden —, um ihn aufzuhängen und schließlich den oben erwähnten Reif daran gleichmäßig festzukleben. Nun bereitet man sich einen kleinen, nicht ganz faustgroßen Ballen Kuhhaare, den man kreuzweise mit ausgeglühtem Eisendrahte umgibt und zwei Enden desselben überstehen läßt, um ihn später damit, wenn mit Spiritus getränkt, an den Reif oder an das daran angebrachte Drahtkreuz zu hängen.

Soll nun das Auflassen des Ballons im Freien stattfinden, so richtet man aus drei Latten oder Stangen ein Gestell her (s. Fig. 3), und bringt aber an beiden Ecken h h eine Schlinge, besser aber einen kleinen Gardinenring an, durch welche eine lange Schnur gezogen wird, welche ebenfalls durch die Schlinge an dem Ballon läuft, so daß dieselbe, wenn das Gestell aufgerichtet und der Ballon daran hängt (s. Fig. 3), zur rechten Zeit weggezogen werden kann und der Ballon frei wird. Schwebt derselbe nun also schlaff zwischen den Stangen, so wedelt man mit einem Stück Karton oder dergl. Luft hinein, und wenn er beinahe damit angefüllt ist, hält man ein mit brennendem Spiritus gefülltes Blechgefäß, worin sich als Docht ein Stück Wollenzeug befindet, um die in dem Ballon befindliche Luft zu erhitzen und somit zu verdünnen. Zeigt derselbe alsdann eine Neigung zum Aufsteigen, so wird der vorerwähnte Ballen Kuhhaar mit Spiritus getränkt, vermittelst der beiden Drähte an den Reif oder an das daran angebrachte Drahtkreuz gehängt und angezündet, während gleichzeitig die Schnur, an welcher der Ballon hängt, zurückgezogen wird. Der angehängte Feuerballen dient dazu, die in dem Ballon befindliche vorher durch Hitze verdünnte Luft noch länger in diesem Zustande zu erhalten. Man kann nötigenfalls unter demselben auch eine kleine Schale von ganz dünnem Blech anbringen, was aber nicht durchaus notwendig ist. Unter allen Umständen benutze man aber zu dieser improvisierten Spirituslampe nicht etwa Baumwolle oder Flachs, sondern

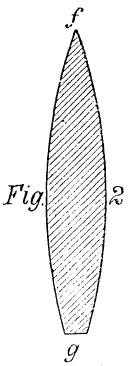


Fig. 2

Die Selbstherstellung eines Luftballons.

nur Kuh- oder Schafshaare, da letztere, sobald der Spiritus verbrannt ist, nicht fortglühen, was bei ersteren der Fall ist und dadurch leicht einen Haus- oder Getreidebrand veranlassen können.

Auch ist es gut, einen möglichst windstillen Tag zum Auflassen des Ballons zu wählen, die Nähe von Häusern und brennbarem Material zu vermeiden, sowie besonders auch noch auf die Richtung des Windes zu achten.

Noch einmal: Das gute Gedächtnis.

Einer der mit besonders gutem Gedächtnis ausgestatteten Menschen war der berühmte englische Geschichtschreiber Th. Macaulay, von dem man erzählt, er habe das „Verlorene Paradies" von Milton, eine viele Gesänge umfassende Dichtung, nach einmaligem Lesen auswendig gewußt. Diese außerordentliche Gedächtniskraft kam dem geistvollen Schriftsteller sehr zu statten, zumal bei Abfassung seiner Essays, in welchen es von trefflichen Citaten wimmelt.

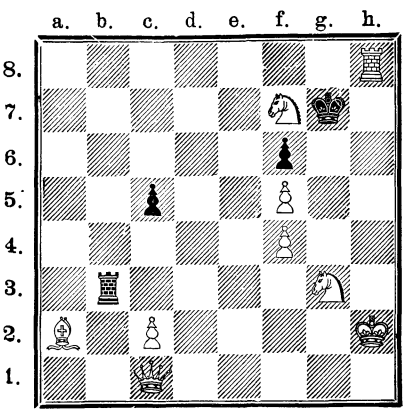
Einer der merkwürdigsten „Gedächtnisbesitzer" war ferner Freiherr von der Trenck, der eine Zeitlang am Hofe Friedrichs des Großen lebte. Der große König benützte einmal diese Fähigkeit des Freiherrn, um seinem Freunde Voltaire einen kleinen Possen zu spielen. Voltaire hatte den König um die Erlaubnis gebeten, ihm ein neu verfaßtes längeres Gedicht vortragen zu dürfen. Der König bestimmte eine Stunde und traf zugleich die Anordnung, daß Freiherr von der Trenck im anstoßenden Zimmer den Vortrag mit anhören konnte. Als Voltaire geendigt hatte, sprach der König: „Das ist sehr schön, aber es ist nicht neu." — „Nicht neu soll dieses Gedicht sein?" rief Voltaire aus, „vergangene Nacht erst habe ich es geschrieben." — „An meinem Hofe," fuhr Friedrich fort, „lebt ein Mann, der dieses Gedicht schon kennt, ich lasse ihn sofort hierherkommen." Auf den Befehl des Königs trat Freiherr von der Trenck ein und wiederholte ohne Anstoß das Gedicht, das er soeben gehört hatte. Die Sache klärte sich bald auf, und Voltaire äußerte unter herzlichem Lachen seine | Verwunderung über ein so außerordentliches Gedächtnis.

Der bekannte Jugendfreund unter den neueren französischen Schriftstellern, E. Legouvé, macht darauf aufmerksam, daß es beim Auswendiglernen eines Gedichtes oder einer Arbeit in Prosa sehr wichtig sei, sich den Gedankengang derselben zuerst völlig klar zu machen, und daß das mechanische Auswendiglernen nichts tauge. Er erzählt, daß er im Alter von sechzig Jahren mit einem dreizehnjährigen Knaben gewettet habe, welcher von ihnen eine Ballade schneller auswendig lernen könne, und daß er über den mit dem frischen Gedächtnis der Jugend ausgerüsteten kleinen Freund den Sieg davongetragen hätte. „Warum?" setzt er hinzu, „weil ich den Gedankengang des Gedichts sofort übersah und mir die Hauptpunkte, sowie die Einteilung einprägte." — In diesen Worten liegt ein trefflicher Wink für alle, die ihr Gedächtnis in gesunder Weise entwickeln wollen.

Behandlung von Pflanzen für Herbarien.

Ein vortreffliches Mittel, Blumen ihre natürlichen Farben zu bewahren, besteht in einem Desoxidierungsprozesse mit schwefeliger Säure. Eine gesättigte Lösung schwefliger Säure in Wasser wird mit denaturiertem Spiritus gemischt, und zwar in dem Verhältnisse von drei Teilen der ersteren Lösung und einem Teile Spiritus. Pflanzen mit dicken Blättern läßt man 12 bis 18 Stunden lang in dieser Flüssigkeit liegen, während zarte Pflanzen nur fünf Minuten bis zu einer halben Stunde darin gelassen werden. Man nimmt sie dann heraus und trocknet sie, indem man dieselben der Sonne oder künstlicher Wärme aussetzt, und legt sie dann in gewöhnlicher Weise zwischen Saugpapier. Durch diese Behandlung werden nicht nur die Farben konserviert, sondern auch das Trocknen wird beschleunigt, so daß Sempervivum schon in zwei Tagen trocken und nach dem Pressen vorzüglich wird.

Schachaufgabe Nr. 11.



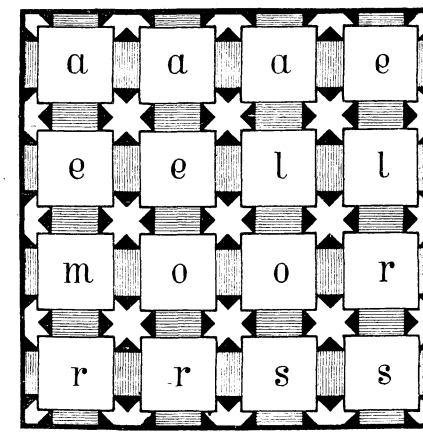
(9 + 4 = 13.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 10.

1. K b 5 — a 4	K d 4 — c 3
2. D g 3 — e 5: ±.	
1.	K d 4 — e 4
2. D g 3 — g 4 ±.	
1.	e 5 — e 4
2. D g 3 — d 6 ±.	
1.	d 3 — d 2
2. D g 3 — e 3 ±.	

Mosaikrätsel.



Die Buchstaben auf den Mosaikplättchen sind so zu versetzen, daß in der wagerechten Reihe 4 Worte mit nachstehendem Sinn entstehen, und zwar so, daß die Anfangsbuchstaben derselben das erste, die zweiten Buchstaben das zweite, die dritten Buchstaben das dritte und die Endbuchstaben das letzte Wort bilden: 1. Blume; 2. Türkischer Männername; 3. Raum im Hause; 4. Baum.

Scharade.

Mit Eins nennt sich ein Maurenfürst,
Vorm Zwei hüt' dich beim Tanze;
Wenn du das Rätsel loben wirst,
So gibst du ihm das Ganze.

Logogriph.

Mit K schmückt es das Menschenleben,
Mit G kann es den Mann erheben,
Mit D hoch in die Luft entschweben.

Auflösung des Barometerrätsels in Nr. 37.

„Viel Regen."

(Man beginne mit dem Buchstaben vor dem größten Querstrich, lese dann den vor dem zweitgrößten Strich u. s. w. bis zu dem N, welches vor dem kleinsten Strich steht.)

Auflösung des Trennungsrätsels in Nr. 37.

„Einzug — Ein Zug."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 37.

„Reif — Reim — Reis."

Fragen und Antworten.

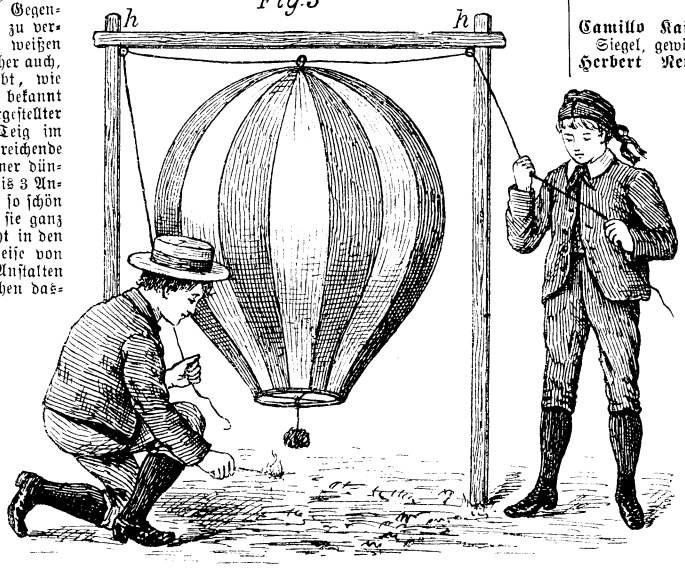
Rich. Becker in **Berlin** schreibt: „Soeben finde ich in einer Zeitung eine Anweisung, nach der erst jüngst ein Kamerad begehrte, nämlich ‚wie man Gipsfiguren am besten reinigt'. Bekanntlich — so hieß es in jenem Blatt — werden Gipsfiguren, Vasen oder dergleichen Ornamente, die man in Wohnzimmern gern aufstellt, wegen ihres zarten und reinen Weiß, nur um so leichter unscheinbar und durch das gewöhnliche Abstäuben zuletzt geradezu häßlich. Abwaschen kann man solche Kunstwerke nicht, weil dann der Staub erst recht in den Gips hineinziehen und sich festsetzen würde; man pflegt deshalb die Gipsfiguren mit einem Firnis und Bleiweiß zu streichen, also den Schmutz zu übertünchen. Dies hat aber den Uebelstand, daß die etwas dicke massige Farbe alle feineren Ausarbeitungen bald verdeckt, verklebt und die Schönheit des Gegenstandes bedeutend beeinträchtigt. Dies zu vermeiden, wendet man nun den neuen weißen Farbstoff, Blanc fixe genannt, an, welcher auch, weil er unter keinen Einflüssen vergilbt, wie z. B. das Bleiweiß, als Permanentweiß bekannt ist. Dies ist besonders sorgfältig hergestellter schwefelsaurer Baryt und kommt als Teig im Handel vor. Man rührt dann eine ausreichende Menge mit schwachem Leimwasser zu einer dünnen Milch an und wird schon nach 2 bis 3 Anstrichen die Freude haben, die Gipsfigur so schön und zart vor sich zu sehen, als wenn sie ganz neu wäre. Da das Permanentweiß nicht in den Kleinhandel kommt, sondern vorzugsweise von Tapetenfabriken und lithographischen Anstalten benutzt wird, so muß man sich aus solchen dasselbe zu verschaffen suchen." — Dank und Gruß.

„Bitte lieber guter Kamerad" — also beginnt ein Brief aus Innsbruck in Tirol — „mache meinen lieben Kameraden bekannt, daß ich ein kleines elektrisches Kabinett mir einrichten will und sie bitte, sie möchten auch ihr Scherflein dazu beitragen. Ich werde mich dadurch dankbar erweisen, daß ich ihnen angestellte hübsche Versuche bekannt gebe. Dein dankschuldiger Neffe Anton Larcher, Herzog Friedrichstraße 10, IV."

Igel in **M.** Wir möchten Dir sagen, was eigentlich eine Vorlukennase ist? Freundchen, das wissen wir selber nicht. Wenn Heimdall Turning stiking, der hohe Generalmajor in spe, von seiner Reise zurückgekehrt sein wird, wollen wir uns sein Exemplar mal besehen.

Edgar S. in **St.** Die Camera obscura ist überhaupt ein sehr bequemes Mittel, die Luft zum Zeichnen zu wecken und recht hübsche Häuschen und Landschaftspartien ohne Schwierigkeit auf das Papier zu bannen. Man stellt an irgend einem Punkte diesen Apparat auf, in welchem das zu zeichnende Objekt sich abspiegelt, dessen Konturen man dann auf dem Papiere mit dem Bleistifte nun genau nachzufahren braucht. Auch die Farben spiegeln sich in dem Miniaturbilde ab. Die Hauptbestandteile der Camera bestehen aus einem viereckigen Kasten, an dessen Vorderwand eine Guckkastenlinse angebracht ist; im Innern befindet sich ein im Winkel von 45 Grad gestellter Spiegel, die Oberseite des Kastens ist mit einer mattierten Glasscheibe bedeckt, welche wieder von einem Schirme überdacht wird, um das darauffallende Außenlicht abzuschließen. Ist der Kasten nicht zu groß, so kann er bei Sommerausflügen bequem unter dem Arme getragen werden. Du willst Dir eine solche Camera obscura zu diesem Zwecke selbst herstellen und der „G. K." soll Dir sagen, wie Du das anzupacken hättest. Nun wohl, gib acht! Wie ein solcher Apparat im allgemeinen aussieht, das weißt Du bereits. Man setzt aus starker Pappe oder auch aus Brettchen einen Kasten zusammen, dessen Bodenfläche eine Länge von 22 cm und eine Breite von 16 cm hat; die vier Wände erhalten eine Höhe von 16 cm. Inmitten der Vorderwand wird zum Einsetzen eines Guckkastenglases von beiläufig 3 bis 5 cm Durchmesser eine kreisrunde Oeffnung ausgeschnitten, welche aber um so viel größer sein muß, als die Dicke der Röhre für die Linse beträgt. Ueber die Linse wird nämlich eine 5 cm lange Pappröhre geschlossen, und erstere an einem Ende derselben eingeleimt, nachdem der Pappcylinder außen mit schwarzem Papier überzogen wurde. Nun schließt man über letzteren einen zweiten Pappering von 3 cm Länge und leimt diesen in die Oeffnung der Vorderwand des Kastens. Die Linsenröhre muß in dem Pappering gut anschließen und mühelos hin und her bewegt werden können. Hierauf setzt man im Kasteninnern vier 15 cm hohe Pappestreifen ein, von denen der für die Vorderwand bestimmte in der Mitte den runden Ausschnitt der Linsenröhre bekommt. In den durch die eingesetzten Wände entstandenen Falz wird eine Glasscheibe eingepaßt, jedoch nicht eingeleimt, damit man sie beliebig herausnehmen kann. Nun mißt man die innere Kastenweite in schräger Richtung, unten an der Vorderwand beginnend, bis zum oberen Falze der gegenüberliegenden Rückwand genau ab. Dieses Maß gibt dann die Breite und dann die innere Länge des Kastens, jene die des Spiegels, welcher im letzteren schräg hineingestellt werden muß. Der obere Schutzdeckel erhält die Größe des äußeren Kastenumfanges und nebstdem noch zwei bewegliche Seitenflügel aus Pappe, welche die Form gleichseitiger Dreiecke haben und deren Seiten der Breite des Oberdeckels entsprechen müssen; eine Seite derselben kann auch in einer Bogenlinie geschnitten werden. Diese Flügel werden nun mit dem Deckel mittels doppelter Leinwandscharniere (d. h. außen und innen) derart verbunden, daß sie nach außen umgeschlagen werden können, so daß sich die Bogen auf einer Seite befinden. Schließlich wird dieser Deckel mit jener Kastenwand, an welcher sich die Linse befindet, ebenfalls mittels Scharnieren verbunden, wobei die Bogenränder der Flügel an der gegenüberliegenden Kastenwand sein müssen. Zum Ueberziehen der Außenwände nimmt man schwarzes Papier, der bewegliche Deckel mit den Flügeln wird auch innen mit schwarzem, der innere Kasten aber mit weißem Papier beklebt. — Bei dem Gebrauche wird nun auf die Glasplatte ein Blatt dünnes, weißes Papier gelegt, und der Oberboden an den Seitenflügeln aufgestellt, der Zeichner umhüllt den Kopf, wie es der Photograph bei seinen Aufnahmen macht, mit einem dunkeln Tuch und ist so derart überdeckt, daß weder seitlich noch oben ein Licht auf die Glasplatte eindringt, das Miniaturbild der Landschaft aber auf dem weißen Papiere sichtbar werden wird. Sollte das Bild nicht ganz scharf erscheinen, so wird die Linse so weit nach ein- oder auswärts gerückt, oder, wenn dieses nicht ausreichen sollte, der Standpunkt näher oder entfernter genommen, bis alle Partien des aufzunehmenden Gegenstandes klar und deutlich vor Augen liegen. Hierbei muß noch bemerkt werden, daß das Bild ein verkehrtes sein wird; um die richtige Lage zu erhalten ist nichts weiter nötig, als daß dasselbe im durchscheinenden Lichte auf der Rückseite des Papieres nochmals abgepaust, beziehungsweise nachgezeichnet werde.

Fig. 3



Die Selbstherstellung eines Luftballons.

Theodor L. in **H.** Von fremder Seite wurde Dir eine Tauschanzeige unterschoben. Wir sind ganz Deiner Ansicht, daß das verwerflicher grober Unfug ist. Das sind keine „guten", das sind „schlechte" Kameraden!

F. S. Vogelleim willst Du und eine Vogelfalle? — nein, dazu leiht der „G. K." seinen Rat nicht. Warum willst Du unseren lieblichen gefiederten Sängern die Freiheit nicht lassen. Wär' es Dir lieb, wenn man Dir Fußangeln legte und dann in einen Käfig sperrte?

R. M. in **Köln.** Gratulieren zu Deiner Erfindung. Soll bei Gelegenheit verwendet werden. — Willst Du den Tipp-Topp-Stempel, dann gib uns Deine volle Briefadresse an.

Robert in **Triest.** Die Auskunft, wie hoch sich die Anschaffungskosten der genannten Mikroskope belaufen, erhältst Du von der optischen Werkstätte Paul Wächter in Berlin, SO. Köpenickerstraße 115. — Du hast die Absicht, „Peter Schnäuzchen" einen Brief zu schreiben? Das wird ihn zweifellos sehr freuen. Wie er ihn erhält? Adressiere einfach: „An die Redaktion des ‚G. K.' zu Händen des Herrn Peter Schnäuzchen." Für richtige Zustellung wollen wir schon sorgen. Gruß freundlichst erwidert.

Franz S. in **Greifswald.** Sehr gut. Werden wir bald mal bringen. Selbst erdacht? Das wäre ja grandios.

Alfred R. v. R. Dieses Rechenexempel ist in den Spalten des „G. K." wiederholt besprochen worden; gleichwohl wollen wir Deiner Mitteilung gern Raum geben: „Um das genaue Geburtsdatum von jemanden kennen zu lernen, bediene man sich des folgenden Verfahrens: Man sage der Person, sie möchte die Zahl des Monatstages der Geburt niederschreiben, diese Zahl mit 50 multiplizieren, dann 1 hinzuzählen, hierauf mit 2 multiplizieren, dann die Zahl des Monats der Geburt hinzurechnen, mit 100 multiplizieren, ferner die (ganze) Jahreszahl der Geburt dazuzählen und endlich 2000 davon abziehen. Hierauf befrage man die Person, welche Summe sie jetzt erhalten. Die beiden Ziffern rechts werden die Jahreszahl ihrer Geburt, die beiden nächsten Ziffern den Monat und die übrige Zahl links das Datum anzeigen. Dieses untrügliche Rechenexempel gilt natürlich für jedermann. Ist z. B. jemand am 11. Oktober 1825 geboren, so erhält man nach obiger Berechnung die Endziffer 111025, d. i. Geburtsjahr (18)25, 10. Monat, 11. Tag." — Besten Dank und Gruß!

Tauschmarkt.

Camillo Kaiser in **Wien** (nähere Adresse?) tauscht Siegel, gewöhnliche Marken; gibt dagegen auch Bücher.

Herbert Neubert in **Hamburg, Schäferkampsallee 39,** hat Briefmarken von Haiti, Dänisch-Westindien, Niederländisch-Indien, Trinidad, die neuen Marken von Brasilien und viele andere zu vertauschen.

Josef Jaky zu Cilli in **Steiermark** sucht seltene Briefmarken; gibt Briefbilder, Monogramme, Siegelmarken, sucht auch Münzen und seltene Mineralien.

Habe Briefmarken und 155 Monogramme gegen Münzen zu tauschen. Leop. Sternemann in Langenberg (Rheinland), Wiemhof 150.

Liebe Kameraden! Für einen photographischen Apparat mit Zubehör gebe ich u. a. einen „neuen Schiffsbau". Kameradschaftlich grüßend Felix Chudek in Dresden, Gr. Brüdergasse 17.

R. Matthiessen in **Wiesbaden** hat einen schönen Zauberkasten gegen elektrische Apparate u. dergl. zu vertauschen.

Herm. Hempen in **Meppen** möchte ein Markenalbum mit 450 Marken gegen ein Fernrohr oder ein Paar australische Prachtfinken vertauschen.

Erich Pätel in **Berlin W. 35., Karlsbad Nr. 16 I. l.,** hat einen selbstgefertigten, gefüllten Schokolade-Automaten abzugeben.

B. Wasels in **Enge-Zürich, Freigutstraße 22,** möchte mit Terrarienbesitzern Terrarientiere tauschen.

Albert May in **Lauterbach** tauscht Schmetterlinge und Münzen gegen sehr gut aufgespannte und guterhaltene Käfer.

Franz Düringer in **Zabern i. E.** hat eine vollständige und ungebrauchte Druckmaschine mit Lettern gegen Münzen, Schnecken und Briefmarken zu vertauschen.

E. Friedländer in **Berlin W., Bülowstr. 15,16** hat einen als Kutter getakelten 70 cm langen Schiffsrumpf, sowie ungefähr 20 Theaterkulissen gegen eine Zimmereinrichtung zu vertauschen.

Briefmarken sammelt und tauscht: Wilh. Brennecke in Ulm, Olgastraße 353 b. — Wolfram A. Kummer in Wien I, Annagasse Nr. 9. — Robert Ruge in St. Petersburg. — Ernst Vogt in Narwa (Rußland). — Robert Klein in Gera, Schillerstraße 4. — Max Tschorn in St. Avold. — Arnold Witt in Mitau. — A. Gerngros in Neuenburg (Schweiz). — Hugo Fischer in Bergedorf, Reinbeckerweg 8. — Paul Zimmer in München-Gladbach, Albertusstraße 24. — Friedrich Petrina in Prag, Nekolandergasse 10.

Wilhelm Schulz in **Hamburg** bittet um Stadtpostmarken, gibt dafür ebenso viele Hamburger Privatmarken.

Moritz Weinberg in **Cassel** schreibt: Derjenige von Euch, der eine Sachsen 3 Pf. rot 1850 besitzt, kann von mir Bücher oder 800 verschiedene Marken dafür bekommen.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Siamesische Fischkämpfe.

Der „Kampffisch“ ist ein kleiner Süßwasserfisch, der im Südosten von Asien, namentlich in Siam, vorkommt. Er ist im höchsten Grade streitsüchtig und die Siamesen nehmen ihn zu Kampfspielen, wie die Malayen den Kampfhahn. Zu einem solchen Kampfe werden zwei Fische in zwei nebeneinanderstehende Glasschüsseln gesetzt; sie werden sofort aufgeregt und suchen aufeinander loszustürzen. Sobald sie wütend genug sind, bringt man sie zusammen und beobachtet nun den Kampf, dessen Ergebnis mit derselben Spannung wie das eines Preisrennens beobachtet wird. Ein Reiseschriftsteller schildert das Aeußere des Fisches folgendermaßen: Wenn der Fisch in Ruhe ist und seine Flossen am Körper anliegen, so bieten die stumpfen Farben keinen irgendwie hervorragenden Anblick dar. Sobald er jedoch einen zweiten erblickt oder sein eigenes Bild in einem Spiegel, so richten sich die Flossen auf und der ganze Körper glänzt in metallischen Farben von blendender Schönheit, während die hervorstehende Kiemenhaut wie eine schwarze Krause um den Hals herumsteht. In diesem Zustand der Empörung stößt der kleine Streiter wiederholt auf sein wirkliches oder eingebildetes Ebenbild los; sobald dasselbe außer Sicht ist, wird er ruhig. Die Siamesen sind ganz bethört von diesen Fischkämpfen, oft hängt ihre Freiheit und die ihrer Familien von deren Ausgang ab. Die Erlaubnis, solche Kämpfe abhalten zu dürfen, wird verpachtet und trägt der Krone eine beträchtliche Summe ein.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Das Verdeck wurde von zahlreichen Laternen geradezu festlich erleuchtet. Es gab an der improvisierten Tafel nur acht Plätze. Der Ho-tschang bat um die Erlaubnis, mit Platz nehmen zu dürfen, um die Bedienung seiner hohen Gäste besser leiten zu können. Der Kommandant des Schiffes und der Steuereintreiber ließen sich beide nicht sehen. Es war ihnen unheimlich geworden.

Am Himmel glänzten tausend Sterne, und der Mond stieg soeben über dem Horizonte empor. Die Nacht war lau und würzig und die Ruhe derselben wurde nur durch den taktmäßigen Schlag der Ruder und das rauschende Sog*) unterbrochen. Das Essen bestand aus lauter „Meeresfrüchten“, wie der Italiener sagen würde, alle nach chinesischer Art in verschiedener Weise zubereitet. Es war ein Mahl, eines hohen Mandarinen würdig. Keiner aber ließ es sich so schmecken wie der Dicke. Er hatte seine Rührung vergessen und seine Thränen gestillt. In seinen angestrengt arbeitenden Mund ging alles, aus demselben aber kam nichts als höchstens hie und da einmal ein

– „Na,“ meinte der Gottfried in deutscher Sprache, „die sind mal paff über uns. Soll ich vielleicht die Pipe anbrennen, jeehrtester Methusalem?“ –

*) Geräusch des Wassers am Buge eines Schiffes.

kurzer Ausruf des Behagens und der höchsten Befriedigung. Als das Mahl beendet war, schnalzte er mit der Zunge und sagte: „Dat was goed; dat was buitengewoon goed! Worden wij hier op den scheepe altijd zoo eten, ook morgen ochtend — das war gut; das war außerordentlich gut! Werden wir auf dem Schiffe stets so essen, auch morgen früh?"

Der Tausendfuß war indessen schnell vorwärts gekommen. Er fuhr jetzt an der Insel vorüber, welche von den Chinesen Lu-tsin und von den in Kanton wohnenden Europäern „das Paradies" genannt wird und in der Mythe des Landes eine bedeutende Rolle spielt.

Während des Essens waren die Kajüten zum Schlafen eingerichtet worden. Die Gäste bedurften der Ruhe. Bald drang das Schnarchen des Mijnheer wie das Aechzen und Stöhnen einer ganzen Schar Sterbender auf das Deck. Nur zwei blieben munter, die beiden Brüder, welche in einer kleinen, separaten Kabine saßen und einander ihre Erlebnisse erzählten.

Am Morgen waren der Methusalem und Richard Stein zuerst munter. Als sie auf das Deck traten, wurden sie von dem Ho-tschang mit großer Ehrfurcht begrüßt. Er führte sie zu einem Tische, auf welchem ihnen der Thee serviert wurde.

Der Tausendfuß hatte während der Nacht den Hauptfluß verlassen und war in den Pe-kiang eingebogen, zu deutsch Nordfluß, weil sein Lauf im allgemeinen fast schnurgerade von Norden nach Süden gerichtet ist.

Noch während des Frühstücks erschien der Steuereinnehmer. Er hatte ursprünglich nach Jng-te und weiter gewollt, erklärte aber, hier aussteigen zu müssen, um nach Se-hoei zu gehen. Der eigentliche Grund aber war jedenfalls der, daß er sich nicht mehr wohl auf dem Schiffe fühlte und nun lieber trachtete, eine andere Reisegelegenheit zu finden. Das Schiff legte seinetwegen an einem kleinen Orte an, wo er sich unter tiefen Verbeugungen empfahl.

Was den Scheu-pi betrifft, welcher der eigentliche Kommandant des Tausendfußes hätte sein sollen, so ließ er sich während der ganzen Fahrt nur dann einmal auf dem Verdecke sehen, wenn keiner von den Passagieren sich auf demselben befand. Es war, als ob er Angst vor ihnen habe, und der Methusalem erfuhr von dem Ho-tschang, daß der Offizier ein Opiumraucher sei und dem zehrenden Gifte seine Gesundheit und alle seine Energie geopfert habe.

Die Reisenden befanden sich am Tage fast stets auf dem Verdecke, um die Scenerie des Flusses zu betrachten, welche anfangs allerdings keine große Abwechslung bot. Das Land war eben, und der Pe-kiang floß zwischen ausgedehnten Reis- und anderen Feldern dahin, welche durch zahlreiche Kanäle bewässert wurden. Hie und da sah man die Hütten eines Dorfes am Ufer liegen oder man erblickte die Pagode einer fernen Ortschaft. Das war die einzige Abwechslung.

Erst später, als der Fluß die Sohle eines Thales füllte, an dessen Seiten sich Berge erhoben, bot die Gegend mehr Interesse. Man sah ganze Oerter und einzelne Häuschen an den Berglehnen liegen, welche sehr gut angebaut waren, da der Chinese es versteht, jedes Stück fruchtbaren Landes möglichst auszunutzen. Man hätte sich an die Elbe oder an den Rhein versetzt denken können. Nur die Schlösser und Burgruinen, auch die Weinpflanzungen fehlten.

Die Passagiere vermochten nicht zu begreifen, wie die Ruderer bei ihrer schweren Arbeit auszuhalten vermochten. Diese Leute waren bei ihrer schmalen Reiskost fast ohne Unterbrechung Tag und Nacht thätig. Nur in Jng-te gab es einen halbtägigen Aufenthalt, den die Reisenden dazu benützten, sich in der Stadt umzusehen. Sie kehrten aber sehr bald wieder nach dem Schiffe zurück, da die Belästigung durch die Bewohner eine ganz ungewöhnliche war. Man hatte hier noch niemals fremd gekleidete Leute gesehen und kaum waren die Passagiere an das Land gestiegen, so sahen sie sich von einer Menschenmenge umgeben, welche sich von Minute zu Minute in der Weise vergrößerte, daß schließlich anzunehmen war, es sei im ganzen Orte kein Mensch daheim geblieben.

Diese Leute verhielten sich nicht etwa feindselig, o nein; die Fremden wurden von ihnen mit außerordentlicher Hochachtung behandelt. Alle Köpfe und Rücken beugten sich vor ihnen; aber das Gedränge wurde schließlich so arg, daß an ein Fortkommen gar nicht zu denken war; man blieb geradezu stecken und die Rückkehr konnte nur Schritt um Schritt in höchster Langsamkeit bewerkstelligt werden.

Am fünften Tage gegen Abend wurde Schao-tscheu, eine Stadt zweiten Ranges, erreicht, welche am Südfuße des Nan-ling-Gebirges liegt, da, wo dasselbe in den Ta-yü-ling übergeht. Von da aus war der Fluß für den Tausendfuß nicht mehr schiffbar, und es mußte also von der Dschunke Abstand genommen werden.

Die Behandlung war eine sehr ehrfurchtsvolle und die Beköstigung eine ausgezeichnete gewesen. Die Reisenden wollten darum dankbar sein und boten dem Ho-tschang ein entsprechendes Geldgeschenk an. Er wies es aber zurück, indem er sich auf den strengen Befehl des Ho-po-so, kein Geschenk anzunehmen, berief. Er versicherte, daß dieser ihn bereits im voraus reichlich belohnt habe, und so verteilte der Methusalem die Summe unter die Matrosen, Soldaten und Ruderer. Obgleich jeder nach unseren Begriffen nur eine Kleinigkeit erhielt, waren diese anspruchslosen Leute über dieses unerwartete Kom-tscha so erfreut, daß sie sich an den Spender drängten, um ihm den Saum seines Studentenrockes zu küssen.

Der Methusalem erkundigte sich nach dem höchsten Beamten der Stadt. Dieser war ein Mandarin der fünften Klasse, in welche die Bürgermeister der Städte zweiten Ranges, die kaiserlichen Leibärzte, kaiserlichen Astronomen und alle Beamten gehören, welche zum Tragen der kristallenen Kugel auf der Mütze berechtigt sind. Er wollte sich direkt zu diesem tragen lassen und mietete zu diesem Zwecke die nötige Anzahl von Sänften.

Die Stadt war ein kleines Abbild von Kanton, nur daß der Fluß hier kleiner und die Umgegend eine bergige war. Es gab da ganz dieselbe Straßeneinrichtung, dieselben Häuser und Läden und — dieselbe neugierige Bevölkerung.

Die Träger hielten vor einem palastähnlichen Gebäude, doch stiegen die Reisenden nicht aus. Da der Methusalem sich in dem Besitze eines besonderen kaiserlichen Kuan befand, so wäre es gegen seine Würde gewesen, den Mandarin aufzusuchen. Liang-ssi wurde beordert, sich zu demselben zu begeben, um ihm die Ankunft so hoher Gäste zu melden. Er nahm den Kuan mit, um ihn dem Beamten vorzuzeigen.

Glücklicherweise befand sich derselbe zu Hause. Er kam herbeigeeilt, um die Angemeldeten mit unterwürfiger Höflichkeit zu begrüßen und ihnen sich und sein Haus zur Verfügung zu stellen.

Wie aber erstaunte er, als sie aus den Palankins stiegen! Ein so wie der Methusalem gekleideter Mensch schien ihm ein wahres Weltwunder zu sein. Er zog

die Brauen so hoch, daß sie unter dem Rande seiner Mütze völlig verschwanden, und seine Züge kamen in eine geradezu unbeschreibliche Bewegung. Man sah es ihm an, daß er vor Erstaunen laut aufgeschrieen hätte, wenn dies mit der gebotenen Hochachtung vereinbar gewesen wäre.

Ebenso erging es den zahlreichen Bediensteten, welche mit ihm erschienen waren, jetzt hinter ihm standen und, die Köpfe tief zur Erde geneigt, sich leise Bemerkungen zuflüsterten.

„Na," meinte der Gottfried in deutscher Sprache, „die sind mal janz paff über uns. Soll ich vielleicht die Pipe anbrennen, jeehrtester Methusalem? Jestopft ist sie schon."

„Ja, brenne sie an," antwortete der Gefragte. „Es ist zwar gegen die hiesige Sitte, aber gerade das dürfte die Hochachtung vergrößern, welche wir uns wünschen müssen."

Der Gottfried machte Feuer, und der Methusalem nahm die Schlauchspitze in den Mund und sog aus Leibeskräften. Dann erst, als die Pfeife sich in „Schuß" befand, antwortete er in würdevoller Weise auf die Bewillkommnungsrede des Mandarinen.

Dieser verbeugte sich noch tiefer und lud die erlauchten Herrschaften ein, sich in das Haus zu bemühen. Der Neufundländer verstand die Armbewegung des Beamten sofort und wendete sich dem Thore zu, um langsamen Schrittes und in selbstbewußter Haltung voran zu schreiten. Hinter ihm kam der Methusalem, gefolgt von seinem Gottfried, welcher wie gewöhnlich die Pfeife und die Oboe trug. Beide verschmähten es, einen Blick auf die Bediensteten zu werfen, unter denen sich mehrere Mandarinen niederen Grades befanden. Turnerstick entfaltete seinen Fächer und der Mijnheer seinen Regenschirm; dann reichten sie sich die Hände und schritten, gefolgt von den beiden Brüdern, hinter Richard Stein her, welcher sich auch ein Ansehen gab, als ob er direkt aus der kaiserlichen Residenz Pe-king komme. Die Gewehre und anderen Effekten wurden nicht berührt, da diese Gegenstände von der Dienerschaft nachgebracht werden mußten.

Ein solches Verhalten war hier so ungewöhnlich oder vielmehr so einzig, daß der Mandarin gar nicht wußte, wie er sich dazu verhalten sollte. Hinter den Gästen herzuschreiten, das verbot ihm seine Würde. Vor ihnen, also vor dem Hunde herzugehen und dessen Führer zu sein, das vertrug sich ebensowenig mit seiner hohen Stellung. Daher versuchte er, hinter dem Tiere und vor dem Methusalem Platz zu finden. Da aber hielt der Neufundländer an, richtete sich auf und fletschte knurrend die Zähne. Der Mandarin erschrak und wich zurück, um nun doch hinter seinen Gästen herzugehen. Er schüttelte den Kopf und suchte voller Angst in seinem Gedächtnisse nach, ob in der chinesischen Litteratur der Sitten und Gebräuche ein Paragraph zu finden sei, welcher davon handle, wie man sich gegen eine Dschi-ngan, zu deutsch Hunde-Exzellenz zu verhalten habe.

Es ging durch einen breiten Flur und dann eine ebenso breite Treppe hinan. Da der Hund nicht wußte, ob er sich nach rechts oder nach links zu wenden habe, so blieb er stehen, und die Herren mit ihm. So erhielt der Mandarin Raum, vorzutreten und nach links zu zeigen, wo ein Diener soeben eine Thür öffnete und sich dann hinter derselben zur Erde warf.

Der Neufundländer verstand den Mandarinen abermals. Er wandte sich nach der angegebenen Richtung, schritt durch die Thür in das große Zimmer, welches als Empfangssaal zu dienen schien, sah sich dort kurz um und legte sich dann lang auf ein sophaähnliches Polstermöbel, welches mit gelber Seide überzogen war. Wäre das daheim geschehen, so würde er jedenfalls mit einigen Hieben bedacht worden sein. Hier aber that Degenfeld gar nicht, als ob er es bemerke. Er schritt vielmehr auf ein ähnliches Polster zu, deren mehrere rundum standen, und ließ sich gravitätisch auf dasselbe nieder, während der Gottfried sich als getreuer Schildknappe und Pfeifenträger hinter ihm aufstellte.

Die andern suchten sich ähnliche Plätze, so daß der Mandarin der einzige war, welcher stehen blieb. Er machte ein so verblüfftes Gesicht, daß seine Gäste Mühe hatten, ernst zu bleiben. Doch überwand er seine Verlegenheit leidlich gut und fragte dann, was zu den Befehlen der erleuchteten Herrschaften stehe.

Degenfeld that einen tüchtigen Zug aus der Pfeife und antwortete dann: „Wir wollen über die Grenze nach der Provinz Hu-nan gehen und werden, bis wir die dazu nötigen Vorbereitungen getroffen haben, hier bei Ihnen wohnen. Hoffentlich kann ich dann später melden, daß wir Ihnen willkommen gewesen sind!"

Höchst wahrscheinlich war das Gegenteil der Fall, doch antwortete der Beamte in verbindlichstem Tone und unter einer tiefen Verbeugung:

„Meine Unwürdigkeit hat bereits gesagt, daß ich den gebietenden Herren mich und mein ganzes Haus zur Verfügung stelle. Jeder ihrer Befehle wird so schnell ausgeführt werden, als ob er über meine eigenen Lippen gegangen sei."

„Das erwarte ich allerdings. Sie werden aus meinem Kuan ersehen haben, daß ich hier fremd bin, und mir nur die beste Auskunft erteilen. Auf welche Weise können Männer unseres Ranges nach Hu-nan reisen?"

„So hohe Herren haben die Wahl zwischen Pferden oder Palankins. Ich werde alles Nötige zur Verfügung stellen, gute Führer mitgeben und auch einem tapfern Tsing-wei*) gebieten, die ehrwürdigen Gönner zu begleiten und zu beschützen, bis sie sich jenseits der Grenze befinden und dort eine andere Bedeckung erhalten."

„Eine solche militärische Begleitung entspricht allerdings unserem Range, doch möchte ich wissen, ob sie auch, von demselben abgesehen, nötig ist."

„Wohl nicht. Aber ich habe gestern die Meldung erhalten, daß von Kwéitschou die Kuei-tse**) nach Hu-nan gekommen sind. Obgleich ich nicht glaube, daß sie sich bis an die Grenze unserer Provinz wagen, halte ich es doch für jeden, der nach Hu-nan gehen will, für besser, sich mit Waffen zu versehen."

„Ich fürchte diese Kuei-tse nicht, doch mögen Ihre Soldaten uns begleiten. Welche Zeit brauchen Sie, uns gute Pferde zur Verfügung zu stellen?"

„Das kann sofort geschehen, wenn die ahnenreichen Herren heute noch aufbrechen wollen. Auch für Proviant und alles andere werde ich augenblicklich sorgen."

Er sagte das mit einer Hast, aus welcher zu ersehen war, wie außerordentlich gern er den baldigen Abzug der Gäste gesehen hätte. Doch Degenfeld meinte:

„Solche Eile ist nicht nötig. Heute reisen wir nicht ab, doch morgen würde ich gern aufbrechen, wenn bis dahin alles beschafft werden kann."

„Das soll es sein, hoher Herr. Ich werde den edlen Gebietern schon früh die nötigen Reit- und auch Lastpferde vorführen lassen. Und schon heute soll alles

*) Oberlieutenant.
**) „Teufelssöhne", aufrührerische Mohammedaner.

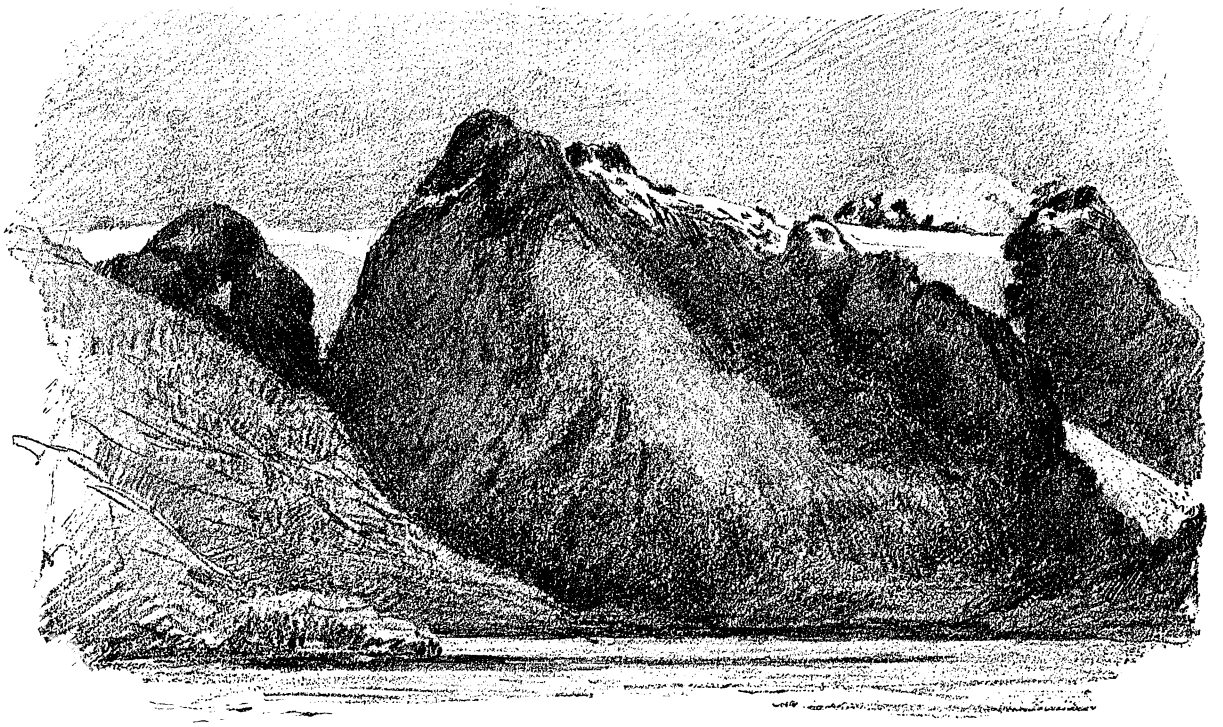
andere Nötige angeschafft werden. Wünschen die Inhaber der langen Stammbäume zusammen zu speisen, oder soll das Essen jedem einzelnen Abkömmling vorgelegt werden?"

„Wir bleiben in unserer Gesellschaft, bis wir uns zur Ruhe legen."

„So werde ich den Wohlwollenden jetzt ihre Zimmer anweisen lassen. Dann können sie sich im Speisesaale versammeln. Nur muß ich fragen, welche Gerichte ich bereiten lassen soll."

„Das stelle ich ganz in Ihr Belieben. Doch bitte ich, ein Verzeichnis der Speisen, welche wir erhalten, anfertigen zu lassen, auf daß ich es später vorlegen und damit beweisen kann, daß der Kuan des Himmelssohnes hier in Schao-tscheu geachtet wurde."

Dies war ein diplomatischer Kniff des Studenten. Er erreichte damit jedenfalls ein sehr gutes Abendessen. Der Mandarin verbeugte sich zustimmend, wendete sich dann gegen das Sofa, auf welchem



Eine Reise nach Skandinavien: Ansicht eines Gletschers.

der Hund lag, verneigte sich auch in dieser Richtung und fragte: „Soll ich der zwei Paar Füße habenden Excellenz auch ein besonderes Zimmer anweisen lassen?"

„Nein," antwortete der Methusalem ernst, obgleich er lieber laut aufgelacht hätte. „Diese Excellenz ist mein Freund und wird bei mir wohnen und schlafen."

„Aber welche Gerichte wird sie zu speisen belieben?"

„Sie wird mit an unserm Tische essen."

„Vielleicht ist die Seele eines berühmten Ahnen in sie gefahren, denn sie hat eine Größe, wie ich ihresgleichen noch nie gesehen habe. Wahrscheinlich muß man der Excellenz ungewöhnliche Achtung erweisen?"

„Sie ist allerdings an ganz besondere Aufmerksamkeit gewöhnt und vermerkt es sehr übel, wenn man es an derselben mangeln läßt."

„Sie soll mit mir zufrieden sein, denn ich werde für ihre Bequemlichkeit die größte Sorge tragen."

Er entfernte sich rückwärts gehend bis zur Thür und verschwand dann durch dieselbe, nachdem er sich vor jedem einzelnen und auch vor dem Hunde verneigt hatte. Nach einigen Augenblicken traten so viele Diener ein, als Personen vorhanden waren; jeder derselben hatte den Auftrag, einem der Gäste sein Zimmer anzuweisen.

Der Methusalem wurde in eine wirklich prächtig eingerichtete Stube geführt, welche wohl nur für sehr vornehme Gäste eingerichtet war. Es befand sich nur ein Bett in derselben, aber bald brachten zwei dienstbare Geister noch ein zweites hereingetragen, in welchem wohl noch kein gewöhnlicher Mann geschlafen hatte. Auf Befragen, für wen dasselbe bestimmt sei, erklärte der eine:

„Der mit dem Schweife wedelnde Urahne soll in demselben schlafen, damit er sich nicht über den Herrn des Hauses zu beklagen habe."

Die guten Leute waren außerordentlich bemüht, die beleidigenden Worte Dschi und Kiuen, welche Hund bedeuten, zu umschreiben, um dem Besitzer der zwei Paar Beine und des Schweifes ihre Achtung zu erweisen. Degenfeld nahm dies als ganz selbstverständlich hin. Ihm machte es ja keinen Schaden, wenn sein Liebling einmal Gelegenheit fand, in einem guten chinesischen Bette zu schlafen.

Als man ihm dann sein Gewehr brachte, wurde ihm gesagt, wo der Speisesaal zu finden sei. Er hatte bemerkt, daß man ihm und seinen Gefährten eine Reihe nebeneinander liegender Zimmer angewiesen habe. Er ging, um sie aufzusuchen, und fand sie bei dem Kapitän versammelt. Sie hatten es vorgezogen, beisammen zu sein. Jeder von ihnen hatte eine brennende Pfeife im Munde, und auf dem Tische stand eine große Porzellanschale, welche Tabak enthielt. Auf die Frage Methusalems erklärte Turnerstick:

„Meinen Sie etwa, daß Sie hier allein rauchen können? Wir sind gesonnen, uns ganz dasselbe Relief zu geben. Leider wurde ich nicht verstanden, als ich von der dienenden Kreatur Tabak verlangte. Man scheint hier ein schauderhaftes Chinesisch zu sprechen; aber Liang-ssi hat ihr endlich doch zum Verständnisse gebracht,

was wir wollten. Wie gefällt es Ihnen in diesem Hause?"

„Ganz gut, obgleich wir nicht sehr willkommen sind, was ich dem Mandarinen allerdings nicht verdenken kann."

„Pah! Wir zehren hier auf des Kaisers Unkosten, was mir freilich noch nicht passiert ist. Am meisten freue ich mich auf morgen. Ich kann Ihnen sagen, daß ich ein leidenschaftlicher Reiter bin. Darum war ich ganz entzückt, als Sie Pferde bestellten. Auch die andern können reiten; nur unser Mijnheer scheint nicht damit einverstanden zu sein."

„Warum nicht, Mijnheer van Aardappelenbosch?"

Der Dicke faltete die Hände über dem Bauche, warf einen um Erbarmung flehenden Blick gen Himmel und antwortete: „In gevalle dat ik ruiten moet, zoo sterf ik op het oogenblik — wenn ich reiten muß, so sterbe ich augenblicklich."

„Warum denn?"

„Omdat ik niet ruiten kann — weil ich nicht reiten kann."

„Pah! Sie lernen es!"

„Ik? Mijn God een Heer! Ik ben een oongelukkige nijlpaard — ich? Mein Gott und Herr! Ich bin ein unglückliches Nilpferd!"

„Unsinn! Man setzt sich in den Sattel, steckt die Füße in den Bügel und läßt das Pferd laufen."

„O wee! Indien ik het paard loopen laat, zoo leg ik straks onden op der moeder aarde — o weh! Wenn ich das Pferd laufen lasse, so liege ich sofort unten auf der Mutter Erde!"

„Sie müssen es wenigstens versuchen."

„Neen! Ik dank zeer! Ik wil niet onden zitten — Nein! Ich danke sehr! Ich will nicht unten sitzen!"

„Ich sage Ihnen aber, daß die hiesigen Pferde keine arabischen Renner sind!"

„En gesteld dat zij nijlpaarden zijn, ik kan niet ruiten, en ik wil niet ruiten, noch te voet noch te paard — und wenn sie Nilpferde sind, ich kann nicht reiten, und ich will nicht reiten, weder zu Fuße noch zu Pferde!"

Dabei blieb er. Als auch die andern in ihn drangen, wenigstens einen Versuch zu machen, rief er ganz erbost aus: „Houdt den mond! Geen mensch brengt mij op een paard! Ik wil niet mijne armen, mijne beenen en mijn nek breken. Ik ben Mijnheer Willem van Aardappelenbosch en ruit van ambtswege op geenen paard, op geenen appe, op geenen olifant en ook op geenen ooievaar; ik ruit op geenen dier, uitgenomen op mijne muilen of op mijne laarzen — haltet den Mund! Kein Mensch bringt mich auf ein Pferd! Ich will nicht meine Arme, meine Beine und mein Genick brechen. Ich bin Mijnheer Willem van Aardappelenbosch und reite von Amts wegen auf keinem Pferde, auf keinem Affen, auf keinem Elefanten und auch auf keinem Storche; ich reite auf keinem Tiere, ausgenommen auf meinen Pantoffeln und auf meinen Stiefeln!"

Er warf bei dieser Versicherung die Arme so energisch um sich herum, daß man erkennen mußte, es sei ihm heiliger Ernst mit seinen Worten. Dabei standen dicke Schweißtropfen auf seiner Stirn, hervorgebracht von dem bloßen Gedanken, daß er reiten solle.

„Nun gut, so müssen Sie sich tragen lassen," sagte Degenfeld.

„Ja," nickte der Dicke befriedigt. „Ik neem twee Kulis, welke mij dragen moeten — ja, ich nehme zwei Kulis, welche mich tragen müssen."

„Davon werden Sie absehen, da diese Träger auf die Dauer mit den Pferden nicht gleichen Schritt halten könnten. Wir müssen zu Ihrem Tragsessel zwei Pferde nehmen."

„Hoe zal dat gemakt worden — wie soll das gemacht werden?"

„Ein Pferd geht hinten und das andere vorn, und die Tragstangen der Sänfte werden hüben und drüben an den Sätteln festgeschnallt."

„Zoo kom ik betwixt de twee paarden? — so komme ich zwischen die zwei Pferde?"

„Ja."

„Ik dank zeer! Dat vooran slat achten, en dat achten bijt voorn. Ik laat mij noch slaan noch bijten — ich danke sehr! Das voran schlägt nach hinten aus, und das hinten beißt vorn. Ich lasse mich weder schlagen noch beißen!"

„Aber Sie sitzen doch im Tragsessel, und kein Pferd kann Ihnen etwas thun!"

„Zoo! Ik zit in den Dragstoel? Dat is goed; da maak ik met — so? Ich sitze in dem Tragstuhle? Da mache ich mit!"

Da er nun überzeugt, daß weder das eine Pferd ihn schlagen, noch das andere ihn beißen konnte, so war er zufriedengestellt. Er war eben allezeit auf das Heil seines umfangreichen Körpers bedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Skandinavien!

(Fortsetzung.)

Auf dem gleichmäßig sanft abgedachtem Boden gibt es keine steilen Straßen, zwischen den begrenzt angelegten Häuservierteln keine winkeligen Gassen; weder prächtige Steinpaläste, noch elende Baracken sind da. Die ganze aus Holz erbaute Stadt hat ein allgemein wohnliches Ansehen. Durch die anspruchslose Einfachheit glänzen auch die stattlicheren, umfangreicheren Häuser der Reichen. In der 20 bis 25 000 Einwohner zählenden Stadt gibt es außer den Kirchen und der Post kaum mehr als ein halb Dutzend aus Stein aufgeführte Häuser. Breit und luftig sind die Straßen, südlich-nördlich und westlich-östlich ziehen sie sich kreuzend dahin, gerade oder leicht geschwungen. So liegt Drontheim, die alte Haupt- und jetzige Krönungsstadt von Norwegen, mit ihrer altberühmten Kathedrale, nach dem Dom in Upsala das ausgedehnteste gotische Bauwerk Skandinaviens, an der Mündung des Nid in den Drontheim Fjord einem tief in das Land eindringenden Meerbusen, in dem sogenannten „Garten Norwegens". Ueber 63½ Grad nördlicher Breite wölbt sich

Eine Reise nach Skandinavien: Die Traen-Inselgruppe.

bereits ein nördlicher Himmel; diesem entspricht der Anblick rauher Felsen und unwirtbaren Bergzüge, sowie der hölzernen Stadt. Ueberraschen mag in dem eigenartigen Gesamtbilde nur die unerwartet reiche Fülle gesegneter Fluren.

Des Reisenden, der hinausgezogen ist, um das Land der Mitternachtssonne, die jetzt im hohen Norden ihre Herrschaft angetreten hat, aufzusuchen, harrt in Drontheim das Schiff, das ihn an das Ziel tragen soll. In neuester Zeit verkehren eigene Touristenschiffe, welche den Weg von Drontheim zum Nordkap und zurück in acht Tagen zurücklegen. Dieselben beobachten ein bestimmtes Programm, welches für die Kürze der Fahrt fast zu reichhaltig genannt werden muß.

Aus Drontheim-Fjord hinaus gelangt der Dampfer an der mit Inseln spärlichst umsäumten über 140 km langen Küstenstraße nach dem malerischen Namsen-Fjord und durch Nebenarme wieder hinaus in die Fahrstraße. Den Grundzug des Küstencharakters bilden kahle Felsen, die sich oft 200 bis 250 m hoch erheben, ja unweit des 65. Grades finden sich Bergketten; von 900 bis 1200 m Höhe sind die Gipfel und Bergzinnen mit im grellen Lichte flimmernden Schnee bedeckt. So gewinnen sie das Ansehen alpiner Höhen und erscheinen weit mächtiger als sie in Wirklichkeit sind. Die Felsabhänge sind zumeist so steil, daß das Erdreich keinen Halt findet und daher auch kein Pflanzenwuchs sich entwickeln kann. Der Reisende glaubt daher den ganzen Küstenstrich unbewirtbar, allein unmittelbar hinter diesen nackten Felsen finden sich die schönsten bewaldeten und bewässerten Thäler.

Wer sich zu Namsen-Fjord zu Schiff landeinwärts wendet, überzeugt sich also gleich davon. Da sind Hügel mit Birken, mit Tannen und Fichten, und im feuchteren Grunde mit Erlen und Weiden bedeckt. So bietet auch die Dampfschiffstation stets neue Ueberraschungen. Beinahe hat es den Anschein, als wolle das Schiff einbiegend in eine Felsenwand hineinfahren. Da — noch eine Wendung, die Wand spaltet sich und eine kleine Bucht lacht dem Ueberraschten entgegen, mit etlichen buntbemalten, kleinen Holzhäusern, Warenspeichern, köstlich grünen Rasenplätzen, schönen Baumgruppen und den unfehlbaren Kartoffel- und Rübenfeldern. Ist die Station eine größere, so ist allenfalls auch eine Straße und eine hölzerne Kirche mit einem Turm sichtbar, wie auf dem Quai eine Menge Tonnen mit gesalzenen Fischen und Pyramiden von Stockfischen, welche die Luft durchduften. Nur an den wichtigsten Plätzen wollen wir kurz verweilen. Von jeder der vielen Küstenstädte besonders zu sprechen, wäre unnötig, da sie alle denselben Grundcharakter tragen. Die großen, in das Wasser hineingebauten Magazine und die der Flut kaum minder nahen Wohnhäuser, die sich auf dem ansteigenden Terrain des Hintergrundes übereinander oft aufzutürmen scheinen, sind in ihrem frischen Farbenschmuck dem Auge anfangs ergötzlich, doch macht sich schließlich das ewige Einerlei überall ermüdend fühlbar.

Anfangs bieten die waldigen Ufer wenig Interesse; erst wenn wir unter dem 65. Breitegrad den eigentlichen Bezirk Nordland erreichen, beginnen die malerischen Umgebungen die Aufmerksamkeit zu fesseln. In unendlicher Reihenfolge erheben sich die felsigen Inseln aus den Fluten, meist einsam und verlassen daliegend, eine Wohnstätte unzähliger Seevögel, deren Geschrei allein die Stille unterbricht.

Immer neue Reize entfaltet die Gegend. Immer höher werden die Berge, immer bizarrer die Formen. Da sind die in den Nordlanden wie ein Wahrzeichen weit und breit bekannten Sijs-Söotre der Alsteninsel, eine Reihe spitzer Algen, deren Fuß die Meereswellen benetzen und deren südlichster Gipfel bis 850 m emporragt. Den Ranen-Fjord durchmißt der Dampfer bis dahin, wo der Boden des Dunderlandthales über dem Meere emporsteigt. Westlich davon erscheint die merkwürdig mehr als 650 m hohe Eilandskette der Lofoten und die ebenso hohe Inselgruppe Threnen, beide ein paar ungeheuren Burgen gleichend, die sich hier tiefblau gegen den in der Sonne glänzenden Westhimmel abzeichnen. Threnen erscheint uns um so wunderbarer, als genau durch die Hauptinsel (im ganzen sind es vier) der Polarkreis geht.

In diesen arktischen Kreis eingetreten, begrüßt den Reisenden links die sonderbar geformte Hestmandsö, den Umriß eines in langen Mantel gehüllten, mit der Helmhaube bedeckten alten nordischen Reiters darstellend; rechts auf dem Festlande die Gletschermassen des mächtigen Svartisen, des zweitgrößten Firnfeldes Norwegens; es bedeckt eine durchschnittlich 1200 m hohe Hochfläche in einer Länge von etwa 70 und einer Breite von 40 bis 45 km. Darnach berechnet man seinen Flächeninhalt auf 1000 □km. Keine Bergzacken überragen die geschlossenen Firnmassen, gleichmäßig überwindet sie die Oberfläche der Hochlandstreckung als eine dem Querschnitte nach gewölbte Decke. Keine Moräne, kein Gletscherschutt bedeckt, keine Spalte zerreißt die blendend weiße Schneefläche, deren unregelmäßiger Umriß nur in weiten, leichtgeschwungenen Wellenlinien gebrochen ist und erst an den Außenrändern der Decke zeigen sich Spalten im Gletschereise. Immer ruht ein Nebelmeer auf dieser schmelzenden und verdampfenden Masse, denn in Norwegen kommt alle Freude, aller Segen aus dem unerschöpflichen, länderverbindenden Meere. Das Land, das ununterbrochene Fjield ist eine kulturfeindliche Wüste.

Gleich oberhalb des 67. Breitegrades liegt Bodö, die Hauptstadt Nordlands, ein Städtchen mit engen, winkeligen Straßen und niedrigen Häusern, an der Böschung des niedrigen Küstensaumes und am Rande eines ausgedehnten torfigsumpfigen Weidegrundes, den ein paar kleine Felskuppeln durchbrechen. — Der West-Fjord trennt das Festland von der Inselgruppe der Lofoten, die sich in einem etwa 166 km langen Bogen von der Insel Hindo ab in den Ocean erstrecken. In Wahrheit besteht die bis 1000 m hohe, nach dem Süden allmählich abfallende Gebirgskette aus einer Reihe von Inseln, die durch Sundeseen, „Strom" genannt, voneinander getrennt werden. Dem Beschauer erscheint sie als eine einzige Wand, oder wie eine ungeheuere Mauer einer Festung mit unzähligen Türmen und Zinnen; kahl und grau ist alles, kein Strauch, kein freundliches Grün mildert den überwältigenden Eindruck dieser in ihrer öden Majestät fast erdrückenden Landschaft. Ganz entzückend aber sind die zahlreichen Kaskaden, schneegekrönten Bergspitzen und Gletscher, die aus der Höhe in die Fjorde niederstürzen, während die unteren Bergpartien mit vielfarbigen bunten Blumen in dem saftigen Rasen geschmückt sind und eine Menge schöner Schilfgattungen die Fjorde umsäumen. — An Schneefeldern ist die Lofotenkette reich. Dagegen kommen Gletscher nicht vor. Im allgemeinen ist die Inselgruppe reich an hohen abfallenden nackten Felsen, an unfruchtbaren Halden und Thälern, arm an fetten Grasplätzen, ohne Ackerbau, die wenigen Kartoffel-

felder abgerechnet, ohne Viehzucht, ohne Industrie; aber dennoch sind die Inseln infolge der Fischerei sehr bevölkert, mit schmucken Kirchen, stattlichen Pfarrhöfen, Kaufmannshäusern und mit schönen Straßen versehen. Der Dorsch ist es, welcher hier Leben, Arbeit, Thätigkeit, Gewinn und Reichtum bedeutet. Zwischen den Lofoten liegt der berühmte Maelstrom, dessen Schrecken in Prosa und Versen indes gewaltig übertrieben wurden, denn er ist nichts anderes als eine bewegte Wasserstrecke, zwischen zwei Inseln, die bei Sturm gefährlich werden.

(Schluß folgt.)

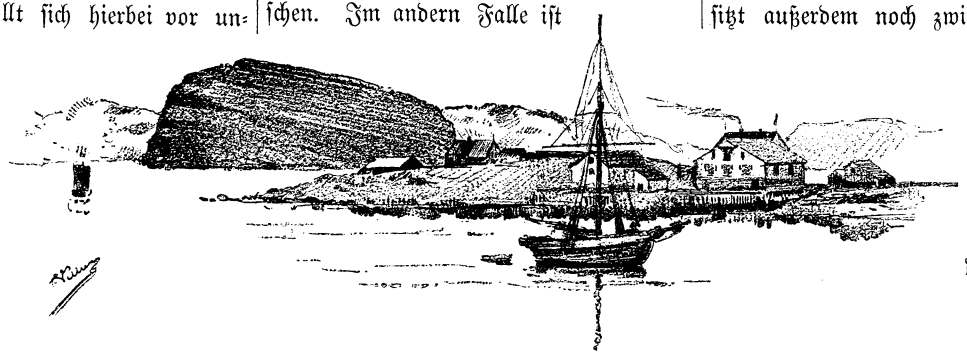
Mitteilungen an einen Blumenfreund.

Aus Deinem letzten Briefe habe ich ersehen, daß Du vor einiger Zeit in der Blumenausstellung gewesen bist. Der Zauber der herrlichen Blumenwelt muß auf Dich überwältigend gewirkt haben, weil Du mir zugleich mitteilst, Dein sehnlichster Wunsch sei, einen Zimmergarten einzurichten und deshalb meinen Rat erbittest.

Nun, mein treuer jugendlicher Freund, Deine Neigung freut mich sehr, denn es ist etwas Schönes um die wahre Liebhaberei für die Zimmerpflanzen; wie dankbar sind sie für jede, auch die geringste Mühe und Sorgfalt, wenn sie in richtiger Weise verwandt wird. Und welches gedankenreiche Bild entrollt sich hierbei vor unseren Augen? Gleicht nicht das Leben der Blumen auch in mancher Beziehung dem unserigen? Sie haben gleich uns eine knospige Kindheit, entfalten sich zu jugendlicher Pracht und Kraft, bringen ihre Frucht zu ihrer Zeit und welken hin. Ja, so ist es.

Das großartige Bild, welches Dir im Geiste aus der Blumenausstellung noch vorschwebt, kann nun freilich in Deinem Stübchen nur annähernd so geschaffen werden, und du wirst dasselbe nur mit Pflanzen von bescheidener Anmut schmücken können.

Wenden wir uns zunächst den Blütenpflanzen zu, welche in erster Linie zur Ausschmückung Deines Stübchens und frostfreien Nebenzimmern wertvoll sind. Du kennst zum Exempel die verschiedenen Arten unserer Storchschnabelgewächse. Mehr wie zwanzig Arten wachsen auf deutschem Boden und wenn der Frühling in seinem vollen Prangen ist, sind sie überall auf Wiesen, Rändern und Getreidefeldern anzutreffen. Das geachtetste Mitglied der Storchschnabelfamilie ist die Pelargonie, eine durch ihre Schönheit der Blüten besonders ausgezeichnete Zimmerpflanze, deren zahlreiche Arten vom Kap der Guten Hoffnung zu uns gekommen sind. Nicht minder schön ist die südamerikanische Fuchsie mit ihren prächtigen roten Kelchen, welche mit unseren Weidenröschen in verwandtschaftlicher Beziehung steht. Zählen wir zu diesem noch unsere Primeln, Nelken, Rosen und Levkojen, so hast Du für den Anfang schon eine hübsche Auswahl von immer blühenden Pflanzen für Deinen Zimmergarten. Besonders ist es nicht kostspielig sie anzuschaffen, und wenn Du erst einmal ein Blumenstöckchen von der einen Art besitzest, dann kannst Du auf eine billige und einfache Weise die Zahl derselben vermehren, nämlich durch Stecklinge. Bevor Du diese Arbeit unternimmst, mußt Du Dich mit guter Topferde versorgen. Solche ist überall im Walde zu finden und mittels der Botanisierkapsel nach Hause zu bringen. Nachdem Du Die Walderde fein gesiebt hast, kannst Du dieselbe mit etwas guter Gartenerde vermischen. Im andern Falle ist zu diesem Zwecke gute Gartenerde auch allein ausreichend. Auf das Loch des Blumentopfbodens wird ein kleines Steinchen gelegt und der Topf mit der vorgerichteten Erde gefüllt und angefeuchtet. Man schneidet dann einen Zweig von einer Pelargonie oder Fuchsie ab, steckt denselben in den Blumentopf und drückt ihn fest mit Erde an, derselbe wird sich bewurzeln und als neue Pflanze weiter wachsen, wenn die Topferde anfangs angemessen feucht erhalten bleibt.



Eine Reise nach Skandinavien: Hafen von Hammerfest.

Die Aufstellung bringe man, da Licht und Wärme zu den hauptsächlichsten Bedingungen des Pflanzenlebens gehören, so nahe als möglich vor ein Fenster. Entzieht man einer Pflanze das Licht, so hört die Assimilation auf, das Chlorophyll kann nicht funktionieren, das Material der Kohlensäure, wenn auch vorhanden, kann nicht verarbeitet werden. Mit den Beleuchtungs- und Ernährungsverhältnissen muß ich Dich vorerst noch etwas näher bekannt machen, selbstredend werde ich mich dabei auf das Notwendigste beschränken.

Der Hauptnährstoff aller grünbeblätterten Pflanzen ist der Kohlenstoff. Jedes Blatt, jedes Stück Holz kann uns davon überzeugen, daß die Pflanze Kohlenstoff in reichlicher Menge enthält. Bei der Verbrennung verkohlt das Holz, d. h. der Kohlenstoff, welcher in der Pflanzensubstanz, im Holze, vorhanden ist, wird in Form der schwarzen Kohle abgeschieden, ehe er selbst weiter verbrannt wird. Die Pflanze kann aber nur den Kohlenstoff aus der Luft entnehmen, und zwar in Form von Kohlensäure, denn andere Kohlenstoffverbindungen enthält die Luft bekanntlich nicht. Die einzigen Organe zur Kohlenstoffaufnahme sind die Blätter oder wie bei den Kakteen eine blattähnliche Gewebeschicht, welche zwischen den Zellen der Oberhaut hierzu Eingänge, sogen. Spaltöffnungen besitzen. Das Blatt besitzt außerdem noch zwischen den Zellen grüne Körnchen, welche die Blätter befähigt, die Kohlensäure zu zersetzen. Diese Körnchen heißen Chlorophyll. Nur die direkten Strahlen der Sonne oder wenigstens, wenn helles reflektiertes Tageslicht die grünen Blätter beleuchtet, nur dann treten Kohlensäure und Wasser in chemische Wechselwirkung und bilden organische Substanzen. Für diesen Vorgang gebraucht man in der Ernährungslehre den Ausdruck Assimilation. Bei dem Assimilationsprozesse findet aber nur ein Teil Sauerstoff Verwendung. Der Ueberschuß wird wieder an die atmosphärische Luft

abgegeben. Man pflegt dann gewöhnlich zu sagen, die Pflanzen atmen Sauerstoff aus, das ist aber falsch, die Sauerstoffausdünstung grüner Pflanzen ist keine Atmung, sondern eine Folge ihrer Ernährung.

Eine Reise nach Skandinavien: Das Nord-Kap.

Wenn man Pflanzen, die im Zimmer gezogen werden, statt an das Fenster an eine entfernte Zimmerwand placiert, so können ihre Blätter keine normalen Assimilationsthätigkeiten entfalten und sie verhungern langsam, weil ihnen das Licht mangelt. Die Pflanze, die hingegen im Freien wächst, enthält das von der ganzen Halbkugel des Himmels zurückgestrahlte Licht und wird bei Sonnenschein direkt von Sonnenstrahlen getroffen. Wenn wir aber eine Pflanze ans Fenster stellen, so ist sie schon dadurch auf halbe Lichtration gesetzt. Man hat berechnet, daß schon bei einer Entfernung von 1 Meter vom Fenster nur noch $^1/_5$ der Lichtmenge zur Pflanze gelangt, die sie im Freien erhalten würde. Nun erleidet aber alle Regel eine Ausnahme und Du wirst dich nicht wundern, daß es auch grünbeblätterte Pflanzen gibt, deren Lebensenergie durch das direkte Sonnenlicht gestört wird, und welche mehr ein gedämpftes Licht beanspruchen. Die Organisation hat sich den Beleuchtungsverhältnissen angepaßt, welche ihr natürlicher Aufenthaltsort mit sich bringt. Man bezeichnet diese Pflanzen deshalb als Schattenpflanzen. Manche Pflanzen, wie unsere Farnkräuter, wachsen im Schatten des Waldes, im Zimmer verlangen sie dagegen reichliches Licht, wenn auch nicht die direkten Strahlen der Sonne. Aber alles dieses sind doch nur Ausnahmefälle, für die meisten Pflanzen ist ein helles Licht unentbehrlich.

Zu den schattenliebenden oder weniger lichtbedürftigen Gewächsen gehören eine Anzahl unserer Blattpflanzen. Es ist gewiß etwas Angenehmes, das Wohnzimmer mit den immergrünen Kindern der Tropenwelt schmücken zu können. So sind seit Jahren die Drachenbäume, Dracaneen, sehr bekannt und beliebt geworden. Andere schöne Blattpflanzen sind Plectogyne elatior, Curculigo recurvata und sumatrana, welche unter Umständen mit einem jeden dunklen Winkel im Zimmer vorlieb nehmen und bei angemessener Pflege ein riesiges Wachstum zeigen. Ich will jedoch mit der Aufzählung der vielen Blattpflanzen keine Zeit verlieren, über diesen Punkt kannst Du Dich gelegentlich beim Gärtner genauer informieren. Aber auch unsere einheimischen Blattpflanzen wollen wir dabei nicht vergessen, vorzüglich gewähren der Königs- und der Adlerfarn mit den tropischen Kindern eine prächtig harmonische Gesellschaft. Zur Unterbringung eignet sich ein entsprechender Blumentisch und sollte der endlich nicht mehr genügen, dann hilft eine Blumentreppe.

Bekannter als jene Kinder der tropischen Zonen sind unsere Zwiebel- und Knollengewächse. Auf diese Winterblüher muß ich Dich besonders aufmerksam machen. Zu der Zeit, wo noch tausend Keime tief unten im dunklen Grund schlummern und rauhe Winde über die Felder fegen, hat man eine besondere Vorliebe nach dem langen toten Winter, Blumen aus der Erde ersprießen zu sehen. Wie sehr erfreuen uns gerade diese ersten Blumen der Hyazinthen, Orchideen, Tulpen, Narzissen und Schneeglöckchen im Zimmer. Und mit wenig Geldmitteln kann man sich diese Gewächse verschaffen und auf eine einfache Weise für das nächste Jahr wieder zum Blühen benützen. Allerdings sind die Stunden dieser schönen Blüten gezählt, denn sie beginnen bald wieder zu verwelken. Wenn sie aber nicht mehr blühen, dann unterlasse man nach und nach das Begießen, bis die Blätter ganz verdorrt sind. Die Zwiebel wird dann herausgenommen und an einem trockenen Orte aufbewahrt. Sobald der Herbst wiederkehrt, steckt man sie in einen mit feuchter Erde gefüllten Blumentopf und bringt ihn in das Wohnzimmer. Nach einigen Monaten erscheinen die Blätter. Diese

müssen anfänglich mit einem Glase oder Papier überdeckt werden, damit die Pflanze nicht zu sehr in die Blätter wächst und die Blütenstengel kräftiger zur Entwicke-

Eine Reise nach Skandinavien: In den Straßen von Hammerfest.

lung gelangen. Aber wie reizend werden sie dann blühen, ohne daß sie vorher viel Pflege bedurften.

Mit der richtigen Funktion der Blätter habe ich Dich bereits vertraut gemacht und Dir die Verhältnisse etwas ausführlich erzählt, weil jeden Menschen alle anderen Bedürfnisse der Pflanzen bekannter sind, als die Aufnahme der Kohlensäure durch die Spaltöffnungen. Daß die Pflanzen dagegen Wasser aus dem Boden durch die Wurzeln aufnehmen, liegt auf der Hand und braucht kaum erwähnt zu werden; denn wer einen Blumenstock an seinem Fenster zieht, weiß auch, daß er diesen begießen muß. Wasser fordert die Pflanze unbedingt und bei dauerndem Wassermangel geht sie zu Grunde, auch wenn die übrigen Nährstoffe vorhanden sind. Das Wasserbedürfnis ist je nach der Art und der Jahreszeit ebenso verschieden als das Lichtbedürfnis. Die Blattpflanzen wünschen gewöhnlich mehr Feuchtigkeit als die Blütenpflanzen, doch vor allzu großer Bodennässe hat man sich zu hüten und dann muß auch das Gießen stets mit stark abgekühltem Wasser geschehen. Gerade hierin wird oft recht gefehlt.

Auch die Beschaffenheit der Luft, in welcher die Pflanze vegetieren soll, ist nicht außer acht zu lassen. Um eine angemessene Luftfeuchtigkeit zu erhalten, kann man im Winter ein Gefäß mit Wasser auf den heißen Ofen setzen. Ein weiteres Mittel zur Gesunderhaltung der Blattpflanzen besteht in dem Bespritzen nach allen Seiten. Am besten eignen sich zu diesem Zwecke Verstäubungsapparate. In Ermangelung eines solchen Instruments kann eine Bürste dienen. Diese wird in Wasser getaucht, mit der Bürstenseite nach oben gewendet und dann mittels eines Stäbchens gegen sich fahrend in etwas raschem Tempo abgestrichen.

Ich habe Dir nun die Hauptgesichtspunkte für die Einrichtung Deines Zimmergartens mitgeteilt. Gib mir recht bald wieder Nachricht, wie Du Deine Einrichtungen getroffen und welche Erfahrung Du gemacht hast, dann will ich Dir später einmal noch eingehendere Ratschläge erteilen. Für heute also genug davon.

Die Schilfinsel.

(Fortsetzung.)

Paul schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Die beiden sind ganz so verschieden wie Swallow und Rabit. Egon und sein Swallow sind ernster und sanfter und Erwin und sein Rabit sind wild und ausgelassen. Die Gesichtszüge und Gestalten der Zwillinge sind freilich für Fremde zum Verwechseln ähnlich, wer sie aber näher kennt wie ich, liest die Verschiedenheit des Wesens sehr deutlich heraus."

Eine Reise nach Skandinavien: Meridianpunkt in Hammerfest.

„Hoffentlich gelingt mir das mit der Zeit auch," erwiderte Willi, „sonst würde ich beim Spielen, wenn die beiden nicht auf einer Partei sind, nie genau wissen, ob ich einen Römer oder einen Germanen verhaue!"

Klara übersetzte den Knaben die englischen Namen „swallow" und „rabit" mit „Schwalbe" und „Kaninchen".

Diese Ponies hatten einen tiefen Eindruck auf Willi gemacht. In der Folgezeit benutzte er jede Gelegenheit, seinen Vater mit der Bitte zu umschmeicheln, ihm auch ein Reittier zur Verfügung zu stellen. Er behauptete, wenn er und Paul einen Gegenbesuch in Freihorst machten, dürften sie nicht wie arme Reisende zu Fuß ankommen.

Der Vater lachte ihn wegen seines Hochmuts aus. Er selbst war als Sohn eines armen Pächters groß geworden und durch eigenen Fleiß erst zu Gut und Geld gekommen. Er hielt daher an dem Grundsatz fest, seine Kinder nicht durch zu reiche Geschenke zu verwöhnen.

„Bringe mir zunächst eine recht gute Censur, Willi, dann werde ich einen Deiner vielen Wünsche erfüllen," sagte er. „In diesen Ferien hast du schon: ein Badehaus, eine Gondel, ein Zweirad und ein Reitpferd gewünscht. Du mußt gestehen, bescheidene Wünsche sind das nicht!"

„Ein Reitpferd, Papa, ich will nichts weiter als ein Reitpferd! Das ist nicht unbescheiden, denn Pferde hast du ja genug, du brauchst nur eins für mich zu bestimmen!"

„Und Sattel, Zaum ꝛc. ꝛc. zu besorgen! Wohlan, erst die gute Censur!" Hiermit ging der Vater davon.

„Bleib lieber bei der Gondel," sagte Paul, „damit wir unsere Insel recht ausnützen können. Uebrigens haben wir auch an dem Boot genug. Was meinst du, wollen wir die Aldens dort hinführen?"

„Lieber noch nicht! Wir wollen die Schilfinsel als geheimen Schlupfwinkel für uns behalten!"

„Du kommst doch mit, Onkel Philipp?" fragte Willi, als er und Paul, mit Waf-

fen beladen, den Weg zur Waldschlucht antreten wollten.

„Bei der Hitze? Erbarmen, Junge! Wozu denn?"

„Um ‚Räuber' zu spielen."

„Soll ich als Ritter Falstaff einige Steifleinene niedermachen?"

„Ja und selbst Räuberhauptmann sein!"

„Komm doch mit, Onkel Philipp," bat auch Paul, „Doktor Stefan kommt auch, da er seine Zöglinge so viel wie möglich überwachen muß!"

„Ja," fiel Willi ein, „das ist langweilig für uns und für ihn! Ihr beide könntet euch in der Räuberhöhle so gut unterhalten, dort ist es kühl!"

„Das ist freilich verlockend," sagte der gutmütige Onkel und entschied sich mitzukommen, nachdem er Ranft heimlich einen Auftrag gegeben.

Die Strandower fanden die Freihorster bereits am Platz, Erwin und Egon bis an die Zähne bewaffnet. Auch Gustav Gern, ein großer, breitschulteriger Knabe mit strohfarbenem Haar und unzähligen Sommersprossen, hatte sich mit einem Panzer, Helm und Schwert gerüstet, während der zweite, fremde Knabe nur einen Eichenzweig an den Hut gesteckt und sich ein Waldhorn umgehangen hatte. Er stand abseits von der Gesellschaft und mußte erst von Doktor Stefan angerufen werden, um den Ankömmlingen als Richard Engel vorgestellt zu werden.

Paul und Willi betrachteten ihn mit Neugier und Interesse, denn sein Anblick fesselte den Unbefangensten durch seltene Schönheit. Seine tiefschwarzen Augen und Locken kontrastierten auffällig mit der Weiße seines edel geformten Gesichtes. Es lag etwas Scheues und Schwermütiges in seinem Wesen. Er beteiligte sich auch nicht an der Beratung der Spielregeln, sondern stand bald wieder teilnahmlos abseits an einen Baumstamm gelehnt, so daß Willi, der sehr eifrig bei der Sache war, sich über ihn ärgerte und es nicht ungerechtfertigt fand, daß Erwin den Träumer durch ein freundschaftlich barsches: „Hör zu, Nachtmütze!" erweckte.

Doktor Stefan sorgte jedoch dafür, daß auch Richard zur Geltung kam, denn er veranlaßte ihn, zur Eröffnung des Spiels ein Waldlied auf seinem Horn zu blasen.

Richard stieg auf einen großen Stein, warf die Locken zurück und blies ein frischschmetterndes Jagdlied in den Wald hinein mit einer musikalischen Sicherheit und Kraft, daß es die Hörer in freudige Verwunderung versetzte.

„Das ist ja ein Prachtjunge, der versteht's!" sagte Onkel Philipp.

„Sein Hauptinstrument ist die Geige! Darauf ist er fast schon ein Meister," erwiderte Doktor Stefan.

Nachdem der Hauslehrer nochmals die Statuten des wohlgeplanten Räuberspiels: „Keinen verwunden, nicht ernstlich wehe thun und nicht die Kleider zerreißen," wiederholt hatte, begann das Spiel.

Der Endpunkt der Waldschlucht, der durch Gebüsch und Rankenwerk umzirkt war, während große Steine eine Pforte bildeten, ward zur Räuberhöhle ausersehen.

Inmitten lud ein abgehauener Baumstamm neben einer plaudernden Quelle zum Rasten ein, eine Einladung, welcher Onkel Philipp bereitwillig folgte, indem er sich wuchtig auf den Natursitz niederließ und sich für den Räubergroßvater erklärte, der nicht mehr mitmachen, sondern in der Höhle sein Knasterpfeifchen rauche und sich nur noch von den Thaten und Unthaten der jüngeren Spießgesellen beim Spießbraten erzählen lasse.

Doktor Stefan, der nicht abgeneigt war, die Rolle der Räubergroßmutter zu übernehmen, ward jedoch von den Knaben veranlaßt, erst mitzumachen, bis er gefesselt in die Höhle geschleppt würde.

Auf ihren glühenden Wunsch wurden Willi und Erwin zu Räubern ernannt, welche im Walde umherschwärmend die übrigen als irrende Ritter zu überfallen und gefangen zu nehmen hatten. Den in die Höhle geschleppten Rittern stand es frei, sich nun gleichfalls dem Räuberstand zu ergeben oder ein edler Ritter zu bleiben und auf Befreiung zu warten. Letztere wurde dadurch herbeigeführt, daß ein kühner Ritter sich in die Höhle schlich, dem Gefangenen einen Schlag auf die Schulter gab und dabei den lauten Ruf: „Befreit!" ausstieß, worauf der Befreite und der Befreier davonstoben, von den herbeistürzenden Räubern verfolgt. Uebrigens besaßen die Ritter eine Burg als Asyl, das dichtbewachsene Plateau eines kleinen Hügels.

Der erste Fang, den die fehdelustigen, beutegierigen Räuber machten, war Richard Engel, der träumend auf einem Stein saß und von Erwin hinterrücks überfallen ward. Er wehrte sich zwar ganz tapfer, da aber Willi seinem Spießgesellen beisprang, ward Richard überwältigt, mit Binsen gebunden und in die Höhle geschleppt. Er entschied sich dafür, Ritter zu bleiben, und mußte zur Unterhaltung des Räubergroßvaters ein Stücklein blasen.

Als zweiter Gefangener ward Doktor Stefan hereingeführt. Dieser erklärte, sich mit Leib und Seele dem Räuberstand ergeben zu wollen, natürlich nur, um unbehelligt in der Höhle zu bleiben und sich mit Onkel Philipp unterhalten zu können.

Nun galt es, auf die drei bedeutendsten Ritter zu fahnden. Zu diesem Zweck verabredeten die Räuber als Lock- und Warnungsruf den Schrei eines Käuzchens, den sowohl Willi wie Erwin täuschend nachzuahmen verstanden. Sie schlichen sich leise und tückisch wie Schlangen durch das Dickicht, da sie ein Geräusch auf dem Waldpfad zur Ritterburg vernommen hatten. Statt auf den edlen Rittertroß stießen sie jedoch auf den alten Ranft, der ein Fäßchen Bier und einen Korb mit Gläsern durch den Wald schleppte und nun mit großem Jubel, trotz seines ärgerlichen Protestes, als Kapitalbeute in die Höhle gebracht wurde. Trotzdem Onkel Philipp der Urheber dieses angenehmen Ereignisses war, stellte er sich freudig überrascht und lobte die findigen Räuber.

Dann ward das Fäßchen mit großer Sachkenntnis vom Räubergroßvater angezapft und den anwesenden Räubern, dem gefangenen Ritter Richard Löwenherz und dem tapfern Knappen Ranft ein schäumendes Glas gespendet.

Nachdem Rinaldo und Jaromir, alias Willi und Erwin, sich erquickt, gingen sie wieder ihrem blutigen Handwerk nach. Sie mußten jedoch den Schmerz erleben, daß der flinke Egon, während sie auf der Verfolgung von Paul begriffen waren, inzwischen Richard befreite.

„Wo stammt dieser schöne musikalische Knabe her?" fragte Onkel Philipp, nachdem Richard mit seinem Befreier davongelaufen war.

„Er ist Waise," entgegnete Doktor Stefan. „Sein Vater war der Kantor von Freihorst, seine Mutter eine italienische Sängerin, die das Schicksal in dies nordische Dorf verschlug. Nach dem Tode der Eltern nahm sich die Frau Gräfin des verlassenen Knaben an und hat ihn mit ihren Söhnen erziehen lassen, doch fürchte ich, daß das Schloß nie eine rechte Heimat für Richard sein wird.

Die kleinen Grafen lassen ihn zuweilen,

vielleicht ohne es zu beabsichtigen, seine Abhängigkeit empfinden, und das bedrückt sein feinfühlendes Gemüt. Ich selbst suche solche Mißverhältnisse nach Kräften auszugleichen, aber es gelingt mir nicht immer, denn die Zwillinge sind lebhaft, etwas heftig, Erwin sogar zuweilen jähzornig, Richard dagegen sehr empfindlich und häufig trüber Stimmung. Sein glühender Wunsch ist es, in der Musik eine durchgreifende Ausbildung zu erhalten, leider aber ist dazu keine Aussicht, denn er selbst ist arm und die gräfliche Familie scheint nicht geneigt, ihre Freigebigkeit so weit auszudehnen."

„Schade, daß ich kein Krösus bin," bemerkte Onkel Philipp, „sonst wollte ich dem armen Schelm schon den Lebensweg ebnen!"

„Dasselbe sage ich von mir!" erwiderte der Hauslehrer. „Richards ungewöhnliches Talent verdient ein solches Interesse. Ich bin überzeugt, daß er bereits in wenigen Jahren ein berühmter Konzertist sein würde! Nun, er ist noch jung, vielleicht führt ihm ein gütiges Geschick doch noch einen Mäcen in den Weg!"

„Darauf leer' ich dies Seidel!" rief Onkel Philipp aus und beherzigte es. —

Mit großem Geschrei ward nun der überwundene Paul hereingeschleppt. Trotz Willis Bitten wollte er seinen Ritterstand nicht verlassen, sondern auf Befreiung harren und sich einstweilen durch einen frischen Trunk über seine Gefangenschaft trösten.

Auch der gepanzerte Gustav zählte bald zu den Ueberwundenen. Erwin erkühnte sich ihm gegenüber zu dem ehrenrührigen Vorwurf, daß der edle Ritter sich des Bieres wegen so bald habe unterkriegen lassen. Da warf Ritter Gustav sein befleckes Schild und seine Rüstung ab, erklärte sich der Ritterehre für verlustig und ward Räuber, nachdem er auf Onkel Philipps Rat seinen Groll in einem schäumenden Seidel ertränkt hatte.

Nun galt es besonders schlau und kühn sein, damit die übrigen Ritter nicht den Triumph hatten, Paul zu befreien. Jaromir mußte beständig den Eingang der Höhle im Auge behalten, um etwaige Befreiungsversuche zurückzuschlagen. Da Rinaldo aber schließlich Richard herbeischleppte, so war das Spiel beendet; es wurde zum Sammeln geblasen, und Egon als letzter freier Ritter durfte die Ehre, erster Räuber des neuen Spiels zu sein, beanspruchen.

Die Knaben amüsierten sich so gut und vertieften sich so in ihr Spiel, daß die Herren Mühe hatten, sie, als es dunkelte, zu sammeln und zur Heimkehr zu veranlassen.

Ehe sie sich trennten, ward das Spielprogramm des folgenden Tages entworfen, nämlich ein Indianerspiel auf Freihorster Gebiet, einem hügeligen Terrain, mit Fichten- und Kieferngestrüpp, sogenannten „Kusseln", bestanden. Jeder Beteiligte sollte mit Bogen und Köcher oder mit Keule und Lanze, sowie mit Federkrone, Tierfell und Perlenschmuck erscheinen. Je drei bis vier sollten einen Stamm bilden und sich einen Wigwam aus Zweigen bauen und diese Stämme sich dann befehden. Jeder Stamm mußte sich ein Kriegsgeschrei und Erkennungszeichen wählen und jeder Indianer einen Namen, wie „Kriegsadler", „Schneller Hirsch" 2c.

Daß dazu die drolligsten Vorschläge gemacht wurden, war selbstverständlich.

So teilte Onkel Philipp die Knaben in den Stamm der „Gelbschnäbel" und „Grünschnäbel". Paul nannte er „das Reiherbein", Erwin „den kleinen Kampfhahn" und Gustav wegen seines getupften Gesichtes gar „das Ei der großen Pute".

Leider wollte sich Onkel Philipp diesmal nicht zu dem Versprechen, mitzuspielen, bewegen lassen, obgleich man ihm die ehrenvolle Rolle als Häuptling der „Schwarzfüße" antrug und ihm eine immerwährende Friedenspfeife im schönsten Wigwam zusicherte.

Auch Doktor Stefan, den Onkel Philipp schon mit dem Namen der „großen Brillenschlange" belegt hatte, erklärte, sich nicht gleich beteiligen zu wollen, sondern erst später als weißer Missionar unter den roten Brüdern erscheinen und nach den Rechten sehen zu wollen. Um nun noch etliche Teilnehmer des schönen Spieles zu haben, ward Gustav Gern beauftragt, einige Jungen aus dem Dorf, die er kannte, zu requirieren. —

Am Vormittage des andern Tages fuhren Paul und Willi auf Doktor Stefans Anregung nach dem Freihorster Schloß, um sich der gräflichen Familie vorzustellen. Graf Alden war verreist, die Gräfin war jedoch anwesend, begrüßte die Knaben sehr freundlich und machte sie auch mit ihren übrigen Kindern bekannt. Ein kleines Mädchen Namens Olga hielt sich immer an Pauls Seite, so daß er sie schließlich lächelnd fragte, ob sie etwas von ihm wünsche. Da kam sie denn verschämt mit der Bitte hervor, man möge sie am Nachmittage das Indianerspiel mitmachen lassen. Sie wolle „Olitipa, die Prairieblume", sein, sie würde auch gar nicht hinderlich sein, sondern ganz still im Wigwam sitzen und Kränze winden.

Die Zwillinge fuhren heftig auf, wollten nichts davon wissen und meinten, Olga würde ihnen das Spiel stören, aber auf Pauls und Willis Fürsprache gaben sie es schließlich zu. Auch die Mama erlaubte es, nachdem ihr Richard versprochen, dafür zu sorgen, daß Olga nicht zu Schaden käme.

Die Kleine ward dunkelrot vor Freude, umarmte aus Dankbarkeit erst Richard, dann die Mama und stürmte davon, um den kleineren Geschwistern das hohe Glück zu verkünden, daß sie Prairieblume in den Kusseln sein würde.

Die Zwillinge und Richard hatten mit Doktor Stefan mehrere Zimmer eines Seitenflügels des Schlosses inne. Hierher führten sie die Strandower, um ihnen ihre Sammlungen, die zwei Zimmer in Schränken und Glaskasten anfüllten, zu zeigen. Die gute Ordnung darin war wohl Doktor Stefan zu danken, denn Egon und Erwin schienen sich wenig aus dem Besitz dieser seltenen Steine, Muscheln und Pflanzen, Wappen, Siegel und Briefmarken zu machen.

Für Paul war es jedoch hochinteressant, er vertiefte sich mit dem Hauslehrer in die Besichtigung der Seltenheiten, während Willi mit den andern das Waffen-Arsenal musterte und Ratschläge zur Indianer-Equipierung gab.

Ehe die Strandower sich verabschiedeten, bat Paul Richard, etwas auf der Geige zu spielen. Richard zögerte, dann sagte er: „Bitte, nicht jetzt!"

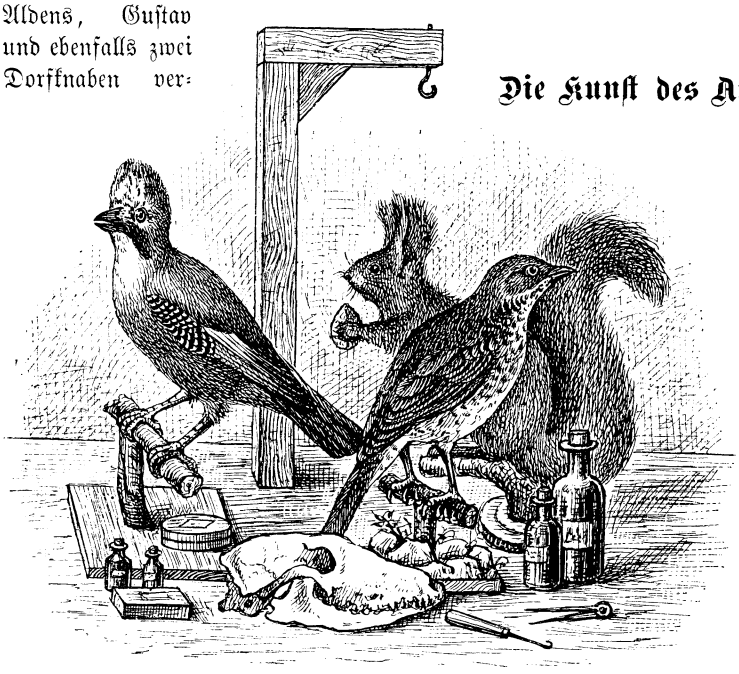
„Der Künstler hat Launen!" bemerkte Egon etwas spitz.

Richard errötete und sagte nach einer Pause: „Ich möchte für Paul gern recht schön spielen, das kann ich im Walde besser als jetzt hier. Ich werde meine Geige mal in den Wald mitbringen."

Paul bat ihn, dies Versprechen nicht zu vergessen und dann trennte man sich mit dem Gruß: „Auf Wiedersehen um 5 Uhr in den Kusseln!"

Das Indianerspiel verlief nicht minder gelungen wie das Räuberspiel. Paul, Willi und Richard nebst zwei Knaben des Dorfes bildeten den Stamm der schwarzen Aare, da sie alle mit einer schwarzen Federkrone aus Raben- oder Krähenfedern

geschmückt waren. Die Erwähnung als niederen Ursprungs ihres Hauptschmuckes ward von den schwarzen Aaren standhaft verleugnet oder gar blutig gerochen. Die Aldens, Gustav und ebenfalls zwei Dorfknaben ver-



Der Arbeitstisch des Ausstopfers.

einigten sich zum Stamm der Jaguare, deren vornehmste Stammeigentümlichkeit in dem Hervorbringen eines nervenerschütternden Kriegsgeheuls bestand.

Beide Stämme errichteten sich je auf einem Hügel einen Wigwam aus Nadelholzzweigen. Olitipa hielt sich zu den schwarzen Aaren, um in Richards Schutz zu bleiben, da aber die Jaguare immer bemüht waren, die Blume der Prairie zu entführen, ward das Kriegsbeil zwischen den Nachbarstämmen beständig ausgegraben und die lange Friedenspfeife mit Kirschblättern trat selten in Aktion. Um auch ein weibliches Wesen im Wigwam zu haben, warben die Jaguare sich schließlich ein kleines Bauernmädchen, das mit den bloßen Füßen und der roten Ebereschenschnur um den braunen Hals sich vorzüglich zur Indianerin eignete und auch gern bereit war, Wurzeln zu graben und Mokkassins zu flicken. Wegen ihrer schwarzen Augen erhielt sie den Namen „Brombeere".

Während eines Raubzuges gelang es indessen Willi, Brombeere zu entführen, damit sie Olitipa Gesellschaft leiste und nun entspann sich ein harter Kampf zwischen den schwarzen Aaren und den Jaguaren, so daß es ohne Beulen und Schrammen nicht abging und daß Willi Mühe hatte, seinen treuen Begleiter Delph von einem erfolgreichen Eingreifen mit seinen Pranken und Zähnen zurückzuhalten. Dergleichen diente aber nur zur Würze des köstlichen Unternehmens. Indem die Knaben mit ihren Spielen beständig wechselten und sie nach vorher festgesetzten Plänen durchführten, gelangen ihre Nachmittagsunterhaltungen alle aufs beste.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst des Ausstopfens von Vögeln und Säugetieren.

I.

Das Sammeln und Aufbewahren von allerlei Tieren ist von jeher eine Liebhaberei der Jugend gewesen, aber das Erhalten dieser sterblichen Hüllen erstreckt sich meist nur auf die Insekten. Und da beruht dies Aufbewahren nicht eben auf viel Mühe. Käfer und Schmetterlinge werden aufgespannt und bleiben, während ihre inneren, weichen Teile eintrocknen, fast ohne sein Zuthun dem Sammler erhalten. Was anderes aber ist es hinsichtlich der höheren Tierklassen, vor allem bei den Vögeln mit ihrem prächtigen Gefieder und dann bei den Säugetieren. Diese unsere Lieblinge, seien sie nun in der Gefangenschaft gestorben, oder sind wir sonst in den Besitz eines toten Tieres gekommen, erfordern für ihre Erhaltung weit mehr Arbeit, Geschick und Fleiß. Darum ist die Beschäftigung des Ausstopfens, abgesehen von den Leuten, die sie gewerbsmäßig betreiben, wohl auch in nur engen Kreisen geblieben.

Sehen wir uns die Hauptbedingungen, die sich an die Kunst des Ausstopfens knüpfen einmal näher an und besprechen wir zunächst die wichtigsten Gerätschaften, die wir zu unserem Zwecke nötig haben. Sie sind alle ohne große Geldmittel zu beschaffen, zum Teile sogar leicht selbst herzustellen.

Am besten man hat dazu einen eigens für diese Zwecke hergerichteten Tisch. Derselbe besteht aus glatt gehobelten (nicht polierten oder angestrichenen) Brettern, ist etwa 1 m lang und ½ m breit. Er enthält eine Schublade zum Aufbewahren des nötigen kleineren Handwerkszeuges. Auf diesem Tische ist der sogen. Galgen angebracht, eine Vorrichtung, um die abzubalgenden Tiere daran aufzuhängen. Er besteht aus dem Stabe a, der 50 bis 60 cm lang und etwa 2 bis 3 cm dick mit dem einen Ende fest in der Tischplatte eingezapft ist, am andern einen Arm b trägt, der dieselbe Dicke wie a, hingegen eine Länge von 17 bis 22 cm hat und an a mittels c festgefügt ist. Kurz vor dem Ende hat b eine Durchbohrung und in dieser den Haken d. In den letzteren können andere, von der Gestalt, die e zeigt, eingehangen werden. Dieselben sind in verschiedener Stärke notwendig und müssen an dem einen Ende zugespitzt sein.

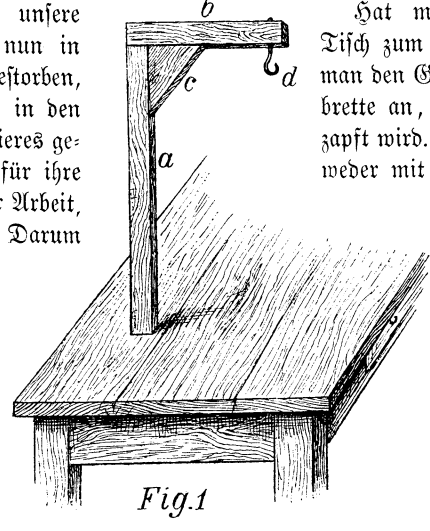


Fig. 1

Die Kunst des Ausstopfens: Modell des Galgens.

Hat man keinen besonderen Tisch zum Ausstopfen, so fertigt man den Galgen mit einem Fußbrette an, in das er fest eingezapft wird. Dies Brett wird entweder mit einem Schraubstock auf dem Tisch oder Fensterbrett befestigt oder (und dann muß es hinreichend groß sein) durch Auflegen von Steinen oder Gewichten gehalten.

Arbeitet man in einer Dachkammer, so kann man den Galgen auch durch Einschrauben eines Hakens in einen hinreichend niedrigen Balken ersetzen.

Das zweite und letzte notwendige größere Gerät sind die Gabeln, zum Trocknen der ausgestopften Vögel. Die-

selben haben eine Gestalt, wie Fig. 4 zeigt, und bestehen aus dem Stabe a, der auf dem Fußbrette b mittels einer Schraube aufgeschraubt oder in dasselbe eingezapft ist. a ist am oberen Ende abgeschrägt und trägt zwei spitze Eisenstifte, die am besten aus großen Nähnadeln hergestellt werden, die man mit dem Oehr in dem Holze befestigt. Zwei solcher Gabeln werden wohl in den meisten Fällen genügen, die eine etwa 15, die andere gegen 7 cm hoch.

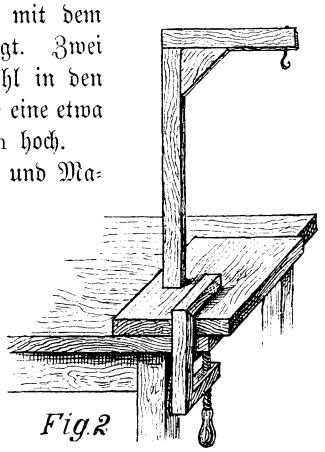


Fig. 2

Die Kunst des Ausstopfens: Der Galgen mit Fußbrett durch den Schraubstock befestigt.

Die übrigen Werkzeuge und Materialien, die wir nötig haben, werden wir an den betreffenden Stellen erwähnen und beginnen daher jetzt gleich mit dem Ausstopfen der Vögel.

Ob das Ausstopfen der Vögel oder der Säugetiere mehr Schwierigkeit bietet, ist eine Frage, über die man streiten kann: haben die Vögel eine dünnere Haut wie die Säugetiere, die man leicht zerreißt, so weisen sie dafür ein dichtes Gefieder auf, was leichter, wie bei den Säugetieren die Haare, einen Fehler deckt; jedenfalls aber wird man mehr Gelegenheit haben, seine Kunst an Vögeln als an Säugetieren zu bethätigen.

Zum Anfange wähle man weder zu kleine, noch zu große Tiere, Vögel in der Größe einer Taube mögen für den Lernenden zum Ueben die besten sein.

Ehe man zum Ausstopfen schreitet, unterzieht man das betreffende Exemplar einer Prüfung, die sich zuerst auf die Beschaffenheit des Gefieders richtet. Dieses darf nicht allzu bedeutend verletzt sein, etwa ganze Federpartien fehlen; Kopf und Klauen des Vogels müssen noch wohlerhalten und das Tier darf noch nicht lange tot sein. Bei Vögeln, die schon einige Zeit liegen, löst sich allerdings die Haut schneller, sie ist aber viel zarter und zerreißt leichter als bei frischgetöteten Exemplaren. Am besten eignet sich denn auch zum Betriebe des Ausstopfens die kältere Herbst- und Winterszeit, da man die Tiere dann länger liegen lassen kann, ohne daß sie schlecht werden. Aber auch dann balge man das Tier baldmöglichst ab, jeder Aufschub erschwert nachher die Arbeit.

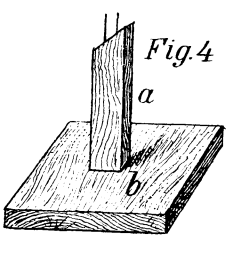


Fig. 4

Die Kunst des Ausstopfens: Die Gabeln zum Trocknen der ausgestopften Vögel.

Ein Vogel, dessen Gefieder infolge von Wunden mit Blut befleckt ist, muß einer Waschung unterzogen werden, ein Geschäft, das ziemlich mühsam ist und sorgfältig verrichtet sein will.

Man nimmt zu diesem Ende warmes Seifenwasser und wäscht das Blut mit einem Schwämmchen ab, ohne dabei aber mehr Gefieder naß zu machen, als nötig ist. Die Federn werden durch mehrmaliges Aufdrücken von Fließpapier und reiner Leinwand wieder getrocknet und mit einer Nadel wieder in die richtige Lage gebracht. Sollten sie noch zusammenkleben, auch wenn kein Blut mehr zu sehen ist, so muß die Waschung wiederholt werden.

Nun legt man den Vogel auf ein Stück Papier auf den Rücken vor sich hin und zwar so, daß man den Steiß (Schwanz) desselben zum Gesicht zugekehrt hat. Zur Hand ist außer einem, besonders an der Spitze scharfen Messer eine Pincette, ein Kästchen mit Sägemehl und Fließpapier. Man teilt das Gefieder des Vogels auf dem Bauche beim Brustknochen anfangend (der durch Fühlen auf der Brust des Vogels gefunden wird) bis zum After (der Oeffnung zur Ausscheidung der Exkremente) in einer geraden Linie nach beiden Seiten. Dadurch wird ein Streifen Haut freigelegt, der uns die Schnittlinie zeigt. Nun machen wir einen Schnitt mit dem Messer unmittelbar rechts oder links neben dem Brustbein hinfahrend bis zum After, so daß die Haut (aber nicht die tieferen Teile!) durchschnitten wird. Dann lockert man mit einem Falzbein (das man aus Holz schneidet) und mit den Fingern die Haut auf beiden Seiten der Schnittlinie. Zunächst arbeiten wir nach den Knieen hin und suchen diese freizulegen. Dies geschieht dadurch, daß wir die Haut so weit als möglich zurückstreifen, dann die Klauen des Vogels fassen und durch Schieben derselben nach innen das Kniegelenk enthäuten. Dann wird das Gelenk (nicht etwa die Haut mit!) durchgeschnitten, so daß das unter dem Knie befindliche Stück, das Schienbein, an dem Laufknochen, also an der Haut, der Oberschenkel dagegen am Körper bleibt. Ist dies auf beiden Seiten geschehen, so arbeitet man nach dem After zu, die Abtrennung desselben vom Körper ist der schwierigste Teil der Abhäutung. Man sucht dabei seitwärts vom After etwas freies Feld zu gewinnen, den Steiß von der Haut zum Teil zu lösen und hohl zu legen; darauf trennt man die Haut auf der Innenseite des Federkranzes, der die Afteröffnung umgibt, vom Darmkanal. Man hüte sich dabei, den Darmkanal zu verletzen, da sonst das Gefieder leicht beschmutzt wird. Jede ausfließende Flüssigkeit des Körpers, an der die Federn festkleben, wird mit Sägemehl und Fließpapier aufgetrocknet.

Hiermit sind die Hauptschwierigkeiten der Abhäutung überwunden. Man durchschneidet den Steiß unmittelbar vor dem Ansatze der Schwanzfedern und löst ihn durch Dazwischenschieben der Finger von der Haut.

Nun bringt man den Vogel an den Galgen, indem man einen entsprechend starken Haken in den Steißknochen bohrt und den Vogel dann mit dem Kopf nach unten aufhängt. (Der Vogel hat dann eine Stellung, die Fig. 5 zeigt.) Man löst jetzt mit den Fingern gleichmäßig um den ganzen Körper herum die Haut, bis man an die Schultern kommt. Hier streift man gerade so wie vorher bei den Beinknochen durch Schieben die Haut von den Flügelknochen zurück und durchschneidet darauf das Ellenbogen- (nicht etwa Schulter-)Gelenk. Ist dies auf beiden Seiten geschehen, so ziehen wir vorsichtig die Halshaut, indem wir sie umfassen, ab. Nur stellenweise wird es nötig sein, Verbindungen zwischen Haut und Körper mit dem Messer zu durchschneiden; vorkommenden Falles halte man das Messer so, daß man die Haut nicht zerschneidet.

Fig. 3

Die Kunst des Ausstopfens: Der Aufhänger.

Zum ersten Ausflug.

„Wenn das Wetter schön bleibt," sagte beim Mittagsmahl der Vater, so können wir morgen eine Fußtour machen. Es grünt und blüht alles in der

frischen, von neuem belebten Natur und ein größerer Spaziergang wird uns daher ganz gewiß große Freude gewähren!

Wenn das Wetter schön bleibt! Wer das doch erraten könnte! Denn fast scheint es, als ob jede Wetterprophezeiung gerade so unsicher ist, wie die Zukunft, die alle unsere Pläne, Hoffnungen und Wünsche einschließt. Der Abend kam. Die Familie saß wieder um den Tisch. Nun, wie wird das Wetter? Das war die erste Frage.

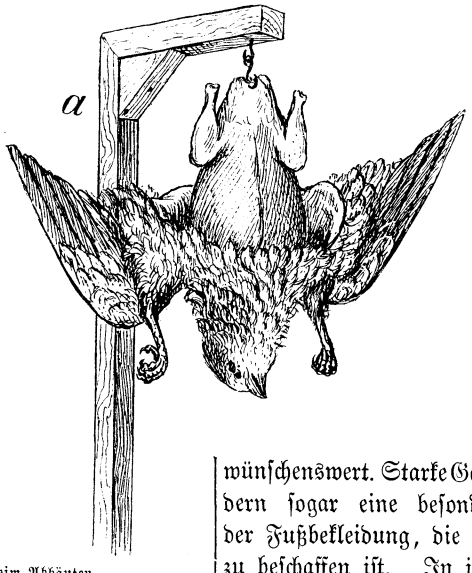
Es waren gegen Abend dichte Wolken aufgetreten am Horizont, der sich nunmehr wieder geklärt. Alle waren deshalb einig, daß es „schön bleibe". Karl hatte die Spinnen beobachtet, die noch bis zum späten Abend fleißig ihre Seile drehten, angeblich ein günstiges Zeichen für den kommenden Tag. Hans wußte vom Laubfrosch, Kurt vom Blutegel sichere Anzeichen für heiteres Wetter zu berichten. Die Mutter sprach vom Barometer und deutete auf die Federwolken, in welche die massigen Haufenwolken sich aufgelöst. Sie verkündete mit Sicherheit einen schönen Tag. Nun sagte der Vater: „Es kommt eben alles darauf an, was man als schönes Wetter bezeichnen will. Und schön für einen Spaziergänger ist doch nicht der brennende Sonnenschein, sondern mäßig bedeckter Himmel, man wandert doch leichter im Schatten als beim Sonnenschein." Und damit zog er die Abendnummer der Zeitung aus der Tasche und verlas den wißbegierigen Kindern die Wetterprognose für den kommenden Tag. „Bei leichtem nördlichen Wind ist wechselnde Bewölkung, bei mangelndem oder geringem Niederschläge zu erwarten."

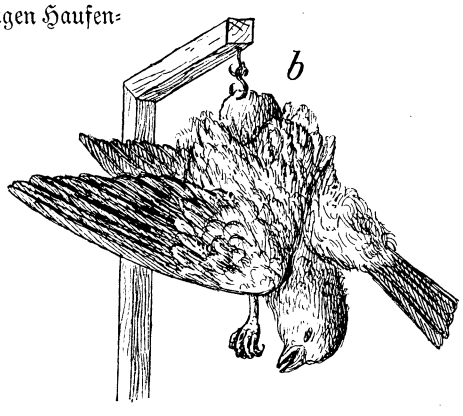
Der Entschluß zur Reise ward nunmehr gefaßt. Der Vater als vorsichtiger Mann und erfahrener Fußgänger revidierte zuerst die Kleidung. Das war ein sehr glücklicher Gedanke, denn ohne diese Vorsichtsmaßregel würde er wohl die Rückreise zu Fuß nicht haben machen können, so viele würden sich „marode" gemeldet haben. Die meisten wollten ihre neuen Sommerkleider, einige sogar neue Fußbekleidung anlegen, trotzdem es als erste Forderung vorzunehmender Fußmärsche gelten muß, nie ein Kleidungsstück und namentlich nicht Stiefel zu wählen, die nicht schon getragen sind. Blasen, Wundsein, der gefürchtete „Wolf" sind nur die Folgen unpassender Bedeckung. Eine Menge praktischer Regeln wurden durch diese Belehrung den Kindern verständlich:

Jedes Kleidungsstück muß sich erst den Bewegungen des Körpers anpassen, ausgedehnt oder gefaltet werden, wenn es nicht durch Druck, Reibung lästig werden soll. Ob im übrigen Wolle, Baumwolle, Leinen zu wählen, wie viele Lagen von Kleidungsstücken auf der Haut zu tragen sind, richtet sich ganz nach Witterung, Grad der Anstrengung, Gewohnheit und Geschmack. Die Wärmebildung, der Grad der Verdunstung, die Schweißabsonderung ist beim einzelnen ganz verschieden und stellt dementsprechend ganz verschiedene Anforderungen. Die Jugend bedarf wegen der größeren Wärmebildung im allgemeinen einer leichteren Bekleidung als das Alter, doch ist auch hier Gewöhnung wesentlich entscheidend für die Wahl der passenden Kleidung. Es ist aber ein trauriges Zeichen der Zeit, daß der Mensch auch in dieser Beziehung zum Gegenstand kaufmännischer Spekulation gemacht wird, indem man ihm bald ein System in Wolle, bald Baumwolle aufdrängt. Sorgfältige Beachtung erfordert die Fußbekleidung. Hier ist es zunächst der Strumpf, welcher glatt und weitmaschig gearbeitet sein und gut anliegen muß, um nicht bei längeren Fußtouren, die infolge der beständigen Feuchtigkeit leicht quellbare Oberhaut abzulösen und zur Entstehung von Geschwüren Anlaß zu geben. Zur Verhütung dieser Uebelstände sind sogen. Fußlappen ungemein empfehlenswert, weil sie sich allenthalben dem Fuß gleichmäßig anschmiegen und bei etwaigem Druck sofort anders gestaltet werden können. Ob Wolle, Vicogne, Baumwolle, Leinen zu wählen ist, richtet sich ganz nach individuellen Bedürfnissen. Meist empfiehlt es sich aber für Fußgänger, die kleine Unbequemlichkeit nicht zu scheuen, ein Paar Strümpfe mit sich zu nehmen und sie, sobald Halt gemacht worden, zu wechseln, eine geringe Mühe, die sich meist zum Nutzen des Wohlbehagens und Wohlbefindens ungemein belohnt.

Auch über das Material, Form und Anpassung der weiteren Fußbekleidung, der Schuhe und Stiefel lassen sich allgemeine Regeln schwer geben. Es richtet sich dies ganz nach dem Einzelfall. Manche kleine Tour wird von einem leichten kalblederner, vielleicht recht defekten Stiefel glücklich überwunden, andere Märsche machen Schmier- oder Schnürstiefel wünschenswert. Starke Gebirgstouren erfordern sogar eine besondere Konstruktion der Fußbekleidung, die nicht allenthalben zu beschaffen ist. In jedem Falle prüfe man aber, ob die in Aussicht genommene Fußbekleidung auch den zu stellenden Forderungen entspricht, und wird durch diese Vorsicht manche bittere Erfahrung vermieden. Hat man dann auch noch ein Fußbad genommen und Nägel, etwaige Hühneraugen so vorbereitet, daß sie vor Druck geschützt sind, so begebe man sich stolz zu Fuß.

Fig. 5, a





Die Kunst des Ausstopfens: Die Stellungen des Vogels beim Abhäuten.

Dies geschah am kommenden frühen Morgen. Mit frischem, frohem Mut zog unsere kleine Kameradschaft hinaus ins Freie. Singend und springend, die Botanisierbüchse auf dem Rücken, die Feldflasche, gefüllt mit einem Labetrunk, an der Seite, tummelten sich die kleinen Naturforscher des Wegs entlang über Berg und Thal, durch Feld und Wald.

Manche schöne Erzählung, aber auch gute Ratschläge, wohl gemeinte Belehrungen wurden ihnen zu teil. Sie er-

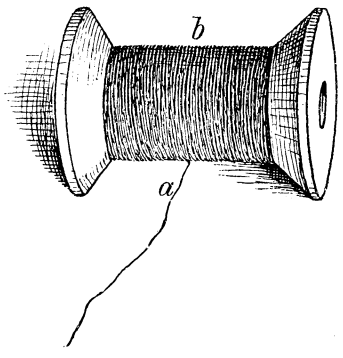
fuhren, daß es der Gesundheit sehr nachteilig werden könne, wenn man sich bei erhitztem Körper auf kalten Boden niedersetzt, ebenso das Trinken von frischem Wasser bei erhitztem Körper, daß aber, sobald dieser etwas abgekühlt und wieder in Gang gekommen ist, gerade aus Gesundheitsrücksichten reichliche Aufnahme von Wasser bei anstrengenden Fußmärschen geboten sei, um den infolge anhaltender starker Verdunstung erheblich zunehmenden Wasserverlust und die hohe Temperatur des Körpers auszugleichen. Sie wurden belehrt, daß das Bergsteigen die günstigsten Erfolge für Erweiterung des Brustraumes, Kräftigung der Muskeln sowie aller Funktionen aufzuweisen hat, daß aber für diese Bewegung vor allem der Grundsatz gilt: „Eile mit Weile," langsamer Anbeginn und allmähliches Fortschreiten, damit nicht das Wort zur Wahrheit werde: „Die Ersten werden die Letzten sein."

Das Wetter blieb den ganzen Tag trüb, wenn auch vom Regendach, das mehrere der Kameraden statt des viel nützlicheren Plaids bei sich führten, ein Gebrauch nicht gemacht wurde. Das Barometer, der meteorologische Wetterbericht hatte gesiegt über Spinnen, Blutegel und Laubfrosch. Trotz düsterer Witterung blieb aber die Stimmung sämtlicher Touristen vom Aufbruch bis zur Rückkehr am späten Abend eine überaus heitere und fröhliche, ganz im Sinne des Spruches:

Wer reisen will,
Der schweig fein still,
Nehm' wenig mit,
Geh Schritt für Schritt,
Steh auf am frühen Morgen,
Und laß daheim die Sorgen.

Eine eigentümliche Erscheinung.

Legt man eine Rolle Zwirnfaden so vor sich auf den Tisch — wie in obenstehender Zeichnung —, daß der Faden unterhalb der Rolle ungefähr einen Fuß lang hervortritt, erfaßt denselben und zieht ihn zu sich, so sollte man glauben, es müsse sich die Rolle nach der entgegengesetzten Seite hin bewegen und sich abwickeln. Es ist dies aber nicht der Fall, vielmehr rollt sich die Rolle in der Richtung des angezogenen Fadens auf. Wird jedoch die Rolle umgekehrt, so daß das Ende des Fadens oberhalb der Rolle bei b hervortritt, so rollt sich dieselbe beim Anziehen ab. Es hängt diese Erscheinung zweifelsohne mit der Veränderung des Schwerpunktes, also mit der veränderten Lage der Rolle, und mit der verschiedenartigen Kraftäußerung des angezogenen Fadens



Eine eigentümliche Erscheinung.

zusammen. Wir wollen jedoch den Physikern von Fach die wissenschaftliche Erklärung dieser für das Auge eigentümlichen Erscheinung anheimgeben.

Die schwebende Nähnadel.

Dieses hübsche Experiment ist eine Wirkung des Magnetismus. Außer dem sich produzierenden Gegenstand, der Nähnadel, ist dazu ein Hufeisenmagnet erforderlich. Man fädelt die Nähnadel ein, nimmt den Faden doppelt und schneidet ihn auf eine Länge von etwa 24 cm ab. Den Magneten legt man vor sich auf den Tisch, mit den Polen nach vorne, und magnetisiert die Nadel durch Streichen in einer einzigen Richtung auf dem Pole S. Nach jedem Strich wendet man den Magneten um. Dann faßt man den Faden etwa in der Länge der Nadel zwischen Daumen und Zeigefinger und läßt die Nadel über ihrem Pol schweben, so daß die Spitze $2\frac{1}{2}$ cm über demselben steht, und bringt sie in Schwingung, bis sie sich in horizontaler Lage über dem andern Pol N befindet. Wenn dies in geeigneter Weise geschieht, so wird sie über den beiden Polen eine schwebende Lage annehmen, in welcher sie so lange bleiben wird, als man den Faden ruhig festhält. Diese merkwürdige Wirkung wird durch drei gleichzeitig in Thätigkeit stehende Ursachen hervorgebracht. Erstens durch die Anziehung des linken Poles S auf die Nadelspitze; zweitens durch die Abstoßung des rechten Poles N ebenfalls auf die Nadelspitze; drittens durch die Anziehung des rechten Poles N auf das Ende der Nadel, wo sich das Oehr befindet.

Ein Virtuos auf dem Kinn.

In den dreißiger Jahren lebte ein Virtuos auf dem Kinne, Namens Michael Brai. Derselbe war aus Mainz gebürtig und zeigte schon in früher Jugend eine außerordentliche Neigung zur Musik; allein seinen Eltern fehlte es an Mitteln, sein Talent ausbilden zu lassen. Der Wunsch, sich in der Musik auszuzeichnen und eine gewisse Sucht nach Originalität, brachten ihn später dahin, Melodien ganz richtig mit den Fingerknöcheln auf seinem Kinn zu spielen. Durch unermüdeten Eifer und ununterbrochene Uebung gelang es ihm, auf seinem Kinne die schönsten musikalischen Stücke auszuführen, und bald reiste er umher, um sich hören zu lassen. Er ging selbst nach London, wo er vielen Beifall fand. Er spielte Lieder, Walzer 2c. mit eigenen Variationen. Alle Welt war erstaunt über seine Fertigkeit und fand daran Vergnügen. Sein Spiel, das ihm keine Schmerzen und wenig Mühe verursachte, wurde von seiner Frau unterstützt, die deutsche Lieder zur Guitarre sang, wobei ein Violinspieler mitwirkte. Die Töne, welche Brai auf seinem Kinn hervorbrachte, glichen in manchen Stücken den Kastagnetten, waren aber mannigfacher.

Rösselsprung.

	herz	te	nem	das		
a-	an-	det	schen-	schnei-	kei-	
selbst	lei-	Men-	ist	bes-	und	al-	Schnitt
ber	den	lie-	dern	le	von	det	dern
ber	te	als	da	re	an-	den	selbst
Schnitt	das	je-	bes-	ist	E-	schnit-	die
	daß	lit-	del-	te.	and-	der	
		Der	es	te	stein		

Arithmogriph.

1 bis 5 war einst Minister
In dem Land der Preußen;
6 bis 9 möcht uns ein Nachbar
Gar zu gern entreißen.
Sieh, mit Hammer und mit Meißel
Schafft sein Tagwerk 1 bis 9,
Braucht dazu 1, 2, 3, 4, 5 —
Sag mir, Freund, wer mag es sein?

Logogriph.

Onkel Rudolf singt's mit b,
Braucht auf Reisen es mit p,
Trinkt von dem mit f sein Bier,
Ist gar wohl gewogen mir;
Bringt es drum — das weiß ich ja,
Nie entgegen mir mit h.

Veränderungsspiel.

Die Anfangsbuchstaben und die Reihenfolge nachstehender Wörter sind so zu verändern, daß in richtiger Reihenfolge die neugefundenen Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Klassikers ergeben.

Taube	Sand
Rang	Thor
Loch	Gabe
Welt	Ilse.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 38.

„Kunst, Gunst, Dunst."

Auflösung der Scharade in Nr. 38.

„Beifall."

Auflösung des Mosaikrätsels in Nr. 38.

„Rose, Omar, Saal, Erle."

Fragen und Antworten.

L. L. in **Cassel.** Der Postdienst bedingt im allgemeinen die Reifeprüfung an einem (Real-)Gymnasium, akademische Bildung dann, sobald bestimmte technische oder juristische Befähigungen vorausgesetzt sind. Es ist gewöhnlich eine dreijährige Praxis nötig, während dieser Zeit der Eleve sich selbst zu erhalten hat. Nach abgelegter Sekretärprüfung folgt Ernennung zum Sekretär, später zum Postmeister, Oberpostsekretär u. s. w. Höhere Stellen, wie, Inspektor, Rat, Oberpostrat, stehen nur dem offen, der eine zweite fachliche Prüfung ablegt. Beamte, welche mit Geld oder Wertsachen zu thun haben, müssen Kaution von 200 bis 9000 Mark leisten.

Carlos Hebbel in **Valparaiso** wird von einigen deutschen Kameraden um baldige Antwort gebeten.

Visarion Roman in **Hermannstadt, Bruckthalgasse,** möchte mit einigen Kameraden, die es verstehen, „schöne und kunstvolle" Laubsägearbeiten auszuführen, in Korrespondenz treten.

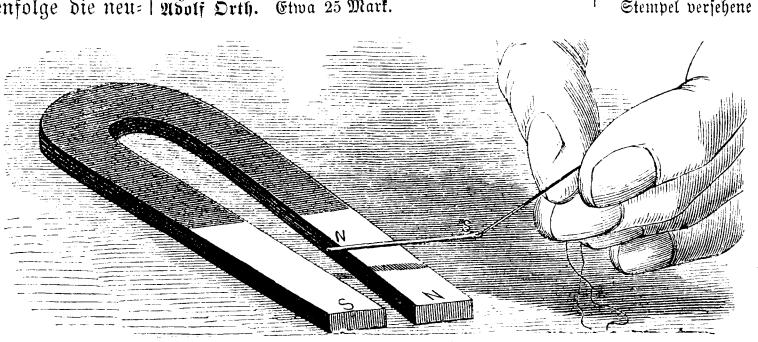
Richard in Treptow schreibt: Lieber „Guter Kamerad!" Hoffentlich störe ich nicht! Ich, Richard Calor, Dein Abonnent von Anfang an, Obertertianer, 12 Jahre alt, 1,60 m lang, schwärme für Dich und drücke Dir hiermit meine unbegrenzteste Hochachtung aus! (was wir mit kameradschaftlichem Gruße erwidern! Die Red.) Mit meiner Schwester, natürlich Kränzchenschwester, bestehe ich sehr oft grimmige Kämpfe, ob „Du" oder das „Kränzchen" vorzüglicher ist; bis jetzt besteht noch jedes auf seiner Meinung und gibt nicht nach. (Recht so, nur nicht nachgeben! Die Red.) Teile, bitte, den Kameraden, welche gerne zeichnen, auch mit, daß ich einen Zeichenapparat kenne, welcher sehr praktisch ist. Voilà: Legt man links von sich eine Vorlage (C) hin, rechts neben sich das Papier, worauf man zeichnen will (D), und befestigt zwischen C und D eine Glasplatte (gewöhnliches Fensterglas), so daß sie senkrecht steht (E), so erblickt man (wenn D etwas beschattet ist! Die Red.), von C durch E sehend, das genaue (doch verkehrte! Die Red.) Spiegelbild von C auf D. Der Stift ist zu lenken, indem man von C aus durch E sieht. — Ferner frage ich Dich: Kannst Du ein Rezept gebrauchen, wie man sich mit wenig Kosten selbst Eau de Cologne machen kann? (Ja, das wäre was fürs Kränzchen! Wir Kameraden parfümieren uns ja nicht! Die Red.) Bitte, sage auch dem Setzerlehrling, ich hätte schon einen Brief für ihn in petto; ich finde, er ist ein schneidiger Kerl! (Ist bestens ausgerichtet! Mit Gruß die Red.)

Liebe Kameraden! Will vielleicht einer von Euch die Güte haben, mir eine Anleitung zur Herstellung eines unzerreißbaren Lassos zu senden? Ich würde mich sehr gern durch schöne Marken dankbar erweisen. Es grüßt Euch: R. Peltasohn in Liegnitz in Schlesien, Luisenstraße 24 II.

„Der große Adler" in **M.** fragt: Wo kann man abgestimmte Glocken kaufen, welche die musikalischen Clowns im Cirkus haben? Und zu welchem Preise?

P. S. in **H.** Wie man „Tinten- und Fettflecke" reinigen kann? Freund, das wissen wir nicht!

Adolf Orth. Etwa 25 Mark.



Die schwebende Nähnadel.

G. Groß. Abreibung mit Schmirgelpapier wird wohl helfen.

J. J. Hazal Pascha. Diese Grammatik kann jede Buchhandlung liefern.

Karl Sch. in **Wels.** Du kannst den Brief an Hobble-Frank auch uns senden, wir wollen die Zustellung besorgen. Der biedere Moritzburger ist, wie Du weißt, ein unruhiger Geist und auf Villa „Bärenfett" daher nicht zu jeder Stunde anzutreffen.

F. G. & Co. Am besten wird es sein, den Kahn mehrmals mit Oelfarbe anzustreichen.

A. Schmidt. Die Blindschleiche füttert man mit Regen- und Mehlwürmern, mit Nachtschnecken; die Eidechsen ebenfalls mit Mehl- und Regenwürmern, mit Kerfen, Küchenschaben, Ameisenpuppen, Fliegen, rohem Fleisch. — Für den fidelen und hochberühmten Setzerlehrling laufen so viele Grüße ein, daß wir es gar nicht mehr vermögen, dieselben einzeln zu bestellen.*)

Alfred H. in **Wien.** Mache einen Brei aus Pfeifenthon, bedecke damit den Fleck, ohne zu reiben. Nach 24 Stunden wische den Auftrag ab und es wird auch der Fleck verschwunden sein. Ist der letztere jedoch sehr alt, muß das Verfahren wiederholt werden.

Große Schlange. Die Smaragdeidechsen sind aber auch nicht dazu da, daß man sie mit dem Handschuhklemmer in den Schwanz kneift. Geschieht Dir ganz recht.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Die Knaben fangen an, mir fürchterlich zu werden!

Tauschmarkt.

Robert Stigler in **Steyr, Schweizergasse 5,** hat ein geographisches Frage- und Antwortspiel gegen eine Camera obscura oder einen Stereoskopkasten mit Bildern zu vertauschen. Tauscht Marken von Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Norwegen, Schweden, alter und neuer Emission, gegen Marken der Balkanstaaten.

M. Barber, per Adresse: Herrn **Dr. Josef Barber, Apotheker** in **Czernowitz, Russische Gasse 23,** hat ein neues Buch, ein Spiel, ferner das Textbuch für Kindertheater „Lumpazivagabundus", endlich noch 56 Stück seltener Münzen und viele Briefmarken gegen eine Stirnsche Geheimcamera oder eine Dampfmaschine abzugeben.

A. Schiötz in **Hamburg, Wandsbecker-Chaussee 11,** möchte mit Kameraden in Verbindung treten, die Liebhaber von Terrarien ꝛc. sind. Tausche alle europäischen Eidechsen, Schlangen, Schildkröten. — Am meisten erwünscht sind Frösche und Molche aus den südlichen Ländern, auch außereuropäische.

Moritz Kalteyer in **Koblenz, Clemensstraße 24,** sucht ein gebrauchtes (eventuell beschädigtes) Sicherheitszweirad oder einen photographischen Apparat nebst Zubehör einzutauschen gegen eine Dampfmaschine, ganz aus Eisen, Wert 65 Mk; ferner gegen eine Druckmaschine und vier Photographien der Menschenrassen. Gibt auch andere Gegenstände (z. B. elektrische Apparate).

Rudolf Ibach in **Kiel, Fleetthörn 43,** wünscht mit einem Stenographen (Neu-Stolzeaner) in Korrespondenz zu treten. Auch tauscht derselbe Briefmarken und Ganzsachen, sowie Privatpostmarken.

Ein Anfänger im Münzensammeln ersucht alle Kameraden, ihm doch von ihrem Ueberschusse einige zusenden zu wollen unter folgender Adresse: Wilhelm Georg, postlagernd in Gießen.

E. Kehrer, per Adr.: Herrn **Hofrat Kehrer** in **Heidelberg, Bergheimerstraße 46,** sucht im Tauschwege ein Bicycle oder Tricycle.

Wilh. Hesebeck in **Hamburg, Emsbüttler Chaussee 801,** tauscht eine Dampfmaschine mit kleiner Mühle und Spritmaschine gegen eine Lokomotive.

Franz Sendtner in **München, Ludwigsstraße 2 III,** hat eine Anzahl Schmetterlinge abzugeben.

E. Brook in **Halle a. S., Ulestraße 1,** gibt eine neue Camera obscura gegen einen Rumkorffapparat mit Zubehör.

Wer mir Marken von der Türkei, Gibraltar, Malta, sowie Ganzsachen aller Länder schickt, erhält für jede 10. 3 seltene, für jede 100. 15 seltene. Wer kann mir ferner eine echte gute Sachsen 3 Pfg. rot ablassen und wofür? Ernst Pollak in Erlach bei Wr. Neustadt.

A. Wöldcke in **Greifenberg i. P.** bittet alle lieben, außerpreußischen Kameraden, ihm mit ihrem Tipp-Topp-Stempel versehene Postkarten zu übersenden.

Fritz Petrina in **Prag, Nikolaugergasse 10,** bittet großmütige Kameraden um Zusendung ihrer Markendubletten.

Emil Glogau in **Thorn, W.-Pr., Breitestraße 90 a,** tauscht Zaubersachen, 12 kleinere und 6 größere, mit zahlreichen Anweisungen, ferner einen Elektrophor und ein fast neues Buch (Negergeschichte). Erwünscht wäre mir eine kleine Druckmaschine nebst Lettern und Zubehör, aber auch andere Angebote angenehm.

Habe ein nach der Anleitung des „G. K." gemachtes Theater zu vertauschen. (Kasten ungefähr 1m lang, Prozenium, 1 ägyptischen Tempel, 2 Dörfer, 1 Stadt, 1 Hafen, Nordlicht, 2 Schiffe, 4 Wellen, 12 Leuchter und 8 Dutzend Klammern u. a. Wünsche dafür am liebsten Tiere (Hunde ꝛc.) H. Castenholy in Spandau-Eiswerder.

Willy Benjamin in **Köln a. Rh., Steinstraße 21,** tauscht eine Postkarte, welche in 3 Monaten die Welt umsegelt hat, für seltene Freimarken.

Eine Druckerpresse mit circa 600 Buchstaben hat gegen mindestens 800 Briefmarken oder gegen Maschinchen zu vertauschen: H. Erler in Magdeburg, Heiligegeiststraße 29 I.

Ernst Lohmann in **Hamburg, Eppendorfer Landstraße 132.** Tausche spanische, portugiesische und französische Marken.

M. v. Ivonsky in **Arnau (Böhmen)** bittet seine Kameraden um Zusendung von schönen Steinen (Mineralien); gibt dafür schöne Marken.

H. Wiese in **Altona, Königsstraße 123 I,** gibt für eine Druckmaschine mit Zubehör 355 Freimarken.

Arthur Wiedemann in **Hermannshütte** bei **Modlau (Schlesien)** hat sehr viele und seltene Briefmarken, eine Druckerpresse, Käfer und Schmetterlinge zu vertauschen. Ferner habe jemanden versprochen, schnell 200 außerdeutsche Marken zu schenken. Bitte um Zusendung; jede 25. bekommt eine seltene.

L. Waltz in **München, Göthestraße 7 a III,** wünscht seine gut erhaltene Laterna magica mit 15 Bildern gegen eine gut arbeitende Betriebsmaschine mit Spiritusheizung zu vertauschen.

Die Kameraden aus aller Herren Länder bitte ich, daß sie mir eine Postkarte mit Tipp-Topp-Stempel zusenden möchten. Jos. Röhrl in München, Blumenstraße 33 III.

Jeder Briefmarken- und Ganzsachensammler sende seine Adresse per Postkarte an Karl Kolesa jr., per Adresse: „Le Phénix" in Wien I, Rathausstraße 2.

M. Bing in **Köln a. Rh., Hohestraße 47,** gibt für eine (gut erhaltene) Sachsen 3 Pfg. rot eine Laterna magica, ein schönes Buch (Der Spion von Afghanistan), 130 verschiedene Freimarken, darunter 30 sehr seltene, 14 Münzen, darunter verschiedene Römermünzen, ferner viele Muscheln, ein Seepferdchen und ein paar Seesterne.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Ein Siegesthaler als Lebensretter.

Dem Infanteristen Joseph Schuhmacher von der 3. Kompagnie des 28. Infanterie-Regiments wurde in einer der Schlachten vor Metz ein Siegesthaler aus dem Jahre 1866 zum Lebensretter. Derselbe trug diesen Thaler in einem sogen. Soldatentäschchen auf der Brust. Gerade im Augenblicke, als er sein Gewehr gegen den Feind anlegte, fuhr ihm eine Chassepotkugel gegen die Brust, durchbohrte den Waffenrock, fuhr an der linken Seite wieder heraus und verletzte den linken Oberarm. Zugleich rollte sein Siegesthaler, von der Kugel eingedrückt, zur Erde. Später hinter eine Mauer geführt, um verbunden zu werden, traf General Steinmetz den Blessierten, und als letzterer diesem seinen vielfach durchlöcherten Rock und seinen Retter, den Siegesthaler zeigte, griff der General in seine Tasche und gab ihm einen andern Thaler mit den Worten: Diesen geben Sie aus, mein Sohn, den aber heben Sie zum ewigen Andenken auf!"

Eine interessante Briefkarte.

Das Postmuseum in Berlin besitzt in einer Briefkarte einen interessanten Beitrag aus der Geschichte der Verteidigung Chartums durch General Gordon. Dieselbe ist dem Postmuseum von der ägyptischen Generalpostdirektion zugegangen, nämlich die Briefkarte der letzten ordentlichen Post, welche aus dem belagerten Chartum abgesandt werden konnte. Das in arabischer Sprache abgefaßte Papier trägt das Datum vom 4. November 1884. Es vergegenwärtigt den Zeitpunkt der gänzlichen Unterbrechung jeder geregelten Verbindung Chartums, den Beginn des letzten Zeitabschnitts in seiner Verteidigung, welche nach weiteren vier Monaten zähen Widerstandes mit dem tragischen Untergange Gordons ihren Abschluß finden sollte.

口 艹 十

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Noch waren alle beisammen als ein Diener hereintrat und jedem einen Zettel überreichte, welcher eine halbe Elle breit und zwei Ellen lang war und eine Einladung zum Abendessen enthielt. Diese Zettel waren dann als Servietten oder Mundtücher zu benutzen.

Als sie dann den Speisesaal betraten, wurden sie von dem Mandarin empfangen, welcher sich in großer Gala befand. Er wies einem jeden seinen Platz an. Für die sieben Gäste waren acht Stühle vorhanden. Auf dem achten nahm nicht etwa der Hausherr Platz, sondern dieser letztere postierte sich an die eine Wand des Saales, um die Diener zu dirigieren, von denen jeder Gast seinen besonderen bekam.

Als sich alle gesetzt hatten, deutete der Mandarin auf den Hund und sagte:

„Soll der Urahne sich nicht auch setzen? Es ist ja ein Stuhl für ihn vorhanden."

Degenfeld bemühte sich, ernst zu bleiben. Er gab dem Neufundländer einen Wink und dieser sprang sofort auf den leeren Stuhl und beschaute die schriftliche Einladung, welche sein Diener vor ihn hinlegte. Das sah so drollig aus, daß Turnerstick lachen wollte, was ihm aber von dem Methusalem mit einigen Worten verwiesen wurde.

Nun wurde der erste Gang aufgetragen, welcher aus einer delikaten Fischsuppe bestand. Der Hund beroch seinen Teller. Die beigefügten Gewürze waren seinem Instinkte, seiner Natur zuwider; darum wendete er sich ab; aber

– In dieser Weise machte das Tier das ganze Nachtmahl mit durch und wurde dabei mit einem Eifer und einer Ehrerbietung bedient, als ob es den Rang eines hohen Mandarinen bekleide. –

> Laß die Segel fröhlich schwellen;
> Frisch hinein in Wind und Wellen:
> Fürcht' im Leben Unheil nicht,
>
> Wenn du bei der Wetter Grauen
> Kannst des Kompaß Nadel schauen,
> Weisend nach des Hafens Licht.
>
> Ph. Kniest.

auf einen Wink und ein beigefügtes Wort seines Herrn überwand er sich und leckte gehorsam den Teller leer.

Ganz dasselbe geschah bei den übrigen Gängen. Der Neufundländer war wohlgezogen und hatte früher schon manches genießen müssen, was andere Hunde versagt hätten. Wenn ihm eine Speise nicht behagte, so sah er seinen Herrn an, und sobald dieser den Finger hob, fraß er sie auf.

In dieser Weise machte das Tier das ganze Nachtmahl mit durch und wurde dabei mit einem Eifer und einer Ehrerbietung bedient, als ob es den Rang eines hohen Mandarinen bekleide. Ob der Hausherr dieses Arrangement aus Ironie getroffen hatte, das war dem Methusalem sehr gleichgültig. Es wurde alles in ernster Würde verzehrt, ohne daß dabei jemand ein Wort der Unterhaltung hören ließ, und der Hund zeigte diese Würde in nicht geringerem Grade als seine menschlichen Mitgäste.

Am Schlusse des Mahles überreichte der Mandarin dem Methusalem das gewünschte Verzeichnis der Speisen und fragte dabei, ob er sich der Zufriedenheit seiner hohen Gäste erfreuen dürfe. Er erhielt eine bejahende Antwort, und das mit vollem Rechte. Dann bat er um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen, da er zu gering sei, mit seiner Anwesenheit die Erleuchteten belästigen zu dürfen. Es wurde ihm in gnädigen Worten erlaubt. Natürlich war er froh, von dem Zwange befreit zu sein, welchem er bei ihnen unterworfen war.

Nun gab es noch eine Art Wein, aus gegorenem Reis bereitet, welcher heiß präsentiert wurde. Es war kein wohlschmeckendes, sondern ein sehr fades Getränk, welchem die Gäste dadurch zu entgehen suchten, daß sie baldigst aufbrachen, um sich zur Ruhe zu begeben.

Daß der Mijnheer sich mit dem Essen sehr zufrieden zeigte, verstand sich ganz von selbst. Bald schnarchte er ebenso laut wie auf dem Tausendfuße.

Der Neufundländer hatte noch nie ein solches Lager gehabt wie heute. Er blickte seinen Herrn ganz verwundert an, als dieser ihn in das Bett kommandierte, säumte aber gar nicht, diesem Befehle Gehorsam zu leisten.

„Ja," sagte der Gottfried, welcher dabei stand, „heut jeht's hoch her bei dich, denn du bist ein urahniger Jebieter mit vier Füße und einem Schweife. Aberst komm nur wieder nach Hause! Da schläfst du wie vorher bei mich auf dem Strohdeckel, und wenn du etwa von China träumst, so jibt es Hetzpeitsche ohne Schmorkartoffel. Jehabt dir wohl, und verschlafe dir nicht, denn morjen fliegen wir zeitig aus dem Nest! Jute Nacht auch Sie, oller Methusalem! Ich habe noch die Pipe zu reinigen, damit wir morjen hier in Schao-tscheu keinen stänkerigen Eindruck machen."

Er löschte die an der Decke hängende Laterne aus und ging. Noch war es zeitig am Morgen, als er wieder kam, um seinen Herrn zu wecken. Er meldete, daß sich unten im Hofe wohl ein Dutzend Pferde befänden, welche der Mandarin für seine Gäste requiriert habe, um dieselben sobald als möglich abreisen zu sehen.

Im Speisesaale wurde der Thee getrunken, und dann erschien der Hausherr, um die „Herren mit den langen Stammbäumen" zu ersuchen, sich in den Hof zu bemühen. Degenfeld zählte dort fünfzehn Pferde. Sechs waren zum Reiten und zwei zum Tragen des Palankin für den Mijnheer bestimmt. Den übrigen waren Packsättel aufgeschnallt.

Degenfeld untersuchte die Reitpferde. Es waren kleine, häßliche Tiere, die sich aber später als sehr munter und ausdauernd bewiesen. Das Zaumzeug war leidlich, doch zeigten die Sättel eine unbequeme Gestalt, und die Bügel waren schwer und unbeholfen. Dem konnte aber nicht abgeholfen werden.

Der Methusalem bestieg eins der Tiere, um es zu probieren. Von einem Durchreiten der Schule konnte keine Rede sein, weil es eben keine Schule besaß, doch gehorchte es ziemlich willig dem Zügel und dem Schenkeldrucke.

„Nun, wollen Sie nicht auch einmal probieren?" fragte Turnerstick den Dicken.

„Ik?" antwortete dieser, indem er alle zehn Finger abwehrend ausspreizte. „Ik niet, waarachtig niet — ich nicht, wahrhaftig nicht!"

Er kehrte, um ganz sicher zu sein, daß ein solches Ansinnen nicht wieder an ihn gestellt werden könne, schleunigst nach seinem Zimmer zurück.

Alles, was mitgenommen werden sollte, war schon verpackt. Das waren Speisen, einige Flaschen Raki und sodann vorzugsweise eine bedeutende Anzahl von Decken aus den verschiedensten Stoffen, mit deren Hilfe die Reisenden es sich in den Einkehrhäusern möglichst bequem machen sollten.

Dann führte der Mandarin seine Gäste vor das Haus, wo der Oberlieutenant mit zwanzig berittenen Soldaten hielt. Er trug auf der Brust einen Tuchfleck, welcher die Gestalt des Kriegstigers zeigte, hatte aber gar nicht etwa ein tigerartiges Aussehen. Von kleiner, dürftiger Gestalt, saß er auf einem ebenso dürftigen Rößlein, welches Lockenhaare wie ein Pudel hatte. Desto gewaltiger war der Sarras, welcher ihm von der Seite hing. Rechts und links blickten ihm zwei riesige Pistolen aus den Taschen, von denen aber zu vermuten war, daß sie die löbliche Eigenschaft besaßen, gerade dann nicht loszugehen, wenn geschossen werden sollte.

Ein ebenso unritterliches Aussehen hatten seine Kavalleristen. Sie waren verschieden gekleidet, und verschieden bewaffnet. Der eine hielt einen langen Spieß und der andere ein Gewehr in der Hand, dessen Lauf wie ein Korkzieher gewunden war. Der dritte hatte eine Mordwaffe, von welcher man nicht wußte, ob sie eine Armbrust oder eine Mausefalle sein solle. Der vierte trug eine Keule, aus welcher verrostete Nagelspitzen naiv schauten. Der fünfte hatte einen Bogen ohne Pfeile und der sechste einen Köcher, zu welchem aber der Bogen fehlte. In ähnlicher Weise waren auch die anderen armiert. Das Kriegerischeste an ihnen waren die martialischen Gesichter, welche sie schnitten und die Schrift, welche sie alle auf dem Rücken trugen. Dort stand nämlich geschrieben „Ping", das ist „Soldat".

„Alle Ober- und Unterjötter? Wat sind das für Leute?" fragte der Gottfried.

„Soldaten, Kavalleristen," antwortete der Methusalem.

„Und die sollen mit uns?"

„Jawohl."

„Weshalb denn?"

„Um uns zu beschützen."

„Dat glaube ich nicht."

„Weshalb denn sonst?"

„Wenn ich sie mich so betrachte, so scheint es mich, dat sie mit uns wollen, damit nicht sie uns, sondern wir ihnen beschützen sollen. Nicht?"

„Das letztere ist freilich wahrscheinlicher als das erstere."

„Und wat bedeutet die baumwollene Schrift auf ihren Hinterfronten?"

„Soldat."

„Ah, siehst du, wie du bist! Wat die Chinesigen doch für pfiffige Jungens sind!"

„Inwiefern?"

„Nun, dat ist doch leicht zu erkennen. Diese Soldaten brauchen nicht zu fechten und zu kämpfen. Es ist jar nicht nötig, dat sie ihr edles Leben wagen. Sie brauchen nur auszureißen und dem Feinde den Rücken zuzukehren. Dann liest er dat schreckliche Wort ‚Soldat' und wendet vor Angst auch um und jeht von dannen. So wird durch eine alljemeine Flucht der glänzendste Sieg jewonnen. Ich werde diese Erfindung mit nach Hause nehmen und sie in einem einjeschriebenen Brief an Moltke senden. Vielleicht blüht mich dafür der schwarze Adler erster Jüte mit Brillanten."

„Ja, diese Leute werden uns mehr schaden als nützen; aber wir müssen sie mitnehmen. Unser Rang erfordert es."

„Na, wat würde man in Berlin oder so da in Deutschland herum von unserm Range denken, wenn wir in solcher Jesellschaft anjelangt kämen!"

„Vielleicht würden wir als vagierende Zigeuner per Schub über die Grenze gebracht."

„Und zwar, ohne dat man sich erst vorher die Mühe jäbe, uns nach unserem Impfschein zu fragen. O China, wie habe ich mich in dich jetäuscht! Wie hast du mir in meine Bejeisterung betrogen! Deine Köche will ich loben, aber deine Soldaten kannst du nur jetrost wieder in die Schachtel thun!"

Ganz entgegen diesem Urteile fragte der Mandarin in sebstbewußtem Tone Degenfeld:

„Hat der erleuchtete Gebieter in seinem Lande auch so tapfere Krieger?"

„Sind diese Leute denn tapfer?" fragte der Student.

„Ueber alle Maßen. Sie fürchten selbst den Tiger, das einhörnige Rhinoceros und den wild gewordenen Elefanten nicht."

„Hoffentlich bekomme ich während meiner Reise Gelegenheit, ihren Mut zu erproben."

„Das würde vielen Gegnern das Leben kosten. Wann wünschen die ehrwürdigen Herren diese Stadt zu verlassen?"

„Sobald die Vorbereitungen getroffen sind."

„Das ist bereits geschehen, und es ist alles zum Aufbruche bereit; doch vorher mögen die Vielgepriesenen den Morgenreis bei mir verzehren."

Unter Morgenreis ist Frühstück zu verstehen. Dieses bestand nicht aus so vielen Gängen, wie das gestrige Abendessen. Der Mandarin wünschte nicht, die Anwesenheit seiner Gäste zu verlängern. Als er sah, daß sie von den Speisen nur nippten, machte er ein sehr zufriedenes Gesicht. Dasselbe nahm nur dann einen finstern Ausdruck an, wenn sein Blick auf den Mijnheer fiel. Dieser hatte sich festgesetzt, als ob er heute gar nicht wieder aufstehen wolle, und langte in einer Weise zu, als ob er befürchte, von heut an bis nach Ablauf der Woche nichts Eßbares mehr vor die Augen zu bekommen.

Endlich klappte er sein Messer zu, schob es in die Tasche und sagte:

„Zoo! Heden ochtend word ik niet meer eten; maar vervolgens muet ik een middageten hebben — so! Heut früh werde ich nicht mehr essen; aber nachher muß ich ein Mittagsmahl haben."

Nun begab man sich in den Hof hinab, um aufzubrechen. Eine Rechnung war nicht zu berichtigen. Auch die Trinkgelder kamen in Wegfall, da es einem hochgestellten Chinesen niemals beikommen kann, Dienste zu belohnen, welche er seinem Range nach zu beanspruchen hat. Der Kuan hatte ja sogar die angenehme Wirkung, daß weder für die Pferde noch für die Begleitung oder den mitgenommenen Proviant etwas zu entrichten war.

Unangenehm war nur die häßliche Ceremonie des Verabschiedens. Der Methusalem suchte sie so viel wie möglich abzukürzen, und der Mandarin unterstützte sehr gern dieses Bestreben. Der erstere sagte Dank für die genossene Gastfreundlichkeit und versprach, an geeigneter Stelle derselben rühmend zu gedenken, und der letztere beklagte, die sehr hochwürdigen Gönner nicht noch länger bei sich zu sehen und bewirten zu können. Dann stieg man zu Pferde.

Außer dem Dicken hatten alle schon früher im Sattel gesessen. Selbst Richard hatte den Onkel Methusalem oft in den Tattersall begleitet und da einen kleinen Ritt gemacht. So war also nicht zu befürchten, daß einer sich vor den Bewohnern von Schao-tscheu blamieren werde.

Die Sänfte war in der von Degenfeld angegebenen Weise an zwei Pferden befestigt worden. Der Dicke stieg ein, und der Gottfried machte Feuer, damit die Wasserpfeife in Brand gesteckt werden könne. Dann setzte sich der Trupp in Bewegung, von dem Mandarinen unter tiefen Bücklingen bis vor das Thor begleitet, wobei ihm seine Untergebenen eifrig sekundierten.

Draußen stand eine ungeheure Menschenmenge. Die Ankunft der Fremdlinge hatte nicht so viel Aufsehen erregt, weil man von derselben nichts gewußt hatte. Mittlerweile aber war es ruchbar geworden, daß vornehme Mandarinen aus einem fernen Erdteile bei dem Vorsteher der Stadt eingekehrt seien und am Vormittage wieder abreisen würden. Diese Kunde hatte sämtliche Einwohner aus ihren Häusern gelockt, und nun standen sie Kopf an Kopf, um ihre Neugierde zu befriedigen.

Dies hatte der Mandarin geahnt und danach seine Vorkehrungen getroffen. Um ein Fortkommen durch die dicht gedrängte Menge zu ermöglichen, schritt eine Anzahl Polizisten voran, welche mit ihren Stäben Platz machten, indem sie die nötigen Hiebe und Püffe austeilten. Damit die so geschaffene Lücke sich nicht wieder schließe, ging rechts und links je eine Reihe derselben Sicherheitsbeamten, welche die Köpfe der Zudringlichen ebenso bearbeiteten. Zwischen ihnen bewegte sich der eigentliche Zug.

Voran ritt der Oberlieutenant, gefolgt von zehn seiner Helden, welche grimmig um sich blickten. Dann folgte der Neufundländer, welcher so stolz und sicher schritt, als ob dergleichen Triumphzüge bei ihm zu den Alltäglichkeiten gehörten. Nun kam der Methusalem zu Pferde, das Gewehr auf dem Rücken und die Pfeifenspitze im Munde, aus welchem er dichte Rauchwolken stieß, hinter ihm natürlich Gottfried mit der Pfeife und dem Fagotte. Diesem folgte Turnerstick mit weit geöffnetem Fächer, neben ihm Richard Stein, der hell und lustig über die gaffende Menge hinblickte. Hierauf war die Sänfte zu sehen. Die beiden Pferde, welche dieselbe trugen, wurden von zwei Polizisten geführt. Rechter Hand des Palankins ging ein dritter Polizist, welcher den ausgespannten Schirm des Dicken als Zeichen der hohen Würde des Besitzers trug, denn je größer in China der Fächer und der Schirm, desto vornehmer ist der Herr desselben. Zur linken Hand sah das fette Gesicht des Mijnheer mit der schottischen Mütze aus der Sänfte. Da er auf den Sattel verzichtet hatte, wollte er wenigstens in

dieser Weise die Menge von seinem Dasein überzeugen und die Huldigung derselben entgegennehmen. Seine feisten Wangen und der Umstand, daß er getragen wurde, brachten auch wirklich die Ueberzeugung hervor, daß er der vornehmste der fremden Mandarinen sei. Darum verbeugte man sich oft vor dem Kopfe, dem einzigen sichtbaren Teile des Herrn mit dem langen Stammbaume, was von dem Mijnheer stets voller Huld mit einem freundlichen Grinsen erwidert wurde. Hinter der Sänfte ritten die beiden Brüder Liang-ssi und Jin-tsian, welche natürlich wenig Aufsehen erregten, und den Schluß des Zuges bildeten die andern zehn Kavalleristen, hinter denen sich die Menge wieder schloß, um den Fremden nachzudrängen.

So ging es langsam durch die Straßen und Gassen der Stadt und endlich, endlich, nach fast einer Stunde, zum östlichen Thore derselben hinaus, wo die Straße immer am Wasser hin nach Schin-hoa, dem Ziele des heutigen Rittes, führte.

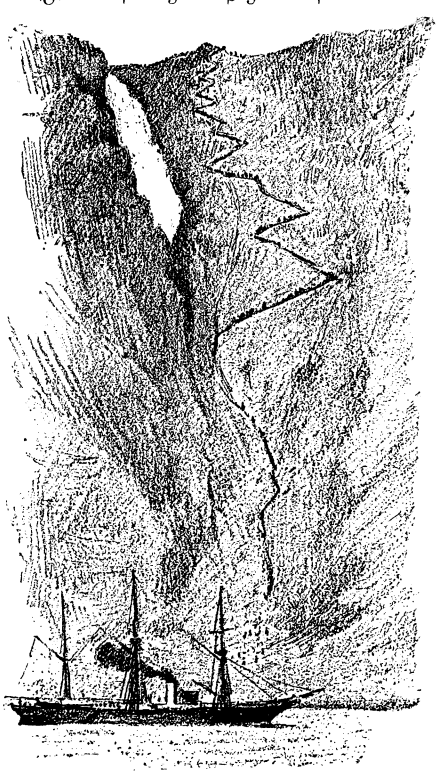
Dort, vor dem Thore kehrten die Polizisten um, und der Mijnheer erhielt seinen Schirm wieder zugestellt. Viele Bewohner der Stadt aber folgten noch eine weite Strecke, bis sie sich schließlich doch überzeugt hatten, daß die Fremden genau so wie sie selbst auch gestaltet seien.

Von jetzt an gebärdete sich der Oberlieutenant ganz als Führer und Beschützer der ihm anvertrauten hohen Herrschaften. Er gab eine Menge ganz unnötige Befehle, welche häufig den geradesten Widerspruch enthielten, kommandierte seine Untergebenen bald vor, bald hinter, bald neben die Reisenden, sprengte weit voran, um auszuschauen, ob die Straße sicher sei, und blieb ebenso häufig zurück, um sich zu überzeugen, daß dort keine hinterlistige Gefahr drohe. Er hielt seine Leute und Pferde fortwährend in Atem, und und das alles nur, um den „Erleuchteten" zu zeigen, welch einen wichtigen Posten man ihm anvertraut habe, und daß er ganz der Mann sei, denselben auszufüllen.

Die Straße stieg bald am steilen Ufer empor, bald senkte sie sich wieder zum Niveau des Flusses nieder. Sie war gut angelegt und leidlich unterhalten. Die chinesische Regierung schenkt zwar dem System der Kanäle mehr Aufmerksamkeit als demjenigen der festen Wege, aber das Land ist trotzdem keineswegs arm an guten Straßen. Oft sind dieselben sogar mit großer Kühnheit angelegt, und die Hindernisse, welche Flüsse, Thäler und Schluchten bieten, werden von Brücken und Viadukten überschritten, welche Jahrhunderte überdauert haben und die Bewunderung selbst eines berühmten europäischen Architekten erregen würden, zumal diese Bauten zu einer Zeit ausgeführt wurden, in welcher bei uns niemand gewagt hätte, so kühne Wege anzulegen.

Die Reisenden erblickten an der Straße, welcher sie folgten, von zehn zu zehn Li, also nach unserem Längenmaße ungefähr alle fünf Kilometer, Soldatenhäuser, welche mit einem Wachtturme versehen waren. Man hat sie an solchen Stellen errichtet, daß es möglich ist, von einem Turme die beiden nächsten zu erblicken und mit Hilfe von Flaggen, welche an hohen Stangen aufgezogen werden, Signale zu empfangen und weiterzugeben. Diese Warttürme haben ganz besonders den Zweck, die Nachricht von Empörungen, welche in China sehr häufig sind, schnell zu verbreiten.

In ebenso regelmäßigen Abständen waren Ruhehäuser angelegt, welche auf Kosten des Staates unterhalten werden, jedermann zur Aufnahme dienen, besonders aber von den reisenden Beamten benutzt werden.



Eine Reise nach Skandinavien: Der Weg auf das Nord-Kap.

In der Nähe jedes dieser Gebäude stehen an einer in die Augen fallenden Stelle drei weiße, steinerne Säulen, um den Reisenden schon von weitem auf das Vorhandensein des Ruhehauses aufmerksam zu machen. Diese Steine gleichen unsern Meilenzeigern, doch enthalten sie keine Bestimmungen der Entfernungen; die letztere ist vielmehr auf Brettern angegeben, welche an Pfählen befestigt sind.

Der Oberlieutenant war am ersten Ruhehause vorbeigaloppiert, ohne es zu beachten; beim zweiten aber hielt er an, verbeugte sich vor dem Methusalem und sagte:

„Hier ist ein sehr schönes Siĕ-kia (Ruhehaus) und ich ersuche die mächtigen Gebieter, abzusteigen."

Während er das sagte, schwang er sich auch schon aus dem Sattel, und seine Leute folgten diesem Beispiele.

„Wer hat gesagt, daß hier geruht werden soll?" fragte der Student.

„Ich," antwortete der Offizier dummerstaunt.

„Sind Sie so ermüdet?"

„Ja."

„So reiten Sie vernünftiger, und strengen Sie Ihre Leute und Pferde nicht so an! Ich habe keine Veranlassung, abzusteigen."

„Aber, erleuchteter Herr, es ist hier Sitte, zwanzig Li zu reiten und dann auszuruhen!"

„Diese Sitte gefällt mir nicht."

„Wir haben ja Speise und Trank bei uns und können essen und trinken. Auch sind Decken genug vorhanden, um uns in aller Bequemlichkeit niederlassen zu können!"

„Wenn wir das thun und Ihrem Gebrauche folgen, so sind wir in zehn Tagen noch nicht am Ziele."

„Ist es denn nötig, es so bald zu erreichen? Wir haben ja Zeit!"

„Ihr, aber wir nicht. Wieweit ist es von Schao-tscheu bis Schin-hoa?"

„Hundert Li."

„So müßten wir viermal einkehren und würden den letzteren Ort wohl erst übermorgen erreichen. Ich aber will heut noch hin."

„Das ist unmöglich, hoher Vorfahre."

„Ich werde Ihnen beweisen, daß es sehr wohl möglich ist. Wir kehren nur einmal ein, nämlich wenn wir die Hälfte des Weges, also fünfzig Li zurückgelegt haben."

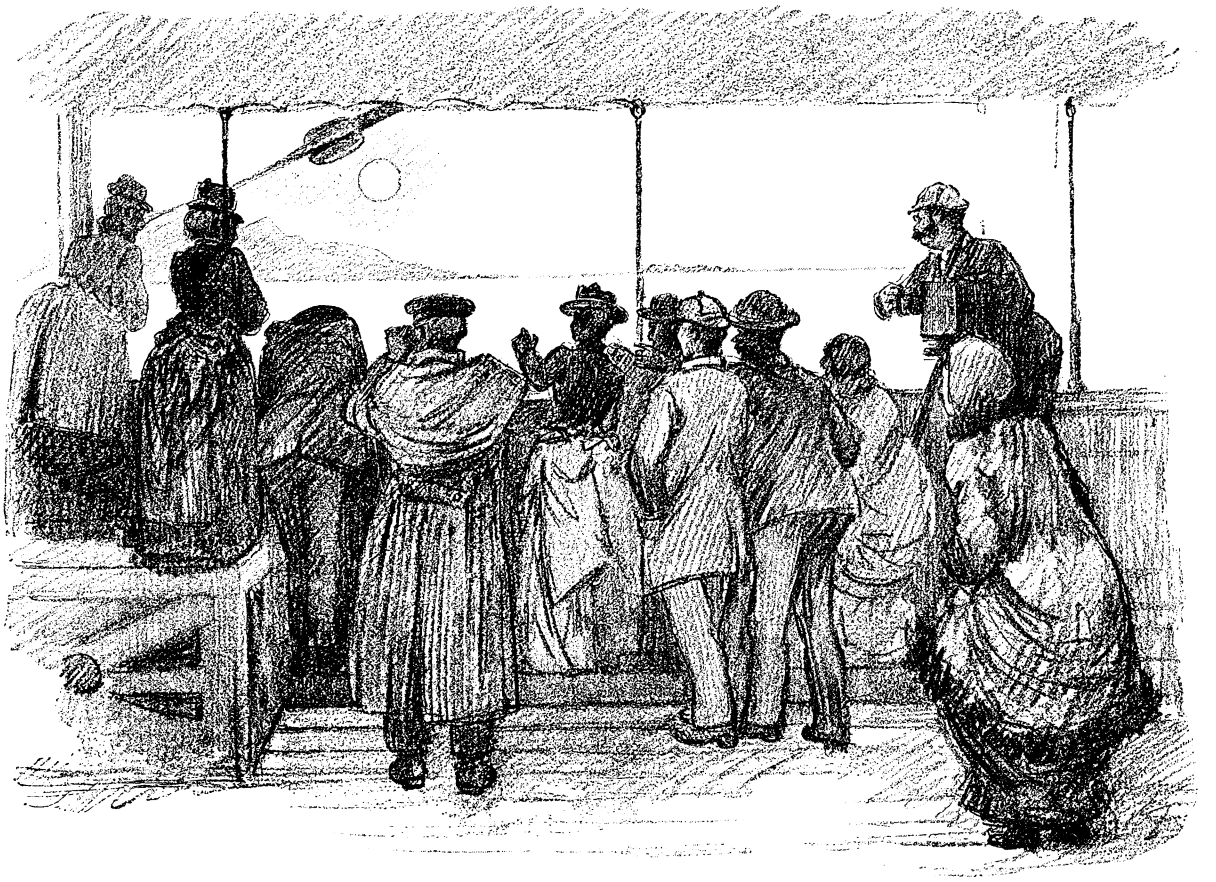
„So müssen wir verschmachten, und die Pferde werden vor Müdigkeit stürzen."

„Das sagen Sie, der Sie Offizier und Kavallerist sind? Ich finde diese Tiere sehr brav und getraue mir, mit ihnen ohne allen Aufenthalt direkt das Ziel zu erreichen."

„O, sie wanken doch schon!"

„Das scheint Ihnen nur so, weil Sie selbst das Gleichgewicht verloren haben. Kehren Sie hier ein, wenn es Ihnen beliebt, wir aber reiten weiter!"

Er trieb sein Pferd an, daß es in Galopp fiel; die andern folgten, und selbst die Packtiere, welche keine besondere Führer hatten, rannten hinterdrein. Der Oberlieutenant machte ein Gesicht, wie er es wohl noch nie gezogen hatte. So etwas war ihm noch nie passiert. Er hatte große Lust, seinem Kopfe zu folgen, besann sich aber eines Besseren, stieg wieder auf und ritt, gefolgt von seinen Leuten, den Vorausgeeilten nach.



Eine Reise nach Skandinavien: Beobachtung der Mitternachtssonne.

Von jetzt an ließ er sein Tier ruhig gehen und hielt sich schmollend eine kleine Strecke weit zurück.

Am Mittag wurde die Stelle erreicht, an welcher der eine Arm des Flusses rechts ab nach Schi-hing und der andere links nach Schin-hoa führt. Diesem letzteren folgten die Reisenden, ohne den Offizier zu fragen, ob dies die richtige Richtung sei.

Nun wurde die Gegend immer gebirgiger. Bisher waren die Berge bis zu ihrer Höhe mit Feldern bebaut gewesen; jetzt zeigten sich auch bewaldete Gipfel, ein Zeichen, daß man sich der eigentlichen Masse des Nan-ling-Gebirges nähere.

Als an einer der erwähnten Tafeln zu ersehen war, daß Schin-hoa nur noch vierzig Li entfernt sei, hielt der Methusalem beim nächsten Einkehrhause an. Der Wirt desselben, ein dicker, schmutzig aussehender Chinese, kam heraus, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Sein Gesicht war nicht eben ein freundliches. Jedenfalls hatte er die Erfahrung gemacht, daß chinesische Soldaten nicht solche Gäste sind, an denen viel zu verdienen ist. Als er aber nun die fremd gekleideten Herren sah, erhielten seine Züge einen noch ganz anderen Ausdruck. Er riß den Mund auf, ebenso die kleinen Schlitzaugen, so weit er konnte, und starrte die Männer an, als ob ihm der Verstand abhanden gekommen sei.

Der Gottfried sprang vom Pferde, hielt dem Manne das Fagott ans Ohr und konstruierte einen so schauderhaften Triller, daß der Wirt vor Entsetzen einen lauten Schrei ausstieß und zu gleichen Beinen davonlief, um hinter der Ecke des Hauses zu verschwinden.

„So!" lachte der Wichsier. „Dem habe ich beijebracht, dat es niemals jeraten ist, jeehrte Herrschaften mit dem offnen Maule anzublicken. Nun rennt er wohl zu Bartheln, um sich Most zu holen, womit ich Verstand und Lebensart bezeichnen will. Wir sind ihm glücklich los. Jehen wir nun rin in dat Vergnüjen!"

Das Gebäude enthielt zwei Abteilungen von sehr verschiedener Größe. Die kleinere war jedenfalls für den Wirt, die größere für die Gäste bestimmt. Als der Gottfried einen neugierigen Blick in die erstere warf, fuhr er schnell zurück und rief:

„Pfui Spinne! Von dieser Madame möchte ich essen!"

„Wieso?" fragte Turnerstick.

„Die Familienmutter hat sich neben dem rauchenden Schmertopfe niederjelassen und hält eine junge Lady in ihrem Schoße, mit deren Kopf sie janz datselbige macht, wat die Affen so häufig einander zuliebe thun. Wenden wir uns jrauenhaft auf die andere Seite!"

Dort sah man einen großen, kahlen Raum, in welchem nur ein Tisch und zwei Bänke standen. In kurzer Zeit aber sah es wohnlicher aus. Da es eine Ruhepause galt, waren die Soldaten nicht zurückgeblieben. Sie brachten die Decken und Tücher herein, um sie über den Tisch und die Bänke zu breiten. Einige Matten wurden auf den Boden gelegt, und dann holten die reitunlustigen Kavalleristen die Mundvorräte herein, welche von dem Methusalem verteilt wurden.

Die Herrschaften aßen am Tische und die Soldaten am Boden auf den Matten. Da ein hochgestellter Chinese sich nicht gern von einem tiefer stehenden beim Essen beobachten läßt, so hatten sich die Krieger so gesetzt, daß sie den Reisenden den Rücken zukehrten, was also nicht ein Zeichen eines Mangels an Achtung, sondern gerade das Gegenteil war.

Nach einer halben Stunde hatte man das Mahl beendet, und der Methusalem mahnte zum Aufbruche, welchem Befehle die Soldaten nur sehr langsam Folge leisteten.

Degenfeld wollte, obgleich man von dem Wirte nichts verlangt hatte, diesem doch eine Münze geben. Liang-ssi ging, ihn zu suchen, kehrte aber zurück, ohne ihn gefunden zu haben. Der Mann ließ sich aus Angst vor dem Fagotte zu den Verschollenen zählen, und das Geld mußte seiner Frau ausgehändigt werden.

Nun ging es wieder vorwärts immer tiefer in die Berge hinein. Bald führte die Straße durch tiefe, enge, finstere Klüfte, bald stieg sie in steilen Windungen wieder zur hellen Höhe empor, um eine Aussicht auf neue Tiefen zu eröffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Skandinavien!

(Schluß.)

Wir durchschiffen nun den malerischen Raftsund, in welchem die Gegend sich wieder freundlicher gestaltet. Bald darauf erreichen wir Tromsö, das sich gerne scherzweise das Paris des Nordens nennen läßt. Tromsö liegt sehr schön auf einer bewaldeten Insel, ringsum von hohen, schneegekrönten Felsen umgeben. Ueber der langsam aufsteigenden Stadt zieht sich im Halbkreis ein hübscher Birkenwald hin, mit den Villen der Reicheren bedeckt. Blickt man nach Osten, so hat man über den Tromsund das gewaltige Dramfjeld und darüber die imposante Schneekuppe des etwa 1400 m hohen Tromsdalstind. Im Süden und Norden aber erheben sich die großartigen Alpenketten um den Bensjortind und die Skulgamstinder. Selbst in die Straßen der Stadt schauen alle diese Bergriesen hinein und es ist ein gar wunderbarer Anblick, um Mitternacht in diesen dunklen Gassen zu wandeln, während die von der Sonne rot angeglühten Berghäupter ganz geisterhaft in den Himmel ragen. — Viel Verkehr ist in den Straßen der unter 69½° nördlicher Breite gelegenen Stadt für gewöhnlich selbstredend nicht, aber während des langen Sommertages ist es um die Geisterstunde noch lebhaft. Die Sonne unter- und wiederaufgehen zu sehen, die Abend- und Morgenstimmung in der Natur zu beobachten, das gehört ja zu den schönsten Genüssen, welche die sommerliche Jahreszeit dem Städter bietet. Die Einwohner Tromsös leben fast allein vom Handel und Schiffahren und sind recht wohlhabend. Im Hafen herrscht reges Leben und die bunten Flaggen der vielen Schiffe flattern lustig im Winde. Tromsö ist das Ziel weitaus der meisten Handelsreisenden, welche die Nordlande befahren. Dort setzen sie mehr ab, als eine Stadt von 5000 Einwohner verbrauchen kann, und Tromsös Läden befriedigen die verschiedensten, selbst hochgesteigerte Ansprüche. Kein Fremder unterlasse es endlich von Tromsö das Lappenlager zu besuchen, zu dem in kaum zwei Stunden ein Weg auf der anderen Seite des Sundes führt. — Man begegnet übrigens den Lappen, die in Norwegen Finner genannt werden, überall an den nördlichen Küstenplätzen.

Der nächste Morgen bringt uns nach Hammerfest. Auf der Fahrt dahin passiert man die großartigste Scenerie der ganzen Nordlandsreise. Unbestritten gibt es keine andere Stelle, welche sich an Größe mit den beiden Inseln Arnö und Kaagö vergleichen ließe. Im Norden erblickt man die herrliche Fuglö, eine der schönst geformten Inseln dieses Archipels und durch die breite Meerenge Fuglö-Sveet — ein Meerauge — den Horizont des Eismeers. Im Süden streckt der große Gebirgszug am Lyngenfjord sich wie ein Riesenfinger etwa 90 km weit in das Meer — ein Eis- und Schneewall, aus dem eine ganze Reihe von Spitzen 1500 bis über 2000 m aufsteigen.

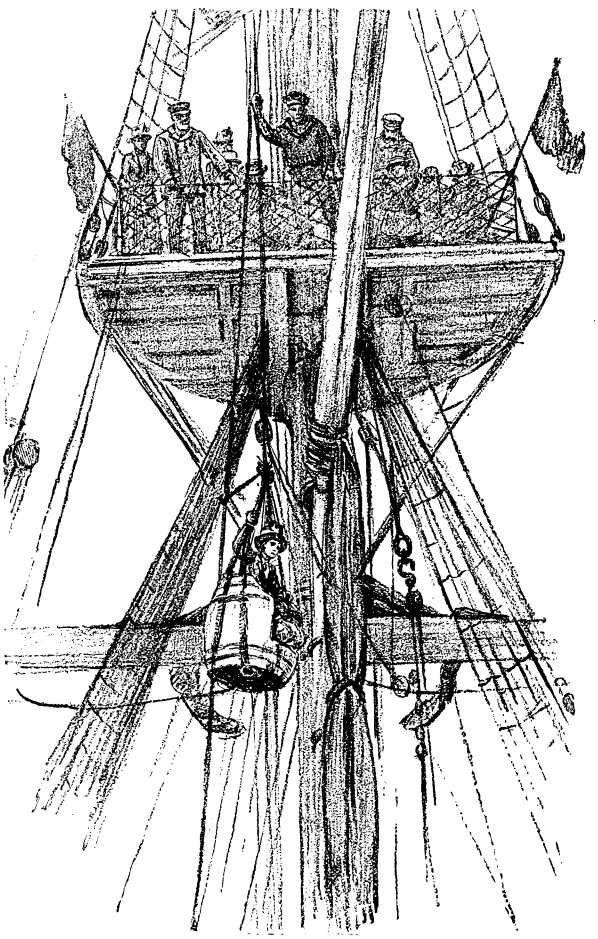
Hammerfest ist die nördlichste Stadt Europas und wohl auch der Erde; dem Fremden bietet sie natürlich wenig. Die Straßen sind eng, die Häuser klein und unansehnlich, selbst die paar verkrüppelten Birken, die als „der nördlichste Wald der Welt" vorgezeigt werden, machen einen traurigen Eindruck in der kahlen Umgebung. Unwillkürlich erweckt es ein Lächeln, wenn man dort die gerne wiederkehrende Frage vernimmt: „Haben Sie auch schon unseren Birkenwald gesehen?" Hammerfest liegt am Rande des Hochgebirges, unter dem 70½ Grad nördlicher Breite, auf einem schmalen Stückchen Vorland der großen Insel Kvalö und kann nicht über eine Blumenscherbe voll Garten- oder Ackererde verfügen. Nicht bloß in Vertiefungen und Bodensenkungen, auch an stark geneigten Abhängen und oben auf dem Gebirge liegt auf den Felsen bloß braune bis fuchsrote Torferde. — Die Stadt zählt über 2000 Einwohner, bedeckt eine etwas heraustretenden Landzunge mit leicht gewölbter Oberfläche und zieht sich dann verschmälert eine Strecke dem Ufer entlang. Der kleine Ort mit seinen hölzernen Häusern, und hölzernen Kirchen, wo von Mitte Mai bis Ende Juli die Sonne nicht unter-, dagegen aber im Winter durch zwei Monate nicht aufgeht, besitzt eine unangenehme Eigentümlichkeit, die sich dem flüchtigen Besucher zweifellos in noch viel aufdringlicher Weise fühlbar macht, als dem durch Gewohnheit dagegen abgestumpften Einheimischen. Die ganze Atmosphäre ist von entsetzlichem Gestanke erfüllt, dessen Quelle die großen Thransiedereien sind, wo aus der Leber der in den benachbarten Meeren massenhaft gefangenen Dorsche der als Arzneimittel wohlbekannte Leberthran gewonnen wird. Weit hinaus über das Nordende reicht die niedere Landzunge Fuglnäs, auf welcher das Leuchthaus steht. Ein kurzes Stück zurück ist ein Granitsäulenstumpf mit einem großen, aus Bronze gefertigten Erdglobus darauf, einem Gedenkstein der Gradmessung, welche vom

Nordkap bis zur Donau reichend, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchgeführt ward.

Wenn man Hammerfest verläßt, fährt man gleichsam über Europa hinaus. Die Höhen haben schon vorher ihren alpinen Charakter verloren. Sie werden jetzt niedriger, einförmiger und fast ganz vegetationslos; unabsehbare Tafelflächen bilden eine mit dem Horizont parallele Linie um meist senkrecht in das Meer zu stürzen. Von diesen 300 bis 600 m hohen Bergflächen gehen einförmige Thalfurchen aus; die Berge sind fast alle unbewohnt und bis zum Sommer mit Schneefeldern bedeckt. Es gibt hier keine Gletscher mehr. Die Fahrt nach dem Nordkap führt an dem berühmten Vogelfelsen Swärholfklubben vorbei. Die Wirkung eines Kanonenschusses ist hier unbeschreiblich. Weißen Schneeflocken gleich erfüllen die aufgescheuchten Tiere die Luft; kreischend und zirpend machen sie einen Höllenlärm, daß man kaum seine eigene Stimme vernehmen kann, dann wiegen sie sich wieder, Wasserlilien ähnlich, auf den blanken Wellen, während der Felsen sich kahl und schwarz gegen den blassen Himmel abzeichnet. Wenige Stunden nachher wirft das Schiff am Nordkap Anker. Das Ziel der Reise ist erreicht. Einer ungeheueren Felsenmasse gleich steigt das mächtige Vorgebirge mit seinen senkrechten Felsenwänden 295 m hoch auf der Insel Magerö aus der Flut empor, grau und verwittert mit tiefen Sprüngen und Ritzen, die Spuren der Stürme von Jahrtausenden.

Ein seit einigen Jahren angelegter und in gutem Stand gehaltener schmaler Weg führt zur Spitze des Nordkaps hinauf. Auf der Höhe angelangt, hat man noch etwa 20 Minuten auf dem Plateau zu gehen und man hat den Rand und den Absturz der Höhe des eigentlichen Nordkaps erreicht. Der Ausblick von da ist ein überwältigender. Tief unter uns am Fuße des kahlen schwarzen Felsenberges, auf dessen Gipfel wir stehen, branden die Fluten des Eismeeres; vor uns in unendliche Ferne, soweit das Auge reicht durch keinerlei noch so kleine Inseln unterbrochen, dehnt es sich still, groß und unheimlich; nach rückwärts schweift der Blick über Inseln und die zerrissene Küste meilenweit in das Innere des Landes; ein Gewirr von Bergkuppen und Hügeln, baumlos und öde, schwarz und kahl, mit größeren und kleineren Schneeflocken bedeckt. Wem das Glück wohl will, der mag hier die Mitternachtssonne in ihrer ganzen Pracht beobachten: Hoch über dem Horizont steht an dem Nordhimmel das nächtliche Gestirn, leichte, dunkle Schleier bedecken es, die in allen Farben des Regenbogens erglänzen und glühen. In Purpurschein strahlt die ganze Nordhälfte des Himmels, darin mit silberleuchtenden Rändern kleine Wölkchen schwimmen, sich in unsagbarer Pracht im Meere wiederspiegelnd. Wenn sich ein Viertel vor 12 Uhr die Sonne ihrem Untergange zuzuneigen scheint, sind die Lichteffekte von geradezu wunderbarer Wirkung. Die Landschaft scheint von seltenem Zauber umwoben, immer mehr nähert sich die Sonnenscheibe ihrem Ziele, nun ist sie schon am äußersten Horizont angelangt, jetzt schwebt sie am Rande des Meeresspiegels dahin. Um Mitternacht ist sie ein blutroter Ball, ein rotes Flammenmeer, das der Blick kaum zu ertragen vermag.

Das großartige Schauspiel bildet den Glanzpunkt und den würdigsten Abschluß der ganzen Reise. Doch muß leider bemerkt werden, daß nur allzu häufig das Nordende des europäischen Festlandes umschifft werden kann, ohne Nordkap und Mitternachtsonne zu Gesicht zu bekommen.



Eine Reise nach Skandinavien: Mitternachtssonne beobachtet im Vortop.

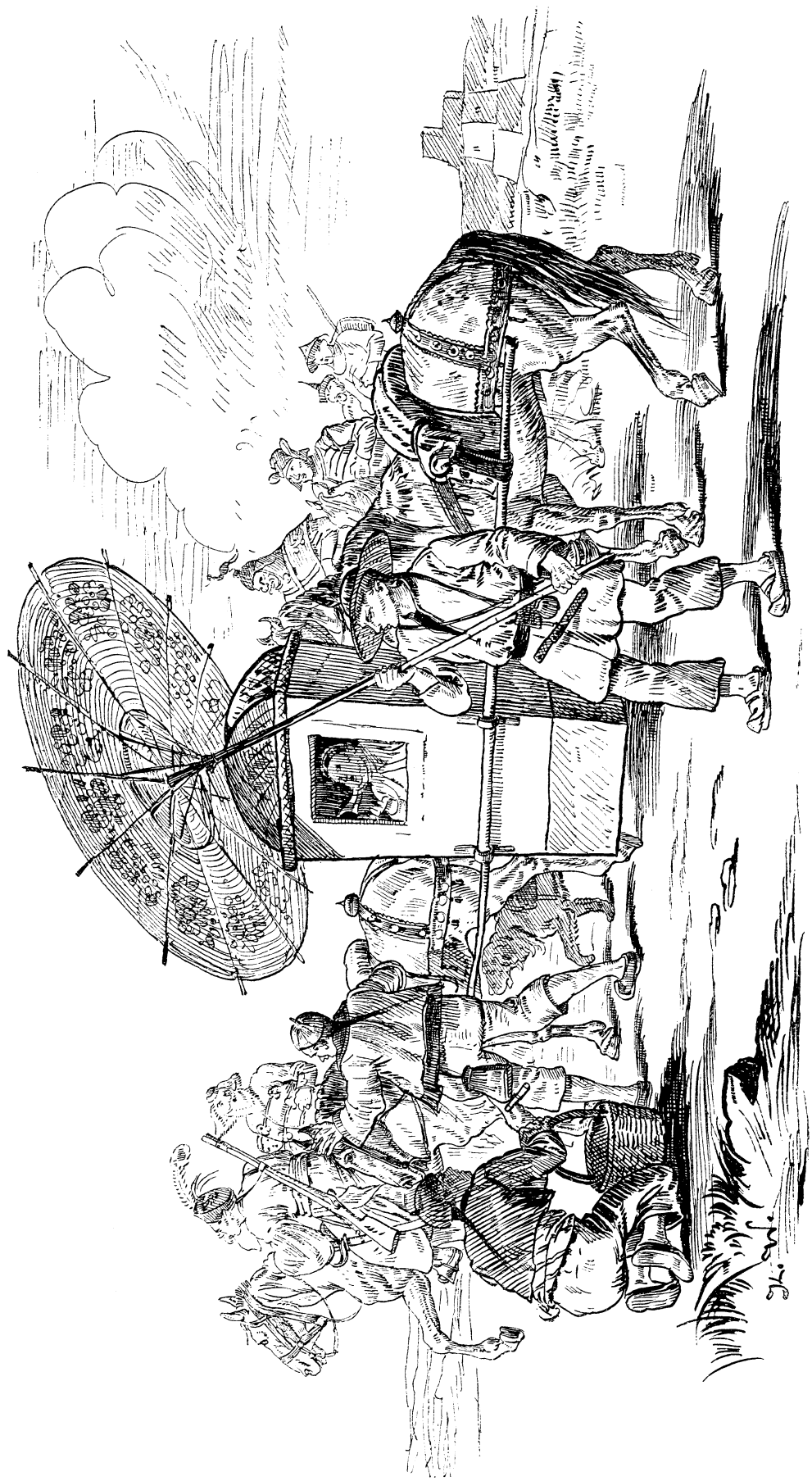
Wenn ich ein Knabe wäre.

Es gibt wohl kaum einen Mann, der nicht zuweilen daran dächte, was er thun würde, wenn er ein Knabe wäre. Fast jeder erwachsene Mann sehnt sich oft, wieder ein Knabe zu sein. Ich kenne sogar den Refrain eines Liedes:

„Ich wollt', ich wär' ein Knabe wieder."

Woher dieses Verlangen? Es rührt von der Erkenntnis der Fehler, die man als Knabe gehabt oder begangen, von der Meinung, daß man, hätte man neuerdings Gelegenheit dazu, alles besser machen würde, von der Voraussetzung, man könnte manchen verhängnisvollen Jugendirrtum vermeiden. Könnten aber die Erwachsenen wirklich wieder jung werden, so würden sie sicherlich in die alten Fehler verfallen und ebenso thöricht oder eigensinnig sein wie früher. Nur dann würde es mir nützen, wieder Knabe zu werden, wenn ich meine ganze Erfahrung und alle meine Kenntnisse bei der Umwandlung beibehalten könnte; nur in diesem Falle wäre ich im stande, viel Unsinn zu vermeiden und ein richtiges Leben zu führen. Ich weiß aber recht gut — und ihr wißt es ebenso gut — daß so etwas unmöglich ist und daher will ich euch ein anderes Mittel angeben, das es euch Knaben ermöglicht, besser zu sein als ihr oft seid: beachtet die Ratschläge von Erwachsenen, namentlich von solchen, die ihr schätzt und die euch nahestehen, vor allem der Eltern und der Lehrer.

In jeder Gesellschaft, in jeder Familie leben alt und jung beisammen; warum sollten die Jungen nicht Nutzen ziehen aus den Erfahrungen der Erwachsenen? Wozu soll erst jeder durch eigenen Schaden klug werden, wenn er es vermeiden kann? Das Leben ist ein Riesenberg,



— Zur linken Hand sah das fette Gesicht des Mijnheer mit der schottischen Mütze aus der Sänfte. —

dessen Besteigung überaus große Schwierigkeiten bietet; ist es nicht besser, sich bewährten Führern, die den Weg bereits kennen, anzuvertrauen, als sich allein an den durch schlüpferige Stellen, steile Wendungen und andere gefährliche Hindernisse erschwerten Aufstieg zu wagen? Warum sich dem Straucheln, dem Abstürzen, dem Tode in Abgründen aussetzen, wenn man es nicht nötig hat? Es wäre Tollkühnheit und Halsstarrigkeit — zwei Dinge, die sich oft recht bitter rächen.

Laßt mich einen Augenblick euer Lehrer sein; laßt mich euch sagen, was ich thun und was ich unterlassen würde, wenn ich ein Knabe wäre. Beherziget es für euch selbst, so lange ihr noch Knaben seid und ihr werdet mir einst dankbar sein.

Wäre ich wieder ein Knabe, ich würde nicht so feste Behauptungen aufstellen, wie ich es als Knabe zu thun pflegte. Die meisten Knaben glauben ihrer Sache sicher zu sein. Die Zuversichtlichkeit Fünfzehnjähriger ist meist größer als die von Fünfzigjährigen. Der Knabe wird eine schwierige Frage oft ohne Umstände mit Bestimmtheit beantworten, wird glauben, daß er über den Gegenstand vollkommen unterrichtet ist. Ein wirklich erfahrener und kluger Mann dagegen wird antworten: „Ja, darüber läßt sich gar viel sagen; ich bin geneigt, im großen Ganzen so und so zu denken, aber es gibt viele gescheite Leute, die anderer Ansicht sind.“ Als ich zehn Jahre alt war und eine Reise machte, erwähnte ich einem freundlichen Herrn gegenüber, den ich irgendwo traf, daß ich kurz vorher über „Prag an der Donau“ nach Sachsen gefahren sei.

„Aber Prag liegt ja an der Moldau,“ wandte der Herr lächelnd ein.

„O nein, mein Herr,“ erwiderte ich höflich, aber bestimmt. „Sie irren, es ist die Donau.“

Ich glaubte eben, meiner Geographie völlig sicher zu sein, und war überzeugt, Prag liege an der Donau. Der Herr lächelte abermals, widersprach mir aber nicht. Obgleich ich im allgemeinen nicht anmaßend war, hielt ich es für meine „Pflicht", der vermeintlichen „Unwissenheit" des Herrn mit meinem Besserwissen zu Hilfe zu kommen. Heimgekehrt, verfolgte ich meine Reise auf der Landkarte und siehe da — Prag lag an der Moldau und die Donau war weit ab. Wie schämte ich mich nun und wie gern würde ich dem Herrn Abbitte geleistet haben, wenn ich ihn zu Gesicht bekommen hätte! Auch sonst ist mir, wie fast jedem Knaben, ähnliches zugestoßen. Es mag schmerzlich sein, einen Irrtum erkennen zu müssen, aber wer kein Dummkopf ist, erkennt ihn; je früher, desto besser.

Wäre ich ein Knabe, ich würde mir nicht einbilden, daß ich und meine Genossen etwas „Apartes" sind, Ausnahmsknaben, die denen früherer Zeiten in keiner Weise gleichen, sondern andere Gefühle, andere Bedürfnisse haben und eine andere Behandlung erfordern als ihre Vorgänger. Ich höre solche Anschauungen in Knabenkreisen nur zu oft äußern und ich muß offen bekennen, daß ich als Knabe ähnlich dachte. Wenn Erwachsene mir Rat erteilten, sagte ich mir nicht selten: „Das mag für die Knaben von vor dreißig oder fünfzig Jahren das Richtige gewesen sein, für die heutigen paßt es aber nicht." Heute weiß ich, daß dies Unsinn und Dünkel war. Knaben bleiben sich zu allen Zeiten und in allen Gegenden so ziemlich gleich und die Stadtknaben sind nicht wesentlich anders als ihre Dorfkameraden. Immer und überall behalten die alten Regeln vom Fleiß, von der Geduld, der Ausdauer und der Selbstbeherrschung für die Knaben Geltung. Und was eure Eltern oder Lehrer aus Erfahrung als für euch gut oder schlecht erkannt haben, wird meistens wirklich für euch gut oder schlecht sein und sollte daher von euch beachtet werden.

Wäre ich ein Knabe, ich würde weder meine Lehrer noch irgend andere Erwachsene — am allerwenigsten Damen — verspotten oder ihnen keck begegnen. Aber ebensowenig würde ich kleinere oder schwächere Knaben quälen, ärgern oder gar prügeln und gebrechliche, schlechtgekleidete, verunstaltete Personen verhöhnen oder auslachen. All diese Dinge zeugen von Gemütsroheit, und ein wahrer, echter Knabe, der das Herz auf dem richtigen Fleck hat, wird sich nie solcher Gemeinheiten schuldig machen.

Wenn ich ein Knabe wäre, würde ich meine Liebe zu lustigen Streichen nicht so sehr ausarten lassen, daß sie die Rechte anderer verletze. Ihr liebt den Lärm und die Heiterkeit, und diese Liebe soll euch wahrlich nicht verkümmert werden; aber ihr dürft nicht so ausgelassen werden, daß euer geräuschvolles Vergnügen anderen Schmerz oder Unbehagen verursache. Das Gegenteil wäre Selbstsucht, — eine häßliche Eigenschaft! Es gibt Orte, an denen Ruhe und Ordnung unerläßlich sind, z. B. bei öffentlichen Versammlungen, in Schlafzimmern, in Kirchen u. s. w., überall wo die Beschäftigung oder Erholung anderer durch Spiel oder Lärm gestört werden würde.

Wenn ich ein Knabe wäre, würde ich nie lügen. Ich würde lieber Leiden erdulden als die Unwahrheit sagen. Auch vor Uebertreibungen und Aufschneidereien würde ich mich hüten. Die Grundlage eines tüchtigen Charakters ist die Wahrheitsliebe, während umgekehrt ein Knabe, dessen Worten man nicht vertrauen kann, einer schlimmen Zukunft entgegensehen kann. Aber nicht nur das Lügen, sondern auch das Fluchen und Schimpfen ist verwerflich und roh; wie verfehlt ist die Ansicht vieler Knaben, daß der Gebrauch kräftiger Ausdrücke und das Erzählen häßlicher Anekdoten sie männerähnlich macht!

Rauchen würde ich ebenfalls nicht, wenn ich ein Knabe wäre. Ob Erwachsene rauchen oder nicht sollen, darüber läßt sich streiten; ich sage: nein, andere meinen: ja. Aber sei dem wie immer, — darüber, daß kein Knabe rauchen darf, herrscht ausnahmslos nur eine Ansicht. Euren Vätern schadet das Rauchen möglicherweise nicht, euch selbst aber jedenfalls. Die Wirkungen des Tabaks auf Wachsende sind ganz andere und viel bedenklichere als auf Erwachsene. „Wer nicht sein 25. Lebensjahr erreicht hat," schrieb ein bekannter Arzt, „dem schadet Tabak in jeder Form und in noch so kleiner Menge jedenfalls, oft im hohen Grade."

Aehnliches gilt vom Trinken von Wein, Bier oder anderen geistigen Getränken. Was die Erwachsenen betrifft, so sind die Aerzte nicht einig darüber, ob diese Getränke ihnen nützen oder schaden; aber hinsichtlich der Knaben ist alle Welt über die Schädlichkeit einig. Viele Knaben glauben das freilich besser zu verstehen; sie halten das Trinken für harmlos und „männlich"; in Wirklichkeit übt es nicht nur auf die Gesundheit, sondern auch auf die Arbeitskraft und die Willensstärke der Knaben — sehr oft auch der Männer — einen schlimmen Einfluß aus, und die Laufbahn manches Mannes ist daran gescheitert, daß er schon als Knabe sich ans Trinken gewöhnt hat. Seht euch in Stadt und Land das furchtbare Elend an, das von der Trunksucht kommt, und beschließet, euch der geistigen Getränke zu enthalten, so lange ihr Knaben seid.

Wenn ich ein Knabe wäre, würde ich möglichst viel Gutes thun. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst," beachtet dies allezeit! Abgesehen davon, daß „Wohlthun Zinsen trägt", wie ein Sprichwort behauptet, gewährt es uns Glück und Befriedigung, anderen nützlich zu sein. Wer nur immer an sich und seine eigenen Bedürfnisse und Vergnügungen denkt, ohne sich seiner ärmeren und schwächeren Mitmenschen zu erinnern, der ist nur ein halber Mensch; und wer als Knabe kein gutes Herz hat, wird auch als Mann kaum eins haben. Erweiset euch euren Mitmenschen, aber auch den Tieren freundlich. Beobachte und studiere, aber quäle niemals ein Tier! Wenn ich ein Knabe wäre, würde ich das *nicht* thun.

Wäre ich ein Knabe, ich würde die Arbeit als meine vornehmste Pflicht betrachten. Nicht jedermann arbeitet gern, namentlich nicht jeder von euch; aber gearbeitet *muß* werden und die Jugend ist die richtige Zeit, sich ans Arbeiten zu gewöhnen. „Was ein Häkchen werden will, muß sich beizeiten krümmen." Hast du eine Schulaufgabe oder andere Arbeit vor dir, so sei ebenso vollständig und aufmerksam dabei, als wäre sie eins deiner Lieblingsspiele, und ruhe nicht, bis das Ziel erreicht ist. Ob du reiche oder arme Eltern habest — arbeite täglich! Aber nicht übermäßig viel, denn auch Erholung thut dir not. Hast du gearbeitet, dann spiele oder gehe spazieren. Bei der Arbeit sei ernst, bei der Erholung heiter und fröhlich. Also: „Erst die Pflicht und dann das Vergnügen."

Wäre ich ein Knabe, ich würde gehorchen lernen. Wer nicht gehorchen kann, wird später außer stande sein, zu befehlen. Sich einer Disziplin unterzuordnen, mag oft unangenehm sein, aber es ist

nützlich und notwendig. Dasselbe gilt von der Selbstbeherrschung, die ja eigentlich auch nur eine Art Gehorsam ist. Ihr Knaben seid im allgemeinen nur zu sehr geneigt, den ersten Eingebungen zu folgen, ohne in der Eile zu bedenken, ob ihr nicht im Begriffe steht, eine Dummheit zu begehen. Es ist aber für euer späteres Lebensglück dringend nötig, daß ihr lernt, euch beherrschen und der Vernunft Gehör zu schenken, handle es sich nun um die Unterdrückung einer zornigen Aufwallung oder eines unverständigen Verlangens. „In der Beschränkung zeiget sich der Meister." Also: übereilt euch nicht, sondern gehorchet der Vernunft. Wenn ich ein Knabe wäre, würde ich ganz besonders Gewicht darauf legen, mich in der Selbstbeherrschung zu üben, denn sie ist die größte aller Tugenden.

Die Schilfinsel.

(Fortsetzung.)

Auch der „Teutoburger Wald" kam zu seinem Recht, doch am schönsten glückte der „Trojanische Krieg", der seinen Kulminationspunkt darin fand, daß Gustav Gern als Hektor von Achilles-Willi dreimal um Troja gejagt wurde — Troja war, nebenbei gesagt, sehr genial aus Schafhürden erbaut und Delph repräsentiert das hölzerne Pferd. — Achilles ließ es sich auch nicht nehmen, den Leichnam seines überwundenen Feindes an den Beinen zu schleifen, um der historischen Treue gerecht zu werden, wobei leider die Beinkleider des edlen Troerfürsten einen bemerkenswerten Riß bekamen, so daß zu Hause Frau Gern als Hekuba ihrem tragischen Unmut in wenig klassischer Weise Ausdruck gab.

Während dieser mannigfachen Belustigungen mit den Freihorster Knaben hatten Willi und Paul indessen nicht ihre geliebte Schilfinsel vernachlässigt.

Meistens brachten sie die Vormittage dort zu, nahmen ein Bad, frühstückten aus den Vorräten ihres Wandschrankes, schossen nach der Scheibe und lagen dem Rudersport ob.

Endlich mochten sie ihr Geheimnis den Freihorstern gegenüber nicht länger bewahren, sondern machten ihre vier neuen Freunde mit ihrem beneidenswerten Sommersitz bekannt, indem sie sie zu einem Scheibenschießen beim Rohrsee einluden.

Ranft hatte vorher wieder verheißungsvolle Körbe zur Insel hinübergeschafft und Fräulein Klara gleichfalls übergesetzt. Als nun die Knabengesellschaft anlangte, erwartete sie ein mit dampfender Schokoladekanne und einem Kuchenberg gedeckter Tisch, ein Imbiß, den die Heldenschar auch nicht verschmähte.

Ehe Klara sich zurückzog, sprach sie den Wunsch aus, den jungen Violinisten spielen zu hören, denn Richard hatte diesmal, auf Pauls Bitte, seine Geige mitgebracht. Er zierte sich auch nicht, sondern trat ein wenig zur Seite und spielte ein zartes, schwermütiges Lied, das zu seinen Lieblingsstücken gehörte. Klara war ganz ergriffen davon und bewunderte die Kunst des Knaben aufrichtig. Da sie selbst sehr gut Klavier spielte, so bat sie Richard, sie zuweilen mit der Geige zu besuchen und mit ihr gemeinschaftlich zu spielen, ein Vorschlag, der von Richard mit Freuden aufgenommen wurde. In Freihorst fand er immer wenig Ermunterung für sein schönes Talent. Willi forderte ihn auf, nun etwas Lustiges zu spielen. Da gab Richard einen wilden Zigeunertanz zum besten, der die Knaben so hinriß, daß sie auf dem Platz vor dem Pafilus zu tanzen anfingen, teils Rund-, teils Einzeltänze, wie es ihnen die lustige Laune eingab. Richard trat geigend aus der Thür und setzte sich auf den Opferstein, so daß der Reigen sich um ihn drehte.

Klara, die als einzige Dame diesen Hexensabbath nicht mitmachen wollte, schlich sich zum Hafen und ließ sich von Ranft übersetzen.

Als der Alte zurückkehrte, waren die Knaben schon eifrig beim Scheibenschießen, nur Richard saß noch immer auf dem Stein und geigte. Er war so in seine Melodien versunken, daß er gar nicht merkte, wie bewundernd der alte Mann neben ihm stehen blieb und lauschte. Was Richards Mund nie aussprach, das vermochte er durch seine Geigentöne zu klagen, den Schmerz über seine Verlassenheit und Armut inmitten des Reichtums, die Trauer um seine verstorbene, geliebte Mutter und die Sehnsucht nach einem hohen, fernen Ziel.

Der alte Ranft mußte einen feinen, musikalischen Sinn und ein mitfühlendes Herz von der Natur mitbekommen haben, sonst hätte ihn die Musik nicht so ergriffen, daß er mit dem Rücken der Hand über die Augen wischen mußte. „Musik ist eine gesegnete Gottesgabe!" sagte er, als Richard geendet. „Deine Mutter sang auch so schön und auf dem Stein hat sie dabei auch oft gesessen!" Richard blickte überrascht auf und ward dunkelrot.

„Meine Mutter? Was wissen Sie von meiner Mutter?" fragte er dringend.

„Wenn deine Mutter die Frau Kantor Engel aus Freihorst war, so war sie auch Fräulein Lucia, die italienische Gesellschafterin meines alten gnädigen Fräuleins. Sehr gut habe ich die gekannt und sie oftmals nach dieser Insel gerudert. Du siehst ihr sehr ähnlich, besonders vorhin als du spieltest!" Die Thränen traten Richard vor Erregung ins Auge.

„Ach erzählen Sie mir alles, was Sie von meiner Mutter wissen," bat er. „Es gibt sonst niemand, der mir von ihr erzählt. Im Schloß hat sie niemand gekannt und auch im Dorf erinnert man sich ihrer kaum, da sie so zurückgezogen lebte und in den letzten Jahren immer krank war. Sie ist nun schon drei Jahre tot, aber für mich gibt es keine Stunde, da ich ihrer nicht mit Sehnsucht gedenke!" — Der alte Ranft erzählte nun alles, dessen er sich von Fräulein Lucia erinnerte und Richard hörte aufmerksam zu und stellte viele Fragen an ihn.

„Also hier auf der Insel ist sie oft gewesen und hat auf dem Stein gesessen und gesungen?" wiederholte er. „Ja, ja, von einem Schilfeiland in einem See hat sie im Fieber viel gesprochen. Kurz vor ihrem Tode wollte sie mir etwas Wichtiges, das auf die Insel Bezug hatte, sagen. Sie fing zweimal davon an, aber ich war ein unvernünftiges Kind und weinte so laut, daß sie nicht ausreden konnte, und als später mein Vater sie fragte, ob sie noch etwas auf dem Herzen habe, da bewegte sie die Lippen, konnte aber nicht mehr sprechen und mein Vater hielt die Erwähnung der Insel wieder für eine Fieberphantasie. Mir aber wollte es nie aus dem Sinn, und nun ich erfahre, daß meine Mutter diese Schilfinsel oft besuchte, bin ich überzeugt, sie wollte mir eine wichtige Entdeckung im Zusammenhang mit dieser Insel machen."

„Du wirst schon recht haben, mein

Sohn," erwiderte Ranft und nickte tiefsinnig vor sich hin.

Richard sah den Alten forschend an, als könne ihm von diesem noch eine Aufklärung kommen, da Ranft jedoch in düsterm Schweigen verharrte, so seufzte der Knabe nur und begab sich in den Tempel, um seine geliebte Geige in ihr Futteral zu legen.

„Hast du endlich genug gefiedelt? Nun lohnt es sich nicht mehr mitzuschießen! Bleib nur weg!"

Mit diesen Worten ward Richard von den Zwillingen begrüßt, als er sich den Knaben zugesellte. Willi jedoch reichte ihm freundlich ein Geschoß und Paul sagte: „Dein Spiel war sehr schön; ich habe es wohl beachtet, trotzdem ich hier mitgeschossen habe."

„Mache ihn nur nicht auch noch eitel, wie es Doktor Stefan schon immer thut," sagte Egon unwirsch und Erwin setzte hinzu: „Papa sagt auch, durch das Gefiedel kommt Richard auf keinen grünen Zweig, und da er ein armer Schlucker ist, soll er ein tüchtiges Handwerk lernen, um sich sein Brot zu verdienen!"

Paul und Willi blickten Richard teilnehmend an. Derselbe war blaß geworden und seine Oberlippe bebte. Er kämpfte aber die aufquellenden Thränen tapfer hinunter, nahm den Bogen und zielte. Sein Arm zitterte jedoch so, daß er absetzen mußte, und dann begann er von neuem zu zielen. Hierdurch ungeduldig, fingen die Aldens an, abermals auf ihn zu schelten, besonders Egon, der bis jetzt Meister im Schießen war und die Zeit nicht erwarten konnte, um König zu werden.

Endlich schoß Richard und siehe, er hatte ins Schwarze getroffen!

Paul und Willi brachen in Hochrufen aus und erklärten Richard als König.

Die Zwillinge gerieten darüber in großen Zorn und auch Gustav Gern trat ihnen bei, indem er behauptete, eine blinde Henne hätte mal ein Gerstenkorn gefunden. Die Strandower waren aber zu gerecht und wollten Richard als Zeichen seiner Würde den Weidenkranz um den Hut schlingen. Er lehnte jedoch dankend ab und sagte: „Nicht darum war es mir zu thun, sondern um etwas ganz anderes. Ich hatte mir vorher gesagt: Treffe ich ins Schwarze, so soll es mir ein Zeichen sein, daß ich auch im Leben mein hohes Ziel erreichen werde! Und nun ich wirklich getroffen, habe ich wieder Mut und bin glücklich!"

„Welches hohe Ziel hast du dir fürs Leben gestellt?" fragte Paul.

„Ich will ein großer Musiker werden, der die Menschheit durch seine Musik zu erheben und zu beglücken vermag," erwiderte der junge Künstler.

Die Freihorster Knaben versuchten zwar zu lachen, doch es gelang ihnen nicht recht, denn auf Richards Antlitz lag ein so tiefer Ernst und aus seinen Augen lachte eine so freudige Begeisterung, daß niemand an der Kraft seines edlen Willens zweifeln konnte.

„Ich will nun auch keinen Schuß weiter thun," sagte er, „sondern werde, wenn ihr erlaubt, im Tempel weiter musizieren!"

Das that er denn auch, während die andern ihr Wettschießen wieder aufnahmen. Das Glück hatte nun aber Egon den Rücken gewandt, er schoß schlecht und besonders Willi übertraf ihn beständig.

„Daran ist Richard schuld!" äußerte Egon verstimmt, und die Geigenmusik, die aus der offenen Thür des Inselhauses herüberdrang, schien ihn immer noch mehr zu reizen, bis Willi ihm die Ungerechtigkeit seines Benehmens vorhielt. Solche Vorwürfe behagten dem verwöhnten Grafensohn nicht. Es entstand eine herbe Mißstimmung. Paul nahm für Willi, Erwin für Egon Partei, während Gustav, der es mit den vornehmen Spielkameraden nicht verderben wollte, sich schweigend verhielt. Als Willi nun auch noch Scheibenkönig wurde, konnten die Zwillinge ihre böse Laune kaum noch bemeistern.

Dem verständigen Paul gelang es, durch vermittelnde Worte den Frieden so weit herzustellen, daß man eine Krocketpartie zu spielen beschloß. Willi, der immer schnell vergab und vergaß, rief wohlgemut Richard zum Mitspielen herbei. Dem widersetzten sich jedoch die Aldens in ihrer maßlosen Ungerechtigkeit und es entstand abermals ein heftiger Streit. Selbst der sanfte Richard mußte an sich halten, um nicht im gerechten Zorn über Egon oder Erwin herzufallen, doch der Gedanke, daß die gräflichen Eltern seine Wohlthäter seien, hielt ihn zurück und demütigte ihn gleichzeitig aufs tiefste, so daß er sich ins Ufergebüsch zurückzog und bitterlich weinte.

„Es scheint, daß hier auf der Schilfinsel kein vernünftiges Spiel zustande kommt! Wißt ihr, Jungen, laßt uns übersetzen und im Walde Räuber spielen!" schlug Willi mit frischem Mut schließlich vor und die Knaben waren einverstanden und liefen zum Tempel, um ihre Hüte zu holen. Hier vertilgten sie dann noch in seltener Einmütigkeit die Kuchenreste und dann schifften sie sich ein. Richard mit der Geige war der letzte, der ins Boot stieg. Delph steckte irgendwo, Wasservögel aufstöbernd, im Schilf und ward vergessen, was jedoch von keinem Belang war, da er den See fast nie im Kahn, sondern meistens schwimmend durchmaß.

Das Boot mit den vielen Insassen hatte wenig Bord. Nur unter der Bedingung, daß sich alle recht ruhig verhielten, hatte Paul diese Ueberlastung zugegeben. Der lebhafte Erwin mußte beständig an sein Versprechen gemahnt werden.

Nun suchte er seiner aufgeregten Stimmung durch Worte und Neckereien Luft zu machen. Er witzelte über die Sorgfalt, mit der Richard seine Geige hütete wie eine Amme ihr Kind und fügte in boshafter Neckerei hinzu: „Soll ich dein Baby mitsamt der Wiege mal ins Wasser werfen?"

Bei diesen Worten ergriff er das Futteral am Bronzegriff und hielt es samt Inhalt drohend über die Wasserfläche.

Richard sprang auf, riß das geliebte Instrument an sich und gab seinem Quäler in gerechter Empörung einen Schlag.

Dies war für den kleinen Kampfhahn Erwin das Signal, sich auf Richard zu stürzen und ihn mit seinen Fäusten zu bearbeiten. Da Richard in seiner Verzweiflung jedoch stärker war, so lag Erwin gleich darauf unten im Boot und Richard kniete auf ihm. Nun kam aber Egon seinem Zwillingsbruder zu Hilfe und ehe Willi und Gustav ersprießlich einzugreifen vermochten, hatten die Aldens ihr Opfer über Bord geschleudert.

Wilde Angstschreie ertönten aus dem Munde der drei Zeugen dieser Unthat, während die kleinen Grafen entsetzt über ihre That auf die Stelle starrten, da Richard verschwunden. Das schlimme Werk eines Augenblicks kam so überraschend, daß die Rettungsversuche in der allgemeinen Bestürzung mißglückten. Zwar griff Gustav mit seinem langen Arm nach dem wiederauftauchenden dunklen Lockenhaupt des Versunkenen, Paul, der sich vorher bittend und scheltend mit Rudern abgemüht, den schwankenden Kahn im Gleichgewicht zu erhalten, warf ein Ruder nach der Unglücksstelle, aber Richards feine, bleiche Hand griff aus dem Wasser in die Luft und dann schlossen sich die

Wellen wieder über dem Unglücklichen. Die beiden Uebelthäter fingen an laut um Hilfe zu schreien, doch Willi riß sich die Jacke vom Leibe und war im Begriff ins Wasser zu springen, als er sich von Paul festgehalten fühlte, während derselbe mit Thränen der Aufregung: „Delph, Delph!" schrie. Der kluge Hund, der dem Kahn in einiger Entfernung schwimmend gefolgt war und Richards Versinken beobachtet hatte, durchschnitt in wenigen Sekunden das Wasser zur Unglücksstätte, tauchte und kam gleich darauf mit Richards Körper empor. Delph hielt ihn mit den Zähnen am Rockkragen, so daß der Kopf des Verunglückten über Wasser war. Richard schien leblos; sein Gesicht war totenbleich und seine schwarzen Locken hingen in nassen Strähnen zum Wasser hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mikroskopieren.

V.

Bei der Beobachtung der Präparate bringt man diese selten trocken auf den Objektträger, sondern hüllt sie vielmehr in sogenannte Zusatzflüssigkeiten, welche die Durchsichtigkeit der Präparate erhöhen und ein klares, scharf gezeichnetes Bild liefern. Das einfachste Umhüllungsmittel ist destilliertes Wasser, doch ist dasselbe keineswegs überall anwendbar, indem es auf viele zartere pflanzliche und namentlich auf fast alle tierischen Gewebe, speziell auf den Inhalt der diese Gewebe zusammensetzenden Zellen stark einwirkt. Man muß in solchen Fällen Flüssigkeiten anwenden, welche dem Zellsaft in Dichte ꝛc. ähnlicher sind und benutzt am vorteilhaftesten sehr verdünnte Lösungen von Gummi, Kochsalz, Zucker oder Eiweiß. Muß man das Wasser ganz ausschließen, so empfiehlt sich reines, nicht ranziges Olivenöl, Mandelöl oder Ricinusöl. In vielen Fällen soll die Zusatzflüssigkeit auch die Durchsichtigkeit der Objekte erhöhen oder feinere Einzelheiten der Struktur sichtbar machen. Man bedarf dann Substanzen mit starkem Brechungsvermögen und benutzt für Objekte, die von Wasser mehr oder minder durchdrungen erscheinen, Glycerin, welches eventuell mit Wasser verdünnt werden muß. Für trockene oder vorher durch Einlegen in Alkohol entwässerte und, wo erforderlich, mit Nelkenöl ꝛc. behandelte Gegenstände benutzt man je nach Umständen fette und flüchtige Oele, Terpentinöl, Kanadabalsam, Dammarharzlösung, Schwefelkohlenstoff ꝛc. Welche Zusatzflüssigkeit man nun auch wählen mag, stets bringt man einen Tropfen derselben auf den Objektträger, breitet das Präparat darin mit Hilfe der Nadel oder eines Pinsels möglichst eben aus und legt dann vorsichtig ein Deckgläschen auf, ohne durch dasselbe das Präparat gegen den Rand des Tropfens zu treiben. Tritt hierbei Flüssigkeit über die Ränder des Deckgläschens heraus, so nimmt man dieselbe mit reinem Filtrierpapier, oder mit einem Pinsel fort. Für sehr starke Vergrößerungen muß man die dünnsten Deckgläschen anwenden, die auch dann geboten sind, wenn sehr zarte Objekte, die keinen Druck ertragen, zur Untersuchung gelangen. Bisweilen liefert die Untersuchung im hängenden Tropfen sehr gute Resultate. Man benutzt dazu Objektträger mit einer geschliffenen Höhlung, bringt ein Tröpfchen der Flüssigkeit (welche etwa Infusorien enthält) an ein Deckgläschen, kehrt dies schnell um und legt es mit dem Tropfen nach unten auf die Höhlung des Deckgläschens.

Die Aufbewahrung der Präparate ist von großer Wichtigkeit. Einige Präparate wie Knochen- und Zahnschliffe, Horn, Fischschuppen, Kiesel- und Kalkskelette niederer Tiere, Insektenschuppen und dergl. kann man trocken ohne jegliche Umhüllung unter dem Deckgläschen aufbewahren, welches letztere an den Rändern durch eine klebende Masse mit dem Objektträger verbunden wird. Dickere Präparate dieser Art werden in eine Papierzelle oder zwischen zwei dünne Glasstreifen gelegt und dann mit dem Deckgläschen bedeckt.

Präparate, welche zwar nicht vollständig trockene Aufbewahrung, wohl aber das Trocknen, die Behandlung mit Alkohol und flüchtigen Oelen vertragen und in harzigen Substanzen durch die starke Aufhellung nicht undeutlich werden, bewahrt man in Kanadabalsam, Kopallack, Dammarlack oder Terpentin auf. Harte Samenschalen, Fruchthüllen, Sporen, Pollenkörner, fossile Hölzer, Panzer von Insekten und Infusorien, alle oben genannten und gefärbten Präparate, Kristalle ꝛc. eignen sich sehr gut für diese Methode. Man tränkt die trockenen Präparate, sofern nicht die Luft in ihnen erhalten werden soll, mit Terpentinöl, besser mit Nelkenöl oder Bergamottöl, feuchte Präparate trocknet man durch Einlegen in absoluten Alkohol, bei sehr mäßiger Wärme oder unter einer Glasglocke neben oder über einem Schälchen mit konzentrierter Schwefelsäure oder Chlorcalcium, bringt sie dann in absoluten Alkohol und aus diesem unmittelbar in Nelkenöl oder, nachdem sie nahezu wieder trocken geworden sind, in Terpentinöl. Sind die Präparate sehr zart und wasserreich, so muß man mit dem Entwässern vorsichtiger sein und sie in längeren Pausen aus schwächerem in immer stärkeren, zuletzt in absoluten Alkohol bringen und dann wie oben angegeben weiter behandeln. Für sehr zarte Präparate ist auch Phenol empfohlen worden, in welches man die Präparate direkt aus dem Wasser bringt, und aus welchem sie ohne weiteres in das Einschlußmittel übertragen werden können. Von letzterem legt man nun einen Tropfen auf den sorgfältig gereinigten und etwas erwärmten Objektträger, bringt das Präparat darauf, gibt einen zweiten Tropfen des Einschlußmittels auf das Präparat und bedeckt nun das Ganze mit dem sorgfältig gereinigten Deckgläschen, welches man mit einer Kante auf den Objektträger aufsetzt und dann allmählich neigt und schließlich mit dem Heft einer Präpariernadel niederdrückt. Hierbei dürfen keine Luftbläschen eingeschlossen werden. Sollte es dennoch geschehen sein, so hilft in der Regel vorsichtiges und gelindes Erwärmen. Einen Ueberschuß des Einschlußmittels, der unter dem Deckglas hervorquillt, muß man sorgfältig entfernen. Ein weiterer Verschluß ist, namentlich bei Anwendung von Kanadabalsam, und wenn man den hervorquellenden Teil desselben nicht entfernt, nicht durchaus notwendig, ratsam ist aber immer, die Ränder des Deckgläschens mit Lack zu überziehen.

Der Kanadabalsam ist in der Regel ziemlich dickflüssig; man bewahrt ihn in verkorkten Fläschchen auf und zwar durchbohrt man vorteilhaft den Kork und schiebt durch denselben ein Glasstäbchen, weches am untern Ende ausgezogen und hakenförmig gekrümmt ist. Dies Stäbchen muß stets mit dem Häkchen in den Balsam eben eintauchen, so daß, wenn man den Kork abzieht, ein wenig Balsam daran haften bleibt, den man nun über der Spirituslampe erwärmt und auf den Objektträger aufträgt. Statt des reinen Balsams benutzt man auch eine Lösung

desselben in Chloroform oder Terpentinöl, welche die richtige Konsistenz besitzt und ohne alle Erwärmung angewandt werden kann. Man muß nur, wenn das Lösungsmittel verdunstet und Luft unter das Deckgläschen tritt, noch einen Tropfen der Aufbewahrungsflüssigkeit zusetzen. Dammarlösung, welche die Präparate weniger aufhellt und sich namentlich auch für gefärbte Präparate gut eignet, erhält man aus gepulvertem Dammarharz, von welchem man 10 g mit 20 g Benzin übergießt, worauf die nach 24—48 Stunden vom Bodensatz klar abgegossene Lösung mit 4 g reinem Terpentinöl gemischt wird. Darf man die Präparate nicht mit ätherischem Oele behandeln, so benutzt man als Einschlußmittel Terpentinöl, welches in flachen Gefäßen vor Staub geschützt längere Zeit der Luft und dem Licht ausgesetzt war und dadurch eine entsprechende Konsistenz angenommen hat. In dies Oel kann man das Präparat direkt aus dem Alkohol übertragen.

Präparate, von welchen man befürchten muß, daß sie durch das Trocknen leiden, bewahrt man in feuchtem Zustand auf, in welchem sie sich jedenfalls in ihrem vollen natürlichen Verhalten zeigen. Ein ausgezeichnetes Einschlußmittel ist Glycerin, welches allgemein angewandt werden könnte, wenn es nicht manche Objekte allzu durchsichtig machte und sehr zarte Präparate durch Entziehung von Wasser zum Schrumpfen brächte. Letzteres wird übrigens vermieden, wenn man das Glycerin mit Wasser verdünnt und ein paar Tropfen Essigsäure zusetzt, nur muß dann ein absolut luftdichter Verschluß hergestellt werden, damit das Wasser nicht verdunste. Um beim Bedecken des Glycerins mit dem Deckgläschen Luftblasen zu vermeiden, haucht man letzteres an, bringt es mit dem Tropfen in Berührung und läßt es schnell fallen. Sollten sich trotzdem Luftblasen gebildet haben, so läßt man das Präparat unverschlossen und vor Staub geschützt ein paar Tage liegen, wobei die Luftblasen in der Regel verschwinden. Stets sollte man nur soviel Glycerin anwenden, wie zur Einbettung des Präparates durchaus erforderlich ist. War Glycerin unter dem Deckglas hervorgequollen, so muß man es mit zartem Filtrierpapier möglichst vollständig fortnehmen und das Glas mittels eines Pinsels so lange mit Alkohol waschen, bis es ganz trocken geworden ist. Das Glycerin hindert das Haften des Lackes und man thut daher gut, zunächst mit dem Glasstabe eine dicklichte Lösung von Kanadabalsam aufzutragen und nachdem diese getrocknet ist, den Lack. Bei recht dünnen Objekten setzt man auf jede Ecke des Deckglases einen Tropfen des konzentrierten Lackes und läßt denselben soweit erhärten, daß er das Deckglas festhält. Hierauf verstreicht man die Ränder des Deckglases mit Lack, so daß ein 5—6 mm breiter Rand entsteht, läßt eintrocknen und trägt noch zweimal etwas verdünnteren Lack auf, wobei jede Schicht über die vorhergehende etwas übergreifen muß. Besteht das Präparat aus kleinen Körnern, die ihren Platz im Glycerin verändern können, so benutzt man eine Mischung aus 1 Teil Gelatine, 3 Teilen Wasser und 4 Teilen Glycerin. Man läßt die Gelatine in dem Wasser über Nacht quellen, erwärmt dann bis zur Lösung und setzt der warmen Flüssigkeit das Glycerin zu. Bei der Benutzung muß man das Fläschchen, welches die Mischung enthält, in heißes Wasser tauchen, um den Inhalt zu schmelzen. Diese Mischung hat den Vorzug vor Glycerin, daß sie dem Verschluß durch Lack keine Schwierigkeiten bereitet, und ist allgemeiner Anwendung fähig. Es würden hier noch eine Reihe anderer Verfahren zu nennen sein, die wir für diesmal noch übergehen wollen.

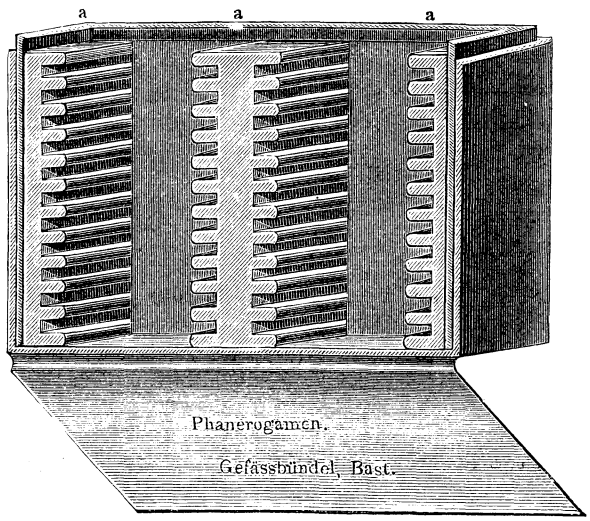


Fig. 27. Kästchen zum Aufbewahren der Präparate.

Als Verschlußmittel benutzt man verschiedene Lacke und Kitte, welche möglichst rasch und gleichmäßig trocknen und so zäh sein müssen, daß sie später nicht reißen oder springen. Häufig benutzt man einen Asphaltlack aus Asphalt, Leinöl und Terpentinöl. Er muß so dickflüssig sein, daß er sich nicht zwischen Objektträger und Deckglas zieht, während er sich andrerseits in hinreichend dünner Schicht auftragen lassen muß. Für den letzten Ueberzug versetzt man ihn vorteilhaft mit etwas Leinölfirnis. Ein vortrefflicher Spirituslack ist der schwarze Maskenlack Nr. 3 aus der Lackfabrik von Bäseler in Berlin, der auch von den mikroskopischen Instituten bezogen werden kann. Er ist ziemlich dünnflüssig und muß durch teilweises Verdunstenlassen des Lösungsmittels etwas konsistenter gemacht werden. Zu stark eingedickter Lack wird durch Zusatz von Alkohol wieder dünnflüssiger. Man bewahrt den Lack in einem verkorkten, etwas weithalsigen Glase auf und befestigt in dem Kork einen Pinsel, der beständig in die Flüssigkeit taucht. Fast für alle Präparate ist verdickte Schellacklösung brauchbar, die man durch Lösen von braunem oder blondem Schellack in absolutem Alkohol, Filtrieren und Verdunsten bei gelinder Wärme erhält. Auch durch Lösen von 50 g Kanadabalsam und 50 g Schellack in 50 g Alkohol und 100 g Aether und Verdunsten im Wasserbade bis zur Sirupskonsistenz erhält man einen guten Lack.

Die fertigen Präparate werden mit einer Etikette beklebt, auf welcher man den Namen der Pflanze oder des Tieres, von welchem das Präparat stammt, und nähere Bezeichnungen angibt. Eine zweite Etikette dient zweckmäßig zur Angabe des Färbungsmittels, der Aufbewahrungsflüssigkeit ꝛc. Zu den Etiketten kann man farbiges Papier benutzen, vorzuziehen aber ist Karton von solcher Stärke, daß beim Aufeinanderlegen der Präparate die Verkittungsmasse unberührt bleibt. Zur Aufbewahrung der Präparate benutzt man Kästchen aus Holz oder Pappe; die sehr zweckmäßigen und eleganten Kästchen, welche Dippel angegeben hat*), besitzen für Objektträger von 45×30 mm im Lichten eine Länge von 120 mm, eine Tiefe von 35—40 mm und eine Höhe von 80 mm. Im Innern befinden sich drei Träger a a a (Fig. 27), welche so

*) Aehnliche Kästen in gediegener Ausführung liefert Theodor Schröter in Leipzig, Große Windmühlenstraße Nr. 27, welcher Preislisten gratis versendet.

eingeschnitten sind, daß jedes Kästchen 24 Präparate aufnehmen kann. Die Vorderwand des Kästchens bildet eine Klappe und der Verschluß geschieht mittels eines von oben her etwas über die Wände und Klappe greifenden Deckels, der auf seiner Oberseite die allgemeinere Bezeichnung trägt (z. B. Kryptogamen, Lebermoose, Koniferen 2c.). Die speziellere Bezeichnung wird in der in der Figur angedeuteten Weise auf die innen weiß beklebte Klappe geschrieben. Die Durchmusterung der Präparate ist nun außerordentlich einfach und man kann sich dieselbe noch erleichtern, wenn man die einzelnen Einschnitte numeriert und auf der Innenseite der Klappe zu beiden Seiten der erwähnten Aufschrift und neben die gleichen Nummern die nähere Bezeichnung der entsprechenden Präparate hinschreibt. Diese Kästchen kommen nun zu etwa 6—12 aufrecht stehend in einen länglichen Holzkasten, so daß sich die Präparate in horizontaler Lage befinden. Will man sich das Herausnehmen aus den größeren Kästen erleichtern, so darf man nur zwischen je zwei Kästchen eine bis zur halben Höhe reichende Scheidewand anbringen lassen.

Wetterpropheten.

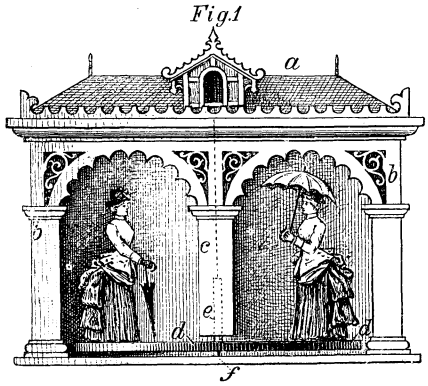
Ein allen Anforderungen der Meteorologie entsprechendes Aneroid ist für Witterungsbeobachtungen ein sehr schätzbares, doch zu teures Instrument, um es in jedem Hause anzutreffen, das bekannte Quecksilberbarometer aber ob seiner Unverläßlichkeit gänzlich in Mißkredit gekommen. Und doch möchte man gerne, zumal im Sommer, vor Ausführung geplanter Ausflüge irgend einen verläßlichen Ratgeber besitzen, welcher uns andeutet, wie sich binnen kürzerer Zeit die Witterung gestalten werde.

In dieser Hinsicht ist es in größeren Städten freilich bequem, man befragt die Apparate des auf irgend einem günstigen Platze aufgestellten Wetterhäuschens. In kleineren Orten aber müssen einfachere Instrumente an deren Stelle Rat erteilen, welche, wenn auch einfacher, gleichwohl nicht ohne Wert sind. Da deren Vorzug auch noch in der billigen und leichten Herstellung besteht, so wollen wir uns einmal diese Apparate etwas näher besehen. Zunächst sei vom

Wetterhäuschen,

welches manchem der jungen Kameraden bekannt sein wird, die Rede. Zur Herstellung benutzt man dünne Holzbrettchen — etwa von einer Cigarrenkiste, — ein Stückchen Darmsaite, welche von jedem Violinspieler erhältlich ist, und ein paar Figürchen, letztere entweder aus Holz geschnitzt, oder auch aus einem Bilderbogen geschnitten, auf dünne Pappe geklebt und auf beiden Seiten sauber koloriert. Die Anfertigung geschieht folgendermaßen:

Fig. 1



Wetterhäuschen.

Man fügt aus den Brettchen ein kleines Häuschen a (Fig. 1), mit einer ungefähren Länge von 9 cm, einer Tiefe mit ebenfalls 9 cm und in Höhe von 5—6 cm zusammen. Die Vorderwand b b erhält zwei gleich große Thüröffnungen mit einem Mittelpfeiler c, dessen Fuß um ca. 1 cm verkürzt wird, und daher nicht bis zum Boden reichen darf. In Mitte des Dachbrettes, und zwar nahe den Pfeilern, wird zum Durchstecken der Darmsaite ein Loch gebohrt, ferner aus einem ungefähr 2 mm dünnen Brettchen eine kreisrunde Scheibe d d mit einem Durchmesser von 7 cm gesägt und im Centrum derselben ein 4—5 cm langes Schilfröhrchen e senkrecht eingesetzt, dessen oberes Ende durch das Blattgelenk geschlossen bleibt, unten aber offen ist. An Stelle des Schilfröhrchens kann auch ein gerader Federkiel genommen werden, dessen eine Seite noch durch das Mark verdeckt ist.

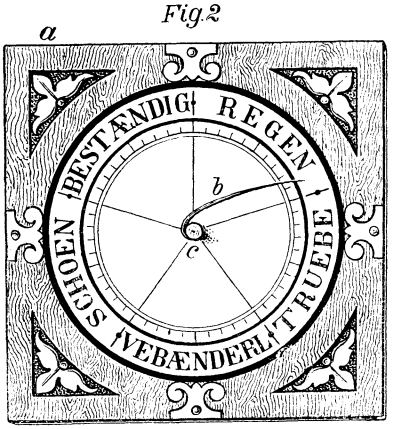
Nun nimmt man das Darmsaitenstück, knüpft unten einen Knoten an und zieht vorerst das freie Ende durch ein im Röhrchengelenke e gebohrtes Loch und dann durch jenes am Dache befindliche, so daß die Scheibe d lotrecht inmitte des verkürzten Pfeilers c schwebt und in der Horizontalbewegung nicht gehindert ist, worauf das Seitenende oben durch ein Holzpflöckchen befestigt wird. Am Durchmesser der Drehscheibe d werden nun die zwei Figuren in einer den Thoröffnungen entsprechenden Entfernung angebracht. Es bleibt selbstverständlich dem Belieben der Kameraden anheimgestellt, welcher Art Figuren sie wählen, nur dürfen sie nicht zu schwer an Gewicht sein und müssen sich gegenseitig die Wage halten, damit die Scheibe ihre horizontale Lage beibehält. Zur richtigen Führung wird noch am Unterboden der kleine Dorn f, ein Eisenstift — eingesetzt, welcher mit der Hülse e genau korrespondiert und die Scheibe vor Seitenschwankungen schützt, ohne die Drehung zu hindern.

Die Funktion dieses einfachen Wetteranzeigers beruht, wie leicht zu erraten ist, auf der Ausdehnung und Zusammenziehung der Darmsaite, wodurch bei dem Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit abwechselnd die eine oder andere Figur aus der Bogenthüre tritt. Geübte Laubsäger werden es sich angelegen sein lassen, ein recht schmuckes und zierliches Häuschen herzustellen.

Die Wetteruhr.

Aus dem Pflanzenreiche liefert uns die Granne des bekannten Reiherschnabels (Erodium gruinum) ein schätzbares Material zu einem gegen Temperaturwechsel sehr empfindlichen Hygrometer. Diese Pflanze, welche aus Samen gezogen werden kann, und in den Gärten Deutschlands häufig anzutreffen ist, trägt eine Blütenfrucht, deren spiralförmig gewundene Granne sich bei trockener Witterung zusammenzieht, bei anhaltendem Regen aber gerade streckt. Sie wird nun für die Zwecke unserer Wetteruhr in ein mit Wasser gefülltes Schälchen gelegt und darin so lange belassen, bis sie sich gerade gestreckt hat, dann herausgenommen, oberflächlich abgetrocknet und die Rinde mittels eines stumpfen Messers oder eines Glasstückchens derart abgeschabt, daß der holzige Kern hiervon vollständig befreit ist. Die hierauf vorzunehmenden Arbeiten sind sehr einfach: Man überzieht ein glattgehobeltes, 6 cm im Quadrate messendes, dünnes Brettchen a mit weißem Papier, zeichnet auf letzteres die in Fig. 2. ersichtlichen Kreise mit zehnteiliger Einteilung und bohrt im Zentrum c ein Loch, in welches das dicke Ende der Granne b mit einem Holzspänchen eingezapft wird.

Fig. 2



Wetteruhr.

Bei nächst anhaltendem Regen wird, nachdem sich die Spirale vollständig gerade gestreckt hat, das Bestimmen vorgenommen, indem man den Punkt, auf welchen die Spitze hinweist, bezeichnet und hiermit so lange fortfährt, bis die Spirale den Endpunkt der Krümmung erreicht hat Letzterer wird dem Anfangspunkte so ziemlich gegenüberliegen. Die Bezeichnungen sind auf Fig. 2 er-

sichtlich, können aber noch vermehrt werden.

Das chemische Wetterglas.

Dieses jeden Witterungswechsel genau prophezeiende Barometer erhält man, indem 2 Teile Kampfer, ¼ Teil Salmiak und ⅙ Teil Salpeter, welche Substanzen einzeln und feinstens zu pulverisieren sind, bestens vermischt und in 16 Teilen Weingeist unter geringer Wärmeanwendung aufgelöst werden. Mit dieser Lösung füllt man ein cylindrisches Glas von ungefähr 3 cm Durchmesser und 12 bis 15 cm Höhe bis zur halben oder dreiviertel Höhe an, und schließt es mit einem Kork, welcher überdies noch außen mittels Spiegelwachs gut verpicht wird.

Diese Mischung ist gegen atmosphärische Einflüsse sehr empfindlich und zeigt den Witterungswechsel schon mehrere Stunden vorher an. Sondert sich die Flüssigkeit über dem Bodensatze klar und scharf ab, so deutet dies auf klares und heiteres Wetter, entwickeln sich Wölkchen aus demselben, so stellt dieses Wind in Aussicht, der aus jener Richtung zu erwarten steht, an welcher Stelle dieselben entspringen. Bewegen und breiten sich dieselben weiter aus, so deutet solches auf „Veränderlich", sinken sie wieder in Flocken zu Boden, so ist auf beständig gutes Wetter zu rechnen. Die Bildung von sternförmigen Kristallen und merkliche Trübung der Flüssigkeit verkünden ein Gewitter, welches um so heftiger auftritt, je mehr der Spiritus aufwallt und sich Flocken anhäufen. Kleine, sich ansetzende Pünktchen deuten je nach der Jahreszeit auf Regen, Nebel oder Schnee, wenn sie sich längere Zeit hindurch zeigen, falls sie aber bald wieder verschwinden, auf gute Witterung. Sammelt sich über der Flüssigkeit ein Teil des Gemenges zu einer weißen Scheibe, unter welcher Wolkenbildungen stattfinden, so wird ebenfalls der Jahreszeit entsprechend Sturm und Hagel, Reif oder Schneegestöber eintreffen. Bildet im Winter diese Scheibe eine harte Kruste und zeigt sich am Boden Eisbildung, so deutet dieses auf anhaltende und strenge Kälte, bei der Zerstückelung der Kruste aber Tauwetter an.

Wie alle derartigen Instrumente, soll auch dieses seinen Standort am Fenster erhalten. Durch fleißiges Beobachten wird es nicht schwer fallen, über alle Witterungsveränderungen eine Skala zusammenzustellen, welche untrügliche Angaben für die Vorausbestimmung liefert.

Zum Beschlusse verdient noch

das Wasserbarometer

(Fig. 3) besprochen zu werden. Hierzu nimmt man eine Glasflasche a von beliebiger Form und füllt sie bis zur Hälfte oder Dreiviertel ihres Rauminhaltes mit Wasser, das mittels Anilin rot, grün oder blau gefärbt wurde und verschließt sie mit einem passend durchbohrten Korkpfropfen b, durch den eine lange, oben und unten offene Barometerröhre c senkrecht und derart gesteckt wird, daß letztere bis nahe dem Boden, d. h. mit etwa 2 mm Zwischenraum, reicht. Hierauf werden Kork und Röhrcheneinsatz bestmöglich mit Siegelwachs überpicht, damit nirgends die atmosphärische Luft außer der oberen Röhrchenöffnung Zutritt hat oder aus dem Flascheninnern entweichen kann.

Nun wird durch das Röhrchen mit dem Munde so lange Luft in die Flasche geblasen, bis es nicht mehr möglich ist, die in letzterer schon enthaltene noch mehr zu verdichten.

Dieses Wasserbarometer wirkt entgegengesetzt jenem mit Quecksilber oder Weingeist gefüllten und zeigt die Temperaturschwankungen in sehr genauer Weise an. Hier findet bei mit Wasserdunst gesättigter Atmosphäre der höchste Stand der Wassersäule statt, der tiefste hingegen bei anhaltender Trockenheit. Durch fleißiges Beobachten und Notieren kann für dieses Instrument ebenfalls eine genaue Skala aufgestellt werden.

Habt ihr Lust, meine jungen Freunde einen „Wetterpropheten" anzufertigen, so werdet ihr unter den besprochenen Apparaten bald einen herausfinden, welcher euch am besten dünkt, und eure helle Freude daran haben, wenn er sich für die gehabte Mühe durch pünktliche Anzeigen dankbar erweist.

Leutseligkeit.

Auf einer Revuereise fuhr König Friedrich II. von Preußen in Pommern an einem Dorfe vorüber, dessen Bewohner sich an der Heerstraße aufgestellt hatten, um ihren König zu sehen.

Plötzlich erhob einer der Lakaien der auf dem Bocke saß, einen Freudenruf und machte Miene von dem schnell dahinfahrenden Wagen herabzuspringen.

„Was soll das?" rief Friedrich.

„Ew. Majestät, da stehen Vater und Mutter!" — antwortete der Diener erfreut.

„Die möchtest du wohl gern sprechen?" — fragte der König freundlich.

„Ach ja, Ew. Majestät," entgegnete der Lakai, „ich war ja voriges Jahr nicht hier!"

„Nun, dann laß halten!" — sagte der leutselige König. — „Geh in Gottes Namen; du kannst bis morgen bei deinen Eltern bleiben, übermorgen aber mußt du in Köslin sein."

Der Lakai ging freudig davon, und Friedrich wies den neben seinem Wagen reitenden Landrat an, den Mann zur rechten Zeit mit Vorspann nach Köslin befördern zu lassen, weil der Weg zu einer Fußreise zu weit sei.

Logogriph.

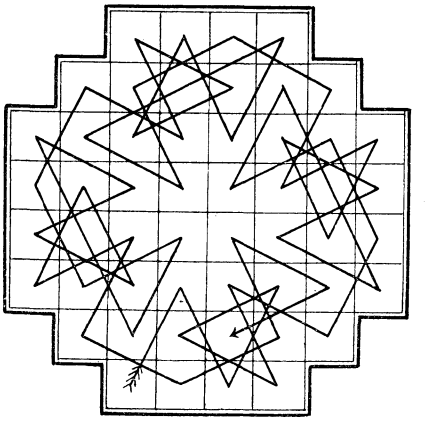
Ich kam zu dem mit F,
Beim Spiel mit dem mit B;
Als Schutz dient es in Metz —
Und anderswo — mit W.

Veränderungsspiel.

Die Anfangsbuchstaben folgender Wörter sind zu verändern, und die letzteren in eine andere Reihenfolge zu bringen. Die neugefundenen Buchstaben ergeben, von unten nach oben gelesen, einen Blumenschmuck.

Wonne, Horn, Brause,
Oder, Dose.

Auflösung des Rösselsprungs in Nr. 39.



Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern und den Schnitt von keinem andern leidet;
Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Wortspiel.

Aus jedem der nachstehenden Wörter läßt sich ein anderes Wort bilden. Wenn diese neugebildeten 15 Wörter richtig untereinandergestellt werden, so ergeben die Anfangsbuchstaben derselben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

Palme	Amen
Made	Emma
Not	Nie
Neige	Rede
Halm	Herum
Trug	
Turne	
Sein	
Not	
Amsel	

Wie heißt das Sprichwort?

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 39.

„Steinmetz."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 39.

„Baß, Paß, Faß, Haß."

Auflösung des Veränderungsspiels in Nr. 39.

Sang	Land
Chor	Laube
Held	Else
Joch	Rabe

„Schiller."

Fragen und Antworten.

Kurt Nathan. Kurt ist eine Abkürzung von Konrad (altdeutsch). Der Vorname Martha entstammt dem Hebräischen und bedeutet: die Betrübte, die Herrscherin im Hause. Helene entstammt dem Griechischen = die Eroberin, Strahlende, Leuchtende.

Th. Huber. Merkwürdig — einem Deiner Kameraden erging es ganz ebenso, aber nicht weil er keinen, sondern weil er einen Preis kriegte. Er setzte sich bei dieser Entdeckung so vehement auf seinen Stuhl, daß die Sesselbeine nicht mehr Stand halten konnten.

Internationaler Mondhornsauger. Die Stirnsche Geheim-Camera kostet etwa 25 Mark. — Deine Anfragen über Briefmarkenwerte beantwortet sehr gerne A. Beddig, Briefmarkenhandlung in Hannover. — Nun, durch unsere Anleitung zum Ausstopfen von Vögel und Säugetieren bist Du doch wohl zufriedengestellt?

L. L. in **C.** Abiturientenexamen, Praxis als Eleve, Fachprüfung. Um die höhere Karriere zu machen, muß später noch eine zweite Fachprüfung abgelegt werden. Näheres besagt Spemanns „Schatzkästlein des guten Rats" unter der Rubrik „Die Berufswahl".

Hermann P. in **M.-Weißkirchen.** Kommt demnächst daran. Geduld!

„Weißer Läufer". Dieser Name ist recht hübsch; der Briefträger, der Dir aber alle die Korrespondenzkarten bringen soll, so Du Dir von den Kameraden erbittest, wird Dich darunter schwerlich finden.

L. v. N. Wie der „G. K." das findet? Kolossal dumm.

W. H. in **Kiel.** Polyän, griechisch Polyainos, zu deutsch der Vielgelobte, ist ein aus dem Altertum mehrfach überlieferter Name. Der Polyän, den Du meinst, ist sicher der griechische Rhetor Polyän aus Makedonien, der in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. lebte. Er verfaßte in acht Büchern ein Werk über die Kriegslisten, das er dem Kaiser Marcus Aurelius und Lucius Verus widmete. — Der Maler, nach dem Du uns fragst, ist uns nicht bekannt. — Freundlichen Gruß, dem Herrn Papa unsere Empfehlung.

Max J. in **Barmen.** Das zufällige Zusammentreffen und Erkennen des Kameraden auf dem Rheindampfer muß recht interessant gewesen sein. Prosit!

Walther D. in **Mühlhausen.** Du möchtest gerne das Zaubertafelkunststück erklärt haben. — Lieber Freund, das hat seine Schwierigkeit, da die Tafel eine besondere Einrichtung haben muß, welche die Verkäufer von Zauberapparaten und natürlich auch die Künstler geheim halten. Wir wollen Dir aber einen Wink geben, wie Du den Scherz — das Alter einer Person zu erraten — leicht in anderer Weise ausführen und Dir die Erfordernisse dazu selbst herstellen kannst. Falte aus zwei Viertelbogen weißen Schreibpapieres zwei briefartige Couverte, klebe dieselben mit der Rückseite genau und fest zusammen, so daß Du dieselben auf jeder Seite öffnen kannst, es jedoch scheint, als ob Du nur ein Couvert in der Hand hättest. Auf der einen Seite, die Du Dir merkst, hast Du einen Zettel mit den Worten: „Einen Tag älter wie gestern" — untergebracht, dann nimm einen ganz ähnlichen unbeschriebenen Zettel und lege denselben angesichts Deines Publikums in das entgegengesetzte Couvert, blase darauf und drehe dasselbe bei dieser Gelegenheit herum. Im übrigen verfährst Du, wie der Künstler es gemacht. Sollst sehen, wie Dein Zuschauerpublikum perplex ist.

R. v. P. auf **D.** Dein Herr Papa hat ganz recht, wir sind völlig seiner Meinung. Ein schlechter Spielmann, der nur eine Weise kann.

Max Sch. Diese hübschen Bilder zeichnet der Münchener Maler Weigand.

E. M. in **J.** Erhard entstammt dem Altdeutschen = der Hochherzige, der ehrenvoll Starke.

C. Knoop in **Arnsberg.** Womit Du Deinen Feuersalamander füttern sollst? Gib ihm Regen- und Mehlwürmer, Nacktschnecken, Küchenschaben, Fliegen.

Ein schlesischer Obertertianer. Lieber Freund, wir erinnern uns sehr genau, Deine vor etwa Jahresfrist gestellte Frage beantwortet zu haben. Wir sind der Meinung, daß darüber nur der Arzt auf Grund körperlicher Untersuchung zutreffend urteilen kann. Das Ertragen von Anstrengungen und Strapazen ist ganz individuell, der eine ist nur wohl und gesund, wenn er regelmäßig und recht ausgiebiger Körperarbeit obliegt, den andern aber kann ebendasselbe Pensum krank machen. Im allgemeinen ist das Zurücklegen einer knappen Meile in einer Stunde etwas viel, je nachdem aber für einen gesunden strammen Obertertianer nicht zu viel. Ueber Vorsichtsmaßregeln bei Fußwanderungen siehe den Aufsatz „Zum ersten Ausflug" Seite 621 d. Jahrganges.

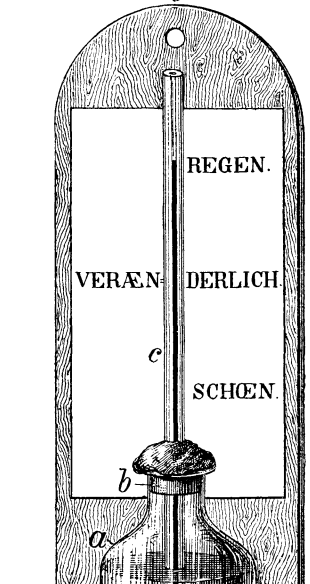
G. Rüst in **H.** Du willst wissen, wie man Hektographenmasse macht: 100 g Gelatine werden in einer reinen Schüssel mit Wasser übergossen und sollen mehrere Stunden hindurch quellen. Hierauf gießt man das Wasser ab, bringt die Schüssel auf den Kochherd über ein Kohlenfeuer (Vorsicht) und setzt, wenn unter beständigem Umrühren die Gelatine zergangen ist, 80 g konzentrierte Essigsäure, 500 g Melasse, weißer, dicker Sirup, und endlich 500 g dickflüssiges Glycerin allmählich unter Umrühren hinzu. Nach ungefähr 25 Minuten, d. h. ehe die Masse zu schäumen und zu kochen anfängt, nimmt man die Schüssel vom Feuer, läßt sie etwa 15 Minuten lang ruhig abkühlen und gießt sie zuletzt langsam in die bereit gehaltene Zinktasse. Etwa entstandene Blasen müssen behutsam entfernt werden. Nach dem Erstarren, welches je nach der Temperatur 2—3 Stunden beanspruchet, wird die Tasse an einen kühlen Ort gestellt. Erst nach Verlauf von 36 bis 42 Stunden aber soll diese Hektographenmasse in Gebrauch genommen werden. Die Quantitäten sind für eine Tasse von 42 cm Länge, 36 cm Breite und 3 cm Tiefe berechnet, können daher je nach der Tassengröße reduziert oder vermehrt werden. Die Ingredienzien sind in jedem Droguengeschäft erhältlich. Ebenso auch das Anilinpulver zur Hektographentinte, zu welchem das Rezept für die Bereitung beigegeben wird.

Tintenspatz. Lieber Freund, Courage haben ist schon recht, aber nur nicht übermütig sein. Die besten Schwimmer ertrinken und die besten Steiger brechen nicht selten den Hals.

Wer von Euch, Ihr lieben Kameraden der Provinzen am Baltischen Meere, kann mir genau den Inhalt der zwei Nationalepen, der finnischen Kalewala und des esthnischen Kalewipoëg, schreiben? Herzlich grüßend, J. Laufberger, K. K. Militärunterrealschule zu Eisenstadt (Ungarn).

Emil Glogan. Verschaffe Dir, so Du es selbst nicht hast, von einem Bekannten Spemanns „Schatzkästlein des guten Rats" — Du wirst darin alle Deine Fragen und tausend andere beantwortet finden.

Fig. 3



Wasserbarometer.

W. Thiemer. Grüße an alle ausgerichtet, werden von allen herzlichst erwidert, auch von dem „schalkhaften" Setzerlehrling.

L. G. in **Koblenz.** In den Gewitterwolken finden wir ungeheure Mengen freier Elektrizität, und diese wirkt bis auf bedeutende Entfernungen auf die umgebenden Gegenstände der Art, daß die gleichnamige Elektrizität abgestoßen, die ungleichnamige angezogen wird. Körper, die sonst keine Spur von Elektrizität zeigen, können unter solcher Influenzwirkung stark elektrisch werden. Ihr elektrischer Gleichgewichtszustand wird nämlich gestört, die ungleichnamige Elektrizität durch diejenige der Wolke angezogen, die gleichnamige in die Tiefe gedrängt. So entsteht eine elektrische Spannung, indem das Bestreben der entgegengesetzten Elektrizitäten, sich zu vereinigen und auszugleichen, durch den Widerstand der Luftschichten gehindert ist. Wird aber dieser Widerstand endlich überwunden, so erfolgt die Vereinigung durch einen mächtigen elektrischen Funken, den Blitz, der eine heftige Luftbewegung, den Donner, verursacht. Also was sich bei Deiner Elektrisiermaschine, bei Deinem Elektrophor beim Ueberspringen des elektrischen Funkens in den Fingerknöchel als „Knistern" äußert, das ist unendlich verstärkt beim Gewitter der Donner. Verstehst Du's jetzt?

O. K. in **Hamburg** schreibt: Gewiß liegt es im Interesse unserer guten Kameraden, einen guten Leim und Klebstoff, den man doch zu so manchen Dingen fast täglich gebrauchen muß, kennen zu lernen. Ich schicke Dir einige Rezepte mit der Bitte, Du möchtest sie meinen lieben Kameraden mitteilen: 1. Starker Leim für Holz 2c. 50 g Leim werden in einem Gemenge von 10 g Glycerin und 80 g Alkohol von 80% und 120 g Wasser bis zum völligen Erweichen liegen gelassen, dann das Ganze durch vorsichtiges Erwärmen (am besten im Wasserbade) verflüssigt — 2. Schwächerer Leim für Pappe 2c. 50 g Leim oder Gelatine in 10 g Glycerin, 100 g Alkohol, 150 g Wasser werden ebenso gemengt. — 3. Dünner Leim für Papier 2c. 50 g Leim oder Gelatine in 10 g Glycerin, 140 g Alkohol, 210 g Wasser. — 4. Leim zum Gummieren von Etiketten. Man füge der Mischung Nr. 2 noch 15 g Glycerin und 15 g Dextrinlösung hinzu. — Besten Dank.

Aufgesessener. Fast glauben wir es auch, daß man Dich zum besten gehabt hat. Das ist, so weit unsere Beurteilung überhaupt geht, weit eher ganz gewöhnliches Schusterpech, denn Schnurrbartwichse.

Tauschmarkt.

M. Born in **Berlin N.W., Lüneburgerstraße 2 II,** tauscht Privatpostmarken und Ganzsachen.

Friedrich Ernst in **Marktbreit,** gibt alte bayr. Stempel für Chile, Peru, Mexiko, Argentina.

F. Schultz, Oberfeldmeister zu Greifenberg in **Pommern,** kann einige Vögel abgeben.

E. Friedländer in **Berlin, Bülowstraße 15/16 III,** sucht ein Terrarium.

C. Knoop in **Arnsberg,** möchte gerne Pflanzen tauschen, auch Freimarken, vor allem Stadtpostmarken.

H. Seyl, per Adresse: **Herrn Diedrich, Zimmermeister** in **Kaiserslautern, Maxplatz,** gibt 100 Siegel gegen seltene Marken und Schmetterlinge.

Josef Knapp in **Lanzendorf bei Wien, Alpang Bahn,** wünscht mit Kameraden in Island und Finnland Marken zu tauschen; bittet Kameraden in Schweden um Postkarten, Couverts, Streifbänder 2c. Wird sich in österreichischen Ganzsachen revanchieren.

Habe einige Münzen zu vertauschen, darunter einen chinesischen Li. Auch habe ich 45 schöne verschiedene Monogramme gegen Briefmarken umzutauschen. Erwin Herber in Reichenberg bei Reichelsheim im Odenwald.

Bernard Schmid in **Ober-Döbling** bei **Wien, Alleegasse 37,** tauscht Briefmarken.

Mein photographischer Apparat ist bereits vergeben. Paul Lipinsky, per Adresse Frau Kreisrichter Fröhlich in Pleß, Ober-Schlesien.

Ich suche seltene Raupen, am liebsten sind mir Nachtpfauenaugen (alle Arten), Ordensband (alle Arten) und Totenkopfaugen; ich kann mit Kupfermünzen, Steinen und Briefmarken dienen. Ferner habe ich eine elektrische Werkstatt mit Doppelmotor und Element (Neuwert 30 Mk.) gegen eine Stirnsche Geheimcamera umzutauschen. G. Friedel in Lenney.

Gustav Castan in **Berlin, Stülerstr. 13,** hat ein junges, schwarzes Kaninchen gegen eine kleine Dampfmaschine oder Laterna magica abzugeben.

Wer hat eine Dynamomaschine abzugeben und zu welchem Preis? Offerten an Richard Erckmann in Alzey, Obere Bleiche.

Ich bitte alle Kameraden des Auslandes, mir eine Postkarte, mit dem Tipp-Topp-Stempel versehen, zu schicken. Wer in solcher Weise mir schreibt, dem werde ich auch antworten. Bernard Schmid in Ober-Döbling bei Wien, Alleegasse 37.

A. Melzer in **Zittau, äußere Weberstr. 8 II,** wünscht mit überseeischen Briefmarkensammlern in Tauschverbindung zu treten. Besitzt mehrere alte Sachsen u. a. m.

Liebe Kameraden! Da ich mir schon lange eine Sammlung von Gedichten wünsche, so bitte ich Euch gefl. um Zusendung Eurer Musenknospen. Dabei ist es einerlei, welchen Inhalts dieselben sind. Auch verpflichte ich mich, dem tüchtigsten Poeten von Euch als Preis einige wertvolle Käfer nebst Schmetterlingen zu überliefern. In einer der nachfolgenden Nummern wird sodann der Name des Preisgekrönten veröffentlicht werden. Obertertianer Heinrich Loux in Sesenheim bei Straßburg im Elsaß.

Ich tausche ein Läutewerk, 2 Zinkcylinder, eine mittelgroße Mineraliensammlung, gegen einen photographischen Apparat, welcher aber nicht selbst gemacht sein darf. Adresse: Rudolf Amigo in Wien, Ottakring, Elisabethgasse 4.

Kameraden, welche gerne amerikanische Marken haben möchten, können dieselben erhalten, indem sie mir gestempelte gut erhaltene Briefmarken ihres Landes zuschicken, und zwar: England, Frankreich, Spanien, Italien, Schweiz, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Polen, Rußland, Türkei, Brasilien und asiatische Länder. Meine Adresse: Harry Jeschke in Cleveland, Ohio, 42 Public Square, United States of America.

Ich suche hannöversche ganze Couverte (mit Ausnahme 1 Gr. rot) und gebe für jedes 25 verich. außereuropäische und altdeutsche Marken (Oldenburg, Hannover, Mecklenburg 2c.) Wer mir das sechste sendet, erhält 2 Chile-Postkarten überher. C. Gramm, per Adresse: Rektor Alpers in Stade.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Die deutschen Fernsprechanlagen für den allgemeinen Verkehr.

Die ersten Fernsprechversuche in Deutschland fanden mit Bellschen Apparaten am 25. Oktober 1877 in den Räumen des damaligen General-Telegraphen-Amts zu Berlin statt. Da sie günstig ausfielen, wurden sie an den beiden folgenden Tagen zwischen räumlich getrennten Grundstücken in Berlin und am 30. Oktober bereits zwischen Berlin und Schöneberg (6 km), zwischen Berlin und Potsdam (26 km), zwischen Berlin und Brandenburg (61 km) wiederholt. Das abermals günstige Resultat hatte zur Folge: die Herstellung des ersten Fernsprechdienstes zwischen dem Reichspostgebäude, Leipzigerstraße 15, und dem Zentral-Telegraphenamt in der Französischen Straße 33 b und 33 c in Berlin zum Dienstgebrauche, und die Eröffnung der ersten Telegraphenanstalt zum Fernsprechbetrieb zu Friedrichsberg am 12. November 1877. Bereits am 19. November wurde die Einrichtung von 12, und am 21. November von weiteren 6 Fernsprechanstalten angeordnet. Ende 1877 waren bereits 16 Fernsprechanstalten im Betriebe, und fortan wurde mit Eifer weitergearbeitet. Um auch den Bewohnern von Orten o h n e Postanstalten die Möglichkeit zu bieten, namentlich bei plötzlichen Erkrankungen, Unglücksfällen, wie Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten u. s. w., sofort Nachricht auf telegraphischem Wege an die nächste Telegraphenanstalt absenden zu können, schritt man 1883 zur Einrichtung von Telegraphen-Hilfsstellen mit Fernsprechbetrieb. Diese Hilfsstellen haben sich als ein wesentliches Mittel zur Erleichterung und Hebung des Verkehrs der Landbevölkerung erwiesen und sind dementsprechend auch bereits ausgiebig benutzt worden. Im Jahre 1883 wurden 130 derartige Hilfsstellen innerhalb des Reichspostgebietes dem Betriebe übergeben, während für das Jahr 1884 neben 519 Fernsprecheinrichtungen bei Postanstalten die Eröffnung von 227 Telegraphen-Hilfsstellen in Aussicht genommen wurde. Am 31. Okt. v. J. waren bereits 2170 Telegraphenanstalten zum Fernsprechbetrieb und 342 Telegraphen-Hilfsstellen zum Fernsprechbetrieb, im ganzen also 2512 Fernsprechstellen vorhanden.

口 廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Die Reisenden strengten jetzt die Pferde möglichst an, um noch vor Nacht das Ziel zu erreichen. Die Soldaten waren gezwungen, ihnen ebenso schnell zu folgen. Der Weg war menschenleer. Kein Wanderer begegnete ihnen. Hier und da gab es einmal ein Haus oder eine einsame Siedelung, deren Bewohner neugierig vor die Thüren gerannt kamen und halb erstaunt, halb erschrocken zurückfuhren, wenn sie die fremdartigen Reiter erblickten.

Der Methusalem ritt voran; er hatte während des ganzen Tages keine Lust gezeigt, sich zu unterhalten. Seine Gefährten hielten zusammen, um sich den Weg durch Gespräch zu verkürzen. Sie bemerkten, daß er der Gegend eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte und bald rechts, bald links blickte, als ob er etwas suche.

So verging der Nachmittag, und der Abend wollte hereinbrechen, als man auf der letzten Höhe anlangte, von welcher aus man die Stadt Schin-hoa am Ufer des hier

– „Zoo, nu is het goed. Wij worden rijden als de stormwinden – so, nun ist es gut. Wir werden wie die Sturmwinde reiten." –

schmalen Flusses liegen sah. — Degenfeld befahl dem Offizier, voran zu reiten, um dem regierenden Mandarin des Ortes die Ankunft des Inhabers eines kaiserlichen Kuan zu melden, welchem schleunigst Folge geleistet wurde.

Nun ging es langsam bergab. Die Sonne war schon hinter den Bergwänden verschwunden, und die Höhen warfen ihre immer tiefer werdende Schatten in das Thal. Als die Reiter die Sohle desselben erreichten, sahen sie die Wirkung der Botschaft, welche Degenfeld dem Oberlieutenant aufgetragen hatte. Dieser hatte die Neuigkeit wohl laut auf der Straße verkündet, denn es kam ihnen eine dichte Menschenmenge entgegen, welche sich zu beiden Seiten des Weges aufstellte.

Um diesen Gaffern schneller zu entgehen, wurden die Pferde angespornt und im Galopp ging es dem Thore der Stadt entgegen. Dort wartete ihrer der Offizier, um sie nach der Wohnung des Mandarinen zu bringen, bis wohin die Einwohner förmlich Spalier bildeten. Und doch war es bereits so dunkel, daß man kaum einige Schritte weit zu sehen vermochte. Laternen aber durften noch nicht gebrannt werden, da das Zeichen dazu noch nicht gegeben war.

Die Gäste wurden wie gestern von dem Mandarin an der Thür empfangen und dann in das Innere des Hauses geleitet. Der lange Ritt hatte die Reisenden, welche nicht gewohnt waren, einen ganzen Tag lang im Sattel zu sitzen, ungemein angestrengt. Am größten mußte die Ermüdung Richards sein. Er konnte kaum die Beine biegen und hatte einen ungemein steifen Schritt, gab sich aber mannhaft Mühe, es nicht bemerken zu lassen.

Noch schlimmer schien der Mijnheer daran zu sein. Er hatte schon während des Nachmittags geklagt, ohne aber sehr beachtet zu werden. Dann waren seine Seufzer tiefer und seine Ausrufungen lauter geworden, und auf Befragen hatte er erklärt, daß er seine Glieder nicht mehr fühle. Es war allerdings nichts Kleines für einen so starkbeleibten Mann, einen Tag lang in der engen Sänfte bewegungslos sitzen zu müssen und, da dieselbe von zwei Pferden getragen wurde, alle Unebenheiten des Weges zwiefach empfinden zu müssen. Als er nun jetzt aus dem Palankin steigen wollte, war ihm das unmöglich. Zwei Diener des Mandarins zogen und ein dritter auf der anderen Seite schob ihn heraus. Als er die Erde unter sich hatte, wankte er, so daß er gehalten werden mußte. Glücklicherweise lag das Empfangszimmer zur ebenen Erde, so daß es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bot, ihn dorthin zu bringen. Da aber sank er sofort in einen Stuhl, faltete die Hände über den Leib, stieß einen langen, stöhnenden Seufzer aus und schloß die Augen, indem er langsam flüsterte:

„Ik ben dood; ik ben gestorven. Mijne ziel is ginds, en maar mijn ligcham is hier gebleven. Goede nacht, o boose wereld — ich bin tot; ich bin gestorben. Meine Seele ist jenseits, und nur mein Leichnam ist hier geblieben. Gute Nacht, o böse Welt!"

Ganz so wie gestern wurden den Reisenden Zimmer angewiesen. Der Dicke mußte in das seinige getragen werden, wo man ihn auf das Bett legte. Er ließ das mit sich geschehen, ohne auch nur die Augen zu öffnen.

In Rücksicht auf die allgemeine Ermüdung hatte Degenfeld das Abendessen für später als gestern bestellt. Jeder wollte vorher ein wenig ausruhen, und so kam es, daß keiner sich um den Mijnheer kümmerte. Man kannte ihn ja und wußte also, daß es ihm mit dem Sterben keineswegs Ernst sei.

Als dann an alle die Aufforderung zum Nachtmahle erging, fanden sie sich in dem dazu bestimmten Zimmer zusammen. Nur Aardappelenbosch fehlte, und so ging der Gottfried ihn zu holen. Er lag noch wie vorher mit geschlossenen Augen auf dem Bette.

Mijnheer, schlafen Sie?" fragte der Wichsier.

Keine Antwort.

„Mijnheer, wachen Sie auf!" bat Gottfried, indem er ihn rüttelte.

„Ik ben gestorven," antwortete der Holländer in klagendem Tone.

„Sind Sie wirklich tot?"

„Ja, op mijn woord!"

„So müssen wir Sie also begraben?"

„Ja, ik moet in de aard geleid worden — ja, ich muß in die Erde gelegt werden."

„Schade, jammerschade! Gerade jetzt, wo es Leberpastete mit Reispudding gibt!"

„Leverpastei met rijstepudding?" schrie der Dicke, indem er in demselben Augenblicke kerzengerade auf den Beinen und in der Stube stand.

„Ja, das Essen ist serviert."

„Het avondeten? Ik ga met; ik ga spoedig met — das Abendessen? Ich gehe mit; ich gehe schnell mit!"

Er faßte den Gottfried beim Arme und zog ihn eilig zur Thür hinaus, obgleich seine noch ungelenken Beine sich gegen diese Eile sträubten. So kam es, daß die Seele des Dicken wieder aus dem „Jenseits" zurückkehrte, und dieses Wunder, diese Auferstehung eines Toten war von zwei sehr einfachen, aber höchst delikaten Worten vollbracht worden — Leverpastei und Rijstepudding.

Wie Schin-hoa kleiner ist als Schaotscheu, so hatte alles hier einen bescheideneren Anstrich. Der Gemeindepalast war ein gewöhnliches, wenn auch geräumiges Haus. Der Bürgermeister trug die einfache Goldkugel auf der Mütze und floß weniger über von unterwürfigen Redensarten. Das Essen bestand aus weniger und nicht so kostbaren Gängen, und es gab nur zwei Personen, um die Gäste zu bedienen. Der Mandarin getraute sich gar nicht, bei dem Essen gegenwärtig zu sein.

Dies alles war den Reisenden nur lieb. Sie sahen sich nicht unter dem Zwange der Etikette und konnten sich nach Herzenslust unterhalten, obgleich sie dies der beiden Diener wegen mit dem gebotenen Ernste thaten. Als diese aber am Schlusse den Raki brachten und sich dann entfernten, konnte der Gottfried es nicht länger zurückhalten, auf welche Weise er den Mijnheer vom sichern Tode errettet hatte. Sein Bericht erregte natürlich die allgemeinste Heiterkeit, in welche der Dicke endlich selbst mit einstimmte. Doch versicherte er im vollen Ernste:

„Ik ben zekerlijk gestorven geweest, op mijne eer — ich bin sicher gestorben gewesen, bei meiner Ehre!"

„So sind Sie unsterblich," lachte der Gottfried.

„Ik? Werkelijk?"

„Ja, denn wenn Sie einst der richtige Tod beim Schopfe nimmt, so bedarf es nur eines Puterbratens oder einer Sardellensemmel, um Sie ihm zu entreißen. Sie werden der zweite ewige Jude sein und können sich also jetrost morjen wieder in ihre Sänfte zusammenrütteln lassen."

„Ik dank zeer! Da fluit ik niet met. Ik will niet gedragen zijn — ich danke sehr! Da pfeife ich nicht mit. Ich will nicht getragen sein."

„Was denn?"

„Ik word ruiten — ich werde reiten.“

„Sie? Reiten? Und gestern waren Sie so dagegen? Gestern versicherten Sie aus Leibeskräften, daß Sie sterben würden, falls Sie reiten müßten.“

„Dat is ook zoo; maar ruit ik, zo moet ik sterven, en word ik gedragen, zo moet ik ook sterven; alzoo wil ik liever op mijnen paard sterven als in dezen ongelukkigen Dragstoel — das ist auch so; aber reite ich, so muß ich sterben, und werde ich getragen, so muß ich auch sterben; also will ich lieber auf einem Pferd sterben als in diesem unglücklichen Tragstuhle.“

„Da haben Sie recht,“ stimmte der Methusalem bei. „Denn dann sterben Sie wenigstens in freier Luft und hauchen Ihre Seele nicht in dem elenden Kasten aus. Wir bekommen hier neue Pferde. Ich werde Ihnen eines auswählen.“

„Ik plieg maar op de aard, zoo dra ik opgestegen ben — ich fliege aber auf die Erde, sobald ich aufgestiegen bin!“

„Ich suche Ihnen ein sehr geduldiges aus.“

Ik geloov an geen paard — ich glaube an kein Pferd!“

„So binden wir Sie fest. Dann kann Ihnen nichts geschehen.“

„Dat is goed. Ik word op dat paard gebonden. Da mak ik met; da mak ik zeer geerne met — das ist gut. Ich werde auf das Pferd gebunden. Da mache ich mit; da mache ich sehr gerne mit!“

So war es also beschlossene Sache, daß der Dicke morgen sich als Kavallerist sehen lassen werde. Man war jetzt lustig geworden und hätte sich gerne noch länger unterhalten; aber in Anbetracht der heutigen und der morgen wieder zu erwartenden Anstrengungen hielt man es doch für geraten, zur Ruhe zu gehen. Der Methusalem ließ dem Mandarin, welcher sich nicht wieder sehen lassen wollte, eine gute Nacht von allen wünschen, und dann begab sich jeder in sein Zimmer.

Am andern Morgen weckte Gottlieb wieder. Der Oberlieutenant hatte bereits für den Umtausch der gestrigen mit frischen Pferden gesorgt, und Degenfeld suchte für den Mijnheer einen starken Gaul aus, dessen Alter vermuten ließ, daß er keine Jugendstreiche mehr begehen werde. Aardappelenbosch wurde in den Sattel gesetzt, und dann führte man das Pferd einigemal im Hofe herum. Er saß aber so schauderhaft da oben, daß er sich unmöglich vor den Leuten sehen lassen konnte; darum wurde beschlossen, ihn zunächst in einer Sänfte voranzuschicken.

Nachdem dies geschehen war, brach die Gesellschaft auf, begleitet von den Wünschen des Mandarins, welcher froh war, von so vornehmen Gästen befreit und wieder Herr seines Hauses zu sein.

Der Auszug aus der Stadt glich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, dem gestrigen. Die Menge begleitete die Reisenden bis vor die Stadt und kehrte dann zurück, ganz befriedigt davon, einmal so sonderbare Fremdlinge gesehen zu haben.

Der Weg stieg kurz hinter der Stadt gleich steil an, und kaum hatte man einige hundert Schritte zurückgelegt, so begegnete man den zurückkehrenden Sänftenträgern, welche wenig weiter oben den Mijnheer nach dem ihnen gewordenen Befehle mitten auf die Straße abgesetzt hatten. Er hatte den Riesenschirm aufgespannt und trug kreuzweise über dem Rücken die Gewehre, an denen die Tasche hing. Diese letztere enthielt längst die verschiedenen Theesorten nicht mehr, und dennoch behändelte er sie mit so ausgesetzter Sorgfalt, als ob sich ganz unersetzliche Kostbarkeiten in derselben befänden.

„Ik heb alreeds langs geroepen en gepepen,“ schrie er ihnen schon von weitem zu. „Maakt snelst! Ik will ruiten — ich habe schon längst gerufen und gepfiffen. Macht schnellstens! Ich will reiten.“

„Schon jut, und nur Jeduld!“ antwortete der Gottfried. „Sie kommen zeitig jenug in den Sattel und vielleicht noch schneller wieder herunter.“

Man hielt bei dem Dicken an und gab sich Mühe, ihn auf das Pferd zu bringen, was bei seinem Gewichte und seiner Unbehülflichkeit keine leichte Aufgabe war.

Endlich saß er oben, aber wie! Der Methusalem riet ihm, den Regenschirm zu schließen, worauf er aber nicht einging, weil, wie er behauptete, die ihm etwa Begegnenden ihm seinen Rang nicht angesehen hätten. Den Schirm in der Linken und die Zügel in der Rechten, begann er den Ritt, und zwar sehr langsamen Schrittes. Dennoch rutschte er, da er nicht fest in den Bügeln stand und die Schenkel nicht anlegte, bald herüber und bald hinüber, so daß er die Zügel an den Sattelknopf, welcher sehr hoch war, band und sich mit der rechten Hand an demselben anhielt. Hätte man einen Gorilla auf das Pferd gesetzt, so wäre die Haltung desselben wohl keine lächerlichere gewesen. Dennoch meinte er in sehr befriedigtem Tone:

„Zoo is het goed. Ik ben een bijzonder ruiter — so ist es gut. Ich bin ein vorzüglicher Reiter!“

In der Freude über die Gewandtheit, welche er seiner Ansicht nach entwickelte, machte er eine lebhafte Bewegung und verlor die Bügel. Das Pferd protestierte gegen diese Unruhe, indem es vorn in die Höhe stieg, und infolgedessen rutschte der Mijnheer hinten herab. Es gab einen dumpfen Ton, wie wenn ein Wollsack auf die Erde geworfen wird, und der Dicke kam, alle vier Extremitäten samt dem Regenschirm in die Höhe streckend, auf die Straße zu liegen.

Zum Glück besaß der Gaul kein überflüssiges Feuer. Er drehte sich um, den Reiter anzusehen, und blieb so stehen, ohne sich weiter zu bewegen. Die andern standen erschrocken um Roß und Reisigen, und Degenfeld fragte:

„Um Gotteswillen, Mijnheer, haben Sie sich etwa Schaden gethan?“

„Ik? Zeer grooten!“ antwortete er stöhnend, indem er Arme und Beine noch immer in die Luft streckte. „Het dome Nijlpaard heeft mij van achteren verloren. Ik been dood: ik ben gestorven; ik ben buiten tegenspraak gestorven — ich? Sehr großen! Das dumme Nilpferd hat mich von hinten herunter verloren. Ich bin tot; ich bin gestorben; ich bin ohne Widerrede gestorben!“

„So legen Sie doch wenigstens die Arme und Beine nieder!“

„Dat kan ik niet. Ik ben dood!“

„So müssen wir versuchen, Ihre Lebensgeister aus dem Grabe zu erwecken. Es befindet sich eine Flasche Raki unter unsern neuen Vorräten. Wir werden Ihren Leichnam mit demselben einreiben.“

Da sprang der Dicke wie elektrisiert auf, machte eine Bewegung des Entsetzens und schrie:

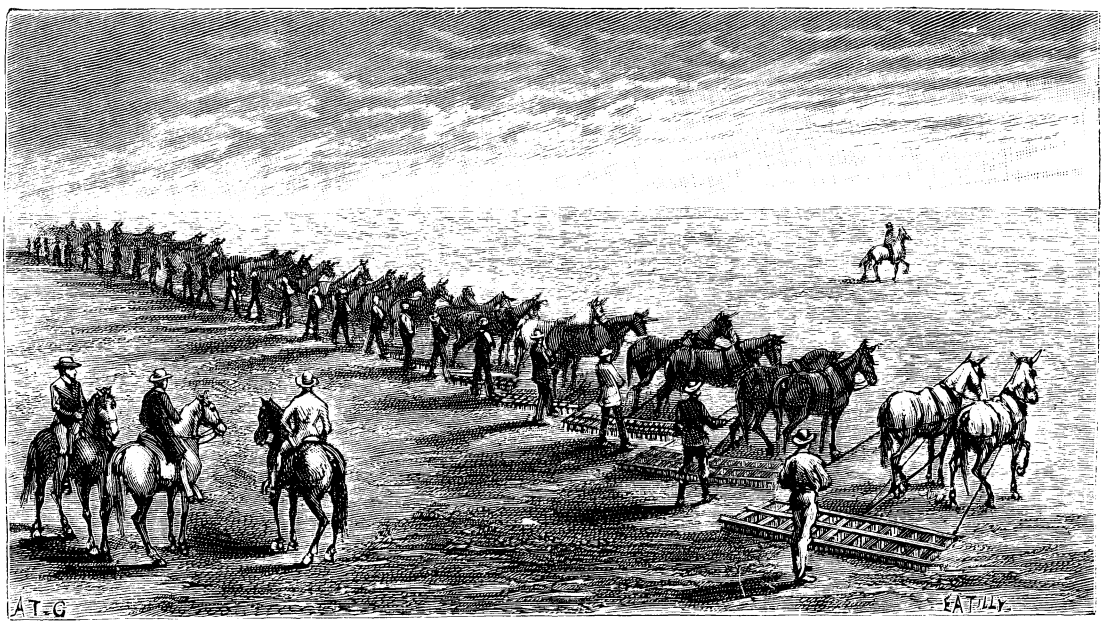
„Raki? Brandewijn? Met den brandewijn zal niet gereven worden. Ik wil hem drinken. Gedronken is hij beter dan gereven. Waar is de flesch — Raki? Branntwein? Mit dem Branntwein soll nicht gerieben werden. Ich will ihn trinken. Getrunken ist er besser als gerieben. Wo ist die Flasche?“

Er erhielt sie und that einen solchen Zug, daß den andern angst und bange wurde. Der Methusalem nahm sie ihm aus der Hand und sagte:

„Das genügt. Ich sehe, daß Ihre Lebensgeister sich wieder eingefunden haben. Wie aber wird es nun mit dem Reiten stehen?"

„Indien ik mag de flesch dragen, zoo rijd ik straks beter dan een offizier van het paardevolk — wenn ich die Flasche tragen darf, so reite ich straks besser als ein Kavallerieoffizier."

„Gut, wollen es versuchen. Aber ich mache die Bedingung, daß Sie die Bouteille nicht in der Hand, sondern in der Tasche tragen. Und um ganz sicher zu gehen, werden wir, wie schon gestern abend beschlossen wurde, Sie auf das Pferd binden."



Die Bestellung der Felder in Kalifornien.

„Ja, ik wil op het paard gebonden zijn, diensvolgens kann ik niet van den diere vallen — ja, ich will auf das Pferd gebunden sein, dann kann ich nicht von dem Tiere fallen."

Er bekam die Flasche, welche er in die Tasche schob; dann wurde ihm wieder in den Sattel geholfen. Darauf erhielt er an die beiden Füße eine Leine, welche unter dem Bauche des Pferdes straff angezogen wurde. Dadurch bekam er festen Schluß. Er fühlte das mit großer Befriedigung und sagte vergnügt:

„Zoo, nu is het goed. Wij worden rijden als de stormwinden — so, nun ist es gut. Wir werden wie die Sturmwinde reiten."

So schlimm war es nun freilich nicht; aber es ging doch weit besser als vorher, zumal er jetzt auf den großen Schirm verzichtet hatte. Freilich, hätte er die Gesichter gesehen, mit denen die chinesischen Reiter den Vorgang beobachtet hatten, so wäre es um seine gute Laune geschehen gewesen. Diese letztere verließ ihn auch dann nicht, als er bald mittraben mußte und tüchtig zusammengerüttelt wurde. Er lachte vielmehr im ganzen Gesichte und behauptete, der beste Reiter der Welt zu sein. Von dieser Meinung wurde er selbst davon nicht abgebracht, daß Turnerstick und der Gottfried sich stets zu seinen beiden Seiten hielten, um ihn, was sehr häufig vorkam, zu unterstützen.

Die Sonne schien nicht heiß; vielmehr war es hier eben im Gebirge ziemlich kühl und dennoch liefen dem Mijnheer die dicken Schweißtropfen von der Stirn. Er pustete wie ein Narwal, blieb aber doch bei guter Laune.

„Das wird Ihrer Gesundheit sehr zuträglich sein," meinte der Methusalem. „Durch das Schwitzen wird das schlechte, dicke Blut ausgeschieden."

„Het bloed? Wordt mij dat niet zwak maken? Word niet de miltzucht, de tering en de beroerte in mij binnen kruipen — das Blut? Wird mich das nicht schwach machen? Wird nicht die Milzsucht, die Verzehrung und der Schlagfluß in mich hineinkriechen?"

„Im Gegenteile! Sie werden ein helles und gesundes Blut bekommen und sich dann viel wohler fühlen."

„Zal ik ook dikker worden — werde ich auch dicker werden?"

„Hoffentlich, da gutes Blut, gutes Fleisch ansetzt."

„Goed vleesch! Heiza, voorwärts! Ik rijd al het heelal neder — Juchhe, vorwärts! Ich reite das Weltall nieder!"

Er schlug mit seinem Schirm [illegible]

Weise auf das Pferd ein, daß es einen weiten Satz machte und dann im Galoppe davonflog. Das hatte er nicht gewollt. Einen schrillen Angstruf ausstoßend, klammerte er sich an der Mähne fest, während er Mütze, Schirm und den Theeranzen verlor. Man hörte ihn schreien:

„Help, help! Voorgezien, voorgezien! Vaarwel, mijn Holland een Nederland! O wee, ik oongelukkige Nijlpaard, ik vlieg in de lucht; ik vlieg in de radijsjes een in de peterselie — Hilfe, Hilfe! Vorgesehen, vorgesehen! Lebe wohl mein Holland und Niederland! O weh, ich unglückliches Nilpferd, ich flieg in die Luft; ich flieg in die Radieschens und in dit Petersilie!"

Die andern sprengten hinter ihm her um die verlorenen Sachen aufzulesen und sein Pferd zum Stehen zu bringen. Als das geglückt war, richtete er sich wieder auf, trocknete sich den Angstschweiß aus dem hochroten Gesicht, setzte die Mütze wieder auf, nahm den Schirm an sich, ließ sich den Ranzen wieder auf die Gewehre hängen und fragte dann:

„Holla, mijne heeren, was dat niet nederlandsche dapperheid en heldenmoed? Ben ik niet een roemrijken ruiter — holla, meine Herren, war das nicht niederländische Tapferkeit und Heldenmut? Bin ich nicht ein ruhmreicher Reiter?"

„Ja," antwortete Gottfried lachend. „Ein Glück, dat Sie anjebunden waren, und die Mähne erwischten, sonst wären Sie wirklich in die Petersilie jeflogen. [illegible]rate Sie, den Heldenmut nicht gleich [illegible]in Anwendung zu bringen. Galop[illegible]können Sie noch nicht."

[illegible]moet zoo rijden; ik wil dik worden [illegible]muß so reiten; ich will dick werden."

„Da sind Sie auf dem Holzwege. Vom Schnellreiten wird man dürr. Nur das langsame Reiten setzt Fleisch an.“

„Zoo? Werkelijk? Dan zal ik niet meer zoo gaauw rijden. Ik ben namelijk zoo zwak en laar, dat mijn lichaam slap als en rokzak is — so? Wirklich? Dann werde ich nicht mehr so schnell reiten. Ich bin nämlich so schwach und leer, daß mein Körper so schlaff wie eine Rocktasche ist.“

Von jetzt an hütete er sich aus Angst vor dem Magerwerden sehr, wieder das „ganze Weltall niederzureiten“. Er trieb sein Pferd nur so an, als nötig war, mit den Gefährten gleichen Schritt zu halten. Und da zeigte es sich, daß er das Reiten viel besser vertrug als das Sitzen in dem engen Palankin. Nach einer Stunde hatte er es zu einer ganz leidlichen Haltung gebracht, wohl meist infolgedessen, daß sein Gaul einen sehr glatten, ruhigen Gang hatte.

Ueberhaupt zeigte der Methusalem bei weitem nicht die Eile, die er gestern gehabt hatte. Er ritt immer nur im Schritt voran, schenkte der Gegend aber noch weit größere Aufmerksamkeit als gestern.

Die Gegend war jetzt geradezu hochgebirgig geworden. Man ritt durch düstere Thäler, welche alter Nadelwald füllte; rechts und links folgten dann Grasflächen, über denen die Felsen nackt zum Himmel ragten. War eine solche Schlucht passiert, so stieg die Straße wieder bergan, um sich aus schwindelnder Höhe abermals steil abwärts zu senken.

Auch hier gab es Einkehrhäuser in den bereits angegebenen Abständen voneinander, doch hatte sich der chinesische Offizier die gestern erhaltene Lehre so zu Herzen genommen, daß er nicht wieder zum baldigen Rasten trieb. Erst gegen Mittag hielt der Methusalem vor einem dieser Sië-kia an, um den Pferden und Menschen eine Stunde Ruhe zu gönnen. Es wurde von den mitgenommenen Vorräten ebenso wie gestern ein Mahl genossen. Der Wirt war nicht so menschenscheu wie der gestrige. Er bediente seine Gäste, und Degenfeld erkundigte sich sehr angelegentlich nach dem Wege.

Er erfuhr, daß man nach vier Stunden die Grenze der benachbarten Provinz erreichen werde, nachdem man über eine uralte und weltberühmte Kettenbrücke geritten sei.

Es war so viel Vorrat an Speise mitgenommen worden, daß nicht einmal die Hälfte desselben verzehrt wurde. Weshalb der Blaurote dies beim letzten Gastgeber so angeordnet hatte, das wußte keiner der Gefährten. Doch als die Gesellschaft wieder aufgebrochen war und sich unterwegs befand, fragte Gottfried:

„Hören Sie mal, alter Methusalem, Sie machen ein Jesicht wie ein mexikanischer Goldsucher. Schon jestern hatten Sie die Augen überall am Wege. Wat wollen Sie denn eijentlich entdecken?“

„Etwas sehr Wichtiges.“

„Und wat ist dat? Doch nicht schon Kue jang, die nächste Stadt, oder jar King, wohin wir wollen?“

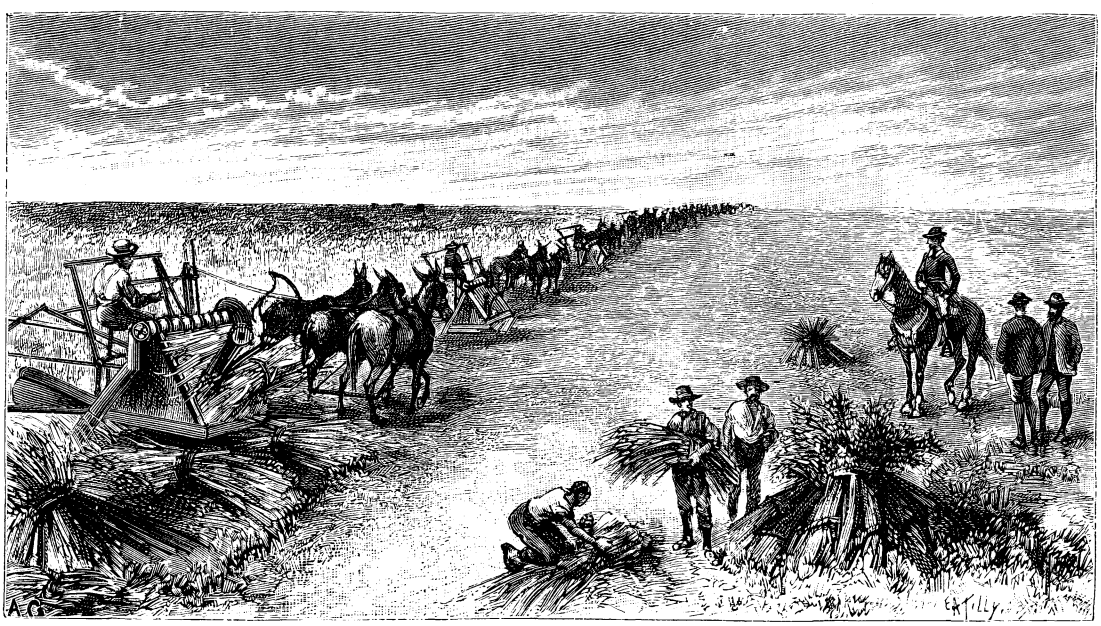
„Nein. Und doch hättest du zweimal recht gehabt, wenn du nämlich Kin anstatt King gesagt hättest.“

(Fortsetzung folgt.)

Bestellung und Ernte in Kalifornien.

Eher einer militärischen Parade als einer gewerblichen Verrichtung gleicht das, was sich uns auf den vorliegenden Bildern darstellt, und doch handelt es sich um nichts anderes, als einerseits die Bestellung eines Getreidefeldes (Fig. 1), andererseits um die Ernte (Fig. 2). Solche Schauspiele bieten sich aber hierzulande nirgends, auch in keinen europäischen Ländern sind sie anzutreffen, nur in den Vereinigten Staaten, dem Lande, wo eben fast alles nur im größten Maßstabe betrieben wird, kann man sie beobachten; insbesondere aber in den weiten Ebenen westlich vom Mississippi und in Kalifornien, dem Paradies von Nordamerika.

Unsere Abbildungen beziehen sich in der That auch auf den Betrieb einer kalifornischen Weizenfarm, deren es 20 bis 30 tausend Morgen große gibt. Verschiedene Farmer sind im Besitz von mehreren solcher Farmen, ja anfangs der achtziger Jahre lebte in Kalifornien ein Mann, Namens Glann, der jährlich etwa 150 000 Morgen mit Weizen bestellte und sich daher auch den stolzen Namen Weizenkönig beigelegt hatte.



Die Ernte in Kalifornien.

Solch ein großartiger Betrieb ist um so merkwürdiger, als dazu selbstverständlich eine große Menge Dienstpersonal und Zugvieh gehört und Kalifornien ein noch sehr schwach bevölkertes Land ist. Während bei uns in Deutschland auf dem Quadratkilometer 87 Menschen wohnen, beträgt diese Bevölkerungsziffer dort etwas über 2 auf demselben Flächenraum. Aber die Ameri-

kaner sind praktische Leute und wissen sich zu helfen.

Im Spätherbst, wenn die Regenzeit herannaht, begeben sich die Aufseher der einzelnen Farmen, Vormänner genannt, auf die Suche nach Arbeitern, die sie größtenteils in den Wirtshäusern auftreiben. Ist die nötige Zahl beisammen, so geht es zunächst in die Wälder und Berge, um die als Zugvieh dienenden Maultiere, die man nach jeder Ernte frei laufen läßt, wieder einzufangen. Ist dies geschehen, was, wie sich leicht denken läßt, nicht ohne Mühe von statten geht, so beginnt das Pflügen und Einsäen. Es erfolgt dies durch sogenannte Gangpflüge, die mit 6 bis 8 Pflugscharen ausgerüstet und gleichzeitig mit einer Säemaschiene versehen sind. Vor jeden solcher Pflüge sind 6 Maultiere gespannt. Nach dem Pflügen folgt das Eggen, das auf unserer ersten Abbildung zur Anschauung gebracht ist. Nach Beendigung dieser Arbeiten werden die Maultiere wieder in die Berge und Wälder getrieben und die Arbeiter entlassen.

Die zweite Abbildung zeigt eines der verschiedenartigen Verfahren bei der Ernte, zu der im Mai, wenn die Saatfelder sich zu färben beginnen, die Vorbereitungen getroffen werden. Da hierzu etwa die zehnfache Anzahl von Arbeitern erforderlich ist, als zur Bestellung, so haben die Vormänner oft ihre liebe Not. San Francisco, das Mekka aller Arbeiter im Westen der Vereinigten Staaten, insbesondere um diese Zeit der verstärkten Nachfrage, hilft aber aus. Ist die nötige Zahl für eine Farm zusammen, so wird abmarschiert. Köche sind auch dabei und wenn die Entfernung von einer Stadt zu groß ist, auch Fleischer und Bäcker. Als Köche fungieren meist Chinesen. Die Küche besteht im wesentlichen aus einem oder mehreren riesigen Feldkesseln, die mit ihren Gerüsten in der Nähe der Arbeitsplätze aufgestellt werden und dem „Gros der Armee“ stets folgen. Während der ganzen Erntezeit gibt es mittags meist nur Schweinefleisch mit Kartoffeln oder Hülsenfrüchten, zum Frühstück und Abendbrot schwarzen Kaffee mit Weizenbrot. Dem Mißmut der Leute über diese einförmige Kost begegnet der Koch mit eiserner Ruhe. „Ihr habt es ja von vorn herein gewußt, verdient auch zwei Dollar blankes Geld den Tag ohne Abzug, da könnt ihr doch zufrieden sein“ — so läßt der Sohn aus dem himmlischen Reich der Mitte sich bei solchen Gelegenheiten vernehmen und dem Mißvergnügten bleibt nichts anderes übrig, als sich mit neuer Geduld zu wappnen.

Geschlafen wird in provisorisch aufgeschlagenen Bretterbuden, die mit Kalk geweißt sind, und, wo diese nicht ausreichen, unter Gottes freiem Himmel, weshalb denn auch jeder Feldarbeiter mit einer guten wollenen Decke ausgerüstet sein muß, ohne welche er eben nicht angenommen wird.

Was die Erntearbeit selbst betrifft, so geht dieselbe in folgender Weise vor sich.

Nachdem die Maultiere wieder eingefangen sind, beginnt die Arbeit der Mäh- und Dreschmaschinen. Erstere werden durch die Maultiere gezogen, letztere durch eine Lokomobile betrieben. Es gibt verschiedene Arten von Mähmaschinen; die hier abgebildete mäht das Getreide und bindet es gleich in Garben. Eine andere Art sind die sogenannten Headers, zu deutsch Köpfer. Sie haben diesen Namen daher, weil sie die Halme nicht unten am Fuß, sondern einige Zoll unterhalb der Aehre abschneiden. Das Stroh wird dabei preisgegeben. Die abgeschnittenen Halme fallen zunächst auf eine Plattform, von wo sie durch ein Hebewerk in einen großen nebenherfahrenden Kastenwagen geschafft werden. Ist der Kastenwagen gefüllt, so tritt gleich ein leerer an dessen Stelle, der volle nimmt seinen Weg zur Dreschmaschine, der Ausdrusch fließt in einen angehängten Sack, der, wenn er voll ist, sofort zugenäht wird.

Ein Header mäht täglich durchschnittlich 20 Acres oder 8 Hektare. Zur Versorgung einer Dreschmaschine gehören 7 Headers, 21 Kastenwagen, 56 Arbeiter und 95 Maultiere. Daß auf diese Weise die Arbeit vorwärts geht, leuchtet ein. Wo am Morgen noch wogende Felder standen, liegen am Abend mächtige Haufen von Weizensäcken, die sich gewöhnlich schon eine Woche nachher auf dem Wege nach Liverpool, London, Havre, Antwerpen, Amsterdam, Bremen oder Hamburg befinden. Der meiste amerikanische Weizen geht allerdings nach England, das jährlich für 50 bis 60 Millionen Pfund Sterling (rund 1000 bis 1200 Mill. Mk.) Getreide aller Art vom Auslande bezieht. Deutschland bedarf jährlich für 200 bis 250 Mill. Mark Getreide, Frankreich für etwa 300 Mill. Mark Getreide über seine Produktion. Die einzigen Getreide ausführenden Länder Europas sind Rußland, Oesterreich-Ungarn und Rumänien und zwar beträgt der Wert der Ausfuhr etwa bezw. 900, 220 und 60 Mill. Mark jährlich. Die Vereinigten Staaten führen zwar nur für etwa 600 Mill. Mark aus, dafür aber fast ausschließlich Weizen, während die russische Ausfuhr größtenteils aus Roggen besteht.

Die wichtigste Getreidefrucht in den Vereinigten Staaten ist übrigens nicht der Weizen, sondern der Mais, dessen Ernte jährlich etwa 560 Mill. hl beträgt, während an Weizen nur etwa 170 Mill. hl geerntet werden. Alles in allem beträgt die jährliche Ernte 880 Mill. ha, was auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet 15 ha ausmacht. In Rußland beträgt diese Verhältniszahl 7, in Deutschland 6⅓, in Frankreich 6, in England gar nur 4 hl. Der kolossale Maisbau der Vereinigten Staaten hat seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß die Frucht als Viehfutter, insbesondere zum Mästen Verwendung findet. Die Vereinigten Staaten haben nämlich nächst Argentinien die bedeutendste Viehzucht der Welt; dieselbe ist überhaupt in den letzten 10 Jahren noch erheblich verstärkt worden, während dagegen der Getreidebau in demselben Maße zurückgegangen ist. Einen richtigen Begriff von der Bedeutung dieses Zweiges der Landwirtschaft geben auch wieder die Verhältniszahlen. Während es in Deutschland auf je 1000 Bewohner 907, in Frankreich 810, in Großbritannien 990 Stück Großvieh*) gibt, beläuft sich diese Ziffer in den Vereinigten Staaten auf 1671, also annähernd das Doppelte der genannten Länder.

Die Raupen der Brennessel.

Andere mögen die Brennessel verachten oder fürchten — dem Raupensammler ist sie eine sehr liebe Pflanze, da er auf ihren Blättern und Stengeln eine große Menge von Raupen antrifft, aus denen sich zum Teil die prächtigsten Tagfalter entwickeln. Wer von meinen jungen Lesern (unter denen gewiß recht

*) Je vier Schafe oder Schweine sind als ein Stück Großvieh gerechnet.

viele Raupenjäger sind) bisher unachtsam an der Brennessel vorüberging, der höre, was alles dort zu finden ist!

Die gemeine Brennessel ist vor allem reich an Großraupen. Sehr häufig trifft man im Sommer auf den Blättern eine gesellige Vereinigung von schwarzen, überall weiß gepunkteten, mit ästigen Dornen besetzten, sechzehnfüßigen Raupen: dies sind die Raupen des Tagpfauenauges, Vanessa Io. Sie eignen sich sehr dazu, daß an ihnen der angehende Raupenjäger und Schmetterlingssammler die so merkwürdige Verwandlung der Schmetterlinge beobachte. Man füttert eine Gesellschaft dieser Raupen in einem nicht zu kleinen, mit Gaze überspannten Glase auf, wobei man natürlich immer für frisches Futter sorgen muß. Bald verpuppen sich die Raupen, indem sie sich an der Gaze, den Kopf nach unten aufhängen. Nach zwei bis drei Wochen schlüpft aus der grauen, spitzigen und schwach goldig punktierten Puppe der Falter. Derselbe zeichnet sich aus durch vier große blauschillernde Augenflecken, die er auf seinen dunkelroten, eckig geschnittenen Schwingen trägt.

In lichtem Gespinste lebt an Brennnesseln im Sommer und Herbst die gleichfalls sechzehnfüßige Raupe des Distelfalters, Vanessa cardui. Sie ist dunkelgrau mit gelben Rücken- und Seitenstreifen, gelben Flecken und grauen oder gelben Dornen. Der aus dieser Raupe sich entwickelnde Falter hat schwarz, weiß, braun und rosenrot gescheckte Vorderflügel und fuchsbraune, schwarz gepunktete und gefleckte Hinterflügel, an deren unterer Ecke ein blaues Fleckchen steht. Die gesamte Färbung sieht indes ein wenig verblichen aus.

In der Jugend leben nesterweise auf Brennesseln, von Ende Frühjahr bis Spätsommer, die sechzehnfüßigen Raupen vom kleinen Fuchs, Vanessa urticae. Sie sind gedornt, schwärzlich braun mit hellem Seitenstreif. Der Falter, fuchsrot gefärbt, schwarz und weißgelb gefleckt, am Außenrand der Flügel gelblich gezähnt, dahinter schwarz gesäumt und mit einer Reihe blauer Mondfleckchen eingefaßt, fliegt im ersten Frühjahr in überwinterten Exemplaren überall an freien Stellen, wo Nesseln wachsen, dann im Sommer bis Herbst in frisch ausgeschlüpften Exemplaren. Er findet sich sowohl in der Ebene, als hoch im Gebirge.

Eine im Frühjahr einzeln in zusammengezogenen Brennesselblättern hausende, braungelbe, mit hellen Dornen besetzte, sechzehnfüßige Raupe gehört dem Admiral, Vanessa atalanta, an. Der Schmetterling zählt zu den schönsten unserer heimischen Tagfalter. Seine Flügel sind auf der Oberseite samtschwarz, die vorderen mit weißen Flecken und Punkten und einem ziegelroten Querbande, die hinteren mit rotem Saume. Man findet diesen ansehnlichen Falter namentlich häufig im Herbst, wo er z. B. gern die Asternbeete der Gärten besucht und sich mit seinen prächtigen Schwingen auf der flachen Scheibe der Blumen im Kreise dreht. Auch flattert er oft um Weidenbäume und Espen, an deren Stämme er rastet. Endlich setzt er sich mit Vorliebe auf das Fallobst der Gärten, z. B. auf Birnen und Pflaumen, um den ausfließenden Honigsaft zu kosten.

Bisweilen findet man auf der Brennessel, jedoch häufiger am Wiesenknopf, die Raupe einer Perlmutterfalter-Art Argynnis Ino; diese sechzehnfüßige Raupe ist weißgelb oder gelbbraun mit doppelter, hellgelber Rückenlinie, braunem, unten gelblich gerandeten Seitenstreif und gelblichen Dornen.

Die bisher genannten, sechzehnfüßigen Großraupen sind gedornt, aber ohne Kopfdornen.

Auch am Kopf bedornt sind die sechzehnfüßigen Raupen des Landkärtchens, Papilio prorsa, und diejenigen des C-Falters, Papilio C-album. Die Raupe des Landkärtchens ist im übrigen schwarz oder braungelb, schwarzgestreift; diejenige des C-Falters braun, auf dem Rücken heller. Vom Landkärtchen-Falter, einem hübschen, kleinen Eckflügler, gibt es zwei Generationen: die eine, im Frühling erscheinende, ist gelbrot, mit schwarzen Fleckchen, Vanessa levana; die des Herbstes, Vanessa prorsa, schwarz mit weißer Binde und gelbrötlichen Kritzeln oder landkartenähnlicher Zeichnung.

Sechzehnfüßige, mit büschelweis behaarten Warzen versehene Bärenraupen hat man neunerlei an den Brennesseln beobachtet. Darunter findet sich auch die allbekannte lange, zottige Raupe von Arctia caja, die man so oft auf Salatbeeten kriechen sieht. Der Schmetterling hat grobfleckig braun und weiß marmorierte Vorderflügel, dazu scharlachrote, schwarzbetropfte Hinterflügel. Die Bärenraupen fertigen ein Gespinst an, um sich in demselben zu verpuppen.

Sechzehnfüßige Raupen mit einzeln behaarten Wärzchen gehören bestimmten Eulenfaltern an. Aus einer erdgrauen Raupe mit feiner, weißer, dunkel gesäumter Mittellinie, feiner gelber Nebenrückenlinie und sägezähnigem hellen Seitenstreif wird später Noctua alsines, die Hühnerdarm-Bodeneule hervorgehen. Der mittelgroße Schmetterling hat die Vorderflügel graurötlichbraun mit weißlich umzogenem, dunkelbraungrauem Ring- und Nierenfleck, fein braunen Querlinien und gelblichbrauner Wellenlinie, welche wurzelwärts von einer breiten, dunklen Querbinde begleitet ist; die Hinterflügel sind einfach bräunlichgrau. — Grün gefärbte und weiß gestreifte Raupen, die in der oben beregten Weise fein behaart sind, weisen auf die Nesseleule (Nesselmotte) Noctua triplasia, hin. Die Puppen sind braun und eckig. Der Schmetterling hat einen gelblichen Körper und braune Vorderflügel mit schwarzer Marmorierung, während die Hinterflügel eine mehr graue Farbe zeigen. Die Nesseleule ist nicht häufig und erscheint im Mai oder Juni. — Auch die Raupe der schwarzen Garteneule, Noctua persicaria, findet sich im Herbst auf Nesseln (und andern niedern Pflanzen).

Von vierzehnfüßigen nackten Raupen findet man auf der Brennessel ebenfalls manche Eulenraupen. Eine gelblichgraue Raupe mit weißer Rückenlinie und schwarzen schrägen Strichen verwandelt sich in die Salat-Bodeneule, Noctua morpheus, deren gelblich graubraune Vorderflügel von dunkelgraubraunen, stark gezähnten Querlinien durchsetzt und mit einem dunkelgrauen, braun gesäumten Ring- und Nierenflecken getüpfelt sind, wohingegen die Hinterflügel weiß oder bräunlichweiß schimmern. — Eine graue Raupe, die an jeder Seite zwei weiße und einen roten Streifen hat, ergibt später die Flechtenweideneule (Netzvogel), Noctua typica.

Unter den zwölffüßigen Raupen der Brennessel heben wir hervor die grüne, mit sechs feinen weißen Längslinien gezeichnete Raupe von Noctua (Plusia) Gamma, die übrigens auch auf verschiedenen andern Unkräutern und dann namentlich auf angebauten Pflanzen lebt, denen sie durch ihre Menge oft großen Schaden zufügt. Die Puppe ist schwarzbraun. Der Schmetterling, unter den Bezeichnungen Gamma-Eule, Zuckererbsen-Eule, Pistolenvogel, Silbernes Ypsilon bekannt, ist grau von Farbe

Mann über

Von Jos. Becker.

heller und dunkler schattiert, und hat auf den Vorderflügeln ein dem Y ähnliches Zeichen in Silber- oder Messingfarbe; die Hinterflügel sind einfach hell graubraun. Die Flügelspannung beträgt 42 mm. Die Gamma-Eule ist häufig und den ganzen Sommer hindurch anzutreffen. Sie tummelt sich in raschem, wirbelndem Fluge tagsüber auf Kleefeldern, Wiesen u. s. w. umher und stürzt sich dann wieder in das dichte Kraut, oder sie umschwirrt honigsaugend die roten Köpfe des Klees. Auch des Abends schwärmt sie umher.

Ein ganz kleines, graues, schwarzpunktiertes Räupchen, in zusammengewickelten Brennesselblättern wohnend, wird sich in den Nesselwickler, Tortrix urticana, verwandeln. Die grünlichbraunen Vorderflügel dieses Kleinfalters sind schwärzlich gestrichelt, von matt glänzenden weißlichen, fein dunkel gewellten Querbinden durchzogen und mit einem Saumfleck getüpfelt, der vorn kolbig erweitert ist.

Ein zweites Kleinräupchen, gelbgrün von Farbe, ergibt den Nesselzünsler, Pyralis urticalis. Die Flüglein desselben sind weiß mit zwei Reihen schwarzgrauer runder Flecken am Saume; der Körper ist bottergelb, der Hinterleib schwarz geringelt.

Wenn wir auf all' die schönen, farbenbunten Schmetterlinge zurückblicken, welche, durch den Raupen- und Puppenzustand gehend, der Nessel in gewisser Beziehung ihr Dasein verdanken und der schmucklosen, schlichten, ja verachteten und gefürchteten Pflanze auf leichten, seidenen Schwingen entsteigen, so können wir nur die Worte billigen, welche der Dichter Adolf Peters dem armen Kraute gewidmet hat:

„Erblick' ich's mit der grauen Zottelblüte
Das öde Kraut, das feuergleich verletzt,
So steh' ich still. Nicht hat Natur die Güte,
Den Reichtum nur der Krone wert geschätzt:
Auch dürft'ge Strenge liebt sie zu verwandeln
In heitre Schönheit; Huld ist all ihr Handeln."

Mann über Bord!

Es gibt auf einem Schiff in See keinen erschütternderen Schreckensruf als den: „Ein Mann in See!" Er stört jäh den stillen Frieden und die an Langeweile grenzende Ruhe, welche an Bord unserer großen transatlantischen Dampfer herrscht. Wenn einer der Matrosen aus dem Takelwerk in die See gestürzt ist, wenn ein Passagier sich unvorsichtigerweise zu weit über die Bulwarks (Brustwehr) des Verdecks gebeugt und das Gleichgewicht verloren hat, einerlei! es genügt, daß ein Menschenleben in Gefahr ist, deren Erkenntnis jeden wie ein elektrischer Schlag durchzuckt. Jeder beeilt sich, dem Verunglückten zu Hilfe zu kommen, denn man begreift ja, daß Gefahr im Verzuge ist, namentlich bei hohem Seegang, wo man den Verunglückten so schnell aus dem Auge verliert. Allein selbst beim schönsten Wetter ist die Rettung eines solchen Verunglückten ein Wunder und ein Glücksfall! Bis das Kommando zum Stoppen (Anhalten) und Beidrehen des Schiffs gegeben und ausgeführt ist, bis ein Boot zu seiner Rettung ausgesetzt worden, haben den Verunglückten vielleicht schon die Kräfte verlassen und er ist untergesunken — er hat „aus der großen Tasse trinken müssen", wie die Seeleute mit ihrem derben Humor sagen. Aber gerade weil die Gefahr so groß, ist auch die Teilnahme und der Versuch zu helfen so allgemein und beeifert. Wer an Deck ist, eilt an die Schanzverkleidung und späht nach dem Verunglückten aus. Jeder greift nach dem nächsten Besten, was ihm zur Hand ist und anscheinend zur Rettung dienen kann; der schleudert einen Stuhl, jener einen Schemel, der dritte einen Schwimmgürtel hinunter in die See, um ihn zu retten — meist jedoch vergeblich, denn diese Gegenstände treiben im Kielwasser des Schiffes rasch davon. Auf den Schrei, der sich angstvoll fortpflanzt, eilen Passagiere und Mannschaft auf Deck, drängen sich an die Schanzverkleidung und äußern ihre Teilnahme in der vielfältigsten Weise, solange man den Armen noch erblicken kann. Man ergeht sich, wenn man ihn nicht mehr sieht, in Vermutungen, ob er schwimmen könne, bis das Boot, welches soeben von den Kenterhaken heruntergelassen wird, ihn erreiche u. dergl. m., und mit pochendem oder beklommenem Herzen blicken alle nach dem Verunglückten aus. Ob es ihn nützt, daß er schwimmen kann, darüber sind die Ansichten geteilt. Die Seeleute verneinen es und meinen: ohne eine Stütze und Hilfe, wie einen Schwimmgürtel oder Hühnerstall ꝛc., könne der über Bord Gefallene sich nicht so lange über dem Wasser erhalten, bis die Hilfe nahe, und daher der Eigensinn, daß die zu unserer deutschen Flotte Assentierten durchaus nicht schwimmen lernen wollen, weil, wie sie sagen, es ihnen doch nichts nütze. Das ist aber eine falsche Ansicht und es ist durch Hunderte von Beispielen erwiesen, daß ein tüchtiger Schwimmer bei Schiffbrüchen und anderen Unglücksfällen hierdurch sich und andere retten konnte. Und darum sagen wir bei dieser Gelegenheit aus vollster Ueberzeugung zu unseren lieben jungen Kameraden: Lernet alle schwimmen und gut und ausdauernd schwimmen, wann ihr auch zehnmal zu „Landratten" bestimmt seid, denn Schwimmen ist eine schöne und nützliche Kunst, und nicht umsonst bezeichneten die Römer die höchste Stufe der Jugendbildung mit scientias ac natare scive!

Die Schilfinsel.

(Fortsetzung.)

Mit atemloser Spannung sahen die Knaben des klugen Tieres Rettungswerk mit an. An ihr Rufen und Locken kehrte sich Delph jedoch nicht, sondern schwamm mit seiner Bürde gravitätisch dem Waldufer zu, gleichsam als hätte die unvernünftige Knabenschar sein Vertrauen verscherzt, da sie so gefährliche Streiche im Boot machten. Er arbeitete mit ruhigen, langen Ruderschlägen, ohne sich stören zu lassen, seinem Ziele zu.

Paul legte nun mit dem einen Ruder aus, so schnell er konnte, Willi handhabte, Thränen verschluckend, das Steuer. Auch Erwin weinte, während Egon ganz blaß war und sich auf die Lippen biß. Keiner sprach ein Wort, nur Gustav, der sonst fast nie etwas sagte, wiederholte immerzu: „Braver Hund, braver Hund!" Alle Augen waren dabei wie gebannt auf den dunklen Hundekopf und das bleiche Antlitz gerichtet, wie beides über die Wasserfläche dem Ufer zuschwebte.

Dieser bange, erwartungsvolle Moment, da die gräßliche Frage: „Ist er tot?" ein jedes Herz beschwerte, grub sich fürs ganze Leben mit allen kleinen Nebenum-

ständen in die Erinnerung eines jeden Beteiligten.

Als das Boot landete und alle eilig ans Ufer sprangen, hatte Delph seine Bürde schon ins Gras gelegt und leckte Richards kaltes Gesicht.

Beim Anblick der regungslosen Gestalt mit dem bläulichen Schimmer auf Antlitz und Händen überkamen die Knaben Schauer der Verzweiflung.

„Er ist tot!“ rief Willi und warf sich laut weinend neben Richard zur Erde; auch die Aldens vergruben schluchzend ihr Haupt im Grase. Paul und Gustav bemühten sich mit zitternden Händen um Richard. Zum Glück für die ratlosen Knaben erschien jetzt, ganz atemlos aus dem Walde stürzend, Doktor Stefan, da er vorhin das Hilfegeschrei seiner Zöglinge vernommen.

Er hatte Kenntnis von den Mitteln, welche bei einem im Wasser Verunglückten angewendet werden müssen, um das Leben zurückzurufen, und machte sich, ohne ein Wort zu verlieren, an die Arbeit, indem er Richard in verschiedene Lagen brachte, seine Herzgrube rieb und ihm die Arme auf und nieder bewegte, während Gustav mit seiner starken Lunge ihm Luft in die Nase blasen mußte. Paul und Willi wurden beordert, dem Verunglückten Stiefel und Strümpfe auszuziehen, um die kalten Füße warm zu reiben.

Die Zwillinge standen mit düstern Mienen unthätig dabei, als hätten sie kein Recht, Richard zu berühren, und doch konnte wohl niemand mehr seine Erhaltung wünschen als Egon und Erwin, die sich als seine Mörder fühlten.

Doktor Stefans zweckmäßigen und eifrigen Bemühungen war es zu danken, daß Richards Brust sich wieder zu heben und zu senken begann, und daß er mit einem tiefen Seufzer seine dunklen Augen aufschlug.

Ein Freudenschrei tönte von den Lippen der Knaben. Richard sah sich verwundert nach der erregten Gruppe um, bis sein Auge mit unsäglich müdem, traurigem Ausdruck auf Egon und Erwin haften blieb, so daß diese sich abwandten.

„Lebst du? Kennst du uns? Ist dir kalt?“ Mit solchen Fragen unterbrach Willi die drückende Pause, doch Doktor Stefan sagte, man solle Richard noch Ruhe lassen, richtete ihn ein wenig empor und bat ihn, recht tief und gleichmäßig zu atmen.

Während Richard also in Doktor Stefans Arm lehnte und die erschöpfte Lunge arbeiten ließ, fragte der Hauslehrer die Umstehenden: „Wie kam das Unglück?“

Alle schwiegen und schlugen die Augen nieder, da Doktor Stefan jedoch eine Antwort haben mußte, sagte Paul endlich: „Es entstand Streit im Boot!“

„Zwischen wem?“ fragte Doktor Stefan weiter. Als jedoch sein Auge dabei auf seine Zöglinge traf, wußte er genug, denn er murmelte im Ton des Vorwurfs und tiefster Betrübnis vor sich hin: „Egon und Erwin!“

„Wir rangen miteinander; sie konnten nicht dafür!“ kam es jetzt leise und mühsam von Richards Lippen.

„Wir werden die Sache später untersuchen,“ entschied Doktor Stefan. „Einstweilen mußt du so schnell wie möglich ins Trockene und ins Bett. Wirst du gehen können?“

Man brachte Richard auf die Beine. Die Zwillinge waren schon dabei, sich Schuh und Strümpfe auszuziehen um sie Richard anzubieten, doch war der Erschöpfte so schwach, daß er sich an den andern halten mußte und also an Gehen nicht zu denken war.

„Wir tragen ihn!“ rief Willi, und Gustav reckte hilfbereit seine starken Arme.

„Es ist wohl eine Viertelmeile bis Freihorst!“ sagte Doktor Stefan bedenklich.

„Ich will nicht nach Freihorst!“ entgegnete Richard düster und setzte leise, aber entschlossen hinzu: „Nie, nie wieder!“

„Nach Strandow, er muß mit uns nach Strandow!“ rief Willi und Paul stimmte ein.

„Unsinn! Das ist ja noch weiter!“ erwiderte Doktor Stefan. „Es muß jemand so schnell wie möglich nach Freihorst laufen, einen Wagen, warme Kleider und Wein herſenden. Inzwischen ziehen wir andern uns alles Entbehrliche aus und hüllen Richard ein.“

Die Zwillinge stoben wie die Hirschegen Freihorst davon, froh, auch etwas für Richard thun zu können und gleichzeitig dem schlimmen Schauplatz den Rücken wenden zu dürfen.

Ein heftiges Gebell Delphs am Ufer über den See fort lenkte die Blicke der Anwesenden dort hinüber. Am Ufer der Insel im Schilf war der alte Ranft sichtbar, wie er mit Hüpfen und Winken einen Indianertanz aufführte und dabei eine große, bunte Decke schwenkte.

Willi verstand ihn sogleich.

„Ranft hat recht. Drüben sind ja warme Decken, Laken und sogar ein Nachthemd von mir, da Paul und ich dort mal die Nacht zubringen wollten,“ rief er. „Auch Thee und etwas Wein sind drüben! Daß ich so dumm war, daran nicht eher zu denken! Delph ist doch immer der Gescheiteste!“

Doktor Stefan und Gustav hatten Richard schon emporgehoben und trugen ihn in das Boot; alle entledigten sich ihrer Röcke und deckten Richard zu.

„Gustav, wenn du es gut mit mir meinst, so laufe den Aldens nach, du wirst sie mit deinen langen Beinen einholen,“ sagte Richard dringend. „Sie sollen gar nichts im Schloß sagen; die Frau Gräfin würde einen Todesschreck bekommen und die kleine Olga auch!“

„Die Gräfin ist überdies nicht wohl; er hat recht! Lauf, Gustav!“ stimmte auch der Hauslehrer bei und von Richards bittendem Blick beseelt, stürmte Gustav wie ein Schnellläufer davon.

Paul ruderte so schnell er vermochte zur Insel hinüber und Delph schwamm, den Blick beständig auf Richard gerichtet, hinterher.

Man sprach kein Wort, nur bat Richard Willi, dafür zu sorgen, daß seine Geige aus dem Boot in den Tempel käme.

„Aber Jungens, Jungens, was richtet ihr an?“ Mit diesem Vorwurf empfing der alte Ranft die Gesellschaft, hob den Wiedererwachten in seine Arme und trug ihn in den Pafilus, wo sich richtig alles Nötige vorfand, so daß Richard sehr bald warm, trocken und wohlgebettet in einer Hängematte ruhte, während Willi ihm Wein zu trinken gab und Ranft die Flamme der Spirituslampe entzündete, damit Doktor Stefan einen heißen, starken Thee kochen könne.

Richard erklärte, sich, wenn auch erschöpft, so doch ganz wohl zu fühlen und da sich kein Fieber einstellte, so war die Gesellschaft über sein Befinden beruhigt.

Doktor Stefan winkte Paul ins Freie und ließ sich von ihm, der Wahrheit gemäß, alle Einzelheiten des Ereignisses erzählen.

„Meine Zöglinge sind als schuldiger Teil mehr zu bedauern als Richard,“ sagte der Hauslehrer. „Ich kenne ihre Charaktere; Erwin ist maßlos heftig, aber nicht schlecht, und Egon hängt mit blinder Liebe an seinem Zwillingsbruder und hat ihm um jeden Preis beistehen wollen. Beide

werden ihre That jetzt aufs bitterste bereuen und ich bin besorgt, daß sie in ihrer tiefen Reue und Selbstverachtung irgend eine neue Gefahr für sich selbst heraufbeschwören. Da ich Richard jetzt wohl verwahrt weiß, will ich nun nach Freihorst eilen, um nach meinen armen Attentätern zu sehen!"

„Und Richard darf bei uns bleiben?" fragte Paul bittend.

„Einige Tage zum Besuch, wenn er der Familie Berneck nicht lästig ist, wären allerdings jetzt wünschenswert, damit die Seelenwunden der Betreffenden heilen können. Später wird es mir gelingen, die Pflegegeschwister zu versöhnen, damit Richard befriedigt ins Schloß zurückkehren kann, denn eine andere Heimat hat er ja nicht."

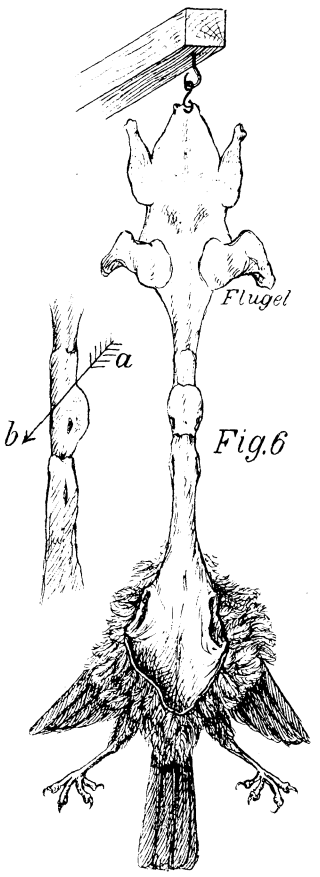
Paul schwieg bekümmert und begab sich zum Hafen, um Doktor Stefan überzusetzen, der noch erst Abschied von Richard nahm und Verhaltungsmaßregeln gab. Ranft sollte mit übersetzen, um noch Kissen, Decken und ein Hemd von Strandow zu holen, damit Richard, wenn er in Schweiß geriete, umgezogen werden könne.

Richard war sehr erleichtert, daß Doktor Stefan in sein Bleiben auf der Insel einstweilen willigte, und er dankte dem gütigen Lehrer aufrichtig für seine Bemühungen.

Willi schärfte inzwischen dem alten Ranft ein, daß er in Strandow nichts von dem Unfall erwähne, sondern um die gewünschten Sachen mit der Bemerkung bäte, die jungen Herren wollten von der Erlaubnis, eine Nacht im Pafilus zuzubringen, Gebrauch machen.

Als bald darauf Richard und Willi allein waren, schlang letzterer seinen Arm um des neuen Freundes Nacken und sagte: „Du kannst nun ganz ruhig schlafen, du bleibst bei uns; ich weiß bestimmt, daß meine Eltern dich gern aufnehmen werden."

„Ich danke dir," sagte Richard. „Ich bin sehr froh, daß ich hier auf der Insel bleiben darf. Es ist mir, als wäre dies meine Heimat, seit ich weiß, daß meine Mutter hier oft und gerne war. Was später aus mir wird, weiß ich noch nicht, aber ich will lieber sterben, als ferner von der Gnade der Aldens abhängen."



Die Kunst des Ausstopfens: Das Abziehen der Haut über den Kopf.

„Rege dich nur jetzt nicht auf," bat Willi, welcher sah, daß eine heiße Röte auf Richards Wangen aufflackerte. „Laß uns etwas anderes sprechen! Hast du nicht Hunger wie ich? Ich werde uns Butterbrot zurecht machen; Paul wird es uns gewiß nicht übel nehmen. Sieh nur, welche Schätze mein Wandschrank birgt: Hier ist ein Napf mit frischer Butter und da hängt noch eine stramme Wurst, die uns Mama spendiert hat. Für Brot hat der gute Ranft auch wieder gesorgt. — Kaffee, Thee, Zucker sind da, du siehst, wir könnten es schon eine Weile auf meiner geliebten Insel aushalten!"

„Was steht da Buntes in der Ecke?" fragte Richard, dessen scharfes Auge neugierig in den Wandschrank spähte. Willi holte den chinesischen Theetopf heraus.

„Das schnurrige Ding stammt noch aus der Zeit der Vorbesitzerin und ist dem alten Ranft zulieb im Schrank belassen worden."

Richard richtete sich in der Hängematte auf.

„Bitte, zeige es mir! Es ist ein Theetopf, nicht wahr? Den hat meine liebe Mama gewiß oft in der Hand gehabt, wenn sie mit dem alten Fräulein hier Thee getrunken hat. Ranft hat mir vorhin davon erzählt. An jenem Nagel, wo dein indianischer Bogen jetzt hängt, hat immer Mamas Guitarre an einem blauen Bande gehangen!"

„So war deine Mama die italienische Sängerin?"

Richard nickte. Seine Aufmerksamkeit war auf das absonderliche, bunte Gefäß in seiner Hand gerichtet.

„Es scheint, daß etwas darin ist!" sagte er und schüttelte den Topf.

„Wahrscheinlich verrotteter, alter Thee; man bekommt den Deckel nicht auf!" erwiderte Willi gleichgültig und wandte sich wieder mit Eifer der ungewohnten Arbeit, der Herstellung einiger Butterschnitte, mit Wurst belegt, zu.

Richard faßte den Kopf des Deckels und drehte und wackelte so lange daran, bis er das Oeffnen bewerkstelligt hatte.

„Nicht alter Thee, ein vergilbter, versiegelter Brief ist darin und zwar an . . ." Er stockte vor Ueberraschung.

„An wen?" fragte Willi und trat mit der Wurst in der Hand neugierig näher.

„An Signorina Lucia Gondoli — das ist meine Mama, denn so hieß sie als Mädchen. Willi, darf ich den Brief erbrechen?"

„Gewiß, du bist ja der nächste dazu!"

Richard öffnete mit zitternden Händen den Brief.

„Ach, Italienisch!" sagte er freudig lächelnd, als sein Blick auf die Zeilen fiel.

„Kannst du denn Italienisch?" fragte Willi.

„So gut wie Deutsch. Hat doch la mia cara madre immer italienisch mit mir gesprochen und später hat der gute Doktor Stefan es auch mit mir getrieben, damit ich es nicht vergesse."

Willi that noch einige neugierige Fragen, aber Richard hörte ihn nicht; er las und las wieder. Sein Antlitz errötete und erblaßte abwechselnd. Schließlich schlug er die Hände vors Gesicht, warf sich auf sein Lager zurück und weinte.

„Um Gotteswillen! Steht denn so Schreckliches in dem alten Stück Papier?" fragte Willi besorgt und erstaunt.

„Ich weine nicht vor Schreck, ich weine vor Freude," erwiderte Richard und trocknete seine Thränen. „Ich will dir den Brief übersetzen, dann wirst du meine Aufregung begreifen. Der Brief ist von dem alten, gnädigen Fräulein, Namens Eberhardine von Klock.

(Fortsetzung folgt)

Die Kunst des Ausstopfens von Vögeln und Säugetieren.

II.

Nun kommen wir zum Kopfe. Bei den meisten Vögeln wird sich die Halshaut über den Kopf ziehen lassen, es gibt aber

auch Vögel, bei denen ein besonderes Aufschneiden der Halshaut wegen der Dicke des Kopfes nötig ist. Das sind hauptsächlich die Wasser- (entenartigen) Vögel. Ist man gezwungen, den Hals aufzuschneiden, so thue man das nicht etwa, indem man den anfänglichen Schnitt von der Brust aus verlängert, sondern beginne mit einem neuen Einschnitte erst ein Stück hinter den Schultern. Jedenfalls schneide man die Halshaut nicht auf, wenn es nicht unumgänglich notwendig ist; muß man es aber thun, dann geschehe es so wenig als möglich. Haben wir also den Hals bis zum Ansatze des Schädels abgezogen, so streifen wir ruhig weiter, ab und zu mit dem Messer nachhelfend, bis wir an die Ohren kommen. Hier trennt man beiderseits die Haut durch einen Messerschnitt vom Schädel und streift sie dann weiter ab bis zu den Augen. Bei diesen muß die sogen. Nickhaut, eine halbdurchsichtige, dünne Haut mit dem Messer durchschnitten werden. Ist die Haut glücklich über die Augen, so ziehen wir sie noch ab bis zur Schnabelwurzel, mithin so, daß sie am Schädel da, wo der Schnabel anfängt, fest sitzen bleibt. (Fig. 6.)

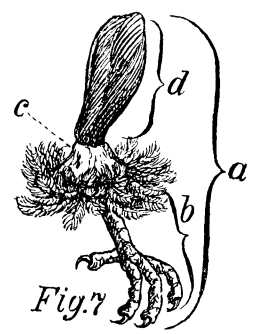


Fig. 7

Die Kunst des Ausstopfens: Das Abziehen der Haut von den Beinen.

Nun wenden wir uns wieder den Flügeln und den Beinen zu. Von den Beinen befindet sich (Fig. 7) der Teil a an der Haut. Jetzt faßt man b auf der Außenseite der Haut und schiebt d bis an c nach innen, so daß der mit Fleisch umkleidete Knochen d sichtbar wird. Man sieht sich die Dicke und Gestalt dieses Teiles gut an, mißt ihn auch wohl mit einem Papierstreifen, um ihn nachher genau nachbilden zu können. Dann entkleidet man den Knochen seines Fleisches und schabt ihn sorgfältig ab. Ist dies geschehen, so kann man ihn vorläufig wieder in die Haut zurückschieben.

Fig. 9

Die Kunst des Ausstopfens: Das Umwickeln der Beinknochen.

In gleicher Weise verfährt man bei den Flügelknochen, nur daß man hier die am Knochen festgewachsenen Schwungfedern mit dem Messer hebelartig lösen muß. Der Umfang braucht nicht gemessen zu werden, da das Fleisch hier nicht ersetzt wird.

Jetzt beginnt die Arbeit der Schädelpräparierung. Zunächst schneiden wir unmittelbar hinter dem Hinterhauptloche, da, wo der Hals an den Kopf ansetzt, den Hals durch, jedoch nicht ganz, sondern so, daß die Zunge am Halse bleibt und mit diesem aus dem Kopfe gezogen wird. Die Verbindungen der Zunge mit der Mundhöhle werden durchschnitten und an dem Gaumen hängen gelassen. Fig. 6 zeigt den Schnitt, der zu machen ist; bei a wird das Messer angesetzt.

Jetzt legen wir den Körper eine Weile auf die Seite und beginnen mit dem Reinigen des Schädels. Zunächst hebt man die Augen, den Sehnerv durchschneidend, mit einem Messer aus ihren Höhlungen, sehe sich jedoch vor, daß man sie nicht verletzt, da sie sonst auslaufen und das Gefieder beschmutzen. Ehe man die ausgeschnittenen Augen beseitigt, betrachte man sich die Farbe der Iris, um sie nachher nachmalen zu können. Zum Entleeren des Gehirnkastens, das nun folgt, bedienen wir uns, je nach der Größe des Vogels, verschiedener Löffelchen. Dieselben sind aus Blech in der Form von Fig. 8 geschnitten und haben bei a b eine kleine Biegung. — Falls man sie nicht selbst anfertigen kann, lasse man sie bei einem Klempner schneiden, für den es eine Arbeit von nur wenigen Minuten ist. — Wir erweitern nun das Hinterhauptloch etwas mit dem Messer und schieben das Löffelchen hinein. Gelingt es uns nicht, das Gehirn mit einemmal herauszunehmen, so müssen wir so lange arbeiten, bis die Schädelhöhle ganz vom Gehirn befreit ist. Ist dies der Fall, so drehen wir ein Stückchen Fließpapier zusammen und schieben es unter Drehen in den Schädel, um diesen vollständig auszutrocknen.

Es erübrigt nun noch, das Fleisch von den Backenknochen und dem Munde zu entfernen. Dies geschieht durch Abschneiden und Schaben mit Messer und Schere, wobei man aber die feinen Backenknochen nicht zerbrechen darf. Ist man damit fertig, so putzt man den ganzen Schädel mit Fließpapier sauber ab.

Ehe wir nun an das Präparieren der Haut schreiten, müssen wir dieselbe von allen an ihr haftenden Fleisch- und Fettablagerungen befreien, was durch vorsichtiges Schaben mit dem Messer zu erreichen ist. Das eigentliche Präparieren der Haut hat einen doppelten Zweck: einmal muß man dieselbe mit einem Stoffe behandeln, der sie gerbt; dann wären Mittel anzuwenden, welche die Insekten verhindern, unser Werk zu zerstören.

Dies sind vornehmlich Salzwasser und Alaun. Man reibt die Haut mit Salzwasser und bestreicht sie, nachdem sie trocken geworden, mit einer starken Alaunlösung (pulverisiertem Alaun in warmem Wasser). Nachher kann man noch Bleiweiß und pulverisierten weißen Pfeffer zum Schutze gegen Insekten auf die Haut reiben. Es ist gut, dies Mittel, hauptsächlich bei größeren Vögeln, mehrmals anzuwenden.

Ferner wird als ein gutes Mittel zur Konservierung angegeben: 3 Teile Alaun, 2 Teile fein gestoßenen weißen Pfeffer und 1 Teil Bleiweiß mit Spiritus zusammengerieben und flüssig gemacht.

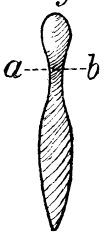


Fig. 8

Die Kunst des Ausstopfens: Löffelchen zum Entleeren des Gehirnkastens.

Anderweitig wird empfohlen, Schwefelblüte mit Schweineschmalz zu mischen und auf die Haut zu reiben.

In dem Kataloge der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider in Leipzig, Schulstr. 10—12, findet sich noch: Präpariersalbe zum Konservieren von Säugetier- und Vogelbälgen pro 500 g 2,50 Mk.

Wähle man nun von diesen Mitteln, welches man will, hauptsächlich bleibt dabei folgendes zu beachten: Man bringt das betreffende Konservierungsmittel auf Haut und Knochen (die man vorher mit pulverisiertem ungelöschten Kalke bestreut und abgerieben hat), sehe aber dabei, daß das Mittel in die Haut eindringt, nicht bloß auf der Oberfläche derselben sitzen bleibt. Der Schädel bedarf einer besonderen Bearbeitung. Wenn man den Kalk einige Zeit in und auf ihm hat wirken lassen, bestreicht man ihn mit dem Konservierungsmittel und füllt die Schädelhöhle mit Watte oder Werg, das man vorher in einer Abkochung von Tabak mit Wasser tränken kann. Mit eben dieser Watte werden auch die Augenhöhlen ausgefüllt, und man kann nun mit dem Zurückstreifen der Halshaut beginnen. — Sollte die Haut während der Arbeit hart

und spröde geworden sein, so bestreiche man sie, falls das angewandte Konservierungsmittel sie nicht weich macht, mit heißem Wasser. Alsdann muß aber das Mittel noch einmal aufgetragen werden. — Beim Umwenden der Halshaut faßt man den Schädel und schiebt ihn wieder in die Haut zurück, auf der Außenseite der letzteren sucht man nun den Schnabel zu ergreifen und bringt den Kopf durch Drücken und Ziehen aus der Halshaut wieder zum Vorschein. Hat man Kopf und Hals vollständig wieder zurückgestreift, so bringe man die Kopfhaut sogleich wieder in die richtige Lage und nähe den Hals, wenn man ihn aufgeschnitten hat, mit mittelstarkem Garn in kleinen Stichen sorgfältig wieder zusammen. Nun müssen die Beinknochen (d in Fig. 7) im Verhältnis ihrer früheren Fleischteile mit Werg umwickelt werden; ehe wir aber damit beginnen, müssen wir noch einen Draht durch sie hindurchziehen. Man feilt entsprechend dicken geglühten Eisendraht, der etwa dreimal so lang ist als d, an einem Ende spitz, sticht ihn zwischen Zehen und Ferse in den Laufknochen (b) und schiebt ihn unter der Haut bis zum Gelenk (c). Dann streift man die Haut um, so daß das Schienbein (d) sichtbar wird, und schiebt den Draht, das Gelenk durchbohrend, neben dem Schienbein weiter, bis er dasselbe etwa um die halbe Länge desselben überragt. Jetzt erst umwickeln wir das Schienbein mit Werg, und zwar so, daß der Draht dicht an den Knochen zu liegen kommt. Das Bein hat dann, wenn wir uns dasselbe aus der Haut gelöst denken, das Aussehen von Fig. 9, wobei a a den Draht bedeutet, der natürlich von c bis d nicht zu sehen ist. Sind wir mit der Umwickelung fertig, so schieben wir die Beine vorsichtig in die Haut zurück und legen diese mit Papier bedeckt vorläufig zur Seite. Wir kommen nunmehr zu dem zweiten Teile der Arbeit, dem Anfertigen des künstlichen Körpers.

Unsere Aufgabe ist es, den aus der Haut gelösten Körper des Vogels, der aus Rumpf, Hals, den oberen Flügel- und den Schenkelknochen besteht, möglichst getreu nach der Natur nachzubilden, in einem Materiale, das erstens leicht an Gewicht und zweitens leicht zu bearbeiten ist. Diesen Anforderungen genügt nun in erster Linie Torf. Ich würde jedem, der sich mit Ausstopfen beschäftigt, dringend anraten, wenigstens bei Vogelkörpern diesen Stoff zu verwenden. Man kann den Torf in beliebig großen Stücken von einem Ausstopfer beziehen oder sich ihn etwa von Wilh. Schlüter, Halle an der Saale, Wuchererstraße, kommen lassen. Beim Einkaufe des Torfes (der übrigens sehr billig ist) achte man darauf, daß er

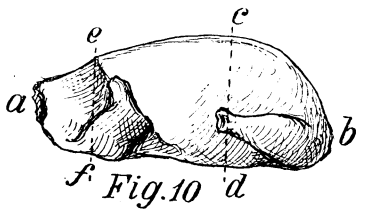


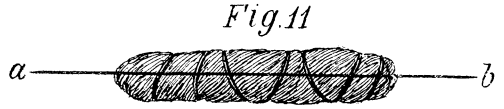
Fig. 10

Die Kunst des Ausstopfens: Die Anfertigung des künstlichen Körpers aus Torf.

nicht zu große Fasern enthält, denn das erschwert seine Bearbeitung.

Wir legen nun den Vogelkörper in der Stellung, die Fig. 10 zeigt, auf den Tisch vor uns hin, um denselben, ausschließlich des Halses, aus Torf nachzubilden. Zunächst messen wir mit dem Zirkel oder einem Papierstreifen die größte Länge des Körpers von a nach b. Man überträgt sie auf das Torfstück und zeichnet sie mittels Kreide auf. Ebenso nimmt man die Breiten c d und e f und schneidet danach ein Stück Torf aus. Jetzt arbeiten wir mit Messer und Feile an dem Stücke, bis es die Gestalt des Modells hat. Die Flügel- und Beinknochen haben die in der Figur angegebene Lage und werden natürlich erhaben modelliert. Sie dürfen jedoch nicht als plötzliche Erhebung aus dem Körper herausstehen, sondern müssen allmählich in ihn übergehen. Ein vorsichtiges Arbeiten und das Wegnehmen von nur kleinen Stücken sichert uns am leichtesten den Erfolg. Kleinere Unebenheiten lassen sich durch Reiben und Drücken mit den Fingern beseitigen. Ich rate, auf die Anfertigung des künstlichen Körpers viel Sorgfalt zu verwenden und ihn dem natürlichen möglichst ähnlich zu gestalten; je besser derselbe geraten ist, desto passender wird dann selbstverständlich die Haut sitzen und desto schöner wird unser ganzes Machwerk werden. Uebung macht auch hier den Meister, und ist der erste Körper nicht gelungen, so scheue man sich nicht, einen zweiten, neuen zu schneiden.

Fig. 11



Die Kunst des Ausstopfens: Der künstliche Hals.

An diesen künstlichen Körper wird der Hals gefügt. Derselbe besteht aus einem Stück geglühten Eisendrahtes a b Fig. 11, der bei a spitz gefeilt ist, um später in die Hirnschale gebohrt werden zu können. Der Draht hat etwa die doppelte Länge des Halses und wird, der Länge und Dicke desselben entsprechend, mit Werg umwickelt. Der so fertige Hals wird zwischen den Schultern an der richtigen Stelle in den Torfkörper gesteckt.

Zwei kleine galvanoplastische Apparate.

Die Galvanoplastik ist die Kunst, durch den elektrischen Strom kupferne Abdrücke von Münzen, Holzschnitten oder Statuen herzustellen. Die in der Galvanoplastik zur Verwendung kommenden Elektrizitätsquellen sind gewöhnlich Elemente, Thermosäulen oder elektrische Maschinen. Von den Elementen kann man nur solche verwenden, welche hinlänglich starken und gleichbleibenden Strom haben, wie z. B. Daniellsche-, Meidinger- oder Bunsenelemente; Thermosäulen empfehlen sich weniger zur Anwendung, da sie keinen starken Strom liefern und außerdem sehr teuer sind. In großen galvanoplastischen Anstalten werden die Elemente in neuester Zeit immer mehr durch die elektrischen Maschinen vertrieben, da die Kosten geringer sind und außerdem der Strom einer Maschine beliebig lange konstant gehalten werden kann, was ein wesentlicher Umstand für den gleichartigen Metallniederschlag ist. Für uns, die wir mit unseren Experimenten in bescheidenen Grenzen bleiben müssen, können aber nur Elemente in Betracht kommen.

Der „G. K." will euch nämlich zweierlei Verfahren mitteilen, durch die ihr z. B. für eure Münzensammlung alte Münzen, die euch sonst unerreichbar sind, aber zu dem gedachten Zwecke leihweise bekommen könnet, in der schönsten und korrektesten Art nachzubilden im stande seid.

Für kleinere Gegenstände eignet sich folgender Apparat: Er besteht aus einem runden Glasgefäß und einem engeren, porösen Thoncylinder, der in dasselbe gestellt oder gehängt wird; in dem Thoncylinder steht ein cylinderförmig gebogenes Zinkblech; der Thoncylinder ist mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt (16 Teile Wasser, 1 Teil Schwefelsäure). An dem Zinkcylinder ist ein Kupferdraht befestigt,

der abwärts in das Glasgefäß führt und hier den Stearinabguß der Münze trägt. Das Glasgefäß ist mit einer Kupfervitriollösung gefüllt.

Das ist die ganze Einrichtung und auch alles leicht zu beschaffen. Als Glas könnt ihr mit Genehmigung eurer Mama ein Einmachglas nehmen. Das Zink und den Kupferstreifen laßt ihr euch von einem Spengler schneiden und zusammenlöten und den Thoncylinder bekommt ihr in jedem elektrotechnischen Institute; im ungünstigsten Falle ist auch dieser zu ersetzen, indem ihr von einem Opodeldokgläschen den Boden ausstoßet und die untere Oeffnung mit einer Blase verschließet; es ersetzt dieses die Thonzelle vollkommen.

Das Verfahren bei Herstellung des gedachten Abdrucks ist wie folgt: man macht einen guten Stearin- oder Wachsabdruck, den letzteren vielleicht unter der Briefkopierpresse Papas, löst ihn dann vorsichtig von der Münze ab und bestreicht den vertieften Abdruck mit dem gepulverten Graphit oder mit Bronzepulver; diesen Abdruck legt man auf den unteren, schräg gebogenen Teil des Kupferdrahtes, der, soweit er in die Kupfervitriollösung hineinragt, auch mit Wachs überzogen ist. Nun stellt man den ganzen Apparat zusammen und schon nach wenigen Minuten wird sich ein dünnes Häutchen von metallischem Kupfer bilden und nach einigen Tagen hat sich auf dem Stearinabguß eine dicke Schicht festen Kupfers gelagert, das man leicht als Ganzes abnehmen kann.

Der zweite Apparat eignet sich mehr für größere Gegenstände wie Holzschnitte oder anderes; er besteht aus einem Glaskasten, gefüllt mit Kupfervitriollösung und einer Batterie (Bunsen oder Daniell); auch Leclanché-elemente sind im Notfalle zu benutzen. Man verfertigt wieder einen Stearinabguß, steckt denselben an den vom Zink kommenden Schließungsdraht der Batterie und bringt durch einen Strich mit Graphitpulver diesen Draht in leitende Verbindung mit der Oberfläche des Abgusses. An dem anderen Schließungsdraht wird eine Kupferplatte befestigt, die ohne den Abguß zu berühren in das Glasgefäß gesenkt wird.

Der Erfolg ist dann ganz derselbe wie bei dem ersten Apparate.

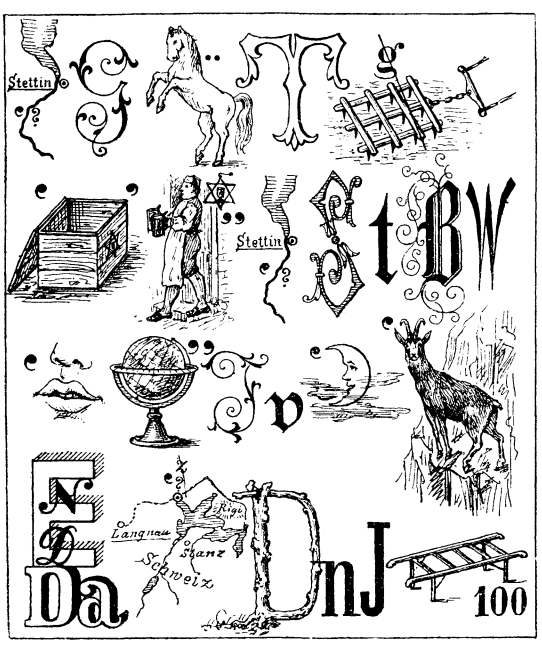
Wer eine Batterie besitzt, kann auch diesen letzteren Apparat mit wenig Mühe und wenig Geld sich herstellen.

Zum Schlusse die Bemerkung, daß es einzig und allein statthaft ist, alte Münzen auf diese Weise nachzubilden. Der „G. K." warnt ganz eindringlich vor dem Versuche, unsere heutigen gangbaren Geldstücke, auch keine ausländischen, auf diese Weise zu vervielfältigen, wenn sie auch nur für eure Sammlung bestimmt sein sollten, denn das ist nach unseren Gesetzen streng verboten und wird mit schweren Strafen geahndet.

Sperlingsgarben.

In Norwegen wird an jedem großen Feste, wie Weihnachten, Ostern u. s. w., an jedem Hausgiebel eine Garbe Korn aufgesteckt, die für die Sperlinge bestimmt ist und daher den angedeuteten Namen hat. Auf diese Art bringen die Norweger jene Vögel auch im härtesten Winter durch. Sie werden in Norwegen um so mehr gehegt, als sie bei den unermeßlichen Insektenschwärmen der kurzen, aber sehr heißen Sommerszeit in diesem an Seen reichen Lande durchaus unentbehrlich sind. Dagegen zeigen sie auch eine Zahmheit und Vertraulichkeit, die oft höchst komisch wirkt.

Bilderrätsel.



Buchstabenrätsel.

Mit l — ich will's gestehen dreist,
Hab' immer gerne ich's verspeist,
Wenn von der Reise Onkel Schmidt
Dem Leckermaul es brachte mit.
So mundet's mir mit l sehr wohl,
Doch, wenn mit n ich's dulden soll
Vom Bruder Ernst den ganzen Tag,
Ich ihm gar nicht gut sein mag.

Arithmogriph.

14, 3, 5, 1, 2, 6. Kopfbedeckung.
3, 14, 5, 4, 9, 7, 14. Niederländische Stadt.
11, 12, 1, 5, 2. Einfuhr.
6, 8, 2, 10. Bekannter biblischer Name.
4, 1, 5, 8. Fluß.
8, 9, 12, 2, 6. Gewässer.
2, 10, 8, 5, 6. Baum.
9, 13, 14, 5, 8, 6, 12. Frucht.
7, 2, 5, 11. Gebirge.
11, 13, 14, 7, 4, 5. Instrument.
5, 12, 1, 10, 3, 7, 6. Vogel.
1 bis 14. Ein fröhliches Fest.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 40.

„Fall, Ball, Wall."

Auflösung des Veränderungsspiels in Nr. 40.

Zorn, Nonne, Ader, Rose, Krause.

Auflösung des Wortspiels in Nr. 40.

Rede	—	Eder
Amen	—	Name
Made	—	Dame
Sein	—	Eins
Neige	—	Genie
Turne	—	Unter
Not	—	Ton
Emma	—	Amme
Halm	—	Lahm
Palme	—	Lampe
Nie	—	Ein
Amsel	—	Selma
Trug	—	Gurt
Herum	—	Umher
Rot	—	Thor

„Ende gut, alles gut."

Fragen und Antworten.

Hans von N. Der eingesendete Siegelabdruck ist nichts weniger als gut, zum Teil unleserlich und daher sehr schwer zu bestimmen. Es dürfte das Siegel der französischen Dynastie der Bourbonen vor der Revolution angehören, und zwar einem Descendenten, doch nicht als Privat- oder Sekretsiegel, sondern als Dienstsiegel irgend eines Gutsverwalters oder dergl. Auch wäre es möglich, daß es mit Frankreich gar nicht in Zusammenhang zu bringen ist, sondern mit den Großherzogen von Baden, die ebenfalls die drei Lilien führen.

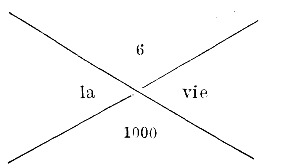
Otto F. in Würzburg. Wir haben uns erkundigt und über die genannten Anstalten nichts Ungünstiges vernommen. Die „höhere" scheint sehr renommiert.

Theodor Rapp und C. Knoop in A. Diese Stundenpläne werden bei Semesterbeginn von fast allen Ladenbuchhandlungen unentgeltlich verteilt.

Richard Hennig. Zum Eintritt 1. in das Königl. Statistische Bureau in Berlin: a) Beamtencarriere, ist für Nichtmilitärs Absolvierung des Gymnasiums und dreijähriges Supernumeriat; b) höhere Carriere, akademische Bildung und Schulung in einem staatswissenschaftl. oder statistischen Seminar, bezw. zur späteren Erlangung der Mitgliedschaft Absolvierung des Exa-

mens für den höheren Verwaltungsdienst erforderlich. Zur Besetzung etwaiger Vakanzen wird bei a seit 1873 **nur** auf geeignete Militäranwärter reflektiert. Gehalt bei a 1800 Mk. bis 4200 Mk. (durchschnittlich 3000 Mk.) und Wohnungsentschädigung von 510 Mk.; Gehalt bei b 4200 Mk. bis 6000 Mk. und Wohnungsentschädigung von 900 Mk. (die Wohnungszulage wird nur fest angestellten Beamten gewährt). Zum Eintritt 2. in das Königl. Meteorologische Institut in Berlin ist das Studium der Mathematik und Physik auf einer preuß. Universität und nach Erledigung des akademischen Trienniums, Absolvierung eines Praktikums in den genannten Wissenschaftszweigen erforderlich. Gehalt des wissenschaftl. Assistenten 3000 Mk., Durchschnittsgehalt der wissenschaftlichen Oberbeamten 4500 Mk., Wohnungszulage wie bei 1.

W. J. per Adresse **Frau Bürgermeister von Kurtz,** geb. **von Hauptmannsberger** in **Breslau, Matthiasstraße 52 II,** schreibt u. a.: Nun aber möchte ich Dich auch noch um etwas bitten, worüber Du hoffentlich nicht böse sein wirst. Ich werde voraussichtlich zu Anfang oder Ende der großen Ferien einen Soloausflug in das Riesengebirge machen, und es würde mich freuen, wenn sich ein oder einige ältere Kameraden mir anschließen würden, gleichviel ob es hiesige oder auswärtige sind. — Und nun die französischen Knacknüsse. Was meinst Du, sollen wir die Lösungen gleich beisetzen? Wir denken, es ist besser, nicht daß sich die Kameraden am Ende noch die Zähne ausbeißen — freilich gleich „rum drehen", das ist nicht erlaubt, erst wenn man gar nicht mehr anders kann und vor Neugierde fast platzt. Also was ist das:



Nul (l) vin (gt) cent (sans) o (Buchstabe) eau
Kein Wein ohne Wasser.
0 20 100 0
Mille sous six (soucis) croisent la vie
1000 Sorgen durchkreuzen das Leben.

P. v. G. in **H.** Das Uebersetzungsrecht steht dem Verfasser zu. Adresse: Dr. Karl May in Dresden-Kötzschenbroda, Schützenstraße 6.

Ein zukünftiger Landwirt. Landwirten ist in Deutschland der Besuch einer Ackerbauschule oder Landwirtschaftsschule zu empfehlen. Erstere erfordert neben vorausgegangener praktischer Ausbildung gute Volksschulbildung, letztere das Reifezeugnis für die Tertia eines Gymnasiums. Du wirst aber ein „höherer" Landwirt werden wollen. Solche besuchen eine der nachbenannten Anstalten: Landwirtschaftliche Institute zu Göttingen, Halle a. S., Breslau, Jena, Königsberg, Kiel, Akademie zu Poppelsdorf, Bonn, Hohenheim, Berlin, Tharand u. a. Vorbildung: Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Dienst oder Abiturientenexamen. Uebrigens sind auch an manchen Universitäten Lehrstühle für Landwirtschaft errichtet.

R. G. in **Chemnitz.** Dank für das hübsche Rätsel.

A. K. in **Stuttgart.** Zum 100 000sten Abonnenten fehlen noch **viele** Tausende. Wir hoffen aber, daß wir diesen Herbst einen großen Zuwachs verzeichnen können. Die Kameraden sollten ihr Leibblatt in ihrem Freundes- und Bekanntenkreise, so oft sie es vermögen, warm empfehlen, dann wären wir bald so weit. — Die Adresse des „eenzig daschtehenden Mr. Hobble" lautet, wie Du weißt: „Villa Bärenfett an der Elbe". Aber auch wir, die Redaktion, sind gern bereit, Briefe zu besorgen.

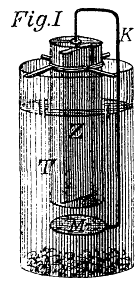
Tertianer Turnerstick auf **Villa Bärenfett.** Das Gedicht ist hübsch und verrät Talent. Aber, daß Du, der Namensvetter solch fideler Berühmtheiten, von „Lebens- und Weltschmerz" seufzest — Kamerad, was fällt Dir ein? Weg damit! Tsching, Tsching!!

HVGL 2113, Postlagernd, Büsingen (Gr. Baden). Dein Vorschlag ist, kameradschaftlich gedacht, sehr hübsch von Dir. Aber Freundchen, heißt das nicht, den bestehenden Zollgesetzen ein „Schnippchen" schlagen, ist das nicht geschmuggelt? Das soll ein **guter** Kamerad nicht thun!

Max R. in **München.** Steht denn das, was Du zu wissen brauchst, nicht alles in unserer Anleitung „Der junge Theatertechniker", im ersten Quartal des vorliegenden Jahrganges erschienen? Wenn es denn aber ein Buch sein muß, so verlange: „Das Kindertheater von Hugo Elm (Schreiber, Eßlingen).

O. S. in **St., W. Sch.** in **R.** Tauschen, liebe Kameraden, das könnt Ihr so oft und so viel Ihr wollt, aber „wetten", „kaufen" und „verkaufen", nein das geht in den Spalten unseres Tauschmarktes nicht an.

Fig. I



K. Kupferstreifen
Z. Zinkcylinder
T. Tonzelle
M. Münze

Galvanischer Apparat.

Ernst Oppermann in **Birkenfeld.** Insekten bekommst Du zu kaufen bei Alex. Bau in Berlin, Hermannplatz 4. — Warum sammelst Du nicht selbst?

Max Reimann. Du willst Dich vom Setzerlehrling, der in alles seine Nase hineinsteckt, nicht „uzen" lassen — das haben manche andere auch nicht gewollt, und das Kerlchen hat sie doch erwischt. — Alljährlich bei Schluß des Jahrganges sind Einbanddecken zu haben, entweder von der Stelle, von der Du den „G. K." beziehst, oder direkt von der Verlagsbuchhandlung.

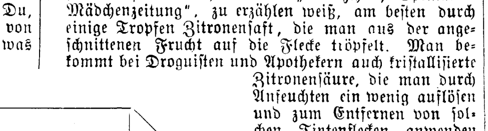
E. M. in **Kusel.** Wollen ein wenig aufpassen — vielleicht, daß sich's macht. In unserer nächsten Umgebung befinden sich eben mehr als ein ebenso eifriger als routinierter Fechtschüler, die kein Couvert unbesehen lassen, so sich in unserem Papierkorbe findet.

R. Haupt in **L.** Kann schon sein, klingt zwar recht unglaublich. Uns ist von dem in Frage stehenden speziellen Fall nichts bekannt geworden.

H. Wefing in **Eickum.** Für den Beitrag besten Dank. Kommt bald daran. Müssen erst feine Zeichnungen dazu machen lassen.

Albert St. und **Paul K.** in **Frankfurt a. M.** Wegen der Grasflecken wendet euch doch an eure Frau Mama, denn es kommt darauf an, aus welchem Stoffe dieselben entfernt werden sollen. Bei Weißzeug hilft die Befeuchtung mit einer Lösung von 1 Teil Zinnsalz in 15 Teilen warmem Wasser und sanftes Reiben. Sogleich mit viel Wasser und **gut** nachwaschen. — Frische Tintenflecke entfernt man, wie das „Kränzchen, Spemanns Mädchenzeitung", zu erzählen weiß, am besten durch einige Tropfen Zitronensaft, die man aus der angeschnittenen Frucht auf die Flecke tröpfelt. Man bekommt bei Droguisten und Apothekern auch kristallisierte Zitronensäure, die man durch Anfeuchten ein wenig auflösen und zum Entfernen von solchen Tintenflecken anwenden kann. Diese Säure ist jedoch so scharf, daß man gut thut, die befleckte Stelle erst in Wasser zu tauchen und dann erst mit dem Kristall einzureiben. Auch nach diesem Reinigungsprozeß muß die Stelle sogleich mit reinem Wasser tüchtig nachgewaschen werden.

Batterie *Fig. II*



K. Kupferplatte. M. Münze

Galvanischer Apparat

E. A. Lieber Freund, Deine Frage ist nicht präcis genug. Willst Du Bauunternehmer, Werkmeister, Architekt o. a. werden? Du thust am besten, Du fragst einen Fachmann. — Lasse Dir von der Direktion der Pepinière (Wundarzneischule) in Berlin die bestehenden organisatorischen Bestimmungen und den Lehrplan einsenden.

Peter Schnäuzchen

Setzerlehrling.

Sage für die vielen schönen Geburtstagwünsche, die mir zugekommen sind, meinen besten Dank. Ich habe geheult vor Rührung, — est quaedam flere voluptas!

Gustav Kunz in **München, Schleißheimerstraße 10, II,** möchte mit einem Kameraden in Hamburg oder irgend einer anderen Seestadt in Korrespondenz treten.

M. L. Nein, liebes Märchen, daraus wird trotz allem Bitten nichts.

Josef Freiherr von J. Am besten ist es, Du gibst einer Ladenbuchhandlung den Auftrag, sie solle Dir die erwünschte Litteratur besorgen und zur Auswahl vorlegen. Du kannst dann wählen, was Dir am besten gefällt. — Deine Brüder können freilich auch mitthun, ebenso wie Du. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Max Bergmann. Du willst für Deine Steinsammlung einige Schliffe herstellen und möchtest wissen, wie Du das anpacken sollst. Du wirst begreifen, lieber junger Freund, daß bei den verschiedenen Härtegraden der Gesteinsarten auch verschiedene Schleifmittel und sogar Maschinen zur Anwendung kommen müssen, deren Erklärungen wohl einen bedeutenden Raum beanspruchen würden, um erschöpfend zu sein. Schiefer, Marmor, Granitstücke ꝛc. kann man auf einfachem Wege folgenderart schleifen: Man richtet vorher durch Abschleifen auf der rauhen Seite eines Schleifsteines oder auch durch Abmeißeln eine ebene Fläche im rohen her, gibt auf dieselbe eine Lage feinen Sand und schleift sie unter fortwährendem Naßhalten mit einem glatten Kieselstück, bis sie möglichst eben geworden ist. Das Bestreuen mit nassem Sand muß hierbei oftmals wiederholt werden, die Fläche darf hierbei niemals trocken sein. Je nach dem Härtegrade und der Größe des Steines beansprucht das Schleifen oft 2 bis 3 Stunden und sogar mehr. Zum Feinschleifen nimmt man dann Schmirgel, welcher mit Wasser zu einem dicken Brei angerührt werden muß. Ist die Fläche ganz glatt geworden, d. h. sind weder vertiefte Stellen noch Krätzer vorhanden, welche bei dem Schleifen mit zu grobkörnigem oder auch trockenem Sand und Schmirgel vorkommen, so erhält die trockene Fläche einen Ueberzug mit Oel- oder Spirituslack, welcher zwei- bis dreimal wiederholt werden kann, um eine spiegelglänzende Oberfläche zu erhalten. Und dann gehört noch etwas Unentbehrliches dazu: Geduld und Ausdauer.

Tauschmarkt.

Ich habe eine Käfersammlung, ungefähr 200 Stück enthaltend, gegen einen lebenden Gimpel oder Stieglitz zu vertauschen. — Wer kann mir eine Handlung sagen, welche elektrische Apparate (Elektrisiermaschinen, Leidner Flaschen u. s. w.) führt? Gotthold Oehler zu Greiz i. V., Parkgasse 76.

Liebe Amateurphotographen! Da ich mir eine Photographiensammlung anlegen will, möchte ich gern gutmütige Kameraden um selbstangefertigte Landschaftsbilder bitten. Also alle nicht geizigen mögen senden an meine Adresse: Beno Cordes in Graz, Elisabethstraße 79. Ein Vivat Hoch den gutmütigen Kameraden.

Fischer Béla in **Lugos** bei **Temesvar (Ungarn)** möchte seine aus 150—200 Mineralien bestehende Sammlung gegen einen photographischen Apparat oder bessere Musikalien vertauschen. Hat auch eine Laubsäge mit Werkzeug abzugeben.

A. Hempel in **Dresden, Annenstraße 39 III,** bittet seine lieben Kameraden um den Ueberfluß ihrer Dubletten in Briefmarken. Im voraus besten Dank.

Karl Tütemann in **Lüdenscheid, Herderstr. 9,** hat im Tausch abzugeben: Stadtsiegel, amtliche Verschlußsiegel, Siegellackabdrücke, Monogramme, eine Unmasse von Zirkularen und Empfehlungen, eine Privatmarkensammlung, Privatpostganzsachen, eine Münzensammlung, alles zusammen gegen Sachsen 1850 3 Pfg. rot.

E. Algan in **Saargemünd, Kasernenstraße 13,** sucht einen starken Elektromotor oder eine Dynamomaschine, mit der er eine Nähmaschine oder kleine Drehbank treiben könnte.

E. Karl in **Saargemünd (Lothr.), Großhafenstr. 9,** bittet Kameraden in der Türkei um Zusendung von Marken ihres Landes, wogegen er Stempel und andere, namentlich argentinische Marken gibt.

W. von Winterfeld in Düsseldorf, Klosterstraße 26, tauscht Münzen, darunter seltene.

Hugo Levy in **Glückstadt (Holstein)** sucht ausgestopfte Tiere, gibt dagegen Bücher. Ferner hat er 500 Lettern zu einer Druckmaschine abzugeben.

Willy Mack in **Montabaur,** hat ausländische und alte preußische Stempelmarken gegen gebrauchte bessere Postmarken zu vertauschen.

Bin im Besitze mehrerer Jugendschriften, Siegel, und vieler gewöhnlicher Marken, welche ich mit ausländischen Kameraden zu tauschen wünsche. Camillo Raiser in Wien VII, Neubaugasse 15.

Ich bitte alle Kameraden, mir einige ihrer Dubletten zu schicken. Wer die wertvollsten Marken, resp. Ganzsachen schickt, erhält nach seiner Wahl eine Assignate der römischen Republik aus dem Jahre 1803 oder einen echten ägyptischen Götzen aus einem Grabe. Außerdem schicke ich an diejenigen, welche mir Marken resp. Ganzsachen senden, 300 Siegel und einige Münzen. Karl Stadtländer in Bremen, Herderstr. 27.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen, ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Ehre Vater und Mutter!

Im Regimente des „alten Vater Zieten“ hatte sich ein Husar, Namens Kordshagen, durch Diensteifer, sittliche Führung und Kenntnisse so hervorgethan, daß sein General ihn zum Korporal und bald darauf zum Wachtmeister machte. Dann schlug er ihn zum Leutnant vor und König Friedrich II. (von Preußen) ließ Kordshagen nach der Schlacht bei Leuthen auch das Leutnant-Patent ausfertigen. Nachdem Kordshagen infolge weiterer Dienste zum Rittmeister befördert worden war, speiste er einmal an der Tafel seines Königs. Die Tischgesellschaft war zahlreich und das Gespräch kam auf den alten Adel. „Von welchem Hause stammt Er denn ab?“ fragte der König Kordshagen. — „Mein Vater,“ antwortete der Rittmeister, — „ist ein schlichter Bauer; ich möchte ihn aber gegen keinen anderen in der Welt vertauschen!“ — „Das ist brav gedacht!“ rief der König.

Opfer des Krieges.

Schon vor nahezu einem halben Jahrhundert hatte ein Engländer ausgerechnet, daß seit der Schöpfung die im Kriege durch Menschen umgebrachten Menschen die ungeheuere Zahl von 14 000 Millionen betrage. Wenn alle diese Kriegsopfer aufständen, sich an den Händen faßten und nebeneinander stellten, so würden sie eine Kette bilden, die 608mal rund um die Erde herum reiche.

Unbedacht oder grob?

Bei einem belgischen Postamt ging ein Brief ein mit der Adresse: „An einen ehrlichen Mann!“ Ein junger Beamter hing diesen Brief wie gewöhnlich am Schalter aus mit der üblichen Bemerkung: „Hierorts nicht bekannt!“

口井

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

„Wieso? Kin bedeutet ja „Jold.“

„Allerdings. Ich suche Gold.“

„Ist's die Möglichkeit! Sollten die Chinesigen uns Dukaten auf die Straße streuen? Oder wollen Sie einen Schatz heben?“

„Das Letztere.“

„So werde ich versuchen, meine Fagottoboe als Wünschelrute zu gebrauchen.“

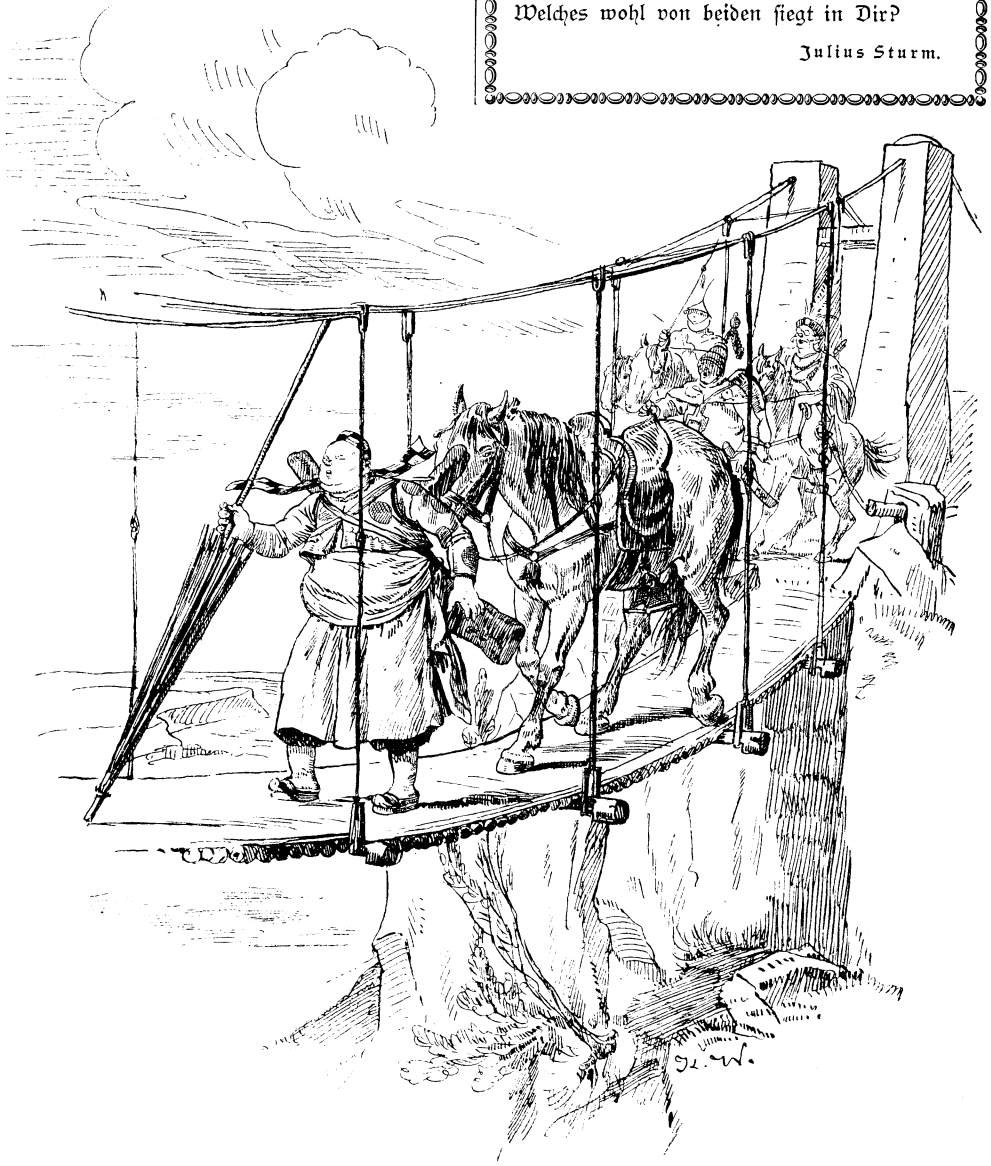
„Du scherzest, mir aber ist es wirklich Ernst. Nämlich hier oben liegt das Vermögen unseres guten Ye-kin-li vergraben.“

„Hurrjerum! Und dat sagen Sie erst jetzt?“

„Aus welchem Grunde sollte ich es vorher ausposaunen? Richard habe ich es schon gestern gesagt, und nun weißt auch du es. Ich will aber nicht, daß es noch andere erfahren, auch die Söhne nicht, obgleich sie das größte Recht auf das Geld ihres Vaters haben. Man muß hier so vorsichtig wie möglich sein. Wir werden die Stelle noch vor Abend erreichen und im nächsten Ruhehause die Nacht zubringen.“

Immer noch schießt bei der Monde Lauf
Mit dem Weizen auch das Unkraut auf;
Einen Kampf ums Dasein gibt's auch hier.
Welches wohl von beiden siegt in Dir?

Julius Sturm.



– „Werden Sie nicht schwindelig, Mijnheer?“ – „Nein! Ik bin Mijnheer van Aardappelenbosch, en dapper Nederlander. Ik weet, hoe men het maken moet — ich weiß, wie man es machen muß!“ –

„Ah, also darum haben Sie für doppelten Proviant jesorgt!“

„Ja, darum. Da Ye-kin-li mir einen sehr genauen Plan mitgegeben hat, so werden wir die Stelle wohl finden, und ich hoffe, daß das Gold noch vorhanden ist.“

„Also ist es wirklich Jold?“

„Gold- und Silberbarren, wie sie heute noch in China kursieren.“

„Wieviel?“

„Eine ganze Menge. Nach deutschem Gelde wohl für über neunzigtausend Mark.“

„Alle juten Jeister! Ist dieser Ye-kin-li so reich jewesen?“

„Ja. Freilich hat er diesen Reichtum geheim gehalten, wie es hier gewöhnlich zu geschehen pflegt, da reiche Privat- oder Geschäftsleute von den Mandarinen so lange angezapft werden, bis sie nichts mehr haben. Kennst du das Gewicht solcher Barren?“

„Nein, denn ich habe noch niemals so viel Jold oder Silber in meine Uhrtasche jehabt, dat es mir zur Erde jezogen hätte. Wieviel Löwen- oder Spatenbräu bekommt man dafür?“

„Solche Fragen kannst du dir ersparen, da wir uns nicht im ‚Geldbriefträger von Ninive‘ befinden. Es wird wohl eine volle Ladung für ein Packpferd sein.“

„So wollte ich, es jinge unterwegs daran zu Jrunde und setzte mir als Universalerben ein!“

„Da hätte ich ein Wörtchen mitzureden.“

„Ja, mit Jhnen ist überhaupt seit jestern nicht jut zu sprechen. Die beiden Brüder wollten sich so jern bei Jhnen erkundigen, auf welche Weise ihre Mutter und ihre Jeschwister jefunden werden können; aberst Sie haben sich so abweisend verhalten, dat sie jar nicht jewagt haben, die Rede darauf zu bringen.“

„Weil ich selbst noch keinen bestimmten Plan habe. Ich habe eifrig nachgedacht, ohne einen Weg zu finden. Was nützt da das Reden! Hauptsache ist für uns, den Onkel Daniel aufzusuchen. Haben wir Richard zu diesem gebracht, so können wir uns dann desto mehr der andern Aufgabe widmen.“

Damit war das Gespräch abgebrochen.

Die Straße bewegte sich jetzt nur noch an der Seite schroffer, unbewachsener Höhen hin und führte dann durch einen engen, felsigen Paß, welcher die Länge von beinahe einer Stunde hatte. Wahrscheinlich begann jenseits desselben das Gebiet des Lai-kiang, welcher seine Wasser durch den Heng-kiang in den Jang-tse-kiang ergießt.

Dann kam eine kahle Hochebene, auf welcher hie und da ein armer Grashalm zu sehen war, und die sich lang und schmal über einen zweiten Paß niedersenkte. Als dieser durchritten war, hielten sie vor einer Querschlucht von solcher Tiefe, daß man den Grund derselben nicht zu erblicken vermochte.

Die Wände fielen fast senkrecht in den dunklen Schlund. Es gab weder rechts noch links einen Ausweg. Nur geradeaus führte die Straße, quer über den riesigen Spalt hinüber, und zwar auf der Brücke, von welcher der Wirt des Sië-kia gesprochen hatte.

Es war wirklich eine Kettenbrücke im eigentlichsten Sinne des Wortes. Sechs starke, parallel laufende Eisenketten waren hüben und drüben fest in dem Gestein verankert. Sie trugen querliegende, hölzerne Bohlen, welche die gefährliche Bahn bildeten.

Die Ketten hatten ihrer Schwere wegen nicht straff angezogen werden können. Sie hingen über der Mitte der Schlucht tief hernieder. Die Bohlen waren alt und ausgetreten. Jnfolge der Fäulnis waren Löcher und sonstige Zwischenräume entstanden, durch welche derjenige, der sich auf diese Brücke wagte, unter Grauen zu seinen Füßen in die Schwindel erregende Tiefe blicken konnte. Und was die Gefahr verdoppelte, das war der Umstand, daß die kühnen Erbauer dieser Brücke es nicht für nötig gehalten hatten, ein Geländer anzubringen.

Als der Methusalem sein Pferd anhielt und sich diese Passage mit besorgtem Blicke betrachtete, sagte Gottfried, indem er die Mütze auf dem Kopfe hin und her schob:

„Sollen wir etwa da hinüber?“

„Natürlich! Wie denn sonst, da ich noch nicht bemerkt habe, daß wir fliegen können!“

„So wollte ich, der Kerl stände da, der diese famose Jasse erfunden hat!“

„Warum?“

„Ich würde ihn auf saure Sahne mit Jurkensalat fordern. Da dies aberst leider nicht stattfinden kann, so will ich ihm nur jerne wünschen, dat seine ruchlose Seele hier mitternächtig spuken und von Zwölf bis Eins in die Jeisterstunde immer über die Brücke hinüber- und herüberlaufen muß. Hat dieser Kerl etwa jedacht, dat wir Seiltänzer oder sonstige Jongleurs und Possenreißer sind!“

„Um Possen zu reißen, ist die Brücke wohl nicht da. Haben Sie Mut, lieber Turnerstick?“

Der Kapitän schob seinen Klemmer auf der Nase hin und her und antwortete:

„Ich bin auf manchen Mast geklettert, aber über eine solche Brücke noch nicht. Kommt ein halber Wind, so kentert man unbedingt zur Tiefe nieder. Was sagen Sie, Mijnheer?“

Anstatt, wie vermutet war, mit in die Klage einzustimmen, meinte der Gefragte:

„Jk bid, mij aftebinden — ich bitte, mich abzubinden.“

„Weshalb?“ fragte Turnerstick, indem er ihm die Leine von den Füßen löste.

„Jk bin Mijnheer van Aardeppelenbosch, een dapper Nederlander. Jk kan niet goed rijden, maar ik kan goed loopen. Jk word vooraan gaan — ich bin Mijnheer von Aardappelenbosch, ein tapferer Niederländer. Ich kann nicht gut reiten, aber ich kann gut laufen. Ich werde vorangehen.“

Er nahm, was keiner ihm zugetraut hätte, sein Pferd beim Zügel und führte es auf die Brücke. Die andern wollten folgen, aber der Methusalem verwehrte es ihnen:

„Halt, nicht zu viele! Es steht zu vermuten, daß sich die Brücke wie eine Schaukel bewegen wird. Ich gehe mit dem wackern Mijnheer. Zwei andere mögen uns erst dann folgen, wenn wir uns auf der Mitte befinden.“

Er nahm nicht nur sein Pferd, sondern auch dasjenige Richards mit, um dem ihm anvertrauten Jüngling den schweren Uebergang möglichst zu erleichtern.

Die Brücke war ungefähr fünfzehn Fuß breit, was bei gewöhnlichen Verhältnissen gewiß genügt hätte. Aber bei einer Höhe, aus welcher das Auge nicht den Grund der Schlucht zu erreichen vermochte, bei einer Länge von vielleicht über hundertfünfzig Fuß und bei dem schlechten Zustande der Bohlen war diese Breite unbedeutend, zumal die Geländer fehlten.

Dennoch schritt der Mijnheer wacker voran. Sein Pferd folgte mit langsamen,

vorsichtigen Schritten. Es schien diese Art der Passage gewohnt zu sein, denn es trat äußerst vorsichtig und — so zu sagen — probierend auf, um ja nicht mit einem Hufe durchzubrechen. Degenfeld ging mit seinen beiden Pferden eng hinterdrein.

So ruhig die Schritte der beiden Männer und der drei Tiere waren, die Brücke geriet doch in eine schaukelnde Bewegung, welche am stärksten wurde, als die Genannten sich gerade auf der Mitte befanden.

„Werden Sie nicht schwindelig, Mijnheer?“ fragte der Methusalem um den Dicken besorgt.

„Neen,“ antwortete dieser. „Ik weet, hoe men het maken moet — nein. Ich weiß, wie man es machen muß.“

„Nun, wie denn?“

„Ik sluit het eene oog en werp het tweede recht toe voor mij neder. Makt gij het ook zoo — ich mache das eine Auge zu und werfe das zweite gerade vor mich nieder. Machen Sie es auch so!“

Auf diese Weise konnte sein Blick nicht von der Brücke in die Tiefe fallen. Er hatte recht, und der Methusalem folgte seinem Beispiele. Sie kamen trotz des Wankens des schwindelnden Steges glücklich drüben an.

Als sie sich da umdrehten, sahen sie den Gottfried mit Richard in der Mitte. Turnerstick schickte sich soeben mit Jintsian an, die Brücke zu betreten. Liang-ssi schien sich mit dem Offiziere im Streite zu befinden. Er berichtete dann, als er jenseits anlangte, daß die Reiter eine ziemlich hohe Summe verlangt hätten, bei deren Verweigerung sie sich nicht auf die Brücke hatten wagen wollen. Er war der sehr begründeten Ansicht gewesen, daß diese für Fremde heikle Passage ihnen gar nichts Ungewöhnliches sei; darum hatte er ihnen ihr Verlangen abgeschlagen und sie auf die Folgen hingewiesen, welche das angedrohte treulose Verhalten für sie haben müsse.

Sie hielten eine ziemlich lange Beratung und kamen dann mit den Packtieren, welche frei folgten, im scharfen Trabe über die Brücke geritten, so daß diese in einer Weise schaukelte, daß man meinen mußte, die Reiter würden in die Tiefe geschleudert werden. Sie hatten diesen Weg gewiß schon viele Male gemacht.

Bei den Reisenden angekommen, machte der Offizier sein Verlangen abermals geltend, wurde aber von dem Methusalem abgewiesen, welcher ihm antwortete:

„Sobald wir am Ziele angelangt sind, werden Sie ein Kom-tscha erhalten, eher nicht, und auch dann nur in dem Falle, daß wir mit Ihnen zufrieden sind. Vergeßt ja nicht, in welchem Range wir stehen, und daß ihr gegen uns nur wie Mücken seid, welche ich mit einem einzigen Worte vernichten kann!“

Am Ende der Brücke öffnete sich abermals eine Schlucht, welche aber nur sehr kurz war; dann führte die Straße abwärts nach dem Walde, an dessen Eingange ein Ruhehaus stand, welches größer und auch freundlicher zu sein schien als die bisher gesehenen Einkehrstätten. Dort hielt Degenfeld an.

„Unser Tagemarsch ist beendet,“ sagte er. „Wir werden hier übernachten.“

Sofort sprangen die Chinesen ab, griffen zu den mitgebrachten Effekten und Vorräten, trieben die Pferde nach dem hinter dem Hause liegenden Grasplatze und eilten in das Innere des Gebäudes.

Eine kurze Strecke jenseits des letzteren führte die Straße über eine kurze Steinbrücke, welche nur einen Bogen hatte, und ein schmales aber tiefes Thälchen überspannte. Dorthin deutend, sagte Degenfeld leise zu Gottfried:

„Nicht weit von jener Brücke, an der Seite der Bodensenkung und nicht ganz auf der Sohle derselben, wo ein kleines Wasser fließt, muß sich die Stelle befinden, an welcher wir zu suchen haben. Es ist jetzt wenig über vier Uhr, und erst nach acht Uhr wird es dunkel. Wir haben also noch vor Abend Zeit, nachzuforschen. Sobald ich mich entferne, kommt ihr einzeln nach; du kannst das Richard sagen. Ihr werdet mich unter dem großen Nadelbaum treffen, dessen Spitze du dort über die andern Wipfel emporragen siehst. Den andern sage ich, daß ich nach Pflanzen suchen will.“

Laute, zornige Rufe der Soldaten und der Klang einer bittenden Stimme veranlaßten ihn, sich in die Stube zu begeben. Dort bildeten die Kavalleristen einen Kreis, in welchem drei von ihnen einen Mann, den sie niedergerissen hatten, am Boden festhielten. Der Offizier hatte seinen Sarras gezogen und schlug mit der flachen Klinge auf den um Gnade Bittenden ein.

„Was geht hier vor?“ fragte Degenfeld, indem er sich in den Kreis drängte. Was hat euch dieser Mann gethan?“

„Sehen Sie nicht, hoher Herr, wer und was er ist?“ antwortete der Leutnant. „Hat er nicht einen halben Mond auf seiner Jacke?“

Der Mißhandelte war nicht mehr jung, fast ein Greis. Seine Züge hatten das chinesische Gepräge, und sein Anzug war der gewöhnliche des Landes. Auf dem jackenähnlichen Stücke, welches er über dem langen, einer Toga gleichenden Unterkleide trug, war ein gelbes Stück Tuch, welches die Gestalt eines Halbmondes hatte, aufgenäht. Von Waffen sah man nichts an ihm. Zwei der Soldaten knieten noch immer auf seinen Armen und Beinen, während der dritte ihn am Zopfe niederhielt.

„Ich sehe dieses Zeichen,“ antwortete der Methusalem. „Was hat es zu bedeuten?“

„Daß er ein Kuei-tse*) ist, den wir totschlagen müssen.“

„Was hat er euch gethan?“

„Uns? Nichts. Aber alle Kuei-tse müssen erschlagen werden.“

„Wer hat das befohlen?“

„Der Kaiser, welcher ein Sohn des Himmels und das Licht der Vernunft ist.“

„Könnt ihr das beweisen?“

„Beweisen?“ fragte der Offizier sehr verwundert. „Alle Menschen, alle guten Unterthanen wissen es.“

„Nun gut! Hat der Sohn des Himmels die Macht, seinen Befehl zurückzunehmen?“

„Ja; wer soll ihn daran hindern? Er hat alle Macht.“

„Und wo er nicht persönlich sein kann, da erteilt er diese Macht seinen Gesandten. Mein Kuan ist der Beweis, daß ich ein solcher Beauftragter bin. Ich befehle euch, von diesem Manne abzulassen!“

Um diese Scene zu begreifen, muß man wissen, daß die Mohammedaner der Provinz Yun-nan gelegentlich des Aufstandes der Thai-ping den Versuch gemacht hatten, sich das Recht der freien Religionsübung zu erwerben. Sie wurden aber überfallen, wobei man über tausend von ihnen tötete. Infolgedessen traten sie einmütiglich zusammen, eroberten die Hauptstadt Jun-nan-fu und bildeten ein selbständiges Staatswesen, dessen die Regierung selbst heute noch nicht ganz wieder mächtig geworden ist. Sie nennen sich selbst Pan-tse, werden aber von den Gegnern Kuei-tse, Teufelssöhne, genannt.

*) Teufelssohn.

Von allen Seiten bedrängt und bedrückt, unternehmen sie unter kühnen Anführern zuweilen in größerer oder kleinerer Anzahl Züge in die benachbarten Provinzen, um sich für das Erlittene schadlos zu halten. Eine solche Abteilung war es gewesen, von welcher der Obermandarin von Schao-tscheu zu dem Methusalem gesprochen hatte. Es war die Rede davon gewesen, daß man diese Leute jetzt in der Nachbarprovinz gesehen habe. Ob der hier am Boden liegende Mann zu ihnen gehörte, das war dem Studenten gleich. In seinen Augen war ein Kuei-tse ein ebenso berechtigter Mensch wie der Buddhist, und da der Arme den Soldaten nichts Böses gethan hatte, so nahm er ihn gegen dieselben in Schutz.

Das schien dem Offizier nicht zu passen. Er schüttelte vielmehr den Kopf und sagte:

„Sie sind ein hoher Herr, aber doch ein Fremder. Wir müssen Sie begleiten und beschützen, aber wenn es sich um einen Kuei-tse handelt, dürfen wir Ihnen nicht gehorchen."

„Ah! Wirklich nicht?" fragte der Blaurote, indem seine Augen aufleuchteten.

„Nein. Dieser Sohn des Teufels ist in unsere Hände gefallen, und wir werden ihn töten."

„Das verbiete ich," donnerte Degenfeld ihn an. „Ihr werdet ihn augenblicklich frei lassen!"

„Nein! Wir werden — — —"

Er kam nicht weiter, denn er erhielt bei dem letzten Worte von dem Studenten eine so gewaltige Ohrfeige, daß er zu Boden flog. In demselben Augenblicke riß der Gottfried ihn wieder auf, hob ihn mit seinen langen Armen empor und warf ihn wie einen Ball unter die andern Soldaten hinein, daß diese auseinander flogen.

Ein dritter, nämlich Turnerstick, riß ihn da mit seinen Seemannsfäusten wieder auf, trug ihn in die Ecke, steifte ihn dort nieder und schrie ihn an:

„Hier, Starmatz, bleibst du sitzing! Und wenng du es wageng solltungst, dich zu rührang, so fresse ich dich mit Haut und Haaring auf! Master Methusalem, was heißt Soldat im Chinesischen?"

„Ping," antwortete der Gefragte.

„Gut," fuhr der Kapitän fort, indem er sich wieder an den Chinesen wandte. „Denkst du etwang, wir müssang Respekt vor dir habeng, weil du ein Ping bist? Da hast du sehr falsch kalkuliringt. Wenng du nur mit der Wimper zuckst, so reibe ich dich zu Parmesankäse und streue dich auf die Maccaronings, du Ping und Doppelping und Pong-pang-ping!"

Die Soldaten waren auseinander und zur Thür hinausgestoben. Der Mohammedaner hatte sich erhoben. Er näherte sich dem Methusalem, verbeugte sich tief vor demselben und sagte:

„Allah segne die Thaten Ihrer Hände und die Tapfen Ihrer Füße, hoher Gebieter. Sie haben mich errettet. Machen Sie das Maß Ihrer Gnade voll, indem Sie mir erlauben, mich zu entfernen!"

„Sind Sie denn sicher, daß Ihnen nicht unterwegs Aehnliches begegnet?"

„Ja. Ich kehrte in diesem Hause ein, um auszuruhen. Anstatt der Erquickung hätte ich fast den Tod gefunden. Sobald ich es verlassen habe, bin ich vor ferneren Nachstellungen sicher."

„So gehen Sie und hüten Sie sich vor ähnlichen Begegnungen!"

Der Bekenner des Islam entfernte sich unter tiefen Verbeugungen. Die Soldaten sahen ihn nicht gehen, da sie sich hinter das Haus retiriert hatten, von wo sie erst dann zurückkehrten, nachdem Degenfeld ihnen durch Liang-ssi versichert hatte, daß ihnen nichts geschehen solle.

Der Offizier sah ein, daß er sich eines großen Verbrechens gegen den Kuan des Kaisers schuldig gemacht habe. Er kam förmlich herbeigekrochen, um sich Gnade zu erbitten, die ihm nach einer strengen Mahnung auch zugesagt wurde.

Nun sagte Degenfeld, daß er für kurze Zeit in den Wald gehen wolle, um zu sehen, ob ein botanischer Fund zu machen sei; die Gefährten sollten dafür sorgen, daß das Mahl zubereitet werde, und mit demselben bis zu seiner Rückkehr warten. Kurze Zeit, nachdem er sich entfernt hatte, ging der Gottfried ihm nach, welchem dann Richard folgte. Sie fanden ihn unter dem bezeichneten Baume. Er hielt ein Papier in den Händen, den Plan des Händlers Je-kin-li, und schien mit demselben die Gegend aufmerksam zu vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Riesenglobus auf der Pariser Weltausstellung.

Während sich die Geschichte der Menschheit über eine lange Reihe von Jahrhunderten erstreckt, ist uns dagegen die genaue Kenntnis der Erde, vor allem ihrer Kugelgestalt und ihrer Oberfläche in deren Verhältnis von Wasser zu Land, erst seit sehr kurzer Zeit bekannt. Muß es nicht befremden, daß die Neue Welt noch zu entdecken war, als Kolumbus bereits ihr Vorhandensein ahnte, jetzt vor 400 Jahren? Die Geographie ist in der That noch eine ziemlich neue Wissenschaft, deren Wichtigkeit man erst seit wenigen Jahren erkannt hat. Früher hätte man daher kaum die Anstrengungen derjenigen ermutigt, die ihre Ergebnisse weiteren Volksschichten zugänglich zu machen suchten, noch auch ohne Rückhalt einem so großartigen Werke Beifall geschenkt, wie es die Herren Th. Villard und Ch. Contard in Paris zur Ausführung gebracht haben, indem sie auf dem Marsfelde daselbst einen Erdglobus errichteten, in millionstverkleinertem Maßstabe eine ungeheure und ungemein lehrreiche Weltkarte!

Genannte Herren haben soeben eine vortreffliche Beschreibung ihres Globus und seines Baues veröffentlicht. Von ihren Ausführungen wird den „Kameraden" folgendes willkommen sein. Es heißt daselbst:

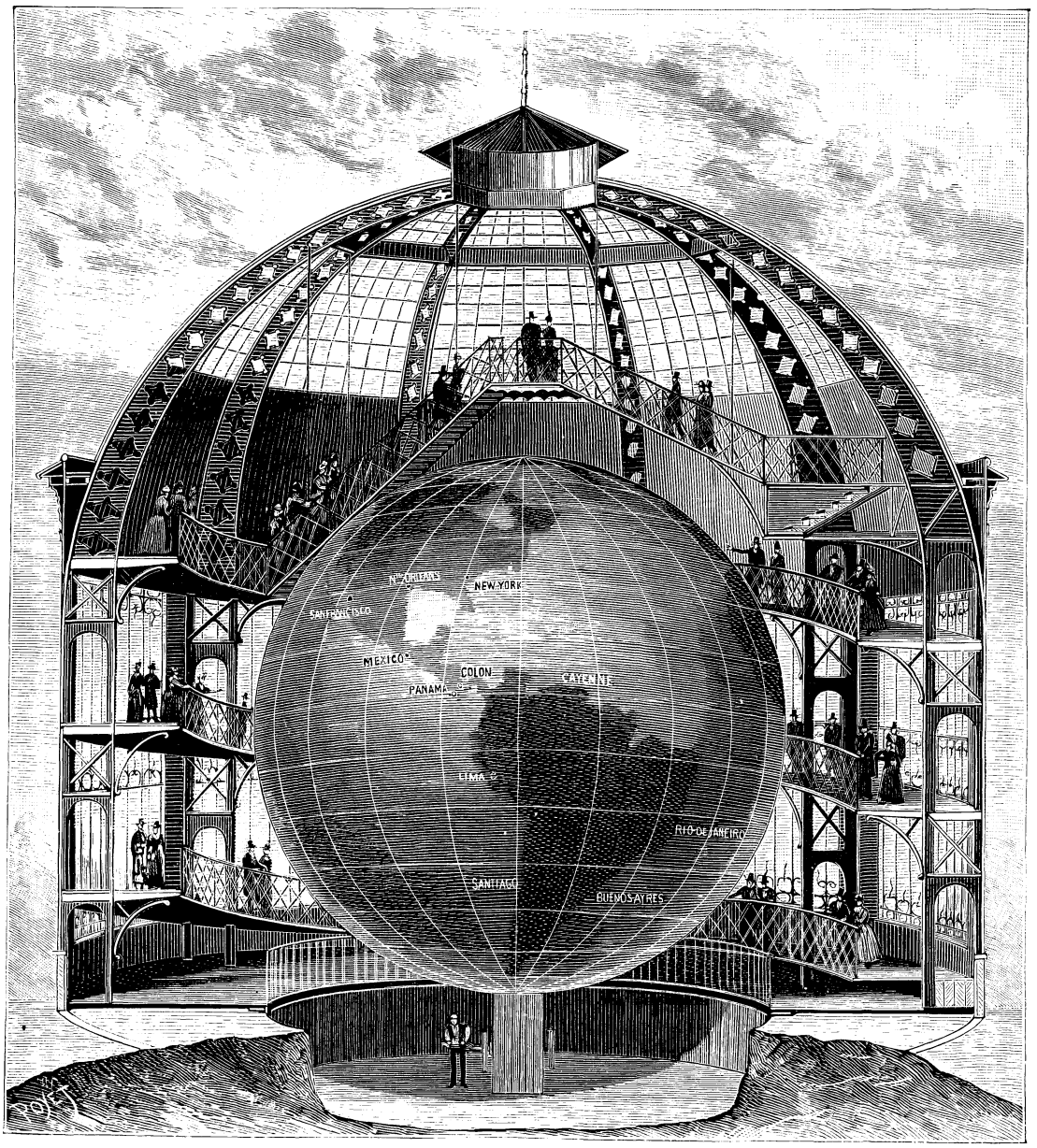
Die Karten, die über weite Gebiete der Erde auf der Fläche entworfen oder projiziert werden, lassen nicht die Empfindung von der Runde der Erde aufkommen, sie verwischen mehr oder weniger die äußersten Umrisse und geben keine Vorstellung von der einschlägigen Lage der einzelnen Erdteile oder Festländer zu einander, die Verschiedenheit ihrer Maßstäbe erschwert vollends jeden Vergleich innerhalb der gezeichneten Oberfläche. Und was die Globen betrifft, so sind sie für gewöhnlich viel zu klein, um eine nützliche Verwendung mit den Karten zugleich zu gestatten.

Es war daher, um diese Verschiedenheit des Maßstabes zu vermeiden, gewiß sehr schwer, einen Globus zu erbauen, dessen Ausdehnung genügte, um alle Vorteile, welche geographische Karten mit einem gemeinsamen Maßstabe bieten, zu vereinen und womöglich zugleich eine greifbarere Vorstellung von der wirklichen Größe der Erde zu geben.

Dieses auf dem Gebiete der Erdbeschreibung so bedeutende Unternehmen hat

natürlich nicht geringe Schwierigkeit geboten. Galt es doch, eine Kugel mit einem Durchmesser von 12,73 m herzustellen, dabei alle Einzelheiten der Erdoberfläche zu berücksichtigen, den Koloß unter eine weite Kuppel schützend zu bergen und alle Teile dem Beschauer leicht sichtbar zu machen. Der Globus selbst wird von einem eisernen Gerüst gebildet, das in der Hauptsache aus einer Reihe von Mittagslinien oder Meridianen besteht, die sich in einem Kern als Mittelpunkt vereinigen. Dieser Kern wird von einem Zapfen getragen, der auf einer vollständig eisernen Unterlage ruht. Die Mittagslinien sind durch eine hölzerne Umkleidung befestigt, über welche Felder, die die Oberfläche des Globus bilden, ausgebreitet sind: die ganze Oberfläche ist in 40 Kugelsegmente, jedes zu 9 oder 10°, geteilt, deren Breite am Aequator genau 1 m mißt. Jedes Segment ist wieder von 10 zu 10° geteilt, so daß sich 600 solcher Felder von verschiedener Größe ergeben. Die Bemalung der Felder geschah in gerader Linie, ehe sie an ihren Platz kamen, derart, daß sie ein Auseinandernehmen und ein Fortschaffen des Globus gestatten. Der Bau, der diese Erdkugel umschließt, hat ein metallenes Gebälk, das eine Kuppel krönt, und erhält Licht von oben, sowie durch große Wandfenster. Der Besucher tritt durch eine Treppe oder einen Fahrstuhl ein, die ihn beide in das höher gelegene Stockwerk führen, wo er von einer Plattform oder von einer Stiege aus die Polargegenden ebenso gut wie die Striche der gemäßigten Zone auf der betreffenden Halbkugel besichtigen kann. Auf einer spiralförmigen Treppe steigt er dann wieder hinab, wobei ihm sein Weg alle Punkte bis zum Südpol herunter zu betrachten gestattet. Auf der unteren Seite findet sich in einer Vertiefung die Stütze des Globus mit einer Vorrichtung, ihn in Bewegung zu setzen.

Der Globus, der die lebhafte Teilnahme der Gelehrten erweckt, ist vor allen Dingen ein Gegenstand allgemein verständlicher Wissenschaftlichkeit und zugleich ein berechnender Versuch, unsere Planeten stofflich zur Anschauung zu bringen.



Der neue Riesenglobus auf der Pariser Weltausstellung. 1:1 000000 d. nat. Größe.

An ein solches Werk, das für den Umfang geographischer Kenntnisse im Jahre 1889 zeugen wird, konnte man früher kaum gehen. Wenige Jahre sind erst verflossen, seitdem es gelungen ist, die Flüsse und Gebirge des Erdballs mit einiger Genauigkeit zu zeichnen, und noch bleiben diese Kenntnisse verhältnismäßig dunkel, namentlich was den großen afrikanischen Erdteil betrifft, dessen geographisches Bild sich unaufhörlich ändert und vervollkommnet, weshalb ihn die Erbauer des Globus zweimal von neuem vornehmen mußten, um die Aenderungen in den neuesten Karten zu berücksichtigen. Eben das findet auch Anwendung auf große Gebiete Süd-

amerikas und noch mehr auf das ungeheure Chinesische Reich, dessen Bewohner allein fast den dritten Teil der Erdbevölkerung ausmachen, und das in seiner geographischen Fährte unseren Augen noch nicht aufgeschlossen ist.

In der angegebenen Größe kann eine Erdkugel nicht verfehlen, in allen Beziehungen die nützlichste Belehrung zu bieten. Die Maßeinheit ist der 40millionste Teil eines Meridians; die Kugel hat 40 m Umfang, ein Kilometer ist also durch einen Millimeter vertreten. Der Globus, nahezu 13 m im Durchmesser, gewährt schon bei seinem bloßen Anblick den Eindruck der Größe und erzwingt der Größe der Erde gegenüber die Empfindung menschlicher Kleinheit. Aus diesem Gegensatz erzeugt sich eine mögliche Abschätzung der wirklichen Größenverhältnisse, sofern uns der Begriff der Million vorstellbar ist. Das Bild von der wirklichen Größe der Erde bleibt nicht mehr ein bloßer abgezogener Begriff, wenn nicht für unsere Augen, so doch wenigstens nicht für unsere Einbildung. Der Globus des Marsfeldes ist im Verhältnis zur Erde das, was ein winzig kleines Sandkorn im Verhältnis zu dem Globus sein würde. Bei dem Maßstabe von 1 : 1 000 000 können erst die geographischen Einzelheiten genügend angegeben werden, einige erscheinen sogar in ihrem wahren Maße. Zum erstenmal sieht man auf einem Erdglobus die betreffende Stelle eingenommen von gewissen Räumen bekannter Ausdehnung, wie einiger großer Städte. Paris z. B. nimmt beinahe 1 qcm ein. Sodann ergibt sich ein anschaulicher Bezug zwischen diesem Zentimeter, den Paris einnimmt, und der Oberfläche der Kugel, welche die Erde ist, und wieder durch diesen Bezug eine leichtere Uebersicht der einzelnen Größenverhältnisse im Vergleich mit den verschiedenen Erdteilen und Meeren. Mit Rücksicht auf die Gleichmäßigkeit der Größenverhältnisse glaubten auch die Erbauer des Globus, die Höhe der Gebirge nicht erhaben auftragen zu dürfen, da sie selbst bei den höchsten Bergen nur einige Millimeter würde betragen haben; sie begnügen sich vielmehr, sie nur einfach durch die Farbe kenntlich zu machen. So betrachtet, wird diese große Kugel ein Belehrungsmittel geben über die räumliche Beschaffenheit der Erde, über die verhältnismäßig so schwache Dicke ihrer festen Kruste und über die Dichte ihrer atmosphärischen Luft, die sich in der von den Luftschiffern erreichten Atmungsgrenze auch nur über einige Millimeter erheben würde.

Die Tiefen der Meere sind nur durch mehr oder weniger verdunkelte Farben gleichmäßig angedeutet, nach demselben Verhältnis, wie es der Maßstab von 1 : 1 000 000 erheischt, entsprechend der Krümmung der Erde, der Höhe der größten Gebirge, der wahrscheinlichen Höhe der atmosphärischen Luft und der Dichte der Erdkruste, die wahrscheinlich schon in einer Tiefe von 70 km bei einer Temperatur von 2000° flüssig wird. Um das Ablesen von den Karten zu erleichtern, ist der Globus mit seiner Vertikalachse, also ganz gerade, aufgestellt, dabei kann er sich auf dem Zapfen drehen, der ihn trägt. Wenn man sich nun vorstellt, daß er in einer Kreisbewegung getrieben wird, die der täglichen Bewegung der Erde an ihrem Aequator entspricht, so wird sich ein Punkt seiner Oberfläche in der Sekunde einen halben Millimeter weit bewegen, also in einer kaum sichtbaren Geschwindigkeit. Wenn man aber in Gedanken seinen Halbkreis millionenmal verlängert, so wird man begreifen, wie derselbe Punkt wirklich einen halben Kilometer während desselben Zeitraumes durchläuft. Auch die weiten Eisenbahnnetze, die Schiffahrtslinien und Telegraphenleitungen treten deutlich hervor.

Der Globus gestattet endlich eine klare Vorstellung von der Ausbreitung unseres Sonnensystems, indem er die Entfernung und entsprechenden Größenverhältnisse der Sonne und der Planeten verdeutlicht. Bei demselben Maßstab würde der Mond einen Durchmesser von 3,50 m bei Erdferne von 384 m haben; die Sonne hätte einen Durchmesser von 1400 m und eine Erdferne von ungefähr 150 km; der Durchmesser des Jupiters betrüge die Hälfte und der des Saturn ein wenig mehr als das Drittel der Höhe des Eiffelturmes. Venus wäre ebenso groß und Mars halb so klein. Die Sonne, die, in denselben Mittelpunkt gestellt, den Mond einschließen würde, hätte einen Durchmesser von 700 m.

Die Gesamtansicht des Globus, sagen am Schluß die Herren Villard und Cotard, verdeutlicht hinlänglich das Maß der gewaltigen Arbeit, die sich im Laufe unseres Jahrhunderts, das die überraschendsten Erfolge der Wissenschaft aufweist, aufgehäuft hat, und zeigt zugleich die ausgedehnten Landstrecken, die noch den Wohlthaten gesegneter Zivilisation entgegensehen. Nichts kann fürwahr in einem so hohen Grad die Lust nach Entdeckungen und kühnen Unternehmungen reizen.

Soweit jener Bericht. Das Gegebene genügt vollauf, um daran noch eine Menge selbständiger Betrachtungen knüpfen zu können. Ueberlegt's, Kameraden! — Die Franzosen haben übrigens schon einmal, zu Zeiten Ludwigs XIV., einen großen Globus gebaut. Er faßte aber nur 5 m im Durchmesser, kann also mit dem Riesen des 19. Jahrhunderts keinen Vergleich aushalten. Das Gerüst, das ihn umgab, ist nicht mehr vorhanden, er selbst befindet sich noch gegenwärtig in der Nationalbibliothek zu Paris.

Peter Paul.

An einem regnerischen Abende im Spätherbste des Jahres 1591 saß Meister Adam van Oort, Antwerpens berühmter Maler, in seiner Wohnung, nach rüstig gefördertem Tagewerk der Ruhe pflegend. Ein Klopfen an der Hausthüre weckte ihn aus seinem Sinnen, und in nicht eben angenehmer Laune rief er seinem Diener, der Ursache der späten Störung nachzusehen. Der Diener kam bald mit der Meldung zurück, ein junger Mensch im Pagengewande begehre, den Meister zu sprechen, und wolle nur diesem selbst sein Anliegen mitteilen.

„So führe ihn herein," gebot van Oort und rief, den Eintretenden erblickend, gleich darauf im höchsten Erstaunen aus: „Was sehe ich, du bist es, Peter Paul? Sendet dich die Gräfin noch in so später Abendstunde zu mir?"

„Ich komme nicht von der Gräfin Lalaing, edler Meister, oder wenigstens nicht in ihrem Auftrage," versetzte der Jüngling, „sondern ich komme aus eigenem Antriebe, als Schutz- und Hilfesuchender zu Euch; o stoßt mich nicht zurück!" Er sank vor dem Maler aufs Knie und hob die Hände flehend empor.

„Schutz und Hilfe suchst du bei mir, — gegen wen, Peter Paul? Sprich! aber vor allen Dingen stehe auf."

Der Jüngling gehorchte und erzählte dann mit großer Hast dem alten Meister eine soeben erlebte Scene. Adam van Oort hörte ihn schweigend und kopfschüttelnd, aber nicht ungläubig an. Die Eigentümlichkeiten der Gräfin Lalaing, bei der Peter Paul Rubens — so hieß

der Jüngling mit seinem vollen Namen — nach dem Tode seines Vaters eine Zuflucht als Page gefunden, war in Antwerpen zu genau bekannt, als daß der Maler der Erzählung des Jünglings hätte nur den kleinsten Zweifel beimessen sollen.

„Du bist also entschlossen, in das Haus der Gräfin, wo du beleidigt worden bist, nicht zurückzukehren?" fragte er.

„Niemals!" war die bestimmte Antwort.

„Was veranlaßt dich aber, gerade zu mir zu kommen?"

„Ihr seid ein alter Freund meines Vaters, Meister van Oort! — Doch deren hätte ich allerdings auch wohl noch mehr in Antwerpen gefunden, aber Ihr seid auch ein berühmter Meister in der edlen Malerkunst, und ich komme zu Euch und flehe Euch an, helft mir, daß ich gleich Euch, Pinsel und Palette führen lerne und ein Maler werde."

Mit Wohlgefallen hatte Meister Adam den begeisterten Worten des Jünglings zugehört; — dann aber legte er das Gesicht doch wieder in bedächtige Falten und sagte: „Was du da wünschest und von mir erhoffst, ist nicht leicht, mein Sohn. Mühsam und dornenvoll ist der Weg der Kunst! Viele sind ihn schon gewandelt, aber wenige haben das Ziel erreicht, nur einzelne die Sonnenhöhe des Ruhmes erstiegen. Wirst du Ausdauer, Mut, Selbstverleugnung und Fleiß genug dazu besitzen? Ist es dein ernster Wille, das seidene Gewand des Pagen zu vertauschen mit dem Kittel des Farbenreibers? Denn als solcher mußt du beginnen."

„Versucht es mit mir, edler Meister! prüfet mich, ob ich würdig sei, Euer Schüler zu heißen, unter Eurer Anleitung mich dem hohen Berufe des Malers zu widmen."

„Nun wohlan, es sei!" sagte Adam van Oort, nach einigem Nachdenken, „ich nehme dich von heute an als meinen Schüler in mein Haus, aber nur unter einer Bedingung: Du unterwirfst dich unbedingt meiner Leitung, folgst willig dem Lehrgange, den ich dir vorschreibe; finde ich einmal, daß du davon abweichst, so sind wir geschiedene Leute."

Peter Paul versprach alles und blieb von diesem Tage an im Hause van Oorts, dem es nicht schwer wurde, eine Lösung des dienstlichen Verhältnisses seines nunmehrigen Schülers von der Gräfin Lalaing zu bewirken. Mit Feuereifer ging der Jüngling an sein Studium; aber Meister van Oorts Lehrgang war ein sehr langsamer, bedächtiger. Monat auf Monat sah sich der junge Rubens zu den niedrigsten Handlangerdiensten verurteilt, Schritt für Schritt, kaum merklich, gestattete ihm sein Lehrer, vorwärts zu gehen, und während seine kühne Phantasie bereits die größten Gemälde entwarf, durfte seine Hand kaum Striche und Linien zeichnen.

Lange bemühte sich Peter Paul, getreu seinem gegebenen Worte, den Vorschriften seines Lehrers sich anzubequemen, nicht schneller vorwärts zu gehen, als dieser für gut fand, endlich ward aber der Flügelschlag des Genius zu mächtig in ihm, er warf die Fesseln ab, in welche ihn eine gutmütige, aber engherzige Pedanterie schlug, und begann auf eigene Hand zu arbeiten.

Kaum färbten die ersten Streifen des Frührotes den östlichen Horizont, so erhob sich Peter Paul leise von seinem in einer Kammer dicht neben der Werkstatt befindlichen Lager, kleidete sich an und war, sobald ihm nur der hereinbrechende Tag das nötige Licht dazu verschaffte, emsig thätig mit Stift und Pinsel, sich übend in Zeichnung und Farbenmischung. Er darbte sich jeden Groschen vom Munde ab, um Leinwand und Farben zu kaufen, denn er wollte seinen Meister, dessen Gebot zu übertreten er sich ohnehin schon bewußt war, nicht auch noch um das Material für seine heimlichen Studien bestehlen. Kam dann die Stunde herbei, um welche der Meister und die anderen Schüler das Atelier zu betreten pflegten, so verbarg Rubens sorgfältig jede Spur seiner geheimen Thätigkeit und verrichtete fleißig, diensteifrig und bescheiden, was Adam van Oort ihn thun hieß. Seine schönsten Stunden waren aber, wenn der Meister an Sonn- und Festtagen über Land fuhr oder zu einem Schmause ausgebeten war, die übrigen Genossen sich einen freien Tag machten, und er sicher sein durfte, einen ganzen Tag, oder wenigstens einen vollen Nachmittag ungestört sich seinen Arbeiten hingeben zu dürfen.

Ein solcher Tag war endlich wieder angebrochen, von Peter und Paul um so freudiger begrüßt, als der düstere Novemberhimmel ihm für seine Morgenstudien sehr ungünstig war. Meister van Oort war zu einem Festmahl gebeten, die Schüler hatten Urlaub erhalten, und kaum wußte Rubens das Feld rein, so holte er Pinsel und Palette und das angefangene Gemälde eines Frauenkopfes hervor und war bald so vertieft in seine Arbeit, daß er es nicht vernahm, als an die Thüre des Ateliers geklopft und diese, als dem Klopfen kein „Herein" geantwortet hatte, leise geöffnet wurde.

Eine hohe Männergestalt in Mantel und Barett war eingetreten. Gefesselt von dem sich ihm darbietenden Anblick blieb der Fremde stehen, sah dem Malenden einige Augenblicke eifrig zu und rief endlich:

„Bei Gott, das ist wunderbar! Seit wann gestattet Meister van Oort seinen Schülern, an seinen besten Arbeiten herumzupinseln?"

Erschrocken sprang Peter Paul auf, Pinsel und Palette entfielen seinen Händen, er drehte sich um und sah den wohlbekannten Maler van Veen vor sich.

„Erbarmen, edler Meister! verratet mich nicht," flehte er.

„Kein Erbarmen mit dir, unnützer Bube, der du es wagst, die Werke deines Lehrers in dessen Abwesenheit zu beklecksen!" rief van Veen zornig. „Wahrlich, das Bild, das du da auf der Staffelei hast, ist eines der besten, die ich jemals von Adam van Oort gesehen, und um so unerhörter ist es, daß sich eine Schülerhand daran vergreift."

„Dieses Bild, Herr, ist ja gar nicht von meinem Meister," stammelte Peter Paul.

„Von wem ist es dann?"

„Ich — ich selbst habe es heimlich gemalt. O, verraten Sie mich nicht! Der Meister würde es mir nie verzeihen, daß ich ihm ungehorsam war."

„Du hättest dies Bild gemalt? Unmöglich!"

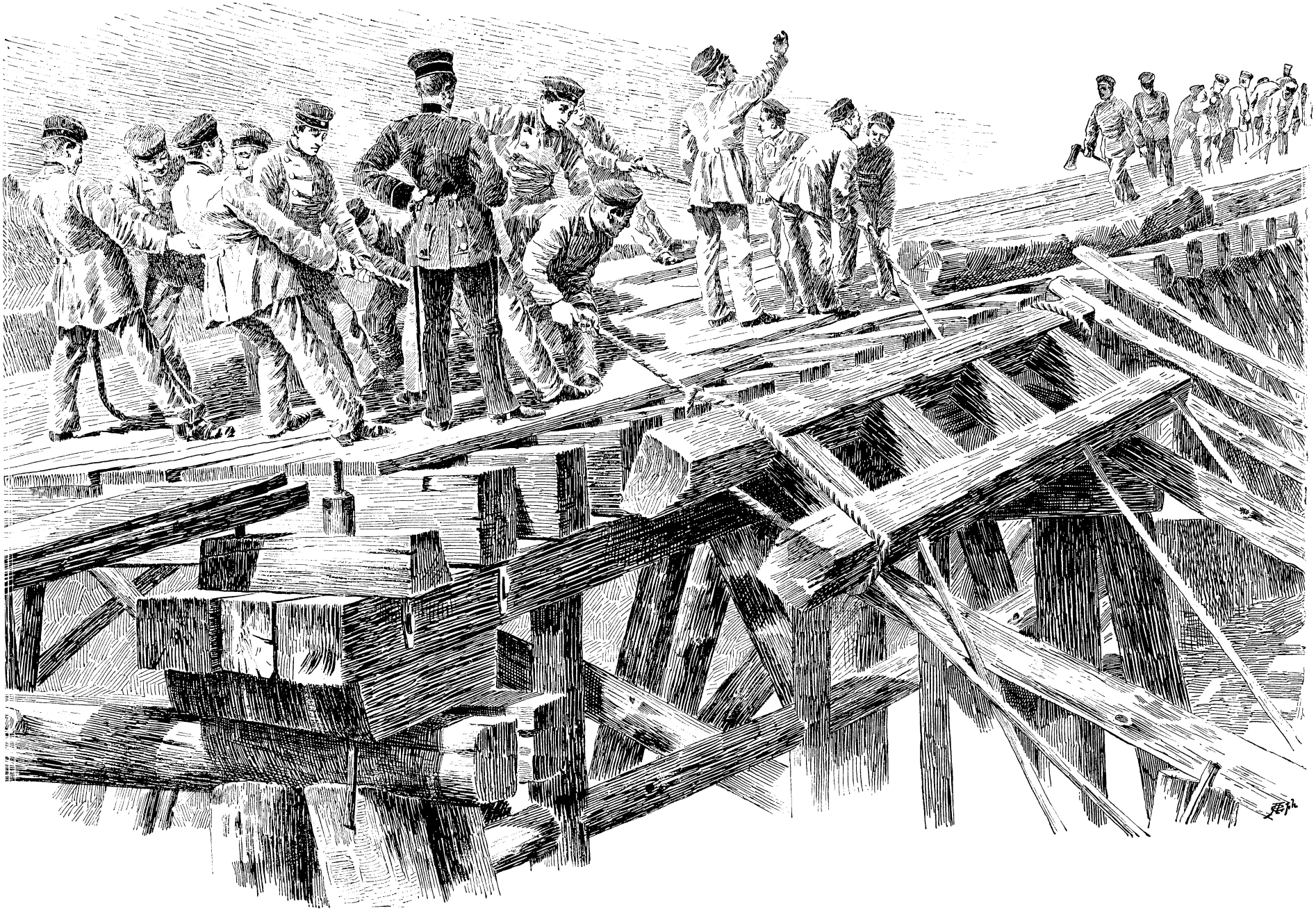
„Doch, dies und noch manches andere ind en Frühstunden, wo noch alles schlief, und an Festtagen, wo die Werkstatt leer ist, wie heute."

„Zeige mir deine Arbeiten!"

„Aber Sie verraten mich dem Meister nicht?"

„Mein Wort darauf, ich werde schweigen."

Rubens zeigte nun seine Schätze, und van Veen überzeugte sich bald, daß er es hier mit einem Talente, nein, mit einem Genie zu thun habe, das seinen bedächtigen Lehrer überflügelt hatte, ehe diesem noch eine Ahnung davon aufzugehen schien.



Eisenbahntruppen stellen eine gesprengte Brücke wieder her.

„Ich habe dir Schweigen gelobt, mein Sohn," sagte endlich van Veen, „aber ich darf es nicht bewahren. Adam van Oort muß wissen, welches Talent sich in seiner Werkstatt ausgebildet, er muß wissen, daß er dich nichts mehr zu lehren hat, daß der junge Aar, den er in seinem Neste ausgebrütet, flügge geworden ist und in die Welt muß. Ueberlasse es mir, ihm diese Nachricht zu bringen, und sei ruhig, er wird dir nicht zürnen."

Am nächsten Tage kam van Veen wieder in das Atelier Adams van Oort und begehrte, ihn im geheimen zu sprechen. Bald darauf rief der alte Meister Peter Paul zu sich, hieß ihn seine Bilder bringen und sprach, nachdem er sie lange angesehen, dem Jüngling die Hand auf die Schulter legend:

„Van Veen hat recht, ich kann dich nichts mehr lehren, du wandelst andere Bahnen als dein alter Meister. Ziehe hin und laß deine Kunst reifen unter Italiens sonnigem Himmel und im Anschauen der Kunstwerke italienischer Meister."

Und so geschah es. Rubens ging nach Italien und ward einer der größten Maler, welche die Geschichte kennt. Italien, Spanien, Frankreich und die Niederlande, England und Deutschland machten sich den Ruhm streitig, Bilder von seiner Meisterhand zu besitzen. Sein schöpferischer Geist zeigte sich im größten Umfange bewunderungswürdig; mit fast gleicher Geschicklichkeit malte er Bildnisse, Schlachten, Jagden, Tiere, Historia und Landschaften. Und dieser Fürst der niederländischen Maler, wie er genannt wird, war nicht bloß groß als Künstler, er war auch Politiker und Staatsmann und schloß 1630 mit dem englischen Gesandten einen Frieden zwischen Spanien und England ab.

Rubens starb am 30. Mai 1640 sehr reich und hochgeehrt in seiner Vaterstadt Antwerpen, wo ihm auch ein kostbares Grabmal errichtet ward.

Das deutsche Eisenbahnregiment.

Gut' Ding will Weile haben. Es hat lange gedauert, bis die Eisenbahnen in größerem Umfange in den Dienst des Heeres gestellt wurden, sehr viel länger, als dieselben gebrauchten, um zu dem gewaltigen Verkehrsmittel zu werden, welches sie jetzt für Menschen und Güter zu friedlichen Zwecken sind. Einen Eisenbahnbetrieb in großartigem Maßstab in Kriegszeiten kennen wir erst seit dem Nordamerikanischen Bürgerkriege der Jahre 1862 bis 1866. In Europa ist Preußen damit vorangegangen. Schon zum Kriege von 1866 stellte dasselbe Feldeisenbahntruppen auf, aber erst nach dem Kriege von 1870/71 wurden dieselben als ein bleibendes Glied in den Heereskörper eingefügt.

Dasselbe ist rasch gewachsen. Zuerst war es ein Bataillon; jetzt ist es ein Regiment, und zwar ein stattliches, das eigentlich schon über den Rahmen eines solchen hinausgewachsen ist, denn es zählt vier Bataillone, ein jedes zu vier Compagnien, und wie lange wird es dauern, bis eine Brigade daraus geworden ist? Das Regiment hat noch eine Eigentümlichkeit: Sachsen und Württemberg, deren Truppenteile sonst für sich bestehen, sind mit je einer Compagnie darin vertreten, welche dazu gehören, als wenn sie preußische wären. Bayern hat sein eigenes Eisenbahnbataillon. Alle übrigen sogen. Kulturstaaten haben ebenfalls Eisenbahntruppen in den Reihen ihrer Heere.

Die Bestimmung und Verwendung der Eisenbahner ist eine sehr vielseitige und mannigfaltige. Sie sollen neue Schienenwege bauen und unbrauchbar gemachte herstellen, gründliche Zerstörungen an solchen ausführen, wenn es in unserem Interesse liegt, und den Betrieb übernehmen, wenn zuverlässige andere Kräfte fehlen. Dazu eignen sie sich durch ihre Herkunft und ihre Ausbildung. Die Rekruten, welche in die Eisenbahntruppen eingestellt werden, haben zum Teil schon im Dienste des geflügelten Rades gestanden, bevor sie zweierlei Tuch trugen, teils haben sie ein Handwerk gelernt oder ein Gewerbe betrieben, welches damit in Verbindung steht, und ihre gesamte Unterweisung und militärische Erziehung zielt darauf hin, sie für die oben genannten Gebrauchszwecke auszubilden. Halb Handwerksleute sind sie, und halb Soldaten. Wenn ihr sie auf der Straße seht oder bei der Parade auf dem Tempelhofer Felde, oder wenn ein Teil als Schützen ausschwärmt, um die Arbeit der anderen zu decken, so merkt ihr ihnen den Handwerksmann nicht an; wer aber ihrer Arbeit zuschaut, begreift leicht, daß es Soldaten sind, so ruhig und geordnet und emsig betreiben sie ihr Werk.

Auf unserem Bilde seht ihr sie in voller Thätigkeit. Sie sind in Feindesland. Die gegnerischen Truppen haben eine Brücke gesprengt, und die unserigen sind fleißig darüber aus, dieselbe wieder herzustellen.

Sie haben es oft geübt auf ihrem Uebungsplatze bei Berlin oder bei Ingolstadt, und fast bei jedem Manöver fällt ihnen eine ganz ähnliche Aufgabe zu. Alles, was im Kriege von ihnen verlangt werden kann, wird schon im Frieden in das Bereich ihrer Ausbildung gezogen. Deshalb gibt es auch eine eigene Militäreisenbahn, auf welcher das preußische Eisenbahnregiment den gesamten Fahrdienst wahrzunehmen hat. Sie führt von Berlin nach dem großen Artillerieschießplatze im Kummersdorfer Forst bei Zossen und ist nicht bloß für das Militär bestimmt, sondern es kann auch jeder andere damit fahren, er muß nur dafür bezahlen. Zuweilen werden Abteilungen der Eisenbahntruppen zum Bau von Staats- oder Privatbahnen gestellt; unter Führung ihrer Offiziere und Unteroffiziere rücken sie dahin und arbeiten wie Werkleute unter ihren Schicht- und Baumeistern.

Für die Offiziere ist das Dienen bei den Eisenbahntruppen nicht Lebensberuf; sie gehören denselben nur zeitweise an. Meist gehen sie aus dem Ingenieurcorps hervor und kehren dahin zurück; zuweilen sind es aber auch Infanteristen. Wer Offizier ist und Lust und Geschick hat, kann übertreten; Eintritt mit der Absicht, Offizier zu werden, ist nicht gestattet.

Aeußerlich sehen die preußischen Eisenbahner ganz aus wie die Gardepioniere; ein E auf den Schulterklappen unterscheidet sie von denselben. Da ihre Kaserne in Schöneberg bei Berlin liegt, nennen die Straßenjungen — und auch wohl eure Kameraden — sie die Schöneberger Engel. An dem Offiziere auf dem Bilde ist die Uniform zu erkennen. Nur eins paßt nicht mehr, das ist der Degen in der Lederscheide; unser Bild ist angefertigt worden, bevor das neue Seitengewehr eingeführt wurde.

König Ludwig I. von Bayern und der Hofschauspieler Lang.

Der beliebteste Komiker in München war s. Z. der Schauspieler Lang, der aber die üble Gewohnheit besaß, nie mit seinem Gehalt auskommen zu können, und deshalb mehrere hundert Gulden Schulden hatte. Einstmals feierten die Künstler das Jubiläum der Schauspielerin Kramer. König Ludwig I. erscheint unerwartet im Festsaal, fast gar nicht erkannt, weil er sich im einfachen Zivilanzuge befand. Unbemerkt nähert er sich von hinten der Jubilarin und hält ihr die Augen zu:

„Wer ist's?" frug er.]

„Ach, das sind Sie wieder, Lang," antwortete die Künstlerin, „Sie kopieren den König wieder einmal täuschend!" —

„So, er kopiert mich täuschend?" rief Ludwig, der jetzt erst von der Gesellschaft allgemein bemerkt wurde — „na, dann kopieren Sie mal auf der Stelle los!"

Alles Stammeln des verlegenen Schauspielers nützt nichts; er muß heran. Endlich setzt er sich an ein Seitentischchen und rief, die Stimme Ludwigs I. täuschend nachahmend: „Kabinettsrat Riedel soll mal heraufkommen!"

„Bravo! Bravissimo!" applaudierte der König.

Lang fuhr fort: „Riedel, schicken Sie mal morgen dem Hofschauspieler Lang aus der Kabinettskasse 200 Gulden!"

„Hören Sie auf, Sie Spitzbube," unterbrach ihn mit schallendem Gelächter der König, „Sie kopieren mich sonst zu Grunde!"

Lang erhielt aber das Geld und bezahlte seine Schulden.

Die Schilfinsel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Willi legte die Wurst aus der Hand und hörte gespannt zu, wie Richard folgendes aus dem vergilbten Dokument vorlas:

Meine liebe Lucia!

Du hast durch Deine Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit mehrere Jahre meines einsamen Alters erhellt, durch Deinen engelgleichen Gesang meiner bedrückten Seele Trost und Erhebung gebracht. Ich bin Dir aufrichtig dankbar und möchte Dir dies nach meinem Tode, wenn Du vielleicht arm und heimatlos dastehst, beweisen. Zu diesem Zweck habe ich Dir ein Kapital sichergestellt, das Du ohne Einspruch meiner Erben nach meinem Scheiden von dieser Welt erheben kannst, wenn Dir dieser Brief, den Du nach unserer Verabredung im geheimen Wandschrank des See-Pavillons finden wirst, den Weg dazu angegeben.

Wohlan, nun Du diese Zeilen liesest, modert die Hand, die sie geschrieben, im Grabe, und mein Herz hat aufgehört, für Dich zu schlagen. Du aber wirst nun mit Dank Dein Erbteil erheben, das Dir wohl ein Mittel sein wird, Dir oder den Deinen den Lebenspfad zu ebnen.

Dies Erbteil besteht in 30 000 Mark, die ich auf der Bank von A . . . . auf Deinen Namen zinstragend niedergelegt habe. Der Depotschein samt einigen Schmuckstücken zu meinem Andenken befindet sich in dem Perlmutterkästchen, das Du mir aus Florenz mitbrachtest und dessen Kunstschloß Du zu öffnen verstehst. Dies ist wiederum verwahrt in einer kleinen eisenbeschlagenen Truhe aus Eichenholz, die ich mit Hilfe des guten, ehrlichen Ranft auf unsrer lieben Insel vergrub, und zwar unter dem gehöhlten Stein neben dem großen Granitstein, den ich immer Deinen Loreleifelsen nannte.

Ranft wird Dir helfen, Deinen Schatz zu heben. Möge Dir das Geld Segen bringen, indem es Dir ein Mittel zum Guten und Schönen wird, dem Du nachstrebst.

Leb wohl, meine liebe Lucia!

Gedenke auch nach meinem Tode in Liebe Deiner

alten, getreuen
Eberhardine von Klock.

See-Pavillon bei Strandow
im Juni 18 . .

Willi hatte beim Zuhören so große Augen wie noch nie gemacht, und sein Mund hatte den Augen staunen helfen, nun, nachdem Richard geendet, brach er in hellen Jubel aus: „Ein Schatz, hurra ein vergrabener Schatz auf meiner Insel, und dir, als Kind deiner Mutter, gehört er! Nun bist du reich, Richard, nun bist du nicht mehr abhängig von den Aldens!"

„Ja, und nun kann ich Musik studieren! Ach Gott, wie dankbar bin ich dir für diese Fügung!" fügte Richard hinzu und faltete seine Hände. „Und wie dankbar bin ich dem alten Fräulein von Klock, die es so gut mit meiner Mutter meinte. Meine arme Mutter, warum sie sich nur den Brief nicht holte? Gewiß hat sie nicht auf die Insel gelangen können!"

„Vielleicht weiß Ranft darüber etwas! Der alte Schelm war doch zum Teil eingeweiht, aber er hat der alten Dame wohl Schweigen gelobt! Sieh, Paul und Ranft kommen!"

Durch die offene Thür wurden die Genannten sichtbar, wie sie mit Decken und Kleidern beladen auf dem Landungspfade auftauchten. Paul war mit in Strandow gewesen, um seinen Sonntagsanzug für Richard zu holen, da dessen nasse Kleider vermutlich bis zum anderen Morgen nicht trockneten.

„Tante Berneck hat uns das Logieren auf der Insel nur unter der Bedingung gestattet, daß Ranft auch hier bleibt!" berichtete er.

„Desto besser," erwiderte Willi. „Ranfts Gegenwart ist so wie so wichtig; er soll hier wieder einmal Schatzgräber spielen!"

Der Alte, welcher mit der gewohnten mürrisch-gleichgültigen Miene seine Bürde abgeworfen, wandte sich schnell um:

„Was willst du damit sagen, Junge?"

„Will sagen, daß wir eine gewisse kleine Eichentruhe ausgraben wollen, die Fräulein Eberhardine von Klock für Richards Mama hier auf der Insel verwahrt hat!"

„Das ist richtig, Willi! Im Juni waren es sechzehn Jahre!" stimmte Ranft nach längerer Pause schweigenden Staunens bei.

Auf Pauls lebhaftes Fragen ward ihm nun von Richard der Sachverhalt

mitgeteilt, und auf diese Weise erfuhr auch Ranft den ihm fehlenden Zusammenhang.

Richard las nochmals das wichtige Dokument aus der Theeurne vor, und Paul wie Ranft teilten seine Freude. Letzterer sagte, bedächtig vor sich hin nickend:

„Also darum war der Theetopf dem alten, gnädigen Fräulein so wichtig, und darum mußte ich ihr versprechen, ihn ruhig in seinem Winkel zu lassen, bis Fräulein Lucie ihn fordern würde. Na, die ist leider Gottes tot, nun brauche ich mir wohl kein Gewissen zu machen, da ihr Sohn für sie eintritt. Ich habe meine Pflicht gethan, indem ich kein Sterbenswort von dem vergrabenen Kasten all die langen Jahre habe verlauten lassen!"

„Nun nicht lange philosophiert — wo ist der Spaten, Ranft? Gehen wir ans Werk!" rief der thatkräftige Willi aus.

„Wartet, ich will dabei sein," sagte Richard, dem Freude und Aufregung neue Spannkraft verliehen. Er schwang sich aus der Matte und beeilte sich, Pauls Kleider anzulegen

„Haben wir denn auch ein Recht, den Kasten auszugraben?" fragte Paul während dieser Pause.

„Na doch, Richard, natürlich!" entgegnete Willi, der schon draußen an der interessanten Stelle war und vergebens versuchte, die Opferschale wegzuschieben.

„Es wäre gewiß richtiger, wir sprächen erst mit deinem Papa über die Angelegenheit," bemerkte Paul.

„Natürlich wollen wir ihm die ganze Geschichte mitteilen," gab Willi zurück. „Papa wird Richard gleich uns von Herzen zu seinen 30 000 Mark gratulieren, aber vor allen Dingen müssen wir doch sehen, ob die Eichentruhe auch noch da ist, und ob nicht ein Marder die goldenen Eier oder den Depotschein aus dem Nest genommen!"

„Das ist nicht zu fürchten!" entgegnete Ranft, „denn außer mir hat in den sechzehn Jahren wohl niemand die Insel betreten. Aber eins will ich euch vorher sagen, damit Richard nicht zu sehr erschrickt, wenn nichts da ist!"

Richard, der eben hinzutrat, wechselte die Farbe, und die beiden andern Knaben fragten ein stürmisches „Nun?" das den Alten zu folgender Erklärung veranlaßte: „Das alte gnädige Fräulein hat das Erbstück niedergelegt, als sie dachte, daß Fräulein Lucia bis an ihr seliges Ende bei ihr bleiben würde. Als dann die Verlobung mit dem Küster Engel zustande kam, war sie ungehalten darüber, und es ist daher wohl möglich, daß sie im Aerger die Eichentruhe mit Karoline später heimlich wieder ausgegraben hat."

„Ein Grund mehr, um schnell nachzusehen," entgegnete Willi und ergriff den Spaten, welchen Ranft samt andern Gerätschaften herbeigeholt hatte.

Ein heftiges Aufbellen Delphs ließ alle sich umwenden, und zu ihrem Erstaunen sahen sie Herrn Berneck nebst Onkel Philipp vom Landungsplatz daherkommen.

Letzterer rief ihnen schon aus dem Schilf ein kräftiges „Gut Heil!" entgegen.

„Na nun, wie kommen die denn ohne Boot übers Wasser?" rief Willi erstaunt.

Dies Problem blieb einstweilen ungelöst, denn nachdem der Vater geäußert, sie kämen, um sich zu überzeugen, daß die Knaben keinen Unfug machten und über Nacht nicht zu Schaden kommen könnten, unterbrach ihn Willi mit der Bemerkung:

„Ihr kommt wie gerufen, Papa und Onkel Philipp! Ihr sollt hier Zeugen sein, wie wir einen Schatz heben! Ihr seht, wir sind schon bei der Arbeit!"

„Unsinn, Willi, was soll das?"

Dergleichen ungläubige Bemerkungen waren des Vaters Antwort. Da jedoch auch Paul versicherte, die Sache sei ernst gemeint, und da sogar der alte Pferdeknecht wiederholt sein überzeugendes: „Stimmt!" hören ließ, so nahmen die beiden Herren, Zigarren rauchend, auf den für sie herbeigeholten Schemeln Platz, um abzuwarten, was die wunderlichen Jungen vorhätten.

„Beim Heben eines Schatzes darf kein Wort gesprochen werden!" sagte Willi mit künstlichem Ernst, und dann begannen er, Paul und Ranft feierlich die Arbeit.

Richard, der sich körperlich noch schwach fühlte, setzte sich klopfenden Herzens auf den großen Opferstein, seiner Mama Loreleifelsen, und sah zu, wie die rüstigen Bergknappen erst mit der Hebestange den Stein wegwälzten und dann mit Spaten, Hacke und Schaufel in die braune Erde wühlten.

Herr Berneck ward mehrmals ungeduldig, und Onkel Philipp machte aufreizende Witze über die emsigen Maulwürfe und die Vergeblichkeit ihrer Arbeit.

Plötzlich verstummten sie jedoch, da Richard ein atemloses: „Da, da ist es noch!" ausstieß, während die Schatzgräber triumphierend einen fast schwarzen, eisenbeschlagenen Kasten bloßlegten.

„Stimmt!" sagte der Alte, sich den Schweiß von der Stirne wischend.

„Was sagst du nun, Papa?" fragte Willi schelmisch den Vater.

Der wußte einstweilen nicht, was er sagen sollte, da ihm unklar war, ob die Knaben sich einen Scherz gemacht, oder ob er Wirklichkeit vor sich habe.

Inzwischen hoben die drei mit Anstrengung das corpus delicti empor und setzten es auf den Rasen. Ranft öffnete die Klammen der Truhe und schlug den Deckel zurück. In verwittertem, zu Staub zerfallenem Schilf und in Binsen war das Perlmutterkästchen verpackt.

„Das muß Richard haben!" hieß es, und mit zitternden Händen nahm dieser das wichtige Kästchen empor und versuchte, es zu öffnen.

„Erklärt mir nun endlich, was das bedeutet?" ließ sich nun Herr Berneck vernehmen, und Paul und Richard berichteten eifrig, sich gelegentlich das Wort aus dem Munde nehmend, die Geschichte der Theeurne.

Natürlich waren die beiden Zuhörer sehr aufmerksam, und Richard mußte ihnen den Brief des Fräuleins von Klock auf deutsch vorlesen.

Inzwischen bemächtigte sich Willi des geheimnisvollen Perlmutterkästchens, das Richard nicht zu öffnen vermocht hatte. Das Schloß bestand aus einer beweglichen Arabeske von Stahl, deren einzelne Glieder sich in verschiedene Stellungen bringen ließen. Nach etlichen vergeblichen Versuchen fand der findige Schlaukopf, daß sich aus den buchstabengleichen Arabesken ein Wort bilden ließ, und da er zufällig „Sesam, thu dich auf!" vor sich hin sprach, in Erinnerung jenes arabischen Märchens, so hatte er wie durch Eingebung das richtige Zauberwort gefunden.

Als er aus dem Schloß das Wort „Sesam" gebildet, sprang das Kästchen auf. Mit einem Freudenlaut überreichte er es Richard, der, vor Aufregung errötend, demselben den Depotschein von der Bank zu A . . . . über 30 000 Mark nebst Zinsen vom Datum der Niederlegung, sowie außerdem eine wertvolle Tuchnadel und ein feines Armband entnahm.

„Darf ich denn das behalten, und ge-

hört jenes Geld wirklich mir?“ fragte Richard ein wenig unsicher.

„Ich zweifle nicht daran, mein Sohn,“ entgegnete Herr Berneck. „Ich halte es aber für geboten, daß wir dem Gericht die Angelegenheit mitteilen, damit wir im vollen Bewußtsein auf dem Boden des Rechts stehen!“

Onkel Philipp war nicht dieser Meinung; er behauptete, die gerechte Sache würde dadurch nur verschleppt und verzögert. Auch Richard machte ein betrübtes Gesicht, und die andern Knaben erklärten, wie wichtig für ihren Freund das Erbteil sei, um sich unabhängig von den Aldens zu machen, bei denen sich Richard unglücklich fühle.

Nun hielten sie auch nicht mit dem Unfall zurück, den Richard durch die Zwillinge erlitten, und daß Richard um keinen Preis ins Schloß zurückkehren wolle.

„So bleibt Richard bei uns, bis er in den Besitz seines Vermögens kommt und seine Musikstudien beginnt!“ entschied Herr Berneck. „Ich werde morgen nach der Kreisstadt fahren und mit den mir bekannten Juristen den Fall besprechen.“

Richard dankte Herrn Berneck und bat ihn, das Kästchen mit den Schmuckstücken und den wichtigen Papieren — auch der Brief ward hineingethan — für ihn in Verwahrung zu nehmen.

Es war inzwischen fast dunkel geworden.

Die Herren wollten die Insel verlassen, bestanden aber darauf, daß Richard nach der überstandenen Gefahr und Aufregung mit auf den Gutshof käme, um die Nacht in einem ordentlichen Bett statt in einer Hängematte zuzubringen.

Die Knaben aber baten so dringend, ihr Vorhaben nicht zu stören, und auch Richard erklärte, die Schilfinsel so lieb wie eine Heimat zu haben, daß die Herren endlich nachgaben und sich zum Hafen verfügten.

Nun erst trat die Frage, auf welche Weise Papa und Onkel über das Wasser gekommen waren, wieder in den Vordergrund.

Willi, der vorangelaufen war, fand zuerst die Antwort.

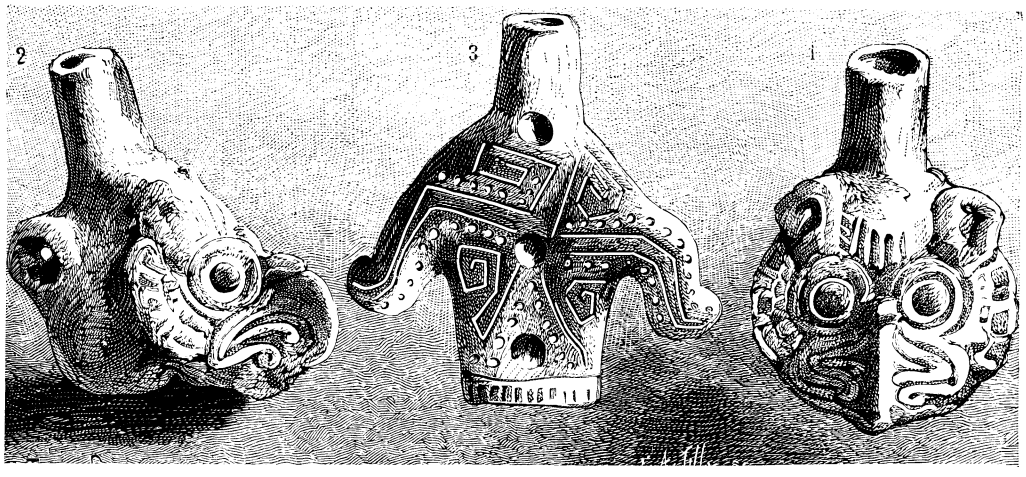


Fig. 1. Altertümliche Pfeifen der peruvianischen Indianer.

Auf den Wellen neben dem alten Boot schaukelte sich eine schöngeschwungene, rot angestrichene Gondel mit blauem Wimpel. An der Flanke war auf weißem Grunde der Name des reizenden Fahrzeugs: „Philippine“ zu lesen.

Willi jubelte laut auf und stürzte sich zu einer dankbaren Umarmung an Onkel Philipps Hals. Dies war kein Mißgriff, denn die Gondel war in der That ein Geschenk des guten Onkels, der bald abreisen wollte und den Kindern ein Andenken an sich zu hinterlassen wünschte.

Für diesmal stachen die Herren wieder mit der „Philippine“ in See, und der Onkel mußte versprechen, sich am andern Tage früh zum Morgenkaffee im Pafilus einzufinden.

Nachdem die Zurückbleibenden mit vielem Appetit ihr Abendbrot verzehrt, rüsteten sie ihr Nachtlager, denn die Sommernacht brach herein. Richard und Paul erhielten die Hängematten, Willi etablierte sich auf dem kleinen Sofa, und Ranft machte sich ein Lager auf der Diele von trockenem Rohr und Pferdedecken.

Der Pafilus war also gefüllt wie eine Zigeunerherberge. Die Thür blieb weit offen, daß man die Sterne glitzern sehen und das tausendstimmige Zirpen der Heimchen, den Gesang der Unken und vereinzelte Schreie von Nachtvögeln hören konnte.

Willi war selig. So ein Biwakieren, so ein Indianerlager, wo man bei dem geheimnisvollen Raunen und Rauschen der nächtlichen Flur einschlummert, um mit dem frühesten Morgenstrahl und dem ersten Vogelschrei gestärkt zu erwachen und zu neuen Thaten vom Lager aufzuspringen, hatte er sich schon immer gewünscht, und nun ward es zur Wahrheit.

Die aufgeregten Knaben schwatzten erst noch viel, bis ihnen der Alte aus seiner Ecke den väterlichen Rat gab, endlich den Mund zu halten und zu schlafen, worauf es nach einigem Gekicher und einigen letzten und allerletzten Bemerkungen endlich still ward.

Paul und Willi lagen auch bald in gesundem Schlaf, und Ranft schnarchte, als gälte es, die Grundpfeiler des Pafilus durchzusägen, nur Richard konnte nicht einschlafen. Sein Herz und seine Schläfen hämmerten gar laut. Alles, was er am vergangenen Tage erlebt, und der Wechsel seines Schicksals, die Zukunft beschäftigte ihn zu lebhaft. Er heftete sein Auge an einen Stern, der durch die Zweige einer Weide schimmerte, und er lauschte auf das eintönige Rauschen des Schilfes und das matte Plätschern der Wellen; endlich überkam auch ihn Traum und Schlummer, als schon im Osten sich ein rosiger Schein über das Firmament stahl. Ihm war, als wiege ihn seine Mutter mit leisem Wiegenlied auf und ab und neige sich mit ihren Sternenaugen über ihn. — Glorreich hob sich die Morgensonne hinter dem Walde empor und schleuderte einen goldenen Pfeil durch die bunten Fensterscheiben des Seehäuschens auf Willis gesenkte Wimper, so daß diese aufzuckte. Willi rieb sich die Augen, dehnte sich, daß das Sofa krachte, und richtete sich empor.

Heller Tag! Ranft hatte sein Lager bereits verlassen, und Delph es sich dafür darin bequem gemacht. Paul und Richard lagen noch in ihren Hängematten in tiefem Schlaf. Willi gedachte, irgend eine kräf-

tige Reveille anzustimmen, doch zog er, mit Rücksicht auf Richard, der wohl noch der Schonung bedurfte, vor, Pauls Hängematte in lebhafte Schwingungen zu versetzen.

Paul zeigte sich erst sehr ungehalten über diesen Eingriff in seine Morgenruhe, als ihm jedoch die Situation klar wurde, erhob auch er sich, und beide Knaben liefen mit ihren Bettlaken zum See und badeten sich. — Während sie sich ankleideten, erschien Ranft vom Hafen, und zwar mit einer Kanne voll frischer Milch und einem Korb voll Weißbrot. Der gute Alte war bereits in Strandow gewesen, um seine Fohlen zu besorgen und diese fehlenden Ingredienzien des Frühstücks mitzubringen.

„Hallo, ihr Langschläfer! Noch keinen Kaffee gekocht? Und die „Philippine" mit dem Onkel ist schon in Sicht!" rief er in den Pafilus hinein, daß Richard davon erwachte und sich auch erhob. Paul beeilte sich nun, heißes Wasser zu machen, während Willi auf der kleinen Kaffeemühle Kaffee mahlte, daß die Bohnen nur so spritzten.

Als Onkel Philipp mit lautem, jovialem Morgengruß anlangte, hatten Richard und Ranft den Kaffeetisch vor der Thür zurechtgemacht und den Opferstein durch eine Decke zum Divan maskiert. Auf diesem schwellenden Sitz nahm der Onkel Platz und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Er unterhielt sich mit Richard über dessen Vergangenheit und Zukunft und rief zwischendurch den Kaffeeköchen im Pafilus eine ermunternde und anspornende Bemerkung zu.

Endlich erschienen Paul und Willi mit der dampfenden Kaffeekanne und dem Sahnentopf, und das Junggesellenfrühstück ging vor sich; auch Ranft mußte sich daran beteiligen; er erhielt wegen Mangel an Tassen einen Topf, und Willi trank aus einem Glase. Onkel Philipps Prophezeiung, daß der Kaffee der Insulaner rauchig schmekken würde, ging zum Glück nicht in Erfüllung, doch wollte es Willi bedünken, daß sein Gebräu nicht ganz so stark schmecke, wie der gewohnte Kaffee in Strandow. Da jedoch Onkel Philipp, der eine geblümte Tasse hatte, behauptete, er hätte noch niemals so deliziösen Mokka geschlürft, man könne von ihm, wie vom Wein, behaupten, er habe eine Blume, so war Willi getröstet und ging als Wirt mit gutem Beispiel voran, indem er vier Tassen voll trank — reichlich genug hatte er ja gekocht!

Die Zufriedenheit wäre allgemein gewesen, wenn der Onkel nicht zum allgemeinen Bedauern erklärt hätte, dies sei sein Abschiedstag, denn am folgenden müsse er in die Residenz zurückkehren. Willi hatte noch so viel stolze Pläne mit Onkel Philipp und der „Philippine" vor.

„Ich hätte Lust, Richard mitzunehmen, um ihn dem Direktor des Konservatoriums, der mir befreundet ist, als Schüler zuzuführen!" sagte Onkel Philipp, und Richards Augen leuchteten auf.

„Ach!" äußerte sich Willi, „dann schmilzt ja unser Häuflein immer mehr zusammen. Freilich mit den schönen Ferien ist es ja so wie so bald vorbei. Diese Ferien waren aber nett, nicht wahr? Denn selbst der gestrige Tag mit seinem schwarzen Strich darf nicht weggewünscht werden! War es doch die Ursache, daß Richard mit uns auf die Insel kam, daß wir den Schatz fanden, und daß nun Richard immer bei uns bleibt!"

„Gewiß, ich darf Erwin und Egon schließlich dankbar sein, daß sie mich über Bord warfen!" erwiderte Richard mit wehmütigem Lächeln.

„Aber am dankbarsten wollen wir alle

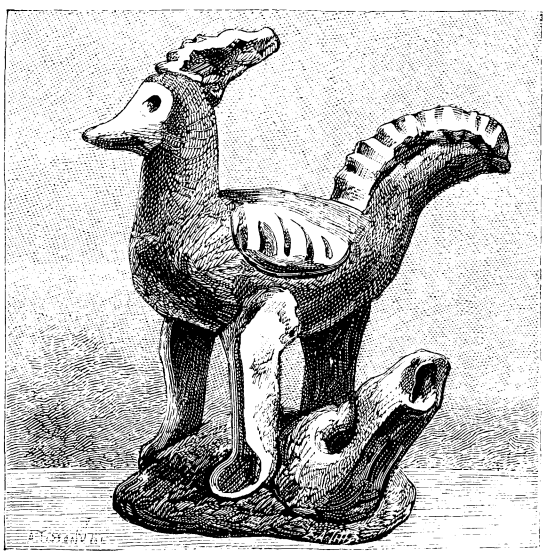


Fig. 2. Pfeife aus gebranntem Thon.

Delph sein!" rief Willi und umarmte seit gestern wohl zum hundertsten Male das treue Tier, das als „braver Mann", der sich seiner edlen That nicht rühmte, abseits saß und Mücken schnappte.

Bald darauf stach die Gesellschaft in See, um einige Manöver auszuführen. Der Onkel, Willi und Richard benutzten die „Philippine", während Ranft, Paul und Delph sich mit dem alten Boot begnügten. Willi ward von Onkel Philipp in der Führung der Gondel unterwiesen, es wurden Wettfahrten gemacht, und vom entgegengesetzten Ufer des Rohrsees ganze Ladungen von blühenden Seemummeln für Klara geholt.

Mit dieser Beute beladen, stiegen die Seefahrer endlich ans Land, um in Strandow guten Morgen zu sagen. Als sie den Wald passierten, kamen auf dem Wege von Freihorst Doktor Stefan, Erwin und Egon daher. Die Gesellschaft begrüßte sie nicht so unbefangen wie sonst, aber der Hauslehrer sagte sogleich, seine Zöglinge kämen, um Richard um Verzeihung zu bitten und ihn, wenn es sein Befinden zuließe, ins Schloß zurückzuholen.

Richard ward dunkelrot und kämpfte mit Thränen. Auch die kleinen Grafen, die krank aussahen, da sie in der Nacht nicht geschlafen hatten, waren sehr bewegt, aber sie beherrschten sich und reichten Richard mit einer Bitte um Verzeihung die Hand. Richard fand auch bald die nötigen Worte, um zu erklären, daß er den Zwillingen nicht mehr böse sei, er sei überzeugt, sie hätten in der Hitze des Kampfes gethan, was sie nachher bedauerten. Er wolle ihnen jedoch danken, daß sie ihn drei Jahre lang als Genossen neben sich geduldet, von jetzt an sei er in der Lage, auf eigenen Füßen zu stehen. Er würde noch im Laufe des Tages nach Freihorst kommen, um der gütigen Gräfin zu danken und von allen Abschied zu nehmen. Egon und Erwin schienen sehr bestürzt über diese Erklärung, auch Doktor Stefan, bis ihm Onkel Philipp noch einige Erläuterungen über Richards Entschluß gab, so daß der Hauslehrer, der den verwaisten Knaben stets sehr lieb gehabt, sich aufrichtig erfreut über diese glückliche Wendung von Richards Schicksal zeigte. Auf sein Zureden kam letzterer sogleich mit nach Freihorst, damit die Angelegenheit mit der Gräfin besprochen würde, denn dieselbe hatte von dem gestrigen Vorfall Kenntnis erhalten, da ihr der Söhne verstörtes Wesen und Richards Fortbleiben aufgefallen war.

Auf Richards Bitte schloß sich Paul auch an, und beide mußten Willi ver-

sprechen, zum Mittagstisch in Strandow zu sein.

Dies waren nun aufregende Stunden für Richard, der Abschied von einer Heimat nahm, die ihm nie recht eine Heimat gewesen, für die er aber doch dankbar zu sein Ursache hatte.

Der Abschied von der gütigen Gräfin war ein herzlicher, am schwersten war der von der kleinen Olga und Doktor Stefan. Die Zwillinge hatten inzwischen ihre Ponies an ein Wägelein gespannt, um als letzten Liebesdienst Paul und Richard nach Strandow zu kutschieren. Auch Olga durfte zu ihrem Trost mitfahren.

Swallow und Rabit, die lange nicht aus dem Stall gewesen waren, galoppierten munter mit dem leichten Gefährt davon, so daß sich die Fahrt bald ganz lustig gestaltete, und die Kinder heiter lachend und jubelnd in Strandow einfuhren.

Klara und Willi empfingen sie auf der Veranda und luden die gräflichen Kinder ein, gleichfalls abzusteigen. Diese mußten aber sogleich heimkehren.

Als sie schon Lebewohl gesagt und den Wagen gewendet hatten, sprang Erwin nochmals vom Bock, drückte Richard ans Herz und flüsterte ihm etwas ins Ohr, dann war er im Nu wieder an Egons Seite, und das Fuhrwerk flog davon. Noch lange sah man Olgas weißes Tüchlein grüßend flattern. Mit gemischten Gefühlen blickte ihnen Richard nach.

Willi hatte beobachtet, daß der kleine Jockei, welcher hinten aufsaß, auf einen Wink Egons verstohlen ein Paket auf die Brüstung der Veranda gelegt hatte. Willi fürchtete fast, es sei ein Geschenk für Richard, das unter den obwaltenden Umständen denselben mehr verletzt wie erfreut hätte. Zu seiner angenehmen Enttäuschung las er jedoch als Adresse des Päckchens:

„Für Delph als Zeichen der Anerkennung für seine rettende That."

Das Päckchen ward geöffnet und zum Jubel der Umstehenden eine große, fette Leberwurst enthüllt, welche Willi dem treuen Neufundländer feierlich wie einen Orden pour le mérite überreichte. Delph hatte in der allgemeinen Heiterkeit erst sehr ehrbar und philosophisch dreingeschaut, als der würzige Duft des unerwarteten Leckerbissens jedoch in seine Nase zog, heiterten sich auch seine Mienen auf. Sein Schweif geriet in vergnügte Schwingungen, und ehe man sich's versah, war das gräfliche Angebinde verschwunden.

Später erhielt er übrigens von den dankbaren Aldens noch ein zweites Geschenk, nämlich eine silberne Rettungsmedaille mit dem Datum jenes denkwürdigen Tages, die er hinfort am Halsband trug. Diese Medaille kam in einem Wertbrief aus der Schweiz, wohin die Zwillinge mit ihrem Mentor gereist waren, um sich zu zerstreuen, denn ihre Heftigkeit hatte ihrem feinen Ehrgefühl durch jene unselige That eine empfindliche Wunde beigebracht. Sie wechselten auch einige freundschaftliche Briefe mit ihren früheren Spielgefährten, doch sahen sie sich erst nach Jahren wieder.

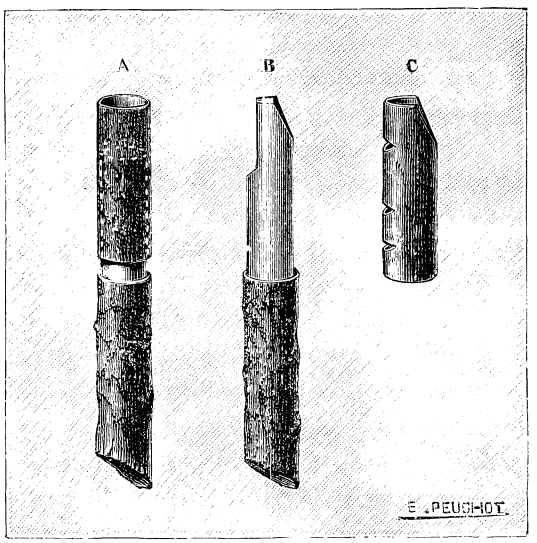


Fig. 3. Weidenpfeifen.

Herr Berneck ließ sich die Vormundschaft über Richard übertragen, da sein bisheriger Vormund, der Schulze von Freihorst, froh war, der Sorge enthoben zu sein.

Auch Onkel Philipp widmete dem Verwaisten ein väterliches Interesse und freute sich der bedeutenden Fortschritte, die der begabte junge Künstler im Musikstudium machte.

Die Ferienzeit vereinigte stets alle in Strandow, doch schon nach wenigen Jahren zog die Sehnsucht Richard ins Heimatland seiner Mutter, ins Heimatland der Musik, nach Italien. Dort gab er sein erstes Konzert und errang bei seinem großen Talent, seiner Jugend und Schönheit bedeutenden Erfolg, so daß die Familie Berneck zu ihrer Freude in den Zeitungen begeisterte Berichte über den neuen Stern am Firmament der Musik, Ricardo Angelo, fand.

Paul und Willi nahmen nicht den Adlerflug jenes auserwählten Genies, sondern verfolgten den Lebenspfad gewöhnlicher Menschenkinder, d. h. sie absolvierten erst ihre Gymnasialzeit und zogen alle Ferien, die der liebe Gott werden ließ, jubelnd in Strandow ein.

Ihr Lieblingsaufenthalt blieb die Schilfinsel, und ihr schönstes Vergnügen bestand hinfort darin, mit der „Philippine" das teure Eiland zu umkreisen und dann im Pafilus trauliche Rast zu halten.

Etwas vom Pfeifen.

Wir stellen die Behauptung auf, daß das Pfeifen im gesellschaftlichen Verkehr eine ganz bedeutende Rolle gespielt habe und noch spiele. Unsere Behauptung ist ganz ernsthaft, ja wir machen uns anheischig, ein ganzes Buch über diesen Gegenstand zu schreiben. Ein französischer Feuilletonist hat neulich schon ein hübsches Kapitel darüber geliefert, nämlich eine Plauderei über das Auspfeifen im Theater. Dabei erzählte er, wie einst Ludwig XVI. die Königin Marie Antoinette, die in einer Liebhaberrolle auftrat, herzhaft ausgepfiffen habe, weil — nun, weil sie schlecht spielte.

Vom Fürsten Bismarck ist bekannt, daß er hin und wieder ein Stückchen vor sich hinpfeift, jedenfalls zu seiner Zerstreuung. Die Stückchen, die er pfiff, sollen aber nicht jedem gefallen haben. Bei einer Reise nach England — damals war er erst ein Herr „von", vielleicht auch schon Graf — wurde ihm der Aufenthalt in London deshalb verleidet, weil man dort nicht einmal auf der Straße pfeifen dürfe. Die Engländer sind bekanntlich das „zeremoniöseste Volk der Welt", sie halten schrecklich viel auf Aeußerlichkeiten und glauben dabei, sie seien das Ideal von feinem Anstand.

Darüber gibt es Anekdoten, die ans Unglaubliche streifen. Einst war ich Zeuge davon, daß ein Hauslehrer — ein Deutscher — an demselben Tage, an welchem er seine Stelle angetreten hatte, aus dem Hause mußte, weil er auf dem Wege vom Speisezimmer nach seiner Kammer ein Liedchen vor sich her gepfiffen hatte.

Der Hausherr nahm ihn beiseite, zahlte ihm ein Monatsgehalt aus und bedeutete ihm, er sei entlassen, weil er den Kindern ein schlechtes Beispiel gebe.

Es gibt aber auch Nicht-Engländer, die das Pfeifen nicht vertragen können, weil sie denken, man pfeift ihnen etwas.

Vom Fürsten Bismarck ist allerdings bekannt, daß er manchem was gepfiffen hat und vielleicht auch manchem noch etwas pfeifen wird.

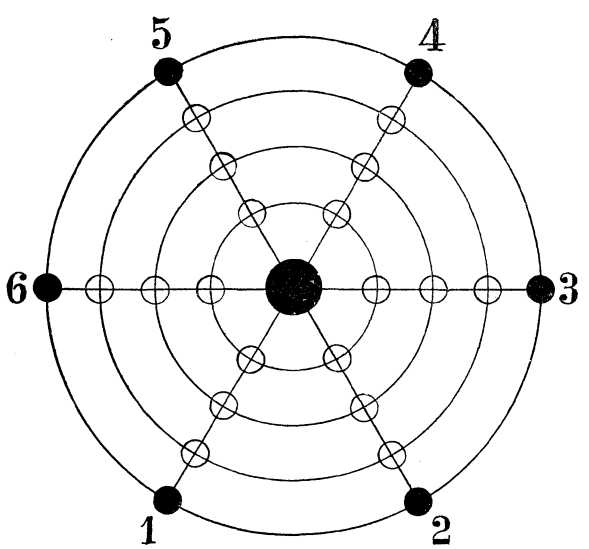
Steigen wir von den Brettern, welche die Welt bedeuten, und vom politischen Theater in die Sphären des gewöhnlichen Lebens hinab, so finden wir auch hier das Pfeifen in vielfacher Anwendung. Räuber und Diebe verständigen sich durch einen Pfiff.

Die mexikanischen Indianer bedienen sich schon seit Jahrhunderten des Pfeifens zu einer Art Telephonie, die höchst originell ist und wieder Zeugnis ablegt von der Geschicklichkeit und dem Scharfsinn dieser Menschenrasse. Sie bedürfen dabei keiner Apparate, auch keiner besonderen Veranstaltung; alles, was dazu erforderlich ist, tragen sie beständig mit sich herum: es ist der kleine Finger, den sie gekrümmt in den Mund stecken und durch scharfes Blasen verschiedenartige Töne, höhere und tiefere, längere und kürzere in kleineren oder größeren Zwischenräumen hervorbringen. Jeder dieser weithinhallenden Töne hat eine besondere Bedeutung, die aber erst durch das Tempo, in welchem sie aufeinanderfolgen, zu einer Art Sprache wird, in welcher sich diese Menschen auf Gehörweite miteinander verständigen und sich namentlich alle wichtigen Nachrichten mitteilen. So hatte Montezuma in der Stadt Mexiko von der Landung des Ferdinand Cortez im Jahre 1519 bereits wenige Stunden nachher Kenntnis, obwohl die Entfernung bis zur Küste über 400 km ausmacht. Der Sprachgelehrte Hermann von Uslar, der im Jahre 1828 Mexiko besuchte, berichtet über diese Art Telephonie ausführlich; wir teilen davon hier einiges mit.

Der General Santa Anna hatte sich bei seiner Empörung gegen den Präsidenten Pedraza der Stadt Oaxaka bemächtigt. Der Gouverneur von Oaxaka, Don Joaquin Guerrero, mit mehreren anderen höheren Beamten flüchteten zu uns nach Lachatoa ins Gebirge. Da es dem Gouverneur daran liegen mußte, über den Stand der Dinge in Oaxaka möglichst genau unterrichtet zu sein, so richteten der Pfarrer und der Alkalde von Lachatoa einen telephonischen Dienst ein. Sie stellten von Entfernung zu Entfernung in Gehörweite junge Bursche auf, bis in die Nähe der Stadt Oaxaka. Einige andere schickten sie in die Stadt, um Erkundigungen einzuziehen oder Beobachtungen anzustellen, die sie dann dem ersten vor Oaxaka aufgestellten Posten mitteilten. So erfuhren wir denn nach einigen Tagen, daß der General Rincon mit 8000 Mann Regierungstruppen in Oaxaka eingerückt sei, und Santa Anna nur noch einige Punkte der Stadt besetzt halte. Diese Nachricht veranlaßte den Gouverneur, mit seinen Begleitern wieder nach Oaxaka zurückzukehren.

Indessen machte Santa Anna die Gegend immer noch unsicher. In der Nähe von Lachatoa hatten mehrere Spanier Bergwerke, und da die Aufständischen es bei ihren Streifzügen hauptsächlich auf die reichen Spanier abgesehen hatten, so wurde der Telephondienst fortwährend in der Richtung des Feindes unterhalten, wodurch wir von allen Vorgängen, die uns interessierten, auf dem Laufenden gehalten wurden. So erhielten wir denn eines Morgens die Nachricht, der Führer der Reiterei, Arista, sei mit 50 Dragonern ausgerückt und nehme seinen Weg nach Santa Lucia; eine Stunde später: er rücke auf Molino Hermoso, bald darauf, er sei in der Canada und gehe auf Ixtepexi, ein Dorf halbwegs von Oaxaka, wo er übernachten werde, um uns am andern Tage einen Besuch abzustatten. Von nun an hatten wir wenigstens alle Stunden Nachricht, wo Arista sich befand, was er that u. s. w., auch um wieviel Uhr er am andern Morgen aufbrach, um nach Lachatoa zu kommen. Dem Orte gegenüber, nach Oaxaka zu, lag ein Bergrücken, über den der Weg führte. Vom Balkon des Hauses konnten wir denselben übersehen. Wir hatten ein Fernrohr, und der Pfarrer, der den Sinn der Telephonie verstand, war zu uns gekommen mit der Nachricht, Arista ziehe auf der andern Seite des Berges herauf. Bald ertönten wieder Signale, und der Pfarrer rief: jetzt kommt er. Wirklich zeigten sich nach einigen Minuten die roten Uniformen der Dragoner auf dem Joche. Natürlich hatten inzwischen die Spanier Zeit gefunden, sich selbst und ihre wertvollsten Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. (Schluß folgt.)

Kreisrätsel.



Die 6 Buchstaben auf dem äußersten Kreise nennen ein Wort, welches die liebe studierende Jugend sich sehnsüchtig herbeiwünscht. Die 6 Radien zu je 5 Buchstaben — mit gemeinschaftlichen Endbuchstaben — ergeben 6 Wörter, und zwar:

1. Etwas für Maler.
2. Einen Baum.
3. Einen berühmten deutschen Geschichtschreiber.
4. Einen weiblichen Vornamen.
5. Eine Terrainformation.
6. Eine Blume.

Er hat Frieden gemacht, wie ich Krieg geführt.

Einer, der noch in König Friedrichs II. letzten Lebenstagen viel um ihn gewesen, war der Staats- und Kabinettsminister Ewald Fr. Graf von Herzberg, der sich während Friedrichs Regierung vielfache Verdienste um das Land erworben hatte und den König um 9 Jahre überlebte. Der König bediente sich seiner zu den wichtigsten Geschäften. So schloß er 1763 den Hubertsburger Frieden zur größten Zufriedenheit seines Monarchen ab, der ihm darüber erfreut sagte: „Er hat den Frieden gemacht, wie ich Krieg geführt; einer gegen drei!“

Logogriph.

Mit i der Hast verwandt,
Mit r als Baum bekannt;
Die Nacht liebt es mit u,
Tagsüber pflegt's der Ruh'.

Homonym.

Was Papachen, fährt er aus,
Stets hat vor dem Wagen,
Will Mamachen, zeigt sich's wo,
Nimmermehr behagen.

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 41.

„Bauernhochzeit."
(Turban — Utrecht — Zebra — Noah — Ebro — Ocean — Ahorn — Citrone — Harz — Zither — Rebhuhn.)

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 41.

„Leckereien, Neckereien."

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 41.

(O)der g Röß t Eg(g)e (K)ist(e) Wir(th) (O)der
st b w(M)und Er(de) t v (M)ond (G)emse
in E N D (L)u(z)ern d n J (B)ahr(e) hundert.
über da
Der größte Geist wird erst bewundert,
Von dem sein Ende überdauernden Jahrhundert.

Fragen und Antworten.

O. P. in **Köln.** Sehr freundlich von Dir. Wir haben diesen Apparat zum Vergrößern von Zeichnungen bereits schon im I. Jahrgange ausführlich beschrieben.

Berthold. Die Augen unterm Wasser aufzumachen, das ist gar leicht. Es kommt einfach auf den ersten Versuch an; einmal probiert, kannst Du's auch schon.

B. B. in **M.** Welche Vorbildung nötig ist, um in die Weißmannsche Expedition als Offizier einzutreten? Lieber Freund, mache nur erst mal das Abiturientenexamen, dann sprechen wir uns wieder. Uebrigens freue Dich! Im nächsten Jahrgange bringen wir eine große Erzählung, welche eine Expedition quer durch Afrika zum Gegenstand hat, betitelt: „Die Sklavenkarawane". Der „G. K." ist gewiß, daß Ihr Kameraden alle sehr begeistert davon sein werdet. Tsching, tsching!!

Albert Jahn. Du willst Gipsfiguren reinigen? Es empfiehlt sich, dieselben mit schwachem Leimwasser und Kreide wieder weiß anzustreichen. Sauberer wird der Anstrich mit Zinkweiß und Gummiwasser, auch Oel- oder Lackfarbe bewährt sich. — Nr. 19 ist noch zu haben; verlange durch Deine Buchhandlung oder gib Deine Briefadresse an. Gruß kameradschaftlich erwidert.

E. T. Dein Poem an das Preisrichterkollegium hat viele Freude bereitet. Leider zu lang, um es hier abzudrucken. Prosit!

Fr. Hertel. Deine Frage beantwortet sich durch unsere Antwort an Max Bergmann, Seite 656 dieses Jahrgangs.

F. Blaul. v. Brandt, deutscher Gesandter in Peking, Frhr. Schenck zu Schweinsberg, deutscher Gesandter in Teheran.

Drei junge Schauspieler. Theaterstücke von Isabella Braun, erschienen bei Fr. Schreiber in Eßlingen, durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Wünschen vielen Applaus!!

W. W. Zu lang, lieber Freund, endlos! —

R. Schwimmer in **Mank** bei **Loosdorf (Nieder-Oesterreich)** bittet seine lieben Kameraden, ihm einige kleine Theaterstücke zu nennen, die er mit einigen Freunden aufführen könnte. — Siehe des „G. K." obige Antwort an die drei jungen Schauspieler. — Ueber das Aufspannen von Schmetterlingen findest Du im I. und II. Jahrgange des „G. K." ausführliche Anleitungen in Wort und Bild.

Fr. in **Hannover.** Das war eine böse Rechnerei; nun haben wir's aber doch heraus: 21. Juli 1864 = 29. Thamuz 5625.

A. K. in **Essen.** Du stellst jedenfalls die Frage nicht ganz richtig? Der Vasallenfürst von Sirmor mit dem Sitze in Najun führt den Titel Radscha, d. h. König. Er gehört dem Radschputenstamme an, aber weder sein Name, noch weniger sein Vorname sind uns bekannt.

L. K. in **M.** Krokodilsthränen, Nilpaardthränen! — Der „G. K." läßt sich nicht täuschen.

Felix in **Bruchsal.** Eine Camera obscura erhält man in jeder Spielwarenhandlung und kostet je nach der Ausstattung etwa 3 bis 6 **Mk.** Willst Du nicht versuchen, selbst eine herzustellen? Es ist kein Hexenwerk, wir haben die Anleitung dazu wiederholt gegeben.

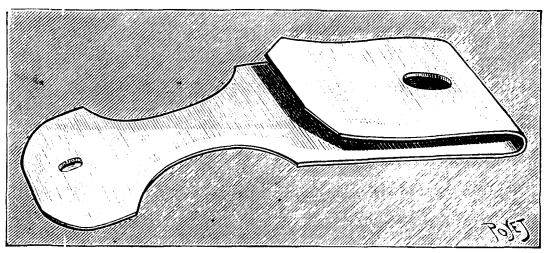


Fig. 4. Blechpfeife der Obermeister in Spinnereien.

O. Th. K. B. Dergleichen soll nicht vorkommen. Der „G. K." kann nur empfehlen, mit solchen Adressen (denn das sind keine Kameraden!) alle und jede Tauschverbindung abzubrechen. Dabei soll ein voreiliges Urteil freilich nicht gefällt werden.

A. L. Dank für das hübsche Rätsel.

Willy H. in **Stettin.** Herzlichen Dank Dir und ein freudiges „Prosit!" dann dem zugeführten neuen Freund. — Deine Wünsche sind unsere Wünsche; wird schon recht werden, laß nur erst diese heißen Sommertage vorüber sein.

Drei Abonnenten B., H. und **K.** aus **L.** Ja, liebe Freunde, das ließe sich alles einrichten, wenn wir nur noch mehr Abonnenten hätten. Das, was Ihr uns in Eurem lieben und wohlgemeinten Briefe schreibt, ist alles schon dutzendmal bedacht und überlegt worden. — Gruß freundlich erwidert!

Sigm. G. in **F.** Das ist freilich mehr als Pech! Nun, beruhige Dich, vielleicht, ja wahrscheinlich kommt bald wieder die Gelegenheit, Deinen Fleiß, und Deine Künstlerschaft bethätigen zu können. — Die Fragen hinsichtlich Deiner photographischen Manipulationen beantworten gewiß sehr gerne die Herren A. Glock & Cie. in Karlsruhe, Handlung für photographische Bedarfsartikel.

Konrad L. in **Königsberg.** Frau oder Fräulein Tante für das hübsche Rätsel unseren besten Dank.

Adolf und **Achilles** in **Ueb** ..... Der in der Biographie „Ein Mann aus sich selbst" genannte Olof Celsius ist 1670 zu Upsala geboren, gestorben 1756 als Professor der Theologie und Dompropst ebendaselbst. Die hunderstteilige Thermometerskala erfand dessen Neffe, der 1701 zu Upsala geborene, spätere Professor der Astronomie Anders Celsius, ebenfalls ein Zeitgenosse Linnés. — Achilles, griechisch = der Schönlippige, Trauernde, Unmutige; Adolf, altdeutsch = Edelwolf, edler Held.

$a^2 + 2ab + b^2$. Daß man zum Terrarium Kies nimmt, hat seinen guten Grund. Das Wasser sickert durch, nimmst Du Erde, ist der Morast und Sumpf bald fertig. — Die Zauneidechse und ihre nächsten Verwandten füttert man mit Mehl- und Regenwürmern, mit Kerfen aller Gattungen, Küchenschaben, rohem Fleisch, Fliegen, frischen Ameisenpuppen; den Salamandern gib ebenfalls Regen- und Mehlwürmer, Küchenschaben, Fliegen und Nacktschnecken.

H. E. in **M.** Ein solches Verhalten wäre freilich nichts weniger als schön und kameradschaftlich. Wir vermuten nur, der arme Junge da drüben überm großen Wasser hat so viele Zuschriften erhalten, daß er bis jetzt überhaupt nicht im stande war, alle Ansprüche zu befriedigen. Geduld, vielleicht kommt's noch!

Fritz R. Indem Du den „G. K." bittest, er möchte doch auch einmal ein Bild bringen von dem berühmten griechischen Dichter „Soph .....", forderst Du ein kleines Kunststück. Wie heißen die tintenverschmierten Endsilben?*) Eine Tüte Bonbons demjenigen, der das Wort herauskriegt!

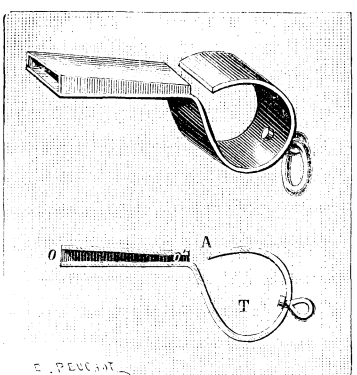


Fig. 5. Die Geheimpfeife.

Tauschmarkt.

Viktor Zawrzel, per Adresse: Herr **Hagen** zu **Baja (Ungarn),** erbittet Markensendung; revanchiert sich mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: „Sophoklez".

Liebe Kameraden: Da ich in Rußland lebe, so habe ich viele russische Dubletten und tausche gerne. Ich habe auch viele russische Ganzsachen. Meine Adresse ist: C. Wagner in Charkow (Rußland) Rümarskaja 2.

Hermann H. Schröder in **Guttenberg, Clayton Cr. — Iowa. U.-S. A.,** würde sehr gerne mit allen Kameraden in Luxemburg, Niederland, Frankreich, Spanien, Portugal, Skandinavien, Dänemark, Italien, England, Türkei und hauptsächlich Asien, Afrika, Amerika in Korrespondenz oder Briefmarkentausch treten.

Fr. Schröder in **Quedlinburg, Stieg 19,** bittet großmütige Kameraden um Markendubletten.

W. J., per Adresse: Frau **vw. Bürgermeister Kurtz geb. v. Hauptmannsberger** in **Breslau, Matthiasstraße 52 II,** möchte mit Terra-, Aqua-, Viva- oder sonstigen raumbesitzern und Naturaliensammlern in Verbindung treten.

K. Moske in **Köslin, Rogzower Allee 77,** sucht Münzen, gibt Karten und Bücher dafür.

Bin willens, meinen Zauberkasten (enthält 15 Apparate und Gebrauchsanwendung, noch wie neu) gegen eine Dampfmaschine zu vertauschen. W. Koert in Hamburg, Woltmannstraße 16 p.

Fritz Ehlers in **Berne (Oldenburg)** möchte ein gutes Bicycle oder Tricycle mit Gummireif eintauschen gegen eine Druckerpresse mit Lettern, eine Dampfmaschine, Induktionsapparat, Bücher u. a. m.

Liebe Kameraden! Da ich vom 18. bis 30. Juli Prüfung habe, bitte ich diejenigen, welche mir geschrieben haben, um ein wenig Geduld. Mit kameradschaftlichstem Gruß Heinrich Lazar in Pitesci (Romania).

H. Kehrer, per Adresse: Herr **Hofrat Kehrer** in **Heidelberg, Bergheimerstraße 46,** gibt mehrere Pärchen junger Meerschweinchen gegen Briefmarken, Postkarten oder sonstige Sachen.

Möchte mein noch fast neues Mikroskop mit Lupe und einigen Präparaten gegen eine kleinere Dampfmaschine vertauschen. Hugo Becker in Wenigenjena bei Jena in Thüringen, Schulstraße 1.

Adolf Steglehner in **Frankfurt a. M., Roßmarkt 14,** sucht eine photographische Camera (Stirn oder Krüger). — Hat auch eine große gutgehende Dampfmaschine, sowie Schmetterlinge und einige Käfer zu vertauschen.

Sigmund Graf in **Freising, Oberer Graben 385,** bittet barmherzige Kameraden um schweizerische Briefmarken. Gibt für Briefmarken ferner ein Schachbrett mit Figuren, ein Buch über physikalische Experimente, ein Fernrohr und einige prachtvolle Erzählungen.

E. Dorbritz, Tertianer zu **Sierck (Lothringen),** bittet alle lieben Kameraden um Privatpostmarken. Die 50., 100. u. s. w. erhält je 50 verschiedene außerdeutsche Briefmarken.

Karl Einsiedel, Obertertianer des Gymnasiums zu Offenbach a. Main, in **Oberrad bei Frankfurt a. M.,** hat eine Thurn und Taxis eingedruckt in Kouvert, gegen Briefmarken (ältere) zu vertauschen.

Ludwig Back in **Lippstadt, Grüner Weg 22,** 1) hat einen Laubsägekasten mit Zubehör zu vertauschen gegen das „Neue Universum" oder Laterna magica oder gegen andere Sachen. 2) Tausche auch seltene Marken und Ganzsachen.

Wer mir von meinen außereuropäischen Kameraden 50 verschiedene guterhaltene Marken seines Erdteils schickt, erhält 50 verschiedene Europa zurück. Mit herzlichem Gruß Euer Kamerad Egon Peltz, bei Herrn Oskar Neumuth in Gera, Moltkestraße 6.

Eine grau und weiß gestreifte Spitzhündin, 4 Jahre alt, sehr wachsam und treu, gegen Handwerkszeug (Hammer, Kneifzange 2c.) zu vertauschen. Offerten erbittet sich Otto Budzen jr. in Mülheim a. d. R. (Rheinprovinz.)

Sämtliche Kameraden sind gebeten, mir doch die Zeitungen und Zeitschriften aus anderen Orten, am liebsten aus dem Auslande, deren sie habhaft werden können, zuzusenden. Wer die 25. oder eine besonders seltene und schöne schickt, erhält eine seltene Briefmarke. Vor allem sind mir alte Zeitungen erwünscht. Mit Gruß Herbert Meyer in Breslau, Schuhbrücke 38/39.

Ich habe viele alte und neue Marken und möchte mit anderen Kameraden aus der Türkei, Serbien und Bulgarien in Tausch treten. Suche auch einen Kameraden, welcher eine Sachsen 3 Pfg. rot oder andere seltene Marken zum Vertausch hat. Edgar Simon in Basel, Zürcherstraße 13.

Habe gegen ein gut erhaltenes, schwimmfähiges Schiffsmodell, das ein Zwei- oder Dreimaster sein muß, 5 große schöne Bücher zu vertauschen. Chr. Rauch in Berlin, W. 57, Bülowstraße 86 III.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Passende Antwort.

Der alte Professor Göttling in Jena, ein gefürchteter Humorist, saß einst in seinem Studierzimmer. Es klopft und, ehe noch das „Herein" gesagt ist, ist bereits ein flotter Bruder Studio in mächtigen Stulpstiefeln und Reitrock, an den Stiefeln klirrende Sporen, eingetreten. „Sie verzeihen," sagt er befremdet, als er den alten Herrn gesehen, „wohnt hier in diesem Hause nicht der Herr Studiosus Kern?" — „Jawohl," entgegnete trocken der befragte Professor; „bitte, reiten Sie eine Treppe höher, da wohnt der Gewünschte."

Luftverkäufer.

Ein seltsames Gewerbe ist das der „Luftverkäufer", wie es solche in China gibt. Diese sind Gaukler, welche den Schiffern den Wind zur Reise verkaufen. Gewöhnlich sitzen sie am Strande des Meeres und bieten den Seefahrern ihre Dienste an. Man findet fast immer zwei beisammen. Der eine sitzt mit einem Buche in der Hand, aus welchem er zuweilen etwas herausmurmelt, zwischen zwei zusammengebundenen Schilfbüscheln; er trägt auf dem Kopfe eine flache oder glatte Haube und über den Leib einen weiten Rock mit unzähligen Falten. Der andere sitzt zwischen zwei Fischkörben und hat gleichfalls eine glatte Haube auf dem Kopfe; sein Oberkörper ist meistenteils unbedeckt. Mit der rechten Hand hält er das vordere Ende eines Schlauches, der ihm über die Schulter herabhängt und mit Luft gefüllt ist. Diesem Schlauche läßt er, je nach dem Gelde, das man ihm gibt, mehr oder weniger Luft entströmen. Dabei führt er in der linken Hand einen großen hölzernen Hammer, mit dem er wiederholt auf die Erde schlägt, damit der Geist der Winde, welcher nach dem Volksglauben in der Gestalt eines Mannes mit einem breiten Hute und einem weiten Rocke auf einem großen Vogel in der Luft schwebt, herniederkommen möge.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

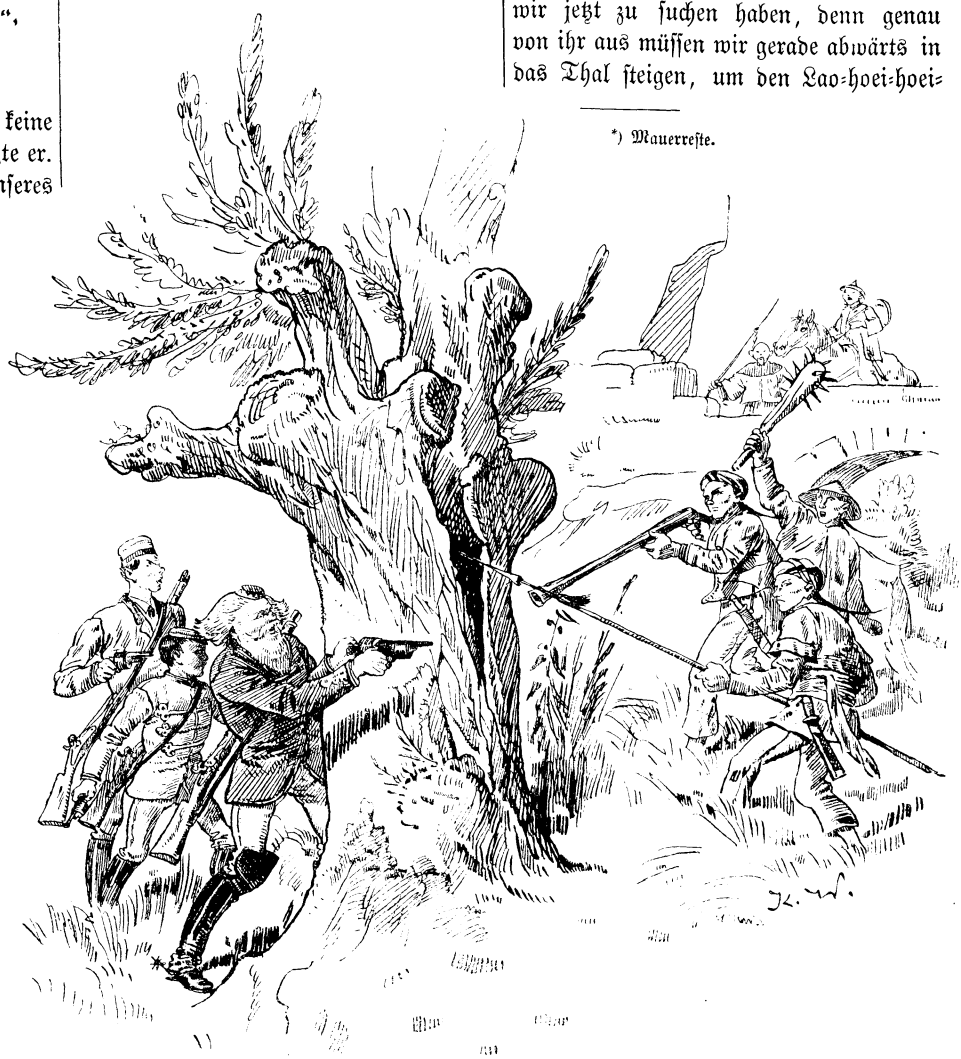
(Fortsetzung.)

„Gut, daß ihr kommt, und ich also keine Zeit zu verlieren brauche," sagte er. „Hier habe ich die Zeichnung unseres chinesischen Freundes, welche, wie ich sehe, sehr genau angefertigt worden ist. Sie ist freilich schon acht volle Jahre alt, stimmt aber ganz gut auf diesen Ort. Die kleine Veränderung, welche die Situation erlitten hat, ist auf den Einfluß dieser Zeit zurückzuführen und bezieht sich nur auf das Wachstum der Pflanzen. Als Hauptmarke ist ein großer, über tausend Jahre alter Ging-ko-baum*) angegeben, bei dem fünf Keime zu einem einzigen Stamme verwachsen sind. Das ist der riesige Nadelbaum, unter welchem wir hier stehen und dessen Stamm einen Umfang von über neun Metern hat und sichtlich aus fünf einzelnen Stämmen zusammengesetzt ist. Daneben sind, genau im Westen von ihm stehend, zwei andere Bäume verzeichnet, nämlich ein Ti-mu**), um welchen sich die Pflanze Lo***) windet, und ein wilder Sang†); das alles ist, wie ihr sehen könnt, vorhanden, der Eisenbaum mit dem Epheu und auch der Maulbeerbaum. In der Richtung, in welcher diese Bäume stehen, also nach Westen, hat man vierzig Schritte zu gehen, um an die sogenannte Hoei-hoei-keu*) zu kommen, wo eine Ku-tsiang*) stehen soll, welche wir jetzt zu suchen haben, denn genau von ihr aus müssen wir gerade abwärts in das Thal steigen, um den Lao-hoei-hoei-

*) Die Salisburya andiantifolia unserer Gärtner.
**) Eisenholzbaum.
***) Epheu.
†) Maulbeerbaum.

*) Mohammedanerschlucht.

*) Mauerreste.



— „Weg mit der Flinte, sonst trifft meine Kugel dich eher, als mich die deine!" —

Seht Ihr verdrießlich mal die Alten,
Geduldig seid und laßt sie schalten:
Herum in ihren Köpfen geht
Manches, wovon Ihr noch nichts versteht.

Wilhelm Berger.

miao*) zu finden, um welchen es sich handelt."

Sie schritten die angegebene Entfernung in der betreffenden Richtung ab und gelangten an den Rand des Thales, über welchem in der Entfernung von vierhundert Schritten rechter Hand von ihnen die bereits erwähnte steinerne Bogenbrücke führte. Da, wo sie die Kante desselben erreichten, sahen sie mehrere halbverwitterte Mauersteine aus dem weichen Humusboden blicken. Das war der Mauerrest, von welchem aus sie abwärts stiegen.

Noch hatten sie die Sohle der Schlucht und den dort fließenden Bach nicht erreicht, so trafen sie auf ein altes, eigentümliches Gemäuer, welches so von Büschen und hohen Farnen umgeben wurde, daß man es von weitem gar nicht bemerken konnte. Die Mauer bildete einen Kreis, dessen Durchmesser nicht mehr als zehn Fuß betrug. Das Dach, welches man mit der Hand erreichen konnte, war, entgegen dem chinesischen Stile, von Steinen rund gewölbt, und der Eingang war so niedrig, daß man ihn nur in sehr gebückter Haltung passieren konnte. Das Gebäude hatte die halbkugelige Form einer Kaffern- oder Hottentottenhütte und konnte unmöglich ein mohammedanischer Tempel, d. h. eine Li-pai-sse, wie die Moscheen in China genannt werden, gewesen sein.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte der Methusalem, „und wollen zunächst nach dem Tscha-dse suchen, welches Ye-kin-li hier vergraben hat. Ein Tscha-dse ist ein langes, starkes Messer, mit welchem man Häcksel schneidet. Aus einem solchen bestand die einzige Waffe, welche der Händler bei sich trug. Mit ihrer Hilfe konnte er die Grube machen, in welche er seine Barren versteckte, und um dieses Werkzeug später gleich an Ort und Stelle zu haben, verscharrte er es an einer Stelle, welche genau zehn Schritte von dieser Thür aus abwärts liegt, und wo die Wurzel einer Lieu**) zu Tage tritt."

Er schritt die Strecke ab und traf auf den Baum und die Wurzel, unter welcher er mit seinem Messer grub. Schon nach kurzer Zeit brachte er das Tscha-dse hervor, welches zwar stark angerostet, aber noch fest war.

Die beiden anderen hatten ihn bisher still, aber erwartungsvoll angehört und ihm zugesehen. Jetzt fragte Richard:

„Und wo soll denn der Schatz vergraben sein?"

„Dort im Gebäude. Ich vermute, daß dasselbe die Begräbnisstelle eines frommen Mohammedaners gewesen ist, also ein sogenannter Marabu, denn Ye-kin-li hat, um Platz für seine Barren zu finden, menschliche Gebeine, welche fast ganz verwest waren, ausgegraben und da unten in das Wasser geworfen. In dieser Gegend des Landes gibt es viele Bekenner des Islams und hat früher deren noch mehr gegeben. Kommt mit in das Mausoleum!"

Sie krochen hinein. Der Raum war so hoch, daß sie in demselben aufrecht stehen konnten, und der Boden mit dicht schließenden, behauenen Steinen belegt. Der Methusalem sah auf seinem Plane nach und sagte dann:

„Wir müssen die sechs Steine, welche zusammen ein Rechteck bilden, entfernen. Dann wird es sich zeigen, ob das Gold und Silber noch vorhanden ist, woran ich übrigens jetzt nicht mehr zweifle."

Die Steine waren so genau gefügt, daß es ziemliche Anstrengung kostete, den ersten derselben herauszunehmen; als das dann geschehen war, konnte man die anderen fünf ohne Mühe entfernen. Die Unterlage bestand aus fester Erde, welche der Methusalem aufgrub.

Es war den dreien dabei wirklich wie Schatzgräbern zu Mute. Sie fühlten eine Art fieberhafter Aufregung, welche desto mehr wuchs, je tiefer das Häckselmesser in den Boden drang. Endlich, endlich zeigten sich zwei Gegenstände, welche nicht in die Erde gehörten, nämlich zwei lederne Säcke, welche lackiert waren. Nur diesem letzteren Umstande war es zu verdanken, daß sie sich noch in gutem Zustande befanden.

Der Methusalem hob den einen heraus, was einiger Kraftanstrengung bedurfte, und öffnete ihn. Da glänzten ihnen die kleinen, länglichen Barren goldig entgegen. Sie waren alle mit dem obrigkeitlichen Stempel versehen, als Beweis, daß die Legierung die gesetzlich vorgeschriebene sei.

„Gott sei Dank!" sagte Degenfeld, indem er tief aufatmete. „Dieser Teil unserer Aufgabe wäre also glücklich gelöst."

„Das freut mich außerordentlich!" fügte Richard hinzu. „Ye-kin-li hat nur ein sehr geringes Anlagekapital gehabt; nun werden ihm die Barren sehr zu gute kommen."

„Dat glaube ich, dat sie zu jute kommen!" meinte Gottfried. „Mich, wenn ich sie hätte, kämen sie auch zu statten. Ich würde schleunigst meine Oboe und mir selbst verjolden lassen und den Rest sodann in Zacherlbräu und sauren Heringen anlegen. So aber muß ich mir ohne Verjoldung weiter durch mein frugales Dasein schleichen. Wat soll nun jeschehen? Hucken wir die Säcke auf, um sie nach dat Ruhehaus zu bringen?"

„Nein," antwortete der Methusalem. „Wir lassen sie hier liegen."

„Liegen lassen? Sind Sie bei Troste? Dat würde nicht 'mal ein Spitzbube thun, ich noch viel weniger!"

„Und doch können wir nicht anders. Wir haben uns überzeugt, daß die Barren da sind. Das genügt. Mitschleppen aber können wir sie nicht, da wir nicht wissen, welchen Wechselfällen wir noch unterworfen werden. Wir verbergen sie hier wieder und richten es später so ein, daß uns der Rückweg hier vorüberführt. Dann nehmen wir die beiden Säcke mit."

Die beiden andern waren nicht sofort einverstanden, mußten aber doch die Triftigkeit seiner Gründe anerkennen. Der Sack wurde wieder in die Grube gelegt und mit der ausgeworfenen Erde bedeckt, welche man mit den Füßen fest stampfte, um dann die Steine wieder einzufügen. Das geschah so genau, und der kleine Rest übrig gebliebener Erde wurde so sorgfältig entfernt und verwischt, daß kein andrer das Vorhandensein des Verstecks ahnen konnte.

Nun verließen sie das Gebäude, um auch das Häckselmesser wieder zu vergraben. Noch war der Methusalem damit beschäftigt, da ertönte plötzlich hart bei ihnen eine befehlende Stimme aus dem Gebüsch:

„Ta kik hia — schlagt sie nieder!"

Und zu gleicher Zeit drangen wohl gegen zehn bewaffnete Männer auf die drei ein. Ihre Armierung war keine sehr furchterweckende, alte Säbel, einige noch ältere Flinten und Piken; einer schwang eine Keule.

Der Methusalem hatte sich, als der Ruf erscholl, blitzschnell aufgerichtet. Er faßte die Gefährten bei den Armen und riß sie, um Raum zu gewinnen und den dicken Stamm der Weide zwischen sich und die Angreifer zu bringen, mehrere Schritte zurück. Ebenso schnell zog er seine beiden Revolver hervor und richtete sie auf die Feinde, welchem Beispiele Gottfried und Richard augenblicklich folgten. Die Chi-

*) Mohammedanischer Tempel.
**) Chinesische Weide.

nesen stutzten und blieben stehen: Einem von ihnen, welcher sein Gewehr zum Schusse anlegte, rief Degenfeld drohend zu:

„Weg mit der Flinte, sonst trifft meine Kugel dich eher, als mich die deine! Was haben wir euch gethan, daß ihr uns in dieser Weise überfallt?"

Der Angeredete, welcher der Anführer zu sein schien, mochte seinem Schießholze kein großes Vertrauen schenken; er senkte den Lauf und antwortete mit finsterer Miene:

„Ihr entheiligt unser Ma-la-bu? Was habt ihr hier zu graben?"

Also war, wie Degenfeld vermutet hatte, das Gebäude wirklich ein Marabu, das Grab eines durch seine Frömmigkeit ausgezeichneten Mohammedaners. Da dem Chinesen das r nicht geläufig war, verwandelte er es in das leichtere l, also Ma-la-bu.

„Seid ihr Hoei-hoei?" erkundigte sich der Student.

„Ja."

„So habt ihr keine Veranlassung, uns feindselig zu behandeln. Wir achten euren Glauben und ehren Mohammed als euren Propheten."

„Und doch grabt ihr diese heilige Erde auf!"

„Nicht um sie zu entweihen. Wir gingen in den Wald, um nach den Vorschriften der Yithung*) Pflanzen zu suchen. Da sahen wir hier den Griff dieses Messers aus dem Boden ragen. Wir zogen es heraus, um es zu betrachten, und eben stand ich im Begriff, es wieder an seine Stelle zu legen, als ihr erschient. Nun sagt, ob wir eine Sünde begangen haben!"

„Zeige das Messer!"

Er nahm es in Empfang, betrachtete es prüfend, untersuchte dann die aufgegrabene Stelle und sagte, als er nichts fand:

„Das ist ein ganz gewöhnliches Tschadse, welches jedenfalls ein Arbeiter hier versteckt hat, um es später, wenn er es braucht, zu finden. Ich dachte, ihr wolltet nach einem Pao-ngan**) suchen, welcher bei einem armen Ma-la-bu unmöglich vorhanden sein kann. Die Buddha-min***) sind alberne Menschen, welche unsere Gebräuche und heiligen Orte nicht achten."

„Wir gehören nicht zu ihnen."

„Nicht? Was seid ihr denn?"

„Wir sind Tien-schu-kiao-min†)."

„Wenn das wahr ist, so sind wir Freunde, denn wir und die Christen verehren einen wirklichen Gott, dessen Propheten Mohammed und I-sus (Jesus) waren. Aus eurem Glauben schließe ich und an eurer Kleidung erkenne ich, daß ihr aus einem fernen Lande kommt. Habt ihr denn einen Paß bei euch?"

„Ja, ich habe einen großen, besondern Kuan des erhabenen Herrschers."

Wie unvorsichtig diese Mitteilung war, sollte Degenfeld sofort erkennen, denn der Chinese sagte:

„So hast du mich betrogen, denn einen solchen Kuan bekommt nur ein Chinese. Ich werde das streng untersuchen, und ihr habt uns jetzt zu folgen."

„Als Gefangene etwa?"

„Ja. Eine Gegenwehr würde nur zu eurem Schaden sein, denn blickt einmal hinauf nach der Brücke!"

Erst jetzt bemerkten die drei Gefährten, daß oben eine Schar von wohl fünfzig Reitern hielt. Diese konnten von ihrem hohen Standpunkte aus die Scene überblicken. Dennoch antwortete der Student:

„Wir fürchten uns gar nicht vor euch, denn wir haben in diesen kleinen Waffen so viele Kugeln, daß wir euch alle töten können. Aber da wir euch die Wahrheit gesagt haben, so ist für uns nichts zu besorgen. Wir gehen also mit."

„So kommt zum Einkehrhause! Aber versucht ja nicht, uns zu entfliehen; es würde euch nicht gelingen."

Er wendete sich nach der Brücke und gab mit dem erhobenen Arme ein Zeichen, auf welches seine Reiter sich nach dem Hause hin in Bewegung setzten. Die drei wurden in die Mitte genommen. Während man an der Seite des Thales emporstieg, sagte der Anführer:

„Es sind Soldaten in dem Hause, welche einen meiner Leute töten wollten. Er ist ihnen entkommen und hat uns, die wir in der Nähe lagen, herbeigeholt, damit sie bestraft werden."

„Hat er erzählt, auf welche Weise er der Gefahr entrann?" fragte der Methusalem.

„Ja. Ein seltsam gekleideter Mandarin hat ihn in Schutz genommen."

„Kein Mandarin, ich selbst war es."

„Du? Wenn es sich zeigt, daß dies wahr ist, so ist es gut für dich."

Man hatte die Höhe erreicht und konnte nun zwischen den Bäumen hindurch das Einkehrhaus an der Straße liegen sehen. Vor demselben standen einige Soldaten. Sie sahen die Reiter kommen und eilten augenblicklich hinter das Haus, indem sie riefen:

„Kuei-tse lai, kuei-tse lai. Suk tschukiü ni-men — Kuei-tse kommen, kuei-tse kommen. Reißt schnell aus!"

Die andern kamen aus dem Hause gerannt und liefen auch in höchster Eile hinter das Haus nach ihren Pferden. Im nächsten Augenblicke sah man sie im Galopp fliehen, und zwar nach der Richtung, aus welcher sie, die tapferen Beschützer, mit ihren Schützlingen vorher gekommen waren.

„Da jeben unsere Helden Fersenjeld," sagte der Gottfried. „Wer weiß, ob wir ihnen jemals wiedersehen!"

„Wohl schwerlich," meinte Degenfeld. „Ein Glück, daß sie unsere Pferde und die Packtiere nicht mitgenommen haben!"

„Dazu haben sie sich nicht die Zeit jegönnt. Ich wünsche ihnen Jesundheit und ein langes Leben, uns aberst einen Ausweg aus die Tinte, in welche wir jeraten sind."

Die Mehrzahl der mohammedanischen Reiter war den Soldaten nachgaloppiert. Die übrigen hielten auf der Straße, um den Anführer zu erwarten. Unter ihnen befand sich derjenige, den Degenfeld in Schutz genommen hatte. Als er den letzteren erkannte, drängte er sein Pferd herbei und sagte:

„Sind diese drei Herren gefangen? Sie sind meine Wohlthäter, denn sie haben mich vom Tode errettet."

„So haben sie mich also nicht betrogen," antwortete der Kommandierende. „Es gilt nun, zu untersuchen, ob sie wirklich Christen sind, was ich nicht glaube, da sie einen besondern Kuan des Kaisers besitzen.

Die auf der Straße haltenden Reiter waren in gleicher Weise bewaffnet wie ihre Gefährten, deren Pferde sie am Zügel führten. Sie stiegen ab.

Turnerstick, der Mijnheer und die beiden Brüder waren aus dem Hause getreten.

„Was soll das heißen?" rief der erstere dem Studenten entgegen. „Das sieht ja ganz so aus, als ob Sie gefangen seien!"

„Es ist auch so," antwortete der Genannte.

„So hauen wir Sie heraus!"

„Nein. Die Sache wird sich friedlich lösen. Kommt nur mit herein!"

Man band die Pferde vor dem Hause an und begab sich in die Stube, deren

*) Heilkunde.
**) Verborgener Schatz.
***) Buddhisten.
†) Anhänger der Religion des Himmelsherrn = Christen.

Besitzer sich aus Angst vor den „Teufelsföhnen" nicht sehen ließ. Dort mußte der von Methusalem in Schutz Genommene erzählen, wie er von den Soldaten überfallen worden war, und in welcher Weise sich der Retter seiner angenommen hatte. Das Gesicht des Anführers wurde dabei immer freundlicher. Er musterte die Fremden mit prüfendem Blicke und fragte dann:

„Aus welchem Lande seid ihr denn nach der Mitte der Erde gekommen?"

„Aus dem Lande der Tao-tse-kue," antwortete Degenfeld.

„Ist das wahr? Ich kenne einen Tao-tse-kue, welcher sehr reich und uns freundlich gesinnt ist. Er hat die Unserigen, welche vertrieben wurden und sich in Not und Gefahr befanden, oft unterstützt.

„Wie heißt dieser Mann?"

Er nennt sich hierzulande kurzweg Schi*), hat aber in seiner Heimat Sei-tei-nei geheißen."

„Ah! Er ist der Besitzer eines Ho-tsing**)?"

„O, mehrerer Ho-tsing. Es gehört ihm eine Gegend, in welcher eine Flüssigkeit aus der Erde dringt, welche Schi-yeu***) genannt wird und in Lampen gebrannt werden kann.

„Er wohnt in Ho-tsiang-ting?"

„Ja. So hat er den Ort, aus welchem eine Stadt geworden ist, genannt, der Ho-tsing wegen, welche dort zu Tage treten. Kennst du ihn?"

„Jawohl. Dieser mein Gefährte, welcher Liang-ssi heißt, ist bei ihm angestellt."

„Den Namen Liang-ssi kenne ich, denn er wurde mir von Genossen, welche dort Wohlthat empfingen, rühmend genannt."

„Und dieser Jüngling ist der Brudersohn von Sei-tei-nei, der ihm geschrieben hat, daß er zu ihm kommen soll."

„Das stimmt, denn ich weiß, daß er keinen Sohn hat und in sein Land nach einem Sohn des Bruders geschrieben hat. So wollt ihr zu ihm?"

„Ja."

„Dann möchten wir euch gern als gute Freunde betrachten, wenn nur der Kuan nicht wäre, von dem du gesprochen hast. Der Kaiser von Tschin ist unser Unterdrücker, und wen er liebt, den müssen wir hassen."

Degenfeld beeilte sich, den Fehler, welchen er begangen hatte, wieder gut zu machen, indem er erklärte:

„Ich habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt, da ich der hiesigen Sprache nicht vollständig mächtig bin. Ich wollte nicht Kaiser, sondern König sagen. Hier ist der Kuan."

Er zog anstatt des kaiserlichen Passes den Kuan des Bettlerkönigs hervor und gab denselben hin. Als der Mohammedaner einen Blick darauf geworfen hatte, rief er überrascht aus:

„Ein T'eu-kuan! Das ist ja etwas ganz anderes! Der T'eu ist unser bester Freund und Beschützer, und sein Paß wird bei uns heilig gehalten. Aber, da du" — — — er stockte verlegen und fuhr dann, sich tief verneigend, fort: „Da Sie diesen so seltsamen Kuan von ihm besitzen, so müssen Sie ein sehr hervorragender und hoher Gebieter sein und ihm große Dienste geleistet haben. Betrachten Sie uns als Ihre Sklaven und befehlen Sie, was wir für Sie thun sollen."

„Ich befehle nichts," antwortete Degenfeld nun auch in höflicherem Tone als vorher. „Es freut uns, Sie als Freunde von Sei-tei-nei kennen zu lernen, und ich bitte Sie nur um das eine, mir zu sagen, ob ich ihm vielleicht eine Botschaft von Ihnen überbringen kann."

„Ich danke dem erlauchten Fremdling! Von einem so hohen Erretter kann ich das nicht verlangen. Also sind Sie unser nicht bedürftig?"

„Nein."

„Sie kennen den Weg von hier nach Ho-tsing-ting?"

„Liang-ssi muß ihn kennen."

„So gestatten Sie uns, unsern Ritt fortzusetzen, dessen Ziel ich freilich nicht gern sagen würde?"

„Ich habe kein Recht, nach demselben zu fragen. Reiten Sie in Allahs Namen!"

„So werden wir sofort aufbrechen und sagen Ihnen unsern geringfügigen Dank. Ich hatte den, welchen Sie erretteten, vorausgesandt, um zu erfahren, ob der Weg für uns und unsere Zwecke frei sei. Dabei wollte ich dem Ma-la-bu einen ehrfurchtsvollen Besuch abstatten und war so verblendet, Sie dort für Feinde und Schänder des Heiligtums zu halten. Ihre beglückende Gnade wird mir das verzeihen. Die Soldaten, welche Ihre Reise verunzierten, sind entflohen und werden nicht wiederkehren. An ihrer Stelle mag Ihr Erretteter bei Ihnen bleiben und Sie bis an das Ziel begleiten. Seine Anwesenheit wird Ihnen, falls Ihnen streitfertige Genossen von uns begegnen, mehr nützen als ein ganzes Heer von feigen Soldaten."

Degenfeld nahm dieses Anerbieten natürlich dankbar an, dann entfernten sich die zu Freunden gewordenen Feinde unter wiederholten Verbeugungen und ritten davon. Ob die Kuei-tse, welche übrigens chinesischer Abkunft waren und sich auch chinesisch kleideten, die flüchtigen Soldaten ereilten, das war nun freilich nicht zu erfahren.

Als sie sich entfernt hatten, ließ der Wirt sich sehen, um demütig nach den Befehlen der Herren zu fragen. Es gab für ihn nicht viel zu thun, da der Mohammedaner die Bedienung übernahm, und alles Nötige, was die Soldaten nun allerdings im Stiche gelassen hatten, mitgebracht worden war. Nur für kochendes Theewasser hatte der Wirt zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

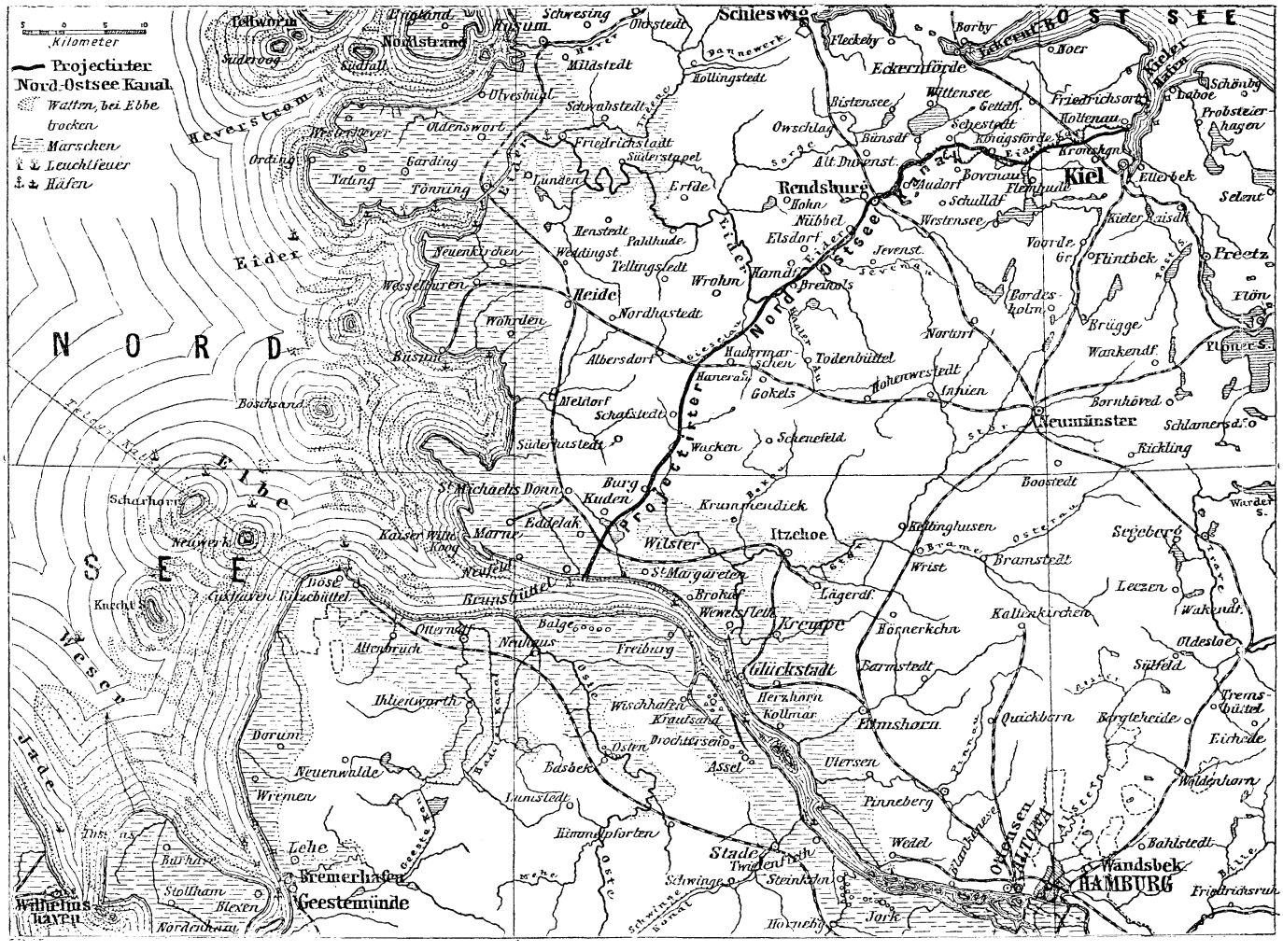
*) Stein.
**) Feuerbrunnen.
***) Wörtlich „Steinöl".

Der Nord-Ostseekanal.

Ein so großartiges Werk, wie der Nord-Ostseekanal, an dem die Arbeit jetzt munter auf der ganzen Strecke gefördert wird, ist, wie die Stadt Rom, nicht in einem Tage erbaut. Ehe ein so ungeheurer Plan in die Wirklichkeit tritt, fließt allemal viel Wasser von den Bergen ins Meer. Wer glauben möchte, dieser Gedanke, Nord- und Ostsee durch einen Seefahrtskanal zu verbinden, sei in unserer Zeit erst geboren, der würde sich irren. Seine Geschichte reicht viel weiter zurück, als man gewöhnlich meint.

Am 10. August 1571, also vor reichlich 300 Jahren schon, reichte Herzog Adolf von Gottorf ein Gesuch an Kaiser Max II. ein, in dem es wörtlich lautet: „Er sei Fürhabens, solch ein Werk fürzunehmen, da bei seiner Stadt Kiel an der Ost-Sehe gelegen die Gelegenheit erspüret und befunden, daß mit einem Graben ungefehrlich 2000 Ruten lang eine Schiffahrth durch etzliche Seen und Auen bis in die Eyder kann gemacht werden, welcher Wasserfluß in die West-Sehe seinen Fall hat."

Kaiser und Reich von damals wußten den großen Gedanken nicht zu fassen, der nur in der Seele großer Männer gepflegt werden konnte. Der nächste, der ihn aufnahm, war Wallenstein, im Jahre 1628. Er soll sogar den Anfang mit den Arbei-



Der Nord-Ostseekanal.

ten zu seiner Verwirklichung gemacht haben. Da kam sein Sturz — und keiner dachte mehr daran, in seine Spuren zu treten und so mächtige Pläne zu fördern, bis kein anderer als Oliver Cromwell, der Lord-Protector von England, die ganze Bedeutung wieder erkannte, welche eine derartige Wasserstraße für Handel und Verkehr aller Art aus der Nord- in die Ostsee haben müßte. Er hegte den merkwürdigen und, ob auch abenteuerlichen, doch geistvollen Gedanken, England — um Deutschland sorgte er natürlich nicht! — solle sich, die jammervollen Zustände Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege benutzend, der Stadt Wismar bemächtigen und von der Elbe mit Benutzung der Elde und des Schweriner Sees einen Seefahrtskanal dorthin graben.

Die tüchtigeren dänischen Könige, wie Christian III. und Christian IV., erwogen wiederholt die Möglichkeit einer Verbindung beider Meere quer durch das schmale Herzogtum Schleswig hindurch oder an der Südgrenze von Jütland, bis endlich unter dem späteren König Friedrich VI., der als Kronprinz die große Sache thatkräftig auffaßte, das Werk wirklich in Angriff genommen wurde, wenn auch aus Mangel an Mitteln aus dem Seefahrts- nur ein Schiffahrtskanal wurde, der bloß kleineren Schiffen den Durchgang erlaubte. — Die Arbeit an diesem Kanal, der noch bis zur Stunde im Gebrauch ist, dauerte von 1777 bis 1784, und die Kosten beliefen sich auf 6 Millionen Mark. Unter Benutzung der bei Holtenau mündenden Levensau, von der zur Zeit alle Spuren verschwunden sind, und des Laufes der Eider, in die er bei Rendsburg mündete, wurde er in der Tiefe von 3,2 m und in einer Länge von 34 km gebaut und zur Ausgleichung des verschiedenen Wasserstandes der Nord- und Ostsee mit fünf Kammerschleusen versehen.

In welchen ungeheuren Ausmaßen tritt dagegen der Nord-Ostseekanal, den jetzt das Deutsche Reich baut, in die Erscheinung: Seine Länge von Holtenau über Rendsburg bis Brunsbüttel an der Elbe beträgt 97 km, die Spiegelbreite 65 m, die Sohlbreite 22 m, die Tiefe 9 m. Die Kosten sind auf 150 Millionen Mark und die Arbeitszeit bei einem Heer von etwa 15 000 Arbeitern bei vollem Betrieb auf neun Jahre berechnet, so daß im Jahre 1895, wenn nicht unvorgesehene Schwierigkeiten eintreten, das erste Schiff ihn wird passieren können.

Aber wir dürfen darum die Arbeit der Väter nicht verachten. Damals, 1777, mußte jedes aus dem Kanalbett auszuhebende Sandkorn mittels Spatenstichs gehoben und durch Handkarren an seine Ablagerungsstätte gebracht werden. Während damals tausend fleißige Hände den Spaten handhabten, und Stich für Stich langsam in ameisenartigem Gewimmel sich die Arbeiterscharen in das dunkle, feuchte Erdreich eingruben, wird heutzutage auf fünffachem Schienenstrange ein Ungeheuer errichtet aus Holz und Eisen, dessen zwei mächtige Arme sich seitwärts ausrecken und an riesenstarker Gelenkkette ein sogenanntes Paternosterwerk,

d. h. eine Schar von eisernen Eimern tragen. Wenn dann die rasselnde Kette von der Dampfmaschine des Ungetüms in Bewegung gesetzt wird, dann schürfen und schöpfen die Eimer, einer immer hinter dem andern, in kurzer Frist und in erstaunlicher Menge das Erdreich auf, um selbstthätig schleunigst ganze Züge der kleinen Eisenbahnen zu füllen, die das so ausgehobene Material mittels kleiner Lokomotiven dorthin schaffen, wo es abgelagert werden soll. Jene ungeheuren Maschinen sind die sogenannten „Trockenbagger", von denen schon eine ganze Anzahl längs der Kanalstraße arbeitet, und noch immer werden neue aufgestellt. Stellenweise ist schon eine Tiefe von 6 m erreicht und darüber, so daß das Wasser herausgepumpt werden muß.

Wie erwähnt, hat der alte „Schleswig-Holsteinsche Kanal" fünf Schleusen. Der neue große Kanal wird nur zwei Schleusen aufweisen, und zwar an beiden Zugangsmündungen. Aber zwei mächtige Bauwerke werden da entstehen, die im stande sein sollen, gleichzeitig eine Anzahl der größten Kriegsschiffe aufzunehmen, während durch die Schleusen des Eiderkanals nicht einmal unsere Torpedoboote hindurch können. Die große, ungeheure Kammerschleuse an der Brunsbütteler Mündung war geboten durch den Wechsel von Flut und Ebbe, der, in der Nordsee sehr bedeutend, in der Ostsee ganz wegfällt. Sie muß so mächtig gebaut sein, daß sie den Kanal auch vor dem denkbar höchsten Hochwasser der Elbemündung, von fast 6 m über dem Mittelwasser der Ostsee, schützen kann. Sie wird außerdem in solchen Verhältnissen erbaut, daß sie gleichzeitig vier große Panzerschiffe aufnehmen kann.

Die Ostseeschleuse, die bei den sehr geringen Schwankungen des Wasserstandes in der Ostsee meistens wird offen bleiben können, muß doch auch im stande sein, den neuen Wasserlauf vor dem Eindringen solcher Wassermassen zu bewahren, wie die furchtbare Sturmflut von 1872 sie heranwälzte.

Außerdem wird noch die Eider bei Wittenbergen durch eine Schleuse abgeschlossen werden, die eine Länge von 71 m, eine Breite von 11½ m und eine Tiefe von 5 m erhalten wird. Die Eider behält also für kleinere Schiffe ihre alte Bedeutung.

Was nun während des Baues des neuen die Benutzung des alten Kanals angeht, der sehr viel von solchen kleineren Frachtschiffen befahren wird, so werden zunächst nur alle diejenigen Erdaushebungen und Uferbefestigungen vorgenommen, die außerhalb der Linie des alten Kanals liegen, und erst wenn diese fertig sind, werden verbindende Durchstiche zwischen dem alten und dem neuen Wasserwege gemacht, und die alsdann in Benutzung zu nehmenden Strecken des alten Kanals entsprechend durch Baggern vertieft, so daß die Schiffahrt auf ihm keinen Augenblick gestört wird. Diejenigen Strecken des jetzigen Kanals, welche die neue Linie abschneidet, sollen nicht zugeschüttet, sondern an beiden Enden zugedämmt werden, dadurch sollen, wo keine Zuflüsse vorhanden sind, stehende Gewässer gebildet werden, und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, damit die bisher am Kanal gelegenen Grundstücke nicht bei gänzlichem Schwinden des Grundwassers allzusehr durch Austrocknung ihrer Aecker und Wiesen leiden. Denn es macht doch gewiß einen gewaltigen Unterschied, ob ein Abzugsgraben oder ein großes Drainrohr von 10 Fuß oder von 30 Fuß Tiefe das Grundwasser der umliegenden Ländereien ansaugt und abführt.

Höchst interessant werden die Arbeiten an einem See, der bisher mit dem alten Kanal in Verbindung stand, dem „Flemhuder See". Hier sollen großartige Ablagerungen von Kanalbaggererde vorgenommen werden. Der See ist ungefähr 25 bis 30 m tief; hiervon gehen durch Senkung des Wasserspiegels 7 m ab, so daß ca. 23 m Tiefe zur Erdablagerung und zur Schiffahrt — letztere nur in der jetzigen Mitte des Sees — bleiben. Der früher 234 ha große See wird nach dem Bau des Kanals nur noch 84 ha groß sein, durch einen hohen Damm eingefaßt werden, über den sein bisheriger gewöhnlicher Zufluß aus einem andern südlich gelegenen See sich künftig mit einem künstlichen Wasserfall von 24 Fuß Höhe in ihn ergießen wird; ohne diesen Damm würde jener ganze See in rasendem Gefälle abschießen, und alles obere Land entwässern.

Auch für die Verkehrsverhältnisse wird die Veränderung eine große werden, und manch Bäuerlein wird noch stutzen und bedenklich dreinschauen, wenn es künftig da im Fährboot fahren muß, wo es früher zu Fuß seinen Acker besuchte. Vier Eisenbahnen und zwei Chausseen werden auf Drahtbrücken übergeführt werden; drei Dampffähren werden bei drei anderen Heerstraßen als fliegende Brücken dienen, und alle sonstigen bisherigen Wege wird man durch Handfähren ersetzen. Den Verkehr, einander begegnender oder überholender Schiffe im vollendeten Kanal angehend, so wird dieser breit genug, daß zwei Handelsschiffe aneinander vorbei können, nicht aber zwei große Panzerschiffe mit ihrer Breite und ihrem Tiefgang. Deshalb werden in angemessenen Entfernungen Ausweichestellen angelegt werden, eine Art Hafenbeckens, in welches das eine Schiff so lange hineingeht, bis das andere vorbei ist.

Was ist denn nun der eigentliche Hauptzweck des neuen Kanals? Die dänische Halbinsel trennt die beiden großen Kriegshäfen Wilhelmshaven an der Nordsee und Kiel an der Ostsee, und ein feindliches Geschwader, welches die Belte und den Sund blockiert, kann alle Verbindung zwischen den Häfen aufheben. Der Kanal stellt diese Verbindung her und zwingt den Feind, zwei Blockadegeschwader statt eines anzuwenden, und wir unserseits können, ohne daß der Leuchtturmwärter auf Wagen es sieht und weitertelegraphiert, in ganz kurzer Frist, unabhängig von dem engen, gefährlichen und leicht unfahrbar zu machenden Fahrwasser der Belte, unsere Schlachtschiffe aus der Nord- in die Ostsee, und umgekehrt werfen, um, aus zwei Flotten eine machend, plötzlich mit vereinten Kräften über den Feind herzufallen, wie einst Zieten mit seinen Husaren aus dem Busch. — Natürlich würden, um das Eindringen feindlicher Schiffe zu verhüten, die Eingänge zum Kanal sehr stark befestigt werden.

Daneben soll er auch dazu dienen, daß in Friedenszeiten die Schiffe unserer eigenen und fremden Handelsmarine einen Weg durch ihn finden, der ihre Fahrt ganz bedeutend abkürzt und sie von der Reise um Skagen, jene nördlichste, gefährliche Spitze Jütlands, und von der bösen „Jammerbucht" erlöst, die schon den Todesschrei so manchen, manchen braven Seemannes gehört und so manche Leiche auf den Dünenstrand gespült hat in wütender Brandung. Auch unsere „Undine" ging da unter! Rechnet man doch den Verlust von Schiffen, die bei Skagen zu Grunde gehen, auf jährlich 200, welche einen Wert von 14 Millionen Mark darstellen. — Die Regierung scheint auf einen jährlichen Kanalverkehr von 1800

Handelsschiffen zu rechnen, d. h. etwas über die Hälfte der Fahrzeuge, welche jetzt jährlich durch Belt und Sund gehen.

Großartig und ganz einzigartig sind die fürsorgenden Bestrebungen und Einrichtungen, welche die Reichsregierung getroffen hat, um die Scharen von Arbeitern, die hierher zum Bau von allen Seiten zusammenströmen, unterzubringen und zu verpflegen. In angemessenen Entfernungen voneinander sind längs der neuen Kanalstraße saubere Ansiedelungen neu geschaffen: die sogenannten Barackenlager. Wer aber unter solcher „Baracke" etwas roh Zusammengezimmertes oder Verfallenes sich vorstellen wollte, der würde sehr irren. Schmucke Fachwerkbauten sind es, die dort entstanden sind, von außen erfreulich anzuschauen, von innen reinlich, hell und luftig. Es mögen wenige von den Arbeitern — die dort ihr Quartier nehmen müssen — je so gut, gesund und anständig gewohnt haben, je so billig und gesund verpflegt worden sein, wie hier am Kanal in den vom Staate ihnen gebauten Häusern, in welchen ihnen am Sonn- und Festtag nach dem Worte, daß „der Mensch nicht vom Brote allein lebt", auch ein kräftig Gotteswort gebracht wird. Besondere Schlafsäle, Eßsäle, Krankensäle machen die Anlagen menschenwürdig und behaglich für die Bewohner, die unter strenger, wohlmeinender Hausordnung sich wohl fühlen, und — nicht beutegierigen Wirten in Schenken und Spelunken preisgegeben — ihren sauer verdienten Lohn, von 2 Mark 70 Pfennig bis 3 Mark täglich, zusammenhalten, und so im Laufe der Arbeit ein hübsches Sümmchen ersparen können.

Landschaftlich führt der Kanal durch zum Teil wunderschöne Gegend, besonders in dem Kiel nahe liegenden Teil, in dem Thal der einstigen Levensau, wo buchenbestandene Höhen und grünende Felder, freundliche Dörfer und blühende Gärten freundlich miteinander wechseln. Aber manche Höhe wird jetzt durchstochen oder ganz abgetragen, und mancher Buchenstamm, in dessen Krone die Vögel hell in den Frühlingsmorgen hineingesungen haben, ist schon gefallen und wird noch fallen müssen. Aber die Linden bei Holtenau stehen noch, die einst mit ihrem Rauschen den greisen Kaiser Wilhelm grüßten, als er im Juni 1887 in seinem neunzigsten Jahre den Grundstein zu dem gewaltigen Werk legte, den ersten Stein zu der Schleuse bei Holtenau.

Was die Größenverhältnisse des Nord-Ostseekanals im Verhältnisse zu denen der beiden andern, des Suezkanals und des Kanals von Panama, angeht, so nimmt er den mittleren Platz ein zwischen den beiden letzteren, d. h. nur mit Bezug auf die Länge. Der Suezkanal ist 150 km lang, der Nord-Ostseekanal 97 km, der von Panama 73 km. In allen andern Ausmaßen aber steht unser Kanal obenan. Der seiner Zeit so viel bewunderte und berühmte „Nordholländische Kanal" ist gar mit seinen vier Schleusen und einer Sohlenbreite von nur 9½ m (gegen 22 m) und einer Tiefe von nur 5½ m (gegen 9 m) ein Zwerg gegen den Nord-Ostseekanal.

Möge das Riesenwerk in Frieden gefördert werden bis an den Tag seiner fröhlichen Vollendung und allen kommenden Geschlechtern Zeugnis ablegen von der Kraft und dem Können der Väter, die klug waren im Rat, stark in der That, tapfer im Streit und einig im Frieden.

Nur ein einiges, gewaltiges Reich konnte das gewaltige Werk beginnen: ein Zeichen seiner beständigen Macht und Größe, wie weiland Kaiser Wilhelm sagte, als er die drei Hammerschläge that!

Zum Polterabendfeste.

Heut' wird geschwänzt und Cicero
Soll mich nicht länger drücken.
Heut' gilt es, eine junge Frau,
Mit Wünschen zu beglücken.
Wenn alle kommen, muß ich doch
Auch für mich selber sprechen.
Nur ein Geschenk! das macht, das macht
Mir schweres Kopfzerbrechen.

Was kann denn ein Quartaner groß
Dem jungen Bräutchen bringen?
Ein Aufsatz über Eheglück
Möcht' schwerlich mir gelingen.
Pantoffeln? — Meine sind schon schlecht.
Cigarren? — Streng verboten;
Und kaum wär's allen Gästen recht,
Säng' ich ein Lied nach Noten.

Ich fragte hier und fragte dort
Bei Vetter und bei Base,
Stets hieß es: „In die Bücher steck'
Du lieber deine Nase."
Ach, in die Bücher! Bei dem Spruch
Dacht' ich: das allerbeste
Wird sein, ich schenke heut' ein Buch
Zum Polterabendfeste.

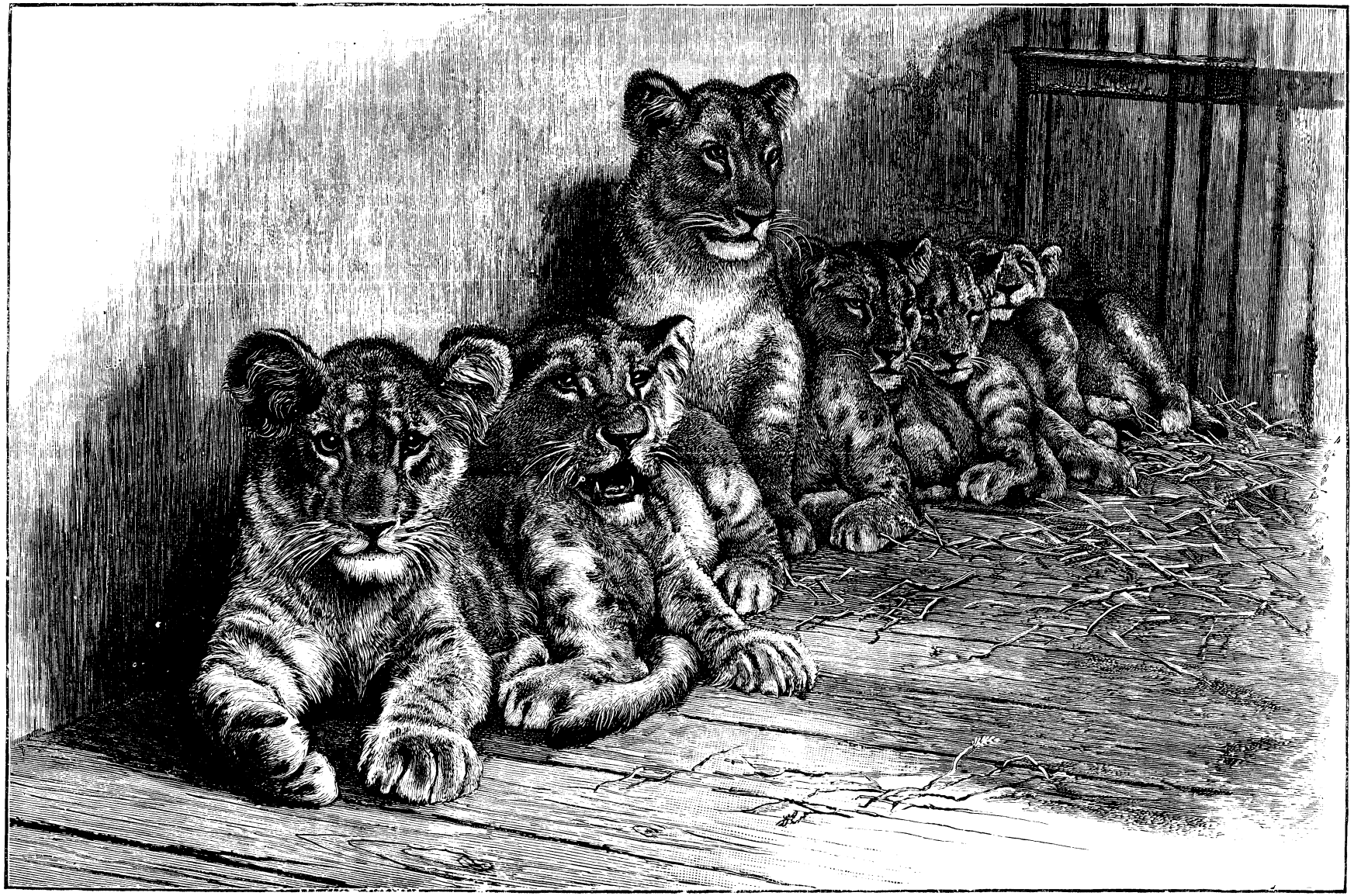
Ein Buch, um das ich oft Mama
Am Küchentisch beneidet,
Aus dem man liest, wie dies und das
Sich bindet und sich scheidet.
Gäb's so ein Buch für Quarta doch
Mit Lösung aller Regeln,
Wie leicht könnt' man von Sexta an
Bis Oberprima segeln.
(Uebergibt ein Koch- oder Haushaltungsbuch.)

Dies Buch macht's leicht, ein Prima-Weib
Dem guten Mann zu werden.
So hör auch meinen Herzenswunsch:
Stets geh' dir's wohl auf Erden;
Des Glückes Füllhorn senke sich
Auf euer Haus in Blüte,
Und täglich neu bedenke dich
Des Himmels reichste Güte.

Der siebente Mann im ersten Glied.

Es ist mehrfach von Frauenspersonen erzählt worden, welche in den deutschen Befreiungskriegen tapfer in den Reihen unserer Krieger mitgefochten haben. Eine aber hatten wir bisher noch niemals nennen hören, obgleich ihr Name verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Wir wollen deshalb hier in Kürze erzählen, was wir erst jüngst von zuverlässiger Seite über dieselbe in Erfahrung gebracht haben.

In dem ereignisreichen Jahre 1813, als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den berühmten Aufruf „An Mein Volk" erließ und „alle, alle kamen", damals, als gleichzeitig der Verbündete des Preußenkönigs, Zar Alexander I. von Rußland, die Bürger der Rheinbundstaaten aufforderte, sich an der allgemeinen Erhebung gegen den korsischen Eroberer zu beteiligen, übte besonders das in Breslau gebildete Lützowsche Freicorps — dem auch der Turnvater Jahn, sein Freund Friesen und Theodor Körner angehörten — durch seine Verbindungen mit dem Tugendbund eine große Anziehungskraft auf solche patriotische deutsche Jünglinge aus, welche nicht dem



Junge Löwen.

preußischen Staatsverbande angehörten. Sie fühlten sich unwiderstehlich hingezogen zum Eintritt in die „wilde verwegene Schar".

Bald nach der Formierung des Corps wurde eine Compagnie desselben von dem damals verwundeten General Scharnhorst beordert, sich von Dresden aus längs des Erzgebirges zurückzuziehen, um das Hauptquartier zu erreichen. Auf diesem Marsche stieß ein Preuße, von Handwerk ein Müller, ein junges, frisches Blut, auf seiner Wanderschaft zu dieser Compagnie und nahm freiwillig Dienste bei jener Heldenschar. Er hatte in der Fremde seines Königs Ruf vernommen und war der Heimat zugeeilt, um ihm zu folgen.

Die Lützower waren die ersten vaterländischen Truppen, denen er begegnete, und wahrlich — er hätte kaum edlere Kameraden finden können, als es die „schwarzen Gesellen" waren.

Der junge Lützower war Schlesier von Geburt, sein Name Nageduſch. Er stammte aus dem Dorfe Prauß zwischen Nimptsch und Strehlen.

Wacker nahm er an den Kämpfen seines Corps teil und schied erst aus, als nach dem ersten Pariser Frieden und der Besitznahme der Rheinprovinz durch Preußen aus dem Lützowschen Fußvolk das 25. preußische Infanterieregiment gebildet wurde, und er in Anerkennung seiner treugeleisteten Kriegsdienste eine Anstellung als Zollbeamter in Düsseldorf erhielt.

Etliche Jahre nach seiner Anstellung begegnete unser ehemaliger Lützower dort am Ufer des Rheins bei Ausübung seines Dienstes mehreren Herren. Einer derselben kam ihm bekannt vor; er redete ihn deshalb mit den Worten an: „Sie waren, mein Herr, mein erster Compagniechef, Hauptmann der 3. Compagnie 2. Bataillons der Lützower Jäger".

Ueberrascht und erfreut reichte der also Angeredete seinem früheren Jäger die Hand und rief: „Ach, Sie sind's ja, Nageduſch, mein wackrer Schlesier! Wie geht es Ihnen denn, und wie ist es Ihnen bisher gegangen?"

Nageduſch erzählte nun, daß er aus allen Gefechten, an welchen er mit seiner Compagnie beteiligt gewesen, unverletzt hervorgegangen sei, auch aus jenem, in welchem der Herr Hauptmann — es war der spätere Generalkonsul Dr. Neigebauer — verwundet und gefangen genommen worden war. Er fühle sich in seinem Amte zufrieden und sei glücklich verheiratet.

„Gestatten der Herr Hauptmann, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle," fuhr er fort und rief mit diesen Worten eine wohlgestalte, schmucke Frau herbei, welche vor dem Steuerhäuschen saß. „Kennen Sie dieselbe noch, Herr Hauptmann?" fragte Nageduſch, als dieselbe erschien und sich ehrerbietig verbeugte. — „Ich habe nicht die Ehre!" versetzte der Gefragte. — „Erinnern Sie sich nur!" mahnte Nageduſch, „meine Frau war damals der siebente Mann im ersten Gliede. Sie waren mit demselben stets sehr zufrieden. Ganz besonders sprachen Sie Ihre Zufriedenheit aus, als bei einem Bajonettangriff der Flügelunteroffizier von einer Kugel, die ihm durch den Kopf ging, niedergestreckt, und Ihnen der Tschako vom Haupte geschossen wurde. Es ging heiß her. „Der Hauptmann ist gefallen!" erscholl der Ruf. Sie aber riefen: „Noch nicht, noch lebt er! Nur immer vorwärts, Kameraden!" Und als das Gefecht glücklich und siegreich beendet war, da lobten Sie vor allem jenen siebenten Mann im ersten Gliede — meine Frau — wegen seiner unerschrockenen Haltung mitten im Kugelregen, und außerdem priesen Sie unsern sechzehnjährigen Tambour, der an Ihrer Seite schritt und zur Attacke schlug. Hei, wie glänzte auf seinem Gesicht die helle Freude, als er zum erstenmal in seinem jungen Leben das Kalbfell zum wirklichen Sturm bearbeiten konnte!"

Hauptmann Dr. Neigebauer entsann sich des kleinen, jungen Tambours, auch erinnerte er sich des sechsten und siebenten Mannes im ersten Gliede, die beide einander ähnelten. Der eine sei ein Kaufmannssohn aus Bremen gewesen.

Es war interessant für die Begleiter des Dr. Neigebauer, die weitere Unterhaltung der drei Lützower mit anzuhören. Daraus ergab sich unter anderm, daß keiner von den ehemaligen Kameraden der Frau Nageduſch, selbst nicht einmal ihr späterer Ehemann, auch nur eine leise Ahnung davon gehabt hatte, daß ein weibliches Wesen in ihren Reihen stand. Die strenge Sittsamkeit dieses weiblichen Lützower Jägers hatte auch unter den unmittelbaren Nebenleuten niemals den geringsten Verdacht über sein Geschlecht aufkommen lassen.

Erst nach beendetem Kriege und nach der Entlassung der Freiwilligen entdeckte sie sich Nageduſch, der sich durch sein anständiges Benehmen ihr Vertrauen erworben hatte. Auch Nageduſch hatte immer eine gewisse Vorliebe für den bescheidenen, hübschen und tapfern Kampfgenossen gehegt, und aus den beiden ehemaligen Kriegskameraden wurde bald darauf ein glückliches Ehepaar.

Zu jener Zeit herrschte in unserm Volke noch der hohe, frische Geist, der zur Volkserhebung und zu den Befreiungskriegen geführt hatte. Erscheinungen, wie die geschilderten, erregten daher, da sie, wenn auch selten, doch mehrfach vorgekommen waren, nicht das Aufsehen wie in späteren Jahren. Man mag daher dem Herkommen und den Familienverhältnissen dieser Zollaufsehersfrau nicht mit der Gründlichkeit nachgeforscht haben, wie sie es wohl verdient hätten. Immerhin hatte man aber ermittelt, daß diese Heldin auch bei der Belagerung von Jülich sich ausgezeichnet hatte. Gewiß verdient sie, wenn auch unter dem Namen ihres Kriegsgefährten und Ehegatten, der Gegenwart und kommenden Geschlechtern als ein Beispiel von deutschem Heldensinn und Vaterlandsliebe vorgeführt zu werden.

Bergmannsgeschichten.

Es regnete und stürmte draußen, daß man herzlich froh war, wenn man die Hausthür hinter sich zumachen und sich in die warme Stube an den Ofen setzen konnte, sicher vor allem Sturmwind und allem Regenwetter. Und warm und gemütlich war es hier in der großen Wirtsstube „zum Silberfasan", wo das Holz im Ofen krachte, als schösse man Gewehrfeuer ab, und die große Hängelampe in der Mitte des Zimmers vom Deckenbalken friedlich herableuchtete.

Die Leute im Ort nannten das Wirtshaus im Scherz statt Silberfasan gern „Silberfaßmichan", denn das schien ihnen

für den dicken, behäbigen Wirt bezeichnender, der sicher schon sehr viel Silber angefaßt und sich ein gutes Sümmchen dabei auf die Seite gebracht hatte.

Früher war der Wirt weder dick noch reich gewesen und auch kein Gastwirt, sondern ein Bergmann auf einer der Gruben des nahen schlesischen Gebirges. Da aber fiel ihm plötzlich durch Erbschaft ein hübsches Sümmchen zu, und nun hing er den schwarzen Bergmannskittel an den Nagel und kaufte sich den stattlichen Gasthof in dem freundlichen Gebirgsstädtchen, um ein behaglicheres Leben nach den mühevollen Bergmannstagen zu beginnen.

Der ohnehin gute Zuspruch, den die Wirtschaft von jeher schon besessen, vermehrte sich unter der Leitung des klugen Bergmanns bald sehr erfreulich, und der „Silberfasan" schien sich unter seinen Händen allmählich in einen „Goldfasan" verwandeln zu wollen.

Einen großen Reiz hatte es für die Gäste des Wirtshauses, daß nicht nur Speisen und Getränke daselbst vortrefflich waren, sondern daß auch der Wirt selbst in höchst erfreulicher Weise für die Unterhaltung sorgte, denn niemand in der ganzen Gegend wußte so viel Geschichten zu erzählen als dieser ehemalige Bergmann. Besonders an solchen Tagen, wie heute einer über das kleine Gebirgsstädtchen dahinzog, wo der Wind sauste, als wollte er die alten hohen Giebelhäuser mit sich auf das Gebirge hinaufführen, und der Regen an die kleinen Fenster prasselte, da hörte man dem Geplauder des fröhlichen Gastwirtes doppelt gern zu.

Trotz des ungestümen Wetters zählte die Wirtsstube auch heute gar viele Gäste, die sich erwartungsvoll um den breiten Kachelofen scharten, als der Gastwirt sich mit seinem Thonpfeifchen auf die Ofenbank setzte und seine kleine dicke Frau ihm ein Schöppchen Bier auf den blank gescheuerten Tisch stellte, denn nun wußten alle, jetzt würden sie eine Geschichte zu hören bekommen.

Bald dampften denn alle Pfeifen in der Runde, und nach allerlei einleitenden Gesprächen erzählte der Wirt etwa folgendermaßen:

Ich glaube, es gibt in der ganzen Welt nicht so viel Aberglauben als unter dem wunderlichen Völkchen der Bergleute. Ich selbst war seiner Zeit freilich auch nicht frei davon, das muß ich gestehen. Aber es ist auch ein ganz absonderlich Ding, da unten tief drin im Schoße der Erde seine Arbeit zu verrichten, Stunde um Stunde, während hoch droben über unseren Köpfen die liebe Sonne lacht, und der blaue Himmel alle Gespensterfurcht verjagt. Wenn man aber dort unten sitzt mitten unter glitzerndem, tröpfelndem Gestein, oft mutterseelenallein in einsamer Nacht, da kommen einem denn manchmal so ganz aparte Gedanken. Die Phantasie malt in das Dunkel allerlei Wunderdinge hinein, welche das Auge schrecken oder bezaubern, bald durch die gespenstischen Formen der glitzernden Felswände hervorgerufen, bald durch die geheimnisvollen Töne, welche an allen Ecken und Enden, aus der Höhe wie aus tiefster Tiefe, erklingen, durch die tropfenden, rieselnden Gewässer verursacht.

Da sind denn auch in unserer Grube einigemal ganz kuriose Geschichten passiert, die sich freilich nachher immer als etwas ganz Natürliches entpuppten, nachdem der erste Schrecken vorüber war und man sich das Ding mit ruhigem Blute angesehen hatte. Aber trotzdem ist der Glaube unserer Bergleute an übernatürliche Erscheinungen und Wesen, die jene unterirdischen Räume bewohnen, nicht auszurotten, und es wäre wahrhaftig auch schade, wenn man den Glauben an unsere guten kleinen Erdgeister verlieren wollte. Freilich sind es nicht bloß diese guten Kobolde, die nach der Meinung der Bergleute da unten hausen, denn vor allem sehen diese überall die Gestalt des Bösen, der sie in Schrecken setzt. Ich kann davon einige ganz ergötzliche Geschichten erzählen, die ich selbst miterlebte, als ich noch als Häuer drüben im Werk schaffte.

„Hören Sie mal, lieber Kronitzki," sagte der Obersteiger unserer Grube eines Tages zu einem seiner Leute, „ich habe die Sache jetzt satt! Eben komme ich aus der Grube und habe mir angeschaut, was man in letzter Nacht gefördert hat. Es ist wieder so wenig, daß ich fuchswild bin. Die Kerls müssen dort unten dreimal soviel schlafen als arbeiten."

„Ja, Herr Obersteiger, es ist eine Schand', da haben's ganz recht," entgegnete der andere, mit Namen Kronitzki, ein Oesterreicher, indem er sich verdrießlich durch die schwarzen Haare fuhr. „Aber ich weiß halt nit, was ich thun soll. Einen Leib hab' ich doch halt auch nur und nit zehn, drum kann ich nit allerorten zugleich sein, und hab' ich auf der einen Eck' einen aufgerüttelt, so schlaft mir derweil die andere Gesellschaft wieder ein. Ich bin auch schon ganz desperat."

„Ja, Kronitzki, an wen soll ich mich aber halten als an Euch, an meinen Steiger?" lachte der Obersteiger jetzt gutmütig. „Die Nachtschichten müßten doch mindestens das Doppelte von dem einbringen, was in letzter Zeit geschafft wurde. Wie soll denn sonst das Werk bestehen? Redet den Leuten nur einmal ordentlich ins Gewissen, daß es anders wird, denn so geht's nicht weiter!"

Steiger Kronitzki drehte nachdenklich seine Kappe in den Händen herum, dann empfahl er sich ziemlich kleinlaut und ging zur Thür hinaus.

„Denen ins Gewissen reden! 's wär' lustig! Der Obersteiger hat gut schwätzen!" brummte er ärgerlich vor sich hin. Dann schlug er den Weg nach dem Zechenhause ein, war aber so verdrießlich und brummig, daß einer der Hundejungen, welcher langsam seinen Karren vor sich herschob, zu dem neben ihm stehenden Häuer sagte: „Na, was ist denn nu los mit unserem Steiger? Der sieht heute gut aus!"

Der Häuer gab dem vorwitzigen Burschen zwar die wohlverdiente Ohrfeige, im Herzen aber dachte er doch auch: „Ja, brummig genug ist er!"

So kam die Nacht heran. Die Arbeiter, die am Tage ihre Schicht gethan hatten, kehrten zur Ruhe heim, die aber, welche zur Nachtschicht bestimmt waren, zündeten ihre Grubenlichter an, die sie vorn an der Brust trugen, und nach einem kurzen Gebet, das der Bergmann stets vor dem Einfahren verrichtet, fuhren sie mit frohem „Glückauf!" durch den dunklen Schacht hinab zur Arbeit.

Es war schon beinahe Morgen. Leise rötete sich der Himmel im Osten. Der Obersteiger und viele andere Bergleute des Werkes lagen noch ruhig schlummernd auf ihrem Lager. Da entstand mit einemmal ein heftiger Lärm unter den Fenstern des Gebäudes, das der Obersteiger bewohnte; laute Stimmen riefen nach ihm, sie verlangten dringend Einlaß.

Der Gerufene sprang auf und eilte in Angst und Sorge, was der Ruf zu bedeuten habe, zu den Leuten hinab. Aber kaum erblickten ihn diese, als sie in höchster Aufregung wild durcheinander riefen:

„Der Teufel ist los, Herr Obersteiger! Der Teufel ist in der Grube! Wir haben ihn gesehen, ganz leibhaftig, mit feurigen Augen und einem zottigen Fell. Lehnert hat ihn am Bein festhalten wollen, und

Hofmann am Arm, aber da hat er sie über die Hand gehauen, ganz wütend. Hier sehen Sie selbst die Spuren, und gegrunzt hat er wie ein Schwein! Und nach Pech und Schwefel hat er gerochen. Keine Macht der Welt soll uns wieder in die Grube bringen!"

Der Obersteiger hatte Mühe, die Leute zur Ruhe zu bringen, damit sie ihm ordentlich erzählten, was geschehen war. Aber sie zeigten nur immerfort auf ihre beiden Kameraden, die tüchtige Hiebe über die Hände bekommen hatten, das war nicht zu leugnen, und weiter war nichts von ihnen zu erfahren. Der Teufel habe ihnen allen plötzlich die Lampen ausgeblasen und dann sei er über sie hergefallen, daß sie sich kaum schnell genug hätten davonmachen können.

Die Geschichte war nicht aufzuklären und verbreitete sich bald unter den übrigen Bergleuten des Werkes, so daß nicht geringe Furcht entstand, die gefährliche Grube wieder zu befahren. Am Tage hatte man von der teuflischen Erscheinung nichts zu fürchten, aber für die Nacht wollte einige Zeit, selbst bei erhöhter Löhnung, niemand in die unheimliche Grube.

Aber alles blieb ruhig, nirgends bemerkte man wieder etwas Störendes, und so entschlossen sich denn endlich einige der Mutigsten, die Nachtschicht wieder aufzunehmen. Zuletzt fuhren auch jene Bergleute wieder ein, denen jener grausige Spuk erschienen war, und seltsam, man blieb von da ab unbelästigt.

„Lieber Kronitzki," sagte einige Zeit darauf der Obersteiger zu dem jungen Oesterreicher, indem er ihn auf die Schulter klopfte, „ich muß Ihnen doch meine Anerkennung aussprechen, daß Sie sich meinen Tadel, den ich Ihnen wegen der schlechten Nachtschichten kürzlich erteilte, wohl zu Herzen genommen haben. Die Leute arbeiten seitdem recht brav, so wie ich es nur wünschen kann. Sie müssen ihnen gut zugeredet und sich in Respekt bei ihnen gesetzt haben."

Der junge Oesterreicher lachte, rieb sich die Hände und machte ein so lustiges, verschmitztes Gesicht, daß der Obersteiger ihn ganz erstaunt anschaute.

„Nun, Kronitzki? Was soll denn das heißen? Sie sind doch ein komischer Kauz!" fuhr der Obersteiger lachend fort und sah dabei immer verwunderter nach dem jungen Manne, der ohne eine Wort zu sprechen nur immerfort Gesichter schnitt und in sich hineinkicherte.

„Herr Obersteiger," rief er endlich, „halten zu Gnaden, ich bin halt ganz außer Rand und Band vor lauter Pläsir! Aber schaun's, was den Respekt betrifft, den die Leut' drunten in der Grub' vor mir haben, das ist halt so 'ne kuriose Sach'. Wenn ich wüßt'," fuhr er leise fort und schaute sich ängstlich um, „daß der Herr Obersteiger nit bös sein und vor allem mich nit verraten thäten, so möcht' ich Ihnen ein Bissel was von der Sach' erzählen. Aber weitersagen müßten's Ihr Gnaden nit, sonst könnt' mir's schlimm ergehen!"

Der Obersteiger schaute zwar verwundert auf den sonderbaren Gesellen, versprach ihm jedoch feierlich, nichts zu verraten, gab ihm sogar die Hand darauf. Und nun begann der andere zu erzählen: „'s hatte mich gewaltig verdrossen neulich, als der Herr Obersteiger mich wegen der schlechten Nachtschichten tadelten, das muß ich gestehen, und mein dummer Kopf wollte durchaus auf keinen Gedanken kommen, was ich etwa thun könnte, um die Kerls zum Arbeiten anzutreiben. Ich hatte ihnen allen noch einmal gut zugeredet, ehe sie einfuhren zur Nachtschicht, und ihnen gedroht, der Herr Obersteiger würde ihnen nächstens selbst einmal gehörig Bescheid sagen. Aber du lieber Gott, was hilft bei den Faulpelzen alles Reden, 's ist halt, als spräche man gegen die Wand. Als ich ein oder zwei Stunden drauf zu ihnen in die Grub' komme, ist's die alte Geschicht', einer wie der andere meiner braven Gesellen war vor Ort eingeschlafen, und Schlegel und Eisen hatten Feiertag.

„Nu wurd' ich aber wild. ‚Hol euch der Popanz!' brummte ich ergrimmt, und kaum hatte ich das gesagt, da kam mir ein Gedanke in meinen dummen Kopf.

„‚Ja, er soll euch auch holen, ihr Schlafmützen!' sagte ich lachend, und nun schlich ich mich leise von einem zum andern und löschte alle ihre Grubenlichter aus, so daß nur meines noch brannte. Dann fing ich plötzlich an zu brüllen und schlug mit meinem Stocke auf die Schläfer los, daß sie erschrocken aus ihren süßen Träumen auffuhren.

„‚Der Teufel ist da! Der Teufel ist in der Grube!' riefen die schlaftrunkenen Kerls voll Entsetzen und sprangen in die Höhe. Einige liefen in der Angst davon, in die Finsternis hinein, einer der Mutigsten aber packte mich am Arm, der andere am Rockschoß, und da hielten die dummen Burschen meinen zottigen Flauschrock, den ich über den Kittel gezogen, für des Teufels rauhes Fell. Nun war kein Zweifel mehr, der Böse selbst war unter ihnen. Ich hieb sie tüchtig auf die Finger, daß sie mich los ließen. Sie haben ja selbst die Spuren der Schläge gesehen. Dann sprang auch ich fort, denn entdecken sollten sie natürlich nit, wer der Teufel eigentlich war. Nu, das andere wissen Sie ja, Herr Obersteiger.

„Schaun's, die Geschicht' war halt ein bissel sehr schlecht von mir, denn jetzt glauben die Leut' wieder mal steif und fest an den Teufel, aber meinen Zweck hatt' ich erreicht. Wie ich sie nur erst wieder in der Grub' drin hatte, da war bei der Nachtschicht an keinen Schlaf mehr zu denken. Die Furcht war Meister. Beelzebub hielt ihre Augen wach, und für eine Weile wird das schon noch vorhalten. Was nachher freilich wird, wenn die Geschicht' vergessen ist, das weiß ich halt nit, aber ich denk', Sie, Herr Obersteiger, und ich, wir erleben das alle beid' nit mehr, denn wir sollen ja nach O. übersiedeln, wie ich gehört hab'."

Der Obersteiger lachte natürlich herzlich über den lustigen Streich des losen Oesterreichers, und obwohl er die Geschichte nicht billigen konnte, da der Aberglaube der Bergleute dadurch nur bestärkt wurde, so hatte er doch einen Handschlag drauf gegeben, seinen Steiger nicht zu verraten. In der That wurden sie beide bald darauf auf eine andere Grube versetzt, und da auch ich gerade um dieselbe Zeit die Grube verließ, um mein liebes Wirtshäusel hier zu übernehmen, hat mir Steiger Kronitzki eines Abends, als wir gemütlich beisammen saßen, die Geschichte mitgeteilt. Nun kann ich sie ja weitererzählen, denn es ist seitdem schon eine lange Zeit verstrichen, und meine lieben Gäste hier werden den lustigen Kronitzki nicht verraten.

Die zweite Geschichte, fuhr der dicke Wirt fort, nachdem er sich durch einen frischen Trunk gestärkt hatte, die ein andermal in unserer Grube passiert ist, die war noch viel harmloser, wenngleich auch darin die Erscheinung des gefürchteten Grubenteufels eine Rolle spielt.

Eines Tages nämlich hatten sie auf der Grube einen Tagesstollen gegraben. So nennt man nämlich einen Gang in den Berg hinein, der nicht senkrecht hinabführt, wie ein Schacht, sondern horizontal, so daß man hineingehen kann. Der Eingang jedoch war etwas höher gelegen als

der Stollen selbst, und eine kurze Leiter führte in denselben hinab.

Herbig, einer der Bergleute, gebrauchte diese Leiter bei seiner Arbeit und nahm sie vom Eingang fort, worauf er zu seiner Schicht weit hinein in den Stollen ging.

Lange saß er hier einsam und klopfte Stück für Stück von dem festen Gestein los, aus dem die Wände bestanden. Alles um ihn her war still und dunkel; von weitem nur hörte man ab und zu das Tropfen der Wasser oder das gleichmäßige Picken eines andern Bergmanns, und düster brannte das kleine Grubenlicht vorn am Gürtel Herbigs. Da war ihm plötzlich, als würde er von hinten gestoßen. Einen seiner Kameraden vermutend, brummte er ärgerlich: „Na, wer ist denn das? Laß doch den dummen Witz!"

Aber keine Antwort erfolgte. Statt dessen aber fühlte er gleich darauf wieder einen Stoß; als er sich jedoch zornig umblickte, war niemand da, und heftig rief er: „Na, wer foppt mich denn da? Komm doch vor, Kamerad, sonst hol' ich dich!"

Aber kein Kamerad erschien, und kopfschüttelnd begann Herbig von neuem seine Arbeit. Kaum jedoch hatte er wieder einige Schläge gethan, so fühlte er abermals einen Stoß; jetzt jedoch so heftig, daß er von seiner Leiter hinuntertaumelte. Zornig fuhr er aber nun empor, um den Störenfried zu strafen. Doch wer beschreibt sein Entsetzen, als er jetzt in der Dämmerung statt des erwarteten Kameraden eine dunkle Gestalt erblickt, deren glühende Augen unter großen Bockshörnern hervorleuchten. Mit wildem Sprunge kam sie soeben wieder auf den erschrockenen Bergmann los.

Wie der Blitz schoß da aber Herbig davon; Furcht und Entsetzen jagten ihn atemlos durch die dunklen Gänge und — o des Schreckens! hinter ihm her stürzte die schwarze Gestalt des bösen Feindes, den er gesehen.

„Der Teufel! Der Teufel!" schrie Herbig, als er in die Nähe einiger Kameraden gekommen war, und wirklich, da stand er hinter ihm, ganz leibhaftig in der gefürchteten Bocksgestalt, und sah sie an mit seinen glühenden Augen.

Ohne Besinnung rannte alles davon, hin zum Steiger und Obersteiger, die soeben die Grube befuhren.

„Der Teufel ist in der Grube! Dort ist er, dort ist er!" rief alles durcheinander, und einer kroch hinter den andern, um sich vor den Angriffen des grimmigen Feindes zu schützen.

„Ruhe, ihr Leute, und nehmt Vernunft an!" rief der Obersteiger unwillig. Doch trotz der Vorwürfe, die er den anderen über ihre thörichte Furcht machen wollte, fühlte er selbst etwas wie Zagen, als er ein paar leuchtende Augen vor sich sah, die in der Dunkelheit hin und her huschten. Aber alle Furcht niederkämpfend, ging er jetzt getrost auf den bösen Feind los, der nun endlich auch seine drohende Gebärde aufgab und langsam näherkam.

„Mä—ä—ä! Mä—ä—ä!" meckerte es nun ganz kläglich, und zu seinem höchsten Erstaunen sah der Obersteiger einen großen schwarzen Ziegenbock vor sich. Freilich war es gerade die Bocksgestalt, unter der sich die Bergleute die Erscheinung Beelzebubs dachten, doch bald mußten auch sie sich überzeugen, daß sie von diesem Besucher ihres Bergwerks nichts zu fürchten hatten. Das war wirklich ein ganz harmloser Ziegenbock, der, Gott weiß wie, zu ihnen in die Grube gekommen war.

Bald klärte sich denn auch dies Wunder auf. Unser Böckchen hatte sehr voreilig seine Nase in die Oeffnung des Tagesstollens gesteckt, und der Nase war das ganze Böcklein gefolgt. Hinein ging es wohl, obschon er über den Sprung, den er zu machen hatte, um auf den Boden zu kommen, etwas erschrak, aber wieder zurück, das war ihm nicht möglich. Da also nicht mehr zurückzukommen war, so blieb nichts anderes übrig, als vorwärts zu wandern.

Und vorwärts lief das geängstigte Tier, bis es in dem dunklen Stollen endlich Herbig erreichte. Ein Weilchen stand es still, endlich aber meinte es, die Bewegung des Armes, der beim Absprengen des Gesteins auf und nieder ging, gelte ihm, und so antwortete es mit einem Stoß seiner Hörner. Erschrocken sprang es jedoch sogleich in die Dunkelheit zurück, als Herbig sich umschaute, bis es endlich kühner wurde und den Bergmann so tüchtig stieß, daß dieser vom Schemel herabflog.

Was nun weiter geschah? — Die Bergleute mußten sich fürs erste natürlich derb auslachen lassen, dann führte man den Gefangenen im Triumph an den Ausgang des Stollens, allwo das Böcklein in fröhlichen Sprüngen davonstob, als es sich dem Lichte der Sonne wiedergegeben sah. Es mochte ihm da drunten auch gar schlecht gefallen haben, schloß der Erzähler unter schalkhaftem Schmunzeln seine Geschichte, die bei seiner Zuhörerschaft viele Heiterkeit hervorrief.

Das Meerschweinchen.

Da viele von euch im Besitze eines gar mehrerer Meerschweinchen sind, wird es manchem angenehm sein, über seinen lieben Hausgenossen etwas Näheres zu erfahren oder zu seiner Freude vieles, was er selbst beobachtet hat, bestätigt zu finden.

Das Meerschweinchen ist kein einheimisches Tier. Sein Vaterland kann nicht einmal mit Bestimmtheit angegeben werden. Zu uns ist es von Amerika in der Mitte des 17. Jahrhunderts gebracht worden. Dort hielt man es damals schon als Haustier.

Ein Verwandter des Meerschweinchens, den man als den Stammvater desselben ansieht, ist das Aperea. Es lebt in Brasilien und Paraguay wild in Gebüschen und im Grase und richtet in den Gärten großen Schaden an. Das Fleisch des Aperea wird von den Indianern gern gegessen.

Das Meerschweinchen gehört zur Familie der Hufpfötler aus der Ordnung der Nagetiere. Es erreicht eine Länge von 20 bis 24 cm. Es hat, wenigstens in der Bildung des Kopfes, Aehnlichkeit mit dem Hamster, ist aber viel kürzer und plumper als dieser. Die Füße und Ohren sind kurz. Erstere haben unbehaarte Sohlen und breite hufartige Krallen. Der Schwanz fehlt.

Das borstige Haar hat dreierlei Farbe, schwarz, rotgelb und weiß. Die Zeichnung ist aber nicht bei allen Exemplaren die gleiche. Die Oberlippe zieren lange Schnurrhaare.

Das Meerschweinchen hält man am besten in einem trockenen luftigen Stalle, oder will man es in der Stube haben, so muß man ihm dort eine Kiste zur Wohnung anweisen; denn läßt man es frei umherlaufen, so kann es leicht Schaden durch das Benagen von Gegenständen anrichten. Daß es unter Umständen tüchtig mit den Zähnen arbeiten kann, können wir schon an ganz jungen Tieren beobachten. Seine Nagezähne sind meißelartig scharf.

Was seine Nahrung anbetrifft, so ist es damit nicht wählerisch. Es frißt wie alle Nager hauptsächlich Pflanzenstoffe,

Kohl, Rüben, Kartoffeln, Blätter und Körner, und zwar von den Pflanzen alle Teile. Nur muß man sorgen, daß in der Nahrung Abwechselung stattfindet. Sind die Pflanzen frisch und saftig, so kann es das Wasser entbehren, denn derartige Pflanzen, namentlich Klee, enthalten so viel wässerige Bestandteile, daß es nicht durstig wird. Will man ihm etwas zu gute thun, dann setze man ihm öfters Milch vor, denn diese trinkt es gern.

Ist das Meerschweinchen gesättigt, so ruht es gewöhnlich. Dabei sitzt es auf allen vier Füßen, den Leib auf den Boden gedrückt. Sonst ist es sehr munter und läuft beständig hin und her. Spaßhaft sieht es aus, wenn man mehrere in einem Stalle hat und diese, eins hinter dem andern, an den Wänden des Stalles unverdrossen diesen oft mehrere hundert Male durchlaufen, als ob sie ein Rennen abhielten. Aehnlich wie der Gang des Kaninchens sind auch seine Fortbewegungen; ganz wie der Hamster sich aufrecht setzt und die Vorderpfoten wie Hände beim Fressen gebraucht, dasselbe können wir auch am Meerschweinchen sehen.

Eine andere Eigenschaft, die fast sämtliche Nager besitzen, ist die Reinlichkeit. Sein Fellchen ist durch häufiges Lecken und Glätten stets sauber. Oft helfen sich zwei gegenseitig bei der Toilette.

Weniger teilen mit ihm andere Nager seine Harmlosigkeit und Gutmütigkeit. Es thut niemand etwas zuleide und läßt sich geduldig alles gefallen; nur höchst selten wird es zornig, dann aber ertönt ein lautes Quieken. Im Zustande der Behaglichkeit murmelt und knurrt es. Seine gewöhnliche Stimme ist ein Grunzen, welches an das des Schweines erinnert und ihm wohl den Namen Meerschweinchen eingetragen hat. Mit seinesgleichen verträgt es sich gut.

Männchen und Weibchen behandeln einander zärtlich, und nur die Männchen bestehen zuzeiten miteinander hitzige Kämpfe, wobei sie sich tüchtig beißen, an den Haaren zerren und mit den Hinterbeinen treten. Veranlassung hierzu gibt das Fressen oder der Ruheplatz, den sie sich streitig machen. Ruhen Männchen und Weibchen nebeneinander, so schläft in der Regel nur das eine der beiden, das andere wacht für die Sicherheit des ersteren. Erwacht dieses, so schläft das andere, und das erstere übernimmt das Wächteramt. Dauert dem einen das Schlafen des andern zu lange, so erweckt es dieses durch Belecken und Streicheln mit den Pfoten; dann wird die Rolle getauscht.

Das Meerschweinchen erzieht wie alle Nager eine zahlreiche Nachkommenschaft. Bei uns wirft es mehrere Male im Jahre zwei und drei, auch fünf Junge. In wärmeren Ländern ist die Vermehrung doppelt, auch dreimal so stark. Die Jungen können gleich nach der Geburt sehen und fressen schon nach einigen Tagen. Die Mutter behandelt sie liebevoll und zärtlich, der Vater dagegen gleichgültig, oft feindlich. Er beißt sie auch wohl tot und frißt sie. Schon nach einem halben Jahre sind die Jungen ausgewachsen.

Behandelt man die Meerschweinchen gut, so kann man sie lange in der Gefangenschaft erhalten, oft bis gegen zehn Jahre. Sie sind dann sehr zahm und belohnen die geringe Mühe und Unkosten, die man mit ihnen hat, reichlich durch die Freude, die man an ihrem zutraulichen und drolligen Wesen haben kann.

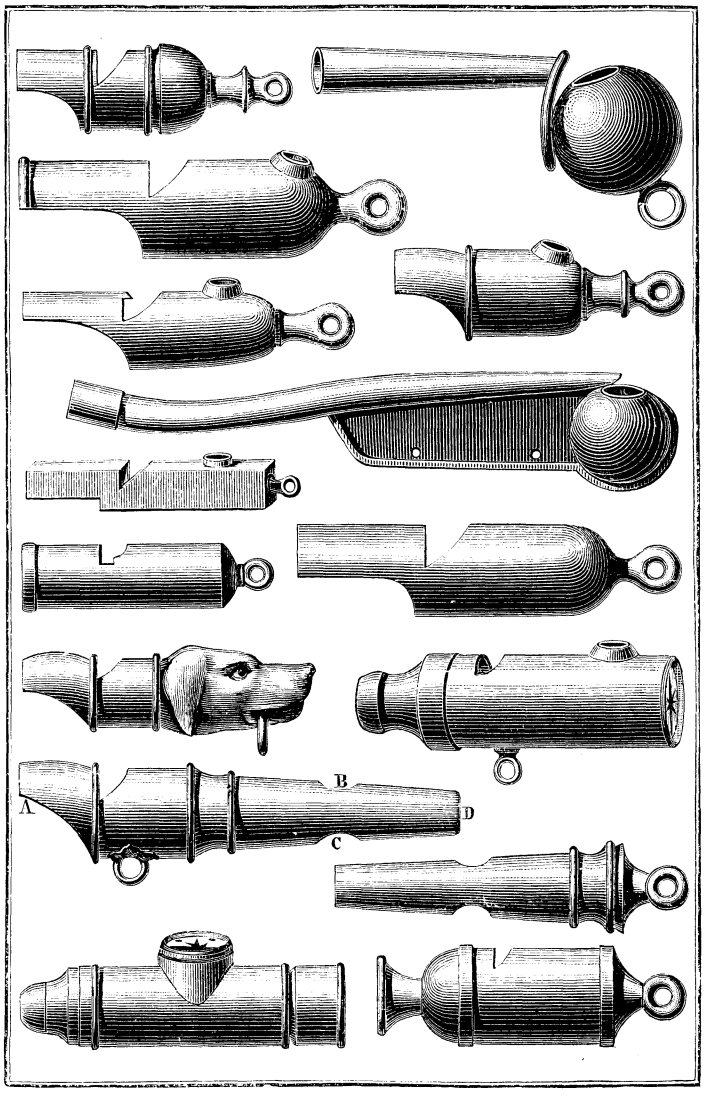


Fig. 6. Zusammenstellung verschiedener Arten von Pfeifen.
(Der Beschreibung nach zählen die Figuren von links oben an.)

Etwas vom Pfeifen.

(Schluß.)

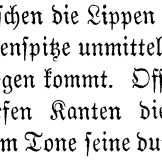
Auch die Indianer anderer Länderstriche bedienten sich des Pfeifens zum Zeichengeben und thun es heute noch. Die peruanischen Indianer hatten auch Vorrichtungen zu diesem Zweck, namentlich Pfeifen aus gebranntem Ton in mancherlei Gestalt, meist in Tierformen, oft der abenteuerlichsten Art und mit Verzierungen versehen, die Aehnlichkeit mit Tättowierungen haben. So stellen die rechts und links auf unserer ersten Abbildung dargestellten Pfeifen einen Tierkopf vor, und zwar Nr. 1 (rechts) von vorn, Nr. 2 (links) von der Seite. Die in der Mitte abgebildete Pfeife könnte man mit einem menschlichen Rumpf vergleichen. Wie ersichtlich, haben diese drei Pfeifen Löcher, um den Ton vervielfältigen zu können. Fig. 2 stellt eine peruanische Pfeife in Vogelform dar. Beim Blasen in den Schnabel gibt das Ding einen schrillen Ton von sich. Merkwürdigerweise werden ganz ähnliche Pfeifen noch heute in manchen Gegenden Italiens, so in der Umgegend von Florenz angefertigt.

Den häufigsten und ausgedehntesten Gebrauch hat das Pfeifen im Verkehrswesen

und im industriellen Leben der Neuzeit gefunden. Der Pfiff der Lokomotive, den jeder von uns schon viel tausendmal hörte und ihn noch Tag für Tag vernimmt, hat seinen Widerhall schon in Einöden gefunden, die sonst kein menschlicher Fuß betrat, und die sich Hunderte von Kilometern hinziehen; er läßt sich vernehmen in den Felseneinöden alpiner Hochgebirge, in Höhen bis zu 15 000 Fuß, wo ehedem der Schrei des Adlers oder des Kondors das Echo weckte; er begleitet das Donnerrollen der Eisenräder tief in den Schoß der Erde, wo ihm die Hand des Menschen in meilenlangen Tunnels den Weg gebahnt, und nur eine Frage der Zeit ist es, daß er sich auch unterm Meeresgrund hören lassen wird.

Unsere vierte Abbildung stellt eine Pfeife aus Weißblech dar, wie sich deren die Obermeister in Spinnereien bedienen, um das Zeichen zum Abnehmen der Spulen zu geben. Die Pfeife gibt einen hellgellenden, das größte Lärmen und Rollen der Maschinen kräftig übertönenden Laut von sich. Der Gebrauch erfordert aber einige Uebung. Sie wird mit dem umgebogenen Teil so zwischen die Lippen genommen, daß die Zungenspitze unmittelbar vor das Tonloch zu liegen kommt. Offenbar sind es die scharfen Kanten dieses Ausschnittes, welche dem Tone seine durchdringende Gewalt geben.

Auch Fig. 5 ist eine Signalpfeife. Sie hat Aehnlichkeit mit der vorigen, unterscheidet sich aber wesentlich von ihr in der Einrichtung. Auch gehört ein Kunstgriff dazu, um sich ihrer zu bedienen. Die obere Figur stellt die Pfeife in ihrer äußeren Form dar, die untere im Durchschnitt. Der vordere Teil O O^1 ist eine flache Büchse, welche das Mundstück bildet. Bläst man hinein, so gibt das Instrument keinen Ton von sich. Um diesen hervorzubringen, bedarf es zweier Handgriffe. Einmal muß man den hinteren runden Teil so einbiegen, daß die vordere Fläche A, die abgeschrägt ist, sich an O^1 anlegt; sodann muß man den Hohlraum T mit Daumen und Zeigefinger verschließen. Erst jetzt erhält man einen Ton, den man dadurch vervielfältigen kann, daß man die Schrägfläche A bei O^1 fester oder loser andrückt. Der Name dieses Instruments ist „die Geheimpfeife", weil eben nur die in die Geheimnisse derselben Eingeweihten darauf blasen können.



Der Bau des Grönländers. Fig. 1. (Siehe Fragen und Antworten.)

In der französischen Armee hat das Pfeifen auch schon zum Abgeben von Signalen und Kommandos Eingang gefunden. Fig. 7 stellt die dabei gebrauchte Pfeife dar. Links ist das Mundstück, bei 1 und 2 sind Löcher zur Vervielfältigung des Tones angebracht. Sind dieselben geschlossen, so erhält man den Ton G, beim Oeffnen von 1 ertönt C, beim Oeffnen beider Löcher E.

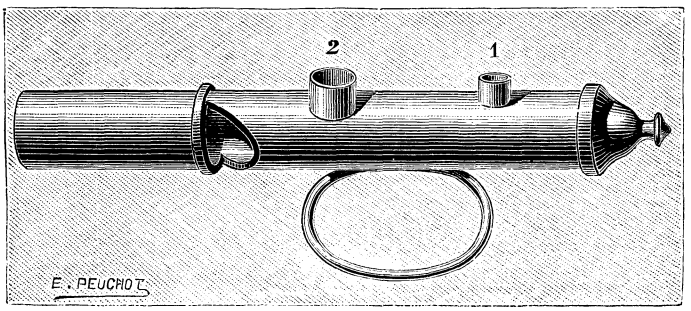


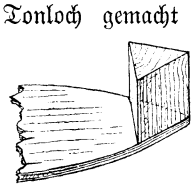
Fig. 7. Die Kommandopfeife.

Unsere sechste Abbildung führt eine ganze Sammlung von Pfeifen vor, die aber größtenteils nur in der Form voneinander abweichen. Die Nummern 1, 2, 13 und 14 stellen verschiedene Eisenbahnpfeifen vor: die deutsche, schweizerische, französische und belgische. Bei der schweizerischen fängt sich ein Teil des in das Mundstück geblasenen Windes in einer Kugel und bringt so den Ton hervor. Es ist dies ganz ähnlich, wie beim Blasen in einen hohlen Schlüssel oder in ein unten geschlossenes Rohrstückchen. Nr. 6 ist die nach demselben Prinzip hergestellte, bei der französischen Marine gebräuchliche Signalpfeife. Nr. 5 ist die französische Feuerwehrpfeife. Sie gibt zwei Töne von sich, das G beim Schließen des Tonloches, das E beim Oeffnen desselben. Bei Nr. 12 kann das eine wie das andere Ende als Mundstück benutzt werden. Die beiden dadurch hervorgebrachten Töne können noch durch Oeffnen oder Schließen der Tonlöcher vervielfältigt werden. Von den übrigen Nummern ist wenig zu sagen. Nr. 10 ist eine Jagdpfeife, Nr. 11 eine Pfeife, an deren Hinterteil ein kleiner Kompaß angebracht ist. Nr. 14 enthält außer dem Kompaß einen Behälter für Zündhölzchen. Und damit die Formen möglichst mannigfaltig seien, ist auch eine viereckige Pfeife (Nr. 7) vertreten.

Zum Schluß noch eine kleine Anweisung, in welcher Weise man selbst eine Pfeife oder Flöte, wie es in manchen Gegenden heißt, herstellen kann. Man nimmt ein möglichst plattes, d. h. durchaus astloses Stück von einer Weidenrute, einen halben oder ganzen Fuß lang und von entsprechender Dicke, und teilt sie durch einen Rundschnitt in der Rinde in zwei Teile ab, einen größeren, aus dem die Pfeife hergestellt wird, und einen kleineren, der als Handhabe dient. Dann setzt man sich hin und klopft mit dem Messerstiel (am besten von halbrunder Form) auf den oberen Teil, den man aufs Knie legt und beständig dreht, indem man singt (oder vielmehr recht hübsch leiert):

„Trips, trips, trill,
Korn auf die Mühl',
Stein' in den Bach,
Mutter, gib mir 'n Pfennig.
Was willst du mit dem Pfennig thun?
Nadeln kaufen.
Was willst du mit den Nadeln thun?
Säckchen sticken.
Was willst du mit den Säckchen thun?
Vöglein werfen.
Was willst du mit den Vöglein thun?
Braten.
Ist mein Pfeifchen noch nicht bald geraten?"

Nun nimmt man das Stück Weidenrute in beide Hände und dreht behutsam. Durch das Klopfen mit dem Messerstiel ist nämlich die Rinde locker geworden, ein leichtes Knacken gibt dies beim Drehen auch bald zu erkennen. Nun dreht man behutsam, damit die Schale nicht reißt, weiter, bis zum oberen Ende und zieht dann die Schale, die ein Rohr bildet, ab (Abbildung A Fig. 3.). Vorher hat man am oberen Ende des Zweigstückes in schräger Richtung ein Stück abgeschnitten (Abbildung B) und an dem gegenüberliegenden Teil einen Einschnitt für das Tonloch gemacht (Abbildung C). Das schräg abgeteilte Stück des Stockes schneidet man nun so ab, daß sein unterer, noch ganz runder Teil genau bis zum Rande des Tonloches reicht und spleißt nun von diesem Pfropf an der dem Tonloch entsprechenden Seite ein Stück, ungefähr von der Stärke eines Fingernagels (oder auch etwas dicker) ab und bringt es wieder an seine alte Stelle. Bläst man nun in das Instrument, so erhält man einen ganz angenehmen Ton, den man in der Weise vervielfältigen kann, daß man den

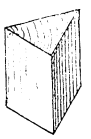

Der Bau des Grönländers. Fig. 2. (Siehe Fragen und Antworten.)

von der Rinde entblößten Teil unten in das Rohr steckt und auf und nieder bewegt. Dasselbe erreicht man durch Einschneiden von weiteren Tonlöchern, die man beim Blasen mit den Fingern schließt oder öffnet.

Wir wissen recht wohl, daß wir mit dieser Beschreibung für die meisten unserer Leser, wie man zu sagen pflegt, Eulen nach Athen getragen haben. Aber sei's drum; es ist doch etwas für die jüngeren Leser des Guten Kameraden.

Das Treib- oder Sauball-Spiel.

Eine größere Gesellschaft von Knaben rückt, jeder mit einer Ballkeule versehen, auf den Spielplatz hinaus, wo an einer geeigneten Stelle eine flache, etwa 30 cm im Durchmesser haltende Grube ausgehöhlt wird. Im Kreise um diese Grube her, ungefähr fünf Schritte von derselben entfernt, werden kleinere Löcher in der Erdoberfläche gebildet, und zwar eins weniger, als Spieler vorhanden sind.

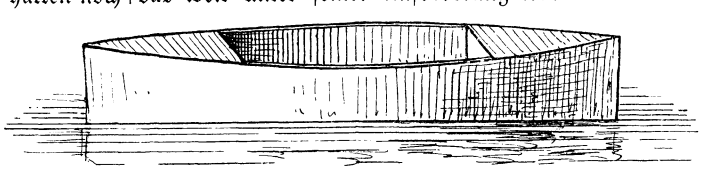


Der Bau des Grönländers. Fig. 3. (Siehe Fragen und Antworten.)

Diese kleinen Löcher sollten drei bis vier Schritte voneinander entfernt sein. Das Spiel beginnt damit, daß sämtliche Knaben ihre Ballkeulen in die mittlere Grube senken, und jeder, nachdem bis drei gezählt ist, seine Keule in eins der kleineren Löcher zu stecken sucht. Derjenige, dem dies nicht gelingt, wird Treiber. Er tritt, mit einem mittelgroßen Balle ausgestattet, aus dem Kreise hinaus, wirft den Ball auf die Erde und versucht, ihn durch starke oder leichte Schläge mit seiner Keule durch den Kreis hindurch nach der in der Mitte befindlichen größeren Grube zu treiben. Dabei muß aber der Ball die Kette der Mitspieler passieren, welche nicht gesonnen sind, ihn durchzulassen. Diese halten noch immer das ihnen zugefallene Loch mit ihrer Ballkeule besetzt, weil sie es verlieren, wenn der Treiber seine Keule in ein gerade unbesetztes Loch stößt; sie lauern aber zugleich auf den heranrollenden Ball, um diesen, wenn der Treiber nicht dicht dabei ist, durch einen tüchtigen Gegenschlag dem Kreise fernzuhalten. Der Treiber sucht dies zu verhüten, indem er gelegentlich seine Ballkeule zum Schutz gegen die erwarteten Schläge vor den Ball stellt und dann wieder langsam vorwärts treibt. Dabei lauert er aber gleichzeitig darauf, daß einer der Mitspielenden sich eine Blöße gibt. Wehe diesem, wenn er sein Verlangen, den Ball fortzuschlagen, zur Unzeit befriedigt und dabei nicht schnell genug in sein eigenes Loch zurückfährt! Unversehens hat der diese Möglichkeit erwägende Treiber die eigene Ballkeule in das Loch des unachtsamen Mitspielers gesenkt; dieser ist dadurch von seinem Platze verdrängt und gezwungen, das Amt des Treibers zu übernehmen. Gelang es dem Treiber, den Sauball durch die Kette der Mitspielenden hindurch in den Kreis hineinzuschlagen, und folgt er ihm selbst dorthin, um ihn vollends in die Grube zu befördern, so wird sein Ball von vielen Seiten zugleich angegriffen werden. Bei dem blinden Eifer, mit dem dies oft geschieht, findet der Treiber, welcher sich natürlich den Anschein gibt, als achte er nur auf seinen Ball, meistens Gelegenheit, eins der unverteidigten kleinen Löcher zu besetzen, dessen früherer Besitzer nun den Sauball treiben muß. Gelangte der Ball trotz aller Anfechtungen außerhalb und innerhalb des Kreises in die mittlere Grube, so ist der Treiber vorläufig erlöst; es werden wieder sämtliche Ballkeulen in die Grube gesenkt, dann wird bis drei gezählt, und es bleibt jedem überlassen, dafür zu sorgen, daß er rechtzeitig mit seiner Ballkeule in eins der kleinen Löcher taucht, damit er nicht Treiber in dem neuen Spiele wird.

Eine musikalische Rache.

Ein in Wien lebender Komponist erhielt einst aus Paris den Auftrag, eine Fuge zu komponieren. Man mäkelte am Honorar und machte ihm ein Angebot, das weit unter seiner Anforderung war.



Der fertige Grönländer. Fig. 6. (Siehe Fragen und Antworten.)

Der Künstler ärgerte sich, komponierte aber die Fuge doch und verwandte hierzu das aus folgenden Noten bestehende Thema:

b, a, g, a, g, e,

welcher musikalische Rebus unschwer als „Bagage" zu entziffern ist. Ein renommierter Orgelspieler führte die Fuge vor mehreren Kennern aus, die außerordentlich begeistert waren, ohne zu ahnen, daß sich der Künstler füglich und mit gutem Fug gerächt hatte.

Die Riemenstange des Grönländers. Fig. 4. (Siehe Fragen und Antworten.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 42.

„Eile, Erle, Eule."

Auflösung des Homonyms in Nr. 42.

„Schimmel."

Auflösung des Kreisrätsels in Nr. 42.

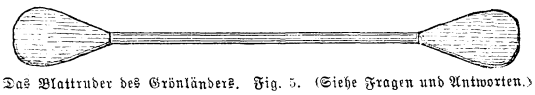
F	E	R	J	E	R
a	i	a	r	b	e
r	c	n	e	e	l
b	h	k	n	n	k
e	e	e	e	e	e

Rätsel.

R— und S— verschließen;
Sp— mag Häßliche verdrießen.

Versteckrätsel.

Welches Sprichwort ist in nachstehenden Wörtern verborgen?
Anmut — Gottheit — Espe — Segenswunsch — Isthmus — Alter — Lessing — Gelegenheit.



Das Blattruder des Grönländers. Fig. 5. (Siehe Fragen und Antworten.)

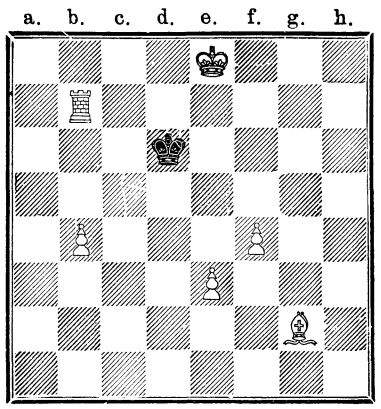
Buchstabenrätsel.

Wenn trüb' ich in die Zukunft seh',
Liegt's auf dem Herzen mir mit p,
Mit m jedoch hat's in der Schweiz
Für den Touristen großen Reiz.

Fragen und Antworten.

??? Ein Kamerad, der seinen Namen nicht nennt oder zu nennen übersehen hat, schreibt uns: „Schon einmal hat ein Kamerad drüben im Lande der Apachen uns eine Anleitung gegeben, wie man sich selbst ein Boot machen kann, und nun hab' ich mich auch einmal darüber gemacht, eines zu bauen, und will Dir nun die Beschreibung geben. Ich nahm ein 4 m langes, astfreies Brett in der Dicke von 2 cm und habe mir das als Kielboden zugeschnitten, wie Fig. 1 und 2 zeigt, also in der Mitte so breit, daß ich bequem darauf Platz habe, nach der Vorder- und Hinterseite hin (Bug und Steuer) allmählich abnehmend. Nun fertigte ich 2 Keile, wie ich einen solchen in Fig. 3 darstelle, und nagelte dieselben dichtschließend vorn und hinten auf, wie Fig. 2 zeigt, die Nägel vom Boden aus eingetrieben. Nun kamen die Seitenwände und das ist sehr einfach, denn

Schachaufgabe Nr. 12.



(6 + 1 = 7.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 11.

1. D c 1 — a 3	T b 3 — a 3:
2. S g 3 — h 5: ♯.	
1.	K g 7 — f 7:
2. D a 3 — a 7 ♯.	
1.	c 5 — c 4
2. D a 3 — f 8 ♯.	
1.	T b 3 — g 3:
2. D a 3 — g 3: ♯.	

wie man's zu machen hat, das ist aus Fig. 6 ersichtlich. Zum Annageln habe ich Kupferstifte ohne Köpfe genommen, die dort, wo es anging, beiderseits plattgeschlagen wurden, sonst nur auf der einen Seite. Das Deck vor und hinter dem Sitz ist des Gewichts wegen aus mit Wachs getränkter Leinwand gemacht und hat den Zweck, zu verhüten, daß die ‚Sturmeswellen' hereinschlagen, wenn nämlich einer ist. Wie das Doppelruder gemacht wird, das zeigt deutlich Fig. 4 und 5, und wir brauchen also nichts weiter hinzuzufügen. Das Boot habe ich dann innen und außen dick mit Oelfarbe angestrichen, namentlich die Fugen (die Leinwand natürlich nicht) und ich kann versichern, daß kein Tröpfchen Wasser durchdringt. Ich hab' Dir das mitgeteilt, damit Du es, wenn Du es für der Mühe wert hältst, in unserem Leibblatt veröffentlichst, damit sich andere Kameraden auch so einen Grönländer machen können. Er fährt ganz ausgezeichnet und darum habe ich ihn ‚Blitz' getauft. Wer damit fahren will, muß freilich geübt sein und schwimmen können, denn anfangs kippt das Bötchen leicht um. Ich habe anfangs manchen Löffel Wasser schlucken müssen; obwohl unser Teich nicht tief ist, man kann überall stehen." So weit unser Kamerad und Bootbauer. Unserseits ein Kompliment für diese anerkennenswerte Leistung und den besten Dank für die Mitteilung. Den anderen Kameraden möchten wir noch sagen, es soll sich jeder, ehe er an das gleiche Unternehmen geht, die Erlaubnis des Papas einholen. Und damit: Prosit!!

J. Egert in **Innsbruck.** Du willst Deine Bude elektrisch beleuchten. Es könnte sich da höchstens, soll's mit Elementen geschehen, um eine Dauer von ¾ bis 1 Stunde per Tag handeln und da müßtest Du schon mehrere starke Elemente haben. Wegen der Umständlichkeit des Zusammenstellens sind Bunsenelemente nicht zu empfehlen. Schlage einmal in Nr. 9 des laufenden Jahrgangs unsere Antwort an Julius S. in Leitmeritz und in Nr. 29 die an Rud. Lohmann in Hagen nach, Du findest dort, was Du wissen möchtest. Ein Lämpchen kostet 2 bis 3 Mark. Gruß.

W. E. in **Göttingen.** Du hast Dir zwei „unermüdliche Fechter" gelaubsägt? Ei, das muß fein sein! Und das Kunststück? Schicke es ein!

B. J. in **Berlin.** Lieber Freund, willst Du uns nicht sagen, was unter „Speise-Eis" zu verstehen ist? Wir haben unsere Köchin gefragt, aber die hat in ihrer bedächtigen Weise den Kopf geschüttelt. „Jedenfalls was zum Schlecken", meinte sie, aber mehr war aus ihr nicht herauszukriegen.

L. v. M. in **G.** Gut, sobald Gottfried von Bouillon den europäischen Boden wieder betreten hat, soll er uns Deine Komposition auf seiner Oboe vorspielen.

W. A. in **Berlin.** Die Dampfkraft Deiner Dampfmaschine ist nicht in Elektrizität umzuwandeln. Es ist aber möglich, Elektrizität zu erhalten durch den Dampfkessel, und zwar in folgender Weise: der Dampfkessel muß auf allen vier Seiten isoliert werden; am Ausströmungskanal hättest Du noch eine vierkantige flache Büchse anzuoringen, die an ihrem vorderen Teile verschiedene Röhrchen als Ausströmungsobjekte besitzt; diesen werden Metallspitzen gegenübergestellt, letztere an einer Querstang befestigt. Lassen wir nun den Apparat funktionieren, so treffen die aus den Röhren kommenden Dampfstrahlen auf die Spitzen, und diese stehen mit einem Konduktor in Verbindung. Die Elektrizität entsteht durch die Reibung, mit welcher der Dampf aus den Ausflußröhrchen strömt. An dem Konduktor sammelt sich die positive, auf den Kessel aber verteilt sich die negative Elektrizität. Eine derartige Maschine, die größte, welche existiert, soll jene der Faculté des sciences von Paris sein. Dieselbe hat 80 Ausflußröhren und gibt Funken von mehreren Decimetern Länge. Probier's, die Herstellung ist keine Hexerei!

Hans B. in **Berlin.** Deine Frage ist nicht uninteressant, wir werden uns bemühen, die geschichtliche Begründung dieser militärischen Auszeichnung herauszukriegen. Das ist nun freilich keine so einfache Sache, darum mußt Du uns noch etwas Zeit gönnen.

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab —

das wird wohl, abstrakt genommen, der Grundzug der Bedeutung sein.

R. K. in **Frankfurt a. M.** Rudolf (altdeutsch), der Held, der Ruhm erwirbt, der Hochberühmte; Walther (altdeutsch), gewaltiger Kämpfer, Herrscher, Gebieter; Johanna (hebräisch), die Huldreiche, das Geschenk Gottes, das Gnadenkind; Nel, Nell oder Nelly sind englische weibliche Namen und Abkürzungen für Helene oder Eleonore. — Oberstdorf liegt im Algäu, Bezirksamts Sonthofen, also auf bayrischem Boden.

X. Y. und **Z.** in **Gera.** Das versteht sich! Jeder Buchstabe ist wahr. Wo Old Shatterhand, Winnetou, Baumann und die anderen zur Zeit sind? Drüben über'm großen Wasser. Sie ruhen auf ihren Lorbeeren und spitzen die Ohren, ob sie nicht bald wieder die Kriegsschalmei vernehmen. Nur Hobble kam rüber und hat sich, wie Du weißt, am Elbestrande die „Villa Bärenfett" erbaut. Gruß freundlich erwidert.

H. H. in **Dresden.** Deine Betrachtungen über die kühnen Chinareisenden sind sehr scharfsinnig. Wir pflichten Dir ganz bei. — Das Terrarium, welches Du nach unserer Anleitung erbaut hast, bewährt sich sehr? Das freut uns.

Otto O. in **Hamburg** schreibt: „Ich wäre demjenigen sehr dankbar, der mir mitteilen kann, wie man Tättowierungen entfernen kann." — Das kommt sehr darauf an, mit welchen Mitteln diese hergestellt wurden, in vielen Fällen sind sie unverlöschlich. Am sichersten, Du fragst Deinen Arzt oder einen Spezialisten für Hautkrankheiten.

Richard M. in **Köln.** Ein Buch zum Bestimmen der Schmetterlinge? Solche Bücher, billige und teure, kann Dir jede Ladenbuchhandlung zur Ansicht und Auswahl vorlegen.

Max Sch . . . . in **Passau.** Du erhältst aus allen Gauen Deutschlands so viele Zuschriften, daß Dir deren Beantwortung rein unmöglich ist. Das haben wir uns gleich gedacht, daß Dir die Kameraden etwas bange machen werden. Schneidige Jungens, die überall hinterher sind!

Tauschmarkt.

Möchte ein Kaleidoskop und einige seltene Muscheln gegen eine Camera obscura oder sonst eine photographische Camera vertauschen. Auch sammle und tausche ich Schmetterlinge und Käfer. Meine Adresse: B. Dierfeld bei Herrn Steuerinspektor Kayser in Bromberg, Wallstraße 5.

E. Török, p. Adr.: Herrn **Jean Schneider** in **Bukarest,** hat eine Laterna magica mit 9 Bildern zu vertauschen und möchte dafür eine Dampfmaschine oder eine scharfe Lupe, lieber noch ein Mikroskop.

F. Blaul in **Speyer, Schwerdtstraße 4,** bittet die Kameraden des Auslandes um freundliche Zusendung ihrer vaterländischen Briefmarken und Ganzsachen. Wird sich später erkenntlich zeigen.

F. Kamloch in **M.-Gladbach** hat seinen Hund jetzt verschenkt.

Paul Kleinsteuber in **Eisenach, Kasernenstraße 15,** hat Münzen, Steine und einen echten englischen Kropfer (Männchen) zu vertauschen. Möchte auch mit einem ausländischen Kameraden in Korrespondenz treten.

Wer will mir die Freude bereiten, mir für meinen photographischen Apparat photographisches und Briefpapier zu schicken. Gebe dafür 100 türkische Marken. Karl Quodbach zu Adrianopel (Türkei).

Theodor Klemm in **Pfullingen (Württemberg)** hat einen prachtvollen Hühnerhabicht zu vertauschen. Er wünscht hierfür Schmetterlinge und alte Münzen.

Otto Döbel in **Gotha, Bahnhofstraße 10 II,** möchte Briefmarken tauschen.

Albin Wezel in **Greiz, Schloßbergstraße 4,** sucht mit Schmetterlingsjägern in Tauschverkehr zu treten.

Emil Weiß, per Adresse: Herrn **C. Tüdt** in **Altona, Gerberstraße 20,** sucht eine gute Camera obscura oder einen photographischen Apparat.

Käfer tauscht (Ahornmaikäfer, Pappelbock sehr erwünscht): Karl Techet in Wien VII, Scholtenfeldgasse 25.

Suche ein Bicycle (Radhöhe 54 bis 57 engl. Zoll) oder Tricycle. Habe zu bieten: 1 selbstverfertigten photogr. Apparat mit sämtl. Chemikalien und eine Laterne (rot und gelb), 1 kräft. Elektromotor, 1 Morsetelegraph mit Uhrwerk, ein Buch über elektr. Lichtanlage, ein Briefmarkenalbum mit 470 versch. Marken, zwei Chromsäureelemente, zwei Braunsteinelemente, eine Salonpistole, event. auch ein elektr. Läutewerk. Mit herzl. Gruß Aloys Haferkamp in Oberhausen (Rhl.), Falkensteinstraße Sekt. II 5½.

Da die Lateinschüler e. e. in Norddeutschland farbige Klassenmützen tragen, so bitte ich Euch inständig um Eure Hilfe, nämlich mir eine alte Mütze zu schicken, damit ich meine Bude damit schmücke. Natürlich nur mit Genehmigung Eurer Eltern. Werde mich stets dankbar zeigen. Auf Eure kameradschaftliche Hilfe hoffend, sage ich Euch im voraus besten Dank. J. Matheis, Lateinschüler in München, Veterinärstraße 8 II.

H. Engelhardt, per Adresse: Frau **Gerichtssekretär H. Schilling** in **Duderstadt, Prov. Hannover,** wünscht eine Schillergalerie, bestehend aus Mappe und 14 Bildern (Kabinettphotographien, Bruckmanns Verlag, Berlin), eine ebensolche Goethegalerie aus 10 Bildern und eine deutsche Dichtergalerie mit 10 Bildern gegen einen guten photographischen Apparat (Visiteformat) oder gegen eine Stirnsche Geheimcamera nebst Zubehör umzutauschen.

Am Querbaum.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen, ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Die vergifteten Pfeile,

von denen in den Stanleyschen Berichten die Rede war, werden in einem Briefe Stanleys an die „Geographische Gesellschaft in London" folgendermaßen näher geschildert: Bei Avisibba, halbwegs zwischen den Panya-Fällen und dem Nepoko, griffen die Eingeborenen unser Lager in entschlossener Weise an. Sie hielten sich durch ihren Vorrat an vergifteten Pfeilen uns überlegen, und in der That ist das Gift, solange es frisch ist, sehr tödlich. Lieutenant Stairs und fünf Leute wurden durch dieselben verwundet. Des Lieutenants Wunde rührte von einem Pfeile her, dessen Gift getrocknet war. Nach drei Wochen wurde er wieder kräftiger, obgleich sich die Wunde erst nach Monaten schloß. Ein Mann erhielt einen kleinen Pfeilstich am Handgelenk; er starb fünf Tage nachher am Starrkrampf. Einer war am Halse verwundet — ein kleiner Stich — er starb am siebenten Tage. Einer, der in der Seite verwundet ward, starb noch in derselben Nacht. Starrkrampf endigte ihrer aller Leiden. Wir waren sehr neugierig, woraus das tödliche Gift eigentlich bestehen solle. Bei unserer Rückkehr vom Albert Nyanza hielten wir nun in Avisibba an, und indem wir die Hütten durchstöberten, fanden wir verschiedene Pakete mit getrockneten Seich-Ameisen. Erst dann erfuhren wir, daß die zu Pulver gemahlenen getrockneten Körper dieser Ameisen, in Palmöl gekocht und auf die Holzspitzen der Pfeile geschmiert, das tödliche Reizmittel abgaben, durch welches wir so viele stattliche Leute unter schrecklichen Qualen verloren. Jetzt nun wundern wir uns, daß uns die Sache so lange dunkel blieb. Aus den gesehenen Insekten wären wir im stande gewesen, eine beliebige Menge Gift zu bereiten. Diese Gifte werden in den Wäldern bereitet. In den Tiefen derselben macht der Wilde sich sein Feuer an und stellt das tödliche Gift her, welches selbst den gewaltigen Elefanten niederwirft. Es ist verboten, es nahe bei den Dörfern zu kochen. Im Walde beschmiert er seine Pfeile, und nachdem er die Spitzen mit frischen Blättern bedeckt hat, damit er selbst nicht dem Gifte zum Opfer falle, ist er zum Kriege bereit.

口才

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Während des Essens fragte der Student den neuen Begleiter nach den Verhältnissen der Kuei-tse und seinen eigenen aus. Er erfuhr, daß derselbe vorher ein Bekenner der Lehre des Kung-fu-tse gewesen und später aus Zorn über Bedrückung seiner Familie zu den Hoei-hoei übergetreten sei. Er stammte aus der Provinz Kwéi-tschou, war dann nach Hunan gezogen, hatte von dort flüchten müssen und war vor einigen Monaten unter dem Schutze seiner Glaubensgefährten und der gegenwärtigen Verhältnisse wieder zurückgekehrt. Er gab an, in einem Dorfe zwischen Kun-jang und Kuetong zu wohnen."

„Das ist ja ganz in der Nähe unseres Reisezieles," sagte Liang-ssi.

„Allerdings. Sie werden durch mein Dorf reiten müssen und dann nach rechts in ein Seitenthal des Lai-kiang biegen, wo die Steinölquellen entspringen und Sei-tei-nei wohnt. Ich war vor kurzer Zeit bei ihm. Steht nicht auch ein Tao-tse-kue in seinem Dienste?"

Wähl den Freund nicht Deiner Art,
Willst du lang ihn Dir vereinen, —
Mag er schroff sein, bist Du zart,
Ist nur warm und treu sein Meinen.

Gegensatz, wie sich's gebührt,
Muß mit Gegensatz sich ringen, —
Doch wo Herz das Herz berührt, —
Gibt's ein um so hell'res Klingen.

Hermann Hirschfeld.

„Nein. Der, den Sie meinen, stammt aus einem Lande, welches Belgien heißt."

Der Mijnheer verstand nicht chinesisch; das Wort Belgien aber hörte er sofort heraus. Er fragte gleich, wovon die Rede sei, und als er erfuhr, daß der Onkel Daniel einen Oelingenieur, welcher ein geborener Belgier sei, aus den Vereinigten Staaten habe

Am andern Morgen wurde zeitig aufgebrochen, der tappere Mijnheer wurde wieder auf das Roß gebunden.

kommen lassen, um ihm die technische Leitung seines Etablissements anzuvertrauen, rief er aus:

„Dat is goed! Dat verheugd mi bij uitnemendheid! Ik bid, spreekt hij ook nederlandsch — das ist gut! Das freut mich ausnehmend! Ich bitte, spricht er auch niederländisch?"

„Ja, er spricht französisch, deutsch, englisch und auch niederländisch."

„Heiza, zoo moeten wij maken, dat wij henkomen en dat ik met hem spreken kan — juchhe, so müssen wir machen, daß wir hinkommen, und daß ich mit ihm reden kann!"

Nach dem Essen rauchte man noch ein Viertelstündchen, und dann wurde aus den vorhandenen Decken, Tüchern und dem Heu, welches der Wirt lieferte, das Lager bereitet. Als die Pferde versorgt und angebunden waren, legte man sich zur Ruhe. Liang-ssi meinte, daß es hier in den Bergen wilde Hunde gebe, gegen welche man die Pferde eigentlich schützen müsse, doch der Methusalem beruhigte ihn durch die Versicherung:

„Machen Sie sich keine Sorge! Hören Sie, welchen Lärm der Mijnheer macht? Da wagt sich bis auf tausend Schritte im Umkreise sicherlich kein wildes Tier heran."

Und er hatte nicht unrecht. Der Dicke schnarchte, daß man meinte, das Dach wackeln zu hören. Was der gute Mann einmal that, das that er ordentlich.

Am andern Morgen wurde zeitig aufgebrochen, nachdem der Wirt eine so reichliche Bezahlung erhalten hatte, daß sein Gesicht vor Entzücken glänzte. Der Mijnheer wurde wieder auf das Roß gebunden, und der Hoei-hoei nahm sich der Packpferde an.

Es ging jenseits des Gebirges hinab, was viel leichter war als der Aufstieg während der beiden letzten Tage. Die Scenerie war, doch nun in umgekehrter Reihenfolge, ganz dieselbe.

Der Methusalem hielt sich vorzugsweise zu dem Mohammedaner. Bei Gelegenheit fragte er ihn, ob er Kinder habe, und erhielt die Antwort:

„Nein, denn ich habe mir kein Weib genommen. Dennoch besitze ich Familie, denn es wohnt eine Verwandte mit ihren beiden Töchtern bei mir, welche mich vergessen lassen, daß ich kinderlos bin. Der Mann dieser Frau mußte fliehen, weil er ganz unschuldigerweise der Teilnahme am Aufruhr angeklagt war."

„Solche Fälle scheinen in China sehr häufig vorzukommen."

„Leider, Herr. Wer bei einer solchen Gelegenheit auf der Straße betroffen wird, den ergreift und verurteilt man, ohne die wirkliche Schuld oder Unschuld zu untersuchen. Und die Verwandten nächsten Grades müssen dieselbe Strafe erleiden."

„Fand dies auch in dem diese drei Frauen betreffenden Falle statt?"

„Ja. Der Mann war gewiß unschuldig; aber nicht nur er, sondern auch sein Weib und seine Kinder wurden gefangen genommen. Es waren zwei Söhne und zwei Töchter."

Diese letzte Bemerkung erregte die Aufmerksamkeit des Methusalem. Er erkundigte sich:

„Hat eine dieser Personen die Todesstrafe erlitten?"

„Nein. Der Mann hatte einen Freund, einen Mandarin, der sich der Armen heimlich annahm. Dieser ließ erst den Vater entkommen und später im Zwischenraume von einigen Tagen, da es nicht anders möglich war, auch die beiden Söhne. Diese letzteren sollten an einem bestimmten Orte dann auf ihre Mutter und ihre Schwestern warten."

„Vereinigten sie sich glücklich mit ihnen?"

„Leider nicht. Der Mandarin stieß auf Hindernisse, und die Knaben konnten unmöglich länger warten. Sie sind also fort und spurlos verschollen. Als später die Mutter mit ihren Töchtern befreit wurde und den festbestimmten Ort aufsuchte, kam sie zu spät. Die Söhne waren fort, und sie hat nie wieder etwas von ihnen vernommen."

„Was hat sie dann begonnen?"

„Sie mußte natürlich die Provinz verlassen, da sie dort gewiß ergriffen worden wäre, und zog als Bittende in der Fremde von Ort zu Ort. So kam sie mit den beiden Mädchen auch zu mir. Ich fragte nach ihrem Namen und Herkommen. Ihr Stamm- und ihr Geschlechtsname stimmte mit denen meiner Familie; ich erkundigte mich weiter und erfuhr, daß ihr Vater ein Vetter des meinigen gewesen sei. Ich hatte weder Weib noch Kind und nahm alle drei bei mir auf. Kurz nach dieser Zeit mußte ich Yunnan verlassen und zog in die Provinz Yu-nan, von wo ich erst seit kurzem zurückgekehrt bin."

„Und die drei Personen sind mit zurückgekehrt und wohnen bei Ihnen?"

„Ja."

„Hat man denn auch von dem Mann nichts vernommen?"

„Nie. Er ist gewiß zu Grunde gegangen."

Die Spannung des Methusalem war immer höher und höher gestiegen. Jetzt wußte er sich seiner Sache so gewiß, daß er direkt fragte:

„Ihr Stammname ist Seng-ho?"

„Ja."

„Und Ihr Geschlechtsname Pang?"

Der Chinese sah erstaunt zu ihm auf und antwortete:

„Ja, Herr. Wie kommt es, daß Sie als Fremder diese Namen wissen?"

„Ich glaube, von diesem Falle vernommen zu haben. War der Mann nicht ein Kaufmann Namens Ye-kin-li?"

„So ist es."

„Seine Frau hieß Hao-keu?"

„So heißt sie noch. Sie hat ihren Namen nicht verändert, obgleich dies die Nachforschung nach ihr, der Flüchtigen, erleichterte."

„Hießen die Söhne nicht Liang-ssi und Jin-tsian?"

„Herr, Sie wissen ja alles, alles!"

„Und die Töchter Méi-pao und Simming?"

Jetzt machte der Mann ein Gesicht, als ob er das größte Wunder vor sich sehe.

„Hoher Gebieter," sagte er, „ich weiß wirklich nicht, wie ich es mir erklären soll, daß Sie als Fremdling alle diese Namen so genau kennen!"

„Sie brauchen sich nicht anzustrengen, es zu erraten; ich werde es Ihnen später mitteilen. Indem ich Sie nach diesen Verhältnissen und Namen fragte, hatte ich eine gewisse Absicht, von welcher jetzt noch nichts verlauten soll. Ich ersuche Sie infolgedessen, gegen keinen meiner Gefährten etwas von dem, was wir gesprochen haben, zu erwähnen. Es ist niemals gut, von vergangenen, unangenehmen Dingen zu sprechen."

Dies schien den Chinesen, welcher wohl eine Erklärung erwartet hatte, nicht zu befriedigen; er wagte aber nicht, dem Gespräche eine Fortsetzung zu geben. Welche Freude aber empfand der brave Methusalem, die Gesuchten nun endlich, und zwar so ganz unerwartet, ohne alle Anstrengung, ohne sein Zuthun gefunden zu haben. Das war auch schon bei den beiden Söhnen des Händlers der Fall gewesen; er mußte es für Gottes Schickung nehmen.

Es stand bei ihm fest, daß der Mo-

hammedaner den eigentlichen Stand der Sache nicht erraten werde, so lange er verhindert wurde, mit den beiden Brüdern über diesen Gegenstand zu sprechen, was ja nicht schwer erreicht werden konnte. Vielleicht wußte er bereits, daß der eine dieser Brüder Liang-ssi hieß, da dieser Name öfters genannt worden war; da aber dieser letztere in China sehr häufig ist, so brauchte nicht gerade gefolgert zu werden, daß der Träger desselben der verschwundene Liang-ssi sei.

Eigentlich trieb es den Methusalem innerlich, den Brüdern schleunigst mitzuteilen, daß ihre Mutter und ihre Schwestern am Leben und gefunden seien; aber er freute sich auf die außerordentlich freudige Ueberraschung, wenn die Verwandten sich gegenseitig erkannten, ohne vorher etwas davon geahnt zu haben. Daher war er entschlossen, seine Entdeckung einstweilen noch geheim zu halten, da es sich ja nur um höchstens zwei Tage handelte, welche Zeit man bedurfte, um die angegebene Gegend zu erreichen.

Er kannte die Namen der Familienglieder, weil Ye-kin-li sie ihm mitgeteilt hatte. Die Bedeutung derselben war folgende: Die Mutter Hao-keu = lieblicher Mund; die Söhne Liang-ssi = gutes Geschäft, und Jin-tsian = Güte des Himmels; die Schwestern Méi-pao = schöne Gestalt, und Sim-ming = Herzenslicht. Es ergibt sich daraus, in welcher Weise die chinesischen Eltern ihre Kinder benennen.

Kurz nach Mittag wurde die Stadt Kuz-jang erreicht, durch welche man ritt, ohne sich aufzuhalten, da man kein Bedürfnis dazu hatte. Zwei Stunden später gelangten die Reisenden an den Fluß Lai-kiang, dessen Lauf sie aufwärts folgten, um dann die Nacht in einem an der am Ufer hinführenden Straße liegenden Einkehrhause zu verbringen. Am andern Morgen wurde die angegebene Richtung weiter verfolgt.

Dieser Fluß kommt von einem schmalen, langgestreckten Höhenzuge, welcher vom Nanling-Gebirge ausläuft und sich bis nach der Stadt Kin-gan erstreckt. An seinem rechten Ufer steigt das Land als schiefe Ebene nach diesem Höhenzuge empor, während das linke durch eine Bergkette von einem östlich liegenden weiten und fruchtbaren Becken getrennt wird, in welchem europäische Kenner unbedingt nach Kohle graben würden. Dieses Becken ist mit dem Flusse durch Querthäler verbunden, welche die erwähnte Bergkette durchbrechen. Es wird von dem Flüßchen Dschang durchströmt, an welchem der Wohnort des Onkels Daniel liegen sollte.

Daß in einem kohlenreichen Becken Petroleum gefunden wurde, war leicht erklärlich. Uebrigens ist die Meinung, daß man in China dieses Produkt gar nicht kenne, eine irrige, denn schon in einem Jahrhunderte alten chinesischen geographischen Werke, dem unseren Gelehrten noch wenig bekannten Schen-si-king, lautet eine Stelle: „In dieser Provinz liegt die Stadt Yengan-fu, wo ein dunkles, übelriechendes Oel aus der Erde fließt, welches man in Lampen und Laternen brennt, da es ein besseres und billigeres Licht als dasjenige der Talgkerzen und gewöhnlichen Oellampen gibt."

Kurz nach dem Mittage dieses zweiten Tages sah man ein kleines Dörfchen am Ufer des Flusses liegen, und der Hoei-hoei erklärte, daß dieses sein gegenwärtiger Wohnsitz sei, wo sich mit ihm noch mehrere Mohammedaner niedergelassen hätten.

Daß hier der Islam eine Stätte gefunden habe, wenn auch nur eine kleine, konnte man aus dem schlanken, hölzernen Türmchen ersehen, welches die Baumwipfel der Gärten überragte. Es war das Minareh der Li-pai-sse*), welche die Bekenner der Lehren Mohammeds sich hier errichtet hatten.

Der Methusalem hatte sich seit gestern früh alle Mühe gegeben, ein längeres Gespräch des Hoei-hoei mit den Brüdern zu verhindern. Diese letzteren hatten also nicht die Spur einer Ahnung, daß sie hier ihre Mutter und Geschwister finden würden.

Links von der Straße lag der Fluß, welcher sich hier seeartig erweiterte. Auf dem Wasser hielten Kähne mit Leuten, welche Fische fingen, wozu sie sich aber nicht der Angeln oder Netze, sondern der bekannten Vögel bedienten, welche Tschutsche oder Wasserraben heißen.

Rechts zogen sich die kleinen Häuser und hinter denselben die Gärten längs der Straße hin. Die Fensterhöhlen waren entweder ganz leer, oder sie hatten an Stelle der Glasscheiben jenes starke, sehr durchscheinende Papier, welches in bester Qualität aus Korea bezogen wird. Dennoch hatte das Dorf den Anschein ungewöhnlicher Wohlhabenheit. Die Sauberkeit desselben machte einen sehr guten Eindruck.

Damit stimmte freilich der an Kienöl erinnernde Geruch nicht überein, welcher sich bemerkbar machte. Er kam von mehreren dunklen, fettigen Kähnen, welche am Ufer lagen und mit ebenso dunklen Fässern beladen waren. Das waren Petroleumfässer, welche von hier aus in kleinen Booten nach Kin-gan oder Tschangscha gingen, um von dort aus auf größeren Flußdschunken den Jang-tse-kiang hinabtransportiert zu werden. Dieser Petroleumgeruch war das erste Anzeichen, daß man sich dem Ziele der Reise, der Niederlassung des Onkels Daniel, genähert habe.

Der Hoei-hoei entschuldigte sich, daß er die Herrschaften nicht einladen könne, die Nacht bei ihm zu verbringen. Sein Häuschen war für so viele Gäste zu klein. Doch versicherte er ihnen, daß sie in dem hiesigen Einkehrhause sehr gut logieren würden, da es genug Raum besitze und die Familie des Wirtes eine ungemein aufmerksame und reinliche sei.

Aber das Mahl bei ihm einzunehmen, bat er, ihm ja nicht abzuschlagen. Man möge ihm nur ein kleines Stündchen Zeit gewähren, das dazu Nötige vorzubereiten. Es wurde ihm bereitwilligst zugesagt. Er brachte die Reisenden nach dem Siè-kia, worauf er sich nach seiner Wohnung begab.

Sehr erklärlich waren auch hier die Bewohner zusammengelaufen, um die Fremden anzustaunen. Es war fast unerklärlich, daß in so wenigen Augenblicken, welche man brauchte, vom Anfange bis in die Mitte des Dorfes zu kommen, sich so viele Menschen versammeln konnten. Selbst die Fischer kamen an das Ufer gerudert, um sich vor dem Ruhehause aufzustellen.

Dieses letztere war wirklich weit sauberer gehalten als diejenigen, in die man bisher eingekehrt war. Der Wirt kam aus der Thür und hieß die Gäste unter fortgesetzten tiefen Verbeugungen willkommen. Er rief einige Schi-tse*) herbei, welche die Pferde versorgen sollten, und führte dann die Ankömmlinge in ein Gemach, welches augenscheinlich nur für bessere Gäste bestimmt war. Dann entfernte er sich, um sofort den Tscha**) des Willkommens zu besorgen. Liang-ssi, den er kannte, begleitete ihn, jedenfalls um ihm zu sagen, was für hohe Leute er bei

*) Moschee.

*) Dienende Knaben = Knechte.
**) Thee.

sich habe, und ihn aufzufordern, dieselben mit größter Hochachtung zu behandeln.

Der Mijnheer ging, anstatt sich müde zu zeigen und zu setzen, in der Stube auf und ab, reckte und streckte sich und fragte:

„Hoe is het, Mijnheer Methusalem? Kan ik niet goed rijden — wie ist es, Herr Methusalem? Kann ich nicht gut reiten?"

Der Garneelenfang.

„Allerdings," nickte der Gefragte. „Sie haben sich schneller eingerichtet, als ich dachte."

„Ja, het rijden is zeer goed voor den lichaam. Ben ik niet dik geworden — ja, das Reiten ist sehr gut für den Körper. Bin ich nicht dick geworden?"

„Es scheint ganz so, als ob Ihr Umfang auf dem Pferde zugenommen habe."

„Zeer?"

„Ganz beträchtlich!"

Da glänzte das Gesicht des Dicken vor Freude, und er meinte:

„Ben ik niet ook gewassen — bin ich nicht auch gewachsen?"

„Um einige Centimeter, wie es scheint. Die hiesige Luft scheint Ihnen außerordentlich zu bekommen."

„Ja, de lucht is goed, is zeer weldadig. Ik ben oneindig gezond; ik word gaarne hier blijven — ja, die Luft ist gut, ist sehr wohlthätig. Ich bin unendlich gesund; ich möchte gern hier bleiben."

„Das können Sie. Sie wollen sich ja hier in China ankaufen."

„Aanhijen? Ja, maar wat en waar — ankaufen? Ja, aber was und wo?"

„Kaufen Sie dem Onkel Daniel sein Etablissement ab! Sie können da sich um China verdient machen und ein Millionär, ein Oelfürst werden."

Der Dicke blieb stehen, öffnete vor Staunen den Mund und antwortete erst nach einer Weile:

„Een olievorst, een olieprins! Seldrement! De Mijnheer van Aardappelenbosch een olinprins! Dat ist goed; dat is zekerlijk goed — ein Oelfürst, ein Oelprinz! Potztausend! Der Mijnheer van Aardappelenbosch ein Oelprinz! Das ist gut; das ist gewißlich gut!"

Er setzte in sehr energischer Weise seinen Spaziergang fort, ohne das Gespräch fortzusetzen, brummte aber zuweilen ein Wort wie „olieprins" oder „zeer goed" vor sich hin. Der Gedanke des Methusalems schien auf einen sehr empfänglichen Boden gefallen zu sein, obgleich er nur im Scherze ausgesprochen worden war.

Die beiden Brüder befanden sich noch immer darüber im Unklaren, welche Pläne der Methusalem in Beziehung der Nachforschung nach ihren Verwandten verfolge. Er hatte sich ihnen seit gestern ganz und gar entzogen, um zu verhüten, daß das Gespräch auf diesen Gegenstand komme. Darum benutzte Liang-ssi die jetzt eingetretene Pause der Unterhaltung zu der Erkundigung:

„Herr, wie lange werden wir hier verweilen, um dann vollends nach Ho-tsingting zu gehen?"

„Bis morgen früh nur."

„Und wie lange bleiben wir dann dort bei dem Onkel Daniel?"

„Das ist unbestimmt."

„Aber wird es lange dauern?"

„Es ist möglich, daß sich unser dortiger Aufenthalt auf einige Wochen erstrecken wird."

„So werden wir Sie um einen Urlaub bitten müssen."

„Warum?"

„Damit wir während dieser Zeit nach unserer Mutter und unseren Schwestern forschen können."

„Ich kann Sie nicht hindern. Aber wo wollen Sie suchen, und wie wollen Sie es anfangen, um eine Spur von den Verlorenen zu entdecken?"

„Wir werden nach der Provinz Kwéitschou, unserer Heimat gehen, wo wir gefangen waren und von wo sie damals entflohen sind. Das ist der einzige Ort, wo wir einen Anhalt finden können."

„Aber Sie begeben sich dabei in große Gefahr, da auch Sie von dort entwichen sind. Wenn man Sie erkennt, so wird man Sie festhalten."

„O, es sind seit jener Zeit nun acht Jahre vergangen, und wir waren damals sehr jung. Wir haben uns indessen so sehr verändert, daß es fast unmöglich ist, uns zu erkennen."

„Das mag sein; aber wie wollen Sie es anfangen, dort eine Spur zu finden? Sie müssen doch forschen und fragen. Dadurch werden Sie die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich lenken."

„Wir werden dabei auf das vorsichtigste verfahren."

„Das glaube ich sehr wohl; dennoch hege ich keine Hoffnung, daß Sie zum Ziele gelangen werden. Denn, glauben Sie etwa nicht, daß die Polizei damals sehr eifrig nach den Entflohenen geforscht hat?"

„Das ist sicherlich geschehen."

„Und doch hat man sie nicht entdeckt. Wie wollen nun Sie nach so langer Zeit eine Spur auffinden, besonders, da Sie Ihre Nachforschungen nur heimlich anstellen können und dabei die größte Sorge tragen müssen, daß Sie nicht selbst ergriffen werden?"

„Herr, wollen Sie uns denn alle Hoffnung rauben? Sie haben ja recht, das muß ich zugeben; aber suchen müssen wir doch. Oder wissen Sie eine andere Art und Weise, zum Ziele zu gelangen? Sie hatten uns versprochen, uns behilflich zu sein. Ja, Sie sind ja auch mit zu dem Zwecke, die Familie unseres Vaters aufzusuchen, in das Land gekommen. Und nun bemerken wir, daß Sie sich gar nicht

mehr mit dieser für uns so wichtigen Aufgabe beschäftigen."

„Da irren Sie sich. Ich habe mich bis heute sehr eifrig mit derselben beschäftigt und thue es auch jetzt noch."

„Ja, nachgedacht haben Sie vielleicht. Oder darf ich annehmen, daß Sie auf einen vorteilhafteren Plan gekommen sind, als der unserige ist?"

„Ja, mein Plan ist besser als der Ihrige. Der Weg, den ich eingeschlagen habe, führt sicher und auch ohne alle Gefahr für Sie zum Ziele."

„Wirklich? Dann, Herr, teilen Sie uns denselben doch mit! Verharren Sie nicht länger in dem Schweigen, welches uns in Sorge versetzt hat!"

„Nun, mein Plan ist sehr einfach, und dennoch werden Sie ihn nicht verstehen, da er sich darauf gründet, daß — wir werden weiter über diese Angelegenheit sprechen. Jetzt bringt der Wirt den Thee."

Der Genannte brachte den duftenden Tscha in kleinen, zierlichen Tassen, von denen jeder nur eine leeren durfte, da es der Willkommenstrunk war. Dann bat er die Herren, die für sie bestimmten Schlafstuben in Augenschein zu nehmen, damit er erfahren könne, ob es ihm gelingen werde, ihre Zufriedenheit zu erlangen.

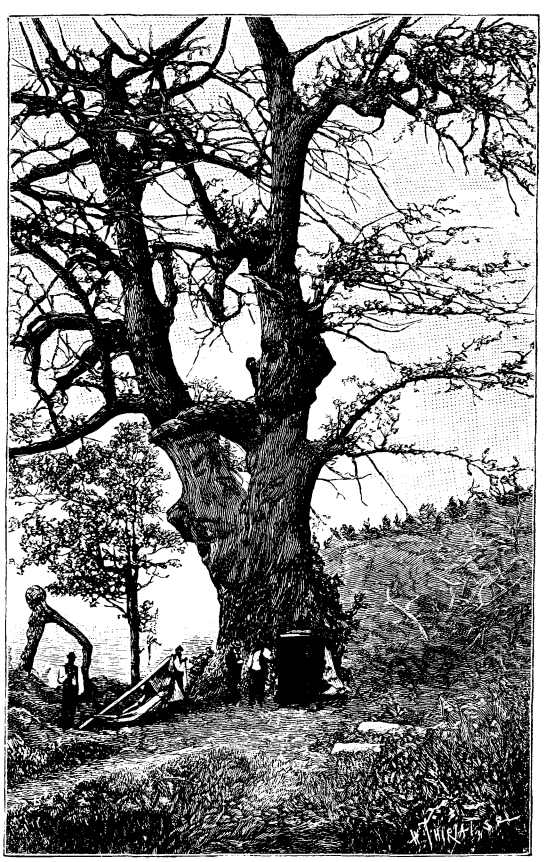
(Fortsetzung folgt.)

Die Garneele und ihr Fang.

Unter den Krebstieren, welche auf den Watten der schleswigschen Westküste vorkommen und denen die Anwohner des Meeres nachstellen, nimmt die Garneele (Crangon vulgaris F.) einen hervorragenden Platz ein. Dieser echte Schalenkrebs hat eine Länge von 5 bis 6 cm. Der Körper ist seitlich zusammengedrückt, von grünlich-grauer Grundfarbe mit verschieden gefärbten Flecken. Das Bruststück ist glatt und nur mit einem Zahn versehen, während bei der französischen Garneele der Stirnfortsatz oben sechs Zähne hat. An dem ersten Fußpaar findet sich eine unvollständige Schere, an der nur ein Finger beweglich ist. Namentlich im Frühjahr und Herbst kommen diese kleinen Tiere sehr häufig an den Küsten der Nordsee vor. Denselben wird zur Ebbezeit nachgestellt, nachdem das Wasser bereits die höheren Wattenpartien bloßgelegt hat, die der Porrenfänger durchwaten muß, um die Wasserrinnen zu erreichen, in denen die Porren, so heißen die Garneelen im Volksmunde, hüpfend und springend dahinschwimmen. Das Gerät des Fischers, womit er dieselben fängt, ist sehr einfach. An einem rechenartigen Gestell ist mit Hilfe eines Reifen ein engmaschiges Netz befestigt, so daß der Strom das Netz zurückschlägt, um die Tiere aufzunehmen, wenn das Gerät in der entgegengesetzten Richtung eines Rechens in dem strömenden Wasser bewegt wird. So ist der eine Fischer thätig, während der andere den Netzinhalt in seinen Korb ausleert. Beide haben bald ihren Korb gefüllt; aber auch das Wasser ist „gekehrt", die Flut steigt, und schnellen Schrittes eilen ihr die Fischer voran, um nicht vom Ufer abgeschnitten zu werden. Dort angekommen, werden sie Muße haben, ihren Fang zu besehen. Ohne daß es den Fischern lieb war, sind nämlich mit den Garnelen auch Taschenkrebse (Cancer) ins Netz und in den Korb geraten, die sich als arge Störenfriede unter ihren Verwandten erweisen, indem sie mit ihren Scheren unerbittlich würgen, was in ihr Bereich kommt. Die Fischer befreien daher am Ufer schnell die Beute von diesen Feinden, eilen dann nach Hause, um die noch lebenden Garneelen in kochendes Seewasser zu stürzen und dieselben darin aufkochen zu lassen. Damit die gekochten Krebslein ein gutes, fleischrötliches Aussehen erhalten, wird der ganze Kesselinhalt mit einem vorher glühend gemachten Eisenstab umgerührt. Man breitet dann den Fang auf einem Tische aus und sucht die kleinsten Tiere und die, welche unterwegs getötet wurden, aus. Die übrigen werden in den Marktorten Husum oder Wyk und in den Dörfern feilgeboten und finden ihres Wohlgeschmacks wegen leichten Absatz. Die Fischer oder Fischerinnen, denn auch Frauen besorgen den Porrenfang, erzielen so nicht selten aus dem Ertrage eines Fanges einen Erlös von 3 bis 4 Mark. Die Halligbewohner entledigen die nicht verkaufte Beute der Schalen und salzen die Krebse für den Winter ein, die so für sie ein nicht unwichtiges Nahrungsmittel abgeben.

Die Methode, das Meer durch Oel zu glätten.

hat sich in neuerer Zeit in so hohem Grade als erfolgreich erwiesen, daß sie jetzt allgemeine Verbreitung unter den Seefahrern aller Nationen gefunden hat. Bekanntlich kommt das Verfahren meistens in der Weise zur Anwendung, daß Segeltuchsäcke, welche durchlöchert und mit Oel oder mit Oel und Werg gefüllt sind, über die Seiten und den Bug des Schiffes gehängt werden. Das Oel dringt dann langsam durch die Löcher der Leinwand und breitet sich mit großer Geschwindigkeit über die Wasseroberfläche aus, die heftigsten Wogen fast augenblicklich in eine sanfte Dünung verwandelnd. Der französische Vizeadmiral Cloué hat in einer kürzlich von ihm herausgegebenen Broschüre nachgewiesen, daß eine Oelschicht von der Dicke eines Hunderttausendstel eines Millimeters hinreicht, um die gewünschte Wirkung auf die Sturmsee hervorzubringen. Thatsächlich scheint eine kleine Menge Oels sich als wirkungsvoller zu erweisen als ein großes Quantum, da die Oelhaut augenscheinlich mit um so



Riesenkastanie auf Madeira.

größerer Schnelligkeit an Ausbreitung zunimmt, je dünner sie ist. Weniger als zwei Liter Oel in der Stunde reichen aus, um das größte Schiff gegen Sturzseen zu schützen. Nicht minder wichtig ist die Frage, welche Oelsorten sich als am geeignetsten für den Zweck erweisen. Mineralöl scheint seiner Leichtigkeit wegen am wenigsten wirksam zu sein. Schwere Pflanzenöle haben ebenfalls ihre Mängel, da sie in der Kälte zu schnell gerinnen. Den bisher gemachten Erfahrungen zufolge soll Robben- und Schildkrötenöl unter den verschiedensten Verhältnissen die besten Dienste leisten. Unter den Beispielen, in denen die Anwendung des Oels auf die See in neuerer Zeit von besonders bemerkenswertem Erfolg begleitet war, führt Admiral Cloué die Fälle des Bremer Lloyddampfers Main und des Hamburger Dampfers Baumwall auf. Den Führern beider Schiffe gelang es, auf der Reise von Amerika nach Europa in schwerem Wetter ihre Fahrzeuge und die an Bord befindlichen Personen durch Anwendung von Oel vor überbrechenden Sturzseen und vor mutmaßlich schweren Beschädigungen zu bewahren.

Das erste Bedürfnis für unser leibliches Leben.

Gute Luft und gute Nahrung machen reines Blut, und reines Blut nur gibt gute Gesundheit.

Dieser Satz sollte von niemand, der den Wert einer guten Gesundheit zu schätzen weiß, vergessen werden. Diesmal ein paar Worte über „gute Luft“. Die Luft besteht aus zwei Gasen, Stickstoff und Sauerstoff, und zwar im Verhältnis von 4 : 1. Während jener, unvermischt den Lungen zugeführt, das leibliche Leben zerstört, oder vielmehr nicht zu erhalten im stande ist, wirkt auch letzterer allein, indem er die Lebensthätigkeit allzusehr beschleunigt, schädlich. In ihrer Verbindung nach dem obigen Verhältnis aber der Lunge zugeführt, wirkt der Stickstoff mildernd auf den Sauerstoff, wie das Wasser auf reinen Alkohol, wenn 4 Teile des ersteren mit 1 Teil des letzteren vermischt werden. Die Zuführung von Sauerstoff in unseren Körper geschieht regelmäßig und unaufhörlich durch das Atmen. Der Mensch kann lange ohne den Schutz eines Obdaches oder einer Kleidung, ja selbst viele Tage ohne Nahrung leben; aber wenn er nur eine oder zwei Minuten lang des Sauerstoffes beraubt wird, so kann sein Leben dabei auf dem Spiele stehen. Aus diesem Grunde wird uns denn auch letzterer ohne all' unser Zuthun zu teil. Wenn uns hungert oder dürstet, so werden wir dadurch benachrichtigt, daß wir für Speise und Trank sorgen sollen, und thäten wir dies nicht, so müßten wir sterben. Auf die Versorgung unseres Körpers mit Sauerstoff haben wir nicht diesen Einfluß. Wir können zwar das Atmen auf kurze Zeit unterbrechen oder dasselbe beschleunigen; aber dieses geht vor sich, auch wenn wir nicht daran denken. Diese wichtige Sorge für unser tägliches Leben ist uns abgenommen, denn die dafür notwendige Thätigkeit wiederholt sich alle 3 bis 4 Sekunden von dem Augenblick unserer Geburt bis zu unserem Tode, ohne daß wir daran zu denken brauchen. Die Atmungswerkzeuge, in erster Linie die Lungen und das Herz, sind ohne Unterbrechung an der Arbeit für die Erhaltung unseres Lebens. Ja auch Nahrung jeder Art würde für uns völlig unnütz sein, wenn sie nicht von einer großen Zufuhr an Sauerstoff begleitet wäre. Das Gewicht der Menge, welche unsere Lungen täglich davon verbrauchen, ist größer als das aller trockenen Nahrung, welche wir täglich genießen.

Wenn wir Obdach und Nahrung haben wollen, so müssen wir dafür arbeiten, aber für den Sauerstoff hat kein Mensch etwas zu bezahlen. Er ist für alle kostenfrei und umgibt uns in solcher Menge, daß niemals Mangel daran ist. Und doch versichern erfahrene Aerzte, daß ein sehr großer Teil aller Todesfälle, manche sprechen von einem Viertel, in mehr oder weniger unmittelbarer Weise eine Folge des Mangels an Sauerstoff sei. Woher kommt das? Die Haupturſache ist sicherlich das Zusammendrängen der Menschen in großen Städten. Anstatt auf dem Lande zu leben, wo jedes Haus einen großen, freien Luftraum um sich haben könnte, zieht sich die Bevölkerung der Bequemlichkeit, der Geschäfte wegen in großen Mittelpunkten zusammen. Da stehen die Häuser dicht nebeneinander, ja sie scheinen an manchen Stellen aufeinander getürmt, und die Folge davon ist, daß sich nicht genügend Luft für jedes findet, und daß die vorhandene für das Atmen unzuträglich ist, denn sie wird nicht nur durch dieses, sondern auch durch brennendes Feuer, durch brennende Lampen oder das Gaslicht, sowie durch die verschiedenen Produkte der Fabriken, die Ausdünstungen der Abzugskanäle u. s. w. verschlechtert. Die Winde und gewisse Eigentümlichkeiten der Atmosphäre entfernen zwar beständig einen Teil der unreinen Luft und führen reine dafür herbei, aber an vielen Stellen genügt der Ersatz nicht, um die giftigen Produkte zu entfernen und für das Leben unschädlich zu machen. — Wenn ein solcher Zustand schon außerhalb der Wohnungen vorhanden ist, so wird er noch schlimmer innerhalb derselben, wo eine Verdrängung unreiner Luft durch reine nicht so leicht stattfinden kann. Daher kommt es, daß ein großer Teil der Bewohner unserer Städte nicht genug Sauerstoff hat, und ihre Gesundheit und ihr Leben dadurch geschädigt werden, ja daß Tausende vor der Zeit dahinsterben.

Solche Thatsachen werden den Klugen belehren. Wenn es ihm möglich ist, wird er eine Wohnung wählen, die nicht nur von einem großen freien Luftraum umgeben ist, sondern auch im Innern gehörig Raum bietet, so daß derselbe nicht mit Betten und Möbeln überfüllt und dadurch die vorhandene Luftmenge beschränkt werden muß. Wer freilich nicht so glücklich ist, ein großes Haus bewohnen zu können, der wird doch dafür Sorge tragen, daß die Zimmer nicht in unnötiger Weise überfüllt werden, denn jedes Möbelstück nimmt einen seiner Größe entsprechenden Raum für die Luft weg. Er wird ferner dafür sorgen, daß stets frische Luft von außen zuströmt, indem er die Thüren und Fenster öffnet, so weit dies geschehen kann, ohne daß die Kälte Schaden bringt. So oft es nur angeht, wird er auch einen Durchzug herstellen, damit alle Ecken und Winkel von fauler Luft gereinigt werden. Allerdings muß der Mensch sich so viel als möglich davor hüten, der Einwirkung von Zugluft ausgesetzt zu werden; denn wenn, wie oben gesagt, eine große Zahl der Todesfälle eine Folge von Mangel an guter Luft sind, so stirbt nach der Versicherung der Aerzte eine andere große Zahl von Menschen an den Folgen der schädlichen Wirkungen von Zugluft.

Ein Studentenstreich.

Vor ungefähr 60 Jahren, da man in Deutschland noch keine Eisenbahnen hatte, geschah es, daß ein in Bamberg garnisonierender Chevaux-leger-Lieutenant, Graf Vieregg, mit eigenem Gefährt in Civilkleidung nach Nürnberg reisend, unterwegs in der Musenstadt Erlangen dinierte und gelegentlich des Tischgesprächs sein Reiseziel flüchtig erwähnte. Zwei Stunden darauf erschien vor dem Tiergärtnerthore zu Nürnberg eine Einspännerdroschke, deren Insasse sich der Thorwache, welche der damaligen Polizeivorschrift gemäß nach Namen, Stand und Wohnort fragte, als Studiosus Eineck aus Erlangen zu erkennen gab, worauf seiner Einfahrt nichts im Wege stand. Bevor eine halbe Stunde verging, hielt vor dem nämlichen Stadtthor wieder eine Droschke, aus welcher dem kontrollierenden Beamten ein kräftiges: „Universitätsstudent Dreieck aus Erlangen" entgegenschallte. „Alle Wetter!" brummte der Thorwächter, „gewiß wieder so ein infamer Studentenwitz!" Der Mann hatte guten Grund, den Schauplatz aller Studentenspäße dorthin verlegt zu wünschen, wo der Pfeffer wächst, denn drei Tage zuvor hatten, von Erlangen kommend, „Tod und Teufel" zusammen Einlaß begehrt. „Her mit dem Reisepaß!" hatte sie dann der Alte angebrüllt und dann, da sie beide legitimationslos waren, zum Polizeiamt geführt, wo sie sich aber durch ihre unversehens in der Rocktasche gefundenen Legitimationskarten nachträglich wirklich als die Studierenden Tod und Teufel ausgewiesen und ihrem Begleiter beim Abschied freundlich lächelnd vergnügte Kirchweihe gewünscht hatten. Um also nicht wieder auf den Leim zu gehen, ließ der Thorwächter Herrn Dreieck, obgleich derselbe angeblich keine Legitimationskarte bei sich führte, das Stadtthor passieren. Nach einer kleinen Weile kam abermals von Erlangen her ein elegantes Kabriolett angefahren. Als nun dessen Besitzer dem Thorwächter seine mit dem Namen „Chevaux-leger-Lieutenant Graf Vieregg" versehene Karte überreichte, da riß dem gereizten Beamten endlich der Geduldfaden, und mit barschen Worten forderte er das harmlose Opfer eines raffinierten Schelmenstreichs auf, ihm zur Polizeidirektion zu folgen. „Kolossale Frechheit!" schrie der Genarrte und suchte durch kräftige Verwünschungen seinem Unmut Luft zu machen. Das half ihm jedoch nicht gar viel. Der Gang zum Polizeiamt mußte nolens volens angetreten werden. Vor dem Polizeidirektor aber, der sich dabei wohl seiner eigenen heiteren Studentenzeit erinnerte, gelangte zuletzt, nachdem die erste Hitze des Herrn Grafen sich gelegt, der Humor zu seinem Rechte, und so fand das komische Abenteuer unter allseitiger Heiterkeit einen friedlichen Abschluß.

Die Riesen des Pflanzenreichs.

Unter den Riesen des Pflanzenreichs nimmt der australische Eucalyptus eine der ersten Stellen ein. Er kommt hauptsächlich auf der Insel Tasmania und in Südaustralien vor und erreicht nicht selten 150 Meter, eine Höhe, die das Straßburger Münster übertrifft und dem Kölner Dom ungefähr gleichkommt. Die Zweige an diesen Baumriesen beginnen oft erst in 60 Meter; wieviel europäische Bäume erreichen eine solche Höhe überhaupt? Dabei zeichnen sich die Eucalyptusarten durch eine Menge schätzbarer Eigenschaften aus. Ihr Holz gehört zu den wertvollsten Bau- und Möbelhölzern, ihre Blätter schwitzen ein wohlriechendes Harz aus, dessen Duft der Gesundheit sehr zuträglich sein soll, auch die Rinde ist aromatisch. An Schnelligkeit des Wachstums übertreffen sie die meisten andern Baumarten, wenn sie nicht überhaupt in dieser Hinsicht die erste Stelle einnehmen. Auch besitzen sie eine große Acclimatisationsfähigkeit. Im südlichen Europa und in Nordafrika gedeihen sie vorzüglich. Ein Eucalyptus globulus, der 1867 in einem Garten zu Cannes in Südfrankreich gepflanzt wurde, ist heute schon über 30 Meter hoch und hat einen Durchmesser von beinahe $1\frac{1}{2}$ Meter. Noch rascher entwickelte sich ein solcher Baum, der im Jahre 1870 in einer Besitzung am Gardasee gepflanzt wurde. Seine Höhe beträgt bereits 25 Meter.

Mit großem Vorteil hat man verschiedene Eucalyptusarten zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in sumpfigen Gegenden verwendet. In der durch ihre Malaria berüchtigten Romagna sind dadurch schon bedeutende Erfolge erzielt worden. Leicht begreiflich ist es auch, daß ein Baum von so mächtigem Wachstum eine rasche Drainierung des Bodens bewirkt und so dessen Gesundheitsschädlichkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit beseitigt. In Algerien bepflanzt man vorzüglich die der Sahara benachbarten Gegenden mit Eucalyptusarten, und hat dadurch der Wüste schon manchen Landstrich abgewonnen.

Unsere Abbildung führt uns in eine australische Wildnis und stellt einen Ansiedler dar, der beschäftigt ist, einen Eucalyptusstamm zu fällen. Obwohl es keins von den stärksten Exemplaren ist, die er für seine Zwecke ausersehen hat, so sind seine Dimensionen, soweit sie darstellbar waren, doch der respektabelsten Art.

Die europäischen Bäume erreichen oft einen zu ihrer Höhe erstaunlichen Durchmesser. Bei Freiburg in der Schweiz stand eine Linde, die im Jahre 1476 zum Andenken an die Schlacht bei Murten gepflanzt worden war. Dieselbe hatte im Jahre 1837 einen Durchmesser von sieben Fuß. Eine noch merkwürdigere, und weit ältere Linde steht zu Neustadt am Kocher in Württemberg. Schon im Jahre 1229 mußte dieselbe sehr groß sein, denn nach Urkunden wurde in diesem Jahre eine neue Stadt an der Heerstraße neben dem „großen Baum" erbaut, nachdem die alte Stadt infolge eines Aufstandes ihrer Bewohner zerstört worden war. Die neugegründete Stadt erhielt den Namen Neustadt an der großen Linde. Seit alter Zeit sind die weitausgestreckten Aeste dieses Baums mit steinernen Pfeilern gestützt. Schon 1408 heißt es in einem alten Liede:

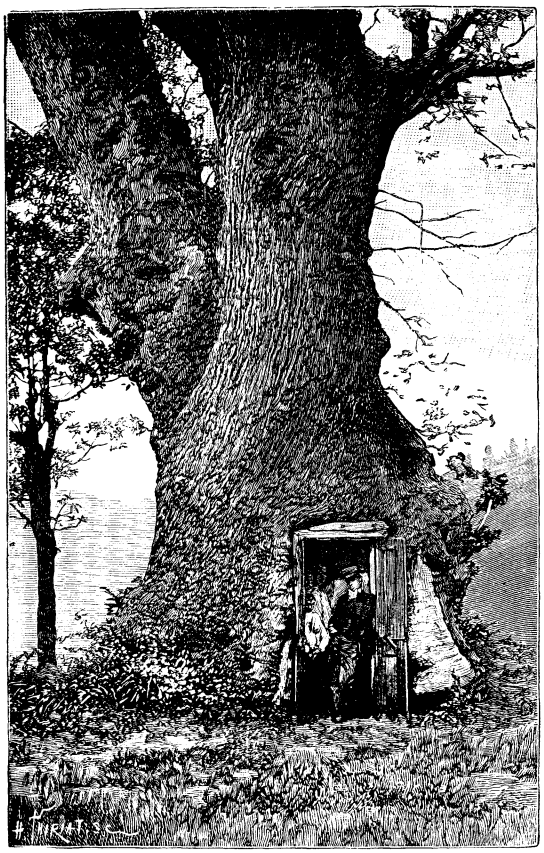
„Vor dem Thore eine alte Linde staht
Die siebenundsechzig Säulen hat."

Die Zahl dieser Säulen hatte sich im Jahre 1664 bereits auf 82 vermehrt; im Jahre 1831 aber waren ihrer 106 vorhanden; auf vielen davon waren bis 1550 zurückreichende Inschriften zu finden. Der Stamm teilt sich oben in zwei Hauptäste, von denen der eine 106 Fuß lang ist; der andere wurde 1773 von einem Sturm abgebrochen. In Mannshöhe wurde der Umfang des Stammes im Jahre 1831 zu annähernd 38 Fuß ermittelt. Berechnet man danach das mutmaßliche Alter der Linde, so ergeben sich etwa 1000 Jahre. Nicht viel jünger wird eine Linde sein, die sich im Garten des früheren Klosters Grimmenthal bei Meiningen befindet und deren Umfang 12 Meter beträgt. Ihre Aeste sind mit eisernen Bändern befestigt.

De Candolle spricht von einer riesigen Ulme, die im Jahre 1827 am Genfer See gefällt wurde. Ihr Durchmesser am Wurzelhals maß 17½ Fuß und ihr Umfang ein wenig unterhalb der Verzweigung, welche in einer Höhe von 12 Fuß über dem Boden begann, 30 Fuß. Fünf gewaltige Aeste entsprangen aus dem Stamm und bildeten einen wahrhaft riesigen Wipfel. Der Querschnitt des Stammes ergab 335 Jahresringe.

Ein riesiger Ahorn, der gleichzeitig eine geschichtliche Merkwürdigkeit ist, steht am Eingang des Dorfes Trons in Graubünden. Unter ihm leisteten die ersten schweizerischen Eidgenossen ihren Schwur zur Befreiung ihres Vaterlandes. Dieser Baum wurde im Jahre 1831 von Bontems gemessen und ergab sein Umfang 6 Fuß über dem Boden 26½ Fuß.

Bekanntlich erreicht auch die „Castanea Vesca“ oder die gemeine Kastanie in den südlichen Regionen mitunter ungeheure Dimensionen; so gilt z. B. ein Kastanienbaum auf dem Aetna mit Fug und Recht als der hervorragendste Koloß dieser Gattung. Der S. 693 und 696 in zwei Bildern wiedergegebene Kastanienbaum steht auf der Insel Madeira in einem dem Grafen von Carvalhal gehörigen Landgut, circa 23 Kilometer von Funchal entfernt. Die Höhe dieses Baumes beträgt ungefähr 50 Meter und der Umfang seines Stammes, 1 Meter vom Boden aufwärts gemessen, 11,60 Meter. Das Innere seines Stammes ist zu einem viereckigen, je 1,70 Meter langen und breiten und 2 Meter hohen Zimmer ausgehöhlt und eingerichtet. Gegen Süden zu liegt ein Fenster 0,52 Meter breit und 0,37 Meter hoch, wohl einzig in seiner Art.



Riesenkastanie auf Madeira.

Kartoffelaufnehmen.

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster,
Verdau'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

M. Claudius.

Wenn ich um die Spätherbstzeit im Felde spazieren gehe, dann sehe ich auf den Kartoffeläckern überall die Leute mit dem „Aufnehmen“ der roten oder gelben Knollenfrüchte beschäftigt. In einer Reihe liegen auf den Knieen und vornübergebeugt jene Arbeiter und Arbeiterinnen, welche die Kartoffeln aus der gelockerten Erde suchen; in einer zweiten Reihe, vor der ersten, gehen jene Arbeiter, welche mit blinkenden Eisengeräten die Kartoffeln „aufstechen“, d. h. die einzelnen Pflanzen in dem Boden lockern. An einer unbenutzten Ecke des Feldes, meistens auf dem grasigen Feldrain, steht ein kupferner Kaffeekessel, funkelnd im Glanze der Herbstsonne, und wie Küchlein sich um die Henne scharen, so ist um diesen Kaffeekessel ein Dutzend blaugeblümter Porzellantassen versammelt. Spuren von schwarzem Kaffeesatz, welche auf dem Boden der Tassen sichtbar sind, verraten uns, daß die angenehme Pause im Tagewerk der Feldarbeiter, die Pause des Kaffeetrinkens, schon vorüber ist. Also wird auch das verdeckte Henkelkörbchen, welches neben dem Kaffeekessel steht, schon seiner Butterbrote entledigt sein. Neben dem Kaffeegeschirr pflegen auf dem Feldrain noch einige leichtere Kleidungsstücke, etwa ein blaues Leinenjäckchen oder ein buntes Tüchlein, zu liegen, die trotz ihrer Leichtigkeit bei der Arbeit zu warm wurden und deren man sich deshalb entledigte. Hinter den Reihen der Arbeiter stehen auf dem schon kahlen, aufgewühlten Acker zwei oder mehrere Reihen von Säcken, prall gefüllt mit den Knollenfrüchten, welche man soeben aus dem Schoße der Erde heraufholte. Ist der Herbsttag schön und sonnig, so hat dieses Bild der Kartoffelernte etwas ganz Idyllisches — wollten wir „Malerisches“ sagen, so sagten wir vielleicht zu viel, obgleich wir in den Gemäldeausstellungen zu Düsseldorf und Paris schon wiederholt Bilder gesehen haben, welche die „Kartoffelernte“ zum Gegenstande ihrer Darstellung hatten. Allerdings war es immer die „idyllische Seite“, welche auf solchen Bildern betont worden war. Der Dichter J. H. Voß hat der Kartoffelernte sogar eine „poetische“ Seite abgewinnen wollen, als er das Lied anstimmte:

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!

Aber die bösen Kritiker haben eine solche Poesie eine „hausbackene“ genannt und kurzweg gesagt, die Kartoffelernte sei keine Weinlese.

Damit haben die bösen Kritiker unzweifelhaft recht — aber meine Liebe, meine Zuneigung haben sie nicht durch ihr hartes Urteil gewonnen. Für mich, den Sohn des armen norddeutschen Flachlandes, wo eine Weinlese ein unbekanntes Ding ist, hatte die Kartoffelernte in der Morgenzeit meines Lebens so viel Poetisches, daß ich die Verse des alten ehrlichen Voß noch heute „wirklich ganz nett“ finden kann — zumal ich zwischen den Zeilen meine eigenen Erinnerungen lese.

„Ihr müßt den Kaffee zu den Kartoffelaufnehmern tragen!“ O, wie lieblich tönten mir und meinen Geschwistern diese Worte der guten Mutter ins Ohr Man kam hinaus aus der dumpfen Stadt! Man konnte draußen Blumen und Brombeeren pflücken! Man war den Leuten auf dem Felde, wenn man ihnen eine Erquickung brachte, höchst willkommen! Man konnte auf dem leeren Acker spielen, in den Buschhecken nach Haselnüssen suchen,

Der australische Riesenbaum Eucalyptus.

und gegen Abend sogar auf dem Acker ein Kartoffelfeuer machen! All diese schönen Aussichten schossen uns bei der Aufforderung der Mutter mit Blitzesschnelle durch den Kopf. Selten waren wir so dienstwillig und gehorsam, so schnell bei der Hand und so freudigen Mutes, als wenn es hieß: „Ihr müßt den Kaffee zu den Kartoffelaufnehmern tragen!"

Als der älteste, stärkste und „vernünftigste" bekam ich den kupfernen Kaffeekessel zu tragen, der da angefüllt war mit dem heißen Tranke Arabiens, worin allerdings auch die deutsche Cichorie nicht fehlte — und nicht fehlen durfte, wenn das Getränk den Feldarbeitern mundgerecht sein sollte. „Ein Kaffee ohne Schirurgen (so pflegte unser Knecht Heinrich zu sagen und so das Wort Cichorien auszusprechen) ist wie'n Vaterunser ohne Amen." Die Tülle (Ausgußrohr) des Kaffeekessels wurde von der sorgsamen Mutter mit einer kleinen Rolle Zeitungspapier verstopft, damit Dampf und Wärme nicht entweichen könnten, und war dies Sicherheitsventil angebracht, so empfing ich die strengste Instruktion, „nicht mit dem Kessel zu schwenken, zu schaukeln, zu schülpen, ihn nicht fallen zu lassen, in den Schmutz zu setzen, an einen Stein zu stoßen" u. s. w. u. s. w., worauf als Amen der ganzen Litanei die ausdrucksvolle Verwarnung (mit gehobener Stimme) folgte: „Und vor allem verbrenne dir nicht mit dem heißen Kaffee das Bein oder den Fuß!"

Ich gelobte, pünktlich alles zu beachten, faßte mit der Rechten den Henkel des Kaffeekessels und drückte mit der Linken den Strohhut auf meinen Blondkopf. Mein jüngeres Schwesterlein Minchen bekam das Armkörbchen mit den blaugeblümten holländischen Tassen zu tragen, wobei auch sie von der Mutter ermahnt wurde, sich hübsch in acht zu nehmen, damit die Tassen nicht durch unvorsichtiges Schwenken des Körbchens zerbrächen. Dem kleinen Karl, der, obwohl er erst sieben Jahre zählte, schon recht stark und stämmig war, wurde ein zweites Armkörbchen anvertraut, dieses mit Butterbroten gefüllt, die aus Schwarzbrot, Weißbrot und nußkernsüßer Butter bestanden und eine ansehnliche Länge und Dicke besaßen.

„So, Kinder," sagte die gute Mutter, nachdem sie uns mit dem Nötigen ausgerüstet, „nun geht mit Gott, grüßt mir die Leute auf dem Felde und sagt ihnen, es gebe heute abend Speckpfannkuchen und Biersuppe, ihr Leibgericht!"

„Aber wir dürfen doch etwas auf dem Kartoffelacker bleiben?" fragten wir schmeichlerisch.

„Nun ja, bis die Abendglocke läutet," antwortete die gute Frau. „Aber ihr müßt in der Nähe der Leute bleiben, und die Jungen dürfen nicht in die Bäume klettern; Minchen, du mußt ein wachsames Auge darauf haben, daß dieses nicht geschieht!"

Wir versprachen alles fest und heilig, und die gute Mutter ließ uns ruhig ziehen. Wir Jungens waren auch fest entschlossen, nicht in die Bäume zu klettern — zumal wir uns eine ganz andere Beschäftigung heimlich verabredet hatten; wir wollten nämlich ein Kartoffelfeuer anzünden, ein Feuer von dem dürren Kartoffelstroh, in dessen heißer Asche frischaufgenommene Kartoffeln gebraten werden sollten! Zu diesem Zwecke hatte ich aus der Küche heimlich ein Döschen mit Streichhölzern wegstibitzt und dasselbe in den Tiefen meiner Hosentasche verborgen — die gute Mutter hatte nichts gesehen, die arglose Mutter ahnte nichts von dem Vorhaben ihrer Jungen, von diesem Kartoffelfeuer, das ihr ohne Zweifel so gefährlich erschienen sein würde, daß es ihre Billigung nimmermehr gefunden hätte. Unser Schwesterlein hatten wir beide Jungen nicht in unser Vorhaben eingeweiht, aber wir zweifelten keinen Augenblick, daß Minchen ihre Zustimmung zu dem Kartoffelfeuer geben würde, wenn wir ihr einen Anteil an den gebratenen Kartoffeln, diesen leckeren Kartoffeln mit der braunen Kruste und dem weißen Mehl, in Aussicht stellten.

Einträchtig verfolgten wir unsern Weg. Bald lag die Stadt hinter uns, und das freie Feld nahm uns auf. War unser Arm vom Tragen müde, so machten wir Halt, um die Last an den andern Arm zu nehmen. Wenn bei einem solchen Halt Klein-Karlchen den Deckel seines Körbchens lüftete, um ein „ganz kleines Bröcklein" von einem der Butterbrote abzuknipsen, so begegnete er dem entschiedensten Widerspruch von seiten seiner beiden älteren Geschwister. Zuweilen verlockte uns ein am Wege rankender Brombeerstrauch mit schwarzen glänzenden Beeren zu einem kurzen Halt, denn es bedurfte nicht vieler Zeit, um mit unseren sechs Händen den Strauch rattenkahl zu machen. Mund und Hände mit dem purpurroten Safte der Beeren besudelt, als kämen wir aus einem Blutbade, setzten wir unsern Weg nach einem solchen Halt gar eilfertig fort, denn ein Befühlen des kupfernen Kaffeekessels überzeugte mich, daß der Kaffee schon bedenklich im Abkühlen begriffen war. Der Temperaturgrad, womit der Kaffee bei den Feldarbeitern anlangte, war nämlich ein schlimmer Verräter des Zeitraumes, den wir auf unsern Weg von Hause bis zum Acker verwendet hatten. „Der Kaffee ist wieder fast kalt!" mußte nicht selten unsere Magd Lisette mit strafendem Blick bemerken; „ihr scheint euch eine nette Zeit auf dem Wege herumgetrieben zu haben!" Oder abends beim Nachhausekommen wurden die Feldarbeiter von der Mutter gefragt: „Habt ihr euern Kaffee auch schön warm bekommen?" — „Nein, Madame," lautete leider bisweilen die Antwort, „der Kaffee war eiskalt." — „Eiskalt?" rief die Mutter verwundert aus, „und ich habe ihn doch kochendheiß aus dem Hause geschickt! Da müssen die Kinder wieder zu lange auf dem Wege herumgetrödelt haben!" Und danach setzte es meist eine beschämende Strafpredigt für uns, auch wohl die Versicherung, daß wir nie wieder den Kaffee zum Acker tragen sollten. Die Drohung wurde nicht gehalten, aber sie hatte die Wirkung, daß wir uns in der Folge auf unserm Wege nicht gar zu lange mehr bei den Brombeersträuchern aufhielten.

Die letzte Strecke des Weges, wenn das Feld mit den Arbeitern bereits in Sicht war, wurde von uns Kindern mit wahren Fortschrittsbeinen zurückgelegt. Denn einerseits würden die Leute ein etwaiges Säumen gesehen haben, andrerseits waren wir begierig nach ihren freundlichen Begrüßungsworten: „Ah, da kommen ja die Kinder mit dem Kaffee!" Ein willkommener Bote zu sein — wer empfände nicht in diesem Bewußtsein ein gewisses Behagen?

Sobald wir unsere Sachen an Lisette abgeliefert und die Worte der Mutter an dieselbe Adresse bestellt hatten, begaben sich die Leute nach einem schattigen Plätzchen unter den Aesten einer alten Rüster und hockten im Kreise um den auf dem Rasen stehenden Kaffeekessel nieder. Lisette verteilte die Tassen und schenkte ein; dann öffnete sie das Körbchen und verteilte die Butterbrote. Unzweifelhaft freute sich in diesem Augenblick der kleine Karl, daß er die Butterbrote nicht „beknibbelt" hatte. Jede gute That findet ihren Lohn, oft schon hienieden: so war es auch jetzt der Fall, denn Lisette schenkte in den ab-

genommenen Deckel des Kaffeekessels ein wenig Kaffee ein, brach ein überzähliges Butterbrot in drei Teile und reichte uns, die wir schon im Rücken der Arbeiter lauerten, diesen kleinen Imbiß. Derselbe mundete uns in der frischen Luft ganz köstlich — hundertmal besser als zu Hause. Nur war er leider im Handumdrehen vertilgt — denn das ist, wie die Dichter beklagen, das Los aller irdischen Dinge, um so vergänglicher zu sein, je schöner sie sind.

Nachdem wir Kinder unsern Imbiß beendigt, verließen wir den Kreis der Erwachsenen und gaben uns auf dem Acker und in dessen Umgebung verschiedenen Beschäftigungen hin. Minchen pflückte Blumen, blaue Skabiosen, gelbe Leinkräuter und weiße Schafgarben, welche in Menge am Saume des Ackers blühten; zuweilen rief sie auch mich zu ihrem Beistand herüber, wenn sie ein rankendes Geißblatt mit hochwinkender duftiger Blüte in der Buschhecke entdeckt hatte. Karlchen suchte mit seinem Strohhut Schmetterlinge zu erhaschen, abgeflatterte, verblaßte Perlmutterfalter und dito Sandaugen, wobei er wohl ein Dutzendmal auf die Nase fiel, ohne auch nur den lahmsten und kahlsten aller Falter wirklich in die Hände zu bekommen. Was mich betrifft, so suchte ich in der aufgewühlten Erde des Kartoffelackers nach einer Puppe des Totenkopfschwärmers, da ich in meinem Schmetterlingsbuche gelesen hatte, daß die große grüne Raupe des Schwärmers das Laub der Kartoffelstaude fresse und sich in der Erde verpuppe. Aber obwohl ich die Nase beständig auf der Erde hatte wie ein Hühnerhund, so fand ich dennoch nicht die geringste Spur einer Puppe. Als ich nach dieser fruchtlosen Suche unseren Arbeitern die Bitte vortrug, mir doch die „Tiere und seltsamen Dinger", welche sie in der Erde fänden, aufzuheben (unter dem Worte „Puppe" vermochten sie sich nichts anderes vorzustellen als eine Spiel- oder Kinderpuppe), da erhielt ich eine halbe Stunde später eine artige Sammlung von Engerlingen, Kröten, Feldmäusen, Maulwurfsgrillen, Regenwürmern, Laufkäfern und anderm Gesindel — aber keine Totenkopfpuppe. Große Enttäuschung! Denn ich hatte mich schon sicher im Besitz einer solchen Puppe geglaubt, hatte mit den Augen meines Geistes schon den großen, unheimlich düstern Schmetterling aus dieser Puppe schlüpfen sehen, hatte in meiner Hand schon den harten blanken Silberthaler gewogen, womit der seltene Schmetterling von Liebhabern bezahlt wurde. Und nun erhielt ich nichts wie Engerlinge, Kröten, Feldmäuse, Maulwurfsgrillen, Regenwürmer, Laufkäfer und anderes Gesindel!

In all meinen Hoffnungen so gründlich getäuscht, sah ich mich nach einer andern Beschäftigung um. Da fielen mir die in Reih' und Glied gestellten vollen Kartoffelsäcke ins Auge. „Welch herrliche Gelegenheit zum Bockspringen!" dachte ich. Gedacht, gethan. Ein Anlauf wurde genommen. Hopp, hopp! hinüber über den ersten Sack. Ein paar Laufschritte weiter. Hopp, hopp! hinüber über den zweiten. Hopp, hopp! hinüber über den dritten. Hopp — pardauz! da lag ich mit dem vierten auf der Erde, das heißt, ich lag mit der Nase platt auf der Erde, und der Sack hing schief und ergoß seinen Inhalt auf den Acker. Mit blutender Nase und schmerzenden Kniescheiben erhob ich mich mühselig vom Boden, um im nächsten Augenblicke ein Schimpf-Donnerwetter von seiten unseres Knechtes Heinrich auf den Kopf zu bekommen. Ich konnte den Redefluß des erzürnten Mannes nur dadurch besänftigen, daß ich mich sofort ans Auflesen der verschütteten Kartoffeln gab, den Sack wieder aufrichtete und in Ordnung brachte. Das Donnerwetter verzog sich und verhallte in den gebrummten Worten: „Wie kann man nur mit dem Segen des Himmels so nichtsnutzig umgehen?" Worauf einer der Taglöhner, zubenannt der „lustige Husarenfritz", lachend antwortete: „Aller Segen kommt von oben — nur die Erdäppel kommen von unten."

An einem Wassergraben stillte ich das Bluten meiner Nase, wusch mir Gesicht und Hände und gab mich dann in der Buschhecke, welche die Begrenzung des Ackers bildete, der idyllischen Beschäftigung des Nüssesuchens hin. Zwar waren andere Nüssesucher, vielleicht auch Eichhörnchen und Nußhäher, mir schon in den Haselstauden zuvorgekommen, aber indem ich von den höheren Aesten und Zweigen, die jedem gleich zur Beute fallen, absah, und die niedrigen, fast am Boden hängenden Zweiglein aufhob, entdeckte ich eine noch immer lohnende Ausbeute von goldbraunen Nüssen. Die Freudenrufe, welche ich bei dem Funde von Zwillingsnüssen, Drillingsnüssen und Vierlingsnüssen ausstieß, lockten meine Geschwister, die in einer entfernten Ecke des Ackers zwischen den Blumen hantierten, herbei, und da die niedrigen Haselzweige für die kleinen Menschenkinder so schön erreichbar waren, so beteiligten sich auch Minchen und Karlchen an dem Nüssesuchen. Das war ein Jauchzen und Zurufen, wenn der eine oder andere von uns einen besonders ergiebigen Zweig gefunden hatte, das war ein Schreckensgeschrei der beiden Kleinen, wenn unversehens ein großer feuchtkalter Frosch aus dem Grase über ihre pflückenden Händchen hinwegsprang! Darauf folgte wieder ein Lachen und Erzählen, wenn der Schrecken überstanden war. Ein Häher, welcher mit krächzendem Geschrei plötzlich aus der Hecke flatterte, jagte unserem Minchen ein solches Entsetzen ein, daß es alle Nüsse aus der Schürze fallen ließ und davonlief. Karl raffte sofort die Nüsse auf und wollte sie nicht wieder abgeben, wie sehr auch das zurückgekehrte Minchen flehte. Ich sprach das lösende und versöhnende Wort: „Wir drei wollen alle Nüsse, die wir gepflückt haben, gemeinsam in meinen Hut thun und dann zu gleichen Portionen verteilen." Da meine Geschwister sahen, daß ich den größten Teil in den Hut schütten würde, so waren sie mit meinem Vorschlag einverstanden. Die Teilung ward also vollzogen, der Friede war wieder hergestellt, und auf dem blumigen Feldrain sitzend, knackten wir eine Nuß nach der andern auf und verzehrten die süßen Kerne.

Der Appetit kommt mit dem Essen — das ist ein wahres Sprichwort. Während ich die süßen Nußkerne verzehrte, dachte ich, wie lecker erst die in einem Kartoffelstrohfeuer gebratenen Kartoffeln schmecken müßten. Ich machte also meinen Geschwistern den Vorschlag, ein Kartoffelfeuer anzuzünden und Kartoffeln zu braten. Karl, der ja in den Plan eingeweiht war, erklärte sich sofort mit Begeisterung einverstanden; bei Minchen kämpfte das Verlangen, das lustig flackernde Feuer zu sehen und gebratene Kartoffeln zu essen, mit der Besorgnis, was die Mutter dazu sagen würde.

„Mutter hat's ja nicht verboten," bemerkte der sophistische Karl.

„Das ist wohl wahr," entgegnete Minchen nach einigem Nachdenken, „aber sie würde es doch nicht gerne haben, wenn sie's wüßte."

„O, sie würde uns gewiß gern das Vergnügen gönnen," behauptete Karl mit Zuversicht.

„Wir machen ja nur ein ganz kleines unschuldiges Feuerchen," bemerkte ich

„und ihr müßt mir geloben, nicht zu nahe an die Flamme zu gehen. Wenn Mutter das hört, so wird sie sagen: ‚Das war vernünftig von dir, Theodor, daß du die Kleinen nicht zu nahe heranließest.‘“

„Seht, so werden wir noch ein Lob von Mutter ernten,“ behauptete Karl, indem er das Lob, welches ich für mich beanspruchte, mit einem Kunstgriff gleich auf alle übertrug.

Das Ende vom Liede war, daß Minchen sich mit dem Anzünden des Kartoffelfeuers einverstanden erklärte.

Thatenlustig stürmten wir Knaben auf den Acker und trugen das dürre Kartoffelstroh zusammen. Lisette und die Feldarbeiter hatten gegen unser Vorhaben nichts einzuwenden; sie mochten glauben, daß wir die Genehmigung unserer Mutter hätten; andrerseits ist das Anzünden eines Kartoffelfeuers beim Kartoffelaufnehmen so althergebracht, so selbstverständlich, daß man uns auch deshalb ruhig gewähren ließ. Mit einem der Spaten, der gerade unbenutzt in der Erde steckte, grub ich auf dem abgeernteten Teile des Ackers ein viereckiges, nur handtiefes Loch. Dasselbe sollte dazu dienen, die heiße Asche und später die zu bratenden Kartoffeln aufzunehmen. Vorläufig legten wir das zusammengelesene Kartoffelstroh über dieses Loch. Dann kam der feierliche Augenblick, wo das erste Streichholz angerieben wurde. Karlchen und Minchen hielten vor Spannung den Atem an. Natürlich blies die bewegte Luft des Herbstes uns das Flämmchen aus. Ebenso erging es dem zweiten, dem dritten, dem vierten, — dem fünften, sechsten, siebenten Streichholz. Da sich unser gesamter Vorrat auf nur acht Streichhölzer belaufen hatte, so blieb uns nach sieben fruchtlosen Versuchen des Entzündens nur ein einziges noch übrig. Unsere Lage war kritisch. Versagte auch dies letzte Streichholz, dann ade Kartoffelfeuer und Bratkartoffeln! Die Mienen meiner Geschwister hatten längst den Ausdruck freudiger Spannung verloren und trugen nur noch das Gepräge vereitelter Hoffnung. „Wir müssen mit der größten Vorsicht zu Werke gehen,“ redete ich Karl und Minchen an; „du, Karl, beschirmst mit deinem Hute unsern letzten Mohikaner von dieser, du, Minchen, deckst ihn mit deinem Schäferhute von jener Seite, damit ihn der Wind nicht fassen kann. Zwischen den beiden Hüten reibe ich an und entzünde zugleich dieses fettgetränkte Butterbrotpapier. Also paßt mir auf, ihr beide!“ Jetzt nehme ich das Streichholz aus dem Döschen — nicht ohne Schaudern greift des Menschen Hand in des Geschicks geheimnisvolle Urne — jetzt reibe ich es an — — „Hurra, jetzt brennt es nebst dem Papier!“

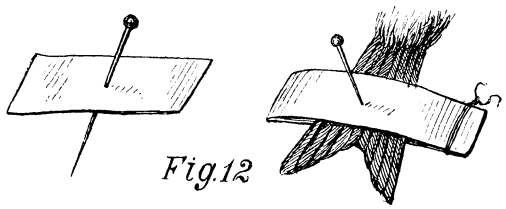


Fig.12

Die Kunst des Ausstopfens: Vorrichtung um den Schwanz in die richtige Lage zu bringen.

„Hurra, jetzt brennt es! Jetzt brennt es!“ schrieen Karl und Minchen so laut, daß, wäre eine Brandspritze in der Nähe gewesen, diese gewiß heranrasselte.

Ich brachte das flammende Papier unter das mit meiner Linken etwas gelüftete Kartoffelstroh; ein weißer Qualm stieg aus demselben auf, und im nächsten Augenblicke züngelte prasselnd eine gelblichrote Flamme empor. Dieselbe teilte sich schnell dem gesamten Strohhaufen mit und schlug zu unserm Ergötzen mannshoch empor. Doch gebrauchte ich die Vorsicht, meine kleinen Geschwister in angemessener Entfernung von der Flamme zu halten, damit ihre Kleidungsstücke nicht von derselben ergriffen würden, und kein Unglück geschehe. „Sucht noch mehr Kartoffelstroh zusammen!“ kommandierte ich. Die Geschwister liefen fort, rafften hier und dort auf dem Acker das umherliegende Stroh empor und brachten mir nach einer Weile zwei tüchtige Arme voll. Ich warf das Stroh auf die Flamme; dieselbe erstickte scheinbar, dann drängte sich ein weißer Qualm durch die Lücken des Haufens, und es war prächtig anzusehen, wie gleich darauf wieder die gelbrote Flamme emporzüngelte. Das Kartoffelstroh entwickelt beim Brennen einen eigentümlichen Geruch, der von Spaziergängern mit empfindlichen Geruchsnerven als übelriechend und luftverpestend in den Zeitungen getadelt wird, für den auch das Verbot der königlichen Regierung angerufen wird, u. s. w., der uns Kindern aber höchst angenehm in die Nase stieg und mit geblähten Nüstern aufgesogen wurde. Nachdem wir dem Feuer sechs- bis siebenmal frische Nahrung zugeführt hatten, ließen wir die letzte Spende niederbrennen; dann kratzten wir mit einem Knüttel die glühende Asche zusammen, in das gegrabene Loch hinein, und hierauf legten wir etliche dreißig Kartoffeln in die Asche, wobei wir aufmerksam dafür sorgten, daß die heiße Asche auch die obere Seite der Kartoffeln bedeckte. Sehnsüchtig harrten wir nun, um das niedergebrannte Feuer hockend, des Augenblicks, wo die Kartoffeln gar sein würden. Selbstverständlich wurden einige verfrühte Versuche des Herausholens und Probierens unternommen. Endlich, endlich konnte ich das große Wort gelassen sprechen: „Sie sind gut!“ — nämlich die Kartoffeln. Mit dem halbverkohlten Knüttel wurden die glühenden Knollenfrüchte aus ihrem heißen Bette geholt und zur Abkühlung auf die nackte Erde gelegt. Aber warteten wir die Abkühlung auch ab? O nein! Noch brennendheiß wanderten die Kartoffeln zwischen unsere Fingerspitzen, so daß wir sie von einer Hand in die andere spazieren lassen mußten, wenn wir uns die Fingerspitzen nicht versengen wollten; noch brennendheiß wurden die einzelnen Kartoffeln auseinander gebrochen. Ach, welch ein köstlicher, verheißungsvoller Anblick! Dunkelbraun die Kruste, schön weiß das innere Mehl! Hinein mit dem Bissen in

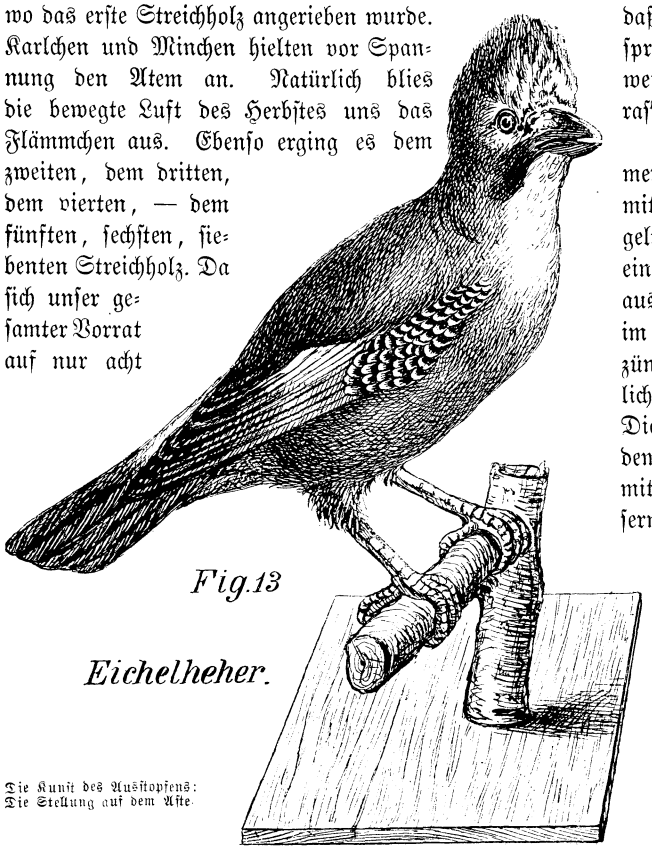


Fig.13

Eichelheher.

Die Kunst des Ausstopfens: Die Stellung auf dem Aste.

den Mund! Die Lippen verbrennen sich zwar ein wenig, der heiße Bissen muß, wenn er nicht den Gaumen versengen soll, im Munde hin und her geworfen werden, — aber herrlich schmeckt er doch! So ganz anders wie gekochte und in der Pfanne gebratene Kartoffeln. Wahrhaftig, die in der Asche gebratene Kartoffel ist an Wohlgeschmack unerreichbar!

Unser Kartoffelschmaus war das Finale unserer Belustigung auf dem Kartoffelacker. Danach konnte uns kein anderes Vergnügen mehr locken. Höchstens wurde immer wieder die Asche durchstöbert, ob nicht doch noch eine der Knollenfrüchte darin stecke. Aber es war vorhin schon völlig Tabula rasa gemacht worden. Wir hatten also nichts dagegen einzuwenden, als plötzlich die Abendglocke aus der Stadt herübertönte, bei deren Klängen heimzukehren wir der Mutter feierlich versprochen hatten. Aber ein köstlicher Nachmittag war es doch gewesen — beim Kartoffelaufnehmen!

Die Kunst des Ausstopfens von Vögeln und Säugetieren.

III.

Das bisher Gesagte wäre das Wichtigste über die Anfertigung eines Körpers aus Torf; wir wollen jedoch auch die Anfertigung desselben aus Werg beschreiben, da man vielleicht einmal keinen Torf, wohl aber Werg zur Verfügung hat. Den Mittelpunkt des Wergkörpers bildet ein Korkpfropfen; um diesen wird so lange Werg gewickelt, bis man einen länglichen Ballen erhält, der etwas größer ist als der wirkliche Körper. Durch Umwickeln mit Wolle oder Faden wird er zusammengeschnürt und durch Drücken und Schieben dem Muster immer ähnlicher gemacht. Nun geht man daran, die Schenkel und Oberflügelstücke zu ergänzen. Dazu nimmt man Holzstäbchen von der Länge derselben und umwickelt sie kegelförmig in der Art der natürlichen mit Werg, das man mittels Faden befestigt. Diese Stücke werden mit Stecknadeln an den geeigneten Stellen des Körpers festgemacht. Der Hals wird in der vorher angegebenen Weise angefertigt und in den Korkpfropfen, der in der Mitte des Körpers sitzt, festgebohrt. Es sei noch bemerkt, daß es bei Benutzung eines Wergkörpers angebracht ist, hie und da Tabaksblätter zum Abhalten der Insekten mit einzuwickeln.

Nach Fertigstellung des künstlichen Körpers folgt nun das Einbringen desselben in die Haut, die zu diesem Zweck natürlich weich und geschmeidig sein muß, was, ist sie es nicht, wie früher schon angegeben erreicht wird.

Man wendet zuerst einen Teil des Halses wieder um (mit der Innenseite nach außen), so daß man mit dem Ende a des Drahtes (Fig. 11) in das Hinterhauptloch des Schädels gelangt. Man schiebt den Draht dann so weit vor, bis die Spitze desselben, durch Hirnschale und Haut hindurchgedrungen, oben auf dem Kopfe zum Vorschein kommt, und b dicht am Schädel ansitzt. Dann streift man die Halshaut wieder zurück und bringt den Körper durch Schieben und Ziehen der Haut in die richtige Lage. Die Beindrähte sticht man in die Schenkel des Torfkörpers da ein, wo beim natürlichen Körper das Schienbein an den Schenkel schließt, und bringt sie dann durch Biegen eines Knies in die richtige Stellung. Nun nehmen wir Watte oder Werg zur Hand und stopfen es mit einem Hölzchen da hinein, wo der künstliche Körper zu klein war und die Haut nicht glatt aufsitzt. Aber — mit Maß!

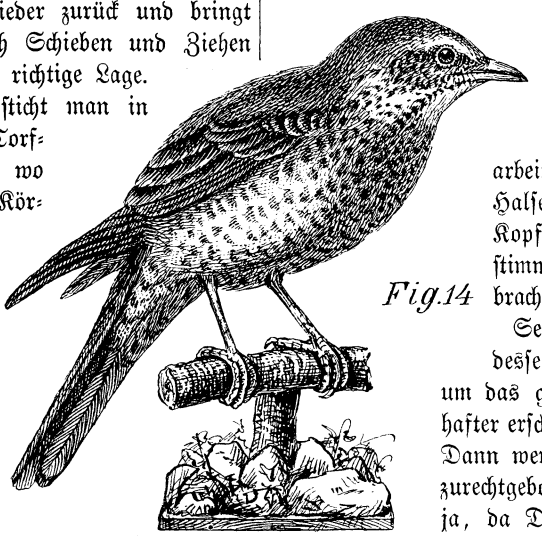


Fig. 14 *Krammetsvogel*

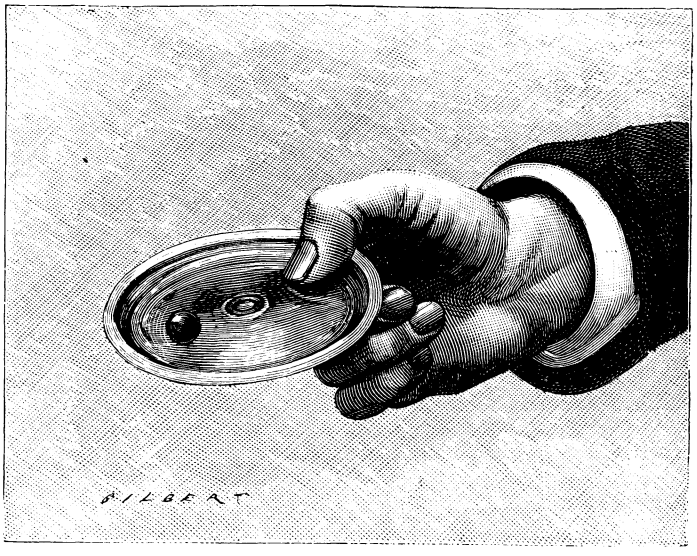
Die Kunst des Ausstopfens: Die Stellung auf dem Aste.

Ist dies geschehen, so kommen wir zum Zunähen. Mit mittelstarkem Zwirn nähen wir in kleinen Stichen von oben nach unten, nur hüte man sich, Federn mit in den Faden zu schlingen. Nach dem Zunähen bringen wir den Vogel auf das in Fig. 4 abgebildete Instrument, indem wir ihm die beiden Spitzen in die Brust stechen. Die Arbeiten an dem Vogel auf der Gabel wären somit unsere nächste Aufgabe.

Die erste Arbeit ist nun, die Kehle auszustopfen. Es geschieht dies, indem man den Schnabel öffnet und kleine Watte- oder Wergbäuschchen mit einem Hölzchen in den oberen Teil des Halses (beim Ansatze des Kopfes) und in die Kehle bringt. Darauf wird der Schnabel durch Zubinden oder Zustecken mit einer Stecknadel geschlossen. Mit einer Nadel und Pincette werden dann verkrümmte und falschliegende Federn in die richtige Lage gebracht und nötigenfalls durch Einstecken von Nadeln in den Körper festgehalten. Unser Machwerk wird jetzt gerade keinen sehr vorteilhaften Anblick darbieten mit dem gesenkten Schwanze, den hängenden Flügeln, den steifen Beinen und dem gerade vorgestreckten Halse. Mit dem letzteren beginnen wir die nunmehr notwendigen Verbesserungen. Die meisten Vögel tragen den Hals ungefähr in der Form eines lateinischen S, und dementsprechend biegen wir ihn. Am besten erreichen wir überhaupt eine hübsche naturgetreue Stellung des Vogels, wenn wir nach guten Abbildungen, etwa in einem Naturgeschichtsbuche, arbeiten. — Mit dem Halse wird auch der Kopf in eine bestimmte Richtung gebracht, oft hilft ein Seitwärtsdrehen desselben viel dazu, um das ganze Tier lebhafter erscheinen zu lassen. Dann werden die Beine zurechtgebogen, was sich ja, da Draht in ihnen ist, leicht bewerkstelligen läßt. Eine schwierigere Arbeit ist das Zurechtlegen der Flügel und des Schwanzes. Die Flügel werden mittels Stecknadeln, die man durch dieselben hindurch in den künstlichen Körper treibt, zunächst so gut es geht festgeheftet. Dabei ist darauf zu achten, daß sie auf beiden Seiten symmetrisch, nicht etwa einer tiefer als der andere zu liegen kommen. Sind die Flügel einigermaßen in Ordnung, so folgt das Feststellen des Schwanzes, was durch eine oder mehrere lange Nadeln, die man auf der Unterseite desselben in den künstlichen Körper sticht, bewerkstelligt wird. Die Art, den Schwanz sowie die Flügel zu tragen, ist bei verschiedenen Vögeln eine verschiedene, und man thut gut, ehe man mit dem Aufschneiden beginnt, sich daraufhin den Vogel anzusehen. Flügel und Schwanz werden durch 1 bis 2 cm breite Kartonstreifen, die mittels Nadeln festgesteckt werden, wie Fig. 12 zeigt, in der rich-

tigen Lage bis zum Trockenwerden gehalten. Auch ein über die Flügel um den ganzen Körper gebundenes Band thut oft gute Dienste. Ueberhaupt muß man jetzt alle Arbeiten verrichten, die sich auf ein Anderslegen der Federn, ein Andersbiegen des Körpers ꝛc. beziehen, da nach dem Trocknen des Balges nichts Derartiges mehr vorgenommen werden kann. Kleinere Vögel brauchen zum Trockenwerden zwei bis drei, größere drei bis sechs Wochen. Alsdann nimmt man sie von der Gabel, entfernt die Klammern und Bänder und zieht die Stecknadeln wieder heraus, oder sticht sie, wo sie nötig sind, so tief in den Körper, daß die Federn sie bedecken. Nun kommen die Vögel auf das Postament, das selbstverständlich ihrem natürlichen Aufenthalte und ihrer Größe entsprechen sollte. Wasservögel oder hühnerartige Vögel kommen auf ein Brett oder ein Stück Torf, das felsenartig geschnitten und vielleicht mit Moos oder bunten Steinen dekoriert ist. Die anderen Vögel erhalten ihre Aufstellung auf einem Ast, der ungefähr rechtwinklig gebogen und in ein Brett eingezapft ist (Fig. 13 und 14). Die Befestigung geschieht mittels des Fußdrahtes, der in zu diesem Zweck gebohrte Löcher festgesteckt wird. Jetzt werden, wenn man es nicht schon vorher gethan hat, dem Vogel die künstlichen Augen eingesetzt. Dieselben sind Glaskörper von halbkugelförmiger Gestalt, auf der flachen Rückseite werden sie, der Natur entsprechend, mit Oelfarbe bemalt. Man bezieht sie in allen Größen von einem Ausstopfer (der sie auf Wunsch auch schon malt) oder von einer Handlung für physikalische Apparate.

Zum Einsetzen der Augen erweicht man den oberen und unteren Augenrand durch Bestreichen mit heißem Wasser, dann faßt man mit der Pincette das obere Augenlid und bringt das Auge, das mit starkem Leim bestrichen ist, auf den Wergpfropfen in der Augenhöhle. Dann wird auch das untere Augenlid etwas über das künstliche Auge gezogen und die Stellung des Auges durch Schieben berichtigt und natürlich gemacht. Für die kleineren Vögel mit ihren dunklen Augen kann man recht gut Nadeln mit schwarzen Glasköpfen verwenden; die Befestigung derselben geschieht leicht durch das Einstecken der verkürzten Nadeln in die Augenhöhlen. Somit wäre der Vogel fertiggestellt und wir gehen nunmehr über zu dem Ausstopfen der Säugetiere.



Neues Geduldspiel. Figur 1.

Zwei neue Geduldspiele.

In Fig. 1 ist ein Gleichgewichtsspiel dargestellt, dem sein Erfinder den bezeichnenden Namen „Das entnervende Spiel" gegeben hat. Der Hauptsache nach besteht der dazu nötige Apparat aus einer weißblechernen Scheibe, die sich ihrer Peripherie zu in einen konisch gewölbten Rand aufbaut. Auf einen beliebigen Punkt dieser Scheibe wird ein der centralen Vertiefung entsprechend großes Kügelchen gelegt. Letzteres durch einfaches Hin- und Herbewegen der Scheibe in die erstere hineinzulancieren, ist die Aufgabe dieses Spiels. Zur Erreichung dieses Zieles gibt es zwar verschiedene Wege, aber immerhin ist dazu ein nicht geringer Grad von Gewandtheit erforderlich. Die von hervorragenden Aequilibristen angewandte Art der Lösung besteht darin, daß man die Kugel die gewölbte Fläche erklimmen läßt, zugleich aber allmählich die Scheibe unmerklich in der Weise neigt, daß die Kugel so lange auf der geneigten Ebene fortschreitet, bis sie im Centrum angelangt ist. Dieser schwierigen Art der Lösung des Spiels steht eine andere gegenüber, die sich als viel leichter erweist und auch rascher zum Ziele führt. Angenommen, die Kugel liege am Rande der Scheibe, so verfahre man so, als wolle man die Kugel nicht in die Mitte, sondern vielmehr die Höhlung unter die Kugel führen, mit anderen Worten, man verleihe der Scheibe eine Bewegung nach der Richtung, die jener der Kugel genau entspricht. Diese Bewegung, der man naturgemäß das richtige Kraftmaß zuwenden muß, entspricht etwa derjenigen, deren es bedarf, um mit einer Schaufel etwas vom Boden aufzuheben. Unter Anwendung dieses Kunstgriffs wird die Ausführung dieses Kunststücks stets gelingen, auf welchen Punkt der Scheibe die Kugel auch gelegt werden mag. Hat man erst einige Geschicklichkeit in diesem Verfahren erlangt, so wird man das Kunststück leicht fertigbringen, schließlich selbst bei geschlossenen Augen, insofern man nur die Anfangslage der Kugel kennt. Im allgemeinen wird man besser daran thun, die Scheibe nicht mit zwei Händen, sondern nur mit einer Hand zu halten.

Mit einem ganz ähnlichen Geduldspiel, wie es in Fig. 2 dargestellt ist, hat uns Amerika beschenkt. Es führt den anmutigen Namen „Pigs in clover" („Schweine im Klee") und erfordert in seiner Ausführung ebenfalls kein geringes Maß von Ausdauer. Das Spielzeug, das sich jeder in Papparbeit einigermaßen gewandte Kamerad selbst herstellen kann, besteht aus einer kreisrunden, niederen Schachtel aus Karton; in derselben sind parallel der Peripherie in gleichen Abständen zwei Wände angebracht, die miteinander in Verbindung stehen, so zwar, daß jede Wand ein Thor aufzuweisen hat. Das Thor der einen Wand liegt derjenigen der andern entgegengesetzt. Inmitten der Schachtel befindet sich ein rundes Kästchen, der „Stall" genannt, der nach einer Seite hin offen ist. In diesen Stall nun sind die „Schweine" zu treiben, d. h. entsprechend große Kügelchen, die zum Beginn des Spiels im äußersten Rundgange ihren Platz finden. Wem es gelingt, diese Kügelchen, deren es in der Regel vier sind, durch geschickte Bewegungen der Schachtel in den Stall zu bringen, der hat die Aufgabe gelöst. Selbstverständlich

kann die Anzahl der Kügelchen eine beliebige sein; mit der vermehrten Kugelzahl wächst jedoch naturgemäß die Schwierigkeit der Aufgabe.

Neue russische Briefmarken.

Aus Anlaß der mit dem 1. April d. J. eingetretenen Aenderung der Portotaxe für aus Rußland nach dem Ausland bestimmte Postsendungen sind neue Briefmarken zum Teil bereits eingeführt, zum Teil in der Herstellung begriffen. Es gelangen in Rußland künftig zur Ausgabe: Freimarken zu 4, 10, 20 und 50 Kopeken und zu 1 Rubel, gestempelte Briefumschläge zu 10 Kopeken aus gelblich gefärbtem Papier und zu 20 Kopeken aus bläulich gefärbtem Papier, Postkarten mit dem Stempel zu 4 Kopeken und solche mit Antwort zu 4 + 4 = 8 Kopeken. Die neuen Freimarken sind nicht viereckig, sondern achteckig; die Marke zu 1 Rubel hat größeres Format. Die gestempelten Briefumschläge werden mit einem Aufschlag von ½ Kopeke, also mit 10½, bezw. 20½ Kopeken verkauft.

Anagrammrätsel.

1. Fischer,
2. Stange,
3. Raute,
4. Morea,
5. Chinese,
6. Espe.
7. Besen,
8. Blei.
9. Silbe,
10. Hals,
11. Niger,
12. Alpen,
13. Rabe,
14. Islam.
15. Toga,
16. Ratte.

Aus jedem der obigen Wörter ist nach Ergänzung eines Buchstabens durch Umstellung ein neues Wort zu bilden, z. B. Mastdarm + e = Amsterdam. Die neuen Wörter sind: 1. ein Stein, 2. ein Bad, 3. eine Alpenkette, 4. eine Frucht, 5. eine Stadt, 6. ein Fluß, 7. ein Volk, 8. ein Tier, 9. eine Pflanze, 10. ein Fisch, 11. ein Fisch, 12. ein Dichter, 13. ein Tier, 14. ein aus dem Alten Testament bekannter Name, 15. eine Stadt und 16. eine Stadt.

Sind alle Wörter gefunden, so ergeben die ergänzten Buchstaben ein Sprichwort.

Logogriph.

Mit n lernst du es kennen
Beim Rechenunterricht;
Sollst du Gefäße nennen,
Vergiß mit m es nicht;
Zeigst du's mit f bei deinem Schaffen,
Wirst nimmer du dabei erschlaffen.

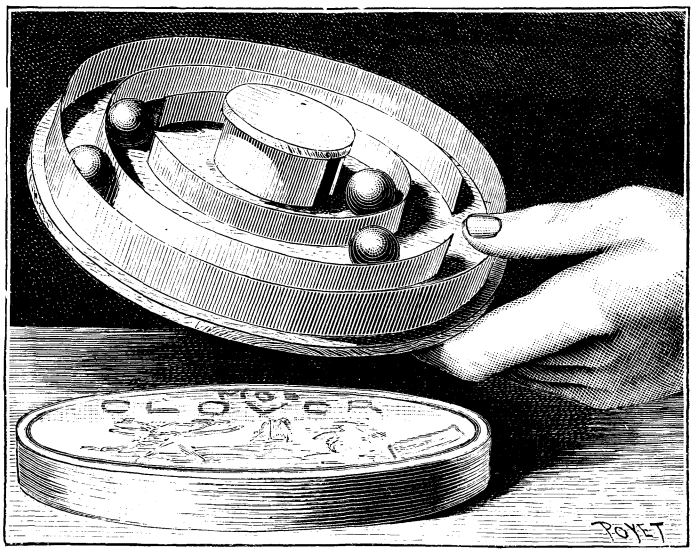
Zahlenrätsel.

2	12	2	**16**	14	15	7
13	16	**8**	6	**6**	8	16
11	**15**	7	2	9	**8**	6
7	8	16	10	9	10	**5**
11	**5**	8	3	7	**2**	6
6	8	**1**	8	**16**	14	6
4	8	6	**8**	9	14	1

Werden die in die einzelnen Felder der obigen Figur eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so entstehen in den wagerechten Reihen sieben Wörter, deren jedes sieben Buchstaben umfaßt. Diese Wörter sind:

1. Ein gotischer Heerführer.
2. Ein Alpenübergang.
3. Etwas, was jeder von sich abzuwenden sucht.
4. Ein Geschichtschreiber des Altertums.
5. Ein Knabenname.
6. Eine Schwarze.
7. Eine Stadt in Italien.

Ist alles gefunden, so erscheint an den durch fetteren Druck bezeichneten Stellen die Bestätigung der Richtigkeit.



Neues Geduldspiel. Figur 2.

Auflösung des Rätsels in Nr. 43.

Riegel, Siegel, Spiegel.

Auflösung des Versteckrätsels in Nr. 43.

„Anmut — Gottheit — Espe — Segenswunsch — Isthmus — Alter — Lessing — Gelegenheit."

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 43.

„Alp — Alm".

Fragen und Antworten.

H. in Berlin. Zu einem selbstthätigen Springbrunnen bedarf es, wenn Du darunter einen fortwährend laufenden meinst, einer Maschinerie, die Du — abgesehen von den Kosten — wegen ihrer Kompliziertheit nicht wirst anfertigen können. Einen ganz einfachen Springbrunnen, der bei verhältnismäßiger Größe des Reservoirs und des Bassins ein paar Stunden thätig ist, erhältst Du nach dem Gesetze der kommunizierenden Röhren, indem Du (Fig. 1) das Wasser aus einem in einer Höhe von 3 bis 4 m angebrachten Behälter A mittels eines Gummischlauches b in das Bassin B leitest, in dessen Boden das Blechröhrchen a eingelötet und oben zu einer feinen Spitze ausgezogen ist. Etwas komplizierter ist die in Fig. 2 dargestellte Brunnenvorrichtung. Sie besteht aus den drei Gefäßen ABC, sowie den Einfüll- und Auslaßröhrchen e und d, welche durch Hahnen verschließbar sind. Füllt man das Gefäß B bis unterhalb der Mündung der Röhre a, und ebenso das Gefäß A, nachdem vorher die Oeffnung e luftdicht verschlossen wurde, so wird das in A befindliche Wasser durch die Röhre b in das Gefäß C laufen, die dort befindliche Luft komprimieren, nach B drängen, und endlich die dort eingefüllte Wassermasse durch das Springröhrchen c wieder in das Becken A heraustreiben. Selbstverständlich müssen die Gefäße ABC luftdicht verschlossen sein. Die Thätigkeit des Brunnens hängt natürlich von der Größe der Gefäße ab und dürfte einige Stunden hindurch währen. Versuch's! wir wünschen guten Erfolg.

A. G. in D. Du willst ein Adreßbuch von Briefmarkensammlern herausgeben? Freund, Du unterschätzest diese übrigens auch mit großen Kosten verbundene Arbeit. Und wo willst Du denn die Zeit hernehmen, da Du jetzt fleißig studieren mußt, Dir selbst zum Nutzen, Deinen Eltern und Lehrern zur Freude?! Ein fleißiger Briefmarkensammler zu sein, das ist schon recht, aber „sammelwütig" werden, Freund, glaub es Deinem „G. K.", das ist in Deinen Jahren sehr, sehr ungesund; Du würdest es später einmal bitter bereuen, daß Du damit so viel Zeit vergeudet hast. Bescheide Dich mit den Adressen, die in unserem „Tauschmarkt" stehen, das wird gerade reichen. Grüße freundlich erwidert.

Adolf J. Dein Gedicht ist nicht schlecht, aber für einen forschen Gymnasiasten viel zu weltschmerzlich und thranig. Reime dieser Sorte wollen wir sentimentalen Backfischen und ausgesprochen unheilbaren Thranlampen überlassen. Schreibe doch mal ein muntres lustiges Burschenlied! Jungen eures Alters müssen jauchzen, daß es an allen Weltecken widerhallt, die Welt soll euch viel zu enge sein.

W. S. R. Postamt 35 in Berlin. Die betreffende Nummer ist noch vorrätig. Gegen Einsendung von 20 Pfg. wird sie Dir von unserer Expedition zugesandt werden. Du kannst sie aber euch durch Deine Buchhandlung bestellen lassen.

C. B. in Kempten. Wende Dich an Glock & Cie. in Karlsruhe oder Rudolf Stirn in Berlin, Sebastianstraße 34, beides Handlungen für photographische Bedarfsartikel.

F. R. in H. Anfängern in der Taubenzucht ist zu empfehlen, ihre Ankäufe nicht direkt bei einer Taubenhandlung zu machen, sondern sich des Rates eines erfahrenen Mitglieds eines Vogelzuchtvereins zu bedienen. Solche Vereine gibt es jetzt in allen größeren Städten.

Schneidiger Obertertianer in G. Freilich ist der uns zugedachte Beitrag fein, und schneidig wie Du selber. Wir würden ihn auch gern verwendet haben, wenn uns unser Gedächtnis nicht sagte, daß wir diesen Deinen Geistesfunken auch schon mal wo anders aufblitzen sahen.*)

W. G. in Reval. Du ein Russe? Es hat den Anschein, als ob Du ein richtiger Berliner seiest. Du fragst: „Wie hieß Davids Leibkutscher?" — und stellst als Antwort die Behauptung auf:

Gelb fon mir nicht weiter fagen.

O Du Schäker!

Bergfex I. Tüchtig einreiben mit Hirschtalg gleich beim Abmarsch.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings:
Delectat variatio,
Das stand schon im Horatio.

Wilhelm Pendl in **Graz.** Am besten ist es, wenn man ausgestopfte Tiere unter Glas aufbewahrt und in den Kästen an passender Stelle Insektenpulver, Kampfer u. dgl. einstreut. Stehen die Tiere frei, so hüte man sich, in dem betreffenden Zimmer Staub zu machen, kehre nur mit Sägespänen, lüfte im Sommer nur des Morgens, stäube die Tiere regelmäßig und vorsichtig aus, setze sie in die Zugluft, aber niemals am Tage oder gar abends, sondern halte zu diesen Zeiten die Fenster gut verschlossen. Es wird nötig sein, die betreffenden Zimmer von Zeit zu Zeit auszuräuchern. Sind die Bälge schon angenagt, stäube Insektenpulver, spanischen Pfeffer oder Kampfer u. dgl. auf, aber mit Vorsicht, daß das Ansehen nicht leidet.

Heinrich Grant-Ellen. 1. Der Name Arnold entstammt dem Altdeutschen und bedeutet: der wie ein Aar Waltende, Ehrenheld, der berühmte Held. — 2. Dieses Experiment an sich und anderen vorzunehmen, ist nicht ungefährlich und sollte niemals ohne die Gegenwart eines Arztes unternommen werden. Ueber kurz oder lang wird es auch sicherlich gesetzlich verboten sein. — 3. Katalepsie = Starrsucht, Nervenkrankheit, bei der Muskelstarre auftritt. Der Befallene verharrt stunden- auch tagelang in regungsloser Stellung.

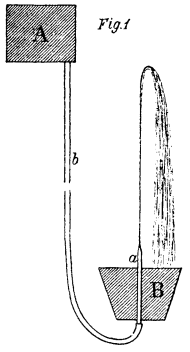


Fig. 1

Anfertigung eines Springbrunnens. (Beschreibung unter „Fragen und Antworten".)

N. K. in München. Du schreibst: „Hoffentlich wird der Setzerlehrling kein zweiter blauer Methusalem, der wer weiß wie viele Semester auf der Universität herumrutschte. Den Tag, an welchem er sich zum Gesellen aufschwingen wird, den soll der G. K. öffentlich bekannt machen, daß ihn die Kameradschaft extra feierlich begehe." — Wir sind ganz Deiner Meinung, wir selber trinken an dem Tage gern ein Schöppchen mit. Nur eilt das ganz und gar nicht; wir beabsichtigen, das kecke Kerlchen noch ein gutes Weilchen unter unserer Fuchtel zu halten, daß auch was Rechtes aus ihm wird.

Herbert E. A., Fürst zu Grünau bei Berlin. Um die Stellung eines Gartendirektors mit Erfolg ausfüllen zu können, ist vor allem eine gediegene, gründliche praktische Ausbildung in allen Fächern des Gartenbaues nötig. Diese kann nur erlangt werden durch eine mindestens zweijährige praktische Lehrzeit und einen mehrjährigen Aufenthalt als Gärtnergehilfe in verschiedenen großen Städten des In- und Auslandes. Die theoretischen Vorkenntnisse müssen mindestens so weit reichen, daß der Kandidat als Einjähriger dienen kann. — Gehalt schwankt zwischen 1500 bis 6000 Mk. „Kgl. Gartendirektor" ist ein Titel, den das Ministerium für hervorragende Verdienste auch solchen verleiht, die obigen Bildungsgang nicht durchgemacht haben.

P. Textor in **Berlin.** Die Schrauben und Polklemmen Deiner Bunsenelemente zu reinigen, ist sehr einfach. Tauche beide in starke Säure, vielleicht Salpetersäure, und also mache es auch mit Deinem Zinkcylinder. Was nun das „Schwarzwerden" anbetrifft, so kann das bei richtiger Behandlung nicht vorkommen. Es scheint uns, daß in Deinem Element oder auch außerhalb desselben Schließung war, d. h. in dem Element haben sich Zink und Kohle berührt, oder außerhalb derselben lagen blanke Drähte in Berührung. Man muß da sehr vorsichtig sein; eine längere Schließung des Elementes macht dasselbe schwach und bald unbrauchbar. Freundlichen Gruß!

Willibald P. in **„Wean".** Lieber Freund, Du bist gerade der 777ste, der diese Frage an uns richtet. Als der 111te Kamerad mit derselben Frage kam, haben wir im II. Jahrgang unseres Leibblattes, Seite 423, 437, 453 und 476 „Etwas vom Süßwasseraquarium" gebracht — welches nicht nur „Etwas", sondern sehr erschöpfend die gestellte Frage und alles übrige, das man überhaupt darüber fragen könnte, beantwortet. Wir müssen Dich schon bitten, dort nachzusehen, da wir doch nicht immer „auf besagten Hammel zurückkommen" können, wie's im Sprichwort heißt. — Der Setzerlehrling, der sich eine Ehre daraus macht, sich nun „Dein Spezl" nennen zu dürfen, läßt schön grüßen!

Nochmals wird der „G. K." von einem „Prämiierten" angedichtet.

Schon lange war vergessen
Dein Rätsel, Kamerad!
Da, fröhlich eines Morgens
Betrat ich meinen Pfad,
Der mich nach Hause führte
Mit stattlicher Censur.
Mein Vater kam entgegen
Mir früh schon auf dem Flur.
Er hielt in seinen Händen
Ein schönes rotes Buch
Und sagt: „Sieh, für Dein Rätsel,
Mehr ist es als genug;
Dein Liedchen ward belohnet
Mit diesem schönen Preis,
Es war doch nicht vergeblich
Die Mühe und der Fleiß!"
„Ei," sagte ich zum Vater,
„So zeig doch einmal her. —
Fürwahr 'ne schöne Prämie!
Das Buch gefällt mir sehr!"
Nun wird studiert der Inhalt,
Ich find' ihn intressant,
Und als ich die Bedeutung
Von unsern Namen fand,
Da sucht' ich Onkel, Tante
Und andere Verwandte,
Die Eltern und mich selbst.
Und alles konnt' ich lesen,
Was ich nur lesen wollt',
Das ist ein schönes Büchlein,
Das jeder haben sollt'.
Gar viele Dinge lehrt es
Dem, der zu suchen weiß,
Und allen Kameraden
Wünsch' ich denselben Preis.

Nun, die Gelegenheit sich einen zu erobern, wird bald da sein. Du thust doch auch wieder mit?

A. R. in **Rudolstadt.** Lies doch die heutigen Antworten durch. Du wirst eine darunter finden, die den Gegenstand Deiner Mitteilung ins rechte Licht zu stellen scheint.

Gust. Wolff. Du willst des Setzerlehrlings Photographie, aber im Sonntagsstaat. Er läßt sich von Gvatter Schneider eben einen feinen zusammenbauen, müssen also etwas Geduld üben. Aber die Photographie kommt! kannst Dich drauf verlassen.

A. Z. in **G.** 1. Schmetterlinge, die im Zuchtkasten auskriechen, werden ebenso getötet, wie alle andern. Der „G. K." hat das Verfahren schon oft und sehr eingehend geschildert. Tagfalter sterben sehr schnell, wenn man ihnen unter den Flügeln die Brust zusammendrückt. Dickleibige Schmetterlinge werden zunächst in einem Glase durch Aether oder Chloroform vollständig betäubt und darauf mittels Tabaksaft getötet oder mit einer langen Nadel, die unter dem Saugrüssel in die Brust gestochen und in der Flamme eines Lichtes erhitzt wird, getötet. 2. Je nach Beschaffenheit, Ausstattung u. s. w. ist der Preis der Lupen ein sehr verschiedener. Wende Dich mit Deiner Frage an die optische Werkstatt der Herren Dr. Steinheil & Söhne in München, Landwehrstraße. *)

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Deine Postkarte trägt ja ein reizendes „Ferkelchen". Gut, daß es nicht schreien kann, das gäbe eine nette Musik!

Tauschmarkt.

Wilhelm Arentz in **Hamburg, Neuerwall 93,** bittet großmütige Kameraden, ihm ein paar Steinchen für sein Terrarium und Aquarium zu senden. Besten Dank im voraus.

Bitte die lieben Kameraden, mir Postkarten mit dem Tipp-Topp-Stempel zuzusenden. Gustav Wolff jr. in Karlsruhe, Wederplatz 35 II.

Ich habe eine wertvolle Steinsammlung, 650 Stück, darunter z. B. 30 Achate, Wert circa 70 bis 90 Mk., für einen meisterhaft gehenden photographischen Apparat mit Zubehör oder ein Velociped, alt (Zweirad am liebsten), zu vertauschen. (Tausche selteneFreimarken.) Otto Schlüter in Bonn a. Rh., Poppelsdorfer Allee 40.

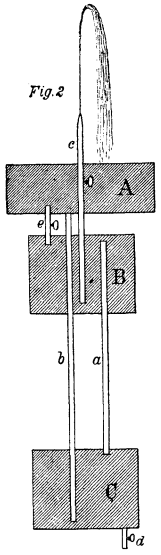


Fig. 2

Anfertigung eines Springbrunnens. (Beschreibung unter „Fragen und Antworten".)

Ich sollte bis 10. August 1889 500 verschiedene Briefmarken haben. Ich bitte nun die Kameraden in aller Herren Länder, mir solche zu senden. Mit Gruß Stephan Aicher in Rosenheim, Ellmairstraße 15.

Hermann Hiller in **Cannstatt, Karlstraße 14 p.,** tauscht 700 Soldaten (worunter 300 Reiter, 4 Artilleriegespanne, Schlacht bei Lützen), 6 Geschütze ohne Gespann u. s. w.; ferner ein neues Bunsenelement gegen einen photographischen Apparat oder Druckerei. Aquarium oder Terrarium auch erwünscht.

Auf, Kameraden, auf! Ich brauche binnen 5 Wochen 100 Postkarten. Helft! Zum Danke sende ich jeder fünften Postkarte 20 Briefmarken oder ein Büchlein. Richard Roser in Gartz a. O., im Kasino.

Ludwig Rovner zu **Biala** in **Galizien, Lenkstraße,** gibt für 1000 bessere Marken ein wertvolles Buch. Sucht Tauschverbindung mit Kameraden, die Ganzsachen sammeln.

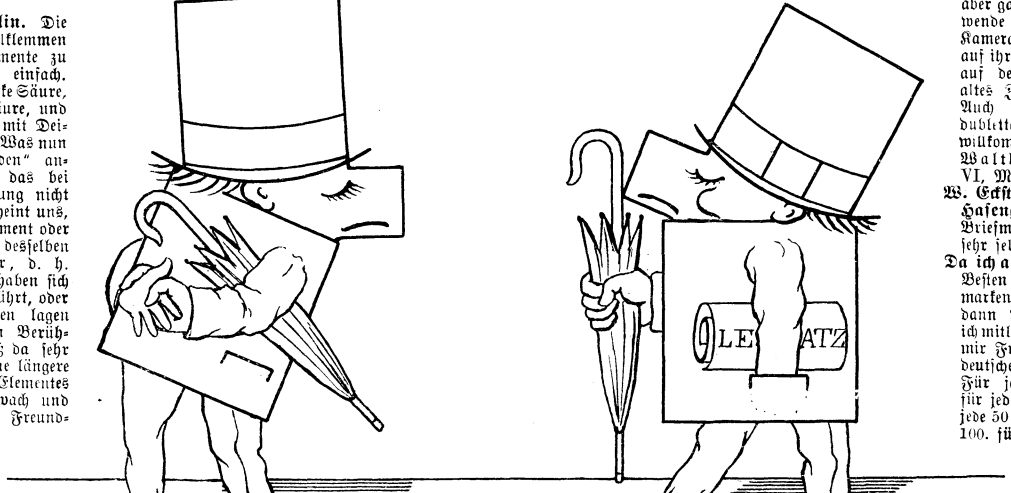
C. Köhler in **St. Petersburg, Obuchowsky Persp., Haus 14, Quartier 30,** möchte bis zum 1. September etwa 800 Postkarten beisammen haben und bittet alle Kameraden, ihm eine solche zu senden. Wird sich bei Gelegenheit gern revanchieren.

Wer sendet mir alte unbrauchbar gewordene Schreibfedern? Ich soll sie für meine Cousine sammeln, welche sie jemand anderm ablehrt, zu was, das weiß ich nicht. Ich will aber galant sein und darum wende ich mich an meine Kameraden, welche gewiß auf ihrem Schreibzeuge oder auf dem ihrer Väter solch altes Zeug finden werden. Auch einige Briefmarkendubletten wären mir sehr willkommen. Grüßend Walther Hetzer in Wien VI, Mollardgasse 13.

W. Eckstein in **Göttingen, Hasengraben 3e,** tauscht Briefmarken. Hat einzelne sehr seltene.

Da ich an eine Anstalt zum Besten der Kranken Freimarken schicke, welche diese dann verkauft, so fordere ich mitleidige Kameraden auf, mir Freimarken zu senden, deutsche und ausländische. Für jede 10. eine seltene, für jede 20. drei seltene, für jede 50. vier seltene, für jede 100. fünf seltene. Armin Bloem, per Adresse: Herrn Justizrat Bloem in Elberfeld, Bankstr. 10.

Ich habe mehrere hundert doppelte Briefmarken und Ganzsachen und möchte sie gegen Schmetterlinge, aber nur unlädierte, oder wieder gegen Postwertzeichen vertauschen. A. Preyer in Berlin W., Nollendorfplatz 1.



Pythagoras vor und nach der Erfindung seines Lehrsatzes.

Erfonnen und niedergezeichnet von Kamerad Franz S., Obertertianer in Greifswald.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen, ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Das Fliegen der Vögel und Insekten

hat ein französischer Physiologe möglichst sorgfältig studiert und ist dabei zu folgendem Ergebnis gekommen. Die Zahl der Flügelschläge in der Sekunde betrug bei der gemeinen Fliege 330, der Hummel 240, der Biene 190, der Wespe 110, der Wasserjungfer oder Libelle 28 und beim Kohlweißling 9, beim Sperling 13, bei der wilden Ente 9, der Haustaube 8, der Sumpfweihe 5,75, der Schleiereule 5 und dem Mäusebussard 3. Die Insekten hielt der Untersuchende mit einer Pincette am Hinterleibe derart fest, daß der eine Flügel an der Oberfläche eines rotierenden Cylinders mit bewußter Oberfläche leicht hinstreifte, wenn das Tier fortzufliegen suchte. Eine Stimmgabel, die ihre Schwingungen auf denselben Cylinder aufzeichnete, diente zur Zeitbestimmung. — Mit den Vögeln wurden die Versuche in einem großen Saale angestellt, wo dieselben entweder gegen 16 m geradlinig oder auch in einem Kreise von 6 bis 7 m Durchmesser fliegen konnten. Um die Anzahl der Flügelschläge in der Sekunde zu ermitteln, befestigte der Professor an den Flügeln des Vogels einen doppelten Telegraphendraht, durch welchen bei jedem Flügelschlage ein elektrischer Strom geöffnet und geschlossen wurde; dieser Strom besorgte dann die Registrierung der Flügelschläge.

Wie man in den Wald ruft, schallt es wieder.

Der Dichter Friedrich von Schlegel lebte seit dem Jahre 1808 in Wien. Zum Wiener Kongreß kam als Gesandter der Stadt Hamburg der Syndikus Gries dorthin. Schlegel neckte gern und war ein großer Freund von Wortspielen. Gries litt damals an einem Ausschlag an den Händen, der, wenn auch nicht gefährlich, ihm doch sehr unangenehm war. Eines Morgens will Gries in die Sitzung gehen, da begegnet ihm Schlegel und ruft ihm zu: „Guten Morgen, mein lieber Grindikus Süß!“ Ohne sich zu besinnen, versetzte Gries: „Guten Morgen, mein lieber Hofrat Schriedrich Flegel!“

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Dabei verging die Zeit, welche sich der Hoei-hoei für die Vorbereitung des Mittagsmahls erbeten hatte. Er kam selbst, um seine Gäste abzuholen. Da er ihnen nicht zumuten wollte, den Weg nach seinem Häuschen, so kurz derselbe war, zu Fuße zurückzulegen, so hatte er alle im Dorfe vorhandenen Sänften in Beschlag genommen, um die Herren zu sich tragen zu lassen. Um Träger brauchte er nicht verlegen zu sein. Jeder Bewohner des Dorfes hielt es für eine Ehre für sich, den „hohen Gebietern“ diesen Dienst zu erweisen.

Aber dazu kam es gar nicht, denn der Gottfried sagte, als er die Sänften erblickte:

„Ich habe keine Lust, mir auf den Händen tragen zu lassen. Es giebt ja keine Reise um die Welt, sondern es geht nur hübsch von Haus zu Haus. Ich sehe gar nicht ein, warum wir auf unsern gewöhnlichen Festeinzug verzichten sollen. Gehen wir also nicht mit die Beine anderer Leute, sondern mit unseren eigenen! Nicht?“

„Mir ist es sehr recht,“ antwortete der Blaurote.

„Soll ich die Pipe anzünden?“

„Ja.“

„Schön! Dat wird mehr Eindruck machen als dat ‚Laufen in die Sänfte‘, wie wir es in Hongkong von einem gewissen Jemand gesehen haben.“

„Schweigen Sie!“ gebot ihm Turnerstick. „Konnte ich denn dafür, daß der Fußboden unter mir flöten ging?“

„Nein. Aber dafür konnten Sie, dat gerade Sie sich in die Weltjegend befanden, wo die Sänfte flötete. Ich habe allen Respekt vor solchen Kastens. Also gehen wir lieber, als dat wir in den Palankins gegangen werden!“

Das geschah. Der kleine Zug setzte sich vor dem Hause in der schon oft erwähnten Weise und Reihenfolge in Bewegung, was auf die draußen Versammelten einen außerordentlichen Eindruck

— „Schweigen Sie!“ gebot ihm Turnerstick. „Konnte ich denn dafür, daß der Fußboden unter mir flöten ging?“

machte. Sie hatten die Mäuler ebensoweit offen wie die Schlitzaugen und wagten kein lautes Wort zu sprechen. Schweigend und in ehrfurchtsvoller Weise folgten sie den Fremden, um, als dieselben in das Häuschen des Mohammedaners getreten waren, sich vor demselben aufzustellen.

Das kleine Gebäude enthielt ein sehr sauber sich präsentierendes Vordergemach und einen kleineren Hinterraum, welcher zugleich Frauenstube und Küche zu sein schien. Von den weiblichen Bewohnern zeigte sich keine. Dies ist überhaupt chinesische Sitte, an welcher hier um so mehr festgehalten wurde, als der Besitzer des Hauses zum Islam übergetreten war.

Trotz dieses letzteren Umstandes zeigte der Hoei-hoei von den Gebräuchen, welche den Mohammedanern für die Mahlzeiten vorgeschrieben sind, nicht die geringste Spur. Es geschah alles in chinesischer Weise. Er nahm nicht mit an dem Tische Platz, sondern blieb stehen, um seine Gäste zu bedienen.

Es gab das Mahl eines armen Mannes, welcher einmal, wenn er einen Reichen bei sich bewirtet, einen tieferen Griff in seinen Beutel machen muß. Eine große Auswahl hatte das kleine Dorf nicht bieten können, und da die Zeit zur Zubereitung warmer Gerichte zu kurz gewesen war, so waren nur kalte Speisen aufgetragen worden.

Eine lebhafte Unterhaltung würzte das frugale Mahl. Der Wirt sah, daß seine Gäste mit ihm zufrieden seien, und war darüber so entzückt, daß er sich entschloß, den Beutel vollends für sie zu leeren. Er sagte:

„Gern hätte ich die hohen Herren besser bewirtet, aber es war mir nur eine sehr kurze Frist zur Vorbereitung gewährt. Doch wenn die hoch Willkommenen mein Haus heute abend abermals beehren wollen, so werden sie ein Mahl finden, welches ihrer würdiger ist."

„Ja, wir werden kommen," antwortete der Methusalem. „Aber ich stelle dabei eine Bedingung, welche Sie zu erfüllen haben."

„Welche ist es?"

„Daß Sie alles aufbieten, dieses Mahl zu einem wirklichen Fest- und Freudenmahle zu machen."

Da wurde dem guten Manne angst. Er blickte verlegen vor sich nieder und sagte dann:

„Herr, Sie wissen, daß ich arm bin, und ich weiß nicht, welche Ansprüche in Ihrem Lande an ein solches Festmahl gemacht werden."

„Unsere Ansprüche werden befriedigt werden, trotzdem Sie arm sind. Wir werden mit dem Wirte des Einkehrhauses sprechen. Er soll alles, was wir essen und trinken werden, bei sich bereiten und zu Ihnen senden. Nur unter dieser Bedingung nehmen wir Ihre Einladung an."

Man sah dem Hoei-hoei an, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel. Er stimmte schleunigst zu. Noch größer aber als diese gehabte Verlegenheit war diejenige, welche ihm nach dem Essen von dem Methusalem bereitet wurde, denn dieser sagte:

„Wir sehen, daß wir Ihnen wirklich willkommen gewesen sind, und sagen Ihnen herzlichen Dank dafür. Bei solchen Gelegenheiten schreibt uns die Sitte unserer Heimat eine Höflichkeit vor, welche wir auch hier befolgen möchten, wenn Sie uns das erlauben."

„Erlauben? O Herr, Sie haben doch nur zu befehlen, und ich werde gehorchen."

„Wirklich?"

„Ja, augenblicklich."

„Gut, ich verlasse mich auf Ihr Wort. Es ist nämlich bei uns Vorschrift, sich nach dem Mahle bei den Frauen und Töchtern des Hauses persönlich zu bedanken. Wollen Sie darum die drei Blumen Ihrer Familie ersuchen, uns durch ihr Erscheinen zu erfreuen, damit wir ihnen sagen können, welche Dankbarkeit und Ehrerbietung wir ihnen widmen!"

Der Schreck zuckte über das Gesicht des Wirtes.

„Herr, das nicht, nur das nicht!" bat er.

„Warum nicht?"

„Es ist gegen die hiesige Sitte."

„Doch nicht, denn der mächtige Tongtschi von Kuang-tschéu-fu hat uns auch seine Gemahlin zugeführt."

„So ist es gegen die Satzung meines Glaubens."

„Sind Ihre Damen auch mit zum Islam übergetreten?"

„Nein."

„Nun, so ist auch dieser Grund nicht stichhaltig. Sie haben sich bis jetzt als wirklich gastfreundlich erwiesen. Wollen Sie diesen Ruhm vernichten und uns damit beleidigen, daß Sie uns diese Bitte abschlagen?"

Der Mann antwortete nicht sogleich. Er kämpfte mit sich selbst. Dann sagte er unter einem tiefen Atemzuge:

„Nein, mein Gebieter, beleidigen will ich Sie nicht. Lieber entschließe ich mich, gegen die Vorschriften unseres Landes zu handeln. Ich werde also die Frauen herbeibringen."

Er entfernte sich in das hintere Gemach.

„Das hätten Sie nicht von ihm verlangen sollen," sagte Liang-ssi im Tone sanften, bescheidenen Vorwurfs. „Es ist ganz und gar gegen die hiesigen Gewohnheiten."

„Das weiß ich auch sehr gut," lächelte der Methusalem.

„Und dennoch thaten Sie es?"

„Ja. Ich habe triftige Gründe dazu, denen Sie später ganz sicher Ihre Zustimmung erteilen werden."

Diese kurze Wechselrede war in deutscher Sprache geführt und also von den anderen verstanden worden.

„Was soll denn geschehen?" fragte Turnerstick. „Was hätten Sie nicht thun sollen?"

„Ich habe verlangt, die weiblichen Bewohner dieses Hauses zu sehen, damit wir uns bei ihnen bedanken können."

„Und ist das hier eine Sünde? Will er sie bringen?"

„Ja."

„Dat is sehr hübsch," meinte der Gottfried. „Wir werden uns gegen sie natürlich als jewandte Kavaliere benehmen. Nicht wahr, Mijnheer?"

„Ja. Ook ik word haar mijne komplimenten maken. Ik kan dat zeer fraai en bij uitstek maken — Ja. Auch ich werde sie bekomplimentieren. Ich kann das sehr schön und ausgezeichnet machen."

Es dauerte längere Zeit, bevor der Chinese wiederkehrte. Die Damen mußten ja ihre besten Gewänder anlegen. Endlich trat er mit ihnen ein und stellte sich an die Seite der Thür, um ihnen Platz zu geben.

Ihre Gesichter zeigten den chinesischen Schnitt und waren nach der Sitte der besseren Stände weiß und rot geschminkt. Die Augenbrauen hatten sie mit Hilfe des Pinsels und schwarzer Farbe so verlängert, daß sie über der Nasenwurzel zusammenliefen. Das Haar war durch Kämme und viele Nadeln hoch und fast in Form eines Schmetterlings gesteckt. Das Obergewand schloß eng am Halse an und fiel in weiten Falten bis auf den Boden herab. Die Hände waren tief in den Aermeln verborgen. Die Füße konnte man nicht sehen, aber verkrüppelt waren sie nicht, wie man

aus dem Gange der Damen und ihrer Haltung ersehen konnte, obgleich sie nur wenige Schritte gemacht hatten.

Sie verneigten sich tief vor den Gästen, ohne aber ein Wort dazu zu sagen. Trotz der Schminke erkannte man die jugendlichen Züge der Töchter. Das Gesicht der Mutter zeigte deutliche Spuren des Grams und der Sorgen.

Die Anwesenden waren alle aufgestanden. Noch bevor Degenfeld zu Worte kam, trat Turnerstick vor, verbeugte sich möglichst chevaleresk und sagte:

„Myladies und Mademoiselles, wir fühleng uns außerordangtlich beglückt über ihr Erscheinung. Wir habeng gegessing und getrunkeng und sagung hiermit — — —"

„Ik ook, ik ook," unterbrach ihn der Mijnheer eifrig, indem auch er sich verneigte, soweit seine Körperform dies zuließ. „Ook ik heb gegeten en gedronken."

„Schweigen Sie und stören Sie mich nicht in meinem besten Chinesisch!" fuhr der Kapitän ihn mißmutig an.

Er wollte fortfahren, doch diesmal war der Methusalem schneller als er, indem er rasch das Wort ergriff, natürlich in chinesischer Sprache:

„Ich weiß, daß ich außerordentlich gegen die Sitte ihrer Heimat verstoßen habe, als ich Sie zu sehen verlangte. Aber ich wollte Ihnen unsern Dank bringen und unsere Entschuldigung für die Sorgen, welche wir Ihnen bereitet haben. Außerdem aber gibt es noch einen zweiten Grund, welcher mich veranlaßt, persönlich mit Ihnen zu sprechen. Ich habe nämlich einen Brief an Sie abzugeben."

Diese letzten Worte richtete er direkt an die Mutter, welche verwundert zu ihm aufschaute.

„Sie haben ein Recht, zu zweifeln," fuhr er fort; „aber ich sage die Wahrheit. Ich habe wirklich einen Brief aus fernem Lande mitgebracht, welcher an Sie gerichtet ist."

„Einen Brief? Von wem?" fragte sie.

„Von demjenigen, welchen Sie wohl schon längst verloren glaubten."

Ihre Augen waren einige Zeitlang starr auf ihn gerichtet, dann stützte sie sich mit beiden Händen auf ihre Töchter und hauchte, die Wahrheit ahnend:

„Von meinem — meinem Gemahl und Herrn!"

„Ja," antwortete der Methusalem. „Sind Sie stark genug, den Inhalt dieses Briefes zu hören? Bitte, setzen Sie sich!"

Er stellte ihr seinen Stuhl hin, auf welchem sie sofort Platz nahm. Diese Höflichkeit fand schnell zwei Nachahmer, welche zeigen wollten, daß auch sie gelernt hätten, zuvorkommend gegen Damen zu sein. Turnerstick schob seinen Stuhl der einen Tochter hin und sagte:

„Bitte, Fräulein, sich auch zu setzing! Lassong Sie sich angenehme Ruhe wünscheng!"

Und der Mijnheer trug den seinigen der andern Tochter hin, indem er mit seinem süßesten Lächeln bat:

„Mejuffrouw, ik bid, dat ook gij op eenen stoel zitten, op mijnen stoel. Ik geef u dezen stoel zeer gaerne. — Fräulein, ich bitte, daß auch Sie auf einem Stuhle sitzen, auf meinem Stuhle. Ich gebe Ihnen diesen Stuhl sehr gern."

Die beiden Mädchen verstanden kein Wort von dem Gesagten, wußten aber natürlich, wie es gemeint war. Sie setzten sich zu beiden Seiten ihrer Mutter nieder, und die beiden galanten Salonherren traten höchst befriedigt zurück, wobei Turnerstick dem Dicken zuraunte:

„Prächtiges Mädchen, wirklich! Hat mich Wort für Wort verstanden. Es scheint, daß man in diesem Hause ein ausgezeichnetes Chinesisch spricht."

Degenfeld hatte seine Brieftasche hervorgezogen und aus derselben ein Couvert genommen, welches den erwähnten, von Ye-kin-li geschriebenen Brief enthielt, für den Fall, daß seine Frau gefunden wurde. Auf seinem Gesichte war der Ausdruck freudigster Genugthuung zu lesen. Da in China selbst die Frauen höherer Stände nicht schreiben und lesen können, weil sie keinen Unterricht erhalten, gab er dem Hausherrn den Brief und sagte:

„Bitte, lesen Sie ihn vor!"

Der Mann besah das Couvert, welches unbeschrieben war, und fragte erwartungsvoll:

„Das soll ich öffnen?"

„Ja, bitte!"

„Und es ist wirklich ein Brief darin?"

„Gewiß!"

„An diese Frau?"

„Wie ich bereits sagte!"

„Sie müssen irren, Herr."

„Nein; ich bin meiner Sache vollständig sicher. Hier ist ein Messer. Schneiden Sie den Umschlag auf!"

Der Mann ergriff das Messer, fragte aber, ehe er der Aufforderung Folge leistete:

„Und der Brief soll in Wahrheit von — von Ye-kin-li sein?"

„Ganz sicher. Ich war dabei, als er ihn in den Umschlag steckte, und habe vorher sogar den Brief lesen dürfen."

Nun schnitt der Wirt das Couvert auf. Während der dadurch entstehenden Pause flüsterte Jin-tsian seinem Bruder zu:

„Von Ye-kin-li? Das ist doch unser Vater!"

„Wohl nur ein Mann, der denselben Namen trägt."

„Aber diese Frau kommt mir so bekannt vor! Ich muß sie schon gesehen haben!"

„Mir auch. Es ist mir ganz —"

Er wurde unterbrochen, denn der Hausherr hatte den Brief aufgeschlagen, welcher natürlich in chinesischer Schrift und Sprache verfaßt war, und einen Blick auf die ersten Zeilen geworfen. Er rief mit lauter Stimme:

„O Allmacht der Vorsehung! O Güte des Himmels! O Allah, Allah! Es ist wirklich so; dieser hohe Herr hat die Wahrheit gesagt. Soll ich lesen?"

Er hatte diese Frage an die Frau gerichtet, welche sich in größter Aufregung befand. Sie zitterte am ganzen Körper; sie konnte kein lautes Ja hervorbringen; darum gab sie ihm nur durch ein Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen. Er las:

„An Hao-keu, vom Geschlechte der Pang, aus dem Stamme Seng-ho, dem verschwundenen Weibe meiner Seele und der Mutter meiner verlorenen Söhne und Töchter — — — von Ye-kin-li, dem aus Tschin Entflohenen."

Das war die Ueberschrift des Briefes. Der Vorleser kam nicht weiter; vier Schreie erschollen — — von den beiden Söhnen und den zwei Töchtern. Die Mutter hätte wohl auch einen Ruf des Entzückens ausgestoßen, aber sie konnte nicht, denn sie war ohnmächtig geworden.

Der wackere Methusalem hatte nicht daran gedacht, daß man zarten Frauen solche Nachrichten nicht so unvorbereitet geben darf. Die beiden Töchter schlangen ihre Arme um die Mutter und weinten.

„Es kam zu rasch; es ist zu viel für sie. Kommt heraus mit ihr in euer Gemach," sagte der Hoei-hoei.

Er hob die Ohnmächtige in seinen Armen auf und trug sie hinaus. Die Mädchen folgten ihm. Die Söhne aber stürzten auf den Methusalem zu, und Liang-ssi fragte ihn in stürmischer Weise:

„Herr, der Brief ist von unserm Vater?"

„Ja," antwortete der Gefragte.

„Und dieses Weib heißt Hao-keu?"

„So ist ihr Name."

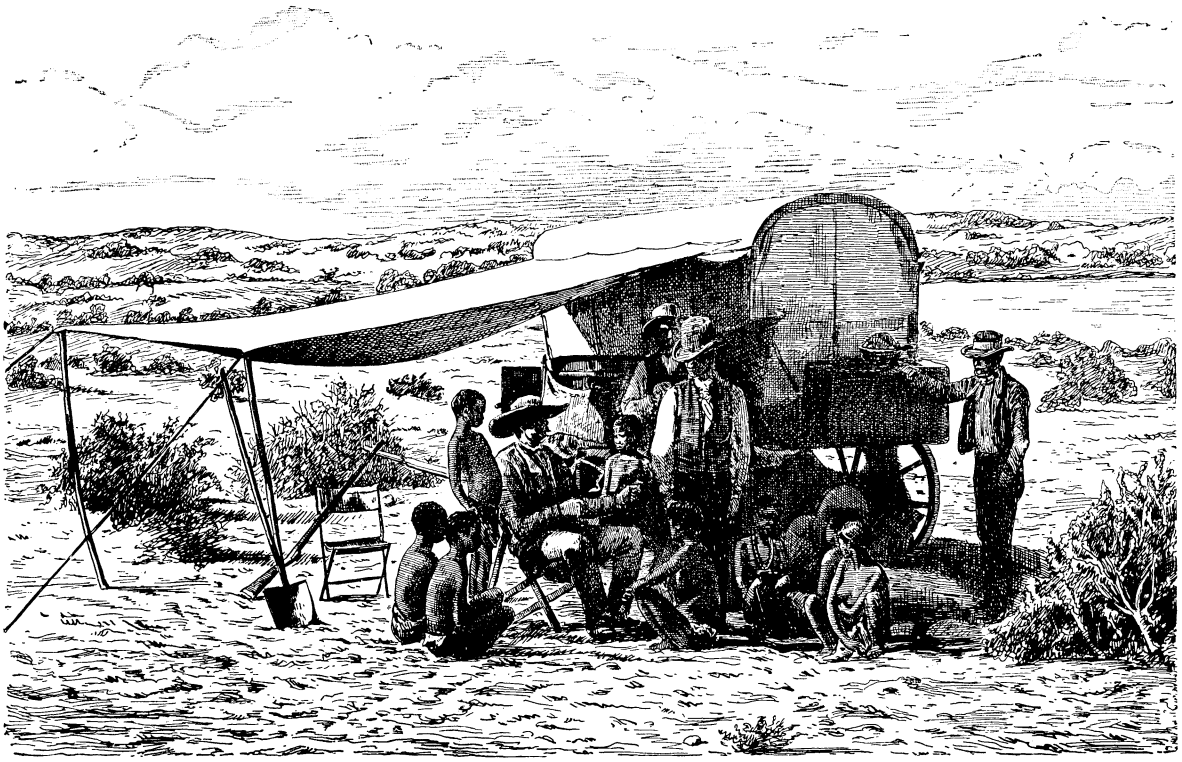
„Dann ist sie unsere Mutter?"

„Sie ist es. Und ihre Töchter sind Méi-pao und Sim-ming, Ihre Schwestern."

„O Himmel, o Allmacht! Unsere Mutter und unsere Schwestern! Komm, Bruder, komm hinaus zu ihnen!"

Sie eilten ihren Anverwandten nach. Die anderen wußten nicht, was geschehen war. Degenfeld erklärte es ihnen mit kurzen Worten. Sein Bericht erfüllte sie mit großer Freude und tiefer Rührung, der sie in fröhlichen Worten Ausdruck gaben. Turnerstick meinte, indem er den Klemmer abnahm und sich die Augen wischte:

„Welch ein Wiederfinden! Welch eine Scene! Aber von Ihnen, Methusalem, war es sehr unrecht und hinterlistig, uns zu verschweigen, was Sie wußten. Auch wir waren ganz unvorbereitet; wie leicht



Die M'Kabba-Zwerge. Nach einer photographischen Aufnahme.

konnten wir da aus lauter Rührung auch in Ohnmacht fallen!"

„Wenn auch dat nicht," sagte der Gottfried, „denn ich bin kein Freund von Ohnmacht; überhaupt von allen Wörtern, welche in die erste Silbe mit ‚ohne' bejinnen, aberst dennoch bin ich ebenso unzufrieden mit Ihnen, oller Methusalem. Wenn Sie mir bei die Joldjeschichte zu Ihren Vertrauten machten, so konnten Sie mich auch in diese weitere Anjelegenheit einen jeheimnisvollen, vielsagenden Wink jeben. Es ist janz unverantwortlich, einen erwachsenen Menschen so mich nichts, dich nichts aus die eine Empfindung in die andere zu stürzen! Wie leicht kann da ein weiches Jemüt zu Schaden kommen. Man hat doch auch ein Herz! Nicht wahr, Mijnheer?"

„Ja," antwortete der Dicke, welcher seine schottische Mütze in der Hand hielt und sich mit derselben die Zähren der Teilnahme aus den kleinen Aeuglein wischte. „Ik heb ook een hart, een mijn hart is goed, zeer goed. Ik moet snuiven en snuiten, dat deze menschen zich gekregen hebben. Ik ben daardoor zoo zwak geworden, dat ik zitten moet — ja, ich habe auch ein Herz, und mein Herz ist gut, sehr gut. Ich muß schnauben und schneuzen, daß diese Menschen sich bekommen haben. Ich bin dadurch so schwach geworden, daß ich sitzen muß."

Er wollte sich niederlassen, aber der Methusalem sagte:

„Nicht wieder niedersetzen, Mijnheer! Unsere Gegenwart würde jetzt hier nur belästigen. Ueberlassen wir diese guten Leute vielmehr sich selbst, indem wir uns leise entfernen. Solche Scenen dürfen keine fremden Zeugen haben."

„Schön, jehen wir!" stimmte der Gottfried bei. „Dat wird ihnen einen Beweis liefern, dat wir von diejeniger zartsinnige Noblesse sind, welche bei dergleichen Wiedersehen und sonstige Bejegnungen dat Zeichen einer juten Erziehung ist. Aberst die Pipe muß anjesteckt werden. Sie soll dat Freudenfeuer bedeuten, dat wir dem neubejründeten Glücke unserer Nebenmenschen bringen."

Er that es nicht anders, der Methusalem mußte das Mundstück nehmen. Dann, als der Tabak glimmte, verließen sie das Haus, um sich nach dem Einkehrhause zurückzubegeben.

Noch immer standen viele Leute draußen, welche ihnen ehrerbietig Platz machten und sie so lange begleiteten, bis die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Nun ließ der Methusalem den Wirt kommen, um bei demselben die für das Abendessen nötigen Bestellungen zu machen. Eben als sie beisammen standen und sich berieten, erschollen draußen laute Rufe, und die Menschen, welche vor dem Hause gestanden hatten, eilten davon, die Straße entlang.

„Was ist das? Was ruft man?" fragte Degenfeld den Wirt.

„Ich kann die Worte nicht genau verstehen. Es scheint jemand zu kommen,

den die Leute kennen," lautete die Antwort.

„So muß dieser Jemand eine hier beliebte oder gar hervorragende Persönlichkeit sein?"

„Jedenfalls. Ich werde nachschauen."

Er ging hinaus vor die Thür, kehrte aber sofort zurück und rief in freudigem Tone:

„Wissen Sie, wer da kommt, hoher Herr?"

„Natürlich nicht. Wer ist es?"

„Der T'eu, der T'eu, kein anderer als der T'eu!"

„Ah! Der Bettlerkönig?"

„Ja, der Bettlerkönig. Da es schon spät am Tage ist, so wird er nicht weiter ziehen, sondern hier bei mir bleiben, was er stets thut, wenn er nach Ho-tsing-ting geht, um Herrn Sei-tei-nei zu besuchen."

„Diesen besucht er?"

„Ja, und oft."

„Was thut er dort?"

„Er kommt aus Liebe und Zuneigung, denn der Bettlerkönig und Herr Sei-tei-nei sind sehr gute Freunde. Aber ich muß hinaus, um ihn zu bewillkommnen!"

Er eilte fort.

Liang-ssi hatte nichts davon erwähnt, daß der Bettlerkönig das Etablissement des Onkels Daniel so oft besuche. Vielleicht war diese Unterlassung ganz ohne Absicht geschehen und nur eine Folge des reinen Zufalls.

Der Methusalem sagte seinen Gefährten, wen man da draußen erwarte, und sie traten mit ihm an das geöffnete Fenster, um diesen ebenso berühmten, wie einflußreichen Mann kommen zu sehen.

Die Stimmen der Nahenden wurden lauter und lauter. Man hörte Pferdegetrappel, und dann erschienen, vom Volke umgeben, zehn sehr gut bewaffnete Reiter, welche nichts weniger als den Eindruck von Bettlern machten. Ihre Pferde waren von einer besseren Rasse als diejenigen, welche der Methusalem während seines Aufenthaltes hier im Lande gesehen hatte, und ihrer Kleidung nach mußte man sie für sehr wohlhabende Leute halten.

Das Gewand des Vornehmsten unter ihnen war ausschließlich aus Seide gefertigt. Er trug einen kostbaren Degen, und das Zaumzeug seines Rosses war mit starkem Silber beschlagen. Er war vielleicht sechzig Jahre alt und hatte ein sehr würdevolles Aussehen, wozu der lange Schnurrbart, welcher ihm rechts und links in starken Flechten bis über die Brust herabreichte, viel beitrug. Er hatte keinen Knopf auf der Mütze, ein sicheres Zeichen, daß er kein Mandarin sei; doch war seine Erscheinung gewiß ebenso ehrfurchtgebietend wie diejenige eines hohen Beamten des Reiches.

Er schwang sich mit jugendlicher Leichtigkeit aus dem Sattel und schritt der Thür des Hauses zu, an welcher ihn der Wirt mit tiefen Verbeugungen empfing. Der T'eu behandelte ihn nicht wie einen tiefer stehenden Mann, sondern in sehr leutseliger Weise, indem er, wie es zwischen Gleichberechtigten geschieht, seine Hände ineinander und dann, nachdem er sich verbeugt hatte, auf die beiden Achseln des Wirtes legte.

Welche Worte dabei gesprochen wurden, das konnte der Student nicht hören. Er war vom Fenster zurückgetreten und hatte mit seinen Gefährten auf einer der für die Gäste bestimmten Bänke Platz genommen. Bald darauf trat der Bettlerkönig mit seinen Begleitern ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zwergvolk.

Vor wenigen Jahren unternahm ein Herr G. A. Farini, von Geburt Nordamerikaner, in Begleitung eines ihm befreundeten Photographen einen Jagd- und Streifzug nach jenem Teile Afrikas, den die Karten dieses Erdteils Kalahari nennen. Farini hat darüber einen umfangreichen Bericht herausgegeben, welcher der Hauptsache nach seinen vielen in jenem Reviere erlebten Jagdabenteuern gewidmet ist. Seine Streifzüge, die zugleich auch die Auffindungen von zur Anlage von Viehzüchtereien großen Stils geeigneten Landstrichen zum Zweck hatten, haben aber auch ein bedeutsames wissenschaftliches Ergebnis zu vermelden, nämlich die Entdeckung und Ausforschung der M'Kabba-Zwerge.

Wiederholt waren die beiden Amerikaner mit Eingeborenen zusammengetroffen. Es waren zunächst Buschmänner, welche in einer Höhle wohnten, deren Wände mit einigen sehr alten Zeichnungen und Skulpturen geschmückt waren, letztere leicht in den Fels gehauen, jene aber mit irgend welcher schwarzen Farbe auf dem weichen Gestein ausgeführt. Von Ovampo hörten aber die Amerikaner, daß eine Zwergrasse, Kara-Kara genannt, in einem gleichnamigen, weiter nördlich gelegenen Landstrich wohne; ebenso vernahmen sie von einem Stamme „kleiner Menschen", den man M'Kabba nenne, und die sich in der Nähe des Ngami-Sees, etwas westlich von ihm, aufhalten sollten. Dort erblickten sie auch eines Tages in der That eine ganze Schar Zwerge, die sie aus der Entfernung ihrer Statur nach hätten für Kinder halten können. In der Nähe verrieten aber ihre runzeligen, im Aeußern den Buschmännern gleichenden Gesichtern, daß es erwachsene Männer und Weiber waren. Auf den Armen, Backen und Schultern waren sie mit kurzen, geraden, blauen Strichen tättowiert und allen, auch den Kindern, war zum besondern Kennzeichen des Stammes das erste Glied des kleinen Fingers jeder Hand abgeschnitten. Anfangs zeigten sie sich sehr scheu, was sich aber nach einiger Zeit ganz verlor. Der Häuptling war ein kleiner Gesell von 125 cm Höhe, während seine Frau noch 1 cm größer war, und seine Töchter genau so waren wie er. Die Kinder sahen mit ihren zierlichen olivenfarbigen Gesichtern und großen, hellen, funkelnden Augen ganz niedlich aus; hätten sie nicht im Gehen ihren stark vortretenden Bauch gerade so wie viele der Zwergältesten der Wüste gezeigt, so wären sie wirklich ganz hübsch gewesen. Nach den Berichten Farinis scheint dieses Volk weniger Bedürfnisse zu haben, als irgend ein anderes. Wenn es reichlich „Mangatan" oder Wassermelonen gibt, so leben sie gänzlich davon und werden von dem ölhaltigen Samen, den sie zu einem Kuchen backen und braten, sogar wohlbeleibt. Gibt es keine Mangatan, so begnügen sie sich mit Sama, und fehlt auch diese, mit Wurzeln, welche die Frauen sammeln, während die Männer Jagd auf kleines Wild machen. Eine besonders beliebte Speise sind bei ihnen — der Geschmack ist gar nicht übel — Trüffeln, welche zu Tausenden vorkommen, und deren Fundort sich durch eine leichte Schwellung im Sande verrät. Zur Jagd gebrauchen die M'Kabba-Zwerge Bogen und vergiftete Pfeile. Die Wohnung des Häuptlings bestand lediglich aus einem in die Erde gegrabenen Loch, über welchem die Zweige zweier Sträuche das Dach bildeten.

Die Familie der Enziane.

Im Juli bis Oktober blüht auf unseren Heiden, namentlich auf Torf- und Moorboden, zwischen den rosigen Blütenglöckchen des Heidekrautes eine dunkelblaue, schlankgestengelte Blume von aufrechter Glockenform, mit fünfspaltigem Saume. Sowohl die Größe dieser Blumenglocke, welche anderthalb Zoll beträgt, als auch das prachtvolle, tiefe und dennoch strahlende Blau der Innenseite stempeln diese Blume zu einem Kleinod der Heideflora, und kein natursinniger Wanderer wird vorübergehen, ohne sich nach dem holden Blumenkinde zu bücken und ihm liebevoll ins Auge zu blicken. Die königsblaue Blumenglocke, schon an und für sich so prachtvoll, empfängt gesteigerten Reiz, wenn die Diamantensaat der Regen- oder Tautropfen in ihrem Kelche funkelt. Wie uns jedes Gewächs, von der Lilie auf dem Felde bis zur Ceder auf dem Libanon, fromme Lehren zu geben vermag, so spricht aus der blauen, taugenetzten Blumenglocke gleichsam eine stille Mahnung zur Seelenreinheit.

Die blaue Blume, von der wir hier reden, ist die Genziane oder der Enzian. Da sie von der gütigen Hand des Schöpfers recht freigebig über die einsame Heide ausgestreut ist — namentlich im nordwestlichen Deutschland — so hat sie sich von den Menschen die Bezeichnung gemeine Genziane gefallen lassen müssen. Die gelehrten Pflanzenkenner oder Botaniker von Fach nennen sie Gentiana pneumonanthe, d. h. lungenblütige Genziane; der Name bezieht sich auf die der Pflanze ehemals zugeschriebene Heilkraft gegen Lungenleiden. Die inwendig dunkelblaue Blumenglocke ist außen mit fünf grünpunktierten Streifen geziert. Der schlanke Stengel ist in gewissen Abständen bis zur Blüte hinauf mit ganz schmalen, lanzettlichen Blättern besetzt, die sich je zwei und zwei gegenüberstehen. Der Stengel trägt an seiner Spitze erschlossene Blüten und Knospen; letztere sind höchst zierlich schraubenförmig gedreht.

Die gemeine Genziane unserer nordwestdeutschen Heiden ist übrigens nur ein Glied der großen, über 400 Arten zählenden Familie der Enziangewächse, Gentianeae. Diese Familie ist in allen Weltgegenden verbreitet. Vorherrschend sind ihre Arten, die meist in Krautform, seltener in Halbstrauch- oder Strauchform auftreten, in den wärmeren Teilen der gemäßigten Zone verbreitet; eine große Anzahl geht aber ebensogut an den Hochgebirgen, namentlich an den Alpen, bis zur Grenze des ewigen Schnees hinauf, ohne indes Polarpflanzen zu sein. Der Kelch der Enziangewächse ist vier- bis fünf-, auch wohl mehrteilig und dauert bis zur Fruchtreife aus; die Krone ist glockig-trichterförmig oder röhrig-tellerförmig, ebenfalls vier- bis fünf- bis zwölfteilig. Beim Verblühen hängt sie sich gewöhnlich dem schwellenden Fruchtknoten an, ohne abzufallen. Die Anzahl der Staubgefäße entspricht der Zahl der Kronenzipfel.

Indem wir aus der großen Artenzahl der Enziane die schönsten und verbreitetsten hervorheben wollen, richten wir unsere Blicke zunächst auf die Ebene, die Hügel, die Wiesen der Mittelgebirge und die Vorberge der Alpen.

Auf sonnigen Triften und Bergabhängen blüht vom Juli bis Oktober gern das einjährige zierliche Pflänzchen des Feldenzians, Gentiana campestris, mit bläulich-violetter, vierspaltiger Blumenkrone, deren Schlund innen bärtig gewimpert ist. An dem fingerlangen bis spannenhohen verästelten Stengel stehen die eiförmigen, zugespitzten Blätter gegenständig, die grundständigen sind verkehrteiförmig und gestielt, die übrigen sitzend.

Der genannten Art sehr nahe verwandt ist der bittere Enzian, Gentiana amarella, auf nassen Wiesen auch der Ebene wachsend und mit blaßvioletter, innen bärtiger Blumenkrone im Juli und August erblühend. Die Pflanze führt an manchen Orten den Namen „Bitterkraut".

Durch seine hellblaue Färbung und die fein zerschlitzten Ränder der Blütenzipfel fällt der fransenblütige Enzian, Gentiana ciliata, im Spätsommer auf Kalkhügeln und in lichten Waldungen auf.

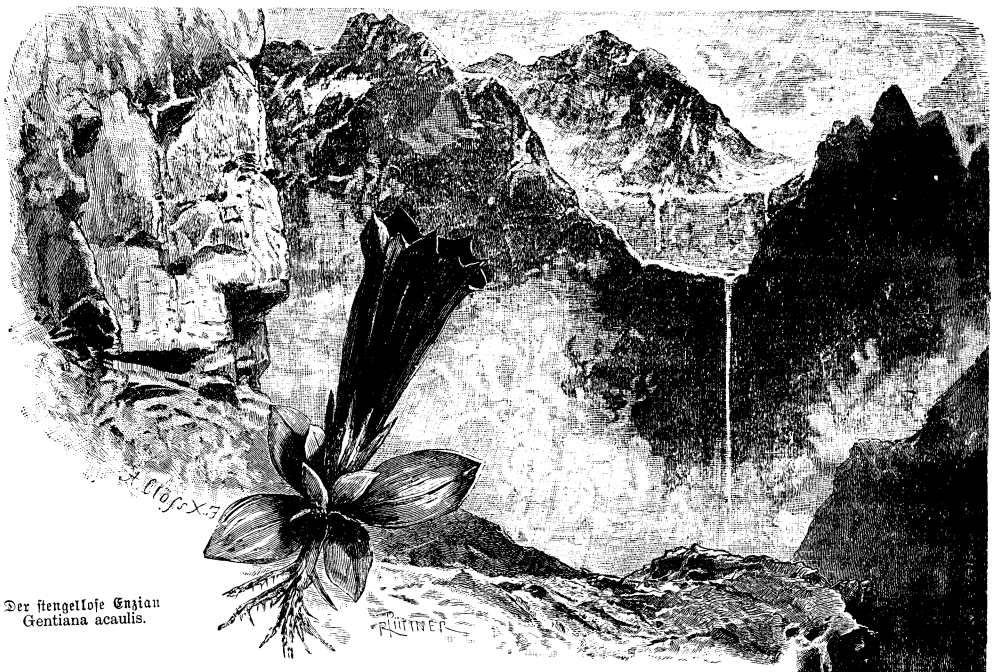
Sonnige Hügel liebt der kreuzförmige Enzian, Gentiana cruciata, der von der Stellung seiner lanzettlichen Blätter und von den vier Zipfeln seiner azurblauen, im Juni und August erschlossenen Blumenkrone den Namen erhielt.

Zahlreiche und herrlich blühende Enzianarten enthält die Alpenflora.

So ist der Frühlingsenzian, Gentiana verna, mit seinen himmelblauen Sternblumen eine allgemeine Zierde der Alpen und geht von dem Fuße des Gebirges bis zu den Gletscherfeldern hinauf. Oft leuchten die himmelfarbenen Sterne hart am Rande von Eis und Schnee, als wollten sie fragen: „Tod, wo ist dein Sieg?" Frühlingsenzian heißt die Blume, weil sie zu den Erstlingen der Alpenflora gehört; gläubig folgt sie dem ersten Sonnenstrahle nach winterlichem Düster und erschließt bereits viele Tage vor dem allgemeinen Verschwinden der winterlichen Schneedecke ihre himmlisch blauen Blüten. Der Frühlingsenzian gehört eben zu jenen Alpenpflanzen, die man mit Bezug auf ihre Fähigkeit, am Rande der Schneefelder und selbst inmitten des Schnees zu blühen, „Schneepflanzen" genannt hat. Ihre zarten, jedoch meist leuchtkräftig gefärbten Blüten brechen beim ersten, die Alpenhäupter vergoldenden Sonnenstrahl hervor, ehe noch des Grases gelblichgrüne Spitzen wie kleine Degenklingen aus dem Boden stechen. Diese Schneepflanzen scheinen mehr vom Reize des Lichtes, als von der Wärme hervorgelockt zu werden; vielleicht besitzen sie auch die Fähigkeit, selbst Wärme zu entwickeln; wenigstens ist meist rings um ein einzelnes Pflänzchen ein wenig Schnee weggetaut. Solche Schneepflanzen der Alpen sind außer dem himmelblauen Frühlingsenzian der Frühlingskrokus, mit bald schwanenweißem, bald blauem, bald geschecktem Kelche; die Soldanelle, mit zierlich gefranstem, in rötlichem Violett erschimmernden Glöcklein; der ganzblätterige Himmelsschlüssel, mit sanftrötlichem Blumenstern; der Goldstern Liottardis, mit leuchtendgelber Blüte; die Alpenranunkel, mit weißen, fettglänzenden Blumenbecherlein; das Frühlingswindröschen, mit fast durchscheinender, bläulichweißer Blumenkrone, die umgeben ist von einer metallisch schimmernden, blaßvioletten, braungelbzottigen Hülle. Oft dicht aneinander gereiht, ziehen diese und andere Schneepflanzen einen buntfarbigen Blumensaum um das scharfe und kalte Weiß des zerrinnenden Schnees. Sobald indes der Rasen grünt, verschwinden diese Schneepflanzen wieder, meist spurlos, bisweilen mit Hinterlassung kleiner Blätter, die bald vom Halmenwalde des Grases überbaut werden.

Um wieder auf unsern Frühlingsenzian zurückzukommen, so nennt der Alpenbewohner die freudig begrüßte Pflanze auch „Himmelsblümlein" mit zutreffendem Namen; trägt sie doch die lichte

Farbe des Himmels auf ihrem Blütenkleide; ist sie doch plötzlich zu Millionen über das ganze Gebirge ausgestreut, bevor noch ein anderes Pflänzlein sich regt, als wäre sie vom Himmel herniedergeschwebt; ahmt die Blüte doch endlich die Form der himmlischen Sterne nach. Terrestria sidera flores — Sterne des Erdbodens sind die Blumen — so lautet ein bekannter Spruch; auf das Himmelsblümlein, den Frühlingsenzian, paßt er doppelt gut.



Der stengellose Enzian
Gentiana acaulis.

Ausschließlich der höheren Alpenflora angehörig ist der stengellose Enzian, Gentiana acaulis. Er führt seinen Namen daher, weil er, wie überhaupt viele Alpenpflanzen, kaum einen Blumenstengel entwickelt, dafür aber desto größere, kräftigere Blüten. Die schmalen grünen Blätter des stengellosen Enzians bilden niedere Rosetten, und da die Pflanze in dichten Gruppen beisammensteht (auch eine Eigentümlichkeit vieler Alpenpflanzen!), so bilden die Rosetten wiederum einen grünen Rasen. Wer als Wanderer jemals seinen Fuß in die höheren Alpenregionen gesetzt hat, wird den zauberhaften Anblick nie vergessen, welchen diese dichten niederen Rasen des stengellosen Enzians zur Blütezeit gewähren. Da lagern auf dem grünen Grunde in mächtigen Büscheln die einige Zoll langen, fünfzipfeligen, innen grünpunktierten Blumenkronen, erglänzend in einem Blau, dem an Tiefe und zugleich an leuchtender Verklärung keine andere Farbe auch nur von fern gleichkommt. In der Morgenfrühe funkeln auf diesen Kelchen unzählbare Tautropfen, wie Diamanten auf fürstlichen Prunkpokalen von Email, und kleine Geistmotten wohnen in und zwischen den Blumenröhren. Wir begreifen es, wenn die Schweizer Dichterin Meta Heußer-Schweizer vor einer solchen taugenetzten Genziane in eine weihevolle, ja religiöse Stimmung versetzt ward:

„Genziane, dunkelblaue,
Kind der feuchten Bergesaue,
Wenn in deinen Kelch ich schaue,
Wird das Herz mir tief gestillt.
Fern von ird'schen Herrlichkeiten
Will sich Gottes Hand bereiten
Ein Gefäß der Seligkeiten,
Das mit Himmelstau er füllt."

Der stengellose Enzian gehört nicht zu den Schneepflanzen, die wir oben berührten; er erscheint um vieles später als der Frühlingsenzian, erst nachdem die Erde sich wirklich erwärmt und vom Ueberschuß des Eiswassers befreit hat.

Zugleich mit dem stengellosen Enzian und bald nach ihm erheben der hohe Purpurenzian, der punktierte Enzian und der gelbe ihre leuchtenden Blumenwirtel stolz aus den niedrigeren Kräutern der Nachbarschaft, während der bayrische gleich dem stengellosen seine purpurblauen Glocken in reichster Fülle über die smaragdgrüne, taubeperlte Rasendecke verstreut. Nächst der königlichen Alpenrose sind die Enziane die strahlendsten Blumen im Diadem der Alpenhäupter.

„Wo die blaue Genziane
Mit dem Bergvergißmeinnicht
Auf dem grauen Felsenzahne
In geheimen Lauten spricht,
Wo aus dunklem Blättergrün —
Flammengleich im Fichtenwalde —
An des Grates schroffer Halde
Tausend Alpenrosen glüh'n:
Klopft das Herz so frei, so kühn."

Die Kräutersucher in den Alpen stellen am meisten dem gelbblütigen Enzian, Gentiana lutea, nach, da seine reinbittere, am Kopfe mit starken, ringförmigen Querrunzeln versehene Wurzel gegen Verdauungsschwäche, Wechselfieber und andere Leiden benutzt, auch ein starker Branntwein, das sogenannte Enzianwasser, aus ihr gebrannt wird. Infolge der starken Nachstellung ist die Pflanze leider auf den Alpen schon so rar geworden, daß einige verwandte, jedoch weniger kräftige Arten statt ihrer genommen werden. Mit gewohnter Meisterschaft hat uns Hermann Wagner in seiner Jugendschrift „Eine Alpenreise" die gefahrvolle Thätigkeit des Wurzelgräbers geschildert: „Der Wurzelgräber versieht seine Schuhe mit Steigeisen und seinen langen Bergstock mit einem tüchtigen Stachel, denn nicht immer stehen die Enziane auf schöner Matte. Viele sprießen aus steiler Bergwand, an welcher der Fuß nur mit Schwierigkeit haftet. Andere stehen auf schmalen Steingesimsen und Felsbändern, die an den schroffen Gehängen entlang ziehen. Mit Schwindel darf der Wurzelgräber durchaus nicht behaftet sein. Ueber den gähnenden Abgrund hinweg muß er die lange Wurzel tief aus dem Grunde ausziehen und darf dabei nicht schwanken und straucheln. Von oben herab stürzen nicht selten Steine, abgelöst durch weidende Ziegen und Gemsen. Adler und Lämmergeier bedrohen ihn, wenn er an der kahlen Wand klebt gleich einem Ziegenlamm, das sich verstiegen hat. Sie stoßen auf ihn herab und versuchen durch plötzlichen Flügelschlag ihn in den Abgrund zu schleudern. Das mürbe Gestein weicht unter dem Fußtritt, Nebel verhüllen den

Pfad zur Rückkehr. Lawinen und Bergstürze drohen dem Wurzelgräber so gut wie jedem andern Bergsteiger, der sich in die wilden Gründe der Alpen hineinwagt. Bei den vielen Gefahren, die den armen Mann umgeben, ist es kein Wunder, daß seine Einbildungskraft ihm Gespenster und böse Dämonen vormalt, die in den zerrissenen Schluchten heimtückisch lauern und die Wurzelschätze behüten. Er meint, sie betrachten ihn als einen Räuber, der ihre Kleinodien stehle, und sie seien bestrebt, ihm zu schaden. Nicht jeder Wurzelgräber kehrt glücklich und mit Beute zurück. Mancher liegt zerschmettert im wilden Tobel, und niemand findet seine Gebeine."

Ein braver Mann.

John Cochrane, ein Schotte, war Steuermann des „Clydesdale", eines schönen Dampfers, der zwischen Clyde und dem westlichen Irland kursierte. Eines Abends, im Jahre 1827, nachdem das Schiff mit etwa 80 Passagieren in See gegangen war, bemerkte Cochrane in den Schiffsräumen einen brandartigen Geruch. Aengstlich suchte der wackere Steuermann, die Ursache dieser Wahrnehmung zu erforschen, fand aber keine Merkmale eines Brandes. Trotzdem fuhr er in Gemeinschaft mit dem Kapitän Turner fort, das Fahrzeug auf das eingehendste zu durchsuchen. Endlich sprang der Käpitän mit dem Rufe auf Deck: „Cochrane, die Flammen schlagen aus dem Bugraum heraus!"

Ruhig fragte John: „Soll ich das Schiff umlegen?"

„Ja, halte nach der nächsten Landecke!" befahl Turner. Cochrane übersah sofort die Gefahr und die Schwere seiner Pflicht. Er wußte, daß er sein Leben einsetzte, wenn er auf seinem Posten blieb, aber er war entschlossen, sich für die ihm anvertrauten Passagiere zu opfern, die unbedingt verloren waren, wenn das Schiff nicht stetig den nun eingeschlagenen Kurs beibehielt. Er blieb mit einer solchen Ruhe am Steuerrade, als ob er die drohende Gefahr gar nicht kenne. Inzwischen griffen die Flammen um sich mit unbezähmbarer Wut, so daß an ein Löschen gar nicht zu denken war, und in unglaublicher Schnelle flog das Schiff, das damals für einen der besten Segler galt, dahin. Am Bugspriet, dem von den Flammen und Rauch noch verschonten Teile des Schiffes, hatten sich die verzweifelnden und wehklagenden Passagiere zusammengedrängt, während die Gluten und der Rauch dem Hinterteile zutrieben, wo Cochrane unentwegt auf seinem Posten verharrte, ein Märtyrer seiner Pflicht.

Der Kapitän und seine Leute suchten allerdings jenen furchtbaren Platz, auf welchem der Held stand, mit Wasser zu überschwemmen und zu kühlen, mit jedem Augenblicke jedoch wurde dies schwieriger, und Johns Lage hoffnungsloser.

Schon hatte die verzehrende Glut das Deck unter ihm ergriffen; aber er verließ den glühenden Punkt trotz der unsäglichen Qualen, denen sein Körper, vornehmlich seine Füße, ausgesetzt waren, nicht. Bisweilen verjagte der Wind auf Augenblicke die Rauchmassen und gewährte den auf dem Vorderteile des brennenden Schiffes Zusammengedrängten vorübergehend den Anblick des braven Mannes, der sein Leben für seine Mitmenschen ohne Klage aufs Spiel setzte. In der Dunkelheit der Nacht hatten Küstenbewohner das brennende Schiff wahrgenommen. Sie eilten auf der Höhe entlang zu einer Felsenöffnung und gaben mittels geschwungener Fackeln der bedrängten Mannschaft Zeichen, hierher das brennende Schiff zu leiten. Cochrane verstand ihre Signale inmitten der unsäglichsten Schmerzen; seine Füße brieten schon förmlich auf dem glühenden Deck. Standhaft blieb er indes am Steuerrade, und es gelang ihm auch, in die Bucht einzulaufen und das brennende Schiff bei einer Felsenspalte anzulegen, so daß sämtliche Passagiere und Mannschaften unversehrt das Ufer erreichten. Auch Cochrane gelang es, noch lebend, obwohl mit gräßlichen Wunden bedeckt, das Land zu erreichen. Lange und schwere körperliche Leiden waren die Folgen seiner Heldenthat für ihn, und es bedurfte der sorgsamsten Pflege und der geschicktesten ärztlichen Behandlung, ihn überhaupt am Leben zu erhalten. Seine Füße waren entsetzlich verbrannt; die Pelzmütze, der dicke Wachtrock zerbröckelten infolge der großen Hitze, der sie ausgesetzt gewesen waren, zu Pulver und Staub. Seine hohe und kräftige Gestalt war wie ausgedörrt, sein Haar und Bart ergraut, und sein sonst so schönes Antlitz trug die Spuren jener Schreckensnacht in Furchen, wie sie zehn Jahre des Lebens kaum tiefer einzugraben vermögen.

Belohnung hat der mutige und edle Mann nicht erhalten; das Bewußtsein, so vielen Mitmenschen das Leben gerettet zu haben, war die einzige Entschädigung für seine Aufopferung. Er lebte noch mehrere Jahre, konnte aber seinem Berufe, was ihn am meisten schmerzte, nicht mehr nachgehen.

Aus Haydns Jugendzeit.

„Das freut mich, daß du deinen alten Freund wieder einmal aufsuchst. Hoffentlich verweilst du einige Tage unter meinem Dache?"

So sprach der würdige Pfarrherr von Hainburg, der alten an der Donau gelegenen Stadt Niederösterreichs, zu dem kleinen beleibten Männlein, das mit vieler Mühe die Stufen des Vorhauses erstieg.

„Bist halt wieder um ein ziemlich Stück umfangreicher geworden, seit du bei mir warst, alter Freund, oder ist es der Pelz, der dich so dick wie das Klosterneuburger Faß erscheinen läßt? Lege ihn nur gleich ab, damit meine Augen dein Aeußeres mit der nötigen Schärfe mustern können."

„Ach, guter Freund und wohlbeleibter Pfarrer zu Hainburg," rief der angekommene Gast atemlos, nachdem er seinen Jugendfreund mit den Armen herzlich umfangen hatte. „Du wirst dich gleich überzeugen können, daß mein Pelz gewaltig übertrieben hat. Der k. k. Hofkapellmeister Reutter aus Wien hat noch immer denselben Körperumfang, den ihm sein karger Gehalt zu besitzen gestattet. Es dürfte sich aber in den nächsten Wochen sicherlich ereignen, daß meine Figur sehr schmächtig werden wird, denn ich muß

„Der alte Fritz.“

mich schon seit zwei Monaten wie ein verfolgtes Wild abhetzen. Ich bin nämlich auf der Suche nach Sängerknaben für den Chor bei St. Stephan und habe aus dem Grunde dich in deinem behaglichen Häuschen aufgesucht, weil ich dachte, vielleicht wisse mein lieber Gevatter in meiner Not einen guten Rat."

„Lieber Freund Reutter," sagte der Pfarrer von Hainburg, indem er bedächtig eine Prise auf großen Umwegen zur Nase führte, „nicht nur mit Rat, sondern auch mit That glaube ich, dir diesmal beistehen zu können. Das Büberl bei unserm Schulmeister wäre es wert, wenn es aus seinem engen Kreise herausgerissen würde und in größere musikalische Verhältnisse käme. Es ist das Söhnlein eines armen Wagners, Namens Haydn, der drunten in Rohrau mühselig sein Brot verdient. Seine Familie hat eine ziemlich bedeutende Kopfzahl, so daß der Alte froh sein würde, sein sechzehnjähriges Büblein aus dem Hause gebracht zu haben. Ich bin auf den kleinen Knaben erst vor kurzer Zeit aufmerksam geworden; seine musikalischen Fähigkeiten sind augenscheinlich, und ich habe seinem Pflegevater, dem alten Frankh, schon mehrmals nachdrücklichst empfohlen, das Talent seines Pfleglings gewissenhaft auszubilden. Einige Tage vor der Fronleichnamsprozession traf ich auf einem Spaziergange unter der Weinbergmauer, wo hinter Geißblattsträuchern das Häuschen des Lehrers steht, den kleinen Sepperl, wie er sich auf dem Boden eines Korbes darin übte, mit zwei Hölzern immer schnellere Wirbel zu schlagen. Auf meine Frage, was das bedeute, entgegnete er mir, daß er sich im Paukenschlagen übe, da der alte Ambros, der Paukenschläger, gestorben sei. Am Fronleichnamsfeste müsse er seine Stelle vertreten. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich das schwache Kind sich redlich abmühen sah, mit zwei schweren Schlegeln kunstgerecht zu wirbeln. Um wieviel größer war aber mein Erstaunen, als ich den Knaben während des feierlichen Umzuges am Fronleichnamsfeste keck und kühn hinter den Pauken sah, wie er streng im Takte seine Hölzer handhabte und mit wahrer Begeisterung darauf lospaukte, wenn er einen Tusch der Musikkapelle begleitete. Seit jenem Tage habe ich den Knaben liebgewonnen, und sein Wohl liegt mir sehr am Herzen. Soviel ich weiß, ist sein Pflegevater ein wenig barsch gegen ihn. Er glaubt alles durch Prügel zu erzwingen, und es soll auch häufig vorkommen, daß er dem Knaben das bittere Wort Hunger zu kosten gibt."

„Deine Erzählung macht mich neugierig," hob des Pfarrers fröhlicher Gast an. „Sende einen Boten aus, damit er uns Vater und Sohn an Ort und Stelle hole. Hat der Knabe wirklich Talent und Lust zur Musik, so soll er an mir einen Gönner und Förderer gefunden haben. Unterdessen aber laß mich mit Muße deinem weitberühmten Klosterneuburger zusprechen, denn ein guter Trunk, besonders an der Seite eines lieben Freundes genossen, ist für mich himmlisches Labsal. Laß uns dabei wieder einmal aus Herzensgrund von alten, schönen Zeiten plaudern, in denen wir noch nicht voneinander getrennt weilten und von Sorge und Kummer nur wie von nie gekannten Dingen erzählen hörten."

So saßen die Freunde im traulichsten Gespräche bei einander und merkten nicht, daß mittlerweile das Abendrot durch die Scheiben glühte und der Mond wie eine gelbe Kugel aus dem Flusse heraufstieg.

Da klopfte es leise an die Thür und auf den lauten Hereinruf des Pfarrers trat ein breitschulteriger langer Mann ein, der einen Knaben vor sich schob und unter tiefen Bücklingen an den Tisch trat, an welchem die zwei Herren saßen.

Der Pfarrer erhob sich und stellte die Ankömmlinge seinem Freunde vor. „Hier, Herr Matthias Frankh, der Stadt Hainburg ehrsamer Schulmeister und Chorregent mit seinem kleinen Pflegbefohlenen Joseph Haydn."

Nachdem der auf diese Weise Angemeldete wieder einige tiefe Verbeugungen gemacht und auch das Büblein dazu genötigt hatte, stellte er sich vor den Herrn Pfarrer und fragte, was dieser von ihm wünsche.

„Hier ist mein Freund, der berühmte k. k. Hofkapellmeister Reutter aus Wien. Ich habe ihm von den Talenten des kleinen Joseph erzählt und er wünscht sich selbst von der Wahrheit meiner Aussagen zu überzeugen. Sollte er sein Wohlgefallen an dem Kleinen finden, so wird er es als seine Pflicht erachten, für das weitere Fortkommen desselben die nötige Sorge zu tragen."

Der Schulmeister war über die Anwesenheit des fremden Gastes aus Wien ganz erstaunt und fand nicht sogleich Worte, um demselben seine besondere Achtung und Verehrung auszudrücken.

„Kommt näher zu mir!" rief der k. k. Hofkapellmeister, der sich schon in eine recht lustige Stimmung hineingetrunken hatte. „Setzt Euch; mein lieber Herr Pfarrer wird Euch ein Gläschen zu kosten geben und dann wollen wir am runden Tisch in aller Gemütlichkeit über die wichtige Angelegenheit, die mich seit einigen Wochen beschäftigt, des längeren und breiteren reden."

Als alle um den Tisch herum Platz genommen und die freundliche Wirtschafterin, da es mittlerweile dunkel geworden, den Docht der Lampe in Brand gesetzt hatte, begann der lustige Gast aus Wien dem Schulmeister auseinanderzusetzen, daß er sich insofern in großer Not befinde, als er die nötige Zahl der Chorknaben noch nicht beisammen habe.

„Wäret Ihr einverstanden," fuhr er in der Rede fort, „daß ich Euer Büblein mit nach Wien nähme, falls es den Anforderungen entspräche, die ich an dasselbe stellen werde?"

„O lieber Herr," entgegnete der Schullehrer, „wenn Ihr das, was der Knabe bereits bei mir erlernt hat, anerkennt, so erweist Ihr mir dadurch eine große Ehre. Es wäre mein Stolz, sagen zu können, der Schulmeister von Hainburg hat die Elemente der Musik Knaben beigebracht, die jetzo als Schüler des berühmten Hofkapellmeisters im Musikchore zu Wien mitwirken."

„Nun, so will ich mich mit dem Knaben ein wenig vertraut machen, nachdem ich die Einwilligung des Pflegevaters erhalten habe. Hörst du, Büblein, was wir mit dir vorhaben? Wie heißt du denn?"

„Ich heiße Joseph Haydn und bin aus Rohrau. Weil's bei uns daheim gar zu knapp zugeht, hat mich mein Vetter in Hainburg bei sich aufgenommen."

„Liebst du die Musik und hättest du Lust, sie gründlich zu erlernen?"

„O ja, lieber Herr! Ich wollte fürs Leben gern schon so vieles können, aber ich bin noch so klein."

„Das wird sich ändern, Kleiner," sagte Reutter lächelnd. „Du wirst immer älter und verständiger, und was das Lernen anbelangt, so sollst du dich nicht zu beklagen haben. Hättest du Lust, mit mir nach Wien zu fahren und von mir vieles zu lernen?"

„Von Herzen gern, bester Herr," sagte der Kleine.

„So will ich jetzt einmal sehen, wie

dein Gehör beschaffen ist. Singe mir die Tonleiter nach, die ich dir vorsingen werde."

Der Kapellmeister sang und ehe er noch zu Ende kam, fiel der Knabe schon ein und brachte die Tonleiter so rein und mit frischer Stimme zum Vortrag, daß der Prüfende wohlgefällig nickte.

Jetzt sang Reutter ein kurzes Lied zweimal vor, und bald darauf sang der Knabe dasselbe mit angenehmer Stimme so fehlerfrei nach, daß alle über das Gedächtnis und die Geschicklichkeit des Knaben in Staunen gerieten.

„Jetzt sollst du aber auch einen Triller schlagen. Kannst du das auch?"

Sepperl erwiderte zaghaft: „Das kann ja mein Vetter nicht."

„Aber du sollst es können. Gib acht, das macht man so."

Nach diesen Worten sang der launige Musikdirektor dem Kleinen, der sich anschickte, recht genau aufzupassen, einen Triller vor.

„Ich will's nachmachen, aber lacht nicht, wenn es das erste Mal nicht gelingt," sagte Joseph und versuchte nun, das Möglichste zu leisten.

Zweimal scheiterte der Versuch, aber das dritte Mal gelang der Triller so vollkommen, daß der wackere Kapellmeister vor lauter Freude in der Stube herumsprang und ein Bravo um das andere schrie, daß die alte Lampe auf dem Tisch sogar darüber ins Schwanken geriet.

„Sepperl, Sepperl, hier hast du das erste Honorar für deine ausgezeichneten Leistungen," sagte Reutter und drückte dem Knaben einen Siebzehner (50 Pfg.) in die kleine Hand. „Aus dir wird noch was werden, ich ahne es. Viel Glück für die Zukunft!"

Und wieder sprach der Hofkapellmeister aus Wien dem perlenden Weine seines Gastfreundes zu und erheiterte durch seine interessante Erzählung aus dem Leben der Großstadt die kleine Gesellschaft, in der sich der alte Frankh wie auch der kleine Sepperl recht wohl befanden.

Als man im Laufe des Gespräches auf den kleinen Sepperl zu sprechen kam und der gute Pfarrherr nochmals die Studien des kleinen Musikers auf der Pauke schilderte, da wollte sich auch der Hofkapellmeister mit eigenen Augen von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, und es blieb dem Schulmeister nichts anderes übrig, als noch spät in der Nacht die finstere steile Treppe der Kirche hinaufzusteigen und auf seinem Rücken die beiden Kirchenpauken unter Keuchen und Pusten in das Zechzimmer zu tragen.

Nun mußte sich der kleine Künstler mit den Schlegeln in der Hand vor das Schlaginstrument stellen und vor den Augen aller seine Fertigkeit beweisen.

„Schlag einen Wirbel, Kleiner, so schön du ihn schlagen kannst, und ich zerdrücke dich vor Freuden," lachte der Hofkapellmeister.

Sepperl setzte an und begann langsam einen leisen Wirbel zu schlagen; von Sekunde zu Sekunde steigerte sich aber die Kraft und Geschwindigkeit, und ein furchtbares Fortissimo wirkte erschütternd auf die staunenden Zuhörer.

„Genug, genug!" schrie der Pfarrer, indem er mit Händen und Füßen wehrte, „es läuft ja sonst die ganze Stadt zusammen."

„Nur weiter, nur weiter," schrie dagegen der k. k. Hofkapellmeister, der sich vor Freude auf seinem Stuhle wand. „So ein kleines Erdbeben schadet euch in friedlicher Eintracht dahinsiechenden Hainburgern gar nicht."

Der Knabe wirbelte fort, bis ihm vor Müdigkeit die Schlegel aus den Händen fielen. Reutter sprang auf ihn zu, küßte den jungen Konzertisten und nannte ihn seinen hoffnungsreichsten Schüler.

„Morgen, Sepperl, geht's nach Wien; schlafe die letzte Nacht in diesem Städtchen recht süß; ich will's auch versuchen."

Ruhe herrschte binnen kurzer Zeit in dem Zimmer, worin es noch vor einigen Augenblicken so lebhaft zuging. Die Pauken ruhten in einer Ecke von dem gehabten Schrecken aus, und nur ein naseweises Mäuschen tänzelte über die gespannten Felle und suchte nach einem wohlschmeckenden Imbiß. Aus dem Nebengemache drang durch die geöffnete Thür von Zeit zu Zeit ein heftiges Schnarchen. Der k. k. Hofkapellmeister Reutter schlief einen unruhigen Schlaf; ihm träumte, als schlüge der kleine Haydn auf seinem dicken Bäuchlein einen heftigen Wirbel nach dem andern. Er wollte sich dagegen sträuben, aber Hände und Füße schienen ihm festgebunden; wahrscheinlich hatte er sich aus Freude ein wenig übernommen.

Frühmorgens kam der Knabe in Begleitung seines Pflegevaters mit einem kleinen Bündel unter dem Arme in die Pfarrei. Wiewohl sein Aufenthalt im Städtchen kein sehr angenehmer gewesen, so traten doch dem neugeworbenen Junger der Kunst die Thränen in die Augen, als er von seinem Vetter und dem guten Pfarrherrn Abschied nehmen sollte.

„Sei brav, mein lieber Sepperl," sagte der würdige Geistliche, „und denke oft im Gebete an uns, wenn du im herrlichen Dome zu St. Stephan zur Ehre des Allerhöchsten deine Stimme erschallen lassen wirst. Hier nimm den kleinen Beutel mit einigen Geldstücken als Erinnerung mit und sei in allen Stücken deinem Lehrer ein folgsamer Schüler."

Nachdem der Gast von seinem lieben Gastgeber herzlichen Abschied genommen hatte, trabte das Zweigespann auf der Straße nach Wien und war in wenigen Minuten den Blicken des Pfarrers und Schulmeisters entschwunden.

Was für einen gewaltigen Eindruck machte die große Kaiserstadt auf den Knaben!

Wie erstaunte Joseph, als er das erste Mal den Riesendom zu St. Stephan betrat. Die Brust wurde ihm eng in dem weiten Gotteshause mit den himmelanstrebenden Pfeilern und dem monumentalen Turmbau, und sein kindliches Herz betete hier zum erstenmal zu Gott, daß er seine leitende Hand von ihm niemals zurückziehen möge.

Zwei Jahre lang machte Joseph Haydn eifrig Gesangsstudien und brachte es sodann so weit, um unter die Chorknaben aufgenommen zu werden, die den Gottesdienst im Dome durch Gesang zu verherrlichen hatten. Bald galt seine Stimme als die glockenreinste und kräftigste, und man wünschte bei weltlichen Musikaufführungen in Privathäusern besonders den lieblichen Alt des kleinen Haydn zu hören, was für den Knaben insofern von Vorteil war, als dabei von den Tischen der Reichen mancher gute Bissen für ihn abfiel. Weil der Herr Hofkapellmeister selbst keine großen Einnahmen für seine Chorknaben besaß, so mußten diese häufig mit hungrigem Magen schlafen gehen. Es war darum dem kleinen Chorsänger Haydn nicht zu verdenken, wenn er sich auch aus dem Grunde besonders schön zu singen bemühte, damit er recht oft in Privathäuser gerufen werde. Reutter war mit seinem Schüler sehr zufrieden; er äußerte dies dem Vater Josephs gegenüber, der sich einmal auf den Weg gemacht hatte, um in Wien sein Söhnlein zu besuchen.

„Wenn Er noch zwölf Söhne hätte, so würde ich für alle sorgen," sagte Reutter, und die Folge davon war, daß noch zwei

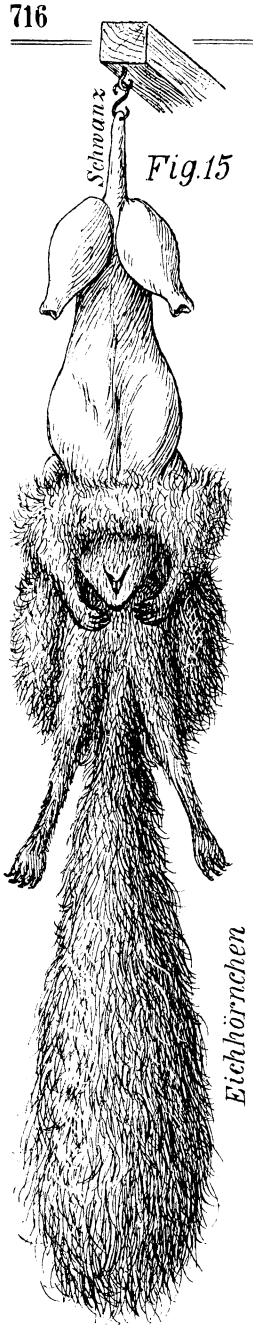


Fig. 15

Die Kunst des Ausstopfens: Das Abhäuten der Säugetiere.

Brüder in die Chorkapellenschule kamen und sich unter des Kapellmeisters und ihres Bruders Leitung zu tüchtigen Sängern ausbildeten.

Joseph hatte neben dem Gesange das Klavierspiel fleißig betrieben und war auch schon imstande, schwierige Stücke auf der Violine vorzutragen, so daß ihn die Kameraden wegen seiner merklich immer besser werdenden Leistungen anstaunten. Es war aber auch kein Wunder, daß Haydn so rasche Fortschritte machte. Während die Sängerknaben die freie Zeit dazu benutzten, um sich zu belustigen, schlich er mit seinem wurmstichigen Instrument unter dem Arme auf den Dachboden und übte sich dort ungestört so lange, bis er der Aufgabe, die er sich täglich stellte, gewachsen war. Der Kapellmeister, der sich sonst nicht gerade allzusehr um seinen Schüler kümmerte, freute sich immer mehr über die Leistungen desselben und dachte daran, dem Knaben bei nächster Gelegenheit eine Freude zu machen.

„Gelt, Büberl," sagte er eines Tages, „du möchtest wieder einmal das alte Hainburg sehen? Montag fahre ich zu meinem lieben Herrn Pfarrer, und du darfst die Reise mitmachen."

Wessen Freude war wohl größer als die Josephs, als es fortging im schweren Reisewagen durch die Thore Wiens auf der von Weinbergen und Feldern eingesäumten Landstraße nach Hainburg.

Das war ein herrliches Wiedersehen beim alten Frankh und beim lustigen Pfarrherrn. Beide freuten sich besonders über den kleinen Haydn, der ihnen täglich auf dem Klavier und auf der Geige vorspielte und wohl auch manchmal ein munteres Liedel sang, wenn ihn der Lehrer dazu begleitete.

Acht Tage lang konnte sich der Knabe in der alten Stadt erholen, dann wollte ihn der k. k. Hofkapellmeister, der seine Reise nach Ungarn fortgesetzt hatte, wieder abholen und nach Wien mitnehmen. Diese Zeit verbrachte Joseph teils in des Pfarrers behaglicher Wohnung, teils in dem rebenumwachsenen Hause des Vetters. Manchmal setzte er sich in den großmächtigen Lehnstuhl des Pfarrers, wenn dieser gerade in der Kirche beschäftigt war, und schrieb mit langem Gänsekiel dickköpfige Noten an Noten, betrachtete sie dann wieder prüfend und strich, was nicht gut zu sein schien, mit breiten Strichen aus. Die vollgeschriebenen Papiere band er mit einem Bindfaden zu einem Päckchen und verbarg sie sorgfältig in seiner Tasche.

Als Reutter, von Gran kommend, auf der Pfarrei zu Hainburg abstieg, sprang ihm Haydn die Stufen hinab entgegen und konnte nicht schnell genug erzählen, wie fleißig er während der letzten Tage gewesen.

„Herr Hofkapellmeister, hier habe ich meine Arbeiten," und dabei klopfte der junge Künstler selbstbewußt an seine Rocktasche.

„Wenn ich mich von den Strapazen meiner Reise erholt haben werde, kannst du mir deinen Geheimniskram zeigen," sagte Reutter lächelnd und ließ sich in dem Sorgenstuhle an der Seite seines alten Gevatters nieder. Nachdem sich die Gesellschaft, bei der auch der Schulmeister Frankh nicht fehlte, wieder froh und heiter um den Tisch versammelt hatte, zog Joseph seine Handschriften aus der Tasche und breitete sie mit freudestrahlendem Gesichte vor seinem Lehrer aus. „Hier sind meine Kompositionen, Herr Hofkapellmeister!"

„Kompositionen? Von Ihm? Na nu!" rief der Angeredete, indem er sich erstaunt in seinem Stuhle reckte. „Zeige mir die Sünden, die du verbrochen hast."

Dabei entfaltete Reutter ein Blatt nach dem andern und überschaute die ersten Versuche des jungen Musikers. Wie die Soldaten während einer Schlacht, so standen die Noten auf dem Papiere. Auf einem langen Streifen war sogar ein zwölfstimmiges Salve regina (Gegrüßet seist du, Königin) ausgearbeitet, das dem Anfänger in der musikalischen Komposition wohl viel Schweiß gekostet haben mochte.

Reutter mußte herzlich über das Durcheinander lachen, das er auf dem Papiere vorfand. „Zwölfstimmig drängt es ihn schon, zu schreiben! O, du einfältiges Büberl, hast du an zwei Stimmen nit genug?"

Joseph war enttäuscht und schwieg. Statt Lob erntete er Tadel, statt Anerkennung Spott.

„Mach Er sich nichts draus!" sagte lächelnd der gute Pfarrherr, indem er die Wange des Knaben streichelte. „'s wird schon besser werden, wenn Er sich fleißig übt. Damit Er aber sieht, daß wenigstens einer von uns Seine Arbeiten achtet, so will ich mir sie von Ihm erbitten und aufbewahren. Vielleicht kommt die Zeit, wo Er Tonstücke schreibt, über die sich auch der Herr Hofkapellmeister wundern wird."

Nach dieser Begebenheit waren wieder einige Jahre verflossen. Haydn war älter geworden und hatte seine schöne Altstimme verloren. Er war aus der Reihe der Chorkapellknaben geschieden, sein jüngerer Bruder Michael nahm jetzt seine Stelle ein. Nun folgte für den achtzehnjährigen Jüngling eine bittere Zeit der Not und Entbehrungen. Hunger und Kälte quälten ihn so manchen Tag, und erst nach längerer Zeit fand er Gelegenheit, sich durch Klavierunterricht bei einigen ihm wohlwollenden Familien sein Brot zu verdienen. Von 1759 an, in welchem Jahre Haydn Dirigent und Komponist der Kapelle des Grafen Franz von Morzin wurde, begann für ihn die Zeit, in der sein Talent sich allgemein Bahn brach und nach und nach die Achtung der ganzen Welt eroberte.

Der Pfarrer von Hainburg verwahrte die ersten Kompositionsversuche des jungen Haydn noch lange. Leider war es ihm, sowie dem Vetter Frankh, nicht vergönnt, die Zeit des Ruhms ihres Lieblings zu erleben. Wie würden die großartigen Tonschöpfungen, die der Meister der Nachwelt hinterlassen, auch ihre Herzen erfreut haben!

Im hohen Greisenalter erinnerte sich der berühmte Meister noch jener Scene aus seiner in Hainburg verlebten Jugendzeit, da er sich durch Paukenwirbel und Triller die Aufnahme in die Chor-

kapellenschule errungen hatte. Mit Liebe und Dankbarkeit gedachte er bis in die letzte Zeit des ruhmreichen Lebens seines ehemaligen Lehrers, des k. k. Hofkapellmeisters Reutter.

Die Kunst des Ausstopfens von Vögeln und Säugetieren.

IV.

Die Abhäutung der Säugetiere beginnt wie die der Vögel auf dem Bauche. Nach einer Teilung der Haare wird ein in der Mitte der Brust anfangender bis zum After gehender Schnitt gemacht, der jedoch bloß die Haut durchschneidet und nicht tiefer eindringt. Dann lockern wir gerade wie bei den Vögeln rechts und links von dem Schnitte die Haut vom Körper und legen die Kniegelenke der Vorder- und Hinterbeine frei, die durchschnitten werden. Die Loslösung des Afters macht meist weniger Schwierigkeiten, da die Haut fester ist als bei den Vögeln. Der Schwanz wird so weit als möglich aus der Haut gezogen (was durch Umstülpen dieser geschieht), um dann abgeschnitten zu werden. Nun hängen wir das Tier am Galgen auf, indem wir einen Haken durch den Steißknochen bohren (s. Fig. 15). Die Abhäutung des Kopfes geht jetzt gerade so vor sich wie bei den Vögeln, nur mit dem Unterschiede, daß man bei den Säugetieren behufs besserer Reinigung (resp. Ersatz) des Schädels denselben ganz von der Haut löst. Zu diesem Zwecke durchschneidet man die fleischigen und knorpeligen Verbindungsteile, mit denen die Kopfhaut vorn an der Nase angewachsen ist. Man hüte sich hierbei, in die Haut zu schneiden, und lasse lieber etwas von den Nasenknorpeln an dem Fell, um sie später zu entfernen.

Die abgezogene Haut des Tieres wird nun präpariert, und man beginnt damit, sie mit einem Messer von den noch an ihr haftenden Fleisch- und Fettteilchen durch Schaben zu befreien. Die Haut kleinerer Tiere wird nun mit starkem Salzwasser bestrichen und dann mit pulverisiertem Alaun abgerieben. Man verteilt in den künstlichen Körper sodann auch noch Tabak, Pfeffer oder andere scharfriechende Substanzen. Uebrigens kann man bei kleineren Tieren auch alle die Mittel anwenden, die wir als zum Konservieren von Vogelbälgen geeignet genannt haben. — Der Balg größerer Tiere (etwa mit der Größe des Eichhörnchens anfangend) wird einige Tage in einen Topf gelegt, der entweder Lohbrühe (Eichenrinde, auf der man Wasser hat ziehen lassen) oder Salzwasser mit Alaun enthält.

In dieser letzteren Brühe muß z. B. ein Fuchsbalg 14 Tage lang liegen und alle Tage tüchtig umhergeschwenkt werden. Er darf jedoch nicht schwimmen, sondern muß jedesmal nach dem Walken wieder mit Steinen beschwert werden, so daß nichts über die Oberfläche des Wassers hervorragt. Nach Verlauf der angegebenen Zeit wird der Balg in reinem, kaltem Wasser gewaschen. Nun kommen wir zum Nachbilden des Körpers.

Zunächst berücksichtigen wir dabei das Nachbilden des Kopfes, das auf zwei Arten geschehen kann: erstens mit und zweitens ohne Benutzung des Schädels. Im ersten Falle wird der Schädel in Wasser gekocht und von allen anhaftenden Fleischteilen sorgfältig befreit; darauf ersetzt man das Fleisch durch Auflegen von Torf und Werg (das man mit Faden festbindet), bis der Kopf wieder die richtige Gestalt und Größe hat. Nach der andern Methode wird der Kopf ganz aus Torf nach dem Muster des natürlichen geschnitten, und diese Art gewährt manche Vorteile. Denn einmal ist ein Kopf aus Torf sehr leicht und läßt sich gut befestigen, dann aber kann man auch den Schädel des Tieres noch in die Schädelsammlung einreihen, was bei selteneren Exemplaren ja von wesentlichem Wert ist.

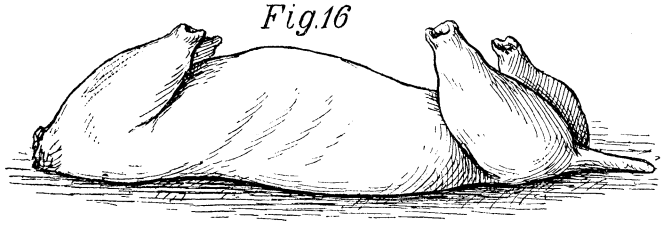


Fig. 16

Die Kunst des Ausstopfens: Der Rumpf des Eichhörnchens.

Bei Tieren, deren Gebiß man sieht, muß man natürlich den Schädel benutzen, wenn man es nicht vorzieht, die Zähne auszubrechen und in einen Torfschädel einzusetzen.

Es sei noch erwähnt, daß man hauptsächlich bei größeren Tieren zum Bekleiden der Schädelknochen Gips oder Lehm nimmt und ihn hart werden läßt.

Ist der Kopf auf die eine oder andere Weise hergerichtet, so beginnen wir mit der Anfertigung des Rumpfes, dessen Gestalt bei einem Eichhörnchen z. B. Fig. 16 zeigt. Dieselbe geschieht bei Säugetieren meist aus losem Material, hauptsächlich bei den größeren Repräsentanten derselben. Die vierfüßigen Tiere haben nämlich im Gegensatz zu den Vögeln den Körper meist gebogen; wollte man darum einen Körper aus Torf so schneiden, so würde das kaum gelingen, und außerdem das Ueberstreifen der Haut sehr schwierig sein; wollte man hingegen einen Torfkörper in der Haut biegen, so würde derselbe zerbrechen und das Tier verunstalten.

Durch den künstlichen Körper geht als fester Halt ein an beiden Enden zugespitzter Draht, dessen Dicke je nach der Größe des Tiers gewählt wird. Derselbe muß etwas länger sein als der Körper, und zwar vom äußersten Schwanzende gemessen muß er den Kopf noch um einige Centimeter überragen. Man bestimme also seine Länge, ehe man den abgezogenen Kopf vom Körper trennt. Um diesen Draht wickelt man nun das weiche Material (bei kleineren Tieren Werg, bei größeren auch Heu, Moos, Papier, Holzwolle 2c.) mittels Bindfaden fest und sucht eine mit dem Muster annähernd gleiche Gestalt zu erreichen. Dabei werden die Schenkel vorläufig nicht berücksichtigt, und es wird nur eine Walze hergestellt, die vorn in den Hals und hinten in den Schwanz ausläuft. Durch Drücken und Schnüren, Auflegen von Torfstückchen 2c. wird uns dies gelingen und wir können dann die Schenkel anfertigen. Man schneidet entweder ein Hölzchen von der Länge des Schenkels, umwickelt es entsprechend mit Werg und steckt es an der richtigen Stelle mit Nadeln fest, oder man bedient sich eines Drahtes, was namentlich bei Tieren, deren Schenkel man später bedeutend biegen will, von Vorteil ist. Man bohrt zu diesem Zweck einen Draht, der etwa die vierfache Länge eines Schenkels hat, an der richtigen Stelle in den Körper, so daß auf beiden Seiten gleichviel hervorsteht.

In Fig. 17 ist a der Querschnitt des Körpers, b bis c der Draht. Wo derselbe aus dem Körper tritt, wird er rechtwinklig nach oben gebogen und bildet,

jederseits entsprechend lang und dick umwickelt, bewegliche Schenkel. Die überstehenden Enden werden mit der Drahtzange umgebogen. Bevor wir alsdann diesen fertigen Körper in die Haut bringen, müssen wir noch die an der Haut befindlichen Beinknochen im Verhältnis ihrer früheren Fleischteile mit Werg umwickeln. Darauf werden sie wieder in die Haut zurückgestülpt, und diese wird zurechtgezogen. Die jetzt folgende Einbringung des Schädels in die Haut macht zwar an sich wenig Schwierigkeiten, mühsam aber ist es, eine ordentliche Façon des Kopfes zu erzielen.

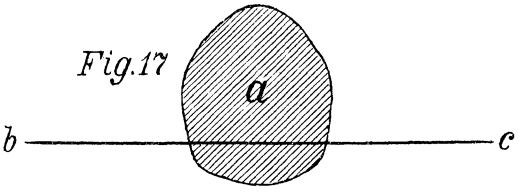
Hauptsächlich ist darauf zu achten, daß Ohren, Augen und namentlich die Maulöffnung an die rechte Stelle kommen. Hat man einen Torfschädel verwandt, so kann man dies durch Einstecken von Nadeln bewerkstelligen, bei einem natürlichen Schädel muß man das Maul mit einigen Stichen zunähen.

Nun folgt das Einbringen des Rumpfes in die Haut, die natürlich weich und geschmeidig sein muß, was wie früher angegeben erreicht wird. Der am Hals vorstehende Draht wird ins Hinterhauptloch des Schädels (resp. beim Torfschädel in dessen Stelle) gebohrt, so daß er die Haut durchsticht und etwa 2 cm hinausragt. Nach der Einbringung der Schenkel und des Schwanzes kann nun das Zunähen vor sich gehen. Dasselbe geschieht mit starkem Zwirn; sollte die Haut an einzelnen Stellen noch zu weit sein, so sind Einlagen von Werg oder Torfstückchen zu machen.

Die Beine, die bis jetzt noch geknickt sind, erhalten Steifheit, indem man einen zugespitzten Draht in die Mitte der Fußsohlen sticht und innerhalb des Beines bis in den Körper vorschiebt, wo man ihn feststeckt. Man wähle diese Drähte nicht zu schwach, da sie späterhin die ganze Last des Tieres zu tragen haben.

Nun ist unser Machwerk so weit gediehen, daß wir es nach einer guten Abbildung oder mit eigener Naturkenntnis dem Leben entsprechend biegen können; es ist dies aber nicht so leicht oder doch eine Arbeit, von deren Gelingen viel abhängt. Hat man eine naturgemäße Stellung erreicht, so wird der aus dem Kopfe ragende Draht abgekniffen, und das Tier kommt auf das Postament.

Es ist dies ein der jeweiligen Größe entsprechendes Brett, das man entweder selbst verfertigt oder vom Tischler machen läßt. Den Drähten an den Füßen des Tieres entsprechend, bohrt man Löcher in das Brett, in denen die Drähte befestigt werden. Die Ohren, Klauen und eventuell auch der Schwanz werden durch Papier, Nadeln ꝛc. in der richtigen Stellung gehalten. Ehe jedoch die Haut trocken geworden, bringt man die Augen ein, die, wie bei den Vögeln angegeben, befestigt werden. Ein letzter Ausputz mit Kamm und Bürste vollendet das Werk.



Die Kunst des Ausstopfens: Zur Anfertigung des Rumpfes

Es mögen noch einige Angaben für die Darstellung eines Exemplars mit geöffnetem Rachen folgen.

Die Bekleidung der Rachenhöhle erfolgt durch Auftragen von Gips, Wachs oder Thon, die mit Oelfarbe entsprechend gefärbt werden. Die Zunge wird in der natürlichen Form aus Pappendeckel, Leder, Torf oder Holz geschnitten, am hinteren Ende zum Befestigen mit einem Drahtstifte versehen und mit Wachs oder Siegellack überzogen und angestrichen. Die Kiefer werden bis zum Trocknen durch Hölzchen auseinandergehalten.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß, wenn man einmal aus irgend welchen Gründen nicht in der Lage ist, ein Tier ganz auszustopfen, man den Kopf desselben zu einem schönen Zimmerschmucke verwerten kann. Derselbe wird samt einem Stück Hals vom Körper abgeschnitten, abgezogen und in der gewöhnlichen Weise ausgestopft. Dann befestigt man ihn auf einem schildförmig geschnittenen Brettchen und versieht ihn mit einem Aufhänger aus Draht. Bei größeren Köpfen, z. B. vom Reh, Hirsch oder Wildschwein, ist das Brett überflüssig; der Haken wird dann am Kopfe selbst angebracht.

Und so schließe ich denn diese kurze Anleitung zur Erlernung einer Kunst, die jedem, der sich damit beschäftigen will, viel interessante Stunden bereiten wird. Man darf sich aber durch kleine Mißerfolge nicht schrecken lassen. Wenn man nur mit Lust zur Sache, Sorgfalt und Ausdauer ans Werk geht, wird das Gelingen nicht ausbleiben.

Reitball-Spiel.

Nachdem ein Kreis von 7 bis 12 m im Durchmesser gebildet worden ist, teilen sich die Knaben, welche ungefähr dasselbe Gewicht und dieselbe Kraft haben müssen, in zwei Hälften und stellen sich, immer einer von der einen Partei und einer von der andern Partei, zusammen so auf, daß zwischen den Paaren ein Zwischenraum von mehreren Schritten verbleibt. Die Mitglieder der einen Partei sind zu Reitern, die der andern zu Rossen bestimmt, und das Los oder ein Abzählungsvers bestimmen, welche Partei zuerst das Vorrecht des Reitens haben soll. Darauf stellen sich die Rosse mit vorgebeugtem Oberkörper und auf die Kniee gestützten Händen außerhalb der Kreislinie auf und müssen dulden, daß die für sie bestimmten Reiter bei dem Kommando: „Aufgesessen!“ auf ihren beinahe horizontal gestreckten Rücken steigen. Nun beginnt das Fangen mit einem Ball, welchen sich die Reiter gegenseitig zuwerfen. Natürlich bocken die abgünstigen Pferde nicht wenig, rucken und schütteln sich, um die Treff- oder Fangsicherheit der Reiter zu vereiteln. So lange der Ball den Boden nicht berührt, bleiben die ursprünglichen Reiter am Werfen und Fangen; fällt aber der Ball zu Boden, so sitzen sie augenblicklich ab und eilen, ohne das Innere des Kreises zu berühren, davon, um nicht getroffen zu werden. Dasjenige Roß nämlich, welchem der fehlgegangene Ball am nächsten gekommen ist, darf seinen Platz verlassen, den Ball aufheben und, sobald es ihn in Händen hat, „Halt!“ oder „Stand!“ rufen, worauf die bisherigen Reiter zum Verharren auf ihren augenblicklichen Plätzen gezwungen werden. Trifft das Roß sein Ziel, nämlich einen der Reiter, so wird umgesattelt, d. h. die Reiter werden zu Rossen, die Rosse zu Reitern. Trifft es den Reiter nicht, so steigen sämtliche Reiter wieder auf, und das Spiel nimmt seinen Fortgang wie zuvor, wobei derjenige Reiter, den das werfende Roß verfehlte, zu werfen beginnt. Hatte das Roß getroffen, ist also umgesattelt worden, so gebührt auch dem glücklichen Treffer der erste Wurf.

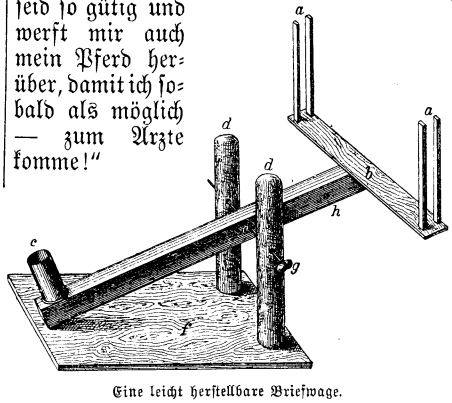
Eine leicht herstellbare Briefwage.

Eine fast kostenlos, von jedem leicht herstellbare Briefwage, welche den Vorzug hat, daß man keiner Gewichte dabei bedarf, ist die durch nebenstehendes Bild veranschaulichte und für die lieben Kameraden, die ja jetzt so viel zu korrespondieren und zu versenden haben, gewiß nicht ohne Wert. Die Handhabung derselben

ist ebenfalls sehr einfach: Man steckt den zu wiegenden Brief zwischen die vier Stäbe bei a und sieht zu, ob der Teil mit c gehoben wird, und b heruntersinkt oder nicht? Ist ersteres der Fall, so wiegt der Brief mehr wie 15 g und muß entsprechend höher frankiert werden. Kippt b nicht über, so genügt das einfache Porto. — Die Konstruktion, welche aus der Figur ersichtlich sein dürfte, nimmt man am besten in folgender Weise vor. Auf das eine Ende eines vierkantigen Lineals nagelt man ein Brettchen b in seiner Mitte an, an dessen beiden Enden je zwei gleich lange Stäbe a so befestigt werden, daß dazwischen bequem ein Brief gesteckt werden kann. Auf dem entgegengesetzten Ende leimt man eine leere Patronenhülse c auf oder sonst einen ähnlichen Gegenstand. Etwa in $^2/_3$ der Länge des Lineals bei e durchbohrt man dasselbe. Auf eine Holzplatte f nagelt oder leimt man zwei Säulen d, die in gleicher Höhe durchbohrt werden. Als letztes Stück ist noch ein langer runder Nagel nötig oder eine Stricknadel g, die an einem Ende mit einem Siegellackknopf versehen ist und durch die gebohrten Löcher bequem durchzustecken geht. Nunmehr gilt es, die fertige Wage richtig einzustellen. Dazu wiege man auf einer andern, präcisen Wage einen Brief ab, der eine geringe Kleinigkeit über 15 g wiegt. Diesen stecke man zwischen die vier Stäbe a, wo er wahrscheinlich bewirken wird, daß Teil b überkippt. Ist dies der Fall, so fülle man in den offenen Cylinder c so lange Schrotkörner und Sand, bis die Wage gerade, nur leicht in der Schwebe gehalten wird, und verschließe dann die Patronenhülse c, aber nicht bis ganz oben, mit einem ganz leichten, kleinen Filzpfropfen. Sollte a jedoch nicht überkippen, so muß der Teil so lange beschwert werden, indem man vielleicht ein zweites, schwereres Brettchen aufnagelt oder an den Enden kleine Bleigewichte befestigt, bis c bedeutend gehoben wird, worauf man wie im ersten Fall verfährt. Das Abwiegen des Briefes von 15 g auf einer andern Wage geschieht deshalb, weil infolge der Reibung und anderer Umstände ein bei a etwa aufgelegtes Gewicht von 15 g zu einem falschen Resultate führen würde, wovon man sich leicht überzeugen kann. Um auch Drucksachen abwiegen zu können, die bekanntlich bis 50 g 3 Pfg., darüber 10 Pfg. kosten, bohre man in etwa $^3/_4$ der Länge bei h noch ein Loch. Dann wiege man wieder Drucksachen zu genau 50 g auf einer andern Wage ab. Das Kreuzband stecke man ebenfalls zwischen die vier Stäbe a oder lege es auf dieselben, wodurch sicher ein Ueberkippen von Teil b erzeugt wird, welches durch Hinzulegen von Schrotkörnern in den Cylinder c reguliert wird, bis die Wage gerade steht, d. h. in die Schwebe gerät. Die Zahl der Schrote muß man sich dann natürlich vormerken. Besser noch ist es, man probiert durch Einstecken weiterer Nadeln in das Lineal die Stelle aus, wo die Wage in leichte Schwebe gerät und durchbohrt dementsprechend das Lineal — es bedarf dann keiner Schrotkörner. Einleuchtend ist, daß sich die Wage auch noch auf andere Gewichte: 20, 30 ꝛc. g einrichten läßt, durch Bohrung weiterer Löcher und Regulierung, so daß sich schließlich bei einiger Sorgfalt und präciser Arbeit eine Wage herstellen läßt, die von 1 bis 100 g mindestens von 5 zu 5 g anzeigt.

Kaltblütig.

Der englische Lord Dartmouth, ein leidenschaftlicher Ringer, hörte solche Wunderdinge von der Stärke eines Schmieds in Midcalder (zwischen Edinburgh und Glasgow), daß er sich selbst davon zu überzeugen beschloß. Eines schönen Tages kam er vor der Schmiede glücklich an, stieg vom Pferde und erklärte dem rußigen Manne: „Freund, ich komme von London, um zu versuchen, wer von uns beiden der Stärkere ist.“ Der Schotte legte, ohne ein Wort zu sagen, seinen Hammer beiseite, packte den Lord um die Hüfte und warf ihn hoch über den Zaun neben der Schmiede. Nachdem der Lord sich von seinem Sturze ein wenig erholt, erhob er sich und hinkte langsam an den Zaun. „Wollt Ihr noch etwas?“ fragte der Schmied. „Gar nichts, Freund; aber seid so gütig und werft mir auch mein Pferd herüber, damit ich sobald als möglich — zum Arzte komme!“



Eine leicht herstellbare Briefwage.

Experiment über die Wirkung des Luftzuges.

Willst du, lieber Kamerad, diese Wirkung durch das Experiment kennen lernen oder anderen, vielleicht deinen jüngeren Geschwistern, die ganze Schwere deiner Gelahrtheit fühlen lassen, so nimm einen Ziegelstein und versieh denselben mit einem cylindrischen und mit einem konischen Loche, mache dir dann auch, ähnlich wie auf unsrem Bilde dargestellt, ein Fähnlein zurecht und bewege schließlich deine Frau Mama oder die Jungfer Köchin, daß man dir aus der Küche den Blasebalg verabfolge. Wenn du nun mit Hilfe des letztern in die cylindrische Durchbohrung des Ziegelsteins Luft einbläst, so wird ganz nach unserer Voraussetzung ein geradliniger Luftstrom entstehen, der das hinter dem Steine geradlinig vor die Oeffnung postierte Fähnlein in heftige Bewegung setzt. Leitest du nun aber den Luftstrom durch den engeren Teil der konischen Oeffnung, so verbreitet sich die Luft den Wänden entlang und stiebt nach allen Seiten so auseinander, daß das Fähnlein unbewegt bleibt. Auf welchem physikalischen Gesetze mag wohl diese Erscheinung beruhen?

Homonym.

Ich ward es in der Jugend nicht,
Und will mich dessen freu'n,
Denn wer es ist, wird allezeit
Schwer zu befried'gen sein. —
In Cöln hab' ich bisher gewohnt,
Doch jetzt in Stuttgart weil' ich,
Und durch die Wohnsitz-Aenderung
Da bin ich es nun freilich.

Geographisches Trennungsrätsel.

Eifel, Schwarzwald, Harz, Karpathen,
Alpen, Anden und Vogesen
Sind zusammen, was ich nenne,
Wenn du mich getrennt gelesen.
Doch vereint erwählen viele
Mich am Rhein zum Reiseziele.

Auflösung des Anagrammrätsels in Nr. 44.

1. Schiefer; 2. Gastein; 3. Tauern; 4. Marone; 5. Eisenach; 6. Spree; 7. Serben; 8. Milbe; 9. Salbei; 10. Lachs; 11. Hering; 12. Platen; 13. Zebra; 14. Ismael; 15. Gotha; 16. Tarent = ein Narr macht zehn.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 44.

„Einer — Eimer — Eifer.“

Diamanträtsel.

Wenn die untenstehenden Buchstaben richtig geordnet werden, so entstehen in den fünf wagerechten Reihen bekannte Wörter. Die 12 die ganze Gruppe einrahmenden, äußeren Buchstaben nennen dann ein europäisches Land.

Die betreffenden Wörter sind: 1. ein Säugetier; 2. ein Säugetier; 3. ein Staat in Südamerika; 4. eine französische Seestadt; 5. die Zierde des Mannes.

A
A B C
D E E E E
G M N O R R R
S T T T T
U U U
W

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 44.

A	L	A	**R**	I	C	H
B	R	**E**	N	**N**	E	R
S	**C**	H	A	D	**E**	N
H	E	R	O	D	O	**T**
S	**T**	E	P	H	**A**	N
N	E	**G**	E	**R**	I	N
V	E	N	**E**	D	I	G

Recht geraten.

Fragen und Antworten.

L. T. in **B.** Du schreibst: „Ich möchte wissen, ob der Hobble Frank zur Zeit auf seiner ‚Villa Bärenfett‘ zu finden ist. Wir wollen nämlich in den nächsten Wochen nach Dresden und ich beabsichtige von dort aus einen Abstecher nach dem Luftschlosse des berühmten Westmanns zu machen.“ — Wir haben bei Master Hobble angefragt und das folgende Sendschreiben erhalten: „Hiermit die gütige Beganntmachung, daß mich der Sultan von Zschanzibar durch eene extrasecundäre Gesandtschaft offgefordert hat, schleunigst nach Ostafrica zu kommen, um in den dortigen höheren Gesellschaftskreisen den ächten und unverfälschten hochdeutschen Dialect zu verbreiten. Ich verlasse also mit dem umgehenden Eilzug meine Villa Bärenfett und kehre erscht nachher retour, wenn ich Africa mit meinen Schprachkenntnissen vollschtändig und für immer erweitert habe. Da ich listigerweise die Klingel entfernt und ooch mein Firmenschild weggemacht habe, um es unterwegs haußen am Coupé und in Zschanzibar an mein Musenzelt offzuhängen, so ist es vorderhand allen etwaigen Besuchern unmöglich gemacht, meine verschlossene, intime Häuslichkeet zu trivialificitieren. Eventuelle Briefe können erscht nach meiner Rückkehr beantwortet werden. Sobald ich wieder arrivé bin, werde ich in bekannter Herablassung an dieser Schtelle die Meldung davon machen. Unterdessen grüße ich Dich un alle Gameraden sehr scheene. Wenn Freinde auseenander gehn, so sagen see uff Wiedersehn! Hobble Frank.“

Egon in **Graz.** Du hast den Pegasus bestiegen? Wir finden, daß Du für Dein Alter ein ganz fermer Reiter bist.

Johann Billitzer. Du hast unsere Antwort an „A. K. in Essen“ inzwischen jedenfalls gelesen.

Albert W. Wie oft und oft haben wir diese Adresse schon genannt: R. Stirn in Berlin, Sebastianstraße 34.

Heinrich N . . . . . n. Du fragst, ob es ein Mittel gebe, X-Beine zu beseitigen. Lies unsere Antwort an „A. B. X., Sachsen“ in Nr. 30 und an „F. T.“ in Nr. 34 des laufenden Jahrganges.

Joh. Esch in **T.** will seinen lieben Kameraden mitteilen, wie man sich am einfachsten einen Kompaß macht. „Bekannt ist,“ so schreibt er, „daß eine ganz trockene, ein wenig angefettete Nähnadel auf dem Wasser schwimmt, nämlich in einer Rinne der Wasseroberfläche ruht. Macht man nun diese Nadel magnetisch (an einem gewöhnlichen Magnet) und legt sie vorsichtig auf das Wasser, so sieht man nach kurzer Zeit, daß die Nadel sich wendet, bis sie mit der einen Spitze nach ‚Norden‘ mit der andern nach ‚Süden‘ zeigt.“ — Gratulieren zu dieser Erfindung und sagen für die Mitteilung kameradschaftlichen Dank.

Vier Verehrer des „Guten Kameraden“. „Verehrer“ nennet Ihr Euch und dabei seid Ihr grob wie Bohnenstroh? Und worüber macht Ihr Euch lustig? Ist die Ellipse nicht auch rund? ist die Schlangenlinie nicht gerundet? Wir müssen den Setzerlehrling in diesem Falle in unsern Schutz nehmen, das Wort ist ganz an seinem Platze.

Walther Eckstein in **G.** Wir finden Deinen Blumenschmuck sehr hübsch — bravo!

Bücherwurm. Pater senatus, ein Ehrentitel einzelner römischer Kaiser.

Aloys H. in **O.** Verstehen wir Dich recht, so hast Du das Telegraphenbaufach im Auge, oder willst Du Telegraphenbeamter werden? Im ersteren Falle bedarf es neben der vorgeschriebenen allgemeinen Vorbildung der theoretischen und praktischen Fachstudien, für die letztere Carriere ist Reifezeugnis eines (Real-)Gymnasiums bedingt.

Carl S. in **Cassel.** Du schreibst zu der Zeichnung Deines ominösen selbsterfundenen Läutewerkes:

Könnte diese Zeichnung klein
Auch noch etwas besser sein,
Bitt' ich: Nimm sie gnädig an,
Weil ich es nicht besser kann.

Wir wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen, Deine Zeichnung oder Deine Bescheidenheit. Dank und Gruß.

M. H. in **L.** Unter der Bezeichnung Talisman versteht man im gewöhnlichen Sinne ein Zaubermittel, im Zusammenhang mit gewissen abergläubischen Förmlichkeiten stehend, z. B. ein Amulett, das zum Glück führen, das hieb-, schuß- und stoßfest machen soll. Man bezeichnet damit bei den Türken aber auch eine bestimmte Kategorie Geistlicher.

Gustav Kurz. Am besten, Du fragst bei einem Bremer oder Hamburger Reeder an; die Bedingungen sind nicht für jedes Schiff die gleichen.

M. C. in **Köln — N.** Besten Dank für Deinen Scherz, den wir den Kameraden aber doch lieber vorenthalten wollen. Darf nur der eine oder andere mal im Uebermut einer sensiblen Tante einen Löffel voll solcher

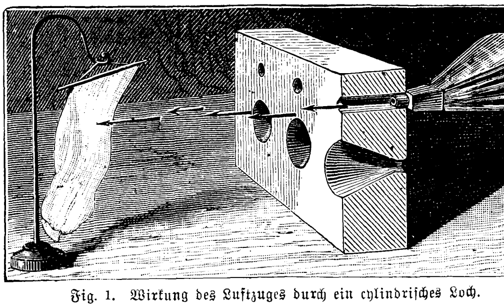


Fig. 1. Wirkung des Luftzuges durch ein cylindrisches Loch.

Tierchen ins Angesicht praktizieren, dann heißt es: der „G. K.“ ist doch ein rechter Nichtsnutz, daß er seine jungen Freunde solche Scherze lehrt. Gruß!

A. K. in **H.** Adolf (altdeutsch), edler Held, edler Helfer. Edgar (angelsächsisch), der mit dem Wurfspieß sein Eigentum Beschützende.

Edmund M. Lieber Freund, wir pflegen dergleichen mit dem charakteristischen Namen „Haarspalterei“ zu bezeichnen.

R. B. Wir finden es gleich Dir höchst bedauerlich, daß unter Kameraden solche Fälle vorkommen können. In Tauschangelegenheiten sollte sich jeder des Vertrauens, das ihm hier und dort geschenkt wird, im höchsten Maße würdig zu erweisen suchen. Gedulde Dich, vielleicht kommen die Antworten noch.

Walther V. Ja, soweit Vorrat reicht, kann der I. und II. Jahrgang des „G. K.“ noch nachgeliefert werden. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an.

J. A. in **Bonn.** Thoncylinder kann jedes elektro-technische Institut liefern. In Stuttgart: C. F. Dorn, Telegraphenbauanstalt, Lerchenstraße 2 A; C. & E. Fein, elektro-technische Fabrik, Kasernenstraße 43 B; K. E. Bauholz, Telegraphen- und Telephonbauanstalt, Paulinenstraße. Gruß kameradschaftlich erwidert.

Tauschmarkt.

Wilhelm Schulz in **Hamburg, Rathausstraße 23 II,** tauscht Privatpostmarken.

Ludwig v. Breitenbauch zu **Ranis** in **Thüringen,** gibt für eine Anzahl Briefmarken eine hübsche Erzählung.

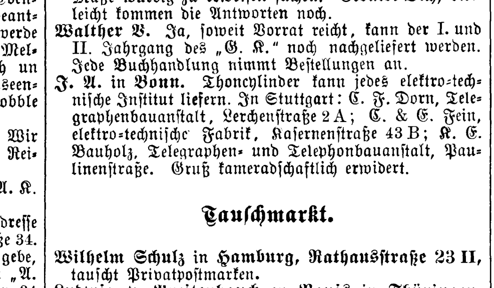


Fig. 2. Wirkung des Luftzuges durch ein konisches Loch.

Karl Fiseĥl, Tertianer in **Teplitz (Böhmen), Marktplatz,** wünscht mit einem deutschen Kameraden in schriftlichen Verkehr zu treten. Derselbe würde auch Briefmarken und Steine gegen andere Gegenstände, wie einen Krahn oder Flaschenzug oder auch eine kleine Maschine, geben.

G. le Bell in **Hamburg, Johannisbollwerk 21,** gibt seinen selbstgemachten photographischen Apparat (Camera mit Linse, Kassette, Einstellscheibe, Tuch ꝛc. ꝛc.) gegen Briefmarken.

Φραντζ Βερτκαυ, **Obertertianer** in **Bonn,** bittet seine Kameraden um einige hübsche Zauberkunststückchen.

Viktor Kühme in **Frankfurt a. M., Mörfelderlandstraße 40,** möchte mit Kameraden des Auslandes Ganzsachen tauschen.

William Girard, per Adresse: **Thomas Chayhills & Sohn** in **Reval,** sucht Verbindung mit Briefmarken sammelnden Kameraden der Türkei und Amerikas.

Heinrich Schmidt in **München, Marienplatz 7 III,** bittet großmütige Kameraden, ihm einiges von ihrem Markenüberflusse, auch Postkarten zu überlassen, um für seine beabsichtigte Sammlung den Grundstein zu legen.

J. Laur in **München, Goethestraße 26 III,** möchte gerne unbeschädigte Käfer tauschen.

Robert Stoecklin in **Gebweiler, Münzgasse Nr. 16,** hat einen noch gut erhaltenen Laubsägekasten (Neuwert 10 Mk.) mit Zubehör abzugeben. Bittet um Angebote.

Gymnasiast R. Krüger in **Sondershausen, Güntherstraße 23,** gibt zwei Bücher für Käfer und Schmetterlinge, darunter zwei Totenkopfraupen, einen Oleanderschwärmer und ein Pärchen Nashornkäfer.

Ich suche folgende Marken zu erwerben: Oldenburg 1860 1/4 Groschen orange; 1/3 Groschen grün; 2 Groschen rot und 3 Groschen gelb. Habe auch viele seltene Dubletten, 250 Seidencocons, Jugendschriften und eine Druckpresse mit Buchstaben zu tauschen. A. Tittmann in Karlsruhe, Gottesauerstraße 11 III. Vom 23. Oktober ab Leopoldstraße 38.

Wilh. Kulp in **Bückeburg, Langestraße 27,** gibt eine echte Münze vom Hunnenkönig Attila gegen eine Markensammlung von mindestens 1000 Stück oder gegen einen guten Elektrophor.

Henri Thiry in **Reckenthal** bei **Luxemburg,** hat ein 36 cm hohes neues Bunsenelement abzugeben. Ferner eine Glühlampe von 5 Kerzenstärken und eine Sachsen 3 Pfg. rot, die er gegen eine gleichwertige Dampfmaschine vertauschen möchte.

H. v. Frankenberg in **Halberstadt,** möchte ein Markenalbum mit 300 Marken gegen eine Lokomotive (mit oder ohne Schienen) vertauschen.

Hermann Eisenberg in **Elster, zur Linde,** bittet seine großmütigen Kameraden um Zusendung ihrer besseren Briefmarkendubletten.

Walter Albrecht in **Berlin W., Wichmannstr. 12 c,** bittet seine Kameraden um in- und ausländische Terrariumtiere (Chamäleon, Axolotl, Alpenmolch, Schildkröten), nebst Anleitung zur Behandlung. Gibt dafür Briefmarken.

Richard Schmid in **Pforzheim, östliche Karl-Friedrichstraße 65,** erbittet Mineralien, gibt Siegel und Stempel.

Eduard Walther in **Baden-Baden, Büttenstraße 4,** hat zum Tausch einen prachtvollen chinesischen Schmetterling „Ailanthus Rhicinus“ (grünlich mit silberfarbigem Halbmonde auf den Flügeln.)

Wer von meinen Kameraden ist erbötig, mir mitzuteilen, auf welche Weise man Stahl poliert? Auch bitte ich um das Modell eines Springbrunnens, den man mit Hilfe einer kleinen Dampfmaschine in Betrieb setzt. Gruß von Eurem Eduard Simon in Barr bei Straßburg im Elsaß.

Leo Selbach in **Lüdenscheid, Rathausstraße 1** hat 200 seltene Stempelmarken gegen Freimarken abzugeben.

Julius van Venrooy in **Karlsruhe (Baden), Gartenstraße 32,** gibt für eine kleinere Druckerpresse nebst Lettern ein Album mit ungefähr 230 verschiedenen darunter selteneren Briefmarken und 6 Bilder zu einer Laterna magica.

Wilhelm von Gebhardt in **Düsseldorf, Rostenstr. 41,** hat eine große Anzahl Seidenraupen gegen Schmetterlinge, namentlich inländische, zu tauschen.

Hideo Ikeda aus **Passau** in **Bonn, Clemensstraße 3,** sucht eine Stirnsche Geheimcamera einzutauschen. Kann dafür geben: einen Elektromotor oder Induktionsapparat, ferner Münzsorten, eine Dampfmaschine oder Reibungselektrisiermaschine.

Wer von Euch hat ein paar Telephone (gut funktionierend) zu vertauschen? Offerten unter Adresse: Jakob Holtz in Mülhausen i. E., Baselgasse 2.

Liebe Kameraden! Wer mir 100—150 gewöhnliche Marken seines Landes sendet, erhält von mir die gleiche Anzahl österreichisch-ungarische. Jos. Jaky zu Cilli in Steiermark.

Liebe Kameraden! Ich suche alte, seltene Briefmarken aller Länder und gebe dagegen ein Zweirad, eine 3/4 Violine und eine schöne Ziehharmonika. Mit freundschaftlichem Gruße. Eugen Eidam in Gunzenhausen, Malzfabrik.

Möchte gern mit einem Kameraden Süd- oder Nordamerikas in Briefwechsel treten. Fritz Föhrenbach, Gymnasiast in Rastatt (Baden).

Max Tschorn in **St. Avold (Lothringen),** sendet Briefmarken, Stempel und Siegel, welche er doppelt besitzt, gratis an Kameraden gegen Erstattung des Briefportos.

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen, ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden“ nicht verübelt werden.

In der Eile.

Der berühmte englische Maler Josua Reynolds war von Haus aus sehr arm und hielt sich von Zeit zu Zeit in Plymouth auf, um bei den Herren der Marine, die sich von ihm porträtieren ließen, etwas zu verdienen. Er hatte für seine Porträts einen feststehenden Typus: er malte die Offiziere in Lebensgröße, immer den Hut unter dem Arm — eine Guinee war der Preis für jedes Bild. Ein Schiffskapitän, der den Maler eines Tages bei der Arbeit sah, bemerkte diese seltsame Einförmigkeit der Stellungen. „Ich sehe, Herr Reynolds," sagte er, „alle ihre Porträts haben den Hut unter dem Arme; ich möchte aber lieber mit dem Hute auf dem Kopfe gemalt sein." — „Das gilt mir gleich," sagte der Maler. Der Seemann setzt sich, der Maler arbeitet; der Kapitän geht fort, sehr zufrieden damit, daß sein Kopf auf der Leinwand den Hut auf hat. Reynolds, der allein geblieben ist, will das Bild fertig machen; wie er aber an die kritische Stelle kommt, vergißt er, was er früher auf dem Kopfe gemalt hat und gibt dem Kapitän einen zweiten Hut unter den Arm. Das Bild wird in diesem Zustande fortgeschickt — und man kann sich denken, welche Heiterkeit es hervorrief.

Tiefe des Oceans.

Das zu Tiefmessungen benutzte englische Kriegsschiff „Egeria" hat kürzlich, südlich der Freundschaftsinseln, den Ocean 4295 und 4330 Faden, d. h. eine deutsche Meile tief, gefunden. Es ist dies die größte Tiefe, welche auf der südlichen Halbkugel jemals angetroffen ist, und auch auf der nördlichen sind nur drei Stellen bekannt, wo der Ocean noch einige hundert Fuß tiefer ist.

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Der Wirt hatte ihm jedenfalls schon draußen gesagt, daß vornehme und ausländische Gäste anwesend seien. Das war aus dem Blicke zu ersehen, mit dem er die Anwesenden musterte, und aus der tiefen Verneigung, mit welcher er sie begrüßte. Sie erhoben sich und verneigten sich ebenso.

„Ich komme, um diese Nacht bei Ihnen zu bleiben," sagte er zum Wirt. „Sind die Stuben frei, welche wir gewöhnlich bewohnen?"

„Leider nicht," antwortete der Gefragte verlegen. Ich habe sie diesen huldvollen Herren gegeben, da mir Ihre Ankunft nicht bekannt war, hoher Beschützer."

„So werden wir in andern Räumen schlafen."

Da bemerkte der Methusalem in zuvorkommender Weise: „Das werden wir nicht zugeben. Der mächtige König der Armen und Notleidenden soll nicht unsertwegen auf die gewohnte Bequemlichkeit verzichten. Wir treten ihm sehr gern die Räume ab, welche er zu bewohnen pflegt."

„Wissen Sie denn, wer ich bin?" fragte der König.

„Ich vernahm es soeben und habe auch schon längst gehört, welche Ehrerbietung man Ihnen zu zollen hat."

— Der Vorleser kam nicht weiter; vier Schreie erschollen — — von den beiden Söhnen und den zwei Töchtern. Die Mutter war ohnmächtig geworden. —

> Man sagt, das sei kein guter Mann,
> Der niemand Freundschaft halten kann;
> Als schlimmer aber den man kennt,
> Der Freund von aller Welt sich nennt!
>
> Carl Cassau.

„Nun, dann werden Sie wohl auch gehört haben, daß der Deu niemals die Gesetze der Höflichkeit verletzt. Sie kommen aus einem fernen Lande und dürfen erwarten, daß Sie überall auf das gastlichste aufgenommen werden. Es wäre ein Vergehen gegen die gute Sitte, wenn ich Ihr großmütiges Anerbieten mißbrauchte. Darum ersuche ich Sie, die Zimmer, welche für Sie bestimmt sind, zu behalten."

„Aber gebietet nicht eben diese gute Sitte, daß jeder Jüngere vor dem Aelteren zurücktritt?"

„Ja, aber auch der Tiefere vor dem Höheren. Und der letztere sind doch Sie von uns beiden."

„O nein, Sie sind König."

„König der Armen und Elenden, was soviel wie nichts ist. Darf ich vielleicht Ihren glanzvollen Namen erfahren?"

„Unsere Namen sind auf diesem Kuan des Kaisers verzeichnet."

Er gab ihm den Paß, wel-

chen er von dem Tong-tschi erhalten hatte. Der T'eu entfaltete denselben und verbeugte sich, als er das Siegel und die Unterschrift gesehen hatte, dreimal bis fast zum Boden herab. Dann las er die Namen. Als er damit zu Ende war, verbeugte er sich abermals, legte den Paß zusammen, gab ihn zurück und sagte:

„Das ist die höchste Empfehlung, welche einem Menschen bei uns werden kann. Dennoch wage ich es, Ihnen auch meine geringen Dienste anzubieten."

„Diese Huld ist mir hochwillkommen, da ich weiß, daß die Freundlichkeit des mächtigen T'eu oft mehr vermag als so ein Kuan."

„Es ist wahr; es ist mir zuweilen möglich, jemand nützlich zu sein. Ihre glanzvollen Namen haben einen sehr fremden Klang. Nur ein einziger ist dabei, welcher unserer Sprache angehört, Liang-ssi. Welcher der hohen Herren trägt denselben?"

„Der Betreffende ist augenblicklich nicht hier, wird aber auch noch die Ehre haben, Ihnen seinen ehrfurchtsvollen Gruß zu sagen. Vielleicht kennen Sie ihn. Er steht im Dienste des Herrn Sei-tei-nei in Ho-tsing-ting."

„Den kenne ich allerdings. Es ist ein sehr tüchtiger junger Mann, welcher sich viel auf Reisen befindet, die er im Interesse des Geschäfts seines Herrn unternimmt. Darum habe ich ihn nur ein einziges Mal bei demselben gesehen. Ich bin oft in Ho-tsing-ting, und der Besitzer der Feuerbrunnen ist mir ein lieber Freund. Er hat sich sehr um meine Untergebenen verdient gemacht, da er nur solche Arbeiter anstellt, welche sonst kein Unterkommen haben und ihm von mir empfohlen werden. Er steht infolgedessen unter meinem ganz besondern Schutze, und ich werde niemals dulden, daß der Besitzer des Oelwerkes aus dem Grunde, daß er ein Ausländer ist, geschädigt wird. Sie sind also mit Liang-ssi gereist, willkommener Herr?"

„Ja. Wir kommen von Kuang-tschéu-fu und wollen morgen früh zu Sei-tei-nei."

„Zu meinem Freunde? Verfolgen Sie bei diesem Besuche eine gewisse Absicht?"

„Ja. Ich will ihm den Sohn seines Bruders zuführen, den er eingeladen hat."

„Wirklich? Ich weiß, daß er nach demselben geschrieben hat. Ist es dieser junge Herr, welcher neben Ihnen sitzt? Ich habe in dem Passe zu meiner Verwunderung den Namen Li-cha-la-da Sei-tei-nei gelesen."

Der T'eu konnte das „r" nicht aussprechen; er verwandelte es in ein „l". Li-cha-la-da oder eigentlich Ri-cha-ra-da ist die chinesische Aussprechung des Namens Richard.

Als der Methusalem die Frage bejahte, begrüßte der Bettlerkönig den Gymnasiasten noch einmal besonders und versicherte ihn seines Schutzes, welcher ihm vielleicht von Vorteil sein könne.

„Daß dieser Schutz ein starker ist, haben wir bereits an uns erfahren," sagte Degenfeld. „Wir befanden uns in großer Gefahr; unsere Feinde verwandelten sich aber sofort in Freunde, als wir ihnen bewiesen, daß Sie Ihre mächtigen Hände über uns halten."

Der T'eu machte eine Bewegung des Erstaunens und fragte:

„Wer waren diese Leute?"

„Die Kuei-tse. Sie begegneten uns unterwegs."

„Das sind allerdings Leute, denen ein Bekenner des Buddha und überhaupt jeder Andersgläubige am besten aus dem Wege geht. Aber wie konnten Sie sich auf mich berufen? Wie konnten Sie, von denen ich nichts gewußt habe, ihnen beweisen, daß ich Ihr Beschützer bin? Mir selbst ist das ja unbekannt!"

„Ich zeigte ihnen diesen zweiten Kuan, welchen ich besitze."

Er gab ihm den Schutzbrief in die Hand, und es war im höchsten Grade interessant, das Gesicht zu sehen, welches der T'eu machte, als er denselben erblickte.

„Wie? Mein eigener Kuan!" rief er aus. „Und zwar ein Kuan erster Klasse, von denen ich nur sehr wenige ausgegeben habe! Ich ersehe aus dem nur mir kenntlichen Zeichen, daß es der Kuan meines Schwiegersohns in Kuang-tschéu-fu ist!"

„Sie meinen Hu-tsin, den Juwelier. Es gelang uns, ihm einen kleinen Dienst zu erweisen, und da er hörte, daß wir in das Innere des Landes gehen wollten, wo Beschwerden oder gar Gefahren unser warten konnten, so rüstete er uns mit diesem Kuan aus, von dessen Wert wir einen so überzeugenden Beweis erhalten haben."

„Sie haben meinem Hu-tsin einen Dienst geleistet? Das kann kein gewöhnlicher gewesen sein, denn einer alltäglichen Gefälligkeit wegen würde er sich nicht von diesem Passe getrennt haben. Darf ich erfahren, was geschehen ist, und wie Sie mit ihm bekannt geworden sind? Soeben bringt man den Thee. Ich lade Sie demütig ein, denselben mit uns zu trinken. Dabei können wir von meinem Schwiegersohne sprechen."

„Ich werde Ihnen gern von ihm erzählen, doch handelt es sich um ein Ereignis, welches wir in der Art zu einem glücklichen Ende führten, daß man nur im Vertrauen von demselben sprechen kann."

„Das können Sie. Diese Männer sind meine Offiziere, meine Freunde, vor denen ich kein Geheimnis habe; sie können alles hören, was Sie zu sagen haben."

Der Wirt hatte den schnell bereiteten Thee gebracht. Er hatte auch für jeden der fremden Gäste eine Tasse. Das entsprach der chinesischen Sitte. Es wurden noch Pfeifen bei ihm bestellt; Tabak hatten die Begleiter des T'eu bei sich. Als die kleinen Täßchen geleert, und die Pfeifen in Brand gesteckt worden waren, begann der Methusalem zu erzählen.

Er hielt es für geraten, nicht bloß von der auf den Juwelier bezüglichen Episode zu sprechen, sondern er begann mit dem Auftrage, den er von Ye-kin-li erhalten hatte, und gab einen, wenn auch nur kurzen Bericht alles dessen, was sie bis hierher erlebt hatten.

Die Chinesen waren sehr aufmerksame Zuhörer. Als er geendet hatte, erhob sich der T'eu, machte den Reisenden eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung, welchem Beispiele seine „Offiziere" sogleich folgten, und sagte im Tone der größten Hochachtung:

„Was wir jetzt vernommen haben, ist ein sicheres Zeugnis, daß in dem Vaterlande der aufrichtig bewunderten Herren Leute wohnen, welche außerordentlich kenntnisreich, kühn und umsichtig sind. Was Sie gethan haben, ist nicht nur des Lobes, sondern auch der Bewunderung wert, und der Scharfsinn, mit welchem Sie meinen Schwiegersohn gerettet haben, verpflichtet uns zur größten Dankbarkeit. Wir werden uns alle Mühe geben, unsre Erkenntlichkeit zu beweisen, und bitten um die huldreiche Genehmigung, den morgenden Ritt nach Ho-tsching-ting in Ihrer erlauchten Gesellschaft machen zu dürfen. Das Wiederfinden der Familienglieder Ihres achtungswürdigen Ye-kin-li hat uns mit großer Teilnahme erfüllt, welcher ich dadurch Ausdruck gebe, daß ich Sie ersuche, das Abendmahl nicht auf Ihre Kosten bereiten zu lassen, sondern bei demselben meine Gäste zu sein. Ich

werde sogleich die dazu nötigen Vorbereitungen treffen."

Der Methusalem erhob Einspruch dagegen, doch vergebens. Der Bettlerkönig begab sich selbst nach der Küche, um dort seine Befehle zu erteilen.

Während dieser Pause erkundigten sich die Gefährten nach dem Inhalte des Gespräches, und Degenfeld teilte ihnen denselben mit. Sie waren natürlich sehr erfreut darüber, sich die Freundschaft dieses Mannes erworben zu haben, und der Dicke sprach die ganz unerwartete Frage aus:

„Mijnheer Methusalem, zal deeze guede koning ook mij in zijne armen nemen — Herr Methusalem, wird dieser gute König auch mich in seine Arme nehmen?"

„Sie meinen, ob er auch Sie beschützen werde? Natürlich!"

„Dat is zeer goed, want hij zal mij helpen — das ist sehr gut, denn er soll mir helfen."

„Wobei?"

„In gevalle dat ik het steenolie koop — im Falle, daß ich das Steinöl kaufe."

„Sind Sie denn das gewillt?" fragte der Methusalem überrascht.

„Ik zal al Ho-tsing-ting koopen. De lucht is hier zonder voorbeeld goed. De lucht makt mij dick. Ik ben zoo dor, zoo in het geheel dor, en ik kan hier weder toe mijnen vleesch komen — ich werde ganz Ho-tsing-ting kaufen. Die Luft ist hier unvergleichlich gut. Die Luft macht mich dick. Ich bin so dürr, so ganz und gar dürr, und ich kann hier wieder zu meinem Fleische kommen."

„Aber der Preis würde, wenn Onkel Daniel überhaupt verkaufen sollte, sehr hoch sein!"

„Dat zeg ik mij ook, maar ik heb Geld — das sage ich mir auch, aber ich habe Geld!"

„Ich glaube, daß Sie reich sind, doch sind die Zahlungsverhältnisse hier sehr unbequem."

„Denkt gij, dat ik goud- en zilverstukken in mijnen broekzak heb? Zoo dom ben ik niet. Ik heb wissels, zeer goede wissels — denken Sie, daß ich Gold- und Silberstücke in meiner Hosentasche habe? So dumm bin ich nicht. Ich habe Wechsel, sehr gute Wechsel!"

„Auch das glaube ich Ihnen gern. Tragen Sie Ihren Wunsch dem Onkel vor, wenn wir zu ihm kommen!"

Jetzt trat der T'eu wieder herein und machte dem kurzen Zwischengespräch ein Ende. Nach einiger Zeit kamen die beiden Brüder mit dem Hoei-hoei. Sie flossen von Dankesworten über, und es gelang dem Methusalem nicht, dieselben durch die Bemerkung abzuweisen, daß er eigentlich zu ihrem gegenwärtigen Glücke gar nichts beigetragen habe. In der Seligkeit, die Ihrigen gefunden zu haben, dachten sie an nichts anderes, auch nicht an das einstige Vermögen ihres Vaters. Sie hielten es für verloren.

Der T'eu äußerte den Wunsch, daß ihre Mütter und ihre Schwestern auch mit an dem Mahle, welches ein Festessen genannt werden müsse, teilnehmen möchten. Das war eine große Ehrenerweisung, da der Chinese es durchschnittlich verschmäht, mit einer weiblichen Person zu speisen. Zugleich war er sich bewußt, etwas Seltsames und sehr Schwieriges zu verlangen, da es in China als höchst unpassend für eine gebildete Frau oder ein wohlgesittetes Mädchen angesehen wird, sich Fremden zu zeigen oder gar an einem Tische mit ihnen zu essen. Darum wußten die Brüder nicht, was sie antworten sollten. Die Zurückweisung der Einladung wäre eine Unhöflichkeit gegen den Bettlerkönig gewesen, und die Annahme derselben hätte für die Damen eine Anforderung enthalten, der sie nur mit großer Ueberwindung gerecht werden konnten. Der Methusalem nahm sich des T'eu an, indem er Liang-ssi fragte:

„Ihre Damen werden doch mit uns nach Deutschland gehen?"

„Ja."

„Und nicht nach China zurückkehren?"

„Nie."

„So können sie sich ganz gut schon jetzt als Deutsche betrachten. In meiner Heimat ist es eine Ehre für die Gäste, Damen bei sich sehen zu dürfen. Die Damen sind die Blumen im Kranze der Gesellschaft; sie verschönern den Kreis, und ihre Anwesenheit macht, daß die Worte sanfter und lieblicher fließen. Wenn Sie glauben, uns eine kleine Dankbarkeit schuldig zu sein, so bewegen Sie Ihre Mutter und Ihre Schwestern, mitzukommen. Wir werden ja ganz unter uns sein und dem Wirte befehlen, Fremde von diesem Zimmer fern zu halten."

Da die Einladung auf diese Weise unterstützt wurde, so erklärten die Brüder, daß sie ihre Damen mitbringen würden.

Es war noch nicht Abend, und der Wirt bedurfte einer längeren Frist, das Essen zuzubereiten. Diese Zeit konnte recht wohl durch Unterhaltung ausgefüllt werden. Es gab ja so viel zu fragen, zu erzählen und zu erklären. Das war aber langweilig für diejenigen, welche nicht chinesisch verstanden. Darum suchten sie sich in anderer Weise zu beschäftigen.

Der Dicke war an das Fenster getreten, von welchem aus man eine Aussicht auf die seeartige Erweiterung des Flusses hatte. Er beobachtete das Treiben auf dem Wasser. Die Eigenartigkeit des Fischfangs erregte seine besondere Aufmerksamkeit. Eben als wieder einmal einer der Wasserraben untergetaucht war und ein Beutestück im Schnabel emporbrachte, rief er aus, indem er in die fetten Hände klatschte:

„Heiza! Daar heeft weder zoo eene gans eenen haring gevangen — juchhe, da hat wieder eine Gans einen Hering gefangen!"

„Einen Hering?" lachte der Gottfried. „Woher sehen Sie denn, dat es ein Hering ist?"

„De haring is doch een visch!"

„Ja, ein Fisch ist er freilich; aber nicht alle Fische sind auch Heringe. Ich habe bisher jeglaubt, dat man Heringe nur auf dem Meere fängt. Hier giebt es andre Fische."

„Wat vor welke? Palingen, zardijnen, snoeken, zeelten of karpen — was für welche? Aale, Sardellen, Hechte, Schleien oder Karpfen?"

„Ik habe jehört, dat es bei den Chinesigen fette Karpfen und ausjezeichnete Forellen giebt," antwortete der Wichsier, um dem Mijnheer Appetit zu machen.

„Wat? Karpen en forelen?" rief der Dicke. „Daarvan moet ik eten! Ik ga buiten aan 't water en koop mij vischen. Ik et de vischen zoo gaarn, zoowel de hommers als ook de kuiters — was? Karpfen und Forellen? Davon muß ich essen. Ich gehe hinaus an das Wasser und kaufe mir Fische. Ich esse die Fische so gern, die Milchner sowohl als auch die Rogner."

„Dann würde ich sie mir doch lieber selbst fangen!"

„Vangen? Ik mij zelf? Kan ik dat — fangen? Ich mir selbst? Kann ich das?"

„Warum nicht? Haben Sie denn noch nie gefischt?"

„Neen."

„Das ist ja sonderbar, da Sie die Fische so sehr jern essen; aber es schadet nichts. Wir jehen hinaus und mieten uns einen

Kahn und die zu demselben jehörigen Vögel für eine Stunde."

„Ja, wij zullen gaan. Js het vleesch van de vischen goed? Maakt het spek in den lichaam — ja, wir wollen gehen. Ist das Fleisch von den Fischen gut? Macht es Speck in den Körper?"

„Ja, sehr. Ich habe mich sagen lassen, dat besonders derjenige, welcher einen Walfisch verzehrt, mariniert oder unmariniert, sehr fett werden soll. Also kommen Sie! Der Methusalem ist von die Chinesen zu sehr in Anspruch jenommen. Ihn wollen wir nicht stören."

„Maar ik kan niet mit de vischers spreken — aber ich kann nicht mit den Fischern sprechen."

„Das ist auch gar nicht notwendig," fiel Turnerstick ein, welcher zu den beiden getreten war. „Ich gehe mit und werde den Dolmetscher machen. Da es scheint, daß man hier ein ausgezeichnetes Chinesisch spricht, so werden Sie sehen, wie prachtvoll ich mit diesen Leuten auskomme."

Er griff nach seinem Fächer, der Mijnheer nach seinem Schirm, seinen Gewehren und sogar nach dem Ranzen. Der Gottfried bemerkte dem letzteren, daß diese Dinge nicht notwendig und im Gegenteil nur hinderlich seien, doch wurden seine Worte nicht beachtet. Der Dicke war von seinen Sachen eben nicht zu trennen.

Die Menschenmenge hatte sich ziemlich verlaufen, so daß die drei unbelästigt das Ufer erreichten. Dort winkten sie einen der Kähne herbei.

„Master," rief Turnerstick dem in demselben sitzenden Manne zu, „wir wolleng fischang und den Kahn für eine Stunde miethung. Was wird das kosting?"

Als der Fischer den Kopf schüttelte, fuhr er fort:

„Fischang, fischeng, fisching, fischong, fischung wolleng wir! Verstanding?"

Er erhielt als Antwort dasselbe erstaunte Kopfschütteln und meinte zornig:

„In China scheinen nur Taubstumme in die Fischergilde aufgenommen zu werden. Dieser Mensch schaut mich an wie die Kuh das neue Thor. Was ist zu thun?"

„Wollen mal versuchen, wat ich jelernt habe," schmunzelte der Gottfried.

„Sie? O weh! Da kommen wir auch nicht weiter!"

„Nun einige Worte und Redensarten habe ich mich doch jemerkt. Wat Fisch und Kahn und Stunde heißt, dat weiß ich. Dat Wörtchen ‚mieten' kenne ich auch. Also versuchen wir es!"

Es gelang ihm wirklich, sich verständlich zu machen, und als er dem Manne so viel Geld, als er für erforderlich hielt, in die Hand drückte, lachte derselbe am ganzen Gesichte und lud die glänzenden Herren durch drei tiefe Verneigungen ein, in das Fahrzeug zu steigen. Gottfried hatte zehnmal mehr bezahlt, als hier gebräuchlich war.

Der Kahn hatte für wenigstens acht Personen Platz. Ueber seine Borde waren Stangen gelegt, auf denen die Wasserraben saßen, welche vor den Fremden nicht im mindesten scheuten. Der Chinese ruderte seine Gäste ziemlich weit hinaus und hielt dann an, um das Fischen zu beginnen. Auf dem Boden des Kahnes standen einige Gefäße, welche die gefangenen Fische enthielten. Ein leeres wurde mit Wasser gefüllt, um die nunmehrige Beute aufzunehmen, welche den Fremden gehörte, da dieselben bezahlt hatten. Auf einen Zuruf ihres Herrn erhoben sich die Raben in die Luft und schossen dann in und unter das Wasser.

Das Wort Rabe ist eigentlich ein falscher Ausdruck für diese zum Fischen gleich vom Ei aus abgerichteten Tschu-tsches. Der richtige Name ist Cormoran oder Scharbe (Phalacrocorax sinensis). Sie tauchen ausgezeichnet und schießen sogar große Strecken unter dem Wasser fort, um ihre Beute zu ergreifen.

Sie werden nicht nur zum Einzelfischen, sondern auch zur gesellschaftlichen Jagd abgerichtet. Bei dieser letzteren fliegen sie in der Luft auseinander, bis sie einen Kreis bilden; dann stürzt sich jeder Vogel senkrecht in das Wasser und treibt die Beute nach der Mitte des Kreises hin, wo sie mit dem Schnabel ergriffen und in das Boot gebracht wird.

So ein Tschu-tsche kann einen ziemlich großen Fisch festhalten. Ist er ihm jedoch zu schwer, so stößt er ein kurzes Krächzen aus, auf welches ein zweiter, ja ein dritter Vogel herbei eilt, um ihm Hilfe zu leisten.

Damit sie die Beute nicht selbst verzehren, wird ihnen ein eiserner Ring oder ein enger Lederkragen um den Hals gelegt. Ist dann der Fang zu Ende, so nimmt der Fischer seinen Cormoranen diese Ringe ab und erteilt ihnen dadurch die Erlaubnis, nun für sich selbst zu sorgen.

Es währte kaum eine Viertelstunde, so war das Gefäß so gefüllt, daß kein Fisch mehr in dasselbe ging. Es waren einige Aale dabei; die anderen Fische gehörten zu den Karpfenarten; auch sie hatten eine bedeutende Größe.

„Dat ist ein hübscher Fang," meinte der Gottfried. „Wir werden ihn dem Wirte bringen, welcher diese Fische mit für dat Abendessen verwenden kann.

„Ja, deze vischvang is zeer goed," stimmte der Mijnheer bei. „Varen wij aan het land. Ik zelf zal deze vische braden. De vischen moeten in boter en uijen gebraden worden. Ik zelf moet dat maken — ja, dieser Fischfang ist sehr gut. Fahren wir an das Land. Ich selbst werde diese Fische braten. Die Fische müssen in Butter und Zwiebeln gebraten werden. Ich selbst muß das machen."

Der Gottfried bedeutete dem Fischer, an das Ufer zu rudern. Noch hatten sie dasselbe nicht erreicht, so stand der Kapitän von seinem Sitze auf. Für ihn als Seemann war das nichts Besonderes, vielmehr etwas Selbstverständliches. Auch der Gottfried erhob sich. Er verstand sich darauf, ein Boot zu regieren, und lief also keine Gefahr. Der Mijnheer folgte dem Beispiele der beiden. Die Augen sehnsüchtig auf das Gefäß gerichtet, welches die Fische enthielt, achtete er nicht darauf, daß das Boot im nächsten Augenblicke an das Land stoßen mußte. Er stand vorn am Bug, wo das Fahrzeug am schmalsten war. Jetzt erreichte das Boot das Ufer. Ein Stoß, ein Ruck — der Dicke verlor die Balance. Die Arme weit ausstreckend und einen lauten Schrei ausstoßend, flog er über Bord und in das hier mehr als mannstiefe Wasser.

Der Schiffer warf dem Gottfried sofort den Strick zu, mit welchem der Kahn zu befestigen war, und sprang dem Mijnheer nach. Dieser war für wenige Augenblicke verschwunden; dann aber tauchte der Chinese mit ihm auf und ruderte an das Land, wo er ihn in das Gras legte. Die auf dem Wasser schwimmende schottische Mütze hatte Turnerstick aufgefischt, während Gottfried den Kahn festband.

Der Dicke hatte weder seinen Schirm, seine Flinten, noch den daran hängenden Tornister verloren. Wäre derselbe im Wasser geblieben, so hätte das für den Mijnheer für den Augenblick einen großen Verlust ergeben, da er ... seine „Wissels" im Futter desselben verborgen hielt. Dies war der Grund, daß er sich nicht von dem Ranzen zu trennen vermochte.

Jetzt lag er lang ausgestreckt da, mit

geschlossenen Augen und triefend vor Wasser. Er hatte keineswegs die Besinnung verloren, denn er hustete und pustete in einem fort, ohne aber ein Glied dabei zu rühren, und füllte jede Pause, welche ihm die Anstrengung seiner Lunge gewährte, indem er rief:

„Ik ben dood; ik ben gestorven; ik ben erdronken en ersoopen — ich bin tot; ich bin gestorben; ich bin ertrunken und ersoffen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Mitrailleuse in China.

Chinesische Mitrailleuse.

Die älteren unserer lieben Kameraden wird es im Hinblick auf ihre nicht mehr allzuferne Militärdienstzeit gewiß interessieren, auch einmal etwas von den Kriegsmaschinen zu hören. Wir haben heute diejenige gewählt, von der speziell zu Anfang des Französischen Krieges die unklarsten und abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet waren, die Mitrailleuse. Dieselbe besteht im wesentlichen aus einer größeren Anzahl (hier 37 Stück) zu einem Ganzen vereinigter Gewehrläufe von etwa 12 mm Kaliber, welche gemeinschaftlich geladen und abgefeuert werden können, so daß hierdurch in kurzer Zeit eine größere Menge von Geschossen abgegeben werden kann.

Das Laden geschieht in der Weise, daß ein sogen. auswechselbares Patronenlager vorhanden ist (in der Figur an dem Rade lehnend), das, mit frischen Patronen gefüllt, einfach am Hinterteil der Mitrailleuse eingesetzt wird, so daß die Patronen in die einzelnen Läufe passen. Das Ganze ist wie eine Kanone auf eine Lafette mit Rädern montiert und hat damit auch den Nachteil, daß zur Beförderung eigens Pferde und Bedienungsmannschaften vorhanden sein müssen, die Maschine also nicht in jedem Terrain verwendet werden kann, während die gleiche Anzahl von Gewehrläufen in der Hand von tapferen und geschulten Infanteristen wohl mehr ausrichten wird, als diese vor zwanzig Jahren sehr angestaunte „Kugelspritze.“

Nebenbei bemerkt, wie gefallen unsern Kameraden denn die schneidigen chinesischen Artilleristen?

Ein Cedernwald in Deutschland.

Lothar Freiherr von Faber in Stein bei Nürnberg, bekannt als erster Bleistiftindustrieller, hat schon seit Jahren auf seinen Besitzungen in Bayern Saat- und Pflanzschulen für die „rote Ceder“ angelegt, um dieses bekanntlich feinste und teuerste Holz, welches vorzugsweise zur Bleistiftfabrikation verwendet wird, anzupflanzen. Die gemachten Versuche haben sich vorzüglich bewährt. Der angebaute „Cedernwald“ nimmt jetzt über fünf Hektar ein und steht in voller Frische da; er hat selbst den äußerst strengen Winter 1879 bis 1880 ohne Schaden überstanden. Die rote Ceder verlangt eben keinen besondern Standort, sondern entspricht in dieser Richtung vollkommen der Tanne, Fichte und andern einheimischen Nadelhölzern. Es liegt gewiß im allgemeinen Interesse, daß dieses feine und wohlriechende Nutzholz in den heimischen Waldungen angebaut, und damit der Wert des Waldes erhöht werde. Der Samen kann aus Florida bezogen werden. Da die Ceder selbst auf Florida und Alabama nur sporadisch in den Urwäldern, nirgends aber

in reinen Beständen vorkommt, so dürfte der Cedernwald bei Stein vielleicht auf der ganzen Erde einzig in seiner Art sein.

Buschvögel.

Was lärmt und schwärmt da in der dornigen Buschhecke, an welcher uns der Feldweg, den wir wandeln, vorüberführt? Jetzt braust der Schwarm vor unsern Tritten auf, schnurrt einige dreißig Schritte weiter und fällt dann wieder in die Dornenhecke ein, wo alsbald der Lärm der Stimmen, das „Schilp", „Ziwit", und „Dieb", von neuem beginnt. Feldsperlinge sind's, die hier ihrer Gewohnheit gemäß in Gesellschaft zusammenhalten, alle Augenblicke infolge ihrer hitzigen Natur sich untereinander zanken und doch sogleich wieder gute Freunde sind. Man kennt ja das Sprichwort: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich". Ist denn wirklich nicht viel am Feldspatz dran? Steht er mit Recht in einem schlechten Rufe? Ja, seht nur, wie der Schwarm nunmehr, des Geräusches unserer Schritte überdrüssig, aus der Dornenverschanzung hervorbricht und auf ein benachbartes Weizenfeld einfällt! Ach, das schöne Weizenfeld mit seinen vollen, schweren Aehren! Tagtäglich fällt der Schwarm der Feldspatzen hier ein und pickt sowohl die milchigen als die mehligen Körner aus. Noch zwei oder drei Tage und der Landmann wird Mühe haben, dort, wo er hinzutritt, um sich her noch etwa ein Dutzend unversehrter Halme und Aehren zu entdecken. Die größte Menge ist zerknickt und teilweise geleert; es sieht hier aus, als ob ein Hagelwetter gewütet hätte. Also, ein arger Felddieb ist der Feldsperling! Im Herbst wachsen die Schwärme zu Hunderten, ja zu Tausenden an, denn etwa viermal im Jahre bringt der Feldsperling seine Jungen auf; diese Jungen schlagen sich in Flüge zusammen, und viele solcher Flüge scharen sich zu einem Schwarm. Wo die Schwärme zur Herbstzeit Nahrung finden, machen sie Rast, man sieht sie dann längere Zeit auf den aufgestellten Garben fröhliche Mahlzeit halten. Dahingegen läßt der Feldsperling in der schönen Jahreszeit unsere Erbsen, Kirschen und Trauben ungeschoren — was bekanntlich sein Vetter, der Haussperling, nicht thut —, auch decimiert und beschmutzt der Feldsperling das auf den Böden lagernde Getreide nicht — während Vetter Hausspatz durch das Gegenteil berüchtigt ist. Allerdings verzehrt der Feldsperling im Frühjahr manches Räupchen und andre Insekten und füttert seine Jungen damit, erhascht auch wohl einige Maikäfer; aber diese nützliche Seite des Feldsperlings wird ohne Zweifel überboten durch den Schaden, den der Vogel in den Getreidefeldern, Hirseäckern und Gärten anrichtet. Aus dem Heidenrandal eines schmausenden, schilpenden, sich zankenden Feldsperlingsschwarmes glaubte der Dichter folgende Worte zu vernehmen:

„Ihr wißt recht gut, wie ich euch nütze,
Und euren Bäumen bin zum Heil;
Wenn Knospen ich und Blüten schütze,
Gebührt vom Felde mir mein Teil.

Ihr braucht nicht erst mich einzuladen,
Ich finde mich von selbst schon ein:
Ich bin ein Spatz von Gottes Gnaden,
Ich hab' ein Recht, wie ihr zu sein.

Die Welt ist groß und ich bin klein,
Da freut es mich, ein Spatz zu sein,
Spi-, Spa-, Spatz zu sein,
Ein Spatz zu sein!"

Zu allen Jahreszeiten sieht man den Feldsperling die Felder durchstreifen, bald paarweise, bald in großen Schwärmen, und im Winter zieht er sich in Gesellschaft von Goldammern, Buchfinken und Bergfinken auf belebte Landstraßen, wo viel Pferdedünger liegt, auf einzelne Bauernhöfe, in die Nähe der Dörfer und Städte; in letztere hinein dringt er aber nur bei strengem Winter. Er ist ein Stand- und Strichvogel, denn er streift ziemlich weit umher.

Der Feldsperling, Passer montanus, ist dem allbekannten Haussperling auf den ersten Blick sehr ähnlich, doch ist er kleiner und zierlicher gebaut, auch, bei näherer Betrachtung, verschieden gefärbt. Sein Oberkopf ist nämlich kupferrötlich, der Zügel, die Kehle und die Ohrgegend sind schwarz, der Kopf ist sonst weiß; über den Flügel ziehen sich zwei weißliche Querbinden hin. Sein Nest steht fast stets in einer Baumhöhle mit nicht zu weiter Oeffnung; ob natürliche Baumhöhle oder gemeißelte Spechthöhle, ist ihm gleichviel; auch Nistkästchen verschmäht er nicht. Feld- und Baumvogel zugleich, bedarf der Feldsperling zu seinem Wohnsitze Waldränder mit alten hohlen Bäumen, Kopfweiden mit Gestrüpp, Baumgärten mit Hecken, alte Eichen, daneben aber stets freie Flächen, Viehweiden, Brachflächen, Aecker. Zuweilen nisten vier bis fünf Pärchen friedlich beisammen in den verschiedenen Löchern eines einzigen alten Baumes, wozu nicht selten auch noch andere Vögel kommen, so daß ein solcher Baum oft eine lebhafte Kolonie befiederter Geschöpfe bildet. Da der Feldsperling höher ins Gebirge hinaufgeht, als der Haussperling, so hat man ihm den Namen „montanus" gegeben; bezeichnender wäre indes der Name „campestris". Wie der Haussperling, bewohnt der Feldsperling den größten Teil Europas und einen Teil von Asien. Der Feldsperling ist ein sehr netter, schmucker und munterer Vogel, fortwährend in Bewegung, selbst stillsitzend zuckt er öfters mit dem Schwänzlein aufwärts; dabei trägt er den Leib fast immer vornüber gebückt, was ihm, da er auch sein Federkleidchen knapp anliegend trägt, ein recht listiges Aussehen gibt. Doch ist der Feldspatz lange nicht so listig und verschlagen, als sein Verwandter; man kann ihn deshalb im Winter leicht fangen.

Die Feldsperlinge in der Dornenhecke unseres Feldweges haben uns nun einmal auf die Vogelwelt aufmerksam gemacht; wir blicken deshalb spähend nach andern jener gefiederten Wesen aus, die sogar der Heiland liebevoll in sein Herz schloß, als er die Worte sprach: „Sehet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch!"

Wir gucken und spähen. Aha! da schimmert durch das Dornengehege die weißliche Brust und Unterseite eines niedlichen Vögleins, das eben wegen dieses Federkleides den Beinamen „Müllerchen" empfing. Sein wissenschaftlicher Name ist Zaungrasmücke, Sylvia curruca. Die Grasmücken insgesamt sind allerliebste Tierchen; sie erfreuen uns durch ihren melodischen Gesang und nützen uns durch die Vertilgung von Insekten. Alle Arten sind bei uns Zugvögel. Im allgemeinen haben sie ein mattbraunes, bräunlichgraues oder olivenbraunes Gefieder auf der Oberseite und ein mattweißes oder graues auf der Bauchseite. Sie bauen ihre kleinen und schwachen Nestlein nur einige Fuß über dem Boden zwischen Dornen und anderes Gesträuch der Feldhecken, Waldsäume und Gärten; der Boden des aus dürren Halmen gewebten Nestnapfes ist oft so dünn, daß es scheint, die Eier oder die Jungen würden hindurchfallen. Nicht selten legt der Kuckuck den Grasmücken ein Ei ins Nest, und es kostet den kleinen Geschöpfen große Anstrengung, dieses Ei

auszubrüten und sodann den Unhold von Vogel aufzufüttern; aber häufig drückt der junge Kuckuck das schwache Nest durch seine Schwere herab, und alles fällt ins Gras. Die Eier der Grasmücken sind blaßbräunlich, weißlich oder grünlich mit dunklen braunen Flecken. So schwer die meisten Grasmückenarten im Freien an ihrer Gestalt und Färbung zu unterscheiden sind, so leicht kann man sie an ihrem Gesange erkennen. So zeichnet sich das Lied der Gartengrasmücke, Sylvia hortensis, durch die angenehmen, flötenden, in ununterbrochenem Fluß aneinandergereihten Töne aus. Die Dorngrasmücke, Sylvia cinerea, singt eine kurze Strophe, während der Vogel von einer Hecke emporfliegt und sich wieder senkt. Die Zaungrasmücke mischt in ihre Strophe leiernde Töne; sie ist auch daran zu erkennen, daß ihr Unterleib rein weiß ist, während er bei anderen Arten immer gelblichweiß ist. Der Rücken der Zaungrasmücke ist bräunlichgrau, der Oberkopf aschgrau, die äußerste Schwanzfeder an der Außenfahne weiß, auf der Innenfahne zeigt sich ein weißer Keilfleck, die zweite hat einen ähnlichen, aber kleinen und undeutlichen. Die Zaungrasmücke ist unsere kleinste Grasmückenart. Ihr Gesang hat einen merkwürdigen Schluß, der wie ein mehrmals schnell hintereinander gesprochenes „Kleck" lautet. Vielleicht trug auch dieser „Klappergesang", in dem man das Klappern eines Mühlenrädchens zu vernehmen glaubte, zu dem Namen „Müllerchen" bei. In unseren Gärten sind die Müllerchen sehr zutrauliche Tierchen; ungescheut treiben sie dort vor den Menschen ihr munteres, keckes Wesen. Als Insektenvertilger sind sie sehr nützlich, weshalb sie die Schonung der Menschen vollauf verdienen.

Das Müllerchen in unserer Dornenhecke fliegt plötzlich feldeinwärts. Aber bald gewahren wir in den dichtverschränkten, unnahbaren Zweigen eine zweite Grasmückenart, die Dorngrasmücke, auch Dornreich oder Weißkehlchen geheißen, mit gelehrtem Namen: Sylvia cinerea. Das sehr schöne, schlank gewachsene Vöglein, oben braungrau, unten gelblich und rötlichweiß, ist daran zu kennen, daß die Flügelfedern breite hellrostfarbene Fahnen haben (also der Flügel sperlingsähnlich gefärbt ist), der äußersten gleichfalls weißgerandeten Schwanzfeder der weiße Keilfleck fehlt, und nur die Kehle rein weiß ist. Die Dorngrasmücke führt ihren Namen daher, daß sie dornreiche (niedrige) Gebüsche mehr als irgend eine andre Grasmückenart bevorzugt. Von den menschlichen Wohnungen, von Baum- und Lustgärten hält sie sich fern. Ein ungemein fröhliches Wesen zeichnet sie aus, und wenn man sie so munter fliegen und hüpfen und mit andren Vöglein sich jagen und necken sieht, wenn man ihren fleißigen Gesang hört, der vom April bis in den Sommer hinein und beinahe ununterbrochen den ganzen Tag erklingt, so fällt einem unwillkürlich die kindliche Strophe des Dichters ein:

Willst du frei und fröhlich gehen
Durch das Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel.

In Gegenden, wo sich die Dorngrasmücke aufhält, trifft man auch den rotrückigen Würger oder Dorndreher, auch Neuntöter geheißen, Lanius collurio. Die Familie der Würger umfaßt kleine bis mittelgroße Vögel, welche in ihrer Lebensweise teils den Raubvögeln, teils den Sängern gleichen. Sie pflegen auf den Spitzen der Bäume in der Nähe anderer Vögel zu sitzen und zu singen, um plötzlich ihr nicht besonders geschicktes Lied zu unterbrechen und ein harmloses Vöglein zu überfallen und abzuwürgen. Auch die junge Brut der Nester wird von ihnen gemordet. Die Würger haben die Gewohnheit, Eidechsen, Käfer und kleine Vöglein an Dornen zu spießen, um sie als Futter aufzubewahren. Das Nest, ein kunstreicher Bau, steht im Gebüsch versteckt. Es enthält vier bis sechs hell gefärbte, dunkel gefleckte Eier.

Der rotrückige Würger oder Dorndreher hält sich von Anfang Mai bis Ende August bei uns auf. Sein Bild hat uns Gustav Jäger mit knappen Worten vortrefflich gezeichnet. „Der Dorndreher ist ein ungemein häufiger Bewohner aller unserer Feldhecken; an einer solchen wird man selten einige hundert Schritte gehen können, ohne daß man das „gäck, gäck" des Dorndrehers hört und dann den Vogel auf einem in die Höhe stehenden Zweig seitlich frei dasitzen sieht, den ausgebreiteten Schwanz rechts und links wippend. Jagt man ihn weg, so stürzt er sich im Bogenflug herab, fliegt dicht an der Erde hin, gewöhnlich jenseit der Hecke, um nach kurzem wieder auf solch einem Zweig zu erscheinen, und so kann man ihn lange vor sich hertreiben. Dem allzustarken Ueberhandnehmen dieses Vogels möchte ich in erster Linie die Abnahme unserer eigentlichen, heckenbrütenden Singvögel zuschreiben; er ist ein höchst gefährlicher Nestplünderer, der weder Eier noch Junge verschont und sogar oft mit Erfolg Alte angreift; trotzdem, daß er auch schädliche Insekten, namentlich Maikäfer, Heuschrecken u. s. w., selbst einzelne Mäuse nimmt, sollte man ihn doch systematisch zu vermindern suchen. Seine Speise spießt er, wenn sie größer ist, immer auf einen Dorn oder spitzen Zweig, woher er den Namen „Dorndreher" führt. Wie alle Würger ist auch er ein Spötter, d. h. er ahmt die mannigfaltigsten Gesänge und Stimmen andrer Vögel, auch bloße Geräusche nach, und sein Gesang ist nun nichts als ein solches Gemengsel, dem er seine Locktöne einflicht, und daran ist er leicht zu unterscheiden."

Ein weit liebenswürdigeres Vöglein als der rotrückige Würger ist die kleine einsame Heckenbraunelle, Accentor modularis. Sie macht sich in unseren Gärten — jedoch nur im Sommer, da sie ein Zugvogel ist — durch ihren hellen, fast silbernen, wenn auch kurzen Gesang bemerkbar. Das Gefieder ihrer Oberseite ist braun, das der Unterseite weiß. Der Schnabel ist pfriemenförmig spitz. Das Nest, welches sich in Hecken findet, enthält sehr hübsche himmelblaue Eier. Im Münsterlande bevorzugt der Kuckuck dieses Nest vor allen andern, um seine Eier hineinzulegen. Insekten und feine Sämereien bilden die Nahrung der Heckenbraunelle.

Wie wir das Heckenbraunellchen so durch unsere Dornenhecke schlüpfen sehen, wie wir es dann im dichten Gebüsch umherlaufend erblicken, munter, sich selbst genügend und verträglich mit den andren Vöglein, fällt uns die Strophe ein, in welcher der Dichter das Leben der gefiederten Geschöpfe überhaupt gezeichnet hat:

Von Zweig zu Zweig zu hüpfen,
Durch Wies' und Busch zu schlüpfen,
Zu ruh'n in weichen Grases Schoß:
Das ist das Los
Der kleinen bunten Sänger;
Je länger,
Je lieber süßes Los!

Denkzettel.

Das Werkzeug spricht: Legst du mich fort,
So leg mich an den rechten Ort!
Mit reichem Dank werd' ich's erfassen,
Und nie von dir mich suchen lassen.

Der Herr Rentier und seine Freunde. Gemälde von C. J. Arnold.

Polterabendscherz.

Im Kostüm eines Brauerjungen.

Heda! nun ist's genug gebraut,
Das Pärchen ist sich angetraut.
Als Brauerjunge hab' ich nun
Für heut' und morgen nichts zu thun.
Da kann ich auch einmal, famos!
Verweilen, wo 'was Rechtes los,
Wo man mit Tanz und Gasterei'n
Die Poltergeister ladet ein.
Und denkt nicht etwa, liebe Gäste,
Ich bringe gar nichts mit zum Feste —
Im Gegenteil hab' guter Art
Mir eine Gabe aufbewahrt.
Und diese Gabe — glaubt es mir —
Find't man zum zweitenmal nicht hier,
Ja, ich behaupt's euch ins Gesicht:
Durchforscht die Welt — ihr find't sie nicht.
Ich habe nämlich in der Nacht
Beim Vollmondschein herausgebracht —
(Zum Brautpaar sich wendend.)
Doch nein! lieb Brautpaar, dich allein
Will ich in das Geheimnis weih'n.
So hör: Zur Nacht im Vollmondschein
Fing ich des „Friedens" Quelle ein,
Und wiederum in Mittagsbläu'
Stahl ich den Sonnenstrahl der „Treu".
Mit Elfen hab' ich disputiert,
Daß sie mir „Würze" zugeführt,
Und „Blume" gab ich dem Gebräu
Mit „Rosenrot" und „Männertreu",
Mit diesem Zauberränkchen nun
Will fröhlich ich Bescheid euch thun.
(Füllt aus der mitgebrachten Kanne zwei Gläser, stößt mit dem Brautpaar an.)
Hoch eure Liebe, euer Leben,
Vom Himmel ist euch Heil gegeben!
Ihr trinkt vom Quell den reinen Frieden,
Und Lieb' und Treu' braut' ich hinein,
Ich weiß es nun, ihr müßt hienieden
So glücklich stets wie heute sein!

Der Krawattenkönig.

Lang', ach ja lang' ist es her!

Ich glaube nicht, daß es in unserer Unterprima einen Mitschüler gab, der nicht seinen Spitznamen gehabt hätte. Da waren zunächst sämtliche Helden des trojanischen Krieges vertreten: ein Ajax, ein Hektor, ein schnellfüßiger Achilles; da thronten auf den uralten, fürchterlich zerschnittenen und mit Tinte beschmierten Bänken die Heroen unserer deutschen Dichtkunst: ein Goethe, ein Schiller, ein Klopstock; dazwischen saß ein sehr moderner „Pomadentopf", nämlich der stutzerhafte Hans von Hohenhorst, der auf seinen schwarzen Scheitel alle Salben, Oele und Wohlgerüche Arabiens häufte; neben dem italienischen Kriegshelden „Garibaldi" weilte zahm und friedlich eine „Tante" — der sanfte Heinrich Weller, der bei seiner Tante erzogen wurde und der einmal, als er im Livius kolossal abbrannte, seine Entschuldigung mit den Worten begann: „Meine Tante" — was uns andern ein homerisches Gelächter entlockte. Auch einige indianische Krieger saßen friedlich auf den Bänken unserer Unterprima: ein „Adlerblick", eine „Brillenschlange", ein „Feuerkopf"; ob Rudolf Bartelsmann seinen Spitznamen „Büffel" ebenfalls in Anlehnung an die Indianerwelt führte, ist mir nicht recht klar geworden, doch möchte ich glauben, daß er den Namen hauptsächlich seinem ungeschlachten, plumpen, büffeligen Wesen verdankte. Unser „Cicero" — das war klar — verdankte diesen Spitznamen mehr der kolossalen Warze, welche er am linken Nasenflügel trug, als seiner Beredsamkeit; „Karl der Dicke" war gut gewählt für den dicken Karl Holtkötter, der in der Zehnuhrpause immer drei Käsebrötchen vertilgte; „Pipin der Kleine" war nicht minder passend für den kleinsten Schüler der Klasse, der auf seinem Taufschein den Namen Philipp Breuer stehen hatte. „Reineke Voß" war der beste Freund vom „Plumensteen", zu hochdeutsch Pflaumenstein; letzterer Name rührte von dem spitzen Kopf und den etwas sehr nach außen gekrümmten, an den Knöcheln sich wieder schließenden Beinen seines Trägers, des harmlosen Johann Wendeland, her. Arnold Brüggemann — doch genug mit diesen Erinnerungen, da ich sonst 41 Spitznamen aufzählen müßte (ein ganzes Lexikon!), denn so viel Schüler zählte unsere Unterprima.

Der eigentliche Urheber dieser Spitznamengeberei oder dieser Wiedertäuferei, wie man auch sagen kann, war der Sekundus der Klasse — nicht der Primus, denn dieser war zu solchen Späßen viel zu ernst und zu schweigsam. Aber der Sekundus, der schwarzlockige, braunäugige, rotwangige Richard Roller, das war ein Kerl! Feurig, lebhaft, witzig, sprühend von Ausgelassenheit, mit einem scharfen Blick für die Eigentümlichkeiten und Schwächen seiner Mitschüler, mit einer nie versagenden Schlagfertigkeit in der Erfindung eines bezeichnenden Beinamens — und dabei doch so gutherzig, so gefällig, so echt kameradschaftlich, daß ihm jeder von uns sein loses Mundwerk und seine Wiedertäuferei gern verzieh. Endlich aber rächten wir uns doch an dem mutwilligen Richard, indem wir ihm feierlich den Namen des Münsterschen Wiedertäuferkönigs als Spitznamen beilegten: „Jan van Leyden". Wer zuerst auf den Einfall kam, weiß ich nicht mehr, aber der Name schien uns gut gewählt, und Richard wurde von uns in den Zwischenpausen der Schulstunden, auf der Straße, auf Spaziergängen nicht anders genannt und gerufen, als: Jan van Leyden — bis dieser Spitzname plötzlich durch einen andern abgelöst wurde. Und dieser lautete: „Padischah".

Padischah wurde noch populärer als Jan van Leyden. Ja, heute, nach 20 Jahren, heißt Richard Roller, der jetzt ein tüchtiger Arzt ist, in vertrauten Freundeskreisen noch immer „Padischah".

Die Ursache zu dem Wechsel des Spitznamens war folgende:

Der Ordinarius unserer Klasse, der Herr Professor Dr. Augustin Holzschuher, saß an einem schönen aber schwülen Junimorgen auf seinem Katheder, um sich zu überzeugen, wieweit wir in die Sprache, die Verskunst und Lebensweisheit des Quintus Horatius Flaccus eingedrungen seien. Der Herr Professor lehnte in einem steiflehnigen, mit Rohleder überzogenen und mit funkelnden Messingstiften rundherum benagelten Sessel, so daß nur der Oberkörper über die dunkelbraune Holzbrüstung des Katheders ragte: ein silbergraues Haupt, ein sanftgerötetes Antlitz, ein schneeweißes Halstuch und die obere Partie eines zugeknöpften schwarzen Tuchrockes waren alles, was wir sahen, aber dieses „Brustst[illegible]" genügte vollkommen, um uns in der Furcht des Herrn zu er-

halten — die bekanntlich der Anfang der Weisheit ist. Denn der Herr Professor war sehr streng und gründlich (wofür wir noch heute sein Andenken segnen) und wir Schüler wußten nach seiner wiederholt gegebenen Versicherung so wenig, ach, so wenig, daß an ein Aufsteigen in die Oberprima und an ein Bestehen des Abiturientenexamens gar nicht zu denken war. Diese Versicherung, die uns durchaus nicht angenehm in die Ohren klang (die aber ein mächtiger Sporn zu fleißigem Lernen war), pflegte der Herr Professor stets durch eine Prise aus seiner silbernen Schnupftabaksdose in die Länge zu ziehen — was uns die Worte selbstverständlich doppelt fühlbar und peinlich machte.

An dem Junimorgen, welchen ich im Sinne habe, hatte der Herr Professor zunächst unsern Mitschüler Laurenz Raterink (mit dem Spitznamen „Löffelgans", wegen des vorzüglich entwickelten Riechorgans) aufgerufen, um sich von ihm die zwei ersten Strophen einer horazischen Ode übersetzen zu lassen. Die ersten drei Verse hatte Raterink ziemlich flott übersetzt, als er plötzlich über eine etwas verzwickte Konstruktion stolperte. Mit gedehnter Stimme machte er wiederholt Anläufe, um über das Hindernis hinwegzukommen. Aber vergebens. Da senkte er errötend sein Haupt und sein vorzüglich entwickeltes Riechorgan, so daß ihm die langen flachsblonden Haare des Hauptes tief in die Augen fielen — und schwieg. Unser Herr Ordinarius hatte nun durchaus nicht die Gewohnheit, wie manche seiner nachsichtigeren Herren Kollegen, einem „Abgebrannten" (wie's in der Schulsprache heißt) hilfreich unter die Arme zu greifen, er schwieg vielmehr bei einer derartigen Gelegenheit ebenfalls, wenigstens eine Zeitlang. Tiefes peinliches Schweigen herrschte also im Klassenzimmer — man hörte eine dicke blaue Brummfliege gegen die Scheiben taumeln und surren.

Als es dem Herrn Professor geschienen hatte, daß das Schweigen lange genug gedauert habe, hub er mit lauter Stimme an: „Raterink, Laurenz Raterink, Sie wissen wenig, ach, so wenig —"

In diesem Augenblicke vermißte der Herr Professor seine Schnupftabaksdose.

„Sie, Richard Roller," wandte er sich an den Sekundus der Klasse, „holen Sie mir doch mal aus meiner Wohnung die Dose — sie steht auf dem Schreibtische im Arbeitszimmer."

Die Wohnung des Herrn Professors lag in einem Seitenflügel des Gymnasiums, das ehemals ein Jesuitenkloster gewesen war. Jedem Schüler war die Wohnung bekannt.

Richard erhob sich sofort und ging hinaus. Dem abgebrannten Raterink blieb die Strafrede des Herrn Professors erspart. „Setzen Sie sich!" sagte der letztere nur. Dann rief er einen andern Schüler auf, der seine Sache besser zu machen wußte.

Währenddessen stieg Richard Roller, zubenannt der „Jan van Leyden", die Treppen in dem weitläufigen Gymnasialgebäude auf und nieder, durchmaß hallende Korridore, bog um scharfe Ecken und Winkel und langte endlich vor der Wohnung des Herrn Professors an. Der Schlüssel hing oben am weißlackierten Thürpfosten an einem Messingnagel. Nicht ohne ehrfurchtsvollen Schauer drehte Richard den Schlüssel im Schlüsselloche um; das Vorzimmer betretend, das als Empfangssalon diente, öffnete er unwillkürlich seine Lippen zu dem Monolog der Iphigenie:

„Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Hains,
Wie in der Göttin stilles Heiligtum
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühle,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher."

Aber selbst diesen ehrfurchtsvollen Monolog wagte Richard nur mit gedämpfter Stimme zu sprechen.

Vom Empfangssalon trat er in das Arbeitszimmer, wo er, auf dem Schreibtische einen Packen Hefte gewahrend, die vom Professor durchgelesen werden sollten, in das Citat, frei nach Schiller, ausbrach:

„Hier schlummern uns im Zeitenschoße
Die dunkeln wie die heitern Lose!"

Aber schon funkelte unserm Deklamator die große, schwere, silberne Dose entgegen, die, gestreift von einem Sonnenstrahle, auf einem zweiten Packen Hefte ein beschauliches Dasein führte. Richard störte die Dose aus dieser Beschaulichkeit durch einen raschen Griff und kehrte dann, nachdem er den Empfangssalon wieder abgeschlossen und den Schlüssel an seine alte Stelle gehängt hatte, auf demselben Wege zurück, den er gekommen.

Aber auf diesem langen Wege über hallende Korridore, um scharfe Ecken und Winkel, die Treppen auf und nieder, erwachte in Richard plötzlich die Versuchung, mal in die silberne Dose hineinzugucken. Er unterlag dieser Versuchung und öffnete die Dose. Dieselbe war innen schön vergoldet — hei, wie das funkelte, als zufällig ein Sonnenstrahl hineinglitt. Und unten in der Dose lag der braune Schnupftabak, von täuschender Aehnlichkeit mit gemahlenem Kaffee, nur anders, aromatischer duftend. Ob das nun wirklich ein Genuß wäre, dachte Richard, sich mit diesem braunen Pulver die Nase vollzustopfen? Es mußte doch wohl so sein, denn sonst hätte Professor Holzschuher sich die Dose nicht holen lassen — er konnte sie also nicht mal eine Stunde entbehren! Auf einer Schachtel mit weißem Schneeberger Schnupftabak, die ein Mitschüler einstmals mit in die Schule gebracht, hatte Richard die gedruckte Aufschrift gelesen: „Erheitert das Gemüt, belebt die Nerven und bringt den verlornen Verstand zurück". Wenn eine solche Wirkung schon bei dem feinen weißen Schneeberger eintrat, um wieviel mehr mußte sie sich dann nicht bei dem gröberen, kräftigeren braunen Schnupftabak einstellen! So sprach in Richards Innerem die Stimme des Verführers — und Richard ließ sich durch diese Stimme verlocken, er griff in des Professors Dose und führte eine gewaltige Prise in seine Nasenlöcher ein.

Es war nur noch wenige Schritte vom Klassenzimmer der Unterprima, wo dieses geschah. Richard, der den Herrn Professor Holzschuher niemals nach genommener Prise hatte niesen hören, erwartete auch von seinem eigenen mit Schnupftabak versorgten Gesichtserker durchaus keine laute Erschütterung. In der That blieb dieselbe vorläufig aus. Richard fühlte nur ein sanftes Krimmeln und Prickeln in den Höhlungen seines „Löschhorns", wie deutsche Sprachreiniger vor einem Jahrhundert die dem lateinischen Nasus entstammende Bezeichnung „Nase" haben verbessern wollen. Unter dem Gefühl dieses Krimmelns und Prickelns betrat Richard, die silberne Dose (selbstverständlich jetzt in geschlossenem Zustande) in der Linken haltend, das Klassenzimmer. Hier richtete gerade der Herr Professor an den Gottlieb Käsmacher (zubenannt „Moppel") die Frage: „Quid sibi vult: indomitaeque morti?" Richard nahm die Dose von der Linken in die Rechte und schickte sich an, die drei zum Kathedersitze hinaufführenden Treppenstufen zu ersteigen, — als er von einem unwiderstehlichen Niesreiz erfaßt wurde. Gerade hatte er die zweite Stufe betreten — gerade hatte er mit einer schwungvollen Handbewegung das silberne Kleinod dem Herrn Professor präsentiert, als er mit fürchterlicher Hef-

tigkeit losbrach: „Hapischah! Hapischah! Hapischah!“

Der ganzen Schule war sofort der Zusammenhang der Dinge klar: Richard Roller, vulgo Jan van Leyden, hatte genascht! Ein schallendes Gelächter aus vierzig Kehlen erschütterte plötzlich die Luft, die Wände und die Decke des Klassenzimmers. Der Herr Professor lächelte bloß. Wohl hatte er einen Augenblick die Stirne gerunzelt, aber die Situation war zu komisch — wider Willen mußte der gestrenge Herr lächeln. Lächelnd nahm er die Dose aus den Händen des entlarvten Näschers, der im Bewußtsein seiner Schuld, auch wohl unter der Einwirkung des Niesens, krebsrot im Gesicht geworden war. Gerade in dem Augenblick, als die Dose aus Richards Hand in die des Herrn Professors überging, brauste es bei Richard abermals los: „Hapischah! Hapischah! Hapischah!“ Und unter der Erschütterung des Niesens verneigte sich Richard dreimal mit seinem Haupte vor dem Herrn Professor. Das hieß die komische Wirkung der Scene noch steigern. Ein Gelächter, wie es die alten Klosterräume der Unterprima wohl noch nie gehört hatten, stieg zum zweitenmal zum Plafond empor, so daß sogar einige Kalkplättchen sich loslösten, welche auf die dunkelfarbigen Bänke herniederfielen. Rot wie eine Pfingstrose, wollte sich Richard vom Katheder auf seinen Platz in der ersten Bank zurückziehen; dabei wandte er sein holdes Antlitz uns, seinen lachenden Mitschülern zu. Und im selben Augenblick erklang es zum drittenmale: „Hapischah! Hapischah! Hapischah!“ — welche Töne abermals von einem dreimaligen Verneigen des Hauptes begleitet waren. Und zum drittenmal stimmten wir ein homerisches Gelächter an, bis Herr Professor Dr. Augustin Holzschuher mit lautgebietender Stimme in den Lärm hineindonnerte: „Risum teneatis amici!“ Da erstarb das lustige Getöse.

Auf seinem Platze angelangt, zog Richard Roller ein rotbaumwollenes, weißgepunktes Taschentuch aus seiner Joppe und schneuzte sich dreimal recht kräftig, wodurch der ruhestörende Tabak aus seinem „Löschhorn“ entfernt wurde. Hierauf setzte der Herr Professor die Horazstunde fort, nicht ohne von Zeit zu Zeit seiner Dose eine Erfrischung zu entnehmen. Endlich läutete draußen das Glöckchen. Die Stunde war beendet. Bis zur nächsten Stunde, einer Geschichtsstunde bei Professor Weber, war eine Pause von zehn Minuten.

Diese zehn Minuten benutzten wir Schüler sofort, um unsern Jan van Leyden wegen seines Abenteuers zu necken, bis Guntram Rabenhorst mit Stentorstimme rief: „Kameraden, ich schlage vor, daß wir unsern Jan van Leyden in ‚Hapischah‘ umtaufen!“

„Bravo!“ stimmte eine Anzahl von Mitschülern bei.

„Ich bitte ums Wort!“ schrie Walter Sartori; „ich schlage vor, daß wir das Hapischah in Padischah ändern, dann hat der Name doch eine faßliche Bedeutung, und die Herrscherwürde, welche der bisherige Spitzname Jan van Leyden andeutet, bleibt auch in dem neuen Namen vermerkt!“

„Bravo! Bravissimo!“ klang es zustimmend von allen Seiten; „Padischah soll Richard heißen, Padischah soll er bleiben in saecula saeculorum!“

So kam's, daß Richard Roller den Spitznamen „Padischah“ erhielt, mit welchem er nicht allein den Rest seiner Gymnasialzeit hindurch gerufen wurde, sondern auch heute, nach zwanzig Jahren, in vertrauten Freundeskreisen genannt wird. —

Aber was mache ich da — ich, der Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte? Ich wollte vom „Krawattenkönig“ berichten und mache nun den „Padischah“ zum Helden meiner Erzählung! Ja, so geht's, wenn „alte Herren“ sich in Jugenderinnerungen versenken; die Erinnerungen wachsen einem unvermerkt über den Kopf! Aber jetzt will ich in direkter Linie auf meinen Krawattenkönig losgehen.

Es mochte kurz nach Ostern sein, als wir auf unserer Unterprima einen neuen Mitschüler erhielten, einen Königsberger, Sohn eines höheren Beamten, der nach M. versetzt worden war. Erich von Berka, so hieß der homo novus, war ein magerer, langarmiger und langbeiniger Gesell mit flachsblondem Haar, das aufrechtstand wie eine Bürste, mit blauen Augen und angenehmem Gesichte, das nur über und über mit Sommersprossen besäet war. Sein offenes, zuthuliches Wesen machte ihn schnell unter uns bekannt und beliebt. Er „wußte auch wohl 'was,“ d. h. er war in den Wissenschaften ziemlich gut beschlagen. Was aber das Auffälligste an Erich von Berka war, das war seine höchst elegante Kleidung. Er war unstreitig der Nobelste, nicht allein der ganzen Unterprima, sondern des ganzen Gymnasiums. Eine braune Samtjoppe, eine dito Weste, eine hellgraue Hose, breite weiße Umlegekragen, eine goldene Uhrkette mit Medaillon — nein, so 'was hatte man bei uns noch nicht erlebt! An diesem Anzuge waren aber das Auffälligste die Krawatten. Ich setze absichtlich die Pluralform, weil Erich von Berka einen ganzen Plural von Krawatten besaß. Jeden Tag hatte er eine andere Krawatte um — bisweilen in einem Tage sogar zwei verschiedene. Und was für Farben standen an Erichs Halse zur Schau! Weiß, Blau, Rot, Gelb, Grün, Violett, Braun — in allen Schattierungen; außerdem Farben, welche der berühmte Aesthetiker Vischer „charakterlose Schlammfarben“ nennt, und von denen ein ehrsamer Handwerksmann, dem man seine Gebäulichkeiten einmal damit anstrich, bemerkte, daß es Farben seien, die es eigentlich gar nicht gebe. Hätte sich Erich noch mit diesen Farben begnügt! Wären seine Krawatten noch „uni“ gewesen, wie es in der Modesprache heißt! Aber nein! Da erblickte man Muster in Streifen, Punkten, Vierecks, Blümchen, Palmen, Schmetterlingen, Zickzacklinien und rätselhaftem Krimskrams. Endlich die verschiedenen Façons der Erichschen Krawatten! Wir unmodernen Schüler des M.'schen Gymnasiums wußten gar nicht mal die Namen dieser Façons.

Auf unserm Gymnasium herrschte ein sehr einfacher Ton. Die Stadt M. war eine kleine Stadt, und von Modethorheiten fanden dort nur wenige, und diese sehr langsam, Eingang. Wir Schüler trugen fast sämtlich schwarze Krawatten, und wenn wir auch wohl das Gefühl hatten, daß unsere Röcke und Joppen, die unter den Händen der kleinstädtischen Schneider Jodokus Leisegang, Christoph Hase und Lubertus Lämmerhirt entstanden waren, durchaus nicht auf der Höhe der Zeit standen, so trösteten wir uns doch darüber mit den Scherzworten, daß wir „antike Gewänder“ trügen — daß auch die alten Griechen und Römer sehr den „Faltenwurf“ geliebt hätten u. s. w. Man kann sich denken, welches Aufsehen inmitten dieser Anspruchslosigkeit und Einfachheit die gezierte Kleidung Erich von Berkas machte! Nicht allein unsere Klasse, nein, das ganze Gymnasium hatte seine Blicke auf den Stutzer gerichtet; ich möchte sagen, das ganze Städtchen nahm Notiz von dieser neumodischen Erscheinung, die aussah, als wäre sie direkt aus einem Modejournal entsprungen. Es dauerte denn auch gar nicht lange, da hatte Erich auf dem ganzen Gymnasium den Spitznamen

„Der Krawattenkönig“ weg. Wer denselben zuerst aufgebracht, blieb dunkel; übrigens lag der Name so nahe, daß er sich gewissermaßen von selbst ergab.

Und Erich von Berka? Er lachte über diesen Spitznamen und forderte den Spott seiner Mitschüler durch noch unglaublichere Krawatten heraus: citrongelbe mit roten und blauen Hufeisen, himmelblaue mit grünen und schwarzen Blitzlinien u. s. w. „Ihr Kleinstädter,“ sagte er, „nehmt an einer Sache Anstoß, die in der großen Welt nicht im geringsten auffällig ist. Man nennt das heutzutage, wo man sich an dem einförmigen Schwarz und Braun und Grau herzlich satt gesehen, ‚Farbenfreudigkeit‘. Blickt euch in der Natur umher! Seht ihr da nicht auch bunte Farben: grün, blau, braun, rot u. s. w.? Ich meine, der Mann, die Krone der Schöpfung, sollte sich bezüglich seines Aeußern auch in Einklang setzen mit der ihn umgebenden Natur, damit eine wohlthuende Harmonie entstehe.“

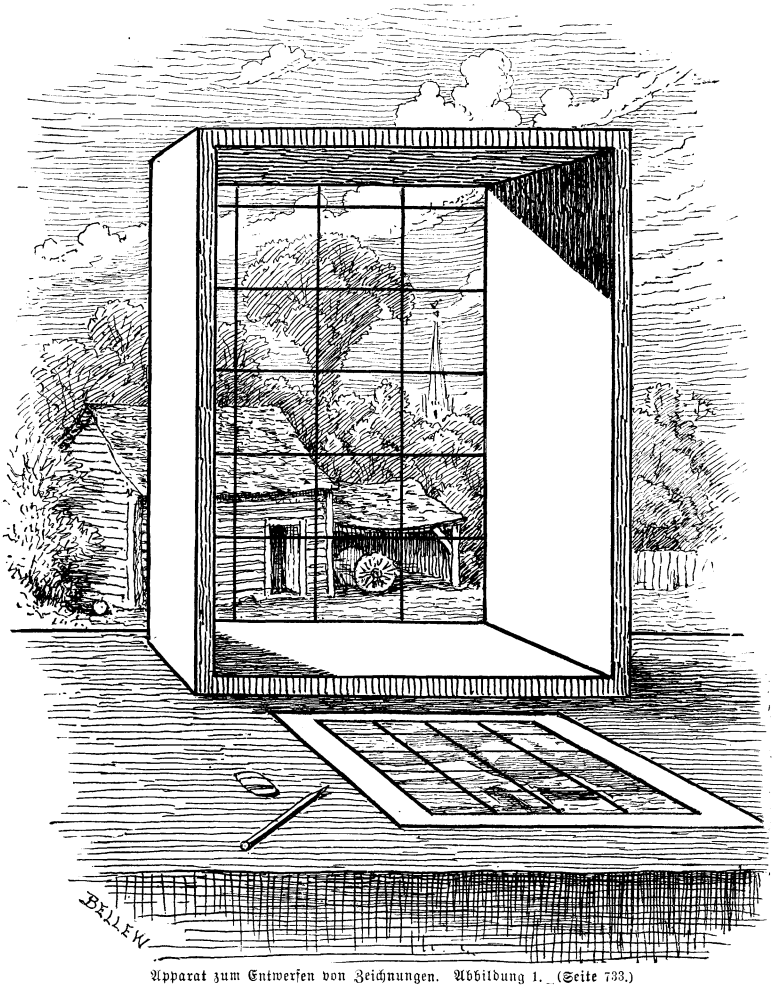
„Aber es ist närrisch, geckenhaft, eines Studenten unwürdig, sich mit so bunten Krawatten zu schmücken! Die Eitelkeit guckt aus all diesen geblümten und gestreiften und gepunkten Schleifen heraus!“ entgegneten wir eifrig.

„Vanitas, vanitatum vanitas!“ deklamierte der Krawattenkönig — und zupfte seine marineblaue, mit roten und weißen Pferdeköpfchen gemusterte Schleife zurecht.

Da war nichts zu machen, das sahen wir ein. Erich, der sonst ein ganz angenehmer und tüchtiger Kerl war, hatte sich derartig in seine Liebhaberei verrannt, daß er den Vorstellungen seiner besten Freunde unzugänglich blieb.

Endlich waren die bunten, täglich wechselnden Krawatten selbst unsern Lehrern auffällig geworden. Oberlehrer Grote, unser Lehrer in der Geographie und Geschichte, machte hin und wieder anzügliche Bemerkungen. So erzählte er uns einmal, daß in Mexiko eine farbenwechselnde Blume entdeckt sei, die den wissenschaftlichen Namen Hibiscus mutabilis führe und des Morgens eine weiße, des Nachmittags eine rote, am Abend eine blaue Farbe annehme; dabei blickte er unverwandt unsern Krawattenkönig an und wiederholte mit Nachdruck: des Morgens eine weiße, des Nachmitags eine rote, am Abend eine blaue. Schließlich ließ er sich von Erich von Berka diese Reihenfolge der Farben noch wiederholen. Erich merkte die Absicht, wie ein Zucken um seine Mundwinkel verriet, aber im gleichmütigsten Tone von der Welt zählte er die Farben her. Auch Professor Dr. Augustin Holzschuher richtete einmal, als er über die Farbentheorie Goethes sprach, an Erich die Bemerkung, diese Farbentheorie müsse ihn doch ganz besonders interessieren.

(Fortsetzung folgt.)



Apparat zum Entwerfen von Zeichnungen. Abbildung 1. (Seite 733.)

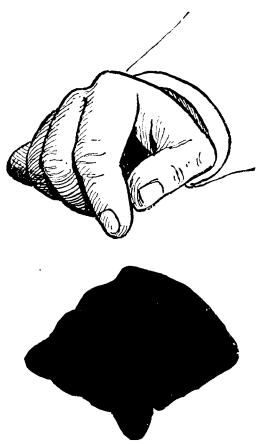
Lehre dein Auge richtig erkennen, was es sieht!

Einer der erfahrensten Künstler in New York bemerkte kürzlich, er halte die Zeit für nahe, wo Schulen eingerichtet würden, um die Augen zu lehren, wie sie sehen müßten — gleichwie schon Schulen beständen, um die Stimme auszubilden. Derartige Schulen für die Augen wären in der That nicht unnötig. Manche meiner jungen Leser werden schon gehört oder gelesen haben von „optischen Täuschungen“ — jenen sonderbaren Irrtümern, denen die Augen oft unterliegen in Betreff eines Gegenstandes, den sie anblicken; aber die wenigsten von uns ahnen, wie häufig wir selbst die Opfer von optischen Täuschungen in der einen oder andern Weise werden. Thatsache ist, daß wir fast ebensoviel mit unserer Erfahrung sehen, als mit unseren Augen. Wir wissen von einem Gegenstande, daß er eine gewisse Form hat in einer bestimmten Lage oder Stellung, und eine gewisse Farbe in einer bestimmten Beleuchtung; nun sind wir nur allzu geneigt, zu glauben, daß wir den Gegenstand in dieser Form und Farbe in allen Lagen, Stellungen und Beleuchtungen sehen — wobei wir die Thatsache unbeachtet lassen, daß, wenn wir den betreffenden Gegenstand von einem andern Standpunkte aus betrachten, seine Umrisse ganz und gar anders erscheinen können, und daß in gleicher Weise eine andre Beleuchtung seine Farbe gänzlich zu verändern vermag. Wir alle wissen, daß die wirkliche Farbe geputzter Stiefel schwarz ist, und ein Anfänger in der Malerei wird solche Stiefel fast immer ganz schwarz malen — obgleich die in gerader Linie darauf fallenden Strahlen der Sonne oder eines künstlichen Lichtes bewirken, daß sie an einzelnen Stellen fast weiß erscheinen; wenn nun die Stiefel in die Nähe eines grellfarbigen Gegenstandes gebracht werden, z. B. einer Apfelsinenschale oder einer hochroten Schärpe, so werden sie die Farbe dieses Gegenstandes widerspiegeln und stellenweise orangegelb oder hochrot erscheinen — und ein erfahrener Maler wird die Stiefel auch so darstellen.

Wir hören jedermann von dem „Weißen im Auge“ sprechen, und Anfänger mit dem Pinsel geben ihren Porträtversuchen oft ein wahrhaft gespenstiges Aussehen, indem sie das Weiße im Auge ganz weiß malen; und doch ist das Weiße im Bereich der Augenbrauen, der Augenlider und Augenwinkel oft in tiefen Schatten gehüllt und dürfte dunkler sein als manche Fleischfarbe. Wenn nun die Augen des Anfängers geübt wären gleich denen eines erfahrenen Malers, so würden sie die wahre Farbe all der Gegenstände erfassen, welche in den Bereich ihrer Sehkraft fallen. Aber dies ist das schwierigste Ding, das ein angehender Künstler zu lernen hat: richtig erkennen, was er sieht.

Was die Farbe betrifft, so hängt fast jedes Ding von der Natur des Lichtes ab. Ein weißes Skizzenblatt ist schwarz in einem dunklen Raume.

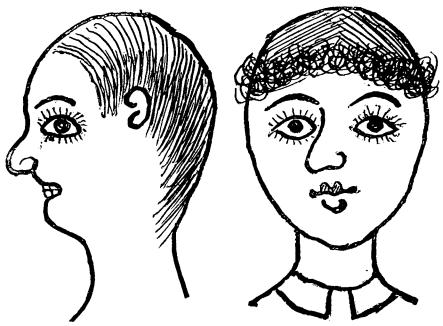
Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zum Studium der Farbe ist folgendes: Nimm ein weißes Blatt Kartonpapier und versuche, darauf mit deinen Farben irgend einen Farbenton getreu zu treffen, der entweder in Oelfarbe oder Wasserfarbe, oder sonst einer Farbe vor dir liegt; dann schneide in unmittelbarer Angrenzung an deinen Farbenversuch ein kleines Loch in das Kartonpapier und lege das Papier über die Farbe, welche du kopiert hast, so daß du durch das Loch diese Farbe sehen kannst: dann liegt Farbe an Farbe (nämlich dein Farbenversuch an der Originalfarbe), und du kannst dich überzeugen, ob und wieweit du in deinem Versuche die Originalfarbe getroffen hast.



Silhouette und Zeichnung einer Hand. Abbildung 4 u. 5. (S. 733.)

Manche Menschen sind, wie wir wissen, farbenblind, d. h. unfähig, die eine Farbe von der andern zu unterscheiden; dahingegen können manche Volksstämme, besonders die Indier, eine große Menge von Farbentönen erfassen, welche auch das geübteste europäische Auge nicht zu unterscheiden vermag.

Aber wie die Farbe, so täuschen uns auch Gestalt und Maß, und zwar um so leichter, weil wir diese beiden mehr, als es bei der Farbe der Fall ist, mit unserer Erfahrung denn mit unseren Augen betrachten. Wenn es möglich wäre, daß ein Mensch, der blind geboren, plötzlich das Augenlicht erhielte und mit der Gabe der Zeichenkunst belehnt würde, so möchte ich fast als sicher annehmen, daß dieser Mensch Gegenstände, die ihm zum Abzeichnen dargeboten würden, genauer und richtiger wiedergäbe, als jemand, der stets den Gebrauch seiner Augen gehabt hat. Es ist eine gute Uebung für Anfänger in der edlen Zeichenkunst, daß sie sich Mühe geben, an allen Gegenständen nur Massen von Licht und Schatten zu sehen. Zu diesem Zweck empfiehlt es sich, den Gegenstand, den man abzeichnen will, mit halbgeschlossenen Augen zu betrachten, so daß seine Einzelheiten verringert erscheinen; oder man möge, um dieselbe Wirkung zu erzielen, sich ein Stück Gaze vor die Augen halten. Da wir einmal von Hilfsmitteln beim Zeichnen sprechen, so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß man sich selbst ein vorzügliches Instrument zum Entwerfen accurater Zeichnungen anfertigen kann. Dasselbe besteht in einem viereckigen hölzernen Rahmen — eine offene Kiste, aus der man den Boden entfernt, ist am geeignetsten; eine der offenen Seiten dieses Rahmens teile man mittels Drähte, die man zunächst senkrecht, dann wagrecht spannt, in mehrere gleich große Quadrate — so wie unsere Abbildung es darstellt. Diesen Rahmen stelle einige Fuß weit von deinen Augen auf, so daß er zwischen dir und dem abzuzeichnenden Gegenstande steht, und du den Gegenstand und seine Umgebung (oder das Stück Landschaft) durch den Rahmen und seine von Draht gebildeten Quadrate siehst. Hierauf teile dein Zeichenpapier mit feinen Bleistiftstrichen in ähnliche Quadrate, wie die Drahtquadrate im Hintergrunde des Holzrahmens. Beim Abzeichnen des Gegenstandes oder der Landschaft hast du dann nichts weiter zu thun, als die Umrisse und Linien, welche sich in je einem Quadrate des Rahmens zeigen, in das entsprechende Quadrat des Papiers zu übertragen und so fort, bis der ganze Gegenstand oder die ganze Landschaft kopiert ist. — Willst du einen Beweis dafür haben, wie sehr wir von Natur geneigt sind, mehr mit unserer Erfahrung als mit unseren Augen zu sehen, so beobachte, wie Kinder, wenn sie zuerst zu zeichnen beginnen, die Nase in einem Gesichte, das uns seine volle Vorderansicht zuwendet, gleichwohl von der Seite malen — und wie dieselben Kinder ein Auge, das in eine volle Vorderansicht des Gesichtes gehört, gleichwohl in eine Seitenansicht setzen — so wie es auf Fig. 2 und 3 zu sehen ist.



Wie die Kinder Nase und Auge zu zeichnen pflegen. (Seite 733.)
Abbildung 2. Abbildung 3.

In ihren ersten Versuchen zeichnen die Schulkinder auch die Füße regelmäßig von der Seite, und die Hände flach, von der inneren Seite gesehen, ausgespreizt wie zwei ausgeschnitzelte Bretter. Einen Fuß oder eine Hand in irgend eine andere Stellung zu bringen, mißlingt den Schulkindern völlig. Uebrigens sind Hände und Füße die schwierigsten Gegenstände, welche der Künstler zu zeichnen findet. Sieh dir die beiden schwarzen Zeichnungen an, die Figuren 4 und 5! Solltest du wohl glauben, daß sie die Umrißlinien einer Hand und eines Fußes darstellen? Jetzt wirf einen raschen Blick auf die benachbarten hellen, ausgeführten Zeichnungen, die Figuren 6 und 7 — und du wirst überzeugt sein, daß Hand und Fuß oft die Formen annehmen, welche in den schwarzen Silhouetten niedergelegt sind.

(Schluß folgt.)

Das Telephon.

Ein Wink für junge Telephonbauer und solche, die es werden wollen.

Das Telephon ist eine der bedeutendsten Erfindungen der Neuzeit. Die

Silhouette und Zeichnung eines Fußes. Abbildung 6 und 7. (Seite 733.)

erste Idee zur Konstruktion eines Fernsprechers faßte der 1874 verstorbene Lehrer Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Frankfurt a. M. Als Grundlage der Erfindung diente ihm die von den Physikern Page und Henry 1837 gemachte Entdeckung, nach welcher ein in einer Drahtrolle befindlicher Eisenstab durch abwechselndes Oeffnen und Schließen des Stromes zum Tönen gebracht werden kann. Reis legte am 26. Oktober 1861 sein Telephon dem physikalischen Verein zu Frankfurt vor; es übertrug hauptsächlich musikalische Töne und sogar Worte, wenn auch noch in unvollkommener Art.

Jedoch Reis' Telephon wurde in Deutschland bald vergessen; in Amerika wurden die Versuche noch fortgesetzt, aber diese Art der Telephone eignete sich fast nur zur Uebertragung von musikalischen Tönen. Da im Jahre 1876 trat der Taubstummenlehrer Graham Bell mit einem Sprachtelephon hervor, durch welche die Sprache auf meilenweite Entfernung wiedergegeben werden konnte. Die Konstruktion des Bellschen Telephons ist nun folgende: In einem Holzcylinder, der sich oben bauchig erweitert, ist ein Stabmagnet befestigt; das obere Ende des Magnets trägt eine Induktionsrolle; über diesem Elektromagnet liegt eine dünne Eisenplatte; das Ganze ist durch einen Schalltrichter verschlossen; die sogenannte Membran wird durch die Schallwellen in Schwingungen versetzt und erregt nach dem Gesetze der Induktion in den Drahtwindungen des Elektromagnets vibrierende Ströme, durch welche am anderen Ende der Leitung die Membran des gleich konstruierten Apparats in dieselben Schwingungen versetzt wird.

Dies ist das Prinzip des Telephons. Da nun bei diesem Telephon nur der eine Magnetpol wirken kann, so ist das Resultat ein ziemlich schwaches, und dieses Telephon eignet sich also nur für kurze Strecken. Man mußte daher bessere Telephone erfinden.

Eine große Anzahl Elektrotechniker haben sich mit dieser Frage befaßt und sind mit der Zeit die mannigfachsten Konstruktionen in praktische Anwendung gekommen.

Eines der besten Telephone ist das im Deutschen Reiche durch die Postanstalten eingeführte, durch die Firma Siemens und Halske in Berlin fabrizierte. Die Anordnung der einzelnen Teile bietet zwar nichts Neues; es zeichnet sich aber dennoch durch seine kräftige Reproduktion aus. Dasselbe besteht aus einem Hufeisenmagnet, der, durch Lederüberzug geschützt, zugleich als Handhabe dient; an dem oberen Ende des Magnets sind innen seitlich zwei Polschuhe angebracht, welche die senkrecht zur Länge des Magnets stehenden Induktionsspulen tragen; der obere Teil des Magnets mit den Spulen ist von einer Kapsel umschlossen, auf deren Rande die Membran 1 mm von den Induktionsspulen entfernt ruht; den letzten Schluß bildet der über der Membran angebrachte Schalltrichter. Die Enden der Induktionsspulen sind an Klemmen befestigt, an welche die Leitungsdrähte angeschraubt werden.

Eine ähnliche Konstruktion ist die der Firma Schäfer und Montanus in Frankfurt. Außer diesen Telephonen betreibt die Firma noch die Fabrikation der Böttcherschen Sprechtelephone. Diese unterscheiden sich von den anderen hauptsächlich dadurch, daß der Magnet nicht, wie gewöhnlich, fest in einem Gehäuse sitzt, sondern mittels Schrauben und feiner Stahldrähte schwebend aufgehängt ist. Hierdurch schwingt der Magnet mit der Membran zugleich, wodurch die Wirkung zwar bedeutend verstärkt wird, jedoch der Ton weniger rein ausfällt, wie bei Bells', Siemens' u. a. Systemen.

In der letzten Zeit sind nun seitens unserer jungen Leser zu wiederholten Malen Fragen an den „G. K." gestellt worden, die Selbstherstellung eines elektrischen Telephons betreffend; darüber, liebe Freunde, ein aufklärendes Wort. Es könnte sich da nur um das erste, um das Bell-Telephon, handeln, da dieses wegen seiner einfachen Konstruktion am leichtesten herzustellen wäre; aber auch hier sind wieder Hindernisse, die zu überwinden ihr kaum fähig sein dürftet. Den Stabmagnet müßtet ihr euch jedenfalls machen lassen, ebenso den Cylinder. Die Induktionsspule könnten nur diejenigen verfertigen, die im Besitz des nötigen Werkzeugs und der nötigen Geschicklichkeit sind. Die Membran exakt zu machen, das bringt eben auch nur ein Fachmann, also ein Spengler oder Mechaniker fertig, den Draht müßtet ihr euch gleichfalls kaufen, ebenso die Klemmen; es bliebe also für euch selbst nur die Herstellung der Spule und das Wickeln derselben übrig. Lasset ihr euch die Sachen auf die angegebene Weise einzeln machen, so kommen sie euch bedeutend teurer, als wenn ihr den Apparat fertig kauft, und nur im letzteren Falle seid ihr sicher, daß er tadellos funktioniert. Ein Telephon zum Hören und Sprechen (wenn ihr eine Leitung legen wollt, braucht ihr zwei) nach System Schäfer und Montanus kostet 11 Mk. — Die Bellschen Telephone dürften billiger zu haben sein.

Ihr seht also, liebe Kameraden, mit der Selbstanfertigung eines gut funktionierenden Telephons hat es sein Häkchen. Näher und näher werdet ihr der Sache kommen, je mehr ihr mit eurem Werkzeugkasten und mit der Metallbearbeitung vertrauter werdet.

Preisaufgabe.

Wenn die Nachwelt mir zum Ruhme
Ihre Lorbeerkränze flicht,
Wird es heißen: „Schneidig war er,
Lieblich auch von Angesicht!"

Wer ich bin? Nimm flugs die Schere,
Trenne von dem nächsten Blatt
Feld um Feld — es deren hundert
Und dann just noch sechzig hat;
Achte gut auf Thür und Fenster,
Sei geduldig wie ein Lamm
Und dann nimm mit einem Male
Allen deinen Witz zusamm':
Ordne Feld an Feld aufs neue,
Daß das Bild zum Bilde paßt;
Dem nur wird das Werk gelingen,
Der es voll und ganz erfaßt.
Wer's mit Glück zum Ende führet
Offnen Sinnes, frisch und frei,
Der erhält mein wohlgetroffnes,
Vielbegehrtes Konterfei.

Scherz-Logogriph.

Hast auch hundert Freunde du,
Was mein Wörtchen spricht, ist keiner!
Hättest tausend du sogar,
Kopflos ist es stets nur einer!

Logogriph.

Ist's reif mit r,
Wird's heimgebracht,
Mit l vollführt
Zumeist bei Nacht —
Wenn es mit e
Der Rasen ist,
Leg dich nicht hin
Weil's schädlich ist!

Auflösung des Homonyms in Nr. 45.

„Verzogen."

Auflösung des geographischen Trennungsrätsels in Nr. 45.

„Sieben Gebirge — Siebengebirge."

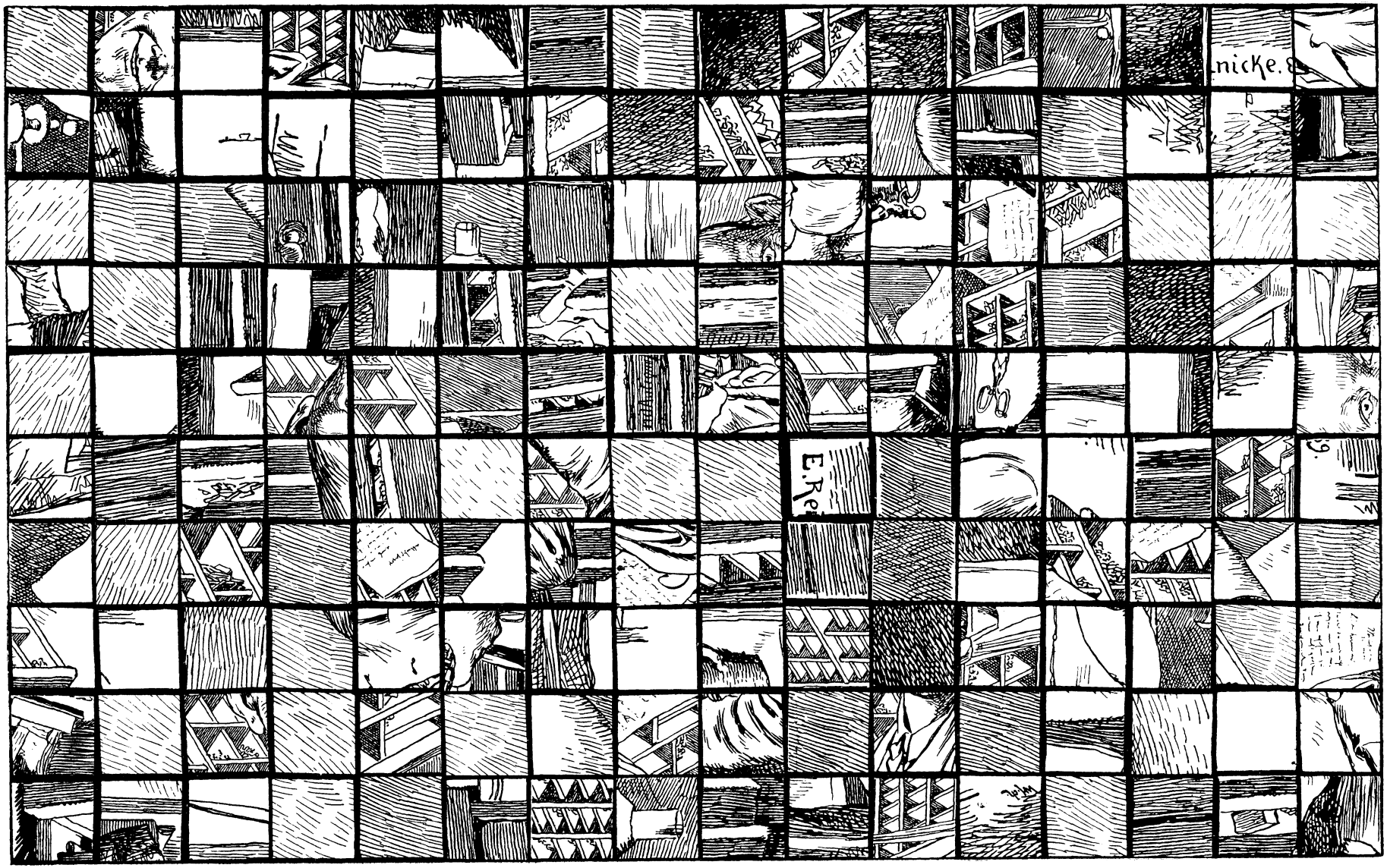
Auflösung des Diamanträtsels in Nr. 45.

```
      W
    G N U
  R A T T E
E C U A D O R
  B R E S T
    M U T
      E
```

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Hier abtrennen!

Preisaufgabe umstehend!



Von einem großen kleinen Helden

erzählten vor Jahren die deutschen Zeitungen. Am 14. Juli 1875 wurde Dr. Brand, der durch seine Kaltwasserbehandlung des Typhus bekannte Arzt, nach der engsten Straße Stettins, der Splittgasse, zu einem sechsjährigen typhuskranken Kinde in eine vier Treppen hoch gelegene Wohnung gerufen. Ein altes Mütterchen, die Großmutter, dann ein schwächlich, aber gescheit aussehender Knabe von elf Jahren und eine Schwester von zwölf Jahren, waren um die Kranke beschäftigt, die Eltern außer dem Hause auf Arbeit. „Ich machte," so erzählt Brand, „die Kinder mit der Krankheit ihrer Schwester bekannt und verlangte, sie solle nach der Kinderheilanstalt gebracht werden, da die Eltern sich um die Pflege nicht bekümmern könnten und die Wohnung zum Krankenzimmer nicht geeignet sei. Da kam ich aber schlecht an. Der elfjährige Knabe erklärte mit Entschiedenheit, seine Schwester solle unter keinen Umständen ins Krankenhaus; er, der kleine Bursche, wünsche, daß sie mit Wasser behandelt würde, und nur deshalb habe man mich und keinen andern gerufen. Die Antwort belustigte mich; doch machte ich ihn auf die Schwierigkeit der Pflege, des Temperaturmessens, des Badens u. s. w. aufmerksam. ‚Schadet alles nichts,' war die Antwort, ‚zeigen Sie nur, was meine Schwester und ich zu thun haben, Sie sollen mit uns zufrieden sein!' Und wahrlich ich war zufrieden. Niemals ist ein Kind besser gepflegt worden, als dieses Kind aus dem Arbeiterstande von seinen elf- und zwölfjährigen Geschwistern! Es wurde regelmäßig gebadet, gemessen, ernährt, das Krankenbuch geführt — durch Tag und Nacht. In Wochen kam der kleine Mann nicht aus den Kleidern. Unglücklicherweise erkrankte Ende Juli auch die Schwester, die bis dahin treu bei der Pflege geholfen, ebenfalls am Typhus. Er hatte also zwei zu pflegen. Und nun kommt, was wohl noch nie dagewesen, daß, als auch er am 8. August erkrankte, er sich doch nicht zu Bette legte, sondern mit dem Typhus in den Adern seine Geschwister und sich weiter badete — alle drei Stunden — und nur zur Nacht zwischen den Bädern sich niederlegte. Glücklicherweise war bei ihm der Typhus nur ein leichter. Am 20. August war er entfiebert, die beiden andern Geschwister am 25. Der kleine Held — es ist wohl in der Ordnung, daß sein Name genannt wird — heißt Franz Witte und ist heute Buchdrucker." — Dr. Brand hat sich die Krankenbücher zum Andenken aufgehoben — fürwahr ein schönes Erinnerungsblatt aus einer gesegneten Thätigkeit!

口 廾

oder

Kong-Kheon, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Alle in der Nähe weilenden Menschen waren herbei geeilt, und aller Hände streckten sich aus, um den Verunglückten nach dem Einkehrhause zu bringen. Als man ihn dort in die Stube getragen brachte, erschrak der Methusalem nicht wenig und die andern ebenso. Er wurde auf eine Bank gelegt, und Turnerstick erzählte, was und wie es geschehen war.

Die kräftigen Interjektionen des Verunglückten ließen keinen Zweifel darüber übrig, daß das ganze Malheur nur in einem kalten Bade bestehe. Das beruhigte den Methusalem vollständig, und er bat den Mijnheer, sich von der Bank zu erheben.

„Ik kan niet; ik ben erdronken!" antwortete dieser, und dabei blieb er.

Da trat der Besitzer des Kahnes herein, um die Fische zu bringen. Seiner Kleidung hatte das Wasser nichts geschadet, da dieselbe nur in einem aus Gras geflochtenen Lendenschurze bestand.

„Da kommen die Fische!" sagte der Gottfried. „Wir können den Tod unseres juten Freundes doch unmöglich durch ein Festessen feiern. Also brauchen wir die Karpfen und Aale nicht. Der Mann mag sie wieder in den Fluß werfen und ihnen die Freiheit jeben."

Im Nu sprang der Dicke auf und schrie:

„De vischen weder in het water werpen? Ik dank zeer daarvoor! Deze vischen moeten in de keuken en in de

Ein Stoß, ein Ruck, – der Dicke verlor die Balance. Einen Schrei ausstoßend flog er über Bord.

vleeschschotel; maar gij willen wij in het dolhuis scheppen, want gij hebt het verstand en het vernuft verloren — die Fische wieder in das Wasser werfen? Ich danke sehr dafür! Diese Fische müssen in die Küche und in die Bratenschüssel, aber Sie wollen wir in das Tollhaus schicken, weil Sie den Verstand und die Vernunft verloren haben!"

„Ich denke, Sie sind tot!" lachte der also Angedonnerte.

„Dood? Ik ben niet dood. Ik moet mijne vischen braden, in boter en in uijen — tot? Ich bin nicht tot. Ich muß meine Fische braten, in Butter und in Zwiebeln!"

„So hängen Sie sich bei diese Jelejenheit gleich mit über dem Feuer auf, dat Sie trocken werden! Sie sind ja zur reinen Dachtraufe jeworden!" sagte der Wichsier.

Erst jetzt blickte der Dicke an sich herab und auf die Pfütze, welche sich unter seinen Füßen gebildet hatte.

„Rechtvaardige hemel, wat is dat!" rief er aus. „Ik ben een ongelukkige Nijlpaard. O, mijne kleeren een mijn linnen goed! Mijn rok en mijn broek, mijn vest en mijne fraaie das — gerechter Himmel, was ist das! Ich bin ein unglückliches Nilpferd. O, meine Kleider und meine Wäsche! Mein Rock und meine Hosen, meine Weste und meine schöne Halsbinde!"

„Ja, Sie sehen schön aus! Dat klebt alles nur so an Ihrem dürren Jeknöchel herum. Der leibhaftige Tod kann nicht so zusammenjefallen sein!"

„Zoo dun en dor ben ik?" schrie der Geängstigte auf. „O mijne ledematen, mijn ruggegraat en mijne ribben! Mijnheer Methusalem, wat zegt het woordenboek van het erdrinken en ersoppen — so dünn und dürr bin ich? O meine Gliedmaßen, mein Rückgrat und meine Rippen! Herr Methusalem, was sagt das Wörterbuch vom Ertrinken und Ersaufen?"

„Daß man sofort die Kleider wechseln und einige Tassen heißen Thees trinken soll, wenn man nicht eine Entzündung der Eingeweide riskieren oder gar sterben will," antwortete der Gefragte sehr ernst.

„Ik will niet sterven, en ik will ook geene ontsteking van mijn ingewand. Geeft mij tee en kleeren! Helpt mij! Ik hoop, dat ik niet sterven zal, omdat de lucht hier zoo goed en gezond is — ich will nicht sterben, und ich will auch keine Entzündung meiner Eingeweide. Gebt mir Thee und Kleidungsstücke! Helft mir! Ich hoffe, daß ich nicht sterben werde, weil die Luft so gut und gesund ist!"

Diesem angstvollen und dringenden Wunsche wurde Folge geleistet. Degenfeld brachte den Verunglückten zum Wirte, welcher sich seiner annahm. Dann erhielt der Fischer ein Geschenk für seine rettende That. Es war nach deutschem Gelde fast nur eine Kleinigkeit, und doch hatte er eine solche Summe noch nie in der Hand gehabt. Seine Dankbarkeit war außerordentlich.

Als dann der Mijnheer wieder in der Stube erschien, bot er einen höchst eigenartigen Anblick. Eine Hose für ihn zu finden oder gar eine Weste und einen Rock, war ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. In China wird zwar die Wohlbeleibtheit mit der Schönheit für identisch gehalten; aber es gab leider im ganzen Dorfe und dessen Umgegend keinen Mann, der sich nach dieser Anschauung in Beziehung auf seine Schönheit mit dem Mijnheer hätte messen können. Darum war kein einziges passendes Kleidungsstück aufzutreiben gewesen. Ein Anzug aber hatte doch geschafft werden müssen, und zwar einer, welcher der Würde des „erlauchten" fremden Herrn angemessen war. Darum hatte der Wirt zu dem Bonzen geschickt, welcher über den einzigen gewebten Gegenstand, der hier in Betracht kommen konnte, zu verfügen hatte; das war nämlich der Vorhang im Götzentempelchen des Dorfes. Glücklicherweise pflegen solche Dorfseelsorger nicht allzu streng zu sein, und so hatte der Mann sich bereit finden lassen, die heilige Gardine zu dem erwähnten profanen Zwecke zur Verfügung zu stellen, aber freilich auch erst dann, als er vernommen hatte, daß der Bettlerkönig anwesend und der Fremdling ein Freund desselben sei.

Dieser Vorhang hatte einen schmutziggelben Lackfarbengrund, auf welchem allerlei phantastisches Getier, Götterköpfe und ähnliches aufgetragen war, aber so dick, daß das fast brettsteife Gemälde nur sehr schwer in Falten zu bringen war. Es sah vielmehr aus, als ob der Dicke sich mit einer höchst unregelmäßig gefalzten chinesischen Wand umgeben habe, aus welcher nur vorn die Hände und oben der Kopf sich an das Licht des Tages wagen durften.

Und auf diesem Kopfe saß eine hohe, spitze, zuckerhutförmige Soldatenmütze, an deren vorderer Seite das Zerrbild eines Drachen befestigt war. Zu beiden Seiten hingen Schutzklappen hernieder, welche der Mijnheer unter seinem Kinn zusammengebunden hatte.

So kam er, um die steife Malerleinwand nicht zu zerbrechen, langsam herein- und vorsichtig nähergeschritten. Seine Freunde mußten sich die größte Mühe geben, nicht in ein lautes Lachen zu fallen, denn durch diese schauderöse Umhüllung war der sonst schon außergewöhnliche Umfang des Dicken wenigstens verdoppelt worden.

„Hier ben ik weder, Mijnheeren," sagte er gravitätisch. „Mijne gezondheid is weder zeer goed, en ik heb eenen honger, dat mijn mag bot beneden toe de voeten gat — hier bin ich wieder, meine Herren. Meine Gesundheit ist wieder sehr gut, und ich habe einen Hunger, daß mein Magen bis herab zu den Füßen reicht."

„Nun, dann sind Sie ja nicht tot!" antwortete der Methusalem.

„Neen, daar denk ik niet daaraan. Waaneer eten wij — nein, da denk' ich nicht daran. Wann essen wir?"

„Jetzt noch nicht. Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Neen, dat kan ik niet."

„Warum nicht?"

„Omdat mijn keizermantel breekt — weil mein Kaisermantel zerbricht."

„So müssen Sie freilich stehen, bis Ihre Kleidung trocken geworden ist. Uebrigens die Mütze steht Ihnen ausgezeichnet!"

„Ja. Zij is van het kanonenvolk. Waar zijn mijne geweeren — ja. Sie ist von der Artillerie. Wo sind meine Gewehre?"

„Die haben wir einstweilen ab- und auch ausgetrocknet. Ihren Ranzen mußten wir geradezu ausgießen."

„Wat?" fragte er schnell und in besorgtem Tone. „Was zoo vel water daarin — was? War so viel Wasser drin?"

„Ja."

„O mijn ongelukk! Wat zal ik maken?"

Er rief das in einem so jämmerlichen Tone, als ob es sich wirklich um das größte Unheil handle. Der Ranzen lag auf der Bank, von welcher er ihn wegnehmen wollte; aber das ging nicht, da er sich wegen seines steifen „Kaisermantels" nicht bücken konnte.

„Was ist's?" fragte der Methusalem. „Warum erschrecken Sie so?"

„Wat het geeft? Lieve hemel, ik heb mijne wissels daarin!"

„Ihre Wechsel? Wohl eingenäht?“

„Ja; ik heb zij daarin geschoben. O, wat ben ik geschrokken — ja, ich habe sie darin versteckt. O, was bin ich erschrocken!“

„Dann nur schnell heraus mit ihnen, sonst werden sie zu schanden!“

„Dat God verhoede! Maakt op, maakt op — das wolle Gott verhüten! Macht auf, macht auf!“

Degenfeld trennte das Futter los, welches glücklicherweise aus Wachsleinwand bestand und die Feuchtigkeit leidlich abgehalten hatte, so daß dieselbe nur bis auf das starke Couvert gedrungen war, in welchem die Wertpapiere steckten.

„Steekt zij de wissels voor korte tijd in uwen zak! In mijnem keizermantel is geen zak — stecken Sie die Wechsels für kurze Zeit in Ihre Tasche! In meinem Kaisermantel ist kein Sack.“

So war denn auch in dieser Beziehung der Unglücksfall gut abgelaufen. Selbst der Mütze hatten die elementaren Gewalten nichts anhaben können. Turnerstick hatte sie ausgedrückt und dem dicken Hausgötzen, welcher in einer Ecke des Zimmers thronte, auf das kugelrunde Haupt gesetzt, damit sie auf diesem ehrwürdigen Platze trocknen solle.

Mittlerweile wurde es draußen dunkel, und der Wirt brachte einige Lampen herein — wirkliche Petroleumlampen mit Breitbrenner und Cylinder, ein zweites, sicheres Zeichen, daß man sich in der Nähe des Onkels Daniel befand.

Dann wurden die Tische zum Mahle gerüstet, und Liang-ssi ging, seine Mutter und die Schwestern zu holen. Als sie kamen, wurde der erste Gang aufgetragen, eine dünne Suppe, in welcher geröstete Fischflossen lagen.

Die Damen waren ebenso gekleidet wie am Nachmittage. Sie erhielten die Ehrenplätze, die Mutter obenan und die Töchter ihr zu beiden Seiten, was ihnen bisher jedenfalls noch nie geschehen war. Neben der einen Tochter saß der Bettlerkönig und neben der andern der Methusalem. Beide gaben sich alle Mühe, durch rücksichtsvolle Aufmerksamkeit die Damen von ihrer großen Befangenheit zu befreien, was ihnen aber nicht gelingen wollte. Es wurde ihnen nur sehr selten eine kurze, kaum hörbare Antwort zu teil.

Die Gerichte bestanden aus verschieden zubereiteten Fischen und dem ebenso vielfältig gekochten, gebackenen und gebratenen Fleische jenes Tieres, welches der Mohammedaner ebenso wie der Jude verachtet, während der Chinese es in großen Mengen züchtet; ein österreichischer Dichter hat ihm sogar eine Stotter-Ode gewidmet, deren erste Strophe folgendermaßen lautet:

„Ich kenne ein lie-lie-lie-liebliches Tier;
Dem schenk' ich a-lle A-achtung.
Es lebt auf je-jedem Ba-bauerhof hier
Und auch auf je-jeder Pa-pachtung,
Es stammt aus dem Bako-ko-konyer Wald
Und lebt von dem, wa-was es frißt.
Es schmeckt wa-wa-warm, und es schmeckt ka-ka-kalt,
Wenn's saftig gebraten i-ist.“

Daß der Mijnheer es nicht mit den Mohammedanern hielt, sondern mit denjenigen verständigen Völkern, welche dem betreffenden Rüsseltiere die demselben gebührende Ehre gern und voll angedeihen lassen, das bewies er auf das energischeste. Er langte zu und ließ sich zulangen, solange es etwas gab. Die anderen waren satt, da aß er noch immer. Und als da noch auf einem großen Teller die Krone des Speisezettels hereingetragen wurde, wobei der Wirt mit lauter, triumphierender Stimme rief: „Siao-t'ün!“ so verstand der Dicke zwar die chinesische Bezeichnung nicht, aber er erkannte das jugendliche Geschöpf in der knusperig gebratenen Haut und rief entzückt aus:

„Een klein, gebraden varken! Dat is goed! Dat eet ik, dat eet ik op; ja wel, ik eet het varken zekerlijk al op — ein kleines Bratferkel! Das ist gut! Das esse ich, das esse ich auf; jawohl, ich esse das Ferkel sicherlich ganz auf!“

Er machte sich mit einem Eifer darüber her, als ob er noch gar nichts gegessen habe. Und das that er stehend, da er nicht sitzen konnte. Der Methusalem bekam wirklich Angst, daß er sich Schaden thun werde, und nur aus diesem Grunde verlangte er auch für sich ein Stück und forderte den Kapitän und den Gottfried mit einem bezeichnenden Blicke auf, ein Gleiches zu thun. Das übrige aber wurde von dem tapfern Dicken wirklich „opgegeten“.

Zuletzt gab es für die Damen Thee und für die Herren Raki und einen Reiswein, welcher besser war als derjenige, den sie früher getrunken hatten.

Die Damen, welche nur äußerst wenig genossen hatten, da es für eine Chinesin unschicklich ist, vor fremden Augen die Hände wiederholt sehen zu lassen, wurden, nachdem sie sich höchst ceremoniell verabschiedet hatten, nach Tische von Liang-ssi und Jin-tsian nach Hause begleitet. Die Zurückbleibenden hatten sich beim Scheiden auf das höflichste für ihr Erscheinen bedankt.

„Nun war es Zeit geworden, zur Ruhe zu gehen. Der T'eu hielt Wort; er ließ sich selbst durch die dringendsten Bitten der Fremden nicht bestimmen, die ihnen zugesagten Räume für sich und seine Begleiter zu nehmen. Er schlief mit denselben in der Gaststube, in welcher gegessen worden war.

Die Schlafzimmer bestanden übrigens aus den leeren vier Wänden, in welchen niedrige Rohrgestelle standen, die mit Hilfe der mitgebrachten Decken in Betten verwandelt werden mußten. Sie waren je für zwei Personen eingerichtet. Der Methusalem war mit Richard und der Gottfried mit dem Mijnheer beisammen. Letzterer fand seine getrockneten Kleider vor und entledigte sich schleunigst des heidnischen Mantels, indem er brummte:

„Deze gordijne hat mij al mijnen lichaam opgewreven. Ik dank daarvoor en word nimmer weder in 't water vallen! Gesteld dat de lucht niet zoo goed ware geweest, zoo ware ik nook voor de middernacht dood; ik ware gestorven aan de ontsteking van mijne long en lever — diese Gardine hat meinen ganzen Leichnam aufgerieben. Ich danke dafür und werde niemals wieder in das Wasser fallen! Angenommen, daß die Luft nicht so gut gewesen wäre, so wäre ich noch vor Mitternacht tot; ich wäre gestorben an der Entzündung meiner Lunge und Leber!“

„Ja, dat ist wahr,“ stimmte der Gottfried heimlich lachend bei. „Die hiesige Luft ist ausjezeichnet; sie scheint in hohem Grade heilsam zu sein.“

„Dat is zij, en daarom zal ik hier blijven — das ist sie, und darum werde ich hier bleiben.“

„Ist's Ihr Ernst? Wollen Sie wirklich dat Jeschäft des Onkels Daniel kaufen?“

„Ja, ik koop al de fabriek — ja, ich kaufe die ganze Fabrik.“

„Notabene, wenn er Lust hat, sie zu verkaufen. Prächtig wäre dat freilich. Er könnte da mit uns nach Deutschland jehen und auf seine chinesischen Lorbeeren dort ausruhen.“

„En ik hier op meinen nederlandischen peper. Doch voor hedendaags leg ik mi op dit bed. Ik wil slapen — und ich hier auf meinem niederländischen Pfeffer. Doch für den heutigen Tag lege ich mich auf dieses Bett. Ich will schlafen!“

„Ja, aber nicht schnarchen!“

„Ik? Dat mak ik niets. Ik slaap zeer stil en mooi; dat kunnt gij geloven — ich? Das thue ich nie. Ich schlafe sehr still und artig; das können Sie glauben!“

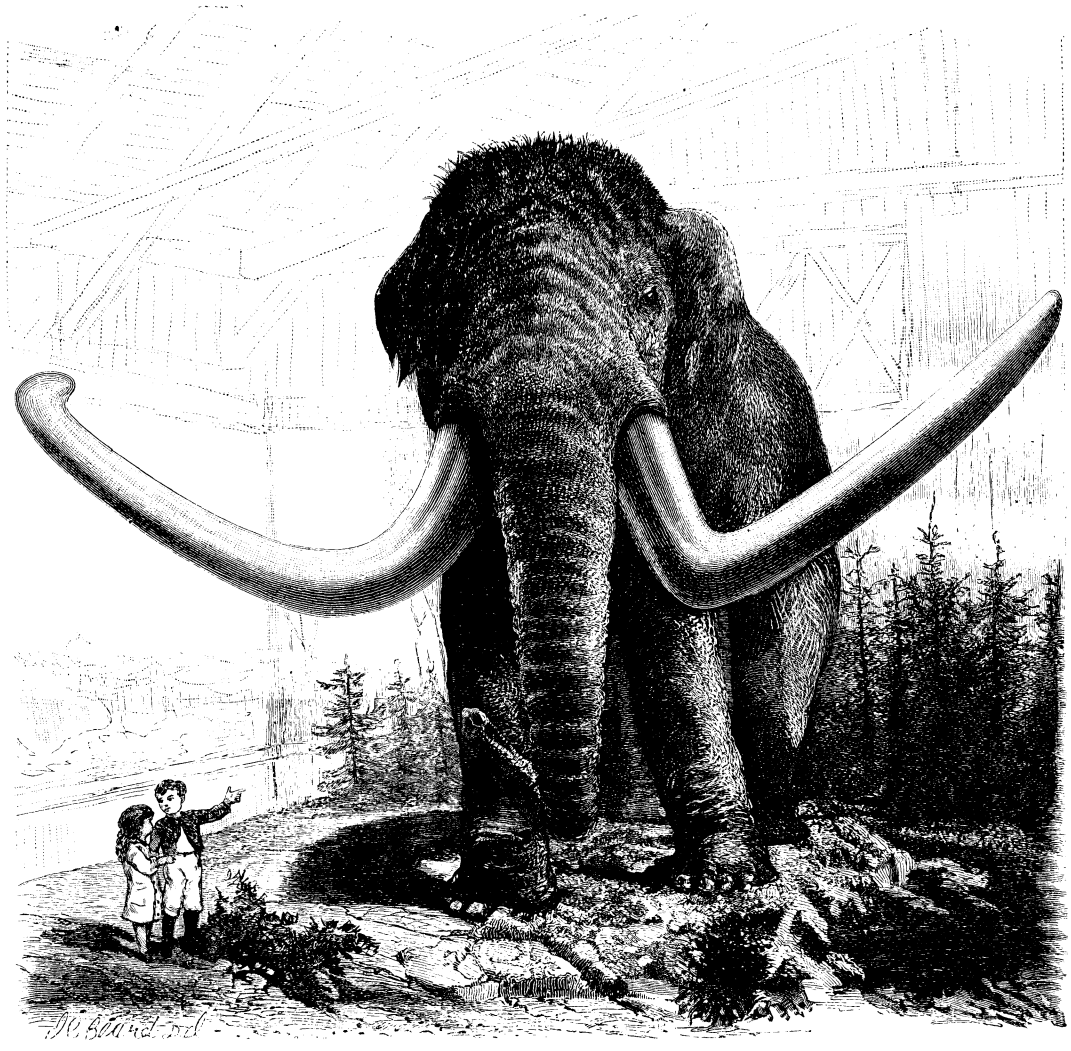
Aber bereits nach zehn Minuten schnarchte er in der Weise, daß der Gottfried während der ganzen Nacht von Erdbeben und Kanonendonner träumte und am Morgen herzlich froh war, als er sah, daß ihn weder eine Kugel getötet noch die Erde verschlungen habe.

Als die Reisenden am anderen Morgen in das Gastzimmer traten, fanden sie den T'eu schon in voller Geschäftsthätigkeit. Er hatte gestern bereits Boten nach den umliegenden Orten gesandt, und die Sianyos*) derselben waren am frühen Tage gekommen, ihm ihre Abgaben zu bringen, durch welche sie sich von dem Besuche seiner Untergebenen, der Bettler, loskauften.

Das war ein sehr lebhaftes Feilschen und Handeln, bei welchem sich aber nur derjenige seiner Offiziere beteiligte, zu dessen Bezirk diese Ortschaften gehörten. Der T'eu sprach stets nur das letzte, entscheidende Wort dazu, und der Methusalem fand, daß die Beträge, welche gezahlt wurden, äußerst gering waren. Es wurde für die Familie nach unserem Gelde kaum ein Groschen berechnet. Ledige selbständige Personen hatten nur die Hälfte zu geben, und dafür waren diese Orte ein ganzes Vierteljahr lang frei von allen Bettelbesuchen. Ein chinesischer T'eu duldet in seinem Bereiche keinen Armen, welcher auf eigene Rechnung betteln geht.

Nach Beilegung dieser Angelegenheit wurde gefrühstückt, wobei der Mijnheer schon wieder wacker in das Gefecht ging, und dann brach man auf.

Der Methusalem hielt sich vorzugsweise zu diesem Manne, welcher selbstverständlich ein ausgezeichneter Kenner chinesischer Zustände war. Von ihm konnte und wollte er lernen und erhielt über alles, was er fragte, die ausführlichste Auskunft und Belehrung. Zuweilen gesellte er sich aber auch zu den Gefährten, welche sich für sich halten mußten, weil sie sich mit den Begleitern des Bettlerkönigs nicht genügend zu verständigen vermochten.



Das am Lenaflusse aufgefundene Mammut, wie es sich im Leben darstellte.

Richard Stein und der Methusalem hatten einige Worte und Redensarten mit ihnen gewechselt. Der Dicke versuchte es gar nicht, seine drei oder vier Worte, welche er sich gemerkt hatte, an den Mann zu bringen. Er unterhielt sich aber trotzdem ganz gut mit ihnen, indem er ihnen zuweilen freundlich zunickte oder ihnen ein sehr wohlwollendes Lächeln von seinem fetten Gesicht entgegenglänzen ließ. Turnerstick aber hatte es nicht lassen können, mit seinen berühmten Sprachkenntnissen zu glänzen, war aber natürlich nicht verstanden worden. Darum sagte er zu dem Methusalem, als dieser sich wieder einmal für kurze Zeit zu ihnen gesellte, in mürrischer Weise: „Da reiten Sie nun immer neben diesem T'eu daher! Ich weiß nicht, was Sie an ihm und seinen Leuten finden!“

„Nun, alles was ich suche, nicht mehr und nicht weniger.“

Liang-ssi und Jin-tsian ritten natürlich auch mit. Der Dicke bat, ihn heute nicht anzubinden, und hielt sich während des ganzen Rittes auch recht leidlich im Sattel.

Was von der Bevölkerung laufen konnte, begleitete den Trupp bis hinaus vor das Dorf, wo ein Nebenflüßchen ein schmales Seitenthal durch die Bergkette gerissen hatte. Diesem Thale mußte man folgen, um in die erwähnte kohlenreiche Ebene zu gelangen. Der T'eu versicherte, daß man schon am zeitigen Nachmittag in Ho-tsingting sein werde.

*) Schultheißen.

„Ich aber gar nichts. Diese Menschen verstehen nicht einmal ihre eigene Muttersprache!“

„Warum aber verstehen sie denn mich?“

„Weil Sie ein ebenso horribles Chinesisch sprechen wie sie. Ich habe gestern und heute nicht eine einzige gescheite Endung zu hören bekommen. Höchstens wenn einmal von dem Wohnorte des Onkels Daniel die Rede war. Ho-tsing-ting, das ist wirklich echt chinesisch. Ing, ang, ong, ung und eng. Merken Sie sich das endlich doch einmal! Ich will herzlich froh sein, wenn wir zum Onkel kommen, denn ich hoffe, daß er so gut und gewandt spricht, daß ich mich mit ihm unterhalten kann.“

„Jedenfalls, da er lange genug in China gelebt hat.“

„Was wird er für Augen machen, wenn er Deutsche kommen sieht!“

„Deutsche? Meinen Sie, daß er uns sofort als solche erkennen werde?“

„Er wird es aus Ihren Studentenanzügen erraten.“

„Dergleichen werden auch an den Universitäten anderer Länder getragen. Uebrigens möchte ich ihm nicht gleich sagen, was wir wollen und wer wir sind.“

„Warum?“

„Um ihn dann desto mehr zu überraschen. Er wird allerdings sehen, daß wir des Studiums Beflissene sind, aber —“

„Ik ook?“ unterbrach ihn der Dicke.

„Nein, denn Sie sind nur ein der lieben Ernährung Beflissener. Aber wir können uns als englische Bursche ausgeben, welche sich auf einer Studentenfahrt rund um die Erde befinden. Engländern ist so etwas wohl zuzutrauen.“

„Gut! Und ich bin der Kapitän, mit dessen Schiffe Sie die Fahrt unternehmen. Nicht?“

„Ja.“

„En ik? Wat ben ik?“ fragte der Mijnheer.

„Wat sind Sie?“ antwortete der Gottfried. „Sie sind natürlich kein andrer als der dicke Kaffernhäuptling Cetewayo, den wir mit nach London nehmen wollen, um ihm zu lehren, wie ein juter Plumpudding jemacht wird!“

„Zoo! En gij, wat zijt gij, Mijnheer? Gij zijt dat ongelukkige Niljpaard, dat ik in Londen zien laten wil, namelijk voor geld, een Schilling van ieden Mijnheer van goeden huize en een halfen Schilling van ieden baardscheerder, penseelmaker en hoogeschoolfagotblazer — so! Und Sie, was sind Sie, Mijnheer? Sie sind das unglückliche Nilpferd, welches ich in London sehen lassen will, nämlich für Geld, einen Schilling von jedem Herrn aus gutem Hause und einen halben Schilling von jedem Bartscherer, Pinselmacher und Universitätsfagottbläser!“

„Sehr gut!“ lachte Gottfried. „Da haben Sie mir jewaltig ablaufen lassen, und ik jestehe, dat ik es wohl verdient habe. Aberst es war nicht so jemeint, und es fuhr mich nur so heraus, weil Sie dick sind und der Kaffer auch. Darum nichts für unjut, oller Schwede! Ich bleibe doch Ihr bester Freund, den Sie haben, und wir können uns also janz jut von- und miteinander fürs Jeld sehen lassen. Nicht?“

„Neen! Ik wil weten, wat ik in Ho-tsing-ting zijn zal — nein! Ich will wissen, was ich in Ho-tsing-ting sein soll.“

„Wat Sie für eine Rolle spielen sollen? Essen Sie und trinken Sie! Dat wird wohl das beste sein.“

„Ja, dat is goed; dat laat ik geern gelden. Gij zijt mijn vriend, en ik heb zij zeer lieb — ja, das ist gut; das lasse ich gern gelten. Sie sind mein Freund, und ich habe Sie sehr lieb.“

Bei diesen Worten, welche der gute Mensch nicht etwa ironisch, sondern in vollem Ernste aussprach, reichte er dem Gottfried seine Hand hinüber, welche derselbe herzhaft drückte.

„So ist's recht,“ sagte der Methusalem. „Freunde dürfen scherzhafte Worte nicht auf die Goldwage legen. Aber, Gottfried, hüte deine Zunge besser! Wer sich zu schnell gehen läßt, der muß sich darauf gefaßt machen, einmal derb angehalten zu werden. Du wirst mir, wie schon oft gesagt, zuweilen zu üppig.“

„Davon ist mich nichts bewußt, und wat ich dem Mijnheer sagte, dat war nur eine kleine und sehr jerechte Rache.“

„Wofür?“

„Für seine Dampfsäge.“

„Ah! Hat er heute nacht geschnarcht?“

„Jeschnarcht! Wat dat für ein jelinder und nachsichtiger Ausdruck ist! Jesägt hat er! Baumstämme hat er auseinander jerissen und zu Brettern verschnitten, Baumstämme so stark und lang wie ein Leuchtturm, dat die Latten und Schalen nur so abjeflogen sind!“

„Neen,“ protestierte der Dicke. „Dat kan ik niet. Daarvan wet ik niets — nein. Das kann ich nicht. Davon weiß ich nichts.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckung des Mammuts.

Unsere lieben Kameraden haben ohne Zweifel schon in naturhistorischen Museen jene gewaltigen fossilen Stoßzähne bewundert, welche diejenigen des noch lebenden Elefanten um das Doppelte und mehr an Umfang überragen, und haben auf ihre Anfrage nach dem Tiere, dem diese gewaltige Waffe angehörte, den Bescheid erhalten, dieselben rühren von dem Mammut her, einem der verschiedenen urweltlichen Elefanten, welchen die Naturforscher deshalb auch Elephas primigenius genannt haben, denn man kennt dieses mächtige Tier nur aus seinen Knochen und fossilen Ueberresten und aus einzelnen Exemplaren, die, noch mit Haut und Haar und Fleisch erhalten, beinahe unversehrt im Eise des nördlichen Sibiriens gefunden worden sind. Letzteres geschah erst in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo man zum erstenmal Kunde von diesem riesigen Vierfüßler der Vorwelt erhielt. Wie dies zuging, wollen wir unseren lieben Kameraden erzählen, es ist höchst interessant und lehrreich.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wohnte ein armer Fischer Namens Schumachow in der Nähe der Mündung des Flusses Lena, der den kältesten Teil von Sibirien durchströmt und sich in den eisigen Gewässern des Polarmeeres verliert. Im Sommer ging dieser Mann seinem Berufe an der Meeresküste nach und während des langen Winters wohnte er weit droben am Fluß, wahrscheinlich wegen des milderen Klimas. Schumachow war, wie wir hier vorausschicken müssen, ein ganz einfacher Mann, von dem die Welt wohl nie etwas erfahren hätte, wenn sein Name sich nicht an eine wunderbare Entdeckung knüpfte, die er an einem Frühlingstage machte, als er den Strom hinunterfuhr. Die Flußufer in diesem kalten Lande zeigen nämlich eine ganz eigentümliche Bauart. Diejenigen der Westseite sind nämlich meist niedrig und sumpfig, diejenigen der Ost-

seite dagegen oft 60 bis 100 Fuß hoch. Im äußersten Norden aber sind diese Anhöhen in zahlreiche kegel- oder pyramidenförmige Hügel zerschnitten, die, vom Meere oder vom Fluß aus gesehen, genau den Eindruck machen, als seien sie von Menschenhänden aufgeworfen. Im Sommer sind diese seltsamen Naturgebilde schneefrei und bis zu einer ungefähren Tiefe von zehn Fuß weich, allein unter diesem Niveau sind sie immer gefroren, wie sie es schon seit Jahrtausenden gewesen sind. Diese Hügel bestehen aus abwechselnden Schichten von Eis und Erde; eine solche Schicht von hellem klaren Eise zeigt oft eine Mächtigkeit von vielen Fuß.

Vor einem derartigen Hügel oder Haufen hielt Schumachow an einem Frühlingsmorgen des betreffenden Jahres stumm vor Erstaunen an, denn ungefähr 30 Fuß über ihm, auf halber Höhe des Hügels, zeigte sich der Durchschnitt einer großen Eisschicht, aus dem das Wasser in zahllosen Strömen niederfloß, während, aus dem Eise hervorragend und teilweise überhängend, ein Tier von solch gewaltigem Umfange erschien, daß der einfache Fischer kaum seinen Augen traute. Zwei riesige Hörner oder Stoßzähne waren sichtbar, und ein großer wolliger Körper zeichnete sich undeutlich in der blauen eisigen Masse ab. Im Herbste erzählte er die Geschichte seinen Kameraden droben am Fluß und im folgenden Frühling besuchte er mit einer Gesellschaft anderer Fischer wieder den Ort. Ein Jahr hatte Wunder gewirkt, denn die mächtige Masse war genügend aus dem Eise herausgetaut, um ihr ganzes Wesen erkennen zu lassen, und erwies sich bei genauerer Besichtigung als das wohlerhaltene Exemplar eines jener riesigen ausgestorbenen haarigen Elefanten, welche in früheren Weltaltern zahlreich in den Niederungen von Europa, Asien und Amerika umherzogen. Der Körper war aber noch zu fest angefroren und angeheftet, als daß man ihn hätte entfernen können. Vier Jahre nacheinander besuchten ihn die Fischer, bis er endlich im März 1804, fünf Jahre nach seiner ursprünglichen Entdeckung, sich selbst von seinem eisigen Bett ablöste und mit Donnergetöse auf den Sand am Fuße des Hügels herunterstürzte. Die Entdecker brachen dem Funde zuerst die Stoßzähne aus, welche 9½ Fuß lang waren und zusammen 300 Pfund wogen, während der Kopf ohne Stoßzähne 200 Kilogramm wog. Die mit weicher, rötlicher Wolle und steifem schwarzen Haar bedeckte Haut war so schwer, daß 20 Mann sie nicht emporzuheben vermochten. Ein Teil derselben ward samt den Stoßzähnen nach Jakutsk gebracht und dort für 50 Rubel verkauft; der Rest des Tieres blieb liegen, wohin es gefallen war, und die Jakuten schnitten zu verschiedenen Zeiten von dem Fleisch ab, um ihre Hunde damit zu füttern. Unsere lieben Kameraden werden billig über diese Kost staunen: vorweltliches Fleisch, welches starr gefroren in dem Eishaus der Natur schon seit vielleicht 50 000 Jahren oder mehr (ja nach des englischen Geologen Sir William Logan Schätzung sogar zwischen fünfmalhunderttausend und einer Million Jahre) aufbewahrt worden, aber noch so wohl erhalten war, daß man, als das Hirn später mit demjenigen eines frischgeschlachteten Tieres verglichen wurde, keinen Unterschied in den Geweben entdecken konnte.

Zwei Jahre nachdem das Tier von der Klippe herabgefallen war, gelangte die Kunde davon nach St. Petersburg, und das Naturhistorische Museum daselbst schickte sogleich einen Gelehrten ab, um sich des Exemplars zu versichern und es für den Kaiser anzukaufen. Dieser Gelehrte fand das Mammut noch da, wohin es ursprünglich gefallen war, aber stark zerrissen von Tieren, namentlich Füchsen und Eisbären, welche sich an dem Fleisch geäst hatten. Das mächtige massive Skelett war aber noch ganz bis auf einen Vorderfuß, während alle anderen Knochen noch durch die Bänder und das Fleisch zusammengehalten wurden, als ob das Tier erst seit wenigen Wochen tot gewesen wäre. Der wohlerhaltene Hals war noch mit einer langen Mähne von rötlicher Wolle bedeckt, und der Gelehrte sammelte noch über 30 Pfund von derselben und dem Grannenhaar aus dem Sande, in den sie von den Bären und andern Raubtieren getreten worden. In diesem Zustande wurde das Mammut*) samt den mächtigen Stoßzähnen, welche in Jakutsk zurückgekauft worden waren, nach St. Petersburg gebracht und dort aufgestellt.

Unsere vorstehende Illustration veranschaulicht dieses selbe an der Lena gefundene Exemplar in dem Zustande, wie es sich im Leben darstellte und sich mit wuchtigem Schritt in dem dürftigen Waldland der kalten Zone umhertrieb. Seine Länge von der Spitze der gekrümmten Stoßzähne bis zum Schwanzende beträgt 26, seine Höhe am Widerrist 16 Fuß (rheinländ.). Das lebende Tier muß mehr als doppelt so schwer gewesen sein, als der größte unserer noch lebenden Elefanten. Da man aber Stoßzähne des Mammut von mehr als 15 Fuß Länge gefunden hat, so darf man annehmen, daß das von Schumachow gefundene Exemplar nur eins von mittlerer Größe, also daß viele seiner Gefährten noch bedeutend größer waren.

Unsere lieben Kameraden mögen sich nun das großartige Schauspiel vergegenwärtigen, welches eine zahlreiche Herde dieser gewaltigen Geschöpfe gewährte, wenn sie über den gefrorenen Boden jener Zone dahintrabte und der Widerhall ihrer Tritte wie Donner erscholl. In ihrem Grimm und wilden blinden Anprall müssen diese Tiere eine furchtbare Zerstörungskraft ausgeübt, große Bäume wie Buschwerk unter die Füße getreten und alles vor sich niedergeworfen haben.

Stoßzähne von diesem Tier sind schon vor Schumachows Entdeckung gefunden worden (so z. B. in Cannstatt bei Stuttgart schon ums Jahr 1700 über 60 und seither zu verschiedenen Zeiten wohl noch mehr), und in neuerer Zeit hat man sie an verschiedenen Stellen und namentlich im hohen Norden an den Küsten in solcher Menge gefunden, daß man eigens Schiffe nach ihnen ausgesandt hat, um sie von dort zu holen. Sie liefern nämlich das fossile Elfenbein, welches gerade wie dasjenige von unseren noch lebenden Elefanten technisch verwendet wird und dasselbe in vielen Fällen ganz zu ersetzen vermag. Eine ergiebige Fundstätte dieser Stoßzähne ist, außer den nordsibirischen Fundorten, die Eschscholtzbai an der Beringsstraße im polaren Amerika; aber auch in Nordamerika und Europa hat man sie bis zum 40. Grad n. Br. herab in vielen großen Lagerstätten im Diluvium gefunden, meist gemeinsam mit den Knochen von einem vorweltlichen Nashorn (Rhinoceros tichorhinus) und von dem noch lebenden polaren Bisamochsen (Ovibos moschatus) und andern Tieren, welche heutzutage in der kälteren Zone nicht mehr vorkommen. Die Fischer von Happysburg (an der Küste von Norfolk) haben in den letzten 20 Jahren beim Austernfischen mehrere tausend Backzähne vom Mammut zu Tage gefördert, was darauf hindeutet, daß dort einst eine Un-

*) Der Name Mammut oder Mammot scheint eine russische Verketzerung des biblischen Namens Behemot zu sein, ist aber dem Tiere seither als Trivialname verblieben.

zahl dieser riesigen Tiere ihr Grab im Meere gefunden hat. In den Klippen des nördlichen Alaska findet man noch oft die Ueberreste des Mammut eingebettet, und die von dem berühmten Polarforscher Nordenskjöld in den jüngsten Jahren besuchten Neusibirischen Inseln sind ein reicher Fundort von Knochen des Mammuts und der verschiedenen Tiere, die gleichzeitig mit ihm lebten.

In Sibirien glaubt man noch heutigestags, das Mammut lebe wie ein Maulwurf in unterirdischen weiten Höhlen, welche es sich mit seinen Stoßzähnen ausgrabe, und müsse sterben, sobald es das Tageslicht erblicke. Da nämlich viele Stoßzähne und Knochen von ihm in der gefrorenen Erde der Oberfläche gefunden werden, so zog das Volk daraus den natürlichen Schluß, das Tier müsse auch dort gelebt haben, wo seine Ueberreste nun gefunden werden.

Für uns ist das Mammut nur ein ausgestorbener nördlicher Verwandter des Elefanten unsrer heutigen Schöpfung und hat in jener Zeit gelebt, die wir in der Geologie die quaternäre nennen. Damals bot Nordamerika ein ganz anderes Ansehen als heute: der Strich, welcher heutzutage die Küstenstaaten von Maine bis nach Centralamerika hinunter bildet, lag damals beinahe, wenn nicht ganz unter Wasser, während Florida, wenn überhaupt vorhanden, nur ein tiefes Korallenriff war. Ein großer Meeresarm oder eine tiefe Oceanbucht erstreckte sich den St. Lorenzstrom hinauf beinahe bis zum Ontariosee und bedeckte den Champlain- und viele andre kanadische Seen. Die Umgebung der heutigen Stadt Montreal lag damals 500 Fuß unter dem Wasser und Walfische schwammen über die Stelle, welche heute den Champlainsee einnimmt — eine Thatsache, die hinreichend dadurch erwiesen wird, daß man einen fossilen Wal 60 Fuß über dem Rande des gegenwärtigen Sees und 150 Fuß über dem Niveau des Atlantischen Oceans fand.

Auch die andern Tiere, welche mit dem Mammut in jenem wunderbaren weitentfernten Zeitalter unserer Erde lebten, waren nicht minder interessant. Im Jahre 1770 fand man im Eise zu Wilni in Sibirien ein behaartes Rhinoceros, das ganz in derselben Weise erhalten war, wie Schumachows Mammut. Der Norden von Europa, Asien und wahrscheinlich auch Nordamerika war der Verbreitungsbezirk des schon früher erwähnten zweihörnigen Nashorns, welches wahrscheinlich mit dem Mammut Krieg führte. Die Ströme, Flüsse und Sümpfe jener Region waren bewohnt von riesigen Flußpferden mit furchtbaren Stoßzähnen, und auf den höher gelegenen Ebenen trieben sich Rinder und Hirsche umher, im Vergleich mit denen unsre heutigen Rinder wahre Zwerge sind. Zum Katzengeschlechte der Vorwelt gehörte ein tigerartiges Tier, gegenwärtig Machocrodus genannt (im mittleren Miocän der Felsengebirge gefunden), das in seinem Oberkiefer säbelartig gekrümmte, herabhängende, drei Viertelfuß lange Eckzähne trug — eins der furchtbarsten Geschöpfe jener wunderbaren Zeit, welches einen erbitterten Krieg gegen die ungeheuren Herden wilder Pferde geführt haben muß, die in jenen Zeiten auf den höheren Prärien oder Plains am Ostfuße der Felsengebirge umherschweiften. Gemeinsam mit diesen lebten dort Scharen von wilden Hyänen von ungewöhnlicher Größe, welche unter der damaligen Tierwelt tüchtig aufräumten.

Auch andere große elefantenartige Tiere der Vorwelt sind dem Geologen bekannt, wie das Mastodon, wovon man Exemplare in den Staaten New York und New Jersey ꝛc. ausgegraben hat. Man berichtet auch von einem andern großen fossilen Elefanten mit Stoßzähnen von 15 Fuß Länge, welcher in den Sewalikbergen in Indien ausgegraben worden ist; allein keins von all den genannten Tieren kam an Körperumfang dem behaarten Mammut gleich, das eines der kennzeichnendsten Tiere des sogenannten Diluviums ist und auch den in den ältesten Diluvialgebilden der Schweiz gefundenen alten Elefanten (Elephas priscus) an Größe und Körpermasse übertrifft.

Die Feuerwehr in New York.

Alle Welt ist darüber einig, daß es auf der ganzen Erde keine Stadt gibt, welche sich einer so umsichtig und rationell organisierten und wirksamen Feuerwehr erfreut, wie New York. Das Feuerlöschwesen ist in den Vereinigten Staaten musterhaft organisiert und von einer bewundernswerten Leistungsfähigkeit, denn dort greift alles ineinander, wie die Räder einer guten Maschine; das Vorzüglichste aber leistet, wie gesagt, die New Yorker Feuerwehr. Sie besteht für die Riesenstadt von zwei Millionen Einwohnern nur aus 700 Mann, aber diese sind immer in Uebung, denn bekanntlich vergeht in New York selten ein Tag ohne eine oder mehrere Feuersbrünste. Die Mannschaft ist in 65 Kompanien oder Rotten über alle Quartiere der Stadt verteilt, in denen mehr als 600 Feuermeldestationen bestehen. Diese sind in engster Verbindung mit dem 1300 km langen Telegraphennetz der Stadt durch die über alle Straßen verteilten Alarmkasten. Gegen 80 Telegraphendrähte laufen in dem Hauptbureau des Feuerwehrdepartements zusammen, worin beständig sechs Telegraphisten für den Meldedienst anwesend sind.

Jeder Alarmkasten ist numeriert und steht durch einen Telegraphendraht mit den nächsten Polizeiwachen und dem nächsten Spritzenhause, sowie durch einen andern mit dem Centralbureau der Feuerwehr in Verbindung. Die Alarmkasten sind an den Telegraphenstangen auf den Straßen angebracht. Wer ein Schadenfeuer bemerkt, eilt nach dem nächsten Alarmkasten und sieht dort, wo der Schlüssel zu demselben verwahrt wird, meist in der nächsten Apotheke. Ist der Kasten geöffnet, so setzt ein Druck der Hand den Alarmapparat in Thätigkeit: Die Lärmglocke im Centralbureau ertönt, und an einer Scheibe kommt eine rote Karte mit der Nummer des Alarmkastens zum Vorschein. Der Telegraphist meldet das Signal nicht nur nach dem ganzen Feuerdepartement, sondern auch nach den der Brandstelle benachbarten Polizeiwachen und Spritzenhäusern, in denen die Bespannpferde stehen. Beim ersten der fünf Schläge, welche die Wachtstube der einzelnen Feuerwehrrotte oder kompanie alarmieren, löst der elektrische Strom die Halfter, an denen die Pferde im Stall befestigt sind; die gut dressierten Tiere laufen von selbst in ihre Geschirre, welche in gleicher Weise vom Haken gelöst werden und auf sie herabfallen; in kürzester Zeit sind sie angeschirrt und eingespannt, in 8—10 Sekunden ist alles fertig, die Spritze mit ihrer Bemannung rasselt donnernd über das Pflaster, und wenige Minuten nachdem der Apparat im Alarmkasten in Bewegung gesetzt worden ist, steht die Spritze schon an der Feuerstätte aufgefahren und wirft ihren mächtigen Wasserstrahl in die Flammen. Gleichzeitig ist der Brand nach den näch-

sten Polizeistationen gemeldet worden, von denen aus die Schutzmänner nach der Brandstätte eilen, um daselbst Ordnung zu halten.

Der Spritze folgt sogleich ein Reservewagen (siehe unsern nebenstehenden Holzschnitt), welcher alles enthält, was zu einem vollständigen Löschapparat gehört, nämlich einen Schlauch von 150 m Länge die nötigen Leitern und Geräte bis auf die Werkzeuge zum Einbrechen und Einreißen. Die früheren Signale durch Sturmläuten ꝛc. sind ganz abgekommen. Auf dem Hudson und Eastriver sind überdies sogenannte Feuerboote mit Dampfmaschinen und höchst wirksamen Dampfspritzen stationiert, welche den Dienst dem Ufer entlang versehen.

Der Krawattenkönig.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber ich glaube, daß Erich in seinem Charakter etwas Trotziges hatte, das durch Widerspruch nur noch mehr geweckt wurde — der Krawattenkönig trug seine zahllosen bunten Krawatten nach wie vor.

Nun geschah es, daß gegen Ende des Sommersemesters ein Mann nach M. kam, der mit einer wirklich großartigen Naturaliensammlung in der Welt umherreiste und dieselbe bald hier, bald dort gegen Eintrittsgeld zur Schau stellte. Da es in M. an einem geeigneten Ausstellungslokal fehlte, so räumte unser gütiger Herr Gymnasialdirektor dem Aussteller die geräumige Aula des Gymnasiums ein. Gegen ein billiges Eintrittsgeld hatten wir Schüler Eintritt. Es waren wirklich wunderbar schöne Sammlungen aus den fernsten Zonen auf langen Tischen aufgestellt, namentlich Muscheln, Käfer, Schmetterlinge. Oh, diese herrlichen Schmetterlinge aus Amerika, Indien und dem malaiischen Archipel! Es waren darunter Exemplare, so groß wie eine Männerhand und in den köstlichsten Farben erstrahlend. Von zauberhafter Wirkung waren namentlich solche Falter, deren mächtige Schwingen auf samtschwarzem Grunde mit smaragdgrünen oder feuerroten oder goldgelben Streifen und Tropfen geziert waren. Auch ein großer himmelblauer Schmetterling mit seidenartigem Glanze erregte unsere Bewunderung; „Atlas“ war sein Name. Dann die wunderbaren Nacht- und Abendpfauenaugen mit ihren bunten Augenflecken und marmorierten Binden — oh, sie waren zu wundervoll!

Während ich mit einer Gruppe von Mitschülern betrachtend und bewundernd vor den mit Glasdeckeln versehenen Schmetterlingskasten stand, flüsterte uns plötzlich „Padischah“ zu: „Kerls, erinnern diese Schmetterlinge nicht unwillkürlich an die Krawatten unseres Krawattenkönigs? Vier Flügel wie die vier Enden einer Krawattenschleife! Hier bunte Farben und Punkte und Streifen, dort ebenfalls bunte Farben und Punkte und Streifen! All diese Schmetterlingssammlungen kommen mir vor wie eine Krawattenausstellung unseres Krawattenkönigs . . . Kerls, da kommt mir ein köstlicher Gedanke! Wir werden einen Ulk machen, der für unsern Krawattenkönig vielleicht ganz heilsam sein wird. Erich ist doch nicht in der Nähe, daß er uns hört? Nein, er steht dort drüben vor dem Krokodil, das von der Estrade herabblickt, auf welcher sonst unsere Deklamatoren stehen. Also hört, aber bewahrt mir das, was ich euch sage, in eurem erhabenen Gemüte! Wir rücken unserer Zwei oder Drei zu einer Zeit, wo Erich spazieren geht, auf dessen Bude und setzen uns in den Besitz aller Krawatten, deren wir habhaft werden können. Doch nur auf Schleifen dürfen wir unser Augenmerk richten. Der Krawattenkönig besitzt so viele Krawatten, daß er den Verlust vorläufig kaum merken wird; und wenn auch — er wird ihn nicht bei der Polizei anmelden. Durch jede der entwendeten Krawatten, und zwar gerade mitten durch den Knoten, stecken wir dann eine lange Insektennadel — ich meine, die Schleifen müssen aussehen wie tropische Schmetterlinge. Die also aufgespießten Krawatten decken wir dann in schönster Ordnung in Schmetterlingskasten mit Glasdeckeln — ich besitze deren noch drei in leerem Zustand. Welch köstliche Krawatten- oder Schmetterlingssammlung muß das abgeben! Die vollen Kasten schmuggeln wir dann unter unsern Rockschößen hierher auf die Aula und reihen sie den übrigen Schmetterlingskasten an. Wenn es sein muß, ziehen wir auch den Besitzer des Krokodils und der andern Naturschätze ins Vertrauen. Ihr wißt, daß am nächsten Dienstag unsere Unterprima durch Professor Schönfeld, unsern Lehrer in Naturgeschichte, auf die Aula geführt werden soll, indem der Herr Professor uns diese Raritäten sämtlicher fünf Erdteile erklären will. Nun stellt euch das Gaudium vor, das entstehen wird, wenn die Klasse plötzlich vor die Krawattensammlung unseres Krawattenkönigs tritt!“

„Wahrhaftig, Padischah,“ erwiderten wir, „deine Idee ist famos! Wir führen sie aus, koste es, was es wolle. Die Geschichte wird einen heillosen Ulk abgeben.“

Nochmals mußten wir dem Urheber dieses Ulkes Schweigen geloben, dann verließen wir die Aula, um uns sofort ans Werk zu begeben.

Da wir irgendwo gelesen hatten, daß es bei kriegerischen Unternehmungen Sitte sei, vorher Rekognoscierungen anzustellen, so begaben sich zwei aus unserer Mitte in die Wohnung Erichs, um dort zu fragen, ob Erich auf seiner Bude sei. „Nein,“ lautete der Bescheid des Dienstmädchens; „der junge Herr sei mit seinem Papa vors Thor gegangen.“ „Sie wollten gern etwas von Erichs Stube holen,“ sagten die zwei. „Bitte, sie möchten nur hineingehen,“ erwiderte das Dienstmädchen, öffnete die Thür und entfernte sich. Die zwei betraten die Stube. Ihr erster Blick fiel auf eine große weiße Kartonschachtel, die auf der Kommode stand. Sollte es die Krawattenschachtel sein? Man öffnete den Deckel — wahrhaftig, die ganze Schachtel steckte voller Krawatten, in allen Farben des Regenbogens! Nun trat einer von der Rekognoscierungspatrouille ans Fenster und machte den Untenstehenden ein Zeichen, worauf aus deren Mitte noch zwei hinaufstiegen in die Stube. Unter Flüstern, Kichern und Aufforderungen zur Eile steckten die vier Eindringlinge sich alle Taschen voll Schleifen; doch ließen sie

Die New Yorker Feuerwehr.

einen Teil der Krawatten in der Schachtel zurück und bauschten diesen hoch auf, damit Erich bei seiner Heimkehr den Verlust nicht sogleich bemerke. Darauf entfernten die vier sich in ruhiger und gelassener Weise mit ihrer Beute. Unten brachen wir, nachdem wir uns erst eine ziemliche Strecke von Erichs Wohnung entfernt hatten, in ein herzhaftes Gelächter aus. „Der erste Teil unseres Programms ist uns gelungen!“ sagte Padischah; „nun geht mit nach meiner Bude, damit wir diese köstlichen Schmetterlinge auf Nadeln spießen und in den Kasten stecken!“

Wir gingen mit und wir haben selten so viel gelacht, als bei der Herstellung dieser höchst merkwürdigen Schmetterlingssammlung. In die Mitte eines jeden Kastens kam die grellfarbigste rote oder gelbe Schleife; um diese herum ordneten wir einen Kranz von grünen oder blauen Krawatten; um diesen Kranz schloß sich ein zweiter von braun- oder schwarzgemusterten Halszierden u. s. w.

Es trennten uns noch einige Tage von dem betreffenden Dienstag; bis dahin mußten die Kasten auf Padischahs Bude bleiben. Wir versteckten dieselben sorgfältig und gelobten uns noch einmal, die Sache geheim zu halten.

Nun galt es noch, die seltsamen Schmetterlingskasten auf die Aula zu schmuggeln. Padischah erklärte, er unternehme es, die Vorbereitungen zu treffen.

Durch wiederholten Besuch des Naturalienkabinetts machte er sich mit dem Besitzer näher bekannt. Als ihm dieses gelungen war, sagte er zu dem Herrn ganz offen: „Gestatten Sie mir am Montag abend einige Kasten mit Krawattenschleifen Ihrer herrlichen Schmetterlingssammlung anzureihen — es gilt einen kleinen Studentenulk!“

Der Besitzer des Naturalienkabinetts stutzte und suchte auszuweichen; er dürfe das Vertrauen des Herrn Gymnasialdirektors, der ihm die Aula eingeräumt, nicht täuschen.

Padischah bat um so dringender und stellte die ganze Geschichte als durchaus harmlos dar; der Herr Direktor hätte selbst eine humoristische Ader und er würde den harmlosen Scherz (vorausgesetzt, daß er ihn erführe) gewiß nicht tadeln, zumal dieser eine „ethische“ Seite hätte.

Endlich sagte der Besitzer des Naturalienkabinetts: „Wir wollen es so machen: Ich gebe Ihnen weder meine Erlaubnis, noch verweigere ich dieselbe; ich verhalte mich einfach neutral, wie es die Staaten ja auch bisweilen in kritischen Fällen zu thun pflegen.“

„Damit habe ich für mich genug erreicht,“ erwiderte verbindlichst dankend Padischah.

Bald darauf teilte er uns das Ergebnis seiner Bemühungen mit und wir erhielten Befehl, am Montag abend nach dem Silentium auf Padischahs Bude zu kommen, um die drei Glaskasten in Empfang zu nehmen und selbe dann nach der Aula zu tragen.

Der Montag abend kam. Wir verhüllten die Kasten mit Packpapier und drei aus unserem Kreise (Padischah selbstverständlich an der Spitze) nahmen je einen Kasten unter den Arm, wie man etwa einen geographischen Atlas trägt. Die Bürde war durchaus nicht auffallend. Während wir andern auf Padischahs Bude blieben, in fieberhafter Spannung des Ausgangs harrend, machten sich die drei auf den Weg. Aus dem Fenster sahen wir fleißig nach ihnen aus. Nach einer halben Stunde kehrten sie zurück, lachend und ausgelassen. Alles war aufs beste verlaufen; niemand war ihnen im Gymnasialgebäude begegnet, die Thür der Aula war unverschlossen gewesen und den Besitzer des Naturalienkabinetts hatte man nicht gesehen — so konnte dieser seine Hände in Unschuld waschen und sagen, daß er keine Eindringlinge getroffen. Noch malten wir uns eine Zeitlang die Wirkung aus, welche unser Streich am morgigen Tage haben würde — dann trennten wir uns mit einem herzlichen „Prost!“

Nach einer süßen Schlummernacht führte die rosenfingerige Eos den Dienstag herauf.

Gleich in der ersten Schulstunde um acht Uhr morgens sollte die Unterprima durch Professor Schönfeld auf die Aula zur Besichtigung der Sammlungen geführt werden.

Die Schüler versammelten sich im Klassenzimmer. Der Padischah zwinkerte den in das Komplott Eingeweihten lächelnd mit seinen Augen zu. Die Eingeweihten ließen ihre Blicke verstohlen nach dem Krawattenkönig hinüberschweifen. Dieser hatte zufälligerweise — oder war es zur Feier des Tages geschehen? — eine seiner buntesten Seidenschleifen angelegt: granatrot, mit himmelblauen, weißen und schwarzen Tupfen, zwischen denen sich zum Ueberfluß gelbe Blitze schlängelten.

Der Herr Professor erschien, und auf seine Aufforderung: „Folgen Sie mir!“ verließen wir in ruhiger Weise das Klassenzimmer und stiegen die Treppen zur Aula empor. Die hohen, weißlackierten Flügelthüren öffneten sich und wir betraten den weiten, feierlich anmutenden Raum, der ganz in Weiß und Gold gehalten war. Freundlicher Sonnenschein flutete durch die hohen Fenster und setzte die beiden riesengroßen Oelgemälde zu seiten der Rednertribüne in volles Licht: zwei frühere Landesfürsten in Purpur und Hermelin waren es, die uns mit weißgepuderten Häuptern und strengen Mienen aus den goldstrotzenden Barockrahmen anblickten. Wir alle erwiderten die Blicke der gestrengen Herren diesmal nur durch einen flüchtigen Gegenblick, denn schon steuerte Professor Schönfeld auf die Numero 1 in der langen Reihe der Glaskasten zu. Numero 1 bis 20 bargen die Muschelsammlung. Professor Schönfeld ergriff das Wort und berichtete uns die anziehendsten Dinge über diese herrlichen, schillernden Gehäuse und Schalen, die größtenteils dem Indischen Ocean entstammten. Haften geblieben ist mir noch heute in der Erinnerung das leichte, graziöse Gehäuse des Nautilus, dessen Gleiten auf der Oberfläche einer ruhigen See uns der kundige Lehrer so anschaulich machte. Von den Muscheln ging's zu den Käfern. Was für kolossale Gesellen doch der malaiische Archipel beherbergt! Was für langbeinige und langgehörnte! Anderseits welche metallische Farbenpracht! Ein Grün mit Goldglanz, ein Braun mit Bronzeschimmer! Die Käfer füllten die Kasten 20 bis 40. Dann kamen die Schmetterlinge, die allein für sich volle vierzig Kasten in Anspruch nahmen. Die Helikonier Südamerikas mit ihren samtschwarzen, buntbetropften Schwingen begeisterten unsern verehrten Lehrer zu einer herrlichen Schilderung der Urwälder am Amazonenstrom und des dortigen Tierlebens. Die „Vogelflügler“, Ornithoptera, der malaiischen Inseln fanden aus demselben Munde eine noch glanzvollere Schilderung. Horchend, schauend und staunend schritten wir Schüler an den Glaskasten entlang. Immer näher rückten wir den drei verhängnisvollen Krawattenkasten. Die Blicke der Eingeweihten suchten das Antlitz Padischahs: eine fliegende Röte zeigte sich dort und verriet, daß jetzt, wo der „Ulk“ zum Ausbruch kommen sollte, doch eine gewisse Unruhe sich in der Brust seines Anstifters regte. Es ist auch, wie Padischah und ich und die andern heute ein-

sehen, nicht schön, und nie und nimmer zu billigen, wenn man sich auf Kosten andrer lustig macht. Und was das mit dem „ethischen“ Zweck betrifft, so fege jeder zunächst vor seiner eigenen Thür. Ueberhaupt beherzige man das Bibelwort vom Splitter und Balken. Auch unsre Herzen schlugen lebhafter und ängstlicher. Schritt vor Schritt rückten wir näher zum Ziele.

„Dieser Vogelflügler,“ erklärte Professor Schönfeld, „wurde noch vor kurzem von Liebhabern mit hundert holländischen Gulden bezahlt.“

„Ah!“ machten einige der Zuhörer.

„Hundert Gulden?“ wiederholte wie traumverloren Friedrich Kortmann, welcher der höchst talentvolle Sohn eines armen Maurers war.

Im nächsten Augenblicke stand Professor Schönfeld vor den drei Krawattenkasten.

Die Spannung der Eingeweihten hatte den höchsten Grad erreicht. Wir wagten kaum zu atmen; der Herzschlag drohte unsre Brust zu sprengen.

Der Herr Professor stutzte. Er rückte an seiner goldenen Brille, brachte sein Gesicht dem Tische ein wenig näher, überflog die drei Kasten mit einem prüfenden Blicke, richtete sich hoch empor, warf den Kopf ein wenig zurück und fragte verwundert: „Wie kommt denn dieses sonderbare Zeug hierher?“

Die Schüler drängten sich an die Kasten heran und unter immer schneller sich folgenden Lachsalven wurden endlich einige Stimmen laut, welche riefen: „Krawatten! Krawatten!“

Die Blicke der Eingeweihten suchten Erich von Berka: sein Antlitz war wie mit Purpur übergossen. Er hatte seine Krawatten erkannt.

„Diese Schmetterlinge,“ hub Professor Schönfeld lächelnd an, „oder vielmehr diese in Schmetterlingsform gebrachten Seidenläppchen, stammen allerdings auch von einer Raupe, der Seidenraupe; auch durchfliegen sie auf den Fittichen der Mode die Welt — aber nicht, um das Auge ernster Männer und gediegener Jünglinge zu erfreuen. Von einer solchen Geschmacklosigkeit in Farben und Mustern muß sich jeder geläuterte Geschmack abwenden. Es gehört wirklich Mut oder vielmehr eine weibische Eitelkeit dazu, sich mit solchen bunten Flittern zu schmücken. Das Sprichwort sagt: ‚Man erkennt den Vogel an seinen Federn‘; ich möchte es dahin umändern: ‚Man erkennt den Jüngling an seiner Krawatte.‘ Ich weiß nicht, wie diese seltsame Sammlung hierhergekommen ist und was sie hier soll; ich will es auch nicht wissen; aber das behaupte ich, daß derjenige, dem sie gehört, eine richtige Krawattenseele ist.“

Damit schritt der Professor weiter.

Während er gesprochen, hatten sich die Blicke aller Schüler auf Erich von Berka gerichtet. Die glühende Röte, welche beim ersten Anblick der Krawatten sein Antlitz überflogen hatte, war einer tödlichen Blässe gewichen, und indem Erich mit seinen weißen Zähnen die Unterlippe nagte, verriet er die peinlichen Gefühle, welche die Worte des Professors in ihm wachriefen.

Die Worte mußten den Getroffenen um so mehr schmerzen, als Professor Schönfeld von ihm, wie überhaupt von allen Schülern des Gymnasiums, aufs innigste verehrt wurde. Ja, Professor Schönfeld war geradezu der geliebteste Lehrer des Gymnasiums. Ein Zauber ging von seinem ernsten, hoheitsvollen und doch so milden, liebreichen Wesen aus, dem sich unsre jungen Herzen willig gefangen gaben. Ein Lob aus Professor Schönfelds Munde machte den betreffenden Schüler zum glücklichsten Menschen; ein Tadel konnte dem Getroffenen Thränen in die Augen treiben. Nie wurde in Professor Schönfelds Unterrichtsstunde die geringste mutwillige Störung in Scene gesetzt — wie das leider in den Stunden andrer Lehrer bisweilen der Fall war. Wehe demjenigen Schüler, der es gewagt hätte, in Professor Schönfelds Stunde Unfug zu treiben! Seine Mitschüler hätten ihn — verhauen!

Aus dem Munde des geliebtesten Professors eine „Krawattenseele“ genannt zu werden — o, dieses Urteil mußte den nicht unedel beanlagten Erich von Berka aufs tiefste demütigen.

Daß der Herr Professor bei seinem herben Ausspruch nicht an Erich von Berka gedacht hatte, sollte später offenbar werden; vorläufig indes glaubte Erich, die Ansprache habe direkt auf ihn gezielt.

Ob Padischah wegen des Streiches Reue fühlte, weiß ich nicht; aber ich, einer der Eingeweihten, empfand die bitterste Reue, dem armen Erich einen Seelenschmerz bereitet zu haben. „Nie, nie wieder,“ gelobte ich mir in meinem Innern, „nimmst du an einem Streiche teil, der auf Kosten andrer geplant wird!“

Der Herr Professor Schönfeld wandte sich den ausgestopften Vierfüßlern und Vögeln zu, die im Hintergrunde der Aula ihre Aufstellung gefunden hatten. Wir folgten dem geliebten Lehrer, und die Erklärung nahm ihren Fortgang.

Als die Stunde abgelaufen war, läutete draußen das Glöckchen. Der Herr Professor hieß die Schüler nach unten gehen ins Klassenlokal, wo ein andrer Unterrichtsgegenstand auf dem Lehrplan stand. Da Professor Schönfeld gerade damit beschäftigt war, Flügelmessungen an einem ausgestopften Königsadler zu machen, hieß er Richard Roller (Padischah), Erich von Berka und mich noch einen Augenblick verweilen, um ihm behilflich zu sein.

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß der Professor gerade uns drei auswählte. Freilich hatten wir ihm zunächst gestanden, aber war nicht auch dies ein seltsames Zusammentreffen?

Die übrigen Schüler gingen die Treppe hinunter. Die Flügelthüren schloßen sich. Wir drei waren mit dem Professor allein.

Da trat plötzlich Erich von Berka in höchster Erregung vor den geliebten Lehrer hin und stieß aus wogender Brust die Worte hervor: „Herr Professor, das waren *meine* Krawatten, die Sie dort sahen. Mitschüler von mir müssen sie dorthin gebracht haben. Ihre Tadelsworte, Herr Professor, haben *mich* getroffen — Ihr herbes Urteil hat *mich* verwundet, aber zugleich hat es mir die Augen geöffnet. Ich bin die Krawattenseele — oder vielmehr ich *war* sie, denn von dieser Stunde an will ich die bunten Flitter der Eitelkeit und Geckenhaftigkeit verschmähen. Sie werden, Herr Professor, fortan mich nur mit schwarzen Krawatten sehen — aber bitte, o bitte, entziehen Sie mir Ihre Teilnahme und Liebe nicht! Ich vermöchte es nicht zu ertragen, wenn Sie mich mit kalten oder gar geringschätzenden Blicken ansähen!“

„Mein lieber Erich von Berka, ich bitte, beruhigen Sie sich,“ erwiderte Professor Schönfeld liebevoll. „Ich habe bei meinem Exkurs nicht im entferntesten an Sie gedacht, sondern nur im allgemeinen gesprochen. Wenn Sie (hier heftete der Herr Professor lächelnd seinen Blick auf die grellbunte Krawatte, welche Erich am Halse trug) bislang einer unmännlichen Eitelkeit gehuldigt haben, so freut mich Ihr Gelöbnis doppelt, von jetzt ab jene weibischen Flitter meiden zu wollen. Hier ist meine Hand, wir sind die alten, guten Freunde!“

O, wie begeistert Erich die dargereichte Rechte des verehrten Professors ergriff! —

Erich hielt Wort. Man sah an seinem Halse fortan nur schwarze Krawatten.

Diese Wirkung versöhnte Padischah und uns einigermaßen mit unserm „Streiche"; aber wir gelobten uns doch, uns nie wieder auf Kosten eines Kameraden lustig zu machen.

Kurz vor Beginn der großen Ferien bekannten wir Erich von Berka, daß wir die Thäter des Streiches gewesen wären. Erich verzieh uns großmütig, ja er glaubte, uns noch danken zu müssen, daß er von seiner thörichten Eitelkeit geheilt sei.

Den Namen „Krawattenkönig" verlor Erich sofort mit dem Verschwinden der bunten Krawatten. Ich erinnere mich nicht, daß er einen andern Spitznamen wieder bekommen hätte.

Lehre dein Auge richtig erkennen, was es sieht!

(Schluß.)

Wie sehr Gestalt und Größe eines Gegenstandes unser Augenmaß zu täuschen vermögen, das beweist das Experiment, die Höhe eines Cylinderhutes ohne weiteren Anhalt durch einen Strich an der Wand zu bezeichnen. Das Experiment ist ohne Zweifel den meisten von euch bekannt. Man fordert jemand, der die Sache noch nicht versucht hat, auf, mit dem Ende eines Spazierstockes an der Wand die Höhe zu bezeichnen, die ein Cylinderhut erreichen würde, wenn man ihn auf den Fußboden gesetzt hätte. In neun unter zehn Fällen wird die aufgeforderte Person die Wand zehn bis zwölf Zoll über dem Erdboden mit einem Striche zeichnen, während doch ein Cylinderhut selten mehr als sechs Zoll Höhe hat. Wie trügerisch ist ferner die Länge eines Pferdekopfes! Es scheint fast unglaublich, daß derselbe so lang sein soll als eines jener Fäßchen, in denen in Amerika feines Weizenmehl zur Versendung gelangt; und doch verhält es sich so. Vollblutpferde haben kleinere Köpfe als gewöhnliche Pferde, aber ich habe gefunden, daß der Kopf eines gewissen ausgezeichneten Rassepferdes zwei Fuß und zwei

Abbildung 8. Das Dreieck eines Schienenweges in der Perspektive.

Zoll in der Länge mißt, wohingegen die Höhe eines Mehlfäßchens zwei Fuß und vier Zoll beträgt.

Wenige Dinge sind, indem sie vor die Augen treten, mit solcher Schwierigkeit richtig zu schätzen, als Lage und Gestalt von Gegenständen, die man in der „Perspektive" sieht, wie die Künstler sich ausdrücken. Wir wollen dies durch Illustrationen erläutern. Man betrachte das Dreieck, Fig. 8. Dieses Dreieck allein wird dem ungeübten Auge kaum die Vorstellung der Schienen einer stundenlangen Eisenbahnstrecke erwecken; wenn jedoch noch zwei Linien neben dem Dreieck erscheinen, d. h. neben den Schienen, wie in Fig. 9, so sieht man den Schienenweg „in der Perspektive".

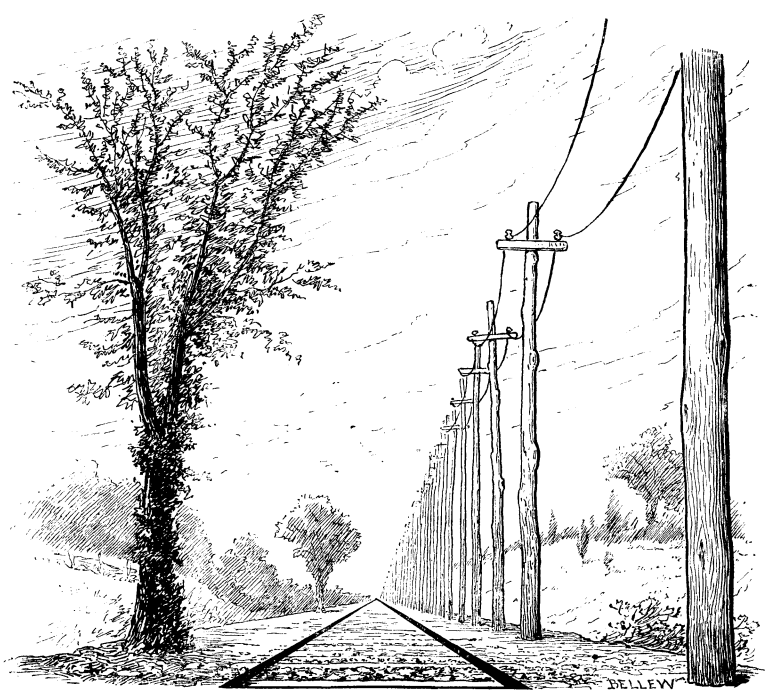


Abbildung 9. Schienenweg in der Perspektive.

Um mir und andern das Studium der Perspektive zu erleichtern, habe ich ein kleines Instrument ersonnen, das sich ebenso sehr zu einem hübschen und unterhaltenden Spielzeug, als zu einem belehrenden Hilfsmittel vervollkommnen läßt.

Nimm ein Stück weißes Kartonpapier, ungefähr 23 cm lang und 15 cm breit, und entwerfe darauf eine Kopie der Zeichnung, wie sie Figur 10 zeigt. Schneide bei C C ein rundes Loch und trenne unten und oben vom Kartonpapier die rechtwinkeligen (überflüssigen) Ecken weg, die außerhalb der Umrißlinien liegen. Dann kehre das Papier um, so daß die Zeichnung die Tischplatte berührt, lege ein flaches Lineal von M nach K und ziehe zwischen diesen Punkten mit der Spitze eines scharfen Federmessers eine gerade Linie, welche das Kartonpapier einritzt, doch nicht durchschneidet — so daß du nun diese Seite mit leichter Mühe aufrecht stellen kannst. In gleicher Weise verfahre mit den übrigen Linien und die Randlinien der leeren Eckstücke schneide, soweit nötig, ganz durch; wie du das zu machen hast, darüber bist du wohl orientiert, von den vielen Modellbögen her, die du in früheren Jahren ausgeschnitten und zu schönen Burgen und Schlössern aufgebaut hast. Nun stelle, nachdem du das Kartonblatt umgedreht, so daß die Zeichnung wieder oben liegt — also, stelle die vier Seiten der Figur aufrecht, als wolltest du ein Kästchen machen, und klebe die Ecken, nachdem du sie umgebogen und mit dickflüssigem Gummiarabikum bestrichen, auf die Außenseite der Seitenwände.

Wenn du nun durch das runde Loch blickst, so wirst du eine recht lange Straße sehen, deren größerer Teil durch jenen kleinen Triangel gebildet wird, der auf der Zeichnung so unscheinbar aussieht.

Uebrigens wird die Wirkung noch gesteigert werden, wenn du Künstler genug bist, die Zeichnung in größeren Verhältnissen zu entwerfen, als sie auf unsrer Vorlage genommen sind — oder wenn ein geübter Freund eine solche Zeichnung für dich verfertigt. Ein gutes Verfahren, ein vergrößertes Modell anzufertigen, ist folgendes: Man stelle die Zeichnung in

vergrößertem Maßstabe auf Zeichenpapier her und klebe dieses an die Innenseiten einer länglichviereckigen Schachtel. Jene Pappschachteln, worin lange Damenhandschuhe verpackt gewesen sind, eignen sich vortrefflich für diesen Zweck. Auf diese Weise erzielt man ein stärkeres und steiferes Modell — nur kostet es einige Mühe, die Zeichnung glatt an die Innenwände der Schachtel zu kleben.

Wenn man nun die Häuser rot und braun und weiß, den Himmel blau koloriert, so wird die Wirkung abermals gesteigert werden.

Durch das aufmerksame Studium dieses Modells werdet ihr einen recht guten Begriff von den Grundregeln der Perspektive erhalten — welchen Begriff man sich aus einer geschriebenen oder gedruckten Abhandlung nur schwer erwerben kann. Euer Auge wird auch lernen, zu begreifen, was es sieht, wenn es die Dinge „in der Perspektive" erblickt, und ihr werdet einräumen, daß ihr vordem manches, was in euern Gesichtskreis kam, nicht richtig verstanden habt.

Ich weiß nicht, wie nützlich diese Erziehung der Augen für die Menschheit im allgemeinen sein würde — ganz abgesehen von der unumstößlichen Wahrheit, daß in allen Dingen Genauigkeit der Ungenauigkeit vorzuziehen ist; aber das weiß ich, daß eine solche Erziehung der Augen für alle Leute, die sich irgend einer Kunstfertigkeit — von der Mechanik bis zur eigentlichen Kunstausübung — gewidmet haben, unzweifelhaft eine große Wohlthat und ein ungeheurer Nutzen sein würde.

In unsern Tagen ist Genauigkeit des Sehens geradezu nötig in einer Menge von Berufsarten — nicht allein in der Mechanik, in der Verfertigung von Webwaren, in der kaufmännischen Beurteilung von Erzeugnissen aller Art, sondern auch in den Tausenden von Posten und Aemtern, die mit den Eisenbahnen, Dampfschiffen und sonstigen Verkehrsmitteln verbunden sind, wo Sicherheit und Leben, nicht nur der eigenen Person, sondern auch zahlreicher Mitmenschen oft in hohem Grade von der Genauigkeit des Sehens abhängen.

Beim Künstler aber sollte die Erziehung der Augen — die Erziehung, richtig zu erkennen, was die Augen sehen — allen andern Studien vorausgehen, oder sie sollte wenigstens Schritt halten mit allen Fortschritten, die er in den zu seiner Kunst gehörenden Fertigkeiten und Geschicklichkeiten macht.

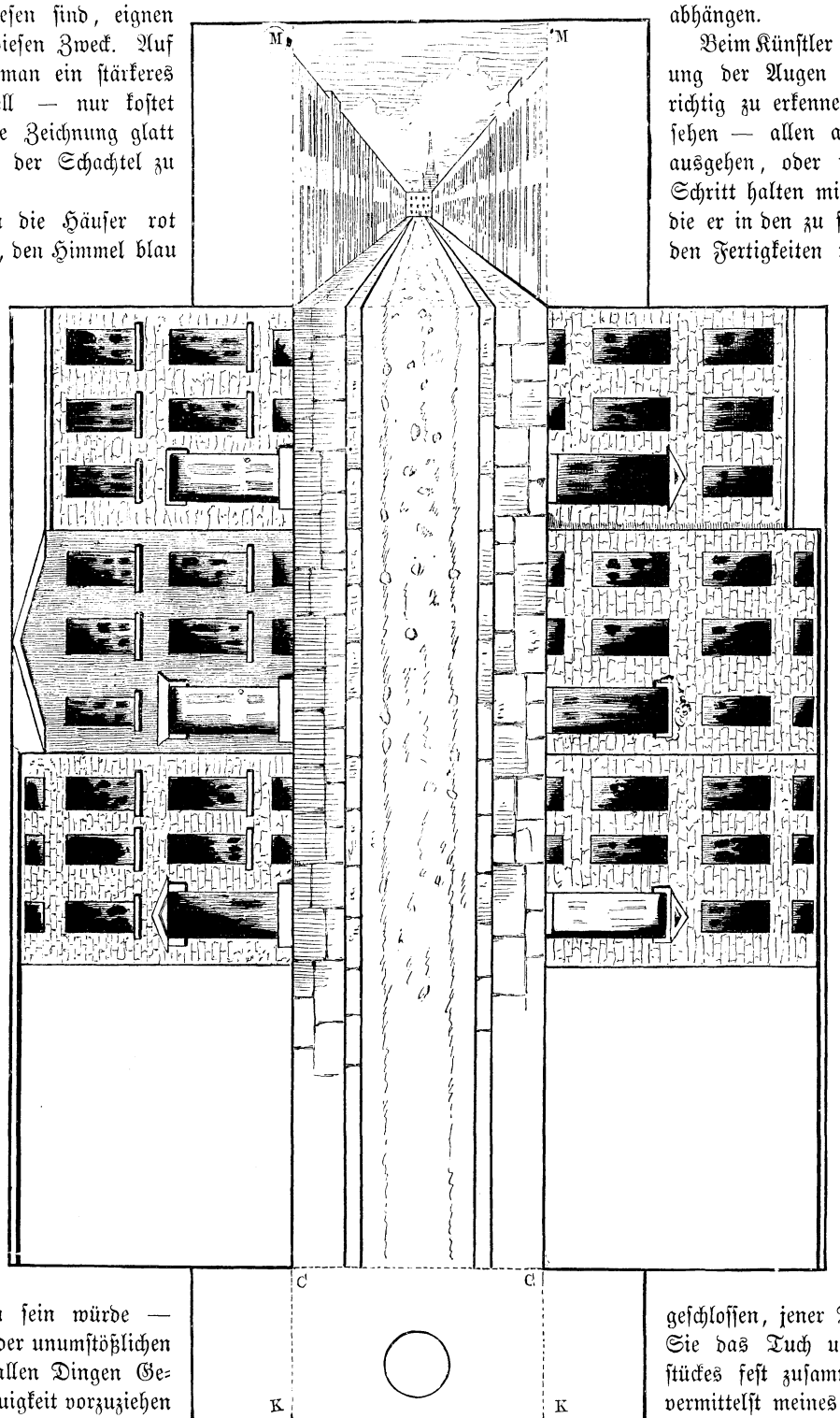
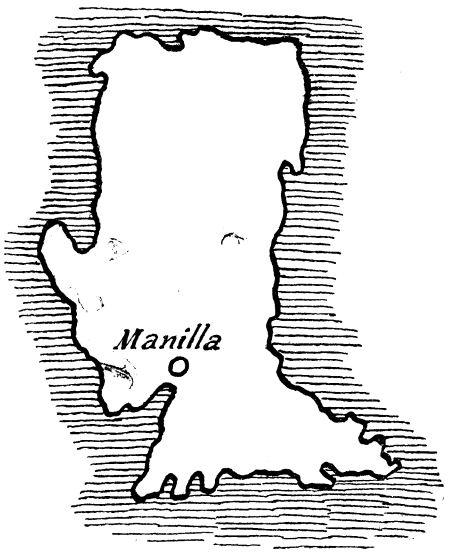


Abbildung 10. Kästchen, um das perspektivische Bild der Straße zu studieren.

Die wandernden Münzen.

„Hier habe ich ein Nickel-Zehnpfennigstück," begann ein junger Tausendkünstler, „bitte, haben Sie die Güte, dasselbe zu zeichnen. Desgleichen möchte ich bitten, dies kupferne Zweipfennigstück ebenfalls mit einem Zeichen zu versehen. Jetzt übergebe ich Ihnen innerhalb dieses Tuches das kupferne Geldstück — bitte, überzeugen Sie sich vorher, daß es wirklich das gezeichnete ist — das Nickelstück überreiche ich, ebenfalls von einem Tuche eingeschlossen, jener Dame. Jetzt halten Sie das Tuch unterhalb des Geldstückes fest zusammen, und ich will vermittelst meines Zauberstöckchens bewirken, daß die beiden Münzen ihre Plätze wechseln. — Presto marche! Bitte nachzusehen!" Man öffnet die Tücher und findet in der That den Wechsel bestätigt.

Wie das möglich war, erfährst du in nachfolgendem: Der Künstler besaß zwei



Eine Länderskizze aus Karlchens Mappe.

Nickelmünzen, von denen er jedoch die eine zwischen den Fingern innerhalb der Hand verborgen hielt. Nun ersuchte er jemand, das Nickelstück mit einem Zeichen zu versehen. In gleicher Weise bat er dann auch, das Kupferstück zu zeichnen. Diese Gelegenheit benutzte er, das gezeichnete Nickelstück mit dem in der Hand verborgenen zu verwechseln, was um so leichter war, als zur Zeit die Aufmerksamkeit dem Kupferstück zugewandt war. Alsdann erbat er sich zwei Taschentücher, nahm das gezeichnete Kupferstück und bedeckte dasselbe mit dem einen Tuche. Es war ihm nun ein Leichtes, unterhalb des Tuches das Kupferstück mit dem in der Hand verborgenen Nickelstück zu verwechseln. Die Verschiedenheit in der Größe der beiden Münzen ist so gering, daß namentlich in einem Tuche der Unterschied nicht wahrgenommen wird. Das verborgen in der Hand zurückbehaltene Kupferstück verwechselt er dann in gleicher Weise mit dem noch vorhandenen Nickelstück und überreicht dasselbe wie angegeben, von dem Tuche eingeschlossen, dem andern Zuschauer. Bei späterem Nachsehen ist die Ueberraschung um so größer, als jeder sein Tuch selbst öffnen und sich überzeugen darf, daß die gezeichneten Geldmünzen darin vorhanden sind.

Da nicht jeder imstande ist, in der hohlen Hand ein Geldstück leicht zu verbergen, so geben wir in der nebenstehenden Zeichnung einen Weg an, wie dies ohne große Uebung ermöglicht werden kann.

Die Postkarte.

Zu den bequemsten Einrichtungen der Post gehört unstreitig die Postkarte, die sich deshalb auch, wie die Zahlen beweisen, einer immer steigenden Beliebtheit erfreut. Der Verbrauch im Deutschen Reiche ist von 141 Millionen Stück im Jahre 1880 auf 244 Millionen im Jahre 1885 gestiegen. Damals machte die Zahl 25 Prozent der Briefsendungen aus, im Jahre 1885 aber schon 30 Prozent.

Die Anregung zu diesem fixen geistigen Verkehrsmittel, das auch die Kameraden wohl zu würdigen verstehen, ging von Preußen aus, das auf der Postkonferenz zu Karlsruhe im Jahre 1865 den Vorschlag dazu in einer Denkschrift machte, in welcher es u. a. hieß: „Die Form der Briefe hat, wie viele andre menschliche Einrichtungen im Laufe der Zeiten, mancher Wandelung unterlegen. Im Altertum wurden die Wachstafeln, welche die Schrift enthielten, mit Ringen verbunden; der Brief war sozusagen ein Buch. Dann folgte die Form der Rolle, welche noch im Mittelalter vorkam. Diese machte wiederum der bequemeren Form des Faltens oder des Couverts Platz. Jene Hauptformen bildeten sich in allmählicher Entwickelung und durch verschiedene Uebergangsstufen aus. Das Material war dabei von Einfluß: die Tafel, das Pergament, das Papier. Das Material war aber für die Form der Briefe nicht allein entscheidend, vielmehr wurde dieselbe auch durch achtbare Gebräuche, wie durch flüchtige Moden, durch geschäftliche Bedürfnisse, wie durch die Arten des Transports wesentlich mit bestimmt. Aus den verschiedenen Wandelungen ist die Form immer einfacher hervorgegangen."

Oesterreich war es, das mit der trefflichen Einrichtung der Postkarten den Anfang machte. Am 1. Oktober 1869 wurde sie unter dem Namen „Korrespondenzkarte" eingeführt und fand die beifälligste Aufnahme. Nun folgte der Norddeutsche Bund, wo die Postkarte im Juni 1870 eingeführt wurde, gerade noch zeitig genug, um sich im Feldzuge glänzend zu bewähren. Der Portosatz betrug zehn Pfennige, doch kamen besondere Feldpostkarten zu fünf Pfennige in Anwendung. In den nächsten Jahren hat sie dann in allen Kulturstaaten Eingang gefunden, und zwar in Luxemburg 1. September 1870, in der Schweiz und in Großbritannien 1. Oktober 1870, Belgien, Niederlande 1. Januar 1871, Dänemark 1. April 1871, Finnland Ende 1871, Schweden, Norwegen, Rußland 1. Januar 1872, Vereinigte Staaten von Nordamerika 8. Juni 1872, Frankreich, das während des 70er Krieges schon einen kleinen Anfang gemacht und sogar Ballonkarten ausgegeben hat, 1. Januar 1873, Spanien 1. Dezember 1873, Serbien und Rumänien 1873, Italien 1. Januar 1874, Griechenland 1876, Türkei 1877, Portugal 1878 u. s. w. — Anfangs bloß für den Verkehr im Inlande gültig, wurde sie bald auch auf den mit dem Auslande ausgedehnt. Die Postkarte mit Antwort (doppelte Postkarte) wurde im Deutschen Reiche mit dem 1. Januar 1872 eingeführt. Am 1. Juli desselben Jahres erfolgte auch die Herabsetzung der Portogebühr auf fünf Pfennige.

Die Benutzung der Postkarte würde noch größer sein, wenn es nicht so viele Leute gäbe, die sich einbilden, ihre Geheimnisse würden auf der Post studiert. Da hätte die Post viel zu thun! Andere sind mit dem Raum, den die Karte bietet, nicht zufrieden. Man kann aber, ohne gerade, wie manche der Kameraden, kreuz und quer zu schreiben, sehr viel auf diese handgroße Fläche bringen. Da seht euch doch einmal die Nachbildung der Postkarte mit Kleinschrift auf Seite 175 des zweiten Jahrganges an. Sie enthält nicht weniger als 6183 Worte. Ein noch größeres Schreibkunststück hat vor mehreren Jahren ein Korporal in Hermannstadt vollbracht, indem er in fünfeinhalbtägiger Arbeit, d. h. mit den nötigen Unterbrechungen, der lieben Augen halber, 8777 Worte auf eine Postkarte schrieb. Doch heben wir diese Beispiele keineswegs hervor, um euch zur Nachahmung solcher Kunst-

Karlchens Randglosse zu obiger Karte.

stückchen aufzumuntern; dafür müssen euch doch eure Zeit und eure Augen zu lieb sein. —

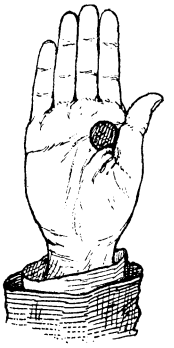
Die Hauptsache bei der Korrespondenz bleibt immer die Bequemlichkeit und insbesondere auch die Wohlfeilheit. Zu Anfang unseres Jahrhunderts kostete ein einfacher Brief (bis zum Gewichte von einem Lot ausschließlich) von Frankfurt nach Stuttgart, als derselbe auf Taxisschen Posten Beförderung erhielt, 8 Kreuzer, und nachdem Württemberg seine eigenen Posten ins Leben gerufen hatte, 16 Kreuzer. Ein Brief nach Hamburg kostete 20 Kreuzer und zwar 8 Kreuzer taxisches und 12 Kreuzer bergisches Porto. Für ein Paket von Frankfurt nach Berlin wurden neun verschiedene Portosätze erhoben: Zweimal taxisches, königlich westfälisches, zweimal sachsen-weimarisches, sachsen-gothaisches, kaiserlich französisches (zu Erfurt), königlich sächsisches und preußisches.

Zum Schluß wollen wir noch zwei Fragen aufwerfen, deren Beantwortung euch gewiß interessieren wird. Die erste heißt: Wo macht es die Post den Leuten am bequemsten? Antwort: In der Schweiz, denn dort kommt schon auf durchschnittlich 993 Bewohner eine Postanstalt. Nicht viel größer ist diese Zahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo jede Postanstalt durchschnittlich 1000 Bewohner versorgt; doch wird hier die Bequemlichkeit durch die meist sehr weiten Entfernungen sehr beeinträchtigt. Ebenso ist es in Norwegen mit 2078 und in Schweden mit 2565 Bewohnern auf eine Postanstalt. Dagegen ist das Verhältnis im britischen Reiche wegen der dichten Bevölkerung wieder sehr günstig, da hier eine Postanstalt durchschnittlich 2372 Bewohner versorgt. Aehnlich ist es im Deutschen Reich mit 2700, in den Niederlanden mit 3085, Luxemburg mit 3175, Dänemark mit 3537 Bewohnern auf eine Postanstalt. In Oesterreich müssen sich schon 4800 Bewohner mit einer Postanstalt behelfen, in Frankreich 4900, in Portugal 6285, in Spanien 6333, in Belgien 6991, in Italien 8545, in Griechenland 11747, in Rußland 21310, in Rumänien 25846.

Wo aber machen die Leute der Post am meisten zu schaffen? In Tasmanien, denn dort kommen jährlich auf den Kopf der Bevölkerung 117 Postsendungen. Dann folgen Neuseeland mit 90, die Schweiz mit 68, das australische Festland mit 60, Großbritannien mit 59, Belgien mit 49, Deutschland mit 44, Frankreich mit 37, Dänemark mit 35, Luxemburg mit 34, die Niederlande mit 30, Norwegen mit 20, Oesterreich-Ungarn und Schweden mit 19, Italien mit 13, Portugal und Spanien mit 9, Rußland mit 3 Postsendungen auf den Kopf der Bevölkerung.

Eine Weinbeere im Schaumwein.

Wenn du, lieber Kamerad, einmal an einer Geburtstags- oder sonstigen Freudenfeier teilzunehmen hast und es kreist beim Toast, der auf das Festkind ausgebracht wird, unter den Alten der Kelch, gefüllt mit Schaumwein — von dem du, weil du noch zu jung bist, natürlich nichts abbekommst! — so hast du auch da Gelegenheit, eine ganz interessante Erscheinung zu beobachten.



Griff und Kniff beim Zauberkunststück: Die wandernden Münzen.

Wenn man nämlich eine frische oder getrocknete Weinbeere (Malagatraube) in ein Glas Champagner oder sonstigen Schaumwein wirft, so sieht man, wie die Gasperlen sich an dieselbe hängen. Die Weinbeere steigt an die Oberfläche der Flüssigkeit, wo die Gasbläschen platzen, worauf die Beere wieder untersinkt, um das Emporsteigen bald wieder zu beginnen. Die Weinbeere wird von den Luftblasen emporgetragen, welche im Schoße des Getränkes die Rolle von winzigen Luftballons spielen.

Ergänzungsrebus.

i i i
i
i
i
i
i
i i i

Welche Buchstaben muß man sowohl vor wie hinter die i setzen, damit man eine häufige Fischerbeute erhält?

Rätsel.

Mit a kann's nur im Wasser leben,
Mit e will es uns Wasser geben.

Homogramm.

A A A
A A A
A A B
D E E E E E E F
F G G G G L L L
L L M M M M N N N
N O O
P P R
R U U

Werden diese Buchstaben richtig geordnet, so ergeben die sich entsprechenden wage- und senkrechten Reihen übereinstimmend drei Namen aus dem Pflanzenreiche. Diese sind:

1. ein Ziersstrauch;
2. eine Steinfrucht (Mehrheit);
3. ein Obstbaum.

Auflösung des Scherz-Logogriphs in Nr. 46.

„Keiner, Einer."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 46.

„Frucht, Flucht, Feucht."

Fragen und Antworten.

Alfred H in **Wien.** Böse sein? Wir? Was fällt Dir ein. Frage, solange Du fragen kannst. Wenn's uns zu viel wird, dann sind wir schon so frei und bremsen ein wenig. — Zum Polieren nimmt man sogenannte Tischlerpolitur, die aus in Weingeist gelöstem Schellack besteht. Mit dieser Flüssigkeit wird das vorher möglichst fein geschliffene Holz zwei- bis dreimal gleichmäßig betupft (eingelassen), dann erst kann das Polieren, und zwar mit derselben Lösung vorgenommen werden. Das ist nun eine Arbeit, die einiger Praxis, jedenfalls aber einer weitläufigen genauen Anleitung bedarf, und dazu haben wir an dieser Stelle nicht hinreichend Raum. Gedulde Dich ein wenig! Wenn erst die Abende wieder länger geworden sind, wird der „Gute Kamerad" wieder auf allerlei Beschäftigungen und auch auf das Polieren zu sprechen kommen. — Die von Dir erwähnten Bläschen am Boden der Hektographenmasse haben entweder ihren Grund in einer Oxydation des Schalenbodens, in welchem Falle derselbe mit Schmirgelpapier abgescheuert werden muß, oder im ungleichen Erwärmen der Masse und des Tassenbodens. Der erwähnte Uebelstand tritt mehrmals an heißen Sommertagen, und besonders bei fettigem oder auch oxydiertem Tassenboden auf. Oefters hilft auch schon, wenn man der Masse beim Gießen um ein weniges mehr Essigsäure zusetzt.

Karlchen. Das aussprechen und die Zunge abbrechen? —

Ph. K. in **Steinbach.** Inzwischen dürfte das Stückchen Steinsalz völlig zusammengeschmolzen sein. Daß wir zu spät kommen, das thut uns leid.

F. W. in **L.** Treffliche Wettruderboote liefern die Bootbauer Leux in Frankfurt a. M. und Rettich in Berlin. Verschafft Euch einige Nummern des Fachorgans „Der Wassersport", darin findet Ihr eine Menge der erwünschten Adressen. Ist Eure Sparkasse so wohlgespickt, daß Ihr Euch ein so teures Boot kaufen könnt? Und dann noch 'was? Wer richtig rudern lernen will, muß wie bei allem von unten anfangen, und dazu bedarf es nicht gleich eines Rennbootes, sondern eines derberen Bootes mit festen Sitzen. Könnt Ihr in solchem Boot erst mal tüchtig „schwingen" und „ziehen", dann wollen wir ein weiteres Wörtlein reden. Hipp, hipp, hurra!

Untertertianer in **Niederlößnitz.** Du dichtest uns folgendermaßen an:

Aber guter Kamerad,
Nimm auch heut den Dank noch an,
Wenn's auch schon ein wenig spat,
Bist ja ein so guter Mann — —

nun, wenn das wahr ist, da kann man wohl nicht anders.

Ewald v. Kleist. Die Marke, die Du uns vorlegst, ist falsch; sie wurde auf photographischem Wege hergestellt, ist etwa 1 mm kleiner als das Original, von verschwommener Zeichnung und abweichender Farbe.

Ein Untertertianer. Anilinfarben sind schwer, sehr schwer aus Kleiderstoffen zu entfernen. Wende Dich an eine chemische Reinigungsanstalt, deren es heutzutage fast in jeder Stadt gibt. Vielleicht weiß Dir Dein Apotheker ein Mittel zu geben. — Du willst Holzwürmer vertreiben? Nimm Kreosot oder Petroleum und träufle solches in die Bohrlöcher.

Kurt F. in **G.** Ob wir das Gedicht lustig finden? Zum Radschlagen!

F. v. J. in **N.** Willst Du nicht versuchen, eine solche photographische Camera selber zu bauen? Es ist durchaus keine Hexerei. Der „G. K." hat im ersten Jahrgang ausführlich geschildert, wie man das anzustellen hat. Nachstehend einige der gewünschten Adressen: Rudolf Stirn in Berlin, Sebastianstraße 34. — Albert Glock & Cie. in Karlsruhe. – Liesegang in Elberfeld. A. Moll in Wien, Tuchlauben. Verlange den Katalog, der Dir unentgeltlich zugestellt wird.

Emil M. in **Düsseldorf.** Lieber Freund, wer wird sich denn jetzt schon zur schönen Spätsommerzeit mit dem Bau einer Laterna magica befassen? Dies ist eine Unterhaltung für die langen Winterabende, die nur zu bald wieder da sein werden. Zu gelegener Zeit wird der „G. K." nicht nur über die Anfertigung derselben, sondern auch, wie man die beweglichen Bilder hierzu macht, zu sprechen kommen. Etwas Geduld, Geduld!

Franz W. Bravo! Jeder Zoll ein Kamerad!

Abonnent in **Bonn.** Das ist sehr einfach. Die Röhre ist im Verhältnisse zur Flasche zu kurz, also: entweder eine kleinere Flasche oder eine längere Röhre. Letztere soll im allgemeinen mindestens dreimal so hoch sein als das Niveau des Wassers.

Oberfeknndaner W. G. in **N.** Wenn nicht plötzlicher Temperaturwechsel eintritt, binnen 8 bis 10 Stunden, ausnahmsweise aber, d. h. ersteren Falles binnen 2 bis 3 Stunden, da er sehr empfindlich und großen Schwankungen unterworfen ist. Besten Gruß.

Robert S. in **Bonn.** Du bist mit Deinem selbstverfertigten Wasserbarometer unzufrieden. Unsere Anleitung war und ist ganz richtig; entweder hast Du sie unrichtig aufgefaßt, oder Du stellst an dieses einfache Instrument ungebührlich hohe Ansprüche. Unsere Beschreibung besagt ganz klar, daß der höchste Stand der Wassersäule anhaltenden Regen, der tiefste aber anhaltend schönes Wetter anzeigt, also entgegengesetzt dem gewöhnlichen Barometer. Bei genaueren und längeren Beobachtungen wirst Du aber gewiß auch imstande sein, eine vollkommen sichere und jedem Witterungswechsel entsprechende Skala aufzustellen. — Wünsche ad notam genommen. Grüße seien freundlich erwidert.

Gust. D. in **Stade.** Ueber die Herstellung elektrischer Zimmerbeleuchtungsanlagen hat sich der „G. K." wiederholt ausgesprochen, zuletzt unter „R. Lohmann, Hagen" in Nr. 29 dieses Jahrganges. Wie Du aus jener Notiz ersehen kannst, muß man eine sehr wohlbestellte Sparbüchse zur Verfügung haben, wenn man sich eine derartige Anlage beschaffen will, und zu alledem ist sie recht unpraktisch!

Schl. in **Ludwigsburg.** Ein ausländisches Briefmarkengeschäft sollen wir Dir nennen? Das wäre: Scotts Stamp & Co. in New York, 12 East, 23 d Street. — Der eingesendete Couvertausschnitt ist ein Frankostempel ohne Wert. Passarocang ist eine Stadt von 25 000 Einw. auf Java (Niederl. Indien.)

Pipin der Kleine. Welche Wirkung sich der „G. K." von der Ausführung dieses Gedankens verspricht? — Auf allen Bänken ungeheure Heiterkeit!

Hans Deckert. ad 1. Das Glas von 14 cm Höhe und $2^3/_4$ cm Durchmesser genügt vollauf. ad 2. Es sind nicht Raumteile, sondern Gewichtsteile gemeint. ad 3. Du kannst sehr wohl 90grädigen Spiritus verwenden, doch genügt der gewöhnliche. ad 4. Siegelwachs und Siegellack, darunter verstehen wir ein und dasselbe.

Robert L. in **K.** Deine weißen Mäuse sind Dir durchgegangen. Wenn der Weg nach K. nur nicht gar so lang wäre, der „G K." würde Dir beim Einfangen gern helfen. — Wie man Leimruten macht? Doch nicht für die weißen Mäuse?

L. v. N. Non possumus!

Lange Latte. So groß und so dünn, allerdings, da könnte so'n bißchen Speck nicht schaden. — Nach Appetit essen, sich in Geduld üben, wird schon kommen!

Alfred Opp . . . . . Du bist unter die Sprachreinigungsapostel gegangen und hältst als solcher dem „G. K." eine kleine Vorlesung. Wir bekennen uns nunmehr ganz zu Deinen Ansichten und wollen gleich einmal mit Deinem Briefe beginnen. Wir finden in demselben, so kurz er ist, sechs Fremdwörter, die recht gut vermieden werden konnten*). Doch darum keine Feindschaft nicht — Deine Grüße seien kameradschaftlichst erwidert.

Walter H. in **Leipzig. Ivo Kranz. N. W.** in **Czernowitz.** Besten Dank für Eure Beiträge. Werden uns ins Fäustchen lachen, wenn sich die Kameraden an diesen harten Nüssen kopfschüttelnd herumplagen.

Weese. Grün gewinnt. Die braune Dame muß die beiden grünen Steine schlagen, nun dann von dem dritten grünen Stein den Garaus zu erhalten. Schlägt sie nicht, wird sie „geblasen", d. h. einfach weggenommen. Daß der „dritte" grüne Stein schlagen muß, das gilt jedoch nur für die Vorwärtsbewegung. Nach rückwärts schlägt der Stein niemals, das kann und muß nur die Dame.

Kamerad in **Risano.** Eine gedruckte Anleitung zum Puffspiel erhältst Du in jeder Spielwarenhandlung. Siehe auch „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats".

T. H. in **Steglitz.** Da mußt Du schon einen Schützenbruder oder Jäger zu Rate ziehen, auf Schießwaffen versteht sich der „G. K." in Friedenszeiten schlecht.

Th. K. in **Winterthur.** Eine gut erhaltene Sachsen, 3 Pf., rot, wird mit ca. 15 Mark bezahlt.

A. K. in **Berlin.** Wir haben schon oft unser Bedauern geäußert, daß vereinzelte Kameraden ihre Verpflichtungen, die ihnen durch Tauschangelegenheiten erwachsen, sehr leicht zu nehmen scheinen. Wir sind ganz Deiner Ansicht, das ist nicht nur nicht kameradschaftlich, solches Verhalten ist höchst verwerflich.

A. L. in **Altona.** Du hast entschieden Talent. Bilde Dich an guten Büchern weiter. Vergiß darüber aber Dein Broistudium nicht; mit Versemachen kann man heutzutage seinen Lebensunterhalt nicht verdienen.

Aug. E. in **Neuwied.** Wenn die Zeichnungen gut sind und original, schon möglich, daß wir Verwendung dafür haben. Kosten thut's Dich nichts, nur uns.

A. R. in **Berlin.** Diese Auskünfte findest Du in der von der Admiralität herausgegebenen Broschüre „Bestimmungen über die Ergänzung des Maschinenpersonals der Kaiserlichen Marine", erschienen im Verlage von Ernst Mittler & Sohn in Berlin. Es steht zu erwarten, daß in Bälde hierüber ganz neue, von den jetzigen durchaus abweichende Bestimmungen erlassen werden dürften. Zunächst also heißt es: tüchtig lernen, daß Du das Abgangszeugnis einer Realschule oder eines Realgymnasiums zu erringen imstande sein wirst.

Delitzsch. Ihr möchtet alle einmal berühmte Männer werden, vorläufig aber Eure Vornamen gedeutet wissen. Gut! Gustav, schwedisch = Kriegsstab, der Held. Hugo, altdeutsch = der Hohe, der Erhabene. Franz, altdeutsch = der Freie. Max, Abkürzung von Maximilian, lateinisch = der Größeste, Allergrößeste. — Nun haltet aber auch Wort, wollen sehen, wie weit Ihr's in einem Viertelhundert Jahren gebracht habt. Laßt es den „G. K." dann wissen! Prost!

Joh. v. F. Ein tüchtiger Kaufmann kann zu großer Wohlhabenheit, Ehre und Ansehen gelangen. Sei also nicht mutlos, sondern bestrebe Dich, Deine Lehrzeit aufs beste auszunützen, Dich für Deinen Beruf zu bilden. — Die erwünschten Bücher kann Dir jede Ladenbuchhandlung in Vorschlag bringen bezw. zur Auswahl vorlegen.

Die Weinbeere im Schaumwein.

*) Anm. des Setzerlehrlings: Will der junge Gelehrte jetzt nicht auch sich selbst ein wenig herunterkanzeln?

Tauschmarkt.

Briefmarken tauschen, namentlich mit Ausländern: Johann Billiker in Wien III, Reisnerstraße 11a. — A. Wöldike in Greifenberg i. P. — Karl Glitz in Leipzig, Nordstraße 53. — Karl Scherber in Bad Brückenau, Veitshöchheimerstraße 2 (erbittet Zusendung von Postkarten). — Hermann Letter in Bockenheim bei Frankfurt a. M., Marktplatz 9. — Paul Zimmer in München-Gladbach, Albertusstraße 24 (erbittet Postkarten). — W. Hesebeck in Hamburg, Eimsbüttlerchaussee 80 I (namentlich Kanada erbeten, gibt Stempel dafür). — Richard Schwarz zu Annaberg in Sachsen, Große Kartengasse (Postkarten erbeten). — Walter Eckstein in Göttingen, Hasengraben 3 E.

Liebe Kameraden im Auslande. Ich habe viele alte und neue europäische, hauptsächlich deutsche Marken, welche ich gegen überseeische, am liebsten asiatische, eintauschen möchte. Wilhelm von Kleist in Göttingen, Geismarchaussee Nr. 17, Prov. Hannover, Deutschland.

Siegfried Kann in **Wien, Mariatheresienstraße 10, 4. St., Th. 18,** wünscht eine guterhaltene Laubsägemaschine einzutauschen. Er gibt dafür einen Elektrophor, ein Chromelement mit drei Liter Chromsäure. Eventuell auch Mineralien.

„Meinen lieben Kameraden, welche mit mir in Markentauschverbindung stehen, teile ich hierdurch mit, daß ich nicht mehr in „Budapest, Erseskertutcza 27' wohne, sondern in Leipzig (in Sachsen), Johannisgasse 21 bei meinen Großeltern. Empfehle mich auch fernerhin für Briefmarkentausch. Euer Kamerad Hans Wünsch.

Th. Kapp zu **Steinbach** bei **Lahr** in **Baden** tauscht Briefmarken, namentlich alte.

Heinrich Lazar, in **Pitesci, Rumänien,** kann im Tausch einige seltene Rumänien, 5 Bani, blau, 1878, abgeben.

Rudolf Himmel zu **Preßbaum, N.-Oe. a. d. Westbahn, Villa Dr. Blumenfeld,** tauscht Briefmarken.

Ich habe eine schöne Siegelsammlung, ca. 150 verschiedene Wappen, sowie ziemlich 200 amtliche Siegelmarken, ferner ein schönes Fernrohr, gegen bessere Briefmarken zu vertauschen. Angebote unter L. H. postlagernd Zittau.

U. Herzog in **Breslau, Berlinerstraße 71 III.,** bittet die Kameraden um Briefmarken ihres Landes und dient in gleicher Weise. Die 50. Sendung erhält ein schönes Buch, betitelt: „Der rote Freibeuter".

Heinrich von Oettingen in **Kalkuhnen (Kurland), Rußland, über Dünaburg,** möchte mit Kameraden des Auslandes Briefmarken tauschen. Sein Dublettenbestand ist allerdings nicht groß.

Ich habe eine Laterna magica, eine zusammensetzbare $1^1/_2$ m lange Brücke, ein Belagerungsspiel, mehrere Bücher, 23 Buntstifte zu vertauschen. Anerbietungen erbeten unter R. A. postlagernd in Zittau.

Aug. v. Reuß in **Wien, Walfischgasse 4,** bittet alle Kameraden des Auslandes, ihm eine Postkarte ihres Landes mit Tipp-Topp-Stempel zu schicken. Zweck: eine Briefmarkensammlung zu vergrößern.

Wer von meinen lieben Kameraden sendet mir von seinen türkischen Dubletten? Revanchiere mich mit Amerika. Möchte ferner mit einem Kameraden in Konstantinopel in Korrespondenz treten. Franz Larisch zu Rottach b. Tegernsee (Bayern.)

Carl Coutelle in **Elberfeld, Bendahlerstr. 48,** wünscht Briefmarken zu tauschen. — Hat viele Türkei und andere; sendet stets gleichwertige zurück. Im voraus herzlich dankend.

Eine Laterna magica tauscht gegen einen kleinen Druckapparat oder gegen ausgestopfte Vögel Alfred Burchardt in Torgau a. d. Elbe (Paradeplatz).

Ernst Breslau in **Berlin W. 62, Baireutherstr. 1,** hat eine gut erhaltene Laterna magica gegen eine Druckerpresse mit etwa 250 Lettern zu vertauschen.

Ich würde gern mit einigen Kameraden in englischen Briefverkehr treten, am liebsten mit solchen in England, Amerika und Australien. Meine Adresse lautet bis 15. September: An Egon Mittenhuber in Hermanmestec bei Pardubitz, Böhmen, dann aber Wien, IV. Bez., kl. Neugasse 10.

Hans Deckert, per Adresse Mich. Sattler in **Würzburg, Semmelstraße 50,** gibt ein nach Anleitung des „G. K." verfertigtes Theater gegen ein gutes Fernrohr oder Mikroskop.

Wer von meinen lieben Kameraden wäre so freundlich und würde mir für meine Sammlung schöne Exemplare von Siegeln beschaffen. Porto ersetze. Mit kameradschaftlichem Gruß Euer Otto Nachtripp in Frankfurt a. M., Elkenbachstr. 5.

Liebe Kameraden! Ich sammle ganz gewöhnliche Briefmarken aller Länder. Bitte um Zusendung. Mit kameradschaftlichem Gruß. Hubert Teesing jr. in Amsterdam, Binnenkand 38.

Ich möchte meine Schmetterlings- und Stempelsammlung gegen eine gut erhaltene und recht kräftige Dampfmaschine vertauschen. A. Bode, p. Adr. Postpackmeister A. Nabe in Hannover, Postamt I.

Otto Weise in **Zittau i. S., Theaterstraße 31,** sammelt und tauscht Briefmarken, Münzen, Pflanzen und Insekten. Sucht am liebsten im Auslande Tauschverkehr anzuknüpfen.

Ich wünsche eine Sammlung von 130 verschiedenen und eine solche von 45 verschiedenen, geprägten Siegelobiaten, nebst 167 doppelten gegen näher bezeichnete Münzen zu vertauschen. Angebote erbitte unter Adresse: Otto Gravenhorst in Stade, Prov. Hannover.

Liebe Kameraden! Ich habe viele doppelte Marken und möchte mit Euch in Tauschverbindung treten, besonders mit Kameraden in Skandinavien, Spanien, Asien, Afrika, Amerika, Australien. Mit Gruß G. W. Wübbens, per Adresse: Herrn G. Wübbens in Leer (Ostfriesland).

Alle Anfragen und Tauschersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen, ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Nachtstimmen in den südamerikanischen Urwäldern.

Mehrere Nachtvögel dieser Wälder bringen furchtbare Laute hervor, in welche sich gleichsam das ganze Grauen der tropischen Waldnacht einschließt. Richard Schomburgk gibt uns eine ergreifende Schilderung solcher Nachtstimmen, wie er sie einsmals am Ufer des Essequibo hörte.

„Die lebhaften Stimmen, der helle Gesang der farbigen Ruderer, ihr ausgelassenes Gelächter verstummte, die regen Gestalten verschwanden, die Feuer erloschen und tiefe Stille trat im Lager an die Stelle des früheren Lebens. Da wurden in meiner Nähe andre Stimmen laut, auf den heitern Jubel folgte die tiefe Klage des Schmerzes der verschiedenen Arten des Ziegenmelkers, die auf den dürren, über die Wasserfläche emporragenden Zweigen der in den Fluß gesunkenen Bäume saßen und ihre stöhnenden Klagetöne durch die mondhelle Nacht erschallen ließen. Diese dumpfen Töne sind in der That so düster und unheimlich, daß ich die Scheu und Furcht vor diesen Tieren sehr natürlich finde. Kein Indianer, kein Neger, kein Kreole der Küste wagt es, sein Geschoß auf diesen Vogel zu richten, in welchem die erstern die Diener des bösen Geistes Jabahu und seiner Zauberer, die andern die Boten des bösen Geistes Jumbo und die dritten den sichern Verkündiger eines Todesfalles innerhalb ihres Hauses erblicken, wie schon Waterton in seinen ‚Wanderungen' so anmutig erzählt hat. Bald scholl mir von jenen Bäumen oder dem nahen Ufer das klagende Ha, ha, ha, ha, ha, ha, welches mit hellem, vollem Tone beginnt und nach und nach bis zum ersterbenden Seufzer hinabsinkt, entgegen, bald das mit ängstlicher Hast ausgestoßene ‚Who — are — you, who — who, who — are — you?' (Wer bist du, wer, wer, wer bist du?), bald wieder das dumpfbefehlende ‚Work — away, work — work — work — away!' (Arbeite — hinweg, arbeite — arbeite — arbeite — hinweg!), während mich im nächsten Augenblicke eine vom tiefsten Lebensüberdruß erfüllte Stimme anflehte: ‚Willy — come — go, Willy — Willy — Willy — come — go!' (Wilhelm — komm — laß uns gehen — Wilhelm — Wilhelm — Wilhelm — komm — laß uns gehen!) und eine fünfte klagte: ‚Whip — poor — Will — whip — whip — whip — poor — Will!' (Schlag den armen Wilhelm, schlag — schlag — schlag — schlag den armen Wilhelm!), bis plötzlich das kreischende Geschrei eines Affen, der im Schlaf gestört, oder von einer Tigerkatze überfallen worden war, aus dem Walde herübertönte."

日廿

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von **K. May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

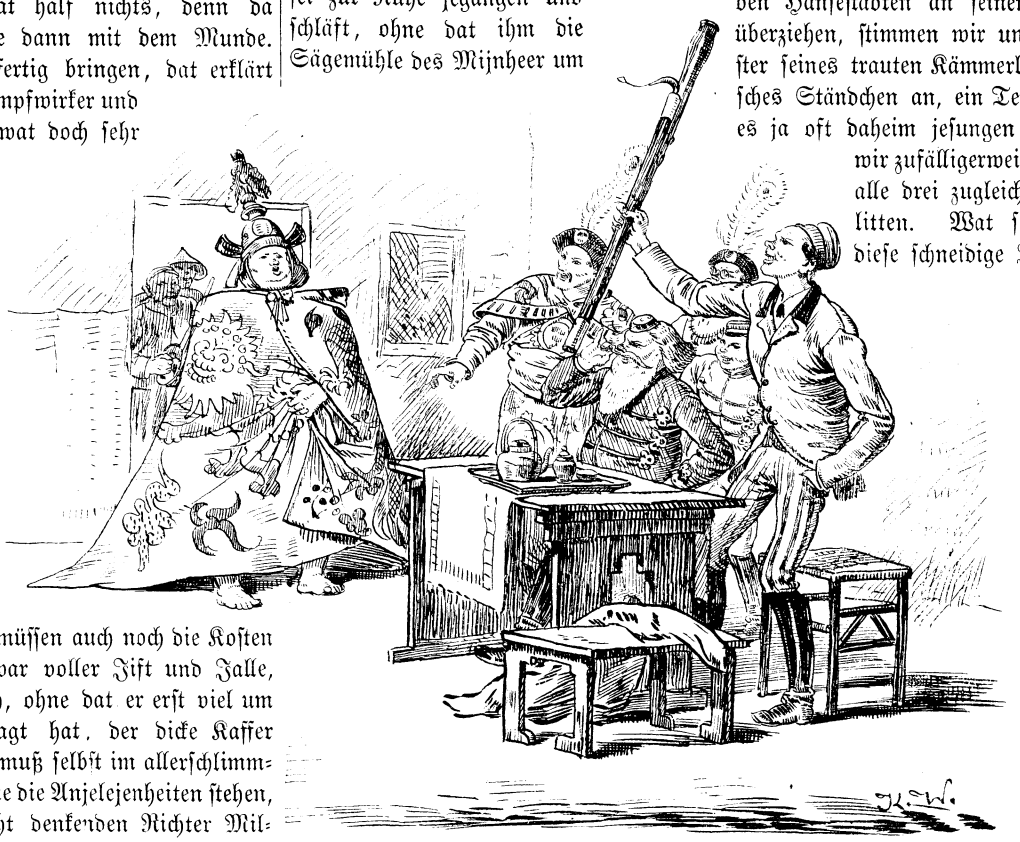
„Ja, weil Sie schlafen wie ein Faß, welches sich auch dann noch nicht regt, wenn es jeschüttelt wird. Ik habe alles versucht, Ihnen sojar die Nase zujehalten; aberst auch dat half nichts, denn da schnarchten Sie dann mit dem Munde. Wie Sie dat fertig bringen, dat erklärt mich kein Strumpfwirker und kein Schlosser, wat doch sehr jeräuschvolle Handwerke sind. Mir bekommen Sie nie wieder als sanften Ruhejenossen! Wenn ich Ihnen wejen nächtliche Ruhestörung anzeige, bekommen Sie drei Jahre Bruchsaler Einzelhaft und müssen auch noch die Kosten tragen. Ich war voller Ijft und Jalle, und da ist mich, ohne dat er erst viel um Erlaubnis jefragt hat, der dicke Kaffer entfahren. Er muß selbst im allerschlimmsten Falle, so wie die Anjelejenheiten stehen, bei jedem jerecht denkenden Richter Milderungsjründe finden. Jehen wir also darüber schleunigst zur Tagesordnung über! Wir hatten von Onkel Daniel jesprochen und von dem Plane, ihm uns als englische Studenten anzubieten. Bei welche Jelejenheit aber soll er dann die Wahrheit erfahren?"

„Bei der ersten passenden. Vorher läßt sich das nicht sagen," meinte Degenfeld.

„O doch! Der Mensch muß sich seine juten Jelejenheiten immer selbst machen können."

„Nun, so versuche es, und mache eine!"

„Schön! Ich setze also den Fall, er sei zur Ruhe jegangen und schläft, ohne dat ihm die Sägemühle des Mijnheer um



– „Hier ben ik weder, Mijnheeren," sagte er gravitätisch. „Mijne gezondheid is weder zeer goed!" –

seinen jerechten Schlummer übervorteilt. Er wird träumen, und von wat? Als juter Deutscher natürlich von seine jeeinigte Heimat. Und während da Preußen und Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden, Lippe-Detmold und Vaduz samt den Hansestädten an seinem Jeiste vorüberziehen, stimmen wir unter dem Fenster seines trauten Kämmerleins ein deutsches Ständchen an, ein Terzett, wie wir es ja oft daheim jesungen haben, wenn wir zufälligerweise einmal nicht alle drei zugleich an Heiserkeit litten. Wat sagen Sie zu diese schneidige Idee?"

„Sie ist nicht schlecht."

„Nicht wahr?"

„Nein, sie ist vielmehr sehr gut," stimmte Richard bei. „Wir wählen eins von unsren prächtigen Liedern aus, welche Mutter stets so gern hörte."

„Aber welches?" fragte der Methu-

> Auch vom Schicksal bettle nicht!
> Dankbar nimm, kommt dir ein Segen;
> Was dir sonst gefällt, gebricht —
> Sei kein Lump! Du hast die Pflicht,
> Ehrlich drum die Hand zu regen.
>
> Victor Blüthgen.

salem, welcher sich schon im voraus darauf freute, seinen gewaltigen Bierbaß wieder einmal hören lassen zu können.

„Natürlich eins, welches zu die Situation paßt," antwortete der Gottfried. „Da die musikalische Widmung an eine nachtschlafende Person jerichtet ist, so schlage ich vor, dat Ruhe bringende Lied:

„Schlaf, Kindchen, schlaf!
Dein Vater kauft ein Schaf"

zu singen. Und wenn er darüber aufjewacht ist, so bringen wir als zweiten Jang, wat ihm sofort wieder einlummern muß, vielleicht dat liebliche:

„Ein Schäfermädchen weidete
Zwei Lämmer an der Hand,
Auf einer Flur, wo fetter Klee
Und Jänseblümchen stand".

Und wenn er dann wieder bei Morpheusens ruht, so — — —"

„Schweig!" lachte der Methusalem. „Es muß etwas Kräftiges sein, denn zu etwas anderm paßt meine Kehle nicht. Ein kerniges, echt deutsches Lied, so wie Arndt sie gedichtet hat."

„Da gibt's ja gleich eins, welches paßt," meinte Richard. „Es ist von Arndt und muß jeden Deutschen, welcher es in der Fremde hört, erfreuen, zumal, wenn man ihn damit, daß man ein Deutscher ist, überraschen will. Ich meine nämlich: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?'"

„Ja, das ist's, das wird gesungen. Das ist etwas für meinen Baß. ‚Was ist des Deutschen Vaterland?'"

Diese letzten Worte sprach er nicht, sondern er sang sie nach der allbekannten Melodie, und zwar mit so dröhnender Stimme, daß die Pferde stutzten und die Reiter sich erschrocken nach ihm umwandten. Er lachte erfreut über diese Wirkung seines Stimmorgans und fuhr fort:

„Wir können alle Verse auswendig, und umwerfen werden wir auch nicht, da wir drei das Lied unzählige Male dreistimmig gesungen haben, du die Melodie, Richard, der Gottfried das Zwischengesäusel und ich die Grund- und Orgeltöne."

„En ik?" fragte der Mijnheer. „Ik wil ook met zingen!"

„Sie?" fragte der Gottfried. „Können Sie denn singen?"

„O, zeer goed, zeer fraai. Ik kan zingen en flueten als eene meerle of nachtegal — o, sehr gut, sehr schön. Ich kann singen und pfeifen wie eine Amsel oder Nachtigall."

„Aber nicht deutsch!"

„Ook duitsch."

„Wo haben Sie das jelernt?"

„In Keulen. Ik was daar metlid van de Lyra — in Köln. Ich war da Mitglied der Lyra."

„Also eines Jesangvereins?"

„Ja. Wij hebben daar saturtag 's avonds gezongen — ja. Wir haben da Samstag abends gesungen."

„So! Aberst dat Lied, welches wir meinen, dat kennen Sie wohl nicht?"

„Wat is des duitschers vaderland? O, dat kan ik ongemeen fraai zingen — o, das kann ich ungemein schön singen."

„Und wat haben Sie für eine Stimme?"

„Eene zeer gunstige een bijzondere — eine sehr günstige und vorzügliche."

„Ich meine, ob Sie Baß, Tenor oder Bariton singen?"

„Ik zing zeer hoog; ik heb ten minste Diskant en ook nook hooger — ich singe sehr hoch; ich habe mindestens Diskant und auch noch höher."

„Wat! Diskant und noch höher? Dann singen Sie wohl Pikkoloflöte?"

„Ja wel; ik zing ook de fluite; ik zing veel beter als de leeuwerik en de kwaktel — ja wohl; ich singe auch die Flöte; ich singe viel besser als die Lerche und die Wachtel."

„So sind Sie ein wahres Unikum, und ich bin neugierig, Sie zu hören."

„Zal ik straks thans eenmal zingen? Ik ontgin zoofoort — soll ich gleich jetzt singen? Ich fange sofort an!"

„Ja, singen Sie etwas Schönes!"

„Zoo word ik zingen eene duitsche zangwijze, namelijk: morgenrood, morgenrood. Niet? — so werde ich singen eine deutsche Melodie, nämlich: Morgenrot, Morgenrot. Nicht?"

„Ja. Fangen Sie an; dann leuchtet's mich janz jewiß zum frühen Tod."

Der Dicke hustete einige Male sehr nachdrücklich, um seine Kehle zu reinigen; dann fuhr er sich mit dem Finger hinter die Halsbinde, um sich zu überzeugen, daß dort nichts vorhanden sei, woran die Töne hängen bleiben könnten. Dann machte er die Augen zu und rief: „Voorgezien, voorgezien — vorgesehen, vorgesehen!" als ob für die Zuhörer eine Gefahr nahe sei, und öffnete den Mund, um sein musikalisches Exempel zu statuieren. Da aber bat ihn der Methusalem:

„Jetzt nicht, jetzt nicht, Mijnheer! Wir wollen lieber warten bis zum Abend."

Er befürchtete, daß der Dicke sich lächerlich machen werde. Dieser machte den Mund wieder zu und die Augen auf und meinte in gleichmütigem Tone:

Ik heb niets daartegen. Ik kan ook 's avonds zingen. Het klinkt insgelijks goed — ich habe nichts dagegen. Ich kann auch des Abends singen. Es klingt ebenfalls gut."

Von diesem Erfolge befriedigt, lenkte der Methusalem sein Pferd wieder an die Seite des Bettlerkönigs, wo es zwar weniger zu lachen, aber mehr zu lernen gab.

Der Trupp hatte die Bergkette längst hinter sich und befand sich auf einem weiten unabsehbaren Gefilde, aus dessen Grün die Häuser zahlreicher Dörfer hervorblickten. Wald gab es gar nicht, aber in der Nähe der Ortschaften Fruchtbäume genug. Die Felder wurden durch nutzbare Bambushecken voneinander getrennt.

Die gut gepflegte Straße führte an der Seite des erwähnten Nebenflüßchens hin, bis sie dasselbe in östlicher Richtung verließ, um sich nach dem Gebiete des Dschangflusses zu wenden, an dessen nördlichem Quellarme Ho-tsing-ting lag.

Kurz vor Mittag wurde Rast gemacht, doch nur um die Pferde zu tränken. Dann ging es wieder weiter. Man merkte mehr und mehr, welchem Orte man sich näherte. Karren mit Kohlen oder Petroleumgefäßen begegneten den Reisenden. Einzelne Arbeiter mit geschwärzten Gesichtern kamen vorüber, und in der Luft machte sich jener nicht sehr angenehme Duft bemerkbar, welcher in der Nähe von Petroleumwerken unausbleiblich ist.

„Dat riekt goed," sagte der Mijnheer; „dat heb ik gaarn; dat is zeer gezond voor de borst en de long — das riecht gut; das habe ich gern; das ist gesund für die Brust und die Lunge."

Er hatte sich einmal in diese Gegend verliebt, und nun gefiel ihm alles, was dieselbe bot.

„Ja," nickte der Gottfried zustimmend. „Der Petroleumgeruch soll ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Verzehrung sein. Wäre ich kränklich und von schwacher Leibesgestalt, so würde ich hier in China bleiben."

„Ja, gewisselijk! Ik ben zwek, en ik blijf daarom hier."

„Daran thun Sie sehr recht, denn bei dieser gesunden Luft braucht man weder Thee noch Wörterbuch. Sie werden sich hier sehr schnell erholen."

Man ritt jetzt durch ein Dorf, den letzten Ort vor Ho-tsing-ting. Am Einkehrhause stieg soeben ein Reiter auf sein Pferd. Er war ein junger Mann von vielleicht dreißig Jahren und vollständig chinesisch gekleidet; doch trug er keinen Zopf.

„Holla, Monsieur van Berken, treffen wir Sie hier? Reiten Sie heim?“ rief ihm Liang-ssi in deutscher Sprache zu.

Der Mann hatte sich nicht umgeblickt und also die Reiter nicht gesehen. Jetzt wendete er ihnen das Gesicht zu. Als sein Auge auf Liang-ssi und den Bettlerkönig fiel, leuchteten seine intelligenten Züge freudig auf; er lenkte sein Pferd zu ihnen hin, reichte dem ersteren die Hand, verbeugte sich vor dem letzteren und sagte, doch in chinesischer Sprache:

„Das ist eine Ueberraschung! Endlich, endlich kehren Sie zurück, lieber Liang-ssi! Wir glaubten, es sei Ihnen ein Unglück begegnet, da Sie so viel länger fortblieben, als vereinbart war.“

„Da haben Sie sich auch nicht getäuscht.“

„Wirklich? Was ist geschehen?“

„Ich geriet unter die Piraten.“

„Alle Wetter! Das müssen Sie erzählen. Wie haben Sie sich wieder losgemacht?“

„Mir wäre das unmöglich gewesen. Ich habe meine Befreiung diesen fremden Herren zu verdanken, welche Herrn Stein kennen lernen wollen, vier Engliſhmen und ein Holländer, Mijnheer von Aardappelenbosch, welcher außerordentlich erfreut war, als er von mir erfuhr, daß er in Ihnen hier einen Herrn aus Belgien sehen werde.“

„Wie? Sie sind ein Niederländer, Mijnheer?“ fragte der Ingenieur erstaunt, indem er sich der deutschen Sprache bediente, da er wußte, daß Liang-ssi derselben mächtig war.

„Ja, ik ben een Nederlander,“ antwortete der Dicke. „En gij, wat zijt gij?“

„Ich bin ein Belgier, aus Louvain gebürtig.“

„Louvain, dat is Löwen! Zijt gij de machinist, de mechaniker von Mijnheer Stein?“

„Ja, ich bin der Maschinist, der Mechaniker dieses Herrn.“

„Dat is goed! Dat is zeer fraai! Spreekt gij ook hollandsch — das ist gut! Das ist sehr schön! Sprechen Sie auch holländisch?“

„Ja.“

„Zo moeten wij hollandsch spreeken!“

„Sehr gern! Aber die andern Herren würden uns nicht verstehen. Warten wir also, bis wir allein sind! Ich freue mich sehr, mich wieder einmal dieser Sprache bedienen zu können.“

„Ik ook. Wij zullen zeer goed spreeken. Hoe is dat eten in Ho-tsing-ting — ich auch. Wir werden sehr gut sprechen. Wie ist das Essen in Ho-tsing-ting?“

„Das Essen?“ antwortete der Belgier, einigermaßen erstaunt über die so unvermittelte Erkundigung. „Ich kann es nur loben. Wir speisen nach chinesischer und auch nach unsrer heimatlichen Küche.“

„Dat is zeer goed van dezen oom Daniel — das ist sehr gut von diesem Onkel Daniel!“

„Sie nennen ihn Ohm, also Onkel? Sie wissen auch seinen Vornamen? Wie kommen Sie dazu, ihn Onkel zu heißen?“

„Dewijl — aangezien — — naardien — — — weil — in Hinsicht, daß — — indem — — —“ stotterte der Dicke verlegen, da er im Begriffe gestanden hatte, das zu verraten, was einstweilen noch Geheimnis bleiben sollte.

„Ich will es Ihnen sagen,“ kam ihm der Methusalem in deutscher Sprache zu Hilfe. „Wir wollten eigentlich noch nicht darüber sprechen; aber Sie werden uns nicht verraten, und vielleicht bedürfen wir auch Ihrer Hilfe. Wir sind nämlich keine Engländer, sondern Deutsche.“

„Deutsche, ah! Doch nicht etwa gar — — —?“

Er musterte die studentisch Angezogenen mit unsicherem Blicke.

„Nun, was meinen Sie? Doch nicht etwa gar — — —?“

„Aus der Heimat meines Herrn?“

„Ja, daher kommen wir.“

„Und ist dieser junge Herr vielleicht ein Neffe meines Herrn?“

Er deutete auf Richard.

„Ja, das ist er. Er heißt Richard Stein.“

„Welch eine Ueberraschung! Meine Herren, ich begrüße Sie auf das Herzlichste. Sie können sich denken, daß Sie hoch willkommen sein werden!“

„Das hoffen wir allerdings!“

„Ja, ich kann Ihnen versichern, daß er sie mit offenen Armen aufnehmen wird.“

Er schüttelte ihnen die Hände und fuhr dann fort:

„Aber wie ist es Ihnen möglich gewesen, in dieser Kleidung bis hierher zu kommen?“

„Warum sollte das nicht möglich sein?“

„Sie müssen ungeheures Aufsehen erregt haben. Ihre Mützen fallen ja schon in der Heimat auf, um wieviel mehr also hier!“

„Nun, man hat uns allerdings mit großer Aufmerksamkeit betrachtet. Es ist uns das zuweilen lästig geworden, aber wirkliche Unannehmlichkeiten oder gar Schaden haben wir davon nicht gehabt.“

„Das wundert mich! Dieser Herr hat ja sogar ein Fagott mit!“

„Ja, dat habe ich mit!“ nickte der Gottfried, „und warum sollte ich es nicht mitnehmen? Es ist mich ans Herz jewachsen, denn es stammt von einem Jevatter meines Urjroßvaters her und hat sich so nach und nach von Kind auf Kindeskind jeerbt. Es ist ein Universalstück. Wenn ich den Knauf oben abschraube und die Löcher zuhalte, wozu jrad zwölf Fingerspitzen jehören, so kann ich es als Blasrohr benutzen. Ich kann mir mit ihm jegen Räuber und sonstige Onkels verteidigen, indem ich sie anfagotte und, wenn sie nicht sofort ausreißen, ihnen dat Instrument um die Köpfe schlage. Es ist mich stets treu jewesen, hat mir nie beleidigt und jekränkt und soll mir auch fernerhin durch dat Leben begleiten, bis ik mir zu meinen Vätern versammle und ihm dann auch die Luft ausjeht.“

„Es scheint, daß Sie eine lustige Gesellschaft sind?“ lachte van Berken.

„Ja, dat sind wir! Und warum sollten wir es nicht sein? Wir haben ein jutes Jewissen, und wir haben Jeld, heidenmäßig viel Jeld, dat heißt, nicht ich, sondern unser Methusalem. Und sodann —“

„Methusalem?“ unterbrach ihn der Belgier erstaunt.

„Ja. Wir haben uns Ihnen noch jar nicht vorjestellt. Ich bin nämlich der Jottfried von Bouillon, welcher damals den Ungläubigen so viel zu schaffen jemacht hat.“

„Zur Zeit der Kreuzzüge?“

„Ja. Wann denn sonst! Und dieser Herr ist derjenige Methusalem, welcher schon im Alten Testamente sich eine ehrenvolle Erwähnung zujezogen hat. Zwar ist er seitdem noch älter jeworden, aber seine Jeisteskräfte scheinen nicht darunter jelitten zu haben. Er ist ein juter, lieber — — —“

„Schweig!“ fiel Degenfeld ihm in die Rede. „Ich werde mich selbst vorstellen, denn aus deinem Gefasel wird niemand klug. Uebrigens sind die Chinesen uns vorangeritten, und wir müssen sie einholen. Sie wollten doch von hier auch nach Ho-tsing-ting, Herr van Berken?“

„Das war meine Absicht,“ antwortete der Gefragte.

„So kommen Sie! Ich werde Sie unterwegs von allem Nötigen unterrichten.“

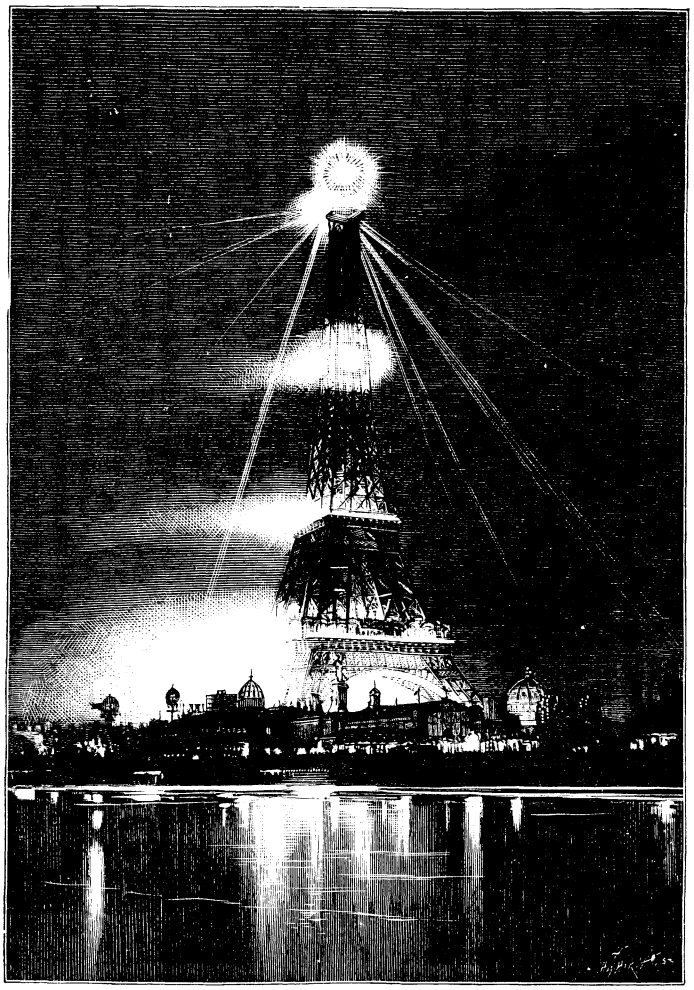
Der T'eu war mit seinen Leuten langsam weitergeritten, wohl um bei der Begrüßung nicht zu stören. Die andern hatten bisher beim Einkehrhause gehalten; jetzt ritten sie schnell weiter. Dabei erklärte der Methusalem dem Ingenieur die Gründe und den Verlauf der Reise bis zur gegenwärtigen Stunde. Als er geendet hatte, rief der letztere aus:

„Das ist ja ein wahrer Roman, über den man ein Buch schreiben könnte! Und, nehmen Sie es mir nicht übel, Sie alle sind ganz sonderbare Menschen!"

„Pst! Das Wort ‚sonderbar' ist bei uns verboten. Es enthält eine große Beleidigung. Sie haben es aber gut gemeint, und so will ich Sie nicht auf Schläger anrennen. Ja, ein wenig sonderbar mögen wir sein, aber doch sehr gute Kerls, denen Sie wohl den Gefallen thun werden, einstweilen zu verschweigen, wer sie sind und was sie hier wollen?"

„Natürlich! Ich werde nichts verraten. Aber nehmen Sie sich in acht, daß der Onkel nichts errät! Er ist ein halber Yankee geworden, ein Pfiffikus, welcher den Menschen schnell durchschaut."

„Wir werden vorsichtig sein. Aber, sagen Sie, bereitet es ihm denn keine Schwierigkeiten, hier mit den Chinesen zu verkehren?"



Die Beleuchtung des Eiffelturms.

„Früher hat es ganz bedeutende gegeben; jetzt sind sie überwunden, und zwar zumeist mit Hilfe des Bettlerkönigs, welcher einen Einfluß besitzt, von dem Sie keine Ahnung haben, obgleich Sie an sich selbst einen Beweis davon erlebten. Er hat es so weit gebracht, daß mein Herr nicht nur geduldet wird; Stein ist einer der angesehensten Männer der Provinz und darf sich der Freundschaft und des Schutzes der höchsten Mandarinen rühmen. Sein Etablissement hat eine solche Ausdehnung erreicht, daß meine Kräfte nicht mehr zureichend sind. Nächstens wird mein Bruder kommen, welcher auch Ingenieur ist und als zweiter technischer Leiter angestellt werden soll. Die Oelquellen sind eine Wohlthat für die weite Umgegend geworden. Wir beschäftigen nur arme Leute, welche uns der T'eu empfiehlt. Diese Chinesen hängen mit großer Liebe und Dankbarkeit an uns. Wir haben ihnen hübsche Arbeiterwohnungen erbaut und sind eifrig besorgt, daß alle ihre berechtigten Bedürfnisse befriedigt werden. Früher mag es sogar ein wenig gefährlich gewesen sein, unter diesen Leuten zu wohnen; aber Herr Stein hat sich ihrer Weise und ihren Anschauungen anbequemt und es nur im Notfalle merken lassen, daß er anders denkt und fühlt als sie. Später gelang es ihm, die Freundschaft des T'eu zu erlangen, und jetzt steht er sogar unter dem Schutze der Mohammedaner, welche sich empört haben und das Land unsicher machen. Er ist ein geschickter Diplomat, welcher sich selbst die widrigsten Verhältnisse nutzbar zu machen versteht."

„Aber er ist krank?"

„Ja, aber mehr im Gemüt als körperlich. Obgleich er es nicht zugestehen will, so möchte ich doch behaupten, daß es die Sehnsucht nach der Heimat ist, welche heimlich an ihm zehrt. Er würde vielleicht nach Deutschland zurückkehren, aber sein Unternehmen hält ihn hier fest. Er betrachtet es als eine heilige Pflicht, seinen Arbeitern das zu bleiben, was er ihnen jetzt ist. Wollte er verkaufen, so würde er keinen Käufer finden. Ein Chinese würde weder das nötige Kapital noch die Intelligenz besitzen, welche der Besitzer so großartiger Anlagen haben muß.

„O, ik heb geld!" rief da der Mijnheer.

„Sie?" fragte der Belgier.

„Ja, ik heb geld, ten eerste geld, ten tweede geld en ten derde ook weder geld — ja, ich habe Geld, erstens Geld, zweitens Geld und drittens wieder Geld!"

„Das klingt ja ganz so, als ob Sie als Käufer auftreten wollten!"

„Dat wil ik ook! Ik heb veel geld! En ik heb ook opvoeding en onderwijs gehad; ik ben niet dom; ik ben een wijse mensch, een zeer wijse mensch — das will ich auch! Ich habe viel Geld! Und ich habe auch Erziehung und Unterricht gehabt; ich bin nicht dumm; ich bin ein weiser Mensch, ein sehr weiser Mensch!"

„Das glaube ich Ihnen ganz gern; aber ist das der Grund, Ho-tsing-ting zu kaufen?"

„Neen. Ik wil Ho-tsing-ting koopen, dewijl hier de lucht zoo goed en gezond is. Ik ben ziek en zwak; ik wil hier weder gezond werden, gezond en dik — nein, ich will Ho-tsing-ting kaufen, weil hier die Luft so gut und gesund ist. Ich bin krank und schwach; ich will hier wieder gesund werden, gesund und dick!"

Van Berken ließ sein Auge mit verwundertem Blicke über die Gestalt des angeblich Kranken schweifen und meinte lächelnd:

„Nun, ich denke, daß Sie sich hier wieder anessen können."

„Dat denk ik ook. Ik wil eten en drinken, dat ik zoo dik hoe een nijlpaard worde — das denke ich auch. Ich will

essen und trinken, daß ich so dick wie ein Nilpferd werde!"

Der Belgier schien zu merken, wessen Geistes Kind er vor sich habe. Er warf dem Methusalem einen munteren Blick zu und hätte das Gespräch wohl gern fortgesetzt, wenn sie nicht eben jetzt den T'eu eingeholt hätten, mit welchem er ja auch zu sprechen hatte.

Dieser wollte nur aus freundschaftlichen und nicht aus geschäftlichen Gründen nach Ho-tsing-ting gehen. Er erhob dort überhaupt niemals Forderungen, da Stein weit mehr an seinen Arbeitern und überhaupt an den Armen that, als der von ihm zu erhebende Betrag ergeben hätte.

Von dem Dorfe aus, durch welches man soeben geritten war, hatte man nur noch eine Viertelstunde bis zur Grenze von Ho-tsing-ting. Die Felder hörten auf. Man sah nackte Schutthalden liegen, auf denen hölzerne Zechenhäuschen standen — die Kohlengruben. Weiterhin erhoben sich hohe, eigentümliche Gerüste, meist mit einem Schutzdache versehen. Das waren alte Bohrwerke, welche nun in Ruhe standen.

Auf einer Anhöhe stand ein stattliches Haus. Es war im chinesischen Stile erbaut, mutete aber doch die Deutschen heimlich an.

„Das ist das Wohngebäude des Herrn," erklärte der Ingenieur. „Und da rechts und links sehen Sie die Arbeiterniederlassungen in der Ebene liegen. Sie zeichnen sich, wie Sie bemerken werden, durch große Sauberkeit aus. Sie sind so gesund und bequem, daß ein deutscher Arbeiter froh sein würde, da wohnen zu können.

„Und wat ist dat für eine Menschenmenge da oben vor dem Wohnhause?" fragte der Gottfried. „Dat müssen ja mehrere hundert Personen sein!"

„Ueber fünfhundert. Es sind die Arbeiter, welche ihren Lohn erhalten. Heut ist zeitig Schicht, da morgen gefeiert wird."

Jiebt's einen jötzendienstlichen Feiert

„Nein, sondern einen privaten. Es ist der Geburtstag des Herrn Stein, an welchem er nie arbeiten läßt."

„Sein Jeburtstag! Hast du es jehört, Richard! Weißt du, wat wir ihm da bescheren? Dat allerbeste, wat er bekommen kann, nämlich dich." (Fortsetzung folgt.)

Die Beleuchtung des Eiffelturms in Paris.

Es ist bekannt, daß der Eiffelturm eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Pariser Ausstellung von 1889 ist. Er ist in der That auch in jeder Hinsicht ein merkwürdiger Bau, ganz von Schmiedeeisen, 300 m oder 1000 rheinische Fuß hoch und so fest, leicht und luftig, als man nur einen Eisenbau wünschen kann — eine geniale Erfindung, von welcher man namentlich für Leuchttürme und ähnliche Bauten Gebrauch machen wird, nachdem das von dem elsässischen Ingenieur Eiffel erfundene und wohlberechnete System sich als ausführbar und praktisch erprobt hat. Auf die Frage: welchen Zweck und Nutzen der Eiffelturm hat — eine Frage, welche wohl manchem unsrer lieben jungen Kameraden auf der Zunge schweben dürfte — kann geantwortet werden: Der Zweck ist zunächst der, die Ausführbarkeit und den praktischen Wert der von Herrn Eiffel erfundenen verbesserten Eisenbahnkonstruktion zu beweisen, welcher künftighin auch beim Eisenbahnbau zur Herstellung von Brückenträgern und Viadukten eine Rolle zu spielen berufen sein wird. Sodann soll der Turm stehen bleiben als Denkmal an die erste hundertjährige Jubelfeier des Ausbruchs der französischen Revolution, die man bekanntlich von dem Sturm der Bastille am 14. Juli 1789 her datiert. Was nun den Nutzen anlangt (abgesehen von seiner Benutzung als sehr wichtiges Schaustück während der Ausstellung und auch später für die Besucher von Paris), so kann der Turm, auf dessen höchster Spitze ein Observatorium angebracht ist, zu den verschiedensten, wissenschaftlichen Beobachtungen, namentlich aber auch zu optisch-militärischen benützt werden, denn man beherrscht von seiner Höhe herab eine ungeheure Rundschau und Fernsicht, von deren Ausdehnung sich unsere lieben Kameraden einen Begriff machen können, wenn versichert wird, daß man den Eiffelturm, beziehungsweise das auf ihm angebrachte elektrische Leuchtfeuer zu Barfur-Aube, in einer Entfernung von 190 km von Paris, ferner von der Höhe der Kathedrale von Chartres (auf 75 km) und von der Höhe der Kathedrale von Orleans (115 km von Paris in Luftlinie) wahrnimmt, wie das aus Anlaß seiner elektrischen Beleuchtung am Abend der Eröffnung der Ausstellung, am 6. Mai 1889, beobachtet worden ist.

Diese elektrische Beleuchtung des Eiffelturms stellt unser nebenstehender Holzschnitt dar. Ganz oben am Gipfel des Turms von 300 m hat man die Kuppel eines Leuchtturms erster Größe, denjenigen an den französischen Küsten analog, aber von noch größerer Leuchtkraft, weil mit elektrischem Lichte gespeist, angebracht. Unter der Kuppel, auf der Plattform der Laboratorien und über dem Saale, der auf der Höhe des Turms dem Publikum vorbehalten ist, befindet sich der wesentlichste Teil der Leuchtapparate, und von hier aus werden auch die Versuche mit der Beleuchtung durch die aufgestellten Projektoren angestellt. Der Leuchtturmapparat besteht aus zwei Systemen von übereinander angebrachten optischen Elementen, die wir unseren lieben Kameraden einmal in einem besonderen Artikel erläutern wollen, weil ihre Schilderung uns heute zu weit führen würde. Es genüge, hier zu sagen, daß diese Elemente hinreichen, um die Umgebungen des Turms, von 1500 m an bis zum Horizont unter einem Winkel von 11,5° zu beleuchten. Der Leuchtturm ist umgeben von einer beweglichen Trommel oder einem Kranz, welcher aus zwei Systemen von blauen, weißen und roten Linsen besteht. Die Lichtstrahlen, die durch diese Linsen fallen, haben daher die Landesfarben. Die Linsen werden von einem elektrischen Motor bewegt und machen in 90 Sekunden eine Umdrehung. Außerdem ist der Leuchtapparat noch mit verschiedenen Projektoren versehen, die einen sehr konzentrierten Strahl elektrischen Lichts auf einen bestimmten Gegenstand oder Punkt bis unter einem Winkel von 45° zu werfen erlauben; man kann diesen scharfen Lichtstrahl auf jeden einzelnen Monumentalbau und jedes der Denkmäler von Paris werfen.

Die Beleuchtung des Eiffelturms am Abend des 6. Mai gewährte einen unbeschreiblich großartigen Anblick. Von der Höhe der ersten Galerie, wo sich die Terrassen, die vier großen Restaurants und die Hebemaschinen oder Lifts befinden, sowie auf der zweiten Galerie brannten große Mengen von bengalischem Feuer abwechselnd in Weiß, Rot, Blau und Grün. Auf der dritten Plattform, etwa in der halben Höhe des Turms, leuchteten abwechselnd die elektrischen Lampen mit ihren wirksamen Spiegelvorrichtungen und bengalische Feuer, die ein zauberhaftes Licht auf eine weite Umgebung hinauswarfen und eine feenhafte Wirkung

ausübten. Oben in der Kuppel aber war der elektrische Leuchtapparat in seiner ganzen Kraft und vollen Thätigkeit und erzeugte ein ganz wunderbares, auf nahezu 200 km Entfernung sichtbares Licht von ungeheurer Leuchtkraft, während zugleich die Reflektoren und Projektoren spielten und die verschiedenen Plätze, öffentlichen Gebäude und Denkmäler von Paris und die Forts der Umgebungen der Reihe nach scharf, fast mit Tageshelle beleuchten, ein Schauspiel, das man in dieser Großartigkeit und Pracht seither noch nie in Paris oder anderwärts gesehen.

Franklins Entschlüsse.

Franklin war 22 Jahre alt, als er folgendes niederschrieb: „Unser inneres Auge ist zu schwach, um voraussehen zu können, ob viele Dinge, welche sich der Mensch wünscht, auch sein Glück wirklich befördern werden. Deswegen, und weil ich hoffe und glaube, die Güte meines himmlischen Vaters wird mir, seinem Kinde, den angemessenen Teil des irdischen Glückes nicht entziehen, habe ich mir vorgenommen, ihn nicht um solche Dinge zu bitten. Doch will ich ihm demütig und aufrichtig meine ehrlichen Wünsche vortragen, daß er mir gnädig beistehen möge in der Ausführung meines festen Entschlusses: dem Laster auszuweichen und der Tugend nachzustreben. Ich will ihn inbrünstig darum bitten, damit ich mich auf eine sinnliche Weise im Gebet an meine Pflichten erinnere. — Gegen Gottlosigkeit und Ruchlosigkeit beschütze mich, o himmlischer Vater! Hilf mir zu vermeiden Unehrerbietung, äußern Schein, Formwesen und Heuchelei, treu meinem Fürsten, treu meinem Vaterlande zu bleiben, des Vaterlandes Wohl zu befördern, dasselbe mit Blut und Leben zu verteidigen, den Gesetzen immer gehorsam zu sein, Verräterei ebensosehr als Tyrannei zu verabscheuen: dazu hilf mir du treuer, guter Vater! — Ohne Hochmut und Hartnäckigkeit, ehrerbietig, bescheiden und folgsam gegen Obere, zuvorkommend, liebreich, gütig und nachsichtig gegen Niedere, immer bereit, die Unschuld zu schützen, nie geneigt zum Uebermut, zur Härte, Unterdrückung, Grausamkeit und unnötiger Strenge: dazu hilf mir, o allgütiger Vater! — Hilf mir, mein Herr und mein Gott, daß ich verabscheue Verleumdungen und üble Nachreden, Betrug und Unterschleif, Schmeichelei und Haß, Bosheit, Lüge und Undankbarkeit; daß ich möge sein aufrichtig in Freundschaft, zuverlässig bei Vertrauen, unparteiisch beim Urteile, wachsam gegen Stolz und Zorn, diesen wahrhaften Wahnsinn. — In allen meinen Handlungen gerecht, in allen Vergnügungen mäßig, von Herzen aufrichtig, freimütig und offen, human, wohlwollend, das wünsche ich inbrünstig zu sein und zu bleiben, und dazu gib mir Kraft, mein gütiger Vater, du allmächtiger Gott! — Daß ich dankbar gegen meine Wohlthäter, und vor allen ewig dankbar gegen dich, meinen größten Wohlthäter sei, daß ich großmütig gegen meine Feinde, mild und hilfreich gegen Arme, mitleidig gegen Elende sein möge, dazu hilf mir, du gnädiger Vater! Reinheit der Seele und Gleichmut, Entschlossenheit bei Schwierigkeiten, Mut im Unglück gib mir, mein Vater! Hilf mir zu sein pünktlich in Erfüllung meines Versprechens, friedlich, klug und vorsichtig in meinem Betragen, schonend gegen Schwache, ehrerbietig gegen Alter, freundlich gegen Nachbarn, heiter in Gesellschaft, gastfrei gegen Fremde. Es sei mir zuwider List, abscheulich müssen mir bleiben Heimtücke, Erpressungen, falsche Schwüre und alle Arten von Niederträchtigkeiten. — Jedes Gute, welches andern widerfährt, müsse meiner frohen Seele wohlthun. — Wahrheit und Ehre, ein gutes Gewissen und wahre Seelengröße müssen mein höchster Schatz und mein größter Schmuck sein. — Dazu gewähre mir gnädig deine Hilfe, mein himmlischer Vater! Amen."

Der Cirkus maximus in Rom.

Unter den öffentlichen Spielen des alten Roms stehen die circensischen durch ihr Alter und ihre Bedeutung für das Volksleben obenan. Ursprünglich waren sie Kultushandlungen: Zur Abwehr des Zornes der Götter und zur Erflehung ihres Beistandes gelobte man Opfer und knüpfte daran Spiele, die jährlich an gewissen Tagen wiederholt wurden; bald aber dienten sie ausschließlich der bloßen Schaulust und dem zerstreuenden Vergnügen der Menge, bis sie zuletzt, schon in den Zeiten des Caligula und Nero, zu einem Gegenstand wilder, schrankenloser Leidenschaft ausarteten. Ihr Name besagt weiter nichts, als daß sie im Cirkus stattfanden, während die scenischen Spiele im Theater, die Tierhetzen, Fechterspiele und Seegefechte meistens im Amphitheater abgehalten wurden. Was sie jedoch inhaltlich boten, war reichhaltig und mannigfach; denn sie werden einzeln bald als Consualia oder Equiria, bald als römische Spiele, Spiele der Ceres, des Apollo, als trojanische oder megalensische Spiele aufgezählt. Ihren Hauptbestandteil bildeten indes von jeher die Wagenrennen, denen wir daher auch allein nur unsre Beachtung schenken wollen. Die Aedilen und Prätoren besorgten die verschiedenen Aufführungen, überboten einander an Glanz und Pracht, um sich die Volksgunst zu gewinnen, opferten selbst dafür nicht selten ihr Vermögen, in der Hoffnung, es in höheren Aemtern wieder zu gewinnen; später verschwendeten die Kaiser ungeheure Summen.

Cirkusgebäude werden mehrere erwähnt. So gab es den Cirkus Flaminius auf dem Marsfelde, der zu Ehren des später am Trasimenischen See besiegten Feldherrn 220 v. Chr. errichtet wurde; ihn ließ einst Augustus mit Wasser füllen und mit 36 Krokodilen besetzen, die dann erlegt wurden; ferner den Cirkus des Caligula und Nero zwischen Janiculus und Vaticanus, in welchem unerhörte Grausamkeiten gegen die Christen verübt wurden, den des Sallustius, des Hadrian, des Caracalla, der Flora und andre. Am deutlichsten erhalten ist der Cirkus des Maxentius, nahe der Via Appia, südlich von Rom. Aber einer, der bedeutendste und älteste zugleich, hieß schlechthin der große. Es ist dies der Cirkus maximus, den unser Künstler im Bilde darstellt, wie man sich ihn in seiner Gestalt wohl am besten zur Regierungszeit des Kaisers Diokletian (284 bis 305 n. Chr.), als Rom noch in seinem höchsten Glanze strahlte, zu denken hat. Er soll schon von König Servius Tullius angelegt worden sein und lag in dem länglichen, ehemals murcischen Thale zwischen dem 52 m hohen Palatin und dem 46 m hohen Aventin, dort, wohin auch die Sage den Raub der Sabinerinnen

verlegt. Zur Zeit des Augustus, welcher das gesamte Stadtgebiet in 14 Bezirke teilte, finden wir ihn in der 11. Region, südlich an ihn grenzend die Tempel des Merkur, der Ceres und Libera. Nicht weit davon lag das Kapitol und das Forum. Vielfach mit seinen hölzernen Gerüsten ausgebrannt, immer wieder aufgebaut und namentlich von Julius Cäsar erweitert und mit steinernen Sitzen versehen, welche sich über die Abhänge der Berge hinaufzogen, wuchs er endlich zu ungeheurer Größe an, so daß er bereits zu Plinius' Zeit 260 000 und zuletzt nach unwiderlegter Schätzung nicht weniger als 385 000 Zuschauer, d. i. an Zahl die gesamte Einwohnerschaft des heutigen Roms, faßte. Seine Länge wird auf $3\frac{1}{2}$ Stadien bei 400 Fuß Breite angegeben; sein ganzer Umfang betrug 8 Stadien oder 1000 Schritt. Erst im Jahre 549 n. Chr., also zu einer Zeit, wo bereits Belisar, der Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian, den Ostgoten Totilas bekämpfte, wurde er zum letztenmal benutzt; aber von all seiner Pracht und Herrlichkeit ist bis auf ganz geringe Reste im Südosten nichts mehr erhalten.

Betrachten wir das Bild, das der Künstler so anschaulich und lebensvoll entwirft, etwas genauer, so zeigt der Cirkus maximus ganz die Formen, welche uns von allen Cirkusgebäuden überliefert werden. Ein unbedeckter räumiger Platz, bildet derselbe ein rechtwinkliges Viereck, nur daß er sich an der einen Schmalseite in einem Halbkreise, an der andern, der Ostseite, die übrigens auf unserm Bilde nicht mehr zu erkennen ist, in einer leicht nach auswärts gebogenen Linie schließt. Vor allem für Wettrennen bestimmt, wird der offene ebene Raum, die Arena, in ihrer Länge durch eine niedrige, breite, mehrfach gegliederte, mit Statuen, Altären, Obelisken und allerlei Zierat geschmückte Mauer mitten geteilt. Diese Mauer, von den Römern Spina, oder eigentlich Dorn, genannt, hat den Zweck, das Ueberfahren der Wagen aus einer Bahn in die andere zu verhindern, und war mit einem Säulengerüst versehen, welches sieben wasserspeiende Delphine und sieben hölzerne Eier trug, an denen die sieben Wagenumläufe, die jedesmal vorgeschrieben waren, ehe der Preis bestimmt wurde, abgezählt werden konnten. Auf beiden Enden der Spina stehen je drei Metä auf einem Fußgestelle, kegelförmige Spitzsäulen, um welche die Wettkämpfer regelrecht fahren müssen. Die Arena wiederum ist auf drei Seiten von Sitzen für die Zuschauer in aufsteigenden Reihen umgeben. Diese Sitze waren anfänglich nach den 30 Kurien abgeteilt und nach außen mit Bogenstellung und Säulen verziert. Der Ehrenplatz des Kaisers befindet sich an der einen Langseite, der des Prätors ihm gegenüber. Die übrigen Plätze der untersten Reihe, des Podiums, sind für die Vornehmsten vorbehalten und waren bis zur Zeit des Nero der größeren Sicherheit wegen durch einen etwa 3 m tiefen und ebenso breiten Kanal, welcher Euripus hieß, von der Arena getrennt; von den übrigen Sitzreihen ist die erste für die Ritter und deren Familien, die zweite und dritte sowie die übrigen für das Volk bestimmt. Zwischen den Sitzreihen laufen Treppen aufwärts. An der vierten, nicht erkennbaren Seite der Arena befinden sich rechts und links, durch einen Turm abgeschlossen, die sogenannten Carceres, 12 gewölbte, durch Mauern getrennte Zellen oder Pferdeschuppen, in welchen die Gespanne auf das Zeichen zur Abfahrt warten und durch die sie zuletzt wieder einlaufen. Das Zeichen selbst wurde mit einem weißen Tuche gegeben, worauf die Thore durch eine mechanische Vorrichtung aufsprangen. Durch ihre Anlage in leicht gebogener Linie sind sie alle gleich weit von der Bahn der Arena, rechts von der Spina, entfernt. Gegenüber den Carceres an der Westseite, wo die Arena mit der Calx oder Creta, einer weißen Linie oder mit Kalk gefüllten Furche, abschließt, liegt die Porta triumphalis, durch welche die Sieger unter Jubel den Cirkus verlassen und durch die auch der siegreiche Feldherr bei seinem Triumphzug einfährt. Ueber dem Gebäude, mit dem Geländer zur Linken, erheben sich die großartigen Paläste, welche die prachtliebenden Kaiser Augustus, Nero, Domitian, Trajan, Septimius und Caracalla nach und nach haben aufführen lassen.

Quer vor dem einen Ausgange des Thales liegt das Albanergebirge und verdeckt gleichsam dem gefesselten Auge des Römers das immer näher rückende Anstürmen der Barbaren.

Und nun die Zuschauer, welche mit angespanntester Aufmerksamkeit der Dinge warten, die da kommen und kommen sollen?

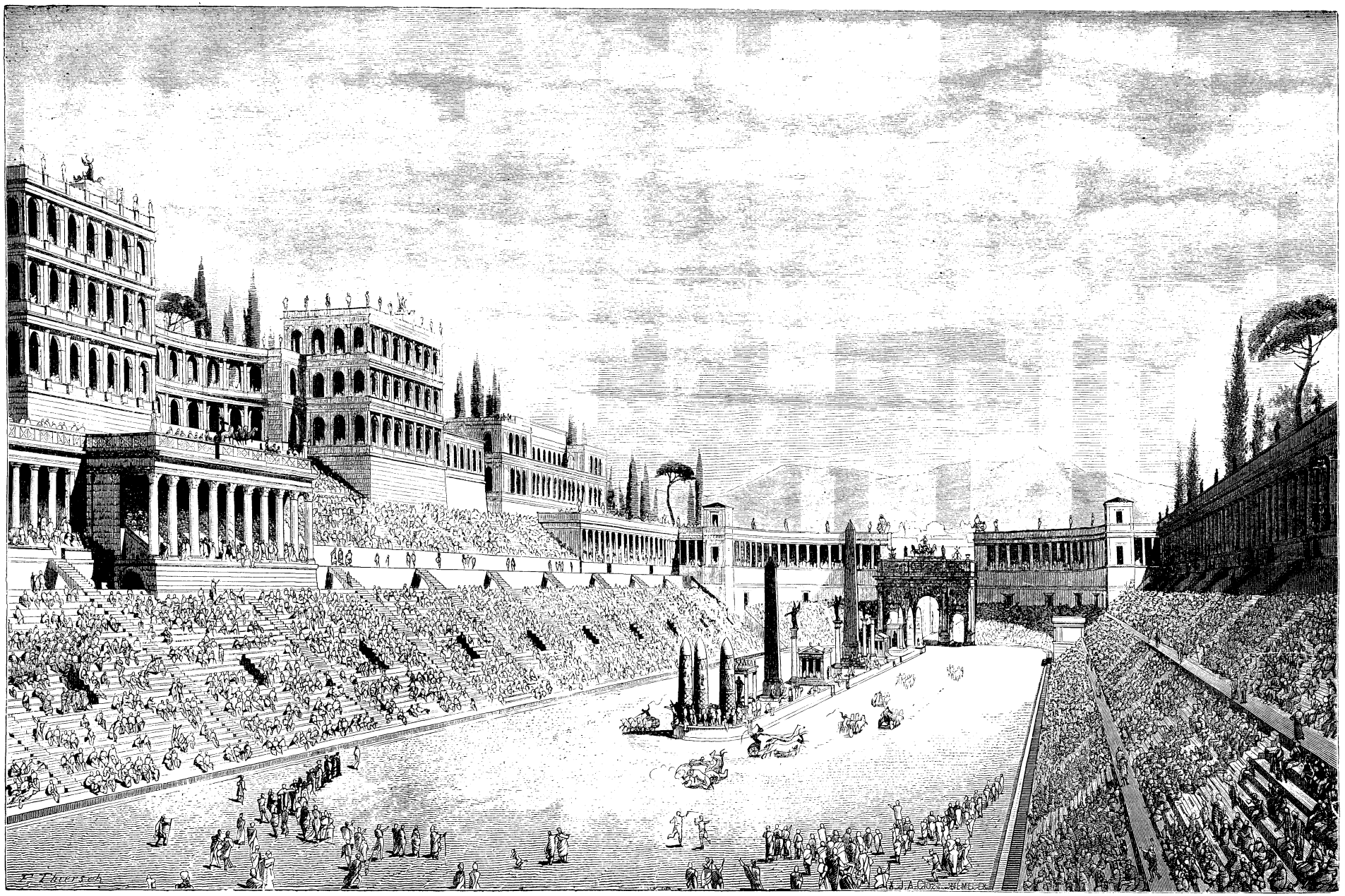
Heute ist Renntag. Schon lange vor dem grauenden Morgen ist es lebendig in den Straßen Roms. Die ganze Bevölkerung wogt dem Cirkus zu, um rechtzeitig guten Platz zu bekommen, denn früh beginnt das Fest, um bis zum späten Abend, oft sogar bei Fackelschein bis in die späte Nacht zu dauern. Kopf an Kopf sitzt die Menge, Männer und Frauen bunt durcheinander. — Schon ertönt in der Ferne Musik, die Prozession der Götterbilder, mit welcher das Fest in seinem religiösen Teile eröffnet wird, steigt soeben feierlich vom Kapitol herab, die Götter auf eigenen Wagen, den Tensä, geführt oder auf Thronen getragen, die in Purpur gekleideten Festgeber, mit ihren Klienten auf einem Triumphwagen stehend, an der Spitze, über ihren Häuptern Staatssklaven mit Edelsteinen besetzte goldene Kränze haltend — so nimmt die Prozession ihren Weg über das Forum, das tuscische Viertel, das Velabrum, den Rindermarkt bis hin zum Cirkus, tritt durch das westliche Hauptportal ein und umschreitet die Rennbahn von den hinteren Metä aus, unter dem Händeklatschen und Jubelrufen der Menge. Hinterher folgen Pferde, Wagen, Opfertiere und Geräte aller Art.

Kaum haben die Festteilnehmer und Magistrate ihre Plätze eingenommen, so steigen die verschiedensten Künstler in die Arena hinab. Athleten, Läufer, Springer, Ringer und Faustkämpfer, zwischen hinein Taschenspieler und Possenreißer, zeigen ihre Fertigkeiten. Rom kurzweilt und belustigt sich köstlich.

Aber noch fehlt das Wichtigste, jenes sinnbestrickende Schauspiel, welches Rom schon jahrhundertelang in atemloser Spannung hält. Doch auf einmal tiefe Stille ringsum. Eben wird das Zeichen gegeben.

Das Wagenrennen hat eine lange Vorbereitung erfordert. Pferde sind aus Sizilien, Afrika und Spanien herbeigeschafft und trainiert worden. Die Lenker, aber nicht etwa wie bei den Griechen freie, unbescholtene Männer, sondern bis auf wenige Ausnahmen bezahlte Söldlinge von Beruf, Sklaven, Freigelassene oder Kriegsgefangene, haben Wochen zuvor in langer Uebung ihre Geschicklichkeit erproben müssen. Stallungen, Werkstätten, Personal und wer weiß alles sind notwendig geworden. Jetzt naht der Entscheid.

Vier Wagen erscheinen, leicht gebaut und vierspännig, auf jedem ein Pferdelenker, leicht gekleidet. Von den Carceres zur Rechten der Spina laufen sie um dieselbe aus und haben, wie schon erwähnt,



Der Cirkus maximus in Rom,

mit dem Palatin und den Kaiserpaläſten zur Linken und dem Aventin zur Rechten; im Hintergrunde das Albanesergebirge. (Rekonſtruktion.)

siebenmal die Bahn vollständig zu durchmessen, bis der erste sogenannte Missus, die beträchtliche Länge von 8—9 km, vollendet ist. Bereits folgt der 2. und 3. Missus, diesmal laufen sogar sechs Geschirre. Die größten Schwierigkeiten bereitet immer das Herumlenken um die Endpunkte der Spina. Schon beim 6. Missus wird das eine Gespann umgeworfen; Rosse und Lenker erleiden tödliche Verletzungen. Aber weiter rennt und läuft es in tollem Jagen. Auch der 8. Missus ist vorbei, der Mittag ist gekommen, eine Pause tritt ein, und die Menge stürzt in die in den oberen Hallen des Gebäudes gelegenen Garküchen und Tabernen, um Hunger und Durst zu stillen. Wiederum beginnt das Rennen, der 12., 14., 16. Missus folgen, der Abwechselungen ist kein Ende. Die Nacht bricht herein und die Sieger werden verkündet. Von Staatswegen erhalten sie als Belohnung die üblichen Palmzweige, und die Menge überschüttet sie unter lautem Beifall mit Kostbarkeiten und Geld.

Es versteht sich von selbst, daß, wer in der Kaiserzeit dem Volke ein solches Schauspiel bereiten wollte, nicht in der Lage war, es sofort selber zu beschaffen. Es hatten sich darum schon zur Zeit Caligulas und Neros, die beide große Liebhaber des teuren Sportes waren, förmliche Finanzgesellschaften gebildet, welche stets alles Nötige an Stallungen, Kutschern, Pferden und glänzender Ausrüstung bereit hielten und sich ihre Leistungen teuer bezahlen ließen. Anfangs waren es vier solcher Gesellschaften, die sich durch die Farbe unterschieden, die Weißen, die Roten, die Blauen und die Grünen. Später verschwinden die Weißen und die Roten, und es sind die Parteien der Blauen und Grünen, welche ganz Rom auch in politischer Beziehung in zwei große Lager spalten. Als zuletzt der Ruhm und der Glanz des niedergeworfenen Roms auf die Hauptstadt des Oströmischen Reiches, Konstantinopel, übergingen, verpflanzten sich diese beiden Parteien auch dorthin und führten daselbst im Jahre 532 in ihrer Hitze sogar zu blutigem Straßenkampf und offenem Aufruhr, dem berüchtigten Nikaaufstand.

Von den scenischen und amphitheatralischen Spielen, deren wir eingangs gedachten, erzählen wir vielleicht ein andermal etwas bei passender Gelegenheit.

Ein Erlebnis auf der Eisenbahn.

Unsre guten Kameraden, welche dieses Blatt lesen, sind noch jung, und werden ohne Zweifel noch manches erleben, wovon sie jetzt noch keine Ahnung haben. Sie werden vielleicht in Lagen und Verhältnisse kommen, von denen man ihnen, wie man zu sagen pflegt, an der Wiege nichts vorgesungen hat, und Gefahren ausgesetzt sein, die sie unvorbereitet treffen und die man nur mit Geistesgegenwart zu bestehen im stande ist. Nicht um mir daraus ein Verdienst machen zu wollen, sondern um meinen jungen Lesern zu zeigen, was für ungeahnte Dinge einem passieren können, erzähle ich ganz schmucklos und wahrheitsgetreu das nachstehende Erlebnis aus meinen jüngeren Jahren.

Ich war angehender Ingenieur, wohnte in einer süddeutschen Hauptstadt, an deren Polytechnikum ich meine Studien gemacht hatte, und bewarb mich um eine Anstellung in einer Fabrik. Ich stand deshalb in Unterhandlungen mit einer Aktiengesellschaft im Nordwesten des Reichs, welche eine derartige Stelle ausgeschrieben und welcher ich meine Zeugnisse und Referenzen eingeschickt, von der ich aber schon lange Zeit keine Briefe mehr erhalten hatte. Eines Nachmittags im November erhielt ich plötzlich ein Telegramm, worin mich der Fabrikdirektor einlud, sogleich nach NN. zu kommen, wo er sich in Geschäften einige Tage aufhalten müsse; er hoffe bei persönlicher Begegnung unsre Angelegenheit am schnellsten zum Abschluß bringen zu können, und sei erbötig, mir die Reisekosten zu vergüten. Ich war seelenvergnügt und hoffte schon zuversichtlich auf Erfolg. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als auf den Bahnhof zu gehen, mir die Fahrpläne anzusehen, um meine Reise danach einrichten zu können, und telegraphierte dann sogleich: „Direktor Noack, Holländischer Hof, NN. Ich reise mit dem Nachtschnellzug ab und werde mich Ihnen morgen früh halb neun vorstellen.“ Dann besorgte ich noch einige dringende Geschäfte, ging nach Hause und rüstete mich zur Reise. Mein Bündel war bald geschnürt, denn mein ganzes Gepäck bestand nur in einer kleinen Reisetasche mit etwas Wäsche. Der Nachtschnellzug, mit dem ich reisen wollte, ging erst einige Minuten nach Mitternacht ab, und da ich somit noch etwa sechs Stunden vor mir hatte, so setzte ich mich in meiner Wohnung hin und schrieb noch einige Briefe an meine Eltern und an Freunde. Gegen zehn Uhr ging ich in ein Restaurant, um tüchtig Abendbrot zu essen, was vor einer nächtlichen Eisenbahnfahrt bei kalter Witterung höchst empfehlenswert ist, blätterte dann noch in den Zeitungen und las in dem Morgenblatt einer bekannten Zeitung die Schilderung einer Mordthat in E., welche mir durch ihre großgedruckte Aufschrift in die Augen gefallen war und etwa folgenden Inhalt hatte: Ein sittlich verwahrloster und schonmit vielerlei Vorstrafen behafteter Fabrikarbeiter Namens Gottlieb Geiger in E., einer kleinen Fabrikstadt in der Nähe meines Wohnorts, hatte gestern nacht bei der Heimkehr in seine Wohnung mit seiner Frau Streit bekommen und diese mit kaltem Blute durch mehrere Messerstiche ermordet, sich dann gewaschen und umgekleidet und war eben im Begriff zu entfliehen, als die durch das Jammergeschrei und den Hilferuf der Ermordeten aufgeschreckten Nachbarn und die Polizei herbeieilten und den Mörder verhafteten, welcher erst nach hartnäckigem Widerstand dingfest gemacht und dem Gericht übergeben werden konnte.

Die Greuelthat machte anfangs eigentlich keinen tiefen Eindruck auf mich und ich las weiter in den Zeitungen, und — nickte darüber ein. Ich war in dem Restaurant gut bekannt und saß allein in einer Ecke; man ließ mich also gewähren, und erst als das Lokal sich schon geleert hatte, weckte mich ein Kellner, welcher die Reisetasche auf dem Stuhl neben mir bemerkt hatte, mit der Frage, ob ich zu verreisen gedenke. Ich bejahte und erkannte nun mit einem Blick auf die Wanduhr mit Schrecken, daß es schon ein Viertel vor Mitternacht war. Rasch ordnete ich meine Zeche, fuhr in meinen Ueberrock und lief im Dauerlauf nach dem Bahnhof, wo ich atemlos ankam, als die Glocke schon das dritte Zeichen gab; der Kassierer

wollte mir kein Billet mehr geben und ließ sich nur durch meine dringende Bitte erweichen. Im Wartesaal und auf dem Perron rannte ich die Leute beinahe über den Haufen, und da die Schaffner schon die Wagen schlossen, so gelang es mir nur mit Mühe, mich noch auf das Trittbrett eines offenen Coupés zu schwingen, worauf mich ein Schaffner und einige andre Bedienstete vollends hineinschoben und die Thür schlossen.

Erst als ich mich atemlos und halb schwindelnd überzeugt hatte, daß ich der ziemlich unceremoniösen Behandlung durch die Schaffner mit heiler Haut und unversehrten Gliedern entgangen war und als der Zug sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, bemerkte ich, daß ich in meinem Coupé nicht allein war, und daß in einer andern Ecke eine junge Dame und zwar eine von ungemein lieblicher Erscheinung saß. Sie schien bei meinem Eintreten ihren Platz gewechselt zu haben, denn ich bemerkte auf dem Sitz mir gegenüber ein Blatt Papier liegen, welches sie anscheinend eben gelesen hatte. Die Anwesenheit der jungen Dame genierte mich einigermaßen, denn ich war damals Damen gegenüber etwas befangen und schüchtern. Gleichwohl aber fühlte ich, daß ich ihr wegen meines hastigen und unvermittelten Eintretens eine Art Entschuldigung schuldig war, und nachdem ich meine Reisetasche untergebracht und meinen Platz eingenommen hatte, sagte ich etwas verlegen: „Ich bitte um Verzeihung, Madame, wenn ich Sie durch ungestümes Eindringen verletzt habe."

Statt aller Antwort sah sie mich starr an, und um ihren Mund zuckte etwas, das mir zu sagen schien, daß ich als ein ihr nicht vorgestellter Fremdling kein Recht habe, sie anzureden; sie schüttelte aber doch verneinend mit dem Kopfe und blickte nach der anderen Seite. Gleich darauf öffnete der Schaffner den Schlag, um die Billets zu coupieren und machte mich darauf aufmerksam, daß ich in einem Damencoupé sitze, wozu ich eigentlich kein Recht habe, wenn die Dame nicht darein willige. Sie bedeutete ihm nur mit einer Gebärde, daß sie nicht gegen meine Anwesenheit protestiere, und der Schaffner schloß den Schlag des Coupés, nachdem er mir noch erklärt hatte, daß ich in diesem Wagen nicht rauchen dürfe.

Ich fühlte mich etwas gedemütigt durch das kühle Benehmen meiner Reisegefährtin, welche mich so sichtlich ignorierte, und ich wollte ihr wenigstens Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich griff also, um meine leichte Verlegenheit zu maskieren, nach dem weißen Blatt mir gegenüber, um zu lesen, war aber nicht wenig überrascht, als ich darauf las: „Extrablatt. Fünfhundert Gulden Belohnung. Der wegen Mords verhaftete Fabrikarbeiter Gottlieb Geiger in E. ist heute abend, als er vom Verhör nach seiner Zelle im Arrest zurückgebracht werden sollte, entsprungen, indem er den Gefangenwärter überwältigte und ins Freie gelangte. Auf die Beibringung dieses gefährlichen Verbrechers wird daher eine Belohnung von fünfhundert Gulden gesetzt und alle Organe der öffentlichen Sicherheit dringend aufgefordert, auf denselben zu fahnden und denselben im Ergreifungsfalle unter genügender Bedeckung hieher bringen zu lassen. Personalbeschreibung ꝛc." Aus dieser und den nachfolgenden Bemerkungen entnahm ich, daß der Verfolgte ein Mann von 42 Jahren, groß, stämmig, von ungemeiner Körperkraft und Behendigkeit sei, daß er bei seiner Flucht eine dunkelgraue Juppe und einen breitkrempigen weißen Hut und einen gestrickten rotwollenen Shawl (sogen. Komforter) getragen habe, und als besondere Kennzeichen waren angegeben: eine senkrechte Narbe am Kinn und das Fehlen der beiden letzten Finger an der linken Hand u. s. w.

Ich muß gestehen, diese ganze Sache interessierte mich sehr wenig, denn meine Gedanken beschäftigten sich mit ganz andern Dingen, namentlich mit meiner wirklich sehr hübschen und anmutigen Reisegefährtin, welche in der jenseitigen Wagenecke ruhte und auf deren Gesicht der Schein der Wagenlampe von der Decke so herab fiel, daß ich jeden Zug ihres jungen frischen Gesichts genau unterscheiden konnte; sie hatte jetzt ihr rundes Hütchen abgenommen und ein buntes Seidentuch in geschmackvoller Weise um die Stirn gebunden, was sie noch besser kleidete. Zuweilen schloß sie die Augen, schlief aber offenbar nicht, sondern beobachtete mich aufmerksam, denn so oft ich zufällig aufblickte, begegnete ihr Blick dem meinigen, aber sie schaute dann sogleich zur Seite und machte ein sehr ernstes Gesicht. Einigemale war ich sehr versucht, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, um uns beiden die Zeit zu vertreiben; allein ich fand bei ihrem spröden und vornehm abwehrenden Gebaren doch den Mut nicht dazu. Einmal als der Zug für eine kurze Weile auf einer Station anhielt und sie das überhauchte Wagenfenster mit ihrem Tuche abwischte um hinauszublicken, glaubte ich, sie wolle den Namen der Station ermitteln, und nannte ihr denselben, wofür sie mit einer kurzen Neigung des Kopfes dankte. Sie wollte also keine Unterhaltung anknüpfen.

Dieses stumme Beisammensein währte schon mehrere Stunden, als ich, auf meinem Sitz der Länge nach ausgestreckt, endlich einschlief. Mein Schlaf war übrigens ein sehr unruhiger, denn ich hatte einige tolle Träume. Unwillkürlich beschäftigte sich mein Geist auch im Schlafe bald mit meiner hübschen Reisegefährtin, bald mit dem entsprungenen Mörder, dessen Steckbrief ich gelesen hatte, und ich schreckte jedesmal aus irgend einem peinlichen wirren Traum auf. Plötzlich fühlte ich mich am Arme leicht berührt und fuhr erschrocken auf, und als ich mich etwas ermuntert hatte, sah ich, daß meine Reisegefährtin sich zu mir herüberneigte mit einem Blättchen Papier in der Hand; aber ich erschrak beinahe vor der tödlichen Blässe und ob der furchtbaren Seelenangst, welche sich in ihrem zuvor so blühenden und frischen Gesicht ausdrückte, ob dem Entsetzen, das in ihren dunklen Augen lag. Mit der einen Hand legte sie den Finger auf den Mund, wie um mir Schweigen aufzuerlegen, und mit der zitternden Rechten bot sie mir, mit Gebärde und Blick bittend, das Papier herüber, worauf sie mit Bleistift die Worte geschrieben hatte: „Es ist jemand unter meinem Sitz und hat mich soeben berührt."

War es Folge meines Traums, was mich mit dem Gedanken erfüllte, dies sei keine müßige Einbildung, oder war es irgend eine andre rätselhafte Ahnung? Ich kann es nicht sagen, allein der erste Gedanke, welcher mir durch den Kopf schoß, war der an den entsprungenen Mörder.

Ich erwiderte das mir Stillschweigen gebietende Zeichen meiner Reisegefährtin mit einem Kopfnicken und schrieb auf das Papier: „Es ist wahrscheinlich nur ein Hund, soll ich unter den Sitz schauen?"

Ihre Antwort war kurz und bündig: „Nein, sehen Sie nicht nach; es war eine Hand."

Einen Augenblick überlief mich unwillkürlich ein kalter Schauer bei der Ahnung irgend eines gefährlichen Abenteuers, dann aber erwog ich mir die Lage, worin wir beide uns befanden, wenn der etwa mit uns fahrende blinde Passagier ein gefährlicher Mensch war, worauf sein Versteck

unter dem Wagensitze offenbar hindeutete. Dann aber stand mir klar vor Augen, was ich zu thun hatte; Fügung oder Zufall hatten mir die mannhafte Rolle zugedacht, mich zum Beschützer meiner schwächeren, wenn auch stolzen und abweisenden Reisegefährtin aufzuwerfen, und der Gedanke, daß ich mich dadurch für ihre spröde Kälte in edler Weise rächen könne, hatte sogar etwas Gewinnendes.

Mein erstes war, daß ich, ohne mich zu rühren, scharf unter den gegenüberliegenden Wagensitz zu schauen versuchte; allein das Licht der Wagenlampe an der Decke reichte nicht so weit — dort unten lag dunkler Schatten. Selbst mittels des kleinen runden Taschenspiegels, den ich in aller Stille hervorholte und anwandte, konnte ich nichts unterscheiden. Um nun jeden Verdacht bei dem blinden Passagier zu entfernen, daß ich seine Anwesenheit ahne, brach ich, wie ein aus dem Schlaf Erwachender, in ein tiefes Gähnen aus, nahm meine Beine vom Sitz herunter und sagte in einem Tone kühler Unverschämtheit, aber bedeutsamem Blicke: „Sie müssen entschuldigen, Madame, daß ich Sie nochmals anrede, aber würden Sie mir nicht erlauben, eine Pfeife anzuzünden, um diese langweilige Fahrt zu verkürzen?" — Meine Reisegefährtin verstand mich sogleich, denn sie antwortete: „Rauchen Sie meinethalben, denn ich kann es nicht hindern!"

Ich holte nun mein Pfeifchen und Tabaksdose hervor, klopfte meine Pfeife und überdachte meinen Operationsplan. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß der Zug in längstens zehn Minuten die Station D. erreichen mußte. Es blieb daher nichts andres übrig, als zu warten, bis wir die Station erreichten und dann Hilfe bekamen, um zu ermitteln, wer unser unbekannter blinder Passagier war.

Je länger ich mir aber mein Aufgabe überlegte, desto mehr verlangte mich nach einer Lösung dieses Rätsels und ich konnte mich nicht enthalten, die Warnung zu mißachten, welche mir meine Reisegefährtin gegeben hatte, nämlich nicht unter den Sitz hinunterzuschauen. Ich zündete also ein Zündkerzchen an, als ob ich meine Pfeife in Brand stecken wolle, ließ es aber absichtlich fallen, bog mich mit einer Verwünschung hinunter, um es aufzuheben, und warf einen forschenden Blick unter den Sitz mir gegenüber; allein ein eisiger Schauer durchlief mich, als mir die schwache Flamme des Zündkerzchens enthüllte, daß wirklich ein Mensch unter dem Sitz zusammengekrümmt lag, von dem ich allerdings nicht das Gesicht, sondern nur einen rotwollenen Komforter und eine linke Hand sah, an welcher die beiden letzten Finger fehlten. Unser Reisegefährte war also der verfolgte Mörder Gottlieb Geiger, ein verzweifelter und zu allem fähiger Mensch! Ich nahm alle meine Kraft und Selbstbeherrschung zusammen, um meine Gemütsbewegung nicht zu verraten, und sagte: „Um Vergebung, Madame, wenn ich Sie gestört habe; aber es war mein letztes Zündkerzchen und ich wollte es nicht ausgehen lassen!"

Das junge Mädchen, noch immer vor Entsetzen und Angst todesblaß und bebend, murmelte einige unverständliche Worte, und eine Weile saßen wir schweigend da. Ich blickte wieder auf meine Uhr und sah mit Vergnügen, daß nur noch etwa fünf Minuten zu der Zeit fehlten, wo wir D. erreichen mußten und unsre gefährliche Nachbarschaft beseitigen konnten, denn unsre Lage wurde nun bedenklich: ich hatte weder Schirm noch Stock, noch irgend etwas bei mir, was mir zur Waffe dienen konnte.

Plötzlich sprang das Mädchen mir gegenüber vom Sitze auf, flüchtete zu mir und rief: „Oh, die Hand hat soeben meinen Fuß wieder berührt!"

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen und ehe ich mich noch ihrer annehmen konnte, hörte ich ein Geräusch unter dem Sitz und eine Mannsgestalt arbeitete sich unter demselben hervor. Augenblicklich warf ich mich auf den Kerl, packte ihn mit der Kraft der Verzweiflung an der Kehle und drückte sie ihm zu, denn ich wußte, daß wenn er erst auf die Füße komme, ich als der Leichtere und Schwächere verloren sein würde. Der Bursche wehrte sich wie ein Wütender und griff mich mit Fäusten, Nägeln und Zähnen an; seine Faustschläge auf meinen Kopf raubten mir beinahe die Besinnung, aber trotzdem ließ ich seine Kehle nicht los und drückte ihm mein Knie auf die Brust, daß er mich nicht abschütteln konnte. Wie lange dieses verzweifelte Ringen dauerte, vermag ich nicht anzugeben; doch hörte ich noch den langen schrillen Pfiff der Lokomotive, als wir in den Bahnhof einfuhren, und den Hilferuf meiner Reisegefährtin, welche das Wagenfenster geöffnet hatte. Plötzlich hielt der Zug, der Kampf hörte auf und ich sank ohnmächtig über meinen Gefangenen hinweg.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einem Kanapee im Wartesaal zu D., umgeben von einem mitfühlenden Kreis von Personen, und die erste, welche mir in die Augen fiel, war meine junge Reisegefährtin, welche mir das Gesicht mit kölnischem Wasser bestrich. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es mir zu fragen: „Wo ist Geiger?"

„Er ist halb tot," erklärte mir der Beamte mit der roten Mütze. „Sie haben ihn beinahe erwürgt; er war schon schwarz im Gesicht, als wir ihn aus dem Wagen hoben."

„Wissen Sie, daß er ein entsprungener Verbrecher ist?" fragte ich.

„Ja, wir wissen es," war die Antwort. „Die Polizei hatte uns bereits telegraphisch ersucht, den Zug durchsuchen zu lassen, weil ein Mann, auf welchen sein Signalement paßte, gestern abend auf dem Bahnhof bemerkt worden war. Die Gendarmen haben ihn sogleich verhaftet und in Ketten gelegt, und diesmal entwischt er nicht; man mußte ihn halb wegtragen, so tüchtig müssen Sie ihn gewürgt haben."

Meine Geschichte ist gleich zu Ende; der Schnellzug war einstweilen abgefahren, aber das junge Fräulein war bei mir geblieben, half meine Wunden verbinden und ließ sich mit mir von dem Untersuchungsrichter vernehmen; dann telegraphierte ich an Herrn Noack in NN., daß ich wegen unliebsamer Verspätung mit einem späteren Zug kommen werde, mit welchem auch Fräulein Alexandra B. abreiste, die mir nun ihre nähere Bekanntschaft nicht mehr wehrte. Sie kam aus der Schweiz und reiste über Hamburg in ihre Heimat. Wir waren ganz befreundet, als wir uns in NN. trennten. Ich suchte Herrn Noack auf und machte ihn mit meinem bestandenen Abenteuer bekannt; wir gefielen uns gegenseitig und ich erhielt die gewünschte Stelle und — nach einigen Monaten die Prämie von 500 Gulden. Aus den Gerichtsverhandlungen erfuhr ich, daß Gottlieb Geiger zu zwanzigjährigem Zuchthaus verurteilt worden war. Er wäre am Abend seiner Flucht um ein Haar der Polizei in die Hände gefallen, da rettete er sich in den Bahnhof und versteckte sich in einem Waggon, welcher dem Nachtschnellzug einverleibt wurde.

Zur Ergänzung meiner Geschichte will ich noch hinzufügen, daß ich mit Fräulein Alexandra B. in brieflichen Verkehr trat und sie drei Jahre später als meine Gattin heimführte.

Aus meinem Einsiedlerleben in den Felsengebirgen.

I.

Nahe bei der Mitte des Wyoming-Gebiets im westlichen Nordamerika liegt ein Gebirgszug, welcher noch zum System der Felsengebirge gehört, obwohl er von dessen höchstem Kamme weit entfernt ist. Dieser Gebirgszug ist höher als alle östlichen Berge; da er aber inmitten weiter Hochebenen sich erhebt, welche selbst schon viele tausend Fuß über der Meeresfläche liegen, so scheint seine allgemeine Höhe nicht so bedeutend zu sein. Diese Berge sind sehr schön, in ihrem Gewand von schweren Kiefernwäldern, über welche zahllose hohe Felsenzacken, Steinwände, Türme und scharfe Obelisken von natürlichem Fels emporragen, aus deren Mitte ein einziger gewaltiger Pik sich weit über alle seine Nachbarn erhebt. Während alle Berge ringsum voll Blüten und Frühlingsblumen waren, zeigte seine hohe Spitze allein eine Krone von ewigem Eis und Schnee und schaute als ein weithin sichtbares Wahrzeichen hinaus in die Lande. Es war eine Gegend, die unendlich wilder und großartiger war, als ich jemals eine in unsern deutschen Alpen gesehen habe, ich wünschte einige photographische Aufnahmen davon zu haben, um meinen jungen Kameraden eine ungefähre Vorstellung geben zu können.

Es sind jetzt zwölf Jahre her, als ich an einem Frühmorgen des Vorsommers durch die dunkle Mündung eines Cañon oder einer breiten tiefen Felsenschlucht hinaufritt und überrascht mein Pferd anhielt und in die Landschaft hineinschaute, welche sich vor mir eröffnete. Es ward ein weites muschelförmiges Hochthal, vielleicht im Mittelpunkt 6 km breit und 10 km lang. Seine Sohle senkte sich langsam und in ihr rauschte ein frisches Bergwasser von den nordöstlichen waldigen Bergrücken herab. Die Seitenhänge des Thals stiegen etwas steiler an, durchzogen von vielen Terrassen und Leisten, besäet mit Gruppen von Bäumen und kleinen lichten Wäldern. An der Thalsohle und dem Wasser entlang zog sich Hochwald und Gebüsch abwechselnd hin, und in der Ferne am Thalschluß rückten die Seitenwände und Hänge immer enger und steiler zusammen und schienen es mit einer engen Schlucht zusammenzuschließen. Natürlicher Rasen mit zahllosen Blüten und blühenden Büschen breitete sich rechts und links von mir aus und zog sich gegen die Hügelhänge hinein, untermischt mit einzelnen uralten Bäumen und jungem Holzanflug und einzelnen Baumgruppen, ein wahrhaftes, kleines natürliches Paradies, überragt von einem Aetherblau und beschienen vom vollen Licht der Morgensonne. Vögel zwitscherten im Gezweige oder kreisten in Flügen um die alten Bäume; in geringer Entfernung von mir stand ein Rudel Schwarzschwanzhirsche im Schatten einer weitschattenden Wetterfichte, und unweit von mir bemerkte ich einige Dutzend kleiner Hügel, auf denen dunkle „Prairiehunde" oder vielmehr Murmeltiere saßen, welche mich neugierig anschauten, so lange mein Pferd stillestand, aber bei seinem ersten Schnauben blitzschnell in ihren Löchern verschwanden.

Wie schön! murmelte ich und konnte mich an dem herrlichen Anblick nicht satt sehen. Ich war auf einer Lust- und Forschungsreise begriffen, um diese Gegenden kennen zu lernen und einen Ort zu suchen, wo ich mich niederlassen könnte, um hier als eine Art Hinterwäldler einige Zeit zu leben und den Menschenverkehr mit der Bergeinsamkeit zu vertauschen. Ich war ganz allein, hatte nur mein Pferd Roland und meinen Hühnerhund Grip bei mir, und meine Ausrüstung war diejenige eines Reisenden in der Wildnis: eine Büchsflinte, ein Revolver, ein Handbett, ein Jagdmesser, zwei Wolldecken, ein Feldkessel, zwei Zinnbecher, etwas Thee, Zucker und Maismehl und ein Säckchen Maiskörner für mein Pferd und einen Lariat oder ledergeflochtenen Strick zum Ankoppeln meines Pferdes. So war ich auf dem Ritt durch diese Berge begriffen: für meine Verpflegung sorgten der Büchsenlauf meines Gewehrs und ein Halbdutzend Fischangeln mit Leinen, die ich um meinen Hut gewunden hatte, denn Wild und Fische gab es genug in diesen Bergen.

Als ich mich nach Herzenslust umgesehen und mein Pferd hatte verschnaufen lassen, ritt ich in das schöne stille Hochthal hinein, welches wenigstens 20 englische Meilen von der nächsten menschlichen Wohnung entfernt lag und ganz unbewohnt zu sein schien, denn nirgends stieg ein Rauchwölkchen von einem gastlichen Herde auf, und das, was ich zuerst für Hütten angesehen hatte, erwies sich beim Näherkommen als ungeheure Felsblöcke, welche von den benachbarten Bergen heruntergerollt waren. Ich sah mehrmals Hirsche, auch einige Gabelhornantilopen oder Gabelgemsen und viele Arten von Vögeln. Ich ritt auf dem linken Ufer des Flüßchens hin und her, bald bergauf bald bergab, um mir die bei aller Wildheit so liebliche Gegend zu betrachten, und es mochte nach dem Stand der Sonne schon nahe an Mittag sein, als ich, einen leichten Vorhügel umreitend, plötzlich unter einer Gruppe hoher Kiefern und Fichten ein kleines Blockhaus erblickte, dem ich mich schnell näherte, denn bei einem Ansiedler in der Wildnis darf man immer einer gastlichen Aufnahme versichert sein.

Bis auf etwa 30 Schritt herangekommen, hielt ich mein Pferd an und rief ein lautes Hallo! aber niemand antwortete: das Blockhaus, in Form eines † gebaut, schien unbewohnt, denn der Zaun war verfallen, der kleine Pfad und Vorplatz mit Gras bewachsen, das ehemalige Gärtchen von Unkraut überwuchert. Ich stieg ab, band mein Pferd an einen jungen Stamm, nahm die schußfertige Büchsflinte unter den Arm und näherte mich mit meinem Hund dem Hause. Dieses stand hoch über der Böschung des linken Ufers des Flüßchens, an einem Punkte, welcher mit feinem Natursinn gewählt war, denn man genoß von hier aus eine schöne Aussicht über den größten Teil des Thals und nach dem Gebirge hin, das von hier einen großartigen Anblick darbot.

Als ich herantrat, sah ich, daß das Blockhaus wohl längst nicht mehr bewohnt war, denn nirgends war eine Menschen- oder Tierfährte zu sehen. Der vordere Kreuzesarm des Blockhauses war eine Art Veranda; an den Wänden hing staubbedeckt und steinhart einiges Zaum- und Sattelzeug, ein Spaten, eine Schaufel, eine Hacke und eine Axt. An der einen Seite war eine roh gezimmerte Bank, an der entgegengesetzten war Brennholz aufgeschichtet. Eine rohe Thür in eisernen Angeln wich dem Druck meiner Schulter und ich trat in einen Raum, welcher zur Küche eingerichtet war: ein roher Herd aus Feldsteinen, auf demselben Kohlen und Asche, darüber ein eiserner Dreifuß und ein blecherner Kessel, am Boden einige blecherne Eimer, an der Wand einige Pfannen und Tiegel, eine eiserne Bratpfanne, auf einem Bord einige Töpfe, Teller und Krüge. Rechts und links führten rohe Thüren aus Spältern in

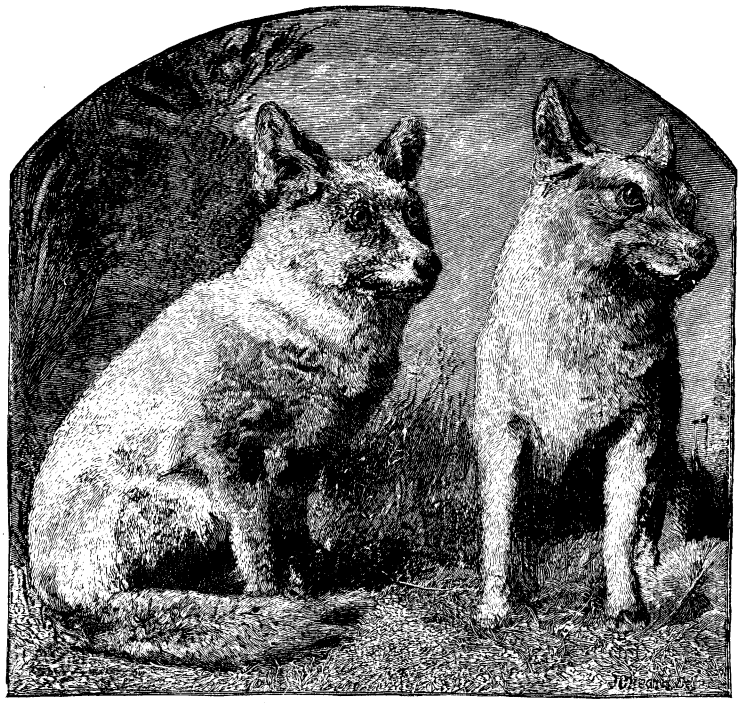
zwei andre Kreuzarme, und im Hintergrunde über dem Herde war ein roher Schlot aus Spältern angebracht. Die Thür links führte in einen Raum, kaum zehn Fuß ins Gevierte umfassend, welcher das Schlafzimmer des ehemaligen Bewohners gewesen sein mochte, denn er enthielt eine breite Pritsche mit einem moosgefüllten Sack und Kopfkissen aus gegerbter Hirschhaut, zwei aufgerollte Wolldecken, einen selbstgezimmerten rohen Tisch und einige ähnliche Stühle, und an der Wand hingen ein Sattel mit Zaum und Steigbügeln, ein paar alte Kleider, eine verrostete Doppelflinte, eine schwere amerikanische Kugelbüchse, eine Art Pelzdecke aus Bärenfell und auf einem Bord stand eine alte blecherne Ampel neben leeren Flaschen, einer alten Bibel und einigen zerlesenen Büchern.

Die Thür zur Rechten führte in einen Raum von ähnlicher Größe, welcher eine Art Vorratskammer gewesen zu sein schien, denn von einem Durchzugsbalken herab hingen einige Säcke von Hirschhaut, mit Maiskörnern gefüllt, und an den Wänden einige Felle, in denen die Haarmotten hausten, ein Bärenfell war mit kleinen Nägeln zum Trocknen an der Wand gespannt.

Der Erbauer und Bewohner dieses Blockhauses schien ein regelrechter Hinterwäldler und Jäger gewesen zu sein und sich mit leidlicher Behaglichkeit als Einsiedler hier eingerichtet zu haben; aber wo war er nun? War er tot, verunglückt oder von Indianern erschlagen? oder war er mit der Unruhe, welche den Amerikaner kennzeichnet, hinweggezogen, um sein Heil anderwärts zu versuchen? Letzteres wohl kaum, denn sonst hätte er das Haus wohl leer stehen gelassen.

Anfangs graute mir etwas vor dem verlassenen Hause, dann aber wandelte mich die Lust an, mich hier auf einige Tage einzuquartieren. Ich verließ das Gebäude und umging es von außen; auf dem Dach aus Spältern lagen große Steine, um es zu beschweren, sowie einige Hirschgeweihe und Gabelgemsgehörne. Hinter dem Hause war ein halb eingestürzter Schuppen, der nach der Krippe zu urteilen als Stall gedient hatte; in dem ehemaligen Gärtchen wuchsen hohe Topinambu und einige Maispflanzen, welche sich ohne Zweifel selbst besamt hatten, und neben einem Pfade, der an der etwa 50 Fuß hohen Lehm zum Flüßchen hinabführte, war ein umzäuntes Grundstück von einigen Ar Flächengehalt, welches ebenfalls früher Mais- und Kartoffelfeld gewesen war und wo nun unter Nesseln und anderm kniehohen Unkraut einige Kartoffel- und Maisstöcke wuchsen.

Das ganze Besitztum war also herrenlos und ich brauchte mir kein Gewissen daraus zu machen, wenn ich mich hier auf einige Tage einquartierte, und das that ich denn sogleich. Ich sattelte Roland ab, warf ihm einige frische Maisstengel vor, welche er mit Gier verzehrte und fesselte ihn dann mit dem Bariat an einem jungen Baum inmitten eines frischen Rasenfleckes an, damit er sich äse. Dann stieg ich mit den beiden größten Wassereimern zum Bache hinunter, holte Wasser, scheuerte einen Teil des Kochgeschirrs und die wenigen Möbel, trug die alten Wolldecken heraus und hing sie zum Lüften und Trocknen an die Luft und machte mir mit meinem eigenen ein Bett. Aus meinen Satteltaschen nahm ich noch etwas Mehl, Speck und Zwieback und mußte mich nun um Fleisch nach einem Abendbrot umsehen. Das machte mir aber keine Sorge, denn es gab ja Wild genug. Die Büchsflinte über der Schulter, meinen Grip an der Leine, ging ich auf die Birsch, in einem weiten Bogen an den Hängen des linken Ufers hin, und so dauerte es dann nicht lange, als wir die Fährten eines Rudels Schwarzschwanzhirsche von sieben Stück fanden. Wir schlichen uns mit gutem Winde an, ich wählte mir einen hübschen feisten Spießhirsch aus und gab ihm einen wohlgezielten Kugelschuß hinter dem Schulterblatt, daß er hoch aufsprang, dann zusammenbrach, aber sich noch einmal auf die Beine machte und flüchten wollte, aber von meinem Hunde niedergerissen und erwürgt wurde. Das Rudel war zwar bei meinem Schuß aufgesprungen und hatte sich umgeschaut, war aber erst flüchtig geworden, als mein Hund bellend daherssprang — ein Beweis, daß das Wild lange nicht beschossen worden war.



Aus meinem Einsiedlerleben in den Felsengebirgen. Prairiewölfe.

Der Spießer ward an Ort und Stelle ausgeweidet und zerwirkt; ich nahm nur die Keulen und den Rücken, um nicht zuvor tragen zu müssen; diese schlug ich in die Haut ein und nahm sie nach Hause. Kopf, Hals, Bauchlappen und Buge ließ ich für die Geier und Wölfe liegen, nachdem mein Grip sich daran gütlich gethan hatte. Eine genügende Anzahl Schnitten aus einer Keule und dem Nierenbraten bereitete ich mir zum Abendbrot und Frühstück, buk mir einen Damper oder Brotkuchen in der heißen Asche, kochte mir einen starken Thee und hing den Rest des Wildbrets an der Nordwand des Blockhauses hoch genug auf, daß es nicht von meinem Hund oder von Wölfen erreicht werden konnte, setzte mich dann mit meiner Pfeife auf die Schwelle meiner Veranda, versank in tiefes Sinnen und Träumen, bis der Mond über die Berge heraufgekommen war und die Sterne in aller Pracht droben am Firmament erglänzten. Dann nahm ich Grip in die Küche herein, tränkte noch mein Pferd, das draußen angekoppelt blieb und legte mich schlafen.

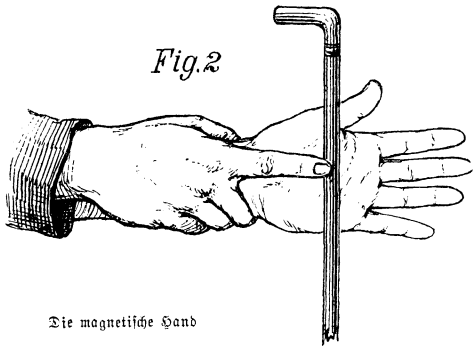
Aus dem ersten süßen Schlafe weckte mich das wütende Gebell meines Grip und das Knurren, Bellen und Heulen einiger Nachttiere, welche sich hinter dem Blockhaus herumtrieben. Ich erkannte bald an der Stimme, daß es ein paar Prairiewölfe oder Coyotes waren, welche der Geruch des frischen Wildbrets herbeigelockt hatte und die nun den unerreichbaren Leckerbissen bellend und heulend anschmachteten.

So unschädlich diese feigen Tiere auch sind, welche selbst in Mehrzahl einen einzelnen gesunden Menschen oder ein kräftiges Pferd nicht angreifen und höchstens mit einem einzelnen Hunde sich raufen, so störte mich doch ihr nächtlicher Lärm und dauerte mich das schöne feiste Hirschfleisch. Ich lud daher den Schrotlauf meiner Büchsflinte mit einer Patrone groben Hagels, den Kugellauf mit einer Kugelpatrone, legte Grip an die Leine, trat dann um die Ecke des Blockhauses und schoß mitten unter die vier oder fünf fuchsartigen Coyotes hinein, welche sich um einige frische Knochen balgten.

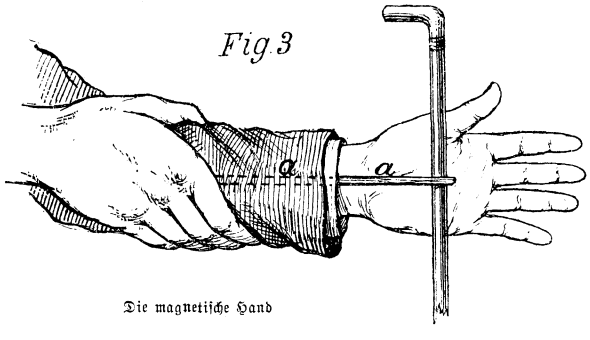
Mit Schmerzgeheul stoben sie auf den Schuß hin auseinander und flüchteten, so daß ich den Rest der Nacht ruhig und ungestört weiter schlafen konnte. Am andern Morgen aber, als ich nach dem Frühstück mein Pferd gesattelt hatte und einen weiten Ritt durch das Thal antrat, fand ich kaum 200 Schritte von dem Blockhause einen der Coyote schwer getroffen in seinem Wundbett unter einem Busche liegen; Grip stürzte auf ihn zu um ihn abzuwürgen, aber ich wollte meinen Hund nicht den scharfen Zähnen dieser bissigen Tiere aussetzen und machte dem Dasein des Coyote daher durch einen Kugelschuß ein Ende.

Die magnetische Hand.

Der Künstler hält einen Spazierstock in der linken Hand und läßt denselben untersuchen. „Meine Herrschaften," sagt er, „ich habe neulich entdeckt, daß, wenn ich mit meiner rechten Hand das Handgelenk der linken umfasse, diese magnetisch wird und jeden beliebigen Gegenstand z. B. diesen Stock anzieht und hält." Der Künstler umfaßt das Handgelenk und der Stock sitzt in senkrechter Lage an der Hand fest (Fig. 1.) „Damit Sie sehen, wie leicht man sich täuschen läßt, will ich Ihnen zeigen, daß es nicht Magnetismus, sondern der Zeigefinger meiner rechten Hand ist, welcher den Stock hält." Mit diesen Worten kehrt man die Innenseite der linken Hand (Fig. 2) den Zuschauern zu. Nachdem man dies gezeigt hat, umfaßt man in der Nähe des Ellbogens den Arm und der Stock haftet abermals an der inneren Fläche der linken Hand. (Die äußere Seite derselben ist natürlich jetzt wieder den Zuschauern zugekehrt.) Der Künstler kann dies auf zweierlei Weise ausführen (Fig. 3 und Fig. 4.) In Fig. 3 hält ein im Aermel verborgen gehaltener Stab a den Stock, indem die rechte Hand mit dem Aermel zugleich das andere Ende des Stabes a festhält.



Die magnetische Hand

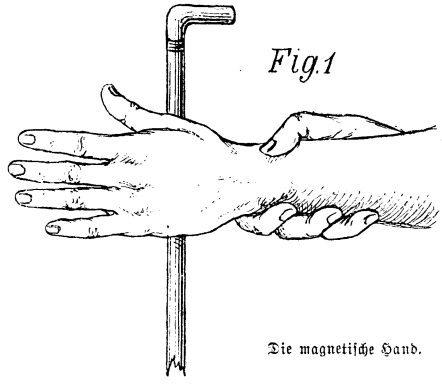


Die magnetische Hand

In Fig. 4 dient ein langes Haar oder ein feiner Faden zum Festhalten. Das eine Ende desselben bindet man um den Mittelfinger der linken Hand und das andre um den Daumen der rechten. Dies muß schon zu Anfang geschehen sein und die Zuschauer werden aus einiger Entfernung beim Zeigen der in Fig. 1 und 2 gezeigten Stellungen den Faden nicht bemerken. Man schlägt nun den Faden in der Nähe des Mittelfingers der linken Hand unbemerkt einmal um den Stock und zieht ihn straff, indem man mit der rechten Hand den linken Arm nahe am Ellbogen umfaßt. Bei 3 und 4 kann man auch die linke Hand so drehen, daß der Stock wagrecht schwebt; man muß dann aber vorsichtig sein, damit Stab und Faden nicht bemerkt werden.

Schlagfertig.

Mit dem durch seinen Witz und Humor ausgezeichneten Wittenberger Professor Taubmann liebte es König August der Starke, sich von Zeit zu Zeit einen Spaß zu machen. Einst hatte er ihn zur Tafel geladen, dabei aber den Dienern befohlen, ihm keinen Löffel hinzulegen. Als nun die Suppe aufgetragen wurde und jeder nach seinem Löffel griff, rief



Die magnetische Hand.

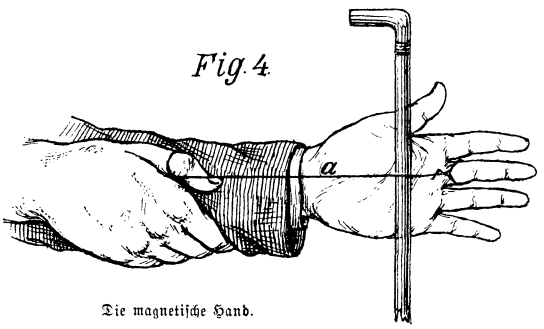
der König laut und vernehmlich über die Tafel hin: „Ein Spitzbube, wer keinen Löffel hat!" Schnell nahm Professor Taubmann eine Brotrinde, höhlte sie aus, spießte sie an die Gabel und aß mit diesem improvisierten Löffel seine Suppe unter dem Gelächter der Anwesenden. Als er fertig war, rief er ebenso vernehmlich: „Ein Spitzbube, wer seinen Löffel nicht ißt!" und verzehrte das Brot unter jubelnder Heiterkeit der Gäste, in welche selbst der König einstimmte.

Hartgetrocknete Stiefel

werden, um sie wieder weich zu machen, zuerst einige Stunden in Wasser gebettet. Das Leder nimmt überhaupt alles Fett niemals gut auf, wenn es sich nicht in feuchtem Zustande befindet. Man weiche also die Stiefel in Wasser ein, trockne

sie nach dem Herausnehmen oberflächlich ab, und reibe sie tüchtig mit gelinde erwärmtem Thran oder dergleichen. Bei dieser Behandlung wird das härteste Leder sammetweich. Da der richtige Thran einen sehr unangenehmen Geruch verbreitet, so empfiehlt es sich, die Stiefel mit Leberthran einzureiben. Die Verwendung von gewöhnlichem Petroleum ist gleichfalls sehr empfehlenswert, freilich nicht ohne die Beigabe des üblen Geruchs, der sich übrigens binnen kurzer Zeit verliert.

Fig. 4



Die magnetische Hand.

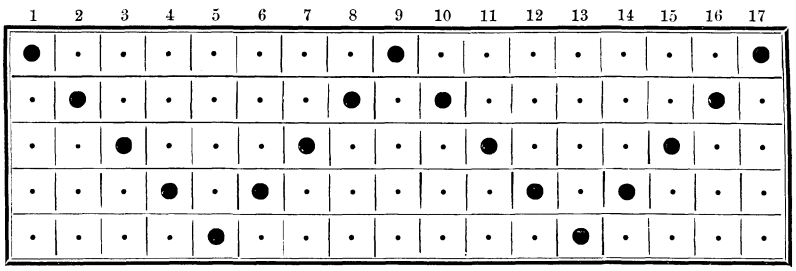
Bau eines Lichtreflektors.

Wenn man aus einem nach Süden zu liegenden Fenster eine Glasscheibe entfernt, so läßt sich an ihrer Statt mit Leichtigkeit der in den umstehenden Figuren abgebildete Apparat einstellen, der, ähnlich wie die Laterna magica, dazu dient, „Transparente in einem verdunkelten Raume, wozu die übrige Lichtung des Fensters noch gedeckt werden müßte, abzuspiegeln. Bei der Herstellung eines solchen Apparats verfährt man folgendermaßen: Man wähle ein Brett aus Fichtenholz, ca. 35 cm lang und breit, und 2½ cm dick und versehe dasselbe in der Mitte mit einer Oeffnung, groß genug, um einen 17,5 qcm umfassenden Holzrahmen aufnehmen zu können. In letzterem ist eine 15 cm Cosmorama-Linse mit einem Fokus von 45 cm anzubringen. Des Weitern ist eine 7½ cm plankonvexe Linse mit einem Fokus von 22½ cm erforderlich. Letztere ist in einen verschiebbaren Holzrahmen so einzulassen, daß sie vor- und rückwärts geschoben werden kann auf einem Brette, welches mit dem früher erwähnten Holzrahmen in Verbindung steht. Sodann wird ein Spiegel, mit den Dimensionen 20 : 37½ cm, mittels Scharnieren auf eben dasselbe durch den Rahmen hindurchgehende Brett befestigt, so daß der Spiegel von innen vermittelst einer Schnur (s. Abbildung) gestellt werden kann. Beim Experiment wird der Spiegel so weit geneigt, bis das Sonnenlicht die Linsen trifft und reflektiert, so daß dann ein intensiver Lichtkreis von 3—4 m Durchmesser auf dem Lichtschirm, den die gegenüber liegende Wand bildet, erscheint. Mit Hilfe dieses Apparates lassen sich nun bei Tage die schönsten Transparente hervorzaubern.

Logogriph.

Mit o ruht's in der Erde,
Ein jeder hat's mit e;
Suchst Du's mit ü im Sommer,
Nur in den Keller geh!

Punkträtsel.



Die einzelnen Punkte dieser Figur sind durch je einen Buchstaben zu ersetzen, so daß in den senkrechten Reihen von oben nach unten siebzehn Wörter entstehen, deren jedes fünf Buchstaben umfaßt. Diese Wörter sind:

1. ein deutscher Hauptfluß,
2. ein deutscher Hauptfluß,
3. eine europäische Hauptstadt,
4. ein Haustier,
5. ein großes Land in Asien,
6. eine römische Göttin,
7. ein berühmter deutscher Komponist,
8. ein russischer Kaiser,
9. eine beliebte Rätselart,
10. ein europäisches Gebirge,
11. ein nützliches Insekt,
12. ein Waldbaum,
13. ein Raubtier,
14. eine deutsche Universität,
15. ein Saiteninstrument,
16. ein Fischereigeräte,
17. ein in den Alpen lebendes Säugetier.

Sind alle Wörter richtig erraten, so erscheint an den durch dickere Punkte bezeichneten Stellen die Ueberschrift einer Ballade von Goethe.

Ergänzungsrebus.

J t.

Welchen Nebenfluß vom Rhein, und welches preußische Land muß man zwischen die Buchstaben zeichnen, damit man eine von der Jugend sehr gern gesehene Veranstaltung erhält?

Auflösung des Ergänzungsrebus in Nr. 47.

„Sch—Schellfisch" (elf i).

Auflösung des Rätsels in Nr. 47.

Qualle, Quelle.

Auflösung des Homogramms in Nr. 47.

			G	A	A			
			O	M	P			
			L	A	F			
G	O	L	D	R	E	G	E	N
A	M	A	R	E	L	L	E	N
A	P	F	E	L	B	A	U	M
			G	L	A			
			E	E	U			
			N	N	M			

Fragen und Antworten.

E. B. in **Eisenach.** Zur Darstellung von Wasserstoffgas bringt man in eine sogenannte Gasentwickelungsflasche, etwa eine Medizinflasche mit ziemlich weiter Mündung, einige Zinkblechabfälle und verschließt hierauf die Flasche mit einem Kork, durch dessen zwei Durchbohrungen eine Trichterröhre und ein Gasleitungsrohr hindurchgehen. Die erstere Röhre, welche fast bis auf den

Gasentwicklungsflasche.

Boden der Flasche hinabreichen muß, dient zum Eingießen verdünnter Schwefelsäure. Fehlt es an einer Trichterröhre, so ersetzt man dieselbe durch eine gerade, nicht zu enge Glasröhre und steckt auf diese einen kleinen Glastrichter. Sollten die Röhren nicht dicht im Korke schließen, so verkittet man die Fugen mit geschmolzenem Siegellack, und mit diesem überzieht man auch den Kork, wenn derselbe keinen luftdichten Verschluß gewähren würde. Nachdem der Apparat zusammengesetzt ist, gießt man verdünnte erkaltete Schwefelsäure (1 Tl. Schwefelsäure und 2 Tl. Wasser) in die Flasche, daß die untere Oeffnung der Trichterröhre davon abgesperrt wird. Unter lebhaftem Aufbrausen entweicht Wasserstoffgas, das man aber nicht früher entzünden darf, bis die Luft der Flasche vollständig durch das Gas verdrängt ist. Zur größeren Sicherheit umwickle man die Flasche mit einem Tuche und beseitige so die Möglichkeit, bei einer Explosion durch die Glasscherben beschädigt zu werden.

A. Wiedemann jr. Armin sah sein Weib Thusnelda und sein Kind nie wieder, über ihr weiteres Schicksal fehlt jede Nachricht. — Die Blindschleiche findet sich an grasigen, mit Buschwerk bewachsenen Plätzen. Sie verläßt ihr Versteck gewöhnlich nur früh oder spät am Tage oder nach einem Gewitterregen.

Walther E. Für die Mitteilung Deines Zauberkunststückes besten Dank. Wenn wir bald wieder einmal eine Zaubervorstellung geben, dann soll auch diese „Glanznummer" in das Programm aufgenommen werden.

J. P. Hagenau. Rud. Stirn in Berlin S., Sebastianstraße 34. Laß Dir die Preisliste zusenden.

174 cm langer Urahne in Breslau. Ein gutes Mittel, um das Unkraut auf den Gartenwegen zu vertilgen, ist das folgende: Man koche unter beständigem Umrühren 1 Teil Schwefel mit Aetzkalk in 25 Teilen Wasser, verdünne dann diese Lauge noch mehr und überbrause damit die Wege. Empfehlenswert ist, die letzteren ca. 20 cm tief auszugraben und mit Sägespänen auszufüllen, über diese kann dann nach Belieben noch eine Lage Kies gelegt werden. Auf den Sägespänen wächst kein Unkraut; dieselben müssen freilich alle fünf Jahre etwa erneuert werden, die alten geben dann dafür aber auch ein wertvolles Material für den Düngerhaufen. — Dein Buchhändler muß Dir pünktlich liefern und thut er's nicht, gehe zu einem andern. — Tsching, tsching!! Wünschen auch fürderhin fröhliches Wachstum!

Ein Ratloser. Versuche den Bau dieses Apparates immerhin. Freilich darfst Du keine zu hohen Ansprüche an das fertige Instrument stellen. Bis zum Telephon, wie es im Dienste unseres heutigen Verkehrswesens steht, ist noch ein weiter Schritt.

Der Erfinder einer neuen Telegraphie. Du wirst mal ein berühmter Mann werden. Es ist ja ganz erstaunlich, was Du und Dein Freund da ausgeklügelt haben. Wir sollen Deine Erfindung den Kameraden mitteilen? Wir werden schleunigst die zum Verständnis nötigen Zeichnungen anfertigen lassen und dann soll's losgehen!

A. Fausch in **Basel.** Die Laubfrösche werden mit lebenden Stubenfliegen gefüttert. Suche Deine jungen Tiere daran zu gewöhnen, daß sie Dir die Fliegen abnehmen (z. B. von einer Pincette). Wenn dann im Herbst und Winter die Fliegen knapp werden, so kannst Du statt derselben ganz kleine Mehlwürmer reichen.

A. M. S. Wenn Du die Fliegen nicht durch Aether, Chloroform oder dergleichen töten willst, so bleibt nur übrig, dieselben in die Cyankaliumflasche zu werfen. Letztere ist in vielen Naturalienhandlungen käuflich, muß aber sorgfältigst vor dem Zerbrechen bewahrt werden.

E. B. in **Blasewitz.** Freilich „duzen" wir uns, und „Onkel" sollst Du den „G. K." auch nennen dürfen, ganz wie Du willst. Und das Gedicht — soviel ist gewiß, daß Du das Deinem Klassenlehrer nicht vorlesen wirst, wie? Der würde bedenklich den Kopf schütteln. Prosit!

Der Kamerad ???, welcher in Nr. 43 den Grönländer beschrieben hat, wird um die Mitteilung gebeten, wieviel ein solcher Bootbau kostet. „Ein Geizhals in Triest."

O. K. in **Hamburg.** Für Dein hübsches Rätsel schönen Dank.

Lieber guter Briefkastenonkel redet uns ein Kamerad in schmeichelhafter Weise an und schreibt wie folgt: „Soeben empfing ich einen Brief von meinem Oheim, in welchem er mir mitteilte, wie man sich in einfachster Weise eine zugleich billige galvanische Batterie machen kann. Da diese wirklich sehr leicht zu machen ist, so bitte ich, daß Du sie den Kameraden bekannt gibst. Eine Anzahl enghalsiger Glasflaschen mit abgesprengtem Boden wird auf einem hölzernen Gestell (mit Löchern versehen) in umgekehrter Lage nebeneinander befestigt. Die unteren Oeffnungen sind durch Korke mit Hilfe von Wachs wasserdicht verschlossen. Durch jeden Kork ist ein Kupferdraht durchgeführt, welcher innerhalb der Flasche in einer ungefähr 1/2 der letzteren einnehmenden Spirale endigt. Das andere Ende des Kupferdrahtes ist in die Höhe gebogen und mit dem Zinkcylinder der nächsten Flasche verbunden. Die Zinkcylinder werden aus 1 1/2 mm starkem Zinkblech geschnitten und zusammengebogen. Die Größe wird so gewählt, daß der Zinkcylinder etwa das obere Drittel der Flasche einnimmt. Die Befestigung des Zinkcylinders am Kupferdraht geschieht in der Weise, daß man am ersteren einen aufrechten mit zwei Löchern versehenen Ansatz stehen läßt, den Draht durch die Löcher hindurch führt und mit dem Hammer festschlägt. Um die Batterie in Thätigkeit zu setzen, füllt man die Zellen mit weichem Wasser und gibt dann so viel pulverisiertes Kupfervitriol hinein, daß die Kupferspirale ganz davon umgeben ist. Um die Wirkung zu beschleunigen, kann in jede Zelle etwas Zinkfulfat beigegeben werden. — Und nun noch eine Bitte: Ich möchte mit einem Kameraden, welcher ungefähr 14 Jahre alt sein kann, in Briefwechsel treten. Meine Adresse ist: Delitzsch, Angerstraße 521 a a. Mit bestem Gruß Hugo Böhme."

Fr. Sengenwald. Sicherlich liegt in der Umgebung Eurer Stadt ein Forsthaus. Bitte den Förster oder einen der Aufseher oder Waldhüter, daß sie Dir ein Eichhörnchen fangen.

L. Jordan. Die Leibgarde läßt sich schönstens bedanken und der Setzerlehrling schönstens grüßen. Hurra!

O. A. in **Orel.** Das wollen wir den deutschen Kameraden lieber gar nicht mitteilen; die platzen vor Neid!

Lori v. Sch. O sehr gerne! Laura (lateinisch), die Lorbeerbekränzte. Eleonore (griechisch), die Erbarmende, Mitleidige. Helene (griechisch), die Erroberin, Strahlende, Leuchtende. Franz (altdeutsch), der Freie. Freundlichen Gruß!

F. R. Sch. Was Du Deine.. Laufschleiche.. geben sollst? Mehl und Regenwürmer, alle Arten Nacktschnecken.

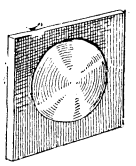
Arthur K. Dafür mußt Du Dir einen Leichtgläubigeren suchen, als der „G. K." es ist. Uebrigens ist der Witz ganz und gar nicht schlecht.

E. in **P.** „Heinze, Pferd und Reiter", erschienen bei Spamer in Leipzig, dann der betreffende Band der „Thaer-Bibliothek", Verlag von Paray in Berlin und von jeder Buchhandlung lieferbar. — Du willst uns Selbsterlebtes über die Reitkünste der Kosaken und Tscherkessen mitteilen? Bravo! Sende!

F. H. M. E. Das Minimalmaß für die Ulanen beträgt 1,67 cm, für die Husaren 1,62 cm, letztere ausnahmsweise auch bis zum Maße von 1,57 cm. Ueber die Brustweite und das Gewicht bestehen keine in Ziffern ausgedrückte Vorschriften. Es obliegt ärztlichem Befinden, zu entscheiden, ob das Ebenmaß vorhanden ist. — Welche Uniform die schönste ist? Freund, das beruht auf individuellem Geschmack, diesem gefällt jene, jenem diese besser. Hauptsache: wenn nur der Kerl recht ist, der drunter steckt.

H. H. in **S.** Soweit der Vorrat reicht, kann der erste Jahrgang des „G. K." noch immer und zwar durch jede Buchhandlung oder direkt von der Verlagshandlung nachbezogen werden.

Fritz Sch. Willst Du silberne Münzen gründlich reinigen, so lege dieselben einige Minuten in Salmiakspiritus. Kupfer- und Bronzemünzen putze einfach mit warmem Wasser und mit einer steifen Bürste. — Wenn der Blumentopf passend zugerichtet ist, kann er zur Not



Rahme mit Linse zum Lichtreflektor.

diese Dienste recht wohl versehen. — In welcher Eigenschaft willst Du denn Afrika bereisen? Das muß der „G. K." wissen, wenn er raten soll.

P. R. 72. Verlange die „Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes vom 11. März 1880." Jeder Buchhändler kann liefern. Siehe auch „Spemanns Schatzkästlein des Guten Rats", Artikel Nr. 1813.

B. v. R. Warum willst Du den Rat Deines Onkels nicht befolgen? Wer weiß, wozu Dir diese Fertigkeit im Leben noch nützlich sein wird. Ein schlechter Spielmann, der nur eine Weise kann.

Freiherr v. L. Nein, wir verraten nichts, gar nichts! Wer den Kern haben will, muß die Nuß knacken. Plage Dich nur noch ein bißchen — 's wird schon gehen. Gruß!

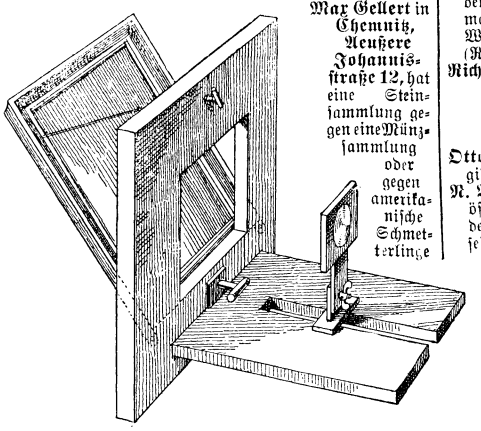
E. H. in **M.** Wozu diesen Umweg? Frage doch bei den betreffenden Münzenhandlungen selber an. Man wird Dir die erwünschte Auskunft sehr gerne geben.

O. B. in **S.** Warum nennst Du nicht Deinen Namen? Die andern Kameraden geben im Tauschmarkt alle ihre volle Briefadresse an.

Tauschmarkt.

A. Wiedemann jr. in **Liegnitz i. Schl., Hotel Rautenkranz,** hat Mineralien zu vertauschen. Möchte dagegen Terrariumtiere.

Max Gellert in **Chemnitz, Aeußere Johannisstraße 12,** hat eine Steinsammlung gegen eine Münzsammlung oder gegen amerikanische Schmetterlinge



Lichtreflektor.

zu vertauschen, oder gegen ausgestopfte Tiere, jedoch müssen selbige in gutem Zustande sein.

Hermann H. Schröder in **Guttenberg, Clayton Co., Iowa, U. S. A.,** schreibt: „Zeige doch, lieber ‚G. K.', meinen Freunden an, daß ich viele derjenigen Marken habe, die jetzt in den Vereinigten Staaten in Kurs geraten sind, und daß ich sie gegen alte deutsche, gegen spanische und portugiesische Marken tauschen werde.

Die Kameraden aller Herren Länder bitte ich, daß sie mir eine Postkarte mit dem „Tipp-Topp-Stempel" senden möchten. Franz Peer jr. in Graz, Staatsbahnhof 3.

Otto Saynisch in **Straßburg, Knoblochsgasse 12,** wünscht mit allen außerdeutschen Kameraden in Briefmarkentausch zu treten. Er sendet jedem nach Erhalt einer Sendung [illegible] entsprechende Quantum in deutschen Marken.

Fritz Ehlers in **Berne** hat die Erlaubnis, seine zweite Taschenuhr und einen Induktionsapparat mit Element gegen ein schönes Exemplar Sachsen 3 Pfg. rot herzugeben.

Theodor Maas in **Bensheim** hat eine sehr wertvolle Sammlung der seltensten (uralter) Siegel abzugeben.

O. Steffens, Sekundaner in **Bergedorf,** hat alte Bergedorfer Marken zu vertauschen.

Heinrich und **Fritz Lotmar** in **Bern (Schweiz), Feldeggweg 3,** tauschen mit überseeischen Kameraden Briefmarken. Revanchieren sich mit europäischen.

Paul Blüthgen in **Torpau, Leipzigerstraße 89 I,** bittet großmütige Kameraden um 1 Paar Meerschweinchen, gibt dafür 100 gute verschiedene Briefmarken.

Ernst Ohnmacht zu **Marienwalde in der Neumark** ist willens ein Buch und ein Paar weiße Kaninchen gegen Briefmarken oder Vögel zu vertauschen.

Monogrammsammler. So wichtig und dennoch gibst Du keine Adresse an!

H. Ehlers in **Göttingen, Rosdorferweg I,** sucht österreichische Kartenbriefe 3 und 5 Kr., gibt dafür deutsche Ganzsachen.

M. Grumpelt in **Altenburg, Wilhelmstr. 17 II,** sucht 1 photogr. Apparat und 1 Dampfmaschine. Gibt dafür 2 schwere Messingkanonen, 2 Blutglassteine geschliffen, Bücher, Marken, Bleisoldaten.

Gustav Baumann in **Frankfurt a. M., Kirchnerstraße 8,** gibt für einen photographischen Apparat ein Schaubeckalbum mit 800 Marken, eine Dampfmaschine und einige schöne Bücher.

Liebe Kameraden! Ich und meine Freunde haben einen naturwissenschaftlichen Jünglingsverein gegründet, der den Zweck hat, Kameraden naturwissenschaftliche Bücher und Geräte zu 1/2 und 1/3 des Preises zukommen zu lassen. Ferner um Gegenstände der Zoologie, Botanik und Mineralogie zu tauschen, auch geschichtliche Sammlungen, wie Münzen, Siegel, Briefmarken. Wer also Mitglied werden will, der muß seine werte Adresse einsenden und uns mitteilen, was er sammelt und was er zu vertauschen hat. Adresse erbeten: Max Gellert in Stuttgart, Aeußere Johannisstraße Nr. 12.

B. Gandig in **Merseburg,** Erfinder der Luftballonseilbahn, tauscht ein Luftpistol ohne Knall mit Munition, ferner Tonzelle, Zink und Kohle zu einem Braunsteinelement und verschiedene hübsche Bücher, sowie einen Luftballon aus Seidenpapier für Briefmarken ein. Für das Luftpistol wäre mir auch ein kleiner Hektograph mit Tinte erwünscht. Briefe zu richten an R. M. 12, postlagernd.

W. Hesebeck in **Hamburg, Eimsbüttlerchaussee 80 I,** gibt 3 Bücher für eine gut gehende Dampfmaschine.

Habe ungefähr 30 ausgewachsene Feuersalamander und möchte dieselben am liebsten gegen ein Paar Hanteln, welche wenigstens je 16 Pfund wiegen, vertauschen. Auch andere Angebote sind erwünscht. Fritz Müller in Hannover, Wiesenstraße 24 p.

Liebe Kameraden! Ich sollte schleunigst 100 türkische Marken gesammelt haben und bitte Euch daher, mir welche unter H. B. 100 zu senden (postlagernd Wiesbaden). Wer die meisten schickt, erhält ein gut erhaltenes Mikroskop mit 12 Präparaten. Herzl. Gruß.

Tausche gegen Säbel und Pistolen und andre Andenken an irgendwelche Feldzüge ausländische Freimarken, wie Suezkanal, Nicaragua, alte New-South-Wales u. s. w. Fritz Trossel jr. in Mülheim (Ruhr).

Richard Michel in **Zabern** schreibt:

Auf, Kameraden, die Trommel gerührt!
Und mir ein Zweirad zugeführt!
Das gebraucht ist, aber noch fährt,
Gebe viele, viele Sachen von Wert.

Otto Jacobsohn in **Berlin, Panoramastraße 2 II.** gibt seltene Ganzsachen für eine Luftbüchse.

R. Weinbach in **Czernowitz, Waggasse 8,** tauscht mit österreichischen Kameraden (mit deutschen nicht, wegen des hohen Zolls) eine stenographische Zeitschrift und selten schöne (180 Stück) Mineraliensammlung, sucht dafür seltene Münzen und eine Dampfmaschine. Gibt ferner für eine schöne Laubsägearbeit einen Mammutzahn oder eine sehr schöne Bergkristalldruse.

Wolfgang Vogel in **Berlin, Kurfürstenstr. 124,** sucht Briefmarkentauschverbindung mit türkischen Kameraden.

Edgar Simon in **Basel, Fischerstraße 13,** tauscht Briefmarken.

Wer von meinen Kameraden ist erbötig, mir mitzuteilen, auf welche Weise Stahl poliert wird? Auch bitte ich um das Modell eines Springbrunnens, den man mit Hilfe einer kleinen Dampfmaschine in Betrieb setzt. Kameradschaftlichen Gruß von Eurem Ed. Simon in Barr bei Straßburg im Elsaß.

Lieber Kamerad! Teile meinen lieben Kameraden mit, daß ich eben angefangen habe, Marken zu sammeln und bitte, die lieben Kameraden möchten mir einige Dubletten überlassen. Franz Pröller jun. in Wien I., Ballhausplatz Nr. 5.

Ich suche eine echte Sachsen 1850, 3 Pf. rot, und gebe dafür Bücher im Neuwert von 35 M. G. Tromsdorff in Schleiz (R. j. L.)

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen, ist bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Vom tropischen Urwald.

Als ich im Jahre 1839, schreibt Brehm, zum erstenmal in einen Urwald drang, war sein Eindruck auf mich mächtig, überwältigend, ich war hingerissen vor Staunen und Bewunderung, ich schwelgte im Hochgenuß, wie ihn nur die endliche Verwirklichung heißen Sehnens und glühender Jugendwünsche uns gewährt. Jahrelang wurde mir das Urwaldleben zu Teil — und wahrlich in seinen herbsten Formen. Ich lernte den Urwald mit seinen wunderbaren Reizen, aber auch mit all seinen Schauern kennen. Ich genoß in vollen Zügen jene unbeschreibliche Befriedigung, die neue Entdeckungen dem eifrigen Forscher gewähren; ich kämpfte aber auch den bittersten Kampf um die eigene Existenz. Vertraut mit dem Urwalde, nenne ich ihn dennoch eintönig; nicht für den Forscher, der dort ebenso in den riesigen Formen wie im Kleinleben ein unerschöpfliches und äußerst dankbares Feld für seine Studien und Entdeckungen findet, wohl aber für den Reisenden, dem die einzelnen Vegetationsgruppen bekannt sind, und der sie nun tage-, wochenlang sich immer wiederholen sieht. Im Urwalde findet das Auge keinen Ruhepunkt, wenn es nicht analysiert. Die Einzelheiten sind wunderbar, die Gesamtheit unbefriedigend. Stundenlang kann ein von der Wurzel bis zum höchsten Gipfel mit Hunderten von Schmarotzerpflanzen bedeckter riesenhafter Baum den staunenden Blick fesseln. Nur die üppigste Tropennatur vermag auf kleinem Raum zusammengedrängt eine solche Fülle sich gegenseitig ernährender und verzehrender Organismen zu schaffen, aber schon die nächste Umgebung beeinträchtigt und schwächt diesen großartigen Eindruck. Eine überschwängliche Produktionskraft hat hier immer andre Formen in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit zu einem fast unentwirrbaren Chaos zusammengehäuft. Es fehlt dem Ganzen an Harmonie, es fehlt an Licht und Beleuchtung, es fehlt an Luft; kein Horizont grenzt das Bild ab, es mangelt ihm der Rahmen. Vergeblich sucht der nach oben schweifende Blick den blauen Himmel — er trifft nur dichtbelaubte Baumkronen. Die Luft ist drückend heiß, mit Modergeruch erfüllt — sie erfreut und erleichtert nicht das Herz, sie beengt es. Ich ziehe den deutschen Eichen- und Tannenwald dem tropischen Urwald vor.

口 廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Richard war still. Er pflegte sich überhaupt am liebsten schweigend zu verhalten. Jetzt nahte der Augenblick, an welchem er den Oheim sehen sollte. Das ergriff ihn auf das tiefste. Seine Augen waren feucht, und es that ihm herzlich leid, daß er sich nicht in die Arme des Verwandten werfen konnte. Man hatte die Nahenden gesehen. Die Arbeiter oben vor dem Hause riefen laut und jubelnd, daß der T'eu komme. Viele kamen ihm entgegen, um die ersten zu sein, welche ihn begrüßten. Die andern bildeten eine Gasse durch welche die Ankömmlinge zu dem Manne ritten, welcher an einem Tische gestanden hatte, der von Münzen ganz bedeckt war. Er kam ihnen entgegen und begrüßte den T'eu auf chinesische Weise, so wie es unter Gleichstehenden geschieht.

Onkel Stein kam den Ankömmlingen entgegen und begrüßte den Teu auf chinesische Weise, so wie es unter Gleichstehenden geschieht.

> Unfruchtbare Gelehrsamkeit ist der Narrheit am nächsten.
>
> Emil König.

Stein war lang und hager, über sechzig Jahre alt. Zwar trug er keinen Zopf, aber sein langes Haar hing unter dem Hute hervor. Es war silberweiß. Sein scharf geschnittenes Gesicht zeigte tiefe

Falten, die Spuren langer körperlicher und auch geistiger Anstrengung. Man sah es diesem Gesichte an, daß der Mann einen festen, selbständigen Charakter habe, und doch lag eine freundliche Milde, welche dem Beschauer wohl that, über dasselbe ausgebreitet.

Der T'eu und dessen Leute waren für ihn gewöhnliche Erscheinungen. Als sein Auge aber auf die andern fiel, zog er erstaunt die Brauen empor und rief:

„Nguot! Y-jin — was sehe ich? Das sind ja Fremde!"

„Ja, Europäer!" antwortete van Berken.

„Ihre Kleidung läßt das vermuten."

„Und ich halte es für meine Pflicht, sie Ihnen vorzustellen, denn ich bin derjenige, welcher die Herren zuerst kennen lernte und ihnen sein Leben zu verdanken hat," fiel Liang-ssi ein. „Sie werden das nachher ausführlich erfahren. Jetzt vor allen Dingen ihre Namen. Dieser Herr, dem es beliebt hat, die Kleidung eines chinesischen Mandarinen anzulegen, ist der Seekapitän Heimdall Turnerstick aus London, auf dessen Schiff die andern Herren eine Reise um die Welt machen. Sie sind Studenten der Universität zu — zu — zu — — —"

Seine geographischen Kenntnisse ließen ihn hier im Stiche.

„Zu Oxford," kam ihm der Methusalem zu Hilfe.

„Ja, zu Oxford; ich hatte das schwere Wort schon wieder vergessen. Es sind die Herren — — —"

Und nun nannte er Namen, wie sie ihm gerade einfielen und von denen er wußte, daß es englische seien.

Diese Vorstellung war natürlich in chinesischer Sprache erfolgt. Der T'eu erklärte, daß diese Fremdlinge ihm große Dienste erwiesen hätten, weshalb er ihnen seine ganz besondere Freundschaft schenke. Stein erfuhr von ihm, daß die Engländer gekommen seien, seine berühmten Werke in Augenschein zu nehmen, und sich freuen würden, in ihrer Heimat konstatieren zu können, daß sich in China auch eine in vorzüglicher Weise ausgebeutete Petroleumquelle befinde.

Er bewillkommnete sie auf das herzlichste, und zwar in englischer Sprache, und lud sie ein, seine Gäste zu sein und bei ihm zu verweilen, so lange es ihnen gefalle.

Als sie nun abstiegen, bemächtigten sich die Arbeiter schnell der Pferde, um dieselben nach den Stallungen zu führen; die Gäste wurden von dem Wirte selbst nach dem Empfangssaale geleitet. Dieser, das größte im Parterre gelegene Zimmer, war ganz in chinesischer Weise eingerichtet und enthielt so viele Tische und Stühle, daß zu vermuten war, der Onkel Daniel sehe oft zahlreiche Gäste bei sich.

Er bat sie, sich einstweilen niederzulassen, bis er seine Befehle erteilt habe, und entfernte sich dann. Der T'eu und Liang-ssi gingen mit ihm, ohne daß er sie dazu aufgefordert hatte. Es war jedenfalls ihre Absicht, ihm zu erklären, daß seine jetzigen Gäste alle Rücksicht und Aufmerksamkeit verdienten.

„Dat also ist der Onkel Daniel," sagte der Gottfried. „Wie jefällt er dich?"

Richard, an den diese Frage gerichtet war, antwortete nicht. Er wäre nicht im stande gewesen, ein Wort zu sagen, so groß war seine innere Bewegung.

„Dumme Frage!" zürnte der Methusalem.

„Ja ich bin jetzt Herr Jones aus Oxford. Wo soll da die Jescheitheit herkommen! Einen jeistreicheren Namen konnte Liang-ssi nicht für mir finden. Uebrijens jefällt es mich hier ausnehmend jut. Nur scheint der Onkel ein sehr unvorsichtiger Mann zu sein. Er hat dat viele Jeld draußen liejen lassen, und die Chinesigen stehen dabei um den Tisch herum!"

„Es wird keiner das Geringste davon nehmen," antwortete van Berken, welcher bei ihnen geblieben war. „Sie haben den Herrn so lieb, daß sie einen, der ihn nur um einen Li bestehlen wollte, sofort ausstoßen würden. Es ist eben jeder Mensch gut, wenn er richtig behandelt wird."

In kurzem kehrte der Oheim mit dem T'eu und Liang-ssi zurück. Er sagte den Deutschen in doppelt höflichem Tone, daß er erfahren habe, was Liang-ssi ihnen verdanke, und wiederholte seine Bitte, möglichst lange bei ihm zu bleiben und sich ganz als zu seiner Familie gehörig zu denken.

„Eigentliche Familie habe ich nicht," fügte er hinzu. „Meine Arbeiter bilden meine Familie, und willkommene Gäste, wie Sie sind, betrachte ich, so lange sie sich bei mir befinden, als Anverwandte von mir. Betrachten Sie sich also als Mitherren meines Hauses und verschweigen Sie keinen Wunsch, welchen ich Ihnen erfüllen kann. Jetzt werde ich Ihnen die Zimmer anweisen, welche Sie bewohnen sollen."

Er führte sie eine Treppe höher. Dort brachte er sie zunächst in seine eigene Wohnung, welche ganz auf europäische Weise eingerichtet war. Sie bestand aus Wohn-, Schlaf- und Arbeitsstube, und es gewährte ihm augenscheinlich großes Vergnügen, als der Methusalem erklärte, daß man sich hier wie daheim im Vaterlande fühlen könne.

„Ich habe noch ein solches Zimmer," sagte er, „für Europäer bestimmt. Es kommt zuzeiten vor, daß ich aus Kanton oder Hongkong den Besuch eines solchen erhalte, oder daß ein Mandarin, welcher sich vorübergehend bei mir befindet, das Verlangen hegt, einmal auf europäische Weise zu wohnen. Solche Herren erhalten die betreffende Stube, welche nun Sie bewohnen werden, Herr Williams."

So war nämlich der Student. von Liang-ssi genannt worden. Er erhielt ein allerliebstes Gaststübchen, in welchem sich allerdings auch ein Mandarin wohl fühlen konnte. Neben ihm kam Richard mit dem Gottfried und neben diesen Turnerstick mit dem Mijnheer zu wohnen.

Der Methusalem sprach sehr gut englisch und hatte es Richard daheim gelehrt. Beide konnten als Engländer gelten. Anders war es mit dem Gottfried, der zwar ein Hundert Worte leidlich radebrechte, aber doch keins hören lassen durfte, weil der Onkel es sonst sofort bemerkt hätte, daß er unmöglich ein Herr Jones aus Oxford sein könne.

Nun entschuldigte sich der Hausherr, daß er sich für einige Zeit entfernen müsse, da er sich mit den Arbeitern zu beschäftigen habe. Er werde ihnen aber Herrn van Berken senden, der ihnen Gesellschaft leisten möge.

Kurze Zeit später wurden ihnen Erfrischungen gebracht, und dann kam der Belgier, um ihnen zu melden, daß er ihnen zur Bedienung und als Führer kommandiert sei, falls sie Lust hätten, das Etablissement in Augenschein zu nehmen.

„Ja, ik wil het olie zien; ik ga met — ja, ich will das Oel sehen, ich gehe mit," sagte der Dicke.

Die andern stimmten bei. Nach dem langen Sitzen im Sattel war ein Spaziergang ganz angenehm, und so begannen sie denn ihren Rundgang durch die weit ausgedehnten Einrichtungen des Etablissements.

Keiner von ihnen hatte bisher gesehen, in welcher Weise das Petroleum gewonnen und zubereitet wird. Van Berken führte

sie überall hin und erklärte ihnen alles. Es war genau, als ob sie sich an einem großen Petroleumorte Amerikas befänden, und sie vermochten sehr bald, sich ein Bild von der Bedeutung zu machen, welche Onkel Daniel für diese Gegend und auch die ganze Provinz hatte.

Am befriedigtsten zeigte sich der Mijnheer. Er war ganz entzückt über das großartige Werk. Er lauschte mit größter Aufmerksamkeit, als van Berken herrechnete, was dasselbe dem Besitzer einbringe. Er betrachtete alles mit doppelter Aufmerksamkeit, sprach mit sich allein, scheinbar das kunterbunteste Zeug, war von manchen Stellen gar nicht wegzubringen und erklärte endlich in entschlossenem Tone:

„Ho-tsing-ting is goed, is zeer goed. Ik word het olie koopen — Ho-tsing-ting ist gut, ist sehr gut. Ich werde das Oel kaufen!“

„Das ist doch Ihr Ernst nicht!“ meinte der Ingenieur.

„Niet? Zegt gij eenmal, uw broeder spreekt ook nederlandsch?“

„Ja.“

„En hij komt in waarheid naar Ho-tsing-ting?“

„Gewiß. Er wird schon in nächster Woche in Kanton eintreffen, wo ich ihn abholen werde.“

„Zoo blijf ik hier en koop al het olie. Ik heb vervolgens twee menschen hier, met welken ik nederlandsch spreken kan — so bleibe ich hier und kaufe das ganze Oel. Ich habe nachher zwei Menschen hier, mit welchen ich niederländisch reden kann.“

„So würden Sie uns als Ingenieure behalten?“

„Ja, op mijne eer, dewijl ik niets weet van den olie — ja, auf meine Ehre, weil ich von dem Oele nichts verstehe.“

„Nun, Sie könnten sich auch ganz auf uns verlassen.“

Er sagte das, indem er aus Höflichkeit auf den Gedanken des Dicken einging, glaubte aber nicht, daß es demselben wirklich ernst damit sei. Dann führte er sie in seine Privatwohnung, welche aus dem Parterre eines netten Häuschens bestand, dessen hübsches Obergeschoß auch schon für seinen Bruder eingerichtet war.

Es waren einige Stunden vergangen, ehe sie wieder nach dem Hauptgebäude zurückkehrten. Der Abend dämmerte bereits stark, und durch die Fenster, welche hier aus Glas bestanden, strahlte das Licht der Lampen. Vor dem Hause war es still und ruhig, aber unten in den Arbeiterwohnungen und vor denselben schien ein reges Leben zu herrschen. Das hatte seinen guten Grund und auch einen ebenso guten Zweck.

Liang-ssi hatte einigen der Werkmeister erzählt, daß er den fremden Mandarinen sein Leben zu verdanken habe. Er war eine sehr beliebte Persönlichkeit. Darum hatten diese Werkmeister die Kunde schnell weiter verbreitet, und nun war die ganze, große Arbeiterkolonie mit gewissen Vorbereitungen beschäftigt, welche darauf hinzielten, den Fremdlingen zu zeigen, daß man sie ehre.

So etwas kann in China unmöglich ohne Feuerwerk geschehen. Der Chinese ist ein geborener Pyrotechniker. Alles, alles muß er befeuerwerken, und die Regierung legt ihm dabei nicht das geringste Hindernis in den Weg. Während es in andern Staaten aus wohlbegründeter Ursache der obrigkeitlichen Genehmigung bedarf, ein Feuerwerk abzubrennen, sieht man in China täglich alt und jung sich damit belustigen, ohne daß jemand etwas dagegen hat. Man tritt aus seiner Hausthür und wird von brennenden Fröschen umhüpft. Man biegt um eine Ecke, und eine funkensprühende Schlange züngelt einem entgegen. Man erblickt zur Zeit des Neumonds ganz erstaunt den Vollmond am Himmel und bemerkt erst nach einigen Minuten, daß es ein künstlicher, täuschend nachgemachter ist. Bevor die Straßenthore zugesperrt werden, sieht man überall Feuerwerkskörper hüpfen, springen, schießen, fliegen und schwirren, und das in ganz engen Gassen, deren Häuser aus dem ausgedorrtesten Holzwerke bestehen. Wollte die Regierung ein Verbot dagegen erlassen, so wäre mit fast mathematischer Gewißheit eine allgemeine Empörung zu erwarten.

Es verstand sich ganz von selbst, daß auch die Arbeiter von Ho-tsing-ting solche Feuerwerker waren. Sie rüsteten sich, nach eingebrochener Dunkelheit zu Ehren der fremden Gäste ihre Künste sehen zu lassen.

Der Methusalem hatte sich noch nicht lange in seinem Zimmer befunden, so erschien der Onkel in eigener Person, um ihn zur Tafel zu holen. Seine Kameraden wurden ebenso benachrichtigt und folgten nach dem großen, auch im Erdgeschoß liegenden Speisesaale. Die Wände desselben waren ganz chinesisch; aber die beiden langen Tafeln, welche in der Mitte standen, hatten die doppelte Höhe chinesischer Tische und waren ganz auf europäische Art und Weise gedeckt. Es gab Messer, Gabeln und Löffel, aber keine Speisestäbchen. Zwischen dem feinen chinesischen Porzellangeschirr standen gold- und silberhaltige Weinflaschen, bei deren Anblick der Dicke den Gottfried am Arme zupfte, indem er ihm zuraunte:

„Ziet gij deze fleschen? Dat is wijn — sehen Sie diese Flaschen? Das ist Wein!“

„Und ob! Ich glaube, dat es sojar Schamplanscher ist. Na, ich werde mir da nicht werfen lassen!“

„Ik ook niet, waarachtig niet — ich auch nicht, wahrhaftig nicht!“

An der einen Seite stand ein Pianino. Van Berken erklärte dem Methusalem, daß er es von Onkel Daniel als Weihnachtsgeschenk erhalten habe, doch unter der Bedingung, daß es hier stehen müsse. Der Onkel war großer Musikfreund, konnte aber nicht spielen. Es bereitete ihm die größte Freude, wenn der Ingenieur die Saiten erklingen ließ.

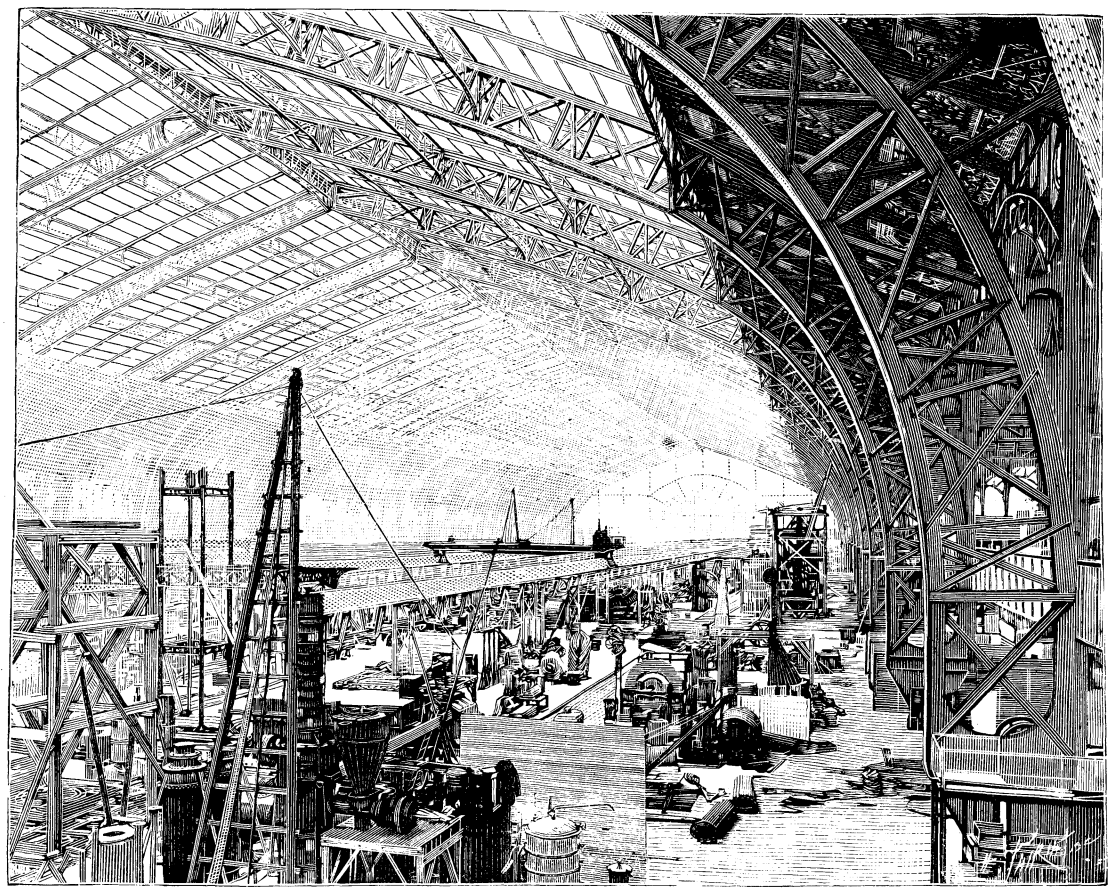
Der T'eu war mit seinen Leuten schon da. Sie saßen bereits an der Tafel, an welcher der Methusalem den Ehrenplatz bekam.

Die Gerichte waren meist auf europäische Weise zubereitet. In dieser Beziehung befragt, erklärte der Onkel, daß er sich einen französischen Koch aus Hongkong habe kommen lassen.

Die Erzeugnisse dieses Künstlers erhielten von keinem so feurigen Beifall wie von dem Mijnheer. Bei jedem neuen Gange wurde sein rotes Gesicht um einen Ton dunkler. Er fand nicht Worte genug, all die bekannten und unbekannten Gerichte nach Gebühr zu loben, und als gar der erste Champagnerpfropfen gegen die Decke flog, da hätte er am liebsten alle Welt vor Seligkeit umarmen mögen. Da er nicht als Engländer, sondern als Holländer vorgestellt worden war, so konnte er sich getrost seiner Muttersprache bedienen, was zur Folge hatte, daß der Onkel ihm zuweilen einige Worte in deutscher Sprache zuwarf.

Dieser letztere stand, als man sich endlich beim Nachtische befand, auf, trat an das Instrument, öffnete es und bat seinen Ingenieur, ein Stück vorzutragen. Dieser kam der Aufforderung gern nach. Er spielte einen leichten Tanz, das beste, was er konnte, und doch erregte er das Staunen aller anwesenden Chinesen.

Draußen vor den Fenstern, welche wegen der im Zimmer herrschenden Hitze geöffnet worden waren, versammelten sich die Feuerwerkslustigen. Sie wagten kaum zu atmen. Als aber dann der Methusalem sich unaufgefordert an das Instrument setzte und die Finger kühn über die Tasten fliegen ließ, da war die Bewunderung doppelt groß. Er war ein sehr guter Pianist und ließ hier hören, daß er etwas gelernt hatte. Als sein letzter Ton verklungen war, erbrausten draußen die Zurufe der Hörer, dann aber begann ein Krachen und Zischen, ein Schwirren und Schmettern, daß man sich die Ohren hätte zuhalten mögen. Das Feuerwerk begann.



Die Maschinenhalle der Pariser Weltausstellung von 1889

Die Gäste traten vor das Haus. Was sie sahen, übertraf die Erwartungen, welche sie geglaubt hatten, hegen zu dürfen, da sie keine gelernten oder vielmehr studierten Feuerwerker vor sich hatten.

Die Chinesen begannen mit ganz gewöhnlichen Dingen, mit Fröschen, Kanonenschlägen, Feuerrädern und Leuchtkugeln. Dann gingen sie zu schwierigeren Sachen über. Die Kugeln bildeten Worte und Bilder. Eine große Leuchtkugel stieg empor, ihr nach eine zweite. Beide platzten. Aus der ersten schoß eine lange, feurige Schlange, aus der andern ein glühender Drache, welcher ihr in immer engeren Spirallinien folgte, bis beider Köpfe auch platzten, um hundert und aber hundert kleine Schlangen und Drachen erscheinen zu lassen. Eine kugelrunde Papierlaterne, in welcher ein Lichtchen zu brennen schien, stieg langsam empor. Hoch oben stand sie still, aus ihr stiegen ein Mond der sie langsam umkreiste, dann Sterne, welche sich in weiteren Kreisen um sie bewegten. Sie bekam Zacken und Strahlen und entwickelte sich zur hellleuchtenden Sonne, bei deren Glanze man die feinste Druckschrift hätte lesen können.

So wie die Arbeiter vorher das Klavierspiel des Methusalem bewundert hatten, so staunte er jetzt ihre pyrotechnischen Leistungen an, welche erst nach Verlauf einer vollen Stunde endeten.

Die Zuschauer kehrten in das Zimmer zurück, wo der Onkel abermals die Pfropfen springen ließ. Degenfeld wurde ersucht, nochmals zu spielen. Er gab Richard einen Wink, und dieser setzte sich an das Instrument. Er war sehr musikalisch veranlagt und konnte sich hören lassen, da er einen ausgezeichneten Musiklehrer hatte. Während er spielte, raunte der Gottfried Turnerstick zu:

„Wo alle lieben, soll da Jottfried janz alleine hassen? Ich werde auch wat zum besten jeben."

„Sie?" lächelte der Kapitän. „Doch nicht etwa auf Ihrer Oboe?"

„Auf wat denn sonst? Etwa auf dem Wurstkessel? Ich habe doch kein andres Instrument!"

„Na, das würde eine schöne Geschichte werden."

„So! Sie trauen mich nichts zu?"

„Nein."

„Haben Sie mir schon mal jehört?"

„Leider ja!"

„Ja, wenn ich nur so zum Spaße hineinjesiebt habe. Aberst heut' sollen Sie mir zum erstenmal richtig hören; und dann werde ich Ihnen den Mund zuschieben, denn Sie werden ihn vor Erstaunen ohne diese Hilfe nicht wieder zubringen. Passen Sie auf!"

Er ging heimlich fort, um sein Fagott zu holen und kehrte gerade zurück, als Richard geendet hatte. Er trat zu ihm und fragte leise:

„Wollen wir mal, Junge?"

„Ja," nickte der Gefragte. „Aber ja nichts Dummes!"

„Nein, sondern ‚Wenn die Schwalben heimwärts ziehn', weißt's schon! Fang mal an!" (Fortsetzung folgt.)

Ein neues Riesenfernrohr.

Der bekannte Optiker Clark in Amerika, dem die Astronomen das Riesenfernrohr der kalifornischen Lick-Sternwarte ver-

danken, hat es unternommen, ein noch größeres und stärkeres Fernrohr herzustellen, welches die Kleinigkeit von einer Million Dollar kosten soll. Die Glaslinse dieses Teleskops soll einen Durchmesser von fünf Fuß erhalten, und demgemäß wird sich die Länge des Rohrs auf 64 englische Fuß stellen. Von dem Gelingen des Gusses und Schliffes dieser großen Glaslinse ist Mr. Clark überzeugt. Durch das Teleskop würde der Mond uns so nahe gerückt werden, daß wir von demselben bessere Karten anfertigen könnten, als wir zur Zeit von Afrika besitzen, da der Mond dann so gesehen werden wird, als wenn er nur einige tausend Fuß vom Beobachter entfernt wäre. Noch wichtiger wäre aber dieses große Fernrohr zur Erlangung von Photographien entfernter Himmelskörper, namentlich der großen Planeten, da die Größe des im Brennpunkt des Fernrohrs entstehenden Bildes hauptsächlich von der Brennweite desselben abhängt.

Die Maschinenhalle der Pariser Weltausstellung von 1889.

Die Franzosen rühmen sich, daß die heurige Weltausstellung an Großartigkeit, Mannigfaltigkeit und Güte des Gebotenen alle seither in Paris abgehaltenen Ausstellungen übertreffe, und dies ist ebenso natürlich als erklärlich, denn die Wissenschaft bleibt nicht stehen und im gleichen Schritt damit macht die Technik von Jahr zu Jahr immer größere Fortschritte, besonders auch im Bauwesen, und so weisen unsre Nachbarn gerade in dieser Beziehung auf zwei „Löwen" oder hervorragende Sehenswürdigkeiten der Ausstellung, die beide in das Baufach schlagen und durch ihre Neuheit und Großartigkeit, abgesehen von der ganzen übrigen Ausstellung, imponieren. Das eine ist der Eiffelturm, von dem unsre lieben Kameraden wiederholt gehört haben, das andre die Maschinenhalle, deren großartiger und kühner Bau sich selbst aus unsrem Bilde nur wenig beurteilen läßt. Es ist dies die Ansicht, wie sie sich acht Tage vor der Eröffnung der Ausstellung darstellte. Bei dieser Gelegenheit mögen noch einige Worte über die gesamte Ausstellung gesagt sein. Sie findet auf derselben Stelle wie die früheren, auf dem Marsfelde, statt, nimmt aber einen weit größeren Raum ein, nämlich, die Böschungen des Seineufers mit eingerechnet, einen Flächenraum von über 70 ha. Derselbe umfaßt die Esplanade der Invaliden, etwa 500 m lang und 300 m breit, das Marsfeld, welches einen Kilometer lang und 470 m breit ist, den Trocadero mit 500 m Breite auf 360 m Tiefe und den Quai d'Orsay, welcher 1 km in der Länge mißt. Um sich einen Begriff von dieser Ausdehnung zu machen, sei bemerkt, daß, will man alle Galerien und Alleen der Ausstellung durchwandern, man eine Strecke von etwa 40 km zurücklegen muß. Zur Ausstellung von 1878 (wo das Palais oder Hauptgebäude allein einen Flächenraum von 25 ha bedeckte) betrug die gesamte in Anspruch genommene Bodenfläche 50 ha, also 20 ha weniger als in diesem Jahre.

Die Maschinenhalle nun ist ein ungeheurer Raum, weit größer als alle der früheren Ausstellungen und von einer Schönheit und Solidität, von welcher der rechtsseitige Vordergrund unseres Bildes einen annähernden Begriff zu geben vermag. Die mächtigen Bogen von Eisenwerk, welche die Rippen des Gebäudes bilden, sind höher und stärker als bei den früheren Ausstellungen und zeichnen sich durch ein schönes und richtiges Verhältnis aus; das Innere ist dabei so hell und luftig, als man es nur wünschen kann. Der Anblick der Halle mit all den in Thätigkeit befindlichen, von gewaltigen Dampfkräften getriebenen Maschinen, worunter viele von riesenhaftem Umfang sind, gewährt ein überwältigendes Schauspiel und den besten Ueberblick über die staunenswerten Fortschritte der Technik und den Höhepunkt, zu dem menschlicher Scharfsinn und Erfindungsgabe es gebracht haben.

Ein Tropenbild auf der Heimatflur.

Ich ging am Ufer eines Bächleins, welches munter durch die Fluren meiner Heimat gleitet. Meine Gedanken weilten bei den Bildern tropischen Pflanzenwuchses, wovon ich kürzlich in einem berühmten botanischen Werke gelesen.

„Die Tropenländer," hieß es dort, „zeigen die größte Blattfülle an den Stellen, wo sich hinreichende Feuchtigkeit zur Wärme gesellt. Caladiumarten, Verwandte unsres Aaron und der als Zimmerpflanze so berühmten Calla, wölben Blätter von so bedeutender Größe, daß der Jäger unter ihnen Schutz findet. In Japan wächst eine Huflattichart, unter deren Blättern sich die Landleute bei plötzlichen Regengüssen verstecken wie die Laubfrösche und Vögel. Pflanzenfamilien, die zu den einsamenblätterigen Gewächsen gehören, zeigen hier die riesigste Entwickelung des Laubwerks und dabei höchst elegante Formen, gepaart mit saftigem Bau und glänzendem Aeußern. Wir erinnern an die mächtigen Blätter der Bananen, Gewürzlilien und Palmen. Ein Blatt der brasilianischen Bussapalme hat bei einer Länge von 10 m eine Breite von 1—1½ m und ist in jungem Zustande unzerteilt. Der Talipotbaum, welcher an den felsigen Küsten Ceylons wächst, hat Blätter von gleich ungeheurer Größe. Ein solches Blatt sitzt in seinem ausgebildeten Zustande an einem Blattstiel von 2½ m Länge, ist 2 m lang und 4 m breit, am Rande mit einigen 90 Einschnitten geziert. Es gewährt 7—8 Personen bequem Schutz und Schatten. Einer besondern Gunst hat sich in neueren Zeiten die südamerikanische Victoria regia wegen ihrer riesigen Blätter bei unsren Gärtnern zu erfreuen gehabt. An ihrem heimatlichen Standorte, ruhigen Buchten der Flüsse in Guayana und Brasilien, erreicht eins ihrer Blätter 1½—2 m im Durchmesser, hat einen umgerollten Rand und unten ein mächtiges Gitterwerk von vorstehenden Adern. Hierdurch wird es befähigt, bei gleichmäßiger Verteilung der Last 70 bis 80 Pfund, also einen nicht allzuschweren Untertertianer zu tragen, ehe es sinkt."

Diese Schilderung schwebte mir vor und erfüllte mein Herz, ich will es gestehen, mit Sehnsucht nach den Pflanzenwundern ferner Länder. Die Gewächse der heimatlichen Flur, sonst so liebevoll von mir betrachtet, erschienen mir mit einmal unbedeutend, ja kümmerlich. Das Bächlein, an dem ich wandelte, schrumpfte vor den Strömen von Guayana und Brasilien zu einem dünnen Wasserfädchen zusammen, und geringschätzig kam es von meinen Lippen: „Was kann auch hier gedeihen?"

Aber als wolle das Bächlein der

Heimatflur — das früher so von mir geliebte und sogar besungene Bächlein — meine unerwartete Geringschätzung strafen, stellte es plötzlich ein so üppiges Pflanzenbild vor meine Augen, daß ich mit einem Ausruf der Bewunderung meine Schritte hemmte und beschämt gestehen mußte: „Ein tropisches Pflanzenbild — im kleinen!“ Denn am Uferrand mir gegenüber entfalteten Kletten und Huflattich ihre gewaltigen Blätter, welche sich dazu in reichster Fülle wie Ziegel eines Daches übereinander legten; daneben entrollte der Aaronstab sein breites, pfeilförmiges Laub, während aus dem Saume des Wassers die mächtigen Blätter des Ampfers ragten; auf dem Wasser selbst aber schwammen die großen schildförmigen Blätter der Teichrosen. Und alle diese Gewächse strotzten von Kraft und Saft und waren in das frischeste Grün gekleidet. Es war ein schönes, fast fremdartiges Bild, ein tropisches Pflanzenbild im kleinen, und beschämt leistete ich dem lieben Heimatbächlein Abbitte — dem Bächlein, das solche Pflanzengruppen an seinen Ufern barg! Wie ein Mahnruf aber zog durch mein Gedächtnis der Spruch des Dichters:

„Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute ist so nah!“

Ich mußte den Schritt noch ein wenig hemmen und mich betrachtend und sinnend in das tropische Bild der heimatlichen Flur versenken — ich konnte nicht anders.

Die zur Familie der Körbchenblütler, Unterabteilung Distelgewächse, gehörenden Kletten haben große, breite, herzförmige Blätter, sind vielfach verästelt, mit starken dicken Zweigen, und tragen rundliche Blütenkörbchen, deren Hüllblätter meist lange, hakige, einwärts gekrümmte Spitzen haben. Infolgedessen haften die Blütenkörbchen leicht an allem an, womit sie in Berührung kommen, und hierdurch wird die Verbreitung der Pflanze gefördert. Wir treffen sie deshalb in allen Dörfern, an Wegen und auf Dungstätten. Die Dorfjugend gebraucht in ihren Kämpfen die kugelförmigen, anhaftenden Blütenkörbchen gern als Wurfgeschoß, weshalb Roßmäßler die stattliche Klettenpflanze „das neckende Arsenal der Dorfjugend“ nennt. Die aus den hakigen Blütenkörbchen guckenden Röhrenblütchen sind purpurrot. Die Klettenwurzeln enthalten viel Schleim und werden in den Apotheken gebraucht. Das Klettenwurzelöl ist ein berühmtes, aber den Haarwuchs nicht beförderndes Mittel. Es kommen von den Kletten bei uns mehrere Arten vor; die häufigsten sind folgende drei: Die große Klette, Lappa major, mit sehr großen, ungeteilten, herz-eiförmigen Blättern, mit großen Blütenköpfen und gleichfarbig grünen, aber fast kahlen Hüllblättern; die kleine Klette, Lappa minor, mit kleinen, traubig gestellten Blütenköpfen und mit inneren, an der Spitze rötlich gefärbten Hüllblättern; die wollige oder filzige Klette, Lappa tomentosa, mit starker Spinnwebenwolle an der Hülle. Der Volkswitz hat die Blütenköpfchen von Lappa minor als „Bettlersläuse“ bezeichnet, weil sie sich fest an die Kleider der im Freien lagernden Vagabunden hängen; auch die Namen „Roßklette“ und „Spinnenklette“ muß sich das klebende Gebilde gefallen lassen. Zu ganz besonderen Ehren sind die großen Klettenblätter durch den dänischen Märchendichter Andersen gelangt; mit Vorliebe verwebt er dieselben in seinen hübschen Märchen, indem er unter dem Schirmdach dieser Blätter das Kleinleben der Natur sich abspielen läßt. So ist's z. B. in der köstlichen „Geschichte vom häßlichen jungen Entlein“. „O, es war herrlich da draußen auf dem Lande!“ sagt der Dichter. „Mitten im warmen Sonnenschein lag da ein altes Rittergut, von tiefen Kanälen umgeben und von der Mauer an bis zum Wasser hinunter wuchsen dort große Klettenblätter, die so hoch waren, daß unter den größten kleine Kinder aufrecht stehen konnten. Darin war es gerade so wild, wie im tiefsten Walde. Hier lag eine Ente auf ihrem Neste, um ihre Jungen auszubrüten.“ Noch eingehender, liebevoller, ist die Schilderung in einem andern Märchen, betitelt „Die glückliche Familie“. „Hierzulande,“ sagt Dänemarks Märchendichter, „ist das größte grüne Blatt sicherlich das Klettenblatt. Hält man es vor seinen Leib, so kann es vollkommen als Schürze dienen, und legt man es sich auf den Kopf, so thut es im Regenwetter dieselben Dienste wie ein Regenschirm, denn es ist erschrecklich groß. Nie wächst eine Klette allein, nein, wo eine gedeiht, da gedeihen mehr; es ist eine große Herrlichkeit, und all die Herrlichkeit ist Schneckenspeise. Die großen weißen Schnecken, die in alten Zeiten die Lieblingsspeise vornehmer Leute abgaben und noch jetzt in Italien als eine gesuchte Fastenspeise gelten, thaten sich gütlich und sagten: ‚Ei, wie das schmeckt!‘ Denn sie hielten es nun einmal für die wohlschmeckendste Speise, lebten von Klettenblättern und deshalb wurden die Kletten gesäet. Nun war da in der Nähe ein altes Rittergut, wo man nicht mehr Schnecken speiste und wo sie ganz ausgestorben waren, die Kletten waren jedoch nicht ausgestorben, sie wuchsen und wuchsen über alle Gänge und Beete, man konnte ihrer gar nicht mehr Herr werden, es war ein wahrer Klettenwald. Hie und da stand ein vereinzelter Apfel- oder Pflaumenbaum, sonst hätte man nie auf den Gedanken verfallen können, daß dies einen Garten vorstellte. Alles war Klette — und darin wohnten die beiden letzten uralten Schnecken.“

Mit den Blättern der Lappa major wetteifern am Ufer meines Heimatbächleins die großen, runden Blätter des großblätterigen Huflattichs, Tussilago Petasiter, und sie gehen aus diesem Wettbewerb als Sieger hervor. Es sind ungeheure, ellenbreite Blätter, an Größe und Kraft in unsrer deutschen Flora einzig dastehend. Deshalb sind sie dem Landschaftsmaler ein willkommener Behelf, die Vordergründe seiner Bilder zu füllen. Aber leider, bemerkt der Schriftsteller Roßmäßler, malt er dann oft mit kenntnisvoller Willkür bald blaue, bald rote Flecke dazwischen. Das sollen die dazu gehörigen Blumen sein. O, lernet doch die Natur kennen, ihr Maler! Der Huflattich sendet nämlich seine Blüten lange vor dem Erscheinen der Blätter ans junge Licht des Lenzes; es erheben sich zu dieser Zeit aus dem feuchten Boden an zwei Fuß hohe, blätterlose, dicke Schäfte; sie sind bloß mit grünvioletten Schuppen besetzt und tragen an ihrem oberen Ende die unscheinbaren, fast pinselförmigen, graurötlichen Blumen.

Die Blätter des Aaronstabes, Arum maculatum, die ebenfalls einen Bestandteil der Pflanzengruppe am Bächlein meiner Heimatsfluren bilden, können sich zwar, was Größe betrifft, durchaus nicht mit den riesigen Blättern des Huflattichs und der Klette messen; aber an eigentümlicher, sozusagen tropischer Gestalt und an frischem Blattgrün übertreffen sie ihre Gefährten. Die immerhin großen Blätter des Aaronstabes sind nämlich pfeilförmig zugeschnitten und ihr Grün ist so glänzend, als wäre es mit Firnis überzogen; dabei ist die grüne Blattspreite gewöhnlich mit mehreren schwärzlichen Flecken betupft,

was den fremdländischen Eindruck des Gewächses noch erhöht. Im Frühjahr erhebt sich zwischen diesen grundständigen Blättern eine blaßgrüne Tüte; in der Mitte derselben steht, wie der Klöppel in einer Glocke, ein zwei Zoll langer, fleischiger Kolben, welcher oben in einer violettroten Keule endet, während unten herum, und zwar ringförmig die Staubgefäßblüten und Stempelblüten stehen. Später trägt der Kolbenstiel an seinem oberen Ende einen gedrängten Stand scharlachroter Beeren; wie Blutstropfen am Stengel haftend, gaben sie der Volksanschauung das Bild eines blutigen Rumpfes und St. Johannis (des Täufers) Haupt ward beim Volke die Bezeichnung für den Aaronstab, Arum maculatum der Gelehrten. Uebrigens sind die roten Beeren, wie das ganze Gewächs, giftig. „Wie ein Ueberbleibsel aus grauer Urzeit steht das sonderbare Gebilde des Aaronstabes mit seiner Blumentüte fremd und unverwandt neben unsren deutschen Pflanzenformen. Man darf die bizarre Gestalt vielen Städtern bringen, die sie einem Gewächshaus entnommen glauben und nimmer für eine Bewohnerin ihrer nächsten Nähe halten werden. Hie und da kennt sie die Armut und weiß, daß einfaches Rösten den giftigen Stoff der mehlreichen Wurzel vertreibt und sie in eine gesunde Speise verwandelt.“ Unser gefleckter Aaronstab zeigt uns deutlich das Wesen der Familie der Aroideen, dieser echten Gewächse wärmerer Länder. Allgemein bekannt, weil bei uns als Topfblume eingebürgert, ist die äthiopische Calla, Calla aethiopica, die ein großes, dickes, weißes Scheideblatt wie eine Tüte um ihren goldgelben Kolben wickelt. Die größte aller Blüten der Erde gehört einer Aroidee an, nämlich der im Jahre 1878 von dem Botaniker Beccari in Westsumatra entdeckten Art Conophallus Titanum, die von Arcangeli Amorphophallus Titanum genannt wurde. Die Blütenscheide derselben ist glockenförmig, 70 cm hoch und 83 cm im Querdurchmesser. Sie ist außen grün und innen purpurrot. Der Blütenkolben allein hat eine Länge von 160 cm. Er ist unten gelb, oben weißlich. Etwa 20 bis 25 cm der Kolbenlänge sind mit Blüten besetzt.

Neben den glatten, glänzenden, scharfgeschnittenen Blättern unsres gefleckten Aaronstabes erscheinen die dem seichten Uferwasser entragenden Blätter des Ampfers, Rumex aquaticus, höchst rauh, stumpf und grob umrissen; doch sind sie zum Entgelt von riesiger Größe, welche durch die längliche Form womöglich noch gesteigert wird. Die Stengel sind straff; die Schließfrüchtchen der großen, reichbesetzten Rispe sind grün oder gerötet und dreikantig. Das stattliche Gewächs wird bis 2 m hoch.

Das letzte, aber wahrlich nicht das geringste Blatt in der tropischen Pflanzengruppe meines Heimatbächleins ist dasjenige der Teichrose. Groß, glatt und schildförmig liegt es auf dem Wasser — wie ein Floß für Libellen, Käfer und Fröschlein; seine rundlichen Umrisse scheinen die Buchten des Bächleins, ja selbst die Wellenringe des bewegten Wassers nachzuahmen; dabei ist es von so reinem, glänzendem Grün, als wäre es lackiert. Wenn im Spätsommer die gelben und weißen Wasserrosen zwischen diesen Blättern emportauchen, so ist dies eins der schönsten Blumenbilder, welche unsre heimische Vegetation zu bieten vermag.

Noch schlummern heute die Blumenknospen der Teichrosen im Schoße des Wassers, und wir lassen uns genügen mit den grünen Blattschilden, die im Verein mit den länglichen Blättern des Ampfers, den pfeilförmigen Blättern des Aaronstabes, den hufförmigen Blattriesen des Huflattichs und den herzförmigen Blättern der Kletten uns ein Abbild tropischer Blätterfülle zu geben vermögen.

Mein Diener Gauta.

Ich hatte einen längeren Jagdausflug gemacht, da ich der Einladung eines befreundeten und benachbarten Rajas gefolgt war, der mir eine Tigerjagd mit Hilfe von Elefanten in Aussicht gestellt hatte, ein Schauspiel, welches mir damals noch vollständig neu war. In der That amüsierte ich mich herrlich, so daß die Zeit wie im Fluge verging. Mitten in dem Vergnügen aber erreichte mich ein Brief meines Hindudieners, Namens Gauta, der mich veranlaßte, eiligst heimzukehren. Ich fand eine saubere Bescherung vor: bei mir war eingebrochen und mein gesamter Besitz von Dieben geraubt; nur wenig war übriggeblieben. Ich stand starr da! Wer war der Dieb? Wir hatten keine Spur, vermuteten aber, daß einer meiner früheren Diener, der die Hausgelegenheit kannte, mit dem oder den Thätern im Einverständnisse gewesen sei. Auf meines treuen jetzigen Dieners Gauta Rat wandte ich mich an einen Brahminen, welcher als Fakir oder Büßer vor der Stadt in einem Walde lebte, im Rufe großer Heiligkeit stand und für nahezu allwissend galt, da er jeden Dieb bis jetzt herausgebracht hatte. Der Greis ließ alle meine früheren Diener zusammenrufen und hielt selbigen dann eine Rede, worin er sagte, daß Brahma, der Allwissende, denjenigen mit entsetzlichen Krankheiten schlagen werde, der als Schuldiger den ihm gereichten heiligen, geweihten Reis hinunterschlinge. Damit zog er ein Säckchen hervor, steckte jedem eine Handvoll Körner in den Mund und hieß alle, dieselben kauen. Des Indiers Hauptnahrung ist ja Reis; alle schluckten deshalb das Nationalgericht gern hinunter, nur einer nicht; er hieß Jisa und würgte an dem Reis wie ein Kranker. Der Fakir sah es sogleich und gebot: „Speie den Reis aus, Jisa, du bist der Schuldige!“

Es fehlen dem Hindu keineswegs oft Züge von Mut und Heldenstärke, durchweg ist er aber nach einer bösen That ebenso feig, wie vorher verwegen. Deshalb fiel Jisa auch mir jetzt zu Füßen, der ich Zeuge des Verhörs war, und bat um Gnade. Ich wußte aber aus Erfahrung, daß solche bei einem Burschen von diesem Kaliber schlecht angebracht gewesen wäre, und ließ ihn deshalb über den Bock schnallen und ihm fünfundzwanzig aus dem ff aufzählen. Tags darauf wiederholte sich die Prozedur, und nun gestand Jisa erst, wo sein Raub steckte, den wir dann auch glücklich wieder herbeischafften.

Meine Garnisonstadt war Allahabad, damals nicht mehr allzugroß, aber immerhin noch ein artiger Platz, der sogar seine Opiumhäuser hatte. Weil das Laster des Opiumessens und Opiumrauchens aber gewaltige Opfer unter der Bevölkerung forderte, hatte die Regierung derartige Institute streng verboten; dennoch existierten sie, aber die Gäste derselben gingen dem verbotenen Genusse heimlich nach. Ein solches Haus hat lauter kleine, halbdunkle Zellen, deren Wände einfach aus Kattun bestehen. In denselben ladet ein Diwan zum Sitzen ein, ein Tischchen trägt die Pfeife, das

Waſſerraſt.

Opium, die Feuervorrichtung und eine Klingel, die den Wirt herbeiruft. Die Gäste kommen einzeln, selten zu zweien, rauchen eine, zwei oder drei Pfeifen, bis sie in Betäubung verfallen, und schlafen dann ihren Rausch auf dem Diwan aus. Hernach verlassen sie ebenso lautlos das Haus, wie sie gekommen.

In eine solche Höhle geriet einst auch Gauta, denn er liebte das Opium wie die meisten seiner Landsleute. Da hört er nebenan Stimmen und lauscht. Das ist Jisas heiseres Organ, und das? — Gauta läßt die Opiumpfeife liegen, macht mit seinem Kris einen kleinen Schlitz in die Wand und erblickt nebenan wirklich Jisa und einen Maharatten, einen verwegenen Kerl Namens Saib. Die beiden hatten es sehr wichtig und nannten häufig den Namen, den ich trage, einen der ältesten Geschlechternamen in Old England. Der Eifer verführt nun Gauta, auf den Diwan zu klettern, um an der dünnen Wand besser hören zu können. Aber er gleitet aus und fällt durch den Kattun in das Nebenzimmer. Ehe er sich aufraffen kann, kniet der Maharatte auf ihm und will ihn durchbohren. Aber Laïng, der chinesische Wirt, hält seinen Arm auf und bemerkt: „Thörichter Saib, willst du mir mein Haus und Geschäft ruinieren? — Laß ihn bei der Kali schwören und dann — laufen!"

Jisa selbst war es, der den Rat gut hieß, Gauta mußte also schwören, von alle dem, was er erlauscht, niemand ohne Ausnahme ein Wörtlein sagen und seinen Herrn nicht warnen zu wollen. Die Kali ist die schrecklichste Göttin der Hindus. Der höchste aller Schwüre wird bei ihrem Namen gethan; wer ihn bricht, ist ewig verloren.

Seit diesem Tage ging mein Diener Gauta einsilbig und wie irre umher. Verschiedentlich fragte ich ihn: „Fehlt dir etwas, Gauta? — Hast du Kummer? — Ist dir ein teurer Anverwandter gestorben?"

Der treue Bursche schüttelte den Kopf.

„Bist du krank?" fragte ich jetzt.

Er nickte und entgegnete leise: „Ja, Herr, ich glaube es!"

Am 15. desselben Monats, wo der Sold ausgezahlt wird, kam ich mit letzterem ins Quartier, als mir Gauta gerötetes Antlitzes entgegentrat und sagte: „Herr, Euer Freund, Colonel Brown, sandte soeben einen Eilboten aus Rangir; er läßt Euch bitten, da er schwer krank liegt, sofort zu ihm zu kommen, denn er müsse Euch etwas Wichtiges anvertrauen!"

„Wo ist der Bote?" fragte ich arglos.

„Sogleich wieder fortgeeilt, Herr! Ich sagte ihm nämlich, Ihr würdet kommen!" entgegnete er.

„Natürlich!" sagte ich. „Besorge Palankinträger und mache die Sänfte in Ordnung!"

So reiste ich in der Abenddämmerung ab.

Rangir ist ein Flecken, in dem eine Compagnie lag. Die Reise nahm etwa sechs Stunden in Anspruch.

Ich kam in der Nacht an, eilte aber sofort in Colonel Browns Wohnung. Ich fand sie verschlossen, pochte aber, bis Sinbad, meines Freundes Diener, erschien. Verwundert starrte er mich an, als ich fragte: „Wie geht es dem Colonel?"

„Gut, Herr General!" lautete die Antwort.

„Also ist die Gewalt der Krankheit gebrochen?"

„Der Krankheit, Excellenz? Der Colonel ist Gott sei Dank ganz gesund!"

Ich war entrüstet und fing an zu bereuen, Gauta so vertraut zu haben. Offenbar hatte er mich zu irgend einem Zwecke mit Hinterlist entfernt. Sollte er auch stehlen wollen?

Jetzt war Brown wach und lachte über das komische Quiproquo herzlich, machte eine Bowle, ließ ein Mahl herrichten, aß und trank mit mir und schickte mich dann zu Bette.

„Mit dem Schuft von Hindu," lachte er dabei, „wirst du noch früh genug fertig. Du bist zu milde gegen diese Rasse, Excellenz! Weißt du, wie sie dich hinter deinem Rücken nennt?"

„Nein, mein Freund."

„Sie nennen dich das ‚Weiberherz'!"

„Alle Teufel! Das ist aber doch —"

„Ereifere dich nicht darüber. Und nun schlafe wohl! Gute Nacht!"

Aber da schlafe nun einer!

Ich wachte noch sehr lange, bis endlich Gott Morpheus doch seine Rechte geltend machte und mir die Augen zudrückte.

Am andern Morgen brach ich mit meinen Leuten sogleich trotz der heißen Sonne auf. Mittags erreichte ich mein Quartier.

Ich trete ein und rufe: „Gauta!" Aber nur das Echo von Zimmer zu Zimmer antwortet. Indes schreite ich weiter vor und finde — Kisten und Kasten erbrochen, meine Kassette geleert und — Gauta ist davon, nirgends in der geplünderten Wohnung nur eine Spur von ihm. Auf meinem Nachttischchen endlich finde ich einen Brief, dessen Inhalt ich nicht verstehe. Ich lese ihn wieder und entziffere folgendes:

„Man hat mir, als ich durch Zufall das Verbrechen entdeckte, einen gräßlichen Schwur abgenommen, Euch, meinen guten Herrn, nicht zu warnen; darum schickte ich Euch unter einem Vorwande fort, Ihr seid gerettet! Betet für mich zu Eurem Christengott, daß er mir gnädig sei!"

Bestürzt eile ich an mein Bett, schlage die Musselinvorhänge zurück und — finde Gauta in den Kissen. Er hat mein Nachtzeug, meine Mütze angethan und — schläft. Ich will ihn wecken, da bemerke ich auf dem weißen Batist Blutflecken, und jetzt — gerechter Gott! — sehe ich's, das Gräßliche: ein langer Kris in der Brust des Unglücklichen mußte seinem Leben ein jähes Ende bereitet haben.

Ich stürze davon und rufe Hilfe herbei, einen Arzt, den Auditeur; Gauta blieb tot, aber von den Thätern fanden wir bald eine Spur. In jenem Opiumhause erwischten wir Saib, der einen meiner Ringe trug. Er erhielt die Peitsche und bekannte nun alles, was der Leser schon ahnt: der treue Gauta war für mich gestorben! — Jisa und sein Kumpan erlitten den Henkerstod bald darauf, Gauta aber ließ ich ein herrliches Denkmal erbauen und seine Verwandten stattete ich reich aus, daß sie aller Not enthoben wurden.

Aus meinem Einsiedlerleben in den Felsengebirgen.

II.

An diesem und den folgenden Tagen durchstreifte ich zu Pferde das ganze Thal. Ich hatte verschiedene Bärenfährten entdeckt und mochte darum mein gutes Pferd Roland nicht zum Weiden angekoppelt zurücklassen, denn solch ein brauner oder

grauer Bär wagt sich keck an ein lediges Pferd, und sind es der Bären mehrere, so wird das kräftigste Pferd trotz des verzweifeltsten Widerstandes mit Gebiß und Hufen unter allen Umständen niedergeworfen und zerrissen. Hätte ich dies nicht zu befürchten gehabt, so würde ich das Pferd am liebsten zurückgelassen und meine Erforschung des schönen Thales und der benachbarten Höhen zu Fuß vorgenommen haben, denn man lernt dabei mehr und ermittelt alles genauer. Es gewährt einen ganz unbeschreiblich hohen Reiz, den meine jungen Kameraden ohne Zweifel in späteren Jahren auch einmal kennen lernen werden, so als Erforscher mit offenem Blick und freiem Geist durch ein fremdes Gelände zu streifen, seine Bodengestaltung im ganzen und einzelnen, sein Pflanzen- und Tierleben zu studieren und zu beobachten und alle diese tausend einzelnen Züge und Schönheiten der Natur zu betrachten.

Das Tierleben meiner Nachbarschaft von den Insekten aufwärts zu den Vögeln und Vierfüßlern war ein unendlich mannigfaltiges, und namentlich die großen Säugetiere waren nicht sehr scheu, so die Gabelgemsen und die beiden Hirscharten, die ich zuerst bemerkte, die Schwarzschwanzhirsche und die gewöhnlichen virginischen Hirsche, welche in mehreren Rudeln vorhanden waren und, wenn sie mich gewahr wurden, aufstanden, lange aufmerksam nach mir ausschauten, sich ruhig verhielten, wenn ich stille stand, und mich meist bis auf etwa 300 m herankommen ließen, bevor das Leittier pustend aufsprang und dem Rudel das Zeichen zur Flucht gab, wobei sie zuerst in mächtigen Sätzen flüchteten, in einiger Entfernung aber dann trollend fortzogen und hinter dem Dickicht oder einer Hügelwelle verschwanden.

Das hübscheste und geselligste Wild meiner Nachbarschaft war aber die Gabelgemse, diese kräftige und zugleich zierliche Antilopenart, von welcher mehrere Rudel in diesem Naturpark hin und her zogen. Jeden Tag, wenn ich ausritt und das Thal hinaufzog, sah ich größere Rudel von ihnen, die einen, wie sie an irgend einer steilen Lehne hinaufkletterten, um droben ein saftiges grünes Grasband auf einer Leiste abzuweiden, andre wie sie in einer begrasten Bodensenkung unter einzeln stehenden Bäumen sich weideten und ästen; wieder andre, wie sie mit anmutigen sicheren Sprüngen an einem steilen Berghang herunterkamen, als flögen sie wie Vögel und berührten kaum mit den Hufen den Boden. Grip konnte niemals der Versuchung widerstehen, sie zu hetzen, jagte ihnen nach, so lange sein Atem vorhielt, vermochte aber niemals das flüchtige Wild einzuholen, was auf ebenem Grunde kaum dem schnellsten Pferde gelingt, und kam dann immer atemlos und enttäuscht zurück.

Minder angenehme Nachbarn waren die beiden obengenannten Bärenarten, die ihren Standort im Geklüfte der umgebenden Berge und Felswände hatten. Zuerst entdeckte ich ihre große frischen Fährten gewöhnlich im Sand und Schlamm des Flüßchens und seiner Nebenbäche, wenn ich morgens ausritt. Ihre Fährten sahen aus, wie der Abdruck eines großen, breiten plumpen Menschenfußes, der ohne Schuh in den weichen Schlamm getreten war. Grip nahm ihre frischen Fährten immer begierig an, wenn wir sie fanden, allein ich verfolgte sie niemals weit, denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß es sehr zu empfehlen sei, nur in Gemeinschaft mit einem oder zwei guten Freunden die nähere Bekanntschaft mit dem amerikanischen Petz zu machen.

Die ersten Bären, welche ich hier zu Gesicht bekam, waren eine gewaltige graue Bärin mit zwei Jungen. Ich ritt mit meinem Hunde in eine kleine Schlucht hinein, die gegen Nordwest tief in einen Berghang einschnitt, als Grip plötzlich in die Luft schnüffelte und ein zorniges Knurren hören ließ, das in ein wütendes Gebell nach einer Felswand zu meiner Rechten überging. Neugierig schaute ich mich in der bezeichneten Richtung um und sah auf einer Felsenleiste etwa 70—80 Fuß über der Thalsohle die Bärin mit ihren beiden Jungen, die bei unserm Anblick in ein wütendes Gebrüll und Brummen ausbrach, bei welchem mein braves Pferd an allen Gliedern zitterte. Ich gestehe, daß ich keine Lust hatte, mit der grauen Bärin anzubinden, deren Brüllen und Brummen vielleicht das Männchen herbeirufen sollte. Ich kehrte um und ritt so schnell davon, als es die rauhe, steinige Sohle der Schlucht erlaubte, und wurde von der grauen Bärin nicht verfolgt.

Diese Begegnung erinnerte mich an eine Bärengeschichte, welche kurz zuvor auf einer einzelnen Farm am westlichen Fuße dieser Berge sich ereignet hatte. Ein deutscher Ansiedler, der dort auf den Plains mit seinen Herden sich niedergelassen hatte, um Viehzucht zu treiben, und der ein großer Jagdfreund war, erbaute sich eine kleine Hütte am Fuße eines waldigen Höhenzuges, um dieselbe als Jagdhütte zu benützen. Ehe die Hütte noch fertig war, ging er eines Abends auf die Birsch und schoß einen feisten Hirsch. Es ward Nacht, bevor er ihn nach Hause brachte: er hing ihn an der Außenwand der Hütte auf, spannte dann eine Wolldecke an die Thüröffnung der Hütte, welche noch keine Thür hatte und legte sich schlafen. Trotz des gesunden Schlafs, dessen er sich erfreute, erwachte er in der Nacht mit dem Gefühl, daß irgend etwas in der Umgebung seiner Hütte nicht in Ordnung sei, und als er morgens ins Freie trat, war sein erlegter Hirsch bis auf einige Knochen und Hautfetzen verschwunden, und frische Bärenfährten am Boden zeigten ihm, wer das Wildbret geholt hatte. Da es aber Wild genug gab, hatte er den Hirsch bald durch ein junges Dickhornschaf ersetzt, welches das zarteste und schmackhafteste Wildbret lieferte, das er je gegessen hatte. Diesmal war er sorgfältiger und lag die halbe Nacht wach da, in der Furcht, sein Wildbret wieder zu verlieren. So war es spät geworden, und er schon im Begriff, seine Wache aufzugeben, als er endlich Laute hinter der Hütte hörte und sich allmählich vergewisserte, daß einige Bären sich zankend und knurrend um sein Bergschaf stritten. Er griff nach seiner geladenen Büchse, sprang nur halb bekleidet aus dem Bett, lüftete den Vorhang an der Thür und sah, daß die Nacht stockdunkel und es somit unmöglich war, in solcher Finsternis auf einen Bären zu schießen, da dieses Tier ohnedem ein so zähes Leben hat, daß ihm eine einzige Kugel sehr selten den Garaus macht, wenn sie nicht ins Herz oder das Gehirn trifft. So legte er denn seine Kugelbüchse beiseite und nahm statt deren eine geladene Schrotflinte, in der Hoffnung, Petz zu vertreiben, wenn er ihm eine Ladung groben Hagels auf den Pelz brenne. Mit der Schrotflinte in der Hand stieg er also an den vorspringenden Enden der Balken an der nächsten Ecke der Hütte in aller Stille auf das Dach hinauf, kroch über dieses hin nach dem Ende desselben, schaute über den Dachvorsprung hinab nach der Stelle, wo das Bergschaf hing, und glaubte, in der Dunkelheit drunten etwas sich regen zu sehen. Er legte also an und schoß aufs Geratewohl hinunter. Der Schuß hatte offenbar getroffen, denn nun entstand ein Chor von grimmigem Brummen und

schmerzlichem Brüllen und Geheul, worüber auch dem kühnsten Mann die Haare zu Berge gestanden wären, und ein Getrampel von schweren Tritten um die Hütte herum, daß er trotz der Dunkelheit viele große Gestalten zu erblicken glaubte, welche hin und her um die Hütte herumschlichen, um schnobernd ausfindig zu machen, wer sie angegriffen habe. Er sah, daß er auf seinem Dache mindestens von einem halben Dutzend hungriger Bestien belagert war. Der Schuß hatte die Bären gar nicht abgeschreckt, denn sie hatten bald entdeckt, woher der Schuß gekommen war, und schienen darauf erpicht, ihren Angreifer, wo nicht zur Nachtmahlzeit, so doch zum Frühstück zu verspeisen. Einige der Bären hockten lauernd da, andre liefen mit grimmigem Brummen um die Hütte herum und der arme Deutsche saß in steter Angst da, die Bären, welche ja sehr gut klettern, könnten das Dach ersteigen, und er habe außer seinem Gewehrkolben kein andres Mittel, um sich der Bären zu erwehren. Wenn zwei derselben zu gleicher Zeit von verschiedener Seite das Dach erstiegen und ihn angegriffen hätten, wäre er unbedingt verloren gewesen. Allein glücklicherweise hielten es die Tiere für bequemer, zu ebener Erde zu bleiben, und ließen den unglücklichen Deutschen nur in einem Belagerungszustand; die Kälte und den Wind der strengen Herbstnacht brauchten die Bären nicht zu scheuen, da sie ja in dicken Pelz gehüllt waren, während der arme Deutsche in Hemd und Unterhosen wie ein Schneider fror. Da er aber lieber erfrieren, als von den Bären zerrissen werden wollte, so ergab er sich geduldig in sein Ungemach und fröstelte und klapperte mit den Zähnen, bis denn nach einer nicht endenwollenden Nacht der erste lichte Streifen am östlichen Himmel erschien. Die Bären sind keine großen Freunde des Tageslichts und zogen ab, als es heller zu werden begann. Unser Belagerter stieg halb tot vor Frost und Erschöpfung von seinem Dache, machte ein Feuer an und kochte sich eine warme Suppe, um seine erschöpften Lebensgeister wieder aufzufrischen. Er gratulierte sich zu seiner glücklichen Rettung und gelobte, nie wieder mit Schrot auf Bären zu schießen.

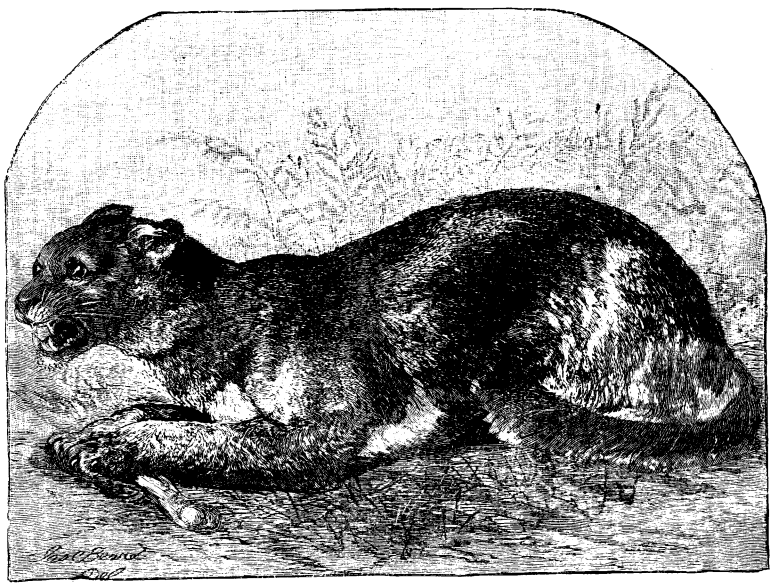
Ich selbst bekam außer dem vorerwähnten während meines ganzen Aufenthalts im Thal nie einen lebendigen Bären zu Gesicht, denn bei Tage sieht man Meister Petz nur selten, oder eigentlich nur im Herbst, wann die wilden Pflaumenbäume gerade in der reichsten Ernte stehen.

In dieser Weise verbrachte ich in meinem einsamen Hochthale drei kurze Wochen mit Jagen und naturwissenschaftlichen Forschungen; da gingen meine Vorräte an Thee, Zucker, Mehl ꝛc. auf die Neige, und ich kehrte eines Morgens nach der nächsten Stadt in Colorado zurück, um dieselben zu erneuern und Kleider und Wäsche zu wechseln. Nach vierzehntägigem Aufenthalte kehrte ich wieder in mein schönes Hochthal zurück, diesmal mit einem Maultier, das ich mir gemietet und mit Vorräten aller Art für längere Zeit beladen hatte, denn ich wollte bis zum Herbste da bleiben und konnte mich nun behaglicher einrichten. Am Tag nach meiner Rückkehr stand ich in den spätern Nachmittagsstunden an meinem Herde, um mir meine Mahlzeit zu kochen. Der Schatten des Hochgipfels fiel über das Thal herein und draußen herrschte feierliche Stille, nur hie und da vom Zirpen eines Heimchens unterbrochen. Die Hausthür war halb angelehnt und auf der Schwelle lag Grip halb schlafend. Da richtete er sich auf einmal vorsichtig auf, äugte zur Thür hinaus und ließ ein leises ungewöhnliches Knurren hören. Ich schaute vorsichtig hinaus, da standen, kaum einen Steinwurf von der Thüre, zwei hübsche Gabelgemsen und betrachteten halb scheu, halb neugierig das alte Blockhaus, als staunten sie über die Veränderung, die mit dem zuvor so öden Hause vor sich gegangen war. Selten sieht man diese wunderbar zierlichen und behenden Tiere in so großer Nähe, und obwohl ich Wildbret bedurfte, konnte ich es doch nicht über das Herz bringen, auf sie zu schießen. Ihr kleines hakenförmiges Gehörn, ihre feinen schwarzen zierlichen Hufe und ihre großen schönen Augen geben ihnen etwas so Gewinnendes und Anmutiges, wie es wenige Tiere in der Welt haben; besonders aber sind ihre Bewegungen in jeder Gangart von einer unsagbaren Grazie. Und so stand ich denn hinter der Thür und bewunderte entzückt die beiden Antilop[illegible] bis sie plötzlich vor irgend etwas [illegible]schraken und mit einigen mächtigen Sätzen davoneilten.

Einige Tage später hatte ich eine [illegible]erwartete Begegnung. Ich brauchte einen Braten und ging auf die Birsch. [illegible] einem Felsen herab erspähte ich gegen [illegible] ein Rudel Hirsche von etwa 12 Stück, das vom Walde thalab am Berge nach einem Bachbett zog, neben welchem über dem Waldsaum der Böschung eine kleine grasige Lichtung gelegen war. Eiligst stieg ich herab, lief der betreffenden Stelle zu, in dem Glauben, das Rudel werde sich auf der Lichtung niederthun, um nachts dort zu äsen; als ich in die Nähe kam, schlich ich mich mit gutem Winde vom Bache her nach der Lichtung an. Schon war ich in Schußweite, konnte aber mein Wild noch nicht sehen; da meinte ich in einer Entfernung von kaum dreißig Schritt ein Tier von etwas mehr als zwei Fuß Höhe durch das Unterholz hinschleichen zu sehen. Es war dunkelrot, aber niedriger als ein Hirsch; ich sah es durch die Büsche hindurch nur einen Augenblick; aber Grip, den ich an der Leine hielt, mußte ebenfalls eine genaue Witterung davon haben, denn er schnob in die Luft und zog mich in jener Richtung hin. Vorsichtig schlich ich weiter durch das Unterholz, um mein Wild nicht zu erschrecken und war der Lichtung schon auf wenige Schritte nahe gekommen, als ich plötzlich den kurzen Schrecklaut eines Hirsches, einen dumpfen Fall, ein [illegible] in den Büschen und den wilden [illegible] flüchtenden Wildes hörte [illegible] mich beinahe um, denn rec[illegible] von mir brachen die Tiere [illegible] in toller Flucht durch das Gebüsch. [illegible] konnte ich nicht, denn es ging zu schnell, und mit Macht mußte ich den Hund zurückhalten. Da aber vor mir auf der Lichtung noch immer ein Geräusch vernehmbar war, so drang ich in dieser Richtung vor und sah, wie ein rotfahles Katzentier, [illegible] als eine Dogge, einen feisten Hirsch mit den Zähnen an der Kehle gepackt hatte und mit Gewalt niederriß. Im Nu hatte ich die Büchsflinte an der Schulter und schoß. Meine Kugel schlug hinter dem Schulterblatt hörbar ein, der Puma (Felis concolor, der Silber- oder Berglöwe der westlichen Jäger) ließ den Hirsch los, fiel neben demselben zu Boden, richtete sich aber wieder auf, wandte sich zur Flucht, doch nicht ohne noch meinen zweiten Schuß groben Hagels auf den Leib bekommen zu haben. Als der Rauch sich verzog, war der Puma oder Kuguar verschwunden, der Hirsch aber, dem die Trossel und die Kehle durchgebissen war, lag verendend da. Ich fing ihn schnell mit dem Messer ab, nachdem ich zwei frische Patronen in meinen Hinterlader geschoben hatte, und sah mich nach dem Puma um, dem ersten, den ich im Freien gesehen und

beschossen hatte. Mein Birschgang war verdorben, aber der niedergerissene Hirsch lieferte mir Wildbret genug für meinen Bedarf; es galt daher nun, das große Raubtier aufzusuchen und zur Strecke zu bringen. Ich löste Grip von der Leine und setzte ihn auf die schweißige (blutige) Fährte, welche er eifrig annahm, indem er mich mit Gewalt vorwärts zog. Die Fährte ging quer über die Lichtung hin, dann durch Busch und Baum und Fels die steile Böschung hinab in das tief eingewühlte Bachbett, dann in diesem über Stein und Kies steil aufwärts. Der Puma war stellenweise durch das Wasser gegangen, wo seine Fährte verwischt war; dann aber fanden wir seine Spuren wieder im weichen Sand und Schlamm der ebeneren Strecken des Bachbetts oder Tropfen und Spritzen von Schweiß (Blut) auf den Steinen, an den Felsen und Büschen. Grip schleppte mich gewaltsam an der Leine mit, und so ging es über Stock und Stein und kleinere Wasserfälle immer aufwärts, vielleicht eine halbe Stunde lang bis an den Fuß eines größeren Falles von mehr als 2 m Höhe, welcher in enger Kluft zwischen steilen Felswänden sich einen Kessel ausgewühlt hatte. Am Seitenrande dieses Kessels lag der Puma auf einem sandigen Fleck, offenbar im Wundbett. Als Grip, den ich losließ, Standlauf gab, richtete der Puma sich schwach auf und versuchte zu fliehen, da er ein scheues furchtsames Tier ist; aber seine Kraft versagte und mit schwachem Fauchen wandte er sich gegen den Hund, den ich vor seinen gefährlichen Zähnen und Tatzenhieben schützen mußte; ich gab dem Puma auf sechs Schritt einen Schrotschuß hinter die Losen (Ohren) und er war in wenigen Minuten tot und unschädlich.

Es war ein schönes junges Männchen mit langen weißen Bartschnuren und einem dichten, kurzen, weichen Pelz, den ich nicht verlieren wollte. Eilig streifte ich den noch warmen Kadaver ab, ließ Kopf und Tatzen daran, wickelte alles zusammen und stieg mühsam wieder im Bachbett hinunter bis zu der Stelle, die ich beim Abstieg von der Lichtung gegangen war. Ich fand den Hirsch noch, löste mir eine Keule und einen tüchtigen Braten vom Rücken aus, wozu kaum noch das Tageslicht hinreichte, und eilte dann nach Hause, um mir mein Abendbrot zu bereiten, sehr zufrieden mit meinem weidmännischen Tagewerk. Am andern Morgen nach dem Frühstück, und nachdem ich die Pumahaut



Aus meinem Einsiedlerleben in den Felsengebirgen. Der Puma oder Berglöwe.

zum Trocknen ausgespannt hatte, stieg ich mit Grip wieder hinunter nach der Lichtung am Bache, wo der niedergeworfene Hirsch lag, um womöglich noch etwas Wildbret zu holen, falls die Coyotes es nicht aufgezehrt hatten. Als ich aber zur Stelle kam, sah ich, daß größere Tiere sich hier geäst hatten, offenbar nach den Fährten ein erwachsener Puma, denn Grip nahm die frische Fährte begierig an und ich folgte in dem Gedanken, dies dürfte möglicherweise das Weibchen des erlegten Pumas gewesen sein. Der Hund führte mich in dem tief eingerissenen schluchtartigen Bachbett hinauf bis an eine Stelle, einige hundert Schritte unterhalb des schon erwähnten großen Falles, wo ich im weichen Ufersande deutlich eine große und eine kleinere Pumafährte sah. Grip bog hier rechts ab, am steilen Gehänge durch Unterholz und Wald hinan, dann in einer Seitenschlucht empor, und zwar so hitzig und zuversichtlich, daß ich ihn an die Leine nehmen mußte, damit er mir das scheue Wild nicht verscheuche. So stieg und kletterte ich vorsichtig aufwärts und verwies den Hund streichelnd zur Ruhe und Stille und bemerkte mit Vergnügen, wie die Fährten bald deutlicher und häufiger wurden. Plötzlich stand ich vor einer Art Felsenleiste, deren Kante vielfach zerkratzt war und etwa fünf Fuß über der Sohle der Schlucht lag. Hier schaute ich in eine seitliche Felsspalte hinein, aus der mir ein deutlich wahrnehmbarer Gestank entgegendrang. Der Eifer des Hundes zeigte mir, daß ich vor dem Lager der Puma stand. Das schußfertige Gewehr in der Hand, sah ich über die Leiste hinweg und bemerkte, wie ein großes Katzentier sich vom Boden erhob, sich auf die Hinterhand setzte, ein kurzes Schnurren und Fauchen hören ließ und mißtrauisch und prüfend in der Richtung nach mir ausschaute. Ich hatte meinen Jagdhut tief in die Stirn gerückt, damit das Tier nicht meine Augen sehe, denn vor dem Blick und der Stimme des Menschen erschrecken alle Tiere. Ich hatte überhaupt keine Zeit zu verlieren, wenn ich dem Tier zuvorkommen wollte; ich zielte fest mit dem Kugellaufe auf den Stich (die Brust), schoß dann dem Jungen meinen Schrotlauf auf den Kopf ab, tauchte nieder unter die Leiste und lud schnell von neuem. Beide Pumas lagen in Todeszuckungen da. Die Löwin riß tiefe Furchen in den felsigen Boden, bis ich ihr noch einen Schrotschuß ins Genick ab. Das Junge, das vier bis fünf Monate alt sein mochte, wurde von Grip abgewürgt. Dann nahm ich mein Messer, zog beiden Tieren die Haut ab, schlug dieselben ineinander, nahm sie auf die Schultern und machte mich auf den Heimweg, mit dem beruhigenden Bewußtsein, mich eines Paares sehr unbequemer Nachbarn durch ein seltenes Jagdglück entledigt zu haben.

Wasserrast auf dem Marsche.

Heute haben die Herbstferien begonnen, und der Herr Lehrer ist verreist. Nun stehen die unternehmungslustigen Knaben am Ausgange des Dorfes, um zu beraten, durch welche große Thaten der erste schulfreie Vormittag auszuzeichnen sei. Da

ertönt hinter dem vorliegenden Berge erst das Geknatter einzelner Schüsse und dann das Krachen ganzer Schwarmsalven, und die alte Boten-Ursel, welche bereits aus der Stadt zurückkehrt, kommt trotz ihres schweren Tragkorbes im eiligsten Laufe herbeigerannt und schreit den Buben zu:

„Reißt aus, Jungens! Dort hinten gibt's Krieg, richtige und wirkliche Soldaten, die einander totschießen!"

Sie eilt weiter. Die Knaben schauen einigermaßen erschrocken drein; dann aber meint der Ortsdiener-Sepp, dessen Vater Soldat gewesen ist:

„Ach was, Krieg! Felddienstübung ist's. Das müssen wir sehen! Nahe hinzu dürfen wir freilich nicht; aber droben vom Berge aus können wir die ganze Gegend überblicken. Angetreten also, ganzes Bataillon marsch, marsch!"

Es fällt natürlich keinem ein, zu widerstreben; im Trabe geht's zur Höhe, und dort lassen sich die jugendlichen „Schlachtenbummler" im Grase nieder, um Zeugen des hochinteressanten kriegerischen Schauspiels zu sein. Der Sepp hat oft den Erzählungen seines Vaters gelauscht; er hält sich also für einen Wissenden und setzt nun seinen Stolz darein, den andern die Absichten der deutschen und französischen Armee zu erklären. Denn es ist ja ganz selbstverständlich, daß man diese Unterscheidung sofort getroffen hat.

Der kommandierende Offizier links da drüben am Buschrande ist Boulanger, und derjenige rechts, unten am Bache, kann natürlich kein andrer als Moltke sein. Wer wird siegen? Welche Frage! Moltke; wer das bezweifelte, würde kein deutscher Knabe sein! Aber der Kampf wogt lange hin und her. Freunde und Feinde wenden alle mögliche Tapferkeit und Umsicht an. Die Sonne steigt höher und höher; ihre Strahlen fallen ungewöhnlich heiß hernieder, und der Sieg will sich noch immer nicht entscheiden. Da sehen die Knaben von der Höhe aus, auf welcher sie sich befinden, daß Boulanger einen Zug abordert, welcher sich jedenfalls nach der Dorfstraße schleichen und diese gewinnen soll.

„Das geben wir nicht zu; das sage ich Moltke!" ruft der Sepp, welcher von der Kampfesscene ganz begeistert ist.

In demselben Augenblicke rennt er fort, den Berg hinab, über Stock und Stein, dann über die Wiese nach dem Bache hinüber. Die Knaben sehen, daß er Moltke erreicht und mit ihm spricht; dann schwenken zwei Lieutenants mit zwei Zügen ab, und Sepp muß sie führen. Im Laufschritt geht's nach der Straße, welche sie noch vor den Franzosen erreichen. Als diese sich nähern, werden sie zurückgeworfen. Der Sepp erhält von dem einen Lieutenant ein Geschenk. Die Knaben sehen das und eilen zu ihm hinab.

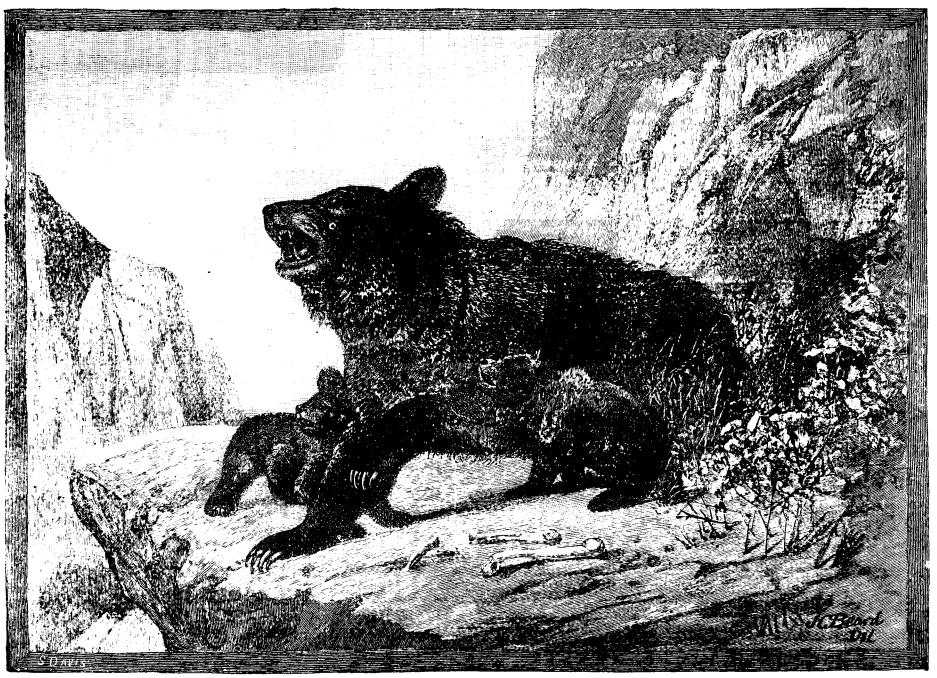
„Eine Mark!" ruft er ihnen triumphierend entgegen, indem er das Geldstück hoch emporhält. „Sieg, und auch noch eine ganze Mark dazu; hurra Moltke! hurra Deutschland! Jetzt soll eine Compagnie durch das Dorf und um den Berg, um Boulanger in den Rücken zu kommen. Da vorn läuft schon der Fourier. Es soll während des Durchmarsches kurze Wasserraft gemacht werden, weil es so heiß ist und die Soldaten Durst haben. Kommt rasch! Wir müssen eher dort sein als er!"

Wie im Sturme wird der Fourier überholt und es geht ins Dorf hinein. Dort hat die Boten-Ursel längst Lärm geschlagen, und die Bewohner stehen vor den Thüren oder sonst in Gruppen beisammen.

„Die Deutschen siegen!" schreit Sepp, und die Buben alle stimmen ein. „Moltke kommt und macht Wasserraft. Schafft Wasser her, Wasser, Bier, Wein, Schokolade — — Schokolade!"

Jeder der Jungens rennt heim, um Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Knecht und Magd anzutreiben. Der Fourier brauchte sich bei dem Ortsvorsteher und Bürgermeister kaum seines Auftrags zu entledigen, schon lassen sich die Folgen der jugendlichen Begeisterung wahrnehmen. Große Holzkübel werden auf die Straße gestellt und mit Wasser gefüllt. Man bringt Kessel, Eimer, Kannen, Töpfe, Gläser und alle möglichen Gefäße herbei. Die Boten-Ursel hat gerade ihren verspäteten Kaffee fertig gehabt; vor Freude darüber, daß es also doch keinen wirklichen Krieg gibt, beschließt sie, ihn auf dem Altare des Vaterlands zu opfern. Sie trägt eine Bank auf die Straße und stellt Kanne und Tassen darauf. Ihre Aelteste, die Leni, steht am Wasserfasse schon mit Schöpfeimer und Gießkanne bereit, und die kleinere, die Zenzi, ruft vom Giebelfenster herab, man solle doch Essig ins Wasser thun, weil das besser schmeckt und kühlt.

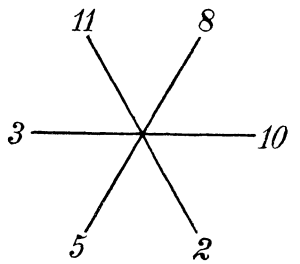
Und da kommen sie auch schon, die Tapfern, mit dem Hauptmann zu Pferde an der Spitze. Die Ursel faltet in Staunen die Hände, und ihrem Eheherrn, welcher neben ihr steht, geht aus demselben Grunde die Pfeife aus. Als der Hauptmann die getroffenen und mehr als ausreichenden Vorbereitungen überblickt, sieht er von der Ausführung der neueren Vorschriften, welche sich auf das Wasserfassen im Weitermarsch beziehen, ab. Die Compagnie löst sich auf, und jeder Soldat



Aus meinem Einsiedlerleben in den Felsengebirgen. Graue Bärin mit Jungen.

greift da zu, wo er den erquickenden Trank am nächsten findet.

Das gibt für die kurze Dauer von einigen Minuten eine belebte und allerseits heitere Scene. Dieser legt Gewehr und Pickelhaube ab und kniet am Kübel nieder, um sich die Feldflasche zu füllen; ein andrer sucht einem dritten, welcher seinen Eimer leer trinken zu wollen scheint, diesen zu entreißen, die Leni schiebt einem vierten in ihrem gutherzigen Eifer den Schlauch ihrer Blechkanne so tief in den Mund, daß er kaum schnell genug schlucken kann und ihm die Backen schwellen. Kurz, jeder erhält das, was ihm not thut, in reichlicher Menge. Und am Ende wird der Boten-Ursel gar die Ehre zu teil, daß der Herr Feldwebel mit einigen Unteroffizieren sich zur Kaffeevisite bei ihr einladet. Doch will die reiche Speckbäuerin, welche, ohne sich zu rühren, mit untergestemmten Armen vor dem Nachbarhause steht, bemerkt haben, daß der „Herr Waibel" beim Weggeben der geleerten Tasse ein Gesicht gemacht habe, welches auf allzuviel Cichorie zu deuten sei.



Sechseck oder Stern zum Zahlenkunststück.

Bald sind alle befriedigt; fröhliche Dankesworte hört man; warme Händedrücke werden ausgetauscht; dann sammelt sich die Compagnie und marschiert zum obern Ende des Dorfes hinaus. Die Gefäße verschwinden, und der Botenmann brennt sich die ausgegangene Pfeife wieder an. Aber als dann die Hausfrauen das Ingesinde zum Mittagsmahle rufen, stellt es sich heraus, daß sämtliche Dorfbuben verschwunden sind. Sie haben wissen wollen, ob der Sieg der Deutschen ein nachhaltiger sei, und sind hinter der Compagnie hergetrabt. Sie stellen sich erst später ein, freilich mit einem tüchtigen Hunger, aber auch mit der Nachricht, daß sich das Genie Moltkes auch dieses Mal bewährt habe, was auch gar nicht zu verwundern sei, da ihm der Ortsdiener-Sepp gehörig unter die Arme gegriffen habe. Dieser letztere aber sitzt in stillen Stunden hinter dem Hause, putzt sein Marktstück immer und immer wieder mit Ziegelmehl blank und erklärt dabei:

„Dieses Geldstück gebe ich niemals aus. Es kommt mal als Hängsel an meine silberne Uhrkette — wenn ich nämlich eine habe — zum Andenken, daß ich Moltke rettete!"

Die in Gedanken genommene und ohne jede weitere Nachfrage erratene Zahl.

Zeichne auf ein Stückchen Papier ein Sechseck oder einen Stern mit sechs Endpunkten. Alsdann lasse dir von jemand drei beliebige Ziffern angeben, denen du, einen um den andern Punkt, an dem Sterne einen Platz gibst. An den dazwischen liegenden freien Punkten setzest du ebenfalls drei Ziffern. Diese von dir hinzugefügten Zahlen resultieren jedoch aus den seitwärts nebeneinander stehenden und von dir zusammenaddierten Zahlen. Alsdann lasse zwei in gerader Linie gegenüberstehende Zahlen in Gedanken nehmen und diese zusammenaddieren, so wirst du mit Leichtigkeit das Facit anzugeben im stande sein, wenn du für dich bereits irgend zwei der gegenüberstehenden Zahlen zusammenaddiert hast, welche stets dieselbe Summe geben. Aus diesem Grunde ist es zweckmäßig, sobald der andre die Zahl in Gedanken genommen hat, sich das Papierstück mit dem aufgezeichneten Stern geben zu lassen und dasselbe unter einem entsprechenden Vorwande zu verbrennen, um dem andern keine Gelegenheit zu geben, diesen Umstand selbst herauszufinden. Die an dem obenstehenden Stern eingeschlossenen Zahlen 3 8 2 seien die gegebenen; die von dir in erwähnter Weise hinzugesetzten 11 10 5, so macht das Facit der gegenüberstehenden Zahlen hier z. B. stets 13, welche also die im Sinn genommene Zahl sein muß.

Belohnte Kindesliebe.

Undankbarkeit ist das abscheulichste, schwärzeste und schändlichste von allen Lastern!" — pflegte König Friedrich II., genannt der Große, zu sagen. — Der Undankbare, der kein Gefühl für Wohlthaten hat, begeht ein Majestätsverbrechen gegen die menschliche Gesellschaft, da er die Süßigkeit der Freundschaft verdirbt, vergiftet und zu Grunde richtet. Er fühlt wohl Beleidigungen, aber nicht geleistete Dienste, und treibt die Treulosigkeit auf das höchste, da er Gutes mit Bösem vergilt. Man sollte den Menschen ohne Unterlaß zurufen: Seid sanft und menschlich, weil ihr schwach seid und Beistand nötig habt; seid gerecht gegen andre, damit die Gesetze an euch und eurem Teile gegen fremde Gewaltthätigkeit schützen können, mit andern Worten: „Thut andern nicht, was ihr nicht wollt, daß sie euch thun."

Diesem Gefühle der Dankbarkeit entsprang die Liebe Friedrichs zu seinen Eltern, namentlich zu seiner Mutter, und gern sah er es, wenn andre demselben Triebe des Herzens folgten.

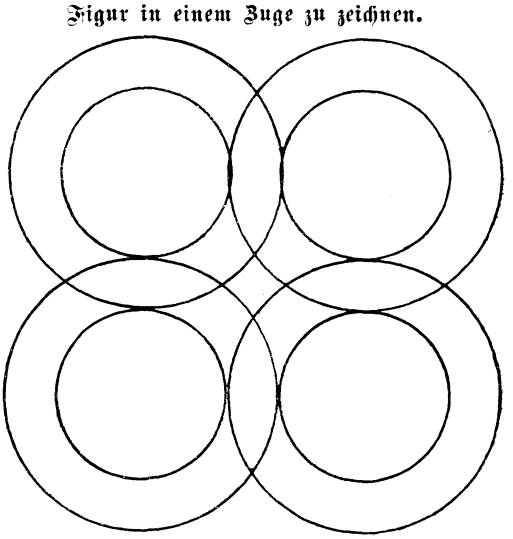
Eines Abends spät zog der König die Klingel in seinem Kabinett.

Weil indes niemand kam, so begab er sich in das Vorzimmer und fand dort den Pagen von Malschitzki fest schlafend. Er schritt auf den Jüngling zu, ihn zu wecken. Da bemerkte er ein beschriebenes Blatt Papier, welches aus des Pagen Tasche hervorragte. Behutsam zog Friedrich dasselbe heraus und las es.

Es war ein Brief der Mutter des Schlafenden, in welchem sie ihm in den zärtlichsten Ausdrücken für die Geldunterstützung dankte, die er ihr von seiner ersparten Besoldung gesandt hatte. „Gott lohne es dir!" so schloß der Brief — „wandle immer auf seinen Wegen und bleibe seinen Geboten getreu, wie deinem Könige, so wird es dir an seinem allmächtigen Segen nicht fehlen, und du wirst auch schon in dieser Welt dein Glück machen."

Die kindliche Liebe des Pagen und die fromme Ermahnung der Mutter rührten das Herz des Königs. Leise schritt er zurück in sein Gemach, holte eine Rolle

Figur in einem Zuge zu zeichnen.



Dukaten, steckte sie samt dem Briefe in die Tasche des Schlummernden und entfernte sich dann.

Nach einer Weile klingelte er abermals und zwar so stark, daß der Page erwachen mußte. Erschrocken sprang dieser auf und trat mit ziemlich verschlafenen Augen in das Kabinett des Monarchen.

„Du hast wohl geschlafen?“ fragte ihn der König mild. Der bestürzte Knabe leugnete nicht, stammelte Entschuldigungen und griff in der Verlegenheit seines Herzens in die Tasche; aber leichenblaß zog er eine Rolle Gold daraus hervor. Mit Thränen in den Augen blickte er den König an; die Stimme versagte ihm.

„Was ist dir?“ fragte Friedrich.

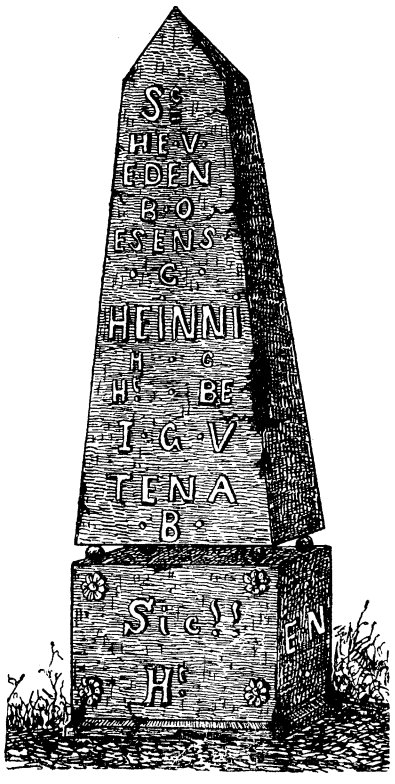
„Ach!“ — rief der Page weinend und warf sich vor dem König auf die Kniee. „Man will mich unglücklich machen; ich weiß nichts von diesem Gelde!“

Lange richtete der Monarch seine großen blauen Augen auf den rechtschaffenen Knaben und tröstete ihn mit den Worten: „Sei nur ruhig; wem Gott etwas schenken will, dem beschert er es im Schlafe. Schicke das Geld nur getrost deiner Mutter, grüße sie von mir und gib ihr die Versicherung, daß ich für sie und für dich sorgen werde.“

Die elektrische Eisenbahn,

die wir in unsrer Abbildung Seite 784 veranschaulichen, ist ein ebenso interessantes als lehrreiches Spielzeug, das sich jene Kameraden, die in ihrem elektrotechnischen Wissen und den handwerkstechnischen Geschicklichkeiten schon weiter voran sind, ohne viele Schwierigkeiten selbst herstellen können. Wem es gelingt, der hat für seinen Experimentiertisch eine sehr hübsche neue Nummer geschaffen. Es ist diese Bahn ein getreues Abbild der elektrischen Transportanlagen größerer Industrieetablissements, wie sie in unsren Tagen schon so vielfach angewendet werden und von unsren lieben Kameraden gewiß schon beobachtet worden sind.

Der Apparat besteht aus drei wesentlichen Teilen, der Bahn, den Wagen und der Batterie. Die Bahn besteht aus zwei messingenen Bändern, die parallel übereinander liegen, durch isolierende Keile getrennt und durch verstellbare Ständer getragen sind. Die Lokomotive besteht aus einem elektro-magnetischen Apparat ohne toten Punkt, der mit einer Reihe von Wagen eines oder verschiedenen Systems verkuppelt ist. Da die Bahn eine Schiene hat und schwebt, müssen die Räder natürlich über, nicht unter den Wagen angebracht sein. Was die Batterie betrifft, so besteht sie aus zwei, je ein halbes Liter fassenden, mit einer Lösung von doppeltchromsaurem Salz gefüllten Flaschen. An einer Stelle der Bahn ist ein Umschalter angebracht, der drei verschiedene Stellungen nehmen kann,



je nachdem es sich um Vorwärts- oder Rückwärtsbewegung oder aber Stillhalten handeln soll. Bremsschuhe regulieren die Geschwindigkeit.

Auflösung des Punkträtsels in Nr. 48.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17
D	W	P	K	C	V	W	P	**R**	A	B	E	T	H	G	A	**G**
O	**E**	A	A	H	E	E	**E**	E	**L**	I	I	I	A	E	**N**	E
N	S	**R**	T	I	N	**B**	T	B	P	**E**	C	G	L	**I**	G	M
A	E	I	**Z**	N	**U**	E	E	U	E	N	**H**	E	**L**	G	E	S
U	R	S	E	**A**	S	R	R	S	N	E	E	**R**	E	E	L	E

„Der Zauberlehrling.“

Scharade.

(Zweisilbig.)

Will man die Erste euch entziehn, seid ihr dem Tod verfallen,
Ist auf der Letzten euch nicht wohl, wähnt ihr euch sterbenskrank.
Lüb' ich euch in das Ganze ein, die Erste zu durchwallen,
Bin sicher ich, von Tausenden wüßt's mir nicht einer Dank.

Rätsel.

In W— hegt man Fische;
Daß R— sie nicht erwische!

Auflösung des Logogriphs in Nr. 48.

„Kohle, Kehle, Kühle.“

Auflösung des Ergänzungsrebus in Nr. 48.

„Aar, Mark“ (Jahrmarkt).

Fragen und Antworten.

S. in P. Ei sieh da, ein Philosoph in Knabenschuhen! — Das kommt daher, lieber junger Freund, daß der Dummkopf, also Dein Dummkopf in Lackstiefeletten, der zum Ochsen aufgeblasene Frosch, daß er stolz und eitel ist. Auf seiner Nase sitzt die Brille des Hochmuts, die sich daran gewöhnt hat, das Schlackenwerk, so er in sich aufhäufte, für lauter Gold anzusehen. Der rechte Mann ist nie stolz, nie hochmütig, doch er ist nicht ohne Selbstbewußtsein, wiewohl es, wie Du richtig bemerkst, freilich oftmals scheinen möchte, als ob er klein von sich selber dächte. Er ist bescheiden. Vor seinem geistigen Auge schweben unablässig die Größen seiner Ideale, nicht die Größen seiner Nebenmenschen, verstehst Du? Und seltsam, gerade der Hochmütige wird nach oben leicht zum Kriecher, warum, weil dem Dummkopf die Vorstellung mangelt, was Menschenwürde ist. Gruß freundlich erwidert!

Bitte den Kameraden Carl S..... in **Cassel**, mir die Beschreibung seines selbsterfundenen Läutewerks zu schicken. Wäre sehr dankbar. Mit freundschaftlichem Gruß Kamerad **W. Benecke** in Harburg a. d. Elbe, Mühlenstraße 34.

W. T. Thumm. Um ganz sicher zu gehen, laß Dir von Rudolf Stirn (in Berlin S., Sebastianstraße 24) die Preisliste senden.

Eugen K. in **Altstädt-L.** Dein Gedanke ist nicht übel. Vielleicht würde aber auch eine Hausapotheke, ein Schlüsselbrett oder Schränkchen, Schmuckkästchen, Serviertbrett, Handschuhhalter, Nachtlichtschirm u. dgl. gut gefallen. Es ist sehr schwer, einen positiven Vorschlag zu machen, wenn man nicht weiß, wie weit Deine Leistungsfähigkeit und Deine Absichten reichen.

Bitte alle liebe Kameraden um nähere Auskunft, wenn möglich Prospekt der verschiedenen Baugewerkschulen. Indem ich mich zu Gegendiensten gern bereit erkläre, grüßend und im voraus dankend **Johannes Pundlach** in Schwerin i. M., Werderstr. 5c p.

Walther B. in **B.** Du bist nicht gewohnt, in freien Stunden müßig herumzulungern — bravo! Nachstehend seien einige Deinen Wünschen entsprechende Beschäftigungen genannt, wähle: Buchbindern, Ausführungen in Kerbschnitt, Anfertigung von Korklandschaften, Korkschnitzen Lederritzen, Photographieren, Zeichnen, Malen, Experimentieren, Modellieren, Laubsägen, Ausstopfen, Galvanisieren u. s. w., sagt Dir von all dem nichts zu, dann schreibe uns nochmals. Gruß!

„Geährdste Redaxion!" so bemerkt ein junger Landsmann des berühmten Moritzburger zum neuesten Preisrätsel: „Da schicken Se nu so ä Dings und meenen, ich wär das nich zusammkriegen. Aber da errn Se sich ganz gewaldig, so en hellen Sachsen, wie ich bin, machd so was dorchaus keene Schwierigkeeden. Ja, mir Sachsen sin helle, besunderſch die in der Drässner Gegend, im blauenſchen (Plauenſchen) Grund. Ich schick Ihn'n alſo die Leesung vun der Uffgabe und bin blos uff den Breis begierig. Das wärd doch nich blos ä schlechder Witz sin!?" — Vorläufig wird nichts verraten, lieber Freund. Und was Deine zweite Frage, den „Zabbenſchdreich" betrifft, ſo findeſt du denſelben in jedem Exerzierreglement fein säuberlich aufgeschrieben. An dieser Stelle haben wir leider zu wenig Raum, um Deinem Wunsche zu entsprechen und diesen immerhin großen Notensatz wiederzugeben. Du bist übrigens ein sehr fideles Haus — Prost!

Paul Sekunda. Freund, unwohl könnte man werden, wenn man viele solche appetitliche Selbſterfundene aufknacken sollte. Du fragſt: „Welch ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Briefträger und einer Fenſterſcheibe". Antwort: Der Briefträger klatſcht erſt, dann klatſcht er und die Fenſterſcheibe klatſcht, dann klatſcht er auch!) Und was die zwee Knackmandeln betrifft, die Du dem berühmten Moritzburger unter die Zähne zu ſchieben gedenkſt, Freund, das zur Zeit auszuführen, dazu ſind wenig Ausſichten vorhanden. Haſte denn nich ſeine gütige Begannt-machung geleſen, daß er vom Suldan von Zſchanzibar ſchleunigſt offgefordert wurde, nach Oſtafrika zu kommen, und daß er vor ſeiner Abreiſe auf Villa Bärenfett liſtigerweiſe ſogar die Klingel und ooch ſein Firmenſchild entfernt hat? Wie ſoll der „G. K." das ſchlaue Kerlchen erreichen?

Otto Fehlauer bei Herrn **Lehrer Schwonke** in **Thorn, Brombergerstraße Nr. 38,** bittet ſeine lieben Kameraden um Ueberſendung einiger Vorlagen zu Korklandſchaften.

Walther H. aus **Wien.** „Deinen Wiſſensdorſcht mit einigen Litern Belehrung zu löſchen", eines ſolchen Quantums wird es gar nicht bedürfen. Der „G. K." rät Dir einfach, „wachſen zu laſſen, was wächſt". Dem armen Köter Feuerwaſſer einzutrichtern, iſt gänzlich nutzlos. — Ueber Hunderzieh-ung wurde ſchon viel geſchrieben; jede Buchhandlung kann Dir eine ganze Reihe ſolcher Schriften zu allen Preiſen in Vorſchlag bringen oder zur Auswahl vorlegen.

N. Weinbach. Das Preisverzeichnis verlange von der Lehrmittelanſtalt ſelbſt. Wir beſitzen ſolche nicht.

Ernſt Vornkeller. Auskunft erteilt unter Zuſendung von Proſpekt und Lehrplan ſehr gern die Direktion der Deutſchen Seemannsſchule zu Hamburg.

Franz L. in **N. a. T.** Die Beantwortung der erſten Frage würde ſich bei aufmerkſamem Leſen wohl von ſelbſt ergeben haben; in jenem Aufſatz heißt es „Salmiak", nicht Salmiakgeiſt, welch letzterer ſelbſtverſtändlich nicht pulveriſiert werden könnte. Ob der Weingeiſt (Spiritus) zu den Chemikalien gegeben oder umgekehrt verfahren wird, bleibt ſich in dieſem Falle gleich. Am förderlichſten verfährt man, wenn der Spiritus auf gedecktem Herdfeuer mäßig erwärmt, die Subſtanzen hinzugegeben und durch vorſichtiges Umrühren mit einem Holzſtäbchen gelöſt werden. — Ob Anilin- oder irgend eine andre Farbe genommen wird, bleibt ſich gleich, da das Färben nur den Zweck hat, daß die Waſſerſäule im Barometerröhrchen beſſer erſichtlich iſt. — Freundchen, nimm Dich mit Deinem „Donnerwettern" in acht. Der „G. K." könnte doch mal von ungefähr auch ſo'n bißchen einſchlagen laſſen, was dann?

Fritz P. Die Kameraden ſollten ſich eben des Vertrauens versichern, nicht aber gleich ſo große und wertvolle Auswahlſendungen machen.

John E. in **Bonn.** Der Setzerlehrling „grinſt" Dir entgegen? Was fällt Dir bei, er lächelt doch gar lieblich.

Brauſekopf. Du wirſt uns von nun an recht oft ſchreiben, und das ſoll uns recht freuen. Grüße ſind ausgerichtet! Tiching, tiching!

Angehender Obertertianer in **L.** Daß die Fiſche dem wackern Mijnheer dennoch trefflich geſchmeckt haben, das wirſt Du inzwiſchen geleſen haben. Gruß!

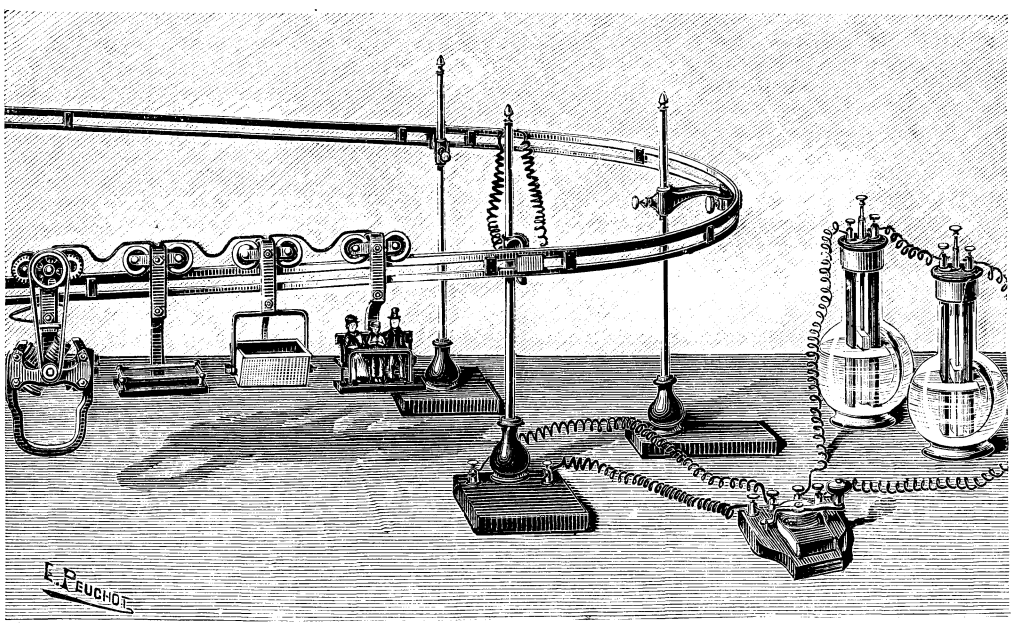
G. S. in **Halle.** Der erſte und dritte Jahrgang des „G. K." kann in Nummern oder Heften noch nachbezogen werden, der zweite dagegen nicht mehr. Gebunden ſind alle drei Bände noch vorrätig. Der elegant gebundene Band koſtet Mark 9.50. — Grüße ſollen, ſo weit möglich, beſtellt werden. Proſit!

Karl W. in **M.** Laß mal Deine Geiſtesfunken blitzen. Sende!

Wilhelm Müller. Im vierten Jahrgange des „G. K." wird nicht nur „Die Sklavenkarawane" erſcheinen, ſondern auch Quincy, deſſen Abenteuer bei den ältern Kameraden noch in guter Erinnerung ſtehen werden, wird ſich wieder in einer langen Reihe intereſſanter Schilderungen hören laſſen. Auf Wiederſehen im neuen Jahrgang!

Tauſchmarkt.

Ich habe mich in Nr. 44 verſchrieben, es ſoll dort nicht 10. Auguſt ſondern 10. Oktober heißen. Kameraden, ſendet bald! Stephan Aigner in Roſenheim.



Die elektriſche Eiſenbahn auf dem Experimentiertiſch.

Alfred Brion in **Kuſel (Pfalz)** beſitzt eine große Stempel- und Siegelſammlung, meiſtens alte; bittet um neuere.

Wer von den Kameraden kann mir die Marken: Bayern 1 Kr. ſchwarz, Baden 1 Kr. chamois und Sachſen 3 Pfg. rot ſenden? Gebe dafür ſeltene Steine. Tauſche auch Ganzſachen. Franz Hoffmann in Ludwigshafen a. Rh., Bismarckſtraße 67.

Ein gut erhaltenes Schaubeck-Album mit ſehr ſeltenem Inhalt möchte ich gegen recht ſeltene alte Marken tauſchen. Friedr. Pleker in Markbreit (Bayern, Unterfranken).

Wilhelm Müller zu **St. Johann a. Saar, Bahnhofſtraße 76,** will ſeine gut erhaltene Dampfmaſchine gegen eine Druckerpreſſe mit einigen Buchſtaben abgeben.

Johannes von Flotow, per Adr.: **Herm. Brückner** in **Braunsberg (Oſtpreußen),** tauſcht ein faſt neues Briefmarkenalbum, verſchiedene Briefmarkenzeitungen und endlich einen Apparat zur Vervielfältigung von Bildern. Erwünſcht ein photographiſcher Apparat.

Ich bin ein eifriger Coleop und Lepidopterologe und möchte gern mit Kameraden, die gleiches Getier ſammeln, in lebhaften Tauſchverkehr treten. Ferner wer mir von meinen Kameraden zuerſt einen Colorado-Kartoffelkäfer (Doryphora decemlineata) ſchickt, dem ſende ich dafür 1. einen Pappelbock, 2. einen Moſchusbock, 3. einen Zimmerbock. Nicolaus Nicolits in Innsbruck, Margaretenplatz Nr. 6.

Adolf Zürrlein in **München, Schillerſtraße 21 a/o,** hat eine Miniatur-Dynamomaſchine (Elektromotor) und einen eiſernen Dampfcylinder (10 cm lang) zu vertauſchen und wünſcht Angebote aller Art. Tauſcht auch eine Laterna magica.

Habe ſeltenere Blumen (gepreßt) aus dem Kanton Graubünden, ſchon beſtimmt, gegen elektriſchen Draht zu vertauſchen. R. V. S. 2127 poſtlagernd Schaffhauſen, Schweiz.

Otto Schlüter in **Bonn, Poppelsdorfer Allee 40,** hat ſeine Steinſammlung vergeben. Gibt jetzt ſein Markenalbum (150 Mk. wert) gegen einen großen Hund (Ulmer Dogge).

Die öſterreichiſchen Kameraden wollen mir folgende öſterreichiſche Poſtwertzeichen ſenden. Das Couvert 5 Kr. rot, Kartenbrief 3 Kr. grün und 5 Kr. rot und die Marke 50 Kr. violett. Gebe dafür deutſche Marken und Ganzſachen. H. Ehlers in Göttingen, Rosdorfer Weg Nr. 1.

Ad. Kraus, per Adr.: **Magdalena Kraus zu Zeil a. M.** in **Bayern** erſucht alle Kameraden, welche Schmetterlingsſammlungen abzugeben hätten, um Adreſſe.

Welcher meiner Kameraden ſendet mir gegen ruſſiſche Marken Titelblätter verſchiedener Zeitungen? A. Heinrichſon in Riga, Thronfolger Boul. N 27, O. 1.

Studiosus Albert Klenſch in **Luxemburg** tauſcht keine Briefmarken mehr; grüßt alle bisherigen Korreſpondenten.

Guſtav Michel in **Schmalkalden, Schloßberg,** ſucht Schmetterlinge (beſonders Totenkopf und Apollo) gibt dafür Vögel (Zeiſig, Stieglitz, Hänfling) und ein Markenalbum mit Inhalt.

Walther Borſche, per Adr.: Herrn **Lieutenant Wendler** in **Bernburg, Auguſtſtr. 11,** wünſcht mit Briefmarkenfreund (Untertertianer), der ſich auch für Naturgeſchichte intereſſiert, in Korreſpondenz zu treten.

Walther Hetzer in **Wien VI, Sonnenuhrgaſſe 4,** ein markenarmer Kamerad und Anfänger, bittet ſeine lieben Kameraden um milde Gaben an Marken und Ganzſachen. Ein herzliches „Vergelt's Gott" ſchon im voraus.

Weißer Läufer gibt hiermit ſeine Adreſſe bekannt: B. Cordes in Graz, Eliſabethſtr. 79. Er möchte mit Kameraden in Rußland, Frankreich, England, Spanien, Portugal, Türkei und Amerika in Korreſpondenz treten, beſonders mit Taubenfreunden.

F. Dziatzko in **Göttingen, Bühlgaſſe,** gibt ſeltene Briefmarken und Schmetterlinge gegen alte Marken und Ganzſachen. Sucht namentlich mit Ausländern Tauſchverbindung.

Karl Andrieſſen in **Krefeld, Weſtwall 184,** tauſcht ſeltene Marken gegen alte deutſche (Hannover, Sachſen, Baden, Braunſchweig).

Walther Sammburg in **Leipzig, Nordſtraße 53,** ſucht Oleanderſchwärmer, Apollos, Ordensbänder, Wiener Nachtpfauenaugen; gibt dafür ſeltene Marken.

Karl Koleſa jr. in **Wien I, Rathausſtr. 2,** ſendet an Marken- und Ganzſachenſammler in außerdeutſchen und außeröſterreichiſchen Ländern Auswahlſendungen mit Gratisgabe.

Für Stenographen! Gebe für eine beſſere, gut erhaltene Dampfmaſchine und ſeltene Münzen den Jahrgang 1884 der ſtenogr. Zeitſchrift „Wiener Unterhaltungsblatt" und eine Mineraliensammlung (180 verſch. Stücke). R. Weinbach in Czernowitz, Waggaſſe 8.

Hans Ehrhardt zu **Halle a. S., Steinthor 5,** tauſcht ſeine Dampfmaſchine mit Ablaßhahn, Dampfabſtellhahn und Dampfpfeife gegen eine größere Briefmarkenſammlung oder alte deutſche Marken und Ganzſachen.

Schloß Neuſchwanſtein, aus Pappe verfertigt, 57 cm lang, 28 cm breit und 49 cm hoch, vertauſche gegen ſchöne Bücher oder große Muſcheln. Jakob Holtz zu Mülhauſen i. E., Baſelgaſſe 2.

F. Harth in **Würzburg, Pleicherthorgaſſe,** ſucht einen phyſikaliſchen oder photographiſchen Apparat. Gibt ein kleines Laboratorium mit ungefähr 100 verſchiedenen Stoffen.

G. Hellwig in **Wilhelmsthal** bei **Oppeln** möchte für ſeinen ſelbſtgefertigten photographiſchen Apparat (mit Linſe, Einſtellſcheibe und Kaſſette) eine Stirnſche Geheimcamera. Auch andre Angebote erwünſcht.

Alle Anfragen und Tauſchersuchen zu beantworten und zu veröffentlichen, iſt bei der großen Zahl der Einkäufe und dem beſchränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Wie tief ist man in die Erde gedrungen?

Der tiefste im Betriebe stehende Schacht ist der Adalbert-Hauptschacht in dem berühmten Silber- und Bleibergwerke „Pribram“ in Böhmen; hier wurde im Mai 1875 die Teufe von 1000 m erreicht. Im Jahre 1779 war der Schacht 21 m tief. Da auch die Geschichte kein Beispiel von tieferen Schächten aus früherer Zeit anführt, so läßt sich wohl behaupten, daß der Adalbertschacht mit 1000 m ununterbrochener senkrechter Tiefe als Förder- und Wasserhaltungsschacht der gegenwärtig und bisher tiefste auf der Erde ist. Er reicht bis 451 m unter den Meeresspiegel. Die Temperatur in ihm beträgt bei etwas über 889 m 21,80 °C. Das tiefste Bohrloch der Erde befindet sich bei Schladebach, einem kleinen Orte nördlich der Eisenbahn von Leipzig nach Weißenfels, nahe bei der Station Kötschau, 1748,4 m tief. Ein Mathematiker hat dieses Loch als einen Nadelstich in unsern Planeten bezeichnet; immerhin ist dessen Tiefe elfmal so groß, als die Höhe des Kölner Domes. Die Bohrarbeit hat sechs Jahre gedauert; die Kosten derselben betrugen 210000 Mark, davon 100000 Mark allein für die verbrauchten Diamanten. Die Bohrung mußte schließlich wegen eines Gestängebruches eingestellt werden. Die zunächst tiefsten Bohrlöcher sind: bei Elmshorn (Schleswig) = 1338 m; Unseburg (bei Magdeburg) = 1295 m; Sperenberg (unweit Berlin) = 1272 m; Sennewiß (bei Halle) = 1111 m; Domniz (ebenfalls bei Halle) = 1002 m. Der Aufschlagpunkt bei Sperenberg befindet sich in einer Seehöhe von nur 72 m; das Bohrloch geht also 1200 m unter das Niveau des Meeresspiegels hinab, beträgt aber nur zwei Zehntausendstel des Erdhalbmessers.

口 ナ

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“.

(Fortsetzung.)

Der Methusalem erhob sich, als er sah, was vorgehen sollte, von seinem Platze. Gottfried sah es und gab ihm einen beruhigenden Wink. Da setzte der Student sich wieder nieder, denn nun wußte er, daß der Wichsier keine Dummheit machen werde.

Gottfried ließ sich nur ganz selten mit einem ernsten Stücke hören, wenn er es aber that, so mußte man ihn bewundern. Er war in seiner Art ein Virtuos auf dem Instrumente, welchem scheinbar kein richtiger Ton zu entlocken war. Der beste Fagotter hatte auf Gottfrieds Fagott nicht die leichteste Melodie fertig gebracht; dieser letztere aber kannte alle guten und schlechten Eigenschaften seines Instruments. Er allein wußte, wo die herrlichsten Töne in demselben zu suchen und wie sie herauszubringen seien. Er, hatte sein Fagott studiert wie ein Reiter sein häßliches Pferd, welches keinem gehorcht, aber zum trefflichsten Rosse wird, sobald sein Herr sich in den Sattel geschwungen hat.

Richard hatte oft mit ihm gespielt. Er kannte alle seine Lieblingsstücke, zu deren besten das genannte gehörte. Er begann die Einleitung; dann fiel Gottfried ein. Er blies die Melodie des bekannten, innigen, aber anspruchslosen Liedes in einfacher Weise bis zu Ende. Dann ließ er eine leichte Variation folgen; es kam eine schwierigere, und dann perlten die Töne in Sechzehntel- und Zweiunddreißigstelnoten so zart und lieblich, so rein und eigenartig voll hervor, daß selbst der anspruchsvollste Kenner hätte zugeben müssen, daß er weder diesem Gottfried noch seiner alten Fagottoboe so etwas zugetraut habe. Es war wirklich eine außerordentliche

> Die Stimme in der eignen Brust
> Ist sich des Rechten stets bewußt.
> Wenn Deine inn're Stimme spricht:
> „Das thue nicht!
> Es ist zwar leicht
> Und bald erreicht,
> Doch ist es gegen Ehr' und Pflicht,“
> So thu' es nicht.
> Doch wenn die inn're Stimme sagt:
> „Du mußt es thun; doch ist es schwer,“
> So denk' nicht lange hin und her.
> Nein, gleich ans Werk und frisch gewagt.
>
> R. Loewicke.

Gottfried ließ sich nur ganz selten mit einem ernsten Stücke hören, wenn er es aber that, so mußte man ihn bewundern.

Leistung, und zwar auf einem Instrumente, welchem man die Bedeutung eines Soloinstruments sonst abzusprechen pflegt.

Die Zuhörer saßen lautlos da. Der Onkel Daniel fühlte sich tief ergriffen. Eine echt deutsche Melodie, in dieser Weise vorgetragen, mußte auf ihn, der sich so nach seiner Heimat sehnte, einen mehr als gewöhnlichen Eindruck machen. Er mußte sich Mühe geben, nicht zu weinen, und rief, als der Gottfried geendet hatte und sein Fagott neben das Pianino lehnte:

„Herrlich, herrlich! Ich danke Ihnen außerordentlich, Herr Jones! Das ist eine deutsche Melodie. Sie können auch solche spielen?"

Er hatte englisch gesprochen.

„Yes," antwortete der Gottfried.

„Und die haben Sie in England gelernt?"

„Yes."

„Spielt und singt man denn dort auch deutsche Lieder?"

„Yes."

„Bitte, würden Sie noch eins blasen?"

„Yes."

Dieses „Yes" war das einzige englische Wort, von welchem er genau wußte, daß er es richtig ausspreche. Der Methusalem befreite ihn aus seiner Verlegenheit, indem er Richard bat, einige deutsche Lieder zu spielen.

Der Gymnasiast folgte dieser Aufforderung, hütete sich aber sehr, diese Lieder zu singen. Der Onkel durfte ja noch nicht wissen, daß seine Gäste des Deutschen mächtig seien.

Dennoch machten die Melodien auf den Hauswirt den Eindruck, daß er ganz schwermütig wurde. Er bemerkte, daß er dadurch die vorherige heitere Stimmung seiner Gäste schädige und entschuldigte sich:

„Ich bitte um Verzeihung! Der Deutsche bleibt eben ein Melancholikus, wohin er nur kommen mag. Ich liebe mein Vaterland und bin doch durch die Verhältnisse abgehalten, es jemals wiederzusehen. Das stimmt mich, so oft ich daran denke, trübe. Lassen Sie also lieber nun etwas recht Munteres, Lustiges hören."

„Ja," stimmte der Methusalem bei, „Mister Jones, blasen Sie doch einmal das famose Dings, welches, glaube ich, ‚Auf dem Bauernhofe' überschrieben ist!"

Gottfried verstand das Englische weit besser, als er es sprach. Er wußte, was der Blaurote meinte.

„Yes," sagte er, indem er wieder zu seinem Instrument griff.

Und leise flüsterte er Richard zu:

„Mach deine Sache jut und falle mich nicht so oft aus die Taktmäßigkeit wie jewöhnlich! Wenn dat Ding jut jespielt wird, sollst du sehen, wie sich diese Chinesigen vor Lachen die Bäuche halten. Also los!"

Richard spielte die sehr ernste, ja würdig gehaltene Einleitung. Dann setzte der Gottfried sein Fagott an, im nächsten Augenblicke wieder ab — ein Hahn hatte gekräht. Das hatte so täuschend geklungen, daß die Chinesen in alle Ecken schauten, um den Hahn zu sehen, und auch der Dicke sagte:

„Een haan! Ik zie hem niet — ein Hahn! Ich sehe ihn nicht!"

Gottfried hatte das Mundstück wieder zwischen den Lippen — eine ganze Schar von Gänsen schnatterte; Enten quakten und Tauben girrten. Nun erst sahen und hörten die mit der Kunst des Wichsiers Unbekannten, daß diese Stimmen aus seinem Instrumente kamen. Ein Ochse brummte, ein Pferd wieherte; dann meckerten einige Ziegen. Das war so vortrefflich nachgeahmt, daß die Hörer meinten, die Tiere vor sich zu sehen. Eine Katze pfauchte, und ein Hund knurrte darauf. Die Katze miaute laut, und der Hund kläffte hinterdrein. Die Katze schrie förmlich auf, und der Hund bellte und heulte aus Leibeskräften. Das gab einen ganz entsetzlichen Lärm, welcher aber so genau nach dem Takte ging, daß jeder Ton mit der Begleitung harmonierte. Diese Stimmen und andre wiederholten sich in der verschiedensten Weise und Reihenfolge, bis sie endlich so rasch hintereinander und scheinbar durcheinander erschallten, daß die Zuhörer sich wirklich die Ohren zuhielten und aus Leibeskräften lachten.

„So," sagte Gottfried, indem er sein Instrument hinlehnte, „dat hast du jut jemacht, Richard. Du bist nicht ein einziges Mal aus das Konzept jekommen, und ich denke, dat wir Ehre einjelegt haben. Nun komm! Wir sind keine Freunde von diejenigte Arbeitsteilung, dat wir nur blasen, wenn die übrigen trinken."

Durch dieses letzte Musikstück war die muntere Laune neu angeregt worden und sie hielt vor, bis niemand, selbst der Dicke nicht, mehr trinken wollte. Der Teu wünschte, schlafen zu gehen, und so wurde die Tafel aufgehoben.

„Ik eet und drink ook niets meer," sagte der Dicke; „maar slapen kan ik ook nook niet. Ik moet met gij spreken, Mijnheer Stein — ich esse und trinke auch nichts mehr; aber schlafen kann ich auch noch nicht. Ich muß mit Ihnen sprechen, Herr Stein."

„Worüber?" fragte der Onkel.

„Dat word ik gij zeggen. Gaan wij in uw vertrek — das werde ich Ihnen sagen. Gehen wir in Ihr Zimmer!"

„Gern, wenn Sie es wünschen. Doch bitte, hier zu warten, bis ich die andern Herren begleitet habe!"

Da fiel dem Dicken ein, daß ja gesungen werden solle. Er hatte versprochen, mitzusingen. Darum meinte er jetzt:

„Ik kan het ook morgen zeggen. Ik wil met slapen gaan — ich kann es auch morgen sagen. Ich will mit schlafen gehen."

So schloß er sich also den andern an, welche der Onkel in ihre Zimmer brachte. Mit dem Methusalem in der Stube desselben angekommen, bemerkte der Wirt:

„Das war ein höchst genußreicher Abend, für welchen ich Ihnen nicht genug Dank sagen kann. Solche Stunden habe ich hier noch nicht erlebt."

„Haben Sie wirklich ganz darauf verzichtet, die Heimat wieder zu sehen?"

„Ja. Einen Käufer finde ich nicht. Und soll ich meine Schöpfung und meine Arbeiter verlassen?"

„Besitzen Sie nicht Verwandte, welche Sie zu sich rufen können? Die Anwesenheit derselben würde Ihnen doch wenigstens einigermaßen die Heimat ersetzen."

„Gewiß. Ich habe Verwandte und hegte auch schon denselben Gedanken wie Sie. Ich habe geschrieben."

„Und werden sie kommen?"

„Das weiß ich nicht, da ich keine Antwort erhalten habe. Vielleicht sind sie verschollen."

„Nun, in Deutschland ist das doch nicht so leicht."

„Warum nicht? Ich hatte einen Bruder, welcher Lehrer war. Er ist wohl tot. Seine Witwe hat mit den Kindern nicht von der armen Pension zu leben vermocht. Nun sind sie auseinander gegangen, eins dahin und das andre dorthin, und keins ist mehr aufzufinden. Ich werde dafür bestraft, daß ich ihnen so lange Jahre keine Nachricht von mir zugehen ließ."

„Nun, man darf die Hoffnung nie ganz aufgeben."

„Das wohl; aber ich werde morgen, oder vielmehr heut, denn es ist schon nach Mitternacht, und um ein Uhr bin ich geboren, sechsundsechzig Jahre. Da hat man nicht mehr viel Zeit zum Hoffen

und Warten übrig. Ihre Gegenwart macht mir den Geburtstag diesmal zum wirklichen Freudentag. Wir werden ihn feiern, denn ich habe Zeit dazu. Meine Leute arbeiten nicht, und ich werde Essen und Trinken unter sie verteilen lassen. Schlafen Sie jetzt wohl und ein frohes Wiedersehen nach dem Erwachen!"

Er ging.

„Noch vor dem Erwachen, ja, noch vor dem Einschlafen," lachte der Methusalem leise hinter ihm her.

Er wartete noch eine Viertelstunde, bis im Hause alles ruhig war; dann wollte er zu Richard und Gottfried gehen. Aber da wurde seine Thür leise geöffnet; der letztere steckte den Kopf herein und fragte:

„Sie warten auf uns? Dürfen wir eintreten, jeehrter Freund und Ständchenjenosse?"

„Ja, komm herein! Wo sind denn die andern?"

„Sie folgen mich hinterdrein. Da sehen Sie dat janze Corps der Rache."

Er schob Richard, Turnerstick und den Dicken herein. Draußen aber standen noch Liang-ssi, dessen Bruder, van Berkem und auch der Bettlerkönig.

„Gut!" meinte Degenfeld. „So sind wir nun alle beisammen. Ist der Herr in seiner Schlafstube?"

„Ja. Liang-ssi hat eine Leiter an dat Fenster jelegt und den Spion jemacht. Soeben hat sich der Onkel zur Ruhe jelegt, die wir ihm aber nicht lassen werden."

„So kommt! aber leise!"

„Ik ook?" fragte der Mijnheer.

„Ja. Wir müssen alle beisammen sein."

„Und ik zal ook met zingen?"

„Nein. Sie schweigen."

„Waarom?"

„Weil Sie nicht singen können."

„O, ik kan zingen, ik kan zeer goed zingen!"

„Das ist möglich. Da wir aber noch keinen Beweis davon haben und es uns auch an der Zeit fehlt, uns diesen Beweis geben zu lassen, so ersuche ich Sie, nicht mitzusingen. Bitte, kommen Sie jetzt!"

Die vorher auf dem Korridor brennende Lampe war ausgelöscht worden. Die Herren hatten aber ihre Lichter mitgebracht; also gab es Beleuchtung genug. Sie schlichen sich bis zur Thür, hinter welcher das Wohnzimmer des Onkels lag. Degenfeld klinkte leise; sie ging auf. Die drei, der Methusalem, Gottfried und Richard, traten ein. Links von ihnen führte die Thür in das Schlafkabinett des Onkels. Sie war nur angelehnt; der Schein der Lichter fiel durch die Spalte hinaus. Er sah es und fragte auf chinesisch:

„Wer ist da draußen?"

Anstatt der Antwort erklang der Bierbaß des Methusalem: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Gottfried und Richard fielen kräftig ein. Aber schon nach den ersten zehn oder zwölf Takten lauschten sie selbst erstaunt auf. Sie sangen nicht allein. Zu ihren drei Stimmen hatte sich ein wundervoller Tenor gesellt, ein Tenor, so glockenhell, so rund und trotz aller Zartheit so mächtig, daß sie sich umdrehten.

Da stand hinter ihnen der Dicke und sang mit ihnen:

„Ist's wo am Rhein die Rebe blüht,
Ist's wo am Belt die Möwe zieht?"

Ja, er konnte singen, der Mijnheer, und wie! Er hatte eine Stimme, und was für eine! Der Methusalem nickte ihm aufmunternd zu, und so ließ er diese Stimme nun nicht mehr schüchtern, sondern in ihrer vollen Stärke erschallen. Das gab einen prachtvollen Zusammenklang.

Als das Lied zu Ende war, stand der Onkel unter der Thür. Sein Gesicht war ein einziges großes Fragezeichen. Seine faltigen Wangen hatten sich gerötet, und seine Augen leuchteten vor Erregung. Mit fast zitternder Stimme rief er:

„Sie singen dieses prächtige Lied! Sie singen deutsch! Sie verstehen also auch deutsch! Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?"

„Um Ihnen zu überraschen," antwortete der Gottfried voreilig. „Wir bringen Ihnen dieses Ständchen zum Jeburtstage und dazu die Erfüllung Ihres Lieblingswunsches. Sehen Sie sich diesen wohljeratenen Jüngling an, diesen — — — o weh! Hat ihm schon! Da ist es mit meine schöne Rede aus!"

Richard hatte sich nicht länger halten können. Noch während der Gottfried sprach, war er mit den Worten: „Onkel, lieber Onkel, ich bin dein Neffe!" auf Stein zugeeilt und hatte seine Arme um ihn geschlungen. Der Onkel stand starr vor freudigem Schreck. Die Arme hingen ihm schlaff herab.

„Mein Neffe — — Du — du bist mein Neffe?" stammelte er.

„Hinaus!" flüsterte Degenfeld den andern zu, indem er sie zurückdrängte. „Hier sind wir von jetzt an überflüssig."

Er schob die Thür hinter sich zu. Drin erklangen die Stimmen des Oheims und des Neffen, schluchzend und jubelnd zugleich. Auf dem Korridor sagte der Gottfried:

„Wohin jehen wir einstweilen?"

„Einstweilen?" antwortete der Blaurote. „Von einem Einstweilen ist natürlich keine Rede. Wir gehen schlafen."

„Dat wäre höchst incoulant!"

„Warum?"

„Weil der Onkel uns bald suchen wird, um uns zu danken."

„Du willst einen Dank haben für deinen zweiten Bänkelsängertenor? Schäme dich!"

„Na, so war's nicht jemeint. Aberst er wird noch mit uns reden wollen. Wir werden ihm erzählen sollen!"

„Dazu ist morgen besser Zeit als jetzt. Uebrigens kann und wird Richard ihm alles erzählen. Lassen wir die beiden allein!"

Er ging nach seiner Schlafstube und legte sich nieder. Die andern mußten wohl oder übel seinem Beispiele folgen. Noch war er nicht eingeschlafen, so klopfte man an seine Thür. Auf seine Frage antwortete Richards Stimme:

„Onkel Methusalem, du sollst zu Onkel Daniel kommen."

„Wozu?"

„Wir wollen hinunter in den Speisesaal, du sollst erzählen."

„Wo sind die andern?"

„Die soll ich auch mitbringen, bin aber erst zu dir gegangen."

„So laß sie liegen, und entschuldige auch mich. Ihr habt ein Recht, ungestört zu sein, und du kannst ja auch erzählen. Morgen ist ein langer Tag, ein Geburtstag, den wir feiern sollen. Da muß ich ausgeschlafen haben. Gute Nacht!"

Mit diesem Bescheide mußte Richard sich entfernen. Der Methusalem aber schlief mit dem Bewußtsein ein, seine Aufgabe mit der jetzigen Stunde ganz und voll gelöst zu haben.

Am Morgen wurde er durch ein abermaliges Klopfen geweckt. Er sah an die Uhr. Die Sonne schien schon hell, aber es war erst sieben.

„Wer klopft denn?" fragte er ärgerlich.

„Ich," antwortete der Gottfried.

„Warum?"

„Erheben Sie sich aus die Eiderjänse! Es ist höchst wahrscheinlich ein Malheur passiert, wenn es nicht bloß eine Dummheit ist, die er bejangen hat."

„Wer?"

„Der Mijnheer."

„Was ist mit ihm?"

„Dat ist's eben, wat wir nicht wissen. Er ist verschwunden."

„Unsinn!"

„Möglich, dat es nur ein Unsinn ist! Aberst er ist wirklich fort."

„Wann denn?"

„Dat weiß nicht mal Buddha."

„Warte, ich komme!"

Er kleidete sich schnell an und trat hinaus. Da stand der Gottfried mit Richard und Turnerstick.

„Endlich!" meinte der erstere. „Sollte man es denken, dat so ein Dicker solche dumme Streiche machen könnte!"

„Er hat doch mit dem Kapitän in einem Zimmer geschlafen, denke ich. Dem muß er doch etwas gesagt haben!"

„Ist ihm nicht eingefallen," antwortete Turnerstick. „Er schnarchte wie ein Walroß, so daß ich stundenlang nicht einschlafen konnte. Endlich fand ich ein wenig Ruhe. Als ich dann erwachte, war er fort."

„Er wird spazieren gegangen sein."

„Der? So ein Langschläfer? Das ist ihm nicht eingefallen!"

„Wo sind denn seine Sachen?"

„Die hat er mit, die Gewehre, den Ranzen, den Schirm, kurz, alles! Und das ist es eben, was mich so besorgt macht."

„Pah! Wie können Sie denken, daß der Mijnheer uns durchgeht. Von seinen Sachen trennt er sich überhaupt nie. Daß er sie mitgenommen hat, ist kein Beweis dafür, daß er hat verschwinden wollen."

„Aber daß er vor uns aufgestanden ist!"

„Das ist freilich höchst ungewöhnlich von ihm. Ist Onkel Daniel schon auf?"

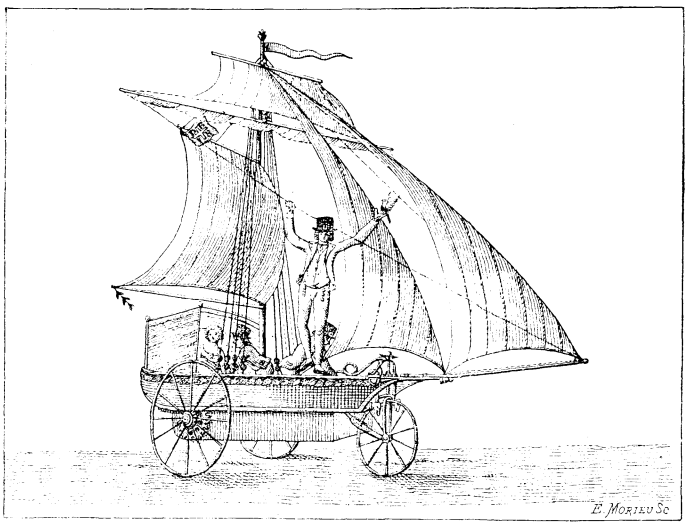
„Jedenfalls," antwortete Richard. „Wir haben bis Tagesanbruch in seiner Stube gesessen. Dann schickte er mich schlafen. Er selbst, sagte er, werde aber wohl nicht schlafen können."

„Wollen fragen und suchen."

(Fortsetzung folgt.)

Segelfahrzeuge auf dem Lande.

Der Gedanke, die bewegende Kraft des Windes auch zur Beförderung von Fuhrwerken und Lasten am Lande zu verwenden, welcher in neuester Zeit wieder zu verwirklichen gesucht wird, ist ein schon sehr alter, aber darum nicht minder fruchtbar. Wir sehen ihn behufs der Schlittenfahrt bereits praktisch ausgeführt in den amerikanischen Eisbooten, die im Winter auf dem Hudsonsfluß und den verschiedenen andren Flüssen und Seen der östlichen Vereinigten Staaten üblich und ein sehr beliebter und unterhaltender Eissport sind. Viele unsrer lieben Kameraden werden sich ohne Zweifel der Beschreibung dieser Eisboote oder Segelschlitten, die wir an dieser Stelle gegeben haben, erinnern; für diejenigen unsrer jungen Freunde aber, welche dieselben noch nicht kennen, wollen wir hier eine kurze allgemeine Beschreibung geben. Ein solches Eisboot besteht aus einem Kreuz oder T von etwa fünfzölligen Balken, über die eine kleine Plattform von Brettern aufgenagelt und auf der Kreuzung der Balken ein Mast von etwa 4—4½ m Höhe aufgerichtet und durch Taue aufrecht erhalten ist. Bildet das Gestell ein Kreuz, so ist der Querstamm desselben auf dem Schnittpunkt des dritten Teils der Länge des Hauptstamms eingesenkt und der längere Teil des Hauptstamms bildet das Vorderteil des Eisboots. Unter den Endpunkten der Balken sind eiserne oder mit Eisen beschuhte hölzerne Schlittenläufe in der Form ⌶ oder besser ⌶ angebracht, welche das Eisboot oder den Segelschlitten tragen. Am hintersten Punkte der Längenachse ist eine Art Steuer in Gestalt einer starken hölzernen, aber eisenbeschlagenen Stange befestigt, womit man dem Segelschlitten seine Richtung gibt. Am Maste befinden sich ein bis drei Segel an ihren Rahen, alle mit dem dazu gehörigen Takelwerk versehen. Zur Bemannung gehören mindestens zwei Personen; als Passagiere können so viele mitgenommen werden, als die Plattform faßt. Wer mit dem Segeln überhaupt und dem Lenken eines derartigen Eisboots vertraut ist, kann demselben bei günstigem Winde eine Fahrgeschwindigkeit von 30—35 km in der Stunde geben.



Fliegende Kutsche oder Segelwagen: erfunden zu Valencia 1802.

Die Versuche, die Stoßkraft des Windes zur Fortbewegung von Räderfuhrwerken zu verwenden, haben früher anscheinend zu keinen so erfolgreichen Ergebnissen geführt, daß sie in die Oeffentlichkeit gedrungen wären. Einige solche Versuche sind wohl aufgetaucht, doch unbeachtet, jedenfalls aber ohne praktische Folgen geblieben. Eines derartigen Experiments, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts in Valencia gemacht und dessen Ansicht in Kupferstich mit einer dazu gehörigen erklärenden Beschreibung veröffentlicht wurde, wollen wir uns hier aber doch erinnern. Vielleicht ist unter unsern jungen Kameraden ein findiger Kopf, der die Idee dieses Segelfahrzeugs früher oder später einer gemeinnützigen praktischen Verwirklichung entgegenzuführen vermag. Der fragliche Kupferstich also, von dem wir im nebenstehenden Holzschnitt eine genaue Nachbildung geben, stellt die Coche volante (fliegende Kutsche) dar, welche Don Jose Boscasa, Oberwagenmeister beim Königl. Artilleriecorps, im Jahr 1802 zu Valencia in Spanien ersonnen und ausführte. Dieses Fahrzeug hat, nach des Erfinders Schilderung, „die Gestalt eines krummlinigen Dreiecks und ruht auf drei Rädern. Der Wagenkasten ist acht Fuß lang und vier Fuß breit und trägt sechs Sitze, wovon die beiden hintersten, in Gestalt eines Kanapees, die bequemsten sind, und von denen aus man auch der Maschine mittels eines Kolderstocks (Hebel der Ruderpinne) die Richtung geben kann. Will man aber nicht von diesem Punkte aus steuern, so läßt sich dies auch von dem vorn angebrachten Sitz aus bewerkstelligen.

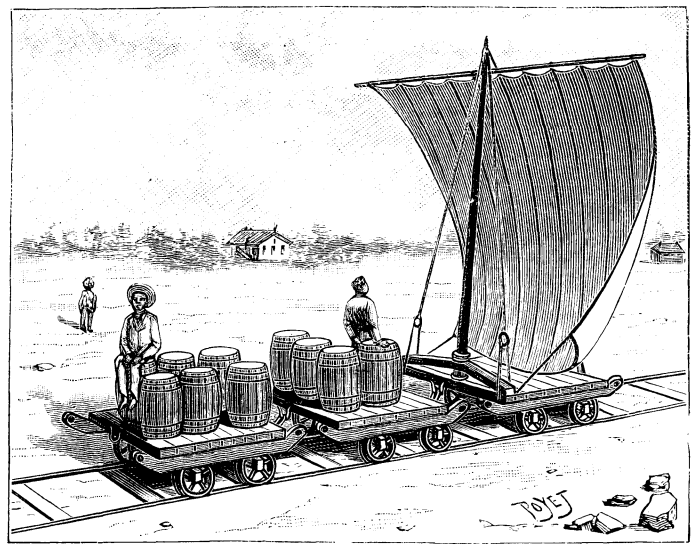
„Die hauptsächlich bewegende Kraft ist der Wind; für den Fall der Windstille aber bedient man sich einer Kurbel, die ein

Steigrad in Bewegung setzt. Ein regelrechter Wind setzt die Maschine ohne Beihilfe der Kurbel in Gang; bei starkem Winde aber muß man nachlassen (dem Fahrzeug „raumen Wind geben") und sogar ein oder mehrere Segel streichen, um keine allzugroße Fahrgeschwindigkeit zu erreichen."

Wie unsre lieben Kameraden sehen, war also die fliegende Kutsche des Don Jose Boscasa nichts andres als ein Dreirad mit einem gemischten Motor, der bald durch Anwendung der menschlichen Muskelkraft, wie die früheren Draisinen oder Fahrräder, bald durch Segel in Bewegung gesetzt wurde. Von demselben Prinzip ging auch ein Zweirad aus, welches vor beiläufig fünfzehn Jahren hergestellt worden und mit einem kleinen leichten Segel versehen war, das dem Radfahrer kein Unbehagen verursachte, wenn Windstille herrschte oder ein widriger Wind ihn nötigte, das Segel einzuziehen. Bei günstigem Wind ist das Segel ein sehr nützliches Hilfsmittel, mittels dessen man auf ebenem Boden ohne Ermüdung Fahrgeschwindigkeiten von 20—25 km per Stunde erreichen und oft sogar mehrere Kilometer zurücklegen kann, ohne daß die Füße auf das Pedal gesetzt zu werden brauchen.

Das alte Fahrrad oder die Draisine (von dem Forstmeister Drais in Mannheim 1817 erfunden) war die Vorläuferin des Velocipeds, sowie der noch auf den Eisenbahnen üblichen Draisine, und so dürfte auch die Erfindung des Don Jose Boscasa den Keim eines Prinzips enthalten, das noch einer bedeutenden Verbesserung und Entwickelung fähig und dem es vorbehalten ist, in späterer Zeit eine gemeinnützige Rolle zu spielen. „Es ist ja alles schon einmal dagewesen," wie Gutzkow seinen Rabbi Ben Akiba sagen läßt. Der Anfang dazu ist bereits gemacht, denn der Gedanke, Segelfahrzeuge für das feste Land herzustellen, beschäftigt nicht nur heutzutage unsre Mechaniker und Ingenieure lebhaft, sondern hat bereits zu einem gelungenen Versuche in dieser Richtung geführt, den wir in nachstehendem schildern wollen.

Die britische Insel Malden (auch Independence oder Nicholson genannt und 1825 von Byron entdeckt), unter 4° 1′ n. Br. und 137° 17′ westl. Länge im Stillen Ocean, ist ein wasserarmes und vegetationsloses, von kaum 120 Menschen bewohntes Eiland, dessen einziger Ertrag die Ausbeutung seiner Guanolager bildet. Diese Guanofelder liegen an demjenigen Teil der Insel, der dem von Schiffen erreichbaren Teil entgegengesetzt ist. Man hat daher eine Tramwaybahn von fünf englischen Meilen Länge bauen müssen, um den gewonnenen Guano bis zum Einschiffungsort zu bringen. Die Fortbewegung der Bahnwagen wird, da man hier weder Pferde noch Lokomotiven zur Verwendung



Tramwaybahnwagen mit Segeln, gegenwärtig auf der Insel Malden im Betrieb.

hat, entweder durch Anwendung von Menschenhänden oder von Segelkraft bewerkstelligt. Der Areomotor oder Segelwagen, der die Lastwagen zieht, besteht aus einem gewöhnlichen Blockwagen oder Lowry, auf dessen hinterem Ende ein einziger Mast mit einem großen Segel angebracht ist, den man je nach dem herrschenden Winde handhabt. Unser Bild gibt eine Darstellung dieses originellen neuen Systems der Fortbewegung nach der Skizze eines Augenzeugen. Die Einwohnerschaft der Insel besteht aus ungefähr hundert Eingeborenen und sechs Weißen, welch letztere entweder die Ausbeutung der Guanolager leiten, oder die Verrichtungen von Hafenmeister, Schmied, Zimmermann, Chemiker ꝛc. versehen. Die ziemlich gleichmäßige Richtung der herrschenden Winde begünstigt wesentlich die Anwendung dieses sehr einfachen und wohlfeilen Transportmittels, das weder Wasser noch Brennmaterial, weder Tierkraft noch Futter bedarf und den Beweis liefert, daß die ursprüngliche, beinahe wie eine Spielerei aussehende Idee des spanischen Erfinders durch eine Verkettung von Umständen und durch weise Benützung anderweitiger Erfindungen und Hilfsmittel zu einer nutzbringenden Verwirklichung entwickelt werden konnte und ohne Zweifel noch einer weiteren gemeinnützigen Verwirklichung fähig ist.

Die atlantische Seereise, wie sie war und wie sie heute ist.

Zu den staunenswertesten Fortschritten unsres Jahrhunderts zählen wir mit Recht in erster Reihe die Fortschritte im Verkehrswesen und hierin wieder diejenigen im transatlantischen Verkehr. Der mächtige Aufschwung, den die Dampfschiffahrt in den jüngsten fünfzig Jahren genommen, hat dem ganzen Seeverkehr eine total veränderte Gestalt gegeben und für den Reisenden eine ungemeine Ersparnis an Zeit und Mühsal, eine unsägliche Verminderung von Gefahr und eine ebenso unschätzbare Erhöhung an Bequemlichkeit und Sicherheit mit sich gebracht, welche nunmehr die Seereise als eine Annehmlichkeit, Erholung und Vergnügungstour erscheinen läßt. Die Größe dieses Fortschritts wird erst in ihrem ganzen Umfang ersichtlich, wenn man die früheren Zustände einer transatlantischen Reise mit den heutigen vergleicht, wie wir es in dieser kurzen Skizze thun wollen.

Wer vor fünfzig Jahren nach Amerika reiste, der mußte sich zu einem kühnen Entschluß aufraffen, zu welchem unter Umständen nur die Not trieb. Die Aeußerung von Samuel Johnson, ein Schiff sei ein Kerker, worin man Gefahr laufe, ersäuft zu werden, galt in den Augen der meisten Binnenlandsbewohner als ein vollauf berechtigter Ausspruch. Jeder, der eine überseeische Reise antreten wollte, mußte sich auf eine unübersehbare Summe von Unbehaglichkeiten, Entbehrungen und Gefahren gefaßt machen, denen nur wenige sich freiwillig aussetzen wollten. Wer z. B. im Jahre 1837 nach Amerika reisen wollte, der konnte mit Recht dem Ausspruche Johnsons beipflichten.

Zunächst gab es zwischen Deutschland

und den Vereinigten Staaten damals noch gar keine geregelte Postschiffe, geschweige denn gar eine Dampfschiffverbindung. Erst im Jahre 1838 wagten zwei englische Dampfer, der „Sirius“ und der „Great Western,“ die Fahrt über den weiten Ocean, und der letztere Dampfer setzte seine Fahrten dann in unregelmäßigen Zwischenräumen fort; aber keine andern Dampfschiffe wagten seinem Beispiele zu folgen, und erst vier Jahre später, im Jahr 1842, wurde der erste regelmäßige Dampfschiffverkehr durch die sogenannte Cunardlinie eröffnet, wodurch für den transatlantischen Verkehr eine neue Epoche angebrochen war.

Der Deutsche, welcher vor 50 Jahren nach Amerika reisen wollte, mußte sich der Segelschiffe bedienen, welche in unregelmäßigen Zwischenräumen von Hamburg und Bremen abgingen und die Ueberfahrt durchschnittlich in 30 bis 40 Tagen zurücklegten. Der Reisende mußte in Bremen oder Hamburg oft wochenlang auf eine passende Schiffsgelegenheit warten und sah sich oft mit landfremden Mitreisenden in den engsten Raum zusammengepfercht und ziemlich roh und rücksichtslos behandelt. Die Auswanderer aus Süddeutschland und der Schweiz nahmen daher lieber ihren Weg über Havre, Ostende, Antwerpen und Rotterdam, die Wohlhabenden über London und Liverpool, von wo regelmäßige Segelpaketschiffe nach New York abgingen. Die französischen, holländischen und belgischen Schiffe waren sehr verrufen und standen an Bequemlichkeit und Zuverlässigkeit entschieden hinter den englischen zurück; sie waren Eigentum von Schiffsreedern, welche nur möglichst viel gewinnen wollten und die Auswanderer wie Frachtvieh behandelten. Die englischen Segelpaketschiffe erfreuten sich eines etwas besseren Rufes. Die von London und Liverpool ausgehenden waren Schiffe von 5 bis 600 Tonnen Last, ihre Einrichtung gegenüber von heute eine höchst primitive. Die state rooms oder Schiffszimmer, wie man die für je zwei Personen bestimmten kleinen Kajüten erster Klasse, welche den Salon auf beiden Seiten umgaben, nannte, lagen unter dem Meeresspiegel, waren unbequem, dunkel und schlechtgelüftet, denn sie erhielten in der That ihr einziges Licht durch kleine Stücke Milchglas, welche darüber in das Verdeck eingelassen waren und von den halbrunden Laternenfensterchen in den Thüren, welche auf den Salon oder die große Kajüte mündeten. Die Beleuchtung der Schiffszimmer war deshalb eine solch dürftige, daß die Insassen derselben sich nicht einmal ohne eine brennende Kerze oder Lampe ankleiden konnten. Die einzige Lüftung derselben ward bewerkstelligt durch das Oeffnen der Oberlichte im Salon, welches natürlich nur bei günstiger Witterung stattfinden konnte. Die Folge davon war eine zu allen Zeiten höchst unangenehme stickige und dumpfe Atmosphäre in den state rooms; dabei war noch der Geruch des Schlagwassers im untersten Schiffsraume, welcher alle Gemächer durchdrang, ein solch abscheulicher, daß er an sich schon Uebelkeit und Brechreiz erregte, abgesehen von der Wirkung der Schiffsbewegung. Zur Winterszeit herrschte in diesen Schiffsschlafzimmern oft eine furchtbare Kälte, denn im Salon war zwar ein geheizter Ofen, aber die Wärme von demselben machte sich in den kleinen Nebenzimmern nicht bemerklich.

Auch in andrer Hinsicht war für die Behaglichkeit der Passagiere in keiner Weise gesorgt. Das benötigte Wasser zum Trinken und Kochen wurde in Fässern mitgeführt, und wenn das Schiff eine volle Ladung hatte, so wurden viele dieser Wasserfässer auf dem Verdeck untergebracht, was zur Folge hatte, daß ihr Inhalt von den über das Schiff hereinschlagenden Wogen bei stürmischem Wetter manchmal ganz mit Salzwasser imprägniert wurde. Zu jeder Zeit aber war das Wasser fast ungenießbar oder wenigstens unschmackhaft, weil schlammig und von den alten wurmstichigen Fässern, worin es aufbewahrt wurde, mit verschiedenen ekelhaften Substanzen verunreinigt. Das Wasser war aber nicht allein schlecht, sondern der Vorrat davon erwies sich zuweilen als ungenügend, so daß bei ungewöhnlich langen Reisen die Notwendigkeit eintrat, die Rationen der Passagiere noch zu verkürzen.

Jedes dieser Schiffe hatte eine milchende Kuh an Bord, aber außer der Milch, welche diese lieferte, war keine andre zu bekommen, denn die kondensierte Milch war damals noch nicht erfunden. Auch konserviertes Obst und Gemüse in Blechbüchsen kannte man damals noch nicht. Da man lebende Schafe und Schweine mitnahm, so fehlte es während der Fahrt an Schweine- und Schöpsenfleisch nicht, allein der Vorrat an anderm frischem Fleisch und Fischen ward gewöhnlich schon in den ersten Tagen der Fahrt erschöpft, weil damals die Refrigeratoren oder Eiskammern noch nicht erfunden waren. Die Kost war also auf den meisten derartigen Schiffen eine höchst mittelmäßige, da die hierdurch erzielten Ersparnisse in die Tasche des Unternehmers fielen.

Allein die an Bord dieser Schiffe getroffenen Anordnungen waren noch in wichtigeren Dingen mangelhaft, als in der geringen Fürsorge für eine gute Verpflegung der Passagiere. Der Boote — selbst wenn sie seetüchtig waren, was selten genug vorkam — waren so wenige vorhanden, daß sie im Fall eines Schiffbruchs kaum ein Drittel der an Bord befindlichen Personen gefaßt haben würden. Besonders war das sogenannte Langboot in Notfällen wirklich nicht zu gebrauchen, weil es beinahe unwandelbar mit Gerät für die Unterbringung der Kuh, der Schafe und Schweine angefüllt war, und es mehrere Stunden erfordert haben würde, um es zu leeren und für die Fahrt klar zu machen.

Es gab damals noch kein Gesetz, das die transatlantischen Schiffe nötigte, einen Arzt oder Wundarzt mitzuführen, und die Eigentümer der verschiedenen Linien von amerikanischen Segelpaketschiffen wollten die Kosten für die Anstellung eines solchen nicht auf sich nehmen. Die Folge davon war, daß, wenn ein ernsthafter Krankheits- oder Unglücksfall an Bord vorkam, keinerlei ärzliche Hilfe zu beschaffen war. Der Kapitän besaß zwar in vielen Fällen eine Schiffsapotheke, aber wer hätte sich ihm anvertrauen wollen? Viele die an Bord von akuten Krankheiten befallen wurden, oder erkrankte Kinder starben daher rettungslos, und nicht immer lief ein Unfall so gut ab wie beim Matrosen von dem Schiff „Mediator“, mit welchem ich im Jahre 1842 von New York nach Europa zurückkehrte. Dieser Mann fiel von einer der Rahen herab und erlitt einen schlimmen Bruch seines rechten Beins. Der Kapitän desselben war ein Yankee, d. h. aus einem der Neuenglandstaaten gebürtig und besaß den Scharfsinn, die Findigkeit und den raschen, sicheren Blick in Auffindung von Hilfsquellen, welcher für die Bewohner jenes Teils der Vereinigten Staaten bezeichnend ist. Er richtete das verletzte Bein so geschickt ein und legte es in einen Schindelverband, daß, als er bei der Ankunft des Schiffs in London den Mann in das Bartholomewspital bringen ließ, die

Aerzte dieser Anstalt den Kapitän Morgan höchlich über die sachgemäße Weise belobten, in der er die Verletzung behandelte und den Verband angelegt hatte. Die Thatsache steht jedoch fest, daß ohne die rein zufällige Befähigung des Schiffsherrn, hier eine provisorische Hilfe zu leisten, und bei dem Umstand, daß kein Wundarzt an Bord war, der beschädigte Matrose entweder gestorben oder auf Lebenszeit zum Krüppel geworden wäre.

Wenn nun damals für die Kajütenpassagiere und deren Sicherheit und Behaglichkeit nicht besser gesorgt war, so war die Lage der Zwischendeckspassagiere eine noch unendlich schlimmere. Männer, Weiber und Kinder waren in dem ihnen angewiesenen Raum wie Schafe zusammengepfercht. Die an beiden Seiten des Schiffs hinlaufenden Kojen waren nicht mit Brettern verschlagen, ja nicht einmal mit Vorhängen versehen. Jede Koje war mit vier Personen besetzt. Auf den französischen und niederländischen Auswandererschiffen war für Zwischendeckspassagiere noch schlechter gesorgt, und auf den deutschen war es nicht besser. Sie mußten sich ihre Lebensmittel selbst mitbringen und selbst kochen, und so gab es täglich im Wettbewerb um ein Plätzchen am Küchenfeuer der Kambüse (Schiffsküche) Streit und Händel, in welchen die Schwachen, Kranken und Bescheidenen beiseite gedrückt wurden. Oft konnten mehrere Tage vergehen, ehe diejenigen, welche es am meisten bedurften, nur einen Bissen warmes Essen bekamen. Die Kinder waren immer am schlimmsten daran und konnten solche Entbehrungen nicht ertragen. Bei einem Sturm und bei ungünstigem Wetter überhaupt, wenn die Luken geschlossen werden mußten, war die Atmosphäre im Zwischendeck geradezu erstickend und unerträglich. Die Lage und Behandlung dieser Passagierklasse war in der That einfach empörend und abscheulich und gereichte den Regierungen zur Schande, welche diese Mißbräuche zuließen und so viele Jahre vergehen ließen, bevor sie einen Versuch machten, denselben zu steuern. Furchtbar waren die Schrecken einer solchen Ueberfahrt von fünf bis sechs Wochen auf einem Auswandererschiffe, wenn unter den Zwischendeckspassagieren Typhus, Scharlach, Schleimfieber oder Pocken ausbrachen, und täglich in diesem abscheulichen, verpesteten Raume Dutzende von hilflosen Menschen dahinrafften! Entsetzlich waren die Scenen, wenn solche Schiffe, mit 200 bis 300 Passagieren zum Ersticken vollgepfropft, von Sturm und Unwetter aus ihrem Kurse verschlagen oder durch Windstillen aufgehalten, über Gebühr lange auf dem Ocean zubrachten und die Vorräte an Wasser und Lebensmitteln, die meist durch die Habsucht und engherzige Knauserei der Reeder ohnedem knapp bemessen waren, sich erschöpften und Mangel auf den Schiffen einzutreten begann. Allein auch auf gewöhnlichen Kauffahrern, auf welchen Auswanderer oder Reisende als Kajütengäste des Kapitäns über den Ocean fuhren — Fälle, welche je länger, desto seltener wurden — war es nur wenig besser bestellt.

Das alles ist nun anders geworden, die heutige überseeische Schiffahrt hat einen ganz andern Charakter angenommen. Es ist außerordentlich selten, daß Auswanderer noch mit Segelschiffen nach Amerika gehen, und diese Segelschiffe sind dann ganz andre, als sie vor 50 Jahren waren — sie sind größer, geräumiger, gesünder, besser konstruiert und besser versorgt und geleitet als früher. Beinahe der ganze Personen- und Warenverkehr zwischen Nordamerika und Europa wird nunmehr durch Dampfboote vermittelt, und zwar meist durch Dampfboote der allergrößten Art, von 4000 bis zu 7000 Tonnen Last, von vorzüglicher mustergültiger Bauart und Solidität und mit den allerzweckmäßigsten und vortrefflichsten Einrichtungen und Anordnungen an Bord. Die großen überseeischen Postdampfer des Norddeutschen Lloyd, welche von Hamburg und Bremerhaven abgehen, sind Muster von Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, von Solidität und Zuverlässigkeit und sind darauf berechnet, bis zu 1000 Passagiere mitnehmen zu können, und wetteifern an Güte und Eleganz mit den Dampfern der andern transatlantischen Linien. Diese Dampfer sind heutzutage wahre schwimmende Hotels, mit allen Rücksichten auf Behaglichkeit, Gesundheit und Zweckmäßigkeit eingerichtet und für drei Passagierklassen: erster und zweiter Kajüte und Zwischendeck ausgestattet. Der Passagier erster Klasse wohnt und speist wie in einem unsrer großen fashionablen Hotels, derjenige in der zweiten Klasse wie in einem guten bürgerlichen Gasthofe und selbst der Zwischendeckspassagier ist beinahe ebenso logiert und verpflegt wie vor 50 Jahren der Kajütenpassagier auf einem Segelschiffe. Die Ueberfahrtspreise sind nun infolge der großen Konkurrenz lächerlich billige und die Passagiere erfreuen sich auf der Ueberfahrt, welche gewöhnlich neun Tage, bisweilen aber auch länger dauert, aller erdenklichen Bequemlichkeiten. Die Zwischendeckspassagiere müssen nicht mehr ihre Lebensmittel mitbringen und selbst zubereiten, sondern erhalten täglich drei Mahlzeiten: Frühstück, Mittagsmahl und Abendbrot, deren Preise schon in ihr Ueberfahrtsgeld eingeschlossen sind. Es herrscht strenge Ordnung an Bord, welche unnachsichtlich aufrecht erhalten wird. Die Rechte der einzelnen Passagierklassen sind genau abgegrenzt, und die Behandlung, welche dem einzelnen Passagier zu teil wird, ist eine humane und taktvolle. Für alle leiblichen Bedürfnisse des Reisenden ist durch die gesetzlichen Vorschriften gesorgt, welche den Auswandererverkehr regeln; zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse sind Zeitungen und eine Bibliothek an Bord vorhanden. Die Schiffe sind gut gelüftet, geräumig und gesund, sie sind solid gebaut, genaue gesetzliche Bestimmungen und strenge Beaufsichtigung derselben sorgen dafür, daß sie nicht überladen werden dürfen. Es erfüllt schon mit Befriedigung und flößt ein Gefühl der Ruhe und Zuversicht ein, wenn man nur eines dieser Riesenschiffe in seiner ganzen inneren Einrichtung und in seiner Takelage besichtigt und sich überzeugt, daß den kleinsten Bedürfnissen und Anforderungen des Behagens und der Sicherheit Rechnung getragen ist. Die Kapitäne und Schiffsoffiziere sind unter den tüchtigsten Seeleuten ausgewählt, Bemannung und Personal in genügender Anzahl vorhanden, für alle Arten von Proviant und Schiffsmaterial, auch für Ersatz ist reichlich gesorgt. Insbesondere aber sind alle nur irgend erdenklichen Vorkehrungen für das Wohlbefinden und die Sicherheit der Passagiere getroffen. Außer den hinreichend zahlreichen, großen und nach den besten Modellen erbauten Rettungsbooten sind noch Flöße vorhanden, welche in Notfällen binnen wenigen Minuten fertig gemacht und in See gelassen werden können. Auch für den Fall, daß irgendwo im Schiff eine Feuersbrunst ausbräche, sind vorzügliche Löschmittel und andre Veranstaltungen zur Hand, und die Vorkehrungen für die Sicherheit der Passagiere würde jeden erwünschten Grad erreicht haben, wenn nur jedes Schiff auch eine hinlängliche Anzahl von Booten führte, um bei einem Unglücksfall alle Passagiere,

selbst wenn deren Zahl voll wäre, aufzunehmen. Daß dies noch nicht der Fall ist, haben die letzten, glücklicherweise sehr seltenen Unglücksfälle der transatlantischen Dampfer bewiesen.

Für die Behaglichkeit des reisenden Publikums ist nun in der umsichtigsten Weise gesorgt. Die Kabinen für die Passagiere erster Klasse befinden sich mittschiffs, wo sich die Schiffsbewegung weniger fühlbar macht, anstatt am Stern, wie es früher der Fall war. Die state rooms sind bequem, geräumig, hübsch möbliert, vollständig gelüftet und werden mittels Dampf geheizt. Der sehr geräumige und wohlbeleuchtete Salon enthält zum Gebrauch der Passagiere ein Piano, eine kleine Bibliothek, Spiel- und andre Tische, Schachbretter ꝛc.; es sind daneben noch Rauch- und Lesezimmer, sowie Badezimmer vorhanden, welche mit kaltem und warmem Wasser versehen sind. Mit der Verpflegung ist es so vorzüglich bestellt, daß es an keinen von all den Delikatessen fehlt, welche man in den besten Hotels in London und an der Table d'hote der ersten kontinentalen Hotels bekommt. Der Vorrat an süßem Wasser, welches von Kondensatoren geliefert wird, ist praktisch unbegrenzt. Das Trinkwasser wird im Sommer mit Eis gekühlt, wovon ein großer Vorrat an Bord ist. Auf jedem Schiffe aber befindet sich ein Arzt oder Wundarzt in Gemäßheit einer besonderen gesetzlichen Verordnung, und die Dienste desselben stehen unentgeltlich zur Verfügung jedes einzelnen Passagiers, welcher derselben bedarf. Sogar für Kunstgenüsse ist gesorgt, denn auf den meisten deutschen Dampfschiffen ist eine aus den Waiters oder Aufwärtern (stewards) gebildete Musikkapelle, welche sich mehrmals am Tage mit ihren Vorträgen hören läßt.

Eine besonders zu belobende Einrichtung auf den meisten modernen transatlantischen Postdampfschiffen ist die einer zweiten Passagierklasse, welche auch dem Reisenden von bescheideneren Mitteln eine anständige und nicht allzuteure Ueberfahrt verschafft und sich nur durch eine minder elegante Schlafstätte und eine weniger leckere Tafel von der ersten Klasse unterscheidet. Diese Klasse ist immer gut besetzt und man findet in ihr die beste und anregendste Gesellschaft und den wenigsten Zwang der Sitte.

Die Zwischendeckspassagiere haben durch die veränderte Lage der Dinge verhältnismäßig am meisten gewonnen. Ihr Ueberfahrtsgeld ist nur wenig höher, als es vor 50 Jahren per Kopf der Fall war, aber sie brauchen nur etwa den vierten Teil der Zeit zur Ueberfahrt. Sie sind nicht mehr in den schlechtgelüfteten und ungesunden Quartieren zusammengedrängt, welche ihnen in früherer Zeit angewiesen gewesen waren, sondern es ist nun infolge einer gesetzlichen Verordnung jedem einzelnen ein gewisser kubischer Raum angewiesen.

Besonders im Deutschen Reich hat seit zwei Jahrzehnten die Gesetzgebung viel gethan, um für die Gesundheit, Behaglichkeit und eine menschenwürdigere Verpflegung der Auswanderer zu sorgen, und diese Sorge schreitet mit der Zeit fort. Andrerseits haben der riesige Aufschwung der überseeischen Dampfschiffahrt in den jüngsten 25 Jahren und die internationale Konkurrenz, sowie der Fortschritt auf allen Lebensgebieten mächtig dazu beigetragen, die transatlantische Schiffahrt zu heben und einer Reise über den Ocean eine Geschwindigkeit, Sicherheit und Behaglichkeit zu verleihen, welche sie zu einer Lustfahrt machen, die im stärksten Kontrast zu der Langweiligkeit, der Gefahr und dem Ungemach steht, womit eine solche Ueberfahrt in früherer Zeit verbunden war.

Ein sonderbares Weinmaß.

Die Bürgerschaft zu Ulm baute im Jahre 1376, der Zeit ihrer größten Blüte, eine Orgel, in deren größte Pfeife 315 Maß Wein gingen. Als die Orgel fertig war und bei der Probe allgemeinen Beifall fand, schenkte der Magistrat dem Erbauer neben dem ausbedungenen Lohne 315 Maß von dem besten Wein, der damals in Ulm zu haben war und noch überdies 900 Gulden, eine Freigebigkeit, welche für den damaligen Reichtum der Stadt bürgt.

Ein Kadettenausflug.

Es war im Frühjahre von 1849 als Ihrer Majestät Kriegsschiff „Inflexible" mit zehn Kadetten an Bord nach einer Reise von acht langen Wochen seinen Bestimmungsort Kalkutta erreichte. Indes ließ der Kapitän, Mr. Edward Hapkins, das Fahrzeug nicht in die Gangesmündung einlaufen, sondern warf gegenüber einer schönen grünen Insel Anker, wo nach einer höheren Verfügung ein Rendezvous mit dem abzulösenden Fahrzeuge „Fulton" stattfinden sollte. Sechs englische Meilen weiter konnte man mit dem Glase die Stadt liegen sehen, das aber genügte den jungen Leuten an Bord nicht; sie hatten acht Wochen lang keinen festen Boden berührt und beschlossen deshalb, mit des Kapitäns Erlaubnis einen Ausflug auf die Insel zu unternehmen.

„Aber, Gentlemen," warnte Mr. Hopkins bedächtig, „sehen Sie sich vor und vergessen Sie nicht die Büchsen, es gibt hier Tiger und andres Raubzeug."

Die Kadetten lachten aber und sagten: „Wir danken Ihnen, Herr Kapitän, — Furcht kennen wir als echte Engländer nicht."

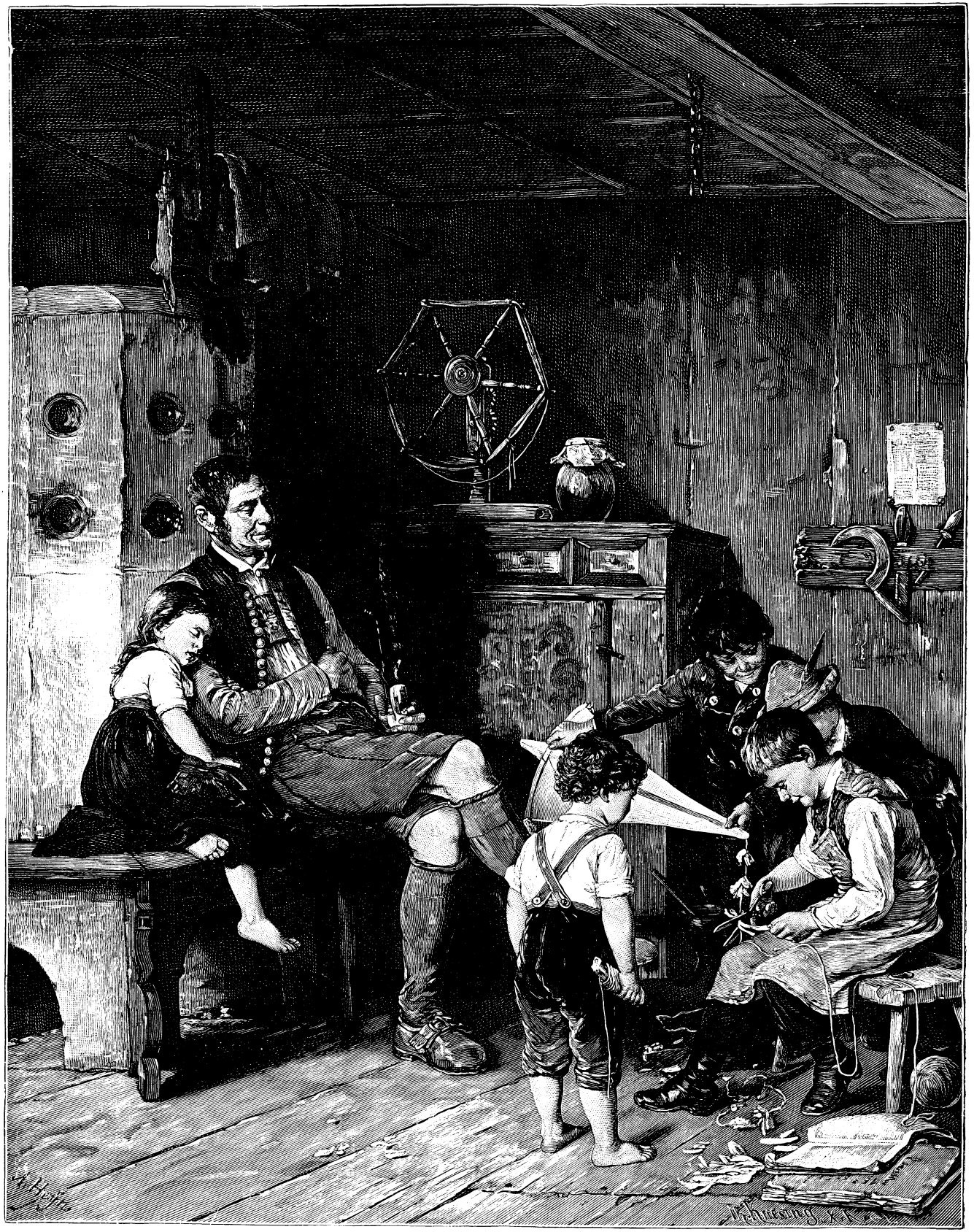
Damit kletterten sie am Fallreep herunter, stiegen ins Boot und fuhren der Insel zu. Dieselbe war unbewohnt, teilweise nur mit Gras und Stauden, teilweise aber auch mit Palmengruppen besetzt. Die zehn Kadetten durchstreiften das Eiland nach allen Richtungen, schossen einige seltene Vögel und freuten sich des ersten Grüns, welches ihre Augen wieder wahrnahmen. Heiter und guter Dinge ward dann aus den mitgebrachten Vorräten unter einer Palmengruppe ein Picknick improvisiert, bei dem es lustig zuging und mehrere Flaschen schweren Kapweines vertilgt wurden. Der Ausgelassenste der ganzen Schar war aber Joremy Seabreaht, ein intelligenter Kopf, der auch dem Weine am meisten zugesprochen. Witze flogen herüber und hinüber, so daß sich alle vor Lachen ausschütten wollten, bis Mac O'Brien plötzlich rief: „Ein Affe, Freunde, ein Affe!" Das Tier saß auf einer benachbarten Palme und schaute mit den klugen Aeuglein der Fête zu.

„Es ist ein Hulmann, ein den Indiern heiliges Tier!" rief Charles Murray.

Da griff einer der jungen Herren zur Büchse, aber O'Brien bat: „Schießt nicht, gönnt dem Tiere das Leben!"

„Wir wollen den Burschen lieber fangen!" schrie Robert Fox und sprang auf.

„Ja, fangen wir das Tier!" schrie der ganze Haufen und erhob sich eben-



Junge Aeronauten.

falls, und dann begann die wilde Jagd. Nur Joremy Seabreah blieb sitzen und sagte: „Folly, Folly! Was soll das nutzlose Jagen? — Es ist dazu viel zu heiß!"

Er lüftete die Uniform, denn der Kapwein wirkte schon; dann schob er sich ein paar Servietten unter den Kopf und schloß die Augen, um gleich einzuschlafen.

Die übrigen verfolgten den Hulmann lange, ohne ihn jedoch zu erwischen. O'Brien, Murray und Fox waren die ersten, welche die Jagd aufgaben und zum Frühstücksplatze zurückkehrten.

„Joremy schläft," lachte Murray.

„Wir wollen ihn einmal erschrecken," meinte Fox.

Da deutete O'Brien angstvoll auf den Kameraden und sagte leise: „Stille, um Gotteswillen, stille! Seht nur, seht!"

Nun bemerkten auch die übrigen, was geschehen war; eine lange weiße, braungefleckte Schlange hatte sich um den Schläfer geringelt und erhob langsam den Kopf, der nun über dem Gesichte des Schläfers sich hin und her bewegte; sie sahen alle drei die Zunge des schrecklichen Tieres sich hervorstrecken.

Charles Murray, der ein guter Schütze war, legte schon die Büchse an, da sagte O'Brien: „Halt, nicht schießen! Wenn du fehltest, Charles, erwachte Joremy von dem Schusse, und das wäre sein Tod, denn die Schlange ist unstreitig giftig! — Nein, ich hab's!"

„Wie denn?"

„Du, Robert," fuhr nun O'Brien, nach der Schlange lugend, fort, „bist ein tüchtiger Kletterer. Du näherst dich im Kreise der Palme von hinten, erkletterst sie und nimmst eine lange Schnur, die ich zufällig bei mir habe, mit hinauf. In diese Schnur flechte ich eine Schlinge. Du läßt sie langsam auf Joremy herunter und ziehst, sobald die Schlange ihren Kopf hineinsteckt, fest an. Dann hältst du, Charles, dich bereit, zu schießen, sobald mir der Schlag mit dem Degen nicht gelingt."

Er schlug den Knoten in die Schnur, reichte sie Fox und sagte, den Degen ziehend: „Nun rasch ans Werk!"

Robert Fox gehorchte und hatte schnell die Spitze der Palme erklettert, die Schnur mit der Schlinge herabgelassen, während Murray anschlagend näher ging und O'Brien dicht an seine Seite trat. Die Schlange hatte den Kopf höher erhoben, wahrscheinlich um dem stark atmenden Joremy den tödlichen Biß zu versetzen; durch die Annäherung ihrer Feinde aber ward sie daran verhindert. Ihre Augen schossen giftige Blitze auf O'Brien und Murray, denn Fox hatte sie noch nicht bemerkt. Da fiel die Schlinge herab und neugierig guckte sie nach der sich auf und ab bewegenden Schleife, bis sie richtig den Kopf hineinsteckte. In demselben Augenblicke zog Fox derb an, aber zugleich sprang O'Brien hinzu und zerteilte mit einem Schlage seines Degens das Untier in zwei Teile. Joremy schlief immer noch fest. Da schrie Fox von oben: „Das Männchen kommt, das Männchen!"

Und aus dem nächsten Staudenwerk schlängelte ein zweites Exemplar derselben Schlangengattung herbei. Aber nun knallte Murrays Büchse und das Untier lag mit zerschmettertem Schädel da.

Jetzt sprang Joremy auf. Er sah die neben ihm niederfallende zweite Hälfte seiner Feindin nicht, sondern rieb sich die Augen und schrie: „Ein dummer Streich, Murray, ein echter Kadettenspaß! Wie habt ihr mich erschreckt, ihr Kobolde!"

In demselben Augenblicke trafen nun auch die übrigen sieben jungen Leute auf dem Platze ein, angelockt von dem Schusse, und Richard Wodsmath rief: „Zwei Schlangen! Potztausend!"

Da blickte Seabreaht vor sich nieder, springt zur Seite und ruft: „O Himmel!"

Murray aber lachte: „Jetzt sind sie tot und thun dir nichts mehr zuleide, Kamerad; wohl aber schwebtest du im Schlafe durch die Bestien in größter Gefahr!"

Da schrie Joremy laut auf: „Schlangen? — Oh, ich fühle sie, sie sitzen mir auf der Brust!"

Damit stürzte er wie tot nieder. — O'Brien war so beherzt, die Uniform Joremys vollends aufzureißen, und unter dem Hemd des Unglücklichen saß — ein fast einen Finger langes Tier, ein sogenannter Tausendfuß, ein Exemplar jener roten Art, deren Biß die Hindus für giftig halten. O'Brien riß das Tier, welches sich festgebissen hatte, gewaltsam von dem Fleische Joremys ab und zertrat es auf der Erde vollends, während die übrigen sich bemühten, Seabreaht wieder ins Leben zurückzubringen. Es gelang; der Unglückliche war aber nicht klaren Geistes, sondern phantasierte heftig von Schlangen, die ihn umwunden hielten. Trauernd bestieg man das Boot mit dem Todkranken, bedauernd, daß der schöne Tag solch ein Ende nehmen mußte.

Seabreaht hatte das schwerste Nervenfieber zu bestehen und kam sogleich zu Kalkutta ins Lazarett. Er genas langsam, aber jene schreckliche Zeit vergaß er nie wieder.

„Der Besuch jener Insel," sagte er oft, „war doch ein recht übermütiger Kadettenstreich!"

Aus meinem Einsiedlerleben in den Felsengebirgen.

III.

Einige Zeit nach dem letzterzählten Jagdausfluge bemerkte ich auf verschiedenen Ritten und Pirschgängen noch da und dort die unverkennbaren Fährten von Pumas, die aber wahrscheinlich nicht mehr als Standwild hier lebten, sondern nur gelegentlich als Wechselwild herum revierten. Sie werden von den Jägern des fernen Westens zuweilen auch Panther genannt, mit welchem Namen man vorwiegend den Jaguar bezeichnet, dessen Fell eine mehr graugelbliche Grundfarbe mit schwarzen Flecken hat und in südlicheren Gegenden häufiger ist. Einigemal bekam ich auch den Puma auf weite Entfernungen hin zu Gesicht, wie er mit seinen kurzen Beinen und seinem langen schweren Leibe mit weiten Sprüngen über das Gras hinsprengte, allein es gelang mir niemals mehr, auf ihn zu Schuß zu kommen, denn schon auf große Entfernungen hin schien er von mir und meinem Pferde und Hunde Witterung zu haben und mir auszuweichen. Hetzen wollte ich ihn aber nicht, denn mein Roland wäre nur schwer an ihn heranzubringen gewesen und hätte ihn doch schwerlich erreicht, da das Raubtier sehr flüchtig ist und, wenn es verfolgt wird, alsbald die Deckung dichter Wälder und felsiger Klüfte sucht, überhaupt bei Tage in gewöhnlich irgend einem Versteck ruht und nur nachts auf Nahrung ausgeht. Grip aber, so hitzig und mutig er auch war, schien wenig Lust zu haben, mit dem Berglöwen anzubinden, der bedeutend größer, schwerer und stärker war als mein deutscher Vorstehhund. An manchen feuchten Stellen, am Ufer des Flusses und der Nebenbäche und besonders an Stellen, wo hier Hirsche und Gabelgemsen zur Tränke kamen, fand ich ihre breiten, großen Fährten, die rund und vom Umfang einer Untertasse waren.

Diese Häufigkeit der Fährten rechtfertigte jedoch keineswegs den Schluß auf das Vorhandensein vieler Pumas, denn solch ein großes Katzentier reviert in einer einzigen Nacht oft auf einem Umkreis von mehreren Meilen.

Eines Tags ritt ich in einem weiten Umwege um den südwestlichen Höhenzug herum und sah in jener Richtung eine wellenförmige Hochebene von mehreren Quadratmeilen sich ausbreiten, die teils den Charakter einer Heide mit niedrigem Gestrüpp und einzelnen Büschen, teils in den Bodensenkungen dunklen Waldanflug zeigte und nach Nord und West mit Höhenzügen abschloß. Diese Hochebene hatte ich nicht vermutet, obwohl sie nur durch einen Ausläufer des Gebirgs und einen hohen Felsengrat von meinem Hochthal getrennt war, aber tiefer lag. Ihr Anblick zog mich mächtig an, und da ich in meinen Satteltaschen etwas Zwieback für mich und Grip, sowie einige Liter Mais für Roland bei mir führte, ritt ich hinunter und durchmaß die Ebene in verschiedenen Richtungen. Zahlreiche Fährten aller Art am Boden verrieten ein reiches Tierleben. In der Mitte der Ebene verlief ein breites und tiefes Cañon oder Thalschlucht, an dessen Sohle ein lustiger Bach hinlief. In dieses Cañon, worin stellenweise noch große Findlingsblöcke lagen, stieg ich hinab und erforschte es nach verschiedenen Richtungen. Als ich unter schönen hohen Bäumen hinritt, die hier wie in einem künstlichen Lusthain inmitten eines Dickichts von Brombeeren und Rosen wuchsen, machte Grip ein Volk wilder Truthühner rege, welche dicht vor uns mit einem lauten „Burr" aufflogen, daß ich und mein Pferd darob erschraken. Ich brachte Roland zum Stehen und sah den Flüchtigen nach, die in diesen Gegenden ziemlich selten sind. Diese schweren Vögel streichen niemals weit hinaus, sondern fallen immer bald wieder ein, laufen ein Stück weit und machen Halt, sobald sie sich nicht mehr verfolgt und gefährdet sehen, und bleiben dann auf einer Stelle beisammen. Ich hatte schon früher wilde Truthühner gejagt, was sehr unterhaltend und lohnend ist, da Vögel von 16—20 Pfund keine Seltenheit sind und einen köstlichen Braten geben, nach dem mich sehr gelüstete. Ich band also Roland mit dem Zügel an einen jungen Baum, nahm Grip an die Leine und ging zu Fuß den Truthühnern nach. Ich hatte mir genau den Punkt bemerkt, wo das Volk wieder eingefallen war, und wußte, daß der Hund dort ihre Fährte wieder aufnehmen und mich sicher zu ihnen führen würde. Dann wollte ich Grip unter sie hineinhetzen, daß sie womöglich aufbäumten, der Augenblick, in dem man sie gemächlich herunterschießen kann.

Langsam und vorsichtig rückte ich vor, aber bald ward der Hund irre. Wir kamen über weichen schlammigen Grund, und hier sah ich eine Menge sehr großer Fährten von gespaltenen Hufen, die mich an diejenigen von Kälbern und Färsen erinnerten, aber länger, spitzer und von schärferem Rande waren, sowie hie und da die Eindrücke von Afterklauen zeigten. Ich hielt sie alsbald für die Fährten des amerikanischen Elk oder Wapiti, des Cervus canadensis der Naturforscher, außer dem Mushirsch oder Elentier, der größten unsrer amerikanischen Hirscharten, und war angenehm überrascht davon, denn ich hätte längst gern die persönliche Bekanntschaft dieses stattlichen Wildes gemacht, dessen hohes weitklafterndes Gehörn ich schon oft auf den Dächern von Blockhäusern der westlichen Ansiedler gesehen hatte.

Die Elkfährten waren offenbar frisch und machten Grip verwirrt, aber ich wollte vorerst Truthühner schießen, und so führte ich ihn auf deren Fährte fort. Wir gelangten in den dichteren Hochwald hinein und dem Truthahnvolk näher. Grip zog stark an und mit der schußfertigen Flinte im Arme löste ich den Karabinerhaken der Leine und ließ ihn vornüber. Da erscholl das warnende Kollern eines alten Truthahns oder Gobblers und schon liefen die Vögel davon, anstatt aufzubäumen, wie ich erwartet hatte. Es blieb mir nichts andres übrig als mit der Kugel nach einem der letzten auffliegenden Vögel zu schießen, dieser stürzte herunter; allein meine Kugel hatte ihm nur die rechte Schwinge zerschmettert. Er lief aus Leibeskräften, aber Grip jagte hinter ihm her und suchte ihn zu fassen. Allein der Truthahn schlug mit dem gesunden Flügel nach ihm und suchte ihm durch Seiten- und Absprünge zu entgehen, bis ich den günstigen Augenblick ersah, ihn mit einem Schrotschusse niederstreckte und vollends abfing. Nun hatte ich mein reichliches Abendbrot und vorerst genug. Die Truthühner halten ihren Standort ziemlich genau ein; ich konnte sie also morgen noch finden. Dagegen wollte ich mich nach den Wapitis umsehen, und zudem senkte sich schon der Abend herab. Ich kehrte also um, untersuchte die Fährte der Elkhirsche, die nach der Sohle des Cañon hinabführte, gerade im rechten Winkel zu dessen Längenachse.

Für heute war nichts mehr zu machen; auch konnte ich nicht daran denken, noch nach Hause zu kommen, denn ich war in Luftlinie mehrere Wegstunden davon entfernt und mußte daher bivouakieren. Ich kehrte zu meinem Pferde zurück, das noch ruhig weidete, band es los, hing den Truthahn an den Sattelknopf und suchte eine günstige Stelle zu einem Nachtlager. Diese fand ich unweit des Baches auf einem kleinen Rasenfleck voll saftigen Grases. Nahe dabei war eine Felswand mit mehreren Leisten und einem schluchtartigen Einschnitt, sowie einige schöne alte Bäume. Ich sattelte Roland ab und pflöckte ihn mit dem Zügel an, sammelte dürres Holz, reichte dem Pferde einige Handvoll Maiskörner, machte dann Feuer, rupfte meinen Truthahn und briet ihn nach indianischer Weise am Spieße, kochte mir in meinem kleinen Blechkessel etwas Thee und bereitete auch aus meinem Mehl einige Dampers. Es war schon spät, als ich mein Abendbrot verzehrte; dann band ich den Hund in der Nähe des Pferdes an, um es von ihm bewachen zu lassen, rauchte noch meine Pfeife, schürte mein Feuer nochmals auf, wickelte mich in meine Wolldecke und — schlief ein.

Die Nacht war kühl und die Kühle weckte mich wieder. Es mußte Mitternacht vorüber sein, denn der Mond war am Untergehen, aber die Sterne am Firmament erglänzten hell und verbreiteten eine weiche milde Dämmerung. Ich begriff nun, warum mich fröstelte, denn der Boden war feucht, der Tau schwer. Ich stand auf, nahm meine Büchsflinte und meine Decke, erkletterte eine der Leisten der nahen Felswand gerade über einer Spalte gelegen und streckte mich dort nieder. Der Stein war nicht so kalt wie der feuchte Boden und ich befand mich so vor dem kühlen Nachtwinde geschützt. Müde, wie ich war, schlief ich bald wieder ein und lag in festem Schlafe bis zum Morgen.

Als ich erwachte, war es Morgendämmerung und mir war, als hätte mich ein leichtes Geräusch geweckt. Auf einmal stieg eine seltsame Gestalt wie ein Paar dürre Aeste vor mir auf: ich sah einen gewaltigen Hirschkopf mit einem hohen weitklafternden Geweih, mit einem Paar großer schöner dunkler Augen, die auf mich gerichtet waren. Einige Sekunden sah ich den prächtigen Wapiti halberschrocken an, dessen Kopf kaum vier Meter von

meinem Gesichte erschien; da machte ich eine unwillkürliche Bewegung, um den Arm aus meiner Wolldecke herauszubringen und nach meiner Büchsflinte zu greifen. Der Elk stieß einen kurzen Schrecklaut aus, drehte sich auf der Hinterhand herum und jagte davon, hinter ihm her ein ganzes Rudel, wie mir der laut tönende Hufschlag verkündete. Bevor ich mich aus meiner Decke gewickelt und mein Gewehr schußrecht gemacht hatte, war das Rudel verschwunden.

Im Nu war ich munter und drunten bei meinem Feuer, das ich wieder anfachte. Ich hatte Eile, denn ich wollte dem Rudel folgen; allein zuvor mußte ich frühstücken, mein Pferd satteln und mich reisefertig machen. Ich kochte mir wieder einen Thee, schnitt mir und Grip ein paar Brocken von dem Rest des gebratenen Truthahns, den ich an einem Baumast aufgehangen hatte. Beinahe eine Stunde verging, ehe ich zum Wegreiten fertig war, und mittlerweile war es heller Tag geworden. Ich brachte Grip leicht auf die Fährte der Wapitis und verfolgte diese zunächst rückwärts auf dem Wege, den sie gekommen waren, um sich einige hundert Schritt oberhalb meines Lagers zu tränken; etwa vierhundert Schritt weiter führte mich Grip zu einem kleinen Hain von jungen Bäumen, wo das stellenweise niedergetretene und abgefressene Gras mir zeigte, daß ein starkes Rudel dieser großen Hirsche sich hier über Nacht geäst und niedergethan hatte. Auf dieser Fährte ritt ich dann wieder zurück nach der Stelle, wo der Leithirsch an mir erschrocken und abgeprallt war. Dieser Fährte folgte ich nun mit dem Hunde durch Wald und Heide, über Stock und Stein stundenweit. Die Fährten blieben immer frisch und zeigten mir, daß ich dem Wilde immer nahe war, aber ich konnte niemals so weit herankommen, um es zu sehen. Der Elk und das Dickhornschaf sind die scheuesten von allen wilden Tieren, namentlich der Elk hat so scharfe Sinne, daß er mit Gehör, Geruch und Gesicht den anreitenden oder anschleichenden Jäger schon von weitem bemerkt und ihm mit großer Vorsicht und Schlauheit zu entgehen weiß. Nur zweimal gelang es mir, von dem Felsen herab ein ruhendes oder ruhig äsendes Rudel auf eine Entfernung von 7—800 m durch mein Pirschglas, ein kleineres Fernrohr, zu beobachten. Beidemal suchte ich mich vorsichtig anzuschleichen, aber vergebens; selbst als ich mich dem Wilde mit dem besten Winde näherte, ward es flüchtig, ehe ich noch auf zweihundert Schritt herangekommen war, und auf solche Weite wagte ich nicht, selbst auf ein so großes Wild zu schießen. Dagegen fand ich mehrmals sogen. „Abwürfe", d. h. die schweren, hohen und weitverzweigten Stangen des Wapitigeweihes, das der Hirsch jedes Frühjahr abwirft und durch ein neues ersetzt, wie unser Edelhirsch. Das Wapitigeweih ähnelt demjenigen unsres europäischen Edelhirsches, ist aber massiger und unterscheidet sich von diesem dadurch, daß es vier und mehr Zacken oder Enden nach vorn ansetzt, während unser Edelhirsch nur drei Enden nach vorn treibt. Manche abgeworfene Stange, die ich fand, mochte ein Gewicht von 15—18 Pfund haben. Geweihe von erlegten Tieren sind sehr selten, da der nur einzelne Jäger fast nie auf Elkhirsche zu Schuß kommt, weshalb die Indianer Hunderte von Männern und Weibern eines ganzen Stammes aufbieten und förmliche Kesseltriebe veranstalten, d. h. sie umzingeln ein starkes Rudel von Elken von allen Seiten, rücken nach einem gemeinsamen Mittelpunkte immer näher zusammen, treiben das Wild hin und her, so daß es allenthalben an Schützen anprallt, und schießen dann so viele nieder als sie nur können, eine wahre Metzelei.

Vier Tage lang durchzog ich jene Hochebene und ihr Cañon nach allen Richtungen und lernte ihre merkwürdigen Bewohner kennen: den Biber, das Bergschaf oder Dickhorn, den Bison u. a., von denen ich meinen lieben Kameraden ein andermal erzählen werde.

Kopf des Wapitihirsches.

Der Moossammler.

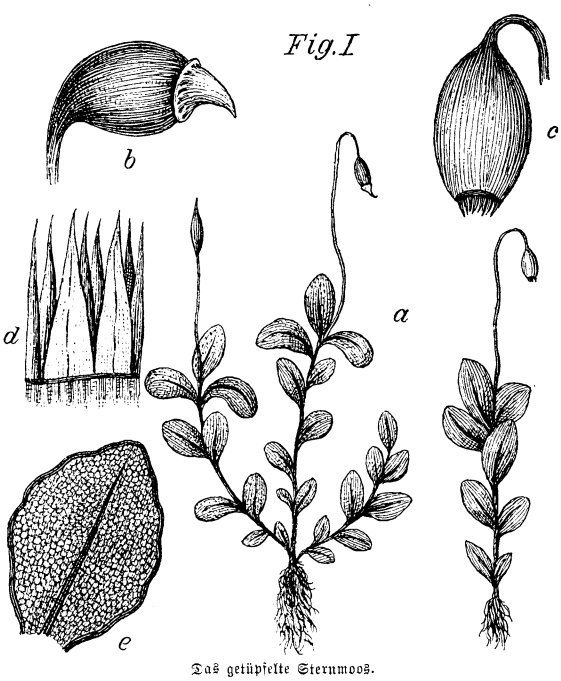
Wenn du, mein lieber Freund und Botaniker, mit deiner Botanisiertrommel die Fluren und die Wälder durchstreifst und dort alles das wahrnimmst, was da grünt und blüht in bunter, unentwirrbarer Herrlichkeit, so findest du diesen Anblick gewiß schön, und ich glaube, daß es kaum einen Menschen geben kann, den die stille freundliche Blumenwelt nicht interessierte.

Aber dieser ganze Schmuck, der aus dem Schoße der schaffenden Natur hervorgeht, ist nicht nur eine landschaftliche Zierde oder das Material für dein Herbarium, sondern die großen und kleinen Halme auf dem Wiesenlande, die Kräuter und Bäume mit ihren Früchten im Walde, die ganze Pflanzenwelt, ist die Summe des organischen Lebens, von welchem erst das menschliche und tierische abhängig ist. An dieser reichbesetzten Tafel schmausen gar viele Gäste. Die Schmetterlinge, deine Lieblinge, und viele andre Insekten schwelgen den langen Sommer hindurch in dem Nektar der gefüllten Blumenpokale. Die gefräßige Raupe labt sich an den Knospen, Blättern und Blüten; die Käfer und ihre Larven durchbohren das Holz, und am Wurzelwerk zehren Wurm und Kaninchen; die muntere Schar der Vögel teilt die saftigen Beeren mit den Menschen, und wenn die Sonne zur Neige geht, dann setzt das Häschen mit schlenkrigem Sprunge über den Waldesrand mitten in das Kleefeld hinein, um dort seine Mahlzeit zu halten. So geht es Tag für Tag im langen Laufe des Jahres, und für noch viele andre hungrige Gäste muß die Natur den Tisch decken.

Darauf, fällt mir eben ein, wirst du mir entgegnen, daß es viele Pflanzen

gibt, die bei diesen großen Gastmählern verschmäht werden, wie z. B. die Moose. Ja, ja — so ist es allerdings. Die Moose sind freilich auch Pflanzen, aber als Nahrungsmittel dienen sie nicht und kommen deshalb auch nicht mit auf die reichbesetzte Tafel, an welcher täglich bunte Scharen zu schmausen pflegen. Auch wird derjenige, der in seinem Leben gewohnt ist, nur das auffällig sichtbare Schöne zu bewundern, an der unscheinbaren Moosswelt keine Schönheiten entdecken. Die Moose sind gewissermaßen kleine Leute, ein anspruchsloses Volk, das bald an einem Felsblocke, auf einer alten Mauer, unter den Bäumen im Walde Unterkommen sucht, oder sich in dunklen Höhlen oder in der Tiefe des Wassers verbirgt. Aber die kleinen Leute sind deshalb nicht geringer zu schätzen als die großen, im Gegenteil, ich werde dir erzählen, wie sie im Haushalte der Natur eine sehr wichtige Rolle spielen. Die Schieferblöcke von Spitzbergen, die Fluren von Grönland, die Lavafelsen von Island erhalten ihren Schmuck vorzugsweise von der Mooswelt. Die Tundra, jene ungeheure Ebene, ist ein einziger zusammenhängender Morast von dichten Polstern aus Moosen, und wer kennt nicht oder hat nicht schon gehört von den ausgedehnten Torfmoosmooren in Deutschland. Die Torfmoose haben in den Blattzellen sehr deutlich wahrnehmbare Löcher oder Poren. Dadurch machen sie das Blatt des Torfmooses geeignet, plötzlich größere Mengen Wasser in sich aufzunehmen, auf diese Weise die Sümpfe auszutrocknen und Torf zu bilden. Der kundige Forstmann weiß recht gut, wieviel die Moose in seinen Forsten wert sind. Ist es doch hauptsächlich dieses Kleid der Wälder, welches die Feuchtigkeit unter seiner Decke vor Verdunstung schützt und somit die Quellen speist. Noch wichtiger ist das, was die Moosdecke des Bodens in Gebirgswäldern leistet; unendliche Massen von Wasser, die Folgen von Schneemassen oder heftigen Wolkenbrüchen, werden von den Moosen aufgesogen und verhindert, plötzlich in die Niederung zu stürzen. Auch als vorzüglicher Wärmeleiter gilt das Moos. Das weiß der Eskimo hochzuschätzen, denn dieser gebraucht die Polster der Moose als Kleidung, sein Weib wickelt den kleinen Weltbürger in solchen Pflanzenflaum. Auch der Lappe kennt die Eigenschaften dieser Pflanze. Geschickt schneidet er sich mit dem Messer zwei gleich lange große Rasenstücke von Widerthonmoosen aus der Erde, legt das eine Stück mit dem Moose nach oben, das andre mit dem Moose nach unten. So hat er einen weichen Pfuhl, zugleich ein warmes Deckbett. Als Brennmaterial gelangen die Torfmoose bei den Eskimos zu einer originellen Bedeutung. Wenn draußen die eisigen Stürme des Nordens wüten, in welchen Quecksilber und Spiritus sofort erstarren, brennen in der Hütte des Eskimos ein paar Thranlampen, deren Dochte aus einigen Stengeln des Torfmooses gewunden sind, die armselige Wohnung zu erwärmen und zu erleuchten.

Fig. I



Das getüpfelte Sternmoos.

Auch die Tiere benutzen das Moos, manchen dient es als weiches Polster, als Lager, dem Vogel als Material zu seinem Neste, andern Kreaturen als schützende Hülle. Auf diese Weise nimmt also auch das kleine, unbeachtete Moos seinen großen Anteil an der Kulturgeschichte der Erde und ihrer Bewohner.

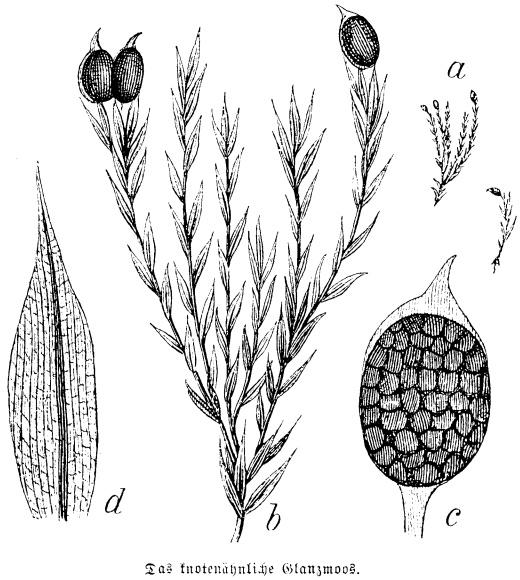
Die Betrachtung der Moose vom Nützlichkeitsstandpunkte wird jedoch dich wißbegierigen Botaniker nicht allein befriedigen, du wirst auch einen Einblick in ihre Entwickelungsweise und Gestaltungsverhältnisse gewinnen wollen. Bevor ich dir das erläutere, muß ich einige Bemerkungen vorausschicken.

Die Moose als Zellenpflanzen der zweiten Entwickelungsstufe teilt man in zwei Hauptgruppen, in Laub- und Lebermoose; ein auffälliger Unterschied beider ist im Charakter der Frucht zu suchen. Den Namen Lebermoose verdanken die letztern der frühern medizinischen Anwendung einzelner Arten in Leberkrankheiten. Die Moose haben keine Samenkörner wie unsre Blumenpflanzen, welche die volle Pflanze im Keime schon vorgebildet erhalten, sondern rundliche Sporen. (Der Name Sporen entstammt dem Griechischen, σπείρειν = säen.) Aus der Spore wächst auch nicht direkt eine der Mutterpflanze gleiche Pflanze, sondern erst nach verschiedenem Entwickelungsgange. Es ist ein Vorgang, wie er sich analog im Tierreiche etwa bei den Insekten findet, welche die Metamorphose aus dem Ei in die Larve oder Raupe, von da in die Nymphe oder Puppe durchzumachen haben, ehe das vollkommene Insekt wieder zu Tage tritt, welches die Eier gelegt hatte. So weit die Vorbemerkung.

Der Entwickelungsgang eines Mooses von der Spore an verläuft ungefähr folgendermaßen. Die aus der Spore hervorgehenden Pflänzchen bilden dünne umherkriechende Fäden. Das ist die erste Entwickelungsstufe. In der zweiten entstehen an diesem Vorkeime Knöspchen, die sich bald in Blätter und Stengel differenzieren. Es ist dies das Stämmchen, gemeinhin als Moos bekannt. Die meisten Moose verharren lediglich in dieser zweiten Entwickelungsstufe und vermehren sich bloß durch Sprossungen. Die dritte und letzte Entwickelungsstufe ist die Fruchtbildung.

An den Gipfeln oder Zweigen des Stämmchens bilden sich Organe, welche in der botanischen Praxis mit den Namen Archegonien und Antheridien belegt werden. Aus den Archegonien wächst ein Fruchtstiel in die Höhe und beginnt nach einiger Zeit an der Spitze eine Fruchtkapsel mit Sporen auszubilden. Bei den meisten Laubmoosen ist ein Deckel auf der Fruchtkapsel, welcher bei der Fruchtreife aufspringt und die Sporen ausfäet. Die entdeckelte Kapsel zeigt uns eine Reihe der zierlichsten Zähne. Merkwürdig ist das Zahlenverhältnis der Zähne bei den verschiedenen Moosfamilien. Es besteht aus 4, 8, 16, 32 oder 64 Zähnen. Bei der Familie der Torfmoose sind dagegen die Kapseln zahnlos und einige Moosfamilien haben geschlossene Kapseln.

Fig. II



Das knotenähnliche Glanzmoos.

Zur Veranschaulichung mögen dir die

Abbildungen dienen. Die unter Figur I abgebildete Art stellt das getüpfelte Sternmoos dar: a ist das Stämmchen mit der Frucht in natürlicher Größe; b die vergrößerte Kapsel mit dem Deckel; c die entdeckelte Kapsel; d die Zähne, stark vergrößert, und e zeigt das vergrößerte, mit einem Rande gesäumte Blatt. Ein Beispiel von einem deckellosen Moose bietet uns die Figur II: a ist das Stämmchen des knotenähnlichen Glanzmooses in natürlicher Größe; b dasselbe vergrößert; c der Durchschnitt der deckellosen Kapsel; d das Blatt. Die Torfmoose haben zwar eine Deckelfrucht, aber die Kapsel hat einen zahnlosen Rand, wie die Figur III zeigt: a ist das Stämmchen des sparrigblätterigen Torfmooses in natürlicher Größe; b die vergrößerte Kapsel.

Die Figur IV erläutert dir ein Lebermoos in natürlichem (a) und vergrößertem Maßstabe (b) mit einer Kapsel (c), welche sich durch vier Klappen öffnet und die Schleuderzellen mitsamt den Sporen ausstreut. Die Blätter zeigen ferner keine Mittelrippen, und der untere Teil des Fruchtstiels und das Archegonium sind mit einem Kelche (d) umgeben.

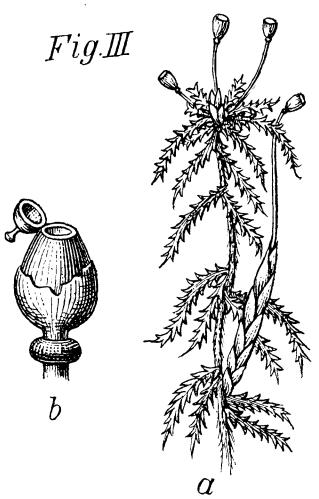
Mit dieser kurzen Erläuterung wirst du dich vorläufig begnügen; wenn du jedoch die Moose eingehender kennen lernen willst, dann suche dir eins der mannigfach existierenden populären Werke zu verschaffen. Das Moosstudium wird dir viele Freude bereiten, das kann ich dir schon voraussagen. Eine scharfe Cylinderlupe zur Vergrößerung ist dabei nötig, um Blatt, Stengel und Frucht genau betrachten zu können. Du hast aber auch Gelegenheit, deine durch die Anregung des „Guten Kameraden" seither gesammelte Erfahrung im Mikroskopieren in Anwendung zu bringen. Von dem angefeuchteten Moose trennst du mit der Nadel einige Blätter, oder du schabst sie mit stumpflichem Messer ab. Nun bringe sie auf eine Glasplatte, du läßt einen Wassertropfen darauf fallen, um sie zu isolieren, da sie sonst gern zusammen und untereinander liegen. Jetzt legst du ein andres, gleich großes Glasplättchen darunter, drückst beide zusammen und nun können die gegen das Licht gehaltenen Blätter mit der Lupe ganz vortrefflich betrachtet werden. Die Moose, die du auf Exkursionen findest und im Herbarium aufbewahren willst, sind vorher aufzuweichen, damit die volle Gestalt zum Vorschein kommt, und dann unter gelindem Drucke deiner Pflanzenpresse oder in einem alten, wertlosen mit Bindfaden umwickelten Buche zu pressen.

Die richtigen Namen der Moose kennen zu lernen, wird dir freilich anfangs etwas Schwierigkeiten verursachen; wenn du dich nicht zurechtfinden solltest, sende die betreffenden Exemplare an den „Guten Kameraden", er wird sie dir als kundiger Mooskenner mit Vergnügen bestimmen. Er verlangt dann aber auch möglichst vollkommene Exemplare und, wenn es sein kann, mit der Frucht. Du thust am besten, jede zu bestimmende Art in ein Papierchen einzuwickeln und jedes dieser Päckchen zu numerieren. Diese Nummern und die Arten, die du darunter zu verstehen hast, notiere dir, denn mit dem Zurücksenden kann der „Gute Kamerad" sich nicht befassen.

Die Geisterschrift.

Ihr habt wohl schon von Spiritisten gehört. Das sind ja bekanntlich Leute, die angeblich mit dem Jenseits in Verbindung stehen und Geister erscheinen lassen können oder wenigstens die Geister der Verstorbenen zu bewegen vermögen, sich durch Klopfen, Schreiben u. s. w. bemerklich zu machen. Andrerseits dürfte auch mancher unter euch die Geschichte

Fig. III



Das sparrigblätterige Torfmoos.

gehört haben, daß einmal ein König — wenn ich mich recht erinnere Friedrich der Große — von einem Manne, der angeblich Geister erscheinen ließ, auf seine Frage, ob dies wahr sei, die Antwort erhielt: „Majestät, ich citiere allerdings Geister, aber — sie kommen nicht." Doch zur Sache! Die von den Spiritisten nach ihrer Aussage mit Hilfe übernatürlicher Geister ausgeführten Kunststücke lassen sich von jedem geschickten Taschenspieler leicht nachmachen. Ein oft und in verschiedenster Weise gezeigtes Experiment ist die sogenannte Geisterschrift. Ich werde euch schildern, was die Zuschauer sehen und dann später die Erklärung geben. Ehe ihr aber die letztere lest, möchte ich euch raten, einmal zu versuchen, durch eigenes Nachdenken eine Erklärung zu finden. Ich bemerke daher zuvor, daß das Kunststück ohne Hilfsperson und ohne Einverständnis mit einem oder mehreren der Zuschauer ausgeführt wird. Dasselbe kann in jeder größeren Gesellschaft ohne viele Vorbereitungen jederzeit gezeigt werden.

Der Künstler bringt ein verschlossenes Couvert, welches er einem der Zuschauer zum Aufbewahren gibt, auch kann es frei auf einen Tisch gelegt werden, so daß die Zuschauer es stets vor Augen haben. Darauf bringt er ein Stück weißes Papier (etwa 15 cm lang und 7 cm breit) und einen Bleistift. Er bittet jetzt fünf der Zuschauer, nacheinander mit dem Bleistift eine beliebige Zahl, jedoch nicht über 1000, auf das Papier zu schreiben. Die von den fünf Zuschauern geschriebenen fünf Zahlen müssen so untereinander stehen, wie es beim Addieren nötig ist. Als Unterlage beim Schreiben kann ein beliebiges Buch dienen.

Jetzt bittet der Künstler eine sechste Person, die Zahlen zu addieren und die Summe derselben sofort laut zu nennen. Es wird z. B. genannt 2561. Der Künstler läßt jetzt das Couvert öffnen und auf einem weißen Zettel findet sich in demselben die Zahl 2561, welche nach des Künstlers Angabe von den „Geistern" geschrieben wurde.

Erklärung: So wunderbar das Kunststück scheint, ebenso einfach ist die Erklärung. Das Papier welches die Zuschauer zum Schreiben benutzten, war nämlich schon auf der Rückseite vom Künstler mit fünf Zahlen versehen. Jede derselben muß mit etwas veränderter Schrift geschrieben werden, damit dem Addierenden nichts auffällig wird. Die Zahlen stehen,

386
502
857
20
796

wie nebenstehende Figur zeigt. Der Künstler thut am besten, das Blatt mit dem Buch als Unterlage zu halten, wenn die Zuschauer schreiben. Dies wird nicht auffallen, wenn er gleichzeitig sagt und zeigt, wie die Zahlen untereinander stehen müssen. Jetzt bittet derselbe eine sechste Person, vor die Zuschauer hinzutreten. In diesem Augenblick, wo er den Zuschauern den Rücken kehrt, dreht er das Blatt, so daß seine eigenen Zahlen oben liegen.

Er macht jetzt unter 796 einen Strich und läßt addieren. Die Summe 2561 hatte der Künstler natürlich schon früher gefunden und auf den Zettel geschrieben, der im Couvert lag. Selbstverständlich muß jedesmal eine andre Zahl als Summe genommen werden. Die Zuschauer dürfen nicht über 1000 schreiben,

damit nicht etwa einer der von ihnen geschriebenen Addenden größer als die ganze Summe des Künstlers ist. Hoffentlich werdet ihr das Stück jetzt ausführen können. Noch einen Rat: Man darf niemals ein Stück mehreremal nacheinander zeigen! Warum wohl?

Wieviel Salz enthält das Meer?

Wer hilft einmal ausrechnen, wieviel Salz im Meere (d. h. in sämtlichen Meeren) enthalten ist? Was müßte man wissen, um diese Rechnung ausführen zu können? 1. wie groß der Flächeninhalt des Meeres ist; 2. seine durchschnittliche Tiefe; 3. seinen verhältnismäßigen Salzgehalt.

Beantworten wir also zuerst diese drei Fragen. Der Flächeninhalt aller Meere zusammengenommen beträgt annähernd 370 Millionen Quadratkilometer oder 370 Billionen Quadratmeter. Die durchschnittliche Tiefe sei (gering geschätzt) 100 Meter, der durchschnittliche Salzgehalt 2½ Prozent. Die Rechnung ist somit:

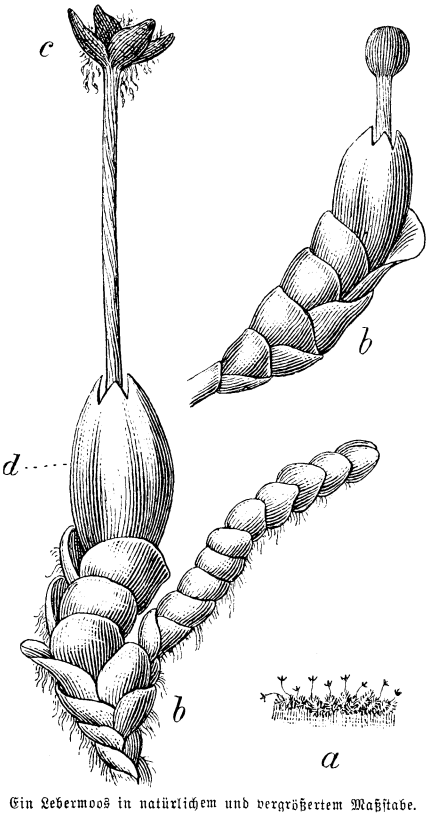
370 Billionen Quadratmeter × 100 Meter × 0,025 = 925 Billionen Kubikmeter Salz.

Da nun 1 Kubikmeter 32⅓ preußische Kubikfuß enthält (genau 32,346), so machen die 925 Billionen Kubikmeter annähernd 30 000 Billionen Kubikfuß aus (genau 29,920), die, den Kubikfuß Salz zu 1 Centner angenommen (etwas zu niedrig, macht aber hier nichts aus), ebensoviel Centner Salz ausmachten. Diese 30 000 Billionen sehen als Zahl so aus:

30 000 000 000 000 000

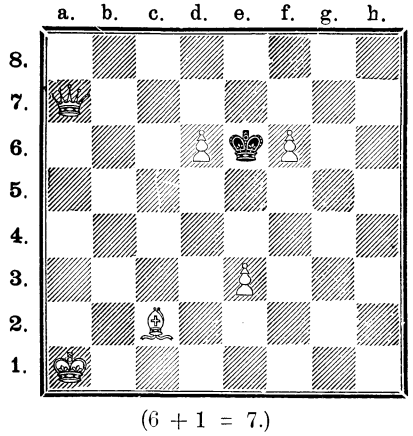
Um dieses Quantum zu transportieren, bedürfte man 150 Billionen Eisenbahnwaggons zu 200 Centner. Da es nun aber in der ganzen Welt nur etwa 2 Millionen Eisenbahngüterwagen gibt, so müßten dieselben 75 Millionen Fahrten machen. Rechnet man auf einen Tag je 24 Fahrten dieser 2 Millionen Wagen, also jede Stunde eine (natürlich eine reine Unmöglichkeit!), so würde ein solcher Transport immer noch 870 Jahre in Anspruch nehmen.

Fig. IV



Ein Lebermoos in natürlichem und vergrößertem Maßstabe.

Schachaufgabe Nr. 13.



(6 + 1 = 7.)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 12.

1. e3 — e4 Kd6 — c6
2. e4 — e5 ‡.
1. . . . . Kd6 — e6
2. Tb7 — b6 ‡.

Die magnetisierten Finger.

Also betiteln wir keckweg ein kleines Schaustückchen, obwohl es mit Magnetismus rein gar nichts zu thun hat. Die Prozedur ist sehr einfach, die Wirkung für den Nichtkenner aber dennoch verblüffend. Biege deine Arme vor der Brust in solcher Weise gegeneinander, daß sich bei halb geschlossener Hand die Zeigefinger in der Entfernung einiger Zoll gegenüber liegen. Lasse alsdann von einem Einverstandenen die Arme anscheinend, durch darüber hinweggehendes Streichen, magnetisieren und bringe bei dieser Gelegenheit die Finger immer näher zusammen, bis sich dieselben berühren. Alsdann drücke sie fest gegeneinander. Niemand wird nun imstande sein, wenn er auf beiden Seiten das Handgelenk vorn am Arme erfaßt und eine allmähliche Kraftanstrengung anwendet, die Finger voneinander zu trennen, es sei denn, daß er ruckweise verfährt, was natürlich untersagt werden muß. Die in diesem Experimente zur Wirkung gelangende doppelte Hebelkraft ist eine außerordentlich große.

Homogramm.

```
        A A A
        A A A
        A A D
D D D   D D E E E E
E G G   L L L L L L
N N N   N N N O R R
        S S S
        S S T
        T U U
```

Werden diese Buchstaben richtig geordnet, so ergeben die sich entsprechenden senk- und wagerechten Reihen übereinstimmend drei geographische Namen. Diese sind:

1. ein russischer See;
2. eine dänische Insel;
3. eine deutsche Stadt.

Rätsel.

Mit a wirst du es gern vermissen,
Mit ü voll Maß verwendet wissen.

Rebus.

(Lateinisch.)

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 49.

„Scheue den bösen Schein nicht bei guten Absichten."

Auflösung der zweisilbigen Scharade in Nr. 49.

„Luftschiff."

Auflösung des Rätsels in Nr. 49.

„Weiher, Reiher."

Fragen und Antworten.

A. Klein in **Gera.** Um die höhere Forstcarriere zu ergreifen ist im allgemeinen gesunde und kräftige Körperkonstitution, Liebe zur Jagd, Befähigung zum Reiten, Marschieren, Bergsteigen u. s. w., gutes Gesicht und gutes Gehör, ferner das Zeugnis der Reife eines Gymnasiums oder eines Realgymnasiums des Deutschen Reichs mit der unbedingt genügenden Censur in Mathematik erforderlich. Es folgt alsdann einjährige Vorbereitung bei einem Oberförster, der Besuch der Forstakademie durch vier, der Universität durch zwei Semester, darauf Ablegung der Prüfung zum Forstreferendar. Nach zweijähriger praktischer Ausübung im Dienste und Selbststudium im Forste ist die Assessorprüfung abzulegen, und nun bist Du am Ziel Deiner Wünsche und kannst, wenn Vakanz vorhanden, Oberförster werden.

H. A. in **K.** Emil (lateinisch), der Artige, Gefällige. Theodor (griechisch), das Gottesgeschenk. Ernst (altdeutsch), der Kämpfer, Sieger, Held. Ida (altdeutsch), die Holde, Vortreffliche, Göttliche. — Ob Du eine selbstverfaßte Geschichte einsenden darfst? Ei freilich! Aber interessant oder lustig muß sie sein. Kameradschaftlichen Gruß!

Kamerad in **Hanau.** Deutsche Uebersetzungen des Korans gibt es mehrfach; jede Buchhandlung kann Dir das Gewünschte besorgen. — Der Fastenmonat der Mohammedaner heißt Ramasan (auch Ramadan); er ist der neunte Monat des arabischen Mondjahrs.

Kann mir ein Kamerad eine Musikalienhandlung oder einen Verleger nennen, die Ocarinanoten führen? Otto Winkler zu Münnerstadt in Bayern.

Fr. R. in **P.** Hast Du keine gesundheitlichen Rücksichten zu nehmen und machen sich nicht andre Bedenken geltend, dann raten wir zur Flaute. Guitarre ist leichter, Flöte lohnender.

König in **Hamburg.** Vom „Neuen Universum" erscheint alljährlich vor Weihnachten ein Band, heuer der zehnte; der erste erschien also im Jahre 1880.

Gymnasiast. Der Vorname Rudolf ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: Ruhmwolf, der Held, der Ruhm erwirbt. Heinrich (altfränkisch), der kühne Reiche, der mutige kühne Held. Mathilde (altdeutsch), holdes treues Mädchen. Luise (altfränkisch), die ruhmvolle Kämpferin. — Für die Knacknuß besten Dank.

Liebe Kameraden! Wir haben einen naturgeschichtlichen Verein „Linné" gegründet, und fragen wir Euch, ob Ihr unsrem Vereine als korrespondierende Mitglieder beitreten wollt. Beiträge werden nicht bezahlt. Naturalien werden gern entgegengenommen. Wer Mitglied werden will, möge sich melden bei: Otto Wilckens in Bremen, Kreftingstraße 16.

Gebr. Röper. Eure Frage beantwortet sich durch unsre illustrierte Anleitung: „Der kleine Modelleur", erschienen im zweiten Jahrgange Seite 220.

Treuer Verehrer Roland H. Diese Illustrationen entstammen dem Stifte des Malers Karl Weigand in München. — Anton Alexander v. Werner ist 1843 zu Frankfurt a. O. geboren, besuchte von 1859 bis 1862 die Akademie zu Berlin und siedelte dann nach Karlsruhe über. Er machte sich erstmals bekannt durch seine ebenso geistreichen wie humorvollen Illustrationen zu Scheffels Dichtungen. Im Jahre 1866 errang er durch seinen Luther von Cajetan den Berliner Preis, der ihn in den Stand setzte, eine Reise nach Italien zu machen. Nach 1870 beschenkte er die Welt mit einer Reihe bedeutender Schöpfungen, 1875 wurde er Direktor der Berliner Akademie.

Gustav Mardus in **Elberfeld, Cölnerstr. 31,** bittet die lieben Kameraden um geneigte Mitteilung der ihnen bekannten höheren Lehranstalten. Zu Gegendiensten gern bereit.

G. L. 100. Du fragst, wie Du eine Million abgestempelter 10-Pfg.-Marken praktisch verwenden könntest. Damit kannst Du u. a. Deine Bude tapezieren. Willst Du sie aber verkaufen, die Briefmarkenhandlung von A. Beddig in Hannover gibt Dir für Deine ganze Million 40 Mark. Abgestempelte deutsche Reichsmarken sind in Deutschland eben ein schlecht verkäuflicher Artikel.

B. M. in **Berlin.** Willst Du einen Dampf-Heronsball herstellen und mit ihm experimentieren, so sei Dir die größte Vorsicht anempfohlen. Besser, Du gibst die Absicht ganz auf.

Reckmann. Du willst ein Tier recht naturgetreu ausstopfen, ohne daß Du seine natürlichen Körperdimensionen kennst. Da hast Du, bester Kamerad, eine ziemlich schwierige Arbeit vor Dir. Du schreibst, daß der „fliegende Hund" schon „halberwege ausgestopft" sei. Damit will wohl gesagt sein, daß das Tier, wie alle ausländischen Präparate dieser Art, abgebalgt und mit Werg ꝛc. notdürftig ausgefüllt ist. Du hättest nun also zu verfahren: Die Haut, sowie die Flügel und Zehen wären nach Herausnahme des Füllungsmaterials durch warmes Wasser zu erweichen und dehnbar zu machen. Auch warmes Fett thut gute Dienste. Die Innenseite der Haut wird dann mit jenem Konservierungsmittel präpariert, wie in unsrer Anleitung „Die Kunst des Ausstopfens" angegeben. Du fertigst dann auf gut Glück (oder auf angegebene Dimensionen) oder nach einer guten Vorlage einen Körper aus Werg, drückst ihn so gut Du vermagst in die richtige Form und schließest den Balg dann durch Nähen zu. Es wird kaum nötig sein, Draht in die Flügel zu machen, sie werden durch Pappstreifen, die Du mit Nadeln ansteckst, in der richtigen (natürlich ausgespannten) Lage

Die magnetisierten Finger.

gehalten, bis sie trocken sind. Die Augen setzest Du auf die beschriebene Weise ein, ihre Farbe läßt sich vielleicht gleichfalls nach einer kolorierten Abbildung oder nach einem Naturgeschichtsbuche bestimmen. Der Balg wird, da er schon 20 Wochen auf der Reise ist, jedenfalls lange Zeit zum Weichwerden brauchen, eher darfst Du mit dem Ausstopfen aber nicht beginnen. Guten Erfolg und besten Gruß.

Bellachini II in **W.** Wie eine Karte in ein schwarzes Blatt verwandelt werden könnte, wüßt Du wissen. Wer solche Fragen stellt, muß den „Guten Kameraden" für einen wunderbaren Hexenmeister halten. Mische Salpetersäure (Vorsicht!!) zu gleichen Teilen mit Wasser, gieße die Mischung auf reines Quecksilber und lasse sie so einige Tage stehen. Bestreichst Du nun bei Deinen Zaubervorstellungen mit dieser Mischung eine Karte, so wird man keine Farbenänderung bemerken können, solange sie kalt ist; legst Du das bestrichene Kartenblatt aber auf den warmen Ofen oder setzest es sonst der Wärme aus, so wird es alsbald schwarz erscheinen. Wie Du das Deinem Auditorium in effektvollster Weise vorführst, das auszuklügeln, das sei Deine Sache. Gruß.

N. Berenbrock. Ob eine Marke echt oder falsch ist, kann man nur durch genaue Untersuchung feststellen; dazu ist ein geübter Blick und langjährige Erfahrung erforderlich. Sende jene Marken, die Dir falsch scheinen, unter Beilage des Rückportos an A. Beddig, Briefmarkenhandlung in Hannover; dieselbe wird sie gern einer Prüfung unterziehen.

Ein Wißbegieriger. Also nochmals das Wetterglas! Um weiteren Irrungen vorzubeugen, sei nochmals und ausdrücklich erwähnt: bei den festen Körpern ist selbstverständlich das Gewichtsmaß und bei der Flüssigkeit das demselben entsprechende Raummaß zu nehmen. Angenommen: 1 Teil = 6 g, so sind 2 Teile Kampfer = 12 g, 1/4 [illegible] 1/6 Teil Salpeter = [illegible] 96 g (letzteres Flüssigkeit[illegible] mals darauf hingewiesen, [illegible] verisierbare Kampfer beim Zerreiben mit einigen Tropfen Weingeist benetzt und schließlich das Ganze unter Anwendung mäßiger Wärme gelöst werden soll. Gruß freundlich erwidert.

Tauschmarkt.

Die doppelte Anzahl Seidenraupeneier sende ich jedem Kameraden, der mir eine Anzahl 50-Pf.-Marken schickt. Wilh. Müller in Wiesbaden, Elisabethstr. 2.

Wer tauscht gegen Stempel Briefmarken? Hermann Eisenberg in Berlin, Kaiserhofstraße 1.

Walther Heims in **Kiel, Dammstraße 56 I.,** sucht Privatpostmarken, besonders solche, die anläßlich des Jubiläums oder Todes irgend eines Fürsten ausgegeben wurden. Wünscht mit einem Obertertianer in Korrespondenz zu treten.

Ein paar schöne Ringeltauben gibt gegen Schmetterlinge oder alte Münzen Theodor Klemm zu Pfullingen in Württemberg.

Gebe sehr viele und seltene Münzen gegen einen photographischen Apparat. Georg Pfaul in Frankfurt a. M., Sandweg 115.

Bitte die außereuropäischen Kameraden um Zusendung von Briefmarken ihrer Länder. Sende dagegen deutsche. G. Müller, Unterfeldkundaner in Ludwigshafen a. Rh., Oberes Rheinufer.

Richard Schwarz zu **Annaberg** in **Sachsen, große Kartengasse 167,** sucht mit Kameraden des Auslandes in Tauschverbindung zu treten. Korrespondiert deutsch, englisch oder französisch.

Erbitte von ausländischen Kameraden mit Tipp-Topp-Stempel versehene Postkarten. Beantworte jede in gleicher Weise. E. Epple in Stuttgart, Silberburgstraße 165.

Hans Keppler, per Adr. **Hch. Keppler** in **München, Sophienstraße 5 c.,** tauscht Briefmarken.

Ferd. Rokyta in **Iglau (Mähren), Frauengasse 23,** sucht einen Mignon-Photographieapparat samt Zubehör.

Richard Braun zu **Freiburg i. S., Neugasse 2 II.,** sucht eine Sachsen 3 Pf. rot; gibt dafür 400 andre Marken, 100 Amtsstempel, Flaschenelemente, Kupferdraht u. s. w.

Kamerad W. Hesebeck in **Hamburg, Eimsbüttlerchaussee 80 I.,** gibt im Tausch seine Dampfmaschine und seine Geige ab.

Tausche eine Menge rumänische und mexikanische Markendubletten. Rudolf Hirsch in Hamburg, Eichenallee 14.

Suche Korrespondenzverbindung mit Kameraden des In- und Auslandes, besonders mit Marken-, Schmetterlings- und Käfersammlern. E. Steinmann, per Adr. Bücke & Cie. in St. Gallen.

Fünf Bilder einer Laterna magica gibt gegen alte Silbermünzen J. Faber, Untertertianer in Magdeburg, Johannisbergstraße 7 a.

Suche ein Herbarium oder ein Fernrohr gegen wertvolle Steine. Max Scholz, Obertertianer in Oppeln.

Ich möchte bis 15. Sept. 300 außereuropäische Marken beisammen haben und bitte die Kameraden um freundliche Unterstützung! Max Risdorf in Frankfurt a. M., Neue Mainzerstraße 43.

Wer sendet mir Postkarten? Die wertvollste erhält als Preis sieben andre. Tausche ferner Briefmarken und Schmetterlinge, namentlich mit Kameraden in Rußland und auf der Balkanhalbinsel erwünscht. Hugo Gernsheim in Worms a. Rh., Peterstraße 10.

Münzen tauscht: Hermann H. Schröder in Guttenberg, Jowa, U. S. A.

Tausche Chemikalien aller Art, am liebsten gegen einen photographischen Apparat. Alfred Hirschsohn in Wien II., Obere Donaustraße 61.

Wer tauscht Ocarinanoten? Otto Winkler zu Münnerstadt in Bayern.

Liebe Kameraden in **Südeuropa** und **jenseit des Meeres!** Meine Eltern besitzen einen sehr großen Garten voll schöner Aepfel und Birnen. Nun möchte ich aber auch einmal im Genusse südländischer Früchte schwelgen, und darum bitte ich Euch, die Ihr in jenen Ländern wohnt, wo die Citronen blühen, die Feigen, Datteln, Orangen und Mandeln reifen, mir ein Kistchen voll davon zu senden.*) Schicke jedem, der mir diesen Wunsch erfüllt, Erzeugnisse unsres Landes. Tausche ferner mit den Kameraden aller Welt Briefmarken und Ganzsachen. Adresse? Die Red.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings. Erbitte mir auch einige Dubletten; gebe dafür die Früchte meiner Arbeit.

Alle Anfragen und Tauschverbindungen zu beantworten und zu veröffentlichen, ist bei der großen Zahl der Einläufe und dem beschränkten Raume nicht gut möglich. Es wolle das dem „Guten Kameraden" nicht verübelt werden.

Neuere Mammutfunde in Rußland.

Die Kadaver von zwei Exemplaren dieser Riesenelefanten der Vorzeit sind vor kurzem in Sibirien aufgefunden worden. Die Tiere sind vollständig erhalten. Das eine wurde 2000 Werst entfernt von Dubniki und in einem Abstand von 200 Werst vom Eismeer in einer Thalsenkung neben einem kleinen Flusse gefunden. Nur die Stirn und das eine Ohr, beide mit der charakteristischen langen Mammutbehaarung, lagen offen da, der übrige Teil verdeckt und vergraben im Schwemmlande. In dem dortigen Klima war der Körper so ganz und gar frei von aller Verwesung geblieben, daß er vielfach umschwärmt war von Massen begehrlicher Blaufüchse, die nach der frischen Beute lüstern waren. Sowohl die Regierung als die Akademie zu St. Petersburg haben schon seit langer Zeit hohe Preise für die Auffindung und wohlerhaltene Einlieferung aller Mammutüberreste ausgesetzt. Dieser Umstand war nun noch ein besonderer Sporn für die Bewohner der dortigen Gegend, um ihren Fund wohl zu hüten. Das Mammut ist sodann, vereint mit einem ziemlich gleichzeitig am Ufer des Jenissei, 600 Werst von Jenisseisk gefundenen, nach Petersburg transportiert worden.

Ein Briefmarkenjubiläum.

Am 1. November 1889 werden es 40 Jahre, daß Bayern als erster Staat in Deutschland die Briefmarken einführte. Ein halbes Jahr später, am 1. Juni 1850, folgte Sachsen, während Preußen im November 1850 sich zu dieser Neuerung entschloß. Der bayerische Philatelistenverein beabsichtigt dieses Jubiläum mit einer großen Briefmarkenausstellung in München zu feiern und hat sich hierzu bereits die Unterstützung der befreundeten Vereine von Dresden, Wien und Frankfurt gesichert.

口廿

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Fortsetzung.)

Sie erkundigten sich bei der Dienerschaft nach dem Dicken. Niemand hatte ihn gesehen. Nun verließen sie das Haus, um nach ihm zu suchen. Das war aber sehr überflüssig, denn kaum hatten sie die Thür hinter sich, so sahen sie ihn kommen, den Schirm geöffnet, die beiden Flinten und den über dieselben gehängten Tornister auf dem Rücken. Neben ihm schritt Onkel Daniel, mit welchem er sich in einem sehr eifrigen Gespräch zu befinden schien. Als beide die Wartenden erblickten, kamen sie schnelleren Schrittes herbei. Onkel Daniel rief schon von weitem:

„Guten Morgen, Herr Degenfeld! Guten Morgen, meine Herren! Schon munter? Das freut mich, denn um so eher kann ich Ihnen da sagen, was ich heute früh nicht sagen konnte, weil Sie sich mir entzogen, nämlich, wie außerordentlichen Dank ich Ihnen schulde. Wer hätte das denken und ahnen können! Wer — —"

„Bitte!" unterbrach ihn der Methusalem. „Es gibt wirklich keinen Grund zu so besonderer Dankbarkeit. Wir haben Ihnen den Neffen gebracht und genießen dafür Ihre Gastfreundschaft. Wir sind quitt!"

„Das ist nicht wahr. Das kann ich nicht zugeben. Ihre Anwesenheit hat meinem Leben eine ganz neue, glückliche Richtung gegeben, besonders seit ich jetzt mit diesem Herrn gesprochen habe."

„Mit Herrn van Aardappelenbosch? Ja, den suchen wir eben. Sagen Sie uns doch einmal, was Sie heute gemacht haben, Mijnheer!" —

„Heden — heut?" fragte der Dicke.

„Ja, heute früh."

„Daar ben ik opgestaan — da bin ich aufgestanden."

„Schön! Und dann?"

„Daar ben ik voortgegaan — da bin ich fortgegangen."

„So! Warum?"

„Waarom? Dewijl ik al het olie koopen wil — warum? Weil ich das ganze Oel kaufen will."

„Darum sind Sie so zeitig aufgestanden?"

„Ja, darum," erklärte der Onkel Daniel. „Mijnheer van Aardappelenbosch hat vielleicht sonst die Eigenschaft, gut und lange zuschlafen, heute aber hat ihm ein

> Alle Hindernisse überwindend, steigt eine edle Natur unaufhaltsam auf, der Blume, dem Baume, der Flamme gleich!
>
> Ferdinand Schmidt.

— „Die Freude des Mannes, als er die Goldstücke empfing, war allerdings geradezu unbeschreiblich. Er tanzte in der Stube umher und machte die tollsten Kapriolen." —

sehr lebhafter Wunsch, welchen er hegt, keine Ruhe gelassen. Ich konnte vor Freude nicht schlafen. Als es hell war, wollte ich einen Spaziergang unternehmen und traf auf der Treppe den Mijnheer, dem ich sehr willkommen war, denn nun fand er Gelegenheit, mir das zu sagen, was er mir vorher nicht sagen konnte, weil er gern mitsingen wollte."

„Wohl, daß er das ganze Oel kaufen will?"

„Ja, das ganze Oel!"

„Al het olie, al het huis en al het land — das ganze Oel, das ganze Haus und das ganze Land!" nickte der Dicke sehr ernsthaft.

„Aber das ist doch nicht Ihr wirklicher, ernster Wille, Mijnheer?" fragte Degenfeld.

„Ik wil het, en ik maak het — ich will es und ich mache es!"

„Ich habe es bisher für Scherz gehalten!"

„O nein, es ist sein völliger Ernst," sagte der Onkel. „Ich habe ihm sogar schon den Preis genannt. Er will Rücksprache mit dem Ingenieur nehmen und sich in den Büchern orientieren."

„Das nenne ich Entschlossenheit! Sie sind ein kühner Mann, Mijnheer!"

„Ja, ik ben dapper. Ik ben zwak en ziek, en ik wil dik en gezond worden. De lucht is hier zeer goed — ja, ich bin tapfer. Ich bin schwach und siech, und ich will dick und gesund werden. Die Luft ist hier sehr gut."

„Nun, mir kann das sehr recht sein," meinte Stein. „Ich habe es für unmöglich gehalten, einen Käufer zu finden. Jetzt, da sich Mijnheer van Aardappelenbosch bereit erklärt, das Etablissement käuflich zu übernehmen, wird mir das Herz leicht. Meine Arbeiter bekommen einen guten Herrn, und ich kann in die Heimat zurückkehren. Werden wir einig, so sorge ich, soviel es mir möglich ist, dafür, daß er dieselben Erleichterungen findet, welche ich gefunden habe. Ich werde ihn dem Schutz des T'eu empfehlen, und von den Hoei-hoei bin ich überzeugt, daß sie meinem Nachfolger dasselbe Wohlwollen schenken wie mir. Wegen der Sprache braucht ihm nicht bange zu sein, da der Ingenieur ja die seinige spricht, und so viel Chinesisch, wie man braucht, um sich den Arbeitern verständlich zu machen, ist bald gelernt. Doch, solche Arrangements lassen sich nicht an einem Tage und auch nicht in einer Woche treffen. Wir haben ja Zeit und je länger Sie bei mir bleiben, desto lieber ist es mir. Jetzt wollen wir zum Frühstück, und dann sollen Sie mir von Ihrer Heimat und Ihrer Reise erzählen!"

Sie kehrten in das Haus zurück. Der Dicke ging langsam hinterdrein und sagte für sich:

„En ik maak het dook. Ik koop al het olie en al het Ho-tsing-ting — und ich mache es doch. Ich kaufe das ganze Oel und das ganze Ho-tsing-ting!"

Dabei blieb er, heute und auch die kommenden Tage. Er ließ dem Onkel Daniel keine Ruhe. Dieser mußte ihn in seine Bücher einweihen und ihm alles zeigen und erklären. Der Dicke besichtigte und prüfte jeden Gegenstand und entwickelte dabei eine Beweglichkeit und Ausdauer, welche zu bewundern war. Bald erfreute er sich einer großen Beliebtheit bei den Arbeitern. Er konnte zwar nicht mit ihnen sprechen, aber er kannte den chinesischen Gruß, und sein Tsching-tsching klang einem jeden, der ihm begegnete, schon von weitem entgegen. Dabei nickte er so freundlich mit dem Kopfe und lächelte jeden so herzlich an, daß sie geradezu gezwungen waren, ihn lieb zu gewinnen.

Als drei Wochen vergangen waren, wurde der Kauf abgeschlossen. Das gab wieder einen festlichen Tag, für die bisherigen Gäste, für die Mandarinen, welche den Kaufkontrakt abzufassen und zu unterzeichnen hatten, und für die Arbeiter. Der Mijnheer hatte alles gekauft, wie es stand und lag, so daß dem Onkel das Fortziehen leicht gemacht wurde. Er brauchte nicht viele und große Kisten zu füllen.

Es versteht sich ganz von selbst, daß Richard indessen an seine Mutter geschrieben hatte. Auch der Methusalem hatte an Ye-kin-li geschrieben und ihm gemeldet, daß es ihm gelungen sei, sein Kong-Kheou zu lösen. Ebenso hatten Liang-ssi und Jin-tsian an ihn geschrieben. Onkel Daniel sandte diese Briefe durch einen sicheren Expressen nach Kanton zu seinem Geschäftsfreunde, welcher sie mit nächstem Schiffe abgehen lassen sollte.

Es läßt sich denken, daß ein Mann wie Stein nur mit Wehmut von seiner Schöpfung Abschied nimmt. Doch wurde ihm derselbe durch den Gedanken erleichtert, daß er der geliebten Heimat entgegen ging.

Auch die Deutschen schieden nur schwer von Ho-tsing-ting. Der Dicke war ihnen sehr lieb geworden, und als sie von ihm gingen, war es in der festen Ueberzeugung, daß sie ihn im Leben niemals wiedersehen würden. Doch Gott führt die Seinen wunderbar.

Sie hatten zunächst die Sorge gehegt, daß er nicht der Mann sei, ein solches Etablissement mitten in China ohne Schaden weiter zu leiten. Aber bald überzeugten sie sich, daß er bei all seiner Güte und scheinbaren Unbeholfenheit ein sehr tüchtiger und energischer Geschäftsmann sei. Seine Befangenheit erstreckte sich nur auf private Verhältnisse. Als Kaufmann suchte er seinen Meister. Das beruhigte sie in Beziehung auf seine Zukunft.

Er weinte helle Zähren, als sie nun auf den Pferden vor seinem Hause hielten und Abschied von ihm nahmen.

„Ik kaan niet met rijden; ik moet hier blijven," sagte er. „Ik kaan mij niet helpen, ik moet snuiven en snuiten. Reizt met God, mijne lieven, goeden vrienden, en denkt somtijds aan uwen zwaken Aardappelenbosch — ich kann nicht mitreiten; ich muß hier bleiben. Ich kann mir nicht helfen, ich muß schnauben und schneuzen. Reist mit Gott, meine lieben, guten Freunde, und denkt manchmal an euern schwachen Aardappelenbosch!"

Er hatte sie ein Stück zu Pferde begleiten wollen, was aber von ihnen zurückgewiesen worden war. Das hätte nur die Wehmut verlängert und den Abschied erschwert.

In dem Dorfe, in welchem die Frau und die Töchter Ye-kin-lis wohnten, gab es abermals Abschied zu nehmen. Der Hoei-hoei, welchem sie so viel zu verdanken gehabt hatten, war von ihnen aufgefordert worden, mit nach Deutschland zu gehen, hatte sich aber nicht dazu entschließen können. Nun mußten sie von ihm scheiden.

„Wäre ich reich oder wenigstens wohlhabend, so würde ich ihn belohnen," sagte Liang-ssi.

„Womit?"

„Mit einer Summe, die es ihm ermöglicht, seine Lage zu verbessern und sich von den Aufrührern loszusagen."

„Wie hoch würde diese Summe sein?"

„O, hätte ich das Geld, so würde ich ihm hunderttausend Li geben!"

Diese Summe klingt ungeheuer, beträgt aber nach deutschem Gelde nur 641 Mark. Der Methusalem griff in eine geheime Tasche seines Rockes, zog einen Beutel hervor und entnahm demselben eine An-

zahl englischer Goldstücke. Diese gab er dem Chinesen, indem er sagte:

„Das ist etwas mehr als hunderttausend Li. Geben Sie es ihm!“

Liang-ssi machte ein Gesicht, als ob er eine Unmöglichkeit habe möglich werden sehen.

„Herr,“ rief er aus, „das ist ja eine ganz entsetzliche Summe!“

„Für den Hoei-hoei wird sie hinreichend sein.“

„Und die wollen Sie ihm schenken?“

„Nein.“

„Aber Sie sagten doch, daß er sie erhalten solle!“

„Von Ihnen, aber nicht von mir. Ich leihe sie Ihnen.“

„Aber wissen Sie denn, daß ich sie Ihnen jemals wiedergeben kann?“

„Ja.“

„Wohl weil mein Vater ein gutes Geschäft in Deutschland besitzt?“

„Nicht allein deshalb. Hunderttausend Li sind in Deutschland nicht viel. Dort schlachtet zum Beispiel mancher Fleischer einen Ochsen, welcher so viel kostet, und es gibt Pferde, welche mehr als eine Million Li kosten. Ihr Vater würde mir das Geld also zurückerstatten können. Aber Sie haben doch auch hier in China Geld.“

„Wir? Hier?“

„Ja. Sie wissen es nicht, und ich habe bisher nicht davon gesprochen. Ihr Vater ist hier sehr reich gewesen.“

„Das war er. Aber man hat ihm bei der Verhaftung alles abgenommen.“

„Nein. Er hatte sein Geld sehr klug beiseite gebracht, und als er entflohen war, vergrub er es.“

„Ist das wahr? Hat er es Ihnen gesagt? Wissen Sie, wo es liegt?“

„Ja.“

Die Brüder, denn Jin-tsian stand auch dabei, waren Feuer und Flamme geworden. Bei dem Chinesen hat kein Wort so guten Klang wie die eine Silbe „Geld“.

„Aber ob es nicht indessen ein andrer, ein Fremder gefunden hat!“ rief Liang-ssi.

„Es liegt noch da.“

„Wissen Sie das so genau?“

„Ich könnte es beschwören.“

„O Himmel, o Welt, o Erde! Und das sagen Sie so ruhig! Müssen Sie da nicht vor Freude springen?“

„Nein. Es ist recht gut, wenn man Geld besitzt; aber es gibt noch höhere Güter. Man kann reich sein an Ehre und Ruhm, an Zufriedenheit, an Glück, an Gesundheit, ja an noch viel höherem. Ich habe den Ort aufgesucht und mich überzeugt, daß das Geld sich noch da befindet.“

„Wann?“

„Auf unsrer Herreise.“

„Wo?“

„Oben in den Bergen, als wir in dem Sië-kia einkehrten und ich von den Hoei-hoei überfallen wurde.“

„Und davon haben Sie uns nichts gesagt!“

„Ich hatte meinen guten Grund dazu. Erstens hätte Ihnen die Kunde, daß Sie einen Schatz da liegen haben, die Ruhe geraubt, und zweitens gehört das Geld nicht Ihnen, sondern Ihrem Vater. Nicht für Sie, sondern für ihn habe ich es aus dem Verstecke zu holen, und nur ihm allein werde ich es aushändigen. Aber Sie sehen, daß ich Ihnen ohne Gefahr die hunderttausend Li leihen kann.“

„Wenn es so ist, dann nehme ich sie an, um sie dem Hoei-hoei zu geben. Er wird dadurch sein Glück machen!“

Die Freude des Mannes, als er die Goldstücke empfing, war allerdings geradezu unbeschreiblich. Er tanzte in der Stube hin und her, machte die tollsten Kapriolen und küßte allen, die er erreichen konnte, die Hände und die Kleidersäume. Diese Gabe milderte in hohem Grade die Wehmut, mit welcher er die Frauen scheiden sah, die er einst als flüchtige Bettlerinnen bei sich aufgenommen hatte.

Man hatte die Nacht wieder im hiesigen Einkehrhause zugebracht, denn der T'eu hatte gebeten, ihn hier zu erwarten, da er die Reisenden begleiten und sicher nach Kanton bringen wollte. Er kam des Nachts mit mehreren Berittenen, und am Morgen brach man auf, die Männer zu Pferde, während sich die Damen dreier Sänften bedienten. Ihr Gepäck war schon mit demjenigen des Onkel Daniel vorher nach Kanton geschickt worden.

Ganz selbstverständlich erregten die Fremden auch jetzt überall dasselbe Aufsehen, dessen Ursache sie herwärts gewesen waren. Sie zogen es vor, nicht in Ortschaften, sondern in alleinstehenden Ruhehäusern einzukehren.

Als sie dasjenige erreichten, von welchem aus der Methusalem mit Gottfried und Richard das alte Marabu untersucht hatte, war der Abend nahe, so daß sie hier bleiben mußten. Degenfeld unterrichtete die Gefährten alle, daß jetzt der Augenblick, an welchem der Schatz gehoben werden solle, nahe sei. Er führte sie in die Schlucht und an das Häuschen. Jeder kroch einzeln hinein, um zu erraten, wo man suchen müsse. Sie klopften auf den Boden und an die Wände, um eine hohle Stelle zu finden — vergebens. Dann hob der Methusalem die Steine aus und zog die beiden Säcke hervor. Die Brüder stürzten sich auf dieselben, um sie zu öffnen. Degenfeld ließ es geschehen, bemerkte ihnen aber:

„Diese Barren gehören Ihrem Vater. Sie sollen sie sehen und zählen, um mir später zu bezeugen, daß kein Stück abhanden gekommen sei. Dann aber nehme ich sie ausschließlich in meine Verwahrung. Ich habe zu diesem Zwecke ein Packpferd mit Sattel und Decken mitgenommen.“

Die Barren wurden gleich an Ort und Stelle gezählt; dann band Degenfeld die Säcke zu und ließ sie in das Einkehrhaus tragen. Von diesem Augenblicke an war es mit der Nachtruhe der Brüder aus. Sie hatten Angst vor Räubern, die es gar nicht gab, und hüteten mit Argusaugen die Stelle, an welcher der Methusalem neben den Säcken schlief.

Die Reise wurde ganz auf derselben Straße, auf welcher man hergekommen war, fortgesetzt. Man gelangte am Morgen über die gefährliche Brücke und am Abend nach Schin-hoa, doch ritt man dieses Mal durch die Stadt, um jenseit derselben im ersten Sië-kia zu übernachten.

Dadurch wurde ein kleiner Vorsprung gewonnen, welcher es ermöglichte, schon am nächsten Nachmittage Schao-tscheu zu erreichen, wo die Reisenden auf dem Herwege die militärische Begleitung erhalten hatten.

Der Methusalem ritt bei dem Mandarin vor und wurde von demselben noch viel ehrerbietiger als vorher empfangen, eine Folge davon, daß sich der Bettlerkönig in Person bei ihm befand. Da es galt, hier ein flußabgehendes Schiff zu bekommen, so mußten sie daselbst über Nacht bleiben. Der T'eu fand auch wirklich eine Dschunke, deren Führer solchen Respekt vor ihm hatte, daß er sich bereit erklärte, sein Fahrzeug bis zum Morgen klar zu machen.

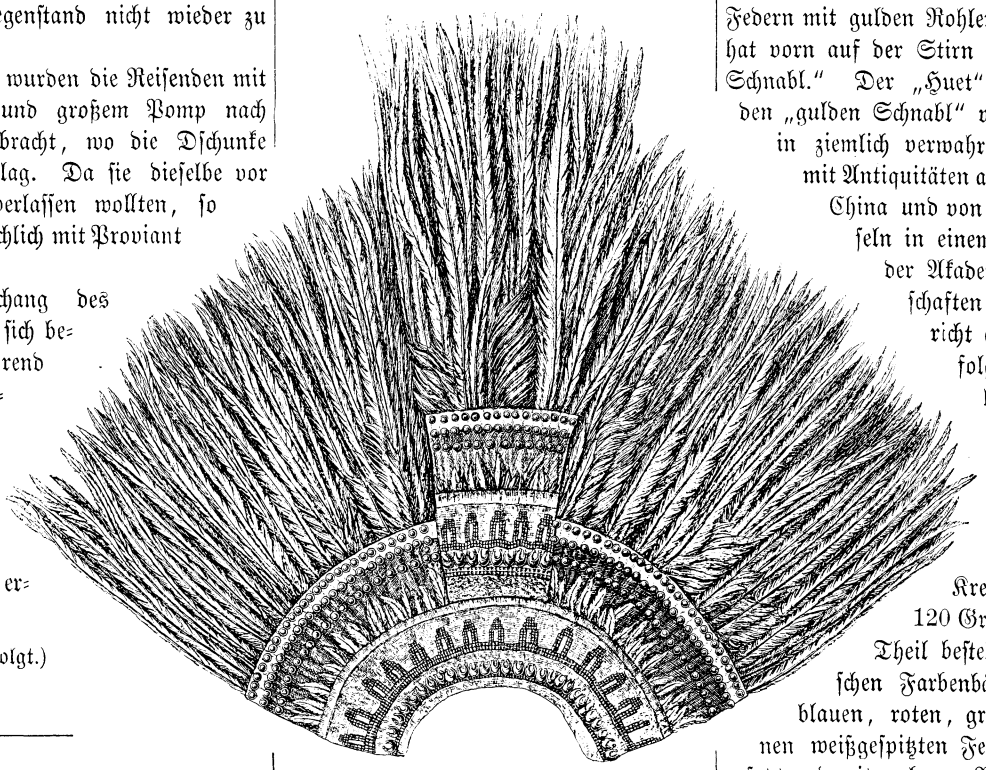
Der Methusalem stellte dem Mandarin die Pferde und alle Utensilien, welche die Soldaten im Stich gelassen hatten, zurück. Zu bezahlen hatte er nichts dafür.

Als er nach dem Oberlieutenant fragte, erhielt er eine ausweichende Antwort, und da ihm die Bestrafung des mutlosen Menschen nichts nutzen konnte, so zog er es vor, diesen Gegenstand nicht wieder zu berühren.

Am Morgen wurden die Reisenden mit ihrem Gepäck und großem Pomp nach dem Flusse gebracht, wo die Dschunke für sie bereit lag. Da sie dieselbe vor Kanton nicht verlassen wollten, so hatten sie sich reichlich mit Proviant versehen.

Der Ho-tschang des Fahrzeuges ließ sich bewegen, auch während der Nacht zu fahren. Dadurch und weil es nun stromabwärts ging, wurde eine sehr schnelle Rückreise ermöglicht.

(Schluß folgt.)



Das Feldzeichen Montezumas, das Palladium des alten Aztekenreiches.

Das Palladium Alt-Mexikos.

In Wien wurde in Anwesenheit des Kaisers Franz Josef wieder eine neue Pflanz- und Pflegestätte der Wissenschaft, das Naturhistorische Museum eröffnet und damit dem großen Publikum eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges zugänglich gemacht, die als Siegeszeichen einer der ruhmreichsten Waffenthaten der Konquistadoren gelten kann, jener ritterlichen Abenteurer, die ihrem Vaterlande Spanien die ungeheuren Länderstrecken Amerikas von Kalifornien bis zum La Plata eroberten. Es ist dies das Feldzeichen Montezumas, das Palladium des alten Aztekenreiches.

Einem vor einigen Jahren verstorbenen österreichischen Gelehrten, Professor von Hochstetter, ist es zu danken, daß die Trophäe nicht verloren gegangen ist. Sie war im 16. Jahrhundert durch irgend welches Geschick in die Antiquitätensammlung Ferdinands von Tirol und im weiteren Verlauf der Dinge in die kaiserliche Sammlung in Wien gekommen. Wie es in früheren Zeiten war, hatte das Publikum wenig oder gar keine Kenntnis von dem Inhalte derartiger Sammlungen, und außer einigen Beamten kannte wohl kein Mensch das Feldzeichen Montezumas. Die notdürftige Ordnung der kaiserlichen Sammlungen sollte aber im Anfange dieses Jahrhunderts vollständig über den Haufen geworfen werden. Die französische Invasion brachte nicht nur in die Staatsangelegenheiten und die bürgerlichen Verhältnisse, sondern auch in die wissenschaftliche Welt arge Verwirrung. Vor allem war man darauf bedacht, beim Herannahen der napoleonischen Heere die reichen Kunstschätze Wiens in Sicherheit zu bringen. Dabei ging es denn nicht ohne die schlimmsten Unregelmäßigkeiten ab, und als dann später der Feind das Land verlassen hatte und der Friede dauernd wieder eingekehrt war, da wurde zwar auch in die kunst- und naturhistorischen Sammlungen wieder einigermaßen Ordnung gebracht, aber manches wertvolle Stück war inzwischen verloren gegangen, anderes fand erst nach Jahren seinen geeigneten Platz und noch anderes wartet ohne Zweifel heute noch seines neuen Entdeckers.

Hochstetter hatte sich auf der Suche nach einer alten Streitaxt in die Geheimnisse des ältesten Inventars der Ambraser Sammlung vertieft, desjenigen, das 1596 auf kaiserlichen Befehl verfaßt worden war, als er auf das Verzeichnis einer Reihe altmexikanischer Raritäten stieß. Da war auch das Feldzeichen Montezumas und zwar als — „mörischer Huet" bezeichnet „von langen schenen, gleißenden, grienlechten Und gulden Federn oben hinauf mit weißen Roten und Plauen Federn mit gulden Rohlen und Geflunder hat vorn auf der Stirn ein ganz gulden Schnabl." Der „Huet" hat inzwischen den „gulden Schnabl" verloren und lag in ziemlich verwahrlostem Zustande mit Antiquitäten aus Nordamerika, China und von den Sunda-Inseln in einem Schrank. Der der Akademie der Wissenschaften erstattete Bericht enthält von ihm folgende Beschreibung: „Das Stück hat die Form eines ausgespannten Fächers und bildet einen Kreisausschnitt von 120 Grad. Der untere Theil besteht aus konzentrischen Farbenbändern, die aus blauen, roten, grünen und braunen weißgespitzten Federn zusammengesetzt und mit mehreren Reihen von Goldplättchen versehen sind. Von den Farbenbändern strahlen ca. 52 cm lange, in metallischem Goldgrün schimmernde Federn aus und bilden einen Fächer, dessen größte Breite 170 cm hat."

Zuerst gab es einen langen gelehrten Streit darüber, wozu der merkwürdige „Federbuschen" gedient haben möge. Es wurde daran erinnert, daß die Azteken zur Zeit der spanischen Eroberungszüge nicht nur Festgewänder, sondern auch Rüstungen aus Federn getragen haben, andre wieder glaubten, in dem Funde das Bild eines abgöttisch verehrten Vogels wiederzuerkennen. Hochstetter fand endlich ein Hilfsmittel, den ursprünglichen Zweck seines Fundes festzustellen. Im Jahre 1878 acquirierte das unter seiner Leitung stehende naturhistorische Hofmuseum unter anderm ein in Oel gemaltes Bild eines altmexikanischen Kriegers. Das Bild war beschädigt und auf ein altes Stück Papier mit spanischen Schriftzügen aufgeklebt, ließ aber noch deutlich die Ausrüstung und Umgebung des Kriegsmannes erkennen. Der letztere trägt in der Rechten die Kriegswaffe, den Macuahuitl, in der Linken einen mit Federn geschmückten Schild. Bekleidet ist der Azteke mit Menschenhaut — im alten Mexiko wurden die

Herzen gefangener Feinde dem Kriegsgotte geopfert, das Fleisch wurde verzehrt und die Haut zur Bekleidung der eigenen Krieger verwandt — Haupt und Hüften mit Federn geziert. Rückwärts aber, das Haupt überschattend oder wie ein Strahlenkranz dasselbe umgebend, ragt eine buntfarbige fächerförmige Standarte, ähnlich der im Wiener Hofmuseum aufbewahrten, empor.

Die aus dieser Abbildung geschöpften Vermutungen fanden sich nun bestätigt in zahlreichen zeitgenössischen und gelehrten Werken, so daß heute kein Zweifel mehr darüber besteht, daß der Fund Hochstetters mit dem von Fernando Cortez erbeuteten Palladium Mexikos, oder wie es damals hieß, Temixtitlans, identisch ist. Die Schilderung des in seinen Ueberlieferungen nicht eben sehr genauen, aber ehrlichen Bernal Diaz, des Kampfgenossen Cortez', von der Schlacht beim Otumba war dabei von besonderm Wert.

Fernando Cortez war am 1. Juli 1520 aus seiner belagerten Burg in der Hauptstadt ausgebrochen, um sich nach dem ihm befreundeten Stamm der Hascalanen durchzuschlagen und von ihnen nach Veracruz zurückzugelangen. Beim Uebergang über die die Stadt mit dem Festlande verbindenden Dämme und Brücken verlor er nicht nur seine Bagage und Kanonen, sondern auch das, was ihn bei den Azteken sonst noch furchtbar machen konnte, seine Pferde bis auf fünf, und die meisten Schießgewehre. Eineinhalbtausend seiner Waffengefährten waren vom Feinde erschlagen oder im See ertrunken, der Rest, 460 Mann, bestand aus kranken oder verwundeten Leuten. So hatte die noche triste, die Nacht der Trübsal, die stolze spanische Kriegsmacht reduziert. Und der Morgen nach dieser Nacht erhellte kaum die nach dem Hascalanenlande zu gelegene Tiefebene von Otumba, als es sich auf derselben von feindlichem Kriegsvolk zu regen begann, ein Heer von 20,000 Mann stellte sich den Flüchtlingen entgegen — kein Zweifel, die Spanier waren von den Azteken überholt. Hier zeigte sich die altspanische Tapferkeit in ihrem hellsten Glanze und eine Waffenthat vollzog sich, die man den Heldenthaten des klassischen Altertums getrost an die Seite stellen kann, soweit es sich nicht um die ethische Berechtigung des Kampfes handelt. Der Tod war nach menschlichem Ermessen allen gewiß, der lange spanische Raufdegen gab an sich kein Uebergewicht über die Lanzen und Pfeile der Azteken, und daß die letzteren Todesverachtung besaßen, das hatten sie in den letzten Tagen mehrfach zum Schaden der Spanier bewiesen. Aber kaltblütig zog Fernando Cortez seine Toledoklinge und, nach Osten über die von Feinden wimmelnde Ebene deutend, rief er: „Dort winkt der Sieg, Freunde, dort die Freiheit!"

Und wie ein Ungewitter ging es in den Feind, voran, fünf Mann hoch, die Kavallerie, die bei den Mexikanern noch immer den Nimbus der Teules, der unbegriffenen Götter, hatte. Bald umbrandete, dem wilden Meere gleich, das feindliche Heer die Spanier. Aber ob sich der Kampf über Leichenhügel hin und her wälzte, aus dem wirren Knäuel ragte immer noch Cortez' schwarzrotes Kreuzbanner. Nach stundenlangem Ringen und nachdem schon so mancher tapfere Spanier in den Tod gesunken, wollte doch auch die alte Konquistadorenverwegenheit verzagen, den Tapfersten entsank der Mut. Da, als alles verloren schien, erblickte Cortez in einer Sänfte den feindlichen Heerführer Cihuacatzin mit dem Reichspalladium, dem fächerartigen Federbüschel. Der glückliche Instinkt, der den kühnen Abenteurer im entscheidenden Augenblicke nie verließ, sagte ihm auch diesmal, daß die eigene Rettung nur mit dem Tode dieses Mannes erkauft werden könne. Und, die nächsten seiner Genossen anrufend, sprengte er in den dichtesten Haufen der Feinde, alles vor sich niederwerfend, was sich ihm entgegenstellte. Von seiner Klinge durchbohrt, sank Cihuacatzin zu Boden, mit ihm das Feldzeichen. Damit war die Schlacht entschieden, die Mexikaner flohen entsetzt in wilder Unordnung, mehrere tausend Tote und Verwundete auf dem Kampfplatze zurücklassend.

In den Schriften Bernardinos von Schagun heißt es hierzu nach der Schilderung einiger später in den Franziskanerorden getretener Soldaten Cortez': „Das Panier, Hathuizmatlaxogilli geheißen, hatte ein goldenes Netz von zehn Palmen Länge, das bis auf die Schultern des Feldherrn herabhing. Als die Standarte im Gewühle niedersank, wollte ein Mexikaner sie aufraffen und damit entfliehen, aber Juan von Salamanca, gebürtig aus Outiveros, sprengte ihm auf seiner trefflichen Falchstute nach, stieß ihn nieder und entriß ihm die Standarte und den reichen Federbusch und präsentierte beides dem Cortez, welcher den ersten Anlauf auf dieselben gemacht hatte."

Cortez hat die Trophäe seinem kaiserlichen Herrn Karl V. übersendet, dem er nach Wiedereroberung Mexikos nebst 88,000 Castellanos in Goldbarren auch die Waffen und Garderobe Montezumas schickte. Davon gibt es nachweislich heute nur noch drei Stücke: einen Mantel, der in Brüssel, und zwei federgeschmückte Schilde, die in Stuttgart aufbewahrt werden. Das Feldzeichen Montezumas kam später an den Papst Clemens VII., der es dem Erzherzog Ferdinand von Tirol zum Geschenk machte. Jetzt wird es, sorgfältig restauriert, eines der wertvollsten Stücke des neuen kaiserlichen Hofmuseums bilden.

Die Zeitballstationen Deutschlands.

„Was ist das, eine Zeitballstation?" wird vermutlich mancher unsrer binnenländischen Leser fragen. Auch ich fragte so, als wir auf einem schmucken Gibsoneschen Dampfer Neufahrwasser, den Hafen der altberühmten Seestadt Danzig, durchkreuzten und bei Austritt in die Ostsee am linken Hafenufer unfern des Leuchtturms ein im allgemeinen unscheinbares Gebäude erblickten und in Erfahrung brachten, das sei die Zeitballstation. Ich hatte Jahre hindurch in Seestädten der Nord- und Ostsee gelebt, kleine Seereisen unternommen, allein auf eine Zeitballstation war ich noch nicht gestoßen.

Vergebens schlug ich diverse Konversationslexika nach, um mich eingehend über das Wesen und die Bedeutung der Zeitballstationen zu belehren, es blieb mir daher nichts andres übrig, als mir auf anderm Wege Auskunft zu verschaffen, welche mir endlich — es war im Sommer 1879 — in erschöpfender Weise durch einen befreundeten kaiserlichen Telegraphensekretär zu teil wurde.

Das Deutsche Reich verfügt zur Zeit im ganzen über vier solcher Zeitballstationen, deren Errichtung an den wichtigsten deutschen Seehäfen — zunächst für Bremerhaven, Cuxhaven, Neufahrwasser, Swinemünde, auf Anregung des deutschen Nautischen Vereins zu Bremen und auf Kosten des Deutschen Reiches beschlossen wurde.

Der Zweck dieser Zeitballstationen ist, den auf der Reede liegenden Seeschiffen bis zum Tage ihrer Abfahrt täglich Gelegenheit zur Prüfung des Ganges

ihrer Chronometer zu geben. Zu dem Behufe wird ein auf hohem Gerüst angebrachter, weithin sichtbarer Ball täglich zweimal und zwar mittags genau um 12 Uhr Ortszeit und um 12 Uhr Greenwicher Zeit fallen gelassen. Die Auslösung des drei Minuten vor der Fallzeit 3 m hoch aufgezogenen 1,5 m im Durchmesser großen Balles erfolgt mit Hilfe des elektrischen Stroms; es lag deshalb nahe, daß unser deutscher Zeitballdienst der Kaiserlichen Telegraphenverwaltung unterstellt wurde.

Die Zeitballapparate sind unter Leitung und nach den besonderen Angaben des Direktors der Berliner Sternwarte, Professor Dr. Foerster, hergestellt, und es erfolgte der Betrieb der zur Aufnahme dieser Apparate bestimmten Bauwerke zuerst bei der Zeitballstation in Cuxhaven am 20. Oktober 1875, dann — am 15. Juli 1876 — wurde in Neufahrwasser die zweite Zeitballstation in Betrieb gesetzt und am 1. Oktober desselben Jahres die in Bremerhaven, während die Eröffnung der Zeitballstation in Swinemünde erst am 10. November 1879 stattfand.

Es würde hier zu weit führen, nach den amtlichen Aufzeichnungen die Betriebsergebnisse unsrer vier deutschen Zeitballstationen zahlenmäßig aufzuführen; es sei nur bemerkt, daß ein von Professor Dr. Foerster angestellter Vergleich dieser Ergebnisse mit denen auswärtiger gleichartiger Einrichtungen festgestellt hat, daß die deutschen Zeitballstationen den an sie gestellten Anforderungen möglichst vollständig entsprechen. Bei diesem Vergleich sind nur diejenigen fremden Stationen in Betracht gezogen worden, über deren Betrieb seit Jahren vollständige und regelmäßige Veröffentlichungen stattfanden, nämlich die englischen Stationen zu Greenwich und Deal, die Station zu Melbourne (Williamstown) in Australien und die amerikanische Station zu Boston.

Der Zeitball kam zuerst in England auf. Man bezeichnete mit diesem Ausdruck einen aus Korbgeflecht hergestellten ballonartigen schwarzen Körper von 1 bis 2 m Durchmesser, welcher dort mit einer Sternwarte meist durch elektrische Leitung in Verbindung steht und, wie schon bemerkt, den Seeleuten zur Korrektur ihrer Uhren dient. In Greenwich wurde die erste Art dieser Einrichtung getroffen, jetzt finden wir sie an allen bedeutenden Seeplätzen Englands.

In Deutschland wendet man ein mit geöltem Segeltuch überzogenes eisernes Gestell von 1,5 m Durchmesser als Zeitball an. Die denkbar günstigste Form des Betriebes wird auf der Zeitballstation zu Greenwich erreicht, und zwar dadurch, daß das Zeitballgerüst sich auf den Baulichkeiten der Sternwarte selbst befindet und der Signalball von einer der Hauptuhren der Sternwarte unmittelbar selbstthätig ausgelöst wird. Es ist aber nicht außer acht zu lassen, daß bei der Greenwicher Einrichtung das Aufziehen des Balles bei starkem Winde nicht ratsam ist. Die im Betriebe der Zeitballstation zu Greenwich vorkommenden Fehlsignale sind deshalb zu trennen in solche, welche durch Wetterstörungen und in solche, welche durch Betriebsstörungen veranlaßt werden.

Die Zeitballstation in Deal wird von Greenwich aus vermittelst einer etwa 160 km langen oberirdischen Leitung in Betrieb gehalten. In den Störungen dieser Leitungen ist mithin ein ferneres Moment für Fehlsignale vorhanden, geringere Störungen verhindern häufig die wirksame Auslösung des Zeitballs, machen sich aber dem den Zeitball in Deal beobachtenden Beamten durch eine Bewegung der elektrischen Apparate erkennbar, so daß dieser Beamte im stande ist, unmittelbar nachher den Ball mit der Hand auszulösen.

Die deutschen Zeitballstationen arbeiten, wie schon erwähnt, sehr korrekt und haben verhältnismäßig weniger Fehlsignale zu verzeichnen als die andrer Länder.

Bei Anstellung des Vergleichs ist zu berücksichtigen, daß die Zeitbälle zu Bremerhaven und Cuxhaven mindestens denselben Wetterunbilden ausgesetzt sind, wie die englischen Zeitbälle, daß aber der Zeitball zu Neufahrwasser noch ungünstiger dasteht als jene, namentlich wegen der hinzukommenden Störungen durch Vereisung der freistehenden Teile desselben.

Das günstige Ergebnis des deutschen Zeitballbetriebs ist einerseits der Zweckmäßigkeit der Mechanismen, andrerseits dem Umstande zuzuschreiben, daß die Auslösung der deutschen Zeitbälle nicht, wie in England und Amerika, durch eine astronomische Uhr selbstthätig und in der Regel vermittelst längerer oberirdischer Leitung stattfindet, sondern, daß die Signalgebung nach den Angaben einer guten astronomischen Pendeluhr, deren Gang von der nächstgelegenen Sternwarte durch telegraphische Signale täglich geprüft wird, an Ort und Stelle vermittelst einer sehr kurzen Leitung und durch die Hand eines Beamten zur Ausführung gelangt, so daß ein Mißlingen der Signalübermittelung infolge von Leitungsstörungen fast ganz ausgeschlossen ist. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die mit der Hand gegebenen, scheinbar sehr regelmäßig zur vorgeschrittenen Zeit übermittelten Signale auch in Wirklichkeit den selbstgegebenen Signalen in Bezug auf ihre Genauigkeit nicht nachstehen. Zur befriedigenden Beantwortung dieser Frage ist ein ausreichendes Material dadurch erlangt worden, daß die Signalgebung der deutschen Zeitballstation zu Neufahrwasser während eines mehrmonatlichen Zeitraumes von zwei voneinander unabhängigen Beobachtern fortgesetzt auf ihre Genauigkeit hin überwacht wurde. Durch die Aufzeichnungen dieser Beobachter ist dargethan, daß mit Ausnahme zweier Fälle, in welchen allerdings infolge unrichtigen Ablesens der von der astronomischen Uhr angezeigten Zeit der Zeitball nicht pünktlich ausgelöst wurde, die Signalgebung eine durchaus tadellose war, indem entweder der vorgeschriebene Zeitpunkt für den Fall des Balls von 0° 0′ 0″ Ortszeit, bezw. Greenwicher Zeit, absolut innegehalten wurde, oder die beobachtete Abweichung innerhalb der zulässigen Grenze von einer Fünftelsekunde blieb.

Hieraus dürfte wohl genügend hervorgehen, daß der junge deutsche Zeitballdienst den älteren gleichartigen Einrichtungen in andern Ländern mit Fug und Recht als ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann.

Goldtransporte.

Ein eigenartiges russisches Verkehrsbild gewähren die großen Goldkarawanen, welche alljährlich 4—6mal das Gold der ostsibirischen Bergwerke nach St. Petersburg überführen. Eine solche Karawane, welche in Petersburg unlängst eintraf, brachte 346 Pud (1 Pud = 16,4 kg) reines Gold im Werte von etwa 7 000 000 Rubel.

Die Goldbarren solcher Transporte sind von sehr verschiedener Größe (von wenigen Lot an bis zu einigen zehn Pfund). Sie werden zuerst in kleine Kisten und diese wieder in eine große Kiste verpackt, die der Länge und Breite nach mit eisernen Bändern beschlagen wird. Hierauf wird eine jede solche 25 Pud fassende Kiste ebenfalls mit starken eisernen Bändern auf einen Wagen angeschmiedet. Diese Fuhrwerke sind so eingerichtet, daß man auf ihnen das Gold sowohl auf Rädern als auch auf Schlittenkufen fahren kann. Sie werden je mit einer Troika von Post- oder Privatpferden bespannt, je nachdem solche sich in den einzelnen Gegenden beschaffen lassen. Bei der Verteilung von je 25 Pud Goldes auf jeden Wagen waren zur Fortschaffung der 346 Pud während der ganzen Tour 14 Troiken erforderlich. Zur Begleitung einer solchen Karawane wird gewöhnlich durch Verfügung der Kommandierenden der Truppen des ostsibirischen Militärbezirks einer der zuverlässigsten Offiziere aus den Regimentern bestellt, welche in Sibirien stehen, und diesem eine Anzahl Untermilitärs aus den Kosakenabteilungen der sibirischen Truppen beigegeben. Die in Rede stehende Karawane wurde von dem Stabskapitän Kermal nach St. Petersburg geleitet, welcher, Tag und Nacht ununterbrochen der Karawane folgend, sich einen Monat und zehn Tage auf der Reise von Irkutsk nach St. Petersburg befand, ohne sich eine Erholung während dieser ganzen Zeit gönnen zu können. Als Belohnung für solche Anstrengungen erhalten die Begleitmannschaften außer Löhnung und Reisegeld hin und zurück während der ganzen Zeit doppelte Besoldung. Das überbrachte, zur Prägung von Halbimperialen und Dukaten bestimmte Gold gehörte dem Hofressort und stammte aus den Nertschinsker und karischen Goldwäschereien, welche Eigentum des genannten Ressorts sind. Die zu einem solchen Goldtransport ausgerüsteten Mannschaften bleiben während der ganzen Reise ohne Ablösung dieselben; jedoch wird es, besonders auf sibirischem Gebiete mit Genehmigung des Generalgouverneurs von Ostsibirien einzelnen armen Personen, die keine Mittel zur Reise in ihre Heimat besitzen, gestattet, die Karawanen auf deren Gefährten zu begleiten. Solch einer Vergünstigung werden indessen nur Personen teilhaftig, die sich durch Zuverlässigkeit und tadellosen Wandel auszeichnen.

„Löffel begraben."

Der letzte Tag der Corpsmanöver! Je tiefer die Sonne dieses Tages sinkt, desto höher steigt die Freude im Herzen des Soldaten, besonders desjenigen, der seiner Dienstpflicht genügt hat und nun zur Reserve entlassen wird. Die Plackereien, Anstrengungen und Entbehrungen sind nun zu Ende, und die Sehnsucht eilt dem Manne voran nach Hause, wo Mutter im Glorienscheine des heimatlichen Feuers am Herde steht, wo etwas brodelt und duftet, was nicht die Gestalt einer Erbswurst hat und auch nicht jenen berüchtigten „großen Graupen" ähnelt, welche man förmlich in den Magen hinabfallen hört.

„Schön ist's für das Vaterland zu sterben," sagt jeder wackere Soldat. Aber im stillen bei sich fügt er hinzu: „Noch schöner aber ist's, für das Vaterland zu leben, und leben, ja, das thut man eigentlich doch nur daheim." Darum blicken alle andern am Schlusse der Manöver mit einem gewissen, doch unpersönlichen Neide auf den Reservemann, auf dessen Gesichte trotz der Staub- und Schweißkruste ein Ausdruck der Verklärung ruht. Er denkt mit Stolz an die erfüllte Pflicht; er denkt mit Wonne an das Wiedersehen der lieben Seinen, und er denkt mit frohem Lächeln der Begräbnisfeier, an welcher er heute noch teilzunehmen hat. Mit Lächeln an eine so ernste Handlung denken? Ist das möglich? Warum nicht? Schau nur, wie er den zu Begrabenden zur letzten Ruhe vorbereitet! Er hält ihn in der Hand, dreht ihn nach allen Seiten, wischt ihn sorgfältig ab, frottiert ihn, bis er glänzt, und prüft mit den Fingern die heimtückische Schärfe, die ihm so oft die Lippen verwundet hat. Sie sind trotz dieser Heimtücke stets treue Freunde gewesen, haben aus einer und derselben Schüssel, einem und demselben Napfe gegessen und haben endlich beide dem Ruhme und der Ehre gedient, denn wenn der jetzt dem Grabe Geweihte auch in neuerer Zeit keine militärischen Triumphe mehr zu feiern vermochte, so hat er doch vorher und früher als Insignum der „Gloire" an den Hüten und Bärenmützen der französischen „Löffelgarde" gesteckt.

Das Regiment hat sich zum Bivouac gelagert. Die Zelte sind errichtet und die Gewehre zusammengestellt. Die Sonne ist hinter dem westlichen Horizonte verschwunden, und das letzte Tageslicht beginnt dem Scheine der Feuer, über denen die Feldkessel dampfen, zu weichen. Die Offiziere wissen, was jetzt folgen wird, und haben sich in löblicher Diskretion zurückgezogen. Da geht ein halblauter Ruf von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe:

„Reservisten antreten — Löffel begraben!"

Sämtliche Reservemänner eilen dem vereinbarten Sammelpunkte zu, an welchem sich eine kurze, geheimnisvolle aber rege Thätigkeit entfaltet. Man hört die Leute kichern; einige laute, kräftige Witze fliegen wie Raketen auf; dann folgt ein Kommandowort, und der Trauerzug setzt sich in Bewegung.

Voran reitet natürlich der Höchstkommandierende, ein Gefreiter, auf dem hoch erhobenen Haupte einen Helm von Stroh und um die breite Taille eine Schärpe von demselben kostbaren Stoffe. Das Pferd ist mit einem gleichen Kranze geschmückt. Es hat zwar keinen arabischen Stammbaum aufzuweisen und schritt bisher dem Marketenderwagen voran, da es aber seine sehr bekannten „Mucken" hat, und der Herr Oberst heute zum erstenmal auf dem Rücken eines Vierfüßlers sitzt, so wird es der größeren Sicherheit halber von einem nebenher schreitenden Edelknappen am Zügel geführt.

Zur linken Hand reitet natürlich der Herr Adjutant, auch mit einer Strohguirlande geschmückt. In sinniger Andeutung daß er seine „Aktiven" abgedient hat und sich nunmehr civiliter bewegen wird, hat er sich mit einem Cylinderhute gekrönt, welcher einer auf dem Felde entdeckten Vogelscheuche abgenommen wurde. Auch er muß beritten sein; da aber der Marketendergaul der einzige Quadruped des Regiments ist, so hat er sich nur eine zweibeinige Rosinante leisten können, die ihn durch allerhand tolle Kapriolen in Verlegenheit zu bringen sucht, was er ihr aber durch ganz besondern Schenkeldruck vergilt.

Hinter ihnen trägt ein strammer Reservemann ein aus einer Haupt- und mehreren Querstangen bestehendes Gestell, an welchem die zu begrabenden Eßlöffel hän-

gen. Dann folgen im Gleichschritt die übrigen Reservisten, von denen jeder, sowie auch die Vorgenannten, anstatt des Säbels mit irgend einem Stecken oder sonstigen Holze bewaffnet ist. Dabei erschallt nach der Melodie „Guter Mond, du gehst so stille" ein dumpfer, jämmerlicher Trauergesang, welcher in Anbetracht des Umstandes, daß Reis das unbeliebteste und doch am häufigsten verabreichte Kasernenessen ist, aus den folgenden Strophen besteht:

„Traurig schleichen wir zum Grabe,
Daß uns fast das Herze bricht;
Wenn ich keinen Reis mehr habe,
Brauch' ich auch den Löffel nicht.

Traurig schleichen wir zum Grabe,
Daß uns fast das Herze bricht.

Ist der Zug an dem schon vorher bereiteten Grabe angekommen, so gruppiert er sich um dasselbe, und der Herr Oberst hält eine den Umständen angepaßte, natürlich hochkomische Rede, wobei der Gaul des Adjutanten sich alle Mühe gibt, seinen Reiter ab- und in die Grube zu werfen, was der letztere mit der größten Anstrengung zu verhüten sucht.

Hierauf wird nach dem Lager zurückgekehrt. Die Reservisten verteilen alle nun für sie überflüssigen Gegenstände unter die zurückbleibenden Kameraden; zur Bestreitung eines möglichst solennen Abschiedstrunks werden die etwa noch vorhandenen Muttergroschen hervorgezogen, welche in der Tasche des schmunzelnden Marketenders verschwinden, und bald erschallt nach der Melodie „Die Wacht am Rhein" ein Abschiedslied der Reservemänner durch die Luft, dessen Refrain beweist, daß sie zwar gern gehen, doch auf den Ruf ihres Kriegsherrn willig wiederkommen werden:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein;
Geht's los, stell' ich mich wieder ein!"

Der Schlossergesell.

Zur Zeit der schlimmsten Bedrückung unsres Vaterlandes, im Jahre 1806, saß an einem rauhen Septemberabend der ehrsame Schlossermeister Gerhard Werner mit seinem Weibe und zwei kleineren Knaben im bescheidenen, aber traulichen Wohnstübchen seines Hauses in der Vorstadt des kleinen pommerschen Ortes Gollnow, das sich bereits längst im Besitz einer französischen Garnison befand. Draußen ging ein scharfer Wind, und ein Landregen rieselte aus den tiefgrauen Wolken, — ein Wetter, das ein friedliches „Heim" doppelt schätzen ließ.

Auch Frau Anna, die Gefährtin des Handwerkers, eines hohen Dreißigers von kräftigem Wuchs, mit vertrauenerweckendem Antlitz, machte diese Wahrnehmung. „Wohl dem, der bei einem Wetter wie heute, sein Haupt, wenigstens für den Augenblick geborgen weiß," sagte sie; „wie viele Arme mögen nicht heute draußen liegen im Felde und auf dem Felde. Sollte der gütige Vater droben nicht endlich ein Einsehen haben mit der fremden Wirtschaft, die einen plagt und erniedrigt? Sag Gerhard!"

„Was nützt das Wort?" meinte der Meister; „man soll seine Zunge hüten und seinen Arm nicht eher heben, bis es an der Zeit ist; sie wird kommen, Anna, früher oder später; bis dahin müssen wir tragen, was das Schicksal will, und uns selbst ohne Gesellen behelfen," fügte er lächelnd hinzu, „seit der Kaiser Napoleon unsern letzten für seine Kanonen erpreßt hat."

„Man raunt sich manches zu," fuhr die Meisterin ihre Stimme dämpfend fort, „was den Herren Rothosen nicht lieb zu hören; die Frau Steuereinnehmerin hat's brühwarm von ihrem Manne. Ein junger Offizier, ‚Schill' soll er heißen, unternimmt von Colberg aus mit einer verwegenen Schar eine Streife durchs Land und soll den Franzosen vielen Schaden thun; man meint sogar, es sei nicht unmöglich, daß er bis Gollnow vordringe, und — —

„Weibergeschwätz hat mehr wie einmal große Pläne vereitelt," unterbrach Werner barsch seine bessere Hälfte; „und wenn die Kunde mehr ist als solches, so fürchte ich, die Sache ist zu früh; der Franzose ist Herr überall; hat nicht sogar das Schloß unsres Herrn von Gussow vornehme Einquartierung bekommen? Es ist ein Glück, daß der alte Herr eben in Berlin ist, und noch mehr, daß unser lieber Junker Rudolf mit seinem Hitzkopf, den er schon als Bube gezeigt hat, den ungebetenen Gästen nicht Willkomm zu bieten braucht."

Der von Werner eben geäußerte Name hatte die Aufmerksamkeit des sechsjährigen Aeltesten des Ehepaars erweckt. „Erzähl uns doch die schöne Geschichte vom guten Junker Rudolf, Vater," bat der Flachskopf, sich bittend an den Alten schmiegend.

Der Meister willfahrte: „Ohne ihn lebte euer Vater schon längst nicht mehr," begann er, oft Berichtetes wiederholend. „Ein armer Handwerksbursche aus Thüringen kam ich in diese Gegend; die Hitze hatte mich nach langem Marsch erschöpft, und als ich zur Mittagszeit einen Teich von dichtem Gebüsch umgeben entdeckte, konnte ich dem Drange nicht widerstehen, die müden Glieder zu erfrischen. Kein Mensch zu sehen weit und breit; ich entkleidete mich und ging vorsichtig in die kühle Flut. Das Wasser schien nicht tief; langsam, aber vorsichtig schritt ich der Mitte zu; da fühlte ich plötzlich den Boden schwinden, er fiel plötzlich ab, schwimmen konnte ich nicht, jeden Augenblick drohte ich zu versinken, soviel Mühe ich mir auch gab, mich an der Oberfläche zu erhalten. In meiner Angst rief ich laut um Hilfe, und Gott schickte sie. Ein schlanker Jüngling, fast noch ein Knabe, stürzte durch das Gesträuch und sah meine Not. Es war Junker Rudolf von Gussow, Grund und Boden gehörten seinem Oheim, bei dem er, früh ohne Eltern, erzogen war. Eben wollte er von einem Nachbargut zum Schloß heimkehren, als ihn mein Schreien von seinem Wege ablenkte. Wie der Blitz war er mir nach und faßte mich in dem Augenblick, da ich bewußtlos ward und untersank. Wie ein Klotz hing ich an ihm und hätte bald meinen Retter mit ins Unglück gebracht, aber Gott schützte uns beide; der Junker schleppte mich ans Ufer, rieb meine, des schlichten Handwerksburschen starren Glieder, und brachte mich ins Leben zurück. Aber damit nicht genug, nahm er mich mit auf das Schloß, wo ich bald in ein heftiges Fieber verfiel — Gott strafe mich, wenn ich je vergesse, wie der Junker und sein guter Oheim mich verpflegt. Wochenlang war ich den Herren zur Last, und als ich fort wollte, weil ich mich schämte, schlug der Junker Rudolf mir vor, mein Bleiben zu verdienen und ihm einige Handgriffe meines Gewerbes bei-

zubringen. So ward der Erbherr von Gussow mein Lehrling, nie habe ich einen eifrigeren gehabt," endete der Meister seine Erzählung, „und er blieb es, selbst als ich in Gollnow einen guten Platz bekam. So ging es zwei Jahre, dann ging der Junker zur Forstakademie, und ich ließ mich als Meister hier nieder. Fünf Jahre sind es nun, seit ich den jungen Herrn nicht gesehen, aber gehört von ihm haben wir genug zu Christfest und Kindtauf,—gelt, Frau?"

Die Zustimmung der kleinen Familie ward durch ein leichtes Pochen an der Thür des einsam gelegenen Hauses unterbrochen, unwillkürlich fuhr Frau Anna zusammen. „Wer mag uns in diesem Wetter heimsuchen?" fragte sie halblaut.

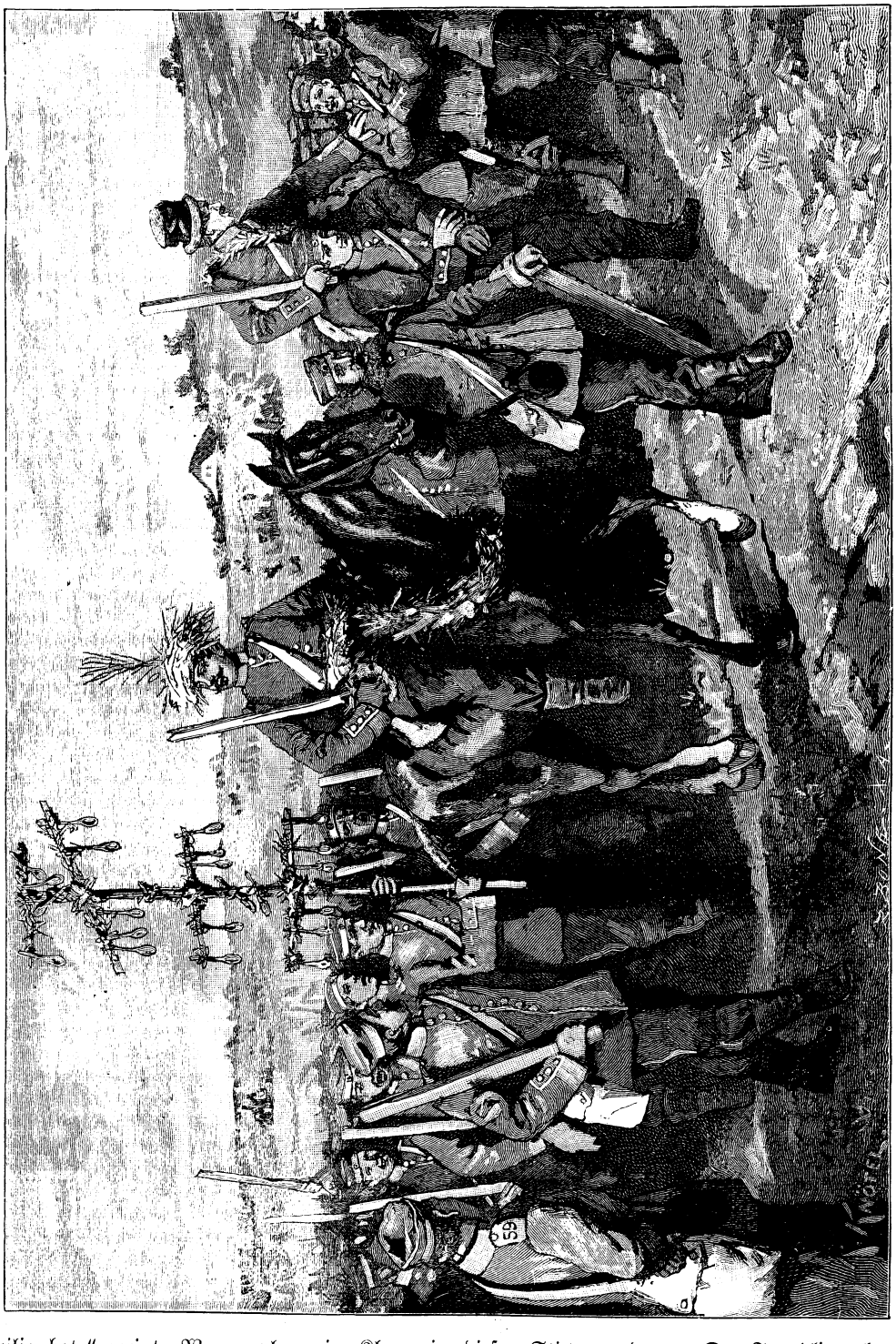
„Vielleicht ein Kunde, der's eilig hat," meinte Werner, „ich will nachsehen."

Er nahm eine der beiden Talgkerzen, die das Zimmer erhellten, und ging auf den Vorplatz, die wohlverwahrte Thür zu öffnen. „Wer da?" fragte er, ehe er den Riegel zurückschob.

„Gott grüß das Handwerk, Meister Werner!" klang eine jugendfrische Stimme draußen durch das Wetter, „ein müder Handwerksbursch bittet um Quartier."

Werner stutzte einen Augenblick; es lag ein Klang in dieser Stimme, der schlecht zu gemeiniglich rauher Burschenkehle paßte; zögernd hatte er den Riegel zurückgezogen — „in Gottes Namen tritt ein, Gesell!" sagte er.

Dabei hob er das Licht, um die Persönlichkeit des Fremden zu beleuchten. Die schwache Helle ließ eine schlanke Gestalt vermuten, deren Form selbst der kurze, dicke Flausrock nicht verbarg; derbe Lederstiefel reichten bis zu den Knieen und bargen das Beinkleid aus grobem Stoff,



Löffel begraben.

Wandertasche und Knotenstock vervollständigten das äußere Bild eines echten Wanderburschen. Vom Gesichte ließ sich wenig erkennen, zumal der untere Teil desselben von einem dichtendunklen Bart bedeckt war, während ein breitkrämpiger Hut die Stirn beschattete.

„Kommt ins Zimmer," sagte der Hausherr kurz, die Thür wieder verschließend, „es weht eine scharfe Luft im Gang."

Er schritt voran und führte den Gast in das Familienzimmer, wo Frau und Kinder den späten Besuch neugierig betrachteten.

Der Fremdling hatte seinen Hut abgenommen, eine Fülle dunklen kurz gelockten Haars ward sichtbar, das gar seltsam zu dem blauen hellleuchtenden Augenpaar stimmte.

Meister Werner hatte den Spätling mit scharfem Blick gemustert, besonders streifte

er die Hände desselben, deren Form und Aussehen allerdings mit dem angeblichen Gewerbe ihres Besitzers stark im Widerspruch stand.

„Ein Gesell, der Quartier wünscht," wandte er sich kurz zu Frau Anna; vielleicht, ist sein Zeugnis gut, können wir ihn behalten; bring etwas zu Abend und rüste eine Kammer für ihn, die Kinder sollen zu Bette gehen. „Sprecht jetzt nicht viel," wies er den Gast, der mit den Kleinen tändelte, bestimmt an, „erst stärkt und ruht Euch aus, dann ist's Zeit zum Reden."

Der Fremde fügte sich; man sah ihm übrigens die Erschöpfung an, da er sich auf den ihm angebotenen Sitz niederließ, und daß er der Stärkung bedurfte, zeigte der gute Appetit, mit dem er der schlichten Hausmannskost der Frau Meisterin gebührende Ehre anthat.

Die Kinder waren zu Bett, auch Frau Anna sagte „Gute Nacht", die beiden Männer waren allein.

„Euer Wanderbuch, Euer Zeugnis!" nahm Werner kurz das Wort.

Der Bursche lachte. „Hab' weder eines noch das andre," antwortete er; brachte es, Gott sei's geklagt, bis jetzt überhaupt nicht weiter als bis zum Lehrling im ehrsamen Schlossergewerbe, obwohl ich den besten, biedersten Meister hatte, und der hieß Gerhard Werner."

Der Genannte schnellte empor. „Ich wußte, daß ein falscher Bruder vor mir steht," rief er — „aber der erste Ton der Stimme drang mir mächtig ins Herz; und doch — es ist nicht möglich — fünf Jahre können nicht so verändern — —"

„Um einen Blondkopf zum Schwarzhaarigen zu verwandeln," fiel der Fremde ein, „Ihr habt recht, und jetzt?"

Mit einer raschen Bewegung hatte der Gast seinen Bart und den Kopfschmuck entfernt; zu dem lichtblonden, kurz geschnittenen Haar, dem leichten Bärtchen der Oberlippe paßten jetzt die blauen Augen vortrefflich.

Mit Gewalt hielt der Meister an sich; „Junker Rudolf" — brachte er mit halb erstickter Stimme hervor — „gesegnet sei Euer Eintritt; aber Vorsicht," fügte er sofort bedächtig hinzu, „Weib bleibt Weib, und das meine, so brav es ist, hat Ohren und Zunge. Daß Ihr nicht ohne Grund in dieser Vermummung zu mir kommt, kann ich mir denken," fuhr Werner fort, „und welcher es auch sei, mein Haus sei Eure Zuflucht und mein Arm Eure Hilfe auf Leben und Tod!"

„Nun so großartig wollen wir die Sache nicht gleich nehmen," meinte der Junker lachend, „man sollte glauben, ich wolle dem Napoleon mit Gift und Dolch selber zu Leibe. Aber dennoch," fuhr er ernster fort, „ist der Zweck, der mich in meine liebe Heimatsgegend führt, ein sehr wichtiger, sogar kein ganz gefahrloser."

„Wenn Ihnen nicht selber Schweigen geboten, gnädiger Herr — es ist gewiß nicht müßige Neugier, sondern der sehnliche Wunsch, Ihnen zur Seite zu stehen, so viel ich vermag — —" deutete Werner sein Verlangen an, den Grund des geheimen Besuchs zu erfahren.

„Dazu habe ich Euch ja aufgesucht, lieber Meister," antwortete Rudolf, dem biederen Manne die Hand reichend. „Vorderhand will ich nichts als Unterstand, wie es sich für einen Handwerksburschen mit irgend einem Namen ziemt. — Mißlingt mein Plan, so seid Ihr selber getäuscht, höchstens kann man Euch den Vorwurf machen, daß Eure Gutmütigkeit allzu vertrauend handelte. Ich habe deshalb den Schlosser gewählt, weil ich ja etwas ins Handwerk pfusche, und darauf hin will ich unter irgend einem Vorwand offen oder heimlich aufs Schloß meines Oheims."

„Daß der französische Oberst de Navarre mit seinem Adjutanten dort sein Quartier aufgeschlagen, wissen die gnädigen Herren doch," fiel der Meister ein; „einen königlichen Forstbeamten auf Schleichwegen zu ertappen, wäre für den Franzmann ein fetter Bissen."

„Es muß sein, lieber Werner," entgegnete Rudolf. „Ihr wißt, mein lieber alter Oheim hängt mit jugendlichem Feuer an dem Gedanken der gewaltsamen Befreiung unsres Vaterlandes vom Joch des Fremden, und jedem vernünftigen Plan zu diesem Zweck bietet er gern seine Hand; natürlich ist er vorsichtig genug, sich in den Augen der Franzosen keine Blöße zu geben, die ihn ohne Nutzen für andre ins Unglück stürzen könnte. Nun aber — habt Ihr von einem gewissen Oberlieutenant Schill gehört, Meister?" unterbrach er seine Mitteilung in plötzlicher Wendung.

Des Meister Werners Auge leuchtete. „Schwatzen doch schon die Weiber von dem Helden," erwiderte er; „aber wenn's nur glückt, Junker; es ist noch nicht an der Zeit, meine ich, und wenn ich eine gehorsamste Bitte wagen darf — laßt Eure Hand jetzt davon!"

„Ich gehöre anderm Dienst des Königs an," antwortete Rudolf, „wenn aber die Stunde schlägt, hoffe ich, meine Pflicht im Felde zu thun wie jeder Ehrenmann meines Alters. Mit dem Schill aber, so groß und edel er denken mag, habt Ihr recht — er hat noch weitere Pläne — Pläne, die er meinem Oheim, einem alten Freunde seines Vaters unterbreitet hat, und die, fallen sie in Feindeshand, dem alten Herrn, Schill selber, ja vielleicht dem Schicksal des Königreichs verderblich werden könnten."

„Papiere?" fragte Werner mit besorgter Miene.

„Als mein Oheim vor ein paar Wochen von Schloß Gussow nach Berlin reiste," fuhr der Junker fort, „hatte er weder eine Ahnung, daß erst Dienstpflicht, dann Unwohlsein die beabsichtigten vier Tage in der Residenz auf längere Zeit ausdehnen würde, noch daß ganz unvorbereitet Gollnow in Franzosenhand und Schloß Gussow zum Hauptquartier eines ihrer Führer erlesen werden könne. — Nun war es ihm selber unmöglich zurückzukehren; so ließ er denn mich rufen und vertraute mir, daß in einer Schatulle des Geheimschranks in seinem Arbeitszimmer Briefe und Karten von Schills Handschrift geborgen liegen, denen er selber Erläuterungen und Randglossen beigefügt hat."

Werner sah betroffen drein. „Eine gefährliche Sache," meinte er, „wenn der Franzose überhaupt eine Ahnung von der Gesinnung des gnädigen Herrn hätte — und überdies — es liegt ja kein Grund vor, daß ein Oberst sich zum Einbrecher in andrer Leute Eigentum erniedrigt, wenn er schon auf die Spur des Schrankes und der Kassette gerät."

„Möglich ist alles," entgegnete der Junker, „und der Zufall hat einem oft schon absonderliche Streiche gespielt. — Auch scheint man französischerseits den alten Gussow doch nicht für so ganz harmlos anzusehen; wie der alte Albert, unser Verwalter, berichtet, hat der Herr Oberst bereits seine Spürnase in allerhand Fächer und Briefschaften gesteckt, die ihn gar nichts angehen, und außerdem sofort das Arbeitszimmer des Schloßherrn für sich in Beschlag genommen. — Es wäre sicher ohne Nutzen, unter diesen Umständen als Neffe des Besitzers dort aufzutreten — und doch muß ich die unglückseligen Blätter in meinen Besitz bringen,

die einzigen Beweise, die gegen meinen Oheim zu zeugen vermögen. Den passenden Schlüssel führe ich bei mir, und im Notfall entdecke ich mich dem treuen Albert und komme eben zu rechter Zeit nach Gussow, um ein schadhaftes Thürschloß auf dem Gang des Arbeitszimmers in Stand zu setzen, sobald der Herr Oberst sich außerhalb des Hauses befindet."

Der Meister nickte einverstanden. Ein guter Plan, und ich kann für den Fall eines Verdachts diese Angabe Eurer Persönlichkeit noch unterstützen. Ich besitze das Wanderbuch meines jung verstorbenen Vetters, des Schlossers Ernst Holz, dessen Signalement so ziemlich auf Euch paßt, bis auf den üppigen Bart und den Haarwuchs — der ja übrigens nachwachsen konnte. Morgen in der Frühe händige ich Ihnen das Büchlein ein — für alle, selbst für meine Alte sind Sie des Standes und auch zufällig des Namens unsres lieben Verwandten — das wird sie für Sie gewinnen. Und nun, gnädiger Herr," endete Werner das Gespräch, „nun ist's Zeit, die Ruhe zu suchen. Eure Kammer ist längst gerüstet."

Die beiden Männer erhoben sich vom Tisch; der Meister selber leuchtete seinem Gast vor bis zu der sauberen Gesellenkammer — und bald herrschte im kleinen Bürgerhause die Ruhe, der Friede der Nacht.

* * *

Ein herrlicher Tag war dem vorhergehenden, regnerischen gefolgt; schon früh hatte Meister Werner sich erhoben, er hantierte nun in seiner Werkstatt, und früher als er erwartet, fand sich auch Ernst Holz, der neue Geselle, ein, über dessen Person der Hausherr Frau Anna die nötigen Erklärungen bereits gegeben. Die Meisterin hatte für einen guten Morgenimbiß gesorgt, und nach Beendigung desselben überwies Werner dem Gesellen eine leichte Arbeit, deren Vollzug natürlich dem Können des einstigen Lehrlings auf Schloß Gussow entsprach.

Etwa eine halbe Stunde später schritt ein mittelgroßer Herr, in einen Militärmantel gehüllt, auf das abseits liegende Häuschen der stillen Vorstadt zu — unverkennbar ein höherer französischer Offizier. Die Männer, die ihn kommen sahen, wechselten einen fragenden Blick, als er vor dem Hause stehen blieb, die Thür öffnete und in gut verständlichem Deutsch nach dem Meister begehrte.

Klopfenden Herzens hatte Frau Anna den Herrn in das Wohnzimmer geleitet, wohin sie ihren Mann beschied; mit größter Ruhe leistete Werner sofort dem Rufe Folge.

Bald genug bemerkte der Meister zu seiner Freude, daß der Besuch des Fremden keineswegs einem Verdachte galt, sondern im Gegenteil eine Aufforderung des Meisters selber bezweckte, zu einem geheimen Unternehmen, das reichlich belohnt, aber streng verschwiegen gehalten werden sollte. Der Offizier stellte sich als persönlichen Adjutanten des Obersten de Navarre vor und richtete an den ihm als zuverlässig empfohlenen Meister die Frage, ob es möglich sei, den geheimen Verschluß einer Kassette unbemerkt zu öffnen und nach Durchsicht der darin enthaltenen Papiere wieder in den vorigen Stand zu setzen?

Meister Werner machte eine bedenkliche Miene. „Das hängt von der Güte des Schlosses und der Geschicklichkeit des Handwerkers ab," erwiderte er nach einem kurzen Ueberlegen.

„Ich will Euch etwas sagen, lieber Herr, offen und ehrlich," fuhr er treuherzig fort, „möglich ist's wohl, aber ich möchte es lieber nicht — denn ich kann mir denken, um was es sich handelt. Der Herr von Gussow aber ist mir ein lieber Kunde — ich möchte mein Gewissen nicht beschweren, und käme es heraus, wäre ich in der kleinen Stadt für immer verpönt. Aber ich will dem Herrn einen Vorschlag machen," fuhr er rascher fort, da er des Adjutanten Stirn sich verdüstern sah, — „seit vorgestern habe ich einen geschickten Gesellen, der in großen Städten geschafft und sich auf solche Finessen besonders versteht. Der braucht nichts weiteres zu wissen, hat kein Bedenken, kein Interesse, von der Sache zu reden, zumal wenn keiner ihm auf die Finger sieht. Ist's Euch also recht, so schicke ich den Ernst Holz aufs Schloß, wenn's beliebt."

Die Stirn des Franzosen glättete sich. „Ihr seid ein vernünftiger Mann," sagte er freundlich „ich willige in Euren Vorschlag; dies vorläufig."

Der Meister wies die Börse, die der Adjutant in seine Hand drücken wollte, zurück.

„Verzeiht, Herr," bemerkte er, „ich möchte die Sache als reines Geschäft meines Gewerbes betrachten; mit fünf Frank ist Zeit und Mühe meines Gesellen wohl bezahlt; ein kleines Trinkgeld mögt Ihr ihm selber zustecken."

„Man merkt, Ihr seid ein Deutscher," sagte der Offizier, das Beutelchen sofort wieder einsteckend. „So schickt denn in einer Stunde etwa den Gesellen aufs Schloß; er soll nach dem Adjutanten Monsieur de Chaillac fragen; für seine Verschwiegenheit müßt Ihr Bürge sein, Herr," bemerkte er noch ernst, da er sich zum Gehen wandte, „mich der Euren zu versichern habe ich nicht nötig. Adieu!"

Mit verbindlichem Gruß verließ der Franzose Zimmer und Haus. „Eine kleine Reparatur, die der Holz leicht besorgen kann," erklärte er Frau Anna, die sich sofort einstellte — langsam und gleichgültig ging er dann zur Werkstatt hinüber, um mit dem neuen Gesellen den Auftrag zu bereden, der seinen Gast ohne Mühe zu dem ersehnten Ziel seines Unternehmens bringen sollte.

Warm drückte er Rudolf Werners Hand. „Tausend Dank!" sagte er; „weiter mag Gott und mein gutes Glück helfen; bin ich doch mit Weg und Steg der Gegend vertraut. Habe ich nur erst durch den Wald Dorf Barkow erreicht, bin ich bei unsrem alten Freunde, dem Amtmann, schon geborgen. — Haben muß ich die Papiere, die der Herr Oberst selber mir gütigst anzubieten scheint; kann ich sie nicht heimlich nehmen, muß es offen geschehen. Nur eine Sorge, Werner, drückt mich," fügte der junge Mann hinzu, „sollte man Euch das als Mitwisser des Spiels entgelten lassen, wenn der Franzmann mir zu früh in die Karten sieht?"

„Denkt nur an Eure Sicherheit, gnädiger Herr," schnitt der Meister jedes weitere Bedenken Rudolfs ab; „ich will schon mit den Messieurs fertig werden, haben sie mich doch zu einer Art von Diebesstreich verleiten wollen. Und nun gut Glück und kein Wort mehr — die Anna kommt!"

* * *

Der Oberst Edmond de Navarre weilte in dem im Erdgeschoß des Schlosses Gussow belegenen Arbeitszimmer des Besitzers, das der ungebetene Gast in Abwesenheit des Besitzers für seine eigenen Zwecke in Anspruch genommen hatte. Der französische Offizier war ein Vierziger von schmaler, fast schmächtiger Gestalt und einem mattgelben, von schmalem dunklen Bart umrahmten Gesicht, dessen Züge auf Bildung und Würde schließen ließen. Im Lehnsessel des alten Herrn, vor dem Schreibtisch sitzend, hörte er seinem

Adjutanten zu, der ihm Bericht von seinem frühen Ausflug erstattete und seinem Chef das Kommen eines zuverlässigen Gesellen statt des Meisters mitteilte; zugleich vergaß Herr von Chaillac nicht, den wohlgemeinten Rat Werners zu wiederholen, dem nichtsahnenden Burschen die Sache so harmlos als möglich erscheinen zu lassen. (Schluß folgt.)

Kleine Obstfresser.

Unser Garten lag im stillen Sonnenschein eines schönen Herbsttages. Die Kartoffeln waren schon ausgemacht, aber noch hingen die goldgelben Birnen, die purpurroten Aepfel an den Bäumen, noch funkelten von den Blumenbeeten bunte Georginen und Malven freudig herüber.

Ich saß auf der grauen Steinbank im Hintergrunde des Gartens und las. Vom alten Birnbaum, welcher die Steinbank beschattete, löste sich plötzlich eine überreife Frucht und plumpste in das Gras. Dies lenkte meine Blicke auf den Rasenplatz, welcher sich wie ein grüner Teppich vor der Steinbank dahinbreitete. Im hohen grünen Grase lagen schon mehrere überreife Birnen, teilweise geplatzt und angefault. Letzterer Umstand machte die Früchte für mich nicht begehrenswert; aber da eilten andre Gäste herbei, welche mit Freuden sich zum Obstschmaus setzten. Meist waren es Gäste aus dem Insektenreiche, die hier Herbstfeier hielten: lustige Obstlese mit süßem Most, mit Klingen und Singen, mit Gesumm und Gebrumm. Wespen, Fliegen, Ameisen, Schmetterlinge, sie alle hatten sich hier ein Stelldichein gegeben. Endlich kroch auch noch eine Schnecke herbei:

So faul, so faul, so langsam faul,
Wie ein erschöpfter Karrengaul.

Das Leben und Weben dieser Tierchen fesselte mich allmählich mehr als die Zeilen meines Buches; indem ich das Buch geschlossen zwischen den Fingern hielt, richtete ich die Augen offen auf das muntere Treiben der kleinen Lebewesen, denen der gute reiche Wirt des Himmels und der Erde hier ein Herbstmahl bereitet:

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft was lebet und webet
Zum großen frohen Mahl.

Der nobelste unter den Gästen führte den Titel Admiral. Aber seltsamerweise war es ein Admiral nicht zur See, sondern zu Lande. Es war der prächtige Tagschmetterling, dessen samtschwarze Schwingen mit einer breiten ziegelroten Binde durchsetzt und in den Spitzen mit weißen Flecken betupft sind. Dieser lebhafte Schmuck befindet sich auf den eckig ausgeschnittenen Vorderflügeln, während die mehr gerundeten Hinterflügel einen breiten ziegelroten Saum mit wenigen schwarzen Punkten und blauem Fleck am Afterwinkel zeigen. Die Unterseite der Vorderflügel ist ähnlich wie oben, die der Hinterflügel schwärzlich schattiert, in der Mitte mit einem schwarzen Zeichen, aus dem man die Zahl 18 oder 98 lesen kann. Der Admiral ist ein großer Liebhaber von gefallenem reifem Obst, dessen süße Säfte er mit seiner Rollzunge auffsaugt. Auf zertretenen dicken Katharinenpflaumen, die unter einem Baume lagen, gewahrte ich einmal nicht weniger als acht dieser prächtigen Tiere, die so versunken in die süßen Genüsse waren, daß sie sich eins nach dem andern leicht mit dem Schmetterlingsnetze umgarnen ließen. Wohl schwirrten die übrigen Falter davon, wenn einer ihrer Kameraden gefangen war und der Gazebeutel des Schmetterlingsnetzes die Luft bewegte; aber immer wieder kehrten sie zu dem köstlichen Mahle zurück, bis auch der letzte Falter den süßen Genuß mit Freiheit und Leben bezahlt hatte. Die Raupe des Admirals genießt nicht so süße Kost, wie der entwickelte Schmetterling; sie lebt an Brennesseln, deren Blätter sie verzehrt: also alle Tage gibt's grünen Spinat! Da auf der Brennessel noch andere Tagfalterraupen leben, so sei bemerkt, daß die Raupe des Admirals braungelb mit hellen Dornen ist; sie steckt im Frühjahr einzeln in zusammengezogenen Brennesselblättern. Die Puppe ist fleischfarbig, eckig und mit Goldpünktchen besetzt. Bisweilen verbreitet sich dieser Goldschmuck über einen großen Teil der Puppe. Doch ist dies kein gutes Zeichen. Es ist ganz eigentümlich, daß in der Mehrzahl der Fälle, wo die am Schwanzende hängenden Tagfalterpuppen, welche man bald an Pflanzen, bald an Bäumen, an Mauern oder Fensterbänken findet, starke Uebergoldung zeigen, die Tiere von Schlupfwespen bewohnt sind, wodurch sie dem Untergange verfallen. Besonders schönen Metallglanz zeigt, wiewohl selten, die Puppe des weißen C. Vanessa C. album, welche alsdann mit Gold und Silber völlig überzogen ist. Häufiger ist der Goldglanz bei der Puppe des kleinen Fuchses, Vanessa urticae. Auch bei der Puppe des Admirals, Vanessa Atalanta, findet man, wie oben bereits angedeutet, mehr oder weniger metallisch schimmernde Verzierung, und zwar häufig; ferner ab und zu bei der Puppe des bekannten Tagpfauenauges, Vanessa Jo. Niemals aber entdeckten wir metallisch schillernde Puppen des Trauermantels, Vanessa Antiopa. Der Name „Chrysaliden", dessen sich die Alten für Schmetterlingspuppen bedienten, rührt wohl nur von dem Goldglanze (chrysos) einiger Puppen her.

Der Admiral fliegt im Sommer und Herbst; namentlich häufig findet man diesen ansehnlichen Falter im Herbst, wo er nicht nur das reife Fallobst, sondern auch die blühenden Asternbeete der Gärten mit Vorliebe besucht und sich mit seinen prächtigen Schwingen auf dem Sitze der Blumen zierlich im Kreise dreht. Auch flattert er gern um Weidenbäume und Espen, an deren Stämmen er rastet, wobei er bald die Flügel zusammenklappt, bald wie prahlend auseinander breitet.

Der samtschwarze buntgebänderte Admiral vermag uns eine Vorstellung von der hervorstechendsten Schmetterlingsart des tropischen Amerika zu geben, nämlich von den Helikoniern. In den Wäldern am Amazonenstrom umflattern diese Helikonier alle Baumwipfel und Blumen; sie haben dunkle, meist schwarze Fittiche, wie unser Admiral, und sind wie dieser mit grellen Kontrastfarben, etwa feuergelben, himmelblauen und scharlachroten Flecken, gezeichnet.

Während unser Admiral auf der gefallenen Birne sich mit dem aus einem Spalte hervorsickernden Zuckersafte begnügt, durchschneiden schwarz und gelb geringelte Wespen mit ihrer in Zipfel gespaltenen Zunge die gelbe Oberhaut der Frucht und höhlen Löcher in das weiche Fleisch. Es sind Angehörige der Wespenart, welche in der Naturgeschichte den Namen Gemeine Wespe, Vespa vulgaris, führt und die, ebenso wie die Deutsche Wespe, Vespa germanica, in der Erde nistet, wohingegen die Mittlere Wespe, Vespa media — gesellig lebend wie die zwei vorbenannten — sich an den Zweigen der Gesträuche oder Bäume ein kugeliges oder kreiselförmiges Nest aus einer papierähnlichen, grauen Masse baut. Die Wespe geht ohne Wahl auf hängendes und gefallenes Obst, während ihre größere Gattungsgenossin, die Hornisse, Vespa cra-

bro, mehr die noch auf dem Baum befindlichen Früchte angreift. Außer am Obst machen sich — welch ein Gegensatz! — Wespe und Hornisse gern an Aesern zu schaffen, doch mehr des dort sehr ergiebigen Insektenfanges als des Aases selbst wegen, obwohl sie frisches Fleisch sehr gerne nehmen. Die Gemeine Wespe siedelt sich mit Vorliebe in den verlassenen Maulwurfshügeln an den begrasten Wegrändern an; ihr ebenfalls aus einer papierähnlichen Masse bereitetes Nest ist das größte der unterirdischen Wespennester, bis 60 cm im Durchmesser haltend; die kleinsten Nester macht Vespa rufa; jene von Vespa germanica halten die Mitte. Die graue papierähnliche Masse ihrer Nester bereiten die Wespen dadurch, daß sie verwittertes Holz an Bretterplanken, Häusern, Baumstützen u. s. w. oberflächlich abschaben und mit Speichel kneten. Der Bau besteht aus mehreren, durch Säulen verbundenen Waben, die von einer gemeinschaftlichen Hülle aus Papier umgeben sind. Die junge Brut der Wespen wird hauptsächlich mit zerkauten Insekten und süßen Säften gefüttert, auch holen die Alten gerne Fleisch aus den Fleischerläden herbei. Die Wespenweibchen haben einen Giftstachel; gegen den Stich desselben hilft Auflegen von nasser oder mit Speichel befeuchteter Erde sehr rasch. Die Stiche der Hornissen sind schmerzhafter als die der Wespen.

Ist eine abgefallene reife Frucht einmal von den Wespen angeschnitten, so wird sie bald die Beute mehrerer Feinde, die ihr sonst nichts anhaben könnten. So ist es auch bei der Birne zu meinen Füßen der Fall. Zunächst fällt mir ins Auge ein krauses Gewimmel von allerlei Ameisen. Sie haben denselben Geschmack wie Wespe und Hornisse und erweitern die von diesen gemachten Löcher gar rasch. Mit den Ameisen wetteifert in Begierde nach dem leckern Schmause ein Heer von größeren Fliegen, welche das bloßgelegte Fleisch der Birne mit ihrem polsterähnlichen Rüssel aussaugen. Besonders häufig vertreten ist eine schöne staubgraue, samtfleckige Fliege, welche den Namen Cyrtoneura maculata führt. Ihr gesellt sich die dunkelerzschimmernde Pollenia rudis, dann eine goldgrüne Lucilia, ferner eine borstige, auf dem Hinterleibe mit würfeligen Seidenfleckchen besetzte Sarcophaga, endlich unsre gewöhnliche Stubenfliege. Daß es an zahlreichen Kleinfliegen nicht fehlt, versteht sich eigentlich von selbst, denn diese Lecker und Schlecker

Kleine Obstfresser.
1. Wespe (Vespa vulgaris). 2. Fliege (Cyrtoneura maculata, Männchen). 3. Cyrt. maculata, Weibchen. 4. Fliege (Pollenia rudis). 5. Wegschnecke (Arion empiricorum). 6. Admiral (Papilio atalanta). 7. Ameisen.

sind überall dabei, wo es etwas Süßes zu naschen gibt; ich erwähne nur die Gattung Drosophila, die in Gestalt von braunroten Mückchen auftritt.

Ich weiß, würde ich die Birne in die Hand nehmen, so würde ich in einem Loche des Fruchtfleisches auch einen Ohrwurm entdecken, Forficula auricularia, nicht minder etliche Tausendfüße, Julus. Aber ich lasse die Birne, wo sie liegt, denn ich sehe eine große rote Nackt- oder Wegschnecke, Arion empiricorum, langsam faul sich durch das Gras winden und einen Angriff auf die Birne machen. Von einer andern Seite naht sich zu gleichem Zwecke die graulich fleischfarbige Ackerschnecke, Limax agrestis. Sie hat einen nackten, bis 26 cm langen Körper; der Kopf hat vier Fühler, von denen die zwei größeren an ihrem Ende die Augen tragen; auf dem Rücken befindet sich ein häutiger Schild, der Mantel. Die Schnecke wird durch ihre Menge den Feld- und Gartenfrüchten schädlich. Acker- und Wegschnecke gehen mit großer Begierde dem Obste nach, besonders des Nachts und an regnerischen Tagen; im Sonnenschein verraten sie ihre Thätigkeit nur durch die am Obst zurückgebliebene schillernde Schleimspur.

Welche Fülle von Leben an der einen goldgelben Birne, die zu meinen Füßen im Grase liegt! Und in jeder Minute wechselt das Bild: neue Gäste kommen, alte gehen. Welchen unendlichen Reichtum von Lebewesen würde ich erst entdecken, wenn ich nur einige Stunden hindurch auf meinem Ruhesitze bei der abgefallenen Birne verweilte! Wie mag die Birne wohl den Insekten erscheinen? Im Verhältnis zu der Kleinheit des eigenen Körpers muß den Tierchen die Frucht wie ein großer goldgelber Berg erscheinen, aus welchem Honigquellen fließen . . .

„Plumps! Da fällt schon wieder eine überreife Birne vom Baume und streift meine vorgestreckte lange Nase. Ich springe auf, um den gefährlichen Wurfgeschossen zu entgehen — und damit ist es auch mit meiner „Insektenbelustigung" (wie's in alten Büchern heißt) zu Ende.

Die Zauberfontäne.

Die Einrichtung dieser Fontäne, welche durch ihr abwechselndes Laufen eine interessante Erscheinung gewährt, ist folgende. Ein luftdicht kugelförmiges Gefäß ist von einer an beiden Seiten offenen Röhre getragen, welche bis fast oben an das Gefäß reicht, also diesem zugleich als Stütze dient. Die innere Weite der Röhre darf 5 mm nicht übersteigen; sie steht unten in einer Dille, welche mitten auf dem Boden einer größeren Schale aus Zink oder Weißblech befestigt ist. Sowohl die Dille als auch die Röhre sind mit einem Ausschnitt versehen, durch welchen, solange er offen bleibt, die äußere Luft eintreten und durch die Röhre in das obere Gefäß gelangen kann. An diesem oberen Ge-

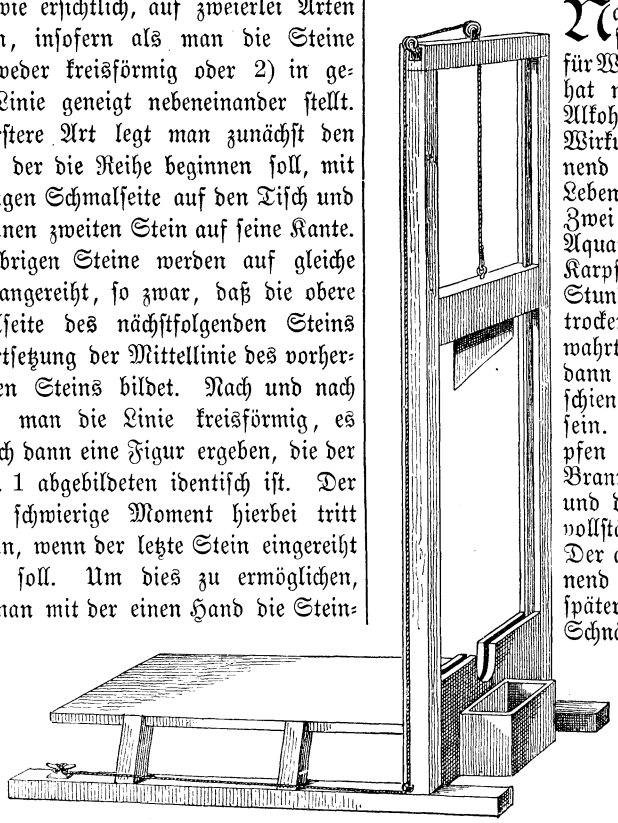
fäße sind einige Ausflußröhrchen mit enger Oeffnung angebracht; mitten im Boden des unteren Gefäßes und ebenfalls mitten in der Dille befindet sich eine kleine Oeffnung von etwa 3 mm Durchmesser zum Auslaufen des auf dem Boden sich sammelnden Wassers. Unter diesem Gefäße oder dem Bassin, unmittelbar an ihm, befindet sich noch ein weiteres Gefäß, welches ebenfalls am oberen Teile mit einer kleinen Oeffnung zum erforderlichen Ausgange der Luft versehen ist.

Will man nun die Fontäne in Betrieb setzen, so nimmt man die Röhre aus der Dille heraus und füllt, indem man dieselbe umkehrt, das Gefäß, an welchem sie befestigt ist, mit Wasser. Hierauf steckt man die Röhre wieder in die Dille, und in diesem Augenblick übt die äußere Luft, welche durch den gemeinschaftlichen Ausschnitt der Röhre und Dille frei eintreten kann, ihren Druck auf das Wasser im oberen Gefäße aus. Das Wasser ergießt sich durch die Röhrchen in das untere Gefäß oder die Schale, wo sich soviel ansammelt, als hier die kleine Oeffnung in der Mitte gestattet. Aus diesem Grunde darf auch diese Oeffnung nicht zu groß sein. Hat sich aber das Wasser, nachdem es einige Zeit aus dem Röhrchen geflossen ist, in der Schale gesammelt, und verschließt somit den gemeinschaftlichen Ausschnitt, und hierdurch der äußeren Luft den Zugang zum oberen Gefäße, so fließt nun auch kein Wasser mehr aus den Röhrchen — zwar etwas noch, während die innere Luft sich ausdehnt und verdünnt, bis ihre Ausdehnbarkeit so geschwächt worden ist, daß das, was davon noch übrig bleibt, mit dem Drucke des Wassers im Gefäße und mit dem Drucke der Luft an der Mündung des Röhrchens im Gleichgewichte ist; alsdann aber hört das Fließen plötzlich auf. Da aber die Schale fortfährt, sich auszuleeren, so wird auch der gemeinschaftliche Ausschnitt bald wieder frei werden und die äußere Luft von neuem in das obere Gefäß hineindringen, so daß nun auch die Röhrchen wieder Wasser fließen lassen. Die Fontäne läuft und steht also wechselweise, bis das Gefäß, aus welchem sie ihr Wasser erhält, erschöpft ist.

Da man leicht bemerken kann, wenn das Wasser zu fließen aufhört und dann wieder anfängt, so hat es der Experimentator in seiner Gewalt, zu befehlen, wenn das Wasser laufen und zu laufen aufhören soll, dieses hydraulische Kunstwerk hat daher den Namen Zauberfontäne erhalten.

Experimente mit Dominosteinen.

Wer kann die 28 Steine eines Dominospiels so aufstellen, wie in unsrem Bilde Seite 816 dargestellt? — Heiterkeit auf allen Bänken!! — J nun, versucht' es, liebe Kameraden, das Experiment ist schwieriger als es den Anschein hat. Es wiederholt sich hier die alte Geschichte vom Ei des Kolumbus: wer den Kniff los hat, dem ist es ein Leichtes, dem andern aber werden sich die Steine recht widerspenstig erweisen, sie werden sich, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, alsbald wieder platt auf den Tisch legen. Uebrigens ist die Lösung der Aufgabe höchst einfach. Sie kann, wie ersichtlich, auf zweierlei Arten erfolgen, insofern als man die Steine 1) entweder kreisförmig oder 2) in gerader Linie geneigt nebeneinander stellt. Auf erstere Art legt man zunächst den Stein, der die Reihe beginnen soll, mit der langen Schmalseite auf den Tisch und lehnt einen zweiten Stein auf seine Kante. Alle übrigen Steine werden auf gleiche Weise angereiht, so zwar, daß die obere Schmalseite des nächstfolgenden Steins die Fortsetzung der Mittellinie des vorhergehenden Steins bildet. Nach und nach gestalte man die Linie kreisförmig, es wird sich dann eine Figur ergeben, die der in Fig. 1 abgebildeten identisch ist. Der einzige schwierige Moment hierbei tritt dann ein, wenn der letzte Stein eingereiht werden soll. Um dies zu ermöglichen, halte man mit der einen Hand die Steinreihe an der Seite, bei der man angefangen hat, und setze den Stein ein, wobei vorausgesetzt werden muß, daß von vornherein genügender Raum dafür vorgesehen ist. — Die Aufstellung der Steine in nicht geschlossener Reihe ist auch nicht schwieriger als die kreisförmige. Nachdem man den *ersten* Stein in sehr steiler Richtung an das Spielkästchen gelehnt hat, bemühe man sich, alle übrigen Steine mit derselben Neigung an den unmittelbar vorhergehenden anzusetzen. Eine Schwierigkeit tritt hier erst auf, wenn es sich darum handelt, das Spielkästchen zu entfernen. Hierzu bedarf es beider Hände: die eine, linke Hand drängt die Steinreihe sanft nach der Mitte hin zurück, gerade so, als ob sie die Steine aufrichten wollte; die andre, rechte Hand leistet diesem Druck schwachen Widerstand, um diesem Aufrichten vorzubeugen. Nach einigen Versuchen wird das Gleichgewicht hergestellt sein: entfernt man die Hände, so werden die Steine in ihrer Stellung verharren. Auf welchem physikalischen Gesetz beruhen diese Versuche?



Nachbildung einer Guillotine. Beschreibung unter Fragen und Antworten.

Anscheinend tote Fische ins Leben zurückzurufen.

Nach der „Landwirtschaftlichen Zeitung für Westfalen und Lippe" hat man entdeckt, daß Alkohol die wunderbare Wirkung besitzt, anscheinend tote Fische ins Leben zurückzurufen. Zwei dem Londoner Aquarium entnommene Karpfen wurden vier Stunden hindurch in trockenen Büchsen verwahrt, und als man sie dann ins Wasser setzte, schienen beide tot zu sein. Dem einen Karpfen wurde nun etwas Branntwein eingeflößt, und derselbe stellte ihn vollständig wieder her. Der andre starb anscheinend eine halbe Stunde später; er hatte kein Schnäpschen bekommen. Man nahm ihn aus dem Wasser und warf ihn auf den Boden. Nach vier Stunden machte man aber nachträglich noch den Versuch, diesen toten Karpfen wieder ins Leben zurückzurufen, und es gelang. Eine Mischung Branntwein und Wasser machte ihn nach kurzer Zeit lebendig. Heute schwimmen beide Schnapsbrüder fröhlich unter den Karpfen in den Bassins des South Kensington-Aquariums umher. Versuche an andern Fischarten haben verschiedene Ergebnisse gehabt. Die Forellen erweckt der Branntwein wieder zu neuem Leben, der Lachs hingegen ist ein entschiedener Spiritusfeind. Wird ein in Branntwein getauchter Schwamm oder Brot Fischen in den Mund gesteckt, so bleiben dieselben längere Zeit lebend.

Wer gehört zu den bessern Ständen?

In einer Gesellschaft zu Liegnitz wurde die Frage aufgeworfen, wer zu den „bessern Ständen" zu zählen sei. Da auch nicht zwei der Anwesenden die Frage gleichartig beantworteten, so wurde beschlossen, die Aufgabe schriftlich zu lösen und die Lösungen binnen zwei Tagen an das älteste Mitglied einzusenden. Als die beste Lösung wurde die eines jungen Herrn anerkannt, welche folgendermaßen lautet:

Wer selbstbewußt in eigner Achtung steht,
Wer mild und warm durchs kalte Leben geht,
Wer mehr zu thun hat und zu schaffen,
Als auf des Nächsten Schritt zu gaffen,
Wer edel denkt, nur der allein
Wird einer aus den „bessern Ständen" sein.

Einen Niggerkönig

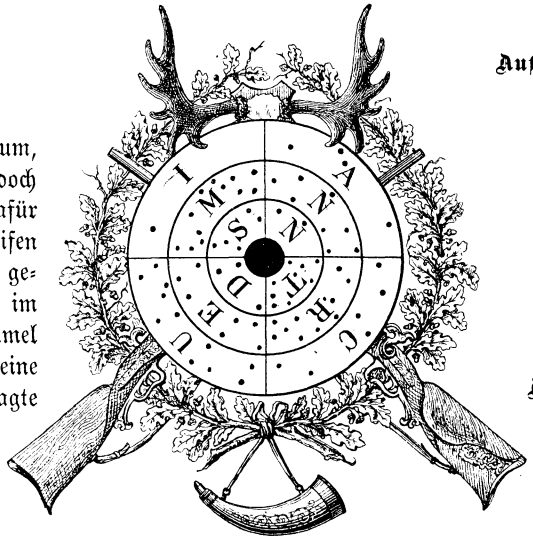
gelüstete sehr nach einigen Fäßchen Rum, welche ein englischer Faktor feilbot; doch wünschte er sie zu erhalten, ohne dafür zu bezahlen. Nach einigen Umschweifen verlangte er dieselben vom Kaufmann geradezu unter der Drohung, er werde im Falle der Weigerung Feuer vom Himmel fallen lassen, das den Verkäufer und seine Ware verzehren würde. „König!" sagte darauf der Engländer, „ich und meine Ware sind dein Eigentum, wenn du mir im Augenblick nur ein Fünkchen himmlischen Feuers schaffst, um meine Pfeife damit anzuzünden."

Als der König zögerte, zog der Kaufmann lächelnd ein starkes Brennglas hervor und ließ sich durch dasselbe und die Sonnenstrahlen zum Erstaunen des Königs vor dessen Augen den Tabak in seiner Pfeife anzünden. Der König hatte alsdann nicht mehr den Mut, seine Drohungen zu erneuern.

Ein Beispiel akustischer Telegraphie.

Als Kaiser Karl V. aus Spanien über Frankreich nach Belgien reisen wollte, ließ König Franz I. von Frankreich, um sobald als möglich Kunde vom Eintritt des Kaisers in sein Gebiet zu erhalten, größere Feldgeschütze von der südlichen Grenze Frankreichs bis nach Paris in zweckmäßigen Zwischenräumen so aufstellen, daß bei dem Donner des ersten sogleich das in der Entfernung von einigen tausend Schritten aufgestellte zweite Geschütz abgeschossen werden konnte und so nach und nach alle ziemlich schnell abgebrannt wurden. Auf diese Weise geschah es, daß, als der Kaiser kaum Frankreich betreten hatte, die Nachricht davon schon zu dem Könige nach Paris gelangt war, und die Ankunft des Kaisers durch die Ankündigung der Geschütze mit einer vorher unerhörten, die Leistungen der promptesten Boten weit übertreffenden Schnelligkeit im ganzen Königreich bekannt wurde.

Scheibenrätsel.



Wo hat der letzte Schuß getroffen?

Füllrätsel.

	M			I	
	L			I	
	A			I	
	P			U	
	E			N	
	A			A	
	I			E	
	T			R	
	A			A	

Die leeren Felder der obigen Figur sind mit je einem Buchstaben auszufüllen, so daß in den wagerechten Reihen richtige Wörter entstehen. Diese nennen:

1. einen ägyptischen König;
2. einen gelehrten Freund Karls des Großen;
3. eine Gartenblume;
4. einen Philosophen des griechischen Altertums;
5. eine Frucht;
6. ein tierisches Fett;
7. einen General Friedrichs des Großen;
8. ein englisches Königshaus;
9. einen Knabennamen.

Sind die Wörter gefunden, so erscheint in den beiden Mittelreihen, von oben nach unten und dann von unten nach oben gelesen, ein berühmtes Freundespaar des Altertums.

Logogriph.

Wenn ich's vergessen hatte
Im Aufsatz wohl mit f,
Ich an des Heftes Rande
Des Lehrers Rüge sah.
Geht aber ſ statt f voran,
War's dermaleinst ein weiser Mann.

Auflösung des Homogramms in Nr. 50.

L L S
A A T
D N R
L A D O G A S E E
L A N G E L A N D
S T R A L S U N D
S A U
E N N
E D D

Auflösung des Rätsels in Nr. 50.

Warze, Würze.

Auflösung des Rebus in Nr. 50.

Hannibal ante portas.
(Han I Ball an T P' Ohr Tasse'.)

Fragen und Antworten.

Fritz L. in **Berlin** schreibt: „Ich habe in Paris das berühmte Mordinstrument, die Guillotine, gesehen und dieselbe nun en miniature nachgebildet. Bitte also, lieber Kamerad, drucke die Zeichnung, die ich Dir davon schicke. Sie ist, glaube ich, deutlich genug und bedarf keiner weitläufigen Erklärung. Das Gerüst meiner Nachbildung ist circa 50 cm hoch, der Block, an dem die dünne Klinge befestigt ist, fällt durch die in die beiden Pfosten eingekehlten Rinnen auf den halbkreisförmigen Einschnitt, in den das Haupt des Verbrechers zu liegen kommt. Das zum Aufziehen bezw. Ablassen bestimmte Seil läuft über Rollen und ist im nicht benützten Zustande um die Klampe gewunden." — Deine Einsendung hat uns zunächst einen gelinden Schreck eingejagt. Wie man sich aber an alles gewöhnt, so haben wir uns schließlich sogar noch entschlossen, Deinen Wunsch zu erfüllen, nicht zum wenigsten, weil Du gar so schön zu bitten wußtest. Wenn nun einer der Kameraden sich berufen fühlen sollte, dieses Nachbild wiederum nachzubilden, so habe er bei späteren Demonstrationen, so das Messer scharf ist, acht auf seine Finger. Besser noch, er lasse sie ganz davon, dediciere das Modell seiner Köchin, vielleicht kann sie's zum Nudel- oder Radieschenschneiden brauchen.

B. B. B. C. 2222 postlagernd Büsingen. Großherzogtum Baden, will seinen Kameraden vortreffliche Briefmarkenklebefalze empfehlen und liefern. Versendung nur alle vier Wochen an freien Nachmittagen. 100 Stück kosten 25 Pfg. ohne Porto und Verpackung.

H. G. in W. Wir sollen Dein Gedicht veröffentlichen. Hast Du noch nicht daran gedacht, daß Deine Herren Lehrer mit dem Inhalte desselben ganz und gar nicht einverstanden sein könnten?

R. W. in Kassel. Ja, unter dem Titel „Die Sklavenkarawane". Die Erzählung spielt auf afrikanischem Boden.

Josef H. in Wien. Deine Frage ist nicht mit zwei Worten beantwortet. Uebrigens gibt jedes physikalische Lehrbuch darüber genügenden Aufschluß und, warum fragst Du denn Deinen Herrn Lehrer nicht? Der würde sich jedenfalls gefreut haben, so Du ihn um Auskunft gebeten haben würdest. Da Du die Sache so dringend machst, nun sei's darum: Die zwischen festen und flüssigen Körpern wirkenden Adhäsionskräfte verursachen eine Störung der horizontalen Flüssigkeitsoberfläche überall da, wo letztere mit einem festen Körper in Berührung ist, also z. B. an den Wänden des Gefäßes, in dem sich die Flüssigkeit befindet. Je nachdem diese den festen Körper „netzt" oder nicht (d. h. je nachdem die Adhäsion zwischen Flüssigkeit und festem Körper größer oder kleiner ist als die Kohäsion zwischen den Flüssigkeitsmolekülen) steht die Flüssigkeit an der Wand höher oder tiefer als die allgemeine Oberfläche, die Gesamtoberfläche ist daher entweder konkav oder konvex; in Glasgefäßen zeigt z. B. erstere Erscheinung Wasser, letztere Quecksilber. Auf dieser aus der Lehre von der Kohäsion und Adhäsion bekannten und dort begründeten Thatsache beruhen die Erscheinungen der Kapillarität. Während ein im Innern der Flüssigkeit befindliches Molekül von allen Seiten gleich stark angezogen wird, daher keinen besonderen Druck nach irgend einer Richtung ausübt, ist ein an horizontaler Oberfläche liegendes nur seitlichen und abwärts gerichteten Druckkräften ausgesetzt, die sich nicht aufheben, sondern zu einer abwärts drückenden Resultante, dem sogenannten Normaldruck sich vereinigen. Der Normaldruck ist größer für Moleküle, die einer konvexen Oberfläche angehören, kleiner bei konkaver Oberfläche. Er ist z. B. bei einer auf der Thonpfeife sitzenden (konveren) Seifenblase so groß, daß er die Seifenblase in diese zurücktreibt, sobald man aufhört zu blasen. Je mehr die Krümmung der Oberfläche von der Ebene abweicht (im konkaven oder konvexen Sinne) desto mehr ist der Normaldruck von dem bei ebener Fläche verschieden (im abnehmenden oder zunehmenden Sinne). Wasser bildet in einem weiten Gefäße eine schwach, konkave Oberfläche, in einem engen Gefäße (einer Röhre) aber eine stärker konkave, weil die Wände hier nahe zusammenrücken und daher die von ihnen unbeeinflußte mittlere Partie kleiner ist. Deshalb ist der Normaldruck bei Wasser in einem weiten Gefäße größer als in einer in die Flüssigkeit eingetauchten (beiderseits offenen) Röhre, was besonders bemerkenswert, wenn die Röhre sehr eng (Haarröhre, Kapillarröhre) ist. Der äußere Normaldruck überwiegt daher den inneren, d. h. das Wasser steht in der Röhre höher als außerhalb in dem Gefäß — entgegen dem Gesetze der kommunizierenden Röhren. Bei Quecksilber ist es wegen der konveren Oberfläche umgekehrt. Die Höhen, um welche die Flüssigkeiten in den Röhren höher oder tiefer stehen als außen im Gefäße, sind den Durchmessern der Röhren proportional, übrigens von der Natur der Flüssigkeit abhängig. Anwendungen: Bewegung des Blutes in den Arterien, des Oeles im Docht, der Tinte im Federspalt des Wassers in den Pflanzenwurzeln, der Flüssigkeiten im Schwamm, Fließpapier, Zucker u. a.

E. H. in B. Deine „Hermannenschlacht" ist im ganzen nicht übel. Wir wünschten einen kühneren Zug in der Vorstellung. Namentlich die nachstehenden Reime sind noch etwas schwächlich.

O nein, das sind nicht Luftgestalten
Es sind Germaniens Söhne stark;
Sie brechen ein mit Urgewalten,
Genährt vom Auerochsenmark.
Aus allen Kehlen hört man schallen
Den deutschen Kriegesruf schrecklich wild.
Die erzbewehrten Römer fallen
Die Deutschen nur in Fell gehüllt.

Lieber Kamerad, bei der Lektüre der letzten zwei Zeilen haben wir unwillkürlich an Bleisoldaten denken müssen. Setze Dich mal hin, untersuche diese Reime strenge auf ihre Konstruktion, auf den Gehalt und Wohlklaut, kritisiere Dich selber, mache Dein Gedicht recht runter, als ob's ein andrer verbrochen hätte. Das ist eine gesunde, kräftigende Uebung. Gruß!

Alexander Carl in Berlin. Für diese liebenswürdige Aufmerksamkeit freundlichen Dank und ob der gelungenen photographischen Leistung unser Kompliment.

Oswald Ziemssen. Heinrich Rath in Berlin. Richtig! Bravo!

Hugo in Wien. Inzwischen wird Dein Zahnweh wohl vergangen sein. Wenn's wieder kommt, geh zum Zahnarzt, der „G. K." kann da wenig helfen.

Ein eifriger Rätsellöser. Nicht übel!

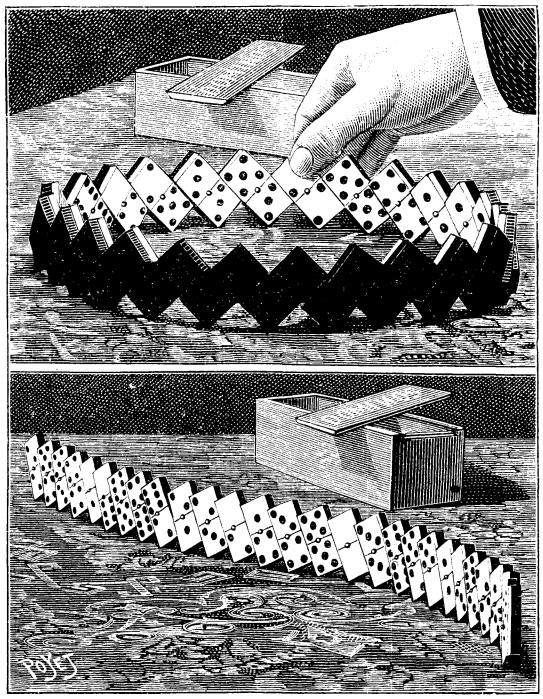
Paul Kleinsteuber in Eisenach bittet Paul Lohmann zu Hagen i. W. um die Beschreibung seines preisgekrönten Zündholzautomaten. — Willst Du Dir das Terrarium nicht selber bauen? Es hat das durchaus keine Schwierigkeiten; Seite 396 des III. Jahrganges hat der „G. K." eine leicht ausführbare Anleitung gegeben. — Terrarientiere liefert: G. Bode in Leipzig, Handelsmenagerie; H. Daimer in Berlin, Kochstraße 60; Carl Hagenbeck in Hamburg, Neuer Pferdemarkt 13; Gebrüder Sasse in Berlin, Aquarien- und Terrarienhandlung.

O. C. in K. Wer als Kadett in der deutschen Kriegsmarine eingestellt zu werden wünscht, darf nicht überschritten haben, wenn er die Abiturientenprüfung bestanden hat, ein Lebensalter von 19 Jahren und ist diese Prüfung nicht bestanden, ein Lebensalter von 18 Jahren. Der Chef der Admiralität kann einzelne Ausnahmefälle eintreten lassen. Näheres besagt die Allerhöchste Verordnung über die Ergänzung des Seeoffizierkorps, erschienen im Verlage von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstraße 68—70.

Fritz Cleff. Farbige Gelatine- oder Hausenblasentafeln liefert L. Schaller in Stuttgart, Marienstraße.

Entomologus. Etiketten für Deine Käfersammlung willst Du? Wende Dich an die Verlagshandlung von Oskar Leiner in Leipzig.

Ein Freund aus Annaberg. Deinen Hilferuf hat der „G. K." wohl gehört, wie aber soll er helfen und raten, da er doch ganz und gar nicht beurteilen kann, wie weit Deine zeichnerische Befähigung geht. Ihr habt doch gewiß in Annaberg eine Zeichenmaterialienhandlung, die Dir mit einer passenden Vorlage aus der Not helfen könnte? Kannst Du bereits Photographien wiedergeben (mit Kreide und Wischer), so suche das Jubelpaar selber zu zeichnen, umrahmt von einem Eichen- oder Lorbeerkranz.



Experimente mit Dominosteinen.

Tauschmarkt.

Wer will mit mir Briefmarken tauschen? Hermann Glashoff in Altona a. Elbe, kl. Gärtnerstraße 85 I.

Eine schöne Etikettensammlung abzugeben. Angebote aller Art erwünscht, außer Schmetterlingen und Mineralien. Franz v. Nebell in Frankfurt a. M., Unterlindau 8.

Fritz Wolff bei Herrn **H. Goldschmidt** in **Wien IX. Peregringasse 4**, tauscht Autogramme, Marken und Mineralien.

Lade die lieben Kameraden, besonders die ausländischen, zum Briefmarkentausch ein. 900 Dubletten. Julius Misch in Berlin, Königstraße 45.

Briefwechsel und Tauschverbindung mit einem Kameraden des Auslandes sucht v. Tauchnitz in Eisenach, Oberpredigergasse 1.

Axel Schweigmann in **Hamburg I, Durchschnitt 20,** gibt seine Briefmarken-, Siegel- und Etikettensammlung für einen photographischen Apparat.

Tausche 200 Marken und 100 verschiedene Ganzsachen gegen Münzen. H. Stolzmann in Spandau, Seegefelderstr. 54.

Bitte um Münzendubletten, gebe dafür seltene türkische Marken! Hugo Lachner in Wien, Währing, Marktgasse 39.

Aug. Barckhausen in Bremen, Martinistr. 24, sucht Ganzsachen. Gibt dafür ägyptische Marken oder ausgestopfte Vögel.

Ich möchte in den Besitz eines photographischen Apparates gelangen. Würde mich mit einem Laubsägeapparat und einem Mikroskop revanchieren. Arnold Hertz in Hamburg, Harvestehude, Mittelweg 90.

Die doppelte Anzahl deutscher Marken sende ich jedem Kameraden im Ausland, der mir solche seines Landes schickt. Richard Fritzweiler in Neustadt/Haardt, (Pfalz).

Tausche zwei ganz neue Braunsteinzylinderelemente gegen zwei Chromsäureelemente. G. E. R. D. 2001 postlagernd Schaffhausen (Schweiz).

Wer gibt mir für 125 seltene Münzen ein Dampfschiff oder eine Druckerpresse mit Buchstaben? Wilh. Pröpper, per Adr. Herrn F. H. Pröpper, Euskirchen (Rheinpreußen).

Gebe zwei kleine, gut fungierende Dampfmaschinen und zwei Bücher für eine große Dampfmaschine. R. Krüger, Gymnasiast in Sondershausen, Güntherstraße 23.

Wer mir die meisten außerdeutschen Marken schickt, erhält ein Taschenmikroskop. Franz Weidert in Hanau, Neue Anlage 15.

Karl Scherber in Würzburg, Veitshöchheimerstr. 2, hat 500—600 deutsche Marken zu vertauschen.

Ein Eldorado an seltenen Marken erschließt sich allen Kameraden, die sich an mich wenden. Dagegen möchte ich ebenso seltene haben. Eduard Lehmann in Bückeburg.

Eine Laterna magica mit je 12 doppelten und einfachen Bildern tauscht gegen einen photographischen Apparat E. Gründerich jun. in Lennep (Rheinpreußen).

Emil Wiering in **Remscheid, Freiheitsstraße 21,** beabsichtigt sein gut erhaltenes Harmonium gegen ein Velociped umzutauschen.

W. v. Jecklin in **Berlin W., Kurfürstenstraße 124,** tauscht Briefmarken und Schmetterlinge; sucht durch Tausch Schreibers Theaterkulissen.

Für meine vielen griechischen Dubletten möchte ich andre Marken und Ganzsachen. August v. Reuß in Wien I., Walfischgasse 4.

Reinhold Köstlin in **Heilbronn, Steinstr. 21.** gibt sein Terrarium (mit 4 Schildkröten) gegen ein Dampfschiff oder eine Dampflokomotive.

Gebe meine Siegelsammlung (über 200 Stück) gegen Marken oder Ganzsachen. Arnold Witt in Mitau (Kurland).

Alle Kameraden seien hiermit um Zusendung einer Postkarte mit Tipp-Topp-Stempel ersucht. Theodor Braun in Ansbach (Bayern), Endresstraße 45 D.

Um meine vielen russischen Dubletten auszutauschen, suche ich mit Kameraden in Württemberg, Italien, Luxemburg, Bulgarien und Serbien in Verbindung zu treten. Hans v. Tiesenhausen in Riga I., Rußland, Weidendamm 1.

Ringold Kalning in Riga, Große Jakobstraße 4, hat viele isländische Marken zu tauschen.

M. Born in **Berlin, Lüneburgerstraße 2 II.,** tauscht Briefmarken.

Paul Kleinsteuber in **Eisenach** möchte mit einem Kameraden in Konstantinopel oder China in Korrespondenz treten.

Gebe für Schreibersche Theaterdekorationen ein Lotto und Käfer. G. Groß in Landsberg a. Warthe, Wollstraße.

Ungeheure Mengen neurussischer Marken bringe diesmal auf unsern Tauschmarkt. Angebote erbitte sofort. W. Klug in Posen, Bismarckstraße 7 III.

Ein schönes Puppentheater gebe gegen eine Dampfmaschine. Erbitte gewöhnliche 10 Pfennigmarken. Hans Bachfeld in Berlin, N.W., Melanchthonstr. 28 III.

Richard Kurtz in **Stuttgart, Kirchstr. 2,** sehr markendürstig, bittet die Kameraden um Briefmarken und Postkarten. Weiteres brieflich.

Zwei Anfänger im Briefmarkensammeln bitten freigebige Kameraden um Unterstützung. Ludwig Grau in Offenbach a. M., Lie[illegible]str. 23 I.

Suche Briefmarken der Balkanstaaten einzutauschen. Otto Wehrhahn in Hamburg, Papenhuderstraße 13.

Hat einer der Kameraden vielleicht einen ganz jungen Hund zu vertauschen? Fritz Wolff in Berlin, Potsdamerstr. 26 a.

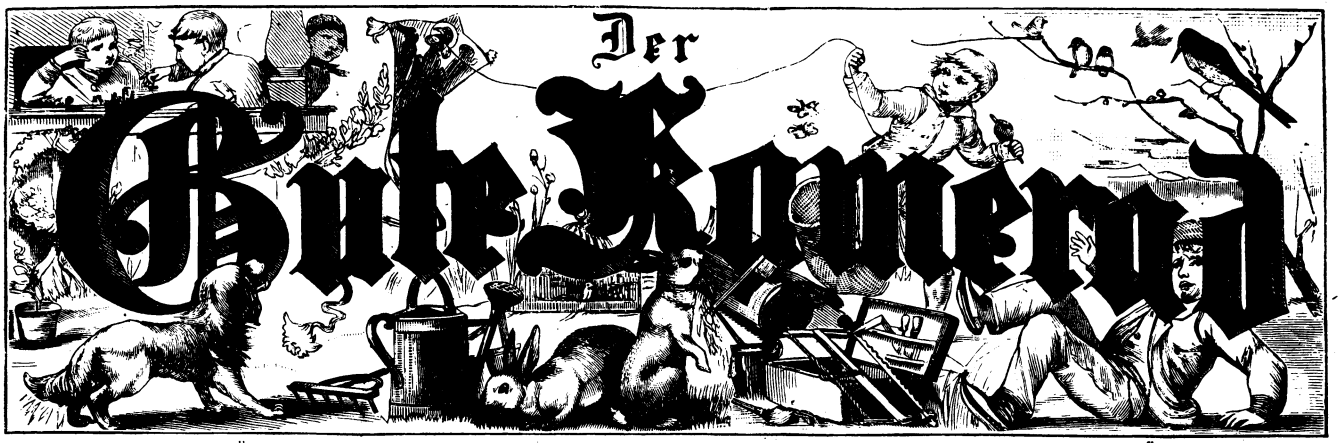
Eine Briefmarkensammlung von 700 St. erhält der, welcher mir ein größeres Bunsenelement verschafft. Fritz Carpentier in Zürich, Beatengasse 15.

Gebe meine Schmetterlings- und Käfersammlung gegen Silbermünzen; ferner tausche und vertausche: Raupeneier, eine Steinsammlung, ausgestopfte Tiere 2c. Max Gellert in Chemnitz, äußere Johannisstr. 12.

Wer gibt mir für eine neue Laterna magica einen Elektromotor? A. v. Berchem in Freising (Bay.), Hauptstr.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Reinsburgstraße 21. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen, druckfertig abgefaßt, einseitig niedergeschrieben werden. (Also Rückseite des Papiers frei lassen.)

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:



3. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 52.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

口廾

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort.

Von K. May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata".

(Schluß.)

Es war eines frühen Morgens, als man Kanton erreichte. Eigentlich durften sich die Fremden hier nicht sehen lassen. Ganz dasselbe war mit Jin-tsian der Fall, da er aus dem Amte entflohen war. Aber der letztere wünschte zu wissen, ob man irgend welche Maßregeln zu seiner Ergreifung angeordnet habe, und der Methusalem wollte den Tong-tschi und den Ho-po-so benachrichtigen lassen, daß er seine Reise dank ihrer Unterstützung glücklich beendet habe. Der T'eu übernahm es, die Wünsche beider zu erfüllen.

Bereits nach zwei Stunden kehrte er mit dem Ho-po-so zurück und meldete, daß von einer Verfolgung Jin-tsians nicht die Rede gewesen sei, und der Ho-po-so bat, Kanton schleunigst zu verlassen, wozu er eine besondere Dschunke zur Verfügung

Bescheidenheit und Mut
Ist ein Ehepaar,
Dessen Kinderschar
Stets edel war.
Feigheit und Frechheit
Ist ein Schwesternpaar
Mit gelber Wange
Und mit Schlangenhaar.
Wer ein frecher Range
Stets vor Schwachen war,
Ist des Mutes bar
In der Gefahr.

P. K. Rosegger.

– Degenfeld, Gottfried und Turnerstick öffneten die Wagenschläge, um die Damen beim Aussteigen zu unterstützen –

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:

stellen wolle. Er habe den betreffenden Befehl bereits erteilt.

Es dauerte auch gar nicht lange, so kam ein Schnellsegler herangerudert und legte sich Bord an Bord mit der Dschunke aus Schao-tscheu. Auf diese Weise konnte die Umquartierung vor sich gehen, ohne daß die Aufmerksamkeit der auf den nahe liegenden Schiffen befindlichen Chinesen mehr als gewöhnlich erregt wurde.

Nun galt es, Abschied von dem Bettlerkönig und dem Ho-po-so zu nehmen. Man hatte dem letzteren viel und dem ersteren noch weit mehr zu verdanken. Der Ho-po-so machte, nachdem er dem Führer der Dschunke seine Befehle erteilt hatte, die Sache mit einigen Verbeugungen ab. Er war, obgleich er diesen Fremden das Leben verdankte, doch herzlich froh, sie nun auf der Heimreise zu wissen. Degenfeld wollte dem Bettlerkönig den T'eu-kuan zurückgeben, doch bat derselbe, den Paß als ein Andenken an ihn zu behalten. Dann reichte er allen die Hände, versprach, seinen Schwiegersohn und den Tong-tschi zu grüßen und vor allen Dingen sich des Mijnheer anzunehmen, und verabschiedete sich dann mit einer Herzlichkeit, aus welcher zu ersehen war, daß er die Fremdlinge aufrichtig liebgewonnen hatte.

Kurze Zeit später zog die Mannschaft die beiden Segel auf, und die Dschunke setzte sich nach Whampoa zu in Bewegung, um durch die Bocca Tigris nach Hongkong zu gehen, dessen Hafen man beim Grauen des nächsten Morgens erreichte.

Dort wurde die Dschunke, nachdem das Gepäck aus derselben an Bord von Turnersticks Klipperschiff geschafft worden war, abgelohnt; die Reisenden selbst aber begaben sich nach dem Hotel, in welchem sie den braven Mijnheer kennen gelernt hatten. Der Wirt lächelte vergnügt, als er sie, den Neufundländer voran, sich durch das Menschengewühl Bahn brechen und auf sein Haus zusteuern sah. Turnerstick zog es dieses Mal vor, zu gehen. Er hatte nicht Lust, wieder „Sänfte zu laufen." Die Damen jedoch wurden per Palankin nach dem Hotel gebracht.

Infolge des ungeahnt schnellen und glücklichen Verlaufs des Unternehmens schlug der Gottfried vor:

„Es jiebt zwar hier kein Faß; aberst ich möchte mich nicht nachreden lassen, dat ich diesem China wie ein durstiger Pudel den Rücken jewandt habe; darum ist es meine höchst maßjebliche Vorder- und Seitenansicht, dat wir einige Flaschen des heimatlichen Jerstensaftes ausstechen. Wer thut mit?"

„Ich!" antwortete der Methusalem, und die andern hatten nichts dagegen.

Als dieses löbliche Vorhaben ausgeführt war, begab sich Turnerstick nach seinem Schiffe, um nachzusehen, ob der Steuermann seinen Instruktionen nachgekommen sei. Bei seiner baldigen Rückkehr meldete er, daß die Ladung gelöscht und neue Fracht an Bord genommen sei und man schon am nächsten Tage unter Segel gehen könne.

Die Reise hätte per Dampfer schneller und wohl auch bequemer zurückgelegt werden können; aber der gute Turnerstick hatte so lange gebeten, bis es ihm versprochen worden war, daß man sich auch auf der Rückfahrt seines Schiffes bedienen werde. Er wollte, und sollte es zu seinem größten Schaden sein, die Freunde bis in ihre Heimatsstadt begleiten, um dort Ye-kin-li und Richards Mutter kennen zu lernen und — was er aber kaum sich selbst eingestand — auch seinen Anteil an dem Ruhme zu haben, der die Heimkehrenden dort erwartete.

An Bord des Klippers sollte ein ausführlicher Bericht über das Erlebte verfaßt und mit dem ersten vorüberlaufenden Dampfer vorangeschickt werden.

Turnerstick schlief die Nacht schon an Bord. Die andern blieben im Hotel. Als sie sich am Morgen auf dem Klipper einfanden, hatte er seine chinesische Mandarinenkleidung ab- und den Südkarolinafrack samt Halstuch mit Schmetterlingsschleife wieder angelegt. Seine eigene Kabine war während der Nacht ganz allerliebst für die Damen eingerichtet worden, und ebenso hatte er sehr ausgiebig dafür gesorgt, daß die männlichen Passagiere gute Plätze fanden.

Seine Kommandostimme erscholl munter über das Deck. Die Anker wurden angezogen und die Segel gehißt. Getrieben von der Ebbe und einer guten Prise glitt der schlanke Klipper aus dem Hafen.

Die Passagiere standen alle an Deck, die Blicke nach dem Lande gerichtet, von welchem als sicher anzunehmen war, daß sie es nicht wiedersehen würden. Als es verschwinden wollte, nahm Turnerstick den Klemmer ab und sagte, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr:

„Sonderbare Erde, und noch sonderbarere Menschen darauf! Können nicht einmal ihre Muttersprache richtig sprechen; haben nicht den mindesten Begriff von einer richtigen chinesischen Endung! Und doch thut es mir leid, daß ich Abschied nehmen muß. Vielleicht nur deshalb, weil wir den Dicken zurücklassen mußten."

„Dat wird es sein!" stimmte der Gottfried bei. „Wäre meine Oboe mich nicht jar so lieb, so hätte ich sie ihm als Andenken an seinen Jottfried zurückjelassen. Auch mich thut dat Scheiden weh; aberst es beseligt mir doch dabei der Jedanke, dat wir unser Kong-Kheou erfüllt haben. Darum weg mit die traurigen Jefühle! Habe ich dat China mit einem Tschingtsching bejrüßt, so verabschiede ich mir jetzt von ihm mit einem Tsching-lao, wat so viel heißt als: Adje, du Land der jeschlitzten Augen; du thust mich herzlich leid, denn dich jeht soeben dein schönster Jottfried für immer verloren!"

Daheim, daheim!

Unbegreiflich, vollständig unbegreiflich! Die Herren Professoren und Dozenten standen da, schüttelten die Köpfe, sahen sich an, schüttelten wieder die Köpfe und brachten es doch zu keiner Erklärung der ungeheuerlichen Thatsache, daß heute auch nicht ein einziger Hörer erschienen war. So etwas war noch nie dagewesen. So etwas spottete sogar der Weisheit des sonst unwiderleglichen alten Ben Akiba!

Und doch wäre die Erklärung so leicht gewesen, wenn man im „Geldbriefträger von Ninive" nachgefragt hätte. Die Sache hatte einfach folgenden Grund:

Die Aufregung der akademischen Welt über das plötzliche Verschwinden des Methusalem hatte sich nach und nach gelegt. Man vermißte ihn zwar, aber man sprach nicht mehr davon. Da kamen aus China die Briefe an Frau Stein und Ye-kin-li, die Berichte über den glücklichen Verlauf des abenteuerlichen Unternehmens. Die Adressaten waren entzückt und brachen in ihrer Freude ihr bisheriges Schweigen. Nun erfuhr man, wohin der Blaurote sei und was er dort wolle. Hätte man es eher erfahren, so hätte man darüber gelacht; da aber die Aufklärung zugleich mit der Kunde des Gelingens kam, so war des staunenden Rühmens kein Ende, und man erwartete mit Spannung die Heimkehr des Helden. Man erachtete es für ganz selbstverständlich, daß ihm ein solenner Empfang bereitet werde.

Das hatte der Methusalem geahnt und war, um dem vorzubeugen, mit seinen Gefährten dahin übereingekommen, daß sie ganz heimlich kommen und die Ihrigen

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:

überraschen wollten. Alle hatten zugestimmt, auch Gottfried von Bouillon; heimlich aber war dieser nicht mit dem Abkommen einverstanden. Er glaubte, einen solchen Empfang verdient zu haben, und so hatte denn heute früh der Telegraphenbote eine Depesche mit der Aufschrift „Geldbriefträger von Ninive" zur Besorgung anvertraut erhalten. Als der Wirt das Telegramm geöffnet hatte, las er:

„Heute abend Zehnuhrzug Methusalem zurück, vier Herren, drei Chinesinnen, zwei Chinesen, ein Halbchinese und ein Hund. Gottfried von Bouillon."

Die Rückkehr seiner zwei besten Stammgäste versetzte den Wirt in eine so freudige Aufregung, daß er die Depesche sofort in Zirkulation gab, infolgedessen sich seine Aufregung mit außerordentlicher Schnelligkeit der ganzen akademischen Bürgerschaft mitteilte. An eine Vorlesung war nicht zu denken. Man kam in den „Kneipen" zusammen, um wichtigen Beschluß zu fassen, und bald waren sämtliche Seiler der Stadt emsig beschäftigt, aus sanftem Werg und zähem Pech festliche Fackeln zu bereiten.

Der Methusalem ahnte nicht, welch eine Bewegung daheim um seinetwillen herrsche. Er hatte einen ganzen Waggon zweiter Klasse genommen, um sich und seine Gefährten bequem unterzubringen. Die Damen hatten ein abgesondertes Coupé erhalten. Die beiden Säcke mit den Barren, sorgfältig in Decken eingeschnürt, lagen auf dem weichen Plüsch, denn er mochte sie dem Gepäckwagen nicht anvertrauen.

So dampfte er wohlgemut und ahnungslos der Heimat entgegen und stand bereits am letzten Anhaltepunkte von seinem Sitze auf, um durch das geöffnete Fenster die Lichter des Bahnhofs zuerst zu erblicken.

„Soll ich die Pipe anbrennen? Jestopft habe ich ihr schon," fragte Gottfried.

„Ja, denn Ordnung muß sein!"

Der Gottfried lächelte still vor sich hin und gab ihm das Mundstück. Degenfeld begann zu rauchen. Der Wichsier schnallte dem Hunde den Ranzen auf den Rücken und gab ihm das Stammseidel in das Maul. Ein schrilles Pfeifen, ein Glockenzeichen, ein ohrbetäubendes Knirschen und Stöhnen der Räder — der Zug hielt.

„Alle Teufel!" rief der Blaurote. „Was ist das? Draußen wimmelt es von Mützen aller Farben. Wem soll das gelten?"

Aber man hatte bereits seinen Kopf gesehen. Die Thür wurde aufgerissen, und aus mehreren hundert Kehlen ertönte ein donnerndes Salve Methusala! Man zog ihn aus dem Coupé; man umringte ihn jubelnd und drängte ihn fort. Er hörte Rufe wie: „Wo sind die Damen? Wo sind die echten Zöpfe? Wo ist der Halbchinese? Da ist der Hund; laßt ihn durch! Nehmt die Säcke mit! Wetter sind die schwer! Doch nicht etwa Moneten darin?"

Im Nu brannten die Fackeln. Er sah drei Equipagen stehen. Er sah auch, daß man die Chinesinnen höflich geführt brachte und einzeln in die Wagen placierte. Er wollte sich sträuben, doch vergebens. Er wetterte aus Leibeskräften. Lautes Lachen war die Antwort, und er mußte sich fügen.

Voran das Musikkorps, setzte sich der Zug in Bewegung. Zwölf Chargierte folgten mit Schärpen und blanken Schlägern. Hinter ihnen trollte der Hund mit Torniſter und Bierglas. Dann kam der Methusalem, vor Aerger dampfend wie ein Vulkan. An seinen Fersen schritt der Gottfried von Bouillon mit der Pfeife und Oboe, ein vergnügtes Lachen auf dem verschmitzten Angesicht. Nun folgte Richard mit dem Onkel Daniel, welcher europäische Kleidung trug. Ihr Hintermann war Turnerstick, in chinesischer Mandarinentracht mit dem Klemmer auf der Nase und den ausgebreiteten Fächer in der Hand. Es war ihm anzusehen, daß er sich mit als Held des Tages fühlte. Nun kamen Liang-ssi und Jin-tsian in ihrer heimatlichen Kleidung, worauf die drei Wagen folgten. Hinter diesen gingen mehrere Packträger, welche die beiden Säcke und diejenigen Gepäckstücke trugen, die sich im Wagen befunden hatten, und an sie schloß sich der schier endlose Zug der fackeltragenden Burschen. Fackelträger gingen auch zu beiden Seiten der Triumphatoren und -torinnen.

So bewegte sich der Zug durch die Stadt, bis man die Wohnung der Frau Stein und Ye-kin-lis erreicht hatte.

Diese beiden hatten natürlich die Ankunft der Ihrigen erfahren. Sie standen miteinander unter der Thür, als die Spitze des Zuges sich unter den Klängen eines Festmarsches nahte. Da aber löste sich die Reihenfolge der so sehnsüchtig Erwarteten schnell auf.

Der Hund war samt Ranzen und Glas mit einigen schnellen Sätzen in das Haus hinein und die Treppe hinauf. Richard warf sich mit einem lauten Freudenrufe in die Arme seiner Mutter. Die chinesischen Brüder traten mit ehrerbietigen Schritten auf Ye-kin-li zu, dessen Kleidung ihn als ihren Vater bezeichnete. Degenfeld, Gottfried und Turnerstick öffneten die Wagenschläge, um die Damen beim Aussteigen zu unterstützen und sie dem Händler zuzuführen. Dann verschwanden alle diese Personen in dem Hause, nach ihnen die Kofferträger mit den Sachen. Diese letzteren kehrten bald zurück, die ersteren aber natürlich nicht.

Welch' eine Fülle von Freude und Wonne diese Mauern jetzt umschlossen, das konnten sich die auf der Straße Bleibenden wohl denken. Sie hatten sich während der letzten Scene still verhalten. Sie drängten sich heran und schwiegen auch noch eine geraume Weile. Dann aber erscholl, erst vereinzelt und dann vielstimmig der Ruf:

„Methusalem, ans Fenster!"

Er wurde so lange wiederholt, bis der Blaurote sich droben zeigte.

„In den ‚Geldbriefträger!'" rief man ihm zu. „Bring den Jottfried mit!"

„Heute nicht, heute abend nicht!"

„Wir gehen nicht eher. Wir warten. Oder willst du eine Katzenmusik?"

„Tolle Kerls! Nun wohl, wir kommen."

Er gab nur deshalb seine Zustimmung, weil ihm sein Zartgefühl riet, die beiden glücklichen Familien für jetzt sich selbst zu überlassen. Bald erschien er an der Thür mit dem Hunde, mit Gottfried und mit Turnerstick, welcher sich natürlich für vollberechtigt hielt, die Ovation bis zur Neige auszukosten. Sie wurden wieder in Reih und Glied genommen und unter den Klängen der Musik nach dem „Geldbriefträger" geführt, dessen großer, hell erleuchteter Saal die Teilnehmer des Fackelzuges kaum zu fassen vermochte.

Was dort getrunken, gesungen, erzählt, bestaunt und — belacht wurde? Hm, das blieb für lange Zeit Geheimnis der Beteiligten. Erst nach Wochen munkelte man hie und da etwas von einem berühmten Tur-ning-sti-king kuo-ngan ta-fu-tsiang, von famosen Endungen, von einem Klemmer, der nie auf der Nase bleiben wollte, von einem talmichinesischen Mandarin, welcher mit allen Anwesenden Schmollis getrunken und sie dann einzeln doch mit „Mijnheer Dicker" angerufen hat. Was davon zu glauben ist, das werden diejenigen wissen, welche dabei waren. Thatsache ist, daß gerade in dem Augenblicke,

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:

als der auf der Humboldtstraße wohnende Bäcker die neubackenen Semmelzeilen in das Schaufenster legte, drei männliche Personen mit einem Neufundländer, der ein leeres Seidel trug, um die Ecke des Pfeffergäßchens gebogen kamen und nach längerem Klirren des Hausschlüssels in dem Hause verschwanden, in welchem der Methusalem seit Jahren seine „Bude" hatte.

Als sie sich im Flur befanden, wurde die Thür zur Wohnung Ye-kin-lis, deren Insassen alle noch munter waren geöffnet, und der Händler bat:

„Herr Degenfeld, darf ich Sie so spät noch zu mir bitten? Ich habe Sie doch noch gar nicht gesehen und begrüßt!"

„Gleich, lieber Freund. Ich will erst den Kapitän in die Koje bringen."

Man munkelt ferner davon, daß Turnerstick die Treppe mittels einer vierarmigen Sänfte erstiegen habe, nämlich menschenarmig, was er, wenn es wirklich geschehen sein sollte, jedenfalls nur der größeren Bequemlichkeit wegen gethan hat. Konstatiert aber ist es, daß er, als er droben in Gottfrieds Bett gelegt wurde, sofort tüchtig zu schnarchen begann und, davon erwachend, zornig ausrief.

„Nicht schnarchen, Dicker! Ich will schlafing! Schmollis, Mijnheer! Fiduzit, Methusalung!"

Er blieb noch eine volle Woche bei seinen Freunden, hatte aber bereits am ersten Tage den langen, chinesischen Rock wieder mit dem Südkarolinafrack vertauscht. Dann kehrte er nach Hamburg zurück, wo sein Klipper vor Anker lag.

Wer der Meinung gewesen war, daß der Methusalem seine täglichen, regelmäßigen Gänge nach dem „Geldbriefträger" wieder beginnen werde, der hatte sich sehr geirrt. Ja, er ging täglich aus, aber nur einmal, mit dem Gottfried und dem Hunde ganz in der früheren Weise und Reihenfolge, aber nicht in das altberühmte Schanklokal, sondern nach einer einsam gelegenen Promenade. Fragte man ihn, warum er diese ungeahnte Neuerung eingeführt habe, so antwortete er:

„Ik wil niet drinken. De lucht is hier zeer goed."

Darüber schüttelte man natürlich die Köpfe und ließ nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn wieder in seine alte Bahn zu lenken, ihn ruhig seines Weges gehen. Und „de lucht" schien ihm allerdings sehr gut zu bekommen. Sein Gesicht nahm nach und nach eine hellere Farbe an, und die Nase näherte sich mehr und mehr der Form solcher Nasen, welche nicht infolge eines „Hiebes" blaurot angelaufen sind.

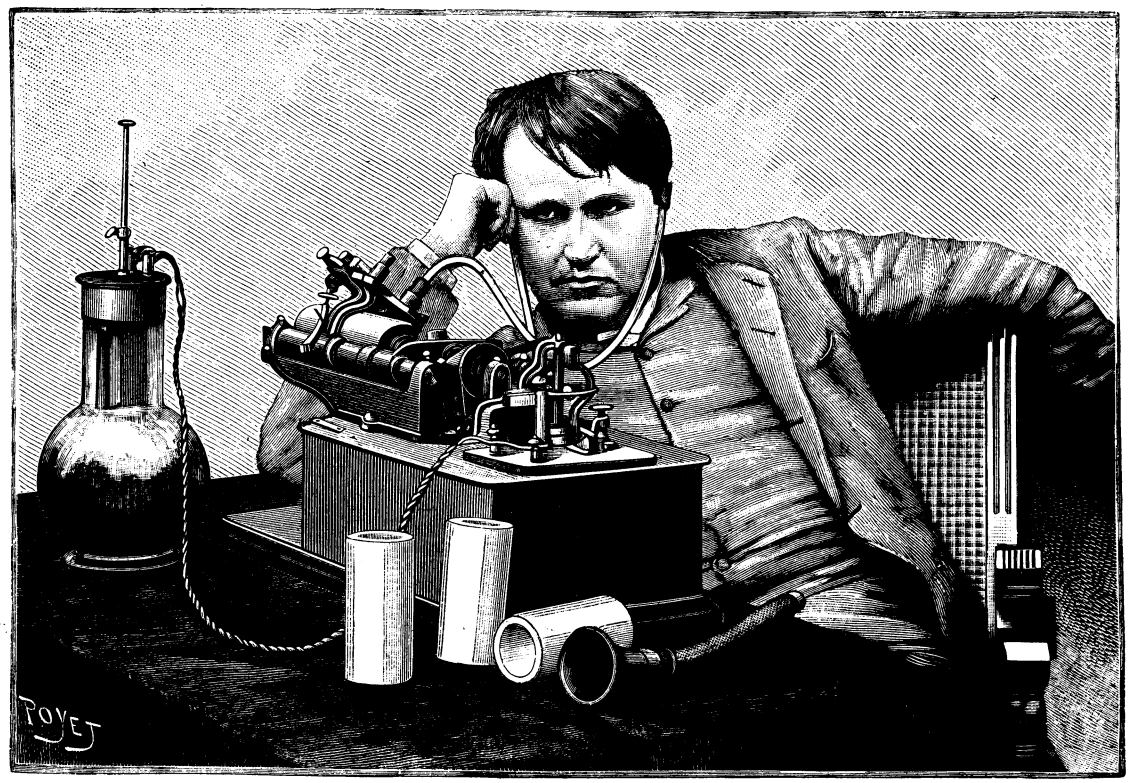
Einem intimen früheren Zechbruder soll er gesagt haben:

„Ich bin ein Thor gewesen. Der Mensch hat andre Zwecke als das Pokulieren, welches doch nur Leib und Geist zerrüttet. Ich brauche kein Amt, denn ich bin reich; aber ich will dem braven Jungen, dem Richard Stein als Beispiel leben, damit er nicht auf meine früheren Wege gerät. Er soll doppelt lernen, erstens das Seinige und zweitens das, was ich versäumt habe.

Onkel Daniel lebt mit seiner Schwägerin und deren Kindern als Rentier von den Zinsen seines Vermögens. Der Methusalem wohnt bei ihnen. Wer die Hauptstraße entlang geht, dem fällt ein eigentümlich geformtes Schild auf, welches die Firma „Liang-ssi, Droguenhändler" enthält. Der Laden ist mit Hilfe der bekannten Goldbarren glänzend eingerichtet und die Thür desselben erklingt fast unausgesetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Méi-pao und Sim-ming, die beiden Schwestern kamen in ein Institut, um schneller Deutsch zu lernen und eine deutsche Erziehung zu erhalten.

Wer nun, da einige Jahre vergangen sind, auf dem Universitätsplatze wohnt, der kann täglich drei Studenten beobachten, welche ein einmal belegtes Kollegium gewiß nicht versäumen. Sie gehen stets Arm in Arm. Der mittlere ist von hoher, starker Figur; er muß die Dreißig schon zurückgelegt haben. Der zweite hat ein hübsches, rotwangiges, offenes Gesicht, dessen Oberlippe sich unter dem Flaume eines leisen Bärtchens dunkelt. Der dritte zeigt mongolische Züge, doch ohne daß der Schnitt derselben auffällig wäre. Diese drei sind der Methusalem, Richard Stein und Jin-tsian. Sie studieren um die Wette, die beiden letzteren aus Eifer für ihren späteren Beruf und der erstere, um sie anzufeuern. Daß er, der Alte,



Edison hört das erste Phonogramm, welches ihm aus Europa zugeschickt wurde. — Nach einer Photographie im Besitz des Herrn Oberst Gouraud.

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:

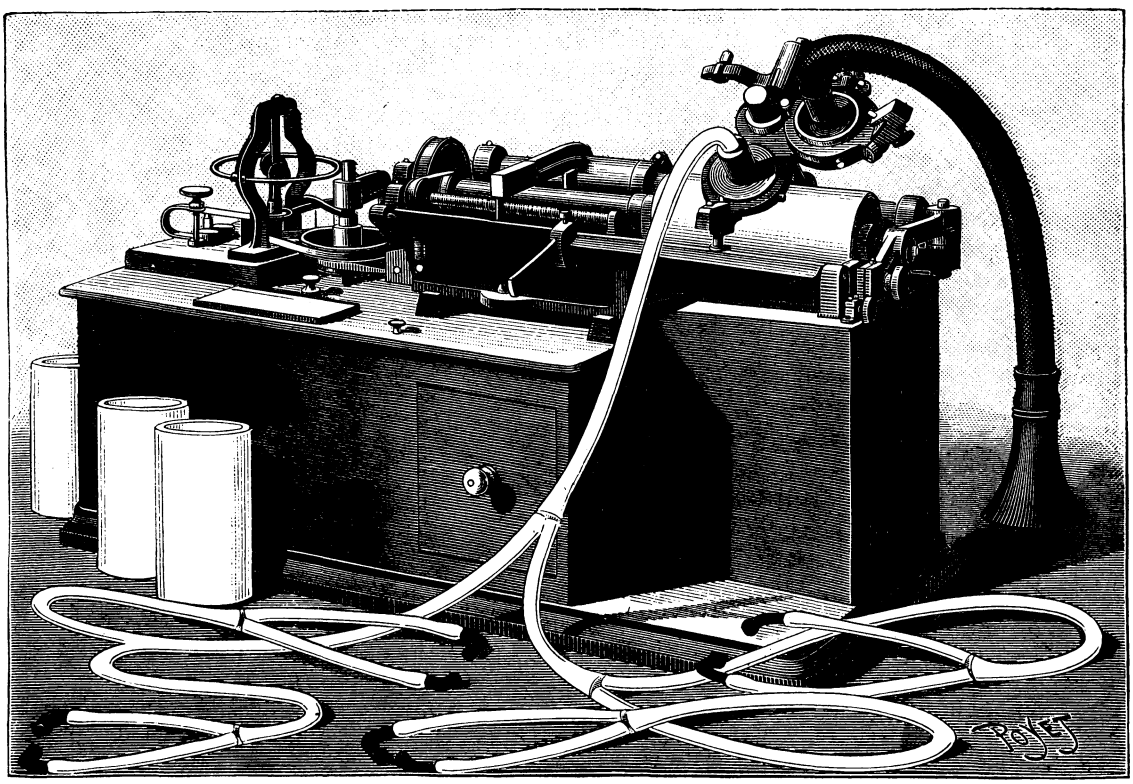
auch während der Vorlesungen zwischen ihnen, den viel Jüngeren, sitzt, das hat erst manches Lächeln hervorgerufen, ihn aber gar nicht stören können. Er hat sich selbst das Ehrenwort gegeben, daß er ihnen als Beispiel voranleuchten wolle, und wie er sein Versprechen in China gehalten hat, so hält er auch dieses Wort, dieses stille

„Kong-Kheou".

Edisons neuer Phonograph.

Der berühmte amerikanische Erfinder Edison hat seinen ersten Phonographen im Jahre 1877 ausgestellt und ist seither unaufhörlich bemüht gewesen, an demselben alle möglichen Verbesserungen anzubringen, um ihn zur allgemeinsten und wirksamsten Brauchbarkeit fähig zu machen. Edison, welcher gegenwärtig in Europa ist und Paris und Berlin besuchte, hat schon im Frühjahr einen mit den neuesten Verbesserungen versehenen Apparat, von dem wir zwei Ansichten geben, der französischen Akademie der Wissenschaften geschenkt. Derselbe ist von deren Präsidenten, Herrn Janssen, am 23. April in Empfang genommen und in öffentlicher Versammlung vorgezeigt worden. Janssen hat dabei nicht verfehlt, die ungemeinen Vorzüge und Verbesserungen hervorzuheben, die der Apparat in der Zwischenzeit erfahren hat. Da gegenwärtig beinahe an jeder höheren Lehranstalt ein Phonograph sich in dem physikalischen Kabinett befindet, dürfen wir wohl mit Recht voraussetzen, daß unsre jungen Freunde mit dem Prinzip und Aussehen desselben soweit vertraut sind, um wenigstens einigermaßen die erstaunlichen Verbesserungen zu überblicken, welche der jetzige Apparat erhalten hat.

Diese beziehen sich an dem neuen Phonographen hauptsächlich auf drei Punkte. Zunächst ist die Verdoppelung des einzigen Organs, welches dazu bestimmt ist, unter dem Einfluß der Töne die Eindrücke auf dem Cylinder hervorzubringen und sodann durch die Wirkung des Cylinders die Töne zu reproduzieren, aufgehoben worden. Diese Aufhebung der Verdoppelung scheint eine sehr glückliche und wichtige Maßregel zu sein, denn sie hat erlaubt, auf eine weit genauere Weise das Organ der besonderen Vorrichtung anzupassen, welche es erfüllen soll. So geschieht in dem neuen Apparat das Niederschreiben der vibrierenden Membrane mittels eines Griffels, dessen Spitze so gestaltet ist, daß sie den ziemlich dehnbaren und hinlänglich konsistenten Stoff, woraus die neuen Cylinder bestehen, leicht einschneidet und hinlänglich tiefe Eindrücke macht. Aus dieser Wirkung des Griffels ergibt sich dann ein Span von äußerster Zartheit und auf dem Cylinder eine Furche, die unter der Einwirkung des erzeugenden Tons auch die feinsten Bewegungen der vibrierenden Membrane überträgt. Zum zweiten der Ersatz der Zinkfolie durch eine plastische Masse, welche sich mit großer Genauigkeit und ohne irgend bemerkenswerte Anstrengung einschneiden läßt. Als eine dritte, sehr wichtige Vervollkommnung betrachtet man die geregelte Bewegung des neuen Apparats. Im alten verrückte sich der Schreibcylinder; in dem neuen verrückt sich der kleine Apparat, welcher die Membrane mit Schreibgriffel trägt und ein sehr scharfsinnig erdachter Regulator erlaubt, dieser Vorrichtung verschiedene Geschwindigkeiten zu geben und sie der mehr oder minder raschen Erzeugung von Tönen anzupassen. Der Phonograph scheint ganz besonders dazu geeignet, mit überraschender Vollkommenheit hohe und scharfe Töne wiederzugeben; in dem neuen Apparat werden aber auch Stimmen und Töne von der größten Tiefe sehr deutlich reproduziert, und es ist ganz merkwürdig, mit welcher Genauigkeit und Schärfe die einzelnen Töne und Instrumente einer ganzen Orchestermusik sich vernehmen lassen. Man darf dabei nicht aus dem Gesicht verlieren, daß Edison bei seinem neuen Instrument sich ganz besonders bemühte, die Vollkommenheit in Reproduktion der Töne selbst, und nicht ihrer Stärke zu erlangen. Auch muß man sich, um den Phonographen genau zu hören und zu verstehen, dabei immer der doppelten Hörrohre bedienen. Es ist fürwahr schon ein ungeheurer Fortschritt, daß es jetzt möglich ist, Phonogramme über das Weltmeer herüberzuschicken, wie dies notorisch geschieht. Das Telephon hat uns ungeheure Vorteile gebracht und unbezahlbare Lehren gegeben, allein wir sind noch lange nicht am Ende und dürfen getrost erwarten, daß Edisons Erfindungen noch zu den wichtigsten Entdeckungen und theoretischen Studien in der Elektrik, der Akustik und Molekularmechanik führen werden.



Der neue Phonograph Edisons in der jüngsten Gestalt, wie er durch den Obersten Gouraud der französischen Akademie der Wissenschaften überreicht worden ist. Das Sprachrohr zur Rechten ist die Mündung für die Eintragung der Stimme, die weißen verzweigten Schläuche im Vordergrund bilden den zum gleichzeitigen Hören mit beiden Ohren für vier Personen bestimmten Hörapparat; die weißen Cylinder links sind Phonogramme.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 23. April wurde auf dem neuen Phonographen, den der Oberst Gouraud im Namen des Herrn Edison übergeben hatte, zunächst ein Phonogram Edisons reproduziert und es gewährte den Zuhörern nicht geringes Vergnügen, auf diese Weise Edisons eigene Stimme nach ihrer Klangfarbe und ihrem eigensten Accent zu vernehmen, als ob er persönlich anwesend wäre. Dann wurde

in Scanvorlage fehlende Seite aus KMG-Reprint entnommen:

Die Kurzsichtigkeit betreffend,

welche immer mehr zunimmt, macht Professor Dr. Förster, Direktor der königlichen Augenklinik in Breslau, aufmerksam darauf, daß Augenleiden von Schülern und Schülerinnen nicht selten durch das Tragen zu enger Halskragen hervorgerufen werden. In nicht weniger als 300 beobachteten Fällen handelte es sich um ein chronisches, durch Störung des Blutumlaufs veranlaßtes Leiden.

Die elektrischen Glühlampen

haben eine neue Verwendung gefunden: im Hafen von Sunderland tragen die Dockarbeiter Helme, an deren Spitzen eine elektrische Glühlampe angebracht ist, die von einer kleinen Batterie gespeist wird. Das Licht genügt zur Arbeit vollständig und die Kosten sind geringer als bei Gas. Die Leuchtkraft ist gleich 16 Wachskerzen.

Denkzettel.

Ein Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt,
Der ist mein Freund,
So wenig er's auch scheint.
Doch wenn mich einer schmeichelnd preiset,
Mich immer lobt, mir nichts verweiset,
Zu Fehlern gar die Hände beut,
Der ist mein Feind,
So freundlich er auch scheint.

Auflösung des Scheibenrätsels in Nr. 51.

„In das Centrum."

(Man lese die Buchstaben von den einzelnen Segmenten, beginnend mit dem, welches einen Schuß zeigt, und fortfahrend mit 2, 3 u. s. w. bis 12 Schüssen.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 51.

„Kolon — Solon."

Lösung der 13. Schachaufgabe in Nr. 50.

1. L c 2 — e 4 — K e 6 — e 5
2. D a 7 — e 7 ♯.

1. . . . . — K d 6: oder f 6:
2. D a 7 — e 7 ♯.

Fragen und Antworten.

X. Y. Z. in L. Husaren liegen in Potsdam, Danzig, Preuß. Stargard, Posen, Rathenow, Glatz, Strehlen, Schlawe, Cöslin, Bonn, Glogau, Leobschütz, Paderborn, Trier, Stendal, Düsseldorf, Merseburg, Frankfurt a. M., Mainz, Kassel, Fulda, Wandsbeck, Schleswig, Braunschweig u. s. w. Wir können hier unmöglich alle Garnisonen nennen. — Die Kosten der Verpflegung, Bekleidung und Ausrüstung der Einjährig-Freiwilligen betragen für die einjährige Dienstzeit bei der Infanterie ca. 1600 Mk., bei der Kavallerie und Artillerie kostet die Berittenmachung durch den Truppenteil außerdem 400 Mk., bei der Feldartillerie und dem Train 150 Mk., sofort beim Eintritt zu erlegen. Der Berittene hat das ganze Jahr hindurch für den Unterhalt des Pferdes, Hufbeschlag, Tierarznei und Pferderation aufzukommen.

Otto G. in Berlin. Fein! Der Mijnheer wird neidisch werden, wenn er den Konkurrenten sieht. Es scheint ihm aber doch nicht so anzuschlagen wie dem Holländer.

Ferdinand W. in U. Der „G. K." möchte Dir doch sagen, was der Berliner mit dem schönen Namen „Eisbein" zu bezeichnen pflegt. Das ist genau das, was man in den Ulmer Wursträden unter der ebenso unpoetisch klingenden Bezeichnung „Schweinsknöchle" zu verlangen gewohnt ist.

Franzl. Sei immer lustig und guter Dinge, Du sollst sehen, das Lernen geht dann auch besser. Alles, nur keine Thranlampe werden!

Meira Welyinda. Ein nettes Fragenbündelchen, das Du dem „G. K." da vorlegst. ad 1. Nero Lucius Domitius und nach der Adoption durch seinen Stiefvater Kaiser Claudius: Nero, Claudius, Cäsar, Drusus, Germanicus. ad 2. Lucius Annäus Seneca. ad 3. Gnäus Domitius Corbulo, römischer Feldherr unter Claudius und Nero. ad 4. Gajus Julius Vindex, Statthalter in Gallien. ad 5. Nero tötete sich auf dem Landgute seines Freigelassenen Phaon. Bei seinem Selbstmorde war zugegen Epaphroditus, Geheimschreiber und Vertrauter Neros. ad 6. Wir sind mit Deiner Definition des „festen Willens" ganz einverstanden. Pflege diese gute männliche Charaktereigenschaft nur recht!

Salem aleikum! Danken der Nachfrage, befinden uns recht wohl; de lucht is hier zeer goed.

Julius Misch. Reifezeugnis eines (Real-)Gymnasiums oder einer Oberrealschule, vierjähriges Fachstudium auf einer technischen Hochschule, Ablegung der ersten Prüfung. Die Zulassung zur II. Staatsprüfung, der sogenannten Regierungsbaumeisterprüfung ist von 1- bis 2jähriger (gewöhnlich viel länger dauernder) praktischer Dienstzeit beim Bau abhängig. Der Gehalt eines Regierungsbauführers beträgt jährl. etwa 2200 Mk., der des Regierungsbaumeisters 3600 Mk. Der letztere im Staatsdienste, darf keinerlei Nebengeschäfte betreiben, also nicht für seine eigene Rechnung bauen; steht er nicht im Staatsdienste, kann er unternehmen was und wo er will. Im letzteren Falle heißt es besonders rührig und tüchtig sein und entsprechende Mittel besitzen.

Ein demütig bittender Kamerad. Demütig? Wozu den Katzenbuckel? Ein Junge, der mal ein schneidiger Res.-Offizier werden will, der muß jetzt schon aufrecht hinstehen, frischen, freien, offenen Auges in die Welt gucken. — Selbstverständlich kann man bei genügender Qualifikation in jedem der beiden Seebataillone wie in jedem andern der Armee dienen, und dort ebenso die Befähigung zum Reserveoffizier erwerben.

Auflösung des Füllrätsels in Nr. 51.

A	M	A	S	I	S
A	L	C	U	I	N
D	A	H	L	I	E
E	P	I	K	U	R
M	E	L	O	N	E
W	A	L	R	A	T
Z	I	E	T	E	N
S	T	U	A	R	T
K	A	S	P	A	R

Ersonnen und niedergezeichnet von Kamerad Otto Uhlenhorst zu Essen a. d. Ruhr.

Tauschmarkt.

Ich möchte gern ein Uniformen- und ein Fahnen- und Wappenbuch haben und bitte Kameraden, welche dies abgeben können, mir zu schreiben, was sie dafür gern haben wollen. F. Wolff, Berlin, Eichhornstr. 9 II.

„All Heil!" Fahnde z. Zt. nach einem gut erhaltenen Zweirad. Gebe dafür einen ausgez. photogr. Apparat und andere wertvolle Sachen. O. Erdmann, p. A. W. Schäfer in Kassel, Mittelgasse 11.

Alfred M. Imcas bei **Hrn. Dr. Roth** in **Wien** II., Praterstr. 47, vertauscht über 850 bulgarische Marken gegen irgend ein technisches Spielzeug.

Suche ein gutes Mikroskop mit Präparaten gegen türkische und persische Briefmarken. Hans Belart, per Adr. Herrn J. Belart-Lanz in Konstantinopel.

Vertausche meine Elektrisiermaschine gegen einen Induktionsapparat. F. Bauc jun. in Glatz, Kreishaus.

Robert Feustel in **Zwickau, Moritzgraben** II 2, möchte mit ausländischen Kameraden, die sich für Briefmarken und Naturgeschichte interessieren, in Korrespondenz treten.

Suche eine Sachsen 3 Pf. rot gegen meine Siegelsammlung. Karl Leers zu Karlsruhe i. B., Karl-Friedrichstr. 34.

Bruno Sommé in **Libartowo** bei **Kostschin, Pr. Posen.** tauscht Briefmarken.

Gebe mehrere geschliffene Halbedelsteine gegen gute Silbermünzen. Emil Pritschow in Potsdam, Bismarckstr. 17.

Um zu tauschen bitte ich alle Pflanzensammler um Adresse und Angabe ihrer Duplikate. E. Bernhardt, Realgymnasiast z. Zt. in Grafenstein b. Grottau (Böhmen).

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstraße 107—109. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen, druckfertig abgefaßt, einseitig niedergeschrieben werden. (Also Rückseite des Papiers frei lassen.)

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.